Ein Wort

von

Ernſt-Moritz Arndt

der Feier am 1. Mai 1814.

zu Rödelheim

gewidmet.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Teutsche Männer und Frauen!

Wir feiern heut einen heiligen Tag. Die stolze Babel, die prahlte, sie wolle bis in den Himmel hineinreichen, ist gefallen, das übermüthige Volk, das sich das große und unbesiegte Volk nannte, ist besiegt und zermalmt, über unsere Plager und Henker, über die Belauer der teutschen Ehre und Herrlichkeit, über die schändlichen und bübischen Diebe unsrer Freiheit, hat Gott der Herr, dessen aller Sieg und alles Glück ist, seit zwei Jahren ein fürchterliches und seit drei Monaten ein für uns fröhliches Gericht gehalten.

Wir haben dafür unsre Herzen und Hände zum Himmel erhoben, wir haben ihm gedankt, wir wollen ihm danken, daß wir wieder als freie Menschen zu den ewigen Sternen hinaufblicken können, daß wir wieder mit freudigen Hoffnungen in die Zukunft hinaufblicken können. Ihm seyen auch alle übrigen Wünsche redlicher Teutschen heimgestellt; er wird es wohl machen; er wird uns unsre Ehre und Kraft, unsre Freundschaft und Sprache, er wird uns unser Gebiet und unsre Gränzen wiedergeben, die gallische Hinterlist und Tücke seit drei Jahrhunderten dem Reiche abbetrogen hat.

Aber in dieser feierlichen Stunde, wo wir fromme und treue Gelübde für die Unsrigen saßen, in dieser großen und ewig denkwürdigen Zeit, worin die Vorsehung gleichsam als ein geharnischter Mann mit aufgedecktem Visier vor uns getreten ist, bei diesen hehren Gefühlen und gewaltigen Erinnerungen, tritt auch die ernste und strenge Pflicht als eine gepanzerte Heldin vor uns hin, und bittet uns und warnet uns und ermahnet uns und dräuet uns. Dies sind ihre Worte:

Teutsche! ihr habt lange geschlafen und geträumt, und nur durch Erdbeben und Donner und Wetter, welche die Welt erschüttert haben, hat der Allgewaltige euch wieder erwecken und euch zeigen können, welche eure Väter waren und welche

ihr nicht mehr waret. Teutsche, ihr habt die durch zu langen und zu unseligen Brudermord entweiheten Waffen endlich vereinigt, ihr habt eure Tyrannen auch durch die Waffen besiegt. Aber glaubet nicht, daß ihr nun euch wieder hinlegen und schlafen und träumen könnet. Wahrlich ich sage euch, euer Glück, das kaum erschienen ist, wird eben so geschwind entfliehen, als es kam, wenn ihr durch würdige Arbeit und nimmer rastende Tugend nicht strebt es festzuhalten. Das Vaterland liegt in Trümmern, das Volk ist zerrissen, die Gefühle, die Gedanken, die Meinungen teutscher Menschen sind noch tausendfältig gespalten; alles dieses Unglück und Unheil ist nicht heute und gestern und ehegestern entstanden, es ist die Gebnrt vieler Jahrhunderte: und deswegen bedarf es noch mancher Jahre und rastloser und redlicher Mühen, damit das Zertrümmerte wieder aufgebaut, das Zerrissene wieder verbunden, das Zerspaltete wieder vereinigt werde.

Auf denn, teutsche Männer! denen ein freies und treues Herz in der Brust schlägt, in deren Adern noch ächtes teutsches Blut und heiliger teutscher Zorn glüht! auf mit Liebe und mit Haß, mit stiller Geduld und mit lauter Kühnheit, und rüstet euch zu dem großen Werke, das wir vollbringen müssen, rüstet euch, das teutsche Volk und Vaterland wieder zu erbauen! Faßet euch den Stolz, auf euern Stamm auf eure Art, und eure Sprache, die ihr den glorreichen Erinnerungen eurer Ahnen, den ihr den Arbeiten, Werken, und Thaten so vieler Seher, Erfinder, und Helden schuldig seyd; verachtet, ja vertilget die unwürdige und verderbliche Aefferei und Tändelei mit dem Ausländischen und Wälschen, und pflegt wieder eurer eigenen Geschichte und Herrlichkeit; entreißet euch dem kleinen Leben und den kleinen Gedanken, die im selbstsüchtigen und vergänglichen Genuß zwischen den engen Wänden des Hauses zusammenschrumpfen, und strebet wieder nach dem Allgemeinen und Unvergänglichen, strebet wieder nach den Tugenden der Freiheit, Männlichkeit, und Tapferkeit, die ein herrliches und glorreiches teutsches Volk wollen, und für das Volk arbeiten, wirken, und leben: werdet wieder Bürger und Männer; umfaßet alle Teutsche, welches Stammes und Landes sie auch sind, wieder mit alter brüderlicher Liebe und Treue; fühlet, denket, saget und verkündige nichts anderes, als daß wir Teutsche alle Ein großes, festes, und gesammtes Volk seyn müßen: und wir werden es werden, und goldene Hoffnungen des schönsten teutschen Zeitalters werden uns ins Grab begleiten.

Auf dann, teutsche Frauen! fühlet jezt wieder, daß ihr in Noth und Tod die tapferen und züchtigen Genossinnen teutscher Männer, daß ihr die großherzigen und stolzen Mütter derer seyn sollt, welche hinter unsern Gräbern die Zukunft auf die Schultern nehmen sollen, und von welchen wir wie Hektor beten, daß sie bessere und waidlichere Männer werden als ihre Väter. Auf! und nehmet euch die alte Zucht und Würde teutscher Frauen! nehmet euch den Haß gegen jeden fremden Tand und gegen alle die leichten und spielenden wälschen Laster, die unsere einfältigen und fröhlichen Sitten so lange befleckt haben; nehmet euch die stille Holdseligkeit, die demüthige Freundlichkeit, die liebende Frömmigkeit des teutschen Weibes wieder, und bejammert jeden Tag als einen verlornen Tag, wo ihr nicht in Worten und Werken euren Kindern Spiegel teutscher Art und Sitte gewesen seyd. Auf! zum Ernst und zur Freude, wie sie aus unschuldigen teutschen Herzen quellen! und auch ihr werdet durch die stillste geistigste Gewalt das Vaterland erbauen.

Auf, ihr Jungfrauen! nach in dieser Bahn! und wie die Jünglinge für das Vaterland geblutet und gestritten und es wieder gewonnen haben; so streitet auch ihr dafür mit den zarteren Waffen des Gemüthes. Glückselige Blüthe des alten Germaniens, wohl glückselig zu preisen, weil wieder Männer sind, welche die Würde des Lebens fühlen gelernt haben, du gehst in ein verjüngtes Zeitalter ein, du sollst die Kraft und Tugend dieses Zeitalters stählen und bewahren helfen. Auf! und sey auf das Heilige und Herrliche gerüstet, nimm dir die ganze volle Majestät der Unschuld, nimm dir den ganzen vollen Stolz teutscher Reinheit und mit verklärtem Antlitz blitze jede Verruchtheit und leichtfertige Geckerei in den Staub, und dem Ernstesten und dem Freiesten gieb einst die unbefleckte Seele und den reinen Leib.

So klingen die Worte der Pflicht. Greise und Männer, Frauen und Jungfrauen, Jünglinge und Knaben, selbst die Kindlein, die mit stillen Sinnen aufhorchen und erlauschen, in wie großer Zeit sie gebohren sind — alle müssen wir uns das Gelübde und den Ernst eines neuen Lebens fassen, und wenn wir nach langer Zeit uns wiedersehen, und der Jahre 1813 und 1814 gedenken, so müssen wir uns mit Thränen in die Arme fallen und die Töne stammeln: es steht besser um uns, es wird täglich besser um uns stehen.

Wilh. Ihrenberg.

Goldene Klassiker-Bibliothek

Hempels Klassiker-Ausgaben
in neuer Bearbeitung

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Mitarbeiter

Prof. Dr. Karl Alt
Heinz Amelung
Dr. Fritz Behrend
Dr. Eduard Berend
Dr. Hugo Bieber
Dr. Carl August von Bloedau
Dr. Karl Bode
Dr. Hans Bodmer
Dr. Fritz Budde
Dr. Josef Budde
Prof. Dr. Eduard Castle
Dr. Ernst Consentius
Prof. Dr. Werner Deetjen
Prof. Dr. Joseph Dresch
Dr. Max Drescher
Privatdoz. Dr. Alexander Ehrenfeld
Prof. Dr. Georg Ellinger
Dr. Arthur Eloesser
Prof. Dr. Emil Ermatinger
Johann Frerking
Dr. Karl Freye
Prof. Walter Freye
Dr. Hermann Friedemann
Dr. Rudolf Fürst
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. L. Geiger
Reinhold Genfel
Prof. Dr. Hermann Gilow
Dr. Edgar Groß
Hans B. Grube
Dr. Helene Herrmann
Elsa Hertzer
Privatdoz. Dr. Edmund Hildebrandt
Privatdozent Dr. Stefan Hock
Dr. Bernhard von Jacobi
Dr. Monty Jacobs
Dr. Marie Joachimi-Dege
Dr. Erwin Kalischer
Prof. Dr. S. Kalischer
Prof. Dr. Wolfgang Keller
Prof. Dr. Alfred Klaar
Dr. Ludwig Krähe
Privatdozent Dr. Arthur Kutscher
Dr. August Leffson
Dr. Willy Manthey
Prof. Dr. Ernst Naumann
Dr. Paul Neuburger
Dr. Wilhelm Niemeyer
Dr. Waldemar Oehlke
Dr. Waldemar Olshausen
Dr. Rudolf Pechel
Prof. Dr. Julius Petersen
Dr. Raimund Pissin
Dr. Theodor Poppe
Dr. Ivan Prijatelj
Dr. Johannes Reiske
Dr. Werner Richter
Dr. Robert Riemann
Dr. Walther Riezler
Prof. Dr. Otto Rommel
Prof. Dr. Eduard Scheidemantel
Privatdoz. Dr. Hermann Schneider
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Schöne
Prof. Dr. Julius Schwering
Dr. Adalbert Silbermann
Richard Smekal
Dr. Wilhelm Steffens
Prof. Dr. Eduard Stemplinger
Prof. Dr. Alfred Stern
Direktor Dr. Adolf Sütterlin
Dr. Max Sydow
Dr. Hermann Tardel
Dr. Veit Valentin
Prof. Dr. Christian Waas
Prof. Dr. Wilhelm Waetzoldt
Dr. Auguste Weidler-Steinberg
Prof. Dr. Gustav Wilhelm
Privatdozent Dr. Sp. Wukadinović
Dr. Leon Zeitlin
Privatdozent Dr. Walther Ziesemer
Prof. Lic. Leopold Zscharnack

Audaces fortuna juvat
Gott ist in Deutschen mächtig.
E. M. Arndt

Arndts Werke

Auswahl in zwölf Teilen

Herausgegeben

mit Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

August Leffson und Wilhelm Steffens

Mit drei Beilagen in Gravüre und Kunstdruck,
einer Faksimilebeilage und drei Textbildern

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Arndts Werke

Erſter Teil

Gedichte

Herausgegeben

von

August Leffſon

Mit einem Lebensbild

von

Wilhelm Steffens

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutſches Verlagshaus Bong & Co.

Alle Rechte vorbehalten

Druck von Ballberg & Büchting (Inh. C. A. Riepzig), Leipzig

Inhalt des 1. Teiles.

Seite

Lebensbild IX
Chronologisches Verzeichnis der Schriften Arndts XCI
Briefwechsel Arndts C
Literatur CI
Gedichte 1
Einleitung des Herausgebers 3

Seite

Hermanns Siegeslied 11
Liebeskraft 12
Freude 13
Lied 14
Klage 14
Ad locum 15
Stammbuchblatt 16
Lebenslied 17
Lebensmut 17
Auf dem Grabe 18
Des Knaben Segen 19
Elegie (Blätter wehen vom Baum) 21
Frühlingslied 22
Das Gespräch 23
Das Wasser 23
Das Los des Schönen 24
Melittion 25
Leben 26
Die Biene und der Lenz 27
Elegie (Bist du es, Traum der Jugend) 29
An die Deutschen 30
Deutsches Kriegslied 31
Lob des Eisens 32
Epistel an Elisa 33
Paradiesisches Weinlied 36
Lied, gesungen zu Ekeby am Mälare im Herbstmond 1807 für den Freiherrn Otto Magnus Munck . 37
Frischauf! 38
Marienwürmchen 39
Waldhochzeit 40
Liebesnähe 40

Reime aus einem Gebetbuche für zwei fromme Kinder.
1.—14. 41
15. Abendgebet 54
16. Morgengebet 55
17.—19. 57
20. Frühlingslied 59
21.—23. 60
24. Gott der Gärtner 64
25. 66
Laß klingen 67
Ballade 67
Chorgebet 68
Gottes Gericht 70
Aufruf an die Deutschen bei Schills Tode 71
Ständchen 72
Gebet an die Liebe 73
Erinnerung an Psychidion 73
Gebet 74
Schlachtgesang 75
Blumenstrauß an Elisa 76
Klinglieder (1—3) 77
Als ich ein Kind war 78
Gebet eines kleinen Knaben an den Heiligen Christ 80
Trost 80
Der Mann 81
Kriegslied 82
Lied der Rache 83
Des Kriegers Zuversicht auf Gott . 84
Gott der Hirt 85
Männerglück 87
An Psychidion 87

	Seite
Auf dem Rugard im Herbstmond 1811	88
An den General Grafen Philipp Schwerin	90
Die Tauben	91
Die Lerche	92
Traum	93
Willkommen	95
An Antonia Amalia, Herzogin von Württemberg	98
Vaterlandslied	100
Marsch	102
Der Soldat	103
Das Lied vom Schill	104
Das Lied von Gneisenau	106
Das Lied vom Dörnberg	108
Das Lied vom Chasot	109
Lieder aus dem Katechismus für den deutschen Wehrmann	112
Trostlieder	112
1. Reue über die Sünde	112
2. Trost auf Gott	113
3. 4.	114
Ermunterungslieder vor der Schlacht	116
1. 2.	116
3. Vor der Schlacht	119
4. Ein anderes	120
Danklieder (1—3)	120
Lieder bei besonderen Fällen	124
1. Der Fahnenschwur	124
2. Gebet bei der Wehrhaftmachung eines deutschen Jünglings	125
Des Deutschen Vaterland	126
Des deutschen Knaben Robert Schwur	128
Auf die Schlacht bei Groß-Görschen oder Lützen, den 2. Mai 1813	129
Der Waffenschmied der deutschen Freiheit	131
Deutscher Trost	132
Scharnhorst der Ehrenbote	133
Des Knaben Abendgebet	135
Frühling	136
Klänge aus der Vergangenheit	137
Sternengruß	137
Was Goldringelein sagen soll	137
Klinglieder (1—4)	138
An die Nachtigall	140
An die Wehmut	141
Lug ins Leben aus meinem Nachtwächterhäuschen in Reichenbach (1 bis 51)	142
Lebenstraum der Künftigen gemalt zu Reichenbach im Sommer 1813	150
Der Freudenklang	154
Einladung zum Tanz	156
Gottes Gericht	157
Wer ist ein Mann?	158
Die Leipziger Schlacht	159
Der tapfre König von Preußen	160
Das Lied vom Feldmarschall	162
Das Lied vom heiligen deutschen Bunde	163
Das Lied vom Stein	166
Des Reisenden Abendlied	168
[illegible]	169
Bundeslied	170
Die Schlacht beim schönen Bunde	171
Klage um drei junge Helden	173
Das Feuerlied	177
Trinklied	178
Zumutung des Mutes	179
Gruß der Heimat	180
Das Lied vom Siegerich	182
Des Lilienmädchens Wiegenlied	187
Die Sprache Teuts	188
Vorwärts!	189
Mein Lichtlein	190
Empor	191
Trost in Christo	192
Hoffnung in Sehnsucht	193
Grablied	194
Abschied von der Welt	196
Freude in Christo	197
Weihnachtslied	198
Abendlied	199
Der Fels des Heils	200
Das Wort	202
Auf an den Geist	203
Trost der Seele	204
Aus: Drei Trostlieder aus dem Sommer 1819	205
Frischauf!	206
Lehre an mich	207
Rückblick	208
An Henriette von Willich, als ich ihr den Thomas a Kempis „Von der Nachahmung Christi" überreichte	209
Nachruf, dem Freiherrn Karl vom Stein	209
Das Grab	210
Klage um Wilibald	211
Der grüne Wald	212
Frühling	213
Lerchengesang	214
An die Lerche	214
Ruf an Gott	215
Immer Liebe	215
Himmelfahrt	216
Gesang der Christenlerche	217
Weihnachtsfreude	218
Friedensgebet	219
Des Zweiflers Unruh'	220
Des Schiffers Traum	221
Warum ruf' ich?	222
Der Stein im Rhein	222
Grablied	223
Jesusgebet	224
Meine Grablegung	225
Gerechtigkeit Gottes	226
Mein Vöglein	228
Mein Blumenkönig	228
Des alten Soldaten letzter Ausmarsch	229
Die Nachtheinfahrt	230
Ermunterung	232
Sankt Florentius' Mantel	233
Das Lied vom Rhein an Niklas Becker	234

	Seite
Dem bleibenden Ausschuß des Düsseldorfer Karnevalvereins nach Übersendung seines Patents	235
Geistesmahnung	236
Frühling im Alter	237
Allein	237
Deutsches Kriegslied	238
Als Thiers die Welschen aufgerührt hatte	239
Grabesgrün	240
An die deutschen Fürsten	241
Heimweh nach Rügen	243
Lust des freien Geistes	244
Frühlingslied an die Frömmler	245
Danklied	246
Letzter Zug an Gott	247
Mut des Verderbens	249
Das Finkenlied	250
Der Schwan von Pulitz an Charlotte von Rathen in Putbus	252
Zu Martin Luthers 300jähriger Todesfeier	253
Mimerung unter deutschen Eichen	255
Frühlingstraum	256
Herzensfaitenspiel	257
Heid' und Christ	258
Waldgruß	259
Gespräch mit Stöcken und Degen	261
Der Weihnachtsbaum	262
Erinnerung	263
Rechtes Geistesmaß	264
Gottes Scherz	264
Stammbuch	265
Mut des Geistes	266
Hahnenkrei des deutschen Morgens	266
Frei und Gleich, und der Bassermann	267
Hermann von Boyen in Walhall	269
Friedrich Balduin von Gagern	270
Klage um Auerswald und Lichnowsky	271
Erinnerung aus unserm Frankfurter Reichstage von 1848	273
Das Erdbeben	274
Trinklied zu meinem 79. Jahrestage	274
An H. L. zur Fahrt übers Weltmeer	276
Ermannung	276
Spazierende Gedanken	277
Ihr Könige, gebt acht!	278
Die Ausfahrt zur Heimholung des Deutschen Kaisers	279
Aus Frankfurt weg!	280
Alterswehmut	280
Die Rheinfahrt	281
Die deutschen auswandernden Krieger	283
Zaunkönig	284
Jesusgebet	286
Nachklang aus 1848—49	287
Rausche durch den Wald	288
Sonntagslied	288
Trost in Gott	290
Lebensbescheid	291
Gottes Geist	292
Zur Fahnenweihe des Bonner Veteranenvereins	293
Ermunterung	294
Abschiedslied	295
Frühlingsruf an den Greis	297
Trost auf dem Leichenfelde	297
Blindes Menschenkind	298
Gott hält die Wacht	300
Schluß aller Lebensverse	300
Erinnerungsbilder	302
Der Dämon des Sokrates	303
Klinglied	304
An die Freunde Friedrich Dahlmann und Friedrich Welcker	304
Der Weihnachtsbaum	305
Karl Vollertsen, des Schleswigers, Grab	306
Die rechte Versenkung	307
Worte, gesprochen an Schills Grabe in Stralsund zur halbhundertjährigen Gedächtnisfeier seines Todes, am 31. Mai 1859	307.
Verse zur Begleitung des Schillschen	309
Fliegende Erinnerungsblättchen. Denksprüche, Erinnerungsblätter (1—34)	309

Alphabetisches Verzeichnis der Gedichte nach Anfängen und Überschriften 319

Lebensbild.

Als Wilhelm v. Humboldt im Jahre 1796 seine Reise durch Norddeutschland machte, da fesselte ihn, den kühlen Beobachter, die Schönheit und romantische Mannigfaltigkeit der rügenschen Landschaft; vor allem packte ihn der Anblick des Meeres, „einer der wenigen, die eigentliche Epoche in dem Gemüte machen". Vom Rugard aus genoß er eine „unbeschreiblich schöne" Aussicht und schrieb in sein Tagebuch: „Das Schönste bei dieser Aussicht ist, daß rund herum von Stralsund an bis gegen Putbus zu das Meer sie umschließt. Besonders verliert sich Wittow und Arcona in dämmernde Ferne und läßt die Phantasie weit in ungemessene Meeresfläche hinausschweifen. Über dem Teil des Meeres gegen Stralsund zu neigte sich die Sonne dem Untergang. Die See leuchtete, daß das Auge ihren Glanz nicht ertragen konnte. Bald darauf stieg eine Gewitterwolke herauf, hinter der sich die Sonne verbarg. Nun erschienen alle Gegenstände bestimmter, und die See funkelte nur noch wie ein silberner Saum unter der dunkeln Wolke." Und inmitten der weltbewegenden Unruhen des Jahres 1813, des idyllischen Inselchens Pulitz gedenkend, auf das auch Humboldts Blick gefallen sein wird, schrieb Ernst Moritz Arndt die sehnsuchtatmenden Verse:

„Süß ist das Eiland; geschirmt durch Höhen und Wälder vor Stürmen,
Schauet es über das Land, über die Küsten hinaus
Fern auf das wogende Meer, wo Schiffe wie reisende Vögel
Glänzender Fittiche Flug spreiten dem hauchenden Wind."

Süßeste Erinnerungen goldiger Jugend, Erinnerungen an eine sonnige Kinderzeit, da des Knaben Blick oft träumerisch von der grünen Heimat über das geheimnisvolle Meer geschweift war, blieben für Arndt immerdar an dies Rügen, „das liebliche Eiland", geknüpft.

Hier, auf der ſchwediſchen Inſel, hatte nach Familienüberlieferung als erſter der Urgroßvater, ein reiſiger ſchwediſcher Krieger, im 17. Jahrhundert als erbuntertäniger Bauer der Grafen von Putbus ſich niedergelaſſen. Seine Nachkommen, Bauern wie er, hatten ſich ausgebreitet, ein ſtarkes und heißblütiges, aufſteigendes Geſchlecht, das weit und breit berechtigtes Anſehen genoß. Ludwig Nikolaus Arndt, der Vater unſeres Helden, hatte ſich früh durch ſeine Anſtelligkeit und Kenntniſſe die Gunſt ſeines Herrn, des Grafen, erworben, der ihn in ſeinen perſönlichen Dienſt nahm; auf Reiſen, mit wichtigen Geſchäften betraut, vorwärtsſtrebend, hatte ſich der Leibeigene gebildet und geſtählt, die Freiheit erhalten und ſaß nun als Inſpektor gräflicher Güter im ſtattlichen Hauſe zu Schoritz an der Bucht zwiſchen Rügen und der Halbinſel Zudar. Rechtlichkeit, Ordnung und Fleiß waren die Leitſterne des ſtarken Mannes; ſchlicht, hell und offen war ſein Sinn, geſund, praktiſch und ernſt und doch der Fröhlichkeit nicht abhold ſeine Lebensauffaſſung, feurig ſein Temperament, warm und tief ſein Gemüt. Er war ein trefflicher Jäger, ein tüchtiger Wirt, aufs innigſte mit der Natur vertraut, deren Großartigkeit er mit frommem Sinn bewunderte. Eine prächtige Frau, Friederike Wilhelmine, geb. Schumacher, ſtand ihm zur Seite, auch ſie rügenſchem Bauerngeſchlechte entſproſſen. Ein glückliches Schickſal hatte dem mit nicht gewöhnlichen Gaben des Geiſtes und der Seele ausgeſtatteten Mädchen eine für ihren Stand bedeutende Bildung zuteil werden laſſen. Sie war die trefflichſte Hausfrau, die fürſorglichſte Gattin und treueſte Mutter. Neben der reichlichen Arbeit in der großen Wirtſchaft, in der ſie dem Gatten eine nimmermüde Stütze war, fand ſie noch Zeit, ſich mit erbaulicher und ſchöner Literatur zu beſchäftigen. Stille Heiterkeit, wahre Herzensgüte erwarben ihr aller Zuneigung, vorzüglich die ihrer Kinder. Sie war eine tiefe Natur mit reichem, phantaſievollem, ſchwärmeriſch-empfindſamem Innenleben, das den ſchwächlichen Körper aufrecht erhielt, mehr eine kontemplative als eine aktive, vorwärts drängende Perſönlichkeit, aber gerade deshalb eine wertvolle Ergänzung ihres Mannes.

Es iſt begreiflich, daß ſo geartete Eltern einen tiefen Einfluß auf ihre Kinder ausübten, ihnen ſowohl verehrungswürdige Vorbilder wurden, als auch das Elternhaus lieb und wert machten. Keinem aber ſind ſie ſo viel geweſen wie ihrem zweiten Sohne Ernſt Moritz. Am Abend des zweiten Weihnachtstages 1769 wurde er geboren; wenige Monate vorher hatte, auch auf einer Inſel, die aber ein ganz anders geartetes Volk, „ewig in Feindſchaft und unermüdlich in Rache", bewohnte, auf Korſika, der

Mann das Licht der Welt erblickt, deſſen Lauf entſcheidend werden ſollte für den Nordländer — Napoleon Bonaparte.

Zunächſt freilich deutete nichts darauf hin, daß der Bauernſohn einſt berufen ſein werde, an den großen Ereigniſſen der Weltgeſchichte mitzuwirken. Seine erſte Entwickelung geſtaltete ſich ſo einfach wie möglich. In Schoritz, dann, ſeit 1776, im benachbarten Dumſewitz, als aus dem Inſpektor Arndt ein ſelbſtändiger Pächter geworden war, wuchs der Knabe als ein kräftiger Bauernbub ohne den Zwang der Schule, die es in der Nähe nicht gab, ohne Hauslehrer, der zu teuer geweſen wäre, heran. Aus der Natur zog er ſeine erſten körperlichen und geiſtigen Kräfte. Wild und waghalſig tollte er mit ſeinen Geſpielen im nahen Walde, auf Wieſe und Heide umher; hellen Auges, mit offenen Sinnen lernte er in die Welt blicken, deren Schönheit ſich ihm unter Blumen, bei dem Sange der Vögel und dem Rauſchen des Meeres erſchloß. Früh ſchon wurde er zu kleinen Arbeiten herangezogen: fröhlich ging's auf die Felder oder auf die Weide; Mühen, Unglücksfälle, Wind und Wetter galt es mutig zu ertragen, denn der Vater ſah ſtreng auf Abhärtung und tapferen Sinn.

Kam dann der Herbſt und Winter, ſo wurde der Knabe in höhere Künſte eingeweiht. Der Vater lehrte ihn ſchreiben und rechnen, die Mutter das Leſen. Unmethodiſch und anſpruchslos war der Unterricht der Guten, aber von größter Wirkung auf das Gemüt. Bibel und Geſangbuch wurden zugrunde gelegt und bildeten eine unerſchöpfliche Quelle reinſter Freude. Ein ſtarkes Fundament ſchlichter Religioſität ſenkte die Mutter in das Herz ihres Kindes. In die einfachen Kreiſe dieſer abgeſchloſſenen Landſchaft war der zerſetzende Rationalismus noch nicht gedrungen; hier herrſchte noch eine naive Frömmigkeit und lutheriſche Bibelgläubigkeit, wie ſie der Vater Arndt und ſeine Brüder zeigten; hier lehrten und wirkten noch treffliche, wahrhafte Seelſorger. Von beſonderer Tiefe war die religiöſe Empfindung der Mutter, die einen ſtark pietiſtiſch-myſtiſchen Charakter trug. Mit ihrer ſchlichten Erzählungskunſt verſtand ſie es, dem Knaben die Geſchichten und Perſonen der Bibel ohne jede erkältende Reflexion anſchaulich vorzuführen und, da ſie jedes Moraliſieren unterließ, um ſo tiefer den Keim einer unerſchütterlichen, demütigen Liebe zu Gott und dem Guten in die empfängliche, junge Seele zu pflanzen. Begierig hing der Knabe an den Lippen der frommen Mutter; er empfand es nicht als Zwang, die kernigen Worte der Schrift wieder und wieder zu leſen, die alten, ſchönen Kirchenlieder und die Predigttexte zu lernen. Jeden Sonntagmorgen ging's nach Garz in die Kirche, und am Nachmittag tat er es

in den Katechismusprüfungen allen zuvor. Mit dem Gemüt wurde ihm die Religion gegeben, mit dem Gemüt nahm er sie auf.

Die religiösen Eindrücke waren nicht die einzigen, welche die rege Phantasie des Knaben in Bewegung setzten. Die Welt, die in stiller Abendstunde die Mutter vor ihm erstehen ließ, fand er auf seinen Streifzügen in der Natur und in den Menschen seiner Umgebung wieder: sie blieb ihm nichts Fremdes, sondern wurde innerlich ganz sein eigen. Die Herrlichkeit der Natur wirkte auf seine weiche Seele. Hünengräber, alte Leichen- und Opfersteine, die er auf seinen Zügen fand, dunkle, bewegungslose, märchenhafte Seen, an denen er träumend lag, das geheimnisvolle Rauschen des Meeres nahmen seine Sinne gefangen. Aber rechten Inhalt erhielten diese Eindrücke erst durch mannigfache Erzählungen, die an das lauschende Ohr des Knaben schlugen, und durch die Persönlichkeiten der Erzähler. Die Mutter und ein alter preußischer Hauptmann im traulichen Stübchen, Knechte im Stall, eine fünfzehnjährige Dirn auf der Weide — sie alle trugen ihm einen reichen Schatz von heimischen Märchen und Geschichten zu, deren Bilder seine Seele erfüllten. In seinem zwölften Jahre warf ihm ein Zufall das Volksbuch von der Schönen Magelone in die Hände, das ihm nun wieder eine ganz neue Welt erschloß. Wie einst den jungen Goethe, so trieb auch Ernst Moritz die schöpferische Phantasie, das Überlieferte selbständig fortzubilden: neue Märchen entstanden und wurden freudig im Kreise der Geschwister und Gespielen erzählt.

Innig war der Familienzusammenhang, sehr lebhaft der gesellschaftliche Verkehr. In dieser, bisher von jedem frischen Lufthauch abgeschlossenen Welt hatte sich eine abgeschmackte, auf eine gemachte, zierliche Vornehmheit gerichtete Konvention gebildet, die man bei Besuchen ängstlich innezuhalten bemüht war, die aber immer wieder von der bäuerlichen Alltagsgewohnheit durchbrochen wurde. Auch die Kinder hatten an diesem Zwange, nicht immer zu ihrer Freude, teilzunehmen und erhielten dadurch Eindrücke, die mit den in Natur und Märchenwelt gewonnenen nicht selten in Widerstreit gerieten. Menschen verschiedenster Art gingen an dem Knaben vorüber, Verwandte und Bekannte, Geistliche, Gutsbesitzer und Bauern. Drei Männer aber beeinflußten noch vorzüglich seine Entwicklung durch ihr Wesen und ihre Erzählungen: der Bruder der Mutter, Ohm Moritz Schumacher, ein fröhlicher, adretter Mann, dem die herablassenden Gunstbezeigungen ehemaliger preußischer Offiziere ein stolz getragenes Ansehen gaben; ein jüngerer Bruder des Vaters, Christian, ein echter friderizianischer Wachtmeister, der im Dragonerregimen

Bayreuth gedient und die steifen würdigen Allüren seiner Soldatenzeit beibehalten hatte; und wichtiger als beide der ältere Bruder des Vaters, Ohm Hinrich, der „Patriarch", eine prächtige schwedisch-pommersche Bauerngestalt von kräftigem Wesen und weichem Gemüt, zu dem Ernst Moritz mit ehrfürchtiger Liebe emporsah.

Unter so vielfachen Anregungen und Eindrücken verflossen dem gesunden Buben die Kinderjahre trotz mannigfacher Gegensätze in selten getrübter, glücklicher Harmonie. Der Vater arbeitete sich indes immer höher hinauf und pachtete 1780 die in der Südwestecke der Insel, am Südrande des Kubitzer Boddens gelegenen Güter Grabitz und Breesen nebst einigen Bauerndörfern. Hier begann für den Knaben ein in mancher Hinsicht verändertes Leben. Die Landschaft zwar war nicht wesentlich anders: auch hier hatte er seinen Wald und vor allem das wild heranbrausende, geliebte Meer, das nicht selten die nächsten Wiesen überschwemmte. Auch hier hielt der Vater auf Abhärtung und Stählung des Körpers und beschäftigte den Jungen tüchtig in der Wirtschaft. Aber etwas ganz Neues trat nun in sein Leben ein: es begann der regelrechte Unterricht. Bisher war seine geistige Ernährung recht unregelmäßig erfolgt, und nur der Umstand, daß seine Umgebung so kerngesund, und daß bei aller Anlage zur Schwärmerei doch in ihm selbst der Verstand so bauernhaft natürlich und kräftig war, hatte ihn vor Schaden bewahrt. Der erste Hauslehrer, eine wissenschaftlich wenig bedeutende, reichlich komische Figur, hatte allerdings nicht allzuviel Wissen zu bieten; immerhin war es schon etwas, daß der bislang an Freiheit gewöhnte Körper und Geist nun täglich für einige Stunden in den Bann der Ordnung und strengen Zucht gespannt wurden. Weit größeren und dauernderen Einfluß übte der zwei Jahre später berufene Kandidat der Theologie Gottfried Dankwardt auf seinen nun vierzehnjährigen Schüler aus. Inzwischen war auch in diese verdumpften Kreise ein belebender Hauch modernen Geistes gezogen, und der neue, etwa fünfundzwanzigjährige, mitten im Sturm und Drang stehende Lehrer war ganz der Mann, das neue geistige Feuer zu schüren. Der Unterricht wurde lebhafter und ertragreicher; die herzliche Neigung des Schülers zu dem fähigen, durch und durch braven und freundlichen Erzieher war der beste Antrieb zum Lernen. In einem Kandidatenkränzchen, in dem sich Hauslehrer umwohnender Familien und andere literarisch interessierte junge Männer zusammenfanden, wie der schon dichterisch tätige Kosegarten, der genialisch-wilde Hagemeister u. a., wurden neue belletristische Erscheinungen gelesen und besprochen und von hier

aus in die Familien gebracht. Lessing und Bürger, Claudius und Stolberg, ja Goethes „Werther" hielten ihren Einzug, und eifrig begeisterten sich die Jünglinge für kosmopolitische Ideen und deutsche Geistesgröße. Es ist schwer zu sagen, wie sich der jugendliche Sinn Arndts zu diesen Einflüssen, die sicher nicht spurlos an ihm vorüberrauschten, gestellt hat. Man darf vermuten, daß er gar manches von dem Neuen, soweit er schon dazu fähig war, in sich aufgenommen hat, daß anderes dagegen an seinem klaren Verstande und vorgefaßten Meinungen abprallte. Seine politischen Jugendeindrücke wenigstens wiesen ihn auf andere Wege, als jene schwärmerisch anpriesen. Wir berühren damit noch eine Quelle seiner jugendlichen Erfahrung und Erkenntnis. Schon früh, in seiner lehrerlosen Zeit, hatte der Knabe angefangen, alte Geschichtsbücher und verstaubte Chroniken zu lesen und daraus neben einem Grundstock historischen Wissens vor allem eine natürliche Begeisterung für heroische Taten und Seelengröße der Helden gewonnen. Unterstützt war dieses Beginnen durch die vielen Erzählungen seiner Oheime, die sich nach zwei verschiedenen Richtungen bewegten. Der preußische Veteran, der so gern und schön Soldatenlieder sang, erzählte natürlich mit Vorliebe von den Preußen und ihrem großen Friedrich, und derselben Schwärmerei war Ohm Moritz verfallen. Dagegen war der „Patriarch" durch und durch Schwede, und aus seinem Munde hörte der Enkel alte nordische Erzählungen und Sagen und besonders die Taten und Schicksale der innig verehrten großen Könige, Gustav Adolfs, Karls XII. u. a. Und die Macht, die Hinrichs Persönlichkeit ausübte, war so groß, daß der Knabe, zumal der Vater ebenso dachte, ein begeisterter Anhänger Schwedens wurde. Ein warmes Gefühl für Deutschland wollte dagegen in ihm nicht aufkommen; einmal war es doch dem Gesichtskreis dieses Untertanen Schwedens zu sehr entrückt, und andererseits bot seine Geschichte ihm wenig Anlaß zu reiner Begeisterung, entsprach wenig seinem Ideal eines frischen Staates, eines tapferen Bürgerlebens: so sehr stießen ihn die fortdauernden partikularistischen Kämpfe, die Zerrissenheit Deutschlands und die Mißachtung, der ganze Volksschichten verfallen waren, zurück. Er vermißte in dunkler Ahnung die Einheitlichkeit des Volkes und des Staates. In einer politischen Anschauung aber wußten sich alle diese ihm vorbildlichen Männer einig: in dem bodenständigen, unbedingten Monarchismus, der für sie gar kein Gegenstand des Nachdenkens, viel weniger des Zweifelns war; diese Gesinnung lag auch Arndt im Blute und wurde in solcher Umgebung nur gestärkt. So galten im amerikanischen Freiheitskriege

seine Sympathien den Engländern, und für die republikanischen Träume der jungen Weltbürger im Lesekränzchen wird er sich ebensowenig begeistert haben wie für Deutschland.

War hier durch Erbteil und Gewöhnung ein fester Grund vorhanden, auf dem er seine Stellung nahm und künftig nehmen konnte, so wurde er in anderer Hinsicht in seinem 15. Lebensjahre durch seine eigenartige Charakterveranlagung in einen heftigen und gefährlichen Kampf geworfen, aus dem er erst nach jahrelangem Ringen als Sieger hervorgehen sollte.

Er war ein fleißiger Schüler, ein gehorsamer Sohn. Weich und schwärmerisch veranlagt, erschien er in Gesellschaft oft schüchtern und blöde und liebte es, sich zurückzuziehen, auf einsamen Wegen, besonders im Dunkeln umherzuirren oder stundenlang träumend am Meere zu sitzen. Aber das war nur die eine Seite seines Wesens. Jäh und anscheinend unvereinbar mit seiner schwermütigen Innerlichkeit brach häufig eine ungezügelte Leidenschaft, das „wilde Arndtsblut" — gerade wie beim Vater —, ein herber Trotz und Starrsinn hervor, den keine Strafe zu beugen vermochte. Eine psychologisch durchaus nicht unbegreifliche Erscheinung: in dem vollblütigen, kräftigen Knaben gingen zwei Strebungen nebeneinander her, ein reich veranlagtes, sensitives Gemütsleben und eine starke, nach außen drängende, überschäumende Kraftnatur. Je weicher sich, zumal in den Entwicklungsjahren, das Innenleben gestaltete, um so rauher, bewußter schloß sich der wilde Knabe gegen die Außenwelt ab. Schwere Gefahren bargen diese unausgeglichenen Gegensätze in sich; es war die Frage, ob es ihm gelingen würde, aus eigener Kraft sie zu bändigen und selbst zu verhüten, daß er zum unklaren Schwärmer oder zu einem von der Leidenschaft beherrschten Gewaltmenschen wurde, oder im Taumel zwischen den Extremen unterging. Einen tiefen Blick in diese ihm aus seiner Veranlagung drohenden Gefahren eröffnete dem fünfzehnjährigen Knaben die Lektüre der Schriften Salzmanns und besonders Rousseaus „Emile". Er war noch zu jung, um diese neuen Offenbarungen ruhig zu verarbeiten und sich nutzbar zu machen; sie stürzten ihn vielmehr in eine furchtbare seelische Erschütterung, die vor seinen Augen ein gräßliches Bild der Zukunft, der er möglicherweise entgegenging, entstehen ließ. Durch diese Kämpfe aber, die er im Dunkel seiner Brust durchlebte, wurde der Kern seines Wesens frei und in Bewegung gesetzt, und der war durch und durch gesund. Ein in der geheimnisvollen Tiefe der Individualität wurzelndes, durch der Mutter religiös-ethische Lehren und die Einwirkung der Persönlichkeiten seiner Umgebung bisher im Verborgenen genährtes sittliches

Bewußtſein trieb, zunächſt als dunkle Ahnung, den Jüngling, mit allen Kräften den Kampf um die Reinheit ſeiner Natur gegen ſeine gefährlichen Anlagen zu führen. Er begann ihn ſchon in Grabitz, und mit ernſten Vorſätzen ging er im Februar 1787 auf das für die damalige Zeit recht gute Gymnaſium zu Stralſund, wo er trotz mancher Lücken in ſeinem Wiſſen in die Sekunda aufgenommen wurde.

Ein neues Leben umfing ihn: der Bauernjunge, der bisher in dem doch immer engen und geſchloſſenen Kreiſe von Verwandten und Bekannten, in regem Verkehr mit der Natur gelebt, trat in die ſtädtiſche Umgebung mit ihren ganz anderen Sitten und den vielen ihm äußerlich und innerlich fremden Menſchen, in die Gemeinſchaft der Schule, in die er ſich einfügen mußte. Da gab es gleich anfangs einen Zuſammenſtoß mit den Mitſchülern, die den ungelenken, bäuriſchen Fremdling verſpotteten. Dieſer zog ſich zuerſt eingeſchüchtert zurück, dann aber verſchaffte er ſich mit ſtarker Fauſt Reſpekt und gewann bald gute Freunde. Auch die Zuneigung der Lehrer konnte dem fleißigen, begabten Knaben nicht fehlen. Mit Ausnahme der Mathematik fiel ihm alles leicht; begierig ſog er aus den Bibliotheken der Lehrer neue Nahrung, vor allem aber feſſelten ihn die von Schülern Heynes gelehrten klaſſiſchen Schriftſteller, beſonders die griechiſchen, deren kraftvolle und doch ſchlichte Würde ihn bald ebenſoſehr gefangen nahm, wie das harmoniſche Lebensideal der antiken Menſchen mit ihrem ſtarken Freiheitsgefühl und andererſeits ihrer tiefen Vaterlandsliebe, die ſie veranlaßte, die ſtolze Perſönlichkeit dem Ganzen einzuordnen. Von dieſem Standpunkte aus durchlebte er in feurigem Enthuſiasmus die Geſchichte der Alten und nahm Partei für diejenigen Helden und Völker, in denen er dieſes Ideal lebendig ſah.

Ernſt Moritz blieb nicht auf ſich und den engen Kreis der Schule beſchränkt. Freunde des Vaters gewährten ihm Freitiſche, und ſo wurde er in das Stralſunder Geſellſchaftsleben hineingezogen. Wie etwa in Stettin war es damals auch hier auf üppigen Genuß geſtellt und entbehrte faſt gänzlich höherer Regſamkeit. Dieſer tägliche Anblick des ungebundenen Treibens konnte aber auf den heißblütigen Knaben nicht anders wirken, als daß es die in ihm ſich regenden ſinnlichen Triebe immer aufs neue anreizte. Arndt war kein Mucker und Zelot und iſt es Zeit ſeines Lebens nicht geweſen; er war ein fröhlicher Geſell, der mit ſeinen Kameraden gern ſich austollte. Aber ſein ſittliches Selbſtbewußtſein warnte ihn vor Ausſchreitungen, und um nicht ſeinem heißen Blute unvermutet zu unterliegen, nahm

er seinen aufbegehrenden Leib in strenge Zucht. Keusch und brav wollte er bleiben, um die Achtung vor sich selbst nicht zu verlieren. Und so härtete er sich denn durch lange Wanderungen bis zu völliger Erschöpfung und durch kalte Bäder bis in den Oktober hinein ab. Die beste Zuflucht aber bot ihm immer das Elternhaus, das sich jetzt in Löbnitz bei Barth befand. Hierhin wanderte er oft, und was ihm der moralisierende Religionsunterricht der Schule nicht gewährte, das gaben ihm die schlichten Eltern: Trost und inneren Halt; hier fühlte er sich geborgen.

Aber schließlich kamen doch Stunden über ihn, da er sich vor sich selbst in Stralsund nicht sicher fühlte. Üppige Gelage seiner Genossen wühlten sein Inneres auf, die Angst packte ihn, er könne „ein weichlicher, liederlicher Lappen" werden. Da floh er an einem Herbsttage des Revolutionsjahres 1789, um auf dem Lande in dienender Stellung zur Ruhe zu kommen. Nach längerer Wanderung fand er in Zemmin nahe der Peene Aufnahme bei einem Gutsbesitzer, der sich bereit erklärte, ihn zu behalten, falls der Vater seine Zustimmung gebe. Aber auf die Anfrage hin kamen Ohm Moritz und Bruder Karl mit einem freundlichen, verständnisvollen Briefe des Vaters, der den Flüchtling veranlaßte, mit den Boten in das Elternhaus zurückzukehren. Die zarte Liebe der Eltern, die es vermieden, an die letzten Ereignisse zu rühren, machte ihm das Bleiben leicht. Seine geistige Tätigkeit war nun geteilt zwischen dem Unterricht, den er seinen jüngeren Geschwistern gab, und der eigenen eifrigen Fortbildung. Mannigfache Anregung empfing er von den im gastlichen Hause des Vaters verkehrenden Freunden, Geistlichen, Lehrern u. a. Auch der Klang der gewaltigen Zeitereignisse tönte, wiewohl gedämpft, herein. Die erste Kunde von der großen französischen Umwälzung hatte den neunzehnjährigen Jüngling in Stralsund erreicht; bald hatte dort allenthalben offene Sympathie und Begeisterung für die französischen Ideen geherrscht. In Löbnitz fand er die Stimmung nicht viel anders. Seine eigene Stellungnahme können wir nur aus seinem Entwickelungsgange und seinen späteren Angaben erschließen, die aber kritischer Sichtung bedürfen. Es ist anzunehmen, daß der feurige Jüngling die Revolution als einen gerechten Kampf für Freiheit und das Recht des Individuums gegen alte Sünden der Regierung, gegen Bedrückung und Fesselung begrüßte; aber er dürfte doch von vornherein kühler geurteilt haben als die meisten Schwärmer seiner Umgebung; frühzeitig hat er gefühlt, daß der Geist der Revolution nicht nur einen belebenden Odem, sondern auch einen verderblichen aushauchte. Sein Ideal war nicht das

der republikaniſchen, zügelloſen, „geckiſchen“ Pariſer Freiheitshelden, die ſehr bald das Ruder in die Hand bekamen.

Auch in dieſer Zeit ſetzte er mit ſtrengſtem ſittlichen Ernſt in der in Stralſund geübten Weiſe ſeinen Kampf gegen die Begierden des „in üppiger Jugendkraft ſchwellenden Leibes“ unentwegt fort. Oſtern 1791 bezog er die Univerſität Greifswald, um, weniger aus innerem Antriebe als aus praktiſchen Gründen, ſich dem Studium der Theologie zu widmen; 1793 ſiedelte er nach Jena über. In dieſen Jahren nahm Arndt die geiſtige Kultur Deutſchlands mit all ihren Strömungen in ſich auf. Mit warmem, begeiſterungsfähigem Herzen mag er zu den Füßen ſeiner Lehrer geſeſſen haben. Aber ſie gaben ihm wenig. Die Theologieprofeſſoren, Anhänger des Rationalismus oder Kritizismus, ließen auf alles, ſelbſt auf das nur dem dunklen Gefühl in tiefer Bruſt Zugängliche, das grelle Licht des Verſtandes fallen, ſuchten ſelbſt das Unfaßbare in kalte Begriffe einzuſchließen und zerſtörten ſo den naiven Glauben. Anſtatt Brot des Lebens empfing der junge Student Steine. Welch ein Riß tat ſich ihm zwiſchen dieſen ſeichten und das Heiligſte kalt ſezierenden Lehren und dem warmen Herzenschriſtentum der Mutter auf, das er in der Natur und in ſich ſelbſt erlebt hatte! Auf anderen Wiſſensgebieten ging es ihm nicht beſſer. Mit der Philoſophie, ſo heiß er auch um das Verſtändnis der neuen Syſteme rang, vermochte er ſich gar nicht zu befreunden, auch nicht in Fichtes Vorleſungen. Wohl aber machte deſſen gewaltige, ſittliche Perſönlichkeit tiefen Eindruck auf ihn. Eifrig lag er privaten Studien ob, Geſchichte, Erdkunde und vor allem die Antike ſtanden dabei im Mittelpunkt ſeines Intereſſes. Dem Weſen ſeiner geliebten Griechen verwandt, berührte ihn der von dem utilitariſtiſchen rationalen ſo verſchiedene idealiſtiſche Individualismus eines Herder, Schiller und Goethe, den er in Fichte Fleiſch und Blut geworden ſah.

Dem fröhlichen Burſchentum ging er durchaus nicht aus dem Wege. Auf Kommerſen ſtand er wacker ſeinen Mann, mit lieben Freunden zog er in ſeliger Schwärmerei durch die Natur. Aber auch hier war er dem jähen Wechſel der Stimmungen unterworfen. Auf Tage ausgelaſſener Jugendluſt, und gerade auf ſie, folgten ſolche düſterſter Melancholie, innerer Gedrücktheit, in denen er ſich faſt mit einer Art Fanatismus Kaſteiungen auferlegte; auf Stunden frommgläubiger Erhebung folgten ſolche, in denen Zweifel und ſpottende Kritik von ihm Beſitz nahmen. Er ſammelte reiche Kenntniſſe, aber ſie glichen den getrockneten Blumen im Herbarium, ſie wurden ihm nicht lebendig, nicht Quellen reiner Freude und ſchöpferiſcher Kraft. Er konnte den Wiſſensſtoff nicht

verarbeiten, ihm fehlte die innere Klarheit und Freiheit der Außenwelt und sich selbst gegenüber. Dazu kam, daß ihn in Greifswald eine tiefe, erwiderte Neigung zu Charlotte Quistorp, der lieblichen Tochter eines Universitätsprofessors, erfaßt hatte. Weder seine äußere noch seine innere Zukunft lag klar vor ihm.

Im Herbst 1794 wandte er sich von Jena wieder der Heimat zu, um dort noch „recht fleißig" zu sein. Rüstig und fröhlich wanderte er zu Fuß; über Leipzig ging's, durch den Harz, schließlich nach Hamburg. Die Eigenart von Land und Leuten suchte sein offenes Auge zu erkennen; das instinktive Gefühl des Bauernsohnes sagte ihm schon damals, daß er auf diese Weise vieles lernen könne, was ihm sonst verschlossen bleiben mußte. In Löbnitz lebte er nun in regsamer Arbeit der Erweiterung und Klärung seiner Kenntnisse, bestand 1796 sein theologisches Examen und ging im Herbst als Hauslehrer zu dem Freunde seiner Eltern, Rosegarten, der inzwischen Pfarrer in Altenkirchen geworden war. Die reiche Muße, die ihm diese Stellung ließ, verwandte er zu eifriger Weiterbildung und vor allem zu ernster Selbstbetrachtung. Noch gärte es in ihm heftig; einen Blick in seine Gemütsstimmung läßt uns sein Bekenntnis tun, Klingers „großes und herzdurchbohrendes Stück" „Die Zwillinge" habe ihn fast zu Tränen gerührt. Aber allmählich wurde es klarer in ihm. Unter dem Einfluß der ihn immer noch mächtig bewegenden Schriften Rousseaus kämpfte sich das Gefühl in ihm siegreich durch gegen den Zwang des Verstandes. Wieder hielt er in heimlichen Abend- und Nachtstunden am Meere innige Zwiesprache mit der Natur und mit seinen Griechen, zumal mit Homer. Sie und der klassische Idealismus mit ihrer großartigen Auffassung des Humanitätsgedankens gewannen immer stärkere Macht über ihn. Was bisher nur dunkler Drang gewesen, wurde jetzt bewußtes sittliches Ringen um eine selbständige, dem eigensten Wesen entsprechende Lebens- und Weltanschauung. Er erbaute sich das Ideal einer freien, gefestigten, nach den lichten Höhen des Guten emporstrebenden, aus den tiefsten Bedingungen der eigenen Individualität erwachsenen Persönlichkeit. Aber noch war es nur eine „Ahndung dunkler, ferner Zukunft", noch stand er in einer Welt, die keine Gemeinschaft hatte mit seinen Träumen, und war noch fern von dem sicheren Hafen innerer Festigkeit und Klarheit.

Vor allem trat an ihn nun die schwere, für sein Schicksal entscheidende Frage der Berufswahl heran. Ihm wurde die Möglichkeit geboten, durch die Verbindung mit der Tochter eines verstorbenen Predigers in dessen Pfarre hineinzuheiraten. Das war ein unter der schwedischen Herrschaft viel geübter Brauch, und der

Vater und Freunde betrieben die Sache eifrig. Aber Arndts ganzes Weſen lehnte ſich aus verſchiedenen Gründen dagegen auf. Es iſt wohl zu glauben, daß ihm ſolche Art, gerade in dieſes Amt zu kommen, Mißbehagen verurſachte; wichtiger aber war, daß er ſchon ſeit einiger Zeit von Zweifeln an ſeinem Beruf zum Prediger ergriffen war. Wir ſahen, wie die theologiſchen Vorleſungen auf den Univerſitäten auf ihn gewirkt hatten; Lauheit und Unglauben hatten ſich zeitweilig ſeiner bemächtigt. Zwar hatte er in der Heimat wieder gelernt, im Menſchen und in der Welt Offenbarungen Gottes zu erkennen; unter Beifall hatte er in Altenkirchen gepredigt. Aber ſein ſittlicher Ernſt warnte ihn vor einer Aufgabe, der er ſich nicht mit voller, freudiger Überzeugung hingeben konnte. Und noch ein wichtiger Umſtand kam hinzu: ſeine Liebe, an der er treu feſtgehalten hatte. Alles dieſes wird zuſammengewirkt haben, den feſten Entſchluß hervorzurufen, den er, nachdem er ſich vorher der Mutter anvertraut, im Mai 1798 dem Vater zugleich mit dem Geſtändnis ſeiner Liebe ausſprach: „Ich werde nun und nimmer, wie die Sachen ſtehen, kein Prediger.“

Es war die erſte freie Tat, die der Heranreifende ſich abrang. Darüber war er ſich klar, daß nun ein Leben voll Mühe und Arbeit vor ihm liege; er war entſchloſſen, es auf ſich zu nehmen. Wie eine Befreiung war es über ihn gekommen. In ſeiner Bruſt ſuchte er fortan ſeine Sterne, ſein Glück und Unglück; nichts anderes als die unbeſtechliche Stimme in ſeinem geſunden Innern erkannte er als Richterin ſeiner Taten an. Und nun drängte es ihn, ſich einmal loszureißen von allen Feſſeln und Rückſichten, zu flüchten aus den ſeinem Ideal ſo widerſprechenden Zuſtänden. Lange genug hatte er Gelehrſamkeit geſammelt und einſam ſein eigenes Ich betrachtet; nun wollte er „die Wiſſenſchaft durch das Leben aufklären“, Länder, Menſchen und Völker betrachten. Im Frühjahr 1798 trat er ſeine große Reiſe an.

Über Jena, wo er Erinnerungen an ſeine Studentenzeit auffriſchte, ging's durch Süddeutſchland der Kaiſerſtadt an der Donau zu; an dieſem erſten Haltepunkt weilte er ein Vierteljahr und machte von hier aus einen fröhlichen vierzehntägigen Abſtecher ins Ungarland, wo ihm beſonders die trotz der natürlichen Fruchtbarkeit überaus niedrige Stufe des Ackerbaus und die traurige Lage der Bauern auffiel. Von Wien zog er über Trieſt nach Venedig und dann weiter über Ferrara, Bologna nach Florenz. Die Kriegswirren, in die er hier hineingeriet, hinderten ihn, ſeinen Weg nach Süden fortzuſetzen, und ſo reiſte er über Piſa, Livorno, Genua nach Nizza, wo er im März 1799

ranzösisches Gebiet betrat. Durch Südfrankreich eilte er Paris
u und blieb hier den Sommer über. Dann kehrte er über
Brüssel, Lüttich, Aachen, Köln, Bonn, Koblenz, Mainz zurück.
Gegen das Ende des Herbstes 1799 war er wieder daheim.

Arndt hat später das Ergebnis dieser Reise in die Worte
usammengefaßt (Briefe an Freunde, S. 182): „Das war ein
Einfall von Gott; denn ohne sie wäre ich vielleicht nie ein Mann
geworden. Sie hat mir zuerst Freiheit und Klarheit in mir selbst
gegeben und jenen Mut, der nicht mehr kindisch vor dem Bösen
zittert, weil er des Guten ewig gewiß ist." Er hat die Wir-
kung nicht überschätzt. Aber wie ist sie ihm zuteil geworden?
Die Antwort kann nur lauten: er hat sie sich selbst erkämpft
durch das Ringen und die Auseinandersetzung mit all dem,
was ihm auf dieser Reise entgegentrat, durch die Assimilation
der Erkenntnisse, die der Richtung seines Innenlebens, seinem
Ideal entsprachen, und durch die Abstoßung alles Wesens-
fremden.

Als Arndt auszog, war sein Streben dahin gerichtet, sich
ein volles, freies Daseinsgefühl zu erringen. Er führte über
seine Eindrücke und Erlebnisse sorgfältige Tagebücher und hat
auf Grund dieser am Anfang des neuen Jahrhunderts eine aus-
führliche Beschreibung seiner Reise veröffentlicht — wichtige
Dokumente seiner Entwicklung. Er wanderte nicht als großer
Herr, sondern als Mensch, der Menschen und Völker sehen will,
nicht durch eine Brille, sondern mit klaren, offenen Augen. Die
verschiedenartigsten Menschen und Völker traten in seinen Ge-
sichtskreis, und er lernte aus der Anschauung, die er von ihnen
gewann. Das aber war das wichtigste, daß er sie naturphilo-
sophisch-historisch betrachtete, ihrer Bedingtheit durch Natur und
Geschichte sich bewußt war. Nicht ihr abstraktes Wesen suchte
er, sondern alle ihre mannigfaltigen, durch jene Faktoren be-
stimmten Erscheinungsformen nahm er in sich auf und bemühte
sich, so vorzudringen zur Erfassung des in jedem Volke wohnen-
den besonderen Charakters und Geistes. Allerdings nicht als
kühler Forscher stellte Arndt diese Beobachtungen an, sondern mit
der Seele suchte er nach dem Volke, das der Verwirklichung seines
Ideals am nächsten käme, d. h. wo jedes einzelne Individuum
sich kräftig entfalte und zu selbständiger Tätigkeit gelange im
freien Volksstaate. Denn das ist das Bedeutsame, daß das Indi-
viduum in Arndt, dessen Ausgestaltung er von der Erkenntnis
der Menschen auf dieser Reise erhoffte, eine energische Richtung
auf das Volk nahm, daß er zu der Gewißheit durchdrang, daß
alles Schönste, so sehr es zunächst die Einzelpersönlichkeit erfüllen

müsse, doch erst in der Gemeinschaft vieler für die Erde ausgebildet und geschaffen werde. So mußte er aufs höchste gespannt sein, welche Verwirklichung Rousseaus Ideen in Frankreich gefunden hätten. Das Erwachen und die Befreiung der Einzelpersönlichkeit und des Volksgeistes hier hatte auch er mit Freuden verfolgt; deshalb begrüßte er auf seiner Reise die glückliche Stellung der französischen Bauern, und in der Armee sah er die Widerspiegelung kraftvollen Menschen- und Volkstums. Aber im ganzen fühlte er sich bald enttäuscht. Sowohl seinem Humanitätsideal wie seiner historischen Auffassung lief die Art, wie hier die Ideen Rousseaus in reiner Abstraktion von den gegebenen Zuständen in die Praxis übertragen waren, durchaus zuwider. Man darf wohl die Vermutung wagen, daß die in ihm vorhandene, aus seiner engen Verbindung mit dem väterlichen Boden herrührende erdhafte, historische Auffassung, die sich an den Griechen weitergebildet hatte, besondere Nahrung empfangen hat von Herder. Von diesem konnte er nicht nur den wahren humanen Individualismus lernen, sondern auch sich tief durchdringen mit der Überzeugung von der Bedeutung des Volksgeistes, von dem Werden der Staaten und der darin sich offenbarenden Notwendigkeit. Beiden Idealen sprach das Treiben der Franzosen Hohn. Ihre Revolution bedeutete nichts anderes, als eine gewaltsame Abkehr von dem, was die Vergangenheit in Staat, Schule und Religion geschaffen hatte. Das Streben nach sozialer Gleichheit und die völkerbeglückende Propaganda mit ihrer Eroberungssucht konnte Arndt nicht billigen, da seine Anschauungen sich auf dem Glauben an die individuellen Verschiedenheiten der Menschen und Völker und an den ihnen immanenten Trieb des in historischer Kontinuität selbständigen Fortschreitens aufbauten. Was er von dem auf das geistlose Eindrillen republikanischer Schlagwörter gerichteten rationalisierten Schulwesen, was er von der verstaatlichten natürlichen Religion sah, mußte seinen Widerwillen hervorrufen. Nirgends erschaute er sittliche Freiheit, nirgends im Dienste des Nächsten und der Allgemeinheit gebändigten Individualismus, sondern schrankenlose, nach persönlicher Glückseligkeit und Befriedigung niedriger Instinkte strebende unsittliche Willkür der unbeschränkten, selbstsüchtigen Persönlichkeit. Hier erschien ihm kein in gefestigter Kraft schaffendes, seine unveräußerlichen sittlichen Rechte wahrendes Volk, das sich nach den in ihm ruhenden Gesetzen zu edler Menschlichkeit fortentwickelte, sondern eine wüste, dem Tag lebende Pöbelmasse, die den Bruch mit der Vergangenheit radikal vollzogen hatte. Arndt ahnte schon damals, was er später einmal (Geist der Zeit.

Teil III) mit den Worten ausgesprochen hat: „Nur das Stetig-fortschreitende, das im ganzen Volk Lebende und Webende ist das Bleibende und also auch das Erhaltende und Bildende. Wo bloß wilde Kräfte walten, da ist zuerst Zerstörung, zuletzt Tod.“ Seine Erfahrungen in Frankreich mußten ihn bestärken auf seiner Bahn eines sittlichen Idealismus, der nach wahrer Humanität strebte, zu ernster Tätigkeit drängte und sich dem natürlichen und historischen Werden in stiller Arbeit einfügte.

Wohl erkannte Arndt den lebenspendenden Kern an, aus dem einst die Revolution hervorgegangen, und war der Meinung, daß aus dem hohen, enthusiastischen Geist, der anfangs im Volke gelebt hatte, bei richtiger Führung etwas Würdiges hätte entstehen können; wohl wußte er manchen liebenswürdigen Zug an den Franzosen zu rühmen; aber das Ergebnis seiner Studien war doch eine Abneigung gegen dieses Volk, das es nicht vermocht hatte, die große Aufgabe zu lösen. Dieses Gefühl, dessen Wurzeln bis in seine Knabenjahre hineinreichen, als er in seinen Chroniken von den Greueln der Franzosen in deutschen Landen las, vertiefte sich, als er auf der Heimreise im Rheinland ihr Schalten und Walten, die Verwelschung, die sie verbreiteten, sah. „Nichts scheint dem Zweck der Regierungen so offenbar entgegen, als die unnatürliche Vergrößerung der Staaten, die wilde Vermischung der Menschengattungen und Nationen unter einem Zepter“, so hatte einst Herder aus dem Wesen des Volkes und des Nationalcharakters gefolgert. Zu derselben Überzeugung war Arndt gelangt; jedes Volk sollte sich aus seinem eigenen Geist heraus als eine selbständige, historisch bedingte Individualität zu höherem Leben emporarbeiten. „Weil der Nationalgeist fehlt, ist ein Volk von dreißig Millionen Menschen der Spott Europens geworden“, so hat er 1799 das Schicksal Deutschlands beklagt. Er hatte gesehen, wie die Italiener die französische Herrschaft geduldig hinnahmen; hier hatte er dasselbe Schauspiel. Die Weltherrschaftstendenzen der Franzosen mußte er als eine schwere Bedrohung jeder historisch-nationalen Eigenart erkennen, um so mehr, je weniger er bei ihnen sein gesuchtes Volksideal gefunden hatte. Mit Recht ist darauf hingewiesen, daß hier am Rhein zum ersten Male in ihm, der seine Reise durchaus als Weltbürger gemacht hatte, der deutsche Nationalgeist hervorbrach, erwachsend aus dem Boden und dem Wesen des deutschen Vaterlandes; daß ihm hier zuerst die Erkenntnis aufging, daß die Grenze der Staaten nicht immer mit der Sprachgrenze zusammenfallen dürfe, sondern daß auch der Boden mit seinen geheimnisvollen Banden eine gewaltige Rolle im

Leben und Werden der Völker ſpiele. Dieſe Offenbarung dankte er den herrlichen deutſchen Rheingegenden. Es war ein erſter und noch unſicherer, doch hochbedeutſamer Schritt auf dem Wege, der ihn von dem geiſtigen deutſchen Gemeingefühl zur Erfaſſung des deutſchen Nationalſtaates führen ſollte.

Als ein Mann kehrte Arndt in die Heimat zurück. Wohl gab es auch jetzt noch manche ungelöſte Zweifel in ſeiner Bruſt, er war nicht fertig und wollte es nicht ſein. Aber er fühlte feſten Boden unter den Füßen und war ſo imſtande, mutig die Auseinanderſetzung mit der Welt aufzunehmen. Viel konnte und wollte er noch lernen, manche Anſchauungen ſollten ſich noch klären, manche ſich ändern; aber es gab keine Gewalt, die ihn aus ſeiner Bahn werfen konnte — das fühlte er. Feſt hatte er ſich auf ſich ſelbſt geſtellt. Und nun ging er daran, ſich ſeine Lebensarbeit und ſein Glück zu ſchaffen.

„Steh und falle mit eigenem Kopfe,
Tu das Deine und tu es friſch!
Beſſer ſtolz an dem irdnen Topfe
Als demütig am goldnen Tiſch . . .“,

ſo ſang er ſich ſein freies „Lebenslied“. Die Liebe zeigte ihm zunächſt den Weg; er wandte ſich der Dozentenlaufbahn zu. Am 5. März 1800 errang er unter lobender Anerkennung ſeiner Examinatoren die Magiſterwürde, am 6. Mai wurde ihm die Erlaubnis, zu dozieren, und noch im Sommer begann er ſeine Vorleſungen; ſo trat er in ein unmittelbares Verhältnis zur ſchwediſchen Krone. Im Herbſt 1800 führte er ſeine geliebte, luſtige Lotte heim. Wenn auch die alltäglichen Sorgen nicht fehlten, ſo ſchien ſich doch ſein Leben heiter und glücklich zu geſtalten. Damals hat er auch zuerſt in ſeinen Gedichten natürliche, eigene Töne gefunden. Seine erſten Verſuche reichen in ſeine Jünglingsjahre zurück; ſeitdem fühlte er den Drang, Gefühle und Gedanken in Verſen auszuſprechen. Allerdings war ihr poetiſcher Wert oft recht gering: überaus ſtark war die Anziehung, welche die am literariſchen Himmel Deutſchlands emporſteigenden Geſtirne auf ihn ausübten. Seine Dichtung machte ſo ziemlich alle Wandlungen des Geſchmacks mit durch. Zweierlei tritt dabei beſonders hervor: der aus der Unfähigkeit, ſeine Gefühle in eine knappe Form einzufangen, entſpringende Mangel an plaſtiſcher Anſchaulichkeit und die gerade hier häufig ſtark bemerkbare Gefühlsſeligkeit und romantiſche Schwärmerei. Erſt nachdem er die innere Feſtigung gewonnen, hat er zunächſt unter dem Einfluß der Liebe, dann des Verluſtes der Gattin

und schließlich vor allem der Not der Zeit seinen eigenen dichterischen Stil gefunden.

Sein Glück war nur von kurzer Dauer. Das Schicksal, das einst Lessing getroffen, schlug auch ihn nieder: die Geburt eines Kindes kostete die junge Mutter das Leben (25. Juni 1801). Tief beugte Arndt dieser Schlag, philosophische Resignation ergriff ihn. Dauernd hat er der Toten ein treues wehmütiges Gedenken bewahrt. Aber er war jung und stand [illegible] der Pforte des Lebens und Wirkens; er überwand. Einen süßen Trost gewährte ihm das Söhnchen, dem er nun seine Liebe zuwenden konnte. Denn er fühlte in sich das tiefe Bedürfnis, einem Wesen etwas zu sein, die Wärme seines Herzens wirksam ausströmen zu lassen auf die Jugend. So hätte er gern seine geliebte Schwester Dorothea — Gottesgab, wie er sie nannte — bei sich gehabt und erzogen; aber das war nun nicht möglich, und auch sein Kind, Karl Treu, mußte er dem Elternhause anvertrauen.

In der Arbeit suchte er nun Vergessen. Wie gestaltete sich sein Leben und seine Tätigkeit? Die Universität Greifswald hatte sich immer der regen Fürsorge der schwedischen Könige und ihrer pommerschen Statthalter zu erfreuen gehabt; sie verfügte damals über manchen tüchtigen älteren Gelehrten und über eine Reihe strebsamer jüngerer. Die Hauptschwäche lag in der geringen Anzahl Studierender, die sich zwischen 60 und 80 bewegte. Arndt gewann unter den Professoren sowohl wie unter den angesehenen Männern in Greifswald manchen Gönner; mit mehreren jüngeren schloß er eine Freundschaft fürs Leben. Seine Aufgabe nahm er sehr ernst; er entwickelte einen regen Fleiß, kündigte immer eine stattliche Anzahl mannigfaltiger Vorlesungen an und hatte die Genugtuung, Zuhörer zu finden und Beifall zu ernten. Es bot sich ihm jetzt die beste Gelegenheit, die angesammelten Kenntnisse zu ordnen und beim Lehren zu lernen. Von vornherein trugen seine historischen Vorlesungen wie seine schriftstellerische Tätigkeit einen politischen Zug. Er lebte viel zu sehr in der Gegenwart, war viel zu sehr bemüht, alles der Fortbildung seiner Individualität dienstbar zu machen, und diese drängte ihn viel zu stark zur Aktivität, zu selbsttätiger Mitarbeit an der Geschichte seiner Zeit, als daß er ein rein wissenschaftlicher Forscher hätte werden können.

Schon die beiden an sich unbedeutenden Schriften, die er im Jahre 1800 verfaßte, zeigen diesen Charakter. In der einen, einer „Dissertatio", die er der Fakultät unterbreitete, wandte er sich gegen die Gültigkeit der Rousseauschen Lehren von der Verderblichkeit der Kultur und der Vortrefflichkeit des natür-

lichen Menschen und seines Handelns. Aus dem Nachweis, wie diese Thesen selbst ein Produkt ihrer Zeit seien, ergab sich seiner historischen Denkungsart die Ablehnung ihrer Allgemeingültigkeit. Und in demselben Sinne wandte er sich in seinem „Menschlichen Wort über die Freiheit der alten Republiken", deren Zustände in wahrem Lichte darstellend, gegen die Schwärmerei für republikanische Verfassung, die er nicht als die für alle Zeiten und Umstände beste Staatsform anzuerkennen vermochte. So stellen sich beide Schriften ohne weiteres dar als Ergebnisse seines bisherigen politischen Denkens, im besondern seiner Reise, über die er sich selbst Rechenschaft ablegte; zugleich wollte er mit ihnen wohl auf das noch arg im Schlafe liegende öffentliche Leben seiner Heimat einwirken.

Einen viel schrofferen Vorstoß in derselben historisch-politischen Richtung unternahm er 1802 mit seinem „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen". Wie seine Schrift über die Republiken, bedeutete auch sie ihm einen Kampf für die Wahrheit. Er, der Bauernsohn, hatte sich längst, wenn auch sein Vater nicht davon betroffen war, über die traurige Lage der Bauern in seiner Heimat entrüstet: über die rücksichtslos grausame Bedrückung durch die Gutsherren, über das „Bauernlegen", das den Stand freier kleiner Besitzer, von dessen großer staatserhaltender Wichtigkeit er überzeugt war, immer mehr verschwinden ließ. Zuerst unterrichtete er sich nun über die historische Entwicklung dieser Frage und erkannte, daß die vormals freien und gutgestellten Bauern vornehmlich durch die egoistische Willkür der Gutsherren rechtlich, wirtschaftlich und dadurch zugleich sittlich geknechtet worden waren. Diese Einsicht hatte zur Folge, daß er freimütig und offen den Schuldigen eine brennende Anklage entgegenschleuderte und Abhilfe forderte. Seine historische Darstellung früherer Zeiten war im einzelnen anfechtbar, die der neueren Entwicklung treffend und packend. So wirkte er in seinem Kreise, auf festem Boden für menschliche Freiheit, für das Recht der Persönlichkeit. In seinen „Erinnerungen" hat Arndt die Wirkung des Buches geschildert, die Anklage der Angegriffenen, seine eigene Rechtfertigung vor Gustav Adolf IV. und dessen Billigung. Er hatte die Genugtuung, daß sein Buch mit den Anstoß gab zu der 1806 erfolgenden Aufhebung der Leibeigenschaft.

Aber Arndts Interesse beschränkte sich nicht auf seine nächste Umgebung. Die Eindrücke und Erkenntnisse seiner Reise ließen ihn nicht wieder los. Seine Tätigkeit stellt sich uns im wesentlichen dar als ein aus persönlichem Bedürfnis erwachsender Ver-

such, auf historischem Wege sich ein tieferes Verständnis seiner Zeit, der feinsten Regungen des Zeitgeistes zu erschließen. Dem dienten auch seine Vorlesungen; so kündigte er — um nur einiges herauszugreifen — für das Wintersemester 1800/01 eine „Geschichte des jetzigen europäischen Staatensystems seit Karl VIII. von Frankreich" und für den Sommer 1802 eine „Geschichte der letzten drei Jahrhunderte" an. Die Zeitereignisse machten großen Eindruck auf ihn. Die rücksichtslosen Übergriffe der Franzosen auf fremdes Gebiet und das Aufsteigen Napoleons erregten ihn heftig, Marengo erzeugte in ihm ein Grauen, der Friede zu Lüneville und der ihm folgende Länderschacher, das schmähliche Verhalten der Deutschen erweckten seinen Grimm. Instinktiv ahnte er schwere Gefahren. Aber wofür bangte er? Arndt war schwedischer Untertan, und durch Tradition steckte ihm das Gefühl der Zugehörigkeit zu diesem Staate tief im Blute; so fühlte er auch damals. Zugleich nahm er jedoch an den Geschicken Deutschlands reges Interesse; mit ihm verband ihn ein starkes geistiges Gemeingefühl, er empfand auch wohl schon dunkel, daß noch stärkere Fäden ihn dorthin zogen. Aber er hatte keine Freude an den deutschen Zuständen. Wir kennen seine jugendliche Abneigung dagegen; dieses Mißbehagen hatte sich eher gesteigert als verringert. Es berührte nicht nur seinen Verstand, sondern auch sein Herz. In seinem Innern fühlte er etwas sich aufbäumen gegen den Untergang Deutschlands. Er achtete den Deutschen als edel und mußte den deutschen Sinn absterben sehen. Es lebte in ihm ein deutsches Nationalgefühl, aber es war noch kein rechtes politisches Gefühl der Zugehörigkeit, und es erschien verschleiert und resigniert. Wie vor der Abfassung seines „Versuchs über die Leibeigenschaft" suchte er sich zuerst Klarheit über die Ursachen dieses Zerfalls zu verschaffen, und als er sie gefunden zu haben meinte, da warnte er die Zeitgenossen in seinem aus hochwogender Leidenschaft romantischer Sehnsucht geborenen Buche „Germanien und Europa" (1802). Es ist eine scharfe Anklage gegen den alles verflüchtigenden Geist des Rationalismus; aber sie wird erst ganz verständlich aus seinen eigenen Erfahrungen, aus den inneren Kämpfen, in die ihn dieser Geist gestürzt hatte. Er tadelte die Neigung, das Leben loszulösen von irdischer Schwere und Ballast und forderte die Harmonie von Geist, Seele und Körper. Das Wichtige aber ist, daß er nun nicht bei dem rein Menschlichen stehenblieb, sondern energisch auch das politische Leben in den Kreis seiner Betrachtungen zog. Stark betonte er seine Erkenntnis, daß mit dem politischen Boden eines Volkes zuletzt jede Kraft und jedes Streben versinken müsse.

Daher richtete sich sein Kampf gegen die vom Geist des Rationalismus ergriffenen Staaten; als Typus dafür erschien ihm der Staat Friedrichs des Großen, des Fürsten, den er als die vollkommenste Inkarnation des Zeitgeistes ansah. Bei aller Bewunderung, die er seiner menschlichen Größe zollte, tadelte er ihn auf das schärfste wegen seiner Staatseinrichtungen: Preußen war ihm ein Maschinenstaat, in dem jede freie Betätigung und damit jedes sittliche Verantwortlichkeitsgefühl der Einzelpersönlichkeit systematisch unterdrückt wurde. Mußte er sich also vom Standpunkte seines ins Politische übertragenen und mit naturphilosophisch-romantischen Gedanken durchsetzten Idealismus gegen den großen König und seine Bewunderer wenden, so nicht weniger scharf vom deutschen. Friedrichs Streben hatte allein Preußen gegolten, nach Arndts Ansicht dem Staate, „der am wenigsten teutsch ist". Er war der Schöpfer des unseligen Dualismus gewesen, durch den ihm Deutschlands Elend vollendet und sein Wiederaufbau, die Herstellung seiner Einheit fast unmöglich erschien. Es bedarf kaum der Betonung, daß dieses Urteil über Preußen schief war; weder wurde Arndt der eigentümlichen Größe Friedrichs, noch den zweifellos in seinem Staate lebenden sittlichen Kräften, seiner historischen Individualität, gerecht.

Arndt forderte, daß der Staat „erdenhaft" sei; er faßte ihn, theoretisch wenigstens, als Individualität, der er das Recht eigener Entwicklung und des Kampfes gegen alle zueignete, die ihm die Lebensluft beeinträchtigten. Von größter Bedeutung aber war, daß er die Einheit von Volk und Staat als notwendig erkannte und ahnte, daß die sicherste Garantie geistig-sittlicher Kultur im nationalen Staate liege. Allerdings müssen wir nun einschränken: er ahnte den Nationalstaat wohl, ja er kam ihm sehr nahe, aber weder wußte er ihn schon in feste Formen zu fassen, noch ließ er den einzelnen Menschen sich ihm ganz anheimgeben. So stark war doch in ihm jener Individualismus, den er — übrigens mit Erbstücken des von ihm so heiß befehdeten Rationalismus — aus dem 18. Jahrhundert mitgebracht hatte, daß er fast wie die Vertreter der Rechtsstaatsidee es für das schlimmste Zeichen erklärte, wenn man den Staat immer höher stelle als den Menschen; „ewig soll der Mensch, dessen Kräfte der Staat nicht alle binden darf, höher stehen als der Staat". Hält man dagegen z. B. das Wort des Aristoteles, das sich Arndt 1815 zu eigen machte: „Man darf nicht meinen, daß einer der Bürger ihm selbst gehöre, sondern alle gehören dem Staate," so erkennt man, wie stark sich der Arndt von 1802 noch von dem spätern unterscheidet.

Aus beiden Faktoren, dem nationalpolitischen und dem indi-

vidualistischen, entsprang seine Feindschaft gegen Napoleon. Hatte er einst von dem allgemein Bewunderten gehofft, daß er die aus der Bahn geworfenen Volkskräfte Frankreichs zu ruhiger Entwicklung führen werde, mußte er auch jetzt noch in ihm eine gewaltige Naturkraft anstaunen, so erkannte er nun doch, daß er die Forderungen seiner Zeit nicht verstand und darauf ausging, einen Weltdespotismus zu begründen. Noch war das mehr Ahnung als klare Erkenntnis der Gefahren, die der selbständigen nationalen Entwicklung Deutschlands und der geistigen Freiheit des einzelnen drohten; aber sie genügte, um ihn in Napoleon den aufs schärfste zu bekämpfenden Gegner sehen zu lassen.

Als eine gewaltige Eruption der Leidenschaft liegt das Buch vor uns. Es zeigt viele Unklarheiten, die beweisen, daß Arndt weder ein scharfer, bis zu den letzten Konsequenzen fortschreitender Denker war, wie etwa Schleiermacher oder Fichte, noch damals schon überall hell sah. Seine vermeintlich historischen Darlegungen sind vielfach begriffliche Konstruktionen, Nachwirkungen rationalistischer Denkweise, die noch nicht von der historischen und romantisch-naturphilosophischen überwunden worden war. Aber — im Kerne ist doch schon der spätere Nationalpolitiker und warmherzige Patriot zu erkennen; hier war eine Basis, von der aus seine Weiterentwicklung unter der Einwirkung der Ereignisse, man möchte fast sagen, in natürlichem Fortschreiten erfolgen mußte.

Nicht lange widmete sich Arndt seiner Dozententätigkeit. Die Wanderlust erfaßte ihn wieder: im Herbst 1803 nahm er auf ein Jahr Urlaub, wozu wohl auch die Anfeindungen wegen seines Buches über die Leibeigenschaft beigetragen haben mögen. Es drängte ihn, den Untertanen Schwedens, dieses Nordland kennen zu lernen. Den Winter verlebte er in Stockholm und seiner Umgebung. Neben seinen Studien pflegte er eifrig Umgang mit ausgezeichneten, teilweise sehr hochgestellten Menschen. Große Achtung und Freundschaft bewiesen ihm der Konrektor, spätere Rektor des deutschen Lyzeums zu Stockholm, Nernst, ein Wolgaster, der „nordisch-treue, aber fast zu heftige" Freiherr v. Munck, der Oberhofmarschall und Freund des Königs, der General Graf Philipp Schwerin, sein „schwedischer Herzensfreund," und dessen geistreiche und liebenswürdige Gemahlin Wilhelmine, eine geborene Gräfin Putbus. So erweiterte sich seine Menschenkenntnis, festigte sich seine Selbstachtung und wuchs seine Weltgewandtheit. Da traf ihn Anfang 1804 inmitten all der fröhlichen Gesellschaften, der Bälle, Konzert- und Theaterbesuche ein schwerer Schlag, der Tod seiner geliebten Mutter. Aus den Trostbriefen, die er an Vater und Schwester richtete, spricht sein tiefer Schmerz

und ſeine innige Verehrung für die Eltern; in Verſen ſtrömte er ſeine Klage poetiſch aus. Aber in antiker Stärke überwand er: das Beſte, das Erbe und das Andenken ihrer tapferen Perſönlichkeit, trug er unverlierbar in ſich.

Im Frühjahr begann er dann ſeine eigentliche Wanderung, die ihn durch den größten Teil des mittleren und ſüdlichen Schwedens führte. Mit klarem Blick für die Eigentümlichkeit jeder Erſcheinung beſuchte er alle ſehenswerten, beſonders die hiſtoriſchen Stätten. Hier ſprach wie in der Heimat die Natur ſtark zu ſeinem Empfinden; ihn ergriff warme Sympathie für das gute, brave und ehrliche Volk, dem er ſich weſensverwandt fühlte. An dem wohlbehäbigen, zufriedenen, freien Bauernſtande hatte er ſeine helle Freude, die volkstümlichen militäriſchen Einrichtungen gaben ihm, dem Gegner der ſtehenden Heere, neue Anregungen. Ein friſcher Erdgeruch, ein Hauch kräftigen Volkslebens umwehte ihn hier, ganz in Herderſchem Sinne begeiſterte er ſich für ſchwediſche Sagen und Volkslieder; ſo wurde der ihm innewohnende erdhafte, volksmäßige Sinn geſtärkt.

Den gewonnenen Eindrücken gab er wiederum in einer Reiſebeſchreibung Ausdruck (1806). Man darf doch wohl annehmen, daß er damit nicht nur die Abſicht verfolgte, die Kenntnis ſchwediſcher Verhältniſſe zu verbreiten; vielmehr wollte er offenbar politiſch wirken, die Blicke auf das Nordvolk lenken als auf das, von dem die Rettung kommen könne. Große Hoffnungen ſetzte er auch auf den König Guſtav IV. Adolf, dem er wegen ſeiner Stellungnahme ihm ſelbſt gegenüber, 1803, wegen ſeines ehrenhaften Charakters und ſeines Haſſes gegen die Franzöſiſche Revolution und Napoleon hohe Verehrung zollte.

Politiſchen Zwecken fern ſchienen dagegen die pädagogiſchen Studien zu liegen, die Arndt in dieſen Jahren trieb. Sein Intereſſe dafür iſt uns bekannt. In Vorleſungen, in Geſprächen und im Briefwechſel mit Freunden und Charlotte v. Kathen, der ihm innig vertrauten Gattin eines rügenſchen Gutsbeſitzers, behandelte er des öfteren ſolche Fragen. In einer, poetiſch allerdings völlig wertloſen, Tragödie geißelte er ſatiriſch die durch romantiſche Phantaſtereien und philoſophiſche Überſpanntheiten hervorgerufene Verbildung. 1805 veröffentlichte er dann „Fragmente über Menſchenbildung“. Als warmherziger Menſchenfreund erörterte er hier die Gefahren unnatürlicher, gekünſtelter, übergeiſtiger Erziehung und trat mit praktiſchen Vorſchlägen für eine natürliche, auf die Heranbildung kräftiger, lebens- und ſchaffensfreudiger Individuen gerichtete Pädagogik ein. Rouſſeauſche und romantiſch-naturphiloſophiſche Ideen verſchmolz er mit ſolchen, die aus ſeinem

Humanitätsideal entsprangen. Aber es ist nicht zu verkennen, daß diese Tätigkeit doch auch in der Richtung von „Germanien und Europa" lag. Hatte er dort die Schwäche der gegenwärtigen Generation bewiesen, so wollte er hier, wie es auch andere Jünger des Idealismus taten, die Mittel zeigen, ein neues, gesünderes Geschlecht zu schaffen. Daß diese Bestrebungen ihre eminent politische Seite hatten, erkennt man sofort, wenn man sich der Worte jener Schrift erinnert: „Andere Menschen geben sogleich einen andern Staat; man sollte also zuerst sorgen, die Menschen, wenn sie, wie sie sind, für einen guten Staat wenig taugen, so zu machen oder nur so sein zu lassen, daß ein guter Staat für sie tauge: sie werden ihn dann schon finden." Ein neues Geschlecht sollte heranwachsen, das, stark und frei, imstande wäre, seine Anschauungen vom Menschen und vom Bürger in sich zu verwirklichen. Sein menschheitliches Ideal hatte einen politischen Einschlag, allerdings nur immanent; noch redete er als Kosmopolit, verurteilte unbedingt die politische Jugenderziehung und erklärte: „Ich will den Menschen vor dem Bürger und über dem Bürger", Worte, wie wir sie ähnlich aus „Germanien und Europa" kennen.

Arndt hatte nach seiner Rückkehr die akademische Tätigkeit wiederaufgenommen. Obgleich noch Adjunkt, war er unter seinen Amtsgenossen geachtet; so durfte er zum Geburtstag des Königs (1. November 1804) die Festrede halten, in der er den Gedanken ausspann, daß jede Sprache eine Objektivierung der Eigenart des sie gebrauchenden Volkes sei. Aber er fühlte sich nicht glücklich. Wie weit die Deutschen von der Gesinnung, die er von ihnen forderte, entfernt waren, und welchen Gefahren sie gerade deshalb blind und hilflos entgegengingen, zeigte ihm die Beobachtung der Weltlage. Der Anblick des Treibens seiner Zeitgenossen zerriß ihm das Herz. Er selbst sehnte sich nach stiller Freiheit, aber er trieb auf den wilden Wogen der Zeit und hatte den sicheren Pfad ans rettende Land noch nicht klar erschaut. Seine Ansichten von der Schmach des Zeitalters, die er 1802 ausgesprochen, hatten sich noch bestärkt; ihn ekelten die Albernheit und Eitelkeit, der Sklavensinn an, die in tausend Formen in Deutschland und auch in seiner nächsten Umgebung sich offenbarten, ihm graute vor dem herrischen Vorgehen Napoleons, des gewaltigsten Mannes der Zeit, den er zwar noch nicht völlig durchschaute, aber doch schon als einen rücksichtslosen Tyrannen erkannt hatte, mit dem die Natur noch viel vorhaben müsse. Diese Stimmung wuchs nun zu einer den ganzen Menschen erschütternden Verzweiflungsangst, als er im Herbst 1805 den Verlauf des dritten Koa-

litionskrieges verfolgte. Damals schmiedete er auf dem „glühenden Amboß der Zeit" ein neues geistiges Schwert zum Kampf gegen Flachheit, Feigheit und Weltdespotismus, den 1. Teil des „Geistes der Zeit". Er ist von demselben Pathos getragen wie „Germanien und Europa", aber klarer und zielbewußter. Die Gegner, gegen die er angeht, sind dieselben. Klassischer Idealismus und Romantik sind in Arndt die treibenden Kräfte. Ganze, von sittlichem Bewußtsein getragene Menschen fordert er, die mit Kinderaugen und Kinderherzen die großen Dinge ansehen, die mit warmem Gefühl, mit Liebe und „Phantasie", d. h. schwärmerischer Begeisterung, sich der Religion und dem Vaterlande, der „Idee" im weitesten Sinne, hingeben. Nach solchen sucht er. Im Fluge durchmustert er alte und neue Völker — Herder, Spittler und Heeren waren dabei offenbar seine Führer — und endet bei den Deutschen. Was er da sieht, ist ein Geschlecht, „arm, ohne Unschuld und ohne Geist, zu klug für die Erde, zu feig für den Himmel". In grimmigen Worten hält er allen, denen er die Schuld an dem Verfall beimißt, den Spiegel vor, in dem sie ihre Schmach erkennen sollen. — Während er sich so in fliegender Eile seine Sorgen vom Herzen schrieb, erreichte ihn die Kunde von der Niederlage bei Austerlitz. Noch einmal setzte er die Feder an, glühender und grimmiger noch rangen sich die Anklagen und Mahnungen aus seinem gequälten Herzen: der Zorn gegen den „Geist", der die Menschen entkräftet und entseelt, der Haß gegen Napoleon, den „Mann des Verhängnisses", aber auch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft; eine „neue Geburt" mußte werden, das war die Voraussetzung; das ganze Volk, vom einfachsten Manne bis zum Fürsten, mußte sich heiligen in edler, kräftiger Gesinnung und Vaterlandsliebe — dann würde die Rettung erscheinen.

Woher erhoffte aber Arndt den Führer? In Deutschland fand er ihn nicht: Österreich sah er am Boden; seine Meinung von Preußen hatte sich nicht geändert; Friedrich und seinen Staat verurteilte er wie früher, die preußische Politik der Nachfolger des großen Königs tadelte er aufs schärfste, die „preußische Luft" gefiel ihm nicht. Die Engländer hielt er für kalte Egoisten, die Russen für Halbbarbaren, die keiner großen Tat fähig seien. Bei seiner Völkerschau haftete sein Blick wohlgefällig auf den ritterlichen Spaniern und den edlen Italienern; aber in erster Linie setzte er seine Hoffnung auf die Nordgermanen, von dort her erwartete er die Befreiung.

Arndts frühere Schriften waren von der Kritik beifällig aufgenommen worden; der „Geist der Zeit" zuckte wie ein greller Blitz

durch die gewitterschwangere Atmosphäre, er schlug ein, zündend, Flammen der Begeisterung erweckend, wenn auch zunächst nur in einem verhältnismäßig kleinen Kreise. Für die Patrioten wurde er ein Evangelium, eine frohe Botschaft; bei den Franzosen und Franzosenfreunden dagegen rief er Wut hervor und wurde als eine „Schandschrift" geächtet.

Die Zeit ging ihren Gang weiter und mit ihr die deutsche Schmach. Österreich war besiegt, Preußen schloß zu Schönbrunn einen elenden Vertrag, der es Napoleon völlig überlieferte. Die Rheinbundstaaten waren dessen Knechte; der letzte Rest einstiger Herrlichkeit, der Name des Deutschen Kaisers, verschwand. Für Arndt wurden alle diese Ereignisse zu einem tiefen inneren Weh. Aber eigenartig ist es, daß ihn doch nie die Hoffnung verließ. Er hat selbst oft von seinem Hange zu „Phantastereien" gesprochen, ihn wohl gescholten; aber gerade er und die Festigkeit des Charakters sind doch die Momente, die es bewirkten, daß Arndt nicht verzagte, sondern sich in dem Glauben an bessere Zeiten aufrecht erhielt. Ein kurzer Besuch in Rügen vermochte sogar zeitweilig seine Sorgen zu verscheuchen; in fröhlicher Stimmung weilte er bei Charlotte von Kathen, der prächtigen, gemütvollen und klugen Freundin, die mit den Ihrigen ein vorbildliches Familienleben führte; ihr erschloß er in köstlichen Briefen die tiefsten Regungen seines Herzens.

Im April 1806 wurde er mit Erhöhung des Gehalts zum außerordentlichen Professor ernannt und konnte dafür dem Könige, der sich gerade in seinen pommerschen Landen aufhielt, um sie möglichst nach schwedischem Muster einzurichten, persönlich danken. Mit Gustavs IV. Absichten hing es zusammen, daß er den ihm durch sein Buch über die Leibeigenschaft vorteilhaft bekannten Professor beauftragte, in der Stralsunder Regierungskanzlei schwedische Reichstagsakten zu übersetzen und Urkunden zu bearbeiten. Hier ereignete es sich eines Abends in weinfroher Gesellschaft, daß ein schwedischer Offizier das deutsche Volk schmähte; Arndt, der noch eben die Schweden gepriesen hatte, brauste auf; ein hitziger Wortwechsel wurde die Veranlassung, daß sich die beiden Gegner drei Tage später mit der Pistole gegenübertraten: schwergetroffen sank Arndt nieder. Dank seiner körperlichen und seelischen Kraft blieb er dem Leben erhalten, aber es dauerte über zwei Monate, bis er völlig genesen war. Trotzdem fühlte er sich auf dem „Streckbett", zumal bei den vielen Beweisen der Teilnahme, die er erhielt, wohl, nur in seinen Träumen wurde er von „tyrannischen Ideen" geplagt.

Das Ereignis selbst aber und die Briefe Arndts aus dem

Jahre 1806 lassen uns einen Blick in sein politisches Denken tun, und wir gewahren da eine merkwürdige Unbestimmtheit, ja Unklarheit. Urteilte man einzig nach jenem Vorfall, so würde man Arndt leicht vorbehaltlos als einen Deutschen ansprechen. Berücksichtigt man aber seine Briefe, so gewahrt man mit Erstaunen, daß gerade damals noch ein starker schwedischer Partikularismus in ihm lebte. Nicht lange vor dem Duell hat er den lebhaften Wunsch geäußert, daß die Pommern treue Schweden bleiben möchten; er hat erklärt, er würde sein „Vaterland" ungern verlassen, wenn die Schweden die Herren blieben; er halte, wenn hier alles bei dem alten Zustande bleibe, Pommern und Mecklenburg „für des großen Vaterlandes glücklichste Länder". Zum guten Teil mag zu solcher Stimmung der Eindruck beigetragen haben, den er von dem Könige empfing; dieser bewies seinen besten Willen, Gutes zu stiften, hob gerade damals die Leibeigenschaft und die Patrimonialgerichte auf, war ein erklärter Gegner der Franzosen und, wie Bruder Friedrich schrieb, „offenbar in die Deutschen verliebt". So fanden sich damals in Arndt ein unzweifelhaft tiefes Gefühl der Zugehörigkeit zu Deutschland und eine politische Neigung zu Schweden zu einer im letzten Grunde doch sehr unnatürlichen Gemeinschaft zusammen.

Im September begab er sich, nachdem er endlich seine Arbeiten erledigt hatte, nach Trantow (bei Loitz an der Peene), wo sein Vater seit einem Jahre eine königliche Domäne bewirtschaftete. Und wieder ergriff ihn der Schmerz über Deutschlands Zerrissenheit. Der Krieg zwischen Preußen und Frankreich brach unerwartet aus. Arndts heißer Wunsch war, daß alle Deutschen, Fürsten und Volk, einig gegen Napoleon zusammenstehen und als Ziel ihres Ringens die Einheit Deutschlands schaffen möchten. Aber allein Preußen wagte den Kampf, und da das Volk nicht mit dem Herzen daran teilnahm, brach der Staat zusammen. Von dem Vordringen der Franzosen, die sich schnell der pommerschen Grenze näherten, war der Verfasser des „Geistes der Zeit" mehr als irgendeiner bedroht. Seine Zuflucht suchte er in Schweden; am 26. Dezember 1806, seinem Geburtstage, erreichte der Flüchtling Stockholm.

Bald fand sich hier eine Stellung für ihn. Er trat für ein beurlaubtes Mitglied in die Kommission ein, die der König mit der Bearbeitung der schwedischen Gesetze für Pommern beauftragt hatte, und der auch Arndts Freund Prof. Schildener angehörte. Gleichzeitig betätigte er sich in der Staatskanzlei als Übersetzer und Bearbeiter von politischen Flugschriften. Mit den Freunden und Bekannten seines ersten Aufenthalts, zu denen sich auch Frau

v. Helwig, der Leibarzt des Königs Frhr. v. Weigel u. a. gesellten, trat er wieder in regen, auf gegenseitige Zuneigung beruhenden Verkehr. Neben ernsten Gesprächen pflegte er eine fröhliche Geselligkeit. In leicht tändelnden, heiteren, zuweilen auch von patriotischen Klängen allgemeiner Färbung durchzogenen Liedern feierte Arndt damals die Natur, den Wein, die Freundschaft, das Vaterland. Aber je länger er hier weilte, um so mehr trübten Sorge und Leid seine Tage. Wie er vor vier Jahren die Mutter verloren hatte, ohne ihr die treuen Augen zudrücken zu können, so hatte er im Sommer 1808 den Tod des Vaters zu beklagen. Der Verlust der Gattin und die Not der Tage hatten die Kraft des starken Mannes vor der Zeit gebrochen. In tiefer Wehmut gedachte der Sohn in der Ferne dessen, dem er so viel zu verdanken hatte. Kummer, von dem noch zu reden sein wird, lastete nicht minder schwer auf ihm. In solchen Stunden suchte er Trost bei seinen Lieblingen, den Griechen, bei Hans Sachs, Martin Luther; vor allem aber wandte er sich inniger als bisher Gott zu und sprach seine religiösen Gefühle in tief empfundenen Gedichten aus.

Die Jahre in Schweden waren für Arndt Zeiten eifriger Arbeit, zunächst an sich selbst. „Selig", so schrieb er im September 1807 an die treue Freundin auf Rügen, „wer sich in dieser Zeit selbst rettet, er gewinnt Köstlicheres als Gold und Silber, was er verliert." Die wichtigsten Anregungen für die weitere Ausgestaltung seines Lebensideals zog er aus dem Studium der Werke des schwedischen Admirals Grafen Ehrensvärd (gest. 1800). Dieser hatte seiner warmen Begeisterung für antike Kunst in seiner „Reise nach Italien" und einer „Philosophie der schönen Künste" Ausdruck gegeben. Arndt übersetzte diese Werke und fügte ihnen eigene Gedanken als „Fragmente über Leben und Kunst" hinzu. In ihnen legte er seine philosophischen Betrachtungen über die Kunst und ihre Bedeutung im Leben der Menschen nieder. Mit historischem Sinn hob er die Eigenart der Kunst in den einzelnen Epochen und bei den verschiedenen Völkern hervor. Er bewunderte die Kunst der Alten, die sich naiv der reinen Lebensfreude hingegeben hatten. Scharf verurteilte er die sentimentalen Franzosen und ihren verderblichen Einfluß auf deutsche Kunst und deutsches Leben. Wie einst Herder und den jungen Goethe, wie die Romantiker erfüllte ihn warme Liebe für alte deutsche Kunst, die dem Deutschen und dem „Christen" — er meint doch wohl dem Protestanten — immer bedeutender sein müsse als die italienische. Den Meistersängern, Hans Sachs, Dürer, Luther und vielen Niederländern galt seine Zuneigung.

Aber ganz offenbar war ihm wichtiger als seine Kunstphilosophie das Ringen nach Gestaltung des Lebens. Die Kunst war ihm nicht das Höchste im Leben; herrlicher war ihm das Leben selbst und sein Tatengefühl. Auch hier eröffnete er den Kampf gegen die Alleinherrschaft des Verstandes. Ein stark idealistisch-romantischer Zug weht durch seine Erörterungen; so in der hohen Bewertung und Begeisterung. An die wundervollen Worte, mit denen Gneisenau die „Poesie" verherrlichte, erinnert Arndts Ausruf: „Wahn ist das größte aller menschlichen Worte; der Mensch ohne Wahn und Glauben macht und tut nie etwas Großes." — „Wir meinen alles durch die Kunst zu können", so lesen wir an anderer Stelle, „und haben keine Freude, keinen Mut, keine Begeisterung, wodurch unsere Väter noch täglich Jakobs Himmelsleiter auf- und absteigen." Und wenn wir hören: „Wer die ganze Welt im Aug' und Herzen trägt, dem kann man unmöglich zumuten, daß er sie aufgeben soll, um sich an dem Schattenspiel mit einem Teilchen derselben zu ergötzen", so vernehmen wir seine tiefste Überzeugung, wie er sie aus klarer Erfassung seines innersten Wesens gewonnen hatte. Arndt war kein Barbar der Kunst gegenüber. Er wußte ihre besänftigende, vor allem aber ihre ethische Wirkung zu würdigen. Von Schiller hatte er gelernt, daß sie für den einzelnen wie für die Menschheit die Führerin und Erzieherin zur Sittlichkeit sei. Aber er war doch nicht dazu organisiert, sich beschaulich ihrer hehren Schöpfungen zu freuen; in ihm verkörperte sich der sittliche Idealismus der Tat in der von edelster Begeisterung getragenen Form, wie er den geistigen Führern jener großen Zeit eigen war. Die Einheit der Gesinnung und der Tat hat er einmal als das Kennzeichen der Tugend des Mannes erklärt. So suchte er die Mächte zu erkennen, die außer der Begeisterung noch besonders das Leben des einzelnen und der Gesamtheit zu bestimmen vermögen. Er kämpfte gegen die Affin Mode und feierte die heilig zu haltende Sitte; denn nur sie „gibt Ruhe und Beständigkeit, nicht Kunst und Wissen". „Die Sitte ist dem Menschen wie alter Wein, alte Freunde, die alte Sonne, die täglich auf- und untergeht." Und seine pädagogische Überzeugung sprach er in diesem Zusammenhange mit den Worten aus: „Nichts haftet den Menschen besser als durch Sitte; Gewohnheit und Beispiel sind die großen Geheimnisse aller Erziehung, und was künftig herrlich wirken und wollen soll, dem zeige man ein herrliches Leben."

So erkennen wir aus diesen kosmopolitischen Betrachtungen, wie Arndt die letzten Steine zusammenfügte zum Bau seiner prachtvollen Persönlichkeit, deren Geschlossenheit wir so bewun-

dern. Klassischer Idealismus und gesunde, kräftige Romantik mußten mit Natur und Erfahrung ihm helfen, daß er in heißem Bemühen aus dem Kern seines Wesens heraus den tief sittlichen, begeisterungsfähigen, von Lebenskraft und Lebensfreude getragenen Menschen schaffen konnte, der mit heiligem Ernst mitzuarbeiten vermochte am sausenden Webstuhl der Zeit.

Und gerade als das Individuum so zu innerer Festigung gelangte und seine Stellung zur Menschheit nahm, da vollzog sich in der andern Seele, die in Arndts Brust wohnte, in der politischen, ein entscheidender Umschwung, der auch auf die kosmopolitische zurückwirken mußte: Arndt fand sein Vaterland, und aus dem schwedisch-partikularistischen Weltbürger mit nationalen Ahnungen wurde der politische Deutsche, dessen ganzes Sehnen dem deutschen Nationalstaat galt.

Wir sahen, wie Arndt 1806 alle seine Hoffnungen auf Schweden setzte. Nun befand er sich inmitten dieses Volkes. Aber was er da erschaute, war wenig geeignet, seinen Glauben zu stärken. An der Spitze stand ein Monarch, der, von guten Absichten beseelt, doch zu sehr in vorgefaßte Meinungen verrannt, zu starrsinnig war und zugleich der notwendigen gesunden Klugheit und Tatkraft entbehrte, um sie verwirklichen zu können — Schwächen, die Arndt sehr wohl erkannte. Die gebildeten Schichten, in mannigfache Parteien zerspalten, waren ihrem Könige abgeneigt; vor allem mißbilligten sie seinen Haß gegen die Franzosen und trugen in der Mehrheit eine diesen höchst freundliche Gesinnung zur Schau. Kein Wunder, daß sich Arndt sofort im schroffen Gegensatz zu ihnen befand; sein ursprünglicher Widerwille gegen die Welschen war längst zum Haß geworden. Es wurde ihm sogleich klar, daß von den Schweden die Rettung nicht zu erhoffen war. Wandte er nun seine Blicke nach Deutschland, so traten ihm auch hier Gleichgültigkeit, Feigheit, Kriecherei vor den Fremden entgegen; furchtbar erschütterte ihn das Bild der deutschen Zustände. Mit um so größerer Verwunderung erfüllte es ihn, daß Preußen mit Rußlands Hilfe den Kampf gegen Napoleon fortsetzte. Jetzt begann in ihm der Wunsch feste Form anzunehmen, daß sich alle Völker gegen Frankreich erheben möchten mit ihren Fürsten oder, wenn diese die Forderung der Zeit verkannten, gegen deren Willen. Vor allem aber erstarkte sein Glaube an die Größe und die dereinstige Rettung des deutschen Volkes, und je mehr es von dem „Satan" zertreten wurde, mit um so größerer Liebe umfaßte er es. In der ersten Hälfte des Jahres 1807 wurde Arndt ganz ein Deutscher und gelobte, sein deutsches Vaterland und seine heilige Sache nicht

zu verlaſſen, ſolange noch ein Tropfen Blut in ihm warm ſei. Jetzt gingen geiſtig-kosmopolitiſche und nationale Ideen eine enge Verbindung ein. „Wir wollen", ſo ſchrieb er damals, „durch die Bürgerſchaft zu höherer Menſchlichkeit. Darum müſſen wir unſer Volk und unſer Vaterland lieben." Je dunkler im Augenblick die Zukunft Deutſchlands lag, um ſo heller leuchtete, ihm ſelbſt unerklärlich, die Hoffnung in der Bruſt des ſtarken Mannes. So konnte auch der Friede zu Tilſit ihn nicht erſchüttern; er hatte ſich vorgenommen, „friſch und wacker zu bleiben bis ans Ende", und das hielt er. Fortan leitete ihn nur der eine Gedanke: Kampf gegen den einen Böſen, die Verkörperung des Schlechten. Zu dem Zwecke mußten alle Guten zuſammenwirken, und an erſter Stelle, das wurde ihm immer klarer, mußte Deutſchland ſtehen.

Darauf zielte ſeine ganze ſchriftſtelleriſche Tätigkeit im Jahre 1808. Der längſt erwartete Krieg zwiſchen Rußland und Schweden war wegen Finnland ausgebrochen. Der König hatte keine Vorbereitungen getroffen, das Volk zeigte ſich unluſtig, mutlos. Von Patrioten und Freunden des Königs wurde eine Zeitſchrift gegründet, der „Nordiſche Kontrolleur", an dem Arndt lebhaft mitarbeitete. Der nächſte Zweck war, das Volk für den Krieg zu gewinnen, Stimmung gegen die Ruſſen zu machen. Ihm dienten Arndts Aufſätze über Rußland. Den Charakter und die Entwickelung des Volkes wie die ſchwankende, treuloſe Politik Alexanders unterzog er einer herben Kritik. Aber die Warte, auf der er ſtand, war höher als die ſeiner ſchwediſchen Freunde. Ihm war es nicht um Schweden zu tun, ſondern um die Weltfreiheit; er tadelte Alexander, den Freund des Korſen, weil er ſeine Macht falſch einſetzte, ſie gegen Schweden wandte, anſtatt mit dieſem gegen Napoleon; er tadelte die Ruſſen, weil ſie in ihrem halbbarbariſchen Zuſtande nicht fähig waren, der guten Sache zu dienen, und wies die Notwendigkeit ihrer Emporbildung zu einem edleren Daſein nach.

Was ein patriotiſch begeiſtertes Volk zu leiſten imſtande war, das zeigte ihm der glorreiche Aufſtand der Spanier. Ihrem Beiſpiel, das ſprach er in den Aufſätzen über „Spanien und Portugal" aus, ſollten alle Völker folgen, voran die Deutſchen. An ſie beſonders wandte er ſich im Herbſt 1808 mit einem „Letzten Wort", das er dann mit den Aufſätzen, die er beim Beginn des preußiſchen Krieges, bei der Kunde von ſeiner Fortſetzung und nach dem Tilſiter Frieden niedergeſchrieben hatte, zuſammenfaßte zum „Geiſt der Zeit. Teil II".

Arndt ſuchte die tiefſten Gründe des Zuſammenbruchs zu er-

faſſen; er fand ſie in der Kleinheit und Erbärmlichkeit der Menſchen, ihrer ſüßlichen Empfindelei und Genußſucht und forderte opferfreudige Hingabe an das große Allgemeine, an das hohe Gefühl und die heilige Pflicht. Eine völlige Umwandlung erſchien ihm nötig; ſie aber könne nur erwachſen aus der ſittlichen Kraft des tiefſten Gemütes. Furchtbar, wie Keulenſchläge fielen ſeine Anklagen auf die feigen und erbärmlichen Fürſten und Adligen, die, anſtatt dem Volke Führer zum Edlen zu ſein, es Napoleon, dem „vollkommen Böſen", verrieten. Erbärmlich erſchien ihm auch Öſterreichs und Preußens Politik; aber des letzteren Haltung in den Jahren 1806 und 1807 hatte ihn belehrt, daß es nicht einfach aus der Reihe der deutſchen Staaten geſtrichen werden könne. So, folgerte er, müſſen die deutſchen Fürſten lernen, ſich dieſen beiden Mächten zu fügen; erſtehen muß wieder ein einheitliches Reich, und Öſterreich ſoll die Führung übernehmen. Dahin ſollen alle ſtreben; die Völker müſſen ſich erheben, wie die Spanier es getan haben; höher als die Fürſten muß ihnen das Vaterland ſtehen. Gewaltig lodernde Flammen heißen Haſſes und glühender Vaterlands- und Freiheitsliebe ſchlagen uns aus dem Aufruf entgegen, mit dem das Buch in hinreißendem Pathos ſchließt.

Arndt glaubte an ſeine Deutſchen, glaubte, daß ſie berufen ſeien, eine neue große, geiſtige Bewegung heraufzuführen; denn er meinte, in ihnen die Sehnſucht zu ſpüren nach einem beſſeren Staat und einer kräftigeren Menſchheit. Ganz rein hatte er allerdings die Idee der Nationalität noch nicht erfaßt; rationaliſtiſch-kosmopolitiſche Anſchauungen beſtimmten auch jetzt noch hin und wieder ſein Denken: ſo forderte er nicht nur die Mitwirkung Rußlands bei der Befreiung Deutſchlands, ſondern war auch geneigt, ihm eine Entſchädigung für „ſeine herkuliſchen Arbeiten" aus deutſchem Gebiet zuzugeſtehen. Aber viele Enttäuſchungen ſollte er noch erleben, ehe ſein Traum Wirklichkeit wurde. In Schweden geſchah zunächſt im Frühling 1809, was geſchehen mußte: Guſtav IV. wurde geſtürzt. Arndt hatte dieſen Ausgang vorausgeſehen, aber nun, da er ſich ereignete, ſchmerzte er ihn doch tief. Dem unglücklichen Fürſten bewahrte er ſtets ein warmes, menſchliches Mitgefühl. Mächtig pochten gleichzeitig die Nachrichten von den deutſchen Ereigniſſen an ſein Herz, zunächſt die erhebenden Botſchaften von dem Aufſtande der Tiroler und Öſterreicher, von Aſpern, von Schill, Dörnberg und Friedrich Wilhelm von Braunſchweig. Aber bald klang es wieder dumpf herüber von Schills Tode, von Öſterreichs Niederlage. Die Hoffnungsſonne, die eine kurze Weile glänzend geleuchtet, ſank ſchnell

wieder ins nächtliche Dunkel hinab. Wir mögen ermeſſen, wie es dem tapferen Manne in Schweden zu Sinne geweſen iſt, in ſolchen Tagen fern der Heimat zu ſein. Ihm brannte der Boden unter den Füßen, auch in anderer Hinſicht. Die Parteikämpfe in Schweden hatten noch nicht aufgehört, der Franzoſenhaſſer und Freund des geſtürzten Königs erſchien vielen, die nun ans Ruder gekommen waren, verdächtig. So machte er ſich in düſterer Stimmung mit der größten Vorſicht — ſein Paß lautete auf England — im Spätſommer 1809 auf in die Heimat. In den erſten Tagen des Oktobers landete er in Rügenwalde; dann ging's in beſchwerlicher und gefährlicher Reiſe zu Schiff nach Kolberg, zu Wagen nach Wollin, im leichten Segler nach Anklam. Zu Fuß langte er endlich in Trantow an. Rührend geſtaltete ſich das Wiederſehen mit ſeinem achtjährigen Sohn und ſeinen Geſchwiſtern; aber die teuren Eltern fehlten. Von dauerndem Aufenthalt konnte nicht die Rede ſein. Seit dem Januar 1807 hielten die Franzoſen mit kurzer Unterbrechung das Land beſetzt. In Greifswald führten ihre Anhänger unter den Profeſſoren das große Wort und überboten ſich in kriechender Schmeichelei gegen die Eroberer. In die erledigte Profeſſur der Geſchichte, für die Arndt 1807 an erſter Stelle von der Fakultät vorgeſchlagen worden war, hatte der franzöſiſche Marſchall Soult Roſegarten ernannt, der wiſſenſchaftlich durchaus Dilettant, aber ein glühender Verehrer Napoleons war und es fertig bekam, auf ihn die Worte Arrians über Alexander den Großen anzuwenden: „Dieſer, acht' ich, ſei nicht geworden ohne Gott. Von den Menſchen, die vor ihm waren, glich ihm keiner." Arndt aber war, da er — ſo hieß es in dem Dekret Soults — durch ſeine Abweſenheit auf ſeine Profeſſur zu verzichten ſcheine, in der Dozentenliſte geſtrichen. So mußte er ſich tagsüber verborgen halten, um nicht den Franzoſen oder ihren Spionen in die Hände zu fallen; nur abends und nachts wanderte er in der geliebten Natur. „Das waren Zeiten." Bald ſetzte er den Wanderſtab weiter. Es trieb ihn nach Berlin; in der großen Stadt konnte er ſich ſicherer fühlen, vor allem aber wollte er doch wohl erforſchen, ob hier, wo Stein gewirkt, von wo Schill ausgezogen, ſich nicht die Geiſter regten.

Tatſächlich war die preußiſche Reſidenz in der letzten Zeit der Sammelplatz vieler edler Patrioten geworden. Wie Arndt hatte auch manchen andern, manchen Kosmopoliten der Zuſammenbruch Preußens und das Elend der Fremdherrſchaft zu national-politiſcher Teilnahme geführt und ſo die Keime, die im klaſſiſchen Idealismus und in der Romantik lagen, zur Reife gebracht. Fichte, der 1804/05 weltbürgerlich die „Grundzüge

des gegenwärtigen Zeitalters" betrachtet hatte, wurde in den Jahren 1806/07 ein feuriger Patriot, der den Zweck des Menschengeschlechtes zuerst in seiner Nation verwirklicht sehen wollte, und erklärte, daß im Kriege des Bürgers Pflicht nicht nur wie im Frieden sei, wissenschaftliche Klarheit zu fördern oder der Wissenschaft herzliche Verehrung zu bezeigen, sondern tätigen Patriotismus, freie Aufopferung und Heldensinn an die Stelle des sonst allein erlaubten ordnungsmäßigen Gehorsams zu setzen. Und 1808 entflammte er in Berlin, während vor den Fenstern die Trommelwirbel der französischen Soldaten erklangen, seine Zuhörer zu heller nationaler Begeisterung durch jene klassischen „Reden an die deutsche Nation", in denen er die Selbständigkeit seines Volkes forderte als die Vorbedingung für die Verwirklichung seiner letzten ethisch-universalen Ziele. Glühender Patriotismus beseelte Schleiermacher, den gewaltigen Prediger und Erwecker tiefreligiöser Innerlichkeit, beseelte Stein, Gneisenau, Scharnhorst, die in harter Arbeit den alten preußischen Staat umschufen zu einem neuen, der gegründet war auf die innere und äußere Teilnahme aller Bürger. In wie vielen Punkten stimmten ihre Anschauungen mit denen Arndts überein! Zu ihnen gesellten sich in dieser Zeit viele andere tapfere, begeisterte Männer. Als Arndt seinen furchtbar dröhnenden zweiten „Posaunenruf" („Geist der Zeit. Teil II") in die Welt schallen ließ, da schrieb Heinrich v. Kleist mit seinem Herzblut die gesinnungsverwandte „Hermannsschlacht" und einen „Katechismus der Deutschen". Auch er nahm Anfang Februar 1810 seinen Aufenthalt in Berlin, und mit ihm wirkten Arnim, Brentano, Adam Müller, Reimer, Eichhorn, Graf Chasot, Clausewitz und viele andere. Jeder bedeutete — und das gibt der Zeit und der Bewegung einen so wundersamen Reiz — eine eigene starke Persönlichkeit, in jedem spiegelten sich die geistigen Strömungen eigenartig wider und gingen mannigfache, individuell verschiedene Verbindungen ein; aber sie alle durchdrang wie ein geheimnisvolles Fluidum die heiße Liebe zum deutschen Vaterlande und der Haß gegen seine Unterdrücker. Sie suchten die seichte Berliner Aufklärung zu überwinden, die sich den ihr verwandten französischen Ideen zuneigte, und kämpften gegen Napoleon im Zeichen nationaler Begeisterung und inniger Frömmigkeit. Um einzelne Führer scharten sich die Gleichgesinnten; allgemeine Versammlungspunkte der „guten Partei" wurden u. a. Zelters Liedertafel und die Charlottenburger „schießende und lesende Gesellschaft", deren Haupt der unermüdliche Stadtkommandant Graf Chasot war.

In diese Umgebung trat nun Arndt. Am Tage nach seiner

Ankunft, am 23. Dezember 1808, ſchaute er an der Seite Jahns, der 1802/03 in Greifswald ſein Schüler geweſen war, dem Einzuge des Königspaares zu. Gewaltigen Eindruck machte auf ihn der Anblick der ſchwergeprüften Königin und des gramverſchloſſenen Scharnhorſt. Der Verlagsbuchhändler Reimer, mit dem ihn ſeit ſeinen Studienjahren in Greifswald immer enger ſich ſchließende Freundſchaftsbande verknüpften, machte ihn mit den bei ihm verkehrenden trefflichen Männern bekannt, führte ihn in die Charlottenburger Geſellſchaft und in die Liedertafel ein. Was Arndt hier ſah und hörte, erfüllte ihn mit heller Freude, vor allem der neue Geiſt, der in die Regierung eingezogen war. Die Verwandtſchaft ſeiner Ideen mit denen Steins wurde ihm ſogleich klar, und ſo ſchrieb er zur Unterſtützung der Reformer, zur Verteidigung des Edikts vom 9. Oktober 1807 die kleine Schrift: „Der Bauernſtand, politiſch betrachtet," ſeine erſte Arbeit für Preußen. Indem er ſeine Forderung eines ſelbſtändigen freien Bauernſtandes aufſtellte, proklamierte er vom Boden des gegebenen Staatsweſens aus die Sittlichkeit der Staatsidee, die Notwendigkeit der freien Hingabe der ſittlichen Einzelperſönlichkeit an den Staat, zugleich aber auch ihr Recht zur Mitarbeit. Als Motto könnte über dem Buche ſtehen, was er etwas ſpäter in einem Briefe ſchrieb: „Wohin fahren wir mit unſerm Beſten, wenn wir die Erde und das Leben nicht faſſen, wenn wir in dem Mann den Bürger nicht fühlen können?" Welch eine Entwickelung ſeit ſeinen „Fragmenten über Menſchenbildung"! Kräftig realiſtiſch nahm nun Arndt auch ſeine Stellung zwiſchen den beiden „großen Weltſonnen", dem revolutionär-radikalen Fortſchritt und dem ebenſo radikalen Rückſchritt, wie ihn Adam Müller und ſeine romantiſchen Freunde mit ihrer Begeiſterung für mittelalterliche Feudalität und Hierarchie predigten. Sein Ideal war, „zwiſchen dieſen beiden Polen ſich verſtändig und würdig zu bewegen", als „Träger des Lichts und der Wärme von beiden". Es iſt der Standpunkt, den er fortan unbeirrt beibehalten hat.

Die Monate in Berlin waren für ihn „eine ſchöne Zeit". Endlich hatte er in der Regierung eines Staates und in einem großen Kreiſe trefflicher Männer ſeine eigenen Ideale lebendig geſehen. Einen Niederſchlag ſeiner Stimmung mögen wir in ſeinen patriotiſchen Gedichten erkennen. Vorzüglich ſeit 1805 treten uns ſolche entgegen, aber erſt jetzt nehmen ſie den Klang an, der uns aus den Liedern der Jahre 1813/15 ſo vertraut iſt. Die Sprache gewinnt an Metall, Knappheit und Anſchaulichkeit. An Stelle der griechiſchen Götter oder der farb- und geſtaltloſen Gottheit tritt der „alte liebe deutſche Gott". Waren bisher mehr

unbestimmte Freiheitsgefühle zum Ausdruck gekommen, so ruft er nun zum Kampfe gegen den „Satan" auf, zur Wahrung des Glaubens, zur Befreiung des Vaterlandes, zur Wiedergewinnung der deutschen Erde jenseits des Rheins.

Allerdings — von der großen Masse der Berliner hatte er noch immer die denkbar schlechteste Meinung: eine „angeborne Sündlichkeit, die sich im Schnattern und Plappern Luft macht", erschien ihm noch Ende 1811 das Kennzeichen der hauptstädtischen Bevölkerung. Auf sie konnte er noch keine Hoffnungen setzen.

Inzwischen hatten sich die Verhältnisse in der Heimat geändert. Infolge des im Januar zwischen Schweden und Napoleon geschlossenen Friedens war das Land von den Franzosen geräumt worden, und Arndt kehrte nun im April in sein Lehramt zurück. Er „bedurfte fürs erste der Stellung bürgerlicher Ehre und Unbescholtenheit" und fühlte die Notwendigkeit, sich wirtschaftlich zu sichern und für seinen Knaben zu sorgen. Das freundliche Entgegenkommen des Statthalters Grafen Essen überhob ihn dieser Sorgen. Trotzdem war er sich von Anfang an darüber klar, daß er hier nicht dauernd werde bleiben können. Die franzosenfreundliche, markloſe Haltung, die eine große Reihe von Professoren, darunter sein Schwiegervater Quistorp, viele Studenten und Bürger zur Schau trugen, ekelte ihn an. Die wenigen Getreuen konnten gegen jene nicht aufkommen. Die Festrede, die er am Geburtstage des schwedischen Königs halten wollte, eine wahrhaftige tapfere „Hoffnungsrede", blieb im Schreibtisch liegen, weil seine Gegner mit allen Kräften gegen ihn Stimmung machten. Zeitweilig trug er sich mit dem Gedanken, seine pädagogischen Pläne, die wir schon kennen, selbst zu verwirklichen. In einem Prospekt gab er den Wunsch kund, 8—10 begabte, bisher wenig unterrichtete Knaben im Alter von 8—10 Jahren zu schönen und guten [καλοὶ κἀγαθοί!], tapfern und rüstigen deutschen Männern zu bilden, „die besser seien als dies wankende Tagesgeschlecht". Jede Kraft und Tugend sollte entwickelt, und Leib und Seele sollten im schönen Gleichmaß ausgebildet werden. Aber schließlich ließ er den Gedanken fallen.

Das qualvolle Gefühl der Unbefriedigtheit erfüllte ihn jetzt fortdauernd; er krankte, wie er selbst gestand, tief an einem unerfüllten Dasein. Zwischen den verschiedensten Stimmungen wurde er hin und her geworfen. Bitterer Ingrimm packte ihn wie nur je, wenn er der Schlaffheit und Mattherzigkeit der Menschen, nicht zum wenigsten der Gelehrten, gedachte; in der Heimat wollte er gern bleiben, immer wieder ergriff ihn die Sehnsucht nach der „süßen Insel Rügen". Aber in andern Stunden bemäch-

tigte ſich ſeiner wieder ein unbeſtimmter Drang in die Ferne. Tiefe Niedergeſchlagenheit wechſelte mit Hoffnungsfreudigkeit, beſonders wenn gute Nachrichten, etwa aus Spanien, eingetroffen waren: im Kreiſe der Freunde wurde dann manche Geſundheit auf Wellington und die heldenhaften Spanier ausgebracht. Im ganzen war es doch ſo, daß er allmählich, beſonders im Jahre 1811, eine ſtarke Zuverſicht gewann, die ſeinen peſſimiſtiſchen Bruder Friedrich in Verwunderung verſetzte. Im Sinne der Lebensregeln, die er damals als Richtſchnur für ſich ſelbſt niederſchrieb, hielt er ſich feſt im Zaum und richtete ſeinen Blick unbeirrt auf ſein *eines* großes Ziel. Im demütig-ſtarken Gottvertrauen fand er Troſt und Stärke.

„Was ſtürmſt du, Herz, und biſt ſo wild,
Iſt nicht der alte Gott dein Schild?
Der alte Gott im Himmel hoch,
Der lebet und regieret noch."

So ſang er damals und glaubte, ja wünſchte faſt mit einem Anflug wilden Trotzes, daß die Zeit noch immer ſchlimmer würde, damit doch endlich an allen Enden die Völker losbrächen. Es wird ſeinem ſcharfen Blick nicht verborgen geblieben ſein, daß ein neues furchtbares Gewitter im Anzuge war. Da hielt es ihn nicht länger. Er erledigte in fieberhafter Tätigkeit alles, was noch zu tun war, er löſte alle Bande, die ihn feſſelten: im Herbſt nahm er ſeinen Abſchied und verließ Greifswald. Noch einmal beſuchte er die trauten Stätten der Jugend, gedachte in wehmütigen Gedichten der Eltern und nahm, ungewiß der Zukunft, auf dem Rugard tief bewegt Abſchied von der Heimat:

„Fahr wohl, Ruhe!
Wiege der Kindheit,
Liebliches Eiland, fahr wohl!
Und wiege in Freuden
Hinfort ein glücklich Geſchlecht!
Ich mag nicht bleiben;
Denn in die Weite
Lockt die Gefahr mich,
Süße Sirene;
Dräuend auch ſtellt ſich
Blinkender Rüſtung
Rieſengeſtalt mir:
Arbeit bei Menſchen
Heißt ſie, den Göttern
Klingt ſie Minerva.

Drum muß ich hinnen;
Wo sich die Länder
Hängen an Länder,
Wo sich die Kämpfe
Drängender mischen,
Da steht mein Leben:
Stille, fahr wohl!"

In Trantow harrte er der weiteren politischen Entwicklung und rüstete sich zur Reise. Von Petersburger Freunden scheint er günstige Nachrichten erhalten zu haben; jedenfalls reiste er Anfang Januar 1811 mit Empfehlungen von ihnen nach Berlin und ließ sich von dem russischen Gesandten Grafen Lieven einen Paß auf Rußland ausstellen; gleichzeitig erneuerte er die Beziehungen zu seinen Berliner Bekannten, besonders zu Reimer und Eichhorn, dem späteren Minister. Kaum war er wieder daheim, da kam auch schon die Kunde von dem Heranrücken der Franzosen. Unübertrefflich hat er selbst die letzten Stunden in dem von Feinden schon erfüllten Hause und seine Flucht geschildert. Es galt einen schweren, gewaltsamen Abschied von den Seinen, von seinem Knaben; während die verhaßten Welschen von Branntwein trunken schliefen, schritt der tapfere Mann festen Schrittes der unsichern Zukunft, dem fremden Lande — aber der aufgehenden Sonne entgegen!

Am 12. Februar traf er in Berlin ein. Die Bevölkerung war in großer Aufregung. Wir hörten schon, daß Arndt nur geringe Hoffnung auf sie setzte; die Unsicherheit, die in diesen Tagen in der öffentlichen Meinung sich zeigte, war nicht geeignet, ihn günstiger zu stimmen. Daß der Kreis der Patrioten sich erweitert, hatte er wohl schon im Januar bemerkt; jetzt schloß er sich den alten Freunden wieder eng an und gewann neue. Hoch gingen bei ihnen die Wogen der Begeisterung; aber schmerzliche Enttäuschung ergriff viele, als Friedrich Wilhelm III. am 4. März notgedrungen das Bündnis mit Napoleon gegen Rußland ratifizierte. Nun begab sich Arndt mit dem wackeren Grafen Chasot, der wie eine Reihe anderer seinen Abschied genommen hatte, nach Breslau. Auch hier fand er trefflich gesinnte Menschen, so den ihm wohl schon von Jena her bekannten Naturphilosophen Professor Steffens, den Theologen Gaß, den alten Blücher, Oberst Boyen, vor allem aber Scharnhorst, der einen gewaltigen Eindruck auf ihn machte, seine hochgemute Tochter Julia und ihren Gatten, den Grafen Friedrich Dohna, „herrliche Menschen", mit denen er Stunden reinster Erhebung verlebte. Oftmals schweifte er mit

wovor ſchon Klopſtock gewarnt hatte, allzu gerecht zu ſein. Erſt auf der höchſten Höhe des Schönen und Edlen im Leben und in Kunſt und Wiſſenſchaft, wie jedes Volk ſie eigentümlich ausbilden möge, ſollte der Haß aufhören, die „große Gemeinſchaft der Völker, die allgemeine Menſchheit" beginnen. Trotz mancher unpolitiſchen Züge und der kosmopolitiſchen Verbrämung tritt doch in dieſer Schrift klar die Anſchauung vom Kampfe als dem Weſen des Nationalſtaates hervor, allerdings orientiert zunächſt nur an dem Verhältnis zu Frankreich.

So richtig die Grundgedanken waren, die Arndt ausſprach, ſo ging er doch in den einzelnen Ausführungen unzweifelhaft zu weit, wurde einſeitig und ungerecht. Aber man muß das zu verſtehen ſuchen. Der leidenſchaftliche Schwung dieſer großen Zeit mußte ſein an ſich glühendes Temperament zu ſolchen Übertreibungen verleiten, und ſicherlich glaubte er auch mit nicht unrichtigem Inſtinkt, gerade durch ſie auf die Maſſen wirken zu können. Das aber erſchien ihm durchaus nötig: noch herrſchte in weiten Kreiſen, beſonders außerhalb Preußens, eine franzoſenfreundliche Geſinnung. Die Regierungen befolgten ein „Syſtem der Mäßigung", das ſtark nach Beſorgnis vor Napoleon ſchmeckte, und ſelbſt die preußiſche hatte der Zenſurbehörde die Parole „Nichts gegen die franzöſiſche Nation und Regierung" gegeben. Arndt ſtand auch mit ſeiner Anſicht unter den Patrioten nicht allein da: Eichhorn z. B. billigte ſeine Anſichten, und ſein Freund Rühs ſchrieb 1815: „Deutſchland kann ſich gegen die ihm von Frankreich drohenden Gefahren nur durch einen inneren, tiefgehenden Haß ſichern." Das war gerade das Große, das Arndt und andere jetzt, da ſie an der Beſiegung der franzöſiſchen Heere keine Zweifel mehr trugen, daran gingen, den Feind auch im eigenen Volke zu beſiegen: franzöſiſche Denkungsart und die Nachäffung der Welſchen in Sprache und Sitte auszurotten, das echte, edle Deutſchtum zu ſtärken — das verkündeten ſie als heilige Pflicht eines jeden. Dieſem Kampfe ſind viele der folgenden Schriften Arndts gewidmet, und nur unter dieſem Geſichtspunkt wird man ſie gerecht beurteilen. Was uns darin zu ſcharf, ja chauviniſtiſch, was uns vielleicht geſucht deutſchtümelnd erſcheint, das ſteigt doch immer hervor aus dem heißen Wunſche, die nationale Eigenart des neuerſtehenden deutſchen Volkes aus ſeinem innerſten Weſen mitſchaffen und feſtigen zu helfen, und mit einzelnen Mängeln, ſo auch der Unausführbarkeit mancher Vorſchläge, verſöhnt uns doch immer wieder die liebenswürdige, ehrliche Art und die gewaltige Begeiſterung des tapferen Mannes.

In demſelben nationalen Sinne hat er in dieſer Zeit den Entwurf für eine rechte Fürſtenerziehung und „Grundlinien einer teutſchen Kriegsordnung“ herausgegeben (1813); er hat in den nächſten beiden Jahren das franzöſiſche Unweſen wiederholt gebrandmarkt, hat, Gedanken aus ſeinen „Fragmenten über Leben und Kunſt“ aufnehmend, die heilige Macht der Sitte im Gegenſatz zur Mode verteidigt, hat die Feier allgemeiner deutſcher Gedenktage, ſo der Leipziger Schlacht, als nationaler Feſte angeregt. Überall, im Höchſten wie im Geringfügigſten, leuchtet ihm als Ziel die Belebung deutſchen Sinnes, die Erweckung deutſchen Einheitsgefühls vor. So ging auch von ihm der Vorſchlag aus, der in manchen Gegenden, beſonders am Mittelrhein und am Main, lebhaften Anklang fand, deutſche Geſellſchaften zu ſtiften, die ſich planmäßig dieſer Aufgabe unterziehen ſollten.

Gemeingefühl, politiſche Denkart, Bürgerſinn hatte Stein erwecken wollen. Arndts „Bauernſtand“ hat uns bewieſen, daß der Verfaſſer ſich mit den Ideen des großen Reformers ſchon damals in Übereinſtimmung befand. Die Beteiligung des Volkes am Staate betrachtete Stein gleichzeitig als die höchſte Pflicht wie das edelſte Recht des Bürgers und hatte ſie einführen wollen. Daß ſie fehlte, eben das hatte Arndt zum heftigen Gegner des friderizianiſchen Staates gemacht. In Frankfurt, wohin er am 5. Januar reiſte nachdem der Kongreß zum Glück ergebnislos verlaufen war und die Truppen ihren Einzug in Frankreich begonnen hatten, legte er in einer beſonderen Flugſchrift die Notwendigkeit ſtändiſcher Verfaſſungen ſowohl für die Einzelſtaaten wie für das zu einigende Reich dar. Was Arndt erſtrebte, war eine Syntheſe von Neuem und Altem mit ſtarker Betonung des Überkommenen, der deutſchen Verhältniſſe, ſoweit ſie noch lebensfähig erſchienen. Der rationaliſtiſchen Idee einer abſolut beſten Verfaſſung ſtellte er ſeinen hiſtoriſch-politiſchen Realismus entgegen, der ſich mit der relativ beſten begnügte.

So forderte er denn für Deutſchland eine ſtarke monarchiſche Ordnung; neben dem Herrſcher einen Reichstag; Reichsgeſetze, welche die alten deutſchen Rechte und die hiſtoriſch erwachſenen Eigentümlichkeiten und Bedürfniſſe berückſichtigten; ein Reichsgericht, unbeſchränkte Preßfreiheit, einheitliches Münz-, Maß- und Gewichtsſyſtem und handelspolitiſche Einigung. Das Bild des Ganzen ſollte ſich in den Einzelſtaaten widerſpiegeln, vorzüglich in einer „freien und menſchlichen Verfaſſung“. Er wollte ſie begründet wiſſen auf die beſtehenden ſtändiſchen Elemente, auf den Adel, deſſen Reform, nicht deſſen Abſchaffung er wünſchte, den Bürger- und den Bauernſtand. „Geſetzen gehorchen und

Bildung, aber fast ohne ihre Schwächen, beide ganz hingegeben einer großen Idee, der sie bereit waren alles zu opfern, beide der unerschütterlichen Zuversicht, daß das Gute, das Edle doch endlich siegen werde. Mochten auch hin und wieder Schatten über dies Verhältnis hinhuschen, auf die Dauer konnten sie es nicht trüben.

Napoleons Verhängnis erfüllte sich. Von Steins Heldengeist gehalten, blieb Kaiser Alexander standhaft; das französische Heer mußte den furchtbaren Rückzug antreten. Als Arndt und Stein am 5. Januar nebeneinander, „in nordisches Pelzwerk vermummt", im Schlitten aus Petersburg abfuhren und nun der deutschen Grenze zueilten, da entrollten sich Bilder furchtbaren Elends vor ihren Augen. Am folgenden Abend trafen sie schon in Pleskow ein und fanden hier den edlen Chasot schwer am Nervenfieber erkrankt. Tief erschüttert weilten sie an seinem Sterbelager. Im Liede hat Arndt ihm ein würdiges Denkmal gesetzt. Während dieser traurigen Stunde wurde seine Habe geplündert; so ärgerlich der Verlust war, was kümmerte es ihn; er hatte größere Sorgen. Im Fluge ging es nun über die Schneefelder, an Leichen- und Trümmerhaufen vorüber. Ein grausiger Anblick bot sich ihnen in Wilna. Am 19. Januar betraten sie wieder deutschen Boden, am 22. Januar abends trafen sie in Königsberg ein.

Nun begann die hohe Zeit in Arndts Leben, die Zeit gewaltigster Arbeit und kühnster Erntehoffnung. Jetzt oder nie mußte die große Stunde der Abrechnung schlagen, auf die er so lange Jahre gewartet, jetzt mußte sich sein deutsches Volk aufraffen. Wie geheimnisvoll seliges Klingen und Rauschen zog es durch seine ahnungsvolle Seele, als er die trotzige Entschlossenheit, die helle Begeisterung in Ostpreußen gewahrte, die sich nach Yorcks kühner Tat allenthalben offenbarten. Hoch und niedrig, arm und reich waren hier einig in Haß und Liebe. Königsberg war der Mittelpunkt der Bewegung, an deren Spitze nun Männer wie Schön, Yorck, Auerswald, die Grafen Dohna, Kanzler v. Schrötter, der alte Kriegsrat Scheffner, der Freund der unvergeßlichen Königin Luise, die Gebrüder Nicolovius, der Arzt Wilhelm Motherby u. a. standen. Mit ihnen allen knüpfte auch Arndt lebhafte Beziehungen an, besonders mit seinem alten Freunde Motherby — 1798 hatte er Ungarn mit ihm durchstreift —, in dessen Haus sich die zornesmutigen Patrioten häufig zusammenfanden. Stein erschien in diesem Kreise als Bevollmächtigter des

Zaren und setzte mit seiner Entschlossenheit den Zusammentritt der Stände auf den 5. Februar durch, welche die nächste wichtigste Aufgabe lösen sollten, die Ostpreußen unter Waffen zu stellen. Sogleich trat Arndt mit auf den Plan. „An die Preußen" richtete er einen glühenden Aufruf, und in einem schlichten, aber von tiefem deutschen Sinn getragenen Büchlein lehrte er, was Landwehr und Landsturm, die Formen der Volksbewaffnung, bedeuteten. Durch die Worte der Prosa hindurch glaubt man die gewaltigen Klänge des jetzt überall ertönenden Vaterlandsliedes zu vernehmen:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Mut,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde."

Tiefste Erfassung und Wiederbelebung deutschen Wesens in all seinen Äußerungen, lautester Gottesglaube, reinste Sittlichkeit sollten die Fundamente der allgemeinen Volkserhebung werden — dafür wirkte fortan Arndt unausgesetzt in Flugschriften und Liedern; sie zu predigen, sie zu feiern ward er nicht müde. Deutschland war sein Schlachtruf wie der Steins und so vieler anderer Patrioten; alle partikularistischen Gedanken sollten abfallen, wenn man an das Vaterland, die Kulturnation, dachte: „Das ganze Deutschland soll es sein", klang es nun aus tausend und abertausend Kehlen:

„So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!" —

Das Volk stand auf, der Sturm brach los. Der preußische König stellte sich an die Spitze der Bewegung, schloß endlich mit Alexander ein Bündnis. Freiwillige Jäger strömten zusammen, ein jeder suchte den andern an Opferwilligkeit zu überbieten, ganz Preußen ward ein großer Waffenplatz. Solcher Anblick mußte Arndts Mißtrauen gegen das Volk schwinden lassen. Am liebsten wäre er selbst „als Feldpriester, Apostel des neuen Evangeliums und als Soldat" mit dem herrlichen Gneisenau ins Feld gezogen. Aber mit scharfem Blick erkannte er auch, daß doch noch viele getäuschte Hoffnungen zu beweinen sein würden, und zwar

infolge der Haltung der Fürsten. So fuhr er denn fort, mit flammenden Worten den Haß des Volkes zu schüren, den russischen Feldzug als ein Zeichen Gottes zu deuten, den Fürsten und dem Volke den Weg zu weisen.

Und inmitten dieser großen Ereignisse, dieser Begeisterung für das Vaterland verlangte wie bei anderen auch bei Arndt das Individuell-Menschliche sein Recht. Das unter dem Überschwang der Gefühle erzitternde und weit sich öffnende Herz fand sein Genüge doch nicht allein in der Hingabe an die große allgemein menschliche und nationale Sache; aus der unergründlichen Tiefe der Brust stieg plötzlich das Begehren nach individuellem Glück übermächtig empor. Hier unter den schmetternden Tönen der Kriegsfanfaren ergriff ihn blitzartig eine tiefe Neigung zu Johanna Motherby, der heißblütigen Gattin seines Freundes. Nur kurze Zeit verlebten sie beide zusammen in Königsberg, aber lodernd schlugen die Flammen der Leidenschaft empor. Nichts ist zwischen ihnen vorgefallen, was auf Arndts Charakter ein dunkles Licht fallen ließe. Aber nach Arndts Abreise entspann sich nun ein Briefwechsel, dessen Art uns, wenigstens hinsichtlich Arndts, zunächst in Erstaunen setzt. Die schwüle Treibhausluft, die betäubenden Düfte, die diesen Briefen entströmen, der überreizte Ausdruck sinnlich betonter Gefühle, die exaltierten, tändelnden Kosenamen führen uns in eine Welt romantischer Gefühlsschwelgerei, die uns bei dem trutzigen Patrioten fremd anmutet. Und doch ist sie in seinem Wesen begründet. Der eigenartige Vorgang erklärt sich einmal aus der gewaltigen Spannung, in der sich Arndts ganzes Gefühlsleben befand, sodann aber aus der — wie wir schon sahen — auch in ihm nicht geringen Anlage zu romantischer Schwärmerei. Sie tritt hier einmal übermäßig stark hervor, aber sie ist überhaupt ein fundamentales Stück seiner Eigenart: ohne sie hätte er nie der einflußreiche, gemütvolle Dichter und Publizist, der begeisterte Prophet und der Deuter der feinsten Regungen der Volksseele werden können. Das allerdings unterschied ihn von vielen Romantikern, daß die Festigkeit seines Charakters und die fast instinktive Sicherheit des Urteils immer dem Gefühl und der Schwärmerei Zügel anlegte. So auch in diesem Falle: die unklare Leidenschaft wich allmählich einer warmen Freundschaft.

Ende März folgte Arndt dem Rufe Steins, der sich nicht lange in Königsberg aufgehalten hatte und nun an die Spitze der Zentralverwaltung für die deutschen Angelegenheiten getreten war, welche die Kräfte der besetzten Staaten, zuerst Sachsens, organisieren sollte. In Kalisch trafen sie zusammen, und als Be-

amter jener Behörde reiste Arndt mit Stein über Breslau und Liegnitz nach Dresden. Im Hause Körners fand er liebevolle Aufnahme. Der Freund Schillers und Goethes bewies sich jetzt als warmherziger und eifriger Patriot, als die Seele der vaterländischen Bewegung in Dresden. Auch seinen tapferen Sohn Theodor, ferner Niebuhr und Hans v. Gagern lernte Arndt hier zu seiner Freude kennen, dagegen vermochte er sich Goethes, so hoch er ihn sonst schätzte, wegen seiner Kälte gegen die nationale Erhebung und seiner Bewunderung für den großen Napoleon nicht zu erfreuen. Er entwickelte in diesen Wochen eine fieberhafte Tätigkeit; im Auftrage Steins hatte er die verschiedensten Korrespondenzen zu führen, oft recht lästige Besuche zu empfangen, einmal auch eine Reise ins Hauptquartier nach Altenburg zu unternehmen. Dabei vernachlässigte er seine eigene schriftstellerische Arbeit keineswegs: nur fühlte er sich zu zerrissen, um größere, zusammenhängende Pläne ausführen zu können. Eine gewisse Nervosität befiel ihn, da nicht alles sich so schnell entwickelte, wie er gewünscht hätte: auf einen Schlag hätten Fürsten und Völker sich erheben müssen; so aber konnte er wohl mit der vortrefflichen Stimmung des Volkes zufrieden sein, nicht jedoch mit der Haltung mancher Herrscher und ihrer Kabinette. In Worten wie: „Unsere Fürsten und Herren bekehren sich nicht wieder zur Treue — der Teufel hole sie!“ machte er dann wohl seinem Groll Luft, und selbst Stein schien ihm an solchen Tagen nicht genug zu leisten. Die Hoffnung aber ließ er nicht sinken, und kam ein Ehrentag wie der bei Groß-Görschen (2. Mai), dann jubelte er seine Freude im Liede heraus.

So tapfer aber auch in dieser Schlacht gefochten war, noch hatte Napoleon die Oberhand, und die Verbündeten mußten über die Elbe zurückweichen. Arndt begab sich Anfang Mai auf Befehl Steins über Berlin nach Pommern und Rügen, um nach den Schweden Ausschau zu halten und die Stimmung im Lande zu erforschen. Zugleich begrüßte er seine Verwandten und Freunde und konnte in inniger Vaterfreude seinen blondlockigen Sohn in die Arme schließen. Ende Mai kehrte er nach Berlin zurück. Welch ganz andern Eindruck machte die Bevölkerung jetzt auf ihn als 1810, ja noch 1812! Solche Begeisterung und Opferfreudigkeit für die große Sache, solches Gefaßtsein aller auf das Höchste und Letzte hatte er damals für unmöglich gehalten. Nur die Regierung und der Patriotenkreis hatten ihm gefallen. Die Erhebung in Ostpreußen hatte ihn schon in Erstaunen gesetzt; nach der Schlacht vom 2. Mai feierte er die Preußen als „Teutschlands Retter“:

„Tapfre Preußen! Tapfre Preußen,
Heldenmänner, ſeid gegrüßt!
Beſte Teutſche ſollt ihr heißen,
Wann der neue Bund ſich ſchließt,
Wann die alte Liebe wieder
Brüder feſt zu Brüdern fügt
Und der Zwietracht grauſe Hyder
In dem Strauß erwürget liegt."

So machte er wieder einen Schritt vorwärts auf dem Wege, der ihn ſchließlich zu Preußen als ſeiner neuen Heimat führen ſollte. — Reichliche Arbeit füllte auch hier ſeine Tage aus. Nicht eitel Sonnenſchein lagerte auf ihnen. Wie ein Donnerſchlag traf alle die Kunde von dem Waffenſtillſtande: „Der Gedanke, es könne Friede werden, iſt eine Hölle für jede teutſche Bruſt", ſchrieb er damals. Ingrimmig und traurig ſtimmte ihn der Überfall auf das Lützowſche Korps, die Mißhandlung Hamburgs. Wie tief ihn der Tod Scharnhorſts erſchütterte, beweiſen die herrlichen Gedichte, in denen er ihn als den Waffenſchmied der deutſchen Freiheit und als Ehrenboten feierte. Aber keinen Ton der Verzagtheit vernehmen wir, mit deutſchem Troſt vermag er deshalb die andern zu ſtärken. Unſterblich ſind die Lieder, die in dieſem und den folgenden Jahren Arndts ſangesfrohem Munde entſtrömten. In der Form nicht immer vollendet, ſind ſie doch im Ton und im Inhalt der echte Widerhall dieſer großen Zeit. Trommelwirbel und Hörnerſchall, Schwertgeklirr und der wuchtige Schritt des Landſturms, Kirchenlied mit Orgelgebraus und Glockenklang tönen in dieſen Liedern zu einer unvergleichlichen Melodie zuſammen und geben ihnen eine Kraft, wie ſie kein anderer Dichter dieſer Zeit erreicht hat.

Stein weilte indeſſen in Reichenbach, wo Preußen und Rußland mit den engliſchen und den öſterreichiſchen Diplomaten verhandelten. Anfang Juli kam auch Arndt hier an. Erfreulich war ihm der Anblick dieſes Kongreſſes nicht. England ſuchte ſeine egoiſtiſchen Intereſſen zu vertreten, vor allem aber ſtand Öſterreichs zuwartende, hinterhältige, von Metternich geleitete Politik in unerfreulichem Gegenſatz zu der hellen Begeiſterung des preußiſchen Volkes. Die Patrioten, die er hier ſah, beſeelte eine ähnliche Ungeduld wie ihn. Denkwürdig iſt es, daß ſich die drei bedeutendſten Vaterlandsſänger, Arndt, Körner und Schenkendorf, hier zuſammenfanden und Hoffnungen und Befürchtungen miteinander austauſchten. In einem Nachtwächterhäuschen an der Mauer hatte Arndt zunächſt ein beſcheidenes Quartier bezogen, dann

nahm ihn Steins Freund, der weitgereiste Graf Geßler, ein geistreicher, charaktervoller, warmherziger Mann, zu sich auf sein Gut. In dieser Zeit schickte Arndt drei Schriften ins Land. Zunächst zwei frühere Bücher, die er umgearbeitet hatte: den „Geist der Zeit. Teil II" und den „Katechismus", der nun den Titel „Katechismus für den teutschen Kriegs- und Wehrmann" erhielt. Beiden Umarbeitungen liegen dieselben Motive zugrunde: um Anstoß möglichst zu vermeiden, wurden die allzu heftigen Worte gemildert oder beseitigt, so besonders die leidenschaftlichen Anklagen gegen Preußen sowie gegen die Fürsten und die aus ihrer unvaterländischen Haltung gezogenen Konsequenzen, kurz der „revolutionäre" Charakter der Schriften. Ferner gab er eine Geschichte des russischen Feldzuges heraus sowie eine Erweiterung derselben zusammen mit zwei bereits in Königsberg entworfenen Aufsätzen als „Geist der Zeit. III. Teil". Hierin behandelte Arndt mit leidenschaftlichem Pathos die nächsten und die späteren Aufgaben des deutschen Volkes, die Befreiung von dem feindlichen Joch und die notwendige Herstellung der Einheit, für die er jetzt zuerst gangbare Wege wies. Zwar finden wir auch hier noch die aus der Ansicht von der Gemeinsamkeit der Interessen der europäischen Völker gegen Napoleon als die Verkörperung des Bösen geborene rationalistisch-kosmopolitische Idee einer gemeinschaftlichen Regelung der deutschen Angelegenheiten durch England, Rußland, Österreich und Preußen, also eine Verkennung der erforderlichen Autonomie des Staates; aber es ist doch auch ein stark realistisch-historischer Zug in dem Buche bemerkbar. Arndt bekennt sich hinsichtlich der zukünftigen Verfassung und der Ordnung des Reiches als einen Feind „allgemeiner papierner und metaphysischer Gesetze"; er will vielmehr an das historisch und natürlich Gegebene, an das Besondere und Eigentümliche in jeder Landschaft anknüpfen. Es spricht hier dieselbe Gesinnung, die ihn das willkürliche, an Theorien orientierte Machen der französischen Revolutionäre hatte verurteilen lassen. Ihm ist alles lieb und teuer, was seine deutschen Menschen glücklich, frei und mächtig machen kann.

Arndt hat sich in diesen Reichenbacher Monaten trotz mancher augenblicklichen Verstimmung glücklich gefühlt. Dazu mögen die nach dem Ablauf des ergebnislosen Prager Kongresses (10. August) schnell einsetzenden Erfolge der Verbündeten und der anregende Verkehr mit Geßler beigetragen haben. Eine wundersame innere Klarheit beherrschte den sonst so Ruhelosen. In einem poetischen Rückblick ließ er sein bisheriges Leben an sich vorüberziehen, und so fest stand er, und so hell war's um ihn

und in ihm, daß er in allem, was ihm geſchehen, das Walten Gottes und eine wohltätige Notwendigkeit zu verehren vermochte und ſich kein anderes Los wünſchte denn ſeines. In ſolcher Stimmung malte er der dereinſtigen Geliebten den Lebenstraum der Zukunft. In anmutigen, romantiſchen Verſen ſtellte er ihr zur Wahl, an welcher der beiden Stätten, die ihm vor allen teuer, ſie weilen wolle, auf der lieblichen grünen Heimatsinſel oder am Rhein, am heiligen Strom der Germanen.

Aber noch war's zu früh, ſo zu träumen:

„O der zu glückliche Traum! Schon hör' ich trommeln und blaſen:
Das klingt Reiſe und Krieg, ſelige Stille, fahr wohl!"

Noch ſeufzten beide Stätten unter dem Joch der Knechtſchaft. Arndts Pflicht war es, zu ihrer Befreiung mitzuhelfen. Wie „himmliſche Zimbeln" klang ihm die Kunde von der Leipziger Schlacht. „Mein Herz ſchwimmt in Wonne, wir haben in dieſen Tagen einen Sieg gewonnen, der das Vaterland befreien wird. Wir ſind frei, unſere Kinder ſind frei," ſo ſchrieb er jubelnd am 22. Oktober, und ſogleich trieb ihn ſein volles Herz, Freude, Hoffnungen und Wünſche auszuſtrömen in Liedern und Flugſchriften. Seit dem 7. November weilte er auf Steins Ruf in Leipzig, und ſein erſtes war, denen zu danken, die das Größte in dieſem Jahr geleiſtet hatten, den Preußen. In glühenden Worten, die aus vollem Herzen hervorſtrömten, ſchilderte er den Geiſt der Reform in Preußen und die durch ſie erzeugte Geſinnung, wie ſie ſich in Volk und Heer ſo herrlich offenbart habe. Nirgends iſt der Geiſt der Befreiungskriege ſchöner dargeſtellt als in dieſer ſchlichten Schrift. Aber prophetiſch mahnte Arndt auch, wie ſchon in der Beilage zum „Bauernſtand", nun dieſen Geiſt weiterwirken zu laſſen und nicht etwa gewaltſam zurückzulenken in die Vergangenheit.

Seine Hoffnungen gingen auf ein freies, einiges Deutſchland unter einem Kaiſer aus dem Hauſe Öſterreich. Ihre Erfüllung aber ſah er bedroht durch die ſchlechte Geſinnung vieler Regierungen, beſonders der öſterreichiſchen ſelbſt. In Frankfurt a. M. fanden damals Beratungen über den Frieden ſtatt; Metternich ging ſo weit, Frankreich die „natürlichen" Grenzen anzubieten. Arndt ergrimmte, als er ſo die Erfolge des großen Kampfes in Frage geſtellt ſah.

„Drum blaſet, ihr Trompeten! Huſaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarſchall, wie Winde im Saus!

Dem Siege entgegen, zum Rhein, übern Rhein!
Du tapferer Degen, in Frankreich hinein!"

so rief er dem „Marschall Vorwärts" zu, und in Prosa warf er sein wuchtiges Programm „Der Rhein Teutschlands Strom, aber nicht Teutschlands Grenze" ins Heer und ins Volk. Seine Begeisterung für den teutschen Rhein rührte, wie wir wissen, von seiner Reise im Jahre 1799 her, aus derselben Zeit etwa auch der Gedanke, daß das ganze Gebiet dieses Stromes deutsch sein müsse. Oft genug hatte er ihn angedeutet, jetzt vertrat er ihn mit voller Schärfe als eine Forderung der Natur, der Geschichte und der nationalen Ehre. Es galt, Deutschland wiederzugeben, was ihm gebührte, es galt auch, seine Zukunft sicherzustellen. Deshalb wollte er, daß Österreich und Preußen als Hüter der Mark am Rhein festen Fuß faßten, und sprach damit die Forderung aus, die dann Stein und Hardenberg im Frühjahr 1814 in Paris vertraten.

Betonte er in dieser Schrift schon stark den nationalen Gegensatz zwischen Deutschland und Frankreich, so suchte er den Deutschen in einer anderen Schrift den französischen Charakter durch einen Vergleich mit dem englischen klarzumachen. Der heldenhafte Widerstand, den die Briten geleistet hatten, war nicht ohne tiefe Einwirkung auf ihn, der im „Geist der Zeit. Teil I" ein recht ungünstiges Urteil über sie gefällt hatte, geblieben. Er fühlte in ihrer freiheitlichen, steten Entwicklung und dem in jedem Einzelnen wohnenden Bürgersinn etwas seinem Ideal Verwandtes, während das Sprunghafte, Leichte und Flatterhafte im Charakter und in der Staatsentwicklung der Franzosen ihn abstießen. „Der Franzose", so sagt er, „will Höfling, der Engländer Bürger, der Deutsche Mensch sein. Der mittelste von den dreien geht am sichersten." So suchte er sein Volk für die Nachahmung des stammverwandten angelsächsischen Volkes zu gewinnen und ihm den Haß gegen die Welschen einzuimpfen. Diesen insbesondere predigte er auch in der leidenschaftlichen Schrift, in der er, wie im Katechismus von 1812, den Kampf gegen das französische Böse, den „Volkshaß" der Deutschen gegen das Volk, das seit Jahrhunderten die deutsche Freiheit zu untergraben versucht hatte, als eine heilige Sache pries. Er verteidigte hier „Recht und Freiheit" gegen „das Reich Satans", aber auch konkret die Autonomie des deutschen Staates, sein Recht, seine Eigentümlichkeit in stolzer Selbständigkeit auf das würdigste auszubilden und so „die große Aufgabe der Menschheit und den klaren Willen der Gottheit am besten" zu erfüllen. Der Haß sollte die Deutschen davor bewahren,

wovor ſchon Klopſtock gewarnt hatte, allzu gerecht zu ſein. Erſt auf der höchſten Höhe des Schönen und Edlen im Leben und in Kunſt und Wiſſenſchaft, wie jedes Volk ſie eigentümlich ausbilden möge, ſollte der Haß aufhören, die „große Gemeinſchaft der Völker, die allgemeine Menſchheit" beginnen. Trotz mancher unpolitiſchen Züge und der kosmopolitiſchen Verbrämung tritt doch in dieſer Schrift klar die Anſchauung vom Kampfe als dem Weſen des Nationalſtaates hervor, allerdings orientiert zunächſt nur an dem Verhältnis zu Frankreich.

So richtig die Grundgedanken waren, die Arndt ausſprach, ſo ging er doch in den einzelnen Ausführungen unzweifelhaft zu weit, wurde einſeitig und ungerecht. Aber man muß das zu verſtehen ſuchen. Der leidenſchaftliche Schwung dieſer großen Zeit mußte ſein an ſich glühendes Temperament zu ſolchen Übertreibungen verleiten, und ſicherlich glaubte er auch mit nicht unrichtigem Inſtinkt, gerade durch ſie auf die Maſſen wirken zu können. Das aber erſchien ihm durchaus nötig: noch herrſchte in weiten Kreiſen, beſonders außerhalb Preußens, eine franzoſenfreundliche Geſinnung. Die Regierungen befolgten ein „Syſtem der Mäßigung", das ſtark nach Beſorgnis vor Napoleon ſchmeckte, und ſelbſt die preußiſche hatte der Zenſurbehörde die Parole „Nichts gegen die franzöſiſche Nation und Regierung" gegeben. Arndt ſtand auch mit ſeiner Anſicht unter den Patrioten nicht allein da: Eichhorn z. B. billigte ſeine Anſichten, und ſein Freund Rühs ſchrieb 1815: „Deutſchland kann ſich gegen die ihm von Frankreich drohenden Gefahren nur durch einen inneren, tiefgehenden Haß ſichern." Das war gerade das Große, das Arndt und andere jetzt, da ſie an der Beſiegung der franzöſiſchen Heere keine Zweifel mehr trugen, daran gingen, den Feind auch im eigenen Volke zu beſiegen: franzöſiſche Denkungsart und die Nachäffung der Welſchen in Sprache und Sitte auszurotten, das echte, edle Deutſchtum zu ſtärken — das verkündeten ſie als heilige Pflicht eines jeden. Dieſem Kampfe ſind viele der folgenden Schriften Arndts gewidmet, und nur unter dieſem Geſichtspunkt wird man ſie gerecht beurteilen. Was uns darin zu ſcharf, ja chauviniſtiſch, was uns vielleicht geſucht deutſchtümelnd erſcheint, das ſteigt doch immer hervor aus dem heißen Wunſche, die nationale Eigenart des neuerſtehenden deutſchen Volkes aus ſeinem innerſten Weſen mitſchaffen und feſtigen zu helfen, und mit einzelnen Mängeln, ſo auch der Unausführbarkeit mancher Vorſchläge, verſöhnt uns doch immer wieder die liebenswürdige, ehrliche Art und die gewaltige Begeiſterung des tapferen Mannes.

In demſelben nationalen Sinne hat er in dieſer Zeit den Entwurf für eine rechte Fürſtenerziehung und „Grundlinien einer teutſchen Kriegsordnung“ herausgegeben (1813); er hat in den nächſten beiden Jahren das franzöſiſche Unweſen wiederholt gebrandmarkt, hat, Gedanken aus ſeinen „Fragmenten über Leben und Kunſt“ aufnehmend, die heilige Macht der Sitte im Gegenſatz zur Mode verteidigt, hat die Feier allgemeiner deutſcher Gedenktage, ſo der Leipziger Schlacht, als nationaler Feſte angeregt. Überall, im Höchſten wie im Geringfügigſten, leuchtet ihm als Ziel die Belebung deutſchen Sinnes, die Erweckung deutſchen Einheitsgefühls vor. So ging auch von ihm der Vorſchlag aus, der in manchen Gegenden, beſonders am Mittelrhein und am Main, lebhaften Anklang fand, deutſche Geſellſchaften zu ſtiften, die ſich planmäßig dieſer Aufgabe unterziehen ſollten.

Gemeingefühl, politiſche Denkart, Bürgerſinn hatte Stein erwecken wollen. Arndts „Bauernſtand“ hat uns bewieſen, daß der Verfaſſer ſich mit den Ideen des großen Reformers ſchon damals in Übereinſtimmung befand. Die Beteiligung des Volkes am Staate betrachtete Stein gleichzeitig als die höchſte Pflicht wie das edelſte Recht des Bürgers und hatte ſie einführen wollen. Daß ſie fehlte, eben das hatte Arndt zum heftigen Gegner des friderizianiſchen Staates gemacht. In Frankfurt, wohin er am 5. Januar reiſte nachdem der Kongreß zum Glück ergebnislos verlaufen war und die Truppen ihren Einzug in Frankreich begonnen hatten, legte er in einer beſonderen Flugſchrift die Notwendigkeit ſtändiſcher Verfaſſungen ſowohl für die Einzelſtaaten wie für das zu einigende Reich dar. Was Arndt erſtrebte, war eine Syntheſe von Neuem und Altem mit ſtarker Betonung des Überkommenen, der deutſchen Verhältniſſe, ſoweit ſie noch lebensfähig erſchienen. Der rationaliſtiſchen Idee einer abſolut beſten Verfaſſung ſtellte er ſeinen hiſtoriſch-politiſchen Realismus entgegen, der ſich mit der relativ beſten begnügte.

So forderte er denn für Deutſchland eine ſtarke monarchiſche Ordnung; neben dem Herrſcher einen Reichstag; Reichsgeſetze, welche die alten deutſchen Rechte und die hiſtoriſch erwachſenen Eigentümlichkeiten und Bedürfniſſe berückſichtigten; ein Reichsgericht, unbeſchränkte Preßfreiheit, einheitliches Münz-, Maß- und Gewichtsſyſtem und handelspolitiſche Einigung. Das Bild des Ganzen ſollte ſich in den Einzelſtaaten widerſpiegeln, vorzüglich in einer „freien und menſchlichen Verfaſſung“. Er wollte ſie begründet wiſſen auf die beſtehenden ſtändiſchen Elemente, auf den Adel, deſſen Reform, nicht deſſen Abſchaffung er wünſchte, den Bürger- und den Bauernſtand. „Geſetzen gehorchen und

nach Gesetzen regieren", ist sein Staatsideal, auf die Erziehung der Jugend zu politischem Leben setzt er seine Hoffnung. So in den Hauptzügen sein Entwurf. Auch Arndt haftete, wie allen seinen Zeitgenossen, noch eine gewisse politische Unreife an, soweit es sich um positive Vorschläge handelt. Aber es ist unverkennbar, daß bei ihm der Sinn für die Realitäten des Staatslebens viel stärker ausgeprägt war als bei der Mehrzahl der anderen. Er hat mit seinem bäuerlich-erdhaften Instinkt das Wesen des Staates als einer Individualität, die sich nach ihren eigenen Gesetzen entwickele, und deren innere treibende Kraft der Drang nach Selbstbehauptung, ja in bestimmten Grenzen nach Ausdehnung sei, in diesen Jahren schon ziemlich klar erkannt. Auch bei ihm können wir noch hin und wieder das Mitspielen rationalistisch-kosmopolitischer Ideen gewahren, aber sie verblassen doch allmählich immer mehr und machen einer historisch-realistischen Betrachtung Platz. In den Jahren 1814/15 hat er in den letzten wichtigen politischen Fragen eine feste Stellung gewonnen.

In Frankfurt entfaltete er wieder eine rege Tätigkeit sowohl im Auftrage der Zentralverwaltung als aus eigenem Antriebe. Er war mit der Entwickelung der Dinge nicht zufrieden. Seine Zweifel an der guten Gesinnung des Volkes waren zwar behoben; um so mißtrauischer war er gegen die Fürsten und die Diplomaten. Täglich befürchtete er, daß vom Kongreß zu Chatillon Friedensnachrichten herüberdringen würden. Schließlich aber ward Napoleon doch überwunden, die Verbündeten zogen am 31. März in Paris ein. Arndt hatte verschiedentlich kleine Reisen zu unternehmen, um den Geist der Bevölkerung und die Gesinnung der Höfe zu erkunden. Im April und Mai wanderte er, den Säbel an der Seite, den Stab in der Hand, fröhlich wie immer, wenn er in Gottes schöner Welt umherschweifte, von Koblenz aus mit Jahn über Köln, Aachen, Düsseldorf, Elberfeld, Solingen, Remscheid durchs Bergische Land. Mit manch treudeutschem Menschen schloß er Freundschaft. Aber mit Schmerz erkannte er, wie tief hier gerade in den Schichten der Gebildeten französische Gesinnung wurzelte. Um so lebhafter eröffnete er, wie wir schon hörten, seinen Kampf gegen den französischen Einfluß, für deutsche Art.

Die Erfolge in Frankreich hatten lebhafte Hoffnungen in ihm erweckt. Als unerläßliche Friedensbedingungen stellte er auf: die Sprachgrenze solle die Reichsgrenze, Dünkirchen, Metz, Luxemburg, Straßburg müßten deutsche Festungen, die Besatzungen aus den französischen Plätzen nicht eher zurückgezogen werden, als bis Ruhe

im Lande herrsche; die Besiegten sollten eine angemessene Kriegsentschädigung zahlen und die geraubten Kunstschätze herausgeben. Welch furchtbare Enttäuschung bereitete da ihm wie allen Gutgesinnten der „schändliche" Pariser Friede! Wie erbärmlich erschien dies Ergebnis nach so gewaltigen Taten! Bitterkeit bemächtigte sich seiner und ließ ihn grimmig gegen die listigen Welschen wettern und gegen die undeutschen Fürsten, die Stein damals einmal geradezu „Despoten" nannte. Und doch ließ er das Vertrauen auf den großen Lenker der menschlichen Dinge nicht sinken; den Frieden betrachtete er nur als einen kurzen Waffenstillstand. Eben in dieser Zeit feierte er ein herzliches Wiedersehen mit Stein, der aus Frankreich zurückkehrte, lernte den trefflichen Kronprinzen von Bayern kennen, erhielt von Hardenberg die erneute Zusicherung einer Anstellung in preußischen Diensten. Denn Preußen betrachtete er nun als seine Heimat, am Rhein, unter Preußens Zepter, wollte er fortan wohnen. Auch seine alte Heimat wünschte er diesem Staate einverleibt zu sehen und hat bei Hardenberg lebhaft darauf gedrungen.

Im Spätsommer wurde die Zentralverwaltung aufgelöst, auch Arndt entlassen; er erhielt fortan sein Gehalt aus der preußischen Staatskasse. Wie im Frühjahr begab er sich auf die Wanderschaft, um Land und Leute am geliebten Rhein näher kennen zu lernen. Zunächst erfreute er sich zu Nassau der Gastfreundschaft des herrlichen Mannes, an dem er jetzt einzig seine reine Freude hatte, und seiner hochherzigen Schwester.

„Heil, fester Stein von festem Steine!
Heil Freiheit, Vaterland und Recht!
Sieh lange noch am teutschen Rheine
In Freuden blühen Teuts Geschlecht!
Sieh lange noch vom Sitz der Ahnen
Im schönsten Lebensabendschein
Die freien Enkel der Germanen,
Das freie Land, den freien Rhein!"

so sang er damals, und dann zog er weiter, um sich nun ganz dem wundersamen Zauber hinzugeben, den der Vater Rhein immer wieder auf deutsche Menschen ausübt. Mit warmem Herzen und klarem Blick wanderte er durch Baden und das Elsaß. Zwei Stätten waren es vor allem, die ihn mächtig fesselten und die romantische Sehnsucht nach einstiger deutscher Herrlichkeit in ihm wachriefen. Wir kennen seine Vorliebe für alte deutsche Art und Kunst schon aus seinen „Fragmenten". Jetzt aber packte sie

ihn erſt mit rechter Gewalt, als all die Stätten und Denkmäler und Erinnerungen ehemaliger deutſcher Größe lebendig zu ihm ſprachen, als er mit Melchior Boiſſerée und Johannes Bertram in Heidelberg zwei „unvergeßlich ſchöne Tage“ verlebte, als er vom Straßburger Münſter in ſeligem Entzücken wehmütig hinſchaute auf das herrliche Land zu ſeinen Füßen, das nun doch nicht deutſch ſein ſollte. Es iſt begreiflich, daß ein ſtark romantiſcher Zug, ähnlich dem Schenkendorfs, der gerade damals dieſe Gegenden und ihre hiſtoriſchen Stätten und „die altdeutſchen Gemälde“ der Gebrüder Boiſſerée verherrlichte und in einem Gedicht an Arndt das Straßburger Münſter beſang, ſich in dieſer und der nächſten Zeit bei ihm bemerkbar machte. Aber auch hier bewahrte er ſich ſeine geſunde, kraftvolle Denkart, die ſich mit der myſtiſchen Unklarheit und Gefühlsſeligkeit ſo vieler Romantiker nie hatte befreunden können. Nichts iſt für ihn bezeichnender als das Wort, das er bald danach niederſchrieb: „Aber wie heilig dieſe Begeiſterung, ich möchte ſagen, dieſer ſchöpferiſche Wahnſinn, auch iſt, auf wie Überſchwengliches in uns dieſe Zurücklebung auch hindeutet, doch können die Anſichten und Gefühle und Weiſen und Geſtalten der verfloſſenen Jahrhunderte ſich nie ganz wieder zurückleben.“ Arndt verſenkte ſich gern mit warmem, hiſtoriſchem Verſtändnis in die deutſche Vergangenheit, aber nicht um ſie als Ganzes wieder künſtlich zu beleben, ſondern um einige liebenswerte, geſunde Traditionen dem Volke zu erhalten, vor allem um aus der Anſchauung vergangener deutſcher Größe Kraft zu ſaugen für ein kräftiges Wirken in der deutſchen Gegenwart. Das erſchien ihm am Rhein beſonders nötig; noch war manch deutſcher Zug im Volke zu ſpüren, das anerzogene Welſchtum jedoch überwog; gewaltige Arbeit war zu leiſten, aber er zweifelte nicht, daß ſie einem ſtarken und deutſchen Staate gelingen könne.

Während Stein ſich nach Wien zu dem im September beginnenden Kongreß begab, wanderte Arndt von Frankfurt, wohin er zurückgekehrt war, um von ſeinem Wirt, dem Verleger Eichenberg, Abſchied zu nehmen, gemächlich durch Heſſen, Weſtfalen, Hannover, Braunſchweig über Magdeburg nach Berlin. Im November traf er hier ein, freudig begrüßt von ſeinen Freunden, beſonders von Reimer und Schleiermacher, mit denen er nun wieder herzlichſten Umgang pflegte. Er war während der vorhergehenden Monate nicht läſſig geweſen und gab ſich jetzt einer noch geſteigerten Tätigkeit hin. Seine Leiſtungsfähigkeit erſcheint uns ganz erſtaunlich. An dem einſt von Niebuhr begründeten „Preußiſchen Korreſpondenten“, dem er ſchon früher

manchen Beitrag gespendet hatte, arbeitete er jetzt als Hauptperson mit, gab nach dessen Eingehen vom 1. Januar 1815 ab mit Lange zusammen als Fortsetzung das „Tagesblatt der Geschichte" heraus und beleuchtete da in einer Reihe von Beiträgen Zeitfragen und Tagesereignisse. Mehrere früher geschriebene Arbeiten wurden in Druck gegeben. Seine größte Sorge aber galt den Wiener Verhandlungen. Er hatte dem Kongreß schon vorher seine Ansichten zur Beherzigung gewidmet, hatte vorzüglich die erbärmliche Haltung des sächsischen Königs aller Welt vor Augen geführt und die Regenten eindringlich gemahnt, der Bedürfnisse der Regierten, der Nationen zu gedenken. Prophetisch hatte er, falls das nicht geschehe, das Elend der kommenden Jahrzehnte, die Entfremdung, den Gegensatz zwischen beiden vorhergesagt. Blickte er jetzt auf die Vorgänge in Wien hin, so erschien ihm Deutschland als ein „völliges Chaos" und der Kongreß als ein allgemeiner europäischer Hochzeitsball, der ganz auf Klang und Schein gestellt war. Aber es war trotz der Vergnügungen, denen sich die Diplomaten hingaben, kein harmonisches Saitenspiel, das von der Donaustadt herübertönte. Hader und Zwietracht herrschten, mit rationalistischer Diplomatenschlauheit schneiderte und flickte man, ohne die nationalen Wünsche der Völker zu beachten, die Großen wie die Kleinen verfolgten einzig ihre erbärmliche Interessenpolitik. Wie ergrimmte Arndt, wenn er hörte, daß der glatte, listig intrigierende Talleyrand, der Vertreter der Besiegten, das große Wort führte! Wahrlich, es gehörte seine gewaltige Glaubensstärke dazu, um immer noch Hoffnung zu predigen. Er tat es zunächst in einem „Blick aus der Zeit auf die Zeit". In trefflichen einzelnen Aufsätzen vertrat er Ansichten, wie wir sie schon kennen gelernt haben, und wie er sie immer und immer wieder und doch stets mit neuen Tönen zur Geltung zu bringen suchte. Besonderes Interesse aber erwecken seine Gedanken über die künftige Gestaltung Deutschlands. Bisher hatte er immer dem österreichischen Kaisertum das Wort geredet. Er tat es auch hier. Aber sein Vertrauen auf diesen Staat war doch sehr erschüttert; mit herben Worten hatte er im September Österreichs „Dummheit und Gleichgültigkeit gegen sein eigenes und Deutschlands Interesse" gescholten. Wenn er ihm jetzt doch die Kaiserwürde zudachte — gerade wie es Stein im Februar 1815 in seiner Kaiserdenkschrift tat — so geschah es einmal aus der romantisch-historischen Erinnerung an die jahrhundertlange Tradition, sodann aber aus der rationalistischen Hoffnung, das Interesse Österreichs dadurch an Deutschland fesseln zu können. Er spekulierte gewissermaßen darauf, daß es seinen

eigenen Vorteil darin erkennen werde, da es Deutschland, deutschem Geiste insbesondere, so viel verdanke und ohne ihn in Dumpfheit versinken müsse. Daß es mit innerer, nicht mehr abzulenkender Notwendigkeit infolge der ganzen Struktur des Staates eine andere Bahn einschlagen mußte, erkannte er nicht klar. Die Kaiserwürde sollte das einigende Band sein; denn er empfahl nun, wie Stein z. B. 1812 einmal, einen Dualismus, eine Trennung Deutschlands unter eine südliche österreichische und eine nördliche preußische Vorherrschaft. Das müßte uns als eine Inkonsequenz erscheinen, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß Arndts ganzes Streben ja immer nach einem einigen, im Innern wie nach außen starken Deutschland ging. Aber er selbst betrachtet seinen Vorschlag auch nur als einen durch die Umstände gegebenen Notbehelf. Vergleicht man nun, was er über Österreich, und was er über Preußen hier sagt, hört man, welche Töne innigster Begeisterung er für sein neues Vaterland findet, so kann kein Zweifel walten, wo sein Herz weilte, von welchem Staate er für Deutschlands Zukunft das meiste, ja eigentlich alles erwartete. In einem Briefe an Gneisenau (4. September 1814) hat er sich denn auch dahin ausgesprochen, Preußen könne die künftige Herrschaft über Deutschland gar nicht fehlen, wenn es die rheinischen Lande bis Mainz festhalte, die Preßfreiheit fördere und durch tüchtige Gymnasien und Universitäten, auch in den neuen Landesteilen, die Wissenschaft und die Bildung fördere, wenn es verständige Verfassungen stifte und in seinen verschiedenen Landschaften die Besonderheit in Religion und Sitte mehr ehre als bisher. Romantische und realpolitische Momente zeigt die Bemerkung, die er in Hinsicht auf den letzten Punkt macht: Preußen müsse, besonders in den neuen Provinzen, in Westfalen und am Rhein Sorge tragen, „daß der katholische Klerus wieder zu einigem Glanz erhoben und in seinen Bekennern geachtet wird, sonst kann man durch ein verkehrtes Verfahren den Geist der Einwohner sich so abwenden, daß er nimmer gut preußisch wird".

Arndt rechnete mit der Wiederkehr Napoleons, mit dem steten Begehren der Franzosen nach den rheinischen Landen. Deshalb lag ihm vor allem an deren Schutz. Dem blödesten Auge mußte es aber klar werden, daß Metternich zwar, um Preußen nicht aufkommen zu lassen, den österreichischen Einfluß auf Deutschland wahren wollte, aber nicht im geringsten geneigt war, sich irgendwelche Verpflichtungen etwa am Rhein aufzubürden, vielmehr seine Blicke durchaus auf Italien richtete. Mit erschreckender Deutlichkeit offenbarte ferner der Kongreß die Un-

einigkeit der Mächte, vor allem die Mißgunst der andern gegen Preußen und Rußland. Auch England gab sich immer mehr einer kleinlichen Krämerpolitik hin und suchte im Geheimen den Gedanken eines deutschen Welfenreiches zu fördern.

Erwägt man dies alles und berücksichtigt zugleich Arndts politischen Realismus, der trotz manchen rationalistischen und romantischen Einschlags überwog, so leuchtet ein, daß er mit innerer Notwendigkeit zur Forderung der preußischen Vorherrschaft in Deutschland kommen mußte. Er tat diesen Schritt bereits in den ersten Monaten des Jahres 1815 in der kühnen Schrift „über Preußens Rheinische Mark und über Bundesfestungen". Ihm erging es wie Fichte; auch dieser hatte ursprünglich für Deutschlands Zukunft von Preußen nichts erhofft; 1813 aber sah er ein, daß in diesem schon ein „eigentlich deutscher Staat" da sei; er hatte ihm dann auf Grund seiner geschichtlichen Entwicklung die innere Notwendigkeit vindiziert, „fortzuschreiten in der Freiheit, in den Schritten zum Reiche; nur so kann es fortexistieren. Sonst geht es zugrunde". Dahin war nun auch Arndt gekommen. In dieser Schrift finden wir nichts mehr von seinen Hoffnungen auf Österreich. Jetzt formulierte er seine Forderungen dahin: Preußen muß eine mächtige deutsche Stellung erhalten; ein starker Herr soll walten in Deutschland, der die Fremden von seinem Boden wegfegt, der die nationale Selbständigkeit nach außen verteidigt gegen jeden Feind, vor allem als Wächter der rheinischen Mark gegen die Welschen, der die Einheit im Innern mit kräftiger Hand wahrt, um den sich der deutsche Geist fröhlich sammelt. Leuchtenden Auges erblickte und prophezeite er diese herrliche Zukunft; noch wagte er nicht, alles, was er im Geiste erschaute, auszusprechen. Aber mit rücksichtsloser Schärfe trat er für Deutschlands Autonomie ein: die Fremden sollten fort vom deutschen Boden. Preußen mußte, um wieder ein Wort Fichtes anzuwenden, der „Zwingherr zur Deutschheit" werden.

Damit hatte Arndt den politischen Boden gefunden, den er nicht wieder verlassen hat. Er hat niemals aufgehört, aus den jeweiligen Zuständen zu lernen, aber dies Fundament seiner Anschauung ließ er sich nicht erschüttern: ein starkes einiges monarchisches Deutschland, unter Preußens Führung, gefestigt — so träumte er — auch durch die konfessionelle Einheit. Der große Gott, des Vaterlandes Majestät, die hehre Freiheit und die alte deutsche Treue waren und blieben seine Leitsterne; sie besang er jetzt in dem markigen, stimmungsvollen „Bundesliede". Tief in der Brust, unverlierbar trug er den festen Glauben, der ihn so

lebens- und hoffnungsfreudig in die Welt ſchauen ließ, mochte es auch darin noch ſo ſehr ſtürmen.

„Das Wort, das unſern Bund geſchürzet,
Das Heil, das uns kein Teufel raubt
Und kein Tyrannentrug uns kürzet,
Das ſei gehalten und geglaubt!“

Freuen wir uns ſeiner Feſtigkeit, ſeiner Vaterlandsliebe, ſo dürfen wir doch nicht überſehen, daß auch er ſein Teil trug von der Unklarheit und den politiſchen Widerſprüchen der Zeit. Er erblickte in Preußens König den zukünftigen Kaiſer. Ob ihm ſich nicht der Gedanke aufgedrängt hat, daß es, um dies Ziel zu erreichen, einer ſcharfen Auseinanderſetzung mit Öſterreich bedürfe? Oder hat er geglaubt, daß dieſes ſich beugen werde? Iſt ihm nicht die Einſicht aufgeblitzt, daß er ſeinen ſehnlichen Wunſch „Das ganze Deutſchland ſoll es ſein“ möglicherweiſe der Erfüllung des andern, des preußiſchen Kaiſertums, werde zum Opfer bringen müſſen? Es ſcheint nicht ſo. 1815 hat er in einem Aufſatze des „Wächters“ noch einmal dem Wunſche Ausdruck gegeben, daß Öſterreichs Intereſſe durch den Erwerb von Elſaß-Lothringen feſter an Deutſchland gekettet werden möge, und daß die beiden deutſchen Großmächte ſich eng zuſammenſchlöſſen, anſtatt ſich in Eiferſucht gegenſeitig zu ſchwächen. Es iſt eine Eigentümlichkeit der Zeit, daß ſelbſt die Männer, die über die andern an politiſcher Einſicht herausragten, für die nächſten Konſequenzen, für die Mittel zur Durchführung ihrer Pläne keinen rechten Blick hatten. So war es doch auch bei Arndt. Erſt eine ſpätere Zeit ſollte darin Wandel ſchaffen. Zunächſt ſetzte er ſeine Hoffnung auf einen neuen Kampf mit Frankreich.

Im März begab er ſich nach Pommern und Rügen, um einmal wieder all die trauten Stätten ſeiner Jugend, ſeine Freunde, Verwandten und beſonders ſeinen nun vierzehnjährigen Sohn zu begrüßen. Hier traf ihn die Kunde, daß Napoleon nach Frankreich zurückgekehrt ſei, Anhänger gewonnen habe, daß ihm Paris zugefallen. Das ſah Arndt als ein Zeichen des alten gnädigen Gottes an; mit übermächtiger Gewalt drängte es ihn fort; zuſammen mit ſeinem Karl Treu zog er nach Berlin und von dort über Aachen, wo er eine Zeitlang blieb, nach Köln. Hier, an der großen Kriegsſtraße, wollte er die Entwicklung beobachten und fördern, wollte „auf alle Weiſe in das Volk und an das Volk blaſen“. Eine raſtloſe Tätigkeit entfaltete er. Neben der Erziehung und Unterweiſung ſeines Sohnes, mit dem er häufige Wanderungen unternahm, neben dem Umgang mit Freunden,

deren viele hier durchreisten, trug er wieder manches „Scherflein" zum allgemeinen Kampfe bei. Alte Arbeiten flogen neu, teilweise erweitert, ins Land: so die Schrift über den Landsturm, der Katechismus, das „Wort über die Franzosen". „Über Preußens Rheinische Mark" ließ er erst jetzt drucken. Ferner gab er eine Zeitschrift, den „Wächter", heraus, um darin als getreuer Grenzhüter gegen welsche Hinterlist für die politische Erziehung des Volkes, für Erweckung deutscher Gesinnung und für freiheitliche Einrichtung des Staates und andere dringende Aufgaben der Zeit zu wirken. Trotz manchen schlechten Eindrücken, die er gewann, hoffte er doch zunächst viel. Der herrliche Sieg beim „schönen Bunde", die zweite Einnahme von Paris, Schreiben aus Berlin von Eichhorn, der glaubte, das „elende Gesindel von Diplomaten" werde es nicht mehr lange treiben, bestärkten ihn darin. Wie pessimistisch aber klangen bald die Mitteilungen von Freunden aus Paris. „Dieselbe Bescherung wie 1814", auf den Ton waren sie alle gestimmt. Wohl suchten die Preußen, suchte Stein möglichst viel zu erreichen, sie konnten gegen die anderen Mächte nicht aufkommen. „Es sind leider gar zu wenige Menschen mit vollem festen Willen", klagte Arndt. So enttäuschte auch der zweite Pariser Friede die Patrioten völlig; nur einige Punkte aus Arndts Programm von 1814 wurden erfüllt, der wichtigste, die Rückgabe von Elsaß-Lothringen, nicht. Leider nur zu richtig hatte sein Freund v. Hüser in einem Briefe an Arndt prophezeit: „Unsere Kriege, in Verbindung mit andern geführt, führen nicht zu den Resultaten, die aus den Fortschritten unserer Waffen sich notwendig ergeben."

Ebensowenig erfreulich war die innere Neugestaltung Deutschlands, die der Wiener Kongreß gezeitigt hatte. Arndt hatte für ein starkes, einiges Deutschland gewirkt, das allen Stürmen von außen Trotz bieten könne. Die „Deutsche Bundesakte" (8. Juni 1815) schuf einen lockeren Staatenbund im Sinne Metternichs, der unter den Schutz der anderen Mächte gestellt wurde. Von dieser Lösung konnte Arndt nicht befriedigt sein. Seine Hoffnung setzte er nun auf Gott und das brave, tapfere Volk. Dessen Rechte wahrte er in verschiedenen Aufsätzen seiner Zeitschrift. Nochmals trat er für zeitgemäße, den gegebenen Verhältnissen entsprechende Verfassungen ein. In den „Fantasien zur Berichtigung der Urteile über künftige teutsche Verfassungen" tritt es besonders hervor, wie stark auch ihn der Zauber der Romantik, von dem wir schon sprachen, erfaßt hatte; aber er bewahrte sich doch auch jetzt die klare politische Überzeugung, daß es kein Zurück zu den Zeiten des Mittelalters gebe. Tapfer trat er in anderen

Aufsätzen für seine besonderen Schützlinge, die Bauern, ein, verteidigte unentwegt ihr Anrecht auf Repräsentation und schlug Mittel vor, die Gefahren der neuen volkswirtschaftlichen Entwicklung, die in der schrankenlosen Gewerbefreiheit, der Herrschaft des Kapitals, der Landflucht und anderen bedenklichen Erscheinungen ihren Ausdruck fanden, abzuwenden. Ähnlich wie Stein hielt er die völlige „Freilassung aller Dinge und Verhältnisse" für ebenso gefährlich wie die frühere Gebundenheit. Ende 1816 beleuchtet er dann auf Grund eigener Anschauung die unerfreulichen Veränderungen, die seit 1806 im schwedischen Pommern infolge ungesunder Bestimmungen eingetreten waren, und wies der neuen preußischen Regierung die Wege zur Schaffung eines gesunden Bauernstandes, im wesentlichen im Sinne seiner Schrift von 1810.

Arndt vermochte das neue Jahr 1816 nicht freudig zu begrüßen. Blickte er auf die Lage Europas und besonders auf Deutschland hin, so erfüllte ihn bange Besorgnis. Er erkannte, daß ohne Kämpfe nichts gewonnen werden würde; zwar war er mutig und nicht gewillt, Licht Finsternis und Recht Unrecht schelten zu lassen. Aber er sah auch ein, daß er zunächst nichts zu ändern vermochte. Deshalb ließ er seine Zeitschrift eingehen. Nach einer so langen Periode unsteten Wanderns und hastigen Wirkens war schon im Jahre vorher oft die Sehnsucht nach Ruhe über ihn gekommen; das Gefühl der Pflicht hatte ihn bei seiner Arbeit festgehalten. Jetzt trieb es ihn noch einmal auf die Wanderung, und zwar nach den nordischen Reichen; dann wollte er seine Zukunft sicherstellen. Über Nassau, wo er Stein und Gneisenau, über Kassel, wo er Dörnberg herzlich begrüßte, wanderte er nach Berlin und weiter nach der lieben Heimat. Dann ging es nach Kiel; hier schloß er Freundschaft mit den schleswig-holsteinischen Patrioten, wie Dahlmann, Hegewisch u. a., für deren Rechte gegen Dänemark er auch eingetreten war. Tiefen Eindruck machte auf sein frommes Gemüt die Probepredigt, die Claus Harms gerade damals hielt. Der Aufenthalt in Dänemark wurde ihm durch das Mißtrauen der dortigen Polizei verleidet, die in ihm einen Jakobiner und Verbündeten der Schleswig-Holsteiner sah. So kehrte er schon im August nach Deutschland zurück und verbrachte Herbst und Winter fast ganz in Putbus bei seinem Bruder Wilhelm. Wie wundersam und wonnig umspannen ihn hier die wehmütig-seligen Erinnerungen an seine Jugend, an die lieben Eltern und den auch schon dahingegangenen begabten, aber wenig glücklichen Bruder Fritz; liebe Bekannte sah er wieder, alte Märchen aus der Kinderzeit übten auf den

viel umhergeschlagenen Mann wie einst ihren süßen Zauber aus; zum ersten Male gab sich der 47jährige der Ruhe hin, die ihn wie ein linder Traum umfing. Tiefe, herzinnige Dankbarkeit erfüllte ihn gegen den Allmächtigen, der ihn so wunderbar geleitet hatte.

Aber nicht hier wollte er sein Heim gründen. Von jenen Idealen, die ihm 1813 vorgeschwebt, wählte er das rheinische. Von Hardenberg, den er auch in Putbus wiedergesprochen hatte, war ihm Hoffnung auf eine Professur an der neuen Universität am Rhein gemacht. Mit dieser Aussicht ging er daran, sich ein neues Familienglück zu schaffen. Über Stettin reiste er nach Berlin, wo er Mitte März 1817 eintraf. Einen Monat später verlobte er sich mit Nana, der einen Halbschwester seines Freundes Schleiermacher, die ihm mit ihrem tapfern und frommen Charakter eine treffliche Gefährtin wurde. Am 18. September fand die Vermählung statt, bei der Arndt reiche Ehrungen zuteil wurden. In der frohen Zuversicht, ein glückliches, würdiges Leben unter Gottes Schutz zu führen, gründeten sich beide ihr Heim in Bonn. Arndt selbst war lebhaft dafür eingetreten, daß die Universität hier eingerichtet würde, da er in Köln von dem dort herrschenden alten Katholizismus eine starke Beeinträchtigung der freien Forschung und des lebendigen Geistes befürchtete.

Schnell lebten sich die Gatten ein. Arndt nahm an den städtischen Verhältnissen, besonders am Leben in der evangelischen Gemeinde und an den Vorbereitungen zur Universitätsgründung, regen Anteil. Das Familienleben gestaltete sich glücklich; besondere Freude herrschte, wenn Karl Treu zum Besuch kam. Auch die Sehnsucht Arndts nach einem eigenen Besitztum erfüllte sich: nach nicht langer Zeit konnte er vor dem Koblenzer Tore einen Garten und dann auch ein Häuschen sein eigen nennen. Innige Freude an der schönen Gegend, am Rhein mit seinen Bergen und Burgen erfüllte ihn. Tiefe, stille Frömmigkeit, die jetzt häufiger noch als sonst zum Ausdruck kam, ließ ihn manchen Schlag, so den Verlust an Vermögen und Büchern, wie den allzu frühen Tod seines lieben Freundes Schenkendorf leichter ertragen. Dazu half auch die Arbeit.

Um sich würdig für sein Amt vorzubereiten, widmete er sich eifrig dem Studium der Geschichte und der deutschen Sprache. Ferner machte er die schon früher und die letzthin niedergeschriebenen Märchen druckreif, gab Erinnerungen aus seiner schwedischen Zeit heraus, sammelte und sichtete Gedichte. Vor allem aber drängte es ihn, sich von einer politischen Sorge zu befreien, die schon längere Zeit schwer auf ihm lastete.

Er tat es in seiner gewohnten Art durch ein Buch, in dem er zu allen Zeitfragen Stellung nahm, im „Geist der Zeit. Teil IV". Mit aller Entschiedenheit erklärte er hier der Reaktion den Krieg.

Die Entstehung der reaktionären Ideen geht in das erste Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts zurück, sie sind die andere Frucht am Baume des Idealismus sowohl wie der Romantik. Die Vertreter der eigentlich politischen Romantik finden wir schon in jenen Berliner Patrioten, welche die „Abendblätter" herausgaben und der „christlich-deutschen Tischgesellschaft" angehörten, so besonders in Adam Müller, Kleist, Arnim. Wir wissen — nur kurz können wir hier dies Thema streifen — wie Arndt schon im „Bauernstand" dagegen gekämpft hatte. Die Romantik mit ihrem Zurückgehen in die Vergangenheit führte politisch zu dem Wunsche, deren Zustände, insbesondere den patriarchalischen Feudalismus und die Hierarchie, wiederzubeleben. Darin trafen die Ansichten der Theoretiker zusammen mit denen der Regierungen, auch der preußischen seit 1815. Diese betrachteten den großen Krieg als einen Kampf der Fürsten für die legitime Ordnung gegen die Revolution und wollten nach seiner Beendigung alles, was früher bestanden, anerkannt bzw. wiederhergestellt sehen. Einst hatte der Dichter gesungen:

„Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!"

Jetzt wurde das von dem dürftigen Clauren geprägte Wort: „Der König rief, und alle, alle kamen" zum Symbol der Erhebung gestempelt. Zu diesen konservativen Ideen trat, ebenfalls im Gegensatz zur Revolution, eine gesteigerte religiöse Stimmung, die dem Gedanken der Legitimität erst die rechte Weihe zu geben bestimmt war. In diesen Anschauungen fühlten sich die europäischen Regierungen einig, eng zusammengehörig. In der „Heiligen Allianz" fand diese Idee eines auf religiös-sittlicher Basis ruhenden restaurativen Universalismus ihren echtesten Ausdruck.

Nun war aber der Befreiungskrieg tatsächlich, so sehr man es auch zu verwischen strebte, ein Werk der erwachten Völker gewesen und hatte seinerseits zur Stärkung des Volksbewußtseins kräftig beigetragen. So stiegen in Deutschland aus diesem Boden die Ideen einer Teilnahme des Volkes an der Regierung und einer politischen Einigung der Nation empor. Längst waren die Träger dieser Gedanken als Umstürzler, als „Jakobiner" gebrandmarkt

worden; so wurde auch der Geist der Befreiungskriege verdächtig. Schon in der Schrift „Das preußische Volk und Heer im Jahre 1813" hatte Arndt gegen dieses Mißtrauen Front gemacht. Nun klaffte wirklich ein tiefer Gegensatz zwischen den Anschauungen der Regierungen und den Wünschen des Volkes. Wo Arndt stand, ist nicht zweifelhaft. Er gehörte ja zu jenen preußischen „Jakobinern", welche die Mündigkeit des Volkes erstrebten, eine gottgewollte Abhängigkeit nicht anerkannten. Für einen wahren Volksstaat hatte er seit „Germanien und Europa" unermüdlich gekämpft und gewirkt. Dabei hatte es nicht unterbleiben können, daß er den absoluten Staat, die Fürsten, welche das Volk niederhielten, heftig angriff. Er hatte es auch aus dem ihm ebenso wichtigen Beweggrunde getan, weil sie der Idee der starken deutschen Einheit widerstrebten. Auf das Volk setzte er, wir hörten es wiederholt, auch in dieser Frage, nächst Gott all seine Hoffnung. Die Mehrzahl der Fürsten sah er als hemmende Geister an, die nur mit Gewalt zu nationalem Tun zu bewegen seien. „Es wird im wachsenden Gedränge der Not einmal ein Herrscher erstehen, der die Fürsten zum Gehorsam zwingen und das Volk wieder zu Ehre und Macht führen kann", hatte er 1815 erklärt.

Es kann nicht wundernehmen, daß ihm, der solche Gedanken mit rücksichtslosem Freimut aussprach, schon früh Gegner erstanden. 1803 hatte er sich den pommersch-rügenschen Adel zum Feinde gemacht. 1812 hatte der Herzog Peter von Oldenburg, der Leiter des Deutschen Komitees in Rußland, der den Krieg gegen Napoleon als einen Kampf der Regierungen betrachtet wissen wollte, und eine Reihe von Offizieren den „Katechismus" als „revolutionär" bezeichnet. In den folgenden Jahren war Arndt besonders mit den engherzigen bureaukratischen Berliner Zensoren in Konflikt geraten. Wie 1813 in einem besonderen Falle der Minister Graf Goltz, so betrachteten alle diese ihn als staatsgefährlich und verklagten ihn immer wieder in den schärfsten Ausdrücken bei Hardenberg, der Mühe genug hatte, sie zu beschwichtigen. Denn, obgleich auch er — nicht immer mit Unrecht — das „stürmische Kraftwesen" Arndts zuweilen tadelte, so war doch sein Bestreben, „die Grundsätze der Zensur mit dem Geist der Zeit zu vereinigen".

Noch andere Gegner regten sich, besonders seit 1814. Kotzebue griff ihn verschiedentlich an; v. Cölln, der Hofrat Janke u. a. verdächtigten ihn als Revolutionär. Als eifriger Anhänger der Römischen Kirche schleuderte Fr. Schlegel seine Pfeile gegen ihn; Verteidiger Friedrichs des Großen und des alten Preußen standen

gegen ihn auf; Drohbriefe und Warnungen flogen häufig auf seinen Schreibtisch. Sinnlose, aber folgenreiche Anklagen richtete Schmalz auch gegen ihn in jener berüchtigten Schrift über politische Vereine, in der er den volkstümlichen Ursprung des Befreiungskrieges verleugnete und das neue Deutschtum verdächtigte. In einer Flugschrift „Die deutschen Rot- und Schwarzmäntler. Eine Seitenpatrouille zu den französischen schwarzen und weißen Jakobinern“ (1815) schleuderte der anonyme Verfasser, den man, wohl nicht mit Unrecht, im Wittgenstein-Kamptzschen Kreise vermutet hat, gegen Arndt und Görres als die Hauptvertreter des rheinischen „Bündlerlandes“ geradezu unverschämte Anklagen. Das schlimmste war, daß die nun umlaufenden Märchen von geheimen Gesellschaften, jakobinischen Umtrieben und dergleichen Torheiten mehr von vielen geglaubt wurden und im deutschen Volke arge Verwirrung anrichteten. Die Gründung der Burschenschaft, das Wartburgfest u. a. gaben den Reaktionären neuen Anlaß zu Verdächtigungen, auch gegen Arndt, der mit all dem nichts gemein hatte, der zwar der studentischen Freiheit einst das Wort geredet, aber auch zu Mäßigkeit, Ernst und Fleiß gemahnt hatte und jenes Fest als „Spektakel“ bezeichnete. Wie mächtig die Reaktion bereits geworden war, hatte er mit Schrecken 1817 in Berlin erkannt; und wenn er gleich hoffte, daß sie nicht zum Ziele kommen werde, so wollte er doch sein Teil zu ihrer Bekämpfung und zur Klärung der Ansichten beitragen.

So entstand der neue „Geist der Zeit“. Mit vollem Bewußtsein der Bedeutung seiner Gegner bekämpfte er hier die reaktionäre Bewegung; mit der ganzen Wucht seines kerngesunden Wesens focht er gegen alle mystisch-romantische Schwärmerei für Pfaffen- und Rittertum, gegen alle Unklarheit, gegen die moralische und politische Haltlosigkeit. Noch ganz erfüllt von der heiligen Glut der Kriegszeit, setzte er dem Mißtrauen der Regierungen gegen das Volk sein Vertrauen, Hallers Lehre von der Rechtlosigkeit der Untertanen die seine von ihrem Recht auf Verfassungen entgegen und somit eine neue Staatsauffassung, nach der zu dem Volke als einem Ganzen schlechthin jeder ohne Unterschied gehört und eines jeden Pflicht und Recht ist, an dem Wohle des Ganzen mitzuschaffen. Ganz im Sinne der Steinschen Reformen forderte er die Erziehung des Volkes zur Selbsttätigkeit im Staate und verurteilte deshalb das Polizeiunwesen aufs allerschärfste. Für alles, was ihm eine gesunde Entwickelung zu verbürgen schien, für Preßfreiheit, Wehrmannschaft, Turnen, Pflege deutscher Sprache und Art u. a. trat er ein; alles Faule stellte er an den Pranger, so

auch den partikulariſtiſchen, undeutſchen Geiſt der mittleren und kleinen Staaten. Mit der Klage über die unbefriedigende Geſtaltung des Deutſchen Bundes hebt das Buch an; es ſchließt mit der männlichen feſten Zuverſicht auf ein glorreiches, freies, unvergängliches Deutſchland. Er, der die deutſche Morgenröte geſehen, wollte nicht in den Nebeln der Frühe daran verzweifeln, daß die Sonne ſiegreich durchdringen werde.

Das Buch iſt das Bekenntnis eines wahrhaft biederen, rechtlichen, kernhaften deutſchen Mannes, der ſein Vaterland und ſein Volk liebte und ehrte; es repräſentierte, um Haymś treffende Worte zu gebrauchen, „die Macht des Guten in einer böſen, die Macht des Starken in einer matten Zeit“. Mochte es auch einzelne ſcharfe Urteile enthalten, wie ſie ſo leicht aus Arndts Impulſivität und unbeſtechlicher Offenheit hervorgingen, — kein Unbefangener hätte des Verfaſſers redliche Meinung verkennen dürfen. Kräftig nahm er ſeine Stellung wie immer in der Abwehr nach rechts wie nach links. Aber wie es denn dem Ehrlichen, der den Mittelweg einſchlägt, ſo oft zu ergehen pflegt — Arndt ward von beiden Seiten angegriffen. Die Radikalen warfen ihn, der in den Zeiten der Erhebung von allen Patrioten umjubelt und verehrt worden war, als Reaktionär zum alten Eiſen, und den anderen galt er als Revolutionär; es dauerte nicht lange, da holten die letzteren zum vernichtenden Schlage aus.

Im Auguſt 1818, noch ehe das Buch erſchien, erhielt Arndt die Kunde von ſeiner Ernennung zum Profeſſor in Bonn. Sie war auf Altenſteins, des Kultusminiſters, Vorſchlag vollzogen worden, nachdem dieſer ſeine früher gehegten Bedenken gegen Arndt aufgegeben hatte. Hardenberg ſelbſt beeilte ſich, ſie ihm in ſchmeichelhaften Worten mitzuteilen und die Erwartung auszuſprechen, Arndt werde das Vertrauen rechtfertigen, das der preußiſche Staat damit in ſeine Geſinnung und ſeinen Charakter ſetze. Arndt widmete ſich nun eifrig der Vorbereitung auf ſein Amt. Gleichzeitig legte er in der Schrift „Vom Wort und vom Kirchenliede“ ſein religiöſes Bekenntnis ab. Ein volkstümliches, freies, auf der Grundlage des Proteſtantismus beruhendes evangeliſches Chriſtentum war ſein Glaube und ſeine Hoffnung. Bibel und Katechismus ſollten wieder zu Ehren kommen, ein chriſtlich-deutſches Geſangbuch geſchaffen werden, das die alten Lieder enthalte, „die zugleich einen einfältigen, frommen, chriſtlichen Sinn und Gefühl und Verſtändnis der Sprache und deſſen haben, was man Gewalt der Dichtkunſt und Fülle des Herzens nennt“. Dieſe Forderungen bildeten die religiöſe Ergänzung ſeines politiſchen Programms.

Bald ſollte er ſelbſt Gelegenheit erhalten, die Unerſchütterlichkeit ſeines Vertrauens auf Gott zu bewähren. Ende Januar 1819 teilte ihm der Oberpräſident Graf Solms ſchonend mit, daß der König ſich in einer Kabinettsorder ſehr ungehalten über den „Geiſt der Zeit“ geäußert habe, der „ganz unſchickliche und unnütze Dinge“ enthalte, „die beſonders einem Lehrer der Jugend übel anſtänden“. Arndt wurde verwarnt und ihm angedroht, daß er bei der erſten ähnlichen Veranlaſſung von ſeiner Stelle entfernt werden würde. Mit ſtolzem Selbſtgefühl ſeines reinen Gewiſſens und beſten Wollens erklärte der ſo hart Angelaſſene dem Grafen Solms und beſonders Hardenberg, daß er ſich der Grundſätze jenes Buches nicht zu ſchämen brauche, und bezeichnete offen ſeinen alten Gegner Kamptz als den eigentlichen Urheber des Vorgehens gegen ihn. Sein einflußreichſter Feind aber — auch ihn kannte er ſehr wohl — war der Polizeiminiſter Fürſt Wittgenſtein, der ihn wegen ſeiner Angriffe auf die Polizei mit unverſöhnlichem Haſſe verfolgte. Er iſt es geweſen, der durch Androhung ſeines Rücktrittes (vermutlich am 26. Oktober 1818) das Ungewitter über Arndt heraufbeſchworen hat, und Hardenberg, geleitet von dem Wunſch, ſeine Verfaſſungspläne durchzuſetzen und ſeine wankende Stellung zu befeſtigen, hat ihn, den falſchen Freund, nicht nur zu halten geſucht, ſondern ſogar zu kräftigem Vorgehen gegen Arndt ermuntert, und Altenſtein hat geradezu die Entfernung Arndts von ſeinem Lehramt gefordert (Nov. 1818). Wittgenſtein iſt es nur zu gut gelungen, die zweifellos im Könige ſchon vorhandene Abneigung gegen liberale Ideen zu ſchüren, ja zur Furcht zu ſteigern. Allerdings wurde der Gedanke Altenſteins vorläufig noch nicht verwirklicht, ſondern in die Androhung der Entfernung abgeſchwächt.

Als nun im März 1819 Kotzebue von dem Burſchenſchafter Sand ermordet wurde und bald darauf das Attentat auf Ibell erfolgte, da brach die längſt vorbereitete wüſte Demagogenhetze los, die für immer eins der traurigſten Blätter in unſrer Geſchichte bleiben wird. Es iſt hier nicht der Raum, ſie zu verfolgen, uns intereſſiert nur das Schickſal unſres Helden. Am 14. Juli fand eine rückſichtsloſe Hausſuchung bei Arndt ſtatt, er ſelbſt wurde ebenſo wie die beiden Profeſſoren Welcker unter Hintanſetzung aller geſetzlichen Formen verhaftet, allerdings nach einem halben Tage freigelaſſen, ſeine Papiere aber blieben beſchlagnahmt. Alle Proteſte des Senats und der Profeſſoren verhallten unbeachtet. Arndt blieb äußerlich ruhig, ja, wie immer, wuchs ihm der Mut in der Gefahr. Grimmig erinnerte er ſich des Goetheſchen Prometheus und ſchrieb damals mit der Abſicht,

nötigenfalls ein bäuerliches Dasein zu beginnen: „Müssen mir meine Erde wohl lassen stehen und meine Sonne, die sie nicht gemacht." Aber schwer traf es den Mann, der ohne Rücksicht auf das eigene Wohl in ehrlich reinem Streben nur für das seines geliebten Vaterlandes gesorgt hatte, daß er so behandelt wurde, zumal von dem Vaterlande seiner Wahl, „dessen Feldgeschrei", wie er selbst sagte, „‚Mut und Licht' sein muß". Und neben dem eigenen Leid quälte ihn wieder die Sorge um das Schicksal des Volkes; da sah er die alten Gegensätze der Stände und Klassen in aller Schärfe wiederaufleben, alle die herrlichen Errungenschaften der letzten Jahre schienen in Frage gestellt.

In der preußischen Regierung siegten Wittgenstein und Kamptz über alle Versuche, die gemacht wurden, die Angelegenheit der Polizei zu entwinden und den ordentlichen Gerichten zu übertragen. Die Karlsbader Beschlüsse im August 1819 knebelten die Universitäten und die Presse und setzten in Mainz eine Zentral-Untersuchungskommission ein, welche die vermeintlichen revolutionären Umtriebe aufdecken sollte. Auf ihren Antrag hin wurde denn auch durch die im Dezember 1819 eingerichtete preußische Ministerial-Untersuchungskommission die Untersuchung gegen Arndt verfügt. Man beschuldigte ihn — es klingt wie ein Hohn auf seine ganze Gesinnung und Tätigkeit — „der Teilnahme an revolutionären Umtrieben und der Mitwirkung zur Erregung der Unzufriedenheit mit den Regierungen und der Unruhen im Volke im allgemeinen und in speziell gewaltsamen Revolutionen". Am 10. November 1821 wurde er, der Feind aller geheimen Verbindungen, der keiner angehört hatte als jenem formlosen Männerbunde, der jederzeit alle Edlen durch ein inneres Band tugendhafter, vaterländischer Gesinnung vereint, vom Amte suspendiert; in Zeitungen, so in der Preußischen Staatszeitung, erschienen Hetzartikel gegen ihn; am 5. Februar begannen die Inquisitionen des besonders dazu eingesetzten Hofgerichtsrats Pape. Vergebens legte Arndt Protest gegen das gesetzlose Verfahren bei dem Justizminister, bei Pape, bei dem König ein; vergeblich wandte er sich wiederholt an seinen ehemaligen Gönner Hardenberg, vergeblich legte er der Öffentlichkeit seine Sache vor. Es möge uns erlassen sein, die ganze Erbärmlichkeit darzustellen, mit der ein bornierter Mensch, dem jedes historische und psychologische Verständnis abging, Arndt bis zum Sommer 1822 fast täglich 4 Stunden über sein gesamtes Wirken, seine schriftstellerische Tätigkeit seit fast $1^1/_2$ Jahrzehnten, seine Briefe, ja seine Meinungen und Gedanken quälte; kein zulänglicher Grund für eine Anklage war vorhanden, er sollte

erst gefunden werden. Endlich wurden die Verhöre eingestellt und das Oberlandesgericht zu Breslau, dem übrigens auch die Aburteilung Jahns zufiel, als Prozeßinstanz bezeichnet. Aber es kam nicht dazu. Arndts Feinde hatten ein schweres Fiasko erlebt, völlig makellos, als Ehrenmann war er aus der Untersuchung hervorgegangen. Jahrelang wurde seine Sache in den Ministerien verschleppt, bis Altenstein auf Erledigung drang. Selbst Kamptz mußte nun Arndts Unschuld zugeben. Aber die Minister fanden nicht den Mut, das offen einzugestehen. „Aus höheren und vorzüglich auch aus politischen Rücksichten" blieb Arndt unter Belassung seines Gehalts vom Amte enthoben. Erst im Dezember 1826 ward ihm das mitgeteilt; eine förmliche Freisprechung wurde ihm nicht zuteil. Durch Vermittlung Steins gelang es ihm nur, die drohende Gefahr, vom Rhein fort in eine andere Beschäftigung zu müssen, abzuwenden. 1828 versuchte er noch einmal in Berlin persönlich bei Altenstein, sich seine Tätigkeit wiederzugewinnen. Es war vergeblich, und so ergab er sich denn in sein Schicksal.

Wie hat er es getragen? Es braucht kaum gesagt zu werden, daß es für ihn eine der schwersten Enttäuschungen seines Lebens war, die ihn zunächst tief erschütterte. Um so bewundernswerter erscheint uns die äußere und innere Haltung, die er bald gewann und bewahrte. Als einen „frohen, herrlichen, kräftigen Mann" sah ihn Platen 1822 bei seinem Besuch in Bonn. Gewaltsam von äußerer Tätigkeit abgeschnitten, wandte sich Arndt ganz seinem häuslichen Kreise zu. Eine tapfere Frau stand ihm zur Seite, blühende Kinder, deren Zahl sich mehrte, umgaben ihn. Er, der im 50. Jahre frisch taufen ließ, fühlte die Verpflichtung, „den kleinen Krabaten erst ein wenig auf die Vorderfüße zu helfen". Herrlich bewährte sich die Treue seiner nächsten Freunde. Von Stein, Niebuhr, Eichhorn, Geßler, Schleiermacher, Reimer u. a. erhielt er herzerquickende Beweise ihres unerschütterlichen Vertrauens; die Erstgenannten suchten auch, soweit sie es vermochten, sein Schicksal zu mildern. Den besten Trost aber fand er in dem kindlichen Glauben an seinen alten Gott. Er fühlte sich in seiner Hand; wie oft mag er sich selbst seine wundervollen Verse zugesprochen haben:

„Ich weiß, woran ich glaube,
Ich weiß, was fest besteht,
Wann alles hier im Staube
Wie Sand und Staub verweht;
Ich weiß, was ewig bleibet,

Wo alles wankt und fällt,
Wo Wahn die Weisen treibet
Und Trug die Klugen prellt."

In seiner schlichten Herzensfrömmigkeit sah er sein Leiden als eine Schickung Gottes an, die er durch manches zu trotzige und kühne Wort verdient habe. Mit tiefem Ernst durchforschte er in stillen Stunden sein Inneres und suchte die „faulen Flecke" in sich zu erkennen. In heimlicher Zwiesprache mit seinem Gott fand er Ruhe und Erquickung für sein zerrissenes Herz. Er wußte, daß sich der himmlische Vater, wenn es schwer wird, immer am gnädigsten erweist. Solcher Glaube bewahrte ihn vor Verbitterung und Trotz, in die Ungläubige so leicht verfallen, wenn sie Unbilliges leiden müssen; er bewahrte ihn auch vor dem politischen Radikalismus, dem sich jetzt viele hingaben, die nicht den Stahl seines Herzens in sich trugen. Rührend, nein wahrhaft erhaben ist es, wie dieser einfache Mann trotz aller Unbill unerschüttert festhält an seinem Deutschland, an Preußen und seinem König. Das ist wahre Heldengröße, und sie ist um so liebenswerter und menschlicher, als er sie selbst gar nicht als solche empfand. An ihr gemessen, wie erbärmlich kümmerlich erscheinen uns da die reaktionären wie die radikalen Schreier! Nein, Arndt war kein eitler Poseur, der sich nun den Märtyrerkranz um die Stirne schlang, er blieb auch im Leid seinen Idealen und seinem Wesen getreu.

Im Leid! Denn mochte er auch Trost finden, der ihm über das Schwere hinweghalf, mochte auch ein eiserner Panzer nach außen seine Brust decken, die Wunde im Innern brannte doch schmerzlich. Und in solcher Stimmung war er nicht fähig, zu schaffen. Überhaupt — er selbst hat das klar erkannt und ausgesprochen — drängte seine Anlage zur Tätigkeit in der Welt. Er war nicht geboren zum Stubengelehrten, er bedurfte der lebendigen Wechselwirkung mit andern Menschen, er bedurfte einer Gefahr oder doch einer zielbewußten Arbeit für andere, um sein Bestes geben zu können. Hatte er diese nicht, so erhielten jene gefühlsmäßigen Triebe in ihm die Oberhand, die wir aus früheren Zeiten kennen, und die ihn nun diese Jahre spielend unter Kindern, Bäumen und Blumen verträumen ließen. So gingen sie ihm und dem Volke verloren. Erst allmählich gegen das Ende der zwanziger Jahre gewann er wieder Sammlung genug, um sich Studien zu widmen und auch wieder etwas zu schreiben. Am liebsten allerdings streifte er in der schönen rheinischen Gegend umher, mit der Wanderlust und der Rüstigkeit, die seinem ge-

stählten Körper auch jetzt nicht abhanden gekommen waren. Was er dabei in Natur und Menschen Schönes und Volkstümliches sah und lernte, brachte er dann gern zu Papier. Aus seiner Studierstube flatterten einige etymologische Kleinigkeiten hinaus. Der Kulturgeschichte der Orkney- und Shetlandinseln widmete er anziehende Plaudereien. Als Historiker und Protestant bekämpfte er die ultramontanen und romantischen Geschichtsfälschungen Fr. v. Schlegels. Das Wichtigste aber war, daß er wieder reger und publizistisch an den großen Weltereignissen teilnahm. Da war es zuerst die Erhebung der Griechen gegen das unwürdige Türkenjoch, die ihn zur Feder greifen ließ. Schon früher war sein Wunsch gewesen, es möchte gelingen, die Türken aus Europa zu vertreiben und in Konstantinopel ein christlich-griechisches Reich zu gründen. Nach der Schlacht bei Navarino (1827) trat er mit warmen Worten für die Griechen ein und wies zugleich den Engländern, Franzosen und Russen ihre kulturellen Aufgaben im Osten.

Näher lagen die Sorgen, die ihn 1830 nach der Französischen Julirevolution beschäftigten, als in Belgien und Polen Aufstände ausbrachen. In beiden Fragen ergriff er das Wort. In der belgischen kam es ihm vor allem darauf an, das Recht Deutschlands zu wahren und die französische Habgier abzuwehren. Wie er 1815 beklagt hatte, daß die Maasgegenden nicht zu Preußen gekommen waren, so forderte er jetzt, daß das neue Königreich Belgien wenigstens dem französischen Einflusse entrissen und mit Deutschland verbunden werde, da er fühlte, daß es sonst für die Welschen nur eine Etappe ihrer Politik auf dem Wege über den Rhein sein werde.

In einem andern Aufsatze trat er der sentimentalen Polenschwärmerei entgegen und verteidigte die neutrale Politik Preußens und das Recht der Deutschen auf die durch heldenhafte Kolonisation erworbenen Gebiete. Hatte er einst die Teilungen Polens scharf verurteilt, so war er doch schon 1814 zu der Überzeugung gekommen, daß Polen in erster Linie durch eigene Schuld zugrunde gegangen sei. Das sprach er jetzt noch deutlicher aus und hielt dieses Schicksal seinen Deutschen als Warnung vor. Zugleich mahnte er sie, einig zu sein und die Einmischung Fremder in ihre inneren Angelegenheiten zurückzuweisen, an Vaterlandsliebe es den Polen gleichzutun.

Der letzte Rest polnischer Herrlichkeit wurde von den Russen zertrümmert, Belgien dagegen wurde unter dem Schutz der Mächte selbständig. Noch einmal, 1834, in der Schrift „Belgien und was daran hangt" protestierte Arndt gegen die Nichtbeachtung der

deutschen Interessen in dieser Angelegenheit. Er gab durchaus noch nicht die Hoffnung auf, daß alle entfremdeten deutschen Reichsgebiete sich einst wieder mit dem Mutterlande vereinigen würden. Aber vor allem kam es ihm in dieser Schrift darauf an, sich über die inneren Zustände Deutschlands auszusprechen. Auch hier hatte die Revolution das Signal zu Unruhen gegeben, die infolge der Angst der Regierungen neue Verfolgungen nach sich zogen. Arndt bekämpfte energisch den „wilden Gleichheitsschwindel", das allzu geschwinde, doktrinäre Machenwollen der „zu demokratischen Leute"; aber er verlor seinen Glauben an das Treue und Ehrenhafte des deutschen Charakters nicht, er wollte es nicht wahr haben, daß der Kern des Volkes davon berührt werde. Seine positiven Vorschläge gingen wieder von dem Grundsatze aus, daß ein starker Bundesstaat geschaffen werden müsse, der allen Fremden gewachsen sei. Als einen wesentlichen Fortschritt in dieser Richtung begrüßte er den Zollverein, der seiner schon im „Geist der Zeit. Teil III" geäußerten Idee eines einheitlichen Handelsgebietes entsprach. Und er, der Gemaßregelte, bekannte sich auch jetzt wieder zu seinem unerschütterlichen Glauben an Preußens deutschen Beruf.

Vielversprechend hatte so Arndts neue politische Tätigkeit begonnen. Sie sollte nicht von langer Dauer sein. Seine Schriften fanden bei seinen Freunden lebhafte Zustimmung; aber es gab auch eine feindliche Partei, der A. W. v. Schlegel aus dem Herzen sprach, wenn er, recht unfein auf Arndt zielend, von „patriotischem Schnaps", von „Fusel aus der Bauern-Bücherschenke" redete, worauf der Angegriffene mit ebenso scharfer Kritik der unmännlichen Art seines Gegners replizierte. Das war geringer Schmerz gegenüber dem Leid, das ihm aus dem Verlust lieber Freunde erwuchs. Im Jahre 1831 starben Gneisenau, Niebuhr und der „beste Mann des Vaterlandes", Stein. Seinem Andenken widmete er in einem Briefe an Marianne, die Schwester des Entschlafenen, die köstlichen Worte: „Unser Löwe schläft — Wir beide wissen wohl, was wir und das ganze deutsche Vaterland in diesem einen Mann besessen und verloren haben. Ich kann und werde sein nie vergessen: ich habe in seiner größten Zeit um und mit ihm gelebt, habe auch wohl zuweilen den Sturm und Strom seiner gewaltigen Natur gefühlt, aber ich weiß, er hat mich geliebt, wie man einen Sohn liebt, und ich werde die rührendsten Zeichen seiner Milde und Zärtlichkeit unaufhörlich in meinem Herzen tragen." Anfang des Jahres 1834 wurde auch sein Schwager Schleiermacher, der große Prediger und Lehrer des Volkes, der „seltene, ganze und volle Mann", abberufen. So

ſchied einer ſeiner Mitkämpfer nach dem andern, und mit Sorgen ſah Arndt, daß keine „Erſatzmänner“ in ihre Stellen traten, da doch die matt ſich hinſchleppende Zeit ihrer bedurft hätte. Das ſtimmte ihn trübe, aber es hätte ihm ebenſowenig wie kleine tägliche Sorgen die Schwingen lähmen können. Da legte ihm Gott die ſchwerſte Prüfung ſeines Lebens auf: am 26. Juni, faſt am gleichen Tage, an dem einſt ſeine erſte Gattin von ihm genommen war, ertrank ſein Lieblingsſohn, der faſt neunjährige Willibald, in den Fluten des Rheins. Ihn hatte er vor allen andern Kindern mit der ganzen Kraft ſeiner Seele geliebt, in ihm das ſchönere Ebenbild ſeiner ſelbſt geſehen, auf ihn die größten Hoffnungen geſetzt. Nun entriß ihm der Strom, für den er ſo tapfer gekämpft, ſein teuerſtes Gut. Der arme Vater brach völlig zuſammen, und erſt allmählich löſte ſich ein ſtiller, tiefer Schmerz in ſeiner Bruſt aus. Niemals hat er dieſen Schlag verwunden, um Jahrzehnte ſchien er gealtert. Die furchtbare Wucht des Leides drohte ſein Inneres zu verkälten, zu verſteinern gegen die Welt. Davor rettete ihn wieder nur ſein männliches, felſenfeſtes Chriſtentum, der kindlich demütige Aufblick zu Gott, deſſen Willen er als den beſten und gerechteſten, deſſen Wege er auch da verehrte, wo ſie ihm unfaßbar waren. Ja, dies bittere Leid, das ſich ihm täglich in tauſend Erinnerungen erneute, brachte ihn ſeinem himmliſchen Vater nur näher, machte ſeinen Glauben noch tiefer. Der große Schmerz hatte ihn angerührt und ließ ihn im Hauſe Gottes erſt recht heimiſch werden. Er wurde ſtill und ſchweigſam; milde Schwermut legte ſich über ſein ganzes Weſen. Nun ſaß er oft, wenn im Hauſe unten die Kinder tollten, einſam oben in ſeinem Stübchen und ſchaute über den Rhein und die Berge ſehnſüchtig in die Ferne, ſchaute zurück auf ſein Leben, auf ſeine Jugend, träumte ſich in die liebe irdiſche Heimat, deren er ſo gern gedachte, und unmerklich glitten ſeine Gedanken hinüber in die Gefilde der ewigen Heimat, nach der er ſich ſehnte. Aber ſein Glaube und der geſunde Kern ſeines Weſens ließen ihn nicht dauernd in Apathie und Weltentfremdung verſinken. Wunderbar klingt uns ſein Streben nach männlicher Faſſung bei allem Weh aus den Liedern dieſer Zeit entgegen, ergreifend aus den Worten, in denen er ſeiner treuen Charlotte v. Kathen das ſturmbewegte Herz ausſchüttete (27. März 1837): „O dieſe Ergebung, dieſe gänzliche Hingebung in Gott und in ſeinen Willen, geſellt zu dem feſten Mut zu ſtreben, als wenn dieſe Erde uns auch gehörte, das iſt das rechte Chriſtenleben; aber der Bund wie ſchwer zu knüpfen! Gott faſſen, ſeine Hände anfaſſen, ſelbſt die ſtrafenden und züchtigenden Hände zu faſſen und zu küſſen, iſt

nicht schwer; aber Gott fassen und die Welt im tapfern Sinn nicht fahren lassen, das ist sehr schwer." So rang er danach, wieder alle Freuden und alle Schmerzen auf Erden mitfühlen und rüstig in Gedanken und Arbeit tätig sein zu können; das große Weh aber, das ihm eine neue „Welt voll erhabenster Gesichte und Lichter" eröffnet hatte, wollte er nun nicht mehr missen. Wie Klänge aus Goethes herrlichen Liedern der letzten Frankfurter und der Weimarer Zeit tönen uns diese Briefworte als Ausdruck wahrhaft menschlicher, tiefer Lebensanschauung herüber.

So nahm er denn auch an den Ereignissen der Zeit wenigstens rezeptiv teil. Allzu ermutigend waren die Vorgänge in der Welt nicht. Oftmals hätte er selbst gern mit einem Donnerwetter dreingeschlagen, zumal wenn er sah, wie lügenhaft und prahlerisch englische und französische Schriftsteller die Zeitgeschichte darstellten. Mit tiefer Bekümmernis hörte er von der Maßregelung der Göttinger Professoren, unter denen sich auch Freund Dahlmann befand; in den Kölner Bischofswirren wünschte er, daß die Preußische Regierung mit klarem Zielbewußtsein gegen die dunklen, herrschsüchtigen Pfaffen vorgehen möchte. Wie den ultramontanen Katholizismus und mystisch-romantische Schwärmereien, so wies er auch den Kritizismus eines Strauß und die Vernichtung geschichtlich gewordener Formen der Religiosität weit von sich. 1838 begann er selbst wieder mit literarischen Arbeiten. Zuerst gab er, nach dem Tode König Gustavs IV., die 1808 bis 1810 geschriebenen „Schwedischen Geschichten" heraus; und als er 1839 ernstlich zu kränkeln begann, unternahm er es, als Rechtfertigung seiner Ehre gegenüber etwaigen späteren Verunglimpfungen Erinnerungen aus seinem äußeren Leben niederzuschreiben. So entstand ein köstliches Volksbuch, das sogleich mit größter Begeisterung aufgenommen wurde. Am Schlusse formulierte er sein politisches Programm, das in der Forderung der Erstarkung Deutschlands im Innern und nach außen, der Schaffung einer mächtigen Nord- und Ostseeflotte zum Schutz des Landes und des Handels, der Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens gipfelte. So trat er in das ereignisreiche fünfte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts ein.

Am 7. Juni 1840 folgte auf den alten König sein Sohn Friedrich Wilhelm IV., von vielen, auch von Arndt mit freudigen Hoffnungen begrüßt. Zu seinen ersten Maßnahmen gehörte, daß er den ihm seit Jahren persönlich bekannten und hochgeschätzten Alten voll in seine Würden wiedereinsetzte. In der ehrenvollsten Weise erhielt er Genugtuung: es wurde ihm erlaubt,

wieder Vorleſungen zu halten, ſeine Papiere wurden ihm zurückgegeben, für ſeine ſtudierenden Söhne Stipendien ausgeſetzt. Die Univerſität, Profeſſoren und Studenten, die Bürger Bonns, ſeine Freunde, ja alle Gutgeſinnten Deutſchlands wetteiferten, ihn zu ehren und ihm ihre Huldigung darzubringen. Was ſich in den Zeiten der Verfolgung und Verkennung im ſtillen in einzelnen Zügen gezeigt hatte, hier trat es auf einmal offen zutage: daß Arndt ein wahrer Volksherold war, deſſen Anſchauungen von weiten Kreiſen geteilt wurden, daß er ein Liebling der Deutſchen, vielleicht ihr populärſter Mann war. Wer nur immer Beruf dazu in ſich fühlte, kehrte fortan auf der Wanderſchaft in dem gaſtfreien Hauſe vor dem Koblenzer Tore ein, um dem herrlichen, ſtets freundlich-heiteren Patriarchen ſeine Verehrung zu bezeugen. So viel Liebe tat ihm unendlich wohl. Aber — in ſeiner herzlichen und beſcheidenen Antrittsrede als Rektor ſprach der Siebzigjährige es aus — das Glück kam zu ſpät. Er fühlte ſich zu alt, um in ſeinem Amte noch das zu leiſten, was er zwanzig Jahre vorher vermocht hätte. Wohl nahm er ſeine Vorleſungen wieder auf, aber es wurde keine regelmäßige Tätigkeit mehr. Es iſt bezeugt, wie er auch jetzt noch die Jugend zu feſſeln vermochte, beſonders wenn er Selbſterlebtes und Selbſtgeſchautes ſchilderte, etwa die verſchiedenen Völker in charakteriſtiſchen Zügen zeichnete und dabei ſeinen ſtolzen Glauben an den Herrſcherberuf der germaniſchen Raſſe offenbarte. Aber ihn ſelbſt befriedigten dieſe Leiſtungen nicht mehr.

Dagegen beſchäftigten ihn die öffentlichen Zuſtände noch lebhaft. Als 1840 wieder von den Welſchen her freche Kriegsfanfaren ertönten, ſchallte es ihnen aus ſeinem Munde friſch entgegen:

„Zum Rhein! übern Rhein!
All-Deutſchland in Frankreich hinein!“

Mit Schmerz ſah er, wie ſich im Vaterlande die Gegenſätze immer mehr verſchärften, wie Friedrich Wilhelm IV. die hohen Erwartungen doch nicht erfüllte, wie die Fürſten vielfach hinter dem Volke an Ehrgefühl und Erfaſſung des Zeitgeiſtes zurückſtanden. Ihm erſchien die Periode als ein Übergangszuſtand, in dem noch alles unklar gärte und ſich erſt allmählich klären und feſtigen müſſe. Er verkannte nicht, daß gewaltige, ja wohl blutige Kämpfe bevorſtanden. Aber er verzagte nicht. Er hatte es oft erfahren, daß ohne Kampf und Not kein Gut und Glück gewonnen wird. Unerſchütterlich feſt ſtand ſein Glaube an das herrliche Deutſchland und ſeine zukünftige Größe. Seine Aufgabe ſah er darin, das Feuer gemeinſamer Liebe zu ſchüren, damit von

unten her das Beste erstehe. So trug er denn in verschiedenen Schriften seine Ansichten vor, wie sie sich ihm als Forderungen der Zeit ergeben hatten. Gegen die ständischen Adelsvorrechte kämpfte er ebenso wie gegen die radikale Lehre der Volkssouveränität: ein starkes Königtum auf „demokratischer" Grundlage war sein Ideal; deshalb drängte er unaufhörlich auf die Einberufung preußischer Reichsstände. Das feste Fundament des Staates erblickte er nicht wie Dahlmann im städtischen Bürgertum, gegen dessen Entwickelung er immer ein gewisses Mißtrauen hatte, sondern in den mittleren und kleinen ländlichen Besitzern, für deren Erhaltung er von neuem Vorschläge machte, die unter dem Druck der gegebenen Verhältnisse etwas von seinen früheren abwichen. Ernstlich beschäftigte ihn die soziale Frage: er befürwortete eine soziale Gesetzgebung, und zwar in erster Linie mit ethischen Zielen; ganz im Geiste Steins betonte er den erziehlichen Wert reformierter Zünfte, von Vereinen u. dgl.

Es konnte nicht anders sein, als daß er sich ganz im Sinne der Ideale der großen Erhebung betätigte. Die Bundesverfassung erschien ihm überlebt; er forderte Freiheit des Geistes politisch und religiös, kämpfte für das Recht der Schleswig-Holsteiner und für alles Gesunde, Kraftvolle in Leben und Staat.

Außer solchen politischen Schriften ließ er kleine wissenschaftliche Abhandlungen, Nekrologe auf liebe Freunde, einen neuen Band Märchen, und als Kamptz ihn noch einmal angriff, seinen „Notgedrungenen Bericht" als aktenmäßige Rechtfertigung seines Wirkens hinausflattern.

Manchmal glaubte er, sein Ende allmählich herannahen zu fühlen. Ein altes Unterleibsübel, dann Rheumatismus und Gicht quälten ihn. Deshalb zog er in den „Schriften für und an seine lieben Deutschen" in drei Bänden, denen später ein vierter sich anschloß, das Fazit seiner publizistischen Tätigkeit. — Seine Kinder waren nun herangewachsen. Sein Leben schien abgeschlossen. Da besserte sich wider Erwarten sein Gesundheitszustand: seit 1846 fühlte er sich frisch wie lange nicht. Die Natur gab ihm gleichsam ein Zeichen: bald sollte ihn der Strom der Zeit noch einmal aus dem engen Kreise der Seinen und Freunde mitten in das wildbewegte öffentliche Leben hineinreißen.

Die französische Februarrevolution, die mit der Einrichtung der Republik endete, die ihr folgenden deutschen Reformversuche, die süddeutschen und schließlich die Wiener und Berliner Aufstände riefen ein wildes Gewoge verschiedenartigster Meinungen und Wünsche hervor. Viele glaubten, nun werde der lang ersehnte goldene Tag der deutschen Einheit hereinbrechen, andere träumten

von schrankenlosen Volksrechten. Überall machte sich eine lärmende politische Geschäftigkeit bemerkbar, bald führten die Radikalen, die Republikaner, das große Wort. So auch in Bonn. Arndt hatte mit tiefem Schmerz von den Vorgängen in Berlin, von der Wildheit der Massen und der Rat- und Haltlosigkeit des Königs gehört. Aber er war weit davon entfernt, zu verzweifeln. Er lebte der Zuversicht, daß Gott seine Deutschen nicht verlassen werde. Was das Endergebnis der ganzen Bewegung sein werde, ahnte er so wenig wie alle andern. Aber er kannte seine Pflicht. Unermüdlich kämpfte er in Versammlungen, in Briefen, in Aufsätzen und in Flugschriften gegen die „Roten", die in Bonn von Kinkel geführt wurden, für die Ordnung, für das Königtum, für Preußen. Aber sich selbst und seinen Freunden verhehlte er nicht, daß die Fürsten, insbesondere Friedrich Wilhelm IV. und seine Ratgeber, viel Schuld an der sich überall zeigenden Erbitterung trügen, daß vor allem der preußische König, untreu den großen Traditionen der Hohenzollern, in seiner zaudernden Unentschlossenheit, seiner phantastischen Romantik versäumt habe, rechtzeitig entscheidende Schritte zu tun. Mit um so größerer Aufmerksamkeit und Hoffnung verfolgte er die Regungen des Volkes und die Vorbereitungen zur Berufung eines deutschen Parlaments.

Von vier rheinischen und dem stralsundischen Kreise wurden ihm Mandate für das Nationalparlament angetragen; das der eisernen und stählernen Solinger nahm er an. Wohl hoffte auch er mit dem warmen Feuer der Begeisterung, daß man nun die deutsche Frage lösen werde. Aber in dem Taumel, der so viele ergriff, erhielt er sich den nüchternen Blick, der die vielen Hindernisse wohl erwog; und er mußte sich von Anfang an gestehen, daß niemand das Ende abzusehen vermöchte. Er selbst hielt sich in bescheidener Selbstbeschränkung nicht mehr für berufen und fähig, eine große leitende Rolle zu spielen: als ein „gutes, altes, deutsches Gewissen" wollte er in Frankfurt rundwandeln und durch Gespräche zur Klärung der Meinungen beitragen.

In dieser Gesinnung nahm er an den Beratungen teil. Manch lieben Bekannten traf er in der Stadt, in der er jetzt dieselben Zimmer bewohnte, die er 1814 als Kriegseinquartierung innegehabt hatte. In der zweiten Sitzung bereiteten die Abgeordneten dem Herold deutscher Ehre und Größe eine jubelnde Huldigung und sprachen ihm den Dank der Nation für seine gesamte Tätigkeit im Dienste des Vaterlandes aus. Arndt schloß sich den konservativeren Elementen an, die sich im „Klub des Steinernen Hauses" vereinigten. Weder unklare Schwärmerei noch das un-

erfreuliche lärmende Treiben der Republikaner, von denen manche glaubten, ihn bereits zum alten Eisen werfen zu können, war imstande, ihn von seinem Wege abzubringen: ruhig schritt er dahin in der stillen Überzeugung, daß, wie die Dinge sich augenblicklich gestalten mochten, für die Enkel sicher glorreiche und stärkere deutsche Zeiten kommen würden.

Wiederholt ergriff er das Wort, um seine in langer Lebensarbeit errungenen Überzeugungen zu verteidigen. Weiterschauend, politisch klüger als jene sich so weise dünkenden Jungen, wußte er, daß es jetzt nicht so sehr auf eine möglichste Ausdehnung der Volksrechte, als vielmehr auf die Einigung Deutschlands unter einem starken Oberhaupte im Wege der Vereinbarung mit den Fürsten ankam. In verschiedenen Aufsätzen und Flugschriften vertrat er diese Ansichten und suchte das Volk für das preußische Kaisertum zu gewinnen. Tief schmerzte es ihn, daß anfangs dafür keine Aussicht vorhanden war. Die Verweserschaft des Erzherzogs Johann betrachtete er nur als ein kümmerliches Provisorium, da ihr jede wirkliche Macht mangele. — An der zunächst einsetzenden langen Beratung der Grundrechte nahm er lebhaft teil; aber er vermißte bei der Verhandlung der wichtigen ethischen und kulturellen Fragen bitter die „tiefere, religiöse oder höhere philosophische Ader". Es war selbstverständlich, daß er überall für freiheitliche Gestaltung des Volkslebens und für Teilnahme des Volkes am Staate eintrat; aber er wahrte ebensosehr gegenüber den radikalen Theorien von der Volkssouveränität die Autorität des Staates. Sein Ideal war der straff zentralisierte Bundesstaat mit starker monarchischer Spitze; die Einzelstaaten wollte er in ihrer Souveränität beschränkt, aber nicht ihrer Eigenart beraubt wissen. So wenig wollte er einen Bruch mit der Vergangenheit, daß er in seiner größten Rede für die Erhaltung des Adels eintrat. Wunderbar wird uns das nicht erscheinen; erinnern wir uns doch, wie er z. B. 1814 in seinem Plan künftiger ständischer Verfassungen dem Adel seine feste Stelle angewiesen hatte. Auch hier bewährte sich seine historische Denkart; allen lustigen Phantasmen, die der festen Verbindung mit der Erde entbehrten, war er jetzt wie immer abhold.

Dem völkerrechtlichen Ausschuß gehörte Arndt als stellvertretender Vorsitzender an. Seine Stellungnahme in den auswärtigen Fragen, so hinsichtlich Hollands, Belgiens und der Schweiz als wichtiger Teile des Reiches, ferner in der polnischen, in der schleswig-holsteinischen, entsprach seinen bisherigen Ansichten. Nicht Schwäche, sondern staatsmännische Einsicht verriet es, daß er, der ursprünglich für die Verwerfung des

Malmöer Waffenſtillſtandes eingetreten war, ſchließlich doch ſeine Beſtätigung empfahl; er erkannte richtig, daß ſonſt, zumal bei der damaligen Stimmung in Preußen, der Konflikt mit dieſem Staate unvermeidlich und dem großen Werke verderblich werden mußte. Tief ſchmerzte ihn die jener Annahme folgende Erhebung des Frankfurter radikalen Pöbels und die ſchmähliche Ermordung Auerswalds und Lichnowskys. Eigenartig, wenn auch von dem Sänger des Vaterlandsliedes gemütlich begreiflich, mutet es uns an, daß er noch im Oktober 1848 für die Vereinigung Öſterreichs mit Deutſchland eintrat. Ob er wirklich geglaubt hat, der Wiener Hof werde in die Abtrennung ſeiner nichtdeutſchen Landesteile willigen? Ob ihm nicht Bedenken aufgeſtiegen ſind? Faſt ſcheint es ſo. Denn in einem Briefe an Freund Brandis (29. Oktober 1848), in dem er von ſeiner Stellung zu dieſer Frage berichtete, ſetzte er gleichſam als Entſchuldigung hinzu: „Wir konnten und durften die Grundſätze nicht aufgeben, nach welchen über Schleswig-Holſtein, Limburg, Poſen uſw. geſtimmt iſt.“ Die von ihm ſelbſt hier erwähnten Möglichkeiten, daß „Öſterreich an Deutſchland oder nur halb und unbeſtimmt mit Deutſchland ſein ſollte“, hat er damals noch von ſich gewieſen. Die Weiterentwicklung der Dinge, insbeſondere Schwarzenbergs Politik, die darauf gerichtet war, den zentraliſierten habsburgiſchen Einheitsſtaat ganz in Deutſchland einzuverleiben, zwang ihn, die letzte Konſequenz ſeiner Anſichten zu ziehen, als die Beratungen über die Oberhauptsfrage begannen. Nach den öſterreichiſchen Erklärungen mußte Arndt als unbedingter Verfechter des preußiſchen Kaiſertums den ſchweren Schnitt vollziehen, mußte das undeutſche Öſterreich vom deutſchen Leibe abtrennen. In dieſem Sinne trat er der Erbkaiſerpartei bei und ſtimmte für Gagerns Programm. Von einer Auflöſung Preußens aber in unmittelbare Reichsprovinzen, von einem derartigen Aufgehen in Deutſchland, wie es damals auch in den Reihen der Erbkaiſerpartei erwogen, ja wenigſtens für die Zukunft gewünſcht wurde, wollte er ſicherlich nichts wiſſen. Der Kaiſer mußte — das war ſeine Überzeugung, und deshalb hatte er die Reichsverweſerſchaft von vornherein als totgeborenes Kind betrachtet — eine ſtarke reale Macht hinter ſich haben, mußte der mächtigſte deutſche Landesfürſt ſein, der imſtande war, widerſtrebende Mächte zur Raiſon zu bringen. Das konnte aber nur der König von Preußen als Herrſcher ſeines Landes. Es würde all ſeinen Worten ſeit 1815 widerſprochen haben — und keine ſeiner Äußerungen aus dieſen Jahren deutet darauf hin — wenn er jenes andere Problem auch nur zeitweilig gebilligt hätte. De

liebenswürdigste Schrift, den er in der heißen Sorge für sein Deutschland unternahm, war, daß er — gleich einigen anderen Abgeordneten — an Friedrich Wilhelm einen Brief richtete: kindlich vertrauensvoll, und doch ernst mahnend bat er ihn, die Kaiserkrone anzunehmen (9. März 1849). „Man sieht, wenn ich so sagen darf, in dem silbernen Haar die blonden Locken der Jugend", so formuliert Ranke den Eindruck des Briefes. Der König antwortete seinem „alten Freunde" gütig und überaus offen; aber durchaus gemäß seinen immer gehegten Ansichten lehnte er unumwunden die Krone ab, die keine Krone sei, das „eiserne Halsband der Knechtschaft". Das Schreiben offenbarte, daß eine Übereinkunft zwischen diesem Könige und den Männern der Paulskirche unmöglich war. Trotzdem wandte sich Arndt, als nun am 28. März*) die Kaiserwahl stattgefunden hatte, noch einmal an ihn mit dem vertrauensvollen Hinweis auf die Zukunft, die viele in der Verfassung vorhandene Mängel beseitigen könne; trotzdem trug er, zum Erstaunen Friedrich Wilhelms, am 3. April mit seinen Genossen ihm die geschmähte Krone an. Der Ausgang ist bekannt. Indem der König es ablehnte (endgültig am 28. April), die Krone aus der Hand des Volkes anzunehmen, und zunächst daran ging, durch Vereinbarung mit den Fürsten die deutsche Frage zu lösen, war das Schicksal des Parlaments besiegelt. Mochten auch Arndt und seine Freunde noch einige Wochen mit einer Art Fatalismus in nutzloser Arbeit das Reich zu retten suchen, angesichts der Haltung dessen, dem sie die Herrschaft zugedacht hatten, der nun ausbrechenden Aufstände, der wachsenden Macht der Linken und der ablehnenden Stellungnahme der Regierungen blieb ihnen nur die Möglichkeit, auszuscheiden. Sie taten es (20. Mai) und erklärten, um nicht das letzte gemeinsame Band zwischen Fürsten und Völkern zu zerreißen, lieber das Verfassungswerk für jetzt den gesetzlichen Organen der Einzelstaaten und der selbständigen Fortbildung der Nation übergeben zu wollen.

Bitter enttäuscht, müde und matt kehrte der fast Achtzigjährige nach Bonn zurück. Mit schweren Sorgen verfolgte er die Ereignisse der nächsten Zeit. Sein Herz war voll Trauer, fühlte er doch, daß er und seine Genossen mit ehrlichem Willen das Beste gewollt hatten. Die Radikalen, aber auch die Regierungen, nicht zum wenigsten Friedrich Wilhelm und seine hochkonservative Umgebung, die Radowitz, Bismarck, Gerlach u. a. schienen ihm die Hauptschuld am Scheitern des großen Werkes zu tragen. So Richtiges in dieser Ansicht lag, Arndt übersah doch, daß

*) Aus Meisner-Geerds, Lebensbild Arndts in Briefen, Nr. 303, scheint hervorzugehen, daß der zweite Brief an den König schon vor dem 28. geschrieben ist.

Preußen, auch wenn der König, was er doch bei seiner Natur nicht vermochte, tatkräftiger zugefaßt hätte, nur durch einen Kampf mit Österreich und Rußland seine Kaiserkrone hätte wahrhaft erwerben können, und daß es dazu, wie die Dinge lagen, nicht imstande war. Im Sommer 1849, hauptsächlich angeregt durch die Unionspläne des Königs und die Gothaer Beratungen, rechtfertigte er in verschiedenen Aufsätzen sein und seiner Freunde Streben und mahnte mit einem letzten Aufflackern der Hoffnung, seine Wünsche selbst gegen seinen König und die Schwarz-Weißen verteidigend, ein starkes Kaiserreich zu schaffen. Bald wurde es ihm klar, daß er es nicht mehr sehen werde; aber daß sich der deutsche Einheitsgedanke einmal siegreich durcharbeiten werde, das war seine unerschütterliche Überzeugung; allerdings ahnte er, daß nur ein „Riese, ein Herkules, der die immer frisch gefärbte blutigste Keule führte", imstande sein werde, das Kaiserschwert zu schmieden. Seinen in langen Jahren in Freud' und Leid gereiften menschlichen und politischen Erfahrungen, wie sie sich unter der Einwirkung des letzten Jahres konzentriert hatten, gab er damals in kurzen Gedichten ergreifenden Ausdruck. Viel Entsagung spricht aus jenen Blättern der Erinnerung, aber auch starke Hoffnung. Seine Lebensweisheit ist nicht skeptisch, sondern bejahend; männlich kraftvoll bekennt er sich zu dem gesunden, von tiefer Religiosität begleiteten Idealismus, der ihn, einmal errungen, nie verlassen hatte; die Töne früherer Zeiten klingen auch hier, nur wehmütig gedämpft. Schon das Motto schlägt sie an:

„Weht, ihr Blättchen schwerer Stunden,
Wehet hin mit andern Blättern.
Zarte Blüten sprießen nimmer
Unter Sturm und Donnerwettern;
Doch was frisch gelebt, geliebt hat,
Wie's der Tag auch mag verwehen,
Sieht nach seinem grauen Winter
Grünes Frühlingsauferstehen."

Gern hätte sich der Greis „in die stillste Stille der Abgeschiedenheit" zurückgezogen, aber er hielt es für seine Pflicht, in der schweren Gegenwart weiterzuwirken, soviel er vermochte. So versuchte er durch persönliches Eingreifen in die schleswig-holsteinische Frage das deutsche Interesse zu wahren. In einem herzlichen Schreiben und einer klugen Denkschrift mahnte er 1850 den König, die Selbständigkeit und die Deutschheit jener tapferen Männer zu schützen. Vergebens! Im Olmützer Ver-

trag beugte sich Preußen völlig unter Österreich; eine neue Reaktion begann, tiefe Mutlosigkeit und Verbitterung machte sich allenthalben bemerkbar. Da erklärte Arndt dem deutschen Volke, um es vor Verzweiflung zu bewahren, den Geist dieser Zeit. Unumwunden geißelte er in seinem Buche „Pro populo Germanico" (1854) die Schäden in Leben und Staat, bekämpfte sowohl die, welche die Entwicklung hemmten, wie diejenigen, die sie gewaltsam und willkürlich selbst gestalten wollten.

Mit scharfen Strichen zeichnete er die mißgünstige Haltung der Großmächte mit Einschluß Österreichs, die mit allen Mitteln die Entstehung eines einigen, starken Deutschlands zu verhindern suchten. Sein Vermächtnis war der Glaube an die Zukunft; von ihr erwartete er die Erfüllung der Hoffnungen, die edle Seelen geschwellt, der Ideen, die kühne Geister gedacht hatten. Noch einmal bekannte er seine heiße Liebe zu dem herrlichen deutschen Volke und verkündete prophetisch seine einstige Größe. Keine Enttäuschung hatte ihm die Zuversicht nehmen können, daß nur Preußen sie heraufführen werde. In ihm allein sah er die Macht und Lebenskraft dazu, die Deutschheit und die Entwicklungsfähigkeit, und von dieser Erkenntnis aus vermochte er nun auch Friedrichs des Großen Bedeutung gerecht zu würdigen. Durch das ganze Buch klingt der mannhafte Optimismus: De coelo et patria nunquam desperandum! Und den Anfang einer neuen, besseren Zeit, die auch die Erfüllung seiner Wünsche bringen sollte, hat er wenigstens noch gesehen, als Prinz Wilhelm die Regentschaft für den unglücklichen Bruder übernahm, als Italien seine Einigung, für die er immer eingetreten war, begann, als das deutsche Volk in hoher nationaler Begeisterung Schillers hundertjährigen Geburtstag beging. —

Auch einige unpolitische Blätter in Poesie und Prosa ließ Arndt noch in diesem letzten Jahrzehnt ausfliegen; keines ist köstlicher als das letzte, was er überhaupt schrieb, die „Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn vom Stein". Mag der Stil auch manche Manieriertheit aufweisen, überall blickt doch aus der Schrift der treuherzige, biedere Vater Arndt hervor, der noch ganz jugendlich keck zu erzählen weiß, noch immer das Feuer der großen Zeit in sich trägt und sich nun mit der behaglichen Vorliebe des Alters in die Erinnerung an jene herrlichen Tage versenkt.

Darin aber ist das Büchlein nur der Ausdruck seines Wesens auch in dieser Zeit. Frisch und an Leib, Seele und Geist ungebeugt schritt der Alte durch das neunte Jahrzehnt seines Lebens dahin. Keine Brille verbarg den Glanz und das Feuer seiner

treuen Augen; er bedurfte keines Stabes; noch in ſeinen letzten Zeiten wanderte er raſch und elaſtiſch hintereinander drei bis vier Meilen. Ungemindert blieb ſein Intereſſe für alles, was um ihn her vorging, die Fähigkeit, die großen Fragen der Zeit zu erfaſſen, wie an dem kleineren Schickſal ſeiner Freunde mit herzlicher Liebe teilzunehmen. Mochte ihn auch manchmal das verworrene Treiben ärgern, mochte er ſich einſamer in der Welt vorkommen, in ihm wohnte doch die warme Abgeklärtheit, das gütige Verſtehen eines ſonnigen Alters. Immer blieb er fröhlich mit den Fröhlichen und ſetzte ſeine Gäſte durch ſeine Lebhaftigkeit im Geſpräch in Erſtaunen. Ihm, der ſo viel verkannt war, wurde noch im Leben die Freude zuteil, die ganze liebende Verehrung ſeines Volkes zu empfinden. Alte wie Junge jubelten ihm zu. Seine akademiſche Tätigkeit hatte er 1849 nur in geringem Umfange wieder aufgenommen; aber gar mancher rühmte es in ſpäteren Jahren als ein beſonderes Glück, noch zu ſeinen Füßen geſeſſen zu haben. 1854 nahm er von ſeinem Amt Abſchied; ſeinen Zuhörern, wie bei andern Gelegenheiten der ſtudentiſchen Jugend, rief er die ernſte Mahnung zu, nicht zu verzagen und nicht in der Schlaffheit und Faulheit der Zeit unterzugehen. Aufrichtig möge ein jeder an ſeinem innern Menſchen arbeiten und ſo ſich vorbereiten zur Tätigkeit fürs Vaterland. Arndt wußte, daß auch der kleine Einzelne ſegensreich zu wirken vermag, wenn er nur mit ſittlichem Ernſt ſeine Perſönlichkeit ausbildet, und er ſelbſt war das beſte Beiſpiel dafür, welch herrliche Früchte ehrliche Selbſtzucht zu treiben vermag.

Reiche Ehrungen wurden ihm zuteil. Sein letzter, der neunzigſte Geburtstag, wurde ein nationaler Feſttag, der beſte Beweis, daß eine neue Zeit im Anzuge war. Arndt ſelbſt erkannte das; ſein Herz hob das Gefühl innigſten Dankes gegen Gott und ſein Volk. Schlicht und demütig nahm er die herzlichen Ehrungen entgegen. Einem jeden wollte er perſönlich oder mit einigen freundlichen Zeilen danken. Er ſollte es nicht mehr vollenden. Die Überfülle der Liebe erdrückte ihn. Nur wenig ſpäter, am 29. Januar 1860, ſchloß er im 91. Jahre, wie er, der gern von ſeiner mens provida futuri ſprach, vorhergeahnt hatte, die Augen für immer. Ein gewaltiger Trauerzug gab dem Toten am 1. Februar das letzte Geleite. An ſeinem Grabe erklangen die Worte der Heiligen Schrift: „Ich bin mit dir geweſen, wo du hingegangen biſt, und habe deine Feinde ausgerottet vor dir und habe dir einen Namen gemacht, wie die Großen auf Erden haben.“

Ein langes, gottergebenes Leben hatte seinen Abschluß gefunden. Es war köstlich gewesen, wie die Bibel es verkündet, denn es war Mühe und Arbeit gewesen. Nicht einen Augenblick hat Arndt gerastet in der Arbeit an sich wie für andere. Denn auch in den traurigen Zeiten erzwungener äußerer Ruhe hat er in seinem Innern bitter gekämpft gegen feindliche Dämonen und hat für sein Volk gebangt und gesorgt. Nicht ein Held der Weltgeschichte steht vor uns, dem wir nur mit scheuer Bewunderung nahen können, sondern ein Mensch im vollgültigsten Sinne und als Mensch wieder ein schlicht-gläubiger Christ und einer der wackersten Deutschen, die unser Vaterland gesehen hat. Und diese Eigenschaften zusammen mit seiner tief ernsten sittlichen Lebensauffassung und seiner starken Lebenskraft und Lebensbejahung, seinem unermüdlichen Streben nach Vervollkommnung machen ihn zu einem Vorbild für uns und alle späteren Deutschen. Als die Erfüllung der Hoffnungen Arndts 1870 herannahte, da gedachte man seiner wieder; aber es blieb mehr eine äußerliche Erinnerung. Heute scheint sich von neuem der Wunsch geltend zu machen, mit ihm Zwiesprache zu halten. Es wäre wünschenswert für unser deutsches Volk und ein hoher Gewinn, wenn es sich recht tief einlebte in sein Wesen. In erschreckender Weise ist der Materialismus zur herrschenden Denkart weiter Kreise geworden. Genußsucht und Verzagtheit nagen am Marke des Volkes. Sittlicher Idealismus und Aufopferungsfreudigkeit sind selten. Unser Vaterland bedarf heute mehr denn je starker Männer; wir suchen gesunde Lebensideale; wir suchen Führer, die uns zu solchen leiten. Einer der besten ist Ernst Moritz Arndt. Können wir uns eine mannhaftere Gesinnung denken als die, zu welcher sich der vielgeprüfte Greis 1852 bekannte? „Du sprichst," so schrieb er seiner geliebten Schwester Dorothea, „Du habest mit dem Leben abgeschlossen. Ach! liebes Kind, das deucht Dir nur so, das Leben läßt sich nicht abschließen. Es ist wahr: in mancher Beziehung ist diese Erde ein Jammertal und auch ein rechtes, buntes Sündental; aber doch sollen wir an seinem Schönen und Fröhlichen und an dem tiefen geistigen Inhalt unsers Daseins und der ganzen Menschheit nimmer verzagen und uns durch den Weltlauf und auch durch den rätselvollen Gotteslauf nicht beirren und verwirren lassen. Ich habe den liebenden Glauben an diese tief verborgenen Gottesrätsel, gottlob! noch nicht verloren, und so bete ich denn mitten in dem Weltgetöse und Weltgewirre und auch im eigenen Hausgewirre — denn wo auf Erden ginge es immer ganz hell und grad? — Gott, verlaß mich nicht mit dem Trost der Hoff-

nung und Liebe!“ Und fragen wir, was Arndt zuletzt zu dieſer wundervollen Lebensauffaſſung, zu dieſer ſicheren innern Freiheit befähigt hat, ſo finden wir die Löſung, den tiefſten Aufſchluß ſeines Weſens in ſeinem eigenen Dichterwort, das er einſt Freunden zugerufen:

„Denn Treue ſteht zuerſt, zuletzt
Im Himmel und auf Erden:
Wer ganz die Seele dreingeſetzt,
Dem ſoll die Krone werden:
Drum mutig drein! Und nimmer bleich!
Denn Gott iſt allenthalben,
Die Freiheit und das Himmelreich
Gewinnen keine Halben.“

Wilhelm Steffens.

Chronologiſches Verzeichnis der Schriften Arndts.

Aufgenommen ſind alle Aufſätze, Flugſchriften und Bücher Arndts. Dagegen ſind im allgemeinen die Bücher nicht berückſichtigt, zu denen Arndt nur eine Vorrede geſchrieben hat, ebenſo in der Regel nicht ſpätere Auflagen, ſoweit ſie nicht eigenen Wert haben. Bei einigen wichtigen Schriften iſt die Zeit der Abfaſſung in eckiger Klammer (Kurſiv) angegeben. Zu vergleichen iſt Goedeke-Goetze, Grundriß, Bd. VII, 2, S. 820ff. — Zeitſchrift f. Bücherfreunde, Bd. I, S. 433—458; 471—474. — Zentralblatt für Bibliothekswesen 21, 22, 23 (wo Bibliotheken angegeben ſind, in denen ſich Arndts Werke finden).

Abkürzungen: GdZ = Geiſt der Zeit.
Schr = Schriften für und an ſeine lieben Deutſchen.

1800.

Dissertatio historico-philosophica sistens momenta quaedam quibus status civilis contra Russovii et aliorum commenta defendi posse videtur, quam . . . publico examini subiciunt praes. Mag. E. M. Arndt, respond. A. J. Winter, die 19. April. Gryphiswald.

Ein menſchliches Wort über die Freiheit der alten Republiken. Greifswald.

1801.

Bruchſtücke aus einer Reiſe von Bayreuth bis Wien im Sommer 1798. Leipzig.

Bruchſtücke aus einer Reiſe durch einen Teil Italiens im Herbſt und Winter 1798 und 1799. Leipzig.

1802, 1803.

Bruchſtücke einer Reiſe durch Frankreich im Frühling und Sommer 1799.

1803.

Gedichte. Greifswald.

Gedichte. Rostock und Leipzig.
Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen. Berlin. [*geschr. 1802.*]
Germanien und Europa. Altona. [*geschr. 1802.*]

1804.

Ernst Moritz Arndts Reisen durch einen Teil Teutschlands, Ungarns, Italiens und Frankreichs in den Jahren 1798 und 1799. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig.
Ideen über die höchste historische Ansicht der Sprache. Greifswald.
Der Storch und seine Familie. Eine Tragödie in drei Aufzügen, nebst einer Zugabe. Greifswald.

1805.

Fragmente über Menschenbildung. 2 Teile. Altona.

1806.

Reise durch Schweden im Jahre 1804. Teil 1—4. Berlin.
Geist der Zeit (I). (Altona.) [*geschr. November/Dezember 1805.*]

1807—1809.

Der Mensch und die Kunst von C. A. Ehrensvärd und E. M. Arndt. (Enthaltend: 1. Ehrensvärd, Philosophie der freien Künste. 2. Ehrensvärd, Reise durch Italien 1780—82; beides übersetzt von Arndt. 3. Fragmente über Leben und Kunst, von Arndt.) — Manuskript in der Berliner Literaturarchiv-Gesellschaft. Nr. 3 abgedruckt von Meisner in der Deutschen Revue 23 (1898) 4, S. 203 ff.

Der Nordische Kontrolleur (März 1808 bis Februar 1809, 2 Bde.). Darin von Arndt:
Friedensrede eines Teutschen (auch im GdZ II).
Ein kurzes Wort über Rußland und sein Verhältnis und sein Verhalten gegen das übrige Europa vor und seit Peter dem Großen.
Spanien und Portugal.
Briefe an den Grafen Schwerin.
Gedichte.

1809.

Geist der Zeit II (gedruckt in Schweden). [*geschr. Herbst 1806; Januar 1807; Juli 1807; Herbst 1808.*]

1810.

Der Bauernstand politisch betrachtet. Nach Anleitung des Königl. Preußischen Edikts vom 9. Oktober 1807. Mit einer Beilage. Berlin.

Einleitung zu hiſtoriſchen Charakterſchilderungen. Berlin. [*aus Vorlesungen aus dem Jahre 1806, geschr. 1808.*]
Briefe an Freunde. Altona. [*1. Briefe an M[uhrbeck], geschr. 1805; 2. Briefe an W[eigel], geschr. 1807.*]
Briefe über Gripsholm vom 16. Brachmonats 1810. Im „Vaterländiſchen Muſeum", Hamburg (Schr I).

1811.

Gedichte. Greifswald.

1812.

Die Glocke der Stunde in drei Zügen. St. Petersburg.
Kurzer Katechismus für teutſche Soldaten nebſt einem Anhang von Liedern. (Anonym, St. Petersburg.)
Hiſtoriſches Taſchenbuch für das Jahr 1813. St. Petersburg.

1813.

Fünf Lieder für teutſche Soldaten. (Anonym, St. Petersburg. Berlin.) o. O.
An die Preußen. (Anonym, Königsberg.) [*Januar 1813.*]
Was bedeutet Landſturm und Landwehr? (Anonym, Königsberg.) [*Januar 1813.*] dgl. In Beziehung auf die Länder zwiſchen der Elbe und dem Rhein. (Leipzig.)
Kurzer Katechismus für teutſche Soldaten nebſt zwei Anhängen von Liedern. (Anonym, Königsberg.)
Zwei Worte über die Entſtehung und Beſtimmung der Teutſchen Legion. (Anonym, Dresden.)
Entwurf der Erziehung und Unterweiſung eines Fürſten. Berlin.
Kurze und wahrhaftige Erzählung von Napoleon Bonapartes verderblichen Anſchlägen, von ſeinen Kriegen in Spanien und Rußland, von der Zerſtörung ſeiner Heeresmacht und von der Bedeutung des gegenwärtigen teutſchen Krieges; ein Büchlein dem teutſchen Volke zum Troſt und zur Ermahnung geſtellt. Germanien.
Geiſt der Zeit II. Zweite veränderte Auflage. London. Bei Th. Booſey. (Berlin, Reimer.)
Geiſt der Zeit III. 2 Ausgaben: 1. London. Bei Th. Booſey und 2. o. O. (beide: Berlin, Reimer.)
Katechismus für den teutſchen Kriegs- und Wehrmann, worin gelehret wird, wie ein chriſtlicher Wehrmann ſein und mit Gott in den Streit gehen ſoll. (Breslau.)
Arndt und Jahn: Fluchtlieder komiſchen Inhalts. Breslau.
Das preußiſche Volk und Heer im Jahre 1813. (Leipzig.) (Schr I.) [*geschr. Ende Oktober.*]

Lieder für Teutsche im Jahr der Freiheit Leipzig.
Der Rhein Teutschlands Strom, aber nicht Teutschlands Grenze. (Leipzig.) (Schr II.)
Über Volkshaß und über den Gebrauch einer fremden Sprache. Leipzig. (Schr I.)
Über das Verhältnis Englands und Frankreichs zu Europa. Leipzig. (Schr I.)
Grundlinien einer teutschen Kriegsordnung. Leipzig.

1814.

Über künftige ständische Verfassungen in Teutschland. (Frankfurt a. M.) (Schr II.)
Noch ein Wort über die Franzosen und über uns. (Leipzig.)
Über Sitte, Mode und Kleidertracht. Ein Wort aus der Zeit. Frankfurt a. M. (Schr II.)
Entwurf einer teutschen Gesellschaft. Frankfurt a. M.
Rede des französischen Senators Grafen von Fontanes. Gehalten . . . am 22. Dezember 1813. Erläutert und durch einige historische Belege beleuchtet von E. M. Arndt. (Leipzig.)
Schattenbild eines für sein Vaterland als Opfer ritterlich gefallenen Prinzen (Heinrich Viktor von Wied), aus einigen seiner Briefe entworfen und seinen Vettern, den teutschen Prinzen, Grafen und Herren als Spiegel aufgestellt. Für Waisen der in dem heiligen Kampfe 1813 und 1814 Gebliebenen und Verstümmelten. Frankfurt a. M.
Ein Wort über die Feier der Leipziger Schlacht. Frankfurt a. M. (Schr II.)
Ansichten und Aussichten der Teutschen Geschichte. 1. [einziger] Teil. Leipzig. [*entstanden etwa 1810—1813.*]
Friedrich August, König von Sachsen, und sein Volk im Jahr 1813. (Frankfurt a. M.) [*geschr. Dez. 1813.*]
Beherzigungen vor dem Wiener Kongreß. Von X. Y. Z. (Anonym.)
Die Regenten und die Regierten. Dem Kongresse zu Wien gewidmet. (Anonym.)
Preußischer Korrespondent Berlin. (Arndt lieferte zu verschiedenen Zeiten Beiträge; Oktober bis 31. Dezember 1814 war er Hauptredakteur.)
Blick aus der Zeit auf die Zeit. Germanien. (Frankfurt a. M.)
Kriegslieder der Teutschen. (Frankfurt a. M.)
Lob teutscher Helden. Im Jahre der Freiheit 1814 (Frankfurt a. M.) gesungen von E. M. Arndt und Theodor Körner.
Teutsche Wehrlieder. (Frankfurt a. M.)

1815.

Tagesblatt der Geschichte. Herausgegeben von E. M. Arndt und Fr. Lange. 1. Jahrg.

Fantasien für ein künftiges Teutschland. Von E. v. S. Herausgegeben von E. M. Arndt. Frankfurt a. M. 1815. [*Das Buch ist Arndts Werk; es ist etwa 1812 entstanden und wahrscheinlich schon 1814 erschienen.*]

Politische Rügen. In den „Freimütigen Blättern" I.

Das Wort von 1814 (= *noch ein Wort über die Franzosen und über uns 1814*] und das Wort von 1815 über die Franzosen. [*geschr. etwa Mai 1815.*]

Über Preußens Rheinische Mark und über Bundesfestungen. (Anonym, Frankfurt a. M.) [*geschr. Anfang Febr. 1815.*]

Über den Bauernstand und über seine Stellvertretung im Staate. Berlin.

Was bedeutet Landsturm und Landwehr? Nebst einer Mahnung an teutsche Männer und Jünglinge in Preußens rheinischen Landen. Köln. (Schr I.)

Katechismus für den teutschen Kriegs- und Wehrmann usw. Köln. (Schr I.)

Lob teutscher Helden. Dritte Auflage, o. O. — Neue vermehrte Auflage. Köln.

1815—1816.

Der Wächter. Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften. Köln. 3 Bde. Darin an größeren Arbeiten, außer Rezensionen usw.:

Bd. 1:

Wird der Herrscher der Insel Elba noch einmal Europa beherrschen? [*entst. im Januar 1815.*] (Schr II.)

Über den heftigen Widerstand oder den bösen Geist, den die verbündeten Heere allenthalben im Elsaß finden. (Schr II.)

Die Franzosen und wir.

Noch einiges über und zu unserm großen Prozeß mit den Franzosen.

Die Aristokratie.

Welche Franzosen ich denn eigentlich meine.

Jedem das Seine und noch ein Wink über die möglichen diplomatischen Ansichten der Wiederherstellung unserer alten Grenzen gegen Frankreich.

Ansichten und Zweifel.

Über den Studentenstaat. (Schr II.)

Bd. 2:

Fantasien zur Berichtigung der Urteile über künftige teutsche Verfassungen. (Schr II.)

Und wieder vom Haß.

Ein Wort über die Pflegung und Erhaltung der Forsten und Bauern im Sinne einer höheren, d. h. menschlichen Gesetzgebung.

Bd. 3:
Zum neuen Jahr.

1817.

Geschichte der Veränderung der bäuerlichen und herrschaftlichen Verhältnisse in dem vormaligen Schwedischen Pommern und Rügen vom Jahre 1806 bis zum Jahre 1816 als ein Anhang zu dessen Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft . . . Berlin.

Prinz Viktor von Neuwied. Eine teutsche Mähr. Deutschland. 1817.

Köln und Bonn als preußische Universitäten betrachtet. Denkschrift an den Staatskanzler [Hardenberg], 27. April 1817. (Auszug daraus in Sybel, Kleine historische Schriften, Bd. 2, S. 445—453.)

1818.

Unsere Sprache und ihr Studium. In „Hermann", Zeitschrift von und für Westfalen. (Vgl. GdZ IV.)

Geist der Zeit IV. Berlin.

Märchen und Jugenderinnerungen. 1. Teil. Berlin.

Erinnerungen aus Schweden. Eine Weihnachtsgabe. Berlin. [*„Die Geister im Walde" und „Scipio della Torre", entstanden 1808/09.*]

Gedichte. Zwei Teile. Frankfurt a. M.

1819.

Von dem Wort und dem Kirchenliede nebst geistlichen Liedern. Bonn.

Jahrbuch der Preuß. Rhein-Universität. Bonn. Heft 1—3 herausgegeben von E. M. Arndt. Darin von A.:
Die Stadt Bonn und ihre Gegend.
Fragen und Antworten aus teutschen Altertümern und teutscher Sprache.

Fragmente über Menschenbildung. Teil 3: Briefe an Psychidion oder über weibliche Bildung. Altona. [*entstanden 1811.*]

1821.

Ein abgenötigtes Wort aus seiner Sache. Zur Beurteilung derselben. Altenburg und Leipzig.

1826.

Nebenstunden: 1. (einziger) Teil. Orkney und Shetland. Leipzig.

1828.

Chriſtliches und Türkiſches. Stuttgart. Darin:
Gedicht an die Freunde.
Fantaſien zur Berichtigung der Urteile . . (ſ. 1815—16).
2 Zugaben, ebenfalls aus dem „Wächter" abgedruckt: „Welche Franzoſen ich denn meine" und „Zum neuen Jahr".
Einige Anmerkungen zur Länderkunde des Proteſtantismus und zu Fr. v. Schlegels Geſchichte der alten und neuen Literatur. (Schr II.)
Die Griechiſche oder Türkiſche Sache.
Winke aus germaniſchen Sprachen, Gebräuchen und Geſetzen.
Kleine Sprachbemerkungen aus und zu Büchern. (Die beiden Aufſätze im „Rheiniſchen Muſeum für Philologie. 1828".)

1831.

Die Frage über die Niederlande und die Rheinlande. Leipzig. (Schr III.)
Mehrere Überſchriften nebſt einer Zugabe zum Wendtſchen Muſenalmanach für 1832. Leipzig. Darin:
I. a) Nachruf dem Frh. vom Stein (Gedicht „Der Löwe ſchläft").
b) Vorſchlag zu einem Denkmal (Brief an Frh. v. Vincke).
II. Über Demokratie und Zentraliſation.
III. Polen ein Spiegel der Warnung.
Zugabe. Verſuch in Scherzen in A. W. Schlegels Manier.
Karl Freiherr vom und zum Stein. (Augsburger Allgemeine Zeitung 1831, Nr. 244—248.)

1834.

Belgien und was daran hangt. Berlin. (Schr III.)
Das Leben eines evangeliſchen Predigers, des Chriſt. Gottfr. Aßmann, Paſtors zu Hagen in Vorpommern. Herausgegeben von E. M. Arndt. Berlin.

1839.

Schwediſche Geſchichten unter Guſtav dem Dritten, vorzüglich aber unter Guſtav dem Vierten Adolf. Leipzig. [*entſtanden 1808/10.*]

1840.

Erinnerungen aus dem äußeren Leben. Leipzig. — Ebenfalls 1840: 2. unveränderte Auflage.
Gedichte. Neue verbeſſerte Ausgabe. Leipzig.

1842.

Das Turnweſen, nebſt einem Anhang. Leipzig. (Schr III.)
Erinnerungen aus dem äußeren Leben. 3. durchgängig verbeſſerte Auflage.

G. A. Reimer. (Allgemeine Zeitung, 18. Oktober 1842; anonym.) (Schr III.)

1843.

Märchen und Jugenderinnerungen. 2. Teil.
Verſuch in vergleichender Völkergeſchichte. Leipzig.
Gedichte. Der neuen Ausgabe 2. vermehrte Auflage. Leipzig.

1844.

Wanderungen aus und um Godesberg. Bonn. [*verfaßt 1830.*]
Die Rheiniſchen ritterbürtigen Autonomen. Leipzig.

1845.

Einige leichte Bemerkungen zu Cäſars und Tacitus' Berichten über die Feldordnung und den Ackerbau der alten Germanen. (Zeitſchrift für Geſchichtswiſſenſchaft 3.)
Schriften für und an ſeine lieben Deutſchen. Zum erſten Male geſammelt und durch Neues vermehrt. Darin, ſoweit noch nicht erwähnt, folgende Aufſätze uſw.:

Teil I:
Aus Friedrich Arndts Papieren 1795—1815.

Teil II:
Geſchichte der Geſandtſchaft im Großherzogtum Warſchau 1815.
5 oder 6 Wunder Gottes.
Vite e Ritratti d'Illustri Italiani.

Teil III:
Laſſet euch nicht verführen, oder die Weltliteratur.
Talleyrand (1842).
Gneiſenau (1843).
Ein paar deutſche Notabene (1843).
Erinnerungen, Geſichte, Geſchichte (1844).
Paul Beck (1844).
Über den gegenwärtigen Stand des Proteſtantismus (1844).
Noch ein Wort über unſere große Öffentlichkeit vorzüglich in bezug auf Preſſe und Bundestag (1844).

1846.

Grundgeſetz der Natur von Diderot. Nebſt einer Zugabe von E. M. Arndt. Leipzig.
Das Volkslied „Was iſt des Deutſchen Vaterland?" Würdigung desſelben von Ferdinand Delbrück. Nebſt Zuſchrift von E. M. Arndt und Erwiderung von ihm. Bonn.
Rhein- und Aarwanderungen. (2. Ausgabe von „Wanderungen aus und um Godesberg 1844".) Bonn.

1847.

Die Schweden oder die Skandinavier insgemein, wie sie zu uns Deutschen stehen oder wie sie mit uns stehen und fallen müssen. Monatsblätter zur Ergänzung der Allgemeinen Zeitung. Augsburg. (Schr IV.)

Die Persönlichkeit oder das Gepräge des Volkes, was man wohl Charakter zu nennen pflegt, vorzüglich in Beziehung auf das deutsche Volk. Deutsche Vierteljahrsschrift. Stuttgart. (Schr IV.)

Holland und die Holländer. Allgemeine Zeitschrift für Geschichte. 7. (Schr IV.)

Hoffnungsrede vom Jahr 1810, für den 7. Oktober, doch nicht gehalten. (Schr IV.)

Auch ein Wort über die auf dem preußischen Reichstage diesen Sommer besprochene und bestrittene Judenfrage. (Anonym.) Augsburger Allgemeine Zeitung.

Notgedrungener Bericht aus seinem Leben und mit Urkunden der demagogischen und antidemagogischen Umtriebe. 2 Teile. Leipzig.

1848.

Mein Glaubensbekenntnis für die deutsche Gegenwart. Kölnische Zeitung. 1848; 28. März.

Noch eine kleine Ausgießung in die Sündflut. (Anonymes Flugblatt.) Berlin.

Wahlmann, wähle Dahlmann für Frankfurt, wo er nicht zu entbehren ist . . . (Anonymes Flugblatt.) Bonn.

Polenlärm und Polenbegeisterung. Deutsche Zeitung, 20. April 1848 und als Flugblatt. Berlin.

Das verjüngte oder vielmehr das zu verjüngende Deutschland, ein Büchlein für den lieben Bürger und Bauersmann. Bonn.

Reden und Glossen. Leipzig.

1849.

Blätter der Erinnerung meistens um und aus der Paulskirche in Frankfurt. Leipzig.

6 Aufsätze in der Deutschen Zeitung, Leipzig:

Lied aus dem Weidenbusch (Prosa), 16. Mai (Nr. 135) [*ohne Datum*].

Zur deutschen Einheit. 23. Juni (Nr. 171) [*Datum des Aufsatzes: 19. Juni*].

Die fertige Tatsache. 4. Juli (Nr. 182) [*Datum: 28. Juni*].

Der deutsche Gedanke. 18. Juli (Nr. 196) [*Datum: 14. Juli*].

Wieder vom deutschen Kaiser. 11. August (Nr. 220) [*ohne Datum*].

Vom deutschen Reich. 30. August (Nr. 239) [*ohne Datum*].

1850.

Die Frage um Schleswig-Holstein. (Denkschrift für König Friedrich Wilhelm IV.)

Gedichte (Auswahl). Leipzig.

1851.

Anklage einer Majestätsbeleidigung des großen dänischen Volkes, aus dem Jahre 1845, begangen von E. M. Arndt. Leipzig.

Germania. Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Nation ... Eingeführt durch E. M. Arndt. Leipzig.

Darin auch:

Skandinavien, Deutschlands Stammverwandter und Nachbar.

1854.

Pro populo Germanico. Berlin.

Einige Winke und Worte für das Christentum. Geschrieben am traurigen Willibaldstage 1854. (Gedruckt: Neue kirchl. Ztschr. XX [1909], S. 869 ff.)

1855.

Schriften für und an seine lieben Deutschen. 4. Teil. Berlin.

Darin, soweit noch nicht genannt:

Holland und die Holländer (vorher in Schmidts Historischem Jahrbuch).

Jetzt und weiland und von starken Männern.

Geistliche Lieder. Berlin.

1857.

Vom nordischen Hausbau und Hausgeist. Ein Schreiben an Herrn Geh. Justizrat Michelsen. Jena.

Blütenlese aus Altem und Neuem. Leipzig.

1858.

Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich vom Stein.

1860.

Gedichte. Vollständige Sammlung. Berlin.

Briefwechsel Arndts.

Eine stattliche Anzahl von Originalbriefen findet sich in dem Arndtmuseum in der Arndtruhe bei Godesberg am Rhein. Hier hat mit feinem Verständnis der Besitzer der Arndtruhe, Herr Jos. Loevenich, eine Erinnerungsstätte geschaffen, die den

Freunden und Verehrern des deutschen Sängers reiche Anregung gibt. Herr Loevenich hat zum 50. Todestage Arndts ein stimmungsvolles Büchlein herausgegeben: Ernst Moritz Arndt. Gedenkblätter deutscher Dichter (1910), in dessen 2. Teil Meisner auch einige ungedruckte Gedichte veröffentlicht hat. —

Die Herausgeber dieser Ausgabe sind Herrn Loevenich zum Dank verpflichtet für die Freundlichkeit, mit der er ihnen einige Bilder zur Reproduktion zur Verfügung gestellt hat.

Ernst Moritz Arndt. Ein Lebensbild in Briefen. Herausgegeben von H. Meisner und Robert Geerds. 1898. (Das Buch enthält eine sehr dankenswerte Sammlung von Briefen aus den Jahren 1787—1860.)

Ernst Moritz Arndts Briefe an eine Freundin. Herausgegeben von E. Langenberg. 1878. (Briefe Arndts an Charlotte v. Rathen aus den Jahren 1805—1850.)

Briefe an Johanna Motherby von Wilhelm von Humboldt und Ernst Moritz Arndt. Herausgegeben von Meisner. 1893. (Briefe Arndts von 1813—1836.)

Literatur.

Die Literatur über Arndt und seine Zeit ist sehr umfangreich. Alles Wichtige findet man verzeichnet bei:

Goedeke-Goetze, Grundriß 2. Aufl. Bd. VII, 2.
Dahlmann-Waitz, Quellenkunde zur deutschen Geschichte.
Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte.

Ich führe im folgenden nur einige besonders wichtige Schriften an, denen ich selbst vorzüglich zu Dank verpflichtet bin, ohne damit über andere ein Werturteil abgeben zu wollen.

Sehr verdienstvoll sind die Arbeiten von H. Meisner, besonders die von ihm und R. Geerds herausgegebene Auswahl von Werken Arndts (Verlag von M. Hesse), sowie seine Ausgabe der Gedichte Arndts (bei Pfau, Leipzig, 1892—1895) und die schon erwähnten Briefsammlungen.

Ferner nenne ich:

G. Freytag: Artikel Arndt in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Bd. I.
R. Haym: E. M. Arndt. Preußische Jahrbücher. Berlin 1860.
R. Thiele: E. M. Arndt. Gütersloh 1894.
E. Müsebeck: Arndts Stellung zum friderizianischen Preußen und zur Französischen Revolution. Preußische Jahrbücher 117.

E. Müſebeck: Arndt und das kirchlich-religiöſe Leben ſeiner Zeit. Tübingen 1905.
J. Raſſow: Arndts Stellung zur franzöſiſch-ruſſiſchen Weltherrſchaft, zu Preußen und zur deutſchen Verfaſſungsfrage. Greifswald.

H. v. Treitſchke: Deutſche Geſchichte im 19. Jahrhundert.
M. Lehmann: Freiherr vom Stein. 1902—05.
M. Lehmann: Scharnhorſt. 1886/87.
Fr. Meinecke: Weltbürgertum und Nationalſtaat. 2. Auflage. 1911.
Fr. Meinecke: Vaterländiſche und religiöſe Erhebung am Anfang des 19. Jahrhunderts (in: Der deutſche Proteſtantismus am Ende des 19. Jahrhunderts).
Fr. Meinecke: Das Zeitalter der Deutſchen Erhebung. (Monographien zur Weltgeſchichte XXV.)
E. Spranger: Philoſophie und Pädagogik der preußiſchen Reformzeit. (Hiſtoriſche Zeitſchrift 1910.)
P. Czygan: Zur Geſchichte des Tagesliteratur während der Freiheitskriege. (Publik. d. Vereins f. Geſch. von Oſt- und Weſtpreußen.)

Andere Arbeiten, die ſpezielle Fragen behandeln, finden die Leſer in den Anmerkungen verzeichnet.

Wilhelm Steffens.

Gedichte

Einleitung des Herausgebers.

Der Dichter Ernſt Moritz Arndt gilt dem deutſchen Volke vor allem als Sänger der Freiheitskriege; Jugend und Volk kennen den reiſigen Mann, der unermüdlich das Befreiungswerk vorbereitete und förderte, bis jenes ſtählerne Netz zerriſſen war, das Napoleons Imperatorenwille um Europas Staaten gelegt hatte. Im Pantheon deutſcher Geſchichte iſt Arndts Platz unmittelbar neben dem Steins, Scharnhorſts, Blüchers, Gneiſenaus und der anderen Helden der preußiſchen Auferſtehungszeit. Wie im germaniſchen Mythus Heimdall, der treue Wächter Asgards, ſein Horn laut erſchallen läßt, als es gilt, die Götterburg zu ſchirmen gegen die zerſtörenden Gewalten, die in dunklen Haufen verderbendrohend heranziehen, ſo hält Arndt zeit ſeines Lebens auf hoher Warte heilige Wacht und läßt den Notruf durch die Lande ſchallen, ſobald Deutſchland, „das heilige Land", in Gefahr gerät. Und doch gibt dieſes Bild des treuen Eckarts Ernſt Moritz Arndt, der in wilden Rufen zur Befreiung einlädt und in leidenſchaftsdurchwühlten Siegesliedern nicht nur die Erhebung des Vaterlandes, ſondern auch mit grimmiger Freude den Untergang des Feindes beſingt, keine vollſtändige Vorſtellung von dem Lyriker Arndt, deſſen Gebiet erheblich weiter geweſen iſt. Richtig iſt jene Meinung nur inſofern, als Arndts lyriſches Können in der Dichtung der Freiheitskriege ſeinen vollendetſten Ausdruck gefunden hat, in jenen Liedern, in denen die geſamte Lyrik der Freiheitskriege gipfelt. Das „Lied vom Feldmarſchall" iſt der klaſſiſche Sang vom Marſchall Vorwärts, neben dem alle anderen Blücherlieder verblaſſen: aus der Fülle der Jubellieder, die den herrlichen Sieg der Völkerſchlacht künden, hebt ſich machtvoll Arndts „Leipziger Schlacht" über alle hinaus; es gibt nur ein Lied, das die allzu kühne Reitertat Schills als wahrhaftes Soldaten- und Volkslied beſingt, und das iſt Arndts „Lied vom Schill":

„Es zog aus Berlin ein tapferer Held,
Er führte sechshundert Reiter ins Feld,
Sechshundert Reiter mit redlichem Mut,
Die dürsteten alle Franzosenblut."

Wenn daher Arndt gewißlich ein Ehrenplatz unter den Sängern der Freiheitskriege gebührt, so müssen wir uns doch hüten, unter solcher Bezeichnung die gesamte lyrische Schöpfung eines Mannes begreifen zu wollen, dessen Leben neun Jahrzehnte überschaut, und dessen Dichten mehr als siebzig Jahre umfaßt. Von den knabenhaft unreifen Erstlingen seiner Lyrik bis hin zu der letzten Ernte des Greises, der einer versunkenen Zeit anzugehören scheint, führt ein langer Weg durch ein weites Gebiet. Besitzen wir doch nach Rudolf Hayms schönem Wort in Arndts Gedichten neben dem „notgedrungenen" einen „freiwilligen" Lebensbericht und neben den „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" Erinnerungen aus dem inneren Leben. Man könnte vielleicht sagen, daß Arndts meistgesungenes Lied, das machtvoll dahinbrausende „Bundeslied" („Sind wir vereint zur guten Stunde") ein Programm der Arndtschen Lyrik in sich trage. Die Kapitelüberschriften würden dann lauten: Gott, Vaterland, Freiheit, deutsche Treue. Jedenfalls umschreiben diese Begriffe ziemlich scharf die Grenzen Arndtscher Lyrik: geistliche Gesänge, national-freiheitliche Dichtung und die Lieder, die treuer Liebe zur Heimat, zu Weib und Kind und Freunden ihre Entstehung danken.

Ernst Moritz Arndt ist ein frommer Mann gewesen; ein schlichtes, bibelfestes Christentum blieb das Fundament seiner Weltanschauung. Bibel und Gesangbuch sind Arndt seit Kindertagen vertraut, in denen die Mutter mit großer Anmut Geschichten von dem lieben Gott und den kleinen Englein erzählt hatte, die still „um das Haus wandeln", und seit er mit der Mutter, die eine „gewaltige Bibelleserin" war, die Heilige Schrift wohl drei- oder viermal durchgelesen hatte. Bald folgte reger Kirchenbesuch und gründliche Katechismuslehre; bei den Prüfungen ließ dann der frische Knabe seine Stimme wie eine Trompete erschallen, daß sie hell durch die Kirche klang. Und wenn der spätere Student der Theologie dieses Studium auch aufgab und Anfechtungen im Glauben nicht entging, so war es doch noch die Freude des Greises, daß er bald vom heidnischen Glauben zum christlichen zurückgekehrt war. „Wer den Glauben zerstört, der zerstört die Welt", ist Arndts schlichtes und doch gewaltiges Glaubensbekenntnis. Der Glaube aber, den Arndt sucht, ist der Kinderglaube, der fromm und einfältig

alle Geschehnisse, mögen sie Freud' oder Leid bringen, als Schickungen Gottes entgegennimmt. Der Mann, der in Napoleon die Gottesgeißel für die Sünden der Völker sah, nahm selbst seine Enthebung vom Amt als eine gottgeschickte Strafe für „manches trotzige und kühne Wort". Solche Demut eines Christenmenschen hat ihn nie zu einem weichlichen Sich-gehen-lassen geführt; vielmehr ist es ein männliches, „felsiges" Christentum, dem Arndt anhängt.

In seinem Gedicht „Wer ist ein Mann?" gibt der Dichter charakteristische Antwort: ein Mann muß streiten können für Weib und liebes Kind und sterben können für Gott und Vaterland, aber er muß auch beten und glauben können. Beten und streiten sind für Arndts wehrhafte Art keine Gegensätze, sowenig sie es für Martin Luther waren, dem Arndts ganze Liebe gilt. Was Arndt vom Gottesstreiter Luther sagt, kann von ihm selbst gelten: „Luther sollte der reisige und starke Kämpfer sein, der ungestüme Donnerer und Schmetterer; darum ward ihm der Ungestüm und Strom der Rede gegeben."

In eiserner Zeit, die kraftvoller Kämpfer bedurfte, hat sich Arndts Weltanschauung vollendet. Antigones frommes Wort erschöpfte nicht seine Empfindungswelt: Arndt konnte aus tiefstem Herzen lieben, aber auch aus tiefstem Herzen hassen. „Wer nicht liebet und haßt, lebt den erbärmlichsten Tod" klingt es aus seinen Gedichten, und wieder aus dem „Geist der Zeit": „Ich hasse, es ist meine Lust und mein Leben, daß ich noch hassen kann." So wird der tapfere Zorn seinem Lied der Bruder der süßen Liebe.

An Luthers Kirchenlieder will er sich halten, da ja „ein evangelischer Christ, der Lieder singen will, in seines Martin Luthers Bibel und Liedern die rechten, starken und einfältigen Muster hat", und ihm sind auch wirklich Lieder gelungen von der Schlichtheit und Kraft des Lutherschen Kirchensangs; oft aber verbindet er die Wucht lutherischer Quaderverse mit dem süßen Wohlklang Paul Gerhardts. Doch steht ihm Luthers Art näher: Arndt wie Luther waren mächtige Kämpfer; aber Luthers Kampf war ein konfessioneller, und sein Lied ward zum Kampflied der jungen protestantischen Gemeinde; Arndt dichtet als patriotischer Sänger, als nationaler Prophet in politisch schwerer Zeit: seine vaterländischen Lieder schreiten eisenklirrend daher; aber in den geistlichen Gesängen ruht seine Seele von Kampf und Not heißer Tage sich aus. Es ist kein Unterschied der Art zwischen den Liederdichtern Luther und Arndt, sondern ein Unterschied des Jahrhunderts, das Luther zum konfessionellen und Arndt zum vaterländischen Streiter bestimmte.

Wenn Luther nach Arndts Urteil „durch das lichteste und geistigste aller Werkzeuge", nämlich durch das Wort, und „entflammt von einem Feuer, das ihm oft selbst überlegen war, das Ungeheuerste gewirkt und vollbracht hat, durch das allmächtige Wort, durch sein Wort, das in seinem feurigen Herzen mit Klang und Kraft und Flammen geharnischt und durchglüht war, und durch Gottes Wort, für dessen Erleuchtung und Verkündigung sein Geist mit Mut und Licht und sein Mund mit Macht des Glaubens und der Zuversicht gerüstet war", so hat Arndt durch das gleiche lichte und geistige Werkzeug, das lebendige Wort, und von gleichem Feuer entflammt auch Ungeheuerstes vollbracht als Rufer für Freiheit und Vaterland. In den patriotischen Liedern leuchtet und glüht Arndts Feuergeist, lodert der wildeste Haß gegen die Feinde und Verderber seines Vaterlandes und die heißeste Liebe zu Deutschlands Erde und Volk. Mögen Schenkendorfs Gedichte formvollendeter, melodischer klingen und Körners beste Lieder erlebter sein, so bleibt ihre Wirkung doch weit hinter Arndts gewaltigen Strophen zurück. Das macht, daß durch Arndts Freiheitsgesänge ein machtvoller, rhythmisch vorwärtsdrängender Strom hindurchbraust, der Form und Wohlklang zwar oft genug niederreißt, der aber auf seinem Rücken die starke kriegerische Begeisterung hinausträgt in das brandende Meer einer aufgeregten Zeit. Man lese sein Gedicht „Gottes Gericht" aus dem Jahre 1813, das den Untergang von Napoleons Heer in Rußland mitleidlos und frohlockend in wilder Freude verkündet.

Das früheste Gedicht, das uns von Arndt erhalten ist, trägt den Titel „Hermanns Siegeslied". Der alten Liebe zu dem Befreier Germaniens und zu Kriegs- und Siegesliedern ist unser Dichter treu geblieben. Mit dem Unglücksjahre 1806, in dem Preußens Größe auf dem Schlachtfeld von Jena zusammenbricht, beginnen die vaterländischen Lieder Arndts. Wilder und lauter werden die Klänge im Jahre 1809 und 1811, bis dann 1812 Arndts Soldaten- und Vaterlandslieder in rascher Folge in die deutschen Lande gehen, darunter das sturmgewaltige „Vaterlandslied": „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte". Und als die Schlachten um Freiheit und Vaterland geschlagen werden, ist Arndt als treuer Gefährte des Freiherrn vom Stein in Wort und Tat ein nimmermüder Führer seiner Deutschen. Gleich Feuerbränden schleudert er seine Flugschriften weit ins Land; wie mutige Fanfaren klingen seine Lieder vom Schill und Gneisenau und Dörnberg und Chasot, von Scharnhorst und Blücher und das Lied vom Stein. Jetzt entstehen die zornig-frommen Lieder des Katechismus für den deutschen

Wehrmann, jetzt begleitet der Dichter die deutschen Heere in die blutigen Schlachten bis hin zum Tage von Belle-Alliance, den seine Dichtung mit frohem Viktoriarufe begrüßt; jetzt wird im hellen Lied die Frage laut: „Was ist des Deutschen Vaterland?", der die jubelnd aufgenommene Antwort wird: „Das ganze Deutschland soll es sein!"

Zu den Erinnerungen an die Zeit der Freiheitskriege kehrte Arndts Muse später noch gern zurück; der alte Franzosenzorn aber ward wieder wach in dem Manne, der sich selbst als Hüter des Vaterlandes und des deutschen Rheinstromes empfand, als im Jahre 1840 welsche Eitelkeit und Verblendung den Ruf nach der alten gallischen Rheingrenze erhob. In dem Sturm deutschen Zornes, der in Schneckenburgers „Wacht am Rhein" und in Nikolaus Beckers Lied „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein" die Volksgesänge fand, erklang auch Arndts Stimme, die „Zum Rhein! Übern Rhein!" rief: „Alldeutschland in Frankreich hinein!"

Die langen Jahre der Reaktion, die auf die herrliche „Löwenzeit" des Befreiungskrieges folgten, drückten auch auf Arndts Seele und ließen den politischen Dichter unfroh verstummen. Wie Meltau lag es auf den deutschen Hoffnungen, die sich an die Befreiung des Vaterlandes geknüpft hatten. Aber eingeschlafen war der Wächter Germaniens nicht, der seinen Deutschen den Mut und die Schwerter geschärft hatte. Als der ihm altvertraute Freiheitsruf wieder erklang und der Traum von einem deutschen Kaiser Leben erhielt, da wurden im Sturmjahr 1848 auch Arndts Hoffnungen wieder laut und brausten in den Strophen des Liedes „Frei und Gleich und der Bassermann" mit jugendlichem Ungestüm dahin. Mit den Revolutionsdichtern verband ihn freilich keine Gemeinschaft; aber Herweghs bissiger Spott, daß Arndts Abendrot nicht mehr die junge Welt erleuchten könne, ging ganz am Ziel vorbei und verdiente die Zurechtweisung, die Freiligrath dem Vorlauten zuteil werden ließ. Das Gold des Nibelungenhortes, das 1848 aus dem Rhein heraufzusteigen schien, der „edle Hort von Frei und Gleich, das Gold, der Glanz vom Deutschen Reich", sah Arndt mit schmerzdurchwühlter Seele wieder versinken; noch war die Zeit, die den Deutschen eine Reichsverfassung und einen Kaiser bringen sollte, nicht erfüllt; doch war sich Arndt bewußt, daß der Traum vom Kaiserstolz nur einstweilen begraben sei, und daß er später doch wieder ans Sonnenlicht kommen werde. Er streckte die Waffen, müde und todeswund, aber mit dem mannhaften Wort: „Wir sind geschlagen, nicht besiegt. In solchem Kampf erliegt man

nicht.“ Die Erfüllung seiner tapferen Hoffnung hat Arndt nicht mehr erlebt. Bis an die Schwelle des Gelobten Landes trug ihn sein Fuß, dessen Boden der Hochbejahrte nicht mehr betreten durfte.

In der aus Gold und Eisen geschmiedeten Krone Arndtscher Lyrik sind leuchtende Steine die Vaterlandslieder und die geistlichen Gesänge. Loderndes Feuer heiliger Begeisterung die einen, stilleuchtende Klarheit kindlich reinen Christenglaubens die andern. Dazu gesellt sich die Masse der Lieder, aus denen uns die kernhafte Art eines tüchtigen Menschen erquickend entgegenströmt: Lieder an die Heimat, an die Natur, an Freunde in der Nähe und Ferne, darunter viele Lieder an seine kleinen Freunde, die Kinder, poetische Zeugnisse von Freud' und Leid eines Lebens, Klänge, die von Lenz und Liebe, von Herbst und Tod bewegt sind. Arndt ist nie ein grämlicher Menschenfeind und Einsiedler gewesen; er hat unter Menschen und mit den Menschen fröhlich und tapfer gelebt, und so blüht innige Liebe und treue Freundschaft in seiner Poesie, dem Spiegel seines Lebens. Seit Jugendtagen hat Arndt ein inneres Verhältnis zur umgebenden Natur: Blumen und Bäume, Vögel und Sterne waren ihm Freunde geworden im vertrauten Verkehr mit der Natur, die schon der Knabe, Rügens „liebliche Insel“ bei Tag- und Nachtzeit, im Sommersonnenschein und Schneesturm durchstreifend, ins empfängliche Herz schloß. Bisweilen läßt Arndts Liebe zu Blumen und Blümlein den Ernst seiner männlichen Verse in schäferlichem Tändeln klingeln und hüpfen. Dem zum Beschaulichen neigenden Dichter, der gerne moralisiert, werden die Blumen zu Sinnbildern: die „Königinne“ Rose ist die Blume der Liebe, die Lilie der Unschuld, das Veilchen der Demut, die Nachtviole gar das „Sinnbild heiliger Fromme“.

Länger als sieben Jahrzehnte ist Arndt der Quell lyrischer Kraft gesprungen. An der Wiege seiner Liederdichtung steht ein großer Kreis von Paten, von denen er empfangen hat: Klopstock, Wieland, Schiller, Horaz und die deutschen Anakreontiker und viele andere. Dann aber stellt sich der Lyriker Arndt auf eigene Füße und gewinnt eigenen Ton, der nicht immer ganz melodisch ist. Dichten ist ihm gleichbedeutend mit reimen; die Zahl seiner reimlosen Gedichte verschwindet in der Menge der gereimten. Dabei geht ihm das Reimen bisweilen allzu leicht von der Hand und wird wohl auch von einer Kunst zum Handwerk, wenn Arndts Dichtung bisweilen in schier endlosem und bequemem Fluß dahingleitet. Nicht nur der Jüngling bringt es in langatmigen Episteln, die mit mythologischen Anspielungen nicht eben erfreulich aufgeputzt sind, bis auf dreihundert Vers-

zeilen, auch „Das Lied vom Siegerich", das im Jahre 1817 entstand, scheut in fünfundzwanzig achtzeiligen Strophen vor zweihundert Zeilen nicht zurück.

Mit der Form hat es Arndt nicht immer sehr ernst genommen; das darf ihm nur bedingt ein Vorwurf sein: wir wissen, daß seine Freiheitslieder oft sehr rasch niedergeschrieben sind, im starken Drang der Ereignisse, denen sie dienen sollten. Sie sind wie Flugschriften, die für den Gebrauch des Tages rasch geglüht und gehämmert sind; zum sorgfältigen Feilen und kunstvollen Ziselieren fehlte dem Künstler die Zeit.

So führt von Arndts Lyrik keine Brücke hin zu den Meistern metrischer Form, zu den Dichtern der Antike. Daran ändert nichts, daß Arndt griechische Kriegslieder von Kallinus, Tyrtäus und Kallistratus übertragen hat; sie machen seiner Übersetzerkunst wenig Ehre. Ihr Zweck war, die Deutschen 1813 zum Kampf fürs Vaterland zu begeistern, und so müssen sie beurteilt werden, nicht als Werke reifer Übertragungskunst. Arndt-Tyrtäus ist uns nicht der längst vergessene Übersetzer des hellenischen Barden, sondern der Dichter deutschester Lieder aus den Tagen der Freiheitskriege. Es ist für den Übersetzer Arndt bezeichnend, daß seine Übertragungen aus dem Schwedischen, Englischen und Schottischen ihm besser geraten sind als jene aus der Antike. Die germanische Welt ist seine Heimat; die Heimat seiner Dichtung wie seines Fühlens. Platen und Hölderlin sind ihm ganz fremd; aber auch an Goethe oder Mörike darf man nicht denken, wenn man der Arndtschen Lyrik gerecht werden will, auch nicht an Theodor Storm, mit dem er doch eines gemein hat: beide Dichter haben den frischen Anhauch der See verspürt, und das Rauschen des Meeres klingt in ihre Gedichte hinein. Arndt selbst hat in einer Vorrede auf seine Herkunft aus einem von der See umrauschten Lande hingewiesen als auf einen Grund und eine Entschuldigung für manches Rauhe und Harte in seiner Lyrik: „Schließlich bemerke ich noch, daß man vielen dieser Reime wohl das Element des wilden und stürmischen Baltischen Meers, in welchem ich geboren bin, und in Sitten, Ansichten und Gefühlen die Rauhigkeit des Nordens, von welchem keine feine und zierliche Südfrüchte zu erwarten waren, abfühlen wird oder vielmehr lange schon abgefühlt hat."

Unsere Ausgabe bringt eine Auswahl der bedeutendsten und charakteristischen Gedichte Arndts. Alle Anmerkungen unter dem Text sind von Arndt beigefügt.

August Leffson.

Hermanns Siegeslied.

1787.

Wodan, Donnerer sie sanken,
Die Eroberer,
Die Tyrannen, durch der schlanken
Deutschen Todesspeer.

Ha! wie hieben löwenmutig
Todeswunden wir!
Achzend flohen sie und blutig,
Jauchzend folgten wir.

Und die Fesseln ferner Welten
Sind gerächt, und nie
Sehen wir an unsern Belten
Nie als Herren sie.

Wodan, Dank! Tuiskons Söhne
Sind noch deiner wert,
Sieg sind ihrer Schilde Töne,
Tod ihr Heldenschwert.

Um die schimmernden Altäre
Mit dem Eichenkranz
Tanzen wir zu deiner Ehre
Frei den Lanzentanz.

Adler mit den blutigen Schwingen,
Flögt ihr luft'gen Pfad,
Um zum Kapitol zu bringen,
Was der Deutsche tat.

Denn es schweigt der Feldherrn Rufen,
Schweigt der kleinste Mann;
Keiner, der auf Rosseshufen
Dieser Schlacht entrann.

Wein' itzt alle deine Götter,
Auguſt, um dich her!
In der Nacht der Eichenblätter
Herrſchet Wodan mehr.

Liebeskraft.

1796.

Wem flammet der Begeiſtrung heil'ges Feuer?
Wem pocht des Buſens ungeſtümer Drang?
Wem brauſt der Strom durch meine goldne Leier
So freudig wie der Frühlingsbäche Klang?

O dir, die an dem weiten Flammenbuſen
Die Pulſe aller Weſen liebend wärmt
Und allgewaltig um den Born der Muſen
Und um des Helden Tatenträume ſchwärmt.

Dir, Himmliſche, ſchlag' ich die goldnen Saiten,
Dir rieſelt meines Liedes Silberton,
Urania; ſchon in den Blütenzeiten
Der Vorwelt funkelte dein Feuerthron;

Du ſchlugeſt in das Chaos Lebensfunken,
Und Welten ſprangen jubelnd aus dem Nichts,
Es kreiſten Monde, Sonnen flogen, trunken
Des neuen Seins, die goldne Bahn des Lichts;

Von deinem Odem ſprudelte die Quelle,
Die Blume öffnete den duft'gen Schoß,
Der Fiſch durchſchlüpfte ſeine Silberwelle
Und Würmchen liebten auf dem Erdenkloß.

Wes iſt das Land, das Menſchen aneinander
Mit loſen Schlingen unauflöslich ſchnürt
Und freundlich ſeinen ſchlängelnden Mäander
Des Lebens leichten Schatten niederführt?

Von weſſen Odem weht die heil'ge Flamme,
Die Purpur auf des Mädchens Wange haucht
Und, aufzudringen zu dem Götterſtamme,
Im Styx der Kraft den Jüngling untertaucht?

Was färbt dem Morgenrot die Rosenwangen?
Was lehrt die Erden und die Sonne fliehn?
Die Blütenzweige flüsternd sich umfangen?
Die Blumen an der Blumen Lippen glühn?

O laß auch mich an deinen Busen fallen! —
Er schlägt für alles Leben ja so weit —
Mit deinen tausend Wogen laß mich wallen
Hinab den Strom in die Unendlichkeit.

Freude.

1797.

Freundlich leuchten dir Sonne, Mond und Sterne,
Freundlich schimmert das Blumenkleid der Erde,
Tiefer rauschet das Meer mit seinen Wellen
Furchtbar und lieblich.

Droben kreist in Sonnenglut der Adler,
Drunten summet der Käfer und die Milbe,
Aus den Büschen tönen der Nachtigallen
Zärtliche Lieder.

Ja, du bist schön und golden, Mutter Erde,
Schön in deinen rosigen Abendlocken,
Duftig in deines Erwachens Silberschimmer,
Bräutlich und züchtig.

Lustig hüpfest du hin im Weltentanze,
Alle deine Kinder am warmen Herzen,
Wandelst freudig dahin in deiner Sonne
Funkelndem Reigen.

Lustig sei und lachend des Menschen Stirne!
Nur dem Fröhlichen blüht der Baum des Lebens,
Dem Unschuldigen rinnt der Born der Jugend
Auch noch im Alter.

Heiter schwimmet die Luft mit ihren Sternen
Auf dem Busen des sanftbewegten Meeres,
Doch gestaltlos zittern auf wilden Wogen
Bleichende Schimmer.

Lied.

1798.

Herrliche Sonne, du leuchteſt hier oben,
Mond und Geſtirne, ihr wandelt herab —
Weil ich denn liebe, ſo will ich euch loben,
Frühe beſcheint ihr des Schlummernden Grab.

Singe mir, heilige Stimme der Liebe,
Nachtigallkehle, den kurzen Geſang,
Rieſle mir, murmelnde Quelle, bis trübe
Lethe mir reichet den traurigen Trank;

Spielet, ihr Götter der Freude, ihr loſen
Freundlichen Knaben, im holden Verein,
Kränzet die roſige Stirne mit Roſen,
Füllet den Becher mit goldenem Wein!

Führt in der Schönheit umſchmeichelnden Banden,
Muſen und Grazien, führt mich die Bahn.
Reich mit den Blüten Mnemoſynens landen
Eure Geweihten im ſtygiſchen Kahn.

Klage.

1798.

Was wehſt du, ſüße Himmelsluft,
Um meine friſchen Locken?
Was ſtreut ihr, Zweige, Balſamduft
In weißen Blütenflocken?
Was flöteſt du, o Nachtigall,
Der Minne Freud' mit ſüßem Schall?
Was klingt in frohen Wellen
Ihr, kleine Murmelquellen?

Die Roſe blüht, das Waſſer rauſcht
Im Frühlingsklange hinnen,
Die Jugend ſpielt am Bach und lauſcht
Mit ſüßbetörten Sinnen —
O holde Jugend, bald verbleicht
Die Blum' am Bache, bald entfleucht
Der Liebe Zauberkehle
Den Büſchen, Philomele.

Der Pflüger mit dem Lerchensang
Begrüßt den Tau der Frühe,
Der Schnitter geht im Sensenklang
Gebückt den Tag der Mühe;
Dann schwellt ihm die beklommne Brust
Erinnrung der entflohnen Lust,
Er fühlt des Lebens Narben
Und weint auf seine Garben.

Des Lebens Schöne ist ein Traum.
So klingt der Weisen Klage:
Er spielet um der Wiege Flaum
Mit goldnem Flügelschlage,
Wird dann zum heißen Mittagswind,
Daß Schweiß uns von der Stirne rinnt,
Und stürmt zuletzt in Flocken
Um unsre grauen Locken.

Doch manche holde Blume sinkt
Auch in dem Lenz der Tage,
Des grausen Schnitters Sense blinkt
Mit jedem Glockenschlage,
Sie mäht den Jüngling und den Greis,
Die Jungfrau mit dem Myrtenreis
Und bleicht die zarten Züge
Des Kindleins in der Wiege.

Ad locum.

1799.

Zapft die Tonnen, füllt die Gläser,
Heute laßt uns fröhlich sein!
Ach! bald säuseln grüne Gräser
Auch um unsern grauen Stein:
Unser Leben schwingt die Flügel,
Hinkend holt der Tod es ein,
Um der Gräber stille Hügel
Klingt kein Jubel, fließt kein Wein.

Sonn' und Sterne fliegen trunken
Durch des Himmels blaue Bahn,
Frohberauschet läuten Unken
Und begeistert singt der Schwan;

Wenn die Nektarflut der Tonne
In den blanken Becher fleußt,
Flieget über Mond und Sonne
Des entzückten Zechers Geist.

Evan, Heil dir! Sorgenbrecher!
Freudenbringer, Heil und Preis!
Du erlabst den matten Zecher,
Du entflammst des Alters Eis,
Rötest die gebleichten Wangen,
Stärkest das gebogne Knie
Und erschreckst des Grames Schlangen
Durch der Lieder Melodie.

Heil dir, Göttersohn der Traube!
Jubelt, Saiten! Becher, klingt,
Bis man mit dem Trauerlaube
Unsre Urnen still umschlingt.
Hier in Bacchus' Heiligtume
Herrsche das Gesetz der Lust!
Ach! es traur't der Jugend Blume
Bald verwelkt an unsrer Brust.

Stammbuchblatt.

1799.

Was ist Liebe? Eine zarte Blume,
Die zerflattert, wenn die Hand sie pflückt,
Eine Göttin, die im Heiligtume
Nur durch Anschaun Sterbliche beglückt,
Eine Biene, die mit leichtem Wallen
Wenig Stunden um die Kelche summt,
Eine Melodie der Nachtigallen,
Die nach kurzem Lenz verstummt.
Was ist Freundschaft, was ist Seelengüte,
Was der Herzen süße Sympathie?
Ach! aus bessern Welten eine Blüte,
In der Erden Lüften reift sie nie.
Was ist Tugend? in dem Lumpenkittel
Predigt sie: ein Nichts ist Ruhm und Gold!
Was ist Wahrheit? in dem Narrenspittel
Reicht man ihr den Gnadensold.

Lebenslied.

1800.

Steh und falle mit eignem Kopfe,
Tu das Deine und tu es frisch!
Besser stolz an dem irdnen Topfe,
Als demütig am goldnen Tisch:
Höhe hat Tiefe,
Weltmeer hat Riffe,
Gold hat Kummer und Schlangengezisch.

Bau' dein Nest, weil der Frühling währet,
Lustig bau's in die Welt hinein;
Hell der Himmel sich oben kläret,
Drunten duften die Blümelein:
Wagen gewinnet,
Schwäche zerrinnet,
Wage! dulde! die Welt ist dein.

Steh nicht horchend, was Narren sprechen,
Jedem blüht aus der Brust sein Stern;
Schicksal webet an stygischen Bächen,
Feigen webet es schrecklich fern.
Steige hinnieder!
Fasse die Hyder!
Starken folget das Starke gern.

Wechselnd geht unter Leid und Freuden
Nicht mitfühlend der schnelle Tag.
Jeder suche zum Kranze bescheiden,
Was von Blumen er finden mag.
Jugend verblühet,
Freude entfliehet:
Lebe! halte! doch lauf nicht nach!

Lebensmut.

1800.

Tummle dich, mein junges Leben,
Vorwärts gleich dem schnellen Renner!
Mußt nicht vor dem Staube beben
In dem heißen Kampf der Männer,

Mußt nicht vor den Stürmen zittern,
Die die Starken niederschmeißen,
Eichen aus den Felsen splittern,
Und die Felsen selbst zerreißen.

Frisch hinein! wo Tausend fallen,
Können Zehnmaltausend stehen,
Siegeslieder lustig schallen,
Wo sich Gräber schwarz erhöhen;
Die zu Bergen klimmen, brechen
Leicht die himmelkühnen Häupter,
Wohnt der Mensch auf grünen Flächen,
In der Flut der Ströme bleibt er.

Was die heil'gen Drei, die schwarzen
Schwestern, unvermeidlich weben,
Das Gesetz der strengen Parzen
Schlinget sich um jedes Leben:
Was wir streben, was wir wollen,
Hält die tiefe Macht gefangen,
Heimarmenens Donner rollen,
Zischend sprühn Erinnys' Schlangen.

Kränze deiner Jugend Locken
Mit den schönsten Maienblüten,
Bis des Winters kalte Flocken
Um die kahlen Scheitel wüten;
Tapfer mußt du stehn und fallen,
Klanglos ist der Tod der Matten,
Doch die Heldenseelen wallen
Herrlich in das Reich der Schatten.

Auf dem Grabe.

1801.

Erde, wie du lebest und grünst!
Hast das Grab der Liebe umsponnen
Lustig mit Blumen bunt, mit grünen Gräsern,
Webest Moos um die Steine.

Aber, Tränen, fließet darauf;
Denn den Schläfer drinnen erquicket
Nimmer der Blumen Duft, er hört nicht das Lüftchen,
Das sein Lager umsäuselt.

Weine nicht! es wandelt der Mond
Mit den ſtillen Sternen vorüber,
Glänzt auf das goldne Moos, die tauenden Gräſer,
Die den Hügel begrünen.

Weine laut! die Nachtigall ſchlägt,
Und die Mücken wimmern ſo traurig
Totengeſang darein, es hüllet die Wolke,
Schon den Mond und die Sterne.

Des Knaben Segen.

1801.

Wir haben den Knaben ins Gras gelegt.
Wie der Schelm ſich luſtig bewegt!
Wie er ſtrebet mit Händen und Füßen!
Will mit Gewalt hinein in den ſüßen
Taumel, der um ihn ſummt und ſchwirrt!
Wie ihm das Auge lebendig wird!
Läßt es in der Entzückung ſchweifen
In des Lichts unermeßlichem Blau,
Möchte alles ſo gern genau
Mit den Fingern und Augen greifen,
Möchte in das fröhliche Leben
Hinein mit Schwalben und Bienen ſchweben,
Möchte ſich ſtürzen nimmerſatt
In der Welten unendliches Bad!

Kleiner Unſchuldiger, halte ſtill!
Dein Geſchlecht kann nicht, was es will.
Ach! wie ſchimmert dir, ſüßer Knabe,
In dem Blick die gefährliche Gabe,
Alles zu faſſen mit inniger Luſt,
Alles zu ziehen in die Bruſt!
Wirſt den unendlichen Durſt nicht ſtillen,
Wirſt die unendliche Bruſt nicht füllen.

Spiele denn die fröhliche Zeit,
Ehe der Lenz mit den Blumen verſchneit,
Ehe die ſüße Nachtigall ſchweigt
Und der Sommer mit Wettern zeucht,

O wie wird's dann dem Busen enge!
Wie ist auf dem Wege so heiß das Gedränge!
Ein stetes Fluchen und Stoßen und Treiben —
Kannst nicht fliehen und kannst nicht bleiben,
Darfst nicht lieben und sollst nicht hassen —
Wo soll das geängstete Herz sich lassen?
Flehend suchet das Aug' umher,
Wie der Wehrlose nach dem Speer,
Sehnst dich hinaus aus dem wilden Getümmel
Unter der Kindheit freundlichen Himmel
Zu dem Steckenpferde, zum Ball,
Wünschest, daß in der stillen Erde,
Ferne von Sonne und Vogelschall,
Dir die Ruhe gegraben werde.

Wir haben den Knaben gesetzt auf die Bühne,
Worauf er künftig spielen soll.
Es gehe dem Unschuldigen wohl!
Wir vertrauen ihn dir, Erde du grüne,
Dir, leuchtender Himmel, liebevoll.
Wollet ihm kindlich das Herz bewahren
In der Verschuldung bösen Jahren!
Wollet ihn machen liebereich!
So bleibt das Herz ihm fromm und weich.
Großes Schicksal, das mächtig waltet
Und das Leben verborgen gestaltet,
Nimm die lächelnde Unschuld hin!
Gesund ist sein Leib, gesund sein Sinn,
Ist in süßer Liebe geboren —
Laß ihn freundlich führen die Horen!

Wir haben zu den Göttern gebetet,
Drum leise um das Kindlein tretet.
Es ist von Himmel und Erde gesegnet,
Vom Schicksal, das uns still begegnet.
Drum weicher, als des Kranken Kissen,
Sei um die Kindheit das Gewissen!
Sie gleichet wohl dem süßen Mai,
Liebt süße Gesänge und kein Geschrei,
Mag still schauend in Blumen liegen
Und läßt sich spielend in Schlummer wiegen.

Elegie.

1802.

Blätter wehen vom Baum, laut rauſchet ſtürmender Regen
Auf die welken; ſie fliehn mit ihm ſchwimmend hinab,
Mit ihm ſchwimmend zum Strom; fern trägt der ſtarke zum Weltmeer,
Die im luſtigen Grün ſäuſelten Liebenden einſt,
Die des Vögeleins Neſt in ſtille Schatten geborgen,
Die des Vögeleins Lied weckten im ſpielenden Reiz.
Herbſt, wie lehnſt du dich ernſt auf deine trauernde Urne!
Wie erweckeſt du neu, was in dem Buſen ſchon ſchlief!
Scheint das fröhliche Leben nur grün im Spiegel des Todes?
Zeiget, was nichts iſt, nur, was ſo lieblich einſt war?
Stirbt in dem Leben ſelbſt des Lebens ſchönſtes Gedächtnis?
Gehn aus Verweſung allein Götter und Manen empor?
Süße Liebe, du klingſt mit den Schwanenflügeln des Lenzes
Jugendlich hell um das Ohr, lange des Klanges entwöhnt?
Süße Liebe, du ſchlingſt noch unverwelkliche Roſen
Jugendlich friſch um die Stirn, welche die Trauer umhüllt?
Ach! die holde Geſtalt, womit du einſt mich umfangen,
Liegt zerfallen als Staub unter den Modernden ſchon;
Blind wie lange das Aug', das mehr als Sterne des Himmels
Blickt' Entzücken und Ruh' einſt in das ſtürmiſche Herz!
Und der Born des Geſangs, die Kehle, mit Erde gefüllet,
Die Philomelen gleich Frühling und Liebe beſang!
Und die Lippen gebleicht wie lange, mit Küſſen und Scherzen
Von den Grazien früh ſchon in der Wiege getränkt!
Ach! umſonſt lauſcht oft das Ohr, den Klang zu vernehmen;
Auch das göttliche Herz mußt' in das Dunkel hinab.
Komm' Erinnerung denn mit aller lieblichen Wehmut!
Urne, reiner entblüht deinem Staube die Huld;
Göttlich ſteiget das Bild hell leuchtend über den Lethe
Auf, wenn den irdiſchen Staub führte die Welle hinweg.

Aber weinen will ich in jedem blühenden Lenze:
Als die Roſe verdarb, ſtarb mir das liebende Weib;
Aber weinen will ich in jedem welkenden Herbſte,
Denn im Herbſt erſcheint, Tod, dein vielfaches Bild.
Blumen will ich dir weihn, dir weihn die Gabe der Locken,
Und wenn Tränen auch euch weiß die elyſiſche Welt,
Will ich das rieſelnde Gras des ſtillen Hügels benetzen,
Wann der einſame Mond ſieht nur mich und das Grab.

Ach! du warſt ſo hold, hingſt lieb und liebend am Leben,
Doch der Lucina Pfeil traf dich mit bitterem Schmerz.

Daß die Knoſpe würd', erſtarb die duftige Blume,
Für das liebliche Weib ward mir ein liebliches Kind.
Heil, ihr Toten, mit euch! ihr ſtillen, friedlichen Manen!
Heil euch! liebend und ſüß lockt ihr das Leben zu euch.
Wie die brünſtige Bruſt der Roſe ſchwillet zur Sonne,
Schwillt die ſterbliche Bruſt, ſelige Liebe zu dir;
So umſpinnt ihr ſtilles Geheimnis die Spindel der Parzen:
Wo das Leben beginnt, ſuche den liebenden Tod.

Frühlingslied.

1802.

Wann das Veilchen blüht und der Kuckuck ſingt
Und die Nachtigall flötet im Buſch,
Wann die Jugend munter zum Reigen ſpringt
Und es rauſcht durch die Blätter huſch! huſch!
Dann führet zum Baume, zum Quell
Die Geſellin der frohe Geſell,
Dann paart ſich die Liebe im Buſch.

Sei willkommen, Frühling, du ſüßer Gaſt!
Sei willkommen, du fröhlicher Mai!
Der die Freude bringt und die Sorge haßt.
Noch ſind Leben und Jubel uns frei.
Auf! liebliches Mädchen, zum Tanz!
Weil dir blühet der liebliche Kranz
Der Jugend, ein fröhlicher Mai.

Wann der Winter ſchneit und das Alter friert,
Dann du wünſcheſt und weineſt umſonſt;
Wer die Blume pflückt, die den Frühling ziert,
Der verſtehet die glücklichſte Kunſt.
Süß Liebchen, wir kommen zur Stell' —
Wie dir glänzen die Äugelein hell!
Frau Luna, ihr Sternlein mit Gunſt.

Das Geſpräch.

1803.

Ich ſprach zum Morgenrot: Was glänzeſt du
Mit deinem Roſenlicht?
Ich ſprach zur Jungfrau ſchön: Was kränzeſt du
Dein junges Angeſicht?
Morgenrot, du einſt erbleichen mußt,
Jungfrau ſchön, du einſt auch ſterben mußt;
Drum ſchmücket euch nicht.

Ich ſchmücke mich, ſo ſprach das Morgenrot,
Mit hellem Roſenlicht;
Ob mir dereinſt ein andres Schickſal droht,
Das weiß und frag' ich nicht.
Der dem Mond, den Sternen gab den Schein,
Auch gefärbt hat rot die Wangen mein,
Drum traure ich nicht.

Ich kränze mich, ſo ſprach die Jungfrau ſchön,
Weil noch mein Frühling blüht.
Sollt' ich darum in ſtetem Trauern gehn,
Daß einſt die Jugend flieht?
Der beſchirmt und hält der Vöglein Neſt,
Der die Blumen blühn und welken läßt,
Dem traut mein Gemüt.

Das Waſſer.

1803.

Wie ſchau' ich ſtill und fromm hinab
In deiner Wellen ſtilles Grab!
Iſt um das Herz mir ſüß und weh
Und pochet, was ich nicht verſteh',
Du Flut in tiefer See.

Dein Waſſer rinnet immer hin,
So rinnet auch des Menſchen Sinn,
Nimmt immer ab und immer zu,
Erlanget ſtets, hat doch nicht Ruh':
Sein Bild, o See, biſt du.

Wohl aus der Erde dunklem Schoß,
Aus Klippen reißest du dich los,
Jagst schneller dich als Rosses Trab
Zum weiten Ozean hinab,
Erjagst dein ewig Grab.

So jagt mit seinem kurzen Tag
Der Mensch auch bunten Schatten nach,
Im Sturm und Schnee, im Saus und Braus,
Ihm läuft das süße Leben aus
Ins letzte enge Haus.

So spiegelst du vor meinem Blick
Mein eignes wechselndes Geschick:
In deiner Tiefe, deiner Höh'
Ich meine Flut und Ebbe seh',
Du Flut in stiller See.

Das Los des Schönen.

1803.

Die Rose blühet auf Dornen,
Die Nachtigall singet im Leide,
Was hoffest du irdische Freude,
Wo nirgends das Schöne besteht?
Die Blüten verwelkten und starben,
Dann klangen die Sicheln zu Garben,
Doch manche der lieblichsten Blüten
Hat fruchtlos der Winter verweht.

Hier steh' ich, pflücke mir Blumen,
Der Liebsten den Hügel zu schmücken,
Ich hoffte in Freuden zu pflücken,
Was brachte der lustige Mai;
Nun lieget mir still und begraben
Die schönste der irdischen Gaben,
Drum pflück' ich die Blumen mit Tränen,
Die brachte der lustige Mai.

Klingt stiller, zärtliche Saiten,
Klingt still um die schlummernde Schöne!
Sie kannte den Wohllaut der Töne,
Der Seelen melodischen Klang!

Haucht, Blumen, die lieblichſten Düfte!
Die ſchläft in dem Schweigen der Grüfte,
Ging Veilchen zu pflücken und Roſen
Oft ſpielend die Auen entlang.

Melittion.

1804.

Das Waſſer lockt aus dem tiefen Meer
Das Licht;
Es hebt ſich brünſtig hinauf, doch leer
Wird's nicht.
So iſt es auch mit der Liebe beſtellt —
Du Herz, das ſüße Empfindung ſchwellt,
Du deuteſt, was ſich nicht ſpricht.

Im Menſchenantlitz, da locket tief
Die Glut,
Die alles freudig zu Leben rief
Und Mut,
Die Sonnen ballte und Erden geſchmückt
Und Ströme ſtrudelnd zum Meer geſchickt,
Die Liebe ſelig und gut.

O ſüße Glut, die mich heiß verzehrt
In Pein!
O Licht, das hell ihr Geſicht verklärt
Mit Schein!
Dein Brennen und Leuchten ich alles verſteh',
Tut mir im tiefſten Buſen ſo weh
Die Jungfrau lieblich und fein.

Ihr Aug' hat heller als Morgenrot
Den Strahl,
Ihr Zorn brennt bittrer als bittrer Tod
Durch Stahl;
Doch wenn ſie einmal nur freundlich gelacht,
Verſchmäht um ſie, was unſterblich macht,
Den goldnen Götterpokal.

Doch trägt der Himmel des Auges Schmerz
Im Blick,
Gleich fliehet alles ins tiefe Herz
Zurück.

O Liebe brünſtig wie Waſſer und Licht!
O ſüßer Schein von dem Menſchengeſicht,
Wer ſpricht dein Weh und dein Glück?

Leben.

1805.

Ich war ein Kind,
Wie Frühlingsſäuſel flogen
Die Lebensſorgen ſpielend um meine Locken;
Das Gras gab weich die Blumendecke,
Der Himmel das ungemeſſene Aug' —
Leben und Traum noch eins:
Mich wiegte in beiden
Die Wiege der Liebe.

Ein Knabe ward ich.
Oft in den Hain der Eichen
Nahm mich mein Vater unter die heiligen Lauben;
Legte hinter die Garben des Feldes
Oft des Müden Ohr an des Meeres Sauſen.
Ich bebte unter den regen Eichenwipfeln,
Weinte ob des Meeres Sauſen,
Drückte vor dem Donner des Himmels
Mit der Lerche, dem Reh mich hinter die Büſche.
Doch blühten mir Blumen,
Mir ſangen die Lüfte, die Vögel,
Warm ſchien die Sonne, der Fruchtbaum golden,
Sanft trug das Meer oft des Schaukelnden Kahn.

Ich ward ein Jüngling.
Götter des Himmels all!
Ihr kamt herab mit eurem ſeligen Traum.
Schwellend ſtand ich am Meer wie Wogen,
Wollte fließen fort mit den Waſſern,
Stand lebendig unter dem Eichbaum,
Fühlte mich wie Lüfte gefiedert.
Adler des Himmels, ihr trugt mich oft
Glänzend in eure Donnerwolken,
In eurer Sonnen brünſtige Glut;
Blumen der Erde, heiliger Mond,
Freundliche Nacht, wie liebt' ich euch.
Meine erſte Liebe, geheim!

Schimmernd floß mir des Lebens Wolke
Um die schuldlosen Locken noch;
Wie prophetischer Raben Silberklang
Aus einsamer Luft
Umklangen mich Töne der Zukunft.
Ich lebt' und war glücklich.

Ich ward ein Mann.
Die himmlischen Götter all,
Die spielenden all, in ernster Gestalt
Stehen sie da: die Ägide
Schüttelt Minerva, zum höllischen Webstuhl
Sah ich hinab ins Dunkel der Parzen:
Sie saßen und webten
Tränen und Freuden im schrecklichen Schweigen.
Und des Blutes geflügelte
Rächerinnen, die Eumeniden,
Standen umher, die grinsende Ate
Flocht verworrene Knoten der Schuld,
Und meinem Donner droben
Fehlte der Klang, doch fraß
Mir sein Blitzstrahl die Hütte.
Flehend sah ich zum Himmel,
Wollte weinen und konnt' es nicht. —
Da nahm die Liebe den Mann
Freundlich an die milde Brust,
Füllt' ihm das Herz mit Jugend, das Aug' mit Tränen,
Gab dem Himmel den Glanz
Wieder, den Blumen den Duft —
Und die Sünde ging unter in Liebe,
Und die Eumenis wandelte abwärts,
Blüten kränzten das schuldige Haupt.

Die Biene und der Lenz.

1805.

Ziehst du dein goldnes Röckchen an?
Die goldnen Stiefeln auch?
O Bienchen, Vöglein wohlgemut
Mit leichtem Sinn und leichtem Blut,
Was lockt dich das Sonnenlicht?
Was lockt dich Blütenhauch?

Was summst du lustig hin und her,
Hast nie des Spiels genug?
Der Lenz ist kurz, du süßes Kind,
Dich faßt der Strom, dich nimmt der Wind,
Dich bringet um den Blütenraub
Der Menschen List und Trug.

Wohl zieh ich an den goldnen Rock
Und kleid' in Gold den Fuß,
Leicht ist mein Blut und leicht mein Sinn,
In Freuden ich geboren bin;
Drum locket mich das Sonnenlicht
Und Blumenliebesgruß.

Der Lenz ist kurz, das Leben schnell,
Drum flieg' ich schnell dahin;
Mein Frühlingsschein, mein Blumenreich,
In jedem Kelch mein Bettchen weich,
Auf jeder Flur mein Leben bunt —
Drob trag' ich frohen Sinn.

O Bienchen, Vöglein wohlgemut,
O süßes Frühlingskind!
Horch', horch', wie klagt die Nachtigall
Im Erlenbusch mit Trauerschall!
Auch sie im Lenz geboren ist,
Doch nur auf Trauern sinnt.

Wohl höre ich die Nachtigall,
Ihr Klagen fromm und still;
Sie ist die schmerzenreiche Frau,
Ihr Trauerkleid ist dunkelgrau;
Doch sprich, warum ich trauern soll,
Weil sie nicht froh sein will?

Schau' her, wie bebet Strauch und Laub
Im jungen Sonnenschein!
Wie küssen sich die Blumen lieb!
Und rufen: Kleiner Honigdieb,
Komm, sammle Blumenliebeskost!
Denn dieser Lenz ist dein.

O Vöglein, Vöglein wohlgemut,
Mit goldnem Flügelpaar!

O leichtes Leben frommer Bruſt!
Zieh mich zum Lenz, zu ſeiner Luſt,
Und mache mir mit Liebesglanz
Die trüben Augen klar.

Elegie.

1806.

Biſt du es, Traum der Jugend mit all deinen lieblichen Blüten,
All deiner ſproſſenden Luſt, all deiner Hoffnungen Glanz?
Führſt du mit Wehmut zurück im Schleier ſchimmernder Nächte
Holde Geſtalten, die längſt bei den Entſchlafenen ruhn?
Ach! oft ſchwirret dein Laut ſüßtönend in goldene Saiten.
Mir, von Tränen genetzt, weigert die Laute den Klang,
Und es zittert die Hand, die Arme ſpreiten Umarmung
Aus, doch die weichende Luſt nimmt ihre Schatten zurück.
Nein, ein grünendes Grab, von ſpäteren Raſen gewölbet,
Späteren Tränen benetzt, ſendet den liebenden Geiſt.
Ja, du biſt es, du Weib, das mich geboren, du kühnes,
Hohes und mutiges Herz, welches mich liebend umſchwebt.
Mächtiger fühle ich mich, zu ringen mit Schwert und mit Leier,
Für das Vaterland friſch nehm' ich den blutigen Tod,
Für die Tugend, das Märchen der Schnöden, männlicher duldend
Wandl' ich mutig den Pfad, welcher zu Himmliſchen führt.
Solches wehet von dir und ſtrömet aus heiliger Nähe,
Was du dem Knaben oft, öfter dem Jüngling gelehrt.

Herrliches Weib, wo iſt dein Leben nach der Verwandlung,
Welche, Tod genannt, friſcheres Leben verjüngt?
Biſt du die Stimme der Nacht, der Klang ſehnſüchtigen Lenzes,
Philomele, die ſonſt oft um den Schlaf dich betrog?
Biſt du der Blumen, der Nachtviolen, der züchtigen Veilchen,
Deren Geſpielin du oft warſt in einſamer Nacht?
Oder der zärtliche Geiſt des Lüftchens, der, ſanft durch die Blätter
Rieſelnd, Demut und Ernſt haucht in die lauſchende Bruſt?
Biſt du des Abendrots, der leuchtenden Flamme des Morgens
Ein lebendiger Teil, heiligſten Lebens ein Teil?
O du hubeſt mich oft, den lallenden Knaben, zum Lichte,
Zu den Göttern hinauf, ſegnend und betend zugleich,
Hingſt mit ſehnendem Blick demütig hoffender Liebe,
Schauend ins tiefe Blau, ſelig am Sternenglanz.

Wo du auch bist und was du auch bist, dich ehren nicht Tränen,
Nein, ein männliches Herz, nein, ein rüstiger Lauf.
Gib dem Brennenden denn die heilige Weihe, daß oben
Bei den Himmlischen einst Licht sich vereine dem Licht.

An die Deutschen.

1806.

Keine Träne, Hermann, für dein Volk?
Keine Träne? und die Schande brennet,
Und der Feind gebietet, wo die Freien
Siegten und fielen!

Keine Stimme laut, wo Luther sprach?
Alle Donner, die der Himmel sendet,
Sollten rufen: Volk, erwache! feiges,
Greife zum Schwerte!

Rache! Rache! Heißen, blut'gen Tod
Sklavenfürsten und dem Knecht, der fliehet!
Männerwort gefürchtet und gepriesen
Männliche Tugend!

Ach wohin? Wo Winkelried erlag,
Wilhelm schlug und Ruyter tapfer siegte,
Auf den höchsten Alpen, in den tiefsten
Sümpfen ist Knechtschaft.

Auch du, Hermann, auch du, kühnes Volk?
Auf! erwache! schüttle deine Ketten,
Daß die Schmach die Welt vernehme, bald auch
Blutige Rache.

Lieder helfen hier und Mäler nicht.
Mäler? Tief im Herzen sei das Denkmal,
An dem Turm der selbstgebornen Tugend
Hebe dich, Jüngling!

Und vorangeworfen kühn die Brust!
Und empor das Auge zu dem Himmel!
Hoch die Fahnen! Hoch zum Himmel! Höher
Flammende Herzen!

Tod, du ſüßer, für das Vaterland!
Süßer als der Brautgruß, als das Lallen
Auf dem Mutterſchoß des erſten Kindes,
Sei mir willkommen!

Was das Lied nicht löſet, löſt das Schwert —
Blinkend Heil, umgürte meine Hüften!
Von der Schande kannſt du Tapfre retten,
Zierde der Tapfern.

Deutſches Kriegslied.

1806.

Friſchauf! Es ruft das Vaterland
Die Männer in die Schlacht.
Friſchauf! Zu dämpfen Trug und Schand'
Heran mit Macht! mit Macht!

Heran! und braucht den Männerleib,
Wozu ihn Gott gebaut,
Zum Schirm der Jungfrau und dem Weib,
Dem Säugling und der Braut!

Denn ein Tyrann mit Lügenwort
Und Strick und Henkerſchwert
Übt in dem Vaterlande Mord
Und ſchändet Thron und Herd

Und will, ſo weit die Sonne ſcheint,
Der einz'ge König ſein:
Ein Menſchenfeind, ein Freiheitsfeind,
Spricht er: Die Welt iſt mein.

Verhüt' es Gott und Hermanns Blut!
Nie werde ſolches wahr!
Erwache, alter deutſcher Mut,
Der Recht und Licht gebar!

Erwache! Sonder Raſt und Ruh'
Schlag jeden, der dir droht,
Und ruf ihm deutſche Loſung zu:
Sieg gelt' es oder Tod!

Hinein! Denn schöner ist kein Tod
Als Tod fürs Vaterland.
Doch ewig bleibt des Sklaven Not,
Unsterblich seine Schand'.

Hinein! Kanonendonnerklang
Hallt zu dem blut'gen Kampf,
Die Fahnen wehn die Reihn entlang,
Die Rosse wirbeln Dampf.

Hinein! Hinein! Wo Eisen klirrt,
Wo Tod in Kugeln fleucht!
Dem Mann, der heut begraben wird,
Dem sei die Erde leicht!

Lob des Eisens.

1806.

„Gold" schreit die feige Welt,
Und Gold macht feige Knechte,
Des Tapfern Herz verstellt
Und schwächt des Starken Rechte;
Für Gold mag keiner sterben,
Der nicht mehr leben darf,
Und edlen Ruhm zu werben
Macht's nie den Degen scharf.

Drum preis' ich das Metall,
Das schwarze, braune Eisen,
Denn ohne Glanz und Schall
Es tut sich herrlich weisen,
Heilt mächtig alle Wunden,
Die jenes blanke macht;
Wär' Eisen nicht gefunden,
Noch tappten wir in Nacht.

Es stellt den Pflug ins Land,
Die Erde zu bezwingen,
Es läßt das Schiff vom Strand
Auf schnellen Windesschwingen,
Baut Menschen feste Sitze
Und führt die Kunst ins Haus
Und löscht des Donners Blitze
Mit einer Stange aus.

Und wann die Sitte flieht
Und Männerarm' erſchlaffen,
Wann Trug für Ehre blüht
Und Gold gebeut für Waffen,
Wann Deſpotismusjammer
Die Welt mit Schmach bedroht,
Dann ſchlägt aus ihm der Hammer
Sieg und Tyrannentod.

Dann wird es ſchöne Wehr,
Des Mannes Heil und Freude,
Als Schwert, als Schild, als Speer,
Als feſtes Bruſtgeſchmeide
Macht es den Tritt der Braven
Den Knechten fürchterlich,
Wir wären alle Sklaven
Ohn' Eiſen ewiglich.

Und ſieget Tyrannei
Und ſinkt des Glückes Wage,
So macht es blutig frei
Mit einem tapfern Schlage,
Zerhaut die Schlangenknoten,
Die Trug und Feigheit flicht,
Und ſchickt die tapfern Toten
Empor zu Recht und Licht.

Bleib, Eiſen, Männern hold,
Laß Knechte Gold begehren.
Wer deine Kraft gewollt,
Der wollte hohe Ehren,
Der wollte herrlich leben
Und herrlich untergehn.
Drum ſei dir Preis gegeben,
O Eiſen ſchwarz und ſchön!

Epiſtel an Eliſa.

1807.

Ich ſaß ſo ſtumm, wie in dem ſchwarzen
Gericht des Orkus Rhadamanth,
Und wog auf ſchwerer Schickſalshand
Die Schuld und Unſchuld mit den Parzen,

Las in der blutigen Schrift der Zeit
Der Thronen Sturz und Königsmorde
Und siegreich die Banditenhorde,
Die einer Welt mit Knechtschaft dräut. —
Da dacht' ich an die großen Seelen,
Die, keinem Schicksal untertan,
Den Weg zum stillen Ozean
Sich durch das freie Eisen wählen:
Denn eines, Herr sein oder Knecht,
Ist jedem Erdensohn gegeben;
Die erste Majestät im Leben,
Die höchste, heißt Gesetz und Recht,
Und wenn nur Knechte und Despoten
Auf Erden grasen matt und dumm,
Dann kehrt die alte Welt sich um,
Und Leben blühet aus dem Toten
Still in der Zeiten Wechsellauf,
Daß edlere Geschlechter werden;
Und sprängen sie aus Flammen und Erden
Durch Kadmen und durch Pyrrhen auf.

So saß ich, hielt die letzten Enden
Der Dinge wägend in der Hand
Und schaute stumm ins dunkle Land,
Von wannen nimmer Wandrer wenden;
Da rief mich deine Stimme süß,
O Freundin, in das frische Leben
Mit Blumenlust und Wolkenschweben,
Ins volle Frühlingsparadies.

O Freundschaft, holde Wundersaite,
Die lieblich durch den Busen klingt
Und alles Schöne wiederbringt,
Der Kindheit Traum, der Jugend Weite,
Du Männerstahl und Frauenschutz,
Das Herz zur Tugend zu ermannen,
Zu groß für Sklaven und Tyrannen,
Beutst du gemeinen Gütern Trutz
Und schwingst unsterblich durch das Leben,
Wie ein Gestirn den Feuerglanz,
Von Sphärentanz zu Sphärentanz
Uns aufwärts, wo die Götter schweben.

Ich höre deinen Zauberklang,
Der Gram entflieht ins öde Dunkel,
Der Himmel leuchtet, ein Karfunkel;
Die ganze Erde wird Gesang;
Und Guillotinen und Banditen,
Tyrannenseelen groß und klein
Versinken aus des Lichtes Schein
Tief, wo die Teufel Höllen hüten;
Und in der Freude freierm Schlag
Hebt sich die Brust dem Licht entgegen.
Und jedes Unheil wird ein Segen,
Ein Wonneruf wird jedes Ach.
So lieb und wunderbar getroffen
Hat mich, o Freundin, jedes Wort,
Das wüste Heer der Nacht ist fort,
Der ganze Himmel steht mir offen,
Die Erde sinkt, das kleine Nichts,
Worum sich Toren blutig schlagen,
Nur denen eigen, die es tragen
Empor ins Sonnenreich des Lichts.

Ja, Freundin, welche ferne Lande
Mein Fuß auch noch durchwandern muß,
Eh' ich den letzten Obolus
Bezahle an dem stygischen Strande,
Ich schwör' es dir und jener Glut,
Die edle Herzen ewig zündet,
Was sich unsterblich mir verkündet,
Das halt' ich fest mit Männermut,
Und kein Despot soll mir es rauben;
Und drückt es mich zu schwer hinab,
So öffn' ich durch das Schwert mein Grab
Und nehme in das Grab den Glauben.

Doch heute lacht der Lenz noch mild,
Geführt von Grazien und Scherzen,
Und zeiget jedem Menschenherzen
Der Freude anmutvolles Bild.
O möge er mit zarten Schwingen
Dich wie ein Blumenhauch umwehn
Und frisch und jugendlich und schön
Der Kindheit Träume wiederbringen!

Was du geweſen, was du biſt,
Das iſt der Gott in deinem Buſen:
Orakel hat und Klang der Muſen
Nur, welcher gleich ihm ſelber iſt.

Paradieſiſches Weinlied.

1807.

Von der Sonne geboren, glüht
Licht des Lebens im Pokale.
Was das Auge für Wunder ſieht
Blitzen auf in ſeinem Strahle,-
Au'n und Bäume tanzen herum,
Aus den Herzen blüht Elyſium,
Götter kommen,
Alle Frommen
In dem Himmel ſehn ſich um.

Seid gegrüßet, ihr Sel'gen! Seid
Heil'ge Väter uns willkommen!
Habt im Leben euch baß gefreut,
Oft ein Räuſchchen mitgenommen:
Noah, Moſes, Pythagoras,
Solon, Plato füllten das Glas,
Zechten fröhlich,
Schlürfen ſelig
Nun mit Engeln Nektarnaß.

Brüder, munter! Die Zeit iſt ſchnell,
Luſt und Jugend ſind vergänglich,
Aber ſchaut, in dem Becher hell
Blühet Wonne überſchwenglich.
Kränzt mit Roſen Stirnen und Haar
Und im Weine ſchauet ſo klar
Himmel offen,
Was wir hoffen,
Trunkner heil'ger Sel'gen Schar.

Süßes, glühendes Sonnenkind!
Goldner Wein voll Lebensflammen!
Wodurch Menſchen verbrüdert ſind,
Bringeſt du in Luſt zuſammen;

Dein und Cypriens heißet die Nacht,
Die zu Göttern Sterbliche macht. —
Heisa munter!
Sonn' ist unter,
Liebe glänzt und Sternenpracht.

Lied,

gesungen zu Edeby am Mälare im Herbstmond 1807 für den Freiherrn Otto Magnus Munck.

Ihr krausen Grillen weg! Hinweg, ihr düstern Sorgen!
Tief in das Meer hinab! Heut laßt uns fröhlich sein!
Ein weises Schicksal deckt den Sterblichen den Morgen —
Auf! halt die Stunde fest! Das Heute nur ist dein.

Es spielt Vergänglichkeit mit Hütten und mit Thronen:
Denk' Alexanders Los, der weiland Magnus hieß;
Wo ist der Heldenschritt gewaltiger Ottonen?
Geh, frage ihren Staub, den längst der Wind zerblies.

Sei du in Liebe groß, sei du in Freude Kaiser!
Bau' in den Herzen dir den ewig sichern Thron.
Dies Heldentum gilt mehr als alle Lorbeerreiser,
Trotzt der Vergänglichkeit und beut Tyrannen Hohn.

Herbei des alten Weins! und lustig angeklungen!
Schling Rosen um das Haar, schling Rosen um den Wein!
Der Mann ist auch ein Held und hat die Welt bezwungen,
Dem ernste Weisheit heißt, mit Freunden froh zu sein.

Drum Liebe lebe hoch, die Königin des Lebens,
Und Freundschaft, die den Haß an Männerbrust erdrückt!
Wer diese zwei gewann, der lebte nicht vergebens,
Der hat den höchsten Glanz der Erde sich gepflückt.

Auch dir, o Vaterland, dir Land der tapfern Goten!
Klingt, Freunde, dreimal hoch! Das Vaterland! es gilt!
Das Leben steht nur hoch auf Leben edler Toten —
Auf Vätertugend denn die Becher frisch gefüllt!

Und unserm König auch, dem Heldensohn, zu Ehren,
Der mit dem Schwerte blitzt und mit dem Zepter dräut,
Will ich das vollste Glas im vollen Jubel leeren:
Heil sei sein Königswort und Sieg sein Männerstreit!

Reicht, Freunde, euch die Hand! Stolz ſchlägt die Bruſt gehoben —
Die Freude führet auch auf zur Unſterblichkeit —
Den letzten vollen Klang dem Ewigen dort oben
Für manchen ſchönen Tag, für dieſen ſchönen heut!

Friſchauf!

1807.

Die Fahnen wehen, friſchauf zur Schlacht!
Schlagt mutig drein!
Es klingt Muſik, die uns fröhlich macht,
Ins Herz hinein,
Die Pfeifen und Trommeln mit ſüßem Klang
Das Feld entlang.
In die Schlacht, in die Schlacht hinein!

Wer möchte bleiben, wenn's luſtig geht,
Im ſtillen Haus?
Wohlauf! Wenn Jugend in Blüte ſteht,
Hinaus, hinaus,
Wo friſch und munter das Leben fliegt!
Wen das vergnügt,
In die Schlacht, in die Schlacht hinaus!

Wer möchte bleiben, wann alles klingt
In Saus und Braus?
Wann Ruhm die ſilbernen Glocken ringt
In die Welt hinaus?
Wer ſäße mit Weibern am Herde dann?
Das kann kein Mann.
In die Schlacht, in die Schlacht hinaus!

Ein Königsleben, Soldaten Gut,
Muß unſer ſein;
Wir tragen blanker den kühnen Mut
Als Schwertesſchein,
Und wer in dem fröhlichen Streite fällt,
Der heißt ein Held.
In die Schlacht, in die Schlacht hinein!

Dem klingt Muſik, die er leiden mag,
Gar luſtig drein;
Nicht ſchöner klingt es am Jüngſten Tag
Ins Grab hinein.

O seliger Tod des Soldaten Tod!
Noch sind wir rot —
In die Schlacht, in die Schlacht hinein!

Marienwürmchen.

1808.

Marienwürmchen, flieg weg!
Fliege nicht zu lange weg!
Übern Zaun und übers Heck,
Über Vaters Garten weg,
In die Welt hinaus —
Vergiß nicht dein Haus,
Vergiß nicht die lieben Kinder.
Die Blumen sind hier gesünder,
Die Sonne scheint hier heller.
Drum, Würmchen, fliege schneller
Zu Haus! Zu Haus! Zu Haus!

Marienwürmchen, flieg weg!
Fliege nicht zu lange weg!
Weg ist lang, und weht der Wind —
Achte die Flügel, liebes Kind,
Und die Füßchen klein
Auch vor Schelmerein:
Denn Krötentücken und Spinnen
Auf dein Verderben nur sinnen;
Doch hier dich alle lieben —
O wärst du doch geblieben
Zu Haus! Zu Haus! Zu Haus!

Marienwürmchen, komm wieder!
Dir rufen deine Brüder,
Brüderlein und Schwesterlein
Und die kleinen Kinderlein
Und Großmutter auch
Und Großvater auch —
Sie sitzen im schwarzen Rocke,
Der Küster zieht die Glocke
Und soll die Trauer läuten —
O komm zu lieben Leuten,
Zu Haus! Zu Haus! Zu Haus!

Waldhochzeit.

1808.

Wann der Kuckuck singt, wann der Kuckuck singt,
Ist Hochzeit im grünen Wald,
Und es tanzt und springt, und es spielt und klingt
Die Liebe mit süßer Gewalt;
Die Knaben und Mädchen zu zweien
Sie wandeln im fröhlichen Maien
Zum grünen, grünen Wald.

Und mit Heisahei! und abermal Hei!
Die Liebe sie spielet frisch,
Nach dem Tanze führt sie je zwei und zwei
Die Spieler ins Schattengebüsch;
Da streut sie auf schwellenden Moosen
Ein Bettchen von Veilchen und Rosen
Im grünen, grünen Wald.

Sei nicht bange, Mädel, es muß so sein,
Die Liebe, sie brauchet Gewalt,
Fährt gern mit Donnern und Blitzen drein,
Und lustig zur Hochzeit schallt.
Dein Blümchen magst nimmer du retten,
Drum freu' dich der blumigen Betten
Im grünen, grünen Wald.

Auf! mein Kuckuck, klinge und singe laut!
Es ist Hochzeit im grünen Wald.
Auf! mein Himmel, Bräutigam kling' und Braut
Und donnre der Lust Gewalt!
Auf! Schwestern, und schlinget den Reihen
Zu zweien, zu zweien, zu zweien
Im grünen, grünen Wald!

Liebesnähe.

1808.

Lieb' sei ferne,
Ist doch immer da,
Gleich dem Licht der Sterne
Ewig fern und nah.

Schließt Gedanken
Wohl ein Kerker ein?
Glück und Stunden wanken,
Das Gefühl iſt mein.

Leuchte, Sonne!
Wandle, frommer Mond!
Meines Buſens Wonne
Hoch mit Göttern thront.

Frühling, ſcheine!
Winter, ſtürme kalt!
In der Bruſt dies eine
Nimmer wird es alt.

Holde Treue,
Weiß und engelrein!
Wie des Himmels Bläue
Bleibt dein lichter Schein.

Sei denn ferne
Liebe, ſei ſie nah,
Gleich dem Licht der Sterne
Immer iſt ſie da.

Reime aus einem Gebetbuche

für zwei fromme Kinder.

1809.

1.

Ein Blümlein ſteh' ich im Erdental,
Mich lockt die Sonne mit warmem Strahl,
Mit meinen Blättchen buhlet der Wind,
Der Zephir nennt mich liebliches Kind,
Und Tau und Regen erquicken mich;
Wohl jung und luſtig und ſchön bin ich,
Doch muß ich welken und ſterben.

Und wann ich endlich geſtorben bin,
So ſchläft und träumet mein kleiner Sinn
Im Winterwiegelein ſtill und fromm;
Dann kommt der Frühling und rufet: Komm!

Komm, Kindlein! ruft die Sonne dazu,
Wach' auf vom Schlummer! Vorbei ist die Ruh'.
Sollst wieder blühen in Freude.

2.

Zieh mich auf! Zieh mich auf zu dir!
Du, der im Himmel wohnet.
O wie schön, o wie schön bei dir,
Der überschwenglich lohnet!

Jugend flieht, Freude fliehet früh,
Glück wechselt leicht abwendig,
Gott versäumt, Gott vergisset nie,
Ist immer gleich beständig.

Sei denn fromm, sei denn still in mir,
Mein Herz in süßer Freude!
Denn er wohnt und er zieht in dir
Und kennt die Kindlein beide.

3.

Es saß ein Kindlein im weißen Kleid,
Ein Kränzlein trug es der Herrlichkeit
Von Rosen und Lilien schön gewunden,
Solche Blumen sind nicht auf Erden erfunden;
Auch war das Kindlein schön und süß,
Als käm' es aus dem Paradies.

Und wer das liebliche Kindlein sah,
Dem wunderbarliche Lust geschah,
Als wär' er zum Himmel schon hoch erhoben
Und hörte Gott Vater von Engeln loben
Und säh' die Stern' im Jubelring
Lobpreisen den Schöpfer aller Ding'.

Wohin das liebliche Kindlein kam,
Alle Zwietracht plötzlichen Abschied nahm,
Und Liebe und Friede und stille Freude,
Als wär' es schon Himmel, erfreut' die Leute.
Das Kindlein lieb, das dies getan,
Gleich Gottes Engel all' empfahn.

Das Kind auf Erden die Unschuld heißt,
Im Himmel auch ist es hoch gepreist
Vor heiligen Mächten und hohen Thronen,
Die rings um den Höchsten im Lichte wohnen,
Steht Gott zunächst zur rechten Hand
Und wird sein Liebling dort genannt.

Denn alles Schöne geworden ist
Durch Kindereinfalt zu jeder Frist,
Die Sonnen und Monden und hellen Sterne,
Die leuchten und winken aus weiter Ferne,
Der Blumenkeim, das Menschenherz:
Drum will es alles himmelwärts.

Das Kindlein hab' ich gekonterfeit
Mit seinem Kränzlein und weißen Kleid,
Daß Glaube und Sehnsucht der ewigen Liebe
Uns brünstig zum Himmel der Freuden hübe:
Denn wer das Kindlein zu sich hält,
Dem ist das Herz gar wohl bestellt.

Besonders Kindelein fromm und zart
Und holden Mägdlein von stiller Art,
Auch helles Gespiegel den reinen Frauen
Ich habe dies Bildchen gestellt zu schauen,
Daß drin sie spat und frühe sehn
Und werden gleich der Unschuld schön.

4.

Himmlische Auen,
Wo meines Daseins Wiege stand,
Eh' ich zu schauen
Ging das beträute Erdenland,
Holde Gespielen,
Engel des Himmels, kennt ihr mich?
Wähnen und fühlen,
Träumen mit euch, nur das kann ich.

Aber die Wonne
Flüchtig wie Schatten vorüberrauscht
Hier, wo die Sonne
Gleich mit der Nacht die Stunden tauscht,

Hier, wo die Klage
Über der Todesurne ſchallt
Und mit dem Tage
Schönheit und Jugend vorüberwallt.

Traurig gefangen
Schmachtet die Seele auf zum Licht,
Doch ihr Verlangen
Stillet die Erde unten nicht;
Leuchten die Sterne,
Schau' ich nach oben ſehnend hin,
Dort zu der Ferne,
Dort zu den Frommen ſteht mein Sinn.

Himmliſche Auen,
Wo meines Daſeins Wiege ſtand,
Werd' ich euch ſchauen
Frei von dem eitlen Erdentand?
Süße Geſpielen
Himmliſcher Kindheit, Engelein,
Werd' ich bald ſpielen
Mit euch droben den Ringelreihn?

Eija! wie fröhlich
Geht mir im Buſen friſch das Herz!
Eija! wie ſelig
Fühl' ich verſinken Erdenſchmerz!
Ewige Lichter,
Strömet ihr Lebensglut auf mich?
Engelgeſichter,
Himmelsgeſpielen, grüßt ihr mich?

5.

Unter Blumen ſpielen
Gern die kleinen Kinder,
Blumen ſind ſüß und ſchön.
Wie den Sonnenkindlein,
Wie den bunten Blumen,
Soll den Kindern das Herzchen ſtehn.

Denn die Blumen heben
Gern die Liebesäuglein

Liebend zum Lichte auf;
Wann die Sonne sinket,
Sinken sie in Schlummer,
Stehn zugleich mit der Sonne auf.

Wißt ihr, kleine Kinder,
Droben hoch auf Sternen
Blühen viel tausendmal
Tausend bunte Blumen,
Und die Englein winden
Kränze daraus im Himmelssaal.

Wann die Kinder schlafen,
Hängen sie die Kränze
Ihnen am Bettchen auf,
Und in goldnen Träumen
Tut der ganze Himmel
Sich mit Sternen und Blumen auf.

6.

Ein Kind wollt' Blumen pflücken gehn
Des Morgens früh im Taue,
Und tausend Blümlein bunt und schön
Entblühten auf der Aue;
Lenz war es rings und Sonnenschein,
Und alle Blümlein groß und klein
Standen da in süßer Freude.

Und als das Kindlein tritt ins Feld,
Die Blümlein werden munter,
Und jedes gleich sein Köpfchen hält
Hinaufwärts und hinunter,
Wohin des Kindchens Händchen langt:
Ein jedes Blümlein sehr verlangt
In seiner Hand zu sterben.

Da plötzlich tritt ein Engel weiß
Gar freundlich zwischen beide
Und spricht: „Gegrüßt der Jugend Preis!
Und Blümlein auf der Heide!
Voll Himmelsluft und Himmelschein,
Von innen und von außen rein,
Blumen schön und fromme Kinder!

Willkommen, Veilchen still und zart!
Willkommen, Lilie reine!
Und du, von Königinnenart
Und Königin alleine,
Du Rose, hohes Purpurrot!
Euch, Holde, segne alle Gott,
Wie er dies Kindlein segnet!"

Er drauf das Kindlein freundlich küßt
Und küßt die Blumen schöne,
Dann rauscht er, wie er kommen ist,
Dahin wie Saitentöne.
Das Kindlein schaut ihm brünstig nach
Und lauscht den Worten, die er sprach,
Und ruft: „Ach! komm doch wieder!"

Und als er doch nicht wiederkömmt,
So geht es traurig weiter,
Und nichts die heißen Tränen hemmt,
Die fallen auf die Kräuter
Und auf die Blumen ringsumher:
Dem Kindlein wird das Herz so schwer
Und will ihm fast zerbrechen.

Da, siehe! wie ein Himmelschein
Fällt ihm ein Glanz entgegen,
Es schießt ein helles Kränzelein
Herab als Himmelssegen
Und fällt dem Kindlein in den Schoß.
Ihm wird das Herz in Freuden groß
Wohl ob dem lieben Kränzel.

Und diesen Kranz von Engelhand
Das Kindlein hat getragen,
Solang es ging im Erdenland,
In Nächten und an Tagen.
Das Kränzlein schön von Himmelsart
Hat weiß und rein das Kind bewahrt
Und ihm das Herz behütet.

Sooft nun Kinder Blumen sehn,
Sie sollen des Engels denken,
Daß ihnen auch er wolle schön
Ein solches Kränzel schenken.

Mit Erdenblumen ſpielt der Wind,
Doch Blumen, die vom Himmel ſind,
Die blühen unvergänglich.

7.

Gott, deine Kindlein treten
Mit Freuden zu dir hin,
Sie ſtammeln und ſie beten;
Du kennſt der Worte Sinn:

Was aus dem Borne quillet,
Der nimmermehr verſiegt,
Was ihnen ſelbſt verhüllet
Im tiefſten Herzen liegt,

Das lockſt du hoch nach oben
In ſeliger Begier,
Die Milde dein zu loben
Und Güte für und für.

O du, der in den Höhen
Und in den Tiefen wohnt,
Laß kindlich uns verſtehen,
Was überſchwenglich lohnt.

Gib fromme Kinderworte,
Gib ſüßen Kinderwahn!
So wird uns nur die Pforte
Der Himmel aufgetan.

8.

Du, der in flammende Gebete
Des Lebens höchſte Kraft gelegt
Und aus des Buſens tiefſter Stätte
Das Herz in ſüßer Sehnſucht regt,
Du, aller Himmel höchſter Meiſter,
Du, alles Lebens höchſter Schein,
Komm, führe in das Land der Geiſter
Dein ſehnend Kind zum Lichte ein.

Wo Myriaden Sonnen kreiſen,
Der Morgenröten Jubelklang
In tauſendfach verſchiednen Weiſen
Ertönt, ein heiliger Geſang,

Wo Millionen Heil'ge knien
Und ſchauen dir ins Angeſicht,
O Vater! Gott! laß dort mich blühen
Am kleinſten Strahl von deinem Licht!

Denn ach! zur kalten Erde wollen
Die Himmelslichter nicht herab,
Und ihre goldnen Lampen rollen
Gefühllos über Sarg und Grab;
Der Wechſel hier vom Leid zum Glücke,
Vom Glück zum Leide iſt zu ſchwer:
Es bricht die zarte Geiſterbrücke,
Und Paradieſe blühn nicht mehr.

Drum Himmel ſteige! Sinke Erde
Und irdiſch Leben unter mir!
Daß ich ein weißer Engel werde,
Steht, weiße Engel, neben mir,
Und helft im Glauben mir vollenden
Der Erde mühevollen Streit,
Und traget mich auf reinen Händen
Empor ins Land der Seligkeit.

9.

Wir wandeln hier in Finſterniſſen
Und ſchaun vergebens nach dem Licht;
Nicht tröſten mag uns, was wir wiſſen.
Und was wir können, helfen nicht:
So wickelt ewig auf und ab
Sich Labyrinth aus Labyrinthen,
Und heute ſehen wir verſchwinden,
Was geſtern ſüße Täuſchung gab.

Doch liebt der Stolze ſeine Irre,
Der Eitle ſeinen Lügenſchein
Und wirret in das Truggewirre
Sich jede Stunde feſter ein,
Verſchmäht die Wahrheit für Gedicht,
Verſchmäht die Flamme für den Schimmer,
Und haſcht und ſucht und findet immer,
Doch ach! ſich ſelber find't er nicht.

O du, durch den die Sonnen brennen
Und leuchtend durch die Himmel gehn,
Gott, lehre du mich ſelbſt erkennen
Und meiner Künſte Lug verſtehn,
O hebe dein demütig Kind
Empor mit deinen Liebesarmen
Und laß ſein Herz in dir erwarmen,
Vor dem die Engel Stammler ſind.

Aus deines Lichtes reichem Meere
Floß einſt ein einziger Tropfen aus
Und zündete die Sternenheere
Und Lampen all im Himmelshaus —
O einen Funken nur für mich!
Nur einen Schimmer von dem Glanze!
Und droben in dem Sternentanze
Mit allen Seligen preiſ' ich dich.

10.

Es lebt ein Geiſt, durch welchen alles lebt,
Durch den die Sonne kreiſt,
Der Blumenbuſch die goldnen Köpfchen hebt,
Den Lenz der Vogel preiſt;

Durch den das Menſchenherz, das Wunderding,
Vor eignen Wundern bebt,
Wann er es mächtig zu dem Sonnenring
In tiefſter Sehnſucht hebt.

O Geiſt der Geiſter, knieend bet' ich an,
Was keine Zunge ſpricht;
Zieh, ew'ges Licht, den kleinen Funken an,
Er will zu deinem Licht.

Er floß vom ſel'gen Götterlande aus
Herab zur Erdenflur
Und ſehnt ſich ewig nach dem Sonnenhaus,
Nach himmliſcher Natur.

O Geiſt der Geiſter, trage mich empor!
Und mache ganz mich dein!
Es iſt mein Vaterland, was ich verlor:
Der Himmel iſt ja mein.

11.

Lehr' mich beten,
Gott der Herrlichkeit,
Kindlich vor dich treten,
Wie das Herz gebeut.

Mach' unschuldig,
Mache fromm dein Kind,
Denn die Welt ist schuldig,
Übervoll voll Sünd'.

Nach dem Bilde
Schufest du mich dein,
Vater aller Milde,
Laß mich heilig sein!

Nimm die Erde,
Nimm die Schuld von mir!
Daß ich Engel werde,
Wohne du in mir!

O Gedanke!
Himmelschein voll Licht!
Erd' und Himmel wanke,
Gott verläßt mich nicht.

12.

Hebe mich empor zu dir,
Der die kindliche Begier
Mir im tiefsten Busen zündet,
Daß mein Herz die Wahrheit findet,
Die dein heil'ges Wort verkündet:
Suchet mich, so findet ihr.

O verheißungsvolles Wort!
Sei mein Schild und sei mein Hort!
Sei mein Licht im finstern Staube!
In Verzweiflung sei mein Glaube:
Daß mir nichts die Wahrheit raube:
Gott ist hier und Gott ist dort.

Ach! Ich bin ein schwaches Kind,
Sehe viel und bin doch blind,

Wähne viel und kann nichts wiſſen,
Suche Licht in Finſterniſſen,
Wanke, tauſendfach geriſſen,
Hin und her vom Erdenwind.

Du, der einzig helfen kann,
Vater, nimm dich meiner an,
Helle mir Verſtand und Augen,
Daß ſie dich zu ſehen taugen
Und aus deiner Liebe ſaugen,
Was die Bien' aus Blumen kann.

O mein Gott, ich fühle dich
Freundlich und herzinniglich.
O wie wohl wird mir von innen!
Erd' und Erdenqual zerrinnen,
Und mit allen meinen Sinnen
Fühle, habe, lieb' ich dich.

Fahre hin, du Erdental!
Schon bin ich im Himmelsſaal,
Schwebe auf den ſel'gen Höhen,
Wo die Zehnmaltauſend ſtehen
Und den Lobgeſang erhöhen
Mit den Frommen allzumal.

13.

Traum iſt das Leben,
Schatten von Träumen der Jugend Luſt,
Wolken verſchweben,
Alſo die Bilder der Menſchenbruſt;
Alles iſt Wanken,
Sinken und Steigen,
Selbſt die Gedanken,
Sterblicher, ſind nicht dein Eigen.

Doch willſt du bauen,
Bauen auf das, was vergänglich iſt,
Doch willſt du trauen
Dem, was das Maß der Sekunde mißt;
Trug aus Betruge
Spinnen und weben
Taumelnd im Fluge,
Eitler, das heißet dein Leben.

Sagt mir denn keiner
An, wie die Unruh' zu Ruhe wird,
Tröstet denn keiner
Sehnsucht, die schmachtend im Busen girrt?
Himmlischer Glaube,
Magst du nicht finden,
Wie auf dem Staube
Wir uns das Bleibende gründen?

Ach! nicht hienieden,
Nicht wo in Gräbern die Asche liegt
Suche den Frieden,
Nicht wo die Freude mit Winden fliegt.
Arbeit und Tränen
Irdischem weihe,
Aber dein Sehnen
Stelle zur himmlischen Bläue.

Da gehn die Lichter,
Ewige Spiegel der reinsten Lust,
Liebende Richter,
Liebende Tröster der Menschenbrust;
Dahin gerichtet,
Was dich bedränget!
Da wird gelichtet,
Was dir hier Nacht noch verhänget.

14.

Traum der fliehenden Minuten,
Wie auf Fluten
Mondenschimmer wechselnd bebt,
Wie auf grünen Sommermatten
Licht und Schatten
Flüchtig durch einander schwebt —

Also stürzt des Lebens Welle,
Nacht und Helle
Wechselnd sich ins eigne Grab,
Und das Liebste, was wir hatten,
Flieht als Schatten
Mit zur Schattenwelt hinab.

Stolzer Mensch, was ist dein Eigen?
Wie ein Reigen

Lieblich, aber kurz verklingt,
So verklingt der Jugend Schöne,
Deren Töne
Nur die Wehmutsglocke ringt.

Was ist Liebe? Süßes Sehnen,
Banges Wähnen,
Recht des eitlen Traumes Traum.
Die unsterblichen Gewalten
Willst du halten,
Und du hältst dich selber kaum.

Was ist Schwur und feste Treue?
Wolkenbläue
Wechselt nicht wie Menschenwort;
Und du nimmst, was auf dem Sande
Steht, zum Pfande?
Doch wie Sand so fließt es fort.

Das Unendliche ergründen
Willst du, finden,
Was die Weltenräder treibt?
Weise hab' ich viel vernommen,
Doch bekommen
Lernt' ich, daß es Rätsel bleibt.

Deine Kunst, dein eitles Wissen
Teufelskissen
Ist es leerer Eitelkeit;
Dennoch weckst du Dunst aus Dünsten,
Mit Gespinsten
Webst du golden dir dein Leid.

Auf! aus Nacht der Eitelkeiten
In die weiten
Welten, leuchtend über dir!
Aus des Lebens reinen Quellen
Trinke hellen
Himmelsgeist und Wonne dir!

Trinke heitern Geist der Wahrheit!
Und in Klarheit
Wird die Täuschung vor dir stehn;
Weinen wirst du bittre Tränen,
Doch dein Sehnen
Wird durch alle Himmel gehn.

Und von Gottes goldnen Kerzen
Zünd' im Herzen
Sich die Flamme keusch und rein,
Die unsterblich Leben fodert,
Aufwärts lodert
Durch der Erde Nebelschein.

Auf! mit stolzem Angesichte
Zu dem Lichte!
Zu dem Lichte alles Lichts,
Wo die tausend Sonnen brennen!
Lern' erkennen:
Gott ist alles, du bist nichts.

Und vom finstern Erdenstaube
Schwingt der Glaube
Rettend deine Seele auf,
Erde sinkt und Erdgewimmel,
Und der Himmel
Tut sich der erlösten auf.

15.

Abendgebet.

Der muntre Tag ist wieder still,
Und alles schlafen gehen will,
Das Wild auf weichen Mooses Flaum,
Der Vogel auf den grünen Baum,
Der Mensch in seine stille Kammer,
Sich auszuruhn von Müh' und Jammer.

Doch tritt er aus der Hüttentür
Zuvor noch in die Nacht herfür,
Sich christlich erst bereiten muß
Mit Liebesdank und Liebesgruß,
Muß sehen, wie die Sterne blinken,
Und noch den Odem Gottes trinken.

Du, der von oben Wache hält,
Du milder Vater aller Welt,
Vernimm mein stammelndes Gebet,
Das zu den hellen Sternen geht,
Wollst mich von deinen Sonnenkreisen
Im rechten Beten unterweisen.

Ich war den Tag in deiner Hut,
Behüt' auch heint mich, Vater gut,
Durch deine milde Freundlichkeit
Vorm bösen Feind und seinem Neid;
Denn was den Leib mir mag befallen,
Das ist das kleinste Leid von allen.

O sende von dem Strahlenschein
Den liebsten Engel zu mir ein
Als Friedensboten unters Dach,
Als Wächter in mein Schlafgemach,
Daß Herz und Sinne und Gedanken
Sich fest um deinen Himmel ranken.

Dann geht der Tag so lustig fort,
Dann klingt die Nacht ein Liebeswort,
Dann ist der Morgen Engelgruß,
Dem alles Böse weichen muß,
Und wir hienieden schon auf Erden
Wie helle Kinder Gottes werden.

Und fällt der letzte Abendschein
Einst in das müde Aug' hinein,
Sehnt meine Seele sich hinauf
Zum ewig sel'gen Sonnenlauf,
So werden alle Engel kommen
Mich heimzuholen zu den Frommen.

16.

Morgengebet.

Die Nacht ist nun vergangen,
Der Morgen steht so herrlich da,
Und alle Blumen prangen
Und alle Bäume fern und nah;
Auf Feldern und auf Wiesen,
In Wald und Berg und Tal
Wird Gottes Lust gepriesen
Von Stimmen ohne Zahl.

Die frommen Nachtigallen,
Sie klingen hellen Freudenklang,
Die Lerchen, höchst vor allen,

Zum Himmel tragen sie Gesang,
Der Kuckuck auf den Zweigen
Und auch das Zeisiglein,
Sie wollen sich dankbar zeigen,
's will keiner hinten sein.

Und ich? ich sollte schweigen,
Ich, Gottes reiches Ebenbild?
Durch das mit Liebesneigen
Der Feuerstrom der Gottheit quillt,
Dem er die Sternenlichter
Zur Brüderschar geweiht
Und Engelangesichter
Verklärt in Herrlichkeit?

Das Wild im grünen Walde,
Der Vogel auf dem grünen Baum,
Sie priesen alsobalde
Den Vater überm Sternenraum?
Es sumsete die Imme,
Das Würmchen seine Lust,
Und ich hätt' keine Stimme
Des Lobes in der Brust?

Nein, Vater aller Güte,
Du meiner Seele Freudenlicht,
Wie gern will mein Gemüte!
Doch meine Worte können nicht.
Wer mag dich würdig preisen,
Durch den die Welten sind,
Vor dem die tiefsten Weisen
Kaum lallen wie ein Kind!

O Herr, laß mich auch heute
In deiner Liebe wandeln treu,
Daß ich der Sünden Beute,
Der Eitelkeiten Spiel nicht sei,
Laß mich nach deinem Bilde
Den Weg der Tugend gehn,
So wird der Tag mir milde,
So kommt die Nacht mir schön.

17.

Wer hat den Sand gezählt,
Welcher im Waſſer hauſt?
Wem hat kein Blatt gefehlt,
Wann der November brauſt?
Wer weiß im Januar
Wieviel der Flocken wehn,
Wie viele auf ein Haar
Tropfen aufs Weltmeer gehn?

Wer mißt den Ozean,
Wo er am tiefſten fließt?
Wer mag die Strahlen fahn,
Welche die Sonne ſchießt?
Wer holt das Lichtgeſpann
Fliegender Blitze ein?
Nenne den Wundermann!
Keiner mag größer ſein.

Gott iſt der Ohnezahl,
Vor dem die Zahl vergeht,
Der durch den Sternenſaal
Sonnen wie Flocken weht;
Gott iſt der Überall,
Gott iſt der Ohnegrund,
Schneller als Licht und Schall,
Tiefer als Meeresgrund.

Sandkörner zähleſt du,
Nimmer die Freundlichkeit,
Weltmeere miſſeſt du,
Nie die Barmherzigkeit,
Sonnenſtrahl holſt du ein,
Nimmer die Liebe doch,
Womit ſein Gnadenſchein
Sündern entgegenflog.

18.

Gottes ſüße Liebe,
Gottes freundlich frommes Herz,
Ziehe meine Triebe
Alle himmelwärts.

Unten ſind nur Tränen,
Unten iſt nur eitel Lug,
Ungeſtilltes Sehnen,
Täuſchung nur und Trug.

Unten iſt nur Mühe,
Kampf nur, wann's am beſten iſt,
Haber ſpat und frühe,
Daß man dein vergißt.

Alle, gleich den Blinden,
Tappen wir in Bieſternis,
Können dich nicht finden
In der Finſternis.

O du reiche Quelle,
O du Brunnen jeder Luſt!
Mache mir es helle,
Hell in Aug' und Bruſt!

Ziehe, ſüße Liebe,
Aus dem Dunkel mich zum Licht,
Alle meine Triebe,
All mein Angeſicht.

Gottes Liebe, ziehe,
Zieh in dich mich ganz hinein!
Daß ich hier ſchon blühe
Wie ein Himmelsſchein.

Gottes Liebe, Spiegel
Aller Freude, alles Lichts,
Gib mir Sonnenflügel,
Zu entfliehn dem Nichts:

Daß ich gleich der Lerche
Flieg' empor ins Sternenhaus
Über Tal und Berge
Und die Welt hinaus.

19.

O du ſüßes Engelbild,
Das mir Sinn und Seele füllt,

Himmelsglanz von beſſern Sphären,
Friedensbote hoher Ehren,
Meine Sehnſucht, mein Verlangen,
Sprich, wo biſt du hingegangen?

O wie war mit dir es ſüß,
Alle Welt ein Paradies,
Eitel Friede, Luſt und Freude —
Was erzählten wir uns beide
Von den wunderbaren Dingen
Jenſeits, wo die Sphären klingen!

Kehre wieder, komm zurück,
Alte Unſchuld, altes Glück!
Daß die böſen Schatten weichen,
Die mir Gottes Sterne bleichen,
Daß die wilden Triebe ſchweigen,
Die mein Herz zur Sünde neigen.

Tröſte dein verwaiſtes Kind,
Ach! der kalte Erdenwind
Hat es gnug in Finſterniſſen
Irrend hin und her geriſſen —
Komm, du ſüßer Troſt der Frommen!
Laß den Frieden wiederkommen.

20.

Frühlingslied.

Friſchauf! liebe Kinder! Es iſt Maientag.
Heute ſei fröhlich, wer froh ſein mag!
Friſch! alle zu den Blumen hinaus!
Der Himmel öffnet ſein Sonnenhaus,
Alle Engelein kommen mit Prangen,
Sie wollen den Frühling empfangen.

Friſchauf! liebe Kinder! Es iſt Maientag.
Seht, wer das Schönſte ſich pflücken mag:
Demut, das Veilchen, lächelt ſo blau,
Die Unſchuld winket als Lilie im Tau,
Und die Roſe, die himmliſche Liebe,
Auf Dornen trauert ſie trübe.

Friſchauf! liebe Kinder! Es iſt Maientag.
Horcht, was der Engelgeſpiele ſprach:
Schön biſt du Erdenmaitag und ſüß,
Das holde Bildnis vom Paradies,
Aber auf himmliſchen Blumenauen
Da ſollt ihr Schöneres ſchauen.

O du ſüßer Himmel und dein Maientag!
Seliger himmliſcher Maientag!
Droben verwelket Demut nicht mehr,
Die Unſchuld klagt nicht: Die Welt iſt leer,
Und die Roſe, die himmliſche Liebe,
Sie ſteht auf Dornen nicht trübe.

O du ſüßer Himmel und dein Maientag!
Glücklich, wer ſchon deine Blumen brach!
Friſch! alle zu den Blumen hinaus!
Der Himmel öffnet ſein Sonnenhaus,
Und die Engel wollen mit Prangen
Die frommen Kinder empfangen.

21.

O wie ſehr tut mich verlangen
Nach den ſüßen Himmelsauen,
Wo die Tage ſelig prangen,
Wo die Nächte Wonne tauen,
Wo die Unſchuld und die Freude
Stehn als Himmelswache beide!

O wie ſehr tu' ich mich ſehnen
Nach den ſüßen Paradieſen,
Nie benetzt von Trauertränen
Wie die kalten Erdenwieſen!
Himmelsroſen, Himmelsnelken
Blühen dort, die nie verwelken.

O die ſchönen Reigentänze,
Welche ſelige Engel ſchwingen!
O die immergrünen Kränze,
Die der Frommen Stirn umſchlingen!
Land der Sehnſucht, Land der Frommen,
O wann werd' ich zu dir kommen!

Ach! die Erde ist ein Schwanken
Auf und ab von Ruh' zum Streite,
Himmel wollen die Gedanken,
Doch die Sünde stellt auf Beute:
Drinnen lechzet Sternenliebe,
Draußen locken Erdentriebe.

O du süßer Himmelsfrieden,
Komm mit deiner Engelmilde!
Führe doch den Streitesmüden
Wieder auf die Lustgefilde,
Wo wir wie die Kinder spielten
Und nur Lust und Unschuld fühlten.

Komm, du süßer Friede! kehre
Mit den Kinderfreuden wieder!
Stiller Engel, komm und lehre
Mir die alte Unschuld wieder,
Daß ich schon auf diesen Auen
Kann das Leben Gottes schauen.

22.

Lockst du mich, du Gottesfrieden,
Zu den schönen Himmelsauen,
Die wir Dunkle, ach! hienieden
Nur in blassen Schatten schauen?
Lockst du mich, o Sehnsucht, immer,
Wie die Frommen Glockenläuten,
Wieder hin zum Sternenschimmer?
Wieder in die alten Zeiten?

In die Zeiten, längst vergangen?
In der Seelen Kindertage?
Dahin schmachtest du, Verlangen?
Dahin, Herz, mit jedem Schlage?
Ja, der Funke will zur Sonne,
Und die Seele will zum Himmel,
Zu des stillen Lebens Wonne
Aus dem tollen Erdgewimmel.

Nein, es ist kein Wahn der Träume,
Ist kein Irrlicht düstrer Nächte,
Mein sind jene Sternenräume,
Mein sind jene Götterrechte:

Fremdling bin ich nur im Staube,
Meine Heimat such' ich wieder,
Meine grüne Himmelslaube,
Meine Himmelsblumen wieder.

Was soll ich hienieden streben
Zwischen Kummer stets und Freude,
In dem unruhvollen Leben
Der Minuten schnelle Beute?
Wie die Vöglein auf den Zweigen
Wechselnd hin und wieder fliegen,
Schwebt des Menschen Tun und Neigen,
Schwebt sein Wünschen, sein Vergnügen.

Wie soll ich hienieden finden,
Was die heiße Liebe stillet,
Wo die Unruh' wilder Sünden
Aus der Erdenfreude quillet?
Wo wir heute lassen müssen,
Dem wir gestern angehangen?
Wo Begierde und Gewissen
Sind in stetem Krieg befangen?

Was soll ich hienieden schaffen,
Hier, wo nichts beständig bleibet?
Wo vom Staub und Blut der Waffen
Stets die wilde Rennbahn stäubet?
Wo die Lüge auf dem Throne
Gaukelnde Orakel singet
Und mit blut'ger Dornenkrone
Wahrheit kaum vernommen klinget?

Fahre hin, du Land der Tränen!
Hin, du Land der süßen Lügen!
Damit wir uns hinnen sehnen,
Darum mußt du viel betrügen:
Damit wir das Feste wollen,
Darum muß in dir nichts bleiben,
Alles durcheinander rollen
Und die Welle Welle treiben.

Locke, stiller Gottesfrieden!
Süße Sehnsucht, schweige nimmer!
Werfet Himmelschein hienieden
Auf der Nichtigkeiten Trümmer,

Daß die Seelen innewerden
Unter Zittern, unter Bangen:
Wahres gibt es nicht auf Erden,
Jenseits sollen wir erlangen.

23.

Ich bin so traurig in dem Herzen
Und weiß nicht mehr, wo hin noch her,
In meinem Innern braust von Schmerzen
Ein weites, kaltes, wüstes Meer,
Es reißt mich Sehnsucht und Verlangen
Vom Süd zum Nord, vom Ost zum West,
Gleich einem Menschen, der von Schlangen
Im Busen trüg' ein ganzes Nest.

Ich bin so traurig in dem Sinne,
Der sonst so still und freundlich war,
So voll von Gottes süßer Minne,
Von Gottes Licht so hell und klar;
Bei Menschen fühl' ich mich verlassen,
Und einsam faßt mich schlimme Not,
Ich kann mich selber nicht mehr fassen
Und wünsche oft: O wärst du tot!

Denn ach! mein Gott hat mich verlassen,
Weil ich zuerst mich selbst verließ
Und auf des Lebens breite Straßen
Mich töricht gnug verlocken ließ.
Im bunten, gaukelnden Gebrause,
Wo floh es hin, mein altes Glück?
Wie find' ich zu der stillen Klause
Der Kinderunschuld mich zurück?

O du, der in das Land der Nächte
Die Liebe selbst herabgesandt,
Daß sie uns allen Gnade brächte
Und Heilung mit der milden Hand,
Der sie ans harte Kreuz geschlagen,
Mit Dornen blutig sie zerriß,
Daß wir in Sünden nicht verzagen,
Der unerschöpften Huld gewiß.

Du tröſte, was den Troſt verloren,
Du richte das Gefallne auf,
Und zu den ſteilen Himmelstoren
Gib Mut und Licht dem Pilgerlauf.
Du biſt die Güte, du die Treue,
Ich bin der Staub, ich bin das Nichts,
Das ſehnend lechzt zur heitern Bläue
Des reinen Glücks, des reinen Lichts.

24.

Gott der Gärtner.

Die Erde iſt ein Garten
Voll ſüßer Blümelein,
Gott ſelbſt will ihrer warten
Und gerne Gärtner ſein,
Will ihrer ſpät und früh
In frommer Treue pflegen,
Mit Sonnenſchein und Regen
Und Tau erquicken ſie.

Die erſte Blum' vor allen
Das muß die Liebe ſein,
Der Menſchen Wohlgefallen,
Der Engel ſchönſter Schein:
Sie iſt die Roſe rot
Und muß auf Dornen ſtehen,
Sobald die Winde wehen,
Iſt ihre Schöne tot.

Die zweite, die Gott liebet
Nächſt Liebe allerbeſt',
Iſt, die das Gute übet
Und ſich nichts merken läßt;
Ihr Name Demut heißt,
Auf Erden auch das Veilchen,
Sie blüht ein kurzes Weilchen
Und kaum die Blüte weiſt.

Der Glaube heißt die dritte,
Sie duftet nur bei Nacht
In aller Geiſter Mitte
Bei voller Himmelspracht:

Da tut das Herz sich auf
Der frommen Nachtviole,
Wann hell von Pol zu Pole
Sich schwingt der Sterne Lauf.

Auch Hoffnung ist nicht minder
Ein liebes Gotteskind,
Wohl liebstes seiner Kinder,
Die nur hienieden sind.
Schneeblümchen grün und bleich,
Holdselig von Gebärden,
Du bist ihr Bild auf Erden,
Kommst mit dem Lenz zugleich.

Auch du, die im Gemüte
Beständig ist und treu,
Du, aller Zeiten Blüte,
Mir lieb gegrüßet sei!
Merlblümchen frisch und bunt!
Beständigkeit soll leben!
O wolle Gott uns geben
Solche Lieb' zu jeder Stund'!

Und du, die auf dem Throne
Des Blumengartens sitzt
Und mit der weißen Krone
Gleich einem Engel blitzt,
O Lilie, Unschuld süß!
Du winkest lieb uns hinnen
Mit Herzen und mit Sinnen
Zurück zum Paradies.

Noch Blumen viel und Kräuter
Hat Gott der Gärtner mehr,
Wer sie erzählte weiter,
Zählt wohl den Sand am Meer:
Wieviel er ausgestreut,
Wie könnt' ich alle zählen
Die zarten Blumenseelen
Im bunten Sonnenkleid!

Sollt' ich mir eine nehmen,
Die Lilie müßt' es sein,
Steht wie ein Geisterschemen
Mit hellem Himmelschein;

Wehmütig geht ihr Blick
Empor zum Licht der Sterne,
Sie wäre gar zu gerne
Zum Vaterland zurück.

O Gärtner treu und milde,
Der alles kann und weiß,
Mach' mich zu ihrem Bilde,
Mach' mich so rein und weiß.
Dann kann ich droben froh
Als Lilienmädchen kommen
Und unter allen Frommen
In Unschuld blühen so.

25.

Der Heil'ge Christ ist kommen,
Der süße Gottessohn,
Des freun sich alle Frommen
Am höchsten Himmelsthron,
Auch was auf Erden ist,
Muß preisen hoch und loben
Mit allen Engeln droben
Den lieben Heil'gen Christ.

Das Licht ist aufgegangen,
Die lange Nacht ist hin,
Die Sünde ist gefangen,
Erlöset ist der Sinn,
Die Sündenangst ist weg,
Und Liebe und Entzücken
Baun weite Himmelsbrücken
Aus jedem schmalsten Steg.

Verwaiset sind die Kinder
Nicht mehr und vaterlos,
Gott rufet selbst die Sünder
In seinen Gnadenschoß.
Er will, daß alle, rein
Von ihren alten Schulden,
Vertrauend seinen Hulden,
Gehn in den Himmel ein.

Drum freuet euch und preiset,
Ihr Kindlein fern und nah!
Der euch den Vater weiset,
Der Heil'ge Christ ist da;
Er ruft so freundlich drein
Mit süßen Liebesworten:
„Geöffnet sind die Pforten,
Ihr Kinder, kommt herein!“

Laß klingen.

1809.

Ich singe ein Liedel, juchheisa! juchhei!
Es säuseln die Lüfte, es locket der Mai,
Die Quellen, sie rieseln mit lustigem Klang,
Die Bäche, sie spielen und flöten Gesang.

O liebliche Rosen, o Lilien weiß!
O dürfte ich singen die Lust, die ich weiß!
O dürfte ich klingen, was süß und was weh
Im Busen sich regt, das ich selbst nicht versteh'?

Vergebliche Sorge, du schelmisches Kind,
Du haschest das Lüftchen, du fesselst den Wind,
Du zählest die Blätter im Frühlingsgebüsch,
Du trägest in Netzen die Weine zu Tisch.

Laß klingen, was klinget, laß wehen, was weht,
Du weißt nicht von wannen, wohin's mit dir geht.
Der Vogel muß singen, das Lüftchen muß wehn,
Doch frage nicht, ob sie die Klänge verstehn.

Ballade.

1809.

Und die Sonne machte den weiten Ritt
Um die Welt,
Und die Sternlein sprachen: „Wir reisen mit
Um die Welt“;
Und die Sonne sie schalt sie: „Ihr bleibt zu Haus,
Denn ich brenn' euch die goldnen Äuglein aus
Bei dem feurigen Ritt um die Welt.“

Und die Sternlein gingen zum lieben Mond
In der Nacht,
Und sie sprachen: „Du, der auf Wolken thront
In der Nacht,
Laß uns wandeln mit dir, denn dein milder Schein,
Er verbrennet uns nimmer die Äugelein.“
Und er nahm sie, Gesellen der Nacht.

Nun willkommen, Sternlein und lieber Mond,
In der Nacht,
Ihr verstehet, was still in den Herzen wohnt
In der Nacht.
Kommt und zündet die himmlischen Lichter an,
Daß ich lustig mitschwärmen und spielen kann
In den freundlichen Spielen der Nacht.

Chorgebet.

1809.

Herrscher der Dinge,
Selige Götter,
Deutet der Menschen
Klügeln euch je?
Feuriger Schwinge
Fähret das Wetter
Schmetternd zur Erde,
Stiftend das Weh.

Und von dem Tage
Fliehet der Schimmer,
Und von den Nächten
Fliehet der Schlaf:
Denn von dem Schlage
Hebet sich nimmer,
Wen es mit Blitzen
Schrecklicher traf.

Bringet ihr wieder
Freundliche Sonnen,
Wandelt das Glück auch
Lustig darein,

Locken uns Lieder,
Reizen uns Wonnen,
Blühet das Leben
Lieblich im Schein;

Und von den Blitzen
Und von dem Wehe
Rollender Wolken
Klingt es nicht mehr;
Leuchtenden Sitzen
Himmlischer Höhe
Gleicht sich in Wonne
Irdisches Heer.

Selige Götter,
Richtet mit Gnade,
Richtet der Menschen
Flüchtig Geschlecht —
Geht ihr im Wetter
Donernde Pfade,
Träufelt ihr Segen,
Eu'r ist das Recht.

Denn was im Staube
Wechselt und wandelt,
Fliehet wie Sand im
Winde dahin,
Und gleich dem Laube,
Welches verwehet,
Wechselt der Menschen
Schicksal und Sinn.

Darum bescheiden
Sollen sie treten
Unter des Himmels
Leuchtendem Saal,
Blühend in Freuden
Sollen sie beten,
Daß sie nicht treffe
Fressender Stahl.

's wechselt die Welle
Unten nach oben,
Spielet den Schwimmer
Auf und hinab:

Heut iſt ſie helle,
Heut iſt er oben,
Morgen ſie reißt ihn
Brauſend ins Grab.

Gottes Gericht.

1809.

(Hezekiel XXI, V. 15.)

„Ich will das Schwert laſſen klingen,
Die Herzen ſollen verzagen.
Wie Blitz auf feurigen Schwingen
Herbrauſen Reiter und Wagen,
Es ſchallen Donnergeſchoſſe,
Blut dürſten Männer und Roſſe."

So hat der Herr es geſprochen,
Der Schaffer, Helfer in Nöten.
In Blut wird Sünde gebrochen,
Die Schmach das Eiſen muß töten:
So tilgt er Weibergebärde
Und heilt die Welt mit dem Schwerte.

Dann wollen Männer nicht ſterben,
Und Weiber Kindlein nicht wiegen,
Dann nahet Mord und Verderben,
Und Völker müſſen erliegen,
Und Schlachten mähen das Alte,
Damit ſich Neues geſtalte.

Dann fahren durch die Verruchten,
Gott hat die Macht ihnen geben;
Und flehen lernen, die fluchten,
Und Toren Hände erheben;
Wild ſchnauben Räuber und Henker,
Sie meinen's, er iſt der Lenker.

Drum laß es donnern und blitzen,
Du, Herr, bleibſt ewig derſelbe,
Du rollſt in leuchtenden Sitzen
Das hohe Himmelsgewölbe,
Du trägſt die Erde, die kleine,
Und nennſt ſie freundlich die deine.

Du hebeſt hoch vom Getümmel
Die Guten auf von der Erde,
Du hebſt ſie ſelbſt in den Himmel,
Daß unten herrlich ſie werde.
Das Leid, es muß ja vergehen,
Das Glück muß wieder erſtehen.

O laß den himmliſchen Glauben,
Die ſüße Liebe uns halten!
Dann laß Tyrannen nur ſchnauben,
Wir ſtehen in höhern Gewalten;
Wir lachen der bübiſchen Wichte,
Denn Gottes ſind die Gerichte.

Aufruf an die Deutſchen bei Schills Tode.

1809.

O Deutſche, nicht mehr Deutſche,
Nicht Männer, eitel Weiber!
Was krümmt ihr tief die Leiber
Dem Schlag der Sklavenpeitſche?
Was kriecht ihr wie die Hunde
Vor Henkern und Banditen
Und lernt die Worte hüten
Des Zorns vom freien Munde?

O eure tapfern Väter!
O eure großen Ahnen!
Die Helden, die Germanen!
Das waren kühne Täter,
Nicht ſchöner Worte Sprecher,
Nein, ſtolzer Freiheit Kinder,
Tyrannenüberwinder,
Entnervter Tugend Rächer.

Ihr aber, Sklavenhorden,
Wie macht ihr Eiſen blutig?
Wie ſeid ihr kühn und mutig?
Ach! nur euch ſelbſt zu morden.
Feil ſteht ihr dem Tyrannen
Zum Brudermorde fertig,
Steht ſeines Winks gewärtig,
Euch ſelber zu entmannen.

O Sonne, die noch scheinet!
O Himmel, der noch rollet!
Versteht ihr, was ihr wollet?
Weint eurem Wahnsinn! Weinet!
Verflucht den Trug, die Schande,
Womit ihr euch zerreißet,
Womit ihr Knechte heißet
In freier Väter Lande.

Zusammen! Risch zusammen!
Es will die Welt vergehen,
Ihr seht sie schon verwehen
In hellen, lichten Flammen.
Ihr habt den Brand gezündet,
Ihr müßt mit Blut ihn dämpfen
Und mit den Räubern kämpfen,
Bis ihr die Freiheit findet.

Dann, auf getürmten Leichen
Der Schänder schreitend, pflücket
Den Schmuck, der Freie schmücket,
Das Laub der deutschen Eichen;
Dann schwört den Schwur der Treue
Dem lieben Vaterlande,
Daß nie Despotenschande
Die heilige Erd' entweihe.

Ständchen.

1809.

Es leuchtet ein Licht durch die weite Welt,
Das schönste und hellste von allen,
Es ist nicht als Sonne zum Tag bestellt,
Nicht als Mond die Nacht zu durchstrahlen,
Blaß werden die Sternlein, die Kleinen,
Vor seinem allmächtigen Scheinen.

Es dringet wie Blitze durch Eisen und Stahl,
Kein Panzer mag fest vor ihm stehen,
Doch dränget sich jeder zum fährlichen Strahl!
Und sollt' er zur Stunde vergehen.
O scheine, du süßes Verderben!
Wie lieblich, in Flammen zu sterben!

Geh auf denn, mein Licht! Geh wieder zur Ruh'!
Ich darf dich, du ſchönſtes, nicht nennen;
Doch ſtrömet mein Herze wie Waſſer dir zu,
Heiß fühl' ich es lodern und brennen!
Auf! laſſet es ſchmettern und klingen!
Es will mich die Wehmut bezwingen.

Gebet an die Liebe.

1809.

Blitzesſchnelle, Adlerſchwinge
Deucht der Liebe Macht geringe.
Süße Mutter aller Dinge,
Gerne trag' ich deine Schuld,
Gerne will ich alles leiden,
Deine Schmerzen, deine Freuden,
Denn du miſcheſt mild zu beiden
Unausſprechlich ſüße Huld.

Erinnerung an Pſychidion.

1809.

Was blickſt du ſehnend ſo zurück?
Der Tag er geht geſchwind,
Und Menſchenleben, Menſchenglück
Vergehen gleich dem Wind.

Doch wann die Zeit vergangen iſt
Und die Erinnrung kömmt,
Wie alles dann ſo freundlich iſt,
Was jetzt das Herz beklemmt!

Wie alles dann ſo lieb und hold
Von ferne widerſcheint!
Gleichwie der Mond am Himmel rollt,
Der Nächte ſtiller Freund!

Drück' an die Bruſt den lieben Traum,
Das ſüße Kinderſpiel,
Für Freud' und Leid iſt weiter Raum
Im Herzen voll Gefühl.

Gebet.

1810.

Du, der ewig waltend steht,
Höre, Vater, mein Gebet:
Denn mich drückt die böse Stunde,
Denn mich brennt die heiße Wunde,
Tief im Herzen brennt sie sehr,
Wärst du nicht, wär' ich nicht mehr.

Denn du, alter treuer Gott,
Alter lieber deutscher Gott,
Hast mit Männern und mit Rossen
Über mich dich ausgegossen,
Mich in Staub getreten sehr,
Und ich bin kein Freier mehr.

Und ein eitles, schlechtes Volk
Träut mit Henkerbeil und Dolch,
Träut mit Galgen und mit Stricken,
Und ich muß mich schweigend bücken:
Die vor meinen Vätern flohn,
Sprechen meiner Ehre Hohn.

Und die Eignen stehn dabei,
Freveln mit in Büberei,
Knechtisch wedeln deutsche Hunde,
Wedeln sich das Brot zum Munde,
Schreien gegen Vaterland,
Gegen dich in Trug und Schand';

Schalken gegen Recht und Licht
Mit dem Weiberangesicht,
Wert, daß sie mit schlaffen Händen
Nadel, Knäul und Spindel wenden.
O die Buben! Daß dein Strahl
Sie zerschmettre tausendmal!

Dann wann der Bandit sich kränzt
Und der Pöbel hundeschwänzt,
Toren Kron' und Zepter halten,
Dann verstehen wir dein Walten,
Tod und Jammer überall
Deutet's mit verborgnem Schall.

Aber züchtigst du gleich schwer,
Lässest du doch nimmermehr,
Hast die Sehnsucht uns gegeben
Nach dem lichten Götterleben,
Nach dem hochgebornen Recht,
Nennst uns selber dein Geschlecht.

Auf zur Tugend und zum Licht
Hast du uns das Herz gericht't:
Freier Atem, freie Rede,
Für die Wahrheit offne Fehde,
Fehd' auf Leben und auf Tod!
Also klinget dein Gebot.

Denn des Mannes ganzen Wert
Hält die Zunge und das Schwert;
Will das letzte nicht mehr schneiden,
Muß die erste schon es leiden:
Männerarm und Männerwort
Ist der Glücks- und Freiheitshort.

Schlachtgesang.

1810.

Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Als Männer hat uns Gott geschaffen,
Auf! Männer, auf! und schlaget drein!
Laßt Hörner und Trompeten klingen,
Laßt Sturm von allen Türmen ringen,
Die Freiheit soll die Losung sein!

Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Die Arme müssen sich erstraffen
Und stählern alle Brüste sein,
Voll Kraft und Mut und Wut der Leuen,
Bis wieder strömt in deutschen Treuen
Der deutsche Strom, der deutsche Rhein.

Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Zur Hölle mit den welschen Affen!
Das alte Land soll unser sein!
Kommt alle, welche Klauen haben,
Kommt, Adler, Wölfe, Krähen, Raben!
Wir laden euch zur Tafel ein.

Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Komm, Tod, und laß die Gräber klaffen!
Komm, Hölle, tu den Abgrund auf!
Heut schicken viele tausend Gäste
Wir hin zu Satans düsterm Neste,
Heut hört die lange Schande auf.

Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Als Männer hat uns Gott geschaffen,
Weht, Fahnen, weht! Trompeten, klingt!
In deutscher Treue alle Brüder,
Hinein! Es kehret keiner wieder,
Der nicht den Sieg zu Hause bringt.

Blumengruß an Elisa.

1810.

Die letzten Kinder der Sommerau
Standen wir Kleinen, uns fehlte der Tau,
Uns fehlte der freundliche Sonnenstrahl
Und auch das linde Lüftchen zumal.

Da kommt ein sinnender Wandersmann
Und pflückt uns und redet uns freundlich an,
Verspricht uns Freude im fernen Land
Und süße Pflege von Herz und Hand.

So kommen wir, holde Frau, zu dir,
Erbleicht und verwelkt und ohne Zier,
Doch trägst im Herzen du Liebe rein,
So wird es uns wieder lebendig sein.

Denn Blumenleben ist Liebe nur,
Die Sterne schmücken uns auf der Flur,
Das bunte Röckchen ist Sonnenkleid,
Das Weiß haben Engel herabgeschneit.

Und rührt ein liebendes Herz uns an,
Wie ist uns selig im Sterben dann!
So nimm uns, Liebling, und birg uns schön,
Bis unsre Schwesterchen auferstehn.

Klinglieder.

1810.

1.

Den tiefen Ernſt des Lebens zu verkünden
Winkt, weiſt und ſpielt die Allmacht aus Geſchichten.
Die Vorwelt einzig darf die Nachwelt richten,
Die Gegenwart tappt taumelnd fort mit Blinden.

Nie mag den Weg zum Sternenlande finden,
Wer nicht, wann Wolken ſich für Donner dichten,
Auf Blitzen wagt dahin den Flug zu richten,
Wo Tod und Leben ineinander ſchwinden.

Drum ſtrebe, Mut, zum alten Götterhügel,
Dem ſtrahlenden der Sonnen, welche gingen,
Dem dämmernden der Sonnen, welche kommen.

Dort ſteht mein Bild im ungetrübten Spiegel,
Dort tragen mich der Muſe Ätherſchwingen
Empor ins Land der Tapfern und der Frommen.

2.

Ein Rätſel tritt das Heilige ins Leben,
Ein Rätſel wohnt es in des Buſens Gründen;
Es wandelt, wo die Blitze Wolken zünden,
Geahnet kaum dahin im leiſen Schweben.

Daß wir die Herzen und die Händ' erheben
Und Unſichtbares brünſtiglich verkünden,
Muß alles, was wir irdiſch ſehn, verſchwinden:
Im freiſten Tode blühet freiſtes Leben.

So fahre hin, du Nichts, du dünner Schemen,
Der Leben heißt, und laß die hohen Bilder
Der ew'gen Liebe auf mit Göttern ſteigen!

Dich, Braut der Engel, will ich mit mir nehmen
Im Himmelsfluge, denn du leuchteſt milder
An Ruh' und Glanz als alle Stern' im Reigen.

3.

Woher, du ſüßes Bild aus Licht gewoben,
Um das die Schönheit fließet, wie die Sterne
Umfließen jene Burg der blauen Ferne,
Wo Gott die Myriaden Geiſter loben?

Haſt du hieher, mein Engel, dich erhoben,
Daß ich den Himmel ſchon auf Erden lerne,
Demütig lieb' und hoff' und dulde gerne,
Das heiße Herz ſehnſüchtig ſtets nach oben?

Du winkeſt mild, wie Himmelsliebe winket,
Und weiſeſt auf die ewig hellen Kerzen
Dort oben, auf die bunten Blumen unten;

Und wie du, Süße, lächelſt, ſinkt und ſinket,
Wie Sterne zu dem Meer, ein Licht zum Herzen,
Und in Entzückung iſt das Leid verſchwunden.

Als ich ein Kind war.

1811.

Als ich ein Kind war,
Was ſah ich für Farben!
Himmliſche Schimmer
Glänzten im Abendſchein,
Glänzten im Morgenrot,
Und wann der Schlaf ſanft
Einwiegte die Äuglein,
Gingen nicht Sonnen und Sterne
Dem träumenden Seelchen
Auf? Götterlichter,
Ach! der himmliſchen Heimat
Selige Spiegel?

Als ich ein Kind war,
Was fand ich für Blumen!
Nicht bloß die blauen
Lieblichen Veilchen,
Nicht dich, rote Roſe,
Blumenkönigin allein,
Nicht euch, ihr ſchneeweißen
Unſchuldskinder, Lilien, allein —
Ach! noch zehntauſend
Andere und andere
Schöner und duftender
Blühten da auch hier unten.
Wo ſind ſie blieben?

Als ich ein Kind war,
Was hatt' ich für Geſpielen!
War nie allein
Einſam im grünen Wald,
Einſam im Felde.
Wer warſt du, bunte Blume?
Wer du, kleines Bäumchen?
Und du, in den Zweigen
Singendes Vöglein?
Waret ihr nicht Engel?
Freundliche Engel Gottes,
Mitfühlend, mitſpielend?
Ach! du, die ſo ſchön war,
Junge lebendige Welt,
Wo gingſt du hin?

Als ich ein Kind war,
Was hatt' ich für Träume!
Kann ich es nennen,
Was Namen nicht hat?
Kann ich euch zeigen,
Unvergängliche Bilder
Himmliſcher Schönheit?
O meine Sehnſucht
Kennet euch noch und die nimmer
Raſtende Liebe.

Himmliſcher Vater,
Du, der uns alle
Seine Kinder nennet,
Deſſen Geiſteratems
Gebilde wir ſind,
O mache mich wieder
Wie ein unſchuldiges Kind!
Ach! nur ein Lallen,
Ein leiſes Stammeln
Jener Gefühle!
Jener Kinderſpiele!
Nur einen Schimmer
Jener Geſtalten!
Einen Ton jener Klänge!
O warum blieb ich
Nicht ewig ein Kind?

Gebet eines kleinen Knaben an den Heiligen Christ.

1811.

Du lieber heil'ger frommer Christ,
Der für uns Kinder kommen ist,
Damit wir sollen weiß und rein
Und rechte Kinder Gottes sein.

Du Licht, vom lieben Gott gesandt
In unser dunkles Erdenland,
Du Himmelskind und Himmelsschein,
Damit wir sollen himmlisch sein.

Du lieber heil'ger frommer Christ,
Weil heute dein Geburtstag ist,
Drum ist auf Erden weit und breit
Bei allen Kindern frohe Zeit.

O segne mich! Ich bin noch klein,
O mache mir den Busen rein!
O bade mir die Seele hell
In deinem reichen Himmelsquell!

Daß ich wie Engel Gottes sei
In Demut und in Liebe treu,
Daß ich dein bleibe für und für,
Du Heil'ger Christ, das schenke mir!

Trost.

1811.

Was stürmst du, Herz, und bist so wild?
Ist nicht der alte Gott dein Schild?
Der alte Gott im Himmel hoch,
Der lebet und regieret noch.

Der alte Gott, der Allmachtsheld,
Der Erd' und Himmel hingestellt,
Der stillt des Sturmes wilde Wut
Und ruft dem Meer: Hier stehe, Flut!

Zog er dir nicht die Rüstung an,
Die kühn mit Geistern ringen kann?
Haucht' er dir nicht die Sehnsucht ein,
Des hohen Stolzes edle Pein?

Leid frißt das Herz und frißt den Mut:
Denk', dieſe Welt und du ſeiſt gut;
Leid löſcht die Kraft und den Verſtand,
Die Freud' iſt Gottes Feuerbrand.

Leid iſt der blanken Waffen Roſt,
Die Freude hoher Seelen Koſt;
Leid ſchleicht im Finſtern wie ein Dieb,
Der Freude iſt die Sonne lieb.

Drum hell den Blick und friſch die Hand!
Und ſchwinge Gottes Feuerbrand!
Berauſche dich in edlem Wein!
Und bade dich im Sonnenſchein!

Und wenn auch Sturm die Woge treibt,
Der Pfad von blut'gem Staube ſtäubt,
Hinein! Und kommſt du nicht heraus,
Wiſſ', hier und dort iſt Gottes Haus.

Der Mann.

1811.

Brauſet, Winde! Schäume, Meer!
Mir im Herzen brauſt es mehr;
Schlage, Unglückswetter, ein!
Mut will trotzig oben ſein.

Schwillt die Flut ins Himmelshaus,
Keine Anker wirft er aus;
Schmettern Blitze höllentief,
Blickt ſein freies Aug' nicht ſchief.

Freudig ſchießt er auf Gefahr,
Wie auf Raub der Sonnenaar,
Stürzt mit Wangen friſch und rot
Kühn hinein in tiefſten Tod.

Froh für Recht und Vaterland
Faßt das Eiſen ſeine Hand,
Für das Laſter feig und feil
Wird ſein Mund ein Donnerkeil.

Seine Losung heißet Gott,
Darum ist die Welt ihm Spott;
Freiheit klingt sein Feldgeschrei,
Darum haßt er Tyrannei.

O wie selig ist der Mann,
Der in Wahrheit sagen kann:
Du, Gefahr, bist meine Braut,
Treue, du mir angetraut!

O wie selig ist der Mann,
Der in Wahrheit sagen kann:
Mut, du bist mir Sonnenschein,
Mut, du bist mir edler Wein!

Sonnenschein behält sein Licht,
Saft der Reben altet nicht:
So erlischt nicht kühner Mut,
So erbleicht nicht Heldenblut.

Will die Welt zu Scheitern gehn,
Mut bleibt fest und ruhig stehn;
Ja, fällt selbst der Himmel ein,
Mut wird Gott mit Göttern sein.

Kriegslied.

1811.

Frischauf! Und ziehet die Schwerter aus!
Und spornet die stampfenden Pferde!
Tyrannen erbrüsten sich überaus
Und schänden mit Sklaven die Erde,
Sie tilgen die Freiheit, sie löschen das Licht,
Wetzt ihr zur Erlösung das Eisen nicht.

Wetzt ihr zur Rache nicht Männermut,
Der schärfer noch schneidet als Eisen,
Blitzt ihr vom Auge nicht Feuerglut,
Drin Tod und Verderben sich weisen,
Setzt ihr nicht den heiligen Schwur darein:
Wir wollen heut frei oder Leichen sein.

Friſchauf! Und bindet die Herzen feſt
In dem großen, dem heiligen Bunde!
Vertilgt das tyranniſche Schlangenneſt
Und ſchlaget wie wütende Hunde
Den Buben, der ſchalket, den Knecht, der dient,
Den Fremdling, der frech ſich des Herrn erkühnt.

Sie wollen uns rauben das Vaterland,
Uns rauben die Ehre, die Treue,
Uns wickeln franzöſiſch in Lug und Tand,
Daß Zwietracht die Starken entzweie,
Sie wollen uns rauben das weidliche Wort,
Das ſchärfer als Pfeile die Schande durchbohrt

Sie wollen uns rauben den ewigen Gott,
Den Geiſt, den allmächtigen Walter,
Die gaukelnden Affen — o Hohn und Spott!
Wir greifen zum Schwert, dem Erhalter,
Wir waſchen die Schanden uns ab in Blut:
Das blinkende Eiſen macht alles gut.

Drum friſch! Es walte das Gott der Herr,
Der Vater der Tapfern und Freien!
Sein heißt die Rüſtung und ſein die Wehr,
Er kann uns den Sieg nur verleihen:
Wer Gott ſich vertrauet, der iſt der Mann,
Der fröhlich ſich ſchlagen und ſterben kann.

Lied der Rache.

1811.

Auf zur Rache! auf zur Rache!
Erwache, edles Volk, erwache!
Erhebe lautes Kriegsgeſchrei!
Laß in Tälern, laß auf Höhen
Der Freiheit ſtolze Fahnen wehen!
Die Schandeketten brich inzwei!

Denn der Satan iſt gekommen,
Er hat ſich Fleiſch und Bein genommen
Und will der Herr der Erde ſein,
Und die Weisheit tappt geblendet,
Und Mut und Ehre kriecht geſchändet
Und will nicht in den Tod hinein.

Und die Wahrheit traurt verſtummet,
Die brandgemalte Lüge ſummet
Frech jede große Tugend an,
Kühn durch Schwert und Henkerbeile
Meint ſie, daß ſeine Donnerkeile
Der Himmel nicht mehr ſchwingen kann.

Drum zur Rache auf! zur Rache!
Erwache, edles Volk, erwache!
Und tilge weg des Teufels Spott!
Iſt er ſtark durch Lügenkünſte,
Du reiße hölliſche Geſpinſte
Inzwei durch deinen ſtärkern Gott:

Durch Gott, vor dem die Teufel zittern,
Wann wild in Schlachtenungewittern
Der Donner durch die Reihen fährt,
Wann die Freien fröhlich ſterben,
Tyrannenſchädel gleich den Scherben
Zerſplittern durch der Tapfern Schwert.

Auf! es gilt die höchſten Fehden,
Die ſtummen Stöcke möchten reden,
Der ſtumme Stein Poſaune ſein,
Faule Berge ſich bewegen,
Und ihr nur griffet nicht zum Degen?
Ihr wolltet faul zum Kampfe ſein?

Auf! die Stunde hat geſchlagen —
Mit Gott dem Herrn wir wollen's wagen:
Friſch in den heil'gen Kampf hinein!
Laßt in Tälern, laßt auf Höhen
Die Fahnen hoch gen Himmel wehen!
Die Freiheit ſoll die Loſung ſein!

Des Kriegers Zuverſicht auf Gott.

1811.

Nun walt' es Gott, der alles kann,
Der große ſtarke Held!
Mit ihm friſchauf, ſo Roß als Mann!
Friſchauf, ins Feld! ins Feld!

Friſchauf! und wäre Feindeszahl
Wie Sand, wie Sand am Meer —
Wer ſeine Sache Gott befahl,
Für den wird Gott ein Heer.

Er ſtreut den Sand im Sturm dahin,
Verweht des Herbſtes Laub:
So weht er auch Tyrannen hin
Und Henker in den Staub.

Drum friſch, ihr Brüder insgemein!
Drum friſch fürs Vaterland!
Mit Gott dem Helfer froh hinein
Fürs heil'ge deutſche Land!

Mit Gott dem Helfer froh hinein
In Dampf und Pulverrauch!
Das alte Land ſoll unſer ſein,
Die alte Freiheit auch!

Hinein! und färbt die Schwerter rot!
Die Roſſeshufen rot!
Schlagt alle Welſchen mauſetot!
Schlagt alle Buben tot!

Hinein! und laßt die Fahnen wehn!
Gott! Freiheit! Vaterland!
Und wenn wir uns nicht wiederſehn,
So deckt uns deutſcher Sand.

Gott der Hirt.

1811.

Es iſt ein Schäfer fromm und gut,
Der treibet güldne Schafe aus,
Er hält ſie wohl in ſichrer Hut,
Und jedes kommt ihm froh zu Haus;
Blau iſt die weite Himmelsweide,
Der Schäfer ſitzt auf höchſter Höh'
Und ſchaut die Weltenenden beide,
Daß ſeiner Schar kein Leid geſcheh'.

So weidet sie in Ewigkeit,
Und jedes kennet seine Flur
Und weichet keinen Finger breit
Von seines Weges fester Spur:
Man sieht die einen um die andern
Gar lustig ohne Anstoß gehn,
Denn könnten sie in Irre wandern,
So müßte gleich die Welt vergehn.

Der Herde Fürstin Sonne heißt,
Ihr folgt ihr Sohn, der helle Tag,
Der Mond wird als ihr Fürst gepreist,
Daß sich die Nacht erfreuen mag;
Ihm folgen viele tausend Lichter
Als schnelle Diener hübsch und fein
Und ziehn die Menschenangesichter
Empor mit wunderbarem Schein.

Denn wie mit Gottes Augen blickt
Das ganze Firmament herab,
Und bis ins tiefste Herz entzückt
Verläßt der Mensch sein Erdengrab,
Er schwingt sich über Erdenqualen
Hin, wo der Seraph selig fliegt,
Wo aller Tand von Wort und Zahlen,
Wo der Gedanke selbst versiegt.

Du, der die güldnen Schafe treibt,
Du guter, treuer, frommer Gott,
Was in die Brust so tief sich schreibt,
Das ist kein Wahn, das ist kein Spott:
Ich werde mit der sel'gen Herde
Einst droben lustig weiden gehn
Und als ein dunkles Bild die Erde
Tief unter mir sich wälzen sehn.

Laß denn die güldnen Schafe aus,
O Schäfer, laß sie wieder ein,
Ich schaue immer froh hinaus
In deiner Auen hehren Schein:
Und wann der Mond mit seinen Sternen
So lieb auf mich herniederblinkt,
Dann fühl' ich, wie aus jenen Fernen
Dein Licht empor zur Wonne winkt.

Männerglück.

An Wolf Grafen Baudiſſin.

1811.

Was iſt herrlichſter Klang? Iſt's droben
Auf des Donnerers Stühlen ſitzen
Und, von wolkiger Nacht umwoben,
Rings aus rollenden Wettern blitzen?
Brauſend in Hagelſchauern und Regen
Niederſenden Schrecken und Segen?
Iſt es der Klang?

Nein. Wo Schwerter auf Schwerter klingen,
Fahnen rauſchen und Kugeln ziſchen,
Männer blutig mit Männern ringen,
Tod und Sieg ſich ſtäubend vermiſchen,
Dort, wann Trommeln, Pfeifen erſchallen,
Für das geliebte Vaterland fallen,
Das iſt der Klang.

Aber lieblich auch klinget der Reigen,
Den die Göttin des Reizes führet,
Die mit Flöten und ſüßen Geigen
Schön die Feſte der Menſchen zieret:
Bacchus und Phöbus folgen der Holden,
Friede bewohnet die Häuſer, und golden
Winket die Ruh'.

Selig, welchem die droben walten
Beides geben in gleichen Maßen!
Denn wo Friede und Krieg ſich ſpalten,
Öffnet Unheil die breiten Straßen.
Fertig zum Schwertertanze, zur Leier
Haltet des Lebens würdige Feier,
Männer des Kampfs!

An Pſychidion.

1811.

Pſyche Pſychidion, mein ſüßes Seelchen,
Himmliſches Vöglein mit den goldnen Flügeln,
Locket der Lenz dich wieder in die Freude?
Lockt dich die Liebe?

Locket dich mehr als Lenz und mehr als Liebe,
Wie sie im Staub des Erdentals gehört wird?
Lockt dich die Sehnsucht wieder zu der Heimat
Sel'gen Gespielen?

Hin, wo das Heilige tönt um den, der war, ist,
Sein wird, des Name Liebe klingt und Freude,
Welcher die Seelen ausgoß aus der Urne,
Ausgoß die Sterne?

Laß sie dich locken, laß die Engelflügel
Klingen zum Äther, alter Götterheimat,
Daß du uns unten das von oben deutest,
Himmlische Träume;

Daß du uns lehrst, warum die Demut droben
Lieblingin Gottes, herrscht vor hohen Thronen,
Was in der Unschuld schweigt und was in holder
Scham sich verhüllet.

Aber fliege nicht von uns, süßer Vogel,
Komm zu der Erde grünen Fluren wieder,
Damit auch wir, was auf den Sternen wandelt,
Hoffen und sehnen.

Psyche Psychidion, mein süßes Seelchen,
Himmlisches Vöglein mit den goldnen Flügeln,
Möge liebende Sehnsucht nie dich lassen!
Liebender Wahn nie!

Auf dem Rugard im Herbstmond 1811.

An Charlotte von Kathen.

Wohin, du freundlicher Strahl,
Wohin locket dein Frühlicht?
Wohin, dämmernder Morgen,
Spielet dein wechselnder Schein?
Berge steigen unter der Berghöh',
Waldige Hügel steigen
Duftig an dem Gestade des Meers auf,
Wo ich als Knabe gespielt.

Und es schwellet mir Sehnsucht
Leuchtende Augen,
Und es flüstert süße Erinnrung
Künftige Freuden
Mir ins lauschende Ohr:
Tor, wohin mit der Unruh'?
Kennst du der Ferne
Gauklisch äffendes Ziel nicht?
Weißt du nicht, was um Paläste
Goldenen Trug spinnt?
Nicht, was an Thronen
Schüttelt mit blut'gem Verrat?
Hier eine Hütte, wo die liebliche Talluft
Gegen den südlichen See
Abschließt, wo an dem Waldberg
Nachtigallieder der Frühling weckt,
Und ein Feldchen, an dessen
Fernster Grenze dein Weib dir
Von der Schwelle rufet: Spann aus nun,
Denn das Mahl ist bereit.

Aber siehe! Die Nebel
Sinken hin vor der höheren Sonne.
Schaue, wie fliegen
Wandernde Masten
Hin durch die Flut!
Taumelnde Berghöhn
Wandeln mit ihnen,
Schimmernde Türme
Stattlicher Städte
Fließen und tanzen
Jenseits im Blauen,
Und die Bewegung
Mächtigen Lebens
Brauset auch mir in die
Flügel der Seele,
Lüftet des Busens
Schwellende Segel.
Fahr wohl, Ruhe!
Wiege der Kindheit,
Liebliches Eiland, fahr wohl!
Und wiege in Freuden
Hinfort ein glücklich Geschlecht!

Ich mag nicht bleiben,
Denn in die Weite
Lockt die Gefahr mich,
Süße Sirene;
Dräuend auch stellt sich
Blinkender Rüstung
Riesengestalt mir:
Arbeit bei Menschen
Heißt sie, den Göttern
Klingt sie Minerva.
Drum muß ich hinnen;
Wo sich die Länder
Hängen an Länder,
Wo sich die Kämpfe
Drängender mischen,
Da steht mein Leben:
Stille, fahr wohl!

An den General Grafen Philipp Schwerin*).

1811.

Schwerter sollen helfen, meinst du Stolzer?
Schwerter? Was am Schwerte blinkt, zerhieb
Oft das Größte; was nicht Tugend schärfte,
Schändet im Eisen.

Leuen löse, Tigerrachen öffne!
Laß die Schlange zischen! Schlangengift,
Katzenbosheit reicht nicht an des Greuels
Blutige Spitze.

O des Greuels, wann die schwarze Schande
Ihren Schmutz ergießt, daß aller Klang
Hoher Worte, aller Klang des Busens
Zürnend verstummet!

Schau' umher, wo findest du die Männer,
Die so laut, als nach der Mutter Brust
Schreit das Kind, die Zeit ruft? Du erblassest,
Schweigen gibt Antwort.

---

*) Der edelste deutsche Schwede in Ostgotland.

Werde blaſer noch! Wo ſind die Träume,
Die auch dich betörten, dies Geſchlecht
Könne frei ſein, wolle frei ſein, Gecken
Fühlen, was Mann iſt.

Ha! Du fühlſt ihn, trägſt die hohen Bilder
In dem friſchen Schritt, im friſchen Ton,
In des Auges Zorn und in der Locken
Fliegendem Wehen.

Auf denn! Lüge wird nicht freien Brüſten,
Was die Zeit verſchreit; das Deine bleibt.
Gottgeboren — ſtehe denn, ein Gleichnis
Edlerer Väter!

Steh olympiſch hell im Sonnenſchimmer,
Wann es unten nachtet! Sei dir gleich!
Denn olympiſch wird der Tag erſtehen,
Deſſen wir hoffen.

Her die Hand! Und mutig laß uns ringen!
Gottes Krieger! Auch des Wortes Stahl
Sprühet Blitze, hauet Schwerteshiebe
Schartig auf Schande.

Gottes Krieger ſind wir, Feuertaufe
Hieß der Styx, worin man uns getaucht,
Durch die ſchwerſte Arbeit zu den Sternen
Sollen wir ſtreben.

Flammen zeugen Flammen, Seelen Seelen,
Wort wälzt Wort, und Tat treibt Tat — ſo brauſt
Männertugend voller Strom der Zukunft
Leuchtend entgegen.

Die Tauben.

1811.

Freundliche Vögel, o ſeid gegrüßt mir, flatternde Tauben!
Einſt das Spiel meines Tags, jetzt das Spiel meiner Nacht,
Seid mir gegrüßt! Ihr bringt mir immer ſo liebe Geſellſchaft,
Wann mir der Schlaf aufs Bett ſchleicht mit dem ſeligen Traum,

Dann kommt mit zu dem Spiel die frommſte, zärtlichſte Mutter;
Kindiſch tändeln wir faſt, Tauben und Mutter und Sohn.
Alſo will es der Gott, der Erſtes und Letztes verbindet,
Der in dem Herzen geheim Himmel und Erde verflicht.
Denn in der wimmelnden Schar der Kindheitsbilder als erſtes
Führt die Erinnerung ſtets luſtiges Taubenſpiel auf,
Stellet das Haus mir hin, den Garten, die Blumen, die Vögel,
Alles im dämmernden Schein, wie es die Kindheit geliebt:
Schneeweiß flattern die Kleinen noch auf, und ſchneeweiß die Alten
Durch die Raute herein, welche zum Kämmerchen führt,
Mütterchen ſtreut noch das Korn, das Büblein klatſcht in die Hände;
Auch das Neſt im Kamin ſeh' ich wie damals noch heut.
Seid mir darum geliebt, ihr weißen, freundlichen Boten
Aus der vergangenen Zeit, Boten vom Himmel, geliebt!
Lehren will ich die Liebe dem Sohn, er lehre den Söhnen,
Daß noch das Enkelgeſchlecht ehre des Vaters Gebot.

Die Lerche.

1811.

Als man das achte Jahr zu Achtzehnhundert nach Chriſti
Unſers Herrn Geburt zählte, zur Zeit, wo der Klang
Geht der Sicheln ins Feld, da lag ich einſamen Schlummers
Fern in dem Lande, wo Jo klinget zugleich mit dem Ja.
Da ward öfters der Fremdling beſucht von Träumen von jenſeits
Her des Waſſers, von dem, was über Land, über Meer
Trägt der Ruf, und von dem, was Liebe innigſt im Herzen
Von den Geliebten ſo ſüß, ſüßer vom Vaterland ſpinnt.
Einſt als der Mond mit dem lieblichen Strahl ſchon bleicher und tiefer
Funkelte, ſchon ein Stern hinter dem andern erloſch,
Schlug es mit rauſchenden Flügeln faſt hart ans Fenſter und rief mir:
„Mache gleich auf, es iſt kalt, auch iſt der Falke nicht weit."
Ich aus dem Bett und öffne das Fenſter, da flattert ein Vöglein
Schwirrend mir dicht in den Schoß, zitternd und wimmernd und naß.
Und ich beſchaue das Vöglein mir, da iſt es die Lerche,
Und ich denke bei mir: Vöglein, wo flatterſt du her?
Und es ſieht ſo bedeutend mich an, halb menſchlichen Blickes,
Spricht dann: „Kennſt du mich nicht? Kennſt du den Vater nicht mehr?

Habe mich auch recht lieb und hege mich warm in dem Busen;
Fern ist der Weg, den ich flog, fern, den ich fliegen noch muß."
Und es fiel mir aufs Herz, es schossen mir schwere Gedanken
Hin durch die Seele, und heiß floß aus den Augen ein Strom.
Wimmerndes Vöglein, du kamst ein Bote der Sehnsucht und Treue:
Also findet der Geist Boten der Liebe dem Geist;
Denn mein Vater verließ die irdische Heimat und grüßte,
Wandelnd die himmlische Fahrt, noch den Entfernten durch dich.
O er war dir ja gleich an fröhlichen Liedern und Freuden,
Liebte das glückliche Land, liebte die Felder wie du.
Heil dir, Herold des Himmels, und Heil dem frommen Geschlechte,
Das in den Furchen sein Nest baut und die Wiesen bewohnt!
Friede soll ewig bestehn den spätesten Enkeln von beiden,
Und es erlahme die Hand meines Geschlechts, die den Tod
Schickt auf die Deinen mit Blei und Schlingen stellet und Netze,
Oder mit diebischer Lust fährt auf die piepende Brut!

Traum.

1811.

Es war die schönste Frühlingszeit,
Die Erde trug ihr Blumenkleid,
Die Vögel aus den Zweigen sangen,
Die Wasser von den Bergen klangen,
Und Lust und Jubel überall
Klang rings mit süßem Freudenschall.
Da kam ich eines Morgens früh
In einen Garten, ich weiß nicht wie,
Von Blumen und von Kräutern bunt;
Drin sang der Nachtigallen Mund,
Und Lerchen sangen ohne Zahl
Hernieder von dem Himmelssaal.
Der Garten schien mir wohl bekannt,
Die Mauern und der Scheunen Wand,
An Bäumen mancherlei und Hecken
Mir tät gar tiefe Sehnsucht wecken,
Als hätt' in meinen Kindertagen
Ich dort oft Äpfel abgeschlagen,
Und im Gebüsche linker Hand
Im Herbste Bohnen ausgespannt.

Als ich nun also sinnend stand,
Ward plötzlich hell der Himmelsrand,

Die Dämmrung war in Rauch zerronnen,
Und alle Sterne wurden Sonnen,
Und Büsch' und Bäume mit den Zweigen
Fingen alle an emporzusteigen
Bis zu des Himmels lichten Decken,
Und Riesen wurden Sträuch' und Hecken,
Auch Mauern und Scheunen hielten Schritt
Und stiegen in die Wolken mit.

Als alles dies ich staunend sah,
War gleich ein neues Wunder da:
Auf aller Bäume Wipfeln schön
Sah ich den Glanz von Rosen stehn
Und Engel funkelnd ohne Zahl
Herniedergehn und allzumal
Wie kleine Kinder mit Vergnügen
Sich auf den Rosenköpfen wiegen. —
Wie selig schaute ich darein,
Wie Vögel in den Morgenschein!
Doch zog ein liebliches Geläute
Mich bald hinweg zur linken Seite.
Ich sah, da stand ein strohen Haus,
Da flogen Tauben ein und aus
Und girrten lustig auf dem Dache,
Auch hielten Hähne Türenwache
Und krähten froh aus frischer Brust
Die Liebe und die Morgenlust;
Auch alle Schwalben unterm Dach
Begrüßten mit den jungen Tag.
Das Häuschen selbst, nicht hoch noch lang,
War nett von außen, die Fenster blank,
Die Ständer grün, die Wände weiß,
Gefegt, geziert umher mit Fleiß;
Und Balsamin und Rosmarin
Prangten rings in Töpfen rot und grün.
Und in des Hauses Türe stand
Ein Weib wie her aus fremdem Land,
Mit blauen Augen gleich Himmelschein
Schaut's in das Lenzgewimmel hinein,
Sah freundlich aus und gar bescheiden,
Wie Engel sich mit Demut kleiden,
Oft auch die lächelnde Gebärde
Sie senkte halb zur grünen Erde.

Als ich nun näher komm' ans Haus,
Da tritt ſie von der Schwell' heraus,
Geht lieblich winkend mir entgegen
Und zeichnet mit den Fingern Segen,
Springt her und nimmt mich in den Arm
Und küßt mich mit den Lippen warm
Und gönnt mir lieben Augenſchein.
Ich ſah, es war die Mutter mein,
Der beſte Schatz, den mir im Leben
Der liebe fromme Gott gegeben.

Als wir noch alſo fröhlich ſtehn,
Sehn wir ein Mägdlein näher gehn,
Ein ſchönes, junges, frommes Kind,
Wie Lilien und Roſen ſind;
Ihr Gruß iſt ſüß, ihr Blick iſt mild,
Ein rechtes weißes Engelbild.
So himmliſch hold und wunderſam
Mir einſt ein Bild entgegenkam
Im Traum in meinen frühen Jahren,
Als meiner Sommer ſechzehn waren.
Wie ich das ſchöne Mägdlein ſeh',
Springt hoch das Herz mir in die Höh',
Ich will ſie brünſtig gleich umfaſſen,
Doch will ſie ſich nicht fangen laſſen
Und hüpft holdſeliger Gebär
Durch Buſch und Blumen vor mir her.
Schon ward ſie matt der ſüßen Jagd,
Als plötzlich laut der Himmel kracht,
Die Sterne hüllen Wolken ein,
Weg ſind die Engel und ihr Schein,
Weg ſind die Frauen beim Getümmel,
Das ganze liebliche Gewimmel,
Die Blumen und die Roſenbäume.

So ſpielen oft um uns die Träume
Und gaukeln manchen loſen Scherz,
Auch manchen Ernſt uns in das Herz.
Glückſelig iſt, wer, wann er wacht,
Zu ſehr nicht auf die Bilder acht't:
Sie ſind kein Evangelienbuch
Und bringen öfter eitel Trug,
Verführen leicht die grüne Jugend.
Doch folgeſt du Vernunft und Tugend,

Und ist dein Busen spiegelrein,
So sind sie gleich dem Himmelschein,
Der, wann entschläft das Licht der Welt,
Hernieder auf die Erde fällt,
Das Herz erquickt und gar verjüngt
Und Lust und süßen Frieden bringt,
Und was der Tag nicht zeigen kann
In Bildern zeigt vor Weib und Mann.
Doch, wenn dich Torheit äfft und schaukelt,
Dir Wahn um alle Sinne gaukelt,
Und Unruh' weiter will und weiter,
So sind sie aller Narrheit Leiter,
Verdunkeln deines Himmels Licht
Und machen dich zum argen Wicht.
Dann wird dein Herz ein Satansnest,
Das nirgends Ruh' und Frieden läßt,
Ein Spahn, der in dem Weltmeer schwimmt,
Ein Funke, der bei Pulver glimmt.
Es woll' uns heint und auch nach Jahren
Vor solchen Träumen Gott bewahren!

Willkommen.

An Freiherrn Otto Magnus Munck. Neujahr 1812.

Willkommen, Freund, am deutschen Strand!
Willkommen unter deutschen Eichen!
Willkommen! Laß uns Herz und Hand
Zum alten Bunde fröhlich reichen!

Willkommen! Süßer Freudenklang,
Du brausteſt einst an Mälarns Strande,
Sirenen tönten drein Gesang,
Und Nymphen schwammen froh zum Lande:

Die Ulmen tanzten mit uns rund,
Und alle Lüfte spielten Geigen,
Das ganze blaue Sternenrund
Beriefen wir zu Freudenzeugen.

O süße Zeit, wo flohst du hin?
Wer sitzet heut an jenen Wellen?
Wem schattet jetzt der Ulmen Grün,
Wann Sommersonnen Pfeile schnellen?

Wen ladet jetzt der Birkenhain,
Der grauen Eichen dunkles Rauschen
Zu süßen Phantasien ein,
Wann Geister durch die Schatten lauschen?

O rinnet nur, ihr Tränen, rinnt!
Die Geister ziehen mit den Seelen,
Und da, wo keine Herzen sind,
Weiß die Natur nichts zu erzählen.

So komm und weihe durch dein Herz
Die fremde Flur zum Vaterlande!
In Leid und Freud', in Lust und Schmerz
Wir halten fest die alten Bande.

Es drehet Zeit und Welt sich um,
Die Menschen und die Sterne wandern;
Hier blüht uns kein Elysium,
Glück rollt von einem zu dem andern.

Nur eines steht ein Felsenberg,
Der nie von seiner Stätte rücket,
Das Herz, das nimmer überzwerch
Vom graden Pfad der Ehre blicket.

Das bleibt der ewig feste Pol,
Worum die kleinen Dinge rollen:
Es wanket alles leicht und hohl,
Steht nicht auf festem Grund dein Wollen.

Das Glück, das glatt und schlüpfrig rollt,
Tauscht in Sekunden seine Pfade,
Ist heute mir, dir morgen hold
Und treibt die Narren rund im Rade.

Laß fliehn, was sich nicht halten läßt,
Den leichten Schmetterling laß schweben
Und halte nur dich selber fest:
Du hältst das Schicksal und das Leben.

Willkommen denn zum Neuen Jahr!
Laß uns die Blicke fröhlich heben!
Die Freundschaft lebe treu und wahr!
Die Freiheit soll am höchsten leben!

Die Freiheit ist der Seelen Stahl
Und ritterliche Wehr der Braven.
Die Freien trägt der Sternensaal,
Der Teufel herrschet über Sklaven.

Ein freies Wort, ein freier Mann
Ist hoher Klang für Engelohren:
Wer solchen Klang nicht fühlen kann,
Dem ging der Himmel schon verloren.

Frischaus, den großen Wunsch und Klang!
Der ganzen Hölle Trotz geboten!
Dem feigen Laster Untergang
Und allen Teufeln und Despoten!

Willst du nur sehen, was heut ist,
Du siehst, soweit die Sonnenpferde
Rundwandeln, Lug und Hinterlist
Und Knechte grasen auf der Erde.

Sieh weiter, Freund! Uns wird noch schön
Der Menschheit Morgen wieder dämmern,
Die Freiheit kann nicht untergehn,
Solange Schmiede Eisen hämmern.

Drum Eisen lebe mehr als Gold!
Und Eisenmänner sollen leben,
Die, wie Fortunens Kugel rollt,
Nicht auch sich senken oder heben!

An Antonia Amalia, Herzogin von Württemberg.

1812.

Knabe war ich, es drang kein Klang von gewaltigen Dingen
Unter das strohene Dach, welches die Kindheit geschirmt,
Einfalt wohnte mit mir und stille freundliche Sitte,
Frömmigkeit lullte mich ein, Frömmigkeit weckte mich auf,
Liebe führte mich mild durch Büsche, Felder und Auen,
Liebe zeigte mir fromm Götter und Sterne zuerst;
Und es hüteten noch mit mir die Engel des Himmels
Herden des Vaters im Hain, Herden am brausenden Meer,
Kamen als Träume herab, als schöne, helle Gesichte,
Wie in der ältesten Zeit, spielten als Kinder mit mir.

O was ruf' ich zurück in Tagen des Jammers, der Sünde,
O was ruf' ich zurück, Kindheit, dein seliges Bild,
Als mein Taubenschlag noch die fliegendsten Wünsche begrenzte,
Als mein Mädchen mir noch deuchte die weiteste Welt,
Als die Bibel mein Buch, mein einziges Buch und mein Licht war,
Und mein höchstes Gesetz Spruch aus dem Muttermund?

Ach! Es rollte sich bald die Hülle der Unschuld herunter,
Frühe zeigte sich mir mit der unendlichen Welt
Auch die unendliche Macht, die hoch über Donnern und Blitzen
Wettert und leuchtet — ich sah, eisernes Schicksal, dich früh.
Und ich trug es so jung dein unerbittlich Verhängnis,
Trug es im schweigenden Ernst, trug es im trauernden Blick,
Oft ermahnte mich dann mein fröhlicher Vater: „Sei fröhlich!"
Öfter die Mutter und schalt: „Bube, warum so allein?"
Wenn ich mit Arbeit den Tag, mit bretternem Lager die Nächte
Feierte, schüttelten sie traurig das liebende Haupt;
Denn sie meinten, es werde der Sohn, ein finsterer Träumer,
Sich und andern die Lust töten in künftiger Zeit.
Ich aber sprach: „Wer weiß, wozu die Übung mir frommet?"
Ich aber sprach: „Wer weiß, was mir das Schicksal bestimmt?"
Leichthin sprach ich's, doch schwer erdrückten mich Lasten der Liebe,
Die nur ein eisernes Herz, nimmer ein menschliches trägt:
Abwärts weint' ich allein und traurig, daß ich so traurig
Machte, die zärtlich ihr Herz senkten in meines hinab.

Jahre, ihr seid nun verrollt, ihr schlimmen und trüblichen Jahre,
Lange erleuchtet ist mir Schicksal und Menschheit und Gott.
Aber gekommen ist doch, was frühe dem Knaben geahnet,
Arbeit und Not und Gefahr, Unheil, Zwietracht und Krieg.
Nicht umsonst warst du, o Tag, voll bitterer Kämpfe,
Nicht umsonst dein Ernst, stille, denkende Nacht:
Wohl bedurfte der Mann der festen und stahlenen Rüstung,
Welche der Knabe sich schon hart um den Busen gewölbt.
Freude gabest du mir, o Leben, Freude und Liebe,
Du, o reiche Natur, Freude und Liebe genug;
Doch die Ahndung hat auch ihr dunkles Verhängnis erfüllet,
Bis auf den heutigen Tag alles mit Strenge erfüllt.
Zeugen mögt ihr mir nun, ihr heiligen Geister der Liebe,
Freundlicher Vater, und du, tapfere Mutter, mit ihm,
Zeugen mögt ihr mir nun dort oben im sternigen Reigen,
Wie ich die Zukunft gefühlt, wie ich das Schicksal gefühlt.
O ihr zeuget mir oft, ihr hauchtet wie heilige Lichter
Himmlischen Atem mir ein, göttliche Wonne mir zu.

Tochter Germaniens, sei gegrüßt mir, herrliche Fürstin!
Nimm den prophetischen Klang, nimm das errötende Herz,
Nimm das verhallende Wort, den flüchtigen Atem der Stunde —
O du bist menschlich und fromm — nimm das Menschliche hin!
Kühnliches höreſt du gern und Tapfres kannſt du verſtehen,
Nimmer in banglicher Furcht zaget dein fürſtlicher Sinn.
Über den blutigen Staub und über die wilden Getümmel,
Welche der Augenblick tönt, hebt ſich dein freudiger Mut!
Laß ihn fliegen und leuchten und blitzen in heiligen Flammen!
Stolzem Vertrauen drückt gern göttliches Siegel ſich auf. —
Sieh! Ich verkünde es dir, ſo wahr mir der Gott in die Seele
Künftiger Tage Geſchick, Deutung der Zukunft gelegt:
Herrliches wirſt du noch ſehn: das heilige Volk der Germanen,
Wieder ein ritterlich Volk, ſtehen gerüſtet mit Kraft;
Herrliches wirſt du noch ſehn: die Heldengeſtalten der Väter
Wieder in Enkeln erblühn, blühn mit dem Zepter und Schwert.
Dann wird Freiheit den Erdball umwalten, Gerechtigkeit herrſchen,
Klingen gefürchtet das Wort, blitzen gefürchtet das Schwert
Über den blutigen Staub und über die Lüge des Tages
Schweben die Wahrheit, das Recht, glänzende Engel, dahin.

Nimm denn die Wonne dir, nimm die Gewißheit mit liebendem Herzen,
Nimm den herrlichen Wahn, fürſtliche Seele, denn hin!
Selig, welche beſtanden und unbefleckt von der Schande
Hielten den heiligen Stolz, hielten den gläubigen Sinn!
Gott wird richten und hat gerichtet, der mächtige Walter,
Klinge, prophetiſcher Klang! Halle, verfliegendes Wort!

Vaterlandslied.

1812.

Der Gott, der Eiſen wachſen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in ſeine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Mut,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er beſtände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechter Treue halten
Und nimmer im Tyrannensold
Die Menschenschädel spalten,
Doch wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir zu Scherben,
Der soll im deutschen Lande nicht
Mit deutschen Männern erben.

O Deutschland, heil'ges Vaterland!
O deutsche Lieb' und Treue!
Du hohes Land! Du schönes Land!
Dir schwören wir aufs neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der füttre Krähn und Raben!
So ziehn wir aus zur Hermannsschlacht
Und wollen Rache haben.

Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle Mann für Mann
Fürs Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan!
Und himmelan die Hände!
Und rufet alle Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Laßt klingen, was nur klingen kann,
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eisen röten,
Mit Henkerblut, Franzosenblut —
O süßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutschen gut,
Das ist die große Sache.

Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten wehn und Fahnen!
Wir wollen heut uns Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen:
Auf! Fliege, stolzes Siegspanier
Voran dem kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien.

Marſch.

1812.

Friſchauf, ihr Kamraden! Wir ziehen in das Feld,
Wir haben unſer Herz auf Franzoſen geſtellt,
Die Wehr und der Mut ſind geſchliffen und blank,
Drum her mit Franzoſen! Die Zeit wird uns lang.
Hurra, ihr Kamraden! Hurra, ihr Soldaten!
Hurra! iſt Franzoſen ein tödlicher Klang.

Heraus alle, welchen die Freiheit gefällt!
Gott ſchuf für die Freiheit, die Tugend die Welt.
Die Freiheit ſie lebe, das köſtlichſte Gut!
Für Freiheit, ihr Brüder, da ſchonet kein Blut!
Hurra, ihr Kamraden! Hurra, ihr Soldaten!
Hurra! Und vertilget die teufliſche Brut!

Heraus auch für Deutſchland, das heilige Land!
Vertilget den welſchen, den teufliſchen Tand!
Auf tapferer Väter vermorſchtem Gebein
Da ſoll kein Franzoſe ſein Kiwi! mehr ſchrein!
Hurra, ihr Kamraden! Hurra, ihr Soldaten!
Dem Werda? der Deutſchen iſt Kiwi! zu fein.

Heraus für die Eltern, für Weib und für Kind,
Für Jungfraun und Bräute zur Rache geſchwind!
Das ſtärket die Arme, das ſtählet den Mut,
Drob ſtreitet man fröhlich, drob ſtreitet man gut.
Hurra, ihr Kamraden! Hurra, ihr Soldaten!
Das locket das Eiſen zum feindlichen Blut.

Heraus alle! Rufet am lauteſten Gott!
Und machet die ſchnöden Tyrannen zu Spott!
Mit Schwertern und Lanzen in blutiger Jagd
So jaget die Räuber bei Tag und bei Nacht:
Hurra, ihr Kamraden! Hurra, ihr Soldaten!
Haſaſa! Trarara! Die luſtige Jagd!

Auf! Spielet, Kanonen, zum luſtigen Tanz!
Auf! Blitzet, ihr Säbel, den blinkenden Glanz!
Auf! Wirbelt, ihr Trommeln, im Saus und im Braus!
Auf! Wehet, ihr Fahnen, zum Himmel hinaus!
Hurra, ihr Kamraden! Hurra, ihr Soldaten!
Wir ziehen zum Sieg oder Tod heut hinaus.

Der Soldat.

1812.

Was iſt des Soldaten Luſt?
Durchs Leben ſich drängen und ſchlagen,
Mit Schwertern und Piken und Lanzen
Die wilde Fortuna kuranzen,
Bis Sinn ihr und Atem verſagen.
Das iſt des Soldaten Luſt.

Was iſt des Soldaten Glück?
Sein luſtiges Herz iſt nicht wenig,
Damit iſt er beſſer beraten
Als andre mit Gold und Dukaten,
Damit iſt er Kaiſer und König.
Das iſt des Soldaten Glück.

Was iſt des Soldaten Schatz?
Die heute ihn küßt und nicht morgen,
Sein Lieben iſt Kommen und Wandern,
Geht immer von einer zur andern
Und kann für die Zukunft nicht ſorgen.
Das iſt des Soldaten Schatz.

Was iſt des Soldaten Braut?
Eine ſtolzige Jungfer, heißt Ehre,
Sie ſtreichelt mit eiſernen Händen
Und kleidet in Stahl ihre Lenden,
Daß Kindheit und Mannheit ſich mehre.
Das iſt des Soldaten Braut.

Was iſt des Soldaten Muſik?
Die luſtigen Trommeln und Pfeifen,
Der Schwerter und Säbel Geklitter,
Das laute Kanonengewitter,
Wann Kugeln an Kugeln ſich ſtreifen.
Das iſt des Soldaten Muſik.

Was iſt des Soldaten Bett?
Die Erde iſt Pfühl ihm und Kiſſen,
Sein Oberbett decket der Himmel,
Sein Nachtlicht das Sternengewimmel,
Sein Wächter ein feſtes Gewiſſen.
Das iſt des Soldaten Bett.

Was ist des Soldaten Schutz?
Sein Mut und das blinkende Eisen
Als sicherste Rüstung ihn zieret,
Und Gott, der die Kugeln regieret,
Daß an ihm vorüber sie reisen.
Das ist des Soldaten Schutz.

Was ist des Soldaten Lohn?
Am Abend und Morgen Beschwerde
Und Wunden und bleierne Bohnen —
So tut man Soldaten belohnen,
Zum Schlusse drei Ellen lang Erde.
Das ist des Soldaten Lohn.

Das Lied vom Schill.

1813.

Es zog aus Berlin ein tapferer Held,
Er führte sechshundert Reiter ins Feld,
Sechshundert Reiter mit redlichem Mut,
Die dürsteten alle Franzosenblut.

Auch zogen mit Reitern und Rossen im Schritt
Wohl tausend der tapfersten Schützen mit,
Ihr Schützen gesegn' euch Gott jeglichen Schuß,
Durch welchen ein Franzmann erblassen muß!

So zieht der tapfre, der mutige Schill,
Der mit den Franzosen sich schlagen will;
Ihn sendet kein Kaiser, kein König aus,
Ihn sendet die Freiheit, das Vaterland aus.

Bei Dodendorf färbten die Männer gut
Das Magdeburger Land mit französischem Blut,
Zweitausend zerhieben die Säbel blank,
Die übrigen machten die Beine lang.

Drauf stürmten sie Dömitz, das feste Haus,
Und jagten die Schelmenfranzosen heraus,
Dann zogen sie lustig ins Pommerland ein,
Da soll kein Franzose sein Kiwi! mehr schrein.

Auf Stralsund stürmte der reisige Zug —
O Franzosen, verständet ihr Vogelflug!
O wüchsen euch Federn und Flügel geschwind!
Es nahet der Schill, und er reitet wie Wind.

Er reitet wie Wetter hinein in die Stadt,
Die der Wallenstein weiland belagert hat,
Wo der zwölfte Karolus im Tore schlief.
Jetzt liegen ihre Mauern und Türme tief.

O weh euch, Franzosen! Jetzt seid ihr tot,
Ihr färbet die Säbel der Reiter rot,
Die Reiter sie fühlen das deutsche Blut,
Franzosen zu säbeln, das deucht ihnen gut.

O Schill, o Schill, du tapferer Held!
Was sind dir für bübische Netze gestellt!
Viele ziehen zu Lande, es schleichet vom Meer
Der Däne, die tückische Schlange, daher.

O Schill, o Schill, du tapferer Held!
Was sprengst du nicht mit den Reitern ins Feld?
Was schließest in Mauern die Tapferkeit ein?
In Stralsund, da sollst du begraben sein.

O Stralsund, du trauriges Stralesund!
In dir geht das tapferste Herz zugrund',
Eine Kugel durchbohret das treueste Herz,
Und Buben sie treiben mit Helden Scherz.

Da schreiet ein frecher Franzosenmund:
„Man soll ihn begraben wie einen Hund,
Wie einen Schelm, der an Galgen und Rad
Schon fütterte Krähen und Raben satt."

So trugen sie ihn ohne Sang und Klang,
Ohne Pfeifenspiel und ohne Trommelklang,
Ohne Kanonenmusik und Flintengruß,
Womit man die Tapfern begraben muß.

Sie schnitten den Kopf von dem Rumpf ihm ab
Und warfen den Leib in ein schlechtes Grab,
Da schläft er nun bis an den Jüngsten Tag,
Wo Gott ihn zu Freuden erwecken mag.

Da ſchläft der fromme, der tapfre Held,
Ihm ward kein Stein zum Gedächtnis geſtellt:
Doch hat er auch keinen Ehrenſtein,
Sein Name wird nimmer vergeſſen ſein.

Denn zäumet ein Reiter ſein ſchnelles Pferd,
Und ſchwinget ein Reiter ſein blankes Schwert,
So rufet er immer: „Herr Schill! Herr Schill!
Ich an den Franzoſen Euch rächen will.“

Das Lied vom Gneiſenau.

1813.

Bei Kolberg auf der grünen Au,
Juchheididei! Juchheididei!
Geht's mit dem Leben nicht zu genau,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Da donnert's aus Kanonen,
Da ſät man blaue Bohnen,
Die nimmer Stengel treiben,
Bei Kolberg auf der Au.

Bei Kolberg hat es flinken Tanz,
Juchheididei! Juchheididei!
Um Mauer und Graben, um Wall und Schanz',
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Sie tanzen alſo munter,
Daß mancher wird herunter
Vom Tanzplatz tot getragen,
Bei Kolberg auf der Au.

Wie heißt die Braut, die Hochzeit hält?
Juchheididei! Juchheididei!
Um die ſo mancher tanzend fällt?
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Stadt Kolberg heißt die Schöne,
Sie weckt die hellen Töne,
Wonach die Tänzer tanzen
Auf Kolbergs grüner Au.

Wie heißt ihr ſchöner Bräutigam?
Juchheididei! Juchheididei!
Er iſt ein Held von deutſchem Stamm,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!

Ein Held von echten Treuen,
Daß sich die Deutschen freuen,
Und Gneisenau klingt sein Name
Auf Kolbergs grüner Au.

Bei Kolberg auf der grünen Au,
Juchheidideidei! Juchheidideidei!
Da tanzt der tapfre Gneisenau,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Er tanzt so frisch und freudig,
Er tanzt so scharf und schneidig
Franzosen aus dem Atem!
Auf Kolbergs grüner Au.

So ging's auf Kolbergs grüner Au,
Juchheidideidei! Juchheidideidei!
Mit Tod und Leben nicht zu genau,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Und manchen Franzen haben
Sie nach dem Tanz begraben:
Der Tanz ging ihnen zu mächtig
Auf Kolbergs grüner Au.

Doch als es still wird auf der Au,
Juchheidideidei! Juchheidideidei!
Da deucht es schlecht dem Gneisenau,
Er ruft: „Ei! Ei! Ei! Ei!"
Er hasset die Franzosen,
Die argen Ohnehosen,
Nach England muß er reisen
Von Kolbergs grüner Au.

Komm nun zurück, du frommer Held!
Juchheidideidei! Juchheidideidei!
Und zieh mit Deutschen froh ins Feld
Und rufe: „Hei! Juchhei!"
Tu einen Tanz noch wagen,
Wir wolln die Welschen jagen
Mit dir und deinem Degen
Von Deutschlands grüner Au.

Komm nun zurück aus Engelland!
Juchheidideidei! Juchheidideidei!
Das Glück hat alles umgewandt,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!

Komm, laß dein Spiel erklingen,
Komm, laß die Welschen springen,
Wie du sie springen ließest
Auf Kolbergs grüner Au.

Das Lied vom Dörnberg.

1813.

Es war ein Freiherr fromm und gut
Vom Kattenland und Kattenblut —
O tapfres Land der Hessen! —
Der haßte tief den welschen Tand,
Der konnte Ehr' und Vaterland
Und Freiheit nicht vergessen.

Es hatt' auf den Landgrafenthron
Den Bruder sein Napoleon
Im Kaiserstolz gesetzet;
Der Bruder hieß Hieronymus,
Ein Weichling, der im Diebsgenuß
Der Wollust sich ergetzet.

Das deucht dem edlen Dörnberg schlimm,
Er rüstet sich im Heldengrimm,
Den Buben will er schlagen,
Die Welschen will der Ritter wert
Mit Spieß und Stange, Kolb' und Schwert
Weit übern Rhein verjagen.

Schon hat er klug sein Netz gespannt,
Schon hält ers Schwert in tapfrer Hand,
Schon warten seine Treuen,
Sie brennen all von deutschem Mut,
Sie dürsten all Franzosenblut
Mit Durst der edlen Leuen.

Das deuchte einem Schelm nicht recht,
Ein Ritter, doch von Sinn ein Knecht,
An Ehren mißgeboren,
Der sagt's dem König alles aus,
Der rüstet sich und schirmt sein Haus
Mit Wehr an Türmen und Toren.

Da muß der edle Dörnberg fliehn,
Verräter spähen hinter ihn,
Sein Leben zu erlauschen;
Er auf der Flucht muß ab und an
Mit manchem fremden Wandersmann
Wohl Kleid und Kappe tauschen.

Bis er den wackern Braunschweig find't,
Der Welfen echtgebornes Kind,
Den treuen deutschen Degen;
Da mußt' noch mancher welsche Hund
Sich blutig auf den grünen Grund
Durch seinen Säbel legen.

Sie hauen sich wie Männer durch,
Dann segeln sie zur Freiheitsburg,
Altengelland mit Namen;
Da ruhen sie vom harten Strauß
Die müden wunden Glieder aus.
Gott sprach zur Kühnheit Amen.

Nun, Deutsche, hört die neue Mär!
Der Dörnberg ziehet wieder her,
Er führet tapfre Reiter,
Er reitet ein geschwindes Pferd,
Er schwinget ein geschliffnes Schwert,
Und Gott ist sein Begleiter.

Das Lied vom Chasot.

1813.

In Deutschland lebt' ein edler Graf,
Eine freie Stadt sein Vaterland,
Ein rechter Ritter fromm und brav,
Seine Seele trug er in seiner Hand.
Die Stadt heißt Lübeck mit stolzem Namen,
Der Graf heißt Chasot von edlem Samen.

Dem freien reichsgebornen Mann
Gefiel die Schande des Reiches schlecht,
In seinen Adern Ehre rann,
Drum haßte er durstig den Schelm und Knecht,
Ein Freund von redlichen Biederleuten
Kann er zum Recht nicht die Knechtschaft deuten.

Drum war er mit dem Degen risch,
Wo gegen die Welschen die Trommel klang:
Das machte Mut ihm und Seele frisch,
Das war ihm höchster Freudenklang,
Da mußt' er hin über Land und Wasser,
Der tapfre kühne Franzosenhasser.

Als nun die Post nach Deutschland schallt:
Der Kaiser von Rußland ziehet aus,
Dem Grafen das Herz in dem Leibe wallt,
Da kann er nicht sitzen still zu Haus,
Da muß er sein Blut und Leben wagen,
Er muß sich mit den Franzosen schlagen.

Durch Buben und Verräter schleicht
Viele hundert Meilen der Grafensohn
Hin, wo's dem Herzen lustig deucht,
Wo klinget des Kriegs Posaunenton,
Wo Alexander die Männer rüstet
Und mutigen Russen nach Streit gelüstet.

Bald braust auf sie wie wildes Meer
Der welschen Rotten gewaltige Flut,
Sie ziehen trotziglich daher
Und dräuen im prahlenden Übermut:
Hierher! Wer stehet vor unseren Heeren?
Wer mag uns die Herrschaft der Erde wehren?

Doch Gott im Himmel sah darein
Und der Russen mächtige Kriegesfaust,
Wie Herbstwind schüttelt das Laub im Hain,
So hat sie der Sturmwind der Schlacht zerzaust:
Sie sollten Raben und Wölfe füttern,
In Rußland sollt' ihr Gebein verwittern.

Der edle Graf in mancher Schlacht,
In manchem blutigen Männerstrauß
Sich gegen die Schelme lustig macht,
Er sieht sie zerstieben zu Staub und Graus,
Er sieht sie fliehen, er sieht sie fallen.
Das deucht ihm der lustigste Fall von allen.

Drauf reist er hin nach Petersburg
An Hoffnungen und an Freuden reich,
Eine Zierde der hohen Kaiserburg,
Ein stolzer Sprößling aus Deutschem Reich,

Dort soll er des Vaterlands heil'gen Waffen
Erlesene Scharen von Männern schaffen.

Schon hebt die deutsche Legion
Für Freiheit und Ehre das Siegespanier,
Sie brennet gegen Schmach und Hohn
Und gegen Franzosen von Kriegsbegier,
Sie brennet von Sehnsucht der süßen Stunde,
Wo Rache klinget von Mund zu Munde.

Sie schauet auf des Grafen Schwert
Und auf sein frommes und deutsches Herz,
Er dünket ihr vor allen wert
Voranzuspielen im Schlachtenscherz,
Voranzustreiten dem kühnen Reihen
Als Held und Führer der edlen Freien.

Du edler Graf, wo ziehst du hin?
Wo ziehst du hin durch Winter und Schnee?
Auf Deutschland steht dir nur der Sinn,
Dir tun die armen Gefangnen weh,
Die armen Gefangnen, die die Franzosen
Haben in den Tod und das Elend gestoßen.

Du edler Graf, wo ziehst du hin?
Wo ziehst du hin durch Winter und Schnee?
Auf Deutschland steht dir nur der Sinn,
Drum ziehst du nach Pleskow am Peipussee,
Da willst du die armen Gefangnen erlösen
Und waffnen und führen gegen die Bösen.

O Pleskow, Stadt am Peipussee!
Wann hört die Klage der Freien auf?
Wann saust nicht mehr ein dumpfes Weh
In deiner Wellen ächzendem Lauf?
In dir soll der Bravste von allen Braven,
In dir soll der edle Graf Chasot schlafen.

Der Ritter, der die Kranken pflegt
Und der Verwundeten Schmerz verbind't,
Wird in die dunkle Gruft gelegt,
Schon spielt um seinen Hügel der Wind,
Die irdische Sonne wird nimmer ihm scheinen,
Doch werden ihn ewig die Freien beweinen.

Denn einen freiern deutschen Mann,
Als Chasot war, der viel edle Graf,
Das Deutschland nie gebären kann,
An Leib und Seele so fest und brav,
Ein Kind in Liebe, ein Held in Treuen,
Ein Herz wie die Herzen der edlen Leuen.

Drum setzen wir diesen Leichenstein,
Drum singen wir dieses Trauerlied,
Solange grünt eine Eich' im Hain,
Solang eine Blume auf Auen blüht,
Eine Liebe noch glühet in deutschen Seelen,
Sollen Kränze und Lieder ihm nimmer fehlen.

Lieder aus dem Katechismus für den deutschen Wehrmann.

1813.

Trostlieder.

1.

Reue über die Sünde.

Hilf, Herr! Wir haben viel gesündigt,
Drum drückt uns Schmach und Unglück schwer.
Dein heilig Wort, das du verkündigt,
Das kannten wir im Trug nicht mehr,
Des Glaubens süßes Himmelslicht
Schien unsern blinden Herzen nicht.

Umnebelt waren wir von Dünsten,
Vom gaukelisch bunten Höllenschein,
Und spannen uns mit eitlen Künsten
Stets dichter in die Lüge ein,
Das Leben schwankte ohne Ziel,
Und jeder tat, was ihm gefiel.

Die fromme Liebe war erkaltet,
Die stille Demut war dahin,
Was droben auf den Sternen waltet,
Erkannte nicht der trübe Sinn,
Von eigner Weisheit aufgebläht
Vergaß er Gottes Majestät.

Drum liegen wir so tief darnieder,
Drum plagt uns fremde Tyrannei,
Daß Gott der Herr mit Schrecken wieder
Gesuchet und gefürchtet sei,
Daß wir erkennen, wie wir sind
Vor ihm wie Sand und Spreu im Wind.

Du Höchster in des Himmels Höhen,
Des Name Huld und Gnade heißt,
O laß uns doch nicht gar vergehen!
O sende deinen treuen Geist
Erleucht' uns mit des Glaubens Schein
Und hauch' uns deine Liebe ein!

Dann stehn wir wieder auf in Freuden,
Dann kommt uns wieder Sieg und Glück,
Dann heben wir aus langen Leiden
Zu dir empor den frohen Blick,
Dann klingen und dann singen wir:
Gott bleibt der Helfer für und für.

2.

Trost auf Gott.

Gott, du bist meine Zuversicht,
Mein Schirm und meine Waffen,
Du hast den heil'gen Trieb nach Licht
Und Recht in mir geschaffen;
Du großer Gott,
In Not und Tod
Ich will an dir mich halten,
Du wirst es wohl verwalten.

Und wenn die schwarze Hölle sich
Mit ihrem Gift ergösse
Und trotziglich und mörderlich
Durch alle Länder flösse,
Gott bleibt mein Mut,
Gott macht es gut
Im Tode und im Leben:
Mein Recht wird oben schweben.

Und wenn die Welt in Finsternis
Und Unheil sich verlenkte,
Mir steht das feste Wort gewiß,
Das Ewigkeiten lenkte,

Das alte Wort
Bleibt doch mein Hort:
Wieviel auch Teufel trügen,
Die Guten sollen siegen.

O großes Wort, o fester Stahl!
O Harnisch sondergleichen!
Was Gott versprach, was Gott befahl,
Das läßt mich nicht erbleichen:
Die stolze Pflicht
Erzittert nicht,
Mag Land und Meer vergehen,
Sie wird mit Gott bestehen.

Drum walt' es Gott, der alles kann,
Der Vater in den Höhen!
Er ist der rechte Held und Mann
Und wird es wohl verstehen.
Wer Gott vertraut,
Hat wohl gebaut
Im Tode und im Leben:
Sein Recht wird oben schweben.

3.

Es spricht der freche Bösewicht:
Ich bin durch mich geworden,
Und macht die Welt zum Hochgericht
Und lüstet nur nach Morden
Und ruft in seinem eitlen Wahn:
Die Länder sind mir untertan,
Ich bin der Herr der Erde.

Und weiß nicht, daß den Sternensitz
Der höchste Meister lenket,
Der schneller als sein Flammenblitz
Die Ewigkeiten denket,
Der Tyrannei wie Spreu verweht,
Sein heißt die erste Majestät,
Sein Walten hat kein Ende.

Der zieht die rechten Waffen an,
Wer ihm allein vertrauet,
Dem Helden, welcher helfen kann,
Wann Tod und Furcht ergrauet:

Wer ſich auf ſolchen Schutz verläßt,
Der ſteht im Glück und Unglück feſt,
Kein Teufel mag ihn ſchrecken.

Drum unverzagt und wohlgemut,
Wer Freiheit liebt und Ehre!
Ein recht Gewiſſen ſtreitet gut
Und ſchlägt die größten Heere,
Ein treuer Sinn iſt echter Stahl
Und überwindet tauſendmal,
Was Gott den Herrn nicht fürchtet.

So kniet hin und betet an
Und ſchwört die rechte Treue,
Daß ſich in jedem deutſchen Mann
Der alte Troſt erneue,
Daß wir den Glauben halten feſt,
Daß Gott uns nimmermehr verläßt,
Wenn wir ihn nicht verlaſſen.

4.

Wann beginnt das Heil zu tagen?
Es brauſt mit Roſſen und mit Wagen
Wild durch die weite Welt der Krieg,
Brandgemalte Teufel ſcherzen
Mit Menſchenrechten, Menſchenherzen,
Die ſchwarze Hölle hat den Sieg.
Sie rufen trotzig aus
In alle Welt hinaus:
Jauchzet! Jauchzet! Das Heil iſt da,
Die Freiheit da,
Der Menſchheit ew'ger Friede da.

Doch die Wahrheit ſteht und ſchweiget,
Die ſtolze Freiheit traurt und zeuget
Des Satans glatten Worten nicht,
Die Ehre fliehet vor der Schande,
Die Treue räumet flugs die Lande,
Sie wohnet nur mit Recht und Pflicht.
Die hohen Zeugen all
Erklingen lauten Schall:
Nimmer, nimmer war Gottes Reich
Der Hölle gleich,
Ihr Bund heißt Elend, Trug ihr Steig.

Seid gegrüßt, ihr edlen Zeugen!
Der höchste Richter wird nicht schweigen,
Der waltend hoch auf Sternen geht,
Der die lichten Himmelskerzen
Entzündet und die Menschenherzen
Mit seines Odems Kraft durchweht.
Er ist der rechte Mann,
Der einzig helfen kann:
Preis dem Mächtigen! Preis dem Hort!
Es steht sein Wort:
Das Gute sieget hier und dort.

Tobe, Satan! Sei verwegen!
Vor dieser Macht zersplittern Degen,
Zerspringet diamantner Stahl!
Gott will Recht und Ehre schützen
Und Trug und Bosheit niederblitzen
Mit seiner Rache Donnerstrahl:
Der starke Siegesheld,
Der Erd' und Himmel hält,
Schmettert Schande hinab ins Nichts,
Der Gott des Lichts
Ist nicht ein Gott des Bösewichts.

Darum himmelauf, Gedanken!
Mit Gott dem Helfer in die Schranken
Für Freiheit, Recht und Vaterland!
So ihr's meint mit rechten Treuen,
Bläst Gott euch an mit Mut der Leuen
Und stärkt mit Kraft die schwächste Hand!
Der gute fromme Gott,
Er bleibt in Not und Tod.
Fallet nieder und betet an!
Der helfen kann,
Er ficht als Streiter euch voran.

Ermunterungslieder vor der Schlacht.

1.

Frischauf, ihr deutschen Brüder!
Frischauf zum heil'gen Streit!
Der Satan drückt uns nieder
Und wütet weit und breit.

Er will die Erdenflur
Zur Schlangenwüſte machen,
Mit Tigern und mit Drachen
Verheeren die Natur.

Er will die Freiheit morden
Und brechen jedes Recht,
Der Trug iſt Herr geworden,
Es dient der Mut als Knecht,
Die Wahrheit fliehet fern
Vom blutigen Getümmel
Hoch in den lichten Himmel,
Sie klagt es Gott dem Herrn.

Drum auf, ihr deutſchen Brüder!
Es hat's der Herr gehört —
Auf! Schlagt die Schande nieder,
Die Recht und Licht zerſtört!
Auf! Waffnet Herz und Hand
Mit alter deutſcher Treue,
Daß Redlichkeit ſich freue,
Daß zittre Trug und Tand!

Auf mit dem Herrn der Scharen!
Wohlauf in Not und Tod!
Es wird euch wohl bewahren
Der alte treue Gott;
Von ihm kommt alles her,
Zu ihm geht alles wieder:
Drum zagt nicht, deutſche Brüder!
Gott ſteht mit euch im Heer.

Gott ſteht mit euch im Leben,
Gott ſteht mit euch im Tod;
Will Gott den Arm erheben,
Wo bleibet, was euch droht?
Mit Gott das Schwert zur Hand!
Mit Gott hineingefallen!
Und laßt die Loſung ſchallen:
Gott! Freiheit! Vaterland!

2.

Flammet Herzen! Wehet Fahnen!
Flammet, wehet himmelan!
Denn die Wonne der Germanen,
Denn die Schlacht, ſie hebet an,

Und es tilgt der scharfe Stahl
Lange Schande, lange Qual.

Klingt, Trompeten! Klingt, Posaunen!
Trommel, schmettre wirbelnd drein!
Schrecken fliege und Erstaunen
Mit uns furchtbar durch die Reihn!
Vorderst leuchtend schwebe, Sieg!
Denn wir ziehn in heil'gen Krieg.

Auch ist einer mitgezogen,
Der am besten streiten kann,
Hat der Rache Schwert gezogen,
Einer, ein gewalt'ger Mann —
Hört! Sein Name klinget Gott,
Und der Feinde Trotz wird Spott.

Denn er ist der Freiheit Retter
Und der Treue sichrer Hort,
Weht wie Sturmwind dürre Blätter
Lug und Trug der Buben fort;
Gott ist unser Heil und Sieg,
Denn wir ziehn in heil'gen Krieg.

Deutsche Ehre zu erneuen,
Zu vertilgen welschen Tand,
Ziehn wir aus mit echten Treuen
Für das heil'ge Vaterland,
Mit uns ziehen Pflicht und Recht:
Zittre drum, Tyrann und Knecht!

Zittre! Denn wir wollen sterben,
Sterben all in einem Mut,
Oder auch das Land erwerben
Mit dem Eisen, mit dem Blut:
Deutschland ist's, der Freiheit Land,
Tapfrer Männer Vaterland.

Darum, Herzen, werdet Flammen!
Darum, Fahnen himmelan!
Deutschlands Kinder, frisch zusammen!
In dem Freiheitskampf voran!
Brecht der Knechtschaft schnödes Joch!
Gott im Himmel lebet noch.

Hebt die Hände! Laßt uns ſchwören!
Für das heil'ge deutſche Land,
Für der Väter hohe Ehren
Herz und Schwert zum Sieg gewandt!
Laßt uns tilgen Hohn und Spott!
Betet alle: Groß iſt Gott!

3.

Vor der Schlacht.

Auf! Die Schwerter hell heraus!
Und die Herzen froh gehoben!
Noch ſteht Gottes Himmelshaus,
Noch ſchwebt Gottes Rechte oben,
Noch hält Gott das Weltgericht.
Gott iſt unſre Zuverſicht.

Laßt die Fahnen luſtig wehn!
Laßt die Trommeln mutig klingen!
Gott der Herr wird mit uns ſtehn
Und den Blitz der Rache ſchwingen,
Gott verläßt die Guten nicht.
Gott iſt unſre Zuverſicht.

Tobe nur, du Höllenheer!
Wütet, mordet nur, Tyrannen!
Gott verweht wie Sand am Meer
Lug und Trug und Schande dannen.
Gott beſtraft den Böſewicht.
Gott iſt unſre Zuverſicht.

Auf! Mit Gott zum Heldenſtreit!
Auf für Freiheit, Recht und Ehre,
Daß ſich deutſche Redlichkeit,
Daß ſich deutſche Treue mehre!
Gott, der Tyrannei zerbricht,
Gott iſt unſre Zuverſicht.

Klingt denn, Trommeln! Fahnen weht!
Herzen weht in lichten Flammen!
Für der Freiheit Majeſtät,
Für das Vaterland zuſammen!
Friſch hinein, und zaget nicht!
Gott iſt unſre Zuverſicht.

4.

Ein anderes.

Frischauf, ihr deutschen Scharen!
Frischauf zum heil'gen Krieg!
Gott wird sich offenbaren
Im Tode und im Sieg:
Mit Gott, dem Frommen, Starken,
Seid fröhlich und geschwind,
Kämpft für des Landes Marken,
Für Eltern, Weib und Kind.

Frischauf! Ihr tragt das Zeichen
Des Heils an eurem Hut.
Dem muß die Hölle weichen
Und Satans Frevelmut,
Wenn ihr mit treuem Herzen
Und rechtem Glauben denkt,
Für wie viel bittre Schmerzen
Sich Gottes Sohn geschenkt.

Drum auf für deutsche Ehre,
Du tapfres Teutsgeschlecht!
Der beste Schild der Heere
Heißt Vaterland und Recht,
Als schönste Losung klinget
Die Freiheit in das Feld,
Wo sie die Fahne schwinget,
Wird jedes Kind ein Held.

Drum auf, ihr deutschen Scharen!
Frischauf zum heil'gen Krieg!
Gott wird sich offenbaren
Im Tode und im Sieg;
Und wenn die ganze Hölle
Sich gösse über euch,
Ihr spült sie, wie die Welle
Das Sandkorn, weg von euch.

Danklieder.

1.

Groß ist Gott!
Es klingt sein mächtig Werde,
Die Himmel wölben sich,
Mit Blumen steigt empor die Erde,

Die Tiefe setzet sich!
Der Jubelklang der Sterne,
Des Menschen froher Lobgesang
Tönt durch die Nähe, durch die Ferne
Den hohen Klang:
Groß ist Gott, unendlich groß!

Allmächtig ist Gott!
Er hebet aus dem Staube,
Was niedrig ist und klein,
Verwehet gleich dem Sand, dem Laube,
Was waget frech zu sein,
Er schlägt die schnöden Spötter,
Ihr stolzer Mut wird eitel Nichts,
Er ist der höchste Gott der Götter,
Der Gott des Lichts.
Allmächtig ist Gott, der starke Gott.

Allmächtig ist Gott!
Es zog in wilden Haufen
Die Hölle trotzig aus,
Sie prahlte: Meine Rosse saufen
Die tiefsten Ströme aus;
Sie prahlte: Meinen Scharen
Sind Meer und Länder untertan.
Da kam der Himmelsheld gefahren —
Es lag ihr Wahn.
Allmächtig ist Gott, der starke Gott.

Barmherzig ist Gott!
Er hat den Feind geschlagen,
Er hat mir Sieg verliehn;
Was trotzig war, das muß verzagen,
Was schwach war, das ist kühn;
Er bricht die schweren Bande,
Er tilgt die fremde Tyrannei,
Er rettet mich von Trug und Schande,
Er macht mich frei.
Barmherzig ist Gott, der fromme Gott.

Danket Gott!
Er will sich gnädig weisen,
Er führet unsern Krieg;
Nicht unsre Hände, unsre Eisen:

Der Herr gab uns den Sieg.
Drum fallet fröhlich nieder
Und singt ihm lauten Lobgesang!
Durch alle Herzen klinge wieder
Der hohe Klang:
Groß ist Gott, unendlich groß!

2.

Wohlauf mit Herz und Mut!
Wohlauf! Dem Herrn zu danken,
Der große Wunder tut
Und herrschet ohne Wanken.
Auf! Bringet Lob und Preis
Dem höchsten Gott und Herrn,
Der alles sieht und weiß,
Was nah ist und was fern.

Er ist der Schlachten Held,
Der hoch auf Sonnen wohnet.
Der Unschuld trägt und hält
Und Trug mit Schande lohnet,
Er ist der starke Hort
Der Freiheit und des Rechts,
Weht List der Buben fort
Und Rat des feigen Knechts.

Sein heißt die Majestät,
Die Thronen sein, die Lande,
Er stürzt, was trotzig geht,
In Elend und in Schande,
Was niedrig ist und klein,
Das hebt er aus dem Nichts
Zu hellem Ehrenschein,
Der Gott des Weltgerichts.

Er half uns wunderbar,
Er war der Schwachen Streiter:
Wild schnob der Feinde Schar,
Wild schnoben Roß' und Reiter;
Sie brausten ohne Zahl
Daher wie Flut im Meer,
Sie schlug nicht unser Stahl,
Gott, Gott war unser Heer.

Drum klinget Freudenklang,
Drum singet Jubellieder
Und fallt mit Lobgesang
Vor seinem Throne nieder:
Auf! Dankt ihm für und für!
Auf! Dankt und betet an!
Gott, Gott ist's dort und hier,
Der einzig helfen kann.

3.

Auf! Danket Gott und betet an
Den Helden aller Helden,
Von dem die Erden ab und an
Und alle Himmel melden:
Auf! Werdet heute ein Gesang!
Auf! Klinget heute einen Klang:
Gott sei allein die Ehre!

Denn trotzig gleich der Meeresflut,
Wann wilde Stürme brausen,
Ergoß sich grimmer Feinde Wut
Mit Schrecken, Angst und Grausen;
Voran zog Hunger, Pest und Tod,
Und durch die Länder ward gedroht:
Wer wagt mit uns zu streiten?

Da ließ der Herr vom Himmelssaal
Die Donnerglocken schallen;
Sie schlug nicht unser Arm und Stahl,
Sie sind durch Gott gefallen:
Der Held der Helden hat's getan,
In Staub zerschmettert liegt ihr Wahn,
Ihr Trotz ist stummes Schweigen.

Drum danket Gott und betet an
Den Helden aller Helden
Und lasset Weib und Kind und Mann
Die hohen Wunder melden,
Drum singet frohen Lobgesang,
Drum klinget lauten Freudenklang:
Gebt unserm Gott die Ehre!

Lieder bei beſonderen Fällen.

1.

Der Fahnenſchwur.

Hebt das Herz! Hebt die Hand!
Schwöret für die große Sache,
Schwört den heil'gen Schwur der Rache!
Schwöret auf das Vaterland!
Schwöret auf den Ruhm der Ahnen,
Auf die deutſche Redlichkeit,
Auf die Freiheit der Germanen,
Auf das Höchſte ſchwöret heut!

Hebt das Herz! Hebt die Hand!
Erd' und Himmel ſoll ihn hören
Unſern hohen Schwur der Ehren,
Unſern Schwur fürs Vaterland.
Glorreich ſchwebe, ſtolzes Zeichen,
Das voran im Streite weht!
Keiner ſoll von hinnen weichen,
Wo ſich dies Panier erhöht!

Hebt das Herz! Hebt die Hand!
Wehe mutig, edle Fahne!
Daß ſich jede Bruſt ermahne
Für das heil'ge Vaterland!
Mache, ſtolzes Ehrenzeichen,
Alle Männer ehrenfeſt,
Daß ſie tauſendmal erbleichen,
Eh' nur einer dich verläßt!

Hebt das Herz! Hebt die Hand!
Heil uns dieſer Ehrenweihe!
Ewig lebe deutſche Treue!
Ewig blühe deutſches Land!
Freiheit, deutſche Freiheit, ſchwebe
Um die Hütten, um den Thron!
Trug und Lug und Schande bebe!
Und zur Hölle fahre Hohn!

Hebt das Herz! Hebt die Hand!
Hebt ſie zu der Welten Meiſter!
Hebt ſie zu dem Geiſt der Geiſter!
Hebt ſie hoch vom Erdenland!

Daß wir's treu und heilig halten
In Gedanken, Wort und Tat:
Gott muß doch zuletzt verwalten,
Was der Mensch beschlossen hat.

2.

Gebet bei der Wehrhaftmachung eines deutschen Jünglings.

Betet, Männer! — Denn ein Jüngling kniet —
Daß sein Herz, sein Eisen heilig werde!
Küsse, Knabe, fröhlich diese Erde,
Denn sie ist der Freiheit heil'ges Land.
Willst du seinen Namen hören?
Glühe bei dem Klang der Ehren!
Deutschland heißt dein Vaterland.

Betet, Männer! — Denn ein Jüngling kniet —
Macht den Klang unsterblich seinen Ohren!
Deutscher Jüngling, frei bist du geboren,
Freiheit sei dein Glanz, dein höchstes Gut!
Ihr sollst du dein ganzes Leben,
Ihr den letzten Atem geben,
Ihr dein bestes Herzensblut!

Betet, Männer! — Denn ein Jüngling kniet —
Und er hat den höchsten Schwur geschworen.
Hier und dort sei ihm das Heil verloren,
Wenn er diese Worte jemals schwächt!
Erd' und Himmel sollen zeugen!
Dienen müss' er dann dem Feigen
Und erzittern vor dem Knecht!

Betet, Männer! — Denn ein Jüngling kniet —
Schönes Eisen, du, der Freien Freude,
Schmuck der Tapfern, köstlichstes Geschmeide,
Das der Hammer aus Metallen schlug!
Werde, ritterlicher Degen,
Deutschem Lande Ruhm und Segen!
Werde Deutschlands Feinden Fluch!

Betet, Männer! — Denn ein Jüngling kniet —
Eisen, könnte Untreu diesen schänden,
Dann empöre dich in seinen Händen,

Stoß in seine Brust geschwindsten Tod!
Dulde nimmer, Schwert der Ehren,
Daß Verräter bei dir schwören!
Dulde nimmer Sklavennot!

Betet, Männer! — Denn ein Jüngling kniet —
Steh nun auf, umgürtet mit dem Stahle!
Steh nun auf! Es schaun vom Himmelssaale
Deine Ahnen fröhlich auf dein Fest,
Segnen deine Waffenweihe,
Machen dich für Pflicht und Treue
Ehrenfest und eisenfest.

Betet, Männer, heiligstes Gebet!
Gott im höchsten Himmel gebe Segen
Diesem freien Mann und seinem Degen,
Daß er Blitz in deutschen Schlachten sei!
Gott behüte unsre Lande,
Unsre Seelen vor der Schande!
Gott erhalte Deutschland frei!

Des Deutschen Vaterland.

1813.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland, ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möwe zieht?
O nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Bayerland, ist's Steierland?
Ist's, wo des Marsen Rind sich streckt?
Ist's, wo der Märker Eisen reckt?
O nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland, Westfalenland?
Ist's, wo der Sand der Dünen weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht?
O nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Iſt's Land der Schweizer? Iſt's Tirol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl;
Doch nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß es iſt das Öſterreich,
An Ehren und an Siegen reich?
O nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
So weit die deutſche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder ſingt,
Das ſoll es ſein!
Das, wackrer Deutſcher, nenne dein!

Das iſt des Deutſchen Vaterland,
Wo Eide ſchwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen ſitzt —
Das ſoll es ſein!
Das, wackrer Deutſcher, nenne dein!

Das iſt des Deutſchen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den welſchen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutſche heißet Freund —
Das ſoll es ſein!
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!
O Gott vom Himmel ſieh darein
Und gib uns rechten deutſchen Mut,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das ſoll es ſein!
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Des deutschen Knaben Robert Schwur.

1813.

Der Knabe Robert fest und wert
Hält in der Hand ein blankes Schwert,
Er legt das Schwert auf den Altar
Und schwört beim Himmel treu und wahr:

Ich schwöre dir, o Vaterland,
Mit blankem Schwert in fester Hand,
An des Altares heil'gem Schrein,
Bis in den Tod dir treu zu sein.

Ich schwöre dir, o Freiheit, auch
Zu dienen bis zum letzten Hauch
Mit Herz und Seele, Mut und Blut
Du bist des Mannes höchstes Gut.

Auch schwör' ich heißen, blut'gen Haß
Und tiefen Zorn ohn' Unterlaß
Dem Franzmann und dem fauschen Tand,
Die schänden unser deutsches Land.

Du droben in dem Himmelszelt,
Der Sonnen lenkt und Herzen hält,
Du großer Gott, o steh mir bei,
Daß ich es halte wahr und treu!

Daß ich, vom Lug und Truge rein,
Dein rechter Streiter möge sein,
Daß dieses Eisen ehrenwert
Fürs Recht nur aus der Scheide fährt!

Und zieh' ich's gegens Vaterland
Und Gott, dann welke hin, o Hand!
Dann dorre, Arm, zum dürren Ast!
Dann werd' ein Halm dir Zentnerlast!

O nein! O nein! O ewig nein!
Der Robert will kein Schurke sein,
Der Robert schwört's bei Gott dem Herrn:
Die Ehr' und Tugend bleibt sein Stern.

Auf die Schlacht bei Groß-Görschen oder Lützen, den 2. Mai 1813.

Habt ihr wohl den Klang vernommen,
Der durch alle Länder klingt,
Wie der Ruhm den Flug genommen
Und die goldnen Flügel schwingt?
Wie der Schande Zentnerschwere
Sich von Deutschlands Nacken löst,
Und die alte deutsche Ehre
Hell in Kriegsposaunen stößt?

Hörtet ihr die hohen Namen?
Preußen! Preußen! klingt der Klang:
Tausend Stimmen rufen Amen,
Tausend Herzen glühen Dank,
Millionen Knie sinken
Freudig betend vor dem Herrn,
Millionen Augen blinken
Selig auf zum Tagesstern.

Nehmt den Stolz, ihr frommen Männer! —
Dieser Preis wird nimmer Wahn —
Nehmt den Stolz, ihr ersten Renner
Auf der deutschen Ehrenbahn,
Die der süße Reiz der Tugend
Lockte froh zu Sieg und Tod,
Wie der Bräute Rosentugend
Lockt der Wonnefackel Rot.

Tapfre Preußen! Tapfre Preußen!
Ihr, die Glück und Sieg versöhnt,
Deutschlands Retter sollt ihr heißen,
Wo nur deutsche Sprache tönt;
In der Enkel fernsten Tagen,
Durch der Säkeln Nacht hinaus
Soll noch jeder Deutsche sagen:
Diese fochten's mutig aus.

Jetzt die edlen Heldenschatten,
Die der dunkle Tod umfing,
Wollen wir mit Glanz bestatten
In des Schlachtfelds blut'gem Ring:

Auf! Und türmt den Berg von Steinen!
Türmt ein deutsches Heldenmal!
Sonne, komm mit hellsten Scheinen,
Leuchte drauf den schönsten Strahl!

Auf! Und pflanzet grüner Eichen
Ernste Haine ringsumher!
Betet, daß in deutschen Reichen
Buben freveln nimmermehr!
Betet, fluchet, daß die Sklaven,
Die den heil'gen Toten nahn,
Plötzlich alle Himmelsstrafen
Auf das schuld'ge Haupt empfahn!

Und ihr, die von lichten Höhen,
Von dem heitern Element,
Wo die Geister wandeln gehen,
Alles schauet, alles kennt,
Helden aus den grauen Zeiten,
Die ihr längst geschieden seid,
Hört die Siegesglocken läuten,
Freut euch deutscher Herrlichkeit!

Ihr auch, die auf diesen Auen
Jüngrer Schlachten Staub erregt
Und mit Schrecken, Tod und Grauen
Reihen gegen Reih' bewegt,
Gustav, großer Schwedenkönig,
Zweiter Friedrich, Wallenstein,
Lernt, wie eure Schlachten wenig
Sind vor diesem Ehrenschein.

Denn das Lied muß schwarz sich kleiden,
Welches euch besingen will,
Und der helle Klang der Freuden
Wird bei euren Taten still,
Und Germanien mag wohl klagen
Um den schweren Haß und Neid,
Wodurch in vergangnen Tagen
Ihr so groß geworden seid.

Aber selig, wer in diesen
Hehren Götterschlachten fällt!
Der wird ewig froh gepriesen
Als ein Heiland, als ein Held:

Auf der Freiheit Siegesstätten
Blüht die Ehre ewig grün,
Heil'ge kommen da zu beten,
Engel kommen da zu knien.

Der Waffenschmied der deutschen Freiheit.

1813.

Wem gebührt der höchste Preis?
Nur dem Mann, der still erschafft,
Der in Mühen schwer und heiß
Nie verzagt und nie erschlafft,
Der im Drange von Gefahren
Fühlt, was seine Väter waren;

Der selbst mit dem Scheim und Knecht,
Mit dem Buben glatt und blank
Immer wahr und grad' und recht
Geht der Ehre festen Gang,
Der demütig und bescheiden
Alles kann um Tugend leiden;

Den der Ehre Gaukelspiel
Und das Gold nicht lockt noch hält,
Der auf ein Gefühl, ein Ziel
Alle Kräfte mächtig stellt,
Schandeketten zu zerbrechen
Und den welschen Trug zu rächen;

Der, wenn Memmen matt und feig
Dingen um der Knechtschaft Lohn,
Nimmer müd und nimmer bleich
Trotzt der Spötter schnödem Hohn,
Der, wenn alle Welt auch teufelt,
Nie am Vaterland verzweifelt.

Nenne ihn! Wie heißt der Mann?
Deutscher Freiheit Waffenschmied?
Der nie wankend ab und an
Ging den festen Heldenschritt?
Der im stillen hat geschaffen
Roß' und Männer, Krieg und Waffen?

Scharnhorst heißt der edle Mann,
Deutscher Freiheit Waffenschmied,
Der auf Rettung rastlos sann,
Vieles tat und vieles litt,
Daß er könnte deutsche Ehren
Für den heil'gen Krieg bewehren.

Schon hat er den großen Streit,
Der uns steht um höchstes Gut,
Herrlich hat er ihn geweiht
Mit dem teuren Heldenblut:
Allen Tapfern rann's zum Pfande,
Daß erliegen wird die Schande.

Darum, Klang, der Freiheit klingt,
Kling ihn hell wie Orgelton,
Darum, Lied, das Freiheit singt,
Singe Deutschlands tapfern Sohn,
Zeig' ihn allen Biederleuten
Als ein Zeichen beßrer Zeiten.

Treuer, biedrer deutscher Held,
Gott mit uns und Gott mit dir!
Der die Ehre oben hält,
Stehe bei dir für und für!
Nimm mit Vaterlandesrettern
Nimm den Kranz von Eichenblättern.

Deutscher Trost.

1813.

Deutsches Herz, verzage nicht,
Tu, was dein Gewissen spricht,
Dieser Strahl des Himmelslichts,
Tue recht und fürchte nichts.

Baue nicht auf bunten Schein,
Lug und Trug ist dir zu fein,
Schlecht gerät dir List und Kunst,
Feinheit wird dir eitel Dunst.

Doch die Treue ehrenfest
Und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt, Demut, Redlichkeit
Stehn dir wohl, o Sohn vom Teut.

Wohl steht dir das grade Wort,
Wohl der Speer, der grade bohrt,
Wohl das Schwert, das offen ficht
Und von vorn die Brust durchsticht.

Laß den Welschen Meuchelei,
Du sei redlich, fromm und frei;
Laß den Welschen Sklavenzier,
Schlichte Treue sei mit dir.

Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
Deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl
Sind vier Helden allzumal.

Diese stehn wie Felsenburg,
Diese fechten alles durch,
Diese halten tapfer aus
In Gefahr und Todesbraus.

Deutsches Herz, verzage nicht,
Tu, was dein Gewissen spricht,
Redlich folge seiner Spur,
Redlich hält es seinen Schwur.

Scharnhorst der Ehrenbote.

1813.

Wen erlest ihr für die großen Toten,
Die einst ritterlich fürs deutsche Land
Ihre Brust dem Eisen boten?
Wen erlest ihr als den rechten Boten,
Götter, für das Schattenland?

Wer ist würdig, solche Mär zu bringen:
„Aufgestanden sind die Söhne Teuts,
Millionen Stimmen klingen:
Unsre Schandeketten sollen springen!?
Auch der Donner klingt's des Streits."

Wer mag Hermann seine Rechte reichen
Und der Väter Angesichter schaun?
Wahrlich keine von den bleichen
Seelen, die vor jedem Sturmwind streichen,
Die zermalmte schier das Graun.

Nur ein Held mag Helden Botschaft tragen,
Darum muß Germaniens bester Mann,
Scharnhorst muß die Botschaft tragen:
„Unser Joch, das wollen wir zerschlagen,
Und der Rache Tag bricht an.“

Heil dir, edler Bote! Hohe Weihe
Gibt dein Gang dem deutschen Waffenspiel:
Jeder wird ein Held in Treue,
Jeder wird fürs Vaterland ein Leue,
Wann ein solcher blutig fiel.

Heil dir, edler Bote! Männerspiegel,
Biedermann aus alter, deutscher Zeit!
Herrlich grünt dein Grabeshügel,
Und der Ruhm schlägt seine goldnen Flügel
Um ihn bis in Ewigkeit.

Und er steht uns wie ein heil'ges Zeichen,
Wie ein hohes, festes Götterpfand,
Daß die Schande wird entweichen
Aus dem Vaterlande grüner Eichen,
Aus dem heil'gen deutschen Land.

Wann einst fromme Herzen deutsch sich finden,
Ohne Eide mit dem Händedruck
Werden hier sie Treue binden;
Bräuten, welche Hochzeitkränze winden,
Blühet hier der Ehrenschmuck.

Wann sich Männer nächtlich still verschwören
Gegen Lug und Vaterlandsverrat,
Gegen Gaukler, die betören,
Gegen Memmen, welche Knechtschaft lehren,
Hieher lenken sie den Pfad.

Will der Vater seinen Sohn bewehren,
Hieher führt er ihn im Abendschein,
Heißt ihn knien, heißt ihn schwören,
Treu des Vaterlandes heil'gen Ehren,
Treu bis in den Tod zu sein.

So blüht Tugend aus der Tugend Samen
Herrlich durch die Zeiten ohne Ziel:
Buben zittern bei dem Namen,
Edle rufen Scharnhorst! wie ein Amen
Für das gläubigste Gefühl.

Des Knaben Abendgebet.

1813.

Die Welt tut ihre Augen zu,
Und alles wird so still,
Auch ich bin müde, und zur Ruh'
Ich nun mich legen will;
Ich leg' im stillen Kämmerlein
Mich in mein Bettchen warm,
Und Engel sollen Wächter sein
Vor jedem Trug und Harm.

Du, lieber Gott, der uns die Nacht
Mit Mond und Sternen schuf,
Der himmlisch uns das Herz gemacht
Für himmlischen Beruf,
Der uns den lichten Himmelschein
Gesenkt in tiefe Brust,
Damit wir sollen selig sein
Durch deiner Liebe Lust.

Du, lieber Gott, du gehst mit mir
Ins stille Kämmerlein
Und stellst die Wächter an die Tür,
Die Engel fromm und fein;
Sie treten leis und sanft daher
Und halten treue Hut,
Daß diese Nacht und nimmermehr
Uns nichts was Leides tut.

Nun habe Dank für jeden Tag
Und Dank für jede Freud'.
Ich weiß nicht, was ich beten mag
Mit rechter Herzlichkeit;
Du weißt am besten, was ich will,
Du liebster, treuster Hort,
Drum bin ich mit den Lippen still,
Gott ist mein einzig Wort.

Frühling.

1813.

Juchhei! Blümelein!
Dufte und blühe!
Strecke alle Blättchen aus,
Wachse bis zum Himmel 'naus,
Juchhei! Heidideí!
Blümlein, und blühe!

Juchhei! Lüftelein!
Hauche und wehe!
Hell der Himmel über dir,
Bunt die Erde unter dir —
Juchhei! Heidideí!
Lüftlein, und wehe!

Juchhei! Bächlein klein!
Rausche und brause!
Brause hin durch Berg und Tal,
Grüß' die Freunde allzumal.
Juchhei! Heidideí!
Bächlein, und brause!

Juchhei! Vögelein!
Klinge und singe!
Blütenhain und Sonnenschein,
Frühling tanzt den bunten Reihn —
Juchhei! Heidideí!
Vöglein, und singe!

Juchhei! Menschenherz!
Klinge und springe!
Wolltest du das letzte sein?
Nicht der hellste Tänzer sein?
Juchhei! Heidideí!
Klinge und springe!

Juchhei! Alle Welt!
Juchhei! In Liebe!
Liebeslust und Wonneschall,
Erd' und Himmel halten Ball.
Juchhei! Heidideí!
Juchhei! In Liebe!

Klänge aus der Vergangenheit.

1813.

Sternengruß.

Wandelt ihr, liebe Sterne am Himmel,
Herauf so licht und hehr?
Ich weiß zwei schönere Sterne,
Die brennen mein Herz so sehr.

Ihr kommt wohl jeglichen Abend
Und bringt die süße Ruh',
Dann schließet ihr wieder am Morgen
Die goldnen Äuglein zu.

Meine Sterne die scheinen am Abend,
Sie scheinen um Mitternacht,
Sie scheinen am hellen Mittag
Und wann der Morgen erwacht.

Meine Sterne sind zwei blaue Augen,
Die trägt ein holdiges Kind;
Da hinein muß ich ewiglich schauen
Und schaue mich krank und blind.

Wandelt hin nun, Sternlein am Himmel,
Und sagt es dem Kindlein fein,
Ich muß vor Traurigkeit sterben,
Wendet sie von mir den Schein.

Wandelt hin nun, Sternlein am Himmel,
Und sagt es dem Kindlein fein,
Ich bin in dem Paradiese,
Will sie mein eigen sein.

Was Goldringelein sagen soll.

Geh hin, geh hin, Goldringelein,
Und sage meinem trauten Kinde,
Treufest wie Berge soll sie sein
Und lieblich wie die Frühlingswinde,
Doch nicht wie Zephirs Flügel leicht,
Der alles küssend weiter fleucht.

Geh hin, geh hin, Goldringelein,
Und ſage meiner hübſchen Feinen,
Sie ſoll in meines Herzens Schrein
Hell leuchtend wie Karfunkel ſcheinen,
Womit man heil'ge Bilder ſchmückt,
Daß ſich der Frommen Herz entzückt.

Geh hin, geh hin, Goldringelein,
Und ſage meiner ſüßen Holden,
Wann oſtwärts geht der Sonne Schein
Und Sterne Höllennacht vergolden,
Wann Bäche rinnen berghinauf,
Dann höret meine Liebe auf.

Geh hin, geh hin, Goldringelein,
Das ſollſt du noch zuletzt ihr ſagen:
Nichts ſüßer iſt als Liebespein,
Nichts luſtiger als Liebesklagen,
Nichts fröhlicher als Liebesnot,
Nichts ſeliger als Liebestod.

Klinglieder.

1813.

1.

Geliebtes Eiland, mütterliche Erde,
Wo ich von ſiebzehn ſchönen Jugendlenzen
Die Bäume und die Hügel ſah bekränzen,
O Rügen, Land voll lieblicher Gebärde!

Sprich, ob ich je die Taten ſehen werde,
Wovon die Bilder alſo lieblich glänzen,
Daß ich in andern Völkern, andern Grenzen
Stets ſuchen muß nach Arbeit und Beſchwerde?

All deine ſüße Schöne mußt' ich laſſen,
All deine holde Stille mußt' ich fliehen,
Ich mußt' ein größres Vaterland mir ſuchen.

O dieſen Stolz, werd' ich ihn je erfaſſen?
Wirſt du, Germanien, noch in Freiheit blühen,
Wo Sklaven ſtöhnen und Tyrannen fluchen?

2.

So klingst du wieder, längst verklungner Klang?
So blüht ihr wieder, längst verwelkte Rosen?
So wollt ihr, Phantasien, mit mir kosen,
Wie mit dem Lenz der muntre Waldgesang?

Was will dies? Wandelt nicht mein Lebensgang,
Wo Furien wild in Kriegsposaunen stoßen?
Wo Männer blutig um das Schicksal losen?
Was täuschet mich der Himmlischen Empfang?

Gewiß, ihr Holden, habt ihr euch verirrt,
Ihr sucht den Mann nicht, dem die Locken grauen,
Ihr sucht den Mann nicht mit dem finstern Blick.

Was hör' ich? Eine süße Stimme girrt —
Was ist's, das die entzückten Blicke schauen?
O bleibe, Traum! O bleibe, träumend Glück!

3.

Was klingt mir für ein süßer Wunderschall
Mit Himmelstönen tief im tiefsten Herzen,
Gleichwie die Stimme klingt der hohen Schmerzen,
Die ewig liebekranke Nachtigall?

Was blüht ihr, längstvergangne Wonnen, all
Und zündet mir die Brust mit Himmelsschmerzen?
Und laßt die finstern Geister in mir scherzen?
O das ist Liebe, das ist Liebesschall!

O bliebst du ewig, süßer Wunderschall!
O würd' ich selber ganz zur Philomele
Und klänge mich in Liebesklagen tot!

Denn wer die Liebe hat, der hat das All,
Die Liebe ist der Seelen große Seele,
Der Götter Leben und der Götter Tod.

4.

Woher, du süßes Schmachten, frommes Wähnen,
Die sich mit Inbrunst auf zum Himmel drängen?
Die mir die heiße Brust wie Ströme sprengen
Im Ozean von Träumen und von Tränen?

Woher, du tiefes wunderbares Sehnen
Mit Todesliebe und mit Todesklängen,
Gleich jenen wonnereichen Grabgesängen,
Womit der süße Tod erklingt in Schwänen?

O in der Töne Wolluſt ſo verklingen!
In ſüßen Tränen Wellen gleich verrieſeln!
In ſüßen Träumen Geiſtern gleich verſchweben!

O Schwäne, welche mir im Buſen ſingen,
Ihr ſchmölzet wohl die Bruſt von harten Kieſeln,
Euer Sterben gäbe wohl dem Tode Leben.

An die Nachtigall.

1813.

Süße Klage,
Kleine Nachtigall,
Klang der Nächte, ſage,
Wer gab dir den Schall?

Fielſt von Sternen
Du, ein Engeltraum,
Daß wir Sehnſucht lernen
Nach dem lichten Raum?

Wurdeſt Leier
Für der Liebe Leid,
Singſt der Seelen Feier
Nun im Federkleid?

Philomele,
Holdes Himmelskind,
Zarte Geiſterſeele,
Wie die Engel ſind!

O der Herzen
Goldner Leierklang!
Klinge, Luſt der Schmerzen,
Klinge laut, Geſang!

Klinge, Liebe,
Klinge, Sehnſucht, drein!
Funkelt, helle Triebe,
Hell wie Sternenſchein!

Stimmt Gesänge
Gleich der Nachtigall,
Und im Strom der Klänge
Flutet hin zum All!

An die Wehmut.

1813.

Du, die im Sternenschleier
Der Nächte wandeln geht,
Wo Traum und Ahnung freier
Um fromme Seelen weht,
Wo sich von grünen Grüften
Die grüne Hoffnung hebt
Und in den Himmelslüften
Mit Engeln selig schwebt,

Die dann um stille Seelen
Ihr zartes Dunkel spinnt,
Die Wunder zu erzählen,
Die hoch im Himmel sind,
Die dann die hellen Saiten
Des tiefsten Herzens rührt
Und durch die langen Zeiten
Die Geister wandeln führt —

Sei süß mir, o Huldinne,
Sei, Wehmut, mir gegrüßt!
Die mild durch alle Sinne
Gleich Himmelsquellen fließt,
Die Gram und heißes Sehnen
In sanften Schlummer lullt
Und in der Flut der Tränen
Ertränkt die bittre Schuld.

Dir will ich ewig danken,
Dir, meiner Nächte Lust,
Die weich mit Himmelsranken
Umflicht die wunde Brust,
Die süße Liebesworte
Mit Engeltönen singt
Und an der Himmelspforte
Der Sehnsucht Glocken ringt.

Dich will ich ewig loben,
Dich und die Schweſter dein,
Die Liebe, die nach oben
Auch lockt der lichte Schein,
Die Liebe, die auf Erden
Wohl nie Genüge find't,
Iſt traurig an Gebärden,
Gleich dir ein himmliſch Kind.

O bleibet, ſüße beide,
O bleibt mir ewig treu!
Daß fröhlich ich im Leide,
In Freuden traurig ſei.
Was flache Toren preiſen,
Das mag mein Glück nicht ſein,
Wo eure Sterne kreiſen,
Da kann ich ſelig ſein.

Aus ins Leben

aus meinem Nachtwächterhäuschen in Reichenbach.

1813.

1.

Still ſteht das Leben, es ſteht der Zorn der Männer gefeſſelt,
Durch der Könige Wort ruhet das Eiſen der Schlacht.
Ich auch ſitz' hier in Engen, an Reichenbachs bröcklichte Mauer
Lehnt ſich das Häuschen, wo Streit kaum mir ein Stübchen gewann.

2.

Denn zwei Stunden wohl war ich gelaufen von einem zum andern,
Hatte mit Worten genug, faſt mit den Fäuſten gekriegt,
Bis ich den Käfig errang, der reinlich und heiter und ſtill iſt:
Hat er der Fliegen zuviel, hat er des Lichts doch genug.

3.

Neu iſt begonnen der Krieg, ich nehm' ihn als frohe Bedeutung
Gerne des größeren an; Friede das klänge wie Tod:
Erſt ein ruſſiſcher Oberſt, der wollte mich trotzig verdrängen,
Dann ein Koſakenmajor — Was ich erſtritten, blieb mein!

4.

Iſt denn Stillſtand, bleibt es auch ſtill um mein einſames Häuschen,
Laſſ' ich das Leben ſo gehn — auch die Gedanken ſtehn ſtill.
Zukunft, dich fraget nicht gern in ſolchen Zeiten die Seele;
Darum, Vergangenheit, komm! Sei mir, Erinnrung, gegrüßt!

5.

Als man ſechzig und neun zu ſiebzehnhundert geſchrieben
Nach unſers Herrn Geburt, ſah ich das Licht dieſer Welt,
Hinter dem Korſen vier Monde, dem auch dies Quartier ich verdanke;
Anderswo ſäß' ich gewiß, trieb' er nicht alſo die Welt.

6.

Fröhliche Zeit! Es war der zweite heilige Chriſttag,
Als meinem Vater die Poſt ſcholl: Noch ein Knäbchen iſt da!
Glückliche Zeit! Es war die ſechſte Stunde des Abends,
Wo in der ſüdlichen Welt alles zur Wonne ſich ſchickt.

7.

Himmliſcher Vater, o nimm den Dank für das ſelige Leben!
Zwar nicht Karneval ſtets, doch hat's der Masken genug
Und in den Masken der Freuden genug, und ſelbſt in den Wechſeln
Schwebt nicht dein liebender Geiſt immer als Spieler mit drein?

8.

Wo ich geboren bin? Am Ufer des Baltiſchen Meeres
Lullte die ſauſende Flut mich als mein Wiegenlied ein.
Sei mir, mütterlich Land, ſei freundlich gegrüßet, o Rügen!
Liebliche Inſel, wohin ewig die Liebe ſich ſehnt.

9.

Sei auch du mir gegrüßt, o Schoritz, am luſtigen Buſen
Stillerer Wellen, du Sitz, wo ich die Kindheit durchſpielt!
Du auch, Dumſevitz; beide mit grünenden Hainen und Fluren
Und mit den Hügeln, die einſt maß ſich zu Bergen das Kind.

10.

Grüß' ich euch, grüßt' ich nicht auch die himmliſchen Seelen der Liebe,
Freundliche Eltern, nicht euch eher als Land und als Meer?

Denn was Gutes ich bin, was Frohes ich Froher gefunden,
Habet des Dank! Denn von euch kam mir der Segen nächſt Gott.

11.

Karnevalsgabe begrüßten mich einſt die fröhlichen Menſchen,
Mich als ein feſtliches Kind, Feſtliches dachten ſie auch:
Daß ich würde Geſpenſter erſchaun und Traumbilder deuten,
Und daß ein luſtiger Sinn würde ſich helfen hindurch.

12.

Auch um den Namen war Streit, als wäre das Kleine was Großes:
Ernſt, rief die Mutter, er heißt Philipp, klang, Vater, dein Wort.
Mutter, du ſiegteſt, auch hat das Geſchick in dem Ernſt mir der ſchweren
Vollen Bedeutung genug, oft faſt zu viel gelegt.

13.

Und ich ſpielte zwölf Jahre und lernte mit fröhlichem Mute,
Worin uns Himmel und Meer, Hügel und Tal unterweiſt,
Wodurch der fabelnde Mund der Mutter, der fromme des Vaters
Lehren, was künftig wird ſein, weil es das Ewige iſt.

14.

Dann kamen Meiſter des Wiſſens, es ſchwebten fünf andere Jahre
Leichter als Träume dahin — o die glückſelige Zeit!
Und es rühmten mich alle die Meiſter, mich lobten die Eltern,
Und bei den Nachbarn ſelbſt hieß ich ein ſittiges Kind.

15.

Darauf die feurige Zeit, wo heiß zwiſchen Schmerzen und Freuden
Kindheit und Jugend ſich trennt und der Gedanke beginnt.
Was gedenk' ich hartſeliger Kämpfe und ſchlafloſer Nächte?
Was meiner Tage voll Mühn, Mühen, die ſelber ich ſchuf?

16.

Was ich wollte, das wußte ich nicht und weiß es auch heut kaum,
Doch ich vollbrachte mit Ernſt, was mir der Buſen gebot:
Trotz war mein herber Geſell, und eiſerner Stolz war mein Wächter,
Mann ſein mein höchſtes Gefühl — Würdeſt du ſo doch, Mann!

17.

Und es ging mir die Liebe vorbei, die Wolluſt, die Freude
Manchen mühſeligen Tag, manche durchkämpfte Nacht,
Und ich erſchuf nichts, erfand nichts, empfand kaum, was ich empfunden,
Dachte kaum, was ich gedacht, ſchien nur von Träumen ein Traum.

18.

So flohen wieder neun Jahre dahin — o nein! Wie Soldaten
Gleichen geſchloſſenen Schritts zogen ſie langſam dahin,
Wo nicht die Jugend zuweilen dazwiſchen ein luſtiges Spiel trieb,
Doch ward ihr jegliches Spiel bei mir gebührlich gebüßt.

19.

Denk' ich nun alles zurück, ſo kann ich nicht traurig, nicht froh ſein:
Gott hat es alſo gewollt; darum auch mußt' ich es tun.
Will ich mir's deuten, ich weiß, die eigene Deutung wird Torheit,
Bleib' es denn Rätſel, wie ſelbſt, Leben, ein Rätſel du biſt.

20.

Träumend ſo naht' ich dem dreißigſten Lenz um wenige Jahre,
Als wie die Nacht vor dem Blitz plötzlich das Dunkel mir wich,
Als mir ein Saitenſpiel klang durch alle Nerven des Buſens,
Durch jeden Porus ein Strahl leuchtete göttlichen Lichts.

21.

Das war Leben, das zweite, das rechte Leben im Aufgang,
Das war Liebe, ſie iſt ja mit dem Leben nur eins.
Und ich fühlte den Mann und träumte die männlichen Dinge,
Doch wie ich ſelber ein Mann wurde, das dacht' ich nicht mehr.

22.

Gleichwie die Schwinge des Vogels der Morgenröte entgegen
Trägt das fröhliche Herz, trägt den hellen Geſang,
Wiegt' ich auf fröhlichen Fittichen auch mich hin durch die Lüfte,
Und wie mit Äther gefüllt ſchwoll mir die ſelige Bruſt.

23.

Und nun riß mich der Gott, der mutig mich weckte zur Freude,
Friſch in das Leben hinein, Hoffnung und Glaube ging mit;
Und ich beſchaute die Städte und Länder und Sitten der Menſchen,
Hatt' ich ja lange genug einſam mich ſelbſt nur beſchaut.

24.

Und nun ward mir's hell um die Augen, die drinnen und draußen
Schaun das lebendige All, ſchauen den ewigen Gott,
Und es deuchte mir alles, als hätt' ich es längſt ſchon erkundet,
Und ich ſprach bei mir ſelbſt: Wunder! Was iſt denn der Menſch?

25.

Und ich fiel in den Staub und reckte die Hände gen Himmel:
Sieh mich! Hier kniet vor dir dankend ein glücklicher Menſch,
Was ich mit Arbeit geſucht in langer Zeit und nicht funden,
Gibſt du mir, gnädiger Gott, jetzund auf einmal von ſelbſt.

26.

Darauf drückt' ich ein Weib mir lieb an den liebenden Buſen,
Und ich freute der Luſt, freute der Liebe mich ſehr,
Und ich pries die Geſtirne, die ſeligen, droben am Himmel,
Und was auf Erden ſo ſchön ſprießt und grünet und blüht.

27.

Und ich dachte: Nun rollet nur hin und kehret nicht wieder,
Jahre! Du, Leben, ſo mit! Kehre auch du nicht zurück!
Denn das Unſterbliche hatt' ich und hab' ich und werde es haben.
Mutig, ihr Götter! Nun blitzt! Schon bin ich Blitzen zu hoch!

28.

Und ſie blitzten — es ſank mein zärtliches Weib in die Grube,
Schlummert den ſchweigenden Schlaf lange mit Schlafenden ſchon.
Sie entſchlief, als den Sohn ſie geboren, die herrliche Gabe,
An ſeinem neunten Tag ward ſie als Leiche beklagt.

29.

Und ich grämte mich ſehr und weinte Monden und Jahre,
Doch mit dem Lichte hinfort ging auch durch Trauer mein Pfad,
Denn ich hatte die Götter geſehn, den Himmel empfunden,
Über die Blitze hinaus hatt' ich mein Leben geführt.

30.

Und nun kam mir die zweite, die tiefere, ſtillere Schwermut,
Kam mir ein höherer Traum, welcher mich nimmer verläßt.

O ſein Daſein iſt ſüß, jetzt ſeh' ich Geſpenſter und Geiſter,
Nebel ſteht dick in dem Tal, doch auf den Bergen iſt Glanz.

31.

Und ich war rüſtig in Gram und tapfer in männlichen Tränen,
Und ein beweglicher Stahl ſchmolz ſich mir weich um die Bruſt,
Mühe ward fröhliches Spiel und Arbeit lächelnde Freude,
Leben und Schickſal zugleich ſah ich in Liebe verklärt.

32.

Jetzt erſt lernt' ich, was hell durch alle Geſchichten erklinget,
Jetzt erſt ſah ich dein Bild, männliche Tugend, enthüllt:
Wofür Herkules drang durch Plagen und Kämpfe zu Göttern,
Wofür Hermann ſein Schwert bergender Scheide entriß.

33.

Und ich tat ihn, den Schwur der höchſten, heiligſten Liebe,
Legte die Hand auf das Herz, wandte zum Himmel den Blick,
Nie zu vergeſſen das Land, wo Ja einſt Eide gegolten,
Nie zu vergeſſen den Glanz, der auf Germanien ruht.

34.

Denn nach traurigem Schlaf, der trübliche Jahre verdämmert,
Weckte in Wetter und Sturm Gott der Gewaltige uns;
Daß wir wieder gedächten der glorreichen Ehren der Väter,
Hob ſich ein wilder Tyrann, Geißel des Himmels, empor.

35.

Wütend hat er die Völker von Kriegen zu Kriegen getrieben,
Miſchend den hölliſchen Trug ſchlau mit dem himmliſchen Schein,
Hat er die Menſchenſitze, die Menſchengedanken erſchüttert,
Bis aus dem wüſten Gewirr herrliche Freiheit erblüht.

36.

Ja ſie wird blühen, ſo klingt's von Gott mir innerſt im Buſen,
Liegen im Staube wird bald Lügen und Lügengezücht,
Stehen wird wieder Germaniens Kraft in Ehren und Waffen,
Wann mit dem modernden Schutt weichliche Schande verſank.

37.

Dies hat hell mir geklungen, dies hab' ich geſehnt und getrauet,
Flüchtling zu Waſſer und Land, Flüchtling in Not und Gefahr,

Hiefür hab' ich am Mälare oft, am Strande der Newa
Nächtlicher Beter zum Licht flehende Hände gestreckt.

38.

Hiefür hab' ich die Segel den trügrischen Winden gespannet,
Habe mit Rädern den Staub fernester Straßen erregt,
Hiefür sitz' ich nun hier im engen, einsamen Stübchen. —
Dank dir, allmächtiger Gott, für den allmächtigen Zorn!

39.

Denn die Räder der Seele, sie rollen in herrlichen Kreisen,
Und in die Segel der Brust brauset ein mutiger Wind,
Daß ich mag sagen: Glückseliger Mann, der solches empfunden!
Denn wer nicht liebet und haßt, lebt den erbärmlichsten Tod.

40.

Still steht das Leben, es steht der Zorn der Männer gefesselt,
Und durch der Könige Wort ruhet das Eisen der Schlacht.
Ich auch sitz' hier in Engen, an Reichenbachs bröcklichte Mauer
Lehnt sich das Häuschen, wo Streit kaum mir ein Stübchen gewann.

41.

Bin ich nicht glücklich? Das Rad Fortunens, das auf und hinab mich
Also gerollt bis hieher, rollt ja den Größten auch so.
Gab nicht auch das mir die Zeit, die Feigen nur Großes genommen,
Daß ich die Nichtigkeit ganz fühle bis tief in ihr Nichts?

42.

Bin ich nicht glücklich? Wie stehn in Kraft die mächtigen Berge
Fern in dem dämmernden Blau, Lehrer des Ewigen, da!
Scheint nicht freundlich der Mond, der liebende Hort, durch mein Fenster?
Leuchten die Sterne nicht lieb hier wie im Königspalast?

43.

Bin ich nicht glücklich? Ich lernte durch Not das meiste entbehren,
Doch was mein Busen geliebt, hab' ich mir nimmer versagt;
Da bin ich Königen gleich und Kaisern, die Herrlichstes wagen,
Da steht mein herrischer Thron fester gebaut als Demant.

44.

Bin ich nicht glücklich? Ich halte die grünende, bräutliche Hoffnung,
Nehme sie stolzen Vertrauns mit mir hinab in das Grab:
Siegen wird Wahrheit und Recht und fallen die prunkende Lüge —
O ich glückseliger Mann! Solches hat Not nicht gelehrt.

45.

Solches hast du mir gelehrt, du Walter auf himmlischen Höhen,
Solches erlauscht' ich von dir, wehender, liebender Geist,
Welcher die Sterne durchweht, die Brüste der Menschen durchleuchtet,
Dir muß ich knien — Gebet, werde ein jauchzendes Lied!

46.

Bin ich nicht glücklich? Auch selbst wenn der Kampf, den wir ritterlich streiten,
Mich mit den Besten zugleich risse hinweg von der Bahn?
Diese Glückseligkeit steht Tyrannen nimmer erreichlich,
Nur zu der Hölle hinab recken sie mordisch die Hand.

47.

Seh' ich nicht leuchten das Rot der herrlichen Zukunft der Zeiten?
Grünt mit der Jugend der Welt nicht auch die meinige frisch?
Zahlt für des zwanzigsten Jahrs und dreißigsten Jahres Entbehrung,
Gnädige Götter, den Zins ihr nicht im vierzigsten reich?

48.

Blüht mir die Blume der Lust nicht lieblich in himmlischen Träumen,
Wie sie im sechzehnten Jahr kaum aus der Knospe geblüht?
Schlingt um das dünnere Haar die Liebe nicht leuchtende Rosen,
Jene, die stolzer besitzt, weil sie Besitzes entbehrt?

49.

So, ihr Höchsten, erfüllt ihr jeglichem, was ihr gelobet,
Liebe hält ewig ihr Wort, Liebe und Glaube, die zwei:
Fasse, Pygmalion, brünstig den Stein und hauche die Seele
Immer und immer darein — Sieh! Er erwacht zu Gefühl.

50.

Sei mir denn, niedriges Häuschen, gegrüßt und bröckelnde Mauer!
Auch wenn du bröckelst, Glück, welches dem Pöbel gefällt!
Siehe, ich rufe den Mond zum Zeugen und alle Geſtirne,
Daß ich kein anderes Los wahrlich mir wünſche denn meins.

51.

Rollt denn, ihr Räder, die weiter mich tragt, und flattert, ihr Segel!
Glaube und Liebe ſind mit, Zorn fliegt fröhlich voran,
Vaterland klinget der Ruf, die Freiheit ſchwebt wie ein Engel,
Schwingend den leuchtenden Kranz, über der ſtaubigen Bahn.

Lebenstraum

der Künftigen gemalt zu Reichenbach im Sommer 1813.

Still hält der Wagen, es ſtehn die Gedanken im rollenden Leben
Mit ihm ſtill und erbaun flugs ſich ein freundliches Neſt,
Sich und der Liebe ein Neſt, von längſt verſchienenen Jahren
Einen anmutigen Traum, welcher noch immer ſich träumt.
So iſt das Herz, im Getümmel begehrt es der friedlichen Stille,
Und aus der Stille ſogleich will es ins Wilde hinaus.
Wohl erkenn' ich hierin das wechſelnde Schickſal der Menſchen,
Wohl erkenn' ich hierin, wie es mir ſelbſt ergeht.
Schon iſt der Mittag des Lebens im Wechſel von Freuden und Leiden
Näher dem Untergang mir über die Scheitel gerollt,
Und von dem eignen Gemüt, von dem, was Gott aus der Höh' ſchickt,
Ward über Land, über Meer vielfach getrieben mein Lauf.
Doch der Wagen hält ſtill, flugs kommt mir Sehnſucht und Liebe
Und noch mit ihnen ein Bild, welches mich nimmer verläßt.
Haltet, Gedanken, denn ſtill und laſſet ein Hüttchen uns bauen,
Reinlich und dicht und bequem, ſicher wie niedriges Glück.
Wohin ziehen wir, Liebling? Wohin? Zur Inſel der Heimat?
Oder zum heiligen Rhein? Rede! Was liebeſt du meiſt?
Liebſter, antworteſt du mir, wie kann ich Unkundige wählen?
Schildre die Orte und dann frage dein Liebchen zuletzt;
Oder erwähle du ſelbſt: denn bauſt du das Häuschen in Wüſten,
Wird es mir wahrlich mit dir doch der glückſeligſte Ort.
Alſo zur Inſel der Heimat zuerſt — du liebliches Rügen,
Was meine Seele nur ſpinnt, knüpfet ſie immer an dich,

Freundliches Eiland im Meer voll frommer und gaſtlicher Menſchen,
Voll auch der Schönheit, die Gott über die Fluren geſtreut.
Hier an dem fernſten Gebirg' der öſtlichen Marken von Deutſchland
Grüß' ich die glückliche Zeit, die ſchon Vergangenheit heißt,
Jedes anmutige Tal und jedes umbrauſte Geſtade,
Jeglichen Hügel und Buſch, wo ich als Knabe geſpielt,
Über mir hebt aus dem Dunſt der blauen Dämmrung der Rieſe,
Welcher die Berge benennt, glänzend den Gipfel voll Schnee,
Aber ihn ſehe ich nur, euch fühl' ich mit Herzen und Seele,
Ferne Geſtade, wohin ewig die Sehnſucht entfliegt.
Jetzt ſind wir angekommen. — Es ſteigt in Mitte der größern
Inſel ein Inſelchen auf, ſtiller von Fluten umſpielt;
Pulitz heißt es, es war die Liebe des ſehnenden Jünglings,
Und wie ein ſeliger Traum ſchwebt es dem Manne noch vor.
Süß iſt das Eiland, geſchirmt durch Höhen und Wälder vor Stürmen,
Schauet es über das Land, über die Küſten hinaus
Fern auf das wogende Meer, wo Schiffe wie reiſende Vögel
Glänzender Fittiche Flug ſpreiten dem hauchenden Wind.
Aus dem Eden hinaus wie traulich ſchaut ſich's ins Wilde!
Aus der geſchirmten Hut in die umbrauſte Gefahr!
Siehe, ein grünes Juwel, vom Silber der Fluten umgoſſen,
Funkelt es hell wie das Licht, bräutlich und jugendlich ſchön.
Und wir bauen das Häuschen uns hin, das Neſtchen der Liebe,
Reinlich und dicht und bequem, ſicher wie niedriges Glück,
Hart am Haine der Eichen, der heiligen Bäume der Freiheit,
Wo ſich zum Süden hinab ſanfter das Inſelchen neigt.
Da erfaſſet uns nie der Samum des Landes, der Oſtwind,
Beißet der Nord uns nicht ſcharf, wann er mit Flocken erbrauſt.
Bald ergrünet daran ein Gärtchen voll luſtiger Bäume,
Wenige Jahre, ſo ſchwillt ſchon an den Zweigen die Frucht;
Früher umzieht deine Hand das freundliche Häuschen mit Blumen,
Unter den bunten erblühſt, Blume der Blumen, du ſelbſt.
Dies iſt gemacht für die Luſt, die ſpielend auf kindlichen Schwingen
Gleich einem Vögelchen gern tändelt dem Neſte zunächſt.
Treibet uns höherer Ernſt und tiefere Wehmut und Liebe,
Rauſchen die Eichen nicht fern und der beſchattende Hain,
Welche zum Himmel empor mit ahnenden Seelen entwehen,
Welche wie Geiſtergeſpräch liſpeln in Stille der Nacht,
Welche das ſüße Geheimnis bedecken errötender Küſſe
Und das Geflüſter, das hold ſäuſelt wie Taubengegirr.
Oder es locken die ſpielenden Wellen die ſpielenden Seelen
Oft ans Geſtade hinaus, und auf der rollenden Flut

Wiegen die Geister sich fort, sehnsüchtige Geister der Liebe,
Und an das klopfende Herz sinkt mir mein liebendes Weib.
Öfter noch lockt uns die Nacht zur seligen Feier der Sterne,
Und in den himmlischen Glanz müssen wir brünstig hinaus:
Daß uns der Wonnen so viel' der Geber des Guten beschieden,
Knien in Demut wir hin, Schweigen ist höchstes Gebet.

Willst du das Nützliche sehn, des gern der Mensch sich erfreuet
Und gespeiset von Gott dankende Hände erhebt,
Wandeln wir hin durch die Felder, die mäßigen Umfangs der Ähren
Uns und dem Kindlein genug tragen und kleinem Gesind';
Oder auch lustiger noch durchstreifen wir blumige Wiesen,
Wo uns die Herde der Hirt treibt entgegen dem Pfad;
Oder noch, wenn es dem Liebchen gefällt und linde die Luft geht,
Stoßen den Nachen wir ab hoch auf die wallende Flut,
Werfen das Netz nach dem Barsch und stellen dem Aale die Reusen,
Ködern die Angel dem Hecht, spießen bei Fackeln ihn auf.
Herbstlich auch bahnen wir uns mit schneidenden Messern die Steige
Labyrinthischen Laufs rings durch das Wäldchen hindurch,
Stellen die Schlingen mit Beeren drin auf den reisenden Vögeln;
So wird der Köchin in Not öfter ein Braten beschert.

Nun, was meinest du? Ist dies Leben nicht Freude und Liebe?
Sind nicht der Gaben von Gott, sind nicht der Wonnen so viel?
Nimmer welket noch altet das Herz, das Gott und Natur liebt,
Aber das Herz nur, das liebt, weiß auch von Gott und Natur.

Liebliches Putitz, du hast im Frühling Lieder der Schwäne,
Die sich in lenziger Luft sammeln ringsum auf der Flut,
Liebliches Putitz, du hast der Nachtigall Wundergesänge,
Hast den erhabnen Gesang immer, der brauset vom Meer:
Wohl ein Nestchen der Liebe, die einsam gerne und still wohnt,
Wohl für die Unschuld ein Sitz, welcher der Lärm nicht gefällt.
Doch bedarf der gesellige Mensch zuweilen des Menschen,
Doch bedarf er zu gehn aus ihm selber heraus.
Siehe, wir schirren den Wagen uns an und suchen uns Menschen,
Suchen auf andrer Flur andres Gesicht und Gefühl.

Herrlich raget nicht fern der Rugard, das Auge des Landes,
Wo in verdämmerter Zeit weiland die Herrscher gethront,
Bergen, das Städtchen daran, bewohnt von gastlichen Menschen,
Wo uns der redlichste Freund, wo uns der Bruder begrüßt;

Putbus im grünenden Schmuck der prangenden Hügel und Haine
Und der anmutige Vilm ſind nur zwei Stunden von uns:
O der Vilm, das liebe und ſüße Gedächtnis der Kindheit!
Wann die Mutter mit uns abendlich trat an das Meer,
Wo ich geboren bin, zu Schoritz, der freundlichen Stelle,
Wies ſie uns fern in der Flut ſeinen hochſchimmernden Hain.
Wollen wir weitere Fahrt, ſo winken uns Gräber der Helden,
Gräber der Väter, die ernſt mahnen an frühere Zeit,
Mahnen an tapfere Männer, die Freiheit mit Eiſen beſchirmten,
Die in dem Handſchlag die Treu' trugen, im Schwerte die Macht.
Siehe, du findeſt ſie rings auf der Inſel, die Mäler der Vorzeit,
Jenes Gigantengeſchlechts, welches die Zwerge erſtaunt,
Magſt du in Krakows Hain im Schauer der Gräber wandeln
Oder beim heitern Rambin ſehen die Hügel getürmt,
Mag dich auf Patzigs Höhn, auf Oſſians Campiſchen Heiden
Wehmut der nichtigen Zeit, worin du atmeſt, umwehn.
Locket dich weiter der Trieb, wir ſchaun das reizende Mönchgut,
Paradieſiſchen Sitz mitten in brauſender Flut,
Schauen das fruchtbare Land, wo ragt die alte Arkona,
Wo den Fürſten der See türmten Genoſſen das Grab.
Segeln nach Hiddenſee, der Heimat friedlicher Menſchen,
Welche auf ſtürmiſchem Meer ſtellen den Fiſchen den Tod,
Weiterhin lockt uns der Hain, der ſchauerlich düſter den See*) ſchwärzt,
Den mit dem Kühegeſpann Hertha, die Göttin, befuhr, —
Wo von der Stubbenkammer herab der Blick auf dem Meere
Zahlloſe Segel erſpäht, weißes Geflügel der See,
Wo ſich die hohe Natur ein ewiges Denkmal gegründet,
Königſtuhl nennt es das Volk, weil ſich der König der Welt,
Weil ſich der Menſch, im Graun von Himmel und Erde verſinkend,
Aus der Anbetungen Staub fliegend zu Sternen erhebt.
So hat der himmliſche Vater uns gnug des Glücks und der Schönheit
Hier mit dem luſtigen Saum rauſchender Wogen umfaßt;
So verrollt ſich im wechſelnden Tanz der blühenden Horen
Fröhlich das Leben, doch rollt nimmer die Liebe ſich ab.

Wählſt du das Eiland, ſprich, das Stillen geziemt und Zufriednen?
Oder gefällt es dir mehr, wo es lebendiger iſt?
Dann komm mit mir zum Rhein, zum heiligen Strom der Germanen,
Wo an den Ufern der Glanz blühender Reben ſich hebt,

*) Wo Hertha fuhr, ſoll die Geſchichte wohl ſchweigen; die Fabel hat ſie auch in dieſen prächtigen Buchenhain hingeſpielt.

Wo sich mit lichterem Blau ein milderer Himmel erwölbet,
Wo sich ein reges Geschlecht fröhlicher Menschen bewegt.
Dort ein Hüttchen gebaut, von grünenden Ranken umwunden,
Wovon der Weinstock oft Trauben ins Fenster dir senkt;
Dort uns Bäume gepflanzt und duftige Blumen gepfleget,
Dunklere Lauben gewölbt, welche der Mond nur durchscheint,
Welche die Nachtigall sucht für einsame Klagen des Abends:
Mond und Nachtigall sind liebenden Seelen vertraut.

O der zu glückliche Traum! Schon hör' ich's trommeln und blasen:
Das klingt Reise und Krieg, selige Stille, fahr wohl!
Her rollt der Wagen, es fliegen dahin die frommen Gedanken,
Alles wird wild um mich her, alles wird wilder in mir;
Sausender rollt auch das Rad des Glückes heute denn jemals
Hin auf dem schlüpfrigen Pfad ewig begossen mit Blut.
O der zu glückliche Traum! Wo fänden wir trauliche Stätte,
Welche nicht Schrecken und Wut mordischer Waffen umtost?
Dienstbar trauert der Rhein, der heilige Strom der Germanen,
Und auch mein heimisches Land heißet noch heute nicht frei;
Rings tobt Trug und Gewalt, ein grimmer Tyrann schwingt die Geißel,
Könige stehen gebückt, staunend gehorchet das Volk.

Hat wohl dein liebender Freund, wohin er das Haupt mag legen,
Flüchtig, geächtet, weil Recht besser als Lug ihm gefiel?
Findet er jemals die Ruh'? Die Ruh' des engeren Lebens?
Findet er jemals die Ruh' träumender Sehnsucht mit dir?
Sicher ist nichts, kein Thron und Palast, kein Berg und kein Eiland,
Sicher ist nichts als allein, was nicht Besitzes bedarf.
Dies laß uns halten, was tief im innersten Busen uns brennet,
Dies, was mit kühner Gewalt ferneste Fernen verknüpft.
Siehe! Das Häuschen, es steht, die Laube grünt und der Garten,
Mondstrahl schimmert darauf, Nachtigall klinget darin —
Erde vergeht, und Irdisches flieht, o laß uns den Busen
Dehnen zum himmlischen Raum, welcher es alles umfaßt.

Der Freudenklang.

1813.

Durch Deutschland flog ein heller Klang
Vom Süden bis zum Norden,
Ein Ehrenklang, ein Freiheitsklang
Ist laut geklungen worden:

Der Wütrich iſt gefallen,
Durch Gott den Herrn gefallen,
Mit ſeinen Henkerhorden.

Drum auf, ihr Männer! Auf ins Feld!
Drum auf, ihr deutſchen Brüder!
Die Böſen hat der Herr gefällt,
Ihr Glück erſteht nicht wieder —
Drum auf mit Jubelſchalle!
Und ruft und ſchwöret alle:
Wir ſind und bleiben Brüder.

Nicht Bayern und nicht Sachſen mehr,
Nicht Öſtreich und nicht Preußen,
Ein Land, ein Volk, ein Herz, ein Heer,
Wir wollen Deutſche heißen;
Als echte deutſche Brüder
Haun wir die Räuber nieder,
Die unſre Ehr' zerreißen.

In gleicher Liebe feſt und treu,
In einem Bund geſchloſſen,
Ihr Welſchen, ziehen wir herbei
Mit Männern und mit Roſſen:
Wie Herbſtesſtürme brauſen
Und wilde Meere ſauſen,
So kommen wir gefloſſen.

So kommen wir, ſo brauſen wir
Und ſchwören rote Rache,
Und Gott der Herr iſt mit uns hier
Und hält die gute Sache;
Der Herr der Himmelsſcharen
Wird Recht und Licht bewahren,
Vor ihm erliegt der Drache.

Mit dieſem Glauben ziehn wir aus
Als rechte deutſche Brüder,
In Deutſchland ſtand der Freiheit Haus,
Wir baun es tapfer wieder,
In Fahr und Todesflammen
Wir baun es kühn zuſammen,
Kein Teufel reißt es nieder.

Einladung zum Tanz.

1813.

Das Schwert iſt geſeget,
Der Säbel iſt blank,
Der Speer iſt umleget
Mit Stahl breit und lang,
Der Mut iſt gewetzet,
Das Herz ſich erletzet
Mit Trommeln und Pfeifen
Im kriegriſchen Klang.

Nun her, ihr Franzoſen!
Hieher in das Feld!
Hier tanzet auf Roſen!
Muſik iſt beſtellt;
Schon klingen die Saiten
Des Reigens von weitem;
Verſuchet, wer heute
Den Vortanz erhält.

Die Braut heißet Ehre,
Sie führet den Tanz
Und ſchreitet dem Heere
Voran mit dem Kranz;
Sie mahnet zur Rache
Für heilige Sache
Und hat ihn gefärbet
Mit blutigem Glanz.

Das Brautmädchen ſpringet
So tapfer daher,
Heißt Freiheit und ſchwinget
Den mächtigen Speer;
Sie kann nicht erbleichen,
Auf Trümmern und Leichen
Da führt ſie als Heldin
Das vorderſte Heer.

Drum friſch, Kameraden!
Wer greifet den Kranz?
Seid alle geladen
Zum Spiel und zum Tanz;

Die Trommeln erklingen,
Die Fahnen ſich ſchwingen —
Juchheiſa! Juchheiſa!
Zum luſtigen Tanz!

Gottes Gericht.

1813.

Es wirbeln die Trommeln: Heraus! Heraus!
Der Feind iſt vergangen mit Mann und Maus,
Da liegt er zerſchmettert durch Gottes Hand,
Und ſeine Gebeine bedeckt kein Sand.

Die Raben, ſie krächzen, die Krähen ſind laut,
Der Winter hat Brücken von Eis gebaut,
Der Hunger iſt bitter und tief der Schnee —
Was will das bedeuten? O weh! O weh!

Vierhundertmaltauſend zu Roß und Fuß
Gingen über die Weichſel, den Niemenfluß,
Vierhundertmaltauſend — o welch ein Heer!
Gott hat ſie zerſtört und der Ruſſen Wehr.

Napoleon hat auf den Teufel gebaut,
Alexander der Kaiſer hat Gott vertraut,
Die Franzen verehrten Wolluſt und Geiz,
Die Ruſſen verehrten das heilige Kreuz.

Die Franzen, ſie prahlten im trotzigen Mut,
Die Ruſſen, ſie brannten von frommer Glut,
Die Franzen, ſie ſtritten für Lug und Wind,
Die Ruſſen, ſie ſtritten für Weib und Kind.

Drum wurden die Franzen wie Sand verweht,
Wann Sturmwind hinunter-, hinübergeht;
Ihr Grab iſt das Waſſer, der Schnee ihr Bett,
Sie machen die Wölfe und Raben fett.

Es wirbeln die Trommeln: Heraus! Heraus!
Zum Kriege der Rache ins Feld hinaus!
Die Franzen ſie fliehen! Friſch hinterdrein!
Wer wollte wohl heute der letzte ſein?

Auf! Frische Gesellen! Und greift die Wehr!
Auf! Über die schnöden Banditen her!
Färbt Lanzen und Schwerter im Blute rot
Und schlaget die Schelmenfranzosen tot.

So hetzet sie munter zum Rhein, zum Rhein,
Und über den Rhein und über den Rhein;
Wo Worte der Treue der Deutsche spricht,
Da wohne französische Lüge nicht.

Die Raben sie krächzen, die Krähen sind laut,
Der Winter hat Brücken von Eis gebaut,
Der Hunger ist bitter und tief der Schnee —
Was will das bedeuten? O weh! O weh!

Wer ist ein Mann?

1813.

Wer ist ein Mann? Wer beten kann
Und Gott dem Herrn vertraut;
Wann alles bricht, er zaget nicht:
Dem Frommen nimmer graut.

Wer ist ein Mann? Wer glauben kann
Inbrünstig, wahr und frei;
Denn diese Wehr bricht nimmermehr,
Sie bricht kein Mensch inzwei.

Wer ist ein Mann? Wer lieben kann
Von Herzen fromm und warm:
Die heil'ge Glut gibt hohen Mut
Und stärkt mit Stahl den Arm.

Dies ist der Mann, der streiten kann
Für Weib und liebes Kind;
Der kalten Brust fehlt Kraft und Lust,
Und ihre Tat wird Wind.

Dies ist der Mann, der sterben kann
Für Freiheit, Pflicht und Recht:
Dem frommen Mut deucht alles gut,
Es geht ihm nimmer schlecht.

Dies ist der Mann, der sterben kann
Für Gott und Vaterland,
Er läßt nicht ab bis an das Grab
Mit Herz und Mund und Hand.

So, deutscher Mann, so, freier Mann,
Mit Gott dem Herrn zum Krieg!
Denn Gott allein kann Helfer sein,
Von Gott kommt Glück und Sieg.

Die Leipziger Schlacht.

1813.

Wo kommst du her in dem roten Kleid
Und färbst das Gras auf dem grünen Plan?
Ich komm' aus blutigem Männerstreit,
Ich komme rot von der Ehrenbahn.
Wir haben die blutige Schlacht geschlagen,
Drob müssen die Mütter und Bräute klagen,
Da ward ich so rot.

Sag' an, Gesell, und verkünde mir,
Wie heißt das Land, wo ihr schlugt die Schlacht?
Bei Leipzig trauert das Mordrevier,
Das manches Auge voll Tränen macht,
Da flogen die Kugeln wie Winterflocken,
Und Tausenden mußte der Atem stocken
Bei Leipzig der Stadt.

Wie heißen, die zogen ins Todesfeld
Und ließen fliegende Banner aus?
Es kamen Völker aus aller Welt,
Die zogen gegen die Franzosen aus,
Die Russen, die Schweden, die tapfern Preußen
Und die nach dem glorreichen Östreich heißen,
Die zogen all aus.

Wem ward der Sieg in dem harten Streit,
Wem ward der Preis mit der Eisenhand?
Die Welschen hat Gott wie die Spreu zerstreut,
Die Welschen hat Gott verweht wie den Sand;

Viele Tausende decken den grünen Rasen,
Die übriggebliebnen entflohen wie Hasen,
Napoleon mit.

Nimm Gottes Lohn! Habe Dank, Gesell!
Das war ein Klang, der das Herz erfreut!
Das klang wie himmlische Zimbeln hell,
Habe Dank der Mär von dem blutigen Streit!
Laß Witwen und Bräute die Toten klagen,
Wir singen noch fröhlich in spätesten Tagen
Die Leipziger Schlacht.

O Leipzig, freundliche Lindenstadt,
Dir ward ein leuchtendes Ehrenmal:
Solange rollet der Jahre Rad,
Solange scheinet der Sonnenstrahl,
Solange die Ströme zum Meere reisen,
Wird noch der späteste Enkel preisen
Die Leipziger Schlacht.

Der tapfre König von Preußen.

1813.

Der König von Preußen zieht reisig aus
Mit dreimalhunderttausend Mann.
Sie sehen so lustig und freudig aus,
Daß er die Welt wohl bezwingen kann;
Und wie zu dem Zuge die Trommel klingt,
Und wie in dem Zuge die Fahne wallt,
Einem jeden das Herz in dem Leibe springt,
Einem jeden der Mund nur von Freuden schallt!
Heididei! Dideldei! Dideldei! Dideldei!
Einem jeden der Mund nur von Freuden schallt.

Bei Lützen sie hielten die erste Schlacht,
Da blühten die Maiblumen blutigrot,
Da schläft wohl mancher, der nie erwacht,
Ein fauler Langschläfer ist der Tod.
Doch schliefen die Burschen gar lustig ein,
Ein jeder nahm drei der Franzosen mit —
Sie schlugen wie Donner und Wetter drein
Mit Sturmeswut und im Sturmesschritt:
Heididei! Dideldei! Heididei! Dideldei!
Mit Sturmeswut und im Sturmesschritt.

An der Katzbach auch hatt' es gar heißen Strauß,
Da jagte der Blücher den Macdonald,
Da riſſen die Welſchen wie Haſen aus,
Weil der alte Herr ſo gewaltig knallt';
Da deckten zehntauſend den grünen Plan,
Und zwanzigtauſend ſtreckten's Gewehr,
Viele Tauſende ſchwammen die naſſe Bahn
Des Stromes als Leichen hinab zum Meer:
Heididei! Dideldei! Heididei! Dideldei!
Des Stromes als Leichen hinab zum Meer.

In Böhmen bei Kulm in den Bergeshöhn —
Hei vivat, mein König! Mein Siegesheld! —
Da haſt du den giftigen Ratten ſchön
Die mordliche Falle gar fein geſtellt.
Sie liefen mit gierigem Stolz hinein,
Der Rattenkönig Vandamme voran,
Bald klang's dir luſtig von groß und klein:
Er hat ſie gefangen mit Maus und Mann!
Heididei! Dideldei! Dideldei! Dideldei!
Er hat ſie gefangen mit Maus und Mann.

Auch taten's deine Preußen bei Dennewitz,
Heididei! Dideldei! Dideldei! Dideldei!
Da mißte der Mareſchall Ney den Witz
Und lief wie ein Toller Berlin vorbei.
Herr Marſchall, Herr Marſchall, wo wollt Ihr hin?
Gen Süden liegt nimmer die Königsſtadt,
Gen Norden zu reiſet Ihr nach Berlin!
Doch er hört nicht und läuft wie ein Wagenrad.
Heididei! Dideldei! Dideldei! Dideldei!
Doch er hört nicht und läuft wie ein Wagenrad.

Bei Leipzig ſie hielten den letzten Tanz,
Der Franzoſenkehraus der ſollt' es ſein.
Drei Tage ward getanzt, ſie verſpielten's ganz,
Achtzigtauſend nur flohen lebendig zum Rhein,
Achtzigtauſend von dreihunderttauſend Mann,
Die übrigen tot und gefangen all.
Alle Welt lobt den König, den tapfern Mann,
Und der alte Blücher ward Feldmarſchall:
Heididei! Dideldei! Dideldei! Dideldei!
Und der alte Blücher ward Feldmarſchall.

Drum vivat der König von Preußen, der Held!
Drum vivat der Blücher, der Feldmarschall!
Sie säeten Kugeln wie Erbsen ins Feld
Und spielten zum Tanz mit Kanonenknall.
Auch vivat der Bursche, der flink hinterdrein
Frisch folgte dem König, dem Feldmarschall.
Bald singen wir Heidideidei! am Rhein
Und treiben nach Frankreich die Jagd mit Schall:
Heididei! Dideldei! Dideldei! Dideldei!
Und treiben nach Frankreich die Jagd mit Schall.

Das Lied vom Feldmarschall.

1813.

Was blasen die Trompeten? Husaren, heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus,
Er reitet so freudig sein mutiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein,
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein.

Der Mann ist er gewesen, als alles versank,
Der mutig auf gen Himmel den Degen noch schwang,
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
Den Welschen zu weisen die deutscheste Art.

Den Schwur hat er gehalten. Als Kriegsruf erklang,
Hei! wie der weiße Jüngling in 'n Sattel sich schwang,
Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernen Besen das Land rein gemacht.

Bei Lützen auf der Aue er hielt solchen Strauß,
Daß vielen tausend Welschen der Atem ging aus,
Daß Tausende liefen dort hasigen Lauf,
Zehntausend entschliefen, die nimmer wachen auf.

Am Wasser der Katzbach er's auch hat bewährt,
Da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt:
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab!
Und nehmt, Ohnehosen, den Walfisch zum Grab.

Bei Wartburg an der Elbe wie fuhr er hindurch!
Da ſchirmte die Franzoſen nicht Schanze noch Burg,
Da mußten ſie ſpringen wie Haſen übers Feld,
Hinterdrein ließ erklingen ſein Huſſa! der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzoſen das Glück und die Macht,
Da lagen ſie ſicher nach blutigem Fall,
Da ward der Herr Blücher ein Feldmarſchall.

Drum blaſet, ihr Trompeten! Huſaren, heraus!
Du reite, Herr Feldmarſchall, wie Winde im Saus!
Dem Siege entgegen, zum Rhein, übern Rhein!
Du tapferer Degen, in Frankreich hinein!

Das Lied vom heiligen deutſchen Lande.

1813.

Es klang von hohen Ehren
Ein heller Wunderklang,
Wie längſt verſchollne Mären
Er durch die Seelen drang,
Wie Waſſer aus den Tiefen
Zum Himmel ſchäumend ſprühn,
Wie Geiſter, welche ſchliefen,
Die Mitternacht durchziehn.

So faßt' es alle Herzen,
So klang's durch jede Bruſt,
Voll heißer Weheſchmerzen,
Voll heißer Wonneluſt;
Wie Menſchen in Gewittern
Den Glanz des Höchſten ſehn,
Mit Freude und mit Zittern
In ſeiner Macht vergehn.

Denn Gott, der alte Retter,
Der droben wandeln geht,
Erſchien in Blitz und Wetter
In hehrer Majeſtät;
Als Richter wollt' er kommen
Herab vom Himmelreich,
Drum freut euch all ihr Frommen,
Ihr Frevler, werdet bleich.

Wer kann die Taten ſprechen,
Die Gott der Herr getan,
Wodurch er Schanden brechen
Und Ehren lohnen kann?
Wer zählt die edlen Toten,
Die trotzig auf das Kreuz
Sich kühn zur Sühnung boten
Im ſüßen Himmelreiz?

Wer zählt die Wundertaten,
Die Preiſe mannigfalt,
Die alſo ſchön geraten
Durch Gottes Allgewalt?
Der Wahn iſt nun zerſtoben,
Zermalmt die Tyrannei,
Der Menſch blickt hin nach oben
Und jauchzet: Wir ſind frei!

Das war der Klang der Ehren,
Das war die Wunderzeit,
Die, ſelig im Gebären,
Sich ihrer Wehen freut:
Das brauſet in den Tiefen,
Das blitzt am Firmament,
Die Geiſter, welche ſchliefen,
Jetzt jedes Kind erkennt.

Sie ſchreiten ſchön gerüſtet
Daher im Himmelſchein,
Und jedes Herz gelüſtet
In ihrer Schar zu ſein;
So wie die Kindlein eigen
Der lieben Mutter ſind,
Naht ihnen frommes Neigen
Ein jedes Menſchenkind.

Der erſte iſt der Glaube,
Er trägt den Kreuzesbaum
Und blicket von dem Staube
Hinauf zum Sternenraum:
Hienieden iſt ſein Sehnen
Und ſeine Freude nicht,
Der Himmel nur lockt Tränen
Von ſeinem Angeſicht.

Von allen Himmelsbräuten
Das allerſchönſte Kind
Geht Hoffnung ihm zur Seiten,
Gar lieblich, zart und lind:
Sie weiß nichts von der Erden
Noch von der Erdenfreud',
Will gern ein Engel werden
Und trägt ein grünes Kleid.

Die dritte heißt die Liebe,
Trägt einen Dornenſtrauch
Und ſaugt mit ſüßem Triebe
Der roten Roſen Hauch:
Sie meldet, daß im Leide
Die höchſte Wonne blüht,
Drum Wehmut mit der Freude
Ihr als Geleite zieht.

Es wandeln ſtill und leiſe
Die Himmelsboten drei,
Gar hold iſt ihre Weiſe
Wie Kinderſpiel im Mai,
Sie ſpielen tauſendfaltig
Dahin im Ernſt und Scherz,
Daß Gottes Kraft gewaltig
Entflammt das Menſchenherz.

Und mit Poſaunenſchalle
Ertoſt es durch die Welt:
Ihr Völker, kommet alle!
Gott führet an, der Held.
Hinein, hinein mit Freuden!
Hinein ins blut'ge Feld,
Für Recht und Licht zu ſtreiten!
Gott führet an, der Held.

Du haſt es wohl vernommen,
Mein heil'ges deutſches Land;
Du Vaterland der Frommen,
Nach Helden viel genannt,
Du zogſt den kühnen Degen
Mit Gott für heil'gen Krieg,
Und über dir war Segen,
Und neben dir ſtand Sieg.

O Land der alten Treue!
Mein deutsches Vaterland!
Du hast des Himmels Weihe,
Du hast sein Unterpfand:
Halt fest mit starkem Sinne,
Was Gott der Herr dir gab,
Des Himmels reine Minne,
Die ist der Heere Stab,

Die ist der Heere Fahne,
Ihr Stahl und ihre Burg
Und ficht im hehren Wahne
Die Todesschlachten durch;
Die sei in allen Tagen
Im Frieden und im Streit
Dein Wollen und dein Wagen
Nun und in Ewigkeit.

Das Lied vom Stein.

1814.

Wo zu des Rheines heil'gen Wogen
Die Lahn in bunten Ufern rauscht,
Da ist ein Adler aufgeflogen,
Der früh dem Sphärenklang gelauscht,
Der frühe in des Lichtes Wonne
Die junge Seele eingetaucht,
Den früh der goldne Reiz der Sonne
Mit stolzer Sehnsucht angehaucht.

Da saß er in dem Felsenneste,
Das seine Väter einst gebaut,
Da klang ihm auf der hohen Feste
Der grauen Vorzeit Wunderlaut:
Hei! Wie dem Jüngling von dem Klingen
Die Brust erschwoll im süßen Wahn!
Hei! Wie er oft gereckt die Schwingen,
Als mäß' er schon die Sonnenbahn!

Drauf in das Leben ausgeflogen
Wie find't er alles anders gar!
Verfinstert hat den Himmelsbogen
Ein wüster Schwarm dem Sonnenaar,

Die Krähen und die Dohlen haben
Verhüllt des Lichtes goldnen Schein,
Und Eulen wollen gar und Raben
Herolde und Propheten sein.

Doch mitten in den Truggestalten
Schirmt ihn des Herzens fromme Scheu,
Er bleibt den himmlischen Gewalten
Des Jugendwahnes redlich treu,
Er winkt hinauf zur höchsten Ferne,
Hinab zum tiefsten Geisterort
Und spricht: „Die Götter und die Sterne
Sie halten ewig fest ihr Wort.

Ist gleich der Sonnenpfad der Väter
Vom schwarzen Pöbelschwarm verhüllt,
So brennt mir doch vom lichten Äther
In tiefster Brust ein Flammenbild;
Laß ewige Nacht das All bedecken,
Den Himmel tun den Höllenfall,
Die Seele zittert keinen Schrecken,
Sie trägt das All, sie ist das All."

Heil dir, du Sohn vom Felsenneste!
Heil dir, du mutig Sonnenkind!
Der hohe Walter ob der Feste,
Er hat gesandt den Sausewind:
Die schwachen Flügel sind zerbrochen,
Dem Adler sind die Lüfte rein,
Das Nichts ist in sein Nichts gekrochen,
Der Tugend soll das Zepter sein!

Heil, fester Stein von festem Steine!
Heil, stolzer, freier, deutscher Mann!
Der in des Ruhmes Sonnenscheine
Vor aller Welt nun leuchten kann!
Zerschmettert liegt die Pöbelrotte,
Zerflogen ist der Knechte Wahn,
Und mit dem alten deutschen Gotte
Geht Ehre auf der Ehrenbahn.

Heil, fester Stein von festem Steine!
Heil Freiheit, Vaterland und Recht!
Sieh lange noch am deutschen Rheine
In Freuden blühen Teuts Geschlecht!

Sieh lange noch vom Sitz der Ahnen
Im schönsten Lebensabendschein
Die freien Enkel der Germanen,
Das freie Land, den freien Rhein!

Des Reisenden Abendlied.

1814.

Gegangen ist das Sonnenlicht,
Still schweiget Feld und Hain,
Und hell am Firmamente bricht
Hervor der Sterne Schein,
Und hell aus stiller Seele blitzt
Ein wundersamer Strahl
Von dem, der ewig waltend sitzt
Im hohen Himmelssaal.

Wie wäre doch das Menschenkind
So elend, so allein,
Wenn nicht von oben zart und lind
Ihm käme dieser Schein?
Es wäre nichts als Trug und Wahn,
Ein zitternd Blatt am Baum,
Ein Körnlein Sand im Ozean,
Ein Traumbild fast vom Traum.

Das Leben wallt von Ort zu Ort,
Hat nimmer Ruh' noch Rast
Und treibt im wilden Fluge fort,
Geschnellt durch eigne Last;
Es brauset wie ein schäumend Meer,
Das keine Ufer kennt,
Und wirft uns Tropfen hin und her
Im wilden Element.

Drum komm, o du, der Frieden bringt,
O Gott, in stiller Nacht,
Wo hell die Engelglocke klingt
Bei goldner Sterne Pracht —
Komm, wirf den frommen Liebesstrahl
Mir warm ins arme Herz,
Und die Gedanken allzumal,
O zieh sie himmelwärts!

Drum komm mit deinem Engelheer,
Du Vater lieb und gut!
Du bist die einzig feste Wehr,
Die einzig sichre Hut;
Gar nichtig ist der Menschen Macht,
Die eitle Eitelkeit:
Was Gott bewacht, ist wohl bewacht
Hier und in Ewigkeit.

Rückblick.

14. Dezember 1814.

Ja, weine nur und schau' zurück
In goldne Jugendferne,
Ja, suche nur das alte Glück,
Die alten hellen Sterne,
Den alten Lenz im Blütenkranz —
Was blieb von jener Wonne ganz?
Ach ferne! Ach ferne!

Wie hast du jenes edle Gut,
Das dir der Herr vertrauet,
So frische Kraft, so kühnen Mut
In Arbeit durchgebauet?
Auf! Vorgezeigt das Kapital,
Gemehret zehn- und hundertmal!
Dir grauet? Dir grauet?

Mir graut, und eine Träne fällt
Ins Saitenspiel des Lebens,
Wie sind die Töne weggeschnellt,
Die Klänge höchsten Strebens
In Träumerei und Narretei!
Und fernher tönt ein dumpfer Schrei:
Vergebens! Vergebens!

Vergebens! O vergebens! klingt
Es durch des Busens Saiten,
Und aus der Seele Tiefen singt
Der Spruch der Ewigkeiten:
„Knie nieder, Mensch, und werde klein!
Gott, der dich schuf, wird gnädig sein:
Beim Schreiten ist Gleiten."

O frommer Spruch, wohl machſt du klein
Und machſt doch ſtark im Streiten;
So wandr' ich wohlgemut hinein,
Wo's ſchreiten gilt und gleiten.
Ein Spruch ſingt noch, und der macht frei:
„Gott iſt dabei, Gott ſtehet bei
Im Schreiten, im Gleiten."

Bundeslied.

1815.

Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir ſtarker, deutſcher Männerchor,
So dringt aus jedem frohen Munde
Die Seele zum Gebet hervor:
Denn wir ſind hier in ernſten Dingen
Mit hehrem, heiligem Gefühl;
Drum muß die volle Bruſt erklingen
Ein volles, helles Saitenſpiel.

Wem ſoll der erſte Dank erſchallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns allen
In Flammen aufgegangen war,
Der unſrer Feinde Trotz zerblitzet,
Der unſre Kraft uns ſchön erneut
Und auf den Sternen waltend ſitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Wem ſoll der zweite Wunſch ertönen?
Des Vaterlandes Majeſtät!
Verderben allen, die es höhnen!
Glück dem, der mit ihm fällt und ſteht!
Es geh', durch Tugenden bewundert,
Geliebt durch Redlichkeit und Recht,
Stolz von Jahrhundert zu Jahrhundert,
An Kraft und Ehren ungeſchwächt!

Das dritte, deutſcher Männer Weide!
Am hellſten ſoll's geklungen ſein!
Die Freiheit heißet deutſche Freude,
Die Freiheit führt den deutſchen Reihn,

Für sie zu leben und zu sterben,
Das flammt durch jede deutsche Brust,
Für sie um großen Tod zu werben,
Ist deutsche Ehre, deutsche Lust.

Das vierte — Hebt zur hehren Weihe
Die Hände und die Herzen hoch! —
Es lebe alte deutsche Treue!
Es lebe deutscher Glaube hoch!
Mit diesen wollen wir's bestehen,
Sie sind des Bundes Schild und Hort:
Fürwahr es muß die Welt vergehen,
Vergeht das feste Männerwort.

Rückt dichter in der heil'gen Runde
Und klingt den letzten Jubelklang!
Von Herz zu Herz, von Mund zu Munde
Erbrause freudig der Gesang!
Das Wort, das unsern Bund geschürzet,
Das Heil, das uns kein Teufel raubt
Und kein Tyrannentrug uns kürzet,
Das sei gehalten und geglaubt!

Die Schlacht beim schönen Bunde.

1815.

Auf Viktoria! Auf Viktoria!
Welch ein Klang aus Niederland!
Über Strom und Berg geklungen,
Tausendstimmig nachgesungen
Rollet er die Welt entlang.

Alter Blücher! Alter Blücher!
Jüngling mit dem weißen Haar!
Der wie Mars zu Rosse sitzet,
Der wie Gottes Wetter blitzet,
Machst den Schwur du wieder wahr?

Jenen Schwur, den du geschworen
Einst an Gott und Vaterland,
Deinen Degen zu zerbrechen
Oder Deutschlands Schmach zu rächen
An dem welschen Bubentand?

Alter Blücher! Alter Blücher!
Mahnſt du das Banditenheer
An der Katzbach naſſe Tiefen
Und an Leipzig, wo ſie liefen?
An Brienne, Laon, La Fère?

Auf Viktoria! Auf Viktoria!
Dreimal hoch Viktoria!
Wer in Spanien iſt geweſen,
Kennt den Namen auserleſen,
Kennt das Feld Vittoria.

Talavera, Salamanka
Und Vittoria dreimal hoch!
Auch ein Klang klingt von Toloſe,
Und dir bebt das Herz, Franzoſe —
Wellington, der lebet noch.

Auf Viktoria! Auf Viktoria!
Blücher, Wellington und Gott,
Dieſe drei ſind feſt verbunden,
Und der Feind iſt hingeſchwunden,
Und ſein Dräun iſt Kinderſpott.

Bei La belle Alliance —
Heißt auf Deutſch der Schöne Bund —
Hielt der große Himmelsrichter
Das Gericht der Böſewichter,
Ihres Trotzes letzte Stund'.

Auch Viktoria, auch Viktoria
Euch, ihr Tapfre, die ihr ruht!
Die kein Schlachtruf mehr erwecket,
Die des Todes Nacht bedecket,
Freiheit blüht aus eurem Blut.

Nun nach Frankreich! Nun nach Frankreich!
Klinget dort Viktoria!
Daß die Büberei ſich ſchäme,
Daß die Eitelkeit ſich gräme,
Klinget hell Viktoria!

Nun nach Frankreich! Nun nach Frankreich!
Gießt den Strom der Männer aus!
Laßt ſie ſehen, laßt ſie fühlen,
Was es heißt, mit Eiden ſpielen;
Kehrt die Brut der Hölle aus!

Nun nach Frankreich! Nun nach Frankreich!
Ins Franzosenparadies!
Straft das Land der bösen Heiden,
Das uns zwanzig Jahr' an Freuden,
Zehn an Freiheit darben ließ.

Nun nach Frankreich! Nun nach Frankreich!
Holt gestohlnes Gut zurück!
Unsre Festen, unsre Grenzen,
Unsern Teil an Siegeskränzen,
Ehr' und Freude holt zurück!

Auf Viktoria! Auf Viktoria!
Welch ein Klang aus Niederland!
Hände, Herzen auf nach oben,
Gott zu danken, Gott zu loben!
Gott hat Glück und Sieg gesandt.

Klage um drei junge Helden.

1816.

Ich mag wohl traurig klagen,
Gar mancher klagt mit mir:
Drei Helden sind erschlagen
In grüner Jugend Zier;
Es waren drei junge Reiter,
Sie zogen so fröhlich hinaus,
Sie zogen gar balde weiter
Zu Gott in das himmlische Haus.

In Mansfelds edlen Bergen
Weht edle Freiheitsluft,
Da kriecht es nicht von Schergen,
Da lügt kein Schelm und Schuft,
Da wächst das freie Eisen,
Da wächst der freudige Mut,
Und alle, die Männer heißen,
Sind reisig und tapfer und gut.

In Mansfeld war geboren
Das fromme, deutsche Kind,
Der Freund, den wir verloren,
Wie wenig Freunde sind,

Der Eckardt*), der Vielgetreue,
Dem Gott und das Vaterland rief,
Nun ſchlummert der junge Leue
Im Grabe ſo ſtill und ſo tief.

Auf Leipzigs grünen Feldeu —
O Leipzig, hoher Klang! —
Da traf's den jungen Helden,
Daß er vom Roſſe ſank.
Das war ja ſein frommes Lieben
Bei Tage und bei Nacht,
Das hatt' ihn hinausgetrieben
In den Tod, in die mordiſche Schlacht.

Wohl dir! Du haſt's errungen
Mit deines Blutes Born,
Die Schande ward bezwungen
Vom edlen Freiheitszorn;
Doch müſſen wir andern weinen
Und klagen im bittern Schmerz:
Solange die Sterne ſcheinen,
Schlug nimmer ein treueres Herz.

Es thront am Elbeſtrande
Die ſtolze Magdeburg,
Ihr Ruhm klang durch die Lande,
Ihr Unglück auch hindurch,
Als Tilly dem wilden Feuer
Einſt ſie zu verzehren gebot;
Da trug ſie den Witwenſchleier,
Denn ach, ihre Schöne war tot.

Sie mag ihn wieder nehmen,
Ihr ſtarb ihr beſter Sohn,
Er ging, ein großer Schemen,
Hinauf zu Gottes Thron,
Da hießen den Schönen, Frommen,
Der kam aus dem heiligen Streit,
Die Englein alle willkommen
Zur ewigen, himmliſchen Freud'.

*) Friedrich Eckardt, aus Rothenburg in der Grafſchaft Mansfeld, Stadtrat und Bergrat in Berlin, zog als Reiter mit aus in den heiligen Krieg, ſtarb als Rittmeiſter einige Tage nach der Leipziger Schlacht in Halle an der Wunde von einer Flintenkugel.

Wohl viele sind gepriesen
Im großen deutschen Land,
Doch dich, mein frommer Friesen*),
Hat Gott allein gekannt;
Was blühend im reichen Herzen
Die Jugend so lieblich verschloß,
Ist jeglichem Laut der Schmerzen,
Ist jeglichem Lobe zu groß.

War je ein Ritter edel,
Du warst es tausendmal,
Vom Fuße bis zum Schädel
Ein lichter Schönheitsstrahl;
Mit kühnem und stolzem Sinne
Hast du nach der Freiheit geschaut,
Das Vaterland war deine Minne,
Es war dir Geliebte und Braut.

Du hast die Braut gewonnen
Im ritterlichen Streit,
Dein Herzblut ist verronnen
Für die viel edle Maid;
In Welschland von grimmen Bauern
Empfingst du den tödlichen Streich,
Drob müssen die Jungfraun trauern,
Die Blume der Schönheit ist bleich.

Hoch im Cheruskerlande
Da steht ein altes Schloß
Auf grüner Bergeshalde,
Wovon mein Stolberg**) sproß;
Es sandte herrliche Boten
Schon aus in grauester Zeit,
Die klagten bei hohen Toten,
Gefallen im Vaterlandsstreit.

Davon lebt auch noch heuer
Wohl mancher Name wert:
Der Vater schwingt die Leier,
Der Sohn, der schwingt das Schwert;

*) Karl Friedrich Friesen aus Magdeburg, ein rechtes Bild ritterlicher und jungfräulicher Unschuld, mit Schönheit, Kraft und Wissenschaft gerüstet, gleich geübt in geistiger und leiblicher Fechtkunst, fiel als Leutnant der Lützowschen Freischar im sechsundzwanzigsten Jahr seines Lebens in Frankreich in einem Gefechte mit Bauern.

**) Christian Graf zu Stolberg, ein Sohn des edlen Friedrich Leopold, starb den Heldentod in der Schlacht von Ligny in Brabant. Er war schön und stattlich, ein Neunzehnjähriger voll ritterlicher, frommer Kraft.

Wie jener es vorgesungen,
So machte ihm dieser es nach:
Was frühe dem Knaben geklungen,
Das bringet der Jüngling an 'n Tag.

Es scholl die Kriegsdrommete
Des welschen Aufruhrs neu,
Sie klang wie Hochzeitflöte
Dem Grafen stolz und frei,
Da ließ er sein Hengstlein zäumen,
Da hängt' er den Säbel frisch ein
Und sprengte mit heldlichen Träumen
Gar lustig wohl über den Rhein.

Sein Traum ist nun erfüllet
Von deutscher Herrlichkeit,
Sein Durst ist nun gestillet
Nach edlem deutschen Streit;
Er ritt mit den tapfern Reitern
Zum Kampfe nach Brabant hinab,
Da schuf er den Blumen und Kräutern
Ein rotes, blutiges Grab.

Was Lenz und Sonne schufen
Im bunten Rosenmai,
Das stampften Rossieshufen
Im Junius inzwei!
Auch lag in der Jugend Schöne
Mancher Jüngling die Felder entlang,
Das Wehe der Klagetöne
Von Müttern und Bräuten erklang.

Auf Brabants grüner Aue,
Sie heißet Sankt Amand,
Da troff vom roten Taue
Das Eisen mancher Hand,
Mit Rotten aus Welschland trafen
Die preußischen Reisigen dort,
Da holte der Himmel den Grafen,
Da riß eine Kugel ihn fort.

Drum muß ich traurig klagen,
Wohl mancher klagt mit mir,
Drei Helden sind erschlagen
In grüner Jugend Zier,

Es waren drei holde Knaben,
Sie waren so schön und so gut,
Fürs liebe Vaterland haben
Sie fröhlich vergossen ihr Blut.

Schlaft still und fromm in Treue
Bis an den Jüngsten Tag,
Wo sich ein Morgen neue
Euch wieder röten mag!
Es blühet um euren Frieden
Gedächtnis so golden schön:
Im Siege ward euch beschieden
Fürs Vaterland hinnen zu gehn.

Das Feuerlied.

1817.

Aus Feuer ist der Geist geschaffen,
Drum schenkt mir süßes Feuer ein!
Die Lust der Lieder und der Waffen,
Die Lust der Liebe schenkt mir ein,
Der Traube süßes Sonnenblut,
Das Wunder glaubt und Wunder tut.

Was soll ich mit dem Zeuge machen,
Dem Wasser ohne Saft und Kraft?
Gemacht für Frösche, Kröten, Drachen
Und für die ganze Würmerschaft?
Für Menschen muß es frischer sein,
Drum bringet Wein und schenket Wein!

O Wonnesaft der edlen Reben!
O Gegengift für jede Pein!
Wie matt und wäßrig fließt das Leben,
Wie ohne Stern und Sonnenschein,
Wenn du, der einzig leuchten kann,
Nicht zündest deine Lichter an!

Es wäre Glauben, Lieben, Hoffen
Und alle Herzensherrlichkeit
Im nassen Jammer längst ersoffen,
Und alles Leben hieße Leid,
Wärst du nicht in der Wassersnot
Des Mutes Sporn, der Sorge Tod.

Drum dreimal Ruf und Klang gegeben!
Ihr frohen Brüder, ſtoßet an!
Dem friſchen, kühnen Wind im Leben,
Der Schiff und Segel treiben kann!
Ruft Wein, klingt Wein und aber Wein!
Und trinket aus und ſchenket ein!

Aus Feuer iſt der Geiſt geſchaffen,
Drum ſchenkt mir ſüßes Feuer ein!
Die Luſt der Lieder und der Waffen,
Die Luſt der Liebe ſchenkt mir ein,
Der Traube ſüßes Sonnenblut,
Das Wunder glaubt und Wunder tut.

Trinklied.

1817.

Bringt mir Blut der edlen Reben,
Bringt mir Wein!
Wie ein Frühlingsvogel ſchweben
In den Lüften ſoll mein Leben
In dem Wein.

Bringt mir Efeu, bringt mir Roſen
In dem Wein!
Mag Fortuna ſich erboſen,
Selbſt will ich mein Glück mir loſen
In dem Wein.

Bringt mir Mägdlein, hold und mundlich
In dem Wein!
Rollt die Stunde glatt und rundlich,
Greif' ich mir die Luſt ſekundlich
In dem Wein.

Bringt mir auch — das darf nicht fehlen
Bei dem Wein —
Echte treue, deutſche Seelen
Und Geſang aus hellen Kehlen
In dem Wein.

Klang dir, Bacchus, Gott der Liebe,
In dem Wein!
Sorgen fliehen fort wie Diebe,
Und wie Helden glühn die Triebe
Durch den Wein.

Klang dir, Bacchus, Gott der Wonne,
In dem Wein!
Ha! Schon schau' ich Mond und Sonne,
Alle Sterne in der Tonne,
In dem Wein.

Höchster Klang, wem sollst du klingen
In dem Wein?
Süßestes von allen Dingen,
Dir will ich's im stillen bringen
In dem Wein.

Zumutung des Mutes.

1817.

Laß sie schweben
Deine Vögel! Laß sie fliegen!
Stolzes Leben
Träumet nur von Siegen.
Wann sie fallen
Nieder vor erflogner Wonne,
Wisse, aus der Sonne,
Die sie wollten, wird der Spott nicht schallen.

Wackre Jäger
Stellen nach dem schönsten Wilde,
Tapfre Schläger
Decken mit dem Schilde
Nur die Seite,
Über der die Wehr nicht schwebet,
Doch die andre strebet
Vorwärts stets zu Kampf und Sieg und Beute.

Also strebe
In des Kampfes frische Weite!
Also hebe
Blanke Wehr im Streite!

Alles decken
Wollen nur die Feigen, Matten,
Die des Todes Schatten
Stündlich überhängt mit bleichen Schrecken.

Darum fröhlich,
Kühnes, glühendes Herz des Mutes!
Darum selig,
Selig freien Blutes,
Das verronnen,
Wo der Helden beste fielen!
Mußt so deinen Sonnen,
Deiner Liebe frisch entgegenspielen.

O so schwebet,
Meine Vögel, sonder Zagen!
Schwebet! Schwebet!
Höher wird es tagen;
Dort versinken
Nebel, die uns unten irren:
Wollt ihr Sonnen trinken,
Dürft ihr zwischen Tag und Nacht nicht schwirren.

Schwebet, schwebet,
Meine Vögel, sonder Weile!
Flieget, strebet
Fort in Blitzeseile!
Blitzeskinder,
Sollt ihr kühn in Flammen baden,
Erdenüberwinder,
Adler, fliegen zu den Sternenpfaden.

Gruß der Heimat.

1817.

Geliebte Felder, süße Haine,
So bin ich endlich wieder da,
Wo ich als Kind beim Sternenscheine
So oft die Engel wandeln sah,
Wo mir aus himmlischen Geschichten
Ein Himmel diese Erde schien,
Von Freuden wimmelnd und Gedichten,
Wie Adams Eden lieb und grün?

So seh' ich dich, mein Schoritz, wieder,
Wo mir das Meer mit dunkelm Klang
Die ahnungsvollen Wunderlieder
Der Zukunft um die Wiege sang?
So kann ich wieder dich begrüßen,
Mein Dumsevitz, du trauter Ort?
So traut, daß meine Tränen fließen,
Und meine Lippe weiß kein Wort?

Wie vieles muß ich nicht bedenken,
Wenn euch ich also wiedersehʼ?
Wohin sich meine Schritte lenken,
Tut alles mir so lieb, so weh,
An jeden Baum, an jede Quelle
Hängt liebend die Erinnrung sich,
Und jedes Blättchen, jede Welle
Fragt freundlich: Wandrer, kennst du mich?

Und diese leise Kinderfrage
Fällt wie ein Stein mir auf das Herz,
In stiller Rückflut ferner Tage
Kommt inhaltschwer ein ernster Scherz,
Und zwischen Weinen, zwischen Lachen
Die Wehmut endlich mächtig siegt:
Es läßt sich nicht zum Spaße machen,
Worin ein ganzes Leben liegt.

Sind einst nicht hier auch sie getreten
In Jugendkraft und Freudigkeit,
Die jetzt für mich im Himmel beten
Hoch über Erdenlust und Leid?
Habt ihr mich hier nicht eingesegnet
Fürs Leben, Eltern fromm und treu,
Und Lieb' auf mich herabgeregnet,
Wie's Blüten regnet in dem Mai?

Was ward aus euren frommen Sorgen?
Was trug die treue Liebe ein?
Reicht wohl an jenen schönen Morgen
Des Lebens voller Mittagschein?
Mögt ihr von euren lichten Höhen,
Wo nichts mehr zwischen Schatten schwebt,
Noch auf den Wandrer niedersehen,
Der unten heiß im Staube strebt?

Wie kommt er aus der weiten Ferne
Auf seiner Kindheit Feld zurück?
Schaut noch zum Spiegel sel'ger Sterne
Ein heitrer Spiegel auf sein Blick?
Und spielt er noch mit reinen Händen
Das süße Kinderblumenspiel?
Ach! Abwärts muß er sich hier wenden —
Wo steht er nun? Wo steht sein Ziel?

O ernster Klang der fernen Tage!
O süße Mahnung schönster Zeit!
Die Träne tritt als stumme Klage
Auf gegen den, der viel bereut:
Die Blumen und die Sterne bleiben
In steter Unschuld licht und rein,
Doch Menschenwandern, Menschentreiben
Mag nimmer ohne Sünde sein.

Doch nehmt mich, ihr geliebten Fluren,
Fromm auf in euren süßen Schoß,
Die Reinheit himmlischer Naturen
Ward hier nur eines einz'gen Los;
Bei uns ist's Ahnen, Träumen, Sehnen
Und vielfach Irren auf und ab —
Drum rinnet nur, ihr heißen Tränen,
Als Balsam auf den Wanderstab.

Das Lied vom Siegerich.

1817.

Von Freiheit will ich klingen —
Das ist der höchste Klang —
Von Freiheit will ich singen
All, all mein Leben lang,
Daß mächtig ihr Geläute
Die kühnen Herzen weckt
Und für die schönste Beute
Der Tugend Sehnen streckt.

Auch klingt mein Lied von denen,
Die Stolz auf Recht und Gott
Und hohes Herzenssehnen
Gelockt in edlen Tod.

Die ritterlich verblutet
Das Leben jung und schön,
Getrieben und gemutet
Durch das, was wir nicht sehn.

Denn das, was wir nicht sehen,
Heißt Gott und Vaterland,
Die Freiheit in den Höhen,
Ein unsichtbares Land,
Geliebt, geschaut im Glauben,
Im stillen frommen Mut,
Durch keine List zu klauben,
Weil's ist ein hehres Gut.

Von hohen Bergen fließet
Ein Flüßlein in den Rhein,
An dessen Ufern sprießet
Ein Knabe fromm und fein
Aus altem Heldenstamme,
Mit Welschen nie im Kauf:
Drum schlägt auch edle Flamme
Aus Stamm und Wurzeln auf.

Das Flüßlein, welches fließet
Zum Rheine, heißt die Wied,
Der Knabe, welcher sprießet
Am Flüßchen, heißt Neuwied.
Sie haben ihn genennet
Den Viktor Siegerich:
Der stolze Name brennet,
Auf Taten schickt er sich.

Er hatte seinen Weiser —
So galt es im Geschlecht —
Zu dienen Deutschlands Kaiser,
Das deucht ihm Pflicht und Recht:
Wo deutsche Fahnen wehen,
Wo deutsche Losung schallt,
Da muß der Siegrich stehen,
Da treibt's ihn mit Gewalt.

So zog in Franzens Schlachten
Er zweimal fröhlich aus,
Doch ach! Die Männer brachten
Den Sieg nicht mit nach Haus:

Da hat die welsche Rotte,
Kühn durch des Teufels Macht,
Den Spruch vom deutschen Gotte
Bei vielen klein gemacht.

Auch Siegerich den Jungen
Hat da das welsche Glück
Verwundet und bezwungen —
Das deutsche wich zurück —
Er kam in böse Bande
Gen Straßburg an dem Rhein;
Da beweint' er deutsche Lande
Verwelscht und deutschen Wein.

Er mußt' in Kerkers Mauern
Der trüben Monde drei
Versehnen und vertrauern,
Da war der Kampf vorbei:
„Die Schwerter und die Lanzen,
Ihr Krieger, steckt sie ein!
Ihr sollt zur Hochzeit tanzen,
Das soll der Friede sein."

„O Friede, schnöder Friede!
Wie bist du ehrensiech!
Ist das der Schluß vom Liede?
Viel besser wäre Krieg."
So klingt im deutschen Lande
Ringsum der Jammerschall:
„Wir tragen schwer die Schande,
Ihr springt den Hochzeitball."

Nun steht der Kerker offen
Dem Viktor Siegerich,
Doch hin ist Lust und Hoffen,
O Vaterland, für dich;
Noch gibt die alte Sonne
Dir Licht und Lebenschein,
Doch weh! Der Freiheit Wonne
Und Stolz ist nicht mehr dein.

Er sieht die Welschen meucheln
Die Ehre und das Recht,
Er sieht die Fürsten heucheln
Und schmeicheln gleich dem Knecht,

Er sieht in Diademen
Den neuen Sklavenprunk,
Wie sie sich übernehmen
In Babels Hurentrunk.

Er hört die Hochzeit schallen
Von Habsburgs edlem Sproß,
Hört auf den Hofer knallen
Das feige Mordgeschoß:
In Wien erklingt der Reigen;
In Mantua knallt der Schuß,
Wodurch zur Gruft sich neigen
Der beste Deutsche muß.

Da hat's ihn weggetrieben,
Da war die Freude tot,
Er wäre nicht geblieben
Um alles Goldes Bot,
Um Zepter und um Kronen,
Die nicht die Ehre weiht:
Er muß mit solchen wohnen,
Wo Freiheit kämpft den Streit.

Er muß mit solchen stehen,
Die mit der Freiheit stehn,
Drum läßt er Wimpel wehen,
Die hin nach Westen sehn,
Nach Spanien hin, nach Westen —
Es klingt daher so schön —
Da will er mit den Besten
Den welschen Trug bestehn.

Nach Spanien will er reisen,
Ins stolze Wunderland,
In Spanien will er weisen
Deutsch Herz und deutsche Hand;
Nach Spanien will er reisen,
Der Freiheit Heim und Haus,
Da hofft sein gutes Eisen
Auf manchen welschen Strauß.

So haben ihn die Wogen
Und Winde und Gewalt
Des Herzens fortgezogen,
Wo Krieg um Cadix schallt;

Da blüht ihm erste Freude
Nach langer trüber Zeit,
Sein Schwert fährt aus der Scheide,
Sein Fuß fliegt in den Streit.

Und wohl, wohl ist's gelungen
Dem Eisen und dem Fuß,
Daß unter ihm bezwungen
Manch Welscher bluten muß;
Auf Andalusiens Feldern,
Da trat er rote Spur,
Aus der Pyrene Wäldern
Bedräut er Welschlands Flur.

So in zwei schönen Jahren —
O stolzer Freiheitskampf! —
Ist er hindurchgefahren,
Der Welschen Schreck und Dampf;
Sie sahn sein Eisen blitzen,
Sein Auge blitzte mehr,
Stets flog er an den Spitzen,
Der Vordermann im Heer.

So ist er einst geflogen
Gleich Himmelsflammen wild
Auf roten Schlachtenwogen,
Der Katalanen Schild,
Hat mit den roten Wogen
Die Feinde weggespült:
Da ist von Gottes Bogen
Der Pfeil auf ihn gezielt.

Da deckt, vom deutschen Lande,
Von deutscher Liebe fern,
Der Hasser welscher Schande,
Der deutschen Fürsten Stern,
Der Preis der deutschen Jugend,
Der junge, grüne Held,
Das fromme Bild der Tugend,
Erblaßt das fremde Feld.

Da ist der Held gefallen
In jenem großen Jahr,
Als des Tyrannen Wallen
Gen Moskau schaurig war;

Er hat nicht mehr geſehen,
Was ſeine Seele rang,
Das Vaterland erſtehen
Aus Jammers Überſchwang.

Doch iſt er auch geſtorben
Fürs deutſche Vaterland
Und hat den Kranz erworben,
Der Ehre ſchönſtes Pfand,
Den Kranz, wodurch die Freien
Im Himmel herrlich ſtehn,
Die gegen Tyranneien
Durch Feuer und Eiſen gehn.

Drum ſchreibt die deutſche Treue
Mit goldnem Strahlenſchein
Dich, kühner Schlachtenleue,
In ihre Tafeln ein;
Solang in feſten Kreiſen
Noch Mond und Sonne reiſt,
Wird man dich, Siegrich, preiſen,
Wo man die Freiheit preiſt.

Von Freiheit muß ich klingen —
Das iſt der höchſte Klang —
Und ihre Glocken ringen
All, all mein Leben lang.
Drum hab' ich auch geſungen
Vom Siegerich die Mär,
Die weit und breit erklungen
Iſt über Land und Meer.

Des Lilienmädchens Wiegenlied.

1817.

Schlafe, Kindlein hold und weiß,
Das noch nichts von Sorgen weiß,
Schlaf in ſtiller ſüßer Ruh',
Tu die kleinen Äuglein zu.

Draußen ſtehn die Lilien weiß,
Haben allerſchönſten Preis,
Droben in der lichten Höh'
Stehn die Englein weiß wie Schnee.

Kommt, ihr Englein weiß und fein,
Wiegt mir schön mein Kindelein,
Wiegt sein Herzchen fromm und gut,
Wie der Wind der Lilie tut.

Schlafe, Kindlein, schlafe nun!
Sollst in Gottes Frieden ruhn;
Denn die frommen Engelein
Wollen deine Wächter sein.

Die Sprache Teuts.

1817.

Von hohen Zungen,
Die tönten wie der Silberklang aus Schwänen,
Ist mir erklungen
Ein süßer Klang voll Lieben und voll Sehnen;
Der Knabe lauschte
Tief staunend, was von ferne,
Gleichwie ein Jubellied der Sterne,
Gewaltig rauschte.

Das war dein Brausen,
Du stolze Sprache Teuts, die Blitz und Wetter
Und Sturmessausen
Und der Kanonen schallendes Geschmetter
Vermählt dem Säuseln
Der Wellen, die im Lenze
Leicht angehaucht die Ringeltänze
Auf Bächen kräuseln.

O Donnerfrohe!
O tapfre Heldenbraut der schnellen Blitze,
Wie jede Lohe
Des Feuers aufzuckt zum gestirnten Sitze,
Fliegt stolze Minne
In Tönen und in Worten,
Und stürmend zu den Himmelspforten
Spornst du die Sinne.

Drob wähnen viele,
Sie können auch den Sonnenreigen fliegen
Im Heldenspiele,
Wo Adler kaum im kühnsten Fluge siegen.

Der Sonnenwächter
Sieht traurig, wie sie fallen,
Und hört, wie hier von unten schallen
Spott und Gelächter.

Doch schwächern Flügeln,
Die auch in süßer Töne Lust erbeben,
Auf Blumenhügeln
Ward ihnen holdes Schwingen, Klingen, Schweben,
In leichten Scherzen,
In trauter Erdennähe
Spielt zarte Lust und zartes Wehe
Sich lieb vom Herzen.

Drum laß sie klingen
Zu ihrem Sonnenglanz die Sonnenaare,
Auf leisen Schwingen
Durchflattre du der Birken grüne Haare,
In stillen Hainen
Mit süßen Philomelen
Sollst du dein süßes Leid erzählen
Und still beweinen.

Vorwärts!

1818.

Vorwärts! Vorwärts! rief der Blücher,
Deutschlands treuster, bester Degen,
Und auf schlüpfrig blut'gen Wegen
Schritt der alte Held so sicher.

Vorwärts! Vorwärts! hat's geklungen
Von der Oder bis zur Seine,
Und die welsche Mordhyäne
Hat der alte Held bezwungen.

Vorwärts! drum soll mir's auch klingen,
Vorwärts! will ich mir auch wählen,
Vorwärts! Klang der stolzen Seelen
Soll auch mir zum Sieg gelingen.

Rückwärts klingt ein Klang der Hölle,
Schlechter Klang und schlechtes Zeichen,
Worob Mut und Lust erbleichen
Und erstarrt des Herzens Welle.

Rückwärts ſchleichen Satans Schliche,
Wann er Seelen meint zu fangen,
Rückwärts ſchleichen feige Schlangen,
Wann ſie lauſchen Todesſtiche.

Rückwärts taſten Krebsesſcheren
Für den Mord und Spinnenfüße,
Wann im luſtigen Verlieſe
Sie die Fliegen winſeln hören.

Rückwärts — o die feigen Seelen! —
Nein! Nicht Namen ſollſt du nennen!
Wo ſie mit dem Schwarzen brennen,
Mag der Schwarze ſie ſich zählen.

Vorwärts! Vorwärts! rief der Blücher,
Vorwärts! klinget friſch und freudig,
Vorwärts! hauet ſcharf und ſchneidig,
Vorwärts! ſchreitet kühn und ſicher.

Mein Lichtlein.

1818.

Der Alte, der die Sterne hält
In gleichen feſten Bahnen
Und jedes Tröpflein ſenkt und ſchwellt
In tiefſten Ozeanen,
Der alte Meiſter droben hat
Ein Lichtlein mir gegeben,
Das mir erhellt den dunklen Pfad
Im irrwiſchvollen Leben.

Ihr fraget, wie das Lichtlein heißt,
Das ſüße Kind der Sterne,
Das ſtets die rechten Pfade weiſt
Auch in die fernſte Ferne?
Ich weiß es nicht, ich kann es nicht
Mit Menſchenſprache künden,
Auch halt' ich's nicht und ſeh' ich's nicht
Und kann den Weg doch finden.

Es haben's viele wohl genannt
In Liedern und mit Zungen,

Doch unerklärt und unbekannt
Wird's immer noch geklungen.
Drum selig, wer es still bewahrt
In tiefsten Busens Höhlen!
Des Lichtleins Art ist stille Art
Und liebt die stillen Seelen.

Doch bitt' ich den, der's Lichtlein gab,
Den Alten in den Höhen,
Er wolle vor mir bis ans Grab
Sein Flämmchen lassen wehen,
Daß mutiglich und ritterlich
Ich durch das Dunkel strebe
Und fröhlich von der Erde mich
Zum Licht der Lichter hebe.

Empor.

1818.

Auf! Auf, mein Geist, und schwinge dich
Empor vom Erdenstaube!
Flieg, fliege, fliege wonniglich,
Du schnelle Himmelstaube!
Empor vom dunklen Erdental!
Empor zum lichten Sternensaal!
Empor zum Christ, dem Heiland!

Empor! Empor aus finstrer Nacht!
Aus Staub und Schmach und Banden,
Aus Sklaverei und Bann und Acht
Zu jenen freien Landen,
Wo Lug und Trug und Wahn verweht,
Wo nie die Sonne untergeht,
Worin die Frommen blühen.

Hienieden ist nur Müh' und Not,
Nur eitel Eitelkeiten;
Der arme Mensch muß bis zum Tod
Mit Trug und Schatten streiten:
Dem bald man mit drei Ellen mißt
Den Raum, wo's still vom Kriegen ist,
Wie viel' sind seiner Plagen!

Hienieden was iſt Luſt und Glück?
Was iſt des Menſchen Freude?
Ein Hui, ein Nu, ein Augenblick,
Des Wechſels leichte Beute,
Ein Waſſer, das von Bergen rinnt,
Ein Schnee, ein Nebel, Schaum und Wind:
Auf Erden mag nichts bleiben.

Drum auf, mein Geiſt, und ſchwinge dich
Die hellen Sternenſtraßen!
Was irdiſch iſt, wirf hinter dich!
Du mußt es doch verlaſſen.
Das Unten muß für andre ſein,
Das Droben bleibet ewig dein —
Zur Heimat wolln wir fliegen.

Drum auf! Mein Geiſt! Mein froher Geiſt!
Zur Heimat wolln wir fliegen;
Die Erde und was irdiſch heißt,
Das laſſen wir unten liegen.
O du, der unſer Helfer iſt,
Das hilf du uns, Herr Jeſu Chriſt,
Daß wir's mit dir gewinnen!

Troſt in Chriſto.

1818.

Ich bin des Lebens müde,
Der eitlen Eitelkeit,
O komm, du Gottesfriede,
Und nimm mich aus dem Streit,
Nimm mich in deine Ruh',
In deine ſtillen Freuden,
Und ſchließe bittern Leiden
Des Wahns Erinnrung zu.

Zuviel hab' ich geduldet,
Gekämpfet überlang,
Geſündigt und verſchuldet,
Drum iſt mir weh und bang;
Ich weiß nicht aus noch ein
Auf dieſen bieſtern Straßen,
Ich wäre gar verlaſſen,
Wär' Jeſus Chriſt nicht mein.

Ich wäre längſt vergangen,
Wär' Jeſus Chriſt nicht mein,
In Zittern und in Bangen,
In Sündenangſt und Pein,
In tiefer Seelennot,
Wär' er, das Licht der Frommen,
Vom Himmel nicht gekommen,
Der Zukunft Morgenrot.

Du ſüßer Jeſu Chriſte,
So freundlich und ſo hold!
Ach! Wenn doch jeder wüßte,
Was deine Huld gewollt,
Wir würden immerdar
Entzückt nach oben ſchauen,
Und von den Sternenauen
Herab würd' alles klar.

Ja, von den Sternenauen,
Wo unſre Heimat iſt,
Daher käm' uns das Schauen,
Wer du geweſen biſt,
Nein, wer du ewig biſt:
Im Himmel und auf Erden
Würd' offenbaret werden
Der ganze Jeſus Chriſt.

Hoffnung in Sehnſucht.

1818.

Wann auf des Zweifels Ozeane
Mein Schifflein treibt vor Sturm und Wind,
Wann jedem ſchönen Lügenwahne
Das bunte Farbenſpiel zerrinnt,
Wann Hoffnung ſelbſt nicht ankern kann,
Was iſt mein ſichrer Anker dann?

Das biſt du, Hort und Troſt des Lebens,
Das biſt du, Heiland Jeſus Chriſt,
Der du der Tröſter alles Lebens,
Der Stiller alles Haders biſt,
Der Liebe Quell, der Gnade Born,
Der uns erlöſt vom Sündenzorn.

Das biſt du, blöder Herzen Wonne
Und kranker Seelen Zuverſicht,
Du aller Sonnen hellſte Sonne,
Du aller Lichter reinſtes Licht,
Du aller Scheine ſchönſter Schein,
Du Wort des Vaters klar und rein.

O Liebesabgrund, den ergründen
Auch keines Engels Senkel kann,
Daß wir doch immer recht verſtünden,
Wodurch der Hölle Trug zerrann,
Wodurch der Gnade ſel'ges Licht
Nun himmliſch durch die Herzen bricht!

Daß wir doch alle immer wüßten,
Wodurch wir Gottes Kinder ſind,
Wodurch wir zu des Himmels Küſten
Hinſteuern vor dem rechten Wind,
Wodurch wir ſelbſt in Düſternis
Nicht zagen, unſrer Fahrt gewiß!

Das hilf du uns, daß wir's gewinnen,
Du ſüßer Heiland, Jeſu Chriſt,
Der du den Herzen und den Sinnen
Allein die rechte Leuchte biſt,
Die, wann auch Sonn' und Mond vergeht,
In wandelloſer Klarheit ſteht.

Grablied.

1818.

Geht nun hin und grabt mein Grab,
Denn ich bin des Wanderns müde,
Von der Erde ſcheid' ich ab,
Denn mir ruft des Himmels Friede,
Denn mir ruft die ſüße Ruh'
Von den Engeln droben zu.

Geht nun hin und grabt mein Grab,
Meinen Lauf hab' ich vollendet,
Lege nun den Wanderſtab
Hin, wo alles Ird'ſche endet,
Lege ſelbſt mich nun hinein
In das Bette ſonder Pein.

Was ſoll ich hienieden noch
In dem dunklen Tale machen?
Denn wie mächtig ſtolz und hoch
Wir auch ſtellen unſre Sachen,
Muß es doch wie Sand zergehn,
Wann die Winde drüber wehn.

Darum, Erde, fahre wohl!
Laß mich nun in Frieden ſcheiden,
Deine Hoffnung ach! iſt hohl,
Deine Freuden werden Leiden,
Deine Schönheit Unbeſtand:
Alles Wahn und Trug und Tand.

Darum letzte gute Nacht,
Sonn' und Mond und liebe Sterne!
Fahret wohl mit eurer Pracht!
Denn ich reiſ' in weite Ferne,
Reiſe hin zu jenem Glanz,
Worin ihr erbleichet ganz.

Ihr, die nun in Trauern geht,
Fahret wohl, ihr lieben Freunde!
Was von oben niederweht,
Tröſtet froh des Herrn Gemeinde;
Weint nicht ob dem eitlen Schein:
Droben nur kann ewig ſein.

Weinet nicht, daß nun ich will
Von der Welt den Abſchied nehmen,
Daß ich aus dem Irrland will,
Aus den Schatten, aus den Schemen,
Aus dem Eitlen, aus dem Nichts
Hin ins Land des ew'gen Lichts.

Weinet nicht, mein ſüßes Heil,
Meinen Heiland hab' ich funden,
Und ich habe auch mein Teil
In den warmen Herzenswunden,
Woraus einſt ſein frommes Blut
Floß der ganzen Welt zugut'.

Weint nicht: Mein Erlöſer lebt,
Hoch vom finſtern Erdenſtaube
Hell empor die Hoffnung ſchwebt,

Und der Himmelsheld, der Glaube,
Und die ewige Liebe spricht:
Kind des Vaters, zittre nicht!

Abschied von der Welt.

1818.

Ade! Ich muß nun scheiden,
Ihr Freunde, gute Nacht!
In Freuden und in Leiden
Gar schwer ist's mir gemacht,
In Kummer und in Tränen,
In Arbeit und in Not;
Drum ruft mein heißes Sehnen:
O komm, mein Herr und Gott!

O komm und schleuß dem Matten
Die müden Augen zu,
Bett' ihm im kühlen Schatten
Die stille, sanfte Ruh',
Bett' ihm im kühlen Grabe
Den letzten weichen Pfühl,
Die letzte Liebesgabe
Vom ganzen Weltgewühl.

Ade! Ihr sollt nicht weinen,
Ihr Freunde lieb und fromm,
Das Licht wird wieder scheinen,
Das ruft dem Schläfer: Komm!
Das klingt in seine Kammer:
Steh, Schläfer, steh nun auf!
Steh auf vom Erdenjammer!
Dein Himmel tut sich auf.

Ade! Ihr sollt nicht klagen,
Daß nun ich hinnen muß,
Die Nacht wird wieder tagen
Mit Freudenüberfluß,
Der große Held der Frommen
Wird mit der Krone stehn,
Und Engel werden kommen
Und mich zu Gott erhöhn.

Freude in Christo.

1818.

Wann meine Seele traurig ist,
Und Mut und Lust in mir verzagen,
Wann wankend zwischen Wahn und List
Sich Welt und Sünde hart verklagen,
Wann auf der Zweifel wildem Meer
Mein Schifflein steuerlos muß treiben,
Wo scheint der Stern der Rettung her?
Was läßt mich dennoch oben bleiben?

Wann um mich alles finster wird,
Als säß' ich in der dunklen Hölle,
Wann's in mir bangt und zagt und irrt,
Als wenn die Sündflut um mich schwölle,
Wann diese tiefste Seelennot
Fast will am ew'gen Heil verzagen,
Wo dämmert dann das Morgenrot,
Der Sonne Zukunft anzusagen?

Aus dir! Aus dir! Du bist der Stern,
Du bist der Hoffnung lichte Sonne,
Der Knechte Knecht, der Herr der Herrn,
Der Kranken Arzt, der Schwachen Wonne,
Der Armen Schatz, der Biestern Licht,
Versöhner aller, die verloren,
Erlöser von des Zorns Gericht,
Der ganzen Welt zum Heil geboren.

Du bist's allein, Herr Jesu Christ,
Du bist die Hoffnung, du der Glaube,
Du rettest von des Bösen List
Und von der eitlen Lust am Staube,
Du richtest uns das Angesicht
Hin, wo die ew'gen Sterne funkeln,
Du sprichst: Mein Sein ist Lieb' und Licht,
Ihr sollt nicht bleiben in dem Dunkeln.

Du bist's allein, du süßer Hort,
Du milder Tröster aller Schmerzen,
Dein ist die Wonne, dein das Wort,
Dein ist die Kindschaft frommer Herzen:

Wir sollen alle Kinder sein,
In Einfalt Kinder und im Glauben,
Der Kinder soll der Himmel sein,
Das Reich ist derer, die da glauben.

Weihnachtslied.

1818.

Erklinge, Lied, und werde Schall,
Kling gleich der hellsten Nachtigall,
Kling gleich dem hellsten Lerchenklang
Die ganze, weite Welt entlang.

Kling, Lied, und kling im höchsten Ton:
Es kommt der süße Gottessohn,
Es kommt das helle Himmelskind
Hernieder, wo die Sünder sind.

Er kehrt bei einer Jungfrau ein,
Will eines Weibes Säugling sein,
Der große Herr der ganzen Welt,
Ein Würmlein auf die Erde fällt.

Ein armes Knäblein nackt und bloß,
So liegt er in Marias Schoß;
Der alle Sterne lenken kann,
Fleht eines Weibes Gnade an.

Der eh'r als Erd' und Himmel war,
Das Wort des Vaters rein und klar,
Spricht lieb und freundlich bei uns ein
Und will der Sünder Bruder sein.

So kommt die unermeßne Huld,
Zu tragen unsre schwere Schuld,
Die ewige Liebe steigt von Gott
Zu uns herab für Schmach und Spott.

Des solln wir alle fröhlich sein
Und singen mit den Engelein
Und singen mit der Hirten Schar:
Das ew'ge Heil wird offenbar.

Des ſolln wir alle fröhlich ſein,
Daß Gott will unſer Vater ſein,
Und daß der ſüße Jeſus Chriſt
Heut unſer Bruder worden iſt.

Abendlied.

1818.

Der Tag iſt nun vergangen,
Und dunkel ſchläft die Welt,
Die hellen Sterne prangen
Am blauen Himmelszelt;
Nur in den grünen Zweigen
Singt noch die Nachtigall,
Im weiten, tiefen Schweigen
Der einz'ge Lebensſchall.

Ich aber, Vater, ſtehe
In meiner Hüttentür
Und ſchau' hinauf zur Höhe
Und ſchau' hinauf zu dir;
Wie gerne möcht' ich klingen
Als helle Nachtigall,
Dir Preis und Dank zu bringen
Mit tiefem Schmerzenſchall.

Ja, mit dem Schall der Schmerzen:
Denn geht die Nacht herauf,
So ſpringt in meinem Herzen
Ein Quell der Tränen auf,
Der Tränen und der Klagen —
Du, Vater, weißt es beſt,
Was ſingen nicht und ſagen,
Was ſich nicht ſprechen läßt.

Du kenneſt meinen Kummer,
Der auf gen Himmel blickt,
Wann für den ſüßen Schlummer
Die ganze Welt ſich ſchickt,
Womit ſo ſchwer beladen
Mein Herz nach oben ſchaut,
Nach deinem Born der Gnaden,
Der Labſal niedertaut.

Ja, deine ſüße Liebe,
Die tröſtet mir den Schmerz,
Ja, deine ſüße Liebe,
Die ſtillet mir das Herz,
Die löſt in heißen Tränen
Das Eis des Buſens auf
Und ſtellet Sinn und Sehnen
Zum hohen Sternenlauf.

O laß mich ewig ſchauen
Im ſtillen Kinderſinn
Zu jenen güldnen Auen,
Woher ich kommen bin!
O richte Herz und Sinne,
Mein Vater, für und für
Zu deiner ſüßen Minne,
Zum Himmel hin, zu dir.

So mag ich froh mich legen
Nun mit der Welt zur Ruh',
Mein Amen und mein Segen,
Mein Wächter, das biſt du;
So mag in deinem Frieden
Ich fröhlich ſchlafen ein,
Dort oben und hienieden
Im Schlaf und Wachen dein.

Der Fels des Heils.

1818.

Ich weiß, woran ich glaube,
Ich weiß, was feſt beſteht,
Wann alles hier im Staube
Wie Sand und Staub verweht;
Ich weiß, was ewig bleibet,
Wo alles wankt und fällt,
Wo Wahn die Weiſen treibet
Und Trug die Klugen prellt.

Ich weiß, was ewig dauert,
Ich weiß, was nimmer läßt,
Mit Diamanten mauert
Mir's Gott im Herzen feſt.

Ja, recht mit Edelsteinen
Von allerbester Art
Hat Gott der Herr den Seinen
Des Herzens Burg verwahrt.

Ich kenne wohl die Steine,
Die stolze Herzenswehr,
Sie funkeln ja mit Scheine
Wie Sterne schön und hehr:
Die Steine sind die Worte,
Die Worte hell und rein,
Wodurch die schwächsten Orte
Gar feste können sein.

Auch kenn' ich wohl den Meister,
Der mir die Feste baut,
Er heißt der Fürst der Geister,
Auf den der Himmel schaut,
Vor dem die Seraphinen
Anbetend niederknien,
Um den die Engel dienen:
Ich weiß und kenne ihn.

Das ist das Licht der Höhe,
Das ist der Jesus Christ,
Der Fels, auf dem ich stehe,
Der diamanten ist,
Der nimmermehr kann wanken,
Der Heiland und der Hort,
Die Leuchte der Gedanken,
Die leuchten hier und dort.

So weiß ich, was ich glaube,
Ich weiß, was fest besteht
Und in dem Erdenstaube
Nicht mit als Staub verweht;
Ich weiß, was in dem Grauen
Des Todes ewig bleibt
Und selbst auf Erdenauen
Schon Himmelsblumen treibt.

Das Wort.

1818.

Was ist die Macht, was ist die Kraft,
Des Christen stolze Ritterschaft,
Der Schirm und Schild und Schmuck der Ehren,
Die ungebrochne Wehr der Wehren,
In jeder Not und Fahr der Hort?
Das ist das Wort, das feste Wort.

Was kann wie ein zweischneidig Schwert,
Das blitzend aus der Scheide fährt,
Mark und Gebein im Hui zerschneiden,
Die Geister und die Leiber scheiden?
Was hat so freißlich scharfen Ort?
Das hat das Wort, das feste Wort.

Was braust daher wie Windesbraut
Und überdonnert Donners Laut?
Was donnert in der Sünder Ohren,
Gleich einem Schwur von Gott geschworen?
Was ist's, das durch die Seelen bohrt?
Das ist das Wort, das feste Wort.

Was säuselt wie ein Westenwind
Vom Frühlingshimmel sanft und lind?
Was säuselt lieblich durch die Herzen,
Ein Trost und Balsam aller Schmerzen?
Was wehet alle Sorgen fort?
Das tut das Wort, das feste Wort.

O Wort der Macht, o Wort der Kraft,
Das so gewaltig wirkt und schafft,
O Wort der Schrecken und der Freuden,
Zum Heilen mächtig und Zerschneiden,
Du warest eh'r als Zeit und Ort,
Du starkes Wort, du festes Wort.

O Wort der Macht, o Wort der Kraft,
Du, meines Herzens Ritterschaft,
Wollst ewig in und bei mir bleiben,
Durch Donner und durch Säusel treiben
Zum rechten Kampfe fort und fort,
Mein starkes Wort, mein festes Wort.

Auf an den Geiſt.

1818.

Dich, Geiſt der Wahrheit, Geiſt der Kraft,
Dich, Geiſt der Chriſtusritterſchaft,
Der alle Blöden tröſten kann,
Dich ſtarken Tröſter ruf' ich an.

Dich Licht der Höhe, milden Stern,
Dich freundlich frommen Geiſt vom Herrn,
Der alles Dunkel lichten kann,
Dich Licht der Höhe ruf' ich an.

Tief ſitz' ich in der dunkeln Nacht,
Wo mich die Sünd' hineingebracht,
Tief ſitz' ich in der Finſternis,
Wohin Verzweiflung mich verſtieß.

Mein Jammer brauſet wie ein Meer
Mit allen Stürmen um mich her,
Er ſauſt und brauſet immerzu
Und läßt mir Tag und Nacht nicht Ruh'.

Drum komm, mein Hort, und rette mich,
Mein Tröſter komm und tröſte mich,
Mein Licht geh auf mit deinem Schein
Und funkle durch die Nacht herein.

Komm, Helfer in dem Sündengraus,
Und ſprich mir zu und leg' mir's aus,
Was ich nicht mehr begreifen mag,
Was Chriſtus zu den Sündern ſprach.

Sprich mir das Wort der Liebe zu,
Den rechten Klang verſtehſt nur du,
Das rechte Wort, den rechten Klang,
Des Glaubens Hoffnung und Empfang.

O Geiſt der Liebe, Geiſt des Herrn!
Der Himmelsfreude Gnadenſtern!
Geh auf in mir mit deinem Schein!
So kann ich wieder fröhlich ſein.

Troſt der Seele.

1819.

Liebe Seele,
Traure nicht ſo ſehr,
Wer iſt ohne Fehle?
Ohne Kummer wer?

Was auf Erden
Trägt das Leinenkleid,
Muß ja ſündig werden
Viel in Leid und Streit.

Gottes Liebe
Macht von Sünden rein;
Iſt dir bang und trübe,
Bringt ſie hellen Schein.

Gott hilft gerne
Dem, der ihm vertraut,
Der das Haus der Sterne
Über uns gebaut.

Der das Sehnen
Nach dem Himmel gab,
Trocknet alle Tränen
Bleichen Wangen ab.

Will verſinken
Dir das Herz in Leid,
Sieh die Sterne blinken
Ew'ger Herrlichkeit.

Sieh dem Spiele
Ihres Reigens zu,
Und mit Wonne fühle:
Ewig biſt auch du.

Nicht vermodern
Mag ein Himmelskeim;
Wo die Sonnen lodern,
Iſt des Menſchen Heim.

Dort von oben
Sank er einſt herab:
Wo aus Licht gewoben,
Das begräbt kein Grab.

Darum mutig,
Liebe Seele, ſei!
Iſt der Kampf gleich blutig,
Ringe friſch und treu!

Wandle fröhlich
Auch durch dunkles Leid:
Droben biſt du ſelig
Durch die Ewigkeit;

Sünd' und Kummer
Ahneſt du dort kaum,
Wie im Morgenſchlummer
Einen leichten Traum.

Aus: Drei Troſtlieder aus dem Sommer 1819.

Komm, Geiſt, und zieh dich ſtählen an!
Komm, Herz, und laß dich eiſern kleiden!
Es rüſte ſich, was ſtreiten kann,
Auf harten Krieg und ſchwere Leiden!

Komm, Stolz, und faſſe das Panier!
Laß wehn die Fahnen, wehn zum Himmel!
Das rechte Bleiben iſt nicht hier,
Drum wirf dich mutig ins Getümmel!

Komm, Hoffnung, auch! Es ſoll dein Grün,
Dein Maigrün, roſenrot ſich färben,
Noch einmal ſollſt du herrlich blühn
Und dann gleich roten Roſen ſterben.

So ſteht der Krieg, ſo iſt der Zorn,
Und in der Mitte gar kein Bleiben:
Wer lechzet Strom zu ſein, der Born
Muß kühn als Dunſt von Felſen ſtäuben.

So alles dran! So alles drein!
Und ſetzt das Kleine für das Große!
Gott aber ſoll der Würfler ſein!
Er wirft die Millionen Loſe.

So alles dran! So alles drein!
Und ſetzt das Kurze für das Lange!
Gott aber ſoll der Würfler ſein!
Bei dieſer Schanzung ſeid nicht bange.

Friſchauf!

1819.

Heraus, mein Herz, aus deinem Jammer!
Mein krankes Herz, verzage nicht!
Heraus aus deiner dunklen Kammer!
Und ſuche Licht, ſo findſt du Licht!

Heraus! Es brütet in dem Dunkeln
Des Trübſinns volles Schlangenneſt —
Heraus! Wo Gottes Sterne funkeln,
Da wird der Mut dir hell und feſt.

Wie? Willſt du auf den Hort nicht bauen,
Der dir ein Fels in Nöten war?
Auf den Propheten nicht vertrauen,
Der ſelbſt die Träume machte wahr?

Wie? Willſt du Eitler dich betrüben,
Wenn Welt und du auch ungleich gehn?
Bedenk', ſein Sein iſt eitel Lieben,
Und was er will, das muß geſchehn.

Wie? Willſt du zage nicht mehr hoffen,
Als wär's um Welt und dich geſchehn,
Und haſt ſo oft den Himmel offen
Und Gott die Finger recken ſehn?

Drum mutig! — Satan nimmt die Waffen —
Auf, gürte dich zu Lauf und Stand!
Erzittre nicht vor Gottes Affen,
Denn ſeine Wehr zerſtäubt wie Sand.

Es gilt mit Gott hineinzufahren,
Mit Gott wird Unten Oben ſein;
Denk' der Jahrtauſende, die waren,
Jahrtauſende, die werden ſein.

Lehre an mich.

1820.

Auf! Lege deiner Jugend Harniſch an!
Und ſchnalle um auch deine Ritterſporen!
Was Glück? Sein Rädlein rollet ab und an;
Was Ruhm? Ein dunſt'ges Gaukelbild für Toren.
Was bunter Tand, wonach die Menge greift?
Was Gold und Glanz und Titelklang und Orden?
Du greife das, was nicht wie Zufall ſchweift,
Du halte feſt, was kein Tyrann kann morden.

Was du in ſtrenger Arbeit dir erwarbſt,
Was du im ſchweren Kampfe dir errungen,
Wodurch du reich ſein wirſt, auch wenn du darbſt,
Und ſiegreich, wenn dich auch Gewalt bezwungen —
Das zarte Unſichtbare ſuch' hervor,
Das dünne Fünkchen aus der Götterflamme,
Und jauchze: Zittre, Bube! Zittre, Tor!
Dies iſt's, wodurch ich dir dein Nichts verdamme.

Dies iſt's, worauf die ganze Erdenlaſt,
Wirfſt du ſie drauf, nur liegt und nimmer drücket,
Das Unſichtbare, was Gewalt nicht faßt,
Und, faßte ſie's, nicht von der Stelle rücket,
Das Starke, was den bittern Feind, den Tod,
Mit allen ſeinen Schrecken ſelbſt mag töten,
Das Frohe, was mit hellem Morgenrot
Des Unglücks dickſte Wetternacht mag röten.

Dies nimm dir! Ruf auch die Geſellen auf,
Geſpielen und Genoſſen tapfrer Jugend,
Die in der ernſten Arbeit dir den Lauf
Geſtrecket auf der heißen Bahn der Tugend:
Durch das, was zornig ſchon den Knaben riß
Hinweg vom Tand, wonach's die vielen lüſtet;
Steh nun als Mann im Sturm und Streit gewiß,
Auf! Waffne deine Schar und ſei gerüſtet!

O sieh! Schon steht dein tapfrer Wappenknecht,
Der edle Stolz, und zucket mit dem Eisen;
Drei Helfer sitzen auf, der Mut, das Recht,
Das Licht — sie wollen sich die Alten weisen:
Die Wahrheit trägt das leuchtende Panier,
Die Hoffnung schwingt die fliegende Standarte;
Auch unsichtbare Kämpfer folgen dir;
Gebet und Wunsch sind Hüter auf der Warte.

Mit solchen mutig drein auf Sieg und Tod!
Es gilt, was Freien ziemlich sei, was Knechten;
Nur einen Jammer gibt's, nur eine Not,
Für nichts und schlimmer gar für Frevel fechten.
Hinein mit Gott! Dein kleines Schicksal rollt
Aus seiner Hand mit Millionen Losen.
Das glaube — fest geschieht, was er gewollt —
Und glaubst du recht, so werden Nesseln Rosen.

Rückblick.

1825.

Und haben wir das all durchlebt,
Durchwunden und durchrungen,
So dicht verworren und verwebt,
Mit Knoten viel durchschlungen
Und Dorngeflechten, scharf und spitz?
Sind wir durch Kunst und Mutterwitz
Durch oder drüber gesprungen?

O nein! Fest steht das Weltgesetz
Der alten ewigen Dinge:
Wir sind mit Hand und Fuß im Netz,
Mit Schnabel und mit Schwinge,
Und wolln wir brechen aus der Pein,
Wir zerren fester nur uns ein
Und rollen im engeren Ringe.

Wild wälzt das Schicksalsrad im Saus
Die blutbespritzten Speichen,
Daß starke Männer drob vor Graus
Im tiefsten Mut erbleichen;
Und sperrn sie auch sich kühn und stolz,
Sie stürzen hin wie morsches Holz,
Wann Sturmwind schüttelt die Eichen.

Und doch über all den Saus und Braus
Und all die grauſen Sätze
Schwingt oft das Herz ſich hoch hinaus
Und glaubt an keine Netze,
Es wieh'rt, ein edles Schlachtenroß,
Hinauf zum goldnen Freiheitsſchloß,
Wie hartes Gebiß auch verletze.

So ſang der alte Lebensfürſt,
Und wie ein Held, ſo ſtand er;
Er hatt' die volle Jagd durchbürſcht,
Und fragt ihr ihn: Was fand er?
Er ſprach: Wie blinde Heſſen drauf!
Dies Rätſel löſet keiner auf,
Haut's durch wie Alexander!

An Henriette von Willich,

als ich ihr den Thomas a Kempis „Von der Nachahmung Chriſti" überreichte.

1830.

Viel iſt gered't, geleſen und geſchrieben,
Seit dieſes Büchlein in die Welt gegangen,
Das Mal und Siegel von dem Geiſt empfangen,
Der Liebe ſandte, daß ſie lehrte lieben.

Wie vieles iſt geweſen und vergangen,
Dies Büchlein hat vier Säkeln überdauert,
Und in dem Lande, wo's den Seelen ſchauert,
Lehrt's heute noch das ew'ge Heil erlangen.

Geliebtes Kind, kannſt du einfältig fragen,
Einfältig wirſt du darin Antwort finden:
Wie Liebe alles löſen kann und binden,
Weiß einzig ſie das Höchſte auszuſagen.

Nachruf.

dem Freiherrn Karl vom Stein.

1831.

Der Löwe ſchläft — Ihr, die ihr wachen ſollt,
Verſteht ihr, daß die Beſten ſchlafen gehen?
Die, als die Welt erlag, noch ſtark gewollt,
Die werden's nur verſtehen.

Der Löwe ſchläft — Ihr, die ihr wachen ſollt,
Verſteht ihr, welcher Wächter heimgegangen?
Sein großes Herz braucht keiner Klagen Sold,
Nicht tränennaſſe Wangen.

Es heiſcht den Geiſt heraus, den deutſchen Mut,
Zu brennen heiß für Vaterlandes Ehren,
Es heiſcht, wann's gilt, den letzten Tropfen Blut,
Nicht weibiſch eitle Zähren.

Und ſchlängelt welſche Liſt den Schlangenpfad
In deutſche Gaun, dann ruft der ſtumme Leue
Mit Donners Klang — es bebet der Verrat —
Er rufet: Treue! Treue!

Und klinget die Trompete: Es iſt Krieg!
Und ziehen Feinde gegen Deutſchlands Marken,
Dann mahnt's aus ihm zum Kampf auf Tod und Sieg
Die Tapfern und die Starken.

Der Löwe ſchläft — nicht er, nur ſein Gebein;
Denn wann es ruft im Vaterlande: Wer da?
Dann iſt er wach, dann ruft der Löwe Stein,
Dann iſt ſein Geiſt, iſt er da.

Dann tönt die Loſung Stein, beim Namen Stein
Ringt jeder Deutſche für das Freie, Hohe.
So ſchlägt es Blitz auf Blitz in Männer ein
Aus ihm in heil'ger Lohe.

Nein, Deutſchland, nie wird dieſer reinſte Strahl
In deiner lichten Heldenkrone bleichen,
Solang aus Alpen brauſt dein Rhein zu Tal
Und grünen deine Eichen.

Das Grab.

1835.

Steh hier ſtill, hier wächſt der Baum
Schon mit Blättern grün und voll,
Der des letzten Schlummers Traum
Freundlich dir umſchatten ſoll.

Schau' ihn an, er iſt ſo grün,
Nickt ſo luſtig in die Welt,
Rote Roſen ihn umblühn,
Von der Maienluft geſchwellt.

Welch ein Schimmer! Welch ein Duft!
Horche, wie der Morgen klingt,
Wie der Kuckuck unten ruft!
Wie die Lerche oben ſingt!
Und dies Leben roſenrot,
Dieſe Wonne liederreich
Wäre graulich, und der Tod
Hätte hier ſein düſtres Reich?

Nein, ihr Roſen, nein, du Baum,
Der mich einſt umſäuſeln wird,
Nein, du Vöglein, das den Traum
Dieſes Schlafes einſt umſchwirrt,
Nein, ihr Maienlüftchen ſüß,
Die ihr mit den Blumen koſt,
Hier blüht wieder Paradies,
Das nicht Sturm noch Flut umtoſt.

Wachſe denn, du grüner Baum,
Wachſet, Roſen, zum Gebüſch,
Mit dem vollen Frühlingstraum
Duftet um mein Bette friſch;
Liebe, hüte dieſes Grab,
Hoffnung, winde drum dein Grün,
Und ſo laßt mich bald hinab
In die ſel'ge Stille fliehn.

Klage um Wilibald.

1835.

Eine Handvoll Erde,
Einen Roſenkranz,
Daß erfüllet werde
Treue Liebe ganz,
Werf' ich, ſüßer Knabe,
Unter ſchwerem Ach,
Letzte Liebesgabe,
Deinem Schatten nach.

Ach, der holde Schatten,
Ach, das liebe Bild,
Welches Engel hatten
Schön in Staub gehüllt,
Sollte nur als Schimmer
Mir vorüberfliehn,
Diese Knospe nimmer
Voll als Rose blühn.

O mein süßes Leben!
Alters Lust und Zier!
Könnt' ich mit dir schweben!
Wär' ich stets bei dir!
Von dem Staubgewimmel,
Von den Gräbern fern,
Stets in deinem Himmel,
Stets auf deinem Stern!

Der grüne Wald.

1835.

O der süße, grüne Wald,
Wo wir einst in Wonne klangen,
Wo wir spielten, wo wir sangen,
Wo wir tanzten Maientänze,
Wo wir pflückten Maienkränze,
O der süße, grüne Wald!
Wie er immer widerhallt,
Wie er schallt:
Wilibald! Wilibald!

Schalle nur, du grüner Wald,
Rufe immer deinem Frommen,
Ach! Er kann nicht wiederkommen!
Blühet, Blumen, flüstert, Blätter,
Klinget, Vöglein, das Geschmetter
Eures Lenzes durch den Wald —
Bleich ist eure Lichtgestalt,
Stumm und kalt —
Wilibald, Wilibald.

O du süßer, grüner Wald!
Wo wir nun in leisen Tränen
Uns nach unserm Liebling sehnen,

Nimmermehr im frischen Maien
Mit der jungen Lust juchheien —
Rufe ewig, grüner Wald,
Mit der Liebe Allgewalt,
Daß es schallt:
Wilibald! Wilibald!

Frühling.

1835.

Wann die leisen Bächlein rauschen,
Säuseln durch die Blätter bebt,
Muß ich horchen, muß ich lauschen,
Ob der Liebste niederschwebt;
Wann die Frühlingsvöglein singen,
Und die ganze Blumenflor
Nur ein Blühen ist und Klingen,
Singt und klingt und blüht er nur.

Und ich rufe meinen Schmerzen
Unter manchem lauten Ach:
Blüht auch ihr! — Ich will euch herzen,
Werdet frisch im Lenze wach!
Bringt die schönste meiner Gaben,
Bringt mir das verlorne Glück,
Bringt mir meinen süßen Knaben
In der alten Pracht zurück.

Und die Tränen fließen milder,
Und es schmilzt das starre Herz,
Und die holden Liebesbilder
Zaubert neu der neue Schmerz,
Liebesbilder, Liebesschatten,
Sie bevölkern jeden Raum;
Was wir haben, was wir hatten,
Was wir lieben, heißet Traum.

Ach! Ein süßer Traum, verdunkelt
In der Erde Nebelluft,
Dessen hellstes Bild erfunkelt,
Wann wir weinen auf der Gruft:

Erde müſſen wir begraben
Und was in uns irdiſch iſt,
Wollen wir im Lichte haben,
Was vom Himmel göttlich iſt.

Lerchengeſang.

1836.

Haſt du noch einen Ton, du altes Herz,
So ſpann' ihn auf, und laß es klingen,
Laß deine Liebe, deinen Schmerz
Ihr volles Leid den Sternen ſingen.

Was hoch empor ſchlug, hallet tief zurück,
Es hallt in deinem Buſen wieder,
Es weiß kein Lied vom Erdenglück,
Von Engelwonnen ſingt es Lieder.

Empor, du Lerche, zur geſtirnten Höh'!
Was flatterſt du im Erdgewimmel?
Dort klingt ein Echo für dein Weh:
Du biſt vom Himmel, ſuche Himmel.

An die Lerche.

1836.

Vöglein, Vöglein in den Lüften,
Lerche, die zum Himmel ſchwebt,
Unten ſtill in Blumendüften
Und im Grün der Wieſen lebt,
Du biſt mein, du ſüße Kehle,
Meine Sehnſucht, meine Luſt,
Alles Weh der Menſchenſeele
Klingſt du hell aus frommer Bruſt.

Alſo trägſt du meine Schmerzen
Aus der Erde Nebelflor
Zu dem Herzen aller Herzen,
Zu dem Himmelshort, empor,
Trägſt mich hin zu meinen Lieben,
Die nun oben ſelig ſind:
Unten iſt das Leid geblieben,
Droben wehet Lebenswind.

O wie ſüß, mit dir zu kreiſen
In dem heitern Sonnenſtrahl!
O wie ſüß, mit dir zu reiſen
Himmelauf vom Erdental!
Auszujubeln, auszuſingen,
Was das ſtille Herz nur weiß,
Und aus voller Bruſt zu klingen
Liebesluſt und Himmelspreis!

Auf an Gott.

1836.

Du, der Licht war vor meinem Tage,
Du, der Klang war vor meiner Klage
In der Geſtirne Jubelgeſang,
Du, dem Sonnen und Welten entrollten,
Eh' meine Sinne fühlten und wollten,
Hilf, Herr! Mir iſt die Seele ſo bang.

Du, der Licht biſt, laß es durchdringen,
Du, der Klang biſt, laß es erklingen,
Hauche von oben himmliſchen Wind,
Hauche den Odem ewigen Lebens,
Daß entfliehen die Schauder des Bebens —
Hilf, Gott! Höre dein flehendes Kind!

Aus dem Lichtmeer nur einen Funken,
Wie ich einſt ihn ſelig getrunken!
Aus deiner Wonne nur einen Ton! —
Und es wehen die Lüfte des Lebens,
Und es fliehen die Schauder des Bebens —
Du biſt Vater, ich wieder dein Sohn.

Immer Liebe.

1836.

Und klingſt du immer Liebe wieder?
Und immer nur denſelben Ton?
Und weißt du keine andern Lieder
Als Gottes Sohn, von Gottes Sohn?
Muß er dein Licht, dein Glanz, dein Schein,
Muß er dein Alles, Alles ſein?

Ja, er allein: in dieſem Namen,
In dieſem allerſchönſten Ton,
Klingt aller Himmel Himmel Amen,
Das Heilig! Heilig! klingt vom Sohn,
Und Cherubim und Seraphim
Anbetend knien ſie hin vor ihm.

Ja, er allein: ſoweit die Winde
Das grüne Erdenrund umwehn,
Muß nun im Klang vom hohen Kinde,
Das Menſch ward, aller Jubel gehn:
Es klinget kein ſo ſüßer Ton
Als von dem Sohn und aus dem Sohn.

Nein, nimmer lernt es andre Lieder
Das arme, ſündenkranke Herz,
Nein, nimmer klingt es andres wieder
Als jener Sehnſucht ſüßen Schmerz
Vom Menſchenſohn, vom Gottesſohn,
Dies bleibt das Lied, der Klang, der Ton.

Du bleibſt das Lied, du liebſte Liebe,
Du bleibſt die Sehnſucht, ſchönſtes Bild,
Du Licht der Lichter, Trieb der Triebe,
Woraus der Himmel Wonne quillt:
Mein Herz klingt deine Herrlichkeit
Von nun an bis in Ewigkeit.

Himmelfahrt.

1837.

Wie prangt im Frühlingskleide
Die grüne, bunte Welt!
Und hat in Welt und Heide
Muſik und Luſt beſtellt:
Wie klingt und ſpielt der Scherz
In Büſchen rings und Bäumen
Von Edens Blumenträumen
Den Klang in jedes Herz!

Hinaus denn, meine Seele!
In voller Luſt hinaus!
Verkünde, ruf, erzähle
Und kling und ſing es aus!

Du bist von Lerchenart,
Nach oben will dein Leben:
Laß fliegen, klingen und schweben
Die süße Himmelfahrt.

Auf! Lüfte deine Schwingen
Zum frohen Heimatort!
Dein Trachten, Sehnen, Ringen,
Dein Weg, dein Lauf ist dort —
O flieg aus diesem Glanz
Der bunten Erdenlenze
Ins Land der ew'gen Kränze!
Dort ist dein Ziel, dein Kranz.

Gesang der Christenlerche.

1837.

Es klingt ein Klang der Klage
Rings durch die Welt umher:
„Kurz sind der Menschen Tage
Und ihre Mühen schwer,
Nach leichtem Jugendspiele
Treibt Arbeit, Müh' und Not
Sie rastlos fort zum Ziele,
Und dieses Ziel ist Tod."

O Klang voll bittrer Wehen!
Uralter Heidenklang!
Aus Tiefen rings und Höhen
Wie klingst du grausig bang!
Mit Zweifeln, Zittern, Zagen,
Mit ungestilltem Schmerz
Stellst du die scharfen Fragen
Ans arme Menschenherz.

So mag ein Sandkorn schweben
Auf hoher Meereshöh',
Wie Menschen stürmisch beben
Auf wilder Lebenssee:
Ach! Zwischen Fürchten, Hoffen
Wie hielten sie's wohl aus,
Stündst du zum Trost nicht offen,
Du Grabesfriedenshaus?

Fort, Heidenklang! Verklinge!
Verkling, uraltes Weh!
Komm, Chriſtenlerche, ſinge
Ein Lied aus höhrer Höh',
Ein Lied vom ſchönern Glauben,
Von ſüßern Friedens Ruh',
Komm, trag mit Noahs Tauben
Uns grüne Hoffnung zu.

Komm, Chriſtenlerche, ſinge,
Was du ſo ſelig weißt,
Die Luſt des Himmels ſinge,
Die Held und Heiland heißt,
Die Wahrheit heißt und Leben
Und Licht der Erdennacht,
Daß nun kein Leid mehr beben,
Kein Tod mehr grauen macht.

O ſüßer Klang der Freude!
O Klang der Seligkeit!
Nicht mehr der Stunden Beute,
Ich heiße Ewigkeit.
Verliſch, du Erdenſonne!
Tu, finſtres Grab, dich auf!
Hell flieget meine Wonne
Zum höchſten Stern hinauf.

Weihnachtsfreude.

1837.

Steh auf! Die Sonn' iſt aufgegangen,
Es ſcheint das Licht der Herrlichkeit —
O Seele, klinge dein Verlangen,
Hell kling herein die neue Zeit!
Laß heut die frohe Kunde ſchallen
Weit übern Erdenball ringsum!
Erklinge, ſinge, künde allen
Der Menſchheit Evangelium.

Dies iſt das Licht, dies iſt der Morgen,
Der Vorwelt dünner Dämmerſchein,
Oft leuchtend auf und oft verborgen,
Nun ſcheint er hell zur Welt herein,

Das Liebesrätsel ew'ger Güte,
Der Frommen Hort, der Weisen Lust —
Der Sehnsucht süße Rosenblüte
Erblüht nun voll in jeder Brust.

Drum sollst du, frohe Liebe, klingen,
Daß alle Welt in Wonne sei,
Mit allen Himmelschören singen:
Ihr dunkle Menschen eilt herbei!
O eilet euch im Licht zu baden!
Der Glanz des Himmels strahlt herein,
Und jeder Jammer, jeder Schaden
Der Nacht soll weggeleuchtet sein!

Kommt alle, die ihr liegt verloren
In freudenvoller Finsternis!
Denn Jesus Christus ist geboren,
Es scheint das lichte Heil gewiß.
O Liebesglanz! O Lebensmorgen!
O wunderbarer Gottesschein!
Weg Sünden, Schmerzen, Zweifel, Sorgen!
Denn Jesus Christ will unser sein.

Friedensgebet.

1837.

Gib Frieden, Herr, gib Frieden,
Du milder Liebeshort!
Einst bist du abgeschieden
Mit süßem Freudenwort:
Ich geb' euch meinen Frieden,
Wie ihn die Welt nicht gibt,
Verheißen und beschieden
Dem, der mich glaubt und liebt.

Gib Frieden, Herr, gib Frieden!
Die Welt will Streit und Krieg,
Der Stille wird gemieden,
Der Wilde hat den Sieg,
Und Unruh' herrscht auf Erden
Und Lug und Trug und List —
Ach! Laß es stille werden,
Du stiller Jesus Christ!

Gib Frieden, Herr, gib Frieden,
Du milder Liebeshort!
Dann wird es ſchon hienieden
Ein Paradieſesort,
Und Sorgen fliehn und Schmerzen
Aus jeder ſchweren Bruſt,
In Freuden glühn die Herzen,
In Lieb' und Himmelsluſt.

Des Zweiflers Unruh'.

1837.

Wohin, wohin, ihr flatternden Gedanken?
Wohin mit mir im brauſenden Gewimmel?
Was reißt ihr mich durch aller Himmel Himmel
Und ſchlingt um nichts und alles eure Ranken?

Wir fliegen hoch. Sind wir ſo hoch geboren?
Und warnt uns nicht, was Fabel klingt und Sage,
Der Weiſen Lehre und der Helden Klage,
Der Frommen Seufzer und der Spott des Toren?

Sie warnen: Kinder flüchtiger Sekunden,
Wie reißt euch doch der wilde Wahnſinn hinnen?
Was Menſchen ſchaffen, bauen, denken, ſinnen,
Wird ihnen gleich ein Morgentraum erfunden.

Ja, daß wir durch die höchſten Himmelshöhen
Und durch die tiefſten Höllen müſſen ſchweifen,
Nach Unergreiflichkeiten müſſen greifen,
Das iſt das lange Weh der ältſten Wehen.

Da ſpielt die Hoffart und ihr Sohn, der Zweifel,
Ach, ſchon Geſell von Adam, unſerm Ahnen:
Wir ſind Soldaten unter ſeinen Fahnen
Und folgen ihres bunten Trugs Gewaifel.

Er ruft: Mir nach zum Sieg, ihr tapfern Knechte!
Mir nach, zum Dienſt das Geiſterreich zu zwingen!
Wir müſſen durch zum Lichtesurborn dringen;
Den Feigen unten laſſen wir die Nächte.

Das iſt's, das iſt der alte Fluch hienieden:
Wir jagen nach den bunten Zauberbildern,
Bis wir im wirren Geiſterkrieg verwildern,
Stets weiter weg von Einfalt, Ruh' und Frieden.

Weh heißt die Aufſchrift auf dem Lebensſchilde,
Verwirrt hat unſer Abc die Lüge,
Verwiſcht das klare Antlitz reiner Züge,
Des Götterbilds der Liebe, Luſt und Milde.

Doch iſt des Bildes Bild herabgekommen,
Des Armen Reichtum und das Licht der Blinden,
Der Edelſtein, den Kunſt und Liſt nicht finden,
Der nur den Stillen leuchtet und den Frommen.

Des Schiffers Traum.

1837.

Es heult der Sturm, die Woge ſchäumt,
Und durch die Wolken fahren Blitze,
Der alte Schiffer nickt und träumt
Gar ruhig auf dem naſſen Sitze:
Wie wild um ihn die Woge ſchlägt,
Wie auf und ab das Schifflein ſchaukelt,
Ein Traum, der ſüße Bilder trägt,
Umſpielt ſein Haupt und ſcherzt und gaukelt.

Ein Eiland hebt er hell und ſchön
Mit reichen Fluren aus den Wogen,
Ein wundervolles Lenzgetön
Aus Blütenhainen kommt geflogen —
Der Alte ruft: „Hier legt ans Land!
Hier in die Bucht, den ſtillen Hafen!
O kommſt du endlich, Friedensſtand?
Wie will ich ſüß nach Stürmen ſchlafen!"

Da ſchießt aus ſchwarzer Nacht ein Strahl,
Ein glühnder Gottespfeil, von oben,
Der Schiffer und das Schiff zumal
Mit Mann und Maus ſie ſind zerſtoben,
Die wilde Woge treibt zum Strand,
Treibt Trümmer und Leichen treu zum Hafen —
Glückſeliger Träumer! Du haſt Land,
Nun kannſt du ſüß nach Stürmen ſchlafen.

Warum ruf' ich?

1837.

Und rufst du immer Vaterland
Und Freiheit? Will das Herz nicht rasten?
Und doch, wie bald umrollt der Sand
Des Grabes deinen Leichenkasten!
Die nächste Ladung trägst du schon
Geschrieben hell auf weißer Scheitel;
Gedenk' des weisen Salomon,
Gedenk' des Spruches: Alles eitel.

Ja, darum ruf' ich Vaterland
Und Freiheit — dieser Ruf muß bleiben.
Wann lange unsrer Gräber Sand
Und unsern Staub die Winde treiben;
Wann unsrer Namen dünner Schall
Im Zeitensturme längst verklungen,
Sei dieses Namens Widerhall
Von Millionen nachgesungen!

Ja, darum, weil wir gleich dem Schein
Der Morgendämmerung verschweben,
Muß dies die große Sonne sein,
Worin wir blühn, wodurch wir leben:
Drum müssen wir an diesem Bau
Uns hier die Ewigkeit erbauen,
Damit wir aus dem Geistergau
Einst selig können niederschauen.

O Vaterland! Mein Vaterland!
Du heil'ges, das mir Gott gegeben!
Sei alles eitel, alles Tand,
Mein Name nichts und nichts mein Leben —
Du wirst Jahrtausende durchblühn
In deutschen Treuen, deutschen Ehren:
Wir Kurze müssen hinnenziehn,
Doch Liebe wird unsterblich währen.

Der Stein im Rhein.

1838.

Hier ist die Stelle, hier liegt der Stein,
Hier nahm mein Liebstes hinweg der Rhein.

Der Freude, der Liebe goldenſten Hort,
Hier flog die Luſt des Lebens mir fort.

O kurze Zeit! Und o lange Zeit!
Wird die Vergangenheit Ewigkeit?
Wird Zukunft eine Ewigkeit lang,
Weil ſolchen Hort mir die Woge verſchlang?

O Tag! — Ja klage nur — Tag, der war!
Einſt muſtert' ein Feldherr mir meine Schar —
„Stell' auf die Knaben! Alle herbei!
Daß ich ſehe, welcher der reiſigſte ſei."

Sie ſtanden, und ich ſprach: „Euer Rhein
Muß ewig Deutſchlands Herrlichkeit ſein:
Ihr miſſet's, und euer friſcheſtes Blut
Für ſolchen Preis ſei es keinem zu gut."

Da trat der kleinſte wohl aus dem Chor,
Ein ſtolzer Freiwilliger, leuchtend hervor,
Schlug in des Feldherrn Ehrenhand
Den edlen Willen raſch ein als Pfand.

Er hat's gehalten, er ward der Hort,
Ihn trug ſein Rhein ſich als Opfer fort:
So hat er mir ohne Schlachten die Schlacht
Vor tauſend Schlachten blutig gemacht.

Nun liege feſt vor den Welſchen, mein Stein!
Nun brauſe freudiger, freier, mein Rhein!
Meine Sehnſucht und Liebe, ſie rauſchen mit dir —
O rauſchten deine Wellen auch über mir!

Grablied.

1838.

Auf! Laßt uns fröhlich ſingen
Ein Lied von Tod und Grab!
Gar herrlich ſoll es klingen
Ins letzte Bett hinab:
Des Friedhofs ſtiller Hügel
Kein Leben deckt er zu,
Der Geiſt ſchwingt frohe Flügel
Und fliegt der Heimat zu.

Er ſagt der grünen Erde
Die letzte gute Nacht,
Denn Arbeit, Not, Gefährde
Sie ſind mit Gott vollbracht,
Die Freuden und die Mühen
Der armen Sterblichkeit —
Nun ſieht er Kränze blühen
Im Lenz der Ewigkeit.

Nun ſieht er hell im Lichte,
Was hier ſo dunkel war,
Des Herzens Traumgeſichte,
Des Lebens Rätſel klar;
Nun kann er ganz verſtehen,
Was Gott, was Chriſtus iſt:
Wie wohl iſt ihm geſchehen,
Daß er geſtorben iſt!

Drum wolln wir fröhlich ſingen
Ein Lied von Tod und Grab,
Ein Himmelslied ſoll klingen
Ins Erdenbett hinab!
Die Seele hat gewonnen
Das ew'ge Morgenrot
Und ſchaut aus heitern Wonnen
Hinab auf Grab und Tod.

Jeſusgebet.

1838.

Herr, du mein Licht, mein Heil, mein Leben,
Du ſüßer Heiland Jeſus Chriſt!
Hilf, Herr! Hilf! Laß mich nicht entſchweben
Von dir, wo Seelenfreude iſt,
Wo Einfalt iſt, wo Frieden iſt,
Bei dir, bei dir, Herr Jeſus Chriſt!

Hilf! Laß mich nicht im Schein verwildern
Der Welt, die tauſendfarbig gleißt,
Die lockt, die Weſen durchzubildern,
Soweit das All die Bahnen kreiſt —
O gib mir deinen ſtillen Geiſt,
Des Namen Lieb' und Demut heißt!

O könnt' ich schaun aus deinem Bilde
Der Welten Ziel, der Menschen Sein
Mit voller Klarheit, voller Milde,
Dann wäre schon der Himmel mein,
Dann täuschte mich kein Schein vom Schein,
Das Licht der Lichter wäre mein.

O Licht der Lichter! Bild der Bilder!
Du Gottesglanz, du Liebesglanz!
Du Stiller, Treuer, Frommer, Milder,
Erleuchte mir die Seele ganz!
Dein Bild dies bilde ganz mir ein!
Und werde, bleibe ewig mein!

Meine Grablegung.

1839.

„Wann ich gestorben, schlagt den schwarzen Mantel
Um meinen morschen Leib, wie er verschlissen.
Ihr wißt, warum: die Sünde, die Tarantel,
Hat mich in grüner Jugend scharf gebissen.

Drum mußt' ich taumelnd in dem tollen Tanze,
Der Leben heißt, durch böse Irren schweifen,
Am Becher wilder Lust, am bunten Kranze
Der Torheit wie an Blumen mich vergreifen.

Wie sollt' ich anders denn vor Gott erscheinen
Am Jüngsten Tag, als trauernd und zerrissen?
Ach! Mein Gefolg', mein Engel, der wird weinen
Und mein Vertrauter zagen, mein Gewissen."

So sprach ich. Und mein Töchterlein, das feine,
Wischt' aus den Augen sich die hellen Zähren:
„O Vater, diese Farben sind nicht deine;
Wie kommst du auf die alten Heidenmären?

Ich weiß es besser, wie wir dann dich kleiden:
Dein Leichentuch muß grün sein, und ein rotes
Herz auf dein Herz genäht; denn diese beiden,
Das Grün und Rot, verkünden nichts Gedrohtes.

Die frohen Chriſtenfarben ſollſt du nehmen
Mit grünem Chriſtenglauben in die Erde.
Was ſpielſt du ſo mit wüſten Heidenſchemen,
Verzerrt durch Graun der düſtern Nachtgebärde?"

So winkte mich das Kind zur Himmelspforte
Zurück, zurück zum Grün, zum grünen Hoffen,
Zurück zum Rot, zu dem, des Wunden offen
Geblutet an dem Kreuz, zum Liebeshorte.

Drum, wann ich ſterbe, ſollt ihr grün mich kleiden,
Ein rotes Herz mir nähn auf Herzensſtelle:
Grün iſt das Wort vom Chriſt und rot die Welle,
Die eine ſchwarze Welt geſühnt durch Leiden.

Gerechtigkeit Gottes.

1839.

Du findeſt keinen feſten Weg zum Glücke
Hier, wo das bleiche Mondlicht niederſchauet;
Nur, wer ſich gleich der Regenbogenbrücke
Aus leichten, bunten Steinen ihn erbauet,
Iſt weiſe, wer wie Kinder fort ſich ſpielet,
Auf keinen Fang wie auf Gewiſſes zielet.

Es war der Mann gekommen aus dem Lande,
Wo Honig Gift iſt*), Dolch die Streite ſühnet,
Er ſchlug die Welt durch Schwert und Trug in Bande,
Durch Großes zu dem Größten ſtolz erkühnet —
„Mir", ſprach er trotzig, „gab der Herr die Reiche,
Wer wider mich und Gott will, der erbleiche!"

So rief der Korſe, doch es ſchmolz zuſammen
Sein Stolz im Schnee und Eis der Moskowiten,
Aufſchlugen da aus allen Herzen Flammen,
Und Zorn und Liebe trieben heiße Blüten,
Zu einem Strauß des ſchönſten Kampfs gebunden:
Des Böſen Zauber war wie Dunſt verſchwunden.

Verkrächzet war das Lied der Schickſalsraben,
Und es erklang das Siegeslied der Chriſten
Zum Gotteskampf vom Greiſe bis zum Knaben,
Gebunden ward der Fürſt der Hinterliſten;

*) So beſchrieben und empfanden die Römer ſelbſt ſchon ihr Korſika.

Er fiel, und zweimal heulte die Hyäne
Europas, deutsch gegeißelt, an der Seine.

Da, als die Völker wachten auf vom Staunen
Und ließen frisch dem heißen Mut den Willen,
Blies ich mein Pfeifchen auch mit Kriegsposaunen,
Der Freiheit lang erstickte Luft zu stillen —
Da winkten manche Fromme mir den Segen,
Ich führte Federn nur, die bessern Degen.

Bald klingt es Frieden, nach gewalt'gen Dingen
Ist's allen Herzen wieder stiller worden,
Man läßt zum Rhein zurück die Trommeln klingen,
Man läßt die Fahnen wieder wehn gen Norden,
Und jeder suchet froh das liebe Seine,
Ich suche, finde meines mir am Rheine.

Da träumt' ich Ruh' dem kurzen Rest der Tage,
Ach, Traum ist Menschenwünschen, Menschenmeinen!
Der droben alles wägt auf höchster Wage,
Vor dem erlischt der Schein von Erdenscheinen,
Er dräute Wetter meinem stillen Sitze
Und schoß durch meinen Himmel manche Blitze.

Und endlich ließ er mir von jenen Streichen
Aus hellen Wolken einen niederschmettern,
Von jenen, welche Locken plötzlich bleichen,
Das Leben flugs entblüten und entblättern,
Er schoß auf meinen schönsten, schnellsten Knaben,
Ihn hat der Rhein genommen und begraben.

Gerecht ist Gott und gut allein und weise,
Er misset jedem zu mit rechtem Maße:
Wer nur die Blumen sucht der Pilgerreise,
Den treibt er fort zur bösen Dornenstraße:
Verlieren wollt' ich mich auf Blumenwegen,
Da trat mit Schrecken mir der Herr entgegen.

Gerecht ist Gott und gut allein und weise —
O Mensch, bekenn' es unter bittern Tränen! —
Er rollt Geheimnis durch des Lebens Kreise,
Auf daß du lernest nach dem Licht dich sehnen,
Auf daß die liebe Not dich lehre beten,
Vom Erdenweg in Himmelswege treten.

Mein Vöglein.

1839.

Goldschwingen trugst du — o wie goldne Schwingen!
Mein Vöglein, das so frühe mir entflogen;
Drum hat von dir der Glanz sich weggezogen,
Drum muß ich fernhin lauschen ihrem Klingen:

Ach! fernhin, wo, in sel'gen Lichtes Wogen
Die Engel badend Heilig! Heilig! singen;
Ach! fernhin — Mag so hoch ein Schuß gelingen,
Den Schmerz und Sehnsucht tun vom Herzensbogen?

Meist kommt der Pfeil zurück, der nicht getroffen,
Daß Herz und Augen Tränen mir verdunkeln,
Daß mir die Ohren wie voll Glocken klingen.

O Himmel, wann stehn deine Pforten offen,
Daß meine Geister mir entgegenfunkeln,
Daß meine goldnen Vögel um mich singen?

Mein Blumenkönig.

1839.

Von Blumen trug er beide Händchen voll,
Drum nannten wir ihn scherzend Blumenkönig,
Dann goß er vor uns aus den bunten Zoll
Und meint', er trüge immer noch zuwenig —
Ach! Unsern Liebling, unsern schönsten Knaben,
Wir mußten ihn im Blütenlenz begraben.

Glückselig er! Er hat der schlimmen Welt
Nur Spiel und Scherz und Blumen abgewonnen,
Nie hat sich ihm des Lebens Nichts erhellt,
Nie ist ein Zauber ihm in Trug zerronnen:
Reich flog er weg mit allen Blütenscheinen,
Wir schauten arm ihm nach und mußten weinen.

O Rosenkönig, süßes Sternenkind!
Wann neu die Nacht die goldnen Lampen zündet,
Wann Lust und Leid voll Sehnsucht still und lind
Lauscht, was die obre Welt geheim verkündet,
Dann scheinst auch du mit Millionen Lichtern
Und funkelst mit den Engelangesichtern.

O Roſenkönig, ſüßes Sternenkind!
Dann ſtreuſt du bunte Himmelsblumen nieder,
Und wie an Tagen, die vergangen ſind,
Erfreut uns jene Blumenwonne wieder:
Dann ſpielt es rings mit längſt verſchwundnen Scheinen,
Wir ſpielen mit, wir träumen mit und weinen.

Des alten Soldaten letzter Ausmarſch.

1839.

Marſch! Was klingen die Trompeten?
Marſch! Klingt das nicht Totenmarſch?
Helles Blaſen nicht und Flöten
Ernſt und ſtill, nicht wild und barſch?
Marſch! Es muß gewandert werden!
Nicht zu Tanz und Kriegesſpiel,
Nein, der letzte Marſch auf Erden
Und der nächſte Marſch zum Ziel.

Marſch! Zum Abzug wird geblaſen,
Und des Lebens haſt du ſatt;
Nimm das letzte Grün vom Raſen,
Nimm vom Baum das letzte Blatt,
Nimm vom Strauch die letzte Roſe;
Denn es muß geſchieden ſein:
All vergriffen ſind die Loſe,
Keines ſteht für dich noch ein.

Sei's! Trompeten und Poſaunen,
Schallt, und donnre, Paukenſchlag!
Donnre Schrecken und Erſtaunen!
Mir entbebt kein Weh noch Ach!
Und ich will es fröhlich ſagen:
Ja, des Lebens hab' ich ſatt,
Falle ſtill und ohne Klagen
Wie vom Baum ein welkes Blatt.

Denn ich bin Soldat geweſen,
Und in manchem heißen Strauß
Bliefen Kugeln auserleſen
Mir faſt Licht und Atem aus,

Wilde Scharen aller Farben
Drangen stürmend auf mich ein,
Schrammen, Striemen, Wunden, Narben
Müssen des mir Zeugen sein.

Nicht auf weichen, seidnen Sitzen
Wiegte mich das Leben durch,
Scharf mit Donnerschlag und Blitzen
Traf's mich aus der Himmelsburg:
Denn wo gute Kämpfer standen,
Bot ich mich dem Schützen voll,
Und der Schütz hat wohl verstanden,
Wie ins Herz man treffen soll.

„Welcher Schütz? O welche Fabeln?
Wohin träumt der irre Greis?
Spielt in Bildern und Parabeln
Aus, wovon er selbst nicht weiß?"
Schweigt! Hier müßt ihr alle lallen,
Kinder, kind'sche Träumer sein,
Beten, knien, niederfallen
Vor des Schützen Blitzesschein.

Marsch! O Freudenmarsch! Und munter
Spielt mir auf zum letzten Gang!
Klingt mir fröhlich noch hinunter
In das stille Grab den Klang!
Kameraden, bald hienieder
Folgt ihr mir zu gleichem Ziel —
Doch getrost! Wir kämpfen wieder
Droben beßres Kriegesspiel.

Die Nachtrheinfahrt.

1839.

Zwei schlug's nach Mitternacht, wohl sieben Meilen
Hatt' ich am heißen Sommertag vollendet,
Da sahen, wo die Sieg zum Rhein sich wendet,
Nur Mond und Sterne mich nach Mondorf eilen.

Es schliefen Mensch und Tier und Wald und Bäume,
Die Vöglein bargen unter stillen Flügeln
Die Schnäbel und die Stimmen, aus den Spiegeln
Des Tages spielten Bilderspiel die Träume.

Ich rief dem Fergen, doch mir scholl's entgegen:
„Er liegt am Ufer jenseits eingeschlafen,
Denn selten kommt zu unserm kleinen Hafen
Ein Wandrer hin auf mitternächt'gen Wegen.

Doch steht ein Eichstock an der Sieg Gestade,
Und macht das schmale Fahrzeug Euch kein Grauen,
So mögt Ihr meiner Armeskraft vertrauen,
Ich rudr' Euch mutig durch die Wellenpfade."

„Geh! Hol'!" — Er ging. Doch unterdes erblaßten
Mond und Gestirne, schwarze Wolken zogen
Gewitternacht zusammen, Blitze flogen,
Die sich vom Ost zum West umarmend faßten.

Der Eichstock kam. Sein blitzerhellter Treiber
Erschien mir nun, ein Mann gewalt'ger Knochen,
Schwarz, düster, gleich dem Fährmann viel besprochen,
Der weiland Geister führte dünnster Leiber.

Frisch sprang ich doch in diesen Charonsnachen,
Doch kaum das Viertel meines Wegs gefahren,
Erpfiff ein Lispelwind, er pfiff Gefahren,
Die bald als Sturm und Donner sollten krachen.

Schon bebet die Natur, die Vögel sausen
Durch wilde Luft, mit Bellen, Heulen, Stöhnen
Erwacht die Kreatur in Klagetönen,
Die kurz verhallend durcheinander brausen.

Der Ruf der Wächter, die die Nacht durchschreiten,
Schreit in geschwinder Angst aus dumpfem Horne,
Als bliesen sie ein Lied von Gottes Zorne,
Den Jüngsten Tag, den Untergang der Zeiten.

Und krach, schlägt's ein vor uns, die Wellen spritzen,
Der Nachen bäumt sich, wie zum letzten Sprunge
Ein fallend Roß, und aus dem Ruderschwunge
Entstürzen beide wir zugleich den Sitzen.

Ein Ruder brach, ein Vogel ohne Flügel
Fliegt nun das Schifflein fort. „Gott sei uns gnädig!"
So rufen wir kleinmütig und kleinredig:
„Der Wogenturm wird uns zum Grabeshügel."

Doch Wunder! Wie wir kaum das Wort gesprochen,
Verstummt der Donner, und die Winde lispeln
Sich sanft zum Säuseln ab, zum Zephirwispeln,
Das Morgenrot erglänzt, aus Nacht gebrochen.

Wohin wir wollten, muß die Flut uns bringen;
Wir, die noch eben Tod in Tiefen sahen,
Schon können wir des Ufers Weiden sahen
Und bei Graurheindorf froh ans Ufer springen.

Die Lerche klingt, es klingt der Mensch den Morgen,
Wach' auf, mein Herz, und singe! hör' ich klingen
Aus kleinem Häuschen, mußte mit es singen,
Bald lag ich in der Meinen Arm geborgen.

Ermunterung.

1840.

Was willst du dich betrüben?
Der alte Gott lebt noch,
Nicht hüben und nicht drüben,
Nicht ferne und nicht hoch:
Sein Sein ist allenthalben,
Sein Lieben klingt durchs All
In höchster Engel Psalmen,
In kleinster Vöglein Schall.

Er weiß um deine Schmerzen,
Er weiß um deine Lust,
Und willst du ihn von Herzen,
Gleich hat ihn deine Brust,
Gleich fällt wie Frühlingsregen
Bei warmem Sonnenschein
Sein süßer Gnadensegen
Dir voll ins Herz hinein.

Auf! Wirf dein schlechtes Grämen,
Dein eitles Sorgen weg!
Verscheuche alle Schemen,
Die irren deinen Weg!
Du sollst im Lichte schreiten,
Und der dich frei gemacht,
Das große Licht der Zeiten,
Schloß ewig deine Nacht.

Mag alles sinken, wanken,
Dies eine bleibet fest,
Gedanke der Gedanken,
Der nimmer sinken läßt:
Das große Licht der Zeiten,
Dein Heiland Jesus Christ,
Wird Strahlen um dich spreiten,
Wo alles finster ist.

Dies wage fest zu fassen,
Dies halte treu und fest,
Den schwöre nie zu lassen,
Der nimmer dich verläßt:
Der dich mit seinem Blute
Erlöst aus Nacht und Wahn,
Will, daß mit hellem Mute
Du wandelst deine Bahn.

Sankt Florentius' Mantel.

1840.

Sankt Florentius, der fromme Bischof,
Ritt gen Straßburg zu dem hohen Schlosse,
König Dagobert sich zu verneigen.
In das Vorgemach hinaufgestiegen,
Dessen Doppeltüre führt zum Saale,
Wo der König thront vor seinen Mannen,
Späht er für den regenschweren Mantel
Rings nach einem Stuhl, nach einem Nagel,
Ja, nach einem Häkchen nur am Fenster,
Seine nasse Bürde dran zu hängen.
Ach! Vergebens: glatt sind alle Wände,
Bänke, Stühle gar nicht im Gemache.
Sieh! Da schießet durch die Fensteröffnung
Hell ein Sonnenstrahl gleich einer Lanze,
Etwas drauf zu hängen — und Florentius:
„Will es Gott, so trägt er", und den Mantel
Wirft er auf den Strahl. Da geht die Tür auf.
Und der Bischof kniet vor dem König.
Und o Wunder! Als er bald zurückkommt,
Stehet noch die Sonnenstrahlenlanze

Und der Mantel drauf in Lüften hangend.
Und anbetend steigt der fromme Bischof
Schweigend nieder aus des Schlosses Hallen.

Dies das Märchen von Florentius' Mantel,
Von dem Strahle, der als Stange diente.
Doch was soll uns dieses Kindermärchen?
Ist's ein Nagel, Wahrheit dran zu hängen?
Ja, ein Nagel ist's, ein helles Gleichnis
Von dem Sonnenstrahl der Gnade Gottes.
Ach! Die hat auf Erden keinen Nagel,
Unbequemes daran wegzuhängen;
Ach! Die hat auf Erden keine Balken,
Lasten, welche drücken, draufzulegen.
Aber wo ein Fünkchen von ihr schimmert,
Wo ein dünnstes Streifchen ihres Lichtes
Von dem Himmel zu der Erde schießet,
Fasse, halte dran, als wären's Lanzen,
Lanzen Gottes, dich und deine Lasten,
Dich und deiner Sünden schweren, schwarzen
Mantel froh vertrauend dranzuhängen —
Und dein Gott wird mächtig sein wie weiland,
Und dein Glaube fröhlich oben schweben.

Das Lied vom Rhein an Niklas Becker.

1840.

Es klang ein Lied vom Rhein,
Ein Lied aus deutschem Munde,
Und schnell wie Blitzesschein
Durchflog's die weite Runde,
Und heiß wie Blitzesschein
Durchzuckt es jede Brust
Mit alter Wehen Pein,
Mit junger Freuden Lust.

Sein heller Widerklang
Vom Süden fort zum Norden
Ist gleich wie Wehrgesang
Des Vaterlands geworden.
Nun brause fröhlich, Rhein:

Nie soll ob meinem Hort
Ein Welscher Wächter sein!
Das brause fort und fort.

Und stärkrer Widerklang
Gleich Pauken und Posaunen,
Gleich kühnem Schlachtgesang
Klingt Welschland durch mit Staunen —
Es klinget: Neue Zeit
Und neues Volk ist da;
Komm, Hoffart, willst du Streit!
Germania ist da.

Drum klinge, Lied vom Rhein!
Drum klinget, deutsche Herzen!
Neu, jung will alles sein —
Fort, fort die alten Schmerzen,
Der alten Wahne Tand!
Alleinig stehn wir da
Fürs ganze Vaterland,
Jung steht Germania.

Dem bleibenden Ausschuß des Düsseldorfer Karnevalvereins nach Übersendung seines Patents.

1841.

Wollt auch Ihr mich wieder locken
Zu der Torheit buntem Reigen
Auf des Scherzes leichten Socken!
Ach! die Flöten und die Geigen
Mögen wunderlustig klingen,
Doch den Mut entflohner Jahre
Können sie nicht wiederbringen,
Noch die Kränze dichter Haare.

Denn den Reigen durchzutanzen
Mit der Freude Vagabunden,
Denn die Spiele durchzuschanzen
Hintermitternächt'ger Stunden
Mag der Siebziger nicht wagen;
Doch er klatscht mit frohen Händen
Euren jubelvollen Tagen,
Die nach Mitternächten enden;

Doch er hat im langen Leben
Einen frommen Spruch erworben,
Den er kann als Lehre geben:
Froh gelebt heißt froh gestorben.
Glücklich, welche fröhlich spielen!
Selig, welche mächtig hoffen!
Denn nach vielem muß man zielen,
Weil so wenig wird getroffen.

Geistesmahnung.

1841.

Soll die Erde dich besiegen,
Ihre kalte, feige Macht?
Willst du dich mit Sklaven schmiegen
Wie in dumpfer Kerkersnacht?
Willst du gleich den Feigen sorgen
Um ein Ding, das nimmer dein?
Armer Geist! Dann bringt kein Morgen
Deinem Dunkel Sonnenschein.

Hast du Federn doch und Schwingen,
Edler Geist, so schwinge dich!
Laß sie rauschen, laß sie klingen!
Und die Nebel senken sich,
Wann du deine Höh' erflogen,
Und die dumpfe Nacht wird licht,
Und der Wahn, der dich belogen,
Weicht der Freude Sonnenlicht.

Freude! Freude! Welche Flügel!
Mut! O welches Schlachtenroß!
Diese reißen alle Zügel,
Diese sprengen jedes Schloß,
Diese brechen alle Riegel
Feiger Sorge, eitler List,
Diese, Unterpfand und Siegel,
Daß du Sohn des Himmels bist.

Sohn des Himmels, Kind der Sterne!
Dort dein Heim, dein Sitz, dein Reich —
Tiefe, Höhe, Nähe, Ferne,
Erd' und Himmel alles gleich —

Wo die Flügel immer ſchweben,
Liegt dein Reich. Auf, nimm es ein!
Nimm dein Reich ein, nimm dein Leben,
Nimm dich ſelbſt! — Die Welt iſt dein.

Frühling im Alter.

1841.

Singen die Vöglein im grünen Wald,
Klingen die Bächlein hergunter,
Lockt es den Alten mit Luſtgewalt,
Klopfet das Herz ihm ſo munter:
Denket der Wonnen verſchienener Lenze,
Denket der Kränze und denket der Tänze,
Fallen auch Tränen herunter.

Singet und klinget! das Heute iſt mein,
Heut will ich ſingen und klingen
Luſtig mit ſpielenden Kindern feldein,
Fröhlich mit fröhlichen Dingen,
Will mir bekränzen die Locken, die greiſen:
Bald muß ich hinnen und wandern und reiſen,
Wo mir die Vögel nicht ſingen.

Allein.

1841.

Ich bin allein, in weiter Welt allein,
All meine Sterne ſchloſſen ihren Himmel,
Im dichten Menſchenſtrudel ganz allein,
Allein im bunten, wilden Erdgewimmel —
Allein? Wie furchtbar tönſt du, Schreckenswort!
Zum Ozean des Nichts wie treibſt du fort!

Allein! So ſchloß ſich ſchwarz der Himmel zu,
Der meine jungen Tage einſt umglänzte?
So flüchtig, ſüße Freude, wareſt du,
Die meinen Frühling einſt mit Roſen kränzte?
Allein? Allein? O gräßlich düſtres Wort!
Einſam der Menſch und ohne Heim und Ort?

Einſam der Menſch? Du faſelſt, dunkler Tor —
Lockt nicht die Sonne mit den alten Strahlen?
Lockt nicht die Wieſe mit dem Blumenflor,
Ein zweites Eden vor dir hinzumalen?
Spricht Gott nicht in dem Stein und Gras und Strauch,
Im Sternenſchimmer und im Blütenhauch?

Spricht Gott in dir nicht? Ja, wenn Kerkernacht
Im Moder fern von Sonn' und Mond dich hielte,
Und wenn des Satans ſchärfſte Höllenmacht
Mit allen Zweifelsſchüſſen auf dich zielte,
Wo Gott und Liebe ſpricht, wie könnt' es ſein?
Mit Gott und Liebe bleibt kein Menſch allein.

Mit Gott und Liebe — o das Freudenwort!
Gleich fliegen her die Myriaden Geiſter
Und jagen alle düſtern Spuke fort
Und werden aller böſen Träume Meiſter,
Und fröhlich tagt's wie junger Morgenſchein:
Mit Gott und Liebe bleibt kein Menſch allein.

O Gott und Liebe! O du Liebesheld!
Du Stiller alles Jammers, aller Klagen!
Du Helfer und Befreier aller Welt,
Der auch für mich den Dornenkranz getragen —
Beſcheinſt du mich, du höchſter Liebesſchein,
Iſt alle Erde, aller Himmel mein.

Deutſches Kriegslied*).

1841.

Fürs Vaterland, fürs Vaterland
All-Deutſchland friſch und fröhlich auf!
Vom Oſtſeeſtrand, vom Nordſeeſtrand,
Aus Berg und Tal All-Deutſchland auf!
Auf! Auf! Was kann die Stange tragen,
Und was von deutſchen Ehren weiß!
Und was ein deutſches Herz fühlt ſchlagen,
Dem glüh' das Herz heut doppelt heiß!

*) In den Jahren 1840 und 1841 begann es hin und wieder mit neuem Übermut von der Seine her zu klingen.

Fürs Vaterland, fürs Vaterland!
All-Deutſchland friſch und fröhlich auf!
Auf gegen welſchen Lügentand
Mit Sturmesſchritt im Sprung und Lauf!
Ha! Hört ihr frech die Welſchen tönen?
„Für uns das Land, für uns der Rhein!
Der Sieg iſt Galliens tapfern Söhnen,
Drum, ſtiller Deutſcher, gib dich drein!“

Fürs Vaterland! Fürs Vaterland!
Horch', Welſchland! Hör' ein Gegenlied:
Ein Volk, ein Heer, ein Herz und Hand,
Was gegen euch den Degen zieht —
Sind all zu Schild und Helm geboren,
Das freie, tapfre Teutsgeſchlecht,
Zu edlem Tode aufgeſchworen,
Zum Kampf für Freiheit, Licht und Recht.

Fürs Vaterland! Fürs Vaterland!
Drum alle friſch und fröhlich drein!
Auf welſchen Trotz ins welſche Land!
Für unſern Rhein friſch übern Rhein!
Mit Gott dem Herrn, dem Gott der Freien,
Drum alle friſch und fröhlich drein!
Und was die Prahler dräun und ſchreien,
Es muß durch Gott zerſtoben ſein.

Als Thiers die Welſchen aufgerührt hatte.

Herbſtmond 1841.

Und brauſet der Sturmwind des Krieges heran,
Und wollen die Welſchen ihn haben,
So ſammle, mein Deutſchland, dich ſtark wie ein Mann
Und bringe die blutigen Gaben,
Und bringe das Schrecken und trage das Grauen
Von all deinen Bergen, aus all deinen Gauen,
Und klinge die Loſung: Zum Rhein! übern Rhein!
All-Deutſchland in Frankreich hinein!

Sie wollen's; ſo reiße denn, deutſche Geduld,
Reiß durch von dem Belt bis zum Rheine!
Wir fordern die lange geſtundete Schuld —
Auf! Welſche, und rühret die Beine!

Wir wollen im Spiele der Schwerter und Lanzen
Den wilden, den blutigen Tanz mit euch tanzen,
Wir klingen die Losung: Zum Rhein! Übern Rhein!
All-Deutschland in Frankreich hinein!

Mein einiges Deutschland, mein kühnes, heran!
Wir wollen ein Liedlein euch singen
Von dem, was die schleichende List euch gewann,
Von Straßburg und Metz und Lothringen:
Zurück sollt ihr zahlen, heraus sollt ihr geben!
So stehe der Kampf uns auf Tod und auf Leben!
So klinge die Losung: Zum Rhein! Übern Rhein!
All-Deutschland in Frankreich hinein!

Mein einiges Deutschland, mein freies, heran!
Sie wollen, sie sollen es haben.
Auf! Sammle und rüste dich stark wie ein Mann
Und bringe die blutigen Gaben!
Du, das sie nun nimmer mit Listen zersplittern,
Erbrause wie Windsbraut aus schwarzen Gewittern!
So klinge die Losung: Zum Rhein! Übern Rhein!
All-Deutschland in Frankreich hinein!

Grabesgrün.

1842.

Die Helden schlafen — all ihr Schall und Schein
Wie stumm und dunkel unterm Leichenstein!
Wie schließt das Grab — sie nennen's sanfte Ruh' —
Für alle gleich so Klang als Wonne zu!

Die Helden schlafen — rostend hangt ihr Schwert
Mit Schild und Helm und Fahnen ehrenwert,
Frisch wirkt die Motte drein und webt der Wurm,
Kalt braust vorbei des Tages wilder Sturm.

O Zeit, du graue Totengräberin,
Ob allem Leid und Weh Hinschweberin,
O Zeit, nur du allein hast nimmer Zeit,
Hinfliegen heißet dir Unsterblichkeit.

Unsterblichkeit? Wohl mir! Ich sehe grün
Aus deinem Grau das Leben wieder blühn,
Im Zeugen und Gebären ewig jung
Schwingst du der Welt geheimnisvollen Schwung.

Unſterblichkeit? Wohl mir! Drum Heldenmacht
Erbebe nicht dem Schlaf der langen Nacht!
Verklinget, Namen und Gedächtnis, gar!
Nichts ſtirbt, was wirklich gut und göttlich war.

Friſch kämpft die Tat, hell klingt das mächt'ge Wort
Gleich Blitz und Licht allgegenwärtig fort,
Geburt und Tod im ſteten Wechſellauf,
Hier ſchläft's, und dort wacht's luſtig wieder auf.

So kreiſet denn, Jahrtauſend', euren Tanz,
So greife, Geiſt, den höchſten Wonneglanz,
Zerſchlage das Sekundenglas der Zeit
Und greife und begreife Ewigkeit.

An die deutſchen Fürſten.

1842.

Ihr ſchaut den deutſchen Michel*) an?
Er trägt nicht mehr den Stamm der Tannen,
Doch iſt er noch der wilde Mann,
Der nicht viel dannen fragt noch wannen,
Das Rieſenkind im alten Traum,
Vor deſſen Fauſt die Welt muß ſtrauchen;
Und nimmt er ſich den Weberbaum,
Er weiß wie weiland ihn zu brauchen.

Ihr ſchaut den deutſchen Michel an?
O meinet nicht mit ihm zu ſcherzen!
Er iſt noch heut der wilde Mann,
Der viel im Arm hat, mehr im Herzen.

*) Es geht dem Michel und der Michelei wie andern ſprichwörtlich gewordenen Wörtern und Namen, z. B. dem berühmten Johann Balhorn. Schwer wird nachzuweiſen ſein, wo und woher dieſer Michel zuerſt in Brauch und Schwung gekommen iſt. Es ſind, die ihn von dem tapfern Ritter Michel Obentraut ableiten, einem rechten deutſchen Michel, einem durch ſeine Biederkeit und Tapferkeit berühmten Feldherrn, von welchem man ein letztes ſchönes Michelſches Todeswort hat. Als nämlich ſein alter Kriegsgeſell Tilly dem auf dem Felde von Königslutter Todwunden und Gefangenen das Blut hemmen wollte, ſagte er lächelnd zu ihm: „Laß laufen, Herr Bruder, auf ſolchem Felde pflückt man ſolche Roſen!" Gewiß, das waren echte Michelsworte; aber der Grund des Wortes liegt ferner und tiefer. Kommt er vom Erzengel Michel (Gott meine Stärke) oder von dem angelſächſiſchen Mickel, nordiſchen Mikil, die Bedeutung bleibt dieſelbe, der Starke, der Gewaltige, wohinein jeder ſich beliebig ſeinen Teil deutſcher Derbheit und Plumpheit, auch wohl Dummheit legt.

Traut nicht zuviel auf seinen Traum,
Er träumet hart am Morgentore,
Ein solcher Traum wird nimmer Schaum,
Er hat die volle Lichtaurore.

Ja, schaut euch nur den Michel an,
Er reibt die Augen zum Erwachen,
Ihm träumte, wie er ein Gespann
Von einem Riesen schlug und Drachen —
O schaut, wie ihm des Schlafes Sand
Vom lichtbestrahlten Auge fließet,
Wie er halb träumend mit der Hand
Wie durch die Lüfte Speere schießet.

Ja, schaut euch nur den Michel an,
Die Faust, das Herz, das Speereschießen,
Der schwere Schlaf gottlob! wird dann
Auch euch wie ihm im Licht zerfließen —
Kommt, schaut den Traum, des Träumers Spiel,
Und traut nicht, daß er nur will spielen:
Weil er mit Geistern spielt zum Ziel,
So wird er desto schärfer zielen.

Ja, schaut euch nur den Michel an
Und lernt im Michel euch erkennen,
Lernt mit dem deutschen, starken Mann
Wie weiland für die Freiheit brennen,
Für deutsche Ehre, deutsches Recht,
Für deutsche Wahrheit, deutsche Freud. —
Lernt das, dann weidet eu'r Geschlecht
Auch künftig mit auf deutscher Weide.

Ja, schaut den deutschen Michel an,
Was soll ich Fürsten Wahrheit fälschen?
Zieht an den vollen deutschen Mann,
Werft weg den bunten Rock der Welschen,
Werft weg den welschen Lügenschein,
All eure welschen Feinereien —
Dann tritt der deutsche Held herein,
Der erste Freie unter Freien.

Ja, schaut den deutschen Michel an —
O wärt ihr ganz aus seinem Holze!
Gleich stünde da der ganze Mann,
Der Stille, Tapfre, Freie, Stolze.

Der winkte durch die Welt hinaus:
„Still, Moskowiter! Still, Franzose!
Wir stehen fertig jedem Strauß
Und schütteln kühn die roten Lose.“

Ja, schaut den deutschen Michel an —
Das Riesenkind mit Geisterträumen —
Nicht wird die Brandung, die begann,
Im dünnen Wellenspiel verschäumen —
Mit ihm mit hellem Mut hinein,
Wie wild auch Sturm und Woge treiben!
So werdet ihr die ersten sein,
Und Michel wird der zweite bleiben.

Heimweh nach Rügen.

1842.

O Land der dunklen Haine,
O Glanz der blauen See,
O Eiland, das ich meine,
Wie tut's nach dir mir weh!
Nach Fluchten und nach Zügen
Weit über Land und Meer,
Mein trautes Ländchen Rügen,
Wie mahnst du mich so sehr!

O wie, mit goldnen Säumen
Die Flügel rings umwebt,
Mit Märchen und mit Träumen
Erinnrung zu mir schwebt!
Sie hebt von grauen Jahren
Den dunkeln Schleier auf,
Von Wiegen und von Bahren,
Und Tränen fallen drauf.

O Eiland grüner Küsten!
O bunter Himmelschein!
Wie schlief an deinen Brüsten
Der Knabe selig ein!
Die Wiegenlieder sangen
Die Wellen aus der See,
Und Engelharfen klangen
Hernieder aus der Höh'.

Und deine Heldenmäler
Mit moosgewohnem Kleid,
Was künden sie, Erzähler
Aus tapfrer Väter Zeit,
Von edler Tode Ehren
Auf flücht'gem Segelroß,
Von Schwertern und von Speeren
Und Schildesklang und -stoß?

So locken deine Minnen
Mit längst verklungnem Glück
Den grauen Träumer hinnen
In alter Lust zurück.
O heißes Herzenssehnen!
O goldner Tage Schein
Von Liebe reich und Tränen!
Schon liegt mein Grab am Rhein.

Fern, fern vom Heimatlande
Liegt Haus und Grab am Rhein.
Nie werd' an deinem Strande
Ich wieder Pilger sein.
Drum grüß' ich aus der Ferne
Dich, Eiland lieb und grün:
Sollst unterm besten Sterne
Des Himmels ewig blühn!

Lust des freien Geistes.

1842.

Horch'! Der Himmel klingt von Geigen,
Und du fragst: „Wer führt den Reigen?"
Antwort tönt: „Der freie Geist,
Er, der Einzighochgeborne,
Er, der Leuchtendgotterkorne,
Der die Sonnen tanzen heißt."

Ha! Wie schlingen sich die Pfade!
Ha! Wie brausen die Gestade
In dem Weltenozean!
Dieser wirbelnde Mäander,
Dieses wirre Durcheinander
Seinen Saiten untertan.

Auf denn, Herz, zu seiner Wonne!
Tanze du, auch eine Sonne,
Mutig mit den Sternentanz!
Millionen sind die Flieger,
Nur der Schnellste bleibt der Sieger,
Nur der Kühnste greift den Kranz.

Frühlingslied an die Frömmler.

1843.

Schmält mir nicht die alten Heiden,
Denn ein Heide bin ich auch,
Wann ich's Blümlein schau' der Heiden,
Wann ich's Vöglein hör' im Strauch.

Weg mit euren dunklen Listen!
Weg mit eurer trüben Kunst!
Denn dem freien, frohen Christen
Werden solche Schmerzen Dunst.

Ihr, die uns das Licht verdüstert,
Schreckt die Freude blaß und bleich,
Wißt, was unter Rosen flüstert',
Hat auch Weg zum Himmelreich.

Blumen gab der Herr der Imme,
Liebesklang der Nachtigall
Und dem Menschen eine Stimme
Tiefer Brust für Freudenschall.

Bleibe Gott und Gottes Ehre
In der ewigen Natur!
Sophokleſſe und Homere
Sangen seines Geistes nur.

Schmält mir Goethen nicht und Schiller,
Ihr, des engen Eifers heiß,
Alle eure Jammertriller
Geb' ich gern für solche preis.

Denn mein Heiland und Befreier
Fuhr herab ins Sündenland,
Der die höchste Sternenleier
Hat für Lust und Leid gespannt.

Der mit ersten Morgenröten
Sang der Welten Urgesang,
Gönnet auch den Erdenflöten
Ihren kurzen Freudenklang.

Denn besiegt hat er die Lüste
Und den Lüstensatan nur,
Damit jeder fröhlich wüßte,
Gottes Klänge klingt Natur;

Denn gebracht hat hellre Lichter
Darum er dem Erdengraun,
Daß die Menschenangesichter
Heller sollten um sich schaun.

Ha! Die Frühlingsbäume stäuben
Duft'gen Blütenschnee umher,
Mich beleben, mich beleiben
Will ich voll im Wonnemeer.

Alles Heitre blüh' und Schöne!
Spiele, süßer Sonnenstrahl!
Vöglein, singe deine Töne!
Bächlein, klinge hell zu Tal!

Danklied.

1843.

Frischauf, mein Herz, und werde Klang!
Und, Seele, werde Lied!
Und, Freude, töne Lobgesang,
Der mir im Busen glüht!
Denn er, der alle Himmel rollt
Und zählt das Sternenheer,
Denn Gott, der Vater fromm und hold,
Verläßt mich nimmermehr.

Ich lag, umhüllt mit Finsternis,
Die aus der Hölle kam,
Und durch die tiefste Seele riß
Mit Tigerklaun der Gram,

Gebrochen war mir alle Kraft,
Erloschen aller Mut,
Da rief ich dem, der alles schafft:
Mach's, Vater, mach' es gut!

Und plötzlich ward die Nacht zu Licht,
Zur Wonne ward das Leid,
Und wieder schaut' ich aufgericht't
Des Lebens Herrlichkeit,
Den blauen, lichten Sternenraum,
Der Erde Blumenfeld —
Da war mein Jammer nur ein Traum,
Die Welt die beste Welt.

Drum dank' ich dem, der Wunder tut
Und Güte für und für,
Es rieselt jeder Tropfen Blut
Den Lobgesang in mir,
Es wird ein jeder Blick ein Strahl,
Der auf gen Himmel dringt,
Und tausend, tausend, tausend Mal
Das Heilig! Heilig! klingt.

Denn wie die Kindlein in dem Schoß
Die treue Mutter hegt,
Läßt seine Treue nimmer los,
Die alles selig trägt,
Und seine Liebe lockt so süß,
Was Liebe mag verstehn,
Daß wir zu ihm ins Paradies
Der Lust und Unschuld gehn.

Letzter Zug an Gott.

1844.

Komm, Gott, komm, Gott vom Himmel
Und sieh in Gnaden drein,
Durchleuchte das Gewimmel
Der Nacht mit Sonnenschein,
Entwirre die Verwirrung,
Die ohne Licht und Rat
Stets tiefer in Verirrung
Verfahren hat den Pfad.

Komm, Gott, komm, Gott der Gnaden!
Und hilft nicht Sonnenschein,
So komm mit Blitz geladen
Und blitz' und donnre drein,
Daß wieder innewerden
Erbebend Herr und Knecht,
Daß Gott regiert auf Erden
Und pflegt das höchste Recht.

Es war der Tag gekommen,
Der Tag der bittern Schmach,
Der Tapfern, Weisen, Frommen
Das deutsche Herz zerbrach,
Es lag von düstern Schanden
Befleckt das Vaterland
In Ketten und in Banden
Durch welschen Trug und Tand:

Gefesselt in Verstrickung
Der freie deutsche Mann —
Da wehte mit Ermunterung
Der Geist von dir ihn an,
Da schlug dein hehres Mahnen
Wie Blitz ihm durch die Brust,
Glück brausten seine Fahnen,
Sein Atem Siegeslust.

Ach! Von den schönen Tagen,
Von jener Wonnezeit
Tönt's heut nur wie von Sagen
Aus längst verklungner Zeit,
Verworren und beklommen
Weiß keiner kaum, wohin,
Den Weisen selbst und Frommen
Steht still der kluge Sinn.

Denn ach, die einen rufen:
Nichts, nichts als Frei und Gleich,
Die andern aber fluchen:
Sie wollen uns ans Reich,
Und böser Geister Schwirrung
Umschwirrt dies Nachtgeheul —
Verwirrung auf Verwirrung,
Stets dichter wird der Knäul.

So wirrt ſich's durcheinander,
So tobt und ſchreit es laut —
Wo iſt der Alexander,
Der dieſen Zank durchhaut?
Wo lebt der hohe Meiſter,
Wo dräut der mächt'ge Bann,
Der dieſen Krieg der Geiſter
Zum Frieden zwingen kann?

Das biſt du, Gott der Gnaden,
Du einzig gleich und frei,
Komm von den Sonnenpfaden,
Komm, ſtill' uns dies Geſchrei,
Laß hell den Degen klirren
Von deiner Sternenburg,
Hau' von den wüſten Wirren
Den ganzen Jammer durch.

Mut des Verderbens.

4. März 1844.

Und hätt' ich zehntauſend Köpfe
Und trüge keinen zu Haus,
Die feigen Schurken und Tröpfe,
Sie machen mir's zu kraus.

Und trüg' ich zehntauſend Kronen,
Ich würfe ſie alle fort,
Vor allen Höhen und Thronen
Steht höchſt das hohe Wort:

Das heilige Lutherzeichen,
Das ſchuf und trägt die Welt,
Den Liſten und Griffen der Bleichen
Und Feigen zu hoch geſtellt.

Ja preſſet mit eurer Preſſe,
Setzt, preſſet, drucket allein —
Ich kenn' eine feurige Eſſe,
Die ſchmiedet und gießt auch fein.

Da ſitzt der Meiſter der Meiſter,
Da ſchmiedet er fort und fort,
Und ſeine Geſellen, die Geiſter,
Die blaſen und ſchaffen am Wort.

Die schmieden und gießen die Lettern
Und streun sie lustig umher
Und sammeln zu Donnerwettern
Ihr leichtgeflügeltes Heer.

Doch weit über Hören und Sehen
Glänzt Narren die blitzende Schrift;
Drum donnert, ihr Mächte der Höhen,
Und schleudert Blitz, welcher trifft!

Und sammelt ihr auch die Lettern
Zu einem Vernichtungsspruch,
Und muß ich mit in den Wettern,
Ich lebte und liebte genug.

Das Finkenlied.

5. Januar 1845.

Wir singen ein trauriges Finkenlied:
Der edle, freie Fink ist tot,
Ihn weckt zu frohem Lustgesang
Nie mehr ein irdisch Morgenrot,
Er hat ein beßres Land erflogen,
Er schwimmt auf hellern Himmelswogen —
Doch ach, für uns der Fink ist tot.

Wir singen ein fröhliches Finkenlied,
Ein Lied aus voller, deutscher Brust,
Und wenn wir auch in Trauern gehn,
Solche Trauer hat in Tränen Lust:
Um Tapfre sind so süß die Schmerzen,
Sie heben himmelan die Herzen,
Des Himmelfluges sich bewußt.

Wir singen ein fröhliches Finkenlied —
Wie fröhlich war des Finken Sang,
Wenn er den Dreiklang hellsten Tons
Recht, Vaterland und Freiheit klang!
Den Schlag in guten und bösen Tagen,
Den mußt er immer mutig schlagen,
Der war des deutschen Finken Klang.

Den klang er, als vom welschen Gei'r
Der deutsche Hain war stumm gemacht,
Den klang er frisch durch Berg und Tal;
Drob hieb der Gei'r ihm Bann und Acht
Und rief: Wir wolln den deutschen Schnäbeln
Die unverschämten Kehlen knebeln,
Schweigt, Freche! Bebet unsrer Macht!

So meint' und dräute welsche Wut,
Doch Gott im Himmel meint' es nicht,
Er schlug mit schärfsten Blitzen drein,
Da ward's in deutschen Hainen licht,
Da blühte deutscher Frühling wieder,
Da klangen wieder deutsche Lieder,
Und fremde Schnäbel krächzten nicht.

Und o, der Adler an der Spree,
Da, wo er thront in höchster Horst,
Vernahm des tapfern Finken Schlag
Und sprach: „Der hüte mir die Forst!
Der tut mit unverzagtem Singen
Den wunderschönen Dreiklang klingen,
Der hüte mir die Westenforst!"

Und siehe, auf des Aars Gebot
Froh fliegt der treue Finke hin,
Mit Morgenrot die Brust gefüllt,
Gesanges, Sieges freudig hin,
Damit das Land der Roten Erde
Der jungen Wonne selig werde,
Zur Westenforst, da fliegt er hin.

Dort hat sein Dreiklang frisch und frei
Geklungen mehr als dreißig Jahr
In Feld und Berg und Tal voran —
So wollt's der königliche Aar.
Und wollten Uhu, Kauz und Eulen
Das Lied der Finsternis sich heulen,
Er hielt den Ton der Kehlen klar.

So klang sein freies Lied voran
Mit vollem, hellem, deutschem Klang,
Daß es die düstre Vogelschar
Zum Fliehen oder Schweigen zwang.

Doch Amseln, Lerchen, Nachtigallen,
Die hört man doppelt lustig schallen,
Wann allen vor der Finke sang.

Drum singen wir fröhlich das Finkenlied —
O gebe Gott dem deutschen Wald
Stets solches Dreiklangs Freudenschall!
So bleibt das Glück uns wohlgestalt.
Recht, Vaterland und Freiheit klingen
Bleibt bestes Ding von guten Dingen,
Wann's mächtig durch die Seelen schallt.

Der Schwan von Pulitz
an Charlotte von Rathen in Putbus.
1846.

Schneeweißer Schwan, wo fliegst, wo klingst du her?
Wo kommst du Frühlingsklinger hergeflogen?
Aus meiner grünen Insel stillem Meer?
Aus Pulitz' sturmgeschirmten Wogen?
Flogst du aus seinen stillen Buchten her?
Und trägst im goldnen Schnabel goldne Mär?

Hast du die kleinern Inseln auch besehn?
Die steile Oi, vom Vilm die stolzen Buchen?
Den Rugard, Putbus' waldbekränzte Höhn,
Wo Reiz und Schönheit Aug' und Herz versuchen?
O klinge mir den süßen Heimatklang!
Mein greises Haupt, es neigt zum Schwanensang.

„Zum Schwanensang? Für diesen kam ich nicht,
Für diesen regt' ich nicht zum Rhein die Flügel,
Für diesen flog ich schnell wie Lieb' und Licht
So weiten Flug nicht über Tal und Hügel. —
Du weißt, still schaurig klingt der Schwanensang,
Heut kling' ich eitel hellen Freudenklang.

Heut kling' ich Klang der Himmelsnachtigall,
Die Lieb' und Lenz in Putbus' Hainen singet,
Heut kling' ich nach den süßen Wunderschall,
Der wie aus höherm Himmel niederklinget,
Ich klinge nach — o könnt' ich's recht und ganz! —
Du kennest Klang und Wonne, Licht und Glanz.

Nimm Klang und Gruß!“ — Und horch'! Der Flügel rauscht,
Und ehe Aug' und Ohr sich noch besinnen,
Wie man im Traum auf Bild und Stimme lauscht
Und fassen will, ist Schwan und Flügel hinnen,
Und wie aus Fernen klingt ein süßer Schall,
Die Himmelsstimme, Putbus' Nachtigall.

Zu Martin Luthers 300jähriger Todesfeier,

Frühlingsmond 1846.

An die Protestanten.

Ihr wagt's, die Toten aufzuwecken?
O laßt den alten Luther ruhn!
Erbebt ihr nicht den blassen Schrecken
Des Donnerkinds für euer Tun?
Dreihundert Jahr hat er geschlafen —
Seid ihr die Reinen, Freien, Braven,
Die seiner Klinge Blitz bestehn?

Denn Blitz führt seines Wortes Klinge —
Hui! Turm und Mauer, Wall und Burg!
Hui! Feinster Listen Kettenringe
Er stürmt und bricht und haut sie durch. —
Doch horch'! Wie? Naht sein Waffenklirren?
Es lispelt nicht wie Taubengirren —
In Säuseln kommt der Donner nicht.

„Wie,“ ruft er, „zaubert aus dem Grabe
Prophetenstimmen ihr herauf?
Längst trug ich meiner Arbeit Habe
Zu meinem Gott und Christ hinauf.
Laßt Tote modern bei den Toten!
Zu höchsten Sternen sendet Boten,
Da fragt der Zukunft Donnerlaut.

Denn Donnerglocken könnt' ich läuten,
Worob Gesicht und Ohr vergehn,
So nahe ferne Zeichen deuten,
Mit solchem Grausen euch durchwehn,
Daß ihr im Zittern und Verzagen
Mit euren Klagen, euren Fragen
Verstummtet vor dem Schreckenklang.

Denn wohl könnt' ich zuerſt euch fragen,
Wie ihr das Erbe angewandt,
Das einſt in Sorgen, Kämpfen, Plagen
Ich euch errang mit ſtarker Hand,
Das Erb' und Recht des tapfern Wortes;
Ob ihr des goldnen Freiheitshortes
Die kühnen, wachen Wächter ſeid:

Ob von Innozenzen und Gregoren,
Von Loyolas Aſſaſſinenſchwarm,
Von Rittern von den goldnen Sporen
Euch keiner bog den deutſchen Arm,
Ob welſchen Schleichern, Spähern, Schranzen
Ihr hieltet vor die rechten Lanzen
Für Gott und Recht und Vaterland.

Denn wohl zum zweiten könnt' ich fragen,
Ob Menſchenwitz und Satansliſt
Mit leerſten Künſten nicht ſich ſchlagen
Um meinen Glauben, meinen Chriſt,
Ob ihr in guten, frohen Dingen
Noch könnt mit mir von Herzen ſingen:
‚Das Wort ſie ſollen laſſen ſtehn!'

Jawohl zum erſten, zweiten, dritten —
Ich hauche weg wie Wind die Spreu,
Was ihr gelitten, was geſtritten,
War's nicht um, für und durch die Treu',
Denn fallt ihr hier der ſcharfen Frage,
So wird zum Märchen gar die Sage,
Daß keinen Deutſchen Gott verläßt.

Doch ſchon zuviel der ſtrengen Worte,
Es ziemt der Zorn dem Feſte nicht."
Er ſchweigt; ausgießt die Himmelspforte
Den hellſten, vollſten Strom von Licht.
So fährt der alte, tapfre Meiſter
In Licht und Blitz ins Reich der Geiſter
Zu ſeinem Gott und Chriſt zurück.

Mimerung unter deutſchen Eichen.

1846.

Träumend in Mimerung*) wandelte jüngſt im Schatten
Deutſcheſten Hains ich ſturmbewegter Eichen,
Und wie ſie rauſchten, rauſchten mir Gedanken
Wild durch die Seele,

Dunkle Gedanken — Wie der Blitz, auf ſchwarzen
Wolken ſich wälzend, ſchaurig durch die Luft ſchießt,
Schoß es mit Blitzesleuchtung mir mit ſcharfem
Weh durch die Seele.

Hundert und tauſend, wie des Blitzes Funken
Fliegen, ſo flogen Vögel heißer Schwingen
Mir um den Buſen, hiehin, dahin flatternd,
Mächtige Wühler.

Wühler, aufreißend tiefſten Grund des Herzens,
Reißend der glücklich dicht verhüllten Zukunft
Dunkles Gewölk auf, wo es wie geſpenſtiſch
Mitternachtſpiel ſpielt.

Mitternachtſpiel; denn gleich entbundnen Geiſtern,
Nicht wie aus Windeln in der Zukunft Wiege,
Nein, wie aus Gräbern, tanzten vor mir grauſig
Säkeln den Tanz ab.

„Weh mir der Zeichen!“ rief ich, „du gewaltiges
Wehen des Geiſtes! Schone deiner Blitze!
Schone des Donners! Denn er donnert Schrecken,
Geiſtesverwirrung.

Weh mir der Zeichen! Weh der Sehnſuchtsfragen
Ahnender Sehnſucht, ob von dieſen Eichen
Freie Germanen Siegeskränze flechten?
Enkel noch flechten?

Ob, wann Gefahr, wann Kriegsgetümmel andrängt,
Blut nur der Fremden deutſche Klingen rötet?
Vielheit der Fürſten wie ein Mann dann vorſicht?
Einheit in Treue?

*) Mimern ein treffliches deutſches Wort der innerſten Betrachtung; ebenſo Nennung (ausdrücklich Nänning, franzöſiſch rêver). Solche Bezeichnung des verſchiedenſten Ahnungsvermögens kann kein Poet und Philoſoph entbehren.

Ob, wann aus Welſchland ein Orkan, aus Rußland
Brauſend ein zweiter Deutſchlands Mitte faſſet,
Fern kein Arminius ſein wird und kein zweiter
Gneiſenau-Blücher?“

Da hat's geliſpelt: „Hoffe! Wahrlich, beide
Augen, du könnteſt ſie am Born der Weisheit
Mimern verpfänden, vollen Trunk der Seele
Schlürfteſt du doch nicht.

Laß drum das Mimern, wolle nicht ergrübeln,
Was von den künftigen Tagen Gott verhüllte:
Tropfen nur ſchenkt er; wer des vollen Borns will,
Will die Verwirrung.“

Frühlingstraum.

1846.

Ging ich aus ins Frühlingstal,
Wollte Blüten fangen,
Blumenluſt und Sonnenſtrahl,
Alt und jung Verlangen.

Altes, wieder grün und kraus,
Webte friſche Ranken,
Junges in die Welt hinaus
Schneller als Gedanken.

Aber weh! Der Himmel zog
Dunkel ſich zuſammen,
Und ein Donnerſturmwind flog
Her mit Blitzesflammen:

Wald und Feld und Au und Tal
Ringsumher zerzauſet,
Und der Lerch' und Nachtigall
Jeder Ton vergrauſet.

Nur vom Stumpf und Dornbuſch krächzt
Kräh' mir und Neuntöter,
Und aus Turmgetrümmer ächzt
Kauz, der Schwerenöter.

Und der ganze Frühlingstraum
Hinnen wie geſchwinde!
In den öden, weiten Raum,
Weg in alle Winde!

Lenzesbild, du Lebensbild —
Fliege mit, o Wandrer,
Was dir heut verwelkt, verquillt,
Morgen fängt's ein andrer.

Herzensſaitenſpiel.

1846.

Was ſpielte ſo klingende Saiten
Auf dir, mein altes Herz,
Aus fernſten Tiefen und Weiten
Zugleich mit Schmerz und Scherz?

Es fließen die Stunden, die Räume
Zuſammen in dem Gewirr
Und Schattenſpiele der Träume
Im leichten Flügelgeſchwirr.

Bald ſpielt es wie im Reigen
Hell auf zum luſtigen Tanz,
Und Sonn' und Blüten neigen
Darüber Frühlingsglanz;

Bald bläſt wie über Leichen
Die tiefe Flöte Weh,
Wie hohle Töne ſtreichen
Fernher auf tiefer See.

Das iſt's, die Tiefen, die Weiten,
Das iſt's, das meint der Klang,
Das jauchzen, das klingen die Saiten.
Sei drum, mein Herz, nicht bang.

Die Sonnen und die Erden —
Wer miſſet Flug und Schritt? —
Müſſen Flieger und Tänzer werden:
Du tanze luſtig mit.

Und laß sie spielen, die Saiten
Auf dir, du altes Herz,
Und frage nicht Nähen noch Weiten,
Spielt alles doch himmelwärts.

So fliege mit tanzenden Himmeln
Und glaube, die Welt ist dein;
Wo Götter und Sonnen sich wimmeln,
Rolle mit in dem Klang und Schein.

Heid' und Christ.

1846.

„Geh drunter durch und laß es rollen!
Laß donnern laut, was Donner ist!
Denn was die Höchsten droben wollen,
Das muß geschehn zu jeder Frist.

Sprich: Trotz sei dir, o Himmelskönig!
Auch meine Stirne trägt dein Mal —
Hui! Hoch und Niedrig, Groß und Wenig!
Kühn steh' ich deinem Wetterstrahl.

Wie? Knien, wimmern mit den Wichten?
Das hemmt kein Tröpflein deiner Flut —
Zerschlagen kannst du, nicht vernichten:
Auch meine Brust schwellt Götterglut.

Reck' aus denn! Schleudre deine Flamme
Mit deinen schärfsten Blitzen aus!
Den Funken vom Prometheusstamme
Ihn löschet keine Allmacht aus."

So klingt des alten Heiden Rede,
So kämpft er, groß im Weltensturz,
Die ungeheure Geisterfehde,
Doch wird ihm Lust und Atem kurz.

Was frommt Ich trage keine Ketten,
Was frommt der kühne Spruch dem Mann,
Den von dem finstern Stolz erretten
Kein Sonnenstrahl der Liebe kann?

Was frommt ihm Werfen in die Speichen
Des Schickſalswagens frech die Fauſt,
Der über Trümmer fort und Leichen
Unwiderſtehlich weiterſauſt?

Was frommt's, im bittern Gram vermodern,
Wenn auch der Funke nimmer ſtirbt?
In heißer Flamm' unſterblich lodern,
Wenn Luſt und Mut im Trotz verdirbt?

Mir horch'! Ich will dir Schönres weiſen,
Den hellen, heitern, ſanften Weg:
Zu meinem Heiland ſollſt du reiſen,
Ihn ſchaun, und Trotz und Zorn iſt weg.

Prometheus auch hat er gehangen
An ſeinem blut'gen Kaukaſus,
Weil er das Sehnen und Verlangen
Der bangen Seelen ſtillen muß;

Weil er das neue Licht getragen,
Der Menſchheit junges Morgenrot,
Iſt er ans Schandenholz geſchlagen,
Geſtorben den Verbrechertod.

Ihn ſchau', ſein Kreuz und ſeine Wunden,
Dann geht dir auf ein himmliſch Licht,
Und alle Schrecken ſind verſchwunden,
Und Stolz und Hochmut kämpfen nicht.

Dann laß nur alle Donner rollen,
Gar fröhlich gehſt du drunter durch:
Denn wie dein Vater muß Gott wollen,
Und Liebe trägt die Himmelsburg.

Waldgruß.

1846.

Ihr, ſüße Blumen, grüne Haine,
O ſeid ihr endlich wieder mein?
In euch geborgen gar alleine,
Doch nie bin ich bei euch allein:

Ihr sprecht mit wundersamer Stimme
Die einz'ge Sprache ohne Trug,
Der Vogel predigt hier, die Imme,
Der Blütenzweig wie Gottes Buch.

O Gottes Buch! O welche Klänge
Aus allerstillster Einsamkeit!
Entflohn dem wilden Weltgedränge
Zu höhrer Welt Gemeinsamkeit:
Denn wie aus längst vergangnen Tagen,
Wie aus der Geister Ewigkeit
Haucht's hier von Fabeln und von Sagen
So dicht, als Lenzwind Blüten schneit.

O Gottes Buch! O heil'ge Mächte!
Hier brecht ihr alle Siegel auf:
Geheimnis stummer Mitternächte
Und Sonnenlauf und Mondenlauf,
Und was von irren Wandelsternen
Die tiefe Menschenbrust durchkreist,
Kann hier der stille Lauscher lernen,
Wo alles hoch nach oben weist.

O Gottes Buch! O süßes Wehen,
Das säuselnd durch die Zweige geht!
O leises Flüstern aus den Höhen,
Wo aller Herzen Sonne steht!
O süßes Ahnen, süßes Sehnen!
Hier ist dein trauter Liebesort,
Hier findet Gram die ersten Tränen
Und Zorn sein mild Versöhnungswort.

Drum kommt, ihr Blumen, kommt, ihr Haine,
Komm, stille, fromme Waldesnacht,
Und werdet, bleibet ewig meine
Mit aller süßen Gottesmacht,
Mit allen Vögeln, allen Immen,
Mit allen Blüten groß und klein,
Mit Millionen Wonnestimmen
Singt mir das Herz in Frieden ein.

Gespräch mit Stöcken und Degen.

1846.

Meine Stöcke stehn gereiht,
Gar ein dicker Haufen,
Steif genug, noch hundert Jahr'
Durch die Welt zu laufen;

Und der Säbel mittendrin,
In vergangenen Tagen
Einst von mir zu Schutz und Trutz
Durch die Welt getragen.

Und nun stehn sie da so still,
Freud- und Leidgesellen,
Und mir wollen Brust und Aug'
Bei dem Anblick schwellen.

Ach! Gesellen, gebt euch drein,
Alles muß auf Erden
Nach dem Sturm der Lust und Kraft
Zahm und stille werden.

Tröstet euch, ihr bleibet hier,
Werdet bald mit andern
Lustig über Berg und Tal,
Seen und Ströme wandern.

Alter, du doch schäme dich,
Hier vor den Gesellen
Deines weiland Tagewerks
Dich so mürb zu stellen.

Dieser Träne schäme dich,
Die dem Aug' entgleitet,
Du, dem die Unendlichkeit
Himmelwandrung spreitet.

Dort wird frisch aus frischem Holz
Neuer Stab geschnitten
Und mit neu geschliffnem Stahl
Neuer Kampf gestritten.

Also ist es, soll es sein!
Nimm dir kühnes Wollen,
Und so laß dein Küglein froh
Mit den Sternen rollen!

Der Weihnachtsbaum.

1847.

Steht er da, der Weihnachtsbaum,
Wie ein bunter, goldner Traum,
Spiegelt Unschuldkinderglück,
All sein Paradies zurück.

Und wir schaun und denken dann,
Wie uns heut das Heil begann,
Wie das Kindlein Jesus Christ
Heut zur Welt geboren ist;

Wie das Kind von Himmelsart
Lag auf Stroh und Halmen hart,
Wie der Menschheit Hort und Trost
Erdenelend hat erlost.

Also stehn und schauen wir
Gottes Lust und Gnade hier:
Was uns in dem Kindlein zart
Alles heut geboren ward.

Blüh' denn, leuchte, goldner Baum,
Erdentraum und Himmelstraum,
Blüh' und leucht' in Ewigkeit
Durch die arme Zeitlichkeit!

Sei uns Bild und sei uns Schein,
Daß wir sollen fröhlich sein,
Fröhlich durch den süßen Christ,
Der des Lebens Leuchte ist.

Sei uns Bild und sei uns Schein,
Daß wir sollen tapfer sein
Auf des Lebens Pilgerbahn,
Kämpfend gegen Lug und Wahn.

Sei uns Bild und sei uns Schein,
Daß wir sollen heilig sein,
Rein wie Licht und himmelklar,
Wie das Kindlein Jesus war.

Erinnerung.

An Charlotte Weigel.

1847.

Ein Vöglein flog wohl hier zum Rhein
Mit goldnen Flügeln und goldnem Schnabel,
Sang Grüße mir ins Haus hinein,
Als wär's Frau Mär oder Jungfer Fabel.
So schien es, aber Gebär' und Gesicht
Sprachen anders, sie sprachen: Die ist es nicht.

Jungfer Fabel trägt leichteren Flug und Sinn,
Leichter als Aprilensonnenstrahlen
Fliegt's ihr auf dem Angesicht her und hin,
Kein Maler könnte die Wechsel malen:
So spielt sie mit Scheinen, selbst eitel Schein —
Diese Leichte, Lustige kann's nicht sein.

Wie nenn' ich mir denn das geflügelte Kind?
Wie deut' ich die freundliche, süße Stimme,
Die säuselt wie sanft durch den Blütenwind
Das Lenzgesumse der Honigimme?
Gesäusel, das tief in den Busen dringt
Und längstverklungene Töne klingt?

Du bist es, du bist es, die ewig jung
Wie Frühling grünet bei grauen Locken,
Du Seligste bist es, Erinnerung:
Du wehst der Vergangenheit Blütenflocken
Mit stillem Sehnen aufs alte Herz,
Die alte Freude, den alten Schmerz.

Du bist es, die echte, die rechte Mär,
Nicht jene, die leichthin tändelt und flattert,
Die, was in der Welt ist herrlich und hehr,
Zum Spott und Gelächter hinunterschnattert —
Du bist es, graulockig, doch ewig jung,
Du bist es, holde Erinnerung.

Rechtes Geistesmaß.

1847.

Denke Gott und aller Welt
Millionen Sonnenstraßen,
Miß, was diese Erde hält.
Miß es dir mit Sonnenmaßen,
Tritt den Staub dir ganz zu Staub,
Tritt ihn mit Prometheus' Sohlen;
So nur kannst du Himmelsraub
Mit Prometheus' Mut dir holen.

Hoch und niedrig, groß und klein —
Dieser Stolz, dies Maß muß schwinden,
Dann nur kannst du Flieger sein
Mit dem Adler über Winden:
Seine Federn schweben still
Schaukelnd über Sonnenscheiben,
Wo kein Sehnen weiter will,
Da nur ist ein selig Bleiben.

Hehrer Aufblick! Höchstes Ziel!
Maße schwinden und Gewichte,
Und der Geist im zarten Spiel
Schwelgt und jauchzt im heitern Lichte:
Denn um keine Majestät,
Um kein Glück wird mehr gestritten,
Jeder Punkt, auf dem er steht,
Ist ein Punkt der Weltenmitten.

Gottes Scherz.

1847.

Geister lieben Scherze, glaube das,
Gott im Himmel, glaube, liebt Gespaß;
Darum gucken himmlische Gespenster
Dir tagtäglich durch dein Herzensfenster.

Was der Tage Herr damit gewollt,
Wie er Scherz und Ernst zusammenrollt,
Dieser schweren Millionenfragen
Lösung wird kein Weiser je dir sagen.

Trau' du nur bei Gottes buntem Scherz,
Traue, Menſchenherz, auf Gottes Herz,
Laß mit allen Millionenirren
Alle Geiſterflügel dich umſchwirren.

Glaube, nicht ein Frühlingskuckucksruf
War's, daß dich der große Scherzer ſchuf;
Denke, daß er Himmelsnachtigallen
Hieß das Erdenwillkommslied dir ſchallen.

Spiele ſo, du kurzes Menſchenherz,
Luſtig durch des Lebens Gottesſcherz,
Laß den großen Spieler, ihn laß ſorgen,
Er macht Irrwiſchnacht zu hellem Morgen.

Stammbuch.

31. Dezember 1847.

„Frei das Wort aus voller Bruſt!
Aus der Scheide friſch die Klinge!
Das iſt Jugendmut und Luſt,
Das iſt Leben guter Dinge."

O du Glanz vom Morgenrot!
O du Jugendheldenſage!
Ach! wie ſchleppt dich matt und tot,
Langſam tot der Gang der Tage!

Kälter rollt des Blutes Tanz,
Stiller wandeln hin die Jahre,
Und bald liegt der ganze Glanz
Welk und farblos auf der Bahre.

Nein doch! ruf' ich, aber nein!
Weg mit deinem Hohn, Erfahrung!
Laſſe nimmer weg mir ſchrein
Heilige Herzensoffenbarung.

Schiltſt du, daß im Nebeldunſt
Meine bunten Vögel fliegen,
Weiſ' ich dir die hohe Kunſt,
Die ſie lehrt das Licht erſiegen.

Schüttelst du nur faule Frucht
Von dem kahlen Lebensbaume,
Mitten in der Tage Flucht
Halt' ich fest am Jugendtraume.

Mut des Geistes.

1848.

Klein wird die Erde, klein der Erde Sonne,
Im Meer der Sonnen o ein Fünkchen nur —
Wo bleibt dir da, o Mensch, die alte Wonne?
Wo bleibt dein Stolz, du Endziel der Natur?

Hast du den Mut, mit Erden zu zerstieben?
Hast du den Mut, mit Sonnen zu vergehn?
Den Göttermut, im allgemeinen Lieben
Im höchsten Feuertode zu vergehn?

Was Mut? Schaut Erden mir und Sonnen nieder!
Schärft eurem Sehrohr täglich weitres Ziel!
Denn meinen Mut, ihr schauet ihn nicht nieder,
Wieviel Gefunkel eurem Rohr auch fiel.

Hoch über euren Zahlen, euren Maßen,
Hoch über eurem Groß und eurem Klein
Fliegt er glückselig eigne Sonnenstraßen,
Und keines eurer Röhren holt ihn ein.

So bleibe mir mein Küglein, liebe Erde!
So bleibe Erdensonnensünkchen mir!
Wohin von Gott ich auch verwehet werde,
Dem Geist ist jeder Punkt des Alls sein Hier.

Hahnenkrei des deutschen Morgens.

1848.

Hat mir ein goldkammiger Hahn gekräht,
Der der Zeiten und Völker Geheimnis singt —
Ihr wißt, es wird nimmer zu Wind verweht,
Was der kluge Schnabel der Weisheit klingt —
Er sang aus verborgener Zukunft Wolke
Mir Wunderrunen vom deutschen Volke.

Er krähte — ſein goldiger Kamm ward bleich —
Mir der deutſchen Treue geſchwundene Kraft,
Die Leichengeſänge vom heiligen Reich,
Von verroſteten Degen der Ritterſchaft,
Von gebrochenen Türmen, geſchleiften Wehren
Und des Kaiſerpurpurs zerriſſenen Ehren.

So kräht' er mir traurig vom dürren Aſt
Der Schandejahrhunderte Weh und Ach,
Er krähte, daß unter der Töne Laſt
Vom eiſigen Jammer das Herz mir brach,
Daß mir mit mordlich ſcharfen Harpunen
Die Bruſt durchſchoſſen des Sanges Runen.

Doch ſieh! Bald fliegt er auf grünen Baum,
Bald kräht er von blühendem Zweig ſein Lied,
Das hell, ein leuchtender Zeitentraum,
Der Zukunft ſonnige Bahnen zieht:
Er kräht gar luſtig aus heitrer Wolke
Verjüngte Freuden dem deutſchen Volke.

Er krähte: „Der düſtern Jahrhunderte Lauf
Verrann, Germaniens Luft wird klar,
Neu wachen die Heinriche, Friedriche auf,
Mit ihnen der Seher, der Helden Schar,
Die deutſche Sonne mit glänzenden Tagen
Lenkt über die Häupter der Völker den Wagen."

O Goldkamm, du glückverkündender Hahn,
So ſingſt und klingſt du vom grünen Aſt —
O ſüßer, heiliger, deutſcher Wahn!
Ich halte die Herrlichkeit feſt umfaßt:
Was ſeine Runen geklungen haben,
Die Weisſagung ſoll mir kein Grab begraben.

Frei und Gleich, und der Baſſermann.

1848.

Blaſt, blaſt, Trompeten, blaſt ein Lied!
Es iſt das Vaterland erſtanden.
Schaut, wie der böſe Feind entflieht
Mit ſeinen Schanden, ſeinen Banden,

Mit ſeiner Helfershelfer Schar,
Mit ſeiner Großmama, der Lüge;
Schaut, wie der freie deutſche Aar
Froh fliegt die alten Sonnenflüge,
Er klingt und ſingt ſein Frei und Gleich,
Er klingt und ſingt vom Deutſchen Reich.

Blaſt, blaſt, Trompeten! Laßt den Klang
Dem Adler nach zur Sonne tönen!
Nie mehr wird deutſchen Hochgeſang
Der Kerker Weheruf durchſtöhnen,
Der Weheruf des freien Worts,
In Sklavenketten feſtgebunden:
Uns iſt des Nibelungenhorts
Verſunknes Gold am Rhein geſunden,
Der edle Hort von Frei und Gleich,
Das Gold, der Glanz vom Deutſchen Reich.

Blaſt, blaſt, Trompeten! Blaſt dem Mann,
Des Hand zum großen Fund ſich reckte,
Dem deutſchen Mann, dem Baſſermann,
Der wie aus böſem Schlaf uns weckte.
Er ſpricht den kühnen Zauberſpruch,
Und flugs entſteigt der Hort den Tiefen,
Und Geiſter wie aus einem Buch,
Millionen Geiſter, welche ſchliefen,
Uniſono von Frei und Gleich,
Das ſingen ſie und Deutſches Reich.

Drum lebe hoch der Baſſermann!
Baß klingt ſein Name vor den meiſten,
Der uns den edlen Hort gewann,
Daß ſelbſt die Schwachen ſich erdreiſten:
Das große Wort von Frei und Gleich,
Kaum hat ſein Mund es ausgeſprochen,
So iſt die Lüge blaß und bleich
Zu ihrer Höll' hinabgekrochen.
So ſchlug der Klang von Frei und Gleich,
So ſchlug der Klang vom Deutſchen Reich.

Blaſt denn, Trompeten! Blaſt und klingt!
Und Bäum' und Steine, werdet Lieder!
Die alte deutſche Fahne ſchwingt
Die ſtolzen, goldnen Flügel wieder;

Zur Sonne fliegt der deutsche Aar,
Dort holt er sich die alten Blitze,
Und legt sie auf den Weihaltar,
Geschenk dem leeren Kaisersitze,
Worunter wohne Frei und Gleich
In Ewigkeit als Deutsches Reich.

Hermann von Boyen in Walhall.

1848.

Blast! Blaset hell von Walhalls Zinnen!
Tut weit die goldnen Pforten auf!
Weckt alle Ehren, alle Minnen!
Es steigt ein hoher Glanz herauf.

Weckt jede Harfe, jede Leier!
Erleuchtet jeder Wonne Schein!
Ein Held, ein Retter, ein Befreier,
Licht, Recht und Schwert*) tritt bei euch ein.

Licht, Recht und Schwert, das sind die Fahnen,
Worunter Hermann Boyen stritt,
Die läßt den Enkeln er als Ahnen
Für deutscher Zukunft Heldenschritt.

Wird wo gesungen, wo gelesen
Von einem hohen, edlen Mann,
Der rein und fleckenlos gewesen,
So bleibt der Boyen Vordermann.

Schon steht er da im Götterglanze
Auf Idas ewig grüner Au,
Schon grüßen aus dem Heldenkranze
Sein Scharnhorst ihn, sein Gneisenau.

Der Blücher grüßt, Bülow der Schnelle,
Sein Streitgenoß und Siegsgenoß,
Grolman der Freund, der Ernste, Helle,
Des Auge Schlachtenblicke schoß.

Doch steigen von der hohen Stätte
Zur kleinen Erde wir hinab
Und legen Hoffnung und Gebete
Auf unsers deutschen Hermanns Grab.

*) Weiland einer von Boyens Wahlsprüchen.

Wir beten: Ewig lebe Treue
Für König, Gott und Vaterland,
Wie dieser stille Schlachtenleue
Sich ihre Ehrenkränze wand!

Wir beten: Nimmer möge fehlen
Die freie, fromme Heldensaat
Von solchen festen, starken Seelen,
Gerüstet gleich für Wort und Tat!

Wir beten: Nimmer möge fehlen
Der Blitz, der durch die Herzen fährt,
Der rechte Blitz für deutsche Seelen,
Der Blitz von Licht und Recht und Schwert!

Friedrich Balduin von Gagern.

1848.

Die Totenglocken schallen,
Still zieht ein Leichenzug,
Umflorte Fahnen wallen
Sanft ohne Schwung und Flug,
Schwarz, Rot und Golden senken
Zur Erde tief den Glanz,
Deutsch Herz muß heute denken
Gar einen blassen Kranz.

Den Kranz der deutschen Eichen,
Den Lust- und Siegeskranz,
Den dacht' es, nicht den bleichen
Den grauen Totenkranz,
Geflochten von Zypressen:
Es dachte Siegesgrün,
Das über dem Vergessen
Der Gräber sollte blühn.

Nun muß es anderes denken,
Es traurt von Weh durchbohrt,
Schwarz, Rot und Golden senken
Die Fahnen, schwarz umflort:
Denn eines Helden Leiche
Fährt hin zu anderm Staub,
Ihm trug die deutsche Eiche
Vergebens Siegeslaub.

Vergebens? wie? vergebens?
O nein! und aber nein!
Verhüt' es, Herr des Lebens!
Bei Gott! das soll nicht sein!
Er fiel im guten Streite,
Er fiel fürs Vaterland,
Durchlebt der Zeiten Weite,
Sein Name wird nicht Sand.

Sein Klang ist der der magern,
Der kahlen Namen nicht,
Friedrich Balduin von Gagern
Verfällt dem Dunkel nicht:
Er wird im Liede klingen,
Wo ja als Schwur erklingt,
Solange deutschen Klingen
Ein guter Streit gelingt.

So zieh denn, Heldenleiche,
Zieh hin zur dunkeln Gruft,
Und Haß und Zwietracht weiche
Aus reiner deutscher Luft!
Es flieh' von deutschen Grenzen
Verrat und Untreu' fern!
Der Gagernstern soll glänzen
Darob als Friedensstern!

Klage um Auerswald und Lichnowsky.

1848.

Hast du noch Lebensodem,
O Erde grün und schön,
Um die aus schwarzem Brodem
Nur finstre Nebel wehn,
Auf der blutwilde Horden
Brand, Mord und Zeter schrein
Und frech in Meuchelmorden
Der Freiheit Glanz entweihn?

Wie? Sind dies deutsche Fahnen?
Die Farben roter Wut?
Will deutsche Kämpfe mahnen
Das Rot an Brust und Hut?

Wie? Rot der welſchen Seine
Das mahnte deutſchen Mut,
Für Wolf und für Hyäne,
Doch nicht für Deutſche gut?

Sind dies der Freiheit Gaben?
Iſt dies der Freiheit Klang,
Von ſchwarzen Galgenraben
Der Mitternachtgeſang?
Nein! Nein! Von Freiheitstötern
Des Blindſchleichs Schlangenliſt,
Wo unter grauſen Zetern
Kein Laut der Freiheit iſt.

Iſt dies die deutſche Treue?
Trifft ſo das deutſche Schwert?
Springt ſo der deutſche Leue,
Der grad' aufs Eiſen fährt?
Mann ſteht den Mann, den Satan
Beſtehen zwei und drei,
Doch ſieht man ſolche Tat an,
So bricht das Herz inzwei.

Zwei Helden ſind gefallen,
Nicht, wie der Tapfre fällt
Bei hellem Trommelſchallen
Auf blut'gem Schlachtenfeld;
Sie haben andre Roſen
Weiland gepflückt im Streit:
Was war den Waffenloſen
Hier für ein Kampf bereit?

Mein Deutſchland, Land der Treue!
Mein Deutſchland, Land des Muts!
Wann löſchet lange Reue
Die Flecken ſolchen Bluts?
Den Mord, womit der Feige
Den Unbewehrten trifft?
O deutſchen Ruhmes Neige!
O deutſcher Erde Gift!

O wehe, dreimal wehe!
Weh dieſer düſtern Tat!
Nein, meine Seele gehe
Nie mit in ſolchen Rat!

Der Ruhm, den Mörder haſchen,
Der werde nie mein Ruhm!
Ach! Nimmer wegzuwaſchen
Vom deutſchen Heldentum!

Erinnerung aus unſerm Frankfurter Reichstage von 1848.

Ärgre dich nicht an den Fratzen,
Eſeln unter Löwenhäuten,
An den Katzen ohne Tatzen,
Die den Freiheitsjammer läuten,
Ja den vollſten Freiheitsjammer,
Vaterlandesjammer heulen —
O ein Thor, der mit dem Hammer
Schlüge drein! Ein Held mit Keulen!

Doch o weh! Thor hebt den Hammer
Nie auf die, ſo du gewieſen,
Keilt nicht auf ſo kleinen Jammer,
Seine Schläge gelten Rieſen;
Spuk von Zaubrern, Liſt von Zwergen
Und des Hexenkeſſels Künſte
Können ſeinem Stahl ſich bergen:
Blitz zermalmet keine Dünſte.

Mehr, o weh! Der Geiſt der Lügen,
Loke, hat den Thor bezwungen,
Sieg iſt ſeinen Wandelzügen
Übers Reich des Lichts gelungen —
Darum hütet eure Lichter,
Tapfre Deutſche, fromme Chriſten!
Denn die feinen Böſewichter
Haben hunderttauſend Liſten.

Drum friſchauf, ihr Tapfern, Frommen!
Drum friſchauf, ihr Hellen, Lichten!
Zagt nicht! Deutſchlands Thor wird kommen
Und die Satansbrut vernichten:
Tauſendfach gefeite Hauben
Von dem feinſten Höllenſegen
Halten nicht vor unſerm Glauben,
Halten nicht vor unſern Schlägen!

Das Erdbeben.

Frankfurt, 10. des Chriſtmonds 1848.

Die Welt erbebt und zittert rings,
Und alle Vögel ſind im Schweben,
Des Geiſtes Vögel all, als ging's
Zum letzten Kampf auf Tod und Leben.

Komm denn, mein Vogel, leichter Sinn!
Komm, Leichtſinn, auch! Wir müſſen's wagen.
Man ſoll uns nicht als Leichen hin
Lebend'gen Leibs zu Grabe tragen.

Durch Blitz und Donner fröhlich hin!
Dein Flügelklang ſei Klang der Wonne,
Als flöge Glück mit mir dahin,
Umleuchtet von des Sieges Sonne.

Hinein in dickſten Schlachtenkampf,
Wo ältſte Königsthrone fallen!
Dort überm Kampf und überm Dampf
Laß Siegeslieder luſtig ſchallen.

Dort greife dir den ſüßen Raub
Des Muts, dem ew'ge Sterne blinken,
Und, muß es ſein, laß froh den Staub,
Der nicht du iſt, zu Staub verſinken.

Ha! Was iſt Leben? Was iſt Tod?
Soweit des Geiſtes Lüfte wehen,
Wird neu erblühn dein Morgenrot,
Neu deine Sonne auferſtehen.

Laß unten Krähn und Raben ſchrein,
Empor, wo Adlerſchwingen tönen!
So in den vollſten Kampf hinein
Im Mut des Guten und des Schönen!

Trinklied zu meinem 79. Jahrestage.

1848.

Schenkt ein und reicht mir den Pokal,
Gefüllt mit Gold von edlen Weinen!
Heut ſoll ein letzter Sonnenſtrahl

Mit Jugendglanz mein Haupt beſcheinen!
Viel tauſend Sonnen gingen zu Tal
Mit trüben und mit hellen Scheinen,
Doch zieh' ich's Fazit aus der Zahl,
Wippt hoch das Lachen auf das Weinen.

Bei dieſem Fazit fällt mir ein:
Wo ſeid ihr, meine Schwinger, Klinger
Von gutem Eiſen, gutem Wein?
Wo ſeid ihr, Klinger, Schwinger, Singer?
Wo ihr, die weiland hell und friſch
Im Freudenkampf mit mir geſtritten?
Vom Kampfplatz fern, vom Jubeltiſch,
Ach, längſt vom Leben abgeglitten.

Doch ſchenkt mir ein! Heut will im Schwung
Ich über Tod und Leben ſchweben:
Schenkt voll mir ein! Heut will ich jung
Zurück ein Halbjahrhundert leben —
Und fliegen über Staub und Grab
Nach oben alle guten Geiſter,
Sie winken heut mir Luſt herab
Und rufen: Bleib der Freuden Meiſter.

Drum ſchenkt mir ein! Mein vollſtes Glas
Dem Herrſcher über Tod und Leben,
Der mir ein Herz gab ohne Haß
Und Harm, ſei höchſter Klang gegeben!
Ein hoher allen, die den Greis
In ſeinen kalten, grauen Tagen,
Wofür er kaum zu danken weiß,
Mit treuer, junger Liebe tragen!

Ja, zweimal hoch und dreimal hoch
Dir, Liebe, Königin der Erde,
Die mich in ſüßer Luſt erzog,
Daß Menſch ich ward in Lichtgebärde!
Schenkt ein, weil noch die Sonne ſcheint!
Der Liebe ſoll mein Letztes klingen!
Und allem, was mich freundlich meint,
Will ich damit mein Schönſtes bringen!

An H. L. zur Fahrt übers Weltmeer.

1849.

Glück auf die Reise! Pilgre fort!
Es lockt dich weg mit Wunderklängen,
Die weite Welt, sie lockt dich fort
Vom Vaterhaus, dem stillen, engen.

Geh, Sohn! Viel Schönes wirst du schaun
In neuen Toren, neuen Gattern,
Auch bunte Schlösser gnug dir baun,
Die spanischen Schlössern gleich zerflattern.

Doch horch', vernimm mein letztes Wort:
Von allen jenen Zauberglocken,
Die rastlos weg von Ort zu Ort
Den lebenslüsternen Jüngling locken,

Tönt endlich klagend durch ein Ton
Wie aus der Erde fernsten Enden,
Ein Klang der Sehnsucht, dir, o Sohn,
Die Eingeweide umzuwenden.

Zurück zur Heimat klingt der Klang,
Zurück zum engen Vaterhause,
Dir wird in weiter Welt so bang,
Du sehnst dich nach der stillen Klause.

O bringst du dann dein eignes Herz
Noch mit aus wildem Weltgewimmel,
So war dein Pilgern froher Scherz,
Ein Spiel auf Erden hin zum Himmel.

Ermannung.

1849.

Laß du die Dinge nur rennen und rinnen,
Blitzet es draußen, so blitze du drinnen,
Brauche den göttlichgeborenen Blitz!
Rasen die Stürme und brausen die Fluten,
Zünden die Blitze mit fressenden Gluten,
Halte, Prometheus, den Geist auf dem Sitz!

Mutig gleich schlachtenbegeisterten Rossen,
Wiehernd entgegen den Donnergeschossen

Streite und ſchreite entgegen dem Sturm!
Streite und ſchreite, und, gilt es zu ſtehen,
Schau', wie die Blätter und Halme verwehen,
Schau', wie er ſteht, wie er fällt, auf den Turm.

Streiten und Schreiten und Stehen und Fallen,
So klingt der Spruch von dem irdiſchen Wallen,
Raſtlos und endlos im Ernſt und im Spiel.
Wähnſt du das Ende der Bahn zu erreichen,
Gleich ſiehſt du's dämmern und fliehn und entweichen.
Menſch, hier auf Erden erreichſt du kein Ziel.

Spazierende Gedanken.

1849.

Schau' ich wandelnd die prächtigen Häuſer mir an,
Wird's mir ſchier, als möcht' ich noch bauen,
Und ſollte doch ein ſo ſteinalter Mann
Himmelauf nur und himmelein ſchauen;
Wird doch ſeinem flüchtigen Bleiben allhier
Rappell bald zum Abmarſch geblaſen,
Und wird ihm auf Erden ſein letztes Quartier
Gebettet bald unter dem Raſen.

Ei Fabel! Was fabl' ich das Alte mir vor,
Die Kluft zwiſchen Himmel und Erde?
Weitauf ſteht der Welten unendliches Tor,
Wo ich Kleiner ſchon durchſchlüpfen werde:
Sankt Peter mit aller Kardinalpolizei,
Mit all ihrer ſchrecklichen Preiſe
Schaut meinen Paß an und rufet: „Paſſiere nur frei!
Dein Paß iſt der beſte der Päſſe.

Dir flammet im Herzen der göttliche Mut,
Dir flammen im Kopfe die Blitze,
Für ſolche ſind Himmel und Erde gleich gut,
Sie bauen nicht bleibende Sitze.
Frei durch denn! Und wollteſt du wieder heraus,
Bei dem Tor ſind unzählige Pforten:
Soweit Licht ſcheint, bauen Götter und Geiſter ihr Haus,
Ihnen tönt's nicht von Stätten und Orten."

So pilgr' ich und finde mich leidlich zurecht —
Das übrige wisse Sankt Peter —
So schrei' ich über Erden- und Himmelgeflecht
Nicht kläglich Mordio! und Zeter!
Denn der's geflochten, das weiß ich, der wird seinerzeit
Alle Fäden aufs schönste entwirren:
Ihm trau' ich, drum laß' ich zu wild und zu weit
Die Gedanken mein Hirn nicht umschwirren.

Nein, kein Jung und kein Alt und kein Dort und kein Hier!
Weg, Gedanken, ihr grauen und falben!
Weicht von mir! Ich stelle mein lustig Quartier
Bei dem Altsten, er heißt Allenthalben:
Bei dem Altsten der Tage, da nehm' ich den Sitz —
Er blies auch durch mich seinen Odem.
Auf mit Flügeln, mein Geistchen! Und funkle wie Blitz!
Blitze Leben aus Kaltem und Totem!

Sei mutig! Dem Kühnen verwelket kein Kranz,
Ein ewiger Lenz ist sein Eigen;
Tanze mit in der Welten unsterblichem Glanz
Der Wonne unsterblichen Reigen.
Sei mutig! Und gleich wird das engste Revier,
Wo du weilest, der weiteste Himmel,
Das Unten und Oben, das Dort und das Hier
Verschwimmt in der Wonne Gewimmel.

Ihr Könige, gebt acht!

3. Mai 1849.

Was Ehr' im Leibe hat, ruft Einheit, Ehr' und Macht
Und Tilgung langer deutscher Schanden,
Es ruft und flucht aus allen Landen:
Ihr Könige, gebt acht!
Der deutsche Gott lebt noch und wacht.

Es lebt und wacht der Gott der Herrlichkeit und Macht,
Sein sind die Wonnen und die Schrecken,
Die aus dem Schlaf die Völker wecken.
Ihr Könige, gebt acht!
Gott ist's, der Sturm und Heitre macht.

Erbebt! Das Wetter ist des Herrn, der blitzt und kracht,
Er wird des deutschen Haders Drachen
Zu Staub zerblitzen und zerkrachen.
Ihr Könige, gebt acht
Auf Gottes Acht und Aberacht!

Erbebt! Denn alles Volk ruft Einheit, Ehr' und Macht,
Es schreit den Ruf in alle Winde,
Wo es den deutschen Kaiser finde.
Ihr Könige, gebt acht!
Schaut, horcht, woher es blitzt und kracht.

Erbebt! Erkennt die Zeit, die Gott der Herr gemacht!
Wollt länger ihr im Stolz erblinden,
So haut euch Gott aus allen Winden —
Ihr Könige, gebt acht! —
Die deutsche Acht und Aberacht.

Die Ausfahrt zur Heimholung des Deutschen Kaisers.

Frankfurt, 17. Mai 1849.

Kaiserstolz und Majestät
Zogen auf geschwinden Sohlen
Wir fürs Deutsche Reich zu holen,
Wovon neue Sage geht.

Klang und Sage überall,
Soweit deutsche Zungen klingen:
Einen Kaiser heimzubringen
Rief der Völker Jubelschall.

Ach! Wie sollten Dorn und Stein
An der Wandrer Sohlen reißen!
Zu den Scheinen, die nur gleißen,
Warf man unsern Kaiserschein.

Kaiserschein, du höchster Schein,
Bleibst du denn in Staub begraben?
Schrein umsonst Prophetenraben
Um den Barbarossastein?

Nein! Und nein! Und aber nein!
Nein! Kyffhäusers Fels wird springen,
Durch die Lande wird es klingen:
Frankfurt holt den Kaiser ein!

Aus Frankfurt weg!

Mai 1849.

Hinweg! Die besten Streiter matt,
Die stärksten Arme todeswund.
Hinweg! Satt ist und übersatt
Gelebt — es kommt die Sterbestund'.

Weg! Keinen Augenblick gesäumt!
Sonst stirbst du wie ein feiger Hund.
Du hast vom Kaiserstolz geträumt —
Vergrab einstweilen deinen Fund.

Die Besten wissen, wo er liegt,
Einst heben sie ihn ans Sonnenlicht.
Wir sind geschlagen, nicht besiegt.
In solcher Schlacht erliegt man nicht.

Alterswehmut.

1849.

O Erde, Land der Träume,
O Erde, Land des Trugs,
Willst in die hellern Räume
Die Flügel meines Flugs
Mir dunkeln stets und kürzen?
In deines Jammers Staub
Mich elend niederstürzen
In Jagd nach schlechtem Raub?

Es soll dir nicht gelingen,
Ich habe meinen Hort,
Der trägt auf Feuerschwingen
Mich durch die Himmel fort;
Ich habe meinen Meister,
Der Held und König ist —
Er ist der Fürst der Geister
Und heißet Jesus Christ.

Er stieg vom Himmel nieder
Auf unsre Erdenau'n,
Damit die Menschen wieder
Nach oben könnten schaun,

Damit die armen Wichte,
Von Wahn und Trug umstrickt,
Aufschauten nach dem Lichte,
Woraus die Gottheit blickt.

O König aller Liebe,
O Glanz des höchsten Lichts,
Wenn mir auch gar nichts bliebe,
Gar nichts in diesem Nichts,
Worum die Welt sich reißet,
Du bleibst mein Held und Hort,
Und was auch reißt und spleißet,
Nichts reißt von dir mich fort.

So mag denn alles schweben
Im Wechsel hin und her,
Mir ist hinfort gegeben,
Was wechselt nimmermehr:
O Liebe, Licht und Leben!
O süßer Gottesheld!
Du, du bist mir gegeben —
Was frag' ich nach der Welt?

Die Rheinfahrt.

(Ein Bruchstück.)

1851.

Wir sind am Bord — Engländer, Amerikaner,
Franzosen, Russen — alles will zum Rhein;
Doch sollten Pelasger, Danaer und Trojaner,
Die ältsten Trümmerhäusler, mit uns sein.
Der irdischen Verschollenheiten Mahner,
Wie Herrlichstes zuletzt als Stein und Bein,
Worüber einsam Krähn und Raben fliegen
Und Käuze wimmern, muß im Staube liegen.

Doch du, o Rhein, bleibst frisch in deiner Schöne,
Du brausest jugendfrisch durch Felsgestein,
Nie schwinden deiner Sagen Liedertöne
Um Drachenfels, Rheineck und Hammerstein.
Was kümmert das Vergänglichkeitsgestöhne
Unsterbliche? Was dich, ob Stein und Bein
Dereinst als Staub in alle Winde fliegen,
Solange deine Quellen nicht versiegen?

Und wir? Zerbröckelt uns an Trümmersteinen
Und an geborstnen Türmen heut der Mut?
Erlischt uns an der Vorzeit blassen Scheinen
Des Lebens junge, helle Sonnenglut?
Nein, wahrlich nicht zum Stöhnen, Wimmern, Weinen
Schnellt heut der Dampf uns siegreich durch die Flut —
Heißt er des Tages Atem, heißt sein Kämpfer,
So werd' er heute trüber Dämpfe Dämpfer.

Wie? Auf dem Strom der Katten und der Franken,
Wo nichts als Stolz und Ruhm und Großheit winkt,
Da webten wir der Trümmer Efeuranken
Um das, was stets als Staub zum Staube sinkt?
Da spönnen wir Gespenster aus Gedanken,
Wodurch das Schwert des Vaters Teuto blinkt,
Worin die Karle, Friedriche, Ottonen
Zur Höhe weisen, wo die Höchsten thronen?

Frischauf! Auf zum Lebendigen von dem Toten!
Von toten Steinen zum lebendigen Stein!
Von bleicher Vorzeit Schatten zu den roten
Gebilden, rot im Jugendsonnenschein!
Ha! Wird nicht Jugendglanz dem Blick geboten?
Der frische Glanz vom Ehrenbreitenstein?
Nein, weg von diesem mächtigen Felsgesteine!
Weg in die kleine Lahn vom mächtigen Rheine!

Auf! In die Lahn! Vom Tode hin zum Leben!
Von toten Steinen zum lebendigen Stein,
Nach Nassau auf, wo heilige Geister schweben,
Die deutschen Geister vom lebendigen Stein!
Mit aller deiner Schöne, deinen Reben
Und Wassern hast du einen, stolzer Rhein,
Nur einen, der dem Manne sondergleichen,
Dem Sohn der kleinen Lahn sich könnte gleichen?

Wir stehn in seinem Tal, auf seinen Bergen,
Wir rufen: Sprich das Wort, erhabner Geist,
Das Wort des Fluchs den Schelmen und den Schergen,
Wodurch die Welt um deutschen Raub sich reißt,
Wodurch man deutsche Ehre, wie aus Särgen
Den Leichenmoder, durcheinander schmeißt —
Sprich, Hoher! — Du verstandest zu zerschmettern —
Du Donnrer, rede heut aus Donnerwettern!

Komm nieder, laß es schallen, hoher Sprecher!
Von deinen Sternen komm herab ins Tal!
Du Ehrenzünder, komm! Du Schandebrecher,
Komm mit dem allerschwersten Donnerstrahl!
Des Vaterlandes Mahner, Warner, Rächer,
Auf deutscher Erde rede noch einmal:
Wo Kleinste um das Größte sich befehden,
Da sprich zu uns in lautsten Himmelsreden!

Wohin? Zwar sind die Donner Gottessprüche,
Vielleicht auch Geistersprüche — doch wohin?
Wir flehen aus dem Jammer unsrer Brüche
Und Wunden, wissend kaum, woher, wohin.
Der Mann des Zorns war Stein, doch nicht der Flüche,
Trug in der stärksten Brust den frommsten Sinn,
Der Mann, im Glauben mächtig und im Beten,
Vor Könige stolz und still vor Gott zu treten.

Drum könnt ihr beten, betet hier um Segen,
Um Segen bittet den erhabnen Geist,
Der über unserm Weh auf Sternenwegen
Mit allen guten Geistern selig kreist,
Der allen Geistern, die sich unten regen
In tapfrer Kraft, die deutsche Losung weist:
Seid stark im Lieben, werdet schwach im Hassen!
So wird Gott seine Deutschen nicht verlassen.

Die deutschen auswandernden Krieger.

1851.

O mein Deutschland, will dein Jammer
Breiter, täglich breiter werden?
Finden deine besten Söhne
Keinen Platz auf deutscher Erden?
Klingt der bittre Fluch des Flüchtlings
Durch der Angeln Land und Hessen?
Wird so deutsche Lieb' und Treue
Deinen Tapfern zugemessen?

Jammer, den kein Lied kann singen!
Unheil, das kein Wort kann fassen!
Also müssen deine Streiter,
Kampfs- und glücks- und landsverlassen,
Nach Utopien, nach Brasilien

Bettelnd durch die Länder streichen?
Ihre nackten Ehrennarben
Zeigen als ein deutsches Zeichen?

Ihr von Siebzehnhundertachtzig
Kasselieder, Stuttgartlieder,
Ihr des Aspergskerkersängers
Alte Lieder, tönt ihr wieder?
Die bei Saratoga fielen,
Die die Mohrensonn' verbrannte,
Werden sie uns heute wieder
Neugeborne, Neugenannte?

Heute Achtzehnhundertfünfzig
Hessen, Angeln, Sachsen, Friesen
Laufen in die Welt des Elends
Ehr- und glücks- und landsverwiesen?
Ob dem Jammer bricht das Wort ab,
Wo die Ehre will zerbrechen —
Wo der Helfer? Wo der Rächer,
Solche grimme Schmach zu rächen?

Still! Es rufet: Du sollst beten,
Christ, sollst glauben, lieben, hoffen;
Sperrt sich dir die deutsche Welt auch,
Ewig steht der Himmel offen.
Drum laß alles durcheinander
Fallen, stürzen, krachen, brechen,
Droben, glaube, waltet einer,
Der wird letztes Urteil sprechen.

Zaunkönig.

1852.

Zaunkönig, kleinstes Vögelein,
Wie fliegst du einsam und allein?
Was baust du vor dem Maienwest
Dein traurig kaltes Winternest,
In stillster Eck', im kahlen Strauch
Ganz wider jeden Vogelbrauch?

Das Vöglein spricht: „Leicht wird gefragt,
Doch Antwort oft mit Not gesagt;
Denn altes Leid und altes Glück

Schaut hinter ſich nicht gern zurück.
Wohl tauſend Jahr' und noch viel mehr
Iſt Antwort und Geſchichte her —
Viel tauſend Jahre — Wonnezeit!
Da trug Zaunkönig Königskleid,
Goldkronen goldner tauſendmal,
Als feinſtes Gold im Sonnenſtrahl;
Im Fluge und Geſang voran
War er der Vögel Vordermann,
So klein, ſo golden doch und groß
Saß er dem Glück und Ruhm im Schoß.
Doch zu viel Glück tut ſelten gut
Und ſchwellt den grünen Übermut.
So ging es auch dem Vögelein:
Es wollte was Beſondres ſein;
Ein Ausderſpur und ein Fürſich
Hielt's einen gar ſelbſteignen Strich
Und macht' in ſtolzer Phantaſei
Von Gott und von Natur ſich frei,
Wollt' gar im Winter Neſter baun.

Als das die andern Vögel ſchaun,
Beginnt Verwundern, Schrein und Graun
Ob ſolchem unerhörten Stolz,
Und wie die Glut aus dürrem Holz
Schlägt aus dem Graun der Zorn herauf.
Drob rufet alles Volk zuhauf
Der Federträger ein Prophet
Und Seher, ſtark vom Geiſt durchweht —
Der Rabe führt und nimmt das Wort.
Er ſchreit: ‚Fort mit dem Frevler! Fort!'
Er ruft dreimal: ‚Schafft ab! Schafft ab!
Was lockt des Himmels Fluch herab!
Fort mit dem kleinen Übermut,
Der ſich Gott gleich gebärden tut,
Als hätt' er's Wetter in der Hand!
Er werd' aus unſerm Volk verbannt,
Der eitle Geck, der Schneephantaſt,
Der ſeines Volkes Sitten haßt —
Man haue Acht und Aberacht
Dem, der vorm Lenz den Frühling macht!'

So ward's. Ich armes Vögelein
Muß drum noch heute einſam ſein,

Im kalten Winter, wo andre ruhn,
Als hätt' ich vollen Frühling, tun,
Tragen Moos und Gras fürs öde Nest,
Wo mich der Nord mit Schnee umbläst;
Einsam allein bis diesen Tag
Verbüß' ich, was der Ahn verbrach."

Was meinet diese Kindermär?
Sie schlägt und bohrt mit scharfem Speer
Und spricht: „Mach' dir nicht selbst was weis,
Halt hübsch das eingefahrne Gleis,
Hänge jeden überschwenglichen Traum
An den ersten besten Galgenbaum:
Denn stets jagt Acht und Aberacht
Den, der vorm Lenz den Frühling macht."

Jesusgebet.

1853.

Ich glaub' an dich, du höchster Geist,
Der Liebe ist und Liebe heißt,
Der ganz aus Gott geboren ist,
Ich glaub' an dich, Herr Jesus Christ.

Ich glaub' an dich, du klarster Geist,
Der mir den Weg zum Himmel weist,
Auf grader Bahn zum hellsten Ziel
Aus diesem trüben Erdenspiel.

Du reinster Abglanz reinsten Lichts,
O leuchte durch die Nacht des Nichts,
Durch ihrer Wirren Lügenschein
Mir himmelwärts und himmelein.

Du, mein Woher und mein Wohin,
Was ich gewesen, was ich bin,
Was ich durch dich, mein Heil, soll sein,
Das leuchte mir ins Herz hinein.

Dann bin ich bei dir und in dir,
Dann hab' ich schon den Himmel hier:

Es lebt, umstrahlt von sel'gem Licht,
Wer Jesus Christ im Glauben spricht.

Nachklang aus 1848—49.

1853.

Und fragst du noch nach deutschen Straßen?
Es weist dir keiner Weg noch Steg,
Die hellen Töne sind verblasen,
Dumpf schallt und hallt es: Alles weg!
Wie Glockenläuten hinter Toten
Klingt's aus dem deutschen Eichenhain,
Die Weißen läuten mit den Roten
Unisono hier überein.

Ja, weg mit allen Jubelklängen
Vom großen, jungen, deutschen Jahr!
Weg mit den Vaterlandsgesängen
Vom stolzen deutschen Doppelaar!
Sein Fliegen ward zum Eulenflattern,
Er zog die hohen Flügel ein,
Bald hört man ihn die Gans beschnattern
Und Kräh' und Sperling ihn beschrein.

Doch schien's ein Jahr voll Mut und Leben,
Der Weissagung, der Hoffnung Jahr;
Als hätt's auf einmal Gott gegeben,
Ward alles allen plötzlich klar;
Als könnten Stein' und Beine sprechen,
Klang aus dem Zauberstein Getön:
Der Kaiserschlummer werde brechen,
Der Barbarossa auferstehn.

Kam er? Sie sind zu leicht erfunden,
Die ihm gerufen und geschrien.
Er liegt bis heute fest gebunden —
So spricht der stumme Stein für ihn:
„Wie? Wagt ihr mir den Schlaf zu strafen
In eurer feigen Ungeduld?
Wißt, weil ihr schnarchet, muß ich schlafen —
Straft eurer eignen Faulheit Schuld."

Rausche durch den Wald.

1853.

Rausche durch den Wald, rausche durch das Herz,
Tränenzorn, du frischer Lebenswind!
Schweige nicht das Wort, schweige nicht den Schmerz,
Rausche, du des Muts erstgebornes Kind!

Rausche, brause frisch! Klinge, schalle kühn!
Kühner, weil der Feigheit Pestilenz,
Deutsche Pest, uns leirt Welken und Verblühn,
Winterfrost und Tod vor dem deutschen Lenz.

„Wo ist Babel heut? Wo das alte Rom?
Welche Fahnen wehn heut vom Kapitol?
Wie kein Tropfen fließt je hinauf den Strom,
Find't erloschner Stern nimmer neuen Pol."

Leiertest du so mit, verschneiter Greis?
Tod und Nacht, die deutsche Greisennacht,
Weil kein Kaiser kommt, welcher weist und weiß,
Was den deutschen Mut stark und fröhlich macht?

Feiger Memmen Klang tönest du so nach,
Weiberhoffen, Weiberzagen nach,
Weil noch immer kein Adlerflügelschlag
Klingt den langen Schlaf Barbarossas wach?

Nicht also mit dir! Nimm dir deutschen Schwung,
Deutscher! Nimm einmal dir den deutschen Stolz
Für dein großes Volk, unter Greisen jung,
Grün wie seines Waldes grünstes Eichenholz.

Nicht also mit dir! Rausche durch den Wald!
Rausche, brause, Zorn, durch Stein und Bein!
Brause, deutscher Mut, Gottes Zorngewalt!
Greif die Adler dir, laß die Krähen schrein.

Sonntagslied.

1853.

Es ist Sonntag und ist stille
Von allem wilden Tun,
Es ist des Höchsten Wille,
Heut soll die Arbeit ruhn.

Aus allem wirren Leben
Und aus Mühseligkeit
Soll heut der Mensch sich heben
Zu Gott, zur Ewigkeit.

O größter Held der Gnaden,
O süßer Jesus Christ,
Durch den die Welt geladen
Zur Himmelsfreude ist,
Hilf, hilf uns aus den Schmerzen
Der armen Zeitlichkeit!
Hilf! Hebe du die Herzen
Zu Gott, zur Ewigkeit!

O hilf uns! Hilf verstehen,
Du süßer Jesus Christ,
Warum du aus den Höhen
Des Himmels kommen bist,
Durch deine Liebesminne,
Durch dein Versöhnungswort
Schleuß Geister auf und Sinne
Heut für den Heimatsort.

Was fromme Seelen weisen,
Durchweht von Geisteswehn,
Wovor die größten Weisen
Anbetend stille stehn,
Das Heimatland der Sterne,
Der Geister Lebenslauf,
Schleuß diese sel'ge Ferne,
Schleuß, Heiland, sie uns auf.

Was Menschenangesichter
Nicht schauen noch verstehn,
Das können, Licht der Lichter,
Allein durch dich wir sehn —
O dahin lehr' uns schauen,
Vom Erdenstaub zum Licht,
Gib Glauben, gib Vertrauen,
Gib Himmelszuversicht.

Es steht uns ja gerichtet
Das Aug' zum Himmelsglanz,
Und wird's von dir gelichtet,
So schaut's den Himmel ganz;

Und ist das Herz befreiet
Durch dich von Erdengier,
So stehn wir recht geweihet
Zur Sonntagsfreud' vor dir.

Trost in Gott.

1854.

Und willst du gar verzagen,
Du armes Menschenherz,
In Sorgen, Ängsten, Klagen,
Im feigen Erdenschmerz?
Und missest du nach Spannen
Dein kurzes Glück und Leid,
Das rinnt geschwinde dannen
Ins Meer der Ewigkeit.

Nach oben mußt du sehen,
Hier unten findst du's nicht,
Nur in den Himmelshöhen,
Nur da ist Trost und Licht;
Was hier die Stunden bringen,
Macht Mut der Stärksten scheu,
Von oben muß dir klingen
Der Klang von Gottes Treu'.

Vom hohen Sterngewölbe
Herab erklingt der Klang:
Stets gleich und stets derselbe
Bleibt Gottes Weltengang;
Dort in der heitern Bläue,
Dort steht die feste Welt,
Dort Gott der Ewigtreue,
Der alles wohl bestellt.

Am hohen Sterngewölbe
Da strahlt in Sternenschrift
Der Gleiche und derselbe,
Den nimmer Wechsel trifft:
Daß sich der Glaube freue,
Daß zittre Lug und Tr
Strahlt dort der ewig
Der gute, fromme G

Dahin! Da ist dein Himmel,
Da ist dein Heimatland,
Das dir im Erdgewimmel
Verdunkeln Leid und Tand,
Da klingen Wunderklänge,
Die machen frisch und neu,
Da klingen die Gesänge
Von Gottes Lieb' und Treu'.

Dahin! Dahin! Und lerne,
Was so herniederklingt
Und auf dem höchsten Sterne
Das Heilig! Heilig! singt,
Dann wird dir stets aufs neue
Aufgehn sein Gnadenschein,
Er selbst, der Ewigtreue,
Mit, in und bei dir sein.

Lebensbescheid.

1854.

Wieviel tausend Sonnen und Regenbogen
Sind an dir und über dich hingezogen!
Wieviel tausend Scherz und Schmerz!
Sprich ein Wort, du altes, krankes Herz.

Scherz und Schmerz? Wer mag hier wägen und scheiden?
Frage rundum bei weisesten Christen und Heiden,
Frage rund, vernimm den Klang,
Wie ihn schon Homer und David sang.

Soweit Menschen hier blühen und verblühen,
Leuchten die Sterne gleich über Freuden und Mühen —
Wer spricht hier den letzten Spruch?
Wiss', ich hatte beides übergnug.

Glücklich jedoch im ältsten Kinderglauben
Fliegen aus meiner Arche Raben und Tauben
Aus in die wilde Lebensflut,
Bringen im Schnabel: Gott macht alles gut.

Und glückselig solcher Tauben und Raben
Und des Blattes, das sie im Schnabel haben,
Ruft den Spruch das alte Herz:
Auf der Wage überwog der Scherz.

Gottes Geiſt.

1854.

O Gottes Geiſt und Chriſti Geiſt,
Der uns den Weg zum Himmel weiſt,
Der uns die dunkle Erdennacht
Durch ſeine Lichter helle macht.

Du Hauch, der durch das Weltall weht
Als Gottes ſtille Majeſtät,
Du, aller Lichter reinſtes Licht,
Erleucht' uns Herz und Angeſicht.

Komm, leuchte mit dem Gnadenſchein
Hell in die weite Welt hinein,
Komm, mach' uns in der Finſternis
Des lichten Himmelswegs gewiß.

Ach! Hier iſt alles Staub und Nacht,
Die Wahn und Sünde trübe macht,
Ach! Hier iſt alles Not und Tod,
Geht uns nicht auf dein Morgenrot.

Das Morgenrot der beſſern Welt,
Das wie ein Strahl vom Himmel fällt,
Als Gottes Macht und Gottes Luſt
Durchblitzt die kranke Menſchenbruſt.

O Gottes Geiſt und Chriſti Geiſt,
Der uns wie Kinder beten heißt,
Der uns wie Kinder glauben heißt,
O komm! o komm, du Heil'ger Geiſt!

Komm, Gottes Frieden, Gottes Mut!
Komm, ſtille Kraft, die nimmer ruht!
Komm, gieße deinen Gnadenſchein
In Seele, Sinn und Herz mir ein.

Dann wandl' ich wie ein Kind des Lichts
Im Glanze deines Angeſichts
Schon meinen kurzen Erdenlauf
Stets himmelein und himmelauf.

Zur Fahnenweihe des Bonner Veteranenvereins.

1854.

Dies wolle Gott im Himmel walten,
Der jedes gute Werk regiert!
Hier stehn wir halbzerrißnen Alten
In frischer Reihe aufmarschiert:
Gebete gehn zur Himmelsbläue,
Wir feiern heut ein großes Fest,
Ein schönstes Fest, ein Fest der Treue:
Wir nageln unsre Fahne fest.

Dies meint nicht Treue festzunageln —
Die muß durch Gott gefestet sein,
Daß, wann die Schlachtenwetter hageln
Und Blei und Eisen niederspein,
Die Fahne fliege als ein Zeichen,
Der Ehre Pfand, der Treue Pfand,
Daß in dem Kampf kein Mann will weichen
Für König, Gott und Vaterland.

So stehen wir, die Veteranen,
Wie uns die Treue hergebot,
Und denken an zerschoßne Fahnen
Und tapfrer Kameraden Tod,
An heiße Tage, schwere Wunden,
Wo Schlachtendunkel uns umzog,
Doch auch an manche Freudenstunden,
Wo Preußens Adler oben flog.

So stehn wir hier, die Veteranen,
Als rief es: Vorwärts! Nehmt's Gewehr!
Vor allen denkt man heut der Ahnen,
Der Heldengeister heut im Heer,
Der höchsten, hellsten Siegesblitze —
Ihr Name klingt Unsterblichkeit —
Der Friedrich Wilhelme, der Fritze;
Durch sie sei unser Tuch geweiht!

So stehn wir hier, die Veteranen,
Und viele fallen uns noch ein,
Die leuchten auch als Preußens Ahnen —
Sie schaun auf unser Fest mit ein —

Schwerin und Seidlitz, Zieten, Blücher —
Wer zählte alle Helden her,
Die füllen die Geschichtenbücher
Mit schönster deutscher Siegesmär?

Und nun das höchste Hoch der Alten!
Zum Himmel steige das Gebet!
Wir wollen feste Treue halten,
Wo diese Fahne vor uns weht;
Und muß sie einst im Felde fliegen
Den stolzen Preußenadlerflug,
So bleibe Fallen oder Siegen
Der Veteranen Ehrenspruch.

Ermunterung.

1855.

Willst du sinken, nichts als sinken,
Armes, krankes Menschenherz?
Immer nur den Becher trinken,
Den dir füllet Sorg' und Schmerz?
Immer alles nur in grauen,
Schwarzen Erdenfarben sehn?
Lerne doch nach oben schauen,
Wo die heitern Sterne gehn.

Dahin schau'! Da ist dein Eigen,
Da dein altes Heimatland;
Dahin schau'! Und lerne steigen
Aus dem dürren Erdensand,
Aus dem trüben Nebelstaube —
Nimm den Flug und zittre nicht,
Glaube, was der Christenglaube
Bald zweitausend Jahre spricht.

Da hinauf! Da ist dein Streiter,
Vor dem Not und Tod zerfällt,
Dahin schau'! Und hell und heiter
Blüht dir wieder Gottes Welt —
Schaue, schau' auf diesen Einen:
Immer steht der Held bereit,
Der sein Himmelreich läßt scheinen
Auf dein kurzes Erdenleid.

Ja, auf diesen Einen, deinen
Heiland, schaue, halte fest
An dem Einen, der die Seinen
Nun und nimmermehr verläßt;
Auf ihn sollst allein du schauen,
Der vom Himmel niederkam,
Der hinweg des Todes Grauen
Und der Hölle Schrecken nahm.

Schaue! Suche! Du wirst finden,
Halt, was du gefunden hast,
Und so gib den leichten Winden
Alle schwere Erdenlast
Mutig! Denn der höchste Sieger
Schreitet dir im Streit voran,
Und die Losung tönt dem Krieger:
Sei ein Christ und steh als Mann!

Abschiedslied.

1855.

Schon dunkeln meine Lebenstage
Sich tief hinab zum Abendschein,
Und ernster fragt die große Frage:
Was bist du? Sprich: Was wirst du sein?
Wie löst das Rätsel deines Lebens
Sich hinter deinem Grabe auf?
War all dein Streben nicht vergebens?
War eitel Irrlauf nicht dein Lauf?

Jawohl, die letzten Glockenschläge,
Der letzte Strahl des Abendlichts,
Was klingen sie im Busen rege?
Was leuchtet er aus deinem Nichts?
Was melden deiner Augen Tränen?
Was wird im kranken Herzen wach?
O all dein Irren, Träumen, Sehnen,
Des Lebens langes Weh und Ach.

So ist's: Mit Düsternis umhangen
Wie oft war dir die wunde Brust,
Ein Dorn dein Sehnen und Verlangen,
Ein Gift die Süßigkeit der Lust;

Wie mochte ſich der Blinde hüten
Auf bunter Täuſchung Blumenfeld,
Wie oft die Natter unter Blüten
Den Biß auf ihren Pflücker ſchnellt?

Doch ſtill! Auch lieblich iſt verklungen
Dir mancher ſchöne Erdentag,
Von Gottes Lieb' und Luſt durchſungen,
Die tönt Erinnrung fröhlich nach.
Ja, Gott, ich danke für dein Werde!
Fürs Wonnewort: Es werde Licht!
Für deine ſchöne, grüne Erde
Und all ihr Sonnenangeſicht.

Ja, Dank dir, Herr, für reiche Freude
Auf ſchwerſtem, längſtem Pilgergang.
Es macht des Abends Schlafgeläute
Dem müden Wandrer nimmer bang;
Wie oft er auch auf wüſtem Pfade
Von deinem Lichte lief verirrt,
Er weiß, daß deine Huld und Gnade
Ihn nimmermehr verlaſſen wird.

Nein, nimmer! Felſen ſind die Worte,
Die Worte dein, Herr Jeſus Chriſt,
Durch welche mir die Himmelspforte
Der Gnade weit geöffnet iſt.
Mag dieſer Erde Licht verſcheinen,
Mag dieſe Sonne untergehn,
Ich werde ſelig mit den Deinen
Lobſingend ſtehn auf höhern Höhn.

Ja, ſüßer Heiland, mit den Deinen,
Sei auch ich unter Kleinſten klein —
Dein Licht wird ewig auf mir ſcheinen,
Dein Glanz wird ewig bei mir ſein.
Hier gilt kein Zagen und kein Fragen,
Hier gilt: Halt feſt, den Glauben feſt,
Daß Gott nach dieſen dunklen Tagen
Dir hellere Sterne ſcheinen läßt.

Frühlingsruf an den Greis.

1855.

O holder Frühling, lieblicher Mai,
Wie luſtig hör' ich noch dein Juchhei!
Die Vögel ſingen, die Bäche klingen,
Die Kinder und Lämmer zu Felde ſpringen,
Und Kuckuck, Lerch' und Nachtigall
Tönen durcheinander den Freudenſchall.

Dein Dreimalſchelm doch, der Kucku,
Zählt ſchon mir kürzeſte Zahlen zu:
Wie ſchrie er zu vierzig und fünfzig Malen
Sonſt ungefragt mir die langen Zahlen!
Jetzt ruft mit neidiſchem zwei und drei
Er mir im Fluge: Vorbei! Vorbei!

Schrei' er ſich heiſer mit zwei und drei,
Ich ſchreie dem fröhlichen Mai Juchhei!
Seinen Abendſchimmern und Morgenröten
Seinen Stimmen, die Freude und Liebe flöten.
Mich ſchreckt kein Kuckucksprophetenſchrei,
Sein eins, zwei, drei und ſein Vorbei.

Drum kling' ich luſtig Juchhei! Juchhei!
Auf! Leuchte, Frühling, und jauchze, Mai!
Mich hat vor Gripsgrabbelei und Sorgen
Das fröhliche Sprüchlein vorlängſt geborgen:
Auf Leid folgt Freude, auf Winter Mai,
So wandelt Leben und Jahr vorbei.

Troſt auf dem Leichenfelde.

1855.

Über Gräbern ſchauſt du in die Welt —
Rede, wo ſind alle deine Lieben,
Deine Jugendfreunde all geblieben?
Suche ſie im Leichenfeld.

Leichenfeld? Jawohl, ein Leichenfeld,
Jeder Erdenfuß tritt hier auf Leichen:
Die Jahrtauſende blühen und erbleichen,
Und ein Grabfeld iſt die Welt.

Grabfeld? Horch'! Des Windes Spiel, der Sand,
Jetzt Gebläs' von kleinsten Würmerzwergen,
Stand einst, Riesenstein, auf Alpenbergen.
Dies der Dinge Übelstand.

Ewigkeit, wie saust und braust dein Meer,
Worauf zwischen Särgen, zwischen Wiegen
Die Jahrtausende sich niederwiegen,
Graunvoll rollend hin und her!

Du auch, Erde, du mein Mutterland,
Süßer Sehnsucht Land und süßer Lügen,
Wie mit Millionen Flammenzügen
Ziehst und brennst du mich zu Sand!

Sei's! Muß alles, was gebar der Staub,
Wieder hier zu Sand und Staub zerstieben,
Meine Lieben all sind mir geblieben;
Denn kein Staub nimmt solchen Raub.

Drum nur immer auf dem Leichensand
Festen Muts und Fußes aufgetreten!
Auf des Herzensnordsterns Lichtmagneten
Unverrückt den Blick gewandt!

Auf! Empor, wohin dein Stern dir weist!
Schau', wohin die Sonnenadler schweben!
Traue! Denn er winkt unsterblich Leben,
Traue deinen Sonnenvögeln, Geist!

Graun, hinweg! Weg alles, was da bebt!
Traue! Glaube! Alle deine Lieben
Stehn im Himmelsbuche eingeschrieben,
Wo sich's ewig liebt und lebt!

Blindes Menschenkind.

1856.

O krankes, blindes Menschenkind,
Wie wehet dich des Tages Wind
Ein steuerloses Schiff im Meer
Auf wilden Wogen hin und her!

Vom bunten Schein, der immer log,
Verlockt, du wähnst dich himmelhoch
Und weißt mit aller Kunst und List
Doch nimmer, was und wo du bist.

O sei, o werde wieder dein!
Und gleich wird dir gesunder sein;
O kehre bei dir selbst doch ein!
Da leuchtet dir der rechte Schein.

Den Schlüssel nimm der linken Brust;
Da liegt dein Schatz von Mut und Lust,
Da schließt dein Glück sich auf und zu:
Das ist dein Selbst, ja das bist du.

Da tief geheim liegt der Magnet,
Der ewig unverrücklich steht,
Der Hauch, gehaucht vom höchsten Geist,
Der ewig hin zum Himmel weist.

Das ist dein Evangelienbuch,
Das spricht zu dir wie Gottes Spruch,
Dein Angeld auf Unsterblichkeit,
Anweisung auf die Ewigkeit.

Das ist der Gottesstrahl und Blitz,
Zermalmend Trug und Lügenblitz,
Der Freudenschein und Schreckenschein,
Der zündend schlägt durch Mark und Bein.

Wo diese heil'ge Flamme brennt,
Da brennt das Licht, das Gott erkennt,
Die Heldenkraft, die Männerkraft,
Die Welten denkt und Welten schafft.

Da bete an, da kniee hin,
Da stähle frisch dir Herz und Sinn
Und schau' und sieh, ob dein Magnet
Zu seinem Nordpol richtig steht.

Gott hält die Wacht.

1856.

Warum betrübst du dich so sehr,
O Menschenherz, und sinkst im Meer
Des tiefsten Erdenjammers unter?
Schau' auf und werde frisch und munter,
Schau' auf zu Gottes Lieb' und Macht:
Er ist dein Gott, er hält die Wacht.

Auf! Aus dem bangen Erdenleid!
Auf! Aus der feigen Zeitlichkeit!
Weg mit dem Grübeln, Sorgen, Grämen
Um eitel Schatten, Scheine, Schemen!
Blick' auf! Gib auf die Höhen acht!
Dort waltet Gott und hält die Wacht.

Blick' auf! Gab er dir nicht den Geist,
Der mutig hin nach oben weist,
Zum Lichte hinweist aus dem Dunkeln,
Wo hellere Sterne selig funkeln?
Blick' auf zu dem, der dich gemacht!
Er ist dein Gott und hält die Wacht.

Zu ihm blick' auf, zu seinem Sohn,
Der niederstieg vom Himmelsthron,
Erschien, ein milder Stern der Gnaden,
Zu heilen deinen Seelenschaden;
Auf deinen Liebessinn gib acht:
Er und der Vater halten Wacht.

Drum auf! Aus kurzer Zeitlichkeit
Schau' auf zur langen Ewigkeit,
Schau' aus dem trüben Erdgewimmel
Empor in deinen lichten Himmel,
Schau' auf zur Weisheit, Lieb' und Macht,
Die halten ewig treue Wacht.

Schluß aller Lebensverse.

1856.

Könnt' ich Löwenmähnen schütteln
Mit dem Zorn und Mut der Jugend,
Wie gewaltig wollt' ich rütteln
An des Tages blasser Tugend,

An dem Trug der Feigen, Matten —
Wer will ihre Namen nennen?
Die der Väter Heldenſchatten
Nur als Leichenſchatten kennen.

Eiſen galt in meinen Tagen.
Horch' ich ſolchen Stundenweiſern,
Hör' ich ſagen, fragen, klagen,
Eiſern ſei ich, übereiſern,
Fern ſei mir das Los gefallen
Von den edlen Glanzmetallen,
Fern, o fern von jenen allen,
Woraus feine Klänge ſchallen.

Weg vom Silber denn, vom Golde
Hin, wohin die Weiſer weiſen!
Trage, wie dein Schmied es wollte,
Trage mutig durch dein Eiſen!
Preis ihm, der es hart geſchmiedet!
Nimmer magſt du würdig preiſen,
Nimmer, was die Welt befriedet,
Was die Welt erhält, das Eiſen.

O du Segenglanz des Pfluges!
Gold der Ähren, Gold der Reben!
O du Blitz des Degenzuges,
Dem die Völkerzwinger beben!
Lebenhalter, Ehrenhalter,
Beſtes Ding von beſten Dingen,
O ich könnte tauſend Pſalter
Voll von deinen Ehren klingen.

Darum Preis dem Rauhen, Harten,
Preis dem Menſchenſchirmer Eiſen!
Mag vom Blanken, Feinen, Zarten
Sich ein andrer Seines preiſen,
Kann ich nur ein Fünkchen zählen
In mir echter Männergluten,
Gönn' ich gern den weichen Seelen
Volle Weiberſehnſuchtsfluten.

Erinnerungsbilder.

1856.

Her mit deinen Helden, wenn auch in nuce!
Heut sollst du mir deine Sehrmänner nennen,
Die vor dir in gloriosissima luce,
Im Ruhmessonnenschein leuchten und brennen.
Frostwetter ist es, daß Gott erbarm'!
Wir sind an Taten und Ehren arm.

Den Größten zuerst — das Wörtlein der Größte
Verpufft mich billig, doch wie dem sei,
Dem Deutschen bleibt der Beste der Größte,
Der Treueste Beste — das bleibt dabei.
Solchen Ehrenspruch begreint mir kein Hohn:
Der Beste war Scharnhorst, der Bauersohn.

Den Edelsten jetzt — O Edel! Hochedel!
Wort, das von göttlichen Flammen sprüht!
Vernimm, nie hat's unter menschlichem Schädel,
In menschlichem Herzen nie stolzer geglüht,
Geglühet, geblühet auf deutscher Au
Als im Ritterglanze, im Gneisenau.

Den Hellsten — Lieber, hier werd' ich ein Blinder,
Licht suchend unter so strahlenden Lichtern.
Du meinst der Schlachten Treffer und Finder,
Das hellste Aug' von den hellen Gesichtern.
Da schaute vor vielen mit Adlerblick
Der Grolman des wogenden Kampfs Geschick.

Den Frommsten — O fröhliches Heldengewimmel!
Wie sind da die Tausende betend gezogen!
Wie sind da die Fahnen und Herzen zum Himmel
In Gottes Hoffnung und Wonne geflogen!
Der Löwe Hiller. Glückseliger Mann,
Wer solchem gleich fechten und beten kann!

Den Stillsten — Was meinest du wohl mit dem Stillen?
Eine Frage fast hoch über meinem Erreich.
Ich meine, du meinest den tapfersten Willen:
Solcher Stillen ist Erdreich und Himmelreich —
So merke die Wörter Hell, Frei und Treu,
Darin sitzt der Boyen, der stille Leu.

Den Mutigsten — Dornigste Frage der Fragen,
In Deutschland zu fragen nach mutigstem Mut.
Mut war ja von allerältesten Tagen
Ein eigenstes, allerdeutschestes Gut —
Doch der nimmer und vor nichts sich gefürchtet, voran
Stehe hier der Blücher, der deutscheste Mann.

Den Stärksten — O der Starke der Starken,
Der herrlich schließet den Heldenreihn,
Der Gewaltigste war in des Vaterlands Marken,
Der Stärkste der unzerbrechliche Stein.
Solange klinget von deutschen Lippen Gesang,
Wird klingen des mächtigen Namens Klang.

Der Dämon des Sokrates.

1856.

Sokrates, der große Geisteskämpfer,
Hatte einen Flüstrer und Erreger,
Einen Weiser, Leiter, Halter, Dämpfer
Und auch Diener und Laternenträger,
Wo es galt durch Finsternis zu wanken.
Dieser Ohrenflüstrer, Haucher, Lauscher,
Aller seiner Triebe und Gedanken
Kluger Mitdurchsprecher, Gegentauscher
Galt ihm, wie uns andern das Gewissen;
Dämon schalt er ihn und all sein Wissen,
All sein Ahnen, Lieben, Denken, Wollen —
Wie in uns auch Geisterchen sich rollen —
Schob er diesem Führer zu und Folger.

Ach! ruft jeder, lebt noch wo ein solcher?
Sind sie denn erloschen, jene Sterne,
Woher solche Folger Menschen kamen?
O ihr Gaffer, Greifer in die Ferne!
Könnt ihr des Begleiters kurzen Namen,
Jenes weisen, gottgeweihten Griechen,
Euch in gutes Deutsch nicht übersetzen?
Müsset durch den Hochmut doppelt siechen?
Drum herunter von den hohen Stufen!
Auf die Bank der Schüler mit der Fibel!
Dort wird auch der Kleinste lachend rufen:
Das war ja der Engel aus der Bibel.

Klinglied.

1856.

Zum Himmel auf! Doch du bist mitten drinnen,
Dein Bällchen Erde rollt mit Gottes Sonnen.
Ach! wärest du so mitten in den Wonnen
Des höchsten Lichts mit allen deinen Sinnen!

Denn wieviel Nichts, was wir hienieden spinnen!
Was wir als Schönstes wähnen, wann gesponnen!
Wir schauen auf — zerstoben und zerronnen
Fliegt, fliegt's mit deinem Wahn wie Spreu dir hinnen.

Drum auf zum Himmel! laß zur Erde sinken
All deinen Stolz, woran noch Erde hanget,
All deinen bunten blanken Maulwurfshügel.

Denn sollen Gottes Sterne in dir blinken,
So rufe: Weg! hinab! was irdisch pranget!
So wachsen nur zum Himmelsflug die Flügel.

An die Freunde Friedrich Dahlmann und Friedrich Welcker.

1856.

Seid gegrüßt, ihr treuen Alten,
Die dem alten Gott vertraun,
Durch des Altertums Gestalten
Hin auf neue Schöpfung schaun.

Her die Hände auf den Glauben,
Der sein Halte fest! uns schreibt
Und, wieviel auch Narren schnauben,
Doch der Ewiggleiche bleibt.

Vaterland und Freiheit haben
Wir in stillem Streit gesucht,
Wollten nicht, daß Krähn und Raben
Frech bekrächzen Adlerflucht.

Haben auf die Adlersiege
Fest gehofft und treu geglaubt,
Doch fiel in dem schweren Kriege
Mancher Tropfen Schweiß vom Haupt.

Und so schaun trotz feiger Tadler
Und trotz feiler Knechte Witz
Wir von fern den deutschen Adler
Mit dem alten Donnerblitz.

Ja, schon saust es und wird kommen —
Deutschland, süßes Vaterland!
Alle Tapfern, Treuen, Frommen
Sind dem Wetter zugewandt.

Schrei' der Pöbelschwarm sich heiser,
Was sich fern zusammenballt,
Aus dem blitzt der Donnerweiser
Neuen Lebens Lichtgestalt.

Der Weihnachtsbaum.

1856.

Prangst du, schöner Weihnachtsbaum,
Meiner Kindheit goldner Traum?
Strahlst du, süßes Himmelslicht,
Das die Heidenwelt durchbricht?
Bist du, Sehnsucht aller Frommen,
Heut zur Welt herabgekommen?

Ja, es kam ein Kindlein klein,
Daß wir sollten selig sein:
Denn aus diesem Kindlein klein
Glänzte heller Gottesschein,
Engel klangen Jubellieder
Auf die dunkle Erde nieder.

Herrlich ging der Morgenstern
Alles Lichtes auf vom Herrn.
Über alle Welten weit
Jauchzt und klingt und singt es heut
Hell aus Millionen Seelen,
Was die Engel sich erzählen.

Schau', mein Herz, schau' fromm und still,
Was der Baum dir sagen will:
Daß der süße Jesus Christ
Heut zu uns gekommen ist,
Daß, dem alle Engel dienen,
Als dein Bruder ist erschienen.

Bete, schaue fromm und still,
Was der Baum dir sagen will:
Hell wie dieses Tages Schein,
Hoch und hell und klar und rein
Soll der Christen fröhlich Leben
Von der Erd' zum Himmel schweben.

Karl Vollertsen, des Schleswigers, Grab.

1857.

Einen Biedermann deckt dieser Sand,
Der fiel fürs liebe Vaterland.
Als aus Osten die Kriegstrompete blies,
Da nahm er freudig Schwert und Spieß,
Es galt die Zwinger zu vertreiben:
Da konnt' er nicht zu Hause bleiben.

Da rief er seinem tapfern Sohn:
Komm! Komm! Uns sprechen die Dänen Hohn,
Das leiden wir nun und nimmermehr!
So haben beide gegriffen zur Wehr,
Doch nur der Sohn ist wiedergekommen,
Den Vater hat eine Kugel genommen.

Einen Biedermann deckt dieser Sand,
Der fiel fürs liebe Vaterland.
Steh, Anglerjüngling, steh hier still,
Horch', was sein Geist dir sagen will.
Er ruft: Streut Blumen, vergießt nicht Tränen,
Und auch: Vergesset nicht die Dänen!

Einen Biedermann deckt dieser Sand,
Karl Vollertsen war er genannt.
Er war gegossen aus vollem Erz,
Aus vollem Männerstahl sein Herz.
Das ruft: Streut Blumen, vergießt nicht Tränen,
Doch auch: Vergesset nicht die Dänen!

Steh fromm vor dieses Grabes Mal.
Solange die Sonne geht zu Berg und Tal,
Solange schlägt ein treues, deutsches Herz
Und Hoffnung blicket himmelwärts,
Ruft Vollertsen: Streut mir Blumen, nicht Tränen,
Doch auch: Vergesset nicht die Dänen!

Die rechte Versenkung.

1857.

Hinein mit vollen Segeln in den Sturm!
Es denkt an mögliche Kometenschwenkung,
Die Land und Meer wegfegt und Sonnenschein,
Auf seinem grünen Grashalm kaum der Wurm —
Hinein denn, Kämpe Mensch, da voll hinein!
Dann steige wieder bei dir selber ein,
Hinein in deine tiefste Selbstversenkung,
In Platons Abgrund mutig dann hinein!
Da schaust du in dem wilden Weltengraus
Mit Götterblicken aus dir selbst heraus,
Da schaust du rechte Lenkung, rechte Schwenkung,
Da klingt aus stillster, innerster Bedenkung
Dein großes Ja, vernichtend jedes Nein:
Du bist, du bist gewesen, du wirst sein.

Worte, gesprochen an Schills Grabe in Stralsund zur halbhundertjährigen Gedächtnisfeier seines Todes, am 31. Mai 1859.

Wir kommen heut getreten,
Du tapfre Sundia,
Zu wünschen und zu beten;
Zu beten ist immer da:
Schon wieder listen die Welschen
In weiter Welt herum,
Zu verkehren und zu fälschen
Deutsch Evangelium:

Evangelium der Treue,
Die beste deutsche Macht,
Die täglich wieder neue
Und frische Herzen macht:
Die Macht, worauf wir stehen
Und stehen ganz allein,
Die Macht, der in den Höhen
Der Herr will Helfer sein.

Bei dir ist viel zu melden
Von alter Sachsenkraft,
Deine Bürger waren Helden
Mit Schwert und Lanzenschaft,

Es mußt' an deinen Wällen,
Wie stolz er lief daran,
Der Wallenstein zerschellen,
Der allgewaltige Mann.

Die ritterlichen Namen,
Die dich als Braut gewollt
Und um dich werben kamen,
Die Fahnen aufgerollt,
Wer mag sie heute nennen,
Die stolze Heldenzahl,
Die herrlich leuchtend brennen
In deinem Wappenstrahl*)?

Viel reiche Ruhmesgarben
Fuhrst weiland du dir ein;
Die buhlend um dich warben,
Schwer ließest du sie ein;
Zuletzt ist einer der Frommen
In böser welscher Zeit
In deine Mauern gekommen.
Sein Name klinge heut!

Ja, als die Wucht von Schanden
Den Nacken Deutschlands bog,
Ist einer aufgestanden,
Der stolz den Degen zog;
Als viele wie Memmen erblichen
Und kuschten feig und still,
Ist dieser nicht ausgewichen.
Sein Name klinget Schill.

Er ruht an deinem Strande,
Du edle Strahlenstadt,
Umgerollt im Vaterlande
Ist glücklich der Zeiten Rad:
Über dem die Welschen riefen:
Verscharrt ihn wie einen Hund!
Den grüßen heut aus Herzenstiefen
Die Männer am Stralensund.

*) Stralsund führt einen Strahl (Pfeil) im Wappen, gleichsam schon Geburtszeichen seiner kriegerischen Geschicke. Kriegsspiel in und um sie gespielt haben außer dem Wallenstein Gustav Adolf, der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm, Karl der Zwölfte und Leopold der Dessauer.

Drum wollen wir fröhlich treten
Heut an des Helden Gruft
Und fromm für jeden beten,
Der Nieder Welschland! ruft;
Wer nichts als deutsche Sache
Und deutsche Freiheit will,
Ruft Nieder, welscher Drache!
Ruft Hoch der deutsche Schill!

Verse zur Begleitung des Schillschen.

Ewig, Mensch, sollst du das loben,
Was die Erdennot besiegt
Und im stolzen Flug nach oben
Mit des Geistes Flügeln fliegt,
Was mit hochgebornen Seelen
Um die stolze Freiheit wirbt
Und nicht rechnen kann und zählen,
Wo sich's ehrlich lebt und stirbt.

Fliegende Erinnerungsblättchen.

Denksprüche, Erinnerungsblätter.

1.

Eines reinen Auges Klarheit,
Eines tapfern Mundes Wahrheit,
Einer treuen Rechte Schwur —
Diese drei geweihten Dinge
Heben hoch zum Sonnenringe
Aus der Nacht der Erdenflur.

Doch auf Erden sollst du weilen,
Streiche mit den Düstern teilen,
Deren Banner Lüge bläht.
Hier gilt's Licht und Recht zu wahren
Und den Gott zu offenbaren,
Der aus Menschennüstern weht.

Deine Erde sollst du tragen
Und dich mit dem Geist zerschlagen,
Der die finstern Fahnen schwellt,
Jene drei geweihten Dinge
Sind die diamantne Klinge,
Durch die Lug und Teufel fällt.

2.

Hell Geſicht bei böſen Dingen
Und bei frohen ſtill und ernſt —
Und gar viel wirſt du vollbringen,
Wenn du dies beizeiten lernſt.

3.

Bei dem Schwanze fängt nicht an,
Wer des Dinges Kopf will faſſen;
Wer nach oben will als Mann,
Muß das Kriechen unten laſſen.

4.

Klopf' immer friſch nur an die linke Bruſt.
Die weiß Geheimnis, was nur Gott gewußt.
In Nebeln fliegt dahin der Witz der Weiſen,
Die dir die Fahrt nach anderm Kompaß weiſen:
Trau' dem Magnet, den Gott der Herr dir ſetzte,
Er bleibe dir das Erſte und das Letzte.

5.

Wer ſich des Muts erkühnt zu ſingen und zu klagen
Dein Weh, o Vaterland, dein Weh, o Menſchenherz,
Wer die Lawine wälzt der Schickſalsrätſelfragen,
Bald fliegend himmelauf, bald ſtürzend höllenwärts,
Der horche nimmer auf, wo Späne von Philiſtern,
Mit ſchalem Spott beſpritzt, durch Himmelsflammen kniſtern.

6.

Wer edel ſich erkühnt und ſtark zu ſein,
Der rüſte ſich für Schickſalsdonnerſchläge;
Gerecht mißt Gott Hoch, Niedrig, Groß und Klein —
Das wiſſe, danach wähle dir die Wege.

7.

Wie das Leben auch rollt,
Ob kreuz oder quer,
Was voll du gewollt,
Das ſtreu' nicht umher:

Denn was viele gewußt,
Zersplittert sich gleich,
An Macht und an Lust
Ist der Stille nur reich.

8.

Wer fest will, fest und unverrückt dasselbe,
Der sprengt vom festen Himmel das Gewölbe,
Dem müssen alle Geister sich verneigen
Und rufen: Komm und nimm! Du nimmst dein Eigen.

9.

Vor Menschen ein Adler, vor Gott ein Wurm,
So stehst du fest im Lebenssturm.
Nur wer vor Gott sich fühlet klein,
Kann vor den Menschen mächtig sein.

10.

Trage frisch des Lebens Bürde,
Arbeit heißt des Mannes Würde,
Kurzer Bach fließt Erdenleid,
Langer Strom die Ewigkeit.

11.

Ein Wort der Lehre, nimm es mit
Ins Leben: Halt die Zunge fest,
Denn ungewogne Rede fliegt
Unflügger Vogel aus dem Nest;
Doch noch ein zweites bessres Wort:
Halt deine Seele fromm und rein,
So wird, was deinem Mund entfliegt,
Nie ein unflügger Vogel sein.

12.

Willst du in Gottes Spiegel schauen,
Schau' in die Seele reiner Frauen,
Und aller Himmel Glanz ist dein;
Doch hat der Spiegel Brüch' und Flecken,
Dann flieh wie vor dem Schreck der Schrecken,
Er spiegelt Höllenzauberschein.

13.

Wer großes Glück kann tragen,
Der hat ein starkes Herz
Und mag es mutig wagen
Mit jedem Spiel und Scherz:
Drum wird auf steilsten Höhen
Des Ruhmes Kranz gereicht;
Denn Unglück zu bestehen
Macht Gott im Himmel leicht.

14.

Freund, wer männlich sein Ich will
Frommen Munds versteht zu sprechen,
Mag im Erdental still
Manche süße Blume brechen.

15.

Geh deines Weges still,
Geh deines Weges grad'.
Dem, der nichts weiter will,
Verrennt man nicht den Pfad;
Wer aber kreuz und quer
Abschweift vom graden Weg,
Den stößt ein ganzes Heer:
Die meisten laufen schräg.

16.

Licht suchst du da, wo tausend Lichter funkeln,
Und schreist: Wer sagt mir, ob ich nicht im Dunkeln?
Im Meer des Lichtes willst du magre Klarheit,
Willst jedes Funkens Fünklein dir zerklauben,
Damit du könnest, daß es leuchte, glauben.
O blinder Tor mit solcher blinden Wahrheit!

Der Feldherr, welcher jede Lanzenspitze
Der Knechte zählt, wird nimmer mit dem Blitze
Des Siegers Schlachtenreihen niederschmettern.
Auf! Nimm dir Mut und stürze dich ins Ganze,
Rauf' aus der Blumen Fülle dir zum Kranze
Und zähle seine Wonne nicht nach Blättern.

17.

Wann die Worte sprühen und schäumen,
Die Gedanken nebeln und träumen
Und das Herz schlägt auf in Glut —
O dann halte das Schwert in der Scheide,
Das Schwert der Tat; denn zum bittern Leide
Wird dir der viele und dunkle Mut.

18.

Schön ist die Welt, sei du, o Mensch, auch schön,
Sei schön und gut, so wird dir's wohl ergehn.
Bedenke: Fernst von Worten liegen Taten,
Fern liegt der Ernte Lust vom Streun der Saaten:
Wer nicht zu handeln, nicht zu säen wagt,
Von dem wird endlich Welt und Glück verklagt.

19.

Wer sich des Festes will erbauen,
Schaue Grau nicht aus dem Grauen,
Hellem Mut gehört die Welt.
Zwar auch Helden sieht man fallen,
Aber traurig fällt vor allen,
Wer durch eigne Schwere fällt.

20.

Schämst du dich, daß Schelme sind?
Willst du deutsche Schelme streicheln,
Die dich dem Aprilenwind
Gleich mit Wechseln auch umschmeicheln?
Nein, den Handschuh frisch heraus!
Feig wird, wer den Feigen weichet —
Lust und Mut wächst überaus,
Wenn man Schelmenbacken streichet.

21.

Man schilt mein Deutschland einen Greis,
Zu kalt und zu verständig,
Ich aber schelt': „Er ist zu heiß,
Der Junge, zu lebendig.

Ein Junge noch, doch hoffnungsvoll
Bei allen tollen Streichen!
Und grade darum darf und ſoll
Die Hoffnung mir nicht bleichen.
Kann man den wilden Jugendmut,
Der ſchäumt und bäumt, nur binden,
So wird er ſein verlornes Gut,
Die Freiheit, wiederfinden."

22.

Deutſcher wagſt du kaum zu heißen,
Möchteſt nur mit Fremdem gleißen,
Möchteſt mit Engländern und Franzoſen
Bunt dir pletzen Wams und Hoſen,
Mit Moskowitern gar und Polen
Flicken die zerrißnen Sohlen.
Schäme dich! Auch mit nackten Beinen
Wage deutſch zu ſein, zu ſcheinen!
Schäme dich! Auch mit nackten Armen
Drein mit dem deutſchen Herzen, dem warmen!
Drein mit dem vollen deutſchen Herzen!
Und du magſt den Hohn verſchmerzen,
Womit Fremde Deutſche nennen.
Doch tief muß der Hohn erſt brennen,
Tief im vollen deutſchen Herzen,
Tief mit vollen deutſchen Schmerzen.
Wage nur dich zu erkennen!
Und man wird dich anders nennen.

23.

Was du geträumt in grüner Jugend,
Das mache wahr durch Männertugend —
Die frühſten Träume täuſchen nicht.
Doch wiſſe, Träume ſind nicht Taten:
Ohne Arbeit wird dir nichts geraten.
Die Tugend trägt ein ernſt Geſicht.

24.

Das Eiſen ſinkt im Meer,
Doch weißt du's auszuweiten,
So kann's auf Wogen reiten
Als leichtes Schiff einher.

So iſt, o Menſch, dein Mut —
Daß er nicht ſchwer verdämmre,
Schlag raſtlos drauf und hämmre,
Halt friſch der Schmiede Glut!

25.

Was macht den Mann? Ich will es dir
Mit ein paar kurzen Worten ſagen:
Du mußt auf jede Luſt und Gier
Wie mit dem Eiſenhammer ſchlagen.

Dann bleibt dir nur dein dünnſtes Selbſt,
Und dein Metall iſt ausgeſchmiedet,
Und das, womit du Himmel wölbſt
Und ſie vernichteſt, ſteht gefriedet.

Was iſt dies dünne bißchen Mann,
Von dem die ſchweren Schlacken flogen?
Es heißet Geiſt und hat erſt dann
Sein helles Lichtkleid angezogen.

26.

Sei tapfer! Sei ein Menſch! Du trägſt das Zeichen
Von Gott dir hell geprägt auf hoher Stirne —
Ja, eben daß ich Menſch bin, jagt die bleichen
Gedanken oft mir auf in dem Gehirne.

Heut wirbl' ich gleich der Lerche ſonnentrunken
Mit Himmelsliedern fröhlich auf zur Höhe,
Und morgen lieg' ich tief hinabgeſunken
Und ächz' aus dumpfem Staub mein Menſchenwehe.

O ſchlimmſte Zweiheit, ältſte Menſchenklage!
Laß nun auch ältſter Weisheit Spruch dir ſingen:
Vertrau' dem Gott in dir, den Menſchen wage
Und nimm und trage, was die Stunden bringen.

27.

Horch' nicht auf das Geläute und Gebimmel,
Wonach die liebe Menge horcht und ſchreit;
Es klingt dich nur heraus aus deinem Himmel,
Lockt nur wie Schlachtgeſang hinein in Streit.

O bleibe lieber, wo die Stillen wohnen,
Wo stille Blumen im Verborgnen blühn;
Da winde dir des Glückes zarte Kronen
Und laß den Weltschall froh vorüberziehn.

28.

Ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann,
Das muß als deutsche Losung klingen.
Wer da nicht wanket ab und an,
Kann alle Höllenteufel zwingen.

29.

Nur einen Freien gibt es, der heißt Gott,
So spricht der edle Heide Äschylus.
Kein Narr macht diesen Spruch zum Narrenspott,
Weil jeder Staubgeborne dienen muß.
Ich diene, klang des Böhmenkönigs Spruch.
Mensch, Erdenkönig, nie dienst du genug.

30.

Wolle Eines, woll' es ganz,
Zupfe nicht an Stücken des Stückes,
Und du pflückst den vollen Kranz,
Kranz des Mutes, Kranz des Glückes.

31.

Tief in dich hinab, tief in dich hinein!
Bricht da dir aus der Tiefe kein Schein,
Der von helleren Scheinen was kann erzählen,
So denk' an die Schäden der Menschenseelen —
Es muß in dir was verschüttet sein.
Kannst du solchen Schutt nicht tapfer räumen,
So bleibt's beim eitlen Wähnen und Träumen.

32.

Im Kleinen leicht, im Großen schwer,
So vergeht der Deutsche nimmermehr.
Hält er sich fest das Wörtlein Treu',
Zerstäubt vor ihm alles wie Schaum und Spreu.

33.

Wer dir die kleinen Freuden nimmt,
Nimmt dir das große Entzücken:
Über tausend schmalste Stege geht
Der Weg zur Himmelsbrücken.

34.

Du suchst der Dinge Grund — stürz' in den Abgrund dich.
Wird da dein Fuß nicht fest, ist nirgends Grund für dich;
Wagst du nicht ritterlich Verzweiflung und Verzagen,
So laß doch lieber ab, nach Gott und Welt zu fragen:
Des Wissens Morgenrot wird nie dem Feigen tagen.

Alphabetisches Verzeichnis
der Gedichte nach Anfängen und Überschriften.

	Seite
Abendgebet	54
Abendlied	190
Abschied von der Welt	196
Abschiedslied	295
Ad locum	15
Ade! Ich muß nun scheiden	196
Allein	237
Als ich ein Kind war	78
Als man das achte Jahr zu Achtzehnhundert nach Christi	92
Als Thiers die Welschen aufgerühet hatte	239
Allerzweihmut	240
An Antonia Amalia, Herzogin von Württemberg	98
An den General Grafen Philipp Schwerin	90
An die Deutschen	30
An die deutschen Fürsten	241
An die Freunde Friedrich Dahlmann und Friedrich Welcker	304
An die Lerche	214
An die Nachtigall	140
An die Protestanten	253
An die Wehmut	141
An H. L. zur Fahrt übers Weltmeer	276
An Henriette von Willich	209
An Pfychidion	87
Ärgere dich nicht an den Frotzen	273
Auf! Auf, mein Geist, und schwinge dich	191
Auf! Danket Gott und betet an	123
Auf dem Grabe	18
Auf dem Rugard im Herbstmond 1811	88
Auf die Schlacht bei Groß-Görschen oder Lützen, den 2. Mai 1813	129
Auf! Die Schwerter hell heraus!	119
Auf! Laßt uns fröhlich singen	223
Auf! Lege deiner Jugend Harnisch an!	207
Auf Viktoria! Auf Viktoria!	171
Auf zur Rache! auf zur Rache!	83
Aufruf an die Deutschen bei Schills Tode	71
Aus: Drei Trostlieder aus dem Sommer 1819	205
Aus Feuer ist der Geist geschaffen	177
Aus Frankfurt weg!	280
Ballade	67
Bei dem Schwanze fängt nicht an	310
Bei Kolberg auf der grünen Au	106
Betet, Männer! — Denn ein Jüngling kniet	125
Bist du es, Traum der Jugend	29
Blast! Blaset hell von Walhalls Zinnen!	269
Blast, blast, Trompeten, blast ein Lied!	267
Blätter wehen vom Baum	21
Blindes Menschenkind	298
Blitzesschnelle, Adlerschwinge	73
Blumengruß an Elisa	76
Brauset, Winde! Schäume, Meer!	81
Bringt mir Blut der edlen Reben	178
Bundeslied	170
Chorgebet	68
Danklied (Frischauf, mein Herz, und werde Klang!)	246
Danklieder (1—3)	120
Das Eisen sinkt im Meer	314
Das Erdbeben	274
Das Feuerlied	177
Das Finkenlied	250
Das Gespräch	23
Das Grab	210
Das Lied vom Chasot	109
Das Lied vom Dörnberg	108
Das Lied vom Feldmarschall	162
Das Lied vom Gneisenau	106
Das Lied vom heiligen deutschen Lande	163
Das Lied vom Rhein	234
Das Lied vom Schill	104
Das Lied vom Siegerich	182
Das Lied vom Stein	166

	Seite
Das Los des Schönen	24
Das Schwert ist gesegert	156
Das Wasser	23
Das Wasser lockt aus dem tiefen Meer	25
Das Wort	202
Dem bleibenden Ausschuß des Düsseldorfer Karnevalvereins nach Übersendung seines Patents	235
Den tiefen Ernst des Lebens zu verkünden	77
Denke Gott und aller Welt	264
Der Alte, der die Sterne hält	190
Der Dämon des Sokrates	303
Der Fahnenschwur	121
Der Fels des Heils	200
Der Freudenklang	154
Der Gott, der Eisen wachsen ließ	100
Der grüne Wald	212
Der Heil'ge Christ ist kommen	66
Der Knabe Robert fest und wert	128
Der König von Preußen zieht reisig aus	160
Der Löwe schläft — Ihr, die ihr wachen sollt	209
Der Mann	81
Der munire Tag ist wieder still	54
Der Schwan von Pulitz	252
Der Soldat	103
Der Stein im Rhein	222
Der Tag ist nun vergangen	199
Der tapfre König von Preußen	160
Der Waffenschmied der deutschen Freiheit	131
Der Weihnachtsbaum (Prangst du, schöner Weihnachtsbaum)	305
Der Weihnachtsbaum (Steht er da, der Weihnachtsbaum)	262
Des alten Soldaten letzter Ausmarsch	229
Des deutschen Knaben Robert Schwur	128
Des Deutschen Vaterland	126
Des Knaben Abendgebet	135
Des Knaben Segen	19
Des Kriegers Zuversicht auf Gott	84
Des Lilienmädchens Wiegenlied	187
Des Reisenden Abendlied	168
Des Schiffers Traum	221
Des Zweiflers Unruh'	220
Deutscher Trost	132
Deutscher wagst du kaum zu heißen	314
Deutsches Herz, verzage nicht	132
Deutsches Kriegslied (Frischauf! Es ruft das Vaterland)	31
Deutsches Kriegslied (Fürs Vaterland, fürs Vaterland)	238
Dich, Geist der Wahrheit, Geist der Kraft	203
Die Ausfahrt zur Heimholung des Deutschen Kaisers	279
Die Biene und der Lenz	27
Die deutschen auswandernden Krieger	283
Die Erde ist ein Garten	64
Die Fahnen wehen, frischauf zur Schlacht!	33
Die Helden schlafen — all ihr Schall und Schein	240
Die Leipziger Schlacht	159
Die Lerche	92
Die letzten Kinder der Sommerau	76
Die Nacht ist nun vergangen	55
Die Nachtheinfahrt	230
Die rechte Versenkung	207
Die Rheinfahrt	281
Die Rose blühet auf Dornen	24
Die Schlacht beim schönen Bunde	171
Die Sprache Teuts	188
Die Tauben	91
Die Totenglocken schallen	270
Die Welt erbebt und zittert rings	274
Die Welt tut ihre Augen zu	135
Dies wolle Gott im Himmel walten	293
Du, der ewig waltend steht	74
Du, der in flammende Gebete	47
Du, der Licht war vor meinem Tage	215
Du, die im Sternenschleier	141
Du findest keinen festen Weg zum Glücke	226
Du lieber heil'ger frommer Christ	80
Du suchst der Dinge Grund — stürz' in den Abgrund dich	317
Durch Deutschland flog ein heller Klang	154
Ein anderes	120
Ein Blümlein steh' ich im Erdental	41
Ein Kind wollt' Blumen pflücken gehn	45
Ein Rätsel tritt das Heilige ins Leben	77
Ein Vöglein flog wohl hier zum Rhein	263
Ein Wort der Lehre, nimm es mit	311
Ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann	316
Eine Handvoll Erde	211
Einen Biedermann deckt dieser Sand	306
Eines reinen Auges Klarheit	309
Einladung zum Tanz	156
Elegie (Bist du es Traum der Jugend)	29
Elegie (Blätter wehen vom Baum)	21
Empor	191
Epistel an Elisa	33
Erde, wie du lebest und grünst!	18
Erinnerung	263
Erinnerung an Pindidion	73
Erinnerung aus unserm Frankfurter Reichstage von 1848	273
Erinnerungsbilder	302
Erklinge, Lied, und werde Schall	198
Ermannung	276
Ermunterung (Was willst du dich betrüben?)	232
Ermunterung (Willst du sinken, nichts als sinken)	294
Ermunterungslieder vor der Schlacht	116
Es heult der Sturm, die Woge schäumt	221
Es ist ein Schäfer fromm und gut	85
Es ist Sonntag und ist stille	288

	Seite
Es klang ein Lied vom Rhein	231
Es klang von hohen Ehren	163
Es klingt ein Klang der Klage	217
Es lebt ein Geist, durch welchen alles lebt	49
Es leuchtet ein Licht durch die weite Welt	72
Es saß ein Kindlein im weißen Kleid	42
Es spricht der freche Böswicht	114
Es war die schönste Frühlingszeit	93
Es war ein Freiherr fromm und gut	108
Es wirbeln die Trommeln: Heraus! Heraus!	157
Es zog aus Berlin ein tapferer Held	104
Ewig, Mensch, sollst du das loben	309
Flammet Herzen! Wehet Fahnen!	117
Fliegende Erinnerungsblättchen	309
„Frei das Wort aus voller Brust!	265
Frei und Gleich, und der Wassermann	267
Freude	13
Freude in Christo	197
Freund, wer männlich sein Ich will	312
Freundlich leuchten dir Sonne, Mond und Sterne	13
Freundliche Vögel, o seid gegrüßt mir, flatternde Tauben!	91
Friedensgebet	219
Friedrich Balduin von Gagern	270
Frischauf! (Die Fahnen wehen, frischauf zur Schlacht!)	38
Frischauf! (Heraus, mein Herz, aus deinem Jammer!)	206
Frischauf! Es ruft das Vaterland	31
Frischauf, ihr deutschen Brüder	116
Frischauf, ihr deutschen Scharen!	120
Frischauf, ihr Kameraden! Wir ziehen in das Feld	102
Frischauf! liebe Kinder! Es ist Maientag	59
Frischauf, mein Herz, und werde Klang!	246
Frischauf! Und ziehet die Schwerter aus!	82
Frühling (Juchhei! Blümelein!)	136
Frühling (Wann die leisen Bächlein rauschen)	213
Frühling im Alter	237
Frühlingslied (Frischauf! liebe Kinder!)	59
Frühlingslied (Wann das Veilchen blüht)	22
Frühlingslied an die Frömmler	245
Frühlingsruf an den Greis	297
Frühlingstraum	256
Fürs Vaterland, fürs Vaterland	238
Gebet	74
Gebet an die Liebe	73
Gebet bei der Wehrhaftmachung eines deutschen Jünglings	125
Gebet eines kleinen Knaben an den Heiligen Christ	80
Gegangen ist das Sonnenlicht	168
Geh deines Weges still	312
„Geh drunter durch und laß es rollen!	258
Geh hin, geh hin, Goldringelein	137
Geht nun hin und grabt mein Grab	194
Geister lieben Scherze, glaube das	264
Gesetzesmahnung	236
Geliebte Felder, süße Haine	180
Geliebtes Eiland, mütterliche Erde	138
Gerechtigkeit Gottes	226
Gesang der Christenlerche	217
Gespräch mit Stöcken und Degen	261
Gib Frieden, Herr, gib Frieden	219
Ging ich aus ins Frühlingstal	256
Glück auf die Reise! Pilgre fort!	276
„Gold" schreit die feige Welt	32
Goldschwingen trugst du — o wie goldne Schwingen!	228
Gott, deine Kindlein treten	47
Gott der Gärtner	64
Gott der Hirt	85
Gott, du bist meine Zuversicht	113
Gott hält die Wacht	300
Gottes Geist	292
Gottes Gericht (Es wirbeln die Trommeln: Heraus! Heraus!)	157
Gottes Gericht („Ich will das Schwert lassen klingen)	70
Gottes Scherz	264
Gottes süße Liebe	57
Grabesgrün	240
Grablied (Auf! Laßt uns fröhlich singen)	223
Grablied (Geht nun hin und grabt mein Grab)	194
Groß ist Gott!	120
Gruß der Heimat	180
Habt ihr wohl den Klang vernommen	129
Hahnenkrei des deutschen Morgens	266
Hast du noch einen Ton, du altes Herz	214
Hast du noch Lebensodem	271
Hat mir ein goldkammiger Hahn gekräht	266
Hebe mich empor zu dir	50
Hebt das Herz! Hebt die Hand!	124
Held' und Christ	258
Heimweh nach Rügen	243
Hell Gesicht bei bösen Dingen	310
Her mit deinen Helden, wenn auch in nuce!	302
Heraus, mein Herz, aus deinem Jammer!	206
Hermann von Bonen in Walhall	269
Hermanns Siegeslied	11
Herr, du mein Licht, mein Heil, mein Leben	224
Herrliche Sonne, du leuchtest hier oben	14

	Seite
Herrscher der Dinge	68
Herzensſaitenſpiel	257
Hier iſt die Stelle, hier liegt der Stein	222
Hilf, Herr! Wir haben viel geſündigt	112
Himmelfahrt	216
Himmliſche Auen / Wo meines Daſeins Wiege ſtand	43
Hinein mit vollen Segeln in den Sturm!	307
Hinweg! Die beſten Streiter matt	280
Hoffnung in Sehnſucht	193
Horch'! Der Himmel klingt von Geigen	244
Horch' nicht auf das Geläute und Gebimmel	315
Ich bin allein, in weiter Welt allein	237
Ich bin des Lebens müde	192
Ich bin ſo traurig in dem Herzen	63
Ich glaub' an dich, du höchſter Geiſt	286
Ich mag wohl traurig klagen	173
Ich ſaß ſo ſtumm, wie in dem ſchwarzen	33
Ich ſinge ein Liedel, juchheiſa! juchhei!	67
Ich ſprach zum Morgenrot: Was glänzeſt du	28
Ich war ein Kind	26
Ich weiß, woran ich glaube	200
„Ich will das Schwert laſſen klingen	70
Ihr Könige, gebt acht!	278
Ihr krauſen Grillen weg! Hinweg, ihr düſtern Sorgen!	37
Ihr ſchaut den deutſchen Michel an?	241
Ihr, ſüße Blumen, grüne Haine	259
Ihr wagt's die Toten aufzuwecken?	253
Im Kleinen leicht, im Großen ſchwer	316
Immer Liebe	215
In Deutſchland lebt' ein edler Graf	109
Ja, weine nur und ſchau' zurück	169
Jeſusgebet (Herr, du mein Licht)	224
Jeſusgebet (Ich glaub' an dich, du höchſter Geiſt)	286
Juchhei! Blümelein!	136
Kaiſerſtolz und Majeſtät	279
Karl Volkertſen, des Schleswigers, Grab	306
Keine Träne, Hermann, für dein Volk?	30
Klage	14
Klage um Auerswald und Lichnowsky	271
Klage um drei junge Helden	173
Klage um Willibald	211
Klänge aus der Vergangenheit	137
Klein wird die Erde, klein der Erde Sonne	266
Klinglied (1856)	304
Klinglieder (1810)	77
Klinglieder (1813)	138
Klopf' immer friſch nur an die linke Bruſt	310
Knabe war ich, es drang kein Klang von gewaltigen Dingen	98
Komm, Geiſt, und zieh dich ſtählen an!	205
Komm, Gott, komm, Gott vom Himmel	247
Könnt' ich Löwenmähnen ſchütteln	300
Kriegslied	82
Laß du die Dinge nur rennen und rinnen	276
Laß klingen	67
Laß ſie ſchweben / Deine Vögel!	179
Leben	26
Lebensbeſcheid	291
Lebenslied	17
Lebensmut	17
Lebenstraum der Künftigen	150
Lehr' mich beten	50
Lehre an mich	207
Lerchengeſang	214
Letzter Zug an Gott	247
Licht ſuchſt du da, wo tauſend Lichter funkeln	312
Lieb' ſei ferne	40
Liebe Seele / Traure nicht ſo ſehr	204
Liebeskraft	12
Liebesnähe	40
Lied (Herrliche Sonne, du leuchteſt)	14
Lied der Rache	83
Lied für den Freiherrn Otto Magnus Munck	87
Lieder aus dem Katechismus für den deutſchen Wehrmann	112
Lieder bei beſonderen Fällen	124
Lob des Eiſens	32
Lockſt du mich, du Gottesfrieden	61
Lug ins Leben	142
Luſt des freien Geiſtes	244
Man ſchilt mein Deutſchland einen Greis	313
Männerglück	87
Marienwürmchen	39
Marienwürmchen, flieg weg!	39
Marſch	102
Marſch! Was klingen die Trompeten	229
Mein Blumenkönig	228
Mein Lichtlein	190
Mein Vöglein	228
Meine Grablegung	225
Meine Stöcke ſtehn gereiht	261
Melittion	25
Mimerung unter deutſchen Eichen	255
Morgengebet	55
Mut des Geiſtes	266
Mut des Verderbens	249
Nachklang aus 1848—49	287
Nachruf, dem Freiherrn Karl vom Stein	209
Nun walt' es Gott, der alles kann	84

	Seite
Nur einen Freien gibt es, der heißt Gott	316
O der süße, grüne Wald	212
O Deutsche, nicht mehr Deutsche	71
O du süßes Engelbild	58
O Erde, Land der Träume	280
O Gottes Geist und Christi Geist	292
O holder Frühling, lieblicher Mai	297
O krankes, blindes Menschenkind	298
O Land der dunklen Haine	243
O mein Deutschland, will dein Jammer	283
O wie sehr tut mich verlangen	60
Paradiesisches Weinlied	36
Prangst du, schöner Weihnachtsbaum	305
Psyche Psychidion, mein süßes Seelchen	87
Rausche durch den Wald	288
Rechtes Geistesmaß	264
Reime aus einem Gebetbuche	41
Reue über die Sünde	112
Rückblick (Ja, weine nur und schau' zurück)	169
Rückblick (Und haben wir das all durchlebt)	208
Ruf an den Geist	203
Ruf an Gott	215
Sankt Florentius, der fromme Bischof	233
Sankt Florentius' Mantel	233
Schämst du dich, daß Schelme sind?	313
Scharnhorst, der Ehrenbote	133
Schau' ich wandelnd die prächtigen Häuser mir an	277
Schenkt ein und reicht mir den Pokal	274
Schlachtgesang	75
Schlafe, Kindlein hold und weiß	187
Schluß aller Lebensverse	300
Schmält mir nicht die alten Heiden	245
Schneeweißer Schwan, wo fliegst, wo klingst du her?	252
Schon dunkeln meine Lebenstage	295
Schön ist die Welt, sei du, o Mensch, auch schön	313
Schwerter sollen helfen, meinst du Stolzer?	90
Sei tapfer! Sei ein Mensch! Du trägst das Zeichen	315
Seid gegrüßt, ihr treuen Alten	304
Sind wir vereint zur guten Stunde	170
Singen die Vöglein im grünen Wald	237
So klingst du wieder, längst verklungner Klang?	139
Sokrates, der große Geisteskämpfer	303
Soll die Erde dich besiegen	236
Sonntagslied	288
Spazierende Gedanken	277
Stammbuch	265
Stammbuchblatt	16
Ständchen	72
Steh auf! Die Sonn' ist aufgegangen	218
Steh hier still, hier wächst der Baum	210
Steh und falle mit eignem Kopfe	17
Steht er da, der Weihnachtsbaum	309
Sternengruß	137
Still hält der Wagen, es stehn die Gedanken im rollenden Leben	150
Still steht das Leben, es steht der Zorn der Männer gefesselt	142
Süße Klage / Kleine Nachtigall	140
Tief in dich hinab, tief in dich hinein!	316
Trage frisch des Lebens Bürde	311
Traum	98
Traum der fliehenden Minuten	52
Traum ist das Leben	51
Träumend in Mimerung wandelte jüngst im Schatten	255
Trinklied	178
Trinklied zu meinem 79. Jahrestage	274
Trost	80
Trost auf dem Leichenfelde	297
Trost auf Gott	113
Trost der Seele	204
Trost in Christo	192
Trost in Gott	290
Trostlieder	112
Tummle dich, mein junges Leben	17
Über Gräbern schaust du in die Welt	297
Und brauset der Sturmwind des Krieges heran	239
Und die Sonne machte den weiten Ritt	67
Und fragst du noch nach deutschen Straßen?	287
„Und haben wir das all durchlebt	208
Und hätt' ich zehntausend Köpfe	249
Und klingst du immer Liebe wieder?	215
Und rufst du immer Vaterland	222
Und willst du gar verzagen	290
Unter Blumen spielen	44
Vaterlandslied	100
Verse zur Begleitung des Schillschen	309
Viel ist gered't, gelesen und geschrieben	209
Vöglein, Vöglein in den Lüften	214
Von Blumen trug er beide Händchen voll	228
Von der Sonne geboren, glüht	36
Von Freiheit will ich klingen	182
Von hohen Zungen / Die tönten wie der Silberklang	188
Vor der Schlacht	119
Vor Menschen ein Adler, vor Gott ein Wurm	311
Vorwärts!	189
Vorwärts! Vorwärts! rief der Blücher!	189
Waldgruß	259
Waldhochzeit	40

	Seite
Wandelt ihr, liebe Sterne am Himmel	137
Wann auf des Zweifels Ozeane	193
Wann beginnt das Heil zu tagen?	115
Wann das Veilchen blüht und der Kuckuck singt	22
Wann der Kuckuck singt, wann der Kuckuck singt	40
Wann die leisen Bächlein rauschen	213
Wann die Worte sprühen und schäumen	313
„Wann ich gestorben, schlagt den schwarzen Mantel	225
Wann meine Seele traurig ist	197
Warum betrübst du dich so sehr	300
Warum ruf' ich?	222
Was blasen die Trompeten? Husaren, heraus!	162
Was blickst du sehnend so zurück?	73
Was du geträumt in grüner Jugend	314
Was Ehr' im Leibe hat, ruft Einheit, Ehr' und Macht	278
Was Goldringelein sagen soll	137
Was ist des Deutschen Vaterland?	126
Was ist des Soldaten Lust?	103
Was ist die Macht, was ist die Kraft	202
Was ist herrlichster Klang? Ist's droben	87
Was ist Liebe? Eine zarte Blume	16
Was klingt mir für ein süßer Wunderschall	139
Was macht den Mann? Ich will es dir	315
Was spielte so klingende Saiten	257
Was stürmst du, Herz, und bist so wild?	80
Was wehst du, süße Himmelsluft	11
Was willst du dich betrüben?	232
Weihnachtsfreude	218
Weihnachtslied	198
Wem flammet der Begeisterung heil'ges Feuer?	12
Wem gebührt der höchste Preis?	131
Wen erlest ihr für die großen Toten	133
Wer dir die kleinen Freuden nimmt	317
Wer edel sich erkühnt und stark zu sein	310
Wer fest will, fest und unverrückt dasselbe	311
Wer großes Glück kann tragen	312
Wer hat den Sand gezählt	57
Wer ist ein Mann? Wer beten kann	158
Wer sich des Festes will erbauen	313
Wer sich des Muts erkühnt zu singen und zu klagen	210
Wie das Leben auch rollt	310
Wie prangt im Frühlingskleide	216
Wie schau' ich still und fromm hinab	23
Wieviel tausend Sonnen und Regenbogen	291
Willkommen	96
Willkommen, Freund, am deutschen Strand!	96
Willst du in Gottes Spiegel schauen	311
Willst du sinken, nichts als sinken	294
Wir haben den Knaben ins Gras gelegt	19
Wir kommen heut geireten	307
Wir sind am Bord — Engländer, Amerikaner	281
Wir singen ein trauriges Finkenlied	250
Wir wandeln hier in Finsternissen	48
Wo kommst du her in dem roten Kleid	159
Wo zu des Rheines heil'gen Wogen	166
Wodan, Donnerer sie sanken	11
Woher, du süßes Bild aus Licht gewoben	77
Woher, du süßes Schmachten, frommes Wähnen	139
Wohin, du freundlicher Strahl	88
Wohin, wohin, ihr flatternden Gedanken?	220
Wohlauf mit Herz und Mut!	122
Wolle Eines, wolle es ganz	316
Wollt auch Ihr mich wieder locken	235
Worte, gesprochen an Schills Grabe in Stralsund	307
Zapft die Tonnen, füllt die Gläser	15
Zaunkönig	284
Zaunkönig, kleinstes Vögelein	284
Zieh mich auf! Zieh mich auf zu dir!	42
Ziehst du dein goldnes Röckchen an?	27
Zu den Waffen! Zu den Waffen!	75
Zu Martin Luthers 300jähriger Todesfeier	253
Zum Himmel auf! Doch du bist mitten drinnen	304
Zumutung des Mutes	179
Zur Fahnenweihe des Bonner Veteranenvereins	293
Zwei schlug's nach Mitternacht, wohl sieben Meilen	230

Arndts Werke

Auswahl in zwölf Teilen

Herausgegeben

mit Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

Auguſt Leſſon und Wilhelm Steffens

Mit drei Beilagen in Gravüre und Kunſtdruck,
einer Fakſimilebeilage und drei Textbildern

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutſches Verlagshaus Bong & Co.

Arndts Werke

Zweiter Teil

Erinnerungen aus dem äußeren Leben

Herausgegeben

von

August Leffson

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Alle Rechte vorbehalten

Druck von Ballberg & Büchting (Inh. L. A. Klepzig), Leipzig

Erinnerungen
aus dem äußeren Leben

Einleitung des Herausgebers.

Drei Gründe vermögen vor anderen die Aufzeichnung der eigenen Lebensschicksale zu veranlassen. Der erste betrifft Männer, die das Leben so hoch geführt hat, daß sie das Recht haben, ihr Leben und Wirken als ein Stück Geschichte zu empfinden; das sind die Großen dieser Welt, die Kaiser und Könige, die gewaltigen Feldherren und Kanzler, die tiefen Denker und Künstler. Im zweiten Falle steht weniger die Persönlichkeit des Schreibenden im Vordergrunde als vielmehr eine große Zeit. Da sehen wir im schlichten Menschenschicksal die Wirkungen der aufgeregten Zeit. Der Stein wird an ferner Stelle in die Flut geschleudert, aber die wandernden Ringe tragen Kunde von dem aufwühlenden Ereignis fernhin bis an die stillblühenden Ufer. Der dritte Grund ist apologetischer Natur: ein Mann, dessen Tätigkeit der Verkennung und den Angriffen der Zeitgenossen preisgegeben ist, setzt sich zur Wehr und verteidigt sein Werk und seine Ehre.

In den „Erinnerungen aus dem äußeren Leben", die Arndt im Winter 1839/40 aufgezeichnet hat, verschlingen sich diese drei Motive. Er hat an der großen Zeit der Befreiung so persönlichen und bedeutenden Anteil gehabt, in nächster Nähe der großen Helden, vor allem Steins, daß er für diese Kapitel seiner Lebensgeschichte das Interesse in Anspruch nehmen darf, das denen gebührt, die selbst Geschichte gemacht haben. Gewaltige Zeiten aber haben ganz gewiß sein Leben erfüllt: hat er doch als Mann den Aufstieg und Glanz und Sturz Napoleons miterlebt. Aber auch das Bedürfnis nach Abwehr war stark in dem Kämpfer, dessen reinste Vaterlandsliebe und Königstreue durch schwere Angriffe und Zweifel verdunkelt und verdächtigt wurde; war Arndt doch zur Zeit der Abfassung seiner Selbstbiographie noch ein entamteter Mann, durch eine formelle Untersuchung des Lehramts an einer preußischen Universität für unwürdig befunden. Man geht wohl nicht fehl, wenn man gerade in diesen Grund den eigentlichen Ursprung der „Erinnerungen" verlegt.

Das bittere Vorwort gibt die Bestätigung: „Ich habe hier in einzelnen dünnen Linien die Umrisse meines öffentlichen Lebens hingezeichnet, meines Lebens, Wollens und Wirkens als deutscher Mann und Bürger. Beruf dazu hatte ich schon deswegen genug, weil es öffentlich vielfältiglich angefochten worden ist." Und weiter: „Darum stelle ich mich hier auf den breiten Stein und rufe: Hier steh' ich, ein redlicher und verständiger Mann. Ist einer, der meint, mich davon auf die Nachbarstelle hinüberstoßen zu können, der komme! Ich lebe noch und will ihn bestehen." Und wieder: „Der Sonnenstrahl der Ehre jedes einzelnen ist auch dem Vaterlande heilig; alles übrige ist gleichgültig."

So werden für Arndt bestimmte Begebnisse und Abschnitte seines Lebens besonders wichtig, eben jene, die ihm Verfolgung und Verleumdung eingetragen haben; dahin gehört seine Anteilnahme an der Befreiung Preußens, seine angefochtenen Schriften über die Bauern und seine bestimmte Zurückweisung der freilich törichten Verdächtigungen, die in sinnlosem Eifer den deutschesten Mann zu einem staatsgefährlichen Demagogen herabwürdigten. Uns heutige Leser, denen Arndts vaterländische Stellung und Wirksamkeit längst feststeht, werden freilich gerade diese Partien seines Buches, die ihm die bedeutsamsten waren, nicht am stärksten fesseln: am wenigsten der langatmige Einschub „Über die Bauern", der, mehr als ein Sechstel des Buches füllend, den Rahmen des Kunstwerkes sprengt, aber auch nicht, was diesem Exkurs noch folgt, zweimal den Faden verlierend und ihn höchst lässig wieder anknüpfend[1]). Auch fehlt dem Büchlein ein rechter Schluß; wenigstens will das in siebzehn Punkten dargelegte politische Programm gar nicht zu dem prächtigen Anfang stimmen, der wirklich Jugenderinnerungen lebendig werden läßt, und es bleibt vielmehr der Eindruck eines Verlegenheitsschlusses.

Aber auch der mittlere Teil der „Erinnerungen", dessen packende Darstellung uns in die vollere Bahn der Befreiungsjahre reißt, ist nicht das, was uns Heutige am stärksten fesselt; denn das lesen wir lieber in der Abrundung der späteren „Wanderungen und Wandelungen".

Dagegen liegt auf dem ersten Teil des Buches, den ich bis zum frühen Tode der jungen Gattin Charlotte rechnen möchte,

[1]) Das erstemal nach dem langen Einschub „Über die Bauern": „Von diesem meinem so wichtigen Staatslehnbauern komme ich nun endlich einmal wieder auf meine eigne bäuerliche Wenigkeit zurück"; das zweitemal am Ende einer gedrängtesten Darstellung der Untersuchung wegen demagogischer Umtriebe: „Ich muß hier nun doch einige Worte sagen über die Beschuldigungen, die damals gegen mich und manche andere deutsche Männer gemacht worden sind."

der ganze Zauber der Kindheit und Jugend und Heimat. Die Blätter, die uns in das Vaterhaus Arndts führen und in den weitverzweigten Familien- und Freundeskreis — zugleich die anschaulichste Schilderung rügenschen Lebens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts — sind wohl das Liebenswürdigste und Anheimelndste, das Arndt je geschrieben hat. Wahrlich, er hätte für diesen schönsten Teil seiner „Erinnerungen" den Vorwurf greisenhafter Geschwätzigkeit nicht fürchten müssen, den er im Vorwort vorsichtig begründend mit Recht abweist.

Arndts autobiographisches Werk zeigt uns das Verhältnis seiner Persönlichkeit zur Welt. Geschnitten aus dem harten Holze einer Bauernfamilie im schwedischen Rügen, erwächst das Kind in einer eigenartigen Umwelt. Das Meer, die heimatliche Scholle, die Familie sind erste Eindrücke, deren Kräfte weiterwirken in dem Kind, und die den Mann des starken Familien- und Heimatgefühles nie und nirgends verlassen, am wenigsten in seinen unsteten Wanderjahren. Hier in der Heimat, im Kreise bibelfrommer Menschen, gewinnt Arndt das feste Christentum seiner Mannesjahre, das ihn trotz schwersten Schicksalsschlägen aufrecht erhält, und das seinen geistlichen Liedern so oft den kindlich schlichten Ton verleiht. Gilt doch für ihn selbst das schöne Wort, das er für den Freiherrn vom Stein gefunden hat: „Es ist gewiß, dieser sehr ernst und stark geborne Mensch hat wie sein großer Schulmeister Doktor Martin Luther wohl von Jugend auf Gott als einen Gewaltigen und Gottes Geschicke als gewaltige Dinge gefühlt."

Arndt läßt uns in seiner Jugendgeschichte tief hineinschauen in das väterliche Haus, in das Leben ehrenfester, rühriger Menschen, die in harter Arbeit Nahrung und Unterhalt der mütterlichen Erde abringen und einfältigen Christenglauben, Tüchtigkeit und gesunde Lebensfreude den zahlreichen Kindern als bestes Erbteil ins Leben mitgeben. Und weiter verfolgen wir in der liebevollen Versenkung des Greises, dem aus alten lieben Erinnerungen die längst verklungene Jugendzeit heraufsteigt — nicht sentimental und wehleidig-resigniert, sondern frisch und voll lebendiger Kraft — die Entwickelungsjahre des Jünglings, bis der Mann selbst beginnt, auf die Welt zu wirken, und teilnimmt an ihrer Gestaltung und Umgestaltung.

Arndt ist für seine Zeit ein weitgereister Mann; zu Fuß, zu Wagen, zu Schiff ist er viele Jahre lang unterwegs gewesen. Das ist echt germanischer Wanderdrang, der ihn hinaustreibt in die Ferne, am liebsten auf ausgedehnten Fußwanderungen: „O es geht keine Lust und Freiheit über die Lust und Freiheit des

Fußgängers; und wer die Sitten, Arten und Weisen der Menschen und Völker recht erkunden will, soll, wo Wüsten und Räuber es ihm nicht verbieten, nimmer anders pilgern." Und germanischer Art ist auch seine langsame Entwicklung; bei allen Kenntnissen, die er in sich aufnimmt, ist nie etwas Frühreifes in ihm gewesen. Langsam wächst die Erkenntnis seiner besonderen Anlagen und Bestimmung: achtundzwanzigjährig gibt Arndt, nach vollendetem theologischen Studium, die Absicht auf, Geistlicher zu werden. Man denkt an Goethe, der erst als Vierzigjähriger dem Wunsch entsagt, Maler zu werden, und an Bismarck, der sechsundreißigjährig seine diplomatische Bestimmung erkennt. Eine große Sehnsucht zieht Arndt hinaus in die weite Welt in Jahren, da andere der Wunsch treibt, ein Ende ihrer Wanderjahre und eine sichere Stätte ihrer Wirksamkeit zu finden. Als der Zweiundvierzigjährige im Sommer 1812 zu Stein kommt, hat er selbst die Empfindung seiner langsamen Entwicklung, die ihn erst jetzt in die vollen Mannesjahre eintreten läßt: „Das war ungefähr das Ende meiner Jugendzeit, die ungewöhnlich lang geworden ist."

Die „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" geben nur ein begrenztes Stück aus Arndts langer Lebensgeschichte. In breiter Ausführlichkeit begleiten wir ihn bis hin zum Ende der Befreiungskriege. Nur Vereinzeltes, beinahe Notizenhaftes, erfahren wir aus den Jahren 1816 bis 1839, dem Entstehungsjahre der „Erinnerungen". Arndt konnte nicht wissen, daß ihm die nächste Zukunft durch den Wechsel auf Preußens Königsthron die Wiedereinsetzung in sein Amt und damit eine späte, doch wohl zu späte Genugtuung bringen würde. Die stille Zeit des sinkenden Tages fehlt in den „Erinnerungen"; sie sind mehr das Tagebuch eines rüstigen und viel umhergeworfenen Wanderers. Und wenn man ein Motto suchen wollte, das die Besonderheit der in den „Erinnerungen" dargestellten Lebensjahre im Sinne Arndts zum Ausdruck brächte, so könnte man wohl auf das Bibelwort hinweisen, das der Begräbnisrede Arndts zugrunde lag: „Ich bin mit dir gewesen, wo du hingegangen bist, und habe deine Feinde ausgerottet vor dir und habe dir einen Namen gemacht, wie die Großen auf Erden haben."

August Leffson.

Ich steh', ich steh' auf einem breiten Stein,
Und wer mich lieb hat, holt mich ein.

Diesen Spruch habe ich in der lieben Heimat oft gesprochen in den Tagen, wo es mir noch lustig deuchte, im Pfänderspiel eine hübsche Dirne anzulocken und von ihr mit einem Kusse von dem festen Platze erlöst zu werden. Es lag nämlich im Mittelalter in der alten herrlichen Stadt Stralsund auf dem Alten Markt ein sogenannter Breiter Stein, unweit einer andern Stand- und Schaustelle, dort Kak, anderswo Pranger genannt. Dieser Breite Stein hatte weiland gedient, wie jetzt die Kanzel, zu allerlei feierlichen Ausrufungen und Verkündigungen, namentlich: wann hohe Ehrenstellen in der Obrigkeit besetzt werden sollten, wurden sie dem Volke durch Ausrufungen von jener Stelle bekanntgemacht; Verlöbnisse wurden dort verkündigt, Verlobte stellten sich in Feierkleidern dahin und ließen unter Pauken- und Trompetenschall ihre Namen erklingen und so jedermänniglich zu Einrede und Einwand auffordern.

Auf eine ähnliche Weise meine ich mich hier auf dem Breiten Stein hingestellt zu haben und nicht an seinem Nachbar, wenn ich auch nicht glaube, daß mir wie mit Jugendglück die liebebrennenden Herzen und Küssen entgegenfliegen werden. Ich habe hier in einzelnen dünnen Linien die Umrisse meines öffentlichen Lebens hingezeichnet, meines Lebens, Wollens und Wirkens als deutscher Mann und Bürger. Beruf dazu hatte ich schon deswegen genug, weil es öffentlich vielfältiglich angefochten worden ist. Danton, ein welsches Ungeheuer, hat einmal das große Wort gesprochen: Mein Name sei geschändet! Nur sei das Vaterland gerettet! Aber doch, wenn es nicht die allerhöchsten Dinge gilt, wer möchte sich freiwillig schänden und anprangern lassen? was hätte das liebe Vaterland des Gewinn, daß irgendeines seiner Kinder unverdient für einen Schurken oder Narren gälte? Darum stelle ich mich hier auf den Breiten Stein und rufe: Hier steh' ich, ein redlicher und verständiger Mann. Ist einer, der meint, mich

davon auf die Nachbarstelle hinüberstoßen zu können, der komme! Ich lebe noch und will ihn bestehen.

Die meine Schicksale kennen, verstehen die Meinung dieser Verkündigung. Weiter wüßte ich über diese Umrisse nichts zu sagen, als daß in Beziehung auf die Schilderung meiner jugendlichen Jahre manches vielleicht zu breit ausgeführt scheinen möchte. Ich glaube nicht, daß mich hier mit einer gewissen Breite der Darstellung die Geschwätzigkeit des Alters beschlichen hat, sondern eine sehr natürliche Lust an vergangenen Dingen, die nicht bloß für mich vergangen sind. Jene Menschen und Dinge, ja das ganze Leben der Jahre von 1780 und 1790 stehen schon, gleich ein paar Jahrhunderten, von uns geschieden, so ungeheure Risse haben die letzten fünfzig Jahre durch die Zeit gerissen. Ich bilde mir ein, jene breiten Bilder seien gleichsam als Bilder längst verschienener Tage auch den Jetztlebenden ergötzlich.

Ich selbst? Was bin ich, was bin ich nicht unter jenen nun längst verblaßten Bildern? Wie ich gesagt habe, ein fliegendes Blatt unter Millionen fliegenden Blättern, die auf dem Ozean der Zeiten fortschwimmen, bis sie auf immer versinken. Aber ich sehe keinen Grund, warum dieses Blatt, solange es oben schwimmt, dulden soll, daß man es mit Schmutz bewerfe? Der Sonnenstrahl der Ehre jedes einzelnen ist auch dem Vaterlande heilig; alles übrige ist gleichgültig. Vergessen auch die Menschen geschwind, Gottes Liebe vergißt kein Stäubchen in seinem All. Man kann von der Menschheit und ihrer heiligen, unendlichen Bestimmung, auch von der Bestimmung jedes einzelnen Sterblichen nicht hoch genug denken; und doch, wenn man sich die Pilgerwanderung des einzelnen auf diesem trugvollen neblichten Planeten, wie er umhertappt und an allen Ecken und Enden anstößt und selten den rechten Pfad findet, in der Wirklichkeit klar vorstellt, dann singt man darüber den Spruch des alten Heiden Pindar: Was ist einer? Was ist er nicht? Eines Schatten Traumbild ist der Mensch.

Bonn, den ersten des Hornungs 1840.

Am Schlusse des zweiten Weihnachtstages des Jahres nach der Erscheinung unsers Herrn Jesu Christi 1769 habe ich zuerst das Licht dieser Welt erblickt, und zwar als ein Wohlgeborner und Hochgeborner, und nach der Meinung einiger auch als ein Glücklichgeborner. Wohlgeboren konnte ich heißen, weil ich stark und gesund an das Licht dieser Welt fiel, zumal ich schon mit dem neunten Monat meines Alters gelaufen bin, was einige meiner Söhne mir nachgemacht haben; Hochgeboren, weil das Haus meiner Geburt damals durch eine hohe, stattliche Treppe und durch Jugendlichkeit und Schönheit ein sehr ritterliches und hochadliges Ansehen hatte und in seinen Sälen und Gemächern mit Geschichten der griechischen Mythologie, ja mit dem ganzen Olymp, Jupiter und Juno mit Adler und Pfau an der Spitze, verziert war; Glücklichgeboren, weil Glaube und Aberglaube den an hohen Festen Hervorgekommenen allerlei Vorzügliches und Wundersames, als da sind Wahrsagen, Gespensterſehen usw. beizulegen pflegt.

Es hätte sich aber leicht begeben können, daß ich ein recht Unwohlgeborner geworden wäre. Einige Wochen vor dem Ziel meiner Ankunft auf Erden war nämlich in der Festung Stralsund vor dem Triebseer Tore ein Pulverturm*) aufgeflogen, der die nächsten Gassen und Hunderte von Menschen zerschmettert hatte. Dieser Knall war längs dem Meere auf drei Stunden Weite mit so fürchterlicher Gewalt bis Schoritz durchgeklungen, daß ich darüber in der Mutter aufgeschreckt worden und sie in der Angst wegen meiner ungewöhnlichen Sprünge gefürchtet hatte, ihr würde was Ungrades geschehen. Sie pflegte mich

*) Wie die Pulvergeschichte hier erzählt ist, habe ich sie oft aus dem Munde meiner alten Base gehört. Und doch verhält sie sich anders. Ein Sundischer Freund belehrt mich nämlich, daß der Pulverturm 1770, also ein Jahr später aufgeflogen. Ich habe also im Mutterleibe nicht springen können, sondern muß es auf den Armen oder auf dem Schoße der Mutter getan haben. So sieht man selbst aus dem Leben kleiner Menschen, wie Märchen entstehen.

zur Erinnerung daran, wann ich zu wild war, wohl zuweilen den wilden Pulverjungen zu ſchelten. Doch legte ſie als fromme Chriſtin in ſolche Dinge eben keine Bedeutung, obgleich ſie für die Bedeutung meines Namens Ernſt ritterlich gekämpft und den Namen Philipp, den der Vater von meinem Herrn Paten beliebte, niedergeſiegt hatte: wie denn die Frauen in ſolchen Dingen gewöhnlich zu ſiegen pflegen.

Wie es nun auch um alle dieſe Geborenheiten ſtehen mag, die Wahrheit bekennend muß ich ausſagen, daß der Stamm, aus welchem ich entſproſſen bin, unter anderm niedrigen Menſchengeſträuch ganz tief unten an der Erde ſtand, und daß mein Vater kein viel beſſerer Mann war als der Vater des Horatius Flaccus weiland, nämlich ein Freigelaſſener. Er hieß Ludwig Nikolaus Arndt und war zu jener Zeit Verwalter der ſogenannten Schoritzer Güter. Meine Mutter hieß Friederike Wilhelmine Schumacher. Jene Güter, von welchen meine Geburtsſtätte Schoritz der Hauptſitz war, beſtanden aus einem halben Dutzend größerer und kleinerer Höfe und einigen Bauerdörfern, und mein Vater war eine Art Oberverwalter und führte den Namen Herr Inſpektor, und ſeine nächſten Unterleute hießen Schreiber. Dieſer Beſitz und ein großer Teil der Güter auf der angrenzenden Halbinſel Zudar waren weiland Lehen des rügenſchen adligen Geſchlechts der von Kahlden. Ein ſehr reicher Herr von Kahlden hatte das damals noch junge und ſchöne Haus auf dem Ritterſitze Schoritz um die Mitte des 18. Jahrhunderts gebaut, ſeinen ſchönen Beſitz aber um die Zeit des Siebenjährigen Krieges an einen General Grafen von Löwen verkauft, ſchwediſchen Statthalter über Pommern und Rügen, und hatte dafür andere große Güter in Pommern wieder erworben. Er war aber durch Krieg und unverſtändige Wirtſchaft zuletzt in ſchlechte Umſtände geraten und mußte nun hier in Schoritz, wo er den ſchönen Hof und Garten und mehrere Parks gebaut und angelegt hatte, eine Rolle ſpielen, welche der Volksglaube gewöhnlich ſolchen beilegt, die durch ſchwere und greuliche Unfälle gegangen ſind. Mir hat er die erſten kalten und heißen Geiſterſchauer durch den Leib jagen müſſen: denn er machte in einem grauen Schlafrocke, mit einer weißen Schlafmütze auf dem Kopf und ein paar Piſtolen unter dem Arm abendlich und mitternächtlich häufig die Runde auf ſeinem Hofe, indem er zwiſchen den beiden Scheunen über den Damm, der auf das Haus hinführte, langſam in das unterirdiſche Haus und die Keller marſchierte und von da herausſchreitend durch das Gartentor ging, wo er die Bienenſtöcke muſterte und dann verſchwand. Dieſer war das

Geſpenſterſchrecken; aber ein zweites geſpenſtiſches Schrecken, womit der abenteuernde Mund des Geſindes meine und meiner Brüder jugendliche Phantaſie fütterte, waren ein paar mächtige goldige Waſſerſchlangen, welche in dem großen Teiche hinter der Scheune hauſen und den Kühen gelegentlich die Milch abſaugen ſollten. Von dem General Löwen hatte die Güter der Graf Malte Putbus gekauft, aus dem vornehmſten und älteſten Rittergeſchlecht in der ganzen ſchwediſch-pommerſchen Landſchaft, Erblandmarſchall des Fürſtentums Rügen und Präſident der Regierung in Stralſund.

Mein Vater, im Jahre 1740 geboren, war der vorjüngſte von vielen Geſchwiſtern und Sohn des untertänigen Schäfers Arndt zu Putbus und Darsband. Der Vater dieſes Schäfers war nach der Familienüberlieferung ein geborener Schwede, als ſchwediſcher Unteroffizier ins Land gekommen und hatte ſich in ein Bauerweſen der Herrſchaft Putbus eingeheiratet. Mein Vater war, da der Schäfer in ſeiner Lage leidlich wohlhabend war, und da ſein viel älterer, auch ſchon zu einigem Wohlſtand hinaufgekommener Bruder Hinrich ſeine Jugend unterſtützte, fleißig zur Schule gehalten worden und hatte den Unterricht des Kantors und Küſters Jahn zu Vilmnitz bei Putbus genoſſen, eines feinen alten Mannes, deſſen ich mich aus meiner Kindheit noch wohl erinnere, und der für einen ſehr vorzüglichen Orgelſpieler und Rechnenmeiſter galt. In dieſer Schule hatte mein Vater eine tüchtige Rechnenkunſt und eine vorzügliche Handſchrift gewonnen, ſo daß ſein Herr, der Graf, ihn zu einem Heidereiter, wie man ſie damals in Rügen nannte, oder einem kleinen Förſter beſtimmte und ihn, da er ein hübſcher, rüſtiger Burſche war, als ſeinen Jäger in Geſchäften und auf Reiſen mit ſich nahm. Nun brach der Siebenjährige Krieg aus, und der Graf ward zu einer Art Generalintendanten des ſchwediſchen Heers ernannt, das übers Meer kam und die vielen Feinde des großen Friedrich von Preußen vermehren ſollte. Da der Graf die Redlichkeit und Anſtelligkeit des Jünglings erkannt hatte, ſo gebrauchte er ihn nicht nur in ſeiner Kanzlei als Schreiber, ſondern auch zu mancherlei zum Teil gefährlichen und mißlichen Sendungen, namentlich zur Geleitung von Geldfuhren von Hamburg her uſw. und nahm ihn ſpäter auf mehreren Reiſen nach Stockholm mit. Auf dieſe Weiſe ging mein Vater von ſeinem achtzehnten bis fünfundzwanzigſten Jahre durch eine tüchtige Schule des Lebens und hatte ſich bei dem Aufenthalte in großen Städten und unter fremden Menſchen, obgleich nur ein dienerlicher Mann, die Art

eines gebildeten und gewandten Mannes zugeeignet. Bei seinem Herrn aber hatte er schon in den ersten Jahren seines Dienstes die Gunst gewonnen, daß er ihn freiließ und ihn zu Hause in Putbus in Geschäften der Landwirtschaft und Schreiberei gebrauchte, bis er ihn zum Inspektor der Schoritzer Güter machte.

Meine Mutter, im Jahr 1748 geboren, war die Tochter eines kleinen Ackerbesitzers und Landkrügers in dem Kirchdorfe Lanken, eine Meile von Putbus. Auch sie hatte eine bessere Erziehung genossen, als man von der Lage ihrer Eltern erwarten durfte; denn sie war mehrere Jahre mit den Kindern eines reichen Pächters zu Garstitz bei Lanken, namens Bukert, mitunterrichtet worden und hatte aus der Schule die Anfänge von für die damalige Zeit ganz hübschen Kenntnissen zu Hause gebracht, so daß man sie zu den gebildeten Frauen rechnen konnte. Sie und ihre Geschwister waren überhaupt geistig sehr begabte Menschen mit mancherlei feinen Talenten, besonders zu Saitenspiel, Gesang und Bildnerei und allerlei sinnigen und ergötzlichen Erfindungen. Sie war aber wohl die Krone von allen, ernst, fromm, sinnig und mutig und durch keine Geschicke so zu beugen, daß sie die Klarheit und Besonnenheit verloren hätte. Sie steht mir noch heute mit ihren schönen großen, blauen Augen und ihrer prächtigen breiten Stirn, als wenn sie leibte und lebte, lebendig gegenüber.

Schoritz war denn höchst anmutig hart an einer Meeresbucht gelegen, welche die Halbinsel Zudar von der größern Insel abschneidet; ein neues, noch glänzend geschmücktes Haus; ein großer Blumengarten und mehrere Baumgärten; dicht daran eine ganz kleine Halbinsel, die aber bei hoher Sturmflut oft zu einer Insel ward, mit hohen Birken und Eichen bepflanzt, worauf wir unsre Sommerspiele zu halten pflegten; gegen Osten des Hofes ringsum ein prächtiger Eichenwald, in welchem Tausende von Ackerraben ihren horstenden Wohnsitz zu haben pflegten; ein Viertelstündchen weiter der größere Wald Krewe. Auch sind mir aus diesen Tagen noch mehrere Freuden erinnerlich, besonders die freundlichen Gaben, welche zwei Menschen uns Kindern fast allwöchentlich zutrugen. Der erste war mein Oheim und Pate Moritz Schumacher, damals Verwalter des Hofes zu Putbus. Dieser segelte oder ritt nie nach Stralsund oder Greifswald, ohne daß er bei uns etwas abweges ansprach und Gebäck und Süßigkeiten und anderes Schönes aus seiner Tasche schüttelte. Der zweite war ein alter preußischer Hauptmann von Wotke aus Hinterpommern, der mit seinem grauen Gemahl auf dem Schoritzer Nebengute Silmnitz eine halbe

Stunde von uns wohnte. Noch heute schwebt mir das alte gutmütige und rosig heitere Gesicht dieses Greises vor, der fast alle Abende zu uns kam und mit dem Vater eine Partie Karten oder Damenbrett spielte. Am besten aber hatten wir Kinder es, wenn er den Vater nicht zu Hause traf; dann nahm der freundliche Alte mich und meinen Bruder Karl auf die Knie und erzählte uns Kriegs- und Mordgeschichten und andere wundersame Abenteuer, worauf wir mit unbeschreiblicher Lust horchten. An Sonntagen erschien dann auch die Frau Hauptmannin, immer im vollen Staat nach der damaligen Weise, und der Alte dann meistens in Montur, mit herrlich gepuderter Perücke, den Degen an der Seite und die silbernen Sporen an den Stiefeln. An solchen Galatagen und vorzüglich an den hohen Festen bescherte er den Kindern sehr reichlich, und mit Recht schwebt sein liebes Bild nach mehr als sechzig verlidenen Jahren als das Bild eines milden und freundlichen Christengels vor meinen in Wehmut dämmernden Augen. Denn dieser gute Greis war neben den Gaben auch ein Friedensengel und hat mich und meinen Bruder Karl öfter von verdienter Züchtigung befreit.

In Schoritz wurden also die ersten Kinderspiele durchgespielt. Es war im Jahre 1775 oder 1776, da zog der Inspektor Arndt von Schoritz ab, eine halbe Stunde weiter, und ward nun sein eigener unabhängiger Herr. Der Graf verpachtete nämlich diese Güter an mehrere Pächter, und mein Vater ward Pächter von Dumsevitz und Ubechel nebst einigen Dienstbauren. Weder er noch die Mutter hatten zu solchem Unternehmen hinreichendes Vermögen. Freunde in Stralsund, deren Vertrauen er verdient hatte, schossen ihm dazu die nötige Summe vor.

Wir wohnten nun zu Dumsevitz fünf oder sechs Jahre, ich meine, bis zum Jahre 1780. Wir waren ein Viergespann von Buben, und es kam hier bald noch eine Dirne und ein Knabe hinzu; so daß in Dumsevitz das halbe Dutzend voll ward, das späterhin noch um zwei Geschwister vermehrt werden sollte. Dies hier sind die Jahre der aufdämmernden Kindheit, und aus diesen sind mir die anmutigsten und idyllischesten Lebensbilder übriggeblieben, und auch glaube ich, sie haben meine glücklichsten Tage enthalten. Was nun das Äußere betrifft, so waren wir freilich aus dem Palast in die Hütte versetzt. Dumsevitz war ein häßlicher, zufällig entstandener Hof mit einem neuen, aber doch kleinlichen Hause; indessen doch hübsche Wiesen und Teiche umher, nebst zwei sehr reichen Obstgärten, und in den Feldern Hügel, Büsche, Teiche, Hünengräber, alles in dem unordentlichen aber romantischen Zustande eines noch sehr unvollkommenen

und ursprünglichen Ackerbaues. Die Natur war, mit Goethe zu reden, gottlob! noch nicht reinlich gemacht und ihre ungestörte Wildheit mit Vögeln, Fischen, Wild und Herden desto lustiger; auch streiften wir, dem fröhlichen Jäger, dem Vater und seinen Hunden folgend, oft darüber hin. Das hatten wir alles zu genießen, behielten aber Schoritz, wo uns ganz nahe befreundete Leute wohnten, und das nahe Silmnitz, worauf Ohm Moritz Schumacher als Pächter gezogen war, eigentlich immer noch als unsere Heimat, weil die Nachbarn und Nachbarskinder immer wöchentlich, oft auch täglich zusammenliefen. Dies geschah am meisten in dem Walde Krewe, wovon ein Teil zu Dumsevitz gehörte, und worin wir bei der Vogelfängerei und Vogelstellerei meistens freundlich, zuweilen auch feindlich zusammenstießen. Wir hatten überhaupt ein glückliches Leben. Es war die zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre nach dem Siebenjährigen Kriege eine stille, heitere Zeit, und die Menschen fühlten sich außerordentlich wohlig und wählig und ließen bei Besuchen, Zusammenkünften und Festlichkeiten und bei Reisen zu entfernten Verwandten die Kinder an allem freundlich mit teilnehmen. Das beste aber war, daß wir mit keinem frühen Lernen gequält wurden und auch diese Dumsevitzer Jahre noch so spielend durchspielen durften. Das hatte seinen guten Grund.

Es hatte nicht seinen Grund in der Ansicht oder in dem Willen der Eltern, sondern in den engen und kleinen Umständen derselben. Es gab keine Schule in der Nähe, und ein rechter studierter Hauslehrer wäre ihnen zu teuer geworden. Einmal kam freilich einer an, ein alter, verlegener Kandidat, Sohn eines Kantors in der Stadt Bergen, namens Herr Krai. Ich erinnere mich dieser Krähe noch mit Schaudern. Er war früher mit unserm werten Hausfreund, Herrn Pastor Krüger zu Swantow, mehrmals als Gast bei uns gewesen, wo wir über seinen wunderlich zugeknöpften Rock und seine gelbe Perücke gelacht hatten: ein langer, dürrer und griesgrämiger Mensch mit einer ungeheuren Nase und tiefliegenden schwarzen Augen. Welche Angst aber, als er wirklich bei uns einzog und uns in seinem kleinen Zimmer zusammenkniff! Da waren die wilden Vögel eingefangen. Aber diese Angst nahm glücklicherweise ein baldiges Ende. Er verließ unser Haus zu unserm Jubel etwa nach acht Tagen, indem er meinem Vater in einem Briefe erklärte: er könne nicht bleiben, wo man dem Lehrer der Kinder so wenig Achtung erweise; meine Tante Sophie habe ihn einen guten Morgen kaum angeknixt, und meine Mutter habe gestern statt Herr Krai, wie sich gebühre, lieber Krai gesagt.

Indessen liefen wir doch nicht wie die rohen Wildlinge herum, sondern wurden, wie ich noch meine, für dieses Alter vom sechsten bis zehnten Jahre recht gut erzogen. Man höre:

Mein älterer Bruder Karl — ich war der zweite — ward auf ein paar Jahre nach Stralsund geschickt, wo er im Hause des ältesten Mutterbruders, Friedrich Schumacher, wohnte und in die Schule ging. Ich weiß noch, welch Erstaunen und Schrecken wir hatten, und wie sich die Geschichte bald in brüderlichen Spaß auflöste, als der Junge nach einem halben Jahre einmal zu Hause kam und anfangs nicht anders als in hochdeutscher Zunge sich mit uns zu unterreden herabließ. Denn das Hochdeutsche waren wir bisher nicht anders als von den Kanzeln oder beim Vorlesen aus Büchern oder bei feierlichen Gelegenheiten in den ersten Bewillkommnungen der Besuchenden zu hören gewohnt gewesen. Wir blieben aber dabei gar nicht hinter ihm: nämlich ich und Bruder Fritz, der dritte in der Reihe. Die Eltern hielten den Herbst und Winter, wo sie am meisten Muße hatten, ordentlich Schule mit uns; Schreiben und Rechnen lehrte der Vater, und die Mutter hielt die Leseübungen und machte unsere jungen flatternden Geister durch Erzählungen und Märchen lebendig, die sie mit großer Anmut vorzutragen verstand. Das Lesen ging aber in den ersten Jahren fast nicht über Bibel und Gesangbuch hinaus; ich möchte sagen, desto besser für uns. Sie war eine fromme Frau und eine gewaltige Bibelleserin, und ich denke, ich habe die Bibel wohl drei-, viermal mit ihr durchgelesen. Das Gesangbuch mußte auch fleißig zur Hand genommen werden, und den Samstagnachmittag mußten die Jungen unerläßlich entweder ein aufgegebenes Lied oder das Sonntagsevangelium auswendig lernen. Das geschah, weil sie eine sanfte und liebenswürdige Schulmeisterin war, mit großer Freude und also mit großem Nutzen. Muße aber hatte sie ungeachtet einer nicht starken Gesundheit, der vielen wilden Kinder und der großen Wirtschaft, die mit Sparsamkeit geführt werden mußte, mehr als die meisten anderen Menschen. Wann alles längst vom Schlaf begraben lag, saß sie noch auf und las irgendein frommes oder unterhaltendes Buch, ging selten vor Mitternacht zu Bette und war im Sommer mit der Sonne wieder auf den Beinen. Weil ich nun auch ein solcher Kauz war, der selbst im Knabenalter wenig Schlaf bedurfte und deswegen Lerche (Lewark) zugenannt war, so habe ich in jenen Kindertagen und auch später noch manche Abende und Nächte bis über die Gespensterstunde hinaus mit ihr durchgesprochen und durchgelesen.

Weil ich diese Leserei der Vergangenheit hier im Gedächt-

nisse wieder überleie, so füge ich sogleich hinzu, was für diese Zeit dahingehört. Es war wenigstens auf der Insel Rügen damals noch die Zeit des ungestörten christlichen Glaubens, und meine guten Eltern und die Base Sophie, meiner Mutter jüngste Schwester, welche mit uns lebte, waren treue, fromme Menschen. Sie hatten in dem Magister Stenzler, dem Großvater des jetzigen Professors Stenzler in Breslau, Pastor in Garz, einen vorzüglichen Prediger und Seelsorger. Keinen Sonntag ward die Kirche ohne den gültigsten Grund versäumt, bei schlechtem Wetter hingefahren, bei schönem und im Sommer hingegangen, wo der Vater denn seine älteren Buben neben sich herlaufen ließ. Diese durften aber auch bei keiner Katechismusprüfung in der Nachmittagskirche fehlen, sondern mußten zum zweiten Male über Feld laufen. Wann der Vater dann nicht mitging, so gab er uns seinen alten Großknecht zum Führer, einen christlichen, biblischen Mann, Jakob Nimmo mit Namen, der mein besonderer Beschützer war. Weil ich kleiner zehnjähriger Junge mich nämlich damals eines sehr guten Gedächtnisses erfreute und großen Eifer und viel Belesenheit in der Heiligen Schrift hatte, so prangte ich durch die Stelle, die mir der Herr Magister eingab, bei der Kinderprüfung in der Kirche an der obersten Stelle und hatte viel größere Jungen und Dirnen, unter andern auch meinen älteren Bruder Karl und ein paar große Fräulein mit mächtigen Lockengerüsten, eine von der Lanken und eine von Barnekow unter mir. Weil ich nun beim Aufsagen und Vorlesen große Zuversicht hatte, und es da, wie blöde ich sonst auch war, wie aus einer Trompete aus mir herausklang, so rechnete der alte treue Jakob sich das gleichsam zu seiner Ehre an und ging wie triumphierend mit mir zu Hause.

Frühling und Sommer gingen freilich nicht ganz ohne Schule hin, indessen war die Schule unter den Gespielen in Feld und Wald und auf Wiesen und Heiden und unter Blumen und Vögeln wohl die beste. Doch ließ der Vater uns nicht immer bloß wild und wie aufs liebe Ungefähr herumlaufen, sondern wußte es meistens so einzurichten, daß wir bei dem Herumspringen und Herumspielen irgend etwas auszurichten und zu bestellen hatten. In der Zeit aber, wo auf dem Lande alle Hände angestrengt zu werden pflegen, mußten wir älteren Buben nach unsern kleinen Kräften auch schon mit heran, nämlich in der Zeit der Saat und der Ernte, vorzüglich in der letzteren. Da ward ich wohl zuweilen ein göttlicher Sauhirt oder Kuhhirt, und mein Bruder Karl, der Rossetummler, der eigentlich den mir abgestrittenen Namen Philipp hätte haben sollen, ein flinker

Roſſehüter. Ich erntete wegen meiner ſorgſamen Gewiſſenhaftigkeit, nicht mißzuhüten, auch hier Lob ein, und noch leuchten mir die erſehnten glänzenden Abendröten, wo ich fröhlich meine Kuhherde in den Hof trieb und dann geſchwind in der Dämmerung noch auf einen Apfel- oder Kirſchbaum kletterte, wo ich ſüße Beute für mich wußte. Meiſtens aber hatte die freundliche Baſe Sophie ſchon für mich gepflückt und aufgehoben.

Unſer gewöhnliches Kinderhausleben ward durch die Sitte der damaligen Zeit, durch die Umſtände der Familie und durch den Charakter der Eltern beſtimmt. Die Sitte war damals beides, feierlich und ſtreng, und Kinder und Geſinde wurden bei aller Freundlichkeit und Gutherzigkeit der Eltern und Herrſchaften immer im gehörigen Abſtande gehalten. Es ward ſelbſt in den untern Ständen im allgemeinen ebenſoſehr, als man ſich jetzt lotterig oder ungezogen gehen läßt, nach einer gewiſſen Vornehmigkeit und Zierlichkeit geſtrebt. Der Vater war von Natur zu gleicher Zeit heftig und lebhaft und freundlich und mild, tummelte und beſchäftigte die Jungen meiſt draußen herum, im Hauſe aber überließ er ſie, wie es in dieſem Alter ſein mußte, faſt ganz der Mutter. Die Mutter war von Charakter ernſt und ruhig und eine Seele, die auf Schein und Genuß gar keinen Wert legte, auch kein Bedürfnis davon hatte. Dieſe Frau, welche ihre irdiſchen Sorgen und Geſchäfte ſo treu und eifrig erfüllte, lebte doch faſt wenig von irdiſcher Luft und irdiſchem Stoff. Kein Kaffee, kein Wein noch Tee iſt faſt jemals über ihre Lippen gekommen, Fleiſch hat ſie wenig berührt, ſondern ſich von Brot, Butter, Milch und Obſt ernährt. Dieſes mäßige Leben ward auch für die Kinder zur Regel gemacht, und wir älteren Burſche ſind faſt ſtreng erzogen worden. Ebenſowenig ward uns in Beſchuhung und Bekleidung Weichlichkeit geſtattet. War bei einem Nachbar, auch wohl bei einem Freunde, der wohl auf einer Meile Entfernung von uns wohnte, etwas zu beſtellen, der Vater ſchrieb das Briefchen, das zahme Rößlein ward geſattelt, der Junge draufgeſetzt, und ohne Mantel und Überrock, es mochte Sonnenſchein oder Regen und Schneegeſtöber ſein, mußte er mit ſeinem Gewerb' fortgaloppieren. Ja der Vater, noch jung und kräftig, fühlte mit unſerer Wimplichkeit kein weichliches Mitleid. Fuhr er im Winter ſtundenweit mit klingendem Einſpännerſchlitten zu Verwandten oder Freunden, ſo mußten die älteren Buben zur Seite oder hinten aufhocken und, wenn ſie fror, nebenbei ſpringen, um ſich zu erwärmen. Ja, mich erinnert's, wie ich als ein Junge von neun oder zehn Jahren im fremden Hauſe auf einem Stuhl oder Bett eingeſchlafen lag, während die Männer

Karten ſpielten; wie der Vater mich dann um elf oder zwölf Uhr nachts aufrüttelte und ich ſchlaftrunken in den Schlitten hinaus mußte; wie er dann zum Spaß recht abſichtlich mehrmals umwarf, daß ich mich im Schnee umkehren mußte; wie ich denn auch immer alert ſein mußte, wenn wir durch Koppeln und Dörfer kamen, die Schlagbäume zu öffnen. Wehe mir, wenn ich, mich aus dem Schnee herauswühlend, eine weibiſch plinſende Gebärde gezeigt hätte!

Was nun Beſchädigungen, Zerreißungen und Verletzungen an Kleidern und Leibern und andre dergleichen Nöte betraf, welche die Jugend ſich ſelbſtwillig oder gar mutwillig ohne Auftrag zugezogen hatte, ſo mochte ſie zuſehen, ſie vor den Augen des Vaters zu verſtecken, geſchweige, daß ſie bei ihm Hilfe oder Mitleid hätte ſuchen können. Kam dergleichen zufällig vor ſein Angeſicht, ſo ward neben Schmerz und Not Mutwille und Unvorſichtigkeit noch gebührlich gezüchtigt. Böſe Fälle von Bäumen oder Pferden, Verſinkungen in Waſſer und unter Eis und Wiederherausreißungen, wie alltäglich waren ſolche Geſchichten! Ich erinnere mich, daß ich eines Tages, als Ohm Schumacher aus Stralſund und Magiſter Stenzlers nebſt vielen Damen bei uns waren und wir Kinder unſre Sonntagskleider angezogen hatten, auf dem Teiche an der Bleiche durchs Eis einbrach und ſchon einmal verſunken war, als mein Bruder Karl mich beim Schopf faßte und herauszog. Ich machte mich nun mit den naſſen triefenden Kleidern in die Geſindeſtube, wo ich an dem warmen Ofen meine Oberfläche leidlich abtrocknete. In dieſem Zuſtande mußte ich, als es dunkel geworden, in dem Geſellſchaftszimmer erſcheinen. Die Männer ſpielten L'hombre; die Frauen ſaßen am Teetiſch, und eine las aus dem „Siegwart" vor; und ich Armer ſtand ſcheu und bange, irgendwie berührt oder befühlt zu werden, an der dunkeln Ofenecke, ſo ſehr als möglich vom Lichte abgekehrt, und blinzelte über die Schultern der Frauen zuweilen mit auf die Bilder des Romans, aber meine Seele zagte und mein Leib zähneklappte. Da erſchien meine Retterin, die gute Tante Sophie; ſie fühlte zufällig meinen naſſen Rock, zog mich ins Nebenzimmer, erfuhr mein ganzes naſſes Abenteuer und erbarmte ſich meines Elends. Flugs war ich ausgekleidet, mit einem warmen Hemd angetan und ſo ins Bett. Die naſſen Kleider wurden getrocknet und geebnet, und den andern Morgen erſchien ich zierlich und wohlgemut wieder in der Geſellſchaft. Die Baſe aber hatte unter dem Titel von Zahnweh, wovon ich als Kind ſchon genug geplagt worden bin, mein Wegſchleichen entſchuldigt.

Ich habe eben gesagt, daß damals alles nach einer gewissen Vornehmigkeit und Zierlichkeit strebte. Dies ging durch alle Klassen durch bis zu denen hinab, welche an die allerunterſten grenzen. Mein Vater war der Sohn eines Hirten, ein Freigelassener, der bei einem großen Herrn gedient und durch die Gunst der Umstände sich ein bißchen aus dem Staube herausgebildet hatte. Er war ein schöner, stattlicher Mann und hatte sich durch Reisen und Verkehr mit Gebildeten so viel Bildung zugeeignet, als ein Ungelehrter damals in Deutschland überhaupt gewinnen konnte. Er war an Verstand und Lebensmut vielen überlegen und war in vielen Dingen geschickter, schrieb sein Deutsch und seinen Namen richtiger und schöner als die meisten Landräte und Generale jener Zeit. Kurz, er war ein hübscher, anständiger Mann, wenigstens für das Ländchen Rügen, wie die Menschenkinder dort damals miteinander verkehrten, und hielt mit den würdigsten Geistlichen, Beamten und kleineren Edelleuten der Nachbarschaft Umgang. Man behalf sich da, wie die arme Zeit, wo alles äußerst wohlfeil und das Geld also sehr teuer war, mit der leichten nordischen Gastlichkeit, welche in unserer Landschaft durch die schwedischen Sitten, woran sie sich in anderthalb Jahrhunderten hatte gewöhnen müssen, vielleicht im ganzen Norddeutschland die frohherzigste war. In Jagd, Spiel und Verkehr ging alles auf das freundschaftlichste und herzigste miteinander um. Von den Geistlichen waren die Herren Stenzler und Krüger, von den benachbarten Edelleuten einige von Kahlden vom Zudar und ein von der Lanken öfter in unserm Hause. Mein frommer und freundlicher alter Christengel von Wolke war leider schon seit einigen Jahren wieder in sein hinterpommersches Kassubien gezogen.

Versteht sich, daß die Jungen des Pächters Ludwig Arndt Pächterjungen blieben, arme kleine Seelschnäbel, die in eigengemachten Jäckchen und Höschen und in geflickten Schnürstiefelchen vor den Herren ihre Bücklinge machen mußten. Aber die armen Schelme mußten doch schon ihre Bücklinge machen, und wie! Bei alltäglichen Gelegenheiten ging es alltäglich her, aber bei festlichen Gelegenheiten, bei Feierschmäusen, Hochzeiten usw., was waren das für Anstalten und Zurüstungen auch bei so kleinen Leuten, als die Meinigen waren! Ich erzähle aus den Jahren 1770 und 1780. Also siehe es!

Es ging bei solchen Gelegenheiten in dem Hause eines guten Pächters oder eines schlichten Dorfpfarrers ganz ebenso her, wie in dem eines Barons oder Herrn Majors Von, mit derselben Feierlichkeit und Verzierung des Lebens; aber freilich steifer und

ungelenker, also lächerlicher und alberner. Es war nur der Perückenstil oder der heuchlerisch welsch und jesuitisch verzierlichte und vermanierlichte Schnörkel- und Arabeskenstil, der von Ludwig XIV. bis an die französische Umwälzung hinab gedauert hat. Noch lächelt mir's im Herzen, wenn ich der Putzzimmer der damaligen Zeiten gedenke. Langsam feierlich mit unlieblichen Schwenkungen und Knicksungen bewegte sich die rundliche Frau Pastorin und Pachterin mit ihren Mamsellen Töchtern gegeneinander, um die Hüften wulstige Poschen geschlagen, das oft falsche, dicht eingepuderte Haar zu drei Stockwerken Locken aufgetürmt, die Füße auf hohen Absätzen chinesisch in die engsten Schuhe eingezwängt, wacklig einhertrippelnd. Die Männer nach ihrer Weise ebenso steif, aber doch tüchtiger. Bei diesen hatten die großen Bilder des Siebenjährigen Krieges den welschen Geschmack etwas durchbrochen. Man mochte mit Recht sagen, es waren die komischen Transfigurationen Friedrichs II. und seiner Helden. Mächtige Stiefeln bis über die Knie aufgezogen, schwere silberne Sporen daran, um die Knie weiße Stiefelmanschetten, in den Händen ein langes spanisches Rohr mit vergoldetem Knopf, ein großer dreieckiger Hut über den steif einpomaderten und eingewächseten Locken und der langen Haarpeitsche — da war doch noch etwas Männliches darin. — Und die Jungen? Selbst diese kleinen, unbedeutenden Kreaturen mußten schon mit heran. O es war eine schreckliche Kopfmarter bei solchen Festlichkeiten. Oft bedurfte es einer vollen ausgeschlagenen Stunde, bis der Zopf gesteift und das Toupet und die Locken mit Wachs-Pomade, Nadeln und Puder geglättet und aufgetürmt waren. Da ward, wenn drei bis vier Jungen in der Eile fertiggemacht werden sollten, mit Wachs und Pomade draufgeschlagen, daß die hellen Tränen über die Wangen liefen. Und wann die armen Knaben nun in die Gesellschaft traten, mußten sie bei jedermänniglich, bei Herren und Damen, mit tiefer Verbeugung die Runde machen und Hand küssen.

Das Possierlichste bei diesen Abkonterfeiungen und Nachkonterfeiungen des feinen und vornehmen Lebens war noch der Gebrauch der hochdeutschen Sprache, welcher damals in jenem Inselchen auch für etwas Überaußes und Ungemeines galt und auch wohl gelten mußte, weil wenige damit ordentlich umzugehen verstanden, ohne dem Dativ und Akkusativ in einer Viertelstunde wenigstens einige hundert Maulschellen zu geben. Es gehörte nämlich unerläßlich zum guten Ton, wenigstens die ersten fünf bis zehn Minuten der Eröffnung und Versammlung einer Gesellschaft hochdeutsch zu radebrechen; erst wenn die erste Hitze der

feierlichen Stimmung abgekühlt und die ersten Beklemmungen, welche der Überfluß von Komplimenten verursacht, über einer Tasse Kaffee versenkt waren, stieg man wieder in den Alltagssocken seines gemütlichen Plattdeutsch hinunter. Auch französische Brocken wurden hin und wieder ausgeworfen, und ich weiß, wie ich mich in mir erlächelte, als ich das Welsche ordentlich zu lernen anfing, wenn ich an das Wun Schur! Wun Schur! (Bon jour) und à la Wundör (à la bonne heure!), oder an die Fladrun (flacon), wie das gnädige Fräulein B. ihre Wasserflasche nannte, zurückdachte, und wie die Jagdjunker und Pächter, wenn sie zu Roß zusammenstießen, sich mit solchen und ähnlichen Floskeln zu begrüßen und vornehm zu bewerfen pflegten.

Ich galt in diesen Tagen für einen treuen, gehorsamen und fleißigen Jungen, aber zugleich für einen ungestümen und trotzigen, für einen solchen, der gern seinen eigenen Weg ging. Mein Bruder Karl war ein leichter, gewandter und liebenswürdiger Wildfang, zu Roß und zu Fuß der Kühnste und Geschwindeste, später im Jünglingsalter so geschwind, daß er im Laufe nie seinesgleichen gefunden hat. Fritz, zwei Jahre jünger als ich, war mild und gleichmütig, ein geistiges Kind und körperlich noch sehr zart. Die andern waren klein. Ich war zugleich trotziger und blöder als beide und konnte von Fremden ihnen gegenüber daher leicht ins hintere Register gestellt werden.

Große Angst habe ich meinen guten Eltern in Dumsevitz einmal gemacht; in wirklicher Lebensgefahr bin ich dort zweimal gewesen.

Die Angst. Es war einen Abend, einen jener taulosen Abende, wo man beim Mondschein wohl bis zehn, elf Uhr das Korn noch einzufahren pflegt. Die Arbeit war geendet, Menschen und Kreaturen zu Hause, und die meisten auch schon zur Ruhe — siehe! da fehlte, als man die Köpfe überzählte, meine Kleinigkeit. Eine halbe Stunde duldete man sich meiner Abwesenheit, weil man gewohnt war, daß ich schon in jenem Alter auf eigenen Wegen und Stegen wohl einsam auch im Dunkeln umherstrich; endlich aber ward man unruhig, und als es gegen die Mitternacht ging, stellte sich der ängstliche Gedanke ein, ich möchte in irgendeinen Teich gefallen, übergefahren sein, oder gar das Gräßliche, ich sei vielleicht in der Scheune irgendwo im Stroh eingeschlafen und von rasch übergeworfenen Garben zugedeckt und lautlos und klagelos erstickt. Alles lief nun suchend umher. Meiner Base Sophie fiel ein, sie habe mich den vorigen Abend, wo die Binderinnen unweit dem Dorfe Preseke Gerste banden, im Mondschein längs dem Meeresstrande hingehen und dort lange

am Ufer sitzen und gegen die pommerschen Gestade und den reizenden Vilm hinschauen sehen; vielleicht sitze ich dort wieder und erlustige Herz und Augen. Da war sie denn hingelaufen und hatte an dem Ufer weithin jeden Dornbusch und Distelbusch durchstöbert, ob ich etwa dahinter versteckt oder eingeschlafen sei. Aber vergebens. Nach langem und vergeblichem Suchen waren aus der liebenden Brust und dem hellen Munde Klagetöne und Wehrufe hervorgebrochen und endlich bis zu dem verlorenen Schläfer hingeklungen. Ich war nämlich plötzlich und gespenstisch, durch die Mondscheinnebelgestalten hinstreichend, neben ihr erschienen und hatte ihr bei ihrem Erstaunen einen alten Hagedornbaum, wie sie in Rügen in den Feldern hie und da sehr groß und kraus stehen, gezeigt, wo der müde Junge sich abendlich hingehuckt hatte und eingeschlafen war. Sie riß mich nun mit geschwindesten Schritten zu Hause. Ich langte bald vor dem richterlichen Angesicht der Eltern an, kam aber diesmal, da der Zorn durch die Angst zermalmt war, mit leisen Verweisen davon.

In Lebensgefahr bin ich gewesen: das eine Mal, als ich unter das Eis geraten war und mein Bruder mich faßte und herausholte; das zweite Mal, als nichts Geringeres als ein Wagenrad mir über den Kopf gelaufen war. Ich hatte mich nämlich auf einem großen vierspännigen Erntewagen ins Feld fahren lassen, war beim Zurückfahren des beladenen Wagens neben dem Knecht auf das Beipferd gestiegen, und bei einem Sprunge desselben herabgefallen — und siehe, ein Rad des Wagens war mir hinter dem Ohre so über den Kopf gegangen, daß Haut und Haar blutig abgestreift worden. Doch war dem Knaben der Schädel nicht zerbrochen, sondern er blutete nur tüchtig. Wahrscheinlich hat, wie so oft im Fahren geschieht, das Rad, das mich nicht voll treffen sollte, erst einen Sprung über einen Stein und also halb in der Luft leichthin über meinen Kopf gemacht; sonst bleibt es unbegreiflich. Hier salbte und wusch die gute Tante mich wieder, damit ich nicht anderswo gewaschen würde. Als die Wunde vernarbte, durfte die Begebenheit unschädlich erzählt werden.

Dies waren Unfälle, und dergleichen nebst anderen Nöten mögen wohl mehr über unsere Köpfe hergefahren sein; aber sie sind längst vergessen, und es tauchen aus jener jetzt so fernen Vergangenheit nur Bilder von Freudenerinnerungen auf. Nur eine einzige bittere Erinnerung nahm ich mit, und zwar die Erinnerung der ersten lügenhaften Ungerechtigkeit, die an mir gefrevelt ist, und die auf lange hin einen tiefen Stachel in mir zurückgelassen hat. Denn des Unrechts, das ein lieber, freund-

licher Vater den Kindern ein paarmal mit dem Stock und der Rute angetan hat, und das nach dem Brauche jener Zeit ein ziemlich allgemeines Unrecht war, will ich nur kurz gedenken. Dieses Unrecht bestand darin, daß der kleine Trotzkopf, wenn er gezüchtigt ward, nicht weinen noch viel weniger für die erlittene Strafe sich bedanken und handküssen wollte; weswegen er in Verhältnis gegen seine tränenreicheren Brüder gewöhnlich die doppelte Bescherung erhielt.

Es war Herbstjahrmarkt zu Gartz. Die ganze Dumsevitzer Familie war bei dem Herrn Magister Stenzler zu Mittag gewesen und fand sich nachmittäglich um den Kaffeetisch der alten verwitweten Pastorin Magisterin von Brunst sitzend, deren Mann vorlängst auch Pfarrer des Städtchens Gartz gewesen. Dort in dem vollsten Gewimmel von Damen und Herren, als der Herr Magister mich vorzeigte und als einen fleißigen Schüler lobte, erhob sich aus dem Kreise der Damen eine damals noch junge, rosige und mit den schönsten schwarzen Muschen auf den Wangen gezierte und mit Federbüschen und seidenen Bändern den Kopf umflatterte Mamsell, die Schwester der Frau Magisterin Stenzler, Mamsell Dittmar aus Greifswald, und machte gegen mich die förmliche Anklägerin. Der Gegenstand der Anklage war aber folgender:

Mein Bruder Karl und ich traten, wenn wir vormittags in die Kirche gingen, häufig in dem Hause des Herrn Magisters ab, wurden auch oft zu Mittag dabehalten, um nachmittags in das Katechismusexamen zu gehen und dann den Rest des Sonntags mit dem Sohn des Hauses, Lorenz Stenzler, und einigen Junkern von Kahlden, welche gewöhnlich auch da waren, zu verspielen. Da ging es denn natürlich in dem Garten des Herrn Magisters auf dem alten Gartzer Schloßwall der weiland heidnischen Festung Carenza und bis in den Wald von Rosengarten hinein lustig und wild jugendlich und knabenlich her. Hühnernester und Eier in Scheunen und auf Speichern, Vogelnester in Hecken und Wäldern, Igel und Gewürm unter Sträuchern und Blumen suchen, und was anderer Jungenheit und Knabenheit mehr ist, nebst wilden Sprüngen und Spielen — das alles fehlte natürlich nicht. Nun hatte man aber einige Tage vor dem Jahrmarkt in dem Garten des Herrn Magisters gefunden, daß mehrere hinter einem kleinen Schuppen stehende Mistbeetenfenster zertreten waren, und die Spuren von Knabenfüßen daneben. Davon entstand in der Gesellschaft zufällig die Rede, und die rosige schwarzbemuschte Mamsell fuhr heraus: „Wer das getan hat, ist nicht zweifelhaft, das ist der wilde Monsieur Moritz, der immer

wie ein loſes Füllen daherſpringt und mit ſo kecken Sprüngen über die Büſche und Blumen wegſetzt.“ Mit dieſen Worten wieſen ihre Blicke auf mich, ſo daß ich ſelbſt den Unbekannten in dem Kreiſe gezeigt ward. Auch meine Eltern ſchienen der Ausſage Glauben beizumeſſen; nur die Tante Sophie rief ebenſo zuverſichtlich, als die Anklage geſprochen hatte, in die Geſellſchaft hinein: „Nein, der Moritz hat es gewiß nicht getan, der iſt wohl wild, aber er pflegt nicht gern etwas zu beſchädigen.“ Der Moritz aber, der die Glaszerbrecher wohl kannte (Bruder Karl und Herr Lorenz Stenzler waren beim Balgen auf das Miſtbeet gefallen), ging wie ein beſchneiter Hund von dannen und machte ſich in den Stall zu dem Kutſcher, um ſo unbemerkt und unſichtbar als möglich zur Zeit der Abfahrt zu den übrigen in den Wagen zu ſteigen. Zu Hauſe gab es denn des Abends noch eigne Scheltungen und Warnungen, wogegen ich weiter nichts tun konnte, als meine Unſchuld beteuern, jedoch ohne die Verbrecher anzugeben.

Dies begab ſich, wie ich meine, in dem letzten Jahre unſers Dumſevitzer Lebens und ſank tief in mein Herz. Ich weiß, daß ich nimmer ins Haus und in die Geſellſchaft zu bringen war, wenn die Frau Magiſterin und ihre muſchige Schweſter uns beſuchen kamen, ſondern mich ſo lange zu den Hirten oder in die benachbarten Bauernhäuſer, beſonders zu meinem Spielgeſellen Ludwig Starkwolf verlief und mich dort ſo lange enthielt, bis ich vermutet oder erlauſcht hatte, daß die grauenvollen Menſchen wegwaren. Selbſt gegen den verehrten und freundlichen Herrn Magiſter ward ich etwas ſcheu, weil ich meinte, er hätte bei der Anklage, die ſelbſt meine guten Eltern verlegen und ſtutzig machte, meine Verteidigung übernehmen müſſen.

So waren hier in Dumſevitz bei Gartz die erſten Knabenjahre verfloſſen. Im Jahr 1780, wenn ich mich recht erinnere, zog mein Vater von Dumſevitz ab in die ſüdweſtliche Ecke der Inſel, eine Meile von Stralſund, wenn man das zwiſchenſtrömende Meer mitrechnet. Er übernahm zwei ſundiſche Güter, Grabitz und Breeſen, nebſt zwei Bauerndörfern, Gieſendorf und Gurvitz, deren Bauern Hofdienſt leiſteten, oder vielmehr er kaufte ſich das noch auf vier Jahre rückſtändige Pachtrecht derſelben mit einer ganz bedeutenden Summe von einem Oberſten von Schlagenteufel. Der Vater dieſes Oberſten war im Munde des Volks faſt zu einer mythiſchen Perſon geworden. Er war ein Hüter der Schafe geweſen, wie mein Großvater ſeliger, und es war dem jungen Hirten gelungen, ſich eine gute Nacht unter die mondſcheinlichen Tänze der Unterirdiſchen einzuſchleichen und einem der kleinen Liliputter ſein unverlierbares Käppchen nebſt

Glöckchen, woran das Glück ihres Daseins geknüpft ist, zu entreißen. Das hatten die kleinen Leute von ihm mit großen Schätzen wiedergelöst, und dafür hatte er sich das Gut Grabitz gekauft, welches, ich weiß nicht durch welche Verhandlung, aus seiner Hand in den Besitz des Klosters St. Jürgen vor Rambin gekommen war. Genug, der Schäfer war plötzlich reich und Eigentümer eines hübschen Gutes und endlich Edelmann geworden. Seine Söhne waren in herzoglich braunschweigische Dienste getreten, und mehrere derselben hatten als Offiziere in den braunschweigischen, in Englands Sold gegebenen Regimentern gegen die junge nordamerikanische Freiheit gefochten. Einige von ihnen, worunter auch der Oberst, kauften sich später Rittergüter in Pommern. Mit einem derselben, dem Major von Schlagenteufel, einem sehr würdigen Mann, begegnete mir eine Josephsgeschichte, die mich hätte eitel machen können. Als er aus Amerika zurückkam, besuchte er seine Heimat, und auch seine Geburtsstelle Grabitz, und ließ sich meines Vaters Fünfzahl von Buben vorführen. Nach der Musterung griff er mich heraus und sagte zum Vater: „Wenn Sie mir einen der Jungen schenken wollen, nehme ich diesen.“ Neben mir stand mein Fritz, ein ganz anderer Kerl, aber damals kränklich und winterweich; und ich errötete in mir und fühlte, daß der Herr Major sich vergriffen hatte.

Die Güter Grabitz und Breesen mochten etwa 12—13 Last jährlicher Aussaat haben; das hübsche Dorf Giesendorf stieß dicht an Grabitz. Die Gegend war nicht so romantisch als die um Schoritz und Dumsevitz, welche gleichsam schon die Angrenze der paradiesischen Meerbuchten und Wälder von Putbus sind. Indessen wir waren gottlob! wieder ans Meer gekommen, fanden reichliche Obst- und Blumengärten, und auch noch ein paar Wäldchen, die Lau*) bei Grabitz, den Tannenwald bei Breesen und den größeren, noch näheren Tannenwald an dem Kloster St. Jürgen vor Rambin. Wir hatten die Herrlichkeit des Binnenmeeres fast mächtiger als bei Schoritz und Dumsevitz. Es bildet nämlich das Meer von dem Gellen bei Barhöft**) und Pron an der pommerschen Küste und von der Insel Hiddensee ab einen 3—4 Stunden tiefen und 3—1 Stunde breiten Busen, wohinein die Ostsee bei Nord- und Nordoststürmen gewaltig zurückschlagend strömt. Unser Grabitz lag auf einer kleinen Erhöhung an fetten, weitgestreckten Wiesen und Weiden, die längs einem halben Dutzend Höfen und Dörfern weit am Strande hinlaufen. Wir hatten bei mächtigen Stürmen die schauerliche Freude, daß sich die Wogen

*) Lau, Loo: Wald. — **) Barhöfd: Vorgebirg' der Wogen. Bar, nord. Woge franz. la barre.

etwa fünfzig Schritt von unſerem Hofe heranwälzten. Alle Wieſen waren dann ein einziger unendlicher See, und welche Wonne, wenn ſolches im Dezember oder im Januar geſchah und ein geſchwinder Froſt die Waſſer in metallfeſtes und metallſpiegeliges Eis verwandelte!

Hier ging das Leben und die Weiſe, wie es mit uns und unſerer Erziehung und Unterweiſung gehalten ward, im ganzen ſo ziemlich nach dem Dumſevitzer Zuſchnitt fort; nur daß wir endlich in eine ordentliche Schule eingeſperrt wurden. Es kam ein Hauslehrer, wahrſcheinlich ein ſehr wohlfeiler, weil kein teurer bezahlt werden konnte, oder weil wir für einen ſolchen noch zu jung zu ſein ſchienen. Dieſer, Herr Gottlob Heinrich Müller, hatte ſchon zehn Jahre und länger ſogar die Söhne von Edelleuten und reichen Eigentümern unterrichtet; wie ſollte er denn für die Knaben eines armen Pächters nicht gut genug ſein? Herr Müller war ein Sachſe, aus dem Städtchen Chemnitz, hatte dort die Schule bis an den Studenten hinauf beſucht, war aber nicht Student, ſondern im Siebenjährigen Kriege Soldat geworden. Ich glaube, er hat erzählt, die Preußen haben ihn zum Soldaten gepreßt, darauf die Schweden ihn gefangen, als ſchwediſcher Unteroffizier hatte er ſich endlich zur Ruhe geſetzt und für den Korporalſtock die Faſzes des Orbilius ergriffen. Es war ein kleiner, vierſchrötiger Mann mit einem runden, breiten Kopfe und buſchigen, weißen Brauen, unter welchen ein Paar blitzende blaue Augen hervorfunkelten; trug immerfort Gamaſchen, einen dickbepuderten, mit zwei großen Locken gezierten und mit einem ellenlangen dünnen Haarzopf behangenen Kopf und führte, wenn er ſpazierenging, ein langes ſpaniſches Riet in der Hand; ſeine Bewegungen waren ſcharf und eckig, wie auf dem Paradeplatz, ſeine Haltung ſtrack, ſeine Stimme hell, ſein Blick funklig, ſein ganzes Weſen Chriſtlichkeit, Redlichkeit und Zorn. Er unterrichtete uns und die ſehr hübſche und ſchelmiſche Tochter eines Nachbarn, des Herrn Lange, welche ſpäter an einen Paſtor verheiratet worden, im Schreiben, Rechnen, Chriſtentum und etwas Geſchichte und Erdkunde und einem bißchen Latein. Ich ſage ein bißchen, denn er ſelbſt wußte von allem kaum ein bißchen mehr. Das Fazit war: wir lernten in den zwei Jahren, die der gute ſoldatiſche alte Mann bei uns war, faſt wenig zu, wenn es nicht ein Vorteil war, daß das Sitzfleiſch mit einiger Regelmäßigkeit eingeübt ward, und daß er mit ſeinem echt ſächſiſchen eifrigen Luthertum und durch Geſang und Katechismus das äußerliche Chriſtentum in uns feſter machte. Er war ein echter Sachſe, wie ich ſie im Erzgebirge und Vogtlande ſpäter habe

kennen lernen, ein ebenso redlicher und gutmütiger als auflodernder und zornmütiger Mann, hatte dabei seinen alten Unteroffiziers- oder Lehrerstolz, der das Pächtergeschmeiß — wie er uns freilich leise gelegentlich merken ließ — und besonders den ungehobelten Pöbel der Bauren und Tagelöhner tief verachtete. Hier ein paar Anekdoten von seiner Art, welche uns, seine Schüler, noch zwanzig und dreißig Jahre nach seinem Grabe bei ähnlichen Gelegenheiten oft ergötzt haben:

In Grabitz stand ein altes, ungeheuer großes, aber schlechtes und gichtbrüchiges Haus, worin die starke Familie und das nicht kleine Gesinde des Pächters sich notdürftig behalf. In dem kleineren und jüngeren Backhause stießen einige Zimmer an den schönen Baumgarten, wohin Herrn Müllers Wohnung und Schule verlegt ward, welche auch künftig ihren Sitz dort behielt. Vorn am Eingange in diesem Backhause hatte aber in einem Kämmerchen ein kleines, zierliches Knechtchen meines Vaters seinen Sitz, welches wegen seiner abenteuerlichen und bajazzischen Streiche, Schnurren und Einfälle jahrelang auf dem Hofe gehegt und etwas verhätschelt war. Dieses Kerlchen war wegen seiner Gewandtheit und Behendigkeit und wegen allerlei flinker und lustiger Ausrichtungen und Anstellungen, womit es die Einförmigkeit unsers stillen Landlebens durchschnitt, bei den Frauen und Kindern, welchen er zu allen Späßen, Spielen und Diensten bei Tag und bei Nacht immer fertig war, besonders gut angeschrieben. Dieses muntre Männchen, das als Knecht mit Knochenarbeit wenig bezahlen konnte, hieß Papier, und ward nur das Papierchen, von Herrn Müller das Babierchen oder verächtlich gar das Babierschnitzelchen genannt. Da er in laufenden Bestellungen nach Rambin und der alten Fähre viel gebraucht ward, so mußte er oft auch den Müllerschen Läufer machen. Dieser hatte dem kleinen Menschen, da er sich über eine mitternächtliche Sendung durch Eis und Schnee beklagt hatte, einst mit seinem langen Rohr dräuend zugerufen: „Wie der Mann ist, brät man ihm die Wurst.“ Das Babierchen hatte dies Wort aufgegriffen und unter dem Gesinde verbreitet, bei welchem Herr Müller hinfort nur der Wurstbrater hieß, ein Ökelname*), den auch seine Schüler in ihrer Unart leider zuweilen gebrauchten.

Unter seinen Schülern kam ich, als der in seinem Trotze oder vielmehr wegen seines Trotzes Gehorsame, wohl am besten weg; der leichte, bewegliche Karl und die schöne, unruhige und leb-

*) Ökelname, so spricht man in Norddeutschland, nicht Ekelname. Öken, öka (nord.) vermehren. Also nur so viel als Beiname. Ökels, Aufsatz, Erhöhung, z. B. Aufsatz auf einen Bienenkorb.

haste Katharina Langen wohl am schlimmsten; Fritz im mittlern Maße, welchem er doch einmal in Beziehung auf einen herrlichen Kopf im Zorne zugeschrien hatte: „Frütreich, aus dir will ich einen Kerl machen, aber Briegel mußt du haben!“ welches Wort begreiflicherweise auch ein Sprichwort unter uns ward.

Das Schwerste und Mißlichste für die Schüler war die Gesangstunde, welche des Morgens als Schulanfang gehalten ward. Der Alte sang mit desperat heftiger und kreischender Stimme, und es war selbst der Furcht oft unmöglich, sich eines verstohlnen Kicherns zu erwehren. Da ward denn nach der guten alten christlichen Weise mitten im Singen druntergehauen, daß die Späne flogen, jedoch ohne daß der Gesang dadurch im mindesten aufgehalten wäre. Am gefährlichsten aber ward es, wann der Alte von den Seinigen Besuch bekam. Er hatte nämlich in Stralsund eine verheiratete Tochter, bei welcher seine Frau wohnte, und seinen Sohn, einen jungen Bäcker. Die kamen denn zuweilen Samstags oder Sonntags zu uns übers Wasser und blieben die Nacht und hielten Montags früh vor dem Frühstück und der Abreise gewöhnlich noch den Morgengesang mit uns. Ich weiß nicht, ob die alte Frau, sonst gar ein bescheidenes freundliches Mütterchen, von ihm eingesungen war, aber sie hatte seine helle durchgellende und durchjauchzende Manier, so daß sie gewöhnlich den ganzen Gesang in Verwirrung brachte; wobei er denn doch mit großer Mäßigung des Zorns nur mit den Worten drein sprach: „Mutter, du mußt Don halten“; was auch als Scherzwort noch lange durch die Münde lausen sollte.

Ich war indessen vierzehn Jahr und mein Bruder Fritz zwölf Jahr alt geworden, Karl war wieder nach Stralsund in die Schule geschickt. Herr Müller ward verabschiedet, und Herr Gottfried Dankwardt, Kandidat der Theologie, nahm seine Stelle ein. Zu dieser Veränderung hatten die Freunde meines Vaters, die Herren Stenzler und Krüger, und die Vorstellungen meiner Mutter den Anstoß gegeben. Dieser Herr Dankwardt war der Sohn eines Arztes aus der Stadt Barth in Pommern, damals etwa ein Fünfundzwanzigjähriger, ein kleiner, blonder, fröhlicher und beweglicher Mann, in seinem innersten Wesen voll Freundlichkeit und Frömmigkeit, obgleich von dem Geniewesen der Sturm- und Drangperiode, welche in jenen Tagen von 1770 bis 1785 herrschte, stark angeweht und durchgeweht. Dies gab ihm manche Wunderlichkeiten und Schnurrigkeiten, welche wir Jungen wenig gewahrten, woran sich aber Mutter und Tante anfangs oft sehr stießen. Der Vater aber, der einen tiefen Sinn für alles Rechtschaffene hatte, nahm sich des Herrn Dankwardt

treulich an und stellte ihn bald im Hause in das rechte Verhältnis.

Dieser gute und liebe Mann ist drei Jahre unter uns geblieben und hat sein Leben und Wissen in Liebe und Treue mit uns geteilt. Es war ein redliches Herz, ein guter Kopf, ein leidlicher Lateiner, mittelmäßiger Franzos', ein bißchen Engländer, Grieche fast gar nicht, indem das Griechische in jenen Tagen bei den Prüfungen der Kandidaten des Predigtamts nicht einmal gefordert ward. Dieses und das andre Gewöhnliche, was Hauslehrer alles lehren sollen und zu lehren pflegen, hat er mir und meinem Bruder Fritz nach Vermögen mitgeteilt, und wir haben daher sein Andenken in Ehren gehalten, wie er denn auch, solange mein Vater lebte, als er Pastor zu Bodenstede bei Barth und auf der Halbinsel Dars war, immer desselben lieber und willkommener Hausfreund geblieben ist. Er war nicht nur ein guter, frommer Lehrer und ein treuer, frommer Pastor, wie man die Worte im gewöhnlichen leichten Sinn ausspricht, sondern seinem innersten Wesen nach ein tapferer und begeisterter Kernmensch, in dessen kleinem, zartem Bau eine mächtige Seele hauste. Da er während der über mich verhängten Untersuchung wegen einiger bei mir gefundener und beschlagener Briefe aus den Jahren 1810 und 1811, worin er sich über den damals blühenden und glühenden spanischen Aufruhr nach seiner Weise ausgesprochen hatte, auch von Staats und Gerichts wegen befragt worden ist, und ich dem Ehrenmann Mühe im Alter gemacht habe, da er mir in meiner Jugend keine gemacht hatte, so muß ich von diesem seinem tüchtigen Menschenkern seinem teuren Andenken zu Ehren hier ein Beispiel überliefern, das er selbst in ungeheurer Zeit gegeben hat.

Als im Winter 1807 der französische General Mortier Stralsund berannt hatte, waren rings in die Dörfer an den pommerschen Küsten französische Wachposten gelegt; so auch in dem Kirchdorfe Bodenstede unweit Barth dem Dars gegenüber. Diese hatten angefangen nach welscher Weise mit den Weibern und Töchtern Überspiel zu versuchen. Das konnten diese Dörfler nicht leiden, Männer an die mächtigsten Gefahren und gelegentlich auch an Pulver und Blei gewöhnt.*) Sie scharten sich im ge-

*) Auf der Halbinsel Dars und in den Dörfern auf den gegenüberliegenden Küsten wohnt ein schöner, kräftiger Menschenschlag, dessen Gewerbe in der Jugend gewöhnlich das kühne Element des Meeres ist. Als ich im Winter 1817 meinen alten Meister zu Prerow auf dem Dars, einer reichen Pfarrstelle, wohin er von Bodenstede befördert war, zum letzten Male besuchte, stießen mich und meinen Bruder Karl zwei herrliche, schlanke Männer mit langen, eisenbeschlagenen Stangen in fliegenden Schlitten über das spiegelglatte Eis hin, welches damals zwischen dem Festlande und der Insel eine Brücke geschlagen hatte. Beide trugen englische Ehrenmünzen, hatten englisches Jahrgeld. Sie hatten auf der „Victory" des Admirals Nelson die Schlacht von Trafalgar

rechten Zorn, die Franzosen erschraken vor ihrer Zahl und Rüstigkeit, wurden entwaffnet, gebunden, eingeschifft und etwa fünfzig Mann stark nach Stralsund an die Schweden als Gefangene abgeliefert. Das war eine kurze Freude. Die Tat erscholl in dem französischen Lager, und ein Kommando von mehreren hundert Mann ward abgesandt, das Dorf zu bestrafen. Der Schulze und mehrere Älteste von Bodenstede wurden gefesselt und sollten erschossen, das Dorf sollte geplündert, angezündet und abgebrannt werden. In dieser großen Not, als die Gefesselten den sicheren Tod erwarteten, trat der kleine Herr Pastor vor und redete den welschen Befehler mit den kühnen Worten an: „Mein Herr, Sie haben die Unschuldigen ergriffen, ich bitte, lassen Sie diese Männer los, die sind die Unschuldigen und Verführten; hier haben Sie den Verbrecher, mich nehmen Sie, mich erschießen Sie, wenn Gott es Ihnen erlaubt, mein Haus verwüsten und verbrennen Sie, ich bin der Verführer, der einzige Schuldige. Ich habe diesen armen Bauren gepredigt, daß sie bis auf den letzten Mann für ihren König stehen und den Feinden des Vaterlandes Abbruch tun müßten." Diese Worte, aus kühnem und tapferm Herzen gesprochen, rührten den Welschen; er ließ die Gefangenen losbinden, legte ihnen eine leidliche Geldstrafe für seine Truppen auf und ließ zum Zeichen, daß er die befohlene Abbrennung des Dorfes ausgeführt habe, einige elende, leere Hütten außerhalb des Dorfs, wo die Fischer ihre Heringe zu räuchern pflegten, niederbrennen. Diese Tat des Pfarrers war groß, größer die des edlen Welschen, der seinen bösen Mut bezwang. Warum habe ich seinen Namen nicht erfahren können?

Mit Herrn Dankwardt begann nun ein neuer Abschnitt in dem Leben der Jungen und eine Art der Schule und des Umgangs, wie solcher, die da vorhaben, Bücherleser oder Studenten zu werden, welche der Schwede nach der Haupteigenschaft, wodurch sie sich auszeichnen sollen, Lesekerle nennt. Es gab der Kandidaten in der Nachbarschaft mehrere, welche zusammen wöchentlich etwas einem Klub Ähnliches hielten, wo sie sich besprachen und auch ihre Lesebuben zusammenführten. Auch ließen sie und die Prediger der Insel in einer recht ansehnlichen Lesegesellschaft alles Neueste der schönen und leichten Literatur rundlaufen, wovon natürlich auch uns und unserm Hause sein Teil zugute kam. Von den Knaben, welche durch diesen Kandidatenklub zusammengeführt wurden, waren unser nächster Nachbar

mitgemacht. Der Schulze in Bodenstede, in dessen Hause ich mit dem Herrn Pastor mehrmals zu Tisch gesessen bin, war in seiner Jugend Steuermann eines Westindienfahrers gewesen.

Gottlieb von Kathen, ferner Buslaf von Platen und Chriſtoph von Schmiterlöw die gewöhnlichſten Spielgeſellen. Dieſer Chriſtoph war der allgemeine Spaßhammel. Er hieß nur der lange Stoffel, zuletzt gar der Löwe in der Wüſte; denn der Herr Koſegarten hatte ſeine ſchöne Tante beſungen und in ſein Gedicht ein Abenteuer von einem Ritter Schmiterlöw eingewoben, der vor tauſend Jahren weiland in den Kreuzzügen den Löwen in der Wüſte erſchlagen. Das ward ein Stichwort gegen unſern langen Helden, der es im preußiſchen Dienſt doch bis zum Oberſten eines Dragonerregiments gebracht hat, und wann wir uns dieſen damals noch ſehr ungeleckten und ungelenken Löwen zuwarfen, klang es: „Smit den Löwen her!“ (Wirf den Löwen her!) Die ſehr langen und tapfern Smiterlöwen — denn ſie galten alle für Eiſenfreſſer — waren übrigens vor etwas über hundert Jahren noch nichts als gute Kaufherren und Ratsherren in Stralſund: auch ſchon Würdigkeit; denn ein Ratsmann in dieſer Hauptſtadt des Landes Rügen galt ſchon längſt einem Ritter ebenbürtig.

Von den Kandidaten waren Herr Theobul Koſegarten, Lehrer zu Götemitz, und Herr Neſtius, Neffe des berühmten und gelehrten Propſtes Piſtorius zu Poſeritz, wohl die ausgezeichnetſten. Darunter fuhr öfter von Greifswald herüberbrauſend der wilde Johann Hagemeiſter, ein ſtürmiſcher, genialiſcher Jüngling, der aber ſpäter ein ſchönes Talent liederlich verſauft und verbrauſt hat. Dieſer und der überfliegende Koſegarten zündeten manches an und erregten das Leben, das aber bald wieder in ſtilleren Wellen hinfloß: denn der Vater hieß Zucht und Ordnung und die Mutter Beſonnenheit und Klarheit; das enge Gefäß des Vermögens ließ auch keinen weiten und brauſenden Wellenſchlag zu.

Außer dieſen mit Herrn Dankwardt verkehrenden und wechſelnden Jünglingen kamen uns die alten Hausfreunde nicht abhanden. Herr Magiſter Stenzler und Paſtor Krüger ſprachen häufig bei uns ein und machten bei ihren Stralſundsfahrten gewöhnlich eine kleine Ausbeugung von der Landſtraße nach Grabitz, wo ſie mit den ihrigen eine Nacht oder zwei ſchliefen. Auch ſie trugen uns manche gute Bücher und Anweiſungen ins Haus. Dies konnte beſonders von Stenzler gelten, der nicht bloß ein vortrefflicher Prediger, ſondern auch ein bedeutender Gelehrter war und eine ausgeſuchte Bücherei hatte. Die Häuſer dieſer geiſtlichen Herren, ſowie das unſers Ohms Moritz Schumacher zu Silmnitz, dann zu Rentz bei Gartz, und des Pächters Dalmer zu Schoritz wurden in der guten Jahrszeit von unſerm Herrn Kandidaten und uns auch recht fleißig beſucht. Gewöhnlich ging

die Karawane den Sonnabendmittag aus und kam Montagnacht wieder heim. Es waren aber nur Spaziergänge von zwei, drei Stunden.

Außer diesen Freunden waren in Stralsund Verwandte, Bekannte und Geld- und Geschäftsfreunde des Vaters, die bei der Nähe von Grabitz, welches zur Alten Fähre nur eine Stunde hat, die Samstage und Sonntage fleißig zu uns herauspilgerten. Sie brachten gewöhnlich Wein oder die Zutaten zum Punsch mit. Unser Federhof lieferte Gänse, Schruthähne, Enten, Hühner und Tauben, und das gute Gewehr meines Vaters Hasen, Rebhühner, wilde Enten und die herrlichsten Schnepfen, wovon der Strand und seine weiten Wiesen wimmelten, in großer Menge. Es war damals überhaupt eine große, allgemeine Gastlichkeit auf der Insel, die zum Teil wohl noch besteht, obgleich die Seebäder und ein wimmelnder Anzug und Durchflug von reisenden Pilgern da wohl etwas Eintrag getan haben mögen. Es ging ungefähr her wie in den Tagen des berühmten Gelehrten und Grobians Samuel Johnson, als er mit seinem Amanuensis Bothwell Nordschottland und sein westliches Inselmeer bereiste und bei Landedelleuten, Pächtern und Pfarrern die Freude der Trinkhörner und Muscheln in Bewegung setzte. Man fuhr, wenn der fröhliche, gesellschaftliche Trieb aufstieg, unangemeldet zu den Nachbarn oder Freunden; mochte man zu Fünfen oder zu Fünfzehn kommen, man kam willkommen. Umstände wurden nicht viel gemacht; Fische, Gefieder, Geräuchertes und Gesalzenes fehlten fast nirgends; Zucker, Kaffee, Tee waren in dem fast gar nicht bezollten Lande sehr wohlfeil; Bier und Branntwein fehlten nimmer, selten auch ein Glas Wein; immer aber war die ungeschminkte Gastlichkeit und Herzigkeit da. Dies war etwas so Abgemachtes, daß, wenn z. B. ein oder zwei wohlgepackte Wägen eben angeschirrt standen und abfahren wollten und dann etwa ein dritter Wagen vorfuhr, der die Abfahrenden besuchen wollte, man diesen flugs wieder umwenden und mit zu denen, welche man besuchen wollte, fortrollen hieß. Auch für die Nacht, wann schlechte Wege oder böses Wetter die Heimfahrt nicht erlaubten, war in den meisten Häusern durch die Menge der reichlich gefüllten Federbetten gesorgt. Unsre sundischen Freunde brachten denn auch ihre Jugend mit, unter welchen wir mehrere treue Kameraden gewannen, welche uns neue Spiele und Künste zubrachten, besonders mehrere Arten Ballspiel und die Lust des Schiffbauens und Segelns auf unsern vielen Teichen, und für die Spiegeleisbahn des Winters den Schrittschuhlauf, wie für den Sommer die Freude des Vogelschießens. Für diese der großen Hauptstadt nachgemachte Sommer-

luſt ward auf dem kleinen Tannenberg auf unſrer Weide hart bei Gieſendorf, der Bakenberg zugenannt, eine mächtige Stange mit einem Vogel aufgerichtet, nach welchem wir oft zwei, drei Tage ſo lange mit Flitzbögen und Bolzen ſchoſſen, bis das letzte heruntergeſchoſſene Stück einen der Schar zum König machte. Das gab dann, gewöhnlich in der Pfingſtwoche, eine große Feſtlichkeit. Es ward ganz nach ſundiſcher Weiſe mit großer Feierlichkeit unter dem Klang von Pfeifen und Hörnern vom Hofe ausmarſchiert, einige mit Maien und Kränzen geſchmückte Zelte waren aufgeſchlagen, worin Butterbrot, Kuchen und Punſch gereicht ward, und wozu in der Regel die Menge Junge und Alte unſrer ſundiſchen Freunde und der Nachbarn geladen wurden.

Dieſe Luſt erinnert mich einer böſen Unluſt, die ich erzählen muß, und die wahrſcheinlich in eines der letzten Jahre unſers Grabitzer Lebens fällt. Bruder Fritz und ich hatten zu der Schützenfeierlichkeit als Einladungsprogramm jeder ſein Gedicht gemacht. Dieſe wurden vorgeleſen, und des Fritzens Worte gewannen als die wirklich luſtigen und witzigen bei der zuhörenden Verſammlung einen glänzenden Sieg, meine hochtönenden und bombaſtiſchen aber fanden keinen Anklang. Hier faßte mich der böſe Neidteufel, und da der Fritz mir eben mit etwas in den Weg trat, rügte ich es derber, als recht war, und zwar mit dem beſchämenden Gefühl des Neides.

Jetzt muß ich endlich einer Stelle ganz beſonders erwähnen, wohin von mir wenigſtens ſelbſt bis in die ſpäteren Jahre, wo ich ſchon zwiſchen den Dreißigen und Vierzigen ſchwebte, wie zu einem feſtlichen Orte zu Fuß, Roß und Wagen viel gewallfahrtet worden iſt. Dieſe Stelle heißt Poſewald, eine kleine Stunde von Putbus, und ein zu Putbus gehörendes Gut. Dort wohnte der Patriarch unſrer Familie, der alte Hinrich Arndt. Zu dieſem, meines Vaters treueſtem Bruder und Freund, ward gewöhnlich im Herbſt und Winter, oft auf mehrere Wochen gezogen, zur Zeit, wo Äpfel, Birnen und Nüſſe reiften, wo die Bienenſtöcke abgeſtoßen wurden, und wann die Jagd begann. Der alte Graf Malte ließ nämlich ſeine Pächter ohne Umſtände die kleine Jagd treiben; nur die Pürſch der Hirſche hatte er ſich vorbehalten. Der alte Ohm aber und mein Vater, eigentlich alle Vaterbrüder, waren gewaltige Nimrode vor dem Herrn und hielten ſich die vorzüglichſten Flinten und Jagd- und Hühnerhunde; mein Vater war vielleicht der Meiſter von allen, und nicht leicht flog eine Schnepfe unbeſtraft vor ſeinem Rohr vorüber. Wie oft bin ich am Strande auf der Jagd gegen dieſes Geflügel oder auf der Abendblinke gegen die wilden Enten oder auf den Brachfeldern gegen die Myriaden

Brachvögel als Diener mit ihm gegangen und habe mit dem herabfallenden Gevögel die Weidtasche füllen müssen! Wenn sie nun hier in den waldreichen und buschreichen Revieren von Posewald, Nadelitz und Süllitz, welche Güter mein alter Ohm als Pächter innehatte, mit ihren Hunden streiften, so ward ich gewöhnlich aufs Pferd gesetzt, und zu beiden Seiten wurden Bänder an den Sattel gebunden, woran die armen Hasen und der Familie von Malepart geschwind abgestreifte Bälge aufgeknüpft wurden. Das mußte dann von Morgen bis Abend, oft durch Sturm, Regen und Schneegestöber so fortgehen — denn die Männer waren damals noch in einem rüstigen, weidlichen Alter —, und ich durfte nicht mucksen, wie ich vor Näsſe und Kälte innerlich auch oft schaudern mochte. Auch muckste ich nicht; denn es gab dabei so viele Abenteuer, und der alte Hinrich war ein so poetischer und romantischer Mensch, daß ich doch immer meine Ausbeute dabei fand.

Ich nenne den alten, wackern Bauren poetisch und romantisch und sollte eigentlich dieses Ländchen Putbus so nennen, welches mit seinen Hügeln, Wäldern, Hünengräbern, Grab- und Opfersteinen, Küsten, Inseln und Halbinseln selbst ganz eine Romanze und ein Gedicht ist. Der alte Hinrich, nichts weiter als ein etwas verfeinerter Bauer, war nur ein Bild davon, oder vielmehr er bildete es in Sitte und Gespräch ab. Es war ein schöner Mann, von mittlerem Wuchs, eines edlen Gesichts, blonden Haars und blauer Augen, fast immer fröhlich und heiter und gleich einem, der von Sorgen und sorglichen Dingen nichts weiß. Er war weniger gebildet als mein Vater, hatte aber doch einen schönen Naturgeist und ebendeswegen gar kein Bedürfnis künstlicher Vergnügungen. So spielte er zum Beispiel wohl die Geige, aber nie die Karten, und saß, wann er seine Feldarbeiten übersehen und besorgt oder sich auf der Jagd ermüdet und der Gaben Gottes, die auf seinem Tisch immer in der reichsten Fülle aufgetragen wurden, mit uns genossen hatte, abendlich und mittäglich vor dem Tore seines Hofes auf breiten Steinen und hatte es dann gern, wenn man sich da zu ihm setzte und sich die Märchen und Abenteuer der Gegend, den Sprung des nordischen Helden Olaf Tryggveson ins Meer*) — da, wo der Kirchturm von Wusterhusen ragt, ist ein König mit der goldnen Krone ins Meer ge-

*) Dahlmann in seiner „Dänischen Geschichte", Teil I, setzt diesen Sprung, ich weiß nicht warum, in den Sund. Die Sagen von dem berühmten Normannskönig setzen ihn an die Küsten, diesen Putbusser Gestaden gegenüber. Diese erhalten für die Örtlichkeit eine Bestätigung durch die geographische Bestimmung der Schlachtgegend. Sie nennen einen Ort, der noch jetzt da ist, nämlich die Insel Svolthar, hinter welcher die verbündete Flotte der nordischen Könige und des norwegischen Jarls auf

ſprungen: noch blinkt ſein Kopf mit der goldnen Krone in der Johannismitternacht hervor — und die Geſchichten der Schlachtfelder dieſer Küſten, wo Karl XII. und der alte Deſſauer miteinander gerungen hatten, von ihm erzählen und die Kanonenkugeln herbeitragen ließ, die ſeine Leute aus den Feldern um Nadelitz ausgepflügt und aus den Gräben und Teichen ausgegraben hatten. Denn der gute Alte erzählte gern und lebendig und ließ ſich gern erzählen, wußte mancherlei von rügenſchen und ſchwediſchen Begebenheiten und hatte ſich aus manchen alten Chroniken, die auf ſeinem Kannbrett lagen, auch für die allgemeine und deutſche Geſchichte manches herausgeleſen. Das Beſte aber war der Mann ſelbſt, den man ſich aus ſeinen Worten und Taten mit Freuden herausleſen konnte. Er war immer herzig und beherzt und quoll aus dem Kreiſe ſeines beſchränkten Lebens immer von Scherzen und Schwänken über. Keine Luſt und kein Spaß war ihm zu luſtig, nur unſittlich durften ſie nicht ſein, und er pflegte gern den Spruch zu führen — ich weiß nicht, woher er ihn hatte —: „Dr. Luther hat geſagt, wenn Gott keinen Spaß verſtünde, möchte ich nicht im Himmel ſein.“ Ich nenne ihn den Patriarchen: das war der glücklich geborene Menſch wirklich; redlich, frei, tapfer und hilfreich, wann und wo er konnte, ließ er im Glauben an Gott und ſeine Weltregierung Unglück und Trübſal meiſtens ſtill und leicht neben und unter ſich hingehen und richtete ſich am Sonnenſchein des Lebens bald wieder auf. Mein Vater, ein Menſch mit leichtbeweglichem und reizbarem Gefühl, war ihm ſehr unähnlich, auch körperlich, ein großer, ſtarker, brauner Mann; weil ſie aber mit ihren Verſchiedenheiten einander ergänzten, hatten ſie ſich nur um ſo lieber. Als der Älteſte des Hauſes und als geborner Patriarch hatte er nicht allein unter ſeinen Verwandten großes Anſehen, ſondern genoß auch unter allen Nachbarn einer großen Achtung und hieß nur Vater Arndt, duldete auch von ſeinem Geſinde keinen andern Namen. Das Wort Herr war ihm verhaßt, wenn jemand ihm damit aufwarten wollte; er meinte, nur ſein Graf Putbus ſei ein Herr — und er hatte wohl nicht unrecht. Kraft dieſer Würde anerkannter Vaterſchaft durfte er auch manches, was man von andern Männern nicht mit gleicher Geduld hingenommen hätte. Mir gab er, als ich ſchon im Jünglingsalter ſtand, weil

---

das Auslaufen Olafs aus der Peene gelauert und bei ſeinem Erſcheinen hervorgeſegelt ſeien. Dieſe Inſel kann nach dem dumpfen Laut, wo das Volk de Rondar ausſpricht, keine andre geweſen ſein als die Halbinſel Rudar, welcher noch jetzt alle größeren Schiffe, die von Stralſund aus ins weite Meer wollen, vorbeiſegeln müſſen. Sund bezeichnet überhaupt jede Meerenge und zwar von einer Breite, die ein rüſtiger Schwimmer durchſchwimmen kann.

ich über den König von Schweden ein mißfälliges Wort gesprochen, eine klingende Schelle mit den Worten: „Junge, sollst du so von unserm König sprechen?“ Einen andern Verwandten, welchem seine Frau Zwillinge in die Wiege gelegt hatte, und welcher über diesen Segen Gottes die Hände zusammenschlug, warnte und schalt er mit den Worten: „Du feiger Mensch! Meinst du nicht, daß Gott wird erhalten können, was er geboren werden läßt?“ So blieb er bis ans Ende. Ich und meine Brüder besuchten ihn ein halbes Jahr vor seinem Tode (er starb im Winter 1811). Der Greis, in den Achtzigen, saß mit seinem alten Mütterchen schon zusammengefallen in seinem Stübchen, aber die alte Lebensflamme zuckte bei unserm Anblick frisch auf. Er setzte sich mit uns zu Tisch und ließ Wein auftragen und ward fast beredt wie in längst verschienenen Tagen und sagte beim Abschied ganz beherzt: „Kinder, ihr werdet mich bald in die Erde legen; dann sollt ihr recht fröhlich sein und von diesem Wein trinken: denn ich habe mit Gott mein Leben lang ein frohes Leben geführt.“

Dies war der Patriarch. Noch saß in einem stillen Stübchen eine liebende und freundlich lächelnde Parze am Spinnrocken, des Patriarchen Mutter und meines Vaters Mutter, deren alte Tage der treue und fromme Sohn mit der größten und zärtlichsten Sorge und Liebe gehegt und gepflegt hat. Das war das Bild einer schönen und stattlichen Alten, das Angesicht meines Vaters, bräunlich und schön wie König David weiland, auch sie immer herzig und wohlgemut; hat 96 Jahr auf Erden gelebt und mit ihren Küssen manchen Segen auf meine Wangen und mein Haupt gedrückt.

Nun müssen auch ihre andern Söhne heran, die ich in jenen meinen Jugendtagen und später hier und dort und in der Gegend gesehen habe, auch diese alle durch Stärke und Reisigkeit berühmt und in ihren jungen Jahren auch durch heftige und armbrechende Geschichten, weswegen in der Umgegend wohl von dem *starken, heißen Arndtsblut* die Rede ging. Es schien der Ahn, der alte schwedische Unteroffizier, in dem Geschlecht lange vorhalten zu wollen, und dies Blut soll auch in dem jüngeren Stamm der Söhne und Enkel hin und wieder etwas heiß hervorgequollen sein. Da war der eine Holländer (Kuhpächter) zu Darsband, früher gestorben, dessen ich mich nur dunkel aus meiner Kindheit erinnere; ein anderer, Johann Arndt, Putbusser Förster in der Granitz, von Gesicht und Wuchs dem Hinrich ähnlich, aber milderen und weicheren Gemüts, auch ein rüstiger Jäger, Vogelsteller und Fischer, mit einer sehr ge-

ſchickten Hand, ſo daß er allerlei künſtliche Arbeit weben und ſchneiden konnte. Dieſer hatte in der alten Schwedenſtärke alle ſeine Brüder übertroffen, ſo daß ihn in ſeinem jugendkräftigen Alter auch ein mächtiger Ringer nicht hatte von der Stelle rücken können. Endlich die beiden Jüngſten, Jochim und Chriſtian, Zwillinge, die auf meinen Vater gefolgt waren. Der Jochim war auch ein kleiner Pächter, nicht hoch von Wuchs, aber ſehr gewandt und lebensrüſtig, auch voll angeborner Schneidigkeit und Kräftigkeit, ein Sorgenlos und Sauſewind, wie ich keinen andern gekannt habe; aber das galt nur für ſeine Feierſtunden, denn er war in ſeinen Arbeiten ein ſehr ordentlicher, verſtändiger Mann. Dieſen habe ich erſt ſpäter kennen und erkennen gelernt. Er war fein und hübſch von Gebärde, mit leuchtenden Augen und feſteſtem Blick, von der Art, die auch der Teufel nicht aus der Faſſung bringen möchte. Mehr Verſtand, klares Urteil und heiteres Weſen habe ich in wenigen Menſchen geſehen; daher war er bei all ſeiner windigen und gutmütigen Luſtigkeit zuweilen ſcharf, indem ihm die meiſten Menſchen wie Dummköpfe oder Träumer erſchienen. Er war in den Jahren 1804 bis 1812, wo ich wenigſtens wechſelnd mich in der Heimat aufhielt, viel in meinem väterlichen und in den brüderlichen Häuſern, und da habe ich in manche Nacht tief hinein mit ihm geſeſſen, geſpielt und geplaudert. Denn das bedurfte er. Wann die Zeit kam, wo die andern Menſchenkinder ſchlafen gehen, dann bat er noch gern ein paar Geſellen, drei, vier Stunden in Karten oder Geſpräch mit ihm durchzuſpielen und ihm über die Nacht hinzuhelfen. Denn in ihm zeigte ſich die eigentümliche Erſcheinung, daß er in Verhältnis zu andern Sterblichen kaum die Hälfte der Stunden zum Schlaf bedurfte. Obgleich er in ſeiner Jugend ein ſehr arbeitender Mann geweſen, ſo genügten dem ſechzigjährigen Manne doch zwei, drei Stunden dazu. Dies war eine Naturbeſonderheit, die ſich darin offenbarte, daß ihm zwiſchen 11 und 12 Uhr, wann es gegen die Mitternacht ging, das ſtarke Haupthaar wie im Schweiß gebadet ordentlich zu rauchen begann.

Der Nebenhäusler dieſes Jochim, der Chriſtian, war in ſeiner Jugend als ein wilder und freudiger Geſell davongegangen und von dem berühmten preußiſchen Dragonerregiment Anſpach und Baireuth eingefangen worden, worin er es bis zum Wachtmeiſter gebracht. Auch er lebte als ein Alt- und Überſtändiger in ſeinen ſpäteren Jahren in dem Hauſe des Poſewalder Patriarchen, hoch und ſchlank, ein Zwölfzoller, und auch von ungewöhnlicher Stärke, noch mit den Spuren ehemaliger Schönheit.

Er gehörte mit zur Poesie dieses Hauses, indem der alte, freundliche und sanfte Mensch unerschöpflich war, aus den Kreisen seines Lebens allerlei soldatische und volkliche Geschichten und Märchen zu erzählen; aber sein vorzüglichster Zauber für uns bestand in seiner schönen, klangreichen Stimme, mit welcher er eine Menge lustiger Volks-, Jäger- und Soldatenlieder abzusingen wußte. Er war nach dem Siebenjährigen Kriege Dragoner geworden und hatte unter dem großen Könige nur den Bayrischen Erbfolgekrieg oder den sogenannten Kartoffelkrieg mitgemacht. Von dem alten König Fritz erzählte er mit Wohlgefallen zwei ihm begegnete Geschichten.

Nachdem er ihn bei der Musterung des Regiments das erstemal nach seiner Heimat gefragt und erfahren hatte, er sei aus Rügen, aus der Grafschaft Putbus, hatte er ihn die ersten Jahre bei der Heerschau freundlich auf die Wangen geklopft und gerufen: „Ach! der schöne Putbusser!"

Im Bayrischen Erbfolgekriege hatte der König, die Vorposten durchreitend, von den österreichischen Plänklern der Kundschaftung der Stellungen wegen irgendeinen Gefangenen gewünscht; aber man hatte keinen österreichischen Husaren auf flinkem Pferde erjagen können. Da ließ der preußische Oberst, der die Vorposten befehligte, eine Büchse holen und rief den Dragoner Arndt, einen ihm als wohlzielender Jäger bekannten Schützen, heraus. Dieser sprang vom Pferde, lud die Büchse, sah den König an und sprach: „Aber nur das Pferd, Ew. Majestät", und mit den Worten stürzte ein Husarenschimmel; der Arndt geschwind auf sein Roß, den laufenden Husaren eingeholt und zum König gebracht. Der König drückte ihm zwei Goldfritzen in die Hand mit den Worten: „Brav, mein Sohn! Nicht unnütz einen Menschen erschießen."

Auch gebe ich von seinen Soldatenliedern hier ein recht charakteristisches und wünschte nur, ich könnte gleich die Musik dabeisetzen. Hier ist es:

In Böhmerland bei Prag
Da hat der König von Preußen
Getanzet mit der Königin
Von Ungern und von Böhmerland
Gar lustig wohl auf dem Plan.

Sie tanzeten so vortrefflich herum,
Daß ihnen das Gehirn im Kopf ward dumm.
Ein solcher Tanz kostet Mut —

Doch wenn ich's wiederum recht bedenk',
So tut es mich von Herzen kränk'n:
Meine Kameraden liegen in dem Blut.
Da heißt es nicht: Bruder, komm herein!
Hier iſt gutes Bier, hier iſt guter Wein.
Nein, da koſtet es Fleiſch und Blut.

Potztauſend! ei! ei! ei! ei! ei!
Eins hätt' ich bald vergeſſen:
Die Herren Sachſen waren auch mit dabei;
Sie machten ja ſolche weite Schritt,
Daß der Zehnte nicht konnte halten das Glied —
Da war der Tanz vorbei.

Ich ſah aber in meiner Jugend nicht bloß das alte, heiße Arndtsblut als von ſehr ſtattlicher und reiſiger Natur, ſondern noch andere Trümmer von Männern reiſiger Größe und Stärke. Doch war dieſe Art nach dem Geſtändnis des alten Hinrich in ſeinen Tagen in der Herrſchaft Putbus ſehr ausgegangen. Der Graf Malte zu Putbus hatte nach dem Tode ſeines Vaters, des Tribunalspräſidenten Grafen Moritz Ulrich zu Putbus, der ein ſehr milder Herr geweſen, die Herrſchaft ſehr verſchuldet empfangen und war aus einem ſtrengen Haushalter, der er anfangs aus Not ſein mußte, zuletzt aus Gewohnheit ein harter Haushalter geworden. Er hatte große Dörfer zerſtört und Pachthöfe daraus gemacht und überhaupt über ſeine Herrſchaft ein ſo ſchweres Zepter geführt, daß ſehr viele und zwar meiſtens die ſchönſten und rüſtigſten Jünglinge zur See und zu Lande in die Fremde entwichen und nicht wiedergekommen waren.

Auf dieſe hier geſchilderte Weiſe war das gaſtwirtliche Poſewald eine Stelle, wo ſich nicht bloß die Brüder und Gefreundten, ſondern alle guten Leute aus der Umgegend häufig einfanden, auch manche höchſt wunderliche und ſeltſame Käuze, woran jene Zeit und dieſe Gegend reich war. Ich täuſche mich nicht, indem ich das Gedächtnis jener Tage wiederhole: die Menſchen waren damals ungebildeter, aber eigentümlicher, mannigfaltiger und poetiſcher als jetzt; das Naturgepräge war noch nicht zur glatten Einerleiheit ſo abgeſchliffen, man konnte mehr von ihnen lernen, mehr von ihnen haben.

Es war das wirklich eine poetiſche Epoche, wo das liebe Deutſchland nach einem langen, matten Traum wieder zu einem eigentümlichen literariſchen und poetiſchen Daſein erwachte; und das war das Schöne darin, daß die Zeitgenoſſen viel mehr,

als es mir von den Jetztlebenden deucht, an jenem Dasein teilnahmen. Dies war nicht bloß bei den Studierten und Gebildeteren der Fall, sondern auch bei den Einfältigen und Ungelehrten, wie z. B. bei meinen Eltern und ihresgleichen Leuten. Schon war man über den Grandison und die Pamela, über Gellerts „Schwedische Gräfin" und Millers „Siegwart" zu „Werthers Leiden", zu Eschenburgs und Wielands übersetzten Shakespearen fortgeschritten, und Lessing, Claudius, Bürger, Stolberg wurden von alt und jung mit Jubel begrüßt. Das Leben wehte frisch anhauchend aus der Luft der Zeit und ward nicht bloß von himmelstürmenden Jünglingen, wie Kosegarten und Hagemeister, in unser Haus hineingeblasen. In unsrer Schule fing Bruder Fritz zuerst an Verse zu machen, und zwar begann der Junge die römische Geschichte in Dramen darzustellen, versuchte sich auch in manchem andern, wovon ich noch einige gerettete Muster habe; auch wurden die Hauspäße und lächerlichen und komischen Begebenheiten der Nachbarschaft oft recht glücklich von ihm besungen. Das hat wahrscheinlich auch mich gereizt, der ohne ihn vielleicht keinen Vers gemacht haben würde. Ich habe wohl von der Natur nicht genug von jenem flüssigen und flüchtigen, phantastischen und magnetischen Fluidum erhalten, was den Dichter schafft, und wenn mir einzelne kleine lyrische Sächelchen hie und da leidlich gelungen sind, so ist es nach dem Sprichwort geschehen: Eine blinde Taube findet zuweilen auch eine Erbse. Der Fritz aber war ein ganz anderer Kerl, mit einem hellen Kopf und einem königlichen Gedächtnis und noch wohl mit mehr bildnerischem als poetischem Talent. Er redete und deklamierte wie ein König, konnte aller Menschen und Tiere, aller Alter und Geschlechter Töne, Stimmen und Gebärden nachmachen, zeichnete vortrefflich und hatte jenen stillen und leisen Witz, der von sich nichts weiß und nie sich selbst belächelt. Er war damals ein in seiner leiblichen Entwicklung zurückgebliebener, etwas weichlicher und kränkelnder Knabe und hockte viel hinter dem Ofen; woran wohl Unglücksfälle, die er mit Armbrüchen und Vergiftung durch verschluckte Kupferpfennige gehabt, mit schuld sein mochten. Später, schon mit dem 15. Jahre raffte er sich auf und erwuchs zu einem stattlichen und schönen Menschen, der auch mit der Faust als Fechter und Ringer vielen überlegen war. Leider hat dieser königliche Jüngling seine großen Gaben wenig entwickelt oder vielmehr verspielt. Er, der ein großer Maler, Bildhauer oder Schauspieler hätte werden können, auch, wenn er gewollt hätte, ein bedeutender Gelehrter, studierte die Rechte, ward Sachwalt,

nahm zu früh ein Weib und mußte in den gewöhnlichen Lebenskarren eingespannt im Schweiß seines Angesichts ziehen.

Dieser prächtige Junge brachte nun in unser Schulleben manche ergötzliche Lustigkeit, teils durch die Karikaturen, die er auf jedes weiße Papier hinwarf, teils durch die komischen und launigten Späße, die er in seinen Versen ausgoß, indem er mit einem Vetter, der mit uns in Grabitz erzogen und von ihm mit der Versewut angesteckt ward, in Tragödien, Komödien und allerlei hanssachsischem Fastnachtspiel ordentlich poetische Wettkämpfe hielt. Dieser, der Sohn meines Ohms Moritz Schumacher, ein recht wackerer und fleißiger Junge, hieß zum Unterschied von ihm der kleine Fritz. Diese beiden besangen und bereimten alles Denkliche und mischten die kleine und große Welt in den wunderlichsten Tragikomödien durcheinander, der große Fritz mit bewußter Laune, der kleine Fritz in begeisterter Unschuld. Besonders trugen sie — worin ich als ein Erztaubenkrämer auch mitspielte — die Welt der Götter und Helden des Altertums auf die Kämpfe und Liebesabenteuer ihrer Taubenfamilien über.

Der kleine Fritz sang:

Das ist wahr, Priamus,
Du hast einen tapfern Fuß,
Zu kämpfen mit Achill,
Das ist dir nur ein Spiel.

und der große Fritz:

Ach! du tapfrer Hektor,
Wind um deinen Hals dir Flor,
Traur' um Vater Priamus,
Achill biß ihn in den Fuß.

Der kleine Fritz:

Eisen hast du, Gott Vulkan,
Greife doch die Feinde an;
Selbst der alte Priamus
Girret deiner Frau den Gruß.

und der große Fritz:

Weh! Vulkan, du alter Schmidt!
Wo, wer solche Schmach erlitt?
Denn die ganze Götterburg
Geht mit deiner Venus durch.

Diese kindische Reimspielerei und was dahin gehörte, besonders die Begeisterung für die Dichter, die wir lasen, brachten durch meine Schuld eine Tragödie hervor, welche der guten

Mutter mehr als eine Träne und uns allen manchen guten Braten gekostet hat. Hier ist die schwarze Geschichte:

Wir hatten uns in dem Baumgarten hart unter den Augen unsrer Schulfenster, wo ein schöner, sonnenbeglänzter Rasenplatz war, ein Ding gleich einem pegnitzischen Blumengarten angelegt. Der Rasen war nämlich in viele kleine Duodezgärtchen geteilt, und die Mitte jeder Abteilung war mit einem Haufen bunter, am Meeresstrande aufgesammelter Steinchen belegt. Jedes einzelne Gärtchen trug den Namen eines Dichters: Gellert, Hagedorn, Uz, Lessing, Bürger, Stolberg, Hölty, Claudius, Overbeck usw.; Goethens Großheit lag natürlich noch weit jenseits unsers Gesichtskreises. Damit nun diese bunt ausgelegten und mit Rasen umlegten Gärtlein recht grünen möchten, mußte Wasser zum Begießen geschafft werden. Das fehlte in dem Baumgarten, auch war kein Brunnen oder Teich in der Nähe. Da machte ich als der stärkste der Teilnehmer mich ans Werk und beschloß einen kleinen Teich zu graben, worin sich Wasser sammeln könne. Das ward in der Tat in den Feierstunden einiger Wochen vollbracht, und bald füllten auch ergiebige Regen meine Grube mit Wasser. Da begab sich, daß die jungen Geschwader von etwa 70, 80 Gänsehäuptern, schon ziemlich erwachsen und wohlbefiedert, eines Abends in den Baumgarten getrieben wurden, um in seinem wohlbeschlossenen Bezirk die Nacht in sichrer Hut vor Hunden und Füchsen zu durchschlafen. Aber o weh! Die armen Gänschen hatten nicht geschlafen, sondern Wasser gesucht und gefunden, waren in meine tiefe Grube gestürzt, welche keinen leichten Ausgang bot, und hatten sich übereinanderschlagend und -strebend bis auf vier, fünf, die man auf den Leichen der übrigen noch lebendig fand, sämtlich erstickt.

Noch eines jugendlichen Spiels muß ich hier erwähnen, das, wie ich mich erinnere, von mir ausging, der eine besondere Freude an Geschichten und Märchen hatte, nämlich unser *Geschichten erzählen* oder *Geschichten treiben*, wie wir es nannten. Wir größeren Jungen waren nämlich übereingekommen, daß während der winterlichen Zeit, wo die Abende und Nächte sich bei den Hyperboreern fast zu sehr längen, die Langeweile durch Geschichten, welche jeder unsichtig in seiner Reihe zu erzählen hätte, von uns gekürzt werden sollte. Dies ward denn auch mit großer Freude in lustige Tat verwandelt und während mehrerer Winter von uns fortgesetzt; denn die Lust daran ward so mächtig, daß wir oft um acht Uhr schon zu Bett eilten — denn im Bette, und zwar in einem dunkeln Kämmerlein ward Erzählung getrieben — damit die Geschichten recht

lange genoſſen werden könnten. Hier ſuchte nun jeder, was er aus Erdkunde und Naturkunde Wunderſames behalten oder vom lebendigen Munde anderer ſich aufgeleſen hatte, in neuer Geſtaltung und Erfindung zuſammenzuweben. Auch ward der Vertrag ebenſo gewiſſenhaft gehalten, als er feierlich geſchloſſen war, und ich erinnere mich nicht, daß jemals nur eine beſchwerliche Unterbrechung eingetreten, geſchweige daß dem Erzähler etwas Bitteres oder Unangenehmes eingewandt wäre. Wir hörten vielmehr immer mit der anſtändigſten Geduld zu. Ich für meinen Teil hatte mir einen fabelhaften Goldadler, den ich mit Mandeln und Roſinen und Feigen und Pomeranzen fütterte, vor einen luftigen Wagen geſpannt, und er hat mich zu Magneteinſeln und in Diamantgruben, in die Höhlen von Rieſen und Zauberern und in die goldenen Paläſte der Unterirdiſchen, ja durch die Mongolenwüſte Kobi bis unter die gefährlichen Flügel des Vogels Rock getragen. Auch jene Kleinigkeit hing offenbar mit der poetiſchen Influenza jener Tage zuſammen. Für uns hatte es wenigſtens den Vorteil, daß wir zu rechter Zeit reden und erzählen lernten; für mich aber führte es die angenehme Beſchwerde herbei, daß ich noch fünf, ſechs Jahre ſpäter, wo ich im Kreiſe kinderbegabter Freunde erſchien, meinen Goldadler ſatteln und anſchirren mußte. So hatte ſich der Ruf unſers Geſchichtentreibens verbreitet.

Bei allen dieſen kindiſchen und kindlichen Spielen und Entwicklungen des jungen Lebens hin und her, worin ſchon einzelne höhere und edlere Keime lagen, blieb der gewöhnliche Zuſtand doch in den Schranken des elterlichen Standes und Vermögens. Der rüſtige, damals noch in der Fülle der Kraft blühende Vater mutete uns mit Recht die Übungen und Arbeiten zu, welche er hatte durchgehen müſſen; er ſah es überhaupt gern, wenn wir aus eignem Triebe oder im wackern Wettkampf uns Strengen und Härten auflegten, die er eben nicht befohlen hatte. In der Erntezeit, wo viele Hände, und dieſe oft recht geſchwind, gebraucht werden mußten, wurden auch die Jungen oft einige Stunden vor der Sonne aus dem Bette getrieben und mußten oft lange vor der Schulſtunde Ochſen und Roſſe herbeitreiben oder herbeireiten, oft auch den ganzen Tag in dieſem oder ähnlichen jungenlichen und hirtlichen Geſchäften ausharren. Waren junge Füllen zuzureiten oder Pferde durch die Teiche zu ſchwemmen, Bruder Karl, der nun wieder bei uns war und den Kaufmann, wofür er beſtimmt ſchien, wieder gegen den Landmann vertauſcht hatte, und ich wurden darauf geſetzt, oft wenn es ins Waſſer ging, ganz nackt, der Vater mit der knallenden

Peitsche hinter uns. Noch erinnert's mich, daß ich, als ich einmal ein unbändiges Tier splitterfasernackt durch einen Teich ritt, von diesem beim Herausspringen in Nesseln und Dornen abgeworfen ward, daß mir das Fell brannte. Zu solchen Abenteuern durfte nicht sauer gesehen werden. Baden im nahen Meere, Fischen in den vielen Teichen und in den Gräben und Bächen der überschwemmten Wiesen auf Karauschen, Krebse, Krabben, Hechte und Aale, Vogelstellen im Herbste in unsrer trauten Lau, Schlittenfahren und Schlittschuhlaufen — alles das verstand sich als die Regel eines tüchtigen Landlebens von selbst.

Bei allen diesen Arbeiten, Übungen und Vergnügungen, wie sie das Land darbietet, ward doch immer sehr streng auf die Zeit gehalten. Wir trieben einen mächtigen Taubenverkehr und hegten in unserm Wäldchen einen hübschen Dohnenstrich, der, weil die Ostseeküsten von Zugvögeln jeder Art zu wimmeln pflegen, uns oft Hunderte von Krammetsvögeln und Drosseln lieferte; auch wurden andre seltnere und buntgefiederte Gäste oft lebendig eingefangen und in Käfichten aufgehoben. Aber die Schulstunde mußte genau mit acht Uhr früh gehalten werden. Ich und der Fritz liefen also im Oktober und November, oft im schlimmsten Regen und Schneegestöber, schon in der Morgendämmerung und vor dem Frühstück auf unsern Vogelstrich, die Beute abzuholen und das durch Wind, Regen oder lose Buben Verwirrte wieder in Ordnung zu stellen. Wenn wir dann beschneit oder durchnäßt und zähneklappernd zurückkamen und uns an den Frühstückstisch setzten, jammerte es die Frauen wohl, aber der Vater lachte dazu und lobte den Jungen, der lustig in alles Wetter hineinsah.

Hier glaube man nur nicht, daß der Vater ein harter Mann war; nein, er war von Natur fröhlich, freundlich und mild, meinte aber nach der Art jener Zeit, welche eine gute Art war, daß ein Junge, der wohl einmal Stein und Stahl anfassen müsse, nicht in Baumwolle eingepackt werden dürfe. Auch gehörte er nicht zu den Vätern, welche den Stock häufig gebrauchen. Ich habe ihn selten gefühlt; doch die letzte wohlverdiente Züchtigung etwa in meinem fünfzehnten Jahre hatte ich dem Asmus omnia sua secum zu danken. Der Vater war ermüdet und verdrießlich wegen eines unangenehmen Verlustes aus Stralsund zu Hause gekommen und hatte sich früh zu Bett gelegt. Ich und Bruder Lorenz, der vierte in unsrer Reihe, saßen im Nebenzimmer und lasen das berühmte Lied vom Riesen Goliath, wobei wir in ein gefährliches, immer von neuem beginnendes Kichern gerieten. Zweimal gebot, ja bat der Vater Ruhe zu halten und

riet uns, lieber auch schlafen zu gehen; als wir das drittemal in Lachen ausplatzten, da platzte er herein und stillte unsre Überlust mit ungebrannter Asche.

Ich war wirklich in meinen Jugendtagen ein unglücklicher Kicherer und Lachenausberster und mußte mich bei jeder Gelegenheit vor mir selbst in acht nehmen. An meinem Bruder Fritz habe ich das nie gemerkt, sondern er lächelte nur bei Gelegenheiten, wo ich und die andern mit lautem Lachen ausplatzten. Ich weiß nicht, ob das viele und leichte Lachen ein niedriges Gemüt verrät, wie man im Jesus Sirach liest; aber das scheine ich zu wissen, daß ein erhabenes Gemüt in der Regel kaum lächelt, wo die meisten lachen. Ich habe Goethens Gesicht oft darauf angesehen: ich glaube, das hat auch nur lächeln können.

Ein solches verderbliches Lachen, das den väterlichen Stock wieder gegen uns hätte reizen können, überfiel uns einmal beim Frühstück. Wir aßen unsre Milchsuppe aus einer bunten, gemalten Schüssel, in deren Innerm der Vers: „Wie schön leucht't uns der Morgenstern" gemalt zu lesen war. Nun ward es unter uns zum Schibboleth: „Du issest bis zum Stern"; „du bis leuchtet" — und darüber brachen wir eines Morgens los und fürchteten, es würde nun die andern Morgen auch so gehen. Da bat ich, indem der Vater schon wieder einige Male Stille! gerufen hatte, die liebe Base Sophie, uns den nächsten Morgen eine ungemalte und unbeschriebene Schüssel aufzusetzen, und so ward die Gefahr glücklich abgewandt.

Wir hatten nun bis in den Anfang meines siebenzehnten Jahres so fortgelebt, wie es sich eben machte, und meine Eltern konnten wohl nicht daran denken, mich studieren zu lassen. Da kam es durch fremde Hilfe, wahrscheinlich durch Anregung und Vermittlung der Herren Stenzler und Brunst, daß ich plötzlich in die gelehrte Schule nach Stralsund verrückt ward. Mehrere Gönner, welche unbekannt bleiben wollten, hatten für diesen Zweck einen Zusammenschuß getan, und im Februar des Jahres 1787 ward ich in die Sekunda jener Schule eingeführt und bekam bei dem Herrn Konrektor Furchau meine Wohnung. Dies war ein Sprung! Der arme und blöde Landjunge erschien im schlechtesten Aufzuge unter vielen zum Teil zierlichen und nach ihrer Weise vornehmen Jünglingen der ersten Familien der pommerschen Hauptstadt. Ich trug einen grünen Rock von eigengemachtem Zeuge; wenn es ein bißchen besser sein sollte, einen grauen plüschenen, aus einem alten Rocke meines Vaters zusammengenäht und von dem Landschneider etwas zu wulstig

weit zugeschnitten; meine Stiefel ungefähr in ähnlicher Art von dem Leisten des Meisters Silverstorp in Rambin. Man kann denken, mit welcher Gier die zierlichen Stadtpfauen über die so aufgeputzte Landkrähe herfuhren, und wie die Krähe sich anfangs zurückmachte. Indessen Not bricht Eisen, und da mich einige etwas unsanft anzutasten wagten, fühlte ich mein ungeduldiges Arndtsblut aufsieden, und bald lagen ein paar Burschc zusammengeknickt zu meinen Füßen. In dieser Beziehung hatte ich bald Ruhe; denn in der ganzen Klasse war etwa nur ein einziger, der mich allenfalls hätte bestehen können, mein nachheriger Schwager Ascher: dieser aber ließ mich ungeheiet. Die Klasse war damals durch die lange Kränklichkeit des eben verstorbenen Subrektors Vorheck sehr vernachläss:gt. Ich konnte mich darin bald mit den besten Schülern messen. Zwar verstand ich noch kein Wort Griechisch, aber in dieser Sprache sah es bei jedermänniglich damals schlecht in Sekunda aus. Nach des Subrektors Tode ward der Unterricht in dieser Klasse von den Lehrern der Prima mit bestritten und ging nur buchweise fort, und mir blieb immer Zeit genug, durch Privatunterricht, den ich im Griechischen nahm, mit den übrigen, die alle nicht hoch standen, in wenigen Monaten auf gleiche Höhe zu gelangen. Im Frühling langte denn der neue Subrektor, Herr Ruperti,*) aus Hannover an und erhob den Unterricht und die Zucht der Sekunda bald zu einer hohen Stufe. Ich habe in dieser Klasse zwei Jahre und in der Prima ein Jahr zugebracht und für einen der fleißigeren und besseren Schüler gegolten; was bei allem dem nicht viel sagen will. Warum?

Will ich etwa die Unterweisung, Verwaltung und Einrichtung der Lehrer tadeln oder schelten? Ich gewiß nicht.

Es war gerade eine glücklichere Epoche der stralsundischen Schule, als sie lange nicht gewesen. Ihr Vorstand war Magistrat und Konsistorium der Stadt. In dem damaligen Ersten Bürgermeister und Königlichen Landrat Herrn Dinnies, einem gelehrten und eifrigen Mann, hatte sie einen würdigen Musageten. Der Rektor, Herr Groskurd, früher Direktor des Deutschen Lycei in Stockholm, war die Gewissenhaftigkeit und Ordnung selbst, ein Mann, welcher binden und zusammenhalten konnte. Wenn seine Art mir und andern damals zuweilen an Pedanterei zu grenzen schien, so habe ich späterhin solche Eigenschaften und die Farben und Schatten, welche sie in einem gewissen Alter gewinnen, als eine unvermeidliche Notwendigkeit

*) Vor zwei Jahren als Superintendent in Göttingen gestorben.

doch achten gelernt. Auch war Groskurd keineswegs ein verbrauchter oder verworrener Lehrer, wiewohl ich gestehen muß, daß ich seinen beiden Kollegen der oberen Ordnung mehr zu danken habe. Diese beiden standen glücklicherweise auf der Altersstufe, wo die Lehrer einer Schule durch Beweglichkeit und Schwunghaftigkeit des Geistes die wirksamsten und wohltätigsten sind. Ruperti, ein Jüngling von vierundzwanzig Jahren, kam eben an, mit schönen Kenntnissen, mit schöner Begeisterung und Liebe für sein Amt begabt. Furchau, der Konrektor, ein Sohn der Reichsstadt Bremen, der zweite Mann nach dem Rektor, mochte eben ein Dreißiger sein, ein kleiner, runder, freundlicher Mann voll Lebendigkeit und Geistigkeit. Er hatte sich in der Wissenschaft nach allen Seiten hin umgesehen, war ein tüchtiger Philolog und Literator und folgte seinen Studien mit dem rastlosesten Fleiße, ein Mann von Geschmack, würziger Laune und feinstem Bienenwitz, der anmutigste und heiterste Gesellschafter und von einem glänzenden Vortrage, durch den Tacitus, Sophokles und Homer deutschen Klang und Sprache bekamen. Er führte für die beiden alten Sprachen und für Literargeschichte in Prima das Zepter. Leider war er jedoch in diesen Jahren öfter kränkelnd, so daß mehrere seiner Vorlesungen für uns halb verloren gingen. Ich wohnte in seinem Hause und hatte mein Stübchen seiner Bibliothek gegenüber. In ihr sah es ungefähr aus, wie jetzt auch in meiner kleinen Bücherei. Die meisten Bücher standen freilich in den Brettern, aber unordentlich durcheinander; ein großer Teil, besonders die zunächst von ihm gebrauchten, lagen auf Tischen, Stühlen und dem Fußboden in Verwirrung umher. Doch hatte er mitten in der Unordnung eine große Ordnung des Gedächtnisses und wußte das Verlangte und Gesuchte meistens augenblicklich zu finden. In dieser immer offenen Bibliothek konnte ich naschen, wie ich wollte, und meinen Bedarf hin und her schleppen, um so mehr, da der Herr Konrektor bald ein Hausfreund meines Vaters ward, mit welchem er in Stadt und Land mehrere gemeinsame Freunde hatte. Mehr aber noch als von Furchau ward man in seinen Studien von Ruperti gefördert, bei welchem jeder fleißige Schüler immer den freiesten Zutritt und die bereiteste Hilfe fand.

Also an Geist, Gelehrsamkeit und Lebendigkeit fehlte es dieser Schule damals in keinem Wege. Aber doch hatte die Heynische Philologie, woraus diese Männer sämtlich hervorgegangen waren, einen Mangel, welcher dem Meister oft genug vorgeworfen ist, den Mangel der Vernachlässigung der Lehre von den Sprachformen, den Mangel der grammatischen Strenge. Hat doch Heyne

ſelbſt gegen dieſe Anklage ſich damit entſchuldigt, daß er ſich den Dichterphilologen nannte, als welchem es nicht auf die feinen Klaubereien der Grammatik, ſondern auf das innere Leben der Alten, auf Geſchmacks- und Schönheitsfindung und -bildung ankomme.

Meine Stellung in Stralſund war ungefähr folgende:

Die erſten anderthalb Jahre meines dortigen Aufenthalts genoß ich die obenerwähnte Unterſtützung, von welcher ich den eigentlichen Belauf nie erfahren habe. Dieſe hörte dann auf, da meines Vaters Verhältniſſe ſich unterdeſſen weſentlich erweitert und verbeſſert hatten. Daneben hatte ich Freitiſche, mehr als ich bedurfte, indem mein Vater in der Stadt ſo viele Freunde und Bekannte hatte, daß ſie ſich um mich riſſen: dieſe Freitiſche beide für den Mittag und den Abend. Die letzten aber benutzte ich nicht immer, weil ſie mir zu viele Zeit raubten, und nahm zu Hauſe mit einem Butterbrot und Glaſe Waſſer oder Bier vorlieb. Das war auch des Morgens mein Frühſtück; und auf dieſe Weiſe iſt es auch in der Folgezeit meiſtens von mir gehalten worden, ſo daß ich bis zu meinem vierzigſten Jahre Kaffee und Tee nur bei außerordentlichen Gelegenheiten genoſſen habe. Später, erſt näher dem fünfzigſten, hat die Gemütlichkeit und Bequemlichkeit des häuslichen Lebens meiner zweiten Ehe mich auch an dieſe Genüſſe gewöhnt, welchen ich nun im Anſteigen des hohen Alters weiſe, aber zu ſpät, wieder zu entſagen beginne. Das aber, was Fichte ſelbſt aus ſeinem geſchloſſenen Handelsſtaat nicht auszuſchließen wagte, Wein, Punſch und deren Geſellen (den Branntwein jedoch ſelten und nur einzelne Gläschen) habe ich nimmer verſchmäht. Auch ſchien ich von der Natur zu einem bachiſchen Leben geſtempelt zu ſein: der Wein iſt mir von jeher wohl bekommen, eine Taſſe Kaffee hingegen, wenn ſie ja einmal über meine Lippen kam, machte mir vor meinen Dreißigen das Blut ſo wallen und die Hände ſo zittern, daß ich kaum einen Buchſtaben gerade aufs Papier bringen konnte.

Dieſe Freitiſche hatten für mich allerdings ihre Gefahr. Zuerſt verlor ich etwas von Zeit dabei; aber dies war das Kleinſte. Das zweite war ſchlimmer, das für einen Jüngling von ſiebzehn, achtzehn Jahren zu gute und reiche Leben. Es waren faſt lauter angeſehene und reiche Häuſer, wo ich zu Tiſche ging: die Gaſtlichkeit, die Gütigkeit der Freunde war überdies nach Landesgewohnheit unermeßlich; das Leben in jenen Tagen überhaupt weiblich und wohlgemutig und, da die politiſchen Stürme nur erſt in der Ferne brauſten, auf anmutigen und fröhlichen, auch wohl auf künſtleriſchen und äſthetiſchen Sinnengenuß gerichtet. Hier muß etwas von den Menſchen geſagt werden.

Stralsund ist eine große Stadt, durch ihre Leiden und Freuden und durch große Kämpfe, worin die Namen Wallenstein, Gustav Adolf, Friedrich Wilhelm der Große Kurfürst, Karl XII. und der alte Dessauer Leopold von Anhalt mitklingen, eine glorreich berühmte Stadt. Im Mittelalter war sie nach Danzig, der alten Hauptstadt Hinterpommerns, die mächtigste und prächtigste Stadt im Pommerlande, und noch sieht man ihren Marktplätzen, dem herrlichen Rathause und den drei größten Kirchen den alten vergangenen Glanz an. Sie entwuchs wenige Jahrzehende nach ihrer Gründung im Anfange des 13. Jahrhunderts der Macht der Fürsten von Rügen und nach deren Erlöschung der pommerschen Herzoge und war die nächsten Jahrhunderte nur dem Namen nach eine abhängige, der Tat nach aber fast eine freie Reichsstadt. Wegen Fehden mit den Fürsten und der Landschaft oft abgeschlossen und auf ihre Ringmauern oder höchstens auf einige Gebiete in der Insel Rügen angewiesen, hatte sich in ihr in einiger Ähnlichkeit mit der herrlichen Reichsstadt Köln ein ganz eigner Volksdialekt gebildet, der mit dem umwohnenden Lande wenig gemein hat und in seinem Ton und Akzent bis diesen Tag sich mit einer gewissen Dünnheit und Weichlichkeit bricht, welche zu der Tatenkraft und Rüstigkeit ihrer Bürger von weiland und jetzt wenig paßt. Diese Stadt wie die anderen größeren schwedisch-pommerschen Städte hatte aus der Zeit der gewaltigen Hanse bis zu unsrer alles stürzenden und ändernden Epoche große und achtbare Freiheiten und für ihre Obrigkeiten und Stiftungen in Rügen und Pommern höchst bedeutendes Gut und weite Gerichtsbarkeit gerettet. Sie war selbst unter schwedischer Herrschaft bis zum Untergange des Heiligen Römisch-Deutschen Reichs als eine ehrwürdige Ruine der Vergangenheit, gleichsam noch als eine eigne Herrlichkeit stehen geblieben. Nun bestanden jene Trümmer alten Glanzes damals noch mit einem feinen und würdigen Schein. Der Magistrat, d. h. Bürgermeister und Rat, zog in der Stadt und auf seinen sehr zahlreichen Gütern und fast ebenso zahlreichen Gerichtsbarkeiten wie eine Art Majestät auf; die verschiedenen Bürgerausschüsse und Genossenschaften hielten sich unter ihnen oder ihnen gegenüber in achtbarer Geschlossenheit und Ehrenfestigkeit; und jeder einzelne Bürger als Mitgenoß einer so altberühmten und glorreichen Gemeinschaft trat auf dem sundischen Pflaster stolzer einher als die Bürger der andern Städte auf dem ihrigen. Und die Stadt Stralsund hatte schöne, stattliche Menschen und konnte auch in Hinsicht der Frauen, selbst in den unteren Klassen, wie Korinth bei den Griechen, für eine schönweibrige Stadt gelten. Ein schönes Menschengeschlecht findet man auch in

den andern großen Städten Pommerns, vorzüglich in Wolgast und Barth, viel weniger in Greifswald, welches schlechtes Wasser und schlechte Luft und natürlich also, obgleich eine Universitätsstadt, auch schlechtes Licht hat.

Die Sitten waren freilich, wie ich angedeutet habe, sinnlich auf Genuß und Lebenslust gestellt; hohes und höchstes Glück und Unglück, hohe und höchste Fragen und Kämpfe ahnten in jenen Tagen wenige. Aber wie auch vieles locker, ja lockerer als recht war, es war doch von dem alten Glauben und der alten Treue und von den etwas versteiften, aber doch wohlanständigen Gebräuchen und Gestalten genug übrig, um das Ganze des Lebens mit einer gewissen äußeren Würdigkeit zusammenzuhalten und zu tragen. Einzelne Schäden wurden durch ziemlich allgemein herrschenden Wohlstand, Rechtlichkeit und Gutmütigkeit reichlich vergütet. Nur ein Schaden war da, der aber durch den ausgebrochenen russisch-schwedischen Krieg während des größten Teils meiner sundischen Anwesenheit fehlte, nämlich die schwedisch-pommersche Soldateska. Die Offiziere derselben waren meistens schwedische oder pommersche, einige auch mecklenburgische Edelleute, aber die Gemeinen aus allen Weltgegenden zusammengeworbenes Gesindel, viel mehr als in dem benachbarten Preußen, wo die Kantonspflichtigkeit wenigstens doch einen ehrenwerten Stamm von einheimischen Gemeinen lieferte. Dieser Schaden war bei der Art der Zusammensetzung ein unheilbarer und den Sitten höchst verderblicher, und die zwei dort liegenden Regimenter Fußvolk nebst einer Abteilung Artillerie, Ingenieurs und Pioniers waren ein Krebs in dem gesunden Fleische der Bürgerschaft. Auch begab sich hier damals das Unerfreuliche, daß der größte Teil der Offiziere durch eignen Übermut und Unart von der bessern Gesellschaft der Stadt abgeschlossen leben mußte.

In dieser Stadt war ich nun in die gute Gesellschaft hineingestellt und hatte es in ihr nur zu gut, besonders an solchen Tagen, wo mein Vater, der alte Ohm von Posewald und andere Hausfreunde oder Gefreundte zum Vergnügen oder in Geschäften in der Stadt erschienen und dann in einem Atem zu Mittag und zu Abend, wobei die Gastgelage oft bis tief in die Nacht hinein reichten, bei den Freunden rings in der Runde eingeladen wurden. Ich verlor mich aber nicht weder in einer breiten und eitlen noch in einer schwelgerischen und sinnenberauschenden Geselligkeit, sondern behielt meinen Vorsatz fest im Auge und war in der gewöhnlichen alltäglichen Zeit eher zu ernst und abgeschlossen, als daß ich ein Leichter oder gar ein Leichtfertiger hätte gescholten werden dürfen. Es hatten sich in den beiden letzten Grabitzer

Jahren in meiner Familie Vorfälle und Verhältniſſe ergeben, deren Erzählung nicht hierher gehört, die aber in meinem Gemüte tiefe Nachbebungen hinterließen, welche ich jahrelang geſpürt habe, und deren Folgen, indem ſie, wie zu geſchehen pflegt, in andern Fibern und Nerven ihren Sitz aufgeſchlagen, vielleicht in unbewußten Bebungen noch in mir fortzittern. Ich kam ſehr ernſt geſtimmt und mit ſehr ernſten Entſchlüſſen nach Stralſund, welchen ich dort auch keinen Augenblick untreu geworden bin. Ich war geſund, ſtark und rüſtig und hatte mir vorgenommen, es um jeden Preis zu bleiben. Mitten aus den Genüſſen des dortigen fröhlichen, ſinnlichen Lebens, mitten aus den Genüſſen des breiter und weiter gewordenen elterlichen Lebens in dem Hauſe Löbnitz, wo meine Eltern jetzt wohnten, riß ich mich ſtrenge wieder zu meiner Schule und noch ſtrenger zu den freiwilligen Mühen und Strapazen, welchen ich meinen Leib unterwarf. Ein blöder, unverdorbener, unſchuldiger Junge war ich in die Schule getreten; aber der Trieb, von dem Gott einſt über dem Paradieſe geſprochen hatte „Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei", ließ ſich in den Seltſamkeiten und Träumereien, die um dieſes Alter in unbeſtimmten Suchten und Sehnſuchten ſpielen, auch ohne ein beſtimmtes Ziel zu haben, ſchon genug merken, und ich betete und rang keuſch und unſchuldig zu bleiben, um ſo eifriger, da ich wohl gewahrte, wie es unter den größeren Schülern mehr als einen leichtfertigen und liederlichen Geſellen gab, der ſolche ſchwere und düſtere Käuze, als ich ſolchen wohl zuweilen erſchien, auslachte und verſpottete. Alle Wälder, Büſche und Strandufer um Stralſund bis auf zwei, drei Stunden in der Weite haben meine ſpazierenlaufenden und noch im Oktober und November zum Bade eilenden Fußtritte gefühlt. Die Stunden, welche dabei und bei fröhlichen Gaſtgeboten draufgingen, mußten der Nacht abgeſpart werden. Gottlob! ich bedurfte wenig Schlaf, hätte ſein aber vielleicht mehr bedurft, wenn ich mich der Abhärtung und Abmattung weniger bedürftig gefühlt hätte. So mußte in den Jahren 1787, 88 und 89 der einſame Schüler durch Wald und Feld ſtreichen; er rief ſich dabei die horaziſchen Worte ‚Hoc tibi proderit olim' zum Troſte zu, und der Spruch hat ſich bewährt: es iſt aus ſolchen einſamen Umnebelungen und Verfinſterungen ſpäter einiger Sonnenſchein hervorgegangen.

Doch ſoll keiner glauben, daß ich immer als der Einſame und Freudenloſe erſchien; nein, ich fand auch meine Kameradſchaft, und zwar eine recht liebe. Manches Gemeinſame in Stubien verband mich vorzüglich mit Karl Asmund Rudolphi*),

*) Der Berliner.

Sohn einer armen Predigerwitwe, welche eine kleine Mädchenschule hielt, und mit Johann Arnold Pomm.resche*), deſſen Vater, Königlicher Kammerrat und Procurator Fisci, mein beſonderer Gönner und Wohltäter war. Außer dieſen konnte ich den liebenswürdigen und geiſtreichen Friedrich Reincke (in ſpäteren Jahren ein treueſter Freund), Johann Jakob Grümbke, Ernſt von Gagern, Bernhard Cummerow und Johann Iſrael zu meinen Getreuen zählen. Eisbahn, Kegelbahn, Schlittenfahrten, Spaziergänge mit ſolchen lieben Geſellen fehlten nicht, noch einzelne luſtige Wanderungen in der Inſel Rügen oder auch mit dieſem und jenem gelegentlich zu meinen lieben Eltern nach Löbnitz. Hiezu kam noch, daß mein Bruder Fritz, der aber von mir ſehr verſchiedene (ich meine keine ſchlimmen) Wege ging, nach zwei Jahren ſogleich als Primaner die Schule und neben mir ein Stübchen bezog, und daß Lorenz Stenzler, der Sohn des ehrwürdigen Paſtors zu Gartz, mir als Stubengeſell beigetan ward. Ich als der Ältere und ſchon Geübtere ſollte dieſem gelegentlich helfen und half auch; was Fritz, der hier auch bald einen guten Namen gewann, weniger bedurfte.

Doch blieb für mein Gutes und Beſtes das elterliche Haus immer die Oberburg meiner Gefühle und Gedanken, und zu wie vielen Orten und Menſchen ich auch freundlichen Zutritt hatte, nirgendshin zog es mich ſo mächtig als zu dieſen Wurzeln meines Daſeins. Dieſes Haus und die ganze Lage desſelben hatte ſich bald nach meinem Abzuge nach Stralſund vier Meilen weiter gegen Nordweſten auf das Feſtland und in viel größerer Breite hingeſtellt. Mein Vater hatte drei Meilen von Stralſund an der großen Straße zwiſchen Stralſund und Roſtock die ſogenannten Löbnitzer Güter (mehrere Höfe und Dörfer) gepachtet. Dieſe Güter gehörten auch unter die Herrſchaft Putbus, welche von der verwitweten Gräfin zu Putbus, Wilhelmine Gräfin von der Schulenburg, verwaltet wurden, welche für ihre Söhne, die Kinder des verſtorbenen Grafen Malte zu Putbus, die Vormundſchaft führte. Mein Vater hatte dieſe Pachtung wohl vorzüglich dem Einfluß zu danken, den unſer Patriarch Hinrich zu Poſewald bei der Gräfinwitwe hatte. Dieſes große Unternehmen ſchlug ihm bald ſehr vorteilhaft aus. Die franzöſiſche Umwälzung und andere Zeitereigniſſe trieben die Preiſe des Getreides viele Jahre zu einer ungewöhnlichen Höhe, und wer Landgüter bebaute, konnte nun gewinnen.

Hier war nun wieder etwas von Schoritz, und mehr als Schoritz, obgleich das heilige Meer fehlte. Löbnitz war auch eine

*) Beide ſind mir bis in den Tod treueſte Freunde geblieben.

verlassene Schönheit, deren Glanz zum Teil freilich abgebleicht war, aber deren Jugend Schoritz sicher um vieles überglänzt hatte. Löbnitz war ein Sitz der Grafen von Schwerin gewesen. Der Vater meines Gönners und Freundes, des schwedischen Generals Grafen Philipp Schwerin, hatte noch darauf gewohnt. Nach dem Tode desselben hatten er und seine Brüder ihre pommerschen Güter dem Grafen Malte von Putbus verkauft. Es war auch im erblassenden Glanze immer noch ein sehr schöner Hof. Das Haus mit zwei stattlichen Flügeln zählte zwei große Säle und über zwanzig Zimmer, deren ein Teil noch goldene Leisten und Getäfel, seidene Tapeten und schön geformte Öfen hatte, die andern mit vergoldeten Tapeten verziert waren, die einen mit Kriegstaten Karls XII., die andern mit Abenteuern des Ritters von der traurigen Gestalt geschmückt. Der Erbauer des Hauses, ein Oberst Graf Schwerin, war nämlich ein Kämpe des großen Schwedenkönigs und Vetter des berühmten preußischen Feldmarschalls gewesen. Unter dem Hause, das zwischen grünen Wiesen auf einem sandigen Hügel lag, dehnte sich der von einem tiefen Bach durchströmte Lustgarten aus, mit seinen Lindenalleen, Lusthäuschen, Hecken und Grotten, alles in dem Stil von 1740 und 1750. Gegen das Ende des Gartens stieg man einen kleinen Olymp hinan, um welchen die hölzernen Bilder der Dei majorum et minorum gentium standen, ein kleiner Hügel, von welchem man auf die Stadt Barth und auf alle Türme der umliegenden Kirchdörfer eine hübsche Aussicht hatte. Nahe am Hause hart am Bache war eine mit Efeu und Jasmin umwebte Grotte, die Grotte der Königin betitelt. Darin hatte die schwedische Königin Ulrike Luise, Gustavs III. Mutter und Friedrichs II. Schwester, erzählte der alte siebenzigjährige Gärtner Benzin, zur Sommerzeit häufig die Kühlung gesucht. Im Hause zeigte man die Zimmer mit goldnem Getäfel und grünen seidnen Tapeten, worin sie gewohnt und geschlafen hatte. Sie hatte hier nämlich einst monatelang ihren Wohnsitz genommen in der Zeit, als ihr Gemahl mit dem schwedischen Reichsrat den härtesten Streit um die Herrschaft gestritten, und als der Vater des Generals, Philipp Schwerin, schwedischer Reichsherr und Oberpräsident des Tribunals in Wismar, Löbnitz bewohnte. Außer diesem Garten gab es noch zwei wohlbesetzte Baumgärten und rings um den Hof Wiesen und zur Ähnlichkeit mit Schoritz ganz nahe zwei liebliche Eichenwäldchen gleich der Lülo und für die Kreiwe ein ähnliches etwas entfernteres Wäldchen mit den Trümmern einer alten Burg, worum Gespenster und Hexen und allerlei wunderliches Gesindel ihr Wesen trieben, und eine Viertelstunde weiterhin einen großen, prächtigen Buchen-

wald. Der Bach aber, die Zier und Freude des Gartens, ergoß sich nach einem Lauf von zehn Minuten in den Fluß die Barth, der unweit Barth, ein paar Stunden von hier sich ins Meer gießt, immer nur ein Flüßchen, aber doch ein anmutiges, auch wegen der Tiere und Fische, die es hegte, und wegen der Badegelegenheit, die es uns im Sommer reichte.

Hier wohnten also meine Eltern und Geschwister nun recht nett und behaglich; doch ward ihr Einzug bald durch eine Familientrauer bezeichnet, indem mein dreijähriges Schwesterchen Karoline, ein sehr liebliches Kind, besonders zu meinem tiefen Schmerze, an der Bräune starb. Doch gab der liebe Gott dafür im Sommer bald wieder Ersatz durch ein Dirnchen, welches das jüngste und letzte Kind des Hauses bleiben und viele Verluste heilen sollte. Es ward deswegen Dorothea oder Gottesgab genannt.

Löbnitz war von Stralsund drei Meilen entfernt, von jenen Meilen, welche, wie die gemeine Rede spricht, der Fuchs gemessen und den Schwanz zugegeben hat. Ich war unterdessen durch meine spartanischen Übungen recht fuchsbeinig geworden und lief diese Strecke oft in vier guten Stunden. Dies geschah häufig des Sonnabends nachmittags, und den Montag in aller Frühe ging es wieder zur Stadt und Schule, oft mit Gelegenheit, oft in der Weise, daß der Vater anspannen und mich den halben Weg fahren ließ. Gelegenheit gab es auch im Sommer und Winter genug: erstlich die fahrende Hamburger Post, die hart an unserm Hause hinfuhr, aber nach der damaligen Art den fürchterlichsten Schneckengang ging und in jedem Dorf und bei jeder Schenke anhielt; zweitens hatte mein Vater auf den Vorwerken drei bis vier sogenannte Holländer oder Kuhpächter und einige Müller und Schmiede, welche Waren hin- und zurückführend auch oft zur Hauptstadt kutschierten; drittens zogen im Herbst und Winter Reihen von zehn bis zwölf mit Korn oder Weizen beladenen Vierspännern ihr zu. Die Abfahrt derselben geschah gewöhnlich um zwei, drei Uhr in der Frühe, und sie waren, indem sie unterwegs einigemal zum Füttern anhielten, gegen sieben bis acht Uhr zur Stelle, so daß ich mit der Schule nicht in Verdruß geriet. Da lag der Schüler denn auf den dickgefüllten Säcken, in irgendeinen alten Mantel seines Vaters gehüllt, und ließ es mutig auf sich schneien und regnen; oft aber leuchteten die winterlich blitzenden Sterne auch freundlich über seinem Haupte, und noch jetzt sehe ich Siebengestirn und Arktur und Orion, die im Winter ein gewaltiges Licht führen, wehmütig darauf an, wieviele Freuden und Leiden des Jünglings, der an

ihnen damals oft die Stunden zählte, unterdessen unter ihrem unsterblichen Laufe auch dahingerollt sind. Die Schulferien, versteht sich von selbst, wurden fast immer bei den Eltern verlebt, wenn nicht zuweilen für Posewald und Putbus eine Woche abgegeben ward.

Der Herbst von 1789 war herbeigekommen und vor dem Anfang desselben die gewöhnlichen öffentlichen Darstellungen und Prüfungen. Mein Vater war dabei anwesend gewesen, und ich war unter andern guten Schülern ordentlich durch öffentliches Lob ausgezeichnet worden; doch sollte und wollte ich noch ein zweites Jahr in Prima bleiben. Es ging in jenem Herbst beinahe ein Dutzend Primaner ab, nach Göttingen (dem gewöhnlichen Ausflug der Sundischen, wohin auch die Lehrer, alle weiland Göttinger, immer wiesen), Erlangen und Greifswald; und da gab es mehrere Tage hintereinander nichts als Einladungen und Abschiedsschmäuse. Dies war mir und meinem Blute wahrscheinlich zuviel geworden. Ich geriet in außerordentliche Stimmungen und Kämpfe mit mir selbst, und es lief in mir herum, ich würde, wenn ich mein Schülerleben hier so fortsetzte, zu einem weichlichen und liederlichen Lappen werden. Also etwas anderes — aber was? Landmann oder eine Art Schreiber und Rechnungsführer bei irgendeinem Landmann. Ich wußte wohl selbst nicht viel zu meinen noch zu wollen. Genug, einen guten Nachmittag ging ich aus dem Frankentor, wo Karl XII. in einer Mauernische weiland sein strohenes Lager gehabt hatte, in die Welt hinein. Den Vormittag hatte ich für meinen Vater noch Geschäfte besorgt, unter anderm 400 Taler für ihn eingenommen, die ich ihm herausschickte. Ich mochte zehn oder zwölf Taler in meinem Sack haben; damit und mit meinen besten Kleidern auf dem Leibe und einem Bündel Wäsche unter dem Arm lief ich davon, schrieb aber meinem lieben Vater in der damaligen Fassung und Stimmung meines Herzens einen so pathetischen Brief, als wenn ich auf das Nordkap oder die Magelhaensstraße zusteuern wollte. Ich ging gegen Süden fort die große Straße, welche nach Greifswald führt, in eine Weltgegend hinein, wohin ich noch nie den Fuß gesetzt hatte. Es muß in den ersten Tagen des Weinmonds gewesen sein. Als es nachtete, begann es zu regnen; ich kam in ein Dorf, wo es keine Schenke gab, und trat in eines Schäfers Haus, Nachtquartier begehrend. Die Leute sahen mich verwundert an, nahmen mich jedoch auf und gaben mir, da sie kein übriges Bett hatten, einige Kissen und ein Laken mit auf den Heuboden, worein ich mich wickelte und königlichen Schlaf hielt; denn die vorige Nacht war auf dem Abschiedsschmause

meines lieben Reincke durchschwärmt worden. Jedoch krähte der Ruf von einem halben Dutzend Hähnen, die auf einem Balken über mir Posto gefaßt hatten, mich einige Male auf. Dies war mein erstes Nachtlager, das ich unter wildfremden Menschen hielt, gleichsam eine kleine Schicksalsvorzeichnung. Den andern Morgen sah ich Greifswald vor mir liegen, wagte aber nicht, um oder in die Stadt zu gehen, aus Furcht, ich möchte auf irgendeinen mir bekannten Studenten stoßen. Ich ging also nun am linken Ufer des Ricks hin und steuerte den ganzen Tag, im schönsten Sonnenwetter nur schlendernd, in den Westen hinein und gelangte so, ich weiß nicht auf welchem Wege, in ein Dorf an der Peene unweit Demmin, wo ich das zweite Nachtlager hielt. Den dritten Tag frühmorgens in und durch Demmin über die Peene, ohne Paß und Kundschaft; ich ward aber von keinem Menschen gefragt. Nun deuchte ich mir weit genug von der Heimat zu sein, um irgendwo in dieser Fremde mich zu verdingen. Ich ging also längs der Peene hin auf mehrere Rittersitze und Pachthöfe, fragend, ob sie nicht irgendeinen jungen Schreiber oder Rechnungsführer nötig hätten. Nachdem ich so mehrere Nein entgegengenommen hatte, kam ich nachmittags zu Jemmin an, wo ein alter Hauptmann von Parsenow wohnte. Dieser empfing mich auf meine Frage sehr freundlich, ließ mir sogleich Speise und Trank auftragen und ein nettes Schlafzimmerchen anweisen, unterhielt sich dann des breiteren mit mir und erklärte, ich gefalle ihm, und er wolle mich gern behalten, wenn mein Vater einwillige. Diesem müsse ich es melden und seine Antwort abwarten. Es lief also ein Brief mit der Post nach Löbnitz, und den fünften Tag kam statt aller Antwort mein Bruder Karl und mein Ohm Moritz Schumacher, der damals bei meinen Eltern lebte, mit einem vierspännigen Wagen und einem Brief meines Vaters, worin er mir freundlich schrieb, ich möge doch nach Hause kommen, er lasse mir die freieste Wahl, ob ich ein Bauer oder ein Studierter werden wolle; wähle ich das erste, so könne ich die Landwirtschaft ja nirgends besser und bequemer lernen als unter seiner Anleitung, Beschäftigung werde er mir schon zu geben wissen.

Ich war dieser Entwicklung sehr froh; denn jene Dunstwolken, die mich aus Stralsund weggescheucht hatten, waren durch die harten Wanderungen und soldatischen Nachtquartiere schon weggesunken. So setzte ich mich denn mit den Meinigen auf den Wagen, und den folgenden Nachmittag waren wir in Löbnitz.

Das war also ein Entweichen, wenn man will, ein Ent-

laufen von der Schule, wie es schien, ohne Grund. Doch muß es in meinem Wesen und in dem Gedränge von Gefühlen und Sorgen, die meine Brust beklemmten, einen tieferen Grund gehabt haben, den ich selbst jetzt nicht begreifen kann. Denn gerade die Tage vor meiner Flucht war ich mit meinen Freunden und besonders mit meinem lieben Friedrich Reincke vorzüglich fröhlich gewesen. Was meine Eltern davon gedacht haben, weiß ich nicht; sie haben sich wohl mit allerlei Ängsten über mich gequält; denn wie konnten sie mir in mein dunkles Herz sehen, da ich selbst nicht klar hineinschauen konnte? Daß sie aber Schlechtes von mir geglaubt haben, bezweifle ich. Sie kannten mich ja, und der beste Beweis, daß ich nicht wegen Schlechtigkeiten und für Schlechtigkeiten davongegangen, lag wohl in der unberührten, bedeutenden Summe, die ich für meinen Vater einkassiert und ihm zugeschickt hatte. Die Welt aber oder das sogenannte große Publikum hatte auch hierüber seine Fabeln gemacht und von bösen Liebschaften und von noch Schlimmerem umhergeschwatzt, welchem damals gewiß kein Jüngling tapferer aus dem Wege lief als gerade ich. Das kam auf dem zehnten, zwanzigsten Seitenwege, wie es zu geschehen pflegt, endlich auch zu meinen Ohren. Ich verachtete es und habe damals und im Laufe des Lebens noch mehr gelernt, daß nichts törichter und kindischer ist, als um Urteil, Vorurteil und Nachurteil der Menge zu buhlen und aus solcher Rücksicht nur einen Strohhalm breit von seinem gewöhnlichen Wege abzulenken.

Die Eltern ließen mich nun einige Wochen so ruhig bei sich fortleben, als ob nichts geschehen wäre und ich nur meine Ferien bei ihnen gehalten hätte. Dann sprach der Vater mit mir und meinte, es sei doch wohl das Beste, daß ich, da ich einmal den Weg betreten habe, bei den Studien bleibe; so kamen die Freunde und Brüder allmählich heran; so die Briefe meiner Lehrer. Und die Meinung des Konrektors Furchau fiel dahin aus: wenn ich glaube, meiner Gesundheit wegen auf dem Lande leben zu müssen, so könne ich da ja auch in allerschönster Muße für mich fortstudieren. Dieser letzte Vorschlag leuchtete mir ein, und ich nahm ihn an. Meine Sachen und Bücher wurden aus Stralsund abgeholt. Was ich zur Fortsetzung meiner Studien von Büchern usw. wünschen konnte, versprachen die Lehrer und andere Freunde mir immer zu verschaffen, und sie haben es verschafft. Und ich habe auf diese Weise wirklich in allerschönster Muße und mit nicht mattem Fleiße vom Herbste 1789 bis zu Ostern 1791 anderthalb Jahre zu Löbnitz verlebt. Jedoch wurden neben diesen edleren Übungen die Strapazen und Abhärtungen tapfer fortgesetzt. Sol-

datische Lager auf harten Brettern oder Reisig, Übernachtungen unter freiem Himmel, wo ich mich, in meinen Mantel gehüllt, unter irgendeinem Baum oder hinter einem Heuhaufen hinstreckte, Wanderungen oft meilenweit nach allen Seiten hin, besonders nächtliche Wanderungen, die ich begann, wann die andern schlafen gingen — alles um den in üppiger Jugendkraft schwellenden Leib Tapferkeit und Gehorsam zu lehren. Das erstaunte die Eltern und betrübte sie wohl zuweilen, und ich sah sie über mein Wesen und Treiben oft kopfschütteln; aber da ich das Meinige sonst verständig zu tun schien und mich nicht närrisch gebärdete, so mußten sie mich schon gewähren lassen.

Dieser merkwürdige Abschnitt in meiner kleinen Lebensgeschichte war auch einer in dem ganzen Zeitalter. Die französische Umwälzung begann. Diese machte eben nicht den Abschnitt oder Durchschnitt der Zeit, sondern war auch nur etwas von ihr Gemachtes. Die unbewußte und guten Teils unschuldige sinnliche und auf das Bequeme und Zierliche in Leben und Kunst gerichtete Behaglichkeit, welche von dem Ende des Siebenjährigen Krieges bis dahin durch ein Vierteljahrhundert geherrscht hatte, war ausgeschöpft und ausgeleert und in Schlaffheit und Empfindelei übergegangen, und nach allen Seiten hin in Sitten und Neigungen, in Kunst und Wissenschaft, in Theologie und Philosophie entstanden mit einem Male entweder neue Richtungen und Strebungen, oder die Geburten des alten Daseins schienen so reif und fertig, daß die Menschen wenigstens neue Richtungen und Strebungen erwarten konnten. Es war zu gleicher Zeit sowohl ein neues politisches als ein neues philosophisches Streben in die Welt getreten und ward mit ungeheurer Geschwindigkeit und Lebendigkeit in den Zitterungen und Erschütterungen, die es mit sich führte, von der Hütte bis zum Palaste mitempfunden und nachempfunden. Und selbst in den engeren Kreisen unsers Hauses und bei der Festigkeit und Beständigkeit, welche meine Eltern in ihrem Wesen schienen gewonnen zu haben, ward diese neue Epoche der europäischen Entwicklung zwar nicht mit Plötzlichkeit aber doch in Absätzen von je fünf zu fünf Jahren merklich verspürt.

Mein Vater hatte die Pachtung von Löbnitz nebst seinen Zubehören auf achtzehn Jahre übernommen und hat diese achtzehn Jahre bis zum Sommer 1805 dort in Friedlichkeit durchgewohnt. Das Haus blieb das alte in rüzenscher Freundlichkeit und Gastlichkeit, nur daß bei größerer Wohlhabenheit der Kreis der besuchenden Freunde und Nachbarn sich erweiterte und bei dem jugendlichen Aufschuß der Kinder auch die Schar der Gesellen und

Gesellinnen sich mehrte. Es war Raum im Hause, und die Mutter konnte allenfalls zwanzig Betten aufmachen. Da gab es Vergnüglichkeit und Wirtlichkeit. Und gern ergingen die Freunde sich bei uns; denn der Vater verstand auf eine seltene Weise Anständigkeit mit Freiheit zu vereinigen und dabei seine vielen Arbeiten und Geschäfte so zu ordnen, daß darin nichts aus dem ordentlichen Geleise kam. Er war im Sommer immer mit der Sonne, im Winter um fünf, sechs Uhr auf, brachte in den ersten Stunden seine Hauptbücher in Ordnung und besorgte dann die dringenden Geschäfte bis zum Frühstück, darauf in noch einigen Stunden mit den Söhnen und Großknechten die laufende Wirtschaft, und dann hatte er immer noch ein paar Stunden für den geistigen Menschen übrig. Es war ein stiller, frommer Naturſinn in diesem guten Menschen, und er konnte bei rollendem Gewitter oder im Morgen- und Abendrot mit gefalteten Händen stundenlang auf seinem Olymp sitzen und schweigend und anbetend in die Unendlichkeit hineinschauen. Auch die liebe Mutter blieb unverrücklich in ihrer klaren und sichern Natürlichkeit, wie sehr auch der Welt der alte Boden, worauf sie bisher geruht hatte, durch gefährliche Unterminierung zu entsinken begann.

Da in diesem Hause nun nicht bloß die alten Freunde und Befreundten und die Nachbarn aus und ein gingen, sondern nun auch die studierenden Genossen und die umwohnenden Geistlichen, der gute Pastor Dankwardt zu Bodenstede mit eingerechnet, und in den Ferien oft auch unsre werten fundischen Lehrer als Gäste hinzukamen, und die Söhne nun auch allmählich anfingen, ihre Geelschnäbel in Gesprächen und Streiten zu wetzen, so fehlte es auch an edlerer Lebendigkeit nicht; und auch die politische Teilnahme an den Weltbegebenheiten wuchs von Jahr zu Jahr, ohne daß sie hierlandes noch einen heftigen Charakter angenommen hätte. Auch ich war mit darin, noch zwar nicht tief eingebrannt, obgleich ich schon seit manchen Jahren nicht bloß ein eifriger Vorleser, sondern auch ein emsiger Selbstleser der Zeitungen gewesen war.

Nachdem ich hier in Löbnitz im väterlichen Hause wieder anderthalb Jahre recht wohl verlebt hatte, bezog ich die Universität Greifswald, um Theologie zu studieren, ein Studium, zu welchem der Sohn eines Landpfarrers und Landmanns, wenn er nicht unfromm ist, auf die allernatürlichste Weise hingezogen wird. Ich lebte in Greifswald zwei Jahre. In der Theologie hat mir der Dr. Schlegel genutzt, damals Generalsuperintendent des Landes, ein gelehrter, nur im Vortrage etwas zu sehr springender Mann; in Naturwissenschaften der

Schwede Brismann, ein heller, lebendiger Kopf; in der Philosophie Muhrbeck, auch ein Schwede, ein scharfer Denker und eifriger Wolfianer, von einem trefflichen Vortrage und tüchtiger Gelehrsamkeit: dieser alte Schwede war von unendlicher Lebhaftigkeit und Heftigkeit; noch klingt mir's in den Ohren, wie er, wenn er meinte, Kant in den Temperamenten aller vier Winde zusammengehauen zu haben, im Feuer seines philosophischen Zorns im gebrochenen Schwedisch-Deutschen ausrief: „Und nun? Was will du nu, Kant, Vir juvenis?" Geschichte, Erdkunde und die Sprachen, für welche hier eben keine vorzüglichen Vorleser waren, trieb ich fleißig für mich.

Im Frühling des Jahres 1793 bin ich von Greifswald nach Jena gegangen und habe dort bis zum Herbst 1794 gelebt. Griesbach, Schütz, Reinhold, Fichte, Ulrich muß ich unter meinen Lehrern hervorheben, auch Paulus, welcher damals jung und frisch noch nicht lange gelehrt hatte. Schütz, damals ganz von der „Allgemeinen Literaturzeitung" beschlagen, betrieb seine Vorlesungen leider wie ein Nebengeschäft. Aus der Philosophie, welche alles begeisterte und auch unter meinen Genossen manchen trocknen Kopf verrückt machte, habe ich wenig Scharfes und Spitzes ziehen und gewinnen können, doch hat mich Fichtes tapfre Persönlichkeit begeistert; Ulrich war lebendig, witzig und geistreich, und las Geschichte der Philosophie und Literargeschichte mit mehr Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit als Reinhold und Schütz. Für Geschichte war hier außer Griesbach nichts: der alte Heinrich war trocken und einförmig wie die Wüste Sela, und der eben auftretende Woltmann bedeckte seine vornehme Oberflächlichkeit mit schön klingenden Worten; er schillerte damals durchweg ohne Schillers edle Seele.

So kurz zeichne ich meine Studentenjahre an, weil sich darin für meine Entwicklung scheinbar nichts Merkwürdiges begeben hat. Ich wandelte auf dem alten Wege fort, ward aber allmählich freier und leichter. Gottlob nicht leichtfertig. Am meisten half mir dafür wohl das gute Beispiel aus dem Vaterhause, viel gewiß auch das Urteil und Vorurteil, welches mich ganz beherrschte, daß ein Theologus keusch und unbefleckt sein müsse. Am meisten halfen doch wohl Gott und Glück, welches auch Gottes ist; aber gewiß tun auch jene angeführten Items ihr Großes. Ich will hiemit nicht andeuten, als habe ich gleichsam ein strenges Klausnerleben geführt. Nein, keineswegs. Ich habe mit der andern Jugend studentisch und deutsch gejubelt und mitgelebt, auch manche fröhliche Nacht mit dreingesetzt, was ich mehr als andere durfte, ohne in meinen Fleiß zu große Risse

zu machen: ich bedurfte wenig Schlaf. Dann aber wallte mein Leben wieder ſtiller auf einſamen Pfaden dahin. Überhaupt, damit ich für meine Jünglingsjahre mich nicht zu rühmen ſcheine, bemerke ich nach meiner Erfahrung hier einmal für allemal, daß die Jugend in einer eigenen, unſchuldigen und phantaſtiſchen Idealität gegen Verderben und Liederlichkeit ſchon Waffen hat, welche für ſpätere Jahre auf einem ganz andern Amboß ausgeſchmiedet werden müſſen.

Mein lieber Bruder Fritz war in Jena auch ein Jahr mit mir zuſammen. Ich hatte aber damals gar wenig von ihm; unſre Wege liefen zu weit auseinander. Wenn ich mich auch zuweilen in den wilden, jugendlichen Strudel ſtürzte, ſo brauſte er doch oft ordentlich mit ihm fort und ſchlürfte ſein kaiſerliches Studententum mit aller Luſt und Überluſt in vollſten Zügen aus. Ich ſage oft; denn weit mehr als ich konnte dieſer wunderſame und reichbegabte Menſch auch wieder die Einſamkeit ertragen und oft vier Wochen in einem verborgenen Dorfſtübchen verſitzen, wohin er ſich ſeine Bücher ſchleppte und im Genuß der Alten und auch der Kantiſchen und Fichtiſchen Philoſophie ſchwelgte. Er war ein trefflicher Lateiner, überhaupt bei einem königlichen Gedächtniſſe, das ihm alles Nötige immer ſogleich aus dem Stegreif darreichte, ein gewandteſter und klarſter Sprecher und erſchien deswegen gern bei allerlei öffentlichen Disputationen, wo die Leute erſtaunten, daß dieſer, den ſie ſo ſelten in den Hörſälen ſahen, und der nur durch ſeinen Degen berühmt war, in omni scibili ſich ſo gewandt und fertig zeigte.

Meine Univerſitätsreiſen machte ich nach meiner Weiſe zu Fuß, wie auch andere Ein- und Ausflüge durch das liebe Vaterland, und zwar nicht bloß, um den ſtarken Mann zu zeigen oder zu machen, ſondern auch, um Land und Menſchen kennen zu lernen; was von Tage zu Tage mehr ein leidenſchaftlicher, ich möchte faſt ſagen, naturhiſtoriſcher Trieb in mir ward. Bei meiner Heimkehr von Jena wanderte ich über Leipzig, Deſſau, Quedlinburg, durch den Harz und Braunſchweig bis Celle und fuhr dann durch die Lüneburger Heide mit der Poſt nach Hamburg, wo ich einige Wochen blieb und Schrödern in mehreren Rollen und auch als König Lear bewunderte. Wandsbek beſuchte ich, ſah Asmus' Haus und nicht ihn. Auch hatte ich eine Furcht, auf berühmte Männer einzudringen; ich habe da, wo die meiſten zuviel tun, zuwenig getan. Auch Goethen hatte ich nur noch von fern geſehen. Gegen Ende des Oktobers dieſes Jahres 1794 war ich in Löbnitz.

Hier ſaß ich nun wieder zwei behagliche Jahre, indem ich

meine beiden jüngsten Geschwister unterrichtete und für mich studierte, ich sollte lieber sagen repetierte. Ich hatte in den letzten sechs Jahren seit meiner Flucht vom sundischen Gymnasium, wo ich mein freier Herr geworden war, mit recht lüsternem Heißhunger, wie aller lebendigen Jugend wohl begegnet, mancherlei genascht, mitunter auch wohl manche rohe und wüste oder meinem Magen wenigstens unverdauliche Speise hinuntergeschluckt. Dies fing nun an gleich im Meer versunkenen Inseln sich zur Oberfläche des Lichts zu erheben und einiges auch sich zu gestalten. Ich war lange ein Dämmerer gewesen, und ein Träumer sollte ich in vielen Dingen wohl immer bleiben. An Reibung und Reizung fehlte es mir selbst im ländlichen Hause meines Vaters nicht; und so flossen diese zwei Jahre meist fröhlich dahin.

Im Herbst 1796 lud mich der alte Hausfreund Rosegarten zu sich, der mehrere Jahre als Rector scholae in Wolgast gelehrt und dann die beste Pfarre im Lande, die zu Altenkirchen auf Wittow, erlangt hatte. Ich sollte seine Kinder unterrichten, die aber in der Tat für den Unterricht noch zu jung waren. Ich ging gern zu ihm, weil er eine ausgewählte Bibliothek hatte. Ich war nun Kandidat der Theologie, auf eine unbeschreiblich leichte Weise von dem alten Schlegel tentiert und zum Predigen berechtigt; und ich predigte auch zuweilen, und zwar mit Schall und Beifall. Ich kann nicht sagen, daß ich mir selbst so vielen Beifall gab, wiewohl ich merkte, daß ich Leichtigkeit und Flüssigkeit genug hatte. Ich hatte wenigstens einige vortreffliche Prediger gekannt und mir selbst ein Muster gestellt, das nicht leicht war. Ja gerade hier auf Wittow, wo die Leute anfingen, etwas von mir zu meinen, kam ich ganz von dem Entschlusse ab, ein Geistlicher zu werden. Warum? Ich bildete mir ein, weil ich nach und nach erfuhr, daß die meisten Stellen in Pommern und Rügen, welche Königlichen Patronats waren, oft fast wie durch Kauf und Verkauf, gelindest doch durch nicht immer löbliche Verbindungen in Stockholm gewonnen wurden; es war aber wohl, weil die Welt mich nach einer andern Seite hinzog, weil ich den rechten Beruf nicht hatte, weil ich auch, wenngleich mir damals noch unbewußt, von der allgemeinen theologischen Lauigkeit der Zeit ergriffen war. So ist es also in der Ordnung gewesen, daß ich mich von den fetten rügenschen Pfründen nicht habe locken lassen, sondern den schwarzen Rock nicht angezogen habe. Denn locken konnten rügensche Pfarrstellen wohl den pfaffischen und weltlichen Sinn, deren mehrere bei den damaligen Kornpreisen 2000 und 3000 Taler schwer

Geld eintrugen, deren Inhaber Gerichtsherren ihrer Kirchdörfer waren, mit vier schwarzen Rappen vom Bock fuhren und sich Kirchherren schrieben. Nein, nicht alle — auch mein Kosegarten nicht, den kein Hochmutsteufel plagte, — sondern nur einer, der auch andere schnurrige Eitelkeiten zur Schau trug. Ich traf diesen Herrn einmal in einer Gesellschaft von Edelleuten und fragte ihn, warum er sich bei einer öffentlichen Ankündigung Kirchherr unterschrieben habe, mit einem in Rügen ganz ungewöhnlichen Worte. Er entgegnete mir keck, das sei sein gebührlicher Titel und schicke sich in der Insel für einen Gerichtsherrn recht gut, um so mehr, da in Schweden selbst alle gemeine Pfarrer ihn gebrauchen. „Ei!" entgegnete ich ihm da etwas boshaft, „Herr Pastor, Sie haben das Wort nur unrichtig übersetzt: das schwedische Wort Kyrkoherde ist ebensoweit vom Kirchherrn, als der umwandelnde Apostel Paulus vom Papst zu Rom: es heißt nicht Herr der Kirche, sondern Hirt der Kirche; ich denke, Sie bleiben beim Wort Pastor."

Doch diese Anekdote beiseite, hatte meine liebe Insel gerade damals und zum Teil in den besten und ersten Pfründen mehrere durch Kenntnisse, Sitten und Charakter sehr ausgezeichnete Männer, von welchen ich nur den trefflichen Stenzler in Gartz, der leider früh heimgegangen war, die Pröpste Pistorius zu Poseritz, Picht zu Gingst, Schwarz zu Wyk auf Wittow, die Superintendenten Pritzbur zu Gartz und Droysen in Bergen und meinen Dr. Kosegarten in Altenkirchen hier nenne. An solchen hätte sich ein junger Mann wohl aufbauen und für die würdige Führung des heiligen Amts bereiten und stärken können.

Ich wollte denn der Geistlichkeit Ade sagen und mich in die volle Weltlichkeit hineinstürzen. Ich war jetzt achtundzwanzig Jahre alt, und eine große Sehnsucht lockte mich, die Welt zu sehen. Mein Vater reichte mir die Mittel, ich verstand mich zu behelfen; und so ging es ganz leidlich, wenn auch nicht freiherrlich, doch zuweilen herrlich. So bin ich denn anderthalb Jahre in mancherlei Abenteuern, die nicht hierhergehören, zu Fuß, zu Wagen, zu Schiff herumgepilgert vom Frühlinge 1798 bis in den Herbst 1799, habe ein Vierteljahr in Wien gelebt und mir das Unterland betrachtet; dann über die Alpen nach Italien. Dort hat mich in Toskana der wieder ausbrechende Krieg überrascht und mich geschwinder weggetrieben, als ich gedacht hatte; ich habe Rom, Neapel und Sizilien nicht zu sehen bekommen. Als die Kriegsflamme aufzulodern begann, war ich in Nizza, dann in Marseille, den ganzen Sommer in Paris; den Herbst bin ich über Brüssel, Köln, Frankfurt, Leipzig, Berlin langsam heim-

gezogen. Auch dieſen Ausflug, wie ſo vieles in meinem Leb
was ich leider beklagen muß, habe ich mehr aus Inſtinkt als
einen bewußten Zweck getan. Ohne beſtimmte Richtung u
Ziel, ohne Vorbereitungen und Vorarbeiten für die Straß
die ich durchlaufen wollte, bin ich faſt zu leicht durch die W
fortgeſchlendert. Ich habe dieſe Reiſe faſt wie Bruder Sorg
los gemacht, faſt als wäre ich ein hochgeborner Reichsfreih
geweſen, die ſtraffe Börſe und die blanken Wechſel desſelben
gerechnet. Indeſſen ich bin ſpäter gewahr geworden, daß
mir ein dunkles Ziel lag, das ich damals nicht gewahrte.
habe die Dinge, Menſchen und Völker dieſer Welt doch ſel
und erkennen gelernt. Ich glaube aber nun, da mir die Aug
über dem, was ich alles erſehen habe, oft übergehen wollen,
wäre ein Unglück, wenn ein Menſch ſehen könnte, wann u
wodurch ihm auf ſeinem Pilgerlaufe das Geſicht wächſt.

Ich war wieder in der Heimat. Die Frage war: W
nun? Dieſe ward zunächſt durch die Liebe entſchieden. E
alte Liebe, zuweilen mit dünnen weißen Aſchen bedeckt, ha
fünf Jahre im ſtillen gebrannt; ſie ſchlug ans Licht auf. Du
ſie bin ich nach Greifswald gekommen und Univerſitätsma
geworden. Dieſe kleine, unberühmte Univerſität Greifsw
war eine der älteſten, deutſchen Lehranſtalten und beſaß ſo
deutende Güter und Stiftungen, daß ſie wenigſtens etwas be
und berühmter hätte ſein können, als ſie war. Aber ihre L
tung und Verwaltung ruhten auf keinen ernſten und ſiche
Grundſätzen, ſondern liefen ganz zufällig, wie die oberſten Lei
eben wollten. Denn ſie war außer andern Übeln, die ſie drückt
erſtlich in eine Verſorgungsanſtalt für die Schweden ausgear
Manche gute ſchwediſche Köpfe, die in Lund und Upſala o
als Dichter und Redner auf Reichstagen nachher berühmt
worden, haben in Greifswald ihre Studien gemacht und i
akademiſchen Anfänge als außerordentliche oder ordentliche P
feſſoren. Zweitens war ſie eine Verſorgungsanſtalt für
Söhne und Töchter der Profeſſoren und mancher angeſehe
Familien der Stadt. Ich heiratete die natürliche Tochter
Profeſſors der Naturgeſchichte Dr. Quiſtorp, Charlotte Ma
und ward Privatdozent und das folgende Jahr, nicht o
den Einfluß dieſer Familie, Adjunkt der philoſophiſchen Fakul
mit etwa 300 Talern Gehalt, im Jahre 1805 außerorde
licher Profeſſor mit einer Verbeſſerung von etwa 200 Tale
Meine Frau ſchenkte mir im Sommer 1801 einen ſchönen So
der ihr das Leben koſtete.

An dieſer kleinen Univerſität war ich zehn Jahre befeſti

von welchen ich ungefähr die Hälfte auf Reisen und in Schweden zugebracht, die zweite Hälfte gelehrt habe. Als ich antrat, waren einige sehr würdige Alte da und etwa ein halbes Dutzend Jüngere, die meistens erst zugleich mit mir begannen, und von welchen einige berühmt geworden sind: Parow, Rudolphi, Rühs, Schildener, Muhrbeck. Dies brachte durch das junge Blut etwas Belebung und Erregung in den Greifswalder Schlaf. Es hat sein Mißliches mit solchen Mühlen der Gelehrsamkeit, welchen das Wasser, d. h. die Studenten, zu sehr fehlt; es tritt leicht Vertrocknung und Erstarrung oder Verfaulung ein. Es hat sein Gutes mit ihnen, daß der Wetteifer die jungen Kräfte beim Anspannen und Ziehen nicht übertreibt und zur Notreife austrocknet und auf solche Weise Talente, die später wirksam werden können, zersplittert und aufreibt. Manche von uns, obgleich wir nach Art des Landes leicht mit dem Tage fortlebten, waren doch strebsam und fleißig und lernten beim Lehren, welches die herrliche Notschule ist, daß sie die Gewissenhaften nötigt, ein Chaos von Gesammeltem und Aufgespeichertem, was in ihrem Gehirn noch in völliger Unordnung über- und untereinander liegt, in Ordnung und Klarheit zu stellen. Ich begann als Lehrer mit allerlei, welchem ich kaum halb gewachsen war, blieb endlich bei geschichtlichen Vorlesungen stehen, hatte oft zahlreiche Zuhörer und war gesund und fleißig. Noch gedenke ich jener Tage neben manchen traurigen Erinnerungen mit Lust.

Außer den ebengenannten jungen Männern lebte ich mit andern würdigen Altersgenossen und erprobten Freunden, deren Namen ich mit Dankbarkeit hieher setze: Dr. Billroth, Dr. Gesterding (jetzt beide Bürgermeister der Stadt), Dr. Ernst von Gagern und Wilhelm Lebebur, auch ein ehemaliger Sundenser, den wir leider frühe begruben. Unter den älteren waren die würdigen Männer, Archiater Professor Weigel, Professor Muhrbeck der Alte, Generalsuperintendent Schlegel, Professor Dr. Ziemßen, Professor von Hagemeister, später Oberappellations- und Geh. Revisionsrat, und Oberappellationsrat Sonnenschmidt meine Gönner und Beschützer.

Doch ward von hier außer zu dem allerbesten elterlichen Hause oft auch in die Insel Rügen gepilgert zu meinem Patriarchen in Posewald, zum General von Dyke auf Losentitz und zum Superintendenten Pritzbur in Gartz, auch zwei Patriarchen anderer Stufen als der wackre alte Hinrich Arndt. Ich fühlte oft die Sehnsucht, diese herrlichen Menschen zu suchen, die ich in fünf, sechs Stunden von Greifswald erreichen konnte. Was ich da empfangen habe, das läßt sich auf kein Papier bringen.

Es waren herrliche Abdrücke von Gottes Ebenbilde, drei Patriarchen, aus denen sich Kraft saugen ließ, wenn die luftigen Geister der Spekulation, die oft in dünner und unerquicklicher Gespenstigkeit wie Herbstwinde durch die dürren Stoppeln durch die öden Bücherblätter hinpfeifen, einen in die kalte und leere Nebelwelt forttragen wollten.

Hier ward ich auch bald ein politisch schreibender und handeln müssender Mensch. Mein Freund Steffens hat ein Buch geschrieben des Titels „Wie ich wieder Lutheraner ward". Ich will hier wenigstens kurz andeuten, wie die einzelnen Keime nach und nach sich zu einem großen politischen Kraut oder Unkraut entwickelt und erhoben haben. Ich beschreibe hierin zugleich das ähnliche Keimen, Wachsen und Erstehen der Gefühle und Ansichten von Millionen deutscher Menschen.

Mit Recht betrachtet man den Anfang der französischen Umwälzung als den Punkt des Übergangs der sinnlich sentimentalen und ästhetischen Epoche zu der überschwenglich philosophischen und politischen und als den Beginn des Erlöschens oder doch Untertauchens aller andern Gefühle und Ansichten. Aber in einem gewissen Sinn hatten sich bei mir doch schon viel früher, schon im Knabenalter, manche eigentümliche und einseitige Ansichten festgesetzt, welche noch jetzt bei meinem schneeweißen Kopf oft besserer Warnung und Einsicht nicht weichen wollen. Ich hatte als kleiner Junge als Zeitungsvorleser und Chronikenleser zwischen meinem neunten und zwölften Jahre schon gewisse politische Verhärtungen und Versteifungen. Ich brauche diese Worte absichtlich, weil ich die Sache als Fehler in mir erkannt habe. Ich bin von jeher vielleicht ein übertriebener Königischer (Royalist) gewesen. Ich glaube, ich bin es geworden, wie die meisten Menschen ganz unbewußt etwas werden durch die ersten Gewöhnungen des frühen Alters. Mein Vater war wenig ein politischer Mann, er ließ selbst in späteren Jahren, wo die politischen Stürme auch zu unsrer Heimat immer näher und dräuender heranbrausten, zwischen 1800 und 1806, die Begebenheiten und die Urteile und Streite über die Begebenheiten meistens unbekümmert und lächelnd an sich vorübergleiten. Nur bei dem Namen Gustavs III. von Schweden geriet er in Glut. Diesen und die Schönheit und die glänzenden Auftritte desselben hatte er in den ersten glücklichsten Jahren jenes Königs in Stockholm mit jugendlichen Augen gesehen. Auch hatte er höchstens für ein paar andere schwedische Namen noch einige Liebschaft. Alles andre blieb ihm fremd. Aber es waren zwei andre meiner

Gefreundten, welche Feuer in mir anschüren konnten, der alte Hinrich zu Posewald und mein anderer Ohm und Pate Moritz Schumacher. Hinrich war ganz Schwede — war sein Großvater vielleicht in ihm wieder aufgelebt? — und riß mich mit seiner Heftigkeit unwiderstehlich in die Schwedenliebe und Schwedenverehrung hinein; er lebte auch, soviel sein niederer Lebensstandpunkt es erlaubte, in ihren Geschichten und in allen Geschichten und Anschauungen des gewaltigen norddeutschen und skandinavischen Luthertums. Darin konnte der herrliche Wasa, Gustav Adolf, wohl für Millionen Könige gelten. Wie sollte ich denn die Könige nicht angebetet und über alle Republiken, griechische, römische, platonische und fichtische, gestellt haben? Moritz Schumacher auf der andern Seite war ein heftiger Preuße ganz gegen die Neigungen meiner meisten Landsleute, welche, an eine gewisse gutmütige Lockerheit und sorglose Ungebundenheit mit großer einzelner Freiheit des schwedischen Wesens gewöhnt, jenseits der Peene etwas Korporalischfreudenloses und Fiskalischhartes zu sehen glaubten. Moritz Schumacher war durch seine Art und Neigung ganz natürlich zu dieser preußischen Begeisterung gekommen. Er war ein feiner, hübscher, schlanker Mensch, mit einer trefflichen Gesangstimme und andern Talenten und liebte das Eitle und Blanke. Mein Vater war ein bäuerlicher und, obgleich nicht ungebildet, ein ganz bürgerlicher Mann und drängte sich nimmer zu Vornehmen und Adligen hinauf. Ganz anders aber mein Herr Ohm Moritz. Rügen wimmelte damals weit mehr als jetzt von kleinen Edelleuten, welche als Hauptleute oder Majore in ihrer Jugend im preußischen Heere gedient hatten. Diese suchte er, wie er nur konnte, auf und erzählte jedes Wort des gnädigen Herrn Hauptmanns und Rittmeisters, jeden Einfall, den die gnädige Frau ihm gegenüber hatte fallen lassen, als eine Gnade; ja, der Apfel und die Birne, welche die Frau Majorin oder das gnädige Fräulein ihm beim Abschiede in die Tasche gesteckt hatte, bekam dadurch einen Geruch und Geschmack, als hätte er sie im Paradiesesgarten gepflückt. Auch trug er sich ganz, legte Schabracke und Sattel, schnallte Stiefeln und Sporen, drückte den Hut über Zopf und Locken wie ein alter preußischer Rittmeister. Von dieser seiner Gesellschaft holte er sich die preußische Farbe. Wie sollten diese Männer den Namen und die Taten des großen Friedrich nicht vergöttert haben? Diese ritterliche Vergötterung trug er mit in unser Haus und blies also auch von dieser Seite etwas Königisches in mein Herz. Auch dieses große Königsbild ward so vor meine Kindheit gestellt und neigte meinen politi-

schen Glauben der Monarchie zu. Ich bin später der Nichtachtung des großen Helden beschuldigt worden; ich glaube es nicht verdient zu haben*). Ganz gemäß solchen ersten Jugendlehren und Jugendeindrücken geschah es denn auch, daß ich kleiner Zeitungsleser bei Debatten immer für England gegen Amerika stritt, da doch die meisten Alten amerikanische Parteigänger waren.

Und die Franzosen und ich? Auch da war mein politischer Glaube wohl in erster Jugend entstanden. Ich habe oben mehrmals erwähnt, wie ich in den Jahren, wo wegen der kleinen Umstände der Eltern mir aller regelmäßig fortlaufende Unterricht versagt war, doch mit reichlicher Lesung alter Geschichtbücher und Chroniken gefüttert ward. Unter diesen waren auch die deutschen und ins Deutsche übersetzten Bücher Pufendorfs und anderer, welche den Dreißigjährigen Krieg und die herrschsüchtigen Hinterlisten und mordbrennerischen Taten Ludwigs XIV. beschrieben haben. Dies hatte mir Abneigung, ja oft Abscheu gegen das ganze mitspielende Volk eingeflößt. Daher freute ich mich zur Zeit jenes Zeitungsvorlesens über jede ihrer Niederlagen und war im Haß gegen sie auch ganz Engländer.

Nun brach in meinem blühenden Jünglingsalter die große französische Umwälzung und mit ihr die große Umwälzung und Umrollung der Herzen von halb Europa los. Diese ward allenthalben und auch bei uns im Hause für und wider heftig bestritten, hatte aber auch da mehr Freunde als Feinde; und ich mußte mich trotz meiner Abneigung gegen das Volk doch oft zu den ersten gesellen, weil die Verschuldungen der Regierungen vor Ludwig XVI. entsetzlich gewesen, weil manche von den Führern aufgestellte Lehren und Grundsätze unleugbar gerecht und heilig waren, wie sehr sie später auch entheiligt und befleckt worden sind. Doch jammerte mich jeder französische Sieg über die Deutschen und über die andern gegen sie Verbündeten, ohne daß ich Deutschland schon nach voller deutscher Pflicht gefühlt hätte. Ich saß noch weit vom Schauplatz und Getümmel am Baltischen Meere und hatte noch mehr ein schwedisches als deutsches Herz. Ich war wohl heftig und ungestüm, auch gewiß keine knechtische und

*) Nicht leugnen kann ich, daß, als jene meine angefochtenen Urteile über den großen König in die Welt ausgingen, wir alle noch mehr oder minder das alte Deutsche Reich im Herzen hatten und von den verblaßten Bildern und unbestimmten Gefühlen seiner weiland Herrlichkeit umdämmert und belastet einhergingen. Wie oft wollten wir immer den Gedanken noch nicht einlassen, daß es in seiner früheren Gestalt seit Jahrhunderten zu einer bleichen und welken Mumie verschrumpft war und in starrer, unbehilflicher Ohnmacht, die ihren Leichenbestatter zu erwarten schien, dalag! Kaum seit einem Menschenalter können wir begreifen, was ein König von Friedrichs Art für die Stärke und den Ruhm des ganzen Deutschlands in seinen Tagen bedeutet hat und in künftigen Tagen noch mehr bedeuten wird als heut.

dienerliche Seele, aber nicht geboren, mich mit einer Schwärmerei, welche ſelbſt den Greis Klopſtock hat Lieder und Gegenlieder ſingen laſſen, in ein Chaos verworrener und nebelvoller Anſichten und Leidenſchaften hinabzuſtürzen. Vielleicht bin ich dazu zu ſehr als Philiſter geboren, der gern ſogleich von allem klaren Beſcheid haben möchte, mag auch zuviel von jener bleiernen Schwere in mir tragen, welche in dem charakteriſtiſchen Fluche des Volkes Schwere Not die urſprüngliche Weltanſicht desſelben ausdrückt, wie der Schwede mit den Teufeln und die romaniſchen Südländer bei erregteren Gefühlen mit jenem Dinge, welches die größte ſinnliche Luſt anſpielt, um ſich werfen müſſen. Dieſe philiſtrige Natur, welche das Edelſte und Höchſte in ſeiner allgemeinſten poetiſchen Reinheit anzuerkennen ſich ſträubt, mag ſich ſchon in den Horaziſchen Verſen, welche ich in die Stammbücher meiner Kommilitonen zu malen pflegte, offenbaren, als da ſind „Nil admirari“ und „Perfer et obdura“, daß ich mich alſo früh ſchon gegen die erhabenſten Täuſchungen ſträubte.

Ich hatte endlich das Volk ſelbſt geſehen, und ſein Liebenswürdiges und Leichtes wie ſein Trügeriſches und Lügenhaftes war mir kein Geheimnis geblieben. Ich war durch Belgien und längs dem Rhein langſam ins Vaterland zurückgezogen, hatte mich in Brüſſel, Aachen, Köln, Koblenz und Mainz aufgehalten und allenthalben die von jenem übermütigen Volke zertretenen und geſchändeten Trümmer der alten deutſchen Herrlichkeit geſehen. Ich hatte Unmut und Ärger genug, aber wahrlich noch keinen rechten Zorn empfunden. In Frankfurt und bei Höchſt war ich mitten unter Gefechte geraten. Der franzöſiſche General Baraguai d'Hilliers hatte mich mehrere Tage in Frankfurt eingeſperrt; am Main waren die Plänkler an beiden Ufern hin und her geſprengt; der Speſſarter Landſturm Albinis hatte mich umbrauſt. Das war meinen Augen und Ohren noch nicht viel mehr als ein Schauſpiel geweſen, obgleich ich mich allerdings von Herzen gefreut haben würde, wenn durch einen Engel Gottes, wie weiland den Scharen Sanheribs geſchehen, die Franzoſen um Frankfurts Mauern in einer Nacht alle als Leichen gelegen hätten. Aber nicht lange, ſo erwachte der Zorn, ach! der freilich kein Glück bedeutende Zorn, der mir aber doch über manchen ſchweren Tag hingeholfen, mich an manchem ſchwerſten Tag ſogar beglückt hat. Denn glückſelig iſt der Menſch nur in dem Maße, als er am gewaltigſten empfindet, wenn nämlich das Empfinden derart iſt, daß ihm das Denken darüber nicht ausgeht; denn ſonſt wird es ein zermalmender Mühlſtein.

Napoleon war einige Tage nach meiner Abreiſe von Paris

aus Ägypten zurückgekommen. Ich sah die herrische Gestalt der Zeit sich schwingen und fortschwingen, folgte seinen Listen, seinen Schlachten, seinen Weltklängen und Faustgriffen. Begriff ich ihn schon klar? Ich weiß nicht; aber nach der Schlacht von Marengo wandelte mich ein Grauen an vor dieser Gestalt, vor dieser von so vielen und von so hohen Menschen vergötterten Gestalt: es schien ein unbewußtes Grauen vor dem Jammer der nächsten zehn Jahre zu sein. Der Zorn aber, ein Zorn, der bei der deutschen und europäischen Schmach oft ein Grimm ward, kam mit dem Frieden von Lüneville und mit den schimpflichen Verhandlungen und Vermäkelungen, worin Talleyrand und Maret des Vaterlandes Los und Lose ausschnitten und ausfeilschten. Die Jahre 1805 und 1806 rissen endlich die beiden letzten Stützen nieder, woran sich ein bißchen Deutsches geschienen hatte halten und erhalten zu können. Jetzt war das letzte geschehen, alles einzelne Deutsche, das Kleinste wie das Größte, das Ruhmvollste wie das Dunkelste, lag nun in einem großen, gemeinsamen Jammer über- und untereinander hingeworfen, und der übermütige, welsche Hahn krähte sein Viktoria! über den Trümmern der geschändeten Herrlichkeit. Da war der Tag gekommen, wo alle einzelne Gefühle und Urteile und Vorurteile und Lieben und Vorlieben in dem großen Schutt mit zusammensanken. Was Kaiser und Könige verloren und aufgegeben hatten, davon mußten sich endlich auch die Kleinen lösen! Als Österreich und Preußen nach vergeblichen Kämpfen gefallen waren, da erst fing mein Herz an, sie und Deutschland mit rechter Liebe zu lieben und die Welschen mit rechtem, treuem Zorn zu hassen. Es war nicht allein Napoleon, nicht der listige, geschlossene, höhnische, in dem Lande, wo Honig Gift ist, geborne Korse, auf welchen die Lügenhaften später als auf ihren großen Sündenbock allen Zorn Europas hinzuhetzen gesucht haben, den ich zornig haßte, den ich am meisten haßte — sie waren es, die Franzosen, die Trügerischen, Übermütigen, Habsüchtigen, die hinterlistigen und treulosen Reichsfeinde seit Jahrhunderten — sie haßte ich im ganzen Zorn, mein Vaterland erkannte und liebte ich nun im ganzen Zorn und in ganzer Liebe. Auch der schwedische Partikularismus war nun auf einmal tot, die schwedischen Helden waren in meinem Herzen nun auch nur andre Töne der Vergangenheit; als Deutschland durch seine Zwietracht nichts mehr war, umfaßte mein Herz seine Einheit und Einigkeit.

Fast zu gleicher Zeit erließ ich zwei kleine politische Schriften. Die erste unter dem Titel Germanien und Europa war nichts als eine etwas wilde und bruchstückige Aussprudelung meiner Ansicht der Weltlage von 1802; die zweite, Geschichte der Leib-

eigenſchaft in Pommern und Rügen, behandelte ein heimatliches Übel. Sein Inhalt war ungefähr folgender:

Die Inſeln und Küſtenländer dieſer Oſtſee ſind nach geſchichtlicher Wahrſcheinlichkeit urſprünglich nicht von Slawen und Wenden bewohnt worden.

Bei den Stößen, welche die Zerſtörung des großen Gotenreichs durch die Hunnen in der letzten Hälfte des vierten Jahrhunderts und die fortwährende Drängung der Hunnen gegen Weſten veranlaßt haben, iſt die ungeheure Bewegung entſtanden, welche Völkerwanderung genannt wird. In jenen Tagen, wo auf die Begebenheiten, die an der Weichſel und Oder vorgefallen ſein können, auch kaum ein Schimmer von Licht fällt, ſind die Slawen und Wenden auch wohl von Oſten nach Weſten weiter vorgeſchoben und haben die verlaſſenen oder entvölkerten Landſchaften Oſtgermaniens beſetzt.

Als die Deutſchen, die nach dem großen Karl verſunken waren, unter den Sachſenkaiſern im zehnten Jahrhundert ſich wieder erhoben, begannen ſie ihre Herrſchaft auch gegen Nordoſten auszubreiten, und der Krieg gegen die ſlawiſchen Völkerſchaften begann, ward unter ihnen und ihren Nachfolgern bis ans Ende des zwölften Jahrhunderts fortgeführt und endigte trotz der mutigſten und hartnäckigſten Gegenwehr der Slawen mit ihrer Ausrottung oder Unterjochung.

Die deutſche Herrſchaft rückte vor, deutſche Städte und Feſtungen wurden gebaut, welche die wendiſchen Bewohner meiſtens ausſchloſſen, deutſche Einwanderungen und Anſiedelungen begünſtigt und in den verwüſteten Landen unter und über den Wenden gegründet. Was früher germaniſch geweſen, ward nach und nach wieder germaniſiert.

Wir finden in Pommern und Rügen, als der neue Zuſtand geſchichtlich ans Licht zu treten beginnt, faſt allenthalben mehr oder weniger ſtrenge Leibeigenſchaft oder Hörigkeit, aber durchaus nicht in ſo eigenmächtig willkürlichem Maße als im 17. und 18. Jahrhundert.

Aus den Geſetzen des 16. Jahrhunderts ſehen wir, daß Dienſte und Leiſtungen faſt allenthalben beſtimmt, daß ſie nicht ungemeſſen waren; daß auch die Edelleute keine Bauerhöfe oder Bauerdörfer willkürlich zerſtören und in große, mächtige Güter verwandeln durften.

Für die Inſel Rügen, wo im 18. Jahrhundert die Willkür und Plackerei die ungemeſſenſte war und der Dienſt und die Abhängigkeit der armen Leute ſich als die härteſten darſtellten, ergibt ſich, daß der Bauer dort im 15. und 16. Jahrhundert in einer

viel besseren und unabhängigeren Lage war als in Pommern. Wir haben über die bäuerlichen Verhältnisse derselben die Schrift eines rügenschen Edelmanns, des Landvogts von Normann auf Tribberatz, im 16. Jahrhundert unter dem Titel Rügenscher Landgebrauch verfaßt. Es ist vorauszusetzen, daß der Landvogt, selbst ein adliger Gutsbesitzer, für die Bauren keine parteiische Darstellung abgefaßt hat. Auch verschweigt er ihre Gebrechen und Fehler keineswegs, sondern stellt sie dar als übermütig, streit- und schlagsüchtig, hoffärtig und wild und als solche, die es im ungebundenen und herrischen Wesen den Junkern fast gleichtun wollen. Das seien die natürlichen und heilsamen Folgen zu großen Wohlstandes und übertriebener Freiheit, daß die Frechheit und der Übermut sogleich neben ihnen wuchere. Aus dem Landbuche erhellt, daß die rügenschen Bauern Gewinner waren, welche eine große Einlage in das von ihnen bewohnte Gut gemacht hatten; daß, wann sie freiwillig oder aufgekündigt (was an gesetzlich bestimmte Bedingungen gebunden war) von dem Gute zogen, ihnen die ganze volle Wehr, alle Gebäude nebst Saaten und Hofraide ausbezahlt werden mußten; sie waren auch bei ihrem Abzuge von jeglicher Gutspflichtigkeit frei und mochten als Leute ihres eigenen Willens ziehen, wohin sie wollten. Beim Todesfall und beim Antritt des Besitzers mußte das Besthaupt und der Gewinn entrichtet werden. Als Mitrichter und Mitschützer ihrer Rechte saßen sie bei Feld- und Gard- oder Kreisgerichten neben den Edelleuten und verheirateten — was dem alten Landvogt in seiner adligen Gestrengheit sehr mißfällt — ihre Söhne und Töchter häufig in adlige Geschlechter hinein.

Wir finden in jenem 16. Jahrhundert beides in Pommern und Rügen, eine Menge einzelne Höfe und ganze Dörfer, wovon um die Mitte des 17. auch keine Spur mehr da ist. Nach der Erlöschung des alten Herrscherstammes empfingen die Schweden durch die Friedensschlüsse, welche den scheußlichen Dreißigjährigen Krieg endigten, das Land verwüstet, entvölkert und verknechtet. In solchem Zustande übernahmen es die Schweden, der früheren deutschen Zustände weder kundig noch sorglich. Auch die besten ihrer Verwalter und Einrichter wurden von den Vorteilen und Ansichten des pommerschen Adels und der pommerschen Juristen (worunter der berühmte Möwe, später von Mevius obenansteht), welche an die deutschen Acker- und Landverhältnisse ganz das Maß des späteren Römischen Rechts legten, damals und in den folgenden Zeiten geleitet. So sind die wenigen leidlich oder mittelmäßig freien Leute in dieser Landschaft auf dem Lande fast ganz verschwunden, und alle Rechte, die wenigstens als Brauch

und Herkommen noch bestanden hatten, in die böseste und unermeßlichste Knechtschaft hineinverdeutet. So ist es denn geschehen, besonders seit dem Schluß des Siebenjährigen Krieges, seit den Jahren 1760 bis in die von 1790 hinein, daß der Bauerstand nicht nur allenthalben mit ungemessener Dienstbarkeit belastet, sondern durch Verwandlung der Dörfer in große Pacht- und Rittergüter endlich sehr zerstört worden. Diese Wut des sogenannten Bauernlegens (quasi castratio) herrschte nicht bloß bei den einzelnen Besitzern vom Ritterstande, sondern ergriff auch die Verwaltung des Domanii und der Güter der Städte und Stifter, wiewohl die Bauern, welche in den letztgenannten Besitzungen noch übrig sind, nicht mit ungemessener Willkür behandelt und mißhandelt werden durften. Kurz, für das schwedische Pommern galt noch um das Jahr 1800 der lichtenbergische Scherz in seiner vollen Bedeutung einer hübschen Preisfrage: Eine Salbe zu erfinden zur Einschmierung der Bauren, damit sie drei-, viermal im Jahre geschoren werden können.

Diese Greulichkeit hatte ich mit angesehen, und sie hatte mich empört. In Rügen war noch in meinen Tagen eine Menge Dörfer verschwunden, und die Bewohner der Höfe waren als arme, heimatlose Leute davongetrieben, so daß, die früher Knechte gehalten hatten, nun selbst auf den großen Höfen wieder als Knechte und Mägde dienen mußten. Ja es gab Edelleute, welche große Dörfer ordentlich auf Spekulation kauften, Wohnungen und Gärten schleiften, große und prächtige Höfe bauten und diese dann mit dem Gewinn von 20000 und 30000 Talern wieder verkauften. Dies veranlaßte an mehreren Stellen förmliche Bauernaufruhre, welche durch Soldatenentsendungen und Einkerkerungen gedämpft werden mußten. Auch wurden, wie es munkelte — was aber des verhaßten Gegenstandes wegen vertuscht ward — einzelne böse Edelleute und Pächter gelegentlich wie Tiberius durch nächtliche Überfälle unter Kissen erstickt. Aber dergleichen Greulichkeiten waren nur eine kurze Warnung, und die Dinge liefen darum nichtsdestoweniger ihren gewöhnlichen häßlichen Lauf.

Wie diese Verwüstung der Menschen der Hartherzigkeit oder Habsucht unbarmherziger oder verschuldeter Herren preisgegeben war, so war es auch die Persönlichkeit der an die Scholle gebundenen Leute. Fast in allen deutschen Landen, wo Leibeigenschaft oder Hörigkeit herrschte, war durch festen Brauch oder bestimmtes Gesetz ein leidliches Maximum gesetzt, wodurch ein Mannsen oder Weibsen oder Kind aus solchen Banden gelöst werden konnte. Selten überstieg es für den Mann zwölf bis

zwanzig, für das Weib zehn, für das Kind fünf Reichstaler. Hierlandes war gar kein fester Brauch noch sicheres Gesetz, sondern mancher Herr ließ sich für die Freiheit von einem rüstigen und schönen Jüngling hundert, ja wohl hundertundfünfzig und von einer ähnlichen Magd fünfzig oder sechzig Taler bezahlen, konnte auch die Freilassung überhaupt gegen jede Summe ganz verweigern.

Nach den Gesetzen sollten die Bauren, deren Wehr gelegt ward, nebst ihrer ganzen Familie wenigstens mit voller Freiheit und mit ihrer ganzen lebendigen Hofraid ausziehen, welche oft einen ganz beträchtlichen Wert ausmachte, da es Vollbauren gab, die wohl zwölf Pferde, zehn bis zwölf Kühe, einige Ochsen und dazu Schweine, Schafe und Geflügel auf ihrem Hofe hegten. Hätte man ihnen dies alles nebst der Freiheit lassen müssen, so hätte mancher schlechte Herr sich vielleicht zweimal bedacht, ehe er zum Zerstören und Abtreiben gegriffen hätte. Ich erweckte nun meinen lieben Bruder Fritz, der damals als Tribunalsadvokat und später als Bürgermeister in der Stadt Bergen auf der Insel Rügen lebte, und er trieb durch ordentliche Prozesse einige Edelleute zugunsten der Bauren zu Paaren. Er zog sich dadurch bittern Haß und auch wohl Nachteile und Verluste seiner Einnahme und Weltstellung zu, doch gewann er auch unter den Milden und Frommen des Adels mehrere treueste Freunde. Solche waren und blieben unter andern der alte, würdige Herr von Scheelen zum Stedar und der Freiherr von Barnekow auf dem paradiesischen Ralswyk.

Mein Büchlein machte natürlicherweise Haß und Lärm, nicht bloß bei dem Adel, welchen ich darin am meisten anzuklagen schien, sondern auch bei andern Halbvornehmen und bei manchen reichen und junkerisch gesinnten Großpächtern, welche schrien, ich sei ein Leuteverderber und Baurenaufhetzer. Selbst manche Rezensenten schienen mir dies in die Schuhe zu gießen, und einer sagte mit dürren Worten, es stehe das Verhältnis zwischen den Großgütern und Bauren im schwedischen Pommern gar so übel nicht; man merke es meiner Schrift wohl an, daß ich Bauren angehöre und den Druck in meiner Familie gefühlt habe; das habe mich denn wohl, wenngleich unabsichtlich und unbewußt, die Dinge oft einseitig und parteiisch betrachten und darstellen lassen.

Bei dieser Gelegenheit muß ich gleichsam ex domo pro domo sprechen. Mein Vater war freilich eines Schäfers Sohn und der Freigelassene eines Grafen, aber ich hatte von Kindauf nichts von diesen Verhältnissen gefühlt. Als ich ins Knabenalter trat,

war er ein unabhängiger und angesehener stralsundischer Gutspächter; als ich Jüngling ward, wohnte er auf dem schönen ehemaligen Grafensitz Löbnitz und hatte Macht und Patrimonialgerichtsbarkeit wenigstens über dreihundert Seelen. Es ward aber mit jenen Patrimonialgerichtsbarkeiten, welche einige uns jetzt noch als ein gar hübsches, patriarchalisch-väterliches Verhältnis zwischen dem großen Grundbesitzer und seinen Bauren anzupreisen wagen, so unverantwortlich leichtsinnig gehalten, daß sogar das Königliche Domanium, nicht allein der Adel sie dem ersten besten oft rohesten und gemeinsten Pächter mitverpachteten. Mein Vater war kein Mann, irgendein Recht aus Habsucht oder Hartherzigkeit zu mißbrauchen; aber ich habe von andern genug kleine und große Frevel üben sehen, auch dann noch üben sehen, als für die Bewachung dieser so vielen Mißbräuchen und Willküren ausgesetzten Untergerichte in der Person des nachherigen Oberappellationsrats Sonnenschmidt ein sehr würdiger und gelehrter Oberlandesfiskal angestellt ward. Und groß ist meine Freude gewesen, als für diese so vielen schleichenden Ungerechtigkeiten preisgegebenen Gerichte mehrere allgemeine Kreisgerichte eingesetzt sind.

Aber gegen mich tobten nun nicht bloß Haß und Lärm, sondern mir ging eine förmliche Anklage zu Leibe. Mehrere Edelleute, an ihrer Spitze ein Freiherr Schultz von Ascheraden auf Schloß Nehringen bei Demmin, ein Käufer und Vermäkler von Bauerdörfern in der oben erwähnten spekulativen Weise, und ein Brüderpaar von Vagevitz in Rügen, die sich in ihren Geschlechten sehr weise deuchten, stellten sich zusammen und lieferten mein Buch in die Hände meines Königs Gustavs IV. Adolf und zeigten ihm rot unterstrichen mehrere Stellen in demselben, wo ich über einzelne längst verblichene schwedische Herrscher in Beziehung auf die Regierung meiner Heimat einige, wie ihnen deuchte, zu freie und ungebührliche Urteile gefällt hatte. Die Herren hätten mir gar gern einen Majestätsprozeß auf den Hals gehetzt. Der König in erster Aufwallung hatte das Buch mit seiner gefährlichen Bleifederröte an den damaligen Generalgouverneur über Pommern und Kanzler der Universität Greifswald, Freiherrn von Essen, geschickt mit dem Auftrage, den frechen Schriftsteller zur Verantwortung und Untersuchung zu ziehen. Der General von Essen lud mich nach Stralsund*), deutete mir die Personen meiner Ankläger ungefähr an, welche sich aber auch an andern Stellen schon hatten laut vernehmen lassen, und zeigte

*) Ich hatte ihm das Büchlein zugeeignet. Auch er hatte unter dem pommerschrügenschen Adel Verwandte, die aber nicht zu den Drängern gehörten.

mir die angeröteten Gefährlichkeiten mit der Frage: wie ich mir aus dem ſchlimmen Handel zu helfen gedenke? denn der König ſcheine höchſt angeblaſen und entrüſtet. Ich bat ihn um das Buch und um eine Bleifeder, unterſtrich nun auch eine Menge Stellen, worin die Greulichkeit und Ungerechtigkeit dieſer Verhältniſſe dargeſtellt war, und bat ihn, er möge dieſe nun auch Sr. Majeſtät zur Anſicht und Betrachtung vorlegen. Das hat er getan, und der König hat geantwortet: „Wenn dem ſo iſt, ſo hat der Mann recht.“ Und ſo bin ich nach Greifswald zurückgefahren, und iſt mir auch kein Haar gekrümmt worden. Vielleicht haben die von meiner Hand unterſtrichenen Stellen mit beigetragen, daß die Leibeigenſchaft nach einigen Jahren durch jenen König aufgehoben und die Patrimonialgerichtsbarkeit durch Königliche Kreisgerichte erſetzt iſt.

Nach dieſen und andern kleinen Arbeiten meiner Greifswalder Lebensjahre beſchloß ich meine Reiſe nach Schweden zu machen und einen Wunſch zu befriedigen, den ich lange im Herzen getragen hatte, jenes nordiſche Land, welches zum deutſchen Volke und zur deutſchen Geſchichte ſo viele Beziehungen hat und zu meiner Heimat damals die nächſte Beziehung hatte, durch eigne Anſchauung und Mitlebung lebendiger kennen zu lernen, als ich es durch Bücher und durch die vielen bei uns lebenden und verkehrenden Schweden bisher erkannt hatte. Ich begehrte zu dieſer Reiſe, die ich ganz auf eigne Koſten machte, Urlaub und erhielt ihn. Diesmal zu meinem großen Schmerz. Denn eben als ich ihn erhalten hatte, traf ein Brief von einem reichen Freunde und Landsmann aus Hamburg ein, der mich einlud, mit ihm ganz auf ſeine Koſten, bloß damit er einen heitern und beherzten Reiſegeſellen hätte, auf anderthalb Jahre einen Durchflug durch die ganze Pyrenäiſche Halbinſel zu machen. Wie gern hätte ich dieſe Seltenheit benutzt! Aber ich hatte mich ſo gefeſſelt, daß ich nicht wohl zurückkonnte: denn ich hatte meinem Urlaubsgeſuch für Schweden derlei Gründe untergelegt, deren ſchnelle Aufgebung den Freiherrn von Eſſen erzürnen konnte.

So fuhr ich denn im Herbſt 1803 nach Schweden und kam nach einem vollen Jahre im Herbſt 1804 zurück, zu einer Zeit, wo der politiſche Teufel in Nord- und Süddeutſchland ungeſtümer und gewaltiger zu rumoren anfing. Bald kam das Jahr 1805 mit dem öſterreichiſchen Unglück, dann das ſchrecklichere Jahr 1806, welches Preußen niederwarf. Jetzt flog mein Erſter Teil des Geiſtes der Zeit in die Welt. Ich ſaß und lag jenen Sommer des Jahres 1806 in Stralſund, wo ich in der Regierungskanzlei für die ſchwediſchen Angelegenheiten arbeitete. Ich

ſage, ich lag. Ich ward in einem Zweikampf mit einem ſchwediſchen Offizier, der den ſchönen apolliſchen Beinamen Gyllenſvärd (χρυσόσπαθος) führte, von einer Kugel durchſchoſſen und lag ein paar Monate auf dem Bette hingeſtreckt. Ich habe hierüber nichts zu ſagen. Man lehrt, du ſollſt nicht töten, du ſollſt nicht zweikämpfen; aber es gibt hier gar wunderliche Fälle. Wir ſaßen, ich unter mehreren liebſten Freunden, beim Trunke in einem öffentlichen Garten, die Herzen vom Wein durchglüht, die Geſpräche munter. Da ließ der Schwede ein ſchlechtes Wort über das deutſche Volk fallen, gerade indem ich ihm ſein ſchwediſches ins Geſicht lobte. Es ward mir zumute wie dem Moſes in Ägyptenland; wir gerieten aneinander und ſchoſſen den dritten Tag eine halbe Stunde von Stralſund am Meeresſtrand auf fünfzehn Schritt aufeinander. Als die Kugel mich durchfuhr, ſank ich wie in Ohnmacht zuſammen und glaubte, ich hätte den Tod im Leibe. Es war etwa ſechs Uhr abends, der ſchönſte Abendſonnenſchein, und ich grüßte mit liebenden Augen die gegenüberliegenden Küſten meiner ſchönen, grünen Inſel wie zum letztenmal. Aber das war nur ein fliegender Zuck der Natur geweſen, bald ſtand ich wieder ſelbſtmächtig auf den Beinen, ging mit meinem Sekundanten in die Stadt, ließ mich zerſchneiden und verbinden und mußte dann freilich noch ein ſechs, acht Wochen auf dem Streckbrett liegen. Sonderbar!? Als die Kugel in mich hineinfuhr, war ihr Marſch mir ein ganz bekanntes Gefühl. Gerade mit demſelben Gefühl war ich im Traum einige Male von Kugeln durchbohrt: ſo als wenn man einem einen kalten Eiszapfen durch den Leibe ſtieße. Ich fragte: „Was iſt das? und woher?“ O Origenes!

Kurz vor dieſem Kugelſpiel hatte ich in Greifswald eine Todesangſt ausgeſtanden höchſt lächerlicher Art, wobei ich meines asmuſſiſchen Rieſen Goliath und der mit frommen Reimen bemalten Milchſchüſſel gedenken konnte. Ich ging nämlich auf zum Königlichen Hoflager, mich untertänigſt zu neigen und zu bedanken, daß Se. Majeſtät mich zum außerordentlichen Profeſſor mit Gehaltszulage ernannt hatte. Der König empfing mich in einem weiten Saal ganz allein mit ſeinem gewöhnlichen, feierlichen Ernſt; aber hinter ihm ſtanden zwei Gemächer offen, wohin mein Geſicht ſtand, und wo der General Armfelt und der Oberkammerherr Graf Stenbock miteinander Poſſen trieben, und zwar mit ſo lächerlichen Männchen, daß es der Gegenwart der königlichen Majeſtät bedurfte, damit ich nicht in Lachen ausplatzte. Da hatte ich meine Angſt: denn Poſſierlicheres gab es nichts als jenen Stenbock, er mochte nun ſelbſt Poſſen machen oder mit ſich machen zu laſſen geruhen. Seine ganze Geſtalt, Stellung

und Gebärde war mehr als lächerlich: wie ein Hasengesicht auf der Lauer. Ein weit vom Stamme gefallener Enkel des großen Feldherrn Karls XII.

Gegen Michaelis waren meine Arbeiten in Stralsund geendigt, und ich war zu meinem Vater nach Trantow gegangen, einem Königlichen Gute bei Loitz an der Peene, wo er seit zwei Jahren wohnte. Hier erreichten uns die Nachrichten und bald auch die Flüchtlinge der Schlacht bei Jena. Da sich an diesem Grenzstrom bald Freund und Feind zu drängen begannen, so begaben wir uns nach Stralsund, von wo der Vater nach Rügen und ich nach Schweden ging. Bei den verworrenen oder vielmehr gar keinen tüchtigen Kriegsanstalten in der kleinen schwedischen Provinz war wenig Tröstliches zu hoffen. Ich hatte nicht Lust, mich allenfalls einfangen und wie einen tollen Hund von den Welschen totschießen zu lassen.

Ich kam also gleich einem geächteten Flüchtling gerade an meinem Geburtstage, den zweiten Weihnachtsfeiertag dieses Jahrs 1806 in Stockholm an, wo ich Freunde und Bekannte genug aus alter Zeit hatte und bei meinem Freunde Karl Nernst, Direktor des deutschen Lycei, fürs erste Quartier nahm. Es dauerte kaum einige Wochen, so hatte ich dort auch eine bestimmte Anstellung. Mein Freund, der Professor der Rechte Dr. Schildener aus Greifswald und der Kammerrat von Schubert aus Wolgast waren dahin berufen, um an einer Überarbeitung und Übersetzung der schwedischen Gesetze für unser kleines Ländchen zu arbeiten. Schubert war auf Urlaub nach Hause gegangen und blieb zu Hause, und ich wurde in seine Stelle eingerückt und erhielt seine Tagegelder. Hier bin ich denn einige Jahre mit dieser vergeblichen Arbeit und auch mit einzelnen kleinen Arbeiten in der Staatskanzlei unter dem Kabinettssekretär Wetterstedt beschäftigt gewesen; auch schwedische Ankündigungen und Manifeste während des im Jahre 1808 ausbrechenden Russenkrieges und englische und spanische Sachen habe ich gelegentlich ins Deutsche übersetzen müssen, welche über den Sund mit einzelnen Reisenden und nach Preußen hin mit Schiffen übers Meer ausgeworfen wurden. Dies geschah auch mit der berühmten Staatsschrift des spanischen Ministers Don Pedro Cevallos, worin er den Gang der Hinterlisten und Zettelungen aufdeckte, wodurch die spanische Königsfamilie vom Thron und ins Elend und in den Kerker verlockt worden. Hiedurch hätte ich einen meiner besten Freunde unglücklich machen können. Ich schickte nämlich im Sommer des Jahres 1809, wo ich entschlossen war, auf jeden Fall wieder nach Deutschland zurückzugehen, mit einem nach Stral-

fund abſegelnden Schiffe einige Koffer mit Büchern und ein Käſtchen an meinen lieben Freund Reincke. In dem Käſtchen, worin allerlei kleine ſchwediſche Andenken lagen, hatte ſich unter anderm auch ein Exemplar jener Schrift des Cevallos in ein Schubläbchen verkrochen. Die Zöllner der Stadt, mit gebornen Franzoſen gemiſcht, hatten alles auf das ſchärfſte durchſucht, aber zum Glück dieſes Papier überſehen. Als Reincke aber das Käſtchen im Hauſe hatte, ſtieß er dieſe verſteckte Giftſchlange, welche ihm bei der Unſicherheit und Verräterei ſo leicht hätte verderblich werden können, heraus und ließ ſie flugs in Flammen auflodern.

Ich hatte liebe Freunde in Stockholm, auch pommerſche Landsleute von allen Ständen, vor allen meine geliebten Getreuen Schildener und Nernſt und einen älteſten, geprüfteſten Freund, den königlichen Leibarzt Freiherrn von Weigel, die mir ein großer Troſt waren; auch manche edle Schweden, die ich in den Jahren 1803 und 1804 kennen gelernt hatte. In der anmutigen, ſchönen Stadt und unter dem gebildeten, gaſtlichen Volke ließ es ſich ſchon aushalten. Indeſſen diesmal war ich unfreiwillig da (und drei Jahre unfreiwilliger Abweſenheit aus dem Vaterlande ſind eine lange, lange Zeit), und das Gewitter, welches mich aus der Heimat getrieben, zog ſich im Herbſt 1807 auch über Schweden zuſammen, und das folgende Jahr 1808 ward ein Jahr ſcheußlichen Verrats in Finnland und großen Unglücks für dieſes von mir ſo ſehr geliebte Land. Ich hatte dort Freunde, ich genoß Freundſchaft und Liebe mehr, als ich verdiente; aber doch waren dieſe Jahre auch für mich ſehr unglückliche Jahre. Erſtens, wie hätte ich nicht des Jammers meines geliebten Vaterlandes jenſeits des Meeres gedenken ſollen? und zweitens, wie hätte ich hier froh und friedlich leben ſollen? Hier, wo mit dem Jahre 1808 ſich alles in Hader und Zwietracht aufzulöſen drohte, das Volk in Rotten und Parteien zerſpalten, von welchen die meiſten den Welſchen Glück wünſchten, der König ſtarr und unerſchütterlich in ſeinen Entſchlüſſen, aber ebenſo ſtarr im Handeln, d. h. im Nichthandeln, wo es galt, ein königliches Wagen und Wollen zu zeigen? Kurz, mitten unter den Zeichen alles Verderbens und Untergangs, wo die vorbedeutenden und weisſagenden Unglücksraben des Schickſals mit ihren ſchwarzen Flügeln einem jede Sekunde um das Haupt ſchwirrten? Endlich im Frühling des Jahres 1809 kam das Getümmel, das den König in den Kerker und bald vom Thron ſtieß, ein unvermeidlicher Sturz, den ich vorhergeſehen hatte, und der mich nichtsdeſtoweniger doch tief betrübte.

Indeſſen obgleich jedermänniglich mich als einen Franzoſen-

haſſer und als keinen Bewunderer des von den meiſten Schweden vergötterten Napoleon kannte, ſo muß ich doch der Wahrheit zu Ehren geſtehen, daß auch nach des Königs Fall kein einziger Schwede mich das unedel hätte empfinden laſſen. Denn ſelbſt Freunde hatte ich, mit welchen ich über dieſen Punkt immer im Streit lag. Doch ward es mir jetzt herzlich ſchwermütig und unheimlich und oft ſo heiß, als wenn mir die Sohlen unter den Füßen brennten. Dieſes ſchmerzliche und brennende Gefühl wuchs, als die neuen deutſchen Getümmel an der Donau und in den Alpen ausbrachen und in einzelnen Blitzzuckungen durch ganz Deutſchland fortzitterten. Dieſe zitterten ſelbſt einige Tage nach Schweden hinüber. Es war die Nachricht dahin gekommen, Schill ſei mit 10000 Mann in Stralſund eingerückt und warte nur auf engliſche Schiffe, um nach Schonen überzugehen und dort für den gefangenen Guſtav Adolf die Fahne aufzuwerfen. General Schwerin, mein Freund, kam eines Morgens zu mir und erzählte mir lachend dieſe verbreitete und hieher geflogene Nachricht, und wie einige anfingen ſich zu fürchten, „aber", ſetzte er ernſter hinzu, „ich glaube nicht daran; man ſchüttelt die Zehntauſende nicht ſo aus dem Ärmel". Den nächſten Vormittag begegnete ich ihm im Park zu Haga; er kam heftig auf mich zu, drückte mir die Hand und ſprach, indem ihm die Tränen aus den Augen ſtürzten: „Schill mit ſeinen Zehntauſend iſt hin, er iſt tot, die Dänen und Holländer haben ihn in der Fährſtraße abgeſchlachtet. Noch muß vor dem Satan alles fallen."

Ich machte denn meine Sachen allmählich fertig, ſchaffte mir Wechſel und Päſſe und fuhr gegen das Ende des Sommers wieder gegen Süden. Ich hatte durch einen treuen Freund doppelte Päſſe, die einen auf England, die andern auf Deutſchland genommen. In Schweden nahm ich der Sicherheit wegen (ich meine, zwei Menſchen nur wußten meine wahre Reiſe), weil die halbe Welt mit welſchen Helfern und Spähern bedeckt war, von den Leuten Abſchied, als wenn ich über Gotenburg nach England ginge. Ich aber fuhr nach Blekingen und ſegelte im Anfange des Septembers mit einem preußiſchen Schiffe von Karlshamm nach Rügenwalde ab, wo ich nach geſchwindeſter Fahrt mit einem mächtig treibenden Winde als Sprachmeiſter Allmann landete. Von hier fuhr ich den folgenden Tag mit einem Küſtenſchiffchen nach Kolberg. Denn ich wollte mich nicht gern der Reiſe auf Poſtwägen und mehr mitten im Lande anvertrauen, weil ich fürchtete, es könne mir das Spiel des Zufalls dort unwillkommene Bekannte zuführen; ich könne auch vielleicht auf franzöſiſche Zöllner und Schnüffler ſtoßen. Als

Wandrer aber nach meiner Weiſe bei Nacht und Nebel und auf wenig betretenen Pfaden durch Brüche und Wälder mich durchzuſchlagen, konnte ich hier nicht brauchen. Denn ich war diesſeits der Oder ein Fremdling und hatte früher nie einen Fuß hieher geſetzt; wozu noch kam, daß ich wegen der langen Abweſenheit aus Deutſchland der einzelnen Zuſtände in dieſen Gegenden völlig unkundig war.

Kolberg, obwohl durch Gneiſenau und ſeine tapfern Krieger und durch Schills Huſaren wieder mit neuen Lorbeern gekrönt, warf doch in dieſer Zeit einen ſchwarzen Schatten des Todes auf mich. Ich ſah auf der Heide preußiſche Huſaren und Artilleriſten exerzieren, ſah die Schanzen am Meer, worin und worum ſo blutig gefochten war, gedachte der Schatten der vor den grünen Wällen gefallenen Helden; aber meine Stimmung war der weiten, kahlen Sumpfheide und dem darüber hinwehenden Nebelbrodem der Salzwerke und dem öden Geſchwirr der kahlen und entaſteten Tannen gleich, die um die Schanzen und in den Dünen ſtanden. Ich hatte in meiner Gaſtſtube in der Zeitung die wiederholte Trauerbotſchaft geleſen, daß an der Donau der Friede wahrſcheinlich bald werde abgeſchloſſen werden.

Ich hatte hier drei Tage gewartet, indem ich wieder mit Salzſchiffen abgehen wollte, die längs den Küſten fortſegeln und in die Oder einlaufen ſollten. Den zweiten Tag war ich ſchon eingeſchifft, aber kaum waren wir eine halbe Stunde auf der See, ſo kam ein heftiger, widriger Wind, und alle dieſe flachen und ſchlechten Schiffe liefen wieder zurück, und der Schiffer erklärte mir nach den Luftaſpekten, daß ſie noch wohl vier bis fünf Tage liegen bleiben müßten, ja daß ſie in Erwartung günſtiger Winde oft acht bis zehn Tage ſo liegen müßten. Was war zu tun? Ich mußte nun endlich ſchon die Landreiſe wagen und bedang mir einen Fuhrmann, der mich in anderthalb Tagen über Treptow und Kammin in Wollin ablieferte. Da ſaß ich nun wieder feſt. Hier hätte ich mich mit dem Stabe in der Hand über die Inſeln Wollin und Uſedom leicht nach dem mir bekannten Wolgaſt durchſchlagen können, wenn ich erſtlich nicht gefürchtet hätte, dort ſogleich auf Bekannte zu ſtoßen, und wenn ich zweitens nicht zu ſchweres Gepäck geführt hätte, was ich nicht gern fahren laſſen wollte, und was mich doch wieder leicht verdächtig machen konnte. Ich führte nämlich zwei Koffer und einen gewaltigen, großen Korb eines recht erbaulichen Inhalts: denn er war von meinen Stockholmer Freunden bei meiner Abreiſe mit edlen Weinen, Schokolade, Tee, Wurſt, Käſe uſw. uſw. bis zum Übermaß vollgepfropft. Hier mußte alſo wieder ans

Segeln gedacht werden, und zwar auf dem Achterwater in die Peene hinein und auf Anklam zu. Aber auch hier waren die Winde nicht mit mir im Bunde. Zweimal versuchte ich mit einem kleinen Segelkahn die Ausfahrt, zweimal brachten uns Windstille und Gegenwind wieder in das Städtchen Wollin zurück. Erst den fünften Tag gelangte ich nach dem Städtchen Neuwarp und den sechsten gegen Mitternacht an die Anklamer Brücke. Hier ließ ich meine Sachen an der sogenannten schwedischen Seite ans Land setzen und flugs ans Wach- und Zollhaus tragen. Ich, ohne zu wissen, wes Geistes Kinder drinnen seien, gebärdete mich wie ein Mann des vollsten Mutes und Rechts, pochte und lärmte gewaltig, denn alles schlief. Ich gewahrte auch nicht, welcherlei Volk es war. Alles lag schlaftrunken da, einer rappelte sich auf, sah meine Sachen kaum an — denn die Nacht war kalt, und eines guten Trinkgeldes froh, streckte er sich sogleich wieder hin. Ich winkte meinem Schiffer, und er und seine Frau trugen mein Gepäck in ein nahestehendes Gasthaus, wo ich in früheren Jahren zuweilen eingekehrt war. Dies war auf dem sogenannten Anklamer Damm der schwedischen Seite. Ich hielt mich hier nur ein halbes Stündchen auf, nahm einige Erfrischung, befahl dem Wirt meine Sachen, die ich morgen werde abholen lassen, und flog dann wie ein Vogel über den Damm weiter. Dann ging es durch Ziethen linkerhand des Weges auf Gützkow, welchen ich in jüngeren, glücklicheren Tagen oft befahren und gepilgert hatte. Aber es war eine stockfinstre, neblichte Nacht, oder vielmehr eine Morgennacht, und bei Lüssow, einem mir wohl befreundeten Rittersitz der von Wolfradt, geriet ich auf eine falsche Fährte und verlief mich ins Peenebruch, und als ich mich von da wieder zurückgewendet hatte, wieder rechts in ein falsches Dorf, wo der Nachtwächter nicht übel Lust hatte, mich als einen Dieb auszuschreien. So hatte ich mehrere Stunden wie auf Irrwischpfaden verloren; doch als ich endlich den Turm von Gützkow sah, konnte ich nicht mehr irren und trat in der Morgendämmerung in den Trantower Hof, als aus dem andern Tore desselben die Ochsen von den Pflügern eben zur Früharbeit herausgeführt wurden.

Diese meine abenteuerliche Hedschra fiel in die ersten Tage des Oktobers.

Hier war ich denn wieder an sehr traulicher Stelle, sah mein Kind, meinen achtjährigen Sohn, sah meine Geschwister, ach den lieben Vater sah ich nicht wieder. Ihn hatten sie den vorigen Sommer begraben. Unruhen und Sorgen und Verluste des Vermögens von allen Seiten her, wie es in so bösen und räuberi-

schen Zeiten nicht anders sein konnte, hatten ihn, den einst so Starken, vor seinen Tagen getötet. Solche freundliche, friedliche Natur, als Gott ihm geschaffen, war dieser Zeit nicht gewachsen. Meine Mutter war ihm schon vor vier Jahren vorangegangen. Sie war 56, er 68 Jahre alt geworden — wie weit hinter seiner Mutter und seinem Bruder Hinrich zurückgeblieben!

Weil das Land, worin einige Mecklenburger als Rheinbundsgenossen standen, noch von Franzosen beherrscht und hie und da von französischen Verwaltern durchstrichen ward, saß ich hier in Trantow des Tages gewöhnlich in einem einsamen Stübchen versteckt und verborgen, den meisten Kommenden und Gehenden ein Geheimnis; abendlicher- und nächtlicherweile erging ich mich denn gewöhnlich im Baumgarten oder im Walde mit einem der Brüder oder mit der geliebtesten Schwester Gottesgab oder der alten, lieben Base Sophie. Nur eine einzige Fahrt machten wir im Dezember durchs Land zu meinem Bruder Karl, der zu Zipke bei Barth auf Domänengütern wohnte, ungefähr sechs Meilen von Trantow. Ich hatte mich so verhüllt und verkappt und so wunderlich greisenhaft mit Mänteln und Mützen verstellt, auch meinen Bart für diese kleine Ausfahrt so genährt, daß, wenn uns auch Bekannte begegnet wären, der Teufel selbst uns kaum gekannt haben sollte. Doch brauchten wir die Vorsicht, unterwegs nirgends einzukehren, sondern im Freien in irgendeiner hübschen Waldecke am Wege wurden die Pferde und auch die Menschen gefüttert. Ich hatte alten schwedischen Wein aus meinem gewaltigen Speisekorbe und pommersche Gänsebrüste mit. Die letzte Lagerung hielten wir im Tannenwalde bei Franzburg. Dort trank ich auf das süße Gedächtnis längst verweinter und verschienener Tage — einst hatte ich dort unter Finken- und Nachtigallenschlag mit meiner Braut einen fröhlichen Sommernachtstraum gefeiert bei einer Frühlingsfahrt zwischen Greifswald und Löbnitz — ich trank auch den Minnetrank meiner lieben Stockholmer, die mir den Wein auf Flaschen gefüllt hatten. So mußte ich in der Heimat neben sovielen Verwandten und Bekannten mich wie ein Bandit durchs Land schleichen. Das waren Zeiten! Es war aber dieser Reisetag ein heller, sonnenscheiniger, bereifter Dezembertag.

Ja, das waren Zeiten! Das war ein Jahr, das Jahr 1809! Es hatte mit der Ächtung und Flucht aus Berlin des edlen Ministers vom Stein begonnen; alle seine Arbeiten, Aufstände, Kämpfe und blutigen Männerschlachten waren durch einen fürchterlichen Frieden verloren und beruhigt; so viele und große

Hoffnungen von vielen Millionen Menschen lagen wieder versunken in dem Abgrund der Verzweiflung. Es endigte mit der Auslieferung und Hinrichtung des frommen Andreas Hofer.

Ich war in der Heimat; aber es war mir hier alles zu durchsichtig. Das Land war freilich, wie gesagt, nicht von Franzosen sondern von mecklenburgischen Truppen besetzt; aber es gab dort einzelne französische Angestellte und Beamte; es strichen hin und wieder einzelne welsche Abenteurer oder Sendlinge durch; auch einzelne für die welschen Zwecke erkaufte und eingelernte Schelme und Späher deutscher Zunge, die einem Geächteten gefährlich werden konnten. Ich meine mit den Schelmen deutscher Zunge keine Pommern. Ich darf die Art meiner Heimat nicht schwärzen; sie ist etwas träg und beauem aber durchaus gutmütig und gerade, ihre mit Recht gepriesene Fröhlichkeit, Tapferkeit und Treue beugt sich gottlob selten zu Ränken und Hinterlisten hinunter.

Ich ging nach Berlin. Dort hoffte ich in dem dichten Menschengewühl mich der Welt verbergen und still und verschlossen für mich leben und studieren zu können. Ich kannte die Stadt kaum, war nur einige Male durchgeflogen, ein einziges Mal vor elf Jahren etwa eine Woche dagewesen. Ich konnte hoffen, der Sprachmeister Allmann werde von niemand erkannt und nur von denen, welchen er sich anvertrauen durfte, gekannt und anerkannt werden. Ich hatte dort einen treuesten, redlichsten Herzensfreund aus jugendlichen Jahren, den Buchhändler Georg Reimer, einen gebornen Greifswalder. Dem hatte ich geschrieben, mir ein Quartier zu bestellen nicht zu weit von ihm; mein Bruder führte mich mit eignen Pferden bis Pasewalk; von da ließ ich mich auf der Schneckenpost, welcher ein Fußgänger damals leicht ein paar Meilen voraus abgewinnen konnte, nach Berlin ziehen.

Ich kam ein paar Tage vor Weihnachten an, den Tag vor dem feierlichen Einzuge des Königs und der Königin aus Preußen. Ich mußte den Zug und die Freude mit ansehen. Jedes Herz, in welchem noch ein deutsches Fünkchen atmete, war durch das fürchterliche, allen gemeinsame und mehr oder weniger von allen verschuldete Unglück jetzt ein allgemeines deutsches Herz geworden. Das weiland so stolze und glorreiche Berlin lag ja nun auch da in Staub und Aschen wie eine Königin der Länder, deren Gemahl und Herrscher von einem bösen Feinde mit Banden umstrickt ist. Ich mußte heraus aus meinem Stübchen und mit den Jauchzenden und Weinenden die Straße unter den

Linden und die großen Plätze um das Schloß mit durchhinken. Denn ich ging ein Knie mit einem Schnupftuch umwunden; war in Zehdenick beim Aussteigen aus dem Postwagen ausgeglitscht und blutig verwundet. Ich spreche von Weinenden unter den Jubelnden. O, mehr Augen waren naß von Wehmut und Schmerz als von Freude. Der schönen Königin, die sich dem begrüßenden Volke im Fenster zeigte, sah man an den rotgeweinten Augen den tiefen Gram in der Wonne an. Denn wo waren die alten, sieghaft klatschenden Adler hingeflogen? Meine Augen suchten Scharnhorst, der blaß und verschlossenen Blickes und vornübergebückt sich von seinem Rosse unter andern Generalen ruhig forttragen ließ.

Ich blieb denn in meinem notwendigen Versteck. Meine herzigen Reimers und der Tiergarten und die prächtigen Spaziergänge längs der Spree in Bellevue, mit deren düstersten und einsamsten Winkeln ich vertraut ward, teilten sich in die Stunden meiner Muße. Doch ging ich zuweilen mit in das Schützenhaus, wo mein Freund und mehrere gute Gesellen sich im Schießen mit Büchsen und Pistolen übten, der Gesinnung und Hoffnung, sie würden diese Fertigkeit einmal gegen den Reichsfeind gebrauchen können. Ich machte das so mit.

In dem Hause dieses meines Freundes und noch bei einem ward ich denn auch mit einigen trefflichen Männern und Jünglingen bekannt, die den Gefühlen, wodurch die Menschen damals zusammengeführt wurden, treu geblieben sind. Es war das doch eine schöne Zeit: alles bedrückt, bedrängt, verarmt und im Wechsel zwischen Hoffnung und Verzweiflung schwebend; doch wenn auch nur ein Lichtfunken der Hoffnung aufschimmerte, zu welchem hellen Morgenrot der Zukunft entfaltete es plötzlich sein mächtiges Gefunkel! Und die Nacht und die mitwissenden Sterne belauschten Worte, welche in Gesellschaften die Furcht damals kaum zu wispern wagte. Es war ja eine Donnerwetterzeit, und man weiß, daß auf den schwärzesten Wolken das Licht sich am schönsten abspiegelt.

Furcht? Sind die Deutschen so feige Kreaturen der Furcht und des Schreckens? Nein! aber seit Adams Apfelbiß fürchtet sich jeder vor Schlangen. Die Franzosen — sie sagen, Napoleon, aber in diesen Künsten sind sie von jeher Meister und Überlister gewesen — hatten über das alte Germanien ein Gewebe der Auflauerei und Späherei geworfen, in dessen weiten Falten jene zischelnden und giftzüngelnden Würmer der Hinterlist und des Verrats verborgen lauerten. Dieses Gewebe, ja dieses Netz und die einzelnen Fäden desselben hielt vor vielen

andern der französische Gesandte Reinhard in Kassel und der westfälische Botschafter Freiherr von der Linden in Berlin und der Franzose Bignon in Stuttgart in der Hand, welcher später unter den Bourbons unverschämt genug den Verfechter der sogenannten großmenschlichen und freisinnigen Ideen des Jahrhunderts gespielt hat. Es hat mich immer geschämt und gegrämt, daß jener deutsche Apostat Reinhard, noch dazu ein deutscher Schwabe, ein Mann aus dem besten deutschen Stamm, erst Jakobiner, nun ein williger Scherge des Mannes, der sein deutsches Vaterland schändete, sich zu solchen Künsten gebrauchen ließ. Nein! nein! Nicht das hat mich geschämt und gegrämt — was können die wackern Schwaben für einen einzelnen Unreinen? — sondern jenes viel Schlimmere, daß die deutsche Sorglosigkeit und Herzlosigkeit gegen das geliebte Vaterland und seine Ehren sich so weit hat vergessen können, diesen Renegaten einen Warner, Helfer und Beschützer der Deutschen, ja einen edlen Deutschen, einen deutschen Mäzenaten und Musageten zu nennen. Dank' ihm der Teufel sein böses Handwerk! Und was soll man Rühmliches und Löbliches da herauspressen, daß er, während er das ganze Volk nach seinen Kräften mit in den Sack schieben half, diesem und jenem deutschen Schriftsteller wohl mal irgendeine Hilfe oder einen Wink der Vorsicht gegeben hat?

Um Ostern 1810 verließ ich Berlin. Meine Heimat war wieder an Schweden zurückgegeben; ich ward von dem schwedischen Generalstatthalter Grafen von Essen wieder in meine alte Stelle in Greifswald eingesetzt. Er bewillkommnete mich als einen, der aus England zurückkomme; so weit hatte sich jenes Gerücht über meine Reise dahin in Schweden doch bewahrt. Ich trat wieder in meine Stelle ein, nicht weder mit der Lust noch mit der Hoffnung, daraus nicht verrückt zu werden. Wer konnte sich hier nur für ein paar Jahre irgend etwas Sicheres und Bleibendes einbilden? Aber ich bedurfte fürs erste der Stellung bürgerlicher Ehre und Unbescholtenheit; ich bedurfte auch, meine Haus- und Familiengeschäfte einmal wieder ein wenig zu ordnen. Schon im folgenden Sommer 1811 war ich damit fertig, suchte und erhielt meine Entlassung, packte mein Gerät, meine Bücher und Papiere zusammen und ging nach Trantow aufs Land. Ich hatte meine Füße leicht gemacht und war körperlich und gemütlich auf alles gerüstet. Denn neue, ungeheure Wetterwolken zogen sich an dem europäischen Horizont zusammen. Gewarnt war ich genug, mich in acht zu nehmen, von mir selbst und von Freunden gewarnt, unter andern auch

von dem edlen Villers*). Ich setze ein Zettelchen hieher, das er mir in jenem herrlichen Kometensommer 1811 schickte, mit griechischen Lettern in deutscher Sprache geschrieben, welches ich noch unter meinen Kleinoden bewahre. Es lautete wie folgt: „Man ist in Paris und Hamburg äußerst besorgt über eine geheime Gesellschaft in Deutschland, die feindliche Absichten gegen Frankreich hegen soll. Man vermutet, daß sie ihren Hauptsitz in Berlin habe und sich über den nördlichen Teil von Deutschland verbreite. Davoust hat Aufträge bekommen, ein wachsames Auge zu haben."

Meine letzten anderthalb Jahre in Greifswald waren mit vielen Dornen durchsäet, besonders durch die Flauheit und den welschelnden Sinn derjenigen, welche ich wegen alter, freundlicher Erinnerungen und verwandtschaftlicher Verhältnisse hätte ehren sollen. Kosegarten war unterdes Professor in Greifswald geworden. Dieser und mein Schwiegervater Quistorp und dessen Bruder, der Maler Quistorp, waren so von der napoleonischen und französischen Bezauberung und von der Vergötterung der sogenannten liberalen Ideen der Franzosen befangen, daß dies die alte, herzige Gemeinschaft unter uns störte. Die Geister sonderten sich jetzt und nahmen ihre verschiedenen Quartiere ein; und das mußte so sein. Dies ging denn oft über bloße Verdrießlichkeiten hinaus. Ja es ging bis zu dem Grade, daß der alte Quistorp seinen Enkel, meinen neunjährigen Sohn, der einmal gesagt hatte: „Die großen Deutschen sollten die kleinen Franzosen alle totschlagen", züchtigte mit den Worten: „So ein kleiner Naseweis müsse das Maul halten". Doch mochte immer der gebrochene Johannes Müller gerufen haben: „Ich habe Napoleon gesehen, ich sah den Finger Gottes, und alles soll sich beugen!" mochte Heeren in dem von Perthes herausgegebenen „Deutschen Museum" dem deutschen Volke eben eine hoffnungslose Grabrede gehalten haben; mochten auch andre nachkrächzende Krähen solcher Verirrten und dienstfertige Zurechtmacher und Ausschmücker der Feigheit und Schande sein, welche, wie später der große Niebuhr von ihnen sagte, gleich gefesselten Opernhelden, die unter Schäferinnen geraten, sich die garstigen Ketten schon mit Blumen umwanden — es gab allenthalben noch recht zornige und auch hoffnungsvolle Protestanten gegen diese Lehre eines widerlichen, fatalistischen Gehorsams; es gab gottlob auch in Greifswald recht viele. Wenn ich bei denen, welche meine

*) Die beiden Lothringer Villers und Chamisso müssen wir uns schon festhalten. Wir wollen auch einmal — aber nicht im Sinn welscher Prahlerei — über sie sprechen: Sie verdienten Deutsche zu sein. Villers hat man seine Begeisterung für Deutschland in den Tagen des Sieges schlecht genug gelohnt.

eigensten hätten sein sollen, nur den Gegenklang aber nicht den Wiederklang meiner Gefühle und Hoffnungen fand, so fand ich bei den ehrwürdigen Männern von Weigel und von Hagemeister und bei meinen jüngeren Freunden Schildener, Villroth, Gagern, Gesterding, Eichstedt — denn Rudolphi und Rühs verließen nun auch Greifswald für Berlin — die Fülle des Zorns und der Hoffnung, das Herz ausströmen zu lassen. Uns war nicht bloß der Komet aufgegangen, aus welchem einige Abergläubische große Veränderung der Dinge deuten wollten; wir hatten den Glauben in der Hand, wir hatten Spanien und Arthur Wellesley. Wie oft haben wir dieses großen europäischen Retters, Wellingtons, Gesundheit gelungen! Ja, dieser große Engländer und die Spanier Romana, Ballesteros, Empecinado und Castagnos wurden durch mich, der ich bei Besuchen meiner Brüder oft mit Pächtern und Landedelleuten in Berührung kam, so romantisch und phantastisch bekannte Namen, daß sie bei solchen, welche Merinoherden hatten oder sich anlegten, die edelsten Widder bezeichnen mußten, mit einer bessern Bedeutung, als die deutschen Hunde im siebzehnten, achtzehnten Jahrhundert die Namen der französischen Feldherren und Mordbrenner Melac und Duras geführt haben.

Ich saß also in Trantow bei Loitz, zur Reise oder Flucht gerüstet. Durch Freunde in Petersburg hatte ich mir Empfehlungen an den russischen Gesandten Grafen Lieven in Berlin verschafft. Gleich nach Neujahr 1812 fuhr ich auf eine Woche nach Berlin und erhielt von ihm einen Paß für Rußland. Dort war doch noch Europa. Nie hatten meine Gedanken nach Amerika gestanden — selbst wenn ich gefürchtet hätte, Europa sei verloren — nach seiner habsüchtigen und gebildeten Barbarei. Kaum war ich einen Tag aus Berlin zurück (wir waren eine große Schar, in sehr fröhlicher Abendgesellschaft bei dem Propst in Loitz, Konsistorialrat Barkow), so erschien ein reitender Bote mit einem Briefe meines Freundes Villroth aus Greifswald, meldend, die Franzosen seien über die Grenze gerückt und würden morgen wohl das ganze Land überschwemmt haben. Wir packten und bündelten uns nun auf das geschwindeste auf. Ich fuhr noch in derselben Nacht nach dem noch franzosenleeren Stralsund, wo ich einige Gelder einkassierte, schlief die folgende Nacht bei einem alten, werten schwedischen Freund, Oberhofmarschall Freiherr Munck in Brandshagen, und fuhr frühmorgens in einem Schlitten von dannen, schon mitten hindurch durch hin und her sprengende französische Husaren und Dragoner, erreichte mit der Morgendämmerung das schon von welschen

Soldaten wimmelnde Greifswald, drückte einigen Freunden die Hand, ging dann auf bekannten Pfaden fern von den Landwegen auf eine Stelle, wo ein Schlitten meines Bruders von Trantow hielt und kam dort in der Abenddunkelung an. In Greifswald bei der Einfahrt über die Brücke am Steinbecker Tor ward mir wunderlich zumute. Ich erblickte einen verdächtigen Kerl, der mich sogleich erkannte und mit wunderfreundlicher, schlauer Miene grüßte, einen Greifswalder Schelm, der eben nicht Ursache hatte, mein Freund zu sein, und den alle Welt beschuldigte, er habe während der früheren Anwesenheit der Franzosen für sie den Späher und Besteller gemacht. Er hat wenigstens mein Blut nicht begehrt.

Ich schlüpfte zu Trantow durch eine Hintertür ins Haus und begab mich auf ein Seitenstübchen, von wo ich bei entstehendem Lärm sogleich hätte in den buschigen Garten gelangen können, dessen Wirren und Ausgänge ich alle kannte, und von wo ich in wenigen Minuten in die Wälder und Gebüsche der mir wohlbekannten Peenesümpfe entrinnen konnte. Es waren schon mehrere französische Offiziere und Gemeine im Hause. Diese nahm mein Bruder mit Wein und Branntwein tüchtig zusammen; sie waren durch Märsche über Eis und Schnee erfroren und ermüdet und schnarchten ruhig und unschädlich, während ich die ganze Nacht mit Einpacken und Ordnen von Papieren und mit Briefschreiben beschäftigt war und den Meinigen die letzten Aufträge, Wünsche und Segnungen zu übergeben. Denn solange der Mensch lebt, meint er immer noch etwas zurechtzulegen und zu ordnen zu haben, selbst wenn das Licht des Todes ihm schon auf die Finger brennt. Gegen die Morgendämmerung ging ich denn wieder aus dem Hinterpförtchen durch die Küche ins Freie auf den unter meinen geschwinden Schritten knirschenden Schnee hinaus. Meine Base, meine Schwester, mein Knäbchen hielten mich umklammert. Ich mußte sie abschütteln mit Küssen und Wegschiebungen und mit geschwinderen Schritten ihnen enteilen. Ich hörte meinen kleinen Sohn, als wenn er mich einholen wollte, hinter mir herlaufen und laut heulen. Da ward meine Seele in mir zornig und fluchig. Rasch ging mein Lauf nun durch Büsche und Geröhrig zur Peene hinab und über die gefrorene Peene hin. Als ich gegen das gegenüberliegende Hochfeld aus den Flußwiesen ins preußische Gebiet hinaufstieg, da ging die Sonne hell auf für den schönsten Wintertag. Ich grüßte sie mit betender Seele als ein glückweissagendes Zeichen, traf bald den Schlitten meines Bruders, der durch Loitz gefahren war; wir fuhren auf einem adligen Hof an und aßen ein

pommersches Frühstück bei einem alten Hauptmann von Glöden und langten gegen Abend zu Clempenow an der Tollense an bei dem Oberamtmann Fleischmann, einem lieben alten Freund und Gastfreund.

Jener glückweissagenden Sonne, die an jenem Morgen über mich und mein Gebet an der Peene aufging, gedenkend, setze ich einen Brief hieher, den meine jüngste, liebste Schwester, Schülerin und Freundin — sie und mein Bruder Fritz die begabtesten Kinder meiner Mutter — mir in jenen Tagen des Getümmels nach Clempenow geschrieben hat. Die Blüte der Gefühle jener Tage will zuweilen unter dem grauen Moose der Jahre wieder hervorsprießen:

„Lieber Moritz! Ich weiß nicht, ob es die Ahndung Deines Glückes für die Zukunft ist, aber auch ich fühle mich ruhig, seit Du weg bist, und nur die fromme Wehmut, als ob man einen lieben Toten beweint, herrscht noch in meinem Herzen. Dein Karl Treu ist nun so allein; die letzten schönen Tage, die das Schicksal uns ihn noch gönnt, können wir nicht genießen in Freundlichkeit und Liebe. Ich fühle einen Mut in mir, den so leicht nichts niederbeugt; nur bitte ich Gott täglich, daß er mich zum Guten leite, damit ich ihn auch recht gebrauche. Wenn nur die Großtante gesund bleibt, so geht alles wohl. — Mein bester Moritz, auch ich sah den Mond und die schöne Morgenröte, als Du von uns gingst, und mir war es, als schwebten tausend Schutzengel über Dir. Karl Treu küßt dies Blatt, und ich und die Tante wünschen tausend Glück und Segen."

So war ich denn mitten durch die Feinde glücklich wieder zur sichern und freundlichen Stelle gekommen. Bei solchen Gelegenheiten hilft Mut und die Klugheit, nicht zuviel zu sorgen und zu fragen, besonders aber die Klugheit, weder eine zu sorgliche noch zu gefaßte Gebärde vorzustellen. Die Mitte! Aber frisch drein muß man gehen, wie ich vor zwei Jahren in der Mitternacht die Zollbude auf dem Anklamer Damm stürmte. Doch wem hilft Mut allein? Gott hatte mir durchgeholfen. Hier in Clempenow ruhte ich noch zwei Wochen aus und kam den Anfang des Februars in Berlin an.

In Berlin fand ich ein unendliches Getümmel und Gewimmel von den verschiedensten Menschen und von den verschiedensten Ansichten, Gedanken, Hoffnungen und Verzweiflungen, wie und wann das Gewitter, das wieder schwarz am Horizont hing, losplatzen werde, und wohin sich jeder stellen solle; wohin der König von Preußen sich stellen werde. In diesen Wirbel geriet ich frisch hinein, und natürlich geriet ich in den Kreis,

worin mein alter Freund Reimer und meine Freunde vom Winter 1809 sich bewegten. Dies war ein Leben und Weben, ein Wogen und Treiben der Kräfte. Die Herzen schlugen vollern Schlag, die Liebe fand vollste, seligste Umarmung; der Haß und Zorn, damals ganz jugendliche, frischeste Gesellen, welchen noch keine Polizei die Flügel gestutzt hatte, gaben einen Augenblick fast ebenso große Seligkeiten. Da habe ich viele trefflichste Männer zuerst gesehen und kennen gelernt und war mit einem Male mitten in einem großen, gewaltigen Männerbunde, der einen einzigen Gegenstand seines Bedürfnisses hatte, Haß und Abschüttlung und Vernichtung der Welschen. Andere Schibbolethe und Geheimlehren gab es dort gewiß bei den wenigsten, wenigstens bei mir keine andere.

Hier aber klang es nun bald wieder Marsch! Der König von Preußen hatte sich der Weltlage nach mit dem Erzfeind verbinden müssen, und im Anfange des Märzes machte ich mich weiter gegen Osten nach Breslau auf den Weg, außer dem russischen Passe auch mit einem österreichischen auf die böhmischen Bäder lautenden versehen. Als das Bündnis mit Napoleon bekannt ward, nahmen und erhielten viele preußische Offiziere, welchen das Herz zu schwer ward, unter französischen Fahnen zu streiten, von dem Könige gnädigen Abschied. Der Herrscher verstand sie und mißbilligte sie nicht. Viele gingen nach Schlesien, dort zu warten, wie die Dinge sich entwickeln würden; andere suchten, ehe ihnen alles gesperrt würde, die verschiedenen Straßen, welche zur See und zu Lande nach Rußland führen, dort Arbeit für ihre Degen hoffend; mich nahm der Oberst Graf Chasot mit in seinen Wagen bis Breslau, wo er noch einige Wochen verweilte und dann nach Rußland entflog.

Meine Breslauer Frühlingsmonate waren zuerst ebenso lebendig und fast auf ähnliche Weise lebendig wie mein Februar in Berlin gewesen war. Zuerst Bekannte schon von Berlin her: die Obersten Graf Chasot und von Gneisenau, der Polizeipräsident Gruner, welcher, als ein Franzosenfeind gezeichnet, natürlich in Berlin jetzt nicht hatte in seiner Stellung bleiben dürfen, und außer ihnen mehrere andere. Das bewegte sich einige Wochen in einem Kreise zusammen, bis es nach verschiedenen Seiten hin auseinanderfloß. Hierhinein kam zuweilen auch der alte General Blücher, der auch bei fröhlichen Gelagen etwas vom Feldmarschall hatte. Trotz seines Alters trug er eine herrliche Gestalt, groß und schnell, mit den schönsten, rundesten Gliedern vom Kopf bis zum Fuß, seine Arme, Beine und Schenkel noch fast wie die eines Jünglings scharf und fest gezeichnet. Am meisten erstaunte

sein Gesicht. Es hatte zwei verschiedene Welten, die selbst bei Scherz und Spaß, welchen er sich ganz frisch und soldatisch mit jedem ergab, ihre Farben nicht wechselten: auf Stirn, Nase und in den Augen konnten Götter wohnen; um Kinn und Mund trieben die gewöhnlichen Sterblichen ihr Wesen. Daß ich es sage: in jener oberen Region war nicht allein Schönheit und Hoheit ausgedrückt, sondern auch eine tiefe Schwermut, die ich der schwarzdunklen Augen wegen, die der finstern Meeresbläue glichen, fast eine Meerschwermut nennen möchte; denn wie freundlich diese Augen auch zu lachen und zu winken verstanden, sie verdunkelten sich oft auch plötzlich zu einem fürchterlichen Ernst und Zorn. War der alte Held ja auch nach dem Unglück von 1806 und 1807, als er in Hinterpommern befahl, eine Zeitlang durch seinen dunklen Zorn verrückt gewesen und hatte auf alle Fliegen und schwarze Flecke an der Wand mit dem Rufe Napoleon mit dem gezückten Schwert gestoßen. Mund und Kinn aber gaben einen ganz anderen Eindruck, obgleich in den äußeren Formen mit den oberen Teilen des Gesichts in Übereinstimmung. Hier saß immer die Husarenlist gesammelt, deren Zügenspiel bisweilen sogar bis in die Augen hinauflief, und etwas wie von einem Marder, der auf seinen Fang lauscht.

Hier sah ich auch Scharnhorst, der vor den neuen Dingen aus Berlin entwichen war, und seine unvergeßliche, ihm ähnliche Tochter, die mit allen hohen Gefühlen bis in den siebenten Himmel aufflog, die Gräfin Julie zu Dohna. Ihr Gemahl, der Rittmeister Burggraf Friedrich zu Dohna, gegenwärtig Obergeneral der pommerschen Heerabteilung, holte mich ab und führte mich zu Vater und Tochter. Ich war hinfort viel mit ihnen, und sie nahmen mich oft mit in die grüne Einsamkeit der umliegenden Dörfer und Wälder, wo man sich freier und menschlicher ergehen und über das Leid und die Hoffnung des Augenblicks besprechen konnte. Wie war das nun wieder ein gar anderer Mann als der Blücher! Schlank und eher hager als wohlbeleibt, trat er, ja schlenderte er sogar unsoldatisch einher, gewöhnlich etwas vornüber geneigt. Sein Gesicht war von edler Form und mit stillen, edlen Zügen ausgeprägt; sein blaues Aug' groß, offen, geistreich und schön. Doch hielt er das Visier seines Antlitzes gewöhnlich geschlossen, selbst das Auge halb geschlossen, gleich einem Manne, der nicht Ideen in sich aufjagt, sondern über Ideen ausruht. Doch tummelten sich die Ideen in diesem hellen Kopfe immer herum; er hatte aber gelernt, seine Gefühle und Gedanken mit einem nur halb durchsichtigen, ruhigen Schleier zu umhängen, während es in seinem Innern kochte. Doch wie sicher und fest

eschlossen er sein Angesicht und die Gebärden desselben auch hielt, r machte den Eindruck des schlichten, besonnenen Mannes; man ah keine Vorlegeschlösser vor denselben. So war sein Wesen, r hatte es wohl gewonnen durch sein Schicksal sowohl als durch einen Verstand. Er hatte sich aus niederm Stande emporgerun- gen und von unten auf viel gehorchen, auch der Not gehorchen ernen müssen. Seine Stellung in Preußen war bei aller An- rkennung seiner Verdienste durch seinen König und durch viele Edle doch die eines Fremdlings, eines beneideten Fremdlings erworden: denn in der bösen Zeit, seit den Jahren 1805 und 1806, atte er, von den Eigenen und Fremden belauert und den wel- chen Spähern längst verdächtig, auch wo er Großes und Kühnes huf und vorbereitete, immer den Unscheinbaren und Unbedeu- nden spielen, sich freiwillig gleichsam zu einem Brutus machen üssen. Auch seine Rede war diesem gemäß: langsam und fast autlos schritt sie einher, sprach aber im langsam dehnenden Ton ühnste Gedanken oft mit sprichwörtlicher Kürze aus. Schlich- ste Wahrheit in Einfalt, geradeste Kühnheit in besonnener Klar- eit, das war Scharnhorst: er gehörte zu den wenigen, die glauben, ß man vor den Gefahren von Wahrheit und Recht auch keinen trohhalm breit zurückweichen soll. Soll ich noch erinnern, daß efer edle Mensch, durch dessen Hände als des stillen und gehei- en Schaffers und Bereiters Millionen hingeglitten waren, auch cht den Schmutz eines Kupferpfennigs daran hatte kleben ssen? Er ist ein Vir innocens im Sinne der großen Alten ge- esen: er ist arm gestorben.

Solche war die Art und Gebärde dieses ernsten und tugend- sten Mannes, der tiefer als irgendeiner des Vaterlandes eh gefühlt und mehr als irgendeiner zur Heilung desselben strebt und gewirkt hat. Wenn er so dastand, auf seinen Stock lehnt, sinnend und überschauend, gesenkten Haupts und halb rschloß'nen Augs und doch zugleich kühnster Stirn, hätte man einen mögen, er sei der Todesgenius, der, über den Sarkophag r preußischen Glorie gelehnt, den Gedanken verklärte: wie herr- h waren wir einst!

Ich lebte aber diese Monate nicht allein in Breslau und in n nächsten Orten der Umgegend, sondern ich besah mir, das öne Schlesien und das preußische und böhmische Riesengebirge rchstreifend, nach meiner Weise auch die Orte und die Men- en und hatte dabei die Freude, in den Bädern von Reinerz, ndeck und Kudowa zusammengedrängte Freunde aus Berlin ederzufinden und mit ihnen auf die großen Hoffnungen des ges anzustingen.

Fragt jemand: aber woher und wie nimmst du Pilger und Flüchtling die Mittel und Gelder? so antworte ich: Gott hatte mir, dem Knaben, schon die Vorahnung meiner Schicksale in die Brust gelegt; aus Abscheu vor Weichlichkeit und Wollust ward ich frühe trotzig und hart und hatte frühe sowohl entbehren als genießen gelernt. Dies hatte ich fortgesetzt auch jenseits der Dreißige und Vierzige, hatte oft freiwillige Nachtwachen und Hunger- und Durstübungen versucht und war meines Fußgängerglücks, worin Gott auch gefallen hat mich zu erhalten, mir bewußt, oft in einem Zuge sechs, acht Meilen zu Fuß gegangen, wann meine Herrn Brüder, wie die Wohlhabigkeit der Zeiten damals noch stand, auf schönen Pferden einhersprengten. Seit Napoleons Emporkommen war ich auf harte Proben gefaßt und hatte mich und mein Leben darauf eingerichtet. Ich hatte von meinen Tagegeldern in Stockholm, vom rückständigen Gehalt mehrerer Jahre, das mir im Jahre 1810 in Greifswald ausgezahlt ward, und von dem Gewinn einiger Schriften mir einen Reisepfennig erspart. Wenn ich auch zuweilen unter Freunden bei fröhlichen Gelagen einen Friedrichsdor oder Dukaten springen ließ, so hatte ich einsam oder als wandernder Pilger die wenigsten Bedürfnisse. Was soll ich hier erzählen, wie der Flüchtling oft auch nur die Tafel eines Jägers im Walde oder eines versprengten Husaren gehalten hat?

Endlich mußte ich fort. Napoleon war um die Mitte des Mai in Dresden angelangt, wohin er die Könige und Fürsten zur letzten, großen Beratung beschied. Den 29. Mai flog er aus Dresden nach Polen. Jetzt war mir der Krieg nicht mehr zweifelhaft. Ich ging im Junius nach Prag, entschlossen, mich so geschwind als möglich weiter gegen Osten zu machen, ehe mir alle Wege dahin gesperrt würden.

Wir lasen nun seine und der Seinigen Weissagungen für diesen skythischen Feldzug. Die Vorbedeutung sollte erfüllt werden, allein sie ward von Gott nach einer andern Seite hin ausgelegt und gedeutet als von den Menschen. Auch der christliche Gott spielt den Vermessenen und Stolzen durch ihre Orakel hin.

Da klang es in der „Allgemeinen Zeitung" aus Dresden vom Tage der Abreise des Fürchterlichen: „Dresden hat das Glück genossen, den größten Helden und Herrscher des Jahrhunderts zwölf Tage lang unter Umständen und Umgebungen in seinen Mauern zu besitzen, welche für die Geschichte ewig denkwürdig bleiben müssen. Jede Minute war gewissermaßen verhängnisschwer und durch große Beschlüsse wichtig, und die Folgen der hier gepflogenen Unterhandlungen und

hier verabredeten Maßregeln werden einst noch ganz Europa in Erstaunen setzen."

Und er selbst gebrauchte in der Kriegsankündigung, die er den 22. Junius an seine Soldaten erließ, unter anderm die Worte: „Ein unvermeidliches Schicksal reißt Rußland mit sich fort. Des Schicksals Wille muß erfüllt werden."

In Prag traf ich Gruner. Dieser sagte mir sogleich, der Minister vom Stein, der vom Kaiser Alexander aus Prag nach Petersburg berufen war, verlange mich aufs baldigste zu sich. Gruner hatte ihm nämlich berichtet, daß ich schon in Berlin meine Pässe für Rußland in der Tasche gehabt habe. Er wunderte sich, daß ich so spät in Prag erschien; denn er hatte mir schon vor mehreren Wochen Steins Wunsch nach Breslau geschrieben, aber sein Brief ist nie in meine Hände gekommen.

Jetzt entstand die Frage: wie kommt man unter den obwaltenden Umständen auf das kürzeste, geschwindeste und sicherste in Rußland hinein? wie erhält man Pässe durch die österreichischen Lande dahin? Der Krieg war erklärt, und die Kämpfe hatten vielleicht schon begonnen; und Österreich war Napoleons Bundesgenosse gegen Rußland. Wir fanden bei dieser Frage, daß ich, ein unbedeutender, unbekannter Mensch, unter diesen Verhältnissen auf meine Person für solche Reise einen Paß erhalte, sei ein Ding der Unmöglichkeit; ich werde wohl den Weg gegen Norden zurück zur Ostsee nehmen und aus einem dortigen Hafen über Schweden meine Nordostpassage zu durchbrechen suchen müssen. Endlich fand sich aber glücklicherweise doch noch ein Ausweg, der einige Sicherheit zu bieten schien, allenfalls aber auch mißlingen konnte. Indessen hier mußte gewagt werden. Wir trieben einen kleinen Kaufmann auf, einen geborenen Wiener, der gewohnt war als Schmuggler über das Riesengebirge und über die Karpathen zwischen Böhmen, Schlesien, Ungarn und Polen hin und her zu fahren. Dieser hatte eine Reise nach Brody vor. Ich erbot mich, die Kosten derselben für ihn mitzutragen, wenn er mich als seinen Kommis oder Diener auf seinen Paß setzen lasse. So wurden wir handelseins.

Nun ein Wort über Gruner. Ich hatte ihn vor Berlin weder gesehen noch seinen Namen nennen gehört. Ich fand ihn dort unter denjenigen, die ich für meine treuen Freunde halten mußte. Er galt als Polizeipräsident allgemein für einen Franzosenfeind. Ein feiner, gewandter, liebenswürdiger Mann, von einer Beweglichkeit des Leibes und Geistes und der Rede, die man bei einem Westfalen nicht suchen sollte. Daß er halb und halb wie ein Geächteter nach Prag entwich, war begreiflich. Viele sagten,

er sei bei den Franzosen so angezeichnet, daß sie möglicherweise, wenn er in Preußen bliebe, seine Auslieferung verlangen könnten. Über seine Stellung in Prag weiß ich weiter nichts als das allgemeine Gerede der Freunde, daß er, wenn sich Gelegenheit fände, den einzelnen, die nach Rußland gegangen waren, Nachrichten und Winke zukommen lassen und ebenso empfangen sollte. Andere haben gesagt, er sei mit bestimmten Versprechungen für russische Zwecke ordentlich in russischem Dienst und Sold gewesen und habe dafür russische Gelder in Händen gehabt. Davon weiß ich nichts zu sagen: weil ich kein Geheimniswurm bin, habe ich bei andern keine Geheimnisse gesucht noch von ihnen empfangen. Dem sei, wie ihm wolle, Gruner ist etwa einen Monat nach meiner Abreise, wahrscheinlich auf französische Zumutung, in Prag verhaftet und endlich in eine ungrische Festung abgeführt worden, woraus ihn erst die Leipziger Schlacht erlöst hat. Ich habe später, als er am Mittelrhein und im Herzogtum Berg Statthalter war, viel mit ihm gelebt und bin seinem Gedächtnis ein gutes Zeugnis schuldig. Er war ein talentvoller, lebendiger, geistreicher Mann, von Natur leicht, weich und beweglich; aber zu großer Ehre muß ihm gerechnet werden, daß dieser leichte, lebenslustige Mensch im Großen und Gefährlichen, wo die Leichten und Leichtfertigen sich so leicht dem Teufel verschreiben, edel und treu erfunden ist. Seine Fehler lagen alle offen, seine Liebe und Treue haben seine Freunde erkannt und geehrt.

Ich fuhr denn mit meinem Wiener ab und sollte eine harte Reiseprobe mit ihm bestehen. Es war ein kleines, hageres und, wie mir deuchte, entschlossenes Kerlchen, und ich hoffte also einen raschen und geschwinden Reisegesellen in ihm gewonnen zu haben, zumal da ich gedungen hatte, uns unterwegs nicht aufzuhalten, weil mir an der Schnelligkeit der Reise viel gelegen sei. Ich fürchtete nämlich mit Recht, daß, wenn ich zaudere, mir die Gegenden, wo ich noch durchzuschlüpfen hoffte, durch Kriegsgetümmel versperrt werden könnten. O wie hatte ich mich verrechnet! In diesem hagern Leibe steckte doch ein echter, vollständiger Wiener, der vor dem Duft keines gebratenen Hahnes vorbeifahren konnte. Daher mußte auf jedem Posthalt gesessen, gegessen und getrunken werden. Ich faßte mich indessen bald in Geduld und suchte mir, als ich die Pansanatur meines Gebieters — denn der war er auf meinem Wagen — weg hatte, die Geschichte zum Spaß zu machen. Meine fliegenden Dukaten durften mich dabei nicht ärgern, wohl aber die Verschwendung der diesmal so kostbaren Zeit. Meine Rolle war dabei drolligt genug. In der Festung Olmütz unter anderm fuhren wir bei dem prächtigsten Gasthof vor. Er bestellte

flugs ein gutes Mittagsessen und besten Unger und setzte sich dran, zu mir sagend: „Hier könnte es verdächtig und gefährlich sein, wenn Sie als ein Kommis mit zu Tische säßen; bleiben Sie lieber draußen und springen bei dem Wagen herum, als wenn Sie was zu tun hätten.“ Er saß drinnen seine anderthalb Stunden durch, die Extrapostpferde lange vor dem Wagen, ich im Regen umherspazierend und ein Butterbrot und eine halbe Flasche schlechteren Weins genießend. Als wir den folgenden Tag an dem reizenden Kuhländchen hin in Biala anlangten, war ihm der dargebrachte Wein immer zu schlecht, und er kegelte wie ein vornehm zürnender Baron oder Student auf meine Kosten mehrere Flaschen zum Fenster hinaus. „Dies hier ist halb polnisches Volk,“ sprach er, „die muß man kurz anbinden.“ Diese Zwischenspiele abgerechnet, war mir darin das Los gut gefallen, daß ich keinen Schwätzer aufgeladen hatte. Meine guten Weine verfehlten ihre einschläfernde Wirkung nicht; er schnarchte den größten Teil der Reise, und so konnte ich das herrliche Land Böhmen, das reiche Mähren und das schöne Galizien unter den Karpathen desto heiterer und ungestörter genießen. Ja, auch Galizien ist ein liebliches Land und ein steter Wechsel von Hügeln, Wiesen und Feldern; aber leider der sarmatische Schmutz und die polnische Bettelei und die elendesten Bettlerhütten neben Schlössern der Magnaten begegneten einem allenthalben, und der Schmutz und Jammer nahm zu, je ferner wir von der deutschen Grenze und je näher wir der Judenstadt Brody kamen.

Hier waren wir hart an der russischen Grenze. Ich warf nun meine Dienerverpuppung ab und kleidete mich wie für einen neuen Aufzug. Mein Wiener begleitete mich. Mein Herz klopfte, als ich die fliegenden Fähnlein von sechs zu Roß sitzenden Kosaken an dem Grenzschlagbaum vor Radziwiloff erblickte. Mein bisheriger Herr stieß mich an, sprechend: „Lassen Sie mich ein bißchen voraulaufen und geben Sie mir fünf Dukaten, denn ich kenne die Kerle, hier muß man sich hinüberkaufen.“ Ich sah ihn nun trotzig an, merkend, der Schelm wolle mir noch etwas abklopfen, rief ihm Ade! zu, holte meinen prächtigen Paß heraus — und die Lanzenträger sahen ihn, verneigten sich ehrerbietigst und geleiteten mich an die ganz zierlichen und freundlichen Zollgebäude. Gleich trat der Zollinspektor, ein russischer Hofrat — ich meine, es war ein Kurländer namens Giese — heraus, sah meinen Paß an und führte mich dann mit den freundlichsten Worten in sein Haus, wo ich seine Frau, eine sehr schöne Polin, nebst andern Damen begrüßte und in ein sehr nettes Zimmer geführt ward, indem der Herr Oberzöllner, den ich um

Krieg und Kriegsgeschrei fragte, und von dem ich allerlei Kunde über meine Weiterreise einzog, zu mir sagte: „Jetzt kommen Sie, wir wollen Mittag essen; Sie bleiben heute hier und erholen sich die Nacht, morgen können wir dann alles weiter bestellen." Es war hier und auch in Brody ein wogendes, lustiges Leben. Österreichische und russische Beamte und Offiziere zogen noch hin und her, an der österreichischen Seite stand nicht einmal eine Zollwache, und mehrere österreichische Offiziere, die eben gleich vielen Preußen gegen die Welschen zu fechten brannten, flogen diesen Tag hier durch, unter anderen der Oberst von Tettenborn und ein Rittmeister Mäurer, die ich unterwegs an mehreren Stellen und dann in Petersburg wiederfinden sollte.

Ich war also glücklich durch mein schmugglerisches Fegefeuer hindurch und hatte meinen Ärger und meine Dukaten bald verschmerzt. Hier war ich aus dem Schmutz der Judenwirtschaft der letzten Posthalte und aus dem stachlichten Dornbusch meiner Begleitung wie in ein Paradies versetzt. Eine prächtige Mittagstafel, vortrefflicher Ungerwein, schön gebildete Frauen, die deutsch und französisch sprachen, und ein feiner, freundlicher Wirt. Ja dieses Paradies ward noch paradiesischer, als mein Wirt eine Entdeckung machte, welche seine Freundlichkeit fast in Zärtlichkeit verwandelte. Bisher hatte ich alles dieses Glück dem Inhalt meines Passes zugeschrieben; nun aber ergab sich eine Offenbarung, die mich nicht in Zweifel ließ, ich könne alle diese feine Gastlichkeit endlich als den Erguß eines erfreuten und zärtlich gerührten Herzens hinnehmen. Als wir nämlich schon einige Gläser miteinander geleert und allerlei hin und her gesprochen hatten, fragte er um deutlichere Nennung meines Namens, der ihm aus dem Passe nicht recht klar geworden. Ich nannte Arndt. „Arndt? Was, Arndt?" rief er. „O, ich hatte einen sehr lieben Freund, als ich in Jena studierte, der hieß Friedrich Arndt, war aus Pommern; mir deucht, als seien Sie ihm in der Sprache ähnlich." Und er lief und holte sein Stammbuch und zeigte mir einen Scherz, den mein Bruder hineingeschrieben. Als ich ihm nun sagte, jener Friedrich Arndt sei mein Bruder, und ihm erzählte, wie und wo er jetzt lebe, da war ich plötzlich ein Hausfreund geworden.

Späterhin sprachen wir über meine Reise nach Moskau und Petersburg, und er sagte: „Sie bekommen laut Ihres Passes einen Feldjäger mit, und so wird es schon gut gehen. Aber besser ist besser. Hier ist ein Teil des Personale der russischen Gesandtschaft in Wien gemeldet, für die ich Anstalten machen muß. Die kommen gewiß morgen oder übermorgen. Das trifft sich

als eine schöne Gelegenheit, da können Sie in Gesellschaft reisen und haben es desto sicherer und bequemer.“ Ich fiel dem bei und hielt bei dem freundlichen Wirt mein erstes Nachtlager und sollte hier noch ein zweites halten.

Den zweiten Tag in aller Frühe langte denn die Karawane an, welcher ich mich anschließen sollte. Sie kam in zwei stattlichen Wägen und schien auch Gepäck des russischen Gesandten zu haben. Sie bestand aus drei Kavalieren und einigen Bedienten. Die erste Person war ein kleiner, höchst beweglicher, freundlicher und gesprächiger Mann, der Legationsrat Graf Ramsay von Balmaine, der zweite ein Franzose le Marquis de Favars, ein junger, abgelebter Windbeutel, und der dritte ein russischer Flottenkapitän, ein schöner Mann, ein geborner Grieche, der aber leider auch einem verdorbenen Weichling der allerschlimmsten Art ähnlich sah. Dieser hatte die letzten Jahre in Paris im Gefolge des russischen Gesandten Prinzen Kurakin gelebt. Mit diesem Dreiblatt begab ich mich denn nach einigen Stunden auf die Fahrt.

Ich hatte mich mit dem kleinen Grafen gepaart und gewahrte nach dem Zusammensein auf mehreren Posthalten sehr bald, daß ich den besten Griff getan habe. Der kleine Mann ist später berühmt worden als einer der bewachenden Begleiter Napoleons nach der Insel St. Helena. Er war von altem schottischen Blut, Katholik und von den Jesuiten in Mohilew erzogen, nicht ohne Kopf und Lebendigkeit, nicht ohne mancherlei durcheinander zerstreute Kenntnisse, aber von einer bodenlosen, possierlichen, doch höchst gutmütigen Geschwätzigkeit. Diesen Jüngling, der mir durch ein längeres Zusammenleben sehr lästig hätte werden müssen, benutzte ich klug für unsre paar Tage, um das aus ihm herauszulocken, was er etwa Nützliches mit sich führen konnte. Ich brachte ihn nämlich auf Erzählungen von den Sitten und Arten in den Landschaften Rußlands, worin er am meisten gelebt und verkehrt hatte, und so ward mir seine sonst fast zu flüssige Unterhaltung oft zugleich ergötzlich und lehrreich. Auch in ihm entdeckte ich eben nicht viel Männliches und Soldatisches und wunderte mich daher nicht wenig, als er mir erklärte, er habe einen Bruder Generalmajor im Heere, und er selbst werde auch bald den Degen fürs Vaterland umschnallen. Wirklich las ich ihn nach wenigen Wochen in den Zeitungen als Obersten.

Wir fuhren durch Wolhynien, ein herrliches, reiches Land. Hier wohnen die sogenannten roten Russen. Diese Menschen kamen mir ernster und sinniger vor als die Polen, welche ich bisher gesehen hatte; auch gewannen die Felder, Wiesen und selbst die Wohnungen, wie wir weiterhin fuhren, ein immer

besseres und reinlicheres Ansehen, zuweilen fast ein so gutes als in Norddeutschland. Man sah einen schönen Pferdeschlag und fette Weiden voll silbergrauer Rinder des Schlages, wie sie aus Ungern zu Tausenden nach Wien getrieben werden. Hier erblickte man auch die Anstalten einer gewaltigen Bienenwirtschaft; man sah Bienenstöcke anderthalb Mannslängen hoch aus hohlen Baumstämmen; man sah Waldbäume mit noch grünen Wipfeln zehn, fünfzehn Ellen hoch über der Erde angebohrt, mit Bienen bevölkert und mit Türen und Klappen verschlossen. Auch standen hin und wieder Pfähle unter den Bäumen, ich denke, die hinaufkletternden Bären drauf zu spießen.

In der Stadt Zitomirs hatten wir einen prächtigen Spaß. Wir aßen in einem Judengasthause Mittag — siehe! da entstand plötzlich ein so gewaltiges Klingen und Schwirren von durcheinandertobenden Instrumenten und ein solches Gelärm und Getümmel von Menschen, daß wir alle geschwind an die Fenster liefen. Was sahen wir? Es war ein Schauspiel für Götter, eine prächtige Judenhochzeit oder vielmehr der Reigen einer Judenhochzeit. Um den Marktplatz dieser allerdings etwas dreckigen Stadt tanzten einige hundert Juden, alt und jung, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen immer ringsum, d. h. den weitesten Ring der Häuser haltend, ihren Reigen, Geigen und Dudelsäcke voran und Tosen und Geklingel hintennach. Es war wirklich eine allerliebste, wilde Naturjagd, und wir erlustigten uns königlich daran. Alles blitzte im prächtigsten Schmuck, und wahrlich an Perlen, Gold und Silber fehlte es um Köpfe und Hälse nicht, auch nicht an anmutigen Gestalten. Denn das dringt sich einem sogleich auf, daß es in Polen an Männern und Frauen viel edlere Judenbildungen gibt als in Deutschland, auch etwas viel Gemesseneres und Ruhigeres in Sitten und Art, als unsre unruhigen, neugierigen und alles betastenden und umwühlenden Hebräer oft verraten. Dies mag zum Teil daherkommen, daß die Juden hier an manchen Stellen in größeren Scharen beisammenwohnen, und auch daher, daß viele von ihnen die stilleren und frommeren Arbeiten des Feldes und der Viehzucht treiben.

Wir kamen endlich nach Kiew an dem Dnepr: einst die hohe Hauptstadt des werdenden russischen Reichs und noch jetzt die Spuren vergangener Herrlichkeit zeigend. Es war ein schöner Sommermorgen, als wir heranfuhren, und wir Fremdlinge staunten den fernen, wundersamen Glanz an. Es war mir wie ein erster Vorschimmer des Orients, all die goldglänzenden Türme und Kuppeln der Kirchen und Klöster und viele einzelne mächtige

Häuser; doch deuchte mir die Stadt, als wir drinnen waren, wegen der vielen weiten, leeren Räume wie eine Verlassenheit, eine schöne Ruine der Vergangenheit. Aber sie hat die Lage einer Königin der Städte auf und zwischen stattlichen Hügeln über dem Dnepr. Wir stiegen wieder in einem ansehnlichen Judenpalast ab, wo wir ein sehr schönes Geschlecht, eine Mutter mit mehreren Töchtern sahen, und sprachen wie weiland der General Holofernes: „Wahrlich, die Hebräer haben schöne Weiber."

Es war immer noch ein reiches, fettes Land, das Land jenseits Kiew, doch mit den früher gesehenen Fluren nicht zu vergleichen. Der Juden wurden nun immer weniger, wiewohl doch einige noch am linken Ufer des Dneprs wohnen. Wir kamen nun bald in das eigentliche Rußland. Nun ward alles reinlicher und netter, die Häuser besser gebaut, die Dörfer zierlicher angelegt, die Menschen rüstiger von Ansehen und besser in Kleidern. Doch hatten wir sehr heiße Tage und in den Häusern eine schreckliche Plage, die wir bisher nicht so gefühlt hatten, obgleich kein Sterblicher sich in Polen vor gewissem Ungeziefer retten kann. Es wimmelten nämlich die Häuser von einer Unendlichkeit von Flöhen, freilich keine Tiere von der großen italienischen Zucht, doch bei all ihrer Kleinheit schlimm genug, einen fast zur Verzweiflung zu bringen. Wirklich hatten wir auf einigen Posthalten so viele dieser Knicker und Zwicker aufgelesen, daß wir an dem ersten besten Wäldchen oder Büschchen stillhalten ließen, uns fast bis zur vollsten Natürlichkeit entkleideten und unsre Kleider einige Minuten im Winde hin und her schwenkten und ausstäubten, um das stechende und zwickende Gesindel in die weite Welt zu schicken. Wir trafen hier Dörfer, von Roskolniken, einer altgläubigen russischen Sekte, bewohnt, und machten die wunderliche Erfahrung, daß die Frauen Näpfe zerschlugen, worin wir uns die Hände gewaschen hatten. Denn was Andersglaubende zu nahe berühren, das halten sie unrein. Gefäße, woraus sie nur mit Löffeln gegessen und die sie nicht mit den Händen berührt haben, werden nicht so entweiht geglaubt.

Wir hatten dieser Tage mehrere Proben, wie in Rußland mit Extrapostpferden, Feldjäger an der Spitze, verfahren werden darf, oder vielmehr, wie verfahren wird und vielleicht nicht verfahren werden soll. Wann die Pferde im geschwindesten Laufe abgetrieben waren oder den Feldjägern auch sonst nicht stark genug deuchten, und sie eine Herde Rosse unweit der Straße weidend entdeckten, so flogen sie auf ihren Pferden wie die Pfeile unter sie und griffen sich die besten heraus, schirrten die matten ab und die eingefangenen ein und so pascho! (frisch fort!). Ich

sah aber auch bei mehreren Gelegenheiten, daß die Hirten, sobald sie nur von ferne so einen fliegenden Extrapostwagen erblickten, oft wie der Blitz mit ihren Pferden Reißaus nahmen und sich von den Feldjägern nicht einholen ließen. Das auch ist gewöhnlich, daß, wo stillgehalten wird, der fahrende Bauer seine Sichel nimmt und auf den Feldern Klee, Wicken, Hafer, soviel er für seine Pferde bedarf, abschneidet. Dies erinnert an Reisebeschreibungen über die Moldau und Walachei.

Als wir über den Dnepr gesetzt waren, hatten die andern etwas an den Wägen zu berichtigen, und ich fuhr allein voran, versprechend, an dem nächsten Posthalt Abendbrot und Tee zu bestellen. Das tat ich, aber es vergingen Stunden, und mein Nachtrab fehlte immer noch, so daß ich glaubte, es sei irgendein Wagenbruch oder gar noch was Schlimmeres eingetreten. Endlich kamen sie langsam hergefahren und stiegen noch langsamer aus den Wägen und gingen seitwärts jeder besonders seinen Weg. Der kleine Graf Ramsay aber rotglühend und mit einer verstörten Schreckensmiene, als sei ihm das größte Unglück begegnet, kam auf mich zu und erzählte mir, die beiden andern seien bei einem Gespräch über Paris und die Franzosen so aneinander geraten, daß er fürchte, es werde noch etwas Blutiges absetzen, ja der Marquis habe von Kugeln und Pistolen gesprochen, und er wisse nicht, wie er die wilden Burschen auseinanderhalten solle. Für ihn könne das aber sehr gefahrvoll werden, der Marquis, ein besonderer Schützling des Generals in österreichischen Diensten, Prinzen von Rohan, sei ihm auf die Seele gebunden, die Familie habe große Verbindungen, auch in Petersburg, und wenn dem Jüngling also ein Unglück begegne, so werde er es mit verschuldet haben müssen. Hier unterbrach ich ihn, indem ich in lautestes Lachen ausplatzte, mit den Worten: „Lieber Graf, machen Sie sich doch keine so düstre und blutige Träume zurecht. Ich sehe diesen beiden es an, daß sie keine Eisenfresser und Pulverschlucker sind; gehen Sie mal hin, das ist mein Rat, und schlagen ihnen vor, hier sei ja die prächtigste Gelegenheit, den Zwist mit Säbeln oder Pistolen auszugleichen: wir seien hier mutterseelenallein, dort sei ein hübsches Büschchen einige hundert Schritt hinter dem Posthause, Waffen und Pulver führen wir ja im Überfluß, und so könne im schönsten Abendsonnenschein ihr zorniges Mütchen abgekühlt werden.“ Er wollte anfangs nicht dran, aber als er zuerst dem Marquis auf mein Zureden diesen ritterlichen Vorschlag tat, antwortete dieser, indem er einen leichten welschen Sprung tat, mit sanftmütiger Schafsmiene: „Bah! ein Marquis von Favars sich mit einem Griechen

ſchlagen! Das wäre meiner Seele zu lächerlich, da uns jetzt die Schlachtfelder offenſtehen. Und geſtehen Sie ſelbſt, Herr Graf, es waren Kindereien, worüber wir uns gekabbelt haben.“ Doch erklärte er, er werde froh ſein, des griechiſchen Gegenüber loszuwerden, denn er könne ſo ein ewig lächelndes Geſicht nicht leiden. Es ward alſo ein Vergleich zuſtande gebracht, und ich erbot mich, um die beiden kurrigen Puterhähne auseinanderzubringen, den Franzmann in mein Wägelchen zu nehmen. Dies war freilich ein großes Friedensopfer. Es war gar ein armes, windiges Bürſchchen, als Kind aus Frankreich geflüchtet, als ſeines Vaters Kopf, eines der erſten Schlachtopfer der Umwälzung, unter der Guillotine gefallen war. Dazu kam, daß er einen wahren Wachteufel welſcher Lebhaftigkeit hatte, der meine Ohren mit den Embryonen ſeiner künftigen Taten überfüllte. Er errichtete nämlich auf meinem Wagen ein Koſakenregiment, das keinem napoleoniſchen Franzoſen Quartier geben ſolle uſw.

Luſtiger als dieſes leere Kriegsgeplapper meiner Elſter, die bisher wohl nur in den Sälen der ſchönen Wienerinnen herumgehüpft war, umbrauſte uns das Kriegsgetümmel oder vielmehr das Getümmel, welches Kriegsleben und Kriegswirtſchaft bezeichnete. Tauſende von Wägen mit Mundvorrat und auch mit Rekruten für das Heer, Zehntauſende von Ochſen und Pferden, die ebendahin getrieben wurden, einzelne Züge Ulanen und Koſaken, auch Geleite einzelner Gefangenen zu Fuß und auf Wägen (es ſchienen keine Kriegsgefangene, ſondern politiſche Gefangene), unendliche Nachtfeuer gelagerter Soldaten und Hirten durcheinander, ein brauſendes, ſtrudelndes Gewimmel und hin und wieder Geſang und Tanz dabei. Luſtig und ſeltſam anzuſchauen waren beim Mond- und Sternenlicht die Maſſen umherſpringender, ganz nackter Menſchen, welche an ihren Feuern, woran auch gekocht und gebraten ward, ihre Hemden und Beinkleider rundſchwenkten und das Ungeziefer in die kniſternden Flammen ſchüttelten. Ich wunderte mich darüber, und doch waren wir genötigt worden, bei hellem Tage in ähnlicher Not beinahe ähnliches zu tun. Immer kam es mir doch ein wenig tatariſch und barbariſch vor. So ließ ſich unter dieſen Beluſtigungen die läſtige und unluſtige Geſellſchaft, viele Hitze, viel Staub, ſchlechte Abſpeiſung, ſtundenlanges Warten auf Pferde (denn es zogen viele außerordentliche Reiſende dieſes Weges, und wir bedurften immer zwölf Pferde) und ſelbſt die blutdürſtige Unverſchämtheit ruſſiſcher Fliegen und Flöhe ertragen, die Bremſen, welche die vielen Pferdezüge umherſtreuten, mit eingerechnet.

Ich klage über schlechte Abspeisung. Wir fanden in den Dörfern die Menschen fast immer freundlich und willig, uns zu Hilfe zu kommen, aber in manchen derselben war reines Haus gemacht und der letzte Hahn schon abgefiedert; wir waren froh, wenn wir nur noch etwas Brot, Milch und Branntwein fanden. Doch ging es uns dagegen an andern Stellen, namentlich in Tschernigow, sehr wohl, und nirgends vermißten wir die nordische Gastfreiheit. Russische Kaufleute in den kleinen Städten und Flecken zogen uns mit gütiger Gewalt in ihre Häuser und labten uns mit dem herrlichsten Tee und Butterbröten; russische Edelleute in den Postdörfern führten uns mit patriarchalischer Gastlichkeit in ihre zierlichen Säle und erquickten uns mit Speise und Trank. Juden sahen wir in den Dörfern nicht mehr, außer bei dem Fuhrwesen und der Viehtreiberei, auch bei den Posthäusern, wo sie die Fremden (Deutsche und Engländer) oft weither, von Pest, Jassy, ja von Konstantinopel her, als Aushelfer und Dolmetscher begleiten. Denn in diesen Rollen kommen sie mit in Rußland hinein, wo sie keine Wohnungen aufschlagen und in der Regel nur wenige Tage verweilen dürfen. Merkwürdig ist, daß alle polnische Juden auch das Deutsche verstehen und sprechen; man sollte also auf die Vermutung kommen, sie seien weiland aus Deutschland von Westen gegen Osten in Polen und Litauen und die südlicheren karpathischen Nachbarlande eingewandert. Ihre Treue und Zuverlässigkeit bei diesen Geschäften ist allgemein berühmt. Meine Lust hatte ich an den russischen Fuhrleuten und Postknechten und an ihrer Munterkeit und Lebendigkeit. Selbst wenn die rohen Feldjäger, wie mir deuchte oft ohne die geringste Veranlassung, auf die Rücken der armen Burschen zuweilen losdraschen, daß sie gleich geschlagenen Brettern knallten, schüttelten sie diese Last ab wie die Gans das Wasser, schwangen sich auf ihre Pferdchen und sangen, pfiffen und klatschten wieder lustig fort. Mit ihren Pferden scheinen diese Naturkinder im Singen, Pfeifen und Plaudern eine Sprache zu sprechen, welche beide Teile vollkommen verstehen; denn das Pferd, welches höchst unvollkommen geschirrt ist und meistens nur durch einen einseitigen langen Zügel geführt wird, zeigt auf jeden Wink, Klang und Pfiff seines Lenkers in jeder veränderten Bewegung den vollkommensten Gehorsam. Ich habe hierlandes auch die größte Zärtlichkeit der Menschen für diese Tiere bemerkt, wie wild, häßlich und roh sie auch auf ihr eigenes Geschlecht losfahren.

Mein Reisetagebuch ist mir mit andern wertvollen Sachen bei meiner Heimkehr durch Polen gutenteils durch Diebeshand verloren gegangen, und ich weiß nicht auf den Tag genau, wann

unsre Ankunft in der berühmten Stadt Smolensk war. Sie muß aber in den ersten Tagen des Augusts gewesen sein. Es war ein heller Morgen, die Sonne brannte schon, und wir fuhren langsam und so, daß wir oft fünf und zehn Minuten stillhalten mußten, durch ein wildes Heerlager und mitten unter Kürassieren, Kosaken und Kanonenzügen hin und wurden mit dem fürchterlichsten Staub bepudert und einpomadiert. Unser Möser sagt ja ganz recht, der Staub sei die Pomade des Helden. Endlich drangen wir in die Stadt ein und bis auf einige hundert Schritt zu dem empfohlenen Gastwirt, einem ehrlichen, deutschen Italiener, Simon Giampa, vor. Es war ungefähr zehn Uhr vormittags, und unsre Mägen und Kehlen hatten schon seit Sonnenaufgang auf dieses erquickliche Ziel gehofft. Wir fochten uns endlich durch Menschen- und Pferdegewoge bis in den Hof des Giampa hinein. Ich fand dort einen deutschen Offizier, einen braven Sachsen, den Major von Bose, den ich später in Petersburg noch besser kennen lernte, auf einer Treppe sitzen, und auf unsre Fragen nach Wein und Brot erwiderte er: „Geduld! Geduld! meine Herren; ich habe meinen Bedienten ausgeschickt und brate hier schon über eine Stunde in Erwartung einiger Erquickung. Es ist hier schlechterdings nichts zu bekommen, weder Zimmer noch Speise; Sie sehen, die Kosaken- und Ulanenoffiziere haben den ganzen Hof und das Haus eingenommen; es kann sich kaum eine Maus hineindrängen." — So setzten wir uns denn geduldig neben ihn, unser kleiner Graf aber lief und kam erst nach einer Stunde mit einer Flasche schlechten Donschen Weins und einem Brote wieder und rief: „Das kostet einen Dukaten, teilen wir's uns." Wir taten so, gewannen noch eine Flasche Wasser und teilten dem Sachsen etwas mit. Erst gegen Abend floß der Strom ab, und wir gewannen endlich ein paar Zimmer und einige gebratene Hühner. Es war Krieg und die ganze Stadt und das Feld ringsum ein großes Lager, wozu sich täglich neue Truppen scharten; denn Barclay de Tolly und Prinz Bagration hatten sich nun vereinigt.

Mir lachte aber hier wieder ein besonderer Glücksstern. Es waren viele deutsche Offiziere hier, teils schon im russischen Heere angestellte, teils solche, die erst ins Getümmel mit hineinwollten, Sachsen, Österreicher, Preußen, die ihre Herzen und Schwerter auf die Franzosen gewetzt hatten. Bald traf ich liebe, alte Bekannte: meinen Grafen Chasot, den tapfern Spanienfahrer Leo Lützow, meinen Heimatsmann, den wilden Gustav Barnekow aus Rügen usw. Chasot sorgte hier, wo kaum für Geld etwas zu haben war, für meinen Erbanteil Pansascher Natur. Er war

Generaladjutant bei der Brigade des ältern Prinzen von Oldenburg (des jetzt regierenden Herzogs) und aß täglich an der Tafel des Divisionsgenerals, Herzogs Alexander von Württemberg. Da steckte er mich mit unter bei der großen Mittagstafel; auch habe ich nächtlicherweile ein paarmal mit ihm auf seinem Heu geschlafen in einem großen Saal, wo wohl ein halbes Hundert Offiziere nebeneinander hingestreckt schnarchten.

Die vier, fünf hier im getümmelvollsten Kriegsleben so hingesausten Tage waren mir höchst belustigend und erbaulich. Ich sah hier unter den mannigfaltigsten und wechselvollsten Gestalten die verschiedenen russischen Völkerscharen an mir vorbeimarschieren und vorbeigaloppieren, die vom Eismeer und vom Ural her und die in der Wolga und im Schwarzen Meere ihre Rosse tränken, schöne Tataren aus der Kabarda und aus der Krim, stattliche Kosaken vom Don, Kalmücken mit platten Nasen, bretternen Leibern, schiefen Beinen und schiefen Augen, wie Ammian vor fünfzehnhundert Jahren seine Hunnen malt, und häßlich und tückisch blickende Baschkiren mit Bogen und Pfeilen. Aber das Prächtigste war ein Geschwader von einem Fähnlein tscherkessischer Reiter, in Stahlhemden und mit Stahlmützen mit wehenden Federbüschen, schönste, schlankste Menschen und schönste Pferde.

Ich fuhr mit einem jungen deutschen Offizier von der russisch-deutschen Legion, der ins Lager geschickt war und nach Petersburg zurückwollte, den Weg auf Moskau, zuweilen auch in Gesellschaft mit dem Obersten von Tettenborn, mit welchem ich den Tag nach meiner Abreise aus Smolensk in Wiäsma zusammentraf. Es war dort eben ein Teil des Kaiserlichen Kabinetts anwesend, Graf Nesselrode, Herr von Anstett und mehrere, mit welchen wir zusammen bei dem Polizeipräsidenten zu Mittage tafelten in einem ungeheuren Saal, worin wohl ein paar Hundert Gäste zusammengereiht saßen. Es war fast der ganze Adel aus der Gegend dort versammelt und Tausende junger Bauernburschen rings um die Stadt gelagert, die fürs Heer ausgehoben noch von Müttern, Schwestern, Bräuten begleitet wurden; auch hielten viele Wägen, welche verwundete Krieger ins Innere des Landes führten; brave verwundete Offiziere saßen mehrere mit uns zu Tisch. Da war heute Jubel und Begeisterung, und die Freude der Becher ging klingend um; und nach den Bechern, als alles sich von Tisch erhob, erhielten auch die Fremdlinge ihre Gaben, von welchen erschollen war, daß sie nicht für Napoleon nach Rußland gekommen seien. Umarmungen, Händedruck, Küsse von schönen Frauen und Jungfrauen, welche ihr Vaterland fühlten. Es war eine außerordentliche Lebendigkeit und

Aufwallung in dem ganzen Volke und auch bei den Geringsten im Volke, welche die Welschen wegen ihrer Unfreiheit Sklaven schalten: nichts bloß Angehauchtes und Gemachtes; nein, es brauste aus dem Innersten der Herzen gleich lebendigstem Sprudelwasser. Solche Gaben von schönen Frauen und Dirnen sind mir nachher in Petersburg, selbst in den Palästen der Orloffe und Lieven, öfter zugefallen an Tagen, wo Siegesnachrichten einliefen oder gefeiert wurden. Es ist auch die Sitte des Landes so, darin der englischen etwas ähnlich, daß die Frauen beginnen und das unschuldige Recht haben, die Männer nach der Tafel zu küssen. Ländlich sittlich.

Wir fuhren erst am folgenden Morgen von hier und hielten den Mittag mehrere Stunden in dem netten, freundlichen Städtchen Gschat an, weil mein Oberst seinen Wagen kalfatern lassen mußte. Ich war vor die Stadt gegangen und hatte mich auf einer grünen Wiese, wo stille Herden weideten, als wenn kein Krieg wäre, hinter einem Heuhaufen hingestreckt; eine dichtlockige Birke wehte über mir, und ich schaute sinnend und träumend in die Welt hinein oder vielmehr in die über mir hinfließenden Wolken. Siehe! da tönte Musik in mein Ohr, die immer näher und heller heranklang, und bald rollten mir lange Reihen von Wägen vorüber, die auch Landwehr führten, Geigen und Hornpfeifen auf mehreren Wägen voran, und Eltern, Geschwister, Bräute noch mit. So lustig zog es in den Krieg und in den Tod, gleich einem phantastischen Hochzeittraum mit Blumen und Spielen an dem Träumenden vorüber. Hier schied ich von meinem Obersten. Er fuhr von Gschat stracksweges auf Petersburg, ich und mein Offizier in einer kleinen russischen Telegga auf einem Umweg nach Moskau.

Ich habe die Wunderstadt nur zwei Tage gesehen. Mir deuchte, ich sah Asien: Armut und Pracht, Hütten und Scheunen und Ställe nicht bloß in den Vorstädten, sondern hin und wieder mitten in der Stadt; dazwischen der Glanz der Paläste und Gärten, die vergoldeten Kuppeln und Türme der Kirchen und Klöster, der Kreml mit seinen goldnen Toren, Türmen und Zinnen. Dazu das ungewöhnliche Wogen und Wimmeln der Menschen in jener außerordentlichen, wildbewegten Zeit. Ich konnte nichts sehen in zwei Tagen, ich konnte nur staunen. Ich fand auch hier freundliche Aufnahme, zuerst bei dem Kommandanten des Kremls, dem General Heß, einem Deutschen, der in Rußland von deutscher Gradheit und Gemütlichkeit nichts verloren zu haben schien und mich und meinen Offizier, während er unsre Pässe durchschaute und unterschrieb, mit einem hübschen

Frühstück bewirtete und uns selbst in seinem Wagen zum Gouverneur führte, sagend, er müsse doch eben in Geschäften zu ihm. Wir sahen ihn denn, diesen Gouverneur, den General Grafen Rostopschin, der einen Monat später durch die Einäscherung der alten Zarenhauptstadt so berühmt geworden ist. Wirklich hatte ich ihn schon gesehen, in Smolensk nämlich, in der Person eines verwundeten Majors, der bei Giampa in einem Zimmer neben dem unsrigen mit seinem verbundenen Knie auf dem Sofa lag und uns des Abends mehrmals bei seinem Tee um sich versammelte: ganz die Gestalt, die Augen, die Stirn, die derbe und doch freundliche Gradheit, mittlerer, starker Wuchs, ein breites, gestutztes Gesicht und eine kurze, regelmäßige Nase, große, blaue Augen, geschwinde Bewegung. So erschien Rostopschin, so sind mir nachher an vielen Orten viele russische Offiziere erschienen mit diesem Ausdruck, diesem Grundbilde. Man findet es wohl nicht oft mehr in den großen alten Familien, welche zu sehr europäisiert, hofisiert und abgeschliffen oder gar verschliffen sind, sondern in dem guten mittleren Adel. Wir wurden zu seiner Tafel geladen, wohnten einem großen Gepränge bei, einem Tedeum wegen eines Wittgensteinschen Siegs über den Marschall Oudinot, in der Johanniskirche am Kreml, und machten auch hier den begeisterten und klingenden Jubel bei Tische mit.

Der Weg von hier nach Petersburg geht über Twer und Nowgorod, zwischen Moskau und Twer durch ein schönes, reiches und wohlbebautes Land. Ich sah große, hübsche Dörfer und nette Baurenhäuser, mehrere von zwei Stock, mit hellen Fenstern und bemalten Gesichtern und mit manchem zierlichen Schnitzwerk und bunter Verblümung draußen und drinnen; sowohl die Häuser als die Täfelung der Wände drinnen fast ganz aus Holz. Hier ward ich an die Weise von Helsingland, Dalarne und Norrland in Schweden erinnert, wo die Bauren ihre Wägen und Pferdegeschirre und Häuser und Kirchen mit ähnlichem künstlichen Schnitzwerk verzieren. Bei der Anordnung und Einrichtung mancher Dörfer aber war ich oft geneigt zu glauben, sie hätten Hippokrates oder den Leibarzt Dr. Faust zu Bückeburg über **Sonne, Luft und Wasser** dabei vor Augen gehabt. Einige Dörfer sind nämlich förmlich im Kreise gebaut, die meisten aber in einem Halbmond, welcher von Südost zu Südwest den möglich größten Teil von wärmender Sonne aufnehmen und von den bösen, kalten Winden von Nordost bis Nordwest am wenigsten zerhadert werden kann. Ganz auf diese Weise im Halbmondskreise findet man auch manche Höfe in Schweden gebaut. Überhaupt die Russen in dieser und in mehreren andern Be-

ziehungen mit den unglücklichen, polnischen Bauern verglichen, welch ein Unterschied!

In den Dörfern und auf den Straßen war bis Nowgorod noch immer das die Waffen übende Menschengewimmel, und einzelne Züge von Kriegern, auch einzelne traurige Haufen von Gefangenen zogen an uns vorüber, unter diesen sogar Spanier und Portugiesen. Das Wetter war des Tages meistens sehr heiß auch wegen der kurzen nordischen Nächte. Zwar leidet man in dem viel reinlicheren Rußland nicht so viel vom Ungeziefer als in Polen, aber die barbarischen und unmenschlichen schwarzen Springer und Blutsauger verminderten sich nicht. Diesen zu entfliehen, mied ich so sehr als möglich die Zimmer, und wenn durch Warten auf Pferde, was aber zwischen Twer und Petersburg selten eintrat, mal ein paar Stunden Rast gegeben ward, wickelte ich mich in meinen Mantel und legte mich, wenn es regnete, unter die Telegga, meine beste Habe unter meinem Kopf, summte hoc tibi proderit olim und schlief wie ein König. Ich hatte keinen Bedienten bei mir und mußte also meine Sachen selbst hüten und war wegen der notwendigen Hut schon ein paarmal gewarnt worden, zuerst in Smolensk bei Giampa, wo die Bedienten nicht aufgepaßt hatten, wo uns manches wegstibitzt war und ich schon mit Schrecken mein Schatullchen mit dem Inhalt mehrerer Hunderte Dukaten vermißte, was ich jedoch glücklicherweise fand gleichsam aus Instinkt in meinem Bette versteckt zu haben — und zweitens in Wiäsma, wo uns während der jubelnden Mittagstafel im Vorzimmer des Präsidenten selbst mehrere Sachen abhanden gekommen waren. In dieser Hinsicht ist Rußland ein Arabien und die gemeinen Russen wie die Araber gebisch im Zelte und nehmisch auf der Straße.

Endlich fuhr ich durch das berühmte Großnaugard, von welchem das hanseatische Sprichwort einst gesungen hatte: „Wer will streiten wider Gott und Großnaugard?" Aber dieses Nowgorod, wie es jetzt lebt, machte keinen so mächtigen Eindruck auf mich und trägt höchstens in einzelnen Kirchen und in dem weiten Umfange seiner Mauern noch Andeutungen seiner vormaligen Großheit, darin mit Kiew zu vergleichen. Iwan Wasiljewitsch der Fürchterliche stampfte die Freiheit und Unabhängigkeit dieser herrlichen Stadt und ihrer stolzen Bürger und der umliegenden Landschaften mit seinen eisernen Füßen zusammen, entführte viele Tausende ihrer mutigen Bewohner in den Süden des Reiches und setzte für sie andere der blinden Knechtschaft gewohnte Ansiedler in ihre Güter und Häuser ein.

Den vierten Tag nach meiner Abreise von Moskau flog

ich dem anmutigen Zarskoje Selo vorbei, und bald erblickten meine verwunderten Augen die Newa und das neue Palmyra an ihren Ufern. Also hatte ich über hundert deutsche Meilen in vier Tagen gemacht. Der ganze Weg von Twer bis Petersburg ist äußerst einförmig, das Land nichts als eine flache Ebene, viele Sümpfe und Moore mit einzelnen Gruppen von Tannen und Birken, wenig Dörfer, nur hie und da ein einzelnes, zierliches Posthaus, oder ein gewöhnlich von einem Italiener bewohntes Wirtshaus. Der Weg ist übrigens ziemlich leidlich, einer guten Hauptlandstraße des großen Reiches ähnlich. Gottlob! mecklenburgische und holsteinische oder belgische Steindämme gibt es nicht, wohl aber Knüppeldämme in Menge, deren einzelne man auch Baumdämme nennen könnte, welche, aus ganzen Tannenstämmen zusammengelegt, vorzüglich über den Sümpfen und Morästen angebracht sind und auf dem hohlen und quebbigten Boden gleichsam aufspringend unter den Rädern zittern. Und über diese Zitterer war ich in der Telegga gefahren, einem niedrigen Wägelchen mit vier Rädern, in welchem man jeden Stoß aus der ersten Hand erhält. Auch taten mir die Rippen weh nach dieser soldatischen Fahrt, wo vier Tage und Nächte kaum ein Lullerchen von Schlummer meine Augen berührt hatte. Denn ich ward nicht bloß durch das Menschengewimmel und das Stoßen der Knüppeldämme wach gehalten, sondern hielt mich selbstwillig und freiwillig wach und lag wie der Hund des Schatzteufels auf meinem Gute, um nicht ganz ausgeplündert in Petersburg anzukommen. Ich nenne diese Fahrt eine soldatische, indem ich im Sinn habe, wie die Soldaten sein sollten, nicht wie sie sind. Denn meine Soldaten, gewiß ein paar tapfre und rüstige Männer, meinen Oberst Tettenborn und meinen Legionsoffizier fand ich die Tage nach meiner Ankunft in der Hauptstadt beide halbkrank auf Bett und Sofa hingestreckt; ich aber blieb auf den Beinen und dachte: Deine Brust und dein Atem werden, wenn der liebe Gott will, wohl noch einige Jahre aushalten.

Ich machte bei meinen russischen Nachtfahrten eine Bemerkung, die mich noch heute in innerster Seele anlächert, eine Wiedererinnerung von Bemerkungen über Erscheinungen, die ich in ähnlichen Nächten, wo die Sinne durch Wachen überreizt waren, nimmer in Deutschland sondern nur in Schweden gehabt habe. Ich glaube, es sind die wunderseltsamen Lichtspiegelungen, welche die ganz anders als in Deutschland sternhellen und mondhellen Nächte in die Sinne hineinwerfen und dadurch eine ihnen nur eigne Zauberei hervorbringen. Genug: die

Bäume, Felsen, Häuser und andre leblose Gebilde, wie man ihnen vorüberfliegt, gewinnen alle gleichsam lebendige Gestalt und springen zuletzt als ebenso viele zauberhafte und seltsame Tiere und Ungeheuer hervor. Ich weiß nicht, ob hier die Wirklichkeit der Dinge in die innere Idee des Geistes hineinfährt, oder ob die Idee ihre eignen Bilder in die Dinge hinausstößt. Indessen darüber werden die Philosophen sich bis ans Ende der Tage streiten, aber die Tatsache bleibt dieselbe. Ich will daraus die Menge der Zaubergesichte in Schweden erklären und die Gespensterhervorrufung und Geisterladung eines Swedenborg.

Ende Augusts 1812 fuhr ich in St. Petersburg ein und sogleich geradeswegs zur Burg des Herrn Ministers Freiherrn vom Stein. Diese Burg führte den Namen Demut nach dem Namen des Wirtes des Gasthofes, worin der Minister einstweilen noch einige Monate blieb und dann in geringer Entfernung einen ihm angemessenen, palastartigen Bau bezog. Ich fand in der Demut sogleich ein paar Zimmer für mich und nahm mir einen deutschen Bedienten an, einen gebornen Estländer, ein hier durchaus unentbehrliches Gerät. Ich ward nun bei dem Herrn Minister ordentlich angestellt, einstweilen gleichsam wie im russischen Dienst; denn ich bekam mein Gehalt aus öffentlichen Kassen ausbezahlt, und zwar noch während meines Aufenthalts in Preußen; späterhin, versteht sich, aus der Kasse der Zentralverwaltung für Deutschland. Auch die Gelder, die ich auf meiner abenteuerlichen Reise von Prag bis Petersburg aufgewandt, bekam ich zurückerstattet. Ich bin hier (ich will diese Kleinigkeiten auf einmal herzählen) von ihm in allerlei kleinen Schreibereigeschäften, zur Duplierung und Entzifferung von Briefen und Depeschen, zur Abfassung einzelner kleiner Flugschriften gebraucht worden, sowie bei den Angelegenheiten, welche die Errichtung der sogenannten Deutschen Legion betrafen. Auch hat mich ein alter russischer Admiral zuweilen in Atem gesetzt und in Anspruch genommen zur Erlustigung und Unlustigung, wie die Würfel der Einfälle und Gedanken, die mit dem alten Herrn durchgingen, eben fielen. Es war der Admiral Schischkow; so ward der Name ungefähr ausgesprochen. Dies war ein Original von einem Mann, ein echter Russe, denke ich, von allerbestem Schlage. Er trug den Grundtypus seines Volkes, Lustigkeit, Gespaßigkeit und eine unbeschreibliche Gewandtheit und Lebhaftigkeit beide in seinem Glieder- und Gebärdenspiel. Er muß etwas von Suworow gehabt haben. Ein fünfundsiebenzigjähriger Greis, mehr mager als beleibt, mit einem ganz eigentümlichen Gesicht und ironischen, jedoch dabei höchst gutmütigen Zügen, un-

aufhörlich hin und her fliegenden Wechseln in denselben, wie ich es kaum an einem Menschen gesehen habe. Dabei hatte er die Gewohnheit, welche ganz russisch scheint, nicht durch Worte sondern durch Pantomimen die werdenden Geburten seiner Einfälle und Gedanken zu bezeichnen; und es ward dem Greise überhaupt schwer, seinen Geist, dessen er wahrlich genug hatte, ins Wort zu übersetzen oder richtiger ihn in das immer dürftige Wort zu fesseln. Hiebei muß ich gelegentlich bemerken, daß die Russen in der Pantomime und im Charakterspiel auf dem Theater und im Tanze einzig ergötzlich sind. Mit dem allergrößten Vergnügen habe ich oft stundenlang im russischen Theater ohne Langeweile aushalten können, ohne daß ich ein Wort verstanden hätte, so sehr ergötzte mich die Sprache der Bewegungen und Gebärden. Dieser alte, würdige Admiral, der blutwenig Deutsch verstand, hatte entweder von mir reden gehört oder irgendeinen meiner kleinen Aufsätze oder Übersetzungen davon zu Gesicht bekommen. Er war damals, nachdem Romanzoff den Minister des Innern Speranski gestürzt hatte, gleichsam als ein Lückenbüßer in seine Stelle eingeschoben und hatte unter anderm auch Aufrufe und Verkündigungen an das Volk zu erlassen. Da suchte er nun gewaltige und mächtige Worte und Redensarten, übersetzte mir seine Sachen in schlechtes Französisch; das mußte ich denn deutsch geben und dieses wieder, wenn möglich, mit Mehrung und Erhöhung des Ausdrucks und Gedankens in wahrscheinlich noch schlechteres Französisch zurückübersetzen, wodurch er dann endlich sein Russisches noch zu heben suchte. Ich erinnere mich nur, daß dies bei aller Erlustigung, welche des wackern Greises Persönlichkeit mir gab, eine Schwerenotsarbeit war, von welcher ich, da ich kein Russisch verstand, nicht einmal den Erfolg zu schmecken bekam.

So ward ich hier befestigt in einer nicht unwürdigen noch unwillkommenen Stellung. Das war ungefähr das Ende meiner Jugendzeit, die ungewöhnlich lang geworden ist. Man sagt: Die Jugend hat Glück. Ich Flüchtling hatte dieses Glück auf zwei Fluchten. Das erstemal in Schweden, wo ich durch den Rücktritt von Schubert sogleich in dessen Stelle trat; das zweitemal hier in Petersburg. Ich hatte vor dem Jahr 1807 den Namen des Herrn vom Stein nicht gehört. Im Jahr 1808 ward es ein europäischer Name durch die Gesetze und Einrichtungen, die er zur Wiederbelebung und Wiederaufrichtung des gefallenen preußischen Staates machte. Im Jahr 1809 ward er dem deutschen Vaterlande durch Napoleons Ächtung als ein Lichtzeichen gezeigt. Dieser hohe Mann geriet auf meinen Namen

und lud mich zu ſich. Meine Geſinnung und mein Schickſal jagten mich freiwillig nach Rußland; durch ihn bekam ich dort eine ſichere und ehrenvolle Stellung. Gott öffnete mir damals die Wege, ja er ebnete die Pfade vor mir; ſpäter ſcheint er ſie mir geſperrt zu haben. So ſind ſeine dunkeln, wunderſamen Verhängniſſe.

Ich bin hier alſo gegen das Ende des Auguſts angekommen, ich meine den 26. oder 27. Tag jenes Monats, und trat vor den Miniſter, welchem ich aus ſeinem Prag einige mündliche Erzählungen überliefern konnte. Ich ward mit großer Freundlichkeit von ihm empfangen. Mich hatten ſeine Geſtalt und Darſtellung betroffen, als hätte ich ſchon irgendwo ihresgleichen oder ihresähnlichen geſehen; aber ich wußte mich anfangs nicht zu erinnern. Erſt als ich einige Stunden vor ihm am Teetiſch geſeſſen und die erſten Eindrücke ſich beruhigt und abgeklärt hatten, rief ich in mir Fichte! Ja vieles von meinem alten Fichte ſchlug mich nun: dieſelbe Geſtalt ungefähr, kurz, gedrungen, breit; dieſelbe Stirn, nur noch breiter und zurückgebogener; dieſelben kleinen, ſcharfen, funkelnden Augen; faſt dieſelbe nur noch mächtigere Naſe; die Worte derb, klar, feſt, mit kurzer Geſchwindigkeit gleich Pfeilen vom Bogen gerade ins Ziel ſchlagend. Daß ich die Fichtiſche unerbittliche ſittliche Strenge in den Grundſätzen bei ihm bewundern mußte, ergab ſich ſehr bald. Der Unterſchied war nur, daß dieſer Mann der Sohn eines alten, reichsfreiherrlichen Stammes am Rhein, Fichte der Sohn eines armen Tuchwebers in der Lauſitz war; daß dieſer Reichsritter mit voller Gewalt durch die Schatten und Nebel des Nichtich immer zum Ich hinaufrang, jener Philoſoph aber von dem erhabenen Ich in die Schatten und Nebel des Nichtich hinabſteigend vergebens ſtrebte, es auf dieſem Wege zu begreifen und mit dem Ich zu vermitteln. Dies war der erſte flüchtige Eindruck. Ich zeichne den großen und guten Mann noch mit ein paar Worten, wie er mir damals und in ſpäteren Jahren ſeinem eigenſten Weſen nach erſchienen iſt.

Ich habe oben von zwei Welten in Blüchers Angeſicht geſprochen. Dergleichen mag ſich wohl in den meiſten Geſichtern finden, oft wohl drei, vier oder gar mehrere, die miteinander ſtreiten. Wenn ihrer aber ſoviele ſind, dürfen ſie nicht Welten heißen, ſondern hadernde und einander zerſetzende und zerſetzende Temperamente und Leidenſchaften. Auf dem obern Teil des Steinſchen Antlitzes wohnten faſt immer die glanzvollen und ſturmloſen Götter. Seine prächtige, breite Stirn, ſeine geiſtreichen, freundlichſten Augen, ſeine gewaltige Naſe verkündigten Ruhe,

Tiefsinn und Herrschaft. Davon machte der untere Teil des Gesichts einen großen Abstich; der Mund war offenbar der oberen Macht gegenüber zu klein und feingeschnitten, auch das Kinn nicht stark genug. Hier hatten gewöhnliche Sterbliche ihre Wohnung, hier trieben Zorn und Jähzorn ihr Spiel und oft die plötzlichste Heftigkeit, die gottlob, wenn man ihr fest begegnete, sich bald wieder beruhigte. Aber das ist wahr, daß, wenn dieser schwächere untere Teil im Zorn zuckte und der kleine, bewegliche Mund mit ungeheurer Geschwindigkeit seine Aussprudelungen vollführte, die oberen Teile wie ein schöner, sonniger Olymp noch zu lächeln und selbst die blitzenden Augen nicht zu dräuen schienen; so daß wer vor der unteren Macht erschrak, durch die obere Macht getröstet ward. Sonst sprach aus allen Zügen, Gebärden und Worten dieses herrlichen Mannes Redlichkeit, Mut und Frömmigkeit. Er war ein herrischer Mann, wäre ein geborner Fürst und König gewesen, kurz ein Nummer-Eins-Mann. Ich will hiemit nicht gesagt haben, daß einer als ein Nummer-Zwei-Mann nicht auch vortrefflich sein und wirken könne. Das versteht sich ja von selbst; aber Stein war nicht dazu geschaffen. Es war eine zu mächtige Eigentümlichkeit in ihm, seine Natur überhaupt aus einem so strengen Metallgusse, daß er sich einer fremden Natur nicht leicht anschmiegen, viel schwerer noch sich ihr unterschmiegen konnte; was die edelsten Menschen für gute Zwecke oft getan haben und tun müssen.

Ich weiß nicht, auf welche besondere Weise oder durch welche besondere Veranlassung der Herr vom Stein nach Petersburg gekommen ist. Auf die Einladung des Kaisers durch einen Brief — das versteht sich, und das hat er mir selbst erzählt. Von andern habe ich wohl gehört, der Kaiser, jetzt auf dem Rande eines ungeheuren Durchbruchs der Dinge stehend, habe sich an Worte erinnert, welche der Minister im Sommer 1807 zu Tilsit weissagend zu ihm gesprochen habe, und habe, diese Weissagungen in seinem Briefe erwähnend, ihn berufen. Wie dem nun sei, der Herr vom Stein hatte hier keine Kämpfe — denn er ging ohne Furcht immer gerade durch und überließ das übrige Gott — aber der Kaiser Alexander hat sich langsam durchkämpfen müssen. Dieser Herr war jedes Anhauchs und Anflugs des Großen und Edelmütigen fähig, aber es war etwas Weiches in seiner Natur, was die feste Ausdauer und die männliche Härte versagte. Der Krieg mit Napoleon war erklärt, und die ersten blutigen Zusammenstöße hatten schon geknallt; aber noch immer saß Romanzoff am Ruder und hatte den Minister des Innern, den verdienten Speranski, und den Geheimen Staats-

rat Beck in seinem Ministerium, weil sie dem Kaiser Vorschläge und Ratschläge zu den kühnsten und geschwindesten Maßregeln übergeben hatten, in Verbannung und Kerker geschickt. Er war bekannt als die Seele des gegen Spanien, gegen England und Österreich beschwornen und nur zu lange und zu schimpflich gehaltenen napoleonischen Bündnisses; er, in seinen Sitten und Gewohnheiten ein abscheulicher Weichling, gehörte zu den Entnervten, die in Napoleon den Schicksalsmann des göttlichen Fingers sahen, den keine irdische Macht werde bändigen können; sein Rat war Friede und Unterwerfung gewesen. Kaiser Alexander hatte nicht den Mut, sich plötzlich von dem alten Mann zu scheiden und loszureißen, obgleich Stein über diese Stellung, besonders über die Meinung, welche diese Stellung bei England, Österreich, Preußen und bei allen, die einmal an dem Joche des Korsen schütteln könnten, notwendig hervorbringen müsse, dem Kaiser die redlichsten und tapfersten Wahrheiten gesagt und geschrieben hatte. Ich habe von ihm an den Kaiser gestellte Briefe abschreiben müssen, welche nach Wien und London geschickt wurden, in welchen dieses Verhältnis und die Unbrauchbarkeit und Schädlichkeit des weichlichen, wollüstigen und charakterlosen Mannes mit dem leisen Tritt und der honigsüßen Miene mit Steinscher Kürze und Klarheit geschildert war. So wirkte er auf den Kaiser, aber eine breitere, mächtigere Bahn machte er sich bald in der großen Petersburger Gesellschaft, und durch diese wirkte er wieder, vielleicht mächtiger, auf den Kaiser zurück. Sein Mut, seine Kühnheit, noch mehr sein Witz und seine Liebenswürdigkeit drangen allenthalben durch und ein und leuchteten und zündeten wie Blitzstrahl, wo irgend noch etwas zu zünden war. Die sittliche Schönheit und Klarheit seines Wesens, durch und durch mit Mut durchgossen, und die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, womit er in den kürzesten, unscheinbarsten Worten an den Tafeln und Teetischen zu spielen wußte, wo er sich auch gern und unbewußt selbst im leichteren Kosen und Scherzeln hingehen ließ, machte ihn bald zu einem mächtigen Mann in der Petersburger Gesellschaft; sein tapferer Wille, seine Einfälle, seine Worte wurden zu Anekdoten ausgeprägt, welche wie Blitzfeuer rundliefen. Bald hatte er einen sehr bedeutenden Anhang, der um so treuer war, da alle wußten, daß er nur als Pilger gekommen sei, der mit dem Siege wieder gegen Westen walle, daß er also keinem in den Weg treten werde. Er stand endlich in Petersburg wie das gute Gewissen der Gerechtigkeit und Ehre, und die Orloffe, Soltykoffe, Ouwaroffe, Kotschubey, Lieven und das zum Begeistern und Fortschnellen

so allmächtige Heer der schönen und geistreichen Frauen pflanzten sein Banner auf. Auch war er der unerschütterlichste Fürst und Feldherr des Mutes. Als die Nachricht von der Schlacht von Borodino und bald von dem Brande Moskaus ankam und Zar Konstantin umhersprengte und Frieden! Frieden! rief, als die Kaiserinmutter und Romanzoff Frieden flüsterten, trug er sein Haupt nur desto heiterer und stolzer. Ich habe ihn gesehen, diesen heiteren Mut. Ich war den Tag nach der eingelaufenen Kunde von jenem Brande mit dem tapfern Dörnberg und mehreren wackeren Deutschen bei ihm zur Tafel. Nie hab' ich ihn herrlicher gesehen. Da ließ er frischer einschenken und sprach: „Ich habe mein Gepäck im Leben schon drei-, viermal verloren; man muß sich gewöhnen, es hinter sich zu werfen; weil wir sterben müssen, sollen wir tapfer sein.“*)

Diese Schlacht an der Moskwa oder bei Borodino, den 7. September, der Einzug der Franzosen den 14., und der Brand der alten Hauptstadt den 15. und 16. September machten einen großen Einschnitt, den ersten großen Einschnitt in den Lauf dieses Feldzugs, jagten auch in Petersburg die verschiedensten Meinungen und Ansichten in einem ungeheuren, brandenden Wellenschlage durcheinander, siegten aber endlich durch heitres, sich aufhellendes und stählendes Frostwetter des ausharrenden Mutes bei dem Kaiser und bei dem Volke. Auch hier waren anfangs die Ansichten geteilt, ob die Franzosen oder ob der General Rostopschin die Einäscherung Moskaus verschuldet habe. Die den Mann kannten, sagten Rostopschin, aber die meisten fluchten auf die Tat als auf eine schauerliche Greulichkeit. Als aber die Franzosen anfingen, darüber zu fluchen und Rostopschin als einen Abscheu der äußersten Barbarei hinzustellen, da wendete es sich bei den Russen um, und da erst merkten sie, welche Glorie für das Volk und welche Niederlage für den Feind in diesem flammenden Opfer aufgelodert sei. Nun ward Rostopschin mit einem Male der große russische Name, und es erhoben sich Erzählungen und Sagen von vielen Vorbereitungen und Veranstaltungen für diesen Zweck, die der Mann nie weder gedacht noch gemacht hatte. Nun liefen auch Fabeln um von einem ungeheuren Höllenball voll feuer- und kugelspeienden Verderbens, welchen Rostopschin in der Nachbarschaft von Moskau mit mehreren Luft- und Feuerkünstlern bereitet habe, und welcher bestimmt gewesen sei, mitten auf das französische Heer herabgelassen zu werden. Eine Sage, welche die Franzosen in ihren Tageblättern wiederholt

*) S. die Zugabe am Ende.

haben. Rostopschin war ein echter Russe, ein Mann, der sein Volk verstand, der mit ihm und zu ihm zu sprechen verstand — dies bewiesen alle seine Erlasse und Verkündigungen in Moskau — er war auch nötigenfalls der Mann von einem höllenstürmenden Mut. Früher war er bei Kaiser Paul Generaladjutant gewesen, und der Kaiser war in allen seinen Burgen sicher gewesen, solange dieser gefürchtete Mut um ihn gelagert war. Erst als Rostopschin durch Beförderung zu Stellen, die er gar nicht gewollt hatte, von denen, welche im Finstern zettelten, aus Petersburg entfernt war, wagten sie sein letztes Schicksal zu entscheiden. Napoleon hatte durch die Einäscherung Moskaus seinen Feldzug verloren. Wie weh diese Flammen den Franzosen taten, zeigt ein Aufsatz aus diesen Tagen im „Journal de l'Empire". Hier ist er:

„Hätte man die greuliche Barbarei der Russen je bezweifeln können, so würde ihr Verfahren in ihrem eignen Lande uns besser davon überzeugen als alles, was man über ihre Sitten gedruckt hat. Durch unsre Waffen besiegt, rächen sie ihre Niederlagen dadurch, daß sie die Städte, die sie nicht verteidigen können, verbrennen. Weiber, Kinder, Greise, selbst ihre eignen Verwandten sind die Schlachtopfer ihrer unsinnigen Wut und ihres rohen Stolzes. Wir scheinen sie nur noch zu verfolgen, um sie vor ihrer eignen Wut zu schützen, und diejenigen, welchen man in dem Siegesrausche einige Unordnungen verzeihen konnte, kommen nur herbei, um das Volk vor den Ausschweifungen des Heers, das es verteidigen soll, zu retten. Was würde aus dem gesitteten Europa werden, wenn diese Scharen Mordbrenner darin eindringen könnten. Die Trümmer Roms und Italiens geben Antwort. Die heutigen Barbaren sind noch die Barbaren von weiland. Gab es je einen Volkskrieg, so ist es unstreitig der Krieg für die Umstürzung dieses blutdürstigen Kolosses, der sich seit hundert Jahren unter dem Geklirr von Ketten, womit er Europas Freiheit bedroht, und mit dem Schein von Fackeln, womit er die Trümmer desselben beleuchten will, gegen uns vordrängt. Bei der Belagerung Wiens ward Europa einmal vor der Überschwemmung der Barbaren geschützt, aber seine Ruhe war noch ohne Bürgschaft. Es mußte sich ein mächtiges Genie erheben und alle Streitkräfte der gesitteten Welt [illegible] in den Mittelpunkt der Barbarei führen, um ihr den Herzstoß zu geben. Dies ist das große Gemälde, welches sich vor unsern Augen der erstaunten Welt aufrollt, und wovon die Einnahme Moskaus einen der wichtigsten Gegenstände ausmacht. Man hatte geglaubt, der Feind würde seine alte Hauptstadt ver-

schonen; man hatte um so mehr Grund dazu, als nach glaubwürdigen Briefen der russische Oberfeldherr einen Paralamentär ins französische Hauptquartier geschickt hatte, um Moskau der Gnade des Siegers zu empfehlen. Aber so groß ist die in Rußland herrschende Unordnung, daß ein Statthalter wagt, aus eigener Macht Banden von Räubern und Mordbrennern zu organisieren und eine Stadt, worin ein ganzes Heer sich nicht hatte behaupten können, mit einer Handvoll Missetäter zu verteidigen hofft. Nie hat die wahnsinnigste Grausamkeit eine scheußlichere Tat ersonnen; der Name des Mannes, der sie beging, muß ein Fluch der Zeitgenossen und ein Abscheu der Nachwelt bleiben. Übrigens hat man trotz der schauderhaften Vorsicht des Statthalters, die Feuerspritzen fortzuführen oder zu vernichten, die Hoffnung, daß verschiedene durch große Felder abgesonderte Quartiere vom Feuer werden verschont geblieben sein. Nach einem vor uns liegenden Briefe hatte man große Vorräte (?) Reis, Branntwein und Mehl gerettet und entdeckte noch jeden Augenblick neue. Der Rückzug der Russen geschah so übereilt, daß sie sich nicht einmal Zeit nahmen, die zahlreiche, im Zeughause liegende Artillerie zu vernageln. Aber grauenvoll ist — und selbst Menschenfresser würden darüber schaudern — daß der Tatar, der in Moskau Statthalter war, sogleich zuerst die Quartiere, worin die Spitäler liegen, anzünden ließ, und daß die 30000 (?) Verwundeten und Kranken, welche in der Schlacht vom 7. September dem Tode entgingen, ihn nun in den von ihren Landsleuten angezündeten Flammen finden mußten. Kann man wohl Rasende, die ihre Verwundeten verbrennen, ein Volk nennen? Nein, Europa gibt sie zornig der Verachtung aller gesitteten Nationen preis und ruft den Fluch der kommenden Jahrhunderte auf sie herab."

So schwer fühlten die Franzosen, daß die Sonne von Austerlitz in dem Rauch dieser Flammen erloschen war. Denn es war an dem Tage von Borodino ein heller Sonnenaufgang; da rief Napoleon seinen Soldaten zu: „Es ist die Sonne von Austerlitz! Das Heer nahm die Vorbedeutung an und schlug den Generalmarsch*)." Aber Kaiser Alexander hatte auch nicht Muts genug zu der ungeheuren Tat, die allerdings soviel Glück und Vermögen, was aber nur den Franzosen zugute gekommen wäre, zerstört hatte, ein festes Ja oder Nein zu sagen; so daß General Rostopschin nicht anerkannt ward, sondern wie in einer Art Ungnade nicht lange darauf das Land verließ. Doch war dies ein Stück von Numantia und Saragossa, und den Welschen

*) So lautet es in dem französischen Bulletin über diese Schlacht.

mußte sich das letzte Haar auf dem Kopf bewegen, wenn sie Saragossa hörten. In den Flammen Moskaus aber leuchteten zehn Saragossas. Europa aber rief keinen Fluch über die Flammen aus, noch empfand es Abscheu, aber wohl jenes Erstaunen und Schrecken, welche das Gefühl desjenigen sind, der sich der Großheit solches Verderbens nicht mächtig glaubt.

Ich habe oben die Russisch-Deutsche Legion genannt. Viele deutsche Offiziere, und zwar gerade nicht von den gewöhnlichsten, waren aus der Heimat entwichen und gegen Osten gezogen. Es war ein dunkles Vorgefühl in den Menschen, Gott werde durch ein Glück, welches Kraft, Kunst und List zu einer Macht aufgebaut hatten, welche die Gemeinen und Feigen gleich einem unverrücklichen Schicksal anstaunten, endlich einen Bruch reißen. Den Anfang eines solchen Risses meinten sie schon in Spanien gewahrt zu haben: Napoleon, dessen Stolz und Herrschsucht sich in diesem neuen Iberien schon an vielen scharfen Dornspitzen zerstoßen hatte, werde sich in Szythien verlaufen. Diese Entwichenen, meistens Preußen, treue, tapfere Männer, meinten hier nicht gegen, sondern für ihren Herrn und König zu fechten. Groß gewiß war ihre Herzensnot, daß sie in der Fremde den Mut kühlen mußten, den sie lieber in der Heimat gekühlt hätten. Sie wußten, ihres Königs Herzensnot war tausendmal größer, daß er sich als Freund und Bundsgenoß des Mannes gebärden mußte, der die Ehren seines Volkes schändete und alle beschwornen Verträge und Gelübde, wie der Augenblick ihm gelegen deuchte, gleich zerrissenen Spinnweben durch die Lüfte blies. Sie lagen hier bei den Fremden wahrlich nicht auf Rosen: denn groß ist das Leid des Ehrenmanns, der als Flüchtling zu den Fremden kommt. Schon Kallinus vor zweitausendfünfhundert Jahren sang: „Er wird durch Neid und Haß und Mißgunst denen verhaßt sein, wohin er gelanget." Viele dieser Entwichenen fochten nun mit im Heere; andere lebten in Petersburg, um aus deutschen Gefangenen, Überläufern und Freiwilligen eine Deutsche Legion zu bilden, welche Fahnen und Schwerter erheben sollte, so wie der Sieg aus diesem Osten gegen die vaterländischen Grenzen nach dem Westen vorrücken würde. An der Spitze der Errichtung dieser Legion standen der regierende Herzog von Oldenburg, auch er ein entwichener Flüchtling, der Graf Lieven, jüngst noch Gesandter in Berlin, und der Minister vom Stein, die ungleichsten Männer; was viele kleine Häkeleien gab. Der Herzog, ein würdiger, trefflicher Fürst, war feierlich, kalt und gemessen und freilich nicht gemacht, soldatischen und kriegerischen Angelegenheiten Atem und Feuer einzublasen. Der kurze Stein war in Verzweiflung, wenn

er mal mit ihm sich besprechen und beraten mußte: „Der steht vor mir ganz wie der alte deutsche Reichsprozeß und doziert mir zwei, drei Stunden stans pede in uno", pflegte er von ihm zu sagen. Als ich zuerst ging, mich vor dem Herzoge zu verneigen, warnte er mich, ihn ja ruhig fortsprechen zu lassen, er werde mich in der Reichs- und Fürstengeschichte belehren, und so geschah es. Mit Lieven war gut handeln: der unterstellte seine Wirksamkeit in diesen und andern deutschen Sachen gern der Einsicht und dem Willen Steins. In diesen Geschäften bekam ich zuweilen auch kleine Aufträge, hatte wenigstens zuweilen kleine Vermittelungen zwischen einzelnen Offizieren und meinem Herrn. Durch die langsame und etwas pedantische Weise des Herzogs wurden die armen Offiziere auch oft zur Verzweiflung gebracht, und die feurigsten waren oft nahe daran, sich von dem ganzen Plan zurückzuziehen und sich lieber in dem russischen Heere zu verlieren, wo ihnen freilich auch nicht leicht eine würdige Tätigkeit beschieden ward, zumal da die Russen, als es mit ihren Dingen anfing glücklicher zu gehen, gegen die Fremden, die sie nicht leiden können, einen unerträglichen Stolz und Hohn übten. Das war eine harte Geduldprobe vieler trefflichster Männer; doch hat Gott ihnen verliehen, im Jahr 1813 ihre Schwerter fürs Vaterland mit welschem Blute zu röten. Unter diesen mit mancherlei Verdruß und Ärger durchflochtenen Dingen gab es gottlob auch recht heroische Freuden, die uns, wann wir auf dem weichen Friedenspfühle schlummern, nimmer werden können. Welche Abende und Nächte mit euch, ihr Heldenseelen, von welchen so viele schon von andern Sternen auf die Leichenfelder jener Jahre herabschauen! Da waren die Dörnberge, Clausewitze, Goltze, die Grafen Friedrich und Helvetius zu Dohna, auch edle Kommer und Geher: Boyen, Adolf Lützow usw., und das gab denn oft einen jauchzenden und jubelnden Zusammenklang der Herzen und der Becher, zumal nachdem die Flammen Moskaus unendliche Hoffnungen befeuert hatten.

Dies war fast mein täglicher, schöner Kreis, in welchem ich mich bewegte; doch darf und will ich einen andern nicht verschweigen, welcher auch seine Lust hatte. Ich fand in Petersburg große Handelshäuser, deren Häupter Männer aus meiner Heimat waren, und ward in manchen andern deutschen Häusern und unter den Gelehrten und einzelnen Akademikern bald wie heimisch. Die Gastlichkeit des Nordens herrschte hier in ihrer Fülle. Auch fand ich alte schwedische Bekannte, unter ihnen den General Grafen Armfelt, damals Generalstatthalter Finnlands. Man konnte sich hier vor Einladungen und Schmäusen kaum retten.

Das Leben war ein Nachtleben, wie es im hohen Norden der Winter schon mit sich bringt, und die Hauptstädte es begreiflicherweise dreifach mit sich bringen. Vor Mitternacht ging man fast nie aus einer Abendgesellschaft, oft nicht vor zwei, drei Uhr früh. Vormittags aber durfte man nicht erwarten, vor zwölf Uhr jemand sprechen zu können.

Unter vielen bedeutenden Männern lernte ich auch Schubert, den Astronomen, Klinger, den Dichter, und den Weltumsegler Krusenstern kennen, alle drei Deutsche, der letzte aus einer schwedischen Familie stammend. An Schubert war ich gewiesen als an einen Mann aus meiner Heimat. Ein hoher, schöner und geistreicher Mann, aber durch Hochmut verdorben. Er war ein Vergötterer Napoleons, zweifelte an jedem Erfolg gegen ihn, schien überhaupt Geist und Glück anzubeten, kalter Hohnlächler und Menschenverächter. Vielleicht hatte er das hier gelernt; indessen gehört zu allem irgendeine geborne Anlage. Er gab mir die Lehre: „Der Mensch ist eine dienstbare und lastbare Bestie, lieber Landsmann; hier ist sie eine doppelt tückische Bestie; gewöhnen Sie sich hier recht grob und hoch aufzutreten, dann hält man Sie für etwas!" Solche widerliche Lebensregeln möchten auch anderswo für gewisse Charaktere ihre praktische Gültigkeit haben. Ich war ein paarmal bei diesem hochfahrenden und vornehmen Gelehrten und kam nicht wieder. Klinger war eine hohe, mächtige Gestalt, schon mit schneeweißem Haupt, ein Leib wie aus Metall gegossen, ein hoher, tiefer Blick, eine gewaltige Stimme. Aber auch dieser Frankfurter war hier zu einem fürchterlichen Weltmann abgeschlossen, geglättet und gehärtet. Es kam der Jammer über ihn; in der Schlacht bei Borodino verlor er seinen einzigen Sohn, Offizier im russischen Heere; das beugte ihn tief. Krusenstern — ja das war ein ganz anderer, obgleich im rauhen Norden an Estlands Küsten geboren, der menschlichste, anspruchloseste, liebenswürdigste Mann, bei welchem jeder Seele wohl ward, der nur die schlichte Einfalt des Seemanns, aber nichts von der Rauhigkeit des rauhen Elements, mit welchem er zu kämpfen hatte, an sich trug. Mein Liebling aber ward der Akademiker Dr. Trinius, Leibarzt bei der Herzogin Alexander von Württemberg, gebornen Prinzessin von Sachsen-Koburg, Dichter, Botaniker und Mensch. Bei diesem versammelten sich nächtlich und mitternächtlich gewöhnlich die besten und frohherzigsten der Petersburger Gelehrtengilde. Hier war zugleich Leben und volles Herz für die große Sache der Befreiung des deutschen Vaterlandes und Europas.

Bei Trinius' Herrin ward ich beide durch ihn und durch

den Herrn vom Stein eingeführt. Das war eine herrliche Frau, stattlich und schön wie ihr ganzes Geschlecht und von hohem, deutschem Gemüt. Sie war eine begeisterte, volle Steinin und Deutschin, und an ihren Abendtertischen saß der alte Herr in seiner Wonne, und weiter hintenhin saßen andere Kleinere. Diese edle Fürstin versammelte bei sich, was nur irgend noch deutsche Liebe und Hoffnung hatte. Sie die vertrauteste Freundin der regierenden Kaiserin, Frau Elisabeth, trug nebst ihr das Steinsche Banner des Muts und der Ehre; und oft begab sich, wenn sie wußte, daß seltsame und eigentümliche Käuze zu ihr kommen würden (in solchem Fall hielt sie alle Herren und Damen des Hofes ausgeschlossen), dann gab sie der erhabenen Kaiserin einen Wink, und diese setzte sich dann in ihrem Inkognito seitwärts oder hinterwärts, etwa hinter einigen sie verbergenden Hoffräulein, um sich einmal menschlich zu ergötzen. Hievon ein Pröbchen:

Hier in Petersburg, wo sich wie zu einem großen Pfingstfest der Begeisterung und Erlösung die Menschen und Zungen aus allen Völkern damals versammelten, erschienen auch einige eben aus England zurückgekehrte Tiroler, unter diesen ein prächtiger Mensch, ein Vorarlberger, Franz Fidelis Jubilé, ein Vierzigjähriger, ein rechtes Bild eines stattlichen und freien deutschen Mannes. Um diesen, der einige Monate in Petersburg verweilte, riß man sich in allen Gesellschaften und ließ sich die Taten und Leiden des Tiroler Kriegs und seine Audienzen bei seinem Kaiser Franz und beim Prinzregenten von England und seine Gespräche mit ihnen erzählen und seine Tiroler Kriegs- und Volkslieder vorsingen, die er mit hellster, fröhlichster Stimme klingen ließ. Er war schon oft bei der Herzogin gewesen, welche die Weisen seiner Lieder auf dem Klavier zu spielen pflegte; und er war da ganz zahm und heimisch und nach Art der Alpenbewohner zutraulich plauderisch geworden. Die Herzogin hatte der Kaiserin von diesem ergötzlichen, fremden Vogel erzählt. Diese wünschte ihn zu sehen und zu hören. Dem General Armfelt war von der Herzogin aufgetragen, ihn einen bestimmten Abend herzubringen. Dieser hatte ihn den Mittag zu sich geladen und seinen Mut mit edlem Wein aufgefrischt. Jubilé kam, schwatzte, erzählte, sang — alles in prächtigster Tiroler Lustigkeit und Fröhlichkeit. Als nun die Mitternacht nahte, die Herzogin aufstand und alles sich erhob, trat die Kaiserin aus ihrem Versteck unter den Hoffräulein hervor und machte sich freundlich an den Tiroler, sprach mit ihm über Schwaben und den Rhein, erzählte ihm, sie sei eine Deutsche vom Rhein und bat ihn, wenn nun die Tiroler und er sich bald wieder bewegten und Gott ihnen Sieg gebe, möge er ihrer Fürbitte und

dieses Abends gedenken und in Bayern und Schwaben nicht zu wild hausen. Er, der im freien, fröhlichen Lauf war, entgegnete ihr kühnlich und frisch und sprach nach erzürnter Tiroler Weise über die Könige von Bayern und Württemberg und über ihren Bruder, den Großherzog von Baden, keine leichten Worte. Als sie das lächelnd angehört und ihre Bitte wiederholt hatte, trat der Schelm Armfelt vor und sprach: „Wissen Sie, lieber Jubilé, mit wem Sie sprechen? Es ist die Kaiserin." Bei diesen Worten erblaßte der Mann und schrak zusammen, indem er herausstammelte: „Ew. Kaiserl. Majestät, halten zu Gnaden! Sie haben es so gewollt; ich wußte nicht, daß Sie da waren, ich hielt Sie nur für eine Dofmagd." Sie nun suchte ihn freundlich zu beruhigen, aber er ging zitternd davon. Als ich ihn den andern Morgen besuchte — es war der Tag, wo er abreisen wollte — lag er krächzend im Bette; er hatte ein Brechmittel genommen. Auf meine verwunderte Frage, wie er plötzlich so husstig und matt geworden, antwortete er: „Das war gestern schlimmer als ein Küglein aus einem Stutzerl, die Kaiserin ist mir auf die Brust gefallen."

O, das war die Zeit der Zeichen und Weissagungen des Propheten Jesaias, da glich die Gleichheit der Gesinnung alle Völker, Stände und Alter, da ebneten sich die Berge zu Tälern, und die Täler stiegen zu Bergen empor.

Es kamen auch viele andere berühmte und herrliche Männer diesen Sommer nach Petersburg, die sich nicht zu meinem Erreich und Bereich herabließen. Auch erschienen hier, auf der Flucht über Wien kommend, die beiden europäischen Berühmtheiten, Frau von Staël und Herr August Wilhelm von Schlegel. Diese kamen jedoch zu meinem Anblick. Was soll ich von der großen, oft beschriebenen und viel gepriesenen Frau sagen? Sie war dem Leibe nach nicht schön gebildet, für ein Weib fast zu stark und männlich gebaut. Aber welch ein Kopf thronte auf diesem Leibe! Stirn, Augen, Nase herrlich und vom Licht und Glanz des Genius funkelnd, Mund und Kinn weniger schön. Bei so vielem Witz und Geist, als aus ihren Augen blitzte und von ihren Lippen sprudelte, ein bezaubernder Ausdruck von Verstand und Güte. Verstand? Jedem Vogel sah sie sogleich an seinem Schnabel an, welchen Ton sie mit ihm zu singen [illegible]e — eine königliche Gabe, die aber vielen Königen fehlt. Es war eine Lust, wie die Frau den Stein behandelte, und wie die beiden lebendigsten Menschen, wenn sie auf einem Sofa zusammengepaart saßen, sich miteinander karambolierten. Eine Szene gab Frau von Staël noch, die uns oft zu Kalten fühlen ließ, wie

Franzosen für ihr Vaterland und ihr Vaterländisches empfinden, und wie sie oft zuviel haben, was bei uns zu wenig ist. Die französischen Schauspieler in Petersburg gaben die „Phädra". Rocca, der Freund der Frau von Staël, und ihr Sohn waren ins Theater gegangen, wir andern bei der berühmten Frau zu Mittag Geladenen saßen noch am Tische — siehe! da kamen die beiden bald wieder etwas bestürzt zurück und erzählten, es sei bei dem Anfang des Spiels im Theater ein solches Lärmen und Toben und ein solches Schimpfen gegen die Franzosen und das französische Schauspiel von den Russen erregt worden, daß die Darstellung habe eingestellt werden müssen. Und sie war es in der Tat; dies war der letzte Spieltag der französischen Schauspieler diesen Sommer in Petersburg gewesen, und der Haß und Zorn des Volkes hatte sich so derb und hart ausgesprochen, daß sie im Anfang des folgenden Winters aus Petersburg abreisen mußten. Und die Frau von Staël? Sie vergaß Zeit und Ort und fühlte nur sich und ihr Volk. Sie geriet außer sich, brach in Tränen aus und rief: „Die Barbaren! Die ‚Phädra' des Racine nicht sehen zu wollen!"

Und endlich die Russen? Da ich der Sprache unkundig war, so konnte ich nur mit denen verkehren, welche deutsch oder französisch sprechend in die allgemeine europäische Bildung eingetaucht waren und in der europäischen Abfeguug und Polierung das Volksgepräge zum Teil schon verwischt zeigten. Aber die rechten Russen, die Soldaten, die Bauren, die kleinen Krämer, die Fuhrleute und Kutscher, die Schauspieler, Mimen und Tänzer des russischen Theaters zu beobachten und zu erkennen versäumte ich keine Gelegenheit. Solche naturhistorische Belustigung war mir als Trieb angeboren, und diesen Trieb zu befriedigen hatte ich hier reiche Gelegenheit. Ich ergötzte mich oft mit meinem alten Herrn, wenn wir mal spazieren gingen; was in meinem ersten Petersburger Monat öfter geschah. Da rieten wir denn und wetteten gegeneinander, wenn wir in gewisser Entfernung verschiedene Menschen gehen sahen, welche von ihnen Deutsche, Engländer, Russen usw. seien. Ich hatte die letzten bald weg in ihrer Art, auch in ihrem Wuchs und Schritt, so daß ich sie schon in beträchtlicher Ferne meistens sicher erkannte. Mein alter Herr pflegte dann wohl scherzend zu sagen, ich müsse von irgendeiner Hexe meinen Eltern als ein Wechselbalg ins Nest gelegt sein; ich gehöre offenbar einem Stamm amerikanischer Wilden an und habe noch die Hühnerhundnase zum Aufwittern des verschiedenen Blutes. Dies ist ein wunderbares Volk. Man irrt nicht, wenn man sagt, in den Zügen und in dem ganzen Ausdruck ihres

Wesens ist Asia und Europa beisammen; nein, es springen einem noch manche andre unerklärliche Ähnlichkeiten entgegen; Mischungen mit Skandinavischem, Tatarischem, Finnischem erscheinen unverkennbar. Die Sprache, wie nahe der polnischen verwandt, und der Mensch, wie ganz ein anderer! Das Leichte und Lustige des slawischen Stammes im allgemeinen, doch viel mehr bewußtes spielendes Talent als bei den Polen, viel mehr Ausdruck schalkischen Verstandes und trotzigen Willens bei aller Biegsamkeit und Beweglichkeit der Glieder und Gebärden. Und wann es Ernst gilt, welch ein Ausdruck von Trotz und Hartnäckigkeit, welch eine Geduld und Arbeit, eine Ausdauer, die nach Asien hinzudeuten scheint! Dabei ebensoviel tiefer religiöser Sinn, als auch der bei den Nachbarn auf der Oberfläche zu liegen scheint. Ich bin ordentlich erstaunt über die Gesichter der Betenden in den Kirchen und selbst der Betenden auf den Gassen, wann die Mittags- oder Abendglocke zum Gebet schlug — wie stand auf einmal alles still und händefaltend da, tief wie in sich und in den Himmel hineinschauend und aus der alltäglichen oder lustigen Gebärde des vorhergehenden Augenblicks und aus den gemeinen, irdischen Gedanken und Geschäften, worin sie eben noch befangen waren, plötzlich in eine andere Welt versetzt und vom Donner gerührt an der Stelle festwurzelnd, wo sie sich eben noch ganz leichtsinnig und gedankenlos bewegten! Da fühlt man, es ist ein Kern in dem Volke, ein festes, unzertreibliches Dasein. Auch hat der gemeinste Kerl eine Miene, die sagt: Ich bin etwas, den Ausdruck einer großen, unverwüstlichen Gemeinsamkeit, etwas einem Stolze Ähnliches, wovon der demütige Deutsche keine Ahnung hat. Ich sage das gar nicht als einer, der sie besonders liebte und bewunderte, sondern es ist eben der Eindruck, den sie mir gegeben haben. Sie mögen die Deutschen nicht, ja sie verachten sie. Das gebe ich ihnen eben nicht wieder, lieben könnte ich sie auch nicht, und unter ihnen leben möchte ich um alles in der Welt nicht. Sie haben ein großes, schweres Schicksal zu erfüllen gehabt und haben es tüchtig bestanden. Ich glaube nicht, daß eine Weltumwälzung von ihnen ausgehen wird, auch wünschte ich sie nicht als Weltumwandler oder Weltwiederhersteller in meinem Vaterlande zu sehen, aber die Fremden werden diesen Festen und Sicheren ihr Leben nicht leicht verrücken.

Und unter den Russen höheren Ranges, welche großartige einzelne Köpfe, ich möchte sagen, welche Studien für Maler und Bildhauer unter ihnen! Man erstaunt und erschrickt vor dieser schönen Gewalt, welche ich nicht Hoheit nennen darf — das Wort

wäre zu hoch — aber Entschlossenheit und Bestimmtheit, ja Unabhängigkeit. Wie? Unabhängigkeit in Staaten wie Rußland und die Türkei, wo Zufall und Willkür fast immer mächtiger sind als Gerechtigkeit? Freilich Unabhängigkeit. Etwas liegt hievon allerdings in der Grundanlage dieses Volks, mehr gewiß noch in seiner Regierungsart. Die Männer stehen unerschütterlich aus und unverrücklich wie das eiserne Schicksal. Ich begreife, wie solche Gesichter in Rußland und in der Türkei entstehen können. Wer dort genug Mut und Macht in sich hat, setzt sich endlich über die Furcht weg, die er in der Regel nur von einem zu fürchten hat; alles andere ist Staub und Gesindel, worauf er tritt. Er bedarf nur zwei Dinge so lange festzuhalten und unaufhörlich zu denken, bis er schießen darin wird: den Entschluß seines Mutes und den einzigen Kaiser auch als einen sterblichen Menschen anzusehen. Wie ganz anders, wo freiere Kräfte spielen! In England, in Frankreich, in Deutschland, wie muß auch der angeborenste, gewaltigste Mut in seiner Wirksamkeit sich zerteilen und zersplittern! Gegen wie viele Dinge und Personen muß er Front machen und mit einer gewissen Scheu, Achtung und Biegsamkeit langsam die Flügel zu umgehen suchen! Wie darf er so selten die Zentra zu durchbrechen wagen! In Ländern, wo nur ein Gott und ein Autokrator anzubeten ist, wo Gott hoch und der Alleinwalter fern wohnt, kann er immer gleich auf das Zentrum den Angriff machen. Denn wo die Menschen in Knechtschaft dienen, sind einzelne immer die Unabhängigsten. Hier ein paar Anekdoten von dem großen Suworow:

Als sein einziger Sohn siebenzehn Jahre alt war, beschloß er, ihn bei der Kaiserin Katharina einzuführen. Er trat mit ihm in das Vorzimmer, das von Wartenden und Aufwartenden angefüllt war. Die Leute, die sich bei ihm immer über etwas zu wundern hatten, verwunderten sich über den Aufzug und Anzug des Jünglings. Der Vater hatte ihn gekleidet, wie in den Tagen Peters I. die Pagen gekleidet zu werden pflegten. Der Alte, welcher zu der Kaiserin immer freien Zutritt hatte, sprang, wie er denn mehr zu laufen als zu gehen gewohnt war, mit seinem Sohn rasch durch die Reihen der Weichenden und faßte den Türdrücker, als wenn er zur Herrscherin eingehen wolle. Plötzlich aber lief er ebenso geschwind wieder zurück bis in die Mitte des Saals, stand dort einige Augenblicke, wie wenn er in Betrachtung vertieft wäre, und führte dann seinen Sohn eine Stunde rundherum, die einzelnen der Dastehenden der Reihe nach zu begrüßen. Er fing bei den Vornehmsten an mit geringsten

Verbeugung des sohnlichen Nackens, welche er mit seinen väterlichen Händen abnaß, vermehrte diese, wie er die Rangklassen hinabstieg, und indem er bei dem Sklaven, der die Kohlen im Kamin aufschürte, aufhörte, drückte er die Stirn des Jünglings bis in den Staub des Fußbodens nieder. Darauf ihn wieder aufrichtend sprach er feierlich und überlaut, so daß der ganze Saal es hörte: „Mein Sohn, du trittst heute auf eignen Füßen in das Leben ein, vergiß nicht der großen Lehre, die ich dir habe geben wollen. Sieh! diese Herren (auf die Vornehmsten zeigend) sind, was sie werden können, aus jenen aber kann noch alles werden.“ Man denke hiebei nur an Glücke wie der Rasumowski, Orlow, Potemkin, Zubow usw.

Unter Pauls Regierung, als der alte Feldmarschall schon sehr hinfällig war, ließ der Kaiser, der ihm nicht völlig traute, doch sein Tun und Befinden belauschen. Er hatte seinen Günstling Kutaisow zu ihm geschickt, unter dem Schein, sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Dieser Kutaisow war von einem Barbier und Nägelbeschneider bis zum Generallieutnant emporgehoben. Bei der Anmeldung seiner Ankunft ließ der Feldmarschall, der krank auf seinem Bette lag, sich in Uniform kleiden und Stiefel und Sporrn antun und in einen großen Lehnstuhl setzen — und so gerüstet hieß er Kutaisow einführen. Diesen, obgleich er ihn öfter gesehen, empfing er als einen völlig Unbekannten; indem er sich anfangs kindisch und erinnerungs- und gedächtnisleer gebärdete, nötigte er ihn durch ewiges, halb kindisches Fragen hin und wieder und durch Vorschützung seines Alters und Mangels an Gedächtnis, indem er alle Feldzüge herrechnete, worin er zugleich mit ihm hätte sein können, und so aus ihm herausquälte, daß er nimmer unter Kugelpfeifen gestanden, endlich zu dem zerknirschenden Geständnisse, wie er ohne irgendeine blutige Arbeit, ohne irgendein Verdienst durch des Kaisers Gnaden General geworden. Nachdem Suworow diese Quälerei mit seinem Auflaurer beendigt hatte, stellte er sich, als ob ihm plötzlich die helle Besinnung wiederkomme, nötigte ihn freundlich neben sich zu setzen und klingelte dann auf das heftigste. Als auf dieses Geschell ein großer Heiduck hereintrat, winkte er, ihm einen in der Ecke stehenden Stock zu reichen, hieß ihn sich richten und spielte dann, soviel seine schwachen Arme vermochten, ihm mit dem Steck auf dem Rücken herum, sprechend: „Du Schurke, täglich hab' ich an deiner Liederlichkeit und Saumseligkeit zu meistern, so viele Jahre arbeite ich schon an dir und kann nichts Ordentliches aus dir machen; schau' den Herrn hier, der ist gewesen, was du bist; und schäme dich, du Schlingel, was ist aus dir geworden?“

Napoleon hatte eine kostbare Zeit in Moskau verlesen, immer noch hoffend, den Kaiser von Rußland mit Frieden zu bestricken, wie es ihm in Wien und andern Hauptstädten ge lungen war; aber diesmal schoß er fehl. Der Friede erschien nicht, wohl aber erschien der Winter, und endlich mußte an den Rückzug gedacht werden. Den 20. Oktober ward zum Abzug geblasen, und den 23. den Russen ins Gesicht, die sie nur Bar baren schalten, sprengten die Franzosen den schönen Kreml in die Luft, ein schönes historisches Denkmal, in einem halb italieni schen, halb asiatischen Stil gebaut. Dies war eine jener unnützen Barbareien, welche diese, die sich so gern die Fürsten der Bildung und Gesittung Europas nennen, nicht bloß unter den Mclacs sondern in unsern Tagen an hundert Stellen in Deutschland gegen heilige Denkmale begangen haben. Denn der Kreml war keine Festung, war nicht für den Krieg gebaut, sondern gleichsam eine eigne kleine Wunderstadt inmitten der großen Stadt. De Rückzug der Franzosen ward nun durch den Winter und durch die Lanzen der Kosaken, welche die Rückreise der Welschen beschleu nigten, eine fürchterliche und grauenvolle Flucht, eine Nieder lage der Menschen und Pferde, wie man in Jahrtausenden nicht erlebt hatte. Die Russen zogen ihnen nach gegen Westen; der Kaiser sollte bald aus Petersburg abreisen, und der Herr vom Stein ihm nach Preußen vorangehen. Er nahm mich mit in seinem Wagen, worin wir bärenhaft genug in nordisches Pelzwerk ver mummt saßen. Wir fuhren des Abends des 5. Januars 1813 aus Petersburg ab und waren den folgenden Abend in Pleskow, weiland eine Stadt und ein Staat glorreicher Freiheit und Herrlichkeit wie Nowgorod, jetzt einsam und verlassen. Hier vernahmen wir die Trauerbotschaft, der Graf Chasot liege in Nervenfieber todkrank. Er war in den Angelegenheiten der Deutschen Legion hiehergezogen. Denn hier war ein Depot von Gefangenen und Überläufern. Diese aber hatten die Feldpost dahin getragen. Die meisten unglücklichen Jünglinge, durch die Strapazen des ungeheuren Feldzugs ermattet, starben wie die Fliegen im November und verbreiteten die Seuche umher. So war auch mein edler Chasot angesteckt. Wir sahen ihn auf seinem Lager; ein Landsmann, ein Hauptmann von Tideman verpflegte ihn; er lag im Delirium und kannte uns nicht mehr. Wir sollten ihn nimmer wiedersehen. Während der Minister und ich hier ein Stündchen weilten, hatten unsre Bedienten die Wache der Schlitten verlassen, und mehrere Sachen waren ge stohlen, unter andern ein großer Mantelsack, worin ich in der letzten beschleunigten Eile des Einpackens meine meisten Papier

und fast alle meine Wäsche verpackt hatte. Auch den sollte ich nicht wiedersehen. Ich verlor mir sehr wertvolle Papiere, die ich aus dem Gedächtnisse nicht wiederherstellen konnte, und manche liebe Geschenke und Andenken von meinen Petersburger Freunden und mußte wegen Mangel an Wäsche von der unvermeidlichen, beißenden, polnischen Einquartierung doppelte Plage leiden. Chasot, der geliebte Chasot, der fröhliche, mutige Held, begleitete mich in den trübsten Gedanken durch das dickste Schneegestöber; auch mein alter Herr war sehr traurig; denn er liebte ihn sehr, und es war ein Mann, von allen geliebt zu werden. Er hatte von der männlichen Schönheit und Stärke seines Vaters geerbt, aber dabei die herzigste deutsche Natur und einen brennenden Haß gegen die prahlerischen Unterjocher. In Berlin hatte er den französischen Kommandanten, der unschickliche Worte über seinen König gesprochen, in einem Pistolenduell in die Ewigkeit geschickt. Sein Vater, der Graf Chasot von Florencourt, war ein geborner Franzose, durch Schönheit, Riesenstärke und Witz ausgezeichnet. Kronprinz Friedrich von Preußen hatte den Jüngling auf dem Feldzuge von 1735 am Rhein kennen gelernt, und König Friedrich hatte ihn in seinen Dienst eingeladen. Jener starke Graf hatte bei einem Zweikampf das Unglück gehabt, seinem Gegner den Kopf vom Rumpf zu hauen, wie in diesem Jahre 1813 in Rostock ein Kosakenoffizier in einem ähnlichen Kampf dem ältesten Sohn der Frau von Staël tat, und da der König sich darüber geäußert hatte, er wolle Offiziere, aber keine Scharfrichter im Dienst haben, so hatte Graf Chasot seinen Abschied verlangt und war Kommandant der Reichsstadt Lübeck geworden und hatte mit einer Gräfin von Schmettau mehrere Söhne gezeugt, welche später im preußischen Dienst doch wieder willkommen waren. Auf diese Weise war unser seliger Freund vom welschen Stamm, hatte aber in seiner Art und Gesinnung kaum einen Tropfen Blut einer welschen Ader.

Von Pleskow oder Pskow, wie es abgekürzt gewöhnlich lautet, fuhren wir auf Druja, dort über die gefrorne Düna und von da über Widzy und Svenziany auf Wilna. Ein armes, sandiges, wenig bevölkertes Land, das erst gegen Wilna hin fruchtbarer wird. Wir sahen den lebendigsten Krieg, ja wir waren mitten drin und kamen immer tiefer hinein, je mehr wir Wilna naheten: viele zerrissene, zerschlagene, abgedeckte Häuser ohne Menschen und Tiere, nicht einmal eine Katze miaute darin; öde, schauerliche Gemäuer und Brandstätten, magere Postpferde, ja so abgetrieben waren die kleinen, litauischen Pferde, daß wir an jedem Erdknollen oder Hügel stillhalten und sie sich verschnaufen

lassen mußten — und doch hatten wir unsre Wägen auf Schlitten gesetzt, an welche sechs, ja zuweilen acht Pferde geschirrt wurden. Ach! wir hatten durch unsern langsamen Zug über die öden Schneewüsten Zeit, über die Greuel nachzudenken, die dieser einzige Feldzug veranlaßt hatte. Was sahen wir? O könnte ein stolzer Eroberer weinen, wie er die Mütter von Hunderttausenden weinen macht! Den zweiten, dritten und vierten Tag unsrer Reise begegneten uns immerfort einzelne Scharen Gefangene, die weiter rückwärts gegen den Osten geführt wurden. Welch ein Anblick! Zerrissene, erfrorne, bläuliche, unglückliche Pferdefleischfresser, schienen sie kaum noch Menschen. Vor unsern Augen starben ihrer in Dörfern und vor den Posthäusern: Kranke lagen auf Schlitten im Stroh übereinander; sowie einer starb, warf man ihn seitwegs in den Schnee. An den Straßen lagen die Leichen wie anderes Aas unbedeckt und unbegraben, kein menschliches Auge hatte ihre letzte Not beweint. Wir sahen sie zum Teil mit blutigen Gliedern; denn auch Erschlagene hatte man als gräßliche Wegezeichen an Bäumen aufgerichtet. Sie und gestürzte Pferde bezeichneten den Weg nach Wilna; auch der des Weges Unkundigste hätte schwerlich irregehen können. Unsere Pferde schnoben und bäumten sich häufig, indem sie dazwischen, auch wohl darüber hinspringen mußten. Das war aber nicht das Grauen vor den Leichen, sondern ihre Witterung der Wölfe, die wir hin und wieder oft in Scharen von zehn oder fünfzehn mit dem Genuß ihrer Beute beschäftigt sahen, und die wohl wenige Schritte von uns über den Weg strichen.

Wir fuhren den 11. Januar spät abends in Wilna ein. Unser Hauptschlitten fuhr sich im Rinnstein fest. Die Bedienten holten Leute zum Heraushelfen, der Minister ging ins nahe Gasthaus. Ich blieb bei dem Schlitten. Indem wir nun aus Leibeskräften arbeiteten und ich meine Schultern mit untergestützt hatte, den Schlitten wieder flott zu machen, kam ein großer, sausender Schlitten gegen uns gerauscht und riß uns wieder in das alte Elend zurück. Ich fluchte ein Donnerwetter, flugs flog der Einsitzer jenes Schlittens, der an dem unsern fest geworden, heraus, und wir packten uns an der Brust. Aber dies verwandelte sich in Lachen, es war ein lieber Freund, der Major von Pfuel, der eben aus dem Hauptquartier kam, aus der Stadt etwas Mundvorrat zu holen. Er freute sich, daß wir da waren, half uns nun mit seinen Leuten uns losmachen, und wir holten bald den Minister ein, wo wir in Müllers Gasthause in der Deutschen Straße nach sechs öden Nächten endlich einen heitern Abend hatten. Aber, aber — wie stand es um die liebe Ruhe! Die erste Nacht

half die unendliche Müdigkeit; nachher hatte ich meine polnische Not, auch meine polnische Langeweile. Denn den zweiten Tag ließ uns der Minister hinter sich: wir mußten noch auf einen Packschlitten aus Petersburg warten, zogen ihm dann langsam über Grodno nach und vereinigten uns unweit der preußischen Grenze wieder mit ihm.

Also von meiner polnischen Not. Ich hatte einen prächtigen Saal zu meinem Quartier, mit Seide tapeziert, mit großen Spiegeln und mit den Raffaelischen Kupferstichen des Morghen geschmückt. Mein Bett hatte ich auf einem weichen Sofa aufschlagen lassen; aber, aber — ein unbeschreiblicher Ekel! — alle Wände voll scheußlicher, gelber Wanderer. Entsetzlich! Ich mußte mich kreuzen und mein porter! rufen; aber wo blieb hier das prodesit tibi? Sonst war hier des Guten die Fülle und seit der Flucht der Franzosen selbst an guten Weinen kein Mangel, ungrischen und französischen.

Den folgenden Tag nachmittags, als der Minister abgereist war, ging ich aus, die Stadt zu beschauen und zu erkunden. Sie kam mir vor wie eine tatarische Hölle. Allenthalben ein scheußlicher Schmutz und Gestank; schmierige Juden; einzelne unglückliche Gefangene, meistens Verwundete oder Halbwiederhergestellte, jämmerlich umherschleichend; alle Straßen in garstigen Rauch und Dampf gehüllt, denn fast vor jedem Hause hatte man allerlei brennbare Sachen, selbst nur gewöhnliche Misthaufen, angezündet, um die Pestluft der vielen Lazarette und Seuchen zu zerstreuen, und diese Haufen dampften Tag und Nacht; auf den Straßen hie und da französische Kokarden, beschmutzte Federbüsche, zerrissene Hüte und Tschakos liegend und in der Demut des Staubes und der Zertretung an den Trotz derer erinnernd, die vor fünf Monaten in ganz anderer Gestalt mit ihnen durch Wilna stolziert waren. Ich ging aus dem Tore hinaus und schlenderte ein paar grauvolle Stunden durch die Vorstädte, die nach Wilkomirz und Kowno führen. Welche Greuel! Jene Leichen, die ich in der Stadt gesehen, immer dichter nebeneinander liegend, allenthalben noch einzelne ganz nackte Leichen, tote Pferde, Ochsen, Hunde, treue und unglückliche Genossen dieses ungeheuren Jammers; viele Häuser ganz wüst, ohne Dielen, Fenster und Ofen, manche nur Brandstätten; unter diesen gräulichen Denkmälern der Verwüstung einzelne Schatten von Gefangenen und Rekonvaleszenten umherschleichend; und hin und wieder am öden Gemäuer in sich zusammengekrümmt und frierend ein armes, verlassenes Pferd stehend und kümmerlich einige Büschel Heu auflesend. Als ich heimging zur Stadt, traf ich einen feinen Jüngling, den ich an-

redete und ihn etwas fragte; es war ein Brabanter und Oberchirurg eines Lazaretts französischer Gefangener, die in einem geistlichen Stift einquartiert waren. Ich ging mit ihm bis in die Vorhallen des Elends, sah den ganzen Kirchhof des Klosters ringsum voll Leichen liegen und wandte mich zurück. Er erzählte, er habe von zweitausend Lazarettisten täglich fünfzig bis achtzig Tote. Dies wird ihm bald die Arbeit mindern. Als ich dem Stadttore näher kam, begegneten mir fünfzig, sechzig Schlitten, alle voll Leichen, die man aus den Spitälern und von den öffentlichen Plätzen wegräumte; sie wurden gefahren, wie man dürres Zaunholz fährt, und waren vom Frost erstarrt und dürr wie Zaunholz und werden den Würmern und Fischen (denn viele wirft man in gehauene Waken des Flusses) schlechte Speise geben. Das war mir das Scheußlichste, daß, wie man auf Angern, wo Ameisen ihre Haufen haben, die Fußsteige ihrer wandernden Emsigkeit sieht, so in der Haut vieler Leiber die Läusestraßen abgetreten waren. Es war ein jammervoller Anblick, Menschenleiber, die einst mit Liebe und Freude bei ihrer Geburt begrüßt, die dann mit Liebe genährt und erzogen und endlich in der Blüte ihres Lebens durch einen wilden Eroberer von ihren Eltern und Gefreundten weggerissen wurden, so viehisch, ohne alle Zucht, ja mit an der Erde hinschlackernden Köpfen und gen Himmel stehenden Beinen, ohne alle Verhüllung dessen, was Menschlichkeit und Schamhaftigkeit sonst verhüllen, fortschleifen zu sehen.

Den 13. Januar war schönes, helles und nicht zu kaltes Winterwetter. Mich lockte die freundliche Sonne wieder heraus, und ich wanderte aus einem andern Stadttore längs dem Flüßchen Wilia hin, an welchem die Stadt liegt. Vor dem Tore viele zerbrochene französische Troßwagen und Kanonenlafetten, öde und verwüstete Häuser, Hüte, Mützen, Kokarden, Leichen, verreckte Pferde am Wege. Man hatte die Leichen meist weggeräumt, aber hinter großen Steinen und Brückenpfosten und hinter Büschen waren viele vergessen worden, woran die Wölfe hin und wieder schon schienen gezerrt zu haben. Rührend war es mir, wie ein verwundeter Gefangener, der bleich und gekrümmt vor mir her hinkte und aussah wie einer, der eben aus dem Lazarett entlassen war oder eben hineinwollte, an einer solchen Leiche stehenblieb und sie betrachtete, ja mit seinem Stocke berührte. So schaut der Mensch endlich starr und gleichgültig in sein Schicksal; ja er könnte es täglich tun in hunderttausend Legionen Elend und Jammer, wenn er nicht auch zu etwas anderem, Fröhlicherem und Besserem berufen wäre. Während dieser bei der Leiche seines Kameraden und ich bei beiden stand, kam Sang und Klang den Berg herunter,

und Prieſter und Trauergefolge in Schwarz gekleidet begleiteten in frommer chriſtlicher Weiſe einen Sarg und ſeinen Bewohner zur Gruft. Unter uns auf dem Strom fuhren Schlitten Unrat und nackte Leichen fort. Unwillkürlich kam ich in den weiten Hof eines großen Gebäudes hinein, das mit ſeinen Stuben und Ställen und dem Reſt von zierlichen Öfen und Tapeten verriet, es habe ſonſt ganz ſtattliche Bewohner gehabt. Alles drinnen zerriſſen und zerſchlagen, viele Fußböden angebrannt, Scherben, Knochen, Reſte von Monturen, Hüten, Mützen, Federbüſchen, endlich in einem abgelegenen Zimmerchen an einem Kamin eine halbgeröſtete Leiche. Ihr armer Bewohner kroch vielleicht der Wärme nach wie ein Wurm dem Lichte, verlor die Beſinnung und ſtarb ſo an den Flammen. Auf ähnliche Art hatte man viele an einzelnen Beiwachtfeuern gefunden, die in der Luſt, die erſtarrten Leiber zu erwärmen, im halben Todesſchlafe den Flammen zu nahe gekommen und verbrannt waren. Mich überfiel ein Grauen, als hätte ich am hellen Tage Geſpenſter geſehen, und ich lief aus den wüſten Mauern. Dieſen Abend ſah ich in der Stadt noch das größte Scheuſal. Ich war ausgegangen, das Menſchengewimmel ankommender und durchziehender ruſſiſcher Landwehr und auch die polniſchen Bauren und Juden zu betrachten, ſiehe! da lockte mich Geſang zu ſich, und ich kam unvermerkt zu dem Minsker Tore, über welchem ein feierlicher Gottesdienſt gehalten ward. Dieſem hörte ich einige Minuten zu und kam dann auf dem Rückwege unweit dem Tore durch eine Pforte auf einen Kirchhof. Ich ſah zuerſt nur die Kirche, dann die oberen Fenſter oder vielmehr die Luken ohne Fenſter eines rings um den Kirchhof laufenden Gebäudes, das einem Kloſter oder Kollegium ähnlich ſah. Wie ich näher hinzutrete, was erblicke ich? Leichen auf Leichen getürmt, an einigen Stellen ſo hoch, daß ſie bis an die Fenſter des zweiten Stockwerks ragten; es waren gewiß tauſend Leichen, ein ganzes ausgeſtorbenes Spital; in dem ganzen weiten Gebäude kein Fenſter, kein Menſch — nur ein Hund ſchnoberte an einer Tür. Zum Glück band ſtarrer Froſt den Dunſt der Verweſung, der dieſe Jammerſtätten ſonſt unnahbar gemacht haben würde. Ähnliche Leichenhaufen mögen auch in Frankreich und Deutſchland blutige Schlachten geliefert haben, aber es gehörte polniſche Wirtſchaft und ein Jahr wie das Jahr 1812 dazu, ſie in ſolcher Scheußlichkeit menſchlichen Augen zu zeigen. Aber wie konnte ich mich wundern, daß dieſe Leichentürme hier aufeinander ſtanden? Stand nicht unſer Schlitten unter einem Schuppen des Müllerſchen Gaſthauſes in der Deutſchen Straße auf einem in ſeiner vollen Montur unter Miſt und Stroh niedergetretenen Fran-

zosen? So groß war das Unglück der Zeit, so sorglos und unmenschlich hier der Schmutz.

In Wilna wimmelt es von Juden. Ich mußte einige Einkäufe machen von Kleinigkeiten, welche mir der Diebsgriff in Pleskow auch entrissen hatte, und mußte mich also unfreiwillig in ihren Buden herumtreiben. Ich fand die Gestalten und Gesichter derselben hier in Litauen weniger schön als im südlichen Polen. Die Juden haben sich in diesem Kriege allenthalben sehr russisch gezeigt und sind mit ihren Herzen nicht wie die Polen abgefallen: denn die gepriesene polnische Freiheit gab ihnen nicht die Sicherheit des Besitzes, deren sie unter dem russischen Zepter genießen. Sie scheinen einen guten politischen Geruch gehabt zu haben; denn sie sind den Franzosen von Anfang an auffässig gewesen und haben sich trotz der Lockungen des Geldes fast gar nicht zum Spähen und Verraten gebrauchen lassen. Ja, in Wilna haben sie beim Einmarsch der Russen tapfer gegen die Franzosen mit gestritten und so kühnlich mit Kriegsgeschrei hinter sie dreingejagt, daß sie mehrere Hundert erschlagen und gefangen haben. Die Beute, die sie hier von den Weltplünderern gemacht, und die Dukaten und Waren, die sie von den Kosaken eingewechselt und eingekauft haben, sollen sich auf einen unermeßlichen Wert belaufen haben.

Ich fuhr den 14. Januar gegen Abend aus dem Minsker Tor des Wegs nach Grodno. Auch hier beschien der Mond ein Leichenfeld; da lagen wieder auf eine Halbemeilenlänge eitel Erfrorne und Erschlagene in Haufen von dreißig bis fünfzig nebeneinander, da lagen um und neben toten Pferden immer zwei, drei Leichen, da rutschte unser Schlitten noch über Menschengebeine. Hier sah ich in den Wäldern ungewöhnlich viele Wölfe an uns vorbeistreichen. Dies war über fünf Wochen nach der Einnahme Wilnas durch die Russen. So nahm ich eine grauenvolle Erinnerung von Wilna mit.

Das Land zwischen Wilna und Grodno fand ich viel fruchtbarer und bebauter als das zwischen Pskow und Wilna; auch ist der Krieg mit seiner Verwüstung nicht so schwer wie dort über diese Straße gezogen. Grodno ist ein ganz nettes Städtchen. Ich blieb nur einige Stunden dort und erreichte in der Nacht das Kaiserliche Hauptquartier und meinen Herrn und schlief in einem wohlgeheizten Bauernzimmer wie ein König auf ein paar Stühlen, die ich mir unterbreitete.

Den 17. Januar langten wir in dem preußischen Städtchen Lyck an und nahmen in dem Amtshause Quartier. Es war eine bittere Kälte und ein hungriger Abend; denn die Menschen-

menge war dort größer, da viele Russen mitgeströmt waren, als der Speisevorrat. Doch welche Freude, wieder unter deutschen Menschen zu sein, die uns mit Ahnung eines bessern Glücks, wie sehr sie auch von Freund und Feind zerpreßt sein mochten, mit den fröhlichsten Gesichtern empfingen. Den 18. Januar ging es auf Schlitten durch preußische Wälder und über gefrorne Seen bis tief in die Nacht hinein, wo auf einem Amtshofe wieder ein wenig geschlafen ward. Den 19. früh kamen wir bei dem Regierungspräsidenten Herrn von Schön in Gumbinnen an und blieben dort den ganzen Tag und die folgende Nacht. Da war es ein Jubel, wie wir empfangen wurden. Dieser würdigste, ausgezeichnete Mann war ein alter Freund des Ministers. Hier waren Gespräche auszutauschen, auch wurden Anekdoten über die fliehenden französischen Marschälle und Intendanten zum besten gegeben, welche über Gumbinnen nach Königsberg durchgezogen waren. In Preußen war ihnen natürlich sehr bange gewesen, das Volk möge sich einmal mitternächtlich gegen sie erheben und allen das Garaus machen. Was würden die Welschen den Deutschen in solcher Lage in Frankreich getan haben? Schwerlich wäre ein Gebein davongekommen. Wir sind auch in früheren Jahrhunderten nicht so zahm gewesen. Wie begab es sich denn hier? Die Marschälle waren denn doch in den besten Häusern einquartiert; aber mehrere derselben und andere vornehme Offiziere schickten ihre Bedienten heimlich herum und ließen sich und ihre Sachen in ganz schlechte und ärmliche Häuser führen, gleichsam als meinten sie dort besser verborgen zu sein, und bezahlten die Nachtquartiere mit Friedrichsdoren, weil sie Überfälle und Ausplünderungen fürchteten.

Den 21. Januar 1813 gegen Abend kamen wir von Gumbinnen in Preußens Hauptstadt, in Königsberg, an. Stein versammelte hier die preußischen Würdenträger und angesehensten Männer, unter ihnen voranzustellen der ehemalige Minister Graf Alexander zu Dohna und der Präsident von Schön. Er handelte allerdings im Namen und Auftrage des Kaisers von Rußland, aber in solcher Weise und mit solcher Achtung und Schonung der Personen und Verhältnisse, daß der König von Preußen stillschweigend als der Freund und Bundsgenoß desselben vorausgesetzt ward. Von dem Lande sollte nicht als von einem eroberten Lande Besitz genommen werden, sondern als von einem Lande, das man zu befreien kam. Es erschienen in diesen Tagen hier und in der Umgegend auch die Heerabteilungen des Fürsten von Wittgenstein und des Generals Yorck, der mit den Russen den bekannten Vertrag abgeschlossen hatte. Das veranlaßte Jubel und

Feste, die freilich noch ihren düstern und finstern Gegenschein hatten. Denn groß war auch hier die Not und das Elend. Lazarette voll gefangener und verwundeter Franzosen, auch Lazarette von Russen und Preußen, Durchfuhren von unglücklichsten Gefangenen weiter gegen Osten; auch hier knarrten die stillen Leichenwagen durch die Gassen, und viele der Einwohner wurden auch die Opfer der Seuchen. So schlichen mitten in der Wonne der Befreiung Jammer und Tod als finstere Gesellen umher.

Merkwürdig auffallend war mir und jedem, welchem er zum ersten Male erschien, der General Yorck, der berufen war, gleichsam den ersten preußischen Anfang zu machen, eine starre, entschlossene Gestalt, eine breite, gewölbte Stirn voll Mut und Verstand, um den Mund ein hartes, sarkastisches Lächeln. Er sah aus wie scharfgehacktes Eisen; hat es ferner gegen die Welschen in vielen Schlachten wohl erwiesen.

Der Herr vom Stein weilte hier nur kurze Zeit, eilte von hier nach Breslau, wohin der König von Preußen sich begeben hatte. Denn Berlin und Spandau waren in den Händen der Franzosen, welche durch die Lande und Städte hin und her ziehend sich immer noch gebärdeten, als müßten die Lande ihnen fernerhin dienen. Endlich erschallte zur unendlichen Freude aus Breslau die königliche Entscheidung hieher. Wie auch die diplomatischen äußerlichen Scheine noch zweifelhaft spielten, seit dem königlichen Aufruf der Freiwilligen vom 3. Februar und dem Gesetz und Gebot über die Freiwilligen war die Entscheidung nicht mehr zweifelhaft. Hier in Königsberg wurden von mir und vielen andern deutschen Zugvögeln, die noch ein bißchen Herz in der Brust hatten, wahrhaft königliche und kaiserliche Tage verlebt; noch klopft mir nach einem Vierteljahrhundert mein unterdes kälter gewordenes Blut bei dieser Erinnerung mit verdoppelten Schlägen. Diese Freudenbezeugungen empfing man doch noch mit anderm Herzen als die in Petersburg. Es ist ein prächtiges deutsches Volk, die Preußen, besonders die Ostpreußen und was dort von den Salzburgern stammt; sie haben beide Feuer und Nachhaltigkeit, und was sie als Geister vermögen, hat die Literatur in ihre unsterblichen Register eingetragen. Mit keinem der niedergeworfenen deutschen Staaten, mit keinem der verbündeten war Napoleon so grausam verfahren als mit dem preußischen. Das war überhaupt die boshafte Wonne dieses großen Feldherrn und engen Menschen — denn wenn er ein weiter Mensch gewesen wäre, hätte er das Zeitalter und Europa beherrschen und umbilden können — wo irgendeine Tugend und Ehre übrig war, sie in höhnischer Schadenfreude mit Schmutz zu bedecken. Als der

König sich nun endlich erklärte und den Willen Gottes und die Wünsche und Gebete seines Volkes erkannte, da schrie er über Verrat, der nimmer einen Vertrag gehalten, der den jüngsten Vertrag mit Preußen gleich im Anfange treulos und stolz gebrochen hatte, indem er die Festungen Spandau und Pillau besetzte und mehrere preußische Regimenter über die Bedingung der Zahl gegen Rußland mit hinaustrieb; da klagte er, daß er zu großmütig die Trümmer Preußens noch habe bestehen und den Herrscherstuhl unverrückt gelassen. Er wußte wohl, warum er es getan hatte; er mußte die Völker durch die Könige und Fürsten beherrschen. Wäre ihm der szythische Zug von 1812 gelungen, welches Spiel würde man die folgenden Jahre in Deutschland und in Polen gesehen haben! Wieviele Königskronen würde er wieder in den Staub geworfen, wieviele Fürstenstühle erledigt erklärt haben! Preußen war im Jahr 1807 als Kriegsschauplatz der Russen und Franzosen fürchterlich verheert; im Frühling des Jahrs 1812 war dies mit absichtlicher Grausamkeit geschehen: man hatte das Land durch die schrecklichsten Durchzüge und Einquartierungen der Heerhaufen, dann durch Wegnehmung und Wegführung aller Hilfsmittel an Getreide, Pferden und Rindern bis aufs Mark ausgesogen und ausgeplündert. Und nun wie vergaß dieses in tausend Wunden zerhauene und verblutete Preußen in der Lust der Abschüttelung und Befreiung alle seine Narben, ja seine noch offenen Wunden und scharte und rüstete sich zur Bewaffnung seiner Jugend und zum Vordermarsch der Deutschen für die Freiheit!

Hier ward die erste Landwehr von 30000—40000 Mann errichtet; daneben wurden die aus Kurland zurückgekommenen preußischen Regimenter ergänzt; unter der Führung des Grafen von Lehndorf ward ein prächtiges Reiterregiment von Freiwilligen beritten gemacht. Das war eine Begeisterung in den Städten und auf dem Lande, auf den Straßen und in den Feldern, auf den Kathedern und Kanzeln und in den Schulen! In kälterer, ärmerer Zeit lächelt man, wenn man zurückdenkt; aber es war alles bitterster, heiligster Ernst, was den Leuten jetzt ein kindliches, ja kindisches, höchstens ein gemachtes poetisches Spiel dünken würde. Da sagten die sechzehn-, siebzehnjährigen Jünglinge, die für die Waffenlast kaum reifen Jünglinge beim Abschied aus den Gymnasien, als sie das Roß tummeln und die Büchse laden lernen wollten, übersetzte Stücke aus den Hymnen des Tyrtäus, lyrische Stücke aus der Klopstockschen Hermannsschlacht her, und Männer und Greise, Väter und Mütter standen mit gefalteten Händen dabei und beteten still Sieg und Segen. Ich schrieb da ein Büch-

lein über Landwehr und Landsturm, woran ich Freude erlebt habe; es ist Monate später über ganz Deutschland hingeflogen und ohne mein Zutun in vielen tausend Abdrücken vervielfältigt worden. Solches sind hinfliegende Blätter, die mit der hinfliegenden Zeit gleich andern fliegenden Blättern sich gelben und vergeisen werden. Doch ist ja jeder einzelne auch nur ein hinfliegendes Blatt.

Hier muß ich noch eines Grafen zu Dohna aus dem Hause Finkenstein und Schlobitten erwähnen, des Obersten Grafen Ludwig, eines jüngeren Bruders des Grafen Alexander und der beiden edlen Rußlandsfahrer, Grafen Friedrich und Helvetius. Ein anderer Bruder desselben in grüner Adligkeit blühenden Stammes, Graf Fabian, hat sich in Spanien im freiwilligen Kampfe gegen die Welschen schöne Wunden geholt und sollte auch bald wieder in dem deutschen, blutigen Reigen gegen sie mittanzen. Dieser Oberst Ludwig Dohna war, als im Königreich Preußen alles zur Entscheidung drängte, an seinen König nach Breslau geschickt worden und hatte die stille Genehmigung der Vorrüstungen des preußischen Patriotismus mitgebracht; darauf ward er an die Spitze der Errichtung und Einrichtung der Landwehr gestellt und machte diese durch eignen Eifer und durch den Miteifer seiner Landsleute in unglaublich kurzer Zeit waffengeübt. Es war eine ebenso freundliche als tatenkräftige Natur, dabei von großer Lebendigkeit und Gewandtheit. Er und seine Landwehr nebst einer kleinen russischen Hilfsschar unter dem Herzog Alexander von Württemberg haben die Festung Danzig lange eingeschlossen und endlich zur Übergabe gezwungen. Die Beschwerden und Arbeiten dieses Dienstes, wo er zugleich für sein Heer und auch für sein Land selbst gegen die russische in Mannszucht sehr aufgelöste Hilfsschar zu kämpfen hatte, dann der wiederholte Kampf fürs Vaterland, als die Stadt endlich die weiße Fahne aufsteckte, und die vielen Streite und Ärger mit dem Herzog Alexander, der die Festung durchaus mit seinen Russen besetzen wollte, hatten die Kraft dieses jugendlichen und kühnen Helden aufgerieben. Er erkrankte bald, nachdem er Danzig, die alte Hauptstadt Hinterpommerns, seinem Könige wiedergewonnen, und starb am Nervenfieber. Ehre seinem Gedächtnis!

Hier ist also die Landwehr unter den Auspizien der Grafen zu Dohna und vorzüglich des zum Oberstatthalter des Königreichs Preußen während des Kriegs ernannten Ministers Grafen Alexander zu Dohna zuerst ins Leben getreten. Später ist die Frage aufgeworfen, wer in Preußen der eigentliche Erfinder und Stifter derselben, ich sollte sagen der Grundsätze derselben, gewesen? Und man hat den Namen Scharnhorst genannt. Mit

Recht: seine war die Schule der denkenden und erfindenden Männer und Offiziere in Preußen. Einer seiner Lieblingsschüler, der Oberst von Clausewitz, hatte schon vor einigen Jahren mit seiner energischen Klarheit und Kürze in Beleuchtung aller möglichen Gesichtspunkte, welche diese große Angelegenheit darbot, eine sehr schöne Schrift über die mögliche Verteidigung und Bewaffnung der preußischen Monarchie Sr. Majestät dem Könige eingereicht für den Fall, daß die Gunst der Umstände eine Gelegenheit böte, wo alles Volk aufstehen und gegen seine tückischen Dränger die Sturmglocke ziehen könnte. Ich habe diesen Aufsatz abschriftlich in Händen gehabt und mir Auszüge daraus gemacht, worüber ich bei den demagogischen Untersuchungen befragt worden bin, in der Voraussetzung, ich sei der Verfasser solcher Entwürfe gewesen. Aber alle Grafen Dohna und auch der Minister gehörten durch Gesinnung und Wirksamkeit dieser Schule an, endlich sogar durch Verwandtschaft. Der Minister, der stillste, bescheidenste, frommste Mann, aber ebendeswegen voll heißester Glut und unerschrockenstem Mut, wo es die heiligsten Vorteile des Königs und Vaterlandes galt, hat die Landwehr zuerst und zwar auf das kürzeste, zweckmäßigste und mächtigste in Preußen auf die Beine gestellt, und so soll er mit seinem Scharnhorst und dem Scharnhorstischen Clausewitz die Erstigkeit behalten. Die Erstigkeit in allen guten und heiligen Dingen wird diesem edlen Mann keiner, der ihn gekannt hat, abzusprechen wagen.

Dies waren leuchtende Tage, diese kriegsbangen Tage, und jeder ward von der allgemeinen Gesinnung und Begeisterung mit fortgetragen und emporgehalten. So bin auch ich damals getragen worden, ohne daß ich mir das Verdienst ansprechen könnte, so reiner und edler Heber und Schweber, als mich trugen, würdig gewesen zu sein. Ich wohnte und lebte in dem Hause der Gebrüder Nicolovius, die mit Leib und Seele mit den Besseren und Edleren ihres Vaterlandes strebten; ich lebte viel im Hause eines Jugendfreundes, mit welchem ich vor fünfzehn Jahren manche fröhliche Donaufahrt in Wien und Ungern gemacht hatte, des Doktors Wilhelm Motherby, bei welchem sich der Glanz der jugendlichen Welt versammelte, tapfre und begeisterte Jünglinge: seine Brüder, die Motherby*), Friccius, von Fahrenheid, von Bardeleben und andere, die dem Vaterlande in der Not nicht gefehlt haben; ich lebte noch mehr, wirklich die meisten Königsberger Abende, in dem Hause des Kanzlers Freiherrn von Schrötter, des

*) Der Regierungsrat Johann Motherby, Hauptmann bei der Landwehr, fiel an einem Tore von Leipzig, einer der ersten, welche die Mauern erkletterten, durch eine welsche Kugel.

Gemahls einer Dohnaschen Schwester. Dort wohnte die herrliche Julie Scharnhorst, Gräfin Friedrich zu Dohna, die schönste Erbin des väterlichen Geistes. Sie war die rechte Fürstin der Begeisterung, damals von Jugend, Schönheit und Seelenhoheit strahlend. In diesem Hause versammelten sich die Dohna sehr oft und was durch Würdigkeit, Gelehrsamkeit und Tapferkeit in Königsberg ausgezeichnet war. — Auch sah ich oft den Geheimen Kriegsrat Scheffner, einen schönen, liebenswürdigen Greis, Zögling des Siebenjährigen Krieges und seines Nachwuchses, weiland Freund und Genoß von Hamann, Ka... und Hippel, berühmt durch seinen Geist und Witz, womit er auch damals noch funkelte. Man erzählt, die ebengenannten und andere, die durch Schriften Preußens Ruhm sind, haben auf seiner reichen Blumenweide fleißige Lese gehalten. Scheffner gehörte zu den Geistern, welche durch Gespräch und Gesellschaft gereizt eitel Funken von sich geben, in der Einsamkeit aber weniger glücklich schaffen. Er war der unmittelbarste Hervorbringer. Jetzt bildete er nur noch einen engen Kreis; er war noch geistesfrisch, aber hochbetagt. Aber nicht allein seinen Witz bewunderte man; auch seine Redlichkeit und seinen Verstand hielten die Weisen in Ehren.

Hier stieß ich auch auf zwei abenteuerliche Menschen, von welchen ich den einen kurz im Feldlager gesehen hatte, den andern, dessen trauriges Ende vielleicht auf mein Schicksal mit Einfluß gehabt hat, hier in Königsberg zum ersten Male sah. Ich meine Gustav von Barnekow und August von Kotzebue. Der erste hat mir einige Not, der zweite vielleicht schwere Not gemacht.

Den Vater jenes Gustav von Barnekow hatte ich wohl gekannt. Er wohnte zu Teschvitz unweit Gingst auf Rügen, wo ich ihn im Greisenalter gesehen habe, ein schönster Greis und ein Mann voll Tatkraft und Unbeugsamkeit, mit allen adligen Vorurteilen des Mittelalters behaftet, aber auch mit vielen trefflichen Eigenschaften gerüstet, welche die meisten seiner Rügenschen Vettern nicht teilten. Er war nicht mein Freund. Der Sohn, früher in kursächsischen, dann in preußischen Kriegsdiensten, hatte sich in dem Winterfeldzuge von 1807 in Preußen glänzend ausgezeichnet, war mit einem stattlichen Abschiedsreisegelde aus dem Dienst entlassen, da man von seiten Frankreichs seine Auslieferung*) begehrt hatte, weil er die französischen Marschälle beim

*) Barnekow ward verhaftet und ein Ausschuß — drei Männer vom Kriegs-, drei vom Verwaltungsstande — niedergesetzt, um in Beratung zu nehmen: ob man bei der Gefährlichkeit der Zeitverhältnisse den gewaltigen Überziehern dieses Opfer hinwerfen dürfe? Vier Stimmen waren für die Auslieferung, zwei dagegen, nämlich General Scharnhorst und Staatsrat von Klewitz, später Oberpräsident des Herzogtums Sachsen. Das Gewicht der Königlichen Majestät legte sich zu den zweien, welchen Ehre teurer als Glück gedeucht, und Barnekow war gerettet. Er ward als ein Entflohener gemeldet.

intritt ins Theater in Königsberg öffentlich ausgescharrt und
usgepfiffen hatte, im Jahre 1809 hatte er als Freiwilliger
nter Österreichs Fahnen gefochten und sich darauf in den stillen
ahren von 1809—1812 in Pommern und Mecklenburg so hinge-
alten. Da war er, dessen Verdienst das Schweigen nicht war,
nmal von Davoust eingefangen und einer französischen Friedens-
gel nur durch die Verwendung und Börse eines Freundes seines
aters, eines Freiherrn von Stenglin, ganz hart vorbeigekommen.
ch sah ihn flüchtig im Lager von Smolensk, hatte ihn in der
eimat nimmer gesehen. Es war ein schönster Kriegsmann,
roß, schlank, mit herrlichsten Augen und Stirn, dabei leicht und
weglich, voll Einfälle und Talente, aber alles husarisch und
erströmend, mit der allerunbändigsten Zunge, so daß, wenn er
inen Mut nicht durch Taten erprobt hätte, einer ihn für einen
rahler hätte halten können. Dieser Gustav Barnekow ward in
ußland der genannteste deutsche Name. Er hatte in der Schlacht
i Borodino ein paar Pulks Kosaken geführt und diese durch
ine schöne und mutige Persönlichkeit so begeistert, daß sie im
henden Gefecht ausgehalten und von seinem wilden Mut hin-
rissen in zwei französischen Regimentern gewaltigen Durch-
uch und blutige Metzelung angerichtet hatten. Aber es waren
e meisten von ihnen im Kampf gefallen, und auch den Führer
tte man von vielen Wunden bedeckt auf dem Schlachtfelde auf-
lesen. Sein ihm voranfliegender Ruf hatte ihn zur Verpflegung
nd Heilung auf Rostopschins Schloß bei Moskau gebracht, dann
die Nähe der Stadt Twer und der großherzigen Zarentochter
atharina von Oldenburg, der späteren allgeliebten Königin von
ürttemberg. Dieser Mann prangte nun als ein Wunder persön-
her Tapferkeit und Stärke (denn er war stark wie ein Löwe) in
len russischen Tageblättern, und die Begeisterung für ihn ging
weit, daß für diesen verwundeten deutschen Ritter auch in
etersburg ordentliche Sammlungen gemacht wurden. Da man
n nicht auffinden konnte (denn er war unterdessen aus Rußnd durch Polen halbgeheilt weiter gefahren), so waren die gemmelten Summen dem Minister vom Stein übergeben, als
r den Kriegsmann wohl irgendwo treffen würde. Kaum waren
r in Königsberg, so erschien einen guten Abend mein Barnekow
r dem Minister am Teetische. Er kam auf Krücken herein-
humpelt; denn auf der Fahrt durch Polen hatte er durch Um-
erfen mit dem Schlitten seine verwundete Hüfte wieder ver-
zt. Stein schalt ihn und hieß ihn nach Hause gehen und still-
gen, damit er für den Frühlingsfeldzug wieder recht rüstig sein
nne; mir aber trug er eine Art Aufsicht über ihn auf, bis er

wieder fertig wäre. Für Arzt und Wundarzt war leicht gesorgt; schwerer war der wilde Vogel in Ruhe zu halten. Der Minister gab ihm bei der Abreise einen Teil der Sammlung; den Rest in Wechseln sollte ich behalten, bis der Lahme besser wäre. So vergingen einige Wochen, und er ward wieder ganz fertig und erhielt von mir die letzten Wechsel. Diese lagen den nächsten Morgen in den schönsten Talern und Friedrichsdor auf seinem Tische — es mochten wohl 3000 Taler sein. Ich warnte, sie nicht zu geschwind flüchtig zu machen; er lächelte und antwortete: „Freundchen, ein paar prächtige Pferde und neue Ausrüstung, das übrige wollen wir der Freude weihen." Ein paar Tage darauf hörte ich, Barnekow habe in seinem Hause mit großer Herrlichkeit einen Ball gegeben — er war in Königsberg bekannt — über hundert Menschen eingeladen, habe ihm wenigstens hundert Friedrichsdor gekostet. Nicht vierzehn Tage vergingen, und ich erhielt eines Morgens einen kläglichen Brief von ihm, worin er bat, ihm hundert Friedrichsdor vorzustrecken; er müsse sie haben, seine Ehre sei verpfändet. Ich konnte seine Ehre nicht aus dem Pfandstall lösen. Er war indessen bald weggeflogen, und ich hörte seinen Namen nicht wieder bis zur Nachricht von dem Erfolg des Czernitscheffschen Zuges gegen Kassel. Da hatte Barnekow eine Reihe Wägen des flüchtigen Königs Hieronymus abgeschnitten und auf seinen Anteil über 30000 Taler Beute gemacht und mit einem Teil desselben, wie er denn adliger Gesinnung war, eigene und Freundesschuld bezahlt. Das übrige war bald wieder weitergeflogen. Barnekow ist vor nicht lange als preußischer Generalmajor gestorben. Er kam mir anfangs vor wie eine Blüchersnatur, eine der schönsten Gestalten, die meine Augen gesehen; aber er war doch nur der Ritter mit der Stange der nordischen Märchen. Wie jenen hätte man ihn an einer eisernen Stange festhalten und nur auf Schlachtfeldern loslassen müssen. Schade um solche königliche Natur.

Herr von Kotzebue kam bald nach mir nach Königsberg, ging mit dem General von Wittgenstein nach Deutschland und tageblätterte wie ich und andre. Ich mußte ihn oft sehen, er war eine Fliege, die sich auf alles setzte, kam auch viel zu Nicolovius dem Buchhändler, der sein Kunde gewesen, und deklamierte und las vor. Er machte, wie man ihn sah, einen sehr gemeinen Eindruck — sein großes Talent in allen Ehren — eine der widerlichsten Erscheinungen, die mir in meinem Leben vorgekommen sind. Ich hatte mir ihn ganz anders gedacht, wie es einem mit den meisten Menschen geht, die man sich nach Erzählungen oder Büchern vormalt, wenigstens als einen fein-

geſchliffenen, etwas höfiſchen und höfelnden Mann, zumal da er ſo lange in dem zierlichen und adligen Livland gelebt hatte. Aber den Vornehmen und Zierlichen ſpielte er nicht. Er trat auf mit der Haltung eines Altflickers und mit einer unverſchämten Offenheit, die nichts von der Offenheit der Natur hatte, ja nicht einmal von jener, welche ſchlaue und gewandte Weltleute gewinnen; und in ſeinen freundlichen Augen war zugleich etwas ſchleichend Laurendes und unverſchämt Fauniſches. Er hat mich ſpäter in Schriften angegriffen; glücklich, daß ich mit dieſem Schmutzfinken die Fehde nicht aufgenommen habe! Das hätte mir, als er ein ſo ſchrecklich blutiges Ende nahm, Gott weiß wie, in die Schuhe gegoſſen werden können.

Um die Mitte des Monats März fuhr ich aus Königsberg. Der Winter war vergangen, ich mochte ausrufen: leider vergangen! In einem kleinen Wagen, mit einem Bedienten ganz allein, ohne ſchwere Ladung, vier Extrapoſtpferde vor, mußte ich auf fettem, preußiſchem und polniſchem Boden doch oft den Schneckengang ſchleichen; was freilich auch durch häufiges Warten auf Pferde und durch die Abgetriebenheit der Pferde ſelbſt noch gemehrt ward. Auch einen weiten Umweg mußte ich machen, nördlich der Feſtung Thorn, die eben belagert ward, wovon der Kanonendonner mein Ohr erreichte. Hier lernte ich nun die rechte polniſche Wirtſchaft kennen und in dieſen Monaten einen Schmutz in den Wohnungen und auf den Gaſſen der Städte und Dörfer, den ich vergebens zu ſchildern verſuchen würde. Mir fiel dabei die Anekdote ein, die man in Kaliſch und Breslau von dem Marſchall Davouſt erzählte. Dieſer ritt im Spätherbſt 1806 in Perſon vor das Stadthaus, wohin er die polniſchen Magnaten beſchieden hatte, und da er beim Abſteigen vom Pferde tief im Kot verſank, ſprach er zu einem neben ihm ſtehenden, ehemaligen preußiſchen, deutſchen Beamten, indem er den Dreck von ſeinen Stiefeln ſchüttelte: „Voilà ce que cette canaille appelle sa patrie.“ In der Tat muß man ſehen und fühlen, ſonſt glaubt man die wüſte Unordnung und den ſchweiniſchen Schmutz der Polen nicht; man begreift nicht, wie ein Volk von ſo vieler Lebendigkeit und von einer ſo zauberhaften Vorliebe für alles Prächtige und Schimmernde, als die Polen haben, ſo weit herunterkommen konnte. Denn auch hier leider malt ſich ab, wie es in ihrer Regierung und Verwaltung ſeit Jahrhunderten ausgeſehen hat; auch hierin ſieht und begreift man des edlen Koſciusko Wort: Finis Poloniae! Hiemit iſt alles angetan und befleckt, ſo nicht nur die Wohnungen der Lebendigen, ſondern auch die Wohnungen der Toten und die Wohnung

Gottes, wenigstens was die Sterblichen so nennen. Wieviele Kirchhöfe habe ich gesehen ohne eine Spur einer Mauer oder Umfriedung, die Kühe und Schweine nach Gefallen auf den Gräbern herumspazierend! In die Kirchen streuen sie in der schlimmen Jahrszeit Stroh auf Stroh, daß es sich wie in schlechtgehaltenen Viehställen gegen den Sommer oft ellenhoch drinnen erhebt und ordentlich ausgemistet werden muß. Ich will durch diesen Jammer wahrlich des größeren politischen Jammers nicht spotten. Schon das ist genug gesagt, daß ich in schlimmer Jahrszeit, wo es fast immer regnete, doch fast immer froh war, von den Stühlen und Tischen der Menschen wieder auf meinen nassen und kalten Sitz hinauszukommen. Denn ich fuhr nur in einem leichten sogenannten Holsteinerchen, den ich mir in Königsberg gekauft hatte, und der allen Winden und Wolkenergüssen mit meiner Herrlichkeit freies Spiel ließ.

Unterdessen war Kutusow, welcher über Litauens Sümpfe und Wüsten und über Polens Schnee auch nicht hatte hinhüpfen können, mit seinen Russen auch über die Weichsel gegangen und der Kaiser Alexander nach Breslau, wo er Bündnis und Freundschaft mit dem König von Preußen von neuem befestigte. Der König hatte seine Verkündigung an sein Volk und die Kriegserklärung an Frankreich erlassen und den Orden des Eisernen Kreuzes als das hohe Feldzeichen dieses Kriegs errichtet. Ich kam in der letzten Märzwoche in Kalisch an, wo der Kaiser und der Minister vom Stein waren und den König von Preußen erwarteten. Bei meiner Fahrt von da nach Breslau traf mein Wägelchen auf dem Wege plötzlich auf den Wagen Sr. preußischen Majestät, die den Kaiser in Kalisch besuchen fuhr. Ich richtete mich auf, entblößte mein Haupt, schrie aber meinem polnischen Schwager vergebens zu, auszuweichen. Um ein Haar hätte der königliche Wagen mich armen Plebejer gestreift; wie würde ich mit meinem Geschirr auseinandergeflogen sein, wenn er uns gefaßt hätte!

Ich weilte nur ein paar Tage in Breslau. Bei meiner Fahrt von da nach Dresden begegnete mir ein paar Stunden von Liegnitz einer jener Vorfälle, die, wiewohl nur bare Spiele des Zufalls, doch eines tiefen Eindrucks auf uns nicht verfehlen. Ich war bei meiner Nachtfahrt im halben Schlafe — siehe! da schmetterten mich Trompeten plötzlich aus meinem dämmernden Traumzustande heraus. Ich rieb mir die Augen — es war die Morgenröte, und ich kam eben aus einem großen Tannenwald aufs Blachfeld hinausgefahren — und siehe! auf einem Querwege zogen ein paar russische Regimenter Husaren und Kosaken

mit fliegenden Fahnen an mir vorüber, so daß ich wohl an zehn Minuten stillhalten und mir die Leute und die Gegend betrachten mußte. Und als meine Sinne und Gedanken sich mit der aufgehenden Sonne aufklärten, ward mir eine dunkle Erinnerung, gleichsam eine Wiedererkennung hell in meiner Seele — hier an derselben Stelle, hier vor dem Tannenwalde und in eben solcher morgendlichen Zeit hatte ich vor einem Jahre sächsische und polnische Reiter mit ganz anderen Gefühlen vorüberziehen sehen. Was haben bei solchen wunderlichen Spielen die Gedanken für ein weites, freies Spiel! O, hätte nun mein Chasot bei mir gesessen! Wie würde er dieses Morgenrot und das aufgebrochene Morgenrot der Freiheit begrüßt haben!

Im Anfange Aprils war ich in Dresden und ließ mich bei dem würdigen Oberappellationsrat Körner einquartieren: bald kam auch der Minister vom Stein. Er war jetzt durch gemeinsamen Beschluß der hohen Herrscher zum Vorsitzer eines kaiserlich russischen und königlich preußischen Verwaltungsrats für die deutschen Angelegenheiten und Lande ernannt. Die würdigsten Männer, Herr Präsident Schön aus Preußen und Herr Geheimer Staatsrat Niebuhr aus Berlin, wurden von Preußen ihm beigesellt. Niebuhr ist gegen den Herbst ausgetreten und hat den Staatsrat von Rhediger aus Schlesien zum Nachfolger gehabt.

Hier begann nun ein ganz neuer Abschnitt unsres Lebens, ein neues Gedränge, ein Gedränge der deutschen Dinge und Menschen, und dies wogte nun allerdings oft mit Sturmflut auf Herrn vom Stein ein. Er begriff, daß der Stein, den er von Deutschlands Nacken abwälzen wollte, nur durch die gemeinsame Anstrengung des ganzen Volks abgewälzt werden könne, daß alles, was alttestamentlich an die Wand p..... und Spieß und Stange heben könne, angestrengt werden müsse. Schon von Petersburg aus hatte er darüber vielfach nach England und Deutschland hin und her gebriefwechselt: denn allerdings hatte man nach Deutschland, wenngleich langsame Gelegenheiten, durch Eilboten über Jassy und längs der Donau nach Wien, auch durch einzelne Schiffer, die ihre Briefe und Felleisen irgendwo an der Ostseeküste Vertrauten überlieferten. Ich erinnere mich mehrerer Briefe, die er mit dem hannöverschen Minister Grafen von Münster in London gewechselt hat, und die ich abschreiben mußte. Münster äußerte sich sehr kalt und bedenklich in Hinsicht der Volksbewaffnung und sah, wie mir deuchte, die Dinge allein aus dem aristokratischen Standpunkte von obenher an und erblickte in einer solchen Erhebung und

Bewaffnung für die Folgezeit mancherlei Gefahren; Stein antwortete ihm aber, er wolle lieber das Stück trockne Brot mit dem ärmsten deutschen Bauern in der Hütte essen, als in der glänzendsten Herrschaft von Fremden abhangen. Stein vertraute der Treue und dem Willen des deutschen Volks, und er hat sich darin nicht geirrt; aber wie weit war er von allen demagogischen und anarchischen Utopien, welche manche Querköpfe ihm auch wohl zugetraut haben! Aber Napoleon gegenüber konnte er auf Spanien und Tirol hinweisen, und er wies darauf hin. Nun kam in Dresden das Gedränge beide der Wohlmeinenden und der Verrückten, die oft auch recht wohlmeinend waren, nur überall keine Meinung haben durften. Wenn es langsam ging mit dem Vormarsch der Heere, mit der Bewaffnung und jener blitzschnellen Wirksamkeit, welche man von den vereinigten Preußen und Russen erwartet hatte, wenn Stein selbst oft ärgerlich war über Versäumungen und Hemmungen, die weder von den Monarchen noch von ihm verschuldet waren, so pflegte er die Fragenden und Suchenden oft kurz und ungeduldig mit den Worten abzuweisen: „Meine Herren, was wollen Sie von mir? Ich bin kein Herrgott, ja ich bin nicht einmal Kaiser von Rußland noch König von Preußen." Doch mußte ich bei seiner Heftigkeit oft bewundern, wie er selbst gegen überlaufende und quälende Narren, wenn sie es nur gut und treu meinten, geduldig und zuweilen sogar langmütig sein konnte. Wie er nun vollends mit brieflichen Anfragen, Bitten, Vorschlägen und Entwürfen der vielen Vaterlandsretter bedrängt worden ist, kann jeder sich vorstellen, der jene aufgeregte Zeit bedenkt. Was kurzgefaßt war, las er gewöhnlich, merkte sich, wenn etwas zu merken war, und zerriß oder verbrannte dann sogleich das Papier; denn mit geschriebenen Aktenballen schleppte er sich nicht gern. Was lang und mit langen Einleitungen und Herleitungen versehen war, dem traute er nicht, und seine praktische Kürze hielt es — was es meistens auch war — für unbrauchbares, theoretisches Gewäsch. Das gab er mir dann zuweilen zur Beantwortung, gewöhnlich aber nur zur Durchlesung. Es liefen da die wunderlichsten Dinge ein. So schickte unter andern ein Professor Hauff oder Hauch, der früher in Marburg gelehrt hatte, später, wenn es mich richtig erinnert, als Professor der Mathematik nach Gent berufen ist, einen Plan ein zur leichten Zerstörung und Überwindung des französischen Heeres, einen ähnlichen Plan wie der, den man zu Rostopschins Zeit in Moskau ausgeheckt haben soll. Es war in diesem Entwurf von nichts Geringerem die Rede als von einem magnetischen Eisenkoloß

von eigentümlichem Bau, der vor der Fronte des deutschen Heeres geführt werden und alle feindlichen Kanonen- und Flintenkugeln mit unwiderstehlichem Reiz zu sich locken solle, so daß der deutsche Soldat unverletzt und unverletzlich unter diesem Schirm dem Feinde desto mutiger und kräftiger auf den Leib rücken könne. Es war aber dabei nur eine Kleinigkeit vergessen, die Möglichkeit einer Kraft, die einen solchen Koloß an der Heeresspitze bewegen könnte. Ich hatte mir von solchen Schnurrigkeiten eine kleine Sammlung angelegt, die auf dem Meere mit einem Teil meiner Bücher verfault ist.

Da die verbündeten Heere nun über die Elbe weiter in Thüringen vordrangen und die Franzosen von der andern Seite heranzogen, so wimmelte Dresden außer den erwähnten Fremden, die dort Geschäfte hatten, auch von Flüchtlingen, die das Sichere suchten, einige Zeit dort blieben und dann über die Berge nach Böhmen zogen. Auch Goethe kam und besuchte mehrmals das ihm befreundete Körnersche Haus. Ich hatte ihn in zwanzig Jahren nicht gesehen; er erschien immer noch in seiner stattlichen Schöne, aber der große Mann machte keinen erfreulichen Eindruck. Ihm war's beklommen, und er hatte weder Hoffnung noch Freude an den neuen Dingen. Der junge Körner war da, freiwilliger Jäger bei den Lützowern; der Vater sprach sich begeistert und hoffnungsreich aus, da erwiderte Goethe ihm gleichsam erzürnt: „Schüttelt nur an euren Ketten, der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen."

Ich war meinen Dresdener Monat recht fleißig, arbeitete meinen Soldatenkatechismus aus und überarbeitete einen dritten Teil des Geistes der Zeit, wozu ich schon in Königsberg gesammelt hatte. Ich erlaube mir hier daraus eine Stelle zu wiederholen, zum Zeichen, daß ich das Ziel dieses heiligen Krieges klar und richtig ins Auge gefaßt habe, ein Ziel, das in deutschen Herzen ewig unverrückt stehen sollte.

„Das nächste große Ziel dieses mit solcher Würde und Hoheit der Gesinnung begonnenen Krieges ist die Befreiung und Wiederherstellung Italiens und Deutschlands und die Beschränkung des französischen Übermuts an dem Rheinstrom. Dort beginnt die Arbeit des Kriegs, vielleicht eine lange und schwere Arbeit, die aber getan werden muß, wenn man nicht bei Halbem stehen bleiben und nach einigen Jahren die Franzosen wieder da sehen will, wo sie eben gewesen sind. Den Rhein darf das unruhige und eroberungslustige Volk nimmer als Grenze behalten; denn welche Klauseln und papierne Eidschwüre und Verschreibungen man auch an einen Friedensschluß hängen, und von

wie vielen Bürgen und Zeugen man ihn auch mit unterschreiben lassen mag, die natürliche Gewalt wird immer stärker sein als die künstliche, wenn die Grundlage des Friedens nicht eine sichere ist. Der Rhein mit seinem Knie in fremder Hand drückt gerade auf den Nacken Deutschlands und wird nicht weniger drücken, wenn man auch gelobt und bedingt, es solle mit weicher Wolle und Seide umwulstet werden. Wenn Frankreich den Rhein und seine festen Stellungen besitzt, so ist das Niederland und die Schweiz und also auch der größte Teil von Oberitalien geradezu von ihm abhängig, so liegt ihm das übrige Deutschland bis an die Elbe und den Böhmerwald offen, und es mag ungestraft hineinbrechen und streifen und ziehen, so weit es will; zu ihm aber darf ungestraft kein Heer bis an den Rhein, geschweige denn über den Rhein kommen. Will man also den Franzosen das Übergewicht in der Tat entwinden und nicht bloß zum Schein, so müssen Deutschlands alte Grenzen wiedergewonnen werden. Dann werden die beiden Völker, die Deutschen und die Franzosen, in gleichem Verhältnis einander gegenüberstehen, und gegenseitige Furcht wird die Marken besser bewachen und das Gleichgewicht und die Ruhe Europas besser bewahren als alle Bullen und Diplome, deren ewige Versicherungen und Gelobungen immer nur durch die Degenspitze recht getragen werden. Die Deutschen wollen nur ihr Gebührliches wiederhaben, die Menschen ihres Landes und ihrer Zunge, die ihnen unter Ludwig XIV. und XV. und in der letzten französischen Raubzeit entwendet worden sind. Diese uralte germanische Grenze steht an dem Vogesus, dem Jura und den Ardennen durch Art und Sprache des Volks unverkennlich und unverrücklich fest, und nichts Französisches, welches sie nur verderben würde, soll von den Deutschen je begehrt noch genommen werden."

Ein großes Glück erlebten wir hier in Dresden, für welches alle, welche die Verhältnisse kannten, dem Himmel dankten; so daß viele dabei riefen: Der alte deutsche Gott lebt noch. Den 23. April starb zu Bunzlau in Schlesien der alte russische Feldmarschall Kutusow am Nervenfieber. Bei dieser Nachricht rief auch ich: Hier ist der Finger Gottes! Dieser Greis war eine hartnäckige, zauberische, russische Natur. Er hatte die Gewalt und das Ansehen im Heer gewonnen, daß selbst Alexander ihn nicht gut davon hätte wegrücken können. Kaum war es ihm und Stein gelungen, ihn über die Weichsel vorwärtszubringen. Er hatte durchaus jenseits der Weichsel bis zum Sommer stehenbleiben und dann erst mit verjüngten Kräften vorrücken wollen. Aber was wäre dann aus Deutschland geworden? Er war nun

freilich vorwärtsmarschiert; aber wieder kann man fragen: Was wäre aus Deutschland, was aus Preußen geworden, wenn Kutusow gelebt hätte? Die Franzosen würden alles Land bis an die Weichsel, sie würden mit der grausamsten Berechnung Preußens letzte Hilfsmittel vertilgt, seine letzten Sehnen zerschnitten und eine preußische Bewaffnung fast unmöglich gemacht haben. Und was hätten Kutusow und die Russen allein ohne Preußen wohl ausgerichtet, hier, wo auch noch alle Festungen von französischen Besatzungen gehalten wurden? Ein anderer Übelstand wäre gewesen: Kutusow mochte die Deutschen nicht, er war im höchsten Grade rauh und unliebenswürdig und hätte jede hohe deutsche Aufwallung und Begeisterung wahrscheinlich bei ihrer Geburt mit plumpen moskowitischen Füßen zertreten. Einen Ähnlichen oder gar einen Gleichen würde er neben sich nimmer geduldet haben; wie wäre neben ihm Blücher heraus- oder heraufgekommen? Nach seinem Tode aber hat sich alles wie von selbst gemacht. Blücher, der Alte, ist weniger gehemmt durch seine eigne Kraft emporgedrungen, und die übrigen russischen Feldherren, Wittgenstein, Barclay de Tolly, Langeron usw. haben sich neben und selbst unter dem Liebenswürdigen und Schönen, der alles bezaubern und hinreißen konnte, nicht in Schatten gestellt gefühlt. Diesen Finger Gottes sahen wir jetzt; ein anderer Finger Gottes reckte sich für das Vaterland in der Schlacht bei Dresden aus den Wolken, wo eine der ersten losgebrannten französischen Kanonenkugeln dem wackern Moreau beide Beine und mit ihnen das Leben zerschmetterte. Wahrlich, hätte dieser Franzose gelebt, wie würde er im Großrat des Kaisers Alexander sich in unsre Angelegenheiten und Siege hineingeschoben und zwischen uns und die Franzosen vorgeschoben und uns nach Vermögen um Ruhm und Siegespreis betrogen haben! Wir haben solchen Finger Gottes in jenen Tagen, wo man glauben und hoffen lernte, ausgereckt zu sehen gemeint. Andere haben uns darüber ausgelacht und lachen uns noch aus.

Nach der Schlacht bei Lützen am 2. Mai wichen die Verbündeten über die Elbe zurück, wo sie auch nicht einen einzigen festen Platz als Anlehnungspunkt besaßen. Ich sah in Dresden den edlen Scharnhorst, leicht am Knie verwundet. Er selbst sah es nur für eine Streifung an; aber diese leichte Wunde sollte sein Tod werden. Er starb den 28. Junius in Prag. Eine Reise nach Wien und bei der schwebenden Ungewißheit der Dinge hin und her fliegende Sorge um die endliche Lösung derselben bei diesem starken und doch reizbarsten Gemüte machten das kleine Übel zu einem gefährlichen. Doch auch der Tod ist Gottes.

Ich fuhr, als alles Dresden verließ, mit kleinen Aufträgen meines Herrn nach Berlin und besuchte von dort aus meine Gefreundten und meinen kleinen Sohn in Pommern und Rügen. Dann wieder nach Berlin zurück, wo ich bis gegen das Ende des Junius blieb. Es wurden inzwischen mit Napoleon Schlachten geschlagen, zweifelhafte, aber tapfere; doch selbst die Nachrichten von Verlusten schlugen nicht nieder. Die Menschen waren auf das Höchste und Letzte gerüstet: lieber das tiefste Leid und Verderben, lieber die letzten, ehrlichen Todeswunden als länger die Schande der Knechtschaft — das war das allgemeine Gefühl und die einstimmige Stimme in der Hauptstadt. Not genug und Bedrängnis, aber Freude und Hoffnung in der Not und eine Gemeinsamkeit der treuen Herzen, die nur in solchen Zeiten zusammen auflodern kann. Ich lebte mit lieben Freunden, mit edlen und hohen Menschen, die meinen Willen für die Tat nahmen. Savigny und Eichhorn saßen im Landwehrausschuß; Süvern übte seine Kompagnie, bald sein Regiment Landsturm auf dem Wilhelmsplatz; Fichte hatte für sich und seinen kaum waffenfähigen Sohn, der kaum aus dem Knabenalter heraustrat, Lanzen und Schwerter vor seiner Tür angelehnt stehen. Man hatte ihn der Ehre wegen zum Offizier beim Landsturm machen wollen, er hatte es verweigert mit den Worten: „Hier tauge ich nur zum Gemeinen." Diesem Mann war es mit allem immer voller Ernst; er war schlecht auf den Füßen, ich glaube etwas an Gicht leidend; da hatte er denn gesprochen: „Ich weiß, ich werde keine großen Taten tun, aber ich werde dem Volke nimmer den Weg zur Flucht weisen; nur über meine Leiche sollen die Feinde in die Stadt eindringen." Er war erstaunlich frisch, lebendig und liebenswürdig in dieser Zeit, und es schien gleichsam, als fände sein frommer Sinn in der Liebe zum Volk und Vaterlande mehr und mehr die Brücke, worüber er aus seinem idealischen Ich zum Nichtich hinübergelangen könnte. Ich habe ihn damals viel gesehen, in seinem Hause und bei Freunden. Er und Reil waren gewissermaßen die tragischesten Personen der Hauptstadt durch die ungeheure Feurigkeit, womit sie die Zeit auffaßten, und durch den brennenden Haß, den der letzte fast noch mehr als Fichte gegen die Welschen trug. Reil, der edle Ostfriese, war ein Mann mächtiger und gewaltiger Leidenschaften, die sich in seinem schönsten Leibe und seinen göttlichen Augen in herrlichsten Farben und Flammen darstellten und brachen. Ich war dort gleichsam Hausfreund geworden durch einen geliebten Freund, Ernst von Scheele, Bruder des gegenwärtigen hannöverschen Ministers, und ich habe manche Abende in seiner liebenswürdigen Familie

verſeſſen, wenn er über Menſchenleben und Naturleben bei dem leidenſchaftlichen Blaſen ſeiner Tabakspfeife ſeine Phantaſien ausſtrömte. Ich erinnere mich wie heute — ich traf ihn Unter den Linden ſpazierend, als die grimmige Botſchaft unter vielen zugleich Zuſammenlaufenden erſchallte, es iſt Waffenſtillſtand (war den 4. Junius abgeſchloſſen). Er ſtand bei der Nachricht wie in den Boden hineingedonnert, erblaßte einem Ohnmächtigen ähnlich, dann drückte er mir und andern Freunden die Hand, und die hellen Tränen ſtrömten ihm über die Wangen.

Ja, das war eine grimme Botſchaft und machte viele unſicher und zweifelhaft. Bald kam der Jammer von Hamburg, das ſo leicht hätte gerettet werden können. Dann der ſchändliche Überfall, mitten im Waffenſtillſtand, der Lützower und ihre Niederſäbelung, wo die Franzoſen, die ſie die brigands noirs ſchalten, ſich die Luſt machten, die Württemberger in böſer Miſſetat auf ihre Brüder zu hetzen. Ich fuhr im Anfang des Monats Julius nach Reichenbach in Schleſien, wo Herr vom Stein lebte, und in deſſen Umgegend die hohen Herrſcher ſaßen. Ich wohnte dort anfangs in einem ſchlechten Stübchen bei einem Nachtwächter auf der Mauer, dann bei einem edlen Herrn, dem Grafen Karl von Geßler, vormaligem preußiſchen Geſandten in Dresden und jetzt ernanntem Feldhauptmann des ſchleſiſchen Landſturms in jenen Gauen. Ich ließ hier meinen Soldatenkatechismus drucken. Ich weiß nicht, ob er irgendein Herz zum Kampfe begeiſtert hat — dazu hatten die Franzoſen mit roter Tinte den rechten Katechismus geſchrieben — aber daß er manchem verwundeten Krieger in Lazaretten ein Troſt geweſen iſt, das weiß ich, und das iſt auch mir ein Troſt geweſen.

Hier zu Reichenbach ſtand nun während des Waffenſtillſtands ein Kongreß, hier und zu Schloß Gitſchin in Böhmen: ein ſchauerlicher Kongreß, der die verworrenen europäiſchen Dinge zu Ordnung und Frieden vermitteln ſollte. Napoleon ſaß als dritte Größe in Dresden. Ich ſage, ein ſchauerlicher Kongreß; denn viele fürchteten, Napoleon, der den Willen und die Liſt der Einheit — Einheit ein gewaltiges Ding bei Unterhandlungen — gegen mehrere hatte, werde die Zeit und das Glück ſo hinſchleppen und durch Überliſtung gewinnen, was nicht mehr durch Waffen erzwungen werden konnte. Wir waren alle viel in Sorgen und Mißſtimmungen und oft in bitterm Ärger, wenn wir in den Zeitungen von angenehmen Hoffnungen eines baldigen Friedens laſen. Mein alter Herr war auch häufig nicht allein mißgeſtimmt, ſondern verärgert, auch wohl durch Podagra geſtachelt, und das fiel dann auf unſereinen und auf

andere Kleine zurück. Die einzige große Freude in dieser schweren Zeit war die Nachricht von dem Siege bei Vittorie, wo Wellington das französische Heer von seinem ganzen Geschütz und Zeuge ausgezogen und über die Pyrenäen gejagt hatte. Wir siegten mit bei Vittoria und hofften wieder auch bei uns zu siegen. Ich müßte eigentlich bei dem Namen Wellington immer die Hände falten; wieviele fröhlichste Tage und Nächte hat er mir erfochten, und wie hat er über die schwersten Jahre 1810 und 1811 mir und so vielen hinübergeholfen!

Zwar gab es hier der bedeutenden Männer viele, die zu mir auch oft sehr freundlich waren. Doch sie litten an demselben Übel, woran Stein krankte mehr oder weniger; z. B. an Niebuhr hatte man selten Freude, zumal da seine Frau kränkelte und er einmal mit Stein sehr gespannt war, was Herr von Schön durch sicherere Stimmung wieder zurechtstellte. Andere merkwürdige Personen oder ausgezeichnete Männer: der Korse Pozzo di Borgo, Stadion, die sächsischen Flüchtlinge Thielmann, Carlowitz und Aster, die berühmten preußischen Feldherren Blücher, Gneisenau, Grolman, gingen und kamen. Es war ein Feldlager, wildes, drängendes, oft sehr unbehagliches Leben. Ich fand indessen eine Schar edler Jünglinge, mit welchen ich in der Stadt, mehr noch in den umliegenden Orten, z. B. in dem feinen Herrnhuter Flecken Gnadenfrei, öfter zusammentraf: da waren Max von Schenkendorf, den ich hier kennen lernte; Theodor Körner, der mit einer schlimmen Wunde den Säbeln der Württemberger entronnen war und hier bei dem Grafen Geßler, seinem Paten, einige Wochen wohnte; Karl Sack, mein jetziger Bonner Freund; Graf Karl von der Gröben; zuweilen auch der wilde, genialische von der Marwitz. Mein einziger, rechter Freudenbringer war indessen der Graf Geßler, ein alter Jugendfreund Steins, welcher über ihn eine große Gewalt hatte und ihn, selbst wenn sie sich anfangs kabbelten, doch zuletzt meistens in heitre Laune setzte; denn dieser edle Mann hatte über ein sehr stürmisches Herz und einen kränklichen Leib, der ihn schrecklich mit Gicht plagte, eine großartige Herrschaft gewonnen. Er verstand die schwerste aller Künste, nach außenhin heiter zu spielen, wenn auch in ihm Gewitterwolken spielten. Das war aber das Anmutigste, daß seine Art Witz dem Steinischen auf eigentümliche Weise zum Wetzstein diente und Funken aus ihm hervorlockte. Er war in der Nähe begütert, und die sächsischen Generale und andere wohnten auf seinem Gute Neuendorf eine Stunde von Reichenbach, wohin wir oft spazierenfuhren. Er erlöste mich bald aus meinem Nachtwächterneste, wo ich wie auf einer Hühnerstiege saß. Weil wir

alle und die meiſten nur zu viele Muße hatten, woraus bei dem ſchwebenden, zweifelhaften Stande der Dinge eben doppelter Überdruß und Verſtimmung entſtand, ſo zog er mich heran, und wir laſen Griechiſch und Italieniſch miteinander. Denn er war ein ſehr gebildeter, kenntnisreicher Mann, der in der Jugend England und Italien mehrmals geſehen und ſich eine ſchöne Bibliothek geſammelt hatte. Ein kleiner Mann, mit der lebhafteſten Bewegung, mit einem breiten, von Blatternarben zerriſſenen Geſicht und feuerblitzenden Augen, leider mit durch Gicht oft zuckenden Zügen. Schalkheit und Witz funkelten aus ihm, obgleich er beim erſten Anblick mehr den Eindruck eines häßlichen Mannes machte. Von Natur ungeſtüm und geſchwind, hatte er durch beharrliche Übung die größte Herrſchaft über ſich gewonnen. Im Geſpräch ſchoß er Pfeil auf Pfeil ab, und wenn er ja einmal hart getroffen hatte, machte ſeine große Gutmütigkeit es bald wieder gut. Denn eben dieſe Gutmütigkeit und eine große Weichheit und Zärtlichkeit des Gemüts zu bedecken oder vielmehr zu verhüllen, gebärdete er ſich oft wie ein Eiſenfreſſer, beſonders wenn er Gutes tun und Wohltaten erteilen wollte; worin er im ſtillen unermüdlich war. Er war der Enkel eines großen preußiſchen Reitergenerals, der im zweiten Schleſiſchen Kriege in der Schlacht bei Jauer oder dem ſchleſiſchen Hohenfriedberg durch eine glänzende Waffentat die große Entſcheidung brachte, indem er mit vier Reiterregimentern das öſterreichiſche Zentrum durchbrach und die ungriſchen und böhmiſchen Grenadierregimenter wie Haberſtroh zuſammenritt. Der große König machte ihm in dem eroberten Lande eine der bedeutendſten Schenkungen und erhob ihn in den Grafenſtand. Als Zeichen jener glorreichen Waffentat führen ſeine Enkel 25 Fahnen und 66 Standarten im Wappen. Nach der Überlieferung waren die Geßler in den Kreuzzügen gegen die Heiden aus Schwaben nach Preußen gekommen und gehören wahrſcheinlich dem Stamm des wilden Geßlers der ſchweizeriſchen Tellfabel an, welche ja nur die Überſetzung der perſiſchen Kambyſesfabel iſt. Unſer Graf Karl war ein Feldhauptmann des Landſturms und hat als ſolcher gottlob! nicht Gelegenheit bekommen, Taten zu tun. Er war aber mit ganz Schleſien nebſt dem würdigen Oberpräſidenten Merkel und vielen andern Patrioten eifrigſt tätig, durch Rat und Tat, auch durch Silber und Gold die Landwehr errichten und bewaffnen zu helfen. Dieſe war eine geſchwinde und ſchöne Arbeit Gneiſenaus: 60000 Mann Landwehr waren in einigen Monaten leidlich fertig, wie Soldaten in zwei Monaten fertig werden können. Sie zogen zum Teil faſt ſansculottiſch ins Feld, manche nur mit linnenen

Beuteln statt der Patrontaschen auf dem Rücken; aber es war der rechte Einrichter und Beleber da und der rechte Mut. Sie haben's an der Katzbach und bei Wartenburg wohl bewährt, und das schlesische Heer hat sich einen grünsten Kranz und Namen gewonnen; so daß von den Preußen nicht bloß die Pommern und Brandenburger genannt werden sollen. Hier war also Graf Geßler auch eifrig tätig; aber von seinem Landsturm mochte er nichts hören, noch weniger von den für den Landsturm erlassenen Gesetzen, welche wohl in Litauen und Rußland hin und wieder, aber nimmer in einem so dichtbevölkerten Lande als Deutschland Anwendung finden konnten, und welche ein verkehrter Hyperpatriot (man hat den nachherigen königlich preußischen Generalkonsul Bartholdy in Rom als Verfasser genannt) im Traum gemacht zu haben schien. Er legte auch diese Oberfeldherrnstelle sobald als möglich nieder. Noch während meiner Anwesenheit in Reichenbach hatte er sein sechzigstes Jahr vollendet und ließ sich nun sogleich davon entbinden. „Eine schöne Geschichte," sagte er eines Tages zu mir, „wenn ich mit meinen Baumwollenwebergesellen auf den Plan müßte!" (es sind aber in Reichenbach und der Umgegend viele Zeugwebereien). „Das würde ein Laufen geben! Und ich müßte dann ja mitlaufen! Nein, so weit sind wir noch nicht herunter; eine solche Maulschelle soll mein Wappen nicht bekommen."

Als der Waffenstillstand zu allgemeinem Jubel den 10. August aufgekündigt ward und den 17. August das Schlagen wieder begonnen, war Herr vom Stein mit dem großen Hauptquartier durch Böhmen gezogen und hatte mich in Reichenbach zurückgelassen. Da erst lernte ich meinen Geßler recht kennen und erkennen. Es zogen nach der Schlacht an der Katzbach 18000 französische Gefangene durch Reichenbach nach Oberschlesien; in Reichenbach waren Lazarette für verwundete Preußen. Da arbeitete und wirkte mein Landsturmsfeldhauptmann auf das treueste und unermüdlichste. Wie oft sind wir auf dem Wurstwagen nach und von seinem Gute gerollt, von wo wir fette Schöpse und Kälber mit zurückbrachten, die alsbald in Braten und Suppe für die Kranken verwandelt werden mußten! Solche Dinge tat er ohne allen Schein, ja mit einem Schein, als tue er es nur, weil es sich nicht anders schicke; er tat es aber aus vollstem, liebenden Herzen.

In diesen schönen Reichenbacher Tagen machte er eine prächtige Geschichte. Einige französische gefangene Generale, unter ihnen General Puthod, und viele französische Stabsoffiziere waren in Reichenbach zurückgeblieben. Diese hatten von der für

uns unglücklich ausgefallenen Schlacht vor Dresden Wind bekommen und fingen an, loſe Reden zu führen und auf die Türme und Dächer zu klettern, um zu ſehen, ob ihre ſiegreichen Heere nicht heranmarſchierten, denn davon hatten ſie gemunkelt, daß dieſe, ihren Napoleon an der Spitze, bald wieder in Schleſien ſein würden. Auch waren ſie nach der welſchen Art, wie ſie iſt, wenn man ihr nicht den Daumen auf das Auge hält, gegen die deutſche vergeſſende Gutmütigkeit bald übermütig geworden und hatten in den Häuſern ſchier auf die beſten Zimmer als die ihnen behaglichen und gebührenden Quartiere Anſpruch gemacht, ja eigenmächtig und wie mit Drohung gegen die Bewohner Reichenbachs angefangen, ſich hin und wieder umzuquartieren. Da gingen wir, der Graf und ich, einmal zu dem evangeliſchen Oberpaſtor Tiede, einem gebornen Pommer aus Paſewalk, in deſſen Hauſe der Miniſter Stein gewohnt hatte. Dieſer Herr Paſtor fing nun an, vor dem Grafen über den welſchen Übermut zu klagen, und namentlich über den bei ihm einquartierten General Puthod, und wiederholte ungefähr das Obengeſagte, und wie der Schluß immer ſei, Napoleon würde uns die kurzen Vorteile bald mit doppelten Zinſen zurückzahlen und in wenigen Wochen wieder an der Oder und Weichſel als Sieger gebieten. Bei dieſen Worten erzürnte ſich mein Graf und ſchalt ihn: „Schämt Euch! Ihr dicker, ſtarker Pommer ſolltet doch wiſſen, wie man unter ſolchen Umſtänden mit ſolchen Kerlen umgehen muß — das Hausrecht! Wofür wachſen denn Stöcke und Hanf?“ Und er drückte den Hut auf den Kopf und ging eilig mit mir von dannen und grüßte den General Puthod, der uns auf dem Markte begegnete und zuerſt den Gruß bot, nicht einmal wieder. Ich ging auf mein Zimmer, ſah aber nach einem Viertelſtündchen meinen Grafen in voller Kammerherrnuniform, Blau mit Gold, einen Degen an der Seite und Piſtolen in den Taſchen, eilends aus der Tür über den Markt in das Kommandantſchaftshaus eilen, wo der preußiſche Kommandant, Oberſt Graf Luſi, ſeinen Sitz hatte. Er kam bald wieder, und wir ſetzten uns zum Tee. „Ich habe jenem spazzacammino (der Graf war von piemonteſiſcher Art) die Dauben aufgetrieben und ihn Pulver merken laſſen; den könnte ich mit meinen Landſtürmern allenfalls noch überwältigen; er ſcheint mir auch die Franzoſen im Leibe zu haben, daß ſie wiederkommen könnten — ſie ſollen alle fort!“ Dieſe letzten Worten ſprach er gar kecklich aus — und kaum waren einige Stunden vergangen, ſo fuhren Wagen und Karren genug auf, und General und Offizier ward draufgepackt und tiefer nach Oberſchleſien hinauf fortgerutſcht.

So war mein Graf, so war mein mitten im brennenden Kriege einmal wieder still gewordenes Leben in seiner freundlichen und tapfern Nähe recht vergnüglich. Er ist mir ein treuer Freund geblieben, auch in den späteren Jahren, auch als es mehr um mich zu stürmen anfing, und sein Andenken muß mir heilig sein. Ich habe ihm ohne meine Schuld Mühe gemacht. Dieser feine und helle Mann hatte eine eigentümliche, fast hamannische Ader und streute in der Rede und in Briefen nach allen Seiten hin Blitzfunken aus, die nicht immer die Wolken zeigten, woraus sie hervorgeschossen, dunkle, oft wunderbar gestaltete oder verhüllte Bilder und Gleichnisse, wie Leben, Lesen und Einfall des Augenblicks sie ihm eben gaben. Zu seinen Worten, die immer in möglichster Kürze zusammengepreßt und nach allen Ecken mit mehreren Gesichtern ausgeschliffen waren, mußte man seine Miene und Gebärde haben, um zu empfinden, was sie bedeuteten. Spiele aber und Anspiele des Witzes zu unterdrücken war einem solchen Manne platt unmöglich. Er ist wegen Briefen, die man bei mir gefunden, mit in meine Demagogie verwickelt worden, d. h. er ist befragt worden, aber auf das leichteste.

Nach der Leipziger Schlacht hieß mein Herr mich nach Leipzig zu sich kommen. Da fand ich nun auch meinen Friedrich Albert Eichhorn und den Obersten Rühle von Lilienstern und Reil, der als Oberhaupt über den Jammer der vielen Lazarette gestellt war. Er war dem Anschein nach frisch und gesund, sagte uns aber, er trage das Verderben in sich, habe es in Berlin aus dem Munde eines sterbenden Freundes eingehaucht bekommen und könne es durch kein Mittel austreiben; es liege ihm wie Blei in den Knochen. Ach, nur zu wahr! Er ging nach Halle, die Vermählung seiner liebenswürdigsten, ältesten Tochter mit meinem lieben Ernst von Scheele zu feiern — und in wenigen Tagen war er nicht mehr. Das war ein prächtiger Mensch voll überschäumender Kraft und Leidenschaft, der von seinem Feuer Hunderten hätte abgeben können und immer noch genug übrigbehalten hätte.

Im November zogen Herrscher und Heere und auch die Verwaltung des Herrn vom Stein in Frankfurt ein. Ich blieb noch in Leipzig. Hier war ein kleines Bild von Wilna, nur mit dem Unterschiede, daß die Stadt nicht verwüstet worden, und daß hier deutsche Menschen lebten. Es lagen 30000 Kranke und Verwundete in Lazaretten, Freunde und Feinde; die Leichenwägen knarrten auch hier täglich durch die Straßen, und viele der Einwohner wurden mit von den Seuchen fortgerafft. Doch ermüdete

er die Menſchlichkeit und Wohltätigkeit nimmer, und die Leip-
ger vergaßen die Ängſten und Nöten und ſich ſelbſt und halfen
nd retteten, ſoviel ſie konnten. Das war auch Deutſchland,
nd das allerbeſte Deutſchland.

Ich beſorgte hier Kleinigkeiten und ließ kleine Flugſchriften
usfliegen. An einer derſelben erlebte ich Freude, an dem
chriftchen: Der Rhein, Deutſchlands Strom, aber nicht
eutſchlands Grenze. Sie gefiel und ſcheint mir noch heute
ne wohlgefaßte Schrift. Natürlich waren die meiſten jener
einen Schriften, im Strudel der Menſchen und Geſchäfte ge-
ren, wo man auch das rechte Handwerksgerät ſelten zur Hand
ben konnte, wirklich nichts weiter als fliegende und mit den
Winden hinfliegende Blätter. Dieſe trug mir offenes Lob von
m preußiſchen Staatskanzler Fürſten Hardenberg ein und An-
ag und Verſprechen für den preußiſchen Staatsdienſt.

Gleich nach Weihnachten ging ich auch nach Frankfurt am
ain, eine böſe Straße im Winter über den Inſelberg nach
chmalkalden und von da über Würzburg und Aſchaffenburg
ngs dem Main. Denn auf der gewöhnlichen Straße über
ulda war damals wegen Mangel an Pferden gar nicht fortzu-
mmen. Auf der Spitze des Thüringer Waldes ſtürzte ich auf
m ſpiegelglatten Schnee- und Eiswege mit Pferden und Wagen
f eine fürchterliche Weiſe kopfüber, kam aber mit einer tüch-
gen Beule und einem wackligen Zahn davon. In der alten
iligen Reichs- und Krönungsſtadt fand ich die Stimmung und
nſicht der Guten und Geſcheiten ſo, daß ich mit ihnen nicht
hadern brauchte. Alles war über die geheimen Punkte des
kannten Vertrags von Ried betroffen worden. Die meiſten
utſchen Menſchen wünſchten damals größere Stärkung und
ehrung der Hauptmächte Deutſchlands und alſo ad modum
apoleonis Einziehung mehrerer geringerer Herrſchaften. Sie
griffen auch nicht, wie man mit den notwendigen Entſchädi-
ungen fertig werden, oder vielmehr, woher man ſie nehmen
olle, wenn Napoleons Werk in Deutſchland unverrückt ſtehen-
eiben ſollte, zumal bei den Friedensanerbietungen, die man
lbſt nach der gewaltigen Hunnenſchlacht bei Leipzig dem Nieder-
legten noch machte. Er hatte nämlich bei ſeiner Flucht eines
iner diplomatiſchen enfants perdus, den Grafen St.-Aignan,
rückbleiben und ſich fangen laſſen, um durch ihn auf den Buſch
klopfen. Schon zitterten wieder viele treue Herzen, der Teufel
erde ſein Spiel haben, und man werde den Fuchs wieder durch-
hlüpfen laſſen. Aber wieviel man ihm auch erbot, ſelbſt auf
e Gefahr, vergeblich geſiegt zu haben, er konnte und wollte ſich

sein ganzes Unglück selbst noch nicht klarmachen, und sein zerknirschter Stolz wollte sich noch nicht beugen. Folgende Erklärung, die einer amtlichen Erklärung von seiten der erhabenen Herrscher ähnlich sah, hatte man damals den 1. Dezember in Frankfurt mit einer Art Verwunderung in deutscher und französischer Sprache gedruckt gelesen:

„Erklärung.

Die französische Regierung hat kürzlich eine neue Aushebung von 300000 Mann aufzubieten beschlossen. Die Beweggründe dieses Senatuskonsults sind eine Aufforderung an die verbündeten Mächte, noch einmal im Angesicht der Welt die Absichten, welche sie im gegenwärtigen Kriege leiten, die Grundsätze, auf welchen ihr Benehmen beruht, ihre Wünsche und ihre Entschlüsse bekanntzumachen. Nicht gegen Frankreich, sondern gegen jene laut verkündete Übermacht, welche der Kaiser Napoleon zum Unglück Europas und Frankreichs nur allzulange außerhalb der Grenzen seines Reichs ausgeübt hat, führen die verbündeten Mächte Krieg. Der Sieg hat die verbündeten Heere an den Rhein geführt. Der erste Gebrauch, den auch hier die kaiserlichen und königlichen Majestäten von dem Siege machten, war Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen den Frieden anzubieten. Die neue und verstärkte Kraft, welche sie durch den Beitritt aller Herrscher und Fürsten Deutschlands erhalten haben, hat keinen Einfluß auf die Bedingungen des Friedens gehabt. Diese sind ebensowohl auf die Unabhängigkeit des französischen Reichs als auf die Unabhängigkeit der übrigen Staaten Europas gegründet. Die Absichten der verbündeten Mächte sind gerecht in ihrem Ziele, großmütig und edelmütig in ihrer Anwendung, beruhigend für alle, ehrenvoll für jeden. **Die verbündeten Monarchen wünschen, daß Frankreich groß, stark und glücklich sei, weil die französische Macht groß und stark eine der Hauptgrundlagen des europäischen Staatsgebäudes ist.** Sie wünschen, daß Frankreich glücklich sei, daß der französische Handel wiederauflebe, daß Künste und Wissenschaften, diese Wohltaten des Friedens, wiederaufblühen, weil ein großes Volk nur dann ruhig sein kann, wenn es glücklich ist. Die verbündeten Mächte bestätigen dem französischen Reiche eine Ausdehnung des Gebiets, wie Frankreich sie nimmer unter seinen Königen hatte, weil eine tapfere Nation deswegen nicht herabsinkt, daß sie nun in einem hartnäckigen und blutigen Kampfe, in welchem sie mit gewohnter Tapferkeit gefochten hat, auch Unfälle erlitten. Aber auch die verbündeten Mächte wollen frei,

glücklich und ruhig sein. Sie wollen einen Zustand des Friedens, der durch eine weise Verteilung der Macht, durch ein billiges Gleichgewicht ihre Völker künftighin vor den zahllosen Leiden bewahre, welche seit zwanzig Jahren auf Europa lasteten. Die verbündeten Mächte werden die Waffen nicht niederlegen, ohne diesen großen und wohltätigen Zweck, dieses edle Ziel ihrer Anstrengungen, erreicht zu haben. Sie werden die Waffen nicht niederlegen, bevor der politische Zustand Europas nicht von neuem befestigt sein wird, bevor nicht unwandelbare Grundsätze über eitle Anmaßungen den Sieg davongetragen, bevor nicht endlich heilige Verträge Europa den wahren Frieden versichert haben werden."

In dieser merkwürdigen Erklärung war nicht allein zu den Franzosen gesprochen; es war auch, und gar nicht schräge und seitwärts, zu den Deutschen nicht allein gewinkt, sondern auch gesprochen. Sie konnten nach den Verhöhnungen und Schändungen so vieler Jahre, nach den blutig erschöpfenden Anstrengungen und Arbeiten der letzten beiden Jahre sich billig ein wenig verwundern, hier in dieser Erklärung die Gründe nicht etwas besser belegt zu finden, warum die Franzosen zum Glück und Heil Europas denn so groß, mächtig und glücklich sein müßten. Sie hatten von dieser Macht und Größe nun seit drei bösen Jahrhunderten nichts als Trug und Hinterlist und Schmach und Verderben erfahren; sie konnten sich billig wundern, warum bei ihnen, dem Herzenskern des Weltteils, dem Mittelpunkt, der von Gott bestimmt scheint, die Streitenden, welche von Westen und Osten gegeneinander anlaufen wollen, auseinanderzuhalten, nimmer von der Notwendigkeit von Macht, Glück und Größe die Rede sei.

So glücklich war es denn durch Gott wieder geraten, daß Napoleon sich gesträubt hatte, und daß die Heere der Verbündeten endlich über den Rhein gegangen waren. Endlich waren sie einmal in das Land eingerückt, das alle Welsche unter dem Titel das schöne und ruhmvolle Frankreich gleichsam als ein heiliges und unantastbares, als den Sitz aller Kunst, Wissenschaft, Bildung und Schönheit den andern Europäern, den Barbaren möchte man sagen, darzustellen pflegten. Diese Feinen und Feinsten mußten sich nun einmal gefallen lassen, dieses Land nicht allein von den Deutschen, Ungern und Russen, sondern von Kosaken, Kalmücken und Baschkiren, deren Rosse aus der Wolga und dem Oby getrunken, bestampfen zu lassen. Doch gingen inmitten der Züge und Gefechte die Unterhandlungen mit Napoleon immer noch fort und wurden den 3. Februar des

Jahres 1814 zu Châtillon wieder neu eröffnet. Wir diesseits des Rheins zitterten daher immer noch vor bösen Friedensnachrichten; kleine Wechselfälle der Schlachten erschreckten uns nicht, sondern wir fürchteten die welschen Fuchslisten, und ob es ihnen nicht gelingen würde, das Gewebe, welches Liebe und Eintracht jetzt glücklich und fest um die Monarchen geschlungen zu haben schien, irgendwie und irgendwo zu lockern. Aber gottlob! Napoleon ward durch einzelne kleine Erfolge zu neuen Hoffnungen verleitet, und die Herrscher konnten immer klarer erblicken, daß er durch Unterhandlungen nur hinzuhalten und Zeit zu gewinnen suchte. Aber das beste war, daß die Friedensbedingungen nun immer härter gestellt wurden, und daß nicht bloß mehr sein Stolz, sondern vielleicht auch seine Sicherheit auf das Spiel gesetzt ward, wenn er durch irgend ungewöhnliche Zugeständnisse, z. B. durch Übergebung und Besetzung der Hauptfesten und Schlüssel Frankreichs (Mainz, Antwerpen, Lille, Metz, Straßburg) sich besiegt und entwaffnet bekennen mußte. Zwar schrien die Franzosen, als das Unglück und die Not, welche ihr Übermut so viele Jahre über die Nachbarn gebracht hatte, nun an ihre Tore klopfte, Frieden! Frieden! aber Napoleon kannte sein Volk. Wie sie ihre Untaten und Grausamkeiten gegen andere Völker zuletzt alle auf ihn zusammenwarfen, so würden sie ihre Demütigung als seine einzige Verschuldung auf ihn abgelagert haben — und ein Emporkömmling ist dem nicht so gewachsen als ein Fürst aus altem Königsstamm. Er hat selbst später bekannt: Ich hätte anders herrschen und anders wagen können, wenn ich mein Enkel gewesen wäre.

Also beide, Stolz und Eigensucht, retteten diesmal Europa. Er hat sich übrigens im Januar dieses Jahres 1814 prächtig ausgesprochen, als im französischen Unterhause, was sie damals le Corps législatif nannten, Lainé und Raynouard endlich gewagt hatten, über das für Frankreich gefährlich fortgesetzte Würfelspiel des Kriegs frei den Mund zu öffnen, und als diese Mundöffnung in die Adresse jenes Unterhauses an Napoleon überging. Das kam ihm, vor welchem alles nun zehn Jahre und länger im Staube gekrochen war, ganz ungewohnt; er ergrimmte und jagte sie auseinander und antwortete aus seinem Zorn in seiner Weise so schön, daß diese charakteristische Antwort hier stehen muß.

„Ich habe den Abdruck Eurer Adresse verboten; sie war aufrührerisch. Elf Zwölftel des Gesetzgebenden Körpers bestehen aus guten Bürgern; ich kenne sie und habe Achtung für sie. Das letzte Zwölftel enthält Ränkeschmiede oder schlechte Bürger, und

Eure Kommission befindet sich unter dieser Zahl. Lainé ist ein Verräter, welcher durch Vermittelung des Desèze mit dem Prinzregenten briefwechselt. Ich weiß es, ich habe Beweise davon. Die vier andern sind Rottensüchtige. Dieses Zwölftel besteht aus Leuten, welche die Anarchie wollen und den Girondisten ähnlich sind. Wohin hat ein solches Betragen Vergniaud und die andern Häupter gebracht? Auf die Henkerbühne. Nicht in diesem Augenblicke, wo man den Feind von unsern Grenzen vertreiben muß, soll man von mir eine Änderung in der Verfassung verlangen. Man muß das Beispiel des Elsaß, der Grafschaft Burgund und der Vogesen nachahmen. Dort wenden die Einwohner sich an mich, um Waffen zu erhalten, und daß ich ihnen Anführer für die Freischaren zukommen lassen soll. Auch habe ich Adjutanten hingeschickt. Ihr seid nicht Stellvertreter der Nation, sondern Sendboten der Departemente. Ich habe Euch versammelt, um Trost von Euch zu erhalten; nicht daß es mir an Mut fehlte, sondern ich hoffte, der Gesetzgebende Körper würde mir denselben noch vermehren. Statt dessen hat er mich getäuscht; statt des Guten, was ich von ihm erwartete, hat er Schaden getan: kleinen Schaden zwar, indessen nur darum, weil er keinen großen tun konnte. Ihr sucht in Eurer Adresse den Herrscher von der Nation zu trennen. Ich allein bin der wahre Stellvertreter des Volks; und wer von Euch vermöchte wohl diese Last auf sich zu nehmen? Der Thron ist nur ein Ding von Holz mit Sammet überzogen. Ich allein bin der wahre Stellvertreter des Volks. Wenn ich mich nach Euch richten wollte, so würde ich dem Feinde mehr abtreten, als er selbst von mir verlangt. In einem Vierteljahr sollt Ihr Frieden haben, oder ich will untergehen. Allein gegenwärtig muß man Kraft zeigen. Ich werde die Feinde aufsuchen, und wir werden sie schlagen. Der Augenblick, in welchem Hüningen bombardiert und Belfort angegriffen wird, ist nicht der rechte, um über die Verfassung des Reichs und den Mißbrauch der Staatsgewalt Klagen zu führen. Der Gesetzgebende Körper macht nur einen Teil des Staats aus; er kommt nicht einmal mit dem Senat und dem Staatsrat in Vergleichung. Ich stehe darum an der Spitze der Nation, weil Euch die dermalige Staatsverfassung so recht ist. Sollte Frankreich eine andere Verfassung verlangen, welche mir nicht recht wäre, so würde ich sagen: Sucht Euch einen andern Herrscher. Die Feinde sind gegen mich noch mehr als gegen Frankreich erbittert; allein soll ich mir darum die Zerstückelung des Reichs erlauben? Opfere ich nicht meinen Stolz und mein Selbstgefühl auf, um Frieden zu

erlangen? Ja, ich bin stolz, weil ich Mut besitze, ich bin stolz, weil ich große Dinge für Frankreich getan habe. Eure Adresse ist mein und des Gesetzgebenden Körpers unwürdig, und ich werde sie dereinst drucken lassen, um den Gesetzgebenden Körper und die Nation zu beschämen. Kehrt in Eure Heimat zurück! Selbst vorausgesetzt, ich hätte unrecht, steht es Euch nicht zu, mir darüber Vorwürfe zu machen. Übrigens bedarf Frankreich mein mehr, als ich Frankreichs bedarf."

Die Verbündeten kamen nach blutigen Schlachten nach Paris; Napoleon ward entthront und ließ sich ganz zahm nach der Insel Elba abführen. Die Bourbons bestiegen den Thron ihrer Väter. Was soll ich, was alle Deutsche damals empfunden haben, was alle wissen, hier weiter berühren? Talleyrand war sogleich voran da und nahm den Kaiser Alexander in Empfang; ja, er nahm ihn gefangen, er nicht allein, sondern die Franzosen, sondern die Pariser. Wie knirschten die preußischen Krieger, wie die Österreicher, daß sie vor den Toren und in den Straßen von Paris hungern und dursten mußten, daß ihnen nicht einmal Quartier vergönnt ward in dieser Hauptstadt der gesitteten Welt, wie die Welschen sie nennen, sie, die Berlin und Wien und die grausam und hinterlistig berechneten Mißhandlungen so vieler Jahre fühlten! Doch sollen wir nicht vergessen, daß wir es vorzüglich Alexanders Beharrlichkeit verdankten, daß wir nach Paris kamen. Durch ihn haben wir Paris erobert, aber sowie er in ihre Tore einritt, hatte Paris ihn schon erobert. Frankreich behielt den Raub der Länder und leistete auch nicht die geringste Entschädigung und Vergütung; doch brannte es die Hossart tief, daß sie die meisten Eroberungen und Einziehungen wieder herausgeben mußten. Dies ist das Glück der Welschen, der allgemeine Gebrauch ihrer Sprache als einer Weltsprache und was sich an diesen Gebrauch bei allen Verhandlungen von Vorteilen und Hilfsmitteln knüpft, und was durch die Erziehung und Unterweisung in derselben fast als Sitte und Art zu ihrer Gunst in die Gemüter sich einschleicht, ja einschmeichelt. Kaiser Alexander, wenn man ihn nicht als Russen betrachtet, war sowohl von Vater als Mutter her fast ein deutscher Fürst; die Deutschen sind es vor allen andern europäischen Völkern, welche das russische Volk zur europäischen Bildung mit emporgehoben und aus dem Groben gearbeitet haben; er hatte mehr als eine Million deutscher Untertanen — aber der Zar war erzogen, als wenn er künftig Franzosen beherrschen sollte; sein Lehrer und Meister war ein schweizerischer Welscher. Dieser und Talleyrand und was ihn in Paris sogleich umfloß, ja über-

hwemmte, flüsterten ihm zu: „Gnade! Gnade! und Huld den
ranzosen gegenüber! sie sind die Überlieferer der Geschichte für
ünftige Geschlechter; haben Alexander von Mazedonien und
om Ilium geehrt und geschont wegen Homers, so schone und
hre du Paris wegen des gebildetsten und wissenschaftlichsten
olks, ohne welches wir alle noch Barbaren sein würden."

Ich war den ganzen Winter in Frankfurt geblieben und
ann nach Koblenz gegangen, weil der Minister meinte, ich könne
n der Verwaltung des Mittelrheins unter Gruner irgendwie
ine schickliche Anstellung finden. Daraus ward aber nichts, weil
iese Verwaltung sich nach dem Pariser Frieden bald in ver-
hiedene Teile auflöste und ganz anders gestaltete, als anfangs
ie Meinung gewesen war. Einen Teil des Sommers und Herbstes
enutzte ich, die rheinischen Lande, worüber und wodurch ich bis-
er nur hingeflogen und durchgeflogen war, näher zu erkunden.
ch sah den Oberrhein, ich sah Straßburg ein paarmal, versteht
ich im strengsten Inkognito. Welches Land! welche Stadt!
nd wir haben sie nicht wiedergenommen und behalten? Aber,
gt man, sie würden sich schwer zu uns gefügt haben. Freilich,
icht so bald; aber muß sich denn nicht alles gewöhnen? Haben
ie übrigen Rheinlande, die freilich nur zwölf bis fünfzehn Jahre
on den Franzosen besetzt oder beherrscht waren, sich nicht ge-
issermaßen auch wieder an Deutschland und an ihre deutschen
rüder gewöhnen müssen? Elsaß ist dem größten Teile nach
undertfünfzig, ja beinahe zweihundert Jahre mit Frankreich ver-
inigt. Noch bis heute herrscht die Sprache und Sitte Teuts bei
hnen, doch empfinden wenige von ihnen, was sie verloren haben,
aß sie nicht ganz mit den Pulsadern des ganzen, großen deut-
chen Volks ihr Leben pulsieren fühlen. Das ist die geistige Welt-
erkehrung, wenn ein Volk von einem größeren, fremdartigen
olke beherrscht wird, daß die Elemente seines eigenen, innersten
ebens sich matter regen und schlechter entwickeln, und daß es sich
ie Elemente der fremdartigen Nation nur kümmerlich aneignen
ann. Wird und kann ein deutscher Elsässer jemals im französischen
Wesen und Geist ein Mann des ersten Ranges in der französischen
Monarchie werden? Ich zweifle. — Aber, sagt man ferner, man
ollte den Revolutionsgeist in Frankreich töten, man wollte die
ranzosen befrieden, beruhigen — und wie würde man sie erbittert
aben, wenn man ihnen das Elsaß und alles, was diesseits des
rdennenkamms liegt, abgenommen hätte! O! O! Meint ihr,
ie seien uns Deutschen dankbar für unsre Blödigkeit, zuzugreifen?
Sie seien nicht erbittert, daß sie endlich die verdiente Staupe ge-
riegt haben? Wo ist der Franzose, der nicht flucht, daß die

Leute in Antwerpen, Köln und Mainz vor ihm als dem Herrn den Hut nicht abnehmen müssen? Wo ist von Chateaubriand bis de Lamartine, bis auf den dümmsten Korporal ein Franzose, der nicht sagte: „Aber der Rhein, das ist Frankreichs natürliche Grenze; was diesseits des Rheins liegt, das ist Frankreich, das muß bei der ersten besten Gelegenheit wiedergewonnen werden?" O mit welchen Gefühlen, mit welchen Gefühlen von Wonne und Weh über all diese Schönheit und Herrlichkeit, und daß diese nicht wieder unser geworden sind, bin ich in Straßburg auf dem hohen Münster gestanden und habe im Osten den Schwarzwald, im Süden den Jura, im Westen den Vogesus vor mir sich bläuen sehen! Eine herrliche Stadt, und die Menschen darin wie deutsch noch! wie leicht erkenntlich die echte, schlichte, deutsche Art von der mehr verzierten und beweglichen welschen! und welche schönen, kräftigen Baurengeschlechter in diesem herrlichen Rheintal! Es sind Alemannen — die Heftigkeit, der Ungestüm der Leidenschaften, der kurze, gestoßene Akzent in der Sprache, die Fülle der Herzigkeit und Gradheit, ja selbst die Grobheit sagt es. Dieser Stamm, freilich hin und wieder mit andern Stämmen durchschossen und etwas verdünnt, läuft nach meiner Überzeugung, wenn ich die Sprache, noch mehr wenn ich die Sitten und Gestalten der Menschen erwäge, über den Hunsrück und die Mosel hinaus bis in die Eifel und östlich bis ans Maifeld bei Andernach; so daß es an einigen Stellen nicht fern von der Ahr abbricht. Weiter gegen Westen wird die Sprache auf jede fünf Meilen hin immer träger, tonloser und plattdeutscher. Der Bauer um Köln, der im Jülicher, Klever, Limburger Lande, ja der in Brabant und Flandern spricht mit kleinen Abweichungen im Grunde denselben Dialekt, wenigstens nicht abweichender als in Norddeutschland der Braunschweiger, Holsteiner, Pommer und Brandenburger voneinander abweichen. Das Fazit: dies sind größtenteils Franken. In diesen Landen waren die Sitze der ripuarischen und salischen Franken; sie sind nicht ausgewandert; ihre Fürsten haben nur mit ihrem freiwilligen Gefolge Gallien erobert — wie sollten sie auch so herrliches, von den prächtigsten Strömen bewässertes, mit jedem Naturreichtum und seltenster Fruchtbarkeit begabtes und gesegnetes Land für ein schlechteres verlassen haben? Und wer hätte ihnen, wären sie mit Mann und Maus ausgezogen, nachrücken sollen und die von ihnen verlassenen Lande besetzen? Etwa die Sachsen, ihre Erbfeinde? Wir wissen, nichts dergleichen ist geschehen. Ihre Eroberung Galliens fällt in eine geschichtlich beleuchtete Zeit. Und

blieb das deutsche Frankreich, Austrasien genannt, noch vier
hrhunderte die Kraft und Macht ihres Reichs. Aber mit den
chsen, welche nachher ihre grimmigsten Feinde hießen, sind sie
wandt gewesen, sehr nahe verwandt. Das zeigt bis auf den
tigen Tag ihre ganze Art und Sprache. Waren die Franken
prünglich ein besonderer Stamm? Ich glaube es nicht. Der
me Franke ist als Bundesname entstanden; die Masse, woraus
Frankenvolk gebildet worden, muß aus sächsischen Völker-
ften zusammengeballt sein — es werden ja auch in der römi-
n Kaisergeschichte des dritten, vierten Jahrhunderts in den
egen der Römer am linken Rheinufer viele sächsische Völker-
sten genannt in ebender Gegend, wo die Stärke der Franken
nte. Die wohnte aber in den Gauen zwischen Mosel und
as und jenseits der Maas bis an die Grenzen der Friesen,
mehr in den Marschlanden längs des Meers und um den
ersee von dem Ausfluß der Maas bis über die Elbe hinaus
bis in die Zimbrische Halbinsel hinein saßen. Auch in den
ilderungen, welche Freund und Feind vom vierten bis neunten
rhundert von ihnen entwerfen, werden Sachsen und Franken
vielen Beziehungen ähnlich gezeichnet: Hartnäckigkeit, Wildheit,
Grausamkeit und eine fürchterliche Greulichkeit hatten nach
n Beschreibungen die Franken in jenen Tagen vielleicht vor
Sachsen voraus. Ihnen gegenüber erschienen die Goten und
gobarden viel menschlicher, milder und ritterlicher. Wenig-
s der Franke in Gallien ward, von dem verdorbenen, ver-
hteten und romanisierten Gallier angesteckt, bald ebenso listig
treulos als tapfer und grausam.

Welche glückliche, ja welche selige Augenblicke habe ich bei
n Streifzügen und Durchflügen durch die Lande durchlebt!
viele edle deutsche Menschen, damals alle von der Glut un-
licher Hoffnungen durchhaucht, sind mir begegnet! in Worms
Speier, in Baden, im Schwarzwald, selbst im Elsaß be-
net! Schon in Frankfurt hatte ich Elsässer getroffen — ich
durch ihre Anweisungen ihnen ähnliche in Straßburg —
he sagten: „Wir sind Deutsche, und viele von uns möchten
er deutsch werden, aber uns mit einem kleinen Fürstentum
mmenlöten, das würde nicht halten; schafft etwas Größeres,
t bleiben wir lieber, wie wir sind." Ich kam nach Köln,
Düsseldorf, sah Friedrich Jacobis wackern Sohn Georg
dem großväterlichen Pempelfort; ich kam in die Berge, ja
t in die Berge des Herzogtums Berg. Hier lächerte mir's,
ich fast alles auf Pferderücken erblickte. Das kam mir fast
wie in dem schwedischen Jemtland. Wie mag es hier galop-

piert haben, als noch gar keine geschütteie Straßen hier waren, als man kaum auf zwei, geschweige auf vier Rädern durch die Bergriiſe und Talgeklüfte gelangen konnte! Es lächerte mir's wegen einer philologiſchen Schnurre, die ich in einem Kommentar über Tacitus' Germanien irgendwo geleſen habe: die Tenkterer, welche Tacitus in dieſer Gegend als vortreffliche Reiter gemeldet, ſollten ihren Namen von dem Trompetenton Tenkter-tenk-tenk erhalten haben, gerade wie ein Römer der blutigſten Feldſchlacht, welche Germanikus und Arminius an der Weſer miteinander hielten, den Namen die Schlacht bei Idiſtaviſus gegeben haben ſoll, indem er von einem Deutſchen et is a Wiſe auf ſeine Frage nach dem Namen der Stelle zur Antwort bekommen habe. Ich kam in den Bergen von Elberfeld über Solingen nach Remſcheid, nicht zu Roß noch zu Wagen, ſondern zu Fuß, mit einem Wegweiſer von Elberfeld, der mein Gepäck trug. Jahn war mit mir, der Obermeiſter der Turner, ſo jung noch, daß er in Greifswald mein Zuhörer geweſen; er war mit mir von Koblenz, wo ich ihn traf, rheinabwärts gezogen. Wir kehrten in Ehringhauſen in einem Patriarchenhauſe ein, wo ich von jenem Tage an nun ſeit einem Vierteljahrhundert Einkehr gehalten habe und Einkehr halten werde, bis der Tod mir die Augen vernebelt. In Remſcheid, Ehringhauſen und ringsum wohnen mehrere Männer des Namens Haſenclever. Hier in Ehringhauſen wohnten damals drei Brüder — der älteſte, Bernhard, iſt ſeitdem heimgegangen — Bernhard, David und Joſua. Weil das Alte Teſtament in den Namen ſo vorherrſchte und auch wohl wegen der treuen, patriarchaliſchen Hausſitten habe ich meinen lieben, freundlichen Freund Bernhard ganz unbewußt, bis ich mich eines Beſſern beſann, oft Abraham genannt. So ſtempelte ich ihn, was er in der Tat war, zu einem rechten, frommen Patriarchenpapa. Dies war ein echtes deutſches Geſchlecht, welchem in jenen Tagen des Siegs und der Freiheit das Herz hoch in die Bruſt hinaufſchlug. Meinen David hatte ich im Winter ſchon in Frankfurt geſehen. Er war damals Feldhauptmann der Tenkterer in den Bergen, des Landſturms nämlich. Seine Frau eine edle Frankfurterin, Georg Schloſſers würdige Tochter. Wer verehrte eine ſolche Frau nicht gern als Königin David? Mit dieſen und mit ihnen ähnlichen Menſchen war es eine Luſt zu leben und von ihnen über Land, Art, Sitte der Menſchen ſich Auskunft und Kenntnis zu holen. Der Landſturm meines Königs David würde, wenn die Not bis an ihn gekommen wäre, wohl feuerfeſter geſtanden ſein, als die Webergeſellen meines lieben Grafen Geßler. Dieſe mannhaften und

nigen Tenkterer, gewohnt das Eisen durch Feuer zu bändigen,
rden im Feuerspritzen und Schlachtenhämmern gleichsam in
em Element gewesen sein. Auch hatte sich hier in den Bergen
geben, daß bei den Gerüchten von den französischen Nieder-
gen in Rußland und Polen hier viele in zu frühem Aufstand
erhoben hatten, was mehreren Jünglingen Verderben gebracht.
Um die Mitte des Monats Junius dieses Jahrs 1814 war
Minister vom Stein aus Paris nach Frankfurt zurückge-
mmen, wo er ungefähr sechs bis acht Wochen weilte. Acht
ge lang sahen wir dort den für Deutschland begeisterten Kron-
nzen von Bayern in dem Steinschen Garten vor dem Eschen-
mer Tor fast immer die Abende beim Teetisch. Dort sah ich
ch zuerst den Fürsten von Hardenberg, der mir seine früheren
rsprechungen wiederholte und mir seit diesem Herbst das Ge-
t, das ich bisher aus der Kasse der Zentralverwaltung genossen
lte, bis zu meiner ordentlichen Anstellung im preußischen
aate bewilligte. Von Frankfurt ging Stein auf seine Güter
Nassau. Dort war ich im August einige Tage. Es war ein
ichtiges Leben dort, vorzüglich durch eine edle Frau, welche
wiedersah und jetzt erst recht kennen lernte. Dies war seine
ere Schwester, Fräulein vom Stein, damals Priorin des freien
igen Fräuleinstifts zu Homberg in Hessen. Ich hatte sie im
ühling schon kennen gelernt auf einer Landreise von Frank-
rt nach Koblenz, wo ich sie in Diez traf. Das war ein
enſch! so pflegte die selige Doktorin Lüdecke in Stockholm,
e tapfre Schwäbin aus Augsburg, immer auszurufen, wenn
jemand besonders loben wollte. Ja das war ein Menſch!
ganz kleines, feines, etwas verwachsenes Persönchen, schon
er sechzig Jahr alt, mit einem schneeweißen Köpfchen. Aber
Gesichtchen war leuchtend, und die schönsten blauen Augen
kelten als Sterne darin. Man mochte sagen, sie war ganz
s Ebenbild ihres Bruders, des Ministers, dasselbe Gesicht,
selben Züge, nur alles feiner und kürzer, alles besonnener
d milder, wie das Weib neben dem Manne sein soll; dieselbe
rze und Gewandtheit in der Rede, derselbe unbewußte Witz,
t noch mehr Geist. Doch bei dem Worte Geiſt erschrecke ich,
il sich darunter oft ein Bastard- oder gar ein Kastraten-
chlecht versteckt, wovon ich eben nicht viel halte. Weiber haben
hr Klarheit, haben mehr Besonnenheit und, wenn sie wirklich
ist haben, leicht mehr Bestimmtheit und Spitzigkeit als Männer.
elleicht hatte sie wirklich mehr Geist als ihr Bruder; aber was
rr von Varnhagen auch sagen mag, welcher in ihm keinen Geist
nerkt haben will, ich denke, er hatte davon, und zwar solcher

Art, wovon er manchen spitzigen und spitzelnden armen Sündern zur Genüge hätte abgeben können, ohne daß er darum daran verarmt wäre. Es gibt aber viele, welche die Kraft und Einfalt, wodurch der Geist in einem großen Charakter untergeht und sich in Mut und Demut und Glauben versenkend selbst unscheinbar wird, aber den rechten Männerstahl der Tugend und Tatkraft macht, nimmer begreifen können. Es heißt im Sprichwort fulmine, non grandine, wie soll aber ein sogenannter geistreicher armer Teufel begreifen, daß man mit einem tüchtigen Keulenkopf viel wirksamer schlägt und trifft, als wenn man ihn in hundert kleine Speerspitzen ausgeschnitzelt hätte? Kurz, sie war geistreich, sie war aber auch kenntnisreich und gelehrt und wußte die vaterländische Geschichte und die alten deutschen Ordnungen und Verfassungen nicht bloß auf dem Nagel, sondern im Herzen. Rührend war es, wie sie neben dem Bruder stand, und wie die reißende Gewalt seiner Lebendigkeit allein vor ihr in stillen Ufern hinfloß. Bekannt ist, daß sie in den deutschen Aufruhr des Jahrs 1809 verwickelt und als eine Staatsgefangene von den Franzosen weggeschleppt und eingekerkert worden. Sie hatte, verlautete es, dem Ritter von Dörnberg eine Fahne gestickt und eingesegnet. Sie war im Umgange höchst heiter und liebenswürdig. Das war auch die Gemahlin des Ministers, eine Tochter des weiland kurbraunschweigischen Generalfeldmarschalls Reichsgrafen von Wallmoden, eine schöne, stattliche Frau, aber bei großer Milde mehr ernst und ruhig. Wir erlebten damals eine königliche Geschichte in Nassau. Ich erzähle sie hier:

Der Hetman Platow nebst noch einem russischen General waren in Nassau zu Mittage. Nach Tische ging alles, die Priorin und die beiden noch nicht erwachsenen Töchter des Ministers mit, auf die Burg Stein spazieren. Da hatte es ein eignes Spiel. Ein alter Maurermeister im Städtchen Nassau, der vor längst verschollenen Jahren mit dem Freiherrn Kinderspiele gespielt und sich immer als ein Ergebener zum freiherrlichen Hause gehalten hatte, war auf den Einfall gekommen, an den Gängen, welche auf der Höhe und an den Wiesen hin durch den Park des Steinschen Berges laufen, wirklich und bildlich durch die künstlichsten und wunderlichsten Zusammensetzungen von Steinen, Moosen, Blumen und Büschen die Taten und Leiden der russischen Feldzüge, den Brand von Moskau, den Rückzug der Franzosen, die Leipziger Schlacht usw. usw abzubilden. Da war denn auch Steins Namen und Wappen und ein wohlverdienter Kranz hie und da abgebildet. Der alte Herr hatte schon von dieser Transfiguration gehört und finster dazu gesehen. Nun als er es wirk-

erblickte, geriet er in Zorn und wollte alles sogleich weg-
ssen lassen, alle die schöne, kunstreiche und mühsame Arbeit,
rauf der fromme und dankbare alte Meister vielleicht die
erstunden einiger Wochen verwandt hatte. Die gute Priorin
r außer sich, wagte aber nicht, sich gegen zu legen, seufzte
r: „Ach! der arme Mann!" Sie kriegte mich nun auf, bald
nen noch andere Gäste, welche vorstellen und bitten helfen
ßten; und wir brachten es dahin, daß der alte Herr, freilich
drießlich, wegging mit den Worten: „Die Leute könnten
uben, ich wäre ein kindischer Narr geworden und bildete mir
, die Welt erobert zu haben" — aber er erlaubte endlich doch,
; Wind und Wetter die Kunstwerke des alten Mannes zer-
ren durften.

Er ging bald darauf (im September) nach Wien, und ich
t gegen das Ende des Oktobers meine Wanderung nach Berlin

Glückselig, daß ich, meinen Säbel an der Seite und meinen
ock in der Hand, meine Füße gebrauchen durfte. O es geht
ne Lust und Freiheit über die Lust und Freiheit des Fuß-
ngers, und wer die Sitten, Arten und Weisen der Menschen
d Völker recht erkunden will, soll, wo Wüsten und Räuber
ihm nicht verbieten, nimmer anders pilgern. Wer in Kutschen
t Vieren dahergefahren kommt, schließt den Leuten den Mund
r öffnet ihn nur dem Lügner oder Schmeichler; dem Fußgänger
r gehört die Welt, er ist des Bauers und Bürgers Gleicher,
d jeder steht ihm Rede und gewinnt ihm Rede ab, und so
rd ihm auch die Lust, durch die Gefühle und Gedanken der
nschen frei durchzuspazieren. Dazu kommt, daß, wer mit
em Viergespann oder Sechsgespann einherkutschiert, schon dem
uen großen, gebildeten, europäischen Volke angehört, welches
aller Verschiedenheit der einzelnen Völker eine so große
nerleiheit gewonnen hat, daß die an der Tiber und Newa,
dem Tajo und an der Elbe gebornen Vornehmen und Ge-
deten durch eine gewisse Gemeinsamkeit der Sitte und des
ns sich so abgeschliffen haben, daß man das ursprüngliche
turgepräge oft kaum im dünnen Durchschein noch erkennt.
h wanderte denn durch die Wetterau und Hessen und Westfalen
ig hin, besah mir den Teutoburger Wald und die Porta West-
alica und lebte einige fröhliche Tage mit dem wackern, alten
atischen Hessen Dr. Faust in Bückeburg; dann ging es über
nnover, Braunschweig und Magdeburg fröhlich weiter. Fröh-
, doch, wie es der Herbst häufig mit sich bringt, zuweilen
braufenden Regen. Ich konnte noch alle Wechsel und Un-
le des Wetters ertragen. Hier machte ich eine Bemerkung,

die mir auffiel, und die ich für die Herren Chemiker und Physiker zur Nachricht hieher setze: Ich war gewohnt, geschwind wie ein feuriges Roß zu pilgern, so daß ich auch im Herbst wohl mit Schweiß bedeckt ward. Da fühlte ich nun, sowie ich ungewöhnlich erwarmte, in der linken Lende da, wo die eiserne Säbelscheide anschlug, ein fliegendes Prickeln in der Haut, als ob ich mit Nadeln gestochen würde. Ich habe dieses Prickeln an derselben Stelle noch einige Wochen nach der Wanderung gefühlt. Ich meine nach meiner Ansicht, es war bei dem damals noch kräftigen Manne viel Eisen im Blut, und durch die Wärme wurden beide Metalle gereizt, ihren magnetischen Zug gegeneinander zu offenbaren.

Im Werder vor Potsdam begegnete mir ein romantisches Glück. Ich kam dort spät abends an, durchnäßt, ermüdet, überwacht, suchte den schwarzen Adler zum Nachtquartier, erhielt so schlechtes Abendessen und so säuerlichen Wein, daß ich meine Lippen verdrießlich zusammenkniff und mich nüchtern in ein kaltes Bett legte. Hier erschien mir ganz Mexiko im Traum. Ich habe von bildlichen Blumengeweben der Dichtkunst bei Mexikanern und Peruvianern wohl hin und wieder gelesen, auch von allerlei hieroglyphischen orientalischen Blumensprachen, aber nimmer habe ich mich in die Vorstellung und Nachbildung derselben so vertieft, daß sie in meiner Phantasie eine Gestalt hätten gewinnen können. Nun aber hatte ich gewiß stundenlang — wenn ich den Inhalt berechne — die allerlustigsten Blumenbilderungen von den buntesten Gestalten und Begebenheiten. Vergangenes und Gegenwärtiges, Zukünftiges und dem Scheine nach noch ganz überweltliches zauberte sich dort in lieblichsten Wechseln von Blumenbildern, und zwar von sprechenden und weissagenden Blumenbildern ab; so daß ich in meinem schlechten Bette das entzückendste Erwachen hatte. Was ist das? Woher dieses lieblichste in den mannigfaltigsten Farben und Tönen wechselnde Blumenmexiko? oder bin ich schon einmal in mexikanischen Blumengeweben verstrickt gewesen? Überhaupt wer sind diese wundersamen Spieler der Nacht, wo unser Geist, der alles unser Spiel regieren sollte, mitzuschlummern scheint? Was sind das für kleine, bunte Götzen, die in unsrer Herzenskapelle in verborgenen Nischen versteckt liegen und in dem dunklen Traumleben solche wunderbare Gestalten und Nachbildungen nicht nur des in Tat oder Gefühl Erlebten, sondern Vorbildungen des Künftigen und Ungebornen hervorbringen? was sind das für Götter oder Götzchen, die uns eine künftige Geliebte, einen künftigen Herzensfreund schon im Abbilde vorzaubern? oder tragen

unsre innersten, edelsten Or[illegible]die Urbilder jener Nachahmungen der Natur so in [illegible]ch, daß wir, wenn sie uns im Leben erscheinen, uns gleichsam [illegible]it magnetischer Gewalt zu ihnen hinreißen und sie lieben müssen? Genug, ich stand glückselig auf und habe die anmutigsten Bilder noch nicht vergessen; fröhlich schlürfte ich meinen dünnen, gelben Kaffee ein und wanderte auf die Residenzstadt Potsdam und hielt auf halbem Wege nach Berlin an der Stelle, wo ganz hart an der Heerstraße ein Busen des großen Havelmeers ausspült, in einem ganz stattlichen Gasthause mein Mittagsessen. Dies war die Stelle, wo der genialische Heinrich von Kleist, den ich im Winter 1809 während meines Inkognito in Berlin oft mit Freuden gesehen hatte, sich unten am See mit einer älteren Dame durch einen gegenseitigen Schuß entleibte. Ich ließ mir den Fleck zeigen, wo sie gefallen waren; die Bäume standen ruhig da, das Gras wuchs saftig und grün, sogar einige Stengelchen Quendel konnte ich mir noch pflücken. In der Stube, wo ich mein Mittagsmahl hielt, saß ein junger Offizier mit einer sehr hübschen, blauäugigen Blondine, wie ich mit dem Essen beschäftigt. Diese beiden sahen nicht aus, als die da aus dem Leibe herauszuspringen meinten. Sie nahmen ihren Weg bald gegen Süden und ich den meinigen gegen Norden. In der Abenddämmerung war ich in meines lieben Reimers gastlichem Hause, wo ich später ein weicheres Bett, aber ohne mexikanische Blumengespräche hatte.

Ich lebte diesen Herbst 1814 und den Winter 1815 in Berlin. Ich gehörte diesem Staate jetzt an. Nachdem ich von meiner schwedischen Sonderheit (Partikularismus) und fast auch von jeglicher deutschen Sonderheit geheilt worden, fand ich mich ungefähr in der Lage des starken Sankt Christoffel, der auf die Wanderung ausging, ihm einen Herrn zu suchen. Ach, wer hatte in den Jahren 1810 und 1811 denn noch einen deutschen Herrn? Einer war der Herr über alle geworden. Als dieser Stolze aber anfing zu wanken, als das szythische Eis und Schnee und die Rippenstöße der Kosakenlanzen den Koloß bearbeiteten, da konnte man sich umschauen. Ich hatte früher manches Sonderheitsgefühl gegen die Preußen gehabt; selbst mein alter Herr hoffte im Anfang des Jahrs 1813 nicht soviel von den Preußen, als er gesollt hätte. Er gedachte noch des Kampfes von 1809, des stolzen Riesenkampfes, wo Österreich mit den edelsten Wunden nur untergelegen war, nein nicht untergelegen — wo es den schlimmen Frieden hatte unterzeichnen müssen, weil es zuletzt nicht nur allein gelassen, sondern zum Übermaß des betörten und betörenden Jammers vom Osten her sogar von den Russen angegriffen

ward. Als nun aber der alte preußische Donner und Blitz alles aufschütterte, als die Siege von der Walstatt, von Dennewitz, Wartenburg und Leipzig wie Lichtstreifen des Ruhms jenem Blitz nachzitterten, da glaubte ich einen Herrn zu sehen, dem wohl ein Stärkerer als zehn Christoffel sich gern dienstbar machen möchte; ich glaubte eine auch für die Zukunft belebende, erhaltende und schirmende Macht Deutschlands zu sehen. Ich ward mit voller Liebe und Zuversicht ein Preuße.

Alle deutschen Herzen und Augen waren seit dem Herbst auf Wien gerichtet, wo die Kaiser und Könige Europas und ihre Räte sich versammelt hatten, um die verworrene und übereinandergeworfene Welt wieder ein wenig zu ordnen und besonders auch die deutschen Dinge und Leute zurechtzustellen. Ich leugne nicht, daß ich und viele andre wohl oft ungerecht gemurrt und gezürnt haben, wenn uns die Dinge nach unsrer Ansicht krumm oder verkehrt zu gehen schienen; daß wir auch gegen den preußischen Staatskanzler Fürsten Hardenberg gewiß oft mit Unrecht gemurrt haben; daß uns überhaupt die Angelegenheiten nicht in dem Maße, wie die Deutschen für das Allgemeine, für ganz Europa diesmal mit den Herzen und Schwertern gewaltig und scharf gewesen waren, für Deutschlands Ehre und Würde geführt zu werden schienen. Wir Deutsche vergessen bei solchen Gelegenheiten immer wieder, wie ganz eigentümlich nachteilig unsere Stellung ist: daß, wenn viele mit geteilten Vorteilen und Ansichten gegen einen oder gegen drei nach demselben Ziel laufen sollen, jener eine oder jene drei immer in einem unermeßlichen Vorsprung sind, nämlich, daß sie Willen und Kraft immer für einen Zweck beisammen haben, daß also in Unterhandlungen das in viele Herrschaften und Ansichten geteilte Deutschland immer einen Teil der Vorteile verlieren muß, welche es durch Siege erfochten hat. Rußland, England, Frankreich, Spanien standen in Wien als Einheiten, Deutschland als Vielheit, endlich gar als eine zersplitterte und zwieträchtige Vielheit, worunter und womit die Fremden desto besser ihr Spiel treiben konnten. Das war aber gar das seltsamste, daß man den Urheber alles Unheils, daß man das niedergeworfene und besiegte Frankreich, dem man durch den Frieden von Paris eben sein Erbe wieder zugeteilt hatte, hier in Wien sogleich wieder mithandeln und mitstimmen ließ, daß man den Mann, der mit den deutschen Fürstentümern und Herrlichkeiten jüngst noch so schändlich gefeilscht hatte, der alle unsre Unebenheiten, Schwächen und Gebrechen auf das gründlichste kannte, daß man Talleyrand als den Mitsprecher und Mitrater unter den erlauchten

Räten und Freunden der Herrscher mitsitzen ließ. Fürst Hardenberg hatte also gewiß eine sehr schwere Stellung, zumal da Preußen bei der Entschädigungsfrage weit mehr als Österreich, welches sich in Italien und um das Adriatische Meer seine Fettstücke ausgesucht hatte, recht in die Mitte aller möglichen deutschen Streite und Zänke hineingeschoben war.

Hardenberg war ein edler Edelmann, ein Mann von großmütigem, freiem Sinn, von liebenswürdiger, gewinnender Persönlichkeit, von schönen Kenntnissen und Talenten, seine Redlichkeit und Treue gegen seinen König und sein Vaterland unbezweifelt; aber das bleibt doch bei allem dem wohl wahr, daß er ebenso mutig und frisch, als seine Preußen auf dem Schlachtfelde vorgedrungen waren, mit einer zu offenen und arglosen adligen Geradheit und Redlichkeit bei den ersten Unterhandlungen vorgeschritten war, ohne fremde Listen und Hinterlisten, welche bei langsamen Unterhandlungen nimmer fehlen, und mögliche Änderung der Gesinnung der Menschen und mögliche Wechsel und Zwischenfälle der Begebenheiten genug in seine Berechnung aufgenommen zu haben. So hatte er z. B. an England für das künftige Königreich Hannover große Abtretungen preußischer Landschaften gemacht, ohne demselben ganz bestimmte und untersiegelte Versprechungen für Preußen als sichere Unterpfänder abgenommen zu haben; er hatte für England die Stiftung eines niederländischen Königreichs bewilligt, ohne den Zustand der Lande, welche dieses neue Königreich ausmachen sollten, und die politischen und natürlichen Grenzmarken desselben gegen Preußen fest und scharf ins Auge gefaßt zu haben. Er hätte nach der Leipziger Schlacht, als Bayern glücklich und klug mit Österreich seinen Vertrag von Ried abschloß, der notwendig eine Grundlage für den ganzen Rheinbund werden mußte, mit doppeltem Adlerauge auf die Rheinlande und deren Zukunft sehen müssen, da es nun jedem klar war, daß, wenn Preußen ordentlich und deutsch entschädigt werden sollte, seine Entschädigung gegen Südwesten hin fallen mußte; denn in Deutschlands Mitte war nun nichts Verlornes mehr wiederzugewinnen. Österreich hatte durch jenen Vertrag Preußen nun ein P vorgeschrieben. Daß aber Preußen weit in den Osten hinein auf Kosten Polens entschädigt werden sollte, konnte kein Deutscher wünschen; denn dort konnte die sogenannte Vermehrung und Verstärkung nur eine Minderung und Schwächung werden, beide für Preußen und für Deutschland.

Drei Lande waren es, worum in Wien vorzüglich verhandelt und gestritten worden: Polen, das Königreich Sachsen

und die von Frankreich wiedereroberten Rhein- und Maaslande. Ich weiß, daß viele Preußen, besonders auch solche, die Feldherren heißen oder werden wollten, statt aller Wiedererstattung und Entschädigung nichts als Sachsen, das ganze Sachsen begehrt hatten; ja, ich habe viele schelten gehört, daß man mit den preußischen Landen nur über den Rhein hinaus wollte. Mich für meinen Teil hat der Streit um Sachsen wenig gekümmert: Sachsen im Mittelpunkt Deutschlands mußte endlich, wenn wir nicht immer wieder in die allerundeutscheste, die Fremden lockende Zwietracht zurückzufallen gemeint waren, schon in und bei Deutschland bleiben und mit dem übrigen Deutschland auf jeden Fall stehen oder fallen. Aber ganz anders stand die Frage um Polen und um die Lande um die Maas, Mosel und Rhein. Dort lagen die mächtigen Reichsfeinde an den Grenzen und konnten sich nur freuen, wenn man da schwächende Zersplitterungen und Zerreißungen machte. Das durfte ein Fürst Staatskanzler von Preußen nicht unbeachtet lassen; er mußte sorgen, wenn Preußen mit seinen Grenzen durchaus an den Rhein mußte — und das mußte es — daß es als Vorstreiter des deutschen Volks dort in tüchtiger Rüstung zu stehen komme. Daß nun schon manches, was man sonst fast für abgemacht hielt, sehr zweifelhaft stand; daß nach dem Vertrage von Ried die Angelegenheit Sachsens und seines Königs ganz andre, ja selbst völlig veränderte Ansichten und Beurteilungen zuließ; daß da bis auf den letzten Mann gefochten und gestritten werden würde — diese Möglichkeiten, ja diese Wahrscheinlichkeiten mußte er kalt und besonnen anschauen und also nach einem Felde hinschauen, welches erst neu verteilt werden, wo erst neue Herren eingesetzt oder gemacht werden sollten. Dieses Feld waren die wiedergewonnenen rheinischen Lande, das alte, herrliche Austrasien. Es mußten auch die Gründe, ja das Geschwätz kurzsichtiger Feldherren oder Feldherrngeelschnäbel bei ihm kein Gewicht haben, daß Preußen sich durch den Besitz mehrerer rheinischer Landschaften zu sehr verlängere und also den Hebel seiner Kriegsstärke durch jene Verlängerung schwäche. Dies war zugleich eine Dummheit und eine Unwahrheit. Eine Dummheit: denn die Feldzüge von Jahrhunderten haben bewiesen, daß, wer den Rhein besitzt, auch bald Weser, Elbe und Inn erreicht, daß also Tollheit war, hier schwache Fürsten hinzusetzen und dann nachher doch, wann der Welsche losbrach, von der Oder und Elbe zum Rhein hineilen zu müssen. Oder wußten sie etwa nicht, oder hatten sie es in der Eile vergessen, daß schon der Große Kurfürst im Elsaß und Brabant und Holland hatte fürs Reich

kämpfen müſſen; Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. ebenſo? Alſo, Starker, du, der an der Elbe, der Saale, der Weſer, im Sachſen- und im Weſtfalenlande ſo viele ſchöne Beſitzungen haſt, du mußteſt auch hier ſtark vortreten wollen, du mußteſt hier vorſchreiten wollen, um die öſtlichen und weſtlichen Deutſchen gerade hier am ſicherſten zu beſchirmen. Es war dies aber auch eine Unwahrheit: nur fünf bis ſechs Märſche, und man hat von Koblenz, Köln und Weſel aus geſchwind den Kern dieſer ſchönen Lande, wo die Schlachtfelder und alle Hilfsmittel des Kriegs und der Schlachten ſind. Aber man mattete ſich um Sachſen ab, verfeindete ſich, ſtritt ſich tot um Sachſen, und hier — weh! daß ich es ſagen muß! — hier den hinterliſtigen, lüſternen Welſchen gegenüber ließ man die Fremden die Länder gutwillig und demütig zerſchneiden und zuſchneiden und gebärdete ſich dabei, als wenn es ſich um Kleinigkeiten handle. Ja, ich bin noch heute überzeugt, hätte hier, für dieſe wichtigſte Grenze, der Geiſt der Klugheit und Stärke gewaltet, hier wäre ganz Anderes und Größeres zu erlangen geweſen als bei dem traurigen Streit um Sachſen. Freilich England hatte mit dem Prinzen von Oranien und mit ſeinen holländiſchen und deutſchen Räten und Helfern ein neues auſtraſiſches Königreich frühe zugeſchnitten; aber weil Hardenberg das wußte, mußte er ſich mit offnen Falkenaugen über dieſen Landen ſchwebend halten und die künftige Entſcheidung nicht ſo dem Zufall oder der Willkür überlaſſen. England hatte von Preußen für Geldanleihen, Waffen und andere Lieferungen Zuſagen ganzer preußiſcher Landſchaften erhalten (Oſtfriesland, Hildesheim, einen Teil des Münſterlandes uſw.). Hardenberg mußte England und Holland gegenüber nicht den Reichen und Großmütigen ſpielen. Mit Holland beſonders war große Abrechnung zu halten. Hat nicht Öſterreich die Wiedereroberung Italiens von den Fürſten Italiens ſich mit vielen Millionen bezahlen laſſen? Und Preußen eroberte Holland und die meiſten belgiſchen Lande und Feſtungen mit ſeinem edelſten, beſten Blute, und es hat erobertes Geſchirr und Geſchütz und noch ſo vieles andere den wohl und ſtrenge rechnenden Kaufleuten umſonſt ausgeliefert. Und was iſt geſchehen? Nicht einmal die Maas und die Maasfeſtungen teilten wir mit dem neuen Königreiche, ſondern ließen uns die allerſchlechteſten, unſicherſten und ſchwächlichſten Grenzen, die den künftigen Untertan verletzendſten und ſchädlichſten, von den Holländern mit ihrer gewöhnlichen Knickerigkeit und liſtigen Zaudrigkeit ordentlich zuſchneiden. Ja dieſe waren mit einem Male ſo länderdurſtig geworden, daß ſie gern alles Deutſchland bis an die Moſel mit verſchlungen hätten, was ihnen noch mehr als Belgien

unverdauliche Aufstöße gegeben haben würde. Ebenso unpolitisch, sorglos und gedankenlos ließ man an der Ostseite die schönen Rheinlande in ein halbes Dutzend Stückchen zerschneiden und einzelnen Fürstentümern als eine kleine Ergötzlichkeit hinwerfen. Dazu lächelte Frankreich ins Fäustchen; darüber trauerten alle einsichtsvollen Vaterlandsfreunde. Hier aber wäre ein Streit um und für das ganze Rheinland besser und gründlicher durchzuführen gewesen als bei Sachsen.

Für Preußen war, wie eben angedeutet ist, die Lage in Wien dadurch die allerschlimmste, daß es bei den Verhandlungen über die Abtretung preußischer Lande an Hannover mit England sich nicht mit der Vorsicht gesetzt hatte, die das bekannte do ut des erfordert; daß es sich nicht auf solche sichere Bedingungen mit ihm gesetzt hatte, daß England bis zum entschiedenen Ausgang der Sachen in Wien mit ihm hätte denselben Strang ziehen müssen. Es fanden sich klein- und kurzsichtige und klein- und kurzdenkende deutsche Männer, welche sogleich bei dem Anfange der Unterhandlungen in Wien sich mit England und Hannover gegen Preußen zusammenwickelten und rotteten: nicht als Verräter, nicht aus bloßem Haß, sondern gleich wieder aus dem alten deutschen Neid, aus der armseligen Sorge, es möge im Vaterlande irgendein großer Glanz aufleuchten, der die kurzen Schatten der andern zu sehr zeige. Sie aber nannten das die Sorge für die deutsche Freiheit. Eben hatten alle nun in zehn, fünfzehn Jahren die schändliche Staupe gefühlt, welche die deutsche Zwietracht und Ohnmacht über alle, über den einen nach dem andern gebracht hatte; und noch waren die Narben der Ruten nicht verharscht, so regte sich die uralte Unart, und das römische Sprüchlein, lautend: **Griechenlands Staaten, da jeder einzeln herrschen wollte, haben insgesamt die Freiheit verloren***), war wieder vergessen. Auch England hatte des großen [illegible] Gedanken vergessen, welchen er seinen Freunden sogar im Testament hinterlassen, daß, wenn die Rheinlande und Belgien in einem glücklichen Kriege wiedererobert würden, alles Austrasien an Preußen als den deutschen Vorfechter im Westen, wie Österreich es im Südosten ist, müsse abgegeben werden. Aber der große Pitt mit seinen erhabenen Gedanken zur Rettung und Befreiung Europas war lange hingegangen, und Lord Castlereagh und seine Vertrautesten standen tief unter so hohen Ansichten. Denn gerade von seiten Englands und von einem geistesarmen und engherzigen deutschen Mann, der nur das einzelne Kleine und das einzelne Gegenwär-

*) Graeciae civitates, dum singulae imperare volunt, omnes libertatem amiserunt.

tige sehen konnte, von dem hannöverschen Minister Grafen von Münster, ging der rücktreibende Wellenschlag gegen Preußen aus. Er, von vielen deutschen Parteigängern, sogenannten deutschen Freiheitspatrioten, gefolgt, stellte sich an die Spitze aller neidvollen und ränkevollen Bewegungen und Zettelungen gegen Preußen und hatte seinen mächtigsten Rückhalt an den anwesenden englischen Ministern, welche mit Macht aufdrücken konnten, und welche er die Dinge durch seine Brille ansehen ließ. In diesem Verhältnisse hat man wieder Hardenberg, gewiß mit Unrecht, beschuldigt, er als ein geborner Hannoveraner habe hier auch unbewußt nicht genug entgegengehalten. Aber etwas Anderes war es vielleicht mit einem Einfluß, dem er ohne Verdacht des Argen Zutritt und Eingang zu sich erlaubt hat, und der von den Preußen beschuldigt worden ist, schlangenlistig zwischengeschlichen zu sein. Dies war der Einfluß eines Freiherrn von Hardenberg, vormaligen hannöverschen Gesandten in Wien. Dieser Mann, wie ihn uns Herr von Hormayr in seinem „Historischen Taschenbuch für 1839" geschildert hat, war eine jener sich durchlauschenden und durchschleichenden Figuren, welche bei scheinbarer Charakterlosigkeit und Unbedeutsamkeit auf dem diplomatischen Felde meistens leise und still auf den Busch klopfen und dem rechten Jäger das Wild ganz unvermerkt in den Schuß treiben. Er hatte so den unschuldigen Brutus zu machen verstanden, daß selbst die Franzosen, als sie im Jahr 1809 Wien und Österreich überschwemmten, ihn aus seinem stillen Lager nicht aufgestört hatten. Dieser verhüllte Brutus hatte sich nun seinem Vetter, dem Staatskanzler, beigesellt, welchem er durch seine Verbindungen und Bekanntschaften in der österreichischen Hauptstadt in allerlei kleinen Nachweisungen und Dienstleistungen nützlich werden konnte; und er wich demselben während seines Wiener Aufenthalts auch keinen Augenblick von der Seite. Indem er nun bei demselben gar nichts zu tun noch zu wollen schien, auch sich sehr klug jeder politischen Rolle und Parteinahme enthielt, erlauschte er, wie es bei unbewachtem geselligem Zusammenleben am leichtesten und leisesten geschieht, alle geheimsten Gedanken und Entwürfe des Staatskanzlers und trug — so erzählten die Preußen — das Erspähte und Erlauschte dem Grafen Münster zu. Es war natürlich, daß Talleyrand sich sogleich mit dieser englisch-hannöverschen Partei zusammenfand und ihr Gewebe mit aufwickeln und durchflechten half. Es war rührend zu sehen und zu hören, welche schöne Predigten hier der Wolf wieder dem Reiche der Schöpse und Kälber hielt, und mit welcher Gleisnerei dieser Franzose hier, der im Namen eines Volkes redete, welches,

wenn seine Arme Umfang und Umgriff genug hätten, alle ihm fremde Eigentümlichkeiten sogleich erdrosseln möchte, von politischer Mäßigkeit und Gerechtigkeit predigte und von der höchst wohltätigen europäischen Notwendigkeit, alle kleinsten Einzelheiten Deutschlands, alle kleinsten Farbenschattenschimmer, welche von Bruchstücken weiland besonderer deutscher Volksstämme noch übrig sein möchten, zu achten und zu erhalten.

Auf diese Weise ist hier einem politischen Unverstande, einem Neide, welchem jede kaum erst aufleuchtende deutsche Herrlichkeit sogleich zu herrlich und zu gefährlich deucht, die Arbeit gegen Preußen endlich nur zu gut gelungen. Was Napoleon eingerichtet und vergrößert hatte, das blieb als etwas Unantastbares stehen; viele kleine deutsche Fürsten, gleichsam als sei durch sie das Vaterland vorzüglich gerettet worden, wurden noch mit Land und Leuten vermehrt; England, Rußland und Österreich hatten gehörig für sich gesorgt; Preußen allein, welches in der heiligen Arbeit dieses Kriegs am meisten getan und gelitten hatte, erhielt nicht den Inhalt der Quadratmeilen, welche es im Jahr 1806 besessen hatte, kaum seine alte Einwohnerzahl, und ward in seinen südwestlichen Landschaften mit den schlechtesten, von fremder Politik abhängigen Grenzen, dem laurenden Frankreich und dem habsüchtigen Holland gegenüber hingestellt, so hingestellt, was man in die Luft hinstellen nennt.

Als man in Wien noch alle Hände voll Arbeit hatte und die einige, verbündete Freundschaft sich durch die eben erwähnten politischen Stellungen, Zettelungen und Streitpunkte sehr abgekühlt hatte, erscholl plötzlich die Nachricht, Napoleon habe den letzten Tag des Februars 1815 die Insel Elba verlassen, sei mit einigen hundert Mann in Südfrankreich gelandet und ziehe immer landeinwärts an der Rhone herauf. Nicht lange, und es erscholl weiter, wie sein Zug ein wahrer Triumphzug bis in Paris hinein geworden, indem General und Korporal ihm zugefallen und seinen Fahnen gefolgt waren. Ludwig XVIII., von allen verlassen, war nach Belgien entflohen, und die verbündeten Herrscher mußten ihre Heere zum neuen Kampf gegen den gefährlichen Korsen wieder über den Rhein und die Alpen schicken. Dahin schickte auch ich mich im April: was ich auf jeden Fall, doch etwas später, gewollt hatte. Denn meine Gedanken und Hoffnungen, welchen höheren Orts nicht unfreundlich zugewinkt war, richteten sich auf den Rhein und auf die dort zu stiftende preußische Universität. Ich wollte den Rhein und seine Bewohner besser kennen, ich wollte am Rhein leben lernen. Ich war jetzt ein von allen guten und schlechten Fesseln Befreiter; ich konnte mir allenfalls meinen

Aufenthalt wählen. Es fanden sich schon Gönner, die geruhten, mich einen Vagabunden zu nennen; was die Bauren in Pommerland wohl in Vagelbund verkehren, indem sie des fliegenden Vogels dabei gedenken. Auch bedeutet mein Name in der Tat nichts anderes als Vogel*); doch bitte ich Vergleichung und Anspielung mit meinen ebengenannten Gönnern nicht in zu breiter Anwendung zu gebrauchen.

Ich lebte den ersten Monat in Aachen, mir das Kriegsgetümmel und die Bewegungen in Belgien ein wenig in der Nähe zu betrachten. Damals begab sich in Lüttich der Jammer mit den unglücklichen, königlich sächsischen Bataillonen, welche laut des Wiener Vertrags zwischen Sachsen und Preußen verteilt werden sollten. Die Leute wollten dazu erst den besonderen Befehl ihres Königs sehen. Da stand denn ein wild erzürnter Haufe auf und wollte den Palast des Feldmarschalls Blücher erstürmen. Das hätte, wenn ihnen der Anschlag gelungen wäre, eine schöne Geschichte geben können; sie hätten uns den alten Helden Blücher, den Gneisenau und die Blüte des preußischen Generalstabs, welche gerade in diesem Palaste beisammen waren, erwürgen können. Aber wie diese Sachsen mit wilden Dingen umgingen, so taten die Wachen des Palastes, die aus ihren Brüdern bestanden, ihre heilige Soldatenpflicht, verteidigten die Tore, welche jene zu sprengen versuchten, auf das mannhafteste und gaben den Feldherren Zeit, aus einer Hintertür zu entrinnen, ihre Rosse zu besteigen und sich in Sicherheit zu bringen. Ich fuhr den Vorabend jenes Morgens, wo der alte Feldmarschall die noch in Lüttich anwesenden Sachsen und Preußen versammelte und wegen jenes Auflaufs an sie eine zugleich belobende und ermahnende Rede hielt, mit dem Obersten Rühle von Lilienstern nach Lüttich und begab mich zur bestimmten Stunde nach dem Platz, wo der Alte reden wollte. Er stand in prächtiger Haltung da wie ein Gott Mars und sprach noch prächtiger. Im Anfange der Rede blieb er in den Fugen derselben (ich hörte, sie sei von einem sehr federgewandten General für ihn verfaßt worden), aber nicht lange, und er zersprengte sie und ging mit mordlich husarischem Einhauen auf den deutschen Dativ und Akkusativ im gewaltigen Feuer seiner eigenen Natur durch. Ich erinnere mich noch der Schlußworte, welche lauteten: „Nein, die Franzosen sollen sich nicht freuen, daß sie ihren Bonaparte wiedergeholt haben, daß sie hier vom Aufruhr der Deutschen gegen ihren

*) Arnen sich schnell bewegen, fliegen („So erarn' ihn der flimme Tüvel" Nibel. Lied). Arend Vogel, Adler, Örn nordisch; ὄρν, ὄρνις, ὄρνι, ὄρνιν, ἄρνι usw.

General gehört haben. Wir sind vor ihnen und an ihren Grenzen keine Sachsen und keine Preußen, wir sind alle Deutsche, wollen Deutsche bleiben und als Deutsche siegen oder sterben. Ich habe es geschworen, und ihr schwöret es mit mir, ich komme nur als Leiche oder als Sieger über den Rhein zurück." Hier fühlte ich wieder, welche die Kraft war, die diesen gewaltigen Menschen, diesen durch keine besondere Kenntnisse und weite Ansichten und Einsichten geschmückten Feldherrn gleichsam zu einem deutschen Panier gemacht hatte.

Um die Mitte des Maimonats ging ich nach Köln, der Hauptstadt des Rheins, wo ich einstweilen meinen Sitz aufschlug. Auch hier gab es genug Bilder des Kriegs und des Kriegsgetümmels den ganzen Sommer hindurch. Zuerst kamen mehrere Männer, auch teils Verwandte, aus meiner Heimat, welche als Freiwillige dem preußischen Heere in Belgien zuzogen. Ich erinnere mich, ich ging mit ihnen an das Ufer des Stroms, uns nach Deutz übersetzen zu lassen, wo ich sie bewirten und in der Nacht eine Strecke Weges begleiten wollte. Mein kleiner, damals eben vierzehnjähriger Sohn mit langen, fliegenden blonden Locken lief neben uns her und trug den mächtigen Säbel eines der Reiter unterm Arm. Weil er schlank und schön und mit seinen dichten Locken fast jungfräulich anzuschauen war, so liefen die alten und jungen Weiber zu seinem großen Ärger hinter ihm her und schrien: „Wahrhaftig, es ist ein Mädchen, ein hübsches Mädchen! Und läuft mit den Husaren?" Andere, nachdem sie sich ihn näher betrachtet, schrien wieder: „Das arme junge Blut! Was will der schon mit im Krieg?"

Bald kam auch Talleyrand von Wien, um zu seinem Ludwig XVIII. nach Gent zu eilen. Ich war gerade bei dem Kommandanten Oberst von Ende, einem wackern, etwas barschen Kriegsmann, als eine Stafette von ihm anlangte, der Oberst möge ihm doch für einige Posthalte Gendarmen zum Geleit und Begleit zuschicken; denn dem alten Schelm war bange geworden, als er auf einigen Stellen die Leute den Namen Franzos nicht eben mit Achtung hatte rufen gehört. O, er kannte die deutsche Geduld doch noch nicht genug; einem deutschen Talleyrand, der nach Spielung einer ähnlichen Rolle durch Frankreich hätte reisen müssen, wäre wohl nicht ratsam gewesen, solche Reise ohne starkes Geleit zu wagen. Mein Ende brummte bei der Zumutung, schickte aber doch das gewünschte Geleit, sprechend: „Lieber schlüge ich den alten, bösen Fuchs tot." So zog den ganzen Sommer durch ein Gewimmel von Fremden und von Bekannten von und nach Paris hier durch; denn über Köln ging die große

Kriegsstraße. Dies gab dann vielfältige Ergötzung und Kurzweilung. Man fragt hier vielleicht, warum ich in jenen Tagen nicht auch nach Wien und Paris gekommen bin? O, ich kannte meine Stelle recht gut, wohin ich gehörte. Was sollte ich, eine Stimme eines Predigers in der Wüste, da tun? Und wie sollte ich da umgehen, wo die Zierlichen und Feinen die Lose über die Länder warfen und sie zerlegten und wieder zusammenleimten? Mich in Paris aber roh und übermütig über die wieder gebändigten und niedergeworfenen Franzosen ergötzen — der schlechte Spaß konnte mir auch nichts frommen.

Es kamen aber auch die Bedeutendsten diesen Sommer nach Köln. Im Julius, als wir in der Siegeswonne über Waterloo und Belle-Alliance schwelgten, erschienen einen guten Morgen Herr vom Stein und Herr von Goethe. Goethe war von Frankfurt nach Wetzlar und von da längs der Lahn abwärts gezogen, die alten, rührenden Jugendpfade von Werthers Leiden und Freuden wieder nachlesend und das Liedlein bei sich summend, welches ihm weiland in der Kutsche zwischen Basedow und Lavater entklungen war:

Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

So war er ins Städtchen Nassau gekommen und im Löwen abgestiegen. Herr vom Stein, dies erfahrend, konnte den großen Mann dort nicht sitzen lassen, sondern ging hin und holte den Sichsträubenden auf sein Schloß, ließ den folgenden Tag anschirren und setzte sich mit ihm in den Wagen. So kamen beide über Koblenz und Bonn nach Köln, wo sie mehrere Tage blieben und den Dom und alle andre Denkmäler und Sehenswürdigkeiten musterten, uns Kleine aber bei den abendlichen Tees königlich erfreuten. Diese Reise verglich ich der fabelhaften Reise des eisernen und tönernen Topfes; nur lief sie viel glücklicher ab. Die beiden würdigsten alten Herren gingen mit der aufmerksamsten und vorsichtigsten Zärtlichkeit nebeneinander her, ohne gegeneinander zu stoßen. Dies ist das letztemal, wo ich Goethen gesehen habe. O wie war er viel glücklicher, heiterer und liebenswürdiger als den Frühling vor zwei Jahren in Dresden! Ich sah aber hier wieder, was ich bei früheren Gelegenheiten schon an ihm bemerkt hatte, und was auch aus seinen Büchern hervorgeht, wie er, obgleich selbst nun ein Edelmann und eine Exzellenz, — und obenein welche Dichterexzellenz von Apollos und aller neun Musen Gnaden! die bürgerliche Blödigkeit und Beklommenheit vor dem gebornen Edelmann nicht los werden konnte.

Daß er vor Stein eine Art erstaunter Ehrfurcht gefühlt hätte, wäre auch dem seiner Größe bewußten Mann zu verzeihen gewesen; aber es erschienen sich ihm darzustellen ein paar Leutnante und Hauptleute, junge Adlige, deren Väter oder Oheime Goethe kannte — und siehe da! ich sah den Greis vor den Jünglingen in der Stellung wie des Aufwartenden. Er war übrigens äußerst liebenswürdig und freundlich mit allen und zu allen und eroberte nicht bloß das Herz des alten, wackern Wallraff, der für ihn sich gern zum Cicerone machte, sondern die Herzen aller andern, die in seine Nähe kamen. Stein aber war ungewöhnlich sanft und mild, hielt den kühnen und geschwinden Atem seiner Natur an und zügelte den Löwen, daß er nimmer herausguckte.

Nicht lange darauf war Stein nach Paris gegangen und kam im Herbst zurück. Da erschien er im Anfang des Oktobers mit einem ganz andern Gast, mit dem Großherzog von Weimar, und das gab den Ungeweihten eine andere Erquickung, wie er mit Fürsten zu leben verstand. Der Herzog, frisch, lebendig, witzig und unverzagt, wie ein Fürst leicht sein kann, führte die kurze Ware in geschwinder Rede, und mein alter Herr blieb ihm die seinige so wenig schuldig, daß die Anwesenden oft erstaunten, ja erblaßten. Ein Beispiel: Es kam das Gespräch auf den Verfasser der „Söhne des Tales", den eben zum katholischen Priester eingekleideten Königsberger Werner, welcher auch auf dem weimarischen Olymp den Göttern und Geistern gehuldigt hatte. Der Herzog erzählte mit sehr hübscher Laune mancherlei Wunderliches und Verkehrtes von dem preußischen Dichter und kam endlich auf seine Liebeshistörchen und nannte ihn einen armen Kater, der den verliebten Kätzchen auf allen Dächern seine ohnmächtige Liebe vormiaut habe. „Ja, der wunderliche Kauz hatte", sagte der Herzog endlich, „seiner Lehre kein Hehl, daß der Mann hier auf Erden seine jammervolle Seelenwanderung als durch das Fegefeuer durch die verschiedenen Leiber der Weiber durchmachen müsse; und, lieber Baron, gestehen Sie nur, daß wir alle auch durch dieses Seelenwanderungsfegefeuer haben laufen müssen." Zugleich streute er zum Schluß noch einige leichtfertige Scherze auf diese Worte. Darob erzürnte sich der Freiherr und rief: „Ich weiß nicht, welche Seelenwanderungen durch solches Fegefeuer Euer Hoheit erlitten haben; aber das weiß ich, daß weder Fürst noch Edelmann sich solcher Leiden zu rühmen haben; auch sollten Euer Hoheit sie nicht als etwas Unschuldiges und Lustiges vor diesen jungen Männern bekennen." Es saßen nämlich unter den Anwesenden auch mehrere junge Offiziere. Diese Worte flogen mit solcher Gewalt aus dem Alten heraus, daß der Herzog

nen Augenblick verstummte, sich jedoch bald wieder zur Lustig-
it faßte. Oberst von Ende aber und der Oberpräsident Graf
Solms, welche mit beim Tee saßen, meinten beim Nachhause-
hen: das sei gar keine lustige Gesellschaft, sondern eine andere
rt Fegefeuer, man komme zwischen den scharfen Geschützen,
elche die alten Herren führen, ordentlich in die Klemme.

Napoleon war besiegt und an seinen Prometheusfelsen St.
elena geschmiedet. Es saß wieder ein Kongreß der Herrscher in
aris. Diesmal wiegten wir uns mit Hoffnungen, es werden
dlich jedermänniglich die Augen geöffnet sein, es werde end-
h eine volle und ganze Sündentilgung und Schuldabrechnung
it dem übermütigen welschen Volke abgeschlossen werden. Und
es erfolgte wieder nicht, wenigstens erfolgte es nur zum kleinen
eil. Freilich mußten sie eine bedeutende Geldentschädigung be-
hlen, auch die aus allen Landen entführten Bibliotheken,
unstwerke und Denkmäler zurückgeben, endlich einen Teil ihres
ndes und ihrer festen Plätze auf drei, und nach Befinden der
otwendigkeit, auf fünf Jahre von 150000 Mann der verbün-
ten Heersmacht besetzen lassen; aber die Herausgabe der deut-
en Landschaften, die Stärkung Deutschlands durch festere und
herere Grenzen wurde nicht erlangt. Was konnte denn dagegen
Wege liegen? Man hatte ja die Erfahrungen so vieler Jahre
d die jüngste Erfahrung dieses Winters, daß dieses wankel-
itige und prahlerische Volk nicht durch Eidschwüre und Gnade,
dern nur durch Furcht und Geiz zu halten und zu binden sei.

Zuerst Ludwig XVIII. mit seinem Talleyrand gebrauchte die
wöhnlichsten Listen und Künste, worin dieses Volk allen über-
gen ist. Der alte Ludwig rühmte seine ritterlichen Franzosen,
s auf deren Treue und Hingebung er immer gebaut habe und
ch jetzt bauen könne; sie seien an dem letzten Aufruhr ganz
schuldig gewesen, ihn hätten bloß einige Verführer der Solda-
ka und die trügerischen Vorspiegelungen des Korsen verschuldet.
sonders aber war diese welsche Fuchslist und Hundeschwanz-
delei zu den Füßen des Kaisers Alexander die tätigste und
slissenste; denn durch ihn war man ja das vorige Jahr für
e Demütigungen und Niederlagen getröstet worden. Sie um-
uselten und umbrausten seine Ohren mit allen möglichen
ißigkeiten und Schmeicheleien. So klang es unter andern in
nzösischen Blättern, als er, eine große Musterung zu halten,
t den übrigen Monarchen auf die Ebene von Vertus abgereist
r: „Kaiser Alexander ist auf sein Lieblingsschloß (Tugendfeld)
gereist.“ Doch schien der russische Kaiser etwas abgekühlt
gen sie; indessen war er darum noch nicht erwärmt für das

verlassene Deutschland. Das schlaue Volk griff ihn nun von einer andern Seite an; es stieß nicht allein mehr in die Trompete irdischen Ruhms, sondern ließ gleichsam Posaunentöne einer andern Welt auf ihn herabblasen. Der Franzose ist einmal der Mensch des Augenblicks, ja der Sekunde, und weiß jedes feinste Lüftchen, das zu seinen Gunsten wehen kann, mit seinem vielfarbigen und vielfaltigen Wendemantel aufzufangen. Man schlage nur die Denkbücher seiner Diplomaten auf und lese darin ihre vielgestaltigen protëischen Künste, wie sie vor den Augen Europas offen daliegen. Statt aller andern schlage man nur die Mémoires du Maréchal Comte de Villars auf. Dieser bekleidete in Wien bei Kaiser Leopold zur Zeit, als bei dem Hinschwinden Karls II. von Spanien ganz Europa durch die bald fällige spanische Erbschaft in Bewegung gesetzt war, den Posten als französischer Gesandter. Er war jung, mutig, schön und tätig, hatte offenbar ein Dutzend der schönsten und gewandtesten Jünglinge aus den ersten französischen Häusern und versteckt unter mancherlei Kappen und Hüllen noch viele andre Mithelfer in seinem Geleit und unter seinem Schutz; daneben ein Gewimmel reizender französischer Tänzerinnen und Buhlerinnen. Die ersten waren bestimmt, die deutschen und ungrischen Damen, die zweiten, die Männer zu fangen; er selbst gab sich in allen möglichen Verpuppungen und Verkleidungen in ähnlichen Unternehmungen gleichen Abenteuern preis; was in der österreichischen Hauptstadt von schlechtem, feilem und spitzbübischem Volk vollends für Gold und Silber zu erkaufen war, das hatte er als Mäkler, Lauscher und Späher im Solde. So waren sie, so sind die Franzosen bis auf den heutigen Tag. Wozu noch kommt, daß sie durch allgemeinen Gebrauch ihrer Sprache einen leichten Eingang und ein geistiges Übergewicht haben, welche allen übrigen Völkern Europas fehlen. Jetzt also suchten sie sich des Kaisers Alexander auf eine andere Weise zu bemächtigen. Er war ein liebenswürdiger Fürst mit einem leichten Anflug alles Edelmütigen und Hohen, was freilich nicht lange vorhielt; mit einem milden, sanften, fast weiblichen Gemüt, so daß ihm die Männlichkeit, womit er die Jahre 1812 und 1813 bestanden und beharrt hat, doppelt hoch anzurechnen ist; auch mit einer fast weiblichen Eitelkeit, welche um die Gunst und das Wohlgefallen der Menschen zu buhlen schien. Dies hatten sie ihm schon im vorigen Jahre abgesehen und spannten nun die Netze aus, womit sie ihn zu bestricken meinten und ihn im gewissen Sinn allerdings wieder bestrickt haben.

Es war eine Frau von Krüdener, Witwe eines ehemaligen

ſſiſchen Diplomaten, eine Dame aus der großen Welt, welche
ihrer Jugend, wo ſie eine glänzende und berufene Schönheit
veſen, die Wege und Stege derſelben, ja auch wohl manche
botene, durch allerlei Irren gewundene Schleichwege der-
ben durch Erfahrung kennen gelernt hatte. Dieſe Dame, jetzt
er geworden, immer noch mit großen Reſten von Schönheit
d dem zauberhaften Schimmer einer ſehnſuchtsvollen Magda-
enbüßerin übergoſſen, der Eitelkeiten und Nichtigkeiten der
iſchen Freuden dem Anſcheine nach ſatt, trat als eine Be-
ſterte, als eine mit Geſichten und Weisſagungen von oben
ſegnete, als eine Predigerin der Lehre von der Gnade und
Reue und Buße auf. Sie hatte dieſe letzten Jahre am Ober-
in, in Baden, in Baſel, in Straßburg gelebt und großes Auf-
en erregt, um ſo mehr, da ſie manche ruſſiſche und andere
oße, Generale, Miniſter uſw. uſw. in die ſanften Zügel ihrer
ömmigkeit einzuſpannen und ſiegreich wie im chriſtlichen
iumph umherzuführen ſchien, da ſie auch der Gunſt genoß, mehr-
ls ſtundenlang mit dem Kaiſer Alexander, wie man flüſterte,
r die himmliſchen Dinge und über himmliſche Offenbarungen
unterhalten zu dürfen. Ich habe ſie im Sommer 1814, wo
mich wohl einen Monat in den Bädern zu Baden, im Elſaß
in dem paradieſiſchen Murgtale aufhielt, viel und oft ge-
n, unter anderm viel in Geſellſchaft des lieben, frommen
eiſes Jung-Stilling, mit deſſen kindlicher Einfalt ſie herrlich
ſpielen verſtand. Sie hatte die ganze Unruhe und geſchäftige
dringlichkeit einer Dame aus der hohen Welt, die doch noch
t zur Ruhe gekommen iſt und das eine Auge immer noch
die Luſt des irdiſchen Lebens offen zu haben ſcheint, wäh-
d das andere nach dem Frieden der überirdiſchen Welt
achtet. Dieſe Frau machte nicht den Eindruck einer Gauk-
n und Betrügerin, ſondern einer Schwärmerin; ſie hatte den
ſüchtigen und mächtigen Zauber einer Begeiſterten, welche ſie
klich war: denn ſie predigte ihr neues Evangelium mit gleichem
r den Armen wie den Reichen, dem Kaiſer wie dem Bettler.
onders war ihr Lieblingsthema, wie ich es bei alten Weibern
er Männer- und Frauenbildern dieſes Standes an den ver-
edenſten Orten auf gleiche Weiſe wiedergefunden habe, die Er-
tterungen und Umwälzungen, wovon Europa heimgeſucht
d, von den Sünden der Völker herzuleiten, welche ſie mit un-
igen Trieben umhecjagten und ſie den Frieden und das Glück,
wo allein ihr Wohnſitz iſt, nicht ſuchen ließen. Sie ſprachen
mit eine unleugbare Wahrheit aus; nur hätten ſie nicht unten
allem Volk anfangen ſollen, ſondern zunächſt bei ihrem Volke

und Geſchlechte, bei der hohen und vornehmen Welt, und in Hinſicht auf Frankreich bei den abſcheulichen, ſittenloſen und glaubenloſen Regierungen und Hofhaltungen des vierzehnten und fünfzehnten Ludwigs. An dieſe Dame machten ſich nun auch ſogenannte fromme, diplomatiſche Franzoſen und brachten ſie in nächſte Seelenverbindung mit der franzöſiſchen Dame Lezay-Marneſia, Witwe des ehemaligen Landvogts von Straßburg, eines wackern und durch ſeine Redlichkeit allgemein geachteten Mannes, der im verfloſſenen Jahre dem Grafen von Artois entgegenfahrend mit ſeinem Wagen umgeworfen war und den Hals gebrochen hatte. Dieſe beiden Frauen zogen nun miteinander ins kaiſerliche Hoflager, und Frau von Krüdener hielt Betſtunden und Bußübungen mit dem Kaiſer, deren Anfangs- und Endwort war und blieb: Es iſt wahr, die Franzoſen ſind gottvergeſſen und verrucht, und die ſchlimmſten Grundſätze haben bei ihnen überhand genommen, ſie haben mit Recht die Züchtigung Gottes und der Menſchen verdient; aber will man ſie nicht mit Gewalt in die Wildheit hineintreiben, will man ſie für das Chriſtentum und die alte Herrſchaft der Bourbons wiedergewinnen, ſo darf man nicht mit der Strenge der Gerechtigkeit mit ihnen handeln, man muß ſie durch Milde und Großmut allmählich wieder zum Beſſern erziehen. Alſo das Stichwort war hier Gnade und immer Gnade, während man Deutſchland ſein Recht, ſein verſprochenes, ſein feierlich verſprochenes Recht weigerte.

Dieſe Damen und noch einige andere, welche ſie ſich beizugeſellen wußten, nahmen den Kaiſer Alexander in die Mache. In eine andere Mache, welche diesmal viel ſchlimmer wirkte, gerieten die Engländer oder vielmehr ihr großer Feldhauptmann Wellington und durch ihn und ſeine Bindung Caſtlereagh und die andern, welche bei den Verhandlungen mitwirkten. Fouché, der berüchtigte Duc d'Otranto, welcher während ſo vieler Jahre der Generalfeldmarſchall von Napoleons europäiſcher Späherbande geweſen war, deſſen Name Fuſche man Pfuſcherer, Verwirrer und Anzettler überſetzen könnte, war, als die Heere dieſen Sommer gegeneinander ins Feld rückten, gewiß nicht ohne Napoleons Mitwiſſen mit dem großen engliſchen Feldherrn in Verbindung getreten unter dem Schein eines Verräters, welcher den Engländern die Stimmungen und Bewegungen Frankreichs und die Entwürfe Napoleons mitteilen wollte. Durch ihn war es ſchon geſchehen, daß die Verbündeten durch Napoleon überraſcht wurden. Schon einige Wochen vor den Schlachten bei Ligny und Waterloo hatte der

eußische Feldherr Wellington gewarnt und ihn zu bewegen
ucht, daß die einzelnen Scharen der verbündeten Heere in ihren
ntonierungen, damit sie für jeden Schlag sogleich bereit wären,
her zusammengerückt würden. Vergebens: Wellington ver-
ß sich auf die Berichte seines Fouché, der ihm eingebildet hatte,
apoleon wolle überhaupt nicht angriffsweise verfahren und
rde auf keinen Fall sein Heer vor dem Julius für eine Schlacht
sammen haben. So begab sich, daß die Verbündeten den 16.
d 17. Junius von der ganzen französischen Macht gedrängt und
m Teil geschlagen wurden, da bei ihren Heeren 50000 bis
000 Mann nicht sogleich zur Stelle kommen konnten und
st den zweiten und dritten Tag eintrafen. Wenn es Napoleon
mals gelungen wäre, einen vernichtenden Sieg davonzutragen,
e würde ganz Frankreich die verschmitzte Tugend seines edlen
ürgers Fouché gepriesen haben! Aber wie wahr dies ist, Wel-
gton war einmal mit dem Netze umstrickt und blieb fort-
ährend in Verbindung mit Fouché, der nun freilich, da Napo-
on nach der Niederlage bei Waterloo ohne Rettung verloren
ar und sich selbst auch verloren gab, den Spieß sogleich nach
r andern Seite hinwandte und seinen alten Herrn durch die
aumäßigsten Verstrickungen endlich auf der Reede von Roche-
rt den Engländern auf ihren Northumberland auslieferte.
ouché behielt den größten Einfluß bei Wellington und ge-
auchte diesen Einfluß für Frankreich gegen Deutschland.
reußen, auch durch Stein noch mehr befeuert, welcher aber von
nem Gewicht auf Alexander schon viel verloren hatte, stellte
merwährend als conditio sine qua non des Friedens mit
rankreich die Auslieferung und Rückgebung der deutschen Land-
aften Elsaß und Lothringen mit den Festungen Metz und
traßburg auf und drang um so kühner auf diese Auslieferung,
es erklärte, es handle hier bloß im Sinn der deutschen Ehre
d Sicherheit, es verlange von diesen zurückgegebenen Land-
aften auch kein kleinstes Dorf. Es war wegen der Engländer
cht zu erlangen, die hier wie in andern Punkten auf Deutsch-
nds Kosten die Großmütigen spielten.

Dies war und blieb die deutsche Klage, als im Herbst dieses
hres 1815 alles abgeschlossen war und jeder wieder in sein
nd zog. Deutschland hätte noch viel mehr zu klagen gehabt,
enn Klagen etwas Verlornes ersetzten und etwas Versäumtes
nholten. Es war niemals und nirgends auf einem der Friedens-
ngresse von einem bestimmten, großen deutschen Kabinette,
n einem wirklichen deutschen Minister ein Programm Deutsch-
nds ausgegeben, wie fast alle die andern Völker dort Pro-

gramme ihres Daseins, ihrer natürlichen Verhältnisse, Vorteile und Forderungen ausgaben. Nicht nur die Franzosen, auch die Verbündeten hatten von dem schönen, gebildeten, kunstreichen Lande der Franzosen, und daß ihr Staat zum Heil des übrigen Europas mächtig und stark sein und bleiben müsse, uns die Ohren vollgeklungen; daß Deutschland eben als der Mittelpunkt des Weltteils, an welchem sich die wilden Wogen aller Völkerbewegungen und Weltaufruhre brechen müßten, stark und mächtig erhalten und gemacht werden müsse, wer hat es ausgesprochen? Höchstens hatte man von einer Wiederherstellung der alten Zustände von 1790 gesprochen, welche, wenn man die Kraft und Macht des Widerstandes und das Glück der Sicherheit und die Ehre der Unabhängigkeit ins Auge faßte, eben nicht die fröhlichsten Erinnerungen und erbaulichsten Betrachtungen erwecken konnte. Man hätte besonders darauf größere Forderungen und Ansprüche für Deutschland mit Nachdruck begründen können, daß dieses große, in mehr als dreißig größere und kleinere Staaten verteilte und zerstückelte Land schon durch die Schwerfälligkeit und Langsamkeit seiner Bewegung und die Schwierigkeit der Vereinigung seiner Kräfte nimmer die Macht habe, welche seine natürlichen Hilfsmittel und die Menge und der kriegerische Sinn seiner tapfern Bewohner ihm sonst geben würden; daß dasselbe, dessen Einheit seit mehr als sechshundert Jahren nach und nach zerbröckelt sei, nimmer einen Reiz zu Angriffskriegen gegen die Nachbarn habe, wohl aber von der Lüsternheit und Habsucht derselben solchen Angriffen ausgesetzt sei; daß es, als ein großes Friedensland zum Heile Europas von Gott in die Mitte gestellt, wenigstens durch die Massenhaftigkeit seines Inhalts und Umfangs mit einigem Glanz der Furcht und Majestät angetan werden müsse. — Auch das sprachen die Fremden endlich noch als eine offenbare Verhöhnung unsers Namens aus, daß Deutschland durch seine Siege wenigstens in seinen vollen Besitzstand, wie er im Jahr 1790 gewesen, wiederhergestellt sei. Nein, das war nicht wahr! Eine Menge kleiner Besitzungen im Elsaß und in Lothringen, welche 1790 noch deutschen Fürsten und Baronen gehorchten, waren den Welschen überlassen, und vier Millionen Seelen hatte man ohne gehörigen Gegenkampf gegen Englands dumme Entwürfe den Holländern hingeworfen, die nimmer Deutsche sein wollen, obgleich sie es sind: die schönen burgundischen Lande und das große Bistum und Fürstentum Lüttich nebst mehreren Reichsabteien.

Ich war in der heiligen Rheinstadt, wie man halb im Ernst

und halb im Scherz Köln wohl zu nennen pflegt, sehr fleißig und schriftstellerte auch, indem ich eine Zeitschrift unter dem Titel Der Wächter herausgab. In dieser Zeitschrift hatte ich eine Abhandlung geliefert des Namens: Ein Wort über die Pflegung und Erhaltung der Forsten und Bauern im Sinn einer höheren, d. h. menschlichen Gesetzgebung; welches Wort ich im Jahr 1820 in Schleswig als ein besonderes Schriftchen habe wieder abdrucken und ausgehen lassen. Ich kehrte damit gleichsam wieder zu meinen politischen Anfängen zurück; denn für die Bauern hatte ich meinen ersten Auslauf getan, für sie meine ersten Sträuße ausgeteilt und zurückempfangen. Sie sind auch bis auf den heutigen Tag ein immer ernsterer Gegenstand meines Nachdenkens geworden und werden es von Tage zu Tage mehr, je weiter die Zeit in der Offenbarung ihrer Richtungen und in der Entwicklung ihrer Bildungen und Veränderungen vorschreitet. Wegen der Wichtigkeit der Sache, und weil ich notwendig andre Ansichten über die Zeit daran hängen muß, gehe ich hier etwas näher auf jenes Schriftchen ein und gebe, indem ich, was die Forsten angeht, nicht berühre, meine Gedanken über das Bauerwesen teils wörtlich, teils im Auszuge, wie sie in jenem Büchlein enthalten sind.

Über die Bauren.

So sind wir durch unsern Wald gewandert und haben uns unter seinen Bäumen umgesehen und auf die Geister gelauscht, die um sie wehen und weben und von ihnen auf die Menschenkinder herabspielen. Wir kommen jetzt auf die zweite große Forst, die wir erhalten und, wo sie verwüstet ist, wiederhergestellt wünschten, auf die Forst, woraus zum Staatsbau die stärksten und tüchtigsten Stämme und woraus die Masten und Balken der Kraft gehauen werden müssen, nämlich auf die Bauren. Wir lassen uns nicht verdrießen, wenn viele sagen, daß wir immer auf derselben Leier klimpern, auch wenn wir närrisch oder wohl gar rasend genannt werden. Die Wahrheit ist ja selbst ein so närrisches und rasendes Ding, daß sie immer nur einen Schein und Klang hat und deswegen von vielen Leuten aus der sogenannten feinen Gesellschaft weggewiesen wird. Auch das soll uns nicht kümmern, daß man uns Baurenfreunde und für die Bauren parteiisch und gegen den Adel feindselig nennt. Weil ich für den Bauer schreibe und ihn verteidige, daraus folgt noch nicht, daß ich den Adel hasse; auch daraus folgt das nicht, weil ich mich hie und da wohl gegen Ansprüche des Adels erklärt habe, die mir ungebührlich dünken. Für den Bauer spreche ich, und

haben vor mir viele gesprochen, weil er unmündig ist; für den Adel brauche ich nicht zu sprechen, weil er selbst Mundes genug hat, den er nicht schweigen läßt.

(Betrachtungen über Zeitalter, Länder, Klimate, Urzustände der Völker; dann wird fortgefahren:)

Aber jenseits der seligen Schuldlosigkeit und Unbefangenheit der Jugend der Völker, die sich so frei fühlt, weil sie von der Welt so wenig bedarf und begehrt, und jenseits der gemeinen Menschen, welchen dort alles Glück ausgeschüttet deucht, wo die wenigste Arbeit und der reichste Genuß ist, wird noch nach einer andern Freiheit gefragt, wodurch auch die Geister ihre Weide haben wollen; und dies ist eigentlich die Freiheit, worauf wir hier hinspielen: die politische Freiheit im höheren Sinn. Hätten wir so wenig verderbliche und zerstörende Leidenschaften und Bedürfnisse wie die Kinder, wäre die Natur auch überhaupt gegen die Menschen so liebreich und gütig, als die meisten Menschen es in der Regel doch gegen Kinder sind, so hätte das Menschengeschlecht von der Wiege bis zum Grabe lustig miteinander hinspielen und -leben können, denn die kleinen Hader, die wohl einmal entstanden wären, hätten sich fast immer leicht und unblutig beilegen lassen. Dann wäre das, was wir in einem höheren Sinn unter dem Worte politische Freiheit verstehen, in einem Menschenkopfe nie zu einem Begriff geworden. Aber die Not der Natur, die Unbarmherzigkeit der Elemente, der Ungestüm und die Wildheit unserer Lüste und Begierden haben auf Erden frühe Unglückliche und Verbrecher, Tyrannen und Sklaven geschaffen, und die Menschen, der ewigen Unsicherheit und der unaufhörlichen Wechsel eines ungebundenen Zustandes müde, welchen einige die ursprüngliche Freiheit nennen, wo aber eines jeden Hand gegen die des andern aufgehoben ist, haben sich selbst Gesetze gegeben und sich mit vielen freiwilligen Banden gebunden, weil sie ein beschränktes Glück mit Sicherheit einer unsichern Ungebundenheit vorzogen. So sind die Völker einer selbstgemachten Notwendigkeit dienstbar geworden, wodurch den zu kühnen Verbrechen und zu frechen Leidenschaften die Bahn verengt werden sollte. Dieser Zwang, dessen ein vollkommneres Gestirn und vollkommnere Wesen freilich nicht bedurft hätten, hat zuerst den Begriff der Freiheit geboren. Das Wort Unschuld ist durch die Schuld und das Wort Freiheit durch den Dienst in die Sprachen der Menschen gekommen; um das Gesetz, um das, wodurch der Zwang bedingt ist, hat sich die Idee der Freiheit gesammelt und entwickelt.

Der Mensch, wenn er bis auf diesen Punkt der Entwicke-

lung gekommen ist, wenn er die sogenannte ursprüngliche Freiheit bis hieher aufgegeben hat, beginnt nun das Gebiet abzustecken, in welchem er sich noch frei und ungehindert bewegen darf. Grauen vor Gewalt der Natur und vor der schlimmeren Gewalt seinesgleichen machte ihn dem Gesetze dienstbar. Da er nun das Gesetz freiwillig empfangen hat, wohl wissend, daß er eine große und schwere Last auf seinen Nacken nahm, so hat er sie nur aufgenommen, damit er von den Plagen jenes unbestimmten und wüsten Zustandes befreit würde, wo er ohne feste Übereinkunft mit seinesgleichen doch immer rechtlos und schutzlos und also unglücklich war; er hat seinen Stand und seine Stände jegliches an seinen Ort gestellt, jedem seinen Kreis und Umfang gemessen, aus welchen sie nicht ungestraft herausspringen dürfen. So hat er sein Recht und seine Richtschnur gesucht und gefunden. Fichte sagt ganz folgerichtig: Es gibt kein sogenanntes ursprüngliches Recht der Wilden und Ungebändigten, es gibt kein Recht vor dem Staat.

Da der Mensch den einzelnen Willen — ein hohes Gut, das er nur um höhere Güter aufgeben konnte — dreingegeben hat, so verlangt er unerbittlich und unabweislich, daß es keinen einzigen Willen gebe, der über die Übereinkunft hinaus oder gar gegen die Übereinkunft etwas vermöge. Er darf hier auch nicht die geringste Ausnahme zugestehen; denn was dem einen erlaubt und möglich wäre, müßte nach einem ganz gültigen Schlusse ja auch für Millionen erlaubt und möglich sein: wann der Damm erst für Bäche durchbrochen ist, wird er es auch für den Strom werden. Der dem Gesetz unterwürfige Mensch will demnach, daß alle dem Gesetze gehorchen sollen, daß der König wie der Bettler die Majestät desselben anerkennen und ihr gehorchen soll. In diese Majestät des Gesetzes setzt er die eigentliche Freiheit. Wo aber nur die geringste Ausnahme ist, wo gelehrt werden darf, daß der Herrscher über dem Gesetze ist, da trifft er das Gebiet der Sklaverei an, wie mannigfaltig auch die Abstufungen von dem Besseren zum Schlechteren seien. Nach hundert Zufälligkeiten, nach der verschiedenen Beschaffenheit des Landes und der besonderen Eigentümlichkeit jedes Volkes werden die Gesetze selbst, welche Menschen sich geben, die verschiedensten sein, strenger oder milder, vollkommener oder unvollkommener; doch wird danach die Freiheit nicht gemessen, sondern nach dem allgemeinen Gehorsam, womit jedermann unter denselben gebunden ist. Und mit Recht halten die Menschen, welche sich auf Freiheit verstehen, den Staat besser und glücklicher, wo schlechten Gesetzen ohne Ausnahme gehorcht

wird, als jene andern, wo Eigenmacht oder Mutwille gute Gesetze nur zuweilen überschreiten dürfen.

Der eigentliche Begriff politischer Freiheit ist also: Höchste und ausnahmlose Herrschaft des Gesetzes. Denn wo diese Herrschaft wirklich ist, kann der Bürger sein Leben so einrichten, daß er durch strengen Gehorsam nichts zu fürchten und sich vor keinem einzelnen Willen zu beugen hat, welche Beugung, selbst wenn sie innerhalb der Verbeugungen stehen bleibt, das bitterste Leid ist, welches einem stolzen und mutigen Herzen widerfahren kann. Außer dieser hohen politischen Freiheit spricht man häufig noch von einer höheren, von der sogenannten geistigen Freiheit, und auch über diese muß hier wenigstens einiges gewinkt werden.

Die Guten und Redlichen, wann sie klagen, daß es auf dieser unvollkommenen Erde nicht so ist, wie es nach dem der Menschenbrust von Anbeginn eingepflanzten Bilde der Gerechtigkeit sein sollte; wann sie klagen, daß Habsucht, Schmeichelei, Lüge und Sklavensinn oft alle Gesetze umgehen oder durchbrechen; kurz, wann sie klagen, daß der Mut und die Freiheit tot und der Eigennutz und die Knechtschaft recht lebendig sind, werden von vielen mit der Antwort abgewiesen: Ihr klaget töricht. Wer kann dem Menschen die Freiheit nehmen? Die Freiheit nämlich, welche allein diesen Namen verdient, die geistige Freiheit? Freilich die Teilnahme an den Gesetzen und an der Gesetzgebung kann der Despotismus euch abschneiden, auch das Sprechen kann er euch teuer machen durch Zensuredikte und durch heimliche Späher, die mit dem Verdachte und der Anklage allenthalben lauschen, aber das Denken kann er euch nicht verbieten.

Auf diese oder auf eine ähnliche Weise hat man viele antworten gehört. Sie können mit einer solchen Antwort wohl die Person, aber nicht die Sache abfertigen; denn der gewöhnliche Spruch: Alles mag ein Tyrann den Menschen verbieten, nur nicht das Denken, dieses hat Gott freigelassen, hält nur bis zu einem gewissen Punkte Stich. Wir wissen, daß es bei dem sklavischesten Zustande der Gesellschaft einzelne große Wortklauber und Schriftgelehrte gegeben hat — solche sah man nach dem Untergange der griechischen Freiheit an den Despotenhöfen von Alexandria, Antiochia und Pergamus — aber das arme, unterdrückte Volk dachte nicht mehr mit, und deswegen fehlte den Rednern, Weltweisen, Gelehrten und Künstlern jene erhabene Einfalt und kühne Würde und Hoheit der Seele, welche sterbliche Werke mit dem Zeichen der Gott-

hnlichkeit stempeln. Deswegen ist auch keine geistige Frei-
eit im höhern Sinn, wo die politische Freiheit fehlt. So ist
er Mensch einmal geboren, daß er äußern leiblichen Reiz haben
uß, damit das innere Geistige in ihm lebendig werde und
ebendig bleibe.

Also unsere Freiheit heißt Herrschaft des Gesetzes, damit
n würdiger Kampf sei für die Beschützung und Erhaltung des
esetzes, damit alle durch die Teilnahme an dem öffentlichen
eben das Gesetz kennen und anerkennen, damit die Geister da-
urch lebendig und frisch erhalten und gereizt werden zu jeder
olen Kühnheit und zu jedem schweren und unsterblichen Werke.
urch etwas Großes und Gemeinsames, was allen naheliegt,
üssen die Menschen zum Reden und zum Denken geweckt werden.
enn Reden und Denken ist eins, und wer das Sprechen ver-
etet, der verbietet auch das Denken, ja er verbietet das Reden;
nn reden heißt mit Verstand und mit Gedanken sprechen. Die
ippe ist der Wetzstein des Geistes, über die Lippe muß der Ge-
nke oft hin und her laufen, damit er Glanz, Farbe und Ge-
lt gewinne. Ein im Innern verschlossener und durch Auf-
urer und Späher zurückgescheuchter Gedanke ist eine Sonne
d ein Blitz hinter düstern Wolken. Die Zunge muß gelöst
erden, damit der Gedanke wärmen und leuchten könne; immer
rschlossen erstarrt und erstirbt er allmählich. Der Tag bricht
n, und der Mensch spricht. Dies ist so sehr ein Wort und
ne Bedeutung, daß die ganze schöne Welt Gottes wüst, tot,
mm und stumm wird, wenn beide nicht mehr hervorbrechen
rfen. Denn die Sprache ist die geistige Sonne auf Erden
d muß zuweilen auch der geistige Blitz sein.

Wir finden bei der Betrachtung dessen, was unter dem
orte Gleichheit verstanden und begriffen wird, daß die ursprüng-
he Idee dieser Gleichheit dem menschlichen Gemüte so ein-
pflanzt ist, daß alle Menschen gleichen Genuß der Erde und
r Freude haben müßten. So hat Gott dem Menschen sein
aradies gepflanzt, so sind die goldenen und saturnischen Zeit-
ter einst gewesen und später nur als Fabeln der Dichter ge-
aubt worden, jene Zeitalter, wo die Menschen ohne Krankheit
d schwere Sorgen und Arbeiten jahrhundertelang fortlebten,
o die wilden Leidenschaften der Habsucht und Wollust noch nicht
üteten, wo freundliche Güte und Milde vor Hader bewahrte,
o kein Totschlag und kein Krieg war, und wo die Lebenden
aubten, daß die Gestorbenen, weil sie noch so rein und glücklich
aren, unmittelbar zu den Sitzen der Götter aufstiegen und von
nen herab als Engel und Schutzgeister den späteren, von jener

Reinheit und Glückseligkeit immer mehr ausartenden Geschlechtern beiständen. Aber diese Gleichheit hat auf Erden nicht bewahrt werden können und ist auch nirgends mehr möglich zu machen. Für die Verständigen, welchen Narrheit und Verbrechen nicht gefallen, die aus so törichtem Streben folgen müßten, als das Streben nach solcher Gleichheit (Radikalismus) sein würde, hat die Gleichheit endlich den Begriff bekommen, daß das Gesetz, der Schirmer und Strafer, alle gleich richten soll. Obgleich dies nun so ist und wegen der Verhältnisse, Elemente, Anlagen und Triebe der Natur und des Menschen nicht anders sein kann, so sind doch vom Anbeginn der Geschichte große und weise Männer gewesen, welche darauf gesonnen haben, durch eine strenge und feste Gesetzgebung die Gleichheit des Besitzes und der Freude den Sterblichen so zuzuteilen, daß der Unterschied des Glücks und der Glücksgüter der Bewohner eines Landes nicht zu ungeheuer würde. Sie haben wenigstens eine Annäherung zu jener ursprünglichen Gleichheit gesucht, die jetzt eine idealische Gleichheit scheint. Sie waren zu weise Männer, als daß sie nicht begriffen hätten, daß die Ordnung der Natur, die man auch die Ordnung der Notwendigkeit nennen könnte, sich nicht willkürlich verrücken lasse; aber sie meinten, es lassen sich gegen die Gewalt des Zufalls und gegen die menschliche Willkür, damit sie sich nicht zuviel erlauben, durch das Gesetz eherne und unzerbrechliche Riegel vorschieben, es lasse sich etwas setzen, wodurch Glück und Unglück gehindert würden, ein zu freches Würfelspiel mit den armen Sterblichen zu spielen: Die weisesten Völkerstifter und Gesetzgeber des Altertums haben ihre Staaten auf Ackergesetze gegründet. Das wußten sie, daß sie Natur und Glück nicht so binden konnten, daß der Geschwinde mit dem Lahmen, der Starke mit dem Schwachen, der Kluge mit dem Dummen, der Faule mit dem Fleißigen durchaus eine gleiche Bahn des Glücks laufen mußte; aber dahin haben sie gestrebt, und das haben sie zum Teil erreicht, daß wenigstens ein großer Kern ihres Volkes durch die Verfassung selbst in einem gewissen tüchtigen und mittelmäßigen Zustande des ungefähr gleichen Wohlstandes erhalten wurde. Sie wollten vor allen Dingen dem Unglück vorbeugen, wodurch die Tugend und Herrlichkeit der Staaten endlich unvermeidlich untergehen muß, daß nicht einige wenige durch Glück, Geschicklichkeit und Habsucht allen Landbesitz an sich rissen und die große Masse des Volks zu bloßen Knechten und Tagelöhnern dieser wenigen Reichen erniedrigt würde. Sie hatten hiebei zwei Dinge am meisten ins Auge gefaßt. Erstlich meinten sie — und welcher Verständige

meint das nicht mit ihnen? — in den Klaſſen des Volks, die eine geſicherte, mittelmäßige Wohlhabenheit haben, werde Tugend und Redlichkeit, um derenwillen doch jeder Staat gegründet gedacht werden ſoll, am reinſten und treueſten erhalten; und zweitens wußten ſie, das Vaterland könne keine mutigeren und zuverläſſigeren Verteidiger haben als diejenigen, welche Arbeit und Tätigkeit nicht in Weichlichkeit verſinken ließen, und welche mit ihrem Vermögen an dem Lande ſo feſtgewurzelt ſäßen, daß ſie in Zeit der Gefahr es nicht wie Wechſler und Lombarden einpacken und an ſicherere Orte tragen könnten.

Ein großer Mann iſt hier vor allen zuerſt zu nennen, nämlich der Träger des Alten Teſtaments, der Seher und Mann Gottes, Moſes. Je mehr man das Werk ſeiner Geſetzgebung betrachtet, deſto mehr muß man ſeine tiefe Weisheit und ſeinen alle Verhältniſſe der Geſellſchaft umfaſſenden Blick bewundern. Der Staat, den Moſes ſtiftete, war eine Theokratie, aber ſehr fern von der Unterdrückung und Sklaverei. Der weiſe Geſetzgeber hatte das Land berechnet, das von den Kindern Iſrael erobert und beſetzt werden ſollte, und hatte in dieſer Berechnung jedem Stamme nach ſeiner Volkszahl ſein Gebiet zugeteilt. Aber weil ſein Entwurf nicht ganz ausgeführt wurde, weil einige Stämme zu frühe zum Beſitz des ihrigen kamen und ſich bald der Ruhe und Faulheit überließen und den andern, die ihr volles Erbteil noch nicht hatten, mit den Waffen in der Hand nicht dazu halfen, weil unter den verſchiedenen Stämmen auch bald Eiferſucht und Nebenbuhlerei einriß, und weil auf Joſua nicht ſogleich ein kriegeriſcher Feldhauptmann des Volks folgte — ſo haben Moſes' große Gedanken und Entwürfe nimmer völlig zum Leben gelangen können, da der politiſche Staatsleib, worauf er bei ſeinem Entwurf gerechnet hatte, nimmer ganz fertig ward. Und deswegen iſt der moſaiſche Staat früh zerſpaltet, darauf wegen ſeiner Zwietracht, und weil er die Meeresküſten und den Libanon nach Moſes' Plan nicht erobert und eingenommen hatte, in den Kriegen neidiſcher Nachbarn und mächtiger fremder Eroberer jahrhundertelang hin und her geworfen, darauf unterjocht und zinsbar und endlich bald nach dem Anfange unſerer Zeitrechnung gänzlich ausgelöſcht worden.

In dieſer Moſaiſchen Geſetzgebung war der Stamm der Leviten, zu welchem der Mann Gottes ſelbſt gehörte, ein mit vielen Vorrechten begabter und gleichſam adliger Stamm. Aber das übrige Volk war nicht vergeſſen. Moſes hatte das ganze Land ſtammweiſe eingeteilt, und jedem freien Obermann in jeder Familie war in jedem Stamm ſein Los oder Erbe an Land zu-

geteilt worden. Dieſes Losland war unveräußerliches Staatslehen und mußte bei der Familie, der es angewieſen war, von Geſchlecht zu Geſchlecht bleiben. Beſonders aber lag das in dem Plane des Geſetzgebers, daß nicht mehrere Loſe unter demſelben Beſitzer zuſammenkommen und auf dieſe Weiſe eine zu große Ungleichheit des Landbeſitzes entſtehen ſollte. Man kann dies alles in ſeinen Büchern von den Geſetzen und Ordnungen der verſchiedenen Stände weiter nachleſen, vorzüglich aber iſt das Buch Ruth darüber ein Kommentar mit ſtehenden Lettern. Wie ſehr Moſes' Geſetzgebung überhaupt die Freiheit begünſtigte, beweiſt nichts mehr als ſein treffliches Geſetz von dem Halljahre, welches je alle fünfzig Jahre alle verpfändeten Grundſtücke dem alten Beſitzer wiedergab, und jenes andere Geſetz, welches denjenigen, der einem andern ſeine perſönliche Freiheit verpflichtet oder verkauft hatte, in jedem ſiebenten Jahre wieder zum eigenen Herrn ſeines Leibes machte.

Die Verfaſſung von Kreta und die, wie die Alten uns erzählen, nach ihr gemodelte Lykurgiſche Verfaſſung Spartas waren gleichfalls auf ſtrenger Einteilung der Grundſtücke unter eine dem Staate angemeſſene Zahl freier Bürger gegründet. Und Sparta ſtand gewaltig in ſeiner rauhen und freilich nicht liebenswürdigen Tugend, bis Habſucht, Üppigkeit und Geſetzesbruch nach Ageſilaus die alte Ordnung ganz durchbrachen. Auch Athen und mehrere Staaten Großgriechenlands hatten Geſetze, die ſich dieſen annäherten. Die Alten fürchteten überhaupt das Zuſammenhäufen großer Güter und Beſitzungen in wenigen Familien als der Tugend und Freiheit der Bürger gefährlich: denn wo wenige Männer mit ungeheurem Reichtum ſind, findet man gewöhnlich eine Menge blutarmer Menſchen nach der Regel: **Die tiefſten Sümpfe unter den höchſten Bergen.** Sie fürchteten mit Recht, es würde aus dieſen ein Pöbel werden ohne Gefühl für Vaterland, Freiheit und Tugend, der weder fremden Angreifern noch einheimiſchen Vergewaltigern widerſtehen könnte. Man kann ihnen hierin wohl nicht unrecht geben. Auch haben mit dieſen Geſetzgebern oder vielmehr nach dieſen Geſetzgebern die geiſtreichſten und edelſten Männer des Altertums, welche über Geſetze und Verfaſſungen geſchrieben haben, allgemein den Grundſatz angenommen, daß der Staat, der wohl und gerecht geordnet und ſicher gebaut heißen ſolle, gute Acker- und Feldgeſetze haben müſſe, d. h. ſolche, wo nicht zu große Grundſtücke von einem einzigen beſeſſen und mäßige Güter nicht in zu kleine Teile unter mehrere zerſtückelt werden durften. Wie dieſer große Gegenſtand bei den Kämpfen zwiſchen den Patriziern

und Plebejern in Rom weiland zur Sprache kam, und wie um die Verteilung der eroberten und dem Staate zinsbaren Ländereien oft blutig gestritten worden, und wie der Geiz der alten römischen Geschlechter, der sich das Meiste und Beste von diesen Staatsgütern mit eigenmächtiger Willkür zugeteilt hatte, die übrigen freien Bürger gar nicht zum Mitbesitz lassen wollte — darüber haben wir in Niebuhrs Römischer Geschichte durch die gründlichsten und lichtvollesten Untersuchungen zuerst Tag erhalten.

Bei den neueren Völkern finden wir die Verfassungen nirgends als ein fest ineinandergreifendes und aus der Idee großartig zusammengebautes und zusammengehängtes Kunstwerk gegründet, wie dies bei Moses, Lykurgus und mehreren großen Gesetzgebern des Altertums offenbar der Fall war. Bei uns ist es eben geworden, wie es hat werden können, viele möchten sagen, wie der Zufall es gewollt hat. Dies letzte sagen wir aber nicht, obgleich wir nicht leugnen können, daß die neueren Völker, auch nachdem sie bessere Einsicht erlangt hatten, sich mehr als recht vom Ungefähr haben treiben lassen. In die Gesetze und Verfassungen der letzten fünfzehnhundert Jahre hat eine gewaltige Macht mit hineingewirkt, welche den Alten fehlte, die milde und menschliche Majestät des Christentums, welches vieles ergänzt hat und bis diesen Tag ergänzt, was Unvollständiges und Unzusammenhängendes darin sein mag, und welche die Wüstheit und Grausamkeit aller habsüchtigen Triebe der menschlichen Natur im allgemeinen doch auf eine wundersame Weise gebrochen und gemildert hat. Wie diese himmlische und göttliche Kraft des Wortes von der Liebe und Barmherzigkeit gleichsam als ein unmittelbarer Hauch und Atem von dem Herrn die Empfindung der ganzen Welt durchdrungen und alles mit einem zarteren und geistigeren Leben und Streben beseelt und die trotzige und stolze Tugend der Heiden zu Sanftmut und Demut gebeugt und zugleich die meisten Ansichten und Verhältnisse des Lebens und Staates verändert hat — was soll ich hier weitläuftig erzählen, was wir alle wissen und wovon wir auch ohne Wissen schon innerlich überzeugt sind? Ich wiederhole hier nur, was ich anderswo öfter schon gesagt habe, daß die Staaten des Altertums, wie trefflich auch ihr Grundbau sein mochte, deswegen nicht viele Jahrhunderte überdauern konnten, weil sie von Anfang an einen Todeskeim des Greuels und Verderbens in sich trugen, die Sklaverei, worauf als auf einem morschen Pfeiler die trotzige und oft grausame Freiheit der Freien mit ruhete. Durch dieses Grundübel gingen die meisten Staaten der Heiden-

zeit geschwinderen Schrittes zum Untergange, als sie getan haben würden, wenn sie diese unselige Beimischung nicht gehabt hätten. Das Christentum hat freilich selten einen so stolzen politischen Schein von sich gestrahlt als jenes Heidentum, aber es hat die Völker und Staaten mit sanfterer und fast immer mit sicherer Hand geführt, und indem es die Leidenschaften und Triebe der Menschen bändigte und zügelte, hat es oft auch die zu reißende Bewegung, ich möchte sagen, den zu geschwinden Ablauf der Staatsmaschine aufgehalten.

Wie gesagt, die Verfassungen der neueren Staaten im Gegensatz gegen diejenigen Staaten des Altertums, deren Geschichte uns besonders anziehend und lehrreich ist, haben sich mehr so von selbst gemacht, was man gewöhnlich sich so von selbst machen nennt, als daß sie nach dem festen und in der Zusammensetzung seiner Teile genau abgemessenen Entwurf eines Gesetzgebers gemacht wären. Bei einem solchen Sichselbstmachen zeigen die Völker am besten, was sie wert sind, und was von ursprünglicher Anlage zur Freiheit und Gesetzlichkeit in ihnen ist. Unsre Vorfahren, die Germanen, offenbaren sich da von den Anfängen ihrer bekannten Geschichte als ein edles und freies Volk und als ein solches, das sich auch auf Einrichtungen für die Erhaltung der Freiheit verstand. Es geht ein gewisser Grundtypus für die Feld- und Ackerbauverhältnisse durch die Gesetzgebungen und Gebräuche der germanischen Stämme, welcher die freien Männer im Besitz ihrer Güter in einem gewissen Wohlstande zu bewahren mit Weisheit und Gerechtigkeit berechnet schien. Doch wurden allerdings auch unterworfene und leibeigene Leute beim Ackerbau gebraucht. In ruhigen Sitzen bewohnten sie das Land nach einem gewissen Gleichmaße des Ranges und der Bedürfnisse unter sich geteilt; doch so, daß alle den Fürsten und Vornehmsten, welchen sie im Kriege folgten, Ehrengeschenke gaben, und daß die Leibeigenen gegen Abgaben von Vieh und Getreide an die Freien Zinshöfe bewohnten, deren Grund nicht ihnen gehörte. Tacitus sagt uns ausdrücklich im 26. Kapitel seines Büchleins über Germanien, daß sie, wenn sie neue Stücke Land unter den Pflug nahmen, nach der Kopfzahl der Ackersleute und nach der Würde teilten*). So ward bis zu einem gewissen Grade für eine billige Gleichheit des Besitzes gesorgt.

*) Dies erklärt sich aus dem noch bestehenden Brauch unserer Tage, wenn, wo Markenverfassung herrschte oder eine große Dorf- oder Stadtallmend war, Stücke wüster Helden oder Gemeinweiden unter den Pflug genommen werden sollten, diese nach der Würde (d. h. nach dem kleineren oder größeren Feldmaße, welches jeder in der Gemarkung oder Allmend besaß) in kleineren oder größeren Losen zugemessen wurden.

Auf die Weise, wie sie es daheim im eigenen Lande hielten, wann neues Ackerland unter Dorfschaften oder Gemeinden zu verteilen und anzuweisen war, hielten sie es späterhin auch, als sie im fünften und sechsten Jahrhundert als Eroberer über die Donau und den Rhein gegen Süden und Westen oder auf Schiffen zu den Inseln zogen. Die Eroberer teilten die mit dem Schwert gewonnenen Länder und die Bewohner derselben unter sich, so daß von dem Fürsten bis zu dem untersten Freien, der ihm gefolgt war, jeder nach dem Maße seiner Ansprüche oder Bedürfnisse sein gebührliches Los erhielt. Diese Germanen aber arteten nun bald aus, weil sie in den alten Einwohnern der erworbenen Länder zuviele und zu verschmitzte und verdorbene Sklaven bekamen. Wie das Gemüt dadurch verdorben ward, verlor auch die Freiheit ihre Kraft, die ohne Tugend nie besteht, und bald entwickelte sich eine eigentümliche Art eines unfreien Zustandes, wohin allmählich viele der Freien hinabgezogen wurden, und welcher von manchen Knechtschaft genannt worden ist. Dieser in vielen Abstufungen und oft mit den seltsamsten Verschiedenheiten ineinanderverzweigte und -verflochtene Zustand einer vielfältig gebundenen Unfreiheit hat den Namen Lehnwesen bekommen, auch wohl Vasallenwesen.

In dem eigentlichen Germanien, in dem Lande, welches wir jetzt Deutschland nennen, hatte sich in den Gegenden, wo fremde Völker entweder gar nicht oder doch nur eine gar kurze Zeit gehaust hatten, jene Einrichtung am besten erhalten, welche ursprüngliches Gefühl von Recht und natürliche Billigkeit bei der Verteilung der Ländereien gemacht hatten. Diese glücklichen Gegenden waren die Mitte der deutschen Lande und der Westen zwischen dem Rhein und der Elbe, jener glänzende Schauplatz der gewaltigen Römerkriege, aus welchen unsre Altvordern so siegreich geschieden waren. Was von Germanien jenseits der Elbe nordöstlich und jenseits der Elbe und des Fichtelberges östlich liegt, war von Wenden*) (Slawen an der Küste) und Slawen mehr angefressen und in seinen früheren Verhältnissen zerrüttet. Was über der Donau, zwischen Donau, Alpen und Adriatischem Meer lag, war zuerst von den Römern, dann von Slawen, Awaren, Magyaren hart mitgenommen und zerrüttet worden. Auch ist in den Ländern, wo die Slawen jahrhundertelang gehaust haben, und wo zum Teil noch bedeutende Reste von ihnen sitzen, die Freiheit der kleinen und mittleren Grundbesitzer nimmer wieder geworden, was die frühere germanische gewesen. Wenige

*) Wend, Wand, Watn: Wasser, See in vielen Sprachen; daher Vandali, Venedi, Weneti in Norddeutschland, am Adriatischen Meere, an den Küsten Galliens.

kleine Freie sind dort übrig geblieben oder haben sich dort später wieder erhoben: die meisten Bauern und bäuerlichen Menschen schmachteten da bis auf die letzten Zeiten entweder in einer armseligen Abhängigkeit oder gar in einer traurigen Leibeigenschaft — so sehr hatte der Sinn und die Art eines fremden Volks das Germanische zerstört oder verschlechtert. Die Länder, worauf ich hindeute, sind Krain, ein Teil von Steiermark, Kärnten und Österreich, Mähren, Böhmen, Schlesien, die Lausitzen, die Marken jenseits der Elbe, Pommern und Mecklenburg.

Aber auch jene glücklicheren Gegenden Deutschlands in der Mitte und in dem Westen des Vaterlandes, welche ich vorher genannt habe, jene, welche nicht von fremdartigen Völkern überschwemmt worden, und welche keine Fremden zu unterjochen gehabt haben, konnten sich des Geistes der Verschlechterung und Verschlimmerung, des Geistes des Übels, nicht erwehren, welcher von den Nachkommen der alten ausgewanderten Germanen aus den südlichen von ihnen eingenommenen und germanisierten Ländern auf sie zurückwirkte. Hier müssen vor allen andern die Franken genannt werden, welche, nachdem sie Gallien erobert, die Westgoten fast ganz über die Pyrenäen getrieben und das Reich der Burgunder zerstört und sich unterworfen hatten, auch die alten Brüdervölker jenseits des Rheins ihre Macht fühlen ließen. Unter dem mächtigsten Frankenkönig aus dem Hause Pipins von Herstall, unter Karl dem Großen, wurde das letzte unabhängige Germanenvolk, das große und mächtige Volk der Sachsen, nach einem dreißigjährigen, blutigen Kampf mit dem weiten Frankenreiche verbunden. Zwar lösten sich nach Karls Tode die straffgezogenen und straffgehaltenen Zügel der Herrschaft unter seinen schwachen Nachkommen, die noch ein Jahrhundert nach ihm in Deutschland regierten, auch löste sich Deutschland (das Land diesseits der Alpen, Ardennen und Vogesen) selbst von dem zu weiten Frankenreiche und ward ein eigner Staat für sich; aber seine Schicksale die nächsten anderthalb Jahrhunderte waren unlustig unter schwachen und ohnmächtigen Herrschern und unter Einfällen und Verheerungen wilder und roher Völker, welche von Osten und Norden es zu erschüttern und verwüsten kamen. Und so viel hatten in ein paar Jahrhunderten der Verbindung die Art und Einrichtung des Frankenstaates und Befehl und Beispiel gewirkt, nebst neuen Weltverhältnissen und veränderter Staats- und Kriegsordnung, bei der großen Not der Zeiten und den langen und entfernten Feldzügen, daß die Freiheit der kleinen und mittleren Grundbesitzer, die man, wie man will, freie Bauern oder kleine Edelleute nennen kann, und worauf Germaniens

e Freiheit und Wehrhaftigkeit gegründet gestanden hatte, mehr
o mehr unterdrückt und gebunden ward. Es hatte sich das
ntische Lehnwesen eingeschlichen, wenige kleine Männer waren
geblieben zu einer Zeit, wo so viele Mächtige unfrei werden
ßten; eine mehr oder weniger fesselnde und drückende Ab-
ngigkeit oder Hörigkeit, die von der schlimmsten Leibeigen-
ft bis zur leidlichen Pflichtigkeit hundert verschiedene Stufen,
ten und Namen hatte, umfaßte die Enkel des Volkes, dessen
ndboten, wie einige dafür halten, jenem Alexander von Maze-
nien gesagt hatten, daß es sich nur fürchte, wenn der Himmel
falle.

Also Beispiel fränkischer Ordnung und romanisierter Gallier,
t und Krieg und auch Brauch und Gewohnheit flochten und
teten dieses wunderliche Wesen zusammen. Gewiß sind manche
rrenhöfe oder sogenannte Oberhöfe, wo die Unterworfenen
ter Dienst leisten, gewisse Abgaben bezahlen und Recht suchen
ßten, früher nur Mittelpunkte der Versammlungen freier
inner in ihren Feld- und Gemeindeangelegenheiten gewesen.
e Freien trugen für die Zeit, wo diese Versammlungen be-
nden, Lebensmittel (Butter, Käse, Schinken, Würste, Hühner,
r usw.) dahin zusammen für die gemeinsamen Gelage und
srichtungen. Was auf diese Weise ganz freiwillig und will-
lich gewesen, ward durch Gewohnheit im Laufe des Jahr-
nderts Schuldigkeit: aus dem Besitzer eines solchen Hofes
endlich ein Gerichts- und Oberherr geworden. Wir finden die
deutung, daß es mit manchen Oberhöfen bei den westfälischen
chsen sich wohl so gemacht haben mag, in dem englischen
rte Landlord, welches zugleich einen Gutsherrn und einen
stwirt auf dem Lande bezeichnet. Auch in Schweden sind noch
te in einigen Landschaften dieselben Höfe Landgastwirts- und
stwirts- und Landgerichtshöfe.

Mehrere Jahrhunderte lag der größere Teil der kleinen
ndbewohner, die Bauern, tief in Abhängigkeit versunken und
manchen Orten des Vaterlandes in unwürdiger und jammer-
ler Sklaverei. Diese Unterdrückten, diese armen Leute, wie
Rechtlosen genannt wurden, waren nicht bloß Abkömmlinge
er Leibeigenen, die schon zu Cäsars und Tacitus' Zeiten in
rmanien bestanden, sondern es waren auch die Enkel solcher
änner darunter, die unter Arioviſt, Arminius und Wittekind
die Freiesten und Besten gegen die Knechtschaft gefochten
tten. Ihre schlimmste Zeit war die vom neunten bis zum
ölften Jahrhundert. Seit der Mitte des zwölften Jahrhun-
rts wirkten viele Weltverhältnisse und Begebenheiten zur Mil-

derung ihres Joches; viele arbeiteten sich in den folgenden Jahrhunderten wieder zu einem leidlichen und menschlicheren Zustand durch; doch hingen die meisten bis ins neunzehnte Jahrhundert, in dieses laufende Jahrhundert, hinein noch von mancherlei Banden des Lehnwesens umstrickt. Die letzten Jahrzehnte haben diese Bande in den meisten Gegenden des Vaterlandes nicht eben sanft aufgelöst, sondern gewaltsam zerrissen; es gibt jetzt nicht viele der Lande mehr, wo das Lehnwesen noch in seiner Fülle blüht.

Man sagt und man liest in hundert Büchern, das wunderliche und vielgestaltige und schwerbeschreibliche Ding, welches man später Lehnwesen nannte, sei eine ganz natürliche Entwickelung gewesen aus den Keimen, die in der ältesten deutschen Verfassung lagen, nichts Anderes als eine weitere Ausbildung des Gefolges, wo ein tapferer Fürst oder Edeling sich durch seine Großtaten eine Menge kampflustiger Freien nachzog, welche Schirm, Ehre und Beute bei ihm suchten, und deren Enkel späterhin ganz natürlich seine Vasallen und Mannen wurden. So weit läßt es sich allerdings erklären; aber wie ein solches Verhältnis oder wie nur das Beispiel oder Gleichbild eines solchen Verhältnisses in späteren Zeiten die Menschen, welche weiland frei waren, fast bis zur allgemeinen und schändlichen Knechtschaft herabdrücken und herabwürdigen konnte oder vielmehr durfte, das begreift man daraus wahrlich nicht, und da man es nicht begreift, so hat man recht, es nicht zu glauben, bis darüber bessere Beweise beigebracht werden, als die sind, welche man gewöhnlich dafür anführt. Denn ein solches Gefolg wie das von Tacitus beschriebene findet sich fast bei allen nichtsklavischen Völkern der Erde, wenn sie ungefähr auf der Stufe der menschlichen und politischen Bildung stehen, worauf unsre Vorfahren der ersten christlichen Jahrhunderte standen. Ich muß hingegen nach meiner geschichtlichen Ansicht durchaus behaupten, daß das Lehnwesen, welches in seinen Anfängen ein arges Unwesen und auch in unserer Zeit eben noch kein liebenswürdiges Wesen gewesen ist, sich aus der Mischung des Germanischen und Romanischen gebildet hat. Frankreich, Italien, Hispanien — das sind die Länder, wo es großgewiegt worden. Von dorther ist es uns und andern germanischen Völkern als ein Übel eingeimpft worden. Ich führe meinen Beweis.

Schweden und Norwegen sind echte germanische Länder, die Schweden und Normänner sind echte Germanen, wenn man einige hie und da zerstreute Finnen ausnimmt, die aber in der Masse der beiden Völker ein unbedeutendstes Teilchen ausmachen.

e Schweden und Normänner haben in früherer Zeit auch den
manischen Comitatus gehabt zu Wasser und zu Lande: tapfere
freie Männer hatten sich dem Befehle tapferer Führer in
en Gefahren auf Not und Tod untergestellt; große Tugend,
gheit und Herrscherkraft haben die Menschen hier gezogen,
sie dieselben in der ganzen Welt ziehen; so weit ist an den
dischen Fjäll und am Mälare und an der gotischen Elbe der
rmane seinem Bruder an der Weser und am Rhein gleich ge-
en. Aber Schweden und Norwegen haben bis auf diesen Tag
einzelne dünne, aus der Fremde hergebrachte Spuren vom
nwesen gehabt. Diese Länder sind sehr lange in der echten ger-
nischen Art und Weise geblieben. Die Grundstücke waren
er freie Männer zu gleichem Recht verteilt und von freien
nnern bebaut; Leibeigene, sogenannte der Erdscholle An-
achsene und Angefesselte, welche das Land bebauten, hat es
t nicht gegeben, wenn sie gleich in frühesten Zeiten eigentliche
ssklaven auch wohl mitunter bei der Feldbestellung mitge-
ucht haben mögen. Bauern, die auf Adels- oder Krongütern
nten und in Geld oder in Erzeugnissen des Bodens oder in
nsten ihren Zins abtrugen, sind von jeher bis auf diesen
als freie Pächter angesehen, die nach aufgekündigtem Ver-
ge ziehen können, wohin sie wollen. Freilich haben Schwedens
ige seit Magnus Scheunenschloß, der am Ausgange des drei-
aten Jahrhunderts lebte, eine Art Adel zu schaffen ange-
gen nach dem Muster des deutschen Adels, wovon seit jener
viele als Söldner nach dem Norden kamen, und spätere
rscher haben diesen Adel weiter ausgestempelt, auch den adligen
ptgütern oder Herrensitzen zum Nachteile der kleinen Freien
isse Vorrechte und Steuerfreiheiten bewilligt; aber nimmer
der schwedische Adel leibeigene Bauern oder abhängige, hörige
nbauern unter sich gehabt, und ein guter Teil jener Vor-
te und Steuerfreiheiten, die er sich gegen Schwedens Gesetze
er schwachen Regenten erschlichen hatte, hat er in dem letzten
en Jahrhundert durchstreichen lassen müssen. Ich kehre immer
einer frohen Erinnerung nach dem Norden zurück, wenn ich
die künftigen Schicksale der Völker und über das Glück oder
lück der Länder nachdenke, welche durch die verschiedenen
hältnisse der Stände und Klassen zueinander und, wie mir
ht, recht sehr durch die gehörige Verteilung des Grundes
Bodens bestimmt werden. Schweden und Norwegen gehören
dieser Beziehung zu den glücklichsten Ländern Europas, wo
uralten germanischen Bauern, die freien Männer, welche sich
t schlechter hielten als die Edlen und, weil sie frei waren,

Edle waren und blieben, noch in zahlreicher Menge in glücklicher und zufriedener Mittelmäßigkeit nebeneinander auf mäßigen Gütern wohnen und die menschlichen Tugenden in ihrer Einfalt und Echtheit pflegen und erhalten. Wenn weise Gesetze, damit Willkür und Habsucht nicht auch hier zu ihrer Zeit wüten und zerstören, einmal befestigen, was Glück und Tugend des Volks Jahrtausende erhalten haben, eine Verteilung des Grundbesitzes in den meisten Landschaften, worauf Familien sich in Rechtschaffenheit und Ehrbarkeit behaupten können, so mögen diese Länder kommenden Zeiten getrost entgegengehen.

Dänemark liegt Deutschland näher. Auch seine stolze Bauernfreiheit war seit dem zwölften, dreizehnten Jahrhundert größtenteils verschwunden; nachher hat es wie Deutschland lange einen fast unterdrückten Bauernstand und eine fast sklavische Leibeigenschaft gehabt. Dieses Unglück hatte es über den Sund getragen in die Landschaften, welche es einst von Schweden abgerissen beherrschte. Noch sind in Schonen Spuren genug, daß der Adel dort einst mehr Herr sein durfte und der Bauer mehr Knecht sein mußte, als dies je in Schweden stattfand. Weil aber der Bauer in Schweden und Norwegen nie als ein von Natur zum Dienen geborner Mensch angesehen, sondern immer als ein freier Mann geehrt worden ist, so wundert sich in den Ländern niemand, wenn eines Bauers Sohn Minister, Feldherr oder Landshauptmann heißt; selbst in der Periode Schwedens, wo der Adel über die übrigen Stände fast alle Gewalt an sich gerissen hatte, von dem Jahre 1720 bis zum Jahre 1772, gab es Reichsräte und Herrlichkeiten, deren Väter Bauern gewesen. Wieviele würden in Deutschland vor Erstaunen außer sich sein und glauben, der Jüngste Tag sei da, wenn solches oft erlebt würde!

England ist ein zweiter großer Beweis. Es hielt sich in seiner eigentümlichen deutschen oder sächsischen Freiheit und Unabhängigkeit der kleineren Grundbesitzer und Bauern bis auf die zweite Hälfte des elften Jahrhunderts, bis auf Wilhelm von der Normandie, den Eroberer. Ich lege hierauf ein großes Gewicht. Gewöhnlich behauptet man, mit der Entwickelung der Verfassung und der Verfeinerung des Lebens habe sich das Lehnwesen aus dem alten germanischen Gefolge ohne weiteres Zutun wie von selbst ausbilden müssen. Nun kann man nachweisen, daß Britannien schon im siebenten, achten Jahrhundert in Hinsicht der Verfassung, der Sittenverfeinerung, der Religion und Gelehrsamkeit wenigstens so gebildet war als Deutschland im neunten und zehnten Jahrhundert, und doch findet sich dort damals noch nichts vom Lehnwesen, sondern wenige adlige Männer wohnten unter

dem allgemeinen Volksgesetze, welches König Alfred im neunten Jahrhundert neu sammlete und ordnete, mit einer Menge kleiner und mittlerer Freien zusammen, die auf ihren Ländereien so sehr Herren waren als jene auf den ihrigen; von einem Lehnbande, welches später häufig ein Lehnstrick ward, ist in der englischen Geschichte vor Wilhelm von der Normandie auch keine Spur, sondern die freien Sachsen und Angeln, die nach der Mitte des fünften Jahrhunderts in Britannien eingedrungen waren, hatten das eroberte Land so verteilt und bewohnten es unter denselben Verhältnissen, unter welchen sie weiland an den jenseitigen Küsten Germaniens und um die Ems, Weser und Elbe gewohnt hatten. Die Normannen, welche aus einem Lande stammten, wo die größtmögliche persönliche Freiheit und Gleichheit herrschte, hatten in der Landschaft, die sie an der Nordküste Frankreichs eingenommen, bald die nordische Freiheit verloren und durch das Beispiel der benachbarten Franken, ihrer Besiegten, verführt, die Knechtschaft des Lehnwesens angenommen. Wilhelm der Normann, als er das große Unternehmen gegen England zurüstete, begriff leicht, daß es den Kräften, die er in seinem Lande aufbieten konnte, weit überlegen war. Er machte es wie alle Eroberer, er lud eine Menge Waghälse und Abenteurer auf die Hoffnung der Beute und der Länder ein, die er ihnen auf der schönen Insel zeigte; und solche Abenteurer strömten in Scharen herbei und schwellten sein Heer aus Frankreich, Flandern, Brabant und allen Nachbarlanden, zu welchen der Ruf des großen Zuges gelangen konnte. Wilhelm gewann im Jahr 1066 die Schlacht bei Hastings und behandelte England wie ein erobertes Land und die Engländer wie seine Sklaven. Er mußte denen, die ihn zu einem so mächtigen Könige gemacht hatten, sein Versprechen halten und Land und Leute unter sie verteilen. Diese Epoche ist der Anfang einer drückenden Lehnherrschaft in England. Das freigesinnte Volk der Angeln, Sachsen und Friesen verstand wohl, sich in den folgenden Jahrhunderten von dem Druck des königlichen Despotismus zu befreien und auch den aristokratischen Druck der Herren und Ritter etwas zu lüften, aber jener herrliche Zustand der früheren Zeit, wo Dreiviertel aller Grundstücke in England mittelmäßigen Freien gehörten, jener Schweden und Norwegen ähnliche Zustand, ist in England nimmer wiederhergestellt. Der einmal zerstörte freie Bauerstand hat in der Folge seine Zahl und also seine alte Bedeutsamkeit und Wichtigkeit im Staate nie wiedergewonnen. Die Kirche, die Reichen und der hohe Adel besitzen jetzt fast alle Grundstücke in England.

Man könnte hiebei auch an Schottland denken. Der Süden

Schottlands bis an das Hochgebirge sowie ein Teil der nördlichsten gegen Schottlands Grenzen sich streckenden Landschaften Englands ist in den stürmischen Jahrhunderten, wo die nordischen Wikingar, die auch wohl Seeräuber heißen, ihre Züge gegen Westen und Süden machten, nach und nach von Normännern (Männer aus Norwegen, Dänemark und Schweden) besetzt und bevölkert worden, die freilich mit Nachkommen der Sachsen vielfach gemischt wohnten. Dies wissen wir aus der Geschichte, und wenn wir es nicht aus der Geschichte wüßten, so sind davon bis auf den heutigen Tag noch Spuren und Denkmäler genug in Grabhügeln, Sagen, Sitten, Art und Sprache der Einwohner; und das sprechendste und unzerstörbarste Zeugnis und Denkmal dafür finden wir in der Dichtkunst dieser Gegenden, in den Romanzen und Balladen des Mittelalters, worin ein von dem südbritannischen ganz verschiedener hochnordischer Geist weht. Diese Gegend ward, wie die Normandie von Frankreich, von dem nahen England zur Verähnlichung in Sprache, Sitten und Einrichtungen hingezogen; es entstand hier auch durch die Nachbarschaft und das Beispiel und die Stammverwandtschaft fast ganz dasselbe Lehnwesen, welches die französischen Normannen nach England gebracht hatten. In Nordschottland, besonders in dem nordwestlichen Teil, dessen meiste Bewohner gälischen Stammes sind, bestand ein patriarchalisches oberherrliches Wesen der Abhängigkeit, das nicht wie das Lehnwesen durch bestimmte Formen und Gesetze sondern durch Herkommen und Sitte getragen ward; bei mildem Charakter des Oberherrn vielleicht der Freiheit nahe, bei hartem Gemüte desselben wenig von Knechtschaft verschieden; nur daß der rauhe und strenge Himmel, der die Leiber stählt, die Unterworfenen nicht so elendig und nichtswürdig werden ließ, wie jeder Sklave in weicheren Klimaten notwendig werden muß. Wir werden dieses Verhältnis weiter unten noch berühren.

Uns deucht es also die höchste, selbst durch die Geschichte nachgewiesene Wahrscheinlichkeit, daß das Lehnwesen aus den Resten alter Knechtschaft hervorgegangen ist, welche die Franken, Langobarden, Sueven und Westgoten in den von ihnen eroberten und germanisierten Ländern fanden, in welchen sie allmählich neue Staaten ausbildeten. Und nun wollen wir noch etwas aussprechen, was ganz in das Gebiet dieser unserer politischen Fragen und Untersuchungen fällt: die Römer haben in jene Lande nicht bloß die Knechtschaft gebracht, sie haben sie dort schon gefunden. Bei den Galliern wenigstens bestand eine traurige und drückende Lehnknechtschaft, als sie von den Römern bezwungen wurden.

Es gab bei ihnen damals nur Fürsten und Adel und Halbfreie und Sklaven; volle Freie, ein starker und unbezwinglicher Kern des Volkes, waren nicht mehr da. Auch in Spanien scheint ein ähnlicher Zustand gewesen zu sein, als nach dem zweiten Punischen Kriege die Römer anfingen, diejenigen zu Sklaven zu machen, welche sie vorher Bundsgenossen genannt hatten. Fürsten, Adel und Volk waren durch eine Art trauriges Lehnwesen zerspaltet und konnten keine gemeinsame Kraft bilden. Es fehlte jenen Ländern der Kern eines freien Mittelstandes, ohne welchen kein Land wirkliche Stärke hat; darum wurden sie so leicht die Beute der Römer. Sie waren damals ungefähr in dem Zustande, worin die Franzosen und Deutschen im neunten und zehnten Jahrhundert standen, als sie von Slawen, Normännern und Magyaren überritten und geplündert wurden; ihre Mannskraft, ihre große Wehrmannschaft war zerstört oder zerstückelt. Da mußten die Enkel der Männer, die 80000, ja 100000 Mann der kriegsgeübtesten Römerheere aus dem Felde geschlagen hatten, sich von 15000 und 20000 Normännern, ihren Stammgenossen, ungestraft verheeren und ausplündern lassen, weil diese noch das waren, was die Ahnherren weiland von jenen, freie und auf ihre Freiheit stolze und zuversichtliche Männer. Wir hören, wie Cäsar dieses gallische Verhältnis zwischen dem Adel und den sogenannten Freien beschreibt, und wir müßten blind sein, wenn wir darin nicht den Zustand erblicken wollten, wie er sich im sechsten, siebenten Jahrhundert in Frankreich und im achten, neunten Jahrhundert in Deutschland von der alten Freiheit zur Lehnsabhängigkeit entwickelt hat. So lautet es bei ihm Buch 6, Kap. 13 und 15:

„In ganz Gallien sind zwei Menschenklassen, welche einiges Ansehen und Ehre genießen, nämlich die Druiden und die Ritter (Priester und Adel). Denn das Volk (plebs) wird fast wie Sklaven geachtet; es unternimmt durch sich nichts und wird zu keiner Versammlung gezogen. Sehr viele, wann sie von Schulden oder von der Größe der Auflagen oder von dem Übermut der Mächtigen bedrängt werden, geben sich den Adligen in die Knechtschaft; diesen stehen gegen sie alle dieselben Rechte zu wie den Herren gegen die Sklaven. — Die Ritter, wann Aufforderung dazu oder irgendein Krieg eintritt (was vor Cäsars Ankunft fast alljährlich zu geschehen pflegte, daß sie einander in Angriffs- oder Verteidigungskriegen befehdeten), tummeln sich alle im Kriege um. Und wie jeglicher durch Geschlecht und Reichtum der stattlichste ist, hat er die meisten Ambakten (Dienstleute) und Schützlinge um sich."

In diesen wenigen Worten liest man die Geschichte der Art und die Entstehung der Lehnsabhängigkeit, man liest, durch welche Umstände freie Männer mehr oder weniger Knechte werden. Das kann man bestimmt sagen, hätte Germanien im ersten Jahrhundert der Geburt unsers Erlösers eine Verfassung gehabt, wie es sie später im neunten und zehnten Jahrhundert hatte, Männer wie Drusus, Tiberius und Germanikus würden es von dem Rhein und der Donau bis an die Ostsee und jenseits der Karpathen leicht besiegt haben; wir würden eine andre europäische Geschichte haben.

Das fällt einem bei diesem Hinundherschweifen auf dem unendlichen und unergründlichen Meere der Völker und Jahrhunderte und ihrer Begebenheiten und Schicksale gleichsam von selbst in die Hände, daß von allen germanischen Volksstämmen die Sachsen und die den Sachsen verwandtesten am festesten und hartnäckigsten an der Freiheit gehalten und diese Freiheit in verständigen und weisen Einrichtungen entwickelt und ausgebaut haben. Ich nenne nur die Kriege gegen Augustus und Tiberius im Anfange unserer Zeitrechnung, welche größtenteils von den Völkern geführt wurden, die sich später Sachsen nannten; ich nenne nur solche, die durch wirkliche Abstammung und durch die Sprachähnlichkeit sich als ihre Blutsfreunde beurkunden: die Niederländer, die Friesen, die Engländer, Schweden, Norweger, Ditmarsen, Siebenbürgen — welche alle sich von jeher durch Streben zu Freiheit und Gesetzlichkeit ausgezeichnet haben. Ich bemerke bei dieser einfachen Angabe jedoch, daß ich hier ununtersucht lassen will, wieviel Landesbeschaffenheit, Örtlichkeit und Himmelstrich zur Hervorbringung dieser merkwürdigen und großartigen Erscheinung bei diesem Stamme und bei seinen verwandten Stämmen mitgewirkt haben können. Auch das muß ich schließlich noch andeuten, daß sich in wenigen Landschaften des Vaterlandes so viele und so große Bauerschaften erhalten haben als in dem rechten Kern des Sachsenlandes, in Westfalen, welche zugleich in ihrer Bauart und in ihrem Wesen uns oft jenes älteste Bild vorzustellen scheinen, welches Tacitus vor siebzehnhundert Jahren von unsern Vorfahren aufgestellt hat.

Wir sind auf diesem Gebiete auf manchen Nebenwegen und Fußpfaden bisher hin und her geirrt, ehe wir zu der breiten, großen Straße gelangten, wohin wir eigentlich wollten. Jetzt sind wir darauf, und nun können wir kurz und gerade darauf fortgehen.

Ich weiß, es wird nicht an solchen fehlen, die mit einer gewissen Erbitterung sagen werden, ich sei ein Feind des Adels

und des Lehnwesens insgemein und habe es durch diese Darstellung von neuem bewiesen. Ich muß mir das gefallen lassen. Ich will klar bekennen, daß mir das Lehnwesen kein erfreulicher Zustand der Menschen deucht, daß ich mir viel bessere Zustände der bürgerlichen Gesellschaft denken kann, daß ich selbst bei unsern Stammverwandten, den Schweden und Normännern, in Epochen der Entwicklung, die den unsrigen ähnlich waren, mit Freuden diesen Zustand nicht gefunden habe. Aber persönliche Erbitterung spricht hierin gar nicht, sondern bloß das natürliche Menschengefühl, daß ein Zustand, der durch Gesetze verteidigt wird, glücklicher ist als derjenige, den fremde Willkür verschlimmern oder verbessern darf. Wie könnte ich auch ergrimmen über etwas, das sich in der Geschichte der meisten Völker findet, vorzüglich in den Zeiten, wo die politische Gesellschaft und die verschiedenen Klassen des Volks zwischen alter Roheit und neuer Bildung und Entwickelung hin und her schwanken? Aber wie sollte ich loben, was tausend Mißbräuche und Frevel in sich getragen hat und in sich trägt, und was in einer Zeit, wo jeder von dem Gesetze sein billiges und gleiches Recht verlangt, nicht mehr bestehen kann? Wir dürfen nie behaupten, daß dieses wunderliche Staatsverhältnis an sich je ein gutes und gerechtes Verhältnis gewesen sei — die Geschichte stellt gegen solche Behauptung zu viele Zeugen auf — wir können nur sagen, daß es bei gutmütigen und rechtlichen Völkern, wie z. B. die Deutschen sind, die Hilflosigkeit und Rechtlosigkeit der Abhängigen und Unterdrückten nie so schreiend gezeigt hat als bei vielen andern; und doch oft schreiend genug.

Wenn ich mich so erkläre gegen einen Zustand, der zur Zeit seiner Entstehung vielleicht unvermeidlich und notwendig war, der alle Klassen und alle Stände des Volks, die hohen wie die niedrigen, umfaßte und band, der aber am schwersten auf die untersten drückte und sie in den meisten Ländern bis zu leibeigenen und hörigen Knechten erniedrigte, so will ich ehrlich gestehen, daß mir das neue und neueste Wesen auch nicht gefällt, wo man nicht allein die Personen frei läßt und von ungebührlichen Zwängen und Banden löset — was recht ist —, sondern wo man Land und Häuser und Güter und Gewerbe, gleichsam als wäre die ganze Welt ein liederliches Spielhaus, dem Würfelspiele des Zufalls preisgibt; was dumm ist. Dieses neue Wesen, weil die Franzosen mit ihrer großen Umwälzung die Anfänger und fast die Urheber desselben sind, könnte man das französische Wesen oder Unwesen nennen. Es deucht mir ein Unwesen, und ich will es denn ein Unwesen nennen, weil es durch die Leichtigkeit des Wechsels der Besitze den größten irdischen Schwerpunkt

im Staate aufhebt, der ihm als Ballast so notwendig ist, damit er in Gefahren nicht von jedem kleinsten Winde umgeworfen werde, und weil es eben durch diese ewigen Wechsel den Menschen nichts Festes und Bleibendes zeigt, ihre Liebe und Treue an nichts Festes bindet und sie selbst auf diese Weise leichtfertig und wankelmütig macht. Also daß mir diese neue Freiheit, wie sie einigen deucht, eben nicht besser gefällt als die alte Gebundenheit.

Wir hören einmal, wie einige, welche das Alte preisen, das Neue, was wir eben mit dem Namen das französische Neue getauft haben, tadeln und das Alte loben. Sie sagen:

Gott selbst, der Weise und Fromme, trägt die Natur nur durch ein Gesetz der Abhängigkeit: die höchsten Zwecke und Ziele derselben werden nur dadurch erreicht, daß eins dem andern untergestellt ist. Nur durch Dienst wird das All erhalten, der Gehorsam ist die höchste Idee der Freiheit, d. h. der Gottähnlichkeit und der Gottgefälligkeit. Dieses Gesetz der ganzen Natur geht auch auf die menschliche Gesellschaft über: denn der Mensch ist gleichsam der geistige Abdruck, das geistige Bild der Natur; er stellt in sich alle Triebe, Neigungen, Verschiedenheiten, Ähnlichkeiten und Ordnungen derselben mit Bewußtsein dar, er macht das große und allgemeine Naturgesetz gleichsam zu einem sich selbst erkennenden und wissenden Gesetze. Daher die verschiedenen Ordnungen der Gesellschaft und daher der Staat der naturgemäßeste, sittlichste und vollkommenste Staat, in welchem die verschiedenen Stände nicht nebeneinander, sondern untereinander gestellt sind. Das Lehnsverhältnis war ein solches von der Natur selbst gegebenes und gebotenes Verhältnis, es war ursprünglich nicht ein Verhältnis der Abhängigkeit, sondern des Schutzes. Auf dem Lande, wo dieses Verhältnis am meisten gefühlt wird, wohnen, wie auch in der Stadt, zwei Arten Menschen: Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, Gebildete und Ungebildete, Adel und Bauern — die einen zum Befehlen und Regieren, die andern zum Gehorchen und Dienen bequem. Schon ihr Zustand bildet von selbst, man möchte sagen von Natur, ein wechselseitiges Verhältnis der Herrschaft und der Abhängigkeit. Der Reichere, Vornehmere, Gebildetere ist der geborne Helfer, Schützer und Rater des Ärmeren, Geringeren und Ungebildeteren. Aus Dankbarkeit leistet dieser ihm Dienst für Dienst, gesteht ihm freiwillig gewisse Leistungen, Abgaben und Huldigungen zu, kurz, er erkennt seine Abhängigkeit als ein Glück und eine Wohltat. Daß seine Person an einen gewissen festen Ort gebunden ist, macht ihn still und sittlich und beschränkt Wünsche und Begierden, welche ihn, einen ungeschickten und ungebildeten

enſchen, nur wüſt und unglücklich machen würden. Daß er
f der einen Seite ſeine Kräfte nicht, wie ihm gefällt oder
fällt, für ſich gebrauchen und für ſich nicht immer die mög-
hſt größten Zinſen tragen laſſen kann, daß ein Teil ſeiner
äfte und ſeines Vermögens ſogar von dem Schirmherrn ab-
ngt, der den freieſten Gebrauch derſelben einſchränken darf,
lt ihn auf der andern Seite von vielen törichten Unterneh-
ungen ab, wobei ſein Wohlſtand und ſeine Sittlichkeit gleich
ße Gefahr laufen würden. Und laß dieſen Zwang der Ab-
ngigkeit zuweilen ſogar drückend ſein, in wie vielen Fällen iſt
des beſchränkten Mannes Glück! Er hat einen politiſchen
lt und Schirm, er hat in Not und Verlegenheit einen treuen
d zuverläſſigen Hort, den lange und liebe Gewohnheit durch
le Geſchlechter mit ihm und ſeinem Schickſal verbindet, und
ſen eigener Vorteil ihn auffordert, ſeinen Mann nicht ver-
ben zu laſſen. Auf dieſe Weiſe iſt dieſes Verhältnis zwar ein
rliches und oberherrliches, auf der andern aber mehr ein
riarchaliſches und verwandtſchaftliches Verhältnis. Sie fühlen
ſovielen Fällen und durch ſoviele Erinnerungen und innige
flechtungen, welche ſie verbinden, durch gemeinſchaftliche
ten, die ihre Vorfahren miteinander beſtanden, durch gegen-
ige Dienſte und Wohltaten, die ſie einander getan, häufig
as, was weit über das Gefühl des Herrn und des Knechts
aus liegt: ſie fühlen etwas Menſchlicheres und Höheres, das
n gleichſam eine edlere Blutsfreundſchaft nennen möchte.
o wenn gleich einige Lehnherren und Schirmherren gegen ihre
erworfenen und Hörigen hie und da härter und ſtrenger als
t geweſen ſind und das natürlichſte und freundlichſte Ver-
nis in ein unmenſchliches und deſpotiſches verwandelt haben,
oll man einzelne Frevel und Greuel, welche von der menſch-
en Gebrechlichkeit überhaupt unzertrennlich ſind, nicht als eine
wendige Folge des Lehnsverhältniſſes hinſtellen. Kurz dieſes
hältnis hat für die Sitten und den Wohlſtand der niedrigeren
ſſen und für die Ruhe und das Wohlſein des Staats die
ltätigſten Folgen gehabt. — Nun aber die beliebte und belobte
uzöiiſche Freilaſſung?!

Es klingt ſo luſtig das Wort für den kleinen Beſitzer und
den Bauer: „Juchhe! Jetzt ſind wir des Edelmanns
iche! Keine Patrimonialgerichte, keine Leiſtungen,
ne Fronen, keine Zehnten mehr, jeder in ſeine ur-
ünglichen Menſchenrechte eingeſetzt, alle künftig
einem Maße gemeſſen und über einem Kamm ge-
ren.“ Wie ſollte eine ſo luſtige, wohllautende und ſchmeichel-

haſte Lehre der leicht betörlichen und verblendlichen Menge nicht gefallen, welcher Advokaten und Schwindler ſo leicht einbilden können, jede noch ſo billige Abhängigkeit ſei eine Unterdrückung und jedes wohlbegründete Recht auf ſie eine hinterliſtige Beſchleichung und Überdrängung? Und was erfolgt bei der völligen Freilaſſung der Perſonen und bei der Befreiung der Güter? Wir wollen nicht in Abrede ſtellen, daß einige dieſelbe zur Verbeſſerung ihres Wohlſtandes zu gebrauchen verſtehen; aber die Menge geht offenbar in Sittlichkeit und Wohlſtand zurück, wie ſehr der äußere Schein auch das Gegenteil zu bezeugen ſcheint. Wir haben es ja an mehr als einem Orte geſehen, wo alle höhere Aufſicht über dieſe unmündigen Menſchen, alle Beſchränkung ihrer ſogenannten Freiheit von ihnen genommen iſt, wohin es ſie getrieben hat. Zwar mehr Tätigkeit und Gerührigkeit hat ſich bald gezeigt, auch wohl mehr Gewandtheit und Geſchicklichkeit hin und wieder entwickelt, aber wo iſt der ſtille und fromme deutſche Bauerſinn und endlich auch, wo iſt der alte Wohlſtand geblieben? die alte, unſtörbare Sicherheit des Beſitzes? Denn hat das unruhig und geſcheit gemachte Geſchlecht durch größere Gerührigkeit und Umſicht auch in manchen Gegenden gegen das Frühere das Doppelte hervorbringen und gewinnen gelernt, ſo hat es noch häufiger das Dreifache vertun gelernt, und der geprieſene erhöhete Wohlſtand, der aus dem neuen, glücklicheren Zuſtand hervorgegangen ſein ſoll, iſt nur ein barer, blanker Schein und nichts weiter. Denn ſehr wenige aus dieſen unteren Klaſſen der Staatsgeſellſchaft ſind ſo mäßig oder geſcheit, daß ſie ihr Glück ſelbſt zu verwalten und zu erhalten verſtehen. Das ſchon iſt ſehr ſchlimm für die Sitten und für den Charakter des Landmanns, daß die Güter nun ungehindert von einer Hand in die andere gehen können; ſchlimmer iſt das, daß kein Aufſeher, Hüter und Schirmer da iſt. Juden und Judengenoſſen geben Anleihen darauf und ſetzen ſich in den ganzen oder halben Beſitz. Stirbt ein Beſitzer auch im Wohlſtande und hinterläſſet mehrere Kinder, ſo teilen ſich dieſe in das Gütchen oder die Hufe, oder ſie bleiben auch in Geſamtwirtſchaft darauf ſitzen und wirtſchaften ſich auf einem Grundſtücke an den Bettelſtab, auf welchem vor zehn oder zwanzig Jahren ein durch Untertänigkeit und Lehnbeſchränkungen gebundener Hufner in ſicherer, geborgener Mittelmäßigkeit lebte. So verſchwindet endlich ganz die alte Einfalt, Frömmigkeit, Treue und Ruhe des deutſchen Bauers; er wird klug, ſchlau, tätig, auf geſchwinden Gewinn grübelnd und dieſen Gewinn geſchwind wieder vertuend, bei der Wandelbarkeit des Beſitzes an

keinen festen Ort, an keine festen Gewohnheiten und Sitten geknüpft, endlich ein Mensch ohne Heimat, unstet an Trieben, unstet in Gesinnung, leichtfertig und vagabundisch.

Ein solcher ist euer deutscher Bauer vom jüngsten Gepräge, euer französisch erlöster und gelöster Bauer. Das einzige, was bei dieser ganzen vornehmen Bauerfreiheit, bei dieser sogenannten Wiedereinsetzung der Unterdrückten in die ihnen entrissenen Menschenrechte, bei der Wandelbarkeit der Güter und bei ihrer Zerteilung und Zerstückelung herauskommt, ist vielleicht, daß mehr Menschen gezeugt werden — eine Plusmacherei, welcher verständige Staatsverwalter lange die gebührliche Schätzung gegeben haben. Wer einen Staat nicht gleich einem Taubenschlag oder Hühnerstall schätzt, weiß, daß wenige gute und wohlhabende Menschen ihm mehr wert sind als viele schlechte und bettelische. Ein ordentlicher Staatsrechner sollte bei der Volkszählung die Bettler nicht nur von der ganzen Summe der Volksmenge abziehen, sondern auf jeden Bettler wenigstens noch ein Drittel Seelen Defizit rechnen; so daß, wenn ein Staat z. B. eine halbe Million Bettler hätte, diese 500000 Seelen nicht nur nicht mitgezählt, sondern außer ihnen noch 166666⅔ Seelen abgezogen werden müßten; welches von dem Ganzen einen Abzug von 666666⅔ Seelen geben würde. Die Bettlerzahl selbst würde sich ergeben durch Zusammenrechnung der Bettlerbrüche zu ganzen Zahlen oder zu vollen Bettlerseelen, und man würde bei dieser feinen Staatsrechnung die Bettlerwürde nach Sechzehntel-, Achtel-, Viertel-, Drittelbettlern bestimmen, so daß der Mensch, der ein Viertel weniger hervorbringt, als er verzehrt, ein Viertelbettler, der aber die Hälfte weniger, ein Halbbettler genannt werden würde. In Staaten, wo ungeheure und unmäßige Reichtümer einzelner und die Zerstörung der kleinen Grundbesitzer die Menge des Pöbels und der Bettler auf eine erschreckende Weise vermehren, wie z. B. in Großbritannien, wird bei einer Bettlertaxe, welche Summen beträgt, wovon ein ganzes Reich getragen werden könnte*), wohl so gerechnet werden müssen. Darum soll jeder Staat bei allem, was er tut, wohl zusehen. Nichts ist leichter, als ein Volk von Bettlern und Streunern machen, aber nichts ist schwerer als diese wieder in ordentliche und fleißige Menschen zu verwandeln. Wir könnten uns durch unweise Einrichtungen gleich den Briten mit Bettlern überladen, aber sie zu füttern möchte uns so leicht nicht werden als ihnen, und totschlagen dürfen wir sie nun einmal doch nicht.

*) Damals über sechs Millionen Pfund Sterling

Auf dieſe Gründe, die nicht ganz ohne Grund ſind, und auf dieſe Darſtellungen, die teils ihre gute Wahrheit und auch teils ihren guten Schein haben, und die man ungefähr auf dieſe oder doch auf ähnliche Weiſe in Geſprächen und Büchern herumtragen hört, muß ich einiges zur Antwort ſagen, indem ich mich zuerſt gegen den Lobredner des Lehnweſens überhaupt äußere, dann zweitens mich über die ſogenannte neue oder franzöſiſche Baurenfreiheit erkläre. So zwiſchen zwei entgegengeſetzte, einander feindliche Punkte geſtellt, möchte man vielleicht am erſten eine Mitte finden, die von der Wahrheit nicht zu fern läge.

Natürlich, ja der natürlichſte ſoll der Zuſtand und das Verhältnis der Lehnsabhängigkeit ſein, allen Frieden, alle Sitte, allen Wohlſtand, alle Treue und Rechtlichkeit in ſich haltend: wie der Weiſe zu dem Unweiſen, der Starke zu dem Schwachen, der Mündige zu dem Unmündigen, ja wie der Vater zu dem Kinde — ſo in Rat, Tat, Fürſorge, Liebe und Freundlichkeit ſteht der Schirmherr zu dem Vaſallen, der Herr zu ſeinem Hörigen: es iſt das natürlichſte, menſchlichſte, patriarchaliſcheſte Verhältnis, deſſen Zwang und Schranke für den Gezwungenen und Beſchränkten nur wohltätig iſt. Alſo ſtellt man es uns auf.

Wenn das Verhältnis immer ein ſolches wäre und ſein könnte, ſo würden wir es allerdings für das größte Unglück der Geſellſchaft erklären müſſen, wenn es jemals aufgehoben würde. Aber man kann gegen dieſe Schilderung ein Gegenbild halten, wo ſie etwas anders ausfallen muß. Wir wollen zur Ehre der menſchlichen Natur glauben, ja wir wiſſen es zur Ehre der menſchlichen Natur, daß es Lehnherren und Schirmherren, ja Leibherren gegeben hat, welche wahre Väter ihrer untergebenen und hörigen Leute geweſen ſind, tapfere, fromme und gerechte Patriarchen, welche die unter ihrem Schirm Stehenden wie eine Familie Gottes verwalteten und gebrauchten. Aber wenn wir die Geſchichte und Erfahrung fragen, ſo werden uns der Frevel und Greuel, welche die Willkür ſich gegen die hörigen und leibeigenen Leute erlaubt hat, leider zuviele erzählt: Frevel und Greuel der Gewalt, der Habſucht, Wolluſt und Grauſamkeit, daß uns ſchaudern würde, wenn ich ſie hier aufzählen ſollte. Die Urkunden und Chroniken des Mittelalters wimmeln davon, und ſelbſt in jüngeren fehlt es davon an Belegen nicht. Zwar war das Lehnsverhältnis in ſeinen Arten und Stufen das mannigfaltigſte und verſchiedenſte; von der drückendſten Leibeigenſchaft bis zur leidlichen Zinspflichtigkeit und Hörigkeit war ein unendlicher Weg — aber wir wiſſen aus uns ſelbſt und aus dem täglichen Gefühle unſrer ſündlichen Natur, daß die Herrſchſucht der

ſüßeſte Trieb iſt, daß die meiſten unſers Geſchlechts die Willkür ſchlimm gebrauchen, wenn ſie von der Gewalt des Geſetzes nicht zurückgehalten werden; und wir wiſſen auch, daß alle unklare und unbeſtimmte Verhältniſſe von der Willkür gemißbraucht werden.

Der Menſch, wenn Leidenſchaften und Habſucht ihn nicht aus der Ruhe der Beſonnenheit herausreißen, wenn er ſtill und heiter iſt, ſtrahlt in ſeinen Gefühlen und Gedanken immer noch den Spiegel der Freundlichkeit, Frömmigkeit und Gerechtigkeit von ſich; es iſt ihm ſo natürlich, an das Gute und Gerechte zu glauben, auch wenn er ſelbſt nicht immer gut und gerecht iſt. Daher glauben wir ſo gern mit einer menſchlichen Täuſchung, der Menſch und die Erde waren nicht bloß in jener früheſten Zeit, ſondern auch zu den Zeiten der Urgroßväter und Großväter viel glücklicher und beſſer als jetzt. Wenn wir jetzt auch ſehen, wie wilde Leidenſchaften und Gelüſte das Recht durchbrechen und das Glück zerſtören, ſo nehmen wir ſo gern an, daß es vor fünfzig oder hundertfünfzig Jahren ſo ganz anders war, daß die Menſchen einfältiger und frommer und bei geringeren Bedürfniſſen und ſchwächeren Reizen zum Böſen und Ungerechten, als jetzt da ſind, freundlicher und barmherziger waren. O der ſchöne Glaube! aber leider iſt es wahr: von hundert Menſchen, welche Willkür haben, werden fünfundneunzig ſie immer mißbrauchen. So iſt es ſchon zu den Zeiten unſerer Väter geweſen, was wir aus Geſchichten und Geſetzen jener vergangenen Jahrhunderte dartun können. Freilich iſt das Verhältnis unbeſtimmter Herrſchaft und Dienſtbarkeit in dem Maße ſchlimmer geworden, wie mit der wachſenden Entwickelung der Geſellſchaft auch die Bedürfniſſe der Menſchen vermehrt und ihre Leidenſchaften mehr gereizt und geſtachelt ſind. — Ich habe früher oft reizende Schilderungen geleſen von den Verhältniſſen der ſchottiſchen Schirmherren und ihres Gebietes; ſie ſind mir wie rechte Patriarchen erſchienen und ihre Untergebenen wie ebenſoviele Kinder und Kindeskinder, die gern unter dem freundlichen Vater und Großvater ſtanden. Der ſchottiſche Laird iſt der Herr, der Richter, Beſchützer und Vater des Clans, er iſt das Haupt einer großen Familie, deren Kleinſter und Ärmſter doch ſein Kind iſt und nimmer von ihm gemißhandelt, verſtoßen und verlaſſen werden kann; denn er führt ja ſeinen Namen, und niemand entehrt doch gern ſein Geſchlecht. Wenn der geborne Herr, wie die Verteidiger des Lehnweſens uns ſagen, ſeine Untertanen lieben lernt durch eine Verbindung, welche ſchon ſeit undenklichen Zeiten zwiſchen den beiderſeitigen Vorfahren beſtand, wenn die Gewohnheit dieſer Verbindung endlich eine Art Verwandtſchaft und Rückſichten dieſer

Verwandtschaft erzeugt, so muß er, dessen Namen seine Leute und Mannen führen, mit ihnen in ein wahrhaft väterliches Verhältnis kommen; es muß das Gefühl einer Blutsfreundschaft entstehen, wo der eine sich als Vater und die andern sich als Kinder fühlen. So meinen wir gern, weil wir Gerechtigkeit und Tugend von Natur lieben. Aber gar anders steht auch hier die Wirklichkeit. Die schottischen Lairds waren vor ein paar Jahrhunderten bei roherer und genügsamerer Einfalt der Sitten vielleicht freundlichere und mildere Herren als ihre jetzigen Urenkel. Jetzt muß man die Klagen der edleren Briten und die Berichte der Reisenden hören, welche in dem letzten Halbjahrhundert Nordschottland und die westlichen und nördlichen Inseln besucht und sich um das Schicksal ihrer Bewohner bekümmert haben. Die Herren bringen in London, in den Bädern, bei den Wettrennen, in den schönen Südländern jenseits des Meeres ihre Zeit und ihr Vermögen in Üppigkeit durch, und Rentmeister und Verwalter sind die herzlosen Stellvertreter des Patriarchen des Clans; jedes Jahrzehnt bringt neue Plackereien und erhöheten Pachtzins der Ländereien, die als des Lairds Eigentum betrachtet werden; ja die Inhaber werden auch wohl von den kleinen Höfen abgetrieben, um spanischen Schafherden, deren Wolle mehr einbringt, Platz zu machen; und dem Druck und der bittern Armut zu entfliehen, segeln jährlich Tausende in einen andern Weltteil, wo sie wenigstens keine solche patriarchalische Schutzherrschaft zu fürchten haben.

So bist du, o Mensch, und so bin ich Mensch, so sind die meisten unsers Geschlechts, daß es im Staate nimmer wohlbestellt steht, wenn das mit Beilen und Ruten bewaffnete und um das Zepter des Herrschers geflochtene Gesetz das ungeschriebene Gesetz in unsrer Brust, welches uns von selbst alle Pflichten der Menschlichkeit zu üben befiehlt, nicht ergänzt und verstärkt. Ich habe eben gesagt, daß es was Schönes und Erhebendes ist um den poetischen Glauben, der immer unwillkürlich aus unserm Innersten hervordringt, als sei in den Zeiten vor uns alles glücklicher, besser und gerechter gewesen. Außer diesem poetischen Glauben, der in der Brust des Königs wie des Tagelöhners wohnt und ein mattes Bild des hellen Urbildes der Gottheit ist, gibt es einen andern poetischen Glauben, den poetischen Glauben der Poeten selbst, den Glauben der Dichter, der uns ebenso heilig ist als jener erste.

Wir haben das hohe und heilige Bild einer europäischen Ritterschaft, von welcher uns das Mittelalter so schöne Muster zeigt. Die Dichter, deren Leben in der Vergangenheit und in

der Zukunft ist, und die sich die Gegenwart, selbst wenn sie schlecht und armselig ist, gern mit einem verhüllenden, ja mit einem verschönernden Schleier bedecken, haben recht, wenn sie die edelsten und hehrsten Gestalten der Vorzeit vor die Augen der Mit- und Nachwelt stellen, ja sie würden eine Sünde begehen, wenn sie anders täten. Was Wunder nun, wenn sie uns einen rechten frommen, tapfern, milden und christlichen Ritter malen, wenn sie uns ihn auch in seinem Verhältnisse zu seinen Leuten und Hörigen als einen über das Gewöhnliche und Gemeine weit hinausschreitenden, mit christlichem Ernst und christlicher Liebe alles umfassenden und haltenden Mann zeigen? was Wunder, wenn wir uns daraus ein noch reizenderes Ideal im Hintergrunde unsers Herzens bilden und meinen, es könne für das Glück und den Frieden der Gesellschaft und für die Sittlichkeit und das Glück des kleinen Volkes unmöglich eine trefflichere Einrichtung geben als diejenige, welche die Bauren und die kleineren auf dem Lande wohnenden und gewerbenden Menschen unter eine solche beschützende und bewahrende Schirmherrschaft und Obhut stellte? Daß wir uns ein so herrliches und menschliches Bild jener Vergangenheit, wo die Ritter ohne Furcht und Tadel lebten, entwerfen können, ist schön; auch das ist verzeihlich, daß viele die gedichtete Herrlichkeit in allen ihren Teilen sich zu einer geschichtlichen Herrlichkeit machen und fest überzeugt sind, es sei das Lehnverhältnis im Mittelalter wirklich ein so hoch menschliches und ritterliches Verhältnis gewesen. Aber die Dritten, welche trocken den Beweis führen wollen, es sei wenigstens diesem Bilde ein ähnliches, es sei beinahe ein solches Verhältnis gewesen, müssen wir, weil sie sich den Schein geben, aus der Geschichte zu sprechen, mit der Geschichte selbst widerlegen. Es hat solche Ritter gegeben wie die hohen Bilder, welche die Dichter uns aufstellen, und ich bekenne mit Freuden, es gibt noch solche; aber sie sind immer selten gewesen und sind auch heute noch sehr ungewöhnliche Vögel. Frevel gegen die Abhängigkeit und Dienstbarkeit habe ich mehr gesehen als Wohltaten derselben, obgleich mir auch einzelne solche Schirmherren und Lehnherren begegnet sind, welchen ich ohne alles Gesetz die Seelen und Leiber von Hunderttausenden ganz hörig übergeben würde mit der festen Zuversicht, sie würden unter solcher Pflege und Hut nur glücklicher und besser werden. Ich nenne dich hier, ehrwürdiger Greis, General von Dyke*) auf Rügen, Priester,

*) Dieser ritterliche, fromme Vater seiner Hörigen und Zugehörigen hatte übrigens die Ritterlichkeit seines edelmütigen, menschlichen Herzens nicht von einem durch viele adlige Geschlechtsreihen (wie manche uns gern einbilden möchten) gereinigten und veredelten Blute, sondern schier von Gottes Gnaden; er war aus rügenschem Bauerstamm.

Vater, Patriarch der Deinigen, ohne daß ich weiß, ob dieſe Worte je zu dir kommen werden; ich nenne dich, trefflichſten aller ſchwediſchen Bürger, Freiherr Friedrich Maclean, Vater und Schöpfer von zweihundert Bauerhöfen und von zweitauſend glücklichen Menſchen. Aber weil die weiſen, frommen und chriſtlichen Ritter nimmer die Mehrzahl der Herren ausgemacht haben, ſo wollen wir lieber das allgemeine Geſetz haben als die einzelne Willkür.

Die Art, wie die neue Baurenfreiheit, die einige auch die franzöſiſche Baurenfreiheit zu nennen belieben, ſich in vielen Gegenden, wo man Frankreichs Beiſpiele vielleicht zu nahe gefolgt iſt, gemacht hat, kann demjenigen unmöglich gefallen, der einen Begriff vom Recht hat, und der den geſchichtlichen Weg kennt, auf welchem viele Rechte und Verbindlichkeiten entſtanden ſind. Mochten immerhin manche Verhältniſſe der Herrſchaft und des Dienſtes entweder der Idee des Staates überhaupt oder der Entwickelung der Staatsgeſellſchaft, wie ſie nun iſt, widerſprechend und nicht mehr angemeſſen ſein, immer mußte eine Ausgleichung der Rechte, eine billige Ablöſung und Abfindung ſtattfinden; man durfte den Knoten nicht ſo zerhauen, der doch nicht allenthalben ein gordiſcher Knoten war, und der ſich meiſtens ſanfter hätte löſen laſſen. Man hat bei der Heftigkeit und Geſchwindigkeit, womit man zugegriffen hat, dem einen Teile wahrlich nicht immer gegeben, was man dem andern Teile genommen hat: oft haben beide Teile dabei verloren. Und das iſt der größte und ſchlimmſte Verluſt, wenn man das Volk gewöhnt, daß ohne Form Rechtens Recht geſtiftet werden kann. Welche Folgen für Sittlichkeit und Glück der kleinen Landbeſitzer und des Staates überhaupt die Leichtigkeit des Wechſels des Beſitzes, die Veräußerlichkeit und Wandelbarkeit aller Grundſtücke und die Erlaubnis, mit ihnen zu ſchalten und zu walten, wie jedem gefällt, haben müſſen, iſt oben angedeutet und wahrlich nicht mit Übertreibung; ſo daß wir darin ganz der Meinung der Verteidiger des alten Lehnſyſtems, ja ſelbſt einer drückenden Hörigkeit ſein müſſen und mit ihnen bekennen, daß es das Gefährlichſte iſt, wenn der Staat den Landbeſitz und ſeinen Wechſel ſo ganz dem Zufall und der Willkür überläßt. Die Perſonen müſſen frei ſein, aber wenn Stöcke und Steine und Wälder und Berge aus einer Hand in die andere hin und her fliegen wie Federn im Winde, wenn ſelbſt das Feſteſte beweglich und flüchtig wird, dann bleibt bei dem Menſchen auch in dem nichts mehr feſt, was die Geſetze unerſchütterlich machen ſollten, wie die ewigen, alten Berge Gottes, in der Geſinnung und in der Liebe. Die beiden Stände aber, welche dieſe Kernkraft eines Volkes am einfältigſten und innigſten

ewahren, sind auf dem Lande die Bauren und in der Stadt die
andwerker. Diese aber verlieren alle festhaltende Gediegenheit
nd alle sittliche Haltung, wenn man auf dem Lande die Hufen
nd Höfe des Bauers leicht veräußerlich, wechslich und teilbar
acht, und wenn man durch die Auflösung der Zünfte und die
inführung der belobten allgemeinen Gewerbefreiheit die letzte
te Strenge und Zucht der Handwerke durchbricht. Man kann
nem im verblendeten Freiheitsschwindel hintaumelnden Zeit-
ter nicht genug sagen, daß nicht alles Freiheit ist, was den
chein und Namen davon hat.

Aber um das Rechte einzurichten und zu erschaffen, dazu
darf es weder Hörigkeit noch Leibeigenschaft, welche der Will-
r und Ungerechtigkeit häufig Tür und Tor geöffnet und einen
eil der Landbewohner in Spartaner, den andern in Heloten
rwandelt haben, sondern der Staat kann einen Weg gehen, den
e Zeit ihm sehr gebahnt hat, er kann durch ihr angemessene
nrichtungen den Zufall und die Willkür einschränken, welche,
nn man sie frei schalten läßt, zuletzt Natur, Land und Men-
en verderben — er kann sich zum Oberlehnsherrn und ein
tes Gesetz zum Lehnrichter machen; denn dem Gesetze sollen
e hörig und leibeigen sein. Ich sage mit vielen andern, die
mit dem Vaterlande redlich meinen: Gott gebe uns bald die
änner, welche diesen höchstwichtigen Gegenstand einmal mosaisch
d lykurgisch ins Auge fassen und dann festhalten!

Wir haben oben ungefähr gesehen, was die Gesetzgeber des
tertums mit ihren Ackergesetzen wollten. Sie wollten die zu
oße Wandelbarkeit des Landbesitzes hemmen; sie wollten auch
dern, daß nicht zu große und zu kleine Güter und Höfe ent-
nden; sie wollten die zu große Zerstückelung und Zerschlagung
Grundstücke hindern: weil in beiden für die unteren Volks-
ssen das Verderben der Armut und Sittenlosigkeit liegt, welche
besitzlosen und heimatlosen Armut immer auf dem Fuße
gen. Das bezweckten sie damit, daß sie durch ihre Gesetzgebung
le Landbewohner mit mittelmäßigem Vermögen schufen, und
Tugend und Wehrhaftigkeit bei dem Volke nicht ausstürben.
lche Einrichtungen, als diese durch Gesetze befestigten, machen
in den Anfängen der Gesellschaft bei freien Völkern oft von
st, gleichsam durch einen Instinkt der Vernunft und der
gend, welcher Instinkt ein Instinkt angeborner Billigkeit und
echtigkeit ist. Auch unsere Altvordern hatten das Land so
er sich geteilt, wie oben erwähnt ist, und hatten dabei recht
an die Wehrlichkeit der Menschen gedacht und an die Ver-
igung des Vaterlandes. Die Hufe eines freien Mannes und

der Mann selbst trugen deswegen mit der Waffe einerlei Namen; die hieß die Wehr, weil ein bewehrter Mann von ihr ausziehen sollte. Dieses Wort ist in den westlichen und nordwestlichen Landschaften Deutschlands bis auf den heutigen Tag geblieben. Man fragt nach dem Tode eines Bauers: Wer von den Kindern hat die Wehr bekommen? man fragt: Ist das Gut wohl in der Wehr? d. h. ist Vieh, Saat, Feldgerät, Feldbestellung, wie sie sein sollen? Und wer weiß nicht aus Erfahrung, ja wer fühlt nicht, wenn er an seine eigne Brust klopft, daß in Nöten und Gefahren das Vaterland am sichersten auf diejenigen rechnet, welche Besitz haben, seien sie Edelleute, Bauren oder Bürger? Wen aber Häuser und Acker nicht festhalten, der mag seine leichte Habe und sein leichtes Herz wohl anderswohin tragen und sich bald einbilden, es sei auch da ein Vaterland. Vor allen aber sind viele freie Bauren die rechte Stütze, ja der rechte Eckpfeiler eines Staats, nicht nur weil sie auf das innigste an die Erhaltung des Vaterlandes geknüpft sind, sondern auch weil ihre Arbeiten und Geschäfte Leibesstärke und frischen Naturmut nähren, wodurch der rechte, tüchtige Kriegsmann wird.

Ich habe Länder gelobt und werde sie je und je loben, wo über die Hälfte, ja wo oft Zweidrittel aller Grundstücke unter mittelmäßige Besitzer verteilt sind, wo viele freie Bauren wohnen. Wer Schweden, Norwegen, Ditmarsen, Ostfriesland, die Grafschaft Mark, das Havelland und das Herzogtum Magdeburg gesehen hat, fühlt und weiß, warum ich sie lobe. Der Mensch, welcher weiß, was die Herrlichkeit eines Staates ist, fährt mit einem unbehaglichen Gefühl durch die schimmernden adligen Herrensitze hin, die aus zerstörten Bauerdörfern*) aufgeführt sind, und auf welchen Haufen wandernder Tagelöhner und Lohnknechte in kümmerlichen Katen zusammengepreßt wohnen. Auch wird er nicht geblendet durch den vergänglichen Glanz und Reichtum, welchen Fabriken geben, die auf gewisse Weise immer einen Teil des Menschengeschlechts leiblich und geistig verderben. Ihn kann allein das Bleibende freuen, das durch die Zeiten dauert, die bleibende Tugend und das bleibende Glück. Diese sieht er nirgends so befestigt als bei dem freien Bauer, der mit mittelmäßigem Vermögen seinen eignen Acker pflügt. Die Länder, wo wenige Menschen im Besitz ungeheurer Reichtümer endlich fast alle Grundstücke ihr Eigentum und fast alle Landbewohner ihre Pächter, Tagelöhner und Knechte nennen, und auch die, wo eine über-

*) Ich kann aus diesem Gefühle sprechen. O schönes Land meiner Heimat, wer wird die zerstörten Bauren in dir wieder erschaffen? woher soll dir ein Wiederhersteller kommen?

riebene Verteilung und Zerstückelung der Hufen herrscht, mangeln es tapfern, gediegenen Kerns eines Volks und werden auf die Länge nicht würdig und glorreich bestehen können.

Wir wollen einmal England betrachten. Dieses große Land chimmert durch seine Macht, seine Freiheit und seine Reichtümer ber ganz Europa, ja über die ganze, weite Erde hin als eine ewunderte Erscheinung, aber wahrlich, es steht drinnen nicht so lücklich, als sein Glanz nach außen fällt. Fast aller kleine und ittlere Landbesitz (die Yeomanry) ist in den meisten Landhaften verschwunden, und die Großen und Reichen besitzen das and, und ihre Pächter bebauen es. Auch offenbart sich hier, elche Folgen die zu große Ungleichheit des Vermögens, beonders insofern sie die kleinen Besitzer verschlingt, und ein die Belt umfassendes Fabrikwesen hat. Wieviele Strecken Land in ngland, worauf glückliche Bauren wohnen, und wovon reiche rnten in die Scheunen gebracht werden könnten, hat die durch in Gesetz eingeschränkte Laune der Großen in Wildbahnen und iergärten verwandelt! welch eine Überschwemmung von Bettrn aus dieser Verdrängung der geringen Leute vom Grundeitz, aus diesem mächtigen Fabrikwesen! Jetzt trägt sich dies les noch einigermaßen, weil England über den Handel und über e Schätze der Welt gebietet; aber Weltumwälzungen und vorglich Handelsumwälzungen können kommen — und sie sind elleicht nicht so fern, als manche glauben — wodurch die Engnder mehr auf sich selbst zurückgeworfen und zurückgewiesen erden: dann werden sie die Verwirrung und Regellosigkeit der erhältnisse und die Furchtbarkeit des Übels, das sie jetzt vereistern und versalben, aber nicht heilen können*), in ihrer nzen Häßlichkeit erblicken.

In unserm Vaterlande, in Deutschland, sind wir so weit noch cht, am wenigsten ist uns jetzt der Reichtum gefährlich. Doch nd Landschaften, wo das alte Verhältnis der Hörigkeit und ibeigenschaft, über dem und über dessen Mißbräuchen die Renten nicht immer die gehörige Hut und Wache hielten, die auren zu sehr zerstört hat. In andern Landschaften möchten sie rch die sogenannte französische Freiheit untergehen, kraft welr sie — was früher durch mancherlei Bande gebunden war — rkaufen, vertauschen, verpfänden, versetzen, ja zerfetzen und rstückeln dürfen, wie ihnen beliebt; so daß jetzt Krämer und uden und Judengenossen zum Besitz von Hufen und Höfen ge-

*) Bald ist es ein Vierteljahrhundert, als dies geschrieben ward. Nun frage ich, viele sind, welche Englands gegenwärtige politische Stellung, vorzüglich in Hinsicht die unteren Volksklassen, glücklich preisen?

langen oder diese Höfe auch unter drei oder sechs Teilhaber und Erben zerteilt und zerstückelt werden können. Also daß durch eine übel verstandene Freiheit das Verhältnis des Grundbesitzes, welches ein festes und ehrbares Verhältnis sein sollte, ein krämerliches und jüdisches und fast vagabundisches Verhältnis wird.

Solche Übel nun, welche die Staatsgesellschaft in ihren edelsten Teilen angreifen und verletzen, müssen abgewendet werden und können abgewendet werden durch eine weise Gesetzgebung, welche den Staat nicht wie ein kolleriges Pferd von dem lieben Ungefähr und Zufall, die oft auch den Koller haben, zu Tode reiten läßt, sondern welche ohne Rücksichten auf die Bedürfnisse und Vorteile des Augenblicks allein das Bleibende und Notwendige sucht.

Das Land und der Landbesitz dürfen nicht freigelassen werden wie die Personen. Das haben alle Gesetzgeber gefühlt, die sich auf ihr großes Werk verstanden. Der Mensch, der in sehr entwickelten und verwickelten Zuständen der politischen Gesellschaft die Ordnung der Natur und also auch die Ordnung der Gesellschaft verkehrt, muß der zu großen Willkür, die endlich einem baren Zufall gleich wird, ein Maß und ein Ziel setzen. Er muß Ackergesetze geben; der Bauer und kleine Grundbesitzer muß ein unmittelbarer Lehnmann, er muß der Hörige des Staats werden.

Das haben wir genug angedeutet und bewiesen, daß es auf die Länge nur in solchen Ländern wohlstehen kann, in welchen die Hälfte, wo nicht Zweidrittel der Grundstücke von Bauren oder kleinen bauerähnlichen Besitzern besessen und bewohnt werden. Wo dieses Verhältnis ungefähr noch besteht, da hat der Staat nichts weiter zu tun, als es durch verständige Gesetze zu befestigen und zu erhalten; wo es aber durch Sorglosigkeit der Regierungen oder durch Mißbräuche einer zügellosen Freiheit verrückt oder gar zerstört ist, da muß man es wiederherstellen. Zu dieser Wiederherstellung könnten in den Ländern, wo das ordentliche Verhältnis aufgehoben ist, die öffentlichen Staatsgüter angewandt werden, die man Krongüter oder Domänen nennt. Ich will sagen wie. Ich kann die Sache durch ein wirkliches Beispiel erklären.

In dem ehemaligen schwedischen Pommern und Rügen, welches jetzt mit dem preußischen Staat verbunden ist, waren durch einen Mißbrauch der adligen oder städtischen Herrenrechte die meisten Bauerdörfer zerstört und in große Güter von 600 bis 2000 Scheffel (Berliner Maß) jährlicher Aussaat verwandelt. Gustav IV. Adolf, König von Schweden, damals Oberherr jenes

Landes, ein Herr, deſſen wechſelvollen und verhängnisvollen Schickſalen meine Augen immer mit Mitleid folgen werden, weil er die Gerechtigkeit und das kleine Volk liebte, hatte in ſeinem Vaterlande zuviel Baurenglück und Baurenfreiheit geſehen, als daß er den Unterſchied zwiſchen diesſeits und jenſeits des Waſſers nicht hätte fühlen ſollen. Dieſe Landſchaft, vorzüglich Pommern, hatte viele und große Krongüter, zum Teil von dem eben angegebenen Maße Ausſaat. Dieſe beſchloß der König, welcher ſah, wie wenig Bauren hier noch übrig waren, nach und nach in mehrere kleine Teile zu zerſchneiden und auf längere Jahrespacht oder auf Erbpacht an einzelne Landbauren auszutun. Dieſer Entwurf war nun freilich unvollkommen, weil er keine vollkommenen Landbeſitzer, ſondern nur Landgenießer machte, aber es war doch ein Entwurf, der aus dem Gefühle entſprang, daß neben den großen Beſitzern auch kleine und mittelmäßige Landbeſitzer wohnen ſollten.

Auf eine ähnliche Art würde ich, wenn ich die Macht hätte, ein Macher zu ſein, es mit den Krongütern machen, wo ſolche noch ſind. Ich würde ſie nämlich nach den Örtlichkeiten und nach ihrer verſchiedenen Lage und Fruchtbarkeit zu Gütchen von einer, zwei bis drei Hufen Land einteilen; aber ich würde ſie nicht auf Zeitpacht oder Erbpacht weggeben, ſondern ſie ordentlich verkaufen, aber unter folgenden Bedingungen:

1. Dieſe Güter würden gleichſam Lehen des Staats. Sie gehörten freilich dem Käufer und ſeinen Erben eigentümlich, aber folgende Bedingungen und Verpflichtungen hafteten darauf:

2. Sie gingen für alle künftigen Zeiten zu Baurenrecht. Bauren und Baurengenoſſen könnten ſie nur beſitzen und bewohnen, kein Edelmann, kein Kaufmann, kein Fabrikant uſw.; auch könnte kein Pächter oder Zinsgeber darauf wohnen oder gehalten werden (es ſei denn während einer Minderjährigkeit), ſondern der Eigner müßte ſelbſt darauf ſitzen oder ſonſt, wann er ein anderes Geſchäft ergreifen wollte, ſie an ſeine Verwandten oder Baurengenoſſen überlaſſen.

3. In der Nachfolge gingen die Söhne den Töchtern vor. Damit das Gut in Wehr bliebe und der Beſitzer nicht durch Schulden an tüchtiger Wirtſchaft gehindert würde, hätte der Antreter, wenn das Gut ſchuldenfrei wäre, ſeine Geſchwiſter und Miterben nur mit einem Sechſtel des Wertes der Grundſtücke abzufinden; die bewegliche Habe aber, außer dem durch das Geſetz beſtimmten notwendigen Gerät und Vieh, würde unter alle gleich geteilt. — Ein einziger Sohn wäre immer der Erbe; unter mehreren Söhnen beſtimmte vielleicht das Los über die

Nachfolge; hinterließe der Lehnbauer nur Töchter, loseten diese ebenfalls. Unmündige Geschwister hätte der Nachfolger bis zum achtzehnten Jahre zu verpflegen und zu erziehen, Mütter und Großmütter ehrlich zu erhalten und zu verpflegen bis an ihren Tod. Die Art und das Maß würde das Gesetz bestimmen.

4. Die bewegliche Habe, welche Ehegatten zusammenbrächten, würde, wenn Kinder geboren würden, gemeinschaftliches Vermögen. Wären keine Kinder da und der Lehnbauer stürbe vor der Frau, so nähme sie ihr Eingebrachtes wieder und räumte dem Erben das Gut. Hätte sie Kinder gehabt, die vor ihr gestorben wären, so erbte der überlebende Teil die ganze bewegliche Habe des Verstorbenen.

5. Solche Güter möchten auch, z. B. wenn eine Familie durch schlechte Wirtschaft oder Unglück sie so heruntergewohnt oder verschuldet hätte, daß sie sie nicht behaupten könnte, auf andre Art immer veräußert werden, aber nur mit Einstimmung der Berechtigten und mit der Bedingung, daß sie wieder an Baurengenossen kämen. Ein Besitzer ohne Kinder und Lehnsverwandte, die da Ansprüche auf ein solches Gut hätten, möchte es veräußern bei seinem Leben und darüber verfügen nach seinem Tode, versteht sich innerhalb der Genossenschaft.

6. Wie *ein* Bauer nicht mehrere solcher Güter besitzen dürfte, so dürften auch die Felder mehrerer solcher Güter nicht zu *einem* Gute zusammengezogen werden. Ebensowenig wäre ein solches Bauergut in mehrere kleinere teilbar.

Unter ebendieses Gesetz, das ich über meine gemachten Bauerlehne walten lasse, stelle ich die Bauergüter, die sich in meinem Staate noch finden, damit sie dem Bauerstande in ordentlicher Wehr bewahrt werden, und damit der so wichtige Bauerstand dem Vaterlande erhalten werde.

Wie groß ein Bauergut sein müsse, damit eine Familie in bescheidener Mittelmäßigkeit des Daseins davon leben könne, läßt sich nicht von vornher bestimmen. Das hängt von dem Himmelstriche, von der Fruchtbarkeit des Bodens und von den Gewerben der Gegend ab, wo die Güter liegen. Aber da die zu kleine Ackerwirtschaft durchaus nichts taugt, da die zu große Zerstückelung der Grundstücke den Bauerstand in allerlei treibendes, lustiges und vagabundisches Gesindel verwandelt, so muß ein Kleinstes gesetzt werden, bis zu welchem man hinabsteigen darf. Das hat man auch in Ländern getan, wo man die wahren Begriffe von Freiheit hat, z. B. in Schweden, wo die zu sehr verkleinernde Zerstückelung der Höfe in mehreren Landschaften durch Gesetze verboten ist.

Dieſe meine Bauerordnung würde vorzüglich für das eigent-
che Bauerland, für die Ebenen, gelten. Wo Waldbau, Weinbau,
bſtbau, Bergbau das Hauptgeſchäft der Menſchen ſind, da ſind
e Verhältniſſe anders, und die Geſchäfte beſchränken ſie ſelbſt
uf einen kleineren Raum. Auf den weiten Feldern und Ebenen
er, wo das Sichabründen ſo bequem iſt, werden, wenn der Staat
r keine Beſchränkung ſetzt, die einzelnen Höfe und Hufen ent-
eder von den Reichen verſchlungen, welche ſie in große Haupt-
ter und Herrenſitze verwandeln, wie wir dies in vielen Gegen-
n des Vaterlandes ſehen, oder der Bauerſtand verarmt und
rdirbt auch durch die zu große Zerſplitterung der Ländereien.
nd überdies benutzt der Reiche dieſe Zerſplitterung, um die ein-
nen verarmten, zerſplitterten Beſitzer allmählich auszukaufen
d ihre kleinen Loſe zu großen Gütern abzurunden; wie z. B.
England und Italien täglich der Fall iſt, was man aber auch
on bei uns ſehen kann.

Wenn der Staat auf dieſe Weiſe den Bauerſtand an ſeiner
dſcholle befeſtigt hat, bleibt, je nachdem jedes Land einge-
htet und gelegen iſt, noch die Hälfte oder wenigſtens ein Drittel
er Ländereien für jeden anderen beliebigen Beſitz frei. Ich
e beliebig, obgleich ich wünſchte, daß der Adel ebenſo wie
Bauer allein auf Landbeſitz gegründet und an ſeinem Lande
gebunden würde, daß es allein einen Majoratsadel gäbe nach
n Erſtgeburtsrecht.

Ich weiß, ſowohl gegen die angedeutete Art Nachfolge in
inen Bauerlehen als auch gegen dieſe adligen Majorate wer-
ſich viele entrüſten, die einen, weil es ihnen eine Unfreiheit,
andern, weil es ihnen eine Grauſamkeit deucht. Dieſe letzten
echen aus einem einzelnen Familiengefühl; der Staat aber
ß aus einem allgemeinen Familiengefühle handeln. Er hat
llionen Kinder; er hat ſie nicht bloß heute und morgen oder
ßig und fünfzig Jahre, ſondern auf dreißig und fünfzig Jahr-
derte muß er ſeine Rechnung machen, ja auf alle Zeiten ohne
nze und Ziel, wie der Gedanke, wenn er wahr und richtig iſt,
Kind der Ewigkeit geboren wird. Wenigſtens müſſen die Ge-
des Staats die allgemeine Liebe und Gerechtigkeit in ſich
gen, daß ſie durch ihre Geſinnung und Weisheit würdig wären,
n zu dauern. Das einzelne Familiengefühl ſpricht: „Es iſt
unrecht, daß des Bauern und des Edelmanns Kinder bei
em Tode ſich in die hinterlaſſene, feſte und liegende Habe
t gleich teilen; warum ſoll einer allein ſo viel haben und all
andern ſo wenig?“ Der Staat antwortet ihm: „Ich handle
einem höheren Rechte und einer höheren Pflicht: ich muß

das bessern, was eure unzeitige Torheit, ja eure törichte Liebe zu eurer eignen Zerstörung immer tun will. Ihr mit euren Gefühlen würdet aus dem Bauer und Edelmann Bettler und Streuner machen; ich muß sorgen, daß die beiden Stände in Wohlhabenheit, Rechtlichkeit und Ehre erhalten werden; ich muß auch durch meine Gesetze und Ordnungen vor allen Dingen den Grundsatz zu dem lebendigsten machen, daß Silber und Gold und was ihr Vermögen nennt, von mir nicht als das erste hingestellt und gesucht werde, sondern festes Glück und bleibende Tugend."

Ja, es ist meine feste Überzeugung, daß, wenn der Adel in alter Ehre, Würde und Unabhängigkeit und ohne den Neid der andern Stände bestehen soll, er auf festem, bleibendem Besitz und auf Majoraten gegründet sein muß. Es müßte auch überhaupt kein Edelmann gemacht werden, der nicht entweder schon durch Reichtum bedeutend wäre oder die Würdigkeit hätte, daß der Herrscher oder das Volk ihn so mit liegenden Gründen begabten, daß die Unabhängigkeit seiner Familie nach ihm gesichert wäre. Arme Familien adeln, wie leider täglich in Deutschland geschieht, deucht mir ein großes Unwesen. Wenn ich gesagt habe, daß arme, hungrige Bauren ein Unglück und Verderben des Staats sind, so meine ich dies noch weit mehr von einem armen, hungrigen Adel. Ein Land kann viel zu vielen Adel haben; und es ließe sich nach der Volksmenge und den Verhältnissen und Hilfsmitteln eines jeden Landes wohl die Zahl bestimmen, die es tragen könnte. Es ließe sich für jedes Land ein goldenes Buch machen, wie weiland in Venedig, und zwar ein geschlossenes Buch, und es sollte gemacht werden — auf die Weise, daß nur beim Erlöschen eines Stammes ein neuer adliger Stamm gepflanzt werden könnte, und daß selbst die Kinder und Enkel der größten Helden der Tat, Wissenschaft, Kunst und Erfindung (welchen allein so Hohes vorbehalten sein müßte: denn wenn man den Adel hoch hielte, wäre er etwas Hohes), die eines Blücher, Leibniz, Goethe, Dürer, auf der Warte stehen bleiben müßten, bis Gott eine leere Stelle gemacht hätte. Doch werden diese seltensten großen Männer nicht so dicht ausgesäet, daß es bei solchem gewissenhaften Verfahren jemals viele Wartende geben würde. Daß den Kindern solcher Sehrmänner von dem Volke, das von ihnen mit Glück, Macht und Ruhm bekränzt worden, für die würdige Tragung und Erhaltung ihres Adels nach englischer Sitte eine angemessene Begabung und Begründung gemacht werden müßte, folgt durchaus aus unserm Bilde vom Adel. Wir kennen Polens Geschichte und kennen seinen wimmelnden, hungrigen Adel; auch Schweden ist mit zu vielem

und armem Adel überschwemmt; und in manchen deutschen Landschaften ist es nicht viel besser, und immer fährt man fort, auf die alte, traurige Weise leicht und leichtsinnig durch Adelsbriefe alljährlich arme Junkerfamilien zu stiften. Es ist lange ein trauriger Haß gewesen zwischen dem Mittelstande und dem Adel, und er ist leider noch nicht ausgestorben und hat seine bösen Folgen auf das Ganze, da durch diesen unseligen Neid so manches Gute gehindert und durchkreuzt wird. Dieser Haß und Neid stammt zum Teil aus dem alten Soldatenwesen, wie es vor zwanzig, dreißig Jahren noch bestand; er stammt wohl mehr aus der Herabwürdigung und wirklich unanständigen und fast schimpflichen Vermehrung des Adels durch die Reichskanzleien, wodurch der alte Adel, worunter diese Neugestempelten sich allmählich doch mischten, sein glänzendes Gepräge verlor. Krämer, Roßtauscher, Lieferanten usw., ohne ein anderes Verdienst als das einer gefüllten Tasche, kauften des Heiligen Römischen Reichs adlige Wappenehre oft um 80 und 100 Dukaten in der Kanzlei zu Wien; ja, während der Ledigkeit des Kaiserstuhls, wie wohlfeil und wie schmutzig verschacherten die Beamten in den Kanzleien der Reichsverweser oft die Würden von Freiherren und Grafen!

Soll also Adel sein, so muß er reich und unabhängig sein, damit er in freier Ehre und Würde im Staate stehen und durch eine selbständige Haltung wohltätig auf das Ganze wirken könne. Ein armer Adel löscht bei dem Volke die Idee des ganzen Standes aus. Er hat durch seine Geburt Ansprüche, die er ohne Vermögen schwerlich erfüllen kann. Er muß also dienstbar, glücksuchend, ja oft glückjagend sein wie Menschen aus den untersten Klassen; er muß für sein Fortkommen Künste gebrauchen, die wenigstens solche nicht zieren. Darum lobe ich mir die englische Art, wo der Älteste des Hauses das Haupt und der Vertreter aller Mitglieder desselben und der Besitzer der Güter ist, wo aber die Jüngeren und die Seitenverwandten meistens im ganzen übrigen Volke gerechnet werden und ohne Erniedrigung und Befleckung ihres edlen Bluts meistens allen Gewerben und Geschäften der andern Klassen ihre Tätigkeit zuwenden mögen. Und darum ist der Adel auch nirgends so wirklich vornehm und geachtet als in England. Auch in Schweden hat man in den letzten Jahrzehnten die Einsicht gewonnen, daß zu zahlreicher Adel den Stand verkleinert und dem Staate schadet. Auf dem Reichstage zu Stockholm im Sommer 1809 ist ein Gesetz gegeben, daß bei neugeadelten oder um eine Stufe erhöheten Familien der Älteste dem Vater oder Erblasser immer in Besitz

und Rang folgen soll, die jüngeren Brüder aber zu der unter dem Range des Erblassers stehenden Klasse gerechnet werden sollen.

Wir leben in einer Zeit des Streites der Gefühle, Ansichten und Meinungen, und auch der Redlichste wird durch die allgemeine Bewegung, welcher er sich nicht wohl entziehen mag, oft wider Willen von dem ruhigen Standpunkte der Betrachtung weggetrieben. Auf der Höhe des wilden Meers gründen die Anker nicht, und am Strande braust die Wellenbrandung zu gewaltig, als daß die Gedanken sich vor Anker legen könnten. So viel indessen haben wir alle begriffen, daß der Ruf nach Freiheit und Gesetzlichkeit dieser Zeit sehr natürlich war und ist, daß aber von vielen eine Freiheit begehrt worden, welche auf Erden nimmer sein kann noch sein darf. Das haben wenige bedacht, daß, wenn man alles frei läßt, nichts frei bleibt, sondern die verschiedenen Lebenskreise sich ineinander verlaufen und verwirren, wodurch notwendig ein Zustand der Auflösung und Ausschweifung entstehen muß, der die Freiheit in ihren Keimen tötet. Denn das ist das Geheimnis der wahren Freiheit, daß der Mensch durch viele sächliche Bande, durch Einrichtungen, die sich zunächst auf Dinge außer ihm und erst in der dritten, vierten Instanz auf ihn beziehen, gehalten, getragen und zur Zucht und Ordnung und zu dem heiligen Gefühle des Stetigen und Bleibenden, ohne welches keine guten Bürger sein können, angehalten werde. In dieser Hinsicht wünsche ich meine vorgeschlagene Bauerordnung oder wenigstens eine ähnliche, ich wünsche den Adel auf Majoraten gegründet und bei den Handwerken die Erhaltung oder Wiederherstellung der Zünfte und Innungen, von welchen man die Mißbräuche wegtun, und welchen man eine der Zeit angemessene, weniger sklavische Einrichtung geben muß.

Unser Zeitalter ist ein Saturnus, der seine eignen Kinder auffrißt und sich dann im Taumel seines blutigen Rausches an den dicken Bauch schlägt und den Leuten zuruft: Seht hier die Folgen der Freiheit! Seht hier das von Wahn und Knechtschaft erlöste Menschengeschlecht! Die Franzosen haben damit angefangen, sie haben das Kapital von Jahrhunderten in einem Vierteljahrhundert aufgefressen; andere Regierungen haben es ihnen in manchen Ländern aus Not nachmachen müssen; hie und da haben sie es ihnen in verblendeter Torheit nachgemacht. Alle Verhältnisse wurden aufgehoben, alle Bande zersprengt, gute und böse, nützliche und schädliche; die Sachen wurden so freigegeben wie die Personen, und die Stürme und Vulkane der Zeit weheten und spritzten beide wie Funken und

Aschen umher. Und das ist noch das Schlimmste — was freilich vor fünfzig und sechzig Jahren schon in einigen Ländern galt, daß diese ungebührliche Freilassung die verwünschte Fabrikjüchtigkeit und Fabrikflüchtigkeit in die Menschen und in ihre Einrichtungen gebracht hat, und daß die ganze Erde und der Staat selbst von vielen Staatsverwaltern und Staatseinrichtern fast nur wie eine Fabrikanstalt gewürdigt und verwaltet wird. Was man heute bedarf, was ein Mensch und ein Ding morgen einträgt, das fragt man mit hungriger Gier, und deswegen kann man mit den kurzen Augen nicht sehen, was die künftige Zeit bedürfen wird, und was die künftigen Menschen sein und tragen werden, ja was sie in aller ewigen Zeit sein und tragen sollen. Es gibt gewisse natürliche Verhältnisse in der Verwaltung und Einrichtung der Erde und des Staates und unter den verschiedenen Klassen der Staatsgesellschaft, welche nimmer hätten gestört und gebrochen werden sollen, und für deren Erhaltung und Wiederbelebung der Staat sorgen muß, wenn er selbst sicher und lebendig bleiben will. Wir wollen die Fertigkeit und Geschicklichkeit der Menschen immer loben, welche durch künstliche Geräte und Maschinen *einem* Menschenarm die Kraft von hundert Armen und *einer* Hand die Verrichtung von fünfzig Händen geben können; aber wir sagen es geradezu: lieber wollen wir keine einzige Maschine als die Gefahr, daß dieses Maschinenwesen uns die ganze gesunde Ansicht vom Staate und die alle Tugend, Kraft und Redlichkeit erhaltenden einfachen und natürlichen Klassen und Geschäfte der Gesellschaft zerrütte. Wenn alle Handwerker Fabrikanten werden, wenn der Ackerbau selbst endlich wie eine Fabrik angesehen und betrieben wird, kurz, wenn das Einfältige, Stetige und Feste aus den menschlichen Einrichtungen weicht, dann steht es schlecht um das Glück und die Herrlichkeit unsers Geschlechts. Wenn wir dahin kämen, daß Axt, Säge und Senkblei von selbst Häuser zuschnitten und aufrichteten, daß der Pflug und die Sense von selbst den Acker pflügten und abernteten, wenn wir endlich auf Dampfmaschinen über Berg und Tal fahren und auf Luftbällen in die Schlacht reiten könnten, kurz wenn wir neben unsern künstlichen Maschinen, die alle Arbeit für uns täten, nur so hinzuschlendern brauchten — dann würden wir ein so entartetes, nichtiges und elendes Geschlecht werden, daß die Geschichte ihre Bücher auf ewig von uns schließen würde.

Ende.

Diese Betrachtungen und Ansichten aus den Jahren 1815 und 1820, wie sind sie bestätigt worden, und wie werden sie jeden Tag mehr und mehr bestätigt durch die Begebenheiten und Entwickelungen der letzten zwanzig Jahre! Es wälzen sich, ja es dampfen die ungeheuersten und unberechenbarsten neuen Kräfte und Lebensreize und Lebenstriebe über die Welt hin. Und dies ist nur der Anfang des Neuen; denn da der menschliche Geist sich selbst und die Entdeckungen und Erfindungen der Wissenschaft mit dem größten Ernst und Eifer auf das Praktische gewendet und gerichtet hat, so werden nach dieser Seite hin durch Chemie, Physik und Statik in den nächsten Menschenaltern noch ganz andere Veränderungen und Umwälzungen erfolgen. Der Dampf und das Feuer, die leichten und flüchtigen, beflügeln und verflüchtigen das Menschengeschlecht schon jetzt beinahe zu sehr, so daß es mit seinen Sohlen immer mehr von dem Boden der alten mütterlichen Erde in die Region der Wolken und Nebel hinaufgeschnellt wird. Um so notwendiger also wird es werden, einen guten Teil der Bürger wenigstens durch verständige und haltende Bande in einer gewissen bleibenden Stetigkeit an den Boden der Erde zu binden.

Fichte, dessen ganzes Wesen ethische Strenge, ja ethische Begeisterung war, und der eben dadurch auf so viele Tausende von Männern und Jünglingen den mächtigsten und schönsten Einfluß hatte, sieht in seinem geschlossenen Handelsstaat, dessen Idee er in sein sogenanntes Staatsrecht aufgenommen und etwas anders verarbeitet hat, Fichte sieht den Ackerbau vorzüglich von der sittlichen Seite an. Wer wollte und wer könnte sich dieser Ansicht abkehren, auch wenn er ihn mehr von der politischen Seite ansieht? Denn wenn der Staat als solcher freilich fast immer nur mit der Errichtung und Schirmung des Rechtszustandes zu tun hat, so muß die sittliche Idee doch von oben herab seine Einrichtungen und Gesetze beleuchten und durchleuchten. Wir können und dürfen ja nicht schlechter sein als die Heiden, deren weisere Gesetzgeber immer unumwunden aussprechen, daß alle Staatseinrichtungen dahin streben sollen, daß die besten, rechtschaffensten und sittlichsten Bürger dadurch geschaffen werden. Fichte, indem er einen strenge geschlossenen Rechtsstaat stiften wollte, war doch immer von der Idee begeistert, jedem seiner Bürger eben durch die genau geschlossenen Grenzen und bestimmten Kreise seiner verschiedenen Stände noch vollendetem Tagewerk den Genuß einer höheren geistigen, zur Veredelung und Versittlichung hinstrebenden Muße zu verschaffen. Es entging ihm nicht, daß die Idealität seines Staatsbaues für die gegenwärtige

eltlage und für den Stand des gegenwärtigen europäischen
taatssystems in den meisten Punkten wohl nicht passe, ja daß
allenthalben scharfe Stöße und Gegenstöße veranlassen werde.
eine Gesellschaft wäre, wie er sie dachte, höchstens kaum in dem
gen Umfange von fünf bis zehn Meilen möglich gewesen;
er woher die Ungestörtheit seiner Anstalten und den Frieden
hmen, daß die andern mächtigen Umgeber ein solches wunder-
nes Werk nicht alsbald umstießen? Er verhehlt sich selbst in
elen aufgeworfenen Fragen die Zweifel nicht, ob und wie sein
ntwurf ein Werk werden könne; aber der Philosoph kann der
olgerichtigkeit seiner Ideen nichts abdingen lassen. Das war
erhaupt das Tragische dieses edlen Menschen, daß er selbst in
e gemeinsten und gewöhnlichsten Verhältnisse und Entwicke-
ngen des Lebens und Staates immer mit den Sonnenstrahlen
nes Olymps hineinschauen und sie nach dieser Beleuchtung
cht allein beurteilen, sondern auch ordnen wollte. So stand
zum Erstaunen der Alltäglichen und Undenkenden nicht nur,
ndern auch zum Erstaunen und Erschrecken seiner Schüler oft
e vor einem Berge still, wo ein Strohhalm im Wege lag,
rüber er mit seinem philosophischen Rosse nicht meinte hin-
en zu können. Bei jedem aus der guten, gewöhnlichen Ansicht,
nach auch gar nicht verkehrt noch unsittlich gelebt und ge-
ndelt wird, ausgesprochenen Darum hatte er sein gewaltiges
arum bereit mit dem Ausspruche: „Was soll ich mit allen
ren Darum, ich muß ein bestimmtes Warum haben.“ Doch
es wahr, sein übersliegender Geist, welcher anfangs das
cht-Ich der irdischen Dinge mit zu dicken und häßlichen
beln verschleiert gefunden hatte, fand sich durch das religiöse
fühl der Liebe und Freundschaft und vorzüglich des Vater-
ndes in seinen späteren Jahren so mächtig in die untere Welt
d ihr Treiben hinabgezogen, daß er auch eben durch die religiöse
rmittelung sich darin viel sicherer und behaglicher als früher
pfand und wiederfand.

Wir müssen nun aber eben mit diesem Großmeister der sitt-
hen Ansicht und Würdigung aller Dinge vor allem auf dem
lichen Boden stehenbleiben und alle jene Gründe, welche man
cher Würdigung der Staatseinrichtungen entgegenzustellen
egt, ohne Umstände totzuschlagen suchen. Die Liberalen des
ges, welche der Welt den weiten, fliegenden, von allen Winden
d Lüften durchwehten Freiheitsmantel umwerfen, sagen: Lasset
r frei, hemmet nur keine Kräfte! Wenn ihr sie frei walten
set, wird sich nach den Bedürfnissen und Entwickelungen
es Zeitalters alles von selbst in Ordnung und ins Gleich-

gewicht setzen. Deine Ansichten sind im Grunde doch nur mittelalterige Ansichten der Unfreiheit. Der Finanzminister vollends wird sagen: Ei! ei! wie soll der Staat sich tragen, wenn wir wieder Zünfte haben, wenn wir den Acker und Besitz fesseln? wenn wir die Vermehrung der Menschen und der Kräfte hemmen? Auch wäre es höchst verkehrt, auf die Hälfte oder gar auf Zweidrittel der Oberfläche eines Landes kleine Bauergüter hinzusäen. Die großen Güter geben mehr Ertrag und können, da der Ackerbau sich immer mehr an die Fabriken lehnen, ja fabrikartig betrieben werden muß, allein zweckmäßig und so eingerichtet und bewirtschaftet werden, daß man alle Vorbereitungen und Vorarbeiten gehörig benutzt, alle Kräfte und Geschäfte nach fest bestimmter Regel ineinander eingreifen läßt. Spanische Schafzucht, Brauerei, Brennerei usw., welche den Staat so mächtig tragen helfen, wo willst du damit bei deinen Bauren hin?

Solche und ähnliche Gründe und Ansichten, die gegen jegliche sittliche Einsicht und Erkenntnis sprechen, hört man alle Tage. Ich muß aber auch den politischen Punkt berühren, und der deucht mir so gewaltig, daß selbst der Herr Finanzminister sich vor ihm wird neigen müssen. Wir sehen die Proben von der allgemeinen Fabrikation der Dinge und von der Schätzung des Staats bloß nach blind fortschießenden und blind wirkenden Kräften und Massen, welchen gar kein politischer Zügel angelegt wird. Daß bei Fabriken, daß in den großen Städten und Hauptstädten eine Menge elender, unruhiger, hungriger Menschen, daß diese gefährliche Brut, die Pöbel heißen muß, da entsteht, läßt sich nicht wenden. Das sind die unvermeidlichen Krebsschäden und Auswüchse der wachsenden Bildung und Verfeinerung des Menschengeschlechts, welche selbst ein Fichte auf einem Königstuhl nicht würde wegschaffen können. Aber, aber — wenn wir auch auf dem Lande mit der allgemeinen zerstückelnden Freiheit so fortgehen, wie es sich jetzt anläßt, so wird bei der durch die Zerstückelung in Gütchen und Höfchen bis auf zwei, ja bis auf einen Morgen Land und noch tiefer vermehrten Zeugung und bei der Unmöglichkeit, den Menschen Arbeit und Gewinn zu verschaffen, in einigen Menschenaltern auch der Landpöbel vollendet dastehen, ein hungriges, unruhiges, sittenloses Gesindel. Wann wir auf solche Weise den gedoppelten und verdoppelten Pöbel fertig haben werden, wird von einem Rechtsstaate kaum noch die Rede sein können: China wird fertig sein, Despotismus und Knechtschaft an den beiden Spitzen der Gesellschaft, der Schrecker drohende Stock des Schergen für das Milde und Gnade winkende Zepter des Königs. Solche Menschen können

nicht mehr durch die Liebe und die Gerechtigkeit regiert werden, sondern Furcht und Schrecken allein können die reißenden Tiere bändigen. Seht euch einmal um, ihr Posaunenbläser einer tollen Freiheit, seht euch einmal um nach dem Pöbel von Paris, Manchester, Birmingham und Irland. Muß nicht König Ludwig Philipp, obgleich Paris eine Besatzung von 40—50000 Mann hat, täglich vor einzelnen Scharen solcher reißenden Wölfe zittern? Und Irland? Ich sage noch einmal Irland?

Das irländische Elend kann kaum ein Gott mehr bessern, auch nicht einmal eine Auswanderung. Das Geschrei, Irland sei so elend durch fanatische Unterdrückung der Katholiken durch die englische Hochkirche, gilt nur für einzelne Zweige der Verwaltung und für einzelne Stände. Das Hauptübel sind ein paar Millionen Menschen zuviel. Wie ist dieses Plus oder vielmehr Nimium entstanden? Gerade auf demselben Wege, worauf wir in Deutschland auch immer weiter vorwärtsschreiten, nämlich durch die Zerstückelung größerer Landgüter in viele zu kleine. Diese Zerstückelung, in der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts vollbracht, hatte einen örtlichen, politischen Grund, der in den Erfolgen, die heute zutage liegen, für alle Staaten warnend sein sollte. Es ging diese Zerstückelung nämlich von den großen Landherren aus, welche aus großen Gütern von tausend und fünftausend Morgen Land eine Unendlichkeit kleiner Gütchen von fünf, zehn bis fünfzehn Morgen schnitten. Und warum? Um in ihren kleinen Pächtern abhängige Wähler zu gewinnen, die ihnen bei der Bewerbung um eine irländische Parlamentsstelle ihre Stimme geben mußten. Dies Unglück hat die Einwohnerzahl Irlands in sechzig, siebenzig Jahren mit unglaublicher Geschwindigkeit über alles Maß vermehrt und zeigt sich nicht bloß als ein irländischer Jammer, sondern drückt durch die nach England und Schottland überwandernden irländischen Arbeiter an vielen Stellen auch die englischen bis zur verzweifelnden Hilflosigkeit herab.

Dies ist in Irland die tiefe Krankheit der Zeit; dies wächst von Tage zu Tage immer mehr in der Schweiz und in Frankreich. In dem unglücklichen, durch Gott so paradiesisch gestalteten und geschaffenen Italien ist es schon lange gewesen; dort gibt es fast gar keine kleinen Grundbesitzer und Bauern mehr, sondern nur große Herren und Pächter und Tagelöhner; daher die Kraft und Tugend des einst so großen und kühnen Volkes längst gebrochen und erloschen.

Also was meine ich zum Schluß? Ich meine die Notwendigkeit der Erhaltung und, wo sie nicht erhalten, sondern zerstört

sind, der Wiederherstellung der ordentlichen Bauerschaften so gewaltig, daß ich behaupte, die Regierungen müssen ihre letzten Kräfte anwenden, um wieder welche zu schaffen. In Mecklenburg z. B. und in meiner Heimat müßten, wenn die Staats- oder Krongüter nicht hinreichen, um Bauren zu schaffen, die Regierungen einen Geldstock stiften — wie sie ja oft für andere viel kleinere Zwecke tun — um gelegentlich große Güter zu kaufen, und diese Güter in angemessene Größen zerlegen und Bauerlehen daraus machen und auf diese Weise allmählich ein Gegengewicht und ein Gegenmittel gegen die allgemein drohende Pöbelei zu erschaffen, deren Getümmel an dieser im Staate stehenden Felsenfeste sich zerschellen würden. Beiläufig gesagt, würde durch die mäßig großen Bauergüter auch die übertriebene Zeugung von Hungerleidern gehemmt; so daß diese dem Anscheine nach rein politische Anordnung und Wiederherstellung auch die tiefste sittliche Grundlegung würde.

Ich habe auch des Adels und seiner Majorate erwähnt, obgleich ich nur für die Bauren zu sprechen hatte; denn die Edelleute und Großherren werden sich schon wehren und in der Welt nicht vergehen, wenn auch alle freie Bauren in Europa verschwinden sollten. Aber auch die Edelleute werden in demselben Maße schlechter, verdorbener, übermütiger werden, als alle Landbewohner neben ihnen mehr und mehr zu Tagelöhnern und Knechten erniedrigt werden. Man schaue nur in den Spiegel des italienischen Adels. Ich habe aber bei dem Wörtlein Adel nach meiner Ansicht ungefähr nur dasselbe in demselben Sinne denken können wie bei dem Wörtlein Bauer. Ich würde es vielleicht für hart halten, so vielen guten Häusern, die vor ihren Namen das Von und das Zu führen, mit diesen Wörtchen Erinnerungen zu rauben, die ihnen von dem höchsten Wert sind; aber, indem ich von Majoraten geredet habe, hat mir doch etwas der englischen Nobility Ähnliches vorgeschwebt. Des unbegüterten kleinen Adels, dessen nach den gegenwärtigen Weltverhältnissen und Weltansichten bei uns schon viel zu viel ist, sollte kein König und Fürst künftig mehr stempeln. Bei meinem Adel nun, oder was ich eigentlich allein als Adel von Gewicht im Staate ansehe, bei dem reichen hohen Adel würde ich die englische Weise nun auch nicht loben, nach welcher der König deren schaffen kann, wie viele ihm gefällt; nur daß er stillschweigend an die Bedingung des Reichtums gebunden ist: denn einen armen Mann zum Pair machen, würde in England beide unrecht und lächerlich dünken. Es wäre nämlich wohl eine Berechnung möglich, wonach sich die Zahl großbegüterten Adels, welche jeglichem Lande

gemessen wäre, ungefähr bestimmen ließe. Auch müßte nach Verhältnissen eines jeden Landes das Minimum und das ximum von dem Güterumschluß eines Majorats gesetzt wer-. Denn es ist wohl kein Zweifel, daß zu große und mächtige jorate selbst der Regierung als etwas Mißliches und Gefähr-es dastehen könnten, zu geschweigen, daß bei großem Reich- auf der einen und großer Armut auf der andern Seite die ßgüterei die schlimmsten Mißverhältnisse und Übelstände mit führen könnte.

Wenn ich hier darauf hinzuweisen scheine, daß mir nur der Adel ein wirklicher Adel deucht, und daß ich die leichten öpfungen des kleinen, güterlosen Adels nicht billige, so bin ich weit entfernt, in das Gedankengebiet derjenigen hinüber-hweisen, welche den Adel gleichsam als die einzige sicherste tze der Monarchie, ja als teilweise Mitträger und Mitinhaber Majestät darstellen und ihn also in hohe, sonnenscheinige Re-en mit hinaufrücken, wo den Blicken und den Begriffen zu indeln anfängt. Denn wie groß, glänzend und mächtig der auch sei, er bleibt nur ein Stand im Staate, und der Kreis r Wirksamkeit und Untertanenschaft muß so genau und leicht grenzen und zu bestimmen sein als die Kreise, innerhalb n der Bauer und Bürger steht. Die Majestät des Regierers Herrschers ist ein so hoher und unermeßlicher Glanz, daß der ste Bauer und der erste Baron des Reichs als gleich tief r ihrem Himmel stehend gedacht werden müssen. Denn wenn einig: Gebiete und Verhältnisse des Herrschers in Beziehung die Untertanen abgegrenzt sein mögen, so reicht diese Hoheit Größe in tausend andern Beziehungen, wo Welt- und ns-, Bildungs- und Staatenverhältnisse frei wie Luft und schweben und innerhalb keiner Rechtsgrenzen eingepfählt en können, vorzüglich aber in Beziehung auf fremde Nationen, sam in ein ewig flutendes, schwebendes und werdendes eten- und Sonnenleben hinauf, wo das gewöhnliche Maß Richtscheit fehlt, und wo nur mit ungefähren und bildlichen en und Größen gerechnet werden kann. Dieses Bild der stät deute ich hier nur an.

Von diesem meinem so wichtigen Staatslehnbauern komme nn endlich einmal wieder auf meine eigne bäuerliche Wenig-urück. Ich habe den ganzen Sommer und Herbst 1815 und Winter 1816 in Köln gelebt, die politischen Schmerzen und n abgerechnet, wohlgelebt. Ich fand die alte Reichsstadt und Bewohner ganz anders, als sie mir in früherer Jugend, einahe zwanzig Jahren, gedeucht hatte, wo sie (nämlich im

Sommer 1799) freilich durchaus ein totes und wüstes Ansehen hatte und finstere und trübselige Eindrücke machte. Köln war weiland die erste Reichsstadt am Rhein und lebte das ganze Mittelalter hindurch, fast in sich geschlossen, ja verschlossen und versperrt, im eigentlichen Sinn fast ganz innerhalb ihrer Türme und Mauern beschränkt, häufig im Kriege, immer im Argwohn und auf der Warte gegen den geistlichen Kurfürsten, der sich nach ihr nannte, und ringsum von kriegerischen und mächtigen Fürsten umgeben, die ihr nur die Herrschaft und Schiffahrt auf dem Rhein lassen mußten. Dies hat in ihr eine Erscheinung hervorgebracht, wie ich oben schon bei Stralsund erwähnt habe, nämlich eine Eigentümlichkeit in Sitte, Charakter und Sprache, welche die Stadt auch von der nächsten Umgebung unterscheidet. Der Charakter hat im ganzen das Niederdeutsche, Ruhigkeit und satirisch-ironische Selbstbespiegelung, und in dieser Spiegelung ein gar heiterer und lustiger Widerschein der Personen und Sachen, jedoch viel lebendiger als bei dem westlicheren Holländer; eine große Gutmütigkeit bei tüchtiger Derbheit und Gradheit; vieles, was in den Menschen von dem alten, freien Reichsbürger noch übrig ist, ein gewisses sicheres Selbstgefühl bürgerlicher Ehre und Gleichheit, das ja selbst der Bürger von Straßburg unter dem leichten und spielenden Franzosen nicht verloren hat: alles dies mit einem eigentümlichen Witz und Humor übergossen, den man nicht beschreiben kann, sondern der schlechtweg der kölnische heißen muß. Hier ging es mir denn inmitten deutscher Gastlichkeit und Freundlichkeit sehr wohl, und ich konnte mir auch die kölnischen Witze und Späße über mich schon gefallen lassen. Denn im Karneval bekam ich meinen Teil ab. Es war von einer andern Seite her schon ziemlich ernsthaft gegen mich geplänkelt. Ein zurückwehender Sturm, welchen der Geheime Rat Schmalz und der Geheime Staatsrat von Bülow in Berlin, ein Vetter des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg, gegen die Verderber und Verführer der Zeit brausen ließen, blies mit rücktreibender Kraft auch in meine Federn. Indessen es kam mir als nichts Neues; ich war darauf vorbereitet und ließ es mich also nicht anfechten; nur daß ich es aus diesem Quartier nicht erwartet hatte. Doch als ich mich im Winter 1816 mit meinem Freunde Schenkendorf einige Tage in der Kölner Karnevalslust umhertummelte, wurden mir meine demagogischen Konterfeie, wie jene Herren die Farben dazu gemischt hatten, lustig parodisch in allerlei Gestalten vorgeführt.

Im Frühling des traurigen Hungerjahrs 1816 brachte ich meinen Sohn auf das Gymnasium nach Düsseldorf und wanderte

n den Rhein hinauf über Koblenz, Mainz, Frankfurt und
el nach Berlin und von da in die Heimat. Ein Teil des
mmers ward in Dänemark verlebt, um einige notwendige
oiſche Anſchauungen zu ergänzen. Darauf ordnete ich im
ôſt und Winter meine Sachen in der Heimat und packte für
Rhein ein, für welchen ich beſtimmtere Verſprechungen hatte.
Frühling des Jahrs 1817 ward in Berlin, im Sommer am
in gelebt, an deſſen Geſtaden ich mich im Herbſt 1817 in
n anſiedelte, der künftigen Univerſität wartend, an welcher
ehren ſollte.

Ich ſtand nun nur noch einige Jahre vor dem fünfzigſten
nsjahre und ſollte in mir den alten Spruch der Weiſen be-
gen, welcher ausſagt, daß das Glück mit der Jugend iſt, und
das Alter auf ſein Geleit nicht mehr zählen darf. Bis
her hatte mich das Glück auch durch mißliche Lagen und
ältniſſe meiſtens leidlich durchgeleitet und mich ohne mein
n in Verhältniſſe hineingeſtellt, die ich ſehr glückliche nennen
e. Hier erwies es mir nun eben in dieſem Jahre 1817
eine letzte, große Gunſt und nahm dann gleichſam Abſchied
lief höchſtens zuweilen noch ein wenig nebenher, da es ſonſt
ngelaufen und Bahn und Quartier gemacht hatte. Dieſe
ſt war ein tapferes, treues Weib, das ich gewann, und die
bis hieher, mich ſelbſt und meine Geſchicke, redlich hat durch-
n geholfen: Nanna Maria Schleiermacher aus Oberſchleſien,
weſter des Profeſſors Dr. Friedrich Schleiermacher*) in
in, deren Vater an den Geſtaden des Rheins geboren war,
n ſie als zu ihrem Urſprunge zurückkehrte. Hierauf ſchlug
der erſte Schlag:

Ich verlor gute Zweidrittel meiner Bücherſammlung, welche
Stralſund zur See auf Köln geſchickt waren. Ich hatte
eine hübſche Auswahl der alten Klaſſiker und eine nordiſche
mlung zugelegt. Dieſe waren, von Seewaſſer durchnäßt,

*) Anmerk. zur dritten Auflage. Freunde haben gefragt, warum ich bei man-
amen, z. B. bei dem Namen dieſes bedeutendſten, mir ſehr teuren und in der
Zeit mutigſten und wirkſamſten Mannes, bei dem Namen **Niebuhr** und ande-
rdigſten, die gleichſam nur zufällig genannt ſcheinen, ſo wenig zu ſagen gewußt
Es iſt das wohl geſchehen in dem Gefühl, welches, wo man viel von ſich ſelbſt
muß, ein ſehr natürliches Gefühl iſt, daß mir vor der ſchwer zu umſchiffenden
geſchaudert hat, ich möchte meine Kleinheit durch ſolche Großheiten heben zu
ſcheinen. Ich war in dieſer Hinſicht durch meine demagogiſche Unterſuchung
gewarnt worden, wo ich bei lobenden Meinungen und Äußerungen würdiger
r über mich, welche man in beſchlagenen Briefen gefunden, ordentlich befragt
bin: **wie ſie zu ſolchen Meinungen und Äußerungen wohl gekom-
eien?** worauf ich nur ein **Ich weiß nicht**, oder **Fragt ſie ſelbſt** antworten
meiner Verteidigungsſchrift höchſtens das horaziſche Principibus placuisse
aud ultima laus est anführen konnte.

faſt alle unterwegs verſault nebſt manchem, was ich in den letzten zwanzig Jahren für mich geſammelt und aufs Papier gebracht hatte. Durch einen Zufall, indem bei der Verſicherung dieſer Bücher ein Verſehen begangen war, bekam ich für dieſen ſchweren, gutenteils nicht einmal durch Geld erſetzlichen Verluſt auch nicht die geringſte Entſchädigung; ja da man ſonſt wohl mit Abgebrannten und Schiffbrüchigen Mitleid zu haben pflegt, mir iſt bei dieſer Gelegenheit auch nicht ein einziges Buch zur Wiederherſtellung geſchenkt worden. Auch ein Zeichen des beginnenden Alters, welches, mit meinem lieben Dr. Martin Luther zu reden, kein Wohlgefallen mehr bei den Leuten hat. Doch war ein Glück bei dieſem Unglück, nämlich, daß mit manchen wertvollen Papieren auch dicke Stöße von abenteuerlichen Schnurrigkeiten verloren gingen, die ich mir zur Ergötzung geſammelt und aufgehoben hatte von jenen oben erwähnten Entwürfen, Ratſchlägen und Vorſchlägen von Vaterlandsrettern, welche bei dem Miniſter vom Stein einzulaufen und dann oft in meine Hände zu gelangen pflegten. Wären dieſe erhalten worden, ſie hätten bei den ſpäter erfolgenden Unterſuchungen mich in manche ſchwere Not ſtellen und um noch manche gute Stunde bringen können. Denn natürlich das tollſte und abenteuerlichſte Zeug hatte ich aufbewahrt, und da hätte es allerdings den Schein geben können — zumal da ich bei manchen Papieren Zeit, Ort und Verfaſſer nicht mehr anzugeben gewußt, — als ſei ich mit düſterſten Abenteurern und Tollhäuslern jeweilig verbunden geweſen.

Im Jahr 1818 ward Bonn zur künftigen rheiniſchen Univerſitätsſtadt erklärt und ich an dieſer Anſtalt zum Profeſſor der neueren Geſchichte ernannt.

Im Frühling 1819 hatte Sand den Herrn von Kotzebue ermordet. Dies hätte hier in Bonn oder in der Nähe geſchehen können, was für die neugeborne Univerſität wohl ein ſchlimmſtes Zeichen geweſen wäre. Er hatte nämlich nicht übel Luſt gehabt, ſich in Mannheim, in Bonn oder Godesberg anzuſiedeln, und hatte mit einem namhaften Gelehrten für dieſen Zweck hieher gebriefwechſelt. Ich, wie guter Dinge getroſt, baute mir eben ein Haus am heiligen Rhein, welches die Schönheit des herrlichen Siebengebirges gerade aufs Korn nahm. Meine Frau hatte mir an dem großen deutſchen Siegestage, den 18. Junius, meinen erſten Sohn geboren; der Tag war hier von Lehrern und Schülern noch mit großer öffentlicher Luſt gefeiert worden, wie denn in jener noch warmen Zeit auch die Feuer des 18. Oktobers noch hell und mächtig auf den deutſchen Bergen zu lodern pflegten. Wenige Tage ſpäter erſchienen die Männer, welche Hausſuchung

bei mir hielten und meine Papiere zusammenpackten und versiegelten. Im Herbste des folgenden Jahres 1820 bin ich in meiner amtlichen Wirksamkeit stillgestellt und einer langen gerichtlichen Untersuchung unterworfen worden. Ich habe durch sie und ihre Folgen mehrere schöne Jahre verloren, wohl die letzten, wo mir noch einige Kraft übrigblieb. In meiner Wirksamkeit gehemmt bin ich geblieben, Wiederherstellung in meine Amtstätigkeit habe ich nicht erlangen können, bin endlich mit Beibehaltung meines vollen Gehalts in den Ruhestand gesetzt worden. In dieser schweren und jeden menschlichen Stolz demütigenden Prüfungszeit habe ich Gott und meine Freunde kennen gelernt; und das war freilich eine große Freude im Leide. Aber es sind auch gewesen, die mich unter dem Titel, ich sei in diesen Gegenden ein gefährlicher Mann, wohl gern irgendwohin wie ins Elend geschickt hätten. Doch habe ich die Gnade und Gerechtigkeit meines Königs dafür zu preisen, daß ich in meinem Gärtchen am Rhein habe wohnen bleiben dürfen.

Die Geschichte dieser Untersuchung darf und kann ich, wie der Tag steht, nicht schreiben. Die allgemeine Anklage lautete auf Teilnahme an geheimen Gesellschaften und bösen Umtrieben, die dem deutschen Vaterlande gefährlich werden könnten. Ich bin davon freigesprochen. Aber meine trotzige und harte Natur durch wie viele Demütigungen hat sie lernen müssen, daß ich für das liebe Vaterland auch noch meinen Marterweg von Leiden zu laufen, daß ich auch noch meine Wunden zu holen hatte, da ich mich auf Schlachtfeldern nicht unter Kugeln und Schwertern umgetummelt hatte! Ich habe es, nachdem ich mich über die ersten Plagen besonnen und gefaßt hatte, wirklich so hingenommen als ein Verhängnis des ausgleichenden und gerechten Gottes, der mich für manche trotzige und kühne Worte hat bezahlen lassen wollen; und dies hat mich — wofür ich Gott noch mehr danke — vor jener Erbitterung und Verfinsterung behütet, wodurch die meisten in solche Geschichten verflochtene Männer traurig untergehen. Doch habe ich in den langen, in Ungewißheit und Schweben zwischen Furcht und Hoffnung hingeschleppten und verlornen Jahren den Vers sprechen und singen können:

Wem vom Kanonenmund sein letztes Schicksal blitzt,
Den nimmt ein sel'ger Tod im frischen Mut der Stunden;
Doch auf wem Liliput mit tausend Nadeln sitzt,
Stirbt Millionentod mit Millionen Wunden.

Zwar schien ich während dieser Untersuchung und während der Folgen und Nachfolgen derselben mich nach dem Urteile

meiner Freunde mit leidlicher Gleichmütigkeit und Besonnenheit zu benehmen; aber doch habe ich die langsame Zerreibung und Zermürsung meiner besten Kräfte bis ins Mark hinein nur zu tief gefühlt. Man sieht dem Turm, solange er steht, nicht an, wie Sturm, Schnee und Regen seine Fugen und Bänder allmählich gelockert und gelöst haben. Das Schlimmste aber ist es gewesen, daß ich schöne Jahre, welche ich tapferer und besser hätte anwenden können und sollen, in einer Art von nebelndem und spielendem Traum unter Kindern, Bäumen und Blumen verloren habe. Ich erkenne und bereue es jetzt wohl, aber es ist zu spät; diese Zeit und überhaupt meine Zeit ist vergangen und verloren. Ja, ich bin ein geborner Träumer, ein Fortschweber und Fortspieler, wenn nicht irgendein festes Ziel, irgendeine Arbeit oder Gefahr, die plötzlich kommt und plötzlich reizt und treibt, mich aus der nebelnden Träumerei herausreißt. Ich kann auch nach dieser meiner Natur, wenn ich mich als Gelehrten*) oder Schriftsteller betrachte, zu fast gar nichts kommen, wenn mir nicht gegeben wird, durch irgendein bestimmtes Handeln, Reden und Vortragen einige helle und klare Funken des Erkenntnisses und Verständnisses hervorzulocken. Ich bin so geboren, daß ich sprechen und reden muß, damit meine Gefühle und Gedanken sich ordnen; ich bedarf der umrollenden und gegeneinander Funken schlagenden Kieselsteine des Gesprächs und der Rede, damit mein bißchen Geist aus mir herauskomme. Die Sperrung meines Katheders war für die Universität wohl kein Verlust, aber für mich ein Unglück: für mich, für einen Menschen, der in persönlicher Eigentümlichkeit steckenblieb und es nimmer bis zur vollen Gegenständlichkeit brachte, d. h. zu dem ruhigen, sicheren, bewußten Stande den Sachen gegenüber und zur immer heiteren und sonnenhellen Beschauung des Allgemeinen sondern der nur in dem Besonderen, Eigenen seine einseitige Stärke hat.

Ich muß hier nun doch einige Worte sagen über die Beschuldigungen, die damals gegen mich und manche andere deutsche Männer gemacht worden sind: Geheime Gesellschaft und Bündelei, Verführung der Jünglinge, Träume von republikanischer Aufbauung und Wiederherstellung des Vaterlandes — diese Überschriften hat man auch über mein kleines Haupt gesetzt.

Geheime Gesellschaften und Bündeleien. Napoleon, damals von Gottes Gnaden — ich habe immer gesagt von

*) Verzeihung! Wir führen einmal alle in Pausch und Bogen diesen Namen, wie wenige ihn auch verdienen.

Gottes Zorn — war gleichsam Kaiser Europas. Auch Deutschland war nicht mehr da, es war von 1806—1813 völlig dienstbar und zinsbar. Alles war gelöst und aufgelöst, auch die Strebungen und Gedanken der meisten Menschen; alle Gefühle und Gedanken der Sterblichen flogen unstet wie Vögel umher, welchen die Wälder abgehauen und die Nester zerstört sind, und die neue Sitze suchen, wo sie sich niederlassen können. Die Zeit war losgelassen, die Menschen ließen sich los, und vor allen Dingen auch Narren und Abenteurer genug glaubten ihren Wind zu haben und setzten ihrem Narrenschiffe alle Segel bei. Wie sollte es wohl gefehlt haben, daß solche leichte Windvögel mit ihren Albernheiten, Gaukeleien und Tollheiten, besonders mit ihrer Geheimniskrämerei in dem damaligen Gewirr und Strudel der Dinge nicht auch mich zuweilen angeflogen hätten? Aber doch haben sie mich wenig geplagt. Vielleicht mochte der Instinkt, der als ein feiner, geistiger Atem zwischen den Menschen hinweht, ihnen sagen, daß ihre Irrlichtfeuerchen an meinem Eise erlöschen würden. Ich kann und darf hier sagen, daß auch kein einziger solcher Toren oder Gauche mich nur eine Stunde getäuscht hätte. Denn wie neblicht und träumerisch es auch oft in meiner inneren Welt aussah, für die äußeren Dinge hat mir Gott den klaren Blick und leichten Verstand verliehen, und ich habe nimmer schwer gehabt, Schwarz und Weiß und schwarze und weiße Menschen zu unterscheiden. Der Geheimnisse und geheimen Gesellschaften aber bin ich selbst in der Jugend nicht lüstern gewesen, wo doch die Geelschnäbel so leicht von blanken Dünsten und Schimmern gelockt werden, und habe sie in den männlichen Jahren aus Überzeugung und Gewissenhaftigkeit fern von mir gehalten. In Orden bin ich freilich gewesen, zuerst als Knabe in dem obenerzählten Grobbrotesserorden; zweitens als Student in Greifswald in einer Verbindung, welche auch bloß auf Tugend lautete und wirklich keine andere Mysterien haben wollte als sittliche Reinheit und unbescholtene Tapferkeit. Es war eine Gesellschaft von zehn bis zwölf Jünglingen, zu welchen ich, mein Bruder Fritz, der Dichter Karl Lappe usw. uns gesellten; sie nannten sich die Verbündeten Brüder, Fratres Conjuncti. Leider kühlte sich bei mir die Begeisterung für diese Verbrüderung bald ab, indem ich bald bemerkte, daß ein paar Jünglinge, welche darin fast obenan standen, schon in andern geheimen Verbindungen mit verbuhlten Dirnen standen. Doch deklamierte ich ihnen bei meinem Abgange zur Universität Jena über einer Bowle Punsch noch ein bombastisches Abschiedslied vor, aus welchem folgender Vers noch in mir haftet:

Brüder, fester als der Brocken
Sollt ihr stehen und bestehen,
Bis des Alters weiße Flocken
Schnee euch in die Locken wehen.

Dies war auch meines Ordenswesens Ende; denn dieser Tugendbund war in Jahr und Tag in sich selbst erloschen. Von allen andern landsmannschaftlichen und Ordensverbindungen, wie sie genug auf den Universitäten lebten, habe ich mich frei erhalten, sogar mit Gefahr, diese meine Freiheit gelegentlich verfechten zu müssen. Späterhin, als in Deutschland der Tugendbund, der ja edelste vaterländische Zwecke gehabt haben soll, als ein gefürchtetes Gespenst vor Napoleon und den Franzosen stand, ist auch mir, wie wohl vielen andern Biedermännern, die Ehre angetan worden, daß man mich für ein Mitglied desselben gehalten hat. Ich erinnere mich noch meines herrlichen Grafen Geßler, wie er einmal des Morgens, gleichsam wie mich überraschen wollend, mit freundlich schelmischer Miene mich aufs Korn faßte, sprechend: „Und Sie sitzen hier und sind nicht nach Schweidnitz? Der Stein ist ja heute früh dahin gefahren; der Tugendbund wählt sich einen Obermeister für den verstorbenen Scharnhorst." So war die Meinung und der Glaube der Menschen davon verbreitet. Ich aber habe so wenig um diesen Tugendbund gewußt und mich so wenig um ihn gekümmert, daß ich nicht einmal seine späterhin gedruckten Gesetze gelesen habe. Aber freilich, das kann und will ich nicht leugnen, in einem sogenannten formlosen Männerbund — denn so hat die Anklage später gelautet, als man keinen wirklichen Männerbund entdecken konnte — in einem formlosen Männerbund bin ich gewesen und bin wohl, wie mir deucht, noch darin. Solcher Bund schloß sich damals in der schweren, gefährlichen Zeit ohne alles Zutun der einzelnen von selbst; ein solcher Bund ist in allen Zeiten dagewesen, schließt sich aber in böser Zeit durch einen Instinkt der wirklichen Tugend enger und wärmer aneinander; solcher Bund wird ja gottlob! auch wann ich und meine Kurzlebigkeit lange vergessen sein wird, noch unter den Menschen bestehen. Was edel, wahr und tapfer ist und mit Knechtschaft, Weichlichkeit und Lüge keinen Vertrag eingehen will, was die Kraft hat, aus sich und andern Funken herauszuschlagen, findet sich im sicheren, aber unbeschwornen Bunde zusammen. Dieser Bund hat damals lebendiger bestanden, weil alle Geister durch ungeheure Sorgen und Hoffnungen erweckt waren. Man hat damals gerade das Gemeinsame, das Tapfre und Vaterländische in Art

und Gesinnung, was einer für seinen Teil vielleicht haben mochte, durch jenen Instinkt leicht herausgefühlt. Diese Gemeinsamkeit hat damals die allerverschiedensten, in Meinungen nämlich und Ansichten verschiedensten, Männer miteinander verbunden. Durch solche Gemeinsamkeit der Gesinnung, welche damals die einzige Tugend war, welche man verlangte, bin auch ich mit vielen würdigsten Männern, denen ich nicht wert bin die Schuhriemen aufzulösen, in Verbindung gekommen; sie haben mich redlich und tapfer für das Gute geglaubt. Drei dieser mich weit überragenden Männer muß ich mit Dankbarkeit hier als solche nennen, welche durch Bezeugung und Bekennung, daß sie mich einen redlichen Mann glaubten, mein Schicksal, das mich sonst vielleicht tiefer hinabgestürzt hätte, im bösen Laufe gehemmt und an höherer und höchster Stelle eine bessere Meinung von meiner Persönlichkeit gestärkt haben. Sie waren: der Freiherr vom Stein, Niebuhr und Friedrich Albert Eichhorn.

Ich habe hier nicht zu untersuchen, wann und ob es erlaubt ist, sich zu verschwören und zu verbündeln; ich spreche nur meine ehrliche Meinung aus, daß ich nach meiner Kenntnis von dem deutschen Charakter selbst in der bösesten Zeit, wo wir von dem schändlichen welschen Joche unter allen verschiedensten Titeln der Knechtschaft belastet waren, von geheimen Verbindungen nichts Großes erwartet habe, sondern allein von der allgemeinen, in alles Volk durchdringenden Gesinnung. Ja, ich bin aus Grundsätzen so sehr ein Feind alles Geheimen, daß ich in der Zeit meiner Jugend zwischen den Zwanzigen und Dreißigen, wo die Freimaurer in meiner Heimat alles für sich mauerten und zumauerten und oft über Würden und Stellen verfügen konnten, wo nahe Verwandte, die in diesem geheimen Orden mächtig waren, viel in mich drangen, allen Lockungen und Zumutungen der Art tapfer widerstanden bin. Ich weiß nicht, was ich tun würde, wenn ich König oder Fürst wäre: ich glaube, ich würde gegen die armen Freimaurer nicht mit Feuer und Schwert wüten wie die Jesuiten in Spanien und Portugal, weil sie fühlten, daß jene in ihren verbotenen, verborgenen Kram hineinpfuschen könnten, mit blutiger Grausamkeit getan haben: aber das weiß ich, daß eine Gesellschaft, die auf Geheimlehren und Geheimweihen beruht, der Idee des Staates und vollends der Idee des protestantisch-christlichen Staates widerspricht, welche auch im Christentum alle geheimen Gesellschaften und vornehm geheimen Lehren verabscheuen muß: denn nach unsrer heiligen aus der Bibel geschöpften Lehre gehört alles überschwengliche und Geheimste des Göttlichen und Himmlischen dem Schuster

ebenso wie dem Bischofe; wir dürfen nichts Esoterisches dulden, das einzelne Geweihte und Geheimnisträger vor den kleinen, gemeinen Leuten gleichsam vornehm voraus oder für sich haben wollen.

Aber dein Gedächtnis ist hier zu kurz, wird mir einer einwenden, du hast ja oben erzählt, wie du mit fremden Namen sogar auf Pässen gereist bist, unter fremden Namen in Berlin und Breslau gelebt hast — und das wäre nicht Geheimniskrämerei? Freilich. Aber ich frage jeden Billigen und Verständigen, ob solches in der Zeit der Unterjochung und Gefahr oder des Kriegs nicht eine ganz natürliche und unschuldige und deswegen auch bei Großen und Kleinen gewöhnliche Not ist, versteht sich, wenn diese Not nicht für Verbrechen, sondern gegen Erbrechen und Verbrechen gebraucht wird. Denn den Mann will ich noch sehen, der sein Leben so um nichts hinwirft. Ich wäre bei all meiner deutschen Unschuld und Redlichkeit, welcher ich mir heute im Jahre des Heils 1840 bewußt bin, wie ich mir ihrer in den Jahren 1809 und 1812 und 1819 bewußt war, wohl ein prächtiger Gimpel gewesen, wenn ich gemeint hätte, mit meinen auf E. M. Arndt lautenden Pässen durch Franzosen und Franzosengenossen und ihre an allen Orten laurenden Späher reisen und neben ihnen weilen zu können. So habe ich mehrere Namen mit A geführt (denn in diesem Buchstaben bin ich stets geblieben), als da sind Allmann, Amsberg, vielleicht andere, deren es mich nicht mehr erinnert. Auch in der Zeit des Kriegs habe ich in Briefen, welche mit der Post liefen, nur die alleralltäglichsten Dinge mit meinem wirklichen Namen unterschrieben. Da man weiß, daß unter solchen Verhältnissen Freund und Feind die Briefe erbricht, daß viele derselben nimmer an die rechte Stelle, sondern in wildfremde Hände kommen, hütet man sich, auch selbst durch ganz unschuldige und gleichgültige Nachrichten, die doch einer falschen oder bösen Ausdeutung unterliegen können, sich selbst oder seine Freunde und Briefwechsler bloßzustellen. Auch wenn man aus dem Herzen oder Hause ganz unschuldige Dinge zu melden hat, wozu man keine Fremde als Beistänber und Mithorcher wünscht, ist es wohl begreiflich, daß man durch echte Namensunterschrift sie nicht in Persönlichkeiten, die sie nichts angehen, einführen will. Ich meine, hierhinter stecke kein dolus malus, sondern es sei ein erzwungener dolus bonus, der dem fremden dolus malus, der verbotenen bosen Lust der Neugierigen oder Späher, ausweichen will.

Und Jünglinge hätte ich verführt? Ich will vor Gott und vor allen Redlichen verloren sein, wenn man mir einen einzigen nennt, den ich zu böser Bündelei oder nur zu

dummer Narrheit verleitet hätte. Habe ich in ungestümer, wilder Zeit, wo alles aus seinen gewohnten Ufern trat und daraus treten mußte, auch mitunter ungestüme und wild hinfliegende Worte gebraucht, wie sie der ordentliche oder matte Friedenszustand nicht hören mag, so waren sie an Männer gerichtet und nicht an unbärtige Jünglinge, auf das Ziel der Abschüttelung und Zerbrechung fremder Tyrannei gerichtet. Jünglinge, wo sie in meinen Kreis geraten sind, habe ich immer in ihre gebührlichen Grenzen des Wartens und Hoffens gewiesen und auf eine Zukunft hin, wo ihnen der Bart der Kraft und des Verstandes gewachsen sein würde. Keiner ist auch weniger gemacht als ich, breite Kreise um sich herum zu ziehen oder sich in solche Kreise hineinziehen zu lassen, vollends Genossenschaften oder große Verbündungen und Verbrüderungen zu stiften. Ich bin nimmer ein Mensch der öffentlichen, großen Gesellschaften und Gelage, des Schaugepränges und der Schaurednerei noch irgendeiner Prangerei, Schauerei und Rednerei gewesen, wieviele tausend Namen ihre Arten tragen mögen, und wieviele unbescholtene Männer an solchen Lärm- und Schaugerichten auch ihr Behagen stillen mögen. Ich bin von Natur ein einsamer Vogel, eine fringilla caelebs, dem am liebsten in der Einsamkeit ist, oder dem in Gesellschaft von zweien oder dreien zu fliegen und sein kurzes, eintöniges Finkenlied zu pfeifen immer am fröhlichsten gedeucht hat; bin nimmer ein Mensch der rauschenden und schimmernden Gesellschaften, der Klubs, Kasinos und Ballhäuser gewesen, sondern lieber die stillen Fußpfade des verborgenen Lebens gewandelt, wo das bißchen kurze Menschenglück sich am sichersten und fröhlichsten ergehen mag.

Doch es bedarf hier keiner breiten Erörterungen. Wie sehr ich die Achtung und Ehrfurcht, welche jeder Gewissenhafte der Jugend schuldig ist, immer anerkannt habe, wie fern ich von der Narrheit gewesen bin, sie vor der Zeit aus ihrem dunkeln und schönen Blütentraumdasein auf die gewöhnliche kalte und oft kahle Landstraße des Lebens hinauszutreiben, ja gar für ein politisches Streben und Wirken, wofür sie noch keine Reife haben, sie zu fanatisieren, darüber habe ich mich schon vor fünfunddreißig Jahren unverhohlen ausgesprochen, und die Ansichten, welche ich im Jahr 1805 darüber hatte, hatten die Jahre 1813 und 1815 nicht verändern können und sind noch jetzt, im laufenden Jahre 1840, die meinigen. Ich rücke darüber folgende Stelle hier ein, die sich in einem damals von mir ausgegebenen Buche findet*):

*) Fragmente über Menschenbildung. 2. Teil, S. 200—202.

„Aber die Staatsverfassung — sollte sie nicht ein wichtiger Teil der Musik (der Herzens- und Geistesbildung) sein? und nicht einmal hast du sie genannt. Welche sonderbare Vernachlässigung! — Das ist es keineswegs. Sie gehört noch gar nicht hieher und wird künftig für jeden, dem sie etwas Ernstes dünkt, ein eignes, ernstes Studium ausmachen müssen. Was ein Staat ist und nicht ist, was er war und sein kann, das haben meine Jünglinge durch die Kunde der alten Sprachen, Geschichte und Erdkunde, kurz durch die vollständigste Archäologie, schon gewissermaßen abgesehen. Wer sich damals durch diese allerdings großen, menschlichen Gegenstände angezogen fühlte, der ward, ohne daß ich es hindern konnte, ein Politiker und hatte den reichsten Stoff zu verarbeiten. Übrigens will ich nicht gern, daß meine Jünglinge Politiker sein sollen, zufrieden, daß sie die höchsten Begriffe von menschlicher Kraft, von kosmischer und politischer Größe, vom poetischen und heroischen Leben mit allem Größten und Schönsten des Altertums empfangen. Sie sollen die Blüte noch nicht verlieren, die Wahrheit der Dichtung und des Mythus soll ihnen noch die höchste bleiben. Wer politisch wird, nimmt eine bestimmte Richtung wie der Falke, der auf den Raub schießt, und bindet sich irdisch an die Erde fest, um so unseliger, je weniger das Leben ihn noch bindet. Ich breche damit nicht den Stab über die politischen Männer; sie wissen, wo sie stehen und was sie sollen; auch kann ihr Wollen überirdisch oft über alle Formeln und Schranken fliegen, selbst in der gebundenen, aber edlen Wirksamkeit kann ihr Leben frei bleiben. Was soll aber aus dem Jünglinge werden, dessen Leben noch nirgends eingreift, und der seinen Geist fesselt, ehe der Leib es ist? Ich sage daher geradeaus: Alle politische Erziehungen taugen nichts und machen halbe Barbaren. Die Sparter, die Kreter, die Römer hatten eine solche. Wann und wo haben sie liebenswürdige und menschliche Tugenden gezeigt? wann und wo sind sie über die Gerechtigkeit des Gesetzes in Milde hinausgegangen? Waren sie glücklich und machten sie Glückliche? Wie kann dies ein Volk, das nur Disziplin hat?"

(Nun folgt ein nicht ganz unrichtiges, doch zu hartes Urteil über England und die Engländer; dann heißt es weiter:)

„Es ist schön, sein Vaterland lieben und alles für dasselbe tun, aber schöner doch, unendlich schöner, ein Mensch sein und alles Menschliche höher achten als das Vaterländische. Der edelste Bürger kann auch der edelste und unbefangenste Mensch sein; aber um dies sein zu können, muß man keinen zum Bürger machen, ehe denn er Mann ist. Wohl aber werden meine Jüng-

nge so gebildet in das politische Leben eintreten, daß sie des
ßten Staates und der einfachsten Gesetze am würdigsten sind;
ß sie nicht gern etwas tun noch dulden an sich und andern, was
nes freien Mannes unwürdig ist; daß ihnen als Beamten und
ürgern keiner mit unreinen Absichten und Händen nahen darf,
ne sie blutig zu erzürnen. Sie werden den Mut haben, lieber
el zu entbehren als schändlich zu haben, und ihr kühner und
rschuldiger Sinn wird sie immer mit den besten Bürgern und
errschern verbinden, das Beste zu tun."

Und republikanische, demagogische Aufbauung und
Wiederherstellung des Vaterlandes? Es war, als alles
edergerissen und zertreten lag, als alle die blutigen, aber losen
nd schlechtverbundenen Arbeiten und Anstrengungen der Jahre
805, 1806 und 1809 uns nur noch tiefer in Schmach und
ammer hinabgedrückt hatten, wohl jedem deutschen Herzen er-
ubt, indem es aus dem bittern Elend flehend zum Himmel
nvorblickte, in weite, unbestimmte Fernen der Hoffnung zu
auen, ob sie nicht irgendwo den Schimmer einer Rettung
rchblicken ließe. Wie die Hoffnung selbst ja eben dadurch nur
offnung ist, daß sie uns ungewisse und schwebende Bilder, Ge-
alten und Güter vormalt, die wir kaum mit den Augen, ge-
weige mit den Händen ergreifen können, so war es in jenen
agen des Jammers und der Schmach wohl natürlich, daß auch
e Besonnensten und Verständigsten viel mit Phantasien spielten.
ch habe auch die meinigen gehabt, auch meine schimmernden
latterbilder der das arme Leben vergoldenden Hoffnungen; doch
aube ich nicht, daß sie zu den närrischesten und abenteuerlichsten
hört haben, blutdürstig und mordsüchtig, wie man manche der
äteren Jünglingsverbrüderungen gescholten hat, sind sie nicht
wesen. — Aber ich habe eine gefährliche Einheit des
eutschen Volks gepredigt. Ich bin da aber nur ein küm-
erlicher Spätling, ein armseliger Nachprediger, wenn ich an
viele berühmte Vorprediger denke, die aus ganz anderem
erzen und Munde geredet haben; ich meine, diese Predigt ist
alt als die Geschichte unsers Volks. Bei der Zerspaltung der
tämme und Herrlichkeiten desselben ist sie auch fast immer nötig
wesen; und wie sollte sie selbst heute noch nicht nötig sein?
nte, wenn wir der Evangelisten gedenken, welche die Russen
nd Franzosen uns immer ungebeten über die Weichsel und den
hein zuzusenden belieben? Ich habe allerdings, indem ich nur
n Herzen und im Auge hatte, wie die Mächtigsten in Deutsch-
nd, damit sie den fürchterlich hinterlistigen und habsüchtigen
achbarn besser widerstehen und unsern deutschen Namen be-

schirmen und erhalten könnten, noch mächtiger und stärker gemacht werden müßten, den Wunsch und die Hoffnung ausgesprochen, es möchten bei der Zerbrechung der fremden Bande und der Wiederherstellung der deutschen Freiheit, wie es ja bei den letzten Friedensschlüssen genug geschehen war, noch mehrere kleine Fürstentümer in den mächtigsten deutschen Staaten verschwinden. Da habe ich ungefähr so empfunden und gedacht wie der Reichsfreiherr vom Stein, als seine Reichsherrlichkeit zerbrochen und dem Fürstentum Nassau unterworfen ward, welcher damals, sich gegen solche Gewalt sträubend, öffentlich erklärte, er sehe weder Not noch Nutzen für das liebe deutsche Vaterland darin, daß der Fürst von Nassau durch Verschlingung seiner Reichsherrlichkeit um ein paar Quadratmeilen wachse, habe aber nichts einzuwenden, sondern werde es mit Freuden erleben, wenn sein Ländchen nebst Nassau mit vielen andern kleinen Fürstentümern zur Mehrung deutscher Stärke und Wehrhaftigkeit in den mächtigen Staaten des Vaterlandes untergehe. Es ist des breiteren und weiteren in meinen Büchern zu lesen, wie ich es empfunden und gemeint habe. Wir hatten die Beispiele und Vorgänge schon vor zwei Jahrhunderten in und nach dem Dreißigjährigen Kriege, wir hatten sie in den Jahren, wo unsre Schmach begann, in den Jahren 1802 und 1803 zu Lüneville und Regensburg und von 1805 bis 1812, wo Napoleon und seine Länderschneider und Ehrenverkäufer Talleyrand und Bassano die Einziehung und Unterstellung und Unterschiebung — denn man stellte nicht, sondern man schob — der kleineren deutschen Reichsherren oft mit der verhöhnendsten und ausgerechnetsten Hinterlist und Grausamkeit machten. So waren Erzfürstentümer, Fürstentümer, Reichsstädte und wieviele Grafschaften und Ritterschaften, wieviele prächtige und reiche Abteien und Stifter plötzlich durch einige Federstriche wie durch einen alles wegfegenden, bösen Wettersturm weggeblasen. Ich hatte diese Beispiele ganz jung vor mir, sie waren ja endlich sogar durch deutsche und europäische Verträge bestätigt und besiegelt — wehe meinem deutschen Herzen und meiner deutschen Ehre, wenn ich auch mitten in der Aufregung der schlimmsten Stunden jener Jammerzeit, mitten in der Erbitterung und Empörung über manches Gelittene und Getane so Ungerechtes und Grausames hätte denken und entwerfen können als jene Fremden, die über die uralten Herrlichkeiten des verwitterten Deutschen Reichs die schrecklichen Lose warfen! Ich meinte keine Ehren zu schänden und keine Höhen zu erniedrigen, sondern hoffte, indem ich sie mit größerer Ehre und Hoheit auf das innigste zusammenband,

it dem also gestärkten und vergrößerten Deutschland alle ver-
ößern und erheben zu können. Mögen ihnen nur künftig keine
wereren und gefährlicheren Vereiniger kommen! Denn nach
n europäischen Entwickelungen wird ihr Tag einmal kommen,
ie der Tag für die stille Hinlegung des Zepters und Schwerts
arls des Großen gekommen ist.

Und endlich mein demagogischer Republikanismus
r das wiederherzustellende Deutschland? Wahrlich,
lche Tollheit als der Gedanke einer deutschen Republik oder
r mehrerer deutscher Republiken ist auch nicht einen Augen-
ick in meinem Leben nur über mein Gehirn hin, geschweige
mein Gehirn hineingelaufen. Ich hatte mich von Kind auf
h glaube durch meine historische Leserei, auch wohl durch den
litischen Sinn und Glauben meiner Familie) an das König-
m und die Monarchie so gewöhnt, ja in dasselbe hineingelebt,
ß ich auch der besten Republik in ihrer besten Zeit kaum mit
erechtigkeit gewogen war, und daß ich namentlich für die Eng-
nder gegen die Amerikaner, für die Könige und Fürsten gegen
e französische Republik schon in frühester Jugend immer Partei
hm. Später, als ich über die Dinge und Einrichtungen dieser
elt auch denken lernte, war mein Fazit: daß große Frei-
aten ein Unding sind, das, von Erschütterungen zu Erschütte-
ngen fortzitternd, bald seinen glücklichen und listigen Ein-
nger und Vogelsteller finden wird, der damit durchgeht wie
sar mit Rom und Napoleon mit Frankreich; daß kleine Re-
bliken jetzt zwischen den großen Monarchien sich kaum selb-
ndig behaupten können; daß aber ein wohlgeordnetes, ge-
zliches und in der Majestät seines Herrscherstammes verehrtes
önigtum alle möglichen Vorteile eines Freistaates darbietet und
ler seiner Erschütterungen und Gefahren durch einzelne un-
heure Männer oder wilde Rotten glücklicher und stiller er-
angelt. Ich bete in dem Bilde meines Königs vorzüglich die
öne Vorstellung der altnordischen Sprache an, worin er der
tiller heißt. Es ist in der Monarchie, die allerdings oft in
tiefen Schlaf und Schlummer fallen kann, doch leichter, die
tige Lebensbewegung hervorzubringen, als es in der Republik
, die zu stürmische Bewegung zu hemmen.

Ich habe denn, wie ich bekannt habe, seit jenem Unglück,
s mich aus meiner akademischen Wirksamkeit setzte, Jahre
rch mehr geträumt und gespielt, als recht ist, habe auch bei
ner zahlreichen Familie und bei manchen andern Verlusten,
lche die Zeit mit sich gebracht hatte, da mir nun jährlich eine
nnahme von Vorlesungsgeldern von 500—700 Talern abge-

schnitten war, mich nach meiner Decke strecken und zusammenziehen lernen müssen; wodurch auch wohl eine gewisse Bäuerlichkeit und bäuerliche Einfalt und Einfachheit, welche gewisse Gönner allein meiner Lust und meinem Geschmack daran beigelegt haben, noch mehr in mein äußeres Leben gekommen sein mag. Das hat manche Klemmen gegeben und gibt es ja noch; aber ein braves Weib, gesunde, wohlgeborne Kinder und viele herzige, treue Freunde haben mich aufrechterhalten und meine Schwächen und Gebrechen durch Freundlichkeit und Liebe getragen und übergetragen. An den großen oder fürchterlichen Erscheinungen und Entwickelungen der Zeit, dem griechischen und spanischen Aufruhr, dem deutschen Zollverein, den drei großen Pariser Tagen, wie die Franzosen sie nennen, dem belgischen Aufstand, den traurigen hannöverschen Händeln, den preußischen Zerwürfnissen mit seinen katholischen Erzbischöfen und mit Rom habe ich mit doch noch nicht ganz stumpfen Sinnen teilnehmen und über einzelnes auch meine Papierschnitzel ausstreuen müssen. Aber mitten unter diesen großen Weltbegebenheiten hat auch mich in jenen Jahren aus heitrer Luft ein Schlag getroffen, wie ich noch keinen auf Erden gefühlt hatte. In dem schönsten Sommer 1834 an einem schönen, hellen Nachmittage, den 26. Junius, nahm der Rhein mir meinen jüngsten sechsten Sohn, ein Kind von neun Jahren, unter so grausen Umständen und Zeichen, daß sie nicht erzählt werden können. O wir arme Sterbliche! Gott hatte gewinkt und gewarnt; aber was hilft uns Blinden Warnung und Wink? Wir müssen seine Verhängnisse erfüllen. O es war ein so schöner und feuergeistiger Knabe, auf welchen ich große Hoffnungen gebaut, über welchem ich am meisten gedankt und gebetet hatte! Warum dieses Opfer dem Rhein, und dieses Opfer gerade von mir? War meine Wonne über die Wiedergewinnung desselben zu irdisch, mein Dank zuwenig himmlisch gewesen? hatte ich das süße Kind zu sehr geliebt? Kindische Fragen! Gott weiß es allein, der uns liebt und uns richtet. Ich aber muß diese Wunde nun fühlen, solange ich hier unter den Schatten umherwandle; der alte Stamm, der bis dahin noch ziemlich grad in allen Stürmen gestanden war, fühlt sich erschüttert und neigt seine gesenkten Äste und Zweige dem Grabe zu; der Geist aber, der noch unter seiner Rinde zuckt, muß für die irdischen Freuden immer tiefer in das Spiel mit den Geistern der oberen und der unteren Welt hinein. Ich kann mir nun das alte Liedchen des alten Äsopus, das ich mir vor vierzig Jahren übersetzte, zum Morgen- und Abendrot der untergehenden Tage vorsingen:

Ohne den Tod wie entflöh' einer dir, o Leben? Zehntausend
Sind deiner Plagen, nicht leicht weder zu tragen noch fliehn;
Süß und hold ist, was die Natur trägt, Land und Gewässer
Und die Gestirne, die Lichtkreise der Sonn' und des Monds;
Alles andere aber sind Schrecken und Schmerzen, vergeltend
Schreitet dem Glück, was du hast, eilend die Nemesis nach.

Doch verleiht der gnädige Gott zwischen diesen Tönen und Gesichten des alten, frommen Heiden dem Greise zuweilen auch christliche Klänge und Gesichte.

Hier ist eigentlich schon das Ende des Endes. Denn über alle die großen Erscheinungen und Entwickelungen der letzten zwanzig Jahre hier auch noch meinen Senf auszuschütten, wäre an dieser Stelle teils etwas ganz Unangemessenes, teils auch nach meiner Weise etwas Unmögliches. Auch das Verschwiegene hat seine Anmut*) (oder seine Gunst), singt schon Pindar. Wer mag auch immer auf Dornen spazieren oder Dornspitzen auf die Köpfe der Leute säen? Doch dringt mich mein Herz, hier zu guter Letzt in wenigen kurzen Strichen anzudeuten, wie die Zukunft und die Not meines deutschen Vaterlandes den andern großen Mächten Europas gegenüberzustehen scheint, und welche Ergebnisse, Entwickelungen und Bereitungen der Dinge in den nächsten Menschenaltern wahrscheinlich eintreten werden oder eintreten sollten.

Schon oben habe ich an vielen Stellen geklagt, daß man auf den Kongressen zu Wien und Paris und bei den Verhandlungen über die Einrichtung, Wiederherstellung und Befriedigung Europas auf das Herz des Weltteils, auf Deutschland, zuwenig Rücksicht genommen habe; daß ihm mehrere seiner notwendigsten und natürlichsten Vorteile damals nicht bloß verweigert, sondern wieder aus den Händen gewunden seien, und daß man diesen Bundesstaat mit mehr als dreißig verschiedenen Herrschaften recht absichtlich (wenigstens die drei fremden Hauptmithändler und Mitentscheider, wie es scheint, absichtlich) ohne seine ihm von Gottes und Rechts wegen gebührenden Grenzen und gebührende Macht habe so liegen lassen, damit er bei nächstausbrechenden Kriegen für alle Völker wieder der blutige Tummelplatz werden könne. Denn o je! wie tüchtig, fleißig, tapfer unser Volk auch sei, wievieles fehlt uns, als ein Ganzes betrachtet, um ein ordentlicher, wehrhafter Staat zu sein? Ich winke nur auf einiges hin:

1. Unsre ganze Westküste ist flankiert oder abgeschnitten und

*) Καὶ τὸ σιγώμενον χάριν ἔχει.

in fremder Gewalt, und im Fall eines Krieges sind wir an jener Seite sehr gelähmt. Belgien und Holland haben unsre Küsten besetzt und können unsern Hauptfluß, den Rhein, mit allen seinen größeren und kleineren Zweigen sperren. Ebenso steht es auf der Nordwestküste: Elbe, Weser, Ems sperrt uns der Engländer, wann er will, zu jeder Stunde. Sein Leopard hat sich in Helgoland auf die Lauer hingelegt und kann von dort leicht von dem einen Fluß zu dem andern hinspringen. Es ist in Wien, während man mit unzeitiger Gelindigkeit und Sorglosigkeit den Engländern für sich und für Hannover alles, was sie begehrten, nur zu leicht hingab, von der Zurückgabe Helgolands an Deutschland nicht einmal die Rede gewesen. Helgoland aber hat die Elbe und Weser unter seinen Augen liegen.

2. Unsre lange Nordküste längs der Ostsee ist leider in jedem Kriege ebenso bloßgestellt: denn wir haben auch nicht ein einziges Orlogschiff. O du altes, kriegerisches Germanien, dem einst die Völker sich verneigten, wohin? — —

3. Und doch, wenn wir die erste beste Landkarte auflegen und betrachten, finden wir, daß Deutschland so viel Küsten hat als Frankreich, wenn wir längs der Nordsee von Dünkerken bis zur Eider und an der Ostsee von Kiel bis Tilsit messen. Die Bucht der Adria, die wir in unserm Südwesten berühren, will ich gar nicht einmal miteinrechnen. Was fällt uns dabei ein? Vieles fällt uns ein, woran diejenigen nicht gedacht haben, die vor einem Vierteljahrhundert das Los über die Länder warfen, woran aber unsre Enkel und Urenkel denken müssen, damit wir nicht wieder in welthistorische Jämmerlichkeit und Ohnmacht und in die Verachtung der Völker zurücksinken. Denn:

4. erschrecken wir nicht und schämen wir uns nicht im Angesichte Europas, selbst im Angesichte des kleineren Skandinaviens und Neapels, daß wir nicht ein einziges deutsches Kriegsschiff haben? Wie stand es vor vierhundert Jahren? Damals beherrschten die Ostseestädte mit ihren Kriegsschiffen die ganze Ostsee, die Städte des Niederlands und der Nordküste die ganze Nordsee. An skandinavische und russische Kriegsflotten war damals kaum gedacht; die damalige französische und englische Seemacht hätte sich mit der Hälfte der deutschen nicht messen können. Ist also das Gegenwärtige nicht ein tiefes Weh? Wir haben noch die kühnsten und besten Schiffer und Matrosen von der Welt — jeder Germane ist auch ein geborner Seemann — welche die englischen und amerikanischen Flotten für alle ihre Siege stärken helfen; wir haben die besten, reichsten Eichenwälder — und wir haben kein Kriegsschiff.

5. Will ich denn etwa, daß Preußen auch eine Kriegsflotte bauen soll? — denn es beherrscht ja die längste Strecke der deutschen Ostsee — daß Preußen, welches schon seiner Lage nach für so viele andre deutsche Fürstentümer stehen und einstehen soll, seine Kräfte durch einen Flottenbau noch mehr zersplittern soll? Nein, das will ich nicht — denn was sollte uns selbst eine Flotte von zehn bis fünfzehn Orlogschiffen und zwanzig, dreißig Fregatten dort Großes frommen schon den skandinavischen und russischen Flotten gegenüber, geschweige den Flotten der westlichen Mächte? — sondern ich drücke auf diese unsre Blöße nur so sehr, um auch den Einfältigsten klarzumachen, was Deutschland seit Jahrhunderten und in unsern Tagen alles verloren, versäumt und vergessen hat, und was von den Fremden mit wohlberechneter, listiger Absichtlichkeit für Deutschland alles versäumt und vergessen worden ist.

6. Fichte in seinen Grundzügen des Staatsrechts hat idealisch wundersame Ansichten von dem Handel und Verkehr der Völker. Auf der einen Seite fürchtet er das Gefährliche und Verderbliche, was in zu großer Ausdehnung und in zu großem Reiz des Handels liegen kann; auf der andern Seite aber begegnet ihm auch die Notwendigkeit, daß ein Volk, welches nicht ganz in Barbarei und in erstarrender und verstockender Absonderung steckenbleiben will, durchaus Handel und Verkehr mit Fremden und also auch die Macht haben muß, diese zu behaupten und zu verteidigen. Er trifft da auf seltsame Resultate, da er allen Verkehr mit Fremden und alle Verteilung der überflüssigen Luxusartikel, ja gleichsam die ganze Führung und Leitung des Handels unmittelbar in die Hände von Staatsbeamten überliefern will; aber er winkt bei allem dem doch, zum Teil im Widerspruch mit seinem System, auf jene eben angedeutete Notwendigkeit hin.

7. Es entsteht denn das notwendige, unvermeidliche Unglück für unsre mächtigen deutschen Staaten und für ganz Deutschland bei dem Ausbruche eines Krieges:

a) daß unsre Küsten und unser Handel schutzlos und von Freund und Feind verletzlich und angreiflich sind;

b) daß, wann wir selbst in Krieg verwickelt werden, wir der Gunst von Seemächten bedürfen, deren Mitwirkung wir, wann wir selbst seemächtig wären, aus andern Gründen nimmer suchen noch annehmen würden; und daß wir

c) bei Beendigung solcher unserer Kriege bei den sogenannten Friedensschlüssen die Bundsgenossenschaft solcher Seemächte meistens sehr teuer bezahlen müssen: Bedenkt nur ein

bißchen die Friedensverhandlungen und Friedensschlüsse von Ryswik, Utrecht, Lüneville, Paris usw.

Was soll man hieraus lernen?

8. Das soll man daraus lernen und soll es immer und ewig in unsre Geschichtstafeln, ja in die zu leicht verlöschlichen Erinnerungstafeln unserer Herzen schreiben, wenn das Gedächtnis unserer besseren Vorzeit, als Deutschland wirklich noch glücklich, glorreich und mächtig war, jemals wieder in dumpfe, gefühllose Dämmerung versinken will, daß die Küsten Hollands und Belgiens und der Wachtposten, den England sich auf Helgoland angelegt hat, einst so wahrhaftig unser sein müssen, als ihre Ströme das Herzblut unseres Fleißes und unserer Bildung, Kunst und Macht dem Ozean und den Weltteilen zuführen. Wir hatten Holland und Belgien mit unserm besten Blute wieder befreit und erobert. Niemand erinnerte sich der Vergangenheit; kaum einzelne bedachten die Notwendigkeiten der Gegenwart. Für einen kleinen deutschen Fürsten blieb ein Stückchen Land im Ardenner Walde und an der Maas mit dem deutschen Bunde verknüpft; das übrige ließen wir uns durch den Neid und die Dummheit der Engländer zur Freude der Welschen alles wieder wegnehmen. Was mußte damals geschehen?

9. Ganz Belgien und der ganze Inhalt der hinzugetanen deutschen Lande mußten den früheren Bünden gemäß als Anschluß unserer Küsten (keine welsche alluvion oder allusion, wie Napoleon anspielte, sondern eine deutsche) deutsches Bundesland bleiben und Bundespflicht leisten. Ferner mußte

10. durch den natürlichen Notzwang der Dinge Schritt vor Schritt auch Holland von Jahrzehnt zu Jahrzehnt auch näher an uns heran. Es wird doch einmal wieder zu Deutschland heranmüssen; es kann sich zwischen den mächtigen Westreichen England, Frankreich und Spanien, wie jetzt die Weltlage ist, und besonders wie die Welthandels- und Kolonienverhältnisse sind, ohne Deutschland, wenn wir gegen dasselbe nicht immer die Uneigennützigen und Dienstfertigen spielen, auf die Länge nicht behaupten. Hatten wir nun

11. auf diese Weise durch das Gewicht von Belgien und durch andre Züge und Gewichte, welche politische Weisheit gegen Holland anwenden konnte, dieses Holland, eine alte, deutsche, von friesischen und sächsischen Stämmen bewohnte, jetzt noch die sächsische, leider wunderlich latinisierte Mundart sprechende Landschaft zu uns herangezogen, bis zu dem Gefühl der Gemeinsamkeit herangezogen, daß Sieg oder Niederlage am Rhein oder auf dem Meere Deutschland und Holland gleiche Macht und gleiche

Gefahr bedeute, dann konnten wir an unserer Westnordwestküste, die Kräfte der Küsten von der Ems bis zur Eider mit eingerechnet, eine Flotte von vierzig Linienschiffen und ebensovielen Fregatten halten. Und dann erst verlohnte es sich der Mühe und verlangte es die Politik, daß wir auch unsre Ostsee mit der gleichen Zahl von Orlogschiffen und Fregatten bewehrten. Holstein, Mecklenburg, Pommern, Preußen bauten diese Schiffe aus deutschen Eichen. Unsre Ostseematrosen und die von Norwegen sind anerkannt die ersten europäischen Seeleute. Was diese deutsche Ostseeflotte an Bau, Unterhaltung und Rüstung kostete, ward jenen benannten Staaten der Ostseeküste in den Bundesleistungen an Mannschaft und Geld angerechnet und vergütet.

Aber wie? wenn du nun auch endlich eine Ostseeflotte hast, woher nimmst du die Häfen für Orlogschiffe? die südlichste Ostseeküste hat deren bekanntlich eben nicht sehr gute. Ei, ich will mir in dem Kieler Busen schon etwas zurechtmachen, und einen vortrefflichen Kriegshafen bei Wismar hinter seiner Insel Pöl, der mir Hunderte von Schiffen halten soll — aber freilich Arbeit, Kunst und Geld wird zu solchen Bereitungen und Bauten gehören. — Auch sind Stellen an der rügenschen Küste zwischen Rügen und Pommern, Greifswald und Wolgast gegenüber, wo sich ein Schiffshalt machen läßt.

Mit diesen beiden Flotten stünden wir ganz auf gleicher Höhe mit Frankreich, in Hinsicht des Bauholzes und der Schiffsmannschaft wären wir den Franzosen vielfach überlegen, noch mehr überlegen wären wir ihnen in Hinsicht der Winde und geograhischen Lage: denn das ist Frankreichs Mißlichkeit in Hinsicht seiner beiden Flottenstationen zu Brest und Rochefort am großen Ozean und zu Toulon am Mittelmeer, daß die Pyrenäische Halbinsel mit einem gewaltigen Buckel zwischen jene beiden Stationen ins Westmeer ausläuft. Es bedarf seiner weiten Umsegelung wegen beinahe zweimal soviel Zeit zur Vereinigung seiner beiden Flotten, als wir im Falle eines Krieges für die unsrigen bedürfen würden.

12. Die Einrichtungen und Bestimmungen für unsre Heers- und Kriegsordnung bedürfen notwendig bis in alles Kleinste hinein einer größeren Gleichmachung. Aus mancherlei kleinlichen Rücksichten und einer übelangebrachten Zartheit gegeneinander scheint man in so vielen Friedensjahren manche hieher gehörige Fragen gar noch nicht einmal berührt oder absichtlich umgangen zu haben. Im Frieden muß aber alles bereitet und geordnet werden, was der Krieg auf den ersten Glockenschlag der Not

erfordert. Wir könnten uns dabei in Napoleon spiegeln, der das Kriegshandwerk verstand. Darin duldete dieser gewaltige Uniformist keine Mannigfaltigkeit. Wie geschwind hatte er in dem Heere des Rheinbundes Bewaffnung, Rüstung, Kleidung — alles, alles seinen Welschen ähnlich gemacht! Solche Gleichmachung ist um so notwendiger, weil Bundesheere im Fall eines Kriegsausbruchs doch nimmer so geschwind auf den ersten Wink der Not beisammen sind als Heere, welche der Gebieter und Lenker einer vollständigen Einheit der Herrschaft mit einem einzigen Wink zusammenschnellen kann.

13. Ein anderes großes Gebrechen, das man wohl ein großes Unglück nennen kann, darf hier durchaus nicht verschwiegen werden. Wir haben es die verflossenen Jahrhunderte mehrmals blutig und mordbrennerisch fühlen müssen und könnten es in dem gegenwärtigen und in den künftigen nur zu bald wieder fühlen. Wir deutsches Volk entbehren jeglichen pragmatischen Staatsgesetzes, welches die Einheit der deutschen Länder im Zusammenhalt und Zusammenband deutscher Fürsten, namentlich bei Vermählungen deutscher Fürsten und Fürstinnen in mächtige, fremde Herrscherhäuser sicherte und böse und verderbliche Ansprüche der fremden Herrscher oder der fremdgewordenen Fürsten aus unsern Stämmen zurückwiese. Fast alle europäische Reiche sind durch dergleichen Grundgesetze gegen Zersplitterung ihrer Lande und gegen verderbliche Einmischung fremder Mächte geschützt. Ein solches Gesetz müßte auch für Deutschland da sein, ein Gesetz, welches besagte, daß in dem Falle, wo dem Fürsten eines fremden Staates durch Vermählung mit einer deutschen Prinzessin das Erbe eines deutschen Landes zufiele, oder wo ein deutscher Fürst durch Vermählung oder Wahl auf einen fremden Thron erhoben würde, deutsche Lande durch solche Verbindungen und Ergebnisse nimmer als Provinzen oder als von fremden Thronen her regierte Landschaften an fremde Herrschaften fallen könnten, sondern daß sie dann dem nächstgebornen Vetter oder Sohn so vermählter oder entfremdeter Häuser zufallen müßten. Wir wollen hier nicht an den Jammer zurückdenken, welchen die Verbürgung der deutschen Freiheit von Frankreich und Schweden über unsere Urgroßväter gebracht hat. Wir wollen nur an die Auguste, Könige von Polen, an die George, Könige von Großbritannien, und an Kriege und Verheerungen denken, welche dergleichen Verbindungen deutscher Lande mit fremder Herrschaft und fremden, uns oft feindseligsten Vorteilen und Strebungen über unser

Vaterland zusammengezogen haben. Wahrscheinlich wäre z. B. der Siebenjährige Krieg nicht als ein vorzüglich deutscher Krieg in unsere Jahrbücher eingeschrieben, wenn Georg II., König von Großbritannien, nicht auch Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg gewesen wäre. Erinnern wir uns auch an die Ansprüche und Vorwände, welche Ludwig XIV. weiland in Deutschland greulichsten Gedächtnisses für die unmenschlichen Greuel, Scheußlichkeiten und Mordbrennereien in der Rheinpfalz und am Oberrhein vorhielt, weil eine pfälzische Prinzessin mit seinem Bruder, dem Herzog von Orleans, vermählt gewesen war. Wir können bei allem diesem unsern ungeschützten Zustande immer noch Gottes Glücke danken, daß die Bourbons mit ihren vielen Seitenlinien in früheren Jahrhunderten nicht mehr in unsre Fürstenhäuser hineingeheiratet haben; aber ein **Hüts eng!***) dürfen wir uns wohl zurufen, zumal wenn von möglichen oder wirklichen Verbindungen mit den treulosen Welschen die Rede ist. Was würden z. B. in der jetzigen Weltstellung Frankreich und Rußland darum geben, wenn sie auch unter dem Titel irgendeines deutschen Fürstentums unter den deutschen Bundesgliedern mitsitzen, stimmen und mischen könnten! Darum rufe ich noch einmal: **Hütet euch!**

14. Obgleich wir als Bundesstaat ein Friedensstaat sind, der keinen Reiz haben kann, aus Kriegslust und Eroberungssucht Krieg anzufangen, so können wir uns doch darauf gefaßt machen, daß die unruhigen und eroberungslustigen Nachbarn westlich und östlich uns nimmer als einen Friedensstaat achten, sondern mit List und Gewalt an uns bohren und brechen werden. Da ist die Gefahr denn allerdings eine viel größere und die Arbeit eine viel schwerere als die der beiden Großstaaten im Westen und Osten, welche als eine gewaltige Einheit durch einen Wink in einer gleichen fortdrückenden Bewegung fortgeschnellt werden können, die auch durch den Geist der volkstümlichen Einheit viel mächtiger erregt und zusammengehalten werden als wir Verteilte. Nur in dieser Beziehung, nur im Hinblick auf unsre Wehrhaftigkeit hat mir die größere politische Einigung Deutschlands in den Jahren 1813 und 1815 so wichtig gedeucht. Denn das will ich nicht leugnen, daß die Vielherrschaft neben manchen andern Vorteilen, die ich hier verschweige, schon den Vorteil hat, daß sie durch die vielen Mittelpunkte, welche zwanzig, dreißig Hauptstädte und Fürstensitze bilden, für Bildung, Kunst, Wissenschaft und Mannigfaltigkeit der Entwickelungen und Ge-

*) Maria Hüts eng, gewöhnlich Maria Hitzing genannt, in Wien. **Hüts eng! Hütet euch!**

staltungen eines großen Volkes einen glücklichen und belebenden und das Verderbnis zu großer Massenanhäufungen verteilenden Einfluß übt. Aber vor allen Dingen, daß ein Volk sich wehren und verteidigen könne, daß es nicht jeden Schimpf und Jammer geduldig auf sich sitzen lassen müsse, das ist und bleibt das erste Gebot. Ich springe von dieser großen Wahrheit, die uns Deutschen endlich wohl genug eingebleut sein sollte, wieder auf das Wort und den Begriff Friedensstaat zurück.

15. Dieses fromme Wörtlein Friedensstaat und dieser politische Ausspruch: Friedensstaat soll der Bundesstaat sein, und kann er seiner Idee nach nur sein, macht eine sehr ernste Mahnung an die deutschen Fürsten. Da eben ihre Vielherrschaft allerdings eine große politische Schwäche mit sich führt und die Verteidigung und Erhaltung der Lande viel schwerer macht als bei konzentrierter Einheit des Befehls, so müssen sie die Ersetzung und Vergütung der Geschwindigkeit und Beweglichkeit der Macht, welche die Einheit des Befehls mit sich führt, durch die alleredelsten und göttlichen Herrschertugenden, durch Mildigkeit, Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit zu gewinnen und durch solche fürstliche Herrlichkeit und Mächtigkeit die Fremden zu überbieten und zu überwältigen suchen; sie müssen sich bestreben, im wahren Sinn des Wortes Könige der Gerechtigkeit und des Friedens zu sein, wie Melchisedek von Salem in seinen Tagen, und durch solche erhabene deutsche Fürstlichkeit ein so hehres Bild der Majestät in dem Volke erschaffen, daß dies für jedermänniglich ein Mittelpunkt der Kraft, Stärke und Liebe wird. Denn dadurch allein wird die Erhaltung der Fürstenhäuser möglich sein bei den Stürmen, die in dem Zeitalter drohen, und deren immer näheres, dumpfes Heranbrausen allen feineren Ohren vernehmlich genug ist; dadurch allein wird es möglich sein, daß eine gemeinsame deutsche Liebe, eine gemeinsame, feste und stolze Liebe des Vaterlandes, eine innige Liebe und Achtung der erhabenen Güter unserer Art, Sitte, Kunst und Wissenschaft erzeugt werde, welche dem, was Russen, Franzosen und Engländer in so reichem Maße besitzen, einen meinethalben dummen und verkehrten, aber doch wirksamsten Nationalstolz, mit einer noch edleren und mächtigeren Kraft begegnen können.

Mit goldenen Buchstaben möchte ich es in alle deutsche Fürstenherzen schreiben, ja mit Gold einbrennen, damit die Farben ewig leuchtend blieben, Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, ein offener, fröhlicher Mut und Sinn — diese hohen, deutschen

Tugenden sind bei der gegenwärtigen Weltlage und Weltentwicklung, bei dem ernsten Aufschauen und Auflauschen aller Völker viel notwendiger als in früheren Menschenaltern; in diesen muß ein Fürst dem andern vorleuchten, der eine den andern, wenn Gewalt, Übermut und Rechtzertretung irgendwo und irgendwie aus der Bahn übergleiten und überschreiten wollten, durch das erhabene Beispiel und die schöne Selbstüberwindung zu warnen suchen. Woher anders sollte uns das tapfre, stolze Gesamtgefühl kommen, das die Herrscher und das Volk unverletzt den kommenden Zeiten entgegenführen könnte? Denn auch das muß ich sagen, durch Erscheinungen aufgeschreckt, die nun schon einige Jahre wie schwarze Donnerwolken durch uns hingrollen dürfen, ohne daß die rechten Blitzleiter gebraucht würden, wir Deutsche können weniger als andre Völker Gewalt und Ungerechtigkeit ertragen, ohne tiefer in unser altes Unheil der Gleichgültigkeit und Zwietracht hinabgerissen zu werden. Die Freudenlächler und Hohnlächler darüber fehlen an der Seine und Newa nicht; gebe Gott, daß sie ewig unter den Eigenen fehlen! Völker aber, die seit vielen Jahrhunderten einer zusammenbindenden, ja zusammentreibenden Einheit gewohnt sind, mögen allenfalls Tyrannen verdauen und viele Erschütterungen, ja selbst schreiende Ungerechtigkeiten und Greuel überdauern, welche unsern weniger gebundenen Zustand unheilbar zerrütten würden.

16. Und ich spreche hier Mahnungen, Wünsche und Gelübde aus, welche jeder deutsche Mann, der seinem Vaterlande noch bei den Enkeln und Urenkeln einen guten Klang wünscht, gewiß warm im Herzen trägt, für Einigung, Belebung, Begeisterung deutschen Mutes und deutscher Gesinnung — und eben lodert, wie einige meinen, eine neue Flamme auf, welche nicht bloß mit Dampf und Gestank, sondern mit Brand und Verwüstung das Vaterland bedrohen könnte. Ich meine nicht so, ich fürchte diese Flamme nicht, wenn man sich durch den Dampf, den sie verbreitet, nur die Augen nicht trüben läßt, sondern ihr grad und besonnen in das funkensprühende Gesicht schaut. Das arme, verkommene Volk in Italien und Rom will im neunzehnten Jahrhundert die gutmütigen Deutschen wieder wie die Dummen und Albernen hänseln, als welche es sie immer ausgelacht hat. Unter dem gleißenden Mißbrauch des herrlichen Verses: *Man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen*, fangen selbst einige deutsche Nachtraben und Eulen an mit ihren heiseren Kehlen durch diesen Dampf zu schreien und hätten gar nicht ungern, daß Aufruhr und Empörung um einiger fanatischen Platt-

linge wissen, die den alten ultramontanischen Teufel im Leibe haben, unsern vielköpfigen deutschen Leib wieder zerhaderten, und daß die laurenden Welschen über Alpen und Ardennen herbeiliefen, die Zerspaltenen und Zwieträchtigen nach ihrer Weise zu schützen und miteinander zu befrieden. Ich denke hier nicht sowohl an die Anfänge als an die Enden solcher Hader; auch frage ich nicht, wo in dem einzelnen Falle eben Recht und Unrecht liegt; im Streite zwischen Staaten wird das Recht auf andere Weise gesucht und gefunden als zwischen Sonderleuten. Der Papst und seine Kardinäle bilden einen Staat; der Papst ist, mit Herrn von Görres Erlaubnis, kein geborner deutscher Papa noch Großpapa, er ist ein fremder Herrscher, und weder ein Kaiser von Österreich noch ein König von Preußen wird diesem fremden Italiener das deutsche Herz aus der Brust herauszufühlen suchen. Ich meine, die deutschen Herrscher haben die Wärme italienischer Priesterherzen genug gefühlt. Ich habe hier auch über den Streit des Kirchenfürsten in Rom und des Königs von Preußen nichts zu erörtern — ich will nur auf die Finsterlinge und auf die Hadernfetzer hinweisen, welchen der deutschen Ehre und des deutschen Glücks schon wieder zuviel deucht. Wehe ihnen! wehe jedem, der über dem Kleinen, über unauflöslichen Fragen, die den Erdenfrieden nun nicht mehr stören sollten, über einem bißchen Pfaffenehre und Pfaffenhoffart das heilige Vaterland vergisset! Ich meine, wir brauchen nur unsre deutsche Reichsgeschichte vom Jahre des Heils 1070 bis zum Jahre 1650 ein bißchen zu durchblättern, um mit blutigen Tränen zu empfinden, welchen Jammer uns die mit Himmel und Seligkeit, wie es heute wieder am Tage ist, verzierten Greuel der Gregore, Innozenze und Urbane und die süßen Loyolaiten eingetragen haben. O die süßen, freundliche Mordlisten lächelnden Jesuiten, wie sie sich wieder mit leisen Katzfüßen bei uns einschleichen möchten! Aber wie? sollen wir uns von diesen Mördern der letzten deutschen Majestät und Herrlichkeit zum hundertsten und tausendsten Male etwas vorlächeln und vorlügen lassen? Was sie sich doch einbilden! wie sie uns dummen und gutmütigen Deutschen doch das allerkürzeste Gedächtnis zutrauen! Wie? wir sollten vergessen haben, wie sie uns zuerst mit den Spaniern in die burgundischen Lande kamen und beinahe ein volles Jahrhundert hindurch mit ihren Hinterlisten und Mordbrennereien mit dem alten Francien und Lotharingien von Dünkerken bis Trier deutsche Freiheit, Wissenschaft, Glück und Macht abfingen und erwürgten? Wie sie zu derselben Zeit im Herzen unsres Reiches die Flammen schürten, die von Wien bis Stral-

ſund und vom Neckar bis zur Eider unſer Vaterland in Blut und Schande verzehrten und unter den Säbeln der Fremden unſre letzte Herrlichkeit unter Schutt und Aſche begruben? Wie ſie unter Ludwig XIV. von Frankreich — doch wohin? Ich denke, es iſt der Erinnerungen ſchon zuviel für ein deutſches Herz. Doch, indem ich mir auch den Spruch vorbete: Man ſoll Gott mehr gehorchen als den Menſchen und menſchlichen Rückſichten, ſpreche ich hier vor katholiſchen und evangeliſchen Chriſten meinen Abſcheu kühn aus: Die Jeſuiten ſind der Fluch unſrer Geſchichte, ſie mögen mir mit ihrem Pater Lorenz in Lüttich oder ihrem Pater Rothahn — ein Name böſeſter Bedeutung — in Rom kommen. Ich hoffe, wir Deutſche laſſen uns im neunzehnten Jahrhundert den Roten Hahn nicht wieder aufs Dach ſetzen.

In allem Ernſt von unſerm deutſch-polniſchen, neuen Pfaffenrumor geſprochen, iſt es meine volle Überzeugung, daß dieſer böſe Wurm, wenn man ihn nicht für mehr gelten läßt, als was er iſt, wenn man ihm mit dem Licht der deutſchen Ehre, Wiſſenſchaft, Frömmigkeit und Tapferkeit begegnet, endlich in ſeinem eignen Geſtank und Dampf erſticken wird. Doch muß ich hiebei zugleich eine andere Überzeugung ausſprechen, daß ich den Staat noch will geboren werden ſehen, in welchem ein geſetzliches und edelſinniges Königtum und eine in ſich abgeſchloſſene, feſt zuſammengekettete und zuſammengeklettete Prieſterſchaft, die ihren engen Weg zum Himmel mit tauſend künſtlichen Hornwerken und Baſteien verſchanzt und geſperrt hat, nebeneinander beſtehen können. Bis jetzt hat die Erfahrung der Geſchichte dies verneint. Ich glaube, es gibt viele Wege und auch Fußpfade zum Himmel, die aber zuletzt freilich alle in dem einen engen Weg zuſammenlaufen müſſen, wovon der Heiland geredet hat; aber das Maß der Enge und Weite desſelben iſt ein ganz anderes als das des geſperrten engen Weges der Hohenprieſter und Phariſäer. Ich ſpreche nicht von frommen Prieſtern, ſondern von jenen, die ſich fromm gebärden und ſchreien, der Himmel leuchte allein in Rom, und nur von Rom aus könne Deutſchland erleuchtet werden. Es muß ja Streit ſein auf Erden, und auch chriſtlicher Streit. Auch ſchütteln wir den Vorwurf wie Federn ab, als ob wir Proteſtanten loſere und leichtere Chriſten wären als die römiſchen und ſchon an unſern Straußenfedern zu ſchwere Laſt trügen. Läßt uns Gott nur die einzige Bibel, ſo werden wir uns, wenn ja mal eine Verirrung und Verdunkelung eintritt, immer wieder zu Licht und Wahrheit durchkämpfen und die flatternden Straußenfedern und die ganze Hoheprieſterſchaft Roms dazu als eine leichte Laſt abſchütteln, indem

wir singen: Das Wort sollen sie uns lassen stehn. Ja das Wort sollen sie uns Deutschen lassen stehn. Das Christentum und Evangelium wird wohl bleiben in seiner unvergänglichen Schönheit und Wahrheit und wachsen von Ewigkeit zu Ewigkeit; aber eine herrschsüchtige Priesterschaft wird mit der Macht dieser Welt, die allerdings von dieser Welt, aber darum noch nicht vom Teufel ist, d. h. sie wird mit dem Staate immer zusammenstoßen, weil sie begehrt, was er begehren muß und sie nicht begehren soll. Mein Reich ist nicht von dieser Welt, sprach der Reinste und Demütigste, aber was sprechen und wollen die Servi Servorum Dei?

17. Drei große Staaten umlagern uns, und auf diese drei, da sie, wann sie sich erheben, die Welt rücken und auch unsre Zustände mitrücken und verrücken können, muß ich noch einen letzten flüchtigen Blick werfen. Dies sind die drei mächtigen Reiche der Russen, Engländer und Franzosen, den Fremden gegenüber so eines Sinnes und Mutes, als wir oft durch die heillosesten Zwietracht zerrissen gewesen sind. Komm ihnen nahe und wage an ihrer Einheit dich zu erproben, du wirst es fühlen, was lange, uralte Gewohnheit tut, selbst wenn solche einmal von einem Tyrannen mit der Geißel getrieben würden. Sie haben das jungfräulichste, verletzlichste Noli me tangere.

Rußlands geschwindestes Wachstum ist etwas über ein Jahrhundert alt; es beginnt mit Peter I. und ist seitdem unter schwachen wie unter starken Regierungen instinktartig fortgeschritten, und indem es alle Blößen, die ihm gegeben werden, benutzt, alle Lücken, die vor ihm gebrochen sind, geschwind und listig gefüllt hat, steht es nun seit zehn Jahren an unsern Grenzen. Es hat starke Beine und gute Zähne und wird nicht freiwillig aufhören, weiter gegen Westen vorzugehen und jeden dargebotenen Raub zu fassen. Es könnte, wenn ein Unheil des Nordens fortwucherte, welches das ganze achtzehnte Jahrhundert und das unsrige fast bis diesen Tag schwarz bezeichnete, Herr der Ostsee werden, und dann sähe es auch für Deutschlands Unabhängigkeit sehr schlimm aus. Dieses Unheil ist die Zwietracht unsrer nordischen Stammverwandten, die sich zu Rußlands Vergnügen, welches meisterlich verstanden, sie aufeinander zu hetzen, vielfältig geschwächt und zerhadert haben und wahrscheinlich auch jetzt eben noch nicht des freundlichsten Sinnes zueinander sind. Am meisten ist hier jedoch Dänemark anzuklagen, welches im achtzehnten Jahrhundert leider des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts noch nicht vergessen konnte und, sobald von der Newa ein Wink kam, als russischer Bundsgenoß den Schweden in die Ferse biß. Hätten

diese der früheren Zeiten zu rechter Zeit vergessen können, so wäre Finnland noch schwedisch, Norwegen noch dänisch und die Russengrenze vielleicht noch der Dniepr. Rußland ist sehr mächtig, aber glücklicherweise sind weder die Russen noch die Polen Seeleute; das vereinigte Skandinavien, ein echtes Seevolk, hält beim Vormarsch der Russen gegen Westen ihre rechte Flanke im Schach. Nach der Lage und Stellung der Stämme und Völker zueinander ist Rußland im Osten Deutschlands natürlicher Feind, die skandinavischen Völker sind unsre natürlichen Freunde und Bundsgenossen. Preußen müßte also, wenn Europa jetzt in von der Natur gegebenen und gebotenen Verhältnissen und Verbindungen stünde, da wir Deutsche keine Flotten haben, Skandinaviens Bundsgenosse sein. Durch diese politische Verbindung, welche alle verständige Notwendigkeiten gebieten, sollte den Russen, die nicht bloß mit leisen Winken nach dem Muster Napoleons auf eine slawonische Weltherrschaft anspielen, die Lust, nach Westen vorzudringen, wohl teuer zu stehen kommen, ja es könnte gelegentlich recht sehr in seinem äußersten engen Ostseewinkel eingesperrt werden.

Aber, wird man sagen: Haben wir nicht England? Können wir, wenn Rußland jemals böse Entwürfe gegen deutsche Lande brütete, nicht auf Englands Flotten rechnen? Gut. Aber England mit seinen Flotten ist zu fern; es hat in der Ostsee keine gegebene Station; es scheut jeden ernsten Zusammenstoß mit Rußland schon seiner Handelsvorteile wegen wie die Pest; es würde uns auch jede Hilfe, wie es bis jetzt getan, teuer bezahlen lassen; es hat auch mit uns nimmer so sehr einerlei Vorteile gegen die Russen als die Dänen und Schweden, wenn diese ihre unseligen Zwiste stillen und versöhnen könnten. Sie waren nach dem Tode des schwedischen Kronprinzen, Herzogs von Holstein-Augustenburg, im Jahr 1810 auf einem guten Wege dazu, ja sogar zu einer Vereinigung beider Reiche unter demselben Haupte. Wie glücklich, wenn die damals von klugen und weisen Männern bereiteten Entwürfe auf dem Reichstage von Örebro wären ausgeführt worden! Denn durch die allerlosesten Vorspiegelungen und durch die wunderlichsten Kleinlichkeiten und Persönlichkeiten ist es damals geschehen, daß die Schweden nicht den ersten Fürsten von Holstein, sondern einen französischen Marschall auf den Wasathron erhoben haben.

England, aber England — sollen wir das endlich gar beargwohnen und fürchten? Das will und bedarf ja nichts von unsern Landen; es ist ja auch unser natürlicher Bundsgenoß, besonders gegen Frankreich, und ist es in den letzten Kriegen

wieder gewesen. Allerdings war es das: denn Not und Gefahr war für uns beide eine gemeinsame. Aber wir müssen es sagen, es ist ein ungroßmütiger Bundsgenoß gewesen und hat uns ungefähr behandelt wie nach Pitts Sturz das elende Ministerium Bute weiland den großen König: auf unsere Kosten, um unser edelstes Blut hat es Frankreich, den gemeinsamen Feind, nachdem es ihm sein Beliebiges abgenommen, gegen unsre gerechtesten Ansprüche und Rückforderungen geschützt, in unsern inneren deutschen Verhältnissen aber auf das emsigste für die Schwächung, Teilung und Spaltung gearbeitet. Welche unwürdige Eifersucht und Neid gegen Preußen, weil das schien etwas Großes werden zu können! Welche dreifache Eifersucht würde es sogleich offenbaren, wenn Deutschland je in die würdige Stellung kommen könnte, nur den Anfang einer Seemacht zu bilden?

Aber wir wollen auf diesen großen, freilich oft kleinlich neidischen Kaufmann, der nach Sinn und Art doch in vielem so nah mit uns verwandt ist, nicht zu scheel hinsehen. Wir werden ihn noch lange nötig haben für unsre politischen Lehrjahre. England ist und bleibt doch ein Land europäischen Beispiels, doch groß durch seinen echten Freiheits- und Bürgersinn, und wird dadurch die Gefahren und Erschütterungen überwinden, welche es bedrohen. Ja, wenn die Irländer nicht gleich den Polen bloß die Feldliebe hätten, wenn sie einen Seemannstrieb im Leibe hätten, dann könnte von ihnen eine Zersprengung des großbritannischen Kaisertums kommen — denn Kaisertum (Empire) nennen die stolzen Briten ihr Reich, während ihr Herrscher sich König nennt. — Die Flotten beherrschen Irlands Schicksale.

Anders stehen wir zu den Franzosen. Das waren die alten deutschen Reichsfeinde, sie sind jetzt die Bundesfeinde. Sie haben es kein Hehl, daß sie unter uns und lieber noch über uns mitsprechen und herrschen wollen. Für sie gibt es uns gegenüber keine Heiligkeit der Verträge, keine politische Schonung, keine Wohlanständigkeit, welche in Zeit des Friedens wenigstens in öffentlichen Verhandlungen die Völker einander schuldig sind. Denn von der Rednerbühne ihrer beiden Parlamentshäuser sprechen sie jeden Tag gegen uns nur Treulosigkeit und Verachtung und die Hoffnung aus, von uns gelegentlich wieder Beute zu machen. Ja sie sprechen über unsre Lande und Fürstentümer mit einer offenen Frechheit, die man über Indien, die Türkei und Polen zu hören wohl gewohnt ist, wie sie am bequemsten zu verteilen und zu zerschneiden sind. Und es wären unter uns noch so gutmütige Toren, die sich von diesen Prahlern immer noch aufbinden ließen, daß sie die Führer der europäischen Bil-

bung, Menschlichkeit und Freiheit seien? „Der Rhein ist Frankreichs natürliche Grenze, die kleinen deutschen Fürsten sind Frankreichs natürliche Bundsgenossen, welches sie gegen Preußens und Österreichs Despotismus in Schutz nehmen muß; die Schweiz und Belgien sind Frankreichs Brückenköpfe" — dies und viel Schlimmeres klingt und schnurrt uns von der Seine als die alltägliche Musik entgegen. Man kann dies Volk immer noch mit vier, fünf Worten beschreiben, wie die römischen Geschichtschreiber es schon geschildert haben: es ist neuerungssüchtig, herrschsüchtig, eitel und prahlerisch und des Wechsels und Aufruhrs lüstern. Sie werden, sobald sich eine günstige Gelegenheit zeigt, sich wieder auf ihren Rhein versuchen und auch von ihren Brückenköpfen heraus zu uns herüberspringen. Der Freudentaumel, den ihr Freiheitsruf weiland erregte, hat sich im Laufe eines halben Jahrhunderts sehr abgekühlt. Das Gute, was darin war, schwimmt als Gewinn der Zeit aus so vielem Schmutz und Blut noch oben, aber das meiste ist versunken und ein Spott der Verständigen geworden. Aber dieses Volk, ein echtes Bienenvolk, kann nur zu bald wieder ins Schwärmen kommen und dann in fürchterlichen Massen sich gegen uns stürzen. Denn in Frankreich halte ich die greulichen Bewegungen der unteren Klassen viel gefährlicher für die europäische Ruhe als in England. Der Engländer versteht sich auf Freiheit; der Franzose will nur Gleichheit. Er ist darin, wenn man will, ein Türk und Moskowite und nennt das Aufbauung und Wiederherstellung der Menschenrechte, wenn einer da ist, der den Feldmarschall wie den Korporal gleich tief mit der Stirn in den Staub drücken darf. Daher ward Napoleon ein französischer Götze, nicht bloß, weil er ein gewaltiger Kriegsfürst war. De Serre aus Metz, Niebuhrs Freund, der sein Volk kannte, hat das köstliche Wort darüber gesprochen*): „Wenn die Freiheit für die Franzosen eine erschlaffte Sehne ist, so ist die Gleichheit eine immer schnurrende Sehne."

Ja von den drei Furienbremsen der Habsucht, des Stolzes und des Übermuts gestochen, werden sie wieder heranbrausen, die wilden Massen, und mit ihrem Geschrei Egalité et liberté zu betören suchen. Uns aber, damit wir mit gutem Gewissen und im festen, gewissen Mut mit ihnen streiten können, verleihe Gott, der nach dem Sprichwort keinen Deutschen verläßt, in unsern Fürsten die Melchisedeke der Gerechtigkeit, Gesetzlichkeit und Wahrheit, damit nicht allein die Unsrigen tapfer und heldenmütig für das liebe Vaterland in den Kampf gehen, sondern damit auch

*) Si la liberté est pour les Français une corde détendue, l'égalité est une corde frémissante.

unſre Brüder, die Bewohner der deutſchen Länder, welche die Welſchen ihre Brückenköpfe gegen uns nennen, Luſt haben, im Bunde gegen ſie mit uns zu ſtehen und zu fallen. Wenn die Übermütigen uns aber zuſchreien: Der Rhein, Frankreichs Naturgrenze, ſo wollen wir ihnen antworten: Heraus mit dem Elſaß und Lothringen! So ſtehe und bleibe der politiſche Haß, weil ſie ihn haben wollen, und weil wir ihn als Wehr gegen ihre Gaukeleien und Treuloſigkeiten bedürfen.

Zugabe*).

Karl Freiherr vom und zum Stein.

Geſtorben den 29. Junius 1831.

Heinrich Friedrich Karl vom und zum Stein war zu Naſſau an der Lahn aus einem alten reichsritterlichen Geſchlechte geboren. Der jüngſte unter mehreren Geſchwiſtern beſtimmte er ſich durch eigene Neigung und durch den Willen ſeiner Eltern frühe für eine wiſſenſchaftliche Ausbildung, um ſich durch ſie für den künftigen Dienſt des Vaterlandes zu bereiten. Lebendiger Eifer, hohes Streben, ernſter Sinn und ebenſo ernſte Beharrlichkeit, die zuweilen faſt wie Hartnäckigkeit erſchien, offenbarte ſich ſchon in dem Knaben. Daß ſo ſchöne Anlagen nicht in zu ſtarken Selbſtwillen oder gar in Trotz ausarteten, dafür ſorgten eine ebenſo verſtändige und geiſtreiche als fromme und chriſtliche Mutter und eine um mehrere Jahre ältere Schweſter**), die auf das Mutige und Gewaltige, das Gott in ihn gelegt hatte, das Milde und Chriſtliche ausſäeten; dafür ſorgte ein treuer und gewiſſenhafter Lehrer, der ihn in den alten Sprachen und in dem, was von der Wiſſenſchaft dem Alter des Knaben und des beginnenden Jünglings angemeſſen iſt, gründlich unterrichtete. Auf dieſe Weiſe mit Vorkenntniſſen wohl verſehen und von guten Beiſpielen und Lehren aus dem elterlichen Hauſe begleitet, trat er im ſiebenzehnten Lebensjahre in Göttingen zugleich in das Alter und in die Freiheit des Jünglings ein. Hier beſchäftigte er ſich vier Jahre vorzüglich mit den Studien des allgemeinen und des vaterländiſchen Rechts und der deutſchen Geſchichte und Staatsverfaſſung, worin er ſchon in der Heimat einen guten Grund ge-

*) Dieſer kurze Nekrolog des würdigſten Mannes ward von mir in die Allgemeine Zeitung, Jahr 1831, Monat September eingerückt und ſcheint mir noch der Erhaltung wert.

**) Die einzige ſeiner Geſchwiſter, die ihn nur wenige Monate überlebt hat. Sie war Äbtiſſin des freien Fräuleinſtiftes zu Homberg in Heſſen, in vielfacher Beziehung ein Vorbild und Abbild ſeines Weſens in weiblicher Natur.

legt hatte. Nach vollendeten Studien besuchte er die Hauptstadt seines Kaisers und die bedeutendsten deutschen Fürstenhöfe, um dem, was er bisher nur in den Schranken der Hörsäle und in der Einsamkeit des Studierzimmers geübt und gelernt hatte, in dem Spiegel des wirklichen Lebens irgendeinen Mittelpunkt und eine Entscheidung für seine Zukunft abzugewinnen. Hierauf begab er sich, der Übung und dem Beispiel seiner Zeit gehorsam, für die weitere Ausbildung zu seiner Bestimmung nach Wetzlar, wo er etwa ein Jahr verlebte. Jetzt erging an den Jüngling, dem durch die Gunst von Familienverhältnissen und Glücksgütern nun auch mehrere Jahre Gelegenheit gegeben war, sich für sich selbst zu besinnen und umzuschauen, von seiten der Eltern die Forderung, seinen Beruf zu wählen. Diese als Reichsunmittelbare und Sendbarfreie durch alte Gewohnheit und treue Liebe zu ihrem Kaiser hingezogen, wünschten, daß auch der jüngste Sohn sich dem Dienste des österreichischen Hauses widmen möchte; aber in Deutschland, das nach dem langen Jammer des Dreißigjährigen Krieges und dem sogenannten Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten, dessen Pestilenz es genug empfunden hatte, wieder aufzuwachen und aufzuleben begann, war mit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in Friedrich von Preußen ein Gestirn aufgegangen, das alle edlen und großen Naturen in seine Bahn reißen mußte. Der Jüngling, die Verhältnisse und Entwickelungen der Zukunft gleichsam vorahnend, bestand auf dem Entschlusse, dem großen Könige zu dienen. Seine Eltern willigten ein. Demnach ward Karl vom Stein im Jahr 1780 zu Wetter in der Grafschaft Mark als Bergrat angestellt. Da der Jüngling zu stolz war, irgendwo als ein Überflüssiger zu erscheinen, so arbeitete er sich mit Fleiß und Eifer in den Wirkungskreis hinein, den sein König ihm zunächst angewiesen hatte: bergmännische Studien und Reisen durch das deutsche Vaterland, wenige Jahre später eine Reise durch Großbritannien, die er mit seinem Freunde, dem Grafen von Reden, nachherigem Minister des Berg- und Hüttenwesens, ausführte, machten ihn nicht bloß für dieses sein besonderes Fach immer tüchtiger, sondern vermehrten seine Kenntnisse und schärften und erweiterten seinen Blick für mancherlei Bedürfnisse, Verhältnisse und Geschäfte des öffentlichen Lebens, das er nun betreten hatte. So verfloß ihm eine lebenslustige und tatenkräftige Jugend; durch Arbeit, Tüchtigkeit und Biederkeit gewann er die Liebe und Freundschaft seiner Genossen und die Aufmerksamkeit und Achtung seiner Vorgesetzten. Unter diesen hat er mit Rührung und Dankbarkeit immer den Minister von Heinitz genannt als den An-

ſporner zu allem Guten und Tüchtigen und als den treueſten väterlichen Freund. Er ſelbſt erwähnte in ſpäteren Jahren dieſer Zeit oft als der glücklichſten ſeines Lebens, worin freilich der ungeheure Ernſt der franzöſiſchen Umwälzung fiel, mit mannigfaltigen Unfällen des Vaterlandes, die bei anderer Leitung der Dinge vielleicht hätten abgewendet werden können.

Nach ſo glücklichem Anfange auf ſeiner Laufbahn iſt er unter den Königen Friedrich Wilhelm dem Zweiten und Sr. jetzt regierenden Majeſtät Friedrich Wilhelm dem Dritten von Stufe zu Stufe in Weſtfalen an die Spitze mehrerer Regierungen und endlich an die Spitze der ganzen Zivilverwaltung der Landſchaft geſtellt worden. Dies geſchah in den Jahren ſeiner freudigſten Manneskraft, wo er Blücher an der Spitze der Kriegsmacht neben ſich hatte, wo er in geſegneter Wirkſamkeit, in der Liebe und Achtung der Landſchaft und ſeiner Untergebenen und durch die Anziehung und Bildung wackerer und talentvoller Jünglinge zu künftigen Geſchäftsmännern ſich glücklich fühlte. In dieſe Zeit fällt auch ſeine Vermählung mit der Reichsgräfin von Wallmoden-Gimborn, zweiten Tochter des kurbraunſchweigiſchen Generalfeldmarſchalls, und der Antritt der väterlichen Stammgüter in Naſſau und am Rhein. Auf dieſem Felde wirkte er bis zum Jahre 1804, wo er in die Hauptſtadt berufen ward, um das durch den Tod des Herrn von Struenſee erledigte Miniſterium der Finanzen, des Handels und der Gewerbe zu übernehmen. Es iſt genug geſagt, daß er dieſes in dem freien Geiſte ſeines ausgezeichneten und verdienſtvollen Vorgängers fortzuführen ſuchte. Nicht lange, und mit den Jahren 1805 und 1806 kam die Zeit der Verwirrung und des Unglücks. Stein nahm im Frühling des Jahres 1807 in Königsberg ſeine Entlaſſung und ging auf ſeine Güter am Rhein. Doch ſchon im Herbſt desſelben Jahres rief ihn ſein König zurück und übergab dem Manne, dem alle Guten zutrauten, daß er nie am Vaterlande verzweifeln könne, die höchſte Leitung der Geſchäfte. Genug bekannt iſt, was er für die Wiederherſtellung des Vaterlandes gewollt und gewirkt, und wie er mit den beſten Männern, namentlich mit dem ſtillen, feſten Scharnhorſt, dafür geſtrebt und gearbeitet hat: Aufhebung der Dienſtbarkeit und Leibeigenſchaft und was dazu gehört, Scheidung und Ablöſung der grundherrlichen und bäuerlichen Verhältniſſe, neue Städteordnung, neue Kriegs- und Wehrordnung, Sprengung des Kaſtengeiſtes und Förderung des Gemeingeiſtes uſw. — Napoleon und ſeine Späher wurden aufmerkſam auf die Arbeiten und Hoffnungen dieſer Männer, Stein ward entlaſſen, der fremde Überzieher ächtete ihn und

zeigte der ganzen Welt dadurch die Tugend des Verfolgten. Ein Jahr war er höchster Diener seines Königs gewesen. Dankbar hat er immer des offenen Vertrauens und des tapfern Beifalls erwähnt, die sein erhabener König ihm in jener verhängnisvollen Zeit gewährt hat. Er war von dem Gewaltigsten in die Acht getan, seine Güter waren mit Beschlag belegt; er suchte und fand von 1808 bis 1812 in den Erbstaaten seines alten Kaisers im Elende eine Zuflucht.

Als sich im Sommer des Jahres 1812 der übermütige Sieger und Eroberer gleich einem verderbendrohenden Schicksal gegen den Osten wendete, um Europas Unterjochung zu vollenden, berief der Kaiser Alexander den Minister vom Stein zu sich, damit er ihm für die eigenen und für Preußens und Deutschlands Angelegenheiten Ratgeber und Helfer würde. Einige erzählen, dem Kaiser seien in jener verhängnisvollen Zeit Äußerungen und Prophezeiungen eingefallen, welche Stein vor dem Frieden zu Tilsit weissagend zu ihm gesprochen. Wie dem sei, durch einen eigenhändigen Brief, der für Stein unerwartet wie aus den Wolken gefallen war, lud der Kaiser ihn vertrauensvoll zu sich ein, und der Mann stand hinfort gleichsam wie eine Säule der Wahrheit und Stärke für seine Hoffnungen und Entschlüsse ihm zur Seite. Wie, wodurch und wofür in jenem großen Jahre 1812 in Rußland gestritten und gesiegt worden, das steht noch frisch in unserm Gedächtnis. Die Verfolgung des geschlagenen Napoleon, das rasche Vorrücken über die Weichsel, das Bündnis mit Preußen für Deutschlands Befreiung, die gewaltigen Schlachten, und endlich der Sieg bei Leipzig — in allem diesem war der Geist und der Rat und die Tugend dieses deutschen Mannes mit; sie waren und blieben mit und bei dem russischen Kaiser bis in Frankreich und bis in Paris hinein; und die Welt muß es nicht vergessen, daß sie dem Freiherrn vom Stein und der Beharrlichkeit des Kaisers Alexander in den Jahren 1812, 13 und 14 den Sturz der Napoleonischen Tyrannei und die Befreiung Deutschlands und auch die Befreiung Frankreichs von einem unerträglichen Joche am meisten zu danken hat. Wie aber der eine und das eine auf den andern und auf das andere in letzter Instanz wirkt, kurz, den letzten Grund der Dinge und Erfolge weiß keiner, und also soll keiner ihn nachweisen wollen. Stein selbst aber hat immer mit Freuden und mit dankbarer Anerkennung des Mutes und der Zuversicht erwähnt, wodurch der Kaiser damals für die menschlichsten und großherzigsten Zwecke begeistert war.

Als Rußlands Heere Deutschlands Grenzen betraten, bald

mit den preußischen verbunden, ward von Preußen und Rußland und dann auch von Österreich, als es dem Bunde beigetreten war, eine sogenannte Zentralverwaltung eingesetzt, an deren Spitze man den Minister vom Stein stellte. Was er hier gewirkt hat oder nicht hat wirken können, mit welchen Hemmungen und Anstößen und Gegenstößen gegen seine besten Entwürfe er hier häufig zu kämpfen gehabt hat, bleibt künftiger weitläufigerer Darstellung und Ausführung überlassen und kann und darf kein Gegenstand dieser kurzen und flüchtigen Schilderung sein. Genug, durch manches, was zum Teil gering und unscheinbar deuchte und von dem Täter und Bewirker immer am meisten verschwiegen worden, ward Großes bewirkt, wenn auch Größeres, was er gewünscht und beabsichtigt hatte, nicht erreicht worden ist. Nach der Einnahme von Paris und der Wiedereinsetzung der vertriebenen Bourbons wurden alle Verhältnisse umgestaltet und mehr und mehr verwickelt; es kam die Zeit, wo — um mit Blücher zu reden — die Schreibfedern zum Teil zerstören sollten, was die Schwerter gewonnen hatten. Dies stehe hier nicht als Beschuldigung der Handelnden, sondern als Andeutung des gewöhnlichen Laufs der menschlichen Dinge. Das aber haben selbst viele Gute nicht bedacht — denn der Tadel der Schlechten oder Unverständigen ist eher Lob — daß Steins Wirksamkeit nun ein Ende haben mußte. Denn viele haben ihn beschuldigt, er sei seit der Einnahme von Paris und auf dem Kongresse zu Wien für die Einrichtung und Gestaltung des wiedergewonnenen Vaterlandes nicht rüstig und tätig genug gewesen. Diese haben ihn aus Unkunde verurteilt, sie haben nicht gewußt, daß alle Möglichkeit seines Wirkens nur auf offenstem und geradestem Wege sein konnte. Er war mit dem Jahre 1815 von der breiten Bahn der öffentlichen Geschäfte in den Privatstand zurückgetreten und hatte mit seiner Familie sein väterliches Stammerbe zu Nassau wieder bezogen, dankbar und froh um das, was wiedergewonnen war, traurend um das, was wohl mehr hätte gewonnen werden können, wenn Gott die Menschen und die Dinge anders gestellt hätte. Statt weiterer Erörterung genügen folgende Worte, die er im Schatten seiner zerfallenen Burg im Frühling 1816 aussprach: „Ja, lieber Freund, wir haben viel gewonnen, aber vieles sollte auch anders sein. Gott regiert die Welt und verläßt keinen Deutschen, und wenn wir treu und deutsch bleiben, so werden wir's mit den Franzosen auch künftig wohl aufnehmen. Ich sehne mich heraus" (fuhr er nach einigem Schweigen fort), „diese Welt ist einmal so, daß man auf der geraden Straße meist nicht vorwärts kann

und doch auf der krummen nicht fahren ſoll. Es bleibt dabei: die Umſtände und Verhältniſſe ſtoßen und treiben die Menſchen; ſie handeln und meinen, ſie tun es. Gott entſcheidet."

Seit dem Jahre 1815 hat der Selige noch ein halbes Menſchenalter durchlebt und iſt, teils aus richtiger Erkenntnis der obwaltenden Verhältniſſe, teils weil er bei herannahendem Alter nur die Rüſtigſten zum Dienſt der Zeit berufen glaubte, Anträgen zu größerer Wirkſamkeit, wobei er ein freies, volles Handeln nach ſeinem Sinne und ſeiner Art unmöglich hielt (wie wir glauben, weiſe), ausgewichen; aber dem Vaterlande und den Pflichten, wofür er ſich geboren glaubte, hat er ſich, wie viel enger er ſeinen Kreis auch um ſich ſchloß, doch keinen Augenblick entzogen. Und auch aus dieſem Kreiſe, den er beſcheiden ſehr klein zu nennen pflegte, hat er immer in den weiteren Kreis des geſamten deutſchen Vaterlandes hinauspulſiert, und ſo iſt auch das Wirken ſeiner ſpäteren Lebensjahre in vielfacher Hinſicht ein geſegnetes geworden. Wir werfen einen kurzen Blick auf dieſe ſeine ſechzehn letzten Jahre:

Die erſten beiden Jahre nach 1814 wandte er dazu an, ſich ſelbſt und ſein gleichſam zerſtreutes Leben und ſein zerſtreutes Haus wieder zu ſammeln und zu bauen. Er wohnte wieder in Naſſau, wo er geboren und erzogen war und im Schoße glücklicher und ehrwürdiger Eltern die reinſten und ſchönſten Jahre ſeiner Jugend verlebt hatte; er hatte ſeine Gemahlin und Kinder, welche Unglück und Elend treu mit ihm geteilt hatten, wieder um ſich verſammelt. Vieles war auch hier zu ordnen und wiederherzuſtellen. So ward der Blick oft rückwärtsgeführt in die Vergangenheit, aber der Mann, der die Gegenwart mit der ganzen Schwere ihres Unglücks und ihres Sieges auf ſeinen Schultern gefühlt hatte, lebte doch am meiſten in ihr und wandelte mit den Gefühlen frommer Wehmut und ſtiller Anbetung über das, was Gott an ihm und an dem Vaterlande getan hatte, hier unter den Erinnerungen ſeiner Kindheit umher. So entſtand die Idee, ſeinem Schloſſe einen alten deutſchen Ritterturm anzubauen, den er mit Bildern und Denkmälern ſeiner Zeit füllen, worin er künftig wohnen, denken, ſchreiben, ſtudieren, beten wollte. Dieſes Werk ward mit der ihm eigenen Geſchwindigkeit in wenig Jahren vollendet, von außen mit den Bildern der chriſtlichen Kardinaltugenden und mit der Inſchrift: Nicht mir, nicht mir, ſondern deinem Namen gebührt die Ehre: von innen mit den Büſten und Bildniſſen der Herrſcher, Helden und großen Männer ſeines Zeitalters geſchmückt. Hier hauſte und wirkte er bei ſeinem Aufenthalt in Naſſau am liebſten; hier zeigte er den

Fremden vor allen mit dem größten Wohlgefallen das Bildnis seines früher heimgegangenen Freundes Scharnhorst, des Stillbereitenden und Tätigschaffenden. Die nächsten Jahre traf den schon alternden Mann der herbste Verlust in dem Tode seiner Gemahlin. Er machte, um seinen Schmerz zu zerstreuen, seinen erwachsenen Kindern die schöne Welt zu zeigen, und auch, um möglicherweise an mehreren bedeutenden Stellen für einen höheren Zweck zu wirken, eine Reise durch Süddeutschland, die Schweiz und Italien. Dieser höhere Zweck war die Bereitung und Sammlung der Hilfsmittel zur deutschen Geschichte des Mittelalters, deren Denkmäler zu erhalten und endlich auf eine würdige Weise durch eine große Gesamtausgabe zum Druck zu fördern ihn mehrere Jahre beschäftigt, und wofür er keine Zeit, Arbeit und Geld gespart hat. Hiefür war er schon während seines Aufenthalts in Frankfurt tätig gewesen, wo er in dieser Zeit im Kreise gelehrter und gebildeter Freunde mehrere Winter mit den Seinigen verlebt hatte. Auch in diesem Streben fühlte er das ganze Vaterland und suchte viele andere für dasselbe zu begeistern; am mächtigsten und innigsten fühlte er es in einer glühenden Liebe und rastlosen Wirksamkeit für die preußischen Verhältnisse, weil er in Preußen den Halt und Kern Deutschlands und die Hoffnung der Sicherheit, Erhaltung und Fortbildung des gesamten Vaterlandes erblickte. So schien ihm sein Stammsitz Nassau nebst den darauf bezüglichen Verhältnissen wieder fast gleichgültig zu werden, und er wohnte hinfort am liebsten auf seinem Schlosse Kappenberg in Westfalen, einem schönen Besitze, den er gegen beträchtliche in den östlichen preußischen Landen belegene Güter sich eingetauscht hatte. Dort fühlte er sich nun ganz heimisch, dort liebte er die Menschen und die Verhältnisse am meisten; es waren die Urenkel der alten tapfern und freiheitliebenden Sachsen, es war preußisches Land. Dort hatte er seine kräftigsten Jünglings- und Mannesjahre verlebt; dort hielten ihn die Erinnerungen der Vergangenheit und die Hoffnungen der Zukunft gefesselt. Und nicht müßig war er dort, oder als einer, der sich im Alter nur ausruhen wollte. Dieser Mann konnte nicht schlafen noch träumen, solange es Tag war. Als großer Grundbesitzer, als Ratgeber, Freund und Nachbar des Bauers und Edelmanns, als Staatsrat in dem Staatsrate in Berlin, als bedeutender Grund- und Standesherr immer Vorsitzer und Leiter der westfälischen Ständeversammlung, als Mitglied der evangelischen Gemeine Vorsitzer der westfälischen Synode — kurz als Mensch, Mitbürger, Staatsmann war er Förderer, Rater, Helfer, Ermunterer und Warner bis ans Ende.

Dieses Ende kam seinen Freunden unerwartet; obgleich er seit einigen Jahren einige bedenkliche Zufälle gespürt, obgleich das Alter seinen Leib geschwächt und gebückt hatte, so war der Geist doch sehr frisch und das Herz mutig wie immer. Die große Katastrophe, die der vorige Sommer für Frankreich und für ganz Europa gebracht hatte, erregte ihm vielfache Sorge um sein Vaterland, aber Furcht hat seine Brust nie erschüttert: und wäre wirkliche Gefahr gekommen, er würde kühn und rüstig wie ein Jüngling ihr entgegengetreten sein. Aber sein Ziel war gestellt, nach der Unpäßlichkeit weniger Tage machte am 29. Junius dieses Jahres 1831 ein Lungenschlag auf Schloß Kappenberg seinem Leben ein Ende. Auch hier noch bewährte er sich in der alten Kraft und band seinen Abschied von der Erde sogleich fröhlich an den Himmel: im vollen Besitze des geistigen Bewußtseins und getrost seines Glaubens an den Erlöser ging er freudig in das bessere Dasein hinüber, mit solchen Worten und Ermahnungen an die Zurückbleibenden, daß sie für dieses irdische Leben zugleich gewarnt und ermutigt wurden. Sonderbar, daß er, der so oft den sehnsüchtigen Wunsch ausdrückte, recht bald aus diesem irdischen Gewirre erlöst zu sein, gerade für diesen Sommer manche Plane entworfen hatte, wie er mit seinen Freunden an den Ufern der Lahn und des Rheins in kleinen Reisen und Wanderungen gleichsam alle Spuren der frühesten Jugenderinnerungen wieder auflesen wollte. Gott wollte, er sollte die glücklichste Reise machen. Mit diesem Manne, den alle redlichen Deutschen mit Recht wie eine volle Wehr und Rüstung des Vaterlandes betrachtet haben, ist der Schild und Helm seines Mannsstammes mit ins Grab gelegt. Er hat nur zwei Töchter hinterlassen, Henriette, die älteste, an den Königlich Bayrischen Reichsherrn Grafen von Giech in Franken, Therese, die jüngste, an den Grafen Ludwig von Kielmannsegge in Hannover vermählt.

Über jeden öffentlichen Mann, der in bedeutendsten Verhältnissen und außerordentlichster Zeit gelebt und gewirkt hat, müssen die verschiedensten Urteile ergehen, zumal wenn seine ganze Persönlichkeit und Eigentümlichkeit ein sehr ausgezeichnetes Gepräge trug. Auch dies hat der Selige erfahren, um so mehr erfahren, je mehr die Zeit selbst in den schärfsten Gegensätzen steht. So ist es geschehen, und dieser in seinem ganzen Wesen Festeste und ihm selbst Ähnlichste ist wohl gar der Veränderliche und Ungleiche genannt worden, so daß die einen ihn als zu freisinnig, ja als neuerungssüchtig, die andern als zu aristokratisch gesinnt und das Alte vorliebend gescholten haben. Wir haben diesen

großen und guten Mann gekannt mit seinen Tugenden und mit seinen Fehlern, die er nach dem Lose der menschlichen Gebrechlichkeit auch an sich trug. Auch er ist in der wechselvollen Zeit gleich andern Sterblichen mit Empfindungen und Ansichten oft hin und her bewegt worden, gewiß aber weniger als die meisten seiner Zeitgenossen; in seinen Gesinnungen und Grundsätzen aber ist er immer der Zuverlässige und Unwandelbare geblieben: was gut, tapfer, frei menschlich und christlich deutsch war, hat in Rede und Tat immer den wärmsten Freund, Verteidiger und Lober in ihm gefunden; und wann die Spur seiner äußern Wirksamkeit, seiner äußern Werke und Taten durch die ewig fortwandelnde und verwandelnde Zeit einst meist verwischt sein wird, doch wird sein innerer Schatz, die Liebe, Treue und Hingebung für sein Volk und sein Vaterland, wird das Unsichtbare und Unbewußte, das unsterbliche, unvergängliche Abbild des geistigen Wirkens eines edlen und biedern Menschen, wie wir glauben und wissen, noch in dem Enkel und Urenkel des deutschen Volks fortleben und fortwirken.

Wir zeichnen zum Schlusse noch einige Züge, die eben den innern Menschen noch mehr andeuten sollen:

Gott hatte ein feuriges, gewaltiges, mutiges Herz in seine Brust gelegt, ihn mit einer raschen blitzschnellen Auffassung, einem kühnen geschwinden Verstande gerüstet: Geschwindigkeit, Kühnheit, Heftigkeit — das war er selbst. Er mußte fortstoßen, was ihm im Wege stand, niederreißen, was ihn in seinem Laufe aufhalten wollte — sehr schlimm, wenn diese großen, aber auch gefährlichen Anlagen durch keine Anerkennung von Maß, Zucht und Ordnung geregelt gewesen wären. Vor nichts zurückbeben, geschwindestes Handeln, regestes Schaffen war sein Element. Daß der Inhaber einer so feurigen und heftigen Natur sich nicht oft geirrt und zuweilen überlaufen haben sollte, darf nicht geleugnet werden; aber Erziehung der Menschen und Führung Gottes hatten sein Gemüt früh auf das Edle und Wahre gerichtet und machten die Fehler eines solchen Temperaments meistens bald wieder gut. Wie er geboren war, hätte er, um im besten Sinne einer großherzigen Natur in freiester Wirksamkeit sich entfalten zu können, immer in den ersten Stellen stehen müssen. Den gewöhnlichen Künsten, wodurch geherrscht und gewirkt wird, hat er sich nie bequemen können. Des Widerstandes war er ungeduldig und begriff meistens erst spät seine Notwendigkeit. Widerspruch und Widerstreit der Gedanken und Worte hat niemand mehr gereizt und an Tüchtigen geachtet als eben er. In solchem Kampf der Geister, nur geschwind und mit kurzen

Blitzhieben mußte er geführt werden, fühlte er sich ganz in seinem Elemente. Heftig, auch hart ist er oft gewesen, gegen die Heuchler und Schurken unerbittlich, gegen Schwache und Blöde zuweilen verletzend; auch Zorn hat ihn übereilt; Groll und Rache aber hat sein edler Mut nie gekannt, und den Guten und Braven, gegen welche er durch ein geschwindes Urteil oder ein rasches Wort je einmal gesündigt hatte, hat er laut oder still, durch Worte und mit dem Herzen, immer gern Wiedererstattung getan. Wie sein ganzer Sinn in Deutschland und Preußen und in der Erinnerung und Hoffnung des geliebten Vaterlandes lebte und webte, wie er dafür den letzten Tropfen von Leben und Vermögen jeden Augenblick freudig geopfert hätte, so war der starke und helle Stahl seines Charakters auch ganz deutsch ausgeschmiedet. An Wahrhaftigkeit, Redlichkeit, Offenheit hat kein Mensch ihn übertroffen; er sah und wandelte strack und gerad vor sich hin. Das war sein Glaube, daß durch Wahrheit, Einfalt und Redlichkeit alle Dinge allein gewonnen werden sollen und erhalten werden können, und daß kein Weg, der irgend krumm sein muß, Segen bringe. Das war sein Spruch: Es darf nichts getan werden, was nicht grad und offen getan werden kann. Also: Offener Weg, hohe Zwecke und reine Mittel zu den Zwecken. Und einen solchen Mann hat ein verächtlicher französischer Geldfeilscher und Späher, namens Bourrienne, sich erfrecht mit dem Argwohn zu beschatten, als sei er fähig gewesen, mit solchen zu zetteln, die auf schleichende Dolchstiche sinnen? Als ein Mann, dessen Lust im Schaffen und Hervorbringen bestehen sollte, sah er den Gegenstand, der ihn eben anzog, sogleich in seiner ganzen abgesonderten Schärfe, einzeln, eng, einseitig und meinte wohl anfangs oft, ihn auch so machen und ausführen zu können. Erst allmählich und bei ruhigerer Betrachtung erweiterte und vergrößerte er sich vor seinen Blicken und zeigte seine verschiedenen Seiten und Verhältnisse und die verwandten Beziehungen. So war er demnach bestellt, daß er nie von oben nach unten hinab, sondern immer von unten nach oben hinaufstieg, von dem Kleinen zum Großen, von dem Engen zum Weiten, vom Einzelnen zum Ganzen; die ideale Spitze der Dinge sah er erst lange, nachdem sie vollendet waren. Für alles, sobald es vollendet und fertig war, verlor er anfangs auch gänzlich die lebendige Teilnahme: es mußte gleichsam von der Zeit schon etwas beroſtet und bemoost sein, damit er den Sonnenschein einer idealischen Liebe darauf zurückwerfen könnte.

Seinen Stand und die Vorzüge desselben erkannte und schätzte er; den alten deutschen Ritter, den weiland fehdbar

freien und unmittelbaren kaiserlichen Reichsmann fühlte er; auch teilte er manche Ansichten und Vorurteile seines Standes mit seinen Genossen; und wenn er in der neuen Zeit frisch gehandelt und gelebt hat, so hat er schon durch die Zeit, worein seine Jugendbildung gefallen, einem Alter angehört, von dessen Art und Sitte bei den in dem letzten halben Jahrhundert Gebornen begreiflicherweise kaum eine Ahnung sein kann. Er fühlte seinen deutschen Ritter und den Stolz auf graue Ahnherren, alten Besitz und altes Geschlecht, aber er hatte diesen Ritter auch idealisiert. Ihm sollte der Edelmann sein der Ewigrüstige, der Immergewappnete, der durch Rat und Tat für König und Vaterland Wirksame; ihm sollte der Landherr sein der tapfere einfache Landmann, der erste Bauer, ein Beispiel von Arbeit, Ordnung, Sparsamkeit, Zucht, mit der Hand und mit dem Kopf und mit allen seinen Kräften der Gemeine, dem Kreise und der Landschaft angehörend. Und so war, lebte und wirkte der Mann auch, streng in seinen Grundsätzen, einfach in seinen Sitten, enthaltsam und mäßig in seinen Genüssen, sparsam in seiner Haushaltung, im Kleinen schonend, gewinnend, erhaltend, damit er im Großen und für große Zwecke stets viel zu verwenden hätte. Den faulen oder den in Eitelkeit und Zwecklosigkeit sein Leben hindämmernden Mann, den, der unter dem Schatten der Arbeiten und Verdienste der Ahnen bloß des nichtigen Genusses pflegte, verachtete niemand mehr als er; den tätigen, brauchbaren, geschickten, ausgezeichneten Menschen jedes Standes sah der stolze Ritter in freudiger Anerkennung immer als seinen gebornen Gleichen an; ja so bescheiden war er, daß er sich jeden Augenblick unter jeden stellte, der ihn in irgendeiner Sache oder irgendeinem Geschäfte an Einsicht und Geschicklichkeit übertraf. Er hat immer nur das Achtungswürdige geachtet und selbst auf die Dinge, welche meist nur im Schein zu bestehen scheinen, immer den Glanz einer höheren Ansicht und eines edleren Strebens gelegt. Hätten nur alle Edelleute solchen Ritterstolz! Wenn sein Leben durch Tatkraft und Handeln bedeutend gewesen ist, so war sein Wirken durch Geselligkeit und Mitleben in den gewöhnlichen menschlichen Kreisen und Verhältnissen, freilich auf eine unberechnenbare Weise, viel bedeutender. Er konnte von einer Lebendigkeit, Heiterkeit und Liebenswürdigkeit in der Unterhaltung und dem Wortgefechte sein, die alles Frische und Geistreiche mit einem unwiderstehlichen Zauber fortrissen, wenn aus der übersprudelnden Feuerfülle sein blitzender Witz und seine übermütige Laune überströmten; in ernster Stimmung aber, wenn von hohen Verhältnissen und Angelegenheiten

der Menschheit, wenn von Gegenständen der Religion und Tugend, wenn von dem Vaterlande und von seinem Heile geredet ward — mit welcher Macht ergoß sich dann dieses edle und stolze Gemüt für alles Schöne und Große, begeisternd für jeden, der irgendeinen Funken dafür in sich trug! Bei diesen, bei so ernsten Unterhaltungen erschien der ganze tiefe und wehmütige Ernst seines Wesens, das Hochtragische, das selbst in dem würdigsten Handeln und Wirken nimmer keine Genüge fand. Was geht hieraus hervor? Daß der Feurige und Starke doch auch ein sehr Milder und Weicher war, daß er, wie unten ein Mann des Mutes, so oben ein Mann des Glaubens war, daß in allem Irdischen und Menschlichen ihm tragisch immer die Endlichkeit und Vergänglichkeit vorschwebte. Daher war er in seinem innersten Wesen von Herzen demütig und bescheiden; daher hatte er den Glauben aller guten Menschen, daß der Mensch nichts könne ohne Gott, daß Gott die Welt regiere; daß auch der Weiseste und Größte wenig könne und ausrichte; daher war der Schmeichler und Heuchler, der Klügling und Dünkling und jeder, der ruhmredig und ruhmtätig das Seine suchte und sich auf Künste der List etwas einbildete, vor ihm verloren. Ja, Stein glaubte an eine unsichtbare göttliche Weltregierung; er glaubte als ein frommer Christ an seinen Erlöser und baute alle seine Hoffnung auf die durch ihn gewonnenen und verheißenen unvergänglichen Güter. Er war ein gläubiger und fester Christ; darum war er ein dankbarer Sohn, ein zärtlicher Gatte und Vater, ein treuer Freund, ein streng sittlicher Hausherr und Hausvater, ein rastlos tätiger und arbeitsamer Bürger — und durch diesen seligen Glauben und durch die hochstrebende und überweltliche Richtung seines Sinnes, die ihn in keinem Augenblick seines inhaltvollen Lebens verlassen hat, sind Eigenschaften und Anlagen, welche leicht in unbändigen Stolz und Trotz, und in übermenschliche Härte hätte ausarten können, für das Glück der Seinigen und das Heil des Vaterlandes zu allem Guten gewendet und zu fester Männlichkeit und würdiger Tapferkeit besänftigt und gemildert worden.

Ewig daure das Gedächtnis des deutschen Biedermanns! Frisch stehe seine Tugend in dieser gewaltigen Zeit vor uns! damit wir wissen, wie wir handeln und leiden sollen, wann das Vaterland uns aufruft.

Goldene Klassiker-Bibliothek

Hempels Klassiker-Ausgaben
in neuer Bearbeitung

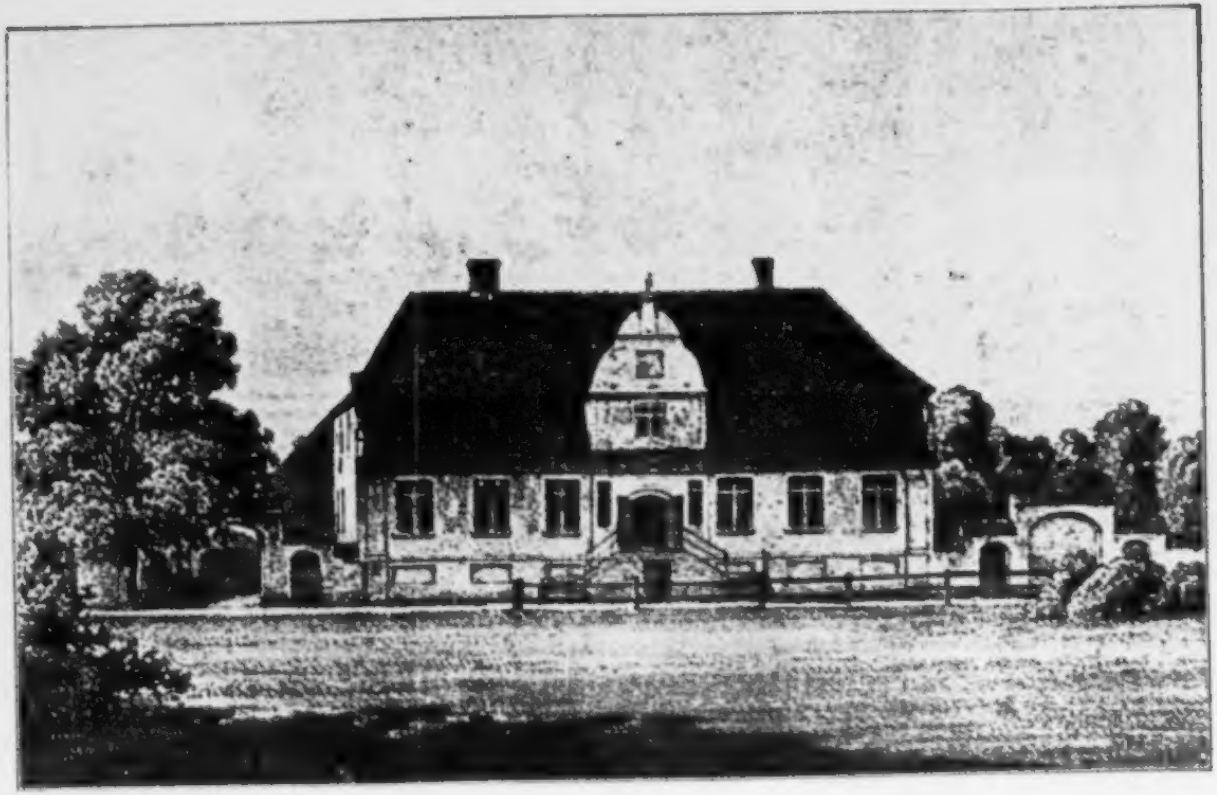
Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Mitarbeiter

Prof. Dr. Karl Alt
Heinz Amelung
Dr. Fritz Behrend
Dr. Eduard Berend
Dr. Hugo Bieber
Dr. Carl August von Bloedau
Dr. Karl Bode
Dr. Hans Bohmer
Dr. Fritz Budde
Dr. Josef Budde
Prof. Dr. Eduard Castle
Dr. Ernst Consentius
Prof. Dr. Werner Deetjen
Prof. Dr. Joseph Dresch
Dr. Max Drescher
Privatdoz. Dr. Alexander Ehrenfeld
Prof. Dr. Georg Ellinger
Dr. Arthur Eloesser
Prof. Dr. Emil Ermatinger
Johann Frerking
Dr. Karl Freye
Prof. Walter Freye
Dr. Hermann Friedemann
Dr. Rudolf Fürst
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. L. Geiger
Reinhold Gensel
Prof. Dr. Hermann Gilow
Dr. Edgar Groß
Hans B. Grube
Dr. Helene Herrmann
Elsa Herzer
Privatdoz. Dr. Edmund Hildebrandt
Privatdozent Dr. Stefan Hock
Dr. Bernhard von Jacobi
Dr. Monty Jacobs
Dr. Marie Joachimi-Dege
Dr. Erwin Kalischer
Prof. Dr. S. Kalischer
Prof. Dr. Wolfgang Keller
Prof. Dr. Alfred Klaar
Dr. Ludwig Krähe
Privatdozent Dr. Arthur Kutscher
Dr. August Leffson
Dr. Willy Manthey
Prof. Dr. Ernst Naumann
Dr. Paul Neuburger
Dr. Wilhelm Niemeyer
Dr. Waldemar Oehlke
Dr. Waldemar Olshausen
Dr. Rudolf Pechel
Prof. Dr. Julius Petersen
Dr. Raimund Pissin
Dr. Theodor Poppe
Dr. Ivan Prijatelj
Dr. Johannes Reiske
Dr. Werner Richter
Dr. Robert Riemann
Dr. Walther Riezler
Prof. Dr. Otto Rommel
Prof. Dr. Eduard Scheidemantel
Privatdoz. Dr. Hermann Schneider
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Schöne
Prof. Dr. Julius Schwering
Dr. Adalbert Silbermann
Richard Smekal
Dr. Wilhelm Steffens
Prof. Dr. Eduard Stemplinger
Prof. Dr. Alfred Stern
Direktor Dr. Adolf Sütterlin
Dr. Max Sydow
Dr. Hermann Tardel
Dr. Veit Valentin
Prof. Dr. Christian Waas
Prof. Dr. Wilhelm Waetzoldt
Dr. Augusta Weldler-Steinberg
Prof. Dr. Gustav Wilhelm
Privatdozent Dr. Sp. Wukadinović
Dr. Leon Zeitlin
Privatdozent Dr. Walther Ziesemer
Prof. Lic. Leopold Zscharnack

Geprüft

Volksbildungsamt
für Stadt und Kreis Zürich



Arndts Geburtshaus in Gr.-Schoritz auf Rügen
Nach einer Lithographie im Besitz des Arndt-Museums in Godesberg a. Rh.

Arndts Werke

Auswahl in zwölf Teilen

Herausgegeben

mit Einleitungen und Anmerkungen verſehen

von

Auguſt Leffſon und Wilhelm Steffens

Mit drei Beilagen in Gravüre und Kunſtdruck,
einer Fakſimilebeilage und drei Textbildern

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutſches Verlagshaus Bong & Co.

Arndts Werke

Dritter Teil

Märchen und Jugenderinnerungen I

Herausgegeben

von

August Leffson

Ju 222

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Alle Rechte vorbehalten

Druck von Ballberg & Büdting (Inh. C. A. Kiepzig), Leipzig

L 183.

Inhalt des 3. Teiles.

	Seite
Einleitung des Herausgebers	7
Märchen und Jugenderinnerungen. Erster Teil	15
1. Geschichte von den sieben bunten Mäusen	17
2. Prinzessin Svanvithe	20
3. Der Wolf und die Nachtigall, oder wie zwei arme Königskinder verwandelt und zuletzt nach vieler Not doch wieder zu Menschen geschaffen wurden	29
4. Der Wolf und die Nachtigall. (Schwedisches Volksmärchen.)	42
5. Klas Avenstaken	46
6. Paiwai und Paiwuzzo	75
7. Die neun Berge bei Rambin	91
8. Schneeglöckchen	166
9. Erdwurm	179
10. Rattenkönig Birlibi	189
11. Der Schlangenkönig	197
12. Das brennende Geld	208
13. Halt den Mittelweg!	210
14. Mieskater Martinchen	212
15. Der große Jochen	217
16. Der Wiedehopf	221
17. Rotkehlchen und Kohlmeischen	222
18. Die Seekönigin	225
19. Der Baurendom	231
20. Wo piepen de Müse!	247

Einleitung des Herausgebers.

Das Programm der Heidelberger Romantik, wie es in der von den jüngeren Romantikern begründeten „Zeitung für Einsiedler" ausgesprochen wurde: „das schöne Einzelne, was in Deutschland zerstreut wirkt, zu einer allgemeinen Mitteilung zu bringen", verstand unter diesem Schönem ganz besonders „die Liebe zur alten Zeit, das Bemühen, alles Lebendige daher noch zu sammeln und aufzubewahren". Die Hebung der versunkenen Schätze deutscher Volkslieder, Sagen und Märchen ist eine der großen und leuchtenden Taten der für deutsches Volkstum begeisterten jüngeren Romantik, und ihre liebevolle Schatzgräberarbeit förderte edelstes Gut deutscher Volksdichtung ans Licht. „Des Knaben Wunderhorn" von Arnim und Brentano, die „Deutschen Sagen" und die „Kinder- und Hausmärchen" der Brüder Grimm, die „Teutschen Volksbücher" von Görres bezeichnen einen neuen Frühling und eine wahre Auferstehung in deutschen Landen. Vor allem hat es der Zauber des Märchens den jüngeren Romantikern angetan. Höchster, heiligster Begriff der Dichtung wird ihnen das Märchen. Novalis hatte schon früher diesem Gedanken die schönste Formulierung gegeben: „Das Märchen ist gleichsam der Kanon der Poesie, alles Poetische muß märchenhaft sein." Zaubern soll der wahre Dichter, nicht idealisieren. „Die Welt des Märchens ist die der Welt der Wahrheit durchaus entgegengesetzte und eben darum ihr so durchaus ähnlich, wie das Chaos der vollendeten Schöpfung ähnlich ist. In der künftigen Welt ist alles wie in der ehemaligen und doch durchaus anders; die künftige Welt ist das vernünftige Chaos, das Chaos, das sich selbst durchdrang, das in sich und außer sich ist. Das echte Märchen muß zugleich prophetische Darstellung, idealische Darstellung, absolut notwendige Darstellung sein. Der echte Märchendichter ist ein Seher der Zukunft."

Der Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts hatte in all seiner Plattheit den kindlichen Geist der Volksmärchen ver-

achtet und verspottet; jetzt erfolgt die Wiedergeburt dieser lieblichsten Dichtungen. Nirgends ist Schöneres und Treffenderes über das Wesen des Märchens gesagt worden als in der Vorrede zum ersten Bande der „Kinder- und Hausmärchen", die Wilhelm Grimm geschrieben hat: „Innerlich geht durch diese Dichtungen dieselbe Reinheit, um derentwillen uns Kinder so wunderbar und selig erscheinen; sie haben gleichsam dieselben bläulich-weißen, makellosen, glänzenden Augen (in die sich die kleinen Kinder selbst so gern greifen), die nicht mehr wachsen können, während die anderen Glieder noch zart, schwach und zum Dienst der Erde ungeschickt sind. So einfach sind die meisten Situationen, daß viele sie wohl im Leben gefunden, aber wie alle wahrhaftigen immer wieder neu und ergreifend. Die Eltern haben kein Brot mehr und müssen ihre Kinder in dieser Not verstoßen, oder eine harte Stiefmutter läßt sie leiden und möchte sie gar zugrunde gehen lassen ... Dann sind Geschwister in des Waldes Einsamkeit verlassen, der Wind erschreckt sie, Furcht vor den wilden Tieren, aber sie stehen sich in allen Treuen bei, das Brüderchen weiß den Weg nach Haus wieder zu finden, oder das Schwesterchen, wenn Zauberei es verwandelt, leitet es als Rehkälbchen und sucht ihm Kräuter und Moos zum Lager; oder es sitzt schweigend und näht ein Hemd aus Sternblumen, das den Zauber vernichtet. Der ganze Umkreis dieser Welt ist bestimmt abgeschlossen; Könige, Prinzen, treue Diener und ehrliche Handwerker, vor allen Fischer, Müller, Köhler und Hirten, die der Natur am nächsten geblieben, erscheinen darin; das andere ist ihr fremd und unbekannt. Auch, wie in den Mythen, die von der goldenen Zeit reden, ist die ganze Natur belebt, Sonne, Mond und Sterne sind zugänglich, geben Geschenke oder lassen sich wohl gar in Kleider weben, in den Bergen arbeiten die Zwerge nach dem Metall, in dem Wasser schlafen die Nixen, die Vögel (Tauben sind die geliebtesten und hilfreichsten), Pflanzen, Steine reden und wissen ihr Mitgefühl auszudrücken, das Blut selber ruft und spricht, und so übt diese Poesie schon Rechte, wonach die spätere nur in Gleichnissen strebt. Diese unschuldige Vertraulichkeit des Größten und Kleinsten hat eine unbeschreibliche Lieblichkeit in sich, und wir möchten lieber dem Gespräch der Sterne mit einem armen verlassenen Kind im Wald, als dem Klang der Sphären zuhören."

Diese Sätze geben eine klare Charakteristik vom Wesen des deutschen Volksmärchens; in der Sammlung der Brüder Grimm blüht und webt diese Märchenwelt. An dieser Formulierung und an den Grimmschen Märchen besitzen wir ein untrügliches

Mittel, lauteres Märchengold und unechte Ware zu scheiden. Legen wir diesen Maßstab an die „Märchen und Jugenderinnerungen" von Ernst Moritz Arndt, so werden wir Wollen und Gelingen durchaus nicht immer in Einklang finden. Freilich faßt Arndt den Begriff des Märchens anders, als ihn die Romantiker verstanden: ihm ist ein Märchen schlechthin jede Erzählung, die übernatürliche Elemente in sich trägt, und seine Sammlung bringt neben wirklichen Märchen in buntem Wechsel auch Legenden, Fabeln und Sagen, nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus Schweden und Schottland.

„Diese Märchen sind größtenteils in frühester Jugend aus dem lebendigen Munde älterer Menschen von mir gewonnen und erlebt und dann durch ein gutes volles Menschenalter wieder weitererzählt worden", d. h. Arndt will Volksmärchen erzählen und nicht etwa ein Dichter von Kunstmärchen sein, wie sie die Romantiker ja auch geschaffen haben. Daß ihm das Vorbild der Brüder Grimm ein äußerer Anlaß war, aus Heimat- und Jugenderinnerungen ein „Bündelchen Gedankenspiele" zu binden, beweist die Entstehungszeit: sind die Märchen und Sagen der Brüder Grimm in den Jahren 1812 bis 1816 erschienen, so folgt Arndts erster Märchenband 1818.

Arndts Bekanntschaft mit den pommerschen Sagen und Volksmärchen reicht in seine frühen Kinderjahre zurück, da die Mutter die „jungen flatternden Geister durch Erzählungen und Märchen lebendig machte, die sie mit großer Anmut vorzutragen verstand". Auf der Kuhweide erzählt ihm eine hübsche Dirne von fünfzehn Jahren Volksmärchen, und die Knechte des Vaters tragen der hungrigen Phantasie des Knaben reichliche Nahrung aus dem Bestand der heimischen Überlieferung zu. Im zwölften Lebensjahre wirft dem entzückten Knaben ein Zufall in einem Bauernhaus das Volksbuch von der Schönen Magelone in die Hand, das „eine Umwälzung in seinem Leben" bewirkt. Er liest es wieder und wieder, bis er jedes Wort darin auswendig weiß: „Genug, dies Büchlein warf ein brennendes Feuer in mein Herz und ward für mich und für das Haus eine Weltbegebenheit." Die natürliche Nachahmungslust der Kinder führt die Gespielen dazu, die „allerromantischesten und abenteuerlichsten Geschichten" zu erfinden; „im Bette, und zwar in einem dunkeln Kämmerlein, ward Erzählung getrieben ... Ich für meinen Teil hatte mir einen fabelhaften Goldadler, den ich mit Mandeln und Rosinen und Feigen und Pomeranzen fütterte, vor einen lustigen Wagen gespannt, und er hat mich zu Magneteinseln und in Diamantgruben, in die Höhlen von Riesen und

Zauberern und in die goldenen Paläste der Unterirdischen, ja durch die Mongolenwüste Kobi bis unter die gefährlichen Flügel des Vogels Rock getragen". Arndts Ruf als Märchenerzähler stammt bereits aus jenen Kindertagen; aber noch nach Jahren muß der Dichter, wenn er im Kreise kinderbegabter Familien erscheint, seinen Goldadler satteln und anschirren. Aus solchen Kindheitserinnerungen, dazu aus der Kenntnis heimischer und fremder Sagen und schließlich aus dem Quell seiner schöpferischen Phantasie strömt Arndt die Fülle seiner „Märchen und Jugenderinnerungen" zu.

Die Vorrede zur ersten Ausgabe unterrichtet uns des Näheren über die Entstehung des ersten Märchenbandes: Arndts Bücher waren auf einem Transport von der Ostsee zum Zuidersee im Jahre 1817 „größtenteils im Wasser ersoffen", oder, wie er in einem Briefe mitteilt, zu zwei Dritteln „durch des Schiffers Ruchlosigkeit mit Seewasser benetzt und so gründlich verdorben angekommen, daß ich sie als Moder zu anderm Mist habe werfen müssen: ein Verlust von zweitausend Reichstalern. Siehe, das alles läßt sich so leicht nicht verwinden noch wieder einholen". So versucht er denn, um Kummer und Verdruß zu trösten, ob er sich „die Welt und ihre Dinge noch in das leichte Spiel verwandeln könnte, was sie sind und immer sein sollten: und so habe ich diese leichten Träume und Kinderspiele der Jugend zusammengelesen, die teils auf dem Papiere, teils in dem Kopfe lange fertig lagen". Mit sechs Kupfern geschmückt erschien 1818 der Märchenband im Verlage des Freundes Georg Reimer zu Berlin, der treuen Schwester Dorothea — Gottsgab, wie Arndts deutschtümelnde Art den Namen umformt — gewidmet.

Doch war damit der Quell der Jugenderinnerungen noch lange nicht versiegt, und Arndt lockte die Lust am leichten Fabulieren, einen weiteren Band folgen zu lassen. Im November 1820 war er wieder an der Arbeit: „Ich habe nämlich dieser Tage angefangen, plattteutsche und hochteutsche Märchen zu ordnen, die teils schon ausgearbeitet lagen, teils nur im Umriß hingeworfen waren, und nun könnte auf diese Weise gegen Weihnachten wirklich ein zweites Bändchen Märchen zum Drucke fertig sein; und es frägt sich nur, ob Du es der Mühe wert findest, überhaupt dem ersten Bande einen zweiten folgen zu lassen; worüber Du mir gelegentlich Bescheid gibst." Die Antwort Reimers lautete abschlägig, „weil die ersten schlecht gingen". Lange Jahre blieb nunmehr das Manuskript liegen, bis im Sommer 1842 Georg Ernst Reimer, der nach dem Tode des Vaters den Verlag leitete, eine neue Ausgabe des ersten Märchenbandes anregte.

Da nimmt Arndt den alten Plan wieder auf und bietet Reimer auch die zweite „Rolle Märchen" an, die er vor fünfundzwanzig und zwanzig Jahren aufgeschrieben habe. So erscheint denn der erste Band in zweiter Ausgabe, von einer neuen, im August 1842 geschriebenen Vorrede eingeleitet und um das Märchen „Wo pipen de Müse" vermehrt. Das folgende Jahr 1843 bringt den gleichfalls mit sechs Kupfern versehenen und durch eine schrullige philologische Einleitung eingeführten zweiten Band, der Adelheid Sethe, der Schwester Georg Reimers, von dem „Alten, der nicht lange mehr irdische Märchen erzählen wird, in alter Freundlichkeit" zugeeignet ist. Sicher enthält auch er nur Märchen von Ernst Moritz Arndt; denn wenn auch der Dichter im Christmond 1820 und wiederum im Januar 1821 die Schwester Dorothea „um eine kleine Beisteuer zu diesen Märchen" gebeten hat, so scheint doch mit der Preisgabe des Planes nach Reimers Ablehnung auch dieser Wunsch des Dichters seine Erledigung gefunden zu haben.

Arndt selbst sah mit Freude und Wohlgefallen auf seine Märchensammlung. Als er das Manuskript im Frühjahr 1843 an Reimer sendet, wird der Mann, dem alle Unbescheidenheit zeitlebens ferne lag, zum Lobredner seines Werkes: „Wenn ich mich selbst nicht täusche, so sind einige Geschichten sehr frisch und gut erzählt, namentlich: Friedrich Arndt und Polluce, Kringelkranz de Wide, De Prester und de Düwel, Witt Düweken, Dom, bist du da? Ridder Unvörzagt, Der starke Hans, Der Rabenstein. Doch werden Der starke Hans, Dom, Aschenbrödel und Witt Düweken vermutlich die besten bleiben." Und an anderer Stelle schreibt er gleichfalls über die Märchen des zweiten Bandes: „Ich habe diese zum Teil wieder durchgelaufen und finde, daß manche gewiß ebensogut sind, als die besten der gedruckten wegen ihrer Natürlichkeit und Herzigkeit, indem der größere Teil derselben sogar in dem vorpommerschen schönen Plattdeutsch verfaßt ist." Höhere Bedeutung als diese Freude des Dichters am eigenen Werke beansprucht das Zeugnis, das der feinsinnigste und geistvollste Beurteiler des Dichters Arndt den „Märchen und Jugenderinnerungen" ausgestellt hat. Rudolf Haym hat in seinem schönen Aufsatz über Ernst Moritz Arndt gerade diese Dichtungen schier überschwenglich gerühmt. „Der ganze Zauber des Kindheitsalters ist über diesen Aufzeichnungen des späteren Mannesalters ausgegossen. Die Blüte jenes Märchen- und Geschichtentreibens seiner Knabenzeit sind sie poetischer als das meiste, was Arndt sonst gedichtet hat. Die köstliche Einfalt des Fabulisten, dem doch überall der Schalk im Nacken sitzt, das un-

getrübte Behagen an dem Gaukelspiel der Phantasie, hinter dem doch der hellste Verstand durchblickt, dieses eigentümliche Gemisch von Ernst und Laune macht das Buch ebenso zur erwünschtesten Lektüre für den Knaben wie für den Erwachsenen. — So aber ist es, weil noch in dem Manne Kindeseinfalt und Kindesgemüt wohnte."

Es ist doch schwer ersichtlich, was Haym zu diesem allzu freundlichen Urteil geführt hat. Denn wenn sich unter den Märchen fraglos manches schöne und volkstümlich erzählte Stück findet, und wenn es auch gewiß ist, daß in unserem Dichter „Kindeseinfalt und Kindesgemüt" wohnte, so hat er doch — wie ja auch bei vielen seiner Kinderlieder — den kindlichen Ton des Märchens gar nicht getroffen. Nur ein Teil dieser Märchen eignet sich für die Kleinen; allzuviel wird Kindern ganz unverständlich bleiben. Maniriert deutschtümelnde Sprechweise stört häufig genug und nötigt den Erzähler, in recht unmärchenhaften Anmerkungen gesuchte Wörter und Wendungen zu erklären. Das Bemühen um Schlichtheit der Sprache wirkt oft allzu absichtlich und darum gerade sehr unkindlich; auch finden sich Stellen, die für Kindergemüter doch sehr bedenklich sind, und im Gegensatz dazu wieder moralisierende Betrachtungen, die so wenigstens dem Volksmärchen fremd sind. Man lese etwa den Schluß von „Rotkehlchen und Kohlmeischen" oder von „Paiwai und Paiwuzzo": „Gott aber hat diesen Sohn des Webers zum Kaiser gemacht, damit er den Menschen zuweilen durch große Zeichen zeige, daß Tugend besser ist als Geburt, und daß er die Kleinen groß und die Großen klein machen kann, wenn es ihm gefällt." Dabei ist Arndt sehr bemüht, den Ton des mündlichen Vortrags festzuhalten. Wie mit Händen packt dieser Märchenerzähler den Zuhörer durch die persönliche Anrede: „Nun will ich dir sagen", „du hast wohl von der Sage gehört", „Weet ji woll, wo dat herkümmt", und gern greift er persönlich ein: „Nun will ich ein paar Geschichten erzählen, die unser alter Statthalter Hinrich Bierk mir in meinen Knabenjahren oft erzählt hat." Das gibt den Geschichten bisweilen eine frische und volkstümliche Färbung; die „eigene und lebendige Darstellung" haben denn auch die Brüder Grimm an den „Märchen und Jugenderinnerungen" (1. Teil) hervorgehoben. Echte Sagen- und Märchenstimmung kommt so wohl auf und führt den Leser in das alte liebe Märchenland, in dem es wundersam webt und geistert: in der Walpurgisnacht zieht der Rattenkönig groß wie ein Mastochs mit lärmendem Gefolge in scheußlicher wilder Jagd durch den Tann; in der Johannisnacht aber erklingt eine Glocke aus der Tiefe des Sees.

Auch der Humor kommt in einigen plattdeutschen Stücken zu seinem Rechte; so in der köstlichen Geschichte „De Köninge van den Deerden“ und in der Schnurre „De Preſter un de Düwel“, in der ein schlauer Pfarrherr sich von dem dummen Teufel Kirchen und Dämme bauen läßt und ihn um den Lohn betrügt. Von ausgezeichneter Wirkung ist, wie die Knechte des väterlichen Hauses als Märchenerzähler eingeführt werden: der redselige Jochen Eigen und der nachdenkliche, fromme Johann Geese. Volksaberglaube und Spuk regen ihre dunklen Schwingen; Schiffermärchen und Gespenstergeschichten werden lebendig. Flüche unglücklicher Mütter gehen in Erfüllung und verzaubern liebliche Kinder und schöne Prinzessinnen; die böse Stiefmutter treibt auch in diesen Märchen ihr unheimliches und häßliches Spiel. Das schönste Königskind sitzt im tiefen Berg und wartet auf Erlösung; der Tölpel aber, einfältigen, doch reinen Sinnes, dieses Lieblingskind des deutschen Märchens, gelangt auch hier zu Gold und Glück, zur Königskrone und zur schönsten Prinzessin.

Heimweh nach dem Jugendland und Heimweh nach den Stätten seiner Kindheit klingt aus Arndts „Märchen und Jugenderinnerungen“. Jakob Grimms Vorrede zu den „Deutschen Sagen“ erzählt, daß dem Menschen von Heimats wegen ein guter Engel beigegeben werde, wenn er ins Leben ausziehe, unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwandernden. Dieser gute Reisebegleiter und Weggenosse hat dem rüstigen Wandersmann Arndt im Leben nicht gefehlt: denn „diese wohltätige Begleitung ist das unerschöpfliche Gut der Märchen, Sagen und Geschichte“.

August Leffson.

Märchen und Jugenderinnerungen

Erſter Teil

1. Geschichte von den sieben bunten Mäusen.

Vor langer, langer Zeit wohnte in Pudmin*) ein Bauer, der hatte eine schöne und fromme Frau, die fleißig betete und alle Sonntage und Festtage zur Kirche ging, auch den Armen, die vor ihre Türe kamen, gern gab. Es war überhaupt eine freundliche und mitleidige Seele und im ganzen Dorfe und Kirchspiele von allen Leuten geliebt. Nie hat man ein hartes Wort von ihr gehört, noch ist ein Fluch und Schwur oder andere Ungebühr je aus ihrem Munde gegangen. Diese Frau hatte sieben Kinder, lauter kleine Dirnen, von welchen die älteste zwölf und die jüngste zwei Jahr alt war: hübsche, lustige Dingelchen. Diese gingen alle übereins gekleidet, mit bunten Röckchen und bunten Schürzen und roten Mützchen; Schuhe aber und Strümpfe hatten sie nicht an, denn das hätte zuviel gekostet, sondern gingen barfuß. Die Mutter hielt sie nett und reinlich, wusch und kämmte sie morgens früh und abends spät, wann sie aufstanden und zu Bett gingen, lehrte sie lesen und singen und erzog sie in aller Freundlichkeit und Gottesfurcht. Wann sie auf dem Felde was zu tun hatte oder weit ausgehen mußte, stellte sie die älteste, welche Barbara hieß, über die andern; diese mußte auf sie sehen, ihnen was erzählen, auch wohl etwas vorlesen. Nun begab es sich einmal, daß ein hoher Festtag war — ich glaube, es war der Karfreitag — da ging die Bauerfrau mit ihrem Manne zur Kirche und sagte den Kindern, sie sollten hübsch artig sein; der Barbara aber und den nächst älteren gab sie ein paar Lieder auf aus dem Gesangbuche, die sie auswendig lernen sollten. So ging sie weg. Barbara und die andern Kinder waren anfangs auch recht artig; die älteren nahmen die Bücher und lasen, und die kleinsten saßen still auf dem Boden und spielten. Als sie so saßen, da erblickte das eine Kind etwas hinter dem Ofen und rief: „O seht! seht! was ist das für ein schöner und weißer Beutel!“ Es war aber ein Beutel mit Nüssen und Äpfeln, den die Mutter des Morgens da hingehängt hatte, und den sie des Nachmittags einem ihrer

*) Ein Dorf auf Rügen im Swantower Kirchspiele.

kleinen Paten bringen wollte. Die meisten Kinder sprangen nun alsbald auf und guckten danach, und auch Barbara, die älteste, stand auf und guckte mit. Und die Kinder flüsterten und sprachen dies und das über den schönen Beutel und was wohl darin sein möchte. Und es gelüstete sie so sehr, es zu wissen, und da riß eines den Beutel von dem Nagel, und Barbara öffnete die Schnur, womit er zugebunden war, und es fielen Äpfel und Nüsse heraus. Und als die Kinder die Äpfel und Nüsse auf dem Boden hinrollen sahen, vergaßen sie alles, und daß es Festtag war, und was die Mutter ihnen befohlen und aufgegeben hatte; sie setzten sich hin und schmausten Äpfel und knackten Nüsse und aßen alles rein auf. Als nun Vater und Mutter um den Mittag aus der Kirche zu Hause kamen, sah die Mutter die Nußschalen auf dem Boden liegen, und sie schaute nach dem Beutel und fand ihn nicht. Da erzürnte sie sich und ward böse zum ersten Male in ihrem Leben und schalt die Kinder sehr und rief: „Der Blitz! Ich wollte, daß ihr Mausemärten*) alle zu Mäusen würdet!" Der Schwur war aber eine große Sünde, besonders weil es ein so heiliger und hoher Festtag war; sonst hätte Gott es der Bäuerin wohl vergeben, weil sie doch so fromm und gottesfürchtig war. Kaum hatte die Frau das schlimme Wort aus ihrem Munde gehen lassen, so waren alle die sieben niedlichen Kinderchen weg, als hätte sie ein Wind weggeblasen, und sieben bunte Mäuse liefen in der Stube herum mit roten Köpfchen, wie die Röcke und Mützen der Kinder gewesen waren. Und Vater und Mutter erschraken so sehr, daß sie hätten zu Stein werden mögen. Da kam der Knecht herein und öffnete die Türe, und die sieben bunten Mäuse liefen alle zugleich hinaus und über die Flur auf den Hof hin; sie liefen aber sehr geschwind. Und als die Frau das sah, konnte sie sich nicht halten, denn es war ihr im Herzen, als wären die Mäuse ihre Kinder gewesen; und sie stürzte sich aus der Türe hinaus und mußte den Mäusen nachlaufen.

Die sieben bunten Mäuse aber liefen den Weg entlang aus dem Dorfe heraus, immer sporenstreichs; und so liefen sie über das Pudminer Feld und das Günzer Feld und das Schoritzer Feld und durch die Krewe**) und die Dumsewitzer Koppel. Und die Mutter lief ihnen außer Atem nach und konnte weder schreien noch weinen und wußte nicht mehr, was sie tat. So liefen die Mäuse über das Dumsewitzer Feld hin und in einen kleinen Busch hinein, wo einige hohe Eichen standen und in der Mitte ein spiegelheller Teich war. Und der Busch steht noch da mit seinen Eichen

*) Mausmarten: ein kleiner Dieb, Mauser. — **) Ein kleiner Wald.

und heißt der Mäuſewinkel. Und als ſie in den Buſch kamen und an den Teich im Buſche, da ſtanden ſie alle ſieben ſtill und guckten ſich um, und die Bauerfrau ſtand dicht bei ihnen. Es war aber, als wenn ſie ihr Adje ſagen wollten. Denn als ſie die Frau ſo ein Weilchen angeguckt hatten, plumy! und alle ſieben ſprangen zugleich ins Waſſer und ſchwammen nicht, ſondern gingen gleich unter in der Tiefe. Es war aber der helle Mittag, als dies geſchah. Und die Mutter blieb ſtehen, wo ſie ſtand, und rührte keine Hand und keinen Fuß mehr, ſie war auch kein Menſch mehr. Sie ward ſtracks zu einem Stein, und der Stein liegt noch da, wo ſie ſtand und die Mäuslein verſchwinden ſah; und das iſt dieſer große runde Stein, an welchem wir ſitzen. Und nun höre mal, was nach dieſem geſchehen iſt und noch alle Nacht geſchieht! Glocke zwölf, wann alles ſchläft und ſtill iſt und die Geiſter rundwandeln, da kommen die ſieben bunten Mäuſe aus dem Waſſer heraus und tanzen eine ganze ausgeſchlagene Stunde, bis es eins ſchlägt, um den Stein herum. Und ſie ſagen, dann klingt der Stein, als wenn er ſprechen könnte. Und das iſt die einzige Zeit, wo die Kinder und die Mutter ſich verſtehen können und voneinander wiſſen; die übrige Zeit ſind ſie wie tot. Dann ſingen die Mäuſe einen Geſang, den ich dir ſagen will, und der bedeutet ihre Veränderung, oder daß ſie wieder in Menſchen verwandelt werden können. Und dies iſt der Geſang*):

Herut! herut!
Du junge Brut!
Din Brüdegam ſchall kamen;
Se hebben di
Doch gar to früh
Din junges Leben namen.

Sitt de recht up'n Steen,
Watt he Fleſch un Been,
Und wi gan mit dem Kranze:
Säven Junggeſell'n
Uns führen ſchäl'n
Juchhe! to'm Hochtidsdanze.

Und nun will ich dir ſagen von dem Geſange, was er bedeutet. Die Mäuſe tanzen nun wohl ſchon tauſend Jahre und länger um den Stein, wann es die Mitternacht iſt, und der Stein liegt ebenſo lange. Es geht aber die Sage, daß ſie einmal wieder

*) Die Erzählung war im ehrlichen Plattdeutſch.

verwandelt werden sollen, und das kann durch Gottes Gnade nur auf folgende Weise geschehen:

Es muß eine Frau sein gerade so alt, als die Bäuerin war, da sie aus der Kirche kam, und diese muß sieben Söhne haben gerade so alt, als die sieben kleinen Mädchen waren. Sind sie eine Minute älter oder jünger, so geht es nicht mehr. Diese Frau muß an einem Karfreitage gerade um die Mittagszeit, als die Frau zu Stein ward, mit ihren sieben Söhnen in den Busch kommen und sich auf den Stein setzen. Und wenn sie sich auf den Stein setzt, so wird der Stein lebendig und wird wieder in einen Menschen verwandelt, und dann steht die Bauerfrau wieder da, leibhaftig und in ebenden Kleidern, die sie getragen, als sie den Mäusen nachgelaufen zu diesem Mausewinkel. Und die sieben bunten Mäuse werden wieder zu sieben kleinen Mädchen in bunten Röcken und mit roten Mützen auf dem Kopf. Und jedes kleine Mädchen geht zu dem kleinen Knaben hin, der sein Alter hat, und sie werden Braut und Bräutigam. Und wann sie groß werden, so halten sie Hochzeit an einem Tage und tanzen ihre Kränze ab. Und es sollen die schönsten Jungfrauen werden auf der ganzen Insel, sagen die Leute, und auch die glücklichsten und reichsten, denn alle diese Güter und Höfe hier umher sollen ihnen gehören. Aber ach, du lieber Gott! wann werden sie verwandelt werden?

2. Prinzessin Svanvithe.

Du hast wohl von der Sage gehört, daß hier bei Garz*), wo jetzt der Wall über dem See ist, vor vielen tausend Jahren ein großes und schönes Heidenschloß gewesen ist mit herrlichen Häusern und Kirchen, worin sie ihre Götzen gehabt und angebetet haben. Dieses Schloß haben vor langer, langer Zeit die Christen eingenommen, alle Heiden totgeschlagen und ihre Kirchen umgeworfen und die Götzen, die darin standen, mit Feuer verbrannt; und nun ist nichts mehr übrig von all der großen Herrlichkeit als der alte Wall und einige Leuschen**), welche die Leute sich erzählen, besonders von dem Mann mit Helm und Panzer angetan, der auf dem weißen Schimmel oft über die Stadt und den See hinreitet. Einige, die ihn nächtlich gesehen haben, erzählen, es sei der alte König des Schlosses, und er habe eine güldene Krone auf. Das ist aber alles nichts. Daß es aber um Weihnachten und Johannis in der Nacht aus dem See klingt, als wenn Glocken in den Kirchen

*) Kleines Städtchen auf Rügen. **) Hübsches Wort für Märchen.

geläutet werden, das ist wahr, und viele Leute haben es gehört, und auch mein Vater. Das ist eine Kirche, die in den See versunken ist, andere sagen, es ist der alte Götzentempel. Das glaub' ich aber nicht; denn was sollten die Heiden an christlichen Festtagen läuten? Aber das Klingen und Läuten im See ist dir gar nichts gegen das, was im Wall vorgeht, und davon will ich dir eine Geschichte erzählen. Da sitzt eine wunderschöne Prinzessin mit zu Felde geschlagenen Haaren und weinenden Augen und wartet auf den, der sie erlösen soll; und dies ist eine sehr traurige Geschichte.

In jener alten Zeit, als das Garzer Heidenschloß von den Christen belagert ward und die drinnen in großen Nöten waren, weil sie sehr gedrängt wurden, als schon manche Türme niedergeworfen waren und sie auch nicht recht mehr zu leben hatten und die armen Leute in der Stadt hin und wieder schon vor Hunger starben, da war drinnen ein alter, eisgrauer Mann, der Vater des Königs, der auf Rügen regierte. Dieser alte Mann war so alt, daß er nicht recht mehr hören und sehen konnte; aber es war doch seine Lust, unter dem Golde und unter den Edelsteinen und Diamanten zu kramen, welche er und seine Vorfahren im Reiche gesammelt hatten, und welche tief unter der Erde in einem schönen, aus eitel Marmelsteinen und Kristallen gebauten Saale verwahrt wurden. Davon waren dort ganz große Haufen aufgeschüttet, viel größere als die Roggen- und Gerstenhaufen, die auf deines Vaters Kornboden aufgeschüttet sind. Als nun das Schloß zu Garz von den Christen in der Belagerung so geängstet ward und viele der tapfersten Männer und auch der König, des alten Mannes Sohn, in dem Streite auf den Wällen und vor den Toren der Stadt erschlagen waren, da wich der Alte nicht mehr aus der marmornen Kammer, sondern lag Tag und Nacht darin und hatte die Türen und Treppen, die dahin führten, dicht vermauern lassen; er aber wußte noch einen kleinen heimlichen Gang, der unter der Erde weglief, viele hundert Stufen tiefer als das Schloß, und jenseits des Sees einen Ausgang hatte, den kein Mensch wußte als er, und wo er hinausschlüpfen und sich draußen bei den Menschen Speise und Trank kaufen konnte. Als nun das Schloß von den Christen erobert und zerstört ward und die Männer und Frauen im Schlosse getötet und alle Häuser und Kirchen verbrannt wurden, daß kein Stein auf dem andern blieb, da fielen die Türme und Mauern übereinander, und die Türe der Goldkammer ward gar verschüttet; auch blieb kein Mensch lebendig, der wußte, wo der tote König seine Schätze gehabt hatte. Der alte König aber saß drunten bei seinen Haufen Goldes und hatte seinen heimlichen Gang offen und

hat noch viele hundert Jahre gelebt, nachdem das Schloß zerstört war; denn sie sagen, die Menschen, welche sich zu sehr an Silber und Gold hängen, können vom Leben nicht erlöst werden und sterben nicht, wenn sie Gott auch noch so sehr um den Tod bitten. So lebte der alte, eisgraue Mann noch viele, viele Jahre und mußte sein Gold bewachen, bis er ganz dürr und trocken ward wie ein Totengerippe. Da ist er denn gestorben und auch zur Strafe verwandelt worden und muß nun als ein schwarzer magerer Hund unter den Goldhaufen liegen und sie bewachen, wenn einer kommt und den Schatz holen will. Des Nachts aber zwischen zwölf und ein Uhr, wann die Gespensterstunde ist, muß er noch immer rundgehen als ein altes graues Männlein mit einer schwarzen Pudelmütze auf dem Kopf und einem weißen Stock in der Hand. So haben die Leute ihn oft gesehen im Garzer Holze am Wege nach Poseritz; auch geht er zuweilen um den Kirchhof herum. Denn da sollen vor alters Heidengräber gewesen sein, und die Heiden haben immer viel Silber und Gold mit sich in die Erde genommen. Das will er holen, darum schleicht er dort, kann es aber nicht kriegen, denn er darf die geweihte Erde nicht berühren. Das ist aber seine Strafe, daß er so rundlaufen muß, wann andere Leute in den Betten und Gräbern schlafen, weil er so geizig gewesen ist.

Nun begab es sich lange nach diesen Tagen, daß in Bergen ein König von Rügen wohnte, der hatte eine wunderschöne Tochter, die hieß Svanvithe; und sie war die schönste Prinzessin weit und breit, und es kamen Könige und Fürsten und Prinzen aus allen Landen, die um die schöne Prinzessin warben. Und der König, ihr Herr Vater, wußte sich kaum zu lassen vor allen den Freiern und hatte zuletzt nicht Häuser genug, daß er die Fremden beherbergte, noch Ställe, wohin sie und ihre Knappen und Staller ihre Pferde zögen; auch gebrach es fast an Hafer im Lande und Raum für alle die Kutscher und Diener, die mit ihnen kamen, und war Rügen so voll von Menschen, als es nie gewesen seit jenen Tagen. Und der König wäre froh gewesen, wenn die Prinzessin sich einen Mann genommen hätte und die übrigen Freier weggereist wären. Das läßt sich aber bei den Königen nicht so leicht machen als bei andern Leuten, und muß da alles mit vieler Zierlichkeit und Langsamkeit hergehen. Die Prinzessin, nachdem sie wohl ein ganzes halbes Jahr in ihrer einsamen Kammer geblieben war und keinen Menschen gesehen, auch kein Sterbenswort gesagt hatte, fand endlich einen Prinzen, der ihr wohlgefiel, und den sie gern zum Mann haben wollte, und der Prinz gefiel auch dem alten Könige, daß er ihn gern als Eidam wollte. Und sie hatten einander Ringe geschenkt, und war große Freude im ganzen Lande, daß die schöne

Svanvithe Hochzeit halten ſollte, und hatten alle Schneider und Schuſter die Fülle zu tun, die ſchönen Kleider und Schuhe zu machen, die zur Hochzeit getragen werden ſollten. Der verlobte Prinz aber und Svanvithens Bräutigam hieß Herr Peter von Dänemarken und war ein über die Maßen feiner und ſtattlicher Mann, daß ſeinesgleichen wenige geſehen wurden.

Da, als alles in lieblicher Hoffnung und Liebe grünete und blühete und die ganze Inſel in Freuden ſtand und nur noch ein paar Tage bis zur Hochzeit waren, kam der Teufel und ſäete ſein Unkraut aus, und die Luſt ward in Traurigkeit verwandelt. Es war nämlich allda an des Königs Hofe auch ein Prinz aus Polen, ein hinterliſtiger und ſchlechter Herr, ſonſt ſchön und ritterlich an Geſtalt und Gebärde. Dieſer hatte manches Jahr um die Prinzeſſin gefreit und ſie geplagt Tag und Nacht; ſie hatte aber immer nein geſagt, denn ſie mochte ihn nicht leiden. Als dieſer polniſche Prinz nun ſah, daß es wirklich eine Hochzeit werden ſollte, und daß Herr Peter von Dänemarken zum Treuliebſten der ſchönen Svanvithe erkoren war, ſann er in ſeinem böſen Herzen auf arge Tücke und wußte es durch ſeine Künſte ſo zu ſtellen, daß der König und alle Menſchen glaubten, Svanvithe ſei keine züchtige Prinzeſſin und habe manche Nächte bei dem polniſchen Prinzen geſchlafen. Das glaubte auch Herr Peter und reiſte plötzlich weg; und der polniſche Prinz war zuerſt weggereiſt, und alle Könige und Prinzen reiſten weg. Und das Schloß des Königs in Bergen ſtand wüſt und leer da, und alle Freude war mit weggezogen und alle Geiger und Pfeifer und alles Saitenſpiel, die ſich auf Turniere und Feſte gerüſtet hatten. Und die Schande der armen Prinzeſſin klang über das ganze Land; ja in Schweden und Dänemark und Polen hörten ſie es, wie die Hochzeit ſich zerſchlagen hatte. Sie aber war gewiß unſchuldig und rein wie ein Kind, das aus Mutterleibe kommt, und war es nichts als die greuliche Bosheit des verruchten polniſchen Prinzen, den ſie als Freier verſchmäht hatte.

So ging es der armen Svanvithe, und der König, ihr Vater, war einige Tage nach dieſen Geſchichten wie von Sinnen und wußte nicht von ſich, und ihm war ſo zumute, daß er ſich hätte ein Leid antun können von wegen ſeiner Tochter und von wegen des Schimpfes, den ſie auf das ganze königliche Haus gebracht hatte. Und als er ſich beſann und wieder zu ſich kam und die ganze Schande bedachte, worein er geraten war durch ſeine Tochter, da ergrimmte er in ſeinem Herzen, und er ließ die ſchöne Svanvithe holen und ſchlug ſie hart und zerraufte ihr Haar und ſtieß ſie dann von ſich und befahl ſeinen Dienern, daß ſie ſie hinausführten in ein verborgenes Gemach, daß ſeine Augen ſie nimmer wiederſähen.

Darauf ließ er in einen mit dichten Mauern eingeschlossenen und mit dunklen Bäumen beschatteten Garten hinter seinem Schlosse einen düstern Turm bauen, wo weder Sonne noch Mond hineinschien, da sperrte er die Prinzessin ein. Der Turm, den er hatte bauen lassen, war aber fest und dicht und hatte nur ein einziges kleines Loch in der Türe, wodurch ein wenig Licht hineinfiel, und wodurch der Prinzessin die Speise gereicht ward. Es war auch weder Bett noch Tisch oder Bank in dem traurigen Gefängnis; auf harter Erde mußte die liegen, die sonst auf Sammet und Seiden geschlafen hatte, und barfuß mußte die gehen, die sonst in goldenen Schuhen geprangt hatte. Und Svanvithe hätte sterben müssen vor Jammer, wenn sie nicht gewußt hätte, daß sie unschuldig war, und wenn sie nicht zu Gott hätte beten können. Sie aber war ein sehr junges Kind, als sie eingesperrt ward, erst sechzehn Jahre alt, schön wie eine Rose und schlank und weiß wie eine Lilie, und die Menschen, die sie liebhatten, nannten sie nicht anders als des Königs Lilienstängelein. Und dieses süße Lilienstängelein sollte so jämmerlich verwelken in der kalten und einsamen Finsternis.

Und sie hatte wohl drei Jahre so gesessen zwischen den kalten Steinen, und auch der alte König war nicht mehr froh gewesen seit jenem Tage, als der polnische Prinz sie in die große Schande gebracht hatte, sondern sein Kopf war schneeweiß geworden vor Gram wie der Kopf einer Taube; aber vor den Leuten gebärdete er sich stolz und aufgerichtet und tat, als wenn seine Tochter tot und lange begraben wäre. Sie aber saß von der Welt ungewußt in ihrem Elende und tröstete sich allein Gottes und dachte, daß er ihre Unschuld wohl einmal an den Tag bringen würde. Weil sie aber in ihren einsamen Trauerstunden Zeit genug hatte, hin und her zu denken, so fiel ihr die Sache ein von dem Königsschatze unter dem Garzer Walle, die sie in ihrer Kindheit oft gehört hatte, und sie gedachte damit ihre Unschuld, und daß der polnische Prinz sie unter einem falschen Schein schändlich belogen hatte, sonnenklar zu beweisen. Und als darauf ihr Wächter kam und ihr die Speise durch das Loch reichte, sprach sie zu ihm: „Lieber Wächter, gehe zu dem Könige, meinem und deinem Herrn, und sage ihm, daß seine arme einzige Tochter ihn nur noch ein einziges Mal zu sehen und zu sprechen wünscht in ihrem Leben, und daß er ihr diese letzte Gunst nicht versagen mag."

Und der Wächter sagte ja und lief und dachte bei sich: „Wenn der alte König ihre Bitte nur erhört!" Denn es jammerte ihn die arme Prinzessin unaussprechlich, und sie jammerte alle Menschen; denn sie war immer freundlich gewesen gegen jedermann, auch hatten die meisten von Anfang an geglaubt, daß sie fälsch-

h verklagt war, und daß der polnische Prinz einen argen Lügen-
ein auf sie gebracht hatte; denn sie hatte sich immer aller Zucht
d Jungfräulichkeit beflissen vor jedermann.

Und als der Wächter vor den König trat und ihm die Bitte
r Prinzessin anbrachte, da ward der alte Herr sehr zornig und
alt ihn und drohete ihm, ihn selbst in den Turm zu werfen,
nn er den Namen der Prinzessin vor ihm je wieder über seine
ppen laufen lasse. Und der erschrockene Wächter ging weg. Der
önig aber legte sich hin und schlief ein. Da soll er einen wunder-
ren Traum gehabt haben, den kein Mensch zu deuten verstanden
t, und er ist früh erwacht und sehr unruhig gewesen und hat
el an seine Tochter denken müssen, bis er zuletzt befohlen hat,
ß man sie aus dem Turm heraufbrächte und vor ihn führte.

Als Svanvithe nun vor den König trat, war sie bleich und
nger, auch waren ihre Kleider und Schuhe schon abgerissen, und
stand fast nackt und barfuß da und sah einer Bettlertochter ähn-
her als einer Königstochter. Und der alte König ist bei ihrem
nblick blaß geworden vor Jammer wie der Kalk an der Wand,
er sonst hat er sich nichts merken lassen. Und Svanvithe hat
h vor ihm verneigt und also zu ihm gesprochen:

„Mein König und Herr! Ich erscheine nur als eine arme
nderin vor dir, als eine, die an der göttlichen Gnade und an
m Lichte des Himmels kein Recht mehr haben soll. Also hast du
ch von deinem Angesicht verstoßen und von allem Lebendigen
ggesperrt. Ich beteure aber vor dir und vor Gott, daß ich un-
uldig leide, und daß der polnische Prinz aus eitel Tücke und
glist all den schlimmen Schein auf mich gebracht hat. Und nun
t Gott, der sich mein erbarmen will, mir einen Gedanken ins
rz gegeben, wodurch ich meine unbefleckte Jungfrauschaft be-
isen und dich und mich und dein ganzes Reich zu Reichtum und
ren bringen kann. Du weißt, es geht die Sage, unter dem alten
chloßwalle zu Garz, wo unsere heidnischen Ahnen weiland ge-
ohnt haben, liege ein reicher Schatz vergraben. Diese Sage, die
r in meiner Kindheit oft erzählt ist, meldet ferner, dieser Schatz
nne nur von einer Prinzessin gehoben werden, die von jenen
ten Königen herstamme und noch eine reine Jungfrau sei: wenn
mlich diese den Mut habe, in der Johannisnacht zwischen zwölf
d ein Uhr nackt und einsam diesen Wall zu ersteigen und darauf
ckwärts so lange hin und her zu treten, bis es ihr gelinge, die
telle zu treffen, wo die Tore und Treppen verschüttet sind, die
der Schatzkammer hinabführen. Sobald sie diese mit ihren
ßen berühre, werde es sich unter ihr öffnen, und sie werde sanft
runtersinken mitten in das Gold und könne sich von den Herr-

lichkeiten dann ausleſen, was ſie wolle, und bei Sonnenaufgang wieder herausgehen. Was ſie aber nicht tragen könne, werde der alte Geiſt, der den Schatz bewacht, nebſt ſeinen Gehilfen nachtragen. Hierauf habe ich nun meine Hoffnung eines neuen Glückes geſtellt, ob es mir etwa aufblühen wolle; laß mich denn, Herr König, mit Gott dieſe Probe machen. Ich bin ja doch einer Toten gleich, und ob ich hier begraben bin oder dort begraben werde, kann dir einerlei ſein."

Sie hatte die Gebärde, als wolle ſie noch mehr ſagen; aber bei dieſen Worten ſtockte ſie und konnte nicht mehr, ſondern ſchluchzete und weinte bitterlich. Der König aber winkte dem Wächter leiſe zu, der ſie hereingeführt hatte, und alsbald kamen Frauen und Dienerinnen herbei und trugen ſie hinaus von dem Könige weg in ein Seitengemach. Und nicht lange, ſo ward der Wächter wieder zu dem Könige gerufen, und er brachte ihr Speiſe und Trank, daß ſie ſich ſtärkte und erquickte, und zugleich die Botſchaft, daß der König ihr die gebetene mitternächtliche Fahrt erlaube. Bald trugen Dienerinnen ihr ein Bad herein nebſt zierlichen Kleidern, daß ſie ſich bedecken konnte, denn ſie war faſt nackend. Und ſie lebte nun wieder in Freuden, obgleich ſie ganz einſam ſaß und gegen niemand den Mund auftat — auch den Dienern und Dienerinnen war das Sprechen zu ihr verboten, ſie wußten auch nicht, wer ſie war, noch wie ſie in das Schloß gekommen, denn von denen, die ſie kannten, ward niemand zu ihr gelaſſen denn allein der Wächter, der ihr immer die Speiſe gebracht hatte im Turme. Und ihre Schöne fing wieder an aufzublühen, wie blaß und elend ſie auch aus dem Turm gekommen war; und alle, die ſie ſahen, entſetzten ſich über ihre Huld und Lieblichkeit, und ſie deuchte ihnen faſt einem Engel gleich, der vom Himmel in das Schloß gekommen ſei.

Und als vierzig Tage vergangen waren und der Tag vor Johannis da war, da ging ſie zu dem Könige, ihrem Vater, ins Gemach und ſagte ihm Lebewohl. Und der alte Herr neigte noch einmal wieder ſeinen weißen Kopf über ſie und weinte ſehr, und ſie ſank vor ihm hin und umfaßte ſeine Knie und weinte noch mehr. Und darauf ging ſie hinaus und verkleidete ſich ſo, daß niemand ſie für eine Prinzeſſin gehalten hätte, und trat ihre Reiſe an. Die Reiſe war aber nicht weit von Bergen nach Garz, und ſie ging in der Tracht eines Reiterbuben einher. Und in der Nacht, als es vom Garzer Kirchturm zwölf geſchlagen hatte, betrat ſie einſam den Wall, tat ihre Kleider von ſich, alſo daß ſie daſtand, wie Gott ſie erſchaffen hatte, und nahm eine Johannisrute in die Hand, womit ſie hinter ſich ſchlug. Und ſo tappte ſie ſtumm und

rücklings fort, wie es geschehen mußte. Und nicht lange war sie geschritten, so tat sich die Erde unter ihren Füßen auf, und sie fiel sanft hinunter, und es war ihr, als würde sie in einem Traum hinabgewiegt; und sie fiel hinab in ein gar großes und schönes und von tausend Lichtern und Lampen erleuchtetes Gemach, dessen Wände von Marmor und diamantenen Spiegeln blitzten, und dessen Boden ganz mit Gold und Silber und Edelsteinen beschüttet war, daß man kaum darauf gehen konnte. Sie aber sank so weich auf einen Goldhaufen herab, daß es ihr gar nicht weh tat. Und sie besah sich alle die blitzende Herrlichkeit in dem weiten Saale, wo die Schätze und Kostbarkeiten ihrer Ahnherren von vielen Jahrhunderten gesammelt und aufgehängt waren; und da sah sie in der hintersten Ecke in einem goldenen Lehnstuhl das kleine graue Männchen sitzen, das ihr freundlich zunickte, als wolle es mit der Urenkelin sprechen. Sie aber sprach kein Wort zu ihm, sondern winkte ihm nur leise mit der Hand. Und auf ihren Wink hob der Geist sich hinweg und verschwand, und statt seiner kam eine lange Schar prächtig gekleideter Diener und Dienerinnen, welche sich in stummer Ehrfurcht hinter sie stellten, als erwarteten sie, was die Herrin befehlen würde. Svanvithe aber säumte nicht lange, bedenkend, wie kurz die Mittsommernacht ist, und sie nahm die Fülle der Edelsteine und Diamanten und winkte den Dienern und Dienerinnen hinter ihr, daß sie ebenso täten; und auch diese füllten Hände und Taschen und Zipfel und Geren der Kleider mit Gold und edlen Steinen und kostbaren Geschirren. Und noch ein Wink, und die lange Reihe wandelte, und die Prinzessin schritt voran der Treppe zu, als wenn sie herausgehen wollte; jene aber folgten ihr. Und schon hatte sie viele Stufen vollendet und sah schon das dämmernde Morgenlicht und hörte schon den Lerchengesang und den Hahnenkrei, die den Tag verkündeten — da ward es ihr bange, ob die Diener und Dienerinnen ihr auch nachträten mit den Schätzen. Und sie sah sich um, und was erblickte sie? Sie sah den kleinen grauen Mann sich plötzlich in einen großen schwarzen Hund verwandeln, der mit feurigem Rachen und funkelnden Augen gegen sie hinaufsprang. Und sie entsetzte sich sehr und rief: „O Herrje!" Und als sie das Wort ausgeschrien hatte, da schlug die Tür über ihr mit lautem Knalle zu, und die Treppe versank, und die Diener und Dienerinnen verschwanden, und alle Lichter des Saales erloschen, und sie war wieder unten am Boden und konnte nicht heraus. Der alte König aber, da sie nicht wiederkam, grämte sich sehr; denn er dachte, sie sei entweder umgekommen bei dem Hinabsteigen zu dem Schatze durch die Tücke der bösen Geister, die unter der Erde ihre Ge-

walt haben, oder sie habe sich der Sache überhaupt nicht unterstanden und laufe nun wie eine arme, verlassene Streunerin durch die Welt. Und er lebte nur noch wenige Wochen nach ihrem Verschwinden; dann starb er und ward begraben.

Der Prinzessin Svanvithe war dieses Unglück aber geschehen, weil sie sich umgesehen hatte, als sie weggehen wollte, und weil sie gesprochen hatte. Denn über die Unterirdischen hat man keine Gewalt, wenn man sich umsieht oder spricht, sondern es gerät dann fast immer unglücklich, wovon man viele Beispiele und Geschichten weiß.

Und es waren viele Jahre vergangen, vielleicht hundert Jahre und mehr, und alle die Menschen waren gestorben und begraben, welche zu der Zeit des alten Königs und der schönen Svanvithe gelebt hatten, und schon ward hie und da von ihnen erzählt wie von einem alten, alten, längst verschollenen Märchen; da hörte man hin und wieder, die Prinzessin lebe noch und sitze unter dem Garzer Wall in der Schatzkammer und müsse nun mit dem alten, grauen Urgroßvater die Schätze hüten helfen. Und kein Mensch weiß zu sagen, wie dies hier oben bekannt geworden ist. Vielleicht hat der kleine graue Mann, der zuzeiten rundgeht, es einem verraten, oder es hat es auch einer der hellsichtigen Menschen gesehen, die an hohen Festtagen in besonderen Stunden geboren sind und die das Gras und das Gold in der Erde wachsen sehen und mit ihren Augen durch die dicksten Berge und Mauern dringen können. Und es war viel erschollen von der Geschichte und von dem wundersamen Versinken der Prinzessin unter die Erde, und daß sie in der dunkeln Kammer sitze und noch lebe und einmal erlöst werden solle. Sie kann aber, sagen sie, erlöst werden, wenn einer es wagt, auf dieselbe Weise, wie sie einst in der Johannisnacht getan hat, in die verbotene Schatzkammer hinabzufallen. Dieser muß sich dann dreimal vor ihr verneigen, ihr einen Kuß geben, sie an die Hand fassen und sie still herausführen; denn kein Wort darf er beileibe nicht sprechen. Wer sie herausbringt, der wird mit ihr in Herrlichkeit und in Freuden leben und so viele Schätze haben, daß er sich ein Königreich kaufen kann. Darin wird er dann fünfzig Jahre als König auf dem Throne sitzen und sie als seine Königin neben ihm, und werden gar liebliche Kinder zeugen; der kleine graue Spuk wird dann aber auf immer verschwinden, wann sie ihm die Schätze weggehoben haben. Nun hat es wohl so kühne und verwegene Prinzen und schöne Knaben gegeben, die mit der Johannisrute in der Hand zu ihr hinabgekommen sind; aber sie haben es immer in etwas versehen, und die Prinzessin ist noch nicht erlöst. Ja, wenn das ein so leichtes

Ding wäre, wie viele würden Luſt haben, eine ſo ſchöne Prinzeſſin zu freien und Könige zu werden! Die Leute erzählen aber, der greuliche ſchwarze Hund iſt an allem ſchuld; keiner hat es mit ihm aushalten können, ſondern wenn ſie ihn ſehen, ſo müſſen ſie aufſchreien, und dann ſchlägt die Türe zu, und die Treppe verſinkt, und alles iſt wieder vorbei.

So ſitzt denn die arme Svanvithe da in aller ihrer Unſchuld und muß da unten frieren und das kalte Gold hüten, und Gott weiß, wann ſie erlöſt werden wird. Sie ſitzt da über Goldhaufen gebeugt; ihr langes Haar hängt ihr über die Schultern herab, und ſie weint unaufhörlich. Schon ſitzen ſechs junge Geſellen um ſie herum, die auch mithüten müſſen. Das ſind die, denen die Erlöſung nicht gelungen iſt. Wem es aber gelingt, der heiratet die Prinzeſſin und bekommt den ganzen Schatz und befreit zugleich die andern armen Gefangenen. Sie ſagen, der letzte iſt vor zwanzig Jahren darin verſunken, ein Schuhmachergeſell, der Jochim Fritz hieß. Das war ein junges ſchönes Blut und ging immer viel auf dem Wall ſpazieren. Der iſt mit einem Male verſchwunden, und keiner hat gewußt, wo er geſtoben und geflogen war, und ſeine Eltern und Freunde haben ihn in der ganzen Welt ſuchen laſſen, aber nicht gefunden! Er mag nun auch wohl daſitzen bei den andern.

---

3. Der Wolf und die Nachtigall,

oder

wie zwei arme Königskinder verwandelt und zuletzt nach vieler Not doch wieder zu Menſchen geſchaffen wurden.

In alten Zeiten, da es alles noch ganz anders war in der Welt als jetzt, lebte ein König in Schottland, der hatte die ſchönſte Königin in allen Landen, von einer ſo ſeltenen Schönheit und Lieblichkeit, daß ſie weit und breit als die Allerſchönſte beſungen und von Dichtern und Erzählern der ſchottiſche Vogel Phönix zugenannt ward. Dieſe ſchöne Königin gebar dem Könige zwei Kindlein, einen Sohn und eine Tochter, und ſtarb dann in ihrer Jugend hin. Der König trauerte viele Jahre um ſie und konnte ſie nie vergeſſen, ſagte auch, er wolle nimmer wieder heiraten. Aber der Menſchen Sinn iſt wankelmütig und kann ſich auf ſich ſelbſt nicht verlaſſen; denn als viele Jahre vergangen und die Kinder ſchon groß waren, nahm er ſich doch wieder eine Frau. Dieſe Frau war ſehr bös und eine ſchlimme Stiefmutter gegen die Kinder des Königs. Es waren aber der Prinz und die

Prinzessin rechte Spiegel der Huld und Lieblichkeit, und der Haß der Stiefmutter gegen die Kinder kam auch daher, daß die Leute, bei welchen die verstorbene Königin in gutem Andenken stand, immer noch von dieser sprachen, sie aber verschwiegen, und daß sie, wenn sie mit der jungen Prinzessin erschien, gegen diese aufjauchzeten und riefen: „Sie ist gut und schön, wie ihre Mutter war.“ Das verdroß sie, und sie ergrimmte in sich und sann auf arge Tücke, barg aber ihr böses Herz unter Freundlichkeit. Denn sie durfte sich's vor dem Könige nicht merken lassen, daß sie den Kindern gram war, und das Volk würde sie gesteinigt und zerrissen haben, wie sie ihnen ein Leides getan hätte.

Die Prinzessin, des Königs Tochter, welche Aurora hieß, war nun fünfzehn Jahre alt geworden und blühete wie eine Rose und war die schönste Prinzessin weit und breit. Und es zogen viele Königssöhne und Fürsten und Grafen her und buhlten um sie und begehrten sie zum Gemahl; sie aber sprach zu ihnen: „Mir gefällt die fröhliche und ledige Jungfrauschaft besser als alle Freier“, und damit mußten sie wieder hinreisen, wo sie hergekommen waren. Endlich aber kam der Rechte: es war ein Prinz aus Ostenland, ein gar schöner und stattlicher Herr. Diesem verlobte sie sich mit Einwilligung des Königs und ihrer Stiefmutter. Und schon war der Hochzeitskranz gewunden und die Spieler zum Tanze bestellt, und alles Land war in Freude ob der Vermählung der schönen Prinzessin Aurora. Aber die Stiefmutter dachte ganz anders in ihrem Sinn, als sie sich gebärdete, und sprach: „Ich will Spielleute bestellen, die sollen zu einem andern Tanze aufspielen, und die Füße sollen anderswohin tanzen als ins Brautbett.“ Denn sie sprach bei sich: „Diese verdunkelt mich ganz und wird mich noch mehr verdunkeln, und vor dieser Aurora muß meine Sonne untergehen, zumal wenn sie einen so stattlichen Mann zum Gemahl bekommt und dem Könige, ihrem Vater, Enkel bringt; denn ich bin unfruchtbar und kinderlos. Auch hangt das Volk ihr an und schreit ihr nach, mich aber kennen sie nicht und wollen sie nicht kennen; und doch bin ich die Königin: ja, ich bin die Königin! und bald sollen sie es alle wissen, daß ich es bin, und nicht Aurora.“ Und sie sann nun auf viele arge Listen Tag und Nacht hin und her, wie sie die Prinzessin und ihren Bruder verderben wollte, aber es wollte ihr keine einzige gelingen, denn sie waren zu gut bewacht und behütet von den Dienern und Dienerinnen, die sie hatten. Diese sahen auf sie wie auf ihren Augapfel und wichen Tag und Nacht nicht von ihnen wegen der Liebe, die sie zu ihrer Mutter, der seligen Königin, trugen. Als nun keine Zeit mehr übrig und der Hoch-

zeittag schon da war und sie sich nicht mehr zu helfen wußte, gedachte sie der allerbösesten Kunst, die sie wußte, und kam zu den Kindern mit der leidigsten Freundlichkeit und bat sie, einen Augenblick mit ihr in ihren Rosengarten zu kommen; sie wolle ihnen eine wunderschöne Blume zeigen, die eben aufgebrochen sei. Und sie gingen gern mit ihr, denn der Garten war hart hinter dem Schlosse; auch konnte niemand an etwas Arges denken, denn es war der helle Mittag, und der König und die Prinzen und die Prinzessinnen des Landes waren alle in dem großen Schloßsaale versammelt, da gleich die Vermählung geschehen sollte. Und sie führte die Kinder in die hinterste Ecke des Gartens, wo ihre Blumen standen, unter einen dunkeln Taxusbaum, als wollte sie ihnen da etwas Besonderes zeigen. Sie aber murmelte einige leise Worte für sich hin, brach dann einen Zweig von dem Baum und gab dem Prinzen und der Prinzessin einige Streiche damit auf den Rücken. Und alsbald wurden sie in Tiere verwandelt: der Prinz sprang als ein reißender Wolf über die Mauer und lief in den Wald, und die Prinzessin flog als ein kleiner grauer Vogel, der Nachtigall heißt, auf den Baum und sang ein trauriges Lied.

Die Königin spielte ihr Spiel so gut, daß auch kein Mensch etwas merkte. Sie lief laut schreiend dem Schlosse zu und sank mit zerrissenen Kleidern und zerrauften Haaren an den Stufen des Saales hin, als sei ihr ein großes Leid geschehen, und der König hieß sie von den Kammerfrauen wegtragen. Es verging wohl eine gute Viertelstunde, ehe sie wieder zu sich kam. Da gebärdete sie sich sehr traurig und weinte und schrie: „Ach, du arme Aurora, welchen Brauttag hast du erlebt! Ach du unglücklicher Prinz!“ So schrie sie einmal über das andere und erzählte dann, ein Schwarm Räuber sei plötzlich hinten in den Garten gedrungen und habe die beiden Königskinder mit Gewalt von ihrer Seite gerissen und entführt, sie aber haben sie zu Boden geschlagen und halbtot liegen lassen; und sie zeigte eine Beule an der Stirn, die sie sich absichtlich an einem Baum gestoßen hatte. Und alle glaubten ihren Worten, und der König hieß alle seine Herren und Grafen und Ritter und Knappen aufsitzen und den Räubern nachjagen. Diese durchritten nach allen Seiten den Wald und alle Schlüchte und Klippen und Berge rings um das Schloß wohl zwei, drei Meilen weit; aber von den Räubern und von dem Prinzen und von der Prinzessin fanden sie auch nicht die geringste Spur. Und der König ruhete nicht und ließ weiter suchen und forschen viele Wochen und Monate und sandte Boten und Kundschafter aus in alle Länder; aber sie kamen

immer vergebens zurück, und mit dem Prinzen und der Prinzessin war es, als ob sie nie gelebt hätten: so ganz waren sie verschollen. Der alte König aber glaubte, die Räuber hätten sie wegen der kostbaren Juwelen und Edelsteine entführt, die sie am Hochzeitstage trugen, und hätten sie beraubt und totgeschlagen und irgendwo eingescharrt, damit man ihnen nie auf die Spur kommen könnte; und er grämte sich so sehr, daß er bald starb. Bei seinem Sterben übergab er, weil er keine Kinder hatte, der Königin das Reich und bat seine Untertanen, daß sie ihr treu und gehorsam sein möchten, wie sie ihm gewesen waren. Sie taten es auch und erkannten sie als ihre Königin, mehr aus Liebe zu ihm als aus Liebe zu ihr.

So waren vier Jahre verschienen und der König schon das andere Jahr tot, und die Königin fing an, mit großer Gewalt über die Länder zu herrschen, und kaufte sich für die Schätze, die der alte König ihr hinterlassen hatte, viele fremde Soldaten, die sie über das Meer kommen ließ, und die ihre Krone und ihr Schloß bewachten. Denn sie wußte, daß sie von den Untertanen nicht geliebt war, und sprach: „Nun mögen sie aus Furcht tun, was sie aus Liebe nicht tun würden." So geschah es, daß sie von Tage zu Tage bei jedermänniglich mehr verhaßt ward; aber keiner durfte es sich merken lassen, denn auf das leiseste Geflüster gegen die Königin war der Tod gesetzt. Aber die Leute lassen das Wispern und Flüstern darum doch nicht, und weil das Sprichwort wahr ist: Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen, so hatte es von Anfang an gemunkelt*), als die Königskinder verschwunden waren: kein Mensch könne wissen, was der Spaziergang der Königin bedeutet habe. Denn es waren Leute genug, die ihr wegen ihrer scharfen Augen und ihrer unnatürlichen Freundlichkeit böse Künste zutraueten. Diese Munkelung unter dem Volke dauerte nun immerfort und nahm noch zu; sie aber kümmerte sich darum nicht und dachte: Die werden schon Tiere bleiben, was sie sind, und mir wird keiner die Königskrone nehmen. Aber es begab sich alles ganz anders, als sie gedacht hatte.

Den armen Königskindern ging es indessen doch recht schlecht.

Der Prinz war als ein brauner Wolf in den Wald gelaufen, und er mußte sich gebärden wie ein Wolf und durch die öden und wüsten Orte laufen bei Tage und bei Nacht und wie ein Dieb einhergehen; denn auch die wölfische Furcht war in ihn

*) Munken sagt man von Pferden, die im Sommer wegen der Bremsen mit dem Kopf schütteln; Munkeln heißt also: die Köpfe gegeneinander bewegen, leise flüstern.

gefahren. Und er mußte sich nähren wie die andern Wölfe von allerlei Raub von Wild und Vögeln, auch mußte er in der traurigen Winterzeit zuweilen wohl mit einem Mäuschen vorliebnehmen und den Bauch einziehen und zähneklappen und zwischen den harten und kalten Steinen sein Lager nehmen. Und dies war gewiß keine prinzliche Lebensart, wie er sie vorher geführt hatte, ehe er aus der königlichen Pracht und Herrlichkeit in dieses wilde Elend verstoßen war. Das war aber das Besondere an ihm, daß er allein Tiere angriff und zerriß und nie nach Menschenblut gelüstete. Doch nach einer hätte ihn wohl gelüstet, nach der bösen Frau, die ihn verwandelt hatte; aber diese hütete sich wohl, dahin zu kommen, wo sie den Zähnen dieses Wolfes begegnen konnte. Man soll aber nicht glauben, daß der Prinz, der nun ein Wolf war, noch menschliche Vernunft hatte; nein, es war sehr finster in ihm geworden, und mit dem Bilde des Tieres, in welchem er durch die Wälder laufen mußte, hatte er auch nicht viel mehr als tierischen Verstand. Das ist wahr, ein dunkler Trieb trieb ihn oft gegen das Schloß und den Schloßgarten hin, als hätte er dort einen Fang zu holen; doch hatte er keine deutliche Erinnerung der Vergangenheit: wie hätte er es dann auch in der Wolfshaut aushalten sollen? In den Augenblicken, wo er diesen Trieb fühlte, war er mit einem besondern Grimm behaftet; aber immer, wie er ihnen auf tausend Schritte nahe kam, fuhr ein kalter Schauder in ihn und jagte ihn zurück. Und die Königin hatte dies mit ihrer Hexerei verschuldet, daß sie ihn bis so weit gebannt hatte; denn weiter hatte sie nicht gedurft. Sie aber stellte dem Wolfsprinzen nach dem Leben und ließ viel jagen in dem Forst, der sich um das Schloß herumzog, weil sie dachte, daß er wohl darin sein mochte. Deswegen ward fast alle Wochen zweimal eine große Schalljagd und Klapperjagd auf Wölfe und Füchse angestellt; und damit sie einen fleißigeren Vorwand dazu hätte, hatte die Königin viele niedliche Damhirsche in diesen Forst ausgesetzt, von welchen unser königlicher Wolf allerdings manchen verzehrte. Aber er rettete sich immer aus aller Gefahr, wie oft die Hunde ihm mit ihrem Rachen auch das Haar auf dem Rücken schon zerbliesen und wie oft die Jäger auf ihn schossen. Er wich dann für den Augenblick abseits, und wann der Schall sich gesänftigt hatte und die Jagdhörner verstummt waren, kam er in das Dickicht zurück, welches dem Schlosse nahe war, und sonnte sich häufig auf Plätzen, wo er als Knabe und Jüngling zuweilen gespielt hatte. Er wußte aber nichts mehr von der Vergangenheit, sondern es war eine verborgene Liebe, die ihn dahin lockte.

Die Prinzessin Aurora hatte als ein kleines Vögelein auf den Baum fliegen müssen und war in eine Nachtigall verwandelt worden. Ihr aber war in ihrem leichten und dünnen Federkleide die Seele nicht so verdunkelt als dem Prinzen in der Wolfshaut, sondern sie wußte viel mehr von sich und von den Menschen und Dingen; nur sprechen konnte sie nicht. Dafür aber sang sie desto schöner in ihrer Einsamkeit, und oft so wunderschön, daß die Tiere vor Freuden hüpften und sprangen und die Vögel sich alle um sie versammelten und die Bäume dazu rauschten und die Blumen nickten. Ich glaube, auch die Steine hätten vor Lust getanzt, wenn sie soviel Liebe in sich hätten, aber deren Herz ist zu kalt. Auch die Menschen hätten wohl bald auf den kleinen Vogel gemerkt als auf einen besonderen Vogel, und wäre wohl ein Gerede und Gemunkel davon unter den Leuten entstanden, wenn nicht etwas sie abgehalten hätte von dem Walde, daß sie die Nachtigall nie singen hörten. Es verhielt sich damit folgendergestalt:

Wie die Königin dem armen verwandelten Prinzen mit den vielen Schall- und Klapperjagden gern das letzte wölfische Lebenslicht ausgeblasen hätte, und wie er dadurch über die ganze Wolfsfamilie großes Unglück brachte, habe ich schon erzählt. Aber auch über die kleinen Vögel ging es schlimm her, und in diesen Tagen der Tyrannei war es ein Unglück, in der Gegend des Schlosses als Amsel, Grasmücke und Nachtigall geboren zu sein. Die Königin nämlich, nachdem der alte Herr gestorben war und sie die Gewalt allein hatte, gebärdete sich plötzlich, als habe die Krankheit sie befallen, daß sie nicht allein das Geschrei und Gekrächze und Geschnatter unleidlicher Vögel nicht ertragen könne, sondern daß selbst das lieblichste Geklingel und Gezwitscher der lustigen kleinen Singvögelein sie unangenehm bewege. Und damit sie das allen Menschen glaublich machte, war sie bei solchen Gesängen, deren sich sonst alle Welt zu freuen pflegt, ein paarmal in Ohnmacht gefallen. Das war aber nur ein Schein, sie wollte eine böse Tat, sie wollte den Tod der kleinen Nachtigall, wenn sie etwa in diesen Hainen und Gärten herumflatterte. Das wußte sie aber wohl, daß das Vögelchen dem Schlosse auf tausend Schritt nicht nahen durfte, denn sie hatte es unter denselben Hexenbann gelegt als seinen Bruder. Unter dem Titel dieser Unleidlichkeit und Empfindlichkeit gegen zarte und feine Klänge und Schalle ward denn freilich nicht bloß der kleinen liebenswürdigen Nachtigallprinzessin, sondern allen andern Vögeln nach der Kehle gegriffen; sie waren alle in die Acht und Aberacht getan, sie waren alle für vogelfrei erklärt, und die Förster und Jäger der Königin erhielten

den strengsten und gemessensten Befehl, auf alles, was Federn trägt, Jagd zu machen und auch das Rotkehlchen, ja nicht einmal den Zaunkönig zu verschonen, auf welchen ein guter Jäger sonst nie einen Schuß verliert. Dieser schreckliche Zorn der Königin ward ein Unglück für das ganze befiederte Volk, nicht bloß für die, welche im Freien flogen oder in Forsten und Hainen lebten, sondern auch für die, welche auf Höfen und in Zimmern gehalten werden. In der Hauptstadt und in der Umgegend des königlichen Schlosses blieb auch nichts Gefiedertes leben; denn die Leute meinten sich bei der Königin sehr einzuschmeicheln und ihre Gunst zu gewinnen, wenn sie es ihr nachmachten. Es war ein Schlachten und Morden der Unschuldigen wie der bethlehemitische Kindermord des Königs Herodes weiland. Wie vielen tausend Kanarienvögeln und Zeisigen und Nachtigallen und Distelfinken, ja selbst wie manchen ostindischen und westindischen Papageien und Kakadus wurden da die Hälse umgedreht! Schreihälsen und Liederkehlen, Schwätzern und Verschwiegenen drohete ein Schicksal, und das sogar war ein Verbrechen, als Gans oder Puter oder Hahn geboren zu sein, und die gemeinen Haushühner fingen an, so selten zu werden als chinesische Goldfasane. Und hätte die Königin noch einige Jahrzehnte so gewütet gegen das Federvölkchen, so wäre es allmählich ausgestorben in dem Königreiche. Das war die Ursache, warum die Vögel nicht allein gemordet wurden, sondern auch fast kein Mensch mehr in den Wald spazierenging, weil es so hätte gedeutet werden können, als wollten sie da Vogelgesang hören. So kam es denn, daß niemand die Wundertöne der kleinen Nachtigall belauschen konnte als etwa hie und da ein einsamer Jäger. Der ließ sich aber nichts merken, damit er von der Königin nicht gestraft würde, daß er den Vogel nicht geschossen. Denn das muß man zur Ehre der Weidmänner sagen, daß sie doch meistens ihrer wackern Natur folgten und selten einen der kleinen Vögel schossen; aber platzen durch den Wald mußten sie, daß es knallte. Und dadurch schon ward es still von Gesängen, und auch viele Vöglein zogen weg aus dem unaufhörlichen Getümmel und kamen nimmer wieder. Die kleine Nachtigall aber, welche Gott behütete, daß sie sich von allen diesen Nachstellungen rettete, konnte den grünen Wald hinter dem Schlosse nicht lassen, wo sie in ihrer Kindheit soviel gespielt und gesprungen hatte, sondern wenn sie auch wegflog, sobald die Jagdhörner anbliesen und es mit Hurra und Wol Wol durch die Büsche tosete, kam sie doch immer bald wieder. Und obgleich ihre Liedlein, als aus einem traurigen Herzen klingend, meistens traurig und kläglich waren, deuchte es ihr doch recht anmutig, so unter den

grünen Bäumen und bunten Blumen zu leben und dem Mond und den Sternen etwas Süßes vorzuklingen, und nur wenige Monate war sie unglücklich. Dies war die Zeit, wo der Herbst kam, und wo sie mit den andern Nachtigallen in fremde Länder ziehen mußte, bis es wieder Frühling ward.

Das kleine Prinzessinvögelein hielt sich nun meist zu den Bäumen, Angern und Auen, wo sie als Kind gespielt oder als Jungfrau mit Gespielen ihres Alters Kränze gewunden und Reigen aufgeführt hatte, oder wo sie gar in den glücklichsten Tagen ihres Lebens mit dem Geliebten die Einsamkeit gesucht hatte. Am liebsten und am meisten wohnte sie in einer dichten, grünen Eiche, die sich über einen rieselnden Bach beugte und oft das süße Geflüster der Liebe in ihren Schatten geborgen hatte. An dieser Stelle sah sie denn auch oft den Wolf, den ein dunkles Gefühl der Vergangenheit dahin führte; aber sie wußte nicht, daß es ihr armer Bruder war. Doch gewann sie ihn lieb, weil er sich so oft unter ihren Gesängen hinstreckte und lauschte, als verstände er etwas davon; und sie beklagte ihn wohl zuweilen, daß er ein zorniger und harter Wolf sein mußte und nicht flattern konnte und fliegen von Zweigen zu Zweigen, wie sie und andere Vögelein. Und nun muß ich auch noch von einem Manne erzählen, der in dem einsamen Walde zuweilen der Zuhörer der kleinen Nachtigall war. Dieser Mann war der Prinz aus Ostenland, ihr Bräutigam, als sie noch Prinzessin war.

Der König, dieweil er noch lebte, hatte diesen Prinzen wegen seiner Tugend und Tapferkeit vor allen Männern geliebt und ihn auf seinem Todbette der Königin empfohlen als einen Rat und Helfer in allen schlimmen und gefährlichen Dingen, besonders als einen frommen und trefflichen Kriegsmann. Auch war er nach des Königs Tode bei der Königin geblieben, bloß aus Liebe zu dem seligen Herrn. Doch ward er bald inne, daß die Königin ihn haßte, ja daß sie ihm nach dem Leben trachtete, und entwich daher plötzlich von ihrem Hofe und aus ihrem Lande. Sie aber ließ ihm nachsetzen als einem Verräter und Flüchtling und ließ einen Bann ausgehen, wodurch sie ihn für vogelfrei erklärte, daß jeder, wem es beliebte, ihn erschlagen und ihr seinen Kopf bringen mochte, worauf sie einen hohen Preis gesetzt hatte. Er entwich wieder in das Land seines Vaters, das viele hundert Meilen gegen Osten von dem Schlosse der Königin lag, und wohnte bei ihm. Aber im Herzen hatte er keine Ruhe noch Rast, und die Trauer um die verschwundene Prinzessin wollte ihn nie verlassen. Ja, das Wunder begab sich mit ihm, daß er alle Jahre einmal heimlich verschwand, ohne daß ein Mensch wußte, wohin.

Er ſattelte aber dann ſein Roß und rüſtete ſich in unſcheinbarer Rüſtung und ritt plötzlich davon, ſo daß niemand ſeinen Pfad kannte. Er mußte aber in das Land der Königin reiten, die ihn vogelfrei gemacht hatte, und jenen Wald beſuchen, worin die Prinzeſſin verſchwunden war. Dieſer gewaltige Trieb kam ihm jedes Jahr kurz vor der Zeit, in welcher die Prinzeſſin verſchwunden war, wo er durch wilde, wüſte und verborgene Orte traben mußte, bis er zu wohlbekannten Stätten gelangte, wo er einſt mit ſeiner Braut gewandelt hatte. Und da war auch ihm die grüne, dunkle Eiche am Bache die Lieblingsſtelle. Da brachte er dann vierzehn Nächte in Tränen und Gebeten und Klagen um die Geliebte zu; die Tage aber verbarg er ſich in dem entlegeneren Dickicht. Da hat er die kleine Nachtigall oft geſehen und gehört und ſich ihres wunderſamen und wunderlieblichen und faſt übervögeliſchen Geſanges erquickt. Sie haben aber nichts weiter voneinander gewußt. Doch hatte das Vögelchen immer eine große Sehnſucht im Herzen, wann der Ritter wieder weggeritten war, ſie wußte aber nicht, warum; und auch ihm klang ihr tiefes und ſchmachtendes Tiu! Tiut! lange nach, wann er wieder in das Land ſeines Vaters ritt. Es ging ihm aber wie den meiſten Menſchen, die etwas Geheimes tun oder haben, worüber andere Leute ſich viel die Köpfe zerbrechen, daß er um ſein eignes Geheimnis nicht wußte. Denn daß er jedes Jahr einmal heimlich wegritt, das wußte er wohl; warum er aber reiten mußte, das wußte er nicht.

Und es waren manche Tage vergangen ſeit dem Tode des alten Königs, und es ging in das ſechſte Jahr ſeit dem Verſchwinden der Kinder, und die Königin lebte herrlich und in Freuden und ließ die Tiere jagen und auf alle Vögel ſchießen und war auch gegen ihre Untertanen nicht weniger hart als gegen das Wild und Gefieder des Waldes. Sie deuchte ſich faſt allmächtig und meinte, ihr Glück und ihre Herrſchaft könne kein Ende nehmen. Doch hatte ſie ſeit jenem Tage den Wald nicht betreten um das Schloß und den Schloßgarten, ſondern eine heimliche Furcht hatte ſie davon zurückgehalten. Sie ließ ſich aber nicht merken, was es war, und daß eine Hexenangſt dahinterſteckte. Nun begab es ſich, daß ſie einmal ein großes Feſt und Gaſtmahl angeſtellt hatte, wozu alle Fürſten und Fürſtinnen des Reichs und alle Großen des Landes und alle vornehmſten Diener und Dienerinnen geladen waren, und es war den Nachmittag eine große Wolfsjagd beſchloſſen worden in dem Forſt, und die Fürſten baten ſie, daß ſie mitgehen möchte. Sie weigerte ſich lange unter allerlei Vorwänden; endlich aber ließ ſie ſich bereden. Sie ſetzte

ſich aber auf einen hohen Wagen und hieß drei ihrer tapferſten Kriegsmänner ſich wohlbewaffnet neben ſie ſetzen; zugleich hieß ſie viele hundert gewaffnete und gerüſtete Reiſige vor, neben und hinter dem Wagen reiten, und eine lange Reihe Wagen voll Herren und Frauen folgten ihr nach. Und ihr war der Wolf immer im Herzen, doch dachte ſie bei ſich: Laß den Wolf nur kommen, ja laß hundert Wölfe zugleich kommen; dieſe tapfere Schar wird ihnen wohl das Garaus machen. So verblendet Gott auch die Klügſten und Feinſten, wann ſie zur Strafe reif ſind; denn ihr war geweisſagt worden von andern Meiſtern ihrer loſen Kunſt, ſie ſolle ſich vor dem ſechſten Jahre in acht nehmen. Daran hatte ſie heute nicht gedacht.

Und es war ein ſchöner, heiterer Frühlingstag, und ſie fuhren mit Trompeten und Poſaunen in den Forſt, und die Roſſe wieherten, und die Rüſtungen klirrten, und die gezückten Speere und Degen funkelten in der Sonne; die Königin aber funkelte am hellſten, mit ihren prächtigſten Kleidern und all ihrem Juwelenſchmuck hoch im Wagen thronend. Und ſchon ſchallte ihnen die Jagd entgegen mit Huſſa und Hurra und den ſchmetternden Hörnern der Jäger und den gellenden Stimmen der Hunde. Und es lief ein Löwe vorüber, und ein Eber fuhr durch die Reihen; und ſie erſchraken nicht, ſondern hielten und ſtanden ein jeglicher feſt auf ſeinem Stand und machten die Ungeheuer nieder. Aber nicht lange, und es ergab ſich ein Schrecken, das ihnen zu mächtig war. Ein fürchterlicher Wolf fuhr aus dem Dickicht hervor auf einen grünen Anger und heulte ſo gräßlich, daß Jäger, Hunde, Reiter vor ihm ausriſſen. Der Wolf lief, wie man einen Pfeil vom Bogen ſchießt, nein, er lief nicht, ſondern flog durch die Männer und Roſſe dahin, und keiner dachte daran, daß er Bogen, Spieß und Eiſen trug, ſo ſchrecklich war des Untiers Anſehen, und ſo wütig bleckte er den funkelnden Rachen auf. Die Königin, die ihn auf ihren Wagen zuſpringen ſah, ſchrie: „Hilfe! Hilfe!“ Die Weiber ſchrien und fielen in Ohnmacht; viele Männer ſchrien auch wie die Memmen: Keiner wehrte dem Wolf; er ſprang mit einem langen, weiten Sprung auf den hohen Wagen, riß das ſtolze Weib herunter und wuſch ſich Zähne und Rachen in ihrem Blute. Die andern waren alle geflohen oder ſtanden und hielten von ferne.

Und, o Wunder! als ſie ſich ermannen wollten und das Tier anfallen, ſahen ſie es nicht mehr, ſondern, wo es eben noch geſtanden hatte, erhob ſich die Geſtalt eines ſchönen und reiſigen Jünglings. Die Männer ſtaunten ob dem Zauber, doch zuckten einige die Waffen, als wenn ſie ihn als ein zweites Ungetüm jagen und fällen wollten. Da ſprang plötzlich ein Greis vor, der

mit im Zuge war, der Kanzler des Reichs, und verbot es ihnen und rief überlaut: „Bei meinem grauen Haar, Männer, haltet ein! Ihr wisset nicht, auf wen ihr stoßen wollet —“ und ehe sie sich besinnen konnten, lag er schon vor dem Jünglinge auf der Erde und küßte ihm Knie und Hände und rief: „Sei uns gegrüßt, du edle Blume eines edlen Vaters, die du wieder aufgegangen bist in deiner Schöne! und freue dich, o Volk, dein rechter Königssohn ist wiedergekommen, und dies ist jetzt dein König!“ Und auf diese Worte liefen viele herzu und erkannten den Prinzen wieder und huldeten ihm als ihrem Herrn, und die übrigen taten desgleichen. Und alle waren zugleich voll Schrecken und Staunen und Freude und dachten nicht mehr an die zerrissene Königin noch an den Wolf; denn daß er der Wolf gewesen, das wußten sie nicht.

Der junge König aber gebot allen, daß sie ihm nachfolgeten und mit ihm in das Schloß seines Vaters zögen; er hieß auch sogleich die Jagd stillen und die Hörner und Trompeten, welche eben noch den Wald und das Wild aufgeschreckt hatten, seinem fröhlichen Einzuge voranblasen. Und als er daheim war und von den Zinnen seiner Väter schauete, da traten ihm Tränen in die Augen, und er weinte beide, schmerzlich und fröhlich; denn er gedachte nun alles Jammers wieder und der zu schweren Vergangenheit, wo es wie ein dumpfer und tierischer Traum auf ihm gelegen hatte. Und nun ward es ihm plötzlich hell, und er konnte es dem Kanzler und den Vornehmsten melden, wie es mit ihm geschehen war, und daß er nur durch das Herzblut der alten greulichen Hexe, die seine Stiefmutter und ihre Königin geheißen, wieder hatte verwandelt werden können. Und das Gerücht von diesem erstaunlichen Wunder ging alsbald in die ganze Stadt und unter alles Volk aus; und sie freueten sich, daß der geliebte Königssohn wiedergekommen, und daß die Königin, welche alle hasseten, von Wolfszähnen, die sie selbst geschaffen, zerrissen war.

Aber als der Prinz sich nun allmählich wiedergefunden und über sich besonnen hatte, da fiel es ihm schwer auf das Herz, wo die königliche Prinzessin Aurora, seine geliebte Schwester, wohl sein möchte, und ob sie auch noch wohl unter irgendeiner Tierhaut oder Federdecke steckte; denn nun fiel ihm ihr trauriger Hochzeittag ein. Und er fragte und ließ fragen; aber alle schwiegen, und keiner konnte von ihr etwas melden. Da ward der Prinz wieder sehr traurig und sorglich; aber Gott wandelte diese Traurigkeit auch bald in Freude.

Denn als dieser Jagd- und Wolfslärm im Walde tosete,

steckte auch der arme traurende Prinz aus Ostenland gerade in seinem Dickicht, und das kleine liebliche Nachtigallvögelchen hielt sich schweigend unter den grünen Blättern seiner Eiche verborgen. Es fuhr aber ein wunderbares Gefühl durch sein Herzchen, sobald der durstige Wolfszahn seines Bruders das Herzblut der alten Königin geschlürft hatte. Als nun die Jagd verschollen und der Wald still geworden und die Sonne niedergegangen war, da kam der Prinz aus seiner dunkeln Waldschlucht unter seine grüne Eiche und lehnte sich gar traurig an den Stamm und netzte das Gras mit seinen stummen Tränen, wie er alle Nächte pflag, und ihm deuchte viel wehmütiger um sein Herz zu sein als gewöhnlich. Das Vögelein in den Zweigen über ihm fing eben an zu singen nach seiner Gewohnheit; und es deuchte ihm auch, daß es gar anders sang als sonst und viel bedeutsamer und rätselhafter und fast wie mit menschlicher Stimme. Und dem Manne kam ein Grausen an, und fast voll Angst rief er in die Zweige hinauf: „Vögelein, Vögelein, sage mir, kannst du sprechen?“ Und das Nachtigallvögelein antwortete ihm mit ja, wie Menschen zu antworten pflegen, und es verwunderte sich selbst, daß es sprechen konnte, und fing an vor Freuden darüber zu weinen und schwieg lange. Darauf tat es sein Schnäbelchen wieder auf und erzählte dem Manne mit vernehmlicher menschlicher Stimme die ganze Geschichte von seiner Verwandelung und von seines Bruders Verwandelung, und durch welches Wunder er wieder ein Mensch geworden. Denn es war ihr nun alles in einem Augenblicke klar geworden, als hätte ein Geist es ihr zugeflüstert. Der Mann aber jauchzete in seiner Seele, als er ihre Rede hörte, und er sann viel in sich hin und her, und das Vögelchen spielte und flog zutraulich um ihn herum; doch wiewohl sie sich und alle Dinge so hell wiedererkannte und wußte, von ihm wußte sie nicht, wer er war. Und er lockte das Vögelchen und schmeichelte und kosete ihm schön und bat, es solle mit ihm kommen, er wolle es in einen Garten setzen, wo ein ewiger Frühling blühe und nie ein Falke rausche noch ein Jäger tose; das sei doch viel lustiger, als so in wilden Hainen umzufliegen und vor dem Winter und vor Jägern und Raubvögeln und Schlingen zu zittern. Das Vögelein aber wollte davon nichts hören und lobte seine grüne Freiheit und seine grüne Eiche hier und schwätzte und flötete und spielte und flatterte um den Mann herum und hatte sein wenig acht, denn er gebärdete sich, als sei er in andern Gedanken.

Aber siehe, welche Gedanken er gehabt hat! Denn ehe das Vögelchen sich dessen versah, hatte der Mann es bei den Füßchen erfaßt und lief eilends davon, schwang sich auf sein Roß und flog

im sausenden Galopp, als sei ein Sturmwind hinter ihm, einer Herberge zu, die er in der Stadt unweit des Schlosses kannte, und bestellte sich ein einsames Zimmer, worin er sich mit dem Vögelein einsperrte. Das Vögelein, als es sah, wie er die Schlüssel herauszog und andere Zeichen eines Gefängnisses machte, fing an jämmerlich zu weinen und zu flehen, daß er es fliegen ließe; denn es deuchte ihm gar beklommen und angstvoll in dem verschlossenen Zimmer, und es mußte an seine grünen Bäume und an die liebliche Freiheit denken. Aber der Mann machte sich aus dem Weinen und Flehen des Vögelchens nichts und wollte es nicht lassen. Da ward das Vögelein böse und fing an sich zu verwandeln, damit es den Mann erschreckte, daß er Türen und Fenster öffnete und froh wäre, wenn das Vögelein davonflöge. So machte es sich zu Tigern und Löwen, zu Ottern und Schlangen, zu Skorpionen und Taranteln, zuletzt zu einem scheußlichen Lindwurm, der sich um den Mann flocht und mit giftiger Zunge auf ihn fuhr. Aber das alles schreckte ihn nicht, sondern er blieb fest auf seinem Sinn, und das Vögelein mußte alle seine Arbeit verlieren und wieder ein Vögelein werden. Und der Mann stand in tiefen Gedanken, denn es fiel ihm etwas ein aus alten Märchen. Und er zog ein Messer aus der Tasche und schnitt sich ein Loch in den kleinen Finger der linken Hand, der immer das lebendigste Herzblut hat. Und es tröpfelte Blut heraus, und er nahm des Blutes und bestrich des Vögeleins Köpfchen und Leib damit. Und kaum hatte er das getan, so stand auch das Wunder fertig da. Das Vögelein ward in der Minute zu der allerschönsten Jungfrau, und der Prinz lag alsbald zu ihren Füßen und küßte ihr züchtig und ehrerbietig die Hände. Die Nachtigall war nun wieder Prinzessin Aurora geworden und erkannte in dem Manne ihren Bräutigam wieder, den Prinzen aus Ostenland. Sie war noch ebenso jung und schön, als sie vor sechs Jahren zur Zeit der Verwandelung gewesen. Denn das ist den Verwandlungen eigen, daß die Jahre, die einer darin bleibt, ihn nicht älter machen, sondern tausend Jahre gelten da nicht mehr als eine Sekunde.

Man kann denken, wie diese beiden sich gefreut haben; denn wenn zwei verliebte Herzen, die einander treu geblieben, nach langer Zeit wieder zusammenkommen, das ist wohl die größte Freude auf Erden. Doch säumten sie nicht lange, sondern ließen dem Könige ansagen, es seien zwei fremde Prinzen aus fernen Landen an seinen Hof gekommen und begehrten fürstliche Herberge. Und der König trat heraus, daß er sie bewillkommnete, und erkannte seine liebe Schwester Aurora und seinen teuren Freund, den Prinzen aus Ostenland, und freuete sich über die

Maßen; und alles Volk freuete sich mit ihm, daß so alles wiedergekommen und das Reich nicht bei Fremden bleibe.

Und nach wenigen Tagen setzte er sich die königliche Krone auf und fing an zu regieren an seines Vaters Statt; seiner Schwester aber gab er eine überaus prächtige Hochzeit mit Tänzen und Festen und Ritterspielen; auch erhielt sie nebst ihrem Prinzen an Land und Leuten eine gar stattliche Abfindung, wovon sie fast wie Könige leben mochten. Die Prinzessin Aurora aber hatte ihren Bruder um den Wald gebeten, in welchem sie als Vögelein so manchen fröhlichen und auch so manchen traurigen Tag umhergeflogen war, und er hatte ihn ihr gern geschenkt. Sie baute sich daselbst ein stolzes königliches Schloß an dem Bache, wo sie so oft gesessen und gesungen hatte, und die grüne und dichte Eiche kam mitten in ihrem Schloßgarten zu stehen und hat noch manches Jahr nach ihr gegrünt, so daß ihre Urenkel noch darunter gespielt und sich beschattet haben. Sie aber ließ das Gebot ausgehen, es solle der Wald für ewige Zeiten stehenbleiben in seiner natürlichen Herrlichkeit; auch gab sie den kleinen Singvögelein den Frieden und verbot auf das allerstrengeste, in diesem heiligen Bezirke Schlingen und Fallen zu stellen und die Kleinen mit irgendeinem Gewehr anzugreifen. Und ihr Bruder hat als ein großer und frommer König regiert; sie aber hat mit ihrem tapfern Gemahl bis in ein schneeweißes Alter in glücklicher Liebe gelebt und viele Kinder und Kindeskinder gesehen, bis sie endlich im Segen Gottes und der Menschen sanft entschlafen ist. Das hat auch gegolten seit ihrer Zeit unter ihren Kindern und Nachkommen, daß der älteste Prinz ihres Hauses immer Rossignol und die älteste Prinzessin immer Philomela getauft wurde. Sie wollte nämlich eine fromme Erinnerung stiften für alle Zeiten von dem wundersamen Unglück, das ihr widerfahren war, da sie in eine Nachtigall verwandelt worden. Denn diese Worte bedeuten in der Sprache ihres Landes, was zu deutsch Nachtigall genannt wird, und Rossignol heißt eigentlich Rosenvogel — denn die Nachtigallen singen meist zur Zeit der Rosen — und Philomela Liederfreundin; der deutsche Name Nachtigall heißt aber soviel als Nachtsängerin und ist wohl der allerfeinste.

---

4. Der Wolf und die Nachtigall.

(Schwedisches Volksmärchen.)

Ich weiß es wohl, wo steht ein Schloß,
Das ist geschmückt so feine

Mit Silber und mit rotem Gold
Gebaut von Marmelſteine.

Und in dem Schloß eine Linde ſtand,
Mit Blättern luſtig und ſchöne,
Drin wohnte eine Nachtigall fein,
Die ſchlug gar liebliche Töne.

Es kam ein Ritter geritten daher,
Süß klang es vom Nachtigallmunde,
Worüber er höchlich wunderte ſich —
Es war um die Mitternachtſtunde.

„Ach, höre, du kleine Nachtigall,
Wollſt mir ein Liedlein ſingen!
Deine Federn laß ich beſchlagen mit Gold,
Deinen Hals mit Perlen beringen.“

„Deine Federn von Gold, die kleiden mich nicht,
Die ich für dich ſollte tragen,
In der Welt ein wildfremdes Vögelein,
Wovon kein Menſch weiß zu ſagen.“

„Biſt in der Welt ein wildfremdes Vögelein
Und unbekannt allen Leuten,
Dich zwingt wohl Hunger, Froſt und Schnee,
Der fällt auf den Weg den breiten.“

„Mich zwingt nicht Hunger, mich zwingt nicht Schnee,
Der fällt auf den Weg, den breiten;
Mich zwingt weit mehr geheime Pein,
Die macht mir Angſt und Leiden.

Wohl zwiſchen Bergen und tiefem Tal
Da rinnen die brauſenden Waſſer,
Und welcher einen Treuliebſten hat,
Kann ihn aus dem Herzen nicht laſſen.

Ich hatt' einen Liebſten kühn und fromm,
Einen Ritter von herriſchen Gaben;
Meine Stiefmutter warf es geſchwinde um,
Sie wollte die Liebe nicht haben.

Sie ſchuf mich zu einer Nachtigall,
Hieß mich in der Welt umfliegen,
Meinen Bruder zu einem Wolf ſo grimm,
Mußte ſich zu den Wölfen fügen.

Gleich lief er in den Wald, ſie ſprach:
‚In Wolfsgeſtalt ſoll er gehen,
Bis daß er getrunken mein Herzensblut!‘
Sieben Jahre drauf iſt es geſchehen.

Einen Tag ſie ging ſo wonniglich
Im Roſenhain ſpazieren;
Mein Bruder ſah es und zorniglich
Ihr leiſe nach tät ſpüren.

Er griff ſie an ihrem linken Fuß
Mit reißigem Wolfesmunde,
Riß aus ihr Herz und trank ihr Blut
Und ward geſund zur Stunde.

Noch bin ich ein kleines Vögelein,
Das fliegt in wilden Heiden;
So jammervoll muß ich leben meine Zeit,
Doch meiſt in Winterzeiten.

Doch Preis dem, der mir geholfen hat,
Daß ich die Zunge kann rühren,
Da ich nicht geſprochen in fünfzehn Jahr,
Wie mit Euch ich Rede kann führen.

Aber geſungen hab' ich immerdar
Mit lieblichen Nachtigallkehlen,
Und in dem allergrünſten Hain
Tät ich meinen Zweig mir wählen.“

„Und horche, du kleine Nachtigall,
Was dich wohl kann vergnügen:
Kannſt ſitzen im Winter im Hauſe mein,
Im Sommer wieder ausfliegen!“

„Hab' Dank, ſchöner Ritter, der Frommheit dein,
Ich darf es doch nicht wagen;
Denn das verbot die Stiefmutter mein,
Solang ich Federn muß tragen.“

Die Nachtigall in Gedanken ſtand:
„Ich tu' nicht des Ritters Willen;“
Da griff er ſie bei den Füßen klein,
Das Schickſal ſollt' er erfüllen.

Er ging mit ihr wohl in ſein Haus,
Verſchloß die Fenſter und Türen,
Sie ward zu manchem Wundertier,
Wie man ſoll hören und ſpüren.

Erſt wandelt ſie ſich in Bären und Leun,
Iſt dann zur Schlange worden,
Zuletzt zu einem Lindwurm groß,
Der wollte den Ritter morden.

Er ſchnitt ſie mit einem Meſſerlein,
Daß Blut heraus tät fließen;
Stracks ſtand wie eine Blume klar
Eine Jungfrau ihm zu'n Füßen.

„Nun hab' ich erlöſt dich von deiner Not
Und von deinen heimlichen Leiden;
So ſage mir denn deine Abkunft gut
Von Vaters und Mutter Seiten.“

„Ägyptenlands König mein Vater war,
Sein Gemahl meine Mutter mit Ehren;
Meinen Bruder verſchuf man zu einem Wolf
Durch die wilden Wälder zu ſtören.“

„Iſt Ägyptenlands König lieber Vater dein,
Sein Gemahl deine Mutter mit Ehren,
Fürwahr biſt Schweſtertochter mir,
Die ſonſt ſich als Nachtigall ließ hören.“

Da ward große Freud' in dem ganzen Hof,
Ja rings in dem ganzen Lande,
Daß der Ritter gefangen die Nachtigall,
Die gewohnt in der Linde ſo lange.

5. Klas Avenſtaken.

In dem Lande Weſtfalen unweit der Stadt Minden, wo es viele tüchtige Bauern hat, lebte vor langen Jahren ein Schulze in Dümmelshuſen, der Peter Avenſtaken hieß, ein Mann von Sitten und Art geduldig und ſanftmütig und deswegen bei Freunden und Nachbarn wohlberüchtigt und beliebt, ſonſt aber von großem und reiſigem Leibe und von ſo gewaltiger Stärke, daß er weit und breit nur der ſtarke Peter hieß, und daß die Leute ihm hundert Schritt aus dem Wege gingen, wann er böſe ward; denn ward er böſe, ſo ward er es ſehr und konnte überhaupt nichts Mittelmäßiges tun. Dieſer Schulze in Dümmelshuſen hatte ein Lieblingswort, das er oft gebrauchte, und das in ſeiner Freundſchaft und Verwandtſchaft ſehr alt war; denn ehrſame Bauerſchaften pflegen auf gewiſſe Worte, Sinnſprüche und Sprichwörter ebenſo zu halten als Edelleute, die Fahnen und Schild führen, und ſetzen auch einen Stolz in dem Alten. Dieſes Wort heißt Grade durch oder, wie ſie in Weſtfalen ſagen, Grad dör; und nach dem Worte, weil er es ſo oft im Munde führte, nannten manche Leute ihn auch Peter Grad dör, was er wohlaufzunehmen pflegte. Es war aber bei dem Worte noch ein Aberglaube, der ſich jahrhundertelang in der Familie Avenſtaken fortgepflanzt hatte; ſie meinten nämlich, dasjenige von den Kindern, welches ſich dieſes Wort vor den andern herausnehme, werde das Tüchtigſte und Glücklichſte werden; und alſo horchten und merkten die Eltern frühe darauf. Seinen Urſprung aber hatte das Sprichwort von einer alten Geſchichte, die ſich mit dem Stifter des Hauſes begeben hat, der bei Minden ſeßhaft ward. Dieſer war ein Schuhmachergeſell namens Klas, gebürtig aus dem Örtchen Corbach im Waldeckiſchen. Eines Tages, als er mit einem ſeiner Geſellen auf der Wanderſchaft war und durch den Hochwald längs der Weſer des Weges auf Minden ging, kam ein wütender Wolf auf ihn los. Sein Geſell hielt den Anlauf nicht aus, ſondern entlief und kletterte auf einen Baum; Klas aber blieb feſten Fußes und Auges ſtehen, nahm ſeinen Stock und wartete des Wolfes; und als dieſer auf ihn zufuhr, ſtieß er ihm den Stock in den offenen Rachen und ſtieß ſo gewaltig, daß der Stock hinten wieder herausfuhr und der Wolf alle viere von ſich ſtreckte. Sein Geſell fand ſich nun wieder zu ihm; dieſen aber prügelte er von ſich weg als einen feigen und erbärmlichen Schächer und ging mit ein paar Köhlern, welche das Abenteuer mit angeſehen hatten, ſeines Weges weiter durch den Wald und übernachtete im nächſten Dorfe. Dem Wolf hatte er die Haut abgezogen und trug dies herrliche Siegeszeichen auf ſeinem

Stock, daß er ſie einem Kürſchner in der nächſten Stadt verkaufte. Als Klas in der Dorfherberge angekommen war, erzählten die Köhler den Kampf mit dem Wolfe, und alle Bauern und Knechte und Dirnen liefen zuſammen, daß ſie den jungen Schuhmacher ſähen, der den Wolf mit dem Stecken erſchlagen hatte, wie König David den Goliath mit dem Steinchen. Und ſie verwunderten ſich ſehr, denn der Jüngling ſah ſo gewaltig nicht aus, wiewohl er ſtark war; und ſie wollten alle den Stecken ſehen und betaſten, die Dirnen aber faßten ihn nur mit Grauſen an. Es war ſonſt ein ganz gewöhnlicher Dornſtock, den ein Bäcker in Corbach dem jungen Klas geſchenkt hatte zu ſeiner Wanderſchaft, und er war an der Spitze angebrannt, weil der Bäcker die Kohlen im Ofen zuweilen damit umgerührt hatte. Deſto mehr lobten die Leute Klas und freuten ſich über ihn wegen der herzhaften Antwort, die er dem Schulzen des Dorfes gab auf die Frage, wie er es denn mit dem Wolfe angefangen habe, ihn umzubringen; da habe es der Stecken wohl nicht allein getan, ſondern der Schuſterpfriemen habe wohl mit beiſpringen müſſen. Denn Klas ſagte ihm ganz kurz: „Herr Schulze, mit einem bißchen Mut fängt man alles geſcheit an, und ſo iſt auch dieſer Ofenſtecken gerade durch den Wolf gegangen und hat nicht erſt gefragt, ob ſeine Hintertüre auch verſchloſſen war.“ Der Schulze wollte das übelnehmen und brummte, aber die andern hießen ihn ſchweigen. Denn Klas hatte alle für ſich gewonnen durch ſein freies, tüchtiges Weſen, und beſonders nahmen die hübſchen jungen Dirnen ſich ſeiner an und trugen ihm Äpfel und Birnen und Nüſſe und Kuchen um die Wette zu und forderten ihn von ſelbſt auf zum Tanze, der ſpäter den Abend in der Schenke begann; und hätten ſie ſich nicht entſehen vor den Leuten, einige hätten ihn wohl mit Vergnügen geherzt und geküßt. Aber das geſchah nicht, und Klas ſelbſt war noch ſehr blöd; denn dies war ſeine erſte Wanderſchaft und überhaupt das erſtemal, daß er in die Fremde ging.

Den andern Morgen, als die Sonne anbrach, nahm Klas ſeinen Stecken und ſeine Wolfshaut und kam nach Minden und fand Arbeit bei einem Meiſter und blieb dort. Doch war es ſein Glück, daß er mit den Köhlern hier in der Dorfſchenke angeſprochen hatte, denn eine junge und hübſche Bauerdirne hatte ſich ſo in ihn verliebt, daß ſie Tag und Nacht nichts anders ſah und träumte als den jungen Schuhmachergeſellen Klas, und daß ſie vor Sehnſucht und Liebe faſt abzehrte und ohne ihn gar nicht leben wollte. Die Eltern ſuchten ihr das wohl auszureden; aber Liebe, die es redlich meint, iſt, wie man ſagt, die unheilbarſte aller Krankheiten. Sie mußten ſich alſo, wenn ſie ihre Tochter behalten wollten, end-

lich darein geben und gingen selbst nach Minden und suchten Klas von Corbach auf, den jeder schon kannte von wegen seiner Wolfsgeschichte; und sie brachten den wackern Gesellen ihrer schönen Tochter zu, die ihr einziges Kind war, daß er sie zum Weibe nähme und vom Tode erlöfete. Und Klas ließ sich nicht lange bitten, denn die hübsche junge Dirne gefiel ihm, und er zog zu ihr in das Dorf und legte Pfriemen und Ahl weg und nahm Pflug und Spaten dafür in die Hand und lebte als ein rechtschaffener Bauersmann und ward nach einigen Jahren Schulze an dessen Stelle, der über seine Rede gebrummt hatte. Und von seinem Stecken nannte ihn alle Welt Klas Avenstaken; er aber gewöhnte sich das Wort an, das andere von ihm gebrauchten, Grad dör; denn sie pflegten im Scherze von ihm zu sagen: Grad dör sagt Klas Avenstaken. Und das behielten seine Enkel und Urenkel nach ihm als ein gutes Wort, das Glück und Mut bedeutete.

Dem Peter in Dümmelshusen waren von seiner Frau Gret Tibbeke schon viele Söhne und Töchter geboren, und die Gret hatte ihrem Manne schon oft angelegen, er solle doch einen Sohn mit dem Hauptnamen in der Freundschaft Klas taufen lassen; er hatte es aber immer verneint und den Buben andere Namen gegeben. Nun geschah es, daß wieder ein Knabe geboren wurde, und daß Peter mit Gewalt wollte, daß dieser Klas heißen sollte, wogegen sich Gret sehr steifte, denn sie und die Freundschaft wollten den Namen Johannes, weil er am Johannisabend zur Welt gekommen war. Auch sagte sie, indem sie das Kindlein in der Wiege betrachtete: „Sieh, Mann, wie sanft und still der Junge aussieht! das wird dir in der Welt kein Klas, der es mit einem Wolf aufnimmt"; aber Peter antwortete: „Kikelkakel! Eben deswegen soll er Klas heißen; die Frommen sind immer die besten Helden gewesen, und die wie Eisenfresser aussehen, beißen oft keinen Strohhalm inzwei." Kurz, es half der Gret kein Bitten und Flehen, kein Heulen und Schelten; Peter war diesmal unerbittlich und sagte: „Eben weil er am Johannisabend, an einem so großen Abend, geboren ist, soll er Klas heißen, und ich wette, ein tüchtiger Klas wird er werden." Und mit diesen Worten nahm er seine Mütze vom Nagel und setzte sie etwas quer auf, wie er zu tun pflegte, wann er zürnte, und ging hinaus und achtete nicht des Geschreis seiner Gret und der Muhmen und Gevatterinnen hinter ihm her. Und der Priester mußte den Knaben Klas taufen, so daß die Gret, die ihren Johannes noch nicht vergessen konnte, halb weinend und halb lachend sagte: „Nein, dem Peter ist was durch den närrischen Kopf gefahren, wie es Hunden und Katzen zu geschehen pflegt, die, wenn man

ihnen die Jungen nimmt, daß man eines oder zwei liegen laſſe und die übrigen erſäufe, immer wieder dieſelben Jungen aus allen zuerſt ergreifen und wieder in ihr Lager tragen, wo ſie die Leute dann auch liegen laſſen und aufziehen, meinend, die Alten müſſen am beſten wiſſen, welche von ihren Jungen die beſten ſeien. Ich will doch ſehen, was aus dieſem ausgegriffenen Klas meines lieben Peters wird."

Und dem kleinen Klas gedieh ſein Name wohl; er nahm unverzagt der Mutter Bruſt und ließ es ſich gut ſchmecken, ſchoß in dem zweiten Monat ſchon ſeinen erſten Zahn aus, hatte den vierten Monat ſchon ſechs Zähne und genoß nebenbei ſchon allerlei Speiſe und Trank; vor dem neunten Monat aber ſtand er ſchon auf eigenen Füßen und richtete ſein Antlitz zum Himmel auf. Dann nahm Peter, ſein Vater, ihn auf den Arm, lächelte ſeelenvergnügt und hielt ihn der Gret hin und ſprach: „Sieh, Gret, welch ein Klas!" Gret aber, halb böſe, halb gutmütig antwortete: „Dein Klas iſt noch nicht über alle Berge; ich wollte doch, er hieße Johannes." Und Peter ſetzte den Buben wieder auf den Boden, ſah zornig und ging ſtumm und verdrießlich aus der Türe. Solche kleine Neckereien über das Bübchen gab es oft unter den beiden Eheleuten, die ſich übrigens von ganzem Herzen liebten. Sie ſchadeten dem kleinen Klas auch nicht, ſondern er gedieh wohl, ward breit an Schultern und Bruſt, warf alle Knaben ſeines Alters und auch die ein Jahr älter waren, zur Erde.

So war er im Eſſen, Trinken, Schlafen und Spielen fünf Jahre alt geworden. Nun ſtellte ihn der Vater den Frühling und Sommer ſchon hinter die Gänſe, und den Winter mußte er in die Schule gehen und beten und das A B Ab lernen. Mit dem ſiebenten Jahre rückte er zum Schweinhirten vor, und im neunten mußte er ſchon Ochſen und Pferde hüten. Alles dies tat er ordentlich und geſchickt, ſo daß der Vater Freude daran hatte. Das einzige, worüber Klagen einliefen, waren Beulen, die er den Nachbarskindern ſchlug; Frau Gret jammerte auch oft über die vielen zerriſſenen Hoſen und Jacken, die er mit zu Hauſe brachte, nein, nicht immer mit zu Hauſe brachte, ſondern zuweilen auf den Bäumen und an den Dornen hangen ließ; auch beſchwerte ſie den oberſten Richterſtuhl des Vaters zuweilen mit Schiedsrichteramt, wann er ſeine älteren Brüder gebleuet hatte; denn im Zorn konnte er alle Knaben zwingen, auch die vier, fünf Jahre älter waren als er. Der alte Peter freute ſich gewöhnlich, wenn er in ſolchen hochnotpeinlichen Halsgerichtsfällen ſeinen Stuhl beſteigen mußte. Der Schluß vom Liede

war fast immer, daß die Kläger und Gret, ihr Anwalt, wegen Unstatthaftigkeit der Gründe und Zeugen abgewiesen wurden. Wohlgefällig sagte Peter dann: „Ich weiß, ich habe es in meinen Knabenjahren auch so gemacht; hat denn der Klas je den Zank angefangen? sind denn die andern nicht immer die Necker? ihnen geschieht ihr Recht, wenn er sie tüchtig abstraft. Es ist gut, daß er sie zwingen kann, so wird ihnen die Lust dazu vergehen." Und er nahm dann seinen Klas gewöhnlich und streichelte ihn und küßte ihn und ermahnte ihn zu aller Friedseligkeit. Dessen bedurfte es aber in der Tat nicht: Klas war einer der stillsten und freundlichsten Jungen, der keiner Kreatur etwas zuleide tun, am wenigsten schwächere und kleinere Knaben necken konnte; aber wenn er gereizt ward, gebrauchte er die Kraft seiner Fäuste nicht mittelmäßig.

Nicht so gut als hinter den Gänsen, Säuen und Ochsen ging es Klas hinter den Bänken des Schulmeisters. Er hatte zum Lernen wenig Lust und Geschick und konnte es in vier Jahren kaum zum Lesen bringen; denn was er im Winter gekonnt, hatte er im Sommer im Felde und Walde immer richtig wieder ausgeschwitzt, so daß seine Brüder und die Nachbarkinder in der Schule immer weit mehr gelobt wurden als er. Doch hatte der alte Schulmeister ihn sehr lieb und gab ihm das Lob der Sittigkeit, des Gehorsams und der Frömmigkeit. Im Hause gab das unter den Alten manchen kleinen Verdruß. Peter, der ihn von allen seinen Kindern am liebsten hatte, was er sich aber nie merken lassen wollte, setzte sich oft allein mit ihm hin und half ihm seine Lex zurecht. Aber sie kamen damit doch nicht durch. Gret nannte ihn oft ihren breiten Dickkopf, und Peter konnte es nicht wenden er mußte es anhören und still dazu schweigen, ja er mußte es wohl leiden, daß der Jürgen und Joachim und Christoph, seine Brüder, und die Trine und Therese, seine Schwestern, als geschicktere und klügere Kinder gelobt wurden. Dann sagte sie zuweilen auch wohl spöttisch (sie war sonst eine herzensgute Frau): „Peter, wir wollen doch sehen, was aus deinem Klas wird; ich wollte, er hieße Johannes, er wäre anders geworden." Das schlug dann dem Fasse den Boden aus; Peter nahm die Mütze und ging auf den Hof und in den Pferdestall, daß er sich auslüftete und wieder besänne. Und wann er sich besonnen hatte und wieder zurückkam, brummte er wohl für sich: „Klas wird doch der beste werden." Klas gab nämlich ein anderes großes Zeichen von sich, worauf der Vater Häuser bauete: seit seinem vierten Jahre rief der Knabe immer Grad dör, sobald er heftig ward oder was Heftiges und Ungestümes

beginnen wollte, besonders wenn er die Fäuste zu Schlachten ballte. Das tat kein anderes von Peter Avenstakens Kindern, obgleich sie das Wort aus dem Munde des Vaters oft genug hören konnten. Und Peter erlebte die große Freude, daß Klas vor seinem neunten Jahre im Dorfe von alt und jung Klas Grad dör genannt ward, und daß die Leute zu Dümmelshusen wieder sagten: „Grad dör sagt Klas Avenstaken."

Klas war zwölf Jahre alt geworden, war für sein Alter ungewöhnlich groß und stark, stand sehr grad und fest auf den Beinen, hatte einen großen Kopf und breite Stirn mit langen hangenden Flachshaaren, unter welchen er aus ein paar trotzigen blauen Augen guckte. Viele Leute sagten, er wäre ein schöner Junge; Peter sein Vater sagte: „Er ist der schönste Junge im Dorfe", aber Gret meinte, er sei zu plump und dick, und seine Brüder seien viel schöner. Da kam der dreizehnte Herbst seines Lebens, und mit dem November jenes Herbstes verschwand Klas durch eine der wunderbarsten Begebenheiten, die ich jetzt erzählen will, plötzlich aus dem elterlichen Hause.

Peter hatte einen neuen Knecht gemietet, der mit dem ersten November zuzog. Dieser hieß Hans Valentin und war schon ein ältlicher Mann von fünfzig Jahren. Der Knecht war nicht lange im Hause, so schloß er mit den Knaben eine sonderliche Freundschaft, am meisten aber mit Klas. Valentin wußte nämlich viele Fabeln, Geschichten und Märchen und allerlei alte, längst verschollene Leuschen und erzählte sie abendlich nach der Arbeit den Kindern; und er ward durch seine schönen Geschichten bald so berühmt, daß auch die Kinder der Nachbarschaft häufig in Peters Haus kamen, damit sie ihn hörten. Dies geschah meistens des Samstags und Sonntags abends, wo Valentin Zeit hatte zum Erzählen. Die Buben brachten dem Valentin Äpfel und Nüsse mit und andere schöne Sachen, und so setzte die Genossenschaft sich in einer Ecke hin und schmauste und erzählte. Das war aber das Besondere, daß von allen Kindern keiner die Geschichten besser behielt und lebendiger wiedererzählte als Klas, so daß Peter ihm oft mit Wohlgefallen zuhorchte und schmunzelnd der Gret zurief: „Hörst du's, Gret? hörst du's, wie der Klas, der Blitzjunge, erzählen kann?" Sie aber ließ es kalt abgleiten und sagte wohl: „Ja, ein Klas ist er, und ein Klas bleibt er, ein rechter Märchenklas; aber Schulze wird er nie werden, denn er kann ja nicht schreiben." So sprachen die Eltern über Klas jeder auf seine Weise; sie merkten aber nicht, daß mit Klas eine große Veränderung vorging, und daß Valentin ihn viel lebendiger und im Herzen viel lustiger machte. Denn

die Geschichten ergriffen den Jungen so, daß er nichts anderes sah und hörte, dichtete und träumte als Hexen und Hexenmeister, Drachen und Riesen, bezauberte Prinzessinnen und verwünschte Schlösser. Ja, es ging so weit, daß der Knabe manche liebe Nacht davor gar nicht schlafen konnte, sondern oft die Augen noch offen hatte, wann der Hahn durch seinen fünften Krei schon verkündigte, der Himmel wollte seine geschlossenen Augen wieder auftun.

So war Valentin mit seinen Buben bis gegen das heilige Christfest hingekommen, wo die langen Abende und die vielen Festtage zu Spielen und Märchen Gelegenheit gaben, und wo alle Welt wegen der Geburt des süßen Jesuskindleins sich mancherlei Festen und Freuden überließ, und wo Freunde mit Freunden und Nachbarn mit Nachbarn lustig lebten. Valentin hatte bis auf diese fröhliche Zeit seine besten Geschichten aufgespart; er hatte den Kindern, welche nebst den Alten ihn reichlich mit Gaben bedacht hatten, wie man zu sagen pflegt, seine Mäusekiste aufgetan. Von allen Geschichten aber, die er ihnen auftischte, wurden sie am meisten erfreut durch die von dem Pfannkuchenberge und von dem gläsernen Berge, zu welchen er mit heller Stimme folgende feinklingende Reime zu singen pflegte:

Wer sagt mir an, wo der Pfannkuchenberg liegt,
Gespickt mit Ochsenbraten,
Mit Zucker und Marzipan gefüllt
Und Scheffeln voll Dukaten?

Gläserner Berg, gläserner Berg,
Wann springst du auf?
Spielender Zwerg, künstlicher Zwerg,
Wann wachst du auf?

Wann die Glocke zwölfe schlägt,
Wann der Dieb Säcke trägt,
Dann spring' ich auf:

Wann der Hahn zum zweiten kräht,
Und der Mond am höchsten steht,
Dann wach' ich auf.

Diese Geschichten gefielen so sehr, daß sie wenigstens vier Tage hintereinander immer mit neuen Ausschmückungen erzählt werden mußten, zumal da, wie Valentin wußte, die beiden Berge in der Nachbarschaft lagen in dem hohen Forst, in welchem er

den Knaben, die dort oft das Vieh gehütet hatten, die Eiche und Buche ganz deutlich beschrieb und bezeichnete, die auf ihrem Gipfel ständen. „Bei Tage", setzte er hinzu, „kann man diesen Bergen freilich nicht ansehen, was sie eigentlich sind, dann sehen sie aus wie alle andere Berge; aber um die Mitternacht sind sie, was sie sind, der eine von dem allerklarsten und allerdurchsichtigsten Glase, wo Mond und alle Sterne durchscheinen bis auf den Grund, und der andere der prächtigste Pfannkuchen, so prächtig, als er nie in einer Pfanne gebacken ist. Die Sage geht," winkte er dann freundlich und mit leiserer Stimme, „daß, wer in den Pfannkuchenberg steigt, ein großer König wird, und wer in den gläsernen Berg springt, ganze Säcke mit Dukaten und goldenen Bechern und silbernen Schalen mit zu Hause trägt; aber wer hat dazu den Mut? Solche Leute werden nicht alle Tage geboren."

Das Wörtlein: Aber wer hat dazu den Mut? gab nun, wie es unter Knaben zu geschehen pflegt, Gelegenheit zu vielem Necken, und sie wetzten, drillten und foppten einander damit, und einige Wochen hörte man am Schluß jeder Geschichte immer durchklingen: Aber wer hat dazu den Mut? und einige Schälke sagten auch wohl: „Klas Grad dör hat den Mut." Und Klas zuckte es dann immer in den Fingern, und er hätte sie gewiß gebraucht, wenn der Vater nicht dabei gewesen wäre; denn Peter strafte es hart, wenn die Buben sich in seiner Gegenwart rauften. Indessen ging das Wort und die Neckerei immer fort, und auch das Wort Klas Grad dör hat den Mut, so daß es dem Knaben endlich zu toll ward, und er bei sich selbst dachte: Es ist doch auch schlecht, daß ich den Mut nicht haben soll. Und eines Abends, als sie wieder so stichelten und stachelten, entfiel ihm im Zorn das Wort: „Ja, Klas Grad dör hat den Mut, wenn ihr den Mut habt, mit dabei zu sein; und ihr könnt nun wählen, was ihr wollt; ich nehme mir den Pfannkuchenberg, worin der König sitzt, wo die große Buche steht, und will voransteigen als der erste, wenn ihr mitsteigt." Und sie schämten sich und schrien alle: „Ja! Ja! wir wollen mit"; denn es war eben der helle Mittag, und sie deuchten sich alle des Mutes überflüssig zu haben, und hatten ihn damals auch. Und so neckten sie sich den ganzen Tag und Abend fort und fort, und Valentin und Peter und Gret und die Knechte und Mägde, die es hörten, zogen sie auf; denn sie glaubten nicht, daß es ihr Ernst sei. Die Knaben aber wurden dadurch nur noch vergrätzter auf ihren Vorsatz, und der steife Klas hielt die anderen fest, indem er ihnen alles auf das herrlichste vormalte, wie lustig sie dort leben und

mit welchen Schätzen und Herrlichkeiten sie zu Hause kommen würden.

So war es spat Abend geworden, und es schlug zehn Uhr vom Kirchturme, da rief Klas: „Frisch, Gesellen! heraus! es ist Zeit, wir haben über eine halbe Meile bis zum Walde.“ Und die Gesellen gingen hinaus mit ihm, seine drei Brüder und noch fünf andere Knaben, alle in Sonntagskleidern und mit weißen Stöcken in der Hand; denn mit weißen Haselstöcken soll man Geistern und Abenteuern entgegengehen. Und die Alten riefen und lachten hinter ihnen her, und der Valentin lachte am lautesten, und sie dachten: „Die werden keine Berge sprengen, sondern bald wieder hier sein!“

Und die Knaben strichen geschwind über das Feld hin, und Klas lief allen voran, so brannte die Lust ihn, und sie krächzeten und kakelten und jauchzeten, wie Krähen krächzen, wenn man sie von den Bäumen aufjagt, und Hühner kakeln, wenn man ihnen den Flug auftut. Und alle blieben bei dem Vorsatz und waren voll Mutes, bis sie die Bäume des Waldes sehen konnten; da wurden sie fast alle still. Als sie aber an den Wald kamen und die hohen Bäume rauschen und die Wasser der Gießbäche aus der Ferne brausen hörten, da standen sie still; der einzige Klas lief hinein. Und da er die anderen nicht folgen sah, schalt er sie; sie aber achteten des nicht, sondern sagten der eine dies, der andere das, und keiner wollte mit. Da nannte er sie feige Memmen und rief ihnen spöttisch zu: „Klas Grad dör hat den Mut“, und dann rauschte er sporenstreichs durch die Sträuche fort immer bergan. Sie aber rauschten über das Feld zurück nach Hause und machten so geschwinde Schritte, als hätte ein jeder ein Gespenst an den Fersen gehabt.

Und Klas lief eilends seines Weges auf manchen krummen Pfaden, die er kannte, bergauf, bergab, bis er auf der höchsten Höhe des Forsts die Buche nicken sah. Da mußte er auch stillstehen, und ihm wollte der Mut auch fast klein werden, zumal da er wohl vier Kirchenglocken aus der Ferne eben zwölf schlagen hörte. Aber wie er ein wackerer Bub' war, so sprach er sich das Wort zu, das sein Vater ihm so oft gesagt hatte: ein Kerl müsse nie vor einem Entschlusse umkehren, den er in lustiger Stunde gefaßt habe, und wenn es zur Tat komme, sich wie ein Hase auf die Hinterfüße setzen; und Klas rief Grad dör! daß der Wald widerhallte, und so sauste er den Berg hinan. Und er kam hin, wo er eben die Buche noch gesehen hatte; aber sie stand nicht mehr da; wohl aber duftete und schimmerte der schönste Pfannkuchenberg im Mondschein. Und Klas bedachte sich nicht lange, tat

beherzt ſeine beiden Augen zu, richtete ſich mit beiden Füßen auf die Zehenſpitzen, wagte den Sprung und rief: „Grad dör ſagt Klas Avenſtaken!“

Und der Sprung mißriet ihm nicht, und er glitt ſanft in den Berg hinein und ſank leiſe und langſam hinab, als wäre er gefahren, wie man Eier im Hopfenſack zu fahren pflegt. Und es deuchte ihm, er ward lieblich hinabgeſchaukelt und hinabgewiegt, und daß er entſchlief und wunderſame Träume hatte, worin ihm ſein alter Hans Valentin erſchien und ihm gar wohlgefällig und freundlich zulächelte.

Und als er erwachte, da war es dämmerig um ihn her; er fühlte aber, daß er in einem weichen Bette lag, auf ſo weichen und feinen Kiſſen, als Gret, ſeine Mutter, ihm nie untergelegt hatte. Und das gefiel ihm ſehr. Aber ihn hungerte, und das gefiel ihm nicht. Da fing es an hell zu werden, und er bedachte und beſann ſich über geſtern und über die vorigen Tage und ſprach: „Hier ſoll ich ja im Pfannkuchenberg ſein; will ſehen, ob Valentin mir auch was vorgelogen hat!“ Und er rieb ſich die Augen auf, und es ward lichter um ihn; es fiel aber nur ein dämmerndes Licht von oben herab. Und ſeine Augen freueten ſich, und ſein Herz freuete ſich noch mehr; denn was ward er gewahr? Daß er nun wirklich mitten in dem Pfannkuchenberg war, und daß der alte Valentin nicht gelogen hatte. Denn er war nun in einem Zimmer, worin ein Bett und ein Tiſch und eine Bank war, faſt wie in ſeines Vaters Hauſe, nur alles netter und zierlicher. Und das Zimmer war ringsumher gar herrlich geſchmückt und verhangen. Da waren die Wände mit gebratenen Gänſen und Enten und Hühnern und Schnepfen und Rebhühnern und Wachteln und Krammetsvögeln wie mit den ſchönſten Tapeten in der bunteſten Mannigfaltigkeit verziert und mit Haſen und Hirſchen und Rehen in Menge, und die ſchönſten Schüſſeln und Teller und Meſſer und Gabeln hingen dabei. Das war die eine Seite. Und die andere Seite war mit Kuchen ausgeſchmückt und mit Zuckerwerk und Marzipan und mit köſtlichen Früchten, Pfirſichen, Aprikoſen, Apfelſinen, Weintrauben, Äpfeln, Birnen, Pflaumen, Nüſſen und was Zunge und Zahn ſich in ihrer Lüſternheit nur wünſchen mögen zu ſchlürfen und zu beißen. Und an den beiden ſchmaleren Enden des Zimmers ſtanden blühende Bäume und Bäume voll Früchte, und unter den Bäumen liefen je zwei Quellen heraus: an dem einen Ende war eine Waſſerquelle und eine Milchquelle, und an dem andern Ende war eine Bierquelle und eine Weinquelle. Klas kümmerte ſich um zwei Quellen gar wenig, nämlich um die Waſſerquelle und die Bier-

quelle, ſondern gebrauchte allein die Milchquelle und die Weinquelle. Dieſes ganze Zimmer war ein Wunder; aber das größte Wunder daran war, daß jeder verzehrte Braten und jede verſchlungene Birne oder Traube gleich wieder an derſelben Stelle wuchs, wo er ſie weggegeſſen hatte, und daß die Milchquelle und Weinquelle nie verſiegten. Ja, ich glaube, ein ganzes Heer Reiter und Fußvolk hätte in dem Pfannkuchenberg ein Jahrtauſend eſſen und trinken können, und es wäre nicht all geworden.

Und unſer Klas aß und trank wie ein Kerl, ja er aß und trank übermäßig, und es bekam ihm doch nicht übel. Das geſchah ihm aber immer, daß er ſogleich nach dem Eſſen und Trinken einſchlief, ſo daß man faſt ſagen mag, er tat nichts anderes als eſſen, trinken und ſchlafen. Er wachte aber etwa fünfmal des Tages auf, und dann aß und trank er jedesmal tüchtig; die Nächte durch aber ſchlief er immer in einem fort vom Abend bis zum Morgen, ohne daß er je erwachte. Weil dies nun ſein Leben war und ſein dämmerndes Zimmer ihn an nichts erinnerte, was er dort oben auf der Erde erlebt und geſehen hatte, ſo verſchwand ihm das Vergangene ganz aus dem Gedächtniſſe. Nur ſeines Vaters Peter gedachte er zuweilen und des treuen Valentins und des freundlichen alten Schulmeiſters; aber das war ihm auch nur wie ein Traum. Das aber hielt er von göttlichen und heil'gen Dingen und Gewohnheiten feſt, daß er jedesmal, ehe er aß, ſich kreuzete und die Hände faltete und betete. Er konnte aber nur ein Gebet, das nicht ſehr lang war und hieß:

Fürchte Gott,
Liebes Kind;
Gott der Herr
Sieht und weiß
Alle Dinge.

Dies Gebet betete er immer ſehr andächtig. Seine Schlafſtunden bei Tage und auch bei Nacht, wo er im Bette lag, waren ein ewiger Traum, und zwar ein ſehr bunter und luſtiger Traum, wo alle Valentiniſche Geſchichten und Märchen wunderbar aufblüheten und wieder tauſend andere Geſchichten und Märchen gebaren, wo er immer mitten drinnen war und ungeheure Taten vollbrachte, Drachen und Rieſen erſchlug, eiſerne und diamantene Tore zerſprengte, Prinzeſſinnen befreiete und endlich König ward.

Klas verlebte auf dieſe Weiſe, ohne daß er wußte, wie ihm geſchah, in ſeinem Pfannkuchenberge ein ganz vergnügtes und luſtiges Leben. Es war aber in dem Traume jemand da, der ihm die Geſchichten erzählte oder vormachte. Dies war nicht

lentin, ſondern ſeine verſtorbene Großmutter, die er in den
heſten Kinderjahren noch in ſeines Vaters Hauſe geſehen hatte.
eſe ſchien dann zu ſeinen Häupten zu ſtehen oder auf den Knien
r ihm zu liegen und über ihm zu beten und erzählte ihm zuletzt
mer Geſchichten. So hat er es in ſpäteren Jahren oft mit tiefer
wegung erzählt und gemeint, wenn etwas Gutes aus ihm ge-
rden, ſo verdanke er es den ſtillen Gebeten dieſes frommen
d von Gott erlöſten Geiſtes, der ſeinen Irrtum, womit er in
n Berg hinabgeſprungen, zum guten gewendet habe.

So waren ihm fünf Jahre vergangen wie ein Tag, und
end und trinkend war er immer tiefer hinabgeſunken, und das
mmer hatte ſich mit ihm geſenkt. Und er hatte ſich glücklich
rch den Berg gefreſſen; denn durchfreſſen mußte ſich, wer
neinſprang, hatte Valentin geſagt, anders konnte er nimmer
s dem Berg erlöſt werden. Wieviel er aber in dieſer langen
it gegeſſen und getrunken hat, wer will das wohl ausrechnen?
wiß iſt es aber nicht weniger geweſen, als zehn der unver-
ſſenſten Eſſer und Trinker nur hätten bezwingen können. Auch
r es nicht verloren an ihm, ſondern er war ein gar ſtarker
d reiſiger Jüngling geworden. Davon wußte er aber nichts,
un er hatte niemand, an dem er's hätte verſuchen können,
ch war kein Spiegel in ſeinem Zimmer, der es ihm hätte ver-
en können.

Als nun die fünf Jahre um waren und Klas ſich unten bis an
n Rand durchgefreſſen hatte und nun wieder herausfallen ſollte
f die Erde, damit ſein Schickſal erfüllet würde, fiel er in einen
ſen Schlaf, und ihm träumte ein ſonderbarerer Traum, als er
gehabt hatte. Die alte weiſe Frau nämlich, die immer bei ihm
z und Geſchichten erzählte und ausſah wie ſeine ſelige Groß-
tter, ſchien ihm ſehr traurig und gebärdete ſich, als wenn ſie
ſchied von ihm nehmen wollte, ja ſie ſagte es ihm. Und es
chte ihm, als wenn ſie ſehr brünſtig und mit vielen Tränen
er ihm betete und ihn dann aus dem Bette nahm und ihn wuſch,
e man ein kleines Kind wäſcht, bis er weiß ward wie ein
hwan, und als wenn ſie ihm dann ein weißes Hemd anzog und
en ſehr zierlichen neuen Rock und neue Schuhe und Strümpfe
d dann verſchwand. Und auch ihm ſchien ſehr traurig zu ſein
ſeinem Herzen. Und dies war wirklich kein Traum geweſen,
ndern er war drinnen rein gewaſchen worden und neu gekleidet
m Haupt bis zu den Füßen, und ſo war er im Traum aus dem
rg herausgefallen. Er hatte es aber nicht gemerkt, ſondern dieſe
undergeſchichte verſchlafen.

Weil Klas Avenſtaken nun wieder auf der Erde erſcheinen ſoll,

ſo muß ich erzählen, wie es die fünf Jahre, wo er im Pfannkuchenberg lebte, in ſeines Vaters Hauſe gegangen war. Es hatte ſich dort ſeit ſeinem Verſchwinden nichts Ungewöhnliches begeben; ſie lebten gottlob noch alle, die Eltern und die Geſchwiſter, und ſeine mitternächtliche Pfannkuchenbergfahrt war wirklich das einzige Außerordentliche geweſen, was das Haus in ſo langer Zeit erlitten hatte. Es war lange Trauer um ihn geweſen, beſonders in dem Herzen ſeines Vaters, der es ſich aber nicht merken ließ, auch in dem alten ehrlichen Valentin, den die Mutter überdies wegen ſeiner Geſchichten noch viel ausgeſcholten hatte. Es war aber ſeit jener Zeit alle Freude von ihm gewichen und kein Märchen mehr über ſeine Lippen geklungen, und der alte Mann, der ſonſt immer ſo munter und ſcherzhaft war, war faſt ſtumm und grämlich geworden. Auch hatte er aus dem Hauſe und dem Dienſte weggewollt; Peter aber in ſeiner Gutmütigkeit hatte es nicht zugelaſſen und geſprochen: „Hat der Valentin ſo großes Leid mit uns erfahren, ſo ſoll er auch das bißchen Brot mit uns eſſen bis an ſein Lebensende.“ Von Klas ward übrigens faſt nicht mehr geſprochen oder doch nur leiſe geflüſtert; die meiſten Leute und auch ſeine arme Mutter meinten, die böſen Geiſter ſeien mit ihm abgefahren, und das Knäblein werde in dieſem Leben nicht wiederkommen. Nur Valentin und Peter ſprachen zuweilen unter ſich noch von dem Knaben, den ſie beide ſo liebgehabt hatten, und hegten verſchwiegen die Hoffnung, er könne doch noch wohl mal wiederkommen. Die beiden glaubten auch an die Geſchichten, die ſie ſo gern erzählten oder erzählen hörten. Und ſiehe! ihre Hoffnung betrog ſie nicht; denn Klas kam wirklich wieder. Nun muß ich erzählen, wie dies geſchehen iſt.

Weil Wunder immer auf das wunderbarſte geſchehen, ſo begab es ſich, daß Klas gerade auf derſelben Stelle, wo er einſt verſunken, aus dem Pfannkuchenberge wieder in dieſe Welt hineingefallen war. Das konnte nun doch nicht anders geſchehen, als daß der Pfannkuchenberg ſich umgekehrt hat und daß die ganze Welt ſich mit ihm umgekehrt hat. Eines von beiden mußte geſchehen ſein, und weil es ſo war, deswegen heißt es ein Wunder; denn ein Wunder iſt, was jeder Menſch wohl wiſſen, aber doch kein Menſch begreifen kann. Kurz und gut, als Klas erwachte, lag er nicht in ſeinen weichen Betten, ſondern im grünen Graſe und ſah ſeine wohlbekannte Buche wieder und den hohen Berg, worauf er ſo oft die Rinder getrieben hatte, und den ganzen Wald und das Feld drunten, und die Dörfer und ihre Kirchtürme kamen ihm wieder wie alte Bekannte vor, jene fünf im Pfannkuchenberge verlebten Jahre aber waren ihm wie ein Traum, und es war ihm

nicht anders, als ſei nur eine Nacht vergangen zwiſchen dem Abend, wo ſeine Brüder und Geſellen von ihm liefen, und dieſem Morgen, wo die Lerchen der Erde ihn wieder wach ſangen. Es war aber ein ſehr ſchöner Frühlingstag, als er ſich durchgefreſſen hatte und wieder aus dem Berge fiel.

Klas lag nicht lange im Graſe und gaffte, ſondern er machte ſich bald auf und lief geſchwinde durch den Wald und über das Feld grad' auf ſeines Vaters Haus zu. Und er fand, als er in die Stube trat, ſeine Eltern und Geſchwiſter und den Valentin alle um den Tiſch ſtehend, die eben die Hände zum Gebet gefaltet hatten; denn ſie wollten frühſtücken. So trat er unter ſie. Er war aber ſehr groß und ſchön, beinahe eines halben Kopfes höher als Peter, der auch kein kleiner Mann war, und er hatte ſchöne neue Kleider an. Und deswegen ſahen ſie alle auf und verneigten ſich vor ihm, denn ſie meinten, er ſei ein Fremder. Er aber fiel Vater und Mutter und Schweſtern und Brüdern um den Hals und herzte und küßte ſie und ſagte: „Ich bin Klas und bin wieder aus dem Pfannkuchenberge gekommen", und auch den alten Valentin, ſeinen ſehr lieben Freund, küßte er recht herzlich. Und ſie erkannten ihn nun wieder an manchen Zeichen und erſtaunten ſehr und freueten ſich, daß er ſo groß und hübſch geworden.

Als nun aber das erſte Erſtaunen vorbei war, da wollten alle wiſſen, wie es ihm gegangen war in den fünf Jahren und drei Monaten, die er weggeweſen; und das ganze Dorf war herbeigelaufen, daß ſie Klas Avenſtaken ſähen, und das erſte Wort war immer: „Nun, lieber Klas, erzähle uns, wie iſt es ergangen? und wie ſieht es in dem Pfannkuchenberge aus?" Er wußte ihnen aber nicht viel zu ſagen, ſondern es kam alles dunkel heraus wie Träume und Geſpenſtergeſchichten, ſo daß einige ihn mit erſchrockenen Augen anguckten, als ſei es nicht geheuer mit ihm, und als trieben ſchlimme Geiſter in ihm ihr Spiel, andere wohl hie und da flüſterten: „Der Klas lügt; er iſt nicht in dem Pfannkuchenberge geweſen, er iſt von ſeinen Eltern gelaufen und iſt nun wiedergekommen, und der ſchlaue Schulze hat die ganze Geſchichte erfunden, daß er ſeine Schlappe bemäntele." Die meiſten indeſſen hatten Glauben zu dem Abenteuer und fanden recht großen Gefallen an der Erzählung, wie ſein Zimmer mit Braten, Kuchen und Früchten tapeziert geweſen; und wie der Milchborn und Weinborn immer im Fluſſe geweſen. Und das glaubten ſie wohl, denn ſie ſahen ſeinen ſtarken und ſchönen Gliedern und ſeinen roſenroten Wangen und funkelnden Augen wohl an, daß er die Zeit nicht gehungert hatte. Seine Mutter aber war die erſte, die ihn voll Ungeduld nach den Säcken mit goldenen Dukaten fragte, und

ob er keine mitgebracht habe? Als er nun antwortete, da müsse der Valentin sich in der Geschichte versprochen haben, denn von Gold und Silber habe er in dem Pfannkuchenberge auch kein Pröbchen gesehen, da kopfschüttelte sie und meinte, er habe die fünf Jahre ebensogut zu Hause bleiben und die Wirtschaft mehren und an ihrem Tische essen können, denn was helfe es ihm nun, daß er Fasanen und Waldschnepfen gegessen und den köstlichsten Wein geschlürft habe? ohne Geld möge er sich nur nicht einbilden, daß ein Mensch König werden könne, was der einfältige Valentin ihm vorgefabelt habe. Denn Valentin bekam bei Gelegenheit immer sein Seitenhiebchen mit ab. Und soll ich nun die Wahrheit sagen, so lautet sie so: Die ersten Tage waren die Leute im Dorfe außer sich über Klas und stürmten Peters Haus fast; die ersten Wochen verwunderten sie sich sehr, die ersten Monate sprachen sie viel davon, und nach einem Jahre war die Geschichte von den meisten schon wieder vergessen. Die aber immer noch viel von der Geschichte sprachen, das waren die jungen Dirnen, denn ihnen gefiel Klas über alle Maßen, und wo sie es sagen durften, riefen sie fast einstimmig: „Klas Avenstaken ist doch der schönste Junge im Dorfe!"

Klas war in seinem achtzehnten Jahre und fand sich wieder auf der Welt, wie er wohl mußte. Er machte sich rüstig an die Arbeit, denn dazu hatte er Sehnen und Knochen, und ging mit seinem Vater pflügen und säen, Steine brechen und Holz hauen, Gras und Korn mähen, und tat all sein Werk still und bescheiden und schaffte soviel als drei andere. Und der Vater hatte ihn immer sehr lieb, und auch der alte Valentin freute sich an ihm. Auch die Mutter freute sich seiner schönen Jugend und Gestalt, was Mütter und Weiber nicht lassen können, und schmunzelte oft, wenn die Nachbarinnen ihn wegen seiner Schöne lobten; aber im ganzen war er ihr doch nicht zu Sinn und deuchte ihr zu still und zu einfältig und nicht so geschickt und anstellig als ihre andern Kinder. Und wirklich, viele Worte konnte Klas nicht machen, ja er war viel stiller geworden, denn er als Knabe gewesen; auch hatte er in den fünf Jahren, die er in dem Berge gesessen, gar nichts zugelernt, sondern schier alles vergessen, was er aus der Schule mitgebracht hatte, so daß er nichts weiter wußte als sein einziges kurzes Gebetchen. Doch wußte die Gret im Grunde nichts auf ihn zu sagen, er war gehorsam und demütig in aller Arbeit, ging fleißig mit andern Christen zur Kirche und hielt alle heiligen Tage und Feste sittiglich und andächtiglich mit und hatte bei jedermänniglich Liebe und ein gutes Gerücht. Das einzige, was sie an ihm tadelte und mit Recht tadeln konnte, war, daß er abendlich und

nächtlich viel außer dem Hause war. Denn das konnte er nicht lassen, besonders an Sonntagen und Festtagen. Sowie die Sonne unterging, mußte er in Feld und Wald spazieren, und oft besuchte er dann auch den Berg, wo er sein Abenteuer gehabt hatte, und saß unter der grünen Buche und träumte die lustigen Träume des Pfannkuchenberges noch einmal und kam gewöhnlich stummer und in sich gekehrter nach Hause, als er ausgegangen. Wenn Gret ihn nun darüber auch nicht schalt, so mußte es der Peter entgelten, wenn er den Klas lobte. Sie brummte dann wohl für sich hin: „Ja, was ist denn dein Klas? was hat ihm die ganze Bergfahrt gefrommt, wovon man soviel Geschrei macht? Reicher ist er nicht geworden, klüger wahrhaftig auch nicht; unser Speck und Brot hätte ihn ebenso stark machen können, und er hätte uns noch Geld dazu verdient. Er ist als der blöde und stumme Dickkopf wiedergekommen, als welcher er weglief. Dein Klas ist der Klas geblieben.“ Solche Reden mußte Peter oft hören und verschlucken und grämte sich und durfte kein Wort dazu sagen. Doch in seinem Herzen deuchte es ihm alles anders, und er und Valentin ließen den Gedanken nicht fahren, der Klas müsse noch ein rechter Biedermann werden.

So waren wieder drittehalb Jahre vergangen, und Klas war an Schenkeln und Schultern noch stärker und womöglich noch schöner geworden und füllte sein zwanzigstes Jahr. Da begab sich, was sich begeben sollte, damit er aus dem Bauerkittel herauskäme und zu den hohen Ehren gelangte, wozu Gott ihn hatte geboren werden lassen.

Er war mit seinem Vater in den Wald gegangen, Holz zu fällen. Sie hieben an zwei verschiedenen Seiten einige hundert Schritt voneinander, so daß sie nur den Schall ihrer Äxte hören konnten und nichts weiter. So mochten sie wohl einige Stunden gearbeitet haben, als Klas mit einem Male von der Stelle her, wo Peter hieb, ein klägliches Ächzen hörte. Er ließ seine Arbeit und lief sporenstreichs hin und sah, wie vier Männer in grünen Röcken seinem Vater die Hände auf den Rücken gebunden hatten und ihn mit Prügeln forttrieben. Da ergrimmte er, sprang hinzu, riß die Bande los, stieß die Männer weg und fragte sie, aus welcher Macht sie das täten. Sie antworteten ihm, er komme in guter Stunde, und ihm werde bald dasselbe geschehen; denn sie beide seien Holzdiebe und hauten nicht auf ihrem Grunde, sondern es sei des gnädigen Herrn Wald. Es waren aber diese Viere Jäger des Grafen, dem das Land gehörte; doch war der Wald, wo Peter und Klas Holz fällten, nicht des Grafen eigener Wald, sondern eine Almend des Dorfes Dümmelshusen. Und sie wortwechselten

noch viel miteinander; als die Jäger sich aber unterstanden, den Alten wieder zu binden und auch den Klas binden wollten, da kam der Zorn über ihn, und er rief mit gewaltiger Stimme: Grad dör! und hieb mit der Axt um sich und hieb sie alle vier nieder, daß auch kein Lebenszeichen in ihnen blieb. Seinen Vater aber tröstete er des Schimpfes und ging mit ihm zu Hause, wo er jedermann offen erzählte, was sich zwischen ihm und den Jägern des Grafen im Walde begeben hatte.

Es ward ihm und seinem Vater aber nicht so geglaubt, sondern es hieß, er habe die Jäger gewaltsam angegriffen und gefällt. Und der Graf sandte viele hundert Mann mit Spießen und Stangen nach Dümmelshusen, daß sie den Klas einfingen und ins Gefängnis führten. Und Klas entwich nicht, wiewohl er es gekonnt hätte, und weigerte und wehrte sich nicht, sondern ließ sich ruhig wegführen. Denn er sprach bei sich: „Der Obrigkeit soll man gehorchen und untertan sein, und Gott wird Recht und Unschuld wohl ans Licht bringen."

Und als er in die Stadt kam, wo der Graf wohnte, nahmen sie ihn und legten ihm Hände und Füße in Eisen wie einem Missetäter und warfen ihn in ein dunkles Gefängnis, wo weder Sonne noch Mond hineinschien, und hielten ein strenges Gericht über ihn und verdammten ihn zum Tode, als der des Landes Frieden gebrochen und schweren Mord begangen hätte. Und alsbald ließ der Graf, der über den Tod seiner Jäger sehr erzürnt war, einen neuen Galgen bauen vor dem Tore der Stadt, fünfzig Ellen hoch, woran Klas Avenstaken gehängt werden sollte. Und es waren viele tausend Menschen aus allen Enden herbeigelaufen den Tag, als er gehängt werden sollte; denn sein Gerücht war weit erschollen wegen seiner Stärke und Schönheit, auch hatten die Leute sich das Märchen von dem Pfannkuchenberge wiedererzählt und es mit vielen neuen Wundern vermehrt.

Und als die Sonne des Morgens aufging, wo Klas als ein armer Sünder sterben sollte, ward er aus dem Stadttore hinausgeführt und trug seine schweren Ketten so leicht, als wären es Strohhalme gewesen, und schritt wohlgemut und festen Angesichts daher; denn er hatte recht andächtig gebetet und tröstete sich Gottes, da er sich keiner schweren und freiwilligen Schuld bewußt war. Und der Jüngling deuchte den Leuten schöner als je, und aller Augen flossen in Tränen über, daß ein so schönes junges Blut sterben sollte; besonders aber jammerten die Weiber und Jungfrauen, deren Herz von Natur mitleidiger ist, und manche dachte wohl: „Könntest du ihn vom Galgen lösen, du nähmest ihn gleich zum Manne und schämtest dich nicht." Als aber Klas

unter den Galgen geführt ward und die Priester mit dem Kreuze in der Hand um ihn her standen und zu ihm sprachen und geistliche Lieder sangen, und die Henker die Leiter und Stricke zurechtmachten, da ward das Weinen ein lautes Schluchzen und Heulen und Schreien rings um das Hochgericht. Unter andern war auch eine schöne junge Frau da, welche sich durch den Haufen gedrängt hatte und dem Klas gerade gegenüber stand, so daß sie ihm ins Gesicht schauen konnte. Diese rief so laut, daß alle Leute es hörten und er es auch hören konnte: „O täte dieser doch nun den Schergen und Henkern wie Simson den Philistern und zerbräche seine Bande!" Und Klas fiel die Geschichte von Simson aus der Schule wieder ein, und er dachte: „Versuchen kannst du es wohl, ob es Gottes Wille wäre!" Und er raffte seine Glieder zusammen und spannte seine Sehnen und rief voll Zorns Grad dör! und die eisernen Ketten sprangen, als wären es Rohrseile gewesen, und er stürmte durch die Henker und Schergen und durch alles Volk hin und warf links und rechts alles mit den mächtigen Fäusten nieder. Das Volk aber jauchzete und schrie: „Grad dör, Klas!" und Klas lief wie ein Hirsch, der mit seinen Beinen spielt, über das Feld hin in' den Wald, und die ihm zu Fuß und zu Pferde nachjagten, konnten ihn nicht einholen. Die Henker aber, ergrimmt, daß sie so ihre Beute verloren hatten, griffen die schöne junge Frau, die den simsonischen Wunsch ausgesprochen hatte, und meinten, sie könnten sie nun hängen. Aber das Volk schrie laut dagegen, und die Priester schalten sie, da die Frau es ja nur aus menschlicher Barmherzigkeit mit einem armen Sünder gesprochen habe, und der Graf, der auf das Getose und Getümmel wegen Klasens Flucht herbeigekommen war, befahl, daß sie die Frau wieder freiließen, und so geschah es. Es war aber ein gewaltiges Jauchzen und Frohlocken unter allem Volke, daß Klas so entronnen war; denn daß sie ihn wieder fangen würden, glaubten sie nicht. Auch fingen ihn nicht wieder, die ihm nachgejagt waren; ich glaube auch nicht, daß sie besonders große Lust gehabt hatten, sich an ihn zu machen. Denn sie hatten gehört, wie er jenen vier Jägern getan hatte, und sie hatten eben gesehen, was seine Knochen und Sehnen vermochten, und wie Schergen und Henker und alles Volk, das ihm im Wege stand, unter seinen Fäusten hingestürzt waren. Auch in Dümmelshusen hörten sie bald, was unter dem Galgen geschehen war, und freueten sich, und die Eltern und Geschwister richteten sich wieder auf aus dem Elend und der Schmach, und Peter faltete die Hände und betete: „Gott, du bist gerecht; Klas ist kein Mörder, er hat sich für mich und sich nur ungerechter Gewalt erwehrt."

Als Klas in den Wald gekommen war, wo keine offene Straßen waren, lief er nicht mehr, sondern ging sachte und hörte seine Jäger und Verfolger ruhig um sich her toben. Er hatte sich schon einen tüchtigen knotigen Ast von einer schmeidigen Eiche gebrochen und zurechtgemacht und dachte: „Laß sie nur kommen; zehn und zwanzig von ihnen tun mir's nicht, wenn Gott nicht wider mich ist.“ Sie lärmten und tobeten und getümmelten aber gewaltig mit Hunden und Pferden durch den Wald; aber auf ihn stieß keiner, und er ging seines Weges fort, bis es Nacht ward. Da nahm er Herberge bei einem Köhler. So ging er noch einen Tag fort; da gelangte er auf das Blachfeld, das zwischen der Weser und Elbe hinstreicht bis ans Meer, und er dachte: Hier mußt du dich mehr in acht nehmen, weil sie in hellen Haufen hinter dich herfetzen können. Daher schlug er abgelegene Wege ein durch Wälder und Sümpfe und kehrte meistens ein bei einsamen Leuten, bei Hirten, Köhlern und Müllern im Walde. Und als der fünfte Tag anbrach, da sah er zum erstenmal in seinem Leben das Meer und erstaunte ob der Gewalt und Pracht und fiel auf sein Angesicht und betete und dankte Gott, daß er ihm bis dahin geholfen hatte. Das wußte er aber noch nicht, was das Meer aus ihm machen sollte.

Klas war an der Elbe angelangt in der Gegend, wo sie bald ins Meer fällt und sehr breit ist, und ging längs ihrem Strande hin auf Schiffe zu, die er in der Ferne liegen sah. Es war eben die Zeit der Ebbe und der Strand gar flach. Er wußte aber nichts von Ebbe und Flut; denn was wissen die Leute, die in Berg und Wald wohnen, vom Meer? Und er war einige Stunden am Strande so in Gedanken fortgeschlendert und hatte nicht gemerkt, daß das Wasser zunahm. Es fing aber die Flut wieder an und wuchs bald mit so jählicher Gewalt, daß er in einem Augenblick rings mit Wasser umflossen war, das ihm bis über den Gürtel stieg. Da lief er, was er konnte, den Schiffen zu, die nun nicht mehr fern waren, und stützte sich an einer langen Stange, die an ihm hinschwamm, und die er ergriff. Aber das nächste Schiff, wozu er gelangte, lag auf der Tiefe, wohl zwanzig Schritt vom Lande. Und Klas nahm seine Stange und schwang sich daran empor und rief Grad dör! und schnellte sich fort und sprang plötzlich mitten auf das Schiff hinab. Die Leute aber, die unten im Raum waren, erschraken über den Knall, den seine Füße gaben, und kamen auf das Verdeck herauf; denn es hatte geknallt, als hätte das Gewitter eingeschlagen. Und sie erstaunten, als sie den großen und stattlichen Mann mit der Stange darauf stehen sahen, und fragten ihn, ob er komme als Freund oder Feind, als Heide

oder Chriſt. Als er ihnen bejahet hatte, daß er beides als Freund und als Chriſt komme, ſo ſchüttelten ſie ihm alle nacheinander die Hand, und bald brachte ihm einer eine große Schale voll Met und hieß ihn trinken; und er trank, und jeder von ihnen trank der Reihe nach auch. Und das ſollte ein Zeichen des Friedens und der Brüderſchaft ſein.

Es waren wohl fünfzig Männer auf dem Schiffe, ſtarke, großgliedrige Geſellen von wildem und rauhem Anſehen. Klas hatte in ſeinem Lande dergleichen nie geſehen und hätte ſie wohl für Räuber und Unchriſten gehalten, wenn an dem Maſte nicht das Zeichen des Kreuzes eingehauen und die Flagge nicht wie ein Kreuz ausgeſchnitten geweſen wäre. Und ſie waren allerdings Chriſten, aber Räuber waren ſie auch. Das ſagten ſie ihm bald unverhohlen, nachdem er ihnen einen Teil ſeiner Geſchichte erzählt hatte, und durch welche ſimſoniſche Kühnheit er dem Galgen entlaufen war. Sie hatten ihn anfangs barſch angeſehen, als ob ſie ihm nicht traueten; aber die wilden Geſichter wurden immer freundlicher, je weiter er in ſeiner Erzählung vorſchritt. Und als er geendigt hatte, trat derjenige unter ihnen zu ihm, der als der vornehmſte ausſah und in der Tat ihr Hauptmann war, ſchüttelte ihm die Hand, umhalſte ihn und ſprach: „Willkommen, Klas! Solche Leute können wir brauchen; du ſollſt hinfort unſer Stallbruder ſein auf Leben und Tod und Ehre und Beute mit uns teilen.“ Und der Hauptmann erzählte ihm, ſie ſeien frieſiſche Männer von den Inſeln und Küſten und lebten meiſt vom Raube, den die See gebe und das Heidenland; aber Chriſten laſſen ſie unangetaſtet. Als Klas das letzte hörte, ſchlug er getroſt ein und ließ es ſich gefallen, mit ihnen zu ziehen, wiewohl ſie ihm etwas greuliche Leute zu ſein deuchten.

Sie lagen noch wohl zehn Tage da vor Anker am Ufer des Stroms, weil der Wind aus Weſten wehete, und Klas lernte ſehr bald, wie man das Schiffgerät und Ruder und Segel handhaben muß, denn er war ſehr gewandt. Er ward nun auch gewaffnet nach Seeräuberart; ſie nannten ſich aber nicht Seeräuber, ſondern Meerfahrer oder Wikinger. Bald ſtand Klas in voller Waffenrüſtung wie ein Wikinger da. Er trug aber, wann er in voller Rüſtung war, einen Kettenpanzer, einen eiſernen Helm und einen runden Schild mit Buckeln und führte in der Rechten eine ſcharfe Streitaxt und an der linken Seite ein kurzes, breites Schwert; Speere aber zum Werfen und Stangen zum Schlagen und Stoßen lagen im Schiffe genug, die jeder auf ſeine Weiſe gebrauchen mochte, wann der Feind angriff. Auch hatte es mächtige Stahlbogen und Pfeile in Menge, und damit wußte Klas wohl umzu-

gehen, weil er die letzten Jahre mit seinem Vater oft auf die Jagd ausgegangen war. Er spannte aber den stärksten Bogen so leicht, daß seine Gesellen erstaunten; denn selbst der Hauptmann, der unter ihnen für den stärksten galt, konnte ihn nur zuweilen aufziehen. Als er ihnen vollends den Sprung noch einmal machte, den er mit der Stange von dem Ufer auf das Schiff getan hatte, da jauchzeten und frohlockten sie und meinten, dieser Kämpfer solle manchem Heiden noch wohl den Dampf*) tun.

Den zehnten Tag hatte der Sturm aus Westen abgewehet, und es blies ein frischer Südost auf, und sie hisseten die Segel und ließen das Schiff auf die blaue Tiefe laufen gegen Westen und steuerten gegen die Inseln der Heiden hin. Und es gab manchen heißen Kampf zur See und an den Küsten, und manches Heidenschiff ward erstiegen, und die Heiden wurden wie tolle Hunde erschlagen oder gefangen, und sie kamen mit reichem Gold und Silber heim und verkauften den Raub und die Gefangenen. Und Klas hatte sich schon einen Namen gemacht auf der See; denn wenn der Streit begann, rief er: „Grad dör!" mit so gewaltiger Stimme, daß den Feinden sogleich der Mut entfiel und den Freunden wuchs und sie fast immer leichten Sieg gewannen. Und der Hauptmann, obgleich er dem Klas seine Stärke und seinen Kriegsruhm fast beneidete, hatte sich doch die Bitte der meisten seiner Leute gefallen lassen, daß sie auf dem Spiegel des Schiffes einen hohen Mann mit einer langen Stange machten, aus dessen Munde die goldenen Buchstaben Grad dör! weheten. Und „Graddör" ward das berühmteste Schiff in der Nordsee und Ostsee und weithin in dem Nordwesten bei den Inseln der Heiden. Und es kamen die besten Kämpfer, verließen ihre Schiffe und traten zu dem Hauptmann des „Graddör" über, und sechs Monate nach dem Tage, wo Klas darauf gesprungen war, hatte er statt der fünfzig Kämpfer wohl über zweihundert und wuchs an Ehre und Furcht und Reichtum, daß es nicht zu beschreiben ist.

Man kann nicht sagen, daß dieses wilde und unstete Leben dem Klas sonderlich gefiel, aber er ließ es sich gefallen. Das frische Element des Meers und die kühnen Geister, die aus ihm brausen und wehen, behagten seiner Jugend wohl, und frische, mutige Taten erquickten ihm Seele und Leib, und Heiden bekämpfen und dämpfen deuchte ihm eben keine Sünde, zumal da sie als arge und blutdurstige Räuber die Inseln und Küsten der Christen überfielen und ausplünderten und die Menschen als Sklaven wegführten und in das fernste Elend verkauften, und da sie auch alle

*) Dampf: Fall, Sturz von dem Worte dämpfen niederschlagen. Schwedisch dämpa: niederschlagen, dimpa: niederfallen.

christliche Schiffe anfielen und verdarben, deren sie mächtig werden konnten. Er schien gegen solche in einem guten Streite zu streiten. Auch hat es nicht gar lange gewährt, so ist Klas Hauptmann des Schiffes „Graddör" geworden.

Sie waren im zweiten Jahr seiner Seefahrt aus Westen hinaufgesegelt hoch gegen Norden und landeten den vierzigsten Tag ihrer Fahrt nach manchem harten Strauß, den sie mit Feinden und Stürmen bestanden hatten, auf einer kleinen Heideninsel, die von einigen hundert Menschen bewohnt war, welche in ärmlichen Hütten wohnten und, wie es schien, von den Seevögeln und Fischen lebten. Als sie ans Land stiegen, kamen diese ihnen friedlich und freundlich entgegen, trugen gebratene Fische in Schalen und hielten die Metkanne hin; Waffen aber trug kein einziger von ihnen. Da ließ der Hauptmann aufblasen zum Angriffe und ermahnte die Kämpfer mit schallendem Gelächter, daß sie die Männer niederhauen und mit den Weibern tun möchten, wie sie gelüstete. Und sie rüsteten sich; jene Armen aber entflohen mit jammervollem Geheul zu ihren Hütten. Als nun die Männer dem Hauptmann gehorsam anlaufen wollten, da sprang Klas plötzlich vor, zückte seine Axt und rief: „Halt"! Zugleich entblößte er sein Haupt vor dem Hauptmann und bat, ja flehete ihm, daß er so schwere Schuld nicht auf sich laden wolle und so heilloses und unchristliches Werk nicht üben lasse gegen wehrlose Männer und Weiber; denn wenn sie auch Heiden seien und von dem lebendigen Gott und von dem Heilande und der Erlösung nichts wissen, so seien die noch viel ärgere Heiden, die solches tun könnten. Der Hauptmann aber hörte ihn nicht an, sondern ergrimmte und befahl den andern, daß sie Klas als einen Aufrührer fingen und bänden. Klas aber stemmte sich auf seine Streitaxt, sah zornig um sich und sprach: „Wer wagt's?" — und sie standen, und keiner wagte es. Da befahl der Hauptmann zum zweiten Male, und es entstand Gemurmel unter dem Volke, und einige schritten vor, als wollten sie an Klas Hände legen. Klas aber ward nun von seinem Zorn und von seiner Macht gefaßt und schrie: „Grad dör!" und sprang mit seiner gezückten Axt auf den Hauptmann, der vergebens seine Wehr aufhob, und spaltete ihm den Kopf mitten durch und rief: „Der ist bezahlt und hat seinen verdienten Lohn; wer ein Christ ist, her zu mir!" Und über die Hälfte der Männer traten zu ihm über; die andern aber ergrimmten um den erschlagenen Hauptmann und griffen zu den Waffen, als wollten sie seinen Tod rächen. Klas aber schrie abermals: „Grad dör!" und sie standen wie vom Blitz in dem Boden festgeschlagen. Dann vermahnte er sie und die

andern zum Frieden und belehrte sie, wie der Hauptmann Unmenschliches und Unchristliches befohlen habe, wie Christen geduldig, sanftmütig und barmherzig sein müssen und ihre Hände nicht mit unschuldigem Blut beflecken dürfen, und wenn es auch Heidenblut sei; denn Gott sei auch der Heiden Vater und Schöpfer. Und es liefen den eisernen Männern, als sie die Worte hörten, Tränen über die rauhen Wangen, und sie sprachen: „Der Hauptmann ist durch Gott gefallen und durch dich", und riefen alle einstimmig: „Klas, du sollst unser Hauptmann sein!" Und er ließ es sich gefallen und ward nun Hauptmann über zweihundert Männer.

Und es erschien bald, wie sie recht getan hatten. Klas hatte das wilde und rohe Wesen, das bisher unter ihnen gegolten hatte, wohl nie geliebt noch selbst mitgemacht; aber er hatte es doch an den andern dulden müssen, wiewohl solche Greuel von ihnen nie begangen waren, als der Hauptmann jetzt gegen die armen waffenlosen Menschen auf der Heideninsel befehlen wollte. Als er nun selbst Hauptmann geworden, führte er eine recht strenge christliche Zucht ein und stieß ohne Erbarmen alles von seinem Schiffe aus, was sich ihr nicht fügen wollte. Das war aber sein erstes Gesetz, daß ohne Gnade an dem Mastbaum baumeln mußte, wer einen unbewehrten Mann mit dem Eisen verletzte oder ein Weib vergewaltigte. Er fuhr aber noch immer gegen die Heiden, säuberte das Meer von ihren Raubschiffen und erlöste viele Christen aus der Gefangenschaft; auch hat er an vielen Orten, die sonst heidnisch waren, das heilige Kreuz als das Heil der Welt gepflanzt und durch seine Gerechtigkeit und Milde viele Heiden zum Christentum geführt. Und sein Name ist so gewachsen, daß die tapfersten Männer sich zu ihm gesellten und unter ihm auszogen, und daß er im zweiten Jahre seiner Hauptmannschaft auf zwanzig Schiffen schon fünftausend Kämpfer hatte. Denn seine Redlichkeit und Gottesfurcht war groß und seine Tapferkeit gefürchtet und seine Stärke unüberwindlich; denn gegen den Hieb seiner Axt oder den Stoß seiner Stange hatte kein Schmied Schild und Panzer schmieden können.

Als nun das vierte Jahr seiner Seefahrt und das zweite Jahr seiner Hauptmannschaft war, hatte er eine Fahrt nach Island gemacht, war aber durch einen gewaltigen Nordwind zurückgetrieben und ward gegen die Ostküste einer großen Halbinsel verschlagen, welche Jütland heißet. Diese Halbinsel war zu jener Zeit halb heidnisch und halb christlich, und es hatte sich vor wenigen Monaten begeben, daß der Heidenkönig den Christenkönig geschlagen und erschlagen und alles Land überfahren hatte.

Auch hatte er bald das Schloß des christlichen Königs und dessen Frau und Tochter, die darin waren, gewonnen. Die gefangene Königstochter war aber die schönste Prinzessin in allen Landen weit und breit. Diese wollte der Heidenkönig zwingen, daß sie sein Gemahl werden und ihm das Königreich zubringen sollte, als habe er es mit gerechter Hand erworben. Und er dachte in seinem stolzen Sinn: „Sie wird tun und sein wie andere Weiber und sich freuen, daß der Vornehmste bei ihr schlafen will und der König im Lande ihr Mann heißt.“ Aber sie tat und war ganz anders und weigerte sich standhaft, und da er nicht abließ und zuletzt hochmütig dräuete, da schalt sie ihn einen wilden Wüterich und einen heidnischen Bluthund. Und er ergrimmte darüber so sehr, daß alle seine heißen Flammen plötzlich erkalteten, und er schwur, sie solle für die Schmach eines greulichen und qualvollen Todes sterben. Und er ließ einen großen Scheiterhaufen auftürmen auf offenem Felde unweit dem Schlosse, worin er die Prinzessin gefangen hatte; darauf sollte sie gleich einer gemeinen Missetäterin verbrannt werden.

Nun begab es sich durch Gottes Schickung, der dem Bösen nicht seinen Willen lassen wollte, daß Klas mit seinen meisten Schiffen aus Not hier jenen Morgen gerade landete, als die Hinrichtung der unglücklichen Prinzessin geschehen sollte. Die Menge Menschen, die um das Schloß und an dem Strande und auf dem Felde ringsherum toseten und wimmelten, der Schimmer und das Geklirr von Waffen und der Schall von Trommeln und Pauken machten ihn aufmerksam, und er erkundigte sich bei einem der Umstehenden, der ein Christ war, nach der Ursache des Gewimmels und Getümmels der Menschen und der vielen Kriegsleute. Jener aber erzählte es ihm alles, und wie die Prinzessin in einer halben Stunde werde herausgeführt und jämmerlich auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden, und wie sie nicht zu erretten sei vor der heidnischen Wut, denn der Heidenkönig habe mehr als zehntausend Kriegsleute bei sich, die sie zum Feuertode geleiten sollen. Und der Mann fing an, bitterlich zu weinen, als er den Jammer auserzählt hatte.

Klas aber, als er alles so von ihm gehört hatte, ward blutrot vor Mitleid und Zorn und sprach zu dem Manne: „Das verhüte Gott und mein gutes Eisen, daß die Prinzessin sterbe!“ Und er schrie: „Grad dör!“ daß das Ufer rings widerhallete und antwortete. Und seine Krieger verstanden den Schrei, und in einigen Augenblicken standen sie versammelt um ihn, wohl dreitausend an der Zahl. Und er rief ihnen zu: „Auf, Gesellen! Frisch mit dem Gotte der Christen! wir wollen die

Prinzessin und die Christen von den schnöden Heiden erlösen. Sind ihrer zehntausend, so ist es euer Brauch, jeder wohl fünf auf sich zu nehmen. Frischauf denn! Gott sieht das Herz an und nicht die Menge." So sprach er und schallte noch einmal Grad dör! drein und riß sie wie ein Blitz mit sich fort gerade auf den Scheiterhaufen hin in dem Augenblicke, als die Prinzessin, mit Schwertern und Spießen umgeben, aus dem Tore herausgeführt ward. Und er ließ das Bluthorn blasen, und die Heiden trompeteten gegen, und der König hielt an ihrer Spitze und rief den Seinen zu: „Frisch! Frisch! Wie die See immer vom trocknen Lande zurückfließen muß, so werdet ihr diese elenden Seeräuber in ihr Element zurückspülen." Und sie trafen hart aufeinander; aber Klas und Graddör waren den Heiden zu mächtig, und sie fielen vor ihm und seinen Wikingern, wie Haberstroh vor der Sichel fällt, wann es zu reif ist. Und als die andern Christen der Stadt und des Landes sahen, daß Klas die Oberhand bekam über die Heiden, da stürmten sie auch von allen Seiten auf sie, und in wenigen Stunden ward der Heidenkönig nebst allem seinem Volke erschlagen bis auf einige wenige, die durch die Geschwindigkeit ihrer Pferde mit der Prinzessin in das Schloß zurückgeflohen waren. Diese gaben wenige Stunden nach der Schlacht das Schloß und die Prinzessin auf um das Leben und den freien Abzug. Und Klas gestand es ihnen zu, weil ihrer so wenige waren, und ließ sie in Frieden abziehen.

Als Klas in das Schloß einzog, da war große Freude unter allem Christenvolke, daß Gott die Heiden so unter seiner Faust gedemütigt und die Prinzessin vom Feuertode errettet hatte, und die alte Königin und die erlöste Prinzessin traten ihm an den Stufen des Schlosses entgegen und priesen sich glücklich, daß sie durch einen solchen Mann befreit worden. Denn durch den Schlachtruf Grad dör! hatten sie sogleich vernommen, welch ein Mann für sie gestritten. Und sie nahmen ihn an die Hand und führten ihn die Stufen des Schlosses hinauf; er aber weigerte sich dessen und verneigte sich vor den königlichen Frauen tief bis zur Erde, wie es einem tapfern und ritterlichen Mann geziemt, und wollte hinter ihnen hertreten. Sie aber wehrten ihm das, und die alte Königin sprach: „Wo ist eine Prinzessin in der Welt, die nicht die geehrteste wird, wenn ein solcher Mann und Held an ihrer Hand einhergeht?" Und er mußte ihnen wohl gehorchen und nebst seinen Helden sich am Mahle mit ihnen erquicken und in dem Schlosse und der Burg Herberge nehmen.

Die Königin hatte aber gleich bei sich bedacht, als sie Klas gesehen, und auch ihre Räte hatten es ihr zugeflüstert: „Wo

äre ein Mann wie dieſer, der das Chriſtentum hier empor-
ingen und das Heidentum bändigen könnte? hat Gott uns
eſen nicht wie ein Wunder durch den Sturm hergewehet und
s den König und Retter des Volkes gezeigt?" Und ſie hatte
h viele ſüße Gedanken gemacht über ihre Tochter. Aber das
rbarg ſie noch in ihrem Herzen und dachte: „Gott wird es
on machen, wenn es gut iſt." Und Gott machte es, damit
füllet würde, was Valentin geſagt hatte: wer ſich mutig durch
n Pfannkuchenberg freſſe, der werde einmal König werden.

Denn Klas war kaum einige Stunden in den Gemächern
Schloſſes, ſo fühlte er ſich in ſeinem ganzen Herzen wie
ngekehrt; er fühlte, daß er ein Weib geſehen hatte, von welcher
ine Augen nicht wanken konnten. Die Prinzeſſin war auch
wiß die Allerſchönſte, die zu ihrer Zeit auf der Welt lebte.
r fühlte das mit Wohlgefallen, daß ihm das Herz zitterte;
er er bedachte zugleich, daß er der Sohn eines Dorfſchulzen
d ſie eine Königstochter war, und ſchlug ſich bei dieſem Ge-
nken vor die Stirn und rief: „Klas, Klas, wo willſt du hin
deiner Torheit? Hier hilft dir dein Grad dör zu nichts."
enn Klas war bei allen ſeinen großen Taten immer ſeiner
ugend eingedenk geblieben und war immer herzlich demütig
d klein vor Gott, dem er allein alles beimaß: von ſeiner
genen Ritterlichkeit und Schönheit, die wohl die Herzen aller
eiber der Welt anlocken konnte, wußte er gar nichts. So
achte er, von den Reizen der ſchönen Prinzeſſin geblendet und
rwundet, eine ſchlafloſe kranke Nacht zu, und weil ſein Wunſch
m eine Unmöglichkeit deuchte, ſo beſchloß er mit dem frühen
orgen nebſt ſeinen Geſellen wieder in die Schiffe zu gehen und
nen Kummer dem wilden Element des Waſſers zur Heilung
übergeben, wenn Liebesflammen nur durch Waſſer gekühlt
d gelöſcht werden könnten.

Und als es kaum dämmerte und das Licht noch furchtſam
rch die Vorhänge in die Zimmer guckte, rief er ſeine Männer
f, und es ward ein Laufen und Wimmeln im Schloßhofe, daß
e Königin und die Prinzeſſin darob erwachten und mit Staunen
d Schrecken vernahmen, daß Klas wieder auf ſeine Schiffe
lle. Und die alte Königin bedachte ſich nicht lange; ſie tat,
s ſie tun mußte, kleidete ſich eilends an, warf ihren königlichen Mantel um und trat zu Klas ins Zimmer, zu welchem ſie
gende Worte ſprach:

„Lieber Herr Klas, was iſt das für eine Botſchaft, die wir
t Schrecken hören? So willſt du fort und gönnſt uns nicht
mal das bißchen traurige Zeit, daß wir dir wenigſtens mit

Worten danken können? So willst du uns verlassen? du willst das heilige Kreuz, du willst das Christentum, du willst die Christen hier wieder verlassen und sie wieder auf des Schwertes Spitze stellen? das Fürstenkind willst du wieder verlassen, das du eben aus dem Feuer und Eisen der Heiden gerissen hast? Zwar liegt der Heidenkönig erschlagen, und sein Heer speiset die Raben; aber viele Heiden wohnen noch um uns und über uns, und er hat der reisigen Söhne und Neffen genug, welche kommen werden und seinen Tod rächen, wann du weg bist. Unser König aber ist auch tot, unsre besten Männer liegen auch erschlagen, und wir haben keinen Sohn, keinen Bruder, keinen Bräutigam, die das Zepter und das Schwert führen können in der Gefahr. Hat der Wind Gottes dich denn nur hieher gewehet, um uns desto herrlicher und größer zu verderben? Hat er dich nicht hergewehet, daß du diesen Christen ein Kriegsfürst und König gegen die Heiden, mir ein geliebter Sohn und der Prinzessin, meiner Tochter, ein würdiger Gemahl sein sollst? Ja, das hat er gewollt, und das will ich, darum bin ich so früh aufgestanden, darum komme ich, darum bitte ich."

Die Königin sprach diese Worte so gewaltig, daß sie alle Worte tot machten, die Klas hätte antworten können. Er konnte nicht gehen, er konnte nicht sprechen, er konnte sich nur verneigen und erröten und schweigen. Und dies tat er auf eine Art, welche der Königin sehr gefiel; denn sie verstand, er werde mit den Schiffen nicht entfliehen, und also fuhr sie fort in ihrer Rede:

„Du hast es beantwortet, wie ein Ritter und Mann antworten soll, wann eine Frau solches zu ihm spricht. Und nun will ich künftig auch nichts mehr hören von dir, daß du in einer Bauerhütte und wir in Königsschlössern geboren sind. Siehe, Gott hat an dir große Zeichen gewiesen, daß er auch die Kleinsten groß machen kann, so wie er, wenn er will, Leben und Kronen geborner Könige in den Staub legt; er hat dir solche Demut und Tugend und Gewalt des Mutes und Glückes gegeben, daß du ein Mann heißest unter den besten Männern: dich hat die Ritterlichkeit Königen gleich gemacht, und dein Grad dör! ist stärker als ein Heer. Und nun komm!"

Und sie nahm ihn an der Hand, und er war ihr still und gehorsam wie ein kleines Kind und ließ sich von ihr führen, wohin sie wollte.

Und die Königin führte ihn in das Gemach ihrer Tochter, der Prinzessin, und legte die Hände der beiden zusammen und segnete sie ein. Und sie ließen es sich wohl gefallen, aber sprechen konnten sie kein Wort. Denn der Prinzessin war es

cht anders gegangen als Klas; sobald sie ihn erblickt hatte, ar es in ihr gewesen, als wolle es herausklingen aus ihrer ruft: Der ist der Mann und kein anderer! Und wenn die Prinssin die Allerschönste heißen konnte, so mochte Klas wohl mit en dem Rechte der Allerschönste genannt werden.

Und Klas blieb nun, und die Schiffe lagen vor Anker in r Bucht, und kein Auge gab auf die Winde acht. Sie waren le auf das Land gerichtet; niemand dachte an Segel und Taue nd Ruder, sondern die Männer schmückten Sporen und Waffenöcke für die Hochzeit. Diese ward in wenigen Wochen mit roßer Herrlichkeit gefeiert, und die schöne Prinzessin nahm Klas venstaken zum Mann, der hinfort König Klas von Jütland eß.

Und er wohnte manchen fröhlichen Tag und manche schöne acht mit der Prinzessin in dem Schlosse. Es lag das Schloß er in Südjütland, wo jetzt die Stadt Schleswig steht. Aber vergaß sich in der Freude nicht in Lässigkeit, sondern rüstete ch eifrig zum Kriege gegen die Heiden, und sie rüsteten sich ich. Und es begann ein langer, schwerer Kampf um die Herrhaft, bis sie endlich unterlagen und Klas König war über die anze große Halbinsel und über die Inseln umher.

Und es war das Ende des zweiten Jahrs, nachdem er den eidenkönig erschlagen und die Prinzessin sich vermählt hatte, s er alles Land der Heiden unter sich bezwungen hatte bis n die Elbe und das Kreuz des Heils als Panier seiner Herrschaft llenthalben aufgerichtet hatte für die bunten Götzen aus Stein nd Holz — da stand Klas einmal diesseits am Ufer der Elbe, nd es deuchte ihm, als sehe er jenseits in der Ferne die Stelle, o er mit der Stange einst auf das Schiff gesprungen war; nd es war wirklich die Stelle, und er erkannte sie an drei äumen wieder, die auf einer Anhöhe hoch über das Gestade agten. Und sein wunderbarer Lebenslauf wandelte ihm hier n Gedanken vorüber, und in Demut fiel er auf die Erde nieder nd betete und dankte Gott, daß er ihn aus sovielen Gefahren rrettet und auf eine so außerordentliche Weise zum König und errn über Länder und Völker gemacht hatte. Und er nannte ie Stelle, wo er stand, Glückstadt und bauete dort ein Schloß; nd das Schloß und die Stadt steht von seiner Zeit bis auf diesen ag. Klas war jetzt sechsundzwanzig Jahre alt, und es war as sechste Jahr seit jenem Morgen, wo er dem Galgen entlaufen ar, woran er so unschuldig hatte hangen sollen.

Und als er die Heiden bezwungen und das Land mit chlössern und Burgen befriedet hatte, da dachte er in Sehnsucht

und Liebe seiner alten Eltern und seiner Geschwister und Freunde und säumte nicht lange, sondern trat die Reise an zu ihnen. Er nahm aber sein Gemahl, die Königin mit nebst tausend seiner Reisigen, damit er ein königliches Geleit hätte. So zog er über die Elbe gegen Süden. Und als sie vier Tage gezogen waren und der fünfte Tag anbrach, und sie nicht mehr fern waren von seiner Heimat, da hieß er die Reisigen zurückbleiben und ritt mit seiner Königin voran und hatte nur einen Knappen bei sich. Und es war gerade der Mittag des fünften Tages, und die Glocke schlug zwölf, da ritten sie in Dümmelshusen ein und geradezu auf seines Vaters Haus. Sie ließen die Pferde aber im Dorfe laufen, was sie laufen konnten, damit die Leute, die sie sahen, sich nicht über sie besinnen, noch es seinen Eltern verraten konnten. Und als sie vor Peter Avenstakens Hause anlangten, sprang der König Klas rasch vom Pferde und rief lustig: „Grad dör!" daß es durch das ganze Dorf erklang. Und Peter, der mit Frau und Kindern gerade bei Tische saß, sprang heraus bei dem Worte und sah den Mann und die Frau mit den goldenen Kronen auf dem Kopfe. Er merkte aber sogleich, daß es sein Sohn war, und rief: „Nun, Gott sei Dank, daß du wieder da bist und ein König geworden! Wir haben schon davon gehört; sie haben es uns aber nicht glauben wollen, auch deine eigene Mutter hat es nicht glauben wollen; nur ich und Valentin haben es gleich geglaubt, denn wir beide wußten wohl, daß etwas Besonderes aus dir werden mußte." Und er rief in der Freude überlaut: „Valentin! Valentin, komm doch heraus, daß du siehest, was aus unserm Klas geworden ist!" Und Valentin kam, und die Mutter und alle Geschwister kamen, und es war ein Herzen und Küssen, daß es kein Ende nehmen wollte. Und als der König und die Königin hineingegangen waren und sich an der Eltern Tisch gesetzt und mit ihnen gegessen und getrunken hatten in Demut zu Gott und in Liebe zu ihnen, da übernahm den alten Peter die Freude, und er wußte nicht, was er sprechen sollte; er sprach aber vor Freuden fast zuviel. Und da hat er der Gret in die Ohren geflüstert, und es ist wohl nicht recht gewesen in solchem Augenblicke: „Nun, Gret, ist mein Klas der Klas geblieben? Hätte aus deinem Johannes wohl mehr werden können?"

Und Klas ist manchen Tag und manche Woche bei seinen Eltern geblieben und hat fröhlich mit ihnen gelebt und hat sie und seine Geschwister und die Nachbarskinder reichlich beschenkt; den alten Valentin aber hat er mitgenommen und zu ihm gesprochen: „Lieber Valentin, du sollst meinen Söhnen auch lustige und weidliche Geschichten erzählen, wie ein jeder tüchtiger Mensch

mit Gottes Hilfe etwas werden kann, damit brave Männer und Helden aus ihnen werden." Und Valentin ist gern mit ihm gezogen, denn er bildete sich auf König Klas viel ein und dachte bei sich, er habe ihn eigentlich zum Könige gemacht. Auch einen jüngsten Bruder hat der König mitgenommen und seine jüngste Schwester, und ist der Bruder ein Graf und die Schwester eine Gräfin geworden, und leben noch viele vornehme Leute in der Welt, die von ihnen herstammen. Das hat er sich aber ausbedungen vor der Abreise, daß, wenn der Vater stürbe, ihm das Bauergut zufallen sollte, und hat es seinen Brüdern gleich um den zehnfachen Wert abgekauft. Und der Vater und die Brüder haben es ihm zugesagt und auch gehalten. Denn er sagte: „Ich will einen meiner Söhne hinschicken, der soll ein Bauer werden, und seine Kinder und Kindeskinder sollen Bauern bleiben; denn Bauern sind älter und halten länger aus als die Könige."

Und König Klas ist wieder heimgezogen in sein Reich und hat noch manches liebe Jahr glücklich mit seiner Königin gelebt und regiert und viele Söhne und Töchter mit ihr gezeugt, und haben viele große Könige und Königinnen aus seinem Blute nach ihm geherrscht. Aber doch ist das glorreiche Geschlecht von Klas Avenstaken nun schon lange ausgestorben, und ein anderer Stamm herrscht in den Landen, die ihn einst als König verehrten. Aber seines Sohnes Konrad Geschlecht dauert noch bis diesen Tag. Dieser Konrad war sein jüngster Sohn. Den tat er alsbald nach seiner Geburt auf das Land zu einem Bauer und ließ ihn bäuerlich leben und arbeiten und sandte ihn dann in das Land seiner Heimat in Westfalen nach Dümmelshusen, wo er ihn auf das Gut seines Vaters setzte. Und Konrad ist groß und stark geworden wie König Klas, aber nicht so mächtig und herrlich vor der Welt, sondern ist als Dorfschulze gestorben, was sein Großvater Peter auch gewesen. Und von diesem Konrad dem Königssohn stammen bis diesen Tag noch alle Avenstaken her, die als Bauern in Dümmelshusen und in der Gegend leben.

---

6. Paiwai und Paiwuzzo.

In den ältesten Zeiten vor vielen tausend Jahren lebte in dem Lande Indien am Strom Ganges ein frommes Ehepaar, das sich vom Spinnen und Weben ernährte. Daneben hatten sie bei ihrem Häuschen eine grüne Wiese, worauf eine schneeweiße Kuh weidete, und ein Gärtchen, worin sie mancherlei Obst und Gemüse zogen. Dicht hinter dem Häuschen bis an den

Strom hin grünte auch ein Hain heiliger Bäume, welche viele Jahrhunderte alt waren. Dahin gingen sie fleißig, zu Gott zu beten, des Sommers auch vor der brennenden Sonne Schutz zu suchen. Am fleißigsten aber gingen sie an den Strom, den alle Indier heilig halten als eine Wohltat Gottes, des Unsichtbaren und Allmächtigen. Jeden Morgen und Abend bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang sah man beide an seinem Ufer auf den Knien liegen und unter dem Bilde der Sonne und der Gestirne das unendliche und überschwengliche Wesen anbeten, zu dessen überirdischem Glanze der Verstand keinen Weg noch Steg findet, sondern zu dem allein das stille und fromme Herz einen Pfad weiß. Zu dieser stillen Andacht nahmen sie immer ihr kleines Söhnlein mit, damit Gott sich durch das Beispiel und durch die Liebe in sein zartes Herz senkte; denn nie sprachen sie zu ihm ein Wort über das, was sie selbst nicht verstanden, außer daß sie den Namen Gottes nannten und mit den Händen und Augen zum Himmel und zu den Sternen zeigten. Sie beteten aber immer mit für das Kindlein, und daß Gott ihm gnädig und mild sein und es fromm machen und ihm die Brust mit Gnade und Freude füllen möge zu seiner Zeit. Sie hatten aber nur dies einzige Kind; es war ein Knabe und hieß Paiwai. Und mit Gott und mit diesem Kinde lebten sie in ihrem einsamen Häuschen und Wäldchen und Gärtchen das stilleste und glücklichste Leben, das seit Adams Zeit je ein Menschenpaar auf dieser Erde gelebt haben mag.

Der kleine Paiwai war in diesem Leben fünf Jahre alt geworden und war ein schönes, starkes Kind, so wunderschön und lieblich von Wuchs und Gebärde, daß alle Leute, die es sahen, vor ihm stillstanden und sich freueten. Und er hatte diese fünf Jahre unter Bäumen und Blumen und unter bunten Vögeln und Schmetterlingen in glücklicher Unschuld hingespielt und von dem Bösen und Übel dieser Welt noch nie etwas gesehen noch gefühlt. Als sein fünfter Winter vergangen war, und er in das sechste Jahr ging, da kam ihm ein kleiner lieblicher Gesell, mit welchem er den ganzen Frühling und Sommer auf das anmutigste verspielen sollte. Als es nämlich nach diesem fünften Winter Frühling geworden war, fand sich in dem Garten neben Paiwais Häuschen ein kleines Vögelein ein, ein so buntes und strahlendes und funkelndes Vögelein, desgleichen nie auf Erden gesehen worden, so daß man wohl sagen kann, wenn der weiseste Künstler käme, und ihm der Glanz und die Pracht aller Blumen und Sterne und Edelgesteine und Diamanten gegeben würde, damit er daraus ein Kunststück machte, und wenn ihm auch die

Nacht gegeben würde, diesem seinem Werke Leben und Atem einzublasen, daß er doch nimmer eine solche Herrlichkeit zustande brächte. Alle Leute, die das Vögelein sahen, wunderten sich seiner seltenen Schönheit, und in welchen funkelnden Sonnenfarben es spielte. Das Vögelein war aber sehr zahm und ließ sich von einem jeden ganz nah betrachten, ohne daß es wegflog; aber mit den Händen greifen ließ es sich von keinem sterblichen Menschen als allein von dem kleinen Paiwai, dem es auch von selbst auf die Hände und Schultern flatterte und sich in seinen schwarzen Locken und über seiner freundlichen Stirn wiegte, wie ein Schmetterling auf Blumen. Und alle Leute fanden etwas Besonderes in dem Vögelein, und weise Männer sagten, es müsse geradesweges vom Himmel herunter gekommen sein und dem Paiwai etwas bedeuten, denn solchen Farbenglanz könne die Erde gar nicht hervorbringen.

Und der kleine Paiwai liebte das Vögelein über alle Maßen, und das Vögelein liebte Paiwai nicht minder, und die beiden Freunde waren die unzertrennlichen und schieden nicht voneinander, bis die Nacht hereinbrach. Dann setzte sich das Vögelein in das Fenster vor Paiwais Kämmerlein und sang dem Knaben einen süßen Schlafgesang. Es sang aber ebenso schöne Lieder, als seine Federn bunt waren. War das Knäblein eingeschlafen, so bettete sich das Vögelchen in seinen schwarzen Locken und fächelte ihm die Stirn mit den Flügeln, oder es setzte sich auch in einer Rebenranke, die über sein Bettchen herabhing, und steckte dann sein Schnäbelchen unter das Flügelein. Paiwai aber nannte das Vögelein nach seinem Namen und rief ihm Paiwuzzo, und den Namen gaben ihm alle Leute.

Als nun einige Wochen vergangen waren, da kam ein anderes Vögelein angeflogen, nicht so bunt, sondern mehr grau, und das war Paiwuzzos Weibchen. Und die beiden küßten und schnäbelten sich viel und bauten sich ein Nest in den Weinranken vor dem Fenster, und das Weibchen legte Eier und saß darauf und brütete. Paiwuzzo aber trug ihm fleißig Körner zu, damit es nicht hungerte; und als Junge aus den Eiern kamen, da trug er noch viel fleißiger, und auch die Mutter flog aus und suchte mit, und Paiwai sammelte auch zuweilen und trug es ihnen zu und legte es in seinem Fensterchen hin, wo sie es aufpickten. Und als die kleinen Jungen im Neste flügge wurden, flogen sie mit ihren Eltern in den Wald, und Paiwai hatte immer die bunteste Schar Vögelein um sich, die um ihn spielten und sangen; Paiwuzzo blieb aber immer der schönste und liebste. Nun geschah es oft, daß Paiwai mit diesen seinen kleinen bunten gefiederten

Gesellen zuweilen vom Morgen bis Abend in Wäldern und Büschen herumstreifte. Seine Eltern hatten kein Arges daraus, denn er kam des Abends immer wieder, und es deuchte ihnen, daß er alle Tage freundlicher und sanfter ward durch den Umgang mit den schönen und lustigen Vögelein, so daß die Mutter wohl zuweilen zu dem Vater zu sagen pflegte: „Trüge Paiwuzzo nicht Federn, so möchte man glauben, er sei uns als ein Engel Gottes gekommen, den Knaben zu erziehen und zu unterweisen.“ Der Vater pflegte ihr dann mit ernster Freundlichkeit das Schweigen zuzuwinken, denn von so hohen Dingen soll man nicht viel sprechen.

So war den Sommer Freude, aber der Herbst brachte Leid, denn die Vögelein entflogen und Paiwai mit ihnen. Ich will erzählen, wie dies geschehen ist.

Paiwai ging eines Morgens aus mit seinen Vögeln, wie er gewöhnlich pflegte, in den Garten, in den Hain, in die fernen Büsche. Paiwuzzo aber hielt sich diesmal nicht so still wie sonst, wo er ganze Stunden auf Paiwais Händen und Schultern zu sitzen und zu singen pflegte, sondern er flatterte immer weiter, und seine Frau und seine Kinder flatterten ihm nach, und Paiwai lief mit. So waren sie wohl zwei Meilen weit von dem Hause weggekommen und befanden sich in einem dichten Walde von Palmen, als die Sonne schon schief gegen der Erde stand und bald untergehen wollte. Und siehe, da kam eine große Herde Affen auf sie zu, wohl zweihundert an der Zahl, und die Vögelein erschraken und flatterten und kreischten, und Paiwai schrie und lief. Aber die Affen waren ihm zu geschwind; sie holten ihn bald ein, und ein großer Affe nahm ihn in seine Arme, und die Affen entführten ihn und liefen mit ihm in das Dickicht des Waldes. Und Paiwai kam nicht wieder zu Hause, und die schönen bunten Vögelein kamen auch nicht wieder, sondern sind weggeflogen und von niemand auf Erden gesehen worden seit diesem Tag. Paiwais Eltern aber haben geglaubt, Paiwai und die Vögelchen seien durch wilde Tiere umgekommen, und sie haben ihm ein kleines Grabmal errichtet in ihrem Gärtchen, wo er am meisten zu spielen pflegte, und haben ihn lange beweint.

Und die Affen trugen den kleinen Paiwai noch weit mit sich fort in die Tiefe des Waldes, wo sie ihre Lagerstelle hatten, und er weinte sehr, schlief aber endlich doch aus Müdigkeit ein. Und es waren viele Tage und Wochen, daß er noch sehr traurig war um seine Eltern und um seine schönen bunten Vögel, aber es half ihm nichts. Denn fortkommen konnte er nicht, die Affen bewachten ihn zu genau; auch hätte er den Weg nach Hause wohl nicht finden

können, wenn er auch entkommen wäre. Denn diese Affen wanderten immer von Ort zu Ort und von Wald zu Wald und waren nach einem Monat wohl schon über hundert Meilen von dem Häuschen, wo Paiwai geboren war. Er mußte nun mit den jungen Affen und Äffinnen leben und spielen und tat es, weil er nicht anders konnte. Er aß mit ihnen und trank mit ihnen, er naschte und mauste mit ihnen und konnte endlich springen und klettern und sich um Zweige und Äste ranken und schaukeln trotz dem besten Affen. Die Kleider hatte er aber bald verloren, denn die hatten sie ihm abgerissen, und war braun geworden und von der Sonne verbrannt, und um den Leib wuchsen ihm rauhe Haare, und seine schönen Locken hingen ihm struppig um die Augen, und der Schmutz, worin er lebte, machte ihn auch häßlicher und äffischer. Kurz, als ein Jahr verflossen war, sah er fast aus wie ein anderer Affe, sprach auch kein menschliches Wort mehr, weil er nie eine Menschenstimme hörte, und lief zuletzt mehr auf vieren als auf zweien, weil er alle Affen so tun sah; und seine schönen vergangenen Kinderjahre wurden ihm ordentlich, wie sie schon den Kindern auch unter den Menschen werden, zu einem schönen Traum aus einer frühern Welt.

So war Paiwai drei Jahre mit den Affen in der Wildnis herumgelaufen und wußte von Mutter und Vater und selbst von Paiwuzzo nichts mehr; und er ging in sein neuntes Jahr und wäre wohl ein ganzer Affe geworden, wenn dies Leben so fortgewährt hätte. Aber er sollte nicht unter den Affen leben und sterben; und dies hat sich auf folgende Weise begeben:

Eine Nacht waren alle Affen aus einem großen Walde, wohl vierhundert an der Zahl, und Paiwai mit ihnen, in einen Garten gestiegen und plünderten dort die Bäume auf das allerunbarmherzigste. Sie hatten freilich nach ihrer Gewohnheit Wachen ausgestellt, aber diese ließen sich von den Menschen beschleichen, und die Affen wurden plötzlich von allen Seiten überfallen, die meisten erschlagen und viele gefangen. Von den Gefangenen schlugen die Jäger die alten auch tot und ließen nur die jungen leben. Diese verkauften sie gewöhnlich in großen Städten an Gaukler und Bänkelsänger, die sie zu allerlei Künsten abrichteten und mit ihnen durchs Land zogen, oder an fremde Schiffer, die sie nach Europa und Amerika und in fremde Länder mitnehmen, wo sie den Leuten für Geld gezeigt werden. Der kleine Paiwai war auch unter den Gefangenen und ward mit mehreren seiner Gespielen auf dem Markte zu Guzurate, einer indischen Stadt, einem herumziehenden Gaukler um einige Silberstücke verkauft. So wohlfeil war er geworden, für den seine lieben Eltern, wenn

sie ihn hätten kaufen können, gern zweitausend Taler gegeben hätten.

Der Gaukler, in dessen Hände sie kamen, war in seiner Kunst sehr geschickt und bearbeitete seine Zöglinge mit Stock und Peitsche unaufhörlich, damit sie gehorsam wurden. Denn den Affen Gehorsam lehren ist das schwerste: sie sind gewandt und klug und lernen sehr leicht, aber Tücke und Ungehorsam sind ihnen angeboren, und den Menschen als Herrn der Schöpfung und also auch als den Gebieter der Affen anzuerkennen weigern sie sich hartnäckig. Daher haben einige Weise gesagt, die Affen seien eine Geburt der bösen Geister, die den Menschen von seiner Unschuld im Paradiese verführt haben, und seien von ihnen hervorgebracht, daß sie die Menschen noch weiter verführeten. Das ist gewiß, daß die Affen viele Schläge haben müssen, ehe sie sich bequemen, Künste nachzumachen. Dies geschah nun auch diesen Affen, weil sie nicht anders wollten. Der einzige Paiwai bekam keine Schläge, weil er alles gutwillig tat. So daß der Gaukler sich verwunderte und sprach: „Dieses Äffchen hat fast Menschennatur." Und er gewann ihn darum lieb und tat ihm nichts zuleide, fütterte ihn auch besser als die andern, denn Paiwai lernte auch viel geschwinder und war der schönste aller seiner Affen.

Als der Gaukler seine Affen einige Wochen gemartert und abgerichtet hatte, verkaufte er einige, und mit den übrigen zog er durch alle große Städte Indiens und der Halbinsel umher und zeigte seine Künste. Und der kleine Affe, der sonst Paiwai hieß, verschaffte durch seine seltenen Fertigkeiten dem Gaukler vielen Zulauf, und alle Menschen fanden ihn außerordentlich schön und anmutig, und viele wollten behaupten, sie haben nie einen so schönen Affen gesehen. Es fanden sich auch Leute, die ihn gern kaufen wollten; aber sein Besitzer forderte eine so große Summe für ihn, daß ihnen die Lust dazu vergehen mußte. Auf seinen Zügen kam der Gaukler denn auch nach Delhi und führte dort mit seinen Affen und Hunden und Papageien, und was er sonst noch für Tiere hatte, seine Künste auf. Delhi war die Hauptstadt von ganz Indien, wo der Großkaiser Indiens wohnte. Hier ward der schöne Affe denn auch bald berühmt, und sein Gerücht kam sogar an den Hof. Und die alte Kaiserin, des Kaisers Mutter, befahl, daß der Gaukler kommen und ihr seine Tiere und Künste zeigen solle. Sie fand aber ein solches Wohlgefallen an dem kleinen Affen, daß sie ihn sogleich wegführen ließ und dem Manne bezahlte, was er haben wollte; und er bekam eine erstaunliche Summe für Paiwai, und ist kein Affe seit Menschengedenken so teuer bezahlt worden. Denn kaum hatte Paiwai einige Stücke

vor der Kaiſerin gemacht, ſo rief ſie entzückt aus: „Nein, einen ſolchen Affen habe ich noch nie geſehen; man ſollte beinahe ſchwören, er ſei ein Menſch, wenn er nicht ſo äffiſche Sprünge und Gebärden machte. Den muß ich haben, und ſollte es mir alle meine Schätze koſten!“

Und ſie ließ den kleinen Paiwai in einer Kammer neben ſich einſperren, und oft ward er hervorgeholt und mußte vor ihr und vor den Hofleuten und ſelbſt vor ihrem Sohn, dem Kaiſer, ſpielen und Künſte machen. Da machte Paiwai denn zur allgemeinen Beluſtigung tauſend Sprünge und Schwenkungen und Zierlichkeiten und Poſſen aller Art, und weil er merkte, daß ihm niemand was zuleide tun durfte, denn das litt die alte Kaiſerin nicht, tat er den Hofherren und Hofdamen, den Kammerjunkern und Hoffräulein viele Schalkſtreiche an, denn darin ſind alle Affen Meiſter, und deren hatte er genug gelernt. So hatte er einige Wochen wieder unter Menſchen geſpielt und gelebt; ſiehe, da begab ſich etwas, das den Affen mit einem Male wieder zum Menſchen machte, und das war die Sprache.

Solange Paiwai unter den Affen lebte, hörte er nichts Menſchliches: die Gaukler und Abrichter ſprachen auch nur einige Worte und bedeuteten und befahlen mehr mit Peitſche, Stock und Trommel als mit menſchlicher Rede. Aus dem wilden Getoſe und Geſauſe der großen Menſchenmenge, vor welcher er ſpielen mußte, konnte er auch nicht viel Menſchliches holen, zumal da er immer auf ſein Spiel achten mußte und zum Hören und Merken keine Zeit hatte. Nun aber lebte er wieder mit Menſchen und unter ſehr vornehmen Menſchen, wo gemeſſene und zarte und zierliche Worte erklangen, wo ſich kein Stock mehr rührte, keine Peitſche knallte, und er richtete ſich wieder zu Freude und Mut auf. Mit dem Mute aber kommt alles Glück. Genug, es läßt ſich zwar nicht beſchreiben, was in ihm vorgegangen iſt, und wie der Affe ihn verlaſſen hat, aber das Menſchliche mußte auf eine wunderſame Weiſe wieder in ihm erwacht ſein. Denn eines Morgens, als der ganze Hof ſich in voller Pracht vor der alten Kaiſerin verbeugte (es war ihr ſechzigſter Geburtstag), trat mit einem Male unſer Äffchen Paiwai auf zwei Beinen ganz feierlich vor ſie hin, verneigte ſich zierlich und ſagte mit deutlicher Stimme: „Auch ich wünſche Glück zu dieſem Tage, allergroßmächtigſte und allerdurchlauchtigſte Kaiſerin!“ Dies ſah aber bei dem feierlichen Ernſt, den er annahm, ſo poſſierlich aus, zumal da er äffiſche Poſſenkleider anhatte, daß Männer und Frauen laut lachen mußten, ſo ernſthaft auch die Freude des Tages war. Die alte Kaiſerin aber hieß den Affen abführen, weil das Lachen vor ihr ſich nicht ſchicken wollte.

Als aber dieſe Feierlichkeit vorbei war und ſie wieder ſein durfte wie andere Menſchen, da ſchickte ſie eine ihrer Kammerfrauen und ließ den Affen holen und wollte es mit ihm verſuchen; denn ihr war allerlei eingefallen. Und ſie fing an mit ihm zu ſprechen, als ob er ein Menſch wäre, und er antwortete ihr mehreres und antwortete eben nicht viel ungeſchickter, als Knaben des Alters zu tun pflegen, von welchem er die Größe hatte. Da ſchlug ſie die Hände über den Kopf zuſammen und rief: „Entweder ſind wir dumm und verzaubert, oder dieſer hier iſt kein Affe oder wenigſtens doch ein in einen Affen verzauberter Menſch!“ Und ſie hieß einige ihrer Diener kommen und befahl ihnen, ſie ſollten den Affen nehmen und ihm den Kopf beſcheren und ihn mit den feinſten Salben reiben und waſchen vom Haupte bis zu den Füßen und ihm dann zierliche Kleider antun, als wäre er ein Menſch. Und ſie taten ſo und brachten ihn nach einigen Stunden wieder. Und alle ſahen nun wohl, daß es ein Menſch war und ein recht hübſcher Knabe, wie braun und grau er auch noch ausſah, und wie wunderlich äffiſch er ſich auch trug und hielt. Und die Kaiſerin, hocherfreut über dieſe Verwandlung, nahm den kleinen Paiwai freundlich auf den Schoß und ſtreichelte ihm die Wangen und küßte ihn und weinte über ihn und rief: „Du armes Kind! wie biſt du unter die Unholde geraten? wie mögen deine Eltern getrauert haben um dich? Nun biſt du mein, und ich will für dich ſorgen. Hab' ich dich als Affen geliebt, ſo will ich dich als Menſchen mehr lieben; hab' ich zwanzigtauſend Taler für das Tier ausgegeben, ſo kann ich mir den Menſchen wohl mehr koſten laſſen.“ Und Paiwai verſtand das jetzt alles und gebärdete ſich immer menſchlicher und ſprach immer mehr Worte. Und weil er oft das Wort Paiwuzzo ausſprach, was er in ſeinem Leben wohl am meiſten und mit der größten Liebe gerufen hatte, wenn er ſein niedliches buntes Vögelein lockte, ſo nannte die Kaiſerin ihn nur immer Paiwuzzo, und wir wollen ihn auch ſo nennen.

Als nun der Paiwuzzo ſo verwandelt war und ſchöne Kleider trug und neben der Kaiſerin zu Tiſche ſaß und auf ihre Knie ſeinen Kopf legen und einſchlafen durfte, da fand der ganze Hof ihn äußerſt anmutig und liebenswürdig, und ſelbſt die Hofjunker und Edelknaben und Hoffräulein fanden ihn ſo, die er oft geneckt hatte. Denn das iſt ſo der Brauch bei Hofe, daß alle dahin blaſen, wohin der Wind wehet. Er war aber wirklich anmutig und allerliebſt, und nachdem er einige Wochen ausgebleicht war, erſchien er als einer der lieblichſten Knaben; er mochte damals etwa zehn Jahre alt ſein. Aber nicht bloß ſeine leibliche Schön-

heit mußten sie bewundern, nein, auch sein Geist war lustig und anmutig; denn von Tage zu Tage blitzte und funkelte seine unter den Affen und im tierischen und wilden Leben verdunkelte Vernunft heller und heller auf, und in wenigen Monaten hatte er das Laufen auf vieren ganz verlernt und schritt immer aufgerichtet und fast so fest als ein Mensch einher, auch lernte er wunderbar geschwind und anmutig sprechen und konnte schon einiges erzählen aus den Erinnerungen seiner Kindheit und aus seinen Affenzügen. Doch dies war so undeutlich und so wenig, daß niemand daraus wissen konnte, woher das Kind gekommen war, obgleich die Kaiserin es um ihr Leben gern gewußt hätte. Denn wegen seiner Schönheit meinte sie, er müsse von sehr großer Geburt sein; denn das können vornehme Leute nie glauben, daß auch arme Menschen schöne Kinder haben können.

Das war nun natürlich, daß in Delhi und auf viele Meilen ringsum kein Gespräch war als von Paiwuzzo, dem Liebling der alten Kaiserin, der aus einem Affen ein Mensch geworden war; und auch an Märchen und Deutungen fehlte es nicht. Einige flüsterten, es müsse wohl etwas Besonderes auf sich haben mit dem Kinde, und am Ende habe man nur so eine Affenkomödie mit ihm gespielt, um ihn unverdächtig an die Stelle zu bringen, wohin man ihn nicht sogleich aus der Wiege habe setzen können; vielleicht ein heimlicher Sprößling, der dem Kaiserhause angehöre, von dem man aber weder den Garten, worin er gewachsen, noch den Gärtner, der ihn gepflanzt, nennen dürfe. Andere, die seine Wunderschönheit gesehen oder davon gehört hatten, sagten wieder, es möge wohl ein ausgesetztes oder entführtes Kind vornehmer Abkunft sein, das der Himmel auf eine wunderbare Weise erhalten und hierher gebracht habe, und das vielleicht noch zu hohem Glücke bestimmt sei. Manche auch — und zwar das große Heer, das von einigen das Heer der Philister genannt wird — riefen bei der Wundergeschichte: „O je! O je! Kaiser und Kaiserinnen und Könige und Königinnen haben ja in der Welt nichts zu tun, und da kommen sie aus Langerweile auf allerlei Grillen und Einfälle mit Mohren, Affen, Kalmücken, Lappländern und Papageien; was wird es sein? irgendein Betteljunge wird es sein, den sie zu einem Affen verkleidet und zugestutzt haben, und der Gaukler oder ein solcher ist wohl sein Vater und denkt durch ihn einmal eine Hofstelle zu bekommen, Oberzeremonienmeister oder Oberkammerherr zu werden oder etwas Ähnliches, wozu das Abrichten von Affen und Affensprünge, die man bei Gelegenheit mitlernt, an manchem Hofe die ersten Stufen sind."

Die alte Kaiserin nahm sich indessen des Knaben Paiwuzzo,

zu dem sie allerdings wunderbar genug gekommen war, rechtschaffen an, denn sie war eine fromme und gottesfürchtige Frau. Sie begriff recht gut, daß hier am Hofe, wo er zuerst als Affe aufgetreten war, nur Affenkünste mit ihm getrieben werden würden, und war überhaupt eine zu kluge Dame, als daß sie das Affenspiel der Schmeichelei, Lüge und Ziererei innerlich nicht erkannt hätte, das hier auch solche spielen, die nie mit vierbeinigen Affen gelebt haben, und das hier ein unvertilgbares Übel zu sein scheint. Sie tat also das Große, daß sie den Knaben, den sie sehr liebgewonnen hatte, ja, von dem die Leute sagten, sie könne ohne ihn gar nicht leben, vom Hofe und von seinen losen Künsten entfernte. Sie schickte ihn zu einem weisen Meister, damit er einen Mann aus ihm machte.

Dieser Meister nebst mehreren wackeren Gesellen, die ihm beistanden, wohnte fern von der Hauptstadt und von dem Getümmel und der Eitelkeit der Menschen in einem einsamen Tale am Indus und war wegen seiner Weisheit und Gottseligkeit und Freundlichkeit in ganz Asien gepriesen, und die Könige und die Weisen schickten aus fernen Landen ihre Söhne zu ihm, damit er sie zu aller Tugend und Stärke erzöge. Zu diesem wurde Paiwuzzo geschickt, als er im zehnten Jahre war.

Und der Knabe artete sehr wohl. Es blieb von der bösen äffischen List und Schalkheit, worunter er so lange gelebt hatte, auch keine Spur in ihm; selbst die unschuldigen und gutartigen Schelmereien, denen er sich sonst noch überlassen hatte, waren von ihm gewichen, und eine liebliche Freundlichkeit und ein milder Ernst leuchteten auf der Stirn des Knaben, der nun allmählich zum Jüngling reifte. Er ward der Liebling des weisen Meisters, weil sein Blick und Gemüt zur Schönheit Gottes und des Himmels gerichtet waren, und er machte so geschwinde und erstaunliche Fortschritte in den geheimen und verborgenen Wissenschaften der Natur und der Gestirne, daß der weise Meister es oft beklagte, daß die alte Kaiserin ihn wieder begehrte für den Hof und das getümmelvolle Leben. „Denn dieser", pflegte er seinen Vertrauten wohl zuzuraunen, „wäre ein rechtes Gerät in Gottes Hand, wann ich vor Alter hinfällig und gebrechlich werde, dies Werk nach mir aufzunehmen und zu tragen; doch auch die Welt braucht stille und tiefsinnige Männer, und selbst das Schwert glänzt lieblicher in der Hand eines Frommen." Wie begierig und sinnig Paiwuzzo die innere Lehre auffaßte und behielt, ebenso rasch und geschwind war er in allen Leibesübungen, so daß er im Ringen, Springen, Laufen, Schwingen, im Kampf mit dem Degen und der Lanze und in allen edlen Turnübungen auch ge-

schwinder war als die geschwindesten. Da frommte ihm die Gelenkigkeit und Biegsamkeit sehr, die er unter den Affen im Walde und durch die Affenkünste der Gaukler gelernt hatte. Auch hatte er durch das Leben in der Wildnis den festesten und unermüdlichsten Leib gewonnen, welcher des Frostes und der Hitze und jeder Mühe und Arbeit der geduldigste war.

Paiwuzzo war nun siebenzehn Jahre alt, schlank und stattlich von Wuchs, so daß er über die Länge der gewöhnlichen Männer ragte, und die ihn sahen, nannten ihn den schönsten und bescheidensten der Jünglinge. Er mußte nun seinen weisen Meister und seine Gespielen verlassen und wieder zu dem prächtigen und getümmelvollen Delhi und zu dem Hofe der alten Kaiserin zurück.

Die alte Kaiserin empfing ihn auf das freundlichste an ihrem Hofe und hatte ihn so lieb, als wäre er ihr Enkel gewesen. Und wahrlich, er sah dem Sohne eines Kaisers ähnlicher als dem Sohne eines Webers; so sehr ragte er durch Anmut und Tugend über die meisten Menschen. Weil die hohe Frau ihn aber wirklich liebhatte, so trieb sie ihn bald wieder von sich und von dem Hofe weg. Denn sie sprach bei sich: „In dieser lauen Luft, wo es weder kalt noch warm ist, kann kein Jüngling gedeihen; mancher Mann wird darin zermürbt, und ich habe gesehen, daß das gefährlich leichte Spiel eiserne Herzen zerbrochen hat. Darum soll er hier nicht bleiben.“ Und sie schickte ihn in den Krieg gegen Westen, wo mit den Persern seit drei Jahren ein fürchterlicher Kampf war um die Lande, die sich nördlich gegen die Berge hinaufstrecken. Dieser Krieg stand noch drei Jahre, und die Perser wurden endlich zum Frieden gezwungen; Paiwuzzo aber kam als ein berühmter Held zurück und war durch die Gunst der Kaiserin und durch sein gutes Schwert so hoch gestiegen, daß er schon einen großen Kriegsbefehl überkam und Statthalter der Lande ward, die man den Persern wieder abgewonnen hatte. Dahin stellte der Kaiser aber nur Männer, zu welchen er das höchste Vertrauen hatte.

Aber auch hier blieb Paiwuzzo nicht lange, denn das Schicksal trieb es so wunderbar, daß er immer höher hinauf mußte, bis er endlich so hoch stieg, daß er auf Erden nicht höher steigen konnte. Dies begab sich folgendergestalt:

Der Kaiser, der alten Kaiserin Sohn, der von Delhi aus über ganz Indien herrschte, hatte nur eine einzige Tochter. Er war zwar noch nicht alt, aber die Hoffnung war aus, daß sein Gemahl, das nicht mehr jung war, ihm noch andere Kinder gebären werde. Es geschah also, was in solchen Fällen zu geschehen pflegt, wo keine Söhne sind, die dem Vater im Reiche folgen können: das Volk ward unruhig in Furcht und Hoffnung, und viele ehrsüchtige

und herrschlustige Männer regten sich auch hie und da und zettelten insgeheim allerlei Anschläge. Dies taten besonders des Kaisers Verwandte, die ein näheres Recht auf den Thron zu haben meinten. Das verbitterte dem Kaiser seine Tage, und er lebte nicht ohne Sorgen; am meisten aber fürchtete er die gewaltigen Kriegsleute, welche den Persern in die sechs Jahre widerstanden und endlich den Sieg gewonnen hatten, und unter diesen den Ferdat, einen trotzigen Mann, und der sich von seinem Urgroßvater her einen Vetter des Kaisers nannte. In dieser ratlosen Not, damit nicht noch bei seinem Leben Aufruhr im Volke entstände, mußte er sich einen Nachfolger verschaffen. Das wäre nicht schwer gewesen; aber er wünschte auch einen Eidam und einen Gemahl für seine Tochter, der zugleich auf dem Thron säße nach ihm. Den durfte er aber nicht wählen, sondern die Wahl stand unter einem schrecklichen Gesetze, das die Kaiser Indiens in der uralten Zeit hatten ausgehen lassen, damit keine Weichlinge auf den Thron kämen. Die Söhne folgten dem Vater im Reiche in Reihe zu Reihe nach; hatte der Kaiser aber nur Töchter und wollte er die älteste auf dem Throne erhalten, so ward sie dem zuteil, der im Kampfe als der Tapferste oder Glücklichste bestand, und dieser bestieg mit ihr nach des Vaters Tode den Thron. Es mußte mit einem Tiger oder Löwen in offenen Schranken um die höchste Ehre der Welt auf Leben und Tod gekämpft werden, und ob der Streiter jung ins Grab sinken oder das Brautbett der Prinzessin besteigen sollte, war oft nur das Zwischenspiel weniger Sekunden.

Der Kaiser stellte denn das Brautbett seiner schönen Tochter zwischen einen bengalischen Tiger und das Glück. Herolde ritten in alle Lande aus und bliesen auf Trompeten und verkündigten: des großen Kaisers von Indien Tochter, die schön sei wie die Sonne und lieblich wie der Mond, werde des Mannes Gemahl, der mit Dolch und mit Schwert in offenen Schranken einen bengalischen Tiger fälle; und dieser siegreiche Gemahl werde des Kaisers Nachfolger im Reiche. Und es zogen herbei Könige und Fürsten und Grafen und Ritter von Fernen und Nähen; aber die Fürsten und Großen des Reichs rüsteten sich auch zu dem Tage. Denn die Prinzessin war eine rechte Rosenblume der Schönheit, und wäre sie häßlich gewesen wie die Nacht, ein großes Reich deucht den meisten Männern noch eine anmutigere Rosenblume als die schönste Prinzessin.

Als nun der Morgen angebrochen war, an welchem der Kampf geschehen sollte, war der Tiger aus seinem eisernen Käfig früh in die Schranken gelassen, damit alle ihn beschauen könnten. Die dann noch Lust hatten zu kämpfen, meldeten sich bei dem obersten

Kampfrichter, und er schrieb sie auf und ordnete sie nach ihrer Geburt und ihrem Range, so daß der Vornehmste immer zuerst mit dem Tiere zusammengelassen ward. Der Tiger war aber ein so fürchterliches Untier, von solcher Höhe und solchen Knochen, daß die meisten, die auch kampflustig gekommen waren, zurückwichen und nicht viele sich aufschreiben ließen. Unter diesen war der Prinz aus Persien der vornehmste.

Und als es gegen den Mittag ging und alles Volk und die Fürsten und Ritter und Männer sich versammelt hatten, da erschienen der Kaiser und die Kaiserin und die alte Kaiserin, und nach ihnen erschien auch die Prinzessin auf dem Erker des Schlosses über den Schranken, wo Thronen für sie alle gebaut waren. Und die Prinzessin funkelte von Gold und Edelsteinen und Diamanten, aber ihre Schönheit und Jugend überstrahlte alle diese Pracht; sonst war sie blaß wie der Schnee und saß voll Traurens da und schlug die Augen nieder, denn sie zitterte ebensosehr vor einem bösen Gemahl, den ihr der Zufall geben konnte, als vor den Klauen des Tigers und dem gräßlichen Spiele, das sie mit ansehen sollte. Viele aber, die sie in ihrer lieblichen Jugend sahen, dachten bei sich: Wäre der Tiger nicht gar zu gewaltig, um solchen Preis schritten wir auch wohl in die Bahn und versuchten das Glück.

Und als alles geordnet war, siehe, da winkte der Kaiser vom Erker, und der Kampfrichter befahl, und die Posaunen und Trompeten erklangen — und die Schranken öffneten sich, und der Prinz von Persien trat ein, fest und kühnlich, ein schöner Mann und ein ritterlicher Held: das hatten die von Indien in mancher heißen Schlacht empfunden. Und er schritt mutig auf das Tier zu, als wollte er es von vorn angreifen; aber der Tiger übersprang ihn plötzlich mit Schlangenlist und riß ihn von hinten nieder, und sein Herzblut rauchte zum Himmel empor. Und der Prinzessin geschwand es*) bei diesem jammervollen Anblick, und sie sank von ihrem Stuhl; alles Volk aber erbebte, und es war eine Totenstille.

Und manche von den Kämpfern, die streitlustig gewesen waren, als sie dieses tapfern Helden geschwinden und schrecklichen Fall sahen, erschraken so, daß sie sich nicht schämten, sondern ihre Namen auslöschen ließen und ihre Pferde sattelten und still davonritten, als wären sie nicht dagewesen. Und da die Könige und Prinzen auf dem Kampfplatze fehlten, kam es nun an die Männer geringerer Ordnung, und es trat ein Mann auf, den sie den indischen Riesen nannten, und dessen Name im Kriege gewaltig war. Er hieß Mirdach und war eines Köhlers Sohn aus dem Lande Lahor

*) Wurde ohnmächtig.

und hatte sich durch seine Kriegstugend bis zum höchsten Befehl erhoben. Und der Kaiser lobte seine Siege, aber ihn selbst fürchtete er, denn er war wild und roh, und auch im Frieden zuckte durch seine Seele immer das blutige Schwert; auch war er von Leibe garstig und ungeschlacht. Die Prinzessin sank nieder vor Abkraft*), als sie diesen in die Schranken treten sah, denn so gern hätte sie selbst mit dem Tiger gekämpft, als sie eines Solchen Gemahl geworden wäre. Aber Gott erlöste ihre Furcht, denn so stark der Mann war, kam er doch um. Er glitschte aus im Sande, als er nach dem vorspringenden Tiere einen Stoß tat und der Stelle fehlte, und der Tiger stürzte schnell auf ihn und riß ihm den Kopf aus den Schultern. Da jauchzete alles Volk, denn sie haßten ihn alle und fürchteten für ihre geliebte Prinzessin.

Und die Leichen lagen da im Blute, und die Schranken wurden geschlossen, und es ward posaunt und trompetet; aber es erschien kein Kämpfer. Und dem Kaiser bangte es im Herzen. Denn ward der Tiger nicht niedergekämpft, so gebührte das Reich nach ihm von Rechts wegen dem nächsten Vetter. Und schon sahen alle auf den stolzen Ferdat, den Nächsten nach dem Kaiser, wie er hohnlächelte, da die Schranken leer blieben. Er war ein tapferer Mann, aber trotzig und ungerecht und des Kaisers Feind. Es wünschten aber alle, daß das Reich bei des Kaisers Tochter bliebe, denn der Kaiser und die junge Prinzessin hatten Gnade bei Gott und den Menschen, so freundlich und gütig waren sie gegen alles Volk. Aber diesmal ward dem Kaiser die Angst noch geheilt, denn die Schranken öffneten sich endlich wieder, und ein schöner, schlanker Mann schritt ein; und als sie sahen, daß es Paiwuzzo war, da jauchzeten sie alle und klatschten mit den Händen. Er aber rief laut: „Ich trete nicht in Vermessenheit her; ich habe lange gewartet, daß ein Besserer kommen sollte, als ich bin, und nun helfe mir Gott und bringe dem Kaiser und der Prinzessin Heil!“ Und er sprang gegen das Tier, und das Tier sprang gegen ihn. Hier aber sah man, was Gott mit Paiwuzzos Waldleben gewollt hatte: er konnte jedem Sprunge des wütenden Tigers durch einen andern Sprung ausweichen, jeder List durch eine andere List begegnen, jeden Schritt und Blick des Tieres messen, so daß der Tiger fast stutzig ward und oft stillstand, ehe er wieder begann. Für die Zuschauer war dies aber ein angstvoll merkwürdiger Kampf. So hatten die beiden wohl schon zwanzig Sprünge und Gegensprünge gemacht, und noch hatte Paiwuzzo keinen einzigen Stoß getan. Endlich ersah er seine Gelegenheit,

*) Schwäche, Ohnmacht.

schwang sich dem Wüterich mit einem kühnsten Sprunge auf den Nacken, hielt die Mähne und stieß den breiten Dolch bis an den Schaft durch die Schultern. Das Tier brüllte, sprang mit seinem Reiter in der Todesangst wohl zwanzig Schritt weit, streckte dann alle viere von sich und starb. Paiwuzzo war aber bis ans Ende in seinem Sitz geblieben und hatte die Mähne festgehalten, damit das Tier ihn in den letzten Zuckungen mit den Klauen nicht verletzte. Alle Menschen aber jauchzeten, und ihre Freude und ihr Jubel tosete wie ein Sturmwind um die Schranken.

Der Kaiser stieg nun von dem Erker und von seinem hohen Thron herab, trat in die Schranken und sprach laut vor allem Volke: „Gelobet sei Gott, der mir diesen Mann zum Eidam und Nachfolger erkoren hat, den weisesten und tapfersten aller meiner Diener!" Und er umhalsete und küßte ihn vor allem Volke, und das Volk jubelte dazu. Paiwuzzo aber verneigte sich vor dem Kaiser bis zur Erde, also daß er mit seiner Stirn den Staub fast berührte. Der Kaiser aber hob ihn auf und führte ihn auf den Erker zu seiner Tochter, der Prinzessin. Die drückte ihm einen grünen Kranz aufs Haupt, das Zeichen des Sieges, und steckte ihm einen goldnen Ring an den Finger, das Zeichen der Verlobung. Sie hatte ihn aber vorher nie gesehen und freuete sich, daß er so jung und schön war. Denn im Morgenlande bekommen die Prinzessinnen fast nie einen Mann zu sehen, bis sie vermählt sind; das ist die Sitte des Landes. Die sich aber am meisten freuete über diese Geschichte, das war die alte Kaiserin. Sie hatte diesen Sieger als einen Affen von einem Gaukler gekauft, sie hatte ihn bei dem weisen Meister am Indus erziehen lassen und hatte ihn immer fast wie ihr eigenes Kind geliebt; und nun sollte er der Gemahl ihrer Enkelin werden. Und sie küßte ihn in Freuden und sah gen Himmel und rief: „Gnädiger Gott, so wolltest du es und hast es alles so geschehen lassen, damit nicht Fremde herrschten über unser Volk und über unser hilfloses Alter!"

Und als Paiwuzzos Vermählung mit der Prinzessin mit großem Glanz begangen und er von dem Kaiser feierlich als Nachfolger eingesetzt und von den Fürsten des Landes und von allem Volke anerkannt war, ward er gen Süden geschickt gegen den Niederganges, daß er Bengalen und die großen jenseitigen Landschaften regierte, welche sich gegen die Grenzen Sinas erstrecken. Und er wohnte mit seinem Gemahl in einer großen Stadt am Ganges, welche Kalkutta heißt.

Da begab es sich, daß er einmal auf der Jagd war und in der Lust des Jagens von seinen Begleitern abkam und sich in

dem tiefen Wald verirrte. Die Nacht überfiel ihn, und er mußte unter freiem Himmel bleiben, d. h. er kletterte auf einen Baum und schlief da, damit er vor den wilden Tieren sicher wäre. Denn diese Art Nachtlager wußte er sich sehr gut zu bereiten. Als der Morgen anbrach, sah er ein Wasser schimmern und erkannte, daß er wieder an dem Ganges war. Es war ihm aber wundersam um das Herz und deuchte ihm fast, als habe er diese Bäume und diese Wiesen schon einmal gesehen; als er aber fürbaß ging und weiterhin ein kleines, mit Rohr gedecktes Häuschen und ein grünes Gärtchen daneben erblickte, traten ihm unwillkürlich Tränen in die Augen. Er wußte aber nicht, was ihm geschah, noch warum ihm so geschah; denn die zarten Erinnerungen seiner Kindheit kamen wieder, sie standen aber nicht deutlich vor seiner Seele, sondern ihm war, wie Menschen im Traum zu sein pflegt. Als er aber an das Häuschen kam, da schloß der Schlüssel seiner Seele ihm die Verborgenheit auf, er rief mehr als einmal: „O Paiwuzzo! Paiwuzzo!" und heiße Tränen rollten ihm über die Wangen; denn er sah das Kammerfensterchen wieder, und die Rebenranken grünten noch, worin das Vögelein sein Nest gehabt hatte, und der alte Palmbaum stand noch da vor der Gartentüre, worunter das Kind so oft gespielt hatte, wann die Sonne zu heiß brannte. Unterdessen war eine Frau mit schneeweißem Kopfe zu ihm getreten und staunte ihn an; er aber erkannte sie sogleich, daß sie seine Mutter war, und fiel ihr um den Hals und küßte sie und weinte sehr, und dann sagte er: „Ich bin Paiwai, dein verlorner Sohn, der nun Paiwuzzo heißt!" Und sie wollte es nicht glauben. Als er ihr aber alle seine wundersamen Geschichten erzählte, da glaubte sie es gern und freuete sich, daß sie ihren Sohn wiedergefunden hatte. Die alte Frau wohnte jetzt einsam in dem Hause, denn ihr Mann war vor zwei Jahren gestorben. Und nach langer trauriger Zeit fielen wieder Freudenstrahlen in ihre Seele, daß der geliebte Sohn wiedergekommen war und als ein großer und vornehmer Herr.

Paiwuzzo schied jetzt von seiner Mutter und kam wieder zu seinen Jagdgenossen und fuhr mit ihnen nach Kalkutta. Da nahm er sein Gemahl mit sich und führte sie zu seiner Mutter, daß sie die alte Frau erfreuete. Und er ließ sich ein prächtiges Schloß bauen neben dem Häuschen und dem Hain, worin er als Kind gespielt hatte, und wohnte darin den ganzen Sommer und kam jeden Sommer wieder und pflegte seine alte Mutter, die in ihrem stillen Rohrhäuschen blieb bis an ihr Ende. Und als der Kaiser, sein Schwäher, gestorben war, ward Paiwuzzo Kaiser über ganz Indien und führte ein gerechtes und gewaltiges Regi-

ment, alſo daß in langer Zeit kein ſo großer und glücklicher Kaiſer geherrſcht hatte. Und er zeugte Söhne und Töchter mit ſeinem teuren Gemahl, und es ſind viele große Kaiſer und Könige von ihm entſprungen, und ſeine Urenkel herrſchen noch in vielen Landen Aſiens bis auf dieſen Tag. Gott aber hat dieſen Sohn des Webers zum Kaiſer gemacht, damit er den Menſchen zuweilen durch große Zeichen zeige, daß Tugend beſſer iſt als Geburt, und daß er die Kleinen groß und die Großen klein machen kann, wenn es ihm gefällt.

---

7. Die neun Berge bei Rambin.

In der weſtlichen Spitze der Inſel Rügen in der Oſtſee an der Feldſcheide der Dörfer Rodenkirchen und Götemitz, etwa eine Viertelmeile von dem Kirchdorfe Rambin liegen auf flachem Felde neun kleine Hügel oder Hünengräber, welche gewöhnlich die neun Berge oder die neun Berge bei Rambin genannt werden, und von welchen das Volk allerlei Märchen erzählt. Dieſe entſtanden weiland durch die Kühnheit eines Rieſen, und ſeitdem die Rieſen tot ſind, treiben die Zwerge darin ihr Weſen.

Vor langer Zeit lebte auf Rügen ein gewaltiger Rieſe — ich glaube, er hieß Balderich — den verdroß es, daß das Land eine Inſel war, und daß er immer durch das Meer waten mußte, wenn er nach Pommern auf das feſte Land wollte. Er ließ ſich alſo eine ungeheure Schürze machen, band ſie um ſeine Hüften und füllte ſie mit Erde; denn er wollte ſich einen Erddamm aufführen von der Inſel bis zur Feſte. Als er mit ſeiner Tracht bis über Rodenkirchen gekommen war, riß ein Loch in die Schürze, und aus der Erde, die herausfiel, wurden die neun Berge. Er ſtopfte das Loch zu und ging weiter; aber als er bis Guſtow gekommen war, riß wieder ein Loch in die Schürze, und es fielen dreizehn kleine Berge heraus. Mit der noch übrigen Erde ging er ans Meer und goß ſie hinein. Da ward der Prosnitzer Haken und die niedliche Halbinſel Drigge. Aber es blieb noch ein ſchmaler Zwiſchenraum zwiſchen Rügen und Pommern, und der Rieſe ärgerte ſich darüber ſo ſehr, daß er plötzlich von einem Schlagfluß hinſtürzte und ſtarb. Und ſo iſt denn ſein Damm leider nie fertig geworden. Von demſelben Rieſen Balderich erzählt man ein Kraftſtück, das er bei Putbus bewieſen hat. Er hatte ſchon mehrmals mit Ärger geſehen, daß dem Chriſtengotte zu Vilmnitz, eine halbe Meile von Putbus, eine Kirche erbaut ward, und da hat er bei ſich geſprochen: „Laß die Würmer ihren Ameiſenhaufen nur aufbauen; den werfe ich

nieder, wann er fertig ist.“ Als nun die Kirche fertig und der Turm aufgeführt war, nahm der Riese einen gewaltigen Stein, stellte sich auf dem Putbuser Tannenberge hin und schleuderte ihn mit so ungeheurer Gewalt, daß der Stein wohl eine Viertelmeile über die Kirche wegflog und bei Nadelitz niederfiel, wo er noch diesen Tag liegt am Wege, wo man nach Posewald fährt, und der Riesenstein genannt wird.

In den neun Bergen bei Rambin wohnen nun die Zwerge und die kleinen Unterirdischen und tanzen des Nachts in den Büschen und Feldern herum und führen ihre Reigen und ihre Musiken auf im mitternächtlichen Mondschein, besonders in der schönen und lustigen Sommerzeit und im Lenze, wo alles in Blüte steht; denn nichts lieben die kleinen Menschen mehr als die Blumen und die Blumenzeit. Sie haben auch viele schöne Knaben und Mädchen bei sich; diese aber lassen sie nicht heraus, sondern behalten sie unter der Erde in den Bergen, denn sie haben die meisten gestohlen oder durch einen glücklichen Zufall erwischt und fürchten, daß sie ihnen wieder weglaufen möchten. Denn vormals haben sich viele Kinder des Abends und Morgens locken lassen von der süßen Musik und dem Gesange, der durch die Büsche klingt, und sind hingelaufen und haben zugehorcht; denn sie meinten, es seien kleine singende Waldvögelein, die mit solcher Lustigkeit musizierten und Gott lobeten — und dabei sind sie gefangen worden von den Zwergen, die sie mit in den Berg hinabgenommen, daß sie ihnen dort als Diener und Dienerinnen aufwarteten. Seitdem die Menschen nun wissen, daß es da so hergeht und nicht recht geheuer ist, hüten sie sich mehr, und geht keiner dahin. Doch verschwindet von Zeit zu Zeit noch manches unschuldige Kind, und die Leute sagen dann wohl, es hab's einer der Zwerge mitgenommen; und oft ist es auch wohl durch die Künste der kleinen braunen Männer eingefangen und muß da unten sitzen und dienen und kann nicht wiederkommen. Das ist aber ein uraltes Gesetz, das bei den Unterirdischen gilt, daß sie je alle fünfzig Jahre wieder an das Licht lassen müssen, was sie eingefangen haben. Und das ist gut für die, welche so gefangen sitzen und da unten den kleinen Leuten dienen müssen, daß ihnen diese Jahre nicht gerechnet werden, und daß keiner da älter werden kann als zwanzig Jahre, und wenn er volle fünfzig Jahre in den Bergen gesessen hätte. Und es kommen auf die Weise alle, die wieder herauskommen, jung und schön heraus. Auch haben die meisten Menschen, die bei ihnen gewesen sind, nachher auf der Erde viel Glück gehabt: entweder daß sie da unten so klug und witzig und anschlägisch werden, oder daß die kleinen Leute,

wie einige erzählen, ihnen unsichtbar bei der Arbeit helfen und Gold und Silber zutragen.

Die Unterirdischen, welche in den neun Bergen wohnen, gehören zu den braunen, und die sind nicht schlimm; aber in zwei Bergen wohnen von den weißen, und das sind die freundlichsten und schönsten von den kleinen Leuten, die nichts Arges im Herzen haben, sondern den Menschen alles Gute gönnen und tun. Es gibt aber auch schwarze, das sind Tausendkünstler und Kunstschmiede, geschickt und fertig in allerlei Werk, aber auch arge Zauberer und Hexenmeister, voll Schalkheit und Trug, und ist ihnen nicht zu trauen. Solche wohnen hier aber gar nicht.

Nun will ich ein paar Geschichten erzählen von diesen neun Bergen, die sich vor alters begeben haben, und die unser alter Statthalter zu Grabitz, Hinrich Vierk, mir in meinen Knabenjahren oft erzählt hat, und die ich von vielen andern seiner Geschichten noch behalten habe. Hinrich Vierk war eines Bauers Sohn aus Giesendorf und wußte sehr viele Märchen und Gespenstergeschichten von den Unterirdischen und von goldenen Bechern und silbernen Schalen und gläsernen Schuhen, die durch sie auf die Welt gekommen seien, und von schwarzen und braunen Mützen, die sie verloren hätten, und womit die Menschen das Glück herbeizaubern könnten. Was ich also nun erzähle, das erzählt eigentlich Hinrich Vierk.

In Rambin lebte einst ein Arbeitsmann, der hieß Jakob Dietrich, ein Mann schlecht und recht und gottesfürchtig, und der auch eine gute und gottesfürchtige Frau hatte. Die beiden Eheleute besaßen dort ein Häuschen und ein Gärtchen und nährten sich redlich von der Arbeit ihrer Hände; denn andere Künste kannten sie nicht. Sie hatten viele liebe Kinder, von welchen das jüngste, Johann Dietrich genannt, ihnen fast das liebste war. Denn es war ein schöner und munterer Junge, aufgeweckt und quick, fleißig in der Schule und gehorsam zu Hause, und behielt alle Lehren und Geschichten sehr gut, welche die Eltern ihm vorsagten. Auch von vielen andern Leuten lernte er und hielt jeden fest, der Geschichten wußte, und ließ ihn nicht eher los, als bis er sie erzählt hatte.

Johann war acht Jahre alt geworden und lebte den Sommer bei seines Vaters Bruder, der Bauer in Rodenkirchen war, und mußte nebst andern Knaben Kühe hüten, die sie ins Feld gegen die neun Berge hinaustrieben, wo damals noch viel mehr Wald war als jetzt. Da war ein alter Kuhhirt aus Rodenkirchen, Klas Starkwolt genannt, der gesellte sich oft zu den Knaben, und sie trieben die Herden zusammen und setzten sich hin und erzählten

Geſchichten. Der alte Klas wußte viele und erzählte ſie ſehr lebendig; er war bald Johann Dietrichs liebſter Freund. Beſonders aber wußte er viele Märchen von den neun Bergen und von den Unterirdiſchen aus der allerfrüheſten Zeit, als die Rieſen im Lande untergegangen und die Kleinen in die Berge gekommen waren, und Johann hörte ſie immer mit dem innigſten Wohlgefallen und plagte den alten Mann jeden Tag um neue Geſchichten, obgleich ihm dieſer das Herz zuweilen ſo in Flammen ſetzte, daß er des Abends ſpät und des Morgens früh, wenn er hier zuweilen heraus mußte, mit ſauſendem Haar über das Feld hinſtrich, als hätte er alle Unterirdiſchen als Jäger hinter ſich gehabt, die ihn fangen wollten. Der kleine Johann Dietrich hatte ſich ſo vertieft und verliebt in dieſe Märchen von den Unterirdiſchen, daß er nichts anders ſah und hörte, von nichts anderm ſprach und fabelte als von goldenen Bechern und Kronen, gläſernen Schuhen, Taſchen voll Dukaten, goldenen Ringen, diamantenen Kränzen, ſchneeweißen Bräuten und klingenden Hochzeiten. Wenn er nun ſo ganz darin war und in kindiſcher Freude aufjauchzete und umherſprang, dann pflegte der alte Starkwolt wohl den Kopf zu ſchütteln und ihm zuzurufen: „Johann! Johann! Wo willſt du hin? Spaten und Senſe, das ſind dein Zepter und deine Krone, und deine Braut wird ein Kränzel von Rosmarin und einen bunten Rock von Drell tragen.“ Johann ließ ſich das aber nicht anfechten und träumte immer luſtig fort. Und obwohl er herzlich graulich war und in der Dunkelheit um alles in der Welt nicht über den Kirchhof gegangen wäre, hatte er ſich das Leben da in dem Berge und die Schätze und Herrlichkeiten darin doch ſo ausgemalt, daß ihn faſt gelüſtete, einmal hinabzuſteigen; denn der alte Klas hatte geſagt, wie man es anfangen müſſe, damit man da unten Herr werde und nicht Diener, und damit ſie einen nicht fünfzig Jahre feſthalten und die Becher ſpülen und das Eſtrich kehren laſſen könnten. Wer nämlich ſo klug oder ſo glücklich ſei, die Mütze eines Unterirdiſchen zu finden oder zu erhaſchen, der könne ſicher hinabſteigen, dem dürfen ſie nichts tun noch befehlen, ſondern müſſen ihm dienen, wie er wolle, und derjenige Unterirdiſche, dem die Mütze gehöre, müſſe ſein Diener ſein und ihm ſchaffen, was er wolle. Das hatte Johann ſich hinters Ohr geſchrieben und ſeinen Teil dabei gedacht; ja, er hatte wohl hinzugeſetzt, ſo etwas unterſtehe er ſich auch wohl zu wagen. Die Leute glaubten ihm das aber nicht, ſondern lachten ihn aus; und doch hat er es getan, und ſie haben genug geweint, als er nicht wiedergekommen iſt.

Es war nun die Zeit des Johannisfeſtes, wo die Tage am

längſten ſind und die Nächte am kürzeſten, und wo die Jahrszeit am ſchönſten iſt. Die Alten und die Kinder hatten die Feſttage fröhlich gelebt und geſpielt und allerlei Geſchichten erzählt; da konnte Johann ſich nicht länger halten, ſondern den Tag nach Johannis ſchlich er ſich heimlich weg, und als es dunkel ward, legte er ſich auf dem Gipfel des höchſten der neun Berge hin, wo die Unterirdiſchen, wie Klas ihm erzählt, ihren vornehmſten Tanzplatz hatten. Und wahrlich, er legte ſich nicht ohne Angſt hin, und hätte er nicht einmal dagelegen, vielleicht wäre nimmer was daraus geworden; denn ſein Herz ſchlug ihm wie ein Hammer, und ſein Atem ging wie ein friſcher Wind. So lauſchte er in Furcht und Hoffnung von zehn Uhr abends bis zwölf Uhr Mitternacht. Und als es zwölf ſchlug, ſieh, da fing es an zu klingen und zu ſingen in den Bergen; und bald wiſpelte und liſpelte und pfiff und ſäuſelte es um ihn her; denn die kleinen Leute dreheten ſich jetzt in Tänzen rund, und andere ſpielten und tummelten ſich im Mondſchein und machten tauſend luſtige Schwänke und Poſſen. Ihn überlief bei dieſem Gewiſpel und Geſäuſel ein geheimer Schauder — denn ſehen konnte er nichts von ihnen, da ihre Mützchen, die ſie tragen, ſie unſichtbar machen — er aber lag ganz ſtill, das Geſicht ins Gras gedrückt und die Augen feſt zugeſchloſſen und leiſe ſchnarchend, als ſchliefe er. Doch konnte er es nicht laſſen, zuweilen ein wenig umherzublinzeln, damit er etwa ſeinen Vorteil erſähe, einen der kleinen Leute finge und ein Herr würde, denn dazu hatte er gar große Luſt; aber wie heller Mondſchein es auch war, er konnte auch nicht das geringſte von ihnen erblicken.

Und ſiehe, es währte nicht lange, ſo kamen drei der Unterirdiſchen dahergeſprungen, wo er lag, gaben aber nicht acht auf ihn, warfen ihre braunen Mützchen in die Luft und fingen ſie einander ab. Da riß der eine dem andern in Schalkheit die Mütze aus der Hand und warf ſie weg. Und die Mütze flog dem Johann gerade auf den Kopf, und er fühlte ſie, griff zu und richtete ſich ſogleich auf und ließ Schlaf Schlaf ſein. Er ſchwang mit Freuden ſeine Mütze, daß das ſilberne Glöcklein daran klingelte, und ſetzte ſie ſich dann auf den Kopf, und — o Wunder! — in demſelben Augenblicke ſah er das zahlloſe und luſtige Gewimmel der kleinen Leute, und ſie waren ihm nicht mehr unſichtbar. Die drei kleinen Männer kamen liſtig herbei und wollten mit Behendigkeit die Mütze wiedergewinnen; er aber hielt ſeine Beute feſt, und ſie ſahen wohl, daß ſie auf dieſe Weiſe nichts von ihm gewinnen würden; denn Johann war ein Rieſe gegen ſie an Größe und Stärke, und ſie reichten ihm kaum bis ans Knie. Da kam derjenige, dem die Mütze gehörte, und trat

ganz demütig vor dem Finder hin und bat flehentlich, als hange sein Leben dran, ihm die Mütze wiederzugeben. Johann aber antwortete ihm: „Nein, du kleiner schlauer Schelm, die Mütze bekommst du nicht wieder; das ist nichts, was man für ein Butterbrot weggibt; ich wäre schlimm daran mit euch, wenn ich nichts von euch hätte, jetzt aber habt ihr kein Recht an mir, sondern müßt mir, was ich nur will, zu Gefallen tun. Und ich will mit euch hinabfahren und sehen, wie ihr es da unten treibt; du aber sollst mein Diener sein, denn du mußt wohl. „Das weiß ich so gut als ihr, daß es nicht anders sein kann, denn Klas Starkwolt hat mir es alles erzählt.“ Der kleine Mensch aber gebärdete sich, als ob er dies alles nicht gehört noch verstanden hätte; er fing seine Quälerei und Winselei und Plinselei wieder von vorn an, klagte und jammerte und heulte erbärmlich um sein verlornes Mützchen; aber als Johann ihm kurzweg sagte: „Es bleibt dabei, du bist der Diener, und ich will eine Fahrt mit euch machen“, da fand er sich endlich drein, zumal da auch die andern ihm zuredeten, daß es so sein müsse. Johann aber warf seinen schlechten Hut nun weg und setzte sich die Mütze an seiner Stelle auf und befestigte sie wohl auf seinem Kopfe, damit sie ihm nicht abgleiten oder abfliegen könnte; denn in ihr trug er die Herrschaft.

Und er versuchte es sogleich und befahl seinem neuen Diener, ihm Speise und Trank zu bringen, denn ihn hungerte. Und der Diener lief wie der Wind davon, und in einem Hui war er wieder da und trug Wein in Flaschen herbei und Brot und köstliche Früchte. Und Johann aß und trank und sah dem Spiele und den Tänzen der Kleinen zu, und es gefiel ihm sehr wohl. Und er führte sich in allen Dingen mit ihnen beherzt und klug auf, als wäre er ein geborner Herr gewesen.

Und als der Hahn seinen dritten Krei getan hatte und die kleinen Lerchen in der Luft die ersten Wirbel anschlugen und das junge Licht in einzelnen weißen Streifen im Osten aufdämmerte, da ging es husch husch husch durch die Büsche und Blumen und Halme fort, und die Berge klangen wieder und taten sich auf, und die kleinen Menschen fuhren hinab; und Johann gab wohl acht auf alles und fand es wirklich so, wie sie ihm erzählt hatten. Siehe, auf dem Wipfel der Berge, wo sie eben noch getanzt hatten, und wo alles eben voll Gras und Blumen stand, wie die Menschen es bei Tage sehen, hob sich, als es zum Abzuge blies, plötzlich eine glänzende gläserne Spitze hervor; auf diese trat, wer hinein wollte, sie öffnete sich, und er glitt sanft hinab, und sie tat sich wieder hinter ihm zu; als sie aber alle hinein waren, verschwand sie und war auch keine Spur mehr

von ihr zu sehen. Die aber durch die gläserne Spitze fielen, sanken gar sanfte in eine weite silberne Tonne, die sie alle aufnahm und wohl tausend solcher Leutlein beherbergen konnte. In eine solche fiel auch Johann mit seinem Diener und mit mehreren hinab, und sie alle schrien und baten ihn, daß er sie nicht treten möge, denn sie wären des Todes gewesen von seiner Last. Er aber hütete sich und war sehr freundlich gegen sie. Es gingen aber mehrere solcher Tonnen nebeneinander hin immer hinauf und hinab, bis alle hinunter waren. Sie hingen an langen silbernen Ketten, die unten gezogen und gehalten wurden.

Johann erstaunte beim Hinabfahren über den wunderbaren Glanz der Wände, zwischen welchen das Tönnchen fortglitt. Es war alles wie mit Perlen und Diamanten besetzt, so blitzte und funkelte es; unter sich aber hörte er die lieblichste Musik aus der Ferne klingen. So ward er auf das anmutigste hinabgewiegt, daß er nicht wußte, wie ihm geschah, und vor lauter Lust in einen tiefen Schlaf fiel.

Er mochte wohl lange geschlafen haben. Als er erwachte, fand er sich in dem allerweichsten und allernettesten Bette, wie er es in seines Vaters Hause nimmer gesehen hatte, und dieses Bett stand in dem allerniedlichsten Zimmer; vor ihm aber stand sein kleiner Brauner mit dem Fliegenwedel in der Hand, womit er Mücken und Fliegen abwehrte, daß sie seines Herrn Schlummer nicht stören konnten. Johann tat kaum die Augen auf, so brachte der kleine Diener ihm schon das Handtuch mit dem Waschwasser und hielt ihm zugleich die nettesten neuen Kleider zum Anziehen hin, aus brauner Seide sehr niedlich gemacht, und ein Paar neue schwarze Schuh mit roten Bandschleifchen, wie Johann sie in Rambin und Rodenkirchen nie gesehen hatte; auch standen dort einige Paare der niedlichsten und glänzendsten gläsernen Schuhe, die nur bei großen Festlichkeiten gebraucht zu werden pflegen. Es gefiel dem kleinen Knaben sehr, daß er so leichte und saubere Kleider tragen sollte, und er ließ sie sich gern anziehen. Und als Johann angekleidet war, flugs flog der Diener fort und war geschwind wie der Blitz wieder da. Er trug aber auf einer goldenen Schüssel eine Flasche süßen Wein und ein Töpfchen Milch und schönes Weißbrot und Früchte und andere köstliche Speisen, wie kleine Knaben sie gern essen. Und Johann sah immer mehr, daß Klas Starkwolt, der alte Kuhhirt es wohl gewußt habe; denn so herrlich und prächtig, als er hier alles fand, hatte er es sich doch nicht geträumt. Auch war sein Diener der allergehorsamste und tat alles von selbst, was er ihm nur an den Augen absehen konnte. Der Worte bedurfte es nie, sondern nur

leichter Blicke und Winke; denn er war klug wie ein Bienchen, wie alle dieſe kleinen Leute von Natur ſind.

Und nun muß ich Johanns Zimmer beſchreiben. Sein Bettchen war ſchneeweiß mit den weichſten Polſtern und mit den weißeſten Laken überzogen, mit Kiſſen aus Atlas und einer ſolchen geſteppten Decke. Ein Königsſohn hätte darin ſchlafen können. Neben und vor dieſem Bette ſtanden die niedlichſten Stühle, auf das netteſte gearbeitet und mit allerlei bunten Vögeln und Tieren verziert, welche kunſtreiche Hände eingeſchnitten hatten, einige waren auch von edlen Steinen bunt eingelegt. An den Wänden ſtanden weiße Marmortiſche und ein paar kleinere aus grünen Smaragden, und zwei blanke Spiegel glänzten an den beiden Enden des Zimmers, deren Rahmen mit blitzenden Edelgeſteinen eingefaßt waren. Die Wände des Zimmers waren mit grünen Smaragden getäfelt, und hatte einen ſolchen Glanz nie ein Menſch auf Erden geſehen und wird ihn auch keiner dort ſehen, auch nicht in des größten Kaiſers Hauſe. Und in ſolchem Zimmer wohnte nun der kleine Johann Dietrich, eines Tagelöhners aus Rambin Sohn, daß man wohl ſagen mag: Das Glück fängt, wem es von Gott beſchert iſt. Hier unter der Erde ſah man nun freilich nie Sonne, Mond und Sterne leuchten, und das ſchien allerdings ein großer Fehler zu ſein. Aber ſie brauchten hier ſolche Lichter nicht, auch bedurften ſie weder der Wachslichter noch der Talglichter, noch der Kerzen und Ollampen und Laternen; ſie hatten andern Lichtes genug. Denn die Unterirdiſchen wohnen recht eigentlich mitten unter den Edelgeſteinen und ſind die Meiſter des reinſten Silbers und Goldes, das in der Erde wächſt, und ſie haben die Kunſt wohl gelernt, wie ſie es hell bei ſich haben können bei Tage und bei Nacht. Eigentlich muß man hier von Tag und Nacht nicht reden, denn die unterſcheiden ſie hier unten nicht, weil keine Sonne hier auf- und untergeht, welche die Scheidung macht, ſondern ſie rechnen hier nur nach Wochen. Sie ſetzen aber ihre Wohnungen und die Wege und Gänge, welche ſie unter der Erde durchwandeln, und die Orte, wo ſie ihre großen Säle haben und ihre Reigen und Feſte halten, mit den allerkoſtbarſten Edelgeſteinen aus, daß es funkelt, als wäre es der ewige Tag. Einen ſolchen Stein hatte der kleine Johann auch in ſeinem Zimmer. Das war ein auserleſener Diamant, ganz rund und wohl ſo groß als eine Kugel, womit man Kegel zu werfen pflegt. Dieſer war oben in der Decke des Zimmers befeſtigt und leuchtete ſo hell, daß er keiner andern Lampen und Lichter bedurfte.

Als Johann Frühſtück gegeſſen hatte, öffnete der Diener ein

Türchen in der Wand, und Johanns Augen fielen hinein, und er sah die zierlichsten goldenen und silbernen Becher und Schalen und Gefäße und viele Körbchen voll Dukaten und Kästchen voll Kleinodien und kostbarer Steine. Auch waren da viele liebliche Bilder und die allersaubersten Märchenbücher mit Bildern, die er in seinem Leben gesehen hatte. Und er wollte diesen Vormittag gar nicht ausgehen, sondern betastete und besah sich alles und blätterte und las in den schönen Bilderbüchern und Märchenbüchern.

Und als es Mittag geworden, da klang eine helle Glocke, und der Diener rief: „Herr, willst du allein essen oder in der großen Gesellschaft?" Und Johann antwortete: „In der großen Gesellschaft." Und der Diener führte ihn hinaus. Johann sah aber nichts als einzelne von Edelsteinen erleuchtete Hallen und einzelne kleine Männer und Frauen, die ihm aus Felsritzen und Steinklüften herauszuschlüpfen schienen, und er verwunderte sich, woher die Glocke klänge, und sprach zu dem Diener: „Aber wo ist denn die Gesellschaft?" Und als er noch fragte, so öffnete sich die Halle, worin sie gingen, zu einer großen Weite und ward ein unendlicher Saal, über welchen eine weite, gewölbte und mit Edelsteinen und Diamanten geschmückte Decke gezogen war. Und in demselben Augenblick sah er auch ein unendliches Gewimmel von zierlich gekleideten kleinen Männern und Frauen durch viele geöffnete Türen hineinströmen, und tat sich der Boden an vielen Stellen auf, und die niedlichsten, mit den köstlichsten Gefäßen und schmackhaftesten Speisen und Früchten und Weinen besetzten Tische stellten sich aneinanderhin, und die Stühle und Polster reiheten sich von selbst um die Tische, und die Männer und Frauen nahmen Platz. Und die Vornehmsten des kleinen Völkchens kamen und verneigten sich vor Johann und führten ihn mit sich an ihren Tisch und setzten ihn zwischen ihre schönsten Jungfrauen, daß er seine Lust hatte, mit den lieblichen Kindern zu sein, und es ihm da über die Maßen wohlgefiel. Es war auch eine sehr fröhliche Tafel, denn die Unterirdischen sind ein sehr lebendiges und lustiges Völkchen und können nicht lange still sein. Dazu klang die allerlieblichste Musik aus den Lüften, und die buntesten Vögel flogen umher und sangen in gar anmutigen Tönen, die einem die Seele aus der Brust holen konnten. Es waren aber keine lebendige Vögel, die da sangen, sondern künstliche Vögel und künstliche Töne und von den kleinen Männern so sinnreich gemacht, daß sie fliegen und singen konnten. Und Johann erstaunte und entsetzte sich sehr über alle die Wunder, die er sah, und freuete sich gewaltig. Die Diener und Dienerinnen aber, welche bei Tische

aufwarteten und Blumen streueten und die Flur mit Rosenöl und andern Düften besprengten und die goldenen Schalen und Becher herumtrugen und die silbernen und kristallenen Körbe mit Früchten, waren Kinder der Menschen da droben, welche aus Neugier oder von ungefähr unter die Kleinen geraten und hier hinabgestiegen waren, ohne sich vorher eines Pfandes zu bemeistern, und die also in die Gewalt der Kleinen gekommen waren, oder die sich nächtlich und mitternächtlich unter ihre Sternenspiele auf dem gläsernen Berge verirrt hatten. Diese waren anders gekleidet als sie. Die Knaben und die Mädchen waren in schneeweiße Röckchen und Jäckchen gekleidet und trugen feine gläserne Schuh', daß man ihren Tritt immer hören konnte, und blaue Mützchen auf dem Kopfe; ihre Leibchen aber hatten sie mit silbernen Gürteln umgürtet. Das war die Tracht der Diener und Dienerinnen. Den kleinen Johann jammerten sie anfangs wohl, als er sie sah, wie sie springen und den Unterirdischen aufwarten mußten; aber weil sie munter aussahen und fein gekleidet waren und rosenrote Wangen hatten, so dachte er: „Nun, es geht ihnen doch so schlimm nicht, und ich habe es noch lange so gut nicht gehabt, als ich hinter den Kühen und Ochsen laufen mußte. Ich bin nun freilich ein Herr hier, und sie müssen als Diener laufen. Das kann aber nicht anders sein: warum haben sie sich auch so dumm fangen lassen und sich vorher kein Zeichen genommen? Es muß doch die Zeit kommen, wo sie einmal erlöst werden, und länger als fünfzig Jahre werden sie hier gewiß nicht bleiben." Damit tröstete er sich und spielte und scherzte mit seinen kleinen Gesellinnen und aß und trank in Freuden und ließ sich von seinem Diener und von den andern allerlei unterirdische Geschichten erzählen; denn er wollte alles genau wissen.

So saßen sie ungefähr zwei Stunden lustig beisammen und aßen und tranken und horchten auf die liebliche Musik, die aus den Lüften erklang. Da klingelte der Vornehmste mit einem Glöckchen, und in einem Hui versanken die Tische und die Stühle wieder, und alle Männer und Frauen und Jünglinge und Jungfrauen standen da wieder auf den Füßen. Und wieder ein zweiter Klang mit einem zweiten Glöckchen, und wo eben die Tafeln gestanden, erhoben sich grüne Orangen- und Palmen- und Lorbeerbäume mit Blüten und Früchten, und andere, lustigere und klangreichere Vögel, als die vorher durch die Luft geflattert hatten, saßen in ihren Zweigen und sangen. Und sie sangen alle wie in einer Weise und in einem Maße, und Johann sah bald, woher dies kam; denn am Ende des Saales hoch oben an der Decke saß in einer hohlen Wand ein eisgrauer Greis und gab den Ton an, nach welchem

sie singen mußten. Sie nannten ihn ihren großen Ballmeister. Er war aber so ernst, als er weise war, und verschwiegen wie die graue Zeit und sprach nie ein Sterbenswort, da die andern alle wohl oft zuviel plapperten und schwätzelten.

Der alte Eisgraue droben strich nun die Geige zum Tanze, und alle die bunten Vögel klangen den Strich nach. Es war aber ein recht fliegender Strich, denn ihr Tanz geht immer äußerst geschwind und lebendig. Als nun der Reigen angeklungen war, siehe, da bewegten sich die leichten und fröhlichen Scharen und sprangen und hüpften und drehten sich, als wenn die Welt im Wirbel auseinanderfliegen sollte. Und die kleinen hübschen und feinen unterirdischen Dirnen, die sie neben Johann gesetzt hatten, faßten ihn auch und drehten ihn mit rund. Und er ließ es gern geschehen und tanzte mit ihnen rund wohl zwei Stunden lang. Und diesen lustigen Tanz hat er jeden Nachmittag mitgehalten, solange er da unten geblieben ist, und in seinem spätesten Alter noch immer mit vielem Vergnügen davon erzählt. Er pflegte dann zu sagen, die himmlische Freude und der Gesang und das Saitenspiel der Engel, welche die Seligen im Himmel einst zu hoffen hätten, mögen wohl überschwenglich schön sein; er aber könne sich nichts Schöneres und Lieblicheres denken als die Musik dieses unterirdischen Reigens, die schönen und beseelten kleinen Menschen, die wunderbaren Vögel in den Zweigen mit den allerzauberischesten Tönen und die klingenden Silberglöckchen an den Mützen. Ein Mensch, der das nicht gesehen und gehört, könne sich gar keine Vorstellung davon machen.

Als die Musik schwieg und der Tanz geendigt war — das mochte wohl die Zeit sein, die wir vier Uhr nachmittag nennen — verschwand das kleine lustige Völkchen, die einen hiehin, die andern dahin, und jeder ging wieder an sein Werk und seine Lust. Des Abends ward nach dem Essen gewöhnlich ebenso gejubelt und getanzt. Des Nachts aber schlüpften alle heraus aus den Bergen, besonders in schönen, sternhellen Nächten, und wenn sie auf Erden etwas Besonderes zu tun hatten. Da ging aber der kleine Johann immer ruhig schlafen und hielt, wie es einem frommen christlichen Knaben geziemte, andächtig sein Abendgebet, und auch des Morgens vergaß er nie zu beten.

Doch nun muß ich noch mehr erzählen von den Unterirdischen, ehe ich weiter melde, wie es unserm kleinen Johann Dietrich da unten die folgenden Wochen und Jahre ergangen ist.

Daß solche kleine Unterirdische, die man mit vielen Namen auch wohl Braunchen, Weißchen, Elfen, Weißelfen, Schwarzelfen, Kobolde, Puke, Heinzlein, Trolle nennt, seit uralten Zeiten unter

den Bergen und Hügeln wohnen und ihre wunderbaren kristallenen und gläsernen Häuser haben, ist gewiß. Aber wie sie dahingekommen sind, und was es denn eigentlich für Geister sind, und wozu der liebe Gott sie eigentlich geschaffen hat, das hat uns bisher noch keiner sagen können. Sie sind wohl gleich den Seelen und Herzen der Menschen von sehr verschiedener Art, einige bös, andere gut, einige freundlich, andere neckisch, das wird aber von allen ohne Unterschied gesagt, daß sie sehr sinnreich und geschickt sind und die künstlichsten Werke und Geschmeide machen können, die ihnen kein Mensch nachmachen kann, und die von den Menschen deswegen oft für Zauberwerk und Hexenwerk gehalten werden. Alles, was ich hier erzähle, hat Johann Dietrich mitgebracht und es seinen Freunden erzählt und seinen Kindern so hinterlassen. Von diesen haben es wieder andere gehört, und so hat sich's weitererzählt bis diesen Tag.

Die Unterirdischen, zu welchen Johann hinabgestiegen war, gehörten zu den Braunen. Sie hatten auch kleine Schelmstreiche im Herzen, waren aber im ganzen doch gutmütiger und fröhlicher Art. Die Braunen hießen sie, weil sie braune Jäckchen und Röckchen trugen und braune Mützen auf dem Kopf mit silbernen Glöckchen; einige trugen schwarze Schuhe mit roten Bändern, die meisten aber feine gläserne, und beim Tanze trugen sie alle keine anderen. Sie hatten ihre Häuschen in den Bergen; aber damit waren sie sehr geheim, und Johann Dietrich, solange er bei ihnen gewesen, hat keine einzige ihrer Kammern gesehen. Er und der Diener hatten ihre Kammer hart bei der Stelle, wo der herrliche Speise- und Tanzsaal immer kam und verschwand; er hat auch an vielen andern Stellen schöne Hallen und offene Plätze und liebliche Anger und Auen gesehen, aber nirgends Wohnungen; sondern die Kleinen waren immer nur einzeln oder scharweise da, entweder daß sie tanzten, lustwandelten oder auch geschwind vorübergingen. Und wie sie aus den Steinen, worin sie wohnen, herauskamen und wieder hinschwanden, das hat er mit seinen Augen nie sehen können, wie sehr er auch oft darauf gelauscht hat; sondern sie kamen vor seinen Augen und verschwanden wie Blitze und Scheine. Einige kleine Dirnen aber, die ihn liebhatten, haben ihm zugeflüstert: jeder habe sein eignes Häuschen tief im Gestein, ein liebliches, helles, gläsernes Häuschen; auch sei der ganze Berg durchsichtig von Anfang bis zu Ende und eigentlich rings mit Glas umwachsen, das sei aber seinen Augen zu sehen nicht möglich.

Von diesen kleinen Unterirdischen waren die größten kaum einer Elle lang und die Knaben und Mädchen also gar klein; aber

sie waren von Gestalt und Gebärde freundlich und schön, mit hellen, lichten Augen und mit gar feinen und anmutigen Händchen und Füßchen. Und eben durch diese Lieblichkeit und Freundlichkeit haben sie manches Menschenkind verführt, daß es zu ihnen heruntergekommen ist ohne irgendein Pfand und Zeichen und lange Jahre da hat bleiben und dienen müssen. Denn wenn man ein Pfand von ihnen hat, schadet es nichts, daß man mit in dem silbernen Tönnchen hinabsteigt, und sie müssen einen immer wieder herauslassen. Sie geben aber nicht gern ein Pfand. Das klügste und richtigste ist, daß man mit Listen ein Pfand von ihnen nimmt; denn dann müssen sie einem dienen, da sie sonst gern herrschen wollen. Denn sie sind sehr herrschsüchtig, und das ist eigentlich ihr Hauptfehler; vorzüglich herrschen sie gern über die Menschen und bilden sich etwas darauf ein, weil die soviel stärker und größer sind, daß sie sie mit Listen zu ihren Dienern und Knechten machen. Das beste Pfand, das man von ihnen gewinnen kann, und wodurch man am meisten Macht über sie bekömmt, ist eine braune Mütze mit dem Glöckchen; sehr gut ist auch ein gläserner Schuh oder eine silberne Spange, womit sie ihren Leibgürtel zu schließen pflegen. Wer die hat, der hat aller Freuden Fülle bei ihnen und ist ein großer Gebieter.

Ob sie auch sterben, das weiß man nicht, oder ob sie, wie einige erzählen, wann sie alt werden wollen, sich in Steine und Bäume verkriechen und so sich verwachsen und zu wundersamen Klängen, Ächzern und Seufzern werden, die sich zuweilen hören lassen, ohne daß man weiß, woher sie kommen, oder zu abenteuerlichen Knorren und verflochtenen Schlingen, wodurch die Hexen schlüpfen sollen, wann sie von dem wilden Jäger gejagt werden. Eine Leiche von ihnen hat keiner gesehen, und wenn man sie danach gefragt hat, haben sie immer so geantwortet, als verständen sie das Wort gar nicht. Das ist gewiß, daß manche von ihnen über zweitausend Jahre alt sind. Da ist es denn kein Wunder, daß man so weise Leute unter ihnen findet.

Sie haben einen großen Vorteil voraus vor uns Menschenkindern, daß sie nicht nötig haben, für das tägliche Brot zu sorgen und zu arbeiten, denn Speise und Trank kommt ihnen von selber oder Gott weiß durch welche wundersame Kunst, und es fehlt nie Brot und Wein und Braten auf ihrem Tische. Auch sieht man dort unten, wo sie wohnen, und wo hin und wieder auch weite Fluren und Felder sind, nirgends Korn wachsen oder Vieh weiden oder Wild laufen, sondern bloß das Allerlustigste ist zum Genuß da, nämlich die schönsten Bäume und Reben, die mit den auserlesensten Früchten und Trauben prangen; auch die lieblichsten

Blumen in Menge, worauf so bunte Schmetterlinge flattern, als man in dem Lande der Sonne und des Mondes nimmer sieht; und die allerschönsten und schimmerndsten Vögel, die alle wie Paradiesvögel und wie der Vogel Phönix aussehen, wiegen sich in den Zweigen und singen süße Lieder. Anderes Lebendiges sieht man dort nicht, wenn man das nicht etwas Lebendiges nennen will, daß hie und da aus den Kristallwänden Quellen von Wein und Milch sich ergießen.

So scheint dies Völkchen denn sehr glücklich zu sein und bloß für die Freude und Lust geboren, und sie verstehen sich sehr wohl auf die Kunst, vergnügt zu sein und ihr Leben lustig zu gebrauchen. Doch muß man nicht glauben, daß sie nichts weiter tun als Tafel, Spiel und Tanz halten, dann in ihre Kammer schlüpfen und schlafen und etwa die Mitternächte über der Erde verspielen — nein, sie sind wohl die allerregsamsten und allerfleißigsten Wesen, die man je gesehen hat. Niemand versteht so gut als sie das Innere der Erde und die geheimen Kräfte der Natur und was in Bergen und Steinen und Metallen wächst, und was in den Farben der Blumen und den Wurzeln der Bäume für Triebe lauschen. Denn ihre Sinne sind die allerklarsten und die allerfeinsten, viel feiner als des heitersten und hellesten Kindes, von Menschen geboren; denn auch unsere kleinen Kindlein haben wohl recht feine Sinne und Gedanken, welche die Erwachsenen nur nicht immer verstehen, weil diese meistens schon wieder durch Stein und Erde verhärtet und vergröbert sind. Die Unterirdischen haben viel Freude an Silber und Gold und edlen Steinen und machen die allerkünstlichsten Arbeiten daraus, so daß die besten Meister hier oben erstaunen, wenn ein solches unterirdisches Werk hier mal gesehen wird. Deswegen nennen viele sie auch wohl Hüter des Goldes und Silbers und meinen, daß sie von schlimmer Gier besessen und böse metallische Geister sind. Die meisten, die das sagen, tun ihnen aber unrecht, denn die weißen und braunen Unterirdischen sind wohl nicht so gierig. Sie verschenken ja soviel Schönes an die Menschenkinder; das würden sie aber nicht tun, wenn sie das Gold und die Edelsteine zu lieb hätten. Sie haben es nur lieb wegen des Glanzes, denn Glanz und Licht lieben sie über alles in der Welt. Die mit den schwarzen Jacken und Mützen sind aber wohl geizig und überhaupt von schlimmerer Natur als diese.

Wie die Unterirdischen des Nachts aus ihren gläsernen Bergen schlüpfen und im Mondschein und Sternenschein tanzen und sich erlustigen, habe ich schon erzählt. Sie können sich aber auch unsichtbar in die Häuser der Menschen schleichen; denn wenn sie ihre Mützen aufhaben, kann sie kein Mensch sehen, er habe denn selbst

eine ſolche Mütze. Da ſagen die Leute denn, daß ſie allerlei Schalkereien treiben, die Kinder in den Wiegen vertauſchen, ja gar wegſtehlen und mitnehmen. Das iſt aber gewiß nicht wahr von den Weißen und Braunen. Auch hat ihnen Gott über die Häuſer und Wohnungen der Menſchen keine Gewalt gegeben, ſolcherlei ſchlimme Schalkerei zu treiben. Sie kommen wohl in die Häuſer der Menſchen, ſie können ſich auch verwandeln, ſo daß kein Schlüſſelloch ſo klein iſt, daß ſie nicht hindurchſchlüpfen; aber ſie tun den Menſchen nichts Böſes, ſondern wollen nur zuweilen ſehen, was ſie machen. Meiſtens bringen ſie ihnen was Schönes mit, beſonders den Kindern, die ſie ſehr liebhaben. Und wann die Kinder beim Spielen Dukaten oder goldene Ringe gefunden haben, wie das wohl zuweilen geſchieht, und mit zu Hauſe bringen, oder wenn kleine, zierliche Schuhe oder ein neues Kleidchen oder grüne Kränzlein, wann ſie erwachen, auf ihren Wiegen und Bettchen hangen, ſo haben das wohl nicht immer die himmliſchen Englein getan, ſondern oft auch die kleinen Unterirdiſchen. Das ſagen aber viele Leute, die es wiſſen, daß ſie oft unſichtbar um die Kinder ſind und ſie behüten, beſonders damit ſie nicht im Feuer und Waſſer umkommen. Wenn ſie ja jemand necken und ſchrecken, ſo ſind es faule Knechte und ſchmutzige Mägde, die ſie mit böſen Träumen ängſtigen, als Alpdrücken, als Flöheſtechen, als Hunde und Katzen ungeſehen beißen und kratzen, oder es ſind Diebe und Buhler, welchen ſie, wenn ſie des Nachts auf verbotenen Wegen ſchleichen, als Eulen in den Nacken ſtoßen, oder die ſie als Irrlichter in Sümpfe und Moräſte locken oder gar ihren Verfolgern entgegenbringen. Aber das, denke ich, iſt keine Sünde. Die Schwarzjacken aber ſind bösartig und üben gern arge Tücken. Die dürfen aber den Häuſern der Menſchen nicht nahekommen, auch überhaupt wenig auf der Erde ſein, es ſei denn in Wüſten und Einöden, wohin ſelten Menſchen kommen. Sie kommen auch nicht zu den Menſchen, außer wenn dieſe ihnen ſelbſt die Gewalt über ſich gegeben oder ſich ihnen verpfändet und verſchrieben haben. Denn darauf ſinnen dieſe ſchwermütigen und grübleriſchen Geiſter Tag und Nacht, wie ſie arme Narren und liſtige Schelme verſtricken und ſich endlich an ihrer Not ergötzen mögen. Und dieſe Schwarzen ſind auch nicht ſchön wie die andern Unterirdiſchen, ſondern grundhäßlich, haben trübe und triefende Augen wie die Köhler und Grobſchmiede, ſind ſtumm und heimlich bei ihrer Arbeit, leben einſam und höchſtens zu zweien und dreien und kennen keinen Tanz und Muſik, ſondern nur Geheul und Gewimmer. Und wenn es in Wäldern und Sümpfen ſchreit wie eine Menge ſchreiender Kinder, oder wie ein Hauſe Katzen miauen und

eine Schar Eulen kreischen und wehklagen würde — das sind ihre nächtlichen Versammlungen, das ist ihre Musik, das sind sie.

Doch haben die Menschen vor allen Unterirdischen ein Grauen, und das ist wohl natürlich. Denn dem Menschen ist das Licht angeboren und die Liebe zu allem Lichten und Hellen, und es schaudert ihm vor dem Dunklen und Verborgenen und vor allen geheimen Kräften, die unsichtbar umherschleichen und walten. Auch wissen sie ja, daß die Unterirdischen allenthalben sein und sich verwandeln und zaubern können. Freilich erzählt man viel mehr von ihren Zaubereien, als wahr ist; das meiste machen sie durch ihre Unsichtbarkeit und Künstlichkeit, wodurch sie so feine Arbeit als Spinnen und Wespen weben und wirken und den Menschen allerlei Gaukelei und Einbildung vormachen können. Und wenn sie ja viel zaubern, tun sie es mehr zur Freude und zum Spiel als zum Bösen. Die Schwarzen aber können auch hexen und sind schlimme Hexenmeister, und wenn die sich verwandeln, sind sie die scheußlichsten Tiere und Gewürme, Bären, Wölfe, Hyänen, Tiger, Katzen, Schlangen, Kröten, Skorpionen, Krähen und Eulen; und wehe den armen Menschen, die sich mit ihnen eingelassen haben! Denn von ihnen muß man dreifache Pfänder nehmen, und auch der Klügste wird von ihnen betrogen, wenn er nicht kurzen Kauf mit ihnen hält. Daß diese Hexenkappen und Nebelkappen weben, womit man sich unsichtbar machen und in einem Hui über Land und Meer fahren kann, das ist wahr. Dem Doktor Faust haben sie seinen Mantel gemacht, womit er in einer Sekunde von Straßburg nach Rom und von Mainz nach Paris gefahren ist. Aber wie ist es diesem armen Doktor Faust auch ergangen! Er ist mit diesen schwarzen Künstlern, weil er zu weise werden wollte, ein Schwarzkünstler geworden und endlich zu dem Allerschwärzesten gefahren. Die Schwarzen machen auch Zauberwaffen, Harnische, die gegen Stahl und Hieb fest sind, Degen, die nie Scharten bekommen können, und vor welchen kein Helm und Panzer aushält, dünne Kettenhemde leicht wie Spinnweben, wodurch keine Kugel dringt. Der Gebrauch derselben ist aber sehr abgekommen, seit die meisten Menschen Christen sind, und war mehr in der heidnischen Zeit. Das ist einmal wahr, künstliche Schmiede und Waffenschmiede sind sie und wissen eine Härtung und zugleich eine Schmeidigung des Stahls, die ihnen kein irdischer Schmied nachmachen kann; denn ihre Klingen sind zugleich biegsam wie Rohrhalme und scharf wie Diamanten. Auch wirken sie noch viel anderes Zaubergeschmeide aus Stahl und Eisen, das zu mancherlei verborgenen Künsten gebraucht wird und zum Teil die seltsamsten und unbegreiflichsten Eigenschaften hat. Die Braunen sind aber

e Juweliere der Berge, die mehr in Gold und Silber und Edel-
inen arbeiten. Die feinsten und künstlichsten aller Unterirdischen
d die Weißen; die wirken ihre Arbeit so fein und dünn wie die
rtesten Blumen aus, so fein und zart, daß viele Augen sie gar
cht sehen können; und sie können aus Silber und Gold Röckchen
ben, von denen man schwören sollte, sie seien aus Sonnen-
ahlen oder Mondschein gewebt; denn sie sind leichter als die
chtesten Spinnweben.

Johann Dietrich kam die ersten Wochen, die er in dem glä-
nen Berge verlebte, nicht weiter als in sein Kämmerchen und
n dem Kämmerchen in den Speise- und Tanzsaal und wieder
rück. Er konnte gar kein Ende finden, die schönen und köstlichen
achen zu betrachten und zu loben, die in seinem Zimmer und in
n Schränkchen aufgestellt waren. Am meisten aber ergötzte er
h an den schönen Bildern und an seinem Bücherschranke, wo viele
ndert der sauberst gebundenen Bücher mit goldenem Schnitte
beneinander standen, und in welchen er die allerfeinsten und
stigsten Märchen fand, an welchen er sich nicht satt lesen konnte.
s aber die ersten Wochen vergangen waren, da spazierte er oft
s und ließ sich von seinem Diener alles zeigen und erzählen.
s gab da unten aber die allerlieblichsten Spaziergänge nach allen
iten hin, und er konnte viele Meilen weit wandeln, und sie
hmen kein Ende; und man sieht daraus, wie unendlich groß der
erg war, worin die Unterirdischen wohnten, und doch erschien
e Spitze oben nur wie ein kleiner Hügel, worauf einige Bäume
d Sträuche stehen. Und daraus kann man auch wissen, wieviele
eilen seine Tiefe nach unten hinabgehen mußte. Das war aber
s besondere, daß zwischen jeder Au und jedem Anger, die man
er mit Hügeln und Bäumen und Blumen und Inseln und Seen
rchsäet in der größten Mannigfaltigkeit hatte, gleichsam eine
male Gasse war, durch welche man wie durch eine kristallene
lsenmauer gehen mußte, bis man zu etwas Neuem gelangte.
e einzelnen Anger und Auen waren aber wohl oft eine Meile
ng. Von den Bäumen habe ich schon erzählt, wie sie voll köst-
her Früchte hingen, und von den Quellen, in welchen Milch
d Wein aus den Felsen rieselte. Da konnten die Wanderer sich
e so weit vergehen, sie fanden immer, womit sie sich erquicken
nnten. Aber das allerlustigste waren die bunten Vögel, die immer
n Zweig zu Zweig flatterten und wie tausend himmlische Nach-
allen sangen, und die Blumen, so wunderschön von Farben und
üften, daß Johann ihresgleichen nimmer auf Erden gesehen
tte. Kurz, es war hier alles zauberisch lustig und anmutig und
i aller der Lust und dem Jubel ein so stilles Leben. Es wehete,

und man fühlte keinen Wind; es schien hell, und man fühlte keine Hitze; die Wellen brauseten, und man fand keine Gefahr, sondern die niedlichsten Nachen und Gondeln, als schneeweiße Schwäne gestaltet, kamen, wann man über einen Strom wollte, vom selbst ans Land geschwommen und führten an das jenseitige Ufer, und ebenso führten sie über die Seen zu den Inseln. Woher das alles kam, wußte niemand, und der Diener durfte es nicht sagen; das aber sah Johann wohl und konnte es mit Händen greifen, daß die großen Karfunkel und Diamanten, womit die hohe Decke statt des Himmels gewölbt war, und womit alle Wände des Berges geschmückt standen, für Sonne, Mond und Sterne leuchteten. Diese lieblichen Fluren und Auen waren meist einsam. Man sah wenige Unterirdische auf ihnen, und die man sah, schienen immer nur so vorüberzuschlüpfen, als hätten sie die größte Eile, davonzukommen. Selten geschah es, daß einige hier im Freien einmal einen Reigen aufführten, etwa zu dreien, höchstens zu einem halben Dutzend: mehr hat Johann hier nie beisammen gesehen. Nur dann ging es lustig her, wann die Schar der Diener und Dienerinnen, die wohl ein paar Hundert sein mochten, ausgelassen und spazieren geführt wurden. Das geschah aber alle Woche nur zweimal; meistens waren sie da drinnen in dem großen Saale oder in den anstoßenden Zimmern beschäftigt oder mußten auch in der Schule sitzen.

Das war hier auch noch besonders, daß, wie die Diamanten und Edelsteine oben die Sonne und den Mond und die Sterne vorstellen mußten, es hier eigentlich keine Jahreszeiten gab; sondern die Luft war immer gleich, d. h. es war jahraus, jahrein eine milde, linde Frühlingsluft, von Blütenatem durchwehet und von Vogelgesang durchklungen. Doch zwei Tageszeiten gab es, Tag und Nacht, und diese teilten sich wieder in vier Teile, in Morgen, Mittag, Abend und Nacht; doch war der Mittag nicht wärmer als die anderen Tageszeiten. Das aber hatte es hier besonders, daß die Nacht nie so dunkel und der Tag nie so hell ward, als sie oben auf der Erde sind.

Johann hatte viele Monate hier gelebt — ich glaube, es waren zehn — und sie waren ihm hingeschwunden wie ein Tag. Da begegnete ihm etwas, das ihn in die Schule brachte. Ich will erzählen, wie das zuging. Er wandelte einst nach seiner Gewohnheit mit seinem Diener herum. Da sah er in der Abenddämmerung etwas Schneeweißes in eine kristallene Felswand hineinschlüpfen und dann plötzlich verschwinden. Und es hatte ihm gedeucht, daß es von den kleinen Leuten war, und daß ihm auch schneeweiße Locken von den Schultern herabhingen. Er fragte denn seinen Begleiter: „Was war das? gibt es auch unter euch,

die in weißen Kleidern gehen wie die Diener und Dienerinnen, die ihr uns abgefangen habt?" Der Diener antwortete: „Ja, es gibt deren, aber wenige, und sie erscheinen nie bei dem Tanze noch an den großen Tafeln außer einmal im Jahre, wann des großen Bergkönigs, der viel tausend Meilen unter uns in der innersten Tiefe wohnt, Geburtstag ist. Darum hast du sie noch nie gesehen. Das sind die ältesten Männer unter uns, und einige von ihnen sind wohl manches Jahrtausend alt und wissen vom Anfange der Welt und vom Ursprung der Dinge zu erzählen und werden die Weisen genannt. Sie leben sehr einsam für sich und kommen nur aus ihren Kammern, daß sie unsere Kinder und die Diener und Dienerinnen unterweisen, für welche hier auch eine große Schule ist; sonst sind sie meist mit der Betrachtung der innerlichen und himmlischen Dinge und mit der Sternkunde und Alchimie beschäftigt." „Was? gibt es hier auch Schulen?" rief Johann. „Das ist nicht recht, Diener, daß du mir das verschwiegen hast; ich habe immer große Lust gehabt, in die Schule zu gehen und etwas Ordentliches zu lernen." — „Das kannst du haben, wie du willst," antwortete der Diener; „du bist hier der Herr, und was du haben willst, müssen wir dir schon zu Gefallen tun. Du kannst dir einen der schneeweißen Weisen in die Kammer kommen lassen, wenn dir das gefällt, oder kannst auch in eine der Schulen gehen." — „Das will ich gleich morgenden Tages tun," sprach Johann, „und ich will mit in die Schule gehen, wo die Diener und Dienerinnen unterwiesen werden. Denn ich will mit denen lernen, die auf der Erde geboren sind; ihr möchtet mir zu fein sein, und ich käme nicht mit, und der hinterste zu sein wäre unlustig."

Und gleich den andern Morgen ließ Johann sich von dem Diener in die Schule führen, und es gefiel ihm da so gut, daß er nachher nie einen Tag versäumt hat. Das ist nämlich sehr löblich von den Unterirdischen, daß die Kinder, welche zu ihnen herabkommen, immer sehr gut unterwiesen werden, so daß sehr kluge und geschickte Leute aus den Bergen gekommen sind, Männer und Frauen, die ihre Wissenschaft bei den Unterirdischen gelernt haben. Hier waren Meister in allerlei Künsten. Die Kinder lernten schreiben, lesen, rechnen, zeichnen, malen, Geschichten und Märchen aufschreiben und erzählen und wurden zugleich in mancherlei feiner und künstlicher Arbeit unterwiesen. Die Größeren und Fähigeren erhielten auch Unterricht von der Natur und von den Gestirnen und wurden auch in der Dichtkunst und Rätselkunst geübt, welche beiden Künste die Unterirdischen über alles lieben, und womit sie sich bei der Tafel und bei Festen untereinander viel reizen und ergötzen. Der kleine Johann war sehr fleißig

und ward bald einer der geschicktesten Zeichner und Maler; auch arbeitete er sehr fein in Silber und Gold und Stein, ja er konnte aus Stein zuletzt so feine Früchte und Blumen wirken, daß man glauben sollte, der liebe Gott, der doch alles auf das schönste und künstlichste geschaffen hat, könne es kaum besser machen; er machte auch hübsche Reimlein, und im Rätselkampf war er so gewandt, daß er fast allen antworten konnte und ihm mancher die Antwort schuldig blieb.

Manches liebe Jahr hatte Johann hier verlebt, ohne daß er an seine schöne Erde gedacht hätte und an diejenigen, welche er dort oben zurückgelassen hatte; so angenehm verfloß ihm die Zeit, und es währte nicht lange, daß er die Schule viel lieber hatte als den Tanzsaal und alle seine anderen Freuden. Auch hatte er hier unter den Kindern manchen lieben Gespielen und Gespielin gefunden. Nur war das betrübt, daß diese gewisse Stunden immer dienen mußten und dann nicht mit ihm sein durften, obgleich sie keineswegs hart gehalten wurden und einen sehr leichten und meistens nur spielenden Dienst hatten, denn schwere und schmutzige und mühevolle Arbeit gab es hier unten gar nicht.

Unter allen seinen Gesellen und Gesellinnen hatte Johann niemand lieber als ein kleines, blondes Mädchen, welches Lisbeth Krabbin hieß. Diese war mit ihm aus demselben Dorfe; es war die Tochter des Pfarrers Friedrich Krabbe in Rambin. Sie war als ein vierjähriges Kind weggekommen, und Johann erinnerte sich wohl, wie sie ihm von ihr erzählt hatten. Sie war aber nicht gestohlen von den Unterirdischen, sondern einen Sommertag mit den andern Kindern ins Feld gelaufen. Sie waren zu den neun Bergen gegangen; da war die kleine Lisbeth eingeschlafen und von den andern vergessen und des Nachts, als sie erwachte, unter die Unterirdischen und mit ihnen unter die Erde gekommen. Johann aber hatte sie nicht bloß deswegen so lieb, weil sie mit ihm aus einem Dorfe war, sondern Lisbeth war von Natur ein ausnehmend freundliches und liebes Kind mit hellblauen Äuglein und blonden Löckchen und dem allerenglischesten Lächeln, und als sie groß ward, war sie ausbündig schön.

Mit diesem niedlichen Kinde hatte Johann hier seine Kinderjahre recht lustig verspielt und gar nicht mehr daran gedacht, daß da oben über den Bergen auch noch Leute wohnten. So war er achtzehn Jahre alt geworden und Lisbeth sechzehn. Und was bis jetzt ein unschuldiges Kinderspiel gewesen war, ward nun eine süße Liebe. Sie konnten nicht mehr voneinander lassen und nannten sich Braut und Bräutigam und waren lieber allein als

unter den andern Gespielen. Die Unterirdischen sahen das aber sehr gern, denn die hatten den Johann alle sehr lieb und hätten ihn gern auch als ihren Diener gehabt — denn Herrschsucht ist ihr Laster bei manchen Tugenden. Und sie dachten: „Durch diese hübsche Dienerin werden wir ihn fangen, und er wird sich um ihretwillen zuletzt wohl gefallen lassen, bei Tische aufzuwarten und Äpfel und Trauben von den Bäumen zu lesen und Blumen zu streuen und das Estrich zu kehren." Sie irrten sich aber sehr. Der kleine Diener, dem er die Mütze genommen, und den die Langeweile oft bei ihm geplagt, hatte ihm zuviel erzählt; daß er hier nur das Befehlen habe, und daß sie alles tun müßten, was er wolle; denn wer Meister von einem Unterirdischen geworden, sei dadurch auch soweit Meister aller übrigen, daß sie ihm alles zu Gefallen tun müssen, was in ihrer Macht stehe.

Johann ging nun viel spazieren mit seiner süßen, kleinen Braut und ließ den Diener oft zu Hause, denn jetzt waren dort keine Wege und Stege mehr, die er nicht kannte. Und sie spazierten viel in der Dämmerung und oft bis in die sinkende Nacht hinein, ohne daß sie es merkten, wo ihnen die Zeit blieb; denn die Liebe ist eine Zeitdiebin, die ihresgleichen nicht hat. Der Johann war bei diesen Spaziergängen immer fröhlich und munter; aber die Lisbeth war oft stumm und traurig und erinnerte ihn oft des Landes da droben, wo die Menschen wohnen und Sonne, Mond und Sterne scheinen. Weil er das aber immer wegschob durch andere Gespräche, so verstummte sie wieder und seufzete still in sich, vergaß es endlich auch wohl wieder durch das Glück, daß sie an seinen Armen wandeln durfte. Nun begab es sich einmal, daß sie bei einem Spaziergange über ihrer Liebe und dem lustigen Gekose und Geflüster derselben ganz der Zeit vergessen hatten und Gott weiß wie weit geschlendert waren. Es war schon nach Mitternacht, und sie waren zufällig unter die Stelle gekommen, wo die Spitze des gläsernen Berges sich aufzutun, und wo die Unterirdischen heraus und herein zu schlüpfen pflegten. Als sie nun da wandelten, hörten sie mit einem Male mehrere irdische Hähne laut krähen. Bei diesem süßen Klange, den sie nun in zwölf Jahren nicht gehört hatte, ward der kleinen Lisbeth gar wundersam um das Herz; sie konnte sich nicht länger halten, sie umfaßte ihren Johann, als wollte sie ihn totdrücken, und netzte ihm mit heißen Tränen die Wangen. So hing sie lange sprachlos an seiner Brust; dann küßte sie ihn wieder und bat ihn, daß er ihnen den unterirdischen Kerker doch aufschließen sollte. Sie sprach ungefähr also zu ihm:

„Lieber Johann, es ist hier unten wohl schön, und die kleinen

Leute sind auch freundlich und tun einem nichts zuleide, aber geheimelt hat es mir hier nie, sondern ist doch immer schauerlich zumute gewesen, und eigentlich froh bin ich hier erst geworden, seit ich dich so liebhabe, und doch nicht recht froh, denn es ist hier doch kein rechtes Leben, wie es für Menschen sein soll. Ich habe hier doch keine Ruhe Tag und Nacht, und ich will es dir nun sagen, was ich immer verschwiegen habe: alle Nacht träumt mir von meinem lieben Vater und von meiner Mutter und von unserm Kirchhofe, wo die Leute so andächtig an den Kirchtüren stehen und auf den Vater warten; und mir ist es dann so sehnsüchtig im Herzen, daß ich Blut weinen möchte, weil ich nicht mit ihnen in die Kirche gehen und beten und Gott loben und preisen kann, wie Menschen sollen. Denn ein christliches Leben ist hier unten einmal nicht, sondern nur so ein buntes, künstliches in der Mitte, wobei einem doch nicht ganz wohl wird, weil es wohl halb heidnisch ist. Und, lieber Johann, auch das mußt du bedenken, wir können hier ja nie Mann und Frau werden, denn es ist hier ja kein Priester, der uns vertrauen kann; und so müssen wir immerfort Brautleute bleiben und können alt und grau darüber werden. Darum denke darüber und mache Anstalt, daß wir von hier kommen; mich verlangt unbeschreiblich, wieder bei meinem Vater und unter frommen Christen zu sein."

Auch für Johann hatten die Hähne ganz wunderbar gekrähet, und er empfand etwas, was er hier unten noch nie empfunden hatte, nämlich eine tiefe Sehnsucht nach dem schönen Sonnenlande, und er antwortete seiner Braut:

„Liebe, süße Lisbeth, du ermahnest mich ganz recht! Ich empfinde nun auch, daß es Sünde ist für Christen, hierzubleiben, und mir ist im Herzen fast, als hätte der Herr Christus uns mit diesem Hahnenkrei als mit seiner Liebesstimme gerufen: Kommt herauf, ihr Christenkinder, aus der Bezauberung und aus den Wohnungen der Verblendung! Kommt herauf an das Sternenlicht und wandelt wie die Kinder des Lichts! Ja, Lisbeth, mir ist zum erstenmal recht weh um das Herz geworden, und ich sehe wohl, daß es ein großer Fürwitz und eine schreckliche Sünde war, daß ich so mit den Unterirdischen hinabgefahren bin. Das mag Gott meinen jungen Jahren vergeben, weil ich ein Kind war und nicht wußte, was ich tat. Und nun will ich auch keinen Tag länger warten, sondern geschwinde Anstalt machen, daß ich fortkomme. Mich dürfen sie hier nicht halten."

Und er war sehr bewegt in seiner Seele und führte sein liebes Kind eilends dannen. So trieb ihn der Vorsatz fort, der schon in ihm lebendig war. Er hatte aber nicht bemerkt, daß

Lisbeth bei seinen letzten Worten totenblaß geworden war, und wie schwer sie ihr aufs Herz gefallen waren; denn sie hatte vorher nicht bedacht, daß sie Dienerin war und ihre fünfzig Jahre aushalten mußte, und daß sie mit ihm nicht fortkonnte. Und der Schmerz ward so gewaltig in ihr, daß sie endlich laut weinen und schluchzen mußte und er sie nun fragte, was ihr sei; er wolle ja gern mit ihr fortziehen, ja durch die ganze Welt mit ihr, wohin sie wolle. Da antwortete sie ihm: „Ach! Du bist hier der Herr und kannst es; aber ich bin die Dienerin und muß nach dem strengen Gesetze, das hier gilt, aushalten, bis die fünfzig Jahre um sind. Und was soll ich dann auf der Erde tun, wann Vater und Mutter lange tot und die Gespielen alt und grau sind? Und du bist dann auch grau und alt; was kann es mir da helfen, daß ich hier jung bleibe und nicht älter werden kann als zwanzig Jahre? Ach, ich arme Lisbeth!"

Sie sprach diese Worte so kläglich aus, daß sie einen Stein hätte rühren können. Und in Johanns Ohren tönten sie wie Donnerschläge, und er ward auch sehr traurig. Denn das fühlte er wohl, ohne sie konnte er von hier nicht gehen — und er konnte doch in seiner Seele nirgends einen Ausweg finden. Sie schieden also, als sie heimgekommen waren, sehr traurig voneinander. Johann aber drückte Lisbeths Hand an sein Herz und küßte sie viel tausendmal und sagte ihr: „Nein, liebe Lisbeth, ohne dich gehe ich nimmer von hier, das glaube mir!" Und Lisbeth ward sehr getröstet durch diese Worte.

Johann wälzte sich die ganze Nacht auf seinen Kissen hin und her und konnte kein Auge zutun, denn die Gedanken ließen ihm keine Ruhe, sondern flogen wie aufgescheuchte Vögel, hinter welchen der Falke ist, immer rundum in seiner Seele. Endlich, als der Morgen schon grauete, fuhr er geschwind aus dem Bette und sprang hoch auf vor Freuden und jauchzete in seiner Stube hin und her und schrie überlaut: „Nun hab' ich's! nun hab' ich's! Diener! Diener! Du hast mir zuviel erzählt." Und er klingelte, und der Diener kam, und er befahl: „Diener, geschwind! Geschwind! Bringe mir Lisbeth!" Und in einigen Augenblicken war der Diener da und führte die schöne Lisbeth an der Hand. Und er hieß den Diener hinausgehen und küßte seine Lisbeth und sprach zu ihr: „Liebe Lisbeth, nun freue dich mit mir! Ich hab' es gefunden! ich hab' es gefunden! wir werden nun beide bald wieder zu Christen kommen, und sie können uns hier nicht festhalten. Verlaß dich nur drauf, ich kann es machen. Und nun gehe, mein Herzchen, und sei froh." Und er küßte sein liebes Kind, rief darauf dem Diener und hieß ihn die Lisbeth

wieder heimführen und auf dem Rückwege die sechs Vornehmsten zu ihm rufen. Der Diener aber verwunderte sich über diese Sendung, und die sechs wunderten sich noch mehr, als er ihnen die Mutung Johanns brachte, und munkelten und flüsterten untereinander, gingen aber mit ihm.

Und als die sechse in Johanns Zimmer traten, empfing er sie sehr freundlich, denn es waren ja die, mit welchen er alle Tage zu Tische zu sitzen pflegte, und sprach also zu ihnen:

„Liebe Herren und Freunde, euch ist wohl bewußt, auf welche Weise ich hieher gekommen bin, nicht als ein Gefangener und Überlisteter oder Diener, sondern als ein Herr und Meister über einen von euch und dadurch über alle; nur daß dieser eine immer mein leiblicher und stündlicher, ja sekundlicher Diener sein muß. Ihr habt mich die zehn Jahre, welche ich bei euch lebe, wie einen Herrn empfangen und gehalten, und dafür bin ich euch Dank schuldig. Ihr seid mir aber noch größern Dank schuldig, denn ich hätte euch mit allerlei Befehlen und Einfällen manche Mühe und Arbeit, Neckerei und Plage antun, ja ich hätte ein recht tückischer und unfreundlicher Tyrann gegen euch sein können, und ihr hättet es alles in Gehorsam leiden und tun müssen und nicht mucksen dürfen. Ich habe das aber nicht getan, sondern mich wie euresgleichen aufgeführt und mehr mit euch gejubelt und gespielt, als daß ich unter euch geherrscht hätte. Nun bitte ich euch, seid wieder freundlich gegen mich, wie ich gegen euch gewesen bin, und gewähret mir eine Bitte. Es ist hier unter den Dienerinnen eine feine Dirne, die ich liebhabe, Lisbeth Krabbin aus Rambin, wo auch ich geboren bin. Diese gebt mir und lasset sie mit mir ziehen! Denn ich will nun wieder hinauf, wo die Sonne scheint und der Pflug ins Feld geht. Weiter begehre ich nichts als dieses schöne Kind und den Geschmuck und das Gerät meines Zimmers mitzunehmen."

So sprach er mit sehr lebendigem und kräftigem Ton, daß sie den Ernst wohl fühlten. Sie aber schlugen die verlegenen und bedenklichen Blicke zu Boden und schwiegen alle; darauf nahm der älteste unter ihnen das leise Wort und lispelte: „Herr, du begehrst, was wir nicht geben können; es tut uns leid, daß du Unmögliches verlangest. Es ist ein unverbrüchliches Gesetz, daß nie ein Diener oder eine Dienerin entlassen werden kann von hier vor der bestimmten Zeit. Brächen wir das Gesetz, so würde unser ganzes unterirdisches Reich einen Fall tun. Sonst alles, denn du bist uns sehr lieb und ehrenwert; aber die Lisbeth können wir dir nicht herausgeben."

„Ihr könnt die Lisbeth herausgeben, und ihr sollt sie heraus-

geben!“ rief Johann im Zorn. „Nun geht und bedenkt euch bis morgen! Ihr wißt meinen Befehl; es iſt keine Bitte mehr. Morgen kommt zu dieſer Stunde wieder. Ich will euch zeigen, ob ich über eure ſchmeichliſchen und füchſiſchen Liſten herrſchen kann.“

Die ſechs verneigten ſich und gingen; den begleitenden Diener aber ſchalten ſie, daß er zuviel erzählt habe. Er aber entſchuldigte ſich und verneinte es und ſagte: „Ihr wißt ja, wie klug er mich überliſtet hat mit der Mütze, und wie er von den Geheimniſſen unſerer Herrſchaft alles gewußt hat durch den alten Kuhhirten aus Rodenkirchen; der hat ihm dies auch erzählt.“ Und ſie glaubten ihm und ſchalten ihn nicht mehr.

Als die ſechſe den andern Morgen zur befohlenen Stunde wiederkamen, empfing Johann ſie doch freundlich und ſprach: „Ich habe euch geſtern hart angeredet; aber ich habe es nicht ſo ſchlimm gemeint, als ich ausgeſehen habe. Aber die Lisbeth will ich und muß ich haben; dabei bleibt es! Und ich weiß wohl, daß ihr auch mich nicht gern miſſet, weil ihr die Menſchenkinder gern habet, beſonders wenn ſie freundlich und luſtig ſind, wie ich bin. Aber ich kann's nun einmal nicht helfen, ich muß wieder zu Chriſten und wie ein Chriſt leben und ſterben, und iſt eine große Sünde, wenn ich hier länger ſäume. Und deswegen verlaſſe ich euch, und nicht aus Widerwillen oder Haß. Und meine liebe Lisbeth will ich auch mitnehmen; dabei bleibt es! Und nun gebärdet euch nicht länger widerwärtig und widerſpenſtig und tut wie Freunde dem Freunde, was ihr ſonſt aus Not tun müſſet, und gebet mir die ſchöne Dirne heraus und laſſet uns freundlich voneinander ſcheiden und hier und dort ein freundliches Andenken in den Herzen bewahren!“

Und die ſechs taten ſehr freundlich und redeten nun einer nach dem andern und machten ſehr ſchöne Wendungen und Schlingungen der Worte, womit ſie ihn zu beſtricken hofften, denn darin ſind ſie ſehr geſchickt. Auch hatten ſie ſich heute vorbereitet, daß ſie wußten, was ſie ſprechen wollten. Aber es half ihnen nichts, und ihre Worte verflogen ſich in den Winden und berührten Johann nicht ſtärker, als hätten ſie Spreu aus dem Munde geblaſen. Und das Ende vom Liede war wieder, nachdem er alle die ſchönen und künſtlichen Worte angehört hatte: „Gebt die Lisbeth heraus! ich gehe nicht ohne die Lisbeth.“ Denn Johann war zu ſterblich verliebt, als daß er die ſchöne Dirne hier gelaſſen hätte. Die ſechs aber verweigerten es ſtandhaft und gebärdeten ſich, als hätten ſie recht und würden es nimmer tun. Johann aber ſagte ihnen lächelnd: „Geht nun!

Fahrt wohl bis morgen! Morgen seid ihr wieder zu dieser Stunde hier! Ich gebe euch nun das dritte und letzte Mal. Wollt ihr meinen Befehl dann nicht in Güte erfüllen, sollt ihr sehen, ob ich verstehe, Herr zu sein." Er hatte aber, da er sie so hartnäckig sah, in sich beschlossen, sie durch Plagen zum Gehorsam zu zwingen, falls sie nicht unterdessen auf bessere Gedanken kämen.

Und sie kamen den dritten Morgen, und Johann sah sie mit ernstem und strengem Blick an und erwiderte ihre Verbeugungen nicht, sondern fragte kurz: „Ja oder nein?" Und sie antworteten einstimmig nein. Darauf befahl er dem Diener, er solle noch vierundvierzig der Vornehmsten rufen und solle ihre Frauen und Töchter mitkommen heißen und auch die Frauen und Töchter von diesen sechsen, die vor ihm standen. Und der Diener fuhr dahin wie der Wind, und in wenigen Minuten standen die vierundvierzig da mit ihren Frauen und Töchtern und auch die Frauen und Töchter der sechse, und waren in allem wohl fünfhundert Männer, Frauen und Kinder da. Und Johann ließ sie hingehen und Hauen, Karsten und Stangen holen und dann flugs wiederkommen. Und sie taten, wie er befohlen hatte, und waren bald wieder da. Er aber gedachte sie nun zu plagen, damit sie aus Not täten, was sie aus Liebe nicht tun wollten.

Er führte sie auf einen Felsenberg, der auf einem der Anger lag. Da mußten diese feinen und zarten Wesen, die für schwere Arbeit nicht geschaffen waren, Steine hauen, sprengen und schleppen. Sie taten das ganz geduldig und ließen sich nichts merken, sondern gebärdeten sich, als sei es ihnen ein leichtes und gewohntes Spiel. Er aber ließ sie sich plagen vom Morgen bis an den Abend, und sie mußten schwitzen und arbeiten, daß ihnen der Atem fast ausging, denn er stand immer dabei und trieb sie an. Sie aber hofften, er werde die Geduld verlieren, und der Jammer werde ihn überwinden, daß er sie und ihre Frauen und Kinder so bleich und welk werden sah, die sonst so schön und lustig waren. Und wirklich war Johann zu keinem König Pharao und Nebukadnezar geboren, denn nachdem er es einige Wochen so getrieben hatte, ging ihm die Geduld aus, und der Jammer, daß er die schönen, kleinen Menschen so mißhandeln mußte, tat auch sein Teil dazu. Sie aber wurden nicht mürb, denn es ist ein gar eigensinniges Völkchen. Sie brauchten aber immer die List, daß die schönsten unter ihnen immer zunächst bei Johann arbeiten mußten; besonders stellten sie die niedlichen, kleinen Dirnen dahin, die sonst seine Tischgesellinnen waren, und die mußten auf seine Mienen und Gebärden achtgeben und hatten bald bemerkt, daß er sich oft verstohlen wegwendete und eine Träne aus

den Augen wischte. Johann dachte nun darauf, wie er eine Plage erfände, die ihn geschwinder zum Ziele führte.

Und er machte sich hart und gebärdete sich noch viel härter und rief sie einen Abend zusammen und sprach: „Ich sehe, ihr seid ein hartnäckiges Geschlecht; so will ich denn viel hartnäckiger sein, denn ihr seid. Morgen, wann ihr zur Arbeit kommt, bringe sich jeder eine neue Geißel mit!“ Und sie gehorchten ihm und brachten die Geißeln mit. Und er hieß sie sich alle entkleiden und einander mit den Geißeln zerhauen, bis das Blut danach floß; und er sah grimmig und grausam dabei aus, als hätte ihn eine Tigerin gesäugt oder ein schwarzer Galgenvogel das Futter zugetragen. Aber die kleinen Leute zerhieben sich und bluteten und hohnlachten dabei und taten ihm doch nicht den Willen. So taten sie drei, vier Tage.

Da konnte er es nicht länger aushalten; es jammerte und ekelte ihn, und er hieß sie ablassen und schickte sie nach Hause. Und er dachte auf viele andere Plagen und Martern, die er ihnen antun könnte. Da er aber von Natur weich und mitleidig war und diese Wochen wirklich mehr ausgestanden hatte, daß er sie plagen mußte, als sie, die geplagt wurden, so gab er den Gedanken daran ganz auf; für sich und für seine Lisbeth wußte er aber auch gar keinen Rat und ward so traurig, daß sie ihn oft trösten und aufrichten mußte, der sonst immer so fröhlich und beherzt war. So lieb er die kleinen Leute sonst gehabt hatte, so unlieb wurden sie ihm jetzt. Er schied sich ganz aus ihrer Gesellschaft und von ihren Festen und Tänzen und lebte einsam mit seiner Dirne und aß und trank einsam in seinem Zimmer, so daß er fast ein Einsiedler ward und ganz in Trübsinn und Schwermut versank.

Als er einmal in dieser Stimmung in der Dämmerung spazierte, warf er im Unmut, wie man zu tun pflegt, kleine Steine, die ihm vor den Füßen lagen, gegeneinander, daß sie zersprängen. Vielleicht erquickte es seinen schweren Mut auch, daß er die Steine sich so aneinander zerschlagen sah, denn wenn ein Mensch in sich uneins und zerrissen ist, möchte er im Unmut oft die ganze Welt zerschlagen. Genug, Johann, der nichts Besseres tun mochte, zerwarf die armen Steine, und da geschah es, daß aus einem ziemlich großen Stein, der auseinandersprang, ein Vogel schlüpfte, der ihn erlösen sollte. Es war dies eine Kröte, deren Haus in dem Stein mit ihr gewachsen war, und die vielleicht seit der Schöpfung der Welt darin gesessen hatte. Kaum sah Johann die Kröte springen, so ward er ganz freudenfroh und sprang hinter sie drein und haschte sie und rief einmal über das andere: „Nun

hab' ich sie! nun hab' ich meine Lisbeth! nun will ich euch schon kirr machen, nun sollt ihr's kriegen, ihr tückischen, kleinen Gesellen! Habt ihr euch mit Ruten nicht wollen zum Gehorsam geißeln lassen, so will ich euch mit Kröten und Skorpionen geißeln." Und er barg die Kröte wie einen kostbaren Schatz in seiner Tasche und lief eilends nach Hause und nahm ein festes, silbernes Gefäß und setzte sie darein, damit sie ihm nicht entrinnen könnte. Und in seiner Freude sprach er überlaut für sich viele Worte und gebärdete sich so wunderlich, als sei er närrisch geworden, und sprang dann ins Freie hinaus. „Komm mit, mein Vögelein," rief er, „nun will ich dich versuchen, ob du echt bist!" Und er nahm das Gefäß mit der Kröte unter den Arm und lief hin, wo ein paar Unterirdische in der Einsamkeit des Weges gingen. Und als er ihnen näher kam, stürzten sie wie tot auf den Boden hin und winselten und heulten jämmerlich. Er aber ließ flugs ab von ihnen und rief: „Lisbeth, Lisbeth, nun hab' ich dich! Nun bist du mein!" Und so stürmte er zu Hause, schellte den Diener herein und hieß ihn Lisbeth holen.

Und als Lisbeth kam, war sie ganz erstaunt, daß sie ihn so munter fand, denn seit einem halben Jahre hatte sie ihn nicht mehr froh gesehen. Und er lief auf sie zu und umhalsete sie und sprach: „Lisbeth! süße Lisbeth! nun bist du mein, nun nehme ich dich mit; übermorgen soll der Auszug sein, und juchhe, wie bald die lustige Hochzeit!" Sie aber erstaunte noch mehr und sagte: „Lieber Johann, du bist geck geworden? Wie sollte das möglich sein?" Er aber lächelte und sprach: „Ich bin nicht geck geworden, aber die kleinen Schlingel will ich geck machen, wenn sie sich nicht zum Ziele legen wollen. Sieh hier! hier ist dein und mein Erlöser." Und er nahm das silberne Geschirr und öffnete es und zeigte ihr die Kröte, vor deren Garstigkeit es ihr fast geschwunden hätte. Nun erzählte er ihr, wie er zu dem seltenen Vogel gekommen war, und wie herrlich ihm die Probe geglückt war, die er mit ihm an den Unterirdischen angestellt hatte, und wohlgefällig rief er noch einmal: „Sei froh, meine liebe Lisbeth! Du sollst es sehen, wie ich sie mit dieser zu Paaren treiben will."

Nun muß ich auch das Geheimnis erzählen, das in der Kröte steckte. Klas Starkwolt hatte dem kleinen Johann oft erzählt, daß die Unterirdischen keinen Gestank vertragen könnten, und daß sie bei dem Anblick, ja bei dem Geruch von Kröten sogleich in Ohnmacht fielen und die entsetzlichsten Schmerzen litten; mit Gestank und mit diesen garstigen und scheußlichen Tieren könne man sie zu allem zwingen. Daher findet man auch nie etwas

Stinkendes in dem ganzen gläsernen Reiche, und die Kröten sind dort etwas Unerhörtes, und man muß daher diese Kröte, die so wunderbar in einem Stein eingehäust und fast ebenso wunderbar aus diesem ihren steinernen Hause herausgekommen war, fast ansehen als von Gott von Ewigkeit her zu solcher geheimen Wohnung verdammt, damit Johann und Lisbeth zusammen aus dem Berge kommen und Mann und Frau werden könnten.

Johann und Lisbeth glaubten auch gern an ein solches Wunder, besonders Lisbeth, die Gottes liebes, frommes Kind war. Und als Johann ihr alles erzählt und erklärt hatte, was er ferner tun, und wie er die Kleinen endlich zu seinem Willen zwingen wollte, da fiel sie ganz entzückt und gerührt auf ihr Gesichtchen zur Erde und betete und dankete Gott, daß er sie endlich von den kleinen Heiden erlösen und wieder zu Christenmenschen bringen wolle. Und sie ging ganz fröhlich heim und faltete ihre Händchen im Bette noch viel zum Gebete und hatte die Nacht die allersüßesten Träume. Johann legte sich auch nicht traurig nieder, und er überdachte und überlegte sich alles, wie er die Kleinen erschrecken und endlich mit seiner geliebten Braut aus dem Berge ziehen wollte.

Und den folgenden Morgen, als es getagt hatte, rief er seinen Diener und hieß ihn die fünfzig Vornehmsten holen mit ihren Frauen und Töchtern. Und sie erschienen alsbald vor Johann, und er sprach zu ihnen:

„Ihr wisset alle, und ist euch nicht verborgen, wie ich hierher gekommen bin, und wie ich diese manchen Jahre mit euch gelebt habe, nicht als ein Herr und Gebieter, sondern als ein Freund und Genosse. Und ich habe es wohl gewußt, wie ich hätte Herr sein und meiner Herrschaft gegen euch gebrauchen können; und das habe ich nicht getan, sondern nur einen einzigen von euch hab' ich als Diener gebraucht, und auch nicht als Diener, sondern mehr als Freund. Und ihr schienet mit mir zufrieden zu sein und mich liebzuhaben; als es aber dahin gekommen ist, daß ich endlich eine einzige kleine Freundlichkeit von euch begehren mußte, habt ihr euch gebärdet, als forderte ich Leben und Reich von euch, und mir sie trotzig abgeschlagen. Ihr wisset auch, was ich da ergriffen habe, und wie ich angefangen habe, euch mit Arbeit und Streichen zu plagen, damit ihr einsähet, daß ihr unrecht hättet, und mir die Liebe tätet. Aber ihr seid trotziger und hartnäckiger gewesen, als ich strenge, und aus Barmherzigkeit habe ich ablassen müssen von der Strafe. Ihr habt das aber nicht erkannt, sondern habt mich ausgelacht als einen Dummen, der keinen Rat wisse, euch zum Gehorsam zu zwingen. Ich aber weiß

wohl Rat und will es euch bald zeigen, wenn ihr in eurer Verstocktheit bleibet und mir die Lisbeth nicht losgeben wollt. Darum zum letzten Male, besinnet euch noch eine Minute, und sagt ihr dann nein, so sollt ihr die Pein fühlen, die euch und euren Kindern von allen Peinen die fürchterlichste ist!"

Und sie säumten nicht lange und sagten mit einer Stimme nein und dachten bei sich: „Welche neue List hat der Jüngling erdacht, womit er so weise Männer einzuschrecken meint?" Und sie lächelten, als sie nein sagten. Dies Lächeln ärgerte Johann mehr als alles andere, und voll Zorns rief er: „Nun denn, da ihr nicht hören wollt, sollt ihr fühlen," und lief geschwind wie ein Blitz einige hundert Schritt weg, wo er das Gefäß mit der Kröte unter einem Strauch versteckt hatte.

Und er kam zurück, und als er sich ihnen auf hundert Schritt genahet hatte, stürzten sie alle hin, als wären sie mit einem Schlage zugleich vom Donner gerührt, und begannen zu heulen und zu winseln und sich zu krümmen, als ob sie von den entsetzlichsten Schmerzen gefoltert würden. Und sie streckten die Hände aus und schrien einer um den andern: „Laß ab, Herr! laß ab! und sei barmherzig! wir fühlen, daß du eine Kröte hast, und daß kein Entrinnen ist. Nimm die greulichen Plagen weg; wir wollen ja alles tun, was du befiehlst." Und er ließ sie noch einige Sekunden zappeln; dann entfernte er das Gefäß mit der Kröte, und sie richteten sich wieder auf, und ihre Züge erheiterten sich wieder, denn die Pein war weg, wie das Tier weggenommen war.

Johann behielt nur die sechs Vornehmsten bei sich und ließ die Weiber und Kinder und die übrigen Männer alle gehen, wohin jeder wollte. Zu den sechsen aber sprach er seinen Willen also aus:

„Diese Nacht zwischen zwölf und ein Uhr ziehe ich mit der Lisbeth von dannen, und ihr beladet mir drei Wagen mit Silber und Gold und edlen Steinen. Wiewohl ich alles nehmen könnte, was ihr in dem Berge habt, da ihr so widerspenstig und ungehorsam gegen mich gewesen seid, will ich euch doch so hart nicht strafen, sondern barmherziger gegen euch sein, als ihr gegen mich und die Lisbeth gewesen seid. Auch alle meine Herrlichkeiten und Kostbarkeiten und Bilder und Bücher und Geräte, die in meinem Zimmer sind, werden auf zwei Wagen geladen, also daß in allem fünf Frachtwagen bereit gemacht werden. Mir selbst aber rüstet ihr den schönsten Reisewagen, den ihr in euren Bergen habt, mit sechs schwarzen Rappen, worauf ich und meine Braut sitzen und zu den Unsrigen einfahren wollen. Zugleich befehle ich euch, daß von den Dienern und Dienerinnen alle diejenigen freigelassen werden, welche so lange hier gewesen sind, daß sie droben zwanzig

Jahre und drüber alt sein würden; und ihr sollt ihnen so viel Silber und Gold mitgeben, daß sie auf der Erde reiche Leute heißen können. Und das soll künftig ein ewiges Gesetz sein, und ihr sollt mir es hier diesen Augenblick beschwören, daß nimmer ein Menschenkind hier länger festgehalten werden soll als bis zu seinem zwanzigsten Jahre."

Und die sechse leisteten ihm den Schwur und gingen dann traurig weg; er aber nahm jetzt die Kröte und vergrub sie tief in die Erde. Und sie und die übrigen Unterirdischen rüsteten alles zu, und auch Johann und Lisbeth bereiteten sich zur Reise und schmückten sich festlich gegen die Nacht, damit sie als Braut und Bräutigam erscheinen könnten. Es war aber jetzt beinahe dieselbe Zeit, in welcher er einst in den Berg hinabgestiegen war, die Zeit der längsten Tage, also Mittsommerszeit, die sie die Sonnengicht*) nennen. Und er war etwas über zwölf Jahre in dem Berge gewesen und Lisbeth etwas über dreizehn, und er ging in sein einundzwanzigstes Jahr und Lisbeth in ihr achtzehntes. Die kleinen Leute taten mit großem Gehorsam, aber sehr still alles, wie er ihnen befohlen hatte; desto lauter aber war die Schar der Diener und Dienerinnen, welche sein neues Gesetz über das zwanzigste Jahr mit erlöset hatte. Diese jubelten um ihn und um seine Lisbeth her und freueten sich sehr, daß sie mit ihnen auf die Oberwelt ziehen durften.

Und als alle Kostbarkeiten herausgeschafft und die erlöseten Diener und Dienerinnen hinaufgefahren waren, setzte Johann und seine Lisbeth sich zuletzt in die silberne Tonne und ließen sich hinaufziehen. Es mochte wohl eine Stunde nach Mitternacht sein. Und es deuchte ihnen ebenso als vormals, wie sie hinabgefahren waren. Sie waren von Jubel umrauscht und von Musik umtönt, und endlich klang es über ihren Köpfen, und sie sahen den gläsernen Berg sich öffnen, und die ersten Himmelsstrahlen blinkten zu ihnen hinab nach so manchen Jahren, und bald waren sie draußen und sahen das Morgenrot schon im Osten dämmern. Johann sah eine Menge Unterirdischer, die um ihn und Lisbeth und die Wagen geschäftig waren, dort hin und her wallen, und er sagte ihnen das letzte Lebewohl; dann nahm er seine braune Mütze, schwang sie dreimal in der Luft um und warf sie unter sie. Und in demselben Augenblicke sah er nichts mehr von ihnen, sondern erblickte nun nichts weiter als einen grünen Hügel und bekannte Büsche und Felder und hörte die Glocke vom Rambiner Kirchturme eben zwei schlagen. Und als es still geworden war und

*) Sonnenwende.

er von dem unterirdischen und überirdischen Getümmel nichts weiter hörte als einige Lerchen, die ihre ersten Morgenlieder anstimmten, da fiel er mit seiner Lisbeth im Grase auf die Knie, und sie beteten beide recht andächtig und gelobten Gott ein recht christliches Leben, weil er sie so wunderbar von den Unterirdischen errettet hatte. Und alle Diener und Dienerinnen, welche durch sie miterlöset waren, taten desgleichen.

Darauf erhuben sie sich alle, und die Sonne ging eben auf, und Johann ordnete nun den Zug seiner Wagen. Voran fuhren zwei Wagen, jeder mit vier Rotfüchsen bespannt, die waren mit eitel Gold und Dukaten beladen, so schwer, daß die Pferde von der Last stöhneten; diesen folgte ein anderer Wagen mit sechs schneeweißen Pferden, welche alles Silber und Kristall zogen; hinter diesem fuhren zwei letzte Wagen, jeder mit vier Grauschimmeln bespannt, und diese waren mit den herrlichsten Geräten und Gefäßen und Edelgesteinen und mit der Bibliothek Johanns beladen. Er mit seiner Braut fuhr zuletzt in einem offenen Wagen aus lauter grünem Smaragd, dessen Decke und Vorderseite mit vielen großen Diamanten besetzt waren, und sechs mutige, wiehernde Rappen zogen ihn. Er war aber nebst seiner Braut auf das kostbarste geschmückt, damit sie den Ihrigen auch durch den Schmuck und die Pracht als ein rechtes Wunder Gottes kämen. Denn beide waren von ihnen lange als tot betrauert, und wer hätte wohl gedacht, daß sie jemals wiederkommen würden? Die erlösten Diener und Dienerinnen in gläsernen Schuhen und weißen Kleidern und Jäckchen mit silbernen Gürteln gingen vor und hinter und neben den Wagen und geleiteten sie; einige führten auch die Pferde. Denn sie wollten sie alle bis Rambin begleiten und von da jeder seines Weges weiterziehen. Es waren ihrer in allem zwischen fünfzig und sechzig. Und sie jauchzeten vor Freuden, und einige, welche Geigen und Pfeifen und Trompeten mit hatten, spielten lustig auf. So zogen sie mit Jauchzen und Klingen die Hügel hinab auf die Straße, welche von Rambin nach Garz führt. Es war aber dem Johann und der Lisbeth gar wunderſam zumute, als sie den Turm von Rambin wiederſahen und die Sturmweiden von Drammendorf und Giesendorf aus der Ferne, wo sie als Kinder soviel gespielt hatten. Als sie vor Rodenkirchen hinzogen, kam eben die Kuhherde über den Weg, und Klas Starkwolt mit seinem treuen Hurtig zog ihr langsamen Schrittes nach. Johann sah ihn und erkannte ihn stracks und dachte bei sich: „Den treuen Alten wirst du nicht vergeſſen.“ Und so zog er mit seiner Begleitung weiter, und alle Leute, die auf der Straße waren, hielten oder standen still, und viele liefen ihnen nach, ja

einige liefen voraus und meldeten in Rambin, welche blanke und prächtige Wagen dort auf der Landstraße führen, und brachten das ganze Dorf auf die Beine. Der Zug ging aber sehr langsam wegen der schwer beladenen Wagen.

So zogen sie etwa um vier Uhr morgens in Rambin ein und hielten still mitten im Dorfe, etwa zwanzig Schritt von dem Hause, wo Johann geboren war. Und es war alles Volk zusammengelaufen und aus den Häusern gegangen, damit sie die glänzende Herrlichkeit mit eigenen Augen sähen. Johann entdeckte bald seinen alten Vater und seine Mutter und erkannte unter den vielen auch seinen Bruder Andres und seine Schwester Trine. Auch der alte Pfarrer Krabbe stand da in schwarzen Pantoffeln und einer weißen Schlafmütze, wie er eben aus dem Bette gekommen war, und gaffte mit den andern; aber Lisbeth erkannte ihn nicht mehr, denn sie war zu klein gewesen, als sie in den Berg entführt worden. So hielten sie etwa zehn Minuten still, ohne sich etwas merken zu lassen. Und man kann wohl sagen, daß in dem Dorfe Rambin nie eine solche Herrlichkeit erschienen war und auch nicht erscheinen wird bis an der Welt Ende. Johann und seine Braut funkelten von Diamanten und edlen Steinen; die Wagen, die Pferde, die Geschirre waren auf das prächtigste geziert, die Begleiter und Begleiterinnen alle in der Blüte der Jahre, mit den schönen, weißen Kleidern angetan und den sonderbaren Mützen und gläsernen Schuhen. Alles war wie aus einer andern Welt, so daß der Küster, seines Handwerks ein Schuhmacher, der in seiner Jugendwanderschaft bis nach Moskau und Konstantinopel gekommen war, sagte: „Sind es keine tatarische und persische und asiatische Prinzen, so müssen sie vom Mond heruntergekommen sein, denn in dem Lande Europa habe ich dergleichen nie gesehen und bin doch auch in vielen Städten gewesen, wo Kaiser und Könige wohnen!“ Der gute Küster irrte sich aber; sie kamen weder aus Persien noch aus der Tatarei, sondern ganz aus der Nähe, aber freilich aus einer sehr wenig entdeckten Welt.

Als Johann nun glaubte, es sei genug und sie hätten ihre Augen bis zur Sättigung geweidet, sprang er rasch vom Wagen und hob sein schönes Kind auch heraus und drang durch die Menge hin, die ihm ehrerbietig Platz machte. Und ohne sich lange zu besinnen, eilte er zu dem niedrigen, strohenen Häuschen, wo Jakob Dietrich mit seiner Frau stand, und umhalsete sie beide und küssete sie, die sich vor ihm zur Erde werfen und seine Knie küssen wollten. Er aber wehrte ihnen und sprach: „Mitnichten! das darf nicht sein! Kennt ihr mich denn nicht? Ich bin euer verlorner Sohn Johann Dietrich, und diese hier ist meine Braut.“ Und die beiden

Alten erstaunten und wußten nicht, ob sie wachten oder träumten; alles Volk aber, das dies sah und hörte, verwunderte sich und rief: „Johann Dietrich, der verlorne Johann Dietrich ist von den Unterirdischen wiedergekommen, und seht, was er mitgebracht hat!"

Johann Dietrich aber stand dort nicht lange müßig bei seinen Eltern, sondern, als er den alten Pfarrer Krabbe in der weißen Schlafmütze erblickte, lief er eilends hin und holte ihn fast mit Gewalt herbei; denn der alte Mann wußte nicht, was der ungestüme Jüngling im Sinn hatte. Und er führte den alten, ehrwürdigen Herrn zu Lisbeth und fragte ihn: „Kennst du diese?" Ehe er aber noch antworten konnte, zog er ihm Lisbeth in die Arme und sprach: „Dies ist deine verlorne Tochter und meine Braut, die bringe ich dir wieder. Und nun sollst du uns segnen und christlich zusammensprechen, da wir auf eine so wundersame Weise wieder zu den Unsern gekommen sind." Und der alte Mann war lange sprachlos und hing an der Brust seiner Lisbeth und weinte vor Freuden: denn sie war sein einziges Kind, und er hatte sie lange als eine Tote beweint. Und als er sich besonnen hatte von dem ersten Erstaunen, nahm er die Hände seines Kindes und legte sie in die Hände Johanns und hieß Jakob Dietrich und seine Frau auch hinzutreten und sprach: „So segne euch denn der Gott des Friedens und der Barmherzigkeit, der euch so wunderbar zusammengebracht hat, und lasse euch Kinder und Kindeskinder sehen und in seiner Furcht wandeln bis ans Ende eures Lebens! Siehe, ich preise ihn, daß er mir diesen Tag hat sehen lassen."

Als dies vorbei und noch viel gefragt und erzählt war, und als die Nachbarn und die Gespielen und Gespielinnen sich den Johann und die Lisbeth wieder beiehen und jeder auf seine Weise an seinen Zeichen wiedererkannt hatten, da gingen die beide zu den Eltern in die Häuser. Johann aber säumte nicht mit der Hauptlust, mit der Hochzeit, die binnen acht Tagen sein sollte. Und er schickte viele hundert Wagen aus in den Wald, welche Bäume und Zweige in unendlicher Menge herbeifuhren. Und er ließ viele Zimmerleute und Schreiner und Tapezierer kommen. Und wo jetzt das Kloster steht, einige hundert Schritt vor dem Dorfe, da ließ er einen hohen und weiten Laubsaal bauen und von beiden Seiten Tische aufschlagen und in der Mitte eine Tanzbühne, und der Saal war so groß, daß er wohl fünftausend Menschen fassen konnte. Zu gleicher Zeit schickte er nach Stralsund und Greifswald und ließ ganze Böte voll Wein, Zucker und Kaffee laden; auch wurden ganze Herden Ochsen, Schweine und Schafe zur Hochzeit herbeigetrieben, und wie viele Hirsche, Rehe und Hasen dazu geschossen sind, das ist nicht zu sagen, so wenig als die

Fische zu zählen sind, die dazu bestellt wurden. In ganz Rügen und Pommern ist auch kein einziger Musikant geblieben, der nicht dazu verdungen wurde. Denn Johann war sehr reich und wollte seine Pracht sehen lassen. Auch hatte er das ganze Kirchspiel zur Hochzeit geladen und auch alle die schönen, weißen Jünglinge und Jungfrauen dabehalten, die er erlöst hatte, und die nun seinen Ehrentag mitfeiern wollten.

Dies war die Ordnung der Hochzeit: Als der Morgen angebrochen war, gingen alle Gäste in die Kirche, und der alte Krabbe dankete Gott und erzählte die wunderbare Erhaltung und Errettung und Verlobung der Kinder; darauf segnete er sie ein und gab sie feierlich zusammen. Nun gingen sie in zierlicher Reihe alle in den großen Laubsaal, so daß Jakob Dietrich und seine Frau die Lisbeth zwischen sich führten, Johann aber zwischen Vater Krabbe und seinem alten Klas Starkwolt ging. Denn diesen hatte er sogleich kommen lassen und ihn reichlich beschenkt, so daß er für seine übrigen Lebenstage geborgen war; auch hatte er ihm die schönsten Hochzeitskleider anmessen lassen. Und Klas hatte ihm versprechen müssen, bei ihm zu bleiben und mit ihm zu leben, so oft und viel er wolle; und das hat er redlich gehalten. Nach diesen Ehrenpaaren folgten die feinen Weißen aus dem Berge Paar um Paar, und darauf die ganze übrige Freundschaft, Nachbarschaft und Kirchspielschaft, nach Stand und Würden und Alter, wie es sich gebührte. Und sie hielten eine Hochzeit, wie sie in Rambin nie wieder gehalten worden, und wovon noch die Urenkel zu erzählen wissen. Vierzehn ausgeschlagene Tage und Nächte ist geschmaust und getanzt worden, und da hat man über vierzig Paare auf gläsernen Schuhen tanzen sehen, was seitdem etwas Unerhörtes gewesen. Und die Leute haben sich über die Tänzerinnen gewundert, so anmutigen Tanz haben sie gehalten; denn die Unterirdischen sind die ersten Tanzmeister in der Welt, und da hatten sie ja tanzen gelernt.

Und als die Hochzeit vorbei war, da ist Johann herumgereist im Lande mit seiner schönen Lisbeth, und sie haben sich viele Städte und Dörfer und Güter gekauft, und er ist Herr von beinahe ganz Rügen geworden und ein sehr vornehmer Graf im Lande. Und auch der alte Jakob, sein Vater, ist ein Edelmann geworden, und Johanns Brüder und Schwestern haben Junker und Fräulein geheißen. Denn was kann man sich nicht alles für Silber und Gold schaffen? Schier alles, nur nicht die Seligkeit; sonst hätte der arme Mensch auf Erden auch gar keinen Trost. Johann aber hat in all seinem Reichtum nie vergessen, auf welche wunderbare Weise Gott seine Jugend geführt hat, und ist ein sehr

frommer, christlicher Mann gewesen. Und seine Frau Lisbeth ist noch fast frommer gewesen als er. Und beide haben Kirchen und Armen viel Gutes getan, auch selbst viele Kirchen gebauet und sind endlich, von allen, die sie kannten, gesegnet, seliglich im Herrn verschieden. Und diese Kirche, die jetzt in Rambin steht, hat der Graf Johann Dietrich auch bauen lassen und hat sie sehr reich beschenkt von seinem vielen Gelde. Und sie ist zum ewigen Andenken an seine Geburt da gebaut, wo Jakob Dietrichs Häuschen gestanden hat. Und er hat viele kostbare Geräte dahin geschenkt, goldene Becher und silberne Schalen von der allerkünstlichsten Arbeit, wie die Unterirdischen sie in ihren Bergen machen, nebst seinen und der Lisbeth gläsernen Schuhen, zum ewigen Andenken, was ihnen in der Jugend geschehen war. Diese sind aber weggekommen unter dem großen König Karolus XII. von Schweden, als die Russen hier auf die Insel kamen und schlimm hausten. Da haben die Kosaken auch die Kirche geplündert und das alles mitgenommen.

So war der kleine Johann Dietrich aus einem armen Hirtenknaben ein reicher und vornehmer Herr geworden, weil er das Herz gehabt hatte, hinabzusteigen und sich die Schätze zu holen. Aber viele sind schon dadurch reich geworden, daß sie nur irgendein Pfand von den Unterirdischen gewonnen haben. Dadurch haben sie sie soweit in ihre Macht bekommen, daß sie ihnen etwas haben schenken oder zuliebe tun müssen. Manchen schenken sie auch freiwillig etwas und lehren ihnen schöne Künste und allerlei Geheimnisse; aber diesen, die ein Pfand oder etwas Verlornes von ihnen haben, müssen sie aus Not dienstbar und gefällig werden. Davon will ich nun noch einige Geschichten erzählen.

Ein Schäferjunge zu Patzig, eine halbe Meile von Bergen, wo es in den Hügeln auch viele Unterirdische hat, fand eines Morgens ein silbernes Glöckchen auf der grünen Heide zwischen den Hünengräbern und steckte es zu sich. Es war aber das Glöckchen von der Mütze eines kleinen Braunen, der es da im Tanze verloren und nicht sogleich bemerkt hatte, daß es an dem Mützchen nicht mehr klingelte. Er war nun ohne das Glöckchen heruntergekommen und war sehr traurig über diesen Verlust. Denn das Schlimmste, was den Unterirdischen begegnen kann, ist, wenn sie die Mütze verlieren, dann die Schuhe. Aber auch das Glöckchen an der Mütze und das Spänglein am Gürtel ist nichts Geringes. Wer das Glöckchen verloren hat, der kann nicht schlafen, bis er es wiedergewinnt, und das ist doch etwas recht Betrübtes. Der kleine Unterirdische in dieser großen Not spähete und spürte umher; aber wie sollte er erfahren, wer das Glöcklein hatte? Denn nur wenige Tage im Jahre durften sie an das Tageslicht hinaus, und dann durften

auch nicht in ihrer wahren Gestalt erscheinen. Er hatte sich von oft verwandelt in allerlei Gestalten, in Vögel und Tiere, ch in Menschen und hatte von seinem Glöckchen gesungen und klungen und gestöhnt und gebrüllt und geklagt und gesprochen; er keine kleinste Kunde oder nur Spur von einer Kunde war m bis jetzt zugekommen. Denn das war das schlimmste, daß der häferjunge gerade den Tag, nachdem er das Glöckchen gefunden, n Patzig weggezogen war und jetzt zu Unruh bei Gingst die chafe hütete. Da begab es sich erst nach manchem Tag durch ein ngefähr, daß der arme kleine Unterirdische wieder zu seinem löckchen und zu seiner Ruhe kommen sollte.

Er war nämlich auf den Einfall gekommen, ob auch ein Rabe er Dohle oder Krähe oder Aglaster das Glöckchen gefunden und va bei seiner diebischen Natur, die sich in das Blanke vergafft, sein Nest getragen habe. Und er hatte sich in einen angenehmen, einen, bunten Vogel verwandelt und alle Nester auf der ganzen nsel durchflogen und den Vögeln allerlei vorgesungen, ob sie m verraten möchten, daß sie den Fund getan hätten, und er so ieder zu seinem Schlaf käme. Aber die Vögel hatten sich nichts erken lassen. Als er nun des Abends flog über das Wasser von alow her über das Unruher Feld hin, weidete der Schäferjunge, elcher Fritz Schlagenteufel hieß, dort eben seine Schafe. Mehrere r Schafe trugen Glocken um den Hals und klingelten, wenn der unge sie durch seinen Hund in den Trab brachte. Das Vögelein, s über sie hinflog, dachte an sein Glöcklein und sang in seinem aurigen Mut:

Glöckelein, Glöckelein,
Böckelein, Böckelein,
Schäflein auch du,
Trägst du mein Klingeli,
Bist du das reichste Vieh,
Trägst meine Ruh'.

Der Junge horchte nach oben auf diesen seltsamen Gesang, r aus den Lüften klang, und sah den bunten Vogel, der ihm noch el seltsamer vorkam. Er sprach bei sich: „Potztausend, wer den ogel hätte! Der singt ja, wie unsereiner kaum sprechen kann. as mag er mit dem wunderlichen Gesange meinen? Am Ende es ein bunter Hexenmeister. Meine Böcke haben nur tombakene locken, und er nennt sie reiches Vieh, aber ich habe ein silbernes löckchen, und von mir singt er nichts!" Und mit den Worten g er an, in der Tasche zu fummeln, holte sein Glöckchen heraus d ließ es klingen. Der Vogel in der Luft sah sogleich, was es r, und freute sich über die Maßen; er verschwand aber in der

Sekunde, flog hinter den nächſten Buſch, ſetzte ſich, zog ſein buntes Federkleid aus und verwandelte ſich in ein altes Weib, das mit kümmerlichen Kleidern angetan war. Die alte Frau, mit einem ganzen Sack voll Seufzer und Ächzer verſehen, ſtümperte ſich quer über das Feld zu dem Schäferbuben hin, der noch mit ſeinem Glöcklein klingelte und ſich wunderte, wo der ſchöne Vogel geblieben war, räuſperte ſich und tat einige Huſter aus hohler Bruſt und bot ihm dann einen freundlichen guten Abend und fragte nach der Straße zu der Stadt Bergen. Dann tat ſie, als ob ſie das Glöcklein jetzt erſt erblickte, und rief: „Herreje, welch ein niedliches, kleines Glöckchen! hab' ich doch in meinem Leben nichts Feineres geſehen! höre, mein Söhnchen, willſt du die Glocke verkaufen? und was ſoll ſie koſten? Ich habe ein kleines Enkelchen, für den wäre ſie mir eben ein bequemes Spielgerät." — „Nein, die Glocke wird nicht verkauft!" antwortete der Schäferknabe kurz abgebiſſen; „das iſt eine Glocke, ſo eine Glocke gibt's in der Welt nicht mehr: wenn ich nur damit anklingele, ſo laufen meine Schafe von ſelbſt hin, wohin ich ſie haben will; und welchen lieblichen Ton hat ſie! Hört mal, Mutter," (und er klingelte) „iſt eine Langeweile in der Welt, die vor dieſer Glocke aushalten kann? Damit kann ich mir die längſte Zeit wegklingeln, daß ſie in einem Hui fort iſt." Das alte Weib dachte: „Wollen ſehen, ob er Blankes aushalten kann?" und hielt ihm Silber hin, wohl drei Taler; er ſprach: „Ich verkaufe aber die Glocke nicht." Sie hielt ihm fünf Dukaten hin; er ſprach: „Das Glöckchen bleibt mein." Sie hielt ihm die Hand voll Dukaten hin; er ſprach zum drittenmal: „Gold iſt Quark und gibt keinen Klang." Da wandte die Alte ſich und lenkte das Geſpräch anderswohin und lockte ihn mit geheimen Künſten und Segenſprechungen, wodurch ſein Vieh Gedeihen bekommen könne, und erzählte ihm allerlei Wunder davon. Da ward er lüſtern und horchte auf. Das Ende vom Liede war, daß ſie ihm ſagte: „Höre, mein Kind, gib mir die Glocke; ſiehe, hier iſt ein weißer Stock" (und ſie holte ein weißes Stäbchen hervor, worauf Adam und Eva ſehr künſtlich geſchnitten waren, wie ſie die paradieſiſchen Herden weideten, und wie die feiſteſten Böcke und Lämmer vor ihnen hintanzten; auch der Schäferknabe David, wie er ausholt mit der Schleuder gegen den Rieſen Goliath), „dieſen Stock will ich dir geben für das Glöckchen, und ſolange du das Vieh mit dieſem Stäbchen treibſt, wird es Gedeihen haben, und du wirſt ein reicher Schäfer werden; deine Hämmel werden immer vier Wochen früher fett werden als die Hämmel aller andern Schäfer, und jedes deiner Schafe wird zwei Pfund Wolle mehr tragen, ohne daß man ihnen den Segen anſehen kann." Die alte

Frau reichte ihm den Stock mit einer so geheimnisvollen Gebärde und lächelte so leidig und zauberisch dazu, daß der Junge gleich in ihrer Gewalt war. Er griff gierig nach dem Stock und gab ihr die Hand und sagte: „Topp, schlag ein! die Glocke ist dein für den Stock.“ Und sie schlug ein und nahm die Glocke und fuhr wie ein leichter Wind über das Feld und die Heide hin. Und er sah sie verschwinden, und sie deuchte ihm wie ein Nebel hinzufließen und sanft fortzusausen, und alle seine Haare richteten sich zu Berge.

Der Unterirdische, der ihm die Glocke in der Verkleidung einer alten Frau abgeschwatzt, hatte ihn nicht betrogen. Denn die Unterirdischen dürfen nicht lügen, sondern das Wort, das sie von sich geben oder geloben, müssen sie halten; denn wenn sie lügen, werden sie stracks in die garstigsten Tiere verwandelt, in Kröten, Schlangen, Mistkäfer, Wölfe und Füchse und Affen, und müssen wohl Jahrtausende in Abscheu und Schmach herumkriechen und herumstreichen, ehe sie erlöst werden. Darum haben sie ein Grauen davor. Fritz Schlagenteufel gab genau acht und versuchte seinen neuen Schäferstab, und er fand bald, daß das alte Weib ihm die Wahrheit gesagt hatte, denn seine Herde und all sein Werk und seiner Hände Arbeit geriet ihm wohl und hatte ein wunderbares Glück, so daß alle Schafherren und Oberschäfermeister diesen Jungen begehrten. Er blieb aber nicht lange Junge, sondern schaffte sich, ehe er noch achtzehn Jahre alt war, seine eigene Schäferei und ward in wenigen Jahren der reichste Schäfer auf ganz Rügen, so daß er sich endlich ein Rittergut hat kaufen können: und das ist Grabitz gewesen hier bei Rambin, was jetzt den Herren vom Sunde gehört. Da hat mein Vater ihn noch gekannt, wie aus dem Schäferjungen ein Edelmann geworden war, und hat er sich auch da als ein rechter, kluger und frommer Mann aufgeführt, der bei allen Leuten ein gutes Lob hatte, und er hat seine Söhne wie Junker erziehen lassen und seine Töchter wie Fräulein, und es leben noch davon und dünken sich jetzt vornehme Leute. Und wenn man solche Geschichten hört, möchte man wünschen, daß man auch mal so etwas erlebte und ein silbernes Glöcklein fände, das die Unterirdischen verloren haben.

Ein Bauer aus Rodenkirchen, Johann Wilde genannt, fand einmal einen gläsernen Schuh auf einem der Berge, wo die kleinen Leute zu tanzen pflegen. Er steckte ihn flugs ein und lief weg damit und hielt die Hand fest auf der Tasche, als habe er eine Taube darin. Denn er wußte, daß er einen Schatz gefunden hatte, den die Unterirdischen teuer wiederkaufen müßten. Andere sagen, Johann Wilde habe die Unterirdischen mitternächtlich belauert und einem von ihnen den Schuh ausgezogen, indem er sich mit einer

Branntweinflasche dort hingestreckt und gleich einem Besoffenen gebärdet habe. Denn er war ein sehr listiger und schlimmer Mensch und hatte durch seine Verschlagenheit manchen betrogen und war deswegen bei seinen Nachbarn gar nicht gut angeschrieben, und keiner hatte gern mit ihm zu tun. Viele sagen auch, er habe verbotene Künste gekonnt und mit den Unholden und alten Wettermacherinnen geheimen Umgang gepflogen. Als er den Schuh nun hatte, tat er es denen, die unter der Erde wohnen, gleich zu wissen, indem er um die Mitternacht zu den neun Bergen ging und lauten Halses schrie: „Johann Wilde in Rodenkirchen hat einen schönen gläsernen Schuh, wer kauft ihn? wer kauft ihn?" Denn er wußte, daß der Kleine, der einen Schuh verliert, den Fuß so lange bloß tragen muß, bis er ihn wiederbekommt. Und das ist keine Kleinigkeit, da die kleinen Leute meist auf harten und steinigten Boden treten müssen. Der Kleine säumte auch nicht, ihn wieder einzulösen. Denn sobald er einen freien Tag hatte, wo er an das Tageslicht hinausdurfte, klopfte er als ein zierlicher Kaufmann an Johann Wildens Türe und fragte, ob er nicht gläserne Schuh' zu verkaufen habe? Denn die seien jetzt eine angreifische Ware und werden auf allen Märkten gesucht. Der Bauer antwortete, er habe einen sehr kleinen, kleinen, netten gläsernen Schuh, so daß auch eines Zwerges Fuß davon geklemmt werden müsse, und daß Gott erst eigene Leute dazu schaffen müse; aber das sei ein seltener Schuh und ein kostbarer Schuh und ein teurer Schuh, und nicht jeder Kaufmann könne ihn bezahlen. Der Kaufmann ließ ihn sich zeigen und sprach: „Es ist eben nichts so Seltenes mit den gläsernen Schuhen, lieber Freund, als Ihr hier in Rodenkirchen glaubt, weil Ihr nicht in die Welt hinauskommet"; dann sagte er nach einigen Hms: „Aber ich will ihn doch gut bezahlen, weil ich gerade einen Gespan dazu habe." Und er bot dem Bauer tausend Taler. „Tausend Taler ist Geld, pflegte mein Vater zu sagen, wenn er fette Ochsen zu Markt trieb," sprach der Bauer spöttisch; „aber für den lumpigen Preis kommt er nicht aus meiner Hand, und mag er meinethalben auf dem Fuße von der Docke meiner Tochter prangen. Hör' Er, Freund, ich habe von dem gläsernen Schuh so ein Liedchen singen hören, und um einen Quark kommt er nicht aus meiner Hand. Kann Er nicht die Kunst, mein lieber Mann, daß ich in jeder Furche, die ich auspflüge, einen Dukaten finde, so bleibt der Schuh mein, und Er fragt auf anderen Märkten nach gläsernen Schuhen." Der Kaufmann machte noch viele Versuche und Wendungen hin und her; da er aber sah, daß der Bauer nicht nachließ, tat er ihm den Willen und schwur's ihm zu. Der Bauer glaubte ihm's

und gab ihm den gläsernen Schuh; denn er wußte, mit wem er's zu tun hatte. Und der Kaufmann ging mit seinem Schuh weg.

Und nun hat der Bauer sich flugs in seinen Stall gemacht und Pferde und Pflug bereitet und ist ins Feld gezogen und hat sich ein Stück mit der allerkürzesten Wendung ausgesucht, und wie der Pflug die erste Scholle gebrochen, ist der Dukaten aus der Erde gesprungen, und so hat er's bei jeder neuen Furche wieder gemacht. Da ist des Pflügens denn kein Ende gewesen, und der Bauer hat sich bald noch acht neue Pferde gekauft und auf den Stall gestellt zu den achten, die er schon hatte, und ihre Krippen sind nie leer geworden von Haber, damit er je alle zwei Stunden zwei frische Pferde anschirren und desto rascher treiben könnte. Und der Bauer ist unersättlich gewesen im Pflügen und ist immer vor Sonnenaufgang ausgezogen und hat oft noch nach der Mitternacht gepflügt, und immerfort, immerfort, solange die Erde nicht zu Stein gefroren war, Sommer und Winter. Er hat aber immer allein gepflügt und nicht gelitten, daß jemand mit ihm gegangen oder zu ihm gekommen ist; denn er wollte nicht sehen lassen, warum er so pflügte. Und er ist weit geplagter gewesen als seine Pferde, welche den schönen Hafer fraßen und ordentlich Schicht und Wechsel hielten; und er ist bleich und mager geworden von dem vielen Wachen und Arbeiten. Seine Frau und Kinder haben keine Freude mehr an ihm gehabt; auf die Schenken und Gelage ist er nicht mehr gegangen und hat sich allen Leuten entzogen und kaum ein Wort mehr gesprochen, sondern ist stumm und in sich gekehrt so für sich hingegangen und hat des Tages auf seine Dukaten gearbeitet, und des Nachts hat er sie zählen und darauf grübeln müssen, wie er noch einen geschwinderen Pflug erfände. Und seine Frau und die Nachbarn haben ihn bejammert wegen seines wunderlichen Tuns und wegen seiner Stummheit und Schwermut und haben geglaubt, er sei närrisch geworden; auch haben alle Leute seine Frau und Kinder bedauert, denn sie meinten, durch die vielen Pferde, die er auf dem Stalle hielt, und durch die verkehrte Ackerwirtschaft mit dem überflüssigen Pflügen müsse er sich um Haus und Hof bringen. So ist es aber nicht ausgefallen. Aber das ist wahr, der arme Bauer hat keine vergnügte Stunde mehr gehabt, seit er so die Dukaten aus der Erde pflügte, und es hat wohl mit Recht von ihm geheißen: Wer sich dem Golde ergibt, ist schon halb in des Bösen Klauen. Auch hat er es nicht lange ausgehalten mit diesem Laufen in den Furchen bei Tage und Nacht. Denn als der zweite Frühling kam, ist er eines Tages hinterm Pflug hingefallen wie eine matte Novemberfliege und vor lauter Golddurst vertrocknet

und verwelkt, da er doch ein sehr starker und lustiger Mensch war, ehe er den unterirdischen Schuh in seine Gewalt bekam. Seine Frau aber fand nach ihm einen Schatz, zwei große vernagelte Kisten voll heller, blanker Dukaten. Und seine Söhne haben sich große Güter gekauft und sind Herren und Edelleute geworden. So macht der Teufel zuweilen auch große Herren. Aber was hat das dem armen Johann Wilde gefrommt?

Ein anderer Bauer hatte es klüger gemacht als dieser. Der ward einmal Herr eines der kleinen Schwarzen, welche die Grobschmiede und Waffenschmiede sind. Es hatte sich dies auf eine sehr sonderbare Weise begeben. Vor dem Felde des Bauers stand am Wege ein steinernes Kreuz. Vor diesem Kreuze pflegte er, wenn er des Morgens an seine Arbeit ging, immer niederzuknien und einige Minuten zu beten. Einmal sah er auf dem Kreuze einen schönen, blanken Wurm von solchem Glanze, als er sich nicht entsann, je einen Wurm gesehen zu haben. Er wunderte sich darüber, doch ließ er ihn ruhig sitzen; aber der Wurm blieb nicht lange still, sondern lief immer hin und her auf dem Kreuze, als ob er fort wolle und Angst habe. Der Bauer sah denselben Wurm auch den folgenden Morgen und wieder in derselben Unruhe hin und her laufend, und es fing an ihm dabei unheimlich zu werden, und er dachte bei sich: Sollte dies auch einer von den kleinen Hexenmeistern sein? richtig ist es nun einmal nicht mit dem Wurm; er läuft wie einer, der ein böses Gewissen hat, wie einer, der weg will und nicht weg kann. Und er kam auf allerlei Gedanken, denn er hatte oft von seinem Vater gehört und von andern alten Leuten, daß, wenn die Unterirdischen zufällig an etwas Geweihtes geraten, sie festgehalten werden und nicht von der Stelle können, und daß sie sich deswegen sehr davor in acht nehmen. Er dachte aber auch: Es mag wohl auch was anderes sein, und du tust vielleicht Sünde, wenn du das Würmchen störst oder wegnimmst. So ließ er es denn sitzen. Als er es aber noch zweimal ebenso wiedergefunden hatte und in derselben Angst herumlaufend, sprach er: „Nein, es ist nicht richtig! Und nun darauf in Gottes Namen!" Und er griff nach dem Wurm, der sich wehrte und festklebte. Er aber hielt ihn sicher und riß ihn mit Gewalt los und hatte mit einem Male einen kleinen, häßlichen, schwarzen Kerl sechs Daumen hoch beim Schopfe, der erbärmlich schrie und zappelte. Dem Bauer schauderte ob der plötzlichen Verwandlung, doch hielt er seine Beute fest und rief ihm zu, indem er ihm einige Klapse vor den Hintern gab: „Geduld, Geduld, mein Bürschchen! Wäre es mit dem Schreien getan, so müßte man die Helden in der Wiege suchen. Wir wollen dich

einstweilen ein wenig mitnehmen und sehen, wozu du gut bist.“ Der kleine Kerl zitterte und bebte an allen Gliedern und fing dann an erbärmlich zu wimmern und den Bauern zu flehen, daß er ihn losließe. Der Bauer sagte aber: „Nein, Gesell, ich lasse dich nicht los, bis du mir sagst, wer du bist, und wie du hieher gekommen, und was du für Künste kannst, womit du in der Welt dein Brot verdienst.“ Da grinsete und kopfschüttelte das Männchen und sagte kein Wort; er bat und flehete auch nicht mehr, und der Bauer mußte nun anfangen zu bitten, wenn er etwas aus ihm herauslocken wollte. Aber das half ihm nichts. Da ergriff er das andere und prügelte und geißelte ihn, bis das Blut danach floß; aber das half auch nicht; der kleine Schwarze blieb stumm wie das Grab, denn diese Art ist die allertückischeste und allereigensinnigste von den Unterirdischen. Da ergrimmte der Bauer und sprach: „Nur Geduld, mein Kind! Ich wäre ein Tor, wenn ich mich an einem solchen Knirps ärgern wollte; du sollst mir schon kirr werden.“ Und der Bauer lief flugs mit ihm nach Hause und steckte ihn in einen schwarzen und rußigen Eisengrapen und stieß den eisernen Deckel drauf und legte auf den Deckel einen großen, schweren Stein und setzte ihn in eine dunkle, kalte Kammer und sprach: „Steh du hier und friere, bis du schwarz wirst! Du sollst mir zuletzt schon gute Worte geben.“ Und der Bauer ging jede Woche zweimal in die Kammer und fragte seinen schwarzen Gefangenen, ob er nun Ton geben wolle; der Kleine aber war und blieb stumm. Das hatte der Bauer wohl sechs Wochen vergeblich getan; da kroch sein Gefangener endlich zu Kreuz. Er rief, als der Bauer die Kammertür öffnete, ihn nun von selbst an, er möge kommen und ihn aus seinem garstigen und stinkenden Kerker nehmen; er wolle nun gerne alles tun, was er von ihm haben wolle.

Der Bauer gebot ihm zuerst, ihm die Geschichte zu erzählen. Der Schwarze antwortete: „Lieber, die weißt du so gut als ich; sonst hätteſt du mich nicht hier. Siehe, ich bin dem Kreuze von ungefähr zu nahe gekommen, und das dürfen wir kleinen Leute nicht, und da bin ich fest geworden und mußte dem Leibe nach sogleich sichtbar werden; da habe ich mich, damit sie mich nicht erkenneten, in einen Wurm verwandelt. Du aber hast es erraten. Denn wenn wir an heiligen und geweiheten Dingen fest werden, kommen wir nimmer dannen, es nehme uns denn ein Mensch weg. Das geht aber nie ohne Plage und Not ab; doch auch das Festsitzen ist nicht lustig. Und so habe ich mich denn auch gegen dich gewehrt, denn wir haben ein natürliches Grauen, uns von Menschenhänden fassen zu lassen.“ „Ei! Ei! klingst du mir

da hinaus?" rief der Bauer, „also ein natürliches Grauen? o glaube mir, ich hab' es vor dir auch, mein schwarzer Freund! Und deswegen sollst du geschwind weg, und wir wollen unsern Handel miteinander kurz abmachen; aber erst mußt du mir was schenken." — „Was du willst, begehre nur," sprach der Kleine, „Silber und Gold und Edelsteine und kostbares Gerät — alles soll im Augenblick dein sein." — „Silber und Gold und Edelsteine und andere solche blanke Herrlichkeiten will ich nicht," sprach der Bauer; „die haben schon manchem das Herz verschoben und den Hals gebrochen, und wenige werden darüber des Lebens froh. Ich weiß, ihr seid künstliche Schmiede und habt so manches Besondere für euch, was andere Schmiede nicht wissen. So schwöre mir denn, du willst mir einen eisernen Pflug schmieden, den das kleinste Füllen ziehen kann, ohne müde zu werden — und dann laufe, soweit deine Beine dich tragen!" Und der Schwarze schwur, und der Bauer rief: „Nun mit Gott! Du bist frei!" Und der Kleine verschwand in einem Hui.

Und den andern Morgen, ehe noch die Sonne aufging, stand ein neuer, eiserner Pflug auf dem Hofe des Bauers, und er spannte seinen Hund Wasser davor, und der Hund zog den Pflug, der wie ein gewöhnlicher Pflug von Größe war, durch das schwerste Kleiland, und der Pflug riß mächtige Furchen. Diesen Pflug hat der Bauer viele Jahre gebraucht, und das kleinste Füllen und magerste Pferdchen konnte ihn zur Verwunderung aller Leute durch den Acker ziehen und legte kein Haar dabei. Und der Pflug hat den Bauer zu einem wohlhabenden Mann gemacht, denn er kostete kein Pferdefleisch: und der Bauer hatte ein lustiges und vergnügtes Leben dabei geführt. Hieraus sieht man, daß mäßig am längsten aushält, und daß es nicht gut ist, zuviel zu begehren.

Diese schwarzen Unterirdischen sind meistens an ihre Berge gebunden, viel mehr als die Braunen und Weißen, und dürfen bei Tage selten aus ihren Behausungen heraus und nicht weit weg davon. Das sagt man von ihnen, daß sie des Sommers viel unter Holunderbäumen sitzen, deren Duft sie sehr lieben, und daß, wer etwas von ihnen will, sie da suchen und anrufen muß. Das tun aber wenige Menschen; man gibt sich nicht gern mit ihnen ab, weil sie hinterlistig und von Natur mehr böse als gut sind. In Rügen, sagt man, wohnen sie meist in den Uferbergen, die zwischen der Ahlbeck und Mönchgut sich am Strande hinziehen, und halten da ihre Versammlungen und nächtlichen Spiele.

Nicht weit von der Ahlbeck liegt ein kleiner Hof namens Granitz unter der großen waldigen Uferforst, welche auch die Granitz genannt wird. Auf diesem Höfchen lebte vor nicht langen

Jahren ein Herr von Scheele. Dieſer war in ſeinen ſpäteren Tagen in Trübſinn verſunken und ſah faſt keinen Menſchen mehr, da er früher ein ſehr munterer und geſelliger Mann und ein gewaltiger Jäger geweſen war. Dieſe Einſamkeit des alten Mannes, ſagen die Leute, kam daher, daß ihm drei ſchöne Töchter, die man die drei ſchönen Blonden hieß, und die hier in des Waldes Einſamkeit unter Herden und Vögeln aufgewachſen waren, mit einem Male alle drei in einer Nacht davongegangen waren und nie wieder gekommen ſind. Das hatte der alte Mann ſich zu Gemüt gezogen und ſich von der Welt und ihren luſtigen Freuden abgewendet. Er hatte vielen Umgang mit den kleinen Schwarzen und war auch manche Nacht außer dem Hauſe, und kein Menſch wußte, wo er geweſen war; wenn er aber um die Morgendämmerung heimkam, flüſterte er ſeiner Haushälterin zu: „Pſt! Pſt! Ich habe heint an hoher Tafel geſchmauſt.“ Dieſer alte Herr von Scheele pflegte ſeinen Freunden zu erzählen und bekräftigte es wohl mit einem tüchtigen huſariſchen und weidmänniſchen Fluche, in den Granitzer Tannen um die Ahlbeck und an dem ganzen Ufer wimmele es von Unterirdiſchen. Auch hat er Leuten, die er dort herum ſpazierenführte, oft eine Menge kleiner Spuren gezeigt, wie von den allerkleinſten Kindern, die da im Sande von ihren Füßchen einen Abdruck hinterlaſſen hätten, und ihnen plötzlich zugerufen: „Horch'! Wie es da wieder wiſpert und flüſtert!“ Ein ander Mal, als er mit guten Freunden längs dem Meeresrand gegangen, iſt er wie in Verwunderung plötzlich ſtillgeſtanden, hat auf das Meer gezeigt und gerufen: „Da ſind ſie meiner Seele wieder in voller Arbeit, und viele Tauſende ſind um ein paar verſunkene Stückfäſſer Wein beſchäftigt, die ſie ans Ufer wälzen. Was wird das die Nacht ein luſtiges Gelag werden!“ Dann hat er ihnen erzählt, er könne ſie ſehen bei Tage und bei Nacht, und ihm tun ſie nichts, ja ſie ſeien ſeine beſonderen Freunde, und einer habe ſein Haus einmal von Feuersgefahr errettet, da er ihn nach Mitternacht aus tiefem Schlafe aufweckte und ihm einen Feuerbrand zeigte, der vom Herde gefallen und ſchon anderes Holz und Stroh, das auf der Flur lag, anzünden wollte. Man ſehe beinahe alle Tage einige von ihnen am Ufer; bei hohen Stürmen aber, wo das Meer ſehr tobe, ſeien ſie faſt alle da und lauern auf Bernſtein und Schiffbrüche, und gewiß vergehe kein Schiff, von welchem ſie nicht den beſten Teil der Ladung bergen und unter der Erde in Sicherheit bringen. Und wie herrlich da unter den Sandbergen bei ihnen zu wohnen ſei, und welche kriſtallene Paläſte ſie haben, davon habe auch kein Menſch eine Vorſtellung, der nicht dageweſen ſei.

Dieſer alte Mann galt ſonſt für einen guten und freundlichen Mann, und kein Menſch hat ihm nachgeſagt, daß er etwas tue, was einen Bund mit böſen Geiſtern verrate. Aber der Umgang mit den kleinen Schwarzen iſt nicht immer ſo unſchuldig. Davon gibt es auch eine Geſchichte.

Bei dem Kirchdorfe Lanken unweit der Granitz wohnte ein Bauer namens Matthes Pagels, ein ſinniger, fleißiger Mann, der ſehr einſam und ſtill lebte, und den die Leute für ſehr reich hielten. Einige munkelten auch, er ſei ein Hexenmeiſter. Aber mancher wird für einen Hexenmeiſter gehalten, der ſein Geld durch die natürlichſte Hexerei erwirbt, daß er fleißig iſt und gut aufpaßt. Dieſer Pagels war aber kein guter Menſch. Er bekam Streit mit einem ſeiner Nachbarn, weil dieſer ihn beſchuldigte, er pflüge ihm an einer Seite den Acker ab. Und der Bauer Pagels tat das wirklich; er fluchte und ſchwur aber, das ganze Ackerſtück gehöre ihm in ſeiner ganzen Breite, ſo weit er gepflügt hatte, und noch zehn Schritte weiter bis zu der hohen Buche, die oben an dem Rain ſtand; und das wollte er durch Eid und Schriften beweiſen. Und er hat es bewieſen durch Eid und Urkunden und ein Papier vorgebracht, wodurch der Acker ſein geworden iſt. Die Leute ſagen aber, zwei von den kleinen Schwarzen, die ihm auch das Geld in das Haus getragen, haben das falſche Papier geſchmiedet und in der großen hölliſchen Staatskanzlei des Teufels geſchrieben und beſiegelt. Matthes Pagels aber hat ſchon bei ſeinem Leben die Strafe dafür gehabt, daß er weder Raſt noch Ruhe hatte vor ſeinen kleinen Geiſtern; jede Nacht um zwölf Uhr mußte er mit aller Gewalt aus dem Bette und auf dem Ackerſtücke rundwandeln und auf die hohe Buche klettern und dort zwei volle Glockenſtunden aushalten und frieren. Noch ſieht man ihn zuweilen da als einen kleinen Mann im grauen Rocke mit einer weißen Schlafmütze auf dem Kopfe; gewöhnlich ſitzt er aber wie eine ſchneeweiße Eule auf dem Baume, ſobald die Mitternacht vorbei iſt, und ſchreit ganz jämmerlich. Und kein Menſch kommt dem Baume gern zu nah, und kein Pferd iſt da auf dem Wege vorbeizubringen, ſondern ſie ſchnauben und blaſen und bäumen ſich und gehen auch mit dem beſten Reiter durch und querfeldein. Als meine ſelige Mutter, die in Lanken geboren war, noch ein Kind war, ſangen die Leute noch vom Matthes Pagels und ſeiner Buche:

Pagels mit de witte Mütz,
Wo koold un hoch is din Sitz!
Up de hoge Bök
Un up de kruſe Eek

Un achter'm hollen Tuun;
Worüm kannſt du nich ruhn?

Darüm kann ick nich raſten:
Dat Papier liggt im Kaſten,
Un mine arme Seel
Brennt in de lichte Höll.

Die kleinen Schwarzen ſind auch Wilddiebe, denn ſie eſſen gern Braten. Sie dürfen aber das Wild mit keinem Gewehr fällen, ſondern ſie ſtricken eigene Netze, die kein Menſch ſehen kann: darin fangen ſie es. Darum ſind ſie auch Feinde der Jäger und haben ſchon manchem Jäger ſein Gewehr behext, daß er nicht treffen kann. So war es auch einem Jäger gegangen namens Jochen Schulz, der zuletzt als Kirchenvogt in der Stadt Barth geſtorben iſt. Dieſer war bisher ein ſehr glücklicher Weidmann geweſen, fand ſich aber mit einem Male wie behext, ſo daß er nichts treffen konnte und alle ſeine guten Dienſte verlor, die er als Jäger gehabt hatte. In dieſer großen Not hatte er viele Leute um Rat gefragt, ſie hatten ihm auch genug Rat gegeben — denn den geben alle Menſchen gern umſonſt und ungebeten — aber es hatte alles nichts geholfen, ſondern die Beherung blieb nach wie vor. Da ſagte ihm einmal eine alte Bettelfrau, die er im Walde traf, ſie wiſſe gewiß, es ſei ein Schwarzer, der ihm den Schuß beſprochen habe, und es könne ihm kein Rat und kein Mittel in der ganzen Welt helfen, als daß er etwas von ihnen in ſeine Gewalt bekomme. Sie hatte ihm zugleich einen Platz gezeigt, einen kleinen Hügel im Walde, wo ſie des Nachts immer herauskamen aus den Bergen und ihre Tänze hielten. Da ſollte er ſich nur hinſchleichen, ſeinen Hagelbeutel nehmen und ein chriſtliches Gebet darüber halten, dann die Hand voll Hagel nehmen und ihn geſchwind ausſtreuen, wie man Erbſen zu ſäen pflegt, und dazu rufen: „In Gottes Namen! Satan, weiche von mir!“ Falle dann nur ein Körnlein auf etwas, das einem der Unterirdiſchen gehöre, ſo müſſen ſie es dalaſſen. Er ſolle nur den Morgen abwarten, bis die Sonne aufgegangen. Dann ſeien ſie alle fort, und das Getroffene müſſe dann auch ſichtbar werden. Er ſolle es aufleſen und mitnehmen. Der Eigner werde dann in der Herzensangſt ſchon kommen und ſich mit ihm abfinden müſſen. Der Schulz hat es ganz ſo gemacht, wie die alte Bettlerin ihm geſagt hatte, und nach Mitternacht einen tüchtigen Hagelwurf gewagt; und ſiehe, den andern Morgen hat er auf dem Hügel einen ſchönen, ſilbernen Gürtel mit einem ſilbernen Spänglein gefunden und an dem Silber noch die zwei Beulen geſehen, die

seine Schrotkörner geschlagen. Auch ist bald ein kleiner Schwarzer dagewesen und hat wegen seines Gürtels Unterhandlungen angeknüpft, und der listige Jäger hat sich von ihm einen Freischuß ausbedungen, daß zu gewissen Zeiten, wohin er nur schieße, Wild fallen müsse, welcherlei er haben wolle, auch wenn nichts da sei. Dieser Schulz ist darauf der erste aller Jäger geworden und ein so glücklicher Schütze gewesen, daß viele ihn für einen Hexenmeister gehalten haben. — Das glauben aber bis diesen Tag viele Leute, daß nichts eine größere Gewalt über diese Schwarzen hat als Eisen, worüber gebetet worden, oder was in Christenhänden gewesen ist. Darum gilt in Schweden noch sehr der Gebrauch, daß sie den kleinen Kindern in der Wiege, ehe sie getauft sind, eine Schere oder ein Messerchen auf die Brust legen, damit die kleinen und großen Unholden ihnen nichts antun noch sie vertauschen und Wechselbälge an ihrer Stelle legen können. Auch gehen viele dort nicht in tiefen Wassern baden, ehe sie etwas Metall vorn am Ufer ins Wasser gelegt; dann dürfen die Nixen und der Seegott Neck sie nicht holen und in die Tiefe hinabziehen. Die Jäger haben dort auch häufig die Weise, wenn sie ungewöhnlich und unbegreiflich oft gepudelt haben, daß sie etwa einen Feuerstahl oder ein Messer durch die Luft werfen. Denn wäre der behexende Kobold oder die schöne zaubernde Waldjungfrau etwa da und es gelänge ihnen, solches Metall ihnen über den Kopf zu werfen, so wäre auch der Zauber sogleich gehoben, und diesen Jägern dürften sie künftig nie wieder etwas antun.

Die zartesten und schönsten aller Unterirdischen sind die Weißen, fein und anmutig von Gliedern und Gebärden und ebenso fein und liebenswürdig drinnen im Gemüte. Diese Weißen sind ganz unschuldig und rein und necken niemand, auch nicht einmal im Scherze, sondern ihr Leben ist licht und zart, wie das Leben der Blumen und Sterne, mit welchen sie auch am meisten Umgang halten. Diese niedlichen Kleinen sitzen den Winter, wann es auf der Erde rauh und wüst und kalt ist, ganz still in ihren Bergen und tun da nichts anders, als daß sie die feinste Arbeit wirken aus Silber und Gold, daß die Augen der meisten Sterblichen zu grob sind, sie zu sehen; die sie aber sehen können, sind besonders feine und zarte Geister. So leben sie den trüben Winter durch, wann es da draußen unhold ist, in ihren verborgenen Klausen. Sobald es aber Frühling geworden, und den ganzen Sommer hindurch, leben sie hier oben im Sonnenschein und Sternenschein sehr fröhlich und tun dann nichts als sich freuen und andern Freude machen. Sobald es auch im ersten Lenze zu sprossen und zu keimen beginnt an Bäumen und Blumen,

sind sie husch aus ihren Bergen heraus und schlüpfen in die Reiser und Stengel und von diesen in die Blüten und Blumenknospen, worin sie gar anmutig sitzen und lauschen. Des Nachts aber, wann die Menschen schlafen, spazieren sie heraus und schlingen ihre fröhlichen Reihentänze im Grünen um Hügel und Bäche und Quellen und machen die allerlieblichste und zarteste Musik, welche reisende Leute so oft hören und sich verwundern, weil sie die Spieler nicht sehen können. Diese kleinen Weißen dürfen auch bei Tage immer heraus, wann sie wollen, aber nicht in Gesellschaft, sondern einzeln, und sie müssen sich dann verwandeln. So fliegen viele von ihnen umher als bunte Vögelein oder Schmetterlinge oder als schneeweiße Täubchen und bringen den kleinen Kindern oft Schönes und den Erwachsenen zarte Gedanken und himmlische Träume, von welchen sie nicht wissen, wie sie ihnen kommen. Das ist bekannt, daß sie sich häufig in Träume verwandeln, wenn sie in geheimer Botschaft reisen. So haben sie manchen Betrübten getröstet und manchen Treuliebenden erquickt. Wer ihre Liebe gewonnen hat, der ist im Leben besonders glücklich, und wenn sie nicht so reich machen an Schätzen und Gütern als die andern Unterirdischen, so machen sie reich an Liedern und Träumen und fröhlichen Gesichten und Phantasien. Und das sind wohl die besten Schätze, die ein Mensch gewinnen kann. Das kann man für gewiß sagen, daß, wer unter ihrem Schutze steht, vor vielem Leide geborgen ist. Ich will davon eine kleine Geschichte erzählen; sie heißt die Geschichte von dem Lilienmädchen.

Mitten zwischen hohen Alpen, auf welchen das Eis und der Schnee nie ganz geschmolzen wären, wenn die Sonne um Johannis, wo die Tage am längsten sind, auch die vollen vierundzwanzig Stunden am Himmel stände, lag unten in tiefer Verborgenheit ein grünes Tal, wo es nie schneiete noch fror, und wo gleichsam ein ewiger Lenz war und die Nachtigallen nie aufhörten von Liebe zu singen und zu klagen. In diesem Tale war ein wunderschöner Garten mit einem hellen kristallenen Schlosse und mit so schönen Blumen, als man sie nirgends auf Erden gesehen hat. Die Rosenbüsche standen hier so hoch und wölbig als die Eichen und die Lilien als die höchsten Tannen, und es war alles über die Maßen fein und wunderbar. Das Wunderbarste in dem wundersamen Garten war aber ein wunderschönes Mägdlein, welches das Lilienmädchen hieß, weil es am meisten unter den Lilien spazierenging, und weil es ein Liedchen viel zu singen pflegte von den schneeweißen Lilien und von den schneeweißen Engelein. Das Liedchen war dem Kindlein von seiner

Mutter schon in der Wiege oft vorgesungen, und es war das einzige, was es aus seiner Kindheit behalten hatte. Das Kind war aber hier nicht geboren, sondern auf eine seltsame Weise in den Garten gekommen. Das Liedlein lautete also, und sie sang es immer mit trauriger Stimme:

Schlafe, Kindlein, hold und weiß,
Das noch nichts von Sorgen weiß;
Schlaf in stiller, süßer Ruh',
Tu die kleinen Äuglein zu.

Draußen stehn die Lilien weiß,
Haben allerschönsten Preis;
Droben in der lichten Höh'
Stehn die Englein weiß wie Schnee.

Kommt ihr Englein, weiß und fein,
Wiegt mir schön mein Kindelein,
Wiegt sein Herzchen fromm und gut,
Wie der Wind der Lilie tut.

Schlafe, Kindlein, schlafe nun!
Sollst in Gottes Frieden ruhn;
Denn die frommen Engelein
Wollen deine Wächter sein.

Mit dem kleinen Lilienmädchen verhielt es sich folgendergestalt. Sie war die Tochter eines sehr reichen Königs und einer sehr schönen Königin. Nun war da eine Hexe, die wußte vorher, daß die Königin kein anderes Kind mehr gebären würde, und daß diese junge Prinzessin einmal das Reich erben und Königin darin sein würde. Diese alte Hexe hatte einen einzigen Sohn, der war lahm und sehr häßlich. Ihr kam er aber sehr schön vor, weil er ihr Sohn war, und sie dachte, daß es doch was Feines sei, wenn sie ihm einmal die schöne Prinzessin zur Frau verschaffen könnte und das Königreich obenein als Mitgift. Darauf hatte sie oft viel hin und her gesonnen und endlich ihren ganzen Anschlag fertig gemacht. Eines Tages, als der König und die Königin mit der kleinen dreijährigen Prinzessin im Rosengarten spazierengingen, siehe, da hatte die alte Hexe sich in eine Wölfin verwandelt, sprang in den Rosengarten hinein, nahm die kleine Prinzessin in den Rachen und lief mit ihr davon. Der König und die Königin schrien Hilfe! Hilfe! und liefen nach; aber die Wölfin war mit dem Kinde über alle Berge, und kein Mensch konnte sie einholen und ihr das Kind wieder abjagen. Alle Menschen glaubten, es sei von ihr aufgefressen, und der König und die Königin betrauerten es wie ein totes. Es lebte aber gott-

lob! noch, und es lebte auf die allerluſtigſte Weiſe. Die alte Hexe hatte in einem wilden Tale, das wohl zweihundert Meilen von der Stadt lag, wo der König und die Königin, des Kindes Eltern, wohnten, einen paradieſiſchen Garten hingezaubert, wozu kein Weg und Steg führte, und wohin man nur durch die Luft auf dem Rücken des Adlers oder als ein Vögelein Briefe tragen konnte. Sie ſelbſt hatte ſich in einen Vogel Greif verwandelt, als ſie das Kind über die hohen, verſchneiten Alpen dahintrug. Der Garten hatte nicht allein die ſchönſten Blumen und Roſen und Lilien, wovon ich eben erzählt habe, ſondern es ſtanden auch die herrlichſten Bäume darin, woran die lieblichſten Früchte im Überfluß hingen, und Reben und Sträuche voll Trauben und mancherlei ſüßer Beeren, und Bäche voll Milch und Honig rieſelten, und Quellen ſprudelten den köſtlichſten Wein in die Höhe. Von allem dieſem konnte das Kind immer eſſen und trinken, wann und wieviel es wollte. Und die luſtigſten Vögel ſaßen in allen Zweigen und machten Muſik zu der Herrlichkeit. Es ſtand auch in dem kriſtallenen Häuschen ein ſehr niedliches Bettchen in einem ſtillen, kühlen Kämmerlein, wo das Kind ſich ſchlafen legte, wann es Abend ward, und in einem kleinen Nebengemache ſetzten unſichtbare Diener und Dienerinnen die niedlichſten Speiſen und Getränke auf den Tiſch und nahmen ſie zu ihrer Zeit wieder weg. Kurz, es fehlte dem Kinde an gar nichts; nur Menſchen waren nicht da, und es mußte mit ſeinen Blumen und Vögeln ſprechen, was es denn auch genug tat, ſo daß es den kleinen Blümchen zuweilen Geſchichten erzählte und ins Ohr ſäuſelte und mit den Vögelchen, die ſich ganz zahm ihm auf Schultern und Händchen ſetzten, manche liebe Stunde verzwitſcherte und verſchwätzelte, auch wohl zuweilen verſang; denn das Lilienmädchen konnte bald alle Vogelſtimmen nachzwitſchern und nachſingen. Die alte Hexe aber hatte das Kind darum hieher in den Garten geſetzt, weil ſie glaubte, hier ſei es ihr ſicher, und hieher werde keiner kommen und es ihr wieder ſtehlen und entführen können; denn wer wollte hieherkommen? Sie dachte es hier groß werden zu laſſen, und freute ſich jedesmal, wann ſie in den Garten kam und das Kind größer und ſchöner werden ſah. Dann wollte ſie, wann die Prinzeſſin erwachſen war, ihren Sohn hieherbringen und ihr beilegen, daß ſie Söhne und Töchter miteinander zeugeten. „Denn", ſprach ſie bei ſich, „haben ſie nur erſt Kinder miteinander, ſo kann ich ſie beide dann mit den Kindern zu dem Könige und der Königin bringen und ſagen: ‚Sehet, dies iſt eure ſchöne Tochter, welche die Wölfin entführte, und welche Gott auf eine wunderbare Weiſe erhalten hat; und das iſt euer ſchöner und würdiger Eidam,

und das sind eure niedlichen, kleinen Enkelein'; und sie werden sich schon darin finden müssen, und ich werde eine Großmutter von Königen und von Königinnen werden. Juchhe!" So hat die alte Hexe gehofft; doch ist es ihr nicht alles nach Wunsch geraten.

Die kleine Prinzessin hieß Gunhilde und war des Königs von Schweden Töchterlein. Sie spielte, da sie ihre Eltern und die dunkeln Erinnerungen ihrer Kindheit bald vergaß, recht fröhlich unter den Blumen und Bäumen herum und wußte in dem ewigen Frühlinge, worin sie sich erging, nichts von den Plagen und Bosheiten dieser argen Welt. Nur wenn sie das kleine Wiegenlied sang von Lilien und den Englein, ward sie wohl auf einen Augenblick traurig; aber dieser Eindruck verwehte so leicht als Tropfen, die im Sommer auf Blumen fallen, von dem Sonnenwinde weggeblasen werden. So vergingen ihr in eitel Freuden und in den lustigsten Kinderspielen unter Blumen und Vögeln Monate wie Sekunden und Jahre wie Minuten. Und sie war zwölf Jahre alt geworden und war eine rechte Blume der Schönheit, schlank wie eine Lilie und frisch wie eine Rose. Und sie wäre in all ihrer Unschuld wohl die Frau des lahmen und garstigen Hexenunholds geworden, wenn Gott es nicht anders gewollt hätte. Dieser ließ nämlich ein buntes Vögelein in diesen Garten hinunterwehen, und das bunte Vögelein kehrte das, was das bitterste Leid hätte werden können, zur süßesten Freude. Ich muß nun erzählen, wie es sich mit dem Vöglein begeben hat, und was mehr daraus geworden ist.

Jenseits jener hohen, beschneiten Alpen, welche das tiefe Tal umringten, worin Gunhildens Garten blühete, wohnte ein Köhlerpaar, fromme und einfältige Leute, welche Gott lieb waren. Diese hatten auch gar liebe und fromme Kinder. Das hatten die kleinen Weißen gemerkt und kamen in mancherlei Gestalt und Verkleidung oben in das Köhlerhaus und brachten Segen hinein. Auch den Kindern brachten sie zuweilen Geschenke, von welchen die Eltern nicht begreifen konnten, wie sie dazu gekommen seien. Die Kinder sagten aber immer, sie hätten sie gefunden, und sie hatten sie auch fast immer gefunden. Nun kam einmal einer der Weißen als ein Schneevögelchen geflogen und wollte zur Köhlerhütte. Weil es nämlich gewöhnlich da oben sehr kalt war, so nahmen sie, wenn sie dahin wollten, meistens die Gestalt solcher Tiere an, welche die Kälte ertragen können. Als nun das Schneevögelchen auf seiner Alpenreise im besten Fluge war, entstand plötzlich ein greulicher Sturm mit Wirbeln und Schneegestöber, und es ward in der Dunkelheit mit fortgewehet, es wußte nicht wohin, bis es

sich endlich zwischen den Alpen in der hellesten und heitersten Luft wiegte und tief unten im Tale einen wunderschönen Garten liegen sah. Da flog es hinab und wollte sehen, was der Garten bedeute hier mitten in der Einöde. Schneevögelein ließ sich darum unter den andern Vögeln nieder und zwitscherte und sang mit ihnen aus seinen besten Künsten, sah das kristallene Haus, sah das hübsche und weiße Lilienmädchen in seinem reizenden Liliengange wandeln, wo die Lilien so hoch standen, als anderswo die Linden und Birken stehen, und begriff auf der Stelle, daß hier etwas von Zauberei walten müsse. Zufällig war auch die alte Hexe eben da, welche einmal nachgesehen und sich gefreut hatte, daß Gunhilde so geschwinde wuchs. Sie kroch aber als eine garstige Kröte in einem Winkel des Gartens. Das bunte Vögelchen wußte noch nicht recht, wohin die Zauberei wolle; als es aber die Kröte mit dem wunderlich lauschenden Kopfe und den hellen, listigen Augen gesehen hatte, deutete es sich alles. Die Hexe merkte von dem Vögelchen auch nicht das allergeringste, denn wenn die Hexen alles wüßten, würde nie eine Seele erlöst, die ihre Künste verstrickt haben.

Als das Schneevögelein sich alles besehen, erlauscht und erkundet hatte, schwang es sich auf seinen leichten Schwingen wieder hoch über die Alpen hinaus, flog über das wohlbekannte Köhlerhäuschen hin und war bald weit davon unten auf einer blühenden Wiese, wo es seine Gesellen fand. Diese tanzten schon den fröhlichen Sternenreigen um die Quelle, denn es war Abend geworden und der Mond aufgegangen. Und der kleine Weiße zog sein Vogelkleidchen aus und erzählte seinen Gespielen sein Abenteuer und die Ursache seines langen Ausbleibens. Und sie ratschlagten sogleich, was zu tun sei, und daß es eine Sünde sei, wenn das schöne Kind, das gewiß vornehmen Eltern gestohlen worden, so der schnöde Raub einer listigen Hexe werde. Und sie spähten und forschten die nächsten Tage umher und sandten auf Windesfittichen und auf Vogelflügeln manche geschwinde Boten aus und hatten es bald heraus, das Lilienmädchen sei gewiß die kleine Gunhilde, des Königs von Schweden Töchterlein, womit eine grimmige Wölfin einst in den Wald gelaufen. Und in wenigen Tagen waren sie auch hinter dem ganzen Anschlage der alten Hexe, und daß sie nichts Geringeres meine, als daß ihr garstiger Sohn solle der Gemahl der Prinzessin und gar einmal Prinz und König werden. Und sie beschlossen einmütig, das solle nimmer geschehen, und hielten von diesem Tage an redlich Wache bei der Prinzessin, so daß immer einer den andern ablöfete; und das machten sie auf folgende Weise. Immer waren zwei von ihnen in dem Zaubergarten des kleinen Lilienmädchens. Sie flogen als Schneevögel

oder als Raben, Krähen, Adler und andere Vögel, welche die Kälte ertragen können, über die Alpen, senkten sich dann ins Tal hinab, und wie sie die niedere und mildere Luft berührten, wurden sie bunte Vögel und Schmetterlinge und mischten sich unter die andern Vögel und Schmetterlinge, welche im Garten sangen und herumflogen, und welche die alte Hexe in so zahlloser Menge und in solcher wunderlichen und seltsamen Mannigfaltigkeit der Farben erschaffen hatte. daß sie unmöglich merken konnte, ob einige mehr oder weniger da waren. Auf diese Weise waren Tag und Nacht immer einige Weiße um Gunhilden und ließen sie nicht aus den Augen, damit ihr kein Leid widerfahren könne.

Zuerst jammerte das Kind sie, daß es so dumm aufwachsen sollte in aller seiner Unschuld und Schönheit, und sie fingen an, ihm viele feine Gedanken in das Herz zu geben und ihm allerlei Kunst und Wissenschaft einzuflößen, ohne daß Gunhilde es merken könne. Denn es geschah meistens im Schlafe, so daß das Kind meinte, was es gelernt hatte, sei ein Traum; denn sichtbar wurden sie der Prinzessin nie, durften es auch nicht werden. Wenn sie aber als Vögelein und Schmetterlinge zu ihr flogen und ihr allerlei vorzwitscherten, unterschied sie sie nicht von den andern bunten Vögeln und Schmetterlingen, wenn sie ihr gleich ganz andre Sachen vorklangen und zuflüsterten, als jene konnten. Das ist aber gewißlich wahr, daß die Prinzessin, seitdem die Weißen da waren, viel geistreicher und sinnvoller geworden war, so daß selbst die alte Hexe, wann sie in den Garten hinabkam, zuweilen erstaunt vor ihr stillstand und sich darüber verwunderte, welch ein seltsames Kind das sei, das ohne alle Unterweisung so klug werde. Sie hatte da einmal das Wort fliegen lasser: „Ich muß ihr meinen Hahn bald bringen, ehe mir dies Hühnlein zu klug wird und ihm wegfliegt.“ Die Vögelein, welche als Sendeboten der Weißen da waren, hatten sich das gemerkt, und flugs war einer derselben zu den Ihrigen geflogen und hatte es berichtet. Und die waren erschrocken zu Rat gegangen und hatten gegen den verruchten Anschlag, den die Hexe mit ihrem Lahmen hatte, eine sonderliche List erfunden.

Sie schmiedeten aus ihrer klügsten Kunst und mit unverdrossenstem Fleiße Tag und Nacht an einem Goldringelein. Und als das Ringelein fertig war, flugs ward einer eine Krähe, nahm es in den Schnabel und flog damit über die Schneeberge und in den Garten hinein. Und als es Nacht geworden war und die süße Prinzessin Gunhilde im Bette lag und schlief, flatterte das Vögelein auf das Bett und belehrte das Kind in der Gestalt eines Traumes über sein Schicksal, indem es ihr im Traum in seiner

wahren Gestalt erschien als ein feiner Unterirdischer im schneeweißen Gewande und mit dem weißen Mützchen mit der silbernen Glocke auf dem Kopfe. Es flüsterte ihr aber folgendes vor:

„Liebes, freundliches Lilienkind, ich bin einer der weißen Unterirdischen, von welchen du nichts weißt, die aber sehr deine Freunde sind, und ich komme, dich über dein Schicksal zu belehren und dich vor den bösen Tücken und Künsten einer alten Hexe zu warnen, die dich auf eine uns unbegreifliche Weise in ihre Gewalt bekommen hat. Dein Vater ist ein großer König, der im fernen Norden herrscht, und deine Mutter ist eine Königin. Von diesen hat sie dich weggestohlen und entführt und dich in diesen Garten und in dieses kristallene Haus gesetzt. Sie ist ein sehr häßliches altes Weib, mager und runzelig und triefäugig und hat einen häßlichen, lahmen Sohn; mit dem und mit dir hat sie einen Anschlag. Sie will ihn nämlich mit dir vermählen, d. h. er wird kommen, als wenn er mit dir spielen und dir die Zeit vertreiben wollte; und er wird sehr freundlich mit dir tun, so freundlich, als ein solcher Mensch sein kann. Aber der Bube hat den Schelm im Nacken wie seine Mutter; er will dich nur berücken, daß du ihn als deinen Herzliebsten annehmen sollst und Hochzeit mit ihm machen. Hat er das vollbracht, dann, meinen sie, haben sie dich ganz in ihrer Macht, daß sie mit dir tun können, was ihnen nur gefällt. Und die Alte hofft nichts Geringeres, als daß dein Vater und deine Mutter ihr hinkendes Söhnlein als Eidam annehmen sollen, damit er nach ihrem Tode als König das Reich beherrsche. Das wäre aber ewig schade um deine Schönheit und Jugend, wenn sie einem solchen Ungeheuer von Häßlichkeit und Bosheit zuteil werden sollte. Darum haben wir dich warnen wollen, damit du dich hütest vor ihren schmeichlischen und bübischen Listen. Denn du bist eine erwachsene Jungfrau und füllest bald dein dreizehntes Jahr, und die Alte wird nun bald kommen mit ihrem Sohn. Nimm dich nun in acht vor ihnen, so gut du kannst! Eines aber sollst du wissen. Hier hast du ein Goldringelein, das ich dir an den Finger stecke. Das verwahre wohl und birg es als dein köstlichstes Kleinod. Und wann du in der größten Not bist und nicht mehr weißt, wo aus noch ein, dann nimm das Ringelein vom Finger und reibe dir die Stirn damit, so wirst du plötzlich in zwei Wesen verwandelt werden, in ein Sandkorn und in ein Spinnweb, und sie werden dir nichts zuleide tun können. Denn vor einem Sandkörnchen, das dieser Ring berührt hat, haben alle Hexen und Hexenmeister einen Schauder, und Spinnweben dürfen sie nicht anrühren, oder sie kriegen den Schlag. Die zweierlei Verwandlungen haben wir aber angestellt, damit, wenn dem Sandkörnchen etwas zuleide geschähe,

das Spinnwebchen noch da sei, oder, wenn dem Spinnweb was widerführe, das Sandkörnchen wieder Gunhilde werden könne. Du brauchst aber nie länger Sandkörnchen oder Spinnweb zu bleiben als einmal vierundzwanzig Stunden, denn vierundzwanzig Stunden ist die längste Zeit, welche die Alte in dem Garten bleiben darf; dann muß sie fort und kommt in zehn Tagen nicht wieder; denn je alle zehn Tage darf sie nur hinkommen. Die Hexen haben auch ihre strengen Gesetze, unter welchen sie stehen; und wäre das nicht, wer wollte mit ihnen auskommen? Und nun sei mutig und behalte diese Worte wohl! Wir werden immer dasein und dir beistehen."

Dieser Traum ward dem Lilienmädchen mehrmals erzählt, so daß dem Kinde alles klar ward und es alles fast ebensogut verstand, als hätte es auf der Welt immer unter Menschen gelebt, wo Gutes und Böses immer untereinander im Schwange geht. Auch wurden ihm viele Gestalten, die es nachher wirklich sehen sollte, in ihrer ganzen, vollen Natürlichkeit gezeigt. Und als das Lilienmädchen erwachte, fand es sein Goldringelein am Finger und beschauete es mit Wohlgefallen und sang das Verslein dazu, das ihm auch im Traume zugeflüstert war, und das also klang:

Goldringelein! Goldringelein!
Mach' mich klein, mach' mich fein!
Sandkorn ist das Kleinste,
Spinnweb ist das Feinste.

Huhu, welch ein Wicht!
Körnlein, verwehe nicht!
Spinnweb, zerreiße nicht!
Huhu! Huhu!
Mein Glück, wie dünn bist du!

Die kleinen Weißen hatten alles richtig vorher gewußt oder geahnet. Es vergingen nicht vierzehn Tage, so begab sich's, wie sie dem Lilienmädchen im Traum gesagt hatten. Die alte Hexe war bisher noch nie in menschlicher Gestalt erschienen, sondern war als Maus in den Garten oder in das Haus gekrochen oder auch als Kröte und Eidechse hineingeschlüpft oder als Mistkäfer über die Mauer geflogen. Unter diesen Verkappungen hatte sie die Prinzessin immer belauscht und sich ihr nie in ihrer wahren Gestalt gezeigt. Sie hatte aber ihre tückische Absicht dabei gehabt, denn sie hoffte sie mit ihrem Sohne desto besser überraschen zu können, wenn sie vorher nie ein menschliches Bild gesehen hätte. Dafür aber hatten die kleinen Weißen schon gesorgt, denn sie hatten ihr den schönsten Prinzen und Ritter im Traume gezeigt,

ſo daß ſie unter ihren Blumen ſchon ſeit mehreren Wochen in träumender Sehnſucht ging. Dies alles hatten ſie ſo vorbereitet, damit die Häßlichkeit der Alten und ihres lahmen Krüppels dem Lilienmädchen deſto ſcheußlicher erſchiene. Die Alte hatte nun beſchloſſen ihre Geſchichte zu vollenden und kam deswegen zum erſtenmal in ihrer wahren Geſtalt, wie ſie leibte und lebte.

Die Prinzeſſin Gunhilde hatte eben ihren dreizehnten Geburtstag angetreten, und es ſchien, als wolle der Himmel ihn mitfeiern, ſo lieblich und anmutig war der Morgen aufgegangen. Das Kind hatte einen wunderlieblichen Traum gehabt und von einem ſchönen, blonden Jüngling geträumt, der vor ihr Bett getreten, ſich demütig und freundlich vor ihr verneigt und ſie mit einem großen, grünen Kranze ganz zugedeckt hatte. Durch dieſe ſüße Erſcheinung war ſie aufgeweckt und hatte den blonden Kranzträger vergebens in dem Zimmer und in dem Hauſe und Garten geſucht; denn ihr deuchte, er ſei leibhaftig dageweſen. Jetzt ging ſie voll der ſüßen und wehmütigen Gefühle, welche das holde Bild in ihrem Buſen erregt hatte, in ihrem Liliengange auf und ab und hörte die Nachtigallen ſchlagen und den Morgen begrüßen. Beſonders ergötzte ſie ſich an einer Nachtigall, die ſie, in der Luft hin und her fliegend, immer begleitete und faſt, wie die Lerchen und Grasmücken tun, im Fluge ſang. Das war aber keine von den Nachtigallen der alten Hexe, die zum Garten gehörten, ſondern es war einer der kleinen Weißen, unter den Vögeln verſteckt. Als ſie nun ſo unſchuldig und in ſüßer, träumender Sehnſucht und Wehmut verſunken unter ihren Blumen ſpazierenging, da kam mit einem Male von dem andern Ende des Gartens eine alte Frau daher in einem braunen Rocke und mit ſchneeweißem Kopfe, den eine ſchwarze Mütze bedeckte, und der mit dem gekrümmten Rücken faſt bis zur Erde niederhing; ſie kroch aber mehr, als ſie ging, und huſtete bei jedem Schritt, den ſie tat. Als ſie nun näher herbeikam, da ſah Gunhilde, wie ſcheußlich ſie war. Ihre Stirn und ihre Wangen waren zuſammengerunzelt wie Handſchuhe, die naß geworden und auf dem Ofen getrocknet ſind; ihre ſchielenden Augen glühten wie feurige Kohlen und leckten Tropfen, wie der Schornſtein leckt, wann regnigtes Wetter iſt; in ihrem häßlichen Munde war auch kein Zahn mehr, und wo weiland ein rundes Kinn geweſen, war jetzt ein ſpitzer, magerer Knochen mit einigen langen, weißen Barthaaren beſäet, die wie einzelne Stoppeln ſtanden gleich dem Barte, womit die Katzen geziert ſind. Die ſchöne Gunhilde ſchauderte freilich zuſammen bei dem erſten Anblick, aber doch war ihr das alte Weib anziehend. Denn das haben faſt alle Hexen ſo an ſich, daß auch, die ſie verabſcheuen, nicht leicht

von ihnen kommen können. Die Alte grüßte das schöne Kind und bot ihm einen schönen guten Morgen, lächelte dazu gar leidig und gebärdete sich freundlich und tat so süß wie ein Thymiansbeutelchen; dann begann sie nach manchen Räusperungen und Flüsterungen also:

„Ich sehe es dir an, liebes Kind, daß du dich nicht wenig wunderst über diese Erscheinung, die jetzt vor dir steht. Ich aber verwundere mich nicht über deine Verwunderung; denn was ist natürlicher, da du nie einen Menschen gesehen hast als dich selbst? Aber fürchte dich nicht vor mir! Ich liebe dich mehr als mein Leben und bin allein gekommen, dich glücklich zu machen. Du weißt das Wunder nicht und darfst es noch nicht wissen, wodurch du in diesen Garten gekommen bist und hier zehn einsame Jahre unter Bäumen und Blumen verlebt hast; das aber sollst du wissen, daß ich es bin, die dich hieher gebracht hat, damit du vor vielem Unglück und vor Verführung, wovon es in der bösen Welt wimmelt, frei wärest. Ich bin deine Erretterin und Pflegerin und Helferin gewesen bis diesen Tag, und daß du so fröhlich und schön bist, ist das Werk meiner Fürsorge. Aber ich bedenke, daß es nicht gut ist, daß du hier länger so in der Einsamkeit bleibst, und morgen sollst du einen Gespielen erhalten, den liebenswürdigsten und anmutigsten Jüngling, den je die Sonne beschienen hat, und der soll bei dir sein Tag und Nacht und dir die Tage und Nächte versüßen und verspielen helfen; und er soll dir der Liebste sein, was die andern Menschen einen Bräutigam nennen, und du sollst seine Braut sein. Aber du verstehst das noch nicht; du wirst es aber wohl lernen, wie süß und freundlich der holde Knabe ist."

Dies und viele solche Sachen plapperte die leidige und redselige Alte der Prinzessin den ganzen Tag vor und sagte sie mit den allerschmeichlichsten und süßlichsten Tönen und Gebärden, worin nur Hexen sprechen und sich gebärden können, und meinte, sie habe sie ganz gefangen und werde das junge, unerfahrene Vöglein leicht in die Schlinge gehen, ja, es sitze schon halb darin. Denn Gunhilde, die merkte, wie leidig und listig die Alte war, brauchte auch List und stellte sich, als freue sie sich über die Maßen über die Ankunft des Gespielen, den sie ihr zubringen wolle, und tat überhaupt so kindisch und sorglos und dumm, daß die Alte ganz entzückt war.

Und als der andere Morgen gekommen war und Gunhilde aus ihrem Kämmerchen in den Garten hinaustrat, über welchem eben die Sonne aufging, da war die Alte wieder da und sagte: „Fahrwohl mit dir, feines Kindchen! In ein paar Minuten ist dein Bräutigam da. Nun spielt nur schön, bis ich wiederkomme,

und laßt euch die Zeit nicht lang werden! Um zehn Tage bin ich wieder bei euch.“ Sie dachte aber bei sich: Es wird ein feines Spiel werden, daß dem alten Könige in Mitternacht einmal die Augen davon übergehen werden, wann er meinen Sohn Eidam grüßen muß. Indessen er ist mein Sohn, und aus jedem Tropfen Adamsblut kann bei Gelegenheit ein Kaiser und König werden. Und ist er nicht ein feiner Junge? Pah! ich meine, er braucht vor Königsblut nicht umzukehren. Mit diesem fröhlichen Selbstgespräch schied sie aus dem Garten und verschwand durch die Pforte; und nach einigen Augenblicken trat statt ihrer ihr Söhnlein daher, oder vielmehr es humpelte — und wie sah es aus?

Es war ein Jüngling von neunzehn Jahren, nicht viel über drei Fuß hoch und fast ebenso breit und dick, als er lang war. Er zeigte vorn — denn der Kopf ging dem Leibe eine halbe Elle voran — einen breiten Kopf, der sich nach oben gradauf wie ein Zuckerhut zuspitzte, mit einem platten Gesicht, eingedrückter Schnauze und kleinen, blinzelnden, grauen Augen, und was noch glatt hätte sein können, von Blatternarben jämmerlich zerrissen. Seine Scheitel bedeckten dünne, weiße Haare, und wo der Männerbart stehen sollte, standen hie und da einzelne Struppen wie Disteln auf einem unfruchtbaren Sandfelde. Diese saubere Gestalt war auf das allerabenteuerlichste und lächerlichste verziert, etwa wie vor hundert Jahren die Edelknaben an den Fürstenhöfen gekleidet gingen. Er trug einen roten Scharlachrock mit Gold besetzt, eine seidene, golddurchstickte Weste und weiße atlassene Beinkleider und weiße seidene Strümpfe bei schwarzen Schuhen mit roten Bandschleifen von der Größe einer rotflammenden Bauerrose, die vornehm Päonie genannt wird. Den Hut trug er unter dem Arm, ein spanisches Rohr mit einem goldenen Knopf glänzte in seiner Rechten, und ein breiter Haarbeutel, aus welchem der Puder bei jeder Bewegung in weißen Strömen wehete, wackelte auf einem spitzen Hügel hin und her, der aus seinem Rücken gewachsen war, und den man allenfalls als Nagel hätte brauchen können, Hüte, Mäntel und dergleichen daran zu hängen. Dieser anmutige und anmutig verzierte Gesell hinkte denn langsam und von Liebesseufzern und Luftschnappern ächzend den Lilienzang hinauf, in dessen Mitte die Prinzessin stand; und sie ließ das neue Abenteuer auf sich zukommen, ohne sonderlich zu erschrecken, denn in seiner Kleinheit kam er ihr mehr lächerlich als gefährlich vor.

Und er trat vor das Lilienmädchen hin und verneigte sich dreimal sehr tief, und seine Blicke fielen bald auf sie, bald auf sich selbst zurück, und er betrachtete sich dann mit innigem Wohl-

gefallen vom Kopf bis zu den Füßen, besonders seine breiten Waden in den glänzenden seidenen Strümpfen, seine Bräutigamsschuhe mit den roten Bändern von der Farbe, die man Liebesflammen nennt, und seinen Scharlakenrock von Golde strotzend — und selbstbehaglich lächelte er aus sich heraus, als wollte er sagen: „Schöne Prinzessin komm! hier hast du den anmutigsten aller Prinzen; mache ihn zu deinem Liebsten und Bräutigam!" Das sagte er aber nicht, sondern, nachdem er einige Minuten Atem geschöpft hatte — denn der Kasten, den er auf dem Rücken trug, drückte verzweifelt schwer auf seine Brust, besonders wenn er nach seiner Weise geschwinde gegangen war — sprach er etwa solche Worte:

„Vielgeliebte Prinzessin oder schneeweißes Liliemmädchen oder Prinzessin Tulipan, Schneeblümchen und Schneeglöckchen, und welche Namen dir sonst lieb sind — ich komme durch ein wundersames Schicksal weither über Alpen und durch hohe Lüfte und auf einem befiederten Fuhrwerk, dir meine Schönheit und Jugend zu weihen. Denn meine Frau Mutter, deren Weisheit schon an meiner Wiege aus den Sternen gelesen hatte, daß wir von Ewigkeit her füreinander bestimmt waren, und daß große Kaiser und Könige aus uns entspringen sollten, hat mich ebenso in der Einsamkeit erzogen als dich, damit nicht andere Jungfrauen, durch meine Reize gelockt, mich verführten, und damit ich in der vollen Unschuld und Liebenswürdigkeit meines Herzens dein Bräutigam würde. Und nun komm, mein schneeweißes Blümchen, komm, meine Lilie, meine Narzisse, meine Konvalle, mein Schneeglöckchen, mein zartes Federchen aus dem Krönchen des Paradiesvogels und dem Schwänzchen des Vogels Venus, der sich jedes Jahrtausend aus seiner eigenen Asche verjüngt, komm und streichle mich und herze mich und küsse mich und spiele mit mir und sei meine süße Braut, und ich will dein süßester Bräutigam sein!"

Und er machte sich vorwärts und streckte seine Arme aus, als wollte er sie umfangen; sie aber schauderte zusammen und wich drei Schritt zurück. Der arme Prinz aber kam aus dem Gleichgewichte mit seinem einzigen breiten Stämmer, worauf er sich nur verlassen konnte — denn der lahme schleppte nur so nach — und fiel auf seine Nase, daß sie blutete. Sie aber lachte lauten Halses bei dem Anblicke des kleinen Purzels, wie er sich in seiner Breite im Sande hingelegt hatte; doch jammerte er sie, und sie gab ihm die Hand und half ihm sich aufrichten, und als er wieder stand, zog sie sanft die Hand zurück und sagte ihm: „Lieber Prinz Taliquo oder Qualiquo oder Quiproquo (denn mir hat einmal von einem Prinzen geträumt, der aussah wie du und mit einem solchen

Namen ungefähr gerufen ward), aus deiner Bräutigamsſchaft, wenn die in einem Streicheln und Herzen und Küſſen beſtehen ſoll, wird nun und nimmer nichts; der muß ein bißchen anders ausſehen, der mich umhalſen ſoll. Ich bitte dich alſo, bleib mir mit deinen Küſſen zehn Schritt vom Leibe und bilde dir nicht ein, daß ich je deine Braut werden könne; denn lieber will ich Schlangen und Kröten küſſen als deine Ungeſtalt. Siehe, es iſt Platz genug in dem ſchönen, großen Garten; da können wir immer nebeneinanderher ſpazieren, und ich will dir gern alles Schöne gönnen, was er hat; aber vergönne mir, daß ich lieber mit meinen Lilien und Nachtigallen ſpreche und ſpiele als mit dir!“

Prinz Qualiquo — ſo können wir ihn mit der Prinzeſſin nennen — ward gar nicht beſtürzt durch dieſe Worte; er lächelte und ſprach bei ſich ſelbſt: „Hahaha! Iſt es nicht grade, wie mir's die Mutter geſagt hat, ehe ſie mich zu ihr in den Garten ließ? Sagte ſie nicht: ſie wird tun, wie alle Jungfrauen tun, wenn man ihnen von Küſſen und von Hochzeitbetten ſpricht; ſie wird ſich gebärden, als ſei dabei eine fürchterliche Gefahr; ſie wird tun, als wenn du häßlich wäreſt; ſie wird vor dir fliehen, ſie wird ſprechen, du könneſt nie ihr Bräutigam werden, und ſie wolle eher den Tod umhalſen als dich. Laß dich das alles nicht anfechten; das iſt ſo die blöde oder gezierte Jungfrauenart. Sei mutig! Sei mutig, Sohn! Schreite ſtolz einher, als trügeſt du eine Kaiſerkrone! Lächle, wie ein gnädiger Gott von ſeinem Throne lächelt! Gebärde dich groß und majeſtätiſch, und die Majeſtät muß ſich dir zu Füßen legen. Durch Mut und Stolz werden Felſen durchbohrt und Löwen und Tiger gebändigt; wieviel mehr das Herz einer zarten Jungfrau. Alle Jungfrauen machen es im Anfange ſo; ſie fliehen vor dem, was ſie am liebſten haben; ſie ſcheinen zu verabſcheuen, was ſie wünſchen. Halte du nur an, halte du nur feſt und laß ſie nicht los, bis ſie dein Weib wird! Es müßte wunderſeltſam zugehen, wenn ſie, die in ſo lauterer Einfalt gelebt hat, nicht fände, daß ein Geſpiele ein köſtliches Ding iſt, und noch dazu ein Bräutigam, und welch ein Bräutigam!“

So tröſtete ſich Prinz Qualiquo und kam immer wieder, wenn die Prinzeſſin ihm auch mal entlief. Das iſt aber wahr, ſie ergötzte ſich herzlich an ſeinen wunderlichen Gebärden und Männchen und an den ſeltſamen Reden, die er ihr von Zeit zu Zeit hielt. Dann war es ihr Scherz, daß ſie ihm auf das geſchwindeſte entlief bis zur entgegengeſetzten Seite des Gartens, wo er wenigſtens eine halbe Stunde brauchte, bis er wieder zu ihr hin hinkte. Dies trieb ſie ſo lange, bis er ſchachmatt war und auf das jämmerlichſte ächzete und hinfiel und endlich einſchlief. Als er

nun so elendiglich dalag und von der heißen Mittagssonne gebrannt wurde, da jammerte er sie, und sie kitzelte ihn mit einem Lilienstengel so lange unter Kinn und Nase, bis er wach ward, hieß ihn darauf aufstehen und führte ihn an einen süßen Weinquell, damit er sich erquickte. Dies tat er denn auch in solchem Überfluß, daß er an dem Quell liegen blieb und zum zweiten Male einschlief, und so fest, daß sie den ganzen Nachmittag und Abend Ruhe vor ihm hatte, bis die Nacht kam und sie sich in ihrer Kammer verschloß und zu Bett ging.

Auf die Weise wie die ersten Tage ging es die folgenden auch, und schon fing der Prinz Qualiquo an, dem Lilienmädchen herzlich langweilig zu werden. Denn wenn sie ihm auch leicht entrinnen konnte, sie sah ihn doch immer wieder heranhumpeln, und das ewige Geschwätz und Gewinsel von Liebe ward ihr zuletzt ganz unerträglich. Und das um so mehr, weil es ihr vorkam, als sei dieser pucklichte Prinz mit seiner quäkigen und quäligen Stimme nicht allein ein Prinzessinnenscheuch, sondern auch ein Vogelscheuch; denn die Vögel, die sonst immer so lustig aus allen Zweigen sangen, schwiegen jetzt, sobald er da war. Es war also zuletzt ihr einziger Trost, daß er gegen den Nachmittag immer soweit war, daß er Sonne und Mond nicht mehr unterscheiden konnte. Sie gebrauchte da auch eine unschuldige List; denn wenn er sie mit seinem Nachhinken zu sehr ängstigte, blieb sie etwa an einer neuen Weinquelle stehen, die er noch nicht versucht hatte, und zeigte sie ihm; und gewöhnlich ward seine Lüsternheit dabei fest.

Das ward ihr aber sehr unangenehm, daß er endlich die Stelle ausgespürt hatte, wo sie schlief. Da kam er, wann die Nachtkälte und der Morgenwind ihn von seinem Rauschlager aufstörten, gewöhnlich in die Laube, die in ihr Schlafzimmer führte, klopfte an ihre Türe, wispelte und lispelte, ächzete und seufzete, girrte und schwirrte, hielt feurige Reden und sang noch feurigere Lieder, bis er auch da meistens wieder einschlief und oft schnarchte, bis die Sonne schon hoch am Himmel stand. Dies letzte war ihr das unleidlichste, denn ihr Liebstes war, in der Frühe unter ihren Lilien zu wandeln und die Sonne über die Alpen aufsteigen zu sehen. Nun mußte sie aber drinnen warten, bis es ihm beliebte, aufzustehen.

Da jammerte der arme Qualiquo sie, denn er kam ihr ebenso dumm vor, als er garstig war. Und wirklich, der arme Schelm war sehr dumm, und was er von zierlichen Redensarten und Ausrufen und in Worte gefaßten Seufzern so anbrachte, hatte seine Mutter, die alte Hexe, ihm auswendig gelehrt. Doch kam es

dahin, daß das Lilienmädchen ihm im vollen Ernste böse ward und ihn endlich wie einen Missetäter in Ketten und Bande legte. Und das ging so zu: Sie fand ihn eines Tages sehr jämmerlich liegen. Er war in einem bacchischen Wirbelwinde, der in seinem bezechten Gehirne gar lustige Wellen schlug, an einem Bache so unglücklich ausgeglitscht, daß sein lahmer Fuß im Wasser hing. In dieser Stellung war er sanft eingeschlafen und lag allerdings so, daß eine einzige falsche Wendung, wozu ihn allenfalls ein Mückenstich bringen konnte, ihn in den Bach rollen und bei seinem Zustande in den ewigen Wasserschlaf versenken konnte. Gunhilde ging also hin und zog ihn sanft vom Ufer weg wieder ganz auf das Trockene. Bei dieser weichen Berührung, die ihm vielleicht wie ein holder Traum kam, ward er wach, faßte eine ihrer Hände und zog sie so plötzlich auf sich herab, daß sein häßlicher Mund ihre schönen Wangen mit einem Kusse berühren konnte. Das Kind schrie auf, als wär' es von einer Natter gestochen, und stieß ihn zornig von sich und machte seine Hand wieder frei. Er ward auch sogleich wieder von seinem alten Rausch gefaßt und schnarchte mit offenem Munde. Sie aber rief im Zorn: „Warte, mein Prinzchen!" und lief geschwind und löste die Bande, welche einige junge Bäume an ihren Pfählen festhielten, schlug ihm diese um die Hände und band ihn an dem Baum fest, an welchem er hingesunken war. So ließ sie ihn liegen und sprach: „Ade, mein süßer Bräutigam! Hier magst du gebunden liegen bis an den Jüngsten Tag; meine Hände lösen dich nicht."

Der Prinz hatte die Nacht glücklich durchschlafen und göttliche Träume gehabt. Die Arme der Prinzessin, die ihn von dem Bache wegzogen, der Kuß auf ihre Wangen, die nachherige Wälzung, die sie mit ihm vorgenommen, als sie ihn an den Baum band — alles das hatte sich in seiner von dem Traubensafte durchglüheten und ergeisterten Phantasie zu einem bunten Traum zusammengeflochten, in welchem die Prinzessin immer mitten drin war. Kurz, er wachte in den süßesten Gedanken auf, und seine Arme tasteten noch vor Entzücken um sich, als ob sie etwas haschen wollten; aber o weh, der Arme lag da auf der kalten Erde und war festgebunden und fror, und endlich ächzete und winselte er. Denn es kam keine barmherzige Hand, die ihn löste, und die Sonne brannte ihn, und ihn hungerte und durstete sehr. Die Prinzessin hörte er am andern Ende des Gartens mit den kleinen Vögeln ein Morgenlied singen; seine kleine Stimme aber konnte bis zu ihr nicht dringen.

Es war Mittag gewesen, und die Sonne wandelte schon

wieder von ihrer hohen Bahn herab; da kam die Prinzessin, um zu sehen, was ihr Gefangener mache. Er aber ward lustig in seinem Herzen, denn er dachte, sie käme, ihn zu lösen. Aber sie hielt ihm alles vor von gestern, wovon er nichts wußte, und sagte: „Ich habe gesprochen: hier magst du gebunden liegen bis an den Jüngsten Tag; meine Hände lösen dich nicht, und ich will mein Wort halten.“ Er hoffte, sein Flehen werde ihr das Herz brechen, und er bat, flehete, ächzete, seufzete, stöhnte, weinte, heulte und brüllte so, daß einem Steine sein steinernes Herz hätte springen mögen — sie blieb ungerührt und hüpfte weg mit einem Trallalara und rief: „Verbrenne, verdurste, verhungere, garstiges Ungeheuer, das mich zu lieben wagt! Das hast du mit einem frechen Kuß verdient.“ Doch erbarmte sie sich soweit über ihn, daß sie ihm einzelne abgefallene Äpfel und Birnen zuwarf oder hintrug und einen hölzernen Trinknapf aus dem Bache füllte und ihm hinhielt. Sie pries sich aber glückselig, daß sie ihn fest hatte.

Drei Tage hatte er so gefesselt gelegen, da war der zehnte Tag da, und die alte Hexe erschien und sah ganz erstaunt aus, da sie Gunhilden allein fand, und fragte nach dem Prinzen. „O, der ist wohl aufgehoben,“ rief das Kind, „komm, komm! Ich will ihn dir zeigen.“ Und sie nahm die alte Frau unter den Arm und führte sie zu dem Gefesselten und sprach: „Siehe, dieser Prinz Taliquo oder Qualiquo hat sich unterstanden, mich liebzuhaben und mich seine Braut zu nennen; ja, seine Frechheit ist so weit gegangen, daß er mich hat küssen wollen. Darum ist ihm dies widerfahren. Und nun sage, Mütterchen, liegt er nicht gar niedlich da? nimmt er sich nicht allerliebst aus? Prr! Hündchen! beißest du auch?“ Und sie neckte ihn mit einem Blumenstengel, womit sie ihm unter die Nase fuhr, und lachte dabei vor Freuden so hellkehlig, als hätten tausend lustige Vögel ein Feldgeschrei angestimmt.

Die Alte aber verdunkelte ihre Runzeln und stieß den Prinzen Qualiquo mit ihrem Stocke und schlug derb auf ihn los und sprach: „Du Tölpel, du Pinsel, du Holzkopf, du Dickkopf, du Ausbund von Dummkopf! So lässest du dich binden und liegst hier wie ein armer Sünder auf der Erde und krümmst dich wie ein Wurm im Staube? Und ich dachte dich als einen fröhlichen Bräutigam zu begrüßen. Nein, an dir sind alle meine Künste verloren!“

Darauf wandte sie sich zu dem Lilienmädchen, und ihre Blicke wurden so fürchterlich, als seien tausend Kröten zugleich aus ihren glühenden Augen gesprungen, und als zischten wer weiß wie

viele Schlangen aus ihrem garstigen Munde. Das Kind erschrak bei diesem scheußlichen Anblick so sehr, daß ihre ganze süße, kleine Seele in ihr bis in das Innerste erbebte, und sie hatte gerade noch Zeit, ehe ihr das Ärgste widerfuhr, sich mit dem Ringelein die Stirn zu reiben und das Reimlein herzusagen:

Goldringelein! Goldringelein!
Mach' mich klein, mach' mich fein!
Sandkorn ist das Kleinste,
Spinnweb ist das Feinste.

Und als sie diese Worte leise gemurmelt hatte, fiel sie flugs als ein Sandkörnchen und Spinnwebchen auf die Erde, und die Hexe fuhr vor Schauder wohl drei Schritt von ihr zurück. Und als sie sich so klein geworden sah, flüsterte sie leise die Worte darüber:

Huhu, welch ein Wicht!
Körnlein, verwehe nicht!
Spinnweb, zerreiße nicht!
Huhu! Huhu!
Mein Glück, wie dünn bist du!

Das war aber das Besonderste bei dieser Verwandelung, daß Sandkörnlein und Spinnwebchen das Goldringelein unter sich in die Erde scharrten und sich darauf legten.

Die alte Hexe war eine zu gute Künstlerin, als daß sie nicht sogleich gewußt hätte, was es war, und daß eine andere Kunst gegen sie im Spiele sei. Sie band ihren Dummkopf los und begann dann zu suchen. Sie flog als Vogel, sie kroch als Kröte, sie lauschte als Katze, sie guckte als Eule, sie schlich als Schlange, sie schlüpfte als Maus und Wiesel in jedem Winkel herum; sie ließ kein kleinstes Gräschen und Kräutchen unberührt, ob sie ihm nicht etwas abfühlen könnte, sie durchsuchte jedes Löchlein und jede Ritze — und fand nichts. Denn das steckte in ihrem Hexenblute: hätte sie das Verwandelte berührt, sie hätte es stracks merken müssen. Sie konnte es aber nicht berühren, denn vor dem Sandkörnlein und Spinnweb fühlte sie einen innerlichen Schauder und durfte ihnen nicht nahekommen. Und sie hatte so den Tag gesucht und die ganze ausgeschlagene Nacht und nichts gefunden. Und das Morgenrot dämmerte in Osten, und sie mußte fort; und sie rief, als sie die Gartenpforte zumachte: „Nur Geduld, mein sauberes Kräutchen! Du sollst mir nicht entrinnen; was ich heute nicht geschafft, schaff' ich ein anderes Mal."

Und Sandkörnchen und Spinnwebchen hatten gehorcht, und als sie die Gartentür klingeln hörten, richteten sie sich auf und

guckten mit ihren Äuglein umher und sahen, daß die alte Hexe nicht mehr da war. Und flugs gruben sie Goldringelein aus der Erde und rieben sich damit, und siehe, sie beide vergingen in demselben Augenblick und wurden nicht mehr gesehen, und die schöne Gunhilde stand wieder da in ihrer ganzen lieblichen Leibhaftigkeit, und Goldringelein war nicht faul, hüpfte zu ihr hinauf in Freuden und steckte sich von selbst wieder an seinen Finger.

Und Gunhilde spielte wie vorher unter ihren Vögeln und Blumen und ward von den Unterirdischen durch süße Träume erquickt, und Prinz Qualiquo quälte sie nicht mehr, sondern wich ihr immer aus und schien Angst vor ihr zu haben. Er hielt sich in einer Ecke des Gartens auf, die er nicht verließ, sondern wo er immer von einer Weinquelle zur andern spazierte. Die meiste Zeit aber verschlief er im Rausche und schien Krone und Königsthron und Braut und Hochzeit und die königlichen Enkel und Urenkel gar vergessen zu haben. Die kleinen Weißen aber waren um ihr liebes Lilienmädchen voll Sorgen und Trauren, denn sie fürchteten, wenn die alte Hexe zum zweiten Male käme, würde sie das arme Kind mit Künsten und Listen angreifen; und wie leicht könnte es da vergessen, sein Goldringelein zu rechter Zeit zu gebrauchen, und von der alten Bosheit in irgendein scheußliches Tier verwandelt oder in irgendeine scheußliche Ungestalt verschaffen werden! Sie hatten also einen neuen Rat beschlossen und schickten ihr deswegen in der nächsten Nacht einen schrecklichen Traum zu, von welchem sie einige Stunden geängstigt ward.

Die arme Gunhilde sah sich nämlich eines Morgens unter ihren Blumen wandelnd voll junger Morgenfreude über den Sonnenschein und alle die Frühlingsschönheit. Siehe, da deuchte ihr, wie ihre Blumen sich plötzlich verwandelten und traurige Dornen und Disteln wurden, und alle blühenden Bäume und Fruchtbäume wurden kahles Gestrüpp, und alle Gräser und Kräuter verwelkten, und für die niedlichen, bunten Singvögelein saßen Eulen und Krähen auf den kahlen Ästen und krächzten und wimmerten, und Tiger und Löwen brüllten, und Schlangen und Drachen zischten durch die Büsche. Und das arme Kind lief und suchte die Pforte, denn sie wollte in der Angst entfliehen. Aber sie konnte nicht heraus, denn die Gartenmauer ward rings zu einer hohen Feuerflamme, die ihr den Ausgang wehrte, und deren Glut so gewaltig war, daß sie zurücklaufen mußte, damit sie nicht versengt und verbrannt würde. Als sie nun im besten Laufen war und in der Angst nicht wußte, wohin, da traf sie, wo sonst ihr Liliengang gewesen, und wo jetzt kahle Disteln standen, auf die alte Hexe, welche hustend und hinkend auf sie

zukam und mit jedem Augenblick an Größe und Scheußlichkeit wuchs bis zu der Länge einer Riesin, bis sie sich, als sie dicht vor ihr stand, plötzlich in eine ungeheure Kröte verwandelte, die mit offenem Rachen nach ihr schnappte, daß sie sie verschlänge. Darüber wachte die Prinzessin auf und war blaß wie der Tod und ganz verstört, als sie aufstand.

Sie ging in ihren Garten hinaus und fand ihn noch unverwandelt und ebenso schön als sonst; sie sah da auch nichts Ungeheures als den Prinzen Qualiquo, der schon wieder an einer Weinquelle lag und schlürfte. Aber sie hatte doch keine Ruhe und ward von schweren Gedanken geplagt, und es war ihr, als könnten die Lilien in jedem Augenblick Disteln und die Orangenbäume Dornsträuche werden, und als könnten alle ihre lieblichen Nachtigallen bald als Krähen und Raben Unglück von den Zweigen herabkrähen, und sie ging deswegen in unbeschreiblicher Angst umher. Und es trieb sie mit Gewalt, daß sie nicht anders konnte, sie mußte sich wirklich die Stirn mit dem Goldringelein reiben und das Verslein dazu hersagen und wieder als Sandkörnlein und Spinnweb zu Boden fallen.

Das hatten die kleinen Weißen, ihre Freunde, eben gewollt mit dem Traum und mit ihrer Angst. Sogleich flogen drei weiße Tauben herbei: die erste verschluckte das Sandkörnlein, die zweite nahm das Spinnweb unter den Flügel, und die dritte hängte sich das Goldringelein um den Hals. Und die drei flogen geschwinde davon und sangen in den Lüften im Dreiklange:

Wir tragen das Kleinste,
Wir tragen das Feinste,
Wir tragen das Reinste
In Liebe davon.
Geschwinde, geschwinde!
O helft uns, ihr Winde!
O weht uns geschwinde
Davon, davon!

Und die Winde spielten auf und schlugen ihre geschwindesten und sausendsten Flügel zusammen und trugen die drei weißen Tauben im schnellesten Fluge davon. Aber die alte Hexe, die oben in den beschneiten Alpen lauerte, hatte etwas gemerkt und hatte sich ihren schwarzen Federrock angezogen und schoß mit klingenden Flügeln als ein schwarzer Rabe hinter den weißen Tauben her. Diese hatten eben die Spitzen der Alpen erreicht, als sie dicht hinter ihnen war. Noch eine Minute, und die weißen Tauben wären verloren gewesen nebst dem kostbaren Schatze, den sie trugen. Aber hier war ihr Gebiet zu Ende; weiter als diese

Alpenspitzen durfte sie nicht verfolgen und nachjagen. Sie flog nun ergrimmt zurück und fuhr bald in den schönen Garten hinab und verwandelte ihn wieder in eine Einöde, was er gewesen war; ihren Sohn aber verwandelte sie in eine Krähe. Und so flogen beide davon, daß sie anderswo neue Schalkstreiche übten, denn hier waren sie zu Ende.

Und die Tauben flogen Tag und Nacht wohl hundert Meilen, bis sie endlich über einer großen Wiese schwebten, wo die Ihrigen versammelt waren. Es war aber auf Erden die schöne Frühlingszeit, wo alles in Freuden lebet und schwebet. Hier senkten sie sich sanft hinab und sangen wieder:

Wir tragen, wir tragen,
Wir dürfen's nicht sagen,
Ihr dürft es nicht fragen,
Ein liebliches Kind.

Goldringelein, klinge!
Sandkörnlein, und springe!
Und, Spinnweb, dich schwinge!
Nun schafft euch geschwind!

Und die drei weißen Tauben setzten sich zusammen auf die grüne Erde, und die erste spie das Sandkörnlein aus, und die zweite holte das Spinnweb unter dem Flügel hervor, und die dritte streifte sich das Goldringelein vom Halse, und sie schütteten alle drei aufeinander. Und die drei waren nicht faul und schufen sich untereinander zurecht, wie es sein mußte — und in einem Augenblick stand das schöne Lilienmädchen da auf der grünen Wiese; die drei Tauben waren aber weg. Aber sie waren mit dem ganzen weißen Völkchen unsichtbar um das Kind herum und flogen als Schmetterlinge und Gottespferdchen auf den Gräsern und Blumen um sie, damit sie sie recht beschaueten und sich an ihrer Schönheit ergötzten, oder sie sangen auch als bunte Vögel in den Zweigen und sangen das süße Kind bald in einen sanften Schlaf und tanzten dann ihren lustigen Sternenreigen um sie die ganze Nacht und machten die allerlieblichste Musik um sie.

Und Gunhilde lebte hier noch anmutiger, als sie in dem Zaubergarten gelebt hatte. Die grüne Wiese lag inmitten eines lustigen Haines an einem großen See. Es war da eine unendliche Mannigfaltigkeit von Bäumen und Blumen und eine liebliche Abwechselung von Bergen, Hügeln und Tälern, die das Kind durchwandeln durfte. Nachtigallen, Amseln, Lerchen und andere kleine Singvögelein hatte es da in zahlloser Menge, und

im See schlüpften silberne und goldene Fischchen umher, und Schwäne schwammen majestätisch auf seinem Spiegel. An seinem Ufer hielt immer ein Nachen bereit, der das Kind, wann es wollte, aufnahm und über den See mit ihm hinschwamm und es dann wieder ans Land trug, wann es ihm gefiel. Dies verkürzte ihr die Zeit auf das angenehmste, und in ihren leeren Stunden vertrieb sie sich die Weile mit allerlei künstlicher Nadelarbeit, worin sie bald eine Meisterin ward, und welche sie schon in jenem Garten unter den Alpen geübt hatte. Die kleinen Weißen gaben ihr dies alles nebst manchen andern fröhlichen Gedanken und Erfindungen immer noch im Traume ein, so daß sie eine der klügsten und kunstreichsten Prinzessinnen geworden ist, die je auf der Welt gelebt haben. Diese Weise, die Träume so als Lehrmeister und Unterweiser zu gebrauchen, war ebenso fein als unschuldig, und dadurch wurden die Nächte des Lilienmädchens jetzt der schönste Teil ihres Lebens. Denn dann trugen und flüsterten die Kleinen ihr alles zu und spiegelten ihr das Menschenleben mit seinen bunten Erscheinungen und seinen mannigfaltigen Wechseln und verworrenen Verhältnissen auf das deutlichste vor, so daß sie es alles verstand und sich leicht darin bewegte, als sie wirklich in die Menschenwelt eintrat aus der Zauberwelt und Wunderwelt, worin ihre Kindheit und Jugend gehalten und erzogen war. Auch eine goldene Laute hatten die Kleinen ihr gemacht, und sie schlug sie wunderschön und sang mit sehr lieblicher Stimme dazu. Denn daß sie die Liebe des Saitenspiels und des Gesanges bekommen hatte, war wohl das natürlichste, da die wundervollsten Vögel immer um sie sangen, und da die zarte und fast überirdische Nachtmusik der kleinen Weißen sie immer umtönte. Diese sorgten auch, daß ihr hier in ihrer grünen Einsamkeit Speise und Trank nie fehlten. Wann sie hungrig und durstig war, stand immer gleich ein gedecktes Tischchen vor ihr. Sie aß und trank aber äußerst wenig und immer von dem zartesten: ein paar Tröpflein Milch und süßen Wein, ein Stückchen Weißbrot, Honig, Früchte und dergleichen, daß man von ihr fast sagen konnte: sie hatte eine lichte und leichte Blumen- und Vogelseele und berührte, wie Blumen und Vögel tun, auch nur die zarteste und leichteste Nahrung der Erde.

Gunhilde hatte auf dieser grünen Wiese und in dem Hain und auf dem See, die sie umgrenzten, wieder vier fröhliche Monate verlebt und war sehr fleißig gewesen und hatte viel Schönes gelernt. Ihr waren die vier Monate nicht länger geworden als andern vier Minuten. Aber die kleinen Weißen sorgten für sie und sagten: „Es ist unrecht, daß wir das liebe Kind länger bei

uns behalten, sie muß zu ihrem Vater und ihrer Mutter gebracht werden, denn der Sommer wird bald zu Ende gehen, und wir müssen dann in unsere Berge, und wo soll sie dann bleiben?" Und sie machten wieder durch Träume, was sie haben wollten, und zeigten ihr die Stadt Stockholm in Schweden, wo ihre Eltern wohnten, und die Schlösser und die Gärten, wie sie leibhaftig waren, und den See Mälare mit seinem brausenden Strom, woran die schöne Stadt gebaut ist, und machten ihr nach allen den Dingen und nach andern schönen Sachen, die sie ihr auch nicht umsonst zeigten und vorspielten, eine gewaltige Sehnsucht im Herzen, so daß sie seit einigen Tagen nichts anders dachte, als wie sie doch einmal aus diesem Hain heraus und zu Menschen käme, und wie sie nach dem schönen Stockholm gelangte, und daß sie die Nächte immer wieder dasselbe träumen mußte. Als sie sie so vorbereitet hatten, zeigten sie ihr drei Nächte hintereinander ein buntes Vögelchen, welches sehr hübsch ist und Stieglitz oder Distelfink heißt, und bei Tage ließen sie dasselbe Vögelein immer vor ihr herflattern, damit sie sich daran gewöhnte. Und es geschah, was jene wünschten: sie gewann das Vögelchen sehr lieb und jagte sich manchen Tag mit ihm auf der grünen Wiese herum und dichtete ein Liedchen auf das Vögelein und sang es zu ihrer Laute. Und als sie beide so vertraut miteinander geworden waren, da schickten sie dem Kinde wieder einen Traum, worin es ihr deuchte, daß der kleine Stieglitz vor ihr herflog und mit lauter Stimme einmal über das andere rief: „Gunhilde! Gunhilde! nach Stockholm! nach Stockholm mit mir! Ich bin der Wegweiser! ich bin der Wegweiser!" Und sie zog im Traume mit ihm und kam glücklich nach Stockholm und sah Vater und Mutter wieder und freute sich so sehr, daß sie sich vor Freude gar nicht lassen konnte und darüber erwachte.

Und als sie des Morgens herauskam auf die grüne Wiese aus der niedlichen Muschelgrotte am See, wo die Kleinen ihr ein Schlafkämmerlein bereitet hatten, flog der Stieglitz vor ihr her. Und sie gedachte nun des Traumes und des Rufes des Vögelchens und lief eilig in ihr Kämmerlein zurück, nahm von ihren Sachen, was sie am liebsten hatte, und machte sich ein Bündelchen daraus und hängte ihre goldene Laute über die Schultern, und so begann sie zu wandern und wollte das Vögelein versuchen, und ob der Traum ihr vielleicht nur eine leere Gaukelei vorgemacht hätte. Und als die kleinen Weißen merkten, daß sie im Zuge war, wie sie es wollten, steckte sich flugs einer in das Vögelein, und das Vögelein flog von Zweig zu Zweig immer lustig weiter und rief: „Nach Stockholm! Nach Stock-

holm!" und das Liliennädchen wandelte ihm mit leichtem Tritte nach. Es waren außer dem Vögelein Stieglitz auch noch andere Unterirdische dabei, die sie geleiteten; denn nie hatten sie ein irdisches Kind so liebgehabt als dieses englische Blumenmädchen. Und so flog das Vögelein, und das Mägdlein ging vom Morgen bis zum Abend, und wann es hungrig ward, fand es Speise, und wann es durstig ward, fand es Trank, und wann es müd ward, fand es ein Bettchen. Des Abends machten die Kleinen ihm unter dichten Bäumen aus Gras und Blumen immer gar säuberlich ein Lager und saßen um das Bettchen her und flüsterten und spielten süße Träume oder tanzten und sangen ihre liebliche Nachtmusik. Und diese ganze Reise ging selbst wie ein zauberischer Traum, und sie war auch wunderbar genug, und war wohl nie erhört worden, solange Menschen gelebt haben, und wird wohl nie erhört werden, solange Menschen leben, daß ein kleiner Vogel Wegweiser gewesen ist und „Nach Stockholm! nach Stockholm!" gerufen hat, und daß eine zarte Jungfrau das Herz gehabt hat, einem solchen kleinen Vogel, der doch jeden Augenblick wegfliegen und sie zum besten haben und im Walde und in der Wildnis stecken lassen konnte, zu glauben und mit ihm über Berg und Tal und Feld und Heide zu wandern einen so weiten Weg. Sie hatten aber bis nach Stockholm wohl eine Reise von sechshundert Stunden und gingen immer von Mittag gegen Mitternacht; denn der König von Schweden ist ein Herr, der gegen Mitternacht herrscht. Und so ging Gunhilde täglich wohl zehn bis zwölf Stunden Weges und ward nicht müde. Denn das Vögelchen führte sie meistens lauter anmutige Fußpfade und Richtsteige durch lustige Wälder und über grüne Wiesen hin. Wann sie sich aber ausruhete, so nahm sie ihre Laute von der Schulter und sang ein fröhliches Lied, aber zuweilen auch ein Lied der unbekannten Sehnsucht und Liebe, welche die Träume in ihrem Busen aufgeweckt hatten. Das Vögelchen saß dann auf der Laute und horchte zu und regte in Freuden seine bunten Flügel über der Wölbung, zuweilen zwitscherte es auch sein Liedchen mit drein; wann die Jungfrau aber eingeschlafen war, was auch wohl geschah, dann weckte das Vöglein sie mit seinem Flügelschlage auf, wann die Zeit der Ruhe vorbei war und sie die Reise fortsetzen mußte. Sie sang ihrem kleinen Vogel auch fast alle Tage das Liedchen vor, das sie auf ihn gedichtet hatte, und es deuchte ihr, als neigte er sein Köpfchen dann traulicher als sonst ihren Tönen, und als verstände er den Inhalt der Worte. Das Liedchen aber klang lieblich und fein aus ihrem Munde. Und wann sie so gesungen hatte in Wehmut und Sehnsucht um etwas

und nach etwas, das sie nicht wußte, dann schwirrte das Vöglein auf und klatschte mit seinen Flügeln und klang: „Nach Stockholm! nach Stockholm!“ und sie hängte ihre Laute wieder auf die Schulter und nahm ihr Bündelchen unter den Arm und schlenderte ihm mit ihren feinen Füßchen getrost nach.

So waren sie beinahe zwei Monate gewandert, da kamen sie in den Wald, der nicht weit von dem Schlosse des schwedischen Königs lag, und bald waren sie in dem Garten, wo der König und die Königin vormals so oft mit ihrer kleinen Tochter spaziert waren. Es war ein schöner Oktobermittag, hell und licht, wie sie in Schweden zu sein pflegen, und nicht kalt. Und als Gunhilde in den Garten trat, war es ihr ganz wundersam um das Herz, und kam ihr alles zugleich bekannt und doch unbekannt vor. Es war aber keine Erinnerung aus ihrer Kindheit — die war noch zu zart gewesen, als die Wölfin sie von dort entführt hatte — sondern es waren Bilder aus den Träumen, in welchen die kleinen Weißen ihr das Schloß und den Garten nebst vielem andern oft vorgespiegelt hatten. Das schwebte dunkel vor ihr, und sie meinte wirklich, sie habe diese Orte schon einmal gesehen. Sie war müde von der Wanderung, setzte sich auf eine Bank, die unter einer hohen Eiche stand, nahm ihre Laute und sang, und das Vöglein flatterte auf ihre Hand und bewegte die Flügel, wie sie die Finger auf die Saiten legte. Sie sang aber ihr ältestes Lied von den Lilien, ihren Wiegengesang, das einzige, was sie aus ihrer frühesten Kindheit behalten hatte. Als sie nun mit heller Stimme den Vers sang:

Schlafe, Kindlein, schlafe nun,
Sollst in Gottes Frieden ruhn,
Denn die lieben Engelein
Wollen deine Wächter sein —

da wollte es Gott, daß der König und die Königin eben aus einem Seitengange an der Bank, wo das Lilienmädchen saß, hervorgehen sollten. Und die Königin war ganz erstaunt, und die hellen Tränen liefen ihr über die Wangen, und sie sprach zu ihrem Gemahl: „Teurer Herr, was ist das für ein Lied, das hier klingt? das Wiegenlied meiner kleinen Gunhilde? Ach! Mein einziges süßes Töchterlein! hier war die Stelle, wo die Wölfin sie nahm!“ So sprach die arme Königin und ward blaß wie ein Schneefeld, und schwere und trübe Gedanken beklemmten ihr das Herz so, daß der König sie halten mußte, damit sie nicht in Abkraft hinfiele. Und sie rief in tiefsten Schmerzen einmal über das andere: „Meine Tochter! meine Gunhilde! meine einzige Tochter! du kommst nimmer, nimmer wieder!“

Gunhilde, die in Gedanken geſeſſen und ihr Liedchen wehmütig vor ſich hin geſungen hatte, ſchauete nun auf und erſtaunte, als ſie den König und die Königin ſah: dieſelben Geſtalten, dieſelben Kleider, dieſelbe Stelle mit der Eiche und der Bank, die ihr der Traum ſo oft gezeigt hatte. Und nun war ihr alles klar, und ſie ſprang auf und lief auf den König und die Königin zu und rief überlaut: „Ich bin eure Tochter! nehmt eure einzige Tochter wieder! Ich bin verzaubert geweſen, habe in einem wunderbaren Zaubergarten manches liebe Jahr geſeſſen und gepielt, und nun weiß ich kaum, wie ich hieher gekommen bin nach Stockholm; ich bin ſeltſamlich genug von einem kleinen bunten Vogel hiehergeführt.“ Und der König und die Königin ſahen ie mit Erſtaunen an ob ihrer Jugend und Schönheit, und es iel der Königin ſogleich ein Traum ein, den die kleinen Weißen hr wohl zugeſchickt hatten, worin ſie ihre Tochter wiedergefunden atte ganz in derſelben Geſtalt. Sie hatte das aber für eine Gaukelei der Nacht gehalten, wie ſoviele Träume auch nichts nderes ſind. Nun aber glaubte ſie und umhalſete das ſüße Kind und drückte es entzückt an ihr Herz und rief: „Ja, du biſt meine Tochter!“ Und ſie riß dem Lilienmädchen das Buſentuch uf und beſchaute es unter der linken Bruſtwarze, wo ein rötiches Mal war, gleich einem aufgebrochenen Röslein, das es mit zur Welt gebracht hatte. Und ſie zeigte das Röslein dem Könige und ſprach voll Freude: „Sieh hier deine Roshilde! Denn du wollteſt ſie Roshilde taufen laſſen wegen des kleinen oten Röſeleins, ich aber Gunhilde, und ich habe es erſiegt.“ Und er König nahm das ſchöne Kind nun auch an ſein Herz unter auſend heißen Küſſen, und ſie führten es darauf in ihr königiches Schloß und brachten ſie in die Zimmer, in welchen ſie als Kind geſpielt hatte. Sie wußte aber nichts mehr davon, ſondern atte nur ein Bild davon aus ihren Träumen.

Und das Kind mußte nun erzählen, und als die Eltern ſich attgehört und gefreut hatten, da ließen ſie die Botſchaft erſchallen, ie Prinzeſſin Gunhilde ſei wiedergekommen und ſei ſchön und ieblich wie der Tag. Und in der ganzen Stadt ward große Freude und bald auch im ganzen Lande; denn ſie hatten ſehr etrauert um des Königs Kinderloſigkeit und um den Jammer nd die Kriege, die es nach ſeinem Tode geben konnte wegen er Nachfolge. Es kamen nun auch alle herbei, die zum Hofe ehörten und Gunhilden in ihrer Kindheit geſehen oder gewartet nd gepflegt hatten, und auch ihre Amme kam, und die Kammerrauen kamen und erkannten ſie alle wieder. Sie taſteten aber alle ach dem Röſelein; die Amme aber meinte, ſie hätte ſie auch wohl

ohne dies Zeichen erkannt: denn so, habe sie gedacht, müsse sie gerade aussehen, so schlank, so weiß, so hell, als sie jetzt vor ihr stehe, eine Braut für den mächtigsten Kaiser der Erde. Und die Amme weinte vor Freuden, und Gunhilde weinte auch, daß sie von allen so liebgehabt ward. Und noch denselben Abend, ehe sie voneinander schieden und ein jeder in sein eigenes Kämmerlein ging, nahmen der König und die Königin sie allein, und der König sprach zu ihr:

„Teure Prinzessin Gunhilde und mein einziges geliebtes Kind! Gott hat größere Gnade und Barmherzigkeit an mir getan, als meine Sünden verdienen, und läßt noch einen schönen, hellen Stern der Freude aufgehen über meine späteren Jahre, deren Abend sehr dunkel geworden war im Grame über meine Kinderlosigkeit und über deinen Tod. Du lebst und kommst wieder als eine Blume der Schönheit, und diese Blume wird über dieses Schloß und diese Stadt und über das ganze Land der Goten und Schweden Glanz und Ruhm verbreiten. Siehe, mein geliebtes Kind, das Volk hat mich fast wie einen dürren Ast angesehen und als den letzten meines Geschlechts fast verachtet; nun habe ich dich, und der Stamm, der dürr schien, wird wieder Keime und Sprossen treiben, und ich und deine Mutter werden durch dich mit Freude und Ehre gekrönt werden. Du bist nun bald vierzehn Jahre alt, und wir sehnen uns beide nach Enkeln. Ich habe einen herrlichen und würdigen Bräutigam für dich, einen Mann edlen Blutes und unvergleichlichen Ruhmes, die Ehre meines Heers und die Stütze meines Throns. Diesem will ich dich morgen als Gemahl zuführen, und er soll mein Eidam sein."

Die Prinzessin verneigte sich bei diesen Worten, errötete und sprach: „Mein König und mein Herr! Dein Wille ist auch der meinige, und Gott wende es dir und mir alles zur Freude, wie er das andere gewendet hat!" Dies antwortete sie und ging dann in ihr Kämmerlein, und als sie von den Kammerfrauen entkleidet und allein war, warf sie sich vor ihrem Bette auf die Knie, faltete ihre schneeweißen Hände und weinte und betete mit vielen tausend Seufzern. Die Seufzer aber gingen zugleich zu dem lieben Gott und zu einem schönen blonden Jüngling, den sie die letzten beiden Jahre oft im Traume gesehen hatte, und sie sprach leise bei sich: „Ach mein süßer, blonder Jüngling! sähe er doch wie mein Blonder aus!"

Den anderen Tag, als der Morgen angebrochen war, sandte der König seine Oberhofmeisterin zu Gunhilden und ließ ihr ansagen, sie solle ihren schönsten Schmuck und ihr prächtigstes Geschmeide antun und gegen den Mittag vor ihm in seinem Gemache

erſcheinen. Und als es gegen den Mittag ging, da kam die Königin ſelbſt mit allen erſten Damen des Hofes und holten die Prinzeſſin ab und führten ſie in des Königs Gemach, wo der König auf ſeinem Throne ſaß und alle die Erſten und Vornehmſten um ihn her ſtanden. Er erhob ſich aber von ſeinem hohen Sitze und führte ſeine Tochter die Stufen hinauf und ſetzte ſie neben ſich und ſprach: „Dies iſt die Erbin unſers Throns, dies iſt unſre einzige Tochter, welche Gott auf eine wunderbare Weiſe erhalten und uns wiedergegeben hat!“ Und nun traten alle Männer und Frauen herzu, einer nach dem andern, ſo wie ſie an Geburt und Ordnung die vornehmſten waren, und ſie verneigten ſich dreimal an den Stufen des Thrones und huldeten der Prinzeſſin. Und als dies geſchehen war, da winkte der König einem Ehrenhold, und dieſer öffnete eine Seitentüre, und in glänzender Waffenrüſtung trat ein ſtattlicher Mann herein von hohem Wuchs und edler Geſtalt, welchem die blonden Locken über dem Waffenrocke die Schultern herabfielen. Und der König winkte ihm, daß er käme an die Stufen des Thrones. Und er trat heran und verneigte ſich ehrerbietig. Da ſprach der König zur Prinzeſſin: „Dieſer ſoll dein Gemahl ſein und mein Eidam!“ und zu den Edlen und Großen des Reichs: „Dieſer ſoll euer König und Herr ſein nach mir!“ Und die Prinzeſſin konnte ſich nicht länger halten und rief überlaut: „Er iſt es! Er iſt es!“ Sie meinte aber den ſchönen, blonden Jüngling, den ſie ſo oft im Traume geſehen hatte, denn er war es wirklich. Der König und die Königin und alle Umſtehenden verwunderten ſich dieſer Worte; doch fragte keiner die Prinzeſſin, was ſie bedeuteten.

So iſt denn Freude geweſen in dem Schloſſe und in der Hauptſtadt und in dem ganzen Königreiche, und bald iſt eine herrliche und glänzende Hochzeit geworden, wo ſich das Wunder begeben hat, daß der Bräutigam und die Braut in gläſernen Schuhen getanzt haben, welche ſie den Morgen des Hochzeitstages vor ihrem Bette fanden; auch ſind unter den Tänzern und Tänzerinnen viele niedliche weiße Masken mit gläſernen Schuhen geſehen worden. Das haben viele gedeutet auf die kleinen Weißen, die Schutzgeiſterchen Gunhildens. Als die Prinzeſſin nun nach dem Tanze in ihre Brautkammer gekommen iſt, da hat ſie viele koſtbare Kleinodien und Geſchmuck und Gerät gefunden und Arbeiten der allerfeinſten und allerniedlichſten Art, daß kein Menſch gewußt hat, wer ſie dahin gebracht hatte. Und ſie haben geraten, der eine auf dieſen, der andere auf jenen, der ihr die herrlichen Geſchenke gebracht oder geſchickt hätte; Gunhilde allein hat es wohl gewußt, hat ſich aber nichts merken laſſen.

Und Gunhilde hat mit ihrem blonden Prinzen ein sehr fröhliches Leben geführt und ist in lauter Freuden sehr alt geworden und hat Enkel und Urenkel gesehen. Glück hat sie gehabt in allen Dingen und Kunst und Weisheit vor allen Frauen. Das war die Gabe der Unterirdischen, welche sie unterwiesen hatten, und welche auch immer um sie und um ihre Kinder waren, so daß es ein glückhaftes und sieghaftes Geschlecht geworden ist. Die alte Hexe hat auch über sie und über ihr Haus nimmer wieder Gewalt gewinnen können, und Glück ist bei diesem Geschlechte geblieben viele lange Jahrhunderte, solange das Goldringelein bewahrt worden ist.

8. Schneeflöckchen.

Schneeflöckchen war eine arme verwandelte Prinzessin, die in der Welt umherflog und Liebe suchte. Sie war ein wunderschönes Kind, schneeweiß und lieblich von Farbe mit himmelblauen Äuglein und blonden Löckchen, und ihr Vater war ein sehr mächtiger König in Indien. Als sie sechs Jahre alt war, da starb ihre Mutter, und sie bekam eine böse Stiefmutter. Diese gebar dem Könige auch zwei Töchter; aber die waren häßlich wie Krähen, und Schneeflöckchen blühete nur noch anmutiger, wenn sie neben diesen beiden stand. Dies ärgerte die Königin, die eine böse Hexe war, und sie sann auf allerlei Tücken, wie sie das schöne Kind verderben könnte, das nun schon zwölf Jahre alt war. Sie mußte sich aber vor dem Könige in acht nehmen, denn er liebte Schneeflöckchen mehr als sein Leben. Gern hätte sie das Kind durch Gift oder Eisen weggeschafft, aber das deuchte ihr zu gefährlich und konnte verraten werden; sie meinte es also sicherer durch Hexerei zu verderben. Und eines Tages, als sie es wusch und ihm ein reines Hemdchen anzog, da schmierte sie es mit einer Salbe ein, sprang dann sehr lebendig um das Kindchen herum und streichelte und herzte es, ward darauf plötzlich zu einer schwarzen Füchsin und beleckte das Kind, das erschrocken dastand, mit ihrer geschwinden Zunge und murmelte die Worte:

Schneeflöckchen, flieg hin!
Fliege durch die Welt hin!
Heute kalt und morgen warm!
Schlaf in keines Mannes Arm,
Der nicht in das fünfte Jahr
Treu dir ohne Wandel war!

Und in demselben Augenblicke, als sie von der Füchsin geleckt worden und die Worte über sie hingemurmelt waren, ward die

hübſche, kleine Prinzeſſin zum Schneeflöckchen. Und die alte Hexe öffnete das Fenſter und ließ ſie hinausfliegen. Es war aber ein kalter Wintertag, als dies geſchah, und die böſe Stiefmutter rief ihr höhnend nach: „Fliege nun und friere bis in Ewigkeit! eher mag ich wieder jung werden wie du, als du einen Mann findeſt, der einem Schneeflöckchen fünf Jahre bis in die innerſten Gedanken treu bleibt.“

Und die ſüße, kleine Prinzeſſin Schneeflöckchen flog mit den andern Schneeflocken im kalten Winde umher und fror und zitterte und wimmerte wie die andern. Es fühlte aber, warum es trauerte, denn es hatte die allerſüßeſte und allerwärmſte Seele behalten, obgleich es ſo jämmerlich verwandelt war, und mußte auch als Schneeflöckchen durch die weite, wüſte Welt nach Liebe umherfliegen. Da war ihr denn das traurigſte, wenn ſie je einmal auf ein hübſches Geſichtchen flog oder an eine ſchöne Bruſt ſich ſchmiegte oder auf ein warmes Händchen ſich hinabſenkte, daß ſie unfreundlich weggeblaſen und abgeſchüttelt ward, als habe ſie nur unangenehmen Froſt gebracht wie alle anderen Schneeflocken. So mußte ſie immer wieder in die Welt hinein, wann ſie gehofft hatte, ſich einmal in Liebe auszuruhen, und flog den langen, traurigen Winter umher und lag den gefrornen Bergen und den Steinen und den eiſigen Seen an der kalten Bruſt und weinte und ächzete um Liebe, die ſie nirgends fand. Und als es warm ward und die erſten Blümchen ihre Köpfchen aufrichteten und die erſten Vögelein wieder ſangen, da durfte ſie nicht bleiben an der ſchönen Sonne, ſondern mußte in die Dunkelheit; denn der Winter fing ſie ein mit den andern Schneeflocken und ſperrte ſie alle in den Tiefen und Höhlen der alten Berge ein, daß ſie dalägen, bis er wieder auf die Erde emporkäme.

Da lag nun Schneeflöckchen den ſchönen Frühling und den warmen Sommer und Herbſt und verlebte ihre Stunden in Sehnſucht und Traurigkeit: in Sehnſucht, denn alle Erinnerungen waren in ihrem dünnen Schneeleibchen geblieben; in Traurigkeit, denn ſie zweifelte, ob ſie jemals Liebe finden würde. Da hat ſie manche wehmütige Töne geflüſtert und manches traurige Liedlein geächzt, die allein die ſtummen Felswände gehört haben. Alſo klang eines der Liedlein, das ſie oft ſchmerzenvoll ſang, und das ein tiefer Durchklang ihres Schickſals zu ſein ſchien:

Geiſter in den dunklen Höhlen,
Geiſter in der tiefen Nacht,
Habt ihr Liebe, habt ihr Seelen,
Gebt auf meine Klagen acht.

Die ich ſeufze, die ich weine
In der ſtummen Einſamkeit,
Ferne von dem Sonnenſcheine,
Von des Lebens Lieblichkeit.

Aus der ſüßen Welt verſtoßen,
Welche warme Herzen hat,
Mit den Stürmen, mit den Schloßen
Flieg' ich ſchaurig meinen Pfad;
Zitternd vor den leichten Winden,
Vor der Lüfte Wankelmut,
Kann ich nirgends Ruhe finden.
Ach! Ich armes, junges Blut!

Und mein Seelchen voll von Liebe,
Sauſ' ich durch die öde Welt,
Welche meine ſchönſten Triebe
Nur für Winterlügen hält,
Muß dem Stein am Buſen frieren
Und dem ſtarren, harten Eis,
Das ſich wohl mit Glanz zu zieren,
Aber nicht zu lieben weiß.

Und ſo kann ich einſam fliegen
Durch die lange Ewigkeit,
Und dies Herz wird nie ſich ſchmiegen
An ein Herz voll Zärtlichkeit:
Wie ich brenne, wie ich glühe,
Keine Seele glaubt es je,
Wenn ich gleich von Flammen ſprühe,
Heiß' ich doch der kalte Schnee.

O wo lebt das holde Weſen,
Wenn ihr's wißt, ſo ſagt mir's an,
Welches dieſen Zauber löſen,
Dieſe Liebe kühlen kann?
O wo lebt die ſeltne Treue,
Welche Stahl und Eiſen ſchmelzt
Und für mich ein kühner Leue
Sich durch Feur und Strudel wälzt?

Ach, ihr Elfen! Ach, ihr Zwerge!
Was verkünd' ich euch die Pein?
Ihr ſeid hart wie eure Berge,
Ihr ſeid kalt wie euer Stein.
Denn was nie an Menſchenherzen
In der ſüßen Liebe lag,
Ahnet nichts von dieſen Schmerzen,
Dieſer Sehnſucht, dieſer Schmach.

So hatte Schneeflöckchen eine lange, lange, traurige Zeit in den düstern Berghallen gelegen und den stummen Steinen und gefühllosen Wassern und Lüften, die vorbeirauschten, ihr Leid geklagt, da kam der Winter wieder und öffnete die Tore und trieb seine leichtgeflügelten Scharen in die Welt hinaus. Und Schneeflöckchen flog mit den andern aus und mußte wieder nach Liebe durch die Welt umherfliegen; und die leichten Winde kamen und nahmen sie mit und trugen sie über Länder und Meere hin. Einmal lag sie bei diesen Reisen auf dem Gipfel des kalten Kaukasus und seufzete und ächzete jämmerlich in dem bitteren Gefühle ihrer Verlassenheit unter den kalten, lieblosen Gesellen, mit welchen sie leben mußte. Und als Schneeflöckchen hier zum Sterben krank war vor Liebe, da hörte sie unter sich in einer Bergschlucht jemand so jammervoll stöhnen und klagen, daß einem Stein das Herz davon hätte springen können. Und Schneeflöckchen flog auf und flog flugs hin, woher die Stimme tönte. Und sie sah unter einem kahlen Baum, durch dessen wenige falbe Blätter der wintrige Wind heulend pfiff, einen Jüngling stehen, stattlich und reisig von Wuchs und schön von Gestalt. Er stand aber fast nackend da; sein Waffenkleid, sein Panzer und Helm und Schild lagen im Schnee umhergestreut, sein edles Roß stand seitwärts und kratzte Gras unter der Schneekruste hervor und fraß, seine Sporen lagen zerbrochen, sein Wams lag zerrissen neben ihm, in der Rechten hielt er ein blankes Schwert, und seine Haare flogen wild im Winde, und seine Blicke sahen verstört, wie wenn einer in eine Wüste hineinstarrt, und von seinen Lippen ächzeten jammervolle Klagen. Schneeflöckchen legte sich angstvoll und schweigend zu seinen Füßen und dachte bei sich: „Ach, wenn der Mann wehvoll ist wie ich und unglücklich durch Liebessehnsucht, so mag er mich hier zertreten in seiner Verzweiflung, daß ich den letzten Atem von Leben und Bewußtsein verliere! Das sollte mir der süßeste Tod sein.“ Er klagte aber also:

„Seid mir willkommen, Orte der Trauer! Ihr wüsten Felsen, kahlen Bäume, da rauhe und finstere Kluft und ihr Winde, die ihr mit dem Schneegestöber dahinpfeift — ihr seid mein Leichengefolge, meine Leichenmusik, wie ich sie liebe. Du bist hin, edle Stärke, worauf ich getrotzt habe, du bist verwelkt, Schönheit, welche Frauen und Jungfrauen gepriesen haben, du hast dich verschmachtet und verblutet, arme, kranke Seele, und sollst hier die Ruhe und den Frieden finden, den die kalte Erde dir nicht geben konnte. O kalte Erde, bald nicht mehr zu kalt, bald ein kühles und stilles Bett dem Starren und Gefühllosen. — Komm, treues Schwert, du treuer Freund und Schirmer in so manchen Schlachten und Aben-

teuern! tu mir den letzten Dienst! schneide dieses Herz inzwei, das schon genug zerschnitten ist, dies arme Herz, dem alle Güter und Schätze gegeben waren, nur der einzige höchste Schatz der Liebe nicht! O wenn dieser kalte, häßliche Dornstrauch lieben könnte, ich wollte ihn umarmen, ich wollte ihn an meine Brust, ja in meine Brust hineindrücken, daß sie von seinen hundert Spitzen bluten sollte, und ich wollte jauchzen vor Seligkeit; ja dich dünnen Schnee wollt' ich nehmen, wenn deine Kälte zu Liebe erwärmen könnte, wollte mir die Hände von dir vollballen und dich tragen als meine köstlichste Habe, und Himmel und Erde sollten meinen Schrei hören: Ich bin geliebt! ich bin glückselig! Ja, eine Otter, eine Kröte wollt' ich umarmen und sie Braut nennen und Zärtling und Liebling. — Nein! nein! nimmer! nimmermehr! Komm denn, Schwert! und komm denn, Tod! du Retter aus allen Nöten! und mache der elenden Posse ein Ende!" Und er rüstete sich, zuzustoßen.

Und es war dem kleinen Schneeflöckchen wie ein Blitz durch das zärtliche Seelchen gefahren, und sie hob die Flügelchen auf und senkte sich sanft in seine Hand, als sie eben den letzten Stoß tun wollte. Und er fühlte es wie warm, und als brennte ihn etwas. Und er schaute in die Hand und sah Schneeflöckchen daliegen in seiner zarten, gefiederten Gestalt. Und Schneeflöckchen, die eben eine Seele suchte, ward immer wärmer und brannte ihn wirklich. Und erstaunt ließ der Mann das Schwert fallen und sah Schneeflöckchen an, als verstände er das holde Kind, das nicht viel gewichtiger als ein wehendes Lüftchen auf seiner Hand lag, und voll Entzücken rief er: „Was? was? ist sie's? ist sie's? o gnädiger Gott! so will ich leben! und würd' es eine Ewigkeit, sie soll mir nicht zu lang sein!" Und Schneeflöckchen, das diese Worte hörte, zerrann vor Entzücken und ward ein glänzender Tropfen, der hell in seiner Hand lag und um Liebe zu flehen schien und wie das blaue Himmelsaug' eines Engels aussah. Und der Mann sah das funkelnde Tröpfchen, das immer noch warm in seiner Hand glühete, und lief eilends zu einem Baum, der noch einige frische Blätter hatte, und nahm das grünste Blatt und goß das Tröpfchen da hinein und barg es sorgsam an seinem Leibe. Dann kleidete und waffnete er sich, schwang sich auf sein Roß und ritt im Fluge der nächsten Stadt zu.

Nun muß ich erzählen, wer dieser Mann war, und woher er kam, und was ihm begegnet war.

Er war ein edler Prinz, eines Königs Sohn im Lande Arabien, wo das Gold wächst und die Myrrhen und andere köstliche Kräuter. Er war unter den wunderbarsten Umständen zur

elt geboren und mit so unvergleichlicher Schönheit geschmückt,
ß sein Vater, der König, und die Weisen des Landes von seiner
ühesten Kindheit an sehr aufmerksam auf ihn waren; denn sie
einten, sein Leben werde gewiß auch von ungewöhnlichen Schick-
en geführt werden. Sie fragten das Los, sie fragten die Sterne
el über ihn, sie spielten mit Rätseln und Wahrsagern um ihn;
er das Los wollte nicht fallen, und die Sterne wollten nicht
echen, und die Rätsel und Wahrsager wollten kein rechtes
eisterspiel spielen — sie blieben im Dunkeln über seine Zukunft.
er über sein Herz blieben sie nicht lange dunkel. Der Prinz
gte von Kind auf eine ungewöhnliche Zartheit und Weichheit
s Gemütes, und in seinen großen und schwarzen Augen lag
ne Wehmut und Schwärmerei, welche dem alten Könige bange
chten, so daß er zu seinen Weisen und Räten wohl zuweilen zu
gen pflegte: „Der Knabe muß strenge erzogen werden und
mer unter Menschen und im vollen Getümmel sein; er könnte
ast ein Träumer oder Sternseher werden, welche die schlechtesten
nige sind, oder die Liebe, die verderblichste und gefährlichste
er Leidenschaften, könnte ihn ganz aus der Bahn der Tugend
iben." Alle Gebärden, alle Bewegungen des Prinzen waren
n so sanft und zart als seine Seele, und sein Stimmchen klang
se und lieblich wie ein Sommerlüftchen, wenn es durch Mai-
men hinspielt. Deswegen ward der Prinz Bisbiglio genannt,
lches zu deutsch soviel heißt als Gelispel.

Als Prinz Bisbiglio vier Jahre alt geworden war, tat der
nig, sein Vater, ihn nicht in die Einsamkeit zu einem Weisen,
e die Könige im Morgenlande zu tun pflegen, die da glauben,
Getümmel der Hauptstadt und im Glanze und der Üppigkeit
s Hoflagers könne schwerlich jemand zur strengen Tugend ge-
gen und geübt werden, sondern er schickte ihn zu einem alten,
uen Kriegsmann, der mit einer reisigen Kriegsschar immer auf
r Warte lag und der Grenzen hütete. Da sollte er wie ein Krie-
r erzogen werden, nichts sehen als Rosse und Waffen, nichts
ren als Waffenklang und Trompeten und Pfeifen, kein anderes
ger kennen als ein hartes Soldatenbett und keine andre Flur
d Au als die Tummelplätze und Übungsplätze, worauf Menschen
d Pferde auch kein Gräschen grünen ließen. Künste sollte
nicht lernen, denn der König fürchtete, die Künste würden
n zu weich machen und ihm die strenge Arbeit verleiden,
lche die beste Kunst für den ist, der als Mann Männern
ehlen soll. Der Prinz lebte in diesem Lager zehn Jahre
d ward ein vollkommener Kriegsmann, in allen Waffen geübt,
n Meister, die Rosse zu tummeln und die Lanze zu werfen;

außerdem war er schlank und reisig von Leibe und für sein Alter sehr stark.

In seinem fünfzehnten Jahre ließ der Vater ihn zurückkommen an seinen Hof und freute sich des schönen Jünglings und seiner weisen Erziehung. Aber was half sie ihm? Was die Natur in den Menschen gesäet hat, das muß früher oder später einmal Wurzel treiben; es ist unvertilgbar wie das Leben und läßt sich mit dem Leben selbst nur ausrotten. Prinz Bisbiglio hatte nun in zehn Jahren nichts gesehen als rauhe und eiserne Männer des Kriegs und Lanzen, Bogen und Säbel, er hatte in keine Sterne geguckt, auf keine Nachtigallen gelauscht, in keinem Tanze sich mit umgeschwungen; doch waren so viele Sterne und Nachtigallen und Tänze in seiner Seele, daß sie von allem eisernen Lärm und eisernen Übungen nicht unterdrückt werden konnten. Ja, sie wurden in ihm nur lebendiger, je mehr sie in das tiefste Innere seines Gemütes zurückgedrängt wurden. Bisbiglio war ein Kind der Sehnsucht und Liebe, und mitten in dem Feldlager unter den harten und rauhen Kriegern hatte sein unbewußtes Herz immer nach Liebe gelechzet; sie hatte er aus allen Winken und Blicken, aus allen Liedern und Märchen gesogen, die auch von ganz etwas anderem klangen, ja aus jedem leisesten Worte, das nur so lose vor ihm gesprochen war; sein eignes Herz hatte ihm früh genug diesen bunten Himmel mit allen seinen Sternen und Nachtigallen geöffnet. So allmächtig ist der angeborne Trieb.

Bisbiglio stand jetzt in der Blüte der Jahre, wo die Phantasie am lebendigsten ist; er sehnte sich hinaus in die weite, schöne Welt, damit er ihre Schönheit und Herrlichkeit erkundete, und ging zu seinem Vater, dem Könige, und bat ihn, daß er ihn ziehen lasse, wie andere Prinzen ausziehen und sich durch fürstliche und ritterliche Abenteuer einen Namen machen. Der Vater erlaubte es ihm gerne, denn er dachte: „Dieser ist ein fester Jüngling, unter Eisen und Waffen erzogen; den werden die girrenden Tauben der Liebe und die schmeichelnden Sirenen der Zärtlichkeit nicht von der Heldenbahn ablocken.“ Aber Bisbiglio meinte es anders, als seine Worte vor dem Vater klangen: er wollte keine anderen Abenteuer als Abenteuer der Liebe, er wollte auf die Liebe ausreiten, er wollte so lange suchen in der weiten Welt, bis er die Liebe fände, die er sich von jeher als das höchste und seltenste Gut gedacht hatte. Er hatte nämlich in dem Feldlager am Euphrat oft das Märchen erzählen gehört von dem persischen Prinzen Sospirio, der zwanzig Jahre nach der Liebe durch die ganze Welt umhertrabte und sie endlich in einem schneeweißen Dornröschen fand, das mitten in der Wüste Afrikas verborgen und einsam blühete.

Dies waren die hohen und geheimnisvollen Sterne, nach welchen Bisbiglio frühe guckte, dies waren die süßen Nachtigallen, die ihm selbst da sangen, wo Streitrosse um ihn wieherten und Speere auf Schilden zersprangen; von wundervollen Abenteuern, von Kämpfen mit Riesen und Drachen, von Verwandlungen und Bezauberungen hatte er Tag und Nacht geträumt, aber nicht bloß um ritterliche und königliche Scherze und Spiele, nein, alles um Liebe und immer um Liebe.

So war er in die Welt ausgezogen und zog nun schon in das vierte Jahr so um und hatte mit sehnlichen Schmerzen die Liebe gesucht, aber immer noch nicht gefunden. Abenteuer hatte er genug gefunden, Kämpfe genug bestanden, schöne Frauen und Jungfrauen, Prinzessinnen und Königinnen, Amazonen und Sirenen, wunderbare Blumen und Vögel genug gesehen, einige auch geliebt; aber ach, die Liebe hatte er nicht gefunden, die himmlische, immer in einem blühende, glühende, fühlende, spielende, lebende, schwebende, singende, klingende, jauchzende Liebe. Er war schön, jung und tapfer, er hatte alles Schönste und Lieblichste angezogen, wie der Magnet das Eisen anzieht, er war auch zärtlich geliebt worden; aber ach, nach wenigen Tagen, oft nach wenigen Sekunden hatte er immer den Mangel gefühlt und wieder ausreiten müssen, damit er die rechte Liebe fände, welche er suchte. So war es ihm vor einem Monat eben wieder ergangen. In Damaskus hatte er des Königs Tochter gesehen, schön wie eine Rose, schlank wie eine Lilie und lieblich wie ein Veilchen im stillen Tale, und sie hatte ihn über ihr Leben liebgewonnen, und er sie wieder. Aber bald hatte der unglückliche Prinz wieder reiten müssen, fühlend, sie sei nicht die Liebe, die er suchte, und nun hatte er verzweifelt, sie je zu finden, und war hinaufgeritten bis in das wilde, verschneite Gebirg', bis in den höchsten Kaukasus hinein, und da hatte ihn das süße Schneeflöckchen am Leben erhalten.

Als der Prinz zu der Stadt gekommen war, ritt er vor das Haus eines Juweliers und kaufte sich ein Fläschchen aus lauterem Diamant und goß sein funkelndes Tröpfchen, sein Schneeflöckchen da hinein und versiegelte das Fläschchen und steckte es zu sich und sprach: „Du wirst noch wohl einmal eine Prinzessin werden, wie Dornröschen in der Wüste geworden ist, und wenn du es nimmer wirst, ich bin der glücklichste aller Menschen, solange ich nur diese Flammen fühle." Er hatte sich nämlich ein Säckchen über dem Herzen gemacht; darein steckte er das Fläschchen, und er fühlte es bis in sein Herz, und es war ihm wie ein sanftes Prickeln, das er um die ganze Welt nicht hätte missen wollen. Er ritt aber

immer luſtig fort durch die weite Welt. Denn daß das Tröpfchen verwandelt werden mußte, und daß es ſo nicht bleiben konnte, das ahndete ihn; das wußte er auch, daß er vor der Erfüllung ſeines Schickſals nicht nach Hauſe reiten durfte. Und Schneeflöckchen ſaß als ein kleines Tröpfchen in dem diamantenen Fläſchchen und war die Allerglückſeligſte, denn ſie fühlte, daß ſie geliebt war; aber doch zitterte ſie oft bei ſich und dachte: „Fünf Jahre, wie lange! wie lange! und wird er die Proben beſtehen? Es iſt wohl ſüß, ſo auf ſeinem Herzen zu ruhen; aber wieviel ſüßer wäre es, ihn mit menſchlichen Armen umfangen und an dies Herz drücken!“ Und ſie bebte vor Wonne bei dem Gedanken und zugleich vor Furcht, daß ſie ihn verlieren könnte.

Und drei Jahre war der Prinz Bisbiglio mit ihr durch die Welt geritten, und ſie waren ihm verſchwunden wie drei Tage. Da kam die Zeit harter Proben, die er noch beſtehen mußte, ehe ihr Schickſal erfüllt werden konnte.

Die erſte Probe war dieſe:

Er ritt einem Hauſe vorbei, das in Flammen ſtand. Da zweifelte er in ſich: „Wenn ſie, die meine Liebſte iſt, für dies Tröpfchen nun ein Menſch wäre, und du lägeſt in den Flammen, ſollte ſie wohl hineinſpringen und dich herausholen?“ Und wie er den böſen Gedanken kaum gedacht hatte, da fühlte er ſein Gläschen mit unwiderſtehlicher Gewalt heraufſpringen, daß es ihm Hemd und Wams zerriß und den eiſernen Panzer ſpaltete. Und wie ein Blitz flog es in die Flammen, und er ſah das Fläſchchen drinnen ſpringen, und das helle Tröpfchen weinte und ächzete in der feurigen Not, und bald erblickte er es nur noch als eine trübere Flamme. Da erfaßte ihn unnennbare Seelenangſt, und er warf ſich von dem Pferde in das Feuer und griff ſich das Flämmchen heraus und barg es in ſeiner Hand. Und das Flämmchen brannte ihm ein tiefes Loch in die Hand; dann ward es wieder zum Tröpfchen. Er ritt aber eilends in die nächſte Stadt und kaufte ſich wieder ein diamantenes Fläſchchen, worin er es einfing und wieder an ſeine alte Stelle legte. In den Flammen hatte er ſich das Haar verſengt und die Wangen verbrannt, und das Loch in ſeiner Hand war ſehr tief. Und er mußte große Schmerzen leiden und wohl drei Wochen krank liegen, ehe er genas. Da trauerte er viel über ſeinen Unglauben; aber Schneeflöckchen war voll Freuden, daß er ihr ſo treu nachgeſprungen war in das Feuer; aber über ſeine Schmerzen weinte ſie innerlich. Und er merkte es wohl, denn es deuchte ihm oft, wie es in der Flaſche ächzete, wiewohl er eigentlich nichts hörte.

Dies war die zweite Probe:

Er ritt über eine hohe Brücke, welche über ein reißendes Waſſer führte, das der Tigris heißt. Da ſah er das Neſt eines Eisvogels auf dem Strome ſchwimmen, und die Mutter ſaß auf dem Neſte und fütterte die Jungen. Und er ſprach bei dem Anblicke innig bewegt: „O welche Liebe! haben Menſchen wohl ſolche Treue? Wahrlich, wenn der Strudel dieſe kleine Brut untertauchte, die Mutter tauchte ihnen nach und ſtürbe oder holte ſie herauf.“ Und Schneeflöckchen auf ſeinem Herzen fühlte, was er drinnen bewegte, und mußte ihm in der Seelenangſt wieder Rock und Panzer ſprengen, und klingend flog das Fläſchchen gegen einen Stein, und das Tröpfchen goß ſich in den Strom und ziſchte leiſe, als wenn man heißes Waſſer in kaltes gießt, und floß mit den reißenden Wellen dahin. Und der Prinz ſtürzte ſich wie ein Blitz ihm nach in den Strom und kämpfte mit dem Strudel und tauchte ſich auf und ab und rang mit Tod und Leben und füllte ſeine Hände mit allen Waſſern, bis er das ziſchende Tröpflein wiedergefunden hatte, das er wie eine brennende Kohle in der Hand fühlte. Dann ſchwamm er ans Land und ſank erſchöpft hin; das Tröpfchen aber hatte ihm wieder ein Loch gebrannt. Und als er wieder zu ſich kam, war er zerſchellt an allen Gliedern von den Felſen, woran er ſich zerſtoßen hatte, und die Wunde in der Hand ſchmerzte, aber ſeine Seele jauchzete in Wonne. Und Schneeflöckchen war auch in Entzücken über ſeine tapfere Treue. In der nächſten Stadt aber fing er ſein Tröpfchen wieder ein, legte ſein Fläſchchen aufs Herz und ritt weiter.

Dies war die dritte und letzte Probe:

Der Prinz trabte mit ſeinem Schneeflöckchen eines Morgens durch einen hohen Bergwald; da ward er eines gewaltigen Reiters gewahr, der auf einem weißen Hengſt ritt und ſo hoch war, daß ſein Haupt über die Spitzen der Eichen und Buchen ragte. Er hielt eine Lanze, die einem Maſtbaum gleich in den Lüften ſchwankte, und fällte dieſe fürchterliche Wehr, als er des Prinzen anſichtig ward. Dieſer Rieſe — denn das war er — hatte ein häßliches und verrunzeltes altes Weib hinter ſich auf, das ihn mit ihren dürren Armen umklammert hielt. Er führte ſie wider Willen mit ſich kraft eines Gelübdes, das er getan hatte, und dachte ſie auf den erſten beſten, den er treffen würde, abzuladen. Als er den Prinzen Bisbiglio erblickte, rief er mit lauter Stimme, daß alle Berge und Klüfte widerhalleten, als hätten hundert Donnerwetter zugleich die himmliſchen Kartaunen gelöſt: „Halt, mein Knäblein! ich habe hier etwas für dich. Du biſt jung und kannſt einen Schatz gebrauchen, der meinen Jahren ſchon beſchwerlich wird. Nimm dieſe Dame hintenauf und ſchwöre mir,

daß du ſie ritterlich halten und einen jeden, der dir begegnet, zum Kampf auf Leben und Tod fordern willſt, wenn er nicht bekennen will, daß ſie die allerſchönſte Prinzeſſin ſei, die je die Sonne beſchienen hat. Auf dieſe Bedingung laſſ' ich dich hier frei vorüberreiten, ſonſt wird deine Mutter bald einen Toten begraben." — „Das geſchieht nimmer, du Trotziger, ſolange noch ein Tropfen Blut in mir warm iſt," rief Bisbiglio, von Zorn entbrannt; „wehre dich, du Prahler! ich ſchlage auf dich." Und mit dieſen Worten ſprang er aus dem Sattel und ließ ſein Roß laufen. Denn er begriff wohl, daß er gegen den Rieſen und deſſen Koloß von Pferd nicht rennen konnte, und daß die Gewandtheit und Geſchmeidigkeit gegen die Übermacht helfen mußte. Und der Rieſe, der ſich ſchämte, ſchlechter zu ſein als der Jüngling, ſprang auch vom Pferde, und ſie warfen beide die Lanzen weg und griffen zu den Schwertern.

Und es entſtand nun einer der ſchönſten und ſeltenſten Kämpfe, die je in einer Rennbahn geſehen worden. Die Erde erzitterte, wann der Rieſe ſeinen Fuß bewegte, und Felſen ſchienen unter jedem ſeiner Hiebe berſten zu müſſen. Leicht wie der geflügelte Wind ſprang der Prinz einher, wich und bog ſich jedem Streiche und Stoße aus und ſchlüpfte geſchickt unter der Langſamkeit und Schwere des Rieſen hin. So hatten ſie lange gekämpft, und ſchon rieſelte des Rieſen Blut aus mancher Öffnung, aber es waren ſeichte Wunden. Der Prinz war aber noch ganz und ſpielte in leichter Beweglichkeit mit ſeinen leichten Waffen um das Ungeheuer herum. Als der Rieſe ſich nun von ſeinem eigenen Blute erröten ſah, da ergrimmte er in ſeiner Seele und rief: „Genug! o ſchon zuviel! nicht länger ſoll dieſe Mücke mit dem Löwen ſpielen." Und er holte einen gewaltigen Hieb aus, wodurch er den Prinzen wie eine Rübe in zwei Stücken zu ſpalten meinte. Doch der Hieb glitt vom Helm ab, nahm aber den ganzen Schild mit und die Hälfte des Panzers, und der Prinz fühlte die Spitze des Eiſens bis an ſein Herz dringen. In dieſer äußerſten Not nahm auch er ſeine letzten Kräfte zuſammen und ſtieß ſein Schwert, ſo lang es war, in des Rieſen Bruſt, daß das lange Scheuſal fluchend und röchelnd hinſtürzte.

Man kann ſich Schneeflöckchens Angſt denken bei dieſem fürchterlichen Streit, und wie ſie in ihrem Fläſchchen zitterte und bebte, wenn der Rieſe in ſeinen Waffen daherraſſelte und ſie die Stöße klingen und die Hiebe durch die Luft ſauſen hörte. Als ſie aber die rote Flut den Panzer des Prinzen hinabrieſeln ſah, da konnte ſie es nicht länger aushalten in ihrem Kerker, ſprengte das Fläſchchen und miſchte ſich mit dem Blute, das wie ein pur-

purner Strom am Boden floß. Und o Wunder über alle Wunder! in demſelben Augenblicke, wie ſie von dem Blute ganz umfloſſen war, ſtand die allerſchönſte Jungfrau da: Schneeflöckchen war wieder ein Menſch geworden.

Der Prinz hatte ſich ſo erſchöpft und verblutet, daß er in Ohnmacht hingeſunken war. Schneeflöckchen warf ſich mit tauſend Tränen auf ihn, riß ihm den Panzer auf und trocknete das Blut ſeiner Wunde mit ihren ſchönen, langen, blonden Locken ab; ſie beweinte ihn faſt ſchon wie einen Toten. Als ſie ſo über ihm lag und klagte und ſchluchzete, ſiehe, da ſchlug der Prinz die Augen auf und atmete wieder und ſah ſein allerliebſtes, ſüßeſtes Kind, um welche er nun ſo manches Jahr in der Welt herumgeritten war. Und es war ihm bei dem Anblicke, als ob neue Kräfte ſich durch alle ſeine Adern göſſen und er neu geboren wäre, und er fühlte ſeine Wunde nicht mehr, noch wie das Blut herabrieſelte, ſondern ſah nur das liebliche Schneeflöckchen und küßte und herzte ſie. Sie aber ſchnitt ihr Hemdchen inzwei, wo es ihr um das Herz lag, und legte das auf die Wunde, und das Blut ward gleich geſtillt. Die Wunde war wohl tief, aber nicht tödlich, was ſie leicht hätte werden können, wenn ſie einen Zoll tiefer gedrungen wäre; denn der Rieſe hatte gerade auf ſein Herz getroffen.

Dieſer aber lag wirklich tot da und ſollte nimmer wiederaufſtehen. Sie betrachteten nun ſeine ungeheuere Lanze und ſeine gewaltigen Waffen, die ein gewöhnlicher Mann gar nicht von der Erde aufheben konnte, und ließen ihn da liegen; das alte, garſtige Weib aber, um welches der blutige Span entſtanden war, ließen ſie in Frieden gehen, wohin ſie wollte. Der Prinz aber nahm zum Andenken dieſes Streits mit dem Rieſen nichts weiter mit als den großen weißen Hengſt, worauf der Unhold geritten war, und ſein Schwert. Als ſie das Schwert von der Erde aufnahmen und näher betrachteten, ſahen ſie ein neues Wunder: die Spitze war zuſammengefloſſen, wie Eiſen geſchieht, das in die Kohlenglut gelegt wird, damit es dem Schmiede wieder weich werde. Und als Schneeflöckchen dies ſah, funkelten ihr die Äuglein vor Entzücken, und die hellen Tränen liefen ihr über die Wangen, und ſie drückte den Prinzen mit einer Gewalt an ihre Bruſt, als wolle ſie in eins mit ihm zuſammenrinnen, und rief: „O du allertreueſte und an Liebe unüberwindlichſte Seele! So iſt dein Herzblut ſo heiß von Liebe, daß das Eiſen des Rieſen daran geſchmolzen iſt und nicht hat eindringen können? So habe ich nun dieſes warme Herz, wovon mir ſo oft geträumt hat in bitterer Trauer während meiner traurigen Verwandlung?

Nun sehe ich, daß alles erfüllt ist, was meine Stiefmutter, die böse Hexe, einst gemurmelt hat, als sie mich aus dem Fenster fliegen ließ!" Und sie erzählte dem Prinzen nun die Geschichte ihrer Verwandlung, und wie jämmerlich sie zwei Winter als Schneeflöckchen habe umherfliegen müssen, bis sie in seiner Hand zum Tropfen geworden sei.

Der Tag, an welchem dieser Kampf mit dem Riesen stand, war genau der letzte Tag des fünften Jahres seit dem Tage, wo Schneeflöckchen den verzweifelten Prinzen Bisbiglio in der öden Waldschlucht des Kaukasus gefunden hatte. Und da beide sahen, daß das Schicksal alles mit ihnen erfüllt hatte, und da sie sich herzlich sehnten, die treueste und unvergleichlichste Liebe durch eine Hochzeit zu krönen, so ritten sie nun nicht weiter durch die Welt auf Abenteuer — denn sie hatten ja das allerschönste Abenteuer erlebt — sondern sie nahmen den gradesten Weg nach dem Schlosse, in welchem der alte König von Arabien, des Prinzen Bisbiglio Vater, wohnte. Und sie sind dort glücklich angekommen, und der Prinz hat dem Könige alles getreulich erzählt, wie es sich mit ihm begeben hatte. Und der alte Herr hat nun wohl gesehen, wieviel es mit der Weisheit der Erziehung seines Sohnes auf sich gehabt hat; aber er hat sich alle seine wunderlichen Abenteuer gern gefallen lassen, da er ihm eine solche Schnur ins Haus gebracht hat; denn Schneeflöckchen war so freundlich und schön, daß sie nicht allein ihm und allen Menschen, sondern allen Engeln im Himmel gefiel.

Und als der alte König sich genug gefreut hatte und die Hochzeit gewesen war, da machten Bisbiglio und Schneeflöckchen sich auf und zogen zu dem alten Könige in Indien. Und Schneeflöckchen erzählte ihm ihre ganze Geschichte, wie die Stiefmutter zur Füchsin geworden war und gesungen hatte: „Schneeflöckchen, flieg hin! Fliege durch die Welt hin!" und wie sie dann ein Schneeflöckchen geworden und aus dem Fenster gelassen wäre und so mehr als sechs traurige Jahre in der Verwandlung habe leben müssen. Und der König, ihr Vater, ist so zornig geworden, daß er die alte Hexe hat an einen Pferdeschweif binden und zu Tode schleifen lassen. Auch hat er nun von ihren häßlichen Töchtern, die sie ihm geboren, nichts mehr wissen wollen, sondern hat sie hoch gen Norden hinauf in die Berglande Indiens geschickt und hat sie geringen Männern zu Frauen gegeben. Schneeflöckchen aber ist Königin von Indien geworden nach seinem Tode, und Indien und Arabien sind so ein Königreich geworden. Ein zärtlicheres und treueres Ehepaar ist aber auf der Welt nie gesehen worden als der treue Prinz Bisbiglio und

eine süße Prinzessin Schneeflöckchen, so daß sie wegen ihrer Zärtlichkeit und Treue noch bis diesen Tag im ganzen Morgenlande in Fabeln und Liedern erzählt und gesungen werden. Sie haben auch die allerschönsten und lieblichsten Kinder gehabt, die auch Herzen gehabt haben, sich aller Anmut und Schönheit des Himmels und der Erde zu freuen, und die ihren Eltern an Freundlichkeit und Milde gleich gewesen sind.

---

9. Erdwurm.

Zu Distelfeld im Fichtelberge lebte ein ehrlicher Bauersmann, Kunz Bartold genannt, der hatte eine Frau, die hieß Kathrine Hüllmanns und war eine recht christliche und fromme Frau. Diese guten Leute hatten viele liebe Kinder, aber das liebste von allen war ihnen ein kleines Mädchen, das in der Taufe den Namen Eva Maria empfangen hatte. Denn die kleine Eva war ein gar frommes, stilles und sinniges Kind, das fleißigste in der Schule und das andächtigste in der Kirche und gut und freundlich und gehorsam gegen alle Menschen; besonders gab es den Armen gern und bat die Mutter immer, wenn sie etwas auszuteilen hatte, daß sie ihr die Spende überließe. Sonst war das Kind bei aller seiner Freundlichkeit sehr in sich gekehrt und von stiller, verschwiegener Natur, sprach nicht viel, war gern allein und liebte sehr die Einsamkeit im Garten, im Felde und in den grünen Wäldern. Der liebe Gott, der jedem Menschen so seine eigenen Anlagen und Triebe mitgibt auf die Welt, hatte diesem Kinde eine große Liebe für die Natur und ein leichtes und helles Verständnis der Dinge mitgegeben, so daß sie, was kluge Leute kaum halb aussprachen und nur so leicht hinwinkten, schon begriff und vieles verstand und im Spielen lernte, was ihr kein Mensch erklärt noch gelehrt hatte. Die Leute pflegen sich über solche helle Kinder zu wundern; einige nennen sie Sonntagskinder, weil sie alles sehen und verstehen können; andere, schlimmer, meinen wohl gar, es gehe nicht mit rechten Dingen zu bei ihnen. Und ist doch alles natürlich und kommt von Gott her, daß die einen viel wissen und leicht lernen und die andern dumm sind und nichts lernen. Die kleine Eva kannte, als sie zehn Jahre alt war, schon die meisten Tiere, Vögel, Blumen und Bäume und ging mit ihnen so unschuldig und vertraut und sicher um, als hätte sie schon ein paar hundert Jahre mit ihnen gelebt. Aber fast ein noch größeres Wohlgefallen als an diesen hatte sie an bunten Steinen und Gewürmen und konnte sich gewaltig

freuen, wenn sie ein buntes Steinchen fand, und mit Marienwürmchen, Goldkäfern, Gottespferdchen, Schmetterlingen und Laubfröschen konnte sie oft tagelang spielen, ohne daß ihr die Zeit dabei lang ward. Sie ging nun ins elfte Jahr und mußte ihrer Mutter Kühe im Walde hüten. Da sammelte sie sich immer eine Menge buntes Geflügel und Gestein, und wann sie des Abends heimkam, hatte sie die Taschen gewöhnlich voll Steine und Schächtelchen und Binsenkörbchen, die sie sich selbst flocht, voll Käfer, Schmetterlinge und Laubfrösche, mit welchen sie und die andern Kinder dann spielten. Wegen dieser Liebe zu den bunten Steinchen und Käferchen wühlte sie viel in der Erde, wälzte Steine und Holzblöcke um, riß die Rinde von den Bäumen, und die Leute, die das sahen, und die eigenen Eltern nannten die kleine Eva deswegen im Scherz Erdwurm. Aus diesem Scherz ward aber ein solcher Ernst, daß sie künftig nicht mehr Eva, sondern Erdwurm bei allen Leuten hieß.

Nun begab es sich einmal, als Erdwürmchen im Frühlinge ihres zwölften Jahres ihre Kühe und Kälber in den Wald trieb und mit ihrem Hündchen hinterdreintrabend ein Liedlein sang, daß ihr eine alte Frau begegnete, die fast nackt war und gar bleich und elend aussah. Diese jammerte über Kälte, und es war der Monat April, und da ist es in den Waldbergen oft noch recht kalt. Das konnte Erdwürmchen nicht lange anhören; sie mußte ihr Röckchen ausziehen und es der alten Frau umhängen, welche wegging und ihr zurief: „Schönen Dank, mein Kind! Das soll dir nicht unvergolten bleiben." Erdwürmchen ging nun den ganzen Tag im bloßen Hemde und fror selbst sehr und ward obendrein des Abends von der Mutter tüchtig ausgescholten, daß sie mehr weggegeben hatte, als sie durfte; denn die Mutter war auch nicht so reich, daß sie ihren Kindern immer neue Kleider zumessen lassen konnte. Als nun die Sonnengicht gekommen und die Tage am längsten waren, da hatte sich Erdwürmchen einmal im Walde gebadet. Als sie nun aus dem Bache stieg und hinter einem Dornbusch, wo sie sich entkleidet hatte, ihre Kleider suchte, fand sie statt deren, welche sie suchte, die allernettesten neuen Kleider, als wären sie eben vom Schneider gekommen, und ein blankes Mützchen und ein Paar neue Schuh'. Dies letzte verwunderte sie am meisten, denn im Sommer trugen sie und ihre Geschwister keine Schuh', sondern mußten barfuß laufen. Sie zog aber alles an und probierte auch die Schuhe an und freuete sich recht kindisch, und in der Freude rief sie aus: „O wer mag mir das wohl geschenkt haben?"

„Das hab' ich getan", schallte es hinter den Büschen, und

bald ſah ſie eine alte Frau kommen, dieſelbe, der ſie im Frühlinge ihr Röckchen gegeben hatte, und die alte Frau trat freundlich vor ſie und fragte ſie: „Erdwürmchen, kennſt du mich nicht mehr?“ Und Erdwürmchen ſprach: „Jawohl, du biſt ja die arme alte Frau, die hier im Frühlinge ſo fror und in zerriſſenen Kleidern ging, und nun haſt du ſo ſchöne Kleider an!“ — „Ja, ſo geht's, mein Kind,“ ſagte die alte Frau; „heute reich und morgen arm. Ich habe dir dafür, daß du ein ſo barmherziges Kind warſt, die neuen Kleider gebracht, und wenn du noch etwas wünſcheſt, ſo ſage es, ich will dir's gewähren.“ Und Erdwürmchen bedachte ſich nicht lange und ſprach: „O laß den ſchönen, großen, blanken Käfer alle Tage zu mir kommen und mit mir ſpielen, den ich hier nur einmal im Walde geſehen habe; haſchen habe ich ihn aber nicht können!“ — „Das glaub' ich wohl, denn er iſt ein verzweifelt kluger Gaſt,“ ſagte die alte Frau; „er ſoll kommen. Und nun adjes, mein Kind!“ Und die alte Frau küßte ſie, nahm ihren Stock und ging weg.

Und als ſie kaum weg war, ſäuſelte es Summ! Summ! Summ! durch die Bäume, und ein großer, glänzender Käfer kam geflogen und ſetzte ſich neben Erdwürmchen hin, und ſeine Flügeldecken ſahen aus wie lauteres Gold, und ſeine zwei hellen Augen funkelten wie Diamanten. Erdwürmchen hatte ſeine herzinnige Freude an dem Käfer und ſpielte den ganzen Tag mit ihm; und als ſie ihre Herde zu Hauſe trieb, da nahm er auch ſeine Flügel und flog weg. Und auf dieſelbe Weiſe, wie er heute getan, kam er jeden Tag, ſooft ſie im Walde war, und flog immer auch weg, wann ſie wegging. Und Erdwürmchen ſpielte und flüſterte mit ihm, als wäre es ein Menſch geweſen; ſie erzählte auch den andern Hirten, die ſie zuweilen mit dem Käfer trafen, er ſei ihr kleiner Waldbräutigam und verſtehe alles, was ſie ihm ſage; er bringe ihr auch ſchöne und blanke Sachen zum Spielen und Äpfel und Nüſſe, wann ſie hungere. Die andern Kinder hörten das ſo an und lachten und glaubten es nicht; aber den goldenen Käfer mochten ſie gern leiden. Ich weiß auch nicht, ob das wahr war, oder ob Erdwürmchen den Kindern zum Scherze ſolche Fabeln erzählte; aber das iſt gewiß, daß die beide ſehr viel voneinander hielten, und daß der Käfer den andern Frühling wiederkam, ſobald Erdwürmchen ihre Kühe in den Wald trieb, und daß ſie in der alten Freundſchaft miteinander lebten und umgingen. Da lernte Erdwürmchen nun auch, daß es ein ganz ſeltener Käfer war und mehr konnte, als andere gemeine Käfer können.

Einſt ſaß ſie nach ihrer Gewohnheit mit ihm unter einer grünen Eiche und ſpielte mit ihm und mit andern bunten Würm-

chen und Käferchen im Grase. Da flog ihr eines der schönsten und buntesten Marienwürmchen auf und schwang seine kleinen Flügel, und in einem Hui war es über die Eiche hinaus. Und Erdwürmchen sah ihm sehnsüchtig nach und rief: „O wer doch auch so fliegen könnte und sich in der leichten Luft über die Bäume hinwiegen!" Und Goldkäferchen, der diese Worte hörte, flüsterte ihr leise zu: „Erdwürmchen, möchtest du das?" Und sie sagte: „Ja, für mein Leben gern!"

Und es währte nicht eine Sekunde, so kam der allerniedlichste Wagen aus der Luft herunter und senkte sich vor Erdwürmchen zur Erde herab, als spräche er: „Erdwürmchen, willst du, so steige ein!" Das Wägelchen war von dem allerweißesten Elfenbein leicht und sauber gearbeitet, und es waren viele tausend niedliche und bunte Vögelein und Blümlein drein geschnitzelt und darauf gemalt. Es war groß genug, daß ein kleines Mädchen bequem darin sitzen konnte, und ward von sechs himmelblauen Gottespferdchen gezogen.

Erdwürmchen stand vor dem zierlichen Wägelchen und verwunderte sich und schlug in die Hände, daß es so schön war. Goldkäferchen machte sich hinzu und sagte: „Nun steige ein, Erdwürmchen, und kutschiere dich durch die Luft, wenn du Lust hast!" Erdwürmchen stand da, zitternd und bebend vor Freude, Furcht und Verlangen; doch mußte sie laut lachen, als Goldkäferchen diese letzten Worte sprach, und sagte: „Was soll ich einsteigen? Die kleinen, magern Rappen werden mich wohl weit ziehen!" — „Steig du nur ein," sprach Goldkäferchen wieder, „ich will der Kutscher sein." Und mit diesen Worten schwang er sich auf den Bock. Da lachte Erdwürmchen wieder und setzte sich ein, zum Spaße, meinte sie, denn dies Gespann würde sie doch nicht von der Erde aufziehen.

Aber siehe! Goldkäferchen faßte die Zügel, nahm das goldene Peitschchen, aus feinsten Sonnenstrahlen geflochten, und klatschte, daß es durch den Wald klang; und die sechs geflügelten Rappen zogen an, und hui! ging es in die Höhe und über die höchsten Buchen und Eichen fort, daß es sauste. Erdwürmchen hatte gar nicht geglaubt, daß es Ernst sei; auch hatte sie ihren Wunsch, einmal so durch die Lüfte zu fliegen, nur so leicht hingesagt, wie Menschen, wenn sie Vögel oder Schmetterlinge sich in den Lüften wiegen sehen, wohl sprechen: „O wer doch auch einmal so fliegen und durch die leichten Lüfte segeln dürfte!" Nun hätte sie gern Halt! Halt! geschrien, aber sie hatte keine Zeit dazu; denn es ging gar zu geschwind, und sie hatte genug zu tun, sich an der Lehne des Wagens festzuhalten, damit sie in der Angst nicht herausflöge.

Als sie aber zuletzt sah, daß keine Gefahr dabei war, da ließ sie sich die Fahrt gefallen, die immer über den Wald hin ging, wohl zwei Meilen weit und dann wieder zurück. Und als das Wägelchen hingekommen ist, wo ihre Kühe und Kälber weideten, hat Goldkäferchen ihn sanft abwärts gelenkt, und so sind sie auf derselben Stelle wieder niedergekommen, wo sie aufgefahren waren.

Diese Fahrten hat Erdwürmchen oft gemacht und sich inniglich ergötzt, daß sie in dem elfenbeinernen Wagen mit dem leichten Gespann der Gottespferde geschwinder als die geschwindesten Vögel fliegen konnte, so daß sie da oben oft Tauben und Falken und andere Schnellflieger gegriffen hat. Sie ist auch zuweilen des Nachts ausgefahren, wann Goldkäferchen, ihr Kutscher, sie zu solcher Spazierfahrt einlud; sie hat sich dann leise und heimlich aus dem Bette geschlichen, wann die andern im Hause alle schliefen, und diese Fahrten bei Mond- und Sternenschein deuchten ihr die allerlustigsten. Aber nie hat sie der Mutter etwas davon merken lassen, sie hat dies überhaupt heimlich gehalten; nur das hat sie erzählt, daß die alte Frau ihr die schönen neuen Kleider geschenkt hat für das Röckchen, das sie ihr im Frühlinge gegeben.

Erdwürmchen war nun fünfzehn Jahre alt und begann ein großes Mädchen zu werden; sie hütete aber noch immer das Vieh im Walde. Nun sammelte sie, wann Goldkäferchen gerade nicht bei ihr war — er kam schon viel seltener — die andern Knaben und Mädchen, welche auch Hirten waren, häufig um sich herum und erzählte ihnen Geschichten, denn deren wußte sie eine Menge von ihrer Mutter, welche die Winterabende in der Spinnstube immer mit Erzählungen zu kürzen pflegte. Eines Tages hatte sie eine sehr traurige Geschichte erzählt, wie ein schöner junger Prinz im Kampfe mit dem Drachen auf den Tod verwundet war und beim Sterben seiner Herzallerliebsten vorsang:

Ade! Es muß geschieden sein!
Reich' mir ein Gläslein kühlen Wein,
Reich' mir ein weißes Semmelein!
Ade!
Den kühlen Wein, das Semmelein!
Ade! Ade!
Mir tut mein Herz so weh!

Ade! Es muß geschieden sein!
Ade du heller Sonnenschein!
Und Mondenschein und Sternenschein!
Ade!
Du Sonnenschein und Sternenschein!
Ade! Ade!
Mir tut mein Herz so weh!

Ade! Es muß geschieden sein!
O weine nicht, Feinsliebelein!
Es muß von dir geschieden sein!
Ade!
Es muß, es muß geschieden sein!
Ade! Ade!
Mir tut mein Herz so weh!

Diese Geschichte war ihr so auf das Herz gefallen, daß sie sie gar nicht aus dem Sinn schlagen konnte und immer für sich singen mußte:

Ade! Es muß geschieden sein!
O weine nicht, Feinsliebelein!

Und dabei liefen ihr die hellen Tränen wie brennende Ströme aus den Augen. Als sie so in traurigen Gedanken unter der grünen Eiche saß, wo sie gewöhnlich zu sitzen und zu spielen pflegte, kam mit einem Male Goldkäferchen hergeschwirrt, der einige Tage nicht dageweien war, und flüsterte ihr zu: „Erdwürmchen, willst du luftfahren? Es ist heute der schönste Regenbogen am Himmel, und den wollen wir recht nah besehen; aber komm und mache dich gleich fertig!" Sie sagte ja, und der Wagen kam, und sie stieg ein, und Goldkäferchen nahm seine goldene Peitsche und klatschte auf die Pferde.

Und die Pferde brauseten im sausenden Galopp davon, so geschwind, geschwind, daß Erdwürmchen Himmel, Erde und Meer kaum voneinander unterscheiden konnte und von dem schönen, versprochenen Regenbogen gar nichts sah. Der mutwillige Kutscher knallte und klatschte in einem fort, und die Gottespferde wieherten und brenschten, und die Luft ging so gewaltig, als wenn Sturmwinde bliesen; Goldkäferchen aber klatschte und sang immer mit heller Stimme drein: „O weine nicht, Feinsliebelein! Es muß, es muß geschieden sein!" Das arme Erdwürmchen aber hatte nichts anders zu tun, als sich nur festzuhalten; denn jetzt kam ihr die Fahrt wirklich so vor, als sollte alles auseinanderfliegen und sie durch die weite leere Luft so fortgewirbelt werden. So sauste der Wagen fort, und ihr fehlte selbst der Atem, zu fragen, bis der Wagen mit einem Male anfing, sich zu senken und in einer unbekannten Gegend zur Erde kam. Als Erdwürmchen fühlte, daß es nicht mehr flog mit ihr, wollte sie Goldkäferchen fragen: „Wo sind wir?" Aber in demselben Hui waren Wagen, Kutscher und Pferde weg, und sie hat sie seit der Stunde in ihrem Leben nicht wiedergesehen.

Es war schon dunkel, die Sonne war lange unter, und der Mond und die Sterne standen hell am Himmel. Da hätte Erd-

würmchen Ade! Ade! Ade! singen mögen, aber ihr war der Gesang jetzt knapp geworden, und sie saß im stillen Leide, rang ihre Hände und weinte bitterlich. Dann seufzete sie tief und rief einmal über das andere aus: „O ich gottloses Mädchen! die Mutter hat mich oft gescholten, daß ich soviel mit den Würmern spielte; nun sehe ich wohl, was das für bunte Schelme sind. Warte nur, Goldkäferchen! wenn du mal wiederkommst, sollst du's kriegen! O wenn ich nur einen Menschen fände, der mir den Weg nach Hause wiese!" — Sie fing nun an, durch die Büsche fortzugehen; aber sie war von dem geschwinden Fluge so müd geworden, daß sie kaum hundert Schritt gegangen war, so setzte sie sich unter einen Baum nieder und schlief ein und schlief da bis an den hellen Morgen. Das arme Kind meinte, sie sei nahe bei ihres Vaters Hause; aber sie war in der dreistündigen Fahrt über fünfzig Meilen weit durch die Luft gereist. Schlafe wohl und träume wohl, liebes Erdwürmchen!

Als Erdwürmchen erwachte, stand die Sonne schon hell am Himmel. Sie sah sich mit großen Augen um, denn das von gestern war ihr alles wie ein Traum. Sie hatte auch die ganze Nacht nichts anderes geträumt als von der sausenden Reise, wo sie, wie ihr deuchte, dreimal aus dem Wagen stürzte und immer wieder hereingebracht ward, von brennenden Häusern, von Krieg und Geschrei und von allerlei Not und Angst. Mit diesen Gedanken wachte sie auf und sah nun wohl, daß sie in einer unbekannten Gegend war und fern von ihres Vaters Hause. Denn sie erblickte ringsumher himmelhohe Berge, deren oberste Spitzen mit Schnee bedeckt waren. Und als sie das sah, weinte sie bitterlich und brach in die Worte aus: „O du erzbösewichtisches Goldkäferchen! hier komme ich nimmer wieder heraus, ich sehe Vater und Mutter nimmer wieder, denn wie soll ich über den hohen Schnee kommen?" Mehr konnte sie vor Traurigkeit nicht sagen; doch ging sie gedankenlos fort. Sie kam bald an einen kleinen Baumgarten, wo Äpfel, Birnen und Pflaumen die Fülle an Bäumen hingen. Sie ging hin und brach sich davon und aß, denn sie war sehr hungerig. Als sie sich gesättigt hatte, ging sie weiter fort durch die Bäume und hörte einen Hahn krähen und einen Hund bellen. Und da ward sie ganz froh und fiel mit dem Angesicht auf die Erde, faltete ihre Hände und betete ein frommes Morgengebet und sprach: „Gott sei gelobt, daß ich wieder zu Menschen komme!" Und als sie um einen kleinen Busch herumgekommen war, da sah sie hinter dem Busche ein kleines strohenes Häuschen stehen und ging gerade auf das Häuschen zu.

Und ehe sie noch an das Häuschen kam, sprang ein buntes Hündchen auf sie zu und wedelte lustig mit dem Schwanze und bellte und brummte nicht, und dann kam ein schneeweißes Miezkätzchen und strich sich den Pelz an ihrem Knie glatt und knurrte behaglich, wie die Katzen im Wohlgefallen tun. Und diese beiden begleiteten sie. Vor der Türe des Hauses saß ein altes Mütterchen im weißen Kopfe an einem Spinnrade und spann und sang mit heller Stimme: „Wach' auf, mein Herz, und singe!" und ließ sich nicht stören, daß Erdwürmchen kam, und Erdwürmchen stimmte ein und sang mit, bis das Lied zu Ende war, und freute sich, daß sie zu frommen Leuten gekommen war. Darauf stand die alte Frau von ihrem Spinnrade auf und reichte dem Erdwürmchen die Hand und hieß sie freundlich willkommen. Als sie aber dem Kinde ins Gesicht sah, rief sie: „Herrje! Erdwürmchen, bist du es? Wie in aller Welt kommst du hieher?" Erdwürmchen wunderte sich nicht wenig, als sie sich mit ihrem Namen anreden hörte, sah die alte Frau genau an und erkannte nun bald, daß es dieselbe alte Frau war, die ihr, als sie badete, einst die schönen neuen Kleider hinter den Dornbusch hingelegt hatte. Und sie antwortete ihr vergnügt: „Ja, Mutter, ich bin Erdwürmchen, aber wie ich herkomme, das weiß ich nicht; das weiß ich aber wohl, daß dein Goldkäferchen ein Erzlügner ist; er hat mir etwas vorgegaukelt von einem wunderschönen Regenbogen, und so ist er im sausenden Galopp durch die Luft mit mir davongefahren, daß mir Hören und Sehen dabei vergangen ist, und so bin ich endlich hier wieder auf die Erde herabgekommen, und da hat er mich sitzen lassen. Nun ist es nur gut, daß ich dich hier treffe. Du kannst mir wohl den Weg durch die Berge zu Vater und Mutter zeigen; denn die werden sehr traurig sein, daß ich gestern abend nicht zu Hause gekommen bin, und werden glauben, daß mich Räuber gestohlen oder Wölfe und Untiere gefressen haben."

Die alte Frau antwortete ihr: „Sei mir hier willkommen, Erdwürmchen! Deine Eltern wohnen sehr weit von hier, und ich kann dich nun nicht hinbringen. Denn alle Straßen sind unsicher, und es ist Krieg, und gestern sind fremde Soldaten bei euch in Distelfeld eingerückt. Und schelte nicht so sehr auf Goldkäferchen; es hat dich deswegen weggebracht. Deinen armen Eltern hättest du doch nicht helfen können; dir und deiner Ehre aber hätte leicht ein Leides geschehen können. Darum gib dich nur drein und bleib hier bei mir. Wir wohnen hier abweges im Walde; hier bist du sicher, und über diese Schneeberge kommt kein Feind. Wann es dort wieder ruhig ist, will ich dich schon nach Hause bringen." Und Erdwürmchen gab sich drein und blieb; im stillen aber weinte

ſie manches Tränchen in ihrem Kämmerlein und im einſamen Walde, daß ſie ſo weit weg war von Hauſe. Doch ging es ihr ſonſt recht gut.

Es war dies ein kleines Bauergütchen, das ganz einſam im Walde lag und etwas Feld, einen Garten, eine Wieſe und des Holzes genug hatte; auch waren in Bächen und Teichen Forellen und Karpfen. Hier wohnte die Alte mit ihrem alten Manne, der wohl noch älter war als ſie, und mit einem Knechte, der auch nicht mehr jung war, und die drei beſtellten und beſtritten die ganze Wirtſchaft. Nun kam Erdwürmchen noch dazu und half ihnen. Sie hatten zwei Ochſen, zwei Pferde, acht Kühe, zwanzig Schafe und Ziegen, viele Hühner und Enten auf dem Hofe und Obſt im Garten und Korn im Felde und lebten recht gut und vergnügt. Auch waren es chriſtliche, fromme Leute, und in ihrem Leben hat Erdwürmchen nicht ſoviel in der Bibel und im Geſangbuche geleſen als hier. Den Sommer waren alle fleißig, daß ſie das Haus und die Scheunen vollſchafften für den Winter; den Herbſt und Winter droſchen die Männer Korn und fällten und fuhren Holz aus dem Walde; Mütterchen aber und Erdwürmchen, wann ſie das Vieh und die Küche beſorgt hatten, ſaßen am Spinnrocken und ſpannen und erzählten einander Geſchichten oder ſangen geiſtliche Lieder. Erdwürmchen hat nachher oft erzählt, die Jahre, die ſie hier verlebt habe, ſeien die vergnügteſte Zeit ihres Lebens geweſen.

So waren hier fünf Sommer vergangen, und die Zeit war Erdwürmchen gewiß nicht lange geworden; da kam die alte Frau eines Morgens zu Erdwürmchen in ihr Kämmerchen und ſprach: „Liebes Erdwürmchen, nun iſt es Zeit, daß du von hier reiſeſt und wieder zu deinen lieben Eltern kommſt. Es iſt arg hergegangen in Diſtelfeld und im ganzen Frankenlande; jetzt aber iſt der Krieg vorbei, es iſt wieder Friede, und nun iſt es billig, daß du wieder zu den Deinigen zieheſt und den Eltern die Sorge vergelteſt, die ſie in deiner Kindheit um dich gehabt haben. Siehe, ich habe dich hieher holen laſſen, nicht daß ich dich bloß bei mir hätte — denn ich habe dich ſehr lieb, das weißt du wohl — ſondern daß du ſicher wäreſt vor der Wildheit und Wüſtheit des Krieges; und wenn ich dich gleich gern behielte, ſo muß ich dich doch deinen Eltern wiedergeben, denn das andere wäre Sünde. Du haſt wohl gemerkt, daß ich allerlei Künſte kann, und das iſt wahr; aber ich bin eine von den Frauen, welche die ſie kennen die Holden heißen, und ich gebrauche meine Künſte nie zum Böſen. Darum erſchrick nur nicht vor mir und habe mich in einem guten Andenken: ich bin eine von denen, die ſie die guten weiſen Frauen nennen, und habe mein Leben darauf gewendet, tolle Geſchichten in kluge und Ver-

kehrtes in Rechtes zu verwandeln. Und nun, liebes Kind, mach dich fertig, suche deine Sachen zusammen und packe deine Kleide und dein Leinzeug ein; denn morgen fahren wir ab."

Und Erdwürmchen tat mit allem Fleiß, wie ihr befohlen war und setzte sich dann einsam hin und weinte, daß sie die alte Fra verlassen sollte, die ihr soviel Liebes getan hatte in so manchen lieben Jahr. Und den andern Morgen hielt der Wagen mit de zwei Pferden vor der Türe, und sie setzte sich nebst der alten Fra darauf, und der alte Knecht war ihr Kutscher. Und sie waren sech Tage gefahren, und den siebenten Tag kamen sie in das Kirchdor wo die Leute aus Distelfeld in die Kirche gehen. Da ließ die alt Frau an der Schenke halten und sprach zu Erdwürmchen: „Nu will ich Lebewohl zu dir sagen, mein Kind; weiter fahre ich nich und nun will ich wieder zu Hause. Gott segne dich und behüte dic und behalte dich treu und sicher auf seinem Wege, so wird es di wohlgehen hier und dort." Und sie hieß den Knecht die Laden un Kisten abpacken, worin Erdwürmchens Kleider und Leinzeu waren, und gab ihr dann noch einen Beutel in die Hand un sagte: „Da, mein Kind! das soll dein Brautschatz sein; dafü kannst du dir ein Bauergütchen kaufen!" Und dann fuhr sie weg und Erdwürmchen ließ sich von dem Schenkwirt nach Distelfel fahren, wo ihre Eltern wohnten.

Als sie auf die Distelfelder Mark kamen, da verwunderte si sich, daß sie so wenige Häuser sah und von diesen einige ganz ne schienen, und sie sprach zu dem Fuhrmann: „Aber ist denn die Distelfeld?" — „Ja, freilich ist das Distelfeld," antwortete er „aber es ist nicht mehr das alte Distelfeld; das ist im Kriege mei abgebrannt, und sie fangen nun an und bauen wieder einig neue Häuser." Erdwürmchen erschrak sehr, und sie dachte an ihr Eltern und Geschwister, und ihr war sehr bange im Herzen; abe sie mochte den Mann nicht fragen. Und sie fuhren in das Dor hinein, und sie sah Brandstellen, ungeheure Bäume und Balke hin und her liegend, zerbrochene Zäune und niedergerissen Mauern, bis sie an ihres Vaters Haus gelangte. Das war auc nicht mehr das alte, sondern ein neues, das sie schon wieder auf gebaut hatten. Da fand sie ihre beiden Eltern gottlob noch an Leben, die waren sehr arm geworden, aber doch noch nicht mutlos denn es waren fromme Leute, die Gott fürchteten. Ihre Ge schwister lebten auch noch bis auf einen Bruder, der im Kriege ge blieben war. Ihre beiden Schwestern, welche älter waren als sie hatten schon Männer, die in andern Dörfern wohnten. Und si erzählte ihren Eltern, wie es ihr wunderbar ergangen, und w sie so lange gewesen war, und sagte ihnen viel Freundliches un

Liebes und tröstete sie aus Gottes Wort und sprach: „Gott kann helfen, und ich will auch helfen und kann auch helfen!“ Und mit diesen Worten öffnete sie den Beutel, welchen ihre alte Pflegemutter ihr beim Abschiede in die Hand getan hatte, und es waren fünfhundert blanke Dukaten darin; in den Kisten aber war das schönste Leinzeug, das sie zum Teil mit gesponnen und gebleicht, und das die gute, alte weise Frau ihr zum Brautschatz mitgegeben hatte.

Und Erdwürmchen hat sich bald einen wackern jungen Bauer zum Mann genommen und in Distelfeld gewohnt und als eine fromme und christliche Frau gelebt. Und Gott hat ihren Fleiß und ihre Frömmigkeit gesegnet, daß sie ihren Eltern und vielen Menschen hat Gutes tun können. Ihre Kinder hat sie fleißig in Gottes Wort unterwiesen und frühe zur Kirche und Schule gehalten; aber sie hat nicht gelitten, daß sie viel in Waldeseinsamkeit lebten oder nächtlich und mitternächtlich herumwandelten. Denn sie pflegte zu sagen: „Es ist nicht gut, daß der Mensch sich zu sehr an die Kreaturen hängt und mit Steinen und Würmern und allerlei Tieren zu viele Gemeinschaft hat. Mancher ist dadurch verwirrt und närrisch geworden und in böse Hände geraten. Ich danke Gott jede Stunde, daß er mich in meiner Jugend bewahrt hat. Denn das ist das Sicherste, daß der Mensch sich an Gottes Wort hält und nicht zuviel fragt, was in Bäumen und Bergen steckt, und wovon die Würmer und Vögel, ja die Blumen und Blätter zu flüstern und zu sprechen wissen. Das hat manchen auf schlimme Abwege gebracht, und wohin hätte es mich Ärmste nicht bringen können, wäre Gott nicht so gnädig gewesen?“

---

10. Rattenkönig Birlibi.

Ich will die Geschichte erzählen von dem Rattenkönig Birlibi, eine Geschichte, die mir Balzer Tievs aus Preseke oft erzählt hat nebst vielen andern Geschichten. Balzer war ein Knecht, der auf meines Vaters Hofe diente, als ich acht, neun Jahre alt war, ein Mensch von schalkischen Einfällen, der viele Geschichten und Märchen wußte. Die Geschichte von dem Rattenkönig Birlibi lautet also:

In dem stralsundischen Dorfe Altenkamp, welches zwischen Garz und Putbus seitwärts am Strande liegt, hat vormals ein reicher Bauer gelebt, der hieß Hans Burwitz. Das war ein ordentlicher, kluger Mann, dem alles, was er angriff, geriet, und der im ganzen Dorfe die beste Wehr hatte. Er hatte sechzehn Kühe, vierzig Schafe, acht Pferde und zwei Füllen auf dem Stalle und

in den Koppeln, glatt wie die Aale und von so guter Zucht, daß seine Füllen auf dem Berger Pferdemarkt immer zu acht bis zehn Pistolen das Stück bezahlt wurden. Dazu hatte er sechs hübsche Kinder, Söhne und Töchter, und es ging ihm so wohl, daß die Leute ihn wohl den reichen Bauer zu Altenkamp zu nennen pflegten. Dieser Mann ist durch nächtliche Gänge im Walde um all sein Vermögen gekommen.

Hans Burwitz war auch ein starker Jäger, besonders hatte er eine treffliche Witterung auf Füchse und Marder und war deswegen oft des Nachts im Walde, wo er seine Eisen gelegt hatte und auf den Fang lauerte. Da hat er im Dunkeln und im Zwielichte der Dämmerung und des Mondenscheins manche Dinge gesehen und gehört, die er nicht wiedererzählen mochte, wie denn im Walde des Nachts viel Wunderliches und Absonderliches vorgeht; aber die Geschichte von dem Rattenkönig Birlibi hat man von ihm erfahren. Hans Burwitz hatte in seiner Kindheit oft von einem Rattenkönig erzählen hören, der eine goldene Krone auf dem Kopfe trage und über alle Wiesel, Hamster, Ratten, Mäuse und anderes dergleichen springinsfeldisches und leichtes Gesindel herrsche und ein gewaltiger Waldkönig sei; aber er hatte nie daran glauben wollen. Manches liebe Jahr war er auch im Walde auf Fuchs- und Marderfang und Vogelstellerei rundgegangen und hatte vom Rattenkönig auch nicht das mindeste weder gesehen noch gehört. Da mochte der Rattenkönig aber wohl in einer andern Gegend sein Wesen getrieben haben. Denn er hat viele Schlösser in allen Ländern unter den Bergen und zieht beinahe jedes Jahr auf ein anderes Schloß, wo er sich mit seinen Hofherren und Hofdamen erlustigt. Denn er lebt wie ein sehr vornehmer Herr, und der Großmogul und König von Frankreich kann keine bessere Tage haben, und die Königin von Antiochien hat sie nicht gehabt, die ihr Vermögen in Herzen von Paradiesvögeln und Gehirn von Nachtigallen aufgefressen hat. Und das glaube nur nicht, daß dieser Rattenkönig und seine Freunde Nüsse und Weizenkörner und Milch je an ihren Schnabel bringen; nein Zucker und Marzipan ist ihr tägliches Essen, und süßer Wein ist ihr Getränk, und leben besser als König Salomo und Feldhauptmann Holofernes.

Nun ging Hans Burwitz wieder einmal nach Mitternacht in den Wald und war auf der Fuchslauer. Da hörte er aus der Ferne ein vielstimmiges und kreischendes Getöse, und immer klang mit heller Stimme heraus Birlibi! Birlibi! Birlibi! Da erinnerte er sich des Märchens vom Rattenkönig Birlibi, das er oft gehört hatte, und er dachte: „Willst mal hingehen und zusehen, was es ist!“ Denn er war ein beherzter Mann, der auch

in der ſtockfinſterſten Nacht keine Furcht kannte. Und er war ſchon auf dem Sprunge zu gehen, da bedachte er das Sprichwort: „Bleib weg, wo du nichts zu tun haſt, ſo behältſt du deine Naſe"; aber das Birlibi tönte ihm nach, ſolange er im Walde war. Und die andere Nacht und die dritte Nacht war es wieder ebenſo. Er aber ließ ſich nichts anfechten und ſprach: „Laß den Teufel und ſein Geſindel ihr tolles Weſen treiben, wie ſie wollen! Sie können dem nichts tun, der ſich nicht mit ihnen abgibt." Wollte Gott, Hans hätte es immer ſo gehalten! Aber die vierte Nacht hat es ihn übermächtigt, und er iſt wirklich in die böſen Stricke geraten.

Es iſt der Walpurgisabend geweſen, und ſeine Frau hat ihn gebeten, er möge dieſe Nacht nur nicht in den Wald gehen, denn es ſei nicht geheuer, und alle Hexenmeiſter und Wettermacherinnen ſeien auf den Beinen, die können ihm was antun; denn in dieſer Nacht, die das ganze hölliſche Heer loslaſſe, ſei ſchon mancher Chriſtenmenſch zu Schaden gekommen. Aber er hat ſie ausgelacht und hat es eine weibiſche Furcht genannt und iſt ſeines gewöhnlichen Weges in den Wald gegangen, als die andern zu Bett waren. Da iſt ihm aber der König Birlibi zu mächtig geworden. Anfangs war es dieſe Nacht im Walde eben wie die vorigen Nächte, es toſete und lärmte von fern, und das Birlibi klang hell darunter; und was über ſeinem Kopfe durch die Wipfel der Bäume ſchwirrte und pfiff und rauſchte, das kümmerte Burwitz nicht viel, denn an Hexerei glaubte er gar nicht und ſagte, es ſeien nur Nachtgeiſter, wovor dem Menſchen graue, weil er ſie nicht kenne, und allerlei Blendwerke und Gaukeleien der Finſternis, die dem nichts tun können, der keinen Glauben daran habe. Aber als es nun Mitternacht ward und die Glocke zwölf geſchlagen hatte, da kam ein ganz anderes Birlibi aus dem Walde hervor, daß Hanſen die Haare auf dem Kopfe kribbelten und ſauſeten und er davonlaufen wollte. Aber ſie waren ihm zu geſchwind, und er war bald mitten unter dem Haufen und konnte nicht mehr heraus.

Denn als es zwölf geſchlagen hatte, tönte der ganze Wald mit einem Male wie von Trommeln und Pauken und Pfeifen und Trompeten, und es war ſo hell darin, als ob er plötzlich von vielen tauſend Lampen und Kerzen erleuchtet worden wäre. Es war aber dieſe Nacht das große Hauptfeſt des Rattenkönigs, und alle ſeine Untertanen und Leute und Mannen und Vaſallen waren zur Feier desſelben aufgeboten. Und es ſchienen alle Bäume zu ſauſen und alle Büſche zu pfeifen und alle Felſen und Steine zu ſpringen und zu tanzen, ſo daß Hanſen entſetzlich bange ward; aber als er weglaufen wollte, verrannten ihm ſo viele Tiere den Weg, daß er nicht durchkommen konnte und ſich ergeben mußte ſtehen-

zubleiben, wo er war. Es waren da die Füchse und die Marde und die Iltisse und Wiesel und Siebenschläfer und Murmeltier und Hamster und Ratten und Mäuse in so zahlloser Menge, da es schien, sie waren aus der ganzen Welt zu diesem Feste zu sammengetrommelt. Sie liefen und sprangen und hüpften un tanzten durcheinander, als ob sie toll waren; sie standen aber all auf den Hinterfüßen, und mit den Vorderfüßen trugen sie grün Zweige aus Maien und jubelten und tosten und heulten un kreischten und pfiffen, jeder auf seine Weise. Kurz, es war da ganze leichte Diebsgesindel der Nacht beisammen und machten ga ein scheußliches Geläute und Gebimmel und Getümmel durch einander. In den Lüften ging es ebenso wild als auf der Erde da flogen die Eulen und Krähen und Käuze und Uhus und Fleder mäuse und Mistkäfer bunt durcheinander und verkündigten mi ihren gellenden und kreischenden Kehlen und mit ihren summen den und schwirrenden Flügeln die Freude des hohen Tages.

Als Hans erschrocken und erstaunt sich mitten in dem Ge wimmel und Geschwirr und Getöse befand und nicht wußte, w aus noch ein, siehe, da leuchtete es mit einem Male heller auf und nun sangen viele tausend Stimmen zugleich, daß es i fürchterlich grauslicher Feierlichkeit durch den Wald schallte un Hansen das Herz im Leibe bebte:

Macht auf! Macht auf! Macht auf die Pforten!
Und wallet her von allen Orten!
Geladen seid ihr allzugleich;
Der König ziehet durch sein Reich.

Ich bin der große Rattenkönig:
Komm her zu mir, hast du zuwenig!
Von Gold und Silber ist mein Haus,
Das Geld mess' ich mit Scheffeln aus.

So klang es im feierlichen und langsamen Gesange fort, un dann schallten immer wieder einzelne kreischende und gellend Stimmen mit widerlichem Laute darunter Birlibi! Birlibi und die ganze Menge rief Birlibi! nach, daß es durch den Wal schallte. Und es war der Rattenkönig, welcher einhergezogen kam Er war ungeheuer groß wie ein Mastochs und saß auf einen goldenen Wagen und hatte eine goldene Krone auf dem Haupt und hielt ein goldenes Zepter in der Hand, und neben ihm sa seine Königin und hatte auch eine goldene Krone auf und wa so fett, daß sie glänzte; und sie hatten ihre langen kahlen Schwänz hinter sich zusammenverschlungen und spielten damit, denn ihne war sehr wohlig zumute. Und diese Schwänze waren das Aller

scheußlichste, was man da sah; aber der König und die Königin waren auch scheußlich genug. Und der Wagen, worin sie saßen, ward von sechs magern Wölfen gezogen, die mit den Zähnen fletschten, und zwei lange Kater standen als Heiducken hinten auf und hielten brennende Fackeln und miauten entsetzlich. Dem Rattenkönig und der Rattenkönigin war aber vor ihnen nicht bange: sie schienen hier zu gewaltige Herren und Könige über alle zu sein. Es gingen auch zwölf geschwinde Trommelschläger dem Wagen voran und trommelten. Das waren Hasen: die müssen die Trommel schlagen und andern Mut machen, weil sie selbst keinen haben.

Hansen war schon bange genug gewesen, jetzt aber, als er den Rattenkönig und die Rattenkönigin und die Wölfe und Kater und Hasen so miteinander sah, da schauderte ihm die Haut auf dem ganzen Leibe, und sein sonst so tapferes Herz wollte fast verzagen, und er sprach bei sich: „Hier mag der Henker länger bleiben, wo alles so wider die Natur geht! Ich habe auch wohl von Wundern gelesen und gehört; aber sie gingen doch immer etwas natürlich zu. Daß dies aber buntes Teufelsspiel ist und teuflisches Pack, sieht man wohl. Wer nur heraus wäre!"

Und Hans machte noch einen Versuch, sich herauszudrängen; aber der Zug brauste immer frisch fort durch den Wald, und Hans mußte mit. So ging es, bis sie an eine äußerste Ecke des Waldes kamen. Da war ein offenes Feld und hielten viele hundert Wagen, die mit Speck und Fleisch und Korn und Nüssen und andern Eßwaren beladen waren. Einen jeden Wagen fuhr ein Bauer mit seinen Pferden, und die Bauern trugen die Säcke Korn und das Speck und die Schinken und Mettwürste und was sie sonst geladen, hinab in den Wald, und als sie Hans Burwitz stehen sahen, riefen sie ihm zu: „Komm! hilf auch tragen!" und Hans ging hin und lud mit ab und trug mit ihnen, er war aber so verwirrt, daß er nicht wußte, was er tat. Es deuchte ihm aber in dem Zwielichte, als sehe er unter den Bauern bekannte Gesichter, und unter andern den Schulzen aus Krakevitz und den Schmied aus Kasnevitz; er ließ sich aber nichts merken, und jene taten auch wie unbekannte Leute. Mit den Bauern aber hatte es die Bewandtnis: sie hatten sich dem Rattenkönige und seinem Anhange zum Dienst ergeben und mußten ihnen in der Walpurgisnacht, wo des Rattenkönigs großes Fest steht, immer den Raub zu dem Walde fahren, den Rattenkönigs Untertanen einzeln aus allen Orten der Welt zusammengemaust und zusammengestohlen hatten. Und Hans kam nun auch ganz unschuldig dazu und wußte nicht wie. Sowie die Säcke und das andere in den Wald getragen wurden, war das

wilde Diebsgesindel darüber her, und es ging Grips! Graps! und Rips! Raps! hast du nicht gesehen, und jeder griff zu und schleppte sein Teil fort, so daß ihrer immer weniger wurden. Der König aber hielt noch da in seinem hohen und prächtigen Wagen, und es tanzeten und toseten und lärmten noch einige um ihn. Als aber alle Wagen abgeladen waren, da kamen wohl hundert große Ratten und gossen Gold aus Scheffeln auf das Feld und auf den Weg und sangen dazu:

Hände her! Mützen her!
Wer will mehr? Wer will mehr?
Lustig! Lustig! Heut geht's toll,
Lustig! Händ' und Mützen voll!

Und die Bauern fielen wie die hungrigen Raben über das ausgeschüttete Gold her und grifselten und graffelten und drängten und stießen sich, und jeder raffte so viel auf von dem roten Raube, als er habhaft werden konnte, und Hans war auch nicht faul und griff rüstig mit zu. Und als sie in bester Arbeit waren wie Tauben, worunter man Erbsen geworfen, siehe, da krähete der Morgenhahn, wo das heidnische und höllische Reich auf der Erde keine Macht mehr hat — und in einem Hui war alles verschwunden, als wäre es nur ein Traum gewesen, und Hans stand ganz allein da am Walde. Und der Morgen brach an, und er ging mit schwerem Herzen nach Hause. Er hatte aber auch schwere Taschen und schönes rotes Gold darin; das schüttete er nicht aus. Seine Frau war ganz ängstlich geworden, daß er so spät zu Hause kam, und sie erschrak, als sie ihn so bleich und verstört sah, und fragte ihn allerlei. Er aber fertigte sie nach seiner Gewohnheit mit Scherz ab und sagte ihr nicht ein Sterbenswörtchen von dem, was er gesehen und gehört hatte.

Hans zählte sein Gold — es war ein hübsches Häuflein Dukaten — legte es in den Kasten und ging die ersten Monate nach diesem Abenteuer nicht in den Wald. Er hatte ein heimliches Grauen davor. Dann vergaß er, wie es dem Menschen geht, die Walpurgisnacht und ihr schauerliches und grauliches Getümmel allmählich und ging nach wie vor im Mond- und Sternenschein auf seinen Fuchs- und Marderfang. Von dem Rattenkönig und seinem Birlibi sah und hörte er nichts mehr und dachte zuletzt selten daran. Aber als es gegen den Frühling ging, veränderte sich alles, er hörte zuweilen um die Mitternacht wieder das Birlibi klingen, daß seine mattesten Haare auf dem Kopfe ihm lebendig wurden, und lief dann zwar immer geschwinde aus dem Walde, hatte aber dabei doch seine heimlichen Gedanken auf die Walpurgisnacht; und weil das, was die Menschen bei Tage

denken, ihnen bei Nacht im Traume wiederkommt und allerlei spielt und spiegelt und gaukelt, so blieb auch der Rattenkönig mit seiner Nachtgaukelei nicht aus, und Hans träumte oft, als stehe der Rattenkönig vor seiner Türe und klopfe an; und er machte ihm dann auf und sah ihn leibhaftig, wie er damals in dem Wagen gesessen, und er war nun ganz von lauterem Golde und auch nicht so häßlich, als er ihm damals vorgekommen, und Rattenkönig sang ihm mit der allersüßesten Stimme, von der man nicht glauben sollte, daß eine Rattenkehle sie haben könne, den Vers vor:

Ich bin der große Rattenkönig,
Komm her zu mir, hast du zuwenig!
Von Gold und Silber ist mein Haus,
Das Geld mess' ich mit Scheffeln aus —

und dann kam er dicht zu ihm heran und flüsterte ihm ins Ohr: „Du kommst doch wieder zur Walpurgisnacht, Hans Burwitz, und hilfst Säcke tragen und holst dir deine Taschen voll Dukaten?" Zwar hatte Hans, wann er aus solchen Träumen erwachte, neben der Freude über das Gold immer ein Grauen, und er sprach dann wohl: „Warte nur, Prinz Birlibi, ich komme dir nicht zu deinem Feste!" Aber es ging ihm, wie es andern Leuten auch gegangen ist, und das alte Sprichwort sollte an ihm auch wahr werden: Wen der Teufel erst an einem Faden hat, den führt er auch wohl bald am Strick. Genug, je näher die Walpurgisnacht kam, desto mehr wuchs in Hans die Gier, auch dabei zu sein. Doch nahm er sich fest vor, dem Bösen diesmal nicht den Willen zu tun, und ging den Walpurgisabend auch glücklich mit seiner Frau zu Bett. Aber er konnte nicht einschlafen; die Wagen mit den Säcken und die Bauern und die großen Ratten, die das Gold aus Scheffeln auf den Boden schütteten, fielen ihm immer wieder ein, und er konnte es nicht länger aushalten im Bette, er mußte aufstehen und sich von der Frau fortschleichen und in den finstern Wald laufen. Und da hat er diese zweite Nacht ebenso wiedererlebt als das erstemal. Er hatte sich ein Säckchen mitgenommen für das Gold und hatte auch viel reichlicher eingesammelt als das vorige Jahr.

Nun deuchte ihm, habe er des Goldes genug, und er tat einen hohen Schwur, er wolle sich nimmer wieder in die Versuchung geben und auch nie wieder in den Wald gehen. Und er hat den Schwur gehalten und sich selbst überwunden, daß er nicht in den Wald gegangen ist und keine Walpurgisnacht wieder mitgehalten hat, sooft ihm auch noch von dem Birlibi und dem goldenen Rattenkönige geträumt hat. Er hat das aber nicht in seinem Herzen

sitzen lassen, sondern hat es mit eifrigem Gebet wieder ausgetrieb
und den Bösen endlich müd' gemacht, daß er von ihm gewichen
So war manches Jahr vergangen, und Hans hieß ein sehr reic
Mann. Er hatte sich für seine Dukaten Dörfer und Güter
kauft und war ein Herr geworden. Es munkelte auch unter d
Leuten, es gehe nicht mit rechten Dingen zu mit seinem Rei
tum; aber keiner konnte ihm das beweisen. Aber endlich ist
Beweis gekommen.

Der Böse lauerte auf den armen Mann, an dem er sic
einige Macht gewonnen hatte. Er war ergrimmt auf ihn, w
er von seinen hohen Festen in der Walpurgisnacht ganz ausbli
und als Hans einmal wieder mit sündlicher Lüsternheit an d
Goldsammeln gedacht und darüber das Abendgebet vergessen, a
einige unchristliche Flüche über eine Kleinigkeit getan hatte,
er mit seinem Gesindel hervorbrechen können, und Hans hat n
gelernt, was das goldene Spielwerk des Königs Birlibi eige
lich auf sich habe. Seit dieser Zeit hat Hans weder Stern n
Glück mehr in seiner Wirtschaft gehabt. Wieviel er sich a
abmattete, er konnte nichts mehr vor sich bringen, sondern es g
von Tage zu Tage mehr rückwärts. Seine ärgsten Feinde a
waren die Mäuse, die ihm im Felde und in den Scheunen d
Korn auffraßen, die Wiesel, Ratten und Marder, die ihm
Hühner, Enten und Tauben abschlachteten, die Füchse und Wö
die seine Lämmer, Schafe, Füllen und Kälber holten. Kurz, d
Gesindel hat es so arg gemacht, daß Hans in wenigen Jah
um Güter und Höfe, um Pferde und Rinder, um Schafe u
Kälber gekommen ist und zuletzt nicht ein einziges Huhn m
hat sein nennen können. Er hat als ein armer Mann mit d
Stock in der Hand nebst Weib und Kindern von Haus und
gehen und sich auf seinen alten Tagen als Tagelöhner ernäh
müssen.

Da hat er oft die Geschichte erzählt, wie er zu dem Re
tum gekommen und aus dem Bauer ein Edelmann gewor
ist, und hat Gott gedankt, daß er Ratten und Mäuse als se
Bekehrer geschickt und ihn so arm gemacht hat: „Denn son
hat der arme Mann gesagt, „wäre ich wohl nicht in den Him
gekommen, und der Teufel hätte seine Macht an mir behalt
und ich hätte dort jenseits endlich auch nach des Rattenkön
Pfeife tanzen müssen." Das hat er auch dabei erzählt,
solches Gold, das man auf eine so wundersame und heiml
Weise gewinne, doch keinen Segen in sich habe; denn ihm
bei allen seinen Schätzen doch nie so wohl ums Herz gewesen
nachher in der bittersten Armut, ja, er sei ein elenderer M

gewesen, da er als Junker mit Sechsen gefahren, als nachher, da er oft froh gewesen, wenn er des Abends nur Salz und Kartoffeln gehabt habe.

---

11. Der Schlangenkönig.

Schlangenkönig wohnte auf einer fernen Insel in der Ostsee, die gen Dänemark liegt, und hatte dort sein Schloß. Dieses Schloß lag aber wieder in einer kleinen Insel, die in der großen Insel steckte, wie der Krämer die kleinen Schachteln in die großen steckt. Dieses Inselchen lag in einem großen Landsee. Da hatte Schlangenkönig sein Schloß unter einem Hügel in der Erde gebaut, und es war sehr schön darinnen und schimmerte und funkelte von Silber und Gold und Edelsteinen und hatte die allerprächtigsten Gemächer. Darinnen saß Schlangenkönig, ein armer verwandelter Prinz, und wartete auf seine Erlösung. Er war aber verwandelt wegen seiner Eitelkeit. Denn er war ein wunderschöner Prinz gewesen und hatte viele schöne Prinzessinnen und Königinnen und Kaiserinnen mit seiner Schönheit gelockt, aber keine geliebt, sondern alle mit wankelmütigem Herzen verlassen. Deswegen war er zur Strafe verwandelt worden, damit er auch versuchte, was es heißt, keine Liebe finden, und er mag nun wohl als der Schlangenkönig kriechen müssen bis an den Jüngsten Tag. Weil er nämlich so viele arme Prinzessinnen betrogen hat, die er sitzen ließ, und weiterging, so hat ihn die Strafe getroffen, und das Wort ist zu ihm gesprochen: „Sei der Schlangenkönig und krieche als der Schlangenkönig und iß Erde und sauge Gift aus Wurzeln und Kräutern und sei den Menschen ein Abscheu und den Tieren ein Grauen, bis ein unschuldiges, junges Blut sich über dich erbarmt und mit dir zu Bette geht und dich ohne Grausen küßt. Das merke dir aber: Wirst du dieser wieder ungetreu, dann wirst du auf ewig in das tiefste höllische Feuer hinabgestoßen.“ Schlangenkönig hatte bei seiner Verwandlung ganz die Farbe des Kleides behalten, das er trug, weil er noch Prinz war. Er trug nämlich einen grün und gelb gestreiften, seidenen Rock, und jetzt schleicht er als eine schöne, grün und gelb gestreifte Schlange umher mit einer goldenen Krone auf dem Kopfe und pfeift und zischelt wie eine Schlange, aber sprechen kann er nicht. Nur sind gewisse Tage im Jahre, wo er singen darf, und da singt er mit so wunderschöner und süßer Stimme, daß er schon manches arme Kind verlockt hat, mit ihm zu gehen in sein Schloß; aber noch hat er keine einzige gefunden, die ihn hat küssen wollen. Die aber mit ihm gegangen sind, müssen in

seinem Schlosse sitzen, bis er eine findet, die es über das Herz bringen kann, ihn in Liebe zu küssen. Die das tut, das wird die Königin, und alle die andern, die er hineingelockt hat, werden ihre Dienerinnen. Und auf diese Weise allein können sie aus dem Schlosse erlöset werden.

Nicht weit von dem See, wo Schlangenkönigs Schloß auf der Insel war, lag ein Dorf, das hieß Thorstorp. Die Wiesen und Weiden dieses Dorfes liefen bis an den See hinab, und da trieben die Kinder des Dorfs ihre Kühe hin und hüteten sie daselbst. Unter diesen Hirtenkindern waren zwei, die hatten einander sehr lieb und trieben ihre Herden fast immer zusammen. Es war eine kleine Dirne, die hieß Margarete, und ein Knabe, der hieß Jakob. Margarete war vierzehn Jahre alt und Jakob sechzehn. Sie waren beide beinahe erwachsen, aber unschuldig wie die kleinen Kinder, und wußten nicht, warum sie einander so liebhatten. Aber daß sie sich über alles liebten, das ist wahr. Diese und die andern Knaben und Mädchen, welche dort das Vieh hüteten, hatten Schlangenkönig oft laufen sehen und mochten ihn gern leiden, denn er war sehr bunt und schön, und seine Krone funkelte auf das allerschönste. Der Schelm kam oft durch den See geschwommen und ringelte sich im Grase herum und wand seinen schönen, schlanken Leib um die Bäume und Büsche, daß die Kinder seinen Spielen zusahen und ihre Freude daran hatten. Aber ganz nah kamen sie ihm nicht, denn sie hatten doch ein Grauen vor ihm, weil er Schlangengestalt trug, obgleich sie wußten, daß er nicht biß und keinem was zu leide tat. Die Kinder hatten noch nie einen Gesang von ihm gehört, obgleich die Rede ging, der Schlangenkönig könne singen und habe schon manche schöne Dirne verlockt, die nun in seinem Schlosse sitzen und weinen müsse, sondern vor ihnen hatte er immer nur gezischelt, wie andere Schlangen tun. Er durfte ja auch nicht alle Tage singen, und außerdem war er viel zu klug, als daß er sich's in Gesellschaft hätte merken lassen, daß er singen konnte; denn da konnte es ihm ja zu nichts helfen. Nein, wann seine Singetage waren, und wenn er dann ein hübsches Kind allein belauschen konnte, dann ließ er seine Stimme ertönen und brachte es gewöhnlich mit weg.

Eines Tages saß Jakob mit seiner Margarete hinter einem grünen Busche, und die beiden Kinder erzählten sich Geschichten, und ihre Kühe graseten vor ihnen, die andern Hirten aber hatten weiter abwärts getrieben. Da kam Botschaft, daß Jakob geschwinde zu Hause mußte. Er küßte seine liebe Margarete und sagte: „Margarete, gib derweile auch auf meine Kühe acht, bis

ich wiederkomme; und kommt der Schlangenkönig etwa, so bleibe beileibe nicht allein, sondern treibe nur geschwinde zu den andern Hirten hin. Er könnte dich wegsingen, denn der Schelm soll es in der Stimme haben." Sie versprach es, aber rief dem weglaufenden Burschen lachend nach: „O das ist nur eine Fabel mit dem Singen des Schlangenkönigs; er kann ja nicht einmal sprechen: der soll mich nicht wegsingen."

Jakob war kaum hundert Schritt fort, so kam der Schlangenkönig über den See geschwommen und ringelte sich dann in den allerlustigsten Kreisen über die Wiesen hin und machte so viele niedliche Schlingungen und Wendungen und richtete sein Köpfchen mit der goldenen Krone so lieblich lächelnd und so hell guckend auf, daß die kleine Margarete recht ihre Freude daran hatte und ihr Versprechen, das sie Jakob getan, auch ganz und gar vergaß. Und Schlangenkönig ringelte sich immer näher heran und kroch auf einen grünen Baum, der vor Margareten stand, und. schaukelte sich einige Minuten in seinen Zweigen herum; dann sang er mit der allersüßesten und beweglichsten Stimme, als hätten hunderttausend Frühlingsnachtigallen zugleich geschlagen, und Margarete konnte nun nicht mehr von der Stelle und mußte ihm zuhören: sie saß, als wenn sie festgezaubert war, wiewohl sie an ihres Jakobs Worte dachte. Er sang ihr aber diesen Gesang, den sie des Schlangenkönigs Brautlied nennen, und womit er schon manche zarte Jungfrau in sein Schloß gelockt hat:

Komm, schönes Jungfräuelein,
Schlafe bei mir!
Ich hab' ein Goldringelein,
Das schenk' ich dir;
Ich hab' ein Goldkämmerlein,
Das ist für dich;
Ich hab' ein Goldwiegelein,
Drin wieg' ich dich.

Komm, schönes Jungfräuelein,
Schlafe bei mir!
Süßen und kühlen Wein
Trinkst du bei mir;
Zucker heißt hier das Brot,
Fleisch Marzipan,
Äpfelchen rosenrot
Beißet dein Zahn.

Komm, schönes Jungfräuelein,
Schlafe bei mir!
Dienerinnen hübsch und fein
Warten der Tür,

Kammerfraun ohne Zahl
Stehen am Bett,
Das in dem goldnen Saal
Hochzeitlich steht.

Komm, schönes Jungfräuelein,
Schlafe bei mir!
Zieh in mein Schloß mit ein,
Treu bin ich dir.
Heisa, wie fliegt zum Tanz
Lustig der Strich!
Du trägst den Hochzeitskranz,
Bräut'gam bin ich.

Schlangenkönig hatte ausgesungen, blinzelte freundlich auf das Mägdlein herab, kam dann herunter, schlug im Grase einige Ringelein um das Kind und sang gar leise und leidig: „Komm mit! Komm mit!" Und Margarete kam mit. Aber kaum war sie zehn Schritt mit Schlangenkönig gegangen, so bedachte sie sich und wollte zurückfliehen. Aber es war zu spät, sie war nun in Schlangenkönigs Gewalt: er umringelte sie und trug sie über die Wiese hin mit weg, und umsonst schrie sie: „Jakob! Jakob! hilf! hilf!" und rief den andern Hirten zu; aber weder Jakob noch die Hirten waren da, und Schlangenkönig kehrte sich an ihr Geschrei nicht und rollte geschwinder als der Blitz mit ihr davon und schwamm durch den See.

Als Schlangenkönig sie über das Wasser nach der Insel hinübergetragen hatte, war er plötzlich verschwunden; die kleine Margarete aber war vor Angst ohnmächtig geworden und wußte gar nicht, wie sie über den See gekommen war. Das war aber das sonderbarste, daß auch kein Trövflein Wasser sich an ihre Locken und Kleider gehängt hatte, noch durchgedrungen war: sie war ganz trocken auf die kleine Insel gekommen. Und als sie sich wieder besinnen konnte, da befand sie sich in einem wunderschönen Garten voll der allerlustigsten Bäume und buntesten Blumen, und es war alles, wie das Lied gesungen hatte: an allen Zweigen hing Zucker und Marzipan und rosenrote Äpfel, und durch den Garten floß ein tiefer Bach von Milch, und Quellen süßen Weins sprudelten aus dem Hügel. Das Schloß aber unter dem Hügel war noch viel schöner, als Schlangenkönigs Brautgesang es beschrieben hatte, und waren so prächtige Säle und funkelnde Kammern und Gemächer darin, daß kein Mensch die Herrlichkeit schildern könnte; und wenn man ihm auch eine Ewigkeit Zeit gäbe, die schönsten Worte zu suchen, womit er es beschreiben und ausmalen wollte, er kriegte es doch nicht fertig.

Und als Margarete vor dem Schloſſe erſchien, ſiehe, da waren flugs wohl hundert Dienerinnen zur Stelle, welche Kerzen und Lampen trugen. Dieſe führten ſie in einen hohen Marmorſaal, der mit Gold und Silber und Edelſteinen verziert war, und zogen ihr goldene und ſilberne Kleider an und ſetzten ihr eine goldene Krone auf den Kopf und nannten ſie Königin und Herrin und ſprangen dienend um ſie herum und brachten ihr alles, was ſie nur verlangte. Dieſe Dienerinnen waren alle jung und trugen ſchneeweiße Kleider und grüne Kränzlein im Haar und ſahen die meiſten mehr traurig als fröhlich aus.

Und als es dunkelte und gegen die Nacht ging, da kamen wieder andere Jungfrauen und führten Margareten in ein Kämmerlein, das blitzte und funkelte wie eitel Gold, und darin ſtand ein goldenes Bett, auf welchem roſenrote und himmelblaue ſeidene Kiſſen und Decken lagen. Und ſie naheten ſich ihr ſehr ehrerbietig und zogen ihr die Kleider aus und die Schuhe von den Füßen und nahmen ihr die Krone vom Kopfe und legten ſie dann weich ins Bett. Als ſie das getan, löſchten ſie die Lampen aus bis auf eine und verneigten ſich ſtumm und ſchweigend und gingen weg.

Und es währte nicht lange, ſo flüſterte es und kniſperte und wiſperte an der Türe, und die Türe tat ſich auf, und der Schlangenkönig kam herein und kroch an Margaretens Bett und liſpelte und ziſchelte ihr leiſe zu: „Willkommen, meine auserkorne Königin! willkommen, meine ſüße Braut! Nun komme ich als dein Bräutigam zu dir, mein ſüßes Margaretchen, wie ich dir unter dem grünen Baume vorgeſungen habe; nun wird es alles wahr werden. O komm und nimm mich in deine Arme! und drücke mich an dein warmes Herz! und küſſe mich und habe mich recht lieb! Dann bin ich erlöſt, und du biſt eine reiche und große Königin. Denn ach, das iſt mein trauriges Schickſal: ſo lange muß ich als Schlangenkönig auf der Erde herumkriechen, bis ein unſchuldiges Kind mich in Liebe umhalſet und wieder in den ſchönſten Prinzen verwandelt, der ich geweſen bin.“ Und er ziſchelte gar loſe und leiſe und ſah ſie mit funkelnden Augen an und hob ſeinen Kopf zu ihr hinauf, als wolle er zu ihr ins Bett ſteigen — Margareta aber ſchrie gewaltig und rief: „Fort, du buntes Scheuſal! Nein nimmer — nimmer — nimmermehr! und wenn du ſo ſchön wäreſt, als du häßlich biſt. Ich will deine Königin nicht werden, ich will in meinem Leben keinen andern Bräutigam haben als meinen lieben Jakob.“ — Und Schlangenkönig mußte ſich ducken und fliehen.

Und als es Tag geworden war, kamen dieſelben weißen Jungfrauen, die Margareten ausgekleidet hatten, und zogen ihr

die prächtigen Königskleider wieder an und setzten ihr die güldene Krone wieder auf das Haupt, und die andern im Saale und vor der Türe verneigten sich nun vor ihr und bedienten sie. Und sie ging im Schlosse und im Garten umher und besah sich allen den Glanz und die Pracht. Aber weiter als den Garten konnte sie nicht kommen; denn es lief eine himmelhohe, kristallene Mauer rings um ihn herum, und seine Tore waren dicht verschlossen. Sie sah aber den ganzen Tag nicht das geringste von Schlangenkönig, und das war ihr sehr lieb. Aber an ihren Jakob hat sie viel denken und oft bitterlich weinen müssen, und sie hat gerufen mitten in der schimmernden Herrlichkeit: „O mein lieber Jakob! Säße ich nur mit dir jetzt in einem schlechten Kleide unter einem grünen Baum, wieviel glücklicher wäre ich! Pfui, der abscheuliche Schlangenkönig! wie hat er mich verlockt und verführt durch seinen Gesang!“

Und als es Nacht ward, führte man sie ebenso wie gestern in ihre Goldkammer und brachte sie ins Bett und löschte die Lampen. Und auch der Schlangenkönig kam ebenso wieder wie gestern und schlich an ihr Bett und flehete, daß sie ihn ins Bett nehmen und liebhaben und Königin werden sollte. Sie aber ward noch viel böser als gestern und jagte ihn mit schlimmen Worten fort. Und Schlangenkönig mußte traurig wieder aus der Kammer kriechen und die Nacht wieder auf der kalten, feuchten Erde schlafen.

So ging es noch drei Tage, und Schlangenkönig versuchte noch dreimal, ob das Kind ihn liebgewinnen und bei ihm schlafen wolle. Sie aber rief immer: „Fort, fort, du blanker, gleißender Gaukler! Jakob wird mein Mann und kein anderer in Ewigkeit!“

Mit dem fünften Male waren auch die Proben vorbei, welche Margretchen auszustehen hatte, und der traurige Schlangenkönig rief nun den Frauen und Dienerinnen zu, daß sie sie des Schmuckes entkleiden und aus der goldnen Kammer führen möchten, und sagte zu Margareten: „Nun bist du nicht mehr Königsbraut und kannst es nimmermehr werden, wenn du auch wolltest. So ist die Ordnung des Schicksals hier. Du bist hinfort eine schlechte Dienerin, gehe darum zu den andern Dienerinnen und warte der hohen Frau, die da kommen und mich erlösen soll!“ Er meinte aber diejenige, welche sich über ihn erbarmen und ihn von Herzen küssen und liebhaben und Königin und Herrin aller dieser Dienerinnen werden würde, welche seine Liebe verschmäht hatten.

Und Margarete hatte jetzt ein weißes Kleid an und trug ein

grünes Kränzlein und mußte mit den andern jungen Dirnen vor der Türe des Schlosses und in dem großen Saale stehen und warten. Es waren lauter junge Kinder, die Dienerinnen und Kammerfrauen, keine unter dreizehn Jahren und keine über siebzehn, wohl mehr als hundertundfünfzig an der Zahl, alle hübsch und fein. Mit einer jeden hatte Schlangenkönig es ebenso versucht wie mit Margretchen, aber keine einzige von so vielen hatte sein Flehen erhören und ihn liebhaben wollen. Diese niedlichen Kinder waren nun freilich recht fein gekleidet und hatten der Speise und des Trankes, und was sie zum Leben bedurften, vollauf; auch wurden sie mit keiner Mühe und Arbeit geplagt und konnten den Tag singen und tanzen und oft auch in dem schönen Garten spazierengehen und sich Blumen pflücken und die Vögelein in den Zweigen auf das allerlustigste singen hören; aber die Zeit ward ihnen doch herzlich lang in aller dieser Pracht, und die meisten waren voll Traurigkeit und Sehnsucht. Die eine sehnte sich nach Vater und Mutter, die andere nach Bruder und Schwester, die dritte nach einem Herzallerliebsten; Margarete sehnte sich nach nichts als nach ihrem lieben Jakob, von welchem sie sich so jämmerlich hatte weglocken lassen.

Jakob war bald gekommen, nachdem Margarete von Schlangenkönig entführt war, und suchte seine Margarete im Walde und auf der Weide bei den andern Hirten. Er fand sie nirgends; aber die Hirten sagten ihm, Schlangenkönig werde sie wohl weggefangen haben. Jakob hörte auch bald von einem Manne, der da unten am See pflügte, er habe in der Ferne ein Gewimmer gehört, und das möge die entführte Margarete wohl gewesen sein. Der kleine Jakob war sehr traurig und mußte jeden Tag, ja jede Stunde an sein Margretchen denken und immer nach der Insel hinüberschauen, zu welcher sich kein Mensch wagte; denn es ging die Sage, derjenige müsse gleich des blassen Todes sein, der sich ohne ein sicheres Pfand in dieses Gebiet des Schlangenkönigs wage. Da schaute Jakob traurig und sehnlich hinüber und seufzete: „Ach Margretchen! Margretchen! Warum hast du dir die Ohren nicht zugestopft, als der lügnerische und gleisnerische Schelm sang?“ Und rief auch wohl zuweilen für sich: „Halt dich wacker, Margretchen! werde keine Königin, Margretchen!“ Das hatte er aber gewiß nicht nötig, denn Margarete war ihm treu wie Gold. Das war ihm aber das Allertraurigste bei dieser Geschichte, wenn er Schlangenkönig über die Wiesen hinschlüpfen sah in seinem bunten Rock, daß er ihm nichts tun durfte.

So waren Jakob zwei Jahre verflossen in Gram und Traurigkeit über seine liebe, verlorne Margarete; da hörte er von

einem alten Schäfer einen Rat, wie man verzauberter Prinzen und Prinzessinnen und selbst der Hexen und Hexenmeister Herr werden könnte, und wenn sie noch so schlimm wären. Und Jakob ging flugs in den Wald und hieb sich einen großen, knotigen Dornstock aus einem Dornstrauch, welcher der Kreuzdorn heißt, und darauf schnitt er noch ein Kreuz aus. Als nun Schlangenkönig das nächstemal wieder über die Wiese hinschlängelte, faßte Jakob sich ein Herz und fuhr auf ihn zu, so daß der Schlangenkönig sich verwunderte, was der Bauerbursche wolle; denn er war es nicht gewohnt, daß die Leute auf ihn losgingen, sondern daß die meisten vor ihm flohen. Und Schlangenkönig dachte bei sich: „Den Bauerjungen will ich schon jagen, daß ihm die Haare auf dem Kopfe sausen sollen!" und er richtete sich auf und sprühete Funken aus den glänzenden Augen und streckte die zischende Zunge aus und machte seine Krone auf dem Kopfe feuerrot vor Zorn und zuckte mit dem Rücken, als wolle er auf Jakob springen. Aber Jakob ging ihm fest entgegen und rief: „Komm nur her, Herr Heidenkönig! komm nur her! Ich bin nicht bange vor dir, du sollst schon Gemach lernen." Und als Schlangenkönig gegen ihn sprang, berührte er ihn nur leise mit seinem Dornstock, und o Wunder! Schlangenkönig krümmte sich und wand sich um den Dornstock, wie die Rebe sich um ihren Stab windet. Und Jakob freuete sich und rief voller Freude: „Halt fest, mein Prinzchen! Ich muß mein Kunststück versuchen." Und er nahm den Stock und schwang ihn sich dreimal um den Kopf, daß er durch die Lüfte sauste, und Schlangenkönig hielt fest, als wenn er darangewachsen wäre. „Der Stock ist gut, und der Schäfer ist nicht dumm," sprach Jakob und fragte Schlangenkönig: „Schlangenkönig, willst du mir Margretchen wiedergeben, so mache ich dich stracks los, und du magst hingehen, wohin du willst!" Schlangenkönig aber schüttelte den Kopf. Und Jakob sprach wieder: „So fahr wohl für heute, mein Prinz! friere die Nacht hier und bedenke dich bis morgen!" Und er nahm den Dornstock und stieß ihn fest in die Erde, und Schlangenkönig hing darum, und es sah gar lustig aus.

Den andern Morgen kam Jakob wieder und sprach zu Schlangenkönig: „Schlangenkönig, willst du mir Margretchen wiedergeben?" Schlangenkönig aber schüttelte mit dem Kopf noch stärker als gestern. Da ward Jakob sehr böse und ging hin und schnitt sich einen frischen Haselstock und sprach: „Ich muß wohl einmal dein buntes Jäckchen fragen, was das zu dem Scherze sagt; vielleicht gibt mir das eine gescheitere Antwort!" Und er schlug Schlangenkönig auf seinen bunten Rock, daß er sich krümmte

wie ein Ohrwurm und die Zunge laut zischelnd ausstreckte, aber er nickte nicht mit dem Kopfe: Jakob, ich will dir Margretchen wiedergeben. Als Jakob meinte, daß er ihn für diesmal genug geschlagen habe, ging er weg und sprach: „Für heute ist's genug; bedenke dich bis morgen!"

Den dritten Morgen kam Jakob wieder und sprach zu Schlangenkönig: „Schlangenkönig, gestern und vorgestern fragte ich dich: Schlangenkönig, willst du mir Margreten wiedergeben? Heute kommst du so wohlfeilen Kaufs nicht ab; heute heißt es: Schlangenkönig, willst du mir Margreten wiedergeben und alle die armen Jungfrauen, die in deinem Schlosse und Garten eingesperrt sind?" Und Schlangenkönig schüttelte zweimal mit dem Kopfe. Da nahm Jakob seinen Haselstock und schlug ihn unbarmherzig, so viel als er schlagen konnte, so daß der Schlangenkönig ihn fast jammerte; aber doch nickte und kopfschüttelte Schlangenkönig ihm kein Ja zu. Da sagte Jakob: „Heut ist das letztemal, daß ich Geduld habe! Du magst hier an dem Dornstock verfaulen, denn du kommst in Ewigkeit nicht los, wenn ich dich nicht löse. Also noch einmal und das letztemal; bedenke dich bis morgen!"

Und als Jakob den vierten Morgen wiederkam, fragte er Schlangenkönig wieder: „Schlangenkönig, willst du mir Margretchen wiedergeben und die andern Jungfrauen, daß sie frei aus deinem Gebiete weggehen und eine jede so viel mittragen dürfen, als sie mit den Händen tragen können?" Und Schlangenkönig war mürb geworden, denn es hatte diese Nacht sehr gefroren, und ihn hungerte und durstete gewaltig; auch sah er, daß Jakob einen frischen Haselstock in der Hand führte, doppelt so dick als der vorige. Und Schlangenkönig ließ es diesmal auf den Stock nicht ankommen und nickte dreimal mit dem Kopfe ja. Und Jakob sagte zu ihm: „Schlangenkönig, schwöre mir's bei deiner Seligkeit und bei der Hoffnung, die du hegst, dieser häßlichen, bunten Haut einmal ledig zu werden!" Und Schlangenkönig nickte ihm den Schwur auch dreimal zu.

Als dies geschehen war, nahm Jakob sein Messer und schnitt das Kreuz glattweg von dem Kreuzstock, worum Schlangenkönig geschlungen hing, und in demselben Augenblick glitt Schlangenkönig herunter und ringelte sich im Grase und machte sich die erfrornen und zerschlagnen Glieder erst wieder ein wenig geschmeidig. Darauf kroch er vor Jakobs Füße und richtete sich auf und senkte sich dann wieder vor ihm, wie ein kluges und gehorsames Pferd sich erst vor dem Reiter zu richten und wieder zu senken pflegt, daß er aufsteige. Und Jakob verstand den Wink,

denn er wußte wohl, daß zu der Insel weder Brücke führte noch Nachen ging; und er zeichnete sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und betete ein Gebet und rief: „Nun in Gottes Namen!" und so schwang er sich auf sein buntes Pferd. Und sausend fuhr Schlangenkönig mit ihm über die Wiese dahin, und in einem Hui hatte er ihn über das Wasser getragen.

Schlangenkönig sprang nun gegen das eiserne Gartentor, welches kein anderer öffnen konnte als er, und das Tor tat sich sogleich auf, und sie gingen beide hinein. Da fand Jakob seine Margarete wieder; und wie sich die beide gefreut haben, wer will das beschreiben? Aber unendlich ward der Jubel im Schlosse und Garten und klang und brauste aus allen Stimmen zum Himmel, als Jakob verkündigte, alle eingefangene Jungfrauen sollen nun wieder frei sein und mit ihm und Margareten aus dem verzauberten Schlosse und Garten ziehen. Und er hieß die hübschen Kinder sich tummeln und einpacken, was jedes mitnehmen wolle, denn in zwei Stunden solle die Reise von der Insel vor sich gehen. Und sie liefen die eine hiehin, die andere dahin und waren sehr geschäftig; aber Schlangenkönig war sehr traurig und sah es mit weinenden Augen an. Und als Jakob ihn so traurig sah, jammerte ihn seines Schicksals, und daß er in dem scheußlichen Schlangenrock gehen mußte wegen seiner früheren Sünden und Schulden, bis ein unschuldiges junges Blut sich über ihn erbarmte und ihn liebhätte. Und er tröstete ihn und sprach: „Schlangenkönig, sei du nur nicht so traurig, daß diese alle von dir gehen und wieder zu den Ihrigen reisen wollen; denn von diesen allen kann dich ja doch keine einzige mehr erlösen. Und daß sie dir das Schloß ein bißchen leer machen, das schadet dir ja auch nichts: du behältst immer noch Schätze und Herrlichkeiten genug. Du jammerst mich, und ich will dir darum noch einen guten Rat geben, und den verschmähe nicht! Laß dein trotziges und herrisches Wesen fahren und sei nicht so klug und listig! Denn mit Klugheit und List richtest du es nicht aus, das hast du wohl lange merken können, und obgleich du der Schlangenkönig heißest, bist du gewiß nicht verwandelt worden, daß du ein Herr sein sollst, sondern ein Diener sollst du sein, und dienen sollst du lernen in Reue und Buße über deine begangenen Sünden, damit derjenige sich über dich erbarme, welcher der Herr aller Könige ist. So ist es gemeint mit dem bunten Schlangenrock, den du tragen mußt: du sollst demütig und gehorsam werden, so magst du noch wohl Liebe und Erlösung finden. Aber ein trotziges, listiges Herz, das keine Demut hat, kann auch keine Liebe in der Brust haben; und wie kannst du glauben, daß ein junges, unschuldiges Herz den Schlangenkönig

umarmen soll, wenn es ihm nicht anmerkt, daß Liebessehnsucht und Frömmigkeit in ihm wohnt?"

So sprach Jakob ganz beweglich zum Schlangenkönig, und als die Jungfrauen und Margarete fertig waren, da rief er: „Tu uns auf, Schlangenkönig!" und Schlangenkönig stieß mit dem Kopf gegen das Eisentor des Gartens, und es sprang weit auf; und sie gingen alle heraus, und Schlangenkönig ging mit ihnen. Als sie nun an das Wasser kamen, war da weder Brücke noch Nachen, und Jakob sprach: „Hurtig, Schlangenkönig! mach' Anstalt! mach' uns die Brücke fertig!" Schlangenkönig aber konnte es nicht lassen, er brauchte wieder eine List und spannte ein dünnes, glänzendes Spinnwebchen wie einen Bogen über das Wasser von einem Ufer zum andern und sprach lächelnd: „Ich kann euch nicht helfen, dies ist die einzige Brücke, auf welcher man von dieser Insel über den See kommen kann!" Er hoffte aber in seinem Herzen, es werde niemand daraustreten, aus Furcht zu ersaufen, und so werde er durch diese Feinheit alle die Jungfrauen glücklich dabehalten als Dienerinnen und den Jakob obenein als Diener. Aber Jakob hatte von solchen Kniffen der Geister oft gehört, nahm sein Margretchen an die Hand und rief: „In Gottes Namen! alle mir nach!" Und so sprang er auf die dünne Spinnwebbrücke und Margretchen mit ihm, und in demselben Augenblicke legte sich die Spinnwebenbrücke als die schönste und breiteste Marmorbrücke über das Wasser, und er und Margretchen und die andern Jungfrauen gelangten glücklich hinüber. Und als sie alle am Lande waren, war die Brücke in der Sekunde wie versunken, und man sah keine Spur mehr von ihr, auch nicht einmal das Spinnwebenfädchen. Und sie waren alle froh aber erstaunt und sahen und hörten nichts als ein leises Wimmern hinter sich; das war wohl der Schlangenkönig, der über seine schönen Jungfrauen weinte.

Jakob lief nun über die Wiese hin mit seinem Margretchen und mit der schneeweißen Jungfrauenschar, die er erlöst hatte, und sie zogen jubelnd und jauchzend in Thorstorp ein. Und alle Leute sind entsetzt gewesen über diese Geschichten und haben lange erzählt von Jakobs Abenteuer in allen Landen und haben die Ausführung der schönen Jungfrauen aus dem Zauberschlosse Jakobs Auszug genannt. Und die feinen, jungen Dirnen haben zu Jakob und Margretchen freundlich ade gesagt und sind weggegangen und glücklich wieder zu den Ihrigen gekommen; und weil sie sich Gold und Silber und kostbare Kleider aus Schlangenkönigs Schlosse mitgebracht hatten, so haben sie alle gar bald junge und hübsche Bräutigame gehabt. Und Jakob ist der Bräu-

tigam seiner Margrete geworden, und sie haben bald eine lustige Hochzeit gehalten. Sie sind aber hier in Thorstorp nicht geblieben, denn die Nachbarschaft der Insel, wo Schlangenkönig hauste, deuchte ihnen zu gefährlich, sondern sie sind weiter zurück ins Land hinaufgezogen und haben sich da für die mitgenommenen Schätze ein schönes Gut gekauft und in Freuden gelebt. Von dem Schlangenkönige, und ob er seitdem erlöst worden, haben sie nie wieder was gehört.

12. Das brennende Geld.

Drei Bauern kamen eine Herbstnacht oder vielmehr früh, als es mehr gegen den Morgen ging, von einer Hochzeit aus dem Kirchdorf Lanken geritten. Sie waren Nachbarn, die in einem Dorfe wohnten, und ritten des Weges miteinander nach Hause. Als sie nun aus einem Walde kamen, sahen sie an einem kleinen Busche auf dem Felde ein großes Feuer, das bald wie ein glühender Herd voll Kohlen glimmte, bald wieder in hellen Flammen aufloderte. Sie hielten still und verwunderten sich, was das sein möge, und meinten endlich, es seien wohl Hirten und Schäfer, die es gegen die Nachtkälte angezündet hätten. Da fiel ihnen aber wieder ein, daß es am Schlusse Novembers war, und daß in dieser Jahrszeit keine Hirten und Schäfer im Felde zu sein pflegen. Da sprach der jüngste von den dreien, ein frecher Gesell: „Nachbarn, hört! da brennt unser Glück! Und seid still und lasset uns hinreiten und jeden seine Taschen mit Kohlen füllen; dann haben wir für all unser Leben genug und können den Grafen fragen, was er für sein Schloß haben will." Der älteste aber sprach: „Behüte Gott, daß ich in dieser späten Zeit aus dem Wege reiten sollte! Ich kenne den Reiter zu gut, der da ruft: Hoho! Hallo! Halt den Mittelweg!" Der zweite hatte auch keine Lust. Der jüngste aber ritt hin, und was sein Pferd auch schnob und sich wehrte und bäumte, er brachte es an das Feuer, sprang ab und füllte sich die Taschen mit Kohlen. Die andern beiden hatte die Angst ergriffen, und sie waren im sausenden Galopp davongejagt, und er ließ es auch reißen und holte sie dicht vor Vilmnitz wieder ein. Sie ritten nun noch ein Stückchen miteinander und kamen schweigend in ihrem Dorfe an, und keiner konnte ein Wort sprechen. Die Pferde waren aber schneeweiß von Schaum, so hatten sie sich abgelaufen und abgeängstigt. Dem Bauer war auch ungefähr so zumute gewesen, als habe der Feind ihn schon beim Schopf erfaßt gehabt. Es brach der helle, lichte Morgen an, als sie zu Hause kamen. Sie wollten nun sehen, was jener gefangen habe, denn

seine Taschen hingen ihm schwer genug hinab, so schwer, als seien sie voll der gewichtigsten Dukaten. Er langte hinein, aber au weh! er brachte nichts als tote Mäuse an den Tag. Die andern beiden Bauern lachten und sprachen: „Da hast du deine ganze Teufelsbescherung! Die war der Angst wahrhaftig nicht wert!" Vor den Mäusen aber schauderten sie zusammen, versprachen ihrem Gesellen jedoch, keinem Menschen ein Sterbenswort von dem Abenteuer zu sagen.

Man hätte denken sollen, dieser Bauer mit den toten Mäusen habe nun für immer genug gehabt; aber er hat noch weiter gegrübelt über den Haufen brennender Kohlen und bei sich gesprochen: „Hättest du nur ein paar Körnlein Salz in der Tasche gehabt und geschwind auf die Kohlen streuen können, so hätte der Schatz wohl oben bleiben müssen und nicht weggleiten können." Und er hat die nächste Nacht wieder ausreiten müssen mit großem Schauder und Grauen, aber er hat es doch nicht lassen können; denn die Begier nach Geld war mächtiger als die Furcht. Und er hat es wieder brennen sehen genau an der gestrigen Stelle; bei Tage aber war da nichts zu sehen, sondern sie war grasgrün. Und er ist hingeritten und hat das Salz hineingestreuet und seine Taschen voll Kohlen gerafft, und so ist er im sausenden Galopp nach Hause gejagt und hat sich gehütet, daß er einen Laut von sich gegeben noch jemand begegnet ist; denn dann ist es nicht richtig. Aber er hat doch nichts als Kohlen in der Tasche gehabt und ein paar Schillinge, die von den Kohlen geschwärzt waren. Da hat er sich königlich gefreut, als sei dies der Anfang des Glückes und das Handgeld, das die Geister ihm gegeben haben. Er mochte aber die paar losen Schillinge von ungefähr in der Tasche gehabt haben, als er ausritt. Und die Schillinge haben dem armen Mann, der sonst ein fleißiger, ordentlicher Bauer war, keine Rast noch Ruhe mehr gelassen: jede Nacht, die Gott werden ließ, hat er ausreiten müssen und seine besten Pferde dabei totgeritten. Man hat es aber nicht gemerkt, daß er Schätze gefunden hat, sondern seine Wirtschaft hat von Jahr zu Jahr abgenommen, und endlich ist er auf einer Nachtfahrt gar einmal verschwunden. Und man hat von ihm und von seinem Pferde nie etwas wiedergesehen; seinen Hut aber haben die Leute in dem Schmachter See gefunden. Da muß der böse Feind ihn als Irrlicht hineingelockt haben; denn er braucht solche Künste gegen die, welche sich mit ihm einlassen und ihn suchen.

13. Halt den Mittelweg!

Ihr habt wohl zuweilen von dem Wode gehört, dem wilden Jäger, der des Nachts durch Wald und Feld ſtreunt und ruft: „Hallo! Hoho! halt den Mittelweg! halt den Mittelweg!“ Dieſer war vormals vor langen, langen Zeiten ein großer Fürſt im Sachſenlande, der viele Burgen und Schlöſſer und Dörfer und Forſten hatte. Er liebte von allen Dingen in der Welt am meiſten die Jagd und lebte mehr in den wilden Wäldern als auf ſeinen Schlöſſern und war überhaupt eines jähen und wütigen Gemütes und ein rechter Zwingherr. Dieſer Fürſt hat, als er noch lebte, das begangen, was einem keiner glauben will, und was jeder für eine Fabel erklärt aus der allerälteſten und allergrauſendſten Heidenzeit. Ein Hirtenknabe hatte in ſeinem Walde einen jungen Baum abgeſchält und ſich aus der abgeſchälten Rinde eine Schalmei gemacht: Dieſem armen, unſchuldigen Knaben hat der Unhold den Leib aufgeſchnitten und das Ende des Gedärms um einen Baum gebunden, und nun hat er den Knaben ſo lange um den Baum treiben laſſen, bis das Gedärm aus dem Leibe gewunden und der Knabe tot hingefallen war, und dazu hat er gerufen: „Das iſt die Schalmei, worauf du blaſen ſollſt; das haſt du für dein Pfeifen!“ Einen Bauer, der auf einen Hirſch ſchoß, der ihm ſein Korn abweidete, hat er ohne alle Barmherzigkeit lebendig auf den Hirſch feſtſchmieden und das wilde Tier ſo mit ihm in den Wald laufen laſſen. Da iſt das geängſtete Tier mit dem armen Mann ſo lange gelaufen und hat ihm Leib und Haupt und Schenkel an den Bäumen und Sträuchen ſo lange jämmerlich zerquetſcht und zerriſſen, bis zuerſt der Bauer tot war, dann auch der Hirſch hinſtürzte. Für ſolche greuliche Taten hat der ungeheure Mann endlich auch ſeinen verdienten Lohn bekommen. Er hat ſich auf der Jagd mit ſeinem Pferde den Hals gebrochen, welches durchgegangen und ſo gewaltig gegen eine Buche gerannt iſt, daß es den Augenblick tot hinfiel, dem Reiter aber an dem Baum das Gehirn in tauſend Stücke zerſtob. Und das iſt nun ſeine Strafe nach dem Tode, daß er auch noch im Grabe keine Ruhe hat, ſondern die ganze Nacht umherſchweifen und wie ein wildes Ungeheuer jagen muß. Dies geſchieht jede Nacht, Winter und Sommer, von Mitternacht bis eine Stunde vor Sonnenaufgang, und dann hören die Leute ihn oft „Wod! Wod! Hoho! Hallo! Hallo!“ ſchreien; ſein gewöhnlicher Ruf iſt aber „Wod! Wod!“ und davon wird er ſelbſt an manchen Orten der Wode genannt.

Der Wode ſieht fürchterlich aus, und fürchterlich iſt auch ſein

Aufzug und sein Gefolg. Sein Pferd ist ein schneeweißer Schimmel oder ein feuerflammiges Roß, aus dessen brausenden Nüstern Funken sprühen. Darauf sitzt er, ein langer, hagerer Mann in eiserner Rüstung; Zorn und Grimm funkeln seine Augen, und Feuer fliegt aus seinem Angesicht; sein Leib ist vorübergebeugt, weil es immer im hallenden, sausenden Galopp geht; seine Rechte schwingt eine lange Peitsche, mit welcher er knallt und sein Wild aufjagt oder auch auf das verfolgte hauet. Wütende Hunde ohne Zahl umschwärmen ihn und machen ein fürchterliches Getose und Geheul; er aber ruft von Zeit zu Zeit drein „Wod! Wod! Hallo! Hallo! Halt den Mittelweg! Halt den Mittelweg!“ Seine Fahrt geht meistens durch wilde Wälder und öde Heiden, und in der Mitte der ordentlichen Straßen und Wege darf er nicht reiten. Trifft er zufällig auf einen Kreuzweg, so stürzt er mit Pferd und Mann und Maus fürchterlich über Kopf und rafft sich weit jenseits erst wieder auf; doch auch die, welche er jagt, dürfen diesem Kreuzwege nicht zu nah kommen.

Und was für Wildbret jagt er? Unter den Tieren alles diebische und räuberische Gesindel, welches zur Nachtzeit auf Mord und Beute schleicht, Wölfe, Füchse, Lüchse, Katzen, Marder, Iltisse, Ratten, Mäuse und von Menschen: Mörder, Diebe, Räuber, Hexen und Hexenmeister und alles, was von dunklen und nächtlichen Künsten lebt. So muß dieser Bösewicht, der im Leben soviel Unglück anrichtete, es gewissermaßen im Tode wiedergutmachen. Er hält, was die Leute sagen, die Straße rein; denn wehe dem, welchen er bei nächtlicher Weile auf verbotenen Schleichwegen oder im Felde und Walde antrifft, und der nicht ein gutes Gewissen hat! Wie mancher muß wohl zittern, wenn er sein „Hoho! Hallo! Halt den Mittelweg! Halt den Mittelweg!“ hört! Denn gewöhnlich jagt er, was er vor seine Peitsche kriegt, so lange, bis es die Zunge aus dem Halse streckt und tot hinfällt. Am strengsten ist der wilde Jäger gegen die Hexen und Hexenmeister; diesen ist der Tod das Gewisseste, wenn er sie einmal in seiner Jagd hat, wenn sie nicht etwa eine Alfranke oder eine Hexenschlinge finden, wo sie durchschlüpfen mögen, denn dann sind sie für das Mal frei. Alfranke ist ein kleiner Strauch, der im Walde steht und im ersten Frühlinge grünt und sich gern um andere Bäume schlingt und rankt und dabei oft eine Schlinge mit einer Öffnung macht, wodurch etwas schlüpfen kann. Ebenso wachsen einzelne Zweige von Bäumen oft so wundersam zusammen, daß sie ein rundes Loch einer Schlinge gleich bilden, oft weit genug, daß ein Ochs durchschlüpfen könnte; wieviel leichter ein

Mensch! Das nennt man eine Hexenschlinge oder einen Hexenschlupf; denn wann sie in der Not ein solches treffen und da durchwischen, darf niemand sie anrühren.

14. Mieskater Martinchen.

Auf der Halbinsel Wittow auf Rügen ist ein Dorf, das heißt Putgarten, nicht weit von dem berühmten Vorgebirge Arkona, wo der alte heidnische Götze Svantevit weiland seinen Tempel gehabt und sein wüstes Wesen getrieben hat. In diesem Dorfe Putgarten lebte eine reiche Bäuerin, die hieß Trine Pipers. Sie war jung Witwe geworden und hatte keine Kinder, wollte auch nicht wieder freien, obgleich viele Freier um sie warben, denn sie war ein sehr schönes und frisches Weib. Das konnten die Leute nicht recht begreifen, zumal da sie sonst immer lustig und munter war und bei keinem Tanze und Gelage fehlte. Denn das mußte man sagen, einen aufgeräumteren Menschen gab es nicht als diese Bäuerin, und kein Haus hatte so viel Lustigkeit als das ihrige. Alle hohen Feste hatte es Tanz und Spiel bei ihr; die Fasten wurden von Anfang bis zu Ende durchgehalten und mit Schmäusen, Spielen und Tänzen gefeiert, Pfingsten und am Johannistage ward unter grünen Lauben getanzt, und am Martinstage setzte keine Bäuerin so viele gebratene Gänse auf, und wann sie ihr Korn eingebracht, wann sie Ochsen oder Schweine geschlachtet oder Wurst gemacht hatte, mußte die ganze Nachbarschaft sich mitfreuen und mit ihr schmausen. Kurz diese Bäuerin lebte so prächtig, daß kaum eine Edelmannsfrau besser leben konnte. In ihrem Hause war alles nett und tüchtig und fast über das Vermögen einer Bäuerin zierlich. Ebenso lustig und tüchtig sah es auf ihrem Hofe und in ihren Ställen aus. Ihre Pferde glänzten immer wie die Aale, und man hätte sie Sommer und Winter als Spiegel gebrauchen können; ihre Kühe waren die schönsten und gedeihlichsten im ganzen Dorfe und hatten immer volle Euter; ihre Hühner legten zweimal des Tages, und von ihren Gänseeiern war nie eines schier, sondern jedes gab ein Junges. Weil ihr Haus lustig und sie freigebig war, so hatte sie auch immer die schönsten und flinksten Knechte und Dirnen auf ganz Wittow.

So lebte Trine manches Jahr, und kein Mensch konnte begreifen, wie sie als Bäuerin das Leben so halten und durchsetzen konnte. Und viele hatten schon gesagt: „Nun, die wird auch bald vor den Türen herumschleichen und schnurren gehen.“ Aber sie socht und schnurrte nicht herum, sondern blieb die reiche und

luſtige Trine Pipers nach wie vor. Andere, die dies luſtige Leben ſo mit anſahen, meinten, es gehe nicht mit natürlichen Dingen zu; ſie habe Umgang und Gemeinſchaft mit böſen Geiſtern, und die bringen es ihr alles ins Haus und geben ihrem Vieh und ihren Früchten ſo wunderbaren Segen und Gedeihen — als wenn Gott nicht der beſte und einzige Segenbringer und Segenſprecher wäre. Viele wollten bei nächtlicher Weile einen Drachen geſehen haben, der wie ein langer, feuriger Schwanz auf ihr Haus herabgeſchoſſen ſei; das ſei ihr heimlicher Buhler, der hänge ihr den Wiem voll Schinken und Mettwürſte, fülle ihr die Kiſten und Kaſten mit Silber und Gold und ſtehe mit am Butterfaſſe und helfe buttern und gehe mit in den Stall und helfe melken. Andere, noch boshafter, ſagten, ſie ſelbſt ſei eine Hexe und könne ſich unſichtbar machen: ſo ſchleiche ſie den Nachbarn in die Häuſer, ſtehle aus Keller und Speiſekammer, nehme den Hühnern die Eier aus den Neſtern, melke die Kühe und rupfe den Schafen die Wolle und den Gänſen die Dunen aus. Darum ſei ſie ſo glatt und glau und könne ſo viele Wohlleben ausrichten und ein Leben führen, als wenn es alle Tage Sonntag wäre. Das bemerkten einige Nachbarsleute noch und ſchüttelten die Köpfe dabei, daß Trine eine leidige Freundlichkeit habe, womit ſie wohl hexen könne, und daß ſie Kindern nie in die Augen ſehe, wieviel ſie auch ſonſt mit ihnen ſchmeichle und koſe; denn ſie habe als Hexe kein Kind in ihren Augen, und es tue ihr ſehr weh, wenn ſie den unſchuldigen Kindern, die noch nichts verbrochen haben, in ihre reinen Augen ſchauen müſſe.

So lief allerlei Geſchwätz unter den Leuten rund, und ſie flüſterten und munkelten viel über Trine Pipers; aber ſie konnten ihr doch nichts anhaben noch beweiſen. Sie tat all ihr Werk tüchtig vor den Leuten, war redlich in Handel und Wandel, ging fleißig zur Kirche und gab Prieſter und Küſter willig und freundlich das Ihrige und hatte immer eine offene Taſche und einen offenen Brotkorb für die Armen, wann ſie an ihre Türe kamen. Auch gingen die, welche ihr die Ehre ſo hinter ihrem Rücken zerwuſchen, recht gern zu ihren Feſten und Tänzen und ſchmeichelten und heuchelten ihr.

Trine Pipers hatte auf dieſe Weiſe wohl zwanzig Jahre ihre Wirtſchaft geführt, und alles war ihr immer nach Wunſch geraten. Da bekam ſie einen bunten Kater ins Haus, und bald ging im Dorfe und in der Nachbarſchaft das Gerede: der ſei es, das ſei der Gewaltige, nun ſei es endlich zum Vorſchein gekommen, und auch ein Kind könne es ſehen, der trage ihr all das Glück zu. Denn leider ſind die meiſten Menſchen ſo, daß ſie

meinen, es müsse mit einem Menschen was Heimliches oder Ungeheures sein, wenn er die Narrenkappe des Lebens nicht gerade so trägt wie sie, und wenn er die Schellen daran nicht ebenso klingen läßt.

Ein bunter Kater ward in Trinens Hause gesehen, und kein Mensch wußte, wo der Kater hergekommen war. Trine lächelte und machte einen Scherz, wenn man sie fragte, und sagte es nicht. Einigen hatte sie wohl gesagt, sie habe einen Bruder, der sei Schiffer in Stockholm, der habe ihr den schönen Kater einmal aus Lissabon mitgebracht; aber das glaubten sie nicht. Der Kater war groß, bunt und schön, grau mit gelben Streifen über dem Rücken und hatte einen weißen Fleck am linken Vorderfuß. Da schrien die alten Weiber: „Da sehen wir's ja, da haben wir's! einen dreifarbigen Kater? wer hat in seinem Leben gesehen oder gehört, daß es Kater mit drei Farben gibt?" Trine liebte den Kater sehr und saß manche Stunde mit ihm allein und spielte mit ihm, der mit wohlgefälligem Brummen seinen Kopf an ihr streichelte und gegen alles, was ihr zu nah kam, aufprustete und aufpfuchsete: die arme Trine ward älter, die arme Trine hatte keine Kinder, sie mußte was zu spielen haben. So saß sie nun manche Stunde, wo sie sich sonst draußen in ihrer Wirtschaft tummelte, still in der Stube und spielte mit ihrem Martinichen; denn so rief sie den Kater. Martinichen und Mieskater Martinichen klang es in der Stube, Martinichen klang es auf der Flur, Martinichen auf der Treppe und auf dem Boden. Keinen Tritt und Schritt tat sie, Martinichen war immer dabei, und von dem Vorratsboden und aus der Speisekammer brachte er immer seine Bescherung mit im Munde. Kurz der bunte Kater Martinichen aus Lissabon war ihre Puppe und ihr Spielzeug; er stand mit ihr auf und ging mit ihr zu Bette, ja sie ging nicht in die Nachbarschaft, daß sie ihr Martinichen nicht unterm Arm trug; Martinichen leckte von ihrem Teller und lappte aus ihrem Napf, er war der Liebling, er durfte alles, keiner durfte ihm was tun: Hunde wurden herausgejagt, die ihn beißen wollten, ein Knecht ward verabschiedet, weil er ihn Murrkater und Brummkater, Speckfresser und Mausedieb genannt hatte.

Dies gab Geschichten und Lügen und Märchen im ganzen Dorfe, bald im ganzen Kirchspiele, dann im ganzen Ländchen: Trine hieß eine Hexe, die einen wundersamen Kater habe, mit dem es nicht richtig sei, und vor dem man sich hüten müsse. Das sei ein Kater, einen solchen zweiten werde man in der ganzen Welt umsonst suchen; den ganzen Tag tue er nichts als fressen und sich hinstrecken und sonnen oder auf Trinens Knien herumwälzen,

des Nachts liege er auf ihrem Bette bis an den lichten Morgen, und doch finde der Knecht, wann er morgens frühe zur ersten Fütterung in den Pferdestall gehe, immer zwei große Haufen toter Ratten und Mäuse vor der Haustüre aufgetürmt. Was möge das wohl für ein Kater sein, der für diesen feisten und glatten Faulenzer die Arbeit tue?

Dies Gerede und Gemunkel hatte sich freilich erst draußen herumgetrieben; dann kam es auch in Trinens Haus und zu Trinens Leuten, und ihnen fing an, bei ihr ungeheuer zu werden. Wenn sie mit schmeichelnder Stimme Mieskaterchen! Mies-Mieskaterchen! Martinichen! Miesichen Martinichen! rief und den knurrenden und spinnenden Kater auf den Schoß nahm und ihm den Rücken streichelte, und er sich dann vor Vergnügen krümmte und an ihr strich und brummte, und ihm die grünen, umnebelten Augen im Kopfe funkelten, dann guckten die Leute die beiden Spieler mit großen Augen an und wären um alles in der Welt mit ihnen nicht lange in der Stube geblieben. Trine hatte sonst immer die tüchtigsten und schönsten Leute gehabt, aber die konnten es jetzt in ihrem Hause nicht aushalten: sie zogen weg, und sie konnte zuletzt nichts als Hack und Mack in ihren Dienst bekommen, und auch die blieben nicht lange, und fast jeden Monat hatte sie frische Leute. Alle Welt glaubte nun einmal, Trine sei eine Hexe, und keiner wollte mit ihr zu tun haben. Auch war es mit der alten Gastlichkeit und Fröhlichkeit des Hauses vorbei und mit den Schmäusen und Tänzen, denn keiner wollte kommen: und Trine mußte mit ihrem Mieskater Martinichen einsam sitzen und ihre Bratgänse und Würste allein verzehren.

Aber ach, du arme Trine Pipers, die du sonst so froh und fröhlich gewesen warst und alle gern erfreut hattest, wie ging es dir auf deinen alten Tagen? Nicht allein keine Gesellen und Gesellinnen und Nachbarn und Nachbarinnen kamen mehr, sich des Segens zu freuen, den Gott dir gegeben hatte, und sich mit dir zu erlustigen, sondern in wenigen Jahren verging auch das, wovon du dich hättest erlustigen können. Die Leute kopfschüttelten und flüsterten zwar, der Kater sei es, der sei bisher der unsichtbare Bringer und Zuträger gewesen und habe Scheunen, Kornböden, Keller, Speisekammern, Milcheimer und Butterfässer und Geldkatzen und Sparbüchsen gefüllt; aber nun war ja dieser Wundertäter und Hexenmeister da, warum ging es denn nicht noch gedeihlicher als vorher? warum ging vielmehr Trinens Wirtschaft von Tage zu Tage mehr zurück? Die arme Trine hatte Knechte und Mägde, wie sie kaum ein Bettlerkrug willig

beherbergt hätte, recht was man Krücken und Ofenstecken nennt; ihre sonst so glatten Pferde magerten ab und verreckten am Rotz und Wurm; ihre Kühe und Schweine hatten Läuse und gaben keine Milch mehr; ihre Schafe und Gänse wurden Drehköpfe, als hätten sie geheime Wissenschaft studiert; ihre Hühner und Enten legten keine Eier und brüteten nicht mehr; ihr Feld trug Disteln und Dornen für Korn und Weizen. Kurz Trine geriet in zwei Jahren in die bitterste Armut: Pferde waren weg, Kühe waren weg, Schweine ausgestorben, Schafe geschlachtet, Tauben und Hühner vom Marder aufgefressen, der Hund an der Kette verhungert — kein Hahn krähete mehr auf ihrer Haustüre, kein Bettler seufzete mehr sein Gebet davor. Und Trine saß allein und verlassen mit gelben, gefurchten und gerunzelten Wangen und von Tränen und Jammer triefenden Augen und schneeweißen Haaren in der frierenden Ecke ihres leeren Zimmers und hielt ihren magern und in der Asche verbrannten Kater auf dem Schoße und weinte jämmerlich über den kargen Brocken, die man ihr von fern zuwarf; denn keiner mochte ihr gern nahkommen.

So hat man sie eines Morgens gefunden tot auf dem Boden ihres Stübchens hingestreckt und ihren treuen Mieskater Martinichen tot auf ihr liegend. Die Leute haben mit Grauen davon erzählt. Und die sonst so reiche Trine, die der Kirche und Geistlichkeit immer so gern gab, als sie noch was zu geben hatte, ist begraben, wie man Bettler begräbt, ohne Sang und Klang, ohne Glocken und Gefolge; kein Nachbar hat sie zum Kirchhof begleiten wollen, kein Verwandter ist ihrer Leiche gefolgt, sie hatte ihnen ja nichts nachgelassen. O kalte Welt, wie kalt wirst du denen im Alter, die dann nichts haben, womit sie sich die Füße zudecken können, und ach, auch die irdischen Mängel, die man mit schärferen Augen an den Alten betrachtet!

Als Trine nun tot war, erzählen die Leute, ist sie immer als Hexe umgegangen und geht bis diesen Tag als Hexe um in der Gestalt einer alten, grauen Katze, die man daran kennt, daß sie Augen hat, die wie brennende Kohlen leuchten, und daß sie ganz entsetzlich laut sprühet und prustet, wenn man sie jagt. Sie wird noch alle Mitternächte auf der Stelle gesehen, wo ehedem Trinens Haus war, und heult dort erbärmlich; im Winter aber, wann in den Scheunen und auf den Dächern die wütigen Katzenhochzeiten sind, ist sie immer voran auf der höllischen Jagd und führt das ganze Getümmel und miaulet und winselt auf das allerscheußlichste. Diese Stimme verstehen die Leute in Putgarten so wohl, daß alt und jung gleich rufet: „Hört! Da ist wieder die alte Trine!“

So ist es Trine Pipers gegangen, und so geht es vielen Menschen bis diesen Tag. Sie ist eine arme, elendige Bettlerfrau geworden und hat ihren christlichen, guten Namen verloren, weil sie den bunten Kater Martinichen lieber gehabt hat als Menschen. Denn wenn sie auch keine Hexe gewesen ist, so haben die Nachbarn und Nachbarinnen es doch geglaubt, weil sie sich in ihrer natürlichen und häßlichen Liebe zu der unverständigen Kreatur so in des Katers Gemüt und Gebärden hineingestohlen und hineinvertieft hatte, daß sie Menschen nicht mehr so suchte und liebte wie sonst. Sie mag zuletzt auch mit Katzenfreundlichkeit geblinzelt und mit Katzenaugen geschielt und mit allerlei Katzenmännchen sich gekrümmt und gewunden haben, so daß kein Mensch und kein Vieh und also auch kein Glück es länger bei ihr hat aushalten können und sie zuletzt mit ihrem Mieskater Martinichen ganz allein geblieben und so im größten Elende umgekommen ist.

---

15. Der große Jochen.

Der Bauer Hans Diebenkorn, ich weiß nicht mehr, in welchem Dorfe er wohnte, hatte einen Sohn, der hieß Jochen; das war ein schlimmer, ungeschlachter Junge voll Wildheit und Schalkstreiche, den keiner bändigen konnte. Sein Vater war ein stiller, ordentlicher Mann und ermahnte und züchtigte ihn oft und viel; Priester und Schulmeister hobelten und meißelten an ihm mit dem Ernst der Vermahnung und mit der Strenge der Strafe; der Knabe ward mit der Asche und Lauge der Reue und Buße und mit der ungebrannten Asche der Erinnerung, die auf grünen Bäumen als ein recht dunkelblühendes Vergißmeinnichtchen wächst, genug eingerieben und gewaschen — es konnte ihn das alles nicht weich und geschmeidig machen; Jochen blieb Jochen, er blieb der freche und ungehorsame Gesell, der er gewesen war, und wo er einen Schalkstreich konnte laufen lassen, war es seine Freude. Das war dabei noch das schlimmste und machte seinem Vater die meiste Sorge, daß Jochen auch an Kräften unbändig war und in seinem fünfzehnten Jahre sich schon mit jedem lustigsten Knechte im Dorfe im Ringen und Balgen messen konnte. Der üppige und übermütige Leib war der Zucht zu früh entwachsen. Dazu kam, daß Jochen ein sehr schöner und schlanker Junge war, der das Maul so gut gebrauchen und so angenehm tun konnte, daß kein Mensch unter dieser Kappe den Schelm vermutete. Desto besser konnte er seine Späße und Schalkstreiche mit andern ausführen; denn er konnte so leidig sein, daß auch die gescheitesten

und klügsten Leute von ihm angeführt wurden. Der Vater, der seinen Vogel kannte, hielt ihn nun freilich sehr zur Arbeit an; aber sowie er nur einen freien Augenblick hatte, war auch der Schelm da und sogleich auf allen Gassen Geschrei über ihn. Indessen sagt ein altes Sprichwort: Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht, und das geschah auch bei Jochen.

Er hatte sein besonderes Vergnügen, alte Leute, die auf dem Wege vorbeigingen, und Arme, die ihr Brot vor den Türen mitleidiger Menschen suchten, zu necken und tat es immer wieder, wie oft sein Vater ihn darüber auch hart gezüchtigt und erinnert hatte, es sei keine größere Sünde, als diejenigen verspotten, welche elend sind, denn ihr Elend komme von Gott, und Gott habe sie deswegen unter seinem besonderen Schutz.

Nun begab es sich, daß einmal eine arme, alte Bettelfrau gegangen kam, mit einem Korbe auf dem Kopfe und einem Sack auf dem Rücken. Sie ging gar stümperlich und jämmerlich, stand alle drei Schritt still und ächzete und hustete sehr. Jochen sah sie kommen und machte sich an sie und bot ihr einen freundlichen guten Tag. Sie ward zutraulich und fragte ihn, wie sie über einen tiefen Bach, der vor ihr floß, ins Dorf kommen sollte. „O hier, Mutter! komm nur mit!" sprach Jochen, „hier ist ein Steg, den will ich dir zeigen." Und er ging, und sie folgte ihm, und er führte sie auf ein ziemlich schmales und schwankes Brett, das über den Bach gelegt war. Als die alte Frau aber mitten auf dem Brette war, da fing Jochen an mit dem einen Ende desselben aus allen Kräften zu wippen — er gebärdete sich aber, als taumele er — und wippte so arg, daß das Brett umschlug und die alte Frau mit Korb und Sack in den Bach fiel, so lang sie war. Er sprang nun zu und half ihr wieder aus dem Wasser und stellte sich, als sei er unschuldig an der Sache, greinte und grieflachte*) aber in sich. Die alte Frau dankte ihm noch und ließ sich nichts merken, zog ihre nassen Kleider aus und hängte sie an Sträuchen auf, daß sie an der Sonne trockneten, und fing dann an, damit sie sich die Langeweile vertriebe, mit beweglicher und kläglicher Stimme einige Lieder zu singen. Jochen,

*) Wird ausgesprochen an einigen Orten arifflachen, an anderen grieflachen, das letzte offenbar richtiger. Wir haben kein Wort in unserer Sprache, diesem gleich, ein boshaftes Lachen, was sich unter Bart und Lippen verstecken möchte und doch die geheime Freude über fremden Unfall nicht heraen kann, auszudrücken als dieses fassische Wort. Es drückt die Gebärde aus, die zwischen Weinen und Hohnlachen in der Mitte um den Mund schwebt. Die erste Silbe ist in der englischen Sprache übrig, wo es Kummer, Traurigkeit bedeutet. Wie Traurigkeit und Bosheit in der Bedeutung der Worte zusammenfallen, davon zeugt jede Sprache, z. B. das italienische tristizia, tristezza, und das englische mischief, das gothische hemak (verschlossen, hinterlistig, traurig, erschrocken) und das fassische inheimsch.

der weggelaufen war, kam bald wieder und lauschte; die Lieder gefielen ihm, und er setzte sich zu ihr und sagte lachend: „Höre, Mutter, singe mir auch einen Vers!“ — „Das will ich tun, mein Sohn,“ sprach die Alte; „aber du mußt auch achtgeben und deinen Vers behalten.“ Und sie sang:

Dukatenkrut hinnerm Tuune,
Leew in dem Pagellune
Un in dem Sparling Treu,
Verstand im lütten Finger —
Dat sünt so sellne Dinger,
As Rosen unnert Heu.

Hür nipp nu to, min Jüngken,
Du makst so mennig Sprüngken,
Dat Gott vergewen mag!
Veel Müse freten den Kater —
Du denkst ens an dit Water,
Un din Juchhe watt Ach.

Jochen lachte unbändig auf, als sie gesungen hatte, und rief: „Das ist ja ein dummes, närrisches Lied, Alte, ohne Sinn und Verstand. Höre! Ich singe dir auch eines vor.“ Und er sang mit heller, geschwinder und scherzender Stimme:

De Kukuk up dem Tuune satt,
Dat wutt regnen, un he wutt natt.
De Kukuk un de wutt natt.
Doon schreed he: Ach! min buntes Gatt!
Wo natt! wo natt! wo natt! wo natt!
Min Gatt, wat büst du natt!
Kukuk! Kukuk!
De Kukuk flog na Hus —

und darauf lief er davon, tat aber vorher ihrem Korbe und ihren Schuhen noch einen Schabernack an.

So machte Jochen es oft und konnte seinen unbändigen Mutwillen gar nicht halten. Eines Tages kam er aus dem Walde und sprang mit Trallalla und Juchheida über das Feld daher; denn lustig war er fast immer. Es war ein kalter Wintertag und schneiete und fror sehr. Als er so tralleiend und juchheiend einen Hohlweg hinablief, stand ein kleiner, schneeweißer Mann da, der sehr alt und jämmerlich aussah, und stöhnte und ächzete bei einem großen Korbe, den er sich auf den Rücken heben wollte und nicht konnte. Als er nun Jochen kommen sah, ward er froh und bat den Burschen freundlich: „Lieber Sohn, bedenke, daß du auch einmal alt und schwach werden kannst, und hilf mir diesen Korb hier auf den Rücken!“ — „Von Herzen gern“, sprach Jochen,

ſprang hinzu, hob den Korb auf und hängte dem alten Mann die Henkel desſelben um die Schultern; darauf riß er ihn mit dem Korbe um und ließ ihn im Schnee liegen und lachte und rief im Weglaufen: „Piep, Vagel! piep!“ Der alte Mann wühlte ſich wieder aus dem Schnee auf und ſammelte, was herausgefallen, wieder in den Korb und ſchrie mit zorniger Stimme hinter dem auslachenden Jochen her: „Ja Piep, Vagel! piep! Gott wird dich piepen lehren, du gottloſer Bube!“

Und Gott hat den Vogel pfeifen gelehrt. Denn als Jochen den andern Morgen wieder mit der Axt auf dem Nacken in den Wald gehen ſollte, daß er Holz fällete, mußte er wieder durch dieſen Hohlweg gehen. Doch wie er näher kam, ward ihm ganz wunderlich zumute, ſo wunderlich, als ihm in ſeinem Leben nicht ums Herz geweſen war. Und obgleich es heller, lichter Tag war und die Winterſonne eben feuerrot aufging, war ihm doch graulich, als wäre es Mitternacht geweſen; aber das war ſein böſes Gewiſſen, und es deuchte ihm immer, als komme der alte Mann jeden Augenblick aus dem Hohlwege auf ihn zu und ſchrie ihn mit Piep, Vagel! piep! an; und er wäre gern einen andern Weg in den Wald gegangen. Indeſſen wagte er es doch und ging in den ſchauerlichen Hohlweg hinein. Aber kaum hatte Jochen ſeinen Fuß auf die Stelle geſetzt, wo er geſtern abend den alten Mann mit dem Korbe in den Schnee geſtürzt hatte, ſo hat es ihn gefaßt und geſchüttelt, und in einem Augenblicke iſt er weggeweſen und iſt auch nie wiedergekommen, und kein Menſch hat gehört, wo er geſtoben und geflogen iſt. Die Leute haben aber geglaubt, daß der böſe Feind ihn geholt habe wegen der vielen verruchten und gottloſen Streiche, die der übermütige Junge immer verübte.

Das iſt es aber nicht geweſen, ſondern des alten Mannes mit dem Korbe Piep, Vagel! piep! der er in dem Hohlwege ſo ſchändlich umgeſtoßen und dann noch ſchadenfroh ausgelacht hatte. Jochen hat pfeifen lernen müſſen; er iſt in einen Piepvogel verwandelt und der allerkleinſte Vogel geworden, der auf Erden lebt. Das iſt nun ſeine Strafe, daß er im ſtrengſten Winter durch die Sträuche und Hecken fliegen und um die Häuſer und Fenſter der Menſchen flattern, meiſt aber bei armen Leuten rundfliegen und hungern und frieren und piepen muß. Er hat ein graues Röckchen an gleich dem grauen Kittel, den er trug, als er verwandelt worden, und muß bis dieſen Tag aus ſchelmiſchen und ſpitzbübiſch freundlichen, kleinen Augen lachen, auch wenn ihm weinerlich zumut iſt. Er heißt der Zaunkönig; die Leute aber nennen ihn aus Spott den großen Jochen oder

den kurzen Jan; auch wird er Neſſelkönig genannt, weil der arme Schelm durch Neſſeln und Diſteln und kleine, ſtachlige Sträuche ſchlüpfen und fliegen muß und meiſtens in Neſſelbüſchen ſein Neſtchen baut. Da hat er nun Zeit, ſeine Sünden zu bedenken, wann der Wind pfeift und der Schnee ſtöbert und er in kahlen Hecken und Zäunen ſitzen und piepen muß. Da hören die Kinder ihn oft mit ſeiner feinen Stimme ſingen und denken an die alte Geſchichte von Jochen Diebenkorn. Er ſingt aber alſo ſein Piep, Vagel! piep!

Piep! piep!
De Appel ſünt riep,
De Beren ſünt gel,
Dat Speck in de Tweel,
De Stuw is warm,
Hans ſlöpt Greten im Arm.

Piep! piep!
Wo koold is de Riep!
Wo dünn is min Kleed!
Wo undicht min Bedd!
Wo lang is de Nacht!
Wer hedd dat woll dacht?

16. Der Wiedehopf.

So hat Hinrich Bierk einmal vom Schneidermeiſter Wiedehopf erzählt:

Es begeben ſich die wunderbarſten Dinge in der Welt: Könige ſind Bettler und Bettler ſind Könige geworden, und kann man einem anſehen, was er einſt geweſen iſt, und was er noch werden kann. So iſt der Wiedehopf einſt ein Damenſchneider geweſen, und wer ſieht es ihm jetzt wohl an, daß er vormals in feiner und zierlicher Geſellſchaft gelebt hat? Er hat in einer großen, reichen Stadt gewohnt und ſich wie ein hübſcher und feiner Geſell gehalten und einen bunten, ſeidenen Rock getragen und iſt von einem vornehmen Hauſe in das andere und von einem Palaſt in den andern gegangen und hat die koſtbaren Zeuge und Stoffe, woraus er Kleider machen ſollte, zu Hauſe getragen. Und weil er hübſch und manierlich geweſen iſt, haben alle hübſche Frauen ihn zu ihrem Schneider genommen, und immer hat er Arbeit bei ihnen gehabt, und auch der Königin, als ſie gekrönt werden ſollte, hat er den Rock zugemeſſen. So iſt Meiſter Wiedehopf bald ein ſehr reicher Mann geworden und hat doch nicht genug kriegen können, ſondern iſt immer herumgelaufen und hat

nach Hause geschleppt und oft so viel zu tragen gehabt, daß er wie ein Karrengaul unter seiner Last stöhnen und, wann er die Treppen hinaufstieg, Huup! Hupupp! schreien mußte. Diese Arbeitseligkeit und Habseligkeit hätte Gott ihm wohl vergeben; aber es ist eine wahre Habsucht daraus geworden, und die hat der Herr nicht länger mit Geduld ansehen können. Der Schneider hat zuletzt gestohlen und von allen Zeugen, die er in die Mache bekam, seinen Teil abgekniffen und abstipitzt. Da ist es ihm denn geschehen, daß er eines Abends, als er mit einem schweren Bündel und noch schwereren Hupupp! Hupupp! die Treppe hinaufächzete, plötzlich in einen bunten Vogel verwandelt worden ist, welcher Wiedehopf heißt und um die Häuser und Ställe der Menschen umfliegen und dort mit unersättlicher Gier das Allergarstigste auflesen und in sein Nest tragen muß. Er trägt bis diesen Tag einen bunten Rock, aber einen solchen, der an einen schlimmen Ort erinnert, wohin die Diebe und Schelme gehören. Der eine Teil des Rockes ist rabenschwarz, der andere feuerrot, und sind beide Teile Farben der Hölle, denn das Schwarze des Rockes soll die höllische Finsternis und das Feuerrote das höllische Feuer bedeuten. Einen ähnlichen Rock als Meister Wiedehopf trägt auch der Totengräber, ein blanker, garstiger Wurm, der auf den Landstraßen herumläuft und tote Maulwürfe, Käfer und anderes Aas begräbt; auch die bunte Blattwanze hat fast ganz dasselbe Kleid an: beide sind Erzstinker und wahrscheinlich beide einst auch Diebe gewesen. Das hat der Wiedehopf noch so beibehalten aus seiner alten Schneiderzeit, daß er immer Hupupp! Hupupp! schreien muß, als trüge er noch Diebeslast, die ihm zu schwer wird. Die Leute nennen ihn deswegen häufig den Kuckucksküster, weil sein Laut aus der Ferne wirklich oft so klingt, als wolle einer dem Kuckuck seinen Gesang nachsingen wie der Küster dem Pastor. Aber der Kuckuck ist ein lustiger Schelm und kann sein Lied in Freuden singen; der Wiedehopf aber ist ein trauriger Schelm, und darum muß er seufzen und klagen, und sein Hupupp! Hupupp! geht ihm gar schwer aus der Kehle.

17. Rotkehlchen und Kohlmeischen.

Rotkehlchen und Kohlmeischen waren einst ein paar hübsche Dirnen, Töchter einer alten, frommen Witwe, die sich vom Spinnen, Nähen und Waschen und von anderer Arbeit knapp, aber doch ehrlich ernährte. Sie hatte nur diese beiden Kinder, von welchen die älteste Gretchen und die jüngste Kathrinchen hieß. Sie hielt, wie sauer es ihr auch ward, die Kinder immer

nett und reinlich in Kleidung und schickte sie fleißig zu Kirche und Schule, und als sie größer wurden, unterwies sie sie in allerlei künstlicher Arbeit mit der Schere und Nadel und hielt sie still in ihrem Kämmerlein in aller Ehrbarkeit und Tugend. Und Gretchen und Kathrinchen gediehen, daß es eine Freude war, und wurden ebenso hübsch und fein, als sie fleißig und ehrbar waren, so daß alle Menschen ihre Lust an ihnen hatten und die Nachbarn sie ihren Töchtern als rechte Muster zeigten und lobten. Die Witwe starb, und die beiden Schwestern blieben in ihrem Häuschen und lebten, wie sie mit der Mutter bisher getan, von ihrer Hände Arbeit. Aber es blieb nicht lange mehr so still in dem Häuschen, als es sonst gewesen war. Die Falken und Habichte, welche auf schönes, junges Blut lauren, merkten, daß die Hüterin weg war, welche die Täubchen sonst bewacht hatte, und es fanden sich häufig lose, junge Gesellen ein, welche die Mädchen zu Tänzen und Gelagen und zu Spaziergängen auf die Dörfer verlocken wollten. Die beiden Schwestern wehrten sich einige Wochen tapfer, aber endlich ließen sie sich bewegen und gingen mit und dachten, es kann doch wohl keine Sünde sein, was so viele Frauen und Mädchen tun, die niemand unehrlich nennt. Zuerst kam es ihnen bei diesen Tänzen doch zu wild vor, und sie sahen nicht einmal lange zu, sondern gingen früh weg und waren vor Sonnenuntergang wieder zu Hause und ließen sich nicht bis in die Nacht hinein halten, wieviel die, welche sie mitgenommen hatten, auch locken mochten. Das zweite und dritte Mal tanzten sie schon mit, gingen aber bei Tage heim und mit etwas schwerem Herzen und nahmen sich deswegen vor, den nächsten Sonntag zu Hause zu bleiben. Aber das Worthalten war schwer, denn die jungen Gesellen kamen immer wieder und baten zu schön. Das vierte und fünfte Mal blieben sie schon bis nach Sonnenuntergang und das sechste und siebente Mal hatte die Glocke zwölf geschlagen, als sie heim kamen, und sie mußten ihre Wirtin herauspochen, daß sie ihnen die Türe aufschlösse, und als die alte Frau sie ermahnte und sie ihrer seligen Mutter erinnerte, lachten sie schon und sprachen: „Ach! Die Mutter und Ihr! Wann die Mäuse keine Zähne mehr haben, schelten sie auf die Nußknacker; Ihr werdet auch getanzt haben, als Ihr jung waret.“

Die Mädchen waren zu Hause noch immer sehr fleißig, auch hatten sie noch nichts Unehrbares getan noch gelitten; aber die Türe zum Bösen war geöffnet, und Leichtsinn und Leichtfertigkeit nahmen von Tage zu Tage zu, und nun ward auch schon mancher kostbare Wochentag mit Nichtstun und Herumpraugen vertändelt

und verquändelt, den sie sonst auf nützliche Arbeit verwendet hatten. Auch in ihrem Kämmerchen mußte alles anders werden; die Vögel waren lustig und bunt geworden, es mußte alles blankere und zierlichere Federn anziehen: neue Tische, neue Stühle, neue Vorhänge, feinere Kleider und Schuhe. Aber mit dem alten Hausrat schien auch der mütterliche Segen, der bisher sichtbar auf den Kindern geruht hatte, aus dem Hause gezogen zu sein. So schlich sich das Unglück mit dem Leichtsinn ein; erst hielt sie der Böse nur an einem dünnen, seidenen Fädchen, zuletzt hat er sie mit einem dicken Kabeltau der Sünde umflochten, und sie haben die Schwere und den Schmutz desselben gar nicht mehr gefühlt.

Gretchen und Kathrinchen hatten immer viele schöne Arbeit und kostbare Zeuge unter Händen, woraus sie Schmuck und Kleider stickten und näheten. Sie gebrauchten jetzt mehr Geld als sonst; sie fingen allmählich an zu mausen; ach! sie stahlen zuletzt. Einmal hatten sie einen bunten, seidenen Rock gestohlen, der in einem Nachbarhause am Fenster hing, und an einen herumziehenden Juden verkauft. Ein armer Schneidergesell, bei welchem man viele bunte Lappen und Streifen Zeug gefunden, die er auch wohl gemaust haben mochte, war darüber angeklagt, gerichtet und gehängt worden. Er hing und baumelte an dem lichten Galgen. Eines Abends spät kamen die beiden Dirnen mit andern Gesellen und Gesellinnen von einem Dorftanze zurück, und der Weg ging an dem Galgen vorbei. Da rief einer aus der Schar, ein leichtfertiger Gesell: „Fritz Schneiderlein! Fritz Schneiderlein! wie teuer wird dir dein bunter Rock!“ Kaum aber hatte er das Wort gesprochen, so schlug die Sünde wie ein Blitz in die beiden Dirnen, die schuld waren an des armen Schneiders Tod. Sie stürzten beide wie tot zur Erde hin, und die andern, die es sahen, liefen voll Schrecken weg, als hätten ihnen alle Galgenvögel schon in dem Nacken gesessen. Sie haben die Geschichte in der Stadt erzählt, und die Leute sind hingegangen; aber die beiden Dirnen haben sie nimmer gefunden.

Und wie hätten sie sie finden sollen? Sie waren in Vögel verwandelt und müssen nun in der weiten Welt herumfliegen. Gretchen ist ein Rotkehlchen geworden und Kathrinchen ein Kohlmeischen: denn Gretchen trug immer ein rotes, seidenes Tuch um den Hals und Kathrinchen ein gelbes. So müssen sie nun als kleine Vögel in den Wäldern rundfliegen und Hunger und Durst leiden, Hitze und Kälte aushalten und vor Sperbern und Falken, vor Schlangen und Ottern, vor Jägern und wilden Buben zittern. Das hatte ihre Mutter wohl nicht gedacht, als

sie so sittig und fein mit ihr in dem Kämmerlein saßen und stickten und webten und näheten und abends und morgens bei dem Zubettgehen und Aufstehen mit heller Stimme geistliche Lieder sangen. Aber die armen Kinder sind zuerst verlockt, dann verführt und so endlich in schwere Sünden gefallen und haben kaum gewußt, wie sie dazu gekommen sind: so leise und sanft hat der Leichtsinn sie seinen Schlangenblumenweg geführt. Daß diese kleinen Vögel einst Menschen gewesen, ist ganz natürlich, und man kann es auch daraus sehen, daß sie immer um die Häuser der Menschen fliegen, auch oft durch die offenen Fenster in die Zimmer kommen und sich da fangen lassen, auch daß sie im Walde, sowie sich nur Menschen da sehen lassen, sogleich um sie herumflattern und herumzwitschern. Sie haben auch die alte Unart im Vogelkleide noch nicht abgelegt und können das Mausen nicht lassen, sondern sind noch immer Erzdiebe, und wo nur etwas Buntes und Neues und Schimmerndes ausgehängt wird, da fliegen und schnappen sie darnach und werden daher keine Vögel leichter in Fallen und Schlingen gefangen als diese beiden, und müssen Gretchens und Kathrinchens gefiederte Urenkel es noch entgelten, daß sie einst zuviel auf Kirmisse und Tänze gegangen und den bunten Rock gestohlen haben, worum der Schneider hangen mußte. Die Menschen jammert es sehr, wann sie Rotkehlchen und Kohlmeischen in den Schlingen hangen sehen, und sie rufen wohl: „Ach! die armen, niedlichen Vögelein!“ Denn sie sind wirklich sehr niedlich und hübsch und waren einst auch niedliche, hübsche Dirnen, ehe sie von bösen Buben verführt wurden, und lebten als fromme, einfältige Kinder und meinten und wußten nichts Arges.

Aus dieser Geschichte lernt man, daß es wohl wahr ist, was weise Leute sagen, daß mancher einen bunten Rock trägt, wozu sie nicht gut gekommen sind.

---

18. Die Seekönigin.

Ihr habt wohl oft die Sage gehört von Glocken, die aus tiefen Seen läuten, besonders um die Zeit der Mitternacht und zur Zeit der großen, heiligen Feste der Christen. Da sagen die Leute, es sind versunkene Schlösser und Kirchen, deren Glocken läuten müssen zur ernstesten Stunde der Zeit und an jenen hehren Tagen, wo alle Herzen und Glocken die hellesten und innigsten Klänge erklingen lassen. Aber das ist nur so ein Gerede, weil

ſie das, was ihnen zuzeiten ſo wunderbar und ſchauerlich aus tiefen Seen heraufſtönt, gern natürlich erklären möchten. Nein, es ſind keine Glocken von verſunkenen Schlöſſern und Kirchen, es ſind keine aus Erz und Silber gegoſſene Glocken, ſondern ſehnſüchtige und klingende Trauerglocken der Herzen ſind es, die durch ſchlimmen Zauber gefangen da unten in der kalten Tiefe ſich ewig nach dem ſchönen Sonnenlichte droben ſehnen müſſen, aber nie hinauf können. Und nun will ich die Geſchichte der Seekönigin erzählen.

Es hauſt in den Wäldern und Bergen und Seen und Strömen vieles, wovor den Menſchen mit Recht grauſt, und weswegen viele ſich nicht gern allein hineinwagen. Andere aber ſind dreiſt und kühn; aber mancher hat es ſchon bejammert und muß ſein ſchönes Leben, das er ſo luſtig hätte verbringen können, in der kalten Finſternis oder in dem ſchauerlichen Waſſer vertrauern. Die Unterirdiſchen, die Elfen, die Bergſchmiede, die Nixen und Seejungfrauen ſind gar gefährliche Feinde, welche der blühenden Jugend nachſtellen und ſie in allerlei Schlingen verſtricken und zu ſich locken. Aber die gefährlichſte und zaubervolleſte von allen iſt die große Seejungfrau oder Seekönigin, welche über alle Geiſter und Geiſterchen herrſcht, die in Quellen, Bächen, Strömen und Seen wohnen.

Dieſe Seejungfrau wohnt gewöhnlich in großen und tiefen Seen, die von grünen Bäumen und Büſchen umgeben ſind; denn Bäume im grünen Walde muß ſie haben, unter welchen ſie die ſchöne Sommerzeit und Frühlingszeit ſpielen und ſich ergötzen kann. Dieſe liebliche Frau erſcheint unter mancherlei Geſtalten und kann ſich vielfach verwandeln, damit ſie die Jünglinge, die ſie liebt und in ihre Gewalt haben will, deſto leichter und ſicherer ankirren und verlocken könne; denn ſie iſt ein rechtes Wunder von einer Frau. Gewöhnlich aber erſcheint ſie in folgender Geſtalt.

Sie iſt eine wunderſchöne und anmutige Jungfrau, ſchlank und hoch von Wuchs mit dem allerlieblichſten Geſichte, deſſen Mund wie eine aufblühende Roſe ſchimmert, und deſſen himmelblaue Augen leuchten wie ein paar helle Frühlingsquellen, die der Mond beſcheint. Ihr Hals iſt weiß wie Elfenbein, worum lange, blonde Locken fließen, und den ſchönen Leib bedeckt ein leichtes, grünes Gewand, das weich um Buſen und Hüften wallet, wie das zarte Frühlingsgras, vom Winde bewegt, um einen Blumenhügel. So ſieht man ſie in den Seen und Strömen ſchwimmen und in den Wellen ſpielen und plätſchern, wie ein Waſſervögelein hin und her ſpielet, und gleich einem leichten

Blitz dahinschießen. So haben viele sie gesehen im Mondschein und auch bei Tage, unter einer dunklen Eiche oder Buche oder auch unter Erlen und Birken am See gelagert, wo sie Kränze aus Blumen windet, Ringelein von ihren schönen Locken schlingt und wieder auflöset oder auch ein süßes Lied singt, wozu sie auf einer Muschel oder Schalmei bläst. Aber ihr süßestes Lied singt sie in der Mitternacht, und da mag sich in acht nehmen, wer zuviel Feuer im Busen hat. Wenn sie sich dann am Ufer der Seen und Ströme unter den grünen Bäumen hinsetzt und singt und der Stromgeiger aus der Tiefe auftauchet und voll Lust zu ihrem Gesange die Harfe schlägt, dann hört jeder, der ihr zuhorcht, eine Sirene und muß ihr in die Arme sinken, er mag wollen oder nicht.

Dies ist so ihre gewöhnliche Art und Leben; aber oft erscheint sie auch in all ihrer Pracht und Herrlichkeit als Königin der Wasser, was sie eigentlich ist. Dann funkelt und blitzt ihr Gewand von den schönsten Perlen und Diamanten, eine goldene Krone strahlt auf ihrem Haupte, und ein Zepter nickt in ihrer Hand, und schön geschmückte Diener und Dienerinnen, in Farben und Stoffen des Wasserreichs gekleidet, treten vor und hinter ihr her.

Die Seekönigin ist sehr stolzer, aber auch sehr verliebter Natur. Das hat mancher schöne Jüngling wohl empfunden und ist darüber nie wiedergesehen worden. Sie liebt nichts als die erste blühende Jugend, die zwischen achtzehn und zwanzig Jahren alt ist; und schön von Gestalt muß das sein, was ihr gefallen soll. So ist mancher schöne Jägerbursche und mancher lustige Hirtenknabe verschwunden und muß nun in Sehnsucht nach der Sonne, die er nicht mehr sieht, aus den Seen und Teichen heraufklingen, daß die Menschen, die es hören, stehen und lauschen und nicht wissen, was der Klang ist, und woher er kommt. Denn wehe dem armen Jüngling, der in den einsam dunkeln Wald und in das tiefe Tal kommt, wo die Seen und Teiche sind, und sie erblickt! Wenn sie ihre schönen Goldlocken fliegen läßt, wenn sie ihre weißen Arme nach ihm ausstreckt, wenn sie ihn einmal anlächelt, wenn sie singt, ja wenn nur ein Laut über ihre zauberisch süßen Lippen klingt, so ist er verloren. Das Allergefährlichste soll aber sein, wenn sie ihre grünlichen Goldlocken wehen läßt und mit ihrem lieblichen Köpfchen mit halb lächelnder, halb trauriger Gebärde da herausguckt, als spräche sie: „Komm! komm! und tröste mich!“ Sie ist in ihrer Liebe sehr heftig und feurig und tut dem, was sie liebhat, alle mögliche Süßigkeit und Anmut an, die sie nur ersinnen und erdenken kann, schenkt

ihm auch alle köſtlichſten Gaben, die ſie nur hat; aber ſie iſt leicht und wankeliſch und trügeriſch wie das leichte und falſche Element, worin ſie wohnt, und kalt und ſtolz wie ihr Waſſer. Keiner hat ſich ihrer Liebe je länger als zwei Jahre erfreuet. Dann zieht ſie ihn in die naſſe Tiefe mit ſich hinab, damit er nicht ſagen könne: „Ich habe bei der ſchönen Seekönigin geſchlafen.“ Da ſitzen nun viele Tauſende in dem dunkeln, ſchauerlichen Abgrund, und ihre Klagen in der Tiefe, das ſind die fabelhaften Glocken der Menſchen, die zu gewiſſen Zeiten wehmütig und zauberiſch aus dem Grunde der Seen heraufklingen.

Das iſt einmal gewiß, wer die Seejungfrau nur einmal angeſehen hat, wenn ſie ihn liebhaben will, der iſt ihr ſicherer Raub und kann nicht mehr von ihr laſſen. Aber das iſt ein Glück, daß dieſe ſtolze und zauberiſche Königin niemand in die Tiefe hinabziehen darf, der nicht einmal in ihren Armen ſchlief. Aber für wie viele Jünglinge iſt es ein Unglück geworden, daß ſie ſie nur einmal geſehen haben auf dem Spiegel der Wellen hinſchlüpfen oder unter einem grünen Baum ihre Locken ausringen oder auf einer blühenden Au Blumen leſen und Kränze winden! Ihr bloßer Anblick bringt eine unausſprechliche und angſtvolle Sehnſucht. Wer ſie einmal ſah, will ſie immer wieder ſehen; er muß hinaus in die Wildnis, er muß die öden Wälder durchrauſchen und an den tiefen Seen und Strömen wandeln, er muß jedes Tier und jeden Vogel, jeden Buſch, jeden Baum, jeden Strauch, jede Blume und jeden Grashalm fragen, ja er muß Mond und Sterne und Winde und Lüfte fragen, ob ſie die ſchöne Seejungfrau nicht irgendwo ſahen. Und ſo hat er keine Ruhe bei Tag und bei Nacht; er muß immer dem blanken Schatten nachjagen und findet ihn nimmer und wird blaß und bleich wie ein Geſpenſt; denn weſſen die Jungfrau ſich das erſtemal nicht erbarmt, den liebt ſie nimmer. So hat man viele Jünglinge geſehen, die des Nachts hinaus mußten, wann die andern Menſchen ſchlafen, und die dann in Wald und Büſchen hauſen. Über ſolche machen ſich dann die Leute ihre Gedanken, und viele ſagen ihnen oft auch Arges nach; die armen Jünglinge haben aber nichts Böſes getan noch tun wollen, ſondern nur ein ſchweres Leid erlitten, von welchem kein Menſch ſie heilen kann. So ſind manche hingebleicht und hingewelkt in der Blüte ihrer ſchönſten Jugend oder ſind gar verſchwunden und haben ſich in Seen und Teichen erſäuft oder ſind von Irrlichtern in Sümpfe verlockt; ja einige haben ſich in der verzweifelnden Sehnſucht wohl an Bäumen erhängen müſſen. Aus ſolchen Unglücklichen werden nach ihrem Tode die wunderſamen Ache und Wehe und Wimmerer und

Ächzer und Seufzer, die man so oft gar bei hellem Tage, geschweige um die Mitternacht, aus Quellen und Bäumen und Büschen und Gras und Blumen wimmern, wispern und flüstern hört, daß einem die Haare auf dem Kopfe sausen. Sie müssen dann als dünne Töne und leise Seufzer umherfliegen und umherspielen und die Lebendigen erschrecken, weil sie das Leere und Nichtige zu sehr gesucht haben. Von ihnen ist das Sprichwort gekommen, daß, wenn man sagen will, ein Mensch sei sehr barmherzig, man spricht: „Der hat ein Herz, er möchte, wenn er könnte, jeden fliegenden Seufzer erlösen.“ Ich glaube aber, die sind nicht leicht zu erlösen. Davon muß ich nun auch eine kleine Geschichte erzählen.

Es war einmal eine schöne Prinzessin, die Tochter eines sehr reichen und mächtigen Königs; das war ein sehr liebes und frommes Kind. Aber das ward ihr Unglück, daß sie zuviel in alten Märchenbüchern und Ritterbüchern gelesen und sich dadurch allerlei wunderliche und seltsame Einbildungen gemacht hatte. Sie hatte auch einmal die Geschichte von der schönen Seekönigin gelesen und von den armen Jünglingen, die vor lauter Sehnsucht vergangen sind und nun aus Quellen, Bäumen, Blättern und Blüten, ja aus harten Baumknorren und Steinen ächzen und seufzen und ihre Klagen winseln müssen. Das jammerte die schöne Prinzessin gar sehr, und sie hat über ihren unzeitigen und jämmerlichen Tod manches Tränlein weinen müssen. Nun las sie eines Tages ein Märchen, das überschrieben war: Alles durch Liebe, worin es hieß, wenn einer die rechte Liebe hätte und er fände in Eisen und Stein verzauberte und erstarrete Seelen, die darin harreten bis auf den großen Tag des Gerichts, und er legte sein liebendes Herz nur an die Steine und das Eisen, so müßten sie gleich zerschmelzen und die armen gebundenen Seelen wieder zum Leben erlöst werden. Nun hatte sie auch manches Märchen von den Seufzern und Ächzern im Walde gelesen, und es fiel ihr jetzt ein: „Könnte ich denn nicht die Liebe haben und die armen Seelchen, die als Ächzer und Seufzer wimmern und flüstern müssen, erlösen und in mein Herz senken, daß sie zur Ruhe kämen und nicht mehr so traurig wären und seufzen müßten? Denn die armen Kinder haben ja nichts Härteres verbrochen, als daß sie zuviel geliebt haben. Ja, ich will die Seufzerchen erlösen!“ Das sprach die Prinzessin und hat von dem Gedanken nicht lassen können und Tag und Nacht keine Ruhe davor gehabt, sondern er ist ihr immer lieber und gewisser geworden, und zuletzt hat sie alle Tage in den Wald gehen müssen und ist die Nächte oft heimlich aus dem Schlosse

gegangen und im Mond- und Sternenſchein in der wilden Forſt umhergeſchlichen, und wo ſie es tönen und ächzen und girren und ſchwirren gehört hat, da hat ſie gelauſcht, da iſt ſie hingeeilt und hat in ihrer freundlichen, ſüßen Liebe die Bäume und Sträuche, die Blumen und Kräuter, ja zuweilen die kalten Steine umarmt, daß ſie an ihr warm würden, und daß ihre traurigen Klagen zur Ruhe kämen.

Der König, ihr Herr Vater, merkte die heimlichen Waldgänge der Prinzeſſin und verbot ſie und ſperrte ſein Kind ein. Sie ward aber ſo bleich und krank und elend vor lauter Sehnſucht nach dem Walde, daß er ſie wieder herauslaſſen und die alten Waldgänge erlauben mußte. So iſt das arme, ſchöne Kind zwei Sommer und zwei Winter gegangen und hat Seufzer erlöſen wollen; dann iſt ſie ſelbſt ein Seufzer geworden. Man hat ſie eines Morgens im grünen Walde gefunden, wie ſie erblaßt um einen Baum hing, den ſie in Liebe umſchlungen hatte, und an dem ſie erſtarrt war. Der König hat ihr ein Grab graben laſſen und einen Stein daraufgeſetzt, auf welchem die Worte geſchrieben ſtanden: „Hier liegt die ſchöne Prinzeſſin Anemone, die geſtorben iſt, weil ſie Seufzer erlöſen wollte.“ Und er hat lange um ſie getrauert und alle Menſchen mit ihm; denn ſie war wohl das allerfreundlichſte Seelchen, das je in einem irdiſchen Leibe gewohnt hat. Es geht aber nun die Sage, daß es die Nächte um ihr Grab unaufhörlich flüſtert und wiſpert und ächzet und ſeufzet. Da ſind dann die kleinen ſchwirrenden und girrenden Waldſeelchen da, die um ſie trauern, und ſie ſingen das Lied von dem Liebesſeufzerlein:

Ein ſüßes Liebesſeufzerlein
Liegt unter dieſem Grabeſtein;
Es war ein holdiges Königskind,
So hold, als wenige Kinder ſind.

Es war ein Liebesſeufzerlein,
Ein rechter Liebesjuwelenſtein,
Hat herrlich gefunkelt und gebrannt;
Nun decket es ein Häuflein Sand.

Es war ein Liebesſeufzerlein,
Das küßte alle Blumen im Hain,
Das nahm die Bäume, die Stein' in'n Arm;
Nun ſchläft es ledig von Müh' und Harm.

O Ächzerlein! O Seufzerlein!
Herbei nun alle groß und klein!
Und ſtimmet den nächtlichen Klageſang
Zu liebender Herzen Glockenklang!

O Achzerlein! O Seufzerlein!
Würde jede Träne ein Edelstein,
Würde jedes Ach ein heller Demant,
Wir kauften wohl manches Königs Land.

O Achzerlein! O Seufzerlein!
Würde jede Klage ein Sandkörnlein,
Das allerfeinste Sandkörnlein,
Wir stiegen bald in den Himmel hinein.

---

19. Der Baurendom.

Es war einmal ein kleines Mädchen, ein Kind guter und frommer Eltern, die hieß Mariechen. Sie war ein sehr hübsches und freundliches Kind und hatte ein sehr liebendes und zärtliches Herzchen und überhaupt ein sehr lebendiges Gemüt, was sich in tausend kleinen Zeichen und Spuren offenbarte. Ihre Eltern entdeckten das sehr bald und hatten insgeheim manche Sorge darüber und sprachen wohl oft bei sich: „Wie wird es unserm Mariechen einmal gehen? Das Kind ist zu zart und dünn für diese grobe Erde gestaltet, und sein leicht bewegliches und zärtliches Seelchen wird hier von rauhen Winden viel umhergewehet werden und doch schwerlich finden, was es sucht.“ Denn sie sahen, wie das Kind alles mit leidenschaftlicher Heftigkeit ergriff, und wie es über den Tod eines Würmchens außer sich sein und über ein abgebrochenes Blümchen weinen konnte. Sie suchten diese zu zarte Empfindsamkeit des kleinen Mädchens nun freilich zu zügeln und hielten Mariechen mehr als ihre andern Kinder zu strenger Ordnung und gemessener Arbeit an, damit sie nicht Zeit hätte zum Träumen; aber das half nicht viel. Das Kind verrichtete seine Arbeit mit Gehorsam und Fleiß, war aber dabei immer mit den wundersamsten Gesichten und Träumen und mit einer Märchenwelt beschäftigt, die sie sich selbst schuf, und worin ihre luftige und blühende Phantasie herumflatterte wie ein Frühlingsvögelein in den ersten grünen Zweigen. Mariechen hatte ein ganz besonderes Wohlgefallen an Geschichten und Märchen, und wer ihr Geschichten erzählen oder ein Märchenbuch bringen konnte, der war ihr liebster Freund. Sie wußte eine Menge Geschichten, und sie behielt alle, die man ihr erzählte oder die sie las, und vergaß sie nie wieder. Aber von allen ihren Märchen und Geschichten war ihr keine so lieb als die Geschichte von den drei Domen. Diese Dome waren gleichsam Drillinge und hießen der Prinzendom, der Edelmannsdom und der Baurendom. Diese drei Dome erscheinen wie der Vogel Phönix je alle tausend

Jahre mal wieder und kommen nach vielen Verwandlungen und Proben treuer Liebe endlich in die Arme ihrer Herzallerliebsten. Mariechens Vorliebe für das Märchen von den drei Domen kam wohl daher, weil es ihr am allererſten und oftesten erzählt worden. Genug, ſie hatte ſich ſo darin vertieft und ihr ganzes kleines Seelchen hineingelegt, daß ſie ſich einbildete, einer der Dome müſſe wiederkommen und ihr Bräutigam werden. Das ſaß ſo feſt in ihrem Herzchen, daß ſie wohl häufig bitterlich weinte und ſchluchzete, wenn jemand ihr das ausreden oder beſtreiten wollte. Sie hatte ſich aber von den drei Domen den kleinen Junkerdom auserkoren, der ihr als ein zierlicher, fröhlicher und flinker Geſell beſchrieben war. Der Prinzendom deuchte ihr zu vornehm und zu ſchön, und ſie hatte ihn ihrer jüngern Schweſter zugedacht, welche Heidchen hieß und ein ſehr ſchönes Kind war, und von welcher Mariechen ſelbſt glaubte, ſie ſei viel ſchöner als ſie. Der Baurendom aber deuchte ihr wieder zu ſchlecht und gering zu ſein.

Es kam nun oft ein Freund ihres Vaters in ihr Haus, ein unverdroſſener Märchenerzähler, um den die kleinen Kinder ſich daher bald verſammelten. Dieſer hatte das Fliegende und Sehnſüchtige in Mariechen bald entdeckt, und er ſuchte Waſſer in das gefährliche Feuer zu gießen, nicht eben aus Abſicht, oder daß er meinte, es hülfe etwas, ſondern weil die Menſchen überhaupt ſo tun, daß ſie gern das anrühren, was in andern Menſchen am lebendigſten klingt, um ſich ein gewiſſes Leben in ihnen ſelbſt klarzumachen. Darum kam er immer wieder auf die Geſchichte von den drei Domen, die er zuerſt ins Haus getragen hatte, und wies Mariechen immer auf den Baurendom hin als den Tüchtigſten von allen dreien und ſchilderte ihn als einen ſtarken, tapfern, ſchlichten und frommen Mann, der ſein Werk redlich tue, Gott und alle Menſchen liebe, Häuſer, Gärten und Wälder, Obſt und Wein, Pferde und Rinder, Schweine und Schafe, Gänſe und Puter, Hühner und Enten und Tauben und anderes Geflügel in Überfluß habe und mit Weib und Kindern und Freunden ein ſehr vergnügliches und fröhliches Leben führe. Alle dieſe Herrlichkeiten ſchilderte und malte er auf das luſtigſte und prächtigſte aus und gab dem kleinen Junkerdom dabei immer Seitenhiebe, als welcher bei aller ſeiner Leichtigkeit und Zierlichkeit doch nicht aushalte gegen den Baurendom, in Leichtfertigkeit und Flatterhaftigkeit verderbe, ſeiner Liebſten nicht einmal treu ſei und endlich von dem tapfern Baurendom niedergemacht werde. Dies alles hörten Mariechen und die andern Kinder mit immer neuer Begierde an, obgleich die letzten Aufzüge der Geſchichte immer ein vollſtändiges Trauerſpiel wurden, wo es bei dem armen Ma-

riechen an Seufzern und Tränen und zuletzt an Seufzern und Verwünschungen, ja sogar an Verwünschungen des Erzählers einen Überfluß hatte.

Mariechen aber hielt ihren kleinen Junkerdom mit redlichem Gemüte fest und wollte nicht von ihm lassen und pflegte in ihrer Verzweiflung mit lautem Schluchzen auszurufen: „Es ist nicht wahr! es ist aber doch nicht wahr! Ihr Abscheulichen belügt ihn; er ist nicht so eitel, er ist nicht untreu, der Baurendom kann ihn nicht bezwingen, der Junkerdom ist doch der beste!“ Das Niedliche bei dieser Geschichte aber war, daß Mariechen ihren kleinen Junkerdom schon gefunden hatte, ohne daß ihre Eltern und der Märchenerzähler davon etwas wußten. In ihr Haus kam oft ein kleiner Junker Fritz, ein hübscher, schmeichlischer und gewandter Knabe, und spielte mit ihr und ihren Geschwistern. Diesen kleinen Junker gewann sie sehr lieb und bildete sich fest ein — ließ es sich aber gegen keine Seele merken — mit ihm werden die Domschen Verwandlungen vorgehen, und sie werden beide die Liebesproben bestehen, die den kleinen Junkerdom Fritz einst zu ihrem Gemahl machen werden. In diesem süßen Wahne lebte das süße Kind einige Jahre, weil es den Fritz so liebhatte, ließ sich auch manche Neckerei gefallen, die sie von ihren Geschwistern und von andern wegen des kleinen Junkers ausstehen mußte, und sagte dann wohl mit vielen Tränen bei sich selbst: „Er ist es doch! er ist doch mein Junkerdom!“ Aber ach, die Sachen änderten sich sehr. Der kleine Fritz, der von Natur wild und leicht war, ward immer wilder und leichtsinniger, wie er an Jahren wuchs. und machte manche tolle und übermütige Streiche, riß und zerrte und mißhandelte auch sein Mariechen zuweilen, worauf aber immer eine Versöhnung folgte. Endlich aber blieb er ganz aus dem Hause und kam gar nicht wieder, und Mariechen sah ihn nun mit andern Kindern zuweilen nur auf den Gassen und auf Spaziergängen, und der wilde Knabe sah sie nicht mehr an; sie aber weinte bitterlich und sagte: „Es ist doch wahr, was sie mir gesagt haben, der Junkerdom taugt nichts und ist leichtfertig und untreu, und der Fritz ist auch untreu!“

Mit dem Verschwinden und der Untreue des kleinen Junkers Fritz verschwand aber der Domsche Traum noch nicht aus Mariechens Herzen. Aus dem kleinen, treuen, lieben Herzen verschwand so leicht nicht, was einmal darin gewurzelt hatte. Sie trug den schönen Traum immer warm mit sich herum und hegte ihn als ihr Schoßkind, und das sonderbarste war, daß sie sich nun, da die erste Probe mit Junker Fritzchen so schlecht abge-

laufen, den Baurendom auserwählt hatte, denn der Prinzendom war schon lange an ihre Schwester Heidichen vergeben. Mariechen war elf Jahre alt, als ihre Liebe zu Junker Fritzchen zerbrochen ward, und die drei folgenden Jahre hat sie nichts anderes geträumt als die Geschichte von den drei Domen. Nun begab sich, als sie vierzehn Jahre alt geworden, etwas, das aus dem Märchen ein Märchen machte, und das muß ich nun erzählen.

Mariechens Vater war in seinen Geschäften nach der großen Stadt Leipzig auf die Messe gereiset und hatte Mariechen und noch zwei seiner Kinder mitgenommen. Auf der Rückreise fuhren sie einmal durch eine sehr anmutige Gegend an der Elbe hin. Die Sonne ging eben auf; sie sahen ein freundliches Dörfchen mit bunten Häusern und lustigen Gärten vor sich liegen, und auf einer grünen Wiese, die von hohen Eichen umwachsen war, trieben muntere kleine Knaben in schneeweißen Hemdärmeln und gestreiften Jäckchen singend und tralleiend ihre Herden hin. Kaum hatte Mariechen dies alles einige Augenblicke mit ihren lebendigen, blauen Äuglein beschaut, so sprach sie bei sich: „Hier ist es! hier ist es! hier muß er sein und verwandelt werden! Gerade so sahen das Dörfchen und die Wiese mit dem grünen Walde und die Herden aus, wo der kleine Baurendom in dem Märchen lebte, als er für seine Liebe so oft verwandelt worden ist!" — Sie fuhren weiter; aber Mariechen mußte die ganze Reise daran denken, und auch, als sie zu Hause gekommen waren, ließ ihr der Gedanke daran bei Tag und Nacht keine Ruhe. Was tat sie also? Als sie es länger nicht mehr aushalten konnte, packte sie, als es Nacht war und alles im tiefsten Schlafe lag, ihr kleines Bündelchen zusammen und nahm es unter den Arm und ging aus der Türe, das Abenteuer mit dem Baurendom zu erleben. Sie war sehr fröhlich im Herzen, aber mußte doch weinen, wenn sie an den Kummer dachte, den sie ihren lieben Eltern durch ihre Flucht machte. Sie ließ für sie in dem Kämmerchen, worin sie schlief, ein bewegliches Brieflein zurück, worin sie schrieb: „Lebt wohl, liebe Eltern, bis auf das Wiedersehen mit meinem Bräutigam, dem Baurendom! Ich muß in die weite Welt gehen und ihn aufsuchen; eher finde ich keine Ruh', und Ihr müßt mir's wohl erlauben, wenn Ihr nicht wollt, daß ich sterben soll. Ich weiß wohl, wohin ich gehe; aber Ihr wisset wohl, daß darum kein Mensch wissen darf, denn sonst könnte das Märchen ja nicht fertig werden. Eure liebe Tochter Mariechen."

So war Mariechen um Mitternacht fortgegangen. Den andern Morgen ist großer Jammer und große Klage um das Kind geworden, wie es dem armen Mariechen mit seinen bunten Träu-

men in der bösen, fremden Welt gehen würde, und ihre Eltern haben Boten ausgeschickt zu Fuß und zu Pferde auf allen Straßen, und sie selbst sind auch umhergefahren, sie zu suchen und zu erfragen; aber keiner hat sie finden können, und traurig sind sie alle heimgekommen. Mariechen aber ist richtig hingekommen, wohin sie wollte, wiewohl das Dorf, wo der Baurendom verwandelt werden sollte, an fünfzehn Meilen von ihres Vaters Hause war. Und als sie in dem Dörfchen ankam, das Weiseritz hieß, klopfte sie an die Türe eines Hauses, wo sie eine freundliche Frau durch das Fenster gucken sah, und ihr ward aufgetan. Und sie hat sich bei der Frau, die eine Bäuerin war, als kleine Magd verdungen; aber das ist so leicht nicht gegangen. Die Bäuerin sah das hübsche Kind, als es in seinen netten Kleidern hereintrat und fragte, ob sie eine kleine Magd im Dienst brauchen könne, ganz verwundert an und sprach: „Mein Kind, eine kleine Magd gebrauche ich wohl; aber eine kleine Magd, wie du mir aussiehst, kann ich nicht gebrauchen. Sage mir nur, wie kommst du hierher? haben deine Eltern dich verloren? hast du dich etwa von der Straße verirrt? oder bist du heimlich aus deiner Eltern Hause gegangen? Sage es mir und fürchte dich nicht: wir wollen dich gern wieder hinbringen.“ Das Kind antwortete ganz beherzt: „Das kann ich Euch alles nicht sagen, Mutter. Genug, ich bin ein christliches, ehrliches Kind und will als kleine Magd bei einer Bäuerin dienen; warum ich das aber will, darf ich keiner Seele sagen. Ich kann spinnen und nähen und den Garten bestellen, und Gänse, Hühner, Enten und Tauben füttern, das kann ich so gut als eine andere, auch wohl eine Herde Kühe hüten — und behaltet Ihr mich nicht, so geh' ich zu jemand anders.“ Die Bäuerin redete Mariechen auf diese Worte noch weiter zu; da sie aber weder etwas aus ihr herauslocken noch sie von ihrem Vorsatze abbringen konnte, und da ihr das niedliche Kind über alle Maßen gefiel, so sprach sie: „Nun, wenn du es durchaus willst, so behalte ich dich; bei mir bist du gut aufgehoben und sollst auch keine zu schwere Arbeit tun.“ Sie behielt Mariechen und gab ihr sogleich kleine Sachen zu nähen in die Hände, woraus sie sah, daß das Kind geschickt war. Weil es aber Sommer war, hatte das Kind am meisten im Garten zu tun, mußte aber auch oft das Vieh im Walde und auf der grünen Wiese hüten, wo sie jenen schönen Morgen, als sie mit ihrem Vater von Leipzig kam, bei Sonnenaufgang die Herden hatte treiben sehen.

Warum aber wollte Mariechen durchaus als Magd bei einer Bäuerin dienen? Darum, weil diejenige, welche den Baurendom aus seinen schlimmen Verwandlungen erlösen soll, sich durch-

aus zur Magd erniedrigen muß. Das hat in den älteſten Zeiten für den Baurendom ſchon einmal eine königliche Prinzeſſin getan und iſt eine glückliche Frau geworden. Denn Mariechen hatte die Domſchen Geſchichten ſo oft erzählen gehört und hatte ſich aus ihnen alles genau gemerkt, was diejenige tun muß, welche den Baurendom erlöſen und ſeine Frau werden will.

Als Mariechen zum erſten Male die Herde über den Hof und durch das Dorf auf die Wieſe hinaustrieb, da jauchzete und jubelte es in ihrer Seele, wie es in dem Seelchen der Lerche jubelt und jauchzet, wann die Morgenröte im Oſt aufblühet; ſie dachte: „Nun wird die ſüße Geſchichte mit dem Baurendom bald angehen.“ Sie kam auf der grünen Wieſe zu den andern Knaben und Mädchen, welche dort Herden hüteten; ſie ſah im Hintreiben durch das Dorf manchen hübſchen, jungen Geſellen und Knaben; aber ſie ſah keinen, bei welchem es ihr deuchte, daß er ihr Baurendom ſein könnte, und ſie ſeufzete tief: „O, ſollte er hier in Weiſeritz nicht ſein? o, ſollte er hier nicht kommen? Das Dorf und dieſe Wieſe und dieſer grüne Eichwald iſt doch gerade ſo wie in der Geſchichte ſelbſt!“ Aber der Dom kam nicht. Das liebe Kind ſah im Dorfe und auf der Wieſe genau umher; ſie gab an den Kirchtüren acht, ſie guckte in alle Fenſter, ob nicht ein Baurendom hinter ihren Scheiben lauſche, ſie fragte die Sonne und den Tag, ſie fragte den Mond und die Sterne, ſie ſchüttelte alle Büſche und Blumen auf, ob nicht ein feiner und hübſcher Jüngling darunter ſchlafe — ach, aber nicht im ganzen Dorfe, nicht in der Kirche und hinter den Fenſtern, nicht auf der grünen Wieſe und in dem Eichenwalde und nicht bei Sonnenſchein und nicht bei Sternenſchein konnte ſie ihren geliebten Baurendom finden. Sonſt ging es Mariechen ſehr wohl. Die Bäuerin, bei welcher ſie als kleine Magd diente, war eine fromme und freundliche Frau, welche Mariechen bald überaus liebgewann, ſie wie ein Kind im Hauſe hielt und ihr nichts anderes als reinliche und leichte Arbeit auflegte.

So hatte Mariechen ſich in Weiſeritz wohl einen Monat geſehnt und oft im ſtillen geſeufzet und geweint, daß der Dom immer nicht erſcheinen wollte — ſiehe, da iſt der Dom wirklich gekommen. Die Bäuerin, bei welcher Mariechen als kleine Magd diente, hatte einen einzigen Sohn, der hieß Hans. Dieſen hatte ſie nach Wittenberg in eine Schule geſchickt, daß er ein wenig mehr lernen möchte als gewöhnliche Bauerkinder und dann ſeines Vaters Gütchen vorſtände, welches das anſehnlichſte im ganzen Dorfe war. Die Frau war aber eine Witwe und hieß Elſe Gödeke. Hans hatte nun ſeine Schule durchgemacht und kam zu Hauſe. Er war ſieb-

ehn Jahre alt, ein schöner, schlanker Jüngling mit blauen Augen nd blondem Haar und einem schwärmerischen Blick, worin viele Märchen zu lauschen schienen. Er gefiel Mariechen in dem ersten ugenblick, aber weil sie ihn sogleich zu liebhatte, konnte sie gar icht an den Dom denken; sie dachte nur an den Hans und träumte ag und Nacht von ihm und sang Reime und Lieder von ihm, ann sie hinter ihren Kühen auf der Wiese und im Walde juch- iete. Der Dom war ihr ganz aus dem Köpfchen, und sie faßte le ihre Träume, Gedanken und Gefühle in das Haus und den arten der Bäuerin Else Gödeke ein, und es deuchte ihr von An- ng an ganz natürlich, daß sie mit ihrem Hans Gödeke als äuerin lebte und stürbe. Die reine und unschuldige Liebe gleichet alles aus und vergisset in ihrer ersten Wonne, wie viele scharfe cken die unbarmherzige Welt hat, woran auch der Beste zerstoßen erden muß. Auch Hans hatte Mariechen bald über sein Leben eb; er barg es aber blöd und still im Herzen und durfte es m Mädchen nicht sagen. Aber die Liebe findet ihre Gelegen- it, wenn sie sie auch nicht sucht.

Mutter Else war nach der Stadt gefahren gewesen und hatte h ein paar schneeweiße Hühner und einen schönen, weißen Hahn r Zucht mitgebracht. Diese wurden den Abend auf der Flur n ihren Fußfesseln befreit und sollten in den Hühnerstall gesetzt erden. Hans trug die Hühner und Mariechen den Hahn. Aber weh; der Hahn gebärdete sich wild, schlug Mariechen mit seinen ügeln ins Gesicht, und Mariechen ließ ihn fahren, und er flog den Garten. Die beiden jagten ihm nach, und er flog auf die iese; sie jagten weiter, und er flog in den grünen Wald. Dort iffen sie ihn endlich nach der Jagd einer guten Viertelstunde d setzten sich ermüdet unter einer grünen Eiche, wodurch das undliche Abendgesicht des Mondes sanft blickte. Die unschul- gen Kinder bliesen ihren Atem einander an und bliesen einen dern Atem auf, der lange verborgen in ihnen geglommen hatte. er unter dieser grünen Eiche faßte Hans zuerst Mariechens nde und rief: „O Mariechen!“ und wollte das holde Kind an ziehen und es umhalsen und küssen. Aber o Wunder! Sie ren in demselben Augenblick erschrocken auseinander und stan- n wie zwei arme Sünder da; denn ein eisgrauer Mann mit em weißen Stabe stand im Mondschein schauerlich da und rmelte leise Worte. Er murmelte aber:

Herum! Herum! Und wieder herum!
Das Glück ist rund, die Welt ist dumm.
Das runde Glück muß rollen,
Die dumme Welt muß schmollen.

Nun rolle, Glück, und schmolle, Welt!
Will sehn, wie euch der Wandel gefällt.

Und in derselben Minute, als der Alte sein letztes Wort ausgemurmelt hatte, war Hans nicht mehr da und der alte, graue Mann nicht mehr da, und Mariechen stand ganz allein an der grünen Wiese unter der Eiche, und das arme Kind zitterte und bebte vor Furcht und Schrecken an allen Gliedern. Als sie sich besann, sah sie ein kleines, grünes Dornsträuchlein auf der Stelle stehen, wo eben Hans gestanden hatte. Es war ein Schlehenstrauch und stand da mit schneeweißen Blüten und rührte seine grünen Blättchen fröhlich im Abendwinde. Und Mariechen, als sie sich besonnen hatte und ihn erblickte, rief, außer sich vor Freuden: „Mein Dorn! Mein Dorn! Mein süßer Baurendorn! Mein Hans! Mein Bräutigam! So bist du denn endlich da?"

Und das Kind warf sich auf die Erde und umschloß das Dornsträuchlein mit seinen Armen und herzte es und küßte es und weinte viele Tränen darauf, und es ist wohl jede Blüte und jedes Blättchen des Sträuchleins mit einem Tränchen aus ihren Augen benetzt worden. Und Mariechen lag wohl drei Stunden so und hielt das Dornbüschchen zärtlich in ihren Armen; dann hörte sie es zwölf schlagen, sagte ihm mit tausend Küssen Lebewohl, nahm den weißen Hahn, dem Hans mit seinem Schnupftuche die Füße zusammengebunden hatte, und ging zu Hause.

Die Mutter Else war in Angst und wachte noch, als Mariechen mit dem weißen Hahn ankam. Sie fragte: „Aber Mariechen, wo ist Hans?" — „O der böse Hans," sagte Mariechen, „der ist weggegangen; ich weiß nicht, wohin. Wir hatten lange nach dem Hahn gejagt; da hat er mich verlassen und ist durch den Wald fortgegangen. Ich denke, er ist nach Wittenberg, denn er hat heut gesagt, er habe da noch allerlei vergessen, das er sich einmal holen gehen müsse." Und die alte Frau sagte: „Hm! Hm! Es ist doch möglich", und sie gingen zu Bett.

Und Hans kam den andern Tag nicht zu Hause und auch den zweiten und dritten Tag nicht. Und Else ward sehr unruhig und ließ ihren Knecht satteln und gen Wittenberg reiten, daß er sich nach Hans erkundigte. Aber der Knecht kam wieder und sagte: „In Wittenberg hat kein Mensch den Hans gesehen." Und es vergingen Wochen und Monate, und er kam nicht wieder. Und seine Mutter trauerte sehr um ihn und sagte: „Den weißen Hahn habe ich wieder gegriffen; aber der gelbe ist mir entflogen." Die Bäuerin spielte aber mit diesen Worten auf ihres Sohnes schöne, lange, gelbe Locken an. Und sie meinte, es sei ihm etwas

eingefallen, und er sei in die weite Welt gegangen, wie junge Leute oft tun. Sie sah nun Mariechen immer mehr wie ihr eigenes Kind an und gewann sie noch lieber. Und Mariechen war auch gegen Elsen sehr lieb; aber doch hatte sie das kleine Schlehdornsträuchlein am liebsten in der ganzen Welt.

Es ist wohl nie ein Strauch so geliebt worden als dieser kleine Strauch. Jeden Tag hat Mariechen ihn wohl zehnmal besucht und ihn geherzt und geküßt, und wann sie das Vieh hütete, ist sie nicht von ihm gekommen; im Mond- und Sternenschein ist sie immer manche liebe Stunde bei ihm gesessen und hat mit ihm gesprochen und ihm vorgesungen und geküßt und mit mancher Träne begossen und mit den buntesten Blumenkränzen umwunden. Auch keinen schlimmsten Wintertag und keine schauerlichste Winternacht ist Mariechen von dem Sträuchlein geblieben und ist selbst fast erstarrt an ihm, da sie ihn an ihrem Herzen erwärmen wollte. Und das liebe Kind hat so ganze Stunden mit ihm vertändelt und verflüstert und verspielt, als seien es Sekunden, und hat wohl zu ihm gesprochen: „Mein allerliebstes, kleines Sträuchlein! Mein kleines, weißköpfiges, niedliches und lustiges Schlehensträuchlein! Mein kleiner, süßer und krauser Bräutigam!“ und hat sich eingebildet, daß er es verstände und dazu nickte. Und man weiß nicht, ob er es nicht verstanden hat. Aber oft hat sie auch über ihn geweint und gejammert und gesprochen: „Ach, mein armes, süßes Dornbüschlein! Wie mußt du hier verachtet stehen und trauren und warten! Und ich Arme muß zittern, daß einmal ein Beil kommt und haut dich ab, und daß einmal ein Tier mit scharfen Zähnen und rauher Zunge dich halb auffrißt und zerreißet.“ Vor den Beilen und Äxten hatte Mariechen eine schreckliche Angst, und wenn sie sie irgendwo im Walde schallen hörte, konnte sie das Ächzen und Weinen gar nicht lassen. Da hat sie denn das Dornsträuchlein oft so fest umklammert, als wenn sie an ihm sterben wollte, und sich manchen scharfen Dorn in ihre schneeweiße Brust gedrückt, daß es geblutet hat. Und wenn sie solches Blut gesehen, hat sie sich gefreut und es genommen und auf das Sträuchlein gestrichen. Sie meinte, er werde es fühlen, daß es seines Mariechens Blut sei, und sich auch freuen, oder sie hat dabei auch an eine Verwandlung gedacht. Er ist aber durch ihr Blut nicht verwandelt worden. So hat das liebe Mariechen zwischen Freude und Trauer den Sommer und Winter hingebracht und immer an sein geliebtes Schlehdornsträuchlein denken müssen. Denn hätte sie nur einen Augenblick an etwas anderes in Liebe gedacht, so wäre es nimmer erlöst worden.

Es war wieder Frühling und das Wetter sehr schön gewor-

den, und ein ganzes Jahr war vergangen seit jenem Abend, wo die beiden dem weißen Hahn in den Wald nachgelaufen waren. Die Sonne war lange unter, Else war zu Bett; da schlich sich Mariechen ihrer Gewohnheit nach durch den Garten über die Wiese in den Wald zu ihrer Eiche und ihrem Schlehendörnlein, das wieder mit grünen Blättern und weißen Blüten prangte. Sie saß bei ihm, hielt es umschlungen, und ihr Herz war ihr so sehnsüchtig und tränenweich, und sie mußte sprechen: „Ach! du liebstes, liebstes Dornsträuchlein, könntest du doch sprechen, daß du es auch weißt, was mein junges Herz um dich leidet!" Und Mariechen weinte und sang mit trauriger Stimme:

Grüne Bäume in den Hainen
Und ihr Blümlein bunt und schön,
Sternlein, die so freundlich scheinen
Und der Menschen Leid verstehn,
Und du süße Nachtlaterne,
Mildes, frommes Mondenlicht,
Dem mein krankes Herz so gerne
Traulich sein Geheimnis spricht.

Höret meine stillen Klagen;
Ach, mir brennt das junge Herz!
Keinem Menschen darf ich sagen
Meine Sehnsucht, meinen Schmerz:
Die gefühllos kalten Lüfte
Wissen meine Not allein,
Und ihr zarten Blumendüfte
Und du frommer Mondenschein.

Oder weiß mein holder Knabe,
Weiß mein kleiner Grüner auch,
Was ich Liebes, Leides habe?
Weiß es dieser Dornenstrauch?
Ach, er hört nicht, ach, er fühlet
Drinnen weder Leid noch Lust,
Und ein schlimmer Zauber kühlet
Ihm mit kalter Nacht die Brust.

Und als Mariechen noch sang, da rauschte es geschwind durch die Büsche herbei, und siehe! der alte Greis mit dem weißen Stabe stand plötzlich wieder da, daß sie vor Schrecken von ihrem Schlehbusche auffuhr. Er berührte den Strauch mit seinem Stabe und winkte und murmelte wieder:

Herum! Herum! Und wieder herum!
Das Glück ist rund, die Welt ist dumm usw.

und in einem Hui war der Strauch und er selbst verschwunden, und wo der Strauch gestanden, lag ein schwarzes Hündlein und bellte und sprang bald an das erschrockene Mädchen hinan.

Und Mariechen besann sich wieder und nahm das Hündchen in ihren Arm und küßte es viel tausendmal und weinte und rief: „O mein süßes, süßes Hündchen! Wie lieb will ich dich haben! Wie will ich dich speisen und tränken! Wie will ich dich hegen und pflegen! Auf meinem Schoße sollst du sitzen, in meinem Bette sollst du schlafen; wo ich gehe und stehe, da sollst du mit mir sein.“ Und das Kind sprang und hüpfte mit dem kleinen, schwarzen Hunde fort und sah nicht, wie häßlich er war, und trug ihn mit sich in ihr Kämmerlein und legte ihn neben sich in ihr Bettlein und schlief seelenvergnügt ein.

Den andern Morgen kam sie mit dem schwarzen Hündchen in die Stube der Mutter Else, und die fragte sie, woher sie das Hündchen habe. Das durfte die kleine Marie wieder nicht sagen, und sie sprach, das Hündchen sei ihr gestern abend so zugelaufen, und sie habe es mitgenommen, weil es ja ein gar hübsches und schmeichlisches Hündchen sei, und sie wolle es behalten und liebhaben. Da lachte die Else und schalt sie zugleich und sagte: „Das Hündchen hübsch und schmeichlisch? Es ist ja ein rechter garstiger, kleiner Balg; den behielte ich nicht, wenn er mein Hund wäre, und wenn man mir einen blanken Taler zugäbe. Schaffe das kleine, häßliche Tier wieder hinaus, mein Kind! Ich will dir Geld geben, und du sollst dir ein viel schöneres Hündchen kaufen.“ — „Ach, Mutter,“ rief das Kind, „laßt mich nur dieses schwarze Hündchen behalten; es ist das liebste und schönste, und tut mir nicht den Schmerz und verachtet mir es so!“ Und sie drückte der Mutter die Hand, und bei diesen Worten liefen ihr die hellen Tränen über die Wangen. Und Else schwieg still und ging weg und dachte ihr Teil; denn sie wußte, daß Mariechen ein besonderes Kind war und auf ihrem Sinn bestand. Also ließ sie es geschehen mit dem Hündlein, weil sie wohl mußte.

Der kleine, schwarze Hund war wirklich so garstig, als man nur einen Hund sehen konnte. Wieviel Mariechen ihn auch waschte und striegelte und kämmte, er war gleich wieder rauh und schmutzig; auch sah er aus wie ein Hundegreis: keinen Zahn hatte er mehr im Munde, seine Augen waren triefend, sein Gebell war jämmerlich, von Gemüt war er traurig und beißig, und kein Mensch konnte ihn ausstehen, und alle Leute erstaunten, daß Mariechen dieses häßliche und widerliche Tier so viel herzte und küßte und so zärtlich mit ihm umging, und einige sagten wohl hinter ihrem Rücken: „Das geht wohl nicht mit rechten Dingen

zu; das hübsche Mädchen muß mit dem häßlichen Hunde behext sein.“ Und es sah beinahe so aus. Mariechen stand unbeschreiblich viel mit dem Tiere aus, und doch hatte sie es unbeschreiblich lieb. Denn das schwarze Hündchen war nicht allein so häßlich und mürrisch und grämlich, sondern es hatte noch die Unart, daß es oft die halben Nächte durch beinahe in einem fort bellte. Sie konnte dann nicht schlafen und ward ganz blaß und elend darüber; aber doch behielt sie ihn am liebsten und ließ ihn auch nicht einen Augenblick von sich.

Mariechen war ein sehr schönes Mädchen geworden und gefiel allen Leuten, die sie sahen. Die alte Else hatte sich verlauten lassen, sie sehe das niedliche Jüngferchen wie ihr eigenes Kind an und werde ihr eine hübsche Ausstattung geben an Geld und Leinenzeug, wenn sich ein wackerer Freier finde; vielleicht werde sie gar einmal ihre Erbin, wenn ihr Hans nicht wiederkommen sollte. Es fand sich also bald mancher recht hübsche Junggesell, der auch Elsen gefiel, als Freier ein; aber Mariechen wollte von keinem Freier hören und sagte etwas stolz: „Wenn der nicht kommt, den ich meine, bleib' ich in Ewigkeit eine Jungfrau“, so daß Else oft ihren Verdruß darüber hatte und den Kopf schüttelte und sprach: „Es ist sonst ein so freundliches und frommes und gehorsames und christliches Kind, und ich kann diesen Trotz gar nicht begreifen.“

Mariechen hatte mit ihrem häßlichen, schwarzen Hündchen ihr Jahr getreulich ausgehalten. Und als das Jahr um war und Mariechen eben mit ihm im Bette lag und ihm die Zotten kämmete und den Kopf krauete, siehe, da klopfte es an die Ture ihres Kämmerleins, und der wohlbekannte Alte trat wieder herein, berührte das Hündchen mit dem weißen Stabe und murmelte:

Herum! Herum! Und wieder herum!
Das Glück ist rund, die Welt ist dumm usw.

und in derselben Sekunde war das Hündchen weg, und der Alte war auch weg, und an der Stelle, wo das Hündchen eben noch im Bette gelegen hatte, kroch eine recht garstige Kröte. Und Mariechen war zusammengeschaudert vor der Erscheinung und vor der Kröte. Doch besann sie sich gleich wieder, nahm die Kröte in ihre Hand, und wiewohl die Hand schauderte vor der eisigen Kälte des kriechenden Untiers, hielt sie sie fest, ja, sie küßte sie mit ihren süßen Lippen und benetzte sie mit ihren Tränen und rief: „Liebe Kröte, hast du nur Liebe in deiner Brust, so will ich es wohl behaupten mit dir.“ Und sie küßte die Kröte wieder und streichelte das rauhe, garstige, kalte Tier mit ihren Händchen und legte es

an ihr Herzchen und weinte die hellen Tränen auf seinen Rücken hinab und rief: „Ja, gewiß hast du Liebe: du hast ein warmes, warmes Herz, wohl wärmer als mein Herz, und darfst es dir nur nicht merken lassen!“

Und Mariechen fiel etwas ein, und sie stand auf und schlug sich ein Licht an und holte Zucker und Honig und das feinste Weißbrot und fütterte die Kröte; und die Kröte war sehr hungrig und fraß lüstern. Und Mariechen setzte sich nun voll Freuden hin und nähete sich aus roten Seiden ein feines und weiches Beutelchen und tat die Kröte da hinein. Und sie band das rote, seidene Beutelchen mit Bändchen um ihren Hals fest und ließ es auf die Brust herabhangen; da mußte die Kröte in dem Beutel auf ihrem Herzen liegen und lauschen, und es ist Mariechen oft gewesen, als habe sie das Tier vor Lust über sein anmutiges Lager leise zischen hören. Das war aber wohl Einbildung, denn sie sagen, die Kröten haben keinen Laut. So hat die Kröte in dem roten, seidenen Beutelchen denn immer an Mariechens Herzen gelegen bei Tage und bei Nacht, und nur wann sie sie mit Zucker und Honig und andern Süßigkeiten speisete und tränkete, nahm sie sie heraus. Sonst tat sie es nie, so gern sie auch ihre Augen an ihr geweidet hätte: denn sie fürchtete, die Kröte könne ihr weglaufen, oder jemand könne auch kommen und ihr was zuleide tun. Sie war auch sehr heimlich und ließ sich vor keiner Menschenseele merken, daß sie eine Kröte hatte: denn was würden Mutter Else und die andern Leute dazu gesagt haben?

Man konnte jetzt gewiß von Mariechen sagen, sie trug ein schweres Geheimnis auf dem Herzen. Denn es ist ihr wohl ein schweres, schweres Jahr geworden, daß sie die Kröte so getragen hat, und sie wäre oft beinahe davon vergangen. Sie liebte das garstige Tier über alles in der Welt, und doch hatte sie auch wieder einen unüberwindlichen Ekel davor, den Menschen vor Schlangen und Kröten nun einmal von Natur so haben. Das schlimmste und schwerste aber war die eisige Kälte der Kröte, die sie durch ihre Brust bis tief in ihr Herz hinein fühlte, und die oft so fürchterlich war, daß das arme Herzchen fast hätte brechen mögen. Das war aber noch viel schrecklicher, wenn die Kröte sich im Beutel bewegte und wohl zuweilen aufhüpfte. Dann bekam das Kind ein so entsetzliches und zuckendes Herzklopfen, als ob sie den Augenblick des Todes sein müßte. Und Mariechen mußte immer ein heiteres Gesichtchen dazu machen und es alles in sich verbeißen und durfte sich nicht merken lassen, welche unsägliche Schmerzen sie litt. Sonst hätten die Leute wohl mal zusehen wollen, ob sie an ihrer Brust auch einen heimlichen Schaden hätte.

Den Schaden aber, den sie da hatte, wollte sie keinen sehen lassen. Dabei hatte das arme Kind noch eine Sehnsucht in der Brust, die von Tage zu Tage gewaltiger ward und die sie oft viele Nächte nicht schlafen ließ, so daß sie ganz krank und blaß ward, und daß Mutter Else bedenklich kopfschüttelte und alle Leute flüsterten, was es doch mit Mariechen sein möge, die sonst ein so munteres und rosenrotes Kind gewesen und nun aussehe wie der Schnee im März. Sie durfte aber davon nicht sprechen, sondern duldete alles in stiller Treue und hielt es redlich aus mit der Kröte, bis das Jahr um war.

Und als das Jahr um war, da war ein schöner Sommerabend, und Mariechen saß unter der Eiche, die ihr der liebste Baum geworden war von allen Bäumen auf Erden, und ihr Herz war ihr so krank und so sehnlich, und sie hatte ihr Köpfchen in dem grünen Grase auf die Stelle hingelegt, wo einst der geliebte Schlehenstrauch gestanden hatte, und die Kröte lag weich und warm in ihrem Beutel und streckte den Kopf heraus und schnappte nach den Erdbeeren, die das liebliche Kind ihr hinhielt. Und siehe! als sie so dasaß, stand der alte, graue Mann mit dem weißen Stabe plötzlich vor ihr, legte den Stab auf ihren Kopf und sang:

Dreimal hast du's wohl vollbracht,
Und nun tritt es aus der Nacht,
Und die seltne Liebestreu
Macht den schlimmen Zauber frei,
Hast es ritterlich gewonnen:
Baurendorn, komm an die Sonnen!

Und er nahm den weißen Stab von Mariechens Haupte und berührte die Kröte damit. Und die Kröte sprang stracks mit Gewalt aus dem Beutel auf die Erde und schwoll auf und ward jede Sekunde größer und größer und stand zuletzt wohl wie ein Ochs da, so daß Mariechen vor Angst zitterte und bebte und fliehen wollte; aber sie konnte nicht. Und auf dem Rücken dieser ungeheuren Kröte strahlte etwas gleich dem hellesten Karfunkel und Diamant und glänzte, als hätten sie ihm eine kleine Sonne hineingesetzt. Und der Alte nahm den Stab wieder und berührte den Glanz und murmelte wieder:

Herum! Herum! Und wieder herum!
Das Glück ist rund, die Welt ist dumm usw.

und in demselben Augenblick krachte es wie ein Donnerschlag, und Mariechen sah den allerköstlichsten Edelstein aus dem Rücken der Kröte springen und zu ihren Füßen hinrollen — und o liebliches Wunder! die Kröte war weg, und der allerschönste Jüngling stand

da. Und Mariechen schrie laut auf vor Freuden und fiel ihm in die Arme und rief: „O lieber, lieber Hans! O mein Dom! O mein süßester Baurendom!“ Und die beiden hielten sich umschlungen, und der aufgehende Mond und die lieben Sternlein lächelten freundlich dazu, und auch der Alte mit dem Stabe schaute freundlich darein und sprach: „Ja, dies ist dein Baurendom, liebes Mariechen, den du durch die unvergleichlichste Treue und Liebe, welche die härtesten Proben bestehen mußte, gewonnen und erlöset hast. Du süßes Kind hast wieder zu Ehren gebracht, was die Welt nur noch als ein verschollenes Märchen gehört hat, daß es Liebe gibt, die über den Tod aushält. Nimm nun den Lohn deiner Schmerzen und freuet euch und seid glücklich! Du, Hans, sei immer lieb und treu, denn solch ein Weib findest du auf Erden nicht mehr als Mariechen, und du, liebes Mariechen, bleibe lauter und rein wie dieser Diamant, der zu deinen Füßen liegt, das Zeichen und der Lohn!“

Und der Alte verschwand mit diesen Worten, und sie haben ihn nie wiedergesehen. Wie lange Hans und Mariechen da noch im Mondschein gestanden, und wieviel sie sich geküßt, und was sie sich alles erzählt haben, das wäre zu lang zu beschreiben. Genug, als es schon nach Mitternacht war und alle Leute im Dorfe im tiefsten Schlafe lagen, da hat die Glocke, die ihr Eins vom Turme brummte, Mariechen erinnert, daß sie nach Hause gehen müßten. Und sie haben gleich Licht angemacht und Mutter Elsen aufgeweckt und ihr alles bekannt und erzählt, wie wunderſam es ihnen ergangen, und die Mutter hat gern den Segen über sie gesprochen und zu Hans gesagt: „Lieber Sohn, du bekommst das treueste und schönste Weib auf Erden, und wenn du der Baurendom heißest, so sei auch freundlich und lieb und treu gegen dein Mariechen, wie die früheren Baurendome immer gegen ihre Herzallerliebsten gewesen sind!“ Und Hans hat es versprochen und gesagt: „Liebe Mutter, ich muß es ja wohl sein, nicht bloß deswegen, weil ich der Baurendom bin und heiße, sondern Mariechen ist ja hold und freundlich wie ein Engel im Himmel; wer könnte einem so lieben Kinde was zuleide tun?“

Und Hans und Mariechen haben bald eine lustige Hochzeit gehalten, und Mutter Else hat ihnen das ganze Gut übergeben. Sie waren aber sehr reich geworden, denn der Stein, der aus dem Rücken der Kröte gesprungen, war ein reiner, heller Diamant, und den haben sie um fünf Tonnen Goldes verkauft. Und Hans hat ganz Weiseritz dafür erworben und mehrere andere Güter und Forsten.

Und Mariechen hat zu ihrem Hans gesagt: „Nun, mein lieber Hans, sei recht frisch und flink und zeige, daß du der echte

Baurendom bist! Baue nun hier am Walde, wo die Eiche steht, und wo wir nach dem Hahn gejagt haben, und wo du als Schlehdorn geblüht hast und als Hündchen gebellt und als Kröte wieder in den alten Hans verwandelt bist, drei nette Häuser hin, zwei große und ein kleines, und bei jedem Hause lege mir einen hübschen Garten an mit allerlei Bäumen und Blumen. Das eine Haus soll für uns beide sein, das zweite für die Eltern und Geschwister, und das dritte, kleine für den Märchenerzähler, wenn die mal kommen und uns besuchen. Denn der Märchenerzähler hat mir gesagt, so sei es bei dem Baurendom: er habe die nettesten und schönsten Häuser und Gärten und Wälder und Wiesen, und es wird mir eine Lust sein, wenn ich ihn hier bei uns in seinem eigenen Häuschen einquartieren kann, und wenn er in meinen Wäldern spazieren und sich dort von unsern Bäumen und Vögeln Märchen zuflüstern lassen kann; denn er hat immer gesagt, die erzählen ihm alles, was er weiß. Und wir müssen nun seine Prophezeiung wahrmachen und ihm zeigen, daß es bei uns wirklich so ist, als es bei dem Baurendom sein soll, und daß du der echte Baurendom bist."

Und der Baurendom hat Mariechens Worte mit Lust angehört und alles getan und gemacht, wie sie es wünschte, und im zweiten Jahre sind die drei Häuser und die Gärten fertig gewesen. Und da haben sie sich beide aufgemacht und sind zu Mariechens Eltern gereist und haben auch ihnen alles erzählt, wie es sich mit ihnen beiden wunderbar begeben hatte. Und auch da ist große Freude geworden über das wiedergefundene Töchterlein, und daß sie einen so schönen und reichen und treuen Baurendom gefunden hatte. Mariechen hat aber ihre Schwester Heidichen auch nicht mehr zu Hause getroffen. Die hatte richtig ihren Prinzendom gefunden und ihn auch durch manche harte Probe aus der Verwandlung erlöst und war nun eine große Königin geworden. Sie hat Mariechen nachher auch in all ihrem königlichen Glanze besucht, und Mariechen hat sich so glücklich gedünkt, daß sie ihren lieben Baurendom nicht gegen den König vertauscht hätte. Aber von dem Junkerdom haben sie nichts erfahren können; das haben aber alle Leute gewußt, daß der kleine Junker Fritz kein Edelmannsdom geworden war, sondern er trieb es etwas windbeutelisch in der Welt, und es ging ihm auch windbeutelisch, bald schlecht, bald gut, bald oben, bald unten, wie es solchen Leuten gewöhnlich geht, von welchen man sagen kann: Wie der Wind wehet.

Und Mariechens Eltern sind mit ihr gereist und auch der Märchenerzähler und haben sich manchen schönen Sommermonat bei ihren Kindern gefreut, und sie sind immer alle Sommer

wiedergekommen. Und wann der alte Märchenerzähler dann in ſeinem niedlichen, bunten Häuschen wohnte und in ſeinem hübſchen Gärtchen auf und ab ging und durch den Wald und über die Wieſen ſtrich und mit den Blumen und Vögeln tauſend Spiele und Vertraulichkeiten hatte, da hat er Mariechen auf die Wangen geklopft und wohlgefällig geſprochen: „Siehſt du wohl, Mariechen, daß es alles genau ſo geworden iſt, wie ich dir erzählt habe? daß es alles ganz ſo iſt? Der Wald und die Wieſen, die Häuſer und Gärten und Felder und Herden und Äpfel und Birnen und Pflaumen und Puter und Gänſe und Hühner und Tauben — alles ganz ſo?“ Da hat Mariechen denn gelächelt und geantwortet: „Jawohl, jawohl, lieber Ohm, es iſt alles ſo. Ich ſehe wohl, daß ich den rechten Baurendom gekriegt habe; aber ein wenig haben wir es auch eingerichtet nach unſerm Märchen, denn von ſelbſt wollen die Märchen auch nicht ſo werden, wie du ſie erzählſt!“

20. Wo piepen de Müſe!

Wo de Müs piepen! Weet ji woll, wo dat herkümmt, datt man ſeggt, wenn man ſick äwer jemand luſtig maken will, datt em't man klamm geit: Wo piepen de Müſe? In Redebaß was eenmal een Bur, de het Marten Drews, de was wild un ſehr kettlich und karmänſch un ging gewaltig in't Tüg. De Lüde in dem Dörp heten em man den dullen Drews. Bi de Arbeit was he düchtig un kun för twe un dre döſchen un meihen; äwerſt van Gott un Gottswurt wull he nicks weten, un jeden Sünndag un Feſtdag un männige Warkeldagsnacht ſatt he im Krog bi'm Spill un Brannwin un bedrew een wöſt un dull Weſen. Denn ſupen kunn he as keen Minſch un uthollen as een Perd. Denn wenn he de Nacht dörchwakt hedd, was he des Dags doch noch flink un friſch to'r Arbeit, un wer ſick mit em to'm Drunk ſett'd, was vörlärn, und bi'm Spill ging't noch veel gefährlicher to. He makte all ſine Mitſpelers dumm edder ſpelde ſe möd un ſtack't Geld in de Taſch. Kortüm, he was een Kerl, vör dem man jeden warſchuwen müßt', und ſinen Füſten dörſt nüms to nah kamen. So hedd diſſe Marten et männigen goden Dag drewen as een rechter Heid und Unchriſt, un't was em bettan jümmer tämlich glücklich gahn. Nu geſchach et, he was eenen Wihnachtsawend im Kroge to Karnin un ſatt bi'm Kärtenſpill un trumſde luſtig van ſick. As't nu gegen Klock twelw ging, ſtund de Karniner Jäger, de mit im Spill was, up un ſede: „Smiet't de Kärten tohoop, Drews, und lat't uns een Vaderunſer toſam beden, damit de Düwel ditt Jähr keene Gewalt äwer uns krigt!“ Un Drews lacht

em ut un ſeb': „Düwel hen, Düwel her! Nicks as Papenſnack und Spökels vör Kinner un olle Wiwer; den Düwel hebben ſe lang doot ſla'n, un vör den will ick bi Dag un bi Nacht ſeker dör de Welt gahn. Watt, du büſt en Kerl, de Pulwer un Blei führt, un kannſt diſſen Lappen noch rüken?" „Ja woll, dör de Welt," ſede de Jäger, „mit Gott un Gottswurt." Un de Jäger ſtund up un ſoldede de Hände toſam un bed'de, un all de annern deden dat mit, un ok de Kärtenſpelers, un leden de Kärten weg. Awerſt Marten ſlog een Knipſchen und ſpelde mit de Kärten tüſchen de Finger un lachte. Dat Spill was nu ut, denn nüms wull mit em ſpelen, un ging jeder in ſin Hus. Un Drews ging toletzt ook weg.

Un as Drews woll halwwegs was tüſchen Karnin un Redebaß bi dem Karniner Buſch up de grote Hamborger Landſtrat an dem Wege, de nach Satel afgeit, ſach he mit eenem Mal een rodes Für dör den Buſch lopen, un ſo verwogen he was, em ſchudderde de Hut up dem Liwe, un all ſine Häar up dem Kopp kribbelden em unner de Müz. Würklich wurd et em äwer't Metzer, he kunn ſick nich hollen, he müßt Rietut nehmen. As he nun eene Wiel dat Haſenpanier dragen hedd un uter Atem was un ſtillſtahn müßt, dä dacht he bi ſick: „Pfui Düwel, Marten! Lettſt du di ſo van dem Düwel jagen? Un doch is't nicks as Kinnerleuſchen — wer hett den Düwel ſehn? Friſch! Wes en Kerl, un gah em up't Liw, wenn he to ſinnen is." So ſprack he ſick Mod in de Boſt un wend'd üm un ging langſam torügg wedder to de Stell, wo em vör eene halwe Stund de Beenen to ſtinck worden waren. Doch ſlog em dat Hart gegen de Ribben, datt man't eenen Büſſenſchott wiet hören kunnt hedd. Doch makte he ſick ſtark, beet de Tehnen toſam un wull een Kerl ſin. Un as he an den Satelſchen Weg kam, wo he den wunnerlichen Schin dörch de Böm äwer den witten Snee hedd lopen ſehn, ſtund he ſtill und reep mit luder Stimm, datt de Böme im Buſch bewerden: „Herut Düwel! Herut, wenn du Hart heſt!"

Un watt geſchach? Up ſin Wurt leep de Schin wedder as een Blitz äwer den Snee und grad up em to. Un he ſach, dat kam as eene glönige Mus, de ſprung as in hellen Froiden, un piepte ganz ſin un was nich gröter as eene anner Husmus, äwerſt ſe ſlunkerde un ſlackerde as dat hölliſche Für un hedd eenen ſchönen vergüld'ten Kamm up dem Kopp un gnapperde mit den fürigen Tehnen, as ob ſe em biten wull. Un Marten mügt willen edder nich, he kunn dat Wippern un Schnippern van dem Müschen nich uthollen, un, haſt du mir nicht geſehn, müßt he wedder to'm Haſenpanier griepen. He hedd ſick äwerſt in dem deepen Snee ſo äwerlopen, un de Angſt hedd em dat Hart ſo upblaſen, datt he

woll acht Dage un länger elendig krank lagg. Awerſt ſine Wihnachtsluſt un Sneefahrt verſweeg he un ſede keener Minſchenſeele, wo he van Karnin nach Redebaß kamen was.

Un datt bleew dä nich bi; bös Ding will ook Wiel hebben. He hedd den ollen ſwarten Fiend eenmal utſöddert, und de wull nu nich mehr wiken. Marten hedd ſo'n Gruwel vör de Stell am Satelſchen Weg, dat em bi hellem Dage nüms mit lebendigem Liwe dähen brächt hedd. Wenn he unnertiden in Karnin edder Flemendörp een Warf edder nah'm Sunde eene Reis vör hedd, nam he jümmer eenen wieden Ümweg. Awerſt de olle Grieſe is negenklok, he weet woll hentokamen, wo he henwill. Van Anfang an was dat beſünnerlich in diſſer Musgeſchicht, datt Marten bi aller Angſt, de em ankam, wenn he an de dulle Nacht un an de glönige Mus up'n Snee dachte, doch jümmer as eenen Brand un een Ketteln in de Boſt földe, de fürige Mus eenmal wedderto ſehn. Denn ſo kettelt den armen Minſchen de düwelſche Angſt un Froid. Diſſe Brand wurd von Dag to Dage ſtarker in em un plagde em toletzt ſo grauſam, datt he nich Rauh noch Raſt dävör hedd. Am heeteſten äwerſt brennd' et em, wenn't gegen de Tid ging, wo Gott den Böſen de Strat apen deit, wo de Düwel un all, wat Hexen- un Geſpenſterkappen dreggt, ehr Spill bedriwen dörren. Un wenn alle frame Chriſtenminſchen im beſten Slap liggen, wenn de Klock twelw ſlog, denn kunn de armen Marten ſick oft nich hollen, un wo grot ſin Gruwel ook was, et drew em oft ut de warmen Feddern herut un ut dem Huſe in de düſtre, biſtrige un ſpökliche Nacht herin up de Landſtrat, wo de Weg ut dem Dörp bargan nah Karnin heraſgeit, un bloot eene noch grötere Angſt jog em denn wedder torügg.

So hedd de düwelſche brennende Luſt un Angſt em een heeles Vierteljähr plagt von Wihnachten bett Oſtern, un ut dem luſtigen un äwerdrewenen Schelm, de he ſüs was, wurd he heel nahdenklich un deepſinnig, ſo datt de Fründe un Nabers ſick wunnerden, watt t doch woll mit dem Marten för eene Bewandnis hebben müßt. So hedd Marten ſick lang tapper wehrt; doch toletzt wurd de Düwel em äwer, un wo ſehr he ſick ook fürcht'de, he müßt an den Satelſchen Weg. Un as he an den Weg kam, dä was't richtig, un he hedde dat Spill up'm Wagen. Den Ogenblick was de glönige Mus ook dä un ſprung üm em herüm und hedd ſick ſo dig und ſach em ut ſo blanken, grellen Oogen an, as wenn ſe ick anfrünnigen wull; un doon leep ſe vör em her as up den uſch to, un ſtund denn weder ſtill un keek ſick üm, as wull ſe ggen: Kumm mit! kumm mit! un wo ſehr em ook dat Hart og un pupperde, he kunn't nich laten, he müßt mit.

Un as de Mus in den Busch kam, dâ krop se unner eenen runden Steen, un so vörswund se, un oogenblicklich breunde de Steen lichterloh. As Marten dat sach, weg was sine Angst: he dachte an olle Leuschen, de sin Vader em vördags oft vörtellđ hedd van brennendem Geld, un wo man den Düwel bannen schall, datt he dat Geld nich unner de Erd henastehn kann. Un Marten was nich ful, he spredede sine Händ äwerkrütz äwer den Steen und swunk sinen Hot daräwer und reep: „Wiek, Düwel, wiek! Du hest keen Recht an mi.“ Un so stund he keck un vörwegen, bett de Hahn kreide un de Lewark upflog, un de helle Dag anbrack. Doon greep he to un wölterde den Steen weg, und dâ lag eene dode Mus un een groter Hupen roder Dukaten. Un he sammelde sick den Hotpoll vull un füllde all sine Taschen un sine Schoh, un so sleek he sick gär lising to Hus un lede dat Geld in sinen Kasten. Un as he nu vam Satan dat erste Handgeld nahmen hedd, was he fast: un wo männige Nacht, wenn alle Christen im söten Slap liggen, de alle Sorgen todeckt, müßt de arme Marten herut un to dem Unglücksteen wanken und zitternd un bäwernd äwer em stahn un frieren.

Up disse Wis was't een päar Jahr gahn, un he hedd Kisten und Kasten gehüpt vull Gold un ging nu reeds as een Junker im prächtigen Rock staatsch un karmänsch un drog sülwerne Spären un eenen Tressenhot. Dat sach äwerst jeder Christenminsch, datt dat nich mit rechten Dingen toging. Un tolezt sunk et ook an van den glönigen Müsen to munkeln, un een Knecht, de bi em deende un't vör Gruwel nich länger bi em uthollen kunn, vörtellde, datt he de brennenden Müse oft äwer den Hoff lopen sach, un datt in den Schünen un in dem Stall keen Minsch sick vör erem Piepen un Gnappern redden un bargen künn. Un so hett't sick begewen, as de Bös em bestrickt hedd, datt he sin Nett nich mehr terrieten kunn, dâ sünt eene Wihnachtsnacht tüschen twelw un eens so veele glönige piepende Müse up den Hoff lopen kamen, datt et eene Lüchting gaff, as ob't een Für was; un de springenden Düwelskamraten hebben em Hus un Hoff un Schünen un Ställ anstickt, un so is Marten Drews mit Wiw un Kinnern und Ossen un Perden to Asch vörbrennt un all dat Düwelsgold mit, wenn de Müse et nich heemlich wegdragen hebben. Man twe, dre lumpige Dukaten hebben se ut de Asch herutkraßt. Un siet de Tied seggen de Lüde: „Hür, wo piepen Martens Müse!“ Un wo vortiden Martens Hus stahn hett, dat is hinner des Krögers Boomgärden, un dâ piept un schrejekt et de ganze Nacht, un up jedem Boom sitt eene Ul, un ick wull't nüms raden, bi doder und nachtslapender Tid äwer de Stell to gahn.

Arndts Werke

Auswahl in zwölf Teilen

Herausgegeben

mit Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

August Leffson und Wilhelm Steffens

Mit drei Beilagen in Gravüre und Kunstdruck,
einer Fahsimilebeilage und drei Textbildern

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Arndts Werke

Vierter Teil

Märchen und Jugenderinnerungen II

Herausgegeben

von

August Leffson

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Alle Rechte vorbehalten

Druck von Hallberg & Büchting (Inh. C. A. Klepzig), Leipzig

Inhalt des 4. Teiles.

Seite

Märchen und Jugenderinnerungen. Zweiter Teil.
Fabeln un Geſchichten van Jochen Eigen, Johann Geeſe un Mackers in Kindshagen 7
1. Van dem Oſſen un Perd 9
2. De Köninge van den Deerden 9
3. De Blagfoot 18
4. De Eek un de Grashalm 19
5. De Steen, de de Klock ſlan hürt 20
6. De Brügg bi Slemmin 22
7. Van Friedrich Arndt un Polluce un van Hunden un Katten 24
8. Paulmann un de Heſter 30
9. Kringelkranz de Wide 35
10. Schipper Gau un ſin Puk 41
11. De ſpökenden Buren 43
12. De frame Bur 45
13. De bekehrde Börwalter 46
14. De Griſing un de Schatz 47
15. De witte Fru to Löbnitz 50
16. De Preſter un de Düwel 52
17. De Wewer un de Steen 57
18. De kraſſende Hahn 59
19. De Raw de Ringdeef 61
20. Witt Düweken 64
21. Dom, büſt du da? 83
22. Ick bün de Ridder Unvörzagt un ſla der Säwen mit eenem Slag 112
23. Das ſchneeweiße Hühnchen 133
24. Der ſtarke Hans 138

Seite

25. Aſchenbrödel 169
26. Die alte Burg bei Löbnitz 192
27. Der Freiſchuß 199
28. Thrin Wulfen 203
29. Der Rabenſtein 208
30. Das Lügenlied 222

Märchen und Jugenderinnerungen

Zweiter Teil

Fabeln und Geschichten

van

Jochen Eigen, Johann Geese un Mackers

in Kindshagen*).

---

*) Kindshagen, Dörp in Pommern bi Barth.

1. Van dem Ossen un Perd.

Unse Herr Christus kam eennal an een Water un fund eenen Ossen un een Perd, de an sinem Over im Grase gingen. Ehre Harten pröwend sprack he to dem Perde: „Kumm und dreg mi henäwer!“ Äwerst dat Perd was een rechte Köning Pharao, verstockte sin Hart un brenschte un steilde sick un wull den Herrn nich up den Rüggen nehmen. De Oss äwerst was vernünstig un erkennde sinen Herrn un Gott, so god as de Oss van Bethlehem, wovan dat Wihnachtsleed singt: he kam un bögde sine Knee sanstmödig un demödig un sach den Herrn Christus gär leewlich un fründlich an. Dä sede de Herr to em: „Di schall jümmer eene Stund up gode Weid satt maken, äwerst dat Ross schall nu un ewig der Spise begehren.“ Dat sede he äwerst antodüden, worüm de Oss to Tiden würklich satt warden kann, dat Perd dägegen alleen dörch Mödigkeit siner Beenen, de et bi'm Freten bögen mütt, towilen van dem Gräsen nalett, äwerst all sin Dag nich uprichtig satt is. Un so verhölt et sich bett disse Stunde un is nich anners, un Gott hett den beden Deerden tom Lohn un tor Strase bestimmt, datt de Oss woll old un stif warden kann, äwerst mit siner Tung jümmer licht tor Erd kamen kann, dat Perd äwerst, wenn 't old un stif ward, oft den Nacken gär nich mehr tom Gräsen bücken kann un sine vörstumpten Börföt gär jämmerlich bögen un hen und her knickbenen mütt. Da kümmt van de Hoffärt, de blind was, un datt et nich so rechter Tid sinen Rüggen kleen maken wull.

2. De Köninge van den Deerden.

Jochen Eigen un Johann Geese satten eenes Dags mit annern Meihers achter eener Weitenhock un höllen ehre Ihrmdagstid un sirden un vörtellden sich Geschichten. Un Johann Geese, de een fram Minsch un in der Heiligen Schrift un in dem Gesangbook so to Hus was, datt he flinker as de Scholmeister un Köster

upſlan un ſinnen kunn, hedd de Geſchicht vörtellt, de man in dem negenden Kapittel des Books der Richter leſt, wo Jotham den Lüden van Sichem eene Fabel vörtelld van den Bömen, de hengingen un ſich eenen Köning wählen wullen, un wo de Ölboom un Figenboom un Winſtock nich Köning warden wullen, un wo to gober Letzt de Durnbuſch Köning wurd, een ruger un harder Geſell, de de annern Böme terruppen un terzuſen ſchull. Dä fung nu Jochen Eigen an un ſprack: „Broder Johann, hupen heel! datt is eene hübſche un nüdliche Geſchicht van dem Abimelech un dem Durnbuſch, un nu will ick ook eene Geſchicht vörtellen, un ji ſchällt ſehn, datt et nich licht is, een Köning to ſin un et allen Minſchen recht to dhon: denn to ſchellen un to brümmeln giwt et jümmer watt, ſolang de Welt ſteit. Un nu ſpitzt de Uhren un markt up, Jungs!

De Deerde weren eenes Dags uneenig unner ſich, wen ſe tom Köning kieſen ſchullen. De olde Löwe was dood, un eenen Löwen wullen ſe nich wedder; denn ſe ſeden: „De hett ſcharpe Tänen un eenen Buk as een Oſſ un frett in eenem furt, un man ſchall et ſich noch as eene Gnad reknen, wenn he eenen tom Hawe röppt, datt man in ſinen majeſtätſchen Buk herunnerſpazieren mütt. Un wenn he eenen ook grad nich upfrett, ſo is ſin Anſchien un ſin Gelat un Gebrüll ſchier eene Angſt; un ook wenn he ſacht un fründlich dhon will, ſtrakt he ſo mit den Tatzen, datt dat Blood därna kümmt. Un ſine Macht un Kraft, wat ſe ſine Majeſtät heten, wat helpt ſe, wenn he de meiſte Tid vörſlöpt? Dä länen ſine Landſleger un Vögde un Eddellüd un Jagdjunker doch dhon, wat ſe willen, un den armen Lüden dat Fell äwer de Uhren theen. Denn hett he een paar Oſſen edder en paar Dutzend Hamel un Reh verſlungen, ſo ſnorkt de Fuljahn oft dre, vier Dage un deed ſine Ogen nich up, un Recht un Tucht mütt ſine Ogen denn woll todhon.“ So ſpreken un meinden de meiſten un wullen platterdings des Löwen Sähn nich wählen, un ſtreeden un kiſden lang miteenanner, wer denn de düchtigſte were, Köning to weſen un ſe mit Macht un Leewde to ſtüren. Un et ging bunt äwer Eck in dem Rike un was ſlimmere un grötere Verwirrung un Elend, as tor Tid der Löwigen Gierigkeit un Fulheit weſt was. Tolezt, wiel ſe up keene Wiſe eenen ſcharpen un klauigen Herrn hebben wullen, nehmen ſe den Pudel un ſeden to em: „Du ſchaſt unſe Köning weſen.“ Denn ſe dheden mankanner ſpreken: „De Pudel is ſachtmödig un fredſelig un fründlich mit den Lüden un ſin Mul ſo grothartig als ſin Swanz, womit he an allen henſichelt un ſich anfründlicht, un dheed keenem Kinde wat to Leeden un is

ſtill un wis un nadenklich; un wenn he mal luſtig ſin will, watt ſör ſchöne Künſt ward he ſinen leewen Underdanen vörmaken! Ook frett he nich veel un hett eenen lichten Slap, un meiſt wakt he des Nachts un ſtudiert as de olden Wiſen in dem Mand un den Stiernen. He ward een ſiner un gerechter Herr ſin, un keen Deef un Röwer ward unner em upkamen känen." De gode Pudel, de keene hoge Gedanken van ſich hedd un würklich in aller Sachtmödigkeit un Demot ſo vör ſich henging, verſchrack ſich gär veele, as ſe em dat grote Ding ſeden, un wull nich Köning warden un ſtrüwde ſich ſehr. Awerſt de Deerde nödigden en un ſetteden em mit Gewalt de Kron up den Kopp un dheeden em Swert un Zepter in de Klauen, un ſo müßt he ſe woll dregen. Un alle Deerde tierden ſick as unſinnig un jubilierden un juchheiden un krajölden äwer de Maaten, datt ſe eenen ſo wiſen un ſachtmödigen Köning hadden; un ſe nömden en mit eenen Binamen Köning Gapus, wat de Wisheit bedüdet, un meenden, nu ſchüll de gülbene Tid wedderkamen un dat Paradies, wo keen Winter un keene Arbeit was, wo de Löwen un Tiger Gras geſpiſt un de Wülwe un Lämmer fredlich miteenanner ſpelt hebben; un van Roof un Murddhaden un Doodſlag würd man nu un nümmer nicks mehr hören. Awerſt o je! Dat geſchach gär anners.

De Pudel was gewiß ſehr fram un weekhartig un ſachtmödig un wedelde un bellde alle ſine Unnerdanen fründlich an un bleckte gegen keenen eenzigen de Tänen; un dat geſeel en woll. Ook was he een ſpärſam Husholler, un een paar Müſe, de de Kater, de ſin äwerſte Käkenmeiſter was, em däglich lewern müßt, un een paar Happen van verrecktem Veeh edder Wild makten em ſatt. De ganze grote Denerſchaft, welke de Löw hollen hedd, Leoparden, Panther, Tiger, Veelfreter, Wülwe, Vöſſe, Apen un all de bunten un lichten Muſikanten, de Singvägel, de ut allen Landen tohoopbröcht wurden, dem Köning un ſinen Eddellüden bi der Tafel uptoſpelen, un all de annern Dhonichgode, de dat Land vörteerden, wurden vörjagt edder afdankt, un een einziges kleenes Hündeken, dat van Older krietwitt worden was, het' un was Salomos wiſer Rat un Geſellſchaft, un Hofmeiſter un Hofmarſchälle un Kammerjunker un Jagdjunker un Hingſtrider un Vörrider un Löper un all de blanke un hoge Staat wurden rein afſchafft, un ook de Oberſtwaſchmeiſter un Oberſtluſer un de Flegen- und Muggen-Vördriwer, de bi dem ſeligen Löwen de üpperſte Mann weſt was, kregen ehren Affſched un mennige annere Deners, de de Löw ſich to ſinem Vergnögen toleggd hedd. Denn de grote un lütte

Wasch un de Süwerung sines Liwes vörrichtede de Herr sülwest, un in siner Niederdrächtigkeit makte he sinen Unnerdhanen gär oft dat Vörgnögen, vör en int Water to gahn, Sök Verlorn to spelen un to apportieren. Denn dat mütt man gestahn, eene Nese hedd Köning Gapus, as keen Hund sit der Arche Noahs, eene rechte königliche Nese. Dat was äwerst sine beste Lust, int Water to springen; un sine Unnerdhanen, de to Hawe kemen, wüßten et all un brächten Stöcke un Steene mit, de se em int Water smeeten, wonach he swomm, un Stücken Brod, wobi se Sök Verlorn repen, un de he fung un to gliker Tid upfratt. So wusch he sich denn jümmer sülwest, un kostede dat dem Lande keenen Penning. Sin Oberstkamerling was dat witte Hündeken, dat he as sinen Fründ un Staatsminister mit sich hedd, dat em mit sinen Poten de Haar torechtstrek, wenn he sich nah dem Bade an de Sünn drögde, un se glatt un lockig lede, wenn se em vam Wind mal vörstöwert weren. Un de Overluser edder de Overlusersche was de Kraih, un de dheed den Deenst ümsünst und kreeg keene Traktamenten dåvör; denn de Lüse un Flöh, de se dem Herrn affung, smeckten ehr gär söte. Egentlich hedd se noch woll wat togewen schullt, datt se so ümsünst jümmer de Tafel deckt fund; äwerst de groten Herren känen dat nich so nau nehmen als wi lütte Lüde, den 't knapp tosneden is.

So was nu een gewaltig Jubeln un Froid äwer den fründlichen, wisen, hushollerschen, geburschen un niederdrächtigen Herrn Pudelköning Gapus, un alle Lüde prisden sick glücklich, datt de olde Löwe dood un sine Kinder van dem Thron vördrängt weren. Äwerst dat durde nich lang, so wurd et unklar un unschier. Denn wat kann de beste un christlichste Köning utrichten, wenn de Groten im Lande un de egenen Fründe em nich tapper un rechtschaffen bistahn? Disse Fründe un Verwandten van Köning Gapus kemen nu all to minter Mal, as wenn de Müse bi hellem Sünnenschien ut dem Stroh kribbeln un krimmeln, mit heelen Hupen to Hawe, all wat Hund, Köter, Räkel un Tewe het, up dre Beenen hinkt un mit dem Swanz waifelt un sweifelt. Då kam Dogge un Wulfshund, Jagdhund un Schothund, Höhnerhund un Swinhund, Windhund un Spitz, ja de allerlüttesten Möppels un Dwarfhunde — un se wullen sick ook een beten sünnen un bespegeln in der Majestät van ehrem hogen Herrn Vetter un Deel hebben an siner Herrlichkeit. Ja, wenn't hiermit een End west hedd! Et stellden sich noch veele mehr in, welke de Hunde sünst nich to ehre Fründschaft rekent hedden; un wull nu de ganze Welt Hund wesen. Då kam de Röwer un Mörder Isegrim de Wulf, de Deef de Voß, de fichelnde Schelm

de Mård, de Scheefkieker de Luchs, de Baar de Brummbärt; ja de bunte Leopard un de ſprenklichte Tiger kemen heran un ſchämden ſick nich un leten ſick Hund ſchellen un wullen mit Köning Gapus as Vettern un Völken am Stürroder ſitten. He was nu freilich een demödiger, goder Herr un wull nich van vörnehmeren Öldern ſchienen, as he in der Dhaad was, un wees de Schelme vam Hawe weg un bedraude ſe ſehr un hart, ſe ſchullen nich äweldhon un de Armen un Riegen nich bedrängen. Äwerſt he was en nich ſcharp noog. Denn as ſe ſick am Hawe alles recht beſehn un behorkt hedden, gingen ſe ut in alle de widen Lande un nömden ſick Hertoge un Prinzen un Markgrafen un Grafen un makten ſick grot un weeſen Breeve un Papiere vör, de ſe ſick ſülwſt makt hedden, un wullen Oberlandvägde un Oberſtaatholder ſin, un grepen un taſteden ſlimm üm ſick. Un bald gaff et een veel argeres un jämmerlicheres Weſen un wurd veel mehr unſchuldig Blood vergaten as in de Tiden van dem Löwenköning. Un de armen bedrückten Lüde winſelden un hülden: „O Köning Gapus! Wiſe un to gode Köning Gapus! Wenn du wüßt, wo dat im Rike toſteit, wo männigen grönen Boom würdſt du in witte Galgen verwandeln laten! Wat helpt uns all din ſtilles Lewen un din Stiernkieken, wenn du nich up de Riksſchelme kikſt?“ Un Köning Gapus wüßt et woll, äwerſt he hedd nich Mod noch Macht, et to ännern un de Böſen to ſtrafen.

As et nu to greulich wurd un de bitigen un ritigen Deerde, de egentlich Undeerde heten, ſick mankanner terreten un mit ehren glupſchen Rachen alle Deerde, de ſötes Fleeſch hebben, vördelgen un utrotten wullen, dä makten diſſe eenen Upruhr un lepen tohoop to eenem groten Riksdag. Dä kemen van des Rikes üterſten Ecken un Grenzen de Elefanten un Neshörner un Oſſen un Perde un Hirſche, Rehe, Swine un Schaape, un därto alles, wat ſick up Flüchten dör de Lucht ſwingt: Swanen, Göſe, Puter, Anten, Höhner, Duwen, Adebars, Reiger un alles, wat Feddern dreggt, van dem groten Vagel Struß bett up den lütten Tunköning, worup de Slimmen un Liſtigen ook de lüſternen Tänen wetten. Un de Löwen kemen ook un lagerden ſick nich wiet van em as een Schutz, wenn de Fiend etwa keme, den Riksdag antofallen un to vörſtüren, denn ſe hapten wedder eenen Köning ut den Ehrigen to maken. Un veele liſtige Räte funden ſick in, Waldminſchen, Wehrwülwe, Apen, Meerkatten un ſüslik Tüg un lurden, ob nicks to gewinnen were in der Verwirring. Un ſe makten eene Gaderung unner ſick un keeſeden eenen Apen tom Riksdagsmarſchall. Un diſſe Ap führde de Schriewfedder un ſatte alle Klagen un Leeden to Papier, de dähen klungen, Köning

Gapus were to gelind un künne nich rikſen, he were ook to wiſe un to geleerd för eenen Köning un äwerſtudiert dörch ſine Stiernkiekerei, woräwer dat Land to Grund ginge; denn de Geleerdheit, ſeden ſe, were weinig nütt un veel beter beraden dat Volk mit eenen Köning, de eenen düchtigen Tog mit dem Degen dhon künne, as de en mit de Fedder make.

Köning Gapus vörnam den Upruhr un datt ſine Unnerdhanen riksdagden un en aſſetten wullen; un he was ſehr bedröwt un bereep ſick up ſin godes Gewiſſen. Äwerſt ſine Veddern un Fründe, de ganze hündiſche Fründſchaft un de ſine Veddern un Völken heten wullen, dewiel he Köning was, dheden ſick ook toſam un makten ſick hen, wo de Riksdag ſatt, un meenden en to terſprengen. As ſe äwerſt vörnehmen, datt ehre Anklägers ſo mit heelen Hupen ſick vergadert hedden, un datt alle Löwen im Hinnerholt up der Lur legen, un datt de liſtigen und grauſamen Apen den Riksdag regierden, wurd en ſehr bang, un de Frucht kam äwer ſe un jagde ſe ut eenanner, un ſe lepen de eene hierhen, de annere dărhen, un jeder verkrop ſick in ſin Loch. Un de veelen Klagen der Elendigen un der Löwen Gewalt un der Apen ehre Liſtigkeit drewen et ſo wiet, datt de Pudelköning Gapus van ſinem Thron vördrängt wurde.

Dărup ratſlagden ſe lang äwer eenen nüen Köning un kamen veele in Vörſlag. Tom erſten de Eleſant as de Starkſte. Äwerſt ſine Fiende ſeden, he were to ungelenkig un plump un künne de Kron nich mit Geſchick dregen. Tom tweeten de Oſſ. Äwerſt ſe meenden, he were to uplöpſch un kortköppig, un ſo wurd he nich Köning. Darup dat Kamelopardel, een găr hoges un ſtaatſches Deerd, dat eenen Köningsmantel woll mit Gunſt un Kunſt dregen künne. Äwerſt ſe ſchöllen et hoffărig un vörwegen, un ſtrüwden ſick de meiſten dăgegen. Ook ſtund et im böſen Gerücht van wegen ſiner Hoffărdigkeit van vörledner Tid her, as he unner dem Löwenregiment Riksherold weſt was. Datt äwerſt van diſſen allen nüms Köning wurd, dăran was de Ap, de Riksdagsmarſchall, ſchuld; denn he ſpelde mit ſiner ganzen Fründſchaft dătüſchen, un alle Dumme un Inſoldige hedd he begigelt un vörgalſtert mit ſinen blanken un bunten Reden un zierlichen Sprüngen un Bücklingen, un de Löwen hülpen em ook, denn he hedd en wiesmakt, he würd et tom leſten all ſo richten un ſtellen, datt een Löwe Köning würd un nüms anners. Diſſe ſleprigen Dickköppe vörleten ſick up den Schelm, äwerſt he bedrog ſe. Een Ap wurd tom Köning utropen, een van den Apen, de an Gelat dem Minſchen ähnlich ſünt, een Waldminſch, eene arge, tückiſche un gewaltige Art. Se ſeggen, datt et eene

Düwelstucht is, de de olde böſe Fiend mit den Hexen in der Walburgsnacht tügt hett. Äwerſt wer hett dat ſehn?

Un nu drog denn de häßliche Köning Waldminſch de Kron, un egentlich hedd et em nüms günnt, un alle vörwunnerden un vörfierden ſick, datt he Köning worden was, un wüßt nüms, wo dat togahn hedd. Un ſe früchten ſick ehr un ſweegen; denn ſe kennden den Waldminſchen, wat dat für eene Döwelsſaat was, wo gewaltig he was un allen Lüden to klook un ſtark van Liwe un därto unbändig un bös. Un he fung glick ſo een Regiment an, datt allen de Ogen äwergingen un ſe heemlich mankanner flüſterden: „Dat hebben wi woll vördeent üm unſen goden Köning Gapus, wo et uns düchte, datt dat to dull herging. Dat was doch een Herr, dem jedweder unvörfiert unner de Ogen treden kunn. Dä lachten wi Narren äwer ſine Pudelkünſte un datt he dat hübſche Spill Sök Verlorn vörſtund, un vörhöhnden en, wiel he nich grötern Staat makte, un datt dat lütte, witte Hündeken ſin högſter Ratsherr un Miniſter un de Kater ſin Oberſtkäkenmeiſter un de Kraih ſin Kammerdener was."

So klagten diſſe armen Bedrängten ſick ehr Weh un Leed; äwerſt Köning Waldminſch leet ſick dat nich anfechten. He wull nu dat Königrik recht vullut bruken un ſick in vuller Pracht wiſen; un wiel he unruſtig was un prächtig un inbildſch, as alle Apen ſünt, ſo hedd ook nüms im ganzen Rike de Ruh. Sinen Hoff helt he mit äwergroter Hoffärdigkeit un Herrlichkeit, un alle ſmucken un blanken Deerde un de hübſche Felle un bunte Feddern hadden, müßten jümmer bi em ſin un üm en ſpringen un danzen, ſpelen un ſingen un en mit allerhand Spill un Kortzwiel ergötzen un em wat vörhaſelieren, denn ſo wat mägen de Apen vör ehr Lewen gern. Un ſo vörwandelde he denn de nüdlichſten und ſmuckſten Deerde in Spelers un Pipers un bude ſick de koſtbärſten Hüſer und Slotte ut Gold un Sülwer un Rubinen un Demanten, un alle ſine Unnerdhanen müßten därto fronen un roboten. Un he hedd un helt eene gruwelige Menge van Hanswurſten un Seildänzern, Muſikanten, Narrendokters un Komödiganten un desgliks Volk un ſpelde ſülwſt mit in der Komödie un ſung un danzte ook vör allen Lüden mit der königliche Kron up dem Kopp up Jährmarkten un in groten Boden, datt et eene Schand was. Un all ſine Miniſter un Ratsherren kleedden ſick apiſch in bunten Röcken, de van ſwerem Golde un Sülwer tor Erde ſleepten; un ook ſinen Drabanten un Soldaten dheed he de bunteſten un prächtigſten Kleeder an und gaff en jeden Mand nüe un ſchönere Mundering. Und ſin prächtiges Apinnenhus, dat he ſick buwen leet — o du Herr Jemine, wat

dat för eene Düwelspracht was! Een Hus van purem, lichten Golde un de Finstern ut Demant un Edelsteen. Dä ging dat lustiger un arger her as in Köning Salomonis Tiden. He helt sick nich weniger as teindusend Wiwer un Matrazzen. Dat kostede ju erst Geld. Ji wett woll, wo staatsch un pagellursch dat Wiw van Natur is, wenn man em den Tägel scheten lett, un wo gern et sick mit sinem bunten Swanz an de Sünn dreiht, nu vullends desgliken Wiwer!

De pudelsche Fründschaft hedd et woll stimm makt un alle, de sick der Tid to den Hunden rekenden; äwerst de Apen un de Apenfründe un Apenvörwandten makten et dusentmal slimmer, un was in dem ganzen Lande nicks as Üppigkeit, Feegheit, Hinnerlist, Uplurerei, Anklatscherei, Achterklappen un mannigerlei Wirrwarr un Unglück. Denn därin weren de Apen utgeleert, datt se verstunden de besten Fründe mankanner to verhitzen un to de gistigsten Fiende to maken; un se lachten int Füsten, wenn de, de ehre Herrschaft hedden störten un ehre Macht ringen kunnt, eenanner de Hälse terbroken. Un hier sach man, wat man to dissen Dagen nich hürt hedd, datt de Löwen Kammerdener un Löper sin müßten, un datt se den Apen, de en de Föt up den Nacken setteden, zitternd un krupend de Tatzen leckten, un datt de mächtigen Elefanten Holt un Water dregen un de Tiger as Heiducken an den Dören stahn müßten. So slug un listig was Köning Ap in sinen Künsten. Un dä all dat Volk sehr geplagt un elendig was un dat Land de grausame Üppigkeit un Geldverspillung un den snöden Äwermod der Apen nich länger vördregen kunn, so vörswuren se sick woll oft un stunden up gegen den Köning; äwerst he was en to klok mit den Sinigen, un Löwen un Panther mißten den Kopp, und Wülwe un Bösse wurden as Verräder un Königsmörder an den Galgen hängt, un de armen Hunde wurden veelnah utgerottet, un dem olden Köning Gapus göten se een paar Kellen glönig Blei in de Kehl, datt he jämmerlich sturf; denn veele hadden sick ehr Verlangen nah em marken laten. Doch dat Sprickwurt seggt: De Krog geit so lang to Water, bet he breckt, un dat schull Köning Waldminsch vok erfähren. Denn toletzt is't eenem Baaren gelungen — de was de Obersthofmeister äwer des Königs Wiwer un äwer sin Jumfernhus — de hett en im Lager des Nachts äwerfallen un terreten, un alle Unnerdhanen sünt van allen Enden un Ecken her tosamloven mit hellen Hupen un hebben nu alle Apen doodslagen, as man unvernönftig Veeh doodsleit.

Un se müßten nu wedder eenen Köning hebben, un se sönnen lang hen un her, wiel se vör jedem Köning eenen Gruwel

hebben, de ſcharpe Tänen wiſen kunn; un ſo hebben to goder Letzt de Deerde dat Awerſpitt gewunnen, de Gras freten, un hebben ſick eenen Köning halt ut eenem ſachtmödigen Stamm, ut dem Geſlecht der Bücke; denn ſe bildeden ſick in, unner em würden ſe gode Dage hebben. Un ſo hett et ſick begewen, datt de Zeegenbuck Köning worden is, un ſe hebben an ſinem Krönungsdage ſungen, as't im olden Leede klingt:

Juchhe; Juchhe! De Löw is dood,
De Hund un Ap, de ſünt bi Gott —
Nu meiſtert uns de Zeegenbuck,
He dreggt den bunten Köningsrock,
He dreggt de güldne Köningskron.
Juch! Zickelbuck un Sniders Sohn!
Juch! Köning mit dem langen Bärt!
Juch! Zickelbuck un Sniders Ärt!

Awerſt o du Herre Je! An dat Zeegenregiment warden ſe denken, ſolang de Welt ſteit. He hett den Eſel to ſinem Kanzler un den Rambuck to ſinem Feldmarſchall makt, un an ſinem Hawe was't eene recht türkſche Wirtſchaft, ja veel arger as bi Türken un Heiden. Un ſin Wiverregiment, man kann't unmäglich vör Chriſtenminſchen vörtellen. Dat was duſentmal mehr as Köning Salomo, as he van Gott affallen was, un as 't de grote Soldan, de olde Stambull in Konſtantinopel, bedrivt. Ick ſegg ju man ſo veel, datt dem Köning Zickelbuck dat Wiverhus van dem Apen veel to kleen was. Un wiel tor Tid van Köning Waldminſch de meiſten Löwen un de annern vörnehmen Geſlechter dör Bil un Galgen un in Kriegen un Upruhren ümkamen weren, ſo is nüms weſt, de't hett wehren künnt, un dat zeegenbuckiſche un eſelſche Regiment hett woll een ſöſtig Jähr durt, un wo hett dat Land utſehn? O du min Je! Grad as wenn de Durnbuſch Abimelech Köning weſt were. Denn diſſe hebben de Wirtſchaft nah ehrer Wiſe bedrewen. Dä hett man keene Böme mehr ſehn mit Appeln un Beeren, keene gröne Wiſchen, keen Weiten- un Roggenfeld. Se hebben regiert, as wenn de leewe Herrgott im Himmel dem Böſen de vulle Macht gewen hedd, den ganzen heelen Fluch uttoſeien, den de Herr in ſinem Grimm ſpraken hedd, as he Adam un Eva ut dem Gärden Eden jagde. Nicks as Diſtel un Durn in dem ganzen widen Rike vom Köning Zeegenbuck; denn de Eſel wull Diſteln freten, un dem Köning ſmeckten de bittern Bläder van den Durnbüſchen am ſöteſten. Wat anners hett de ſachtmödige Buck nüms to Leeden dhan, as datt dat Land van Durn un Diſteln woiſt worden is.

As nu de Köning Zeegenbuck toletzt im hogen Older verſcheden

was, dâ hett et dem Volke der Deerde dücht, se hebben et nu mit dem Köningswesſel noog vörſöcht, un ſünt wedder tom Löwen torüggkamen un hebben eenem jungen Löwenprinzen van den weinigen, de noch äwrigblewen weren, de Kron up dat Hövt ſett't. Un de hett regiert ſtreng un bequem glik ſinen Vörjähren. Un de Herrſchaft mag woll ſtreng un hart weſen mütten; denn de ſanftmödigen Herren kann de ſtimme Welt nich dregen, un de Lütten un Ringen mütten nu een un alle Mal Haar laten.

So vörtellde de redſelige Jochen Eigen, un ſe horkten all to, bet de Vörmeiher ſine Saiße nam un wedder in den Weiten haute. Dâ dheden ſe, wat ſe müßten, un Löwen, Pudel, Bücke, Apen un Eſel un alle hoge un königliche Geoanken un Geſchichten flögen weg.

---

3. De Blagfoot.

Herr, wet de Herr, wat de Blagfoot is?

Ja woll. Dat is een Falk edder Hawk edder doch ſo een Ding van Musfänger un Vagelfänger un Felddeef, een Vagel, dem jeder unverzagt up de Feddern tualken kann.

O Jemerus! Dat wet de Herr doch nich. Wi Buren ſünt ok klok. Ick will dem Herrn ſeggen, wat he för een Prinz is. Blagfoot was in ſinen Dagen een ſtolter, vörwegner Kerl, een Junker un Minſchenplager, un darüm röppt de Bur noch jümmer Blagfoot, wenn he Junker ſeggen will, edder wenn he vörblömt eenen Eddelmann meent, de recht ſtimm is un jümmer de ſcharpen Spären anhett. Blagfoot was in ſiner Tid een Junker un hedde ſchöne Hüſer un Göder, äwerſt he was därbi vörmeten un grotwäteriſch, un hedd et in ſiner Macht ſtahn, he hedd Gott im Himmel de Ogen utſteken. Äwerſt Gott ſtürt de Böme, datt ſe nich in den Häwen waſſen. Junker Blagfoot was een rechter wilder Jäger un Rümmerſatt, Lüde to pinigen, un dat was ſine grötſte Froid, wenn't am dickſten hagelde un een Sneedriwel was, datt man nich Hand vör Ogen ſehn kunn, in ſo 'nem Weder ſine Lüd in Ruſch un Buſch heruttodriwen un Wol! Wol! to ſchreien. Gegen de Armod was he ahn Erbarmen, un keen Bedelmann kam mehr äwer ſine Scheden, un ick glöw, de Düwel ut der Höll hedd ſick nich unnerſtahn, in ſinem Forſt ſick een Spazierſtöckchen to ſniden. So hantierde he as een Undeerd unner de Minſchen, ſolang he lewde, un was keen Beduren un Beſtüren mit em. Äwerſt, min leewe Herr Blagfoot, ſo krus du di ook tierdeſt un ſo herrſch du ook upkloppteſt, as ſchnell de Welt ſick unner diner Fuſt rögen, am Ende kam doch een gröter

Herr un kloppte an dine Dör. De Dood kam un ſtreckte un reckte minem Herrn Urian de Knaken ut, un de Düwel ſchickte eene hele Legion ſiner Geſellen, de arme Seel in de Höll to ſlepen. Gott hett äwerſt een Teken markt, woran ſick alle unchriſtliche un harde Herren, wenn ſe willen, ſpegeln känen, un dat is de Vagel Blagfoot. Un ſe ſeggen, dat is een Düwelskind, dat van dem wilden Junker herſtammt. Ick bin äwerſt keen Doktor un vörſtah nich, wo dat togahn kann. Un he hett ſine Straf bawen der Erd, as ſin Vader in der Höll, dat he mit heſchem un häßlichem Schreien rundſlaggern un hungern un frieren mütt, wenn alle annern Vägel un ook dat Volk der Falken un Wihen ſick vörluſtieren. Denn wenn datt kold ward, un de kahle und magre Winter kümmt, denn macken de meiſten Vägel ſick up un ſlegen äwer See un Land wiet weg hen, wo't warm is, un kamen erſt im Fröhjähr wedder, wenn Snee un Riep weg ſünt. He äwerſt mütt hier beduren un utholden den langen, kolden Winter und äwer den witten Streken ſlegen un luren un luren un luren, ob he woll een mageres Musken edder eenen helligen Vagel erwiſchen kunn. Denn luren mütt de böſe Schelm, erſlegen kann he nicks Fettes und Wäliges: Gott hett em to Straf to ſwäre Flüchten gewen. Un wenn wi den ſlimmen Junker ſlegen ſehn, ropen wi: „Blagfoot! Blagfoot! Wo bekümmt di de Kattenſpiſe? Wo ſmecken di de Müſe?“ So mütt he nu lewen bet in Ewigkeit un all ſine Kinder un Kindskinder mit em nu in der wieden, kolden Welt herümſlegen as een Minſchenſiend un ook as een Vagelſiend; denn all ſine Dag ſüht man en in keener Geſellſchaft. Wo äwerſt Hüſer ſünt, un Minſchen un Veh im Winter warm wahnen, dä dört he nich henkamen; dat hett Gott em vörbaden un em davör eenen Gruwel int Hart jagt. Un nu, Herr, wet he, wat dat mit dem Blagfoot för 'ne Bewandtnis hett, un kann't den Junkers mal utleggen: denn Unſereen verſteit dat nich ſo ſin!

4. De Eek un de Grashalm.

Man ſchall den lütten Mann nich vörachten, he is ook een Minſch, un mennigeen, de nu mit Spaden un Sais int Feld geit, ſitt im Himmel bi Gott woll eenmal bawen dem grötſten Kaiſer un Köning. Im Wolde ſtund eenmal eene Eek, dat was wiet un ſiet de prächtigſte Boom un hedd eene Kron, datt, wenn ſe Eckern drog, woll een Dutzend Swin ſick unner em fett freten kunnen. Nu ſtund unner dem Boom een Grashalm, een ſmach-

tiger, dünner Stacker; äwerſt im Maimand, as alles bloide, bloide de lütte Grashalm ook, un wer weet, ob em nicht äwen ſo luſtig to Mode was, as der groten, prächtigen Eek? De Eek äwerſt was grotmödig un ruhmredig in ehrer Schönheit un vörſmadede un ſchimpte dat Grashalmken, as wenn't nich ook van Gott makt wer. Man ſchall äwerſt Gotts Wark nich vörachten, wo lütt et jümmer weſen mag, dat is Sünd. Un de Tid ging hen, un et wurd Sommer, un de Grashalm lückte ſick un wurd geel un old un ſchrumplig un let den Kopp hängen. De Eek äwerſt ſtund jümmer noch dä in all ehrer Pracht. Nu begaff ſick, datt een gewaltiger Stormwind upſteg, un de Eek kunn ehre Telgen mit beſten Künſten rühren; un ſe froide ſick und dacht in ehrem Sinn: „Wat will dinem Stamm de Storm dhon, un blös he ſo ſtrack as de Wind, de den Propheten Jonas dem Wallfiſch in'n Rachen ſmeet?" Un in diſſer ehrer Grotwätrigkeit nam ſe eenen Telgen un gaff dem armen Halm eenen Slag, datt he den letzten Knick kreeg un in de Knee ſchoot un all ſin Lewdag den Kopp nich wedder van de Erd uprecken kunn. Äwerſt wat geſchach? Weinige Dage därna kam een Jung int Holt, de des Nachts Perd höden ſchull, un de Jung makte ſick nich wiet van der Eek een grot Für an, wobi he ſick lagerde un ſin Piepken ſmokte. Dat hedd de Grashalm belurt. As de Jung weg ging, ſtreckte he ſinen griſen Kopp ut an dat Für hen, bet he lichterloh brennde, un lede ſick denn unner de brunen Bläder un drögen, afgebröckelden Twige hen. Un dat Für was nich ful un krop langſam, äwerſt luſtig rund herüm bet an de Wörtel van de Eek, un ſo füngen alle Gräſer und Bläder un kleene Twige an to brennen. Toletzt brennden ook de groten un de Büſche un Strücke, un to allerletzt ſlog et an de Eek ut un ſlackerde ehren ſtolten Stamm henup bet an de Spitz, un ſo mußte ſe mit ehrer Schönheit un Macht tor Erd herunner un Stoff un Aſch warden. Därüm ſegg ick jümmer: Du ſchaſt ook keenen Worm un keene Pogg im Awermod up den Kopp treden, denn Gott hett ſe ook ſchapen, un du weetſt nich, wat ſe di mal andhon känen.

---

5. De Steen, de de Klock ſlan hürt.

Man ſeggt woll ſo to den Kindern, wenn man haſelieren un ſpaßen will: Sühſt du dä den groten Steen liggen? Wenn de üm Klock twelw den Hahn kraien hürt, ſo dreiht he ſick dreemal üm. Un de Kinder vörwunnern ſick un lachen, wenn ſe 't hüren; un is doch währ.

Nu weet ick eenen Steen, un ick dör nich ſeggen, wecker et is, un dör em keenem Minſchen wiſen. He liggt äwerſt mank veelen annern Steenen tüſchen der Martenshäger un Langenhanshäger Schede an dem Wege, wenn man von Barth kümmt; un de Steen mütt ſick würklich alle Nacht ümdreihen. Vör langer, langer Tid, min Grotfader hett mi't vörtellt, hebben de Martenshäger un Langenhanshäger mal Strid üm Scheden un Grenzen, un in Martenshagen was een Vörwalter, een gottvörgetener un gottloſer Kerl, de ſine Kiſten un Kaſten nich ſwind genog för den Düwel full kriegen kunn. Un he dacht man an diſſe Welt un ſwur un ſwur falſch, datt där un där de Grenz were. Un de Langenhanshäger müßten ehre Steene rücken, un de Martenshäger gewunnen woll viertig Morgen Land un Buſch. Un up de Stell, de de Vörwalter wiſt hedd, wölterden ſe eenen groten Steen, wo nu de Pahl an dem Graben ſteit; un de Vörwalter müßt ſick an den Steen ſtellen, wo ſin Finger de Stell wiſt hedd, un ſweren, datt were de rechte Sched tüſchen den beiden Dörpern, un wenn't nich währ were, ſchull de Düwel en mit Hut un Haar hebben. Un he lede ſine Hand up den Steen un krüzte ſick un ſede, de Steen mügt Föt kriegen un up en ſpringen un danzen, wenn he löge. Un wat geſchah därnah? Man ſchall mit dem olden Fiend keenen Spaß driwen, he is ook een gefährlich Herr un lett ſick nich ümſünſt herutfodern. Se gröben un gröben, un de Vörwalter nam ook eenen Spaden un hulp dat Loch graben, wo ſe den Steen herinſenken wullen. Un as he bi'm beſten Graben was, då wurd de Steen den Lüden, de en up der Kant hüllen, mit eenem Mal to mächtig un ſwippte weg un ſprung dem Vörwalter grad upt Liw un quetſchte em beide Beenen af un rullde em up den Buk, un muſchdood was he un peep nich mehr. De Lüde äwerſt, de dat mit anſegen, kam een Gruwel an, datt ſe bi hellem, lichtem Dage binah dävon lopen weren. Und de Mordſteen liggt up derſülwigen Stell bet an den hütigen Dag, un üm de Middnacht, wenn't twelw ſleit, is't då nich richtig. De Steen, as he de Klocken in Langenhanshagen un Lüdershagen ſlan hürt, ſpringt up un makt eenen Dreih, as wull he tor Hochtidsmuſik des Jüngſten Dags updanzen. Un as he ſick rögt, krüppt een Mann unner em herut mit eenem griſen Rock an un eene witte Slapmütz up'm Kopp. De mütt eene ganze Stund up dem Steen ſitten Winter- un Sommertid bi Mand- un Stiernſchin, bi Hagel un Storm, ahne Raſt un Rauh, bet et een vam Torm klingt. Un in der Tid wankt nüms gern vör dem Steen vörbi. Då ſitt de arme Sünner denn un wringt de Händ un winſelt un günſt un mütt den gruwelichen Klang ſingen:

O Steen! O Steen!
Wo drückſt du mine Been!
Wo hart is de Stell!
Doch harder de Höll.

Un de Herr hett ook woll vörtellen hürt, wo hüpig bi diſſem Steen Unglück ſchüht. Dat is eenmal wiß, wer bi deeper, nachtſlapender Tid, wenn't vam Torm bald de meiſten Släge dhon will, up de Landſtrat mit eenen Wagen vörbi will, ſnurrig mütt et togahn, wenn de Räder nich herümſlan edder eene Lüns utſpringt, un were de Weg glatt as eene Deel. Un wer to Perde kümmt, dä geit et an een Pruſten un Brenſchen un Strüwen, un wo faſt he ſick ook im Sadel hölt, he mütt herunner, dä is keene Gnad vör. Un an diſſem Wege was et ook, datt den vörleden Winter de Wewer Lang ut Wobbelkow ſin Deel kreg, datt he dran glöwen müßt. De Herr hett de trurige Geſchicht woll hürt: De arme Wewer was mit den Schatzgrawers utfähren, un man ſüht noch een paar gewaltige Steen, de ſe up der Heid ut der Erd upwöltert hebben. Wewer Lang was de Lanterndreger un ſchull bi dem Wagen un Veh un dem Geſchirr bliwen, dat an dem Wege hollen blew. Dä is dem armen Schelm de Tid lang, un he is möd worden, derwiel de annern bi'm Grawen weren, un is herümſleken un hett ſick up den ſlimmen Vörwaltersteen ſett't. So was he dem Böſen in ſin Vörbet kamen, un de hedd em eene Mulſchell ſtreken, woran em ogenblicklich de Kopp dicker wurd as een Immenrump, un den annern Namiddag was he een doober Mann.

6. De Brügg bi Slemmin.

Ick mütt bi diſſer Gelegenheit ook noch vörtellen van der Brügg in dem Slemminer Holt, wo de Weg nah Zornow utlöpt. Dä geit dat gär wunnerlich to; wo menniger ſtolter Rüter hett ſick där den Sand vam Pels ſchüddeln müßt! Denn jede Kreatur weet därüm un währſchuwt, datt et dä nich richtig is. As ick een Jung van viertein, föftein Jähren was, hödd ick de Koi bi dem Holländer to Slemmin un drew oft int Holt, un wenn ick ook dem wilden Jäger ſine Hund hett hedd, keen Kalf hedd ick achter de Sünn äwer de Brügg kregen. Därüm ſteit dä herüm ook jümmer dat ſchönſte un längſte Gras, denn dat Veh müßt den Verſtand verlären hebben, dat dä mit egnem Willen gräſen gahn wull, un ick glöw, keen dummer Dreihhals van Schaap edder Goos würd dä een Halmken anrühren. Un wer des

Nachts äwer de Brügg föhren'edder riden mütt, o Herre Jemerus! Wat koſt't dat oft vör Künſt un Sprüng! Un wo ſnuwen de Perd un zittern un baddern un bäwern vör Anaſt, datt ſe äwer de beherte Brügg ſchälen, un ſcheten up der Brügg in de Knee un laten den ſchumigen Sweet vam Liwe drüppeln, as hedden ſe een paar Mil im Galopp loven, edder as wenn ſe in de Lüchting van Kanonen ſpringen ſchullen. De Minſch alleen weet niks dävan, wenn ſe em't nich vörtellt hebben, edder wenn he nich in der Nacht kümmt, un de Ulen un Kraihen in ſo dickem Swark üm de Düwelsbrügg flegen. Un ditt is de Geſchicht van der Brügg:

In Zornow was eene ſmucke Dern, eenes Schevers Dochter, de hedd ſick dreimal vörinumfert un jedesmal ehr Kind ümbröcht un de drei Kinder in dem Graben bi der Brügg in de Erd ſteken. Äwerſt achter dem drüdden Kinde is de Satansundhad utkamen, un ſe hebben de Dern nahmen un ſe in eenen Sack dhan un bi der Brügg in dem Graben vörſövt un hebben de Lik van der armen Sünnerſche bi ehren Kindekens ingraben. Äwerſt wat künn tüſchen diſſen Vördrag weſen? Un't is därnah eene dulle un wilde Wirtſchaft worden, datt den Lüden de Haar to Barg ſtahn ſünt, ſo hebben ſick de flegenden un klagenden Geiſterken van den Kindekens höhlen un vörnehmen laten. Un wer in dem Holte wat to dhon hett, dem will ick nich raden, datt he ſick lang nah Sünnenunnergang edder vör Sünnenupgang dä betrappeln lett. Dat piept un flüſtert un wiſpelt un tutet un hült dä denn de ganze Nacht dörch, as wenn Katten Hochtid hollen edder lütte Kinder quarren, un Ulengequiek un Kraihengeſchrei klingt jümmer dätüſchen. Denn in eener hollen Eck äwer der Brügg ſitt Dag un Nacht eene olde Ul, un dat is de arme Scheversdochter, de in diſſer Welt keene Ruh findt. Un des Nachts mütt ſe jümmer hen un her flegen van Boom to Boom un van Twig to Twig un ſchreien un quiken, datt eenem de Haar up dem Kopp ſuſen, un drei junge Ulen uhuen un flegen jümmer achter ehr her, un dat ſünt de drei Kinder, de ſe vermordt hett. Äwerſt tüſchen twelw un een, dä geit et erſt recht luſtig, un Gott gnade dem, de denn äwer de Brügg mütt. Denn hett ſick dat ganze Ulenrik toſam vörgadert, un ſe maken eene Muſik in der Luft, wornah dat ganze düwelſche Heer in der erſten Mainacht danzen künn: un een hungriger Wulf mit glönigem Rachen ſteit an der Eck un hölt eene Baſſviol tüſchen den Beenen un ſpeelt luſtig up, un Wöff' un Katers un Mörten, Ilken un Weſel un anner deerſches Nachtgeſindel danzt dätо. Ick hew't nich ſehn, äwerſt de Smitt in Slemmin hett't ſehn. De is mal darunner geraden, un he was

äwen nich up Gotts Strat, denn he hedd de Ax up'm Nacken un wull sick eene junge Eek hauen. Den hebben se terreten un terzust — hast du mir nicht gesehen — un so is he to Huse kamen ganz terkraßt un verbaast, un sine Oldsche hett em drei Weken eene Kindersupp kaken müßt: so hedden de Satansgesellen den armen Schelm afängstigt. Dat is äwerst wiß un währ, wat ick van den Koien un Perden vörtellt hew, un keen ordentlich un christlich Deerd un Vagel, de van Gott weet, geit an de Eek edder sett't sick dä herüm. Ick hew all min Dag keenen Vagel in ehren Twigen singen edder zirpen hürt: Ulen un Hawks un Kraihen, Rawen un Hesters un anner dergliken Düwelsgerät, dat süht man woll därup sitten. Mit der Brügg is 't äwen so; keen ehrlicher Vagel sitt up ehren Pösten edder Geländer, nich eenmal eener van den lustigen un näswisen Vägeln, as de Meeske, de Quäkstart edder Steenbicker, de sünst so nülich un slink sünt, alles Holt, wat se man sehn, to besitten un to besladdern. Denn ook de allergeringsten un lüttesten Deerdeken weten een beten van Gott, un et weiht en ook een beten Wind to, wo wat Gewaltigs un Greulichs geschehn is, un gruweln sick dävör.

7. Van Friedrich Arndt un Pollux un van Hunden un Katten.

Min seliger Broder Friedrich Arndt, as he van Jena kam, wo he drei Jähr studieren leert hedd, bröchte sick eenen swarten Pudel mit to Hus, de wurd mit dem vörnehmen Namen Apollo roven. Un de Hund, wiel he mit sinem Herrn up Akademien un Ulenversteten west was, hedd sick allerlei Besünnerliks annahmen as de annern Studenten un kunn gär possierliche Künste. Tom ersten verstund dat studeerde Deerd alle Künste to maken, de in sinen Dagen man de allerklüftigste Pudel kunnt hedd; äwerst sine höchste Kunst was, dat he singen kunn fast äwermünschlich un mehr as een Minsch, lustig edder truria, sacht edder lude, kort recht up't Komando. He dheed dat äwerst nich för iedweden noch to jeder Tid; wenn he sehr hungrig was, denn ging't em licht un hell ut der Kehl, as de Kugel ut der Pistol, as man im Sprickwurt seggt: Hungrige Musikanten spelen un hungrige Vägel singen am besten. Min Broder Fritz äwerst un Apollo vörstunden eenanner up'm Bricken, un wenn he sede: „Apollo, sings!" edder: „Apollo, sings lude! Sings fin! Sings zärtlich! Sings kläglich! Sings verliebt!" So stimmde de Pudel sine Saiden, datt de Lüde sick verstaunden

un de Händ äwer den Kopp tosamslogen un meenden, et were Töweri. Min Broder Fritz, as he sin Studieren utleerd hedd, was noch eenen Sommer bi unserm seligen Vader to Löbnitz bi Barth, eh'r he dat Advokatenhandwark angrep. He was van Natur een lustiger un upgerömter Sell, de so sine heel egne Art hedd un nich was, as de meisten Lüde sünt, un de an veelen Dingen Gefallen un Erlustigung fund, de annern ring un kleen düchten. Un as he sülwst affünnerlich was un van heel egnem Getierde, söcht he sick ook jümmer snurrig Volk ut, womit he vörkehrde, meist sülke, de van annern Narren nömt wurden; he sede äwerst, det weren de Wisen, un de se Narren schüllen, de schull man insperren, so würd et lustig in der Welt hergahn. In Jena, wiel he sodanig Volk gern upsöchte, kreeg he deswegen van sinen Fründen den Namen de Narrenköning. Hier fund he sick nu ook bald sine Lüd herut, un de weren Smitt Mierk in Löbnitz un Jochen Eigen to Kindshagen. Äwerst am dicksten was sine Fründschaft mit Jochen Eigen, mit dem he oft in der Schün un hinner'm Plog tosam was. Se vörtellden sick mennige snurrige Fabeln un Geschichten, un ob se sick unnerwielen nich ook wat vörlögen, will ick nich vörsweren. Äwerst dat is eenmal währ, so leef Jochen Eigen minen Broder hedd, to dem singenden Apollo kunn he keen Hart gewinnen un helt sick'n gern een paar Schritt vom Liwe: denn dat Derd kam em gär to klok vör. Ick bün mal däbi west, un de Geschicht was lustig nog. Fritz un Jochen kabbelten sick mit eenanner, wat de Ossen un Perde, de vör en im Grase gingen, wohl seggen würden, wenn se spreken künnen; de Pudel äwerst stakte herüm im Felde un besnüffelde alle Mullwörmshöv un Muslöcher. Don reep sin Herr em to: „Pollux! Pollux! Hier allart!" un de Hund störtede heran. Un Fritz nam een Stück Brot ut der Tasch un sede Richt't euch! un de Pudel stund stracks dä so grad as een Schott ut der Büß. Und därup klung et: Sing's fine! sing's finest, Apollo! un de Hund musizierte as eene Nachtigall. Jochen Eigen hedd dat Kunststück noch nich sehn an dem Hund, un he vörfierde sick äwermaaten un sprung up un nam Ritut, as wenn em de Kopp brennde. Un alle Lüde lachten, un Fritz lacht ook un reep Eigen to: „Eigen, wat Düwel is dat? Plagt he ju edder ritt he ju, datt ji bi hellen Dag Spökels seht? Kehrt doch wedder üm! Kennt ji denn den Apollo nich?" „Ja, Herr, Spökels, woll Spökels," sede Eigen, „un den Apollo hew ich ook wohl sehen; äwerst disse Hund, dat is een Hund, ick dör't nich seggen. Wat för een Beest! Pick- un rawenswart, nich een witt Haar hett de ruge Satan! Herr, kiek he em mal ordentlich in't Witte van den Oogen, un

he ward et woll gewähr warden, wat et dämit is.“ Un Fritz reep dem Jochen, un alle Lüden reepen em un beden em, he schull doch wedder kamen; äwerst he truwede dem Freden nich un gapte un glurde mit glasigen Oogen up den Hund, as wer't een Töwerer un Herenmeister edder de Swarte sülwst west. Un sit der Tid was Jochen nich to minen Broder herantobringen, wenn de Pudel mit was. Un dat hulp nich; wull he mit Jochen praten un kallen, müßt he sinen Apollo to Hus laten.

Un een paar Weken därachter, as de Lüde to Löbnitz Ahrenklatsch hebben, satt ick un min Broder Fritz mit Johann Geese un Jochen Eigen un Smitt Mierk alleen in eener Stuw un vörtellden uns bi eenem Kros god Bier allerhand Geschichten. De Pudel was erst nich däbi. Ick sung äwerst ut freien Stücken van em an un wull hüren, wo Jochen Eigen sick däbi tieren würd. Un bald klung't ut em herut: „Ja, Herr, ick segge so veel, Herr, min Moder hett mi jümmer seggt, mit Veh, dat eegenklok utsüht un still swiggt un nich mit eenem spreckt, schall de Minsch sick nich inlaten, denn dä steckt wat achter. As ick noch en lütt, dumm Jüngken was un to Starkow in de School ging, hedd de Schoolmeister — dat was de Köster Smoltvenning — eenen groten Kater, een prächtiges Deerd, pickswart mit vier krietwitten Föten. Un dat was besünners, wenn wi des Morgens, wenn de School anging, süngen un bed'den, un wenn wi des Sünnabends dat Sündagsevangelium utwendig upseggen müßten un denn upstunden un de Mützen afnahmen un de Händ foldeden, sprung de Kater jümmer up den Stol achter dem Kachelawen un richtete sick up gegen dem Köster äwer un stund gär keck un karmänsch dä, un kek äwer de Lehn dem Schoolmeister grad in de Oogen un vördreihde de Oogen schier as he un tierde sick, as verstünd he ook wat van Gotts Wurt. Un dä was een Jung mank de annern, de was sehr anick un klok, un de hedd et dem Kater afmarkt un sede eenmal tom Köster: „Herr Vissetter, süht he woll, wo de Kater wunnerlich dä steit, as verstünd he Gotts Wurt un wull ook mitsingen un beden: sine Hände to solden, dat ward em äwerst nich swer.“ De Schoolmeister, as he dat hürde, sach den Kater nipp an un jaade en ut der Stuw un ut dem Hus. Äwerst nah eenem Stündken was de Herr Urian wedder dä un stellde sick wedder up grad as tovör, wat de Schoolmeister süs noch nich markt hedd. Un de olde Mann gaff nu genau acht, un as de Kater sine Vörföte tosam lede up der Stollehne un mit dem Kopp schüddelde un de Oogen vörkehrde, as he des Schoolmeisters Oogen to Häwen gahn sach, don reep he: „Kinder, dat geit nich mit rechten Dingen to, un de gnädige, barmhartige Gott si bi uns un lat

mine Hand et gelingen!“ Un he segnede und krüzte sick, un denn sprung he to un nam den Kater un sette em an de Erd un lede den rechten Arm an sinen Stock un gass dem swarten Hexenmeister eens, dat he alle Viere van sich streckte un nümmer mehr Gotts Gebeder nahapte.

Ditt was de Smoltpenningskater, un wo veel künn ick noch van Katten vörtellen. Nümmer würd' ick eenen swarten Kater in minem Huse liden. Wetst du noch, Jochen Gees, eene olde Fru Pasturin Mildahn, de in Hanshagen bi dem Heidriber to Horst wahnde — dat was di eene lustige Kattenwirtschaft! Woll een Dutzend van dissen leidigen Krummpuckeln hedd de olde Fru um sick spelen, edder se spelden mit ehr. Awerst wat nam ditt Spill för een End? Eenes Dags satt de Oldsche vör dem Spegel un puderde sick, un een Kater satt bawen ehr up dem Schrank, un as de Schelm dat olde Wif den Puderpüster hen un her swengen un mit sinen Zitterungen vör sick flunkern un dör de Lucht bäwern sach, dä käm em de satansche Speldüwel in't Oog, un he sach witte Müs dör de Lucht flunkern — un bumps satt he der Oldschen im Hâar und hedd sick dâbei an eenem Oog so verkeken un vergreven, datt et blodig an der Erd lag. Nu was Not, Angst un Geschrei, de Magd leep herbi, de Förster kam mit sinen Jungen, un ehr Fru Mildahn sick besinnen kunn, was de Mordkater mit all sinen Kamraten doot. Awerst de olde terretne un blinde Fru künn sick nich trösten, nich äwer ehr utgereten Oog un terspleten Gesicht, sünnern äwer de dooden Katten. Un se winselde un jammerde säwen Dage, as wenn se eene Moder van den armen Kindern van Bethlehem west were, de de Köning Herodes vermorden let, un denn dheed se ehr letztes Oog to un folgde ehren Gesellen. So hebben de olden, bunten, leidigen Hexen se achter sick halt. Un doch gult se för eene frame Fru, de flitig tor Kark ging un keenen Armen unbeschenkt vör ehre Dör vörbigahn let. Wat schall een Christ dâvan denken?

Dârüm, wenn ick ditt van den Katten un van mennigem annern Düwelstüge, wo de vörkappte Kreatur mit dem Minschen spelt, bedenke, will ick't man gradut seggen: wenn de swarte Pudel min were, ick wet woll, wat ick dheede! Nu, ick mütt dem Herrn ook eene Geschicht vörtellen van eenem annern swarten Pudel. De hett et ook gâr prächtig maken künnt mit Such Verloren! un Geh zu Wasser! un Sing's feine! äwerst tolest is de Trurmusik nahkamen, de hett klungen Geh zur Hölle! Sing's Höll und Teufel! Pfeif' ein hölliſches Feuerlied!

Im Lande Rügen nich wiet van de Olde Fähr, etwa eene

Mil vam Sunde is een Karkdörp, dat het Poseritz. Dâ wahnde mal een riker Smitt, un de hedd ook eenen swarten Pudel, de kunn Künste, wogegen disse Apollo Polluce, wo deep he ook studeert hett, doch man een Kind is. Dat Deerd was to sinen Künsten so klook un haselierig, datt de Smitt, de mit siner Smed eenen Krog helt, dat Hus jümmer vull Lüd hedd. De Pudel was so god, as hedde de Mann alle Dag Poppenspill edder eene heele Bande Kumödiganten im Huse hett. Dat gaff schöne Penning un klung hell in den Büdel herin; äwerst o weh, wo hett et toletzt för de arme Seel klungen! De Kröger wurd een riker Mann dör sinen Pudel, denn alle Lüde drögen em dat Geld to un wullen den Pudel sine Künste spelen sehn. Se seggen, de Pudel wahnde nich egentlich bi dem Smitt. Denn des Dags hett man em dâ nich sehn; man in der Schummering kam he un bleef bet in deepste Nacht. He was äwerst een van de höllischen Schatzwächters ut den Bargen bi Gustow, worunner de olden Heiden mit ehren Schätzen begrawen liggen. Un dâ müsst he des Dags unner der Erd liggen un üm de Middnacht as Wächter herumwedeln. Un he mag dem Kröger woll jeden Awend een paar Dukaten in den Poten mitbröcht hebben. Denn de Kröger wurd in weinigen Jähren een steenriker Mann un buwede sick sinen Krog torecht as de Poseritzer Propost un Eddelmann un kösde sick eenen Morgen Land äwer den annern. Äwerst wo leep ditt lustige Spill toletzt henut? So rückt alle vörbadene Lust der Minschenkinder to Anfang as Liljen un Rosen; äwerst ehr Ende het Gestank. De swarte Nachtwächter bleef weg un kam nich mehr in't Hus. Un de Smitt was ängstlich un verstürt, un de Gäste fragden nah dem Hund. Denn sede de Smitt: „Man mütt mi den Hund stahlen hebben edder ook hett een Deef en doodslagen un ingrawen." Doch was dem armen Kerl nich woll üm't Hart, un he sach gär nüsterbleek un bedröwt ut, so datt de Lüde nich begriven kunnen, wo een vernünftig Minsch sick äwer een unvernünftig Deerd so grämen künn, un allerlei Gerede drut entstund.

So weren een paar Weken vörleden, un eenen Sündagawend, as de Kröger mit veelen Gästen üm den Disch satt un Kärten spelde, hürden se wat dör de Luft susen un gegen dat Finster slan, un en düchte, dat was een swarter Pudel. Un allen kam een grausamer Gruwel an, un se mügten nich upkieken gegen dat Finster. As se sick äwerst wedder een beten besunnen hedden, sproken se lang däräwer; de Kröger äwerst satt still achter dem Awen un let den Kopp hängen. Un se soppten sick toletzt unner eenanner, wer woll dat Hart hedd, herut to gahn un to sehn, wat dâ were. Un een Snider nam sick de rechte Sniderkrauwagie

un begehrde eenen Gesellen, de dat Aventür mit em wagen wull. Un et fund sick eener to em, un se gingen in den Gärden, wo dat Finster herut ging, un süh! dä lag een dooder, swarter Pudel, den de Snidergesell recht god kennde. Un se meenden nu all, man hedde dat dem Smitt tom Schabernack dhan, wiel de Pudel em as een güldnes Hohn was, un een Fiend un Schelm hedde den dooden Hund so gegen dat Finster smeten. Un se gröwen een Loch an dem Tun un leden den Pudel därin un sett'ten sick därup wedder tom Spill dal. Äwerst de Smitt satt achter dem Awen un sede keen Starwenswurt un was sehr trurig. Un as se wedder van besten Künsten de Kärten flegen leten un uttrumfden, fung dat buten wedder an to susen un to brusen, un Kling! sede dat Finster, un de Pudel flog äwer den Disch un föll in de Stuw dal, un de meisten Gäste, de üm den Disch seten, föllen vör Schreck van den Bänken un krüzden un segneden sick. De tappre Snidergesell, de een Hart hedd gröter as sin Natelknoop, nam den Pudel un smet en tom Finster herut; un de Gäste nehmen ehre Höd van der Wand un makten sick up de Beenen. Un knapp was eene halwe Stund vörgahn, dä sede dat wedder Kling! un de Pudel föll to'm tweeten Mal in de Stuw. Dä lag he bi dem bedröwten Wirt bet an den hellen, lichten Morgen, denn de arme Minsch bleew alleen sitten, un Fru un Kinder un Gesellen weren to Bedd gahn. As äwerst de Sünn upging, was de Pudel weg, un keen Minsch wüßt, wo he stawen un flagen was. He hedd äwerst eenen grausamern Gestank as dat schändlichste Aas nah sick laten. Un up desülwige Wis is dat Greuel düslingto alle Nacht dörcht Finster edder dörch de Dören, ja dörcht Dack un de Wänd flagen; un hulpen keene Breder un Rigel, un ick glöw, he hedd sinen Weg dörch Stal un Demantsteen braken. Se gingen hen un begröwen den Hund mit grotem Staate; se brukten Segen un Bespreken äwer siner Gruft — alles umsüs: he kam jümmer wedder. De arme Smitt grep to un makte sick eene annere Stuw torecht, he tog ut bawen herup in een Stüwken unner de Auken, he meende sick to vörsteken; äwerst de Pudel hedd em eene to fine Näs, jümmer flog he herin, wo de Smitt was. Nu ging dat natürlich to, dat Krog un Smede bald leddig un vörlaten stunden, un datt de Smitt mit Wif un Kindern un mit dem aasigen, stinkenden Pudel eensam un alleen sitten un truren müßte. Wat dheed de arme Mann toletzt? He ging to un vörköfde alles, Smed un Krog un Acker un Gärden, un tog van Poseritz weg. Un dem Mann, de dat Hus pan em köfd hedd, let de Pudel ook keene Ruh, un he kunn nich eher ruhig slapen vör all dem Gesuse un Gebruse und dem Günsen und

Kraſſen, dat et des Nachts bedreſ, bet he dat Hus afbraken un an eener annern Stell wedder upbuwt hedd. Don week de Düwel van em, äwerſt van dem armen Smitt week he nich. Diſſe hedd de Lade vull Dukaten un wull een Eddelmann warden un köſde ſick eenen ſchönen Hoff, de Üſeliz het. Äwerſt wat Eddelmann un Dukaten! Dat ging all to End mit em. De Pudel tog mit em in ſin Eddelmannshus un huſierde ſo arg, dat keen Knecht edder Magd bi dem jungen Eddelmann bedarwen kunn. Toleſt ſatt de arme Smitt mit Fru un Kindern un mit all ſinem Rildom heel vörlaten dä. Un as de Bös em lang nog ängſtigt hedd up Erden, het he em in eener Nacht den Gnadenſtot gewen. Et was eene ſchöne, ſtille Sommernacht, keen Bliz un keene Lüchting to ſehn, keen Lüftken, dat im Rohr ſpelde; dä hebben de Nawers, de üm Üſeliz wahnen, plötzlich een gewaltiges Für upſtiegen ſehn, un in eener halwen Stund is alles, alles, Hus un Hoff un Minſchen un Veh un de Smitt mit den Sinigen un mit ſinem Düwelsgolde to Stoff un Aſch vörbrennt weſt un hett man nümmer keene Spur van em ſehn. Äwerſt een Mann ut Mölnitz, de tom Löſchen tolopen was, hett eenen ſwarten Pudel ſehn, de mit greulich glönigen Oogen dör den Gärden un Buſch wegſtrek un noch lang gräſelich hülde. So hült de Satan vör Froiden, wenn he arme Seelen vörſlingen kann. — Un dat was ook eene Pudelgeſchicht, un wat ſeggt de Herr nu to ſinen ſwarten Apollo Sing's ſine?"

Un Herr Fritz lachte ut vullem Halſe; doch ſach he däbi gar poſſierlich un vörſierd ut, as wenn em wat in de Borſt ſchaten was. Denn Jochen Eigen ſchull ook mal ſinen Spaß hebben. Äwerſt nu nam Meiſter Mierk dat Wurt, ſchof ſine Mütz een paar Mal up dem Kopp herüm, kloppte de Aſch ut ſiner Piep un ſprak alſo:

8. Paulmann un de Heſter.

„De Herr ſchall nich ſo lachen äwer Jochen ſin Pudelſtückſchen: de Düwel het doch ſin bunt Spill mit der Welt un packt de Minſchen in mennigerlei Wis an un as de finſte un liſtigſte Potentat, de ook den Liſtigſten den Rahmen aftolopen vörſteit un dörch alle Slätellöcher un Gartenlöcher den Deefsweg findt, un is nich god Kirſchenplücken mit em. Un mit den Kreaturen ſchall de Minſch miner Seel nich to veel ſpaßen; veele dävon ſünt währ un währhaftig man vörkappt un utkled't, un man wet nich, wat därachter ſteckt, un mennig Minſch ſpelt un dalt mit ſinem Pudel un Kater un wet nich, wat för een Spill

Hund und Katt mit em bedrift. Dat hebben wi jo noch vör eenem halwen Jahr ſehn an dem Katenmann Paulmann. De was ook allen Lüden to klok un wull jümmer ſinen beſünnerlichen Weg gahn, un een Vagel hett em toletzt laput makt, een lüter, elendiger Vagel, de Heſter het. Un ick will ju't vörtellen, wenn ji't to ſiner Tid nich hürt edder wedder vörgeten hebbt.

Eener van de Nawers, Johann Veelhaber, was ſtarwenskrank, un ſe wüßten keenen Rat mehr, denn em was de Borſt ganz beklemmt, un de Atem wurd em to knapp. Dä kam een Mann, de ſede, in Damgarden were een Schinner, de hedd eene herrliche, prächtige Salw, de an mennigen gefährlichen Borſtkranken all Wunder dhan hedd. Se ſchüllen ſchicken un van der Salw köpen un dem Kranken de Borſt dämit beſtriken; dat würd woll helpen. Un de Herr gaff uns een Perd to dem Ritt, un Johann Paulmann wull de Bad nach Damgården ſin; un he ſnallde ſick Spären an un zuckelde luſtig up Martenshagen to un ſo wieder in de Welt henin. Un he was des Morgens heel tidig utreden, un de ſwarte Nacht brack herin, un he kam jümmer nich to Hus, un doch was't van Löbnitz bet Damgården man twee gode Mil. Un alle Nawers verwunnernden ſick, datt he nich wedder kam, un dachten, em were een Unglück begegnet. Toletzt kam he doch noch in der deepen, ſinkenden Nacht un bröcht de Salw mit. Äwerſt, o Herr Gott! Wo ſach de Minſch ut! Ganz bleek un vörbaſt un kunn kum ſpreken un van ſinem Warf Beſched gewen. Un as ſe en frögen, wat em fehlde un worüm he ſo bleek un verſtürd utſege, ſüftede he gär ſwär ut deeper Borſt un ſede: „Mit mi is't vörbi, gaht man hen un beſtellt mi dat Graf!“ Se frögen en wieder, un he vörtellde: „Mi is't gär wunderlich gahn up der Reiſe. As ick van Damgården törügg kam un bi dem Krog vörbi ret, den ſe de kahle Teew ſchellen, dicht vör'm Martenshäger Holt, flögen veele bunte Vägel in groten Schowen üm mi, ſo veele, as ick all min Lewdag nich toſam ſehn hedd, un ſe ſwarmden üm mi un ſchrejekten in der Luft un ſchockelden ſick mit ehren Flüchten up den Twigen. Un mi wurd gär wunderlich to Mod, un ick kreg mit eenem Mal bi hellem Dage ſonnen Gruwel, datt mi't grön un geel vör den Dogen wurd un ick nich wet, wo ick dör't Holt kamen bün. As ick nu up't Löbnitzer Vörbeet kam, wo de grote Widenweg anfängt, ſcheen de Sünn noch hell an dem Himmel, wull äwerſt ball unnergahn. Un all de Vägel weren nu wegflagen, äwerſt ick ſach twee bunte Heſters in der erſten Wid ſitten, un ſe ſegen gär affünnerlich ut, un mi düchte, ſe winkten mi to un ſpröken mit eenanner, as wenn twee Minſchen toſam ſpreken. Un min Perd ſtund ſtill,

as wull't ſick ook wisſeggen laten, un de eene van den Heſters ſlackerde mit den Flüchten un ſparrde den Snawel up un reep mi an mit luder Stimm: „Paulmann! Paulmann! Wo wiſt du hen?“ Un ick vörſchrack un vörwunnerde mi un kunn keen Wurt utluden. Un de Heſter dheed wedder ſinen Snawel up un reep noch luder as tovör: „Paulmann, du müßt ſtarwen un liggſt nah acht Dag in der Erd; Beelhawer äwerſt geit denn wedder achter ſinem Haken.“ Un don ging alles mit mi rund un wurd mi düſter vör den Ogen, un ick künn den Weg nich finnen, un et kam mi vör, as wer ick up eener widen, wilden Heide, un as were de Sünn weg un de Widen un de bunten Heſters. Un ſo bün ick woll vier, ſiew Stunden ümher biſtert un hebb denn doch de Widen wedder ſehn. Un don weren de Heſters ook wedder dä un ſtimmden dat olde Leed van nüem an: „Paulmann! Paulmann! Du müßt ſtarwen!“ Un dat Perd ſtrüwde ſick un wull nich vörwarts. Un up wat Wiſe ick toleſt to Hus kamen bün, dat weet ick nich; äwerſt datt ick een dooder Mann bün, dat weet ick woll.“ — Un wi wullen em dat ümſüſt utreden; äwerſt he ſunk up de Benk hen un wurd doodenbleek, un ſe bröchten en to Bedd as eenen Kranken, un den drüdden Dag was he eene Lik, un den ſäwenden Dag lag he up dem Kenzer Karkhoff. Äwerſt dat hedden de Heſters ook nich lagen: bi Johann Beelhawer ſlog de Damgärder Salw an, un as ſe Paulmann begrowen, ging he all wedder achter ſinen Oſſen im Felde.“

„Ja, de Heſter is een ſlimmer Vagel,“ ſede Jochen Eigen; „man ſchall egentlich keenem Vagel truwen, de eenen ſwarten edder ſwartbunten Rock anhett, ook keenem ſwarten Hohn, wenn't nich geele Föt hett. Därüm is de ſwarte Droſſel to liden mit den goldgeelen Föten un is een fründlicher Vagel, hett eene ſöte Stimm un een god chriſtlich Gemöt. Min Vader wüßt dävan eene Geſchicht to vörtellen, de was ſehr trurig. Achter der Kark in Starkow, wo nu dat Köſterhus ſteit, dä wahnde enmal een Wewer. De Wewer hedd eene ſchöne Eſch vör der Dör ſtahn, eenen graden, hogen Boom, ſo glatt un ſchier, datt de ſlinkſte Matros nich herupklattert were. Up diſſem Boom hedd ſeit veelen Jähren een Heſter ſin Neſt, un de Wewer in ſinem dummen Sinn hegde den Vagel un meende, he ſchull em Glück bedüden, un is doch een Hexenvagel, as alle Welt weet, un därüm ſüht man en mit Ulen un Hawks un annerm ſon Tüg van vernünftigen Lüden ſo oft an de Schün- un Perdſtalldören nagelt, datt he mit ſinem Geſicht de olden Wederhexen aſmöten un wegjagen ſchall. Äwerſt de arme Narr, de Wewer, helt grote Stücke up den Buntjack un ſmet em oft Stücken Kes un Fleiſch un

Maddiken hen, wenn he ſine ſründlichen Düwelsſprünge vör em makte; un he ſroide ſick, wenn die jungen Heſters ut der Eſch up ſine Kirſchen- un Appelböm flögen, un meende Wunder, wat de luſtigen Schreier un Wipper vör Ungeziefer un Unſegen van ſinem Gärden un Bömen wegjagden. Äwerſt o du armer Däſejapp! Eenmal was he mit eenem Stück Linnen äwer Land gahn, un ſine Fru groſ in dem Gärden, un de Kinder ſpelden vör der Dör, eene lütte Gör van ſäwen Jähr un een Jüngelken van drei Jähr. Un de Moder, as ſe weg ging, hedd dem lüdden Mädeken ſeggt, ſe ſchull ehr Bröding god in acht nehmen, bet ſe wedderkeme. Un de Kinder ſpelden im Sünnenſchin vör der Dör un ſammelden ſick Steen un plückten ſick Blömer, un eene Kluck mit ehren lütten Küken ſpeelde ook im Graſe, un de Dingelken ſludderden mit ehren Feddern un ſpreideden ſe gegen de warme Sünn ut un weren gär luſtig. Dä plagde de Düwel de olde Heſtermoder, un ſe kam herunner un ſnappte drei, vier Küken up un gaff ſe ehren Kindern to ſpiſen un att ſülwſt ook eens, un de jungen Höhnerkens ſmeckten en gär ſöte. Un as ſe ſatt weren, hedde de olde Heſter noch nich nog un ſprung un höppte üm de Küken herüm un hakte eenem paar van en de Oogen ut. Un de Küken mit den bloodigen Oogen kunnen nich ſehn un dreihden ſick rund üm, as wenn ſe düſig weren. Un de Heſter ſroide ſick un kraſchte, un de Kindikens ſtünden däbi un ſegen, wo beſünnerlich de armen Küken ehren Danz helden. Un as de lütte Dern de Küken mit den bloodroden Oogen ſach, dünkte et ehr gär luſtig, wo ſe ſick dreihden un danzten, und wo de Heſter mit ſinen bunten Geſellen jümmer tüſchen danzte; un dat arme, behexte Kind kunn ſick nich holden un müßt een Metz nehmen un ſinem Bröderken ook een Oog utſteken, datt he ook ſo mit roden Oogen rundſpringen künn. Un de lütte Jung ſchriede ludes Halſes, as ſe em dat Oog utſtak, un de Küken ſchrieden nu ook veel luder mit driun un de Kluck un de Heſters. Un de Wewerſche kam up dat Geſchrei ut dem Gärden gelopen un ſach den Jammer mit den Küken un dem lütten Jungen. Un ſe frog dat Gör, wat mit Bröderkens Oog ſchehn wer? Un dat Kind vörtellde: „De Heſter pickte den Kükelken de Oogen ut, un ſe danzten un küſelden ſick ſo luſtig herüm, un he hüppte luſtig mank en, un mi düchte, he ſede to mi: Dho dinem Brödign ook ſo, un ſüh, wo luſtig he danzen ward! Un ick nam dat Metz un ſtack em dat Oog ut; un hedd he nich ſo barmhartiglich ſchreit, ick hedd em dat anner Oog ook utſteken.“ Un de arme Fru was ſehr bedröwt. Un as de Wewer to Hus kam, terſtörde he dat Heſterneſt un ſchoot de Heſters doot un ſmet ſe dem Kater vör de

Föt, de een flinker Vagelplücker un Fedderleſer is, un de ſchöne Eſch müßt ook herunner! He kunn den Boom nich mehr vör Oogen ſehn. Un ſither ſünt nümmer Heſters in Starkow ſehn worden."

Un Johann Geeſe ſede: „Ja, dat is ſon egen Ding mit den Vägeln! Dä ſünt därunner, de wunnerliche Kappen un Mäntel dregen, as de Ulen, de Nachtraiwen, de Heſters un vör allen de Blagföt — o dävon künn ick Geſchichten vörtellen — de Blagföt! De Blagföt!"

Un as he dat ſede, wurd Jochen Eigen bloodrot, ſprung up un leep weg. Un de annern wunnerden ſick, un Geeſe lachte un ſede wieder: „Ja, de Blagfot! De Blagfot! Dävon hürt Jochen nich gern vörtellen. Dat hett ſo ſine egne Bewandtnis. He hett mi't ſülwſt veelmals vörtellt, as wi noch junge Sells weren; äwerſt de Nam ſteckt em doch jümmer een beten in't Hart. Ji hewt woll hürt, datt ſe en oft Eddelmann nömen; wobi he jümmer bös ward. Awerſt et is keene Fabel; ſine Vorväder ſünt im Lande Rügen rike Herren un Eddelläde weſt, un vör langen, langen Tiden, noch lang vör dem groten Köning Karolus, hett een Herr van Eigen lewt, de wahnde in eenen prächtigen Slott un was äwerminſchlich un grauſam ſtolt un hart un hedd äwen ſo ſtolte Kinder. He was een rechter Unminſch, let de armen Lüde mit dem Bedelſack mit Hunden van ſinem Hawe hitzen un hedd eenen Knecht, de ſick in ſinem Holt eene junge Eek to eenem Pietſchenſtel ſneden hedd, ſine ſcharpen Spären ſo lang in de Sid ſtött, bet he dood was. Un ſine Döchter hebben't mit ehren Jumfern äwen ſo makt. Wenn ſe en de Kleder antehn un ſe putzen un en de Haar kämmen un torechtleggen ſchüllen un irgendwat nich nah ehrem Sinn un dullen Kopp makten, hebben ſe de Haarnateln nahmen un den armen Mäken ſe int Haar drewen, datt dat Blood darnah drüppelde, un en mit dem Kamm de Backen terreten, datt de armen Dinger utſegen, as wenn ſe in eenem Hahnengefecht weſt weren. Awerſt ditt unchriſtliche Türkenregiment hett ook ſin End funden. De wilde Spärenriddersmann hett mit ſiner Wildheit un mit Spill un Wiwertucht ſo dulle Wirtſchaft drewen, dat ſin prächtig Slott un all ſin God an frömde Lüd kamen is, un he un ſine böſen Döchter, de Natelfräulen, ſünt vörſwunnen un vörſchollen, un hett nimmer een Minſch mehr van en hürt. Awerſt de Nawers ümher munkelden un vörtellden, ſe weren gär nich ſo wiet; ſe glöwden, ſe weren all in Blagföt vörwandelt, un hedden dat as een Markteken un Währteken ſehn, datt üm ſin Slott veele Winter jümmer drei, vier Blagföt bet in den Hoff un in den Gärden flegen kemen,

dâ Müſe to ſöken, wo ſe ſünſt Braden un Paſteiden freten hedden. Ditt was äwerſt ganz un gâr gegen de Wiſe van den Blagſöten, de ſick ſünſt jümmer up dem widen, rumen Felde to holden un den Minſchen un Hüſern nich nah to kamen plegen. Un van des olden, grimmigen, vörwandelten Slottridders Kindern is man een Sähn unner den Minſchen blewen un is as een ganz arm un kleen Mann ſtorwen, un de Grotvader van unſem Jochen was all een Bur in Wobbelkow, de den Swerinen to Löbnitz tohörde un hier to Kindshagen as Inliggor ſtorwen is. Un diſſe un ſin Sähn, de een rieſengroter, ſtarker Kerl was, hedden noch ehre dullen un wilden Nücken van dem olden Slotteddelmann Blagfoot, vörwegen grotmödige, äwerdhadige Kerls. Unſer Jochen is de erſte tamme Eigen, een ſachtmödig un fram Minſch, un de Junker ſchient in em utgeblaſen to ſin; un ick wüßt nicks an em to ſchelden, as datt he ſo veel van Düwelsknepen un -künſten drömt, un de Herr Paſtor predigt doch, datt de Herr Chriſtus dem Böſen de Macht nahmen un en mit Keden der Höllen bunden hett, datt äwerſt de Minſch ſick meiſt ſülwſt vördheit un behext, un datt, wer up Gottes Wegen geit un ſick richtig to Gotts Wurt un Gebet hölt, datt dem keen Satan un keen Hexenmeiſter wat andhan kann."

---

9. Kringelkranz de Wide.

Un nu was Johann Geeſe god in Tog un nam wieder dat Wurt un ſede: „Na all diſſen Geſchichten, wo de Minſchen ſo gern den Düwel un de olden Hexen mitſpelen laten, will ick ju ook een Loiſchen ton beſten gewen, wo de leewe Gott un de Engel recht de Mitſpelers ſünt! De leewe Gott is äwerſt woll jümmer de Mitſpeler in allen Geſchichten, wenn de Minſchen dat man weten un bedenken wullen. Äwerſt de ſwarte Satan ſchient mehr dicken Liw un kennbâre Farw to hebben; äwerſt de himmliſchen Geiſter un de finſten un liſeſten Mitſpeler kann man nich ſo mit irdiſchen Oogen ſehn; dâto hürt ook een ſiner Geſicht un dat up himmliſche Dinge to marken wet. De Minſch ſchall ook nich ſo vörmeten ſin un veel ümherkieken, as künn he ſe nah ſinem Gefallen un up Komando hüren un ſehn; äwerſt ſelig is de Mann, de ehren liſen Gang un ſanften Atem ſtill vörnehmen kann un ſick nicks dârup inbildt. Dârüm ſchält ji nu nah all diſſem wilden Wirrwarr van dullen Geſchichten een Loiſchen hüren, dat nüdlich is un eenem keenen Upruhr van trurigen Gedanken makt. Mine ſelige Moder hett't mi veel duſent-

mal vörtellb. Ji kennt jo dat Kinderſpill, wo de lütten Dinger ſick im Ring herümküſeln un Kringelkranz de Wide ſingen; äwerſt ji wet't nich, wo't toerſt herkamen is, un dävon ſchält ji de Geſchicht nu hüren. Et is eene Wewergeſchicht, de ſick woll vör veelen hundert Jähren begewen hebben mag, un van eener Wewerſche, de Fru Klingenbarg het, hett mine Moder de Geſchicht leert.

In eenem Dörp in dem Land, wo de Sidenwörmer de Side üm de Böm wewen, un wo alle Fruen Sid ſpinnen un wewen as hier Flaß, un wo alles ſidene Kleder dreggt, lewde een Sidenwewer, een rechtſchaffen flitig Mann, de eene ſtille, frame Frau un woll een halwes Dutz Kinder hedd. Nu begaff et ſick eenes goden Dags, datt de Fru fröhmorgens in de Stadt gahn was un to ehre öldſte Dochter, de Marieken het un twelf Jähr old was, ſeggt hedd: „Marieken, giſſ acht, wenn de Klock acht ſleit, denn müßt du dinen Sweſtriken un Brödigen een Botterbrödken ſmeren, un vörgett ook nich, den negen lütten Hemplings in dem groten Burken Water int Glaß to geten.“ Un Marieken hedd de Botterbröde nich vörgeten, denn de annern Kinder vörgeten nich, ehr Fröhſtück to begehren; äwerſt de armen, lütten Hemplings künnen nich ſpreken. Un Marieken ſtund in der Dör, un eene Schow Dörpkinder leepen vörbi un repen: „Kumm mit, Marieken, in den Buſch Erdbeeren plücken!“ Un ſe un ehr öldſtes Bröderken leepen mit en un vergeten ſick un gingen erſt gegen Middag to Hus. Und dä begegnede en ehre Moder, de ut der Stadt kam un ſick vörwunnerde, datt ehre Kinder den Weg ut dem Buſch herunner kemen. Un ſe gingen nu mit eenanner int Hus, un de Moder frog un ſach nah un reep: „O mine armen negen Vägelkens! Marieken, du wilde Hummel, wat heſt du dhan, un wo büſt du herüm lopen?“ Denn all de Negen legen dood un vördüſtet dä. Un de Fru, een fram un klok Minſch, beſprack ſick mit ehrem Mann, un den Namiddag nam ſe Marieken vör un ſede ehr mit warnender Stimm: „Du armes Kind! Du wildes, fluttriges Kind! Wo mennige ſwäre Gedanken heſt du mi un dinem Vader all makt! Un nu müßt du lang beden un büßen för de armen Vägelkens un för dine ſündliche Vörgetſamheit, un wi willen ſehn, ob wi di betern känen. Un ick arme Fru hew't mit Gebet un mit duſend Tranen to Gott lawt un em üm ſinen Segen dåto anſleht — und dat is't, wat ick un din Vader Gott lawt hebben:

Wiel et negen Vägel weren, de dör dine Schuld ſo jämmerlich verdöſten müßten, ſo ſchaſt du negen Jähr jeden Dag negen Stunden ſitten un Side ſpinnen un leſen un beden, ob de leewe Gott di dine Sünd üm de Vägelkens vörgewen un di up

ſinen rechten, ſtillen Weg ſetten wull.“ Un as ſe diſſe Würd ſpraken hedde, nam ſe dat Kind und drückte ſe an ehr Hart un weende ſehr; äwerſt dat arme Marieken weende noch veel mehr. Un don ging de Fru hen un makte up dem Bänen een lütt Stüwken torecht un ſettede Mariekens Spinnrad dähen un lede Side tom Börſpinnen dâbi un dann nam ſe dat Kind, führde ſe de Trepp herup un ſpunde ſe in. Awerſt ſe hedd ehr ook eene Bibel un een Geſangbook up dat Diſchken leggt und ſeggt: „Jede twee Stunden, wo du de Klock van dem Torm ſlan hürſt, les een paar Vers ut diſſen heiligen Bökern un denn giſſ di wedder an din Spinnrad; nu gewe de leewe, gnädige Gott, datt di de ſtille Arbiet tor Luſt ward!“ Ook gaſſ ſe ehr een Klöckchen un ſede dâbi: „Wenn du mal eenen Oogenblick herunner müßt ut dinem Burken, denn klingel man, un wi willen di upſluten!“

Un dat arme Marieken weente bitterlich, as ſe ſick inſpunnt ſach und de Dör achter ehr toſlaten wurd, un kam ehr de Eenſamkeit un dat lange Spinnen toerſt ſehr hart vör, un weende de erſten drei Mand wohl duſendmal mehr Tranen, as ſe Sid fardig ſpunn. Awerſt Gott gaſſ dem Kinde bald de Gnad, datt ſe ſick darin ergaſſ un dubbelt froh was, wenn de Moder des Namiddags Klock ſös achter ehr upſlot un ſe herunner gahn un mit ehren Bröderken un Schweſterken ſpelen dürft. Un jümmer jeden Abend, ehr dat Kind to Bedd ging, nam de Moder ſe un let ſe upſeggen, ob ſe wat in den ſchönen Bökern leſen un ook behollen hedd. So vörgingen woll vier Jähr, un de negen Stunden wurden jümmer richtig hollen, un alleen an Sündagen un Feſtdagen wurd nicht ſpunnen. Un de Öldern hedden to ehrer groten Froide markt un markten jümmer mehr, datt dat ſünſt ſo wilde un hummelige Kind ſtill und emſig wurd un in der Bibel finden un upſlan künn, as keen Kind im ganzen Dörp, un dâbi eene Finſpinnerſche ſo flitig un ſo geſchickt, datt ehr Vader ſick daräwer verſtaunde un to der Moder ſede: „Trin, et is nog, un wi willen nich to veel dhon un Gott nich mit dem Kinde vörſöken; lat ſe bi uns ſitten un mit uns in unſrer Stuw ſpinnen un mit unſen annern Kindern in Feld un Gârden arbeiden!“ Awerſt de Fru antwurte em: „Ne, Mann, ick hew Gott dat Wurt gewen, un wi mütten em dat Wurt holden. Dat Kind is jo gottlow friſch un geſund, un de fief äwrigen Jähr, wo ſwinde gahn de ook hen! Un wenn wi uns för eene wilde Dern een flitiges, frames Kind ſchafft hebben, is dat nich eene Gnad un Froid van Gott dem Herrn?“

Un de Fru behelt recht, un de Wewer gaſſ ſick drinn, un Marieken ſpunn furt. Un as ſe nu gröter wurd, ſöstein, ſäwentein Jahr old un all inſegend was un in Gotts Wurt ſehr beleſen,

ſung ſe an, äwer ſick un äwer de Welt un Gotts Werke to denken, un mennige ſine Gedanken ſnurrden mit dem Spinnrade un leven mit dem Faden ſo furt, un ſe ſung ſick tüſchen dem Stundenſlag tom Tidvördrif mennigen hübſchen Vers vör, un ehre Finger flögen man deſto ſlinker äwer de Side hen. Awerſt nu vörging ook keen Dag, wenn dat gegen de negde Stund ging, datt ſe nich an ehre Hemplings dachte un bedede un ook woll weende. Ook hedd ſe ſick eenen Sang utdacht, den unſe Kinder nu noch jümmer ſingen, un wenn ſe den Sang utſungen hedd, nam ſe ehr Klöckchen un klung em as den Segen gär liſing nah. Un dat tröſtede ehr dat Hart. Un ditt was dat Kinderleedken:

Kringelkranz de Wide,
Ick ſpünn ſo'ne ſchöne Side
As een Häar
Negen Jähr.
Mine Moder gaiſ mi'n Klöckchen,
Dat bund ick an min Röckchen;
Dat leb' Klingdal!

Un ſo vergingen Marieken de negen Jähr an ehrem Spinnrade, un ſe was een gär ſründliches un frames Kind worden un ook hübſch un ſin un hölt ſick ſo nüdlich un manierlich, datt, wenn ſe in de Kark edder ook to den Nawers äwer de Strat ging, diſſe ſe ehren Döchtern weſen un ſeden: „Seht dä Wewers Marieken, dat is doch dat netteſte un hübſcheſte Dernken im ganzen Dörp!" Awerſt in diſſen leſten Jähren hedd ſick noch wat mit Marieken begewen, worüm keen Minſch wüßt, un wat ſe ook ehren Öldern vörſwegen un ſtill bi ſick beholden hedd. Dat was een wittes Düweken, un mit dem Düweken was't ſo togahn:

Eenes Winterdags, as Snei un Regen gegen Mariekens Finſter ſlog, kam een wittes Düweken angeſlagen, ganz natt un jämmerlich, un ſludderde gegen dat Finſter. Un Marieken makte dat Finſter up un let dat Düwken in de Stuw, wo et ſick warmde un drögde un denn wedder ut dem Finſter flog. Awerſt därbi bleſ et nich. Dat Düweken wurd nu Mariekens Kamrat un kam alle Namiddag wedder an dat Finſter to flegen, un Marieken makte up, un dat Düweken ſette ſick up ehr Spinnrad un up ehren Schot un hedd ſick, as wenn't mit dem Mäten ſpelde. Un dat Kind hedd eene grote Froid an dem Vagel, un in ſiner Geſellſchaft ging't mit dem Spinnen man deſto ſlinker. Un de beiden beſründigden ſick ſehr, un dat Spill ging jümmer wieder. Denn bald kam dat Düweken nich anners as mit vullem Snawel un ſchüddede Aprikoſen un Kirſchen un annere ſchöne Saken vör Marieken ut, de ſe ſick woll ſmecken let. Un Marieken was ehrem

witten Düweken dankbar, un se kösde sick een nettes Körsken un dheed jümmer Arten un Brodkromen dărin un settede dat Körsken up dat Finster un froide sick, wenn se dat Düweken dărut bicken sach. Un so verflöten ehr de lesten Jăhre as een lustiger Droom, un se grämde sick fast, as ehre Moder sede: „Morgen awend, Marieken, sünt dine negen Jăhr üm, un denn büst du erlöst!" Un Marieken föll bi dissen Wurden ehrer Moder üm den Hals un weende hartinniglich, un de Moder weende ook un sede: „O du min leewes, leewstes Kind! O du min Allerlewstes in disser Welt! Wenn du wüßtest, wo veele Millionen Tranen ick weent hew üm dat Wurt van de negen Stunden un de negen Jăhr, dat ick Gott gewen hedd! Wo mennige Nacht ick to Gott üm dine Seligkeit bed't hew, du leewes, leewes Kind! Awerst Gott Ehr un Pris un Dank! He hett et woll mit uns makt!"

Un den annern Dag wurd upstaten un nich mehr tostaten, un Măten un Spinnrad un Bibel un Gesangbook un Klöckchen un alles, alles ging de Trepp herunner in de grote Stuwe; un dărnah gingen de Öldern mit ehrer Dochter in de Karke un dankten un bededen dă. Un't was binah Awend worden, as se to Hus kemen, un Marieken was so vull un beklemmt, un se slek sick găr still un heemlich in den Gărden un sach mit weenenden Ogen un deepen Gedanken to dem Finster henup, wo se de lesten schönen Jăhre mit dem witten Düweken spelt hedd; un se künn sick nich holden vör Wehmod un Froid un weende noch mehr un reep: „O du min Düweken! min Düweken!" Un süh! In dem Ogenblick sach se dat Düweken van dem Finster wegflegen ut dem Körsken, as wenn't noch dărut geten hedd, un so sludderde et găr sacht ăwer Mariekens Kopp weg. Un as dat Düweken sick in der Awendschummering ăwer den Gărden henut vörslagen hedd, ging Marieken ăwen so lising de Trepp herup in ehr Stüweken un nam dat Körsken van dem Finster un küßte et unner dusend Tranen. Un as se sick wedder een beten vörsunnen hedd, kam ehr dat Körsken in der Hand so swăr för, as wenn't ganz hüpnig vull Arten west were. Se hedd ăwerst keen Arg dărut un settede et swind wedder vör't Finster un leep de Trepp herunner, as ehr Moder se tom Eten reep.

Un den annern Morgen, wat beaaff sick? Was för eene nüe, grote Froid un wat för grote un hoge Gedanken för de goden Wewerslüde! De Moder was in dat Dachstüwken herupgahn, noch wat torechttostellen, un hedd dat Körsken van dem Finster nahmen un sick ook vörwunnert, datt et so swăr was. Un se schüddede et ut, und Arten un Brotkromen föllen herut, ăwerst ook blanke Dukaten, een ganzer Hupen blanker, nüer Dukaten,

wohl 500 Stück. Un de gode Frau vörſchrack un vörfierde ſick, un ſcharpe Gedanken ſteken ehr dörch't Hart: „Wat is mi dat? Wat bedüdet dat? Woher? Woto? Is dine Dochter, de du een fram, chriſtlich Kind glöwſt, een Deef edder wat Slimmers?" Un ſe reep Marieken herup, ſach ſe ſcharp an un wes ehr de Dukaten, un Marieken vörwunnerde un vörſchrack ſick äwen ſo ſehr; man van dem Deef edder van wat Slimmern wull un kunn ſe nicks weten. Un ſe ſmeet ſick vör ehre Moder up de Knee un reep: „Düweken! Min Düweken! Dat büſt du" — un don hedd ehr Mund Luſt un Mod gewunnen, un ſe apenbärde un vörtellde ehrer Moder alles, wat ſick de leſten Jähre mit dem witten Düweken begewen hedd. Un de Moder wurd wedder froh nah ehren Schrecken, nam ehr Marieken in de Arm un ſegnede ſe un ſprack: „O Gotts Froid, datt du unſchuldig un rein büſt!" Un ſe gingen un vörtellden dat dem Vader, un he ſede un glöwde mit en, datt een Engel Gottes mitſpelt hedd.

Un ſo hedd Marieken eenen Brutſchatz von 500 Dukaten. Un de Olden buwden ehr een prächtiges Hus dävan, un fund ſick to dem hübſchen Mäten een hübſcher Brüdegam, un wurd bald eene luſtige Hochtid. Äwerſt Marieken kunn ehr wittes Düweken nümmer vörgeten, un ſolang ſe lewde, helt ſe ſick de ſchönſten witten Duwen in ehrem Hoff; un mag dat witte Düweken van dem Korf woll ook mit darunner flagen ſin. Marieken hedd ſick't woll inbildt, datt et ſick unner ehre Duwen makte un mit Luſt un Wohlgefallen up ſe un up ehre Kindekens ſach. Se meende ook, ſe hedd et mennigemal äwer den Karktorm wegflegen ſehn. Un van Mariekens Tiden her ſungen ſe un ſingen bet up den hütigen Dag Kringelkranz de Wide."

Un Smidt Mierk, de nipp tohürt hedd, ſtimmde mit allen in, dat ditt eene ſmucke Geſchicht was; darup koppſchüddelde he wedder un ſede: „Wat ick ſeggt hew, dä bliw ick bi. Et is een gefährlich Ding üm de Deerde, un de Minſch ſchall ſick nich to deep mit en inlaten. Gott hett en to ſinsgliken henwiſt, un he ſchall ſick tom Minſchen holden un nich tor unvernünftigen Kreatur. Denn wenn he ook grad nich behext ward un ſo in de Wildnis der Gedanken gerött edder gär tor Höllen fahren mütt, ſo is't doch eene grote Sünd, un is woll nich to beſchriwen, wo ſwär de Minſchen ſick vörſündigen, de Hunde un Katten ut ehren Schötteln eten laten un de Armen mit Stöcken ut ehrem Huſe driwen: un warden därüm van veelen doch noch nich vör Heiden holden."

10. Schipper Gau un ſin Puk.

„Ji hewt woll oftermals hürt, wo veele Hexerei un Töwerei mit Katten, Zegenböcken, Heimken un Schorſpoggen drewen ward, un wo de olde Fiend ſick darachter ſteckt un den armen verbieſterden Minſchen in de Höll herin ſpelt. Äwerſt dat giſſt ſo veelerlei Töwerei, datt et nich to denken noch uttoſpreken is, un wer ſchull't glöwen, datt de Düwel liſtig nog is, in Müggen un Käwer, ja in den allerminſten Worm ſick herintomaken, wenn de vörblendte Minſch nah ſinen Dingen lüſtern is un nah dem Düſtern un Vörborgnen ſnappt? Denn wer hängen will, ſeggt dat Sprickwurt, de kann woll dör eenen Spennenfaden to Doode kamen. As ick in miner Jugend in minen Wanderjähren ut minem Vaderlande Holſteen nah Rotterdam up Arbeit kamen was, hew ick mennige ſnurrige Ding dävan ſehn un hürt; denn de Schippers hebben veelen ſodhanen Awerglowen un mennigerhand heemliche Künſte. Ick mag't äwerſt nich all nahſeggen; doch will ick ju eens vörtellen, wat hier bi uns eenem Mann ut Barth edder vam Dars in Prerow begegnet is, un wovan alle Lüde to ſeggen wüßten, as ick noch een junger Geſell was.

In Barth lewde een Schipper Hinrich Gau, dat was de glücklichſte un vörwegenſte Schipper in der ganzen Oſtſee, dem vok alles to Faden leep. He unnerſtund ſick, wat keen anner Schipper dörſte, un ſe ſeden, he kunn mit allen Winden ſegeln un, wenn he wull, vok wedder den Strom. So veel was eenmal wiß, he wagde ſick herut midden im Winter un in dem böſeſten Unweder un kam jümmer mit ganzen Maſten un heelen Segeln dävan, wenn de annern Schipp terreten un terſpleten in den Hawen lepen edder gär ſo deep vör Anker legen, datt keen Minſchenoog ſe wedder to ſehn kreeg. Mit dem Gau äwerſt ging alles vörwärts, as künn he den Wind ut'm Sack ſchüdden, grad as he'n brukte. So was he denn jümmer de erſte up dem Platz un makte de beſten Frachten un wurd in weinigen Jähren een riker Mann, datt ſe en den riken Schipper edder den riken Gau nömden. Dat Ding hedd äwerſt ſo ſinen egnen Haken, un um all dat Gauſche Glück un Geld mügt ick an dem Haken nich hängen, woran Gau faſt was. Denn de Lüde munkelden ſo wat van eenem blanken Käwer edder eener grönen Pogg in eenem Glaſe; un dat was ſin Puk, de em den Wind un dat Glück makte, un de Matroſen wullen dat düwelſche Ding unnerwielen ſehen hebben, wenn't ſtief weihde edder de Nacht gefährlich düſter was, wo't as een lütt winzig Jüngiken in eener ſwarten Jacke eene rode Mütz up'm Kopp up dem Schipp herümleep un alles nahſach, edder vok as een old gris

Männiken mit eener kritwitten Parück up dem Kopp, dat am Stürroder satt un in den Häwen keek un dem Schipp den Weg wisde. Un se vörtellden ook, datt de Schipper sine blanken und grönen Düwelskamraten sehr prächtig plegde in eenem avarten Schrank in siner Koje, wo keen Mensch hensnuwen dörst, un datt he en dä jümmer söten Muschatwin un Rosinen un Figen hendrog. Denn de in der bittern un suren Hölle wahnen, laten sick am lichtesten mit Zuckerbackels un Nüdlichkeiten locken un festholden, wenn man se to sinem Deenst anbinden will.

Dat Glück was up disse Wis un mennigen schönen Dag mit dem Schipper Gau up der Fahrt west, un he vörstund sine Geisterkens to regieren, un se weren em up't Komando gehursam un willig. Awerst tolest vörsach he sick eenmal, un de Düwel slippte em los un drew sin böses Spill so schrecklich, datt jeder sehn kunn, wat et was. Schipper Gau was mit eener riken Ladung ut England kamen, un sin Schipp lag up dem Strom der Sundschen Reede vör Anker. He was eenen Dag in de Stadt fähren, un Gott weet, wo't geschah — denn süs ging he den Dag weinigstens wohl dreimal an Burd — he was in een woist Gelag geraden, un se hedden so deep in't Glas keken, datt Gau Schipp un Puk un de ganze Welt vörgatt. So hedd unser Schipper twe utgeslagene Dage in Stralsund vördrunken, un sine Dinger, de he hungern let, weren grimmig worden, hedden de Gläser terbraken, worin se seten, un blösen eenen Storm up, datt dat Schipp anfung, mit allen Segeln to spelen, un sick van allen Ankern losret. De Lüde, de up der Brügg un Lastadie stunden, vörwunderden sick — denn bi de Stadt weihde kum een Lüftken — wo dat Schipp rundlüselde as een Swin, dat to veelen Branwinsbarm saven hett. Un et wurd een grot Geschrei, un veele Schippers leven herbi un ook Schipper Gau. He kreeg slugs een paar van sinen Matrosen un eenige annere Waghälse tohop, löste sin Boot un leet de Remen knarren un reep: „Frisch, Jongs! Frisch! Wenn ick an Burd kam, schälen mine Kerls woll wedder to Loch: se kennen min Komando woll.“ Un Gau kam richtig an dat Schipp, dat sick jümmer rundüm lüselde, as wenn't in eenem Strudel stack. Alle annern Schipp rührden sick nich, as wenn för se keene Luft weihde, un was een heel moi Wäder. Awerst de kecke Gau hedd sick dittmal to veel vörmeten; sine Bürschchen, de wegen des langen Hungers to grimmig weren, leten sick van em weder locken noch hissen: se makten jümmer gewaltigern Storm un dullere Arbeit un lüselden tolest so arg, datt Schipp un Schipper mit Mann un Mus to Grund gingen.

To der Tid ging mennig Gerede mank de Schippers hen un

her, un veelen is woll bang worden; äwerſt ick glöw, et giſt noch van der Art, de ehre lütten Düwelkens in Schachteln un Gläſern mit an Burd nehmen."

Nu kamen Geſchichten van Johann Geeſe. Dat was een ganz anner Minſch as Jochen Eigen, de woll god vörtellen kunn as een plappernder Papagei, äwerſt ut egnen Gedanken begrep he weinig edder nicks un was een dämeliger Düſing. Johann Geeſe was man een ſchlichter Katenmann edder Inligger, de van ſinem Spaden un Döſchſlegel lewde, äwerſt an Verſtand un Sinn was he een egen Minſch un van der Art, de man nich alle Dag up der Strat findt. He was een langer, ſtarker Kerl mit eenem groten, breden Geſicht un groten, himmelblagen Oogen, worut he ſehr fründlich, äwerſt ook ſehr deepſinnig un nahdenklich lachen un kieken kunn. Wat he wüßt, dat kunn he licht un klar vörtellen, as wer't eene Fabel weſt; ſin Kopp was klüſtig un anſlägſch, un wat ſine Oogen ſegen, kunnen ſine Händ maken. Un vörtellen kunn Johann Geeſe — mennig Mann hett ſinen Vader veel Geld koſt't un ſiew edder tein Jähr up Schoolen un Ulenverſteten legen un't doch därin ſo wiet nich bröcht as diſſe Katenmann. Johann un ick weren gode Fründe, un he hett mi mennig luſtig Dönken un Leuſchen vörtellt un van geiſtlichen Dingen noch mehr mit mi ſpraken. He was van Natur een ſanftmödig, ſchicklich un fin Minſch, de ſick mit allen Dingen un mit allen Minſchen to behelpen wüßt, däbi een rechtſchaffen Chriſt un ſtill un andächtig, ſo datt he ook im argſten Wäder un Regen un Snee keenen Sündag vörſümde, datt he nich tor Kark ging. „Denn," ſede he, „wenn man ook unnerwielen mit eener gatlichen Predigt affpiſt ward, man hett doch den leewen Geſang; un wenn man Gott ehrlich ſöcht, lett he ſick ook finden un weckt eenem gode Gedanken up, de nich ut jedem Tun edder Durnbuſch upſlegen." Bi ſinen Geſchichten äwerſt ſach he dähen, datt he in allem, wat geſchach, Gott un Gottes liſen un vörborgenen Finger upſpörde, un wo de Herr nu mit dem liſen Finger, nu mit der mächtigen Dumenfuſt drinn taſtede. Därüm vörtellde he am leewſten ſonne Geſchichten, worin de Lüde ſick ſpegeln, un worut ſe leeren künnen, datt bawen uns Eener leewt, de't Roder hölt un ſtürt.

---

11. De ſpökenden Buren.

De Herr weet woll, wat hier im Lande för een dull Weſen is mit den armen Lüden, un wo hart un unchriſtlich de Eddellüde

de Buren afdriwen un ſleifen un ut ehren Dörpern grote, prächtige Häw maken; ſo dat nüms tolezt weet, wo he bliwen ſchall un oft ſlimmer dåran is as eene wilde Duwe edder een Vagel, de Sommer un Winter frei dör Buſch un Wald flegen kann un doch de Eek un Bök edder een Loch hett, wo he ſin Neſt buwen mag. As ditt dulle Weſen nu hiertolande anfung vör een föftig, ſäwentig Jåhr, då wahnden in Langenhanshagen, wo nu de königlichen Pachthäwe ſünt, idel freie Buren, de man een faſt Grundgeld an de Kron betalden. Se hedden ſick dår henbuwt vör langer Tid, noch vör dem groten König Karolus, as't knapp was mit Minſchen im Lande un gegen de Wülw un annere Undeerde Jagden anſtellt wurden. Un ſe hedden Brewe un Sigel dåruv, datt, ſolang ſe dat Grundgeld richtig betalden, nüms ſe ut ehren Stellen rücken dürfte. As nu de ſlichte Tid kam, wo de arme Bur unnergahn un Gewalt för Recht gelden ſchull, un as in veelen groten Dörpern alle Buren ſmeten wurden, un de Eddellüde un Amtshauptlüde lüſtern weren, prächtige Häwe dårut to maken, då entſtund hier ook een Prozeß tüſchen Kron un Amtshauptmann un tüſchen de freien Buren, de ſick nich wullen godwillig affdriwen noch as de blöden Hunde van ehrem Egendom jagen laten. De Buren hier hedden dertid eenen düchtigen Schulten, de het Gröning, de let dat ſo licht nich ſlippen. De Sak tog ſick woll een ſiw, ſös Jåhr ſo hen, un tolezt ſchullen de Buren un de Amtshauptmann nah Wismar reiſen un då vör'm Köning ſülwſt erſchienen un ſpreken. Un Schult Gröning reiſte ut mit eenem annern Buren, de Hinrich Lang het, un ſe hedden ehre Brewe un Papiere mitnahmen. Dat verging eene rume Tid, ſo hürden de Langenhanshäger, ehre Lüde weren in Wismar nich weſt; un to Hus kemen ſe ook nich wedder. Un ſe weren up ewig van diſſer Welt vörſwunnen, un mit en weren ook alle Papiere un Landbrewe verlåren. Un bald ging't ook hier an de Junkerwirtſchaft: alle Burſtellen wurden dalleggt un grote Häwe dårut makt. Mank de Burslüde äwerſt munkelde et, de Schult un ſin Kamrat weren doodſlagen up der Reis; denn de doode Hund bellt un bitt nich. Ditt geſchach, as min ſelig Vader een junger Geſell was, de mi oft dåvan vörtellt hett. Dat markten ſick de Lüd äwerſt as wat Affünnerlichs, datt et ſit der Tid nich richtig was an der Sandkule, wenn man den Weg kümmt, de ut Langenhanshagen nah Holthoff geiht un nah de Löbnitzer Mähl un Redebaß. Då hett et för mennigen ſpökt, un dat Volk ſeggt, keen Rüter kann då des Nachts vörbi riden, datt dat Perd ſick nich ſtrüwt un ſteilt un mit em utriten will, un menniger is då im Sand ümwöltert worden. So weren veele Jåhre vörgahn un de vörſchollenen Buren lange

vörgeten, dâ gröben ſe mal bi'm Wegbetern recht deep in de Kule herin un gröben de Knaken van twee Liken ut. Un de olden Lüde, de wieder denken künnen, ſpreken unner ſick, dat weren woll Schult Gröning un de anner Bur, de ſe nah Wismar affardigt hedden; de Böswichter un Burenverdelger hedden de dood ſlagen, en de Papiere afnahmen un ſe in den Sand vörſcharrt. Ob dat nu wâhr is, weet ick nich; dat äwerſt weet ick, datt et nich mehr ſpökt, ſit de Knaken up dem Karkhoff begraben ſünt un in hilliger Erd liggen.

12. De frame Bur.

In Rubitz bi Kenz lewde een Bur, dat was een ſtill, gottsfürchtig Minſch, un he hedd eene leewe un frame Husfrau, un ſe lewden mennig ſchön Jâhr mit eenanner un hedden Glück un Kinder. Dâ ſturf de Frau, un de Mann was ſehr trurig, denn ſe was een Wif weſt as een Engel un ſo fründlich un godhartig, datt ſe keener Fleg wat to Leeden dhon kunn. Un de Mann were woll för all ſin Lewen een Wittmann blewen, hedd he de lütten Kinderken nich hett, de en in ehrer Vörlatenheit jammerden. Un he ging denn to un nam ſick de tweede Frau, äwerſt ſin Hart was jümmer noch ſehr bedröwt. Un ook diſſe Frau was een recht fram und fründlich Minſch un hölt de lütten Kindekens reinlich un nett un ertog ſe im Chriſtendom un in aller Gottſeligkeit; un de Bur hedd ſe recht leew un lede ook noch twee Kinder mit ehr to. Äwerſt ſine erſte Frau kunn he nich vörgäten, un dat was ook woll nich nödig. Se ſeggen, ſe beſöchte en oft un kam binah jede Nacht an ſin Bedd un ſprak em fründlich to un ging denn rund üm de Bedden, worin ehre Kinder ſlepen, un runde en wat in de Ohren un ſegnede ſe. Dat is äwerſt gewiß, datt de Bur mennige Nacht keene Rauh hedd un upſtahn müßt un in't Feld gahn. Un nüms wüßt, wo he hen ging. He ging äwerſt nah Kenz un up den Kenzer Karkhoff un lag up dem Grawe, worin ſin Schatz vörgraben lag, un he meende, denn were em am nüdlichſten to Mod in ſinem ganzen Lewen. Un he hedd dat nich heemlich vör ſiner jetzigen Frau, datt dat ſines Hartens Froideſtunden weren, un datt he dat Nachtwandeln nich laten künn. Un dâ lag un ſatt he in dem ſchönen, grönen Sommer un in dem kolden, bittern Winter, wo de Wülw un Vöß vör Froſt hülen un de Tunköning, de Lütte, üm de Finſter flüggt un piept. Un dâ hebben de Kenzer Lüde en eenen Morgen funden, datt he lang utſtreckt lag, as hedde he dat Graf küſſen wullt un mit ſinen Armen ümfaten. Un ſo hett he eenen ſchönen, ſeligen Dood nahmen, un Gott un ſine olde Leewſte

hebben en to ſick ropen in dat himmliſche Paradies, wo he nu de Kron dreggt. Un he hett ſo früntlich dä legen, as de in Froiden un diſſer Welt henäwergahn. Un ſe hebben en in't Graf leggt bi ſinen Schatz un em dä mit köhler Erd de warme Leewe todeckt. Un datt hett ſick begewen, as dat Gras un de Böm bloihden, dä wuſſen de ſchönſten Liljen un Roſen ut ehrem Grawe allen tom Teken, datt twee true Harten dä begrawen ſünt. Un de Blomen ſünt jedes Fröhjähr wedder utbraken un hebben mennig ſchön Jähr bloiht, bet ſe eenen groten Steen up de Gruft leden. Don was't vörbi.

13. De bekehrde Vörwalter.

An Gott ſchall de Minſch nümmer vörzagen, denn he alleen is ſchuld, wenn Gott ſick van em wendt. Wer Gott ſöcht, de ward en finden, ludet et in der Schrift. In Divitz, wo nu de Baron Kraſſow wahnt, was vör langer, langer Tid, woll vör een vier Stieg Jähren, as min Vader noch een lütter Jung was, een Vörwalter, dat was een wilder, duller Kerl, de van Gott un ſinem Wurt nicks weten wull, un Supen un Slampampen un Dubbeln un Paſchen un Flöken un Sweren un alle dullen un woiſten Dinge — dat was ſin Leewen. De meiſte Tid ämerſt lag he up der Jagd, ſo lang dat Dag was, un ſtröpte dör Rusch un Busch üm, un des Nachts ret he up't Spill ut un was gewöhnlich up der Landſtrate, wenn de ordentlichen Minſchen ſlepen. Denn müßte ſin Rapp galoppieren dör Dick un Dünn, un was keene Nacht ſo düſter, datt he nich to Hus ret; denn bi all ſiner Wildheit was he een grauſamer Huswirt un was des Morgens mit der Sünn jümmer wedder up den Platz. As he nu mal nah Middernacht, as't een biſterlich un ſtockdüſter Wäder was, ut Barth to Hus riden kam un an der Brügg was, wo de Schede is tüſchen dem Barther un Divitzer Feld, ſchuwde ſick ſin Perd unner em un ſprung ſidweges un ſtörtede mit em in den Graben un brok den Hals. Dä ſöll dem wilden Jäger dat olde Loiſchen in van dem wilden Rüter un de Vers:

Tüſchen dem Himmel un tüſchen der Erd
Wurd he noch ſelig unner dem Perd,

un he dachte mal wedder an Gott, as he ſo in dem Graben lag in Slamm un Water un van dem dooden Perde terquetſcht un faſtholden; un he dachte: „hier müßt du vörfrieren un den bittern Waterdood ſtarwen", un fung an, bitterlich to weenen un to beden, Gott mügte doch ſine arme Seel ſo nich wegnehmen in

ſinem jungen, mit Sünd un Jammer beladnen Lewen. Denn he kunn nich anners glöwen, as dat em't an't Lewen gahn würd; denn wer ſchull woll to ſo deeper, nachtſlapender Tid in der langen, düſtern Harwſtnacht kamen un en losmaken un herut-helpen? Un nu föll em all ſin dulles, rökloſes Weſen un ſin wildes Lewen in, un de hellen, bittern Tranen rullden em äwer de Backen. Doch reep he in ſiner Not: „Gott, du büſt gnädig un barmhartig un wetſt alles am beſten!“ Un as he glöwde, hier up Erden ſin letztes Vaderunſer to beden, un kum noch Atem halen kunn und em alle Gleder in dem kolden Water ſtarr wurden, da kemen twee Soldaten van Wobbelkow, de nah Barth wullen, wo den annern Morgen Munſterung weſen ſchull. Un ſe hürden ſin jämmerlich Stenen un lepen to un wölterden dat doode Perd van em un halden Lüde un eenen Wagen ut Diviz, datt ſe den Mann to Hus bröchten. Un de Vörwalter wurd wedder friſch un was nah diſſem Fall een Minſch ſo fram, ſachtmödig un chriſtlich, datt alle Lüd ſick däräwer vörwunderden un ehre Froid an em hedden. He let ſich äwerſt mit güldenen Bookſtawen den Verſch äwer der Dör malen:

Tüſchen den Himmel un tüſchen der Erd
Wurd he noch ſelig unner dem Perd.

Un he lewde noch veele Jahr nah diſſem Fall in den Graben un plag to vörtellen un vörtellde et gern, wat Gotts Allmacht grote Gnad un Barmhartigkeit an em geringen Mann dhon hedd, datt he en dör ſo een Teken in Fründlichkeit to ſick locken wull; un he ſede denn mit Tranen in'n Dogen: Wenn de Minſch man will, Gott will ümmer!

14. De Griſing un de Schatz.

In Richtenbarg wahnde een Timmermann, dat was een deeger, flitiger Minſch un hedd vok eene ſehr gode un gottsfürchtige Frau. Dat weren een paar flitige un ordentliche Lüd; äwerſt Gott wet, da wull doch nich recht mit en furt, un ſe hedden in Richtenbarg nich Stiern noch Glück. De Timmermann ging alſo hen un vörköſde ſin Hus un wull't up eener annern Sted vörſöken un köſde ſick wedder in Grimm an. As nu de Tid kam, datt de goden Lüde bald wegtehn ſchullen, wurd de Fru eenmal nachts dör een ganz liſes Ruſcheln ut den Slap weckt un keek up un ſach in der Eck achtern Kachelawen eenen olden Mann im griſen Rock mit eener witten Slapmüz up'm Kopp un eenen Stätel in der Hand up'm Stol ſitten. Et ſach ut, as wenn he ehr

fründlich towenkte, un to gliker Tid wisde he mit der Hand jümmer up den Awen. Un de Fru vörschrak sick sehr äwer den olden Grieskopp un drückte sick in der Angst an ehren Mann, stödd em an un reep: „Mann! Mann! Wak doch up un seh, wat dä in der Eck achter'm Kachelawen sitt!" De Timmermann richtede sick up un keek un keek un kunn nicks sehn. Un he wurd bös un schult de Fru hart un bedrauwde se, wenn se em nich tofreden let im Slap, un sede: „Seht mi mal de Wiverputzen, de se des Dags fangen! Ji hewt to weinig to dhon, un denn sett't ju de Bös, de mit ju up der Fulbenk liggt, allerlei kruses un wildes Tüg in den Hirnkasten; äwerst mine Ar drivt Düwel un Gespenster ut, un ick wet ook een probates Middel, dat se di utdriwen schall, wenn du mi nich slapen letst." Se äwerst antwurt'te em: „So seh doch to! Kannst du den grisen Mann nich sehn, de dä up dem Stol sitt un to uns heräwer kickt? Seh! Seh! Wo he nu wedder up den Awen henwist! He het uns wiß wat to apenbären. Ach! Du Herre Je! Wo schüddelt he nu mit dem Kopp! Un wat süht he mit eenem Mal bös ut!" Un de Fru schreide lut up, un de Timmermann schult noch heftiger, un dämit vörswund de olde Grising. Un de nächste Nacht ging't grad wedder so, un de Fru weckte ehren Mann wedder up. As he se äwerst bedraude, wenn se en nich in Freden slapen lete, würd he ehr de Gespenster mit ungebrennter Asch utdriwen, sweeg se un stack ehren Kopp unner't Bedd. Un de grise Mann kam jede Nacht up dersülwigen Wise, un dat Wif, dat en sehn kunn, wakte jümmer up; man se dörst sick nicks marken laten. So geschach dat woll een paar Weken, un därup tögen se nah der Stadt Grimm af. Ditt was üm de Ostertid, as se Richtenbarg vörleten. Un as't gegen Martini ging, kreeg de Timmermann eenen Bref van dem Mann, dem he sin Hus vörköft hedd, un he schref em: „Gott tom Gruß, min leewe Fründ! Ick weet, worüm ji ju Hus tom Richtenbarg vörköft hewt, wiel't dä mit ju nich vörwarts gahn wull; äwerst Gott, de alles am besten versteiht un regiert, wull ju grad helpen dör dat, wat ju donmals eene grote Not düchte. Un nu hürt to un vörwunnert ju: As wi anfungen intoböten, kreg de olde Kachelawen in der Wahnstuw so veele Risse un rokte so entsetzlich, datt keen Minsch däbi beduren kunn. Ick müßt also to dem Pötter schicken, datt he kem' un den Awen ümsettede. As wi nu däbi weren un dat Ding wegnehmen un up den Grund kemen, wurd ick eenes gär glatten, witten Fliesensteens währ, worup mi düchte, datt ordentliche Bookstawen sett't weren. Un wi vörwunnerden uns sehr, un eener sede to dem annern: Latet uns den Steen rögen; wer wet, wat unner em vörborgen is? Un wi grepen to

un bröken den Steen los. Un as he wegnahmen un Schutt un Grus wegrümt was, wat segen wi? Een höltern Käſtchen mit Bleck beſlagen un mit eenem vörruſterten Slott ſeel uns in de Dogen. Un de Pötter reep ut: ‚Herr min Gott! dä mütt een Schatz drin ſin! Un nu, Kinder, latet uns een Vaderunſer beden, datt uns keen Unglück ſchüht un de Kaſten vörſinkt.‘ Un wi nehmen dat Evangelienbook un leſen een paar Kapitel un ſeelen up de Knee un bededen een Vaderunſer un broken denn in Gottes Namen dat Slott up. Dat geſchach äwerſt bi hellem, lichtem Dage. Un as de Deckel upſprung, funden wi toerſt nicks as olde, half vörfulte Lappen van Dok un Ledderwark, un de Pötter ſede: ‚De hedden wi künnt liggen laten.‘ Äwerſt därup nam ick mi een Hart — denn ſchudderig was mi to Mode — un dheed eenen deepen Grep un packte een Büdelken; un dat Büdelken föhlde ſick hart un ſwär an, un ick treckte et herut. Un dat van Older vörfulde Büdelken borſt ut eenanner, un de hellſten un blankſten Dukaten ſprungen un klungen ümher. Un wi ſwind dräwer her un ſammelden mehr as 1500 up. Un dat müßt ick ju ſchriwen, Fründ. Un nu kamt un halt juw Geld. Mi kümmt dat nich to; denn ji hewt mi dat Hus vörköſt, äwerſt nich den Schatz.“

Un de Timmermann erſtaunde, as he den Bref leſen hedd, un ſweeg eene lange Tid. Därup ging he hen un las ſiner Fru den Bref vör. Un ſe beſunn ſick nich lang un reep: „Sühſt du't nu, Mann? O min nüdlich griſes Bäderken! O du min klokes Slapmützkerlken! Dä hebben wi di, dä büſt du ſülwſt. Du Büſſelskop du! Hebb' ick di't nich ſeggt, as min Griſing achter'm Awen ſatt un ſo bedenklich mit dem Kopp wackelde un mit den Händen wenkte? Gewiß, dat is eener van unſern Böröldern, de uns den Schatz dä wegleggt hett, wenn eener van den Sinigen mal in Not geröde, datt he uns helpen künn. Un nu as wi dat Hus vörköpen un in eenen annern Ort tehn müßten, hett et en jammert, datt fröm'de Lüde beſitten ſchullen, wat den Sinigen tokam, un därüm hett he mi jümmer upweckt.“

So ſede dat Wif un ſprung as dull un vull up allen vieren herüm un let dem Mann keene Rauh, he mußte ſich eenen Wagen anſpannen laten; un ſe ſetteden ſick drup un ſlink nah Richtenbarg to. Un as ſe ankemen, beſtund de Mann, de ehr Hus köſt hedd, därup, ſe ſchullen den ganzen Schatz nehmen. Äwerſt de redliche Timmermann ſede: „Dat verhöde de leewe Gott, datt ick ſo grot Unrecht dhon ſchull! Mank Dauſenden büſt du wohl eener van den weinigen Ehrlichen, de ſick een Gewiſſen drut makt hett, den blanken Fund ſtill to beholden. Un därüm ſchall ſchehn, wat recht is, un wi willen delen.“ Noch ſtrüwde ſick de brave

Mann, doch tolezt drung de Timmermann en därto. Un don reiſten de beiden Ehlüd gär vörgnöglich to Hus un köſten ſick Acker un Wiſchen un hedden van dem Dage an, datt de olde Grotvader ſine Kiſt updhan hedd, in allen ehren Dingen Glück un Segen.

15. De witte Fru to Löbnitz.

In Löbnitz ging de Red, datt eene witte Fru bi nachtſlapender Tid rundging. Ehr Gang was van der Bleke äwer dat Steg, dat achter dem Backhuſe up der Beek liggt, dörch dat Backhus üm den Schaapſtall un üm de grote Schün, un denn gär langſam dör den Boomgärden un Blomengärden, wo ſe oft ſtill ſtund un ſick bückte, as wenn ſe Appel upſammelde edder Blomen plückte. Van dä ging ſe tolezt in dat Hus, wo ſe üm Klock een meiſt ut dem Keller unner der Trepp herupſteeg mit eenem Licht in der Hand, waran blage Fünkſchen ſtöweden, un dat hell upgniſtrede. So is ſe oft ſehen üm de Geſpenſterſtund, un ook mine ſelige Moder ſede, ſe hedd ſe mal ſchemern ſehn. Se plag jümmer an der Trepp ſtill to ſtahn un ſick wunnerlich ümtokiken, ook woll de Husdör to beſöhlen, ob ſe ſlaten were; denn ging ſe langſam un potentatiſch de Trepp herup un ſteg to Bänen unner de Oken to den Katten un löſchte ehr Licht ut. Dat is enmal wiß, keen Minſch ging to der Tid gern up de Dele un up de Trepp; un dat was dat Beſünnerlichſte, datt keen Hund dä je to liggen edder to raſten plegde. Un oft is't ſchehn, datt Mägde, de de Trepp mit Licht herupgingen edder des Nachts dä wat to beſtellen hedden, plötzlich as för dood henſtörteden un denn elendig krank wurden; un de hebben vörtellt, de witte Fru wer en mit dem blagen, gniſtrigen Licht in den Weg treden un hedd ſe anpuſt't. Van diſſer witten Fru vörtellde Johann Geeſe eenmal:

„Mit der witten Fru, de to gewiſſen Tiden, am meiſten im Harwſt un Winter to Löbnitz ümgeiht, ſchall man ſick woll in acht nehmen un den Düwel nich im Äwermod vörſöken. Dat is een erzböſes Wif, un ſe geiht nich vörgäws in der wilden Unrauh rund un makt ehrlichen Lüden de Nacht gruwlich. Dat's woll hundert Jähr her un länger, datt ſe to Löbnitz würklich lewde un regierde. Se was een rikes un vörnehmes Eddelmannswif, un ſe ſeggen, ſe kam ut Polen — ſo ſchön un witt as de witte Dag, datt ehresgliken van Schönheit kum up der Welt weſt is. Äwerſt ſe was eene leidige Hex un falſch un liſtig van Grund ut, un ſlimmer as Bollis im Winter; un de olde Fiend hedd ehr den

letzten Bloodsdruppen vörgiftet, datt ook nich een god Häar mehr an ehr was. Se was grauſam hoffardig un lichtfardig, ſolang ſe jung un ſchön was, un ſchall ehren olden Mann mit Gift vörgewen hebben. As et äwerſt mit ehr gegen dat Older ging un ſe een drei Stieg Jähr up dem Puckel hedd, dä vörlet ſe de luſtige Düwel, de im Blood ſitt, un äwergaff ſe ſinem ſlimmſten Broder, dem hungrigen un kattigen Gizdüwel, dem Düwel, de nich ſlapen kann, dem rechten Negendöder der Seelen, as de Herr Paſtor ſeggt. Nu wurd dat olde Wif eene ſlimme Minſchenſchinnerin un Lüdplagerin un kraßte ut dem Blood und Sweet der armen Lüde Gold in Hupen toſam un vörgroſ't an veelen Stellen. Un as ſe endlich van diſſer Welt weg müßt, is't ehr tor Straf ſett't, datt ſe up deſülwige Wis, as ſe annern keene Rauh un Raſt günnt hett, ook im Grawe noch keene Rauh finden ſchull. Darüm mütt ſe nu ümgahn in der doiſtern Nacht, wenn alle frame Kreaturen un chriſtliche Minſchen ſlapen un de hungrigen Wülw un Vöß un Märten un Ilken un anner ſodhan Tüg alleen up den Beenen ſünt. Denn mütt ſe herut in Hagel un Snei un Wind un Regen in dem witten Doodenhemd mit dem gefährlichen Licht in der Hand. Un wiel ſe im Keller un in der Bleke dat meiſte Geld vörgrawen hett, därüm mütt ſe där am meiſten ümlopen. De Herr hett woll de Löcher ſehn, de de Schatzgräwers diſſen Winter up der Bleke upwöhlt hebben? Äwerſt de dummen Narren! Dä ward keen Minſch wat finden. Denn je ſlimmer de Minſch is, de Geld in der Erd vörgröſt, deſto grötere Macht hett de Bös äwer den Schatz, un deſto deeper kann he en to ſick herunnertrecken. Un wer ſeggt uns, wo veele dauſend Faden deep he ehre Geldkaſten in de Erd herunnerſlaken hett? Dat is ook währ un is dör veele Teken bewiſt, datt düslike vördammte Seelen, de im Graw keene Rauh hebben, van Gott brukt warden, de Slimmen in Tucht to holden. Denn wer in vörbadner Tid as Sliker edder Deef herümlurt un wat ſöcht, wo he nicks vörlären hett, un dem witten Wive in den Wurf kümmt, mit dem dörft ſe affähren, as't ehr geföllt, wenn he nich noch tor rechten Tid een himmliſch Gewehr ergrippt, as een Evangelienbook edder een Gebet, dem Gott anmarkt, datt et nich tom Spaß ut der Kehle geiht. Dat hett ſick vör een twintig Jähr begewen. Dä was in Langenhanshagen een Snider, de het Jakobs un was as een Töwerer un Deef vörropen, de des Nachts ſelden in ſinem Bedd ſleep. Den funden ſe eenes Morgens to Löbnitz an der Eek achter dem Backhus, wo de Steg äwer de Beek geiht. O je! Wo bummelde de grote Kramsvagel! Un wo friſch weihede dat Snidenhoiken im Wind! He was mit eener friſchen grönen Wide upknüppt. Sine Fründſchaft ſehe woll, datt

he ſick woll ſülwſt een Leed andhan hedd; äwerſt wie weten dat beter: ſine Uphengerſche lewt noch."

---

16. De Preſter un de Düwel.

Starkow hett jümmer deege Preſters hett, de as unſer Paſtor Scheer den Minſchen woll an't Hart to kamen un den Düwel, wenn he ſick nich gär to ſehr inwörtelt hett, uttodriwen vörſtunden. Un wet de Herr, wo dat herkümmt? In olden Tiden, as de Heiden hier utdrewen un Gotts Wurt un dat bloodige Krütz predigt wurden, was diſſe Gegend hier üm Starkow, Redbaß un Löbnitz nicks as Holt, Heid un Moraſt, wo hier un där een Mann in ſinem Hüsken wahnde. Dä kam ook een Paſtor, un de nüe Kark ſchull buwt warden; äwerſt der Lüde was weinig un dat weinige ook noch arm. De Paſtor is een ſehr gottsfrüchtig Mann weſt un klok däbi un hett veel hen un her ſunnen, up wat Wis he Gotts Wark vullbringen un ſinem hilligen Wurt eene Stad bereiden künn. Un dä is em de Düwel inſollen, de olde Schalk un Seelenfänger, de ſick oft bi em infund, wenn he ſine ſtille Bedſtund in ſinem Kamerken helt. Denn he kennde en woll, wenn he ſick as eene ſwarte Fleg up ſine Bibel ſettede un darup herümwipperde. Denn de Stank blef nah, wenn de Fleg wegflog. Un de kloke Herr hett den Düwel mit Liſt dran kregen un bedragen, un Satan hett ſweeten müßt, datt em de höllſchen Druppen äwer de Näs lepen. Un in drei Dagen hett de Kark fix un fardig dä ſtahn, as de Herr ſe noch ſüht, un is eene van den öldſten in Pamerland, un ehr Baumeiſter hett ſe nich mit inwihen helpen dörft. Awerſt dat mütt man em laten, ſo ſlimm de olde Fiend is, he hett eene grote Dägd, un dat is de Dägd der Geduld un Arbeitſamkeit, datt he ſick nicks vördreten lett, wat to ſinem Geſchäft hürt — un datt künn een Chriſtenminſch ſick ook woll van dem Doiwel leeren laten. Wo ſehr de kloke Preſter en ook vexiert un narrt hedd, he makte een fründlich Geſicht dåto un kam jümmer wedder un frog ſinen Kunden, ob he em noch nich in wat denen künn, un ob he nich noch eene kleene Arbeit för en hedd. De Preſter äwerſt früchte ſick vör dem Schelm, datt he en doch beluren mügte, un wull nicks mehr mit em to dhon hebben.

Nu was dä een Dörp, dat nah Starkow in de Kark ging; dat lag achter dem Holt heel nah, un de Paſtor müßt oft dähen riden. Awerſt ſo nah dat Dörp ook lag, was't wegen Unwegſamkeit doch een Dreiviertelwegs. Denn he müßt eenen wieden Weg maken

äwer Oldenhagen un üm den groten Wald herüm, wiel in dem Holt een beeper Moraſt was, wo man alleen im Sommer äwer kunn. Dä föll dem Paſtor eenes Dages in, ob he ſinen Werkmeiſter nich webber bruken un dran kriegen ſchull. Un as de Düwel eenmal webber kam, ſlot he den Handel af mit em un beſprak ſick mit dem Böſen: he ſchull em in drei Dagen den Weg bör't Holt un eenen Damm äwer den Moraſt maken, un he wulle mit Lif und Seel ſin weſen, wenn he en betrappelde, datt he man eenen Strohhalm breet ut ſinem Vörbeet ging. De Preſter ſatt äwerſt in ſinem Gärden unner eenem Boom un las de Predigt äwer, de he den nächſten Sünndag holden wull; un ſin Swur was: „Düwel, wenn du in drei Dagen den Weg un Damm bör dat Holt to der Horſt fardig krigſt, ſo ſchaſt du mine Seel nehmen, wo du ſe findſt, wenn ick nich mehr up diſſen minen Vörbeet ſtah.“ Un de Düwel ſmunzelde in ſinem Sinn un dachte: „Den Vagel heſt du fangen; denn wo will de dumme Preſter dat woll anfangen, datt ick'n nich mal uter ſinem Vörbeet treffen ſchall? Dat Lewen is lang, un de Gedanken ſünt kort, un ehr Beten van Faden ritt licht af.“ Un he ging luſtig weg un makte ſick an de Arbeit, haude Eeken af un makte Brüggen un ſlepte Steene un kärde Sand, un ehr drei Dag üm weren, ſtund de grade Weg dä un lag de ſchöne Damm fardig, ſo ſchön un glatt, datt een Köning mit Luſt dräwer fähren kunn. Un he kam to dem Preſter un ſede, de Weg un de Damm ſünt makt, un he lurde em nu up, wo he en faten un begigeln künn.

Un kum vergingen een paar Dag, ſo nam de Preſter ſinen Stock in de Hand un ging den Weg nah Redbaß herut, ſick ſine Brewe un Zeitungen van der Poſt to halen. Un as he kum an de Brügg kamen was, wo de Sched is tüſchen de Redbaſſer un Starkower Feldmark, wipps, haſt du mir nicht geſehn, was de olde Griſing dä in ſinem roden, ſcharlaken Treſſenrock un mit ſinem Hahnenfoot, wippelde, as een Heſter üm dat kranke Küken, üm den Preſter herüm un ſtellde ſick achter em up den Weg, datt he em nich webber torügg loven künn. Un he grüßte en up ſine düwelſche Wiſe gär fründlich un reep: „Willkamen, Preſting! Nu müßt du mal mit mi kamen un toſehn, wo't ſick in der Höll lewt, un ob du ſe dinen Buren richtig utleggt heſt. Wo ſteiht et? Heſt du din Fell brav inſmeert, datt et in der Hitt nich ſpringt?“ Un as de Düwel diſſe ſpöttſche Red dhan hedd, makte he ſick an den Preſter un wull en packen; äwerſt he kunn nich! denn em kam een Gruwel un Gruſen an, as wenn he mit ſinen Klauen in kold Is taſtet hedd. Un de Preſter lachte mit grotem Vergnögen, blos em ut ſiner Pip den Tabaksrook in de Näs un ſede: „Holt, Düwel!

Dä is noch een Sticken vör, datt du nich herin kannſt. Markſt du, datt ick up minem Vörbeet ſtah? Un dämit du Schlangenſchelm et begrippſt un in dinen Düwelsknaken zitterſt un bäwerſt, ſo kumm her un ſeh!“ Un de Preſter tog eenen Stäwel ut un wieſte dem Düwel, datt he drei, vier Bläder ut dem Evangelienbook in ſine Socken inneiht hedd. Un de hedd he ook in ſinen Stäweln hett, as he im Gärden den Eid ſwur un ſinen Handel äwer den Weg dör't Holt afflot. Un de rode Düwel wurd vör Grimm blaß un bleek as de Kalk an der Wand un ſchämde ſick un vörzagde an dem Preſter un neihde ut, as wenn em Für unner den Salen brennde, un hett ſick ſin Leder nich mehr bi em ſehn laten. Un de Preſter hett as een gottſelig Mann lewt un is ſo ſtorwen, un de Kark ſteiht bet diſſen hütigen Dag, un de Damm liggt noch un führt den Namen ſines Baumeiſters, het de Düwelsdamm; äwerſt nahgrad wer't woll nödig, datt man den Düwel eenmal wedder dran krege tom Utbetern; denn he hett vördammt veele Löcher. Un wenn man ditt ſo bedenkt un de olden Geſchichten hürt, ſo mag man ſick woll wundern, datt de Preſters nu tor Tiden ſo weinig känen un den Düwel nich mehr am Strick hebben. Se ſeggen, de olde Herr van der Finſternis un Düſternis is dood un lewt nich mehr, äwerſt ſe känen't nich bewieſen, un ick glöwt nich; denn he reckt ſine Tatzen noch oft nog hervör. Un wahrhaftig, leider Gotts! An dem Düwel fehlt et nich, man de rechte Glow fehlt un de rechte Leewe, de rechte, fürige, himmliſche Leewe, de de ganze vullgeproppte, glönige Höll un alle Millionen Düwels mit eenanner utbrennen un in Aſch vörwandeln kann. Un därüm vörſeggt en dat Hart, et mit em uptonehmen. De Olden vörſtunden't beter un wüßten den Spruch mit der Dhad uttoleggen: Weſt klok as de Slangen un eenfoldig as de Duwen. To der Tid, as de Düwel Karken und Klöſter buwen müßt, gaff't gottskloke Lüde; nu äwerſt ſünt ſe düwelsklok un negenklok un äwer all der Klokheit is de Vörnunft dumm worden, wo ſe de goden un ſlimmen Geiſter mit eenem Blick underſcheiden un de Engels und Düwels in Chriſto begripen un den Lüden utdüden kunnen. Se ſöken den leewen Gott in der Welt, wo he is un ook nich is, un nich in der Bibel, wo en jeder finden kann, dem Negenklokheit de Dogen nich vörglaſtert hett. Were he ſo ſäker un wiß up der Landſtrat to finden, ſo were de leewe Heiland jo ümſüs vam Himmel herunnerkamen, ſin dürbares Blood am Krütz för uns to vörgeten.

17. De Wewer un de Steen.

De Herr hett woll dat steenerne Krütz sehn, dat am Wege steiht, wo man van der Löbnitzer Mähl nah Redbaß geiht. Dä lag vör dissem een Steen, de was in twee Stücken tersprungen. Den hebben se wegnahmen, as de Fürst Hessenstein de prächtige Redbasser Brügg buwen let; un dat is schad, denn de Steen hedd wat in sick, un't was eene Geschicht mit em, woran sick mennigeen spegeln un wobi jeder Wandersmann, de vörbi ging, sine goden Gedanken hebben kunn; un he was recht een Währnagel för de Deewe un för alle falschen Nachtslikers. Nu he äwerst weg is, ward et woll to swind vörgeten sin; un wer weet, wo lang dat Krütz noch steiht? Denn nu is de Tid dä, wo se alles ümkehren un dat Olde vörachten.

Vör langen, langen Tiden, lang vör Minschengedenken, wahnde in Redbaß een Wewer, dat was een groter Schelm. He weverde äwerst nich veel — denn sin Wewstohl stund jümmer still — äwerst he grep to eener Kunst, wodör man een lustig Lewen holden un swind rik warden kann; un de Düwel hedd to sinem Gespinst den Inslag makt, un nu mag de arme Stacker tosehn, wo he dat Netz utrawweln will, dat he sick sülwst wewt hett. Des Nachts, wenn de ehrlichen Lüde slapen, was min Wewer jümmer flink mit sinen Gesellen up den Beenen, un fette Swin un Gös, de de Bur den annern Morgen tohauen wull, un Schinken un Mettwurst un mennig swärer Immenrump un blanker Schepel Weiten kam int Hus, un nüms wußte, up wat för eenem Wege. Dat äwerst wüßten alle Lüde im Dörp, datt de Wewer sul was as de Oss üm Wihnachten, un datt he fedder lewde as de Schult un Vörwalter. Un se munkelden woll unner sick, he were een Deef un Röwer un stünd ook mit dem olden Draken im Vörbund, de em alles todröge; äwerst bewiesen kunn em't keener. Nu begaff sick't eenes Dages, datt unser Meister Urian mit sinem Gesellen dem Löbnitzer Möller eene Nacht in de Mähl brok un datt jeder sinen Sack Weiten furtdrog. Glik drup kam de Möller mit sinem Burschen, un se funden de Mähl aven un den Weiten weg un leyen up den Wegen herut, ob se nüms gewähr warden künnen. Un se kemen ook up den Redbasser Weg un päckten unsern Wewer, de mit sinem Weiten up eenem groten Steen satt; de Gesell äwerst was wiet vörut. De Möller un de Mählenbursch nehmen nu unsern Wewer tüschen sick un prügelden en deeg af, un därup müßt he sinen Weiten wedder upsacken un mit gewaltigem Pusten un Stänen nah Löbnitz bet an dat Möllerhus dregen. Dä hölden se en fast, denn se meenden ganz säker, datt he de Weitendeef were.

Un den annern Vörmiddag was groter Gerichtsdag to Löbnitz. Un de Wewer hölt sick stif un lögnede alles un lede swäre Klag up den Möller un den Mählenburschen, datt se en as eenen Deef festholden, up der Landstrat slagen un em sinen egnen Weiten afnahmen hebden. „Denn" — schreide he — „ditt is min Sack" — he hedd äwerst sinen egnen Sack mit sinem Namenteken mitnahmen un de Weiten därin schüddet — „un de Weiten därin is min Weiten, den ick mi gistern awend van dem Buren to Holthoff köfft hew. Un wenn ji't nich glöwen willt, so schickt hen un latet den Buren halen un fragen, un wenn he seggt, datt ick den Weiten van em nich köfft hew, will ick nu un ewig een Schelm heten." Un se schickten nah'm Holthoff, un de Bur sede ut, as de Wewer bedürt hedd; denn he stack ook mit drin un was een Aflegger un Deewshehler. Un nu wüßte de Richter keenen annern Rat; he hölt den Wewer woll för eenen Deef, äwerst he kunn em't nich up't Lif seggen, un därüm müßt he en tom Swur laten. Un he nam den Möller un den Mählenburschen un den Wewer, un se gingen mit eenanner to dem Steen un dem Krütz up der Haid am Wege, wo de Möller en vackt hedd, un dä vörmahnde he den Wewer noch eenmal, Gott de Ehre to laten, wenn he sündigt hedd, un leewer sine Sünd to bekennen un de Straf to liden as eenen falschen Eid to dhon un ewig in der Höll to braden. „Denn" — sede he un sach den Schelm däbi sehr ernsthaftig an — „disse Steen wat woll tügen gegen di, wenn du falsch swerst, un disse Durnbüsche warden de Köpp äwer die tohop stecken un Weh un Zeter äwer di schreien." De Wewer äwerst let sick nicks anfechten; he makte sin Hart fast un verschot keene Min un swur frisch weg, datt he unschuldig were an des Möllers Dör un Weiten, un sprack mit frecher, luder Stimm: „Lat dissen Steen in Stücken springen, un wenn et een mundlos Kindeken weet, datt ick de Deef bün, lat et oogenblicklich dat Wurt gewinnen!" Un dä gingen se van dem Steen wedder nah Löbnitz torügg, un de Spruch was: De Möller un de Mählenbursch müßten dem Wewer Afbidde dhon un för den Schimp un de Släge hundertföftig Daler betalen un alle Kosten stahn. Dat hedden se noch to ehrem Schaden; de Wewer äwerst strek dat Geld in un lachte in sin Füstken, nam sinen Weitensack up den Puckel un plegde sick eenen goden Dag van dem Roof un van dem glücklichen Geldfang.

Nu was't to spad, em totoropen: „Holl up! Holl up!" He was to dicht van den Doiwelsstricken bestrickt un kunn nich mehr herut; sin Wagen was loslaten un lep störtlings bargaf. He dref dat lichte Handwark noch een paar Jähr un wurd een Verddeef

un Stratröwer un Mörder un ſtrek an Galgen un Strick oft hart vörbi. Toletzt äwerſt wurd he in Roſtock faſt mit mehreren ſiner Geſellen, un dä kam et ut, datt he vör drei Jähren in Kenz een Hus anſtäken hedd, worin eene olde Frau un drei Kinder vörbrennt weren. De arme Sünder wurd nu utlewert nah Redbaß, wo he to Hus was, un ſin Urtel wurd ſpraken: he ſchull an dem Pal vörbrennt warden. As he hier ſatt, dachten ſe in Löbnitz un Redbaß wedder an den Weitenſack, un wo he ſick an dem Steen up der Haid losſwären hedd. Un de königliche Amtmann un de Schult leten dat Holt, worup he vörbrennen ſchull, dähen führen un richteden em an dem Steen ſinen letzten fürigen Stol up. Un dä hett ſick begewen, as he in der heeten Qual ſatt un ſinen letzten Lewensſchrei van ſick gaf, datt et unner dem brennenden Holte klungen hett, as wenn een Kind weent. Un alle Minſchen, de däbi ſtunden, hebben ſick vörwundert un vörſiert äwer de Kinderſtimm, un een old Wif hett ſeggt: „Dä hett mal eene Mordhand een Kind in de Erd ſcharrt, un dat rührt ſick nu in ſiner Gruft.“ Äwerſt de Mählenburſch van vörmals, de nu Möller in Karnin was un däbi ſtund, reep ganz lude, datt alle Lüd et hürden: „Ne! Keene arme Sünderſche hett ehr Kind dä in de Erd vörgraben, dä hett de Schelm up dat Evangelienbook ſin falſch Wurt ingraben, un dat mütt, dämit de Wahrheit an den Dag kümmt, unner der Erd herut ſchreien: Wewer, du heſt Gott belagen! Un nu will'n wi ſehn, wo't mit dem Steen utſüht.“ Un de Möller vörtellde de ganze Geſchicht van dem Weitenſack, un wat de Richter bi dem Steen ſeggt hedd, un wo ſehr he den Wewer up ſine ewige Seligkeit vörmahnt hedd, un up wat Wiſe un mit wat för Wurden de Wewer ſick darup vörſwären hedd. Un de Lüde vörſtaunden ſick, un keener kunn een Wurt ſpreken vör Schrecken. Un as de arme Sünder vörbrennt was un nicks as Aſch un Knaken äwrig weren, dä trat de Möller to dem Steen un rakte mit dem Stock de Aſch weg van dem Steen, un ſüh! de Steen was terborſten un in twee Stücken terſprungen. Un alle Lüde ſeden: „Seht! Dat is Gotts Finger“, un gingen in Furcht un Zittern to Hus. Äwerſt ob van allen den, de däbi ſtunden, ook nich eener mal ſtahlen hett, daför will ick nich god ſtahn; denn ſo ward et woll in diſſer Welt bliwen, ſolang ſe ſteiht.

18. De kraſſende Hahn.

Een Förſter, de im Holt wahnde, hedd twee Sähns, eenen van twelw, den annern van viertein Jähren. Nu geſchah et

eenmal, datt he mit ſiner Frau utfuhr, un de beiden Jungs bleiven alleen to Hus. Sick de Langewiel to vördriwen, gingen ſe in ehres Vaders Stuw, nehmen ſick jeder een Gewehr, löden ſe un gingen in den Gärden, Sparlinge to ſcheten. Se fünden äwerſt keene Vägel. As ſe nu wedder ut dem Gärden herutgahn wullen, ſpelden ſe mit den Flinten, as unfrode Jungs dhon, un leden up eenanner an, as wenn ſe ſcheten wullen. Un as dat Sprickwurt ſeggt: Wenn de Minſch vörbaden Spill makt, gift de Düwel ümſünſt de Muſik dätо — dem öldſten Jungen ging dat Gewehr los, un ſin Broder ſtörtete dal as een Sparling un was muſchdood un mickte nich. In der Angſt vör ſinem Vader leep de Jung hen, nam eenen Spaden un grof ſinen Broder in de Erd, wo he fallen was. Un as he däbi was, flog een roder Hahn up den Tun, ſlog de Flüchten toſam un kreihde mit luder Stimm. Un de Jung ſede to em: „Hahn, du ſwiggſt!" Un he nam ook de beiden Flinten un hängde ſe wedder an ehre Stell. Un as den Awend Vader un Moder to Hus kemen un fragden, wo ſin Broder were, antwurte he as Kain: „Wat weet ick, wo he is? He leep int Holt, glik as ji weg wert, un he is woll ſinem Dohnenſtieg nahgahn un ward jo woll noch kamen." Un dat wurd ſpad, un de Jung kam nich un kunn nich kamen, un de Öldern wurden ſehr unruhig un trurig. Äwerſt de Doodſcheter let ſick nicks marken un dheede, as wenn he van nicks wüßte. Un ſe ſchickten ut in den ganzen, groten Forſt un leven ſülwſt üm up allen Wegen un dör alle Dohnenſtiege un ſpörden üm in allen Dörpern ümher, wo he hen to gahn plegde to den Nawers, un keen Minſch kunn en wat van dem Jungen vörtellen. Un toletzt glöwden ſe, he were in een Water fallen un vörunglückt, ebber een Wulf ebber anner Undeerd hedd en terreten. Äwerſt de Hahn lewde noch, de den Dooden begraben ſehn un den Grafgeſang dätо kreiht hedd. Un hier ſach man recht, datt ook de dummen un unvörnünftigen Deerde äwer Doodſlag un äwer vörgaten Minſchenblood Lut un Teken van ſick gewen mütten, wenn't Gotts Will is, datt et an den Dag kamen ſchall. Keen Dag vörging, datt de rode Hahn nich twee-dree-mal henging, äwer den Gärdentun flog un ſick henſtellde, wo de erſchatene Jung vörſcharrt lag, un däbi kreihde, as wull he ſeggen: „Hier liggt, wat ji ſökt, kamt her, halt ett herut!" Äwerſt keen Minſch hedd acht darup gewen, wiel den Sommer dä Kartüffeln ſtunden, wobi nüms wat to dhon hedd. Äwerſt as de Erdtüffeln herut nahmen weren, ging de Förſterfru hen un ſeiede Blomenſaat up der Stell, un as ſe ſach, datt de Hahn dat bekraſſede, jog ſe en weg. Un as he den tweeten un drüdden Dag jümmer wedder

kam un't nich beter makte, nam se den Hahn un spunde en in un let en erst den sösten Dag wedder ut, as dat Saat all heel grön upgahn was, un meende, nu würd he ehr de Blomen woll tofreden laten. Awerst kum hedd se den Rüggen wendt, so wurd se ut dem Finster gewähr, datt de Hahn all wedder dä was un ut sinen besten Kräften un Künsten krassede un kreihde. Un se leep hen un reep ehre Magd un den Jägerburschen, datt se ehr den Hahn gripen hülpen; denn se was utermaaten bös un wull em den Hals ümdreihen, wenn se en kriegen künn. De Hahn äwerst was keen Narr un leet sick nich gripen. Un as se sick all ut dem Atem lopen hedden üm den Hahn un he to Busch slagen was, kam de Mann van der Jagd, un de Fru vörtellde em, wo't ehr mit dem Hahn ging, un sede däbi: „Were ick äwerglöwsch, ick kunn mi inbilden, datt dä wat Sötes unner der Erd liggt un een Schatz för uns vörgrawen is; denn de Düwel weet, wat de Hahn dä süs to dhon hett un jümmer mit den Flüchten waifelt un kreiht, as wenn he sinen ganzen Frauenstall to sick locken wull." Un se spröken däräwer, un de Mann sede: „Will tom Spaß mal tosehn: dä mag woll eene seltsame Wörtel sin edder so wat, datt man in der Wirtschaft bruken kann; denn dat is eenmal wiß, ehre Witterung hebben de Deerde, un de Vägel hebben de allerfinste Näs, dat mütt ick as Jäger weeten, un de is nich to vörachten." Un he nam Hack un Spaden un grof sick de bitterste Tranenwörtel ut der Erd, datt he vör Jammer hedd vörgahn mügt. Un as se de Lik utstellden un up eenen Karkhoff in billige Erd leggen wullen, kunn de arme Broder et nich länger utholden un vörswigen un vörtellde, wo et sick im Spelen so trurig begewen hedd. Un he erinnerde sick ook an den roden Hahn, datt he up dem Tun satt un kreihde, un datt he to em spraken hedd: „Hahn, du swigst!"

---

19. De Raw de Ringdeef.

Dä was eenmal een Grewe, de was sehr rik un grot un hedd een prächtig Slott un schöne Häwe un Dörper; dat edelste un herrlichste Klenod äwerst, dat he hedd, was sine Grewin, dat schönste Wif, dat up der Erde lewde. Un de Grewe höll se leewer as sin Lewen un as alle sine annern Schätz un Herrlichkeiten. Mannig schön Jähr hedden se in Lust un Froid mit eenanner lewt; dä kam een Krieg up, un de Grewe müßte furt un in wider Frömde truren. Un as he afreisen schull, was he sehr bedröwt, un ehr he sin Perd besteg, ümhalsde he sine Grewin noch

eenmal unner dauſend Tranen un nam eenen güldnen Ring van dem Finger un ſtack en an ehren Finger un ſede dähi: „An diſſem Ring will ick marken, ob du miner noch gedenkſt, un därüm vörwahr en ja recht woll!“ Un mit diſſen Wurden ſwung he ſick in den Sadel un flugs ut dem Dur herut. Mannig Jähr vörging, un de Grewe kam nich wedder, un de Grewin dachte, he were in der Fremde dood blewen, un ſe betrurde en as eenen Dooden. Awerſt ſe ſach därüm nich nah den Lebendigen hen, man ſe grämde ſick jümmerfurt üm ehren Herrn un was em tru as Gold. Veele rike un vörnehme Friers kemen un wurben üm de ſchöne Fru, äwerſt ſe wull ſe gär nich ſehn un ſede: „Lewt min Herr nich mehr, de de ſchönſte un leewſte Mann up Erden was, wat ſchull ick mit eenem annern anfangen? Un ick will eene Witfru bliwen un truren, bet Gott mi im ſeligen Paradieſe mit minem Leewſten un Beſten wedder toſam bringt.“ Un nu hürt, wat ſick begaff!

Eenen ſchönen Sommermorgen ſtund de Grewin vör der Dör — ſe was in dem Gärden weſt un hedd Blomen plantet — da blos de Trumpeter lud in't Horn, un ſe hürde van dem Dur her: „De Grewe! De Grewe!“ ſchallen un roven. Se leep ſlink de Trepp up, ſick to waſchen, denn ehre Finger weren vull Erd un Smutz van dem Blomenplanten. Un as ſe ſick wuſch, lede ſe den Ring up dat apne Finſter, un een Raw kam flagen un nam den Ring weg; un as ſe en an den Finger ſtecken wull, fund ſe en nich; un ſe was ſehr vörwundert un beſtört't, wo doch de Ring blewen were. Un in dem Dogenblick trat de Grewe in ehre Stuw un flog ehr üm den Hals un trutede un küſte ſe ſehr. Awerſt de arme Grewin kunn nich recht herzen un küſſen van wegen des Ringes un ſach verſtürt un bleek ut. Un de Grewe vörwunderde ſick äwer ehren kolden, vörlegnen Empfang un ſede: „Wo is't mit di beſtellt, mine ſchöne Grewin? Un heſt du den Ring noch, den ick di bi'm Aſſched gaff as een Teken un as eenen Vörmahner to Tru un Leew?“ Un de geſwinde Frag makte de arme Fru noch bleeker un vörſtürder, datt ſe hedd in de Erd ſinken mügt, un in ehrer Beklemmnis kunn ſe keen Starwenswurt vörbringen. Dat ſlog dem Grewen in't Hart, un he ſlog ſick de Hand vör de Stirn un reep: „O Gott im Himmel! Hier ſteiht et nümmer, as et weſen ſchull — wärüm bün ick nich im Heidenlande as een ehrlicher Ridders-mann fallen un begrawen? Dat ick ditt noch erlewen müßt? Un nu, Fru, wies mi glik den Ring!“ Un de arme Fru bekennde dör em, as't währ was, un ſede: „O du ewiger, barmhartiger Gott! Wat hew ick doch vörbraken, datt ick in diſſe entſetzliche

Not geraden bün? O min leewe Herr un Gemahl, weſt nich ſo ungeduldig un hürt mi un glöwt mi, datt ick juw ehrlich un tru Wif bün un keenen annern Gedanken in minem Harten hegt hew, as ju un juwe Leewe. Awerſt wo is't mi gahn, un wo geiht et mi? As ick den Trumpeter up der Wart blaſen hürde un juwen Namen van dem Dur her klingen, ſtund ick vör der Dör un kam äwen ut dem Gärden, wo ick Blomen plantet hew; un ick hedd ſwarte Händ un ſlichte Gärdenſchoh an un dachte: So ſchaſt du vör dinem Herrn nich erſchienen. Un ſo ſprung ick ſtracks de Trepp herup un wuſch mi de Händ un lede däbi den Ring in dat apne Finſter. Un as ick'n wedder anſtecken wull, was he weg; un ick kann nich begripen, wat dat is, un ob noch Töwerer un Hexen lewen, de mi arme Fru in't Unglück bringen willen. So is't ſchehn, un Gott im Himmel weet, datt ick de unſchuldige Wahrheit ſegge, un deſülwige Gott im Himmel vörhöde, datt mi de grötſte Froid nich een grotes Leid ward!"

Awerſt de Grewe, as he dat vörnahmen, ergrimmde in ſinem Sinn, un ſine Oogen vördunkelden ſick, un he ſtödde de arme Grewin van ſick as eene Lägnerin un untruwe Bedregerin, de ehre Untreu un Falſchheit mit ſchönen Wurden un Tranen bemanteln un vertuſchen wull. Un darüm let he ſe gripen un in eenem olden Torm in een deep Loch vörſenken un vörklagde ſe as eene Buhlerin un Ehbrekerin. Un ſin Grimm wurd van Dage to Dage arger, un he leet eenen Galgen buwen, dä ſchull de falſche Grewin dran hängen. Un wat de arme Fru em ook toſwur un bat, un wat verſtändige Lüde ook ſeggen un bidden mügten, he let ſick nich rütteln noch rögen van ſinem harden Sinn. Un as de Grewin nu tom Hochgericht herutführt wurd mit grotem Geleide, un de Grewe mit veelen groten Herren däbi ſtund, un ſe de Galgenledder upſtiegen müßte, dä ſlog dat arme Wif noch eenmal de Händ toſam un ſchreide, datt alle hürden: „Du groter Gott im Himmel! Erbarme di miner letzten Bede un lat mine witte Unſchuld nich ſo jämmerlich am Galgen vördarwen!" Un indem tog de Scharprichter ehr de Ledder unner den Föten weg, un ſe hängde un vörſcheb. Un de Lüde rund umher weenden un bededen barmhartiglich, un alle Armen ut drei, vier Kaſpels in der Runde üm dat Slott hülden un wehklagden lude; denn ſe was eene rechte, fründliche Armenmoder weſt. Veele äwerſt jammerden ook, datt een ſo ſchönes Wif in jungen Jähren up diſſe ſchändliche Wiſe hedd ſtarwen müßt. Un ſüh! As ſe keen Lewensteken mehr van ſick gaff un dat Geleide un de harde Grewe ſick anſchickten, wegtogahn, kam een ſwarter Rawe flegen un ſette ſick up den Galgen dicht bi

ehr un reep Kork! Kork! datt allen Lüden een Schrecken un Vörstaunen ankam. Awerſt wo vörfierden un vörſchreckten ſe ſick, as de Raw eenen güldnen Ring ut dem Snawel an de Erd fallen let! Awerſt am meiſten vörſchrack ſick de Grewe, as em de Ring in de Hand kam, un ſtund dä un bäwerde, as hedd en Gotts Dunner ſlagen. Un ſo ſtund he lang as een Vördunnerter, un Farw un Sprak vörleten en. Toletzt reep he: „De Ring! De Ring! De unglückſelige Ring!“ un don tog he ſin blankes Swert ut der Schede un ſöll därin, datt ſin rodes Blod tom Häwen herupſpritzte. Un ſe nehmen de Fru van dem Galgen un nehmen den dooden Mann un growen een grotes, deepes Graf, da leden ſe beide ſtill herin ahn Preſter un Köſter un Sang un Klang. Denn wo Gott een to gewaltig Wurt ſpreckt, dä vörgeiht dem Minſchen dat Singen un Klingen woll.

20. Witt Düweken.

Vör veelen, veelen Jahren lewde een Eddelmann, dat was een fram un ſtill Mann, de mehr nah den Stiernen as nah den Hirſchen un Haſen keek. Un diſſe Eddelmann hedd eene hübſche Dochter, dat allerluſtigſte un nüdlichſte Kind van ſiet un wiet im ganzen Land, un de Dochter het Kathrine. Wiel ſe äwerſt eene ſehr witte Hut hedd, duſendmal witter as de witteſte Snei un as de Slee, de up dem Durnbuſch bloiht, ſo nömden de Lüde ſe Witt Düweken. Den Namen mügten ſe ehr äwerſt ook woll gewen van wegen ehrer anmodigen Luſtigkeit un Fründlichkeit; denn een ſchöner un fründlicher Fräulen is up der Welt nich ſehn worden. Dat was äwerſt ook eben keene grote Kunſt; ſe kunn woll luſtig un fründlich ſin. Denn wiel ehr Vader ſehr rik un ſe ſin einziges Döchterken un Kind was, ſo geſchah ehr alles to Froiden, un wat de gode Mann dem Kinde an den Oogen aſſehn kunn, dat dheede un ſchaffte he ehr. In der Nawerſchaft van diſſem Eddelmann un ſinem Witt Düweken lewde eene Eddelfru, dat was eene olde Blozbargrüterin un Hex, un de hedd eenen grauſam häſslichen Sähn, de ungefähr van eenem Older mit Witt Düweken was. Un der olden Hex ſtack dat ſchöne Geld un dat prächtige Slott van dem Eddelmann in de Oogen, un ſe ſunn därup, wo ſe Witt Düweken eenmal för ehren Sähn fangen un büten künn. Awerſt dat was nicks Lichtes; denn de Eddelmann haßte ſe as de Peſtilenz un hedd er ſin Gebeet vörbaden, wiel ſe wegen heemlicher Künſte bi allen Lüden ſo gär ſlimm beropen was. Denn he hedd ehr ſeggen laten: „Kümmſt du jemals äwer mine Feldſchede, ſo lat ick di

dine Knaken as Bohnenſtroh terdöſchen, du olde Wäderhex!" Dävör gruwde ehr, doch dachte ſe bi ſick: „Mit der Tid werden ook de Apenäriſchen (Miſpeln) riep, un et gelingt di noch woll, em ſin Witt Düweken, dat Golddüweken, mal aſtoluren." Äwer all ehr Luren un Uppaſſen wull ehr jümmer nich gelingen; denn Witt Düweken was een gär to fründlich, unſchuldig Kind, dat keene Sünd dheed, un de olde Hex kunn ehr nich bikamen. Denn van Sünd edder Hoffährt, ſo wat van unchriſtlicher Vörmätenheit edder Vörwitz is faſt jümmer däbi, entweder van den Olden edder van den Kindern ſülwſt, wenn de Düwel un ſine Geſellen Gewalt äwer de Minſchen kriegen. Wenn ſe ſo wat erlurt hebben, weeten ſe ſick intoſtellen un faſttoſetten un künt nich lichtlich wedder uttodriwen. Witt Düweken was nu inſegend un jöſtein Jahr old worden un bloihde as eene Roos van Saron, un jümmer kunn de olde Hex dem Kindeken nicks dhon. Un ſe kreg eene Doodesangſt, datt ut der Hochtid mit Witt Düweken un ehrem knorpligen Twig nicks warden mügt; un de Angſt wuß noch, as ſe eenen hübſchen, jungen Eddelmann öfter ehren Hoff vörbi to Witt Düwekens Slott riden ſach, van dem et munkelde, he were Witt Düwekens Brüdegam. Un dat mugt ook woll ſo weſen, denn de hübſche Junker was mit dem olden Eddelmann befründet, un he un Witt Düweken mügten ſick gern liden; ſeggt hedden ſe ſick't äwerſt noch nich, datt ſe ſick frieen wullen. Nu hedd de olde Hex eene ſehr ſine Näs un wüßt bald, wat därunner ſtack, un lurde Dag un Nacht an dem eenen un dem annern, datt de Hochtid vörpurrt würd un ſe Witt Düweken ehrem Sähn mit ehren Künſten toſpelen künn. So grübelde un lurde ſe woll een paar Jähr in ehren argen un gierigen Gedanken, un't wull ehr gär nich to Faden lopen. Un de Tid kam würklich, wo't unner den beiden jungen Lüden richtig worden was un de Hochtid ſin ſchull. Un de olde Eddelmann hedd ſin ganz Slott nü afputzen laten un Spellüd un Vipers beſtellt un de ganze grote Nawerſchaft beden, man nich de olde Hex; un't ſchull eene prächtige un ſtolte Hochtid ſin. Äwerſt o Je! o Je! Witt Düweken hedd eene witte Duwe, de ehr Brüdgam ehr vör een paar Mand ſchenkt hedd; un de Duw was ehr leef as ehre Oogäppel, un ſe hedd woll Gott im Himmel äwer dem nüdlichen Vagel vörgäten kunnt. Un dat witte Düwiken wahnde bi ehr in ehrer Stuw un ſatt up eenem grönen, vörgüldten Boom, den de Brüdgam mit dem Düwiken ſchenkt hedd, un att Arten un Brokromen ut ehrer Hand un nippte mit dem Snawel ſinen ſöten Drunk van ehren Lippen un bredede ſine Flüchten äwer Witt Düwekens Geſicht, wenn dat leewe Kind ſlapen wull; un dat Düwiken was ſo nüdlich un klok, as wenn't een Minſch weſt were.

Nu kam de Hochtidsdag, un Witt Düweken ſchull van Sülwer un Gold funkeln un van Perlen un Demanten ſtrahlen; un vör Dagsanbruch wurd ſe upweckt un wegführt in eenen groten Saal, wo veele Fruen un Fräulen un Junfern weren, de ſe anputzen ſchullen edder ehren Staat ſehn und betrachten wullen. Un Witt Düweken hedd Hart un Kopp ſo vull, dat ſe alles vörgäten müßt; un ſe vörgatt ook ehr Düwiken. Un as ſe anputzt was un bald vör den Preſter up den Teppich treden ſchull, ging ſe nochmal in ehre Stuwe, un o weh! ehr Düwiken lag dood dä mit utgebreidten Flüchten und rögde ſick nich un was vör Dörſt vörſmachtet. Un as Witt Düweken dat ſach, kunn ſe ſick vör Jammer nich holden un lede ſick in ehren heelen Hochtidsſtaat bi lütt Düwiken hen un weende bitterlich un jammerde, as lege ehr Brüdegam vör ehr up der Doodenbäar. Un ſe müßten dat ſchöne Kind mit Gewalt van dem dooden Düwiken wegnehmen un den Brüdegam ropen, datt he ſe tröſtede. Denn nu was keene Tid tom Weenen un Klagen: de Preſter un alle Hochtidsgäſte weren da, un ſe ſchullen toſamſpraken warden. Witt Düweken ſtund endlich up un ging trurig mit ehrem Brüdegam un ſlog ſick een Mal äwer dat anner vör de Borſt un reep: „O du min wittes un hartenſötes Düwiken! So hew ick di vörgäten un ſo jämmerlich dood dörſten laten!“

Un dat Wurt hedd de Bös ſick markt, de up allen Stellen lurt, beſünders wo't luſtig hergeiht un veele Lüde vörſammelt ſünt, un hedd ſick in der Minut tor olden Hex hen makt un ehr in't Ohr runt: „Hür, Süſter, Witt Düweken hett ehre Duwe vörſmachten laten!“ Un de olde Düwelsſüſter was nich ful, makte ſick to eenem Ketelböter un ſlog un ſlog — un ehr man ſick et vörſach, was ſe in dem Saal, wo de beiden jungen Lüde to der Trau ſtunden, un ſettede ſick as de allerbunteſte Smetterling in den Brutkranz, den Witt Düweken up dem Kopp hedd. Un de ſchöne Sommervagel gaff eenen Glanz van ſick, de alle Juweelen äwerlüchtede, un alle Lüde, de et ſegen, vörwunderden un froiden ſick un reepen: „Seht! Seht! Wat för een prächtiger Vagel! De mütt Glück bedüden!“ Awerſt de Minſch mit ſinen korten Vörſtand un vörblendten Oogen weet oft nich, wat he ſpreckt. De bunte Ketelböter, äwer den un ſine Pracht ſe ſo frohlockten, meende et ganz anners; he dreef dä oogenblicklich ſin düwelſches Spill, un ehr ſe de Oogen wenden kunnen, was van Witt Düweken ook keene Spur mehr to ſehn, un ſe ſegen mit Vörſtaunen eene witte Duwe, de ut dem Finſter ſlog, un eenen groten Falken, de ehr nahſchot; äwerſt Witt Düweken ſöchten ehre Oogen vörgäwes. Un ditt böſe Spill geſchach in demſülwen Oogenblick, as de Paſtor den Mund updhon un ſeggen wull: „Hans, wiſt du Greten tor Fru hebben?“ Un

alle vörfeerden ſick gewaltig, un alle Hochtidsluſt nam een truriq End; twee äwerſt weren am truriqſten, de Brutvader un de junge Brüdegam.

Un de beiden Vägel flögen in de wiede Welt herin. Dat arme Düweken müßt ehre Flüchten recken un ſpannen, un de griſe Falk let ſine Feddern dicht achter ehr klingen un gaff ehr keenen Oogenblick Raſt, ſick up eenen Twig edder een Dack to ſetten un to vörpuſten. Un ſo jog de Falk ſe woll twintig Mil wiet van ehres Vaders Hus weg un toletzt in eenen deepen, woiſten Wald herin, wo midden drin een Bur wahnde. Dä bleef he torügg un ſettede ſick up eene kruſe Bök, de achter dem Huſe ſtund; de lütte, arme, witte Duw äwerſt flog in der Angſt in een apen Finſter herin un ſludderde eener lütten Dern in den Schoot. Un dat Kind ſprung vör Froid up un rep: „O Moder, ſeh, wat hew ick Schönes! Dit witte Düweken is mi in den Schoot flagen!“ Un ehre Moder, de Burfru, vörwunderde ſick und ging hen un ſtrakte dat Düweken un nam't in de Hand und ſach, wo dat Dingelken mit dem Snawel jacherde un wo em dat Hart ſlog. Un ſe ſtrakte dat Düweken noch eenmal un ſede: „Ach du armes, lüttes Düweken! Gewiß hett di een Hawk jagt, un dat ſchall di nich gereuen, datt du in unſer Hus flagen büſt, denn bi uns un van uns ſchall di nicks to Leeden ſchehen.“ Un ſe gaff dat Düweken wedder an ehre Dochter, un dat Kind nam dat Düweken in de Hand un küßt' et, un de Moder vörmahnde dat Kind, et ſchull dat Düweken nich drücken un em jo nicks to Leeden dhon. Un de lütte Dern ſede: „Moder, wat hewt ji för Sorg? Wo künn ick ſonem nüdlichen Dingelken wat to Leeden dhon?“ Un dat Kind nam Witt Düweken noch eenmal un küßte et woll veel duſendmal. Un Witt Düweken ging dat Hart up un froide ſick, datt et to chriſtlichen Lüden kamen was un nu vör dem grauſamen Falken Freden gewunnen hedd. Un ſe gewen Witt Düweken to eten un to drinken, un Witt Düweken att un drunk düchtig; denn de lange un bange Flucht hedd ſe ſehr hungrig un dörſtig makt.

Ich hew tovören vörtellt, datt van den Hochtidslüden twee am truriqſten weren, de olde Eddelmann un Brutvader un de hübſche Junker un Brüdegam. Un dat kunn wohl nich anners ſin. De olde Mann, as de erſte Angſt un Schrecken äwerſtahn was un he ſick wedder een beten vörſunnen hedd, wußte bald, wo de Sak toſam hängde, un nam dat Wurt un ſede to dem Brüdegam, de ganz vörbaſt un vörbiſtert dä ſtund: „Beſinn di, min Jung, un lat di den Mod nich ganz entfallen; alles is noch nich vörlären, un Witt Düweken kann noch eens wedderkamen.“

„Ach Vader, in Ewigkeit nich," sede de Junker: „wo schull dat togahn! Dat is nu un jümmer vörbi; ick kriege min Witt Düweken nümmermehr to sehn, ach! in dissem Lewen nümmer, nümmer!" Äwerst de olde Vader schult en as eenen Vörzagten un Kleenmodigen un de an Gotts Allmacht vörtwiselde, un sprac wieder: „Min Bürschlin, dat vörsteihst du nich; ick äwerst sel dör de heele Sak, wo se sick vörhölt un wo sick ditt begewen hett. Ick segg man so veel, din Schatz lewt noch un is so licht nich dood to maken, un ick will di disse ganze Jammergeschicht vörklären un utleggen. Du weetst, hier up dem nächsten Eddelhoff wahnt de olde Baronin Krumholt, mit der is't nich richtig, un wat alle Lüd ehr nahseggen, is woll währ nog. Se is van der Blocksbargrüteri, van den swarten Süstern, de bös Wäder maken, den Höhnern un Gösen de Feddern up dem Rüggen vörkehren un den Kälwern un Schapen den Dreihhals angrinen. Ditt vörwünschte olde Wif hett sick jümmer so leidig an mi to maken un Fründschaft intoficheln söcht; ick hew mi se äwerst mit Gott van dem Liwe holden, denn ick hedd eenen Gruwel vör ehren fründlichen Dogen, worut Legionen Düwel lachen. Därüm hett se mi üm min Glück beluchst un belurt un sick as de höllische Ketelböter up unsre Hochtid sett't; un unser Brüdeken hedd ehr de Macht dåto gewen. Denn were din Geschenk, dat witte Düweken, nich vörgäten un vörschmacht't, dat Undeerd hedd uns nich äwer den Süll kamen dörft. De sündliche Vörgätenheit van Witt Düweken ist an allem schuld. Äwerst vörzag därüm man nich — dat was jo keine Doodsünd — se lewt säker noch, un mi swant, datt wi se mit Gotts Hülp mal wedderkriegen. Un glöw mi, min Sähn, nich ümsüs hew ick Dag un Nacht de Böker upslagen un in de Stiern keken, un will di nu seggen, wat ick dhon will un wat du dhon schast. Dine Brut is noch eene witte Duwe; denn wenn se sick nich sehr vörsündigt, mütt de olde Hex se woll laten, as se is, un kann se tom tweeden un drüdden Mal in nicks Nües vörwandeln, wenn se sick sülwst ook jede Stund in een nües Getier vörwandeln kann. Un nu will ick mi upmaken, un mak du di ook up, un wi willen hengahn un alle witte Duwen upköpen, de wi man finden; veellicht datt de leewe Gott gift, datt wi unser vörlärnes Düweken därunner entdecken mägen." Un as he dat seggt hedd, sümden se sick nich lang un gewen sick beid' up den Weg un repen un leten utropen: „Wer hett witte Duwen? Wer hett witte Duwen tom Vörkop?" Un se gewen veel, veel Geld ut un köfften alles up, wat witt van Feddern was, woll viertig un söftig Mil in der Runde; äwerst de nüdliche un kloke witte Duw funden se nich, de in dat Burhus

im Forſt ſlagen was. Denn keen Minſch wüßte van dem Buren, de ſo eenſam im deepen Holt wahnde, un datt he een toſlagen witt Düwiken hedd.

Un de beiden hedden Jâhr un Dag reiſt un witte Duwen köfft, un jeder hedd woll teinduſend edder twintigduſend toſambröcht, de up veelen Wagen in groten Körwen achter en her fuhren. Dâmit togen ſe nu to Hus un wullen ſe utprowen. Denn de olde Eddelmann, de een ſehr klok un wies Mann was un ſo ſin, datt he woll dat Gras waſſen ſehn kunn, ſede: „Is unſer Witt Düweken dâmank, ſo ward ſe ſick woll to erkennen gewen; denn wenn ſe ook nich mit Wurden ſpreken kann, ſo kann ſe doch ſlegen un kurren un annere Teken van ſick gewen. Denn de Hexen und Hexenmeiſter, wenn ſe ook de Macht to vörwandeln hebben, känen eenen doch nich ganz dumm maken, man müßte denn eene greuliche Sünd begahn hebben.“ Un ſe leten ſick gewaltig grote Duwenhüſer buwen un ſetteden de witten Duwen dârin un foderden all ehre Arten un all ehren Weiten dâmit up; un weren ſe nich ſo ſtenrike Lüd weſt, de Duwenhandel hedd ſe veelnah woll an den Bedelſtaff bringen künnt. Un ſe führden een heel beſünnerlich Lewen un weren mehr in dem Duwenhuſe as up dem Slott un höllen een ewig Locken, Pieven, Floiten un Kurren mank en un pröwden ſe up veelfoldige Wis, ob Witt Düweken ut en herut ſick kund dhon wull. Un jedweder hedd ſin Stückſchen inöwt, wat he ſung, un womit he Witt Düweken uttolocken meende.

Un de olde Eddelmann ſung:

Kurre, min Düweken, kurre!
Snurre, min Swänziken, ſnurre!
Kannſt du mi noch kennen,
Mütt dat Hart di brennen;
Ach, min Hart brennt gar to ſehr —
Kumm, Witt Düweken, büſt du hier!

De junge Eddelmann ämerſt, dem de olde Hex de Hochtidsluſt terſtört hedd, ſung ut eenen gar annern Ton, un ſo klung ſin Rim:

Witt Düweken! Witt Düweken!
Wat heſt du för'n ſchön Liweken!
Wat heſt för'n hellen Oogenſchin!
O künn ick, künn ick bi di ſin!
Witt Düweken! Witt Düweken!
Wo büſt, min ſötes Wiweken?

Büſt du nich hier, wo büſt du denn?
Büſt du nich hier, o wies mi hen!
Witt Düweken! Witt Düweken!

O kumm, min wittes Wiveken!
Ach, eenen Klang, man eenen Klang!
Mi ward de Tid so starwenslang!

Un se seten un seten unner dem nüdlichen, witten Feddern volk un lockten, floiteden, sungen un keken un lurden den ganze utgeslagnen Dag, äwerst et wull sick jümmer nicks to erkenne gewen. De Duwen hebden et veel beter as ehre Herren, de vö luter Hartensunruh des Dags keene Rast un des Nachts keene Slap hebden. Se eten un drunken nah Hartenslust, päarde sick un lewden in Froiden; äwerst de eene was as de anner, keen wull sick wat Afsünnerlichs marken laten; un se kunnen ook nic anners, denn se weren man Duwen. Dämit wurden denn beid ostermalen sehr brüdt. Wenn eene Duwe krank was edder truri un nahdenklich in der Eck satt un den Kopp hängen let un d Flüchten nahslevpte, denn steeg in den goden Lüden towielen d Hoffnung up, dat äwer sine Vörwandlung trurende Witt Dü weken künn woll in dissem Bilde steken. Äwer sonne kranke u trurige Duw hebben se oft Weken lang lurt un acht't, ob nick herutkamen wull; äwerst de Duwen stürwen entweder edde wurden wedder lustig, un mit all ehrem Kieken un Beluren were se so klook as tovör.

So vörseten de beiden ehre Tid in den Duwenhüsern u segen keenen Minschen in der Welt mehr; alle Lüde äwerst, d dat hürden, wo se Hab un God an de Duwen setteden, glöwden se weren narrsch worden vör Gram äwer dat vörswunnene Wi Düweken.

Witt Düweken was nu im Burhuse im dicken Walde un hed recht gode Dage, so gode, as een vörwandelt Fräulen se hebbe kann. De Burfru was fründlich un fram un hedd dem Düweke üm alles in der Welt nicks to Leeden dhan, wiel't ehr in de Angst toslagen was un sick in ehren Schutz gewen hedd. Un d lütte Dern, de twelf Jähr old was, kunn woll för een ewen s nüdlich un fründlich Kind gelden, as Witt Düweken in de Jahren west was, un spelde mit Witt Düweken un küßte u trutelde et un drog't up Händen un Schuldern un let et Arte un Brot ut sinem Mund bicken; un wo de flinke Wicht ging u stund, dä müßt sin Witt Düweken mit sin; un wenn se to Bed ging, settede sick Witt Düweken to ehrem Koppend up't Bed un keek dem Wicht fründlich in de Oogen, bet beide inslepen.

De olde Hex äwerst lag im Hinderholt un lurde un grie lachte un froide sick, datt ehr alles so woll gelungen was un da de beiden Männer as Gecken un Narren unner den Duwen sitte un vörgäwes locken un luren mußten, un datt Witt Düweke

wiet van en bi dem Buren im Wolde was. Se meende äwerſt Witt Düweken wieder nicks to Leeden to dhon; ſe wull ſe man tam maken un dwingen bet ſe ſe binnen krege un för ehren häßlichen Jungen as Brut gewinnen künn. Un wenn ſe wüßte, datt Witt Düweken alleen in der Stuwe ſatt un de lütte Dern in dem Buſch achter den Koien herlopen müßt un de Olden up dem Feld edder up den Wiſchen weren, denn kam ſe in allerhand Geſtalt un wippelde un trippelde vör Witt Düweken herüm un flüſterde ehr ſchöne Saken van ehrem Sähn, dem Junker Krumholt, un häßliche van dem jungen Eddelmann, ehrem Brüdegam; ſo dachte ſe Witt Düwekens Hart un Sinn van em aſtowenden. Un im Anfang is de olde Hex jümmer in angenehmer, hübſcher Geſtalt kamen, datt ſe Witt Düweken dörch Fründlichkeit winnen un bedregen mügt. Un wat för eene Geſtalt ſe ook annam, un wat för Röck un Kleder un Fell un Feddern ſe ook antog, jümmer kunn ſe ſpreken. Äwerſt Witt Düweken hedd mit der Geſtalt de Sprak vörlårn un kunn nich ſpreken; ſe vörſtund äwerſt alles, wat annere ſpröken.

Un dat erſte Mal is de olde Wäderhex kamen as eene bunte Mus. Witt Düweken ſatt heel alleen unner dem Awen in der Stuw un kurrde un lockte går to trurig; denn ſe dachte an ehren Brüdegam. Då kam een lüttes, nüdliches Müsken, ſo kunterbunt un mit ſo negenkloken un fründlichen Oogen, womit ſe Witt Düweken ankeek un goden Dag to ſeggen ſcheen. Witt Düweken vörwunderde ſick ſehr, denn ſo een ſchönes, buntes Müsken hedd ſe all ehr Lewdag nich ſehn. Un ſe fung an mit bunt Müsken to ſpelen, wiel ehr in ehrer vörlatenen Einſamkeit de Tid oft går to lang wurd. Äwerſt wo vörwunderde ſe ſick, as dat bunte Müsken anfung to pieven! Se piepte ſo künſtlich un luſtig, as were ſe to ehrer Tid bi eenem Kunſtpiever in der Lehre weſt. Un Witt Düweken hürde ſtill un andächtig to; denn dat Müsken peep eene ſehr hübſche Wiſe, binah ſo as Witt Düweken et oft ſungen hedd mit ehrem Brüdegam, as ſe noch up twee Minſchenſöten ging. Un ſe ſpelden lang mit eenanner — denn de Kunſt vörſtahn de olden Hexen, eenen jeden antolocken — un wurden ſo vörtrolich un heemlich, datt Witt Düweken dem bunten Müsken up den Nacken ſnawelde un bickte, un datt dat luſtige, muntre Müsken Witt Düweken up den Rüggen ſprung un ſick unner ehren Flüchten inbuddelde, as wull ſe ſick då een warmes Neſt bereiden. O wenn dat Düweken wußt hedd, wat för een Ungeziefer ehr ſo dicht an dat Hart krapen was! As datt nu unner all dem Spill Awend warden wull, hürde de Mus de Stimm van dem Buren, de in den Hoff kam, un peep dem

Düweken adjüs to. Un et düchte Witt Düweken, as wenn bunt Müsken, dat in een Musloch krop, ehr gär liſing int Ohr peepe: „Witt Düweken, din Schatz is di untru!“ Un Witt Düweken hürde den ſlimmen Klang den ganzen Awend in ehren Ohren klingen un was ſehr trurig un kunn de ganze Nacht nich ſlapen. Un de Bur un ſine Fru un de hübſche Wicht, ehre Dochter, vörwunderden ſick, datt Witt Düweken de Nacht keene Rauh hedd un alle Oogenblick de Feddern up ſinen Rüggen upſtrüwde un mit den Flüchten ſludderde; un noch mehr vörwunderden ſe ſick, datt et in der Stuw ſo ſtunk, as hedd eener Düwelsdreck achter ſick utſeit. Denn de olden Hexen mütten jümmer Geſtank achter ſick laten. Äwerſt Witt Düweken markte dåvan nicks.

Un as een paar Dagè üm weren, un Witt Düweken wedder alleen was, kam de olde Hex dat tweete Mal un ſtund plötzlich as een blankes un buntes Vägelken bi Witt Düweken un ſpelde mit Witt Düweken un bickte Kürner up mit ehr un hüppte un twitſcherde ſo ſeelenvörgnögt, datt Witt Düweken recht ehre Froid an dem ſchönen Vägelken hedd un up eene Wiel vörgatt, wat ehr de vörlednen Dage in den Ohren klungen, un womit dat bunte Müsken ſe ſo bedröwt makt hedd. Un as de Vagel ehr dat Hart afwunnen hedd un ſach, datt Witt Düweken en för eenen goden, rechtſchaffnen Vagel heelt, ſettede he ſick up dat Finſter un ſung gär ſine un leewliche Leeder, datt Witt Düweken vör Froid un Wehmod hedd weenen mügt; denn de Klänge weren van vörgangenen Tiden un düchten ehr wohl bekannt to ſin. Am Ende äwerſt — denn de olde Hexe wull ehr dat Hart to gliker Tid week un unſäker maken — klung de Geſang wedder van Unglück un Untru, un dat blanke Vägelken ſung:

O Leed up Leed! O Not up Not!
De Leew is kold, de Tru is dood:
Witt Düweken! Witt Düweken!
Ut is ut un hen is hen.

Dat ſung der Schelmvagel, un weg flog he. Un Witt Düweken wurd noch veel truriger üm ehr lüttes Hart, un ſe zitterde un bäwerde vör Angſt un Weh. Äwerſt doch dachte ſe wedder in ſick: „Ick will un kann't nich glöwen; ne, ick kann't nich glöwen, un wenn't alle Vägel unner dem Häwen in eenem Konzert mit eenanner ſüngen; un wiß, dat bunte Vägelken, wenn't ook nich lügt, hett ſick verhürt un weet et nich recht, wo hell un negenklok em de Oogen ook im Köppken glitzern.“ Äwerſt vull Unrauh müßt dat arme Witt Düweken nu woll weſen un att un drunk faſt nich, ſo datt de lütte Burdern heel trurig wurd un meende, ehr Witt Düweken were krank un würd ehr ſtarwen.

Un Tid kam, un Tid ging, un de olde Hexe ſede: „Du heſt den Grund upluckert un kannſt nu anfangen, düchtig drin to wöhlen un Starkeres drin planten.“ Un ſe makte ſick wedder up de Beenen un tog den roden Rock van dem Hushahn an, den Witt Düweken woll kennde; denn de beiden eten oft mit eenanner ehr Foder. Un as alle in't Feld gahn weren un Witt Düweken alleen in der Stuw ſatt, ſlog de Hahn in't Finſter un ſtund dä un lede ſine beiden Flüchten toſam un kraihede mit ganz beſünnerlicher Stimm, as he ſüs nich to kraihen plag, un ſlog denn ſo mit den Flüchten, as ob he wat Rechtes uttokraihen hedd. Un Witt Düweken müßt to em upkiken un ſick vörſtaunen, ſo vörwunderlich klung em dat ut der Kehl herut. Un de rode Hahn keek ſe mit groten Oogen an, datt ſe ſick äwer en vörfierde, denn ſe blinkten un funkelden up eene heel unnatürliche Wis. Un ſo ſatt de Hahn eene lange Wiele ſtill, man datt he een paarmal de Flüchten gewaltig toſamſlog; un Witt Düweken kunn et nich laten, ſe müßt jümmer to em upkiken. Un ehr he wegflog, kraihede he wedder, datt et ehr in de Seel ſchot, as hedd ſe eenen Piſtolenſchott kregen. Un ehr Hart was ehr'ſo beklemmd, un ſe müßt wedder an de Mus un den Vagel denken; doch ſprack de true Leew jümmer in ehr: „Un were de ganze Welt eene einzige Kehle un klünge ſe di't mit eener Stimm to: Holl di faſt, Witt Düweken! Glöw't nich! Et is doch nich ſo!“ Un dat was ehr to raden, datt ehr trues Hart ſo in ſick ſprack; denn hedd et anners in ehr ſpraken, hedd et ſeggt „ick glöw't,“ ſo hedd de olde Wäderhex gröter Gewalt äwer ſe wunnen, un denn hedd et ſehr ſlimm warden künnt.

Dat olde Düwelsſtück let ſe äwerſt nich ſo licht los un kam jümmer wedder un dachte bi ſick: „Witt Düweken, wes du tru un ſtark, as du wiſt, du ſchaſt mi toletzt doch noch wohl wackeln un ick up diner Hochtid noch mit minem Sähn danzen!“ Un ſe kam dat vierdemal, Witt Düweken to vörſöken un to begigeln. As alle Lüde ut dem Huſe weren, ſlek ſe ſick herin un tog ſick der lütten Burdern Sünndagsrock an un putzte ſick recht herut un ſach fründlich ut as Sünnenſchien, wenn he ſick äwer ſine bunten Blömken froit. Un ſe nam dat Düweken, dat jümmer noch trurig un nahdenklich was, up ehren Schot un hedd et leeſ un ſpelde ſo veel dämit, as de lütte Wicht nümmer to ſpelen vörſtund, un herzte un ſtrakte dat Düweken un ſach et mit den allerfründlichſten un funklichſten Oogen an. Denn ſo vörſteiht de Düwel ſick to tieren un to vörſtellen, wenn he bedregen will! As ſe ditt Spill lang nog drewen hedd, fung ſe an mit Witt Düweken, as de lütte Wicht bi'm Spelen to dhon plag, un apte

ehren Ton un Gebär gär natürlich nah, äwerſt veel kloker un liſtiger, as de kunn. Un ſe ſede to ehr: „Min lüttes, ſötes Tüt Düweken! O du min armes, lüttes Tüt Düweken! Wo jammerſt du mi! Ich mark woll un ſeh di't woll an, datt du keen Düweken büſt, ſündern een rikes Eddelmannskind un een vörnehmes Fräulen, dat unner diſſen witten Feddern vörborgen is. Äwerſt o du leewer Gott! Wer kann di helpen, wenn du van diner dummen Leewe, de di behext hölt, nich laten wiſt? Denn därum eben büſt du een Witt Düweken worden, datt du dinen böſen Brüdegam nich kriegen un nich de unglücklichſte van allen Wiwern warden ſchuſt. Denn ick will di't man ſeggen, he is falſch un untru un unbeſtändig as de Schum up dem Water un hett di lang vörgäten un herzt all wedder eene ganz annere Brut. Därüm wes wis un wend din Hart ook herüm weg van dem Falſchen un denk up wat anneres un Beteres; ſo magſt du ut diſſem Fedderrock erlöſt un wedder een hübſches Fräulen un de Fru van eenem jungen Eddelmann warden, de woll duſendmal ſchöner un beter is as diſſe falſche Schelm un flunkernde Voß."

Un as de olde Hex diſſe Wurde ſpraken hedd, kunn Witt Düweken et vör Angſt nich länger utholden up ehrem Schot un flog weg un zitterde mit den Flüchten. Se flog äwerſt mit den Flüchten gegen de lütte Dern, as wenn ſe ſeggen wull: „Du lügſt, dat is all nich währ!" Un de lütte Dern flek ſick ut der Dör, äwerſt Witt Düweken was ſo trurig, datt ſe hedd ſtarwen mügt, wenn man vör Trurigkeit jümmer ſtarwen künn, wenn man wull.

De olde Hex äwerſt ging un was grimmig, datt Witt Düwekens Hart ſo faſt ſtund in ſinem Glowen, un ſede bi ſick: „Töw man, Witt Düweken, ick will di woll ſtarker bi'm Kopp faten! Alle mine Künſte müßten keenen Penning wert ſin, wenn ick ſo'n jung Ding nich week un wacklig maken künn." Un ſe let wedder een paar Weken vörbi gahn, damit Witt Düweken Tid hedd, bi ſick äwer alles deeper nahtogrüweln un in ehrer Trurigkeit to ſinnen un ſick aſtoplagen. Un ſe ſede: „Dör dat Grüweln un Sinnen kümmt man in Himmel un Höll; lat ſe man in den Twiweln grawen, ick will denn woll mit dem groten Spaden kamen, un de Boom, dem de Wörteln löſt ſünt, mütt ſtörten, he mag willen edder nich."

Un de olde Hex makte ſick torecht as eene wunderſchöne Jumfer un tog bunte un ſidene Kleeder an un ſettede ſick eenen Kranz van Perlen un Demanten in't Hâar un nam eenen witten Stock in de Hand, un ſo trat ſe in de Stuwendör, as alle Lüde ut weren un Witt Düweken in ehrer Eenſamkeit trurig achterm Awen ſatt un kurrde. Un as ſe herintreden was un Witt Düweken anſichtig

wurd, dheed ſe, as wenn ſe ſick ſehr vörwunderde, un ſede: „O Gott ſei Dank! So ſind ick di endlich, min leewes Witt Düweken, un bün ſo lang in der wieden Welt herümwandelt un hew di vörgäws nahſpört un ſöcht. Un nu wes luſtig un froi di, min ſötes Witt Düweken! Denn din Jammer un Leed hett een End, un de Tid is kamen, wo du den Fedderrock uttehn un wedder in minſchlicher Geſtalt vör den Lüden erſchienen ſchaſt.“ Un ſe nam Witt Düweken un küßte un ſtrakte ſe un fründigde ſick mit ehr; un dat geföll Witt Düweken woll. Därup ſede ſe wieder: „Gott hett mi to di ſchickt; ick bün eene van den wiſen Frauen, wovan du woll hürt heſt, de ſe Feen benömen, un de veele wunderſame Künſte känen, äwerſt idel gode Künſte un ſonne, wodörch ſe den Minſchen Glück un Segen ſpreken un bringen. Un ick denk, du weetſt dat woll edder heſt doch ſo eene Swaning dävan, weswegen du in diſſen Wold jagt büſt un Art un Geſtalt heſt ännern müßt. Dat hebben wi alleen to dinem Glücke dhan, di ut groter Gefähr to redden, dämit du mit dem ſlichten un falſchen Junker, den din Vader di tom Brüdegam gewen hedd, nich toſam kamen ſchuſt. Denn he is de untruſte un falſcheſte van allen Minſchen, de je mit Schelmerei ümgahn ſünt, un hett ſin Witt Düweken lang vörgäten un ſitt eener annern Brut in dem Schoot. Un du büſt ſehr dumm, datt du üm den Schelm truſt un weenſt; denn he is't nich wert. Wi hebben all eenen annern för di funden, eenen Jungen as eene Seel, ook een junger Eddelmann, eben ſo rik, eben ſo jung un noch veel ſchöner. De wahnt upp eenem prächtigen Eddelhoff dicht an dines Vaders Sched un ſchall din ſöter Brüdegam ſin. An den denk un hew en leef in Gedanken, un ſla di den annern Junker Wippupdentwig ut dem Sinn. Wat likſt du mi ſo an? Wes klok un nick mi ja mit dem Köppigen!“ So ſprack ſe mit gär liſtigen un leidigen Mienen un Würden un wull dat unſchuldige Kind to eenem böſen Koppnicken beſnacken. Äwerſt Witt Düweken kreg wedder de Angſt un flog van ehr un wurd bi den letzten Wurden, de de olde Hex ſede, ſo grimmig, datt ſe ehr int Geſicht flog un ehr de Dogen ut dem Kopp kraſſen wull. Denn in ehr klung ook een Wurt, dat ehr toflüſterde: „Witt Düweken, glöw ehr nich, ſe lügt di wat vör, un din Brüdegam is keen Schelm!“ De olde Hex äwerſt, as ſe ſach, datt all ehre Kunſt nich anflog, makte ſick dävan.

Se ſunn nu veel hen un her, up wat Wis ſe dat noch ſiner anſtellen ſchull, dat ſchöne un true Witt Düweken to äwerliſten un't ehrem Sähn totoſpelen; denn ſe lüſtede un brennde ordentlich nah dem groten Slott un den ſchönen Häwen un Dörpern des olden Stiernkikers. Denn ſe was ſehr nah Gold un Sülwer ut,

as't allen düwelſchen Minſchen in der Natur is. Toletzt ſede ſe: Wer nich mit Godem will, de mütt mit Quadem; ick will doch mal ſehn, ob ſon Witt Düweken nich mit Schrecken to bedwingen is. Wi willn eenmal kamen, as wi ſünt, un uns in unſrer natürlichen Macht wiſen. Denn ward ſe woll de Segel ſtrieken un dhon, wat ſe mütt." Un as Witt Düweken eenmal wedder alleen was, kam de olde Hex vör dat Burhus un vörwandelde ſick in eene grote un gefährliche Slang un krop ganz heemlich üm dat Bedd, dat in des Buren Stuwe ſtund. Un Witt Düweken hedd eene unbeſchriewliche Angſt un wüßt doch nich, worüm. Dat kam ehr äwerſt jümmer ſo vör, as wenn't ehr torunde un flüſterde: „He is di untru, he is di untru! Vörlat den böſen Schelm man; ſünſt müßt du ſtarwen." Un as ſe ſo dâ ſatt in groter Angſt, ſüh, da fuhr mit eenem Mal eene grote Slang unner dem Bedd herut un kringelde un ringelde ſick up der Deele. Witt Düweken äwerſt flog in wilder Angſt ümher. De gefährliche Slang kunn ſpreken un ziſchde ehr to: „Witt Düweken, beſinn di doch edder du müßt ſtarwen! Ick bün utſchickt, di to währſchuwen; wat wiſt du lütte Narr denken an den, de di längſt vörgäten hett? Du weetſt, an wen du denken müßt, wenn du klok büſt. Witt Düweken! O du armes Witt Düweken, ick mütt di vörſlingen, wenn du nich een lüttes, kortes Würtken ja ſpreckſt!" Un de Slang ringelde ſick wedder un ſach ut gefährlich blitzigen Dogen un ſteilde ſick gewaltig un ſprung un ſnappte ümher. Un ſe dachte bi ſick: „Nu ward dat Ding wohl ja ſeggen, un denn hebben wi ſe faſt, un unſer junger Herr is denn de Brüdegam." Äwerſt Witt Düweken, ſo doodesangſt ehr was, ſede doch in ſick: „Dat is nümmer wâhr, un he is doch de beſte!" Un ſo kunn ſe't nich laten, ſe müßt gegen de Slang flegen un ehr up den Kopp ſlan. Äwerſt nu wurd de Slang giftig un ziſchte un ſprung in der ganzen Stuw herüm, veel arger as tovörn, un ſprung mit ſnappender Tung gegen Witt Düweken up. Un ditt Spill durde lang, un as dat arme Düweken ſo matt was, datt et de Flüchten kum noch in der Luft rühren kunn, ging de Slang toletzt weg.

Un de olde Hex was vull Gedanken, äwerſt doch ſede ſe to ſick ſülwſt: „Wer faſt hölt, behölt doch dat Beſte in der Hand!" Un ſe kam nah een paar Dagen wedder un makte ſick to eenem groten, ſwarten Kater, to ſo eenem, worup mennig vörkappter Höllenbrand tom Blocksbarg ritt. Un as Witt Düweken alleen un trurig in der Eck ſatt un ehr van der Slangenjagd noch de Flüchten weh dheeden, ſtund plötzlich de Kater vör ehr un krümmde den Rüggen gegen ſe un makte een paar Kraßföt un ſprack denn mit miauender Stimm to ehr: „Witt Düweken, du büſt vörlârn,

datt du an eenen Mann höllſt, de di nich mehr tohürt. Hüt mütt dat tom End gahn, un ick kam as de letzte Bade, as Angſt un Dood to di, di to vörmahnen, an den ſchönen, jungen Eddelmann to denken, den du woll weetſt; un dheiſt du dat, ſo kümmt alles, wat du vörlären heſt, Schönheit un Glück, wedder to di, un du warſt in Herrlichkeit un Froiden lewen. Büſt du äwerſt jümmer noch vörblendt in dinem Eegenſinn, ſo vörnimm, dat din letzter Dag Hüt het; denn unſre Geduld is am End." Un Witt Düweken ſlog mit allen Flüchten gegen den ſwarten Kater un kurrde gewaltig, as wull ſe ſeggen: „Furt tor Höll mit di, du ſwarter Doiwelsbad! Ick lat nich van minem Brüdegam." Un as de ſwarte Kater dat ſach, fung he recht mit boshafter Katerliſt ſine Jagd an, ſprung in der ganzen Stuw mit dem armen Witt Düweken herüm, ret ehr veele Feddern ut, fung ſe un let ſe wedder fähren un makte et ſo, as wenn de allergrauſamſte Henkersknecht eenen armen Sünder to Dood pinigen will. Tolezt äwerſt packte he Witt Düweken faſt mit den Klauen un miaude ehr noch mal to: „Segg ne to dinem olden Brüdegam edder ſtarw!" Un dat Düweken ſtrüwde ſick ut allen Kräften un ſede ja in ſinem Harten, un de ſwarte Kater müßte ſe fähren laten un ſick as een beſneider Hund dävan maken; denn ſe to terrieten edder uptofreten hedd he keene Macht.

Un de olde Wäderhex vörzagde faſt an ehren Künſten un ſede: „Wer Doiwel ſchull denken, datt et in unſern loſen un lichten Tiden noch ſo true Harten gifft? Un bi ſo jungen Jähren? Äwerſt töw man, Witt Düweken! Töw man! Ick will mal kamen, as ick bün; wenn du mi uthöldſt, ſo höldſt du de ganze Höll ut, un min Spill mit di is vörläret." Un ſe kam den drüdden Dag in ehrer würklichen Geſtalt as dat olde, adliche Hexenwif Frau van Krumholt, wovan Witt Düweken woll oft hürt hedd, äwerſt de ſe nümmer mit ehren Dogen ſehn hedd. Un ſo trat ſe in de Dör, as Witt Düweken alleen was, un grüßte ſe gär fründlich; denn nicks kann mit ſo fründlicher Leidigkeit ut den Dogen lachen as de, ſo den Düwel im Bodden des Hartens hebben. Un Witt Düweken vörſchrack ſick vör dem olden Wiwe noch mehr, as ſe vör der Slang un dem Kater bäwert hedd, un dukte ſick kurrend in de Eck. Un de olde Hex fung toerſt an, ehr ſanft totoſpreken un ehr to vörtellen, wo ſe herkäme, un wer ſe were, un wat ſe för eenen ſchönen un hübſchen Jungen, un wo veel Gold un Sülwer ſe in ehren Kaſten, un wo veele Juweelen un Perlen un Demanten ſe in ehrem Slott hedde. „Un dat alles," reep ſe, „min ſchönes Jümferken, ſchall din weſen üm een kleenes, lüttes, lüttes Wurt, dat ja het. Segg ne to dinem olden Brüdegam, de all lang

eene annere hett, edder segg ja to minem hübschen Gebhard — un dine Feddern fallen di af, un flugs steihst du wedder as de schönste Fräulen dä!" Awerst as se sach, datt Witt Düweken nich muckste un datt alle schöne Reden an ehr vörlären weren, un datt se mit Kopp edder Flüchten keen Teeken van sick gaff, dat ja sede, woll äwerst ergerlich kurrde, as wull se seggen: „Furt, furt mit di, du Satan!" so nam se ehre vulle düwelsche Macht an un blitzte un funkelte so fürchterlich un vörsierlich mit den Dogen, datt se eenen Isenfreter hedd bang maken kunnt. Awerst Witt Düweken stund un rührde sick nich. Nu ergrimmde de Oldsche in sick un packte Witt Düweken un höll se fast an den Föten un reep: „Ja edder ne! Un du lewst edder starwst, un ick wörg di, as man junge Katten wörgt!" Witt Düweken strüwde sick mit den Flüchten un slog gegen de Oldsche vör Angst un Zorn — un, o Wunder, mit eenem Mal kunn se wedder spreken un reep der olden Hex entgegen: „Terriet mi! Versling mi! Legg mi up glönige Kalen un röst un brad mi, du düwelsche Kreatur! Ick kann nich anners, ick mütt minem Schatz tru bliwen bet in den Dood; un is't so Gotts Willen un hett he ju de Macht laten, so will ick dausend un dausend Mal leewer des bitterssten Doodes sin, as vok man een falsches Wurt van Untru ut minem Mund gahn laten!" Un as Witt Düweken datt so dapperlich spraken hedd, müßte de olde Hex se los laten un de Flucht nehmen un durfte ehr nichs mehr dhon.

As se nu sach, datt all ehre Künste an Witt Düweken afgleden, un datt se faster as een Fels up ehrem Sinn stund, vörwandelden sick nu alle ehre Gedanken in Grimm un Wut, un dacht se up nichs anners, as wo se dat arme Kind un sin Glück heel un gär vördarwen künn. Se wendede sick nu nah eener annern Sid hen un lurde, ob se dem jungen Eddelmann mit der Witten Duwe nichs anhängen un se beed up eenmal terstüren künn. Lang lurde se em vörgäws up; denn in all sinem Unglück was he christlich un gottsfürchtig un dheed noch jümmer nichs anners as witte Duwen köpen un se denn probieren, ob he in en sinen vörlärnen Schatz nich wedder finden künn. So vörgingen twee Jähr, un de olde Hex vörtwiwelde binah, wiel se en nich mal an eenen Fehler faten un so mit em in't Unglück affähren künn. Awerst toletzt ertappte se en doch, un dat ging so to:

De junge Eddelmann hedd een bunt Hündeken, dat nüdlichste Hündeken van der Welt un em de leewste van allen Hunden, de up drei Beenen gingen. Ditt Hündeken was jümmer bi em, un dat was keen Wunder; denn et was een Geschenk van siner Brut, de em as eene witte Duwe ut dem Hochtidssaal wegflagen was. Dok was dat Hündeken een sehr klokes

Hündeken un kunn mit ſinem Herrn ſo hübſch leven un ümgahn, as ob et jeden ſiner Gedanken vörſtund. Un doch vörſtund et ſe eenmal nich recht. Denn as ſinem Herrn unmodig un düſter üm't Hart was un he den lütten Hund, de öfters kam, ſick an em to ſtraken, drei-, viermal mit der Hand torüggſchawen hedd, kam he doch jümmer wedder un ſprung an em heran un wull en leew hebben, ſo datt de Herr ungeduldig wurd un dem Hündeken eens gaff un et van ſick ſtödd, datt dat arme Deertken gegen den Kachelawen flog un em een paar Tähnen ut dem Mund feelen. Kum was ditt ſchehn, ſo kam de Düwel, de jümmer up de minſchliche Gebrecklichkeit lurt, to der olden Hex un reep ſe an: „Süſter! Süſter! Flink! Flink! Nu heſt du dat Spill up'm Wagen: de hübſche Junker hett ſick vörgahn un ſin fründlich Hündeken ſo van ſick ſmeten, datt em de Tähnen ut dem Mul flagen ſünt.“ Un de olde Hex was in eenem Oogenblick dă un krop as een lütt Worm in't Hus, ſo lütt, ſo lütt, datt't keen Minſch ſehn kunn, un flog dem Junker up den Kopp un makte ehren Pfiff. Un in eenem Nu, un de Junker was in eenen Falken vörwandelt un flog ut dem Finſter. Un de olde Hex vörwandelde ſick in eenen Adler un jagde den Falken un gaff em een paar Stöt in den Nacken. Un ſe jagde en ſo liſtig, datt ſe en in den groten Wald herin jog, wo de Bur wahnde, in deſſen Hus Witt Düweken nu ſo vull Truren ſatt. Un dă let ſe en in goder Ruh ſitten un dacht ehr Deel. He hedd ſick ăwerſt up denſülwigen Boom ſet't, worup de olde Hex flagen was, as ſe im Falkenkleede Witt Düweken in diſſe Wüſtenei drewen hedd. Un he was ſo matt un mŏd van der langen un ſwinden Flucht un van der Angſt vör dem Adler, de en dörch ſo veele Milen jagt un vörfolgt hedd, datt he de Flüchten hängen let un em de Oogen toſöllen. De olde Hex ăwerſt flog nu weg un ſede: „Sitt du man un dröm di wat, Dummkopp; morgen ſchaſt du eenen Vagel vörtehren, datt di de Oogen ăwergahn ſchälen!“ Denn dat hedd de olde Zatan ſick utrekent, datt de Falk dat witte Düweken dă finden un terrieten ſchull un to ſpad marken, wen he terreten hedd. Se wüßt ăwerſt nich, wat ſe dheede, un wat ehr dat bedüdede.

Un den annern Morgen, ehr noch de Dag anbrack, was de olde Hex vör Sünnenupgang wedder dă un lurde. Denn ſe wull ehr Hart ergötzen un toſehn, wo de Falk ſinen ſöten Schatz fangen un upfreten würd. Un as datt hell wurd un de Bur ſine Husdör updheede, flog Witt Düweken herut; denn ſe ſach ſo gern in de erſte friſche Morgenſünn. Un unſer Falk, de in der Bök ſatt un grauſam mŏd ăwerſt noch veel mehr hungrig was, hürde eene Duw kurren un ſach ſe bald mit ehren witten Feddern up dem

Husdack. Un strax dheed he, wat een Falk nich laten kann, un schot up se un grep se un slog ehr de scharpen Klauen in dat Liſ, datt de Bloodsdruppen up de Erd heraſſpritzten; un so makte he sick bi un verſlung se mit rechter Falkenluſt. Äwerſt as he dat Hart van sinem Wittdüweken inſlok, dä begaſſ sick een Wunder, desgliken man nümmer sehn hett, un wovan ook de olde Hex nicks wüßt, de mit grotem Behagen tosach, wo he sin schönes Kind terret un afplückte. Denn kum was dat Duwenhart dör sine Kehl henunner, so stund he in siner liſhaftigen, minſchlichen Gestalt wedder dä, so as he west was, ehr he dat bunte Hündeken slog, un ut den Bloodsdruppen an der Erd wurd plötzlich de allerschönſte un allerhellſte Jungfru, un dat was sine Brut. Un so hedd dat lange Krütz een End. Un de olde Hex, de dat nich hindern kunn, sach mit Schrecken, wat ut ehren Künſten herutſprung, un makte, dat se dävan kam.

Man kann sick vörſtellen, wat ditt för eene Froid un Luſt was, un wat de beiden jungen Lüd sick Schönes to vörtellen hedden, un wo veel hundert un dauſend Mal se sick in der Froid ümhalſten un küßten. All ditt was achterm Gärden des Buren geſchehn, un de lütte Dern hedd se toerſt dä sehn un ehren Öldern seggt: „Kamt herut un seht, wat dä hinner dem Gärdentun för een paar blanke un prächtige Lüd stahn!“ Un se weren herutkamen un hedden se lang mit Vörwunderung ansehn, bet de beeden Vörleewten markten, datt achterm Busch ook noch Lüd wahnen. Un Witt Düweken wurd se toerſt gewähr un sede to ehrem Brüdegam: „Süh! Dä is de Bur un sine Fru un Döchterken, wobi ick so lang lewt hew. Un nu kumm mit; ick will hengahn un mi bi den goden Lüden bedanken, datt se so chriſtlich un fründlich gegen dat arme vörwandelde un vörjagde Düweken west sünt.“ Un se gingen to en un böden en goden Morgen, un Witt Düweken vörtellde en de Geſchicht van ehrer Vörwandlung, un de Brüdegam vörtellde ook sine Geſchichte. Denn as se wedder Minſchen wurden, wußten beide alles genau, wo sick datt mit en begewen hedd. Un de goden Burslüde vörwunderden sick äwer de Maten un wullen't erſt nich glöwen; äwerſt toletzt mußten se't woll glöwen an veelen Teken, de Witt Düweken en sede, datt se würklich ehr Düweken west was, wovan se en dat Blood un de Feddern achterm Tun wieſen kunn. Un se blewen noch een paar Dage im Wolde un froiden sick mit den fründlichen Lüden. Den drüdden Morgen äwerſt müßt de Bur sine beiden Perde anſpannen, un se setteden sick up den Wagen; un de Bürin un ehre Dochter müßten sick ook upſetten un mitreiſen, denn se schullen mit up ehrer Hochtid danzen. Un se sünt glücklich dör den groten Wold kamen un den

vierden Dag anlangt, wo de olde Eddelmann unner ſinen Duwen ſatt un noch jümmer nich herutfinden kunn, wat he ſöchte. Un de Brüdegam ging to em up dat Duwenhus un ſede: „Glückup! Vader! Ick hew min Witt Düweken funden.“ Un de olde Mann ſprung vör Froiden up un reep: „Gottlow, datt du de rechte Duw utfunden heſt! Un is ſe noch man Duw edder is ſe wedder tom Minſchen ümſchapen?“ „Ja wohl is ſe,“ ſede de Jung, „nu kamt, Vader, un ſeht!“ Un as he dat glückliche Wurd kum ſpraken hedd, tratt Witt Düweken herin un föll ehrem Vader üm den Hals un küßte en un weende em ſöte Froidentranen up ſin Geſicht.

Un de olde Eddelmann wurd nu grauſam froh, un ſe vörtellden eenanner de Geſchichten, de ſe erlewt hedden, un lawden un dankten Witt Düweken, datt dör ehren Mod un ehre Tru alles een ſo ſchönes End wunnen hedd.

Un nu rüſteden ſe to der tweeten Hochtid, un as de Dag dā was, ſach man den Olding nich ahne Sorgen, un he ſede: „De Stiern hebben mi diſſen Morgen wat Dunkles vör de Oogen ſchawen, dat man up eens henwieſen kann; ich kenn minen ſaubern Vagel, de uns in ſo lange un grote Not bröcht hett, un dārüm, mine leewen, leewſten Kinder, bereidet ju woll mit Himmelsgedanken un Gebet un tredet hübſch in chriſtlicher Andacht un mit demödigem Harten heran, dāmit uns de böſe Fiend nicks anhebben kann. Ick āverſt will beter achtgewen as dat erſtemal!“ Un de jungen Lüde gingen tor Trau un wurden glücklich toſamſpraken, un nüms kunn wat Unheemlichs vörmaken. Un des Awends was een luſtiger Danz, woto de ganze Nawerſchaft laden was, un dat ging munter her; un de Bur un de Bürin un de lütte Dern, de mit Witt Düweken ſo fründlich ſpelt hedd, weren ook dā un wurden as leewe un ehrenwerte Gäſte un Fründe holden.

Un ſeht! As't gegen de Middnacht ging, kunn de olde Her ſick nich länger holden vör Grimm un Wut, un ſe vörwandelde ſick in eenen dullen Hund un nam de Geſtalt van dem bunten Hündeken an un wull ſo in den Saal herin, un ſe dachte bi ſick, as den lütten Bunten würden ſe en woll inlaten. Un ſe kam richtig in den Saal un flek ſick tüſchen den Dänzers hen un meende de jungen Lüde to biten un ſe dör den jämmerlichſten Dood ümtobringen. Āverſt de olde Mann hedd de Oogen apen un paßte up. Un as he dat bunte Hündeken ſo munter herinkamen un ſick ſo liſe dör de danzenden Reigen ſliken ſach, rührde he't gār ſwind mit ſinem Stock an. Un he hedd ſick den Stock gār beſünderlich makt. De Stock hedd eenen elfenbeinernen Knoop,

un de Knoop mit ſiner Krück was in Geſtalt eenes Krüzes makt, un uterdem was't een Krüzdurn. Un as he den Hund kum anrührde, föhlde de olde Hex oogenblicklich des Krüzes Gewalt un datt ſe ut dem Hundfell herutſpringen un in ehrer währen un echten Liſhaftigkeit tom Vörſchien kamen müßt. Un ſe kam tom Vörſchien, un de Olding packte ſe an un grep ſe bi der Hand un reep: „Juchhe! Luſtig upgeſpelt! Masken, tom Ball! Wellkamen, wellkamen, Fru Nawerſche! Kümmt ſe ook ſo ungebeden tom Nachtball un will mit dem olden, griſen Brutvader eenen Sprung maken?" Un he nam ſe un führde ſe up, as wull he eenen Dreiher mit ehr maken; ſe äwerſt ſtrüwde ſick un wull ſick entſchuldigen un dachte ſick ſlink wegtoſliken. Doch he heelt ſe faſt un ſede: „Nu wiſt du woll Gemack vörſtahn! Wärüm ſo unwirrſch, Fru Baronin Krumholt? Man ſacht un geduldig! Du biſt fangen, Vagel, un ſchaſt uns morgen een beten im Für vörſingen un piepen." Un he nam ſe un bund ſe mit eenem Krüzband mit beſonderm Knoten un reep ſine Deners, un ſe nemen de olde Düwelshex un ſmeten ſe in eenen deepen Torm un leden ihr iſerne Keden krüzwis üm't Lif, datt ſe ſick mit ehren Künſten nich löſen kunn.

Se danzten nu ſo de Nacht dör un höllen ſick luſtig; de olde Hex äwerſt unner der Erd hedd ſwäre Dröm. Un de olde Eddelmann let een paar Föder drög Holt anführen un got Öl un Pick un Swäwel däräwer un ſettede de olde Hex darup un let ſe lichterloh brennen. Un ſe müßte piepen, as Müſe piepen, de in den heten Smoltketel fallen. Un keenen annern Lut, gär keenen Minſchenlut, hett ſe ut dem Für van ſick gewen, äwerſt ut der Aſch hebben ſe eenen ſwarten Rawen flegen ſehn; un allen, de dat mit anſehn hebben, is de Gruwel ankamen.

Un as de Hochtid vörbi was, makte de olde Herr all ſine Duwenhüſer up un let ſine witten Duwen flegen, wohen ſe wullen; dat weren äwerſt mennige Duſende. Un he reep en nah, in de Händ klatſchend: „Flegt! Flegt in de wiede Welt! Wi hebben unſer Witt Düweken wedder funden."

Un de jungen Lüde beſchenkten den Buren un ſine Fru riklich un leten ſe wedder to Hus reiſen. De lütte Burdern äwerſt wullen ſe nich miſſen; ook wull dat hübſche Kind nümmer weg van Witt Düweken, un Witt Düweken hedd ſe leef, as were ſe ehr Sweſterken weſt, un ſede: „Di kann ick nich laten un miſſen un will di to diner Tid den Brutkranz int Häar ſetten!"

Un man hett noch mennig Jähr van Witt Düweken un ehrer

wunderſamen Vörwandlung un Erlöſung ſpraken, und alle Lüde dâ herüm hebben noch lang den Verſch ſungen:

Witt Düweken! Witt Düweken!
Wat heſt du för'n ſchön Liweken!
Wat büſt du för'n tru Wiweken!

21. Dom, büſt du dâ?

In dem ſchönen Lande Thüringen up der Güldnen Au nich wiet van dem Kiffhüſer wahnde een riker un vörnehmer Eddelmann, dem wurd unner gar beſünderlichen Umſtänden een Sähn geburen, ſo datt he alle Wahrſeggers un Tekendüders fragde un de Stiernkiekers up alle Törm klattern let, totokieken, wo de Planeten un de annern groten Stiern to eenanner ſtünden, un ob ſe wat Ungewöhnlichs meldten. Un de Wieſen ſchüddeden de Köpp äwer de Teken un ſegen ſehr deepſinnig un nahdenklich ut; äwerſt nüms wüßte dem Vader des Kinds wat Genaues to ſeggen. Man een van de Stiernkiekers let ſick ſo wiet ut, datt he apenbärde, dat Kind hedd den eenen Hauptſtiern veel heller as all de annern; „nu", ſede he, „wenn he ſick nah dem Hauptſtiern hölt un mit ſinem Glück friſch up't Lewen losgeiht un em eenen Schub gift, wenn't nich wieken will, ſo kann he de Gefähren noch woll äwermeiſtern, de em in den lütten Stiernen dräuen." Dat ſede he vör en allen; ſpader äwerſt, as de annern weg weren, nam he den Vader des Kindes biſide un ſede em unner vier Dogen: „Der Dauſend! Wat för een Kerlken! De ward Spaß in der Welt maken! Ick wull, he were mi geburen! Dat ſünt een paar Jährhunderte vörſlaten, un wi hebben nicks mehr van eenem Dom hürt, van dem wunderbären Vagel Phönix, de de Geſchichten luſtig makt; un et dünkt mi Tid to weſen, datt bald mal wedder eener erſchient, ſüs kümmt de Geſchicht van den Doms ganz ut der Mode. Un wer weet Gotts vörborgnen Rat? Is't nich mäglich, datt Gott din Kind ton Eddelmannsdom uterſehn hett? De Himmelsteken ſtahn ſeltſam ungewöhnlich un grot nog dâto. De Tid is ſo vull Langerwiel un ſo inſleperig, datt mal wat Luſtigs kamen muß, ſe ut dem fulen Slap uptojagen. Un is dat Gotts Will, ſo müßt du ook eenen vörſtändigen Willen hebben, un dârüm hork up, wat ick di ſegg, damit du uns den Jungen nich vörſumfeiſt. Du müßt dem Knaben, de tom Dom heranwaſſen ſchall, ſinen Willen laten un em den bi Liwe nich breken; denn etwas wunderlich ward he allerdings ſin. Denn

ſchall he een rechter Dom warden un de Domſchen Geſchichten mit Glück un Mod vullbringen un dörfechten, ſo mütt he upwaſſen, as ſchull mal een Kaiſer edder Köning ut em warden. Denn einzig ut der högſten un frodigſten Freiheit un Vörwegenheit, de vör nicks in der Welt bäwert un ſchuddert, kann de rechte Dom ſpruten. Dat müßt ick di ſeggen, un dat vörget nich un taſte nich mit dummkloker Hand in dat Spill, dat du nich verſteihſt. Will't Gott, ſo ward de Jung et to ſiner Tid woll utſpelen!"

So wiesde de Stiernkieker, un de Eddelmann hürde nipp to un nam ſick alle ſine Würde to Harten un gaff dem lütten Jungen in der Döp den Namen Wigbold, as de eenmal düchtig üm ſick ſlan un ſick ſiner Hut ridderlich un dapperlich wehren ſchull.

De lütte Junker Wigbold was een ſo ſlinkes un ſchönes Kind un hedd een paar ſo ſtiernklare un himmelblage Dogen im Kopp, datt alle Lüde ſeden, ſe hedden up langer Tid noch keen ſo ſchönes un muntres Kind ſehn. Un Wigbold gedeihde un wurd ſehr ſtark, ſo datt he as en Jung van acht Mand all up egnen Föten ſpazierde; un wer en ſach, hedd en leef, denn he was gär to ſlink un hübſch. Un as he mehr heranwuß un in de School gahn ſchull, let ſin Vader em ganz ſinen Willen; äwerſt dat Kind dheed alles mit Luſt un was gehurſam ut Leew un begrep ſwind, wat en ſine Viſſetters lehrden. Äwerſt buten der School was he as een junges Hingſtfahlen, dem keen Graben to breed un keen Tun to hoch is, un van ſinen ſtarken Armen un hirſchſwinnen Föten vörtellden de Nawers un Nawerskinder ſick Wunderdinge. Kort, de Jung was as de Blitz nu hier nu dä, nu up dem Appelboom, nu up dem Kirſchboom edder up der ſchierſten un höchſten Eſch edder Eek, de Vägelneſter uttoſöhlen; un mennige Schelmſtücken, as de Jungens dhon, wurden van em vörtellt. Äwerſt ſlichte un gemeene Streek beging he nich, un därup kunn man ſick in allen Fällen vörlaten, datt he nümmer Lägen ſede, un dat ſin friſcher Mod ſülwſt dem Düwel ut der Höll nich eenen Finger breed ut dem Weg ging. So vörwegen was Wigbold, datt he eenem Bier in de Hauers packt un eenem Wulf in den Rachen grepen hedd, wenn en eener vörmahnt hedd, dat were Ridderpflicht. Denn mit diſſem Wurd hedd man en in de Höll ſchicken künnt.

As he nu gegen viertein, föſtein Jähr old was, fung he an, de ridderlichen Künſte to driwen, un was in ſinem ſösteinden Jähr ſo ſlink un ſtark, datt weinige dat mit em up Hieb un Stot wagen kunnen; un een Rüter was he, datt, wenn he anſprengde,

een Goliath ſick vör ſinem Speer nich im Sadel holden kunn. Däbi was he luſtig as een Vagel un ſchön as de Dag un angenehm un beleewt bi allen Lüden; un ſe nömden en man den ſchönen Wigbold. So was he in't ſäwenteinde Jähr treden; dä fund he mal up ſines Vaders Diſch een Book, dat de Olde vörgeten hedd wegtoleggen. Un in dem Booke was to leſen, wat ſick bi ſiner Geburt begewen hedd, un wat eener van den Stiernkiekers up em düd't un prophezeit hedd. Un kum hedd he dat Book leſen, as he mit groten Oogen un mit eener Art van Vörſtaunung üm ſick her ſach un toletzt ſede: „Töw man, Vader! Datt du mi dat nich ehr ſeggt heſt! Un nicks in der Welt ſchall mi holden; ick will nu woll Anſtalt maken, datt ick de Dom ward, van dem de Stiern am Himmel ſo veel to vörtellen wüßten. Juchhe, min Glück! Friſch, Mod un Jugend! Tummelt ju!" Un tor Stunde wapende he ſick, ſadelde ſin Perd un gaff em de Spären un galoppierde dävan in alle Welt henin. Un för ſinen Vader let he eenen Bref torügg, worin he ſchref: „Vader, ade! Ick ried in de wiede Welt. Ick bün de Dom, un du weetſt woll, datt ick't bün. Nümmer ſühſt du mine Oogen wedder, wenn ick di nich de ſchönſte Prinzeſſin int Hus bring, de Gott för den Dom hett geburen warden laten."

Den annern Morgen, as de Vader upſtund, fund he den Bref, las en un let ſick nicks marken; äwerſt in ſick froide he ſick un dachte ſin Deel. De Moder äwerſt bedröwde ſick ſehr, un de Bröder un Sweſtern weenden em nah; denn ſe dachten, he würde nümmer wedder to Hus kamen.

Un wi willen den ſchönen Wigbold nu man den Dom heten; denn he was würklich de Dom un nam nu ſülwſt den Namen Dom an. Datt he äwerſt eener van den groten Domen was, de alle Jährhunderte etwa twee-, dreimal wedder up de Erd kamen, dat wüßte dämit noch keen Minſch. He wüßt ut ſines Vaders Book un Uptekning ook recht god Beſcheid, wohen he ſinen Kos ſtellen un wonah he trachten un blicken müßt. Denn datt dem Eddelmannsdom de ſchönſte Prinzeſſin up der Welt tor Brut beſtimmt was, hedd he ook noch in beſündern Geſchichten leſen un van kloken Lüden vörtellen hürt. Datt wüßt he ook, datt he in de groten Städer un Slött inrieden müßt, wo mächtige Kaiſer, Köninge un Hertoge Hof holden.

Un Dom ret toerſt an den Hoff to Iſenach im Thüringer Walde, wo een prächtiger Hertog van Saſſen ſatt; un he bleef dä woll drei Mand un wurd bald bekannt dör ſine Schönheit un Ridderlichkeit un ging ook oft bi den Hertog to Hawe. Un he ſach des Hertogs vier Döchter, de weren ſchön as de Roſen im

Maimand, äwerſt ſe weren ook äwen ſo ſtolt. Un Dom, as he diſſe Undägd gewähr wurd, red wieder; denn he ſede: „Dat Leuſchen ſeggt, de Prinzeſſin, de den Dom leewen un dör alle Gefahren winnen ſchall, mütt ſtill un ſanftmodig un fründlich ſin, as de witten Liljen im Feld un de Maienglöckſchen im grönen Graſe, un wo ſchön diſſe Prinzeſſinnen ook weſen mägen, för mi is keene drunner.“ Un he ſadelde ſinen Rappen wedder un red dör Saſſen un Polen un Ungarn un bet in Wälſchland herunner un was mit in groten Schlachten un Turneien un bi veelen prächtigen Feſten un Gelagen, un de Ridder Dom wurd een groter un heller Name. Un he ſach eenen Hupen ſchöne Prinzeſſinnen, Kaiſer- un Köningsdöchter; äwerſt noch hedd he keene ſehn, de em ſo unſchuldig, anmodig un demodig vörkam, datt ſe Doms Brut ſin kunn. Un he ſede ook bi ſick: „Hier ward't ſick utwieſen, wer du büſt; denn büſt du würklich un wahrhaftig de Dom, ſo ward dat Hart di't woll ſeggen, wenn du ſe ſühſt, datt ſe de rechtſchüldige is.“

So was Dom woll drei Jähr herümreden van eenem Krieg in den annern un van eenem Turnei un Hoff to dem annern; dä kam he äwer de Barge ut Wälſchland in dat Land, dat de Switz het, un wull to der ſtolten Riksſtadt Zürich henafriden, wiel he vörnam, datt een groter, mächtiger Herr, de Hertog van Swaben, dä Hoff holden ſchull. As he nu eenen Morgen dör de hogen Barg henred in der Schummering tüſchen Nacht un Dag, ſüh, dä blitzte't mit eenem Mal vör em up, as wenn eene Lüchting ut dem Felſenbarg flog, un he ſach een lütt Männiken vör ſick ſtahn mit eenem kritwitten Bärt un in eenem griſen Rock, un de eenen witten Stock in der Hand heelt. Un em wurd gruwlich, as dat Kerlken ſo wunderlich hervörkam; doch as't en fründlich to ſick wenkte, höll he ſtill. Un dat Männiken wurd noch fründlicher un ſede: „Mennigen goden Dag hebb ick hier in den Steenen ſeten un lurt un lurt — un nu kümmſt du endlich! Du magſt woll all weten, datt du de Dom büſt, un ook, datt du noch mennigen ſuren Schritt dhon un noch mennige Arbeiden un Gefähren beſtahn müßt, ehr du de ſchöne Prinzeſſin gewinnſt, de för di geburen is. Un hier gewe ick di wat, dat ick mennige Jähr för di hegt hew, un dat is diſſe goldne Ring!“ Un he gaff em den Ring, un Dom ſtack en an ſinen Finger. „Un dat ſchaſt du weten,“ ſprack dat Männiken wieder, „datt, wenn di dünkt, du büſt in Dodesnot un kannſt di nich anners helpen, denn nimm dinen lütten Finger un ſpreck man liſing Puſch! un rühr' an den Ring, ſo büſt du ſtrax unſichtbar, un de Düwel in der Höll un ſin finſter un liſtigſter Hexenmeiſter kann di nich ſehn.“

Un as de lütte Dwarf en ſo belehrt un beſchenkt hedd, heelt he ſinen witten Stock hoch in de Höh un reep: „Glückliche Reis, Ridder Dom! Holdt ju brav! Gott behöde ju!“ Un mit diſſen Wurden was he weg, as äwer de Man in der Nacht eene Wolk wegweiht, un Dom ſach en nich mehr un hett en in ſinem Lewen nich wedder ſehn.

Un Dom red nah Zürich herunner un ſpornde ſin Roß friſch an; denn dat Hart brennd em im Liwe, un he hedd hürt, des Hertogs van Swaben Dochter were de ſchönſte un holdſeligſte Prinzeſſin van allen Prinzeſſinnen in dütſchen Landen, an Unſchuld un Leewlichkeit un Fründlichkeit eene rechte witte Lilje unner den Fürſtendöchtern. Un as he näger an de Stadt kam, ſach he een grot Getümmel un eenen Uplop van Volk un hürde veel Larm un Geſchrei rund herüm. Un as he ſick erkundigde, ſeden de Lüde, nich wiet van der Stadt were eene Slang in eener Höhle, un de were de Nacht int Slott herup kamen un hedd dem Hertog ſine eenzige ſchöne Dochter entführt un hedd ſe nu bi ſick. Un de Hertog, de woll wüßte, wo grimmig gefährlich un gewaltig de Drak were, hedd ſine Dochter dem tom Priſe utbaden un ſine ganze grote Herrlichkeit däto, de den gewaltigen Draken döden un em ſin Kind lebendig wedder bringen würd. Un een paar dappre Riddersmänner, ſeden ſe, hedden ſick all een Hart fatet, et mit dem Draken to vörſöken, äwerſt ſe weren nich wedder kamen, un nu were allen de Mod ſunken, un därüm were de Uplop un dat Geſchrei in der Stadt. Un Dom, as he dat vörnamen hedd, red grad up dat Slott to, wo de Hertog wahnde; denn he dachte bi ſick: „Vörſöken kannſt du't mit dem Draken un müßt et ook; denn woför werſt du woll tom Ridder ſlagen, wenn du't nich mit Slangen un Draken upnehmen un för gefangene edder vörwandelde Prinzeſſinnen nich kämpen wuſt? Un wer weet, ob diſſe Prinzeſſin nich de Domſche Prinzeſſin is?“ Un as he buten vör der Slottporten höll, ſach de Hertog en ut dem Finſter un let fragen, wat des frömden Ridders Begehr were? Un as Dom ſede, he wull up Lewen un Dood mit dem Draken ſtriden, wenn de Hertog em ſine Dochter lawde un toſede, kam de Hertog herut un ſwur bi ſinem Degen, he ſchull de Prinzeſſin beholden, wenn he ſe dem Draken afwinnen künn.

Un Dom red ſtrax gradeswegs wedder ut dem annern Dur herut up de Strat, wo de Weg to der Drakenhöhle ging. Un as he een paar Stunden reden hedd, markte he, datt he dem Draken näger kam; denn he kunn ſin Ziſchen ſo lud hüren, as wenn man van wieden her eenen Strom den Felſen herunnerbruſen hürt. Un he ſettede ſick im Sadel torecht un lede ſinen

Speer in, un ſo red he up den grimmigen Draken los. Un de Drak let nich up ſick töwen; he was ſtrax dä un ſprung gewaltig up den Ridder los un meende en mit Perd un Sabel to vörſlingen; äwerſt Dom gaff em ſidwarts ſo eenen Puff mit dem Speer, datt he affſpringen müßt. Un nu entſtund een mächtiger Kampf, un Dom was bald mal van ſinem Roß herunner, un de giftige Worm ſprung up en to; un he müßt all an ſin Buſch denken. Doch he ſchämde ſick un ſede: „Dauſendmal leewer dood as dat Buſch gegen eenen Draken bruken, de keen Töwerer un Hexenmeiſter is!“ Un he ermannde ſick un nam ſine letzte Kraft toſam un ſung den Anfall van dem Draken ſo richtig up, datt ſin Speer dem Undeerd grad dör de Ribben fuhr un et ſick in ſick toſamkrümmde un terborſt. Un he let den dooden Draken liggen un ging in de Höhle herin, un ſin Hart hamerde em vör Bangigkeit gegen de Ribben, ob he woll ſine ſchöne Prinzeſſin finden würd. As he ſe in der Höhle nich fund, ging he wieder dör eenen langen, düſtern Gang. Un as he dör was un wedder an't Licht kam, wurd he dat prächtigſte Slott gewähr, dat ſine Oogen je ſehn hedden; un dat was des Draken Borg, un därin höll he de ſchöne Prinzeſſin vörſlaten un noch veele hundert annere ſchöne Prinzeſſinnen, Fräulen un Jumfern. Denn dat düchte dem Draken, derwiel he lewde, eene gewaltige Luſt un Herrlichkeit, datt de Lüde van em ſeggen kunnen, he hedde dat Slott vull van dem Allerſchönſten, wat in ſiner Tid up Erden bloihde. Un hier müßt Ridder Dom noch eenen harden Strid beſtahn mit twee Löwen, de den Hoff bewachten, un mit eenem Rieſen, de an der Slottsport ſtund un keenen Minſchen inlet, de nich een Teken van dem Draken hedd. De beiden Löwen erſlog Dom ſwind un glücklich dör ſine Behendigkeit; äwerſt mit dem Rieſen hedd he eenen langen un ſwären Kampf. Eenmal lag he all an der Erd dör eenen Stot, den de Ries em mit der Lanze gaff; un de Ries tog all den Degen un wull em dat Letzte gewen. Un Dom dachte tom tweetenmal an ſin Buſch, doch beſunn he ſick wedder der Ehr un reep ſick to: „Pfui di an un nah mit dinem Buſch! Un leewer ſtarw ehrlich un as eenem Riddersmann tokümmt! Denn diſſe Ries hett keene annere Kraft, as de in ſinen Knaken ſitt.“ Un glücklich ſprung he up, ehr des Rieſen Degen up ſinen Nacken föll; un de Ries ſtund nu hoch un ſtolt äwer em, as de Eekboom äwer dem Durnbuſch ſteiht, un he grappelde un wull Dom gripen; un hedd he'n grepen, ſo hedd he en as eene Fleg dood drückt. In diſſer Not beſunn Dom ſick nich lang, un flink as een Eekhäschen klatterde he an eenem Been des Rieſen henup un krop in ſinen hollen

Schild un ſatt dä ſo ſäker as de Bröms tüſchen den Hürnern des Oſſen, den ſe mit ehren giftigen Stichen dull maken will. Un as he ſick hier in der ſäkern Schulung torecht ſett't hedd, truck he ſinen Dirk ut der Sched un gaff dem Rieſen Stot up Stot recht ut'm FF, datt em dat rode Blood van der Borſt herafrieſelde, un eener dävan truff grad in't Hart. Un don hedd de Ries nog un ſtörtede hen, datt de Erd unner em dunnerde, un ſtreckte alle viere van ſick. Dom äwerſt lag up em un hedd ſick bi'm Fallen mit ſinem eegnen Dolk vörwundt, datt dat Blood van em ſtrömde. Un he was ſo matt van dem langen Strid un van dem Bloodvörluſt, datt he bleek un witt wurd as de Kalk an der Wand un bi dem Rieſen im Bloode henföll un dä lag as een Dooder.

Un de ſchöne Hertogsdochter un de annern Prinzeſſinnen un Fräulen, as ſe den Klang un dat Geraſſel van den Waffen un dat Degengeklirr un Speergeſuſe hürden, weren an dat Finſter lopen un hedden ſick nich weinig vörſeerd, as ſe den lütten Mann gegen den groten Goliath in de Bahn treden ſegen. Un doch froiden ſe ſick ook: „denn," ſeden ſe, „wo keme de lütte Mann hier herin, wenn he den Draken nich äwerwunnen un dalkämpt hedd?" Doch zitterden ſe vör dem Kampf mit dem Rieſen. As nu de Ries henföll un de Erd unner em krachte, as wenn een Barg eenen Infall dheed, juchten un josden ſe lud up vör Froiden un lepen all de Treppen herunner, dem Awerwinner un Erlöſer Wellkamen to beden. Äwerſt o Jammer un Not! Se erblickten den lütten Mann bi dem groten im Bloode liggen as eenen Dooden. Nu klung Ach! und Weh! äwer den ganzen Slotthoff, wo ſe äwen eenen Froidenklang hedden anſtimmen wullt. Un de ſchöne Swabenprinzeſſin bedachte ſick nich lang un bückte ſick äwer den bloodigen Dom un klagede lud: „O Weh! O Weh! Kümmſt du, ſchöner Jüngling, arme Kinder to erlöſen, un müßt hier ſo in gröner Jugend fallen?" Un as de Prinzeſſin ſo äwer en wehklagde un jammerde, wakte Dom, de in Ahnmacht un Beſwimung lag, van den Klagen up un nickte mit den Dogen. Un de Prinzeſſin froide ſick ün reep: „Gottlow! Gottlow! Dä is noch Lewen in dem Ridderſmann." Un ſe terret ehre ſchönen Kleeder un nam ſe un wickelde ſe üm en, datt ſe dat Blood ſtillde. Un as dat ſchehn was, ſlung ſe mit fiew annern ſchönen Prinzeſſinnen ehren Arm üm en, un ſe drogen en de Trepp herup un leden en in een ſchön, week Bedd un ſchenkten em Win in un gewen em den to drinken un ſetteden ſick üm ſin Lager un makten ſchöne Muſik, damit ſin matter Geiſt ſick in em erquicken künn. He lag äwerſt in groter Mattigkeit as im Droom un hürde un vörnam

alles; man datt he nich spreken kunn. Um spader hett he oft vörtellt, in sinem Lewen were em nich so nüdlich to Mod west as don, as de schönen Kinder in ehren weeken Armen en de Trepp herup drogen un mit Harfen un Zithern üm sin Bedd Musik makten: dat were west, as wenn he all im Himmel unner den musizierenden Engeln un Hilligen seten hedd. So lag he in eenem anmodigen Droom un slep woll tein Stunden, bet de helle Morgen anbrok un de lütten bunten Piepvägelken in den Bömen to twitschern begunnen. Dä slog he de Oogen wedder to Glück un Lewen up un sach de hellste Sünn vör sick upgahn, de en all sin Lewdag beschenen hedd. De schöne Swabenprinzessin satt heel alleen an sinem Bedd, un de annern Prinzessinnen weren wedder in ehre Kamern gahn. Un kum sach Dom se, un he föhlde in sinen Oogen un in sinem Harten een Für, datt en gär anmodig brennde, un he sede still bi sick: „Ja, ick bün de Dom, un disse Prinzessin is wahrhaftig de Domin!" Un de schöne Prinzessin empfund tor sülwigen Stund datsülwige, un as he gär to spreken anfung, dücht ehr, nümmer hedd se eenen so schönen un ridderlichen Jüngling sehn.

Dat ging man sehr langsam mit Dom, datt he sick vörkoverde. He müßt noch woll vier Weken in dem Bedd liggen un een paar Mand in dem Slott un in dem Slottgarden herümhinken, ehr he wedder frisch up den Benen was. Awerst wat was ditt för eene lustige un froidenrike Tid! Un he hedd wünschen mügt, so all sin Lewenlang krank to sin un so eenen söten Dokter un Feldscherer to hebben, de em de Wunden vörbund. De beiden hebben den ersten Oogenblick, as se de Oogen gegeneenanner upslogen, markt, datt se van Gott föreenanner geburen weren. In den ersten Weken swegen se noch un kunnen ut dem to vullen Harten keen Wurt loskriegen; äwerst de Händ un Oogen sproken nog. As vier Weken vörleden weren, seden se sick, wo't mit en beschaffen was. Un Dom vörtellde der schönen Prinzessin, datt he as de Dom geburen were, un datt he noch veele un grote Gefähren bestahn müßt, ehr he mit siner Prinzessin vör dem Prester stahn künn. Un de Prinzessin hürd ook gar to nipp to un sede: „Spreck nich so Slimmes; wo schull dat togahn?" Un de hellen Tranen lepen ehr däbi ut den Oogen. „Du büst jo nu min Brüdegam un krigst den Namen Prinz van Swaben un warst mal Hertog nah minem Vader; so hett he't dem vörspraken, de sine Dochter ut der Drakenborg erlösen würd." Un mit dissen Wurden slog se em in de Arm un küßte un trutede en up dat leewlichste, as wull se seggen: „Wat för unnütze Gedanken? Jag dine bösen Dröm weg!" Awerst Dom schüddelde den Kopp un sach bedenklich däto

ut un ſede: „Mit Gott hew ick't wagt, de Dom to ſin, un Gott ward mi't dörſtriden helpen; äwerſt du ſchaſt ſehn, ſchönſte Prinzeſſin, dat geiht nich ſo licht un angenehm, as du di't vörſtellſt; denn ſüs were de Geſchicht vam Dom eene Fabel, un dat is ſe nümmer.“ De Prinzeſſin, as ſe dat hürde, wurd blaß un bleek as eene Lik; doch drückte ſe ſick noch herzlicher an en un ſprak: „Nu, as Gott will, min leewſter, allerleewſter Dom! Up mine Tru kannſt du Slott un Hüſer buwen; denn nümmermehr ward ick eenes Mannes Wif, wenn't nich min Dom is.“

Un as Dom wedder erfriſcht un vörquickt was, rüſteden ſe alles to un nehmen des Draken Sülwer un Gold, Perlen un Juwelen, Geſchirr un Wapen un all de herrlichen Perde, wovan he twee Ställ vull hedd, un makten ſick up den Weg, datt ſe tom olden Hertog nah Zürich tögen. Un de annern Prinzeſſinnen un Fräulen, de Dom ook erlöſt hedd, ſeden ſchönen Dank un adje to em un to ſiner ſchönen Prinzeſſin un nemen jede den Weg, wo ſe am ſwindeſten to Hus kamen künnen. As Dom nu mit ſinem prächtigen Uptog gegen de Stadt kam, vörwunderden ſick alle Lüde, un ſe lepen un ſeden dem Hertog an: „Kumm, Herr, un ſeh! De Ridder Dom hett währ un währhaftig den gewaltigen Draken doodſlagen un kümmt mit diner Prinzeſſin Dochter angereden un mit den prächtigſten Perden un eenem langen Tog Wagen vull Kiſten un Kaſten un all den Herrlichkeiten und Schätzen des Draken un Rieſen!“ Un de Hertog vörwunderde ſick ook, denn wiel Dom in Maanden nicks van ſick hedd hüren laten, hedd he dacht: „De is ook weg mit all ſinen Vörgängers, un mine Dochter ward in der Drakenborg woll gris un grag warden mütten.“ Un he ging en ſtracks entgegen un let en tom Wellkamen piepen un trumpeten un führde ſe in ſin Slott; un Dom müßt im Slott bi em wahnen un hete een groter Herr.

So vörgingen een paar Weken in idel Luſt un Froiden; äwerſt de olde Hertog let ſick nicks marken van dem Wurde, dat he ſpraken hedd, as Dom gegen den Draken in den Strit tog, un van der Hochtid mit der ſchönen Prinzeſſin was't müsken-, müsken-ſtill. Ja, he ſtellde ſick ook wunderlich an, as Dom de ſcheene Prinzeſſin alleen un unner vier Dogen ſehn un ſpreken wull, un ſede, datt ſick dat gär nich gebührde, ſo datt Dom in ſick oft grimmig was un dachte: „Worüm büſt du Narr nich länger in der Drakenborg un in dem Gärden blewen? Edder worüm heſt du nich des Draken Demanten un Goldhupen namen un büſt mit diner ſchönen Brut hentagen, wo keen Hertog van Swaben watt mittoſpreken hett?“ As em ditt nu to ſwär up dem Harten lag un to lange durde, ging he eenes Dages tom Hertog un begehrde

ſine Dochter van em, de he em tom Priſe uſlawd hedd, as he den Struß mit dem Draken wagen wull. Un de olde Hertog was een Schelm un ſettede ſick up dat hoge Perd un ſede: „Ja, ik hew di't vörſpraken, dat will ick nich lögnen, äwerſt ick dachte, du wereſt en Prinz, un wer weet, ob du een goder Edelmann büſt; un een Hertog van Swaben kann ſine Dochter nich jedem erſten beſten Tolöper gewen.“ „Wat Tolöper?“ reep Dom vörbitterd. „Ick bün ut ſo godem un düchtigem Holt waſſen, worut man Hertöge diner Art woll to Dutzenden ſniden kunn; un wenn du nich den Mantel van dem Kaiſer drögſt un nich Hertog werſt un Vader der Prinzeſſin Dietlinde, ik wull di minen goden Stammboom und mine Ridderſchaft mit dem Iſen in't Geſicht malen un der ganzen Welt wieſen, wat in minem Lande Gelöſte gelden. Un nu een kortes Ridderwurt: ick begehr, datt du dine Rede god makſt!“ Äwerſt de Hertog was een ſlimmer Fickfacke: un makte noch veel Firlefanz un Finanz; doch gaff he ſich tolezt ſo wiet, datt he ſede: „Du ſchaſt mine Dochter Dietlinde hebben, Ridder Dom, wenn du ſe im freien Turnier winnen kannſt; denn een Turnier mütt ick üm ſe anſtellen. Mennig Prinz un Graf is hier weſt un hett üm mine Dochter worben, un wi hebben ſe reiſen laten. Nu denk, wat för Fehden, wo veele Fiende ſchull ick up den Hals kriegen, wenn ick ſe mir nichts dir nichts enem bloten Ridders-mann gewe!“ „Topp! Dat ſchall gelden,“ ſede Dom un ſlog in, „dat ſchall de Vördanz tor Hochtid ſin! Äwerſt man keen tweetes mir nichts dir nichts! Ick meene, ick hew minen Schatz ut dem Für reten, un wer mine Dietlinde begehrt, mag ſick up goden Atem un faſte Rippen ſchicken; denn ick hav nich Luſt, een ſo hoges Spill as een blotes Narrenſpill to ſpelen: min beſtes Blood is för dine Dochter ſlaten, un ſo mägen ſe ehres ook dran ſetten; tom Spaß lat ick mi minen ehrlich gewunnenen Pries wahrhaftig nich afriden.“

So gingen ſe half vörtörnd van eenanner. Dom äwerſt meldte alles an de Prinzeſſin un ſchreef ehr: „Een Schelm von Geburt ward nümmer ehrlich, un wenn ick ook dittmal wedder winne, he bedrügt mi tom tweeten. Äwerſt dat mütt alles woll ſo ſchehn, as't in den olden Leuſchen ſteiht: de Dom dört ſinen herrlichen Schatz ſo licht nich gewinnen. Un höllſt du man in Tru un Leew ut, Dietlinde, ſo will ick as Dom woll alles dörchfechten; blifſt du mine helle Sünn, ſo kann mi keene Unglücksnacht to düſter warden.“

Un de ſtolte Hertog van Swaben ſchickte ſine Brewe mit Baden un Ehreholden in alle Länder un Städer ut un let utblaſen un trumpeten, in der Stadt Zürich ſchull üm drei Mand een grot

Turnier sin, un de Pris were de Prinzessin Dietlinde, sine eenzige Dochter un dat schönste Kind, dat in dütschen Landen de Sünn bescheen. Un dä kemen veele Köninge, Fürsten, Prinzen un Herren; denn dat was een söter Pris, de jeden Mund wätern maken kunn. As se nu ankemen un sick erkundigden un vörnemen, wo de Sak stund, reisten veele wedder dävan, eenige ut Frucht vör dem Drakendöder, datt he en een to swär un scharp Isen führen mügt, annere ut Frucht vör Gott; denn se seden: „Wo künnen wi wagen un hapen, in eenem unbilligen, ungerechten Strid bawen to bliwen? Dem Ridder Dom kümmt de Prinzessin van Gottes un Rechts wegen to!"

Un de Schranken van der Rennbahn wurden an dem ersten Dage des anfangenden vierden Wands updhan, un de Strid schull beginnen. Un Dom red up, un he satt up eenem swarten Dingst ut des Draken Stall un lede sine Lanz in un reep: „Wer unnersteiht un lüstet sick, mi de Prinzessin Dietlinde van Swaben aftowinnen, de ick mit minem Bloode vom Riesen un Draken löst hew? Heran! Heran! Heran! Mi brennt dat Hart im Liwe, den Vörmätnen to tüchtigen." Un wat he ook währschuwen un up Gott un sin Recht wiesen mügt, doch weren, de heranreden. De Erste un Vörnehmste, de dat böse Stück wagen wull, was een Prinz ut Wälschland, de Köning van Burgund, un Dom reep vull Grimm: „Heran, Herr Köning! Heran, wenn ju der Höllen gelüstet un ji mi afstriden willt, wat min is! Ick kenn de wälschen Glawen, äwerst ji schält ook dat dütsche Isen pröwen leren." Un de Wale wurd falsch un tücksch un fuhr up en, as wenn de Blitz ut swarten Wolken schütt. Äwerst Dom was fardig, un de Grimm got em dubbelte Kräfte in den gewaltigen Arm, un he sung den ansprengenden Köning dermaten mit sinem Speer up, datt he dör un dör ging un datt de stolte Herr mit Roß un Rüstung in den Sand herunnerklung un ook keen Teken van sich gaff, datt je Lewen in siner Borst west was. Un de Rüters to Perde vörzussden sick, as de Köning so flink ut dem Sadel kam un mit sinem Blood de Erd rot farwde. Doch satt de schöne Prinzessin neben ehrem Vader, dem Hertog, up eenem Erker äwer dem Kampfplatz un funkelde in ehrer Schönheit un Herrlichkeit mit dem Brutkranz up dem Kopp, un se müßten woll vör Scham un Lust in den Schrecken henin. Un dä kam noch een Wale, un dat was een Prinz van Schampanien, eenes mächtigen Hertogs Sähn, un he was binah een Ries un gult bi den Sinigen för eenen gewaltigen Kämpen un höll so hoch un prächtig to Roß, datt de Prinzessin, as se en upriden sach, för ehren Dom bäwerde. Un he was so hoch van Liwe un satt up eenem so hogen Perde, datt Dom neben em as een lütt Jüngelken

utfach un datt ook annere as de Prinzeſſin för Dom bäwerden. Awerſt Dom was unvörſeerd un wurd noch grimmiger, as he diſſen langen Recken ſach, un he reep em to: „Büſt du hoch un lang as Köning Oß to Baſan, du ſchaſt herunner un de Erd küſſen! Vagel, ick kenn dine Feddern un hew ſe all flegen ſehn; du beſt eenmal in Mailand an Sant Ambroſius vör mi ſtreeken; hüt mütt dat wälſche Blood up dütſches Iſen lüſtern weſen.“ Un he gaff ſinem Hingſt de Spären un dheed eenen rechten Domſchen Anlop, un Mann un Roß gingen vör em togliek in den Sand, datt dat ſtöwde; un ſe drogen den Wälſchen mit een paar terbrakenen Ribben vam Platz. Un de lezte, de't üm de Prinzeſſin Dietlinde wagen wull, was een Prinz ut Dennemarken, un as de ook bloodig ut'm Sande upſammelt wurd, höll de Drakendöder Dom alleen dä, un he bleef ook alleen.

Un as alles vörbi was, un de Trumpeten den dappern Dom as Sieger utblaſen hedden, ging he up den Hertog to un begehrde ſine Dochter, de he ook ditt tweetemal, wat he gär nicht nödig hett hedde, wedder wunnen hedde. Awerſt de Hertog, de Schalk, ſtrüwde ſick un tierde ſick ſehr ungebärdig un ſede: „Nu kann't noch weiniger ſchehn as dat erſtemal; wo künn ick di nu woll mine Dochter gewen? Ligt nich de Köning van Burgund dood dä? Un hebben ſe den Prinzen van Schampanien nich mit terbrakenen Ribben wegdragen? Wenn ick di mine Dochter gewe, denn müßt ick't mit ganz Burgund un mit dem mächtigen Schampanier upnehmen; un dat kann ick nich un mag ick nich. Un wer büſt du? Un wo is dine Macht? Wo ſünt dine Ridder un Mannen, de di to Dauſenden totehn känen? Un nu ſadel up un mak, du Ridder van dem blanken, bunten Bloomenfeld, datt du mi ut dem Land un ut dem Weg kümmſt un dat Unglück mit di wegnimmſt! Denn wenn de Sünn di noch viermal in minen Grenzen beſchient, ſo büſt du een Kind des witten Doodes.“

Un Dom antwurd'de em: „Hew' ick nich vöruteggt, du würdſt tom tweetenmal een Schelm an dinem Wurd warden? Un werſt du nich Dietlindens Vader, ſo ſchull ditt redliche Iſen dine falſche Seel eenmal up ſick zappeln laten, as Jungens Ketelböters up Nateln zappeln laten. Darüm will ick nu riden; äwerſt ick kam wedder, un weh dem, de't wagt, nah Dietlinden de Hand uttoſtreken! Hier liggt min Handſchoh un ſin bleeker Dood!“ Un he ſmeet den Handſchoh vör dem Hertog in den Sand. Un don makte he ſick ſtracks up un red ut dem falſchen Hawe weg; denn he dachte bi ſick: „Nu ſünt veele Duſende dä, un ick kann en nich dwingen; äwerſt de Dom bün ick, un Dietlinde mütt min warden.“ Un he red ut des Hertogs Grenzen un vörſtack ſick eenige Weeken in

eener afgelegnen Wildnis, bet de Tid keme, wo he wedder ümkehren künn.

Un disse Tid kam bald. Dom erfuhr, datt de Hertog mit sinem Hawe un siner Dochter up een Jagdslott gahn was, dat nich wiet vam Rhine bi der Stadt Baden lag. Un he sprack to sick sülwst: „Nu rid hen un nimm di dat Dinige, wat de olde Schelm di vörenthölt; denn he ward keen grot Geleide bi sick hebben, etwa een paar Schildknappen un Jägers, un wunderlich müßt et togahn, wenn de't mit di wagen schullen." Un Dom red eenen Middag in dat Slott in, as de olde Herr un sine Dochter Dietlinde to Dische seten, un in vuller Rüstung, den blanken Degen in der Hand, trat he in den Saal un ging hen, wo Dietlinde satt, un sede: „Stah up, mine Brut, un folg dinem Brüdegam; denn de Tid hett Flüchten för uns." Un he nam se an der Hand, un se ging mit em. De olde Hertog äwerst zitterde un bäwerde vör Schrecken un Wut un reep sinen Lüden to: „In de Wapen! In de Wapen! Up den Deef! Up den Deef!" Un et wurd een gewaltiger Larm im Slott, un se bewehreden sick. Äwerst as de Drakendöder sin Isen swung un reep: „Man her! Man her! Wer hett Lust, up eenem harden und kolden Bedd to slapen?" weeken se all torügg, as de Hund vör eenem Löwen, wenn he brüllt. Un Dom lüftede sine Brut in den Sadel un swung sick to ehr up un galloppeerde dåvan. Un de olde Hertog let achter en herjagen un eenen gewaltigen Schrei maken un mit allen Klocken van den Törmen lüden. Äwerst wat hulp em dat? Nüms hedd dat Hart, antobiten un't mit dem Dom to vörsöken, und se seden: „Wat geiht et uns an? De Düwel mag striden mit dem, de Riesen un Draken döden kann; worüm kümmt de Hertog nich mit up de Jagd, wenn de Wulf so licht to fangen is?"

So red denn Dom dåvan mit sinem düren un dür gewunnenen Schatz; un as se woll fief Mil reden hedden, kemen se an een Hüsken midden in eener wilden Horst. Un hier erinnerde sick de Prinzessin, datt se vör een paar Jåhren up der Jagd mit ehrem Vader achter dem Hüsken up eenem grönen Brink seten un Erdbeeren plückt un geten hedd. Un se settede sick up dersülwen Stell hen, datt se sick een beten utrauhde van dem swären Ritt. Un wat geschach hier? Kum hedd se een paar Minuten im Grase seten, so schot een swarter Vagel, eener Kraih edder eenem Rawen gliek, ut dem Busch herut up se to, un de Prinzessin schreide ludes Halses, as keme dat grötste Unglück heran. Un Dom sach sick üm, un weg was se — un he sach een lüttes, buntes Vägelken flegen, un de swarte Vagel flog achter en her un jagde en. Äwerst wo was de Prinzessin blewen? Dom stund vörbast un gapte ümher

un wüßte nich, wo em geschach, un ob he drömde edder wakte. Un disse Geschicht vörhöll sick so:

As de Prinzessin dat erstemal hier west was un up dem grönen Brink seten un geten hedd, was een hoger, billiger Festdag west, un se hedd geten un nich bed't; un dat hedd de olde Hex utlurd, de in der ganzen Gegend herümstreck, un hedd ehren Gesellen den Befehl laten, uptopassen, wenn de Prinzessin mal wedder keme up de Stell; denn nu hedd se eene Macht an ehr, wiel se an eenem so hogen Dage dat Gebet vörgäten hedd. Un so was't nu schehn, datt se sick in eenen Rawen un de Prinzessin in eenen Stieglitz vörwandelt un dat arme Kind so lang dör alle Büsche jagt und ängstigt hedd, bet se se in eenen vörtöwerten Gärden dreef, worin veele sonne bunte Vägelkens lewden, de up Erlösung hapten. Dä müßt Dietlinde nu sitten un trurig singen; denn lustige Stückchen pieven was ehr woll vörgahn.

Dom stund noch lang dä, as wenn he vörsteend was, un rührde sick nich un gapte un gapte. Tolezt fung he allmählich an, sick to besinnen, un reep: „Ick Narr, datt ick hier stah un dat Mul upsparre, as wenn't goldne Gapäppel väm Himmel regnede, de ick fangen wull! Ja woll! Ja woll! Himmel, du sprecks't eene to dütliche Sprak mit mi: Ick bün de Dom, un ick will de Dom bliwen un mit Gottes Hülp alles utfechten. Denn hebben wi't nich wedder un känen't mit Händen gripen? Is nich de Düwel in sin Heer wedder up'm Platz? Un mütt sick datt nich alles so wull un kunterbunt begewen, damit de Dom prömt ward? O du min sötes, sötes Vägelken in dem bunten Rock! Holl di man wacker! Ick will di woll finden, un erlösen, un schull ick de Welt dörchriden bet tor Stell, wo se mit Bredern tonagelt is. Se schall doch min bliwen, un ick will een Prinz warden!" So sprack he mit sick sülwst, swung sick up sin Roß un red wieder dör den dicken Wold, ahne to weten, wohen, bet de sinkende Nacht ehren swarten Mantel äwer de Erd deckte. Don steg he aff, led sick unner eenen Boom un sleep in; sin Perd äwerst ging bi em im Grase. Un he dheed eenen düchtigen Slap, un as he wedder upwakte, stund de Sünn all hell am Häwen, un de Sünn in sinen Gedanken scheen ook een beten klärer. He settede sick hen in't Gras, lede den Kopp nahdenklich in sine beiden Händ un dachte un dachte, wo sin buntes Vägelken woll henslagen sin künn. Un as he een paar Stunden so grüwelt hedd, sprung he plötzlich up, slog sick vör den Kopp un sede: „Du Dummkopp! Wo ist't henslagen as in den Töwergärden, woräwer de olde Hex de Gewalt hett? Hest du denn de Geschichten van den vörrigen Doms umsüs vörtellen hürt?"

Un he settede sick wedder to Perd un red frisch furt, bet he

in een Dörp kam; dä frog he, ob se em nich seggen künnen, wo eene olde Hex wahnde. Un se wüßten't nich edder muggten't ut Angst nich seggen. Un so is he lang, lang herümreden un hett in allen Dörpern in un üm den groten Wold fragt, un nüms hett em klären Bescheid gewen künnt, bet he tolezt in een Dörp kam dicht an dem Barg, den se de Swäbische Alp nömen. Dä truff he eene olde Fru, de to em sede: „Ick will em't woll seggen, wo de grote Hex wahnt, de hier herüm so menniges Jahr ehr dulles un gefährliches Wesen driwt. De sitt dä bawen up dem Barg up der ütersten Spitz, wo de meiste Tid Snee liggt; äwerst wer hett ehr Hus sehn, un wer hett dat Hart, sick dähen to wagen? Dat müßt een rechter Isenfreter sin." Un Dom antwurdede ehr hestig: „Dat Hart hew ick, un de Isenfreter bün ick!" Un de olde Fru sach en an un vörwunderde sick un sede: „Rog süht he keck ut; äwerst et were eene Sünd un Schand üm son hübsches junges Blood, wenn he in ehre Nett geröde." Dom äwerst gaff sinem Perde de Spären un galoppierde den Weg hen, de to der hogen Alp führt.

Un underwegs bedachte he bi sick, wo he't mit der olden Hex anfangen schull, un sede: „Vörnehm dörst du nich erschienen, denn markt se Unrat." Un he red torügg wedder in dat Dörp herin und vörköfste sin Perd un sine Rüstung un sine prächtigen sülwernen un goldnen Kleder un tog eenen Burkittel an un nam eenen slichten Stock in de Hand un ging so des Wegs henup un sede: „Ick will as een Knecht kamen un mi recht dumm un plump stellen un mi bi der olden Hex vörmeden; so seh ick am besten, wo dat dä tosteiht, un ob ick ehr nich tüschen ehre Künste spelen kann." Und so ging he den ganzen Dag un den tweeten halwen Dag; dä kam he höger up den Barg, wo dat heel kahl un selsig was un de kolden Winde dör kleene, trurige Büsch un vörsraren Gras peepen. Un nich wiet dävan sach he eene noch högere Spitz; de klatterde he mit veelen dusend Sweetdruppen henup un keek tolezt van bawen an der annern Side in een grönes Dal henaf, dat sehr lustig utsach, un wo Hüser mit hellen, blinkenden Finstern schemerden un anmodige Böme in der Bloiht stunden. Un he sede to sick: „Dä hebben wi't!" Un as he dat Wurd kum utspraken hedd, stund de olde Hex vör em as een schrumplich, krüchich Wief un frog en, wo he her keme un wo he hen wull. Un he antwurd'te: „Ick bün een junger Knecht, de sick wat vörsöken will, un ick hew hürt, hier achter'm Barg wahnt eene rike Eddelfru, de sehr vörnehm un mächtig is; bi der müßt ick gern Deenst nehmen." Un de olde Hex sach en glupsch un listig an un sede: „De Eddelfru bün ick, un ick hed woll eenen Knecht

nödig, äwerſt di kann ick nich bruken: du ſühſt mi to blank un glatt ut un rückſt mi to ſin. Röje mit di!" Un dämit vörſwound ſe dör de Büſch, as een Wind henuſt.

Un Dom ſtund dä un frur un argerde ſick. De olde Hex hedd äwerſt mit ehrer Näs de Witterung upfongen, datt he eene grote Kunſt an ſick hedd, un dat was de Ring van dem Dwarf; dävör was ehr bang, un deswegen hedd ſe ſegat: „Ick kann di nich bruken." Dom vull Hunger, Arger un Vördret ging wedder bargaf den Weg, den he mit ſo ſurer Arbeit herupſtegen was, un he ſunn veel un lang hen un her, wo he't anfangen ſchull, datt he de olde Hex doch belurde und begigelde, datt ſe een as Knecht in Deenſt neme. Un he ging hen un köſſte ſick Botter un Teer un makte eene ſwartbrune Salw därut, beſmerte ſick Hut un Geſicht dämit un lede ſick een paar Dage in der brennenden Sünn hen un let ſick recht brun van ehr inbrennen un braden; ook köſſte he ſick eenen terretenen Kittel un terſletene Schoh un ſlichte Strümp un halde ſick Düwelsdreck van eenem Apotheker, un den drog he in der Taſch. Denn he hedd oft hürt un leſen, datt de Hexen un Hexenmeiſters an diſſem Geſtank eenen ſünnerlichen Gefallen hebben un all oft dämit lockt un bedragen ſünt, as man de Duwen mit Aniskügelken in den Slag lockt. Un dat is keen Wunder; denn diſſen Stank ſammeln ſe im Ruhrenlande up, wo de olde Fiend en hett gliden laten, as de Erzengel Michel en mit dem blanken Swert im Nacken dör de Wüſte jagde.

Un as Dom ſick ſo inredet und vörmaſcheriert hedd, nam he ſinen Stock in de Hand un klomm wedder bargan, wo de Oldſche em begegnet was. Un ſe was ſtrax dä un ſach gär ſründlich un ſichlich ut; denn de ſöte Düwelsdreck lockte ſe heran un erfroide ehr den Mod, un vör ſinem benebelnden Geſtank kunn ſe nich rüken, datt he de grote Kunſt an ſick drog. Un diſſe tweete Knecht geföll ehr äwermaten woll, un ſe wurden beid up een Jähr enig, dat he ehr as Husknecht denen un Holt hauen, Water dregen un alle Husarbeit vörrichten ſchull. Un he ging mit ehr van der woiſten un kahlen Sneefpitz herunner woll eene gode halwe Mil un ſach, dat et dä unnen im Dal wunderſchön un anmodig was, warm un grön un vull der ſchönſten Blomen un Früchte, een Land as een Paradiesgärden, un datt de olde Hex in eenem Slott wahnde ſo grot un prächtig, datt et dem mächtigſten Kaiſer nicht to flicht weſt were.

Dom, de van Natur ſehr klok un klipp was, hedd bi ſick alles woll bedacht un utreknet, up wat Wis he ſine Kunſt hier ſpelen müßt, datt he ſick nich vörröde, wer he were. Den ſtolten

Dom un den kühnen Riddersmann müßt he di Hexen un ehren Gesellen hübsch in de Tasch steken un de Gelegenheit afluren, wo he dat schöne, bunte Düwelsnest terstüren un sine schöne Prinzessin erlösen kunn. Un he stellde sick unbeschriewlich dumm un dälig an, äwerst dheed alles, wat em befahlen wurd, mit dem genausten Gehursam, un bi siner Jugend un gewaltigen Stärke kunn he woll för drei arbeiden, so datt de olde Hex to den Ihrigen sede: „Hedd ick dem Dickkopp doch up tein Jahr dat Redgeld gewen! Un schull ick em dat Lohn dreimal verdubbeln, ick miss' en nich. Denn arbeiden un slawen kann he för sös, un dumm is he, o wo prächtig dumm, datt ick em inbilden kann, de Kater is eene Mus, un he glöwt et."

Wiel se nu meende, Dom were stockdumm un künn nich hären noch sehn, let se em den freiesten Willen, un he durft an allen Stellen gahn un alles betrachten un utspionieren, un se hedd keen Arg därut. So kam he ook in den Gärden achter dem Slott, wohen nümmer een Knecht edder Magd kamen was. Doch dähen kam he nich dör den Glowen an sine Dummheit, sündern dör sinen Ring. Denn dat was een Töwergärden, wohen keen Minsch dringen un den keen Minsch sehn kunn, de nich eene heemliche Kunst hedd. Un Dom hedd de Kunst an sinem Finger un wußt nich, datt he dör den Ring in den Gärden kam un den Gärden sülwst un wat drin was sehn kunn. De Ring hedd ook de wundersame Natur, datt he em alleen sichtbar was, un süs keen minschlich Oog en erblicken kunn. Un Dom sung dat klok an un ging man her, wenn he wüßt, datt de Oldsche mit den Ihrigen ut was. Dä sach he denn de hübschesten un schönsten Prinzessinnen un Jumfern as Krüder un Blomen grönen un bloihen un as bunte Vägel twitschern un singen. He sach un keek äwerst man nah den Vägeln. Un kum was he dä, so kam sin buntes Vägelken angeflagen un settede sick dicht bi em up den Boom und sung een gär truriges Leed; äwerst gripen let et sick nich van em. Un he kennde dat stracks an sinem Gesang un an der trurigen Stimm, womit et sine Vörwandlung beklagde; un em wurd so wehmodig, he müßte weggahn un weenen, dat de schöne Prinzessin Dietlinde een Vagel worden was un ehren Dom kum noch to kennen scheen. Awerst bald besunn he sick wedder un sede: „Büst du nich de Dom un mütt dat nich so wesen? Un darüm vörmuntre di un nimm din beten Bregen tosam, damit du den Eddelmannsdom ordentlich dörbringst." Un he ging veel in den Gärden un bröcht dem Vägelken schöne Saken to äten un sprack em to; un dat Vägelken nickte unnerwielen mit dem Köppken, as vörstünd et sine Rede; äwerst spreken dheed et nich un kunn ook nich spreken.

So vörgingen een paar Wand, un Dom hedd ſick alles utkundſchaftet, un wat de olde Hexe buten un binnen dem Slott bedreef. Dä wurd ſe endlich gewähr, datt de tweete Knecht ook de erſte was, den ſe up dem Barg funden un wedder wegſchickt hedd. Un dat geſchach dör den Geruch. Denn de Hexen hebben de allerfinſten Näſen nächſt dem Düwel, de eene ſuperfine Näs hett, as de ook de allerliſtigſte Geiſt is van allen, de van Gott affallen ſünt. Dom hedd ſinen Düwelsdreck jämmer noch bi ſick dragen; äwerſt de Geruch was van Weke to Weke ſwacker worden, un tolegt hedd de Oldſche de Kunſt wedder dadör raken. Un ſe ſach nu woll, datt ſe van dem Knecht bedragen was, un datt he woll keen Knecht were un hier nu woll wat heel anners ſöchte as Knechtsdeenſt bi ener olden Hex. Un ſe früchtede ſick ſehr vör em; denn dat markte ſe, datt de Kunſt, de de bi ſick drog, mächtiger un gewaltiger was as ehre Kunſt, un dörſt en deswegen nich anrühren. Un darüm ſunn ſe ut allen Kräften dörup, wo ſe en mit Liſten wedder wegbringen mügt; denn ſe ſede bi ſick ſülwſt: „Twe Wand is he all hier, un ick hew nicks markt, un dat Jähr is lang; wat kann de Schelm nich im Sinn hebben? Wat kann he mi noch anrichten?“

Un as ſe alles bi ſick woll bedacht und beraden hedd, reep ſe den annern Morgen froih: „Dom, büſt du dä?“ un Dom ſede: „Ja, gnädige Frau“, un kam dumm un tölplich herangeſprungen. Un de olde Hex was ſehr leidig un ſede to em, he were to god, Knecht to ſin un ſo ſwäre un gemeine Arbeit to dhon; he ſchull leewer in de Welt gahn un ſick wat Beteres vörnehmen; ſe wull em gern ſinen ganzen vullen Jährlohn gewen un hundert Krondaler däto, un he künn morgen im Dage afgahn: denn ehr jammere, datt een ſo hübſcher Minſch Knecht ſin ſchull. He äwerſt gaff ehr tor Antwurt: „Ich hew ſo minen egnen Kopp in minen Dingen; min Jähr mütt ick utdenen, un denn ward woll wat anners ſchehn; un ick will Ju man ſeggen: ick gah nich un kann nich gahn, un wenn Ji mi alle Juwe Schätze gewen wullt.“ Un as de olde Hex diſſen Beſcheid bekam, wurd ehr gär bang, un ſe früchtede ſick noch veel mehr.

Un den annern Morgen klung dat wedder: „Dom, büſt ou dä?“ Un he antwurd'te: „Ja, gnädige Frau“, un ſprung flink as de Wind hen, woher ſe reep. Un ſe was noch veel fründlicher as giſtern, un as ſe lang mit em ſpraken un em mit ſöten Würden üm den Bärt ſichelt hedd, ſede ſe: „Ick ſeh woll, ick hew di giſtern nich gehürig behandelt: ick hew eenem Minſchen, as du büſt, to weinig baden, un Gott hett di ſo ſchapen, datt du as een Herr und Edelmann müßt lewen länen; darüm ſüh hier!

Dävan steck di alle Taschen vull un nimm so veel, as du wist, un denn gah in Freden!" Un se wieste em eenen ganzen Schepel vull Dukaten. Un Dom stellde sick dumm un ungelehrig un sede: „Ick hew dat so god bi Ju, un dat gefällt mi hier so woll, datt ick min Jähr utdenen will; ehr gah ick nich. Wat Geld un Dukaten!" Un dat olde grise Unglück bet de Tähnen tosam un sweg un sach doch noch fründlich däbi ut, un ook Dom leet sick nicks marken.

Un se grübelte lang hen un her un besprack sick mit den wisesten Hexenmeistern. Denn datt Dom eene gewaltige Kunst hedd, kunn se an der Angst in ehrem Liwe föhlen, wenn he ehr sehr nah trat. Un se wurden eenig äwer eenen nüen Pfiff un Kniff, womit se en to fangen hapten, un de Oldsche rüstede sick, et int Werk to richten.

Un as Dom den drüdden Dag upstahn was, klung dat äwer den Slotthoff: „Dom, büst du dä?" Un he antwurd'te: „Ja, gnädige Frau", un stund tor Stund vör ehr. Un de olde Hex sprack to em: „Min leewe Fründ, ick hew sehr unrecht dhan an di un an mi, datt ick di, den schönsten, starksten Mann, van mi laten wull. Un nu hew ick mi mit Gott besunnen un eenen betern Fund funden, de uns beiden gefallen kann, un dat is mine öldste Dochter. Ick hew lang markt, datt di dat hübsche Kind gefällt, un deswegen eben, bild ick mi in, wullst du nich van mi tehn; un nu will ick se di tor Fru gewen, un wi willen noch hüt awend eene lustige Hochtid holden, un ut dem Knecht schall een Herr warden. Denn bliwst du doch gewiß bi uns!" Un Dom sede: „Juchhe! Ja gewiß, gnädige Frau, un dat schall een Wurd sin!" Un de olde Hex ging lustig weg un rüstede de Hochtid to.

Se wullen äwerst eenanner alle beid bedregen, un deswegen ging disse Hochtidshandel so swind un willig. Dom hedde van Anfang an sine Dummheit vörstellt, un därüm stellde he sick ook nu, as dücht em de öldste Dochter der olden Hex as dat schönste Fräulen up Gotts Erdboden. Dat was se gewißlich nich: se was dwargig, pucklich un so häßlich, datt Katten een Gruwel vör ehr ankamen kunn. De Oldsche äwerst dacht en dör de Dochter to fangen un hedd ehr Bescheid seggt. Denn so sede se to ehr: „Döchterken, min wittes Döchterken, hür nipp to: Disse Minsch, unser Knecht, hett eene Kunst, de gefährlich is un uns all ümbringen kann; un darüm schast du disse Nacht in sin Bedd stigen un em't afluren, wo se sitt. Denn weeten wi dat, so hebben wi den Schelm fast, un he schall uns keene Müse mehr maken. Därüm wenn he hüt awend mit di to Bedd gahn will un vam Hochtidswin un van Leewe woll betippt is, denn bidd en üm sine Heemlichkeit,

un heft de je em aflurt, vörgät je mi jo nich, dämit wie finer Meiſter warden un dat Spill ümkehren känen!"

Un dat wurd eene luſtige un dulle Hochtid, un dä fund ſick allerhand Volk in, dat des Nachts üm Galgen un Rad ſlikt un üm den Blocksbarg danzt; äwerſt hier weren ſe alle vörnehme Herren un Damen un treden in Gold un Siden up; un Dom de Brüdegam ſtellte ſick, as höll he ſe dävör, un tierde ſick ſehr dumm un apiſch, as hedd he ſonne Pracht in ſinem Lewen nich ſehn, un dheed grauſam vörleewt mit ſiner Brut. As nu de Hochtidsdanz utdanzt was, un Giger un Piper ſwegen, un de beiden in ehre Kamer inſlaten wurden, un Dom mit ſiner ſchönen Brud to Bedd gahn ſchull, dä ergrimmde he as een rechter Simſon in ſiner Kraft; denn et leep em dör ſine Gedanken, wo ſine Prinzeſſin Dietlinde as een bunter Vagel nu in Truren herümflegen un piepen müßt. Un he nam dat Hexenkind, dat en küſſen wull, un drückte ſe mit ſoner Leewsgewalt an ſine Vorſt, datt ſe as dood tor Erd föll. Un nich eene Sekund lag ſe dä, un nicks was mehr van ehr to ſehn, un ſtatt ehrer leep eene olde, griſe Katt herüm un miaude jämmerlich. Un Dom lachte vör Froiden un reep: „Nu ſeh ick wedder klärlich, datt ick de Dom bün." Un he greep de Katt un höll ehr den Swanz an dat Hochtidslicht, datt he brennde, un don ſmet he ſe ut der Dör.

Un de Katt was in Angſt un leep de Trepp herup bet unner dat Dack. Dä lag Stroh un Hemp un Flaß, dat kunn den brennenden Swanz nich vördregen un fung vok an to brennen un ſtack dat Slott an. Un ſo wurd et een gewaltiges Für, un in eenem Oogenblick ſtund dat ganze Slott in Flammen un brennde lichterloh, un Dom un all de annern müßten maken, datt ſe herut kemen. Un as Dom buten ſtund un de Hexenburg brennen ſach, wat för Geſindel wurd he där gewähr, datt he ſick hedd ſegnen un krüzen müßt, wenn em ſin ſtarkes Herz vör Frucht hedd bäwern künnt. Dä ſach he veele duſend Beſſenſtelrüters un Zegenſweſtern mit Spannen un Bütten, de Water drogen un löſchen wullen un een grauſam Gewinſel un Geſchrei makten. Äwerſt alles ümſüs; dat Neſt brennde dal bet up den Grund, un't bleef keen Steen up dem annern.

Un dat klung äwer den Hoff: „Dom, büſt du dä?" „Ja." — „De ſchuld an miner öldſten Dochter is?" — „Ja." — „De ſchuld an min Hus is?" — „Ja." — Un in eenem Oogenblick was Dom dä. Un de olde Hex drog een ſwartes Trurkleed un ſtellde ſick ſehr bedröwt; äwerſt gegen Dom dheed ſe ſo fründlich as jümmer un ſede: „Segg, min Herr Sähn, wat kannſt du mi van dem Unglück vörtellen? Un wo ging dat to?"

Un Dom antwurd'te: „Ach! Ach mütt ick ropen un Weh! Weh! Dine Dochter was ook gâr to ſwack, un as ick ſe an min Hart drückte, dâ bleef ſe mi in den Armen dood, un ick weet nich, wo ſe ſtawen un ſlagen is, un ick ſach man eene Katt in der Stuw herümſpringen, un de ſlog ick, un ſe kam dem Hochtidslicht to nah un ſtack ſick den Swanz an un leep ut der Dör, un de mütt mit dem ſürigen Swanz dat Slott in Brand ſet't hebben. Dat is alles, wat ick weet."

Un de olde Hex was vull Leed un Sorgen, dat ehre Dochter ümſünſt ümkamen was, un ſe ſede to ehren Fründen: „Ick mütt un mütt ſine Kunſt weeten, denn ſe is uns gâr to gefährlich; datt mütt herut, un ſchull't mi mine jüngſte un ſchönſte Dochter koſten!" Un ſe hedd noch drei Döchter, un de jüngſte van en was hell un ſchön as dat Licht, âwerſt falſch un liſtig as eene Slang. Un de olde Hex dachte: „De ward em't woll aflocken un ſick to höden weeten."

Un dat afgebrennte Slott ſchull wedder in ſchönerer Pracht as tovörn dâſtahn, un man ſach een rechtes Wunder: veele hundert Wagen, de Holt un Steen heran führden, un veele duſend Timmerlüde un Murer in Arbeit, un in weinigen Dagen ſtund de Hexenborg in junger Pracht wedder dâ. Un de olde Hex ſprack mit Dom üm de tweete Hochtid, un Dom ſtellde ſick ſehr froh dârâwer un ſprung un danzte vör Froiden un reep: „Juchhe, luſtig! Juchhe, Hochtid! Wat krieg ick för eene ſchöne Brut!" Un ſe ſümden nich mit dem Hochtidsdag, un as Spill un Danz vörbi was, un as't lütt to ſlan anfung, gingen de luſtigen Brutlüde in ehre Kamer; un de Brud dheed utermaaten hübſch un fründlich mit Dom, un een lüttes, lüttes Hündeken leep achter ehr her un wedelde luſtig mit dem Swanz. Dom kennd et âwerſt woll un hedd et towielen achter der olden Hex ſliken un wippern ſehn, un et munkelde, dat Hündeken wer een vörborgner Buhle van ehr, un ſe künn't vörwandeln, wenn ſe wull. Un as Dom dat Hexengeſindel in ſiner Stuw hedd, makte he een grimmiges Geſicht, ſlot dicht to un packte den Hund un ſede: „Hündeken, hebb' ick di, wo ick di hebben wull? Un ſühſt du? Hier is een Stück Iſen — dat ward din Dood, wenn du nich up mine Brud losgeihſt un ſe ſo lang mit dinen Tehnen kettelſt, bet ehr alle Brutluſt up ewig vörgahn is." Un de Hund wull nich dran; âwerſt Dom ſlog en hart, un de Hund ging up de Brud los un bet un terret ſe ſo lang un ſo fürchterlich, bet ſe jämmerlich as eene Lik dâ lag. As dat ſchehn was, nam Dom eenen Strick, ſlung en dem Hund üm den Hals un hängd en im Finſter up, datt he herut bummelde.

Un as de Dag anbrack, kam de olde Hex up den Hoff un ſach ehr leewes Hündeken as eenen Schelm am Strick hängen. Un ſe föll bi diſſem Anblick up de Erd un makte een jämmerliches Gewinſel un Gehül, un veele annern hülden mit, un ſe ſchreide: „O weh! O weh! O Unglück äwer Unglück! Ick arme, olde Fru! Datt mi datt in minem Lewen wedderfähren müßt! Un büſt de denn dood, min buntes Hündeken? Du ſchönſtes, fründlichſtes Hündeken, dat in der ganzen Welt was? O weh! O weh! Ick arme Fru! Un wo is de Schelm, de mi dat dhan hett?"

„De Schelm bün ick," ſede Dom un trat to ehr un ſtellde ſick ſehr trurig. „Dem Hund, de dä im Morgenwind ſo luſtig hen un her bummelt, is man ſin Recht ſchehn; he wurd dull un föll äwer mine Brud her, as ſe ſick uttehn un mit mi to Bedd gahn wull, un he hett ſe ſo grimmig beten, datt ſe dävan den Dood nahmen hett; un daför hängt he im Finſter. Un kumm nu un ſeh ſülwſt to! O weh! O weh! Mine ſchönſte Brud! Un du vördammteſter aller Köter, de je up drei Beenen humpelt hebben!" Un he nam de Oldſche bi'm Arm un führde ſe herup in ſine Brutkamer, un dä lag de ſchöne Brud in ehrem Bloode as eene Lik, van dem Hündeken terbeten un terreten.

Un de olde Hex vörfeerde un vörſchrack ſick gruwelich un ſprak keen Wurd mehr äwer diſſe Geſchichten un let de beiden Dooden wegnehmen un ſtill begrawen. Ehre Angſt üm Dom wurd äwerſt van Dage to Dage gröter van wegen ſiner Kunſt, un datt ſe em ſe nich afgewinnen kunn. Un ſe let en jümmer mehr beluren bi Dag un bi Nacht, un tolezt vörtellde een wittes Müsken ehr, ſe hedd den Dom mal in dem Gärden ſehn un mit dem lütten, bunten Vagel Stieglitz ſpreken. As ſe dat hürde, froidede ſe ſick un ſprung vör Froiden woll een paar Faden hoch in de Luft, ſo flink un luſtig, as hedd Belzebub ſülwſt up'm Blocksbarg den Vördanz mit ehr begunnen; un ſe reep vör Luſt eenmal äwer dat anner: „Ahe! Büſt du de Dom, wovan mi drömt hett, wogegen ſe mi währſchuwt hebben? Büſt du de ſtarke Dom, de Drakendöder un Rieſenmörder? Nu ſchaſt du mi woll heran, nu ſchaſt du woll tam warden un mi mit diner Kunſt herutrücken!" Un kum was dat witte Müsken wedder to Loch krapen, ſo ſcholl dat äwer den Slotthoff: „Dom, büſt du dä?" — „Ja." „De ſchuld an miner öldſten Dochter is?" — „Ja." „De ſchuld an minem Huſe is?" — „Ja." — „De ſchuld an miner jüngſten Dochter is?" „Ja." — „De ſchuld an minem bunten Hündeken is?" — „Ja." Un Dom ſtund vör ehr.

Un ſe ſach nich ſo fründlich ut as ſüs un ſede to Dom: „Hür,

Knecht un Sähn un Swiegerſähn, edder mit wat ſör'n Namen ſchall ick di ropen? Du heſt mi bedragen mit dinem terretnen Kittel un diner brunen Kopperfarw un dem Düwelsdreck; un ick weet du büſt van Geburt keen Knecht un Dener un hürſt Herren an! Ick will di up den Kopp ſeggen, wer du büſt: du büſt de gewaltige Ridder Dom, van dem ganz Swabenland den Mund vull het. Un du heſt eene Kunſt, de künſtlich nog is; äwerſt bild di dârüm nich in, datt ick mi vör di frücht! Ick vörſtah ook eene Kunſt un hew een Stückſchen van eenem bunten Vägelken ſingen hürt, dat jümmer in minem Gârden piept." Mit diſſen Wurden ſweg ſe un ſach Dom mit hellen, hellen Oogen an, as wull ſe em in't Hart bâhren. Un Dom vörſeerde ſick un wurd rod und bleek, as he van dem bunten Vägelken ſpreken hürde. Un ſe ergötzte ſick dran un ſede denn wieder: „Herr Dom, du markſt woll, ick weet alles; un lat uns nu vörnünftig ſin un nich länger gefährlich Spill' mit eenanner driwen; dat eene mütt un ſchall gegen dat annere upgahn. Du giwſt mi dine Kunſt, un ick gew di dat bunte Vägelken, dat du woll weetſt, un ſe ſchall ſtrax as de ſchönſte Prinzeſſin ut minem Blomengârden vör di treden!" Un de Vörſêkung was grot, un Dom ſtund eenen Oogenblick in Twiwel, ob he nich inſlan ſchull; äwerſt denn dacht he wedder dran, datt he de Dom were un mit keener Hex handeln dürft — un ſine Antwurt was: „Ne, mine Kunſt gew ick di nich, un dinen bunten Vagel kannſt du beholden!" Un de olde Hex ging weg un ſede im Weggahn to em: „Dom, morgen ſpreckſt du anners!"

Un as de Morgen anbrack, klung dat: „Dom, büſt du dâ?" Un Dom was ſtrax dâ. Un de olde Hex dheede ſehr fründlich mit em un ſede: „Ick denk, du heſt di in der Nacht beter mit di beraden un letſt et nich dârup ankamen, datt din Schatz wegen dines Egenſinns in Feddern gekleed't gahn un ſo jämmerlich vördarwen müſt; denn ick hew de Macht äwer din Vägelken un äwer all de Vägel im Gârden, ſe bet an den Dood to ſtrafen: denn hedden ſe ſick nich ſwâr vörſündigt, nümmer weren ſe in mine Gewalt kamen. Dârüm lat et nich up dat üterſte kamen; giff mi dine Kunſt un nimm dine Prinzeſſin, un wi willen as Fründ van eenanner ſcheeden." Un Dom ſede abermals: „Ne, dat dho ick nich," un de olde Hex reep mit Grimm: „God, ſo mütten morgen alle bunten Vägelken brennen, un du, Dom, ſchaſt de Fürböter ſin!" Un as ſe ditt ſprack, ſach ſe ſo ſcheußlich un gefährlich ut, datt Dom tom erſtenmal in ſinem Lewen bang wurd. Un he ging in ſwâren Gedanken vör ſick hen un murmelde: „Schull Gott im Himmel et tolaten? Schull't mäglich ſin? Dine ſöte Dietlinde ſchull brennen, un du ſchuſt dâbi ſtahn un dat jäm-

merliche Nahſehn hebben? Ne! Ne! Se lüggt! Se lüggt! So wied dörft ſe nich — un dörft ſe, ſo is't god, datt ditt heele Hexenpoſſenſpiel mit eenem Mal een End nimmt, un wer't een fürig un bloodig End. Dat is doch elendig, datt een Eddelmann un een Riddersmann un een, den Gott tom Dom hett geburen warden laten, hier eener olden Hex denen un Water pumpen un Holt dregen un Für anböten un dat Eſtrich putzen mütt. Ne! Ne! Nich länger ſo! Friſch, min Hart! To Glück edder Unglück, gah't as't will! Ick will mi hier nich länger ſo furtlumpen!"

Un der olden Hex, de den Dom bang ſehn hedd, was de Kamm mächtig waſſen, un ſe dachte: „Nu kriegſt du den Löwen tam!" Un den annern Morgen noch in der Schummerung klung dat wedder: „Dom, büſt du dä." Un wips as een Windſpill was Dom de Treppen herup un ſtund vör ehr. Un ſe ſede em: „Wes nu recht ſlink! Un dreg un ſett Holt in den groten Backawen un mak en glönig, as de Häwen am Winterawend is, wenn't tüchtig friert un de Sünn hell unnergahn will. Denn hüt will'n wi een Für böten, worin mine Vägelken pieven ſchälen." Un Dom ſtellde ſick vörſeerd un trurig an; doch ging he un drog grote Boomſtämm un ſmet ſe in de Awen, un de olde Hex ſülwſt drog Strük un lüttes Holt to un got Öl un Pick un allerhand Hexenſmolt dărup; un as de Awen vull was, reep ſe Domen to: „Fürböter, ſteck an!" Un he höll eenen Brand an de Strük, un ſe fungen un ſlogen to eener gewaltigen Flamm up. Un as dat Für fardig was, murmelde un ſung de olde Hex:

Hurrliburr un Snurrliburr!
Müsken, piep, un Kater, gnurr!
Vagel flüggt un ſingt ſin Stück —
Flegt! Flegt! Flegt! Dat Für is flück.

Un in eenem Oogenblick girrde un ſwirrde dat äwer den Hoff, un veele tuſend bunte Vägel flögen her, ſo datt de Häwen vördunkelt wurd, as wenn Heuſchrecken dör de Luft tehn. Un de armen, lütten Vägelken ſetteden ſick all dicht för dem glönigen Awen dal, as ob ſe up dat Wurd der olden Hex paßten, herintoflegen. Un Dom ſach ſin buntes Vägelken ook dămank, un de Tranen kemen em in de Oogen. Awerſt he wiſchte ſe ut un makte ſick ſtark un wullt ſick nich an't Hart kamen laten. Un de olde Hex markt et, grieſlachte un ſede: „Se hebben mi vörtellt, Dom, du wereſt de ehrenfaſteſte un truſaſteſte van allen Riddern un heddeſt een Hart, för grote Dinge Lewen un alles in de Schanz to ſlan. Nu kannſt du't wieſen un dat Domsloſ ſin maken. Denn wenn du för din buntes Vägelken in den fürigen Awen ſpringſt, ſo ſchall't mit all den annern Vägeln fri ſin." Un Dom beſunn

ſick een beten, un ditt Mal dücht' et em keene Schand, wenn he ſin Puſch mal brukte; un he nam de olde Hex bi der Hand un ſlog in un ſede: „Topp! Dat is een Wurd! De Domsnamen ſchall in mi nich to Schanden warden. Awerſt dat Für is het, un ick hew eenen Gruwel, ſo van ſülwſt henin to ſpringen; därüm kumm un ſchuw mi henin!" Un ſe was froh in der Hoffnung, nu würd ſe en woll quit warden un bawenin, wenn he dood were, ſine heemliche grote Kunſt woll noch finden. Un Dom ſtellde ſick wedder ſehr dumm un dölpſch, un ſo trat he vör dat Awenloch un ſtemmde ſick up ſine ſtarken Beenen, datt he ſick ſtrüwen künn. De olde Hex äwer in ſinem Rüggen makte ſick ſtark un ſchof un ſchof ut allen Kräften, un achter ehr ſtunden veele hundert Kater un Zegenbück un drängden ſe wedder vörwarts. Un as de ganze Laſt up Dom drückte un he ſick nah am Störten föhlde, dä rührde he ſwind mit dem lütten Finger am Ring un ſede Puſch! Un im Hui weg was he, un de olde Hex, de nicks mehr vör ſick hedd un van ehren Mackers van achtern vörwarts ſtött wurd, ſtörtede in dat Für un hülde as eene hungrige Wülwin in den Twelften. Awerſt nu was ehr Spill vörbi, un nüms kunn ehr helpen, ſe müßte jämmerlich vörbrennen; denn ſe was in ehre egne Kunſt geraden un in ehr egne Smeer fallen. Denn dat is een währ Wurd, wat de Lüd ſö ſeggen: eene Hex, de in ehre egne Hexeri gerött, kann nümmer wedder herutkamen.

Un Dom ſtund nu wedder ſichtbär dä un juchte, datt de ganze Hoff vör Froiden ſchallde. Un as dat Für dalbrennt un de olde Hex in Aſch vörwandelt was, datt ook nich mal een Knaken van ehr uptoſammeln bleſ — ſo mächtig was ehr ingaten Fett weſt — erſcheen een ſchönes un grotes Wunder. All de bunten Vägelken, de vör dem glönigen Awen ſeten, wurden plötzlich in de ſchönſten Jumfern ümſchapen, un bald ſach Dom ſine ſchöne Prinzeſſin Dietlinde, de em üm den Hals flog un em veeldauſendmal unner ſöten Tranen küßte un reep: „Min Dom! Min dapprer, min truer Dom! So heſt du din armes, vörwandeltes Kind, din buntes Piepvägelken, ut dem trurigen Hexenbann erlöſt?" Un in der Minut, as de letzte Bloodsdruppen un Fettdruppen van der olden Hex to Aſch worden was, ging dat äwer dat Töwerſlott un den Töwergärden her, as were dä dat grote Saatfeld weſt, woräwer Gott der Herr eenmal am jüngſten Dage de Pauken un Baſunen klingen laten ward. Alles rührde, bewegde un vörwandelde ſick: alle Strüke, Böme, Krüder, Blomen, Vägel un Deerde ſprungen as nüe Geſtalten herüm, un in groten, langen Reigen kemen veele Duſende ſchöner Knaben un Mädlin herut un ſungen, jubelden un juchten: „Dom! Dom! De ſtolte, de dappre Dom! De

uterwälte Ridderſmann Gottes het uns erlöſt un dat ſataniſche Neſt terſtürt!" Denn Slott un Gärden un Blömer un Böme mit aller töweriſchen Anmodigkeit un Prächtigkeit — alles, alles, in eenem Nu was't weg, as wer't nümmer dä weſt, un ſe ſtunden all up dem hogen, kahlen Barg un keeken ſick an un vörwunderden ſick äwer eenanner un ook, wo dat ſchöne un luſtige Hexenwark blewen was.

Un don togen ſe all bargdal in dat Land, wo dat warmer un ſchöner was, un de meiſten in groten Froiden, wiel faſt jeder ſinen Schatz am Arm hedd. Un dat was een Juchen, Toſen un Joſen un Singen un Klingen as in den erſten Dagen des Froihjährs, wo alles grönt un bloiht un de Vägelken, de de kolde Winter int warme Muhrenland vörjagd hedd, wedder to Hus kamen un ehre Kehlen to Geſängen ſtimmen. Un as ſe unnen im Dal weren, dankten alle ehrem Erlöſer Dom un reiſten up allen Straten un Wegen to Hus, jeder in ſin Land un to den Sinigen. Un Dom ſede to ſiner Prinzeſſin: „Nu, mine leewſte Dietlinde, känen wi ook henreiſen, wo din Vader wahnt, un dat ward mi nich mehr gefährlich weſen; denn ick weet, datt ick dat hardeſte un gefährlichſte beſtahn hew, wat de Dom beſtahn ſchull, un dat äwrige ward man een lichtes Kinderſpill weſen!"

Un ſe tögen wieder herup im Swabenlande un hürden, datt groter Upruhr weſt was gegen den olden Hertog un datt een paar Grewen en mit Wehr un Wapen anfallen, ut dem Feld ſlagen, in dat Gefängnis ſet't un ſine Herrſchaft an ſick reten hedden. Un Dom bedachte ſick nich lang. As he in de Stadt Rotwiel kam, ging he hen un köfſte ſick een Striedroß un Wapen un Rüſtung, red up dem Markt up un let ſine Fahn mit dem Ridder, de eenen Draken ſleit, ſlegen un ſinen Herold utropen: „Dom! Dom! Hierher! Hierher! De Ridder Dom, de Slangendöder, is ut fernen Landen wedderkamen un hölt in Rotwiel un hett ſine Fahn upſteken för den gefangnen un afgeſett'ten Hertog, un he ſeggt: Heran! Heran, wer noch an den olden Herrn denkt! Up! Up to Strid un Sieg! Wi willen den Deewen un Röwers den Roſ afjagen." Un as de gewaltige Nam Dom erklung, ſammelden ſick de Fründe un Getruen des Hertogs unner em, un he rückte ut mit en den Uprührern entgegen, de ook eene grote Vergaderung makt hedden; un he truff up ſe bi eener Stadt, de Lindau het, un mangelde mit en un ſlog ſe ſo gewaltig, datt kum een Mann dävan kam un de beiden Grewen ſülwſt up dem Platz blewen. Därup red he vör dat Slott, worin de olde Hertog gefangen lag; un de dat Slott behöden ſchullen, kam, as ſe den Namen Dom hürden, Frucht un Schrecken

an, un ſe gewen et ſtrax up. Un Dom ging hen un halde den olden Herrn ut dem düſtern Loch, wo de Böswichter en heninſmeten hedden, un ſprack em to un fragde en, ob he en noch kennde. Un de Hertog ſchüddelde mit dem Kopp und ſede ne. Don ſprack Dom: „Ick het Dom un bün de Dom, den du tweemal bedragen heſt, un hier is dine Dochter" — un he let Dietlinden herintreden — „un wi hebben di din Land un dine Herrſchaft wedder gewunnen." Un de olde Hertog ſchämde ſick ſehr un ſede: „Ick hew äwel an di dhan, edle Ridder, un diſſe Godhet üm di weinig vördeent; äwerſt vörgiff mi! Ick hedd eenen Gruwel vör di un glöwde, dine Heldendhaden weren vam Düwel, un du wereſt een gemeener Geſell edder ſo een Hexen- un Düwelskind as Nimrod un Oß van Baſan, Goliath un annere ſodane Doiwelskerls towielen weſt ſünt — un dårüm wull ick di mine Dochter nich gewen. Äwerſt nu ſeh ick apenbår, datt Gott mit di is in allen Dingen, un datt du de wahrhaftige un lieſhaftige Eddelmannsdom büſt, de üm nicks Geringeres frien dörſt as üm een Könings- edder Hertogskind. Un nu kumm, mine Dochter!" Un hiermit nam he Dietlindens Händ un lede ſe in Doms Hände. „Diſſem unverglicklichen, unäwerwindlichen Helden, dem dappern, ridderlichen Dom vörlawe ick di hiermit van ganzem Harten in Gottes Namen! Un ſchall dat een feſtes Band ſin, datt Düwel un Höll nich tobreken kann! Un Gott ſchall ſin Amen dåto ſpreken un ju ſegnen van Kind to Kindeskind för un för!"

Un då was grote Froid im ganzen Land, datt de Dom un de ſchöne Prinzeſſin Dietlinde wedder kamen weren, un datt de Dom, de Drakendöder un Rieſenbedwinger, een Prinz worden was un nah des olden Herrn Dood Hertog van Swaben ſin ſchull. Un de drei reiſten nu toſam nah Zürich, un de Dom vörtellde dem Hertog alle Geſchichten, de ſe unnerdes erlewt hedden; un he vörwunderde ſick ſehr. Un in Zürich, der groten Stadt, wurd eene gewaltige un prächtige Hochtid anſtellt, un de Dom wurd as Prinz utropen un mit dem Prinzenmantel behängt, un tolezt wurd he noch Hertog un hett veele grote un herrliche Dhaden dhan, wovan noch alle Böker vullſchrewen ſünt.

Un hier hew ick ju de tweete Domsgeſchicht vörtellt, un is noch de drüdde torügg, de Geſchicht van dem Prinzendom, un mit Gotts Hülp ward ick de ook noch woll mal vörtellen.

22. Ick bün de Ridder Unvörzagt un ſla der Säwen mit eenem Slag.

Meiſter Hans Scharpſteker in Soltwedel vam Amt der Snider un Schröder lewde mennigen Dag mit ſiner Fru in eener kinderloſen Eh un was ſehr bedröwt, datt ſin Geſlecht utgahn ſchull, un plag to ſeggen: „Dat ward de Stadt föhlen, wenn de Name Scharpſteker ehr fehlt; denn ſolang ſe denken kann un Eva in den vörbadenen Appel bet, datt de Minſchen ehre Sünd bekleden müßten, hebben Scharpſtekers dä im Amt der Kledermaters ſeten.“ Scharpſteker äwerſt nömde de Sniders nümmer anners as Kledermakers. Endlich, as de Kopp all anfung em to griſen, ſede ſine Fru eenmal tu em: „Klas, ick weet, wat du nich weetſt“, un lachte dåto. Un he ſede: „Wat ſchull dat woll Grotes weſen?“ Un ſe ſtrakte en fründlich üm den Bärt un ſprack: „Dat ſüht ſo ut, as wenn Gott dat urolde Geſlecht der Scharpſteker nich will utſtarwen laten, denn ſit een paar Weken geiht wat in mi vör, wat woll mal mit twee Beenen up der Erd herümſpazieren ward.“ Un de olde Scharpſteker, as he ditt vörnam, wurd äwer de Maten froh un danzte up ſinen twee dünnen Sniderſtaketen herüm, as hedde de Zegenbuck Hochtid holden. Därup ging he un ſlog de Bibel up un ſach in ſinem Kalender nah; un as he dat dhan hedd, hüppte he idel luſtig äwer Diſch un Bänke, ſo datt ſine Sniderſche ſede: „Wat Wäder! Wat is't mit di, Mann? Büſt du noch richtig? Am End waſt du geck un breckſt Hals un Been, ehr de junge Scharpſteker dä is!“ Äwerſt dat Sniderken let ſick nich ſtüren un ſprung friſch un juchte un joſte, datt de Lüd up der Strat vör'm Finſter ſtill ſtunden un meenden, et were een luſtig Gaſtgebot bi Meiſter Klas. Un as em de Atem knapp wurd, ſettede he ſick bi ſinem Schatz un nam ſe up de Knee un reep: „Juchhe! Juchhe! An't Licht herut mi di, min Held! Juchhe! Un abermal Juchhe! Dat ward een rechter Scharpſteker warden, een Held mit der Natel un mit dem Degen, un he ward unſern Namen grot maken. Denn nüe Kleeder hew ick up dem Sünnenupgang grepen, un in der Bibel, wo ick dat Los frog, bleef min Finger up dem Verſch ſtahn im tweeten Bock Samuels im erſten Kapitel, wo dat ludet: ‚Der Bogen Jonathans hat nie gefehlet, und das Schwert Sauls iſt nie leer wiederkommen vom Blute der Erſchlagenen und vom Fette der Helden.‘ Un wenn ick alles toſamlegge, wat mi in diſſen letztvörledenen Weken drömt hett, un wo veele Nateln ick terbraken hew, un wo veele ſnurrige Gedanken äwer unſer Stadtregiment mi dör den Kopp ſlagen un ſchaten ſünt, ſo düdet dat ook up ſonne Ding, wovan de bibelſche

Verſch ſpreckt. Un, Fru, nu ſegg du, wo is di egentlich to Mod? Denn in di mütt ſick't am lebendigſten wieſen; dine Gedanken ſünt gewiß nicks as Degen un Speete un dine Dröm idel Siege un Slachten?" „O wat!" ſede ſe, „gah mi weg mit dinen Herrlichkeiten! Mi is ſehr ſlimm to Mod, un ick lide veel an dullen Gelüſten. Nimm di man in acht, Mann, datt mi de Luſt nich ankümmt, di in der Pann to braden un uptoſreten; denn denk mal: giſtern hedd ik recht ſwär, mi to holden, datt ick unſern ſchönen, witten Hushahn, de de Zier vam Markt is, nich bi'm Kopp nam un en ſlachtede un brot; denn ick was up Hahnenfleſch mit Lüſten, un as he vör mi up den Gärdentun ſlog un mit den Flüchten ſlog un ſo luſtig kraihde, dacht ick mordluſtig in mi, leg he doch braden in der Schöttel!" As de Snider ditt vörnam, ſung he ſinen drüdden Danz an, ret ſick de Slapmütz vam Kopp, ſwung ſe in der Luft üm un ſmet ſe in de Hög un reep: „Juchhe! Un abermal Juchhe! Hebben wi di, junger Held Scharpſteker? Hebben wi di, min Dörflinger un Stalhanſchen, un wo alle Grewen und Feldmarſchälle heten mägen, de bi der Snidernatel dat Iſen führen lehrt hebben? Ja, de Hahn is een modig, fürig un ridderlich Veh, un därüm will dat Heldenkind Hahnenfleſch äten. Juch! Juch! Sniderglück! Dat ward wiß mal een General un Börgermeiſter, de mit der Stadtfahn in't Feld tüht un Törken un Franzoſen dat Haſenpanier in de Hand giſt. — Juchhe! Friſch drup, min Küken! Friſch drin, min junger Löwe!"

So tierde ſick de olde Meiſter. As ſine Fru em äwerſt mal ſede, ſe hedde den Morgen een Gelüſt hedd, datt ſe Plettiſen un Bägeliſen, wenn ſe ſe hedd biten künnt, gern vörſlungen hedd, dä müßten des Sniders Rehbeenen höger hüppen un ſpringen, as je vörher, un he reep as geck un unſinnig: „Hew ick't nich ſeggt? Hew ick't nich ſeggt? Alle ward he in de Flucht ſlan; keen Törk un Taterkhan ward vör em utholden." Un he kunn ſine Froid unmäglich bi ſick beholden un leep ut in de Stadt un vörtellde allen Nawers, wat för een Held ut em entſpringen ſchull: „Ja, een Simſon mit dem Eſelskinnbacken," ſede he, „een Gibeon, een Köning David, een Judas Makkabäus, een rechter Iſenbreker un Iſenfreter. Nehmt juwe Jongens vör em in acht, Nawers, wenn he dä is, dat rad ick ju: denn wenn he bös ward, is keen Utkamen mit em; ick kenn dat ſcharpſtekerſche Blod!"

De Nawers äwerſt lachten äwer den olden Narren un ſeden: „De Snider is een Dreikopp worden."

As de junge Scharpſteker geburen ward — denn een Jung was he — ſach de Olde up ſinem Kopp dat Hütken, dat veelen Lüden bi eenem ankamenden Kinde een Glücksteken dücht, un reep: „Seh!

Dä hebben wi't jo, känen uns den Helden mit Händen gripen! — Seh! Seh, Wif, un froi di! Dä! Seh! De Siegshuw un Glücks-huw lifhaftig! Un wat hett de Schelm vör een paar Oogen im Kopp! Funkelt nich Für un Blitz drin? O wahrhaftig, de ward Kartauen un Kanonen unvörfeerd int Geſicht ſehn."

So kam de junge Scharpſteker tor Welt un kreg de Namen Hans Niklas. He wurd äwerſt nich anners as Hans Iſenfreter nömd. Denn des olden Sniders Snack was bi den Lüden hängen blewen, un de junge Hans müßt dat entgelden. Hans was een ſmucker un ſlinker Jung un hedd würklich een paar grelle un blitzige blage Oogen im Kopp un wuß to eenem ſlanken un zier-lichen Snidergeſellen up. Denn allmählich hedd ſin Vader de groten Gedanken vörgäten un ſede: „Sniders ſünt ook Lüde!" He let ſinen Hans äwerſt jümmer ſehr nett un alamodiſch in Kledern gahn, denn he was een vörmägender Mann un hedd man dat eenzige Kind. Vör allen Dingen äwerſt trachtede he därnah, datt Hans een geſchickter un ſneller Dänzer wurd un ſinen Hot mit Manier afnehmen un ſinen Bückling mit Anſtand maken kunn. Denn he ſede: „Unſereens mütt veel mit vörnehmen Lüden ümgahn un to Grewen un Generals un Prinzen goden Morgen ſeggen; een Snider ſchull alltid as de Kinder der Vörnehmen ertagen warden; ick hew woll ſehn, datt man mit lichtem un behendem Foot in der Welt uptreden mütt, denn je ſwärer man uptret, deſto harder ſtött man an, un gewiß is't een gewaltig Wurd, dat Wurd: Kleder un Snider maken Lüde."

Hans Scharpſteker was negentein Jahr old un würklich een hübſcher junger Snidergeſell mit roden Backen un hellen, ſmach-tigen Oogen. Up allen Börgerhochtiden hedd he den Vördanz, ſpeelde ook een beeten up der Zither un ſung de ſchönſten Arien, ſo datt de jungen Fruen un Jumfern en man den ſchönen jungen Snider nömden, olde, ernſthafte Lüd äwerſt koppſchüddelden un ſeden: „He is een Geck as ſin Vader, een upgeblaſener Narr."

Nu begaff ſick etwas, dat den jungen Snider in de Welt dref; un he ſchull nu vörſöken un pröwen, wat de Siegerhuw em bedüd't hedd. In Soltwedel was een grot Vagelſcheten, un de olde Klas Scharpſteker ſchot dat beſte Stück van dem Vagel herunner un wurd Schützenköning. In der Stadt lewde een older, vörſapener Poet un geweſener Scholmeiſter, de alle wichtigen Begebenheiten der Stadt un Dodsfälle un Hochtiden in groten Familien to be-ſingen plag; de dichtete nu ook up den Köning Klas een langes Gedicht, dat ſung mit diſſem Verſch an:

O Klas! Du kühner Klas, de Natelſpitz un Degen
Un Fürruhr, Flint un Büß geſchickt weet to bewegen,

Wat büſt du för een Held! Wo ſpelſt du mit Geſchütz!
Gewiß, du Snider ſtohlſt vam Himmel mal den Blitz!

Dit Gedicht ſach woll ut as een Lofgeſang, was äwerſt heel anners meent un ſpelde vörblömt up veele ſcharpſtekeriſche Prahl- un Narrenreden an un makte veel Gelach un Gerede in der Stadt. Een Schalk, de ſick äwer Meiſter Scharpſteker erluſtigen wull, hedd et bi dem Poeten beſtellt un em een paar Daler dävör gewen.

Nu ſatt unſer Hans Niklas mit veelen ſiner Kamraten mal in eenem Bierhuſe, un dä ſeten ook een paar Schohknechte, un de funigen an, äwer dat Köningsgedicht un äwer de Sniders to ſpotten, un nömden ſe nich anners as de Herren Natelſpitzen. As de jungen Sniders dat hürden, wullen ſe weggahn; äwerſt eener van en ſtödd Hanſen an un ſede: „Hans, lied dat nich un giff dem vörwegnen Schohmaker eens!“ Un Hans ſatede ſick een Hart, ſprung up un ſlog dem eenen Schoſter achter de Ohren, datt ſe een helles Klinglikling ſungen. De beeden Schoſters wullen nu mit ehren harden Pickfüſten ook utlangen, äwerſt de Sniders hedden to ſlinke Beenen un weren wips as de Wind ut der Stuwe.

Diſſe Hanſiſche Ohrſieg gaff eenen groten Uplop un Upruhr in der Stadt, un de Schoſters un Schohknechte dheeden ſick toſam un drauden alle Sniders as de Flegen un Müggen dood to ſlan, wenn ſe ſick vör en blicken leten. Un don fuhr eene grote Angſt in de armen Kledermakers; denn wo ſchullen ehre ſinen Händekens dat woll mit den knotigen un knorrigen Füſten der Schohknechte upnehmen? In diſſer groten Not funden ſe keenen annern Rat, as datt Hans Scharpſteker dat Feld rümen un as de Sündenbuck för alle in de wiede Welt heninjagd warden ſchull. Un de olde Klas rot ſülwſt däto. Un ſine Moder ſnürde em unner duſend Tranen ſin Bündel, un ſin Vader bröcht en des Nachts, as alle Schoſters ſlepen, heemlich ut dem Dure un ſede em: „Holl di friſch, min dapprer Jong! Un lat di dat erſte halwe Jähr nich marken, datt du een Snider büſt; denn de Schelms, de Schohknechte, künnen di nahſpören. Un hier heſt du, wovan du unnerdeſſen lewen kannſt!“ Un he drückte em föftig Daler in de Hand. Un de beiden ſeden eenanner adje.

Un Hans ging mit ſinen föftig Dalers ganz luſtig in de Welt henin un lewde de erſten Weken gär vörgnögt un wanderde dör veele dütſche Länder un Städer un danzte mit mennigen hübſchen Jumfern; un dat Wanderlewen geföll em woll. Äwerſt he hedd nich an ſines Vaders halwes Jähr dacht, un nah ſäwen Weken was ſine Taſch leddig. As em nu de letzte Daler ut dem Büdel ſprung, was he grad in eener Stadt in der Sleſie, de Öls

het. Dâ was to der Tid eene Bande Kumödijanten van der Art, de van Stadt to Stadt un van Flecken to Flecken herümtehn un unnerwielen woll in Schünen un Schapställen spelen. Un Hans dachte in siner Not: „Jung un flink büst du noch, to kleden vörsteihst du di ook, un noch hest du schöne, nüe Kleder, un de Beenen mit Manier hen un her to slenkern un eenen bunten Danz uptoführen un eene fine Aria to singen un up der Zither dâto to klimpern — o dat's di man een Spaß; un in eener Stadt as disse künnst du en woll en Ballet vördanzen." Un so nam he sick eenen Mod un ging to dem Hauptmann äwer de Kumödijanten un sede: „Ick will ook Kumödijant warden." Un se nehmen en mit Froiden an, denn he was schier un hübsch, so as se keenen mank sick hedden.

Un Hans nam sick in sinem nüen Handwark binnen weinig Weken so ut, datt he Köninge un Prinzen un vörnehme Vörleewde un towielen ook Düwel un Gespenster un annere sonne uterordentliche Meister un Helden spelde, un datt alle Kumödijantinnen sick in den schönen Scharpsteker vörleewden. Awerst dit swinne Glück wurd sin Unglück. Denn een van sinen Kamraten, to siner Tid een Student un een rechter Rausbold, kreg de Swartsucht, as he Hansen dem Wiwervolk so in dem Schot sitten sach, un sprack em eenen Awend nah der Kumödi, as se bi'm Win seten, also hart to: „Hans Wippstart, de du alles Trittvägelholt beflügst, morgen, wenn de Dag gragt, müßt du't mit mi up den Säbel vörsöken, den du hüt as Kaiser Artaxerxes so vörwägen swengt hest; willen mal sehn, ob ick diner Köningin Esther een paar Tranen utlocken kann." Disse Rede düchte unserm Hans tor Untid spraken, un he bedacht sick nich lang, nam eenen van den blanken Röcken, worin he Köninge un Helden to spelen plag, un sine Zither un sinen Stock, un so mit recht flinken Schreden ut dem Dur herut, eh dat Morgenrot noch ut dem Osten blenkerde. Denn em was jümmer, as hürde he üm de Ohren Säbel swirren un Pistolen knallen. He ging äwerst den Weg up Polen to.

Wat schull he nu anfangen? Snidern? Ja snidern? Dat kam em nu veel to gemeen vör, nachdem he so oft Kaiser un Köning west was un de schönsten, verleewden Prinzessinnen üm sinen Hals hedd bummeln föhlt. He nam denn sine Zither un sung dâto, un so wanderde he dör't Land. Awerst de Polacken, bi den keen Spill äwer den Dudelsack geiht, makten nich veel Wesens van em, un he müßt oft mit reisenden Handwerksburschen ut eener Schöttel eten un in slichten un lustigen Judenkrögen slapen, un all de Dröm van Herrlichkeit un Glück, de sin Vader

in ſiner Jugend van em drömt hedd, un wat em ſülwſt up dem Theatrium oft dör den Kopp ſchaten was, müßt in Polen wedder utflegen un ſick up den kahlen un kolden Wintertwig ſetten.

So was unſer Hans bet in Litthauen kamen un ſatt in eneem Judenhuſe in eenem Städtken een paar Mil van Grodno un att eenen ſlichten Knubloksſpannkoken un kauede ſin Stück drög Brod däto, un em föllen de olden Soltwedler Tiden wedder in, as he bi ſinem Vader in Hüll und Füll ſatt, un he dacht ook wedder an Ols un wat een grot Mann he dä weſt was, un wo de wilde Student, de em de Wiwer mißgünnde, en van dä mit Sabel un Piſtolen wegdraut hedd. Un he nam ſine Zither un ſpelde nicks as trurige Stückſchen. Un et föll een gewaltiger Regen, ſo datt he inregnede un drei Dag dä ſitten bliwen müßt. Do rührde he ut Langerwiele unner den Bökern, de up dem Kannbrede in der Judenſtuw legen, un fund toletzt een old Ridderbook, worin veele wunderſame un äwentürliche Geſchichten un Leuſchen to leſen weren. Un in diſſem Book las he ook de Geſchicht van den ſäwen jungen Schoſters, de ſäwen ſchöne un rike Fräulen friet hedden, un worut ſäwen Eddelllüde up groten, prächtigen Slotten worden weren. Un Hans müßt, as he ditt las, lud uplachen un ſede bi ſick: „Wat Düwel! Säwen Schoſters? Un du büſt een Snider, un din Vader ſede, du ſchuſt een Dörflinger warden, un kannſt dat nich mal?“ Un indem ſlog he mit der Hand up den Diſch un truff up eene Stell, wo wat Met vörſpillt was un ſick een Huven Flegen henſet't hedd, un ſäwen Flegen legen van ſiner Hand as Liken hengeſtreckt. Un he froide ſick äwer den Slag un müßt noch mehr lachen un reep ut: „Wat der Düker! Un ook Säwen!“ Un he ſach de Dooden, de vör em legen, lang an, un em föll mancherlei däbi in un fludderde em as Fleddermüſe dör den Kopp hen un her.

Un de Nacht därup drömde em allerlei wunderlich Tüg van groten Dingen un Aventüren un van Köningsdänzen un Ridderſpill, de bunten un prächtigen Bilder van dem Theatrium in Ols; un he föll in deepe Gedanken, un in diſſen Gedanken un Nahgedanken ſatt he denn den ganzen Morgen un heelen Dag un ſede toletzt: „In diſſer korten Welt is doch alles man Spill; heddſt du man Kleder un Wapen un eenen volſchen Hingſt tüſchen den Beenen, du wuſt di ook woll tom Eddelmann updenen!“ Un he ſung tor Stund an un ging in de Stadt un köffte ſick för vier Groſchen dickes Packpapier un ſineres buntes un kliſterde dat toſam un klewde nüdliche Bildekens därup un ſnet alles ſauber un nett ut — un ſo wurd een Schild fardig, nich veel ſlichter, as de he up dem Theatrium in Ols oft up dem Arm

dragen hedd. Un midden up dem Schild malte he säwen Flegen un eene utgestredte Hand, de nah den Flegen slog, un darunner schref he de stolten Würde: „Ick bün de Ridder Unvörzagt un sla der Säwen mit eenem Slag."

As de vierde Morgen anbrack, was't een wunderschön Wäder, un Hans ging mit frischer Hoffnung der Sünn entgegen un drog sinen Schild up'm Arm, un an der linken Lend wippelde em een lütter Stichdegen, den em de Jud vör sin schönes Zitherspill vörehrt hedd; un wo hell em't ook in sinen Ingeweiden klung un sung un mit der magern Hungerklock lüdede, sin Hart ging em frisch in der Borst, un em was, as wenn he all eenen bunten Vagel van eener Fräulen bi den Flüchten hedd. So ging he lustig up de Stadt Grodno to, wovan de Törm em entgegenblenkerden, un kam gegen Middag an, un wiel dat een sehr heter Sommerdag was, smet he sick in den Diergärden nich wiet vam Slott unner eenem grönen Boom int Gras un snorkte bald so sorgenlos, as wenn de ganze Welt sin were. Hier in Grodno stund äwerst eene wunderliche Geschicht, un de mütt ick nu vörtellen.

In der Stadt Grodno wahnde een mächtiger un gewaltiger Hertog van Litthauen, de hedd een grotes Land bet an den Gränzen van den Törken un Muschwiters; äwerst nu was de Herr nich mehr mächtig un sieghaft, un daran was een greulich Undeerd schuld. Ditt Undeerd was een wilder Bier, een duller Isenbreker van so vörfeerlicher Gröte un Gewalt, datt keene Kugel en dör dat Fell bahren kunn, un datt de modigsten Kämper vör sinen Hauwers un glönigen Dogen dat nich utholden kunnen. Un mennig god Jähr hedd de Bier im Land herümrast un veele dusend Ossen un Perde un Minschen slagen un ümbröcht, un tolezt was he ook nah Grodno kamen un hedd in dem groten Wold eene halwe Mil van der Stadt sin Lager upslan; ja unnertiden kam he woll dicht unner dat Slott un terwöhlde dem Hertog vör siner Näs de Bloomenbedden. Un dat kunn em nüms wehren; denn keen Jäger un Hund trauede sick mehr an en heran; denn he was sneller as een Hirsch, kunn dör de deepsten Seen swemmen un up Glattis loven as up'm struwen Weg un äwer alle Tün un Muren as een Vagel setten. Kortüm, mit dissem Bier was et eene Sak, datt alle Lüde glöwden, et ginge nich mit rechten Dingen to, un he were mehr, as wonah he utsach. Veele dusend Jagden weren nu een tein Jähr her up en anstellt, veele hundertdusend Kugeln up en afschaten, veele dusend Hunde hedd he terreten, un wo veelen wackern Jägers hedd he de Darmen ut dem Liwe haut! He blef äwerst, de he

was, de unvörwundliche un unbedwingliche Bier. Dat gewaltige Deerd was nu Nawer van dem Hertog worden un höll en in ſinem Slott as gefangen. Denn de Eber ſtröpte in allen Büſchen un up allen Wegen üm dat Slott herüm, un dat was beſünderlich an em, datt he arme Lüde un Bedellüde un Buren ruhig ehre Strat gahn let; äwerſt wat blanke Kleeder un Wapen drog un to Perde ſatt un in Kutſchen fuhr — dat was ſin Fiend, un dä ſtört'te he ſick mit Wut druy. Ja, ſo wiet was dat kamen, datt de Bier mächtiger was as de Hertog, un wenn ſick't ſchickte, kunn man woll ſeggen: „De Bier was de Herr im Lande un nich de Hertog." Denn wer am meiſten kann, un vör wem alle ſick früchten mütten, de is de Herr. Wat hedd de arme Hertog nich all dhan, dat Undeerd los to warden! Wo veel Gold un Sülwer, Städer un Slötte hed he utbaden, wenn eener den Bier ſlan künn! Ja, he hedd vörſpraken, de Bierhut mit Demanten uptowägen, wenn eener ſe em bringen kunn; äwerſt dä kam keen Döder un Bringer. Toletzt in ſiner groten Not hedd he ſine Dochter utbaden, ſin eenzig Kind un de ſchönſte Prinzeſſin im ganzen Abendland, datt, wer keme un den Bier dalſlöge, de ſchull ehr Brüdegam heten un nah ſinem Dode Prinz un Hertog warden. Un mennig ſchön Prinz, Grewe un Riddersmann hedd dat wagt mit dem Bier üm de ſchöne Prinzeſſin un jämmerlich ſin Lewen laten müßt. Endlich äwerſt wurd dat Gerücht van dem litthauſchen Eber to mächtig in allen Ländern, un nüms let ſick mehr up dem Kampplatz ſehn.

In dem ſchönen Slott ſatt nu de arme Hertog as een Gefangen mit ſiner Prinzeſſin un mit ſinen Hofherren, Kammerjunkern un Jagdjunkern all in dat drüdde Jahr, un ſe lewden een langwieliges un troſtloſes Lewen un fungen Flegen un Müggen un äten Gapeier un wüßten nich, wat ſe mit der ſchönen Tid anfangen ſchullen. Denn nüms wagde ſick äwer föftig Schritt ut dem Slot herut, un ehr ſe utgingen, müßten veele hundert Buſchklopper herümſtröpen un up allen Stegen un Wegen toſehn, ob ook van dem Bier eene Spur were. As nu unſer bunter Ridder Unvörzagt unner dem Boom lag un gär ſöt ſleep un ſnorkte, keek een Kammerherr ut dem Finſter un reep: „O Wunder äwer Wunder! Wat ſeh ick! Dä liggt eener unner eenem Boom im Slottgärden un ſchient een Riddersmann to weſen; denn een Schild liggt bi em. Datt mütt wahrhaftig een gewaltiger Mann weſen, de ſick unnerſteiht, dä to ſlapen!" Un de Hertog leep nu ook an't Finſter, un de Prinzeſſin un alle Hofflüd kemen un keeken ut; un de eene ſede ditt, de annere datt, all äwerſt meenden, dat müßt woll wat Seltſames un Uter-

ordentliches sin. De Prinzessin äwerst wurd fürrot vör Froiden, denn se were gern ut dem Gefängnis herut west un hedd ook gern eenen Mann hett. Un de Hertog sede: „Wi willen henschicken un den Ridder to uns laden; kann sin, datt Gott uns van ungeschicht ut dissem langen un harden Drangsal erlösen will.“ Un he schickte drei van sinen vörnehmsten Herren, den Ridder in dat Slott intobidden, datt he keme un bi dem Hertog sin Quartier nehme.

Un de Baden sleken sick lising, lising in den Gärden as de Müse, stünden oft still un keeken sick bang üm, as Duwen to dhon plegen, wenn de Kraih in der Luft schreit un den Hawk anmeldt. Denn se dachten jümmer an den hauenden Fiend. Un bald kemen se an den Boom, wo unser Hans im Gras lag un sorgenlos drömde un snorkte. Un se lesen de stolte Inschrift up sinem Schild, un de eene sprak to dem annern: „Dat mütt een gewaltiger Degen sin, de dä Säwen up eenen Slag sleit; un woll süht he danäh ut; denn kiek! Wat is dat för eene schöne Längde!“ Un Ritter Unvörzagt wakte up äwer dem Geflüster un stüttede sick up eenen Ellbagen up un sach dä de Männer vör sick stahn un vörwunderde sick sehr. Un de vörnehmste van den drei nam dat Wurd un sprak also:

„Allererhabenster un grotmächtigster Prinz! Un allergewaltigster un unäwerwindlichster Ridder un Herr, Herr Unvörzagt! Wi sünt hier van unserm Herrn afgeschickt, eenem mächtigen Hertog, de eenes starken Arms un Helpers bedürftig is. Un gewiß, Gott, de sick unsrer Not erbarmen un uns van dem gruwlichen Undeerd befrien will, dat disse Forsten un Gärden un dat ganze Land entfredet un vörwoistet un nu so veele Jähre alles unsäker un wild leggt un veele dusend Witwen un Waisen makt hett. Un därüm hett de gnädige Gott di hierher schickt, den Sieghaften un Dappern, datt du den fürchterlichen Eber dalleggen un de schönste Prinzessin, de de Sünn beschient, tom Gemahl winnen schast. Un nu stah up un kumm mit uns in dat Slott, wo unser Herr und Hertog up di paßt, un van wo de schönste aller Prinzessinnen ut dem Finster mit sehnsüchtigen un fröhlichen Oogen up den Schild schaut, worup de stolte Inschrift glänzt: Ick bün de Ridder Unvörzagt un sla der Säwen mit eenem Slag. Därüm süme di nich, kumm, kumm! Un empfange de Ehren, de diner hogen Dhaden würdig sünt!“

Un Hans, den se ut eenem söten Drom upweckt hedden, sach in den drei Herren, de in prächtigen, güldnen un sidenen Kledern un mit ehren Tressenhöten in der Hand gebückt vör em stunden, eenen nüen, bunten Drom un horkte hoch up un vörwunderde

ſick toerſt; doch as he ſick den Slap ut den Dogen wiſcht un ſick etwas vörſunnen hedd, kam't em ganz natürlich vör, datt he ſick ſo bequem as een groter Herr up den Ellbagen ſtütten kunn un de drei in prächtigen Hoſſkledern mit ſidenen Strümpen un goldnen Snallen un ehre Höd in den Händen tor Erd geſenkt mit krummen Bücklingen vör em ſtunden as de Fidelbagen, de eben upſtriken willen. Un as he de Red uthürt hedd, ſweeg he erſt eenen Dogenblick un bedachte ſick, un dat dücht em, datt ſin Glück eene günſtige Wendung nehmen wull; un de ſäwen Schohmakergeſellen ſöllen em lebendig in, un datt he går up eene Prinzeſſin in't Slott beden wurd; un he ſede bi ſick ſülwſt: „Friſch, Snider, äwer de Schoſters! Wer nicht wagt, winnt keene ſchöne Frau.“ Un ſo ſatt he noch een Wilken un let et ſick noch een heten dör den Kopp lopen, un denn richtede he ſick up un ſprack ungefähr in diſſen Wurden:

„Leewe Herren un Fründe! Gaht hen un grüßt juwen Herrn un Hertog wedder van dem Ridder Unvörzagt un dankt em vör ſine fründliche Badſchaft un Ladung up dat Slott. Van den wunderſamen Aventüren un Dhaden, de diſſe mine Füſte angrepen un dörhaut hebben, van betöwerden Gärden un Slotten, van verwünſchten Prinzen un Prinzeſſinnen, van Draken un Rieſen, de dör min Iſen fallen ſünt, to vörtellen un to berichten, würd to lang ſin. — Alſo hier bloihſt du mi wedder up, du ſchönſte, rodeſte Ridderbloom? Hier bloihſt du un lockſt du, blitzender Strid un grimmige Gefähr? Hier bloihſt du wedder up, Bloom der Leew un Hoffnung nah ſo grotem Leed, dat mi vör weinigen Dagen troffen hett? — Un nu markt up, ji Männer! Ji ſchält weeten: Ick tog ut der Britannie un Nederland un Dütſchland daher un wull des Weges nah Konſtantinopel un van dä in dat hillige Land, un ſo äwer den Libanon un Sinai jümmer friſchweg in dat ſwarte Muhrenland henin, de Törken un Unchriſten to beſtriden — un hürt! Dä is mi hier in diſſen litthauſchen Wüſten een paar Dagreiſen vör diſſer Stadt min Knapp entlopen un hett Roſſe un Wapen un alle mine Schätze un Klenodien un minen heelen Ridderſmuck as een Deef un Spitzbow mit ſick nahmen. Un to Foot hew ick gahn müßt un binah in der Dracht up Wiſe eenes gemeenen Knechts, as ji mi hier ſeht. Un diſſen Schild mit der Upſchrift, as ji ſeht un leſt, hew ick mi ut Papp makt as een Teken mines Wandels, un diſſe elendige Degen is een Degen, den een Jud mi ſchenkt hett, un womit man woll Müggen upſveeten kann, äwerſt nich gegen Löwen un Rieſen un Undeerde as juwer Bier up den Plan treden. Un nu gewt acht, wat ji dem Hertog van minentwegen vörmelden ſchält. Meldt em,

een Deef hett den Ritter Unvörzagt, de der Säwen mit eenem Slag sleit, schier utplündert un en in eenen so weinig ridderlichen Tostand vörsett't, worin he sick nich unnerstahn dört, vör em un vör der Prinzessin to erschienen. Will he mi in sinem Slott sehn, so late he mi in eene Harbarg führen un mi ridderliche Kleeder, Wapen un een Stridroß bringen, as minesglieken geziemlich un gebührlich is, un Knapen un Knechte tom Deenst, dämit ick in ridderlicher Art un Rüstung in sine Borg inriden kann. Hüt äwerst will ick rasten un slapen, denn ick bün matt un möd van der Reis un noch vull Arger äwer minen schändlichen, verlopenen Deef; un morgen will ick, wenn't Gott un dem Hertog beleeft, minen Inritt dhon."

Un de Männer vörneigden sick mit deepen Kneebögungen bet tor Erd vör em un gingen tom Slott torügg un berichteden dem Hertog, wat de Ridder Unvörzagt seggt hedd, un wat he van em begehrde. Un de Hertog schickte se wedder in den Gärden, to bidden, he mügte doch kamen, as he eben were, denn en un de Prinzessin vörlangde ook gär to sehr, den gewaltigen un ridderlichen Helden to sehn. Äwerst Hans sach se stolt van bawen an un sede ne, un denn trumsde he ut: „Nich anners! Hüt will ick in de Harbarg, un west flink un seggt dat juwen Hertog tom tweetenmal, un geföllt em dat nich, de Strat der Welt is wiet un breet, un ick ward mi woll wedder to eener Rüstung un eenem Roß helpen un annerswo min Glück un Aventür söken känen."

Un se gingen un kemen bald wedder un beden Hans in des Hertogs Namen, nich quad to sin, un führden en in de prächtigste Harbarg, de in Grodno was, un vier Pagen kemen, en in een Bad to führen, un twee Knapen stunden vör siner Dör, en to bewachten; un Win un Brot un Torten un Pasteiden wurden updragen, datt de Disch knackte. Un dat gefeel em woll, un he sprack bi sick sülwst: „Nu is de Dag kamen, wo ick keen Flegendöder mehr bün — glücklicher Slag un glückliche säwen Flegen, de ick truff!" Un as he tor Genöge geten un drunken hedd, ganz anners, as he noch up dem Theatrium, wo dat ook meist man bildlich herging, de Köninge un Helden spelde, ging he to Bedd un vörsunk in sidenen Dunenküssen un reep in Froiden: „Juchhe, Glück! So ligg ick denn endlich as een Prinz in dinem weeken Schot! O Vader Klas, wenn du nu dinen Sähn mit der Siegerhuw sehn künnst, wat gew' ick därüm!" Un wiel he eenmal wedder recht ordentlich un düchtig satt was un starken un fürigen Win drunken hedd, slog de Mod in hellen Flammen ut siner Bost herut, un he reep abermals: „Fortuna! Is dine Bahn glatter as Glattis un din Zopp korter as dat Hasenblömken,

ick ſat di un holl di faſt! Eene Prinzeſſin för eenem Bier! Wat is denn een Bier? Hebben Ridder nich Löwen un Tigern de Tehnen utbraken, un ick ſchull vör eenen Bier torügg bäwern? Ne! Nu un nümmermehr! Un wenn't een Bier were, as de den olden Heidenköning Adonis wiland doodſlog, de de Brüdegam van dem Vagel Phönix was! Nu un nümmermehr! Morgen is ook een Dag, un Glück is Glückes Moder." Un mit diſſen un dergliken hogen un vörnehmen Würden un Gedanken ſleep he luſtig in.

Als unſer Hans ſo in Win und Dunenbedden un gewaltigen Gedanken äwerflot, was de Jubel un Froid nach wiet gröter up dem Slott, un den ganzen Awend wurd nicks ſpraken un vörtellt as van dem Ridder Unvörzagt, un de Prinzeſſin kunn ſick nich ſatt fragen un hüren äwer ſine Rede, Art un Geſtalt. Un de drei Baden ſtreken en gewaltig herut un ſeden: „He is een ſchöner, ſlanker Herr un ſüht ut een päar Oogen — o gnädigſte Prinzeſſin! — ut een päar Oogen, de Sünn ſülwſt, de in der ganzen Welt gewiß de hellſten Oogen hett, künn ſick in em vörkieken." Un ook nah dem Schild frog ſe un nah dem Teken up dem Schilde, un de Männer kunnen dat nich recht düden. De eene van en ſede: „Dat Teken mütt gär wat Aſſünnerlichs ſin; egentlich ſüht et ut, as wenn't man ſäwen Flegen ſünt, wonah de Held ſlan will; äwerſt dat kann't woll nich ſin, dä is de Bedüdung gewiß to gering grepen!" De beiden annern meenden, de Vägel ſegen woll binah as vam Flegengeſlecht ut, äwerſt et weren gewiß utländſche un chineſiſche edder oſtindiſche un weſtindiſche Flegen, as hier to Lande ſick nich blicken leten. Ook de olde Hertog kam mit ſiner Weisheit dätüſchen un meende: „Dat künn woll een verblömtes Teken ſin van deeper, heemlicher Bedüdung, edder et künn up een Wurd gahn, datt de Ridder mal bi eener groten Gelegenheit ſeggt hedd, tom Biſpill: Ick will ju Säwen as de Flegen ſlan." Unner diſſen un annern anmodigen un luſtigen Reden vörging den Lüden im Slott de ſüs ſo lange Awend ſwinner as een glücklicher Drom, un ſe gingen erſt lang nah Klock twelw to Bedd.

As nu de Morgen kam, weren ook de Vagen dem Hans ſtrax tor Hand un drogen de koſtbarſten ſidenen un güldenen un ſülwernen Kleder herin, un de Knaven bröchten hellſunkelnde un ſplitternagelnüe Wapen un leden ſe dem Ridder to Föten. Un Ridder Unvörzagt kledede ſick an — denn dat vörſtund he erſtaunlich — un ſpegelde ſick in dem Spegel as een Pagellun un ſach würklich prächtig ut. Un he dheed eenige Froidenſprüng up ſinen ſlinken Beenen un reep: „Huſſa! Snidergeſell, wes nu friſch un

unvörzagt, as du di nömst, un spele de Ridder un Prinzen woll, de du so oft up dem Theatrium vörstellt hest! Heissa! Mine Helden, herbi! Heissa! Holofernes un Alexander un Mitderdat! Herbi, un spegelt ju in juwen Schöler! Frisch, Hans! Wer weet, wat Gott ut di maken will, un ob du nich eenen högern Namen up de Scharpstekers proppen schast?" — Un he nam de Wapen un betrachtede jedes besünders un wählde sick dat beste ut; därup reep he sinen Knapen, un se müßten se em anleggen un ümsnallen. Un he sach ut hoch un prächtig as een geburner Fürst. Un tolezt hängde he sick ook eenen Schild up den linken Arm. De Schild ävərst, den he sick utsehn hedd, geföll em, wiel de lütte Gott Amor mit eenem Flitzbagen därup afbildt was, van dem een glöniger Pil in een rodes Hart flog. He meende dat ävərst as eene Vörblömung, de up de schöne Hertogsdochter anspelde, un dachte bi sick: „Ick mütt ehr to vörstahn gewen, wo ick henut will." Den schönsten un starksten Schild van allen gaff he ävərst an eenen Knapen un sede to em: „Gah nu, dreg den Schild tom Maler, un dissen Schild van Papp däto, un de Maler schull up jenen Schild malen un schriewen, wat up dissem steiht."

Un as ditt dhan was, steeg he de Treppen henaf un swung sick up eenen witten Hingst, de sadelt un uptömd vör der Dör stund, un galoppierde dör de Stadt up dat Slott to; un twee Knapen reden achter em, un de Hofftrumpeter un Basunenbläser reden vör em un blösen sinen Intog. Un alles Volk leep em nah un juchte vör Froiden: „Hurra! Dä ritt de grote Säwenböder, de dappre Ridder Unvörzagt!" Denn dat Gerücht hedd et äwerall utropen, wer in de Stadt kamen were. Un as de Ridder an der Slottsdör ankamen was, stund de olde Hertog dävör un de schöne Prinzessin, sine Dochter, un alle Hofflüde un empfungen den stolten un hogen Gast, de bi en intehn schull, un führden en de hoge Marmortrepp henup. Un Ridder Unvörzagt wüßt sick so to stellen un to hebben, datt all to minter Mal glöwden, he were ut eenem groten Geslechte un hedd an Königshäwen lewt un mit Prinzessinnen tor Tafel seten. As he ävərst sine Rüstung un de Wapen aflegat hedd, wiesde he sick in siner Jugend un Schönheit un Behendigkeit so anmodig un licht un let so nich een Spierken van dem Snidergesellen marken, datt der Prinzessin dünkte, Hans were de schönste Jüngling, den se in ehrem Lewen sehn hedd, un datt se bi sick sülwst süftede un bedede: „O du leewer Gott im Himmel! Keenen annern as dissen! Giff em doch Sieg äwer den Bier un lat en min Brutbedd bestiegen!"

Un nu kam de olde Hertog ook bald up den Bier to spreken

un up den Struß, den Hans mit em beſtahn mügt. Un Hans ſtellde ſick däbi ſo luſtig un unvörſeerd, datt de Hertog bi ſick dachte: „De mütt ſiner Sak wiß ſin,“ un goden Mod ſatede. Hans bat ſick äwerſt noch acht Dag ut, bet he den groten Strid wagen wull: „Denn,“ ſede he, „ick bün länger as drei Weken dör juwe polſche un litthauſche Wüſtenei tagen, wo't nicks to kniepen un to biten gifft, un nu hew ick twee Dag to Foot gahn un binah hungern müßt. Därüm gewt mi de acht Dag Reſpiet, datt ick mi wedder een beten vörhalen un vörkowern un mine Kräfte ſtärken kann.“ Un de Hertog ſtund em dat gern to, un he un ſine Dochter hedden de luſtigſten Dage in ſiner Geſellſchaft, un dat kam en vör, as weren ſe im Himmel, un as hedde de Langewiel up ewig van en Affſched namen. Denn Hans vörtellde en de wunderlichſten Geſchichten un Aventüren un bröcht hier alles an den Mann, wat he jemals up dem Theatrium ſpelt edder in Bökern leſen hedd. Denn he hedd eenen klüſtigen un anſlägſchen Kopp un eene ſmidige Tung un kunn recht ärdig vörtellen.

Den drüdden Dag, as de Maler mit dem Schild kam un alle den Schild betrachteden un de Flegen un de Inſchrift därup, vörwunderden ſe ſick ſehr un keeken den Ridder Unvörzagt an; äwerſt nüms wagde dat Wurd an en to richten. Toletzt nam de olde Hertog, de ſick ſehr wiſe dünkte, ſick den Mod, en to fragen, un ſede: „Herr Ridder, ick bild mi in, ick ſeh doch recht? Ditt is Juwe Hand, un ditt ſünt ſäwen Flegen? Un diſſe Flegen bedüden gewiß een Wurd, dat Ji mal ſpraken hewt bi eener groten Gelegenheit, bi irgendeenem Strid edder in eenem Duwell? Un Ji hewt de Flegen tor Erinnerung an eene grote Dhad up Juwen Schild malen laten?“

Un Hans bedachte ſick nich lang un antwurd'te: „Dittmal, Herr Hertog, hewt Ji't doch nich ganz drapen; de Flegen ſünt würklich Flegen un bedüden Flegen, un ick will Ju vörtellen, wo ſe up minen Schild kamen ſünt. Vör drei Jähr, as ick toerſt in Ridderſchaft un up Aventüren in de Welt utred, ſatt ick mal in Ägyptenland nich wiet van eener Stadt, de Roſette het, in eener ſlichten Leeſchhütt un drunk een Glas Win, wobi ick inſleep. Dä kettelde eene Fleg mi up der Hand, un ick ſlog blindlings üm mi un truff up eenen Hupen Flegen, de den Win inſogen, den ick up den Tiſch vörſpillt hedd — un ſeh, ſäwen Flegen legen as Liken dä. Un ick red wieder un red an dem groten Nil een Stück Weges hen. Dä kemen ſäwen grote Draken geflagen van denjenigen, de dä flegen känen; un jeder Drak was woll millionenmal gröter as de gröteſte Fleg; un de Beeſter flögen grad up mi los, as wenn ſe mi vörſlingen wullen, un Für un Gift ſlog ut ehren

Rachen. Un ick tog minen ſcharpen Helver ut der Sched un höll unvörſeerd up minen Hingſt, un as de Vägel heran ſusden, dheed ick eenen degen, runden Zirkelhieb, un dä legen ſe alle Säwen un zappelden in ehrem Bloode. Dat Blood äwerſt flot as en roder, füriger See, un ick müßt minem Hingſt de Spären geben un Rietut nehmen, denn wi hedden beede därin verſupen künnt. Un hier, Herr Hertog, hewt Ji de Geſchicht, worüm ick de Flegen up minen Schild malen let, denn ick dachte, ſe weren eene Vorbedüdung up de ſäwen Draken weſt, de unner miner Fuſt fallen ſchullen. Un ſo mag man ſeggen, datt de Flegen Flegen un ook keene Flegen ſünt, denn ſe bedüden ook Draken. Äwerſt Flegen mütten ſe eenmal bliwen, un ick mütt ſe as een Glücksteken mines erſten groten Aventürs woll as Flegen, ſolang ick lewe, up minem Schild dregen. Un van dä an nömden de Lüde mi den Säwendöder un reepen achter mi her: Seht! Seht! Dä ritt der Säwendöder! Un wenn ſe ook Flegenridder roopen, wat ſcher ick mi därüm? Denn wahrhaftig, een Bier un een Löw is oft ehr to drapen un to ſlan as eene Fleg edder Mügg — un Ji hewt woll de Fabel vörtellen hürt van dem Löwen un van der Mügg?"

Sonne un desglieken Reden un Kortwiel höllen un bedrewen ſe recht angenehm im Slott, un de acht Dage vörgingen as eene Minut. Un as de achte Dag kam, da kann man eben nich ſeggen, datt unſerm Hans ſünderlich luſtig to Mod was; äwerſt he höll ſick wacker un let ſick nicks marken un ſtellde ſick ſo friſch un unvörzagt, as ſin Nam was. Würklich hedden dat ſchöne Lewen in dem Hertogsſlott un de Wapen, de he drog, un de ridderliche Smuck, womit he angedhan, un de Nam, womit he ropen wurd, un de Heldengeſchichten, de he vörtellde un van annern vörtellen hürde, un de ſchönen Oogen der Prinzeſſin, de Glück un Leew up en funkelden, em Für un Mod in't Hart blaſen, un oft flüſterde dat in em: „Up! Up! Hans! Wo oft heſt du van der Allmacht ſchöner Oogen ſpraken, för de man in teindufend Doode gahn kann — nu heſt du diſſe ſchönen Oogen, de ſchönſten Oogen der allerholdſeligſten un allerſchönſten Prinzeſſin — un du wuſt nu vörzuſſen? Friſch drup! Een feiger Kerl freit keene Prinzeſſin — un wer weet, wat dat Glück för Würfel för di im Sack hett? Friſch eenen dappern Wurf in de Schanz! Wer weet, wat herutſpringen kann? Un hett ſick't nich wunderlich nog würfelt? Un wat heſt du veel dätо dhan?" — Un Hans was fardig un trat ganz munter mit vuller Rüſtung in den Saal un tröſtede de ſchöne Prinzeſſin, der dat Weenen hüt veel näger ſatt as dat Lachen, un ſede tom Hertog: „Fahrwoll, Herr Hertog! Nümmer ſed Ji mi wedder as mit der Bierhut up diſſem Speer." Un de Hertog was

godes Modes, un de Jüngling dücht em gär glücklich un herzhaft. Un he wull em een grotes Geleite gewen, datt he as een Fürſt to dem Platz henriden kunn, wo de Bier gewöhnlich lag. Awerſt Hans verbad ſick dat un ſede: „Twee Knapen, Herr Hertog, latet mitriden bet up den halwen Weg un mi wieſen, wo ick den Bier finden mag. Dä mägen ſe denn holden bliwen, bet ick mit der Arbeit mit dem Undeerd fardig bün.“ Un de Hertog gaff ſick drin un ſede, et ſchull alles ſchehn, as de edle Ridder wull. Un Hans küßte der Prinzeſſin de Hand, ſwung ſick in den Sadel un ſusde im raſſelnden Galopp äwer den Slotthoff, un twee Knapen ſusden em nah. Un de Prinzeſſin, de mit ehrem Vader im Finſter lag, kunn den Anblick nich utholden, un to ſwäre Gedanken ſlogen ehr dör de Seele, un ſe beſwimde un ſunk toſam in ehrer Hartensangſt. De Hertog äwerſt drog ſe up ehr Bedd un tröſtede ſe un ſprack: „Du müßt nich ſo trurig ſin, min trutes Duwing! Dittmal krigſt du eenen Mann, un wat för eenen Mann! Mine Swaning un Giſching bedregen mi dittmal nich.“

Un as de Ridder Unvörzagd up dem halwen Weg was, höllen de Knapen ſtill, de as Wegwieſers mit em reden weren, und ſeden: „Sühſt du dä, Herr Ridder, den Footpat linker Hand, de äwer de gröne Wiſch in den groten Wold führt? Up dem rid een halwes Stündken furt, un du warſt eenen grönen Platz ſehn, un up dem Platz eene Ziſtern mit eenem iſernen Gitter; ook ſteiht dä eene grote Eek. Dä kannſt du holden bliwen un up den Bier luren; denn üm de Mittagstid kümmt dat böſe Deerd faſt jümmer dähen, up dem Platz to wöhlen un ſick in eenem Moraſt nah däbi to köhlen un to wöltern.“

Un Hans red van en un ſede en bi'm Wegriden den lecken Beſcheid: „Töwt hier, bet ick webder kam; denn in een paar Stunden bün ick mit Gotts Hülp webder hier, un de Eber haut nich mehr.“ Un de beiden Knapen dachten ehr Deel, un Hans, as he ſo henred, dacht ook ſin Deel; äwerſt dat dücht em doch gär to ſchimplich, de Flucht to nehmen, ahnen den Bier int Geſicht ſehn to hebben. Un as he up den grönen Platz kam, wo de grote Eek ſtund un de Ziſtern mit dem iſernen Gitter, pupperde em ſin Hart ſo gewaltig, datt he't ſlan hüren kunn, un he keek ſick mit groten Dogen üm, ob he nicks ſehn künn, un ſpitzte de Ohren, ob he nicks dör de Strük ruſcheln hürde. Un dat was ganz ſtill, as't üm den Middag in den Büſchen is, un keen Vägelken flog edder zirpte. Un he ſteg van dem Perde un let dat gräſen un tog ſine Rüſtung ut un ſmet alle Wapen weg; alleen dat Swert behöll he an der Side. „Denn,“ ſede he ganz vörnünftig, „wat ſchall mi woll dat Iſen helpen gegen een Fell, dä keen Iſen dör geiht? To

ſpringen un to danzen äwerſt künn't gewen, un dä is dat beſte, man makt ſick ſlink un behend to Foot." Un Hans ſtellde ſick nu bi eenem jungen Boom hen, de veele Telgen hedd, in Gedanken, den Bier aftowachten un to ſehn, wo he utſege. Düchte dat Deerd em denn to ſchrecklich un gefährlich, ſo künn he ſwind up den Boom klattern un den Düwel unnen toben laten. Ook ſine Zither hedd he mitnahmen un an den Sadelknop hängt un höll ſe in der Hand un wull vörſöken, ob he den Bier nich in'n Slap ſpelen un em denn ſo heemlich eens bibringen un utwiſchen kün. Denn he erinnerde ſick, datt he mal in eenem Book leſen hedd, datt Swin ſehr muſikaliſche Deerde weren un gewaltig up de Muſik horckten.

Un as he ſo in Gedanken ſtund, kam de mächtige Bier herrutſchen äwer dat Grön, un Hans nam de Zither un ſpelde eene liſe un trurige Wiſe, eenen rechten matten un möden Slapgeſang; un em was ook ſehr liſe un trurig to Mod. As nu dat grote un grimmige Deerd de Muſik hürde, ſtund et ſtrax ſtill un horckte up; un de Muſik ſcheen em to gefallen, un et lede ſick dal un wölterde ſick im Graſe, un toletzt ſtreckte et ſick ſtill unner de grote Eek hen, as ſlepe et. Unſer Sniderken äwerſt ſpelde jümmer furt un ſlek ſick jümmer näger heran to dem Bier un wull ſehn, ob he würklich ſlepe un ob he em nich eens utlöſchen kün. Äwerſt wo leep dat aff?

As Hans em up een föftig Trede nah was, ſprung min Bier mit eenem Satz up un, haſt du mir nicht geſehn, up den Ridder los. Diſſe, as were he van des Biers grimmigen un flammigen Oogen behext, let vör Schrecken Zither un Iſen ut der Hand gliden, vörgatt Boom un Klattern un leep up de Ziſtern los un ſprung an dat Gitter un ſtörtede däräwer in de Ziſtern herunner. De ſlinke Bier was ganz dicht achter em un dhed eenen Hau nah em, äwerſt drapte en nich; un dat was Hanſens Glück. Un dat wilde, grimmige Deerd wull em nahſpringen, äwerſt ſprung fehl un blef up den ſpitzen Zacken ſitten, de up dem iſernen Gitter weren. Un de Bier ſchüddelde ſick up den Zacken un dref ſick de Spitzen jümmer deeper in dat Liſ un ſchreide, as wenn he up eenem Speer ſtak; denn de Spitzen dheeden em nich ſacht. So ſchreide he etwa tein Minuten un blödde gewaltig; dan was't ut, un he hung dood up dem Gitter. Hans, as he in der Doodesangſt äwer dat Gitter ſprung, ſlog mit dem Kopp gegen de annere Wand der Ziſtern un terdöſchte ſick den Vörkopp un blödde ook ſehr un lag woll een fiew Minuten in Beſwimung up der Ziſterntrepp. Äwerſt de brüllende Bier weckte en bald up, un he lag in Doodesangſt unner em, de den Rachen mit den langen, witten Hauers wiet upſparrde. Un jeden Oogenblick dachte he: „Du! Du! Kümmt de

Satan los, ſo is't ut mit di, un he makt di kold.“ Un vör luter Angſt unnerſtund he ſick nich, ſick to rühren, un dheede, as wenn he dood were. Awerſt as de gefährliche Bier jümmer ſwacker ſchreide un tolezt man ſachting ſtende un endlich ganz ſtill ſweeg, blinzelde Hans mit halwen Oogen een beten up to em un ſach, datt de ganze Wand vam ſtrömenden Blood rot was, un datt dat Undeerd de Oogen vörkehrt hedd un den Kopp hängen let un ſick tierde, as were et dood. Doch Hans dachte bi ſick: „De Doiwel kann ſin Spill hebben,“ un truede toerſt dem Freden noch nich un töwde noch woll eene gode Viertelſtund un lag heel ſtilling, ſtilling as eene Mus, de den Kater äwer ſick luren ſüht. Awerſt as ſick jümmer nicks rührde, ſatede he ſick endlich eenen Oſſenmod, richtede ſick langſam up un klatterde heel ſachte an der annern Side äwer dat Gitter. Un as he herut was un dat Undeerd van vör un achter betrachten kunn, ſach he woll, datt et würklich muſchdood was un ſick up dem Gitteriſen fangen un doodblödt hedd. Un nu betrachtede he den Bier noch veel nauer, kloppte up ſinen harden, ſwarten Rüggenpanzer, beſöhlde nich ahnen Gruwel ſine ſcharpen, witten Hauers un dachte: „Bi eenem Haar, un ſe hebben di din beten Lewen ut den Ribben herut ſöhlt!“ Un mit dem föll he up ſine Knee, wo he ſtund, un dankte Gott för ſine Gnad, de em ſo wunderbarlich ut ſinem dullen Anflag herutholpen hedd. Därup ſprung he fröhlich wedder up un reep: „Viktoria! Viktoria! Juchhe, Viktoria! Swing di, Fortuna, un ſett alle Segel bi! Du ſchaſt mine Göttin ſin! Heiſſa! Nu bün ick een Prinz!“ Un he juchte un joſede ſo gewaltig, as were de ganze Wold nicks as Strid un Stacht weſt.

Därnah ging he hen, nam ſinen Degen un gaff dem Bier noch een paar deepe Wunden unner dem Buk; un de Doode let ſick dat ſtill gefallen un müſt ook up dem Kopp noch een paar Schmarren vörleef nehmen. As dat dhan was, leh he ſine Rüſtung wedder an, ſtack ſin Swert in de Sched, nam Schild un Speer un Zither un ſwung ſick up ſinen Schimmel — un ſo luſtig up dem Footpat ut dem Wold herut! As he nu up den groten Weg kam un ſiner Knapen anſichtig wurd, begunn he van nüem, datt Barg un Dal erklungen: „Viktoria! Viktoria! De Bier is dood!“ Un ſe galoppierden luſtig heran un erſtaunden un ſeden: „Wi hebben dat gewaltige Schreien hürt, un Ji känt Ju vörſtellen, Herr Ridder, datt wi früchteden, wi müſten man wedder tom Slott Rietut nehmen; denn wi dachten un twiwelden, ob dat Schreien van dem Ridder edder van dem Undeerd keme — un nu Gott Lof un Dank! Wi ſehn Ju hier, un Ji lewen! Un wat ward dat up dem Slott för een Triumfieren und Jubeln gewen!“

Un Hans sede: „Nu frisch, Jongs! Un lat't drawen un kamt mit un seht! Dat was een Deerd! Dat is währ; äwerst ick hew et lehrt, mit Säwendöddern to spaßen! Lang höll he sick dapper un makte mi hete Arbeit; äwerst tolezt müßt he dat Hasenpanier ergripen, un ick dref en gegen de Zistern; dä is he in der Angst upsprungen un hängt up den isernen Zinken."

Un as se up dem grönen Platz upreden un an de Zistern kemen, wunderden de beiden sick noch mehr äwer dat mächtige Deerd, dat dä hung, un wullen ehren Ogen nich truen un hedden noch Angst, ob ook noch Lewen in dem Dooden were; so fürchterlich kam de Bier en vör. Äwerst Hans grep nach sinem Dolk un lede de Hand an un fung an, de Hut aftotehn.. Un as de Knapen dat segen, datt de Bier sick so geduldig fillen' let, grepen se ook to ehren Metzern un hülpen em, un in tein Minuten lag de Bierpelz dä. Un de Ridder Unvörzagt brack em ook de Hauers ut. Un de Hauers hängte he äwer sinen Schild, un de Bierhut stack he up sinen Speer; un so reden de drei dem Slott un der Stadt to. Un as se gegen dat Stadtdur kemen, let Hans sine Knapen vöran riden un blasen un mit heller Stimm Viktoria! Viktoria! ropen. Un dat ganze Volk, dat de witten Hauers un de Bierhut up dem Speer sach, klung mit Viktoria un leep in Froiden tosam; un so kemen se im vullen susenden un brusenden Gewimmel an dat Slott.

Bi dissem gewaltigen Getose un Gejose un Viktoriageschrei weren de Hertog un de Prinzessin gär swinne herunnerkamen un stunden vör der Slottspurt, as de stolte Ridder mit den Hauers un der Bierhut in den Hoff iured. Un he sprung as een Blitz vam Perde, bückte sick tor Erd, föll vör der Prinzessin up de Knee, küßte ehr de Hand, lede Hut un Hauers to ehren Fötten un sprack: „Dörr ick upsehn to dinen Ogen, du Herrlichste? Dörr ick mi van dem Glanz diner Gnaden anstrahlen un beschienen laten? Winkst du, Erhabenste un Holdseligste, datt ick de glücklichste van allen Kreaturen sin schall, de up Gotts Erdboden lewen? Is dat äwerst anners, hest du man ut Not dem Sieghaften dine Hand vörspraken, din Hart äwerst bi di beholden, so mak een swinnes un truriges End — un Ridder Unvörzagt ritt wedder in de wide, kolde, leewlose Welt, un se mägen sick hier van dem Säwensläger un Bierdödder eenmal in künftigen Dagen de Dhaden as een Leuschen un eene Fabel vörtellen."

Un de Prinzessin wurd bi dissen Wurden rot as een witt Laken, woräwer de Sünnenschin as een flegender Schatten löpt; un se blickte en mit Wohlgefallen an, äwerst de Vorst was ehr so bellemmt, datt se nich spreken kunn. So nam denn de olde

Herr dat Wurd för ſe un ſede: „Wo ſchullen wi ſo grote Sünd dhon an uns un an Gott, datt wi eenen ſo edeln, dappern un ridderlichen Mann, de Kron un den Glanz van aller Ridderſchaft, ahnen ſinen Pris un Lohn van uns riden leten? Ne, edle Herr un Mann! Geföllt di mine Dochter un vörſmadeſt du nich, mi in minen olden Dagen de Zepterlaſt bregen to helpen un minen Fründen Stolz un minen Fienden Demod to lehren, ſo blif hier un ward min Sähn un min Eidam!“ Un de Tranen leepen dem olden Fürſten de Backen herunner, un he nam ſiner Dochter Hand un lede ſe in Ridder Unvörzagts Hand un ſprak in Gottes Namen den Segen däräwer.

Un bald gingen ſe henup in den Hertogsſaal, un de ſchöne Prinzeſſin vörbund ehrem Ridder ſine Wund, de noch ſehr blödde, denn he hedd ſick up der Flucht vör dem Bier, as he äwer dat Zifterngitter herunnerföll, een grotes Loch in den Kopp ſlagen. Un in ſinem Lewen hedd em nicks ſo ſacht dhan as de weeken Händken der Prinzeſſin, de he üm ſinen Kopp un ſine Backen krauen un krabbeln föhlde. Hans äwerſt vörtellde en, he hedd ſick dat Loch an eenem Boom ſtött, as he den Fiend to hitzig drängde un vörfolgde. Darup müßte he alles recht utführlich vörtellen, wo he mit dem Undeerd fardig worden was, un he makte de Geſchicht van ſiner Slacht mit dem Bier luſtig nog torecht.

Un as wedder acht Dage üm weren, dä was eene prächtige Hochtid, un Ridder Hans Unvörzagt ging mit der allerſchönſten Prinzeſſin to Bedd un het nu Kronprinz van Litthauen. Un ſo is, wat anfangs as een Spaß utſach, de gröteſte Ernſt worden. Un Prinz Unvörzagt hett ſinen Prinzen up dem groten Theatrium der Welt ſo god ſpelt, datt alles Volk mit em toſreden was un ook de Prinzeſſin de glückſeligſte Fru up dem ganzen Erdboden nömt wurd. Un dat ging nah Gottes Willen, de Hans Scharpſteker un den Hertog un ſine Prinzeſſin nich to Schanden, ſündern to Ehren bringen wull, ahnen Hexeri alles ganz ordentlich un natürlich to.

De Prinz, de unner Sniders geburen un in ſiner Jugend unner en ertagen was, de mit nüms as mit Sniders lewt un nicks as Sniderliches un Vörzagtes ſehn un hürt hedd, was van Natur nich haſig un feig; he was man dör Gewohnheit ſniderſch worden. Un dat was woll begriplich, datt he bi'm erſten Utlop un Anlop up ſiner Ridderbahn gegen eenen Kämpen, as de Bier was, nich ſtandholden kunn. Äwerſt bittmal hulp Gott em, de en nich vördarwen laten wull, un ſpader hulp he ſick ſülwſt wieder un wurd van Hand, Hart un Mod een der allerridder-

lichsten Fürsten. Van Natur stolt, edel, fürig un modig un däbi schön van Gestalt un Getier wurd he een sehr kloker un dapprer Prinz, un keen Minsch up Erden hedd em anmarken kunnt, datt een so stolter Vagel ut eenem Sniderneſt utflagen was. Toerſt ging em dat grad so, as dat oft eenem groten Doggen geiht. De let ſick ook oft een Jähr un länger van eenem lütten Puttköter biten, wiel de en all beten hett, as he noch een Wölp was; äwerſt wenn he ſiner Macht mal in worden is, denn mag Gott dem Puttköter gnädig ſin. Hans was un een Prinz; äwerſt he führde ſick ook prinzlich un herrlich up un hedd nicks as hoge un prinzliche Gedanken un bedreſ alle prinzlichen Arbeiden un Owungen, datt et eene Luſt was. Dat beſte äwerſt an em was, datt he nümmer äwermodig un äwerdhadig wurd, woll äwerſt ſin Lewenlang bekennt un erkennt hett, he were alles dör Gottes Gnad worden, de en dör kindiſches Spill hedd to eenem groten Herrn maken wullt.

Un Prinz Unvörzagt is drei Jähr nah der Vierſlacht Herlog van Litthauen worden un hett veele grote un ſwäre Kriege führt un tolezt dem Köning der Ruſchwiters un Taters een ganzes grotes Köningrik afwunnen un ſick Köning titeln laten. As he nu een ſo grotmächtiger Köning un Herr was, ſchickte he heemlich eenen Baden nah ſiner Vaderſtadt Soltwedel mit eenem Bref an ſine Oldern un bat ſe, to ehrem Sähn Hans to kamen; dä ſchullen ſe herrliche un luſtige Dage hebben. Köning Hans ſchref äwerſt nich, dat he Köning van Litthauen un Koſackien un Tatarien were, ſündern he hedde een ſehr rikes un ſchönes Fräulen friet un prächtige Slotte un Göder mit ehr tor Mitgift bekamen; un ſe ſchullen Hus un Hoff man vörköpen un ſick up den Weg maken un to em kamen un bi em ehre ſpaden Dage in Froiden vörlewen: denn Gott hedd em ſo veel gewen, datt he alle ſine Fründe rik maken künn. Un ſine Oldern dheeden ſo un kemen nah Grodno; äwerſt wo erſtaunden ſe, as ſe am Dur nah Hanſen ſinem Huſe frögen un de Lüde en ſeden, ehr Sähn Hans were ja de Köning ſülwſt.

Un de olde Snider Klas un ſine Fru wurden ut dem Wirtshus, van wo ſe ſick hedden anmelden laten, in eener prächtigen goldnen Hofkutſch afhalt un in't Slott führt, wo ſe den Köning Hans un ſine Köningin un ehre nüdlichen Kinderkens in idel Herrlichkeit un Luſt funden. Un de olde Vader Klas ſede to ſinem Hans: „Hew ick di nich oft ſeggt, de Siegerhuw un Glückshuw würd di noch een Grotes bedüden?“ Un Köning Hans lachte un flüſterde liſing: „Ja, wenn ick nich dem eenen van den grotmuligen Schohkuechten eene Ohrfieg ſtreken hedd, wa' würd

de Siegerhuw mi Grotes brächt hebben? So is et: Gott stött de Minschen in de Welt henin, datt se äwer eenanner purzeln; veele bliwen liggen, annere stahn up, un weinige flegen hoch, äwerst keener ahnen sinen Willen."

Un van disser vörnehmen un ridderlichen Snidergeschicht is de Frag upkamen, de man towielen upgiwt: **Welke Ohrsieg is dem Gewer am besten bekamen?**

23. Das schneeweiße Hühnchen.

(Erzählt von Hinrich Bierk.)

In Gurrevitz, eine halbe Meile von Rambin, lebte einmal ein Weber, das war ein sehr armer, aber frommer und gottesfürchtiger Mann; der hatte auch eine recht gute und christliche Ehefrau, und die beiden Leute hatten viele liebe Kinder. Das jüngste und liebste Kind von allen aber war ein kleines Mädchen, welches Christine hieß; das war acht Jahr alt. Das war ein sehr schönes, freundliches und gehorsames Kind und hatte einen recht lieben, dem Himmel zugewendeten Sinn, so daß es mit seinem kindischen Verstande die hohen und himmlischen Dinge sehr geschwind faßte und behielt und nichts lieber lesen hörte als die Bibel und nichts geschwinder auswendig lernte als Lieder aus dem Gesangbuche. Das kleine Christinchen war sonst sehr still und für sich und konnte, wann der Frühling und Sommer da waren, ganze Tage und Wochen im Garten spielen, ohne daß es anderer Gespielen nötig hatte als die Büsche und Blumen und die Vögelein, die in den Zweigen sangen. Mit ihnen lebte, spielte und schwätzelte es, als wären es Menschen gewesen, und kam, sobald die Sonne untergegangen, immer heiter und fröhlich wieder ins Haus, aß ein Butterbrötchen, faltete die Händchen zum Gebet und schlief dann ein.

Nun geschah es, daß das Kind einmal, als es nach seiner Gewohnheit des Abends in die Stube trat, etwas in seinem Schürzchen trug. Sie hielt aber das Schürzchen zu, daß niemand wissen konnte, was sie darin hatte. Und sie ließ Schwestern und Brüder raten, was sie wohl hätte, und die konnten es nicht raten; und sie fragte die Mutter, und die riet es auch nicht. Und als Christinchen lange so rundgefragt hatte, und zuletzt keiner mehr antworten noch raten wollte, rief sie voll Ungeduld: „Nun, so will ich mein Rätsel ausschütten — und da seht!" Und aus ihrer Schürze fiel ein kleines, schneeweißes Küchlein, das sehr schön war und ein niedliches, buntes Büschelchen auf dem Kopf hatte.

Und die Mutter verwunderte sich und fragte, woher sie das Küchlein habe. Und Christine antwortete: „Ich weiß nicht, wo das Küchlein hergekommen ist. Es kam im Garten zu mir und hüpfte auf meinen Schoß und hat den ganzen Nachmittag mit mir gespielt; und als ich weggehen wollte, ist es mir nachgelaufen, und da habe ich's in meine Schürze genommen und mitgebracht, denn es wäre wohl jämmerlich, wenn es die Nacht draußen sitzen und frieren sollte, auch könnte ein Wiesel oder Iltis kommen und fressen es auf. Darum, du liebes, liebstes, schneeweißes Küchlein, hab' ich dich mitgenommen!" Und mit diesen Worten nahm sie es wieder vom Boden auf und herzte und küßte es und legte es an ihr Herz. „Und nun sei nur nicht bange! Du sollst es recht gut bei mir haben und die Nacht bei mir schlafen, und wir wollen einander nichts zuleide tun." Die Mutter aber glaubte ihr nicht recht, als sie das erzählte, und meinte, sie müsse das Küchlein wohl irgendwo bei einem Nachbar aufgegriffen haben, und sie bedeutete Christinchen recht ernstlich, sie solle ihr die reine Wahrheit sagen, wie sie zu dem Küchlein gekommen sei. Aber das Kind blieb bei seiner Aussage und spielte und tändelte fort mit dem Küchlein; und als sie zu Bett ging, legte sie es auf ihre Brust, und das Küchlein breitete seine Flügelchen aus, als wolle es Christinchen damit zudecken und wärmen, und schlief die ganze Nacht auf ihrer Brust.

Und den andern Morgen schickte die Weberin herum bei allen Nachbarn im ganzen Dorfe und ließ umfragen, ob jemand ein schneeweißes Hühnchen mit einem bunten Käppchen verloren hätte. Und die ließen ihr sagen, schneeweiße Hühner und Küchlein hätten sie gar nicht, auch sei keinem ein Küchlein verloren gegangen. Als diese Botschaft zurückkam, hüpfte und jubelte das Kind vor Freuden, daß es sein schneeweißes Küchlein behalten sollte; und die Mutter hatte noch viel größere Freude, denn sie hatte eine rechte Herzensangst gehabt, Christinchen möge das Küchlein irgendwo weggenommen und ihr gar was vorgelogen haben.

Und zwischen den beiden, dem kleinen Mädchen und dem weißen Küchlein, ward eine solche Freundschaft, daß es fast zuviel war, so daß die kleine Dirne nirgend sein konnte, ohne daß das Küchlein mit ihr war, und daß sie nicht einmal so gern als sonst mit der Mutter in die Kirche gehn mochte, weil Schneeweißchen — so nannte sie das Küchlein — dann zu Hause bleiben mußte. Und auch das kleine Schneeweißchen hatte eine unglückliche Zeit, wann Christinchen ihm fehlte, und lief dann unruhig umher und piepte und suchte, als wäre ihm sein Glück weg, und hätte sich oft beinahe die Seele ausgepiept. Sobald es aber Christinchen wiederkommen

sah, drehte es sich vor Freuden auf seinen goldgelben Beinchen herum und flackete und flaggete fort und fort mit seinen Flügeln. Gewöhnlich aber waren die beiden beisammen im Garten, wo Christinchen saß und las oder strickte oder auch die Blumen begießen und Unkraut ausjäten mußte. In diesem Garten stand ein altriger Birnbaum, worunter ein großer, breiter Stein lag. Auf dem Stein saß Christinchen nun immer, weil Schneeweißchen sich immer unten an dem Stein hinlegte und in der Erde krahte und seine kleinen Flügel und Federn mit Staub bewarf. Da konnte man sie immer finden, und die Mutter schalt Christinchen wohl oft, daß sie fast gar nicht mehr auf ihrer grünen Rasenbank saß, die ihr Bruder, ein junger Weberknapp', ihr gemacht hatte. Sie antwortete dann, die Stelle möge Schneeweißchen nicht leiden; wann sie in den Garten gehen, wolle es immer zu dem Stein, und da müsse sie wohl mit, denn wo Schneeweißchen sei, da müsse sie auch sein.

So lebten die beiden miteinander den ganzen Frühling und Sommer als die schönsten Freunde, und Schneeweißchen hatte nichts weiter bedurft als ein paar Brotkrümchen, die Christinchen ihm immer von seinem Brötchen abgegeben: und es hatte auch sie nicht einmal bedurft, denn draußen war im Sommer für ein Hühnchen die Hülle und Fülle zu essen und aufzupicken. Als nun aber der Herbst kam und kein Blatt mehr auf den Bäumen war und der Winter anfing, den Vögeln die Körner zu verschneien, da mußten die beiden kleinen Freunde auch in die Stube ziehen und kamen in große Not. Die Mutter nahm nämlich einen Morgen das kleine Mädchen vor und sagte zu ihr: „Mein liebes Christinchen, du bist ein gehorsames, frommes Kind, und es tut mir darum leid, daß Schneeweißchen von dir muß: aber wir können es nun einmal nicht behalten. Leben will das Hühnchen doch, und Gerste und Brot haben wir nicht übrig. Darum weine nicht und geh hin und zieh dir deinen neuen Sonntagsrock an und nimm dein Hühnchen unterm Arm und bring es deiner Frau Patin, der Frau Pastorin in Rambin. Die wird es um deinetwillen hegen und pflegen, und bei ihr wird es bessere Tage haben als in unserm kleinen Häuschen." Als Christinchen diese Rede hörte, fing sie an, so bitterlich zu schluchzen und zu weinen, daß es der Mutter das Herz hätte brechen mögen, und rief dann: „Nein! Nein! Mutter, ich kann und kann das nicht tun; wenn Schneeweißchen fort muß, mag ich auch nicht länger auf der Welt bleiben und muß sterben. Und warum wollen wir das niedliche Hühnchen nicht behalten, das nun bald groß wird und uns gewiß viele schöne Eier legt?" Und das Kind weinte so sehr und bat

die Mutter so flehentlich, daß diese zuletzt sagte: „Nun denn, in Gottes Namen! Du sollst dein Schneeweißchen behalten, und der liebe Gott mag uns bei unsrer Armut noch wohl so viel geben, daß Schneeweißchen ein paar Krümchen mitessen kann."

Und Schneeweißchen lebte nun in der Stube und auf der Flur und ging nicht einen Augenblick von Christinchen und schlief des Nachts noch immer auf ihrer Brust. Aber das war doch besonders, daß das Hühnchen fast alle Tage in den Garten zu dem Stein lief, wo es sich im Sommer so oft ihr kühles Bett in der Erde aufgekratzt hatte. Als aber Weihnachten vorbei war und die Tage länger wurden, da legte Schneeweißchen ihr erstes Ei, und Christinchen brachte es mit großer Freude ihrer Mutter. Und von dem Tage an hat Schneeweißchen jeden Tag ein Ei, zuweilen auch zwei Eier gelegt, sieben Jahre lang, solang es gelebt hat, und ist ein rechter Schatz für das Haus gewesen. Von Christinchen aber ist das Hühnchen nimmer gewichen, und wenn diese, welche nun auch größer ward, jetzt im Walde den Kühen nachgehen oder auf dem Felde arbeiten mußte, Schneeweißchen ging oder flog immer mit; gewöhnlich aber trug Christinchen es auf dem Arm, wie ein Ritter seinen Falken trägt. Und das ganze Dorf verwunderte sich über die beiden und über ihre sonderbare Freundschaft, und die alten Weiber verwunderten sich auch, steckten die Köpfe zusammen und munkelten untereinander, wenn es nicht ein Huhn wäre und sich nicht treten ließe wie andere Hühner und nicht Eier legte, die eben so aussehen und schmecken als andre Eier, so möchte man auf seltsame und wunderliche Gedanken kommen.

Aber wenn Schneeweißchen und Christinchen auch nicht mehr so viel im Garten saßen und spielten als die ersten Jahre, wo sie noch jung und klein waren, Schneeweißchen ging doch recht oft zu dem breiten Stein unter dem alten Birnbaum und kratzte dort, und auch Christinchen blieb die Stelle immer lieb wegen der Erinnerung des ersten Sommers, wo Schneeweißchen zu ihr gekommen war.

Und als Schneeweißchen sieben Jahr alt war und Christinchen fünfzehn Jahr und schon ein großes hübsches Mädchen war, da fing Schneeweißchen an zu piepsen und hatte trübe Augen und ließ die Flügel hangen und gluckste so traurig und mochte gar wenig essen. Und Christinchen war sehr betrübt und streichelte und fütterte das liebe Hühnchen auf das zärtlichste und sorglichste. Aber das half nicht: Schneeweißchen lag eines Morgens tot da, und Christinchen fand es neben dem Stein an der Stelle, wo es zu buddeln und sich sein kühles Sommerlager in der Erde zu

kratzen pflegte. Und über diesen Todesfall entstand große Trauer im Hause, und da das Hühnchen nun tot war, fing ein jeder an, sein Stück an dem lieben Schneeweißchen zu loben. Christinchen aber weinte sehr und hielt es in seinem Arm und küßte es vieltausendmal und sagte: „O du liebes, liebes Hühnchen! O du trautes und goldnes Hühnchen! O du mein eignes, eigenstes Hühnchen! Gewiß hattest du ein lieberes und treueres Herz, als viele Menschen haben, und darum sollst du auch schön begraben werden, und die feinsten und hübschesten Blümlein sollen auf deinem Grabe blühen.“ Und Christinchen und die Mutter sprachen: „Schneeweißchen soll da schlafen, wo es im Garten immer gesessen und gekratzt und sich selbst seine liebste Stelle ausgesucht hat. Denn es ist billig, daß jeder da schlafe, wo es ihm am besten gefällt.“

Und Mutter und Tochter gingen hin und wollten an dem Stein grade auf der Stelle, wo sie Schneeweißchen tot gefunden hatten, für sie ihr kleines Grab graben. Und als sie ein bißchen gegraben hatten, stieß Christinchen auf etwas Hartes und sprach: „Was ist das, Mutter?“ Und die Mutter traf auch mit dem Spaten darauf und räumte die Erde weg. Und sie erblickten ein Kästchen und gruben nun vorsichtig an beiden Seiten die Erde weg und haben das Kästchen heraus, das aus Eichenholz und unten schon angefault war. Und die Mutter hob das Kästchen neugierig auf und fühlte, es war sehr schwer, und rief voll Freuden: „Wie? Wenn es ein Schatz wäre? O du mein lieber Gott! Wenn es ein Schatz wäre, so hätte dein Schneeweißchen es dir bestimmt! Warum es da nur immer so viel gekratzt und sich eingebuddelt haben mag?“ Und sie setzten das Kästchen hin und machten das Grab zurecht und schütteten Rosen und Lilien und grüne Kräuter hinein und legten Schneeweißchen sanft drauf und beschütteten sie wieder mit Blumen; dann deckten sie es mit Erde zu und pflanzten Rosen und Veilen umher, und Christinchen hat das Grab jeden Tag mit Tränen und mit Wasser begossen.

Was ist aber in dem Kästchen gewesen? Der alte Weber mußte lange arbeiten, bis er es aufbrechen konnte, denn es war sehr fest vernagelt. Und als sie es mit vieler Mühe erbrochen hatten, siehe, da steckte in dem Kästchen noch wieder ein kleineres Kästchen, und das war mit Blech beschlagen und machte dem Alten noch mehr zu schaffen. Aber was ist auch herausgekommen? Die schönsten und blanksten holländischen Dukaten, zehntausend Stück. Man kann denken, welch Erstaunen und welche Freude im Hause war, und wie die Leute sich verwunderten und Gott dankten, der ihre Armut auf eine so wunderbare Weise

in Reichtum verwandeln wollte. Und die Mutter sagte zu dem Vater: „Nun, Vater, hab' ich nicht recht gehabt? Du hast mich immer ausgelacht, wenn ich dir sagte, es müsse mit Christinchen und Schneeweißchen etwas Besonderes auf sich haben und eine Heimlichkeit, die wir nicht verstehen, dabei sein. Und siehe, nun wird die blanke Heimlichkeit von der Sonne beschienen!" Und als sie sich genug verwundert und gefreut hatten, sagte der Vater zu Christinchen: „Eigentlich, mein liebes Christinchen, ist dies alles dein, und Schneeweißchen ist als ein unbekannter und seltener Gast zu dir gekommen und hat sieben Jahre bei dir gewohnt, damit sie dir deinen Brautschatz wiese; und du hast ja auch den Schatz gefunden und zuerst gesprochen: Schneeweißchen muß an der Stelle begraben werden, wo es gestorben ist, und wo es bei seinem Leben immer so gern saß. Und nun, Christinchen, bist du ein reiches Mädchen, und kein Graf ist zu gut, sich mit den zehntausend Dukaten zu vermählen." Christinchen aber sagte: „Was sprecht Ihr da, Vater? Es soll uns allen gehören, und ich will haben, daß Ihr und die Mutter und die Geschwister jedes seinen gleichen Teil davon bekommen sollen." Und so ist es auch geschehen, denn Christinchen hat es durchaus so gewollt; und sie war nun doch reich genug.

Und die frommen Leute haben fest geglaubt, Schneeweißchen sei ein lieber, unschuldiger Geist oder gar ein von Gott gesandtes, weißes Engelchen vom Himmel gewesen, das Christinchens Jugend behüten und bewahren und sie alle glücklich machen sollte. Und es hat auch fast so ausgesehen. In den vorigen Zeiten, worüber wir jetzt lachen, haben sich viele solche Geschichten begeben, wovon die alten Leute in meiner Kindheit noch zu sagen wußten; nun aber hört man dergleichen gar nicht mehr, und keiner erlebt es, und das kommt wohl daher, weil sie nicht mehr daran glauben.

24. Der starke Hans.

In den alten, längst verschienenen Zeiten, da die Welt und die Menschen alle noch ganz anders waren als jetzt, lebte in dem Lande zu Sachsen nicht weit von Eisleben, wo Doktor Martin Luther geboren ist, ein Bergmann, der hatte einen Sohn, der hieß Hans. Dieser Hans war ein schlanker, reisiger Junge, lustig und frisch, tüchtig bei der Arbeit und wild bei den Spielen, sonst aber so gutmütig, daß er keinem Menschen was zuleide tat. Er war sehr stark von Wuchs und Gliedern und jetzt siebenzehn Jahr alt. Bergmann wollte er aber nicht werden, sondern ging

bei einem Schuhmacher in die Lehre, der in Eisleben wohnte. Er hat aber ſchon in ſeinem achtzehnten Jahre von Eisleben fort in alle Welt hinein wandern müſſen, und das hat ſich alſo begeben:

Einen ſchönen Sommertag ſpielten die jungen Burſchen auf dem Anger vor der Stadt Drittenjagen. In dieſem Spiele traf Hans beim Rundlaufen mit dem Sohn des Bürgermeiſters Stirn gegen Stirn, und Hans hatte ſolche Macht im Kopf, daß der Jüngling, gegen welchen er lief, morſchtot hinſtürzte. Zuerſt glaubten ſie, es ſei nur eine Ohnmacht; aber der Jüngling war und blieb tot, und ihm war durch den Stoß der Hirnſchädel zerſprengt. Dies gab in der Stadt großen Lärm und Geſchrei, wobei Hanſen nicht wohl zumute war. In der Angſt lief er hinaus zu ſeinem Vater und erzählte ihm die Geſchichte. Der alte Bergmann ward betrübt und ſagte: „Du kannſt wohl eigentlich nicht dafür, und es iſt Gottes Wille ſo geweſen, daß ein ſo gefährlicher Stoß geſchehen ſollte; aber der Bürgermeiſter iſt reich und mächtig, und wir ſind arm. Darum iſt das beſte, du gehſt ein paar Jahre aus dem Wege und läſſeſt den Zorn verrauchen.“ Darauf ging der alte Mann in ſeine Kammer und ſuchte ein paar alte Taler zuſammen, drückte ſie ſeinem Hans in die Hand und ſagte ihm beim Abſchiede: „Bete und arbeite! Fürchte Gott und lüge nimmer! So geht's wohl durch die Welt.“ Und darauf iſt Hans bei Nacht und Nebel ſogleich davongegangen in die weite Welt hinein.

Und als er zwei Tage wohl an die zwölf bis fünfzehn Meilen gegangen war, kam er in den großen Thüringer Wald und dachte: „Nun biſt du weit genug, und hier wird kein Bürgermeiſter von Eisleben dich ſuchen.“ Und er ging zu einem Bauren und vermietete ſich bei ihm als Knecht. Bei dieſem Bauren diente Hans zwei Jahr, und ſie waren ſehr zufrieden miteinander: denn Hans war der ſtärkſte und fleißigſte Knecht im ganzen Dorfe und konnte für fünf andre arbeiten. Der Bauer, welcher Schulze im Dorfe war, mußte zwei Dorfſtiere halten, wofür er eine große Wieſe hatte, die ſie die Bullenwieſe nannten. Dieſe beiden Dorfſtammhalter gerieten einmal aneinander und arbeiteten ſo mächtig mit den Hörnern, daß kein Menſch ſich unterſtand, ihnen nah zu kommen, geſchweige ſie auseinander zu bringen, und daß der Schulze ſich auf einen hohen Zaun geflüchtet hatte, von wo er dem Kampfe zuſah, ſich die Haare ausraufte und die Hände über dem Kopf zuſammenſchlagend rief: „O meine ſchönen Tiere! Einer wird wohl auf dem Platz bleiben müſſen!“ Dies hörte Hans, der eben aus dem Felde kam, und

bedachte sich nicht lange. Mutig sprang er zwischen die Stiere, packte den größten und mächtigsten bei dem Horn, riß ihn herum und gab ihm mit der geballten Faust einen Schlag vor den Kopf, daß er alle viere von sich streckte und nimmer wieder aufstand. Der Bauer und alle, die den Stier hinstürzen sahen, erschraken, und der Bauer dachte bei sich: „Was hast du für einen Knecht?“ und kreuzte und segnete sich und erinnerte sich dabei vieler Zeichen unglaublicher Geschwindigkeit und Stärke, die sein Knecht Hans von sich gegeben hatte. Er schwieg aber für diesmal, denn die Worte starben ihm im Munde, und er getraute sich nicht, dem Hans über diesen Schlag etwas zu sagen. Erst nach acht Tagen rückte er leise damit heraus, daß er seine Wirtschaft kleiner machen und deswegen einen Knecht abschaffen müsse. Und Hans hat gemerkt, daß die Rede ihm galt, und gesagt: „Glück dazu! Herr Schulze, ich ziehe weg!“ — und hat sein Bündelchen geschnürt und ist flugs seine Straße gezogen. Er wußte aber nicht, daß die Faust vor der Ochsenstirn ihn um seinen Dienst gebracht hatte. Der Schulze ließ sich, als Hans fort war, gegen seine Frau merken, das müsse gewiß der Teufel selbst oder sein Gesell sein, und war froh, daß er sein so guten Kaufs ledig geworden; doch lebte er lange in Ängsten, Hans möge wiederkommen und ihm einen Schabernack tun.

Hans war frohes Mutes und sprach bei sich: „Die Welt ist groß, und Gott ist allenthalben, und du willst einmal einen weiten Weg machen und dich etwas versuchen.“ Und er wanderte das Gebirg' hinan, welches zwischen den Thüringern und Franken die Scheide macht, und als er oben auf die hohe Spitze gelangte, welche die Koppe heißt, sah er im grünen Grase — es war aber Sommertag — zehn Gesellen von etwas wildem und greulichem Ansehen liegen. Sie hatten eine tüchtige Schweinkeule und Brot und Branntwein zwischen sich und aßen und tranken und riefen Hansen zu: „Gesell, willst du es so gut haben als wir, so setze dich zu uns!“ Und er setzte sich zu ihnen und erfrischte sich. Und die zehn staunten ihn an und sahen, daß es ein starker, reisiger Gesell war; und als er ein wenig gegessen und getrunken hatte, nahm der von ihnen das Wort, welcher den besten Rock anhatte, und sprach: „Wahrhaftig, Landsmann, du gefällst mir, und hättest du den Baurenkittel weggeworfen und dir einen Schnauzbart und ein Schwert zugelegt wie wir, du solltest wohl einem Kerl ähnlich sehen!“ Und nun befragte er Hans nach seiner Heimat und seinem Handwerk, und Hans erzählte ihm treuherzig seine ganze Lebensgeschichte, und wie es ihm in Eisleben mit dem Bürgermeisterburschen und bei dem Bauren mit

dem Stier gegangen ſei. Und als die Männer das hörten, verwunderten und fürchteten ſie ſich faſt und ſchaueten auf Hanſens Fäuſte und Lenden, wie ſie gewaltig waren. Und jener, den Hans lüſtern gemacht hatte, ſprach wieder: „Höre, Hans, dein Ochſenſchlag hat dir Glück bedeutet; du biſt zu gut, um als ein Bauerknecht hinterm Pfluge zu gehn, du ſollſt bei uns bleiben und frei und flott leben wie ein Kaiſer und König. Denn wir ſind die freien Waldritter, und unſer iſt die Welt. Wir ſind die Vögel unter dem Himmel; wir pflügen nicht, wir ſäen nicht, wir ernten nicht, wir ſammeln nicht in die Scheunen; wir ſind die Lilien auf dem Felde — ſiehe, wie wir wachſen! Und doch ſchwitzen und arbeiten wir nicht. Wer was hat, der hat es für uns, und wer was ſammelt, der ſammelt es für uns. Darum bleib bei uns und ſei ein Freiherr! Keinem Armen und Bedrängten ſollſt du was zuleide tun; aber dem reichen Filz die vollen Kiſten zu leeren und einem Laufeknicker von Juden mal die Kehle abzuſchneiden, das iſt keine deutſche Sünde. Drum topp! Die Hand her! Schlag ein!“

Hans aber antwortete, indem er die Hand zurückzog: „Der Teufel mag mit euch toppen! Ja, prächtige Freiherrn ſeid ihr! Und ſchöne Lilien! Und wie hoch werdet ihr wachſen! Höher als Haman! Und wißt ihr auch, wo eure Stengel einſt hingeworfen und brennen werden? Saubere Galgenvögel ſeid ihr und werdet einſt baumeln, wo der ſchwarze Vogel, der Korr! Korr! ruft, den Augen ins Gewiſſen guckt und ihnen mit ſeinem Korr! den Leichenzug zur hölliſchen Ruhe krächzt. Ich bin frei genug, und für eure Freiheit dank' ich — und ſo proſt die Mahlzeit!“

Und Hans ſprang auf, griff nach ſeinem Stock und wollte fürbaß gehen. Jener aber, welcher mit ihm geredet hatte und der andern Hauptmann war, ſprang ihm in den Weg und rief: „Steh, Junge, oder du biſt des Todes!“ Und auch die andern alle fuhren wie der Blitz auf und ſtanden mit gezückten Schwertern um ihn. Aber Hans ſtand ruhig und lächelte und ſprach: „Macht Platz! Oder mein Knüppel ſoll ihn machen!“ Da ſie aber mit den gezückten Eiſen in ihn eindrangen, ergrimmte er in ſeiner Seele und ſchlug um ſich und führte ſeinen gewichtigen Dornſtock mit ſolcher Geſchwindigkeit und Gewalt im Kreiſe herum, daß ihnen grün und gelb vor den Augen ward und ſie in die leere und unverwundliche Luft hieben. Und er hatte drei getroffen, die lagen und zappelten im Graſe herum; die andern aber liefen in den Wald. Er aber ſchrie ihnen nach: „Lauft, Galgenvögel, lauft!“ und ging des Weges von dem Gebirg

hinab, bis er in eine kleine Stadt kam, die Schmalkalden heißt, wo er Herberge nahm.

Und den vierten Tag nach diesem Abenteuer, als Hans auf der Straße wanderte, die gen Schweinfurt geht, und an einen Hohlweg im Walde gelangte, hörte er es sehr jämmerlich ächzen und stöhnen, und er stand still und horchte: „Helft! Helft! Der schändliche Bube hat mich hingeworfen und ist mit meinem Mantelsack davongelaufen!“ Und Hans lief bei diesem Geschrei den Hohlweg geschwind hinab und fand auf der Straße einen Herrn liegen, der sehr prächtige Kleider anhatte, so daß Hans, als er ihn erblickte, den Hut vor ihm abnahm und sich bis zur Erde verneigte. Es war aber ein großer, schlanker, feiner Herr, und er hatte einen prächtigen, neuen Scharlakenrock an mit goldnen Tressen und einen Tressenhut mit Federn wie ein großer General und Stiefeln mit Sporen und sah sehr freundlich und lieblich im Gesichte aus. Und Hans verwunderte sich, daß ein so vornehmer, großer Herr so im Staube auf dem Wege dalag, und trat an ihn heran und fragte: „Was ist los, gnädiger Herr? Was ist Euch widerfahren, daß Ihr hier in der Hitze und im Staube so auf dem Wege liegen und so jämmerlich um Hilfe schreien müßt?“ Und der scharlakene Mann antwortete: „Ach! Ach, der schändliche Bube! Ich hatte einen Bedienten, der trug mich, und der Schelm hat mich diesen Morgen hingeworfen und meinen Mantelsack und mein Reisegeld mitgenommen und ist davongelaufen. Denn du siehst wohl an meinen Füßen und an meinen weiten und großen Stiefeln, daß ich nicht wohl gehen kann; mich plagt schon manche Jahre das Podagra, und ich kann auch das Fahren und Schütteln im Wagen nicht vertragen und muß mich daher tragen lassen. Ich wollte nun in die Bäder von Töplitz und Karlsbad in Böhmen, und da hat mich der Gauch so böslich auf dem Wege liegen lassen.“ Und Hans betrachtete sich den roten Herrn genauer und sagte: „Nun, das muß ich sagen, wenn ich Eure Stiefeln ansehe, die schnurrigsten Füße müßt Ihr haben, womit je ein Mann auf dieser Erde fortgespannert hat, und das muß wohl ein recht schlimmes Podagra sein; denn wie kurz ist der eine Stiefel, als stampfte ein Pferde- oder Ochsenfuß darin, und wie weit und breit ist der andre!“ Und die beiden schwatzten eine Weile miteinander, und dann sagte der Scharlakene zu Hans: „Höre, Sohn, du siehst mir gerade aus wie ein Fuhrwerk, das ich brauchen kann; ein schlanker, magrer Mann wie ich ist dir nur eine Feder. Und ich sehe dir an, du hast Lust, dich ein bißchen in der Welt umzusehen und etwas zu versuchen, und die Lust kannst du bei mir büßen, ohne daß es dir einen Pfennig

koſtet; denn ich bin unaufhörlich auf Reiſen, und es geht mit mir von einem Bade ins andre und von einer Stadt zur andern. Gute Tage aber ſollſt du bei mir haben und wie ein Prinz leben, Wein und Braten und Spiel und Tanz, und was dein Herz gelüſtet, die Hülle und Fülle; denn auf einige hundert Taler mehr oder weniger kommt mir's nicht an, und Silber und Gold iſt mein Geringſtes. Was ſagſt du dazu? Die Hand her! Und topp!"

Und Hans bedachte ſich nicht lange und ſagte: „Topp! Solch ein Leben muß ich auch mal probieren." Und er lud den ſcharlakenen Herrn auf und trabte friſch mit ihm fort. Und Hans merkte, daß er ihm nichts vorgelogen hatte; denn es kam ihm wirklich vor, als wenn er nur eine Feder trage. Und als er eine halbe Stunde mit ihm gelaufen war, ſagte er: „Gnädiger Herr, Ihr ſeid wirklich faſt zu leicht für einen Menſchen, und wenn ich einem andern ſagte, daß Ihr kaum ein halb Pfund wiegt, ſo würde er glauben, ich lüge." Der Rote aber lächelte und ſprach: „Das kommt dir nur ſo vor, Hans, weil du ſo ſtark biſt; und eben weil ich dir die gewaltige Stärke anſah, habe ich dich zu meinem Träger und Diener begehrt." Und Hans ließ ſich das einbilden und ſchaukelte ſein leichtes Bündelchen im friſchen Trabe fort.

Und ſie kamen den Abend noch nach Schweinfurt und nahmen dort Nachtherberge. Und der rote Herr ließ auftragen, daß ein Kaiſer mit ihm hätte zu Tiſch gehen können; er aß und trank aber faſt gar nicht. Hans dagegen tafelte, wie er in ſeinem Leben nicht getan hatte. Nach dem Eſſen mußte er ſeinen Herrn auskleiden und verwunderte ſich, daß der Herr mit den Stiefeln zu Bett ging, und ſprach: „Iſt das in Eurem Lande ſo der Brauch? Bei mir zulande zieht man Schuh' und Stiefeln aus, ehe man ſich zu Bett legt." Der Herr aber bedeutete ihn und ſagte: „Das verſtehſt du nicht, lieber Hans; das iſt auch bei mir zulande nicht Brauch. Ich bin auch manche Tage barfuß zu Bett gegangen; aber mit dieſen Stiefeln hat es eine eigne Bewandtnis; die hab' ich in Paris von einem Wunderdoktor gekauft, und ſie ſind mir teurer als alles Silber, was aus Perus Bergen gegraben wird. Der Doktor hat ſie mit den koſtbarſten Salben eingeſchmiert und ſie mir dann ſelbſt angezogen und geſprochen: „Die Stiefeln trage, ſolange noch ein Stück daran iſt, und laß keine Hand daran kommen, ſie auszuziehen; ich habe dir etwas Seltenes und Gewaltiges dreingetan; die Heilung iſt langſam aber ſicher." Und Hans riß Augen und Ohren auf und verwunderte ſich ſehr; aber er glaubte dem Scharlakenen und ging auch zu Bett. Der Scharlakene war aber der Teufel.

Und nun können die Leute fragen, warum der Teufel als ein mächtiger Herr und großer Potentat so langsam reiste und sich auf den Schultern tragen ließ, da er doch hätte reiten und fahren und, wenn er gewollt, auch fliegen können. Denn wie er nur einen Pfiff oder Wink tut, so muß ein Wolf oder Tiger auf der Erde oder ein Drache oder Rabe in der Luft sein Reitpferd sein; ja er kann wohl einen alten Mantel dazu nehmen, wenn er seinen Wind hineinbläst, wie sein Diener, der große Doktor Faust, von Straßburg weiland geritten ist. Hier muß ich berichten, daß dies bloß verwunderlich aussieht. Der Teufel sucht sich gern die starken Leute aus, daß er Künste mit ihnen tue und die Welt erstaune und entsetze. Denn mit dem Erstaunen und Entsetzen fängt er an, und mit der Betörung und Verblendung endigt er, bis er die armen Seelen so verstrickt hat, daß sie nicht mehr aus seinem Garn springen können. Der Teufel durfte aber Hans noch zu weiter nichts gebrauchen, als wozu er ihn gemietet hatte, nämlich zum Tragen und Dienen; er dachte aber: „Ich will ihn schon belauren, er soll schon mein eigen werden, und welch ein prächtiger Lockvogel soll dieser dumme Hans mir auf meinem Vogelherde sein!“ Denn der Teufel lauscht auf die Sünden, wobei er die Menschen packen kann.

Und die beiden wanderten frisch und kamen bald nach Töplitz. Hans aber merkte nicht, wie geschwind er laufen konnte; und da mochte der Rote wohl sein Teil dran haben: denn oft trabte er in vier, fünf Stunden seine vier, fünf Meilen so mit ihm fort und w[illegible] frisch wie ein Pferd, das kein Haar gelegt hat. Der Teufel aber sagte ihm: „Siehst du, Hans? Merkst du, daß du jeden Tag schöner und stärker wirst? Das kommt von dem weidlichen Leben und von dem herrlichen Essen und Trinken.“ Und Hans glaubte ihm das.

Sie blieben wohl zwei Monate in Töplitz, Karlsbad und Prag und in andern Städten Böhmens. Darauf wanderten sie nach Wien, von Wien nach Konstantinopel, wo der Großtürk' und Unchrist sein Schloß hat; und von Konstantinopel wollten sie nach Asien und ins Gelobte Land. Und der Teufel sagte: „Ich muß nach Afrika; da ist eine große Wüste, und mitten in der Wüste ist ein sehr schönes, prächtiges Land, ein Land an Schönheit und Lieblichkeit, wie das Paradies und der Garten Eden war, worin Adam und Eva so glückselig und unschuldig gewohnt haben, ehe der Satan Luzifer, Gott sei bei uns! sie mit dem goldnen Apfel verführte. Da muß ich durchaus hin und sehen, ob ich dem gewaltigen Mohrenkönig nicht etwas von seinen Schätzen abgewinnen kann. Du glaubst nicht, Hans, was dieser Mohrenkönig

für ein gewaltiger Herr, und wie unermeßlich reich er iſt; er hat ſo viele Demanten und Edelſteine, als alle Kaiſer und Könige zuſammen nicht aufweiſen können, und ſelbſt wenn man den Großmogul und den fabelhaften Affenkönig der Demanteninſel Borneo noch dazurechnet, und ſolche Haufen Gold und Silber, daß man es da wirklich wie hierzulande Korn und Salz mit Scheffeln ausmißt."

Und Herr Beelzebub hatte ſein großes Wohlgefallen an dem Hans und hätte ihn gar zu gern feſtgemacht. Er paßte ihm alſo nun ſehr genau auf und lauerte auf eine recht tüchtige Sünde, damit er ihn faſſen und zu ſeinem echten Knecht machen und ſeinen Dienſt für Werke der Finſternis gebrauchen könnte. Darum machte er ihm zuerſt allerlei Blendwerke und Gaukeleien vor und verſuchte ihn mit Gleisnereien und Lügen und gaukelte und ſchwatzte ihm allerlei vor, das ihm Furcht machen ſollte. Auf dieſem Wege und durch dieſe leiſen und giftigen Künſte hoffte er durch eine Lüge an ihn zu kommen und ihm dann das Netz der Bosheit vollends über den Kopf zu werfen. Denn Furcht und Feigheit und deren natürlicher dritter Geſell, der Geiz, macht Lügner. Der Teufel als der allerſpäheſte und liſtigſte Geiſt wußte aus älteſter Erfahrung, daß der Menſch durch dieſe drei leicht ein Schelm werden kann, und daß die Lüge, die allerſchlimmſte Sünde, den Menſchen aus Gottes Gebiet und Reich ausſperrt. Aber Hans, deſſen Herz keine Furcht kannte, wußte auch nicht, warum er lügen ſollte.

Als der Rote ihn ſo nicht feſtkriegen konnte, verſuchte er ihn durch Gier und Geiz und meinte: „Ein Dieb wird der dumme Bauertölpel doch wohl werden können, und dann will ich ihn in Angſt jagen, und er ſoll mir ſchon zum Lügner werden!" Und nun fleiete er, wann er zu Bett ging, gewöhnlich alle ſeine Herrlichkeiten aus und ließ auch wohl die allerköſtlichſten Steine auf die Erde fallen und dort liegen, als habe er ſie verloren oder gar vergeſſen; und zugleich wiſchte und putzte er ſo viel daran, daß ſie einem in die Seele hineinfunkeln konnten; und er hoffte, der Burſche werde mit böſem Gelüſte ſich doch einmal daran verfangen und vergaffen und einen einſtecken. Und das iſt wahr, Hans konnte es nicht laſſen, er ſah ſie mit großem Wohlgefallen und oft mit Lüſternheit an, und zuweilen zitterte ihm das Herz im Leibe vor Begier, und der Böſe in ihm flüſterte: „Was ſchadet's denn, wenn du einen mitnimmſt? Der Rote hat ja doch ſo viele und kann ſie nicht zählen" — und ſeine zitternden Finger fuhren unwillkürlich nach den Steinen und wollten ſchon zulangen; dann rief aber immer eine beſſere Stimme die donnernden Worte: Du ſollſt nicht ſtehlen, und mit Beben floh er von dem trügeriſchen

Glanze und sammelte dann die an der Erde liegenden ruhig auf und legte sie auf dem Tische beisammen.

Als der Teufel sah, daß dies alles nicht verfangen wollte, und daß Hans durch Feigheit und Geiz nicht zum Lügner zu machen war, sprach er bei sich: „Ich dummer Tropf! Ist der Gesell nicht jung und frisch und hat er nichts von dem Blute in sich, wodurch Simson um seine Locken kam, und der weise König Salomon ein Narr ward? Umgelenkt! Wollen es mal bei einem andern Ende angreifen und sehen, ob der Junge gegen sinnliche Lust und funkelnde Weiberaugen so stahlfest ist als gegen Gold und Edelsteine!“ Und der Rote fing es sehr listig an, und gleich einem klugen Ackersmann, der ein hartes Brachfeld die Kreuz und Quere durchbricht und drei, vier Furchen pflügt, ehe er den Samen hineinstreut, begann er den harten Felsenboden in Hansens Herzensgrunde mit den allerlosesten und leidigsten Worten aufzulockern und sprach bei sich: „Warte, Vogel! Ich will dich schon kirr machen, und du sollst mir in die Schlingen fliegen und fest werden, daß du nicht weißt, wie dir geschehen ist!“ Und tagtäglich, ja stündlich, wenn sie auf der Straße waren oder bei Tische saßen, malte er dem ehrlichen Hans in den buntesten und üppigsten Geschichten und Bildern die Freuden der Wollust und sah mit Vergnügen, daß Hans oft mit lüsternem Ohr zuhörte und ihm die Augen oft funkelig und blitzig wurden. „Dies und das lustige und üppige Leben, das wir führen,“ sprach er, „wird ihn schon liefern!“ Und als er glaubte, ihn so vorbereitet zu haben, daß er auf der schlüpfrigen Bahn werde ausglitschen müssen, ging er mit ihm auf alle Tänze und Mummereien, besuchte die Theater und Bälle, stellte prächtige Feste an, wo Schauspielerinnen, Tänzerinnen und Sängerinnen ihre Künste machten und Hans Öl zum Feuer tragen, das heißt Wein einschenken mußte. Und in dem armen Hans wollte das lüsterne Feuer oft genug in lichten Flammen aufschlagen und ihn zu dem feurigen Fall bringen; aber immer, wann es am gefährlichsten in seiner Seele aussah, tönte ihm zu rechter Zeit ein Klang ins Ohr aus der Schule zu Eisleben, und was sein Vater und sein Meister ihm so oft wieder gesagt hatten, daß schöne Dirnen und nächtlicher Tanz und bunte Mummerei der abschüssigste und glatteste Weg zur Lüge und Hölle seien. Und bei diesem Andenken an die treuen Männer, die ihn so liebhatten, und bei dem Widerklange einer unschuldigen Vergangenheit in seiner Seele besann er sich plötzlich wieder und ward zu kaltem Eis mitten in dem Feuer der Lust, womit der Rote seine Augen und Sinne umgaukelte und verglasterte.

So hatte der Böſe es beinah' ein Jahr mit ihm ertragen. Denn wiewohl Hans ihn tragen mußte, ſo hatte jener doch viel mehr an ihm zu tragen. Man ſagt wohl gewöhnlich ſo hin, der Teufel iſt geduldig — und wirklich hat er die zäheſte und hölliſcheſte Geduld beim Seelenfange und kann ſich ſchlagen und anſpeien und beſchimpfen und ſchänden laſſen und tut immer gleich freundlich, wie ein armer Jude beim Geldfange — aber von Natur iſt er ein ſehr ungeduldiger und feuriger Geiſt, und der alles gern auf das geſchwindeſte und durch ſeine eigne Kunſt und Liſt vollenden möchte; und deswegen iſt er ja eben von Gott abgefallen, deſſen Regierung ihm viel zu einfältig, ſtill und friedlich deuchte, und iſt durch ſeine Ungeduld und Hoffart der tückiſche Vogelſteller und Seelenfänger geworden, der er nun iſt und den Unfrieden und die Unruh' in die Welt bringt. Er hat es beinahe ein Jahr mit dem Hans ausgehalten, iſt aber zuweilen ſo in ſich ergrimmt geweſen, weil alle ſeine Liſten und Künſte an ihm zuſchanden wurden, daß er mehrmals geflucht und geſchworen hat, er wolle den ungelehrigen Tölpel fahren laſſen und den klotzigen Eiszapfen von ſich werfen. Endlich hat er ſich vorgenommen, es noch mit ihm anzuſehen und auszuhalten, bis ſie zu der großen Wüſte kämen, worin der reiche Mohrenkönig wohnte; da ſollte Hans einmal mit Hunger und Durſt verſucht werden.

Als ſie nun ſchon in Aſien wanderten und ſchon durch Cilicien und die Tore des Taurus und durch Antiochien und Damaskus in Syrien gekommen waren und jetzt aus dem hohen Libanon hinabſtiegen und dann im Gelobten Lande gegen die heilige Stadt Jeruſalem hinaufgingen, begab es ſich, daß Hans vor ſich auf dem Wege etwas Blankes ſchimmern ſah. Er lief hin, bückte ſich mit ſeinem Roten und nahm ein goldenes Kreuz auf, das in Jeruſalem gemacht und am Heiligen Grabe geweiht und von einem frommen, ins Abendland zurückwandernden Pilger verloren war. Und der Rote war neugierig und fragte: „Hans, was haſt du? Du haſt mich bei deinem verwünſchten Bücken arg geſtoßen; ich rate dir, Schlingel, mich künftig erſt um Erlaubnis zu bitten, eh du ſolche halsbrechende Sprünge machſt. Her! Was haſt du?" Da wies Hans ihm das Kreuz.

Als der Rote das Kreuz erblickte, da hätte einer ſehen ſollen, welche ſeltſame Gebärden und grinſenden Geſichter er ſchnitt! Er krümmte und verzuckte ſich plötzlich und riß ſich in ſo wilden und ſchüttelnden Bewegungen auf Hanſens Rücken hin und her, als wäre er von Sinnen gekommen, und tat einen ſo fürchterlich gräßlichen Schrei, als hätten tauſend Speere ihm zugleich ins Herz gebohrt, ſo daß ſelbſt der mutige Hans einen Augenblick erſchrak,

indem er meinte, es habe eine Schlange oder ein Skorpion den Scharlakenen gestochen. Er riß sich aber nun mit reißender Gewalt von Hansens Rücken los und fiel auf dem Wege in den Staub. Und da lag und winselte er erbärmlich und zappelte und zuckte mit dem ganzen Leibe und schüttelte und streckte und reckte sich mit Händen und Füßen, als müßte er augenblicklich des Todes sein. Den treuen Hans jammerte das sehr, und er lief an einen Bach, nahm seinen Hut, füllte ihn mit Wasser und goß dem Roten das ins Gesicht, ob es ihm die Pein lindern und kühlen könnte. Aber jener krümmte und zuckte sich immerfort und schrie auf das allererbärmlichste. Und bei diesen Schüttelungen und Zuckungen ist es endlich auch geschehen, daß er die Stiefeln ausgeschlenkert hat, und so ist der breite und goldene Hahnenfuß, wie er leibte und lebte, an das Tageslicht gekommen.

Und Hans, als er den saubern Fuß sah, fuhr mit einem lauten Schrei des Entsetzens zurück, als hätte eine Natter ihn gebissen, kreuzte und segnete sich und betete ein Vaterunser. Doch bald kam ihm wieder Mut in die Brust, und er rief: „Mein Vater sagte immer: Wer den rechten Glauben hat, kann es mit dem Teufel in der Hölle aufnehmen — und darum frisch drauf in Gottes Namen!“ Und mit diesen Worten nahm er seinen Dornknüppel und ließ ihn hageldicht auf den Scharlakenen fallen; und der Rote krümmte und wand sich wie ein Wurm und bat und flehete, er möge doch Erbarmen mit ihm haben. „Was sagst du, Teufelchen? Erbarmen?“ rief Hans, „ich Erbarmen mit dir, schändlicher Hahnenfuß? Mit dir rotem Schelm, den nach meiner armen Seele gelüstete? Nein! Nur wieder drauf! Ich muß dir diese Seelenfängerei verleiden.“ Und so hat er wieder auf ihn eingedroschen und hat ihn zerdroschen wie Bohnenstroh wohl eine Stunde lang; und was der Teufel unter seiner Faust ausgestanden hat, ist wohl nicht zu beschreiben. Der Böse ist aber unter seinem Dreschflegel jede Minute kleiner geworden und zuletzt so klein wie ein kleines Kind, und da hat er sich gar fein und lieblich gebärdet, so daß Hans einen Augenblick erschrocken ist, auf wen er schlage, aber sich bald wieder besonnen und gerufen hat: „Und sähest du mich so lieblich an als die Erzengelchen Raphael und Gabriel, als sie in Gottes Wiegen lagen, du bist doch der Teufel!“ Und Hans hat fortgedroschen, und der Teufel ist kleinchen, kleinchen geworden, mit jedem Schlag kleiner, daß Hans ihn hat kaum noch treffen können. Zuletzt ist er aber ein schwarzer Mistkäfer worden, ein Schornweberer, und Hans hat ihn deutlich hinfliegen gesehn und ihn durch die Luft fortsumsen gehört und ihm nachgerufen: „Fliege, Stinkteufel! Fliege! Und Pfui und

Weh dir nach!“ Und es hat greulich geſtunken auf der ganzen Straße wohl eine Stunde Weges.

Und als der Böſe weg war, hat Hans ſich hingeſetzt und ſich ein wenig verblaſen; denn er war von dem Zorn und der Arbeit ſo matt, daß er kaum Atem holen konnte. Und als er wieder zu ſich ſelbſt kam von dem Schreck und von der Müdigkeit, da flogen ihm viele wunderliche Gedanken durch den Kopf, und er rief aus: „Nun, das iſt einmal wahr, was der Menſch doch nicht alles erleben kann! Hätt' ich's meiner Tage doch nicht gedacht! Ja, du hatteſt wohl recht, guter Meiſter Peters in Eisleben, wenn du uns deine Wandergeſchichten erzählteſt und am Schluſſe jeder Geſchichte immer hinzufügteſt: Wer in die Welt hinausgegangen iſt, der weiß was zu erzählen! Denn wenn ich erzählen ſollte, was ich erlebt habe, und daß ich mich dem Teufel als Diener vermietet habe, ja daß ich ihn auf dieſen Schultern getragen habe und doch noch nicht in der Hölle brate, und was ich von ſeinem ſcharlakenen Rock und von dem goldnen Hahnenfuß und von dem ſchwarzen Stinkkäfer weiß, ja mit meiner Naſe gerochen habe — alle Leute, die es hörten, würden ſagen: Hans lügt wie ein Schelm; und doch wäre der Hans kein Schelm, ſondern die Wahrheit müßte zum Schelm werden, wenn das Lüge heißen ſollte!“

Und Hans ſaß da eine lange Zeit im Graſe an dem Wege und fiel zuletzt in tiefe Gedanken, und ſein Herz lief ihm rückwärts zu ſeinen lieben Verwandten in Deutſchland hin und zu ſeiner trauten Heimat Mansfeld und Eisleben und zum Meiſter Peters und zu ſeinem Vater, und er mußte bitterlich weinen und ausrufen: „O ich will wieder nach Weſten in das liebe Deutſchland zurück! Ich bin weit genug in der Welt geweſen, und in welcher gefährlichen Geſellſchaft hab' ich meine Wanderſchaft gemacht! Und hätte Gott mich nicht in Gnaden gewarnt und behütet, wo ſäße ich jetzt?“ Und bald fiel er unter tauſend heißen Tränen auf ſeine Knie und betete und dankte Gott für die große Gnade und Treue, die er an ihm getan hatte. In ſolchen frommen Gedanken und Gebeten ſchlief er ein und ſchlief wohl zehn volle Stunden.

Und es war Nacht geworden und wieder Morgen, und mit dem friſchen Morgen und der hellen Sonne ſind dem Hans auch friſche und helle Gedanken gekommen, und er hat geſagt: „Nein! Ich will noch nicht umkehren; ich will noch weiter gegen Süden gehen, ich will mal ſehen, wie es in der Wüſte und bei dem Mohrenkönige ausſieht, und ob das Lügen ſind, was der Rote mir erzählt hat. Denn iſt auch die ganze Wüſte voll Zauberei und der ſchwarze König ſelbſt der größte Hexenmeiſter, was

kümmert's mich? Bin ich mit dem Scharlakenen fertig geworden und habe ich ihn bis zu einem kleinsten Wurm und Käferchen herunterprügeln können, so werde ich wohl mit seinen Gesellen fertig werden; und wenn dieser Mohrenkönig der allereingefleischteste Blaumann und Blaubart wäre, er soll mir schon zu Kreuz kriechen lernen. Ja zu Kreuz kriechen! Goldnes Wort!" Und er nahm das gefundene Kreuz und hängte es sich um den Hals, daß es auf seiner Brust hinfort als sicherster Teufelsschild läge.

Und den dritten Tag nach diesem kam er in der heiligen Stadt Jerusalem an und sah die vergangene Herrlichkeit von weiland als einen großen Schutthaufen und eine Sammlung von wüsten Plätzen und Gärten, wo unter türkischer Tyrannei in einzelnen schlechten Häusern hin und wieder arme Leute wohnen; und er sah nichts mehr von der Feste Zion und ihren herrlichen Türmen und Zinnen, worauf der Stolz der Juden einst trotzte, noch von der Pracht des Tempels Salomonis — sondern alle Weissagungen der Propheten und Verkündigungen des Herrn waren über die hartnäckigen und verstockten Kinder Israel erfüllt worden. Und Hans ging mit stillen und fast mit weinenden Gedanken durch die große Stadt und besuchte den Ölberg und Golgatha und das Grab, worin der Heiland gelegen hatte, und betete an der heiligen Stätte. Darauf setzte er seinen Stab weiter und ging an das Meer hinab gen Joppe und von da nach Gaza und Askalon in das Land der Philister. Hier suchte und fragte Hans viel und wollte gern die Gräber der Riesen Simson und Goliath sehen; aber kein Mensch wußte was davon, und selbst die Namen jener starken Männer waren bei den Leuten verschollen. Hans ging von da weiter gegen Westen in Ägyptenland. Und in Ägyptenland sah er viele Wunderdinge und auch den wundersamen Strom Nilus, von welchem noch kein Mensch weiß, woher er kommt, und von dem viele gefabelt haben, er fließe aus den Schneebergen, die im Monde liegen.

Hans hielt sich nicht lange in Ägypten auf, sondern ging über den Nil und so immer gegen Westen fort, bis er an die große Wüste kam und sich an ihrer Grenze bei den Leuten erkundigte, wo der gewaltig reiche Mohrenkönig wohne, der in einem von lauter Demanten gebauten Schlosse wohne und sich seine Parucke immer mit Goldstaub pudern lasse. Die Leute aber wußten ihm nichts Gewisses zu sagen, oder sie wollten es ihm nicht sagen, weil sie ihn für einen verlornen Mann ansahen, wenn er weiter in den Westen hineinspazieren wolle. Sie antworteten ihm auf seine Fragen nach dem Mohrenkönige und des

Mohrenkönigs Lande der eine dies, der andere das; alle aber ſagten, von dem Mohrenkönige und ſeinen Schätzen und Herrlichkeiten habe man in den alten Zeiten wohl allerlei zu erzählen gewußt, jetzt aber wiſſe man wenig davon. Zuweilen ſeien wohl einige Toren in die Wüſte hineingewandert, ſein Reich aufzuſuchen, aber nimmer habe man eine lebendige Seele zurückkommen ſehen; nun aber ſeien es wohl zwanzig Jahre und länger, daß kein ſolcher Narr dageweſen, der ſein Leben keines Hellers wertgeachtet. Denn welche Gefahren ſeien in jenem Weſten von dem Durſt und der brennenden Sonne und den Löwen, Tigern und Drachen und von den verderblichſten und fürchterlichſten aller Ungeheuer, den heißen Winden und Sandwolken, die oft ganze Heere mit all ihrem Zeuge und mit Roſſen und Kamelen begraben, geſchweige einen einſamen Wanderer! Und zu allem dem noch die Zaubereien und die bezauberten Tiere, wovon es im Lande des Mohrenkönigs wimmele, und der Mohrenkönig ſelbſt, der, wie die Sage geht, ein fürchterlicher Rieſe und Menſchenfreſſer ſei. Alles dies und viel anderes hörte Hans geduldig an und merkte wohl ſo viel, daß, wer zum Mohrenkönig wolle, immer gradaus gegen Sonnenuntergang gehen müſſe. Was ſie ihm aber von wunderſamen Abenteuern, bezauberten Tieren, Ungeheuern, Ungetümen und Gefahren erzählten, das ſchlug ihm den Mut nicht nieder, ſondern entflammte ihn vielmehr. Er legte ſich darauf ruhig ſchlafen, hatte einen glücklichen Traum, worin er Rieſen und Drachen niedermachte, und begab ſich den folgenden Morgen munter auf den Weg.

Und als er etwa zwei Stunden gegangen war, da gewahrte er bald, daß nun die Wüſte begann; denn es war nun nichts mehr zu ſehen als eine unabſehliche Sandebene, wo hie und da ein mageres Gräschen und zuweilen ein kleines Heidebüſchchen erſchien. Auf ſolchem Boden ging Hans den ganzen Tag in der brennenden Sonne und fand keinen Baum, worunter er ſich ſchatten, keinen Quell, woraus er ſich erquicken konnte. Den Abend legte er ſich müd und matt unter dem offenen Sternhimmel hin, faltete die Hände, betete recht inbrünſtig und ſchlief bald ein.

Kurz vor Sonnenaufgang ward er durch ein Gebrüll geweckt und fuhr von ſeinem Lager auf und griff nach dem Dornſtock. Denn ein gewaltiger Löwe ſprang wütend auf ihn ein. Aber Hans gab ihm mit ſeinem Stock dermaßen auf die Schnauze, daß das Tier hintaumelte, ſchwang ſich darauf auf ſeinen Rücken, faßte ihm den Rachen, brach ihm einen Zahn aus und rief: „Sachte, mein Hündchen! Hat dieſe Fauſt den Teufel kirr gemacht, wird ſie dich auch bändigen!“ Und der Löwe demütigte

sich vor seiner freundlichen Stärke, kroch vor ihm im Staube und wedelte mit dem Schweife, als wäre er wirklich ein Hündchen gewesen. Und Hans, dieses Zeichens fröhlich, rief: „Du bist der erste, komm! Folge mir! Und du sollst Reißnieder heißen!" Reißnieder aber hüpfte neben ihm her, und Hans ging mit ihm des Weges fort, immer gegen Sonnenuntergang.

Und als er kaum eine Stunde gegangen war, da fuhr aus einer Felshöhle ein Tiger auf ihn. Und Hans tat ihm, wie er dem Löwen getan, und das wilde Tier ward ihm untertan, und er nannte es Bricheisenundstahl. Und der Tiger lief auch mit ihm.

Und bald darauf hat er ein Panthertier auf dieselbe Weise gewonnen und es Packan genannt. Und als er das auch hatte, sprach er: „Mit diesen drei Begleitern will ich den sehen, der mich angreifen soll."

Und die vier liefen durch den heißen Sand bis zur Zeit der Mittagsglocke, die aber in der Wüste nicht läutete. Da fühlte Hans zuerst, daß er in der Wüste spazierte; sein Magen fing an zu gnurren und seine Zunge ihm an dem Gaumen zu kleben. Und er wollte fast verschmachten, und auch seine Beine wollten nicht recht mehr fort. Da fiel ihm etwas ein, das er in Geschichten gelesen hatte, und er winkte seinem Reißnieder, und der Löwe senkte sich vor ihm, als hätte er seinen Wink verstanden. Und Hans schwang sich auf ihn und faßte die Mähnen wie die Zügel, und das Roß Reißnieder flog wie der Wind durch die Wüste dahin, und die beiden andern Begleiter sprangen ihm zu beiden Seiten.

Das war nun freilich eine große Erleichterung, konnte aber doch Hunger und Durst nicht stillen; und schon war es dahin gekommen, daß Hans fühlte und sagte: „Wenn Gott nicht hilft, so ist hier mein Ende, und ich fahre einem andern Sonnenaufgang und Sonnenuntergang zu." Und als er so mit matten Augen in die unendliche Öde hineinstarrte, rauschte eine Herde von dreißig, vierzig Gazellen an ihnen vorbei, und Bricheisenundstahl und Packan wie der Blitz darunter, und jeder brachte ein Tier mit. Und nun lagerten die viere sich an ihrem Raube, und Hans aß mit seinen Dienern roh Fleisch und trank Blut, und ihm deuchte, in seinem Leben habe er nicht so königlich geschmaust. So ging es nun die folgenden Tage auch, und als seine Hündchen merkten, daß er an ihrer Tafel vorliebnahm, fehlte es ihm nie an frischem Fleische; auch brachten sie ihm oft ein großes Straußenei, das er gewöhnlich mit der Gier eines Marders ausschlürfte. So ist er zwanzig Tage gewandert und auf seinem

großmähnigen und geſchwinden Hengſt Reißnieder fortgetrabt und hat in dieſer langen Zeit etwa dreimal eine Quelle geſehen, woraus er trinken konnte — denn Salzquellen und ganze Berge des ſchönſten weißen Salzes fand er genug — auch iſt er zuweilen von Datteln erquickt und vom Schatten der Palmbäume gekühlt worden.

Als nun die einundzwanzigſte Sonne aufging, da wieſen ſich allerlei Zeichen, daß menſchlicheres Land nahe war, wie die Schiffer auf dem Meere ihre Zeichen haben, woran ſie merken, daß ſie nicht mehr weit vom Lande ſind. Hans ſah nämlich hin und wieder Vögel fliegen, die in der öden, baumloſen Wüſte keine Wohnungen und Neſter haben konnten; und bald erblickte er anderes, das ihm viel Spaß machte und ſeine Geſellſchaft vermehrte, damit er bei dem ſtolzen Mohrenkönige einen ſtattlichen Einzug halten könnte.

Das erſte, was er erblickte, war ein wunderlicher Menſch von außerordentlicher Langbeinigkeit und Schlankheit, der wie ein leichter Wind über den Sand dahinflog, ſo leicht und geſchwind, daß er mit den Füßen auch gar keine Spur darin abdrückte. Hanſens beide Hündchen Bricheiſenundſtahl und Packan ſprangen auf ihn, aber der Menſch ſpielte mit ihnen, wie ein Haſe im Laufe mit einem Eſel ſpielen würde, und ſchoß wie der Blitz fort und ſtand dann plötzlich wieder vor Hans. Die Hunde aber keuchten atemlos hinter ihm her. Und er verneigte ſich vor Hans und fragte: „Herr, willſt du einen flinken Diener haben?“ Hans fragte ihn wieder: „Was kannſt du?“ „Was ich kann?“ antwortete jener; „ich überlaufe die geſchwindeſten Winde und ſchieße ſchnell und unerreichlich wie Blitz und Sonnenſtrahl fort.“ Hans ſprach: „Bleib! Der Seltſamkeit wegen will ich dich nehmen.“ Und der Geſchwinde blieb und folgte ihm.

Und als ſie eine halbe Stunde weitergegangen waren, ſahen ſie einen Mann, der ſtand mit einem mächtigen Bogen in der Hand und ſchoß einen Pfeil in die Luft ab, dem er ſcharf nachzuſchauen ſchien. Hans ſah aber nichts in der Luft, wonach er ſchießen konnte, und der Pfeil verflog ſich ſo geſchwind, daß man auch keine Spur von ihm erblickte. Und Hans verwunderte ſich des ſeltſamen Schützen und fragte ihn: „Was machſt du? Ich ſehe ja nicht einmal eine Mücke, wonach du ſchießeſt.“ „O,“ rief jener, „meine Vögel kannſt du nicht ſehen; die fliegen deinen ſchwachen Augen zu ferne. Da ſah ich eben am Mondrande viele tauſend Meilen von hier eine Schwalbe kreiſen, und ich wollte meinen Schuß prüfen — und richtig iſt ſie gefallen. Und, Herr, kannſt du einen Schützen brauchen — ich ſehe, du biſt ein Herr

der Starken — ich will der deinige sein." Und Hans sprach: „Folge mir!" Und er folgte mit.

Und nach einer Weile sah Hans wieder einen Mann, der hatte sich hingelegt mit dem rechten Ohr gegen die Erde und war an Stellung und Gebärde einem Horchenden ähnlich. Und Hans lachte in sich und dachte: „Was in aller Welt mag es hier doch für Herrlichkeiten zu behorchen geben?" Und er fragte den Mann: „Du Narr, was erhorchst du unter diesen toten Steinen?" — „Was ich horche?" antwortete jener mit etwas spöttischer Gebärde, „ich horche eben, wie der Teufel und seine Großmutter tief, tief in der Erde sitzend über dich flüstern und ratschlagen, wie sie dich bei dem listigen und grausamen Mohrenkönige verderben wollen." Da sagte Hans: „Der Tausend, welch ein Groß- und Oberspäher der Gedanken bist du! Da kannst du ja mehr, als das Gold und die Demanten wachsen sehen. Wahrhaftig, diese Art gefällt mir, und willst du auch mein Diener sein, so komm!" Jener antwortete: „Ja, Herr!" und ging mit.

Und als sie kaum ein paar hundert Schritt fürbaß gegangen waren, hörten sie ein klägliches Gewinsel und Gewimmer, und bald kamen sie an einen Mann, der im heißen Sande lag, in einige Wolfspelze gehüllt, und unaufhörlich winselte und ächzete: „Huhuhu! Wie friert mich!" „Nun, das muß ich sagen, hier hat's doch Gesindel ohnegleichen," rief Hans, „dies ist hier wahrhaftig die bezauberte Welt, und es geht nicht mit rechten Dingen zu. Ich möchte jeden Augenblick schreien: Huhuhu, wie brennt's mich! Und dieser tolle Kerl kann in zwei, drei Wildschuren und in doppelt gefütterten Pelzstiefeln von Katzen- und Marderfellen nicht warm werden." Der Schreier aber sah auf zu ihm und sprach: „Ich sehe, Herr, du hast wunderliche Begleitung; vielleicht nimmst du auch noch einen meinesgleichen? Ich frage also: kannst du mich brauchen?" — „Ja, des Spaßes wegen komm mit", antwortete Hans, und jener ächzete mit seinem Huhuhu! hinter ihm her.

Nicht lange darauf sah Hans ein paar Kerle am Wege liegen, die sahen aus hager, bleich und greulich, als hätten sie schon ein paar Tage im Grabe gelegen, und trugen zerrissene Kleider und blickten ihn finster und grimmig aus hohlen Augen an. Und Hans verwunderte sich ihrer und sprach: „Nun, wer seid ihr beide? Gewiß seid ihr aus einem russischen Lazarett oder aus einer Rumfordschen Suppenanstalt entsprungen und habt euch hier freilich kein Land Gosen ausgesucht, das eure magern Schäden bessern könnte. Und wer seid ihr? Und wie heißt ihr?" Und sie antworteten: „Wir sind zwei Brüder, Kinder einer Mutter; wir

heißen Hunger und Durſt, und unſere Mutter heißt Armut. Wir haben uns hier an die Straße gelegt, weil wir einen guten Dienſt ſuchen.“ Hans antwortete: „Ich bedarf jetzt eben nicht ſonderlich eures Dienſtes; ich habe einſt ſelbſt einem prächtigen roten Herrn gedient, damals hätte ich euch zuweilen brauchen können. Doch ſei's drum! Kommt nur mit! Ich will euch einmal prüfen, ob ihr auch die echten ſeid“ — und er rief: „Bricheiſenundſtahl und Packan! Aus! Aus! Und ſchafft's!“ Und ſie ſtrichen hinaus in die Wüſte und trieben wohl ein paar Dutzend Gazellen zuſammen, welchen ſie die Hälſe brachen, und zum guten Zeichen auch einen Büffel. Und Hans rief dem magern Bruderpaar zu, und ſie machten ſich über den getöteten Raub her, und Hunger fraß das Fleiſch und die Knochen, und Durſt ſchlürfte das Blut aus; und nach einer Viertelſtunde lagen die leeren Häute da. Und Hans rief: „Bravo! Ihr habt nicht gelogen und ſollt meine Diener ſein.“ Und ſie folgten ihm.

Und als ſie ein wenig fürbaß gegangen waren, wunderten ſie ſich der kühlen Luft, wovon ſie plötzlich angeweht wurden, und Hans hob die Augen gen Himmel und betete: „Du lieber, frommer Gott! Willſt du mich endlich vom Brand der Wüſte erlöſen?“ Und horch, es ſcholl eine Stimme aus dem Sande: „Mißbrauche nicht Gottes Namen und verſündige dich nicht! Das bin ich, der bläſt, und nicht Gott.“ Und Hans guckte hin, woher die Stimme kam, und ſah einen Mann, der hatte die Wangen ſeltſam aufgeblaſen gleich einem Blaſebalg. Und er ſprach zu ihm: „Du wunderlicher Bausback, wer biſt du, und wie heißeſt du?“ Und jener antwortete: „Ich bin unſers lieben Herrgotts großer Windmacher, und mein Name heißt Blaſius. Und ich habe nicht geblaſen, ſondern nur gehaucht; denn hätte ich die Blaſebälge meines Atems recht angezogen, wo wäret ihr unter den Sandbergen geblieben? Ich beteure dir, in ein paar Sekunden ſollteſt du kein Schwanzſpitzchen von deinen drei Schoßhunden mehr ſehen, und den fliegenden Springer, der ſich rühmt, in ein paar Minuten von einem Ende der Welt bis zum andern zu laufen, meine Staubwirbel ſollten ihn ſchon gefaßt haben. Ich habe aber Befehl, dein Diener zu ſein, wenn du mich gebrauchen kannſt.“ „Ob ich dich gebrauchen kann,“ ſprach Hans, „trefflicher Herr Blaſius? Du biſt ja ein prächtiger Diener für Wanderer der brennenden Wüſten. Komm mit, ſehr werter Herr Blaſius! Du göttlicher Windmacher ſollſt mein liebſter Diener ſein; und iſt nicht immer Großes und Gewaltiges zu tun, kannſt du mir doch Fliegen und Mücken von der ſchlafenden Naſe weghauchen. Darum topp, teurer Blaſius!“ Und Blaſius ſchlug ein und

ging mit und machte ihnen immer die angenehmste Kühlung, so daß alle herzensvergnügt waren, nur nicht der Huhuschreier im Wolfspelz, der gern ein paar Millionen Sirinsse im Aufgang über sich gesehen hätte.

Und den nächsten Tag gelangten sie an das Ende der Wüste in des Mohrenkönigs Land, und Hans sah, daß es ein herrliches und fruchtbares Land war. Der Mohrenkönig hatte seine Grenzen wohl verwahrt mit Schlössern und Türmen und großen Scharen von Reisigen und Fußvolk, die jedem Fremden den Eingang verwehren und ihn fangen sollten. Aber den Hans ließen sie ruhig ziehen, wohin er wollte; denn er kam ihnen mit seinen drei Hündchen, die um ihn her spielten, auch gar zu fürchterlich und mit seinem seltsamen Gesindel beinahe hexenmeisterisch greulich vor. Außerdem konnte er, wenn er wollte, so grimmig aussehen, daß dem tapfersten Mann bei solcher Gebärde das Herz in der Brust bebte. Solchen Anblick gab er aber selten zum besten.

Das rohe Leben der Wüste war nun vorbei, und Hans lebte wieder wie andre Leute, ja wie andre vornehme und steinreiche Leute, und kehrte auf der großen Straße, die zur Hauptstadt des Mohrenkönigs führte, immer in den prächtigsten Gasthäusern ein und machte eine unglaubliche Zeche. Denn was Hunger und Durst verzehrten, und wie viele Klafter Holz der Frostling jede Nacht zur Heizung seines Schlafzimmers befahl, das läßt sich eher denken als in bestimmten Zahlen beschreiben. Hans bezahlte aber wie ein Großmogul oder König von England und sah auf den Rechnungen immer nur die Summen an und hatte seinem Gefolge befohlen, sich nichts abgehen zu lassen. Denn in der Wüste auf dem Wege, den er gewandert war, und welchen vielleicht in Jahrtausenden kein menschlicher Fuß betreten hatte, lagen die Edelsteine und Demanten wie die Erbsen ausgestreut, und er hatte seinen Ränzel und alle seine Taschen damit gefüllt und verzehrte jeden Tag einen Stein, der ein paar Tonnen Goldes wert war.

Man sagt: Das Gold sprengt das Tor der stärksten Festung. Hansens Gold sperrte auch den stummsten Wirten das Herz und das Maul auf. So begab es sich den dritten Tag der Reise im Lande des Mohrenkönigs, daß einer derselben ungewöhnlich gesprächig geworden und sich als eine besondere Gnade ausgebeten hatte, dem erlauchten Herrn Prinzen ein Wort sagen zu dürfen. Nach drei, vier tiefen Verbeugungen in der Ferne und einem halben Dutzend Schlägen, die er dem Staube zu Hansens Füßen mit der Stirn versetzte, und nachdem er gebührlich in einer Minute

dreimal blaß und dreimal rot geworden, wie es ſich vor hohen Häuptern nicht anders ziemt, hub er ungefähr alſo an:

„Ich ſehe aus Höchſtdero Gefolg und Begleitung, daß Höchſtdieſelben ein ſehr mächtiger Prinz ſind, und aus Dero Farbe, daß Höchſtſie aus einem andern Lande zu kommen und von einem andern Volke zu ſein geruhen als wir braune, blaue und ſchwarze Leute. Gewiß ſteht Ihr Hohes und Höchſtes Herz auf Ruhm und Glorie gerichtet; gewiß wollen Sie hinziehen und die ſchöne, weiße Prinzeſſin befreien. Aber, erhabenſter Prinz und Herr, hüten Sie Sich vor dem Mohrenkönig! Ja, nehmen Sie Dero koſtbarſtes Leben in acht! Denn das iſt der größte Hexenmeiſter und Wüterich, der auf der Erde lebt, und regiert und plagt das unglückliche Land nun ſchon zweihundert Jahre und will immer noch nicht ſterben.“

Und Hans, ganz erſtaunt, fragte: „Was ſagſt du von der weißen Prinzeſſin? Und wer iſt die?“

Und der Wirt antwortete: „Euer Großmächtigkeit geruhen mit Dero untertänigſtem Sklaven zu ſcherzen. Wie? Allergnädigſter Herr Prinz, Sie ſollten das nicht wiſſen, was über alle Meere und Länder erklungen iſt? Sie ſollten ſo zum Spaß durch ſolche grenliche Wüſte gezogen ſein? Denn wer hätte von der ſchönen Prinzeſſin aus Hiſpania nicht gehört, wofür der Mohrenkönig einem Seeräuberhauptmann ſeinen halben Schatz gegeben hat? Das iſt ein Weltwunder der Schönheit; und die allein hat Gewalt über den Unmenſchen, und ſeit ſie hier wohnt, haben wir beſſere Zeiten; denn er darf kein Blut mehr vergießen. Drei Jahre wohnt ſie nun in dem Schloſſe des Ungeheuers, das ſie allein zähmen, ja um ihren kleinſten Finger wickeln kann. Vor ihr muß er ſich wie ein Diener krümmen und ſchmiegen und jeden Tag vor ihr auf den Knien liegen und flehen, daß ſie ihn endlich erhöre und ſeine Königin werde. Sie tut es aber nicht und hat doch ſolche Macht und geheime Kunſt über den alten Hexenmeiſter, daß er ſich zahm und ſtill halten muß.“

Hans ſagte bei dieſer Erzählung mehrmals Hm! Hm! Bei ſich aber dachte er ſogleich: „Freilich willſt und mußt du die Prinzeſſin befreien.“ Und dies ſpornte ihn nun zur Geſchwindigkeit der Reiſe, und er ließ ſeine Leute alsbald zum Aufbruch rüſten.

Und Hans zog noch zehn Tage durch das ſchöne Land des Mohrenkönigs, und am elften Tage ſah er die goldnen Türme und Kuppeln der Hauptſtadt desſelben von Weſten her ſchimmern. Und der Mohrenkönig wußte, daß etwas Großes kommen ſollte, denn ſeine Geſellen hatten ihm allerlei zugeraunt; auch hatte er

die letzten Nächte bedenkliche Träume gehabt. Daher hatte er seine Schlösser und Festen mit Mannschaft und Geschütz dreifach gestärkt; mit hunderttausend Mann aber war er ausgerückt und lagerte vor den Toren der Stadt auf einer weiten Ebene. Er aber wohnte in einem prächtigen Zelte, und die schöne, weiße Prinzessin aus Hispanien hatte auch ihr eignes Zelt nicht weit von ihm; denn sie mußte immer nahe bei ihm leben.

Als der Mohrenkönig nun unsern Hans mit seinem Stock und seinen drei Hündchen und seinem seltsamen und abenteuerlichen Gefolge herankommen sah und gewahrte, wie Löwen und Tiger um ihn spielten, und wie wunderlich seine Leute aussahen, da dachte der alte Schlaukopf bei sich: „Der kann gewiß große Künste, und dein Heer hilft dir gegen ihn nichts; die würden dir nur davonlaufen, wenn sein zauberisches Geschwader auf sie losginge. Also fein sachte und leise — du mußt ihn mit Listen angreifen und versuchen, ob du ihn mit zierlichen und schönen Worten aufhalten und fangen kannst." Und so rüstete er sich denn mit der blanken und glatten Rüstung der Schalkheit und Freundlichkeit und ging Hansen in seiner ganzen, vollen, königlichen Pracht und Herrlichkeit entgegen, und seine Kleider und seine goldene Krone auf dem Haupte blitzten von Demanten und Juwelen, als wäre der König der Unterirdischen aus dem gläsernen Berge auf diese Erde emporgestiegen; und die schöne, weiße Prinzessin aus Hispanien und alle seine Hofherren und Hoffrauen in prächtigsten Kleidern gingen neben und hinter ihm, und die Pfeifer und Trompeter des ganzen Heers spielten eine lustige Kriegs- und Triumphmusik auf. Und als er vor Hans kam, sprach er also:

„Friede, Glück und Sieg mit dir, du herrlicher Prinz aus Mitternacht und aus dem Schneelande, der uns hier in dem brennenden Süden lange verkündigt ist als ein Stern des Himmels, und dessen fröhliche Ankunft wir lange mit Sehnsucht erwartet haben! Glückselig, die deine Augen schauen, du glorreicher Siegesheld! Und gesegnet, wo deine Füße wandeln! Siehe! Dein Diener ist dein und alles, was du hier siehest. Und nun komm und laß dich in deine Burg einführen und lerne, ob wir hohe Gäste zu empfangen wissen!"

Aber Hans schaute höhnisch und grimmig auf ihn und sprach: „Nicht als Friede und Glück komme ich zu dir, du tückischer und blutiger Mohrenhund, sondern als Krieg und Verderben! Hinab in den Staub, du Hund, daß ich meinen Fuß auf deinen Nacken setze! Denn was ich hier sehe, meine ich nicht als ein Geschenk von dir zu empfangen sondern als Beute zu nehmen."

Und der Mohrenkönig, als er diese Worte hörte, fürchtete sich

ſehr; doch faßte er ſein Gemüt und ſein Geſicht zuſammen und ſah gelaſſen und heiter aus und antwortete:

„Das iſt nicht prinzlich und königlich geſprochen, Großmächtigſter! Auch darf, wer ein Held heißen will, Beute nicht nehmen ohne Kampf; das tun Diebe. Darum, ſo dich gelüſtet, laß uns kämpfen, und wer den Streit gewinnt, der ſoll des andern Herr ſein. Siehe, ich ſetze dir fünf Stunden, und in den fünf Stunden ſollen fünf große Proben gemacht werden, und gewinnſt du dieſe redlich und ohne böſe Liſt, ſo ſollſt du über mich und über das ganze Mohrenreich der Herr ſein.“

Und Hans beſann ſich nicht lange und ſprach: „Es gilt! Und nun her mit den Proben!“

Und der Mohrenkönig ſagte: „Am Ende der Welt, wo ſie mit Brettern zugenagelt iſt, und wo man in Sonne und Mond hineingreifen kann wie in einen goldnen Pfannkuchen, da ſteht der Apfelbaum, wovon Adam und Eva weiland gegeſſen haben. Nun hat dieſe ſchöne Prinzeſſin lange gelüſtet, einen der Äpfel zu haben, die auf dieſem Wunderbaum wachſen. Alſo rüſte dich! Und ſchaffſt du mir in einer Stunde einen Apfel jenes Baumes, ſo magſt du noch wohl mein Herr werden.“

Und Hans rief ſeinem Springer Langbein zu: „Lauf! Und hole den Apfel!“ Und jener ſchoß dahin wie ein Blitz, und keiner ſah eine Spur von ihm. Und es waren Dreiviertelſtunden vergangen, und der Apfel war noch nicht da, und des Mohrenkönigs düſtres Geſicht erheiterte ſich. Da rief Hans ſeinem Horcher und ſprach: „Horche, ob du keine kommenden Fußtritte hörſt!“ Und der Horcher legte ſein Ohr an die Erde und horchte und ſprach: „Fußtritte hör' ich nicht, aber wohl, wie einer am Ende der Welt ſchnarcht.“ Nun rief Hans ſeinem Schauer und Schützen: „Geſchwind! Und ſchau'!“ Und jener ſprach: „Ich ſehe den Lauſer ganz deutlich; er liegt unter dem Apfelbaum und ſchläft und hält den Apfel in der linken Hand, und ſein Kopf ruht auf einer Eichel. Ha! Warte, du Fauler! Ich will dich ſchon aufwecken!“ Und er nahm ſeinen Bogen, legte einen Pfeil drauf und traf gerade in die Eichel. Und der Lauſer fühlte den Ruck, erwachte, ſah nach der Uhr, erſchrak, daß er ſo [illegible] Zeit verſchlafen, ſprang davon und war in zwei Minuten mit ſeinem Apfel zur Stelle. Und der Mohrenkönig erſtaunte und erb[illegible]gte; Hans aber gab den roſigen und goldigen Apfel in die Hand der ſchönen, weißen Prinzeſſin von Hiſpanien, die ihn mit holdſeliger Gebär empfing.

Und der Mohrenkönig ſagte darauf: „Hier iſt die zweite Probe! Siehe, dort weiden tauſend fette Ochſen, und ſiehſt du dort einen gelben Berg? Das iſt ein Reiskuchen zweitauſend

Malter groß — von solchem Inhalt sind unsre afrikanischen Pflaumenpuddings — und dort unter jenem großen, blauen Zelte liegen zwanzig Faß Wein, das kleinste zwanzigmal größer als jenes bei euch weißen Schneeleuten gepriesene Heidelberger Faß. Magst du mir einen Schlinger und einen Schlucker schaffen, die damit in einer Stunde fertig werden, so kannst du noch wohl mein Herr werden."

Und Hans antwortete lachend: „Meinst du, das sei was Schweres?" Und er rief: „Wo sind meine Magern und Bleichen? Herbei, mein rüstiges Brüderpaar! Hunger und Durst, herbei! Herbei! Und schafft!" Und sie kamen, sich an die Arbeit zu machen, und der Hunger fraß, und der Durst soff, und sie schlangen und schlürften mit so scheußlicher Gier und machten mit den Zähnen und der Gurgel so gewaltige Arbeit, als sei jenes Feuer da, von dem der heilige Petrus geweissagt hat, es solle am Jüngsten Tage die ganze Welt auffressen und verschlingen. Und nach einer halben Stunde war auch nichts mehr da als die leeren Häute der Ochsen und die hohlen Fässer und von dem Reiskuchenberg auch keine Spur. Und die beiden Entsetzlichen schlugen noch auf ihre dünnen Bäuche und schrien: „Mehr her! Mehr her!" und allen, die das Geschrei hörten, kam Grauen und Entsetzen an.

Der Mohrenkönig aber hielt sich tapfer und sagte: „Das war nur eine Art Spaß, wie man ihn zur Ergötzung mit Kindern oder Tölpeln macht; im Fressen und Saufen sind viele Meister, und ist eigentlich eine Kunst der Dummen und eurer Helden aus dem weißen Abendlande. Aber nun richte mir die dritte Probe aus und sage mir binnen einer Stunde genau, was der Teufel da unten in den heißesten Tiefen der Erde eben denkt! Und kannst du das, mag es wohl gelingen, daß du mein Herr wirst."

Und Hans flüsterte mit seinem Horcher, und der Horcher legte sich auf die Erde und horchte, und bald sprang er lustig wieder auf und flüsterte mit Hans. Und Hans sprach zum Mohrenkönig: „Herr Mohrenkönig, hast du auch ein Herz, des Teufels Gedanken zu hören? Du verlangtest zu wissen, was der Teufel eben gedacht hat? Er hat mit seiner Großmutter geflüstert und gedacht: Über meinem besten Vizesatanas auf Erden schwebt eine große Gefahr, und wie werd' ich ihn herausreißen?" Als der Mohrenkönig diese Worte vernahm, verstummte er in sich und ward blaß, wie Mohren blaß werden können, das heißt, sein Gesicht ward fast grau wie Erde, und das Weiße in seinem Auge ward gelb, als wäre der Neid mit seinem Pinsel darübergefahren.

Und der Mohrenkönig sprach: „Dies ist meine vierte Probe, und ich will sehen, wen du da hast gegen mich zu stellen. Hier

ſtehe ich und recke meine beiden Hände aus, und wer wagt es, die zu faſſen und mich überzuholen? Gelingt euch das, ſo magſt du noch wohl mein Herr werden."

„Der bin ich," rief Hans im Zorn, „und das wage ich, und her mit den ſchwarzen Tatzen!" Und er legte ſeine Finger gegen die Finger des Mohren und ſpielte zuerſt mit ihm, ſo daß der Schwarze Mut bekam. Aber darauf machte er einen Ernſt und zog an mit ſeiner ganzen Stärke und ſchnellte den ungeheuren Rieſen über ſich durch die Luft hin, daß er mit dem Kopf einen ſolchen Preller gegen die Erde machte, daß er zwanzig Schritt davon wieder auf den Füßen zu ſtehen kam und wie ein vor den Kopf geſchlagener Ochs wohl eine halbe Stunde taumelte, ehe er ſich wieder beſinnen konnte.

Und der Mohrenkönig, wie bang ihm auch um das Herz war, tat doch noch unverzagt und ſprach: „Dieſe vier Kinderſpiele habe ich zum Scherz geſtellt; denn wer nur einige Kunſt hat, weiß wohl, daß das eben keine großen Künſte, ſondern nur Gaukelſpiele und Augenverblendungen waren. Aber nun kommt die fünfte und letzte Probe, und ſeid Ihr mir darin gewachſen, ſo will ich herunterſteigen von meinem Thron, und du, Herr weißer Prinz, ſollſt mein Herr ſein. Und dies iſt die Probe: Siehe dort den Scheiterhaufen, der bis in die Wolken reicht; der iſt mit Schwefel und Öl und Pech gefüllt und begoſſen, und den wollen wir anzünden und Leute mit Blaſebälgen hinſtellen, daß ſie uns den Haufen zu hellen Flammen aufblaſen; und ich vermeſſe mich in die Glut zu ſteigen und ein Liedchen darin zu pfeifen, und du oder einer deiner Leute ſoll mir's nachtun, und haltet Ihr die Stunde mit mir aus, ſo ſollt Ihr gewonnen haben, und dann ſollſt du mein Herr ſein."

„Das ſoll ein Wort ſein, Mohrenkönig," ſprach Hans, „und gleich den Augenblick laß anzünden und blaſen! Denn mich plagt Langeweile und Hunger. Ich will dir ſchon einen Pfeifer hineintun, der dich auspfeifen ſoll." Und Hans rief überlaut: „Huhuhu! Wo biſt du? Geſchwind herbei! Jetzt iſt dir ein Feſt bereitet, und du kannſt dich mal für einige Wochen erwärmen." Und Huhuhu lief herbei und ſtieg mit dem Mohrenkönig auf den Scheiterhaufen. Und in dem Augenblick wurden von vielen Dienern viele tauſend Fackeln hineingeworfen, und die Männer mit den Blaſebälgen traten hinzu und bliesen, und hoch loderten die Flammen zum Himmel empor. Der Froſtling aber ſchrie noch immerfort „Huhuhu! Wie friert mich!" Doch fing ſeine Gebärde an ſich zu erheitern, als auch der letzte Fetzen ſeiner Pelze heruntergebrannt war, und zum erſtenmal in ſeinem Leben ſah er aus, als wenn ihm wohl wäre und eine kleine Luſt durch ſeine eiſige Seele

glühte. Auch der Mohrenkönig hielt ſich tapfer und gab ſich dem Huhuhu gegenüber ein ſtolzes Anſehen, und er ſtrengte ſeine Lungen gewaltig an und ſang aus dem Feuer heraus gleichſam ein luſtiges und trotziges Siegeslied, und wenn er auch mal etwas mit der fröhlichen Miene zuckte, ſo pfiff er ſich doch bald wieder in ſein Liedchen hinein. Als nun Hans ſah, daß es doch nicht recht tüchtig und ernſtlich brennen wollte, und daß das Huhuhu! immer noch durch des Mohrenkönigs Liedchen tönte, rief er erzürnt: „Ei, was ſind das für elende Bläſer! Der Sturm der Flamme rauſcht nicht einmal ſo mächtig, daß er Mohrenkönigs Pfeifen übertäuben kann. Weg mit den elenden Mückenlungen dieſer Bälge! Heran, mein tapfrer Pausback! Blaſius, trete du hin und zeige ihnen, was blaſen heißt!“ Und Blaſius blies, und die Flamme ſchlug hoch auf und flog mit Praſſeln und Krachen umher, als ſollten Himmel und Erde vergehen, und niemand hörte nun noch das traurige „Huhuhu! Wie friert mich!“ Und das helle Pfeifchen des Mohrenkönigs ward gar ſtumm. Und was hat ſich begeben? Bald ſah man den ſcheußlichen ſchwarzen Rieſen, wie er jämmerlich verſengt und verbrannt ſich aus dem Feuer ſtürzte und wie ein Kater aus einem brennenden Hauſe in geſchwindeſten Sprüngen quer über das Feld hinſtrich. Hans aber klatſchte laut in die Hände und rief ihm frohlockend nach: „Lauf du zu allen Teufeln, du feiger Teufelsknecht! Das Spiel haſt du verloren und wirſt nicht wiederkommen.“ Und von Blaſius' gewaltigem Atem war der ganze hochgetürmte Scheiterhaufen in zwei Minuten zur Aſche worden. Und der Froſtling ſaß unten in der Aſche und wimmerte: „Huhuhu! Wie friert mich! Und wer gibt mir meine ſchönen eingeäſcherten Pelze wieder?“ Und alle Umſtehende erſchraken und erſtaunten ob dem Wunder und gingen hin und beſchauten und betaſteten den Mann und fanden an ſeinem ganzen Leibe auch kein Haar verſengt. Hans aber, den er jammerte, ſchickte ſogleich in die Stadt, daß ſie eilends brächten, was dort von Pelzwerk zu finden ſei, und den Frierenden bekleideten.

Und als dieſe fünfte Probe auch beſtanden war, und als ſie ſahen, daß der alte Teufelsbanner und Bluthund mit allen ſeinen Liſten und Künſten völlig aus dem Felde geſchlagen war und die Flucht ergriffen hatte und in der Tat nicht wiederkam, da entſtand ein ſo gewaltiges Jubeln und Jauchzen, daß man es meilenweit hören konnte, und jedermänniglich, alles Volk ließen ſich ihre Freude merken, daß ſie des entſetzlichen Wüterichs und Unmenſchen los geworden waren. Und die Vornehmſten der Mohren und ihre Prinzen, Feldherren und Oberſten traten zu Hans, fielen vor ihm auf die Knie und ſprachen: „Großmächtigſter und Durchlauch-

tigster Prinz aus dem Lande der Weisen und Kunstreichen, wo die weißen und tapfern Leute wohnen, Gott hat Gericht gehalten zwischen dir und unserm Tyrannen, und sein Reich ist dir zugesprochen; darum komm du nun in die hohe Burg und setze dich auf den Thron und sei unser König!" Hans aber antwortete ihnen: „In die Burg will ich wohl einziehen, aber ein Mohrenkönig kann und will ich nicht sein, sondern ich fühle, daß hier meine Wanderung durch die Welt ein Ende hat, und daß ich wieder zu dem Lande zurück muß, wo die weißen Menschen wohnen, zu meinem lieben Deutschland und zu Eisleben hin; denn hier ist es mir zu schwarz und zu heiß. Darum gehet ihr nun hin und ratschlaget untereinander, wer von euch der tapferste, frommste und gerechteste Mann ist, und den bringet mir morgen her, damit ich ihn zum König über euch mache und einsetze!"

Als dies geschehen und gesprochen war, trat die schöne weiße Prinzessin aus Hispanien mit ihren schwarzen Begleiterinnen hinter sich aus ihrem Gezelte und fiel Hansen zu Füßen und wollte ihm die Knie umfassen. Er aber wehrete ihr das und hob sie von der Erde auf, senkte sich vor ihr aufs Knie und sprach: „Allerschönste und allerweißeste Prinzessin, dies schickt sich besser, und dies ist die Stelle, die mir gebührt!" Sie aber wollte das nicht leiden und hieß ihn wieder aufstehen und sprach: „Der größte Thron der Welt ist deiner Kunst und Tugend zu klein, und deine Magd wäre glückselig, wenn sie an seinen Stufen knien dürfte. Nun aber komm und laß uns in die Königsburg ziehen und erquicke dich und die Deinigen nach der langen Reise und nach so schwerer Arbeit und Gefahr!" Und sie nahm ihn an die Hand, und er ließ sich von ihr führen, und es sah aus, als wenn ein Lämmlein einen Löwen geführt hätte.

Und ein köstliches Mahl ward bereitet, und alle Hansens Diener und Gesellen ergötzten und erquickten sich herrlich, und auch seine drei Hündchen wurden vergnügt. Aber allein Hunger und Durst konnten nicht satt werden, und der Frostling, der wohl zehn Pelze übereinandergezogen hatte, schrie immer noch auf das erbärmlichste: „Huhuhu! Wie friert mich!" Nach der Tafel ging Hans mit der schönen Prinzessin von Hispanien in ihr Zimmer, und sie erzählte, wie sie eines christlichen spanischen Königs von Sevilien Tochter sei, und wie mohrische Seeräuber sie vor drei Jahren aus einem Lustgarten an der Küste entführt und dem Mohrenkönig verkauft haben, und was sie erlitten habe von der Zudringlichkeit des alten Bösewichts, der sie durchaus als seine Königin neben sich habe setzen wollen. Und Hans hörte mit dem größten Wohlgefallen zu und hätte eine halbe Ewigkeit neben

ihr ſitzen und ſie erzählen hören möget; denn nie, deuchte ihm, hatte er ein ſolches Bild der weißeſten Schönheit, Unſchuld und Holdſeligkeit auf Erden geſehen. Und auch ihre Augen blickten mit Wohlgefallen auf den ſchönen, ſtattlichen Mann, deſſen wunderbare, unüberwindliche und unglaubliche Abenteuer ſie gerettet hatten. Und wie es weiter gegangen iſt, weiß ich nicht; aber den andern Morgen hießen ſie vor allen Leuten Braut und Bräutigam.

Hans gab nun den Mohren einen König, den Mann, den ſie ſelbſt haben wollten, und ſprach zu ihnen: „Ich will nun bald reiſen — darum auf! Und ſchaffet mir geſchwinde aus dem ganzen Reiche alle weiße und ſchwarze Chriſten und europäiſche Sklaven zuſammen und rüſtet und bereitet mir Pferde und Kamele und Speiſe und Trank ſo viel, als wir auf der Reiſe durch die Wüſte gebrauchen, bis wir an den Nil gelangen. Und eigentlich habe ich eurem Hexenmeiſter dem Mohrenkönig das ganze Land und ſein Königsſchloß und alle andern Schlöſſer im gefährlichen Ritterſpiele ehrlich abgewonnen und könnte ſie behalten; aber ich will nichts davon haben. Doch ſein Gold und Silber und ſeine Juwelen und Kleinodien, die will ich mit mir nehmen, und die ladet mit auf meine Wägen und Kamele!“ Und ſie waren gehorſam und richteten alles aus, wie Hans es befohlen hatte.

Nach zwei Monaten waren ſie fertig, und Hans und ſeine ſchöne Braut machten ſich auf den Weg, und die drei großen Hunde liefen neben dem prächtigen Staatswagen her, in welchem Hans und ſeine Braut ſaßen; und das Gefolge der Wüſte war auch mit ohne der Huhuhu und der Hunger und Durſt. Denn Hans ſagte: „Die Leute würden mich als einen Übeltäter und Narren empfangen, wenn ich drei ſo ungeſchlachte Geſellen mit nach Deutſchland brächte, wo es der Nimmerſatte genug hat; ſie gehören in Afrika und in der Wüſte zu Hauſe, und da ſollen ſie bleiben.“ Es zogen aber ſonſt noch viele tauſend Chriſten und ein anderes unſägliches Geleit und eine unzählige Reihe Wägen mit. Und ſie hatten eine ganz luſtige und angenehme Reiſe, wie ſie wohl nie eine Karawane durch die Wüſte gehabt hat; denn Blaſius war mit und ſpielte den ganzen Tag ein kühles und anmutiges Lüftchen auf und blies des Nachts alle Müken, Schlangen und Skorpionen weg.

Als Hans nun nach einem Zuge von ſieben Wochen an den Nil und in die Stadt Alexandria am Meer gekommen war, rief er alle Chriſten, die mit ihm gereiſt waren, zuſammen, ſchenkte ihnen viel Silber und Gold und ſprach zu ihnen: „Gott ſei mit euch und erhalte euch in ſeinem rechten Glauben! Und hier nehmet

dies Geld und teilt es chriſtlich unter euch und gehet hin und mietet euch Schiffe und reiſet ein jeder wieder in das Land, wo er geboren iſt.“ Er ſelbſt aber mietete ſich ein Schiff für Hiſpanien und Sevilien und ſtieg ein mit ſeiner Braut und ſeinem Gefolge und ſeinen drei Hunden und mit allen ſeinen Schätzen. Und Herr Blaſius mußte einen günſtigen Wind aufſpielen, und ſo ſegelten ſie den dritten Tag in die ſchöne Stadt Sevilien ein und beſuchten dort den alten König, den Vater der ſchönen, weißen Prinzeſſin aus Hiſpanien. Und der alte König hat ſich ſehr gefreut und Gott gedankt, daß ſeine Tochter aus dem böſen Heidenlande erlöſt war, und hat ſie dem Hans gern und fröhlich zum Gemahl gegeben, welcher nun der Ritter Hans mit den drei Löwen genannt ward. Hans aber iſt manchen ſchönen Tag und Monat in Hiſpanien geblieben; endlich aber iſt ihm das Herz ſehnlichſt nach der lieben Heimat geſtanden, und er iſt vor den alten König getreten und hat geſprochen: „Herr König und mein Herr Vater! Ich bin lange bei Euch geblieben und habe meines Gelübdes der Heimkehr und meines Landes und meiner Gefreundten hier in der Freude faſt vergeſſen. Nun aber mahnt mich das Geſetz Gottes und die Sehnſucht und Liebe des Vaterlandes an die Rückkehr in meine Heimat, da ich ſo manche Jahre auf Abenteuer in der Fremde umhergefahren bin. Auch habe ich noch einen alten Vater, den möchte ich gern ſehen, ehe er ſtirbt.“ Der König bat ihn freilich viel, bei ihm in Hiſpanien zu bleiben; aber endlich konnte er es ihm nicht weigern, wiewohl er über den Abſchied ſehr traurig war. Und auch die Prinzeſſin, ſeine Tochter, war ſehr traurig; doch iſt ſie gern mit Hans gezogen, denn ſie hatte ihn lieber als ihr eigenes Herz.

Und den andern Tag ſind ſie mit einem Schifflein vom Lande geſtoßen, und Blaſius hat in die Segel geblaſen, und das Schiff iſt dermaßen geflogen, daß der geſchwindeſte Falk nicht hätte folgen können. Und ſie ſind durch das ſpaniſche Meer und durch die deutſche Nordſee geſegelt und den vierten Tag in die Elbe eingelaufen und ſo immer geſchwind durch Blaſius glücklichen Atem Hamburg vorbei nach Magdeburg gekommen, von wo es nicht mehr weit iſt nach dem Lande Mansfeld. Da hat Hans ſich ein paar Dutzend Wägen gemietet für ſich und ſein Gefolge und ſeine ſchweren Schätze und auch für ſeine drei Hunde einen gedeckten Frachtwagen, worin ſie jetzt eingeſperrt wurden. Denn Hans ſagte: „Ich kann meine drei Löwen nicht neben mir laufen laſſen, denn welche deutſche Herberge würde mich dann aufnehmen wollen! Solche Hunde ſind bei mir zulande etwas ungewöhnlich, und könnten die alten Weiber und die Kinder auf der Landſtraße

erschrecken und eine ganze lärmende und schreiende Jagd hinter mir herziehen."

Und den dritten Tag nach der Abfahrt von Magdeburg ist Hans in die Stadt Eisleben eingefahren und hat unter dem Namen der Ritter mit den drei Löwen in der besten Herberge sein Quartier genommen. Und alle Leute sind verwundert gewesen über die Pracht und Herrlichkeit des Ritters und über seine schöne hispanische Frau. Am meisten aber hat es Gerede gegeben, daß er mit den drei gewaltigen Tieren, die er nur seine Hündchen nannte, auf den Straßen spazierenging, und daß diese Hündchen zahm und freundlich keinem Kinde was zuleide taten, und daß sein wunderlicher Diener, der Bausback, ihm immer zur Seite ging; denn der mußte immer mit sein auf den Spaziergängen, damit er die Winde in der Luft regierte, wenn sie dem Ritter zu heiß oder zu kalt wurden, und sie ihm nach Gefallen kühlte oder wärmte und unwillkommene Regenwolken wegbliese.

Und bald ist es weit umher über das ganze Land erschollen, es sei in Eisleben ein asiatischer Prinz angekommen, der so viele Demanten habe als die Mansfelder Kupfer- und Eisensteine. Und es lief manch seltsames Geschrei und Gerücht über diesen asiatischen Löwenprinzen und über sein schönes Gemahl, von welchem sie sich erzählten, sie sei des Großtürken oder des Großmoguls Tochter, und von dem habe er sie nebst den Edelsteinen und Demanten ihres Vaters entführt.

Hans aber, nachdem er vier, fünf Tage in Eisleben gewesen, ging zu dem alten Herrn Bürgermeister und sagte zu ihm: „Herr Bürgermeister, Ihr erinnert Euch noch wohl, wie vor fünf Jahren ein armer Schuhmachergesell Eurem Sohn beim Spiel den Kopf zerschellte, und den seht Ihr nun hier, der bin ich! Und ich komme nun wieder in mein Land und bitte Euch, vergebt mir die unschuldige Schuld; denn ich habe es ja nicht mit Willen getan." Und der Bürgermeister erstaunte und erschrak und rief voll Verwunderung: „Ihr, gnädiger Herr, wäret jener Schuhmachergesell Hans, des alten Martin Isbrand Sohn? Ihr geruhet Scherz mit mir zu treiben und mir Märchen zu erzählen — denn wie sollte das zugehen?" — „Es geht in der Welt vieles anders zu, als die Menschen denken," antwortete Hans, „wie das Sprichwort sagt: Der Mensch denkt's und Gott lenkt's, oder wie ein anderes Sprichwort spricht: Kinder werden auch Leute. Glaubt mir, ich bin jener Hans, der Schuhmachergesell, und vergebt mir!" Und der Bürgermeister sprach wieder: „Sollte es möglich sein? Ist es denn so, wie Ihr saget, so vergebe Euch Gott im Himmel, wie ich Euch längst vergeben habe!" Und Hans sprach

wieder: „Es iſt wahr und wahrhaftig ſo, und es begeben ſich immer noch Wunder“ — und dann fiel er dem alten Mann um den Hals und küßte ihn freundlich — und gab ihm eine ſchöne Demantſchnur und ſprach: „Nehmt das zum Andenken und als einen Brautſchatz für Eure jüngſte Tochter!“ Und ſo ſagte er ihm Lebewohl.

Und nun war gleich ſein zweiter Gang zum Meiſter Peters, dem guten, alten Schuhmacher, bei welchem Hans ſeine Lehrjahre durch gedient hatte. Und es traf ſich, daß das Gerücht von dem abenteuerlichen aſiatiſchen Prinzen den alten Martin Isbrand auch nach Eisleben gelockt hatte. Und er ſaß eben in freundlicher Traulichkeit in ſeines Gevatters Peters Stübchen bei einem Kandel Bier, und ſie plauderten über den wunderbaren Fremdling, der in ganz Eisleben die Köpfe umkehrte, und ſiehe, da trat der ſtattliche Ritter herein; ſeine drei Hündchen aber legten ſich vor des Schuhmachers Tür hin. Und die beiden Männer erſtaunten, als der glänzende und prächtige Herr hereintrat, und ſtanden ehrfurchtsvoll hinter dem Tiſche auf und verneigten ſich, die Mützen in der Hand, und wußten nicht, wie ihnen geſchah, und was der Fremde hier doch wolle. Hans aber winkte und bat, ſie möchten ſich wieder ſetzen, und er hatte ſich vorgenommen, ein ſcherzhaftes Spiel mit ihnen zu ſpielen und ſich allmählich in ſeiner wahren Geſtalt zu erkennen zu geben; aber es ward ihm bei dem Spaße bald des Ernſtes zuviel, und er mußte ſcherzhafteren Leuten den Scherz laſſen. Denn als er die beiden alten lieben und treuen Geſichter ſah, ſchwoll ihm ſein Herz zu voll und dick von Liebe, und er konnte nicht ſpielen und ſcherzen, ja kein Wort konnte er nicht ſagen. Und zuletzt konnte er ſich nicht länger halten und mußte dem alten Martin um den Hals fallen und ihn tauſendmal küſſen und bitterlich weinen. Darauf umhalſte und küßte er ſeinen alten Meiſter auch und rief endlich: „Kennt Ihr Euren Sohn nicht mehr? Vater, kennt Ihr Hans Isbrand nicht mehr?“ Und der alte Martin ſchaute ihn lange wie blöde und erſtaunt an und betrachtete ihn dann genauer und ſagte: „Ja, wie konnte ich meinen Hans Lauſindiewelt unter einem ſolchen Rock ſuchen? Und wie könnteſt du mein Hans ſein, wenn du auch ſo ausſiehſt? Denn das ſeh' ich wohl, und mir iſt gleich wunderlich genug zumute geweſen, als du hereintrateſt und mich dann an deine Bruſt drückteſt; du ſiehſt wahrhaftig wie der Hans aus, und wenn ich in deine freundlichen, großen, blauen Augen gucke, ſo glaube ich deiner ſeligen Mutter Augen zu ſehen, und die ſtarken Knochen haſt du nach mir. Aber ſage mir denn noch einmal, biſt du denn wirklich mein Hans?“ Und Hans beteuerte es zum dritten- und

viertenmal, und dann streifte er sich den Wams über die Lenden und Hüften auf und rief: „Schau' hier, Vater Martin! Hier die Narbe, welche das Hufeisen deines Grauschimmels mir als ein unauslöschliches Zeichen eingetreten hat", und dann umhalste er die Alten von neuem und küßte und herzete sie inbrünstiglich, bis er ihnen die Furcht und Blödigkeit wegküssete und die volle und ganze alte Liebe und Traulichkeit wiederkam. Und nun saßen die drei in Freuden ein paar Stunden miteinander, und Hans ließ vom besten Wein holen, der in Eisleben zu haben war, und sie tranken einander das frohe Willkommen zu, und Hans mußte den Alten nun alles erzählen, wie Gott ihn wunderbarlich und gnädiglich durch alle Abenteuer und Gefahren geführt und das Unglück in Glück verwandelt habe. Doch davon hat er ihnen später noch manchen schönen Abend mehr erzählt.

Hans, nachdem er sich mit ihnen eine Weile so gefreut, nahm die alten Männer mit zu seinem schönen Gemahl, daß sie auch daran sich freuen möchten. Und der alte Peters, von Wein und Freude erlustigt und ermutigt, sprang bei dem Anblick der schönen Prinzessin wie ein Kind im Kreisel herum und rief: „Viktoria! Viktoria! Herr Hans, das muß ich sagen, die schönste Prinzessin unter der Sonne! Und meiner Seel' der feinste Fuß, der je in einen feinen Schuh gestiegen! Habe in meiner Jugend auf meiner Wanderschaft vieler, großen Potentaten Länder und Städte gesehen, aber ein solches Wunder haben meine Augen nirgends erblickt."

Und die andern Tage mußten die Schwestern und Brüder auch alle hergebracht werden und sich freuen, daß ihr Hans ein so großer und stolzer Herr und Prinz geworden war. Hans war aber von Herzen demütig und freundlich gegen sie alle und gegen seinen alten Vater fromm und gehorsam wie in den früheren Tagen. Und er hat die Alten und die Jungen so reichlich beschenkt von dem, was Gott und sein starker Arm ihm beschert hatten, daß die Kinder von Isbrand und Peters schöne Häuser bauen und Äcker und Güter kaufen und in Fülle und Freude leben konnten.

Und Hans blieb in dem Lande Mansfeld und ward ein mächtiger Herr in den Grenzen von Sachsen, der sich viele Schlösser baute und Land und Leute kaufte und andere mit dem tapfern Degen gewann. Und sie nannten ihn den starken Ritter Hans mit den drei Löwen oder auch den starken Hans schlechtweg. Und er hat ein großes Geschlecht gestiftet, und es sind viele große und mächtige Fürsten und Herren aus ihm und der hispanischen Prinzessin entsprossen; und sie nennen darunter auch die weiland von

Henneberg und Schwarzburg. Noch stehen Kirchen und Schlösser, die er gebaut hat, und sein gewöhnliches Haus und seine Jagdflur war an der Güldnen Au; da lag sein Schloß auf dem Waldberge nicht weit von dem Kyffhäuser. Sonderlich aber hat die Sage mit seinem Namen und seinen Taten gespielt. Weil er die Teufel und Hexenmeister hat überwinden und durch seinen Arm und seine Gesellen mit Gottes Hilfe und Rat so ungeheure Dinge hat vollbringen können, haben viele Leute ihn selbst für einen Zauberer gehalten, und sind nach seinem Tode viele Wundergeschichten und Märchen, die ihm nicht angehörten, von ihm erzählt worden. Die Menschen sagen von ihm, daß man ihn mit seinem ganzen Gesindel um die Mitternacht oft noch um die Trümmer seines alten Schlosses hinbrausen und lärmen höre, auch daß er nächtlich mit seinen drei Hündlein oft durch die Forsten und Büsche als Waldmann streife. Wehe dann allen, welche sie auf verbotenen Wegen finden! Auch wollen ihn viele oft auf einem fliegenden Löwen durch die Luft haben reiten sehen. Dies alles mag glauben, wem es gefällt; wir aber können nicht glauben, daß ein Mann, der in seinem ganzen Leben nie log, ein Zauberer sein konnte.

Und dies war die wahre Geschichte von dem starken Hans.

---

25. Aschenbrödel.

In einem Walde, der von der ganzen, weiten Welt abgelegen war, und wo man selten eine andre Stimme hörte als die Stimme der Vögelein, die da sangen, oder als das Girren der Tauben und Brüllen der Hirsche, lag, von allen Menschen ungewußt, zwischen höchsten Bergen ein wunderliebliches Tal, und in dem Tale stand ein kleines, kleines Häuschen, mit Stroh gedeckt und mit hellen Fensterscheiben, und an dem Häuschen war ein Gärtchen, wohl nicht so groß als der Garten Eden, worin Adam und Eva einst gelebt haben, aber gewiß ebenso schön. Das Häuschen war wohl eines der kleinsten Häuser, die jemals gebaut sind, denn es hatte nur zwei ganz kleine Kammern, gerade geräumig genug, daß in jeder ein Bett, ein Stuhl und ein kleines Tischchen stehen konnte. In der einen Kammer wohnte ein alter Mann, dessen Kopf schon schneeweiß war, und in der andern ein kleines Mädchen mit blonden Löckchen und rosenroten Wängelein und mit den hellsten und freundlichsten, himmelblauen Äugelein. Wie der Mann hieß, das weiß ich nicht, aber das kleine Mädchen hieß Nauthildchen. Diese beiden wohnten ganz allein im Hause. Sie lebten aber ganz verschieden; denn der Mann saß den ganzen Tag in

seinem einsamen Kämmerchen und studierte Bücher verborgener Weisheit; das Mädchen aber lief in dem Garten herum und spielte sich von einer Blume zur andern und von einem Vogelnest zum andern. Des Nachts aber, wann das Mägdlein im süßen Schlaf lag, wandelte der Meister in dem Garten und auf der Waldhöhe und betrachtete den Lauf des gestirnten Himmels; denn er war ein gewaltiger Sternkundiger. Gesprochen, glaube ich, ist in keinem Hause auf Erden weniger als in diesem Hause, denn der Alte war fast immer still und in sich gekehrt und sprach nimmer ein Sterbenswort mit dem Kinde als des Morgens, wo er sie im Katechismus und in Gottes Wort unterwies, und des Abends, wo er vor dem Schlafengehen mit ihr betete. Selten hat er ihr an den langen Winterabenden wohl einmal eine Geschichte erzählt; er hat ihr aber die allerhübschesten Geschicht- und Märchenbücher mit den niedlichsten Bildern geschenkt, worin sie lesen und sich die Zeit vertreiben konnte, wenn der Tag zu kurz war. Aber unendlich lieb hat der Mann das Kind gehabt und das Kind wieder den Mann, welchen es Vater nannte. Er hat es oft stundenlang auf seinem Schoß und an seiner Brust gehegt und es also an seinem Herzen einschlafen lassen; und dann sind ihm wohl die Tränen in die Augen gekommen, und er hat die Hände gefaltet, gebetet, die Augen gen Himmel gehoben und gesprochen: „Allmächtiger, Barmherziger, laß dieses süße Kindlein glücklicher sein, als ich gewesen bin!" Den ganzen Tag aber, solange die Sonne am Himmel stand, spielte das Kind in seinem Garten unter den Blumen und Vögeln, die hier nie aufhörten zu blühen und zu singen. Denn in diesem freundlichen und anmutigen Tale war ein ewiger Frühling und Sommer, und Blüten und Früchte sah man immer nebeneinander. Auch aßen Nauthildchen und ihr Vater nichts anderes als Früchte und Brot und tranken Milch und Wasser dazu.

So hatte das Kind in seiner Einfalt und Unschuld fortgespielt und war zwölf Jahre alt geworden unter seinen Blumen und unter den Engelein Gottes, die oft unsichtbar und in der Gestalt von Vögeln und Schmetterlingen um sie schwirrten, und war gewiß das allerholdseligste und freundlichste Kind auf Erden. Da hatte sich einmal ein Prinz, und zwar ein königlicher Prinz und der einzige Sohn des Königs, der über die Länder herrschte, auf der Jagd in den Bergen verirrt und war in das heimliche, verborgene Tal hinabgekommen und zu dem Gärtchen, worin das Mägdlein spielte. Und das Kind hatte sich über den schönen Jüngling gefreut und hatte ihm Lilien und Rosen gebracht, und er hatte sich auch gefreut und das Kind auf seinen Arm genommen

und es vieltausendmal geküßt und geherzt. Und darauf, als er die Jagdhörner seiner Begleiter heranblasen gehört, hatte er es freundlich gegrüßt und war weggegangen einen Seitenpfad den steilen Berg hinan und hatte beim Abschiede gerufen: „Spiele fröhlich, Nanthildchen, ich komme bald wieder und bringe dir was Schönes mit!“ Und als der Abend gekommen war, hatte Nanthildchen dem Vater alles erzählt, und er hatte den Kopf dazu geschüttelt und bedenklich ausgesehen. Das hatte ihm aber am wenigsten gefallen, daß das Kind, als sie von dem Jüngling erzählte, einmal über das andere ausrief: „O er war auch gar zu schön, viel, viel schöner als du, wenn du mich am allerliebsten hast und mir das Liedchen singst:

Nanthilde, süßes Röselein,
Blüh', blüh' im hellen Sonnenschein!
Blüh', blüh', mein süßes Röselein,
Geschirmt von Gottes Engelein!“

Bei diesen letzten Worten des Kindes waren ihm die hellen Tränen in die Augen getreten, was ihm nicht leicht geschah, und er hatte aufstehen und weggehen müssen, damit er dem Kinde die Bewegung seines Herzens verberge.

Und als der dritte Tag nach diesem vergangen war und der vierte kam, da kam auch der schöne Prinz wieder geritten; und er kam diesmal in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit in einem goldnen Kleide mit Knöpfen von Demanten besetzt. Und er hat wohl an die zwei Stunden mit dem süßen Mägdlein in dem Garten gesessen und mit ihr gespielt und sich ihre Blumen und Vogelnester zeigen lassen und sie dann auf den Schoß genommen und ihr allerlei anmutige Geschichten erzählt. Endlich hat er ihr ein blaues, seidnes Kleidchen gegeben und ein feines Goldringelein, in welchem ein Demant funkelte, und dabei gesprochen: „Behalte das, Nanthildchen, und trag es zu meinem Andenken!“ Darauf hat er das Kind auf seinen Arm gehoben und es geküßt und ist weggeritten und hat ihm noch mit den Händen zugewinkt und zugerufen: „Gott behüte dich! Ich komme bald wieder.“

Und als die Sonne untergegangen war und das Kind den Abend zu seinem Vater in das Kämmerchen trat, sprach er: „Mein Kind Nanthildchen, was ist dir? Du siehst ja so rot aus, als wenn du eben auf der Schmetterlingsjagd gewesen wärest!“ Und sie hat geantwortet: „O er ist wieder dagewesen, der schöne, junge Mann, von welchem ich dir jüngst erzählte; und er war noch viel schöner als damals, und er war so prächtig und hatte Knöpfe an seinem Rock, die wie die Sterne funkelten, und ich habe mit ihm im Garten umherspringen und ihm alle meine schönsten Blumen

zeigen und mit ihm spielen müssen; und er ist viel länger geblieben als das erstemal und hat mir noch viel freundlicher gedeucht; und er will auch oft wiederkommen und mit mir spielen, hat er gesagt; und sieh mal, was er mir Schönes geschenkt hat!" Und sie zeigte in heller Freude das seidene Kleid und den goldnen Ring. Und der Alte besah sich das und ward blaß wie der Schnee, als er den Ring umkehrte und die Worte las, die darin geschrieben standen. Aber er schwieg und sagte kein Wort. Als aber das Kind zu Bett gegangen war, trieb es ihn unruhig hinaus, und er schaute in den Sternenhimmel und rief mit großer Bewegung: „O du ewiger Sternenfürst! Noch keinen Frieden? Und ich muß wieder von hinnen und all diese stille Traulichkeit und Lieblichkeit verlassen? Denn auch hier finden mich, die mir nach der Seele stehen. Ja, fort! Fort! Und morgen noch fort, ehe die Sonne über die Berge ins Tal guckt!"

Ich muß aber nun sagen, wer der alte Mann war, dem die weißen Locken schon die Scheitel herabhingen. Er war aus dem Lande der alten Franken von weiland und war der Sohn eines Frankenkönigs, der in der Stadt Metz im Ardenner Wald wohnte. Es hatte sich aber in den Tagen seiner Jugend begeben, daß ein anderer König der Franken, der in Burgund wohnte, plötzlich seinen Vater überfallen und ihn und alle seine Kinder, Söhne und Töchter, erschlagen hatte bis auf einen einzigen, einen Knaben von zehn Jahren, den ein treuer Diener auf seinem Rücken durch den Ardenner Wald weggetragen und an einen verborgenen Ort geflüchtet hatte. Und dieser junge Knabe war der alte Mann mit den schneeweißen Locken gewesen, der jetzt in den Sternenhimmel schauete. Und er hatte in seiner Jugend viele Abenteuer und Gefahren durchlebt und auch mehrmals um das Reich seines Vaters gestritten; aber es hatte ihm nicht gelingen wollen. Darauf war er ins Morgenland gezogen, ins Gelobte Land, und hatte gegen die Unchristen gekämpft in Syrien, Babylonien und Ägyptenland und hatte dort viele verborgene Weisheit gelernt. Und da war ihm von einer Sultanstochter, die er im Kriege gefangen, getauft und gechristet und darauf sich als Gemahl beigelegt hatte, das einzige Töchterlein, das er hatte, geboren. Als ihm aber jenes sein holdes Weib gestorben war, da hatte es ihm unheimlich gedeucht in Asien, und hatte eine unbeschreibliche Sehnsucht ihn in seine Heimat zurückgetrieben. Er wollte dort aber in seinem fünfzigsten Jahre nicht mehr um Königskronen streiten, sondern um die himmlische und unverlierbare Krone, ob er die gewinnen möchte. Und so hatte er sich mit seiner Weisheit und seinen Schätzen wohl zwanzig Meilen abwärts Metz im tiefsten Walde seine stille Hei-

mat gesucht und dort schon acht Jahre mit seinem Töchterchen gewohnt. Der junge Prinz aber war der Enkel des Königs, der seinen Vater und dessen Geschlecht vertilgt hatte. Und das wußte er wohl.

Er schlief die ganze Nacht nicht, sondern wachte und betete im Freien und auch in dem Kämmerchen über seinem Kinde. Und ehe noch der Tag anbrach und es kaum dämmerte, weckte er Nanthildchen auf und sagte: „Steh auf! Steh auf, mein Kind, und halte hier dein letztes Morgengebet mit mir; denn wir müssen reisen. Jener schöne Jüngling, den du gesehen hast, darf mich nimmer sehen; denn wisse, er ist mein Todfeind und sein ganzes Geschlecht mit ihm." Und Nanthildchen hat diese Worte des Vaters mit Erstaunen und Schrecken gehört, und zum erstenmal in ihrem Leben hat sie gezittert. Und der Alte hat sich Träger geschafft, Gott weiß, woher, die ihm seine Bücher und Schätze trugen, und er hat sein Kind an die Hand genommen und einen Feuerbrand an das Häuschen gehalten und dabei gerufen: „Hier wohne nimmermehr ein Sterblicher!" Und so ist das Häuschen hinter ihnen in hellen Flammen aufgegangen und hat ihnen auf ihrem Pfade nachgeleuchtet; Nanthildchen aber hat bitterlich geweint, als auch der liebliche Garten fern hinter ihnen lag. Und so sind sie vier Tage gewandert durch Wald und Gebirg', bis sie in eine Gegend gelangten, die noch viel einsamer und verschlossener war als die, wo sie gewohnt hatten; und da hat der Alte sich wieder ein stilles, verborgenes Tal gesucht und ein Häuschen gebaut und ein Gärtchen angelegt gleich den vorigen. Es ist aber wunderbar gewesen, wie geschwind die Bäume dort gewachsen sind, und wie bald der bunteste Blumenflor dort wieder in Blüte geprangt hat, daß einer hätte glauben können, es sei Zauberei dabei gewesen.

Der Prinz ist den andern Tag nach ihrer Flucht aus dem Tale wieder den Berg herabgekommen zu der Stelle, wo er das süße und englische Blumenkindlein gefunden, und hat sie in dem Garten und unter allen Blumen, in allen Lauben und an allen Quellen gesucht, aber nirgends mehr eine Spur von ihr finden können. Aber als er zu der Stelle gekommen, wo jüngst das Häuschen noch gestanden, und wo nun schwarze Kohlen und graue Aschen lagen, ist er in sich gewaltig erschrocken und hat eine Weile so starr dagestanden, als sollte er augenblicklich zu Stein werden. Darauf flogen ihm mancherlei wilde und verworrene Gedanken durch die Seele; der traurige Gedanke aber ist endlich fest darin gesessen, daß Räuber gekommen und sie erschlagen und verbrannt oder auch den Alten erschlagen und das schöne Kindlein mit sich

weggeführt hätten; denn das deuchte ihm zuletzt unmöglich, d
an solche Huld und Lieblichkeit ein Mörder die Hand legen kön
und mit dieser Vorstellung tröstete er sich doch ein wenig. Und
ist lange Zeit in dem Garten traurig auf und ab gegangen u
hat jede Blume und jedes Sträuchlein mit einer Träne begoss
denn nun, da sie weg war, fühlte er erst, wie lieb ihm das Ki
Nanthilde gewesen. So ist er endlich schmerzenreich zu Ha
geritten und hat seinen Gram und seine Sehnsucht nicht berg
können; denn er hatte nur einen Gedanken und ein Leben, u
das war Nanthilde und immer Nanthilde.

Und der König, sein Vater, ward bestürzt, als er ihn so blei
stumm und traurig erblickte, und fragte ihn um die Ursache sei
Traurigkeit. Der Prinz aber antwortete ihm: „Mein Herr Kön
und Vater, dein Sohn und Diener hatte im einsamen Waldta
wo er jagen gegangen war, ein schneeweißes Reh gefunden, d
zahm war wie ein Kind, und mit dem er scherzen und spiel
konnte, und das Reh war seiner Seele lieb geworden — und sieh
Nun sind Räuber gekommen und haben das niedliche Tierch
getötet oder gestohlen. Darum ist mir das Herz so voll Traur
keit. Und wenn du mich liebhast, sei nun gnädig und erlaube, d
deine Zimmerleute mit mir da hinabziehen und mir ein Häusch
bauen, worin ich zuweilen wohnen und die fröhlichen und u
schuldigen Waldvögelein klingen und zwitschern hören kann, we
mir des Schellengeklingels und Zungengeflüsters der Schmeichl
und Schönsprecher in deinen königlichen Sälen zuviel wird!“ U
der alte König lächelte und sprach ja und schickte seine Zimme
leute über das Gebirg' hinab, und der Prinz ritt mit ihnen u
zeigte ihnen, wo und wie sie ihm das Häuschen bauen sollte
Er wollte aber eben ein solches Häuschen haben, wie er weila
auf der Brandstätte gesehen, und es sollte auch da wieder hi
gebaut werden. Und sie waren in zwei Tagen fertig mit dem Ba
und verwunderten sich des Prinzen, daß seine Herrlichkeit unt
einem so niedrigen Dache wohnen wollte.

Und die Leute raunten sich nun mit halber Stimme zu, d
Prinz sei närrisch geworden; einige aber gruben tiefer und mei
ten, er suche die Weisheit und dürfe sich das nur vor seinem Vate
dem König, nicht merken lassen; die Weisheit aber wohne nicht i
dem großen Glanz und Getümmel noch in der Könige Häuser
sondern müsse in der Einsamkeit gesucht und erfleht werden. U
der Prinz wohnte hinfort fast immer im Walde und kam selte
in die Städte und auf die königlichen Schlösser. Jäger war e
auch nicht mehr, und die Hirsche und Rehe mochten ruhig u
ihn spielen und die Auerhähne locken und die Tauben girren un

die kleinen Nachtigallen, Finken und Zeisige singen — kein Hund und kein Hifthorn und kein rasselndes Geschoß störte den stillen Frieden dieser verborgenen Waldgründe. Prinz Hilderich war nun ein fleißiger und frommer Gärtner geworden, der Unkraut von den Beeten jätete und Bäume und Blumen pflanzte und begoß. Denn die Bäume und Blumen standen und blüheten noch wie vormals, und da wähnte das sehnsüchtige Herz die Füße und Hände der geliebten Kleinen wieder zu berühren. Wenn er aber von der Arbeit ermüdet war, dann ist er gesessen, wo er mit dem holdseligen Kinde gespielt hatte, und an der Stelle gestanden, wo er sie zuerst am Zaun stehend gefunden, und wo sie ihm ein Sträußchen von Rosen und Lilien gereicht hatte. Da ist der arme Prinz oft stundenlang gestanden und hat in Sehnsucht bergan geschaut, den Pfad hinauf, welchen er in glücklichen Tagen heruntergekommen war, und hat in seiner Sehnsucht den Tag und die Sonne vergessen, und der Mond und die Sterne sind oft aufgegangen, ohne daß er gewußt, es sei anders am Tage.

Armer Prinz, wie würdest du dich gefreut haben, wenn deine Augen hätten in das Gärtchen hinüberreichen können, wo deine Nanthilde jetzt wohnte, zwanzig Meilen weiter, und wo sie ebenso stand wie du und mit den Sternen kosete und mit sehnsüchtigen Augen die hohen Berge hinanschaute und seufzete: „O mein altes, süßes Gärtchen! Wo bist du geblieben? Wo ist er geblieben? — Und er soll des Vaters Todfeind sein und kann doch mein Todfeind nicht sein — wie ist das doch? Nein, das ist er nicht, ein Bösewicht ist er nicht, gewiß, das ist er nicht; und der Vater irrt sich sicherlich und weiß nicht, wen er meint. O wenn er nur hier wäre und der Vater könnte ihn sehen! Dann würde es wohl klar werden.“

So saß der einsame Prinz hier in seinem Gärtchen und verlebte seine traurigen und auch wieder seligen Tage in Sehnsucht und Schwärmerei und ward ein ganz anderer Mensch, als er vorher gewesen. Der mutige, feurige und rüstige Jüngling, der er sonst war, der Ringer, Jäger und Reiter war gar nicht mehr in ihm zu erkennen. Auch fing die Stärke seines Leibes und die Schönheit seiner Gestalt an zu verfallen, so daß der König, der nur diesen einzigen Sohn hatte, sehr traurig war und mit seinen Freunden ratschlagte, wie er ihn dem unwürdigen Müßiggange und der leeren und nichtigen Träumerei entrisse. Es lebte nun an seinem Hofe ein weiser Mann, des Königs Freund und auch des Prinzen Freund; der ging einmal zum Könige und sprach zu ihm: „Herr König, ich wette, diese Krankheit, die dir so schlimm deucht, ist von sehr natürlicher Art und noch heilbar. Wenn ich

die Menschen kenne, so hat der Prinz irgendein Bild im Traum gesehen oder sich aus Sonnenschein und Morgenrot eins gewob und in dem Blumengarten seines jungen Herzens gehegt, oder ih ist auch irgendwo leibhaftig das junge, weiße Reh erschienen, v welchem er dir verblümt gesprochen; und das ist die Krankheit u Sehnsucht und das einsiedlerische Gärtchen und Häuschen i Walde, die einem königlichen Jüngling von achtzehn Jahr freilich nicht wohlstehen. Und gegen ein solches Übel weiß i kein anderes Mittel als: er muß die Stätte ändern. Darum Herr König, laß ihn in die Welt reisen auf Ritterschaft und mi mit ihm, und ich will sehen, ob ich Freude und Heldentum u in seiner Brust entzünden und ihn wieder gesund machen kan Vielleicht auch, wenn die mannigfaltigsten Bilder des Lebens sei Jugend umspielen und umflattern wie bunte Vögel den Frühlin daß jenes zu feste Bild dann aus seiner Seele weicht oder do in milderen und helleren Farben darin spielt."

Und die Rede des weisen Reginfrid — so hieß der Rat u Freund des Königs — gefiel dem alten Könige wohl, und er hie ihn sogleich in den Wald reiten und den Prinzen an den H bringen. Und als sie vor den König traten, sprach er also zu Prinzen: „Mein Sohn, ich habe dir in allem immer den Wille und die Lust gelassen, wie sie deinem Herzen gefallen; aber nu muß ich mich deswegen wohl selbst schelten, und es kann mi nicht länger gutdünken, daß du, der einmal Männern gebiete soll, mit den Tieren und Vögeln des Waldes allein lebst und mi Blumen und Schmetterlingen wie ein verliebter junger Schäfe spielst. Deine Jahre sind gekommen, du mußt in die Welt hin aus, in den Kampf der Männer, wo um Glorie und Heldentum gerungen wird! Du sollst auf Ritterschaft reisen, und dieser treu Ritter Reginfrid, dein Freund und mein Freund, soll dein Ge leiter sein. Und nun tu mir den Willen und rüste dich; denn eh die dritte Sonne aufgeht, mußt du auf der Straße sein." Dieser Befehl des Königs klang dem Prinzen wie ein Donnerschlag; e wollte noch dagegen bitten und sprechen, aber sein Vater erzürnte sich und sprach: „Sei würdig und gehorche! Ich will keines Seufzerlings Vater heißen."

Der alte Reginfrid rüstete und bereitete alles und ritt den vierten Tag mit dem Prinzen aus dem Schloßhofe. Und sie ritten über Ströme und Berge, und nach drei Wochen kamen sie in das Land des Königs von Hispanien. Und Reginfrid hielt nirgends an, sondern trieb die Reise immer weiter bis in den äußersten Süden und Osten. Denn weil er des Prinzen Sehnsucht kannte, wollte er ihn gern bis ans Ende der Welt bringen, damit

die Heimkehr nicht zu geschwind sein könnte. Und sie kamen nach Lissabon am äußersten Westmeer und mieteten dort ein Schiff nach Joppe, und von Joppe ritten sie zur heiligen Stadt Jerusalem hinauf und von da nach Damaskus und Babylon und so immer weiter durch die Grenzen der Perser bis nach Indien und in das Land der Chinesen. Und sie hatten manche Abenteuer zu Wasser und zu Lande erlebt, und der Prinz hatte in Kämpfen mit Riesen und Drachen und in Erlösungen gefangener und bezauberter Prinzessinnen seinen ritterlichen Mut und sein königliches Herz stattlich erwiesen; aber keine einzige dieser Prinzessinnen, wie jung und schön sie auch waren, hat ihm dieses sein Herz auch nur mit einem leichten und zarten Hauch der Lust anwehen, geschweige durchwehen können; das heißt: eigentlich frisch und froh ist er nimmer geworden, auch hat er nimmer von der süßen Krankheit sprechen wollen, die ihm die Brust zernagte, wie oft und wie stark der Ritter auch an diese verschlossene Brust klopfte. Aber der kluge und weise Reginfrid gab acht auf ihn und auf all sein Tun, wie der Falk auf die Tauben, die er fangen will, und er blieb fest bei dem Glauben, daß Hilderich von Liebe krank sei. „Denn", sprach er, „wie viele liebliche und duftige Blumen der Schönheit haben wir gesehen! Wie viele holdseligste und adligste Prinzessinnen und Kaiser- und Königstöchter haben wir aus Türmen und Zauberschlössern erlöst! Und sie haben sich mit all ihrer Lieblichkeit und Schönheit dem Heldenjüngling ans Herz legen wollen, und er ist kalt geblieben wie der Schnee, der über Felsen hinweht. Nein, das wäre unnatürlich und unmenschlich, wenn es nicht Liebe wäre."

Zwei Jahre hatte der Prinz dies herumirrende, abenteuernde Leben ertragen und alle Qualen der Sehnsucht nach der geliebten Heimat, woher ihm das leuchtende Bild seiner Jugend entgegenfunkelte und in immer hellerer Schöne vor seinen Blicken aufging. Endlich ward es ihm zu mächtig, und er ward so krank, daß sein weiser Begleiter fürchtete, er werde ihn in der Fremde und bei den Heiden begraben müssen. Als er ihn nun so todesbleich und elend sah, ist er eines Tages vor ihm auf die Knie gefallen, hat ihm die Hand genommen und mit Küssen bedeckt und mit tausend heißen Tränen begossen und dann diese Worte gesprochen: „Stirb nicht! O bei dem allmächtigen Gott bitt' ich dich — lieber Hilderich, stirb mir nur hier nicht! O ich kenne deine Krankheit und muß und will sie heilen. Wenn du liebst — und ich fühle und weiß, du liebst — so liebe auch mit Hoffnung! Denn ohne die grüne Hoffnung ist die schönste Liebe welk. Sei jung und mutig, wie du ein Jüngling bist! Liebe und hoffe, und hoffe und liebe! Denn wie dunkel es dich auch dünke, es kann ja mit Gott noch alles lichter Sonnen-

schein werden." Und der Prinz erstaunte ob der Rede des Mann und sie hatte ihn so weich gefunden und gemacht, daß er endlich süßes und schmerzliches Geheimnis gebeichtet hat. Und Reginf war froh und sagte: „Geliebter Prinz, glaube und vertraue, G ist mit in diesem wundersamen Spiel. Gewiß, das süße Kind l so grausam hat der Himmel nicht mit dir spielen wollen; du w sie wiederfinden, und alles Leid wird Freude werden." Und hauchte dem Kranken so viel Hoffnung und Mut in die Brust, er von Stund an gesund ward und in wenigen Tagen wieder Roß saß.

Jetzt aber legten sie der Rückreise scharfe Sporen an, und ging wie auf Windesflügeln ohne Rast und Ruh' aus d Morgenlande immer gen Westen, und der Prinz hätte den Ba Greif der Wüste Kobi haben mögen, um recht geschwind zur St zu sein, wohin seine Sehnsucht spornte. Da, als sie des We ritten in Persien am Kaspischen Meer hin und Hilderich einm unter grünen Bäumen und blühenden Rosensträuchen ein lä liches Gärtchen und Häuschen sah und ein kleines Mädchen blonden Locken, welches die Blumen begoß, sprach er: „So un fähr war es dort in meinem stillen Bergtale, und solche gol Locken trug mein Nanthildchen und solche weiße, linnene Kleid Aber weh mir, denn nimmer wird der stolze König, mein Va mir die Tochter eines Gärtners zum Gemahl geben." — „Er w es, weil er muß, wenn sein Sohn leben soll", sprach Reginf „Und warum sollte eines armen Mannes Kind nicht Königin können? Hast du nicht die schöne Geschichte gehört von dem Kön in England, der eines armen Schäfers Kind aus einem Adl neste herunterholte, und das Kind ward so wunderschön, daß es seinem Sohne zur Frau gab? Gott, der größte und künstlic Meister, macht oft die herrlichsten Menschenkunstwerke in Hütten der Hirten und Bauren und läßt die weisesten tapfersten Kaiser und Könige, wenn er will, zuweilen Weichli und Ungeheuer zeugen. Und ist dein Nanthildchen die holdseli und unschuldigste aller Jungfrauen im Lande, wie sollten vor ihr nicht gern als vor unserer Königin knien? Darum mu und fröhlich in Hoffnung weiter!"

So hat Reginfrid den Prinzen getröstet und frischen Lebe mut und Liebesmut in seiner Brust angeblasen, und sie sind imm gegen Westen geritten, bis sie wieder zum Lande der Fran und zur lieben Heimat gelangten.

Und der alte Mann und seine Tochter hatten ein Jahr still ihrem Tale gewohnt, und Nanthildchen hatte jeden Tag vergeb über den Gartenzaun geguckt, daß ein freundlicher Mann zu Pfe

kommen und sie grüßen sollte; aber er war nimmer gekommen. Es kam aber etwas anderes, das nicht so lieb war, in ihr Häuschen, nämlich eine Frau mit zwei Töchtern. Diese brachte ihr Vater einen Tag mit, und sie blieben da, und er befahl Nanthilden, sie solle die Frau Mutter und die beiden Töchter Schwestern nennen, und sie tat das. Aber die Frau hatte kein Mutterherz, und ihre Töchter hatten kein Schwesterherz zu Nanthilden, und das fühlte sie wohl und hielt sich deswegen allein zu ihrem Vater. Wie und warum die nun dahin gekommen sind, das weiß ich nicht; genug, der Alte hat sie eines Abends mitgebracht und hat die Frau seine Frau genannt. Die Leute sagen aber, es war nicht seine Frau, sondern die Frau eines Ritters, der vormals im Morgenlande mit ihm gewesen war, und weil dieser sein Freund nun gestorben war, so nahm er die Witib und ihre Töchter mit in sein Haus und kleidete sie in köstliche Kleider und hängte ihnen goldne Ringe und Spangen um und gab ihnen alles, was ihr Herz nur begehren konnte; denn er war sehr reich. Aber auch er war am meisten mit seiner Tochter Nanthilde und nahm sie jetzt manche Nächte mit unter den Sternenhimmel und lehrte ihr die verborgene himmlische Weisheit und was Gott und der Heiland den Heiligen und Frommen in stillen Stunden von oben zuflüstern und zuwinken. Und Nanthilde war jetzt eine wunderschöne Jungfrau und dabei recht inniglich fromm und freundlich.

Prinz Hilderich und Ritter Reginfrid waren endlich am Ende des dritten Jahres ihrer abenteuernden Ritterschaft zu Hause gekommen, und der alte König hatte sich darüber so gefreut, daß er vor lauter Freuden gestorben war, und so hatte Hilderich nach ihm das Königreich überkommen. Aber er hatte noch ein anderes Königreich im Herzen, das ihm mehr war als die königliche Krone der Franken und Burgunden, und das ihm Tag und Nacht keine Ruhe ließ, und das war das liebliche Blumenkindchen, das er in dem einsamen Tale gesehen hatte, und das ihm wie ein Wunder erschienen und wie ein Wunder verschwunden war. Wieviel und oft er nun auch auf seinem königlichen Thron sitzen mußte, viel lieber saß er auf der grünen Rasenbank, wo er mit Nanthildchen gesessen und gespielt hatte, und in seinem strohenen Häuschen, wo er sich träumte, daß sie sitzen und mit ihm kosen könnte; und dann seufzete er oft recht schwer: „Ach, was ist die königliche Krone und aller Glanz der Welt gegen den Glanz der Liebe?“ Sein redlicher Reginfrid aber tröstete ihn immer mit der Hoffnung und sprach: „Nur immer in den Wald und ins Gebirg', wann Ihr Zeit habt, Herr König! Als Jäger, als Pilger, als Gärtner, als Köhler, als Schäfer und Hirt, kurz in allen Wald-

und Feldgestalten alle Berge und Täler in der Runde zwanz
und dreißig Meilen weit durchgewandert und durchgespäht, u
wir werden unsre Königin endlich wohl finden! Ich für mein
Teil will auch nicht müßig sein und treu suchen helfen."

Das glaubte denn Hilderich so gern und wanderte und ri
alle Berge und Täler rastlos auf und ab und ließ keine Köhle
hütte und kein Hirtenhäuschen und Strohhalmdach, das er san
unbesucht und unbegrüßt. Und er fand auch Frauen und Mädch
die Hülle und die Fülle, und auch recht feine und liebliche; ab
was er suchte, das fand er nicht. So war er eines Tages auch
die wilde Gegend gekommen, wo der alte, weise Mann mit d
Frau und ihren Töchtern wohnte. Und es traf sich, daß der Al
mit seiner Tochter auf die höchste Bergspitze geklommen war, dam
er die Sonne jenseits auf dem Blachfelde untergehen sähe, u
siehe, unsern suchenden König hatte seine Sehnsucht auch hieher g
führt — und er sah Nanthilden und staunte vor Schrecken u
Wonne. Aber in demselben Augenblick war sie auch weg. Der
der Alte schrie bei dem Anblick des Königs Weh mir! und r
sie wie ein Sturmwind mit sich dahin durch das dichteste Gebüs
hinab. Hilderich stand durch Staunen, Freude und Schrecken se
gebannt, und ehe er sich besinnen konnte, ob sein Gesicht Trau
oder Wirklichkeit gewesen,. war auch keine Spur des geliebt
Bildes mehr da.

Es ward Nacht, und der König verlor sich die Nacht im Wald
Er suchte und ließ suchen — keiner fand das Tal, wo der Al
wohnte, und doch, glaube ich, ist vor den Spürenden und Suche
den kein Häslein oder Füchslein in seinem Lager geblieben. Da
war Hilderich glückselig, denn er konnte sich sagen: „Ich habe
wiedergesehen, und endlich werde ich sie wohl finden und behalten
Und damit tröstete ihn auch sein treuer Reginfrid. Viele ab
haben gesagt, der Alte sei ein Zauberer gewesen, und darum ha
niemand sein Häuschen und Gärtchen finden können. Das kan
man aber nicht glauben; denn dann hätte er den Prinzen von si
und seiner Tochter doch wohl durch Zauberei wegbringen u
fernhalten können.

Der Alte, der aus den Augen des Königs Hilderich geschwi
der als der Blitz mit seiner Tochter verschwunden war, hatte si
vor Schrecken und Ärger so erschüttert, daß er hart erkrankte u
in wenigen Tagen eine Leiche war. Mit ihm war auch Nanthilde
Glück gestorben. Die fremde Frau im Hause mit den beiden Töc
tern, welche sie Mutter nannte, hatte sie gar nicht freundlich u
mütterlich gemeint, aber sie hatte doch freundliche Gebärden g
macht und sich verstellt und gezwungen, als der alte Herr, d

sie fürchtete, noch lebte. Kaum aber hatte er die Augen zugetan, so fuhren in sie und in ihre Töchter sieben Teufel der Bosheit, und sie brachten jetzt an den Tag, was sie sich früher nicht hatten merken lassen dürfen. Nanthilde, die schöne und unschuldige Nanthilde, das freundliche und sonnenscheinige Kind, das seines Vaters Liebling und Augapfel gewesen war, ward von den drei Greulichen zur gemeinen Küchenmagd, ja zum Aschenbrödel erniedrigt und litt es alles geduldig und war still und gehorsam, denn sie erinnerte sich der Worte ihres Vaters, die er gesprochen, als die Fremden zuerst in das Haus gekommen waren: „Nanthildchen, dies soll nun deine Mutter sein, und ihr sollst du gehorsam sein."

Die Frau, die eine recht tüchtige, alte Wetterhexe war, was sie bisher immer versteckt hatte, freute sich, als der Alte gestorben war, und lachte, als Nanthildchen weinte. Sie legte sogleich ihre Hand auf den hinterlassenen reichen Schatz des alten Herrn und ließ sich ein großes, prächtiges Haus bauen und veränderte das ganze, sonst so stille Leben in ein sehr lautes und lärmendes. Da kamen nun Kutscher und Diener und Kammerjungfern und Waschjungfern, und viele hundert Bergknappen wurden bestellt, welche die hohen Felsen durchbrechen und zersprengen und von ihrem prächtigen, neuen Schlosse einen weiten und offenen Weg zu der großen Landstraße bahnen und legen mußten. Denn sie wollten nun auch große und glänzende Gesellschaft halten und Menschen sehen und von ihnen gesehen werden und hatten die Einsamkeit bei dem Alten nur ertragen, weil sie mußten. Weil nun die Alte und ihre Töchter auf Nanthilden erzneidisch waren wegen der wunderbaren Lieblichkeit und Schönheit, womit Gott vom Himmel sie begabt hatte, so suchten sie sie auf alle Weise recht häßlich und garstig zu machen, damit sie wegen Schmutzes und Lotterlichkeit von niemand angesehen würde. Sie zogen ihr sogleich ihre schönen Kleider aus und schnitten ihr die langen, blonden Locken ab und plünderten sie von allem ihrem Geschmuck und Geschmeide und gaben ihr schlechte Kleider und Hadern aus dem gröbsten und schwersten Werg und ließen sie Winter und Sommer barfuß gehen, und sie mußte Holz hauen und Wasser tragen und Kessel und Töpfe scheuern und die Öfen heizen und am Feuerherde in der Asche sitzen und liegen; denn auch ihr Stübchen und Bett hatten sie ihr genommen. Und sie sagten frohlockend bei sich: „So wird sie wohl grau und runzlig und häßlich werden und einen breiten und krummen Rücken und dicke und krumme Finger und plumpe und platte Füße bekommen, ja zuletzt viel greulicher werden als unsereins!" Das letzte hätten sie auch sagen können, aber das sagten sie nicht. Der abscheuliche Neid und Haß gegen das fromme

und freundliche Unschuldchen glühte aber in ihnen, weil sie selbst erzhäßlich waren. Und weil dies alles noch nicht genug war und sie immer noch schön blieb gegen ihnen wie der Tag gegen der Nacht, ließen sie sie fast hungern und dursten und gaben ihr nur Kleienbrot zu essen, womit die Hunde gefüttert werden, und geboten ihr, sich nimmer zu waschen noch den Schmutz abzutun, sondern Haupt, Gesicht und Hände und Füße mit Asche und Staub zu beschütten und damit begrauen zu lassen, damit kein Aug' die helle Rosenfarbe, womit Gott sie geschmückt hatte, sehen könnte. Und das alles tat und litt das liebe Kind geduldig und hieß in dem ganzen Hause bei der Herrschaft und Dienerschaft bald nur der dumme und häßliche Aschenbrödel.

Nur einen Trost hatte Nanthildchen, den durfte sie sich aber vor den Bösewichten nicht merken lassen; denn hätten sie ihn gewußt, so hätten sie ihr den auch wohl versperrt. Dieser Trost war die stille Nacht, die fromme und verschwiegene Freundin aller betrübten und zärtlichen Seelen. Wenn alles schlief und auch der schnurrende Kater auf dem Feuerherde seine Augen zugetan hatte, um die tote Mitternacht machte Aschenbrödel sich aus ihrem Schmutze auf, worin sie in der Asche liegen mußte, wusch sich Hände und Gesicht, zog sich ein weißes Hemd an und band sich eine weiße Schürze vor — und leise, leise schlich sie durch den Garten hinaus an den Wald, wo ihr Vater unter einer grünen Buche begraben lag, und weinte und betete auf seinem Grabe und schaute mit Augen der Sehnsucht und Liebe zu den ewigen Sternen hinauf und dachte: „Wird er jemals wiederkehren, den dein Vater seinen Todfeind nannte, und der doch nicht wie ein Todfeind aussieht? Wirst du den schönen Jüngling je wiedersehen, vor welchem du jüngst noch wie ein Blitz wegschießen und verschwinden mußtest?" Bei diesem Gange durch die stille Nacht fand sie immer Trost und ward ihr lind und fröhlich ums Herz, und sie meinte, das sei eine Freude von oben, weil sie nach ihres Vaters Gebote so gehorsam war und alle Schmach so geduldig ertrug; und es war auch wohl eine Freude und ein Friede von Gott. Und das war auch wohl eine himmlische Gabe und eine Gnade Gottes, daß sie fast jede Nacht zwei, drei Stunden so wachen und doch ihre viele Tagesarbeit verrichten konnte. Immer aber, wann sie in die Küche zurückkam, zog sie geschwindest ihre garstigen und zerrissenen Kleider wieder an und machte sich, damit ihre Plagerinnen nichts merkten, mit Asche und Schmutz scheußlich.

So mußte Aschenbrödel in Schmutz und Knechtschaft leben und ward oft und viel mit Schelten und Schlägen und Backenstreichen gemißhandelt und von jedermänniglich mit keinem andern

Namen genannt und gerufen als der häßliche dumme Aſchenbrödel. Sie ſchwieg aber geduldig und dachte: „Gott wird es wohl wiſſen, warum ich dies leiden muß; und er weiß und tut alles am beſten.“ Hätte aber einer es nur gewußt, der mächtigſte Mann im ganzen Lande, wie geſchwind würde dieſer Glanz aus der Niedrigkeit und Verachtung erhoben ſein! Gott aber wußte es wohl, und er ſchickte Aſchenbrödel noch einen Troſt, und das war ein ſehr großer Troſt.

Gleich den Tag nach ihres Vaters Begräbnis, als ihr die ſchönen Kleider vom Leibe geriſſen und die langen, blonden Locken abgeſchnitten wurden und ſie zur gemeinſten Magd eingekleidet und in die Aſche hinabgeſtoßen ward, kam ein weißes Täubchen geflogen, das ſonſt nicht im Hauſe geweſen war, und baute ſein Neſt bei andern Tauben dicht über der Küchentüre und wies ſich, wenn es Aſchenbrödel erblickte, immer ſehr freundlich und munter und ſchlug dann mit den Flügeln und girrte gar luſtig. Und Aſchenbrödel, die nun ſo einſam und verlaſſen war, gewann das weiße Täubchen bald ſehr lieb, und es entſpann ſich eine beſondere Freundſchaft zwiſchen den beiden. Das kluge Täubchen aber ließ ſich nichts merken, wann Aſchenbrödel nicht allein war; denn wären die beiden Schweſtern oder die Stiefmutter ſo etwas gewahr geworden, daß ihr das Täubchen lieb war, ſie würden dem frommen Tierchen aus Bosheit augenblicklich den Kopf abgeriſſen haben. Darum hielt ſich das Täubchen, das gewiß ein beſonders kluges Vögelchen ſein mußte, bei Tage unter den andern Tauben faſt immer ganz ſtille. Nur wann Aſchenbrödel draußen allein Holz haute oder Waſſer trug oder allein in der Küche ſtand und an dem Feuerherde wirtſchaftete, kam es geflogen und girrte und freuete ſich und aß die Brotkrumen und Erbſen, welche Aſchenbrödel ihm aufgehoben hatte. Aber des Nachts, ſobald Aſchenbrödel aus der Türe ging in den Garten oder zu dem Grabe ihres Vaters, gleich war auch das weiße Täubchen da und flog auch nicht von ihr, ſondern girrte und ſchmeichelte und ſtreichelte mit dem Schnabel und mit den Flügeln und ſaß auf Aſchenbrödels Schoße und pickte ihr den Tau von ihren ſchönen Lippen und trank die Tränen, die aus ihren Augen floſſen. Und Aſchenbrödel hat das Täubchen über die Maßen liebgewonnen und oft geſagt, indem ſie es innig herzte und an ſich drückte: „Mein liebes, liebſtes weißes Täubchen! Hätteſt du nicht ein Federkleid an, ich könnte glauben, du wäreſt ein Engelein Gottes, welches das arme, verlaſſene Nanthildchen tröſten ſoll. Denn lieb und klug genug biſt du dazu!“ Das war aber noch das beſonderſte an dem Täubchen, daß es, wann Aſchenbrödel die Küche

ſegen und die Öfen und Zimmer putzen und das Holz auf dem Herd zurechtlegen und die Töpfe, Schüſſeln und Teller ſcheuern mußte, immer mit dabei war und ſo emſig half, als wäre eine zweite Magd dageweſen. Alle Augenblicke flog ſie dann zum Waſſereimer und tauchte die beiden Flügel ein, wuſch Schüſſeln und Teller und ſäuberte Tiſche, Bänke und Fenſter, ja die Flur ſegte ſie oft mit den beiden Flügeln rein und brauchte dieſe gleichſam als zwei Beſen, ſo daß, wenn ſie es im Hauſe klappern hörte und merkte, daß die Leute wach wurden und aufſtanden, ſie oft ganz ſchwarz und ſchmutzig von Aſchenbrödel weggeflogen iſt und ſich an dem nächſten Bach hingeſetzt und ſich wieder weiß gewaſchen hat. Ach, wie mußte der arme Aſchenbrödel weinen, wenn er dies ſah, wenn er ſah, wie das Täubchen ſich weiß waſchen und auf dem Dache in die Sonne ſetzen und ſeine Flüglein trocknen konnte, und er das nicht durfte! Bei keiner Arbeit aber hat das Täubchen dem Aſchenbrödel ſo flink und geſchickt geholfen, als wenn er Erbſen, Linſen und Bohnen auszuleſen hatte: da hat es mit ſeinem Schnäbelchen die ſchwarzen und wurmſtichigen auf das geſchwindeſte wegzupicken verſtanden.

König Hilderich, nachdem er das engliſche Bild, das jetzt in einen Aſchenbrödel verwandelt war, in der ganzen Gegend ringsum vergebens geſucht hatte, iſt endlich auch in dieſes verborgenſte Tal gekommen. Aber dort hat er kein kleines ſtrohenes Haus mehr gefunden, ſondern da ſtand ſchon wie durch Zauberkünſte in die Luft emporgeſtiegen ein prächtiges und ſchimmerndes Schloß. Und als die alte, böſe Hexe gehört hat, der König iſt da, iſt ſie mit ihren Töchtern hinausgetreten und hat den Herrn hereingeladen. Und ſie haben ſich alle auf das glänzendſte geſchmückt gehabt und von den Perlen und Demanten der ſchönen Sultanstochter geſunkelt. Und der König iſt ſehr freundlich und gnädig geweſen, wie der Könige Art iſt; und ſie haben bei ſich gedacht: „Wenn er dich doch zu ſeiner Königin machte!“ denn das Gerücht war umhergeflogen, er ziehe durch Berg und Tal umher und ſuche ſich eine Braut. Und der König, der in den ſchönen Garten gehen wollte, der ihm faſt vorkam wie der Garten, in welchem er ſeine ſüße Nanthilde zuerſt erblickt hatte, hat auch Aſchenbrödel geſehen, der draußen ſtand und Holzbündel klein hieb. Und er hat gefragt: „Wer iſt das garſtige und unglückliche Geſchöpf mit den abgeſchorenen Haaren und den ſchmutzigen, zerriſſenen Kleidern, das da Holz haut?“ Und ſie haben geantwortet: Der garſtige und dumme Aſchenbrödel. Aſchenbrödel aber hat ihn ſogleich erkannt und ſeine Worte gehört, und es iſt ihr in der Seele geweſen, als ſollte ſie antworten:

„Nein, es iſt nicht wahr! Aſchenbrödel bin ich nicht, ſondern Nanthilde!“ Aber ſie hat ſich gedemütigt und geſchwiegen und gedacht: „Der Prinz iſt nun der König, und was kümmert der ſich um die arme kleine Nanthilde, mit welcher er einſt geſpielt hat, und die nun in ſo abſcheulichem Schmutz vor ihm ſteht?“ Doch in ihrem Herzen hat ſie in ſo bitterm Jammer geweint, daß ein Teufel mit ihr hätte Erbarmen haben können. Denn es war die unſchuldigſte und ſüßeſte Liebe, die in ihr weinte.

In ſolchem Suchen war König Hilderich an manchen Ort gekommen, wohin er nicht gewollt hatte, und hatte manches häßliche Geſicht geſehen, welches er nicht verlangt hatte; aber das einzige, was er ſuchte, und was für ihn in der Welt einzig war, konnte er immer noch nicht finden. Es ſaß ihm aber feſt in ſeinem Herzen, ſein Kleinod müſſe in dieſer Gegend irgendwo verborgen ſein, wo es ihm zuletzt wie ein Engel des Himmels plötzlich erſchienen und wieder verſchwunden war. Nun begab ſich eine Kleinigkeit, die ſein krankes und ſehnſüchtiges Herz in neue Flammen ſetzte und zu vielen prächtigen Feſten und Tänzen Gelegenheit gab. Er fand einmal faſt hart an der Stelle, wo er die holdſeligſte Sonnenuntergangserſcheinung gehabt hatte, und wo er manchen Abend und manche Nacht in wehmütiger Sehnſucht ſaß, einen weißen Schuh; und den Schuh hatte das ſüße Kind da in den Büſchen ſtecken laſſen, als ihr Vater ſie ſo geſchwind aus des Prinzen Anblick davongeriſſen. Sogleich bildete er ſich ein, der Schuh müſſe von ihrem Fuße ſein: „Denn welches Weib,“ ſprach er, „denn ſie hätte ein Füßchen ſo fein und zart, daß es in dieſen Schuh ginge?“ Dieſen Schuh zeigte er ſeinem Freunde, dem treuen Ritter Reginfrid, und ſagte: „Den Schuh habe ich wohl, aber immer fehlt mir noch der lebendige Fuß dazu, das ſüße, engliſche Kind, wonach wir nun ſo manche Monate jagen. Hilf mir nun mit deinen klugen Gedanken und laß uns ſinnen, wie wir dieſen Schuh füllen!“ Und der alte Ritter rieb ſich die Stirn und rollte ſeine Gedanken wie auf einer Mangel viel auf und ab und hin und her, dann rief er: „Ich hab's! Ich hab's! Und gelingt das nicht, ſo möchte ich glauben, alle Kunſt ſei am Ende. Und höre, Herr, was du tun ſollſt:

Sende Botſchafter und Ehrenholde in alle Flecken, Dörfer und Städte ringsum aus und laß es durch die Hoftrompeter ausblaſen und durch die Hofzeitung verkündigen und auf alle Kirchen- und Rathaustüren nageln, du werdeſt glänzende und königliche Freibälle im grünen Walde halten während der ſchönen Sommerzeit, wo von allen ſchönen Prinzeſſinen und Jungfrauen, die darauf erſcheinen wollen, koſtbare und rechte königliche Ehren-

preise gewonnen werden können: der höchste Preis aber solle derjenigen zufallen, die einen Fuß aufweisen könne, der in den Schuh passe, der am Eingange des Ballsales werde ausgehängt sein, der herrlichste Demant in ganz Europa, wohl zehn Millionen Dukaten wert. Laß aber dabei verkünden, es solle bei diesen Festen ganz ein buntes und mannigfaltiges und Sommerleben der Alter, Geschlechter und Farben sein, die fröhliche Gleichheit und Freiheit des Naturlebens, wie Lenz und Sommer sie bringen, und die Tochter des Schäfers so willkommen sein wie die Tochter des Grafen."

Und dieser Vorschlag gefiel dem Könige wohl, und er hatte große Lauben gebaut mitten im Walde und viele tausend Geiger und Pfeifer dazu bestellt und viele Hunderttausende Frauen und Jungfrauen jedes Alters und Standes gesehen, arme und reiche und schöne und häßliche — und all seine andern Preise war er losgeworden, aber den besten Preis hatte er zu seinem Schmerz immer noch behalten. Denn wieviele Füße hatten in den Schuh treten wollen, aber keiner hatte hineingepaßt! Der König ließ dann nach diesen ersten Versuchen auch einen großen, prächtigen Laubsaal bauen oben auf dem Berge, wo er den Alten und Nanthilden gesehen hatte, und ließ die Wege und Stege dahin bahnen und bereiten. Und der Abend des Festes kam, und hunderttausend Fackeln und Lampen leuchteten durch den Wald bis ins tiefe Tal hinab, und jede Buche und Eiche schien ihren eigenen Mond zu haben, und viele tausend Musikanten spielten auf, so daß die kleinen Waldmusikanten, die Amseln, Drosseln, Finken und Nachtigallen, beschämt aus dem Reviere flohen. Und die alte Hexe und ihre Töchter lebten bei diesem Glanze und Klange gewaltig auf. Sie hatten sich zu diesem Feste die glänzendsten, neuen Kleider machen lassen und alle ihre besten Perlen und Juwelen ins Haar und vor die Brust gesteckt; aber wie sehr sie auch blitzten, schön wurden sie dadurch doch nicht, sondern erleuchteten nur ihre Häßlichkeit. Die alte Hexe aber, als sie es von der Bergspitze herab funkeln sah und klingen hörte, schmunzelte bei sich: „Hab' ich es nicht gedacht? Gewiß, er hat das Aug' auf eine meiner Töchter geworfen -- und Juchhe! Sei fröhlich, Königin Mutter! Denn warum hätte er seinen Ballsaal grade oben auf dem Berge gebaut, wenn er nicht verblümt sagen wollte: Kommt herauf und leuchtet, ihr Sterne der Schönheit, die ihr unten im Tale verborgen funkelt, und verdunkelt hier oben meine Fackeln und Kerzen?" Und mit diesen stolzen Gedanken setzte sie sich mit ihren beiden Töchtern in den Wagen, und sechs prächtige Schimmel trabten mit ihnen den Berg hinan.

Alles war aus dem Schloſſe gelaufen, damit es die Herrlichkeit da oben mit anſähe. Aſchenbrödel allein war zurückgeblieben — denn die alte Hexe hatte geboten: „Hüte mir das Schloß, Aſchenbrödel, und weiche nicht von der Stelle!“ Und ſie ſtand traurig in des Hauſes Hintertüre und ſchaute mit wehmütiger Sehnſucht zu dem Glanze und Klange hinauf. Denn das eine Bild, das ihr in ihren Kindertagen an dem Gartenzaun erſchienen war, blühete ewig in ihrem zärtlichen Seelchen. Und als ſie ſo einſam und traurig daſtand, flog gleich das weiße Täubchen zu ihr hinab und ſetzte ſich auf ihre Schulter und ſtreichelte ihr mit den weichen Flügeln die Wangen und ſah ihr ſo wunderfreundlich in die ſehnſüchtigen Augen. Und es war ihr, als redete das Täubchen mit ihr und flüſterte ihr zu: „Was ſtehſt du hier ſo traurig? Geh doch auch hinauf und ſchau' zu und ſieh den geliebten König, den ſchönſten und ritterlichſten aller Männer! Du kannſt dich ja ſo verkleiden, daß niemand dich kennen kann.“ Und Nanthildchen kam große Luſt an, und ſie ging und ſuchte, ob ſie noch wohl Kleider hätte, wovon die alte Hexe, ihre Stiefmutter, nichts wüßte. Doch wieviel ſie umherſuchte, alles hatten die Böſen und Neidiſchen ihr weggenommen; ſie fand nichts Gutes und Nettes und weinte bitterlich. Als ſie nun ſo in traurigen Gedanken einherging und im Gefühl ihres Elends das Köpfchen hangen ließ, leuchtete ihr auf einmal von einem Stuhle etwas Schimmerndes entgegen, und ſie erblickte erſtaunt das ſchönſte, rote Ballkleid und eine Maske dabei und weiße, ſeidene Strümpfe und Schuhe. Und nun ſäumte ſie nicht lange, fragte auch nicht, wie es dahin gekommen, noch wer es gebracht habe, ſondern ging hin, wuſch ſich, kämmte ſich, kleidete ſich, ſpiegelte ſich und lief flugs auf geſchwindeſten Füßen der Liebe den Berg hinan. Und das weiße Täubchen flog mit ihr bis dicht vor den Saal und girrte und klatſchte mit den Flügeln in einem fort, als wollte es ſagen Glückauf! Glückauf! Dann flog es ins Tal zurück.

Und zitternd und bebend vor Freude und Schüchternheit trat Aſchenbrödel in den Saal, wo viele Tauſende im bunteſten Gewimmel ſich durcheinanderdrängten. Sie aber wollte nichts als ihren geliebten König Hilderich ſehen; und ſie ſah ihn viel und freute ſich in ihrem Herzen. Aber ſie ſtellte ſich immer ſo, daß er ſie nicht ſehen konnte. Er aber ging und ſchaute ringsumher und ſchaute am meiſten immer nach den Füßen: denn er hoffte, aus dem Schuh werde ihm das Glück kommen. Und es iſt wahr, Aſchenbrödel hatte, als er hereintrat, auch den Schuh beſehen und ſogleich erkannt, daß es ſein verlorener Schuh war, und ſich erſtaunt und beſtürzt, aber auch gefreut, daß der König ihn

gefunden und so großen Preis auf seinen Fuß gesetzt hatte. Aber demütig in seinem Herzen ließ es sich nichts merken; denn es sagte: „Was sollte ich mit dem herrlichen Demant, wenn ich ihn auch gewönne? Denn die böse Stiefmutter würde mir ihn gewiß wegnehmen und mich künftig nur desto baß dafür plagen, und auch deswegen, weil ich ohne ihre Erlaubnis das Haus verlassen habe." Endlich aber ist der König Nanthilden gewahr worden und da er auf die hohe, schlanke Gestalt geschaut, sind plötzlich alle Leute um sie her vor Ehrfurcht ausgewichen, und er hat nun auch die zartesten aller Füße gesehen und vor Freuden außer sich gerufen: „Welche Füße! Das ist sie! Das ist sie!" Nanthilde aber ist erschrocken und hat sich schnell in den dichtesten Haufen hineingeflüchtet und so in geschwindester Eile aus dem Saal heraus und durch den Wald zu Hause. Der König hat aber in dem ganzen Saal und draußen unter allen Bäumen und in allen Büschen nach der schönen roten Maske gesucht und suchen lassen, aber keiner hatte nur die Spur von ihr gesehen, und sie fanden sie nicht.

Als es ein Uhr nach Mitternacht war, da ist trompetet und ausgerufen worden: „Jetzt beginnt die Schuhprobe, und der große Demant kann gewonnen werden." Es sind aber die meisten Frauen und Mädchen beschämt weggegangen, weil sie verzweifelten, ihre Füße in jenen weißen Schuh hineinpressen zu können. Nur einige sind geblieben, und diese haben sich zergnält und zermartelt, aber keine hat den Fuß hineinzwingen können. Auch die alte Hexe mit ihren beiden Töchtern ist geblieben, und sie hat bei sich gesprochen: „Gewiß sucht er eine Braut, und dieser Schuh soll ihm ein Zeichen sein; denn Könige und Prinzen haben oft die wunderlichsten Einfälle und sind nicht selten von der Wiege an durch Sterndeuter und Wahrsager auf dergleichen Sonderlichkeiten hingewiesen. Aus einer bloßen Grille schenkt man keinen Demant weg, der viele Millionen wert ist." Und sie ist seitwärts gegangen mit ihren beiden Töchtern und hat ihnen die Zehen abgeschnitten, daß die Füße kürzer würden. „Denn was schadet's," sagte sie, „wenn man nur den kostbaren Demant gewinnt oder gar Königin wird?" Sie hatte aber rote Strümpfe über den frischen Schaden gezogen, damit nichts gemerkt werden könnte. Und endlich kamen sie auch an den Schuh, und wieviel sie ihn auch zerrten und zwängten, die Füße wollten nicht hinein; sie waren und blieben viel zu breit. Der König aber und Reginfrid, die bei dem Schuh standen, hatten bei diesen und bei andern das Blut durch die Strümpfe greinen sehen und gedacht: „Was doch die Eitelkeit und Habsucht tut!" Der König ließ aber sogleich aus-

blasen und trompeten, daß, wer gefunden würde, daß sie sich den Fuß verkürzte, damit er in den Schuh ginge, die solle als eine gemeine Übeltäterin, welche die Königliche Majestät habe betrügen wollen, gerichtet werden. Und die alte Hexe und ihre Töchter hatten dies noch ausrufen gehört, als sie in den Wagen stiegen, und waren mit Schrecken und großer Angst eilends den Weg zu ihrem Schlosse heruntergefahren. Es kam auch nach dieser Verkündigung von dem Könige Schrecken über viele, und keine einzige Tänzerin trat mehr zur Schuhprobe heran, und das Spiel war für diesen Abend vorbei.

Traurig und erschrocken kam die alte Hexe mit ihren Töchtern heim; und Aschenbrödel lag schon wieder in seinem Schmutz und in der Asche, und von der Herrlichkeit des Balles und von der roten Maske war auch keine Spur mehr an ihr. Die Alte aber mußte ihren Töchtern ganz stillchen die Füße verbinden und durfte sich von dem Unglück nichts merken lassen. Und die drei gingen gar betrübt zu Bett und ächzeten und stöhneten jämmerlich wegen der abgeschnittenen Zehen. Als nun alles im Hause still ward und die Lichter sich auslöschten, machte Aschenbrödel sich nach ihrer Gewohnheit auf, wusch sich und zog ihre reinen, linnenen Kleider an und ging, sich auf ihres Vaters Grab unter der Buche setzen. Ihr war aber außerordentlich unruhig, beklommen und wehmütig um das Herz, doppelt wehmütig, weil oben auf dem Berge noch alle Kerzen und Lampen brannten. O wie viele Kerzen brannten und leuchteten auch in ihr!

Ebenso brannte und leuchtete es auch in dem Könige. Als Trompeten und Saitenspiel schwiegen und der letzte Jubel des Festes in einzelnen matten Tönen zu verhallen begann, ging er, ein nächtlicher Wandrer, unter den Fackeln und Lampen dahin und rief: „O menschliche Jämmerlichkeit und Nichtigkeit! Allen diesen Glanz kann ein Wort von mir entzünden und auslöschen und sich in eitlem Stolz gebärden, als könne er auch Sonnen und Sterne machen — und ach, das einzige Licht kann ich nicht machen, wobei ich die dunkle Unbekannte und doch so Bekannte, die ich nun so lange schon vergebens suche, finden könnte!“ Und er eilte mit fliegenden Schritten voll trauriger Unruhe aus dem Glanze und suchte den Pfad abwärts in den Wald hinein, wo es dunkler war. Und so war er in den Garten gekommen bei Aschenbrödels Schlosse und hatte dort eine Weile in stiller Trauer mit allen Bäumen und Blumen gesprochen, bis das Morgenrot im Ost hernieder-zudämmern begann. Da erschien ihm das liebe Kind im weißen, linnenen Gewande gleich einem nächtlichen Geiste von fern auf dem Grabe kniend und betend. Und er schlich sich sanft hin, bei sich

sprechend: „Ich muß doch sehen, was das Wesen da ist, das auch die Einsamkeit sucht.“ Und er ist gar leise hinzugeschlichen und hat hinter Büschen gelauscht, daß sie ihn nicht erblickte. Aber was hat er sich erlauscht? Als das Kind sich aufgerichtet, um heimzugehen, und die Augen aufgeschlagen, da hat er den Stern der Schönheit gesehen, wonach er so lange vergebens gespäht, und ist vor das Kind getreten und hat es angeschaut und gesprochen: „Wohin eilst du so, Nanthildchen? Kennst du denn deinen alten Spieler nicht mehr, dem du den schönen Blumenstrauß geschenkt hast?“ Und sie hat laut aufgeschrien vor Freude und vor Schmerz und bestürzt und erschrocken wieder davoneilen wollen. Er hat sie aber nun nicht entfliehen lassen, sondern ihre Hände gefaßt und gestreichelt und geschmeichelt und geküßt und ihr so liebe, freundliche Worte zugesprochen, daß sie gern geblieben ist. Und sie haben an des Vaters Grabe mit Entzücken gesessen und Himmel und Erde miteinander vergessen. Und die Sonne stand schon hoch am Himmel, und sie dachten nicht daran, ob es Tag oder Nacht war. Da hat es mit scharfem Klang aus dem Schlosse geklungen: „Aschenbrödel! Aschenbrödel! Wo bist du?“ Und Nanthildchen ist bei diesem Rufe zusammengefahren und erschrocken aufgesprungen und hat gesagt: „Laß mich! Ich muß gehen.“ Denn jene Stimme war ihren Ohren eine fürchterliche Gewohnheit geworden. Der König aber, erstaunt, hat sie gefragt, was das sei, das sie so in Angst jage, und sie hat ihm geantwortet: „Ich bin jener Aschenbrödel, den du in so schändlichem Zustande in unserm Schlosse gesehen hast; und jetzt begreife ich wohl, daß sie mich so unter Schmutz und Elend versteckt haben, damit du mich nicht kennen solltest!“ Und der König hat noch viel mehr gefragt, und sie hat ihm nun den ganzen Jammer erzählt, wie er seit ihres Vaters Tode ihr widerfahren. Der König, nachdem er alles von ihr gelernt, hat dann im Grimm gerufen: „Scheußlich! Abscheulich! Für jedes Goldhaar, das sie in deinen Locken dir abgeschnitten, soll ein Faden genommen werden, und drei lange Stricke will ich daraus machen und die drei Unholdinnen lebendig an Pferdeschweife binden und zu Tode schleifen lassen! Ja, brennen sollen sie! Lichterloh brennen! Und ihre Asche soll in alle Winde verstreut werden!“ Aber Nanthildchen ist ihm in die Rede gefallen und hat gebeten: „O mein König und Herr, vergib, vergib ihnen! Um meiner Liebe und um Gottes Gnade und Glücks willen vergib ihnen! Es ist ja nun alles gut, und ich bin nicht mehr der Aschenbrödel.“ Und sie hat so lange gebeten, bis er es ihr zugesagt.

Und darauf ging der König mit ihr hinab an das Schloß und

rief der alten Hexe. Und sie kam und erschrak sehr, als sie den König erblickte; denn sie glaubte, er wolle ihren Töchtern die Füße besehen, was es mit ihren Zehen für eine Bewandtnis habe, und wie der weiße Schuh so mit Blut vollgelaufen gewesen. Die Armen aber lagen ächzend und wimmernd im Bette und hatten vor Schmerzen die ganze Nacht kein Auge zutun können. Noch mehr aber erschrak die alte Hexe, als sie Aschenbrödel weiß und hell wie die junge Morgensonne in weißen, linnenen Kleidern neben dem Könige stehen sah. Und schon wollte sie finster schauen und schelten, aber sie faßte sich geschwind und bezwang ihren grimmigen Mut so weit, daß sie ihr Gesicht zu einem leidigen Lächeln zusammenzerrte und mit den Knien bis zur Erde tiefste Verbeugungen knixte. Der König aber sah ernst und zornig auf sie, nahm Nanthilden bei der Hand und sprach, „Schau' her! Dies ist meine Gebieterin und Braut, du aber bist eine Erzbübin und Teufelin und würdest mit deinen Töchtern zu Asche verbrannt und in alle vier Winde geworfen werden, wenn dieser dein Aschenbrödel nicht so freundlich wäre und für ihre Plagerinnen gebeten hätte!" Und die Alte fiel Nanthilden zu Füßen und umklammerte ihre Knie und schrie „Gnade! Gnade!" Der König aber sprach: „Fort von hier! Die Luft, wovon dieser Engel gelebt hat, soll von eurem Atem nicht länger verpestet werden. Zum dritten Male darf die Sonne dich und deine verruchten Töchter nicht mehr bescheinen! Deine Schätze und die Juwelen und Demanten, die du dir diebisch gestohlen und dieser deiner Herrin entwendet — dies und alles andre magst du mitführen; aber dies Tal, wo wir das freundliche Strohhäuschen der Liebe wieder aufbauen wollen, dürfen deine verbrecherischen Augen nimmer wiedersehen."

Und der König ging zornig aus dem Hause des Unglücks, von welchem nach wenigen Tagen kein Stein mehr auf dem andern war, und führte sein Herzallerliebstes mit sich den Berg hinan. Und das treue weiße Täubchen hat auch nicht hintenbleiben gewollt und ist mitgeflogen, und Nanthilde hat es freundlich auf die Hand genommen. Und das Täubchen ist nimmer wieder von ihr weggeflogen, sondern bei ihr geblieben bis an ihr Lebensende und hat in späteren Tagen auf den Wiegen ihrer Kindlein gesessen und sie umgirrt und mit ihnen gespielt; am fröhlichsten aber ist es gewesen, wenn der König und seine Königin nach dem kleinen Strohhäuschen im Tale gefahren sind, und wenn es dort im Blumengarten hat herumflattern können. Das ist aber das sonderbarste gewesen: Als Nanthilde endlich nach vielen Jahren selig gestorben, da ist auch das weiße Täubchen

verschwunden und an den bekannten und geliebten Orten nimmermehr gesehen worden.

Wir erzählten, wie der König seine geliebte Braut von dem Schlosse den Berg hinaufführte. Von da nahm er sie mit in seine Stadt und in seine Königsburg und zeigte sie bald allem Volk als seine Königin. Und alle Menschen, welche sie sahen, sagten, es sei die allerschönste Prinzessin, die je auf der Erde gelebt habe. Das hat er aber auch gelernt aus den Papieren ihres Vaters, welche die alte Hexe ihm schickte, daß sie eine königliche Prinzessin der Franken und seine Muhme war. Und er hat sich dieses Fundes gefreut und gesprochen: „Wir wollen den Haß und Mord der Geschlechter für alle ewige Zeiten durch Liebe versöhnen!“

Und sie haben beide Wort gehalten, und hat nie ein glücklicheres und sieghafteres Menschenpaar auf Erden gelebt. Als Nanthilde aber schon eine große und mächtige Königin war, ist sie doch fleißig zu dem Gärtchen gefahren, wo sie als Kind gespielt, und wo ihr König und Gemahl sich das strohene Häuschen gebaut hatte, und auch zu jenem zweiten Gärtchen, wo nach Austreibung der alten Hexe ein zweites Häuschen wieder gebaut worden war. Bei diesem Gärtchen hat sie neben der Buche an ihres Vaters Grabe eine Kirche gebaut, wo sie oft in Andacht gebetet und sich in Freude der alten Zeiten und in Demut der Nichtigkeit und Hinfälligkeit aller irdischen Güter erinnert hat.

Und sie und König Hilderich haben viele Jahre miteinander gelebt und einen Sohn gezeugt, der hieß Dagobert, zu deutsch Lichthell, und ist in seiner Zeit ein großer und gewaltiger König geworden. Und Aschenbrödel ist zu einem sehr hohen Alter gelangt und ist endlich selig gestorben und in dem Kirchlein an der grünen Buche begraben. Und nun weiß keiner die Stelle mehr, und Gärtchen und Häuschen und Kirche und Buche sind lange von der Erde verschwunden; aber die Geschichte von Aschenbrödel haben alle Menschen erzählen gehört.

---

26. Die alte Burg bei Löbnitz.

Nahe bei Löbnitz über grünen Wiesen, wodurch sich das Flüßchen Barth hinschlängelt, grünt ein kleiner Eichenwald mit einem durchrinnenden Bächlein und den schönsten und dichtesten Haselbüschen, welche sich fast jeden Herbst unter dem braunen Schmuck ihrer Früchte beugen. An der Südseite des Wäldchens liegt eine Ziegelei, und am nördlichen Ende erhebt sich eine Burg-

höhe, deren Umwallung ringsum eine Senkung umgibt, in welcher die elegischen und zauberischen Sträuche Kreuzdorn und Hagedorn, Holunder und Alfranke, Nessel und Nachtschaden sich festgesiedelt hatten und dem Andringer das Aufsteigen fast schwer machten; auch hatten die Füchse sich den Wall und sein altes Gemäuer zu ihren unterirdischen Wohnungen durchminiert. Dieser alten Burg gegenüber erhob jenseits am rechten Ufer des Flusses unweit Wobbelkow ein stattliches Hünengrab sein grün bemoostes Haupt, von dessen Gipfel man die Stadt Barth mit ihren roten Dächern und in der Landschaft umher ein halbes Dutzend Kirchtürme und ein halbes Hundert Höfe und Dörfer überschauen konnte. Dieses Eichwäldchen ward nach den Trümmern jener Burg gewöhnlich nur zur alten Burg genannt. Hier hatte sich nun ein Abenteuer begeben, welches durch alle Münde und Mäuler der Menschen die Runde machte; eine junge, hübsche Dirne, welche die Kühe des Zieglers im Busche hütete, war plötzlich verschwunden oder entlaufen, und da geschah es, daß die Stimmen der Sage sich wieder aufweckten, die oft verschollen ihre Zeit träumt und schläft und dann mit doppelter Lebendigkeit wieder in die Ohren der Menschen tönt. Und in folgender Weise war die Erzählung des Gärtners Christian Benzin:

„Herr, sie sagen so was von der Dirne des Zieglers, die vor vierzehn Tagen am hellen, scheinenden Mittag verschwunden und nicht wiedergekommen ist. Die Leute munkeln, und des alten Schweden Sturbergs Jungen aus Wobbelkow, die einem Kalbe nachgelaufen, haben es gesehen, ein Matrose in bunter, rotgestreifter Jacke ist mit ihr am Saum des Waldes spazierengegangen und hat einen Blumenstrauß in der Hand gehabt, und sie glauben, der habe sie weggelockt und mit sich auf sein Schiff genommen. O du herrjemine! Das Schiff, worauf die Dirne fährt! Soviel ist wahr, den Buntjack werden die Sturbergsjungen wohl spazieren gesehen haben; aber meiner Six, so weit, als die dummen Leute sich einbilden, ist sie nicht unter Segel gegangen. Ich weiß wohl, wo sie sitzt, und Jochen Eigen, den sie immer den Edelmann schelten, weiß es wohl noch besser, aber der schämt sich und sagt's nicht und verrät nichts von seinen Hausheimlichkeiten, als wenn er mal ein wenig zu tief ins Glas geguckt hat." Und bei diesen Worten machte der Gärtner Christian eine gar absonderliche und verwunderliche Miene.

„Nun, Benzin, nur her mit Euren Geschichten! Jetzt, hoffe ich, wird's einmal wohl ans Licht kommen, warum Ihr bei dem Namen alte Burg immer so wunderliche Reden und Gebärden braucht. Hier muß es irgendwo stecken, daß Ihr auf der Jagd

nie in diesen Busch hineinwollt und mit leichten, diebischen Katzentritten an seinem Rande umherschleicht oder Euch in gehöriger Entfernung Eure Stelle anweisen lasset. Darum habt Ihr, als die schönen Mamsellen aus Barth jüngst dahin Nüsse pflücken gingen und noch andere hübsche, junge Frauen mitgehen wollten, so wunderliche Gesichter geschnitten und sie in den Löbnitzer Wald auf den Kamp zu laufen verlockt, wo man unter Pfriemenbüschen wohl Hasen und Füchse aufjagen, aber keine Nüsse schütteln kann. Es muß was Besonderes mit diesem Busche sein. Und nun heraus damit! Ich lasse Euch diesmal nicht los."

„Ja, Herr, dies ist Euch ein Busch! Hier ließe sich viel erzählen, und wer eine hübsche Frau und schöne Töchter hat, der lasse andere Weiber in diesen Busch Nüsse pflücken gehen! Ich sage nur soviel: wie manche hübsche Jungfer würde ihr Herzeleid zu erzählen haben, wenn sie sich nicht schämte! Ich erinnere mich noch, mein Vater hat mir's erzählt — es sind wohl ein paar Stiege Jahre her — da waren ein paar schöne Jungfern aus Barth gekommen, Nüsse zu pflücken, und sie sind hier im Wäldchen verschwunden. Man hat die Verschwundenen tage- und wochenlang gesucht, wie man Stecknadeln sucht, bei Sonnenlicht und Laternenlicht, aber keine Spur von ihnen gefunden; kein Mensch hat sie wiedergesehen. Mein Vater sagt, es sei große Wehklage und Trauer um sie gewesen — denn es waren Kinder ehrsamer und reicher Leute — und zuletzt in Kentz und Starkow und in allen Kirchen umher mit den Glocken um sie geläutet, als hätte ein Wolf oder Bär sie gefressen. Aber deren gibt's hier nicht; ich weiß wohl, wer der Wolf ist. Und doch hat sich's wunderlich genug offenbart; sie waren nicht von wilden Tieren aufgefressen, sondern nach acht bis zehn Jahren von Vergessenheit und Verschollenheit sind sie mit einem Male noch ganz frisch und blank wieder unter den Lebendigen aufgetreten und haben sich nichts merken lassen. Aber die Leute hat doch eine Art Grauel vor ihnen angewandelt und haben ihrer Jungferschaft nicht recht getraut, und die armen, hübschen Mädchen haben zuletzt als alte Jungfern sterben müssen.

Und nun will ich erzählen, was Jochen Eigen mir erzählt hat, der diese Geschichten am besten weiß; aber er wird sich hüten, sie dem Herrn zu erzählen. Und dann wird der Herr verstehen, warum ich hübsche, junge Frauen und Mädchen nicht so leichtfertig in den Wald laufen lassen will, und warum ich neulich krank ward, als ich die Nacht bei dem Fuchsbau am Burgwall, wo sie gegraben hatten, Schildwache stehen und die jungen Füchse, wenn sie etwa herauswollten, zurücktreiben sollte.

Vor langen, langen Jahren war Jochen Eigens Urgroßvater*) ein prächtiger, stolzer Edelmann, so prächtig und steinreich, daß er den Zaum seines Pferdes mit Juwelen besetzte und in einem goldnen Steigbügel saß. Dieser hatte im Lande Rügen und auch hier im Pommerlande viele schöne Höfe, Wälder und Bauren, so viele, daß man sie nicht zählen konnte — ein prächtiger, stolzer Mensch, der mit sechsen vom Bock fuhr, einen Läufer vor sich herlaufen und seine Pferde in langen Strängen springen ließ. Aber es war ein wilder, verwegener Mensch, der nichts von Gottes Wort und Wegen wissen wollte, ein toller Jäger und Reiter und ein greulicher Weiberjäger, der wie der Falk auf die Tauben auf die schönen Dirnen lauerte. Diesem Eigen hat in jenen alten Zeiten auch Löbnitz und Divitz und Wobbelkow gehört, und hier bei Löbnitz hat er im Walde ein prächtiges Burgschloß gehabt mit vielen Türmen und Fenstern, wo er manche schöne Nacht durchschwärmt und durchtrunken und mit seinen lustigen Gesellen bei Wein und Weibern bankettiert hat. Und dort auf dem hohen Hünengrabe an dem andern Ufer, dort am Wege zwischen Redebaß und Wobbelkow, hat er sich ein prächtiges, aus eitel gehauenen, demantenen Steinen gebautes Lustschloß hingestellt. Da ist er oft hingaloppiert und hat dort gesessen und mit einem Kieker auf die Landstraßen umher ausgeschaut, ob seine wilden Lauscher und Räuber, die er ausgeschickt hatte, schöne Weiber einzufangen, nicht irgendwo mit Beute heransprengten. Diese armen Gefangenen haben sie dann bei nächtlicher Weile, wo andre gute Christenleute schlafen, auf die Burg im Walde geschleppt und dort versteckt, daß weder Hund noch Hahn danach gekräht hat. So hat der böse Mensch sein wildes, verruchtes Wesen viele lange Jahre getrieben, und Gott hat ihm manchen Tag die Zügel schießen lassen. Das lag aber in seinem Blute, und Jochen, dem der Edelmann lange vergangen sein sollte, dessen Großvater schon ein armer Weber gewesen — der Herr glaubt nicht, was die alten Leute von dem zu erzählen wissen, wie grausam der in seinen jungen Jahren auf die hübschen Dirnen gejagt hat. Er will sich's nun nur nicht mehr merken

*) Die Eigen sind allerdings ein altes, adliges Geschlecht in der Insel Rügen gewesen, aber jetzt längst verloschen und verschollen. Möglich, daß Jochen Eigen, welchen sie gern den Edelmann schalten, aus jenem Geschlechte war. Ich habe weder Lust noch Veranlassung gehabt, seinem Ursprunge diplomatisch nachzuforschen. Bei diesen Geschichten dringt sich übrigens wieder die bekannte Erfahrung auf, daß Bauren und Dienstleute in Erinnerung mancher Unbille und Ungerechtigkeiten, die ihnen von schlimmen Edelleuten widerfahren sind, indem sie der freundlichen Herren darüber vergessen, eine Freude und Ergötzung erleben, wenn sie sich märchenhaft erzählen, wie das Unglück oder gar der Gottseibeiuns irgendeinem bösen, verruchten Geschlechte das Garaus gemacht habe.

lassen; aber diese lüsternen Edelmannstücken hat er noch genug in sich. Endlich aber ist doch des alten, wilden Jägers Tag gekommen; es ist Krieg geworden, und Pest und Hunger und Moskowiterzeit und Kalmückenzeit, ich weiß den Namen nicht recht, aber eine grausame, böse Zeit ist gekommen, und da ist jener Bösewicht auch von seinem Jammer gefaßt worden, seine Schlösser und Häuser verbrannt, seine Scheunen und Speicher ausgeleert, sein Vieh weggetrieben. Da hat er sich zuletzt hier in die Burg bergen und verstecken und knapp leben lernen müssen wie andre arme Leute. Da ist seine Rechnung bei dem höchsten und obersten Rechenmeister übervoll gewesen, und er hat ihn mit seinem Blitz geschlagen und sein prächtiges Sündenhaus angezündet, und er und seine Weiber sind alle zu weißen Aschen verbrannt, und von der ganzen Herrlichkeit, wo sonst Geigen und Trompeten klangen und Tag und Nacht bankettiert ward, liegen noch kaum ein paar Steine da, und nun sind die Füchse und Marder und Eulen die einzigen Nachtmusikanten.

Der Herr weiß wohl die alte Eiche, die dicht an der Burg steht, ein besonderes, altes Gewächs, welchem der Blitz auch vor einigen Jahren die eine Hälfte abgespaltet hat. Da spielt jetzt eine gar wunderliche Musikantengesellschaft drauf. Wenn man nur achtgibt und aufmerkt, daß auch kein Vögelchen im Walde schwirrt und zirpt, um den Baum ist's nimmer still. Spatzen und Zeisige und Meisen flattern und schreien da bei Tage in solcher Menge, daß man sein eigen Wort nicht hören kann und des Nachts (o herrje!) machen die Eulen und Krähen und Raben ihren Gesang, daß einem die Haare zu Berge stehen. Sie sagen auch, daß die Füchse dann aus ihren Löchern kommen und mitheulen, und daß die Schlangen, deren unten am Bache so viele sind, dann einen Ringeltanz halten; aber ich habe es nicht gesehen. Das ist aber einmal wahr, daß man die Pferde, die in ihren Nüstern von Gespenstern und anderem Teufelszeug eine Witterung haben, an dieser Seite des Waldes selbst bei Tage kaum grasen sieht. Der Herr hat auch wohl den schwarzen Storch gesehen, der nicht weit von der Burg auf einer abgestumpften Buche horstet. Hier um Löbnitz, Redebaß und Divitz, wo die Barthwiesen und Bäche so viele Nattern, Schlangen und Frösche ziehen, hat's der Störche auf allen Dächern und Scheunen die Menge, aber nirgends sieht man einen schwarzen Storch als hier. Zuweilen sollen Jahre sein, wo er ganz ausbleibt; schon seit Menschengedenken hat man davon gesprochen, aber er erscheint zu seiner Zeit immer wieder. Dieser schwarze Storch ist hier der Feldhauptmann des ganzen Vogelgefieders. Viele Leute

sagen, er sei der alte Edelmann selbst oder auch ein Sohn von ihm, den er mit einer Mohrenprinzessin gezeugt haben soll, die er dem Sultan im Mohrenlande abgekauft hatte. Denn Zauberer, Hexenmeister, Mohren und solches wahnschaffene Teufelsgesindel, das keinen ordentlichen Vater und Mutter vorzeigen kann, wippsen hier des Nachts umher, und diese haben die vielen Fußtritte ausgetreten, die zu dem Wall hinlaufen; denn die Menschen hüten sich wohl, um dieses Revier Fußsteige zu machen. Dieses Gesindel wohnt bis auf den heutigen Tag in unterirdischen Sälen, die noch viele hundert Schuh tief unter den Füchsen liegen, und mancher hat es deswegen tief unter dem Wall heraus oft so wunderlich sausen und klingen gehört, mit ganz andrer Gewalt und andern Tönen, als Füchse und Marder in ihren Löchern machen können. Mit diesem schwarzen Storch ist es ein gar absonderliches Ding. Das wissen alle Bauren und Hirten zu erzählen, er hat auf den Wiesen ein dreimal größeres Jagdrevier als irgendeiner der bunten Störche, und keiner von diesen kommt ihm in sein Verbiet; ja, sie fliegen gleich davon, als wenn sie den Teufel sähen, sobald sie ihn nur von fern erblicken. Des Nachmittags gegen den Abend, wann die Sonne ins Gold zu gehen anfängt, sieht man ihn zwischen der Burg und dem Hünengrabe immer hin und her fliegen; auch sitzt er dann oft auf diesem Hügel und schaut gegen die Stadt Barth hinüber, woraus er in seinen Tagen vielleicht manche hübsche Dirne verlockt hat. So muß er nun nach Gottes Spruch und Urteil viele Jahrtausende in Vogelgestalt herumfliegen — denn wer wird ihn zu erlösen kommen? — und statt seiner früheren Leckerbissen mit der schlechten Speise der Frösche und Schlangen, die jeder Mensch anspeit und ausspeit, vorliebnehmen und in seinem schwarzen Rock zeigen, daß er ein Schelm und Bösewicht von Natur ist. Aber es ist sonst doch noch etwas anderes dabei, und das ist eben das Greuliche, der Matrosʼ in der bunten Jacke. Ich weiß nicht, ob es ein Matrosʼ ist, in welcher Gestalt ihn viele wollen gesehen haben, oder ein hübscher, flinker Jägerbursch; aber die bunte Jacke gehört einmal dazu. Und keiner versteht, wie dieser Buntjack und der Schwarzrock, der Storch zugleich dasein können, und was diese Vermaskierung bedeutet; aber ein buntes Teufelsspiel ist es sicherlich und hat manche arme Seele um Ehre und Glück gebracht. Denn wenn so ein glatter Geelschnabel und Grünling von einer hübschen, jungen Dirne oder ein andres schönes Weibsbild hier im Walde Blumen lesen oder Nüsse pflücken geht und ihre Gedanken nicht in acht nimmt, daß sie nicht ganz auf Gottes Wegen bleiben — ich meine, wenn sie etwas zu Junges und zu

Lustiges denkt oder mit verbotenen Götzenbildern des Herzens spielt, wie unser Herr Pastor Scheer sagt, auf der Stelle stellt sich der schöngestreifte Buntjack ein und macht vor ihr seine Kratzfüße. Er macht sich gar leidig und freundlich heran, reicht Blumensträußchen, erbietet sich als Diener die Nußbeutel zu tragen und spielt so mit tausend Bücklingen und Heuchlingen und Schmeichlingen um die Weibsen herum, daß die armen Begigelten und Behexten nicht wissen, wie ihnen geschieht, und nimmer gewahr werden können, welch ein Hahnenfüßler er ist. Auch kommt er wohl immer ganz wie von ungefähr als ein feiner, blöder Jüngling, als ein hübscher, unschuldiger Knab', irgendein buntes Vöglein auf der Hand tragend und sprechend: ‚Sie sucht Blumen, schöne Jungfer, Sie will Nüsse pflücken — o komm Sie mit mir! Ich weiß, wo schönste Blumen stehen, wo braune Nüsse in Menge hangen.' Und so lockt er sie fort und führt sie durch Blumen und Nüsse immer tiefer in den Wald und lockt sie endlich auf den Burgwall. — ‚O da ist eine ganz prächtige Aussicht, schöne Jungfer,' ruft er, ‚da kann Sie die schöne Welt mal weit umher überschauen.' Da oben liegt aber ein kleiner, roter, runder Stein wie zu einem Sitz zurechtgemacht mit einem immergrünen Plätzchen daherum; da hat der Schelm Blumen und Nüsse hingestreut, auch wohl rosenrote Äpfel und Pflaumen, und heißt sie sich setzen und sich des Blicks über die weite Landschaft freuen. Aber siehe! Wie sie herantreten und den Stein berühren, tut sich das grüne Plätzchen auf, und Buntjack und Jungfer und Nüsse und Blumen — alles sinkt plötzlich tief in die Erde hinab, in die unterirdischen Säle, aus welchen es oft so wunderlich herausklingt — und die armen, versunkenen Dirnen kommen nimmer wieder, oder einige kommen auch wohl nach Jahren wieder an das Licht und unter die Menschen, aber sie schämen sich zu sagen, wo sie so lange gewesen sind, und was ihnen widerfahren ist. O wie manche hübsche Jungfer, die mit dem lustigen Buntjack Blumen und Nüsse pflücken ging, hat hier den Blumenkranz ihrer Unschuld verloren! Ich sage so viel, meine Frau ließe ich für alle Schätze der Welt nicht in diesen Busch gehen. Die Jungen, die des Nachts auf den Wiesen die Pferde hüten, erzählen viel von dem Eulen- und Krähengeschrei; aber zuweilen haben sie auch ein Wimmern und Winseln wie tief aus der Erde heraus gehört, und dann haben sie den schwarzen Storch gesehen sich in der Luft über dem Walde mit den Flügeln wiegend und klatschend, als sei ihm das eine Freude. Aber ich weiß nicht, ob man alles so glauben soll; aber gewiß, böses Spiel ist dahinter, wiewohl man glauben soll, daß Gott solches Spiel nicht zuläßt bei denen,

die mit den rechten Gedanken und mit frommen Bibelsprüchen in der Brust versehen sind, und wenn sie sich auch unter lauter Teufelsgesindel im düstersten Walde und in einsamster Wüste verirrt hätten."

---

27. Der Freischuß.

Es sind viele Geheimnisse in der Natur und viele geheime Künste. Wer sie hat und sie zu guten Werken und zum Lobe Gottes anwendet, dem bringen sie die Seligkeit; wer sie aber mit vorwitziger Lust gebraucht und einbildisch und hochmütig darauf wird, der gerät in die schwarze Nacht des Aberglaubens und der Verblendung und verliert den hellen und geraden Weg des Himmels. Gefährlich ist es dem Menschen überhaupt, Geheimnisse zu suchen, wenn er nicht Gott sucht. Gottes tiefe Geheimnisse mag er immer und immer wieder suchen mit stillem und gläubigem Herzen und mit züchtigen und verschwiegenen Lippen; und anders wird er sie auch nicht finden.

Zu den verbotenen Künsten gehört auch der Freischuß. Ich habe die Jäger und Förster mancherlei darüber flüstern gehört. auch habe ich Jäger gesehen — mein Vater hatte selbst einmal einen solchen — die sie Freischützen nennen, und vor welchen alle andern Jäger ein Grauen haben, und in deren Gesellschaft, wenn sie mit ihnen zusammen auf der Jagd sind, sie sich wie behext fühlen, daß ihnen entweder das Gewehr versagt, oder sie nichts treffen können. Ich will nun erzählen, was die Leute hievon erzählen.

Nur Freischützen können den Freischuß verleihen. Unter ihnen ist aber immer ein verborgener und geheimer Altmeister, den sie laden, wenn ein frischer, grüner Jägerbursch Freischütz werden will. Dieser Altmeister und zwei Freischützen, die den Neuling mitbringen, versammeln sich bei Mondschein im grünen Walde. Dort feiern sie ihre Einweihung um die verbotene Mitternacht zwischen zwölf und eins. Der Jüngling wird splinterfasernackt hingestellt, wie Adam im Paradiese stand, damit sie ihn untersuchen und zusehen mögen, ob er einen Fehl habe. Denn ein mit irgendeinem Fehl Behafteter, und der nicht mehr Junggesell ist, mag nimmermehr Freischütz werden. Wann er untadelig erfunden worden und sich rein bekannt hat, lassen sie ihn niederknien und halten greuliche Gebete und Beschwörungen über ihn, die ich nicht wieder erzählen darf. Und er selbst muß ähnliche Gebete tun und schreckliche Gelübde und Flüche und Schwüre nachsprechen. Kann er dies nicht freien Mutes vollenden, sondern

verstummt oder stottert und stammelt in Verzagtheit und gibt sonst Zeichen von Furcht und Angst von sich, so geißeln sie ihn unbarmherzig bis aufs Blut durch und lassen ihn als einen Feigen und Untüchtigen laufen. Es sind aber, wiewohl viele bei der fürchterlichen Einweihung so durchgepeitscht und weggejagt sind, diese greulichen Dinge fast nie zur Klage gekommen noch Freischützen gerichtet worden, weil sie sich wohl in acht zu nehmen wissen. Denn wenn einer sich an einen Freischützen wendet, das heißt an einen, von welchem die Leute sagen, daß er die geheime Kunst habe, und ihn fragt oder Lust bezeigt, in den geheimen Orden aufgenommen zu werden, so hütet dieser sich wohl, mit dabei zu sein, sondern läßt kaum einzelne geheimnisvolle Worte und Winke fallen, tut sehr verlegen und heimlich und nimmt fast die Gebärde eines Erschrockenen an, sagt ihm kaum halbe Dinge und macht einige abgerissene und durchschnittene Andeutungen, als: „Ich weiß nicht recht", oder: „Ich weiß wohl einiges, darf's aber nicht sagen", oder: „Ich habe wohl sagen gehört, bin aber nie dabei gewesen, da an dem und dem Kreuzwege, unter dieser und jener Eiche und Buche im Walde, an dem oder jenem Stein sollen die Freischützen um Mitternacht zusammenkommen, und wer eingeweiht und aufgenommen sein will, der muß drei oder vier Neumonde hintereinander um zwölf Uhr des Nachts mit Büchse, Kugel und Schrot sich an einer solchen Stelle einfinden und warten, ob ein Altmeister kommt". Denn dreimal hintereinander müssen sie gehen und kommen und ihre Stunde abwarten und gegen alle Schrecken der Nacht und gegen Gespenster und den Teufel und sein Heer und gegen das eigene Gewissen sich fest zeigen. Darauf erscheint den vierten Neumond der Altmeister nebst zwei Freischützen. Das sind aber gewöhnlich solche, die der Lehrling nimmer gesehen hat, und die er auch nicht leicht bald wieder sehen wird. Und wie sollte er sie auch kennen? Denn sie erscheinen fast immer vermummt, und ließe er sich merken, daß er je einen gekannt habe, so würde er heimlich erschossen und nimmer wieder gesehen. Und weil die Freischützen solche stumme Gerichte halten, darum verschwindet so mancher frische, junge Jägersmann und weiß kein Mensch endlich, wo er gestoben und geflogen ist. Gewöhnlich sagen dann die Leute: „Er ist in die Welt gegangen, sich in der Fremde etwas zu versuchen"; sie sollten aber sagen: „Er ist aus der Welt gegangen, sich in einer anderen Welt etwas zu versuchen!"

Wenn nun der Altmeister und seine beiden Beisitzer die erste Vorbereitung gemacht haben, und wenn mit vielen heimlichen und entsetzlichen Worten und Gebärden die Beschwörung und

Verlobung im Namen des hölliſchen Fliegenkönigs Beelzebub geſchehen iſt, muß der junge Schütz ſein Gewehr ordentlich laden. Darauf nehmen ſie ein Tuch und binden ihm die Augen feſt zu, drehen ihn dreimal im Kreiſe herum und ſprechen abermal manche dunkle und greuliche Worte. Iſt das geſchehen, ſo hört er dreimal knallen mit dem Ausruf: Schieß ihn! und mit Andeutungen, als gelten ihm die Schüſſe. Und zittert er dabei oder zuckt aus Furcht nur einen Finger, ſo geißeln ſie ihn bis aufs Blut und jagen ihn ſogleich weg. Hat er aber dies auch tapfer beſtanden, ſo wird ihm die Binde von den Augen genommen, und was ſehen dieſe Augen dann? An einem Baum ſieht er eine Laterne hangen, und unter der Laterne ein großes, weißes Kreuz, friſch in die Rinde gehauen. Dahin aber muß er mit ſcheußlichen Verfluchungen und Verwünſchungen zielen und ſchießen einmal und zweimal; bei dem dritten Schuß aber, den er tun will, erſcheint das Jeſuskindlein an der Stelle, wo das Kreuz war, und lächelt ſo freundlich und heldſelig, als wolle es bitten: „Schieß mich doch nicht, du Verblendeter! Ich bin ja das unſchuldigſte und reinſte aller Kinder, die jemals geboren ſind, der Heiland der Welt, den du anbeten ſollſt!“ Hat er dieſen dritten Schuß, der nie fehlt, aus ſeinem Gewehr geſchoſſen, ſo gehen die drei mit ihm zu dem Baum, und er muß das ſchöne Kind in ſeinem Blute liegen und ſich zu Tode ächzen und zappeln hören und ſehen. Die drei aber lachen und ſingen ſchändliche Lieder dazu, und er muß mitlachen und mitſingen. Fällt ihm da das Herz zuſammen, oder verſagt ihm die Stimme, ſo wird er weggejagt. Bei dieſer letzten und grauſamſten Probe entlaufen viele und können ſie nicht vollbringen; manche aber, die ſich auch des letzten, ſchwerſten Schuſſes unterſtanden, ſind bei dem Gewimmer des geſchoſſenen Kindes wahnſinnig geworden und wie Raſende davongelaufen. Gewiß, manche von den nackten Menſchen, welche bei nächtlicher Weile ſo häufig in Wäldern geſehen werden, und welche die Leute für wilde Wald- und Bergmenſchen halten, welche auch zuweilen durch Städte und Dörfer laufen und die Menſchen erſchrecken, ſind wohl ſolche verunglückte Freiſchützen. Das göttliche Kind aber, das mit dabei iſt, das wißt ihr wohl, iſt nicht das wirkliche göttliche Kind, ſondern der alte, hölliſche Affe und Seelenfänger gaukelt ſo ein Bild hin und läßt den armen, lüſternen Menſchen in der alten Apfelluſt an dem Geheimen ſich daran verfangen und verſündigen.

Wer nun ein rechter Freiſchütz iſt, der die fürchterlichen Zeremonien ganz durchgemacht und beſtanden hat, der beſitzt freilich ganz beſondere Jägergaben; aber ſeine andern Gaben

will ich nicht mit ihm teilen. Freischütz wird er wohl vorzüglich deswegen genannt, weil niemand ihm sein Gewehr besprechen oder behexen kann, oder auch wohl deswegen, weil kein Gefrorener oder Behexter oder durch die siebensache und siebenundsiebenzigfache Passauer Kunst Gehärteter vor seiner Kugel stehenbleibt. Andre sagen, Freischütz heißt er wegen der drei freien Schüsse, die er für jede vierundzwanzig Stunden hat. Er kann nämlich jede vierundzwanzig Stunden drei Stück Wildbret oder Geflügel, was er eben haben will, mit seinen drei Freischüssen fällen, ohne daß sie auf dem Felde oder im Walde sichtbar da sind. Denn sie müssen kommen und fallen, so wie er sie in Gedanken aufs Korn nimmt, er schieße bei Tage oder in der Nacht, ins Weiße oder in die leere Luft; ja, wenn er in den Mond hineinhielte, so würden sie aus dem Mond herunterfallen. Das ist nun allerdings eine angenehme und einträgliche Kunst, und solche Jäger, die immer Wild schaffen können, sind deswegen bei großen Herren sehr willkommene und begehrte Leute. Das ist aber auch wahr, daß vor einem rechten Freischützen alles Wild fallen muß, das ihm in Schußmal kommt; denn keine Kugel, kein Hagelkorn fehlt, die aus der Mündung seines Gewehrs fliegen. Für die andern Jäger ist es daher in Gesellschaft mit einem Freischützen eine böse Jagd, weil diesem das meiste Wild wie von selbst in den Schuß läuft, oder auch, weil die meisten solcher höllischen Freibeuter tückisch und boshaft sind und den andern die Gewehre behexen und sie auslachen, wenn sie pudeln. Eine eigne Greulichkeit wohnt ihnen aber noch bei, und die muß ich zuletzt erzählen.

Man hat oft gesagt: Wäre Satans Reich einig, so müßte Gottes zerstreutes Häuflein lange untergegangen sein; aber was durch Neid und Bosheit so mächtig ist, kann durch Eintracht und Liebe nicht verbunden sein. Daher sind die meisten satanischen Gesellen und Gesellinnen und die Hexen und Hexenmeister bei aller ihrer Listigkeit und Schlauheit doch durch die Bosheit und Lüge verblendet, daß sie einander meistens nicht erkennen, ja, wohl in dieser Verblendung der eine des andern Arbeit zerstören müssen. Welcher ehrliche Weidmann könnte bestehen, und wie sollte es mit dem Wildbret werden, wenn jeder Freischütz seine drei Schüsse täglich gebrauchen dürfte? Das ist ihnen aber von dem Obermeister in der Finsternis verboten, weil sie sein eigenes Reich dadurch mit zerstören würden.

Alle Menschen wissen, daß viele Hexen und Hexenmeister bei Tag und Nacht in ihren Geschäften in Gestalt von Vierbeinen rundlaufen oder im gefiederten Rock der Vögel herumfliegen.

Nicht bloß als Affen, Katzen, Füchse, Wölfe, Marder, Iltisse, Wiesel und Hamster laufen sie durch Feld und Wald und schleichen um Häuser, Ställe und Scheunen; nicht bloß als Eulen, Krähen, Raben, Tagschläfer und Elstern fliegen sie umher — sondern häufig auch dürfen sie in Gestalt frommer und unschuldiger Tiere und Vögel erscheinen, und man sieht sie wohl als Hirsche, Rehe und Hasen laufen, als Ziegen und Ziegenböcke springen, als ehrbare Esel und Eselinnen mit philosophischer Ruhe einherschreiten und als bunte und zierliche Meischen und Zaunkönige flattern. Da ist es nun ganz besonders, daß eine gewisse höllische Heimlichkeit, daß ein gewisser süßer, höllischer Geruch, der frommen Christen als ein süßlich widerlicher Gestank in die Nasen steigt, kurz daß eine eigene höllische Witterung auch bei der Unwissenheit, was Gefährliches dahinterstecken könne, solche Genossenschaft des satanischen Bundes oft mit unwiderstehlicher Gewalt zusammenlockt. So muß zum Beispiel solche verkappte Satansgilde, wo sie Freischützen wittert, ihnen in den Schuß laufen und fliegen, und auch die Freischützen werden von einem heftigsten Gelüst verlockt, gerade solche verkleidete Tiere und Vögel zu schießen, und können es oft nicht lassen, einen Freischuß auf sie abzuknallen, wie streng und hart der schwarze Obermeister es seinen Leuten auch verboten und verpönt hat. Welche Hexe und Hexenmeister so von ihrem Schuß getroffen werden, die müssen, wenn sie nicht gleich auf den Tod verwundet sind, ihr Leben lang in der Gestalt rundlaufen oder rundfliegen, die sie trugen, als der bezauberte und mächtige Schuß sie traf. Daher sind manche Wölfe, Füchse und Katzen, solange sie leben, Hexen und Hexenmeister, weil sie nach solchem Schuß aus der verwandelten Gestalt nicht wieder herausspringen können. Wenn sie aber von gewöhnlichen Jägern geschossen und verwundet werden, müssen sie zwar die Wunde oder Verstümmelung an dem Gliede tragen, das getroffen und verletzt ward, aber sie können sich wieder in die Menschengestalt zurückverwandeln. So hat auch das listigste und klügste Regiment seine Gebrechen, und Satans Reich muß sich selbst Zaum und Gebiß anlegen.

---

28. Thrin Wulfen.

Nicht weit von Schoritz, zwischen Schoritz und Pudmin, an dem Wege, wo man von Garz nach dem Zudar fährt, lag einst ein kleines Dorf, das hieß Gsink, worin ein paar Bauren wohnten, die nach Schoritz zu Hofe dienten. Die sind aber ganz zerstört

mit Häuſern und mit Gärten, ſo daß man dort keine Spur mehr ſieht, daß jemals Menſchen dort gewohnt haben. In dieſem Dorfe Güntz wohnte ein Bauer, der hieß Jochen Wulf, der hatte eine Frau, und die hieß Thrin: das war eine arge Hexe, von deren loſen Künſten und böſen Streichen die Leute noch heute zu erzählen wiſſen. Daß ſie aber eine Hexe war, konnte man ihr anmerken an ihrer außerordentlichen Freundlichkeit und Leidigkeit, woraus Liſt und Schelmerei oft hervorlächelten, und an den ſchönen und leckeren Sachen, die ſie immer bei ſich trug, und womit ſie die Hunde und kleinen Kinder an ſich lockte. Davor hat den Leuten auch gegraut, daß ihr, wohin ſie immer gekommen, die Katzen von ſelbſt auf den Schoß geſprungen ſind, was dieſe Tiere, die eben keine Menſchenfreunde ſind, ſonſt nimmer mit Fremden tun. Denn durch die Kinder und durch Leckereien, die ſie den Kindern geben, und durch Sälbchen und Kränterchen, womit ſie bei Kinderkrankheiten immer gleich zur Hand ſind, drängen ſich die alten Hexen in alle Häuſer, und Hunde und Katzen dürfen ſie nicht zu Feinden haben, weil ihre Arbeit meiſtens des Nachts iſt, wo die andern Chriſtenmenſchen ſchlafen. Doch merkten die Leute ihr und ihrem Manne ihr heimliches und verbotenes Handwerk dadurch an, daß ſie ſehr reich wurden, und daß der Bauer Wulf dreimal ſoviel Korn und Weizen verkaufen konnte als ſeine Nachbarn, und daß ſeine Pferde und Kühe, wenn er ſie im Frühling ins Gras trieb, ſo glatt und fett waren wie die Aale, und als ob ſie aus dem Teige gewälzt wären. Auch ſagten alle Leute, ſie habe einen Drachen, und den haben ſie des Nachts oft auf ihr Dach herabſchießen ſehen, wo er ihr Raub und Schätze von andern zutrug. Das iſt auch gewiß, und viele Leute haben es erzählt, die bei nächtlicher Weile bei Güntz vorbeigegangen ſind, daß es dann auf dem Wege oft geknarrt und geſeufzt hat, wie die Räder an ſchwerbeladenen Wägen knarren und ſeufzen. Da haben die Leute ſich umgeſehen oder ſind aus dem Wege geſprungen, damit ſie nicht übergefahren würden; ſie haben aber weder Pferde noch Wagen geſehen, und es iſt ihnen ein entſetzliches Grauen angekommen. Das iſt aber auch der alte, heimliche Drache geweſen, der den Nachbarn die Garben geſtohlen und ſie in des Wulfs Scheunen hat einfahren laſſen. Daß die Thrine Wulfen eine arge Wetterhexe war, hat man am meiſten auf der Weide und Brache an dem jungen Vieh ſehen können. Wenn ſie einmal unter eine Herde kam, gleich ſtreckte ein Kalb alle viere von ſich und hatte den Froſch, oder ein paar Dutzend junge Gänschen machten nicht zum Vergnügen den Deichhals, oder einige Lämmer und Jährlinge wurden Kopfhänger und

Kopfſchüttler, oder eine Schar Säue tanzte den Dreher. Sie gebärdete ſich bei ſolchem Anblick, als tue es ihr ſehr leid (die alten Hexen aber können es nicht laſſen, junges, freudiges Vieh zu behexen, und wenn es ihr eigenes wäre), und ſie ſagte den Hirten oder Nachbarn, ſie habe und wiſſe manche heilſame Mittel gegen ſolche Übel; ſie ſollen nur zu ihr kommen und ſich eine Salbe holen und die kranken Tierchen damit beſtreichen, gleich werde es dann beſſer mit ihnen werden. Das haben einige getan, und wirklich hat es ſtracks geholfen, aber den meiſten hat gegraut, über ihre Schwelle zu treten, und da hat das liebe Vieh denn drangemußt. Alle aber haben ſich zugeflüſtert, Thrin Wulfen habe ſie behext und ihnen den Schabernack angetan. So zum Beiſpiel hatte ſie eine Frau, welche ſich mit ihr erzürnt und ſie eine alte Wetterhexe geſcholten hatte, in ihrem eignen Hauſe feſtgezaubert, daß ſie nicht über die Schwelle zu gehen wagte und alle Türen und Fenſter dicht verſperrt hielt. Denn ſie glaubte, ſie ſei in eine Erbſe verwandelt, und jeder Vogel, der vorüberflog, war ihr ſo fürchterlich, daß ſie bei ſeinem Anblick ſchrie, als fliege der Tod heran, ja daß ſie bei dem Ton eines Gefieders aus der Luft ſchon in Ohnmacht fiel und mit Händen und Füßen zappelte; für die Enten, Hühner und Tauben aber in ihrem Hofe war der Jüngſte Tag gekommen, und ſie hatte ihnen allen ſogleich beim Beginn ihrer Krankheit die Hälſe umdrehen laſſen. Auch hatte die alte Böſewichtin es dem Mann dieſer Frau angetan, daß er wie ein kindiſcher und beſoffener Naar tanzen mußte, ſobald er einen Ziegenbock ſpringen ſah. Und dies iſt allen Leuten lächerlich und ärgerlich anzuſehen geweſen, und das ärgſte dabei iſt noch geweſen, daß die Einfältigen vor dem Mann eine Art Grauen bekommen haben, als ſei er auch von der Ziegenbocksgeſellſchaft und von den Blocksbergfahrern; die Klugen aber haben wohl gewußt, von wem dieſe Bocksſprünge herrührten, doch keiner hat es ihr beweiſen können. Und man kann wohl denken, wie die alte Bosheit in ſich gelacht hat, daß der unſchuldige Mann für ihren Geſellen gehalten worden iſt. Ihr Vieh war immer das fetteſte und mutigſte in der ganzen Dorfherde, und man konnte an vielen Zeichen ſehen, daß der Teufel ſein Spiel damit hatte; denn faſt nie iſt ein Stück davon krank worden, und ſie hat ihnen ſolche Kraft und Stärke angezaubert, daß von ihren kleinſten Kälbern die größten Ochſen ſich ſtoßen ließen, und daß ihre Ferkel die wütendſten Eber aus dem Felde ſchlugen.

Auch haben die Leute ſie in mancherlei Verwandlungen umherlaufen und herumfliegen geſehen, aber niemand hat ſich unterſtanden, ſie anzupacken oder ihr etwas zu tun; auch haben ſie

die allerwunderlichſten, bunten Hunde und Katzen und ſogar Füchſe und Wieſel bei Tage und bei Nacht um ihren Hof laufen geſehen, aber keiner hat ſie angetaſtet; ſie wußten wohl, aus weſſen Stall dieſes gefährliche Vieh war. Von Elſtern und Krähen aber hüpften immer ganze Scharen auf ihrem Hofe und ihren Dächern, und von ihrem einzigen Hausgiebel uhaheten des Nachts mehr Eulen denn von allen Häuſern und Dächern in Swantow und Pudmin zuſammen.

So iſt ſie in der Nachbarſchaft viel herumgeſtrichen und herumgeflogen auf Schelmſtücke und Diebsſchliche, und es iſt ihr lange genug glücklich gegangen. Der Paſtor zum Zudar, der Herr Manthey hieß, hat die meiſte Not mit ihr gehabt, und auch wohl deswegen, weil er dem Böſen ſelbſt den Krückſtock reichte, womit er ihn überholen konnte, da er mehr ins Buch der vier Könige guckte als in Bibel und Evangelienbuch. Einmal iſt Thrin Wulſen zu ſeiner Frau gekommen und hat ihr ein Stieg Eier gebracht, und ſie und die Frau Paſtorin haben einander viel erzählt und ſind ſehr herzig und heimlich miteinander geworden, ſo daß die Frau Paſtorin endlich die Thrin, als ſie ade geſagt, umhalſt hat. Da iſt ihr aber geſchehen, daß ſie vor Schrecken ohnmächtig geworden und wie tot hingefallen iſt. Denn was hat ſie geſehen? Vor ihren ſehenden Augen und unter ihren greifenden Händen iſt die Thrin plötzlich eine rote Füchſin geworden und hat ihr mit den Vordertatzen die Wangen geſtreichelt und mit der Schnauze das Geſicht geleckt und dabei recht fürchterlich greinig und freundlich ausgeſehen. Das hat die Paſtorin ſpäter vielen Leuten erzählt; wie es aber weiter geworden, hat ſie nicht gewußt; denn als ſie wieder zur Beſinnung gekommen, war die Thrin weg und auch keine Spur von ihr und der roten Füchſin mehr da als der Geruch der füchſiſchen Küſſe in ihrem Geſichte und ein paar leichte, rote Streifen, womit ſie ſie bei der umhalſenden Liebkoſung gekratzt hatte. Zuerſt hat die Frau Manthey die Geſchichte aus Furcht verſchwiegen und erſt nach Verlauf von Jahren erzählt. Auch Paſtor Manthey iſt innegeworden, daß er gegen die loſen und leichten Künſte der Thrin ſich nicht mit der gehörigen, geiſtlichen Rüſtung gewaffnet hatte, und daß ſie an ihn durfte; er hat bemerkt, daß ihm ein Dieb an ſeine Schinken und Würſte kam, und das iſt auch die Thrin geweſen. Denn wie manche Nacht iſt ſie als Katze in Wiemen und Keller und Speiſekammern geſchlichen und hat ſich eine Wurſt, eine Spickgans oder ein Stück Schinken zu Hauſe getragen! Endlich war es ruchtbar geworden, daß man oft eine unbekannte, graue Katze durchs Dorf laufen geſehen, und daß auch andern Leuten auf eine ähnliche, unbegreifliche Weiſe manches

abhanden gekommen war. Da lauerte der Paſtor des Abends und in der Frühe oft genug auf mit einem geladnen Gewehr; aber nimmer hat er den ſchleichenden Dieb erwiſchen können. Endlich aber iſt ihm die Katze mal in dem Garten in den Wurf gekommen, als er Sperlinge ſchießen wollte, und er hat ihr unverzagt aufs Leder gebrannt und ſie mit humpelndem Fuß über den Zaun ſpringen und jämmerlich mianen gehört. Der Schäfer aber, der hinter dem Garten eben mit den Schafen vorbeitrieb, als der Mantheyſche Schuß fiel, hat erzählt, es ſei neben ihm ein altes Weib über den Weg hingehinkt, die habe jämmerlich gewinſelt und geheult, und ſie habe ihm geklagt, des Krügers großer Hund habe ihr den Fuß blutig gebiſſen. So ſei ſie über die Zudarſche und Schoritzer Heide fortgehumpelt, und man habe ihr Gewinſel noch lange aus der Ferne hören können. Und das war wirklich die Thrin aus Güntz geweſen; der Paſtor hatte ihr das linke Bein durchſchoſſen.

Dieſer geiſtliche Schuß gab einen großen Glückswandel. Thrin lag wohl ein Vierteljahr elend im Bette; dann ſah man ſie wieder, aber ſie humpelte mit einem lahmen Beine und erzählte den Leuten, ſie ſei beim Apfelſchütteln vom Baum gefallen und habe ſich dabei das Bein verrenkt. Nun ging es ihr aber ſchlimm. Weil ſie nicht mehr ſo flink auf den Füßen war als ſonſt, ſo konnte ſie, wann die Begier zu hexen mit plötzlicher Lüſternheit in ihr aufſtieg, nicht mehr geſchwind zu andern oder zu Fremden kommen, ſondern mußte ihr eigenes behexen. Da ward denn faſt täglich irgend etwas verdreht, gelähmt oder umgebracht. Bei Tauben, Hühnern und Gänſen fing es an, und mit dem großen Vieh hörte es auf. Und wieviel der alte Jochen Wulf ſie auch prügelte, das half alles nichts; die Hexenluſt iſt ein unauslöſchlicher und unbezwinglicher Trieb. Als alſo alles Federvieh verdorben oder erwürgt war, da iſt die Kunſt über die Ferkel und Lämmer hergefahren, darauf an die Kälber und Schafe, endlich an die Kühe und Pferde. Der Bauer hat nun immer wieder neues Vieh kaufen müſſen, und in ſolcher Weiſe iſt in ein paar Jahren der Reichtum vergangen und das ungerechte Teufelsgut zerronnen. Ja, ihr eignes, einziges Kind hat ſie zum Krüppel hexen müſſen; und der alte Wulf iſt aus Angſt, daß ihm zuletzt ähnliches widerfahren möge, in die weite Welt gegangen und iſt auf immer ein verſchollener Name geblieben. Einige erzählten aber, die Thrin habe ihn verwandelt und habe wegen ſeiner Sünde die Macht dazu gehabt, weil der alte Schelm um ihre Hexerei gewußt und die Früchte davon gehehlt und mitgenoſſen habe; und ſo müſſe er nun als ein greulicher Werwolf rundlaufen und die alten Weiber

und Kinder erschrecken. Die Thrin aber sei nach der Flucht des Wulf als eine arme Bettlerin aus der Wehr geworfen und habe zuletzt in Pudmin gewohnt, sei aber zuzeiten immer noch hin und wieder als eine lahme Katze oder Füchsin umgegangen oder habe als eine lahme Elster auf Bäumen und Dächern herumgehüpft; endlich aber sei sie vor das Gewehr eines Freischützen geraten, wodurch die Katzengestalt für immer festgemacht worden. So haben viele Leute sie öfter als eine wilde, graue Katze an dem Güntzer Teiche sitzen gesehen, auch als kein Haus mehr dastand; auch haben andere es dort um die Mitternacht häufig miauen und pusten und pfuchsen gehört, daß ihnen vor Grauen die Haare zu Berge standen.

29. Der Rabenstein.

Es gibt viele absonderliche und wunderseltsame Geschichten und Dinge in der Natur, von welchen kein Mensch begreift, wie sie sich begeben und zusammenhangen, und sind doch da. Und wenn die Menschen sie erzählen hören, erstaunen sie und erschrecken, aber wissen können sie sie nicht. So ist es auch mit dem Rabenstein, wovon viele erzählen, aber keiner etwas Gewisses weiß; daß es aber Rabensteine gibt, das weiß man wohl.

Ihr habt auch wohl von Diebslichtern gehört. Die sind fast eben wie der Rabenstein und wie andre unsichtbare Diebslaternen. Es ist aber greulich zu erzählen, wie Diebslichter gewonnen werden. Sie sind die Finger von ungebornen und unschuldigen Kindlein; denn die Finger von schon gebornen und getauften Kindern kann man dazu nicht gebrauchen. Und was für ungeborne Kindlein sind das? Und wie muß man die Lichter gewinnen? Wenn eine Diebin oder Mörderin sich selbst erhängt oder ersäuft hat oder gehängt oder geköpft worden ist und ein Kind in ihrem Leibe trägt, dann mußt du hingehen um die Mitternacht auf des Teufels Straßen und nicht auf Gottes Straßen, mit Beschwörungen und Zaubereien und nicht mit Gebet und Segen und mußt ein Beil oder Messer nehmen, das von Henkershänden gebraucht ist, und damit den Bauch der armen Sünderin öffnen, das Kind herausnehmen und seine Finger abschneiden und zu dir stecken. Aber solches muß durchaus um die Mitternacht vollbracht werden und in vollkommenster Einsamkeit und Schweigsamkeit, so daß auch kein leisester Laut, ja kein Ach und kein Seufzer über die Lippen des Suchenden gehen darf. So gewinnst du Lichter, die, wann du willst, brennen und, wie kurz sie auch sind, doch nimmer ausbrennen, sondern immer gleich lang bleiben. Diese Zauberlichter

haben die sonderliche Natur und Eigenschaft, daß sie augenblicklich brennen, wie und wo ihr diebischer Inhaber nur denkt oder wünscht, daß sie brennen sollen, und ebenso geschwind als sein Wunsch und Gedanke erlöschen. Durch ihre Hilfe kann er in der dichtesten, finstersten Nacht, wann und wo er will, alles sehen; sie leuchten aber nur für ihn und für keinen andern, und er selbst bleibt unsichtbar, wenn sie auch alles andre hell machen. Dabei sitzt noch die Greulichkeit in ihnen, daß sie eine geheime Gewalt über den Schlaf haben, und daß in den Zimmern, wo sie angezündet werden, der Schlafende so fest schnarcht, daß man zehn Donnerbüchsen über seinem Kopf losknallen könnte und er doch nicht erwachte. Denke, wie lustig sich da stehlen und nehmen läßt!

Auf diese Weise werden die Diebslichter gewonnen und gebraucht, aber anders der Rabenstein und nicht so greulich, wiewohl auch ein vom Satan und von seinen Gelüsten verblendetes und verhärtetes Herz dazu gehört, sich den Rabenstein in die Tasche zu schaffen. Dies ist aber der Rabenstein, und auf folgende Weise wird er gewonnen:

Die Raben, Krähen, Adler und andre solche Vögel, welche scharfe Schnäbel und Klauen haben und von Gott auf den Raub angewiesen sind, sagen die Leute, werden sehr alt und leben wohl zweihundert und dreihundert Jahre, also viel länger als die ältesten Menschen. Wenn nun ein Rabenpaar hundert Winter miteinander gelebt und geheckt hat, dann legt es erst den Rabenstein und, wie sie sagen, alle zehn Winter einen neuen Stein. Dieser Rabenstein soll nach der Sage aus den Augen der Diebe herauswachsen, welche die Raben am Galgen ausgehackt haben; und das müssen die Raben an vielen hundert Dieben getan haben, ehe sie einen solchen Wunderstein legen können. Er ist von der Größe einer welschen Nuß oder eines Rabeneies, ganz rund und glatt und feurigrot wie ein Karfunkelstein; und die Raben legen ihn in der letzten Nacht des Hornungs; denn noch im Winter legen sie ihre Eier, und im ersten Frühling, wann es noch reift und friert, haben sie schon befiederte Jungen. Es hat aber dieser grausige Wunderstein zwei Eigenschaften: die erste, daß er in der Nacht leuchtet wie eine Sonne und alles umher hell, seinen Träger aber unsichtbar macht, so daß sich herrlich mit ihm stehlen läßt; die zweite, daß er zu Galgen und Rad hinlockt.

Wer einen Rabenstein suchen und fangen will, der muß in die hohen Forsten suchen gehen, wo die großen, himmelhohen Bäume stehen; denn auf den schlanksten und schiersten Fichten, Eschen und Buchen, welche der gewandteste Matrose nicht leicht erklettern kann, baut der kluge Vogel Rabe sein Nest. Da muß

er lauschen und lugen, wo er Rabentöne aus hoher Luft klingen hören und Rabennester entdecken mag, und zwar an solchen Tagen, wo Schnee gefallen ist; denn dann kann er allein die rechten Nester finden. Er mag nämlich alle Nester ruhig sitzen lassen, unter deren Bäumen Schnee liegt; denn in solchen ist kein Rabenstein. Der Rabenstein nämlich ist so warm von oben, daß es unter seinem Neste nimmer friert noch taut, und daß der Schnee in der Minute vergeht, in welcher er fällt. Aber wer dies auch weiß, kann doch wohl hundert Jahre in allen Wäldern und unter allen Bäumen herumlaufen und sich die Augen aus dem Kopfe gucken und findet doch das Nest mit dem Rabenstein nicht. Denn das Glück oder gottlob! leider der Teufel läßt sich nicht immer so leicht greifen, als die einfältigen Leute sich einbilden. Denn überhaupt sind wenige Raben in der Welt, und von diesen wenigen wie wenige werden hundert Jahre alt oder gar zweihundert und dreihundert, weil strenge Winter, wilde Buben, Jäger und mächtigere Raubvögel die meisten in der Jugend verderben — und ferner, wie schwer auch sind die Rabennester zu finden, da der Rabe nur einen Klang oder Ton macht, wann er in hoher Luft fliegt oder auf dem Aase sitzt oder im Neste angegriffen wird, sonst aber der verschwiegenste und einsamste aller Vögel ist! Hat nun auch einer einmal einen solchen Baum gefunden, so will es noch ein rechtes Löwenherz, ja Satansherz dazu, den Rabenstein aus dem Neste herunterzuholen. Denn hört, wie das geschehen muß:

Wer den Rabenstein haben will, der muß in der letzten Nacht des besagten Hornungs in den Wald gehen, wo der Baum mit dem hoffnungsvollen Neste steht. Er muß ganz einsam und allein kommen, und auch keine Menschenseele muß wissen, wohin und wofür er ausgegangen ist; und auch keinen Laut, nicht einmal ein Hustchen oder ein Seufzerlein darf er von sich geben. Auf die Glocke der Zeit muß er achtgeben und genau um die Mitternachtsstunde zur Stelle sein; denn nur in der Gespensterstunde, zwischen zwölf und eins in der Nacht, läßt der Stein sich gewinnen. Dann muß er sich so splinterfasernackt entkleiden, wie Adam weiland im Unschuldkleide der Natur im Garten Eden gestanden ist; und in diesem Naturkleide muß er nun den Stamm hinaufklettern und zitternd und bebend im Sinn behalten, daß er keinen Ton vernehmen lassen darf; denn alsbald ihm auch nur der leiseste Laut entführe, würde er gleich des Todes sein. Aber nun merkt euch hiebei wieder des Teufels List! Wenn er den armen, gierigen Kletterer bis oben zur Spitze hinaufgelockt hat, wo das heillose Nest sitzt, dann darf er nicht hineinschauen und

ſich den leuchtenden Stein ausſuchen, ſondern er muß ſich nun noch dreimal um den Stamm herumſchwingen, die Augen zutun und blind hineingreifen, und was ſein Finger zuerſt berührt, das muß er behalten. So hat ſich's oft begeben, daß manche mit einem faulen Ei heruntergekommen ſind und für alle Angſt, Arbeit und Schmerzen nur Spott gehabt haben. Es bringen es überhaupt wohl wenige zuſtande mit dem Rabenſtein, unter Hunderten, die ihn begehren, wohl kaum einer. Denn alles iſt dabei halsbrechend und ungeheuer. Den meiſten vergeht gewiß ſchon die Luſt, wenn es um die kalte, tote Mitternacht an das Auskleiden gehen ſoll, und ſie nehmen in der Angſt die Flucht und haben dann gewiß das Geſchwirr und Geſurr des hölliſchen Nachtgeſindels im Nacken hinter ſich. Auf dieſe Weiſe hat mancher freche und verwegene Burſch Schuh' und Stiefeln, Rock und Hut verloren und den Leuten hinterher von Dieben und Räubern erzählt, die ihn ſo bis aufs Hemd ausgezogen haben; die guten Leute hätten dieſe Räuber und Kleider und Schuh' aber unter dem Rabenneſt finden können. Viele erfrieren und ermatten auch, indem ſie den Stamm kaum halb hinaufgeklettert ſind, oder können es vor Schmerz nicht länger aushalten, denn es geht dabei wohl an ein ehrliches Schinden der Knie, Schenkel und Arme; und ſo müſſen ſie endlich mit Schimpf zurückkriechen oder fallen auch wohl gar jämmerlich herunter. Das bleibt aber wahr, wenn ſie auch oben bis zur äußerſten Spitze und zum Neſte gelangt ſind, dann wird's erſt recht teufliſch und gefährlich. Nun in der Mattigkeit und Angſt den vollen Verſtand behalten und den Ton ſo bezwingen, daß auch kein Laut aus der Bruſt dringt, die Augen zutun, ſich dabei dreimal um den Stamm ſchwingen und dann mit der Hand ins Neſt fahren und den letzten Glücksgriff tun — das iſt wahrhaftig nicht jedermanns Ding. Dabei ſtürzen noch die meiſten herunter und brechen den Hals, beſonders wenn es ihnen zu mächtig wird, und ſie doch ſtöhnen oder murmeln. Dann iſt es um ſie getan. Sowie auch nur der leiſeſte Laut faſt nur atmet, geſchweige klingt, iſt ſogleich ein ganzes Heer da, das mit zu dem Satansgaukelſpiel gehört. Viele hunderttauſend Raben füllen plötzlich mit ihrem Gekrächze die Luft und umflattern den armen Sünder und fallen mit Flügeln, Klauen und Schnäbeln ſo dicht auf ihn, daß er herunter muß, er mag wollen oder nicht. Da geht's denn zuletzt an den Sturz und an ein Hals- und Beinbrechen — denn wäre der Kletterer ein Löwe von Mut und Stärke, er muß herunter — und mit den Augen und einem bißchen von Wangen und Naſe nimmt die Geſellſchaft gleich fürlieb. Dies ſind die Geſchichten, wovon man ſo oft hört,

die man auch oft in Zeitungen lieſt, wo auf die vermeinten Mörder gelauſcht und gefahndet werden ſoll; ein junger Jägerburſch oder Handwerksburſch ſei nackt und zerriſſen und zerfleiſcht im Walde gefunden, von Räubern ausgeplündert und erſchlagen oder von zuckenden Bären und Wölfen zerriſſen. Er hat ſein mitternächtliches Wagſtück mit dem ſchwarzen Federvolke ſo bezahlen müſſen, und die Räuber, Mörder und reißenden Tiere haben weder Knüppel und Piſtolen noch Zähne und Tatzen geführt.

Und nun will ich auch eine Geſchichte erzählen von einem, der den Rabenſtein beſeſſen hat, und was er ausgerichtet, und wie es mit ihm geendet hat.

Vor langer, langer Zeit lebte zu Boldevitz auf Rügen ein reicher und vornehmer Herr, der vieler Kaiſer und Könige und Potentaten in ſchweren Fällen Kriegsobriſter geweſen war, der hieß Herr Friedrich von Rotermund. Dieſer brachte aus der Türkei oder aus der Tatarei, kurz aus den Heidenländern, wo ſie Weiber kaufen wie bei uns die Pferde, ein wunderſchönes Weib mit, von welcher kein Menſch wußte, ob ſie eine Heidin oder Chriſtin war. Sie war aber nicht ſein eheliches Weib, ſondern ſeine Kebſin. Mit dieſer zeugte er ein Feierabendskind, und das war ein Knabe und hieß auch Friedrich. Es war aber kein Friederich, ſondern ein rechter Kriegerich; denn der Krieg und die Wildheit ſteckte darin, und er war von keinem Schulmeiſter noch Züchtiger zu bändigen, ſondern ging durch wie ein koſakiſches oder tatariſches Pferd. Er war aber ſchön wie Sonnenſchein und ſtark wie Eichbäume und bei all ſeiner Wildheit den Menſchen über die Maßen angenehm und gefällig, ſo daß jeder den Buben gern hatte. Nach ſeines Vaters Tode, als er fünfzehn Jahre alt war und nun einem älteren Bruder gehorchen ſollte, welcher der Sohn der echten Ehefrau des alten Rotermund war, ertrug er die ſtrengere Zucht nicht, ſondern entlief und kam nach der Inſel Hiddenſee und ging von da zu Schiffe in alle Welt hinaus und ward ein gewaltiger Matroſ'. Als er ſich das muntre Seeleben ein halbes Dutzend Jahre verſucht hatte, iſt er einmal wieder nach Stralſund gekommen und von da zu Hauſe nach Bergen in Rügen, wo ſeine Mutter wohnte. Und ſeine Mutter und andere Freunde haben ihn dort beredet, er ſolle auf dem Lande bleiben, welchem Gott feſte Balken untergelegt hat, und das unſtete und unſichere Meer verlaſſen. Und er iſt zu einem Förſter in die Lehre gegangen, daß er das fröhliche und luſtige Weidwerk lernte, und bald ein flinker und hübſcher Jägerburſch geworden, vor welchem die Weiber und Mädchen in den Türen und Fenſtern ſtillſtanden und ausſchauten und freundlich nickten und grüßten,

wann er vorüberging; denn er ist wohl einer der schönsten und reisigsten Menschen gewesen, die man weit und breit sehen konnte. Hier hat er nun aber, wie es [illegible] den Weidmännern geschieht, mancherlei verbotene Künste gelernt, ist ein Freischütz geworden und hat sich den Rabenstein gewonnt. Dies war dem mutigen Matrosen nur ein Spiel gewesen, welchem im wildesten Sturm nimmer ein Mast zu hoch noch zu glatt gewesen, daß er ihn nicht erklettert und von seiner Spitze dem heulenden Meer fröhlich in den offenen Todesrachen geschaut hätte.

Fritz Rotermund — so nannten ihn die Leute — hat sich nun von seinem Funde des Rabensteins nichts merken lassen, sondern seinen karfunklischen Diebsschlüssel gar lustig gebraucht; doch weil er von Natur sehr gutherzig und freundlich war, hat er keine sehr greuliche Taten getan, sondern solche, welche die leichtsinnige Jugend oft nur lustige Streiche nennt. Weil er mit seinem Stein unsichtbar in alle Häuser und Kammern gehen konnte, so hat er freilich die lustige Gabe genutzt, aber nie keinem ehrlichen oder armen Menschen nur einen Heller genommen; sondern wo er einen bösen, ungerechten Herrn wußte, der auf seinen Schätzen lag, die er aus dem Schweiß und Blut seiner geplagten Untertanen zusammengepreßt hatte, oder einen Filz und Wucherer, der unersättlich die letzte Habe der Kleinen und Geringen im Volk verschlang, da hat er fleißig eingesprochen und ihre Kisten und Beutel etwas leichter und schlaffer gemacht. Das ist aber besonders an ihm gewesen, daß er von solcher Diebsbeute fast nie etwas für sich behalten, sondern es fast alles hingetragen hat, wo er arme und notleidende Alte und hungrige und verlassene Kindlein gewußt hat. Da ist er nächtlich und mitternächtlich, wo alle Augen der tiefste Schlaf geschlossen hielt, in die Häuser geschlichen und hat die silbernen oder goldenen Gaben auf Tische, Betten und Wiegen hingeschüttet, daß die Leute, wann sie erwachten, erstaunten und die Hände zusammenfalteten und beteten. Denn sie konnten nicht meinen, daß eine unsichtbare Diebshand die wohltätige Verteilerin gewesen sei, sondern mußten glauben, es sei von oben gekommen, und ein Englein vom Himmel habe es ihnen ins Haus getragen. Und so ist in den Städten und Dörfern, welche der Förster Fritz besuchte, mancherlei Gerede entstanden zugleich von verwegenen Dieben und von wohltätigen Engeln, wie denn Gottes Reich und Satans Reich und die Gespräche darüber hier auf Erden immer mitsammen sind. Aber noch viele andre Schalkstreiche hat der lose Fritz verübt, der leicht wie der Wind allenthalben aus- und einschlüpfen konnte; und was würden die Türen und Fenster, wenn sie Mund hätten, von ihm

nicht alles zu erzählen wissen! Doch das darf ich nicht alles erzählen, weil es sich hier nicht schickt; und auch die andern Possenstreiche alle könnte ich nimmer auserzählen, die er zu Weihnachten und Fastnacht und bei Hochzeiten, Tänzen und Mummereien als der unvermummte und doch unsichtbare Gast gespielt hat.

Eine Not aber hat Fritz bald in dem Rabenstein gefühlt, die eine schwere Not war, und die als eine Teufelsplage der verbotenen Kunst anhangt. Weil nämlich der Rabenstein aus Galgenvögeln und Galgenaugen geboren wird, so hat er einen heimlichen und unüberwindlichen Trieb zu Galgen und Rad in sich, eine Witterung, die seinen Träger und Besitzer treibt, daß er mit dabei sein muß, wann es an solchen hohen Stellen etwas zu tun gibt. Wenn daher auf der Insel in einem Hochgericht und an einem Galgen einer geköpft oder gehängt werden sollte, so trieb's ihn mit Teufelsgewalt und wie auf Windesflügeln hin; er mußte mit dabei sein, und sollte er drei, vier Meilen in zwei Stunden laufen, daß dem Atemlosen die Zunge aus dem Halse hing. Das war aber noch viel schlimmer und grausiger, daß er die Geburtstage und Jahrestage der gerichteten armen Sünder mitfeiern mußte. An dem Jahrestage der Hinrichtung nämlich versammeln sich die Geister der Gerichteten, damit sie ihren nächtlichen Totentanz um die Hochgerichte halten; und diesen Tanz begehen sie um die grausige Mitternacht, und da müssen alle die mitfeiern und mittanzen, welche den Rabenstein haben. So mußte denn auch Fritz manche liebe Nacht, wo er gern anderswo geweilt oder geschlafen hätte, im Hagel und Schnee, im Sturm und Donnerwetter hinaus in das wilde Weite und über Heiden und Felder gleich einem Kain zu Galgen und Hochgericht fortsausen und den schaurigen Tanz mittanzen, bis ihm oft der Atem schier auszugehen anfing; denn seine Mittänzer und Mittänzerinnen hüpften begreiflicherweise auf den allerleichtesten Füßen einher. Und die Leute konnten ihm die Reise zu einem solchen nächtlichen Ball wohl anmerken, und daß ihm irgend was Unrechtes widerfahren war — denn er sah acht, vierzehn Tage nachher noch bleich und krank aus — er aber schüttelte alle fremde Bemerkungen und Fragen leicht von sich ab, machte irgendeinen Scherz oder Wind darüber und sagte: „Ei was! Ihr Siebenschläfer, die ihr euch jeden Abend zu regelmäßiger Zeit auf eurem weichen Pfühl hinstreckt, könnt euch wohl rosige Wangen und dicke Bäuchlein anschnarchen; aber mit dem Jäger ist es gar anders bestellt, der muß viel ein nächtlicher Gesell sein; Füchse, Marder, Ottern und anderes Wild, das euch die warmen Pelze liefert, fängt und belauert man nicht beim Sonnenschein. Man stößt da auch wohl

zuweilen auf etwas, das nichts taugt, aber das ſchüttelt ein tapfrer Jäger auch wieder ab, und die tüchtigen und geheimen Jägerkünſte zu lernen und die tapfern Jägergeſchichten zu beſtehen, dazu gebricht euch das Herz.“

So hatte Fritz Rotermund es manches liebes Jahr getrieben und hatte wohl friſch und luſtig gelebt und für Tänze und Gelage und Spiel und ſchöne Mädchen immer Geld in der Taſche; aber reich war er nicht geworden, denn volle Taſchen konnte er nicht leiden. Er war bisher mit ſeinem grünen Rock zufrieden geweſen und immer noch ein Jägersmann geblieben; da begab ſich aber von ungeſchicht etwas, das den wilden Jäger zu einem zahmen Edelmann machen ſollte, und das war dieſes:

Im Kriege zur Zeit des Königs Karolus*) waren bei der Stadt Bergen zwei Juden gehängt, die man als Pferdediebe ertappt hatte. Sie hatten dort ſchon ein Jahr an dem Galgen gebaumelt, als Fritz Rotermund zur Jahresfeier herausmußte, um zu lernen, wie auf hebräiſch um Galgen und Rad getanzt wird. Und da hat er einen recht geſchwinden, davidiſchen Reigen tanzen gelernt, denn die jüdiſchen Geiſter hatten ſich in einem ſo ſchnellen, aſiatiſchen Schwunge herumgedreht, daß er — was ihm noch nie begegnet war — ermattet in Schlaf hingeſunken und erſt erwacht war, als das Morgenrot den Oſt ſchon zu hellen begann. Da, als er erſchrocken aufſprang, begab es ſich, daß der Wind ihm die lumpigen Rockzipfel des einen Galgenkrammetsvogels, unter deſſen dürren Beinen er in Schlaf gefallen war, ſo heftig gegen die linke Backe wehte, daß das Blut danach herausſprang. Der Fritz, als er den Backenſtreich fühlte und auf der danach taſtenden Hand Blut erblickte, rief halb ſchauderig, halb lachend aus: „Ei! Ei! Mauſchelchen! Du haſt auch verdammt ſcharfe Knöpfe und willſt deine Leute wohl an mir rächen, welchen ich in andern Geſchäften zuweilen auch wohl mitternächtliche Beſuche abzuſtatten pflege?“ Und zugleich ſchaute er nach dem Rocke und ſah auch kein kleinſtes Zeichen von einem Knopf, und das verwunderte und ſchauderte ihm noch mehr. Er ergriff daher den im Winde fliegenden Zipfel, damit er näher unterſuchte, ob irgend in den Falten ein Knopf verborgen ſtecke. Aber auch da fand ſich nichts. Wohl aber fühlte er etwas Hartes in den Ecken und ſah bald, daß

*) In Schweden und in den damals ſchwediſchen deutſchen Oſtſeelanden iſt dieſer König Karolus (Karl XII.) gleich dem Zſkander der Morgenländer und unſerm Friedrich Rotbart auf dem Kyffhäuſer wenige Jahrzehnte nach ſeinem Tode ein mythiſcher Name geworden. Alles längſt vergangene Ungeheuere und Gewaltige reiht ſich unter ſolche Namen; ob ein Jahrhundert oder einige Jahrtauſende rückwärts- oder vorwärtsgerechnet werden müſſen, was kümmert das das Volk, welches für das Poetiſche und Mythiſche eine wahrhaft göttliche Zeitrechnung hat, das heißt: nach dem gewöhnlichen Maße gemeſſen gar keine.

diese mit tausend Fäden hin und her im Unterfutter so durchnäht waren, als wenn sie bis zum Jüngsten Tage halten sollten. Er griff nun frisch zu mit seinen Jägerfäusten und riß den ganzen Rockzipfel zu Fetzen auseinander, und was erblickte er? Ein paar funkelnde Edelsteine fielen vor ihm auf die Erde.

Er nahm sie auf und betrachtete sie an seinem Rabenstein und an dem hellen Morgenrot und fand, daß diese gegen jene Steine nur wie blasses Wasser waren gegen das rote Feuer. Und hoch sprang er in die Luft empor und rief: „Nun, dies ist der erste Galgentanz, der etwas anderes als Schauder und Grauel gebracht hat", und so trollte er sich davon.

Als er aber nach einer halben Stunde Galgen und Furcht weit hinter sich hatte und die Sonne schon am klaren Himmel stehen sah, da holte er die Steine wieder aus der Tasche und beschaute sie genauer und wußte bald, was sie wert waren. Denn auf seinen vielen und weiten Seereisen hatte er viele Weltwunder und Meerwunder gesehen und war auch gewesen, wo die schönen, grünlockigen Seejungfern so zauberisch singen, daß die Schiffer den Matrosen, damit sie nicht zu ihnen in die Tiefe springen, die Ohren voll Teer gießen und mit Wachs zukleben müssen, und war auch an das Land gekommen, wo die Diamanten und Rubinen am Strande im Sande liegen wie bei uns die Kieselsteine, hatte aber keine auffammeln und mitnehmen dürfen wegen der greulichen Drachen und Greifen, die sie bewachen.

Er lief nun fröhlich zu Hause, holte sein Pferd aus dem Stall, sattelte es und sagte auf acht Tage ade, und so trabte er auf die Alte Fähre zu, und von da ging's auf Hamburg oder Berlin, wo er die kostbaren Judendiamanten wieder an Juden verkaufte und mit großen Säcken voll Dukaten, wohl über ein paar Tonnen Goldes, nach wenigen Tagen heimkam.

Nun hatte Fritz Geld die Hülle und Fülle, und mit dem Gelde kamen ihm auch vornehme und ernsthafte Gedanken, ja ganz neue Gedanken, wie er sie noch in seinem Leben nicht gehabt hatte. Er ging hin und ward ein Edelmann und kaufte seinem Bruder Boldevitz ab, wo sein Vater gewohnt hatte, und wo er geboren war, und kaufte auch Unruh und auch mehrere andere schöne Güter, die da herumliegen. Und der Jäger Fritz fuhr nun mit vieren und mit sechsen und mit langen Strängen und hatte Diener und Jäger hinter sich auf dem Bock stehen und Läufer mit silbernen Stäben vor sich herlaufen und hieß Herr Fritz von Rotermund, wie sein Vater in seinen Tagen geheißen hatte. Und nun nahm er sich auch ein schönes adliges Fräulein zur Frau und zeugte Söhne und Töchter und lebte und gebärdete

sich wie ein anderer Herr. Er blieb aber so freundlich und gebäurisch mit den Menschen und war so mild gegen seine Leute und so mitleidig gegen die Armen, daß alle verwundert sagten: „Der wilde und leichtfertige Fritz ist ja ein Mensch und dazu noch ein Christenmensch geworden!“

Und das war nicht bloß eitler Schein, sondern es war ihm herzlicher Ernst. Als Fritz so großes Gut erworben hatte und ein Edelmann geworden war, da schien auch wirklich ein neuer Geist in ihn gefahren zu sein, ein besserer Geist, der sonst so selten mit dem geschwinden und plötzlichen Reichtum ins Haus zu kommen pflegt. Er verabscheute von nun an seinen Rabenstein und seine mitternächtlichen Diebsschliche, liebte auch seine alten Schalksstreiche nicht mehr, sondern wollte sich wirklich von Herzen umwenden und bekehren und wieder ein Mensch Gottes werden, hielt sich daher hinfort zu andern guten Christen und zu Kirche und Abendmahl und lebte mit Frau und Kindern und mit Freunden und Nachbarn und mit allen Menschen so, daß alle ihn lieb und wert hielten und seiner Jugend und Jugendstreiche gern vergaßen. Wie er nun aber wirklich christlich und menschlich zu sein und zu leben strebte, so hatte er doch noch einen plagenden Wurm, um welchen er und sein Gott allein wußten, und dieser schlimme Wurm war sein Rabenstein. Was der arme Mann um diesen ausgestanden und gelitten hat, das ist gar nicht zu beschreiben.

Er fühlte nämlich, so wie er sich wieder zum Christentum und zum Glauben seiner Kindheit zurückgewendet hatte, daß der Rabenstein nichts Geheures war, sondern eine böse, teuflische Gaukelei, und hätte ihn sogleich von sich werfen mögen in den tiefsten See oder in die verborgenste Erde vergraben oder in dem gewaltigsten Feuer verbrennen, damit nimmer eine Menschenhand ihn wiederfände und mit seinem höllischen Glanze Unheil stiftete. Aber! Aber! Wie ist es dir ergangen, armer Fritz Rotermund! Man wird des Rabensteins noch viel schwerer los, als man ihn gewinnt. Sowie Fritz den Rabenstein von sich werfen, wie er ihn der verschlingenden See, dem verzehrenden Feuer überliefern wollte, wich der tückische Stein kaum eine Sekunde von ihm und flog ihm immer wieder in die Hand zurück, die ihn mit aller Gewalt von sich geschleudert hatte, oder in die Tasche, woraus er genommen war. Da hat nun Fritz, der jetzt wahrhaftig nicht der muntere und fröhliche Fritz heißen konnte, es nach und nach mit allen Elementen versucht, ob etwa eines den Stein lieber annehme als das andere; aber der fürchterliche Stein ist der unverlierbare und unzerstörbare geblieben. Er hat es außer

diesen unglücklichen Proben am eifrigsten und unabläſſigsten mit dem allerbesten Element versucht, mit Andacht und Gebet; und wieviel er da gerungen hat, wieviel und wie oft er um die stille Mitternacht in seiner Kammer und im einsamen Walde und an heiliger Stätte auf den Knien gelegen und seinen Gott und Heiland um Barmherzigkeit gefleht hat, daß er ihn von dem Bösen erlösen wolle, das weiß auch Gott allein. Immer noch hat er die blutigen Gerichtstage mithalten und die mitternächtlichen Galgentänze noch mittanzen müssen, und jetzt mit entsetzlichem Grausen und Schaudern, weil der Christ wußte, was es war. So hat er wohl zwanzig Jahre gelebt in seinem neuen Stande, äußerlich der freundliche, christliche Mensch, der milde und barmherzige Herr, innerlich der gepeinigte und gemarterte. Er hat aber nicht abgelassen und ist nicht müde geworden in Demut und Gebet und hat dies alles mit gebeugtem Herzen getragen als ein armer Sünder, den Gott für seinen leichtfertigen Übermut und seine heidnische Frechheit strafen und durch das, was ihm nun eine so grimme Pein geworden, vielleicht erretten wolle. Endlich ist der Tag dieser Errettung und Begnadigung gekommen, aber auf eine grauenvolle Weise.

Fritz ward eine Nacht zu einem Galgenfest getrieben nach Puddebus, wo an dem Wege, auf dem man nach Kasnevitz fährt, etwa eine halbe Stunde vom Schlosse auf einem öden Heidehügel noch heute die Trümmer eines Galgens steht. Dort fand er bei seiner Ankunft das grauliche Nachtgesindel schon in dem greulichen Tanze rundfliegen, und zugleich mit ihm ritt von der andern Seite her als Mittänzer ein Mann auf, der noch mit lebendigem Fleisch umkleidet war wie er und mächtig zu Rosse saß und einen blanken Säbel in der Rechten schwang, als forderte er jemand heraus. Und gewiß, er forderte heraus, denn der Fritz fühlte bei seinem Anblick den heißesten Grimm in sich entbrennen und mußte sein Schwert ziehen und gegen ihn anlaufen, der, als er Fritzen zu Fuß anrennen sah, von seinem Rappen heruntersprang. Fritz erkannte ihn alsbald als den verrufenen, alten Erzböjewicht, der am äußersten Ende der Insel auf Jasmund hauste und von dem die Leute sich viele greuliche und mordliche Geschichten erzählten. Sein Name war von Zuhmen. Der alte, graue Schelm erschien aber auf diesem Tanzplatz, weil er vor ein paar Monaten einen Rabenstein gefunden hatte. Nun war er der zweite auf der Insel, der einen Rabenstein besaß und zu dieser mitternächtigen Totenfeier hinausmußte. Denn das ist auch noch eine treibende Wut und ein unseliges Verhängnis des entsetzlichen Steins, daß, wenn zwei sich

begegnen, die den Rabenſtein haben, ſie auf Leben und Tod einen Kampf miteinander halten müſſen.

Und ſo trafen denn die zwei in blinder Wut aufeinander und kämpften den gräßlichen Kampf, während das leichte Heer ſeinen luſtigen Reigen um ſie tanzte und wirbelte; und wie die Schläge ihrer Klingen ſich verdoppelten, ſo verdoppelte ſich in ihren Herzen auch der Grimm. Sie waren aber beide reiſige Männer und gewaltig an Fäuſten und Gliedern und waren im rüſtig friſchen Alter ergraut. Und der Kampf dauerte, ſolange der Tanz dauerte, und das Gras um den Galgen war von ihrem Blute rot gefärbt; da, als es von dem Turm eins ſchallte, ſtürzte, von einem letzten gewaltigen Streich getroffen, der alte Jasmunder Böſewicht als Leiche hin; Fritz aber entfloh mit Grauſen und mit tiefen und blutenden Wunden, die ſeinen Weg hinter ihm röteten. Er hatte ſich aber auf des Feindes Rappen geſchwungen, denn ſeine Füße hätten ihn nicht nach Hauſe zu tragen vermocht.

Und als der Sommermorgen graute, ritt er matt und blutig ins Tor zu Boldewitz ein und hatte nicht Angſt um ſein Leben, ſondern um ſeine arme Seele. Und er weckte alsbald ſeinen treuen Diener und hieß ihn geſchwinde ein Pferd ſatteln und gen Gingſt galoppieren, daß er ihm den dortigen Herrn Pfarrer holte. Denn er ſprach zu ihm: „Ich war ausgeritten und bin in dem Walde bei Kubbelkow unter Räuber geraten, und ſieh, wie ſie mich zerhauen haben, und wie die Blutſtröme aus den tiefen Wunden an mir herabrinnen! Es wird in mehreren Stunden aus ſein mit dem alten Fritz.“

Und der Diener flog wie der Wind auf ſeinem Pferde dahin, denn er liebte ſeinen guten Herrn über alles. Und der erſchrockene Pfarrer in Gingſt war nicht ſäumiger, denn er nannte Herrn Fritz Rotermund den beſten Chriſten und den fleißigſten Kirchengänger unter ſeinen eingepfarrten Edelleuten. Und anderthalb Stunden nach des Dieners Ausflug waren beide in Boldewitz und fanden den alten Herrn auf dem Lager blaß und bleich wie den Tod und ſein Weib und ſeine Kinder um ihn, welche ihm ſeine Wunden verbunden hatten. Er aber, als der Paſtor hereingetreten iſt, hat allen gewinkt herauszugehen, damit er mit dem geiſtlichen Herrn betete und ſich zur Abfahrt bereitete.

Und als ſie beide allein geworden, hat er dem Paſtor alles erzählt und gebeichtet und den Mann ſo beſtürzt, daß er kaum hat beten können. Bald aber hat der fromme Mann ſich wieder genommen und hat die Bibel ergriffen und des todwunden Ritters Hände gefaßt und über ihm gebetet, daß der gnädige

Himmel sich des reuigen und zagenden Sünders erbarmen wolle. Und der Himmel hat sich gnädig auf das Gebet herabgelassen, und Fritz hat mit lauter Stimme und sehnsüchtigem Herzen die Worte des geistlichen Herrn nachgesprochen. Und bald hat er sich zum erstenmal in vielen Jahren ganz getröstet gefühlt und laut ausgerufen: „Gelobt und gepriesen sei Gott und Jesus Christus für diese Wunden!" Und der Pastor ist fröhlich erstaunt über diesen Ausruf und über des Ritters erheitertes und erleuchtetes Angesicht und bald noch viel mehr und viel fröhlicher, als der Herr von oben das hörbare und sichtbare Zeichen der Gnade gegeben. Denn kaum hatte Fritz diesen fröhlichen Ruf des erlösten Herzens getan, als der unselige Karfunkelstein plötzlich aus der Tasche des Edelmanns herausfuhr, wie ein leuchtender Blitz durch die Luft hinzischte und dann wie eine springende Feuerkugel sich gegen den Ofen schnellte und kling! kling! in der Sekunde in Millionen Stücke zerstob, wie ein Sandhaufen auseinander weht, so daß man auch die Spur nicht von ihm sah. Und Fritz hat wieder freudig gerufen: „Mein Gott und mein Heiland, wie barmherzig bist du! Und sahet und hörtet Ihr wohl, Herr Pastor, wie der Teufel in nichts zerklungen und in Staub zerflogen ist?" Und er faltete in Inbrunst die Hände und dankte und betete, und der Pastor dankte und betete mit ihm und sprach: „So bist du gnädig, barmherziger Gott und Erhalter und Behalter aller Dinge, und erlösest und erquickest den reuigen Sünder!"

Und unter den beiden war große Freude, und sie umhalseten sich in Wonne, wie sich die Engel im Himmel umhalsen, und Fritz sprach: „Mein Abschied ist nahe, und darum geht, Herr Pastor, und holet mir Weib und Kinder!" Und der Pastor hat sie gebracht, und Fritz hat die Hände auf sie gelegt und sie zum letztenmal geküßt und gesegnet und ist dann augenblicklich mit Zuversicht und Freuden heimgegangen. Denn das Blut war aus seinen Adern gelaufen und die Lust an dem irdischen Leben aus seiner Seele.

---

30. Das Lügenlied*).

Ich will euch erzählen und will auch nicht lügen:
Ich sah zwei gebratene Ochsen fliegen,

*) Vgl. (Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm Band II, S. 318 der 3. Ausgabe) das Dietmarsische Lügenmärchen. Diese Bearbeitung, die ich hier gebe und die mir vorzüglich geraten scheint, habe ich aus den Papieren meines seligen Bruders Fritz gezogen, welcher sich in Thüringen weiland manche Lieder, Leuschen und Schnurren der Art gesammelt hatte.

Sie flogen gar ferne —
Sie hatten den Rücken gen Himmel gekehrt,
Die Füße wohl gegen die Sterne.

Ein Amboß und ein Mühlenstein
Die schwammen bei Köln wohl über den Rhein,
Sie schwammen gar leise —
Ein Frosch verschlang sie alle beid'
Zu Pfingsten wohl auf dem Eise.

Es wollten vier einen Hasen fangen,
Sie kamen auf Stelzen und Krücken gegangen;
Der erste konnte nicht sehen,
Der zweite war stumm, der dritte war taub,
Der vierte konnte nicht gehen.

Nun denke sich einer, wie dieses geschah:
Als nun der Blinde den Hasen sah
Auf grüner Wiese grasen,
Da rief's der Stumme dem Tauben zu,
Und der Lahme erhaschte den Hasen.

Es fuhr ein Schiff auf trockenem Land,
Es hatte die Segel gen Wind gespannt
Und segelt' im vollen Laufen —
Da stieß es an einen hohen Berg,
Da tät das Schiff ersaufen.

In Straßburg stand ein hoher Turm,
Der trotzete Regen, Wind und Sturm
Und stand fest über die Maßen;
Den hat der Kuhhirt mit seinem Horn
Eines Morgens umgeblasen.

Ein altes Weib auf dem Rücken lag,
Sein Maul wohl hundert Klafter weit auftat,
's ist wahr und nicht erlogen;
Drin hat der Storch fünfhundert Jahr
Seine Jungen groß gezogen.

So will ich hiermit mein Liedchen beschließen,
Und sollt's auch die werte Gesellschaft verdrießen,
Will trinken und nicht mehr lügen:
Bei mir zuland' sind die Mücken so groß
Als hier die größesten Ziegen!

Arndts Werke

Auswahl in zwölf Teilen

Herausgegeben

mit Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

August Leffson und Wilhelm Steffens

Mit drei Beilagen in Gravüre und Kunstdruck,
einer Faksimilebeilage und drei Textbildern

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Arndts Werke

Fünfter Teil

Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn vom Stein

Herausgegeben

von

August Leffson

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Alle Rechte vorbehalten

Druck von Hallberg & Büchting (Inh. C. A. Klepzig), Leipzig

Meine
Wanderungen und Wandelungen

mit dem Reichsfreiherrn

Heinrich Karl Friedrich vom Stein

Einleitung des Herausgebers.

In den Sommer 1812 fällt die erste, keineswegs zufällige Begegnung zwischen dem Freiherrn vom Stein und Ernst Moritz Arndt. Wenige Wochen später leuchtete der ungeheuere Brand Moskaus als lohendes Flammenzeichen der in Blut und Eisen heraufglühenden Freiheit Europas. Das Jahr 1813 fand Stein und Arndt in regster, gemeinsamer Arbeit. Die Bedeutung Steins für die Erhebung erst des russischen, dann des preußischen Volkes ist ungeheuer groß, kann überhaupt nicht überschätzt werden. Und Arndt war der getreue Helfer Steins, dem großen Manne in gleicher deutscher Gesinnung und in unbedingter Treue ergeben. Dem Rückschauenden ist es doch eine große Freude, zu sehen, wie neben dem „unter den unmittelbaren Flügeln des Reichsadlers freiest gebornen" Reichsfreiherrn der einem engen, aber trotzig-derben Volkstum entstammende Bauernsohn steht; so hat ja auch die hingebungsvolle Tüchtigkeit des ganzen Volkes, nicht irgendeines einzelnen Standes, das große Befreiungswerk getan und Napoleons Ketten zerrissen.

Für Arndt bedeutet die Bekanntschaft mit dem Reichsfreiherrn vom Stein ein ganz großes Erlebnis, das bis an sein Lebensende nachgewirkt hat. Stein wird ihm zum heros teutonicus, zum politischen Luther. Treueste Freundschaft, wie sie unter Männern nur bei Verwandtschaft der Weltanschauung möglich ist, hat die beiden verbunden; weit über die Zeiten gemeinsamen Wirkens bis zum Tode Steins ist Arndt immer wieder und oft für längere Zeit der willkommene Sommergast auf den Schlössern seines deutschen Ritters gewesen, und noch über das Grab hinaus hat er die Treue und Anhänglichkeit den Nachfahren des Reichsfreiherrn gewahrt.

Es war daher nur eine selbstverständliche Pflicht, die Arndt erfüllte, daß er dem 1831 Dahingeschiedenen einen Nachruf widmete. Der Gedanke, mehr von den gemeinsamen Beziehungen zu erzählen, lag nahe und ist Arndt keineswegs fremd gewesen.

Der Plan eines größeren Lebensbildes tauchte frühzeitig auf, versank aber bald wieder angesichts der widrigen Zeitverhältnisse, die solches Unternehmen nicht zu begünstigen schienen. Die Ausführung ward aufgeschoben und wurde wohl ganz aufgegeben, nachdem das Jahr 1840 die „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" gebracht hatte, die ja auch das Gedächtnis der großen Befreiungszeit erneuerten und damit die Erinnerung an die gemeinsame Arbeit Steins und Arndts. So ist es begreiflich, daß Arndt späterhin ablehnte, eine Biographie seines Helden zu schreiben. Dazu kam, daß er bei aller Rüstigkeit doch die Last der hohen Jahre empfand. Dem Freiherrn Christian Josias von Bunsen, dem die „Wanderungen und Wandelungen" mit vollem Recht zugeeignet sind, danken wir, daß „diese leichten Vögel der Erinnerung nun längst verschienener Tage" endlich doch noch in die Welt hineinflatterten. Im Wintermond 1857 will Arndt noch nicht recht an das Werk, zu dem der Freund ihn drängte; ihm scheint das Feld, wie es schon bepflügt und durchpflügt worden sei, zugleich zu eng und zu weit. Dann aber hat doch wohl der Gedanke gesiegt, daß er „viele herrliche Züge des herrlichen Mannes auf und über das Papier ziehen könne," welche Pertz, der Biograph Steins, nicht verstanden oder nicht gewagt habe, mit dessen weitschichtigem Werk Arndt gar nicht zufrieden war. Die Arbeit kam in Fluß, und bereits 1858 erschienen „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich vom Stein" im Druck.

Das überaus lebendig geschriebene Büchlein, sicher die bekannteste Prosaschrift unseres Dichters, die zu den besten deutschen Volksbüchern aus neuerer Zeit gehört, weist nirgends Spuren greisenhaften Verfalls auf. Der kraftvolle Stil zeigt alle charakteristischen Merkmale der markigen Arndtschen Sprache aus robustesten Mannesjahren. Arndts Prosa, die volkstümliche Wendungen liebt, ist sinnfällig, derb, wuchtig, reich an Bildern wie an landschaftlichen und altdeutschen Ausdrücken, stets originell, oft mehr auf starke Klangwirkung bedacht als feinhörig. Wenn Arndt gelegentlich den lauten Ton seiner Stimme erwähnt, da er „kein Flüsterer und Leisetreter" sei, so gilt das auch im übertragenen Sinne von seinen Worten, die hellen Klanges und in rücksichtsloser Wahrheitsliebe auch gegen die Mächtigen und Angesehenen der Welt ertönen. Jugendliches Feuer glüht und sprüht aus der Erzählung seiner vielbewegten Fahrten und Abenteuer. Aus allem klingt das Bekenntnis eines deutschen Mannes, der aus einer politisch unfrohen Gegenwart sich in eine stolze, tüchtige Vergangenheit seines Volkes flüchtet;

das Bekenntnis eines Deutschen, der durch die Not der Zeit und in der Bitterkeit eigener trübster Erfahrungen niemals seinen Glauben verloren hat, weder den Glauben an eine schönere Zukunft seines Vaterlandes noch den an den gewaltigen Gott, der Eisen wachsen ließ. Der starke Klang fand in Deutschland lebhaften Widerhall: noch im Erscheinungsjahr 1858 ward eine neue Auflage nötig.

Wenn Arndt in einem Briefe aus dem Jahre 1856 etwas müde geschrieben hatte, daß er sein Reisegepäck für eine andere Welt fertigmachen müsse, so spüren wir nichts von Resignation oder Erschlaffung in dieser prachtvoll frischen Schrift, in der der Greis seine Erinnerung nochmals auf die weiten Wanderungen seiner Mannesjahre schickt, auf die ihn sein Leben verschlagen hatte. Es ist doch seltsam: dieser Mann scheint seinem innersten Wesen nach dazu geschaffen, in ehrenfestem Bürgertum, in wohlgeordneten Verhältnissen, in stillem und starkem Familienglück ein Leben zu verbringen, das der Scholle, der Heimat gehört. Sein Schicksal läßt es nicht zu: es stellt seine Wiege in ein deutsches Land, in dem eine fremde Nation schaltet; es reißt die geliebte Gattin von seiner Seite, nicht lange nachdem er das Feuer auf dem häuslichen Herd entzündet hat; es wirft ihn in fremde Länder und Völker, in die Verbannung und in ruhelose Lebensverhältnisse. Aus solchen Nöten und Kämpfen ist freilich der gewaltige Streiter erwachsen, der Arndt für die Größe und Freiheit seines Volkes geworden ist.

In eine Zeit arbeitsreicher Rastlosigkeit führen die „Wanderungen und Wandelungen". Mit hellem Auge ist Arndt durch die Welt gegangen, ein scharfsichtiger und nachdenklicher Beobachter. Niemals genügt ihm die Einzelerscheinung; er ordnet sie unter höhere Gesichtspunkte und in weitere Beziehungen. Wie er seinen Ritter nicht schlechthin als geniale Persönlichkeit faßt, die jedes Maß unmöglich macht, sondern ihn immer wieder aus dem Zusammenhang der Lebensverhältnisse, aus der Tradition des alten reichsfreiherrlichen Geschlechts erklärt, so führt ihn sein Weg von der Betrachtung der einzelnen Menschen zu Volk und Land, dem sie entstammen; gerade für die „Wanderungen und Wandelungen" gilt die kluge Beobachtung Rudolf Hayms, daß Völkerbeziehungen und Völkervergleichungen Arndts Stärke seien. „Immer ist ihm die Erzählung überwiegend nur das Mittel zur Charakteristik. In großen Zügen den Geist der Zeiten, den Charakter der Nationen, die leibliche und die geistige Eigentümlichkeit einzelner Menschen zu zeichnen, ist er Meister."

Bewundernswert ist die Stärke seines Gedächtnisses, das

mühelos die Schatten aus einem fast ein halbes Jahrhundert tiefen Zeitenabgrund heraufbeschwört und sie zu neuem blutvollen Leben erweckt. Solcher Wiederbelebungs- und Gestaltungskraft gegenüber fällt es gar nicht in die Wagschale, daß der Achtundachtzigjährige sich in einigen sehr unbedeutenden Nebendingen geirrt hat. Voll bunten Lebens zieht die Fülle der Persönlichkeiten und der Ereignisse an uns vorüber wie leuchtende Bilder einer magischen Laterne. Man lese die grausige Schilderung der Fahrt auf der großen Straße, welche das fliehende Franzosenheer gezogen ist, und die Greuel, die Arndt in Wilna sah, um die Kraft seines Gedächtnisses und seiner Darstellung zu ermessen. Schier überreich ist die Anzahl scharf umrissener Charakterbilder, die an uns vorbeiziehen; aber alle Lichter, die seine schöpferische Kraft aus dem Dunkel vergangener Tage aufleuchten läßt, kreisen um die eine, große, strahlende Sonne: den Helden der „Wanderungen und Wandelungen", den Freiherrn vom Stein. Er steht im Mittelpunkt der Erzählung; von jedem Exkurs führt der Weg zu ihm zurück. Sein Bild ist von treuester Hand mit unendlicher Liebe gemalt; ihn begleitet die Erzählung von der ersten Begegnung des Jahres 1812 bis hin zu dem ruhevollen Tod des greisen Ritters.

August Leffson.

Des Freiherrn

Dr. Christian Karl Josias Bunsen,

Exzellenz.

Hier, verehrter Freund, haben Sie endlich Ihren Bothwell von Auchinleck mit und über Stein. Sie sind schuld daran, Sie haben es gewollt und befohlen, und ich gehorche. Sie meinen, ich sei auch post Pertzium am besten imstande, von unserm tapfersten, unüberwindlichsten, deutschen Ritter ein kleines Schattenbild zu entwerfen. So mögen denn diese leichten Vögel der Erinnerung nun längst verschienener Tage in die Welt hineinflattern. Mögen, die sie fliegen sehen, finden, daß sie nicht bloß Sand, sondern auch einigen Blütenstaub von ihren Flügeln herabschütteln! mögen sie nicht weniger Lustiges und Ergötzliches darin finden als diejenigen, welche vor achtzig, neunzig Jahren die wunderlichen, abenteuerlichen Irrfahrten und Inselfahrten des schottischen Ritters von Auchinleck und seines dicken Doktors Samuel begleitet haben! Es wird bei der Flügelschüttelung eines leichten Reisegefolges wohl einige dünne Spreu mitfliegen, welche, auf andern Tennen anderswo von mir gedroschen und zerdroschen, hin und wieder schon gutes, hungriges Vieh gefüttert hat. Da werden Sie nicht ungeduldig werden, wenn Ihnen alter Staub in die Augen zu fliegen scheint*). Es fliegen mit der Spreu doch immer einige Körnlein mit durch die Luft und fallen hie und da auf einen guten Boden. Kurz, Sie haben es gewollt und sollen die Verantwortung tragen.

Doch genug! Sonst könnte der alte Mann zu bothwellisch geschwätzig werden. Ade! Ade! Gebe Gott uns allen ein gutes Jahr und Ihnen frischen Mut und tapfre freie Gedanken!

E. M. Arndt.

Bonn, Mitte des Wintermonds 1858.

---

*) Manches in den Erinnerungen aus meinem Leben wird man hin und wieder neu angeklungen, auch wohl einzelnes wiederholt finden. Doch nach meinem Gefühl gehörte es an seiner Stelle für ein volles Bild des Ganzen hieher.

Das Kometenjahr 1811, welches heute noch durch seinen Wein berühmt ist, leuchtete in dem Sinn der europäischen Menschen und auch in meinem Sinn mit der Erwartung und Hoffnung auf von gewaltigen Entscheidungen und Umwälzungen der Dinge, die da nächstens erfolgen würden. Das kleine und dumme Volk träumte und schwatzte sich mit Ungeheuerlichkeiten von Krieg und Pest müde; die Frommen und die Gescheiten schauten mit sehr verschiedenen Gedanken, Gelübden und Gebeten zum Himmel empor, nicht in ihren Anfängen, aber wohl in ihren Enden der Gebete und Gedanken miteinander einstimmig. Ich, damals ein kleiner Professor in Greifswald, hatte mit vielen Tapfern schon spanische und tirolische Gedanken. Ich empfand und wußte, daß ein sogenanntes allgemeines, alle Welt in Frieden und Faulheit zugleich begrabendes zweites römisches Imperatorenreich, wie der große Attila Europas es verkündigen und weissagen ließ, eine Unmöglichkeit war. Ich hatte zu vielen Zorn und Haß in der Brust; ich wußte, daß gottlob viele, ja die meisten davon noch genug im Herzen trugen: es mußten noch gewaltige Kämpfe kommen. Das große Gewitter im Osten über den polnischen und russischen Sümpfen, Wäldern und Wüsten dunkelte düster am Horizont auf. Ich nahm in diesem Kometensommer des Jahres 1811 Abschied von meiner Stelle in Greifswald, fuhr im Herbst jenes Jahres nach Berlin und holte mir von dem dortigen russischen Gesandten Pässe für Rußland, jenem Gesandten, einem Grafen Lieven, besonders empfohlen durch zwei alte, schwedische Stockholmer Gönner und Freunde, durch den General Armfelt, damaligen Statthalter Finnlands, und durch den früheren, schwedischen Oberhofmarschall Freiherrn Mund. Mit diesen Pässen hatte ich mich für allen Notfall versehen, und solcher Notfall trat bald ein. Im Winter 1812 ging ich nach Berlin und wartete dort ein paar Monate das näher heranziehende Gewitter ab. Dann ging es nach Schlesien, um von da beim Kriegsausbruche sogleich weiter gegen Osten fliehen zu können. Denn von meinem Napoleon durfte ich mich freilich nicht einholen lassen. Dieser Bruch und Ausbruch kam und fand mich gerüstet. Ich fuhr dann durch Böhmen und Polen gen

Moskowien, noch besonders eingeladen von einem großen Vorausreisenden, dem Reichsfreiherrn vom Stein, der, gleich mir von Napoleon geächtet, durch einzelne meiner Schriften auf mich aufmerksam geworden war. Ich zog nicht allein gegen den Osten, ich ein armer, antinapoleonischer Federheld, der gegen den Gewaltigen nur Gänsespulen wetzte, sondern es zogen viele tapfre Degen aus deutschen Landen, besonders manche preußische Offiziere dahin, um die Glut des gerechten deutschen Zorns gegen den großen Überlister und Dränger der Könige und Völker im welschen Blute abzukühlen. Da half es freilich nicht, es mußte dieser Zorn auch in deutschem Blute, das für Napoleon mitfließen sollte, abgekühlt werden. Napoleon war schon Attila, der die dick zusammengerollten Haufen bezwungener Völker und auch die Scharen deutscher Könige und Fürsten über Oder, Weichsel und Dnjestr mit sich und hinter sich hertreiben ließ. Von den Abenteuern dieser meiner Hedschra, von meiner durch Böhmen und Galizien, durch Moskau und durch Rostopschins des Hauptstadteinäscherers Sieg-fieste und Tedeums hin bis zur zweiten russischen Hauptstadt an der Newa habe ich anderswo breiter erzählt. Gegen Ende Augusts des Jahrs 1812 stand ich vor dem berühmten Minister Freiherrn vom Stein.

Er empfing mich freundlich mit den Worten: „Gut, daß Sie da sind. Wir müssen hoffen, daß wir hier Arbeit bekommen." Ich sah einen Mann vor mir gedrungenen, mittleren Wuchses, schon mit ergrauendem Haar und etwas vornüber geneigt, mit leuchtendsten Augen und freundlichster Gebärde. In bester, getreuester Meinung hatte er mich zu sich gewünscht und gerufen, und ich, wie ich vor ihm stand, schien einem Bilde solches Wohlwollens zu entsprechen. Er empfing mich wirklich mit solcher fröhlichen Zärtlichkeit, als hätten wir uns schon Jahre gekannt, und ich, mit welcher hohen Verehrung ich auch vor den berühmten Mann getreten war, deuchte mir fast wie vor einem alten Bekannten vor ihm zu stehen. Die Jugendblödigkeit des gebornen Plebejers, die auch nie sehr demütig gewesen war, war in dem dreiundvierzigjährigen Mann, der vor dem fünfundfünfzigjährigen Freiherrn stand, schon vor einem Vierteljahrhundert abgerieben und abgeklopft. Ich hatte in großen Hauptstädten schon genug Welttreiben gesehen und war unter Grafen und Baronen und weiland Staatsministern und Fürsten kein Fremdling mehr, hatte die letzten bösen Lehrjahre meines Lebens mit solchen Menschen und unter schlimmen, verworrenen Dingen am Staats- und Hoflager in Stockholm durchgemacht. Kurz, ich ward auf das allerfreundlichste empfangen und für den nächsten Morgen wieder berufen, um gleichsam meine Anweisung und Einweisung in meine Petersburger Stellung aus

seinen Händen überliefert zu erhalten. Ich mußte sogleich mit ihm zu Mittag essen; dann beschied er mich auf den morgenden Vormittag. Ich war im Hotel „Demut" abgestiegen, wo er wohnte; wenige Wochen darauf bezog er ein stolzeres, ministerlicheres Palais.

Ich ging gerührt und bewegt durch die Haltung, Art und Rede des ritterlichen Mannes in mein eignes Kämmerlein und mußte grübeln über eine Anwandlung von Erinnerungen, wo mir eben die Menschen und Dinge der Erinnerungen nicht kommen wollten. Diese Anwandlung von Erinnerungen und Ähnlichkeiten und meine Grübelei nahm die folgenden Tage noch zu, bis ich es einmal plötzlich hatte und rufen mußte: Fichte! Ja mein Fichte, mein alter Fichte war es fast leibhaftig: dieselbe gedrungene Gestalt, dieselbe Stirn, die auch bei Fichte zuweilen recht hell und freundlich glänzen konnte, dieselbe mächtige Nase bei beiden, nur mit dem Unterschiede, daß dieser mächtige Schnabel bei Fichte in die Welt hineinstieß, als die da noch suchte, bei Stein aber wie bei einem, der sein Festes, worauf er stoßen sollte, schon gefunden hatte. Beide konnten freundlich sein, Stein noch viel freundlicher als Fichte; in beiden ein tiefer Ernst und zuweilen auch eine schreckliche Furchtbarkeit des Blickes, der bei dem Sohn des deutschen Ritters gelegentlich doch viel schrecklicher war als bei dem Sohn des armen Lausitzer Webers.

Stein wies mir nun ungefähr die Stellung an, welche ich mit und an und unter ihm haben sollte. Das Unter aber hat er niemals gegen mich gebraucht. Über seine Stellung zu dem hohen Zaren sprach er nimmer ein Wort, sondern schloß das kurz mit den Worten ab: „Sie wissen ja, warum und wozu ich hier bin, so gut Sie es wissen, warum Sie so weit nach Osten ziehen gewollt haben. Unsre kleinen Geschäfte werden sich finden." Und dann nannte er mir das Nächste und die nächsten Personen, welche ich sehen müsse, und bei welchen ich schon angemeldet sei. Ich habe nur hinzugehen und meinen Namen zu nennen. Ihre Namen hießen: der alte Herzog von Holstein-Oldenburg, Graf Lieven, jüngst noch russischer Gesandter in Berlin, Graf Kotschubey, Oberst Arentschild und einige Etcetera. Hier die Erklärung über dieses Nächste:

Wie gesagt, über sein Verhältnis zum Kaiser Alexander, also noch weniger über etwanige Gespräche und Verhandlungen mit ihm hat er außer freundlichem Lobe, welches er dem Autokrator reichlich spendete, fast nie ein Wort mit mir gesprochen. Diese seine Wirksamkeit und Arbeit ist begreiflich immer unter vier Augen geblieben, und von eigenen Taten und Werken erzählte er überhaupt

faſt nie; in der äußerlichen, ſichtlichen Stellung aber ſtand er hier in Petersburg gleichſam als Stellvertreter Deutſchlands und der möglichen Entwickelungen und Erfolge und der Vorbereitungen und Rüſtungen der Dinge, die ſich auf Deutſchland beziehen und für Deutſchland ergeben könnten, gleichſam ein noch ſehr in der Luft oder vielmehr in dem Lichte des Gedankens ſchwebender deutſcher Diktator. In der Ferne ſchwebte allen uns Deutſchen, die noch ein heißes, zorniges Herz für unſer Vaterland hatten, die Wiederaufrichtung desſelben aus dem Jammer und der Schande, die Vernichtung des ſcheußlichen Rheinbundes und die Zertrümmerung der franzöſiſchen Macht vor. In der Nähe, hier in Rußland, fochten unter Napoleons Fahnen wenigſtens 150000 Deutſche, ſeine Soldaten, aus eroberten deutſchen Landen ausgehoben, die heranbefohlenen Rheinbundstruppen, endlich die Hilfsſcharen Öſterreichs und Preußens. Es war die Meinung und Hoffnung, wenn das Kriegsglück des gewaltigen Attila etwa wanke, die Herzen dieſer über alle Ströme und Wüſten ſo weit gegen Oſten aus der Heimat fortgetriebenen Jünglinge zu erſchüttern und ſie zu erinnern, daß ſie jenſeits ein großes Vaterland haben, für deſſen Glück und Ehre ſie lieber in den Streit gehen ſollten, als ſich von dem fremden Überzieher in den Tod treiben zu laſſen. Viele tapfre Männer, welche von edlem Zorn und heller Hoffnung brannten, waren unter dieſem Zeichen *deutſches Vaterland* nach Rußland gegangen, unter Alexanders Fahnen gegen Napoleon zu fechten und aus allen Kräften deutſche Jünglinge für die Erlöſung ihres Vaterlandes zu einer Gegenſchar zu waffnen. Dies war der Gedanke *der deutſchen Legion*. Für die Errichtung und Gründung derſelben ward in Petersburg zunächſt geplant und gearbeitet, und hiefür bekam ich gleichſam meines Eintritts erſte Tätigkeit und Beſchäftigung.

In Beziehung auf die Errichtung dieſer Legion hatte Stein mir die obengenannten Namen ausgeſprochen. Ich muß alſo hier über ſie ein wenig erzählen.

Der Herzog von Oldenburg war vor zwei Jahren von Napoleon von Land und Leuten verjagt, nächſter Vetter und Gefreundter des Kaiſers von Rußland. Er ſollte gleichſam der Feldmarſchall dieſer Hoffnungsſchar ſein und hatte den alten Oberſten Arentſchild, einen hannöverſchen Bremenſer, als ſeinen Generaladjutanten mitgebracht. Er ſtand an der Spitze für die Angelegenheit dieſes Ausſchuſſes und neben ihm Stein und die Grafen Kotſchubey und Lieven. Stein ſagte zu mir: „Sie können ſich mit Ihrem Namen ihm nur vorzeigen, ſich verneigen und

ihn sprechen lassen. Er steht da wie ein langbeiniger Storch und wird Ihnen stans pede in uno ein Examinatorium über die ganze deutsche Reichsgeschichte und deren Fürstenstämme zumuten." Ich ging hin, fand in der Tat die Bestätigung in steifer, fürstlicher Freundlichkeit, habe nur dieses erste, einzige Mal Gelegenheit gehabt, mich persönlich vor ihm zu verneigen, mit seinem Sohne aber hatte ich in Smolensk im Feldlager an dem Generalstisch des Herzogs Alexander von Württemberg vier, fünf Tage mit meinem Freunde, dem Grafen Chasot, am gemeinsamen Mittagstische gesessen. Später erkannte ich wohl, daß Stein und der Herzog in demselben Gespann zusammen nimmer gut ziehen konnten. Sie haben zu verschiedene Gründe und Anfänge der deutschen Dinge gewollt, also auch zu verschiedene Aufforderungen und Verkündigungen für die deutschen Angelegenheiten. Der Herzog wollte alles allein mit, durch und für die Fürsten anfangen und in ihrem Namen Deutschland! rufen, Stein aber meinte mit einem sehr spanischen Gefühl, auch den Fürsten müsse man erst lehren, wieder deutsch zu gehorchen und nicht zu glauben, daß Gott allein für sie die Welt geschaffen habe; nur durch alle, durch alles Volk, Große und Kleine, werde die Zerbrechung des welschen Joches möglich sein. Die beiden Herren, der Weserfürst und der Rheinritter, sind demnach immer weiter auseinandergekommen; der Herzog von Oldenburg als Haupt der Legion ist zuletzt bloßer Name geblieben, die Legion selbst ist ein ganz andres Ding geworden, als man bei ihrem Anfange gemeint hat. Begreiflich, daß der Herzog mich, ein Steinsches Nachtschaden- oder Landschadenkraut, nur ein einziges Mal angesehen hat.

General Graf Lieven war eben als russischer Gesandter aus Berlin angekommen, ein wohlwollender und der guten Sache freundlicher, aber kein bedeutender Mann; der Mann aber hatte einen Mann hinter sich. Dieser Hintermann war die Macht und hieß Gräfin Lieven, eine kurländische Freiin von Benkendorf. Sie war eine echte, lebendige, bewegliche Kurländerin, ich möchte sagen, von der schlanksten Beweglichkeit und Geschmeidigkeit, welche den kurländischen deutschen Adel auszeichnen; obgleich die erste Jugendblüte von ihr abgeblasen war, doch noch mit angebornen Reizen und mit einer leichten, ungelernten Anmut. Diese beiden empfingen mich sehr freundlich, einen Bekannten schon von Berlin her, wo ich einige Male bei ihnen eingeladen gewesen war und meine Pässe für Rußland empfangen hatte. Bei den späteren Sieges- und Freudenfesten in Petersburg bin ich bei der allgemeinen Freude, welche in der Hauptstadt alle Stände und Ge-

ſchlechter damals miſchte, von der ſchönen Kurländerin oft mit zärtlichſten Händedrücken und Umhalſungen beglückt worden. Noch in ihrem Alter iſt dieſe Gräfin Lieven in den Marmorſälen von London und Paris eine leuchtende und mitſpielende diplomatiſche Geſtalt geblieben.

Ich habe eben nicht umſonſt von der echten, lebendigſten Kurländerin geſprochen; ich hätte ſie auch eine halbe Polin nennen können. Bei den Kurländern — ich meine bei dem kurländiſchen Adel — muß man immer an die Polen denken, unter deren Herrſchaft und Einfluß das reiche, fruchtbare Land Kurland ein paar Jahrhunderte geſtanden hat. Ich kenne ja meine leichtfüßigen, leichtzungigen, leichtliſpelnden Kurländer, habe vor manchen längſtverſchienenen Tagen in Jena manche liebenswürdige kurländiſche Ritterſöhne (Korſe, Mirbache, Sacken uſw.) zu luſtigen Kameraden gehabt. Bei dem erſten Anblick des Kurländers und der Kurländerin fällt einem in ihrer Art und Sitte und in der leichthin ſäuſelnden und liſpelnden deutſchen Sprache derſelben die Beweglichkeit, Geſchmeidigkeit, Leichtigkeit und Leichtfertigkeit der Polen und Polinnen in vielfältigen Ähnlichkeiten ſogleich auf. Die weiland reizende, berühmte Herzogin von Kurland und ihre Töchter und dieſe Kurländerin Gräfin Lieven haben ganz die Leichtigkeit und Anmut der ſchönen Polinnen gehabt. Dies alles iſt nicht wunderbar, aber doch ſonderbar genug. In ſolcher Weiſe wirkt ſchon die Nachbarſchaft, wie vielmehr aber die Herrſchaft mit ihren mitgebrachten Verbindungen und Beziehungen eines verſchiedenartigen Volks auf ein ganz anderes. Ich weiſe dies ſogleich in einem Beiſpiel nach. Der livländiſche deutſche Bürger und Edelmann war urſprünglich während der Herrſchaft der deutſchen Ritterſchaften zwiſchen dem dreizehnten und ſechzehnten Jahrhundert ganz derſelbe Stoff und die gleiche Art des kurländiſchen und preußiſchen, aber Livland und Eſtland haben über ein Jahrhundert unter Schweden geſtanden, haben manche ſchwediſchen Familien und noch mehr ſchwediſche Art und Sitte bei ſich eingebürgert, leben jetzt bald anderthalb Jahrhunderte unter den Ruſſen, und wie verſchieden in Haltung und Gebarung ſind die Männer und Frauen von dem Kurländer und der Kurländerin! Dies war mir ſchon klar unter meinen Jenenſer Burſchen, es iſt mir in Petersburg noch viel klarer geworden. Bei den Livländern, deucht mir, iſt noch manches von ſchwediſcher Schwere und Ruhigkeit, aber gottlob auch von ſchwediſcher Geradheit und Derbheit, wovon der leichtere Kurländer viel weniger zeigt. Dies ſind ſo Schatten und Bilder der Länder und Völker, welche dem Auge wie leichte Schimmer

und Schatten vorschweben, welche man sich aber hüten muß mit zu dicken und festen Farben zu malen.

Der Russe Graf Kotschubey und seine Gemahlin. Ich bin mit Stein in diesem Hause oft eingeladen gewesen und habe ihre Art und ihr Leben also kennen gelernt. Kotschubey war Stein bei seinen Arbeiten zugeordnet, und Stein hatte den Mann bald sehr liebgewonnen. Wenn man diese Familie und ihr Wesen betrachtete, ihre schlichte, einfache, prunklose Weise, so konnte man wohl fragen: von welchem Planeten sind diese in dieses starre Schneeland Moskowien gefallen? Können solche Pflanzen auch an der Newa wachsen?

Arentschild! Klingt ja mein eigener Name in diesem Namen wieder. Er stammt wirklich wie ich aus Schweden. Nach Gustav Adolf in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts kamen infolge schwedischer Besitzungen und der Besteigung des schwedischen Königsthrones durch Fürsten deutschen Bluts (des wittelsbachischen) nach Pommern und an Elbe, Weser und Rhein manche schwedische Kriegsmänner, Landvögte und andre Beamte, die ihre Geschlechter dort hinpflanzten, deren Kinder und Enkel dort nun halbverdeutschte Namen führen. Arentschild ist die schwedische Ritterfamilie Ornsköld (Adlerschild). Unser alter Oberst schien mir in der Tat viele, fast zuviele schwedisch-nordische Ruhigkeit und Gelassenheit in sich zu tragen. Sein Adjutant Major Stülpnagel klagte sogar über ihn: „Der Alte ist nicht bloß ruhig, nein, er kann nichts mehr; unter ihm werden wir keine geschwinde Schwerthiebe führen.“ Er ist später, als es wirklich Schwerthiebe geben sollte, gar nicht zum Oberkommando gekommen. Dazu war von Stein zuerst der edle Graf Chasot ausersehen, der aber in Rußland an der schrecklichen Kriegslazarettseuche starb, nach ihm Gneisenau, der aber sogleich nach seiner Rückkehr aus England eine höhere Bestimmung erhielt; endlich ist Steins Schwager, der österreichische General Graf Wallmoden, ihr tapfrer Führer geworden.

Bei den Geschäften, die mir von dem Minister aufgetragen wurden, hatte ich auch häufig mit den Obersten und Offizieren der Legion zu tun, auch zuweilen Hader zu schlichten und Händel beizulegen, wie es bei der Zwiespaltigkeit der Ansichten von Stein, Oldenburg und Arentschild denn auch an allerlei Außerordentlichkeiten und Abenteuerlichkeiten nicht fehlen konnte. Die meisten Offiziere der Legion waren Preußen, welche Abschied oder Urlaub genommen hatten, um in Rußland ihre Säbel an Franzosenköpfen zu erproben, manche derselben adligste und zugleich edelste Männer, die wir später als Feldherrn und Generale in ihrem

alten preußiſchen Kriegsrock wiedergeſehen haben: Grafen Dohna, Freiherren Horſte, Goltze, Horn, Alvensleben uſw. Mit vielen iſt mir bis in meine ſpäten Jahre frohe Erinnerung unſrer Petersburger Tage und treue Genoſſenſchaft und Freundſchaft geblieben.

Hier ein paar Proben:

Major von Stülpnagel war erſter Adjutant Arertſchilds, ein Uckermärker, ein feiner, ſehr tätiger und geſchickter Offizier, dem Miniſter durch ſeinen Schwager, den Grafen Arnim-Boitzenburg, ganz beſonders empfohlen, wie denn auch der Graf Arnim in ſeinem brennendſten Franzoſenhaſſe mehrere auf Rußland gegen Oſten fahrende preußiſche Offiziere mit ſeinem Golde reichlich befördert und ausgerüſtet hatte. Stülpnagel klagte nun oft über Steins unerträgliche Grobheit, der ihn manches Verkehrte empfinden laſſe, was in verzwickten Verhältniſſen und Perſönlichkeiten liege; und dann ſeinen Ärger darüber auf ihn gleichſam ablade. Ebenſo hatte Stein vor mir, wann ich den Stülpnagel lobte, ſich wohl ſo ausgeſprochen: „Gehen Sie mir mit Ihrem Stülpnagel! Das iſt ein blöder Zuckler und Bücklingmacher.“ Da riet ich nun auf ſeine Klagen dem Stülpnagel einmal: „Nun faſſen Sie ſich mal einen Ochſenmut gegen den Löwen und werden Sie wieder grob.“ Und das hatte er getan. Als ich nach ſolcher ſeiner Erkühnung den folgenden Morgen zu Stein kam, ſagte er: „Sie hatten nicht ganz unrecht, ich hatte mir den Stülpnagel doch falſch vorgeſtellt; er iſt doch ſo übel nicht, aber er ſollte nur nicht ſo fein ſein wollen und ein wenig mehr ſoldatiſch auf die Menſchen losgehen.“ Ich hatte Stein bald abgemerkt, daß man auf ihn wirklich ein wenig ſoldatiſch losgehen mußte, daß er, die zu ſchüchtern oder zu fein vor ihm auftraten, für Tröpfe oder gar für Schleicher und Schelme hielt.

Dies war eine Stülpnageliade, aber es gab ganz andere Abenteuerlichkeiten bei der Legion. Wie geſagt, die Mehrheit der Offiziere waren treue, edle Preußen, aber auch einige Kurländer und Livländer (Rönne, Simolin uſw.) traten ein, und ich ſelbſt brachte einen Schwediſch-Pommern von Mühlenfels hinein, der in zwei Feldzügen vom Leutnant bis zum Oberſtleutnant im ruſſiſchen Dienſt vorgerückt iſt; aber Abenteurer aus allerlei Volk und mit allerlei Namen vornehmſten Klanges meldeten ſich genug. Petersburg iſt ein rechtes Poſthalt der Abenteurer, die auf Fortunas Flügeln durch die Welt fliegen, ein europäiſches Abſteigequartier. Aus Frankreich, England, Deutſchland fliegen hier alle Tage ſolche Vögel zuſammen. Gelingt es ihnen hier nicht, ſo läuft die Reiſe auf dem freien, lockern Wege Fortunens gewöhnlich über

Jassy und Bukarest auf Konstantinopel und von da wohl auf Smyrna oder Alexandria weiter.

So kam uns unter andern einer mit dem großen Namen Baron Douglas, der aber, da wir ihn scharf faßten, dunkel und still verschwand; so ein zweiter mit der Aufschrift Baron Locn-Taxis, ein schönes, stattliches Gewächs mit einem prächtigen Rundkopf und einem jugendlich schwarzen Schnurrbart. Er wollte preußischer Offizier gewesen sein und trug Sterne und Orden an der Brust. Er brachte aus russischen Häusern Empfehlungen, besonders von vornehmen Damen, wobei Stein etwas prustete, war auch bei Stein eingeführt, der mir seine Papiere zur Durchsicht gab. Unsere Offiziere munkelten allerlei hin und her über ihn und wollten ihn nicht zum Kameraden haben; einer von ihnen, mein' ich, sprach auch von einem Gerücht, ein Locn sei im Jahr 1807 unter Blücher und Marwitz in Rügen gewesen, aber bald wegen unlöblicher Geschichten verschwunden und verschollen; mit dem Titel Herr Major, den er sich gab, und dem Orden pour le mérite militaire, den er trug, möge es wohl nicht viel richtiger sein als mit dem Brustschmuck, womit Douglas glänzte. Er aber machte den Kühnen, wollte alle auf die Klinge fordern. Sie riefen mich mit in ihren Kriegsrat. Unser Bedenken fiel dahin aus, daß man kein Ehrengefecht mit ihm eingehen könne, bis er sich erst besser ausgewiesen habe. Es mochte ihm endlich wohl schwul werden. Genug, auch dieses glänzende Meteor verschwand plötzlich, ohne daß jemand Kunde geben konnte, wodurch und wohin. Nun habe ich zehn, zwölf Jahre später aus den Tagebüchern eines französischen Offiziers, welcher bei Mehemet Ali in Janina Oberst eines Regiments gewesen sein wollte, in Zeitungsblättern gelesen, er habe dort einen Preußen namens Locn-Taxis als Kameraden gehabt. Er war also mit seiner europäischen Abenteuerlichkeit zur rechten Stelle, zu den Türken, hin verschlagen.

Die Legion hatte jetzt ihr Standquartier in Petersburg; dieses ward später nach Finnland verlegt, wohin nach den großen Schlachten die Menge deutscher Gefangenen zu Tausenden abgeführt wurden, aus welchen die Legion gemehrt werden konnte. Sie wuchs allerdings auch dadurch aber nimmer in dem Maße, wie wir nach der Zahl der Gefangenen gehofft hatten. Zuerst wollten freilich alle Gefangene nicht sogleich diesen Dienst nehmen, aber die meisten waren dazu in ihrer traurigen, jedem rohen russischen Jammer ausgesetzten Lage, die sonst sogar nach Sibirien versetzt werden konnte, begreiflicherweise sehr willig. Man träumte also nun bald den Anwuchs zu einer Zahl von Zehn- und Zwanzigtausenden, aber, aber — Gott sahe drein, oder vielmehr Gott

hatte schon dreingesehen. Die Gefangenen waren durch Märsche, Kälte, Mangel und durch harte, grausame Behandlung ihrer russischen Treiber bei der Wegführung auf Schnee- und Eiswegen in Mark und Gebein welk, dürr und lahm und starben wie die Fliegen dahin. Ich habe ja genug Exemplare dieser unglücklichen, verhungerten und erfrornen Jünglinge gesehen. So ist wenig Frisches und Gesundes für die Legion übriggeblieben. Späterhin, als das Glück sich mit so wunderbarem Umschwung und Umschlag gewaltig gegen Napoleon wandte, ward bei dem geschwinden Lauf der Dinge gegen unsern Westen hin der Gedanke, aus der Legion in Rußland ein Heer zu machen, natürlich aufgegeben. Was da unter Waffen fertig war, marschierte indessen, an Männern, Waffen, Pferden trefflich gerüstet, im Winter 1813 in Königsberg auf: Fußvolk, Reiterei, Artillerie etwa 5000 bis 6000 Mann. Sie haben im russischen, dann im englischen Sold den großen deutschen Krieg tapfer mit durchgefochten und sind endlich, meist als besondere Regimenter und Geschwader, in den preußischen Dienst übergegangen, welchem fast alle ihre Oberbefehlshaber angehört hatten.

Hier ward ich also sogleich, wenn nicht mit hineingestellt, doch hinangestellt und habe auch für die Bestimmung und Verteidigung dieser deutschen Legion in zwei Jahren manchen Tintentropfen aus der Feder laufen lassen müssen. Hier erzähle ich nun beiläufig, daß Stein mich als einen literarischen Mitläufer oder Beiläufer in dem Budget seines Departements mit aufgeführt hatte. Er brachte, als er die hiesige Art kennen gelernt, den lächelnden Scherz an mich: „Hören Sie, Sie müssen ein russisches Zeichen, das hier jedermänniglich trägt, einen Orden haben. Das ist hierlandes eine Einlaßkarte: sonst läßt kein Pförtner Sie ein." Worauf ich lachend erwiderte: „Ich und ein russischer Orden? Ich werde in keinen Schlössern und Palästen zu tun haben, wo E. E. nicht eintreten, und Ihr Name ist Marke genug." Es ist also dabei geblieben.

Wundersamer Wechsel der menschlichen Dinge und Geschicke! In den Jahren 1807 und 1808 hatte ich in Stockholm aus dem Kabinette des Vierten Gustavs und aus dem Kabinette meines Herzens Verkündigungen und Pamphlets, harte und bittere, gegen die Russen und den Kaiser Alexander geschrieben, und jetzt in Petersburg schrieb ich für denselben Kaiser Alexander und für mein Deutschland, das wir für den Krieg fertig machen wollten. Hatte ich Haar und Farbe gewechselt? Nein. Stein ließ mir meine Reisekosten, die ich aus eigenem Beutel bestritten hatte, und die einige hundert Taler ausmachten, ersetzen und Diäten, etwa

einen Friedrichsdor für den Tag, anweisen. Diese sowie manche andre Summe in seinem Auftrage hatte ich aus dem wundersamen und grauenvollen Labyrinth des Kaisers Paul von einem Oberzahlmeister Worotschenko abzuholen, dem längsten und schlanksten Russen, den meine Augen gesehen haben, und, wie mir deucht, einem der freundlichsten und ehrlichsten. Er ist in diesen Jahren 1840 und 1850, die wir schreiben, russischer Finanzminister gewesen und auch schon unter den Verstorbenen gemeldet.

In diesem Paulslabyrinth, wo die wundersamsten, durcheinander gewundenen und verschlungenen Rundgänge und Durchgänge mit einer Menge Treppen, Treppchen und Türen sich befanden, bin ich viel aus und ein gegangen und habe hier, obgleich mit einem vorzüglichsten Orts-, Namen- und Zahlensinn von der Natur begabt, seine vielverschlungenen und verworrenen Wege und Stege doch nimmer richtig gehen lernen gekonnt. Ja bei hellem Tage, nach manchen Tappungen, Hin- und Herläufen, Stampfungen und Klopfungen an Türen, Türchen und Pförtchen war das gewöhnliche Resultat, daß Worotschenko, durch das Gepolter aufgeweckt, mir fast immer zu Hilfe kam. Diesem Russen, er war damals ein Jüngling, dessen feines, redliches Gesicht mir noch heute hell vor Augen steht, mußte ich, ich weiß nicht wodurch, das Herz abgewonnen haben. Er ließ sich gern in Gespräch mit mir ein, wollte auch über die Westlande und Südlande, welche ich besser kannte als er, von mir gern etwas lernen und erzählte mir dann gebeten und ungebeten wieder, was ich als Gegengeschenk zu empfangen wünschte. So stehe denn hier einiges über Pauls Labyrinth und die zu ihrer Zeit über ganz Europa als eine blutige Mär hingeklungenen Begebenheiten dieses grauenvollen Baugeflechtes:

Kaiser Paul, ein seltsamer Fürst, der einen orientalischtatarischen Charakter aus Turan mit europäischer Gesittung und Bildung im wunderlichsten Gemisch verband, der von Jugend auf in den gewaltigen, oft mordlichen moskowitischen Geschichten und in der Geschichte seines eigenen Vaters, die er wohl kannte, viele natürlichste Spiegelungen buntester und dunkelster Phantasie erblickt hatte, der auch nimmer hatte vergessen gekonnt, wie seine Mama, die große Katharina, seine Jugend und sein Mannesalter bis an ihr Ende von Wächtern und Auflaurern hatte belauschen lassen — dieser Kaiser Paul hatte sich sein künstlichstes Elsternest gebaut, in welchem Eingänge und Ausgänge auf eine ganz besondere Weise berechnet und durcheinander verwirrt waren. Dieser Palast steht da als ein ungeheurer, rundester, dichter Bienenkorb, von oben bis unten ein vollständiges Rund. Es gab einen

Haupteingang mit einer mächtigen Treppe, welche noch da ist, aber auch einige kleine Seiteneingänge, welche jetzt vermauert sind. Dieser künstlichste Fuchsbau, worin aber kein Fuchs, sondern ein ganz eigentümlich gestalteter, bald gutmütiger, bald grimmiger Bär saß, war mit seinen vielen Rundläufen, Hallen, Treppen und Türen absichtlich so berechnet und gebaut, daß nur einer, der lange darin gewohnt und die bunte Karte des Ganzen wohl studiert und auswendig gelernt hatte, sich darin hatte zurechtfinden können. In diesem seinem Labyrinth wollte Kaiser Paul niemand bestricken und fangen, und doch ist er selbst darin gefangen und abgefangen worden. Hier stehe über diese Abfangung aus meiner Erinnerung darüber, was der treffliche Stettiner Pommer, der weiland kaiserliche Staatsrat und Petersburger Akademiker Adelung, und mein zutraulicher Labyrinthleiter Worotschenko mir darüber erzählt haben.

Pauls wunderlichste und phantastischeste Hin- und Herschwankungen, auch die Schwenkungen und Lenkungen, wodurch mancher seiner geliebten Untertanen von der gewöhnlichen Straße ab gelegentlich auf die Straße gelenkt werden konnte, welche über Nischney-Nowgorod und die Wolga bis nach Tobolsk und Irkutsk immer weiter in den verschneiten und verwüsteten Osten läuft, sind noch sehr in dem allgemeinen Gedächtnis der Zeitgenossen. Als er angefangen hatte, dieses sein Wunderlabyrinth zu bewohnen, war Rostopschin sein Generaladjutant und Nebenschläfer, ein treuester, tapferster Wächter. Weil die, welche mögliche Ablenkungen von dem gewöhnlichen Wege auf den Straßen des Reichs von Paul fürchteten, diesen gewaltigen Zerberus des kaiserlichen Palastes kannten, so brachten sie es durch vielfache Zettelungen und auch durch Palastdamen zustande, daß Rostopschin zu einem Oberbefehl in einer entfernten Landschaft befördert und versetzt ward. Kaum war er fort, so schritten sie zur Tat, vier Männer, von welchen die Namen Graf Pahlen, General Bennigsen und Subow mir im Gedächtnis geblieben sind.

Generaladjutant Graf Pahlen führte den Tagesbefehl und hatte die Wachen am Tor und an den Pförtchen teils geändert, teils weggeschickt. Mitternächtlicherweile brachen die Verschwornen in des Kaisers Schlafzimmer, er erwachte sogleich und wollte entfliehen, mit schwerem Ringen warfen sie den starken Mann auf sein Bett zurück, der Riese Subow stürzte sich auf ihn, mit Bennigsens Schärpe ward ihm die Kehle zugeschnürt*). Kaiserin

*) Dieser kaiserlich-russische Feldmarschall hat nach manchen Schlachten und Siegen noch mehrere Jahre nach dem allgemeinen Frieden ein Jahrgeld von 36000 Silberrubeln bezogen.

und Söhne in den Nebenzimmern waren durch das Geräusch des Kampfes aus ihrem Schlaf aufgestört, man hat ihnen schweigen geheißen, und sie haben geschwiegen. Es schien zunächst weder Hund noch Hahn danach zu krähen, wie laut die schwarze Mär auch über alle Meere und Länder klang. Ich habe zu dieser gemachten Leiche von englischen Kanonengrüßen gleichsam die Glocken läuten gehört; als ich den ersten April des Jahres 1801 in Rostock einfuhr, segelte Nelson mit seiner siegreichen Flotte in dortiger Reede mit Kanonendonner auf, und bald nach ihm kam dort von der am 23. März vollbrachten Tat die Nachricht an. Der Riese Subow übrigens hatte ein ganz gutes, gewöhnliches, breites Gesicht, woraus doch ein paar listige Augen blinzelten. Mit diesem Riesen habe ich in guten Häusern, namentlich ein paarmal bei dem Banker Severin, einen Rubber Whist gespielt. So unschuldig lebt sich's in Petersburg miteinander.

Meine Stellung war also die eines Schreibers, an der Hand und unter dem Schirm des großen Steinschen Namens, wenn man vornehmer sprechen will, die Stellung eines deutschen Schriftstellers, der einige Stellen in Europa kannte, wo sein Kopf vor den Klauen des allgewaltigen Vogels Roch des Tages nicht sicher war. So hatte er die Reise nach Petersburg machen gewollt; aus ähnlichen Gründen hatte auch der Minister Stein dahin gewollt. Hier war er nun in reichster Beschäftigung, teils aus dem eignen Herzen, teils im unmittelbaren Auftrage des Kabinetts und des Kriegslaufes hin und her einzelnes durch den Druck ausfliegen zu lassen: kleine Pamphlets, Aufforderungen, Verkündigungen, Gegenschriften und Widerlegungen napoleonisch-französischer Verkündigungen und Berichte — einiges, wie es aus russischem Sinn und Sprache geflossen, gemessen und zugeschnitten war, das meiste jedoch mehr im deutschen — darf ich sagen? — im Steinschen Sinn. Solches ward gelegentlich deutsch gedruckt und hin und her ausgegeben, auch wohl ausgeworfen oder versandt; zuweilen hat man's auch in französischer Übersetzung laufen gelassen. Solche Blätter fliegen wie ausgestreute Funken, von welchen gehofft wird, sie werden hie und da ein pulvergefülltes Herz finden und zünden, damit es weiter zünde.

Bei dieser Schreiberei hatte ich mit Leuten des russischen Kabinetts durchaus nichts zu tun; nur kriegte mich zuletzt ein alter Russe heran, der nach des Ministers Speransky Fall eine Zeitlang eine Art Minister des Innern war. Er hieß, wenn ich den Namen recht schreibe, Admiral Schischkow. Er war ein stattlicher, mit echtester russischer Mimik und Pantomimik begabter Greis, welchem mitten in den schwersten Wechseln der Erschei-

nungen und Entwickelungen des Herbstes von 1812 das Lachen und Scherzen doch immer viel näher war als das Klagen und Wimmern der Verzagten. Ihm war von mir wie von einer schallenden Kriegsposaune erzählt worden, er hatte dann einige meiner gedruckten Kleinigkeiten teils deutsch — was er doch kaum halb verstand — teils in französischen Übersetzungen gelesen; und es geschah demzufolge, daß, wann er Aufrufe und Meldungen für das russische Volk in Beziehung auf den Reichsfeind und den Krieg erlassen wollte, er mich zu Hilfe rief. Das gab, weil ich den echten, alten Moskowiten in seiner beherzten, treuen, patriotischen Herzhaftigkeit bald recht liebgewann, oft recht lustige Unterhaltung miteinander, obgleich zuweilen, wenn er mich zu lange festhalten wollte, auch ungeduldige. Wir radebrechten da, zumal da er wenig Deutsch, ich gar kein Russisch verstand, wir beide aber mit dem Französischen uns nur mittelmäßig aushalfen, zumal wo es die höhere und feinere, diplomatische französische Sprache gelten sollte; wir radebrechten, sage ich, in deutschen und französischen Phrasen oft stundenlang, ehe wir das rechte Wort finden konnten; denn mächtige und gewaltige Worte wollte der Alte gegen Napoleon schleudern.

Mit andern Männern habe ich mit meinem Gehirn und meiner Feder nichts zu schaffen gehabt, wohl einzelne Schriften und Aufsätze von solchen auf Steins Befehl mit ihm durchmachen und seine und meine leisen notulas darüber den Verfassern mitteilen gemußt. Die meisten dieser Aufsätze kamen, wie mich's erinnert, aus den Händen und Federn jüngerer Männer, welche nach Romanzoffs Entfernung mit Stein und für Stein im Kabinett arbeiteten. Von solchen sind mir sowohl in Gesellschaft als im Kabinette Steins zwei öfters zu Gesicht gekommen, über deren Aufsätze er mich zuweilen zu Bemerkungen und Gegenbemerkungen aufforderte; in Gesellschaft mit ihnen etwas geschaffen oder gearbeitet habe ich nimmer. Beide, die in ihren Personen und Arbeiten mir oft erschienen, waren geborne Deutsche; ihre Werke wurden mir auch oft zur Begutachtung und Beurteilung zugestellt. Sie hießen von Anstett, ein geborner Elsasser, und Graf Nesselrode, auch ein Rheinländer, aber vom Niederrhein im Norden von Köln und Bonn; der erste ein stattlicher, wohlleibiger und wohllebiger Halbfranzos, der zweite ein feiner zarter, noch sehr jugendlicher Jüngling, der Sprößling eines alten, Stein sehr befreundeten Geschlechts, dessen Ahnen mit Steins Ahnen auf den Höhen des Westerwaldes oder auf den Feldern der Wetterau und in den Reichsstädten Wetzlar und Limburg in Festen und Turnieren weiland wohl mitein-

ander buhordiert haben mochten. Wie dem sei, Nesselrodes Vater war in beklommenen Umständen und Verhältnissen in Petersburg gestorben und hatte dort einen Sohn als hilfloses Kind hinterlassen. Dieses Kindes hatte sich die große Katharina angenommen, und es war nach Berlin zur Erziehung geschickt und, als es fertig war, später als ein brauchbares Gerät des Kabinetts angestellt worden. Er schien jetzt im Kabinett seine diplomatischen Lehrjahre zu machen und hatte eines Steins mächtiger, ungestümer Gewalt gegenüber etwas zu Blankes und Geschmeidiges, was der starke, gewaltige Mann leicht zu blöder Beschränktheit oder schlimmer zu schleichender Listigkeit auszulegen pflegte.

Aus späteren Auftritten, als das Glück des Kriegs mit uns in das Jahr 1813 hineinlief und es galt gegen Westen vorzudringen, und aus den Aufrufen und Verkündigungen, welche jetzt an die deutschen Könige, Fürsten und Völker und gegen den fliehenden Napoleon losgelassen wurden, merkte ich, ja es ward oft vor meine Augen gelegt, daß Nesselrode von russischer Seite den Auftrag hatte, die Schriften und Aktenstücke für Deutschland zu überbringen, auch wohl zu bearbeiten. Ich sage, ich *merkte* und *mir deuchte*; denn im geheimen Rat habe ich nicht mitgesessen. Da hatte sich denn wohl oft begeben, daß er (der Überarbeiter oder Durcharbeiter) mächtige Gedanken oder ungestüme Worte Steins nach Höherem oder Höchstem Kaiserlichen Willen bei der Ratschlagung hatte ablenken oder doch mehr stillen und sänftigen müssen. Kurz gesagt, für unsre deutschen Aufrufe und Verkündigungen, auch für die Verkündigung aus Kalisch vom Frühling 1813 war er mit beigezogen und hatte mit darin gesessen. Er war noch nicht in der Stellung, ein Mann eignen, mächtigen Entschlusses oder Wortes zu sein, sondern mußte wohl noch nach fremdem Willen und Befehl dem gewaltigen Löwen Stein in die fliegenden Zügel seiner Entschlüsse und Worte fallen. So ward er ihm natürlich oft sehr mißfällig, und dann schalt er seinen rheinischen Vetter aus den Bergen der Agger und des Siebengebirgs nur den kleinen, blanken, kriechenden Taschenkrebs.

Solche wie die hier geschilderten waren im Sommer und Herbst auch wohl meine kleinen politischen Beziehungen, aber viel nähere bekam ich zu Stein selbst, wozu vorzüglich Briefwechsel mit England und Deutschland gehörte, besonders mit dem Grafen Münster, damals in London sitzend für die englisch-deutsch-hannoverschen Angelegenheiten. Der englische Briefwechsel war der heißeste und schwerste für mich, so daß mir bei der Zurechtstellung und Anordnung der Briefe und Papiere, welche ich häufig zu versiegeln und dem in Petersburg angekommenen englischen Gesandten Lord

Cathcart der Sicherheit wegen immer in Person und zu eigner Hand zu überbringen hatte, oft der Kopf gerauchт hat, was denn freilich durch den freundlichsten Blick und das wiederholte Streicheln des edlen Mannes über meine Wangen hin immer auf das reichlichste belohnt ward.

Ja, das war Arbeit, wenngleich durch die erlangte Einsicht in den Gang der großen laufenden Dinge mitunter erquicklich, doch häufig eine sehr unerfreuliche Arbeit. Es galt nämlich England, welches noch den gewaltigen Kampf in Spanien gegen Napoleon kämpfte, und Rußland wieder zu verbinden und ein von Großbritannien mit Recht gehegtes Mißtrauen in Alexanders Treue zu heilen. Da machte Stein für England zunächst die Mitteilungen und Erörterungen erst an Münster, noch öfter an den General Gneisenau, der im Frühling für Preußens und Deutschlands Zwecke mit Hardenbergs und Steins Wissen und Willen nach London gegangen war.

Dies gab mir wirklich oft eine Schwerenotsarbeit, Steins Aufsätze, Briefe und Verhandlungen mit Kaiser Alexander, in deutscher oder französischer Sprache, oft aus der flüchtigen, undeutlichen Kladde zu enträtseln, klar abzuschreiben und obenein — was oft zehnfache, ja hundertfache Zeit erforderte — nach unserm in mehreren Büchern nachzusehenden Chiffernschlüssel in die diplomatische Hexensprache zu verwandeln. Stein schrieb nie, wie sein Kollege Hardenberg, eine klare, in seiner sogenannten Kladde aber (ich bekam fast immer nur seine Kladde oder Kopien von Kopien abzuschreiben) meist eine abscheuliche und unleserliche Hand mit mancherlei ihm eignen Verkürzungskrücken, die ich allmählich lernen mußte, und deren Entchifferung und Berichtigung meinen Augen oft ebenso viele Mühe machte als das Nachschlagen und Nachsuchen unseres Chiffernschlüssels; aber inhaltreich, lehrreich für mich, oft entzückend erfreulich waren diese Steinschen Aufsätze und Briefe durch die Einblicke in das ganze, volle, stürmische Herz des Mannes und in die Großartigkeit, womit er die Dinge vor dem Kaiser Alexander behandelte, um das ganze seit dem Tilsiter Frieden befolgte, zugleich ebenso schwächliche als treulose System zu lockern und zu brechen und den zähen Träger und Stützer desselben, den Minister Graf Romanzoff, vom Staatsruder herunterzustürzen.

Wenn ich nun in diesen Papieren und Briefen Steins Art und Rede zu Alexander las, und wie er die Politik der letzten fünf Jahre malte und den schleichenden, honigsüßen und honigweichen Charakter jenes Ministers gleichsam an den Galgen der Schande hängte, bei welcher Malung und Hängung doch einige

Schmutzflecke auf den Kaiser selbst abspritzen konnten, so erkannte und bewunderte ich die ganze Herzhaftigkeit und Mutigkeit Steins, bekam aber für den Augenblick, wo Stein in dem Herzen und Rat Alexanders auf höchster Stelle zu stehen schien, von Alexander selbst eine viel höhere Meinung, als ich bisher gehabt hatte. Der endliche Ausspruch der Steinschen Reden und Briefe mit und an den Kaiser war doch bald, daß es um Romanzoff und seinen ganzen Klüngel getan war und andre Männer, Stein an der Spitze, nebst Kotschubey, Lieven usw., oben zu schweben schienen.

Für den Augenblick galt es jetzt, Großbritannien zu voller Teilnahme und auch Schweden und weniger Mächtige zu gewinnen. Ich habe die Namen Graf Münster und General Gneisenau genannt. Für das englische Kabinett ging alles an Münster. Begreiflicherweise stand er mit Stein auf dem allerfreundlichsten Fuße. Stein war überhaupt mit seinen Gefühlen und Ansichten ein so ohne alle Berechnung voll natürlicher Mensch, daß, wo Großes auf dem Spiele stand, alles Kleine und alle kleinen, alltäglichen Rücksichten bei ihm zusammenfielen und nur ein großer Grundgedanke herrschte. Wer mit ganzer Seele die Franzosen und Napoleon und ihre Herrschaft haßte und verabscheute, den umhalste er sogleich mit voller Herzenswärme. So ward Münster ihm jetzt eine Zeitlang ein politischer Liebling, und in solcher Gesinnung waren auch die Briefe an ihn gefaßt. Mir aber, der die Briefe beider zu lesen bekam, und der etwas kühler zwischen den Zeilen lesen konnte, entging nicht, wie grundverschieden die eigentliche Grundlage der Charaktere der beiden Männer war.

In Stein erkannte ich den stolzen, freien Reichsritter, welchen noch hohenstaufische Kaisererinnerungen umleuchteten, und welcher alles deutsche Volk groß und frei haben wollte; in dem Grafen Münster schaute mir doch der hoffärtige, aristokratische Junkergraf des achtzehnten Jahrhunderts entgegen. Er machte in seinen Briefen schon häufig Einwendungen gegen Steins Ansicht, daß es nimmer anders gehen könne, daß der Krieg als ein Aufstand gegen die Welschen, damit ihnen die Haare zu Berge stünden, in spanischer und tirolischer Weise geführt, daß alles Volk mit allen Kräften der Herzen und der Fäuste zu den Waffen gerufen werden müßte. Ja er sprach es nicht undeutlich aus, es werde am Ende besser getan sein, das welsche, napoleonische Joch allenfalls noch ein zehn, zwanzig Jahre länger zu tragen und die Zeit abzuwarten, als das Gefühl der Stärke zu sehr an die Kleinen zu bringen, spielte schon auf gefährliche Volksdemagogen hin. Diese Ansichten Münsters bezeichnete Stein mir selbst als kleinlich und

junkerlich mit den Worten: „Er ist einmal ein Westfale, und diese langsamen Plattdeutschen wägen alles zu sehr und wollen in dem eben gelegten Ei sogleich den Hahn mit den vollen Sporen sehen; auch hat er zuviel hannoversche Hofluft der Junkerei eingeatmet — aber er ist doch ein braver, zuverlässiger Mann.“ Diese Meinung Steins über Münster änderte sich sehr in den folgenden Jahren. Schon in den Briefen aus Petersburg warnte und schalt er Münster zuweilen als einen ungerechten und verbissenen Gegner und Hasser Preußens; als aber in den späteren Jahren 1814 bis 1816 Graf Münster mit allen Feinden deutscher und preußischer Größe sich zusammenschlug und für Preußens Schwächung und Verkleinerung und für die Vergrößerung solcher Staaten strebte und arbeitete, welche doch als Halter und Stützen des Vaterlandes durch alles das nicht mächtig genug werden konnten, sondern desselben wahre Macht nur zersplitterten, da war alles Frühere unter ihnen sehr erkaltet.

Bei dieser meiner Stellung und Beschäftigung, die vorzüglich in meinen ersten zwei Petersburger Monaten eine sehr lebhafte und mühevolle war, bekam ich auch den Einblick in die laufenden englischen Verhältnisse und in die Personen, welche sie in Petersburg vertraten. Diese waren der Botschafter Lord Cathcart und sein Gesandtschaftssekretär, der Engländer Walpole, Großneffe des bekannten großen Ministers unter Georg I. und Georg II., Robert Walpole, und Neffe jenes Robert Walpole, der nicht so als Staatsmann sondern mehr als feiner Glossenmacher und Witzbold und Tagesblättler der Londoner und Pariser Jahre 1760 und 1770 bekannt ist.

Diese beiden Männer nun waren Stein aus zwiefachem Grunde unangenehm, der Lord wegen einer gewissen unzugänglichen, frostigen Steifheit, welche sich durch gewaltige Gefühle und mächtige Gründe nimmer fortreißen ließ, weswegen er ihn auch den schottischen Eiszapfen schalt, und Walpole vielleicht des bloßen Namens wegen, auch wohl wegen eines gewissen glatten, abgeschliffenen Wesens, worin mehr List als Geist zu lauschen und zu lauern schien. Menschen mit solchem Schein fielen aber in Steins Urteil immer sogleich zu Boden. Es war aber wohl noch mehr der bloße Name Walpole. Sein Oheim, jener witzige, französelnde Robert Walpole der erwähnten Jahre 1760 und 1770, eine der bösesten, giftigsten Zungen seiner Zeit, hatte gleichsam die Chronique scandaleuse des Großbritanniens und des englischen Hofes der ersten beiden George in seinen jetzt gedruckten Tagebüchern der Welt überliefert. Steins Gemahlin war des hannoverschen Feldmarschalls Grafen Wallmoden Tochter, Wallmoden

ſelbſt ein Baſtard Georgs II. Es füllen aber die Geſchichten und Hebungen und Senkungen der Weiber und Beiſchläferinnen jener welfiſchen Könige die Tagebücher Walpoles mit einem gewiſſen engliſchen Hohn und Übermut gegen alles aus Hannover und Deutſchland Herübergekommene: Ärgerliches mit lügenhaften Fabeln gepaart. Dergleichen tut weh, und auf dem Punkt der Familienehre war unſer edler Reichsfreiherr ſehr reizbar und ſchalt jenen Tagebuchführer wohl einen verliederlichten Franzoſen und Voltairianer. Das zweite war gewiß wahr.

Und die Schweden? meine Schweden? Es war ein ſchwediſcher Geſandter da, Graf Löwenhaupt. Es galt jetzt, das ſchwediſche Kabinett für den Kampf gegen Napoleon zu gewinnen. Man wußte, Bernadotte, der in Schweden eigentlich ſchon regierte, war von Napoleon vielfältiglich verletzt; es wurden von Petersburg aus für den Beitritt Schwedens Unterhandlungen gepflogen. Mit dieſen Dingen hatte Stein nichts zu tun gehabt; er ſetzte überhaupt auf Schwedens Hilfe geringes Vertrauen. Ich habe einzelne zur Geſandtſchaft gehörige Männer zufällig nur zuweilen in Salons geſehen; wir hielten uns artig, höflich voneinander; ſie kannten mich als einen Franzoſenfeind und als einen alten Guſtavianer.

Nur ein Schwede werde hier erwähnt, der aber eigentlich jetzt kaum noch Schwede heißen konnte, der General Graf Moritz Armfelt, den Titel ruſſiſcher Statthalter Finnlands führend und gegenwärtig in Petersburg anweſend. Armfelt, ein geborner Finne, war in ſeiner Jugend mit apolliſcher Schönheit und auch mit apolliſchem Geiſt gerüſtet geweſen, durch Liederklang und Waffenklang berühmt. Er hatte, wie auch der Königsmörder Graf Guſtav Horn, als Jüngling Lieder gedichtet, welche heute noch geſungen werden, und war im ſchwediſchen Kriege Guſtavs III. gegen die große Katharina der Jahre 1790 bis 1792 glänzend unter den Vorderſten immer voran geweſen. Alſo ein Guſtavianer, Genoß der Feſte, Gelage und Reiſen Guſtavs III., aber auch der Fehler und Gebrechen desſelben. Der Greis trug in ſeiner ſtattlichen, nordiſchen Länge, ſeinen prächtigen, blauen Augen und ſeinem noch vollen, blonden Gelock noch die Spuren der jugendlichen Schönheit. In ihm traf ich einen alten Bekannten von Stralſund und Stockholm her. Wir hatten wenigſtens den Haß gegen Napoleon gemein, und deswegen hatte er mich als unbekannten Dozenten an der Hochſchule Greifswald ſchon aufgeſucht. Ich hatte ihn in Stockholm viel geſehen, war oft in ſeinem Hauſe geweſen. Auch hier in Petersburg war der lebendige, unruhige Mann allenthalben, wo große Feſtlichkeiten ſtanden und für Zungen- und Herzenskämpfe gegen Napoleon patriotiſche Säle

geöffnet waren. Dieser Haß gegen Napoleon und sein System hatte schon in früheren Jahren den Alten durch Italien und Deutschland begleitet, er hatte im Herbst des Jahres 1805 mit Gentz und Genossen, namentlich mit dem Comte d'Entraigues, in Olmütz den Gang und den traurigen Auslauf der Dinge beobachtet.

Jetzt ward nun Armfelt hier natürlicherweise über die schwedischen Angelegenheiten und ihre Behandlung und Verhandlung viel zu Rate gezogen, kam auch bei Gelegenheit mit Stein in Besprechung und Verhandlung, aber Stein hatte diesen leichten und immer etwas abenteuerlichen Windvogel, der in allen seinen Lebensverhältnissen politisch in Hinsicht auf Gesinnung und Treue doch nie ein Windvogel gewesen war, sondern bis ans Ende als der treueste Gustavianer ausgeharrt hatte, bald gänzlich von sich abgestoßen. Stein, der streng sittliche, einfache deutsche Ritter, trug doch in Rede und Gebärde das Antlitz eines christlichen Zeno oder Kleanth und konnte so scherzhafte, leichtfertige Naturen wie Armfelt nicht ertragen; denn Armfelt, ein sehr geistreicher Mann, war doch von unerschöpflicher Lustigkeit und Scherzhaftigkeit, welche er auch bei Verhandlung über die ernsthaftesten Dinge nicht verleugnen konnte, und sein für Gefühl und Genuß aller sinnlichen, irdischen Lebensgüter ausgeprägtes Gesicht konnte vor Stein keine Gnade finden, zumal da er dabei auch Ansprüche des vornehm gebornen Mannes hatte. Solche Ansprüche machte Stein äußerlich selten, aber innerlich verlangte er von Hochgebornen doppelte Strenge in sittlicher Haltung, die ja leider so vielen Hohen fehlt.

Ich will hier von Armfelts Scherzen und Witzen, die ihm leicht von der Zunge flogen, keine erzählen, aber aus allen seinen Worten und Zügen schien die Leichtfertigkeit und die bewußte Sieghaftigkeit, womit er weiland die Weiber bezwungen hatte, unverkennbar hervor. In Schweden habe ich den Überfluß von Geschichten solcher Schlachten und Siege gehört, „daß diesem schönsten Jüngling vor dreißig Jahren kaum ein Weib habe widerstehen gekonnt". Mir zeigte er noch in Petersburg eine Probe davon. Einen Vormittag kam ich ihn besuchen und ward in sein gewöhnliches Zimmer geführt. Da trat er aus einer Seitentüre herein, und was erblickte ich? Vier, fünf der schönsten, jungen Blondköpfe, die mit einer sogenannten Gouvernante an einem Büchertisch in der Schule saßen, seine Kinder von acht bis zwölf, vierzehn Jahren nach meiner Gischung, blondeste, blühendste Mägdlein. Ich fragte: „Euer Exzellenz Enkel?" — „Nein," antwortete er lächelnd, „meine Kinder. Meinen Sie,

weil ich krumm einherzugehen beginne, daß ich so junge Kinder nicht haben könne?" Ich hörte später von einem seiner Hausvertrauten, dies seien Erzeugnisse des Südens, aus der Zeit seiner schwedischen Gesandtschaft in Neapel, von ihm mit einer schönsten Herzogin und zwei, drei ihrer Töchter erzeugt. Sei das, wie es sei, politisch war dieser Mann nie ein leichtfertiger Schelm und Flatterer gewesen und hatte der Treue und Freundschaft immer redlichste Opfer gebracht.

Ich habe angedeutet, wie ich im Zuge war, wie Stein mich im Zuge hielt, und was zunächst um und mit ihm stand. Mein Petersburger Leben fing lustig an und ward durch Gottes Gnade noch lustiger. Ich ward, als wäre ich fast sein Familiengenoß gewesen, mit größter Freundlichkeit in die Paläste und Häuser eingeführt, die von seinen Gesinnungsgenossen bewohnt wurden. Ich weiß nicht, ob in ihnen immer so gelebt worden, und glaube das kaum; aber es war in den Sälen der Minister, Grafen und Barone dort eine solche Ungezwungenheit, Leichtigkeit und Freiheit, als ob es in Gesellschaft und Rang keine Unterschiede und Stufen gäbe; es ward offen, frei und fröhlich gelebt, offen, frei und fröhlich gesprochen und geredet. Man kämpfte ja für die Freiheit gegen die allgemeine europäische Sklaverei. Indessen der Ton, welchen der vornehmste Vogel des Tages in Petersburg sang, lockte und bestimmte auch wohl die Töne der andern Vögel. Stein aber ging nur über die Schwellen der Paläste von Gleichgesinnten, und ich hörte auch zu meinem Erstaunen den gewaltigen Mann über viele Dinge, worüber man in Kaiser- und Königshäusern wohl meistens kaum zu flüstern wagt, sich mit solcher Offenheit aussprechen, als hätte man in Petersburg nimmer die Lauscherohren einer geheimen Polizei gekannt.

Aber nicht bloß in solche Range, zu welchen Stein gehörte, ward ich eingeführt, sondern fand mich, wann ich nicht durch Arbeiten abgehalten ward, gesellschaftlich mehr angetastet und eingeladen, als mir gut war. Stein war in Petersburg ein hoher Namen geworden, der meine Kleinigkeit mit hob, und in der Art und Weise, wie die Menschen mich aufnahmen und einluden, begriff ich, daß sie mich auch für etwas hielten, weil ein solcher Mann mit mir zugleich die Treppen hinaufstieg oder auf den Gassen umherspazierte. Aber außer diesen Zufälligkeiten waren einige natürlichste Wirklichkeiten da, die mich zu sich zogen. Zuerst mehrere Familien, die meiner Heimat angehörten, der berühmte Astronom Schubert und Staatsrat Adelung voran, und außer ihnen mehrere angesehene Handelshäuser, welche

pommersche Städte ihr Vaterland nannten. Zweitens kam ich, obgleich kein Hochberühmter, doch auch bald in die Kreise der dortigen Gelehrten und Akademiker, unter welchen ich einige recht herzige und herzliche Freunde gewann, die oder deren Kinder in späteren Jahren auf vaterländischem Boden mich zuweilen durch Händedruck und Erinnerung noch erfreut haben.

So begann, so stand mein Petersburger Leben. Mit meinem lieben Minister kam ich in wenigen Tagen auf einen Fuß, als hätten wir jahrelang miteinander gelebt und verhandelt. Er hatte mich, der doch schon für Rußland segelfertig war, zu sich gerufen, weil die Art Gesinnung und Weltansicht, wie sie in meinen politischen Schriften ausgesprochen waren, mit den seinigen übereinstimmten. Bei Schriften und Aufsätzen, welche ich bei ihm oder nach seinem Wink und Befehl machte, gewahrte ich bald, daß ihm selten etwas fremd und mißfällig oder solches deuchte, das da geändert werden müsse. Ich hatte meistens seinen Ton getroffen. Da sagte er denn wohl in seiner kurzen, schneidigen Weise: „Recht so! Sie sind immer kurz und grad-aus; ich mag die Wortschnitzler nicht, die weitschweifigen Umwickler, Entwickler und Auswickler der Dinge; sie hauen meist in die Luft, statt die Sache zu treffen."

Es war hier im Jahr 1812 ein schöner Sommer, es war Ende Septembers in Petersburg noch ein recht heller, warmer Sommer. Wir hatten die ersten Wochen, wo weder auf dem Kriegsfelde noch auf dem diplomatischen Gebiet keine entscheidende Schlachten vorgefallen waren, noch nicht viel zu tun, und Stein machte nachmittags oft kleine Rundläufe und Spaziergänge mit mir, wo denn über die Stadt und die Menschen Betrachtungen angestellt und Glossen gemacht, auch wohl einzelne Merkwürdigkeiten und Seltsamkeiten beschaut wurden. Von diesen Spaziergängen erinnert's mich, wie wir auch die asiatischen und europäischen Völker, von welchen alle möglichen Muster uns hier vor Augen umherwandelten, durch die Musterung laufen ließen. Wir wurden durch Augen und Haarlocken wie durch Kleider und Monturen genug auf solche Betrachtungen und Unterhaltungen geführt, namentlich bei den eingekleideten Soldaten und aufziehenden Landwehren zu Fuß und zu Pferde kam das Gespräch auf die verschiedenen Grundstämme der Menschen, wie sie in dem weiten russischen Reiche zusammengewürfelt und in den vielfältigsten Mischungen und Gestaltungen durcheinandergeworfen sind. Da wies ich denn darauf hin, indem ich auch männliche und weibliche Exemplare anführte, die von unsrer Petersburger Salonsbekanntschaft waren, wie man in den Köpfen und Leibern,

beſonders in der Haltung und Geſtaltung des Wuchſes, leicht entdecken könne, ob einer von tatariſcher und kalmückiſcher oder von ſlawoniſcher und germaniſcher Abſtammung ſei. Für das Mongoliſche und Kalmückiſche ſtanden uns die platten Köpfe und ſchiefen geſchlitzten Augen, beſonders aber der Wuchs ohne recht gehörige, volle Flanken, durch welche und durch breite Schultern der germaniſche Stamm ſich zu ſeinem Vorteil nicht nur von den Mongolen und Kalmücken, ſondern meiſtens auch von den ſlawiſchen und romaniſchen Stämmen auszeichnet. Breite Schultern und rundgeſpannte Bruſt und gefüllte Flanken zeichnen Kraft und Stärke. Bei den leichten, gewandten Franzoſen zum Beiſpiel, wenn man nur einmal ihre aufmarſchierten Regimenter mit deutſchen Augen muſtert, findet man bei übrigens wohlgeordnetem unteren Körperbau in den Oberteilen oft eine auffallende, unſchöne Schmalheit und die Menge ſogenannter Heringsrücken. Indem man nun eben durch Polonien und Moskowien gepilgert hat und in Petersburg auf den Straßen und in den Paläſten genug Ruſſen und Polen und Ruſſinnen und Polinnen begegnet iſt, ſtößt man auf die geſchichtliche Sage von den Sarmaten, als von edlen Medern, in älteſten Tagen von weiland aus den kaukaſiſchen, ſüdlich auslaufenden Bergen Mediens gegen Nordweſten nach Europa, nach Pannonien und Sarmatien (Polen) ausgewandert. In der Tat, in Polen kommt es einem oft vor, als erblicke man in den höheren, älteren Adelsgeſchlechtern und in dem gemeinen Volke und dem geringeren Adel zwei ſehr verſchiedene Volksarten, indem der vornehmſte polniſche Adel mit prächtigen Adlerſchnäbeln und ſchwarzen Augen und Haaren, faſt wie mit einem unverkennbaren aſiatiſchen Gepräge, von den Geringen oft ausgezeichnet iſt, bei den Ruſſen dagegen Adel und Volk in Geſichtern und Haaren meiſtens ganz aus einerlei Holz gehauen zu ſein ſcheint. —

Solche Unterhaltung ergötzte meinen lieben Herrn, und er ſprach dies wohl ſcherzend aus: „Nun wahrhaftig, man ſollte ſich vor Ihnen in acht nehmen, Sie müſſen wirklich in früherer Zeit, ehe Sie in die gegenwärtige Form gegoſſen worden, durch viele Leiber und Wiegen gewandert und gewechſelt ſein.“ Alſo im gutmütigſten Sinn machte er mich doch zu einer Art hin und her umgetauſchten Wechſelbalg.

Ja, was ich früher und in andern Ländern ſchon häufig bemerkt hatte, ward mir hier zum hundertſten und tauſendſten Male gleichſam auf die Naſe gedrückt, nämlich das mongoliſche Zeichen bei vielen Ruſſen, auch bei vielen vornehmſten Ruſſen: die Leiber ohne tüchtige Flanken und die Schlankheit über

den Hüften gleich dem weiblichen Wuchse. Wer russische Regimenter, vollends wer russische Heere gesehen, wer die russischen Offiziere in ihrer Staatsuniform gesehen hat, dem muß diese Schlankheit an der Stelle, wo des Soldaten Gürtel um den Leib gewunden wird, aufgefallen sein. Man hat wohl von unsers seligen Königs spartanischer Ansicht gehört, welche man in der Tat nur loben kann, wegen welcher die dickelnden Herren Majore und Obersten, welche seine Augen erwarteten, weil sie wußten, daß der Herr bei Offizieren die dicken Bäuche nicht leiden konnte, sich den Bauch oft bis zur halben Ohnmacht mit einem Schmachtriem zusammengeschnürt haben sollen. Da hat denn die Bosheit, welche weder Könige noch Obersten verschont, geflüstert, der König habe sich in jene unschöne Schlankheit der russischen Offiziere über den Hüften verliebt und wolle daher die möglichste Knappheit und Geschlossenheit der Montur. Der Herr hatte doch auf die dicken Bäuche den früheren hohenzollernschen Spartanerhelden gleich ein Kreuz machen wollen, als müsse er diese Dicken in Ruhestand setzen.

Also neben den ernsten, heißen Tagen, wo uns heiße Arbeit an Tischen gefesselt hielt, wurden auch scherzhafte und lustige Umläufe und Umschaue gemacht. Ja, unverkennbar ist in vielen Petersburger Gestalten und Gesichtern der große, tiefe Einfluß, welchen eine dreihundertjährige Herrschaft der Tataren und Mongolen auf die Russen geübt hat, und es begegnen einem zu Hunderten Gestalten, welche treue Abbilder jener Hunnenbilder sind, die Ammianus Marcellinus uns vor fünfzehnhundert Jahren so vortrefflich gezeichnet hat. Wenn man die vielen slawischen Volksstämme an der Donau und Adria gesehen hat, wenn man die Böhmen und Polen gesehen hat, so findet man bei den sprach- und stammverwandten Russen vieles, ja das allermeiste, gar anders; sie sind im eigentlichsten Verstande ein großes Volk für sich mit eigentümlichsten Sonderlichkeiten.

Ich hatte vor vierzig, fünfzig Jahren ja etwas schärfere Augen zum Sehen als jetzt; ich hatte von jeher viel Reiz und Lust, mir die verschiedenen Geschlechter der vielsprachigen Menschen*) zu betrachten, aber die scharf ausgeprägte Eigentümlichkeit der Moskowiter hat sich mir unvergeßlich eingedrückt, am meisten aber die Sonderlichkeit, daß ich bei keinem Volke so viele Köpfe gesehen habe, welche man Steinköpfe oder Klotzköpfe nennen könnte, ohne die gewöhnliche schlimme Nebenbedeutung, die man mit diesen Wörtern verbindet. Ich meine Köpfe solcher

*) μερόπες ἄνθρωποι.

maſſenhaften Breite und Rundheit, wie etwa ein Eichenblock oder ein Marmorklotz, welche zur Ähnlichkeit eines Kopfes erſt aus dem Groben gehauen werden ſollen. Dies gilt nicht bloß von den gemeinen Ruſſen mit den langen Bärten und den aſiatiſchen Kaftanen, ſondern auch von vielen Edelleuten. Die Polen, Böhmen, Serben und Kroaten zeigen in dem Bauer und Edelmann freilich eine große, oft auffallende Verſchiedenheit von den Menſchen germaniſchen Stammes, aber ihre Geſichter ſind, kann man ſagen, doch ſchon fertig; ſie ſind in den unteren Klaſſen häufig ſchärfer gezeichnet und faſt mehr fertig als bei unſern deutſchen unterſten Volksklaſſen. Ein gewöhnlicher Bauer und ſeinesgleichen in Polen, Böhmen, Öſterreich und Ungerland hat zwar in Wuchs, Art und Haltung und auch in Geſichtszügen und Gebärden genug, was ihn von dem deutſchen und ſchwediſchen Bauer unterſcheidet, aber der Schnitt und die Form der Köpfe und Geſichter dünken einem, im allgemeinen geſehen, im ganzen doch ſehr ähnlich; hier aber, wie geſagt, erblickt man bei vielen Köpfen das Unfertige, beinahe Klotzige. Ich habe mir nicht bloß auf den Gaſſen und Märkten, ſondern in Feldlägern und auf Heerſtraßen die Menſchen darauf angeſehen und habe die dicken Breitköpfe und Klotzköpfe faſt ohne Naſen nicht allein bei den gemeinen Ruſſen, ſondern bei vielen Offizieren guten Adels gefunden. Hier ſchaue und winke ich zur Erklärung aus der Ferne der Jahrhunderte her. Alle Reſte älteſter Völker, die man noch ſieht (Hebräer, Parſen, Hindus), haben meiſtens ein Hauptſtück des Geſichtes ſcharf ausgeprägt, die Naſe, welche gerade im Mittelpunkt des Vorderkopfes ſitzt, und um welche als um einen Hauptteil die Geſichtszüge ſich gleichſam herumgeſtalten und verſammeln. Der romaniſierte Spanier unſrer Tage nennt darum das ganze Geſicht meiſt nur el rostro. Dieſer Schnabel, der dem Menſchenantlitz am meiſten eine beſtimmte Form zu geben ſcheint, fehlt faſt bei vielen Ruſſenköpfen oder iſt wenigſtens faſt wie eine Hundeſchnauze platt eingedrückt. Solches iſt nun auf jeden Fall, wenn nicht gerade eine Häßlichkeit, doch eine Ungeſtalt. Das iſt überhaupt etwas Ausgemachtes, daß bei höherer Bildung und mächtigem, lebendigen Streben des Menſchen von innen heraus das Geſichtsgepräge ſchärfer hervortritt, daß der Schnabel beſtimmter gezeichnet hervortritt; ſprechen ja die alten Geſchlechter deswegen ſo gern von Adlernaſen, die ſie mit einem eignen Stolz Adlergeſichter nennen, worüber die erzürnten Plebejer ſich denn häufig mit der Bemerkung rächen: Ja, Raubtiere, Raubvögel, Raubritter waren ihre Ahnen. Wahr iſt es, die ſtattliche Naſe, die ſcharf und ſpitz hervorſpringende Naſe

bezeichnet Verstand und Stärke, mehr noch Witz und Scharfsinn, aber die Adlerschnäbel ältester Völker oder alter Adelsgeschlechter, welche häufig schon zu spitz und scharf sind, sollen sich hüten, daraus für sich eitel feine Schlüsse zu ziehen. Papa Sokrates war ein Breitkopf mit eingedrückter Nase; ich habe mächtige, geistbegabte Rund- und Breitköpfe mit kurzem Schnabel oder mit fast gar keinem gesehen, deren gewaltiger Geist Dutzende Geisterchen schönster Adlernasen und schärfster Spitznasen verschlingen konnte. Ich schaue hierbei auch auf Schellings Büste hin und erinnere mich des weiland Präsidenten des Obertribunals der Rheinlande, Daniels, dessen allmächtiges Gedächtnis und wundersam entwickelter, ulpianischer Scharfsinn zu seiner Zeit von jedermänniglich angestaunt worden ist. Sein Rundkopf war aber ein breiter, fast naseloser Pudelkopf. Das steht freilich fest, ohne eine fertige Nase kann kein Gesicht je ein schönes Gesicht heißen. Aber man schaue nach einer andern Seite hin; da steht es wenigstens auch fest, wann bei den sogenannten verfeinerten und veradlichten Geschlechtern die Nasen zu lang und die Füße zu schmal und kurz werden, da ist irgendwie und irgendwo auch wieder der Teufel los, da ist in der Regel des Mutes und Witzes und der Kraft und Stärke zuwenig, da kann man oft drüber schreiben: hic finis generis humani.

Wie habe ich mich wie von meinem Wege ab zu dieser Betrachtung verlaufen? Was will ich damit sagen? Ich will damit wohl sagen, wenigstens deucht es mir so, daß, wo bei einem Volke die Klotzigkeit und Dickköpfigkeit vorherrscht — was wohl wieder Kindsköpfigkeit heißen kann — wo der Geist noch nicht ins Antlitz des Menschen herausgetreten ist, solches wohl in jedem Fall auf etwas sehr Rohes und Ungebildetes hinweist. Wir wissen nicht, ob unsre alten Sigambern und Cherusker, welche die römischen Adlerköpfe nebst den Adlerfahnen der Legionen an den Eichen ihrer heiligen Haine festnagelten, schon zu Adlerschnäbeln herausgebildet waren; wir haben auch keine Gleichbilder weder in Münzen noch in Gemälden von unserm Karl dem Großen, Heinrich dem Vogler oder seinem Sohn Otto und können also nicht sagen, ob ihre Köpfe einem breitschnäbligen Sokrates oder einem schönsten Perikles und Alcibiades glichen, aber wahrscheinlich gab es in unserm ersten Jahrhundert wie in unserm achten und neunten und zehnten auch unter den vornehmsten Freien und Adligen weit mehr Dickköpfe und Kindsköpfe als heute.

Ich las jüngst mit großer Erbauung und Erheiterung meiner Gedanken in einem französischen Tagesblatte eine hübsche Be-

urteilung einer Künstlerreise durch Frankreich, nämlich der Reise eines Malers, der die alten Denkmäler seines Vaterlandes zu beschauen ausgefahren war und ringsumher in den Landschaften die Bilder der Kirchen und Schlösser in Augenschein und Betrachtung genommen hatte. Das Resultat seiner Rundschau in Hinsicht auf die Menschenbilder war dahin ausgefallen, daß die Geschlechter — das hatte er vorzüglich in den Familienbildern der Schlösser erschaut — von Jahrhundert zu Jahrhundert sich aus dem Klotzigen zum Gestalteten, aus dem Häßlichen zum Schönen fortgestaltet, daß sie sich immer mehr verfeinert und verschönert haben. Der berühmteste Konnetabel Frankreichs, Duguesclin, war in seiner vierschrötigen Gliederung und seinem mächtigen Klotzkopf ein echtes Muster des gröberen Mittelalters — wie möchte sein verfeinerter Enkel, wenn er einen hinterlassen hätte, sich heute in den Sälen Napoleons III. und seiner Kaiserin Eugenie ausnehmen? — O Schatten und Geister der Dinge! In ähnlicher Weise ist es auch wohl in unserm Germanien ergangen. In unsern Tagen freilich kann man das Maß der menschlichen Schönheit, der Gestalt und Bildung überhaupt auch wohl zu fein stellen, wo das zu Feine und zu Schmale, was schon auf Nichtigkeit und Untergang hindeutet, häufig für Schönheit genommen wird.

Doch weg von dieser Schnabelbilderei und von der Bilderleserei wieder zur lebendigen Wirklichkeit, wie sie im Leben, im Volke und in den Palästen und Gassen lebendig erschien. Als erstes Bild voran wird auch hier mein lieber Reichsfreiherr stehen. Ich hatte mir die Russen seit Monaten schon sehr betrachtet, auf den Zügen und Märschen, in dem Heerlager bei Smolensk, in der alten Hauptstadt Moskau und in Peters Hauptstadt hier an der Newa. Ich war aus Not, weil mir im Westen die Welt wirklich zu eng werden wollte, doch auch mit Erwartung und Hoffnung großer und neuer Dinge gen Osten nach Rußland gezogen. Bei der Lage der Dinge, wie sie war, und bei meiner Gesinnung war in Europa nirgends mehr eine sichere Stätte für mich als in Rußland und Großbritannien. Ich hatte, wie die Würfel der Entscheidung jetzt aus dem Glücksbecher Fortunens ausgeschüttelt werden sollten, einstweilen Rußland vorgezogen, aber nimmer mit der Absicht oder Hoffnung, dort meinen Wohnsitz aufschlagen zu können. Als ich nun Volk und Land und die Weise, wie und wo es eben auf dem Pfade der Weltbahn steht, auf welcher unser neunzehntes Jahrhundert einherwandelt, und wie es von oben, von seinem Zar und von seinen Knesen, Bojaren, Bischöfen und Priestern geleitet und ge-

trieben wird, noch mehr und näher und tiefer gesehen und betrachtet hatte, hätte mich nimmermehr die Lust anwandeln können, auf solchem Boden meinen Kohl pflanzen zu wollen.

Aber auf diesem Boden wohnen doch Menschen, die Christen sind, und nebenbei unter vielen Knechten und Sklaven doch viele sehr gute und tapfre Menschen. Ich sollte hier vieles sehen und erleben, was mich zur größten Achtung des russischen Volkes als eines einigen, großen Volkes hinriß — etwas, was wir bei uns in Deutschland seit einem halben Jahrtausend als unsern verlornen Schatz vergebens suchen — aber anderes trat mir auch sogleich vor Augen und schlug mir ins Herz, was mir zurief: Nein! Hier dürfteſt du nimmer lange weilen. Ich hatte es sogleich in den ersten zwei Wochen, ich hatte es in den vier Monaten, die ich in Petersburg verweilte, hell genug vor mir. In den ersten acht Tagen meines Aufenthalts hatte ich schon Proben eines oft ganz stummen (NB. was auch ganz stumm und dumm macht) und verschwiegenen asiatischen Regiments.

Ich gewann mir einen Deutschen, Doktor Trinius, einen gebornen Mansfelder, Leibarzt bei dem Herzog Alexander von Württemberg, einen wichtigen Genossen und Freund für mein Petersburger Leben. Es war die Zeit, als Minister Stein und der Wechsel der Ansichten im Kopfe des russischen Kaisers anfing an Romanzoffs System zu schütteln — da führte mich Trinius in das Haus der Frau eines Freundes, die und deren Kinder er trösten ging. Ihr Mann war plötzlich verschwunden, und es hatte gemunkelt, er sei nach Sibirien abgeführt. Zu derselben Zeit war Speransky, Minister des Innern, ein Mann, welchen die Redlichen lobten, wenn er gleich an einer für Rußland am wenigsten tauglichen und brauchbaren Schwärmerei leide, wirklich nach Sibirien abgeführt. Beide hatten bei dem ungeheuren politischen Wendepunkte, auf welchem die Wage des Augenblicks schwankte, an den Kaiser Eingaben gemacht und angedeutet, es wehe ein neuer Weltwind, und man müsse die Segel anders spannen. Noch war der Reichskanzler Romanzoff mächtig genug gewesen, mit ihnen abzufahren.

Der erstere, der Freund meines Trinius, war ein ehrlicher Thüringer, Geheimer Staatsrat Beck, der als Jüngling in der Eigenschaft eines Ufschitels oder Lehrers in das Haus eines Grafen von Pahlen nach Livland gekommen war und jetzt unter Romanzoff das geheime Chifferdepartement der auswärtigen Angelegenheiten regiert hatte. Er war, als er mit seinem Portefeuille unterm Arm aus dem kaiserlichen Schlosse gegangen war,

ergriffen und abgeführt, und zwar nicht nach Sibirien, sondern als Gefangener in die Newazitadelle, die in geradester Richtung etwa nur fünfhundert Schritt von seinem Hause und Garten liegt; und Frau und Kinder trauerten um ihn, als fahre er schon durch die Eiswüsten des Oby und Jenissei. In seiner Zitadelle hat er etwa sechs Wochen gesessen, dann ist er eines Tages wieder plötzlich bei den Seinigen erschienen. Über seine Einkerkerung gab es begreiflicherweise nach russischer Art weder Untersuchung noch Erklärung; genug, er trat in sein Amt wieder ein und ward, wie mich's erinnert, zur Entschädigung in seiner Besoldung um 500 Silberrubel gemehrt. Ich habe den wackern Mann öfter gesehen, und er hat mich später auf Badereisen hier in Bonn ein paarmal besucht; jetzt wandelt er seit ein paar Jahren schon in den Gefilden der Seligen.

Solches und ähnliches hatte ich mit meinen Augen und Ohren sogleich als russische Probe, und manches desgleichen bekam ich später öfters zu sehen. Bei hellem, lichtem Tage sah ich mehrmals Schergen der Polizei auf feine und wohlgekleidete Leute (es hätten diese allerdings auch Spitzbuben sein können) Jagd machen und sie unter allem Volk umherjagen und einfangen. Um Mitternacht, wann ich mit fröhlichen Genossen aus dem Winterpalaste, wo mein Trinius wohnte, oder von andern Stellen heimging, sah ich Männer in Pelzen verhüllt zwischen vier, sechs Soldaten über den Schnee fortknirschen, wobei denn ich und meine Genossen durch einen schon gewöhnten Instinkt stumm und still seitwärts auswichen; da wurden die Worte geflüstert: Dergleichen Gepelzte wandern meistens in Staatsgefängnisse.

Solche Anblicke und Flüsterungen konnten mir wahrlich keine russische Lust wecken, auch wenn ich sie sonst hätte haben können; nein, lieber tot als sich freiwillig zu solcher Flüsterung verdammen. Über Gefängnisse und über das Geschäft und die Verrichtung des Knutens und oft Totknutens von Verbrechern war mir auch schon allerlei erzählt. Meine Freunde erboten sich, mir die Gelegenheit zu verschaffen, eine solche Ausrichtung einmal mit anzusehen. Die blutige Geißelung wird gewöhnlich in einem inneren Hofe des Gefängnisses vollbracht. Ich weiß nicht, ob Geschäfte oder eine Empfindsamkeit, die ich hier als eine übel angebrachte schelten muß, mich um dieses schauderhafte Augenspiel gebracht hat. Lernen soll der Mensch alles, was zur großen Geschichte gehört. Ich hätte hier in der fürchterlichen, russischen scutica und in dem Führer derselben das treueste Bild eines carnifex romanus kennen lernen gekonnt: denn auch das Ähnliche hat der russische Knuter mit dem römischen von weiland,

daß er selbst ein Verbrecher ist, der in den Gefängnissen gehalten und für solche Lederarbeiten abgerichtet ist.

Dies war nichts Lockendes und Appetitliches, aber das Volk, der geringe Bürger und der eingekleidete Soldat oder Landwehrmann, der zu Tausenden aus dem Norden und Süden gegen den Feind auszog, der Mut und die Lust der Gemeinsamkeit und der wirkliche Jubel, mit welchem er von allen Daheimbleibenden für den Kampf begrüßt, gesegnet und begleitet ward, kurz das Gefühl eines tüchtigen, tapfern, bei allen seinen Gebrechen sehr ehrenwerten Volkes ließen mich still in den Jubel einstimmen, wenn ich auch nicht mit ihnen joste und toste.

Hiebei stehe eine Episode, die Episode von der Ankunft der berühmten Frau von Staël und August Wilhelm Schlegels in Petersburg, mir in der Erinnerung immer noch merkwürdig, weil der Stand der Dinge und Personen im Herbste des Jahrs 1812 sich auch darin zeigen sollte. Diese berühmte Tochter des berühmten Genfers Necker, die mit kindlicher Treue in ihren Schriften den Vater gern zu einem großen Mann hätte stempeln mögen, war eine hochgebaute Schweizerin mit mächtigen Beinen und Füßen, aber mit herrlicher Stirn und gewaltigen Augen, wobei man leicht vergaß, daß ihr Bau nicht schön, ihre Haltung und Bewegung nicht anmutig, ja nicht einmal ihre Kleidung für anmutige Darstellung mit Geschmack gewählt war. Mit ihr war ein hübscher, junger Schweizer, ein Waadtländer, namens Fontana, den sie als Kriegsverwundeten einst freundlich bei sich gepflegt hatte und den sie später geheiratet hat, und unser deutscher Wilhelm Schlegel, den sie an sich herangezogen hatte, um durch den gelehrten Mann in die Kunde der deutschen Literatur und in andres schönes Wissen von ihm eingeführt zu werden.

Er trat vor den Russen und vor uns Deutschen eben nicht deutsch auf, sondern erschien, wo wir andern nach Zeitart und Kriegsart meist gestiefelt und gespornt einhertraten, wie ein blank geschniegelter, französischer Abbé in Schuhen mit goldnen Schnallen und schneeweißen, seidenen Strümpfen und flüsterte meist sehr leise, was wohl in einer gewissen Furcht seinen Grund hatte, als flüstre man hier überall über dionysischen Ohren, indem er mir, der gewöhnlich wohl zu laut spricht, einmal zuflüsterte: „St! St! Hier in Rußland sind hinter allen Türen und Tapeten Ohren.“ Leider wahr, das mochte aber in jener Zeit der Tyrannei und Spionerei wohl in den meisten Hauptstädten Europas ebenso sein. Die Töchter und zwei Söhne der Staël waren auch mit.

Diese lebendigste und politischeste Französin und unsern lebendigsten Stein miteinander zu sehen, das war dir ein Leben. Sie

waren einig in ihrem Haß gegen Napoleon; sie mußte sich schon einige starke Steinsche Ausfälle und Aushiebe gegen ihre Franzosen gefallen lassen, er dagegen war entzückt durch einzelne Kapitel, welche sie ihm aus ihrem Manuskript sur l'Allemagne vorlas, und ich hatte die Not, daß er mir die Kapitel zum Abschreiben für Frau und Töchter gab. Ja eine Lust war es, diese beiden lebhaftesten, leidenschaftlichsten Menschen an Tischen und auf Diwanen in ihren lebendigsten Bewegungen gegeneinander stoßen und karambolieren zu sehen.

Diese Frau, in welcher Schönheit nie gewesen und die Jugendblüte verwelkt war, übte durch den treuen, klaren, liebenden Ausdruck ihrer Gebärde, ihres Antlitzes doch auch auf mich eine solche Gewalt, daß ich in ihr die Französin ganz vergaß; es war ein Spiegel hellesten Geistes und klarster Treue und Redlichkeit. Ich habe ihr wenigstens eine kleine Förderung im Gebrauche der französischen Sprache zu verdanken. Als nämlich Stein oder ein anderer mich als einen Halbsoldaten, als einen einmal im Zweikampf Verwundeten und Niedergeschossenen ihr darstellte und ich auf eine Frage von ihr antwortete: „Oui, Madame, j'ai été percé par un boulet", erwiderte sie mir lachend: „Comment, Monsieur? Vous avez eu un boulet dans le corps et vous vivez encore?" Ich will's gleich deutsch übersetzen, um die Spitze zu zeigen: „Wie, mein Herr? Sie haben eine Kanonenkugel im Leibe gehabt, und Sie leben noch?" Da lachte alles, und ich lachte mit. Ich hatte das verkehrte boulet für balle (Flintenkugel) gegriffen. Dies war praktischester Unterricht.

Ein Zeichen der Zeit, wie damals die Gemüter der Völker zueinander standen, und wie ein französisches Weib den Glanz und die Herrlichkeit seines Volkes immer empfinden wird, gab uns diese Frau auch. Sie war mit dem Waadtländer und ihrem Sohn ins Französische Theater gegangen, um zu sehen, wie Racines Phädra auf den Petersburger Brettern gespielt würde. Und was hatte sich dort diesen Abend begeben? Es waren eben die Wochen, wo die ersten blutigen Schlachten und Gefechte vorgefallen waren, welche in unsern Berichten natürlich immer als Siege prangten, in welchen denn auch immer viel von den durch die Franzosen verübten Greueln, Verwüstungen und Brandstiftungen erzählt ward. So war alles Volk bis auf das alleräußerste aufgereizt und aufgestachelt, und gerade als die Staël auf den Petersburger Brettern die süßen, melodischen Töne Racines hatte deklamieren hören wollen, war auf dem Theater ein Zischen, Schreien, Fluchen und sogar ein Drohen: „Fort! Fort mit den verfluchten Franzosen!" ausgebrochen, das Stück hatte mitten im Spiel

abgebrochen werden müssen, die Schauspieler hatten sich, um Mißhandlungen zu entgehen, durch Hinterpförtchen geschwindest und stillest fortmachen müssen. Ja dieser Russenzorn war so mächtig, daß von dieser Phädra ab das Französische Theater lange geschlossen bleiben mußte. Da, an diesem Phädraabend, erblickte man nun die ganze, volle Französin, wie man in den Russen die vollen Russen erblickt hatte. Sie kam mit einer Verstörung nach Hause, als habe sie nicht nur eine Tragödie gesehen sondern selbst eine erlebt; sie zerwarf sich auf dem Sofa, weinte, ja schluchzte, obgleich es doch nicht zum Haarausraufen kam, und rief ein Mal über das andre: „O, ces barbares! O, mon Racine!“ Das erstaunte uns, es kam uns von einer stattlichen Vierzigjährigen doch fast mehr als verwunderlich vor. Darin waren wir Deutsche. Sollte wohl eine deutsche Frau oder Jungfrau, wenn sie ein Stück Schillers oder Goethes von einer Bühne Londons oder Paris' mit Fluch und Hohn auszischen und wegjagen hörte, solche Tränen und Stöhner und Schluchzer ausschütten und solche Jammerworte ausrufen? Ein wenig Französisches und Russisches der Art könnte uns bei Gelegenheit doch nicht schaden.

Hier, wo die Bilder so vieler Menschen und Völker wieder durch meine Erinnerung und aus ihr wieder aus meiner Feder gelaufen sind, stehe nun auch das Hauptbild, wie solches im Sommer des Jahres 1812 vor mir stand.

Der Freiherr Karl vom Stein war mittlerer Größe, dem Kurzen (ein rechter Kurzbold) und Gedrungenen näher als dem Hohen und Schlanken, der Leib stark und mit breiten, deutschen Schultern, Beine und Schenkel wohlgerundet, die Füße mit scharfer Rist, alles zugleich stark und fein wie von altem Geschlecht, dessen er war: seine Stellung wie sein Schritt fest und gleich. Auf diesem Leibe ruhte ein stattliches Haupt, eine breite, sehr zurückgeschlagene Eselsstirne, wie die Künstler sagen, daß der große Mann sie häufig haben solle; seine Nase (el rosto, wovon oben schon gefabelt worden) eine mächtige Adlernase, unter ihr ein fein geschlossener Mund und ein Kinn, das wirklich ein wenig zu lang und zu spitz war.

Hiebei sei ein für allemal gesagt, und zwar gegen diejenigen, welche immer mit der feinsten, weißen Haut und den silberklarsten, blauen Augen als dem Urstempel des edelsten Menschen und dem echtesten Geniezeichen herankommen, daß die beiden größten Deutschen des neunzehn'en Jahrhunderts, Goethe und Stein, aus braunen Augen die Welt anschauten, mit dem Unterschiede, daß das Goethische Aug' breit und offen meist im milden Glanze um sich und auf die Menschen herabschaute, das

Steinsche, kleiner und schärfer, mehr funkelte als leuchtete und oft auch sehr blitzte. In der Regel sprach dieses Aug' Freundlichkeit und Treue, aber wenn der Mann in sehr ernster oder gar, wenn er in zorniger Stimmung war, konnte es auch fürchterlich blitzen. Das war das Besondere bei dem edlen Ritter, daß sich auch bei der heftigsten Seelenbewegung auf seinem Gesichte gleichsam zwei verschiedene Menschen abspiegelten. Seine Stirn, meistens auch sein Blick, wurden von dem Nebelgewölk des Verdrusses oder vollends von den düstern Donnerwolken des Zorns selten überzogen, dort leuchtete fast immer der klare, heitre Olymp eines herrschenden, bewußten Geistes; unten aber, um Wangen, Mund und Kinn, zuckten die heftigen, empörten Triebe, die wohl an einen Löwengrimm mahnen konnten. Fast immer trat er die Menschen, auch die gewöhnlichen, die nur Gewöhnliches zu bringen und vorzutragen hatten, mit sehr freundlichem Ernst an, aber seine Gebärde erfüllte doch die meisten mit Blödigkeit und Verlegenheit. Er war durch Gott ein Mensch des Sturmwinds, der reinfegen und niederstürzen sollte, aber Gott der Herr hatte in den treuen, tapfern, frommen Mann auch lieblichen Sonnenschein und fruchtbaren Regen für die Welt und für sein Volk gelegt.

Ich erinnere mich, was Savigny in Reichenbach, wo er ihn zuerst gesehen hatte, kurz von ihm sagte: „Welch ein prächtiges, herrliches Sultànsbild habe ich in Stein gesehen!" In diesem Ausspruch mochte wohl ein wenig von dem Urteil seines Freundes Niebuhr mitsprechen. Ja es war ein imperatorischer, ein königlicher Mann, meinethalben ein Sultansgebild — alle Sultane sind doch nicht Menschenwürger gewesen. Er erschien mir auch oft so, daß er schwer werde dienen können und also herrschen und immer in erster Stelle stehen müsse. Seiner Sturmwindsnatur und daß es in ihm oft zu wild brausen und stürmen wolle, daß er in seinem Ungestüm zuweilen dem Jähzorn preisgegeben sei, und daß es dann mit ihm durchgehen könne, dieses Mangels war er sich wohl bewußt und klagte sich dann zuweilen wohl über alle Gebühr an, wie es denn seine Art war, als ein wahrhaft demütiger und rechtschaffener Mann seine Fehler nicht nur anzuerkennen sondern auch wieder gutzumachen, wo er glaubte, gute Menschen durch zu große Geschwindigkeit und Heftigkeit verletzt zu haben. Das habe ich an mir selbst und an vielen andern genug erfahren. Wie oft hat der fromme, tapfre Mann, von längst verschienenen Jahren, besonders von seinen Jugendjahren sprechend, im Bewußtsein dieser seiner natürlichen Leidenschaftlichkeit und anderer angebornen Feuertriebe, wie solche in gewaltigen Herzen strudeln und sprudeln,

gesagt: „Glauben Sie mir, der Mensch soll mit seiner Natur nimmer prahlen, wir sind, wie Dr. Luther sagt, alle arme Sünder; aus mir hätte ein Bösewicht werden können, hätte eine fromme Mutter und eine noch frommere, ältere Schwester meinen Knaben- und Jünglingsjahren nicht Zügel angelegt.“ — Und sein Geist? Wer kann das Wunder Geist, in einem jeglichen Menschen immer eine andere neue Erscheinung, beschreiben?

Er hatte in seiner Jugend zu Hause und auf der Göttinger Hochschule gute Studien gemacht, auch seines Volks und Vaterlands Geschichte und der Völker Geschichten durch Lesen und Reisen gelernt und später, da er als Beamter in Preußen dienen wollte und sollte, mit großem Fleiß und edler Sorge stracks zu erobern und zu erkunden gesucht, was Amt und Pflicht von ihm forderten, aber doch mochten manche, die sonst tief unter ihm standen, ihn an Kenntnissen und an erworbener Geschicklichkeit übertreffen, selbst seinen Zeitgenossen und Nebenbuhler Hardenberg nicht ausgenommen, aber es war ein Etwas in diesem Geist, etwas Unbeschreibliches und nur Andeutbares: Stein war in jedem Augenblick ganz und voll, was er war, er hatte in jedem Augenblick sein Gerät und Waffen immer fertig, ganz und voll immer bei sich, die Revolvers, die Umroller und Ausroller seines Geistes, hatten die Kugeln immer zum Abdruck bei der Hand; in hellen, frischen Stunden blitzte nicht bloß Verstand, sondern auch Witz auf Witz aus seinem Munde.

Solcher Natur gemäß war Sprache und Rede; festgeschlossen und kurz floß es ihm von den Lippen, selbst in heftiger Aufregung und im zornigen Mute purzelten und stürzten seine Worte nimmer unordentlich durcheinander. Gradaus! und Graddurch! war sein Wahlspruch; Mut und Wahrheit fanden immer die rechte Stellung und die rechte Rede, diese hätten nimmer krumme, verschlungene Pfade gehen, für alle Schätze der Welt Ja und Nein nimmer willkürlich wechseln können. Wenn dieser Mann als Minister ein offenes, freies Parlament vor sich gehabt hätte, gewiß würde er für einen alles niederdonnernden, zerschmetternden Redner gegolten haben mit seinem unbezwinglichen Mute und seiner Tugend und Kraft.

Dieser Mann, durch die jammervollen Geschicke seines Volks seit fünf, sechs Jahren durch die Welt umhergejagt und ein Land der Freiheit und Ehre mit der Seele suchend, saß nun in Petersburg, saß und stand da bald als ein von vielen beneideter und gefürchteter Mann, im Rat des Zaren Alexander der erste und oberste; er hatte die letzten Fäden des Systems zerrissen, wodurch Romanzoff und andere seit dem Tilsiter Frieden für Napo-

leon und die Franzosen den Kaiser verstrickt gehalten hatten; Romanzoff selbst war gefallen, neue Verhältnisse waren mit England, Schweden usw. nach allen Seiten angeknüpft, neue Ansichten und Einsichten waren gewonnen und neue politische Gesichtspunkte gezeigt. So war Stein der erste Mann des Augenblicks, er bei den Seinigen, das heißt bei allen, welche seine Gesinnungen teilten und etwas von seinem Mut in der Brust hatten, der bewunderte, ja von vielen der angebetete Mann. Ich habe diese seine hohe Stellung in der russischen Hauptstadt für meinen kleinen Teil wenigstens als Augen- und Ohrenzeuge mit geteilt und genossen und in denselben Kreisen viel mitleben gedurft; durch ihn waren mir die Paläste geöffnet. Wenn ich nun zurückdenke an alle die Orte, wo ich den Gewaltigen habe wirken und wandeln gesehen, an Petersburg, Königsberg, Breslau, Dresden, Frankfurt usw., so ist er mir nie und nirgends als ein Glücklicherer und Mutigerer erschienen als in unserer Newaburg. Auf seinem Antlitz, in seiner Gebärde und Rede, in Schritt und Tritt schien er wie von frischer Jugendkraft neu durchschossen und mit einem Glanze des Mutes und der Hoffnung durchleuchtet und umleuchtet, daß ich alle seine kleinen, mitspielenden Zufälligkeiten, sein schon ergrautes Haar, seine durch Podagra zuweilen gehemmten und gekürzten Schritte darüber vergaß. Mit solchem Glanz und solcher Frische durchschritt er die Säle der Fürsten und die Paläste der Knesen, jetzt schon gleich einem glücklichen, triumphierenden Sieger. Ich habe ihn freilich mit dem Kaiser nicht gesehen — so hoch reichte in Petersburg meine Kleinheit nicht — aber ich kann doch mit einigen Strichen zeichnen, wie er in der Gesellschaft von Prinzen und Bojaren sich trug; ich zeige es nur an zweien, an zwei solchen, wo er oft fröhliche Abende beim Teetisch zubrachte, und wo ich unter andern mitsitzen durfte. Man kann sich kaum vorstellen, und wenn man ihn in späteren Jahren wiedersah, konnte man seiner eignen Erinnerung kaum trauen, mit welcher Leichtigkeit und Witzigkeit dieser ernste, strenge Mann durch seine Gespräche und Einfälle auch die Freude schöner Frauen sein konnte oder vielmehr, wie schöne Frauen seine Freude sein konnten.

Den ersten Platz nehmen hier billig ein die herrlichen, mir unvergeßlichen Abende am Teetisch der Herzogin Antonie von Württemberg, gebornen Herzogin von Sachsen-Koburg. Ihren langen Herrn Gemahl, den Herzog Alexander, den Befehlshaber einer russischen Kriegsschar, hatte ich im Feldlager bei Smolensk nicht nur gesehen, sondern war durch meinen Freund, den General Graf Chasot, bei ihm und, was viel lustiger war, bei seinem Generalstisch eingeführt worden, wo ich unter Prinzen und Obersten

aller Art und allerlei Volks des Mittags bei Braten und Weinen, des Nachts auf Stroh und Heu mitgelebt habe. Antonie war die Tochter einer schönsten Prinzessin Reuß-Vogtland und die Schwester des jetzigen Königs der Belgier, wie alle ihre Geschwister stattlich und schön und glückliche Mutter von einem halben Dutzend Söhne und Töchter. Ihre Mutter, die Reußin, war in ihren Tagen die schönste Prinzessin unter der Sonne genannt worden.

Diese edle Frau Antonie war nun ganz von den deutschen Gefühlen für Freiheit und Vaterland durchglüht und von Stein und von dessen Wollen und Wirken begeistert. Bei ihr erging man sich nicht nur in frohester Hoffnung, sondern auch in freiester Rede, wie sie in Kaiserschlössern wohl selten erklingt, über Fürsten und Völker, wozu Stein wahrscheinlich zuerst den Ton angegeben hatte, und welcher sich in gleichem Sinn oft so ungezwungen fortsetzte, als wäre man im Hause eines guten Edelmanns oder reichen Plebejers gewesen. Hier saß mein Minister mit heiterer Miene, in einer oder andern Ecke irgendein Bojar oder Diplomat; auch der Schwede Armfelt war oft da, fast immer aber ein kleiner, dicker Mann, der seine eigne dunkle Ecke hatte, von wo heraus er mit freundlichsten Augen wie ein stiller Späher lauschte; er schien russisch schweigen gelernt zu haben. Dies war Oubril, der im Jahr 1805 vor dem Kriegsausbruche der sogenannten dritten Koalition auf deutschem Boden viel umhergefahren war und zwischen Napoleon, Rußland, Österreich, England usw. unterhandelt hatte.

Aber außer diesen stehenden Gästen waren oft auch einige nicht hochbetitelte Plebejer da, Gelehrte und Akademiker, unter ihnen der lebendigste, der Leibarzt Trinius. Da ward denn auf eine in Petersburg bis jetzt gewiß unerhörte Weise, wie die Welt frei und glücklich werden solle, freiestes Gespräch geführt, und freieste politische Lieder in deutscher, französischer, englischer Sprache, wie es sich gab, wurden oft angeklungen, wozu die Herzogin oft eigenhändig das Klavier schlug. Kurz, bei dieser edlen Herzogin war seit Steins Ankunft gleichsam ein kleiner politischer Klub, wo, als der Sieg die russischen Waffen zu krönen anfing und die Freude und Freiheit des Lebens von Tage zu Tage mehr wuchs, oft die wunderlichsten Gestalten und Persönlichkeiten eingeführt wurden. Hier erschien, um Menschliches und Natürliches auch einmal vernehmen und empfinden zu können, in der Schar der Hofdamen meistens im hinteren Inkognito versteckt zuweilen die regierende Kaiserin Elisabeth. Die beiden hohen Damen waren nach dem Gerücht ganz besondere Freundinnen, hatten sich auch beide über Ehefreuden manches Untröstliche zu vertrauen.

Hier stehe ein Scherz, welchen der lustige Schwede Graf Armfelt der Kaiserin und uns allen einen fröhlichen Abend machte:

Unter andern seltsamen und hin und wieder abenteuerlichen Personen — unsereiner war ja auch als ein lauschender Abenteurer des Glücks an die Newa gekommen — erschien daselbst im Herbst ein Tiroler, weiland Adjutant des Tiroler Helden Andreas Hofer von Passeier, des Namens Franz Fidelis Jubile, ein stattliches, schönes Mannsbild, ein Dreißiger. Er kam aus England und zeigte gern mit triumphierender Miene eine prächtige, goldgefütterte Dose vor, aus dem Holz des Nelsonschen Admiralschiffes in der Schlacht bei Trafalgar, Victory, gemacht und dem tapfern Tiroler mit Dukaten gefüllt als Abschiedsgeschenk von dem Prinzen Regenten gegeben. Dieser echt tirolische, höchst lebendige, frische Mann ward in Petersburg wohl über einen Monat hin und her in vielen guten, patriotischen, deutschen und russischen Gesellschaften gefunden, war vom General Armfelt auch bei der Herzogin Antonie eingeführt, wo er seine Tiroler Schlachten und Gefechte erzählen und Volks- und Kriegslieder, auch Schimpf- und Schandlieder auf den Rheinbund und auf die Franzosen und Bayern singen mußte, wozu die Herzogin in ihrer Freundlichkeit und Begeisterung für die tirolische und deutsche Sache auf dem Klavier wohl die lustige Begleitung spielte.

Von diesem tirolischen Wunder war auch der Kaiserin Elisabeth erzählt, sie wollte den prächtigen Tiroler Schützen sehen und hatte sich einen Abend eingefunden und die kaiserliche Majestät unter den übrigen Damen und Hoffräulein versteckt. Armfelt war bestellt und befohlen, den Jubile mitzubringen, der in seinem Hause wirklich wie ein alter Kriegskamerad aus und ein ging. Der Tiroler ward nun für seine Erzählungen und Lieder durch die Herzogin gehörig in den lebendigen, lustigen Ton gesetzt und ihm Herz und Zunge durch reichlich gereichten und zugeklungenen Wein und Punsch in glühenden Silberfluß gebracht. Nun geschah gegen den Schluß der Belustigung, daß die Kaiserin, aus der Reihe der Damen hervortretend, über Tirol und die Könige von Bayern und Württemberg und die Höfe von Darmstadt und Karlsruhe, gleichsam als wenn sie von daher eine deutsche Landsmännin und Hoffräulein sei, sich mit dem Tiroler in ein lebendigstes Gespräch einließ und ihn absichtlich reizte, sich über die Fürsten, ihre Schwäger, Brüder und Vettern, frisch auszusprechen, was er auch ohne alle Umstände tat, und namentlich über Bayern, Württemberg und Baden gar nicht in den glimpflichsten Ausdrücken.

Als dieses Gespräch ein Ende haben und die Teegesellschaft sich erheben und auseinandergehen sollte und der Tiroler noch wie

Abſchied nehmend vor der hohen Frau daſtand, faßte ihn der Schalk Armfelt und ſprach: „Vergeſſen Sie dieſen Abend nicht, Sie ſollen wiſſen, daß Sie heute mit der regierenden Kaiſerin von Rußland geſprochen haben!“ Bei dieſen Worten lief es dem armen Tiroler eiskalt über die Gänſehaut und ſich allertiefſt bis zur Erde verneigend ſtotterte er zur allgemeinen Ergötzung heraus: „Halten Euer Majeſtät meine Worte zu Gnaden, ich glaubte halt, Sie ſeien nur eine Hofmagd.“ Das Schrecken und die Angſt bei der plötzlichen Enthüllung der kaiſerlichen Majeſtät war dem wackern Tiroler nach ſeinem eignen Ausdruck *ſo auf die Bruſt gefallen*, daß er den Arzt hatte holen laſſen und einige Tage im Bette liegen müſſen.

Nach dem kaiſerlichen Palaſt und ſeiner hohen Bewohnerin, der Herzogin Antonie, war eine Frau, welche von Stein wie von einem höheren Geiſt angeweht ſchien, und welche auch ihn wie ein Frühlingswind voll Maimondduft und Jugend wieder zu durchwehen ſchien. Dies war eine Gräfin Orloff, geborne Prinzeſſin Soltykow, nach der Überlieferung aus altem Zarenblute, wozu mehrere andere Häuſer, z. B. die Gallyzin, Dolgorucky uſw. gezählt zu werden pflegen. Es war wirklich eine lebendigſte, reizende, durch und durch geiſtreiche Frau, zugleich von der allerliebenswürdigſten Einfachheit und einer natürlichſten Natürlichkeit, wie Gott der Herr einzelne ſeiner Lieblingskreaturen zur Freude der Menſchen zu machen pflegt. Sie ſchoß aus ihren Augen, welche wirklich blaue Thusneldaaugen (eine ruſſiſche Seltenheit) waren, mutige und gefährliche Strahlen und verſtand auf die liebenswürdigſte Weiſe mit unſerm edlen Ritter zu ſpielen. Verſteht ſich, bei beiden war die gleiche tapfre Geſinnung auf Leben und Tod gegen den Reichsfeind Napoleon.

Dies war das erſte Band, welches beide zueinander zog, aber das zweite war ihr funkelnder, blitzender Geiſt. Geiſt geſellt ſich immer zum Geiſt, und eine geiſtreiche Frau hat vor dem Mann den Vorteil, daß ſie ſich ſogleich, ſei ſie Baronin, ſei ſie Fürſtin, friſch und kühn neben und über jeden Rang ſtellen darf. Dieſer liebenswürdigen Frau ſah man es aber an jeder Gebärde an, daß ſie an dem vollen Mut und der tapfern Wahrhaftigkeit unſers deutſchen Ritters in der Tat ſchwelgte; ſie war von der Kraft und Tugend des Mannes, welche in jedem Lande ſelten iſt, in Rußland wohl ſeit Suworows Tode gewiß die ſeltenſte iſt, wirklich entzückt, ja ſie war in ſie verliebt. Es war eine Luſt, dieſe beiden beiſammen zu ſehen, wie ſie Witz und Rede wechſelten. Da ſprach auch Stein unverhohlen aus, daß es ſchade ſei, daß ein ſolches Weib in Rußland leben und ſterben müſſe. Er war

von dieser ganz anders ergriffen als von der französischen Neckerstochter.

Ich bin in diesem Hause oft und viel wie zu einem häuslichen Mittagsessen gewesen, wie solche Mittagsessen in Palästen in Petersburg sind, aber ich habe im Lande Moskowien keine einfältigere und natürlichere Seele gesehen, als diese vornehmste Kneſin in ihrem Leben und Wesen war. Ihr Gefühl tändelte nicht, einen Stein hätte sie wohl nimmer vertändelt, obgleich er in solchen geistigen Naturspielen oft wieder ganz jung werden konnte, wenn auch das Spiel immer mit edlem Ernst anfing und mit edlem Ernst endigte. O sie fielen, ohne zu wissen, wie, oft in die allerernsthaftesten Dinge hinein. Ich führe hier nur eines an, wo er durch den Ernst des Gegenstandes so ergriffen ward, daß er ganz Rußland und auch seinen Liebling schalt, so daß sie ihre Tränen zu verbergen zum Schnupftuch greifen mußte und in weiblicher Verzweiflung beinahe in sich versinken wollte.

Sie hatte das Gespräch, ein ernstes, begonnen, über den Krieg und seine Erfolge, über den Mut und Patriotismus des russischen Volkes und dabei über viele Mängel der Verwaltung, über die Unredlichkeit und Bestechlichkeit, welche durch alle Klassen der Beamten und auch über die meisten Obersten und Generale hingehe, und wie Stolz und Unabhängigkeit des Charakters auch bei den Vornehmsten eine Seltenheit sei. Das Gespräch ward zuletzt ein sehr ernstes Kapitel, welches in eine Steinsche Strafrede sur l'éducation et les mœurs de la noblesse russienne auslief, wobei Stein die Gräfin auf ihr eignes Hauswesen und auf die gewöhnliche Tischordnung des Palastes hinwies mit den Worten: „Woher soll Sitte und Zucht in diesem Lande kommen, wo die Kinder, wie auch in Eurem Hause, in einem tatarisch-kalmückischen Gemisch und Zusammenleben aller Alter und Geschlechter aufwachsen und das Einfache, Edle und Strenge nimmer zu sehen bekommen?“ Das war der Punkt, das waren die Dornstiche, womit der Ritter der edlen Frau das Herz durchbohrte, und wodurch sie so schrecklich bewegt ward.

Jetzt muß ich ein wenig erzählen, um auch dies zu erläutern: Rußland herrscht über ein Drittel Asiens, über den zum Teil fast mit ewigem Eise bedeckten äußersten Norden bis an die Grenzen Chinas, Tibets und Japans; die rauheste Luft und auch die roheste Barbarei weht darüber hin, es ist der wilde Hauch des alten, verrufenen, sagenhaften Turan. Ein Wunder wäre es dann, wenn es nicht auch in Petersburg viel Asien atmete und lebte, wenn die sogenannte asiatische Einfalt des Lebens und Regiments sich dort nicht in einer gewissen asiatischen, gleichsam un-

vertilgbaren Einförmigkeit und Roheit zeigte. Wenn ich so das Treiben und Wesen in den russischen Palästen und in den Sälen der Vornehmen und Reichen mir betrachtet habe, ist mir ungefähr die Zeit eingefallen, welche man das dritte Jahrhundert der alten Imperatoren Roms oder die Zeit des sechsten, siebenten Jahrhunderts der ersten Merowinger in Gallien an der Seine und Loire nennen könnte: eine rohe, grausame Geschichte von Herrschaft und Knechtschaft, oft ein einzeln freundliches, wo eine ungezwungene Gleichheit zu herrschen scheint, wo aber öfter Barbarei, Willkür und Grausamkeit, häufig wie in possenhaften Spielen des Scherzes dann plötzlich wieder hervor- und dazwischenspringen. — Ein russisches Gastmahl zu Mittag und Abend in einem Palaste im Dezember und Januar: zehn oder zwanzig, dreißig Schlitten, mit zwei oder mit vier Rossen bespannt, vor den Toren und Türen haltend, die Pferde gegen die Kälte bis über die Ohren mit Decken oder gar mit Pelzen behängt und ungeduldig so drei, vier, fünf Stunden im Schnee stehend, stampfend und wiehernd; die Kutscher und Bedienten, oft zu Zahlen von vierzig und fünfzig schnarchend in den Vorhallen, vor allen Türen, auf allen Treppen hingestreckt, die Gäste, die Wirte und ihre Diener, Köche und Kellner dazwischen durchlaufend oder darüber hintretend, auch wohl sie mit den Füßen tretend oder fortstoßend, daß es unter denselben schreit und flucht.

Das ist so eine kleine Außerlichkeit der Bewegung vor den Sälen und Gemächern des Palastes, aber in den Nebenhäusern und Hinterhäusern desselben sieht es noch ganz anders aus; da ist selbst in alltäglichen Sitten und Bräuchen eine Weise, wie man sie sich sicherlich in dem sechsten, siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bei den Merowingern und ihren Edlen und Magnaten vorstellen muß. Dies zeigte die Hauseinrichtung und selbst die Haustafel der edlen, tugendhaften und geistreichen Knesin Orloff-Soltykow.

Der Palast Orloff selbst ein hohes, mächtiges Gebäude; der Hinterteil ein langer, breiter Hof, zu beiden Seiten mit langen, zweistockigen Nebengebäuden. Was lebt und wohnt in diesen? Alle möglichen Handwerker: Schuster, Schneider, Schlosser, Schreiner usw. und in den besseren Zimmern die Klassen, welche den verschiedenen Ordnungen der Künste und Wissenschaften angehören: Lehrer und Lehrerinnen jeglicher Art (sogenannte Utschitel), Sprachmeister, Tanzmeister, Fechtmeister, Maler und wie die Gattung sonst genannt wird, welche an europäischer Bildung arbeitet: kurz alle Sprachen, Deutsche, Franzosen, Italiener, durcheinander. Solcher saßen mehrere an der Orlofschen Haustafel an ihren bestimmten Plätzen, ebenso ein Dutzend und mehr Jugend, welche von ihnen

aus dem Groben gearbeitet und glatt gehobelt werden, darunter mehrere adlige Knaben — ich meine, die Orloffs hatten keine Kinder — mit ihnen zehn, zwölf andere Kinder verschiedener Völkerstämme des weiten Rußlands (Kirgisen, Kalmücken, Tataren), je ein ausgesuchtes Exemplar, je ein Männlein und Weiblein, alle, damit es recht bunt würde und bliebe, in ihren Volkstrachten, versteht sich, in seidene und wollene Kleider, Tücher und Bänder und in feinere Stiefeln und Schuhe verwandelt, wie es dem Palaste und der Tafel eines solchen Knesen geziemte.

Solche Kinder nun in solchen Palästen und in den allgemeinen Künsten und Übungen gleich Grafen- und Fürstenkindern erzogen und oft, wenn ihr Los glücklich fällt, wenn die Kirgisin oder Tatarin schön und reizend ist und ein französisches Lied oder eine italienische Arie zum Klavierspiel herausgurgeln gelernt hat, kann sie möglicherweise auch einmal eine Gräfin und Knesin werden, und wenn der Tataren- und Kalmückenjunge Schönheit und Gestalt hat, kann er allenfalls zum russischen General aufsteigen.

Dies ist auch ein Asien; und solches Glück ist nicht selten ein russisches Glück. Wer war Potemkin? Man sagt, das war eines Bauers Sohn. Katharina sah den reisigen, blondlockigen Jüngling, der als ein junger Pope in Smolensk einherschritt; er gefiel ihren Augen, ward alsbald als Offizier in die Leibwachen eingestellt, schritt in Rang und Gunst der nordischen Semiramis mit Riesenschritten vorwärts, in wenigen Jahren regierte er ihr Herz, ihre Schlösser und Heere. Dies ist asiatisches, dies ist russisches Glück: geschwindes Steigen, aber oft auch geschwindes Fallen.

Diese Orlossische Tischordnung erregte also einen Sturm von Reden und eine Flut von Tränen zwischen den beiden trefflichen Menschen. Aus Stein sprach hier nicht bloß der Reichsbaron, den die Mischung der Stände und Völker, die er hier erblickte, ärgerte, nein, sein sittliches Gefühl machte sich Luft: „Wie wollt ihr edle, selbständige Männer bilden bei solchem wüsten Gemisch, wo sich das von Kind auf bunt durcheinander treibt, wo die Geschlechter verschiedenster Art bis zum Jünglingsalter so gemischt werden? wie kann da das Gefühl von Zucht, Ordnung und Sitte je entwickelt und rein erhalten werden?“

Ich lebte denn — ich war damals ein sehr rüstiger, frischer Mann, und es war ja die allerfrischeste Zeit — unter Steins Schirm nicht allein in Palästen, sondern auch in manchen guten Bürgerhäusern von Kaufherren, Bankern und Gelehrten und des Abends oft unter meinen Genossen eben von der gelehrten Gilde,

von welchen ich nur Adelung, Fuß, Krug, Trinius, Stofregen und Storch nennen will und auch den Liebenswürdigsten von allen, den Weltumsegler Krusenstern. Ein berühmtes Paar Petersburger Lichter habe ich nur zuweilen berührt: sie waren mir doch zu sehr moskowitisiert worden und konnten ein gewisses steifes und blankes Hofkleid nicht ausziehen in Tagen, wo vor der gewaltigen Macht der Dinge viele bunte Zieraten des Lebens abgestreift wurden. Diese beiden Männer hießen der Pommer Schubert und der Sachsenhäuser Frankfurter Klinger. Alle diese Genannten sind deutsche Namen, und in Petersburg werden kaum andre als deutsche Namen als Gelehrte gezeigt werden dürfen. Wie sind nun diese Deutschen hier in der eisigen russischen Hauptstadt an der Newa? Die Frage ist nicht leicht zu beantworten; doch will man darüber eine Antwort haben. Ich gebe diese Antwort denn in Gottes Namen wie ein herodotisches Wie mir deucht.

Kein Mensch steht auf dem Boden seiner Geburt und auf der Art seines Volkes so fest, daß er in einem fremden Lande und unter einem fremden Volke nicht vielfältiglich verändert und wenigstens in seinem Äußern noch mehr als in seinem Innern mit andern Farben als mit der Naturfarbe seines Volkes angestrichen und überfärbt werden könnte, wenn jene Naturfarbe bei Gelegenheit auch immer noch etwas durchschimmert. Petersburg ward im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts an den äußersten Grenzen der deutschen Zunge, wo diese Zunge selbst nur noch mit schwächeren deutschen Tönen tönte, von Peter I. gegründet. Seine nächsten Anwohner lieferten zum Teil auch seine ersten Einwohner; diese Anwohner hießen Esten und Liven, über welche die deutsche Sprache als die Sprache der Ritter und Städtebürger, hin und wieder auch schon mit etwas schwedischer Art und Sprache gemischt, als die herrschende oben schwebte. Also ist hier begreiflicherweise der ursprüngliche deutsche Grundton jener deutsche, wie er in Estland und Livland herrscht.

Die Art der deutschen Kurländer, Esten und Liven ist doch an diesen äußersten deutschen Ostgrenzen im Ablauf von sechs, sieben Jahrhunderten, wo sie mit dem Schwert zurückerobert wurden, von dem eigentlichen alten Deutschland eine sehr verschiedene geworden; es ist, wie ich oben mehrmals angedeutet habe, ein Hauch slawonisch-polnisch-russischer Leichtigkeit und Leichtfertigkeit, die von der deutschen Schwere und Ernsthaftigkeit sehr fern liegen, nicht bloß darüber hingeweht, sondern auch an vielen Stellen hineingeweht worden.

Von diesem Lebensodem der weiland äußersten deutschen

Oſtſeelande muß natürlich jeder deutſche Kaufmann, Handwerker und Gelehrte, den ſein Geſchick nach Petersburg geführt hat, mit der Zeit einen guten Teil einatmen, er muß in vielen den Eingebornen allmählich ähnlich werden. Außer dieſer unvermeidlichen Verähnlichung droht dem gebildeten, vornehmen Deutſchen aber noch ein anderes, nämlich in der hohen und vornehmen Geſellſchaft, wie ſie hier gewöhnlich iſt, viel von dem Übermut und der Menſchenverachtung anzunehmen, welche in Ländern der Knechtſchaft auch unvermeidlich erwachſen.

In ſolchem Übermut, in ſolcher jämmerlichen, kalten Hoffart, der Nichtigkeit aller Nichtigkeiten, habe ich leider manche Deutſche hier kennen gelernt; die beiden Zuletztgenannten, Schubert und Klinger, trugen davon die traurigen Zeichen, beide ſonſt an Leib und Geiſt ſtattlichſte, ſchönſte Männerbilder. Schubert war bloß der Glatte, Hoffärtige, Abgeſchloſſene, der da gefühllos auf den gewöhnlichen Haufen der Menſchen herabſieht und nur die Künſte und Liſten achtet und ehrt, wodurch in der Welt hohe Staffeln erſtiegen werden; nach ſeiner Haltung und Gebärde war er auch als Jüngling wohl kaum einer edlen Begeiſterung fähig geweſen. Es gibt Geſichter, auf welchen das mit leſerlichſten Zügen geſchrieben ſteht. Er bewunderte Napoleon und ſprach, als wir anderen von Siegen und vom Untergang des Verderbers träumten, ganz trocken vor mir aus: „Sie ſehen die Welt und Geſchichte mit ganz verkehrten und geblendeten Augen an, lieber Landsmann: der Starke allein hat auf Erden das Recht zu herrſchen; die meiſten Menſchen, glauben Sie mir, ſind doch nichts als Geſindel, und man muß ſich freuen, daß es ſolche Nimrode als Napoleon einmal wieder auf Erden gibt, Grundwühler und Aufräumer, welche die ſeit Jahrhunderten aufgetürmten Dreckhaufen auseinanderwerfen. Hier ſind Sie auf der rechten Stelle, hier können Sie lernen, wie man auf Dreck treten muß.“ Alſo das hatte der Greifswalder Schubert hier nur gelernt? Nein, eine große Anlage dazu hatte er gewiß mitgebracht.

General Klinger, der Sachſenhäuſer, war von Natur gewiß andrer Art, der ſiebenzigjährige Greis ſtand da in rundeſter, mannlichſter Stattlichkeit und Schönheit, ein metallener, wie aus Erz gegoſſener Mann. Als ich ihn zuerſt ſah, ſah ich ihn freilich ſehr gebeugt: in der Schlacht von Borodino hatte er ſeinen einzigen Sohn, auch ſein einziges Kind, einen Garderittmeiſter, verloren. Man kennt ja ſeine Schriften, es iſt etwas kaltes Geiſtiges und Dämoniſches, doch über dieſe Welt oft Emporſchwebendes darin; doch weht bei einzelnen Anſtrichen und An-

hauchen des edlen Gefühls im ganzen ein kalter, stolzer Wind vornehmer Betrachtung darüber hin, zuweilen eine Sentimentalität, die man eine Newasentimentalität nennen möchte, wie einen bei glühender Kaminhitze oft friert. Dieser war mit Goethe zugleich von der Frankfurter Bahn in die Welt ausgelaufen; aber wie fern von der Goethischen erquickenden Liebes- und Lebenswärme! Es erschien in dem General doch zu sehr der russische General; wenn man Blick und Gebärde an ihm betrachtete, hatte er davon auch wohl vieles aus Deutschland mitgebracht, wozu Rußland und die im russischen Dienst gemachten Erfahrungen wohl ihre Zugist gegeben hatten. Doch erblickte man in seinen prächtigen Augen und in seinem Antlitz, dessen Herrlichkeit an das Antlitz seines Jugendgenossen Goethe erinnerte, daß Jahre gewesen waren, wo er die Welt wie ein fröhliches, deutsches Blumengefild, nicht wie ein hartes, asiatisches Rußland empfunden hatte. Er war bei einer gewissen trotzigen Herbheit sehr freundlich zutraulich zu mir und sagte mir, als ich ihn etwa das drittemal besuchte: (ich hatte in Petersburg ein bißchen diplomatisch galoppieren gelernt) „Was wollen Sie hier? Sie gehören, wie ich Sie mir betrachte und auslege, nicht hieher; die Menschen hier kann man nicht genug verachten. Gewöhnen Sie sich nur recht grob zu sein: will man nicht mit ihnen laufen, ist das das beste." Vielleicht glaubte er, ich sei hierher gekommen, um auch ein sogenanntes Utschitelglück zu machen, wie hinter dem Kandidaten Ostermann aus der rheinischen Grafschaft Mark später noch viele andere.

Begreiflich, daß ich, der in der Atmosphäre der Stein und Trinius lebte, Männer gleich diesen zwei beiden nicht oft sah.

Ich hatte noch eine Genossenschaft, mit welcher ich gewöhnlich lebte und mich an derselben Mittagstische meistens sah. Es waren die tapfern Kriegsmänner, welche auf Deutschlands Erhebung hofften und ihre Herzen und Degen darauf gerüstet hielten. Zu diesen kamen noch in unsern beiden letzten Petersburger Monaten in Angelegenheiten des Heers, worin sie gegen die Franzosen stritten, oder in Sendungen an den Kaiser und an Minister Stein oft andere unsrer besten Degen: Clausewitz, Chasot, Pfuel usw. — kamen und verschwanden zu frischer, blutiger Arbeit.

Auch kamen und verschwanden, unter allerlei Kappen und Masken verhüllt, in Aufträgen des eigenen Herzens oder in Geschäften, die mir verhüllt blieben, wahrscheinlich auch, um den Lauf der Dinge hier zu erspähen oder ihren endlichen Auslauf besser zu ahnen, mehrere wackre deutsche Männer aus dem Westen,

von welchen ich nur den Obersten Boyen, Scharnhorsts Freund und unseren späteren Kriegsminister, und den Obersten Adolf Lützow nenne.

Das gab frisches, soldatisches Leben und einige soldatische Freudengelage. Noch erinnert's mich, wie ich mit Boyen und dem Grafen Dohna von unsrer Legion ein Dutzend Donsche Champagnerflaschen geleert habe, die der Kaufmann Karl Scheer mir als eine Merkwürdigkeit für solches Festgelag geschenkt hatte. Dieser wackere Scheer, jetzt in London, war der Sohn eines pommerschen Pastors, Nachbar und Beichtvater meines seligen Vaters. Karl Scheers Freundlichkeit versah mich bei meiner winterlichen Abreise noch mit einem Dutzend des herzhaftesten Portugieseweins. Solche sind auch liebe Erinnerungen des Alters.

Endlich war eine große Entscheidung gekommen, die Mordschlacht bei Borodino an der Wiäsma war geschlagen; obgleich als ein Sieg verkündigt und mit Pauken und Trompeten und mit Geläut von allen Türmen gefeiert, von den Russen verloren und bald von jedermänniglich als eine verlorne Schlacht erkannt worden. Und nicht lange — so erklang die Botschaft, Rostopschin hat Moskau in Flammen aufgehen lassen, und Napoleon ist in den Kreml eingezogen.

Den Tag, als diese Nachricht ankam, hatte Stein eine Mittagsgesellschaft zusammengeladen, vorzüglich auf den wackern Hessen, General Dörnberg, der eben aus England angekommen war. Ich sollte auch mit an diesem Tische sitzen und ein gewisser Staatsrat F., den Stein sonst wohl leiden mochte, über welchen er sich aber heute früh also aussprach: „Eben war der F. bei mir, hatte ein Gesicht wie ein Weib, dem sich im Bauche die ersten Wehen krümmen und kramen; ich wollte ihn anfangs auch einladen, als ich aber seinen Weheschrei über Moskau hörte, und daß wir nun leider bald einen schlechten Frieden haben würden, ließ ich den armen Sünder. Mut, lieber Freund, Mut gilt's für den Mann im Leben! Wer weiß, ob wir nicht noch ein paar hundert Meilen weiter gegen Osten, bis nach Kasan und Astrachan reisen müssen? Ich habe mein Gepäck im Leben, wie oft, wohl drei-, viermal verloren. Einen Tod kann man doch nur sterben. Heute mittag wollen wir doch auf gutes Glück trinken." Und wir haben auf gutes Glück frisch getrunken und angeklungen.

So er und wir andern, die heute Mittag mit ihm und dem Dörnberg auf Altengland und auf gutes russisches und deutsches Glück und auf Wellington und seinen spanischen Kampf anstoßen

ſollten; aber die moskauiſchen Roſtopſchinflammen, wie ſie die Kühnen und Mutigen erfreuten, ſchreckten die Kleingläubigen und Feigen. Ihnen voran war die alte Kaiſerinmutter, die ſonſt ſo ſtattliche Württembergerin, und ihr zweiter Sohn Konſtantin, der durch alle Gaſſen und Paläſte Frieden! Frieden! ſchrie.

Wenn die Borodiner Schlacht und der alten Hauptſtadt Brand in ſolcher Weiſe die Herzen erſchütterte und Millionen Beine und Zungen in Bewegung ſetzte, ſtand mein Ritter feſt und unerſchütterlich da. Nie habe ich ihn friſcher und rüſtiger geſehen als in dieſen entſcheidenden Wochen. Auch Kaiſer Alexander ſtand und hielt feſt, wieviel auch an ſolcher Stellung gezupft und gerüttelt werden mochte. Ich habe nicht mitgeſeſſen im innern Rat und weiß nicht, wieviel er ſich auf Steins Mut und Tugend geſtützt hat; genug, trotz aller Neigungen und Senkungen nach der andern Seite hin und trotz Napoleons Sendungen, Friede ward nicht geſchloſſen, und endlich kam eine Freudenbotſchaft nach der andern, daß der große Überzieher der Völker und Durchzieher der Länder mit ſeinen Heerhaufen durch Eis und Schnee einige hundert Meilen von Oſten gegen Weſten die Rückreiſe angetreten habe. Hier ſtehe nun eine Erzählung, welche mir der Miniſter Graf Uwaroff nach dem Erlebnis eines kaiſerlichen Freudengaſtmahls gemacht hat, bei welchem Steins Mut und Kühnheit alle Ruſſen zum Erſchrecken und zur Bewunderung hingeriſſen hat.

Die alte Herrin und Kaiſerin hatte ſich dort auch erhoben, jetzt bei der Nachricht von dem Rückzuge und der Flucht der Feinde von ihren Schrecken erlöſt, hatte, auch von dem allgemeinen Siegesmut angeſteckt, dem Miniſter Stein gegenüber ihre ſtolzen Württemberger Lippen ungefähr mit den Worten aufgetan: „Wenn jetzt noch ein franzöſiſcher Soldat durch die deutſchen Grenzen entrinnt, ſo werde ich mich ſchämen, eine Deutſche zu ſein.“ Bei dieſen Worten, ſo erzählte Uwaroff, ſah man Stein im Geſichte rot und längs ſeiner großen Naſe vor Zorn weiß werden, ſich erheben, verneigen und in geflügelter Rede alſo erwidern: „Ew. Majeſtät haben ſehr unrecht, ſolches hier auszuſprechen, und zwar über ein ſo großes, treues, tapfres Volk, welchem anzugehören Sie das Glück haben. Sie hätten ſagen ſollen, nicht des deutſchen Volkes ſchäme ich mich, ſondern meiner Brüder, Vettern und Genoſſen, der deutſchen Fürſten. Ich habe die Zeit durchlebt, ich lebte in den Jahren 1791, 1792, 1793, 1794 am Rhein; nicht das Volk hatte ſchuld, man wußte es nicht zu gebrauchen. Hätten die deutſchen Könige und Fürſten ihre Schuldigkeit getan, nimmer wäre ein Franzoſe über die Elbe, Oder und Weichſel, geſchweige über den Dnjeſtr gekommen.“ —

Und die Kaiserin hatte die Rede aufgenommen, wie sie nicht anders konnte, und mit aller Fassung gedankt: „Sie mögen vielleicht recht haben, Herr Baron; ich danke Ihnen für die Lektion."

Hier muß zum Schluß noch einiges stehen über den unmittelbaren kaiserlichen Palast:

Ich habe den Kaiser in Petersburg, ich habe ihn später am Rhein und zuletzt noch einmal in meinem Bonn gesehen: äußerlich ein schöner, schlanker Mann, blonden Haars und grauer Augen, mit hübschen, feinen Gesichtszügen, mit einem gewissen Ausdruck von Weichheit und Empfindsamkeit, mit jener eigentümlichen Freundlichkeit, welche gleichsam die Gegenfreundlichkeit erwartet, kurz welche ein gewisses Etwas hatte, was man in weiblichen Gesichtern buhlerische Eitelkeit nennt. Er machte nicht den Eindruck eines über 70—80 Millionen Menschen herrschenden Kaisers; aber Stein war jetzt voll seines Preises und seiner Festigkeit, in der vollsten Überzeugung von seiner Treue und Hochherzigkeit und schaute in diesem Glauben fröhlich in unsern Westen hinaus.

Die alte Kaiserin? Ein Teil von ihr ist schon dargestellt. Sie stand in den Fünfzigen, eine schöne, stattliche Dame aus dem württembergischen Pelopidenstamm, die glückliche Mutter von stolzen Söhnen und schönen Töchtern. Ich habe sie nur von fern gesehen. Die sie näher kannten oder die zunächst unter und in ihrem Bereich und Erreich standen und wirkten, rühmten und verklagten zu gleicher Zeit ihre Festigkeit und unermüdliche, unruhigste Tätigkeit. Ihr Sohn Alexander hatte manches Öffentliche, besonders was der Wohltätigkeit und Erziehung angehörte, z. B. weibliche Spitäler, Fräuleinerziehungs- und Fräuleinpensionsanstalten unter die höchste Obhut seiner Mutter gestellt. Die Männer, auch die würdigsten, welche unter ihrer Hand standen, klagten über ihre unruhige Tätigkeit, welche die Behörden mit und um tausend Kleinigkeiten ermüde und zerquäle, und dabei bedauerten sie ihre stammfeste Gesundheit, daß sie oft stundenlang an derselben Stelle und vor demselben Geschäft auf ihren Füßen stehen und ihre Untergebenen, welche vor ihr natürlich im unverrückten Stehen beharren mußten, fast zur Ohnmacht niederstehen könne. Also eine Tyrannin, welche die Leute allenfalls totstehen konnte.

Die junge Kaiserin, von fern eine anmutige, zart schwebende Erscheinung, in der Nähe schon das Verblühen, schlanken Wuchses, freundlichster blauer Augen, ihr Gesicht ganz von Freundlichkeit überzogen, aber doch mit dem Ausdruck einer schmerzlichen Emp-

findung. Sie war keine glückliche Frau: sie hatte ein Kind gehabt, das früh starb, jetzt kinderlos, also eine unglückliche Zarin.

Alexander hatte neben ihr eine erklärte Geliebte, die Oberhofmarschallin Fürstin Narischkin. Da ward auch von kaiserlichen Kindern, von sogenannten Bastarden, gemunkelt, die Leibärzte munkelten dagegen: sie gehören dem Kaiser nicht, er bilde sich da wie in vielen andern Dingen auch mehr ein, als er könne. Bekannt war, daß er in Rußland, später auch in Deutschland und Frankreich jedem anmutigen Weibergesichte in den Salons immer recht geflissentlich die Cour gemacht hat. Sie munkelten da wieder: Das alles ist auch nur Schein, ein ungefährlicher Schein, die Männer können ihn ohne Sorgen vor ihren Weibern umherspielen lassen. Was weiß ich es? Aber solche Aussprüche der Kunstverständigen und kaiserlichen Leibärzte und Bettvertrauten weisen doch auch auf etwas hin, was auch einige politische Rollen erklären hilft, die Alexander durchgespielt hat, oder die mit ihm durchgespielt sind. Ich meine auch wohl, außer den freundlich wohlwollenden Blicken, womit das kaiserliche Gesicht fast jedem Nahenden entgegenstrahlte, war doch noch ein gewisser Schein da, den man bei jungen Offizieren wohl einen Schein bewußter und studierter Eitelkeit zu nennen pflegt.

Konstantin. Die Mannsgestalt stattlich, mannlicher als des Kaisers, der Kopf mit Nase und Augen etwas wie kalmückisch-mongolisch aufgestülpt und zurückgestülpt: er machte den Eindruck vieler Russen mit mongolisierten Gesichtern. Daß er kein Mann des Mutes war, ist schon erzählt. Von wilden und wüsten Garnisonsgeschichten, von bösen Abenteuern mit Weibern und Mädchen, die der Zarensohn mit gleichen Genossen getrieben haben sollte, wie sie bei manchen wilden Offizieren und Kavalieren nur zu gewöhnlich sind, ward über diesen Prinzen, vielleicht auch weil er ein Zarensohn war, viel Tollstes erzählt; aber gottlob! es gibt wenige monstra nulla virtute redempta; so will ich denn von dem jungen Zar auch etwas Gutes erzählen; ich erzähle hier einem Heimatsmann, dem wackern Akademiker Adelung nach, der die geheimen Geschichten der kaiserlichen Schlösser vor den meisten kannte.

In dem nächsten Bezirk um Petersburg und Zarskoje Selo lagen einzelne Dörfer und Höfe, früher zum Teil von deutschen Kolonisten angelegt, gleichsam ein peculium imperatoris, oder richtiger gesagt, ein peculium gentis imperatoriae. Kaiserliche und königliche Familien haben oft dergleichen Stiftungen und Anlagen als Zeichen patriarchalischen Urzustandes, aus welchem auch sie hervorgegangen sind, als Zeichen einer menschlichen

Liebe und Herzensfreundlichkeit gegen alles und jegliches Menschengeschlecht, womit sie dem kleinen Volke, vorzüglich dem einfältig lebenden und liebenden Bauervolke, bisweilen ein Zeichen zu geben lieben, daß sie sich auch erkennen als ursprünglich von Adam her gleiches Stoffs mit ihnen. Die besagten Höfe und Ansiedlungen waren nach der großen Katharina und Kaiser Pauls Tode unter die Söhne verteilt. Da hatte denn für seine Unterhabenden, für alt und jung, für hilflose Witwen und ihre Töchter, auch für die Zucht und Schule der Kinder, keiner so treu und liebreich gesorgt als eben Prinz Konstantin. Sollte man hier nicht fast sagen müssen: Es ist die Geschichte von dem Fuchs, der alles Gevögel und Gefieder, was ihm in den Weg kommt, zerreißt und verspeist, der aber das Huhn, das hinter seiner Hütte seine Eier gelegt und ausgebrütet hat, und die Kinder des Huhns ruhig um sich spielen läßt.

Doch genug, übergenug von Petersburg. Der Weltkampf zog von dem Osten jetzt gegen Westen; wir blickten jetzt mit dreifacher Sehnsucht in diesen Westen und in die geliebten Heimatlande hinein; wir wollten und mußten mitziehen. Wir hatten große und gewaltige Tage, wir hatten auch manche fröhliche Tage in Petersburg verlebt; wir hatten unter vielem Traurigen und Widerlichen doch viele Erscheinungen eines tapfern und ehrenhaften Volkes gesehen. In den ersten Tagen des Wintermonds des Jahrs 1813 war unser Gepäck geschnürt, des Ministers Kutsche ward auf einen Schlitten gestellt, ein mächtiger Packwagen, ebenso gestellt, mit unserm Gepäck, fuhr hinter ihm; ich saß neben dem Minister, wir beide nach hiesiger Landsüblichkeit leidlich in Pelzwerk gehüllt, zwei Diener vor uns, ein kaiserlicher Feldjäger unsern beiden Schlitten voranfliegend, ein zweiter uns nachklatschend. So fuhren wir in der dunkeln Abendstunde — es läuteten eben alle Petersburger Türme die Abendbetstunde — gegen Südwesten hinaus der Düna zu.

Den folgenden Nachmittag machten wir in Pleskow halt, unsern lieben General Chasot zu besuchen, der dort eine Station genommen hatte, um aus den Tausenden deutscher Gefangenen für unsre Legion zu werben. Ach, wie fanden wir den trefflichen Mann? Besinnungslos am Lazarettfieber niederliegend. Er war von seinen Rekruten angesteckt, von welchen auch die meisten den vollen Tod schon im Leibe hatten. Sein Adjutant von Tidemann, ein geborner Preuße, führte uns an sein Bett, den Minister warnend, seinem Aushauch nicht zu nah zu treten. Ich drückte dem Tapfern die Hand, Stein aber, ihn auf die Stirn küssend, rief dem warnenden Tidemann zu: „Ei was, Lebens-

gefahr! Wir stehen immer zwischen Leben und Tod, aber auf diesem Felde steht man doppelt dazwischen." Wir sollten den vortrefflichen Mann nimmer wiedersehen — in einigen Tagen war er eine Leiche, ich mußte seiner Tochter seinen Tod melden.

Das war ein Trauerbesuch und eine Traurigkeit. Als wir zurückkamen, begegnete mir eine Ärgerlichkeit, so daß ich mit doppelter Wahrheit singen und sagen konnte: O trauriges Pleskow am Peipussee*): Unsre Bedienten, unsre Feldjäger waren, sich zu vernüchtern, insgesamt in die Schenke gegangen und hatten unsre Schlitten unbewacht stehen lassen, da war die moskowitische Fixfingrigkeit, die ich auf meiner Reise von Brody über Moskau nach Petersburg den vorigen Sommer in manchen kleinen Denkzeichen und Diebszügen aus meiner Garderobe schon genug erfahren hatte, sogleich über unsern Gepäckschlitten her gewesen; ein mächtiger Mantelsack, den ich bei der geschwindesten Übereilung unsrer Abreise hatte packen müssen, hatte die Oberstelle des Gepäcks bekommen; er war weg, als wir von Chasot zurückkamen. Er enthielt fast meine ganze Wäsche — ich mußte mir unterwegs von dem Minister ein Hemd leihen — und, was mir das Leideste war, nicht allein einen reichen Vorrat für die Reise (Karawanentee, Chesterkäse, Rigaer Mettwürste usw.), sondern gar viele hübsche Petersburger Andenken und Geschenke von Männern und Frauen, die meinem Herzen lieb geworden waren. Das war alles dahin; trotz aller Anzeigen und erlassenen Verkündigungen auf den Poststationen konnte davon, zumal in solcher Zeit, nichts wiedergewonnen werden. In Rußland singe hinter solchem Raub her nur jeder wohlgemut: Verloren ist verloren. Nach innerm Wert war dieser Verlust mir unschätzbar, nach dem wirklichen Wert konnte ich ihn wohl auf zweihundert Reichstaler anschlagen. Ich mußte mich bei unsrer Ankunft in Königsberg sogleich wie neu ausmontieren und ausrüsten lassen.

Wir gelangten nun bald auf die große Straße, welche das fliehende französische Heer gezogen war; man konnte sie wohl ein Leichenfeld des Kriegs nennen. Schon waren uns Bauerschlitten in Menge begegnet, auf welchen kranke und marode, gefangene deutsche Jünglinge, aus welchen die Legion rekrutiert werden sollte, gegen Norden geführt wurden; hinter den Schlitten her gingen, die noch gehen konnten; einige Dutzend Kosaken mit gezückten Peitschen geleiteten und trieben die Unglücklichen. Ach,

*) Vers aus einem Liede auf Chasots Tod.

die meisten von ihnen, bleich, hager und hohlaugig, trugen den Tod, dem sie bald erliegen sollten, in allen ihren Zügen. Der Weg ging durch eisige Felder und über gefrorne Sümpfe, hin und wieder durch Tannen- und Birkenwälder, wo man nur einzelne schlechte Gerippe von Hütten, durch die Flüchtlinge des Heers in einen dachlosen und fensterlosen Zustand versetzt, manche auch nur in angebrannten Balken und Ständern das gräßliche Bild des Krieges ausmalend erblickte. Die Schlitten rollten hie und da über Leichen, links und rechts lagen Leichen, Pferde, Trümmer von Kanonenlafetten, auch standen einzelne verlassene Wägen und Karren im Schnee festgefroren; Raben flogen und krächzten, und Wölfe heulten ein grauliches Konzert darüber her. O schaurig waren die Nächte, wo der Mond und die Sterne auf den grausen, kalten Jammer herabschauten.

Wir hätten leicht auch einen Toten haben können, wenn ich nicht zufällig geweckt hätte. Vor uns im Schlitten saßen zwei Diener. Diese nahmen auf den Haltestellen des flüssigen, heißen Nasses immer gehörig zu sich. Der eine, ein langer, tapfrer Böhme mit schwarzem Schnurrbart und grimmigem Blick, hatte wohl etwas zuviel geladen. Es war ein tapfrer Grenadier mit mehreren Ehrenmünzen an der Brust und einigen Schmarren im Gesicht.

Solche Leute hatte Stein gern um sich. Ich erinnere mich, als wir während des Waffenstillstandes in Reichenbach saßen, hatte er sich sogleich einen alten, auch mit Tapferkeitsmünzen geschmückten, alten, pommerschen Husaren als Kutscher aufgefunden, dessen tapfere Art bei einer Fahrt nach Schweidnitz er mir mit lachendem Munde mit den Worten rühmte: „Nun, Ihre Pommern sind doch Kerle, wie sie sein müssen, sie erinnern heute noch an des großen Königs Testament, der sie für seine rechten Schlachtenbahnbrecher erklärt hat. Als ich aus dem Tor fuhr, gerieten wir sogleich unter einen langen, breiten Zug russischer Artillerie und Kürassiere. Da gebärdete sich mein Pommer, als wenn er Kaiser und Könige im Wagen habe, und rief mit einer Stentorstimme, welche Tote hätte erwecken können: Man drist! man drist*)! und alles wich ihm aus."

Unser tapfrer Grenadier, von welchem ich eben spreche, wollte nun in seiner Treue seinem Herrn vergelten, und so wie der Minister nur ein wenig druste und schlafen wollte, zog er sogleich den ledernen Vorhang unserer Sitzbühne zu, was ihm dann alsbald einige Püffe von seinem Herrn einbrachte, der ihm mit den

*) Nur dreist! nur dreist!

Worten: „Plagt Ihn wieder der Teufel? Will Er mich schon wieder in den Affenkasten einsperren?“ einige tüchtige Nackenstöße beibrachte.

Dies hatte er nun wieder getan; sogleich waren die faustüblichen Nackenstöße da, aber mein Grenadier rührte sich nicht. Dies ward uns verdächtig, und in der Tat, er war jetzt auch auf seine Weise durch die zu reichliche Flüssigkeit drusig, mehr als drusig geworden. Es war eine bitterkalte Nacht, und ich rief: „Wir müssen den Schläfer herauskriegen, er muß gehen, sonst erstarrt er uns.“ Und ich und der zweite Diener nahmen ihn zwischen uns und suchten den langen Recken aus allen unsern Kräften wieder beinig und frisch zu machen. Und was begab sich? Wie wir unsern Trunkenbold so fortschleppten und fortstießen, war der alte Herr in seinen Pelzstiefeln, Doktor und Podagra ganz vergessend, plötzlich hinter uns — er wollte mithelfen. Das war auch der Mensch mit seinen Tugenden und Mängeln, das war Stein. Wir brachten, zuletzt im Grenadiergeschwindschritt marschierend, unsern Erstarrten wieder in natürliche Gelenkigkeit, und auf dem nächsten Posthalt holte ich von meinem in die Wagentasche gesteckten Ehrengeschenk des Portugiesweins eine Flasche heraus. Wir ließen ihm einen Glühwein machen, und Stein stand fröhlich und gerührt dabei, als der arme Sünder mit dieser Kraftsuppe neues Leben trank.

Unter solchen kleinen Abenteuern gelangten wir durch die Heiden und Wälder Litauens unter der Begleitung von einzelnen zerrissenen, armen Soldaten und der Musik der Wölfe, Elstern und Raben den dritten Tag unserer Fahrt nach Wilna. Es war eine helle, kalte Mitternacht, als wir einfuhren, und es schien, als ob ein böser Dämon uns kein Nachtquartier gönnen wollte; denn nicht fern von dem ersten Gasthof der Stadt, den ein Herr Müller hielt, faßte ein vierspänniger Schlitten, der uns vorbeigaloppieren wollte, die eine Seite unseres Schlittens und warf uns gegen die andere Seite in einen Rinnstein. Wir saßen fest und fluchten etwas, und ich faßte im Zorn den Mann, der jenseits auch aus seinem Schlitten sprang, in die Brust und rief ihm zu: „Sie hätten doch auch wohl etwas sachter fahren können, da Sie unsere hohe Kutsche sahen.“ Natürlich faßte er mich auch wieder an die Brust; es sollte ans Schütteln gehen, wir sahen uns scharf in die Augen, und der Zorn sprang zum Lachen um: es war Oberst Pfuel, der mit seinem großen Vierspänner aus Kutusows Hauptquartier Zucker, Wein usw. — Notabene, wenn dort zu finden waren — aus Wilna zu holen kam. Da kam Stein auch bald herunter, Pfuel und seine Leute halfen

nun unsern Schlitten aus dem Rinnstein heraus, und er fuhr mit uns in das Gasthaus, erzählte uns die jüngsten Märsche, Gefechte und Abenteuer, und fuhr den andern Morgen mit seinem gefundenen Proviant weiter.

Wir fanden in diesem Hause sogleich alle Spuren eines Krieges, dessen Spuren sich hier in Wilna wirklich in den allerscheußlichsten Bildern offenbarten. Mit mir anzufangen: In dem ganzen Gasthofe, der wirklich ein prächtiges Äußere und größte Säle und die Menge Zimmer hatte, war doch fast alles aufgeräumt, die Spiegel zerschlagen, die Tapeten zerrissen, zerbrochene Stühle umher, kaum hie und da noch ein halberhaltner Sofa oder Diwan; kaum konnte der Minister etwas einem Bette Ähnliches erhalten. Ich quartierte mich in einen großen Saal ein, wo noch ein ganzer Spiegel hing und wo, Reste eines früheren Glanzes, Raffaelische Gemälde in Kupferstichen von Raffael Morghen unbeschädigt hingen; Kunstkenner und Liebhaberdiebe, auf dergleichen lüstern, scheinen sich also hier nicht einquartiert zu haben. Ich nahm mein Lager auf einem schmutzigen Sofa mit der Haut meines Wolfspelzes umwickelt; den folgenden Morgen hatte ich freilich mit dem Überlauf der gens pediculosa zu kämpfen, einem echt polnischen Völkchen. Sie krochen auf allen Stühlen und an allen Wänden umher.

Als die Sonne aufgegangen war und meine Augen unsre Wägen und Hof, Ställe und Pferde in Durchmusterung nahmen, welche Wüstenei erblickten sie da! Zerbrochene Waffen und Geschirr, zerrissene Monturen, zerschlagene Tschakos und Helme ringsumher gestreut; unser Kutschenschlitten stand auf einer von Dung und Stroh halb zugedeckten, nackten Leiche.

Bald als wir am Frühstückstische saßen, ließ sich beim Minister ein deutscher Offizier melden. Es klang Herein! und hintrat ein großer, schöner Mann in der Uniform eines französischen Kürassieroffiziers und stellte sich, den Hut in der Hand, nach tiefer Verbeugung vor den Minister hin. Er ward zum Sitzen befohlen, der Namen gefragt — von Mosel aus dem Lande Kleve, Sohn eines preußischen Kriegsrats. „O setzen Sie sich," rief Stein freundlich und schenkte ihm eine Tasse Schokolade ein, „Ihren Vater hab' ich sehr gut gekannt, war ein braver Mann." Nun ward gefragt nach dem Was und Warum des Morgenbesuches, und der Kürassier stotterte heraus: „Ich war Leutnant bei dem preußischen Regiment von Schenk, nach dem Unglück von 1806 verabschiedet und in Langerweile zu Hause sitzend. Da hab' ich denn, als der Französisch-Spanische Krieg begann, als Offizier Dienst begehrt und in Spanien einige Feld-

züge mitgemacht, bis unser Regiment von da herauskommandiert und mit nach Polen und Rußland geführt ist."

Ich sah, daß meines Herrn Gesicht sich bei diesen Worten etwas verzuckte und Gewitterwolken sammelte und sagte in mir: Dummer Teufel, wie bist du drein getölpelt! Bald nahm mein Mosel wieder Aufstand und nahm sich wieder verneigend zum zweitenmal das Wort, sprechend: „Ich und meine unglücklichen Kameraden haben mit Freuden vernommen, daß Ew. Exzellenz nach Rußland gekommen sind, sich der unglücklichen Deutschen anzunehmen. Wir sind hier viele Gefangene, unsere unglücklichen Leute kommen vor Hunger, Mißhandlung und Läusen um. Wir bitten Ew. Exzellenz Barmherzigkeit —"

„Ja" — so brach der Freiherr in der vollen zornigen Heftigkeit seiner geflügelten Worte die Rede durch — „ja, mein Herr, den Deutschen, allen Deutschen möchte ich gern helfen im Unglück, aber ich bin nicht hieher gekommen, deutschen Edelleuten zu helfen, die sich freiwillig aus Langerweile erbieten und erbitten, für einen Tyrannen ein edles, freies Volk plündern und unterjochen zu helfen. Gehen Sie! Die Wege der Menschen sind sehr verschieden, unsere Wege aber sind die verschiedensten; der meinige führt jetzt nach Deutschland, der Ihrige nach Sibirien."

Und der stattliche Kürassier ging wie ein beschneiter Hund davon. Was zunächst aus ihm geworden ist, weiß ich nicht, später habe ich aber gehört, er habe im Feldzuge von 1815 als Offizier bei der preußischen Landwehr gedient.

Stein fuhr den zweiten Tag von hier ab in das russische Hauptquartier Kutusows an der preußischen Grenze, wo Kaiser Alexander sich auch eingefunden hatte. Ich mußte noch ein paar Tage in Wilna bleiben, Gepäck und anderes von Petersburg Kommendes, was ich Stein nachführen sollte, zu erwarten. Ich habe ihn dann an unsrer deutschen Grenze im Lande der alten Masuren (Masovia) mitten unter Kosaken und russischer Landwehr, unter abgedeckten und zerrissenen polnischen Häusern und Hütten, das heißt mitten unter Brand, Hunger und Seuchen auf einem Posthalt wiedergefunden, und erst in dem preußischen Städtchen Lyck sind wir mit unseren Schlitten und Gepäck wieder zusammengestoßen.

Ein paar stille Tage also in Wilna, der Hauptstadt Litauens, in einer Gegend, wo man sich in den weit hinter uns liegenden Jahrhunderten, von dem ersten Jahr nach Christi Geburt bis zum Jahr 400 etwa einen Zusammenfluß von sarmatischen, slawonischen, gotischen Stoffen nach historischem Belieben etwa denken kann, aus welchen das Volk geworden sein möchte, was später

Litauer oder Letten heißt. Wilna, einst eine schöne Stadt, aber wie sah diese Stadt jetzt aus! Von Freund und Feind durchzogen und ausgesogen und von den fliehenden Franzosen nach Gefechten und Scharmützeln mit Kosaken noch rein ausgeplündert, mit allen schauerlichsten Zeichen des Wintermordfeldzugs. In den Städten überall war der Anblick und das Gefühl einer Verlassenheit und Öde, als seien die Bewohner ausgestorben: so still war es meistens auf ihren Gassen. So sah man hier nur selten das Gesicht eines ordentlichen deutschen oder polnischen Mannes; nur Juden, orientalisch immer aufgeweckt und munter in und vor den Türen stehend und immer auf Neues und Lärmendes oder Gewinnversprechendes lauschend; nur bei Juden — so sehr war alles ausgeleert und ausgeplündert — konnte man allenfalls noch einige Notdurften befriedigen, doch suchte man auch da jetzt manches vergebens. Obgleich mir in Pleskow ein Teil meiner Kleider gestohlen war, schien ich für den Rest doch noch wieder eine Bürste nötig zu haben. Ich besitze noch eine Kleiderbürste als ein Andenken an Litauens Hauptstadt, die nebst andern Kleinigkeiten ich hier kaufte. Hier stehe ihre Inschrift, welche ich in der kalten Langeweile der Wilnaer Abende, wo ich nicht einmal eine Zeitung zu lesen bekommen konnte, darauf gemalt habe, und welche noch heute leserlich darauf steht:

Bürste die Kleider, so freut sich der Schneider,
Bürste die Narren, so freut sich Gott;
Männer der Ehren suche zu mehren,
Straubige Narren geißle mit Spott.

Welche Greuel habe ich hier gesehen! Unweit von meinem Gasthause das Tor, aus welchem man nach Grodno fährt, ein, wie man dem sehr verwüsteten Bau doch ansah, weiland prächtiges Kloster, jetzt alles, was geöffnet, geleert und zerbrochen werden konnte, offen, leer und verwüstet, die öden Fensterluken, kein Fenster ganz, doch in einzelnen inneren Gemächern immer noch einige kranke oder verwundete Gefangene; der Hof draußen ein Leichenhof, wie er in Ländern des Christentums gottlob! wohl selten erblickt worden ist; die Toten, wie sie gestorben, als nackte Leichen, immer sogleich frisch aus den Fenstern geworfen, lagen in gräßlich getürmten Haufen bis zum dritten Stockwerk empor, jetzt gottlob! alle auch zu Eis gefroren, so daß ihre Beine auf den hartgefrornen Straßen gewiß doppelt geklappert haben. Eben waren Hunderte Schlitten beschäftigt, hier und vor andern Lazaretten der Stadt die klappernden Gebeine aufzuladen und in breite Waken der Wilia zu werfen, damit sie so über Kowno

in den Niemen und so immer weiter, den Fischen der Ostsee ein mageres, kümmerliches Futter, zu ihrer letzten Bestimmung fortgespült würden. —

Und die Vorstadt vor Wilna? Da hatten Raub, Mord, Brand und Tod, wie es schien, am allerärgsten gewütet. Reste von abgedachten, zum Teil auch eingeäscherten Häusern, Hütten und Scheunen — Holz und Stroh und was von Balken und Sparren niederzureißen war, hatten die unglücklichen Flüchtlinge natürlich zum Feuermachen oder Kochen verbraucht — hin und wieder Reste niedergebrannter steinerner Häuser — da lagen in einem großen Saale, sehr massiv aus Stein gebaut, wo sie wohl letzten Schutz gesucht, die zerrissenen Leichen von Kleidern, Mützen, Hüten, Schärpen, unter ihnen auch ein paar von Menschen; es lagen auch einige Leichen, zum Teil angebrannt, neben und in Backöfen, Ofen und Kaminen, vielleicht durch zu geschwinde Hitze und Wärme zu geschwind zum Tode geführt, halbverbrauchte Holzkohlen und Holzklötze neben den halbverbrannten Leichen, deren Inhaber in der erstarrten Besinnungslosigkeit dem Feuer leicht zu nahe gekrochen sein mochten. O Menschengeschicke! Wie viele Leichen lagen so in Wäldern und Feldern hinter Mauern und Zäunen, ja auf Misthaufen, *unbeweint und unbegraben*, über deren Wiegen einst auch glückselige Mütter gesungen, gebetet und gesegnet haben!

In dem preußischen Städtchen Lyck und auf dem Posthalt nächst vor Lyck hatte ich mich also mit Stein wieder zusammengefunden. Ich wohnte mit ihm in einem der Prachthäuser, deren es dort doch einige gab. Ich glaube, es war das Amtshaus, vielleicht Amtsschloß genannt. Es lag so dicker Schnee über den Wäldern und Dächern, daß man die Gestalten von Vornehm und Gering kaum unterscheiden konnte; ich war auch gar nicht in der Stimmung, umherzulaufen und Lyck und seine Pracht kennen zu lernen. Der Kaiser Alexander war da, Generale, Minister, Hofmarschälle und Uniformen aller Art. Von des Kaisers Gefolge sah ich Narischkin, Nesselrode und Anstetten.

Dieses preußische Städtchen war damals ein wahres Hungernest, dort habe ich wirklich seit meinem Auslauf aus Schlesien und meiner Fahrt durch Böhmen, Polen und Rußland im eigentlichen Sinn zum erstenmal gehungert, ich hätte einen Taler für ein Stück von dem Chesterkäs gegeben, den mir die russische Diebshand in Pleskow weggerappst hatte. Ich hatte in der Eile des Tages nichts gegessen, bei meiner Ankunft mit Stein eine Tasse Kaffee getrunken; er war unterdessen fortgegangen; ich weiß nicht, ob er beim Kaiser oder sonst irgendwo seinen Bissen Abendbrot

gefunden hat; ich fand beim Nachfragen abends 10 Uhr alles so vergriffen und ausgeschöpft, daß ich zuletzt kaum ein Stückchen Weißbrot erwischen konnte. Wo ich fragte, entschuldigte man sich mit der entscheidenden Antwort: Morgen, für heut ist alles aufgegessen.

Den folgenden Morgen, als Kaiser und Gefolge zum Hauptquartier zurückgekehrt waren, machten wir uns auch auf den Weg, jetzt immer durchs liebe preußische Land hin weiter gegen Nordwesten. Unsre Schlitten mit doppeltem und dreifachem Vorspann flogen im Lande der Masuren durch Wald und Feld und über eine Menge spiegelheller Seen dahin; mit deutscher Freude, mit deutschem Jubel wurden wir allenthalben begrüßt und empfangen, auf vorausgelaufenen Befehl standen die Pferde auf allen Halten schon angeschirrt für uns bereit, und auf königlichen Domänenhöfen ward zu Mittag und Abend reichlich für uns aufgetafelt; ich konnte mich für den Lycker Märtyrertag reichlich entschädigen.

Wir waren in der Tat so dahingeflogen, wir waren in der Nacht in Gumbinnen, wurden in der Wohnung des Präsidenten von Schön von ihm auf das freundlichste empfangen; seine Frau konnte uns nicht empfangen, hielt mit einem eben gebornen Töchterchen ihre Wochen.

Ich sah hier zum erstenmal einen schlanken, hübschen Mann, der mir in Berlin schon als ein Mann beschrieben war, mit fester, ruhiger Rede und klarer, heitrer Miene, in Blick und Gebärde oft ein ironisches Lächeln durchschimmernd, welches nebst der ruhigsten Sicherheit der Haltung mich an viele wackre Schwedenköpfe erinnerte. Ich dachte mir bald, das muß ein mathematisch logischer Kopf sein, und in solcher Bedeutung habe ich auch später die Erklärung dieses ausgezeichneten Mannes gefunden.

Als nun diese beiden zusammentraten und anfingen, über die Tagesgeschichten miteinander zu fabulieren, sah ich aus der Stellung, worin Schön sich zu dem älteren Manne hielt, wohl eine gewisse Ehrfurcht, aus ihrem Gespräch aber und aus der offenen, zutraulichen Art, womit es geführt ward, ging eine alte Bekanntschaft und Gemeinschaft hervor. In der Zeit, wo Stein an der Spitze des preußischen Staates gestanden hatte, im Jahr 1808 bis in 1809 hinein, war Schön, wie man zu sagen pflegt, als treuer Helfer und Genoß ihm nicht nur an der Hand, sondern wie viele erzählten, auch an dem Kopf, ja mit im Kopfe und im Herzen gewesen. Manche Entwürfe und vorzüglich die Durcharbeitungen und gehörigen Ordnungen und Reihungen dieser Entwürfe der neuen Steinschen Verfassung in Beziehung auf

Städteordnung, Bauerweſen, Aufhebung der Leibeigenſchaft uſw. wurden nicht bloß von Schöns Hand geordnet, ſondern auch von ſeinem Kopf entworfen geſagt.

Kurz, ich gewahrte bald, hier ſtanden alte Vertraute nebeneinander, und ich gewahrte mit wahrer Ergötzung, daß Schön den edlen Ritter und ſeine Art durch und durch kannte und mit ihm verkehren gelernt hatte. Er verſtand in einer eignen trocknen Weiſe um den Bart und die Mähnen des Löwen zu ſpielen und ihn durch Scherze und Gegenreden doch nicht dahin zu bringen, daß er zornig mit ſeinen Tatzen aushieb. Ich meine hier die ernſten und wichtigen Dinge, worüber bald in Königsberg verhandelt werden ſollte, über die Begebenheiten des Tages ward abgeriſſen und leichter hingefahren. Höchſt ergötzlich waren mir die vielen Erzählungen der jüngſtverfloſſenen Wochen, von den Durchzügen der gegen Weſten fliehenden Franzoſen und von dem Betragen und der Einquartierung der hohen Offiziere, Marſchälle, Generale und Intendanten Napoleons, wie ſie unter Schöns Augen ſich begeben hatten:

„Man hat in Gumbinnen für die Vornehmſten und Oberſten, wie natürlich, die beſten Quartiere bei den angeſehenſten Bewohnern der Stadt ausgeſucht und ihnen die Quartierzettel darauf zugeſtellt, viele hatten ſich aber ohne Wiſſen von Präſidenten (Schön) und Polizei unterderhand an andern Stellen die Nachtwohnung geſucht und bei einem Schuſter oder Schneider mit dem Preiſe von fünf, ſechs Talern für den Nachtſchlaf oft ein elendes Stübchen und Bettchen gedungen; ſie hatten nämlich doch", fuhr Schön fort, „wohl etwas von dem Bewußtſein ihres Übermuts und der in dieſem Lande verübten Freveltaten im Leibe und fürchteten, da man die Quartierzettel eines jeglichen Namens wußte, nächtlicherweile leicht aufgehoben und abgeführt oder gar totgeſchlagen zu werden. Sie kamen auch wirklich meiſt in einem ſo armſeligen, jämmerlichen Aufzuge an, ſo zerſprengt und einzeln nacheinander, mit zerbrochenen Wägen und Geſchirr, mit abgetriebenen Pferden, zum Teil gar zu Fuß, ohne irgendeinen marſchalliſchen und generaliſchen Prunk und Pracht — wie fern von dem Glanz und Stolz, mit welchem ſie vor nicht neun Monaten über Weichſel und Niemen gegen Oſten gezogen waren, daß ſie von ein paar hundert luſtigen und wohlberittenen Huſaren leicht hätten können abgefangen und zuſammengehauen werden. Das Volk wäre dazu wohl luſtig und nach den Mißhandlungen und Schändungen, die es von ihnen gelitten hatte, auch wohl berechtigt geweſen; ja hätte nur einer der Oberen die Trompete geblaſen: Schlagt tot, ſchlagt tot! von den Tauſenden dieſer

Generale und Offiziere wäre kein Mann über die Weichsel entkommen."

Hier fiel Stein ihm ein: „Aber warum haben Sie die Kerle denn nicht totschlagen lassen?" Und Schön erwiderte ihm ruhig: „So zornig Sie bei Gelegenheit auch werden können, Sie hätten es auch nicht getan." Jener aber rief zurück: „Ich glaube, ich hätte blasen lassen." Nach diesem Wortwechsel belächelten beide sich eine Weile. —

Man kann nach solcher Zwiesprache unter solchen Männern eine deutsche Betrachtung anstellen, nämlich die Betrachtung und die Frage, ob es mehr die Frage deutscher Milde und Menschlichkeit oder vielmehr deutscher Flauheit und Gleichgültigkeit ist, daß von diesen frevelhaften, sonst übermütigsten, stolzesten Flüchtlingen auf dem Boden deutscher Sprache vielleicht kaum hie und da ein einzelner beraubt und erschlagen ist. Soviel ich weiß, sind in einem kleinen Anfall wirklichen Aufstandes im friesischen oldenburgischen Lande nur ein paar französische Sünder und Zöllner totgeschlagen, wogegen Davoust sogleich einige edelste deutsche Männer erschießen ließ. Ist im Frühling des Jahres 1813 an der deutschen Nordwestküste geschehen. —

Deutsche Milde und Menschlichkeit, Barmherzigkeit mit denen, die jetzt zerplagt und zerrissen nach dem Glanz so langer Siege und der glücklichen Ausplünderung aller Länder, mitten durch feindselige Lande und Herzen die welsche Heimat wieder zu erreichen suchten. Gut, wenn es Menschlichkeit war, dann wollen wir diese barmherzige Geduld mit den frevelhaften Räubern auch als eine deutsche Tugend loben. Soviel ist gewiß, in einem gleichen Fall und gleicher Lage würde in solcher Flucht eines zerrissenen, aufgelösten und waffenlosen Heeres in Spanien und Frankreich kaum eine Maus von einem deutschen Menschen die Heimat je wiedergesehen haben. Man hätte in Preußen und Deutschland dem Napoleon seine besten Feldherren und Generale und einige tausend tüchtige und erfahrne Offiziere, durch deren Hilfe er bald wieder 400000 Mann unter die Fahnen stellen konnte, fangen oder totschlagen können.

Wir erholten uns hier bei Schön zwei Tage, und ich erholte mich vortrefflich nach dem Märtyrertum von Lyck. Wir saßen hier übrigens auf heiligem deutschen Boden. Gumbinnen und die Umgegend sind gleichsam eine jüngere deutsche Schöpfung, die im Jahr 1813, welches wir lebten, kaum achtzig Jahre alt war. Es war in den Anfängen des Jahres 1730, daß ein fanatischer Erzbischof von Salzburg 30000 bis 40000 fromme Protestanten von Hab und Gut und aus ihrem Lande der schönsten

Alpenberge verjagen durfte, wie in unsern Tagen 5000 bis 6000 Zillertalern, in unsern Tagen, sage ich, von Kaiser Franz von Österreich selbst nach dem Wiener Kongresse noch geschehen ist. Den meisten jener verjagten Salzburger hat damals der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen in seinen ostpreußischen Wäldern Land und Ansiedelung verliehen, dort öde Heiden und Sümpfe in fruchtbare Gefilde und in Städte und Dörfer zu verwandeln. Bei diesen Salzburgern denkt man an Goethes schönstes Idyllium Hermann und Dorothea. Eine Legende von einer schönen Salzburgerin soll ihm den Gedanken dazu eingegeben haben.

Ich habe die unglücklichen Zillertaler genannt. Diese armen Verjagten haben durch unsern seligen König Friedrich Wilhelm III. am Fuße des Riesengebirges in Schlesien eine Zuflucht, doch kein so herrliches Vaterland wiedergefunden als das, woraus sie verjagt waren. Die Gewalt und Unterdrückung, welche fanatischer Pfaffengeist über sie gebracht hat, hätte freilich nach feierlichst geschlossenen und besiegelten Religionsverträgen angesichts des neunzehnten Jahrhunderts nimmermehr geschehen dürfen. Man hat die Freundlichkeit und Milde des guten Königs von Preußen mit Recht gelobt, aber er, der mächtigste Herrscher in Deutschland und jetzt der geborne Vertreter und Vortreter und Vorfechter der Protestanten, hätte seinem Bruder Kaiser Franz ein Halt zurufen müssen, ja ein Halte deutsches Gesetz und Recht, lieber Bruder! hätte er ihm zurufen müssen; das hat er aber nicht getan.

Von Gumbinnen ging es jetzt geradesten Weges nach Königsberg, wohin auch Schön von Stein geladen und befohlen ward, baldigst nachzukommen; den 21. Tag des Wintermonds 1813 fuhren wir dort ein in die Hauptstadt des alten Preußens, wo uns in dem stattlichen Hause der Gebrüder Nicolovius das Quartier schon bestellt und die schönsten, wärmsten Zimmer schon geheizt und die Betten gemacht waren. Der Minister wohnte bei dem Buchhändler, ich bei dem Präsidenten Nicolovius.

Hier saßen wir kaum beim Teetische, wo sich schon mehrere stattliche Männer um Stein versammelt hatten, so polterte ein Kriegsmann durch die Türe herein, fast wie wir bei unserm Frühstückstisch in Wilna von dem Kürassier Mosel begrüßt waren. Dies war ein Soldat aus meiner Heimat, ein Sohn der Insel Rügen, dessen Vater, den mecklenburgischen Oberforstmeister Freiherrn von Barnekow auf Teschwitz, ich wohl gekannt hatte. Ich sage, er polterte herein, die linke Seite auf einer Krücke stützend, erzählend, er sei ein paar Meilen vor Königsberg mit

seinem Schlitten umgeworfen und habe eine kaum geheilte Wunde an der Hüfte wieder aufgerissen — übrigens ein viel schönerer und reisigerer Mann als der französische Kürassier von Mosel. Bei dem Namen **Barnekow** ward Stein wunderfreundlich und umhalste und küßte den Niegesehenen, von dessen wundersamer Streitbarkeit und Tapferkeit in der Schlacht bei Borodino selbst die russischen Münde so voll waren, daß der Barnekow ein wahrer Glanz deutschen Ruhms im ganzen Lande geworden war.

Er war durch die ganz neue Art, mit welcher er, jetzt kaiserlich russischer Oberst, drei, vier Pulks Kosaken in die Franzosen hineingetrieben und sie selbst gegen schwere Reiter fechten gelehrt hatte, ein laut klingender deutscher Name geworden. Daher auch die zärtliche Umarmung des deutschen Steins. In seinem Mordkosakengefechte war er, von einer Kugel in der Lende getroffen und von mehreren Lanzenstichen an der Oberfläche der Haut nicht leicht getüpft, von dem Schlachtfelde aufgelesen, zuerst in des Statthalters Rostopschins Palast nach Moskau, dann weiter hinauf nach Twer gebracht, wo die Prinzessin Katharina, Kaiser Pauls edelstes Kind, damals vermählte Prinzessin von Oldenburg, später Königin von Württemberg, den Verwundeten wegen seiner bewunderten Streitbarkeit mit eignen Händen verpflegt hatte.

Dieser schöne und wilde Krieger, in einem Hause gezeugt, das, wie manche andre Häuser meiner Insel, an romantischen und tragischen Abenteuern reich war, hatte schon in der Schlacht bei Preußisch-Eylau vom Jahr 1807 als Leutnant durch seine ausgezeichnete Tapferkeit den preußischen Kriegsverdienstorden und in den österreichischen Schlachten von 1809 einen österreichischen Orden erfochten; in Rußland aber war er eben ein deutsches Kosakenwunder geworden. Wie gesagt, Stein umhalste und küßte ihn freundlich, dann aber schalt er ihn tüchtig aus, er solle sich geschwind hinlegen und seine zerschossene und verrenkte Hüfte für den neuen, deutschen Kampf heilen lassen.

Als der Stürmer weg war, sagte er zu mir: „Gehen Sie morgen und schaffen den Wilden aufs Bett, daß er still liege, besorgen Sie ihm einen Chirurgus.“ Dies tat ich: ich hatte einen Königsberger Freund, den Doktor Wilhelm Motherby, dieser nahm einen Chirurgus mit, und sie streckten den Wildfang auf ein Sofa und umwickelten und salbten seine Wunden und Verrenkungen so gut, daß er nach vier Wochen wieder ganz frisch auf den Füßen stand.

Ich lernte ihn erst hier kennen, obgleich er aus meiner lieben

Insel war — da hatte ich ihn nimmer gesehen — kam aber durch Stein mit ihm in die allernächste Beziehung, sowie auch durch meinen lieben Motherby und durch die auf den russischen Schlachtfeldern bewiesene Außerordentlichkeit. Stein übergab mir nämlich eine bedeutende Summe, ungefähr 4000 Taler in Silber und Gold, welche eben wegen seiner Wundersamlichkeit in Moskau, Petersburg, Twer und anderswo für ihn gesammelt worden und Stein bei seiner Abreise von Petersburg war übergeben worden.

Diese schöne Summe überlieferte ich ihm, als er hergestellt war, mit der Ermahnung, sie wohl anzuwenden; worauf er: „Das wollen wir, ein paar schöne Pferde und neue Ausrüstung, das übrige im Beutel für frohes Leben.“ Und was geschah? Das frohe Leben ging wohl fast sogleich mit dem meisten durch. Nach ein paar Tagen kam mein Motherby und sprach: „Weißt du was Neues? Dein Barnekow wird morgen einen Ball geben, hat alle seine alten Bekannten und alle schöne Frauen und Mädchen Königsbergs zum Tanz eingeladen.“ Barnekow hatte nämlich früher bei dem Dragonerregiment Auer in Preußen gestanden und hatte auch in Königsberg alte Kunden und Kundinnen genug. Wo flogen da die russischen Dukaten hin?

Ein solcher war mein schönster Reiter Barnekow, eine Art junger Blücher. Blüchers Kindheit war ja auch in der Insel Rügen erzogen bei einer Großmuhme, einer Frau von Krakevitz (ein jetzt ausgestorbenes Geschlecht). Aber nicht allein diese russische Gabe war auf meinen kühnen Reiter gefallen, sondern als er im Herbst eben dieses Jahres 1813, er und Czernischeff, den König Hieronymus aus Kassel verjagt hatten, waren viele Packwägen und auch das Silberzeug des fliehenden Königs ihre Beute geworden, und Barnekows Anteil derselben waren nicht weniger als 36000 Rtlr. gewesen. Von diesen waren die meisten Taler auf den Spielbanken von Paris wieder in alle Welt hinausgeflogen. Der tapfre Rugier ist vor etwa zehn Jahren als preußischer General in der Landschaft Sachsen gestorben.

Hier in Königsberg gab es nun ein ganz neues, gewaltiges Leben der Freuden und Wonnen und auch des buntesten Getümmels, Lärms und Wirrwarrs, in dessen großen Knäul ich gottlob! nicht eingewickelt war, aber den ich stets wickeln und abrollen sah, und von dem auch mir bei Gelegenheit einige Fädchen um Stirn und Nase schwirrten, auch sie zuweilen wohl etwas empfindlich streiften, denn ich ward, wie es in solchem mächtigen Wirrwarr zu geschehen pflegt, von manchen in manchen Dingen, von welchen ich weder Schuld noch Wissen mit mir trug, mitschuldig und mitwissend geglaubt; sehr begreiflich, denn ich

war mit dem Höchsten hergekommen und wohnte mit ihm unter einem Dache.

Ja Königsberg gab jetzt auf seine Weise auch ein recht lebendiges Bild des Kriegslebens: wechselsweise die tapfern Regimenter des Generals Yorck in und um der Stadt, russische Generale und Offiziere, zum Teil sogar noch solche, die als preußische Gefangene oder Verwundete hieher gebracht waren, und die nun, ohne daß die Lage der Dinge zwischen Rußland und Preußen erklärt und abgeklärt war, doch als bei erklärtem Frieden und Bündnis frank und frei umhergingen; auch Durchführungen und Durchtreibungen unter dem Knall der Kosakenpeitschen unglücklicher einzelner Truppe französischer Gefangenen; zu diesen die meist unter lautem Jubel einziehenden Scharen von Jünglingen, welche das Yorcksche Heer ergänzen und verstärken sollten; dazu die Getümmel um die mit deutschen, russischen, auch noch hin und wieder mit einzelnen französischen, kranken oder verwundeten Kriegern gefüllten Kriegslazarette, auch hier der viele Tod, doch keine so greuliche Erscheinung als in Wilna; doch wie der viele Tod mit seinen Seuchen immer den Krieg begleitet, hatte die Plage auch in der Stadt um sich gegriffen, oft so schlimm, daß in den Lazaretten die Hälfte der Ärzte gestorben war. Nun war auch Stein dazu gekommen, und die Augen aller Menschen waren auf ihn gerichtet, aus allen Enden des Landes strömten die Männer herbei, teils in des eignen Herzens Angelegenheiten, teils zu dem großen von Stein veranlaßten preußischen Landtage gelockt und berufen.

Man begreift, daß dieses alles zusammengenommen die Stadt in die außerordentlichste, lebendigste Bewegung und alle Herzen in eine ungewöhnliche Teilhaftigkeit versetzt hatte. In diesem Ozean von stürmischer Bewegung und Leben schwamm ich, ein glücklicher Tropfen, so mit, allen hohen Versammlungen und dem Landtage und allen öffentlichen Festlichkeiten und Ehren- und Freudengelagen fast immer mit beiwohnend und in meinen Mußestunden mich der freundlichsten Treue und Liebe gleichgesinnter Genossen, alter und neuer Freunde in der Wonne des aufgehenden deutschen Morgenrots so jugendlich erfreuend, als wäre ich plötzlich aus meinen Vierzigen in meine Zwanzige versetzt worden.

In diesem Leben und Weben der Dinge und Menschen war Stein der Morgenstern der Hoffnung, wohin alle blickten; um ihn rissen sich Freunde und Feinde — ich sage, auch Feinde; denn die Feinde kamen auch wohl heran, aus Furcht und für den Schein, oft mehr als Lauscher, Späher und Berichterstatter.

Der große Mann sollte nun in allem sein, bei allem sein, er konnte vor Festschmäusen und Mittagstafeln, meistens doch von seinen Getreuesten angerichtet, sich kaum retten, wich den meisten aus, weil er dafür weder Zeit noch Gesundheit übrig hatte; wo er aber erschien, war jetzt durch ein in den deutschen Grenzen gleichsam mächtiger erglühtes und erblühtes Leben in ihm die Lust der Mutigen, das Schrecken der Feigen, durch Schritt und Tritt und Blick und Rede der Kühnsten voran. Bei diesen Gastmählern wußte er auch scharf zu unterscheiden; jeder frische Hauch des Lebens, auch der frischeste Hauch des Krieges vom Feldmarschall bis zum Feldwebel hinunter schien dem Tapfern zu behagen. Ich erinnere mich eines Mittagsessens bei dem damals russischen General Tettenborn, ein schöner, tapfrer, weiland österreichischer Reiter, jetzt ein russisches Reiterregiment und Kosaken führend, eine lustige, leichte Husarennatur, gleich leicht im Nehmen und im Geben, der sich auch gern etwas geben ließ. Ich habe in Frankfurt im Herbst 1814 bei ihm den köstlichsten Judas Ischarioth gekostet. Er hatte sich von dem Bremer Bürgermeister ein hübsches Fäßchen aus dem Judas des Bremer Ratskellers schöpfen lassen; dieses Fäßchen ward in Frankfurt leer geschöpft.

Tettenborn hatte Stein und mich zu einer großen Soldatentafel eingeladen: Russen, Preußen, selbst ein verwundeter Franzos, neben ihm ein verwundeter preußischer Major von Zastrow, von Tettenborn in einem blutigen Scharmützel zum Gefangenen gemacht, jetzt als Freund mit am Tische. An dieser Tafel sollte ein kleiner Franzosenbursch von dreizehn, vierzehn Jahren zuletzt durch Absingen fröhlicher Lieder die Schlußergötzung machen: Tettenborn hatte den Jungen aus einem französischen Marketenderkarren herausgehoben, vor welchem das Pferd und in welchem seine Mutter tot lagen, hatte den Halbtotgefrornen wieder zum Leben erwärmt und auf seinen letzten Kosakenzügen nach Königsberg mitgebracht. Hier nun sang der in bunten Kleidern mit seidenem Gürtel recht hübsch phantastisch ausstaffierte Bursch üppigste und leichtfertigste Lieder, wie sie in Lagerzelten und Hauptwachen zu ertönen pflegen. Natürlich waren sie zum Teil der allerschmutzigsten Art, und da der Junge sie mit einem solchen Ton und solchem Ausdruck der Mimik sang, als wenn er schon das volle Verständnis ihres Inhalts hätte, so ward mein edelster, deutscher Ritter böse und schalt laut: „Wahrhaftig, Sie haben uns mit Ihrem Sänger guten Geschmack zugetraut; hätten Sie den Jungen mit allen andern doch auch erfrieren lassen — das wäre ihm für seine Seele wahrlich besser gewesen; in Ihrem Gefolge bleibt und wird er doch ein Galgenstrick.“ Da erwiderte

der leichte Husar lächelnd: „Ich werde den Knaben auch nicht bei mir behalten, finde in Deutschland in irgendeinem Dorfe wohl einen guten Pfarrer oder Küster, dem ich ihn übergeben will."

Unter vielen solchen kleinen Dingen standen die großen Dinge und die großen Personen Rußland, Deutschland, Preußen, Kaiser Alexander, König Friedrich Wilhelm, Yorck, Stein, Hardenberg und mehrere andere bedeutende Angelegenheiten und Menschen in der Schwebung, Senkung und Hebung des Tages; es waren schwerste Knoten zu flechten und zu lösen, schwerste Fragen zu erörtern, geschwindeste Bereitungen und Rüstungen gegen Deutschland und den Westen hinaus zu machen: denn das wußte man wohl, Napoleon, welchen man hundertfünfzig Meilen Flucht durch deutsche Grenzen in einem einsamen Schlitten unbeschädigt hatte entrinnen lassen, werde daheim nicht schlummern und schlafen, der gewaltige Löwe werde seine Stimme in den deutschen Wäldern schon wieder ertönen lassen. Stein träumte, wußte, dachte Tag und Nacht nichts anderes als Erhebung und Aufstand des ganzen deutschen Volks gegen den bösesten Feind, als baldigstes Bündnis zwischen Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm und dann geschwindesten Marsch über Weichsel und Oder zur Elbe und zum Rhein.

Hier in Königsberg öffnete sich nun der Anfang des künftigen deutschen Volkskriegs, hier sahen alle deutsche Hoffnungen auf die Gerüchte von Napoleons Unglück und Steins Ankunft in Preußens Grenzen, und schon waren aus Berlin, Dresden und andern Orten manche wackre, deutsche Männer und Degen mitten durch die französischen Heerhaufen hindurchgedrungen, zu schauen und zu erkunden und den Freunden jenseits im Westen zu berichten und zu erzählen.

In Preußen mußte und wollte Stein mit seiner Begeisterung die Dinge mit der Blitzgeschwindigkeit seiner Natur anfassen und treiben und fortstoßen, und zwar in einer untröstlichsten Lage. Alles lag, ging und lief hier ja, wie ich oben angedeutet habe, gegen- und durcheinander, preußische, russische Kriegsscharen, weder Freund noch Feind, durcheinander gemischt, der Befehlshaber der preußischen Scharen, General Yorck, als Verräter und Aufrührer von seinem Könige geächtet — man wußte nicht, ob bloß aus diplomatischem Schein oder aus Meinung der Tat — das Land selbst durch die Heereszüge seit dem Frühling des Jahrs 1812 von dem tückischen welschen Feind geplündert, verwüstet, erschöpft; doch mußten, wenn der deutsche Anfang hier wirklich ein tüchtiger Anfang werden sollte, Mittel und Kräfte an Menschen und Geld gefunden werden.

Stein hatte in Gumbinnen diese Angelegenheiten mit Schön vielfältiglich verhandelt und durchgesprochen, jetzt kam es an den Hauptsitz der preußischen Regierung und an ihren Oberpräsidenten, den Landhofmeister von Auerswald, der zu gleicher Zeit Schöns Schwäher war. Dieser mußte, wenn die Dinge hier zu einer Gemeinsamkeit zwischen Rußland und Preußen kommen, wenn die Vorbereitungen und Rüstungen für gemeinsame Zwecke in gewissenhafter Ordnung begonnen und geleitet werden sollten, mit Mund und Tat voranschreiten. Stein fand nun den Oberpräsidenten nicht so geschwind und entschlossen, wie er selbst war, er schalt ihn eine alte Schlafmütze, ohne Mut und Feuer, wo doch jedes deutsche Herz brennen und jeder Nerv zucken müsse, als sei jede Fiber ein Schwert.

Auerswald war aber keine Mütze, sondern ein gescheiter, tüchtiger, treuer Mann, der selbst wohl führte und regierte und nebendem noch das zufällige, glückliche Verdienst gehabt hat, mit der schönsten, geistreichsten Frau dem Vaterlande treueste, tapferste Söhne zu hinterlassen. War dem Oberpräsidenten einige zaudernde Bedenklichkeit zu verdenken und zur Feigheit mißzudeuten? Er stand nicht bloß für seine Person, sondern auch für sein Vaterland auf der Spitze eines möglichen schauderhaften Abgrunds, wo das Darüberspringen oder Hineinstürzen unentschieden vor ihm lag; er wie alle Preußen hatten gleichen Schauder vor den Russen und den Franzosen; sie hatten auch die fides moscovitica und die fides alexandrina, von welcher Stein in seinem Eifer die schönsten Verkündigungen und Verheißungen machte, in dem Frieden von Tilsit genug erfahren; könne Alexander mit seinen Russen nicht wieder Eroberungen über Preußen meinen? War es ja schon eingetreten, daß ein russischer General, ein Italiener Marchese Paulucci, an der Nordspitze des Landes einrückend, in seines Kaisers Namen verkündigt hatte, er nehme von dem Lande Besitz, was Stein freilich schnell hatte widerrufen lassen; und endlich jetzt in des Oberpräsidenten Auerswald Herzen der Gedanke an den König und an den möglichen Willen und Entschluß des Königs — stand Yorck doch schon als ein nicht lockendes Beispiel königlicher Ansichten als Verräter erklärt vor ihm.

Genug, Auerswald zauderte vor Steins kühnem Ungestüm und wollte sich im Steinschen Sinn, der seinerseits von Alexanders Redlichkeit und Großherzigkeit hinsichtlich Preußens und Deutschlands die ehrlichste, vollste Überzeugung in sich trug, nicht fortreißen lassen, er wollte seinem gewaltigen Ungestüm nicht sogleich mit Alexandrischem Glauben folgen. Das ward indessen

durch die mehr vertrauten Männer und Freunde, durch den edlen, tapfern Grafen Miniſter Alexander Dohna und durch Schön vermittelt. Es ward ein Landtag ausgeſchrieben, und im Namen ihres Königs verſammelt, wollten die Stände den General Yorck zu ihrem Präſidenten wählen; er aber lehnte das weiſe ab, und bald ſtand Alexander Dohna als ihr Präſident da. Sogleich ward nun desſelben Bruder, Major Graf Ludwig Dohna, an das königliche Hoflager in Breslau geſandt, den König über den Gang und Verlauf der Dinge und über die Treue und treue Meinung ſeines Volks in allen Schritten und in den in der Not des Augenblicks ergriffenen Maßregeln genauen Bericht abzuſtatten und für alles endlich ſeine Gnade und Billigung zu erbitten, auch über das Heer und über Yorcks Führung und Stellung das Wahre und Mögliche darzuſtellen.

Dieſen Yorck, der durch ſeine bewußte, eiſerne Tapferkeit ein berühmteſter Name geworden iſt, hatte ich nun auch Gelegenheit, mir genauer zu betrachten: ein Mann hohen Wuchſes auf runden, ſtämmigen Beinen, die feſt und gerad wie in einem ehernen Standbilde ſtanden, der Leib ſtark, doch mehr mager, darüber ein Kopf mit ſcharfen, ausblitzenden Augen, die Stirn gerunzelt wie gehacktes Eiſen, ein eiſerner Mann, rauh wie die rauhen Küſten ſeines hinterpommerſchen Strandes. Sein Großvater war Pfarrer an jenen kahlen Küſten geweſen, ſein Vater ein armer Leutnant in Friedrichs des Großen Leibwachen, er ſelbſt, ein armer Junker, hatte von unten auf gedient. Dies war ein echteſtes Muſterbild altpreußiſcher Schroffheit und Schneidigkeit, durch ſeine ſicherſte Tapferkeit der Mann, der ſelbſt in ſeiner kalten, eiſernen Feſtigkeit ſeine Krieger begeiſtert hatte.

Es iſt unter Steins, Dohnas, Auerswalds und Yorcks Auſpizien der Landtag abgehalten und das edle Land Preußen mit allen ſeinen letzten noch übrigen Mitteln und mit allem Mut und aller Liebe und Treue ſeiner Männer und Jünglinge gerüſtet und bewaffnet worden. Wahrlich kein Land war gleich Preußen durch die Durchzüge der franzöſiſchen Heere, durch den Raub von Geld, Kanonen, Menſchen, Pferden und Rindern, faſt mit berechneter Bosheit und Tücke, für den großen ruſſiſchen Feldzug ſo mitgenommen und ausgeleert worden als Preußen, und doch — jetzt bewegte und belebte ſich alles, als wenn jüngſtes, vollſtes Leben, ja die Fülle des Lebens und der Kraft noch dageweſen wäre. Ja, es war jene Fülle der Kraft da, die aus dem Geiſte erglüht und erblüht, durch dieſe Kraft haben Greiſe wieder wie Männer gefochten und Jünglinge, ja faſt Knaben von ſechzehn, ſiebenzehn Jahren ihre Säbel wie mit vollſter Manneskraft ge-

schwungen. Ich werde das Schwingen, Klingen und Ringen dieser Morgenröte deutscher Freiheit, diesen so leuchtenden Aufgang eines neuen, jungen Lebens nimmer vergessen. Ich erzähle ein wenig, ich war damals ja recht mitten darin. Die Erzählung ist aus meinem 89sten Jahre.

Zuvor noch ein Wort von und über Yorck. Der König, als alles mit Macht zum Kriege gegen die Franzosen drängte, hat sich endlich in Yorcks Schritte bei den Verhandlungen mit den russischen, geheim hin und her gehenden Boten gefunden, hat das Wort *Aufrührer und Verräter* ausgestrichen, aber gut gefunden hat er sie doch nimmer. Königen wird das Verzeihen schwer, wenn Männer ohne sie Entschlüsse zu fassen scheinen, auch wenn diese Entschlüsse zu ihrem Ruhm und Heil genommen sind und durch eine äußerste Notwendigkeit entschuldigt werden, wie Yorcks Verfahren und sein eigenmächtiger Abmarsch von dem Heere des französischen Marschalls Macdonald, dem er untergeordnet war. Friedrich Wilhelm hat das den General Yorck noch viel später empfinden lassen. Als in Frankreich Yorck nach vielen Schlachten und Siegen vor ihm aufmarschierte und die Soldaten zum Teil mit beschmutzten und zerrissenen Monturen und Stiefeln zur Musterung vor ihrem Herrn standen, sagte der König: *Schlecht geputzt und gekleidet*, und als Yorck das mit dem Winterfeldzuge und der tüchtig vollbrachten Kriegsarbeit entschuldigte und für sich und seine Tapfern eher ein Lob erwartete, fiel ihm der König ein: „Nun müssen's eben ertragen, haben's ja selbst nicht anders gewollt."

Stein ist es bei seiner Ankunft aus Kalisch in Breslau eben nicht besser ergangen als dem General Yorck in Frankreich bei der königlichen Musterung seiner zerrissenen und durchlöcherten Krieger. Um ihn, der mit dem glühendsten Eifer für die Wiederherstellung seines alten Herrn und Deutschlands mitten im bittersten, strengsten Winter und mit Gicht und Podagra durch Eis und Schnee dahin gekommen war, hatten sich weder König noch Minister gekümmert. Er war dort von einer gefährlichen Krankheit ergriffen worden und hätte allenfalls wie ein gewöhnlicher, fremder Reisender gleichsam ungewußt und unbekannt sterben und begraben werden können. Kurz, man hatte ihn fast wie eine Pest, als fürchte man irgendeine Ansteckung durch ihn, gemieden, und die Vornehmen und Hohen hatten vielleicht gefürchtet, durch Fragen und Besuche nach und zu ihm auf irgendeine Weise verdächtig und anrüchig zu werden.

Doch hatte sich, wie einer mir erzählte, der Oberhofmeister oder Obergroßpapa (spanisch: el gran ajo del rey) des Hofes,

Fürſt Wittgenſtein, bei Stein melden laſſen, ſein Bote hatte aber die Steinſche Antwort bekommen: „Der Fürſt mag kommen, aber er wird mir's nicht übelnehmen, wenn ich ihn die Treppe hinunterwerfen laſſe.“ So die Erzählung, aber Stein hatte ihn nachher doch geſehen.

Mir hat der alte Herr in Geſprächen ſpäterer Jahre über des Fürſten Lebenslauf und ſeinen Einlauf in den Sicherheitshafen des Potsdamer und Berliner Hofes folgendes erzählt, nämlich als in den Jahren 1820 Wittgenſtein ein wirklich Mächtiger zu ſein ſchien und mit dem Mecklenburger von Kamptz und ähnlichen auch wirklich ein Mächtiger war: „Es gibt Kreaturen, von jenen böſen Kreaturen, welche Gott in ſeiner geheimnisvollen Weisheit auch hat werden laſſen, die ſich gleich Vampiren und Wanzen oft bei den beſten Fürſten feſtſaugen, und die ſie zuletzt nicht abſchütteln weder können noch mögen. Ich kenne ja dieſen Wittgenſtein*), ich habe ihn hin und wieder flüchtig ſchon in ſeiner Jugend geſehen. Hier haben Sie die Anfänge ſeiner Potsdamer Einfahrt: Er iſt aus altem, rheiniſchem Grafengeſchlecht, das einſt mächtig war, jetzt zum Teil ſehr verſchuldet und zu kleinem Hofdienſt um Gunſt und Gnaden bei kleinen Fürſten, die vormals nur ſeinesgleichen waren, heruntergekommen iſt. Das Prinzchen, ein jüngerer Sohn eines verarmten Hauſes, ſtreifte, ein leichtſinniger Junge, in allen Bädern und um alle Spielhöllen der Bäder herum und verſumſeite dort und bei der Umbuhlung der Baſtardtochter des Pfalzgrafen Karl Theodor, der ſogenannten Äbtiſſin Gräfin von Bretzenheim, ſein ärmliches bißchen Erbteil und ſaß dann, böſer Dinge und eines Briefwechſels mit verdächtigen Franzoſen der Pariſer Jakobinerausſchüſſe beſchuldigt, in der heſſiſchen Feſtung Rheinfels (St. Goar) in gefänglicher Sicherheit. Da geſchah, daß der König von Preußen Friedrich Wilhelm II. von ſeiner berüchtigten Beiſchläferin, der ſogenannten Gräfin Lichtenau, in ſeinem Feldlager am Rhein einen Beſuch erhielt. Wittgenſtein in ſeinem Gefängnis bekam von ihrer Ankunft Wind, wehte die Günſtlingin ſeinerſeits wieder mit demütigſten Bittbriefen an, ihm durch die Gnade des Königs wieder aus dem Felſenloche an die freie Luft zu helfen. Sie half ihm heraus, nahm ihn als Beiläufer auf einer Reiſe nach Italien mit und führte ihn dann am Hofe zu Potsdam ein. So iſt er durch eine ſchlechte Schürze heraus- und heraufgehoben und dann mit andern ähnlichen Kreaturen allmählich weiter gekrochen. Ach, die armen Fürſten! Von wie vielen ſolchen Würmern werden ſie be-

*) Es war in den Tagen der demagogiſchen Umtriebe, wo er dies erzählte.

krochen! — Sie sagen, Sie haben ihn noch nicht gesehen, da haben Sie nichts verloren: ein lächelndes, freundliches, weibisches Armsündergesicht, aber listig und still gerührig, wie ein Maulwurf grübelnd und wühlend. Es ist ein Jammer, aber selbst gute Könige gewöhnen sich zuletzt an solche lächelnde Alteweibergesichter; es ist ihnen oft bequem, auch solche um sich zu haben, denen sie in übler Laune nötigenfalls einen Fußtritt geben können."

Gewiß war Stein bei Gelegenheit ein tüchtiger Treppenherunterwerfer. Eines Tages im Jahre 1805, als er Finanzminister war, hatte er einen Obersteuereinnehmer Baron v. G. wegen Steuerbetrugs ins Gefängnis befördert; dieser hatte die Wege gefunden, herauszukommen und sich ihm mit den Worten vorgestellt: „Ich wollte mir die Freiheit nehmen, mich Ew. Exzellenz zu zeigen, Se. Majestät der König haben die Gnade gehabt, mich wieder zu habilitieren." Und Stein: „Geh Er, beschmutze Er mir nicht die Augen. Gott hat dem Könige die Macht der Begnadigung gegeben, aber kein König kann aus einem Schurken einen ehrlichen Mann machen." Und Stein nahm den Stock und rief: „Fort! Die Treppe wieder hinunter! Ich will Ihm zeigen ....." Und jener wartete nicht, sondern geschwindest aus der Stube weiter.

Stein war in den ersten Tagen des Februars von Königsberg abgereist ins kaiserliche Hauptquartier, dann nach und von Kalisch und Breslau hin und her. Es galt, Alexandern und Friedrich Wilhelm wieder zusammenzuführen und ein festes Bündnis abzuschließen. Der Aufruf an die ganze Jugend der preußischen Monarchie zur Bewaffnung fürs Vaterland war den 3. Februar schon ausgegangen, der Bruch mit Frankreich war unvermeidlich, die Kriegserklärung sollte nun bald erfolgen.

Bei diesen Fahrten zwischen Kalisch und Breslau und Sendungen hin und her war der preußische General von dem Knesebeck viel gebraucht. Weil der Charakter und die Wirksamkeit dieses Mannes oft sehr falsch und mit einseitiger Gehässigkeit dargestellt ist, weil er besonders von den sogenannten Liberalen oft als ein schlimmer, eingerosteter Ultrajunkeraristokrat geschildert ist, so soll hier zur Berichtigung und auch zur Rechtfertigung des Ehrenmannes ein Wort stehen, das Urteil gescheiter und redlicher Männer über den General, der eine Zeitlang bei seinem Könige viel gegolten hat.

Knesebeck war aber keineswegs ein von kurbrandenburgischen Junkervorurteilen tief eingerosteter Mann, umgekehrt — als junger Hauptmann und Major in den Feldzügen von 1792—95 gegen die Pariser Republikaner neigte er sich ihren

Grundsätzen von Freiheit und Gleichheit zu, die aber von vielen der ersten Bekenner sehr entweiht werden sollten. Er blieb sein Leben lang ein freisinniger Mann, war überhaupt ein sehr unterrichteter und gebildeter Soldat, aber kränklich und melancholischen Temperaments, dessen bei dem Könige viel geltender Rat und Geist zuweilen von Nebeln des Trübsinns überzogen waren, so daß Scharnhorst einmal von ihm gesagt haben soll: „Weh uns! Eben ist Knesebeck bei dem Könige gewesen, er hat seine Hämorrhoiden wieder, da ist sein Mut in den H..." Er war in der Tat ein redlicher, braver Mann. Bei seinen Sendungen zum russischen Kaiser, jetzt bei der Sendung ins kaiserliche Hauptquartier hat er treue und gute Dienste geleistet, hat über Preußens geographische und militärische Stellung zu Rußland und Polen und über Preußens künftige Grenzen viele nötigste und nützlichste Winke gegeben. Wenn man diese Winke bei den Unterhandlungen nur befolgt hätte oder bei dem hastigen Sturz und Übersturz der Dinge, wohinein später die ganze europäische diplomatische Kunst mitspielte, nur hätte befolgen können!

Die preußischen Landstände waren denn den 5. Februar des Jahrs 1813 zusammengetreten. Der fromme, tapfre Graf Alexander Dohna führte sie an, ein höherer Sinn und Geist von Gottes Gnaden und Gottes Glück, welches Deutschland jetzt doch zur Auferstehung aus langer Schmach zu winken schien, beseelte und begeisterte alles. So wurden auf das geschwindeste Gelder gesammelt und Männer versammelt, 20000 bis 30000 Mann, Einberufene und Freiwillige, wurden gerüstet und bewaffnet, die Ordnung einer allgemeinen Volkswehr ward entworfen und verkündigt und ausgeführt.

Unsereinem waren allerlei kleine Geschäfte in Königsberg zu besorgen von Stein aufgetragen. Ich saß nun freilich nicht mit in den großen Verhandlungen und Arbeiten, aber ich saß doch sehr mit daran. Ich schrieb unter andern fliegenden Blättern und Blättchen, wie sie der geschwind fliegende Tag und das geschwind fortmarschierende Glück verlangte, in Steins Sinn und Befehl mein Büchlein: Was bedeutet Landwehr und Landsturm? und meinen Deutschen Soldatenkatechismus.

Hier muß ein kurzes Wort der Berichtigung und der Abwehrung stehen in Hinsicht auf die Berufung der Ständeversammlung und die Errichtung der Landwehr.

Nicht allein in leicht hinfliegenden und verfliegenden Tagesblättern, sondern in ernsten Büchern ist Steins Auftreten und Wirken in Königsberg von Unkundigen oder auch von Neidern und Feinden als ein russisches, ja als ein zu russisches und bei-

nahe moskowitisches dargestellt worden. Freilich in dem bloßen Antrieb und Beruf seines deutschen Herzens konnte Stein nicht auftreten, solche Macht hatte er nicht in der Welt, da hätte er keine Ausrede wie Yorck, ja nicht einmal wie Alexander Dohna und Schön zur Mitwirkung bringen gekonnt; in dem Augenblick hatte er nur den Namen und die Macht Alexanders von Rußland hinter sich, er konnte nur in diesem Namen handeln und berufen; er handelte in vollster, sicherster Überzeugung von des Kaisers redlicher Gesinnung für die allgemeine deutsche und russische Sache und hat sich wohl bei und vor allen Menschen in diesem Sinne ausgesprochen; er hat auch wohl bei Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten und Einwendungen, die ihm gemacht wurden, auf der Russen Stellung und auf Alexanders Macht vor den Wankenden und Schwachen hingewiesen, auch wohl, wie seine Art war, zuweilen ein halbrussisches Drohwort herausplatzen lassen, aber nur Steins Feinde konnten meinen und die verleumdende Meinung ausbreiten, daß dieser Mann fähig gewesen wäre, zum Vorteil des russischen Kaisers nur ein deutsches Dorf oder Städtchen hinzugeben.

Doch haben seine Feinde hin und her gemunkelt, Stein sei gar nicht abgeneigt gewesen, Polen und Preußen allenfalls an Rußland zu vertun und zu verkaufen. Das muß man auch bedenken: Stein mußte, wie hier in Königsberg die Lage der Dinge war, und wie die Verhältnisse und die Personen in Preußen gemischt und verwirrt durcheinander lagen, sich größerer Ruhigkeit, Vorsicht und Gewandtheit befleißigen, als der sonst heiße und gerade Mann seiner Natur nach gewohnt war. Es waren bei fast allen Verhandlungen und Versammlungen, Gelagen und Festschmäusen russische Generale und Späher offen und versteckt immer mit dabei, es waren andere Späher da, welche die Wittgensteine, Bosse und Kalkreuthe aus Berlin und Breslau zur Belauschung und Ausforschung unter allerlei Kappen ausgesandt hatten. Ich erinnere mich mehrerer solcher Gesichter. Dies wußte Stein so gut wie andre; aber hier habe ich auch einmal seine Ruhigkeit, Mäßigung und Klugheit loben und bewundern gekonnt.

Wer hat die Landwehrerrichtung getroffen? Wer ist der erste Ausführer derselben gewesen? Denn in Preußen ist ihr Anfang gemacht. Da werden von Scharnhorst an bis auf Stein die mancherlei Namen genannt. Der Gedanke derselben war ja schon seit Jahren ein deutscher Gedanke; seit Tirols und Spaniens Erhebung, seit Österreichs freilich unvollendeter, nicht ganz glücklicher allgemeiner Bewaffnung des Jahres 1809 lagen

Beispiele vor Augen. Landwehr — das Wort rief Stein mit Tausenden wackerer deutscher Männer aus, in Königsberg rief er es als eine gebotene Notwendigkeit aus.

Hiebei sind nun verschiedene Namen genannt: der Minister Dohna, der Präsident Schön, der vormals preußische Oberst Clausewitz, noch in russischen Diensten, aber damals in Königsberg anwesend. Er und Friedrich Graf Dohna waren ja von Petersburg auch als geheime Sendeboten nach Kurland zum General Yorck für die Bewirkung seines Übertritts abgeschickt gewesen. In Preußen standen die Dinge ja jetzt in der großen Bebung, Hebung und Schwebung aller Menschen und Verhältnisse, ungefähr so, wie wann ein Vulkan zu rauchen beginnt und man nicht weiß, ob sein verderblicher Rachen befruchtenden Staub oder verderblichen Schlamm und Gestein über die Fluren ausspeien wird — kurz, wenn man von der Errichtung der Landwehr in Preußen spricht, kann man wirklich wohl mit Recht sagen: Auerswald, Alexander Dohna und Yorck standen an der Spitze und mit der Leitung und Führung aller preußischen Dinge, aber nach meinen Erfahrungen und Erkundungen wird das Endresultat sein: Graf Alexander Dohna ist dafür der allereifrigste gewesen, und Oberst Clausewitz, einer von Scharnhorsts Lieblingsschülern, hat nebst dem braven Major Grafen Ludwig Dohna die einzelnen Artikel der Landwehrordnung mit Kriegsmannseinsicht wohl vorzüglich entworfen und geordnet. Graf Ludwig Dohna, Alexanders und Friedrichs Bruder, ein teurer, mir unvergeßlicher Mann, hat vor vielen andern zur ersten Gestaltung und Ausbildung der preußischen Landwehr gewirkt und gearbeitet. Er mit 15000 tapfern Wehren in Gemeinschaft mit einer ungefähr gleichen russischen Schar, die der Gemahl meiner Herzogin Antonie, der Herzog Alexander von Württemberg, befehligte, hat Danzig berennt und umzingelt, bis es durch Hunger zur Übergabe genötigt worden. Hier hat er aber so viel Not und Ärger gehabt, russischen Übermut zu dämpfen und der Ausplünderung und Verwüstung des Landes durch diese Bundsgenossen zu wehren, endlich die Russen nicht zu den Meistern und Herren des Weichselschlüssels bei seiner Übergabe werden zu lassen, daß der herrliche Mann in kräftigster Jugend für sein Vaterland ein schönstes Opfer geworden ist.

Der Graf bemerkte, daß bei der Übergabe der russische Feldherr mit seiner liederlichen, sehr zusammengeschmolzenen Schar in Alexanders Namen in die Tore wollte, er kam ihm mit seinen tapfern Landwehren zuvor und besetzte die preußische Stadt geschwindest mit seinen Preußen. Darüber so ärgerliche Auftritte

mit dem russischen General, der auch seinen Prinzen und höhere Titel geltend machen wollte, daß er stracks nach dieser tapfern T erkrankte und am Nervenfieber starb.

Dieser Name Ludwig Graf Dohna werde nimmer von keinen tapfern Preußen vergessen. Wäre Prinz Alexander mit seine Russen zuerst in die Festung eingerückt und hätte Besitz ge nommen, wer weiß, ob der Pariser und Wiener Frieden un Kongreß oder irgendein anderer Kongreß, der nicht mit Kanone geführt wird, sie jemals wieder daraus gebracht hätte? Danzi ist ein gar süßer, appetitlicher Weichselschlüssel und der Ein gang und Schluß zur Herrschaft über Polen und Preußen.

Hier in Königsberg lebte ich nun nach einem Jahre wiede ganz deutsch — und wie deutsch frei und glücklich! und war durch die Freudigkeit und Lebendigkeit der Menschen mitgetrage und gehoben; hier hatte ich auch Stein ganz in seiner Naturweis zuerst einherschreiten gesehen. In Petersburg mußte der Löw sich doch oft wie in einem Käfig gefühlt haben.

So ist einmal der große Mensch, der sogleich alles loslasse und fliegen lassen möchte; aber die menschlichen Dinge laufe nicht so, auch die Gewaltigsten müssen ihrer Zwischenläufe un Erfolge warten, müssen den Verhältnissen oft nur zu sehr folge und gehorchen. Welche Minierarbeit hat er die ersten Monat in Petersburg getrieben! Langsam nur hat er den elende Romanzoff bei dem Kaiser aus dem Sattel gehoben; was hat ih dies bei der Feurigkeit seiner Natur wohl gekostet? Ich hab die innerliche Zornwühlung seines Wesens und wie die langsam Unentschlossenheit und Zauderhaftigkeit des russischen Kabinetts durch Unterhandlungen mit dem übrigen Europa wieder in Ver bindung zu treten, ihn häufig mit Ungeduld zerriß, genug in un verkennbarsten Zügen und auch in seinen eignen Äußerunge gespürt.

Stein war also weiter nach Süden weg, ich mußte in Königs berg ungewöhnlich rasch und frisch sein, so viel ward von alle Seiten her von mir verlangt, so viel rissen mich nicht nur an befohlne Aufträge und Arbeiten, sondern vielmehr noch die Men schen hin und her. Noch bin ich dieser Königsberger Tage in de Erinnerung froh, ja ich könnte stolz sein, wenn ich bedenke, wi ich zehnmal und hundertmal mehr, als ich wert war, von de besten Menschen hier auf den Händen, ja nach russischer und alt deutscher Weise fast auf den Köpfen und Schultern und Schilde getragen ward. Es waren aber viele der Besten und Edelsten hier

Zunächst hatte ich hier meine Petersburger Freunde un Kriegskameraden von der deutschen Legion, die sich jetzt herab

gezogen hatte und neue Werbung und Ergänzung machte, darunter die preußiſchen Grafen Friedrich*) und Helvetius Dohna, den Freiherrn Horſt, einen Osnabrücker, Major von der Goltz und mehrere tapfre, damals alle junge Geſellen. Die Brüder Dohna alle — einer, Graf Fabian Dohna focht damals in Spanien unter Wellington gegen die Franzoſen — alle Dohnas, ihr vortrefflicher Alteſter, der Miniſter Alexander, voran, ſtanden auf der höchſten Höhe der Zeit, und ihr Haus und die Gefreundeten und Genoſſen desſelben bildeten in der Königsberger Geſellſchaft die Blütenkrone; die eigentliche Blumenkönigin der Freude und Begeiſterung war aber die herrliche Gräfin Julie, Friedrich Dohnas Gemahlin, Scharnhorſts ähnlichſte und ganz von ſeinem Geiſt durchwehte Tochter, in Geſtalt und Geſinnung und auch in mancher äußerlichen Art des edlen Vaters Ebenbild, ſchlank, blond und ſchön, ſie mit den wirklichſten, ſchönen, himmelblauen Thusneldaaugen, wie man ſie von einer Tochter des Harzes und der Weſer aus dem Cheruskerlande her, wo Scharnhorſts elterliches Bauernhaus ſtand, ſich ſo gern einbildet, und wie da ſchöne, blondlockige Bauerdirnen auch heute noch zu ſchauen ſind.

Dieſe ſchöne Harztochter und ihren Vater hatte ich vor meiner Rußlandfahrt den verfloſſenen Frühling 1812 in Breslau und in dem ſchleſiſchen Bade Cudowa viel geſehen. Dort lebten wir in wartender Spannung und Hoffnung, jetzt war eine große Erfüllung da, und fröhlich trug die ſiegesglückliche, herrliche Frau jetzt ihren Erſtgebornen auf dem Arm in der Freude, daß er doch wie ein Freier in deutſchen Ehren aufwachſen und leben werde. Sie und die Dohnas zogen mich nun in ihre Kreiſe, bei ihnen und ihren Gefreundeten, z. B. bei dem mit einer Dohna verheirateten Kanzler Preußens, Freiherrn Schrötter, verlebte ich manchen glücklichen Abend; bei ihnen verſammelte ſich gleichſam der höhere Geiſt der Hauptſtadt, auch von den Genoſſen der Hochſchule alles, was friſcheren Mut in der Bruſt hatte.

Hier ging auch Schön viel aus und ein, und hier lernte ich auch zwei Männer kennen, welche ſpäter in Bonn meine Amtsgenoſſen werden ſollten, nämlich Hüllmann und Delbrück, und den ſeit Herders und Kants Königsberger Tagen berühmten Kriegsrat Scheffner, den ſchönen, ſchon ſchneeweißen Greis, welcher damals in keiner guten, begeiſterten Geſellſchaft fehlen durfte. Außer dieſen war mein alter Freund Motherby da und die beiden Brüder Nicolovii, welche auch ein lebendiges Haus machten. Es

*) Jetzt Feldmarſchall.

war auch wohl seit Jahrhunderten kein lebendigeres Leben in Königsberg gewesen als in den ersten Monaten dieses Jahrs 1813. —

Bei den Nicolovii sah ich zuerst die in Weimar ausgeheckte, deutsche Schmeißfliege Kotzebue, die dort mit ihrer alles beflatternden und beschmutzenden Beweglichkeit Schillern und Goethen einst genug Unruhe und Ärger bereitet hat. Ich hatte mir diese berühmte Kreatur gar anders vorgestellt, als ich ihn erblickte. Nach seinem Durchlaufe und Lebenslaufe durch die Russen, der sich sogar einmal bis nach Sibirien hin hatte verlaufen wollen, hatte ich mir in äußerer Erscheinung und Gebärdung einen gewandteren, höfischeren, ja etwas kavalierischen Mann gedacht, und ich fand in der Erscheinung etwas von einem Lumpentrödler und Altflicker, einen länglichen, vornüber gebückten Mann mit freundlicher, halb zutraulicher, lauschiger Gebärde; ja wie ein rechter Lurifax sah der Mann aus, so blinzelten seine Augen ringsumher, als ob er jedem etwas abhorchen und aus ihm herausholen wollte. Er hatte sich, als die Russen nach Deutschland vordringen sollten, sogleich an Wittgenstein gehängt, um als Bulletinschreiber dessen Großtaten und die Anrufungen, Ausrufungen und Verkündigungen deutscher Freiheit auf deisen Heerzügen zu verfassen.

Er hat auch ein halbes Jahr solche Bulletins geschrieben in seiner das Größte und Edelste entweihenden oberflächlichen und immer unzeitig und unverschämt witzelnden und dann wieder weibisch empfindelnden Manier, und wo er sich auf früheres Leben und Vorgeschichte der Völker und ihrer Begebenheiten und Entwickelungen berief oder hinwies, mit solcher Oberflächlichkeit und Unwissenheit, daß man sich dieses Deutschen deutsch schämen mußte; so rief er zum Beispiel die meißnischen Sachsen oder die guten sogenannten Kursachsen, welche durch die traurige Politik ihres Königs leider noch gefesselt gehalten wurden, daß sie ihren braven deutschen Mut nicht zeigen konnten, das heißt die ganz zufälligen Namenssachsen, durch den Namen Sachsen eben verführt, in Namen ihres weiland Wittekind auf, wie er weiland gegen Karl den Großen gestanden, so gegen den, welcher der Karl der Große der Gegenwart sein wolle, mit gleichem Mut aufzustehen und zu stehen. Diese Unwissenheit und die elenden, leeren Anspielungen und leichtfertigen Witzeleien, welche dieser deutsche Mistkäfer auf den großen und heiligen Ernst der Gegenwart spritzte, empörte uns alle, keinen aber mehr als Niebuhrs zartfühlendes deutsches Herz.

Um solcher Elendigkeit zu wehren und über Großes und

Hohes groß und hoch ſprechen und erzählen zu können, hat er ſogleich mit ſeinem Freunde, dem Buchhändler Georg Reimer in Berlin, ein Deutſches Tagesblatt begonnen, welches, da er durch andere höhere politiſche Berufungen von der Oberleitung desſelben entfernt ward, etwa anderthalb Jahre durch die verſchiedenſten Wechſel und Hände gegangen iſt; auch unſereiner hat zuweilen ſeinen kleinen Beitrag dazu geliefert.

Bei meinem Freunde Motherby verlebte ich ähnliche, aber viel jugendlichere, rauſchigere Abende als bei den Dohnas und Schrötters. Dies war ein edles, freies Bürgerhaus, beide ein vom engliſchen und Kantiſchen Geiſt durchwehtes Haus. Motherbys Vater war ein geborner Engländer aus Hull geweſen, Kaufmann in Königsberg, wie ſein Freund, der Schotte Hay, Freund und Tiſchgenoß Kants. Von dem Geiſt jenes Lebens hatten die Söhne des Huller Motherbys etwas abbekommen. Das Motherbyſche Haus war gleichſam das Kaſino, das Verſammlungshaus der feurigen, kriegsluſtigen Jugend, die ſich mit Herz, Fauſt und Degen rüſtete und für den nahen, großen Kampf einübte. O hier waren prächtige Jungen!

Die Namen vieler wackern Jünglinge ſtehen noch mit helleſten, goldenſten Buchſtaben auf der ſchon ſehr gebleichten und bemooſten Tafel meines alten Gedächtniſſes geſchrieben: Friccius, Freiherr Hoverbeck, von Fahrenheit, von Bardeleben und viele andre vortreffliche, die aus den blutigen Schlachten nimmer die Heimat wiedergeſehen haben, ſondern in fremder Erde begraben ſind; unter dieſen letzten ein Bruder Motherbys, Regierungsrat in Gumbinnen und Hauptmann in der preußiſchen Landwehr, der beim Sturm auf Leipzig auf der erkletterten Mauer, den Seinigen ein Vorſtürmer, von einer tödlichen Kugel getroffen iſt.

Von dieſen wackern Jünglingen ſind Friccius und Fahrenheit mir dreißig, vierzig Jahre ſpäter treueſte Freunde und Genoſſen geblieben und haben mich zuweilen noch in meiner Hütte am Rhein beſucht. Fahrenheit war einer der reichſten preußiſchen Schloßbeſitzer, iſt nebſt ſeinem Freunde, dem Oberpräſidenten von Schön, für manche ſchöne Stiftungen und Gründungen in Preußen ein treuer Arbeiter und Helfer geweſen. Friccius, ein Altmärker, unweit Stendals gebürtig, in Königsberg als ein junger Sachwalt lebend, verließ ſein ſchönes, jugendliches Weib und ein zartes Kind und zog als Offizier der Landwehr mit gegen Weſten, focht alle blutigſten Schlachten, bei Dennewitz, Leipzig, Laon uſw. mit, führte als Oberſt im zweiten Jahr ſchon ein Bataillon und hat die Taten ſeiner tapfern Kameraden in ſchönen Büchern beſchrieben, ſchaut nun auch ſchon ſeit zwei

Jahren gewiß von einem beſſern Stern auf uns und unſern kleinen Erdball herab.

Das waren Tage, ja das waren herrliche Tage; die junge Lebens- und Ehrenhoffnung ſang und klang durch alle Herzen, ſie klang und ſang auf allen Gaſſen und tönte begeiſtert von Kanzel und Katheder. Der Bücherſtaub der Gelehrſamkeit ward von dem Sturmwind des Tages abgeweht, und der goldne Blütenſtaub des fröhlichen Maientags der Hoffnung und des Mutes fiel auf die Stirnen, die jener ſonſt umgrant hatte; auch die Kälteſten wurden warm, auch die Steifſten wurden gelenkig, ſie glühten und zitterten in der allgemeinen Bewegung mit fort.

Ich erzähle eine prächtige Szene: Profeſſor Delbrück hatte mich zu einem feierlichen Actus des Gymnaſiums geladen, deſſen Scholarch er war. Alle Primaner wollten ins Feld und gingen ins Feld, die meiſten traten in ein Reiterregiment, welches Oberſt Graf Lehndorf aus eitel Freiwilligen errichten wollte, die Pferd und Rüſtung aus eignen Mitteln ſchaffen konnten. Ich litt auch ſogleich durch dieſen Patriotismus: mein ſchöner Helfer und Ausrichter, der Bediente meines Wirts, des Präſidenten Nicolovius, ward auch von dem kühnſten Mut fürs Vaterland ergriffen, er mußte ſich die Mittel zur Anſchaffung von Roß und Rüſtung bei Gönnern ſammeln, ich trug auch fünfzehn Taler bei. Ich habe den braven Jungen ſpäter in Berlin wiedergeſehen als Wachtmeiſter mit ſchönſten Ehrenzeichen auf der Bruſt.

Der von Delbrück geordnete Actus im Gymnaſium war der allerfeierlichſte, Klopſtockiſche Oden, Gleimſche Lieder, die Hermannsſchlacht und andres dergleichen überauſſiges Deutſches und Preußiſches wurden von den Schülern hergeſagt; noch erinnert's mich, wie der Klopſtockiſche Vers:

„Ha! dort kommt er mit Schweiß, mit Römerblute,
Mit dem Staube der Schlacht bedeckt; ſo ſchön war
Hermann niemals, ſo hat's ihm
Nimmer vom Auge geflammt."

in der Kehle eines Jünglings halb zerbrochen ſteckenblieb, und wie der bei ſolchen Gelegenheiten immer und damals doppelt deutſch begeiſterte Delbrück den Vers nun ſelbſt über ſeine Lippen mit ſolcher erſchütternden Bewegung herausſpringen ließ, daß alle Zuhörer miterſchüttert in laute Jubeltöne ausbrachen.

An dieſem erwähnten Reiterregiment preußiſcher Freiwilligen, welches in wenigen Wochen mit Männern und Waffen auf das prächtigſte gerüſtet daſtand, und an ſeiner Fertigung habe ich zufällig mitarbeiten gemußt, indem der Graf Lehndorf den für dieſen

Zweck an seine lieben Landsleute gerichteten Aufruf mir zur Durchsicht und Begutachtung vorlegte. Ich habe aus demselben mehr etwas zu vieles Feuer ausgelöscht als von dem meinigen hinzugetan. Der Graf hat sein prächtiges Regiment mit großen Ehren durch viele Schlachten geführt, aber die wenigsten seiner tapfern Jünglinge wieder zu Hause gebracht; sein persischer Prüfungskorb würde bei der Heimkehr des Regiments sehr leer*) gestanden haben. Er ist mein Freund geblieben; ich habe ihn zehn, fünfzehn Jahre später, wo er in Köln als General einen Befehl hatte, öfter in meinem Hause wiedergesehen.

Hier sprang jetzt aus dieser allgemeinen Begeisterung, die mit dem ganzen Volke in den Kampf gehen wollte, auch mein sogenanntes Deutsches Vaterlandslied hervor, das im lieben Deutschland noch in späteren Jahren gesungen ist und endlich wohl mit andern Tagesliedern zu seiner Zeit auch verklingen wird. Möchten wir in dem Augenblicke, worin wir eben leben, seinen Wünschen noch näher sein, als wir sind!

Ich habe die Menschen und Kreise genannt, mit welchen und in welchen ich hier in diesen jauchzenden und triumphierenden Tagen so glücklich mit oben schwamm. Unter diesen war eine der merkwürdigen Erscheinungen der Geheime Kriegsrat Scheffner, wie ein Königsberger Orakel geehrt, noch ein übriger aus jener berühmten Schar der Königsberger Geister, der Herder, Hamann, Kant, Hippel, jetzt schon hoch in den Siebenzigen, mit schneeweißen Locken, seinen schlanken, hohen Leib noch gerade tragend, und durch Lebendigkeit und Witz Königsbergs Lust und Ehre; ja, geistreich und witzig, sprudelnd und sprühend von geistreichen Spielen und Einfällen war der liebenswürdige Greis. Er war eine Ruine aus dem Siebenjährigen Kriege und Gesell und Kampfgenoß von drei Namen, die in Preußens Kriegsgeschichte berühmt geworden sind. Hier ein Wörtchen über die drei:

Als der Siebenjährige Krieg begann, standen vier reisige Jünglinge und Kameraden in den Listen der Hochschule Halle eingeschrieben. Da gerieten sie einen guten Abend bei einem Kommers in das Gespräch von der Not, daß sie als Kantonisten wahrscheinlich bald gefaßt und eingekleidet werden würden, und endigten mit dem Entschluß, lieber sogleich als Freiwillige in ein berühmtes Husarenregiment einzutreten. Ich weiß nicht, wie hohen Grad Scheffner da als Offizier gewonnen hat, später hat er in Königsberg bei der Kriegs- und Domänenkammer als

*) Die Lanzen der Goldenen Leibwache der Perserkönige wurden aus großen Körben gezogen. Bei der Heimkehr aus dem Felde als Tapferkeitszeichen wurden sie wieder eingesteckt.

Kriegsrat gestanden; aber die andern drei hallischen Studenten — sie hießen l'Estocq, Neumann und Günther — haben es mit hohen, verdienten Ehren alle drei bis zum Range des Generals gebracht. Neumann ist, als in Schlesien viele sich matt und feig gezeigt hatten, durch die tapfre Verteidigung Kosels berühmt geworden; l'Estocq, auch durch seinen schlichten, graden Charakter als ein Biedermann gepriesen, hat nach dem ersten preußischen Sturz in der Schlacht bei Preußisch-Eylau den alten Heldenruhm des Volkes wieder aufgerichtet und ist als Feldmarschall gestorben; Günther stand zuletzt als kommandierender General in Preußen, ist durch seine wissenschaftlichen Kriegs- und Geschichtskenntnisse gleichsam ein Vor-Scharnhorst gewesen und hat manche tüchtige Jünglinge, unter andern auch Boyen (spätern Kriegsminister), zu tapfern Kriegern ausgebildet.

Scheffner war ein Ehrenmann, von den Matten und Feigen wegen seines Witzes gefürchtet. Er gehörte zu den geistreichen Menschen, die darin einem echten Kieselstein gleich sind, daß sie nur durch Draufschlagen Feuer geben. Er hat in Prosa und Versen einiges geschrieben, das ist aber seinen unmittelbaren Erzeugungen, die in der lebendigen Gesellschaft aus ihm hervorsprudelten, nimmer vergleichlich geworden, sondern viel zu künstlich gemacht und antithetisch, solchen Witzen gleich, welche man französische oder jüdische Witze zu nennen pflegt.

Der Alte hatte eine Lebensbeschreibung eigner Hand hinterlassen und sie den Besorgern seines letzten Willens, den Professoren Hüllmann und Delbrück, zur Herausgabe nach seinem Tode übergeben. Diese hatten sie auch wirklich abdrucken lassen; ich habe diesen Abdruck, den man einen Abdruck avant la lettre nennen konnte, durch Hüllmanns Mitteilung in Bonn in der Hand gehabt und die interessantesten, ergötzlichsten Kapitel desselben mit großem Vergnügen durchgelaufen. Es waren viele prächtige, köstlichste Sachen und Schilderungen darin, mit schärfsten Blicken gefaßt, und die Verhältnisse und darin auftretenden und spielenden Personen mit freiester Lust und Witz geschildert.

Vor allem ergötzten mich die Schilderungen, als der unglückliche Hof, bis an die äußerste Grenze nach Memel verlegt, nun endlich wieder in Königsberg von König und Königin gehalten ward. Da wurden die verschiedenen Bilder nach dem Leben gezeigt, Minister und General und Korporal, wie sie die Höfe umschweben und umflattern, und auch die Abendunterhaltungen an dem Teetische und in dem Lesekabinette der Königin Luise, wie der witzige und geistreiche Schwede Brinckmann, Legationssekretär des schwedischen Gesandten Grafen Ehrenström

in Berlin, dort den patriotischesten Deutschen und Preußen spielte und der Königin vorlas und vorplapperte, der Schelm, den ich wohl gekannt habe, der in Schwedens und Preußens Angelegenheiten daheim durchaus eine französische Rolle gespielt hat, wie auch Hüllmann, Delbrück und Süvern zur Wiederbelebung des gesunkenen Geistes damals öffentliche Vorlesungen hielten und auch zur Unterweisung des Kronprinzen, unsers jetzigen Königs, verwandt wurden. Alles auf das lebendigste und lustigste mit den frischesten, hellsten Farben geschildert; aber, aber — dieses hübsche Buch hat das Schicksal so vieler Bücher gehabt, die nach dem Tode ihrer Verfasser gedruckt werden sollen. Die deutschen und universitätischen und professorischen Zustände waren seit Kotzebue, Sand und den Karlsbader Beschlüssen trüber und mißlicher geworden, da hat denn auch unsre beiden Professoren bedenkliche Furcht ergriffen, sie haben das fertige Buch einstampfen lassen und ein verstümmeltes, verschnittenes Leben Scheffners herausgegeben, das sich noch ganz leidlich lesen läßt, woraus aber das frischeste, schärfste Scheffnersche Salz herausgelaugt ist.

So dieser wackre alte Preuße. Ich hatte mich unter diesen Preußen ein paar Monate sehr angenehm festgelebt und eingelebt. Ich fand sie sehr anders, als ihre westlichen und östlichen Nachbarn, die Pommern und die Kurländer; von den südlichen Nachbarn, den Polen, schienen sie gottlob! wenig angenommen zu haben.

Die Kurländer sind größtenteils mit ihnen aus demselben Stoffe, aber in ein paar Jahrhunderten doch sehr von der leichten, dünnen Luft des benachbarten Polens durchweht. Die Preußen sind gottlob unter deutscher Herrschaft geblieben, sie waren von Anfang an der größere Stammleib des deutschen Ritterstaats in diesem deutschen Osten, mit der von Ottokar von Böhmen gegründeten Hauptstadt und mit den größten und glänzendsten Residenzen, Burgen und Schlössern des Ordens. Sie sind offenbar sich selbst und dem ursprünglichen Wesen viel gleicher geblieben als die Kurländer und Livländer, haben auch von den großen Heldenkurfürsten und Königen hohenzollerischen Stammes nichts Gemeines und Niedriges leiden und erben gekonnt.

Sie machten mir, als ich einige Wochen unter ihnen gelebt hatte, einen gar eigentümlichen Eindruck; in manchen Köpfen alter Edelleute und ehrenwerter Bürger, in einer gewissen, ruhigen, sicheren Haltung der Köpfe, in einigen über die Gesichter hinschwebenden, wie in stiller Betrachtung und Schauung begriffenen, halb lächelnden, halb ironischen Zügen glaubte ich manche bekannte Köpfe Stockholms und Schwedens wiederzusehen:

ein zugleich sehr ruhiger und stiller und doch sehr fester und scharfer Ausdruck. Dies mochte in den Gesichtern zum Teil wohl der Ausdruck des Nordens sein, welcher hier doch schon mehr ein Norden ist, als er bei den Leuten in Lübeck, Rostock und Stralsund heißen kann. Dies mag zum Teil allerdings wohl klimatisch sein, aber größtenteils verdanken sie diesen Ausdruck einer fest und gerad vor sich hinschauenden und stillen Mannlichkeit, der mir hier so sehr auffiel und gefiel, wohl der großen Geschichte ihres Ordens. Sie geben gleichsam den Anblick eines Mannes, der mit dem Bewußtsein vieler tüchtig bestandener Kämpfe auftritt. Das Gepräge großer Taten und Leiden dieses Ordens hat viel Ritterliches, Festes und Selbstbewußtes den Enkeln und Urenkeln als einen schönen Nachlaß hinterlassen müssen.

Sie haben eine große, herrliche Geschichte gehabt, Bürger und Edelmann ist mit dem Gefühl dieser Geschichte aufgewachsen, der Enkel hat von einem Stolz und einer Ritterlichkeit der Gesinnung als Erbschaft der Ahnen noch ein hübsches Stück übrig. Es hatte sich nun in dem letzten Halbjahrhundert so gefügt, daß diese Preußen, diese echten, rechten Preußen, bei den meisten westlichen Deutschen fast wie vergessen dazuliegen schienen, auch deswegen wohl, weil der große König Friedrich II. sie wenig gerechnet und hervorgehoben zu haben schien. Während seines letzten großen Kampfes gegen Maria Theresia und die halbe europäische Welt, während des Siebenjährigen Krieges, lag Preußen dem großen Kriegsschauplatz fern und war fast immer von den Russen durchzogen und überzogen; es schien daher für die Rettung des Staates weniger gewagt und getan zu haben als andre Landschaften und ward deswegen mit einer gewissen Gleichgültigkeit von ihm angesehen und behandelt, obgleich er in seinem schlechten Latein das alte Prussia in Borussia verwandelt und ausgestempelt hatte.

Jetzt nun sollten diese Preußen Gelegenheit bekommen, zu zeigen, wes Geistes und welcher Art sie sind. Daß sie hoher geistiger Art sind, haben sie durch Herder, Hamann, Kant, Simon Dach und andere genug gezeigt. Friedrich hat durch Worte und Taten in seinem Testament und in Vermächtnissen ihnen die Pommern und Brandenburger weit vorgezogen. Hätte er dazu ein Recht gehabt, sie haben in allen Schlachten, mit Dennewitz und Leipzig anzufangen und mit Laon und Waterloo aufzuhören, sich als die Treuesten und Tapfersten erwiesen. Ja ein gewisser Stolz der Mannlichkeit und Geradheit, eine eigentümliche Freisinnigkeit in Antlitz und Rede und in Schritt und Tritt ausgeprägt, tritt einem hier fest entgegen. Auch in unsrer jüngsten Zeit in Frankfurt und in der Volkskammer in Berlin treten uns die eigentlich

preußischen Namen als Männer entgegen, welche die Zeit begriffen haben, während es in manchen pommerschen und brandenburgischen Köpfen noch von so dicken Nebeln dunkelt, als wolle ein bißchen mittelalterliche Finsternis wieder in unser neunzehntes Jahrhundert hereinbrechen. Ich will keine Namen nennen, weil ich durch Gegeneinanderstellung von Namen keinen Sonderneid erregen will.

Ja die Deutschheit hat in diesen sumpfreichen und waldreichen Nordrevieren zwischen Weichsel und Niemen recht feste, tiefe Wurzeln getrieben, und die Stämme, welche von ihnen gehalten und genährt werden, stehen stolz und gerad in den Stürmen des Tages. Das kann man in Wahrheit sagen, daß diese Wurzeln so fest stehen, daß der Mensch und das Land in Liebe und Treue so ineinander verwachsen sind, daß der in Preußen geborne Mensch sein Land, sein rauhes und in mancher Hinsicht unschönes und unromantisches Land, mit unendlicher Liebe festhält und lobt und preist. Sein edles, durch und durch deutsches Blut, wie ist es in den langen Kämpfen der tapfern Väter hier geflossen! wie teuer ist dieses Land durch das Schwert gewonnen und behauptet worden!

Wirklich ist Preußen seiner Liebe eine Art Paradies geworden, in welchem alles fast in der ersten Unschuld der Liebe erblickt wird. Was auf diesem Boden wächst und blüht, der Mensch und das Tier, das Roß und der Ochs, der Weizen und der Apfel — alles wird von ihm schöner, stärker, voller, süßer gesehen und gepriesen, als was andre deutsche Länder tragen und erziehen. In der Tat, seine Heimat ist ihm das Land des Paradieses; hat ja auch ein vormaliger Doktor der Theologie, namens Hasse, in seiner Erklärung des ersten Buches Mosis um Königsberg in der Pregel und in den in die Pregel hineinfallenden Flüssen und Bächen die fünf Ströme gefunden, die das Paradies umfließen. Wie oft habe ich über dieses Kapitel des Paradieseslandes mit meinen Freunden Motherby und Schenkendorf streiten und doch über ihren preußischen Patriotismus mich freuen gemußt! Glücklich, wenn in allen Landen deutscher Zunge die Heimat von solchen Herzen geliebt, von solchen Köpfen und Fäusten verteidigt und verherrlicht würde!

Endlich gegen Ende des Monats März bin ich auf schlechtesten Straßen schon durch Hinderungen und Überschwemmungen der Frühlingswasser über die Weichsel gekommen, habe des Kriegs wegen große Umschweife der Straßen machen müssen und habe das durch Kopernick und das Jesuitenmordgemetzel berühmte Thorn nur aus der Ferne geschaut. Es war noch von Polen

und Franzosen besetzt, und unsre belagernden Krieger donnert
eben recht frisch, als mich im schnöden Regen- und Schlack
wetter, auf dreckigen, ausgefahrnen Wegen vier magre Pferd
von polnischen Postillionen getrieben, mit meinem leichten Wag
nur langsam weiter gegen Süden fortschleppten.

In Kalisch fand ich meinen Herrn Minister wieder, wei
dort zwei Tage und fuhr durch polnischen Dreck und mit p
nischen Postillionen des Weges gen Breslau. An der polnis
schlesischen Grenze hätte mich trotz alles meines Rufens d
polnische Postillion um ein Haar mit dem Wagen zusamme
stoßen lassen, worin der König von Preußen eben zum Bes
des Kaisers Alexander nach Kalisch fuhr. Welch ein Abe
teuer, wenn ich armer Plebejer so mit dem königlichen Wag
zusammengestoßen und mit meinem leichten Wägelchen seitwär
geschleudert wäre! Kaum entging ich solchem auf jeden Fa
für mich gefährlichen Zusammenstoß. So, selbst nicht dur
Sturz und Fall, darf man keine königliche Aufmerksamkeit e
regen. Ich hatte schon aus der Ferne dem Wagen voranfliegen
Reiter und auf dem Vorderwagen Hüte mit Federbüschen gesehe
und sogleich auf einen Prinzen oder Generalissimus gedacht u
meinem Polacken mit lautester Stimme Halt! Halt! zugeschrie
aber der Kerl hatte nichtsdestoweniger geradesten Weg gehalt
und nur desto mächtiger drein gepeitscht, wahrscheinlich aus p
nischer Tücke, daß er einen Deutschen fuhr; glücklicherweise ab
strich mein Wägelchen, ohne gefaßt zu werden, an dem Majestät
wagen ohne Anstoß vorbei.

In den ersten Apriltagen des Jahres 1813 fuhr ich
Breslau ein — o mit welch einem andern Herzen und ander
Hoffnung als am Ende des Winters von 1812 von Berlin ei
fahrend. Ich konnte mit Recht über die schöne Wratislavia rufe
Eheu! quantum mutata ab illa, quam anno praeterito conspex
Zwei Tage später traf auch der Minister von Kalisch hier ei
Ich fand und sah hier meine alten Freunde des vorigen Frü
lings: Manso, Mittelstedt, Gaß, Steffens. Bei Steffens sah i
seine Verwandten, den Kapellmeister Reichardt und die beid
Professoren Gebrüder von Raumer. Von Steffens ward ich f
gleich auf einen mächtigen Ball mitgerissen, wo sich der Gla
und die Blüte der Stadt und eine Unendlichkeit von Uniform
und besternten Brüsten eingefunden hatten. Was für eine ed
glänzende Ritterschaft war bei der allgemeinen Bewegung ve
sammelt!

Ich ward da von einigen als ein alter Bekannter, von ande
als ein Steinscher Begleiter mit Freuden und Ehren und wie zu

Eingange als mit dem glücklichsten Wahrzeichen von einer hübschen Jungfrau mit dem allerherzhaftesten, herzigsten Kusse begrüßt. Wirklich umhalste mich ein hübsches Mädchen, das ich nimmer gesehen, des königlichen Leibarztes Huseland älteste Tochter, vor allem Volke mit einem fröhlichen, deutschen Willkommskuß. Solche Küsse konnten einem damals wohl durch Mark und Bein gehen. Es war gewiß ein Freuden- und Ehrenkuß aus vollem Herzen.

Doch haben an dieser schönen Dirne die deutschen Professoren weder Glück noch Freude erlebt; sie hat sich einem wallachisch-russischen Bojaren einige Jahre nach diesem Kusse vermählt, jenem Sturdza, der alle deutschen Hochschulen und Professoren gleichsam des Hochverrats gegen Gott und gegen alle Kaiser und Könige angeklagt und mit dem Lärmschreier Kotzebue die Sandsche Mordgeschichte mit vielen schlimmsten unvergeßlichen Etceteras mit erregt hat.

So schlägt die wundersame Verknüpfung der menschlichen Dinge und Schicksale die einzelnen Fäden der Spinner und Weber oft auf das seltsamste durcheinander. Aber wir fragen immer: Wer ist der rechte Spinner, Weber, Knüpfer und Löser? Keiner weiß es, darum rufen wir immer und ewig in alle Ewigkeit hinein: Hoffe und Glaube!

Hier in Breslau fand ich auch manchen lieben Berliner schon im Kriegsrock, auch mehrere Lützower in demselben Gasthofe, wo ich eingekehrt war, noch viel mehr derselben zu Fuß und zu Pferde auf der Straße, die nach Dresden führt. Es war der sechste oder siebente April, als ich auf dieser Straße fuhr. Da erschien mir Gott der Herr, dessen Liebe und Gnade den kleinen Nachen meines Lebens bisher ziemlich glücklich durch manche Strudel und über manche Klippen und Untiefen hin hatte fortschießen lassen, mit einem Zeichen, das auch den Leichtsinnigsten mit seinen und frommen Gedanken und Erinnerungen hätte durchblitzen müssen.

Es war eine kalte Frühlingsnacht, ich in meinen flauschigen Mantel gehüllt war eingeschlafen — und horch! ich sollte plötzlich durch helle Trompetentöne aufgeweckt werden. Der Tag brach eben an, ich war eine halbe Stunde von Liegnitz, dessen Türme ich im Morgenglanze vor mir schimmern sah. Woher kamen die Trompetentöne? Es zog ein preußisches Reiterregiment mit fliegenden Fahnen die Straße, und mein Postillion mußte ausbeugen, auch eine Weile stillhalten. Es war in einem etwas durchlauchtigen, dünnbestandenen Walde, einzelne Fichten mit bereiften Köpfen fast in den Weg hinüberhangend. Da stieg vor meinen geöffneten Augen sogleich wieder eine Erinnerung auf,

es war mir, als erblickte ich in einigen Steinsäulen und ein pa
himmelhohen, halbverwitterten Tannen alte Bekannte. Ja
fuhr mir die Erinnerung wie ein Blitz durch die Seele: w
fuhren durch dieselben kahlen Tannenbäume hin, wodurch
vor einem Jahre im Wagen meines Grafen Chasot nach Bresl
fuhr. Da war es, gerade in diesem Walde zwischen diesen Tann
war es, wo ich vor einem Jahre ähnliche Trompetentöne geh
hatte, aber Trompetenstöße widerlichster Art. Jetzt waren
Preußen, die für Hoffnung und Sieg aufbliesen, den vorig
Frühling aber einige Schwadronen sächsischer und polnisch
Reiter, die für Napoleon gegen Osten marschierten.

Mit solchen Klängen und mit ganz anderen fröhlicheren G
fühlen als damals fuhr ich frühmorgens in Liegnitz ein, wo
eine mir befreundete Familie, die des Regierungsrates Bend
genoß bei ihnen ein reichliches Frühstück und erzählte von Ru
land, woher ich Grüße von einem Vetter der Benda brach
einem Leutnant von Mühlenfels, Offizier bei der deutsch
Legion; sie bezahlte diese Grüße mit Erzählungen aus mein
Insel Rügen, unsrer gemeinsamen Heimat, wo sie jüngst gewes
war. Von Liegnitz ging es auf Postflügeln, freilich nicht flüge
geschwind, weil Kriegsmärsche die Landstraßen verderben, b
Dresden hin.

Hier erschien nun auch bald mein Herr Minister. Ich wa
hinfort gleich andern Kriegszüglern und Offizieren ordentli
einquartiert; ich nahm mein Quartier bei dem Appellationsr
Körner, dessen Haus mir schon von den Lützowern empfohl
war, unter denen Körners Sohn als Kamerad diente. Dies wa
uns beiden, Körnern und mir, eine willkommene Einquartierung
ich wohnte bei würdigen, deutschgesinntesten Menschen, und
wurden über einen Monat von wilder, soldatischer und auch ko
barer Einlagerung befreit. Ich habe dort immer morgens n
ein paar Tassen Tee getrunken und bin die Mittage und Aben
gewöhnlich an der Steinschen Tafel oder in einem Gasthause g
wesen.

Wenn keine andere Tafel, war hier doch immer eine woh
besetzte geistige Tafel. Körner war ein ausgezeichneter, sehr g
bildeter und wissenschaftlicher Mann, an Kenntnissen den beste
Deutschen ebenbürtig, an Gesinnung und Treue fürs Vaterlan
den meisten überlegen. Hier war Speise und Weide für Ko
und Herz. Der brave Körner hatte mit dem Jüngling Schill
bei dessen Morgenrötenaufgang frühe Freundschaft geschlosse
hatte dessen erste Thüringer und Leipziger Jahre mit treueste
Hilfe und Rat gestützt und geschützt; sein Sohn, jetzt im Lützow

Waffenrock, war Schillers und meines Freundes, des Grafen Geßler, Pate. Er selbst war Schriftsteller. Nun ging in den vielen dieses Haus Besuchenden mit den einen Mut und Freude, mit den andern Furcht und Sorge in und durch dieses gastfreundliche Haus.

Hier sah ich Goethen nach vielen langen Jahren auch einmal wieder. In meinen Studentenjahren in Jena hatte ich ihn dort und auch in Weimar nur immer äußerlich gesehen, zum erstenmal auf der Geleitsbrücke in Jena, wo der schöne, stattliche Mann in einem grünen Jägerrock einherschritt. Ich war ja damals ein unbedeutender Jüngling, konnte mich weder als Graf noch als Baron einem berühmten Manne nicht aufdringen, war auch in meinem Sinn in meinen Jenaer Tagen beide zu einsam und in mir geschlossen und zu stolz, mich vor Höheren zu verneigen oder sie durch meine Kühnheit zu belästigen. So ist es geschehen, daß ich bei aller Begeisterung für beide Männer im Jahr 1794, wo ich mehrere Wochen in Hamburg zubrachte, auch Klopstock nicht von Angesicht zu Angesicht gesehen habe, so wenig als ich vor Goethen getreten bin.

Goethe kam nach Dresden auf seiner gewöhnlichen Badereise nach Karlsbad und Teplitz; sein Anblick und seine Rede waren gleich unerfreulich; der erste sprach aufgestörte Unruhe, die zweite ungläubige Hoffnungslosigkeit. Da rief er einmal aus, indem Körner über seinen Sohn sprach und auf dessen an der Wand hangenden Säbel wies: „O ihr Guten, schüttelt immer an euren Ketten, ihr werdet sie nicht zerbrechen, der Mann ist euch zu groß".

Außer Goethen sah ich hier auch, aber nicht mit oder neben ihm, seinen berühmten Weimarer Antipoden Böttger, der in einer eigensten Angelegenheit in wahrer Angst zu Körner kam, er möge doch durch mich oder durch eine andere Verwendung einen Steinschen Sturm, der ihm drohte, von ihm abwenden. Dieser Böttger nämlich, der bestellsamste und allerlauschigste Ausschnüffler und Marktschreier aller neuesten und oft auch aller verbotensten Dinge, den die Hohen in Weimar nur die krächzende Aaskrähe schlimmer und ärgerlicher Gerüchte nannten, war in auf der Post beschlagenen Briefen, die nach Prag gehen sollten, ertappt als politischer Berichterstatter, worin auch über Stein und seine neuerrichtete deutsche Zentralverwaltung und über anderes Jungdeutschrussisches — so hatte er es genannt — eben nicht mit den glimpflichsten Worten Böttgersche Glossen gemacht waren. Stein hielt gewiß kein Spionenbureau und verachtete alle Geheimspäherei; aber die Böttgerschen Berichte waren ihm zu

Händen gekommen, und er hatte im Zorn zu jemand gesagt: „De verfluchte, naseweise Schwätzer über mich mag sich in acht nehmen ich könnte für ihn allenfalls auch ein kleines Königstein auffinden wo er, wenn er von Geheimnissen bersten und platzen will, sie i der Einsamkeit mit Sonne, Mond und Sternen beplaudern kann." B. war nun in der Angst zu Körner gekommen; ich habe über den Reichsherold böser Gerüchte mit Stein nichts zu handeln und z bitten gehabt; er sagte nur: „Laß den alten, grauen Lügenschel laufen", aber unter der Hand hatte er ihn in seiner starken Weis warnen lassen.

Hier eine hübsche Böttger-Goethe-Anekdote, welche mir mein Graf Geßler erzählt hat. Goethe war in Karlsbad, kam von einen Morgenspaziergang zu Hause und sagte: „Man stößt in der Wel doch immer und allenthalben auf unsaubere Geister, da habe ic von fern einen Mann vorbeirutschen gesehen, der Kerl hat mic ordentlich erschreckt; ich glaubte den leibhaftigen Böttger erblick zu haben." — „O", erwiderte der Freund, „Ihre Augen haben sich da nicht versehen, Sie haben wirklich den Leibhaftigen ge sehen." Bei diesen Worten rief Goethe aus, wie einer, der vo einem Schrecken wieder aufatmet: „Gottlob! Gottlob! Daß Got nicht ein zweites solches A . . . . gesicht geschaffen hat."

Hier bei Körner war also lebendiges, merkwürdiges Ge wimmel verschiedenster Menschen; weit lebendiger war es um Stein und seine nächsten Beziehungen. Hier sah ich manche treff lichste Preußen, welche ich bisher nur einzeln und aus der Ferne erblickt hatte, unter ihnen auch Niebuhr, der in schlimmster Zeit zwischen den Jahren 1820 bis 1830 sich mir als treuesten Ver teidiger, Beschützer und Freund erwiesen hat, und mit Niebuhr den Schlesier Staatsrat Freiherrn von Rhediger. Rhediger und Schön sollten unter Stein in dem Zentralausschuß für die deutschen Angelegenheiten für Preußen, Kotschubey und Nesselrode für Rußland sitzen. So waren sie dafür ernannt, sind aber nicht dabei ge blieben, so wenig als Niebuhr oder Schön. Unter Steins Leitung war nämlich ein solcher Verwaltungsrat oder Zentralverwaltungs ausschuß errichtet, um in den über die Franzosen und ihren An hang mit dem Schwert geöffneten und eroberten deutschen Landen die Verwaltung und Benutzung aller Hilfsmittel derselben zu über nehmen und die Ausrüstung und Bewaffnung der Jugend in den selben für das deutsche Vaterland zu leiten und zu ordnen. Alles dieses freilich tausendmal leichter zu entwerfen als auszuführen; aber es mußte doch mit einem deutschen Gedanken, der da hieß alle für alle, angefangen werden; daß der deutsche Rheinbund ohne Schwert zerstört und wiedergewonnen werden könne, welcher

verständige Mann konnte sich das einbilden? Die Fürsten mit ihrer sogenannten Souveränität hatten sich zu fest mit ihrem Treiber Napoleon verklebt. Dergleichen Herrschaftsverklebung reißt sich nicht leicht los.

Also Minister Stein in Dresden mit seinem deutschen Zentralausschuß, die Russen im Vorrücken immer weiter gegen Westen, die Preußen — alles, was an die Wand p . . . . . konnte, zum Kampf gegen ihren Plager aufgerufen — an allen Enden des Landes in voller Rüstung und Waffenbereitung — was gab das für ein unendliches Gewimmel und Getümmel! Gewimmel und Getümmel nicht bloß auf allen Straßen und Gassen, sondern auch in allen Herzen und bis in die Arme und Beine hinein: denn alles, was noch etwas Arm- und Beinkraft in sich fühlte, wollte und sollte jetzt für das Vaterland zu den Waffen greifen. Nun kamen außer den obengenannten Männern eine Flut, eine Sintflut, deren ein Teil Gewoge auch wohl Sündflut gescholten werden durfte; denn neben Biedermännern kamen auch wohl, die man gelindest Raub und Beute und andere Ungebühr suchende und witternde Abenteurer nennen konnte: nicht nur solche, die gute deutsche Mär hören und rechtschaffene, deutsche Tat tun wollten, sondern Lauscher, Horcher und Späher und neben ihnen jenes, wie es scheint, unschuldige und doch nicht unschädliche Gesindel, welches geboren ist, auch über die beste Zeit und die größten Dinge seine Noten und Glossen zu machen. Vieles dergleichen wollte sich bei Gelegenheit auch um und an Stein sammeln und drängen, aber meistens zeigte ihnen der Adler solche Augen und Klauen, daß dergleichen lauernde Aasraben und krächzende Krähen, die den Tag, wie er lief, ausplündern oder beschreien wollten, sich erschrocken davon machten.

Unter den Guten kam zuerst ein alter Jugendfreund Steins, ein Graf Schlaberndorf, ein Bruder des weiland preußischen Gesandten am französischen Hofe, Grafen Schlaberndorf, der als eine etwas wunderliche deutsche Reliquie unter allen verschiedensten Wechseln und Umwälzungen der Dinge, als ein edler, freisinniger Zukunftsvogel immer nur bestes Glück und menschlichste Freiheit ausspähend und ausrufend, bis an sein Ende in Paris ausgeharrt hat. Sein Bruder, Steins Freund, war ihm an Gesinnung ähnlich, ein frommer, kindlicher Mann, der jetzt mit seinem durch Alter schon geschwächten Arm durchaus als Freiwilliger den Säbel über Franzosenköpfen schwingen wollte. Solchen heroischen Entschluß hat Stein ihm schwer weggeredet, indem er ihm sagte: „Geben Sie ein paar tausend Taler zur Ausrüstung deutscher Freiwilligen und senden Sie den Sohn.“ Beides hat der wackre

Alte getan, und der tapfre Sohn ist als tapfrer Reiter in alle Hauptschlachten mit dabeigewesen.

Der zweite der Guten, die auf dem Dresdener Pflaster er schienen, war der Freiherr Hans von Gagern, eines der Häupte der alten, oberrheinischen, deutschen Ritterschaft, ein Mann de treuesten Herzens und kühnsten Entschlusses für die Erlösung un Ehrenrettung des Vaterlandes. Er hatte in Schwaben und i Tirol eben nach deutschen Geistern herumgespäht — zugleich ei kluger und rechtschaffener Späher — und für einen allgemeine Aufstand aller Deutschen gegen den welschen Trug und Übe mut Fäden zu spinnen gesucht, in welchem kühnen Spinnen e durch Metternichs lauernde Politik unterbrochen war. Übe diesen Österreicher brachte er nun Stein die jüngste, nächste Kunde es hing ja die Welt jetzt vorzüglich mit an Österreichs Entschei dung. Über jenen Mosellaner Metternich habe ich die beide Ritter oft viel streiten gehört; Stein wollte ihm kaum ein gutes deutsches Haar lassen, ihm mehr Schlauheit und Pfiffigkeit al Rittersinn und Rittermut zutrauend. —

Da kam nun ein dritter, ein Graf Reisach aus Bayern, vo altem, glorreichem Geschlecht (sein Urahn war Reichskammer gerichtspräsident in Speier gewesen), als deutscher Patriot vo deutschen Patrioten Stein aufs beste empfohlen: ein kleines, zier liches, lächelndes Männchen, welchem man nach seiner äußern Er scheinung keinen rechten deutschen Heldenmut zutrauen konnte. —

Da kamen mit einer stillen, meist nächtlich verhüllten Heim lichkeit einzelne wackre Offiziere des Königs von Sachsen aus de Festung Torgau, von welchen ich nur Miltitz und Carlowitz nenne will. Der König von Polen und Sachsen war mit drei, vie polnischen und sächsischen Reiterregimentern ins Land Öster reich vor den Russen entflohen, hatte aber sein übriges deutsche Heer, etwa 10000 bis 12000 Mann, in den Festungen Torga und Wittenberg eingeschlossen. Diese wackern sächsischen Offi ziere, die aus Torgau zu Stein kamen, kamen zuerst nur als Er kunder der Dinge, um zu forschen, wie weit die Unterhandlunge ihres Königs für den Beitritt desselben zur großen deutsche Sache gediehen seien; sie brannten mit Tausenden ihrer tapfer Landsleute von der Lust, ihre Säbel für den deutschen Kamp wetzen und zücken zu können, und hofften immer noch auf eine glücklichen Entschluß ihres Königs; aber dieser König, sonst ei weiser und gerechter Fürst und als ein Vater seines Volkes er funden, baute zu sehr auf Napoleons Glück und hielt zu se an dem Ehrentitel König von Polen, der seinem Lande un seinen Ahnherrn früher schon zuviel Unglück gebracht hatte.

Diese sächsischen Dinge und Verhältnisse und die hin und her laufenden Verhandlungen mit Österreich, kurz die vielfältigsten und die vielfältigst verflochtenen und versitzten diplomatischen Federkünste und die Lockerheit und Unbestimmtheit so vieler flutenden und schwebenden Dinge zerquälten das ungestüme Gemüt Steins, aber oft zeigte er sich doch höchst liebenswürdig und heiter; so hatte Gott es ihm ins Herz geblasen, oder so schien er doch eine göttliche Weissagung von Glück und Sieg in der Brust zu tragen. Wenn er im Ärger über die Schlechtigkeit, Jämmerlichkeit und Feigheit der Menschen oft auch übergereizt war, immer sprach er sich mit unerschütterlichster Hoffnung aus und strahlte diese Hoffnung aus seinen blitzenden Augen und von seiner schönen Stirn auf uns andere herab, die er dann auch ein anderes Mal wohl mit recht derben Worten schalt und züchtigte. Ich erzähle wieder:

Ich und mein Freund Steffens, der Breslauer Professor, jetzt statt seines Philosophenmantels in Jägeruniform, Offizier von freiwilligen Studenten, welche er gleich andern Professoren vom Katheder zu den Waffen aufgerufen hatte, führten vor ihm auch ein Gespräch eben über jenes Stück Sachsen, in dessen Hauptstadt wir drei eben saßen, wie schade es doch sei, daß man so zaudere: 15000 bis 20000 sächsische Jünglinge ausgehoben, dann geübt und mit den rechten Offizieren an der Spitze würden ebensogut für ihr deutsches Vaterland streiten als Pommern und Mecklenburger. Wir waren bei ihm zu Mittag eingeladen gewesen und wagten solches Gespräch nach der Tafel. Da erzürnte er sich, sprang auf und rief mit einer Gebärde und einem Ton, als wenn er uns zur Türe herauswerfen wollte: „Gehen Sie, meine Herren, so klug wie Sie bin ich auch, aber ich bin weder der Kaiser von Rußland noch der König von Preußen.“ —

O von wie vielen diplomatischen, bösen Künsten und andern schlimmsten Hemmketten hat sich dieser Löwe wohl häufig mit grimmem Schmerze gebunden gefühlt! Ja was würde dieser mutigste, stahlfesteste aller Männer nicht getan haben, wie würde er eingegriffen und durchgegriffen haben, wenn er die letzten Spitzen der deutschen und europäischen Zügel in den Händen gehalten hätte! Es war dies gewiß eine der schwersten Zeiten für ein solches Herz. Er wollte noch für Sachsen hoffen, er hoffte zuweilen selbst auf Metternich, über dessen feige Listen, wie er seine Zauberlichkeit schalt, er mit seinem treuen Hans Gagern oft heftiges Zweigespräch führte; auch über Englands langsame, diplomatische Hinundherzettelungen und Bedenklichkeiten, welches England nicht an Alexanders von Rußland Treue wie Stein glauben

wollte, und welches auch auf Deutschland durch die ihm auf die englische Nase gesetzte hannoversche Brille manche kleinliche Hinblicke und Seitenblicke machte, gab's Klagen die Hülle die Fülle. Über seinen Kaiser Alexander, auf dessen Treue er damals wie auf Stein und Bein baute, duldete er in jenen Tagen der Begeisterung kaum den leisesten Wink, vollends keinen Gegenwink.

Das Hauptziel des Steinschen Unmuts war und blieb aber Metternich und, zunächst auf die sächsische Angelegenheit bezogen, der sächsische General Freiherr Langenau, der seinen König ins Ausland begleitet hatte, und von dem Stein meinte, er sei ein tätigstes Organ, das König Friedrich August in seiner unglücklichen napoleonischen Politik festhielt.

Hiebei erinnere ich mich einer kleinen Kabbelei, die er in Dresden nach Tisch einmal mit Schön hatte. In seinem Zorn rief er da über Langenau aus: „Ich hoffe, wir fangen den bösen, listigen Fuchs noch einmal, dann wollen wir ihn andern schlauen, feigen, deutschen Füchsen, wie brave Jäger seinen Vettern im Walde tun, als ein deutsches Zeichen der Gegenwart an der ersten besten Eiche aufhängen." — „Gut das," erwiderte Schön ruhig lächelnd, „ich will Ihnen beifallen, aber dann erlauben Sie mir auch, daß ich Ihre Nichte, die Gräfin Senfft, in das erste beste Spinnhaus stecke." Und Stein darauf: „Auch das, und ich gebe Ihnen ihren Mann als Zugist noch obenein." Man muß wissen, der General von Langenau war Schöns Schwager. Stein zürnte aber dem Grafen Senfft sehr, der als sächsischer Minister sehr napoleonisiert und in Hinsicht der preußischen Verhältnisse und Forderungen zu und an das kleine Königreich Polen die schreiendsten Ungerechtigkeiten zum Vorteil der Franzosen und Polacken begangen hatte.

Steins Schwestertochter, eine geborne Freiin von Werthern, stand bei dem Oheim sehr schlecht angeschrieben, er schalt sie eine eitle Närrin und hoffärtige Verschwenderin, welche durch eitlen Prunk das eigne und des Mannes Vermögen bis zur tiefsten Neige heruntergebracht habe. Weise, altväterische Sitte und Sparsamkeit bei Großen und Kleinen galt ihm wie seinem Freunde Niebuhr für ein notwendigstes Stück aller Bürgertugend; er glaubte mit den alten Persern, daß ein verschuldeter Mann in ganz notwendiger Folge zuletzt ein Lügner und der Knecht von solchen werden müsse, die noch schlechter als er selbst seien.

Hier hatte er aber von der tollen Wirtschaft seiner verrückten Nichte die unwiderstehlichsten Proben erfahren; von diesen hier nur eine: die Ministerin zur Zeit ihrer Glanzhöhe in Dresden und Warschau sandte alle ihre Leibwäsche, Hemden, Spitzen usw.

allmonatlich mit eignen Kurieren nach Paris, als wo man dergleichen hochdamliche Feinheiten allein recht zu waſchen, plätten und zurechtzufalten verſtehe. Dies war ſo etwas von orientaliſcher Märchengeſchichte, zum Beiſpiel von einem Könige von Babylonien, der ſein Königreich in Paſteten von Pfauengehirn verzehrt hatte, oder von der Üppigkeit, worin die Günſtlinge der großen Frau Katharina ſchwelgen durften, wie von dem allmächtigen Potemkin erzählt wird, der, als er mit ſeinem Heere in Jaſſy und Bukareſt im Winterlager lag, jeden Mittag ſeinen Kurier empfing, der die friſcheſten Melonen und Ananas aus Nimes und Pezenas brachte, um auf ſeiner Feldmarſchalltafel zu glänzen.

So hatte der Miniſter manchen Ärger und Umlauf und Anlauf von Schlechten, aber auch manche Freude an Guten, die in Dresden zuſammenfloſſen. Auch ich hatte hin und wieder mit Narren oder Abenteurern, die ſich einbildeten, ich könne ſie näher an den gewaltigen Mann heranbringen, oft meine reiche, liebe Not, ſie abzuſchütteln; indeſſen es kamen auch viele Liebe und Getreue wie Steffens zum Beiſpiel, mit welchem ich in Dresden bei allen ſeinen vielen Bekannten, unter andern bei dem Maler Hartmann und bei meinem alten Greifswalder Bekannten, dem Maler Friedrich, rundlaufen mußte; auch erſchienen einige Jünglinge der Heimat, welche der Zeit würdig dienen und für das Vaterland die Waffen ergreifen wollten. Unter dieſen kam auch Ludwig von Mühlenfels, der Sohn eines Nachbarn meines Vaters, des Majors von Mühlenfels. Dieſer, mit ſchwediſchen Grafen und Baronen verwandt, hatte ein ſchwediſches Offizierpatent in der Taſche, aber weil er dem ſchwediſchen Franzoſen Bernadotte kein ehrliches Herz für Deutſchland zutrauen konnte, hat der Siebenzehnjährige ſich von der Hochſchule Greifswald aufgemacht, auf des Vaters Kredit ſich Roß und Waffen verſchafft und iſt von hier als Lützower Reiter ins Feld gezogen, wo er ſich ehrlichſte, ſchwerſte Wunden verdient hat.

So gab's hier in Dresden manche Luſt und Unluſt auch für mich, in Geſchäften meiſtens nur Kleines und Unwichtiges. Doch zeichne ich ein paar Kurioſa:

Ich habe ſchon erzählt, wie die Raben und Krähen, welche der Sonnenſchein des Augenblicks herbeilockte, den Adler umſchwärmen und umkrächzen wollten, wie er es aber verſtand, ſie zurückzujagen. Indeſſen der kleinen Vögel ſind viele in Büſchen und Wäldern, ſie flattern und ſingen auf die verſchiedenſte, mannigfaltigſte Weiſe; von einigen mußte er ſich zuzeiten wohl etwas gefallen laſſen. Wer konnte aufzählen, wie der Löwe nicht

bloß von luſtigen Geſängen, ſondern auch mehr als zuviel von krächzenden und wimmernden Tönen umklungen ward: Fragen, Klagen, Bitten, Anträge, Entwürfe und Pläne ſo viel, daß der alte Herr im Zorn oft ganze Haufen mir zu den Füßen warf, ſprechend: „Leſen Sie, ſehen Sie, ob etwas eine Antwort verdient und verlangt.“ Am zornigſten konnte er natürlich über ſolche Narren werden, welche ihm mit irgendeinem ſpezifiſchen Vorſchlage und Entwurf zur Rettung des Vaterlandes kamen: da pflegte er wohl zu rufen: „Zum Teufel mit den verfluchten Narren, die nicht ins Eiſen beißen wollen und die deutſchen Wunden mit Aktenſtößen meinen heilen zu können!“

Solche Vaterlandsretter waren nicht immer Fremde, ſondern auch wohl alte Freunde oder gar Verwandte. Von ſolchen liefen nun auch genug Bitten ein, die irgendeinen Neffen oder Sohn bei ihm auf die glatte, diplomatiſche Glücksbahn ausſetzen wollten, die bei ihm um irgendeine Anſtellung und Beſchäftigung bei dem Zentralausſchuß baten, damit der Jüngling ſich unter der Aufſicht und Leitung des großen Miniſters und Meiſters für die künftig zu erſteigenden höheren Grade ausbilden könne. Bei ſolchen Briefen und Bitten hätte man ſehen ſollen, wie der edle Ritter auffuhr und voll Unwillen mir gewöhnlich die Papiere zu leſen gab, auch wohl einige zu beantworten mit den Worten: „Die Narren! meinen ſie, ich ſoll ein Diplomatenſchulmeiſter werden? wir haben jetzt ganz andere Schulmeiſter nötig, die mit eiſernen Federn ſchreiben lehren. Ich Diplomaten erziehen? Meinethalben mag man das auch eine Kunſt nennen, die aber zu früh in ſolche Kunſtſchule kommen, werden meiſtens Schwächlinge und Leiſetreter oder auch ſchleichende Blindſchlangen und Schurken. Schreiben Sie nur, ich habe jetzt etwas anderes in der Welt zu tun als diplomatiſche Schule zu halten, habe ſolche Wiſſenſchaft, als ſie meinen, auch nimmer gelernt noch getrieben. Die jungen Leute haben jetzt etwas Beſſeres zu lernen; auf den Fechtboden, auf das Schlachtfeld mit ihnen! Das iſt die Schule des Tages, ſie ſollen lernen fürs Vaterland ſtreiten und ſterben.“

Ein Profeſſor von Olmütz, ſpäter als Profeſſor der Mathematik zu Gent geſtorben, hatte ihm ein Pack Schriften und Zeichnungen zugeſchickt über den Bau einer ungeheuren magnetiſchen Batterie, welche an der Spitze des vaterländiſchen Heeres geführt werden und durch ihre allmächtige Weltkraft alle feindliche Kugeln unſchädlich an ſich und auf ſich heranziehen und zerplatten und zerſplittern ſollte. Als Stein dieſe Beſcherung durchſchaut und durchleſen hatte, rief er: „Ein wohlmeinender Narr! wenn Gott uns nur die gehörigen Bieſter geſchaffen hätte,

ſolchen fabelhaften Magnetberg zu bewegen: coelum ipsum petimus stultitia. Schreiben Sie dem Narren, er ſoll mal herkommen und ſich als Kugel in eine Kanone laden und gegen ſeinen Magnetberg ſchießen laſſen, damit wir ſehen, ob das Ding die Probe aushält.“ Einige ſolcher Briefe, die Stein oft gleich beim Empfange zu zerreißen pflegte, hätte ich mir zur Beluſtigung und künftigen Ergötzung allerdings gern aufgehoben und hatte mir von dieſen Kurioſis auch einiges aufgehoben, aber es iſt im Jahre 1817 mit einem größten Teil meiner Bücher und Papiere, die ich mir in vielen Jahren geſammelt hatte, auf der Seereiſe von Stralſund nach Rotterdam und Köln durch ſchlechte Verſorgung des Schiffers ſo mit Seewaſſer durchtränkt worden, daß ich das meiſte davon als faulen Moder bei ſeiner Ankunft in Bonn habe auf die Straße hinauswerfen müſſen.

Hier könnte ich beinahe rufen: Gottlob! über die Geheimniſſe ſolcher wunderlichſten Papiere und Briefſchaften und über die geheimen, politiſchen Umtriebe, worauf ſie prächtig gedeutet werden konnten, hätte ich bei den demagogiſchen Umtrieben, womit ich viele beſten Jahre meines Lebens umgetrieben worden bin, wahrhaftig zu Tode gequält werden können*). So ſcheint Gott auch da für uns zu ſorgen, wo wir arme, blinde Sterbliche uns oft hart beſchädigt glauben. Was hätte ein nichts als Verſchwörung träumender Kamptziſcher Unterſuchungsrichter nicht aus dem Papierpack jenes Olmützer Magnetſchützen machen können, wenn er ihn ohne ein Zeichen des Woher und Wohin bei mir gefunden hätte?

Von Dresden aus bin ich auch in unſerm preußiſch-ruſſiſchen Hauptquartier geweſen. Stein ſchickte mich mit beſonderen Vertrauensbriefen an Scharnhorſt. Ich ſah den vortrefflichen Mann hier wieder, der und deſſen Tochter mich vor einem Jahre in Breslau und Cudowa ſo freundlich und vertraulich empfangen hatten. Das Hauptquartier ſtand in Altenburg. Hier ſtehe unter dem Ernſt wieder ein Spaß.

Es lag Stein und vielen andern ſehr daran, zu wiſſen, was gegen Süden jenſeits des Thüringer Waldes am Main und Rhein ſich bewege und rege, und wie es mit den Rüſtungen, Märſchen,

*) Ich gebe ein Beiſpiel, was mir dieſer ängſtliche Magnetberg mit ſeinen angelockten Schüſſen hätte bedeuten können. In einem Briefe an meinen Freund Reimer in Berlin hatte ich geſchrieben wegen in Leipzig oder Deſſau zu druckender Manuſkripte (de dato Reichenbach, 17. Aug. 1813): „Denn wenn wir hier Land gewinnen, ſchieß' ich ſogleich hin.“ Wie bin ich über dies unſchuldige Wörtlein ſchießen von meinem Unterſuchungsrichter mehrmals gequält worden. Man wittrte in dem Worte ſchießen einen myſtiſchen Sinn eines Verſchwornen. Ich antwortete endlich in Ungeduld: Hätte ich einen von Reichenbach bis Leipzig tragenden Schuß gehabt, ich wäre allein mit Napoleon fertig geworden. Das wollte man nicht zu Protokoll nehmen.

Stellungen Napoleons und seiner Verbündeten in dem Augenblick eben stehe. Es ward für diesen Zweck ein rüstiger Jüngling gefunden, ein unter den Lützowern eingekleideter Jäger namens Fallenstein. Dieser kannte den Thüringer Wald und alle seine Umgebungen und das schöne Frankenland jenseits der Berge wie kein andrer, war in Meiningen erzogen und hatte in Jena studiert. Ich nahm ihn mit auf meinen Wagen, und von Altenburg lief er dann weiter über alle Berge. Er lief aus in der Rolle eines Küsters oder Landschulmeisters und zwar in von mir hergegebenem schwarzen Rock und gleicher Art Hosen, welche in Petersburg noch in Salons gebraucht, aber unterdessen genug abgetragen und abgeschabt waren, um für einen Schulmeister nicht zu fein zu sein. Er kam nach einigen Wochen glücklich wieder, ohne von den Franzosen ertappt und gehängt zu sein, brachte uns aber wenig Neues, was wir nicht schon aus andern Quellen wußten. Der kühne, lebensmutige Jäger stand nach glücklich und ruhmvoll vollbrachten Feldzügen, die er alle mitgemacht hatte, als Regierungsrat in Düsseldorf und Koblenz, später als Geheimer Finanzrat in Berlin, lebte mit seinem Gnadengehalt die letzten Jahre in Heidelberg, wo er vor zwei Jahren gestorben ist. Es sei zu seinen Ehren genug gesagt, daß Männer wie Schöff Souchay und Dr. Schlemmer in Frankfurt und Gervinus und Dahlmann und Präsident Bloch in Bonn und Maler Cornelius in Berlin seine Freunde waren.

Der Maimond des Jahres 1813 war gekommen, wir konnten den dritten Mai im Felde vor Dresden dumpfe Schälle hören, die wir uns ganz richtig als Donner einer Hauptschlacht auslegten; bald kamen die Boten, die Schlacht war ehrenvoll geschlagen, aber von den Unsrigen verloren. Das hieß: Einstweilen von Dresden Abschied nehmen.

Der Minister zog mit dem über die Elbe zurückgehenden Heere wieder weiter gegen Osten, ich ward mit Briefen und Depeschen und mündlichen Aufträgen an seine Freunde nach Berlin geschickt und sollte von da einen Abstecher nach Stralsund machen, um zu sehen, ob der Schwede, nach welchem man so lange ausgesehen hatte, nicht endlich mit Macht übers Wasser komme. Nun war ich denn auch wieder ein acht Tage in meiner Insel Rügen, wo ich den lieben Bruder Fritz und meinen elfjährigen Sohn, der bei ihm weilte, nach zwei langen Jahren wiedersah.

Bei dieser Fahrt und Rückfahrt von meiner Insel bin ich wieder einmal in echt schwedischer Weise erinnert und gerührt worden. Als ich von Rügen einen schönen Frühlingsabend im Mondschein über die Wogen nach Stralsund zurückfuhr, lagen

eben sechs schwedische Schiffe auf der Reede, welche mit einigen Regimentern eben angekommen waren. Als nun von den Türmen der Stadt die achte Stunde eingeläutet ward, wirbelten mit einem Male auf allen Schiffen die Trommeln, und über der Tiefe ward nach schwedischer Sitte Paul Gerhardts schönes Abendlied: Nun ruhen alle Wälder*) abgesungen. Wohl ein stiller, menschlicher Ausdruck und Eindruck mitten im Wogengesause und Kriegslärm.

Ich verweilte hier nicht lange, sondern flog nach Berlin zurück. Dort ruhte nun freilich alle Welt nicht, sondern alles war in mächtigster Kriegs- und Herzensbewegung. Ich hatte hier kleine Ausrichtungen und machte mir kleine Ausrichtungen, hatte aber meine Not mit der Berliner Zensurpolizei, die immer noch die Furcht vor dem vollen Napoleon im Leibe hatte; bei treuen, gleichgesinnten Freunden, bei Rudolphi, Schleiermacher, Reil, Fichte, lebte ich doch frische, mutige Abende.

Hier überfiel uns nun die Nachricht von dem in Schlesien abgeschlossenen Waffenstillstande. Das war uns eine dunkelste Trauerbotschaft; die meisten fürchteten wieder einen jämmerlichen Frieden als den Schluß so unendlicher Hoffnungen und Freuden. Ich erinnere mich, ich stand mit Reil und seinem Freunde Dr. Meyer im Gespräch Unter den Linden, als uns diese Botschaft wie ein plötzlicher Blitzschlag aus heiterer Luft kam; im vollsten Schmerz faßte mir Reil die Hand mit solcher Gewalt, als wenn er sie mir abdrücken wollte, und die hellen Tränen stürzten ihm aus den großen, trotzigen, ostfriesischen, blauen Augen. Gleich kam uns eine zweite Trauerbotschaft, welche die Herzen aller Guten und Tapfern hart schlug: Scharnhorst war an seiner in der Schlacht bei Großgörschen erhaltenen Wunde, die mir in Dresden, wo ich sie verbinden sah, eine ganz leichte Wunde schien, in Prag gestorben. Dieser Trauerfall schuf aus meinem Herzen ein Lied, das ich in Berlin drucken ließ und mit nach Reichenbach nahm, wo Stein, dem es sehr gefiel, es in einigen tausend Exemplaren abdrucken ließ und es an seine und unsre Freunde versandte und verteilte. Mit diesem Liede erreichte ich ihn im Anfange Juli in Reichenbach wieder; ich meine, es war der vierte oder sechste Juli.

Hier in und um Reichenbach in Schlesien war nun das Hauptfeldlager, wenigstens das diplomatische Feldlager. Die Kaiser, Könige und Feldmarschälle der verbündeten Heere wohnten in Schlesien und Böhmen in Abständen von zehn, zwölf Meilen

*) Nu hvilar hela verlden: Nun schläft die ganze Welt.

ringsumher. Kaiser Franz von Österreich war endlich auch näher herangetreten, wenn auch dem russisch-preußischen Bündnis noch nicht beigetreten. Er machte seine Rüstungen, es sollte durch seine Vermittelung mit Napoleon unterhandelt und, wenn möglich, Deutschland durch Unterhandlungen von dem bösen, französischen Joche losgerissen werden. Das war die Arbeit, das war die große Sorge des Augenblicks. Die Preußen wollten Österreich wenig, dem Kaiser Franz noch weniger, Metternich am allerwenigsten trauen. So hing gleichsam eine schwüle, dicke Gewitterwolke düster über allen Köpfen und Herzen der Menschen.

Hier fiel ich denn recht in ein wirres, dickes Gedränge hinein und hatte Not, in der Stadt noch irgendwo unterzukommen; denn alle Quartiere waren beschlagen und besetzt. Indessen es war Sommer, und ich fand endlich bei dem Nachtwächter der Stadt Quartier in einer langen, großen Stube auf der Stadtmauer, mit einer Art Britsche oder Bettstelle, einem halb zerbrochenen Tisch und ein paar fast durchgesessenen Rohrstühlen. Solches war damals schon Glück. Ich weiß, in welch einem elenden Stübchen in einem kleinen Gasthause Niebuhr damals mit seiner Frau saß.

Da kam ein Niebuhrsfreund, Herr von Savigny, auch nach Reichenbach, sich die Dinge da ein wenig anzusehen und Stein kennen zu lernen. Er sah mich, meinte, ich müsse als ein einspänniger Junggesell ihm doch wohl in meinem Zimmer für ein paar Nächte Schlaf verschaffen können. Ich wies ihm meine Kabüse und ihr Gerät und erzählte ihm, wie ich auf meinen Fahrten durch Polen schon recht soldatisch schlafen gelernt hätte. Ich hatte doch die Morgensonne auf meinen zwei Fenstern, Finken und Sperlinge zwitscherten mir auf der Mauer das Morgenlied, und ein reiches, schönes Land lag rings vor mir.

Dies Quartier auf der Mauer war hier in Reichenbach der Anfang meiner ersten drei Wochen, dann ward ich in ein hübsches Grafenquartier hinübergeführt, zu Steins Freund, dem Grafen Geßler, der großes Wohlgefallen an mir gefunden hatte, welches sich in das fröhlichste Wohlwollen und in die sicherste Freundschaft verwandelt hat, so daß wir beide in meinen vier letzten Reichenbacher Wochen nicht nur in griechischen, italienischen, endlich gar in schwedischen Sprachübungen, sondern auch der Lust und Gesundheit wegen mit Stoßrappieren, die der freundliche Alte auf seinem Zimmer stehen hatte, in Fechtübungen uns miteinander versuchten und erlustigten.

Von diesem wackern Grafen habe ich an andern Stellen genug erzählt; hier erzähle ich gleich von vornherein: er war Körners und Schillers Freund, seine Kenntnisse, seinen Geist,

seinen Witz haben alle, die ihn kannten, loben müssen, sein deutsches Herz und sein frommes, edles Gemüt sollte ich nach und nach kennen und bis an seinen Tod erproben lernen. Er war, wie gesagt, Steins Jugendfreund und verstand wie kein anderer mit Stein zu spielen, wie denn Stein auch keinen andern so mit sich hätte spielen lassen. Stein liebte und achtete ihn sehr, doch mußten sie sich im Gespräch immer streiten und kabbeln. Das ist wohl oft freilich nur eine äußerliche Art früherer Gewöhnung und Erinnerung solcher, die lustige Jugendtage miteinander verlebt haben. In dieser kleinen Neckerei und Kabbelei war Geßler als der Ruhigere und Witzigere meistens der Sieger, er wußte mit dem Löwen zu spielen wie die Bremse, die ihm in die Schnauze beißt, bis er brüllt; so ergötzte es ihn, den augenblicklichen Zorn des Titanen zu erregen, vor dessen Macht und Größe er sich sonst aber gebührlich verneigte.

Hier stehe eine Szene, die allerdings etwas ernsthafter auslief als die gewöhnlichen Bremsenstiche und Ausstreckungen der Löwentatzen. Der berühmte Feind Napoleons, von der gemeinsamen Heimat her ein geschworner Feind, der Korse Pozzo di Borgo, war in Reichenbach angekommen. Das war bei Stein ein großer Name, ein echter, tüchtiger, sicherer Napoleonshaß war in jedermänniglich bei ihm ein hohes Verdienst. Offenbar hat er diesen Korsen teurer gehalten und höher gestellt, als er seiner Gesinnung nach verdient hat. Nur in diesem Napoleonshaß ist er ein völlig reiner und uneigennütziger Mann gewesen, den edleren, menschlichsten Haß jedes Bösen und Gemeinen hat er nimmer mit Stein geteilt. Man konnte mit einem italienischen, seit des Philosophen Seneca Zeit gültigen Sprichwort sagen: Wie hätte solches in die Seele eines Korsen kommen sollen?

Diesem Korsen zu Ehren gab Stein nun in Reichenbach ein großes Gastmahl, wozu Graf Geßler und meine Kleinigkeit auch eingeladen waren. Der Korse machte wirklich den Eindruck eines festen, stattlichen Mannes, ein starker, gedrungener Leib mittleren Wuchses, darauf ein Kopf ausdrucksvollsten Gesichts mit noch meist schwarzen Locken, in den dunkeln Augen ein Blick voll Verstand und Zuversicht. Geßler war dem Korsen, als wenn er ihn recht beschauen sollte, gerad gegenüber gesetzt. Als nun nach den ersten geleerten Flaschen die Münde der Männer auch etwas flüssiger und gesprächiger wurden und das Gespräch auf Korsika und manche korsikanische Verhältnisse und Erlebnisse kam, plagte den Korsen der Teufel der Eitelkeit, und er begann von dem Adel und der uralten Herrlichkeit der korsischen Geschichte, von der Tugend und Tapferkeit der Männer, von

frühesten Auswanderungen der Griechen aus Kolophon un
Phocäa, von wo herrliche, schönste Genossenschaften sich auf Ko
sikas Küsten niedergelassen und angesiedelt hätten, ferner vo
Verpflanzungen und Übersiedelungen schöner Menschen von de
rechten Tiberufer Roms im Mittelalter, wovon die Spuren no
in den prächtigen Gesichtern zu schauen seien — er fing
seinem Unglück an davon so schön zu reden, als ob er prahlt
Ich sah es meinem kleinen Grafen an, daß das ihm ein bißche
zuviel ward, er setzte sein schelmisches, ironisches Lächeln au
und als von den schönen Transteveranis ausgeredet war, hi
er scharfen Tones ein: „Ah, Signore, è questo, che si dice
Roma Faccia di Ponte Sisto, Faccia di Caracalla"*
Diese auf das geschwindeste und schärfste akzentuierten Wor
störten selbst die Haltung des Korsen so, daß er schwieg und d
Pfeife im Sack hielt; an Steins Nase sah ich aber in einem g
wissen Erbleichen die volle Entrüstung über den Hieb, womit sei
Freund dem berühmten Korsen gedient hatte. Man stand au
trank im Garten Kaffee, der Korse ging. Ich hörte die beide
Jugendfreunde noch einige Minuten sehr laut miteinander rede
und Stein den Geßler schelten; der aber antwortete ihm: „I
kenne meine Italiener, soll ich von so einem hochnasigen Korse
mir was einbilden lassen?" Die Freunde waren wirklich einig
Tage miteinander verstimmt, und Stein sagte auch wohl einm
so leichthin: „Der Graf Geßler ist ein sehr frommer, redliche
Mann, aber zuweilen hat er eine zu scharfe Zunge und kan
seinen Witz nicht zügeln."

Es war hier das große diplomatische Hauptquartier, di
Kaiser, Könige, Feldherren ringsumher in den schönen Schlösser
am Fuß der karpathischen Berge. — In Reichenbach sah ich di
Diplomaten kommen und gehen: Stein, Hardenberg, Graf Stadio
Castlereagh, Nesselrode, Anstett, von den Unsrigen Wilhelm vo
Humboldt, Schön, Niebuhr, Rhediger, Scharnweber, und au
einige halbdiplomatische Rundläufer, den sogenannten dicke
Müller, einen gescheiten Sachsen, der an Breite und Höhe übe
alle hervorragte, ein Koloß, der für zehn essen und trinken konnt
und den später berüchtigten Dorow, einen Königsberger, de
sich als ein Lützower hatte einkleiden lassen, aber in allerlei g
heimen Aufträgen in und um alle Feldläger und Kongres
herumgeschwänzelt hat. Für mich hatte er ein Cave hunc! a

*) „Ah, mein Herr, das ist das, was man in Rom einen Ponte-Sisto-Kop
einen Karakalla-Kopf nennt." Es wohnt in der Vorstadt jenseits der Tiber, zu welch
man über die Ponte Sistobrücke geht, unter anderm viel Gesindel, Banditen, Hur
usw., aber immer findet man dort noch schöne Römerköpfe.

der Stirn geschrieben; er merkte das wohl und hat mit seiner schmunzelnden und lächelnden Zudringlichkeit nach erster Erblickung mich nimmermehr angelaufen.

Scharnweber, der bei Hardenberg viel galt, ist von manchen auch so erblickt und dargestellt worden; ich mußte ihn aber mehr für einen phantastischen, aber dabei doch für einen offenen, geraden Kerl halten. Es erinnert mich, wir beide saßen einen Abend im schönsten Mondschein im Garten des protestantischen Oberpastors Tiede in Reichenbach, bei welchem Stein sein Quartier genommen hatte; da mochten wir über politische und finanzielle Fragen sehr lebhaft aneinander geraten sein. Den andern Morgen sagte mir Stein: „Sie haben mir mit dem Scharnweber, dem geschwätzigen Hardenbergischen Hannoveraner, gestern abend eine böse Nacht gemacht; das war ja ein Lärm durch die Tiedeschen Lauben, daß alle Sperlinge, die hier des Morgens des Teufels sind, zu früh wach werden könnten."

Nun unsre guten Leute: Humboldt, Niebuhr, Schön, Rhediger. Wilhelm Humboldt, jüngst noch Gesandter in Wien, hatte durch seine einzige, seltenste Klarheit, Geistigkeit und Ruhigkeit über Stein gewonnen, daß er mit ihm wie mit einem Lamm umgehen konnte. — Niebuhr und Schön alte Freunde. — Schön hatte kurz vor Preußens Fall Niebuhrs Übertritt aus dänischem in preußischen Dienst veranlaßt. — Die beiden trefflichen Männer hielten zusammen, der eine der Besonnene, der andere der Heftige. Es war ja hier bei den schwebenden, ungewissen Zuständen der doppelten Verhandlungen und Verhältnisse, bei all dem wirklichen oder geträumten diplomatischen Spiel ein rechtes Wespennest. Sie hielten auch oft zusammen in ihren Urteilen und Bemerkungen über Stein, die nicht immer mild ausfielen, aber die Steinschen über sie waren es auch nicht immer.

Nun begab sich, daß die beiden wirklich frommen Männer, Stein und Geßler, ein paarmal nach dem nahen Zinzendorfischen Gnadenfrei zum Sonntagsgottesdienst zur Kirche gefahren waren. Darüber glossierte Schön mit den Worten: „Die beiden alten Betväter meinen die Teufel Napoleon, Metternich und Hardenberg mit Bußpsalmen niederbeten zu können." Dergleichen Gespräch hörte ich und erzählte es nicht wieder, aber Stein hatte vor Freunden Niebuhrs einmal das geschwinde Wort gesagt: „Der Niebuhr wäre ein ganz andrer Kerl, wenn er seine Frau nicht bei sich hätte, die hält ihn bis neun, zehn Uhr im Bett und verpappelt und vertändelt ihn auf ihrem Schoß, als wenn sie ihr Enkelchen darauf wiegte." Es war aber Niebuhrs Frau damals wirklich krank, und er war natürlich bei seiner großen

Reizbarkeit doppelt krank an den Zuständen, woran wir alle mehr oder weniger krankten. Diese Worte Steins hatte einer jener Freunde ihm zu bestellsam wiedererzählt, und sie blieben wohl lange wie Dornen in seiner Erinnerung an die Reichenbacher Tage stecken.

Der dritte Diplomat, Mitglied des Zentralausschusses, Herr von Rhediger, war ein rüstiger, hochherziger, schlesischer Edelmann, ein Mann offen, tapfer und treuherzig, wie es wenige gibt. Er stand, ein sicherer, klarer Geist, unter den Heftigen und Unruhigen.

Ich kleinerer Mensch, der als ein niedrigerer Strauch unter den hohen Bäumen stand, ging durch diese oft recht verletzenden Bebungen und Stöße und Gegenstöße mit leidlichem Glück unbeschädigt hindurch. Ich genoß damals stärkster Gesundheit und eines hoffnungsvollen Mutes; in die schlimmsten Zettelungen und Geheimnisse des Tages war ich Hintermann glücklicherweise selten eingeweiht und erfuhr sie meistens später erst aus den Resultaten. Man wird mächtiger bewegt, wenn man vor einer Leiche steht als auf dem Grabe, das sie enthält und schon mit Moos und Blumen bewachsen ist.

Steins Ungestüm, zumal wenn er von seinen gichtischen und podagrischen Dornstacheln geprickelt war, zeigte sich jetzt selten hell und liebenswürdig, er brauste wirklich zuweilen wie ein Sturm auf, der alles niederwerfen wollte und der Besänftigung bedurfte, aber in der Mißstimmung vieler gegen ihn war noch etwas anderes. Stein war nicht allein ein lebhaftester, heftigster, zornigster Mann, sondern er hatte bei großer körperlicher Unscheinbarkeit doch, was die Salonsleute l'air d'un baron nennen. Er war von Gottes Gnaden der Unüberwindlichmutige, er war aber durch den Stammbaum seiner Ahnen ein reichsunmittelbarer Ritter gewesen und hatte davon auch ein Etwas, das aber in seiner Treuherzigkeit und Geradheit und seinem christlichen und deutschen, schönen Gemeingefühl mit allem Volk nimmer ganz unterging. Ich für mein Teil bin dadurch nie gestört worden, doch stießen die edlen Männer Schön und Niebuhr, beide homines novi oder novissimi, sich zuweilen daran und beschwerten sich oft bitter darüber.

Ich hatte vor und mit Stein jetzt ein ganz gerades, offenes Leben gewonnen; ich empfand wohl, daß er mich liebgewonnen hatte. Trotzig genug von Natur und Gottes Gnaden war ich auch geboren, als daß ich mich leicht hätte verblüffen lassen. Stein ist gegen mich wie gegen andre zuweilen heftig gewesen, aber nur ein einziges Mal — und das war hier in Reichen-

bach — grob geworden. Ich kam eines Morgens früh um sechs Uhr — er stand sehr früh auf — mit einem Papier in der Hand, fand seinen Wagen mit zwei Pferden und einem Postillion vor dem Tor halten und ging ohne Umstände wie gewöhnlich die Treppe hinauf und reichte ihm das Papier. Und da: „Was kommen Sie mich so früh stören? Ich habe keine Zeit, gehen Sie, der Quark kann warten.“ Und ich ging, antwortend: „Ew. Exzellenz hatten den Quark geschwind fertig befohlen. Sie sprachen: Machen Sie geschwind! geschwind!“ So ging ich die Treppe hinunter; Niebuhr, den ich bei ihm fand, folgte mir sogleich mit rotesten Wangen, mich mit den Worten tröstend: „Er ist auch gegen mich grob gewesen.“

Stein aber war den Morgen nach Gitschin gefahren; als ich ihn nach einigen Tagen wiedersah, verlangte er jenen Quark, mit welchem er mich etwas schnöde abgewiesen hatte, sprechend: „Sie kennen mich, ich war vorgestern vom Podagra und von dem Übel geplagt, woran wir alle jetzt leiden. Ich sollte Kaiser und Könige und Hardenberg und Metternich sehen.“ Dabei strich er mir freundlich über die Wangen. Das war so seine Art Liebkosung; wann die allerfreundlichste Freundlichkeit aus seinem Herzen quoll, küßte er einem, den Kopf herüberholend, auf die Stirn.

Ich lebte hier in Reichenbach nicht bloß ein unruhiges und kämpfevolles und arbeitvolles Leben unter und zwischen den Diplomaten, sondern freute mich in freien Stunden oft mit tapfern, fröhlichen Jünglingen, die zwanzig, fünfundzwanzig Jahre jünger waren als ich. Da waren manche der fröhlichen Freiwilligen, auch einige Jünglinge, welche ich von Berlin aus schon gekannt hatte, unter andern mein tapfrer, ritterlicher Freund Karl Sack, damals Offizier in der königlichen Leibwache, später an der Bonner Hochschule mein Amtsgenoß; dann erschienen an Schön eng angeschlossen zuerst Max von Schenkendorf, der Preuße, und mein Dresdner Theodor Körner mit einer fürchterlichen Narbe im Gesicht. Er war bei dem schändlichen Überfall, den die Franzosen mit dem württembergischen Reiterregiment von Normann mitten im Waffenstillstand über die Lützowsche Freischar machten, vom Pferde gehauen und als Gefangner abgeführt, hatte sich jedoch zu befreien gewußt und kam jetzt nach Reichenbach, bei seinem Paten Geßler wohnen und seine Wunde ganz verharschen zu lassen. Unter solchen Jünglingen und Dichtern ward auch ich wieder jung, war vielleicht damals noch etwas jung.

Napoleon hatte gottlob die Würfel des Kriegs mit seinem

im Zorn entflogenen Hute dem Metternich vor die Füße geworfen; sie sollten weiter geschüttelt werden, und die Herrscher und Heere zogen nun von Osten des Weges gegen Westen. Stein folgte ihnen, ich blieb noch in Reichenbach bei meinem Grafen Geßler, mit welchem ich ein Leben wie ein freier Student leben durfte.

Es war das ein hochgebildeter Hochgeborener, bei welchem aber alles durch lebendigsten Geist und treueste Menschlichkeit in scheinloseste Geradheit und Einfältigkeit verwandelt ward. Wir lebten wirklich wie ein paar fleißige Studentenkameraden auf einer guten Hochschule und machten unter uns in Gesprächen gleichsam einen commentarius perpetuus zu dem, was sich in dem letzten Menschenalter in Europa und im deutschen Vaterlande begeben hatte. Auch da konnte ich von dem trefflichen Manne viel lernen; denn er hatte den schärfsten Blick des Spähers und Beobachters und ein königliches Gedächtnis. Er ist eine schönste Erinnerung meines Lebens, und wenn sich Geister auf einem andern bessern Stern wieder begegnen und wiedererkennen können, diesem würde ich mit Inbrunst ans Herz fallen müssen.

Jetzt erst, jetzt als der Krieg begonnen hatte, als die ersten gewaltigen Schlachten vor Dresden, an der Katzbach und bei Kulm geschlagen waren, lernte ich meinen christlichen und schlichten Grafen kennen, wie er in seiner ganzen, tüchtigen, treuen Persönlichkeit war. Es kamen nach der Schlacht an der Katzbach 18000 französische Gefangene durch Reichenbach, von da weiter nach Oberschlesien geführt; es wurden hier für verwundete Preußen Lazarette angelegt — da war mein Graf das rechte Musterbild der Barmherzigkeit. Obgleich gleich seinem Freunde Stein an Gicht und Podagra leidend — die Gicht zuckte ihm in laufender Zitterung immer über das Gesicht hin — war er Tag und Nacht tätig, besuchte die Verwundeten, tröstete die Kranken und ließ Braten und Fleischsuppen und Tabak und Starkbier hintragen. Ich selbst bin auf seinem Wurstwagen auf einen seiner naheliegenden Pachthöfe mit ihm gefahren, und wir haben Kälber und Hämmel als Trost für die Lazarette bei der Rückfahrt als Reisegesellen neben uns gehabt.

Aber Graf Geßler war nicht bloß Krankenpfleger und Lazarettwärter, sondern führte jetzt wirklich einen Generalstab. Er hatte vor vielen andern redlich in den Arbeiten mitgewirkt, wodurch es Gneisenau gelungen war, in wenigen Monaten in Schlesien eine Landwehr von 60000 Mann auf die Beine zu bringen; jetzt war er zum Generalissimus des schlesischen Land-

sturms ernannt. Hier werde denn auch eine der Taten erzählt, die er in dieser Eigenschaft vollbracht hat.

Wir waren einen guten Nachmittag nach unsrer Gewohnheit durch die Stadt und um die Stadt spazierengegangen und sprachen auf dem Rückwege bei dem Oberpastor Tiede ein, wo uns ein gefangener französischer General mit seinem Adjutanten auf dem Hofe vorüberging, die bei dem Pastor einquartiert waren. Im Gespräch mit dem Grafen klagte der Pastor, wie diese Franzosen sich oft trotzig und übermütig gebärdeten und wohl durchblicken ließen (sie hatten gewiß von der Schlacht bei Dresden schon Wind bekommen, denn ihre Späher hatten sie allenthalben), der große Napoleon werde hier bald wieder aufmarschieren; ja der Küster habe ihm erzählt, der General sei gestern nachmittag mit einem andern Offizier schon auf den Kirchturm gestiegen, als wenn er nach den heranmarschierenden Franzosen aussehen wolle. Bei diesen Worten zog mein Graf seine zornige, sarkastisch-ironische Miene an, womit er einem durch die Seele bohren konnte, und rief: „Schämt Euch! Ihr dicker, starker Pommer solltet doch wissen, wie man unter solchen Umständen mit solchen Kerlen umgehen muß — das Hausrecht! wofür wachsen denn Stöcke und Hanf?“ Damit faßte er ihm gutmütig die Hand und schüttelte sie ihm herzlich. Er hielt sonst große Stücke auf diesen stattlichen, alten Pommerenken — Tiede war aus Pasewalk — der auch ein recht wackrer Prediger war, und besuchte seine Kirche fleißig. Sie wechselten nun noch einige Worte im Zweigespräch, und Tiede erwähnte, daß die Leute der Stadt über die einquartierten, gefangenen Offiziere viele Klage führten über Forderungen, die sie so trotzig machten, als wären sie eben als Sieger nach einer gewonnenen Schlacht hier eingerückt.

Wir gingen, uns begegnete der zurückkommende General und grüßte den Grafen, den er schon kannte, mit abgezogenem Hute, wogegen dieser kaum die Mütze rührte. Was geschieht? Kaum bin ich auf meinem Zimmer und schaue auf den Markt hinaus, so sehe ich meinen Grafen in seinem goldbesetzten, blauen Kammerherrnrock, einen dreieckigen Hut auf dem Kopf, geschwind über den Markt hinschreiten und ins Kommandantenhaus treten, wo ein alter, verschlissener Oberst Graf Lusi eben den Befehl führte, von Abkunft ein Piemontese. Ich dachte bei mir: Was Wetter gibt es? Dein Graf plötzlich in solchem ungewöhnlichen Staat? Ist etwa ein Prinz angekommen oder ein Feldmarschall, der den Alten so in die Sprünge bringt? Eine kurze Weile, und er kam zurück und sagte mit lustig lächelnder Miene: „Dem

Italiener, dem Spazza camino, der sich auch vor seinen Welschen zu fürchten scheint, habe ich tüchtig die Ohren gewaschen; wäre er mir sträubig oder gar grob geworden, sehen Sie, dann hätten diese einmal wieder geklungen." Er zog ein paar Pistolen aus der Tasche und legte sie vor mir auf den Tisch. —

Den folgenden Tag sah ich die Wirkung dieser gefährlichen Zornerschütterung; es fuhren auf dem Markt wohl vierzig, fünfzig Bauerwägen auf, und General und Korporal, Tambour und Trommelschläger, was von Gefangenen nur in der Stadt war, mit Ausnahme der Kranken und Verwundeten, mußte weiter nach Oberschlesien hinauf. Auch für Lusi schaffte er bald einen andern Kommandanten.

Nachdem Geßler diese Großtat verrichtet hatte, kam er beim König mit der Bitte ein, er möge geruhen, ihn von der Oberbefehlshaberstelle des schlesischen Landsturms zu erlösen. Dies verkündigte er mir eines Morgens wie eine große Freudenbotschaft, indem er sagte: „Ich bin eben 60 Jahr alt geworden und habe mich vom Feldmarschall des schlesischen Landsturms losgemacht. Freilich haben sich unsre Jungen unter York und Gneisenau an der Katzbach prächtig geschlagen, doch haben die Platzregen Gottes und alle zu Strömen und Seen gewordenen Bäche und Wiesen auch ihr Teil dazu getan. Was sollte ich, wenn es gelte, mit meinen Webergesellen von Reichenbach, Peterswalde und Langenbila wohl ausrichten? Diese feingliedrigen Kartoffelfresser würden ihren Feldmarschall bald in die schmählichste Flucht mit fortreißen. Ich darf solche Stinkblume nicht in den Kranz von Hohenfriedberg flechten."

In solcher Art offenbarte sich des Großvaters Blut noch in dem Enkel. Sein Großvater, ein geborner Ostpreuße, war ein tapferster Haudegen gewesen und hatte an der Spitze des pommerschen Dragonerregiments Ansbach-Baireuth und einiger andern Regimenter in der Schlacht bei Hohenfriedberg in Schlesien alle böhmischen und österreichischen Grenadiere durch und durch niedergeritten und zusammengehauen. Das hatte dem tapfern Regiment die Ehre silberner Pauken und prächtigster Fahnen, dem Obersten aber die Grafenwürde und das Geschenk bedeutender Güter von dem großen Könige eingetragen, von welchen dieser Enkel auch einen guten Anteil besaß.

Ich fragte den Grafen einmal nach meiner Weise um den Namen Geßler, ob der Name wohl auf eine mögliche Blutsverwandtschaft mit jenem fabelhaften Landvogt der Schweizer Tellsage hinweise? Und er hat mir in seiner Weise ungefähr wie folgt geantwortet: „Nun, nun — nach Namen und Stamm

soll ein kluger Mann nicht zuviel fragen. Sie wissen schon aus Vater Homers Zeit, wie bescheiden und unsicher seine Helden da immer sprechen, wenn von der väterlichen Herkunft die Rede ist; toll und trotzig genug wären meine angeblichen Ahnherrn wohl gewesen, um mit dem fabelhaften Geßler aus demselben Stamm entsprossen zu sein; wir stammen der Familiensage nach wirklich aus dem alten Schwabenlande vom Bodensee her, die Geßler sollen mit andern Rittern in den Kreuzzügen gegen die Litauer Heiden nach Preußen gekommen sein. Mein Großvater war ein Preuße und hat einen frommen Bauer freilich keinen Apfel vom Hut seines Sohnes schießen lassen, aber sonst tolle Jugendstreiche genug laufen lassen, ehe er bei Hohenfriedberg den tüchtigen Schwabenstreich seines Ursprungs gemacht hat."

Mit diesem edelsten, trotzigsten Geßlerblute beging ich nun zuletzt noch mit edelstem Wein die Jubelfeier der Leipziger Schlacht, dann packte ich mein Bündel und fuhr auf einem großen, mit vier Pferden bespannten Wagen, auf den auch zurückgelassene Koffer- und Gepäck des Ministers geladen wurden, den Weg, der nach Schweidnitz und Goldberg und von da immer weiter gegen Westen durch die Lausitz an die Elbe führt.

Auf dieser Fahrt schlief ich unter anderm auch eine Nacht in Görlitz, wo ich bei dem dortigen Landpfleger, dem Grafen Reisach, noch einen Steinschen Auftrag auszurichten hatte. Diesen Grafen hatte Stein jetzt zum Landpfleger oder Generalgouverneur, wie man das Amt jetzt mit einem welschen Namen nennt, in der eroberten Landschaft Lausitz ernannt. Dieser kleine, schwäbische Graf war schon im Frühlinge in Dresden bei uns erschienen, ein Mann guten Namens und des edelsten Adelstammes, der im Jahre 1809 während des Tiroler Aufstandes in den damaligen, südlichen Bayerbezirken, in Vorarlberg usw. der deutschen Sache gegen die Franzosen unterderhand gute Dienste getan haben sollte. Unter dem Titel, von dem bayrischen Minister Montgelas verfolgt zu sein, war er bei Stein eingeführt und jetzt hier in diese hohe Stelle gesetzt. Ein kleines, freundliches, geschmeidiges, bewegliches Männchen, das aus den kleinsten Augen blinzelte und mit einer immer vornüber geneigten, immer gnädigst und demütigst zugleich lächelnden Gebärde wenigstens kein stolzes Herrengeschlecht verriet, obgleich sein Urgroßvater Graf Reisach der erste Reichskammergerichtspräsident in Speier gewesen war. Unter den vielen Flüchtlingen und Herbeigekommenen in dem Gedränge und Getöse unsers Reichenbacher Hauptquartiers war er auch gewesen, wo er unten im Tale bei einem Wassermüller wohnte, der Kronprinzenlehrer

Geheimer Rat Delbrück hart neben ihm. Ich habe ihn bei Stein und auch dort unten im Tal mehrmals gesehen, bin auch mit Savigny zu ihm hinabgestiegen, der den von Montgelas Verjagten sehen und sich über bayrische Dinge mit ihm besprechen wollte. Mir fiel sein ganzes Wesen und seine Dienerschaft als etwas Wunderliches auf: es waren wie er kleine Figürchen, die drei zusammen echte Liliputer — ein kleines, feines Herrchen, ein kleines Reisewägelchen, zwei kleine Pferdchen davor, ein kleiner, hübscher, jugendlicher, rosenwangiger Kutscher und dito ein ähnlicher Diener, nichts als Hübschheit und noch bartlose Jugend. Ich dachte bei mir: Nun in Schwaben müssen sie unter der Jugend so nach Soldaten getastet haben, daß ihnen nur solche Exemplare übriggeblieben sind. Ich hatte mir dies Völkchen schon in Reichenbach mit Verwunderung angesehen, in Görlitz, wo ich Mittag bei Reisach aß, kam ich dahinter, welche Verkappung und Verpuppung es unter diesen Liliputern gab. Der kleine Diener, als ich hereintrat, im Hemdärmel dastehend, zog auf der Flur eben seinen Überrock an; so unschuldig war ich nicht mehr, daß ich nicht gemerkt hätte, daß unter dem gebauschten Monturrock und der noch mehr aufgebauschten Weste ein Weiberbusen steckte. Jetzt sah ich mir den Kutscher auf Ähnliches an, und meine Augen konnten sich an der Kinnglätte und der Vollbusigkeit nicht mehr irren. Ich dachte bei mir: Wenn der Stein wüßte, daß sein leichtsinniger, lockerer Landpfleger solche verhüllte Hühner statt der Hähne mit sich führt, wohin würde der Strengsittliche mit ihm fahren? Und er ist endlich mit ihm durchgefahren oder vielmehr, er hat mit ihm durchfahren gemußt.

Der kleine deutsche Patriot Reisach hatte nicht bloß vor dem Haß des mächtigen Montgelas, sondern vor bayrischen Richterstühlen die Flucht ergreifen müssen. Es waren Akten gegen ihn eingesandt worden, welche die schlimmsten Dinge bezeugten, nicht nur Anklagen, sondern gerichtliche Erweisungen. Seine Auslieferung als eines Verbrechers war verlangt worden. Nun hatte er auch vor Steins Zorn die Flucht ergriffen, welcher als ein von ihm Getäuschter ihn wohl ohne viel Umstände dem bayrischen Minister ausgeliefert haben würde. Er war bis in unsern äußersten deutschen Westen, bis an die holländische Grenze geflohen, wo der wackre Oberpräsident von Vincke, der in Münster wieder den preußischen Regierungsstab in die Hände genommen, ihn in seinen Schutz genommen und gegen Montgelas' Rache gedeckt hatte.

Stein hat nun den Reisach auch so laufen gelassen. Ich weiß nicht, durch welche Gunst und welchen Wechsel der Dinge

Reisach in den folgenden Jahren hier am Rhein nahe bei uns Bonnern festgeworden ist; genug er saß in Koblenz als preußischer Archivrat angestellt. Hier sollte das Steinsche Donnerwetter ihm doch noch einmal auf den Kopf herabfahren.

Es begab sich nämlich, daß Stein einmal zu einem Gastmahl bei dem General Borstel eingeladen war; als er nun da den Grafen Reisach mit andern Geladenen hereintreten sieht, ruft er mit seiner Jachheit aus: „Der Schurke hier muß heraus oder ich, wir beide können nimmer miteinander tafeln." Natürlich machte sich nun Reisach auf geschwindesten Füßen wieder die Treppe hinunter.

Hier in Koblenz hat er denn als Archivrat doch fortgelebt und, wie man behauptete, als ein Späher und Berichterstatter im Wittgenstein-Kamptzischen Solde außer seinem Gehalt noch eine geheime Zulage genossen, bis ihn beim Regierungsantritt Königs Friedrich Wilhelm IV. der Einfluß des Ministers von Bodelschwingh hat wegjagen geholfen. Da habe ich, der ihn seit Görlitz nimmer wiedergesehen hatte, wahrscheinlich aus Erinnerung vergangener Tage von Dresden und Reichenbach her von dem Unglücklichen ein paar Briefe erhalten, mit der Bitte, ich möchte doch zu seiner Wiederherstellung wirksam sein. Ich deuchte ihm jetzt wohl in Gnaden zu stehen, weil ich von der neuen Regierung nach langer Stillstellung meines Amtes wieder in Tätigkeit gesetzt war. Was der Mann sich wohl von meinem Einflusse eingebildet hat? O wechselnde Schicksale und Gedanken der Menschen! Ich habe dem Elenden gar nicht geantwortet. — Ich einem Kamptzischen Schelm und Späher helfen, wenn ich Schwacher auch helfen gekonnt hätte? Ich weiß nicht einmal, wo er später gelebt hat, noch wo er begraben liegt.

Bei meiner weiteren Fahrt nach Leipzig kam ich endlich von Meißen über die Elbe; über Dresden ging es nicht; darin lag noch der französische Marschall St. Cyr mit 35000 Franzosen, und die Russen unter Bennigsen lagen davor als Belagerer. Hier in einem kleinen Flecken unweit Mühlberg vernahm ich, dort in einem kleinen Wirtshause wohne mein lieber Körner mit den Seinigen, der sich vor der Belagerung aus Dresden weggemacht hatte. Ich sah die guten Menschen, wir freuten uns gegenseitig, und ihr Erstes zu mir waren Fragen wegen ihres Theodors, ob ich nichts Neues von den Lützowern zu erzählen wisse. Ich mußte nein antworten. Sie waren nämlich in Angst, hatten von Gefechten in Mecklenburg und von Verwundung des Sohnes Gerüchte vernommen. Sie gaben mir Briefe an ihre Freunde in Leipzig mit und die Bitte baldigster

Meldung, wenn ich über den Sohn etwas erfahren könne. Ach! ich mußte ihnen nur zu bald die Trauerbotschaft schreiben: „Euer Sohn ist durch eine Kugel gefallen und liegt in Mecklenburg im Schatten einer deutschen Eiche begraben." —

Leipzig näher kommend sah und erfuhr ich nun durch den eignen Augenschein an den greulich zerfahrenen Straßen, an eingeäscherten und in allen Zäunen und Gärten verwüsteten Dörfern und an hundert andern Zeichen der namenlosen Schrecken und Greuel, was Krieg heißt, besonders ein Krieg, wo mehr als eine halbe Million streitbarer Männer und mehr als tausend schwere Geschütze drei Tage zwischen Sieg und Tod miteinander gerungen haben.

Meine Ankunft war an einem der letzten Tage des Weinmonds. Ich fand jetzt meinen Minister wohlauf und frisch und doppelt freudigen Mutes, in den abendlichen Teestunden immer eine heitere, fröhliche Gesellschaft um ihn, unter dieser zwei liebste Freunde, Reil, den großen Arzt, und den Kammergerichtsrat, späteren Minister Eichhorn. Reil regierte hier in Leipzig jetzt als der ärztliche Feldmarschall über die Ärzte und Wächter der Spitäler. Wir fanden den herrlichen Ostfriesen in der Gesellschaft munter und frisch wie sonst, er sagte uns aber, er glaube sich durch einen Berliner Freund angesteckt, den er besucht, und der ihn einige Stunden vor seinem Todeskampfe in krampfhafter Zuckung umhalst und mit seinem Atem vergiftet habe; seit dem Tage fühle er den Tod wie ein schweres Blei in seinen Gebeinen. Wir nahmen das nicht so schwer, aber er hatte leider wahr geredet; einige Wochen darauf, als er zur Hochzeit seiner ältesten, schönsten Tochter mit meinem Freunde, dem Baron Friedrich Scheele, von Leipzig nach Halle reiste, ward die Fiebertodesahnung an dem Vortrefflichen erfüllt.

Der Minister fuhr etwa acht Tage nach meiner Ankunft mit meinem Eichhorn, der jetzt sein diplomatischer Adjutant werden sollte, ins Hauptquartier der Monarchen nach Frankfurt am Main. Ich blieb zurück und trieb meine buchlichen Künste und pamphletierte dabei recht fleißig. So eine Leipziger Schlacht mußte ja wohl mein bißchen Lebenskraft verdoppeln. Einiges gelang mir daher doch ganz gut. Mein Büchlein *über den Rhein als deutschen Strom, aber nicht als französischen Grenzstrom*, wozu die Franzosen ihn stempelten und heute immer noch stempeln möchten, hatte Geßlers und Körners und Steins vollen Beifall gefunden und brachte mir auch einen Belobungsbrief von Hardenberg, den ich bisher nur von fern gesehen hatte.

Auch hier in Leipzig lebte ich hin und wieder mit lieben,

gleichgesinnten Genossen; auch ein Freund aus meiner Heimat, aus Rügens äußerster Nordspitze, der brave Pastor Baier aus Altenkirchen auf Wittow, kam mit einem Beutel mit etwa 1500 Reichstalern an Rügens Landwehristen zu verteilen, wenn etwa Kranke oder Verwundete derselben hier in den Lazaretten lägen. Bernadotte hatte sein Schwedenhäuschen, worin diese Rügenschen Jünglinge eingereiht waren, freilich nach der Möglichkeit zu schonen gesucht, indessen bei Leipzig hatte ihn der Blücher den dritten Tag der Schlacht doch etwas mit ins Feuer hineinzuzwingen gewußt; es waren doch einige schwedische Späne gehauen, unter ihnen ein Edelgefallner, ein Hauptmann der schwedischen Artillerie von Mühlenfels, älterer Bruder des oben genannten Lützowers Ludwig von Mühlenfels.

Hier in Leipzig lebte ich nun über zwei Monate; in rüstiger, lustiger Arbeit, ich kann wohl sagen in Ehren und Freuden, wie die Zeit sie gab, siegesfroh unter Siegesfrohen. Auch die meisten Leipziger mitten unter allen greulichsten Erscheinungen des Elends, Jammers und Grauens, mitten unter den Leichenkarren, die mit vielem verderblichen Pesthauch täglich durch die Gassen ihre fürchterlichen Umfahrten hielten, teilten doch mit uns aufrichtig die Freude, daß der große Reichsfeind auf diesen Gefilden alter Mordschlachten mit seiner besten Stärke sehr zusammengeschmettert war.

Bald nach Neujahr 1814 trat ich meine Fahrt gegen den Rhein an mitten durch Schnee und Eis im brennendsten Winter, besuchte Frau von Wolzogen in Weimar, mußte aber von der gewöhnlichen großen Straße vor Erfurt abbeugen, wo die Zitadelle noch von Franzosen besetzt und eben von den belagernden Preußen umdonnert war. Ich fuhr dann des Weges über Arnstadt auf Schmalkalden den Inselberg hinunter, wo auf der eisglatten Höhe dieses Gipfelberges des Thüringer Waldes meine Pferde mit Wagen und Gepäck den Berg herunterrollten. Ich war glücklich früher ausgestiegen und lief nebenher, aber das Glück war überhaupt mit mir: Pferde, Wagen, Gepäck, alles unbeschädigt unten wieder gesammelt, und jegliches in seine Ordnung gebracht.

Ich schlief in Schmalkalden, wo auch Tausende von Kranken und Verwundeten gehäuft gelegen und viele der Einwohner mit ins Grab gerissen hatten. Die kleine Stadt lag wirklich mitten an einem trübsten Wintertage wie eine in Schwarz gekleidete Trauerstadt. Die folgende Nacht schlief ich in Würzburg, von wo es über Aschaffenburg nach Frankfurt ging, wo ich den zwölften oder vierzehnten Januar anlangte. Von hier war das

Hauptquartier der Kaiser und Könige und mit ihnen auch Stein weiter nach Süden gegen die Grenzen der Schweiz gezogen und bald darauf in Frankreich selbst eingezogen.

In dieser alten, heiligen Reichsstadt Frankfurt habe ich nun beinahe ein Jahr und später in verschiedenster Zeit wieder Jahre und Monate verlebt und, wie ich mir einbilde, viele Freunde und wenigste Feinde gewonnen. Ich bin — in jenen Tagen auch eine Kriegslast — bei der edlen, altburgundischen Familie Gontard, dann bei dem wackern patriotischen Deutschen, dem Buchhändler Eichenberg, auf gut soldatisch einquartiert gewesen und habe die Liebe und Freundschaft dieser trefflichen Menschen gewonnen, die mir bis in diese spätesten Jahre geblieben ist. Eichenberg war ein sehr gebildeter Mann, ein Zögling des Dessauer Philanthropins; sein Vater hatte Goethens erste Jünglingsproben verlegt; seine Witwe lebt als treueste Freundin mit mir noch ins höchste Alter hinein.

Was tat und schaffte oder schuf ich hier in Frankfurt? Ich antworte: Ungefähr dasselbe, was ich in Königsberg, Dresden und Leipzig getan hatte. Bei Gelegenheit hatte ich einzelne Ausrichtungen und Aufträge von dem Minister, die mich wohl auf einige Wochen oder Monate nach Koblenz, Mainz, Worms und andern Orten entführten, auch mir das Leben und Treiben der Hofhaltungen von Darmstadt und Baden-Karlsruhe zu betrachten. Hier in Frankfurt stand aber die deutsche Zentralverwaltung jetzt fest, obgleich ihr Haupt jetzt mit den Herrschern in Frankreich umherzog. Unter dem Schutz dieser Verwaltung hatte ich Recht und Macht in meiner Weise mit der Feder und durch eine freieste Presse zu wirken. Hier war von preußischer Seite jetzt besonders wirksam der Oberst Rühle von Lilienstern für den Krieg und für das allgemeine deutsche Bewaffnungswesen, und für das mehr Innerliche, vorzüglich für das Verpflegungs- und Lazarettwesen, war der edle, vortreffliche Graf Solms-Laubach berufen, mit welchem ich viel zu verkehren hatte; von Österreich waren ein Herr von Handel und Major Meyern, Verfasser der Diana Sora, bestellt, mit welchem ich manche genialische Umzüge und Ausflüge an dem schönen Rhein umher gemacht habe; von andern deutschen Staaten waren andere Männer da; Rußland ward hier durch Nikolaus Durjeneff vertreten, dessen Bruder Alexis ich in Petersberg sehr gekannt hatte.

Dieser Nikolaus war ein kleiner, gescheiter, braver, hinkender Moskowiter von unverwüstlich fröhlicher Laune, mit dem ich auf einem sehr guten Fuß stand, und den auch Stein gern mochte. Er lebt jetzt seit einem Menschenalter an der Loire in

Frankreich, seit der Zeit der großen russischen Verschwörung bei dem Regierungsantritt des Kaisers Nikolaus. Er war zu seinem Glücke eben damals auf Reisen im Auslande, sonst würde das Sprichwort Mitgefangen mitgehangen gewiß an ihm in Erfüllung gegangen sein. In despotischen Staaten bedarf es oft nur des Winks, daß man mit einem Verschwörer weiland in Bekanntschaft, Brüderschaft oder Briefwechsel gestanden hat, um solche Verbindung später bei Gelegenheit durch einen gemeinsamen Strick auf das engste zu verknüpfen. Er hatte solche oft sehr zufällige Bekanntschaften und Jugendbrüderschaften mit einzelnen der Angeklagten gehabt und ist deswegen zum Tode verurteilt worden. Vor etwa zehn Jahren schickte er mir als Geschenk ein sehr lesenswertes Buch über die russischen Zustände seiner Zeit unter dem Titel La Russie et les Russes. III Tomes, Paris 1847. Nun lese ich vor einigen Wochen in guten Zeitungen: Nikolaus Durjeneff sei von Kaiser Alexander begnadigt und werde nach Rußland zurückkehren. Ich glaube das nicht, ich glaube, mein gescheiter Nikolaus wird kein Narr sein; ich kann es nicht glauben, wenn ich einige Kapitel seiner Considérations wieder lese. O du lieber Gott! Da ist Stoff für mehr als einen russischen Strick, für mehr als eine russische Knute; wenn der Mann Feinde hat, so könnten sie daraus solche Stellen herausklauben, solche Deutungen aus diesen und jenen Winken und Andeutungen machen, die nicht allein in Rußland, sondern in den meisten Ländern einem ehrlichen Mann einen Hochverratsprozeß an den Hals hängen könnten.

Nach geschlossenem Frieden kam Stein hier in Frankfurt an um die Mitte des Monats August 1814. Ich saß in meinem Wagen auf einer Fahrt von Frankfurt nach Mainz, da wollte er mir unweit Höchst mit Extrapostflügeln vorüberfliegen. Ich erkenne ihn sogleich, General Boyen sitzt neben ihm im Wagen; auch er erkennt mich, ruft: Gleich umgekehrt! Mit mir nach Frankfurt zurück! Ich tat so, und saß mit ihm und Boyen und dem braven General Kleist-Nollendorf im Römischen Kaiser bald am Mittagstisch. Das ward uns allen wirklich ein rechtes, deutsches Freudenmahl. Er befahl vom besten Elfer, und wir tranken und ließen die Gläser zusammenklingen. Es wurden nun nach Verlauf von fast anderthalb Jahren mit ihm in Frankfurt wieder mehrere recht fröhliche Wochen verlebt. Er war die ganze Zeit dieses seines dortigen Verweilens ungewöhnlich hell und heiter und auch seiner Weise nach sanft. Wenn vieles auch nicht nach seinem Wunsch geraten war, konnte er sich doch fast wie ein siegreicher Triumphator fühlen; er war auch dadurch

glücklich, daß er sein altes Nassau mit eignem Weib und Kindern eben einige Tage wiedergesehen hatte.

Hier werden ein paar Geschichten Steinscher Art, teils von mir selbst miterlebte, teils von zuverlässigen Freunden erzählte Geschichten von mir wiedererzählt:

Stein war ein großer, deutscher Name geworden, Berufene und Unberufene drängten sich zu ihm und fanden sich zuweilen abends um seinen Teetisch versammelt. Dieser Teetisch stand jetzt gewöhnlich in einem hübschen Garten an dem Wege nach Bornheim, wo er seine Sommerwohnung genommen hatte. Hier erschien auch der Kronprinz Ludwig von Bayern, gleich Stein von dem feurigsten Mut für ein neues, freies Deutschland entflammt und daheim ein erklärter Gegner des Premiers seines Vaters, des Ministers Grafen Montgelas. Der Prinz, feurig fürs deutsche Vaterland und freundlich und liebenswürdig wie er war, nahm auch mich wohl zuweilen an seinen Arm und durchwandelte geschwinden Schrittes mit mir die Laubgänge. Da tönten des Jünglings Worte, da er sehr taub war, denn über die Hecken des Gartens hinaus, vielleicht tönten auch die meinigen, da ich kein Flüsterer und Leisesprecher bin. Dies machte denn, daß die Leute, welche überdies den berühmten Stein und einen Kronprinzen gern sehen wollten, auf der Promenade am Garten sich häuften und stillestanden. Da rief Stein uns zu: „Kommen Sie, Königliche Hoheit, und kühlen den Eifer mit einer Tasse Tee. Sie sprechen so laut, daß die Leute stillstehen und glauben, ich halte hier einen Jakobinerklub." Und der gute Kronprinz lächelte und setzte sich.

Einmal besuchte Professor Schlosser, jetzt in Heidelberg, damals Lehrer am Frankfurter Gymnasium, den Minister. Dieser fragte ihn: „Nun, lieber Schlosser, wie steht's denn daheim bei Ihren Friesen im Lande Jever?" — „O, Exzellenz, es geht ihnen auch schlecht wie im ganzen übrigen Deutschland, aber immer noch viel besser als anderswo; wir haben nur freie Bauern bei uns und gar keinen Edelmann." Und Stein herzlich lachend: „Sie wollen sagen, die Bauern haben sie alle einmal weggejagt oder totgeschlagen, wir beide schlagen uns einander nicht tot."

Ein Graf Waldbot-Bassenheim kommt Stein besuchen, mit feierlicher Hersagung aller seiner Titel, mit dem Oberburggrafen der Reichsfreiheit Friedberg beginnend, sich vor ihn stellend — und Stein nimmt geschwindest einen Stuhl und setzt ihn vor den Bassenheim hin, mit den Worten: „Setzen Sie sich, Herr Graf, ich habe für alle die Herren, die Sie mir nennen, nicht Stühle genug."

Stein ist einen Tag zum Mittagessen auf dem Landhause seines Bankers Metzler & Komp. Als sie eben beim Kaffeetisch sitzen, fährt ein prächtiger Wagen vor, und der bayrische Feldmarschall Graf Wrede läßt sich melden. Bei diesem Ton springt Stein auf, öffnet die Tür und ruft seinen Leuten sogleich anzuspannen. Metzlers wollen ihn halten, aber er eilt hinaus, sagend: „Mit einem solchen verfluchten Räuber sitze ich nicht in demselben Zimmer." Er läßt den Bayer an sich vorübergehen und fährt fort. Dieser Zorn gegen Wreden hatte noch seinen besondern Haken. Von allen deutschen Truppen unter französischem Kommando hatten in Norddeutschland die Bayern und die Darmstädter durch Roheit, Zuchtlosigkeit und Plünderungssucht den schlechtesten Ruf hinter sich gelassen. Wrede ward wohl mit Recht beschuldigt, den Seinigen nicht nur vieles nachgesehen, sondern ihnen auch selbst das böseste Beispiel gegeben zu haben. Bei einem solchen Beispiel hatte ihn nun Stein erfaßt und zwar recht tüchtig angefaßt. Wrede war in Schloß Öls in Schlesien einquartiert, im Schlosse des Herzogs von Braunschweig. Hier hatte er es ganz den gierig unverschämten französischen Räubern nachgemacht, den Soult, Massena und ihresgleichen, welche das Silber (Löffel, Teller), womit sie von ihren Wirten bedient wurden, nach der Tafel gewöhnlich einpacken und mit ihrem Gepäck wandern ließen. So hatte Wrede in Öls ganz nach französischer Marschallsweise bei seinem Abzuge alles herzogliche Schloßsilber mit zu seinem Feldgepäck legen lassen. Der arme Schloßvogt hatte dem nicht wehren gekonnt, hatte aber, damit er selbst nicht für den Räuber und Dieb des herzoglichen Silberschatzes gehalten würde, den Marschall um einen Schein gebeten, daß er in Kraft des Kriegsbefehls es sich habe ausliefern lassen. Und wirklich hatte der Feldmarschall ihm den genau spezifizierten, vorgelegten Schein bei seinem Abmarsch in einfältiger, deutscher Überraschung unterschrieben. Dieses Papierchen war nun im Jahr 1813 Steins Händen übergeben, und Wrede hatte den Wert des Raubes im folgenden Jahre mit einer hübschen Summe Geld zurückzahlen müssen.

Das Jahr 1814 lief schon gegen den Herbst abwärts, die Heere der Verbündeten zogen über den Rhein wieder gegen Osten; auch die Kanzlei der Zentralverwaltung und ihre Geschäfte wurden geschlossen und abgeschlossen. Von dem freilich, was Stein mit dem Entwurf und Anfang dieser Zentralverwaltung gemeint hatte, war zwar leider wenig erreicht worden, aber doch war viel Gutes durch sie getan und bewirkt. Das Beste, was sie bewirkt hat, war die Wirkung, die sie auf die Meinung und den Glauben

des Volks gehabt hat; das Beste des Menschen ist ja immer sein Glauben und Denken. Es dämmerte nach einem fünf Jahrhunderte langen, traurig durchschnarchten, starren Schlaf bei den Deutschen allmählich der Morgentraum von der Wiederauferstehung eines deutschen Volks und Reichs auf. Wir packten also in Frankfurt ein, und jeder einzelne ging nach Hause an seinen Ort. Stein zu den Seinigen nach Nassau, um von da später nach Wien zu gehen. Ich machte eine Lustreise — ich hatte sie durch heiße Sommerarbeit wohl verdient — nach Köln und Düsseldorf, von dort wieder nach Nassau, welches ich mir im verflossenen Jahre zuerst besehen hatte.

Ich ward dort im Schlosse von dem Minister und den Seinigen auf das allerfreundlichste empfangen. Er war außerordentlich heiter und munter und lief mit mir und seinen beiden Töchtern, von welchen Henriette schon erwachsen, Therese ein kleiner, mutwilliger Aufschößling war, gleich die ersten Tage auf allen Wegen und Stegen durch Wald und Feld und über Berg und Tal herum. Da mußte ich das schöne, mutwillige Thereschen, welches immer Übersprünge machen wollte, und über dessen unschuldige Wildheit der Papa sich herzlich freute, denn oft über kleine Bäche und Gräben auf meinen Armen mit mir fortschnellen, wobei es sich wohl begab, daß sie ihre eigenfüßige Macht zeigen wollte und zu Papas Ergötzung ein Stiefelchen im Schlamm stecken ließ.

Hier war nun auch Steins Schwester Marianne, Dechantin des adligen Fräuleinstifts Wallerstein zu Homberg in Oberhessen, im kleinen Duodezformat an Leib und Geist ein echtestes Ebenbild des Bruders. Aber sie war ein Weib, alles in ihr besonnener und milder, in der Rede dieselbe Kürze und Geschwindigkeit, derselbe unbewußte schlagende Witz, ihr Wuchs klein, und auch darin Verkürzung und Verkleinerung, der Kopf schon mit dem Schnee des Alters bedeckt, aber daraus leuchteten ein paar prächtige, wie Sterne funkelnde Augen. Sie war eine gelehrte Dechantin, die mit ihren Fräulein wohl hätte Schule halten und ein Examinatorium und Disputatorium über die alte, deutsche Reichsverfassung hätte anstellen gekonnt. Sie kannte die alten, deutschen Ordnungen und Verfassungen nicht bloß auf dem Nagel, sondern trug sie im lebendigsten Herzen. Rührend stand sie neben dem Bruder, dessen gewaltige Lebendigkeit vor ihr oft in stilleren Ufern dahinfloß. Sie war um beinahe zehn Jahre älter als er, hatte in ihrer Jugend, als er noch als Knabe dahinsprang, mit der Mutter Haus und Hof verwalten und, wie er erzählte, auch ihn erziehen und seinen feurigen Mut bändigen geholfen. Er hing

auch mit einer Art Verehrung an ihr, und ich hörte ihn, wenn er wohl mal über seine Feurigkeit und seinen zu reizbaren Jachzorn klagte, wenn er in einer Anklage seiner selbst klagte, sagen: „Ohne meine fromme Mutter und meine ebenso fromme und gute Schwester Marianne hätte ein Erzbösewicht aus mir werden können.“ In solchen Superlativen sich auszusprechen lag einmal in seiner Art.

Diese kleine Frau Dechantin war wie ihr Bruder von einer napoleonischen Achtung getroffen und als eine Aufruhrstifterin nach Frankreich abgeführt und nur durch die Verwendung ihres Neffen, des polnisch-sächsischen Ministers Senfft von Pilsach, wieder losgelassen. Bei dem hessischen Dörnbergaufstande des Jahres 1809 gegen König Hieronymus war eine Fahne der Aufständer erbeutet, welche eine Kanonissin des Stiftes Wallerstein mit Blumen und Zeichen deutschen Anspiels und Vorspiels schön ausgeblümt und gestickt hatte. Da hatte man nun gleich nach dem geächteten Namen Stein gegriffen; ihren Bruder freilich würde Napoleon, wenn er ihn einmal in seinen Klauen gehabt hätte, nimmer lebendig losgelassen haben.

In dem glücklichen, nun wieder versammelten Steinschen Hause flutete nun fast tagtäglich eine Flut besuchender Freunde und auch vieler Fremden herein, besonders viele russische Generale und liebe Bekannte von dem Petersburger Sommer her. Mit mir saß gleich den ersten Tag der alte, schlaue, graue Hetman Platow mit andern Moskowitern zu Tische. Nach dem Essen ging die Gesellschaft die Burg Stein besuchen. Hier hatte ein alter Maurermeister in Nassau, der vor vielen langen Jahren des Ministers Spielkamerad gewesen war und sich immer als Allergetreuester zum reichsfreiherrlichen Hause Stein gehalten hatte, den Einfall gehabt, an den Grenzen, welche auf der Höhe des Bergkegels und an den Wiesen der Lahn hinlaufen und das Steinsche und herzogliche Gebiet scheiden, durch die mühevollste und künstlichste Zusammensetzung von Steinen, Moosen, Blumen und Zweigen die Taten und Leiden der jüngsten Feldzüge, die Einäscherung Moskaus, den Rückzug und die Flucht der Franzosen, die Leipziger Schlacht usw. usw. bildlich darzustellen. Es war die Arbeit wie einer natürlichsten, kindlichen Dankbarkeit. Da war denn auch Steins Namen und Wappen und mehrere wohlverdiente Kränze an verschiedenen Stellen von dem treuen, alten Meister angefügt. Stein hatte schon von dieser seiner Verherrlichung gehört und finster dazu gesehen. Nun als er sie wirklich erblickte, geriet er in Zorn und wollte alles sogleich wegschaffen lassen, alle die schöne, mühevolle und kunstreiche Arbeit, worauf

der fromme Meiſter vielleicht die Feierſtunden einiger Wochen verwandt hatte. Die gute Dechantin war außer ſich, wagte aber nicht, ſich gegen zu legen, ſeufzte nur: „Ach der arme, alte Mann!“ Sie ſprach zu mir, eine Fürbitte zu wagen; bald kamen andre Gäſte, welche vorſtellen und bitten helfen mußten — und wir brachten es dahin, daß Stein freilich verdrießlich wegging mit den Worten: „Die Leute könnten glauben, ich ſei ein alter kindiſcher Narr geworden und bilde mir ein, die Welt erobert zu haben“, aber er erlaubte endlich doch, daß Wind und Wetter das Werk des alten Maurers langſamer zerſtören durften.

Dies war ein Bildchen aus dem Hausleben. Hier noch ein paar Bilder, worauf bedeutende Menſchen als die Hauptfiguren ſtehen.

Im Sommer des Jahrs 1815 kam Stein nicht lange vor ſeiner zweiten Fahrt nach Paris in Köln an, wo ich damals ſaß. Er ſchickte einen Bedienten, ich möge nach dem Dom kommen, wo ich ihn finden werde. Da kam auch ſein Adjutant Eichhorn eben friſch aus Berlin auf einen Morgengruß zu mir, im Begriff nach Paris weiterzugehen, wo er als des preußiſchen Miniſters Freiherrn Altenſtein Adjutant wirken ſollte. Altenſtein nämlich war als ein ſehr wiſſenſchaftlicher Mann dem Staatskanzler beſonders empfohlen, um aus der großen franzöſiſch-napoleoniſchen Löwenhöhle Paris den Raub deutſcher Denkmäler, Bibliotheken, Urkunden uſw. wieder herauszuholen, ein Diebsraub, welchen das erſte, gebildetſte Volk Europas, wie es ſich immer betitelt, mit der ſchamloſeſten Habgier aus allen Ländern zuſammengeſchleppt hatte. Ich ſagte ihm: Stein iſt da, wir finden ihn im Dom — und wir gingen flugs dahin. Er begrüßte uns auf das allerfreundlichſte — und wen erblickten wir nicht weit von ihm? Da ſtand der neben ihm größte Deutſche des neunzehnten Jahrhunderts, Wolfgang Goethe, ſich das Dombild betrachtend. Und Stein zu uns: „Lieben Kinder, ſtill! ſtill! nur nichts Politiſches! Das mag er nicht; wir können ihn da freilich nicht loben, aber er iſt doch zu groß.“ Wunderbar gingen die beiden deutſchen Großen hier nebeneinander her wie mit einer gegenſeitigen Ehrfurcht; ſo war es auch im Gaſthauſe am Teetiſch, wo Goethe ſich meiſtens ſehr ſchweigſam hielt und ſich früh auf ſein Zimmer zurückzog.

Wie waren die beiden zuſammengekommen? Wie dann miteinander nach Köln gekommen? Goethe hatte ſeine Vaterſtadt und einige alte Genoſſenſchaft und Freundſchaft einmal wieder beſucht. Da hatte ihn ſein Herz gefaßt, und er hatte ſich wieder

das Herz gefaßt, die Pfade, auf welchen seine lustige, genialische Jugend sich ergangen und getummelt hatte, die Pfade, welche bei Wetzlar an der Lahn und durch ihre schönen Täler nach Nassau, Koblenz, Ehrenbreitstein und Valendar hinlaufen, noch einmal wieder zu durchwandeln. Da vernimmt Stein in seinem Schlosse die Nachricht, Goethe ist in Nassau im „Löwen" abgestiegen. Er flugs in den Löwen und holt und zwingt den Sträubigen in sein Schloß hinauf. Da nun Goethe einen Ausflug nach Köln vorhat, so läßt Stein seinen Wurstwagen vorspannen, und sie rollen zusammen den Rhein bis nach Köln hinunter. Ich kann mir denken, wie die beiden Reisegefährten jeden Zusammenstoß vermieden; es war gewiß die äsopische Reise des steinernen und irdenen Topfes. So gingen sie auch in Köln nebeneinander hin mit einem zarten Noli me tangere. Nimmer habe ich Steins Rede in Gesellschaft stiller tönen gehört.

Hier konnte ich mir unsern Heros Goethe ein paar Tage recht ruhig betrachten, mich seines herrlichen Angesichts erfreuen: die stolze, breite Stirn und die schönsten, braunen Augen, die immer wie in einem Betrachten und Schauen begriffen offen und sicher feststanden und auf jeden Gegenstehenden und Gegenschauenden trafen; aber doch gewahrte ich, was mir in seiner Haltung früher schon aufgefallen war, ein kleines Mißverhältnis in der Gestalt des schönen Greises: wann er stand, gewahrte, wer überhaupt dergleichen sehen kann, daß sein Leib eine gewisse Steifheit und gleichsam Unbeholfenheit hatte: seine Beine waren um sechs, sieben Zoll zu kurz. Ich habe mir das Wesen der Zukurzbeinigen im Leben genug betrachtet. Sie entbehren immer einer leichten, natürlichen Beweglichkeit und Schwunghaftigkeit des Leibes, und ich glaube daher, daß der junge Goethe, von seinem achtzehnten bis fünfunddreißigsten Jahr gerechnet, als Reiter, Fechter, Tänzer, Schlittschuhläufer nimmer ein Leichtfliegender hat sein gekonnt. Es gab ihm dieser leibliche Mangel wohl etwas von einer natürlichen Steifheit; anderes mochte in Art und Gewohnheit liegen.

Goethe war ja Minister und Exzellenz und in Wahrheit eine der exzellentesten Exzellenzen des Vaterlandes; aber hier in Köln, wie? wie? Es kamen von den jungen Offizieren, die in Köln standen, einige, sich vor ihm zu verneigen, solche, deren Väter oder Vettern er kannte, Thüringer und andere, Ministersöhne, Baronensöhne, unter ihnen Wilhelm Humboldts Erstgeborner, Jungen, vor welchen Stein, ja nicht einmal unsereiner, nicht die Mütze abgezogen hätte — und Goethe stand vor ihnen in einer Stellung, als sei er der Untere. Eine solche Unge-

fügigkeit des Leibes, eine solche fast dienerliche Haltung einem Altadligen gegenüber, vielleicht aus Jugendgewohnheit, womit eine gewisse Steifheit verknüpft war, ist dem sonst zwar stolzen, aber sehr großmütigen, liebenswürdigen Manne von den Unkundigen wohl oft als Hoffart ausgelegt worden. Aus dem Gefühl eines gewissen körperlichen Mangels hat er in Beschreibungen und Schilderungen seiner sogenannten ritterlichen Männer (ein Jarno und Konsorten) auf jene körperliche Beweglichkeit und Gewandtheit, welche jeder Jagdjunker und Kammerjunker von Kind auf leicht und umsonst gewinnt, wie mir deucht, im Kleinen einen zu großen Wert gelegt.

Im Sommer des Jahres 1817 kam Stein auf vier Tage mit Goethens Herrn, dem Herzog von Weimar, nach Köln. Sie wollten in der alten, heiligen Stadt allerlei Raritäten beschauen, der Herzog hat dort auch eine ganze Reihe schöner, gemalter Glasfenster des Mittelalters eingekauft und eine schönste, silberne Schüssel, welche Friedrich Barbarossa seinem Paten, dem Sohn des Grafen von Kappenberg, wo Stein jetzt wohnte, als Taufgeschenk verehrt hatte; so besagte die Inschrift. Ich konnte hier in der Stadt nun schon den Cicerone machen und war viel mit ihnen auf den Beinen. Die abendliche Teestunde war immer die allgemeine Versammlungsstunde. Stein war gesund und von der köstlichsten Laune, der Herzog nach seiner gewöhnlichen, alten, sehr soldatischen Weise: der geborne Fürst über jeden Zwang hinaus und immer der helle, frische Mann von Mut und Geist. Er hatte von seiner welfischen Mutter Amalia wohl das Beste in seinem Naturerbteil bekommen; der Eindruck, den er auch dem nur oberflächlich Betrachtenden machte und hinterließ, höchst liebenswürdig: er blieb der Herr in der Gesellschaft und machte doch jeden frei.

Die beiden hohen Herren gingen höchst ungezwungen miteinander um, fast wie alte Jugendgenossen; der hochgeborne Reichsfreiherr schien dem höhergebornen Fürsten auch keinen Augenblick unterlegen. Das war aber das Besondere, daß, wo von ernsten Gegenständen gesprochen, ja wo nur, wie im leichten Gespräch geschieht, darüber hingewinkt oder nur gelächelt ward, Stein immer als der Fürst und der andere oft nicht viel über dem Diener zu stehen schien. Da empfand man klar, dies war ein Gebiet, auf welchem der Herzog sich fremd fühlte, oder vielmehr, wo er sich mit allen Sitten und Gewohnheiten auf sein gemeines Feld verlief und verlor. Hier erschien er nur als der leichtfertige Hohnlächler und Spötter oder als der krittelnde und zweifelnde Noten- und Glossenmacher, als ein Mephistopheles,

der vielleicht auch Goethen oft mehr herabgezogen als gehoben hat. Hierbei war auch das wunderlich, daß ihn immer der Kitzel stachelte, Stein zum Zorn zu reizen und sich an seiner Heftigkeit gleichsam zu ergötzen; denn er selbst blieb bei allen geschwindesten Einhieben und Gegenhieben des Freiherrn in fürstlicher Gleichmütigkeit trotz einem Gotte Epikurs.

Einen Abend ward es vorzüglich lebendig. Der Herzog war eben von Stuttgart gekommen von seinem allerdicksten Herrn Vetter; warm von den Eindrücken der nächstverflossenen Wochen begann er auf die Württemberger Stände zu schelten, und daß der dicke Herr recht habe, ihnen solche Forderungen, als sie machten, nicht zugestehen zu wollen — und dies in den herkömmlichen Ausdrücken von spitzköpfigen Schreibern und Advokaten. Da nahm Stein das Wort: „Euer Königliche Hoheit mögen in einigen Stücken recht haben, ich will auch alle Künste und Kniffe der Schreiber und Advokaten in der Welt nicht vertreten, aber Euer Hoheit sprechen und empfinden hier wie ein Fürst; der König von Württemberg darf aber nicht vergessen, daß Napoleon ihm nicht schenken konnte, was nicht sein war; die Württemberger, die Städte und ihre Bürgermeister und Schreiber, haben den kleinen Grafen von Teck zum Herzog gemacht, indem sie den Reichsadel und die Reichsunmittelbaren ausgekauft und weggekauft und das Gebiet erworben und abgerundet haben. Sie hatten ihre ständischen Rechte und Freiheiten, und die verlangen und fordern sie nur wieder."

Da liefen denn auch die politischen Gespräche hin und her, zum Teil nur über Gerüchte, wie die Tagesblätter sie ausstreuen. Die Hamburger Zeitung unter anderm hatte gemeldet, „die Engländer fangen wieder an, bei ihnen für ihre westindischen Kolonien die Werbetrommel zu rühren", und der Herzog meinte, das sei so recht gut, Deutschland werde dadurch manchen Wildfang und Taugenichts und auch wohl manchen tollen, jakobinischen Wirrkopf los, wovon es jetzt wimmle. Da fiel ihm der Ritter ein: „Euer Hoheit mögen recht darin haben, daß es nicht schadet, daß mancher tolle Bursch sich in der Fremde den Wind um die Ohren sausen läßt, aber auch manches unschuldige Blut wird von solchen Werbern verführt und eingefangen, um in den Sümpfen und in den Reisfeldern der heißen Weltteile jämmerlich umzukommen und sein Vaterland nimmer wiederzusehen. Es ist aber noch ein Ehrenpunkt dabei, und der ist es, worauf ich Sie hinweise, und welchen unsre deutschen Fürsten in diesen Tagen doch endlich einmal anfangen sollten, von den Fremden zu lernen. Wer in England und Frankreich solche Werbetrommel

rühren wollte, der würde sogleich gefaßt und an Leib und Geld gestraft, auch wohl zwei, drei Jahre in ein Loch gesteckt werden, wo weder Sonne noch Mond hineinscheint." Der Herzog kam nach manchen andern leichtfertigen Scherzen auch auf den Königsberger Zacharias Werner zu sprechen, den damals vielgenannten Dichter der Weihe der Kraft. Mir war dieser Zacharias durch den eignen Augenschein in Frankfurt sehr merkwürdig geworden. Ich war dort mit einem Grafen Dohna-Wundlaken, damals Offizier bei den Lützowern, früher als Regierungsreferendar Königsberger Genossen des Zacharias, bei dem ältesten der Gebrüder Brentano einen Abend auf seine Ehren eingeladen worden. Er hatte den Tag vorher in Aschaffenburg von dem Weihbischof Kolborn die Priesterweihe empfangen; auf solchen Weg war der Verherrlicher der Lutherskraft geraten. Nun hatten die Frauen der Brentanoschen Häuser mit mehreren hübschen Gesellinnen dem jungen Priester schönste Ehrengeschenke bereitet, Kränze und Bänder und ein kostbares, mittelalterliches Missale mit allerliebsten Bilderchen. Da war denn mein Zacharias immer herumgesprungen mit albernen, bunten Schwänzeleien wie ein beweglicher, gezwickter, abgelebter Kater, der in seiner ganzen geschlungenen und gewundenen Gliederung nichts als eitel Wipperlichkeit ist. Er hat in Wien wohl beinahe zwei Jahrzehnte, ein zweiter Abraham a Santa Clara, Furore gemacht.

Der Herzog erzählte eine Menge anstößlicher Geschichtchen von dem Dichter, welcher eine Zeitlang unter seinen Augen in Weimar gelebt hatte, alles in seiner leichtfertigen, lockern Weise, so daß dem Freiherrn der Kamm schwoll: „Der arme, dünnschälige Kerl", sagte der Herzog, „hatte sich eingebildet, er könne und müsse in einer Art körperlicher Seelenwanderung durch alle möglichen weiblichen Naturen den Durchgang machen, bis er die finde, welche Gott recht eigentlich für ihn geschaffen habe. Das war so seine poetische Naturlehre." Stein fiel ihm hier ein: „Sie sollten sagen, es war eine fürstliche." Der Herzog schloß mit der Nutzanwendung, daß eigentlich jeder Mann Ähnliches durchgemacht habe, „und Sie" — wendete er sich zu Stein — „haben auch wohl nicht immer wie Joseph gelebt." — „Wenn das wäre", erwiderte Stein, „so ginge das niemand etwas an; aber immer habe ich Abscheu vor schmutzigen Gesprächen gehabt und halte es nicht für passend, daß ein deutscher Fürst dergleichen vor jungen Offizieren — es saßen mehrere solche neben älteren Männern da — so ausführe." Der Herzog verstummte, und es erfolgte eine Totenstille. Nach einigen Minuten fuhr der Herzog mit der Hand über das Gesicht und setzte, als sei nichts vor-

gefallen, die Unterhaltung fort; den Anwesenden aber war heiß und kalt geworden.

Der Oberst von Ende, jüngst noch in herzoglich weimarischen Diensten, jetzt Kommandant der Stadt Köln, gestand beim Nachhausegehen seinem Begleiter, er wolle lieber das Feuer von zwei Batterien als solche Reden lange aushalten; und Graf Solms-Laubach, Oberpräsident der preußischen Rheinlande, rief doch auch im Gefühl des alten Reichsgrafen und früheren Reichshofratsmitglieds in Wien aus: „Nein, wie der mit Fürsten umgeht! Mir ist noch ganz heiß davon; ich zitterte immer, es würde Szenen geben.“ Und es hatte, mein' ich, eine ganz bunte, muntre Szene gegeben.

Stein war jetzt allerdings wieder in seinem Vaterlande, hatte die Freude des Siegs über den alten Reichsfeind, den Franzosen, gekostet, konnte im Hausschatten und Hausfrieden seines Ahnenschlosses in Nassau sitzen und wieder nach Mainz, Köln und Aachen fahren, ohne daß ihm französische Schildwachen ihr Qui vive? zuriefen, aber die Siegesfreude? die Siegesfreude? — wie sie in ihrer Fülle, wie sie nach Schlachten wie die an der Katzbach, bei Leipzig und bei Waterloo ihm und allen Guten und Tapfern im hellen Sonnenschein erschienen war, so hatte er sie doch nicht kosten gedurft. Zwar die Hauptsache war gewonnen, der Alp Napoleon war abgeschüttelt und konnte in St. Helena wie ein Gefesselter seinen Franzosen und Europa seine letzten Testamentlügen diktieren; aber weder das alte Deutschland von 1600 mit dem Elsaß und Lothringen und dem burgundischen Kreise war nicht wiedergewonnen, und auch in schlimmen Abreißungen, Zerstückelungen und Zerteilungen der Lande, welche alle Redlichen verletzten, war nur zuviel gesündigt. Auch das Verfassungswerk, wie es in Wien hin und her zum Teil von den bösesten, tückischesten Schmieden auf dem Amboß geklopft und doch wenig ausgeschmiedet war, entsprach den Hoffnungen nicht, welche durch die Verkündigungen von Kalisch und Paris erregt waren. Wenn man den Ritter nun nach den Kongressen von Paris, Wien und Aachen in Nassau in seinem Garten unter einem Apfelbaum oder auf den Höhen der beiden Burgen unter irgendeiner Tanne oder Lärche, die er vor einem Menschenalter gepflanzt hatte, so stillsitzen und mit seinem Krückstock mit den welken Blättern spielen sah, drückte sich auf seinem Angesicht oft ein tief verschlossener Schmerz aus, wie es viele Schmerzen gibt, worüber man mit keinem Sterblichen, sondern nur mit Gott sprechen kann. Stein sprach aber alles mit Gott ab. Breite, politische Gespräche über das, was werden konnte

oder einmal gewesen war, liebte der Mann überhaupt nicht; er war gemacht, zuzugreifen und fortzutreiben und fortzustoßen, was ihm als Arbeit eben vor den Füßen lag, alles andre legte er still geduldig auf die Knie Gottes, der es zu seiner Zeit abschütteln und zurechtschütteln werde.

Zu diesem tiefen Schmerz, den er wohl vor keinem ausgesprochen hat, gehörte zuvörderst wohl sein Kaiser Alexander. Dieser, von Steins Geist angeweht und gehoben und getragen, hatte in ihm die feste Meinung von einer Treue und Stärke des Charakters gegründet, welche in Königsberg und Dresden von Stein auch in Beziehung auf unser Deutschland in bester Überzeugung aller Welt verkündigt worden war. Alexander hatte in Frankreich noch festgehalten, als die andern Verkehrtes oder gar Schlechtes wollten und das wenigste hofften. Ihm und Stein und den beiden preußischen Helden Gneisenau und Blücher verdankte Europa allein Napoleons Fall, und daß trotz Österreichs matter und listiger Zauderhaftigkeit die Krieger der Verbündeten endlich vor den Toren der Tuilerien ihr Werda rufen konnten. Aber nur bis Paris war Kaiser Alexander ganz und heil gekommen, in Paris ward der Steinsche Alexander ungesund und zerrissen; es trat leider aus den listigen und blanken russischen und französischen Elementen seiner Natur und seiner Erziehung jetzt etwas hervor, was von Steins Willen und Charakter am fernsten lag. Immer, auch nach Paris und Wien noch, war zwischen ihm und Stein die äußerliche Achtung und Achtungsbezeugung geblieben, aber das Beste der früheren, geistigen, gegenseitigen Verbindung war erkaltet. Stein sprach nun nimmermehr mit der warmen Liebe, ja mit dem Entzücken von Alexander, wie ich es in Petersburg und Königsberg wohl zuweilen gehört hatte.

Das war es, das war die Verwandlung — in Paris war die französische Gewandtheit und Listigkeit, welche mit unendlicher Geduld und Kunst alle Maschinen und Geräte des Trugs für ihre Vorteile aufzuspannen und zu benutzen versteht, sogleich über ihn gekommen. Die Franzosen hatten sich sogleich den waadtländischen Schweizer General Laharpe, der Alexanders Jugend erzogen hatte, zu solchem Gebrauch verschrieben; noch mehr sollten hier die himmelanstöhnenden Gebete und Seufzer frömmelnder alter Weiber helfen. Laharpe mußte den moskowitischen Kaiser bei seiner Eitelkeit angreifen, mit dem französischen Ruhmgeklingel, das durch alle Welt und in alle Ewigkeit hineintöne; ungefähr in folgenden Tönen wird der Anfang und Schluß seiner Reden des Kaisers Ohren umsäuselt haben: „Er-

habener Herr, Gott hat ein großes, hohes Werk durch dich vollbracht, du mußt ihm jetzt deinen Schlußkranz aufsetzen, damit dein Name für alle Zeiten unsterblich in der Geschichte glänze. Dies wird allein gelingen durch dein Lob aus dem Munde und in der Sprache des Volkes, welches für Kunst, Wissenschaft und jegliche Bildung und Gesittung in Europa mit Recht die erste Stelle einnimmt. Und wie könntest du anders? Wie dürftest du anders? Wie dürftest du gegen die Ersten und Gebildetsten deinen Sieg mit der grausamen Härte eines barbarischen Überwinders ausbeuten?" — Und die Weiber? Die faßten den Weichen, Empfindsamen und Großmütigen von der Seite des himmlischen, göttlichen Ruhms an, sie flüsterten, seufzten und beteten etwa also: „Großer Kaiser, die Welt ist böse und verrucht, die Welt ist sehr verrucht, das unglückliche französische Volk, dieses große, edle Volk, sonst so treu und seinen König liebend, ist durch die abscheulichen, gottlosen Lehren des Tages bis an die äußersten Grenzen des Bösen fortgerissen. Jetzt gilt es, dasselbe auf alle Weise zu beruhigen und zu befrieden und den verruchten Trotz und Stolz desselben durch den harten Gebrauch oder gar durch den grausamen Mißbrauch des Sieges, nachdem man ihm seinen König wiedergegeben hat, es nicht zu neuen Getümmeln und Aufruhren zu reizen. Denn für das, was man Ruhm und Ehre nennt, hat kein Volk auf Erden ein so zartes und leicht verletzliches Gefühl als die Franzosen; sie würden es nun und nimmermehr dulden, wenn von dem alten Frankreich des Jahres 1790 eine Stadt, ja nur ein Dorf oder eine Hütte abgerissen würde. Darum, weiser und frommer Kaiser, in welchem Gott so mächtig gewesen ist, schreite fort auf dem göttlichen Wege, der da eitel Gnade und Liebe ist, verbinde mit Gott und der göttlichen Gnade deine kaiserliche Gnade; zeige, daß du nicht als Strafer und Rächer, sondern als Helfer und Friedensfürst gekommen bist; weise in deiner Weisheit und Großmut das deutsche und preußische Geschrei zurück, welches auf eine unverschämte Weise die Geschichte von zwei Jahrhunderten verrücken und sein Burgund, Elsaß und Lothringen wieder zurückhaben will. Gehst du mit solchem Geschrei, mit solchen wahnsinnigen Ansprüchen und Forderungen der deutschen Mächte, wahrlich die Franzosen werden ihren Ludwig XVIII., den du wieder auf den Thron seiner Väter gesetzt hast, nicht einen Monat nach dem Abzuge deiner Heere darauf dulden, sondern zum neuen Verderben der Welt sich und uns von einem Aufruhr in den andern stürzen."

So etwa sprachen, seufzeten und stöhnten sie vor Alexander,

und er, welcher vor der ersten, gebildetsten Nation Europas nicht als ein grausamer Barbar und Verwüster stehen, noch mit solchen Namen durch die Geschichte fortleben wollte, ward durch sie niedergeschmeichelt. So kam der schlechte Pariser Frieden, so die Heilige Allianz, so der Name Champ de Vertus zustande. Hiervon kann ich Bericht abstatten. Ich habe nicht zufällig oder gelegentlich, sondern recht absichtlich mich in die Kreise dieser Weiber, soll ich sagen in die Alexandrische Weiberei, mich verlaufen; ich wollte es, ich fand dazu im Sommer 1814 die Gelegenheit. In Frankfurt hatte ich genug und übergenug von diesem Heiligenbundfelde gehört; ich fuhr auf ein paar Wochen zu meinem Freunde von Schenkendorf, der als eine Art Steinscher Resident in Karlsruhe und Baden lebte. Ich sah die Feldmarschallin dieser Alexandrischen Weiberei in Karlsruhe und am meisten in Baden und Heidelberg.

Wer war diese Feldmarschallin, die den andern das Feldgeschrei austeilte? Es war eine weiland schönste und berühmteste Nachtigall diplomatischer Salons, Frau von Krüdener, welche in ihrer Jugend alle Süßigkeiten und Gefährlichkeiten des Salonlebens genossen und mitbestanden hatte und jetzt als Sündenbüßerin, als welche sie sich immer jedermänniglich bekannte, sich und alle Welt zu bekehren den Beruf fühlte und predigte. Sie war, obgleich schon welkend, doch noch mächtig mit den Augen und mit einem schönen, schlanken, polnisch-kurländisch gewundenen und geschlungenen Wuchs. Sie war nämlich eine geborne Kurländerin. Als ich sie in Baden bei Schenkendorf und dem alten Geisterseher Jung-Stilling öfter sah, hatte sie einen russischen Reitergeneral, einen Grafen Pahlen, welchen ich vor einem Vierteljahr in Koblenz mit ganz andern Trieben kennen gelernt hatte, in ihren sanften Zügeln als einen büßenden Himmelsucher hinter sich.

Ihre Gehilfin oder vielmehr ihre Generaladjutantin war eine hübsche Französin, die auf jeden den Eindruck machte, daß es mit ihrer Frömmigkeit ehrlich und treu gemeint sei. Sie war reizend und durch ihre schwarzen Witwenkleider mit ihren unschuldig sehnsüchtigen Augen noch reizender. Sie war auch dadurch für den empfindsamen Kaiser noch interessanter geworden, daß sie mit dem schwarzen Trauerkleide zugleich auf eine recht monarchische Begebenheit hinwies, freilich nicht mit einem ganz fröhlichen, glückweissagenden Vorzeichen der Herrschaft. Ihr Mann, Herr Lezay-Marnesia, war weiland hier bei uns am Niederrhein, wo er einen guten, ehrlichen Namen hinterlassen hat, französischer Präfekt gewesen, war jetzt im Elsaß am Ober-

rhein in gleichem Amt, im Wintermond dieses Jahres 1814 dem über den Rhein einziehenden Comte d'Artois entgegengefahren, mit dem Wagen umgeworfen und hatte den Hals gebrochen.

Diese Weiber schwänzelten und fächelten diesen Sommer viel um und bei dem alten Jung-Stilling herum, und ich habe sie mit ihm und Schenkendorf öfter beisammen gesehen. Sie hatten diesen feinen, liebenswürdigen Alten, einen gebornen Schwärmer und Geisterseher, auch in ihre mystischen und Alexandrischen Kreise mit hineingezogen. Er war wohl gemacht, den apokalyptischen Appollyon zum Napoleon umzudeuten und die Höhen und Breiten der Mauern und Türme des himmlischen Jerusalems auszumessen, nicht aber um Frankreichs und Deutschlands künftige Grenzen und Verfassungen bestimmen und ordnen zu helfen. Die Weiber aber, welche den Kaiser bei seiner empfindsamen Weichheit und Schwäche gefaßt hatten, waren auch mit dem alten, frommen Grübler und Schwärmer Jung als mit einem Propheten und Weissager des Himmels und als mit einem frommen Deuter und Erklärer der Zeit an Alexander herangetreten. Alexander hatte den hübschen, frommen, immer begeisterten Greis zwei-, dreimal am Rhein gesehen und sich mit ihm über die himmlischen Dinge besprochen und für seine übrigen Tage ihm ein jährliches Gnadengeld ausgesetzt.

Auf diese Weise und mit solchen Künsten und Hilfen und Geräten war in Paris und am Rhein und auf dem Champ de Vertus, welches von Spöttern le Champ des Vertus genannt worden ist, um Alexander und mit Alexander viel gespielt worden. Gegen solche Künste und Spiele besaß Stein freilich keine Geheimkunst.

Stein war also oft mit dem Schatten eines verschlossenen Schmerzes, einer unerklärten Traurigkeit beschattet und verdunkelt, welches der edle Mann als ein stilles Geheimnis mit sich herumtragen mußte. Auch von dem, was Stein in Paris und Wien hat wirken gewollt oder wirklich gewirkt hat, steht vieles freilich auf dem Papier, das meiste ist aber unerklärt geblieben. Seit der Verkündigung von Kalisch und der Errichtung der Zentralverwaltung steht er allerdings immer an der Spitze der deutschen Angelegenheiten und äußerlich auch gleichsam an der Spitze der russischen Dinge, selbst mit der gehässigen, von seinen Feinden ausgesprengten Beschuldigung, als wenn er zu sehr moskowitisiert hätte, besonders hinsichtlich der Verhältnisse und Beziehungen des unglücklichen Polens zu den preußischen und deutschen Grenzen, daß er da in Wien und an andern

Stellen gleichsam mit den Russen gegen Deutschland gestanden und gewirkt habe. Wie war das? Wie stand das?

Ja ich frage: Wie war das? wie stand das? Und wie wurden solche politische Schwingungen und Neigungen des damaligen politischen Steinschen Lebenslaufs bestimmt? Sie wurden — daß ich es mit kurzen Worten sage — durch die Liebe Steins zu Preußen bestimmt. Als der große deutsche Krieg im Frühling 1813 begann, bemerkte ich nicht zu meiner Lust, daß Stein von den preußischen Kriegern viel weniger erwartete als von seinen Österreichern und Böhmen des Jahrs 1809; er war mit einem gewissen Ekel und Abgeschmack gegen gewisse, kleinliche Umtriebe und Zettelungen kleinlichster und kümmerlichster Junkerei von Brandenburg und Hintervommern im Jahr 1809 aus Preußen geschieden. Als nun aber im Herbst 1813 von den Preußen die blutigen, gewaltigen Schlachten geschlagen wurden, als alles preußische Volk auf Leben und Tod gewaffnet und siegreich dastand, da war der alte Stein seiner Jünglingsjahre wieder ganz da, der nur dem großen Könige Fritz hatte dienen gewollt, weil durch seine Taten der deutsche Name wieder über alle Welt hinausklang, da ward er wieder vom Kopf bis zum Fuß ein Preuße und sah in Preußens Erhebung und Vergrößerung nur die künftige Größe und Stärke des deutschen Vaterlandes. Und eben weil er in Preußen die beste deutsche Zukunft sah, stand er auch in der verzwickten, polnisch-russischen Sache für Preußen und mußte diese schiefen, politischen Wendungen, Neigungen und Schwingungen mitmachen. Denn so stand Preußen nach allen Siegen Blüchers und Bülows, daß es keinen einzigen Bundesgenossen hatte, woran es sich lehnen konnte und den Umständen nach lehnen mußte, als Rußland und Alexander, freilich keine sichere, zuverlässige Lehne, aber doch für den Augenblick eine Lehne — —

Staaten, woran man sich hätte lehnen, mit welchen man zusammen hätte gehen und wirken können:

a) Österreich. Was das wollte, hatte man in den Feldzügen wie in Paris gesehen. Es wollte in alter Verblendung gern ganz Italien verschlingen und ließ im ganzen Deutschland liegen und laufen, wie es eben lag und lief; vollends zu Deutschlands Erhebung und Preußens Stärkung und Mehrung mitgehen — O! O! O!

b) Frankreich. Unmöglich.

c) England. War jetzt Preußens allerschlimmster Gegner. Da saßen Münster und Castlereagh, da war die ganze hannoversche Junkerei lebendig geschäftig — sie wollten für Deutschlands Zer-

ſplitterung und Preußens Schwächung uns ein fünftes, ſechſtes Königreich Hannover in Norddeutſchland an der Weſtſee ſtiften und Preußen ſchönſte Lande (Oſtfriesland, Osnabrück, Hildesheim) abzwingen. Ebenſo ſtiftete England mit traurigſter Unwiſſenheit und Unkenntnis der Länder und Völker angeſichts Preußens und mit Wegdrängung Preußens von ſeinen gebührlichen Grenzen am Niederrhein und an der Maas ein neues Königreich der Niederlande, wohinein viel ſchönſtes, deutſches Reichsland geworfen ward. Hierüber haderte Stein zuweilen mit ſeinem Hans Gagern, er habe in den Jahren 1814 und 1815 zu laut Oranje boven! gerufen und die Holländer gern bis zur Moſel hinaufbringen gewollt.

d) Die deutſchen Fürſten. Aber Preußen hätte, ſo ſagt man, ſtatt ſich auf das ſcharfe ägyptiſche (ruſſiſch-polniſche) Rohr zu ſtützen, ſich ja in den Herrſchern der bedeutendſten deutſchen Mittelſtaaten gegen undeutſche oder moskowitiſche Strebungen und Eroberungsgelüſte eine Stütze ſuchen und finden gekonnt. — Wie? In denjenigen, die eben nur faſt alle wider Willen durch Preußens tapfre Krieger aus den franzöſiſchen Feſſeln, die mehrere ſo gern getragen hatten, losgeriſſen waren — in dieſen eine Lehne und Stütze finden? Hier war ja nichts als Furcht, Argwohn und bei manchen bitterſter Haß. Dieſe Fürſten hatten nicht ohne Grauen und Grauſen geſehen, wie aus ihren eignen Landen der Geiſt und die Liebe zu den Preußen entwichen war, wie die edelſte, geiſtigſte Kraft in den deutſchen Jünglingen von allen Hochſchulen den preußiſchen Fahnen zugeeilt war, wie die Jünglinge unter dieſen Fahnen ein einiges, mächtiges Deutſchland als Weisſagung vorangeſungen hatten. Aus dieſem Feldlager, aus dieſem Herrenlager klang nun auch ringsum, ſo weit als die deutſche Zunge ſchallt, Anklage von Preußens undeutſcher, ruſſiſcher Geſinnung und von ſeinen ungeheuerlichen Hinterliſten und gefährlichen Entwürfen, und welche Gefahren die alte, deutſche Freiheit von ſolchen Liſten und Entwürfen zu befahren habe. Man möchte hiebei ſagen: Hole der Teufel ſolches Geſchrei von gefährdeter deutſcher Freiheit, von ſolchen erhoben, die dieſe libertas germanica eben dick an die Franzoſen verfeilſcht und jetzt in ihrem Talleyrand in Wien einen Anführer gefunden hatten! Hier war alſo ein Grauen und Schauder vor Preußen, und leider ſo groß war die einſeitige Spaltung deutſcher Geiſter, ſo groß die Angſt, daß in Deutſchland wenigſtens nichts Herrliches hervorragen ſollte, daß ſelbſt manche wohlmeinende deutſche Gimpel in dieſes welſchelnde Geſchrei eingeſtimmt haben: Hütet euch! Preußen iſt auf

dem Wege, der Mörder der deutschen Freiheit zu werden. — Wie? möchte man solche Schreier im Talleyrandischen Konzert fragen: War Napoleon etwa nur ein Freiheitsmörderchen?

Hier muß ich endlich auch von Hardenberg sprechen. Wir finden bei Pertz in Steins Leben kein anmutiges Bild von dem Mann. Es ist wahr, Niebuhr glaubte sich einmal sehr von ihm verletzt; er haßte ihn, er gebärdet sich, als ob er ihn verachte. Stein war zuletzt mit Hardenberg zerfallen und mochte ihn nicht mehr. Pertz mußte Hardenberg schildern nach den Zeichnungen, die ihm vorlagen, meistens plötzliche Ausbrüche und Ausrufungen des augenblicklichen Zorns und Urteils, wie es in Briefen gewöhnlich nur Ausdruck des Gefühls des Augenblicks ist, worin eben ein Brief geschrieben wird. Fast alle die harten Urteile über Hardenberg sind eben aus Briefen genommen, Briefe von zweien der leidenschaftlichsten Männer auf Erden. Niebuhr war das noch viel mehr als Stein; einer, der ihn sehr kannte und verehrte, hat ihn wegen seiner Überschwenglichkeit in Liebe und Haß einen echt antiken Charakter genannt. Man sollte, wenn man diese plötzlichen Ausbrüche des augenblicklichen Eindrucks und Unwillens liest, glauben, Hardenberg sei einer der verderblichsten Minister und liederlichsten Haushalter auf Erden gewesen und habe alles Gute, was Stein in seinem kurzen Ministerium gewollt und gegründet hatte, von Grund aus wieder verderben und untergehen lassen. Es hat sich aber begeben, daß, nachdem Hardenberg tot war und die Bosse, Lottum, Rochow oben standen, selbst viele Redlichste Hardenberg zurückgesehnt haben. Ich habe Stein in seiner Ungeduld zwar oft auf Hardenberg schelten gehört, aber einmal — und zwar zur Zeit entscheidendster Momente — auch ein gerechtes und billiges Urteil über ihn fällen, ja sogar ihn loben gehört.

Im Sommer 1814, als der Staatskanzler aus Paris nach Frankfurt kam und dort mehrere Tage verweilte, war ich ihm von Stein vorgestellt und mit demselben zur Tafel geladen worden. Stein wußte ja vollkommen, wie die Dinge in Paris verhandelt worden, wie Hardenbergs Stellung in Berlin mit hundert und tausend großen und kleinen Fäden durchflochten und von manchen dieser Fäden wie von einem eisernen Strick gehemmt und gefesselt war. Er lobte, als wir zu Hause gingen, Hardenberg zum erstenmal. Er hatte ihn nach seiner napoleonischen Achtserklärung dem Könige zum ersten Minister empfohlen, er hatte, als er in Böhmen im Elende lebte, über die Fort-

setzung der von ihm entworfenen und gemachten Einleitung einer neuen preußischen Verfassung mit Hardenberg mündliche Beratung darüber gepflogen, auch in Paris mit ihm und mit Gneisenau für Preußen und Deutschland in gleichem Sinn zu wirken gesucht. Jetzt sagte er: „Hardenberg muß in dem Urteil, welches viele über ihn fällen, für seinen König büßen. Alle wälzen die Schuld auf ihn, daß Preußen nach den außerordentlichsten Taten nicht energischer und kühner in Paris aufgetreten ist, daß man so vieles in Paris unabgemacht und unbesiegelt hat hängen und schweben und auf das Glück und den Zufall von Verhandlungen künftiger Kongresse hat verschieben lassen. Kaiser Franz, der listige und hinterlistige Italiener, der sich mit österreichischer und Tiroler Gutmütigkeit und Treuherzigkeit vermummte, der leichte, geistreiche und tätige Alexander, auch die Engländer — alle, alle hatten ihre Angelegenheiten und Vorteile, wie sie werden und stehen sollten, unter sich durchgehandelt und gefertigt und gegenseitig bebriefst, nur Preußen wird mit einem blanken Papier allgemeiner Verheißungen und Voraussetzungen zu dem Kongreß in Wien kommen. Ach! so ist es. Wie oft hat Hardenberg mir in Paris geklagt, daß er durch alle Bitten und Vorstellungen seinen König nimmer zu einer mündlichen, königlichen Besprechung und Verhandlung mit seinen Brüdern Franz und Alexander und zu einer sichern Bereitung und Abmachung seiner Angelegenheiten habe bringen gekonnt. Der gute König ist für solche feineren Verhandlungen und Besprechungen der Dinge viel zu blöd und scheu und durch das lange Unglück so in sich zusammengedrückt und verschlossen worden, daß ihm schwer Rede abzugewinnen ist. Gewiß hätte er es mit seinen lieben beiden Brüdern, ihrer Schlauheit und Gewandtheit und ihren Listen und Künsten gegenüber mit seiner schweigsamen, stillen Geradheit nicht leicht gehabt."

So sprach Stein im Jahr 1814 über Hardenberg und den König von Preußen. Und wer war und wie war dieser König?

Friedrich Wilhelm III., von Gott und Natur zu einem schönen, stattlichen Mann geschaffen, war nach der Sage der Menschen in seiner frühesten Jugend durch eine verkehrte Erziehung unterdrückt worden, wodurch in mancher Beziehung eine gewisse Blödigkeit und Schüchternheit entstanden war, welche der festen, zuversichtlichen Haltung der Höchstgebornen, die zur Herrschaft berufen sind, immer schadet. Es fehlte dem Herrn bei vielen schönen Eigenschaften an Selbstvertrauen. Wie gesagt, er war von Gottes Gnaden schön von Gestalt, hatte ein gerades, mutiges,

festes, echt hohenzollersches Herz und war ein frommer Christ ohne Alfanz und Heuchelei. Er hatte noch ein Großes. Er hatte nicht bloß das Paradespiel als Schauspiel spielen gelernt — nein, er hatte einen wirklichen Kriegsblick, einen Feldherrnblick gewonnen. Wir wissen, die drei großen Herrscher zogen mit den Heeren auf den großen Kriegsstraßen durch Deutschland uno Frankreich; im ganzen haben sie durch ihre Anwesenheit nach der Klage und dem Urteil der Feldherren, die vor und unter ihnen wirken sollten, durch ihre Anwesenheit wohl viel mehr geschadet als genutzt, doch dem preußischen Friedrich Wilhelm verdankte man in dem Augenblick, wo im Herbst 1813 das Letzte auf der Spitze stand, vor allen die große Entscheidung. Bei Kulm in Böhmen sah sein Blick, diesmal ein rechter preußischer Adlerblick, dem Heere des französischen Marschalls Vandamme gegenüber den Punkt, wovon der Sieg abhing, und führte auf eine Höhe, deren die Franzosen sich bemächtigen wollten, zwei russische Garderegimenter und ein österreichisches Kürassierregiment, welche die welschen Reihen durchbrachen und zusammenhieben. So ward nach zwei blutigen Tagen Vandammes Heer vernichtet oder gefangen. Was wäre es geworden nach der Niederlage bei Dresden, wenn auch hier Napoleons Entwürfe gelungen wären? O vielleicht der allerjämmerlichste Friede.

Der König hatte demnach die schönen Gaben der Redlichkeit, Frömmigkeit und Tapferkeit, aber doch war er in sich selbst sehr erstarrt und verschlossen. In seiner stillen, schlichten Erscheinung und Gebärde lag der Ausdruck einer eigenen Traurigkeit: er war der trauernde Ritter, der seine verlorne Geliebte nimmer vergessen konnte. Nie hat ihn der Gedanke verlassen können, seine Königin, seine geliebte Luise, sei durch die Wut und den Jammer der Zeit in der Blüte ihrer Schönheit hingerafft worden, sie sei durch den Gram über das Unglück getötet worden. Seit jenem Jahr 1810, wo sie in ihrer Mecklenburger Heimat starb, hat Freude nimmer sein Gesicht mehr überstrahlt, er hat sich selbst des Glückes und der Siege der Jahre 1813, 1814, 1815 kaum mit seinem Volke freuen können, sondern in der stillen Einsamkeit des Schmerzes sich in das eigne Herz zurückgezogen.

So war seine Lebenslust zerknickt, vieles von seiner Schnellkraft zerbrochen, und er hat in einer gewissen gleichgültigen Erstarrung seitdem in seiner Umgebung vieles geduldet, was er als König hätte von sich stoßen sollen, hat Menschen um sich und mit sich wirken und handeln lassen, die er im Herzen nicht achtete.

und die einem so geraden und treuen Charakter nimmer hätten nahekommen sollen. Das ist das Schicksal der Menschen überhaupt, das ist doppelt und dreifach das Schicksal der Könige. Man hat die Fabel von der Ritterburg Schlangenburg. Jeder Hof eines Königs und Fürsten ist eine Schlangenburg; viele große und kleine Schlangen und Schlängelein mit geschwindesten, geschmeidigsten, lustigsten und listigsten Windungen und schimmerndstem, buntestem Farbenspiel schlingen sich darum, und es gehört wahrlich eine Riesenfaust dazu, sie herabzureißen. Diese Riesenfaust hatte nun Friedrich Wilhelm nicht, auch nicht den Zornblick, wodurch solches Schlangengezücht und andres unverschämtes, garstiges Hofgewürm in ihr Unkraut und ihre Dornbüsche zurückgescheucht werden. Es lebt noch in fester Erinnerung, wie Menschen wie der listige, feige, lächelnde Fürst Wittgenstein, der gleißende Graf von Schlieben und die Gräfin Goltz, die ehrsüchtigen Graf Voß und Herr von Nagler, der bissige, allen höheren Ideen abholde von Schuckmann und der unbedeutende, nichtige Graf Lottum usw. dort haben mitregieren gedurft. Stein hat in seinem Ärger und Unmut wohl oft gerufen: „Aber solches Schlangengeschmeiß hätte Hardenberg sich nicht festschlingen lassen sollen, die hätte er vom Hofe wegschleudern sollen.“ Leicht gesagt; auch ein Stein hätte das zuletzt nicht mehr gekonnt.

O was würde Preußen noch erlebt haben bei der Jagd der demagogischen Umtriebe, wenn der König einen Fürsten Wittgenstein und Herrn von Kamptz und deren böseste Schlange, Herrn Tschoppe*), der seinen Wohltäter Hardenberg an Wittgenstein verkauft und verraten hatte, hätte gewähren lassen, wie sie wohl gewollt hätten! Sie haben Unheil genug angerichtet, unschuldige Unglückliche genug gemacht, aber zu einem bösesten, schlimmsten Äußersten haben sie ihren König nie bringen können, durch keine Vorspiegelungen und Lügen haben sie sein gerades, mutiges Herz in Schrecken jagen können. Wenn sie bei dem mächtigen Demagogenlärm, der sich in Deutschland erhoben hatte, etwa sehr Durchgreifendes und Gewaltiges anrieten, antwortete der treue, mutige König: „Dergleichen mag in Österreich oder anderswo gelten, aber bei uns geht es nicht.“ Soweit hatte er doch den Sinn seines Volkes und das deutsche Gefühl seiner

*) Tschoppe, ein Jüngling von Talent und Kenntnissen, war dem Staatskanzler durch seinen Schwiegersohn, den berühmten Grafen Pückler, zu Hand und Herzen als vertrauter Sekretär empfohlen, hatte sich bald von Wittgenstein kaufen lassen, seines Herrn geheime Gedanken und Papiere auszuliefern. Er hat die Rolle eines gefürchteten Bösewichts gespielt, endlich im Wahnsinn ein Ende mit Schrecken genommen.

Zeit herausgefühlt. So darf von diesem Könige doch als Endreim seines Lebens gesagt werden, was, wenn ich nicht irre, in der Historia augusta ein Geschichtschreiber von Septimius Severus sagt: Timeri meruit, quia non timuit.

Hardenberg mußte also neben und gegen und oft auch mit solchen Schlangenbürglern, die sich auch um die besten Hofburgen schlingen und flechten, durch solches Hofgeklinge und Hofgeklüngel*) seinen Weg durchzuwinden suchen. Wie war er, wie war die Gestalt seines Leibes und Lebens?

Er war ein Mann etwas über Mittelgröße, mit runden und festen Gliedern, einem prächtigen Kopf und herrlich leuchtenden, blauen Augen als ein Sechzigjähriger noch aufrecht, fest und schön, von der Natur mit einem hellen, lichten Geist ausgerüstet, Leichtigkeit, Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit in seinem ganzen Wesen; Geschwindigkeit in der Auffassung, mit vielen Kenntnissen verbunden und mit leichter Darstellung auf dem Papier. Sein Auftritt war offen und leicht, adlig und vornehm im besten Sinn des Wortes, so frei und ungezwungen wie unser Reichsfreiherr vom Stein. Er war ein edler, wirklich großherziger Edelmann, ohne kleinlichen Neid und Groll, so daß er auch auf seiner Höhe nicht den Stachel gefühlt hat, sich an seinen Feinden zu rächen. Er war, was man einen edlen Kavalier nennen konnte; aber in andern Stücken, namentlich in puncto puncti, war er leider auch ein ganzer, voller Kavalier; er war nicht allein ein vir uxorius, sondern auch ein vir muliebrius: Weiber hatten eine zu mächtige Gewalt über diesen schönen, edlen Mann. Dadurch ist er denn auch, wie es durch die Macht eitler und lügenhafter Weiber und lügenhafter, mit Buhlerei verstrickter Verhältnisse unvermeidlich immer geschieht, wohl auch mit einigen schlechten Männern behängt und umhängt worden. Dieser Leichtsinn war es, was Steins Unwillen und zuletzt Widerwillen erregte; er nannte ihn schlechthin den Liederlichen. „Dieser alte, eitle, entnervte Sünder, was gibt er dem sittlichen, edlen Hofe gegenüber für ein Beispiel! Und bei so einem alten Kerl mit schneeweißem Kopf, der hurt und buhlt, wie kann bei dem ein Funke von Kraft und Stärke übrigbleiben? Wo bleibt da die Klemme**) des Willens, der Charakter?"

---

*) Eine Klinge, altdeutsch: ein mit Dornen und Disteln verworrener, unzugänglicher Bergschlucht. — Klüngel: Knaul, englisch clew, ein hier am Rhein sehr gewöhnliches Wort, ein Festzusammengeschlossenes, eine abgeschlossene Genossenschaft mit ihrer Art und Abart und mehr noch mit ihrer herkömmlichen Unart zu bezeichnen.

**) De Klemm. Dies hübsche, niederdeutsche, holländische Wort hatte Stein sich angeeignet.

Stein trat jetzt nicht wieder in die große, weite, bunte Öffentlichkeit des Lebens hinaus; er blieb zu Hause. Aber er blieb nicht zu Hause, um den Rest seiner Tage im Genuß gemeinen Müßiggangs zu verleben. Ihm waren für eine fernere Wirksamkeit höchste Ehren angetragen worden. Metternich wollte ihn zum Präsidenten des deutschen Bundestags machen, Preußen zu seinem Sprecher und Vertreter bei demselben; er lehnte das ab. Er war mit der ganzen Zusammensetzung des Bundestages nicht zufrieden, auch traute er denen, welche ihm solche hohe Ehren anboten, denen, welche in Wien und Berlin die höchsten Stellen der Regierung und Verwaltung innehatten, nicht Redlichkeit und Tapferkeit des Willens genug zu, um glauben zu können, daß er auf so hoher Stelle mit offenen, freien Ehren stehen und wirken könne. Dem Vaterlande aber ist dieser Mann nie auch keinen Augenblick fremd geworden, für sein Vaterland, für Deutschland, für seinen König und Herrn von Preußen und dessen Ruhm und Macht hat er bis ans Ende das warme, glühende Herz bewahrt und bewährt.

Stillsitzen, im stillsitzenden Genuß eines reichen Schloßherrn, der sich mit Reiten und Jagen, mit Schmäusen und Festgelagen zu Hause und bei den Nachbarn der guten Tage genug machen gekonnt hätte — das konnte dieser Mann nicht. Da er keine große, ministerliche oder diplomatische Tat mehr tun konnte noch tun wollte, so sann er sogleich, als ihm ein erster Ruhetag des getümmelvollen Lebens erschienen war, doch wieder auf eine recht tüchtige, deutsche Tat: auf die Sammlung und Herausgabe der Urkunden und Schriftdenkmäler der deutschen Geschichte des Mittelalters. Da habe ich den Mann gesehen in seinem nassauischen Siegesturm, auf dem Stuhl*) sitzend, worauf meine Kleinigkeit zuweilen ruht — aber der arme Elisa hat damit auch nicht Elias Mantel geerbt — die alten, deutschen Tröster seiner Bibliotheca selecta vor sich aufgeschlagen und Noten machend oder aus ihnen herausziehend, auch in Literargeschichten und Katalogen mühsam hin und her suchend, einen mannigfaltigsten, weitläufigsten Briefwechsel mit Hinz und Kunz führend und durch Bitten, Anträge, Anfragen und Umhertastungen an Geld und Wissenschaft reiche und ausgezeichnete Förderer und Gehilfen seines schönen Unternehmens suchend. Endlich hat er in Doktor Pertz in Hannover den tüchtigsten Gehilfen gefunden, der als Anführer und Feldmarschall dieses kühnen Unternehmens seine schöne Tat noch heute treu und rüstig

*) Mea parvitas hat diesen rechten Großvaterstuhl von der Gräfin Henriette Giech nach seinem Tode zum Ehrengeschenk erhalten.

fortsetzt. Gebe Gott ihm höchstes frischestes Alter, daß er sie meist vollenden könne!

Hier etwas über Pertz. Ich hatte den feinen, hübschen Mann in Bonn bei Niebuhr gesehen; nicht lange darauf traf bei Stein in Nassau aus Paris von Pertz die Meldung ein, er habe sich dort mit einer Engländerin verlobt. Da rief Stein, den Brief auf den Tisch werfend, in seinem Eifer aus: „Der Pertz ist nun auch für uns verloren, ein englischer Blaustrumpf hat ihn in Paris gefangen.. Gelehrte, die etwas schaffen wollen, sollten nicht heiraten, sondern wie die Pères de St.-Maure zusammenarbeiten; sitzen sie erst den Weibern auf dem Schoß, dann ist es aus mit ihnen." Und bei diesen Worten sah er mit einem Seitenblick auf mich, den er mit Weib und Kindern gehörig belastet wußte. Als aber Pertz mit seinem hübschen, englischen Blaustrumpf, der aber kein Blaustrumpf gewesen, sich ihm in Nassau vorgestellt hatte, hat er beide auf das allerfreundlichste empfangen und die Engländerin, welche ihm seinen Liebling abgefangen hatte, als eine schöne, liebenswürdige Frau vor jedermänniglich gerühmt.

Dieses Unternehmen war nun sein Geschäft und seine Sorge vieler Jahre und ist es bis ans Ende seines Lebens geblieben; aber auch sonst und nach allen Seiten hin hat er mit seiner ruhelosen, geistigen Tätigkeit, mit seinem für alles Gute und Lebendige wärmsten Herzen nimmer rasten gekonnt: als großer Gutsherr und Schloßherr, als Ältester der protestantischen Gemeinde, als Volksvertreter und Landmarschall der Stände des preußischen Westfalens — immer und allenthalben ist er bei allem, was dem Vaterlande frommen konnte, der Vorderste, Frischeste und Mutigste gewesen.

Er hatte trotz mancher Vorurteile aus der alten Zeit, die auch ihm gelegentlich als Kletten anklebten, und mitten in allen bösen und schlimmen, verrosteten Vorurteilen jener alten Zeit aus dem Laufe, den die menschlichen Dinge seit einem halben Jahrhundert genommen hatten, begriffen, daß vieles im Staate anders gestaltet, befestigt und vorgestählt werden müsse, wenn er die Stürme der Zeit bestehen und von ihren Fluten nicht fortgerissen werden wolle. Er hatte mehr als irgendein andrer seit unsrer Befreiung auf Gründung einer freieren, edleren, zeitgemäßen Verfassung gedrungen. Wenn nun die preußischen Provinzialstände, wie sie fast zu junkerlich mehr für den Edelmann als für den Bürger zugeschnitten waren, keineswegs in vielen Punkten seinen Beifall hatten, wenn er namentlich in der Bestimmung Wer in den Städten für den Bürgerstand

wählbar sei darin einen Mißstand, eine hinterlistige, junkerische Berechnung fand, daß nur die Gewerbtreibenden (etwa ein Krämer, Bäcker, Schlosser) und etwa einer aus dem Magistrat, aber keine wissenschaftlich gebildeten und wirklich unterrichteten Männer gewählt werden durften, zum Beispiel Ärzte, Sachwälte, Professoren (ein natürlicher Junkergreuel), so glaubte er doch hier mitgehen und an dem Unvollkommnen oder Schlechtgemeinten bessern und berichtigen helfen zu müssen. Also ist er auf den westfälischen Landtagen ein lebendigstes Mitglied und ein trefflichster Beweger, Erreger, Beleber und Treiber des öffentlichen Geistes gewesen und hat in solcher edlen Arbeit fest und treu bis ans Ende ausgehalten. Hier ein Letztes über seine Wirksamkeit, wie die treue Begleiterin und Pflegerin seines Alters, die tapfre Hamburgerin, Fräulein Schröder (jetzt auch bei den Seligen) mir erzählt hat:

Die westfälischen Stände, Stein an ihrer Spitze, wünschten und baten die Erfüllung des königlichen Versprechens, endlich alle kleinen Provinzialversammlungen zusammenzuwerfen und mit dem allgemeinen Reichstag einen Anfang zu machen. Stein hat diese westfälische Bitte, ja diese durch ein ganzes Vierteljahrhundert gesäumtes und hingehaltenes königliches Versprechen gerechte Forderung an den Prinzen Wilhelm von Preußen geschickt, der damals als königlicher Statthalter für Rheinland und Westfalen in Köln wohnte. Er hatte bald, ich weiß nicht auf welchem Wege, erfahren, daß diese gerechte Bitte von dem Prinzen nicht mit genug dringlichen und feurigen Worten, wie die Not und die Stimmung der Zeit sie befahl, an den König eingesandt worden war. Nun war bald nach der Einsendung jener Bitte wenige Wochen vor Steins Tode der Prinz mit Gemahlin und Kindern nach Schloß Kappenberg zu Stein zum Besuch gekommen. Da nimmt Stein, ehe man sich an die Mittagstafel setzt, den Prinzen und seinen Begleiter, den Grafen Anton Stolberg, in ein Nebenzimmer und kanzelt beide mit gewaltigen Worten ab: Die Zeit sei nicht so süß und so sanft, daß sie so tüchtige und mächtige Dinge, so gerechte und gebotene Wünsche und Forderungen, als die treuesten Stände hätten aussprechen und machen gemußt, mit so süßen und sanften Verblümungen und Verzierungen der königlichen Majestät hätten darlegen gesollt, sondern sie hätten den vollen Ernst und die ganze Furchtbarkeit, welche die Zeit in ihren Eingeweiden trage, und wie ihr nur mit starken und heroischen Mitteln zu begegnen sei, dem Könige mit ehrlichster, geradester Offenheit schildern und darstellen müssen. Kurz, er hatte beide so gescholten, daß die Prinzessin, die im

Saal alles hatte vernehmen können, vor Schrecken erblaßt war — denn donnern konnte er bei solcher Gelegenheit — dann hatte er mit den Worten geschlossen: „Jetzt sind wir miteinander fertig, Königliche Hoheit, kommen Sie, lassen Sie uns jetzt ein Glas Wein darauf trinken."

Ich bin mit meinem edlen Ritter bisher mehr auf der breiten, ja auf der breitesten Landstraße des Lebens, mehr im politischen, verfänglichen als im häuslichen, menschlichen Leben hin und her gewandert, auch wohl in einzelnen kleinen Absprüngen seitweges viel hin und her gesprungen; jetzt will ich mit ihm in den engen Kreis eingehen, in das liebe Haus und in alles, was in und um das Haus sich zu legen pflegt. Er war mir bei unsern früheren Wanderungen so Freund geworden, daß er sich in den Verhältnissen, welche ich in den vier Jahren 1812—1815 bei und unter ihm gewonnen hatte, durch nichts stören ließ, auch nicht durch die Anklagen des Hochverrats und Jakobinismus, welche Kamptz und Genossen mit lautestem, bösestem Geschrei gegen mich erhoben hatten. Wie sehr es ihm bei seiner Heftigkeit, ich möchte sagen, bei seiner Plötzlichkeit, auch zuweilen begegnet ist, daß er selbst ganz wackre Männer, welche mit uns beiden derselben Meinung waren und denselben Weg gehen wollten, in seiner plötzlichen Aufwallung oder auf Berichte von Leuten, die er für ehrliche Leute hielt, oft in harten und ungerechten Urteilen und Äußerungen aus der Ferne her falsch angesehen und verletzt hat, an mir ist seine Treue und Liebe nimmer wankend geworden, wenn wir in kleinen Kabbelungen und Streiten über den deutschen Adel und Bauer und über die Ursprünge des kleinen und mittleren deutschen Adels auch häufig sehr verschiedener Meinung waren; er hat mich für einen ehrlichen Mann gehalten, als die Wittgensteinianer und Kamptzianer in Berlin mich gern an dem höchsten Galgen baumeln gesehen hätten. Ich bin in seinem Hause der willkommene Gast geblieben und habe alljährlich, meistens in Nassau, zuweilen in Kappenberg, einige Wochen, oft fast ein paar Monate verlebt. So freundlich war er, daß er mir — was ein großes Zeichen der Gunst war, weil er es bei wenigen tat — oft seinen Wagen mit dem Leibkutscher zur Abholung von Koblenz nach Ehrenbreitstein schickte. Eine ähnliche Ehreneinholung habe ich auch bei seiner Nachfolgerin auf Schloß Nassau, seiner Tochter Gräfin Henriette von Giech gehabt, und manches Jahr, als sein verweslicher Teil schon in der Totenhalle zu Frücht stand, mit ihr und ihrem trefflichen Gemahl, dem zu früh erblindeten Grafen von Giech, selbst in den Tagen seiner verkümmernden Blindheit, wo aber

sein reger Geist ungeblendet blieb, manche fröhliche Stunde die Erinnerungen glücklicherer Vergangenheit wieder durchgelebt.

Ich habe die beiden Schlösser genannt, wo ich bei ihm gelebt habe, Nassau und Kappenberg, das erste an einem Städtchen, von welchem ein Graf, der jetzt Herzog heißt, den Namen bekommen hat, das zweite auch ein ältester Grafensitz, von seinem letzten Grafen, dem Taufpaten Friedrich Rotbarts, in ein Prämonstratenserstift verwandelt, seit der französischen Umwälzung verweltlicht und unter preußische Hoheit gekommen, von Stein im Jahr 1814 für andre Besitzungen in Westpreußen eingetauscht. Auf diesen seinen Schlössern lebte er nun die ersten Jahre der Wiederherstellung in mannigfaltiger Unruhe des großen Schloßherrn: neue Einrichtungen, Veränderungen und Bauten und Wiederherstellungen, wie sie auch seine lange Abwesenheit von der Heimat notwendig machte; dazu manche ganz neue Verhältnisse und Beziehungen zu den Herrschern und auch zu den Verfassungsveränderungen der Herrscher, unter welchen diese Schlösser jetzt standen. Dies alles gab ihm reiche Sorge und Arbeit, auch wohl Ärger, doch auch viele Freude des wiedergewonnenen Lebens und Wirkens als König auf dem eigenen Stück Erdboden. Hier war in dem alten, lieben Herrn eine mir immer auffallende, wundersame Erscheinung. Cicero erzählt uns, Ennius habe von sich gesagt, er habe drei Seelen*), weil er drei Sprachen verstehe. So mochte man von Stein sagen, er habe zwei (verschiedene) Seelen, weil er zwei Herren diente. Notabene: dem einen Herrn diente er gern, dem zweiten diente er fast nur mit Verwünschungen. Der unter den unmittelbaren Flügeln des Reichsadlers freiest geborne Reichsfreiherr vom Stein konnte es diesem seinem vormaligen Nebenmann, dem Reichsgrafen von Nassau, nimmer vergeben, daß er jetzt sein Oberherr sein wollte. Mit den zwei verschiedenen Seelen Steins stand es denn wirklich so, wie ich jetzt erzählen will:

In Nassau stand das alte, jetzt in seinen Trümmern begrabene und verschüttete Reich mit Kaiser, Kurfürsten, Fürsten, Rittern und Städten mit allen ältesten Erinnerungen immer lebendigst vor ihm. Da ward auch meistens nur aus der alten Reichsgeschichte heraus im Sinn der Vergangenheit und oft mit rührender Sehnsucht auch nach vielem Guten, was jetzt auch vergangen war, gesprochen und gestritten. Dies ward begreiflicherweise besonders lebendig, wenn Freunde und Gefreundte vom Süden und vom Oberrhein heraufkamen, wo denn auch

*) „So tres animas habere, quia tres linguas calleret.

die jüngsten Kapitel der jetzigen, vielen, souveränen Könige und Großherzöge, die sich aus diesen Trümmern herausgebaut haben, abgehandelt und glossiert wurden. Aber nicht allein die alten und ältesten Geschichten und Verhältnisse des Deutschen Reiches und seiner verschiedenen Stände wurden hier viel besprochen und erörtert, was für mich oft recht lehrreich war, sondern hier ward fast immer nach dem Süden, namentlich nach Italien und Frankreich, viel hingeschaut.

Gar anders war das Gespräch und die Stimmung Steins und die Folgerungen, welche aus dieser Stimmung hervorgingen, in Kappenberg, im Lande der alten Sachsen. Für dieses Land Westfalia hatte Stein eine ganz besondere Zärtlichkeit; er hatte dort ja die rüstigsten, kräftigsten Jahre seiner Jugend verlebt. Aber sein deutsches Gemüt fand in dem Lande und in den Menschen desselben, den echtesten Enkeln des gewaltigen Sachsenstammes so vieles übrig, was in den meisten Landen des Vaterlandes ausgelöscht oder verlebt war, so vieles von echtesten, ältesten, deutschen Sitten und Gebräuchen und Rechten in der Gemeinde wie im Hauswesen, in der Tagelöhnerhütte wie in den Schlössern und Palästen der Reichen und Adligen, was ihn anheimelte. Er war mit diesem Lande der Roten Erde in innigster Liebe verwachsen; vor allem lobte er das westfälische Bauerwesen mit den festgeschlossenen Höfen, eine Art eigentümlichen Majorats, wodurch des ältesten Urgroßvaters Hof immer sicher auf einen seiner Ururenkel hinabkam.

Auch ich bin in dergleichen verliebt, obgleich ich keines Urahns Schloß zu erben hoffen darf. Wir beide hatten oft miteinander beklagt, daß die Geister der Ahnen, die vielleicht ein Jahrtausend und länger über den Häusern und Gräbern der Enkel mit Wohlgefallen geschwebt hatten, bei der allgemeinen großen Wandelung der menschlichen Dinge, vorzüglich der jetzigen Staats- und Verfassungswandelung der Völker wohl künftig über andern Sitzen oder über gar keinen Sitzen, sondern über Bettlerhütten werden schweben müssen, daß bei den ungeheuren Umwälzungen der Zeit und bei den jüngsten Strebungen, Ergebnissen und Entwickelungen und Erfindungen des Menschengeschlechts solches und ähnliches, liebenswürdiges und menschlichstes Altertum sich aus der wogenden Flut der Geister, die von allen Seiten anstürme, schwerlich werde retten lassen. Indem er so neben dem ältesten, deutschen Alten doch das unvermeidlich und unüberwindlich hereinbrechende Junge und Jüngste sah und wohl begriff, daß es weltgeschichtliche Entwickelungen und allmächtige Stöße solcher Entwickelungen gebe, welchen auch der

Tapferste und Weiseste weichen und gehorchen müsse, blickte er aus diesem Jüngsten doch auch mit fröhlicher Hoffnung und mutiger Freude von hier immer nur gegen Norden. Seit den gewaltigen Tagen an der Katzbach und bei Dennewitz und Leipzig war sein Blick nur nach dem Norden gerichtet, nach dem Volke, was zwischen der Weser, Elbe, Weichsel bis zum Pregel wohnt, nach dem glorreichen Stamm, der dieses Volk beherrscht, nach den Hohenzollern. Der Geist und Mut seiner Jugend, die nur dem großen Friedrich von Preußen hatte dienen gewollt, war in dem Greise frisch wieder erwacht. Hier sah er Deutschlands Zukunft aufdämmern, hier die Macht und Herrlichkeit, wovon wir schon in den Jahren 1813 und 1815 geträumt hatten — ach! nur geträumt! Wo ist ein menschliches Glück oder Geschick ohne einen Seufzer?

Man versetze sich in das Gefühl eines adligen, ritterlichen Geschlechts, welches unter den Geistern seiner Ahnen in den alten Schlössern wohnt, im Schatten hundertjähriger Eichen sitzt und mit stiller, liebender Zärtlichkeit träumt, wie die Urenkel in denselben Sälen ihre Feste begehen, unter denselben Bäumen das Gedächtnis des Urgroßvaters mit einer frommen Andacht der Ehre und des Glücks feiern werden, man bedenke, daß ihn ein gewisser Schauder ergreifen muß nicht bloß bei den demokratischen Verkündigungen und Ausrufungen von glückseliger Schleifung aller Burgen und Schlösser und Vernichtung eines privilegierten Erbrechts, welches die Geister der Ahnen immer über denselben Gräbern wie über geweihten Stätten schweben lassen wolle. Stein liebte und pries den altbehaupteten Familienbesitz nicht allein als eine Befestigung des Glücks, sondern noch mehr als eine Befestigung der Tugend; er jammerte, daß mit der allgemeinen Wandelbarkeit des Grundbesitzes auch eine Wandelbarkeit und Verflüchtigung der Gemüter, eine Auflockerung der Sitten verbunden sein werde. Er schloß die Augen halb zu gegen das, was er in der Zeit und in ihren Entwickelungen als eine unvermeidliche und fast unbesiegliche Gewalt hereinbrechen sah, wodurch auch viel Gutes und Schönes der Sitten und Weisen der alten Zeit werde mit wie ausgelöscht und weggeblasen werden.

Aber dieser Ritter war kein Junker, der nur um sich greifen und auf Kosten der Bauern und Kleinen das Gebiet seiner Schlösser und Forsten fein und schön schließen und abrunden wollte — Nein! Das war sein Sinn und seine Liebe des festen Landbauers, das war sein Wunsch, daß die Familien der kleinen und großen Bauern ebenso im Besitz der Häuser und Felder ihrer Väter geschützt und befestigt würden als die Söhne und Enkel der Grafen

und Freiherren. Weil solches in den Gesetzen und Gebräuchen Westfalens noch bestanden hatte, deswegen hatte er dieses Land der Roten Erde so lieb und fühlte sich auf diesem Boden wie auf einem recht heimischen, altdeutschen Boden besonders glücklich. Er war hier wirklich der treue, freundliche Freund und Nachbar der freien Bauern, die zum Teil nur eine Viertelstunde von seinem Schlosse wohnten, und zwar für seine Wirtschaft gar nicht bequem mitten in oder an seinen Wäldern und Feldern. Wie unausstehlich würden solche Nachbarn einem mecklenburgischen Junker gewöhnlichen Schlages oder dort gewöhnlicher Ansicht gewesen sein! wie würde er darüber hin und her gesonnen haben, ein solches Bauernfreigut durch alle möglichen Mittel und Künste in sein großes Gut mit hineinzuverschlingen! Wie gar anders Stein, dieser Ritter Stein, den einige deutsche Schriftsteller sich doch nicht gescheut haben, in seinen Ansichten und Strebungen einen Ultraaristokraten, einen Baron und nichts weiter zu schelten!

Ich bin ein lebendiger Zeuge, wie traulich und freundlich dieser allerdings große Baron mit seinen Bauernachbarn gelebt und verkehrt hat. Wie oft bin ich mit ihm auf unsern Spaziergängen in die Häuser dieser guten Bauern gegangen, wo wir uns nach Landessitte haben bewirten lassen. Dies geschah öfters beim Schulzen Wechmar nicht weit von Kappenberg. Da hatte er mir, als wir das erstemal hingingen, denn gesagt: „Da werden Sie wohl dem guten Nachbar zu Ehren einen oder zwei Schnaps trinken müssen." — „O, das werd' ich schon vollbringen," hab' ich ihm geantwortet, „ich habe noch einige schwedische Übung in meiner Kehle, aber wie Ew. Exzellenz es gutmachen werden, soll mich wundern." Und wir sind hereingetreten, Schulze Wechmar hat Butter, Brot, Käse und Schinken auftragen lassen, jedem von uns ein Glas Branntwein eingeschenkt und uns das Willkommen zugetrunken — und der Minister, der sonst den Branntwein verabscheute, hat doch sein Glas halb geleert, ich meines ganz. — So war er, war und fühlte sich glücklich, solche freie, reiche Bauern um sich zu haben, wie er denn von Natur und aus Christengefühl der Freund und Beschützer aller Kleineren und der stille, verschwiegne Wohltäter der Armen war.

Eben wegen der Neuheit vieler Verhältnisse und auch wegen der Neuheit seiner westfälischen Besitzungen in den ersten Jahren nach unsern Siegen gab es für ihn mancherlei Unruhe, die ihm teils gemacht wurde, teils er sich selbst machte. Da fiel ein Unfall, ein schwerer Unfall auf das Glück seines Hauses, seine Frau starb im Sommer 1819 noch in der Kraft ihrer Jahre und selbst

noch in der Blüte von Anmut und Schönheit; sie war von einer stolzen, königlichen Gestalt, dabei voll Treue und Mut, womit sie des Gatten schwerste Jahre tapfer mit durchgetragen hatte. Schönheit und Mut gehörte dem ganzen Geschlechte der Wallmoden an. Dies versenkte ihn in lange Traurigkeit und bekümmerte ihn sehr um seine Töchter, die eben von lustigen Dirnchen zu Jungfrauen heranblühen wollten. Da machte er zu seiner Tröstung und Belehrung und zur Erlustigung seiner Kinder eine Reise in die Schweiz und Italien, wobei er auch seine Bestrebungen für die Monumenta historiae germanicae immer frisch im Auge behielt.

Nach Jahr und Tag, in der Tat vielfach erquickt und gestärkt, kehrte er mit seinen Töchtern zurück; aber doch waren seine nächsten Jahre die Jahre vielfacher Hausunruhen. Aufblühende Töchter sind für jeden rechtschaffenen Vater, der keine Frau zur Helferin und Hüterin der flügge werdenden Vögel hat, eine natürliche Sorge und Plage; ihn beunruhigten sie sehr. Es mochten wohl hin und wieder Anfrager und Anklopfer, kurz, auch solche Vogelsteller kommen, die ihm nicht gefielen; genug, er ließ sich seine Unruhe deutlich merken und einmal, wie er denn selbst im Unmut ironisch zuweilen in Scherzen und Fabeln anzuspielen pflegte, sagte er: „Die alte deutsche Fabel hat gewußt, daß die ersten Menschen auf den Bäumen gewachsen sind. Zuweilen könnte man wünschen, daß die Kinder auf den Bäumen wüchsen.“ Der Abschluß solcher Hausunruhe schloß sich denn in einigen Jahren auch glücklich ab: er sah seine Töchter mit zwei würdigen, ritterlichen Jünglingen vermählt und sich von der Angst vor listigen Vogelstellern befreit. Henriette, die Älteste, gab einem Grafen von Giech aus dem Herzen von Franken die Hand, und Therese ward die schöne Beute des Grafen Ludwig von Kielmannsegge von der Niederelbe, Majoratserbe im Herzogtum Lauenburg, durch seine Geburt schon ein Verwandter des Hauses. Graf Giech und seine Gemahlin sind in Nassau seine Nachfolger geworden, und ich habe nach seinem Abschied von der Erde dort manchen Sommer noch freundliche, fröhliche Tage verlebt.

Es war eine wahre Lust zu sehen und zu hören, wie der alte Ritter diese Jünglinge in seine edlen, freien Grundsätze einzuweihen suchte, immer von dem Satz als von dem Hauptsatz ausgehend, daß der Schloßherr nichts Besseres sein solle als der erste, freie, germanische Bauer, der an altem, ritterlichem Rechte festhalten, der Verteidiger, Führer und Beschützer der Geringeren sein und durch Barmherzigkeit und Treue allen und besonders den Armen sich immer bereit und hilfreich zeigen müsse.

Der Schlußvers der Lehre war immer: Ein Edelmann sei nicht geboren, auf seinen Schlössern und Gütern bloß wie ein blanker Herr mit den Rittersporen zu prunken und zu prassen und mit Jägern und Stallknechten sein Leben abzuspielen, sondern sein Beruf sei, in Arbeit und Sorge für alles Volk, im Kriege und im Frieden, in Rat und in Tat der Vorderste zu sein. Das war er gewesen. Das klang nun etwas wundersam auf die jungen Männer herab, zumal auf den Grafen Giech von ältestem fränkischen Geschlecht, das Bischöfe und Domherrn und Genossen des großen Reiterfeldhauptmanns und Reichsgeneralfeldmarschalls Albert Achilles in seinen Fehden und Feldzügen zählte, zumal da unser Graf Giech schon über dreißig Jahre zählte und auf bayrischen Gesandtschaftsposten in London und Paris mitgestanden und als beredter Landstand in den Kammern zu München mitgesessen hatte. Der um zehn Jahre jüngere Kielmannsegge konnte sich solchen Lehren eher in Gehorsam verneigen. Er hat sie gottlob nicht vergessen und ist jetzt als lauenburgischer Schloßherr ein sehr tätiges und wirksames Organ im Kampfe gegen die tückischen und nach deutschem Gut und Blut gierigen Dänen.

Bei diesen Vermahnungen und Lehren geborner Ritterschaft und ritterlicher Pflichten ward ich denn oft unvermeidlich mit hineingezogen, und wie ich des edlen Ritters Gesetzen einen vollen Beifall zollen mußte, machte ich auch meine Noten zu seinem Text aus der Zeit und aus den Erfahrungen meines Lebens heraus, wobei er mir denn gelegentlich wohl einen kleinen Hieb gab, daß ich im Grunde auch ein geschworner Adelsfeind sei, wogegen ich denn wieder antworten mußte: ich hätte die Edelleute nur beschrieben, wie ich sie in meiner Heimat gekannt habe. Da hieb er denn wieder ein: „Ja, Sie meinen die in Mecklenburg und Hinterpommern und in den brandenburgischen Sanddünen, die nichts als hinterliche und hinderliche Gedanken und Ansichten haben können; da weht schon zuviele polnische und russische Luft herüber. Das ist aber kein ritterlicher Reichsadel, kaum ein halbdeutscher Adel zu nennen, es ist ein genus hybridum, in welchem noch ein Stück von einem wilden, längst ausgestorbenen, vorsündflutlichen Tier steckt. Ich verbitte mir die Anwendung für uns andere, die man Edelleute aus dem Reiche zu nennen pflegt;“ (bei solchen Worten pflegte er hell aufzulachen) „bei uns am Rhein und in Westfalen haben die Bauern solches Geschlecht nicht aufkommen lassen.“

Wie war denn Stein der große Landedelmann, der Schloßherr, der erste, freieste Bauer, wie er ihn meinte? Seine Güter im großen und kleinen waren meistens verpachtet, den eigent-

lichen Ackerbau, obgleich er die edle, hohe Kunst sehr lobte, hatte er in der Jugend und in den Tagen seiner vollen Mannskraft nicht Zeit gehabt weder zu lernen noch zu üben, aber den Baum, den Wald — den liebte, den pflegte er und beschaute ihn wenigstens tagtäglich mit liebenden Augen und besprach seinen Bau und seine Verpflegung und Verschönerung mit seinen Jägern und Förstern; die Bäume, hohe, stattliche Bäume, auch die jugendlichen, erst vor zehn oder zwanzig Jahren gepflanzten — die umhalste, herzte und streichelte er wie seine Lieblinge und bewahrheitete in der eignen Person gleichsam die von ihm angespielte Fabelsage, daß die ersten Menschen auf und aus den Bäumen gewachsen seien. Wie oft sind wir an einem Apfelbaum, an einer Lärche oder Tanne unter solchen Zärtlichkeitsanwandlungen seßhaft geworden! wobei er denn zu erzählen pflegte, wie er als ein kleiner Knabe dabei gewesen, als die selige Mutter und Schwester Marianne sie haben pflanzen lassen.

So trägt der fromme Mensch das Leben der Liebe allenthalben mit sich herum, und in diesen Stücken Liebesleben ist es allerdings etwas Schönes, auf altväterlichen Schlössern unverrückt wohnen zu bleiben. Wo wird bei allen den Dünsten und Dämpfen und Eisenbahnen und ihren Etceteras von den höheren Schätzen auf Erden und von den unverweltlichen Erinnerungen und Gedenkzeichen der Menschen endlich noch etwas Festes übrigbleiben? wohin wird die Poesie der Vergangenheit fahren?

Unsre Abendspaziergänge gingen meistens in den von dem Abendrot beleuchteten Wald oder unter schattigen Bäumen auf Feldern und Wiesen hin, wo er seine einzelnen Lieblingsruheposten hatte. Mich erinnert's, wir gingen einen Abend nicht weit unter seiner alten Burg durch Lahnwiesen hin, wo von einem Dutzend eigentlichster Holzapfelbäume die Äpfel gesammelt und geschüttelt wurden. Ich fragte: „Liebe Exzellenz, wozu brauchen Sie diese Wilden?" Und er: „O, die geben den herrlichsten Essig; das sind die agrestia poma unsrer Germanen des Tacitus." Dabei lachte er und fuhr fort: „Nun, so dumm werden die alten, deutschen Bauren auch nicht gewesen sein, daß sie sich an sauren Holzäpfeln die Zähne stumpf gebissen haben; es wird eben gemeines Baurenobst gewesen sein, wie sie heute meist nur pflanzen und essen. Wir wollen unsre Vorfahren mit vielen verrückten Adelungen und andern gelehrten Auslegern, die oft kaum einen Holzapfel von einem Borsdorfer unterscheiden können, uns nicht zu barbarisch machen lassen. Die Cherusci und Chatti, welche die besten römischen Heere unter einem Germanikus schlagen konnten, waren gewiß Kerle, die bessere Dinge zu säen und zu pflegen verstanden

als bloße Holzapfelbäume. Wir sehen aus Tacitu
wir gute Augen zum Sehen haben, es mußte dan
tüchtiges Chattia und Westfalia schon bestehen, un
es heute noch im Walde und Felde sehen."

Von dem Landwirt und Gutsherrn und Waldb
ich auf den deutschen Schloßherrn und Landherrn
auf den guten, freundlichen Landedelmann, auf
landlord, den schottischen laird, den alten, nordisc
wie er in den nordischen Landen in manchen Überre
licher Gastlichkeit heute noch besteht, daß der Lan
und großer, immer ein Gastgeber sein soll, daß für j
der in irgendeinem Geschäft um die Mittagszeit ins
am Tische ein Platz bereit sein soll. Daher die engli
des landlord, wodurch zugleich der Landherr und de
bezeichnet wird. So ist es auch bis auf den he
Schweden, wo bei dem Grafen und Freiherrn
Pfarrer und der Küster, der Steuervogt und sein
Student und der Handwerker und jeder ordentlic
zur Tischzeit in einem Geschäft oder zum Besuche
Platz am Familientische wie bestellt findet. So wa
liches Haus für die Nachbarn, für die Freunde, fü
in Geschäften, die mit ihm irgend zu tun hatten
nicht bloß mit den unterhabenden Pfarrern sein
deren er vier, fünf hatte, mit seinen Rentmeistern,
und den Beamten, Bürgermeistern und Schöffen v
andern umliegenden Städtchen, sondern mit
Schlossern, Zimmerleuten, die in ihrem Handw
waren; sie saßen gelegentlich mit Exzellenzen u
demselben Tisch. Das war auch echt altdeutsch.

Am meisten hatte er nun freilich seine Freude,
Kriegsmänner, die in unsern Schlachten tapfer ge
wenn Borstell, Thielmann, Pfuel aus Koblenz ihn
wenn sein treuer, politischer Freund und Mitstreit
streiter, wie er ihn im Scherz wohl nannte, we
Gagern auf einige Wochen bei ihm vorfuhr.
Freude und Erlustigung und für unsereinen auch
haltendes und belehrendes Leben. Gagern war d
und Wissende, Stein aber hatte das Seinige imme
auf dem Nagel und seine wohlgeschliffene Klinge
zum Einhieb bereit. Manche schöne Woche habe
liebenswürdigen und freundlichen Hans im Flügel
Schlosses Stube an Stube gewohnt und Morge
Morgenwanderung mit ihm halten gekonnt. Ich ha

Greis in unserm großen Wirrjahr von 1848—49 in Hornau im Kreise von Kindern und Enkeln, ich habe ihn bei unserm Sprecher und Reichsminister, seinem Sohn Heinrich, und an andern Stellen in Frankfurt öfter gesprochen. Das war auch ein echter Mensch, der mit aller Welt in Freundlichkeit leben gekonnt hat. So war es eben bei Stein: jeder fühlte in seiner Gegenwart, wo er war und mit wem er zu Tische saß, aber jeder, der nur das Herz auf dem rechten Flecke hatte, fühlte sich bei und vor ihm frei. Stein hatte nichts von jener falschen, nichtigen Art Freundlichkeit, von jener jämmerlichen Vornehmigkeit, welche unwillkürlich jeden Anwesenden zu falschen und lügenhaften Verneigungen und Zierlichkeiten nötigt und falsche, knechtische Kräuselungen und Krünkelungen haben will. Hier war auch keine kleinste Spur von einem vornehmen Junker, sondern es war in Tat und Wahrheit der alte, freiherzige, freigeborne, deutsche Ritter.

Dieser deutsche Ritter hielt einen recht anständigen, ritterlichen Tisch, man möchte fast sagen, einen echt deutschen, ritterlichen Tisch: denn fast immer war des Wildbrets und Geflügels die Fülle da. Seine weiten Forsten und Wiesen und Felder gaben ihm der Rehe, Hasen, Schnepfen, Rebhühner genug; in Kappenberg hatte er sich auch einen Fasanengarten angelegt. Edelster Wein stand immer reichlich auf dem Tische, und zwar vom Gewächs guter Jahre aus eignem Weinberge. Er besaß ein Weingut bei Lorch hart an Aßmannshausen. In Lorch hatte nämlich im Mittelalter eine sogenannte Ritterschule bestanden, dies Wort in der byzantinischen Bedeutung Schule genommen, die nichts anders heißt als eine geschlossene Genossenschaft. Bei der Auflösung dieser rheinischen Rittergenossenschaft hatte der Ritter vom Stein seinen besondern Anteil von Feld und Weinberg bekommen, mit dessen Ertrag er seinen Keller füllte. Unser Freiherr war ein ziemlich rüstiger und lustiger Esser; er nahm auch nur einmal des Tages (um 3 oder 4 Uhr) eine volle Mahlzeit ein. Von seinem Wein trank er gewöhnlich nur drei bis vier Gläser, munterte aber seine Gäste immer auf, ihm im wenigen Trinken nicht nachzuahmen. Der Nachmittag, aber vorzüglich der Abend war für die Steinschen Gäste die glücklichste Zeit. Da offenbarte er die alte, deutsche Natur, die gegen den Abend und um die Nacht meistens ihr bestes, vollstes Leben hat und zeigt. Freilich war niemand der deutschen Schwelgerei fremder als unser Freiherr. Er zündete sein Licht und Leben nicht an überflüssig geleerten Pokalen an, um gegen die Nacht ihre Funken auszusprühen, aber sein geistiges Leben war vorzüglich ein abendliches. Das mag auch wohl altdeutsch sein. Nach dem Mittagsessen in seiner

Bibliothek und auf Spaziergängen im Abendschimmer durch Wald und Feld und Wiesen, dann an dem fröhlichen, lebendigen Teetisch mit seinen Kindern und Gästen, da blühte, leuchtete und blitzte er in seinen gesunden Tagen, da war selbst seine ernste Stille, wenn er nur so heiter und fromm unter uns saß, mit einer wundersamen Klarheit und Heiterkeit übergossen: seine freundlich blitzenden Augen, seine breite, hoch zurückgewölbte, leuchtende Stirn, worauf Macht und Geist gelagert waren. Noch heute steht dies Bild des hohen Greises hell vor mir. Aus dieser Stirn sprach nichts als Macht, Mut und Verstand nebst Redlichkeit, Wahrheit und Treue; dies sprach sich so gewaltig aus, daß man sich vor solchem hohen Geist in Ehrfurcht verneigen mußte. Hier leuchtete wirklich eine olympische Größe, von welcher unwillkürlich und unbefohlen der Befehl ausging. Selbst wenn Unmut und Zorn in ihm aufstiegen, hier oben, auf diesem Olymp, trat keine Verdunkelung ein; die Nebeldünste und Donnerwolken mußten sich tiefer nach unten hinabsenken, wo um den scharfgeschlossenen Mund und das etwas zu spitze Kinn die niederen, irdischen Kräfte und Leidenschaften in leicht beweglichen Zuckungen spielen konnten; denn jachzornig war er zuweilen, und dann bebte und zuckte in seinem unteren Antlitz die Erde, während oben der Himmel kaum leicht überzogen war.

Zu den Sommergästen von Nassau und Kappenberg, zu welchen Hans von Gagern und ich fast regelmäßig gezählt werden konnten, gesellte sich zuweilen noch ein dritter, der eben wie Gagern oft Zimmer an Zimmer neben mir gewohnt und auch wohl einen Morgenspaziergang mit mir gemacht hat, ehe der alte Herr erschien. Das war der katholische Pastor Fey aus Bodendorf an der Ahr. Stein hatte den Mann sehr lieb, und es war ein wackrer, gescheiter und ehrenwerter Landpastor, wie er sein muß. Er war in gewisser Hinsicht Steins Lehnsmann, so weit ein katholischer Pfarrer eines protestantischen Patrons Lehnsmann sein kann. Stein besaß als Andenken an altahnherrliche Besitzungen der weiland großen Freiherrschaft Landskron das alte Schloß Landskron in Trümmern nebst einer dazu gehörigen katholischen Kaplanei, wozu die Pfründe einiger Hebungen und vorzüglicher Weinberge gehörte. Fey war von Stein mit dieser Pfründe beliehen. Die beiden Alten standen in einem hübschen Wechselverhältnis: Stein neckte gern, was er liebhatte, und der frohherzige, freimütige Pastor Fey wußte ganz frisch zu erwidern.

Wie gesagt, Stein packte gern an, was er liebhatte, und zuweilen sogar von kurzer übermütiger Laune ergriffen, wenn er eben nicht vom Podagra ergriffen war — denn dann konnte

er auch wohl launisch statt launig werden. So fragte er unter anderm, in scherzhafter Laune mit dem leichten Heiligendienst beginnend, nach der neuen Verehrung und Anbetung seines nicht verehrten Ahnherrn des Quaden von Landskron und Sinzig, der jetzt der heilige Mann von Sinzig heißt. „O da geht's lustig her," sagte der Pastor, „seitdem er von den Franzosen nach Paris entführt und so feierlich in heiliger Prozession von Paris und Köln zurückgeführt ist. Jetzt glauben die Leute in ihm einen rechten nachbarlichen Fürbitter im Himmel zu besitzen." — „Ja einen prächtigen Fürbitter," rief Stein einfallend, „der mag noch wohl im Fegfeuer schwitzen; ein paar Jahrhunderte sind da eine kurze Zeit, und er wird es wahrhaftig bei Sankt Peter und den andern Rhadamanthen des Himmels nicht leicht haben — ich wäre gewiß ein reichster Mann am Rhein, wenn ich alle die Wälder und Felder hätte, die der heillose Trunkenbold in seinen Tagen verkauft und verpfändet und durchgegurgelt hat."

Bei dem Scherz über den heiligen Mann und über den Volksglauben, daß in den Leibern, die wie unverweslich als Mumien fortdauern, ein vorzüglich frommer Geist gewohnt haben müsse, kamen sie denn auch auf den Dienst und die Verehrung der Heiligen, wo Stein denn dem Pastor allerdings soweit recht gab, daß es besser sei, viele kleine Götzchen und Pförtner des Himmels zu verehren als gar keine, wessen die Katholiken die Protestanten immer beschuldigen. Da sagte dann Stein: „Kommt nur heraus mit euren Soldaten! Die mit und nach Luther und Kalvin beten, haben eure Vielbeter in allen Schlachten, wo sie sie getroffen, geschlagen, und so wird und muß es immer bleiben. Die Einheit des himmlischen Kommandos schafft doch ganz andre Helden, als wo sich die Herrschaft zersplittert. Ein Gott und immer wieder ein Gott und Gott allein! Immer zu dem Einen, zu dem Höchsten das Herz und die Hände erhoben — das gibt auch einen Mut, den rechten Mut. Wir Protestanten sind Soldaten, die im Frieden mit schwerem Gepäck ihre Übungen machen, haben also besser geübten Atem für den Krieg, ihr Katholiken habt in euren Heiligen die Menge Diener und Troßbuben, die euch das Gepäck abnehmen und ein gutes Stück Weges tragen helfen; ihr habt aber nur halben Atem für die Arbeit des vollen Kampfes."

Der gute Fey wußte in Nassau, daß er keine gefährlichen Horcher um sich hatte, und wir beide verliefen uns wohl zuweilen auf das bedenkliche und verfängliche Gebiet, wohin das Philosophieren über Religion sich so leicht verläuft. Das war etwas, was Stein wenig leiden konnte, bei uns aber leidlich

duldete. Da sagte er denn einmal zum Fey: „Nehmen Sie sich in acht vor dem ketzerischen Professor, der meint mit vielen Berlinern, es werde für ihren König gar eine Kleinigkeit sein, wenn er nur wolle, alle Rheinländer, die in religiöser Beziehung von den Franzosen schon sehr zermürbt und aufgelockert seien, kalvinisch oder lutherisch zu machen. Armer Fey, wie wird's Euch gehen, wenn Ihr nicht mit wollt? Wie wird's da mit Eurer hübschen Kaplanei und den schönen Weinbergen? Ich sage Euch, hütet Euch vor dem Schelm! Jene Berliner übrigens, die da sprechen: ‚Wenn der König nur wollte', wissen aber nicht, was der Papst und Ihr Priesterrock noch in der Welt bedeuten. Es ist, als wenn der König von Preußen bei der päpstlichen Heiligkeit bloß mit einem hübschen Gruß anzufragen hätte, und daß man dann Kappen und Kragen leicht wechseln und den katholischen Priesterrock in die Nesseln werfen könnte. Es ist gerade, wie vor dreihundert Jahren ein alter Ritter meinte, der mit dem Steinschen Blute verwandt gewesen sein soll. Er hieß Hartmut von Kronenberg, wohnte zu Kronenberg im Taunus, wo die herrlichen Kirschen- und Kastanienwälder sind, und war Feldhauptmann der freien Reichsstadt Frankfurt. Der hatte ungefähr mit unsern klugen Berlinern denselben Gedanken; er schrieb an den jungen Kaiser Karl V., er möge die Gnade haben, an den Papst Leo X. einen recht christlich-gemütlichen Brief schreiben und ihn in aller Freundlichkeit und Gütigkeit ermahnen, er möge sich bekehren, erkennen, daß er der wirkliche, rechte Antichrist sei, seine dreitürmige Krone dem Kaiser zu Füßen legen und wieder ein demütiger, kleiner Bischof werden, der er auch nur sein dürfe."

Ich aber und Fey hatten trotz aller dieser kleinen Sprünge und Einhiebe des edlen Ritters recht schöne Stunden mit ihm und mit uns und vertrugen uns. Ich habe den wackern Mann in Bodendorf öfter besucht und von seinen vortrefflichen Ahrweinen gekauft und freundlichste Gastlichkeit bei ihm genossen. Er hat seiner Vaterstadt Bonn noch eine Stiftung von einigen tausend Talern vermacht. Wir werden uns trotz des heiligen Mannes und aller kleinen, heiligen Götzen mit Stein mit einem fröhlichen Anhauch der Wiedererkennung gewiß auf einem besseren Stern einmal wiederbegegnen.

Unsre Gespräche rollten mit Stein auch zuweilen über die Jesuiten hin. Fey hatte sie als Knabe noch in Bonn gesehen, freute sich, daß sie jetzt sich kuschen und ducken müßten; sie seien eine arge Landplage für die Weltgeistlichkeit gewesen, der arme Pfarrer sei verloren gewesen, auf dessen Rücken sich so ein

Jesuitenalp aufgeheult habe, der habe sich in Ängsten und Ärger damit zu Tode schleppen müssen. Stein brachte den Fey auf das Wort, welches ihr Ordensmeister zur Zeit ihrer Auflösung in den 1770er Jahren zum Papst gesprochen habe: Sint, ut sunt, aut non sint, und fuhr sogleich mit heftigerer Rede fort: „Sie hatten recht, aber unser König hat auch recht, der eine so giftige, natterische Gesellschaft, welche unser Deutschland beinahe ein Jahrhundert mit Aufruhr, Krieg und Mord gefüllt und verwüstet hat, in seinem Lande nicht hausen lassen will. Denn das soll jeder glauben, der nur ein wenig in die Geschichte dieses Ordens hineingeblickt hat: Erunt, ut fuerunt. Dies offenbaren sie jetzt wieder durch ihre Hetzereien in Frankreich und werden sie allenthalben zeigen, wohin man sie den Fuß setzen läßt. Unser Deutschland kann von ihnen nachsagen, noch sind an vielen Stellen die Wunden nicht vernarbt, die sie ihm zwischen den Jahren 1570 und 1650 geschlagen haben. Sie verstehen die Natternschlingungen und Umschlingungen und haben Natternzähne."

Ich habe von dem wackern, frommen Pastor erzählt, von Steins und von unsern Gesprächen über die Jesuiten, über Gott und über die Götzchen und Heiligen, über Mumien und über den heiligen Mann und von andern leichten Scherzen und Späßen. Wo soll der Mensch oft bleiben vor Scherz und Spaß, den Gott ihm gottlob auch in die tiefe Brust und in den tiefen Ernst des Lebens gelegt hat? Er will und muß ihn auch zuweilen zum Spielen auslassen. Stein war ein wahrhaftig frommer Mann, wie er ganz ein tapfrer und redlicher Mann war, aber selbst in ernsten Gesprächen führte er Gott selten im Munde, niemals im Maule. Nichts war ihm verhaßter als Maulchristen, ja selbst Mundchristen wurden ihm leicht verdächtig als Gleisner und Scheinheilige. Er nannte sich einen frommen Christen, und er war es; er pries sich auch darin glücklich, daß er durch seine Eltern ein Lutheraner war. Seine Ahnen hatten im Dreißigjährigen Kriege genug für ihren Doktor Martin gelitten und waren von Schlössern und Gütern verjagt und im Jahr 1650 wiederhergestellt worden. Er pflegte so in seiner kurzen Weise zu sagen: „Doktor Luther hat uns den Weg und Eintritt in den Himmel gottlob! etwas kürzer gemacht, da er die vielen Hofmarschälle, Zeremonienmeister und Türhüter des Himmelspalastes weggeschafft hat. Sie wissen, ich liebe das Kurze, wenn der Weg auch oft etwas abschüssig und gefährlich ist." — Er glaubte das Erlösungswerk des Lutherschen Katechismus, aber die Mundchristen mochte er nicht, welche den Namen Heiland und Erlöser oder der süße Jesus leicht im Munde führen;

schwer und ernst führte er ihn auch bei Gelegenheit im Munde. „Das ist ein Geheimnis, wobei einem verworrener wird, je mehr man darüber schwatzt und klügelt; vor einem Geheimnis steh' ich still, daran glaube ich, aber von Gott weiß und fühle ich was." Gott und nur Gott war immer nur sein einfaches Wort.

Rührend und wahrhaft erbaulich ist mir der Mann gewesen, als ihm sein Gemahl heimgegangen war und er da unter seinen Töchtern einsam saß mit dem Gefühl, daß er nun allein ihr irdischer und himmlischer Führer und Wegweiser durchs Leben sein solle, wie er da mild und freundlich und still wie ein Kind von himmlischen Dingen zuweilen ein Wörtchen mit ihnen sprach und seine gewaltige Natur bändigte und sänftigte. Wie er Gott, den gewaltigen Gott, den furchtbaren, allmächtigen, in den rauhen Stürmen seines Lebens und in dem siegreichen Donner der blutigen Schlachten erkannt und geglaubt hatte, so war der stille, freundliche Gott des Friedens in der stilleren Zeit auch immer um ihn, wandelte mit ihm durch das Rauschen seiner Wälder, brauste in seinen Strömen und Bächen und säuselte im Laube der Büsche auf die Bänke herunter, worauf er im Abendrot im Walde oder Garten auf Gottes Stimmen zu lauschen schien — da immer so ganz still, wie ein stiller Sommerabend selbst ist; mit dem Sitzen verstummte gewöhnlich das Gespräch. Wie oft habe ich ihn da mit gefalteten Händen gesehen, mit stillen, sanften Zügen, selbst wenn er von der Zeit und von ihren großen Wechseln sprach, die wir miteinander erlebt hatten, wobei sonst auch wohl Namen genannt zu werden pflegten, wobei neben oder nach Erinnerung an die Leitung der Vorsehung auch wohl häufig Verwünschungen und Ausspeiungen folgten. In Sehnsucht nach dem Verlornen oder durch Dummheit, Feigheit, Hinterlist Verspielten und Verschwendeten von den sieghaften Gaben Gottes, in dem Gedanken, was gewonnen gewesen und durch die Schlechtigkeit der Menschen nicht festgehalten war, sprach er doch in Erinnerung des Elends und der Schande, woraus wir erlöst waren, und in dem Gefühl, daß wir wieder im Schatten eigner Bäume sitzen und beten konnten: „Lieber Freund, wir haben doch viel gewonnen, Gott wird ja weiter helfen", dann auch wohl wieder in einem andern Sinn und nach einer andern Seite hingewandt: „Diese Welt ist einmal eine böse Welt, wo die Schelme oft oben schwimmen; man sehnt sich oft dahin, wo es besser ist; ich hoffe doch dahin zu kommen, wo man immer in Gesellschaft von ehrlichen Leuten lebt und einem nicht so viele Schelme und feige Schurken begegnen, als einem hier oft den Weg versperren wollen."

Ja, er sah und glaubte Gott in allem, und wann das erste Ungestüm seines Herzens gestillt war, dann ergab, besänftigte und erheiterte er sich. Es ist gewiß, dieser sehr ernst und stark geborne Mensch hat wie sein großer Schulmeister Doktor Martin Luther wohl von Jugend auf Gott als einen Gewaltigen und Gottes Geschicke als gewaltige Dinge gefühlt. Ich sage: Das ist gewiß, denn er hat mir hundertmal die augenscheinlichen und handgreiflichen Zeichen davon gegeben. Wann wir auf unsern Spaziergängen einem armen, gebückten Alten, einem unglücklichen Krüppel oder irgendeinem jämmerlichen Bettler begegneten, der nach dem gnädigen Freiherrn die Hände ausstreckte, so holte dieser Freiherr, der für solche Fälle fast immer etwas bei sich hatte, ihm die Gabe aus der Tasche und gab sie still hin. Nie sprach er dabei ein Wort, sondern verlor vielmehr das Wort, wenn der Unglückliche nicht eben ein Bekannter war; es zog dann meistens eine sehr ernste Wolke über sein Gesicht, und er stand wohl mehrere Minuten still; es war, als sei das Menschengeschick an uns vorübergegangen, der alte Spruch: res sacra miser.

Also gar kein Maulchristentum, Allerwenigstes von Mundchristentum bei ihm; breites Gespräch über Religion mochte er überhaupt nicht und ward gegen Mundchristen leicht ungerecht. Ich meine hier gute, fromme Menschen, die sich eine gewisse Art, über das Himmelreich und die Erlösung zu reden, oft als eine Gewohnheit zugelegt haben und dabei doch keinen Schalk im Herzen tragen, sondern wirklich fromm und ehrlich sind, aber gewiß nicht fromm sind mit der Steinschen Felsenstärke des Glaubens an Gott und an die Führung der menschlichen und irdischen Dinge durch Gott. Ich habe Stein im Hause und in der Familie nicht beten gesehen; wenn man zuweilen in der Frühe in sein Studiolo kam, wo unter den weltlichen Büchern etwa die Bibel, ein Gesangbuch usw. aufgeschlagen lag, flugs machte er es zu und legte es weg. Er haßte und verachtete in allen Dingen den Schein, wie vielmehr den Schein des Scheins.

Sonntags ward von ihm, seinen Kindern und Hausgenossen immer in den Vormittags-Hauptgottesdienst gegangen. Da sagte er: „Man geht oft in die Kirche ohne Herzensbedürfnis, aber ein alter Mann und ein Hausherr ist der Jugend ein Beispiel schuldig, und oft nimmt man doch etwas mit zu Hause, was man nicht gehofft hatte.“ Er hatte in Nassau einige Jahre einen Prediger, den er nicht mochte, einen gebornen Braunschweiger, freilich einen Mann, der ein zu mattes, zuweilen, wenn er recht scharf und christlich zu treffen glaubte, ein langweiliges Evangelium predigte. Da sprach der Ritter

dann wohl, wann wir zu Hause gingen: „Wir müssen Geduld lernen, wir haben hier des Himmels wegen auch oft unsre Langeweile; ich hoffe, im Himmel wird's frischer und lustiger sein.“ — Oder auch ein anderes Mal: „Die dummen Kerle haben die Kapitel vergessen, die im Allerheiligsten der Bundeslade in Gold eingewickelt liegen, vor welchen sie anbeten sollen; sie wissen vielmehr zu schwatzen und Glossen über die Ochsen und Esel zu machen, welche die Bundeslade ziehen sollen. Das Herz empor! Und den Hut ab in Ehrfurcht! Das empfinden sie nicht. Je nun, wir können uns doch trösten, ist die Predigt schlecht, so klingt doch noch mitunter ein Lied von Doktor Luther oder Paul Gerhardt, und wenn man fromm sein will, so geht's doch.“

Wenn er so nach der Kirche sonntäglich oder auch wohl alltäglich bei unsern Spaziergängen im Gefühl der Verarmung der Zeit und der Vergänglichkeit der irdischen Dinge oft ein kurzes, scharfes Wort der Wehmut oder der Sehnsucht aus diesem Wirrwarr heraus ausstieß, gerieten wir auch wohl zuweilen in ein kleines Zwiegespräch über die unbekannten ewigen Dinge. Da begab es sich nun einmal, daß ich unter den Gründen für die Unsterblichkeit unserer Geister und für die Hoffnung einer bessern Welt den Grund als meinen Hauptgrund voransetzte, daß bei mir aller Glaube wanken würde, wenn nicht gottbegeisterte, tugendhafte Menschen vor mir gelebt hätten, wenn ich nicht wüßte, daß von allen Geschöpfen Gottes der Mensch das einzige Geschöpf sei, das auch in Not und Elend, auf der Folter und auf der Henkerbühne mit kaltem, stillem Mute, ohne Zorn oder Wut und Mut der Leidenschaft dieses Leben im Bewußtsein eines Höheren und Ewigen hingeben könne.

Da fielen mir einige Verse aus Cicero de senectute ein, die ich vor ein paar Menschenaltern als Sekundaner in der Stralsunder Schule für sogenannte Deklamierübungen auswendig gelernt hatte, und die in meinem Gedächtnisse steckengeblieben waren. Ich sagte sie ihm her, aber er jagte mich damit weg mit den Worten: „Gehen Sie mir mit ihren alten Heiden! Ich habe an meinem Katechismus genug und, wenn ich mehr haben will, an meinem St. Johannes und St. Paulus! Sie kommen mir auch mit den Heiden wie Gagern mit seinem Seneca und Tacitus.“ Da hatte ich meine Abfertigung. Aber die Verse schienen ihm doch gefallen zu haben, den andern Morgen beim Frühstück um zehn Uhr mußte ich sie ihm wieder hersagen. Da antwortete ich ihm auf die Bitte, ich möge sie ihm abschreiben, er wolle sie seiner Tochter Henriette schicken: „Ich weiß nicht,

ob sie ganz genau von mir behalten sind. Haben Ew. Exzellenz nicht etwa einen Cicero?" Und er wies mich hin, in seiner Bibliothek nachzusuchen, und ich schrieb aus einer alten Ausgabe des sechzehnten Jahrhunderts die Worte ab, wie sie hier folgen: Nolite arbitrari, o mei carissimi filii, me, quum a vobis discessero, nusquam aut nullum fore, neque enim, quum eram vobiscum animum meum videbatis, sed eum esse in hoc corpore ex iis rebus, quas gero, intelligebatis. Igitur esse creditote, etiamsi nullum videbitis *).

Weil ich hier aus dem Cicero und dem Sokratischen Xenophon vom Geist rede, so spreche ich auch von den Totenwohnungen, über welchen die Geister der Sterblichen schwebend gedacht werden. Da Stein wohl zehn Jahre und länger volle Arbeit hatte, seine Schlösser und Häuser nach langer Abwesenheit wiederherzustellen oder umzubauen, so ging er auch dran, die Gruft seiner Väter, worin auch sein Staub niedergelegt werden sollte, anständig und würdig zu verjüngen und zu schmücken. Da bin ich oft mit ihm zu der Familiengruft des alten Steinschen Dorfes Früchtgefahren, welches eine gute Stunde von Nassau an der Lahn ziemlich hoch an einer großen Forst, dem Hauptwalde der Familie, liegt. Da hat er mir ganz in seiner gewöhnlichen Stimmung die Särge seiner Ahnen gezeigt, den Sarg seines jüngst verstorbenen Gemahls und die Stelle, wo seine Leiche einst neben der ihrigen stehen sollte; ferner die Pflanzung schönster, junger Bäume, die Einteilung des Bodens ringsum zu grünen Rasenstücken und Blumenbeeten und Büschen, worin die Vögel im Morgen- und Abendrot zwitschern und singen und am befriedeten Ort ihre friedlichen Nester bauen könnten.

Er wandelte da still und ernst aber ohne Rührung und besondere Gebärdung umher und vollbrachte mit Gärtnern, Maurern und Schreinern sein Werk wie ein andres gewöhnliches Tagewerk. Ich fand auch das schön und tapfer. Wir andern Plebejer, welche keine besondere Mausoleen und Marmorgrüfte besitzen und in dem alten Meder- und Perserglauben, welche die Leichen an einsamen Stellen im Felde und Walde, auf

*) Diese Worte sind von Cicero aus Xenophons Buche: „Die Jugendjahre des Cyrus" genommen, eine Art Heldenroman, welchem der fromme Erzbischof Fénelon von Cambray seinen berühmten Roman Telemach nachgebildet hat. Ich gebe Ciceros Worte hier in deutscher Übersetzung:

„O bildet euch doch nicht ein, meine teuersten Söhne, daß ich nach meinem Abscheiden von euch nirgends oder nichts mehr sein werde. Denn auch, als ich bei euch war, sahet ihr meinen Geist nicht, sondern vernahmet aus den Taten, die ich verrichtete, sein Dasein in diesem Leibe. Ihr müsset also an dieses Dasein glauben, wenn ihr ihn auch nimmer sehen werdet."

Steinen und Hecken den Tieren und Vögeln allenfalls zur Verspeisung hinlegten, ziemlich gleichgültig sind, wo unsre Gebeine neben andern Christengebeinen auf dem stillen Friedhofe einst ruhen werden, haben natürlicherweise gar keine Vorstellung von dem, was von den Geistern der Ahnen aus den altväterlichen Schlössern und Grüften derselben in die Herzen der Hochgebornen, die darin und darum unverrücklich wohnen bleiben, herniederschwebt; wir wissen nicht, was vorgeht, wo nach dem Ausdruck des größten schwedischen Dichters*) „hinter goldnen Gittern vornehme Geister zusammenwohnen"; wir können nur sagen: Laßt jeden nach seiner Weise glauben, leben und sterben.

Wir nahen hier auch dem Schlusse und dem Grabe. Das Jahr 1830 war gekommen mit neuen Aufruhren und Umwälzungen, welche Stein wohl beunruhigten, aber nicht erschütterten: durch ein einzelnes Schrecken konnte der starke Mann nicht sterben. Aber der starke Mann war alt geworden, hatte sein Siebenzigstes schon um einige Jahre überschritten; Gicht und Podagra war ein altes Erbübel von Vätern her; außer diesem fühlte er beim Bergsteigen schon kürzeren Atem, auch Schwindel hatte sich ein paarmal bis zur Ohnmacht gezeigt, sowie Schwäche seines Augenlichts. Nicht bloß die Bürde des Alters, deren Druck er oft schwer fühlte, sondern eine tiefe Wehmut über den Lauf unsrer deutschen Dinge hatten ihn schon seit Jahren oft ausrufen lassen: „Fort! fort von hier! Ich tauge nichts mehr auf Erden." Solches Gefühl ergreift auch wohl im kräftigsten Alter die Kühnsten, wann sie gewahr werden, wie ihre hohen und großen Gedanken und Entwürfe oft an dem Niedrigsten und Kleinsten, wie es die Erde bringt, hängen- und steckenbleiben müssen. Dies war gewiß schon in seinen Dreißigen und Vierzigen ein natürliches Steinsches Gefühl gewesen. Da klang denn aus seinem Fort! fort von hier! auch der Vers eines alten Liedes, den er herzusagen pflegte:

Macht mir ein Bett, gar weich und schön,
Denn ich bin müde und will schlafen gehn.

Solche Klänge der Wehmut nahmen wir eben wie Anwandelungen des Augenblicks, zumal da seine geistigen Blitze selbst aus dunkelsten Alterswolken oft noch recht hell leuchteten, und da der Zorn über die jüngste Welterschütterung auch ihn frisch aufzuschütteln und zu beleben schien, und da er eben in jenem Jahr 1830 den Wunsch und den Plan aussprach, in der

*) Bellmann: hvar bakom gylne galler förnäma skuggor samman bo.

Nähe von Bonn und von Trier manche schöne Rhein-, Ahr- und Moseltäler, die er noch nicht kenne, zu besuchen; aber Gott hatte über seine Reise anders verfügt: sie sollte nicht an Mosel und Ahr, sondern himmelauf gehen. Gegen Ende des Brachmonds 1831 ist er im Schlosse Kappenberg im vierundsiebzigsten Lebensjahre gestorben, glücklich und selig der nahen Heimfahrt, indem sein Geist mit völlig klarem, ruhigem Bewußtsein bis ans Ende zwischen Himmel und Erde schwebte*), und mit voller Klarheit und Wahrheit der Seinigen**) und allen, die sein Bett umstanden, seinen Dank, seine Aufträge und Bitten und Ermahnungen zusprach. Besonders rührend ist es gewesen, als er seinem jungen Jäger die Hand gegeben und im Gefühl der Gefahren des Augenblicks, als wenn wieder gegen Napoleon der Aufmarsch ausgerufen würde, ihn also ermahnt hat: „Mein Sohn, du bist bisher nur gegen Rehe und Hasen tapfer gewesen, bald kann es geschehen, daß dein König dich gegen die Reichsfeinde aufruft; dann wirst du deine Büchse tapfer für dein Vaterland gebrauchen." So schwebte der Geist des Tapfern und Treuen mit letzter Sorge und Gebet noch über seinem Deutschland.

Stein starb den 29. Junii 1831. Seine Leiche ward durch Köln und Bonn zur Gruft seiner Väter nach Früchte abgeführt. Ich bin ein halbes Stündchen auf der Straße nach Godesberg hin hinter ihr hergegangen. Mögen alle Deutsche nicht seiner Leiche, sondern seinem Geiste nachfolgen! Tacitus erzählt uns, Arminius sei als der Sieger und Retter seines Volks nach seinem Tode in Liedern gefeiert worden; wir wissen, wie des germanischen Helden, des großen Ostgoten Theodorich, Taten in allen Landen auf den Schild des unsterblichen Ruhms gehoben worden sind, wie sie noch heute in den äußersten Inseln des Weltmeers, auf den Schafinseln, in Liedern erklingen. Stein ist unser zweiter Arminius gewesen, von Gott geschaffen, der Beweger, Lenker und Begeisterer großer Taten und Siege zu werden. Sein Gedächtnis wird unsterblich leben. Er war Deutschlands politischer Martin Luther, er war dies auch seiner ganzen Natürlichkeit nach, an Leib und Geist, auch mit denselben Tugenden und Fehlern. Sowenig Luther in seinen Tagen sein großes, deutsches Werk der Kirchenbesserung und durch diese die hohe Kräftigung und Einigung seines Volks nicht vollbringen gekonnt hat, sowenig ist auch Steins großer Gedanke der Einheit, Macht und Majestät des edelsten, größten Volks der neuen Geschichte

*) Dies nach der Erzählung von Fräulein Schröder, seiner treuen Begleiterin und Vorleserin.

**) Von seinen Kindern war keins anwesend.

nicht vollbracht worden. Aber Stein und sein erhabener Gedanke soll leben und wird leben in den Enkeln und Urenkeln, und sie werden seinen Gedanken festhalten, sie werden vollbringen und einigen und zusammenbinden, was als ein stolzer, politischer Traum vor dem Geiste des treuesten, tapfersten, unüberwindlichsten, deutschen Ritters gestanden hat. Amen! Amen!

Bonn im Wintermond 1858.

Geprüft

Volksbildungsamt
für Stadt und Kreis Zerbst

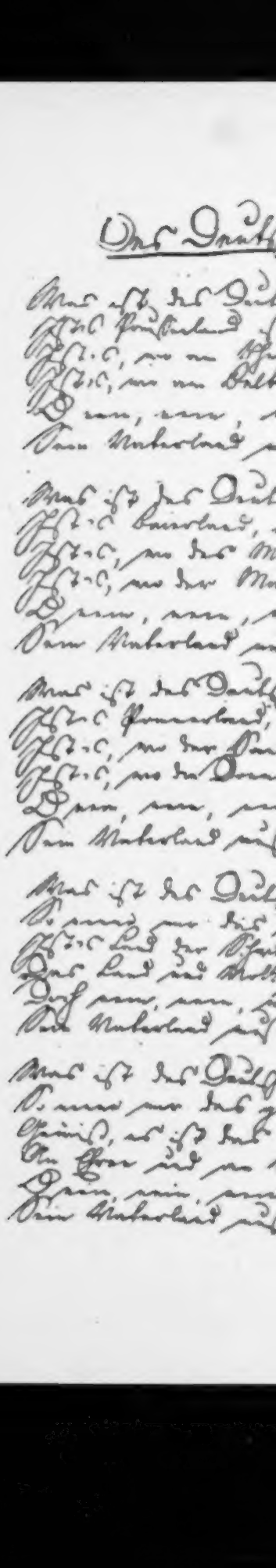
Goldene Klassiker-Bibliothek

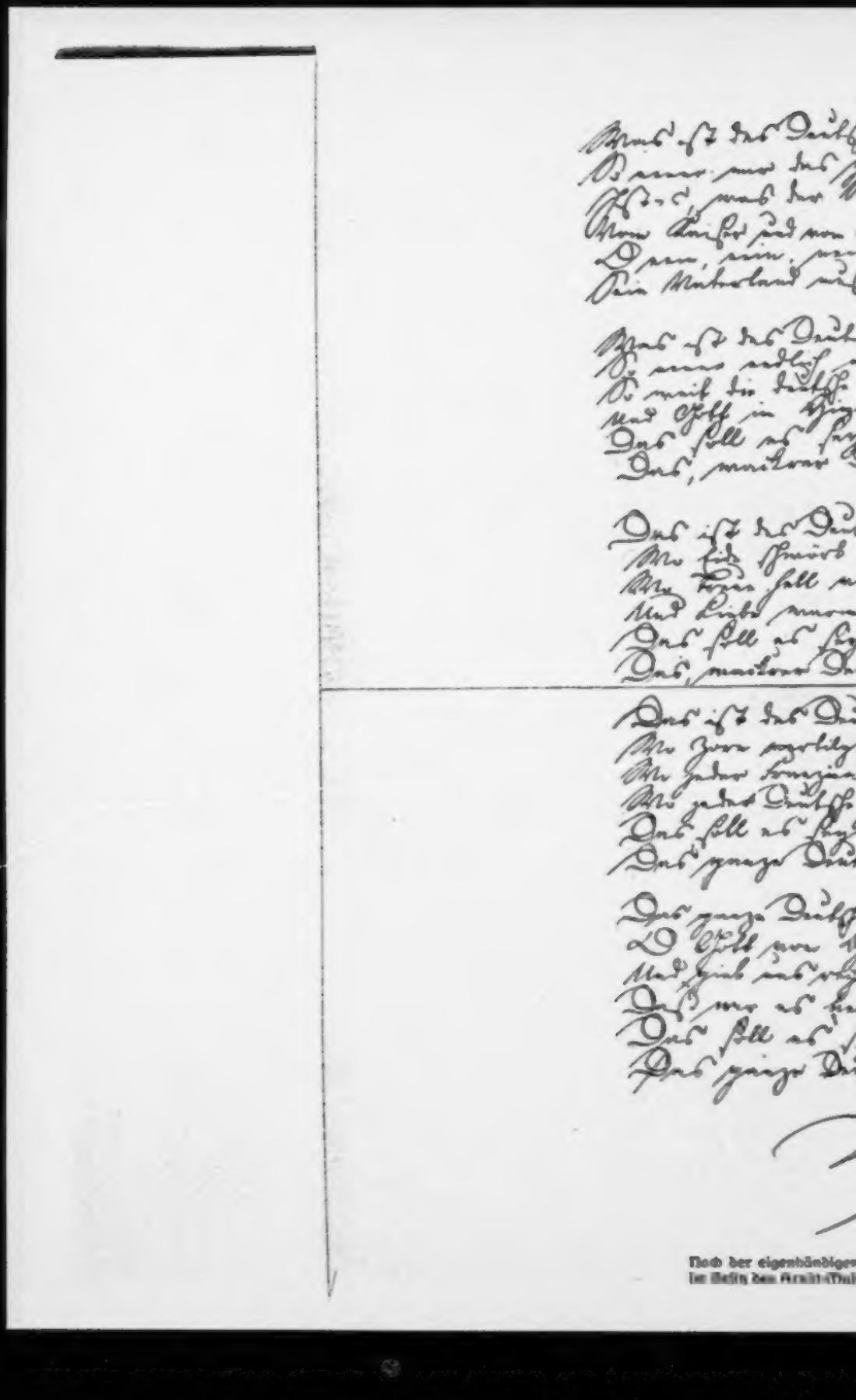
Hempels Klassiker-Ausgaben
in neuer Bearbeitung

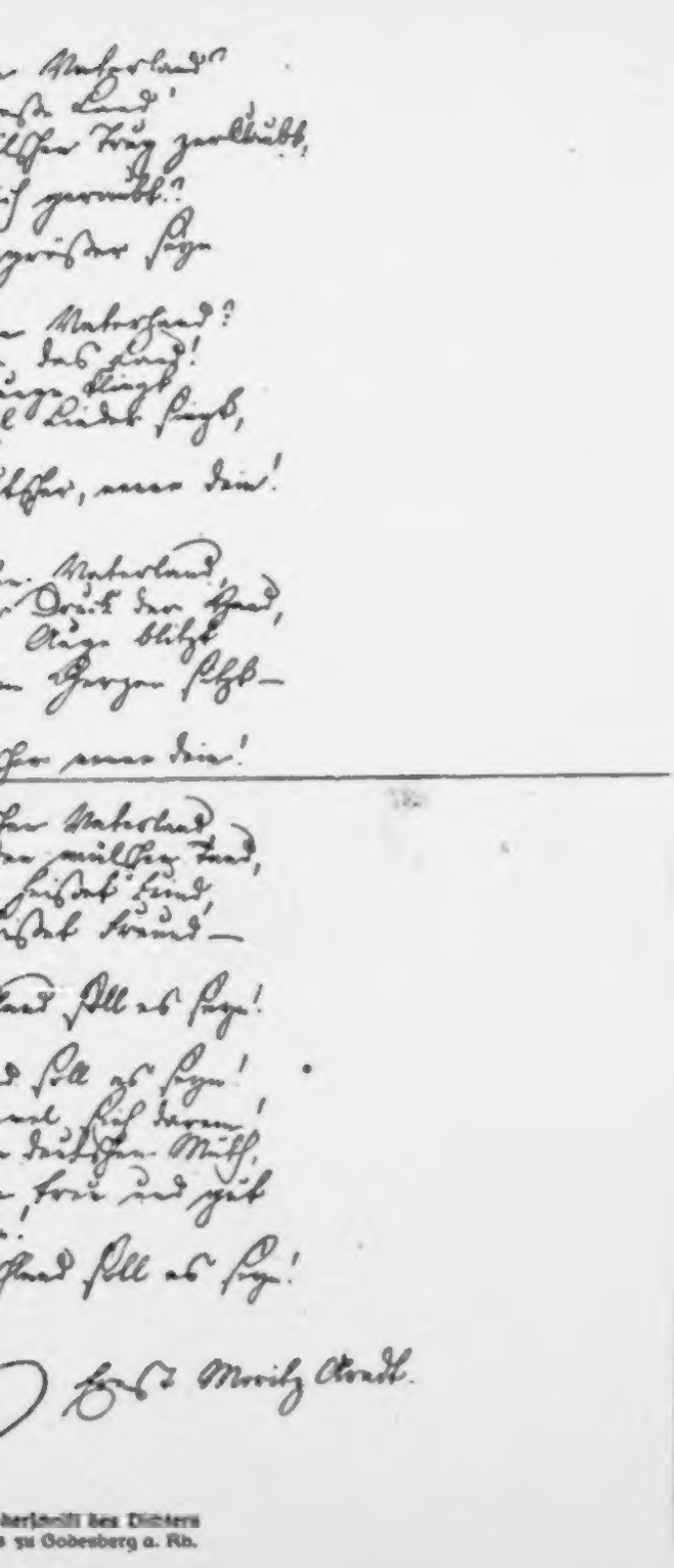
Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Mitarbeiter

Prof. Dr. Karl Alt
Heinz Amelung
Dr. Fritz Behrend
Dr. Eduard Berend
Dr. Hugo Bieber
Dr. Carl August von Bloedau
Dr. Karl Bode
Dr. Hans Bodmer
Dr. Fritz Budde
Dr. Josef Budde
Prof. Dr. Eduard Castle
Dr. Ernst Consentius
Prof. Dr. Werner Deetjen
Prof. Dr. Joseph Dresch
Dr. Max Drescher
Privatdoz. Dr. Alexander Ehrenfeld
Prof. Dr. Georg Ellinger
Dr. Arthur Eloesser
Prof. Dr. Emil Ermatinger
Johann Frerking
Dr. Karl Freye
Prof. Walter Freye
Dr. Hermann Friedemann
Dr. Rudolf Fürst
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. L. Geiger
Reinhold Gensel
Prof. Dr. Hermann Gilow
Dr. Edgar Groß
Hans B. Grube
Dr. Helene Herrmann
Elsa Herzer
Privatdoz. Dr. Edmund Hildebrandt
Privatdozent Dr. Stefan Hock
Dr. Bernhard von Jacobi
Dr. Monty Jacobs
Dr. Marie Joachimi-Dege
Dr. Erwin Kalischer
Prof. Dr. S. Kalischer
Prof. Dr. Wolfgang Keller
Prof. Dr. Alfred Klaar
Dr. Ludwig Krähe
Privatdozent Dr. Arthur Kutscher
Dr. August Lefffon
Dr. Willy Manthey
Prof. Dr. Ernst Naumann
Dr. Paul Neuburger
Dr. Wilhelm Niemeyer
Dr. Waldemar Oehlke
Dr. Waldemar Olshausen
Dr. Rudolf Pechel
Prof. Dr. Julius Petersen
Dr. Raimund Pissin
Dr. Theodor Poppe
Dr. Ivan Prijatelj
Dr. Johannes Reiske
Dr. Werner Richter
Dr. Robert Riemann
Dr. Walther Riezler
Prof. Dr. Otto Rommel
Prof. Dr. Eduard Scheidemantel
Privatdoz. Dr. Hermann Schneider
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Schöne
Prof. Dr. Julius Schwering
Dr. Adalbert Silbermann
Richard Smekal
Dr. Wilhelm Steffens
Prof. Dr. Eduard Stemplinger
Prof. Dr. Alfred Stern
Direktor Dr. Adolf Sütterlin
Dr. Max Sydow
Dr. Hermann Tardel
Dr. Veit Valentin
Prof. Dr. Christian Waas
Prof. Dr. Wilhelm Waetzoldt
Dr. Augusta Weldler-Steinberg
Prof. Dr. Gustav Wilhelm
Privatdozent Dr. Sp. Wukadinović
Dr. Leon Zeitlin
Privatdozent Dr. Walther Ziesemer
Prof. Lic. Leopold Zscharnack







Handschrift des Dichters
zu Godesberg a. Rh.

Arndts Werke

Auswahl in zwölf Teilen

Herausgegeben

mit Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

August Leffson und Wilhelm Steffens

Mit drei Beilagen in Gravüre und Kunstdruck,
einer Faksimilebeilage und drei Textbildern

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Arndts Werke

Sechster Teil

Geist der Zeit I

Herausgegeben

von

Wilhelm Steffens

Ke 225

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Alle Rechte vorbehalten

AB 21737 (6/13)

Druck von Ballberg & Büchting (Inh. E. A. Riepzig), Leipzig

Inhalt des 6. Teiles.

	Seite
Einleitung des Herausgebers	7
Geist der Zeit. Erster Teil.	19
Vorrede zur ersten Auflage	21
Vorrede zur dritten Auflage	21
1. Der Schreiber	23
2. Die Schreiber	28
3. Das Zeitalter und die Zeitgenossen	53
4. Die alten Völker	70
5. Die neuen Völker	97
6. Die Republiken	164
7. Die Fürsten und Edelleute	166
8. Der Emporgekommene	175
9. Der jetzige Krieg	195
10. Wahrheit und Versöhnung	199

Einleitung des Herausgebers.

Im Jahre 1802 unter dem Eindrucke der immer gefährlicher anwachsenden Macht Napoleons hat Arndt sein erstes großes politisches Werk verfaßt, „Germanien und Europa". In starkem Gefühlsausbruch, der erzeugt war zunächst aus allerpersönlichster Sehnsucht nach neuen Idealen — einer Sehnsucht, die nicht wenige tief angelegte Männer mit ihm teilten, — erklärte er hier der „Übergeistigkeit", der rationalistisch-kosmopolitisch verderbten Zeitstimmung den Krieg. Aber das Persönliche war nicht das einzige Motiv; mit ihm zusammen wirkte die innige Neigung Arndts zu Deutschland, seinem geistigen Vaterlande, und heiße Angst vor einem napoleonischen Universaldespotismus, von dem er die Unterdrückung aller Freiheit der Persönlichkeit und der Staaten befürchtete. Diese individuellen und allgemeinen Gesichtspunkte ließen ihn seinen Warnungsruf an die Zeitgenossen in die Welt hinausschleudern, in dem er das harmonische Zusammenwirken von Geist, Seele und Körper und Rückkehr aus den lustigen Höhen spiritueller Tendenzen zum Irdischen forderte. Das wichtigste aber war, daß er von hier aus auch den Weg zum erdhaften Staate fand, der sich nach eigenen Gesetzen fortentwickle, und vielleicht überhaupt als erster zur Idee des Nationalstaates. Allerdings, noch stand Arndt selbst im Widerstreit alter und neuer Gefühle und rang hart um das Verständnis der Ereignisse; was er verkündete, war mehr instinktive Ahnung als begrifflich klare Erkenntnis.

Das Buch wird zunächst keine große Verbreitung gefunden haben, wenn es auch günstig beurteilt wurde. Die Rezension in der Jenaischen Literaturzeitung von 1806 wenigstens, in welcher der Rezensent erklärte, Arndt habe ihm an vielen Stellen recht eigentlich aus der Seele gesprochen, dürfte erst angeregt sein durch das Werk, das Arndt mit einem Schlage berühmt machte, durch den „Geist der Zeit".

Arndt selbst hat „Germanien und Europa" als „ein Vor-

spiel, ja einen Kommentar" zum „Geist der Zeit" bezeichnet. M
Recht; denn es sind dieselben Gedanken, wie es derselbe Au
gangspunkt ist, nur daß Arndts Ansichten durch die Ereigni
seit 1802 geklärt worden waren. Einen flüchtigen Blick in d
Gedankenwerkstatt des politisierenden Professors läßt uns d
Thema einer für den Sommer 1803 angekündigten Vorlesu
tun; es lautet „Abriß des Verhältnisses der europäischen N
tionen gegeneinander und des Weltverstandes unserer Zeit
und für den Winter 1805/06 versprach er eine „Charakteris
des achtzehnten Jahrhunderts". Mit angsterfülltem Herzen ha
er sehen müssen, daß sein Mahnruf von 1802 ungehört von d
Menge verhallte; wiederum war es das individuelle Begehr
das sich gegen den Zeitgeist auflehnte. An seine Freund
Charlotte von Kathen schrieb er, wohl schon mit der Konzepti
des Werkes beschäftigt, am 18. September 1805: „Uns
Zeit lebte in einem großen Irrtum; diesen teilen auch die Gut
mit den Schlechten; die meisten leben in Schwäche und Eitelke
die Tüchtigen kämpfen blutig mit sich selbst und der Welt. Gl
lich und still frei sind wenige jetzt — wie könnten sie es?" A
seine Persönlichkeit war doch so weit und sein Sinn schon
erdenhaft realistisch, seine Liebe zu Deutschland so heiß, d
sich ihm dieses individuelle Sehnen erweiterte zu einem hei
Patriotismus und er so — mit jenem poetischen Schwung,
den am klassischen Idealismus genährten und zugleich vom Ha
der Romantik berührten großen Männern dieser Zeit eigen war
zum Prediger des Nationalgefühls wurde. Das haben die seit 18
sich immer beängstigender drängenden Ereignisse bewirkt, die, se
Besorgnisse rechtfertigend, ihm den Blick frei machten für manch
was ihm damals noch unklar gewesen war. Und nun ball
sich 1805 schwarz und schwer die Gewitterwolken über Deut
land zusammen, als Napoleon zum vernichtenden Schlage ge
die Dritte Koalition ausholte. Arndt hörte von den Rüstun
der Russen und Österreicher, sah die Russen und Schweden du
Pommern ziehn, Furcht und Hoffnung bewegte alle Gemü
Bald aber kamen die Unglücksnachrichten von der Donau her,
allem die von dem schimpflichen Ulmer Tage. Da entstanden
brennender Zeit und in brennenden Gefühlen" die ersten T
des Buches; man fühlt noch heute mit, wie die Glut, die in
Verfasser lodert, die Angst, die ihn beherrscht, immer gew
tiger emporschlägt in den Worten seiner Schrift. „Ich
Tränen geweint über die Zeit und das Geschlecht; des Gedank
und des Gefühls zerstörender Reiz will mir ringend die B
zersprengen. Ich muß reden, das Herz zu erleichtern."

diesen Worten ist die Stimmung des Schreibers erschöpfend gegeben. — Und dann Austerlitz! Eine furchtbare Perspektive eröffnete sich ihm: was noch aufrecht gestanden, am Boden, die „letzten Ehren und Herrlichkeiten des Vaterlandes in Staub getreten" von dem furchtbaren Korsen, dessen grauenvoll unheimliches Wesen er jetzt weit besser kannte als 1802, aber doch noch nicht ganz zu fassen vermochte. So sind im November und Dezember 1805 „die Worte in fünf bis sechs Wochen auf dem glühenden Ambos der Zeit geschmiedet". Die wachsende Not knüpfte Arndt immer fester an Deutschland, zeigte ihm noch klarer die Gefahren eines rein geistigen Lebens ohne irdische Schwere und damit die Notwendigkeit einer innern Umwandlung des deutschen Volkes. So hielt er allen, Schriftstellern und Fürsten und Adel insbesondere, unerbittlich den Spiegel vor und wies ihnen in einem großzügigen vergleichenden Überblick über die Völker an Vergangenheit und Gegenwart ihre Pflicht, opfermütig einzutreten für ihr Volk und Vaterland gegen Napoleon, den Erben der Revolution, und seine nichtigen Franzosen.

Auch dieses ist kein ausgeklügelt Buch, sondern ein Stück des heißblütigen Menschen Arndt selbst. Im Brausen elementarer Leidenschaft stürmt der gewaltige Aufruf zur Abschüttelung der Fremdherrschaft, zur Umkehr im Leben dahin, nicht ohne Unklarheiten, wie seine damaligen Briefe in „wilden Worten", überschwenglich im Pathos, und doch aus einem Guß; denn er ist von einer großen Leidenschaft getragen und aus einem starken Herzen geboren.

Arndt setzte seine Hoffnungen auf die Nordgermanen; gerade in damaliger Zeit hat er sich in Briefen an Charlotte von Kathen als treuer Untertan Schwedens bekannt. Von den Deutschen erwartete er zunächst wenig; Ekel an dem Geschlecht, das „zu klug für die Erde, zu feig für den Himmel", ließ des Schreibers Hand die Feder entsinken. Und doch klingt das Buch, so düster die Färbung ist, nicht hoffnungslos aus; der Bußprediger wird zum Propheten, wenn er ausruft: „Wenn jeder einzelne sich herrlich fühlt, das Volk würdig, das Gesetz heilig, das Vaterland unsterblich, die Fürsten edel — dann fürchtet euch nicht, die Welt ist gerettet"; und herrlich, einen tiefen Blick in Arndts Seele gestattend, in der kosmopolitische und nationale Ideen allmählich verschmolzen, schließt das Buch mit dem Bekenntnis: „Ich liebe die Menschen."

Es erschien noch vor Ostern 1806, und wie ein Blitz fuhr es in alle Schichten, die Gebildeten und die breiten Massen, Flammen der Begeisterung entzündend. Arndt selbst konnte mit Recht später sagen. es habe Tausende getröstet und entflammt und sei den

Edelsten und Treuesten des Volkes lieb geworden. Mannigfach ist es bezeugt, wie mächtig es wirkte, wie es sich leuchtend abhob von dem Wust erbärmlicher Schriften, welche die damalige politische Tagesliteratur ausmachten. In den „Neuesten kritischen Nachrichten" erscholl der gerechte Ruhm Arndts: „Nicht leicht hat ein teutscher Mann so teutsch gesprochen, ein Schriftsteller unter seinem Namen so freimütig und unerschrocken geredet, nicht leicht so sich dem wärmsten Gefühl des teutschen Patriotismus hingegeben." J. D. Falck in seiner Zeitschrift „Elysium und Tartarus" nannte den „Geist" ein Buch, „wie es wenige gibt. Ernst, deutsch, gemütlich, stark, freimütig gegen alle und doch für keine Partei." Er stellte Arndt Fr. Gentz gegenüber: dieser sei nicht heilig genug, um vor seiner Nation von dem Elend dieser Zeiten zu sprechen, Arndt dagegen spreche, „wie Männer jetzt sprechen sollen, die deutsch denken und fühlen, mit feurigen, aber unerkauften Zungen, auf daß geschehe von dem Guten, dem Großen und Rechtschaffenen, was gut, was groß und was recht ist." Ein weniger günstiges Urteil wie das Rehbergs stand in den Kreisen der Gutgesinnten ziemlich vereinzelt.

Die unmittelbare Wirkung des Werkes im einzelnen läßt sich schwer nachweisen; vorhanden war sie sicher. Sie tritt uns in den erwähnten Beurteilungen entgegen, und diese werden weiter gewirkt haben. So mag auch Süvern, der im Winter 1808 in Königsberg Vorlesungen zur Erweckung nationaler Gesinnung hielt, von dem Buche beeinflußt sein; Fichte, der 1805 seine im Vorjahre gehaltenen Vorlesungen über „die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" herausgegeben hatte, in denen er noch ganz weltbürgerlich redete, schrieb im Sommer 1806 den ersten jener beiden Dialoge über den Patriotismus, welche die Brücke bilden zu seinen „Reden an die deutsche Nation"; möglich daß der „Geist der Zeit" seines Jenaer Schülers, der ihn mit seinen ethischen und erzieherischen Forderungen verwandt berühren mußte, mit zu jener Entwicklung beigetragen hat. Ganz klar aber liegt die Einwirkung auf Heinrich von Kleist zutage. Der Berliner Kreis von Patrioten, der sich nach dem Zusammenbruch Preußens allmählich bildete, hat sicher zum großen Teil das Buch sich freudig zu eigen gemacht; gehörte doch Arndts Freund Reimer selbst zu ihm. Von Heinrich von Kleist besitzen wir das Bruchstück eines Aufsatzes, der mit einem Zitat aus dem „Geist der Zeit I" beginnt und dieses verteidigt. Auch in anderen Aufsätzen Kleists sind einzelne Anklänge vorhanden. Alle Leser des Buches aber, in denen noch ein Funke nationaler Gesinnung lebte, wurden erschüttert, gestählt, entflammt.

Ein Buch, das so reichen Samen des Nationalgefühls ausstreute und zum Evangelium vieler Patrioten wurde, mußte natürlich dem Verfasser den Haß der Franzosen und Franzosenfreunde zuziehen. So wurde es — doch auch ein Beweis seiner Wirkung — schon 1806 zusammen mit Gentz' politischen Schriften, „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" und andern bei Gelegenheit des Verfahrens gegen den unglücklichen Palm von den Franzosen als „Schandschrift" geächtet.

Und noch eine für die Zukunft folgenschwere Feindschaft erwuchs Arndt. Er hatte den Staat Friedrichs des Großen wegen seines maschinenartigen Charakters scharf kritisiert und seinen Schöpfer selbst trotz mancher Anerkennung doch als den Urheber des deutschen Dualismus getadelt — ein Urteil, dem aus deutscher Gesinnung damals mancher zustimmte. Es konnte nun aber nicht anders sein, als daß preußische Partikularisten diesen Tadel, der zweifellos auch einseitig war, bitter empfanden. In der „Minerva" verteidigte der Reichskammergerichtsbeisitzer und preußische Kammerherr von Kamptz Friedrich, Preußen und die Geisteskultur im deutschen Norden und griff Arndt heftig und beleidigend an. Dieser antwortete berichtigend und begütigend und schloß, das allgemeine Interesse über das persönliche stellend: „Schließlich reiche ich Hrn. von Kamptz brüderlich die Hand und schließe mit dem heißen Wunsch, daß unserm patriotischen Herzen noch die Freude werde, Hohes und Gewaltiges teutscher Nation zu erleben." Trotzdem blieb Kamptz Arndts Gegner. —

Schwer hatte Napoleons Faust Österreich getroffen, schwerer noch wurde Preußen von ihm geschlagen. Nicht unverdient. Erst nachdem es unerhörte Demütigungen geduldig hingenommen, raffte es sich ganz unerwartet im Herbst 1806 im ungünstigsten Augenblicke zum Widerstande auf und taumelte einem Schlaftrunkenen gleich in den schweren Kampf. Mit Erstaunen gewahrte es Arndt, und von neuem griff er zur Feder, zu einem „Blick vor- und rückwärts", durch den er Deutschlands Fürsten und Völkern glühenden Zorn einhauchen wollte gegen Napoleon, den „Fürchterlichen", den er als den Unterdrücker Deutschlands nun ganz durchschaut hatte. Der Aufsatz blieb ungedruckt; auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerstädt brach der preußische Staat zusammen, ungehindert drangen die Franzosen vor: der Verfasser des „Geistes der Zeit" mußte nach Schweden eilen, um ihren Henkershänden zu entgehen. Hier verfolgte er nun zunächst seine alten Hoffnungen auf Schweden, beobachtete aber

zugleich die deutschen Zustände. Als ein erster Lichtblick, als eine Wiederbesinnung Preußens auf seine Ehre erschien ihm die Fortsetzung des Krieges trotz der schweren Niederlagen. In einem „Blick vorwärts" begrüßte er im Januar 1807 freudig diesen Entschluß Friedrich Wilhelms III. Hart und unerbittlich geißelte er frühere Sünden und ermahnte dann die europäischen Völker Deutschlands Freiheit zu retten, und alle Deutschen, einig zusammenzustehen im tapferen Streite wider den Feind. „Das ist die höchste Religion, zu siegen und zu sterben für Gerechtigkeit und Wahrheit ..., das Vaterland lieber zu haben als Herren und Fürsten, als Väter und Mütter, als Weiber und Kinder."

Auch dieser Schrei aus tiefstem deutschen Herzen blieb ungedruckt liegen. Der Tilsiter Frieden ließ den Hoffnungsschimmer verblassen, und doch verzagte Arndt nicht. Im Frühjahr hatte er Charlotte von Kathen seine Zuversicht auf eine bessere Zukunft ausgesprochen, im Juni bekannt, daß er jetzt inniger als je fühle, wie er den Deutschen angehöre, daß er sein deutsches Vaterland und seine heilige Sache nie verlassen werde. — Jetzt hielt er in der „Friedensrede eines Teutschen" unter dem 13. Juli 1807 allen Verächtern Deutschlands seinen unerschütterlichen Glauben an dessen Zukunft entgegen. In markigen Worten forderte er auf, nicht zu verzweifeln, sondern zu streiten und zu ringen, frisch zu leben und tapfer zu sterben. Geistig-kosmopolitische und nationale Ideale gehen bei ihm ähnlich wie bei Fichte eine enge Verbindung ein: „Wir wollen durch die Bürgerschaft zu höherer Menschlichkeit, darum müssen wir unser Volk und unser Vaterland lieben."

Diese Worte veröffentlichte Arndt im „Nordischen Kontrolleur", einer Zeitschrift, in der er machtvoll für eine Erhebung aller Völker gegen Napoleon warb.

Während seines Aufenthaltes in Schweden mußte Arndt die Hoffnungen auf die Errettung Deutschlands durch diesen Staat aufgeben; um so stärker erwuchs ihm die Erkenntnis, daß die Befreiung durch die Deutschen selbst geschehen müsse. Was ein opfermutiges Volk zu leisten imstande war, zeigte das Beispiel der Spanier; und als nun die Aussicht wuchs, daß Österreich noch einmal den Waffengang wagen werde, da richtete er ein „Letztes Wort an die Teutschen" im Herbst 1808: wie ein wildschäumender Bergstrom rauschten seine Mahnungen dahin zur innern Einkehr, zum mannhaften Widerstande gegen die Fremden, eine erneute Absage an die Aufklärung, ein Hymnus auf den Idealismus, auf die hohe edle Begeisterung, auf das prophetische Gefühl, jenen „heiligen Wahn", der Himmel und Erde verbindet.

Jetzt faßte er diese vier Aufsätze zusammen zum „Geist der Zeit. Zweiter Teil", der, obwohl stückweis entstanden, doch wieder ein geschlossenes Ganzes darstellt. Als solches ist er zunächst eine gewaltige Straf- und Bußpredigt an alle, die deutscher Ehre und ihrer Pflicht vergessen hatten, vor allem an die Fürsten und den Adel; unerbittlich hält er ihnen ihre Sünden am Vaterlande vor und erklärt die Verbindlichkeit des Treueides solchen Pflichtvergessenen gegenüber für null und nichtig. Aber diese Anklagen, diese glühenden Zornesworte ringen sich hervor aus einem treuen und im Grunde doch weichen Herzen. Wie einer der alten Propheten steht Arndt vor seinem Volke: er schilt es, er straft es, aber sein eigen Herz will schier brechen unter der Schmach Deutschlands, und daß er so sprechen muß. Gleichzeitig aber ist die Schrift eine mächtige Kriegsfanfare, und hin und wieder brechen wie gehaltene Orgelstimmen Töne der Hoffnung durch.

Unzweifelhaft hätte auch dieses Buch ebenso stark gewirkt wie der erste Teil, aber es ist nicht dazu gekommen. In Schweden Ende 1808 gedruckt, wurde es im Januar 1809 fertig und nach Deutschland gesandt, ist dort aber wohl zum größten Teil, wenn nicht ganz, der Zensur und den französischen Aufpassern zum Opfer gefallen. Aber ein glücklicher Zufall fügte es, daß es der größte damalige Staatsmann las, der Freiherr vom Stein, und, hingerissen davon, den Verfasser 1812 zu sich nach Rußland rief. Unmittelbar nach seiner Ankunft im Hauptquartier des Kaisers Alexander in Wilna (am 12. Juni 1812) hatte Stein in einer Denkschrift an diesen geschrieben: „Man kann diese Stimmung der Gemüter [gegen die napoleonische Herrschaft] verstärken und erhöhen, wenn man in Deutschland Schriften verbreitet, die ein treffendes Gemälde der unheilvollen und herabwürdigenden Lage dieses Landes darbieten. Der zweite Teil des ‚Geist der Zeit' von Arndt ist mit einer großen Kraft und einer erschreckenden Wahrheit geschrieben; in Schweden gedruckt, hat er nicht in Deutschland eindringen können, man müßte einen neuen Abdruck veranstalten und ihn auf dem Wege des Schleichhandels auf der galizischen Grenze Herrn Gruner in Prag zuschicken, damit er das Buch in Deutschland in Umlauf setze, und Herrn Arndt hierherziehen, um ihn bei der Abfassung der Flugschriften zu gebrauchen, welche man in Deutschland verbreiten ließe."

Durch Gruner, das damalige Haupt der internationalen Propaganda gegen Napoleon, erhielt Arndt, der selbst sich schon für Rußland reisefertig gemacht hatte, Steins Einladung, der er schleunigst Folge leistete. Zugleich begann Gruner nach Rück-

sprache mit Arndt Verhandlungen mit Leipziger Buchhändler
wegen der neuen Ausgabe. Aber Gruner wurde am 22. Augu
verhaftet, Arndt war bei Stein stark beschäftigt, die Buchhändl
waren ängstlich — die neue Ausgabe unterblieb. Erst als Arn
aus Rußland zurückkehrte und es galt, die neue große Erhebun
in Deutschland zu schüren, nahm er sich der Sache wied
lebhaft an. Da der Leipziger Verleger sich immer noch beden
lich zeigte, bot er das Buch „etwas verändert (Unrichtigkeit
und Unpaßlichkeiten nämlich)" Reimer an; im Mai sollte e
wenn das Glück den Verbündeten günstig, unter die Presse; ab
am 17. August hatte es Arndt noch in Händen, und damals er
scheint er die große Revision vorgenommen zu haben, in d
es uns nun vorliegt. Damit hat Arndt der veränderten La
Rechnung getragen: er hat die schwersten Vorwürfe gegen d
Fürsten und Herren, die jetzt teils gewonnen werden sollten, tei
sich der Sache des Vaterlandes angeschlossen hatten, gemilde
oder ganz gestrichen; er hat besonders auch alles beseitigt, w
Preußen, den Staat, der eben jetzt das Beste für die große Sac
leistete, und dem Arndt innerlich immer näher rückte, verletz
konnte. Unser Text bietet die zweite Auflage, doch sind in d
Anmerkungen die wichtigsten Abweichungen der ersten zusamme
hängend abgedruckt.

Diese zweite Auflage des zweiten Teils ist also nicht für d
Wirkung überhaupt, wohl aber für die beabsichtigte, etwas
spät herausgekommen; dasselbe Schicksal traf den gleichzeit
mit ihr erscheinenden dritten Teil.

Die reichen Beobachtungen und Kenntnisse, die er in Rußla
gesammelt hatte, beschloß Arndt in einer Geschichte des glorreich
Befreiungskrieges der Russen dem „teutschen Volk zum Tr
und zur Ermahnung" niederzulegen. Er tat es im Januar u
Februar 1813 in Königsberg; gegen Ende Februar war di
Feldzugsmanuskript fertig, der Druck begann, kam aber sehr ba
ins Stocken, da es in Königsberg an Druckern fehlte. Arn
der — noch ohne persönliche Erfahrungen — schon dama
erkannte, daß in Berlin nicht auf eine weitherzige Zensur
hoffen war, setzte seine Erwartungen nun auf Leipzig; glei
zeitig aber faßte er eine Umarbeitung der Kriegsgeschichte u
zwei andere Teile: „Was haben die großen Mächte jetzt zu tun
und „Was müssen die Teutschen jetzt tun?" zusammen zu ein
neuen Werke und nannte es „Geist der Zeit. Dritter Tei
Während die Kriegsgeschichte später unter dem Titel „Ku
und wahrhaftige Erzählung von Bonapartes verderblichen A

ſchlägen . . ." 1813 in Leipzig erſchien, nahm der Geiſt der Zeit III" denſelben Weg wie die Neuauflage des zweiten Teils: nachdem Arndt auf den Verlag in Leipzig verzichtet hatte, übertrug er ihn Reimer, und hier erſchien das Buch dann 1813 in zwei übereinſtimmenden Ausgaben.

In glühendſten Farben wird zunächſt breiter als in der „Erzählung" nach kurzer Darſtellung der früheren Kriege Napoleons der ruſſiſche Feldzug geſchildert mit den ſchimpflichen Greueln der Franzoſen und der patriotiſch religiöſen Erhebung der Ruſſen. Dann folgt eine packende Mahnung an alle Mächte zur Nachahmung des ruſſiſchen Beiſpiels. Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht, aber auch das Herzensgericht. Wo das große Herz waltet, da iſt das Glück. Die Deutſchen müſſen wieder ſprechen lernen: Wir fürchten nichts als Gott. Die Fürſten müſſen wieder glauben lernen an Gott und die Völker. Machtvoll tönt ſein Glaube an Deutſchlands Zukunft und ſeine Forderung der Befreiung und Einigung Italiens und Deutſchlands, der Wiedergewinnung der rechtsrheiniſchen Lande. Die Sorgen der nächſten Zeit mit feſter Hand packend, tritt er jetzt mit ſeinen Vorſchlägen zur Geſtaltung der deutſchen Einheit hervor, die zwar noch allgemein und mit dem kosmopolitiſchen Einſchlage einer Mitwirkung fremder Mächte, aber realiſtiſcher gehalten ſind als im zweiten Teile. Iſt er ſo ſchon der Gegenwart vorausgeeilt, ſo wirft er ſich im dritten Abſchnitt wieder mit hellodernder Leidenſchaft hinein. Mit immer ſteigendem Pathos mahnt er zur Einkehr, mahnt, alles Fremde abzutun und zu haſſen und das Vaterland zu lieben, und in jubelnder Begeiſterung prophezeit er ſeinem „heiligen Lande" den Sieg.

Auch dieſer Teil wird, wenn er auch ſeinen eigentlichen Zweck, als „Zündpulver zu dienen", nur noch in geringem Maße erfüllen konnte, vieler Patrioten Herzen begeiſtert haben. Aber man verſteht auch, daß die kalten, pedantiſchen Bureaukraten, die in Berlin die Zenſur handhabten, dieſem gewaltigen Ausbruch der Leidenſchaft verſtändnislos, ja feindlich gegenüberſtanden. Arndt ſelbſt, wir hörten es ſchon, war ſich darüber klar. Der damalige Berliner Zenſor Renſner verbot denn auch Anzeige und Verkauf des Buches und warf hinſichtlich der „Erzählung" die Frage auf, ob man Arndt die Wutausbrüche, denen er ſich gegen Napoleon hingebe, durchgehen laſſen könne! —

Das Vaterland wurde befreit, der Korſe zweimal zu Boden geworfen, den europäiſchen und den deutſchen Verhältniſſen gab

man eine neue Ordnung. Aber wenn Arndt nun
dieſe Neugeſtaltung und auf den neuen Zeitgeiſt — d
was ihm gefallen konnte. Schon während des Kri
mit manch zornigem Wort dazwiſchengefahren, hat
Ränke der Diplomaten gewettert, gegen das Franz
ſeine Anhänger in Deutſchland, gegen die Partiku
gegen die, ſo das abgeſtorbene Alte wiederbeleben
die Völker den Fürſten verdächtigten. Jetzt, als er 1
weilte, ſah er mit Schrecken, wieviel Boden dieſe neu
lichen Geiſt der Befreiungskriege abholde Richtun
wonnen hatte. Von dort ſchrieb er am 23. März
Macht der Finſternis, Dummheit und Bosheit iſt all
und ſie werden das Äußerſte verſuchen, den alte
Plunder zu retten, den die Zeit längſt verdammt h
ihnen auf die Länge aber unmöglich gelingen, wo di
Tapferen nur feſt fortſchreiten; denn Gott iſt zu
die Meinung der Völker hat einen eiſernen Harniſ
den dieſe Strohmänner mit ihren Pappſchilden u
Piken wohl undurchbohrt laſſen würden." Arnd
Führer dieſer Strohmänner in Preußen ſehr wohl,
ſtein-Kamptzſche Partei, und gedachte, ihr Wirke
kreuzen, die gute Sache wieder einmal mit ſeinen
ziſtiſchen Mitteln zu verfechten. Dieſer „politiſche
der ihm nun im Dezember 1817 im Herzen ſaß, ſo
Preſſe hinausfliegen, das Volk aufrütteln und
klären. Aus „vollem Holz" wollte er einmal wiede
die „Schmutzfinken" gründlich „ſtriegeln". Wieder
ſeine Gedanken mit denen ſeines verehrten Freund
ſammen, der ihn Anfang 1818 aufforderte, ſeine S
heben, und ihm ſeine eigenen Anſichten darlegte. Di
mag Arndt, der ſchon rüſtig bei der Arbeit war, noch
gegeben haben. So faßte er denn in einer Reihe kl
die brennenden Fragen der Zeit, die er zum Teil ſc
Flugſchriften behandelt hatte, mit feſter Hand an, u
der „Geiſt der Zeit. Vierter Teil", „geſchrie
Sinn des lebendigen Lebens und der lebendigeren G
vollgepfropft mit pomphaften Theorien und mit
phyſiſch ſein wollenden blanken und bunten Sachen
flogen, wie immer, wenn Arndt zuhieb, Späne, a
manches einzelne Urteil einſeitig und zu ſcharf;
Unbefangenen konnte der wohlmeinende Charakter
nicht zweifelhaft ſein.

Im Februar wurde es in Druck gegeben und

Sommer bei Reimer. Es erregte großes Aufsehen. Arndts Freunde stimmten freudig zu. Graf Geßler schrieb: „Ihr ganzes Büchlein hat völlig meinen Beifall, denn ich bin in allem mit Ihnen einverstanden", und Stein dankte in einem warmen Schreiben: „Er [der vierte Teil] enthält eine Menge tüchtiger und trefflicher Grundsätze, Gesinnungen und Ansichten über den Zustand und die Bedürfnisse der Gegenwart. Möge der Inhalt dieses guten Buches auch reiche und reife Früchte bringen!" Seinen Widersachern aber wurde das neue Buch zur Handhabe gegen ihn; nun begann die Hetzarbeit, die schließlich soviel Leid über den tapferen Streiter bringen sollte. Arndt hatte Anfeindungen, allerdings nicht in dem Maße, vorausgesehen. Schuldig fühlte er sich nicht; dem Kurator der Bonner Universität, dem Grafen Solms, schrieb er auf die Mitteilung von der wegen dieses Buches erlassenen ungnädigen Kabinettsorder mit stolzem Bekennermut: „Wenn auch einzelnen Worten in dem Buche eine Heftigkeit und ein Fliegendes anhangt, das Mißdeutungen unterliegen kann, so habe ich mich meiner Grundsätze, wie ich fühle, wenn auch Kaiser und Könige anders meinen sollten, vor dem höchsten Kaiser droben nicht zu schämen, noch der Gefühle, welche das Buch zur Welt gebracht haben . . ." —

Was der Verfasser von einem Teile seines Werkes gesagt hat, läßt sich auf das ganze anwenden: „Es ist ein wanderndes Buch seiner Zeit." Als Arndt in dem Augenblick tiefster Erniedrigung unseres Vaterlandes seine Stimme erhebt, sucht er den Geist jener trüben Zeit zu fassen; er legt die Finger in die Wunde, er weist die Schäden und zeigt die Mittel zur Heilung. Als ein echter Arzt reicht er mit der bitteren Arznei auch den Trank des Trostes und der Hoffnung. Und ihm wird die Freude, die Genesung des kranken Körpers zu schauen, wir hören den Siegesjubel und sehen den Glanz der großen Jahre der Befreiung aufleuchten. Aber er steht nicht still, der letzte Teil leitet auf die neuen großen Aufgaben über, die zumal nach der schmählichen Täuschung der Hoffnungen der Patrioten zu lösen blieben; wir treten ein in die Zeit der Reaktion.

Es ist ein Bild *seiner* Zeit — wohl; nicht ohne Fehler, auch nicht sine ira et studio, sondern in Haß und Liebe gezeichnet und doch auch uns noch überaus wertvoll. Nicht nur, weil es uns ein Stück des Herzens und der Entwicklung eines tapferen, kerngesunden deutschen Mannes gibt, obwohl das allein schon das Buch unschätzbar machen muß. Die unhistorische Auffassung

des Rationalismus, die von vergangenen Zeiten nichts wissen wollte und mit „zufälligen Geschichtswahrheiten" nichts anzufangen wußte, ist überwunden, nicht zum wenigsten dank der Arbeit Arndts, der selbst die denkbar höchste Meinung von dem Studium und der Bedeutung der geschichtlichen Entwicklung im „Geist der Zeit" ausgesprochen hat. Wir bekennen uns zu der großen Ansicht Leopold Rankes, die auch Arndt schon ahnte, daß im Irdisch-Empirischen das Ewige zu finden ist, und zu seinen herrlichen Worten: „Jede Epoche ist unmittelbar zu Gott, und ihr Wert beruht gar nicht auf dem was aus ihr hervorgeht, sondern in ihrer Existenz selbst, in ihrem eigenen Selbst. Dadurch bekommt die Betrachtung der Historie, und zwar des individuellen Lebens in der Historie einen ganz eigentümlichen Reiz, indem nun jede Epoche als etwas für sich Gültiges angesehen werden muß und der Betrachtung höchst würdig erscheint." So erkennen wir auch in diesem Buche, eben weil es in großem Sinne aus dem Geist der Zeit geboren ist, die Widerspiegelung und die Entwicklung ewiger Ideen. Und endlich gerade wir, die in einer Zeit leben und schaffen sollen, die aufgebaut ist auf den Taten jener, die geerbt hat, was jene gewirkt, und erfüllt sieht, was jene ersehnt, können aus dem Buche noch immer unendlich viel lernen. In diesem Sinne hat R. M. Meyer mit vollem Recht die schönen Worte geschrieben: „Besäße eine andere Nation ein Buch wie den ‚Geist der Zeit', so voll eindringlicher Charakteristik der Völker, voll mahnender Schilderung der Stände, voll feuriger Vaterlandsliebe — es stände auf dem Bücherbrett jedes Patrioten, es fehlte nirgends, wo man die Kraft der Rede ehrt. Wir schwärmen heute für Carlyle, hier könnten wir Deutsche mehr haben als an Carlyle."

Wilhelm Steffens.

Natura hominibus lacrimas
dedit et loquelam, quibus
distinguerentur a brutis.
Theophrast.

Geiſt der Zeit

Erſter Teil

Vorrede zur ersten Auflage.

Dies Buch erscheint später, als es sollte. Seine Ideen sind die Geburt von Jahren und hängen nicht allein von der Entscheidung des Tages ab. Das wenige, was die flüchtigeren Momente der Zeit berührt, ist im November 1805 geschrieben, und Ekel an der Gegenwart hat es nicht weiter führen mögen. Ist Geist des Vergangenen und Weissagung des Künftigen in dem Buche, so sind die kleinlichen Zufälligkeiten des Augenblicks sein Unbedeutendes. Man wird Ähnlichkeiten finden, die an frühere Versuche des Verfassers erinnern. Wenige Jahre haben seine Gesinnung und seine Weltansicht nicht verändert, ihn auch nicht klüger, aber wohl älter gemacht. Hat nun sein Mannesalter nicht mehr Licht und Beständigkeit der Darstellung gebracht, so ist dies nur ein alter Kuckucksgesang.

Vorrede zur dritten Auflage.

Der erste Teil des Geistes der Zeit wird wieder gedruckt. Weil zwischen seiner Entstehung und dem jetzigen Augenblick mehr als acht Jahre liegen, und weil er in seiner alten Gestalt vielen deutschen Menschen gefallen hat, so habe ich an dem Buche durchaus nur Wörter geändert und die meisten halbwelschen und welschen Fremdlinge gebührlich herausgeworfen. Wie viele Träume, Irrtümer und Mängel das Buch enthält, weiß ich und wissen andere; denn alles menschliche Werk ist unvollkommen. Mein ungerechtes Urteil über die Engländer, manche aus einem zu herben und grünen Protestantismus ausgesprochenen Äußerungen über Kirche und Priestertum und anderes Unreife bitte ich meinen lieben Landsleuten demütig ab.

---

1. Der Schreiber.

Die Natur gab den Menschen die Tränen und die Rede, sie von den Tieren zu unterscheiden. Die Tränen sollen sie ermahnen, freundlich und mild zu sein gegen alles, was lebendigen Atem und Gefühl hat, die Rede soll sie erinnern, daß Herrschaft, Kühnheit, Verstand sie den Göttern gleichen, sie soll sie erinnern an ihre Würde und an ihre Kraft.

Rede, heiliges Geschenk der Natur, womit ich alles Größte und Herrlichste nenne, den hohen Vorrang der Menschenmajestät vor allem andern Lebendigen — Rede, ohne dich würden wir stumm und lieblos nebeneinander hinstarren wie die Tiere des Waldes und die Bestien der Wüste, an den niedrigen Genuß des Bauches und an die räuberischen Lüste gefesselt; ohne dich hätte nie ein Hermes und Archimedes den Himmel gemessen, kein Colon und Cook die Erde umsegelt, kein Homer das Leben, das Schicksal, die Götter besungen, kein Phidias und Raffael die Mysterien der Natur in Bildern offenbart; kein Brutus wäre in das Schwert der Tyrannen, kein Winkelried in die Speere der Reisigen gestürzt, kein Demosthenes und Luther hätte ein faules und blindes Zeitalter aus dem Todesschlafe der Sklaverei und des Aberglaubens aufgedonnert, kein Gutenberg und Faust hätten die Aufblitzungen erhabener Naturen auf geflügelten Lettern durch die Länder geschickt — Rede, Geist Gottes, zartes, wehendes Licht des Unendlichen über dem nächtlichen, brütenden Chaos, wodurch alle Gestalt, alle Schönheit und alles Leben geworden ist — Rede, Schwert in des Mannes tapferer Hand, ich bebe, wie ich dich fasse; denn fürchterlich ist der Kampf, kleiner die Kraft als der Mut.

Ich habe Tränen geweint über die Zeit und das Geschlecht; des Gedankens und des Gefühls zerstörender Reiz will mir ringend die Brust zersprengen. Ich muß reden, das Herz zu erleichtern. Durch die Augen geht zart zurück, was zart kam; das Gewaltige gebiert die Brust, die Zunge spricht es aus.

Ich war einst jung und bin ein Mann geworden ohne
Männer. Ein weiblicher, lustiger Bub' war ich mit tiefem, fröh-
lichem Mut. Glückliche Zeit, als die fromme Mutter mich lesen
lehrte und ich die fünf Bücher Moses und die lustigeren der
Könige las! Bei den Herden meiner Kühe, um die Teiche, in
den Büschen lebte ich mit den Erzvätern des Altertums, und die
ewigen Geschichten der Fabel wurden wieder wirkliche Geschichten,
der kindische Sinn bildete sich in einer früheren Welt. Ich ward
größer, andere hüteten die Kühe und Pferde meines Vaters, und
Nepos und Cäsar, Herodot und Xenophon folgten auf die Hebräer.
Gewaltiger Menschen Taten und Missetaten lehrten mich das
erste Schicksal und die Allgewalt ahnen, göttlicher Genien Worte
und Ausblitzungen entzündeten mir die Brust: ich weinte mit
Timoleon vor dem erschlagenen Bruder, mit Brutus bei Cäsars
Leiche, sah mit Themistokles' glühendem Blicke zu Miltiades'
Stein auf. Leben und Kraft, Vaterland und Gesetz, die herr-
lichsten und menschlichsten Dinge wurden mir dunkel verständlich.
Was träumte der Knabe nicht? Ein glorreiches Zeitalter, ein
herrliches Volk, ein siegreiches Leben voll Lust und Kampf. Es
war eine schöne Zeit deutscher Nation, sie stand nicht voll
kommen; aber sie schien im frischen und freien Streben. Barden
fingen an vaterländisch zu singen, schöne Genien trugen die ent
flohenen Geister der Vorwelt in rüstiger Einfalt und Tapferkeit
zurück; man fing an von Volk, Vaterland und Freiheit zu
sprechen: von deutscher Tapferkeit und Edelmut sprach man wohl
lange schon zu laut. Ein großer und weiser Fürst saß auf einem
deutschen Thron, Europens Völker sahen nach ihm als nach ihrem
Vorbilde, und Könige nannten seinen Namen mit Ehrfurcht.
Die Deutschen sprachen den Namen Friedrich als einen Namen
aller Deutschen, der Enthusiasmus machte das Große noch größer
als es war. Mutig begeistert blickte man in die Zukunft und
weissagte; aber ach! die Sprüche waren kassandrisch, sie konnten
nicht wahr werden, weil die Kommenden sie für Lügen erklärten.
Friedrich starb, ich ward ein Jüngling. Die Zeit, die jung
sein schien, als ich ein Knabe war, war nun einem kindischen
Greise gleich geworden. Sie schien von dem Alten nur einzelne
Töne als Erinnerungen schönerer Vergangenheit festzuhalten, ab
auf dem Gegenwärtigen saß sie frierend und jämmerlich wie der
Geizhals auf seinen Goldhaufen. Doch schien sie vielen gar klug
und weise und dünkte sich selbst so, bis sie endlich des langen
Wahns inne geworden ist und nun wirklich wahnwitzig sich selbst
zu entlaufen sucht. — Sollen wir toll sein mit den Tollen? Wir
sind es, aber unglücklich, weil wir wissen, daß wir es sind. We

ein Gefühl, das doch noch das Leben erträgt, daß man nichts geworden ist und nichts kann! Dies ist das Gefühl der Zeit, es ist das der Besseren, die jetzt leben, es ist das meinige. Untätig stehen wir still im Jammer und werden allmählich erkaltend dem Niobischen Stein gleich oder wie die, welche das Meduſenbild gesehen hatten.

Aber solange das warme Blut und das Gefühl in dem Menschen ist, muß er weinen und reden, ob er dadurch etwa sein Leid und fremdes Leid mildere. So will denn auch ich klagen, wie der Klang der Stunde ist, aber verklagen will ich nicht. Es ist das Menschliche, was mich bewegt, und darin darf, ja muß der Mensch in Grimm und in Liebe zerfließen; denn solche Empfindung gab ihm die Natur, seine Schöpferin und Königin, und was kann er dafür, daß er so geboren ist? Diese heilige Freiheit der Natur werde ich mir nie nehmen lassen, solange noch ein Puls sich in mir bewegt, ich werde frei aussprechen, was ich frei fühle. Wahrheit ist nicht Verleumdung, und wem man die Wahrheit sagt, den hasset man nicht; wem man aber vorlügt und schmeichelt, den mißbraucht und verachtet man als etwas Schlechtes; denn aufrecht und göttlich, nach dem Licht der Sterne hinsehend ist der Mensch geschaffen, daß er das Rechte verstehe und vernehme. Man wird rufen: Ei, Gesell, du sprichst frech, weil man jetzt meistens nur gebückte Sklaven sprechen hört. Ich will euch ein Gleichnis sagen: Satan, der Böse, war ein arger Schelm und Lügner von Anfang, darum war er ein Gleisner und Leisetreter; aber Gott der Herr, dessen Leben Wahrheit und Güte ist, donnert aus den Wolken und blitzt und schickt seine Schloßen, aber er erfreuet im Regen und Sonnenschein auch alles Lebendige. Er hat den Menschen nach seinem Bilde geschaffen, daß er wahr sei und gerecht. So spreche ich frei und schelte das Schlechte, aber ich schimpfe nicht; das tun nur Schmeichler und Schurken. Denn Strafe bedarf der Mensch, nicht bloß heut, sondern alle Tage; Zorn belebt das Herz, das im Jammer erstarren würde, und schlägt wie ein Blitzstrahl durch edlere Brüste. Vieles, und zwar das Beste und Schönste, hat die Zeit durch den Ablauf der wechselnden Geschlechter langsam und still bereitet; in der Tiefe des Lebens, wo nach einem mächtigen Verhängnis die Welt sich selbst regiert, hat sich alles so von selbst hindurch- und fortgeführt, und die meisten Regierer gebrauchten von jeher nur als die Hohlköpfe der unsichtbaren Gestalt darzustellen. Aber die Zeit bedarf auch ihrer irdischen Stöße und Erschütterungen wie das Weltmeer der Winde auf der Oberfläche, während die unendliche Tiefe klar und still ruht. Wer die Welt bewegen soll,

dem ward zu klarem Verstand die gewaltige Hand, die laut
tönende Rede und der pythische Zorn, der mit Götterstimme
schilt und weissagt. Ohne solchen Zorn wird nichts Irdisches
noch erhält es sich. Wo die Götter wohnen, da verstummt das
Geschrei. — So heißt denn Wahrheit sagen nicht hassen, sondern
lieben; sonst wären Christus, Pythagoras, Sokrates, Luther und
die heiligen und frommen Männer der späteren Jahrhunderte gar
schlimm gewesen. Viele ihrer Zeitgenossen glaubten es, doch die
Nachwelt hat gerichtet, und Gott selbst hat sie als seine Liebling
erklärt und verklärt.

Aber Wahrheit sagen ist jetzt nicht leicht; in diesem Strom
kann auch ich untergehen. Aber beweint mich, Menschen, wen
ich mich hineinstürzte. Mir fehlt die Einfalt der Männer, die
wie Kinder sprechen und kaum irren können. Mein Jahrhundert
ist das kluge gewesen, eitel genug habe ich mit klug werden müssen.
Sobald man klug geworden ist, hat man viel zu denken, und der
einfältige Bauer, der seinen Apfelbaum schüttelt, spricht: Wer vie
anrührt, bekommt viele Beulen, und wer viel denkt, irrt
viel. Aber, du kluges Jahrhundert, hier fasse ich dich und mich un
halte uns fest mit offenen Augen einander solange gegenüber, bis
wir uns klar werden. Besser freilich ist Leben als vom Leben
schwatzen, größer das Tun als das Denken; aber so wenig der
Greis ein Kind wird, weil er wieder kindisch wird, so wenig ent
behrt des Denkens, wer einmal gedacht hat. Es gibt Epochen
die ewig scheinen, weil sie nie wiederkehren. Rottet alle Bildung
und alle Künste durch die Schwerter der Soldaten aus und trete
sie mit den Hufen der Pferde nieder, bringt uns zur alten Bar
barei zurück. Meint ihr, die unschuldige Jugend der Welt wird
wieder aufblühen, wie sie in den lustigen Fabeln des Orients
und in den lieblichen Dichtungen und dem genialischen Leben
der früheren Griechen war? Nimmermehr. Die Sünde und der
Gedanke sind in die Welt gekommen, und ein anderer Weltsinn
wird selbst in dem Säugling des Barbaren geboren. Wodurch
wir schwach sind, dadurch können wir auch nur stark sein; das
Feuer, das uns verbrennt, muß uns auch erleuchten. Wer ge
dacht hat, muß denken. Der Gedankenlose ist jetzt einem Toten
gleich, über welchem der Moder der Zeit dick liegt. Er mangelt
des Lebenselements der Gegenwart.

Ich sehe die hohe Pflicht eines Wächters und Stundenweisers
der Zeit, indem ich begreife, wie die Menschen jetzt geboren, ge
bildet und geworden sind. Abgründe öffnen sich vor und hinter
mir, so wie das hohle Nichts, woran sich alles blind und ver
trauend lehnt, heller vor meinem Blick aufsteigt. Zahllos sin

die Wege, zahllos und lauthälsig sind die Ausrufer und Wegweiser; zehntausend halbblinde Augen für ein gesundes, und doch nur ein Weg zur Wahrheit und Gerechtigkeit. Diesen Grund des jetzigen Lebens, dies geistige Gespenst, wodurch es geführt wird, soll ich immer unverwandt anschauen und mich nicht mit verlaufen in die Irre? So viele Eitelkeit und Naseweisheit, die aus Klügelei geboren wird, soll ich verleugnen, meine eigene Schmach mitbekennen? Es ist viel, und dem Gebrechlichen wird man das Straucheln verzeihen. Das kühne Werk, mich, den Gott, erst außer meiner Welt zu stellen, um sie erschaffen zu können, soll ich bestehen? Wie, wenn mein neuer Himmel in Trümmern selbst über meinem Haupte zusammenfällt?

In dem geistigen Zeitalter, wo das Feine schon mitgeboren wird, kann nur der Geist und der Gedanke der Schöpfer, Erhalter und Richter des Lebens sein. Wird es gedankenlos, so wird es nichts aus dem Richtigen. Wer hier noch den ganz Einfältigen und Unschuldigen macht, bekennt nichts als den Dummen. Wer hier mit Gedanken und Urteilen wirklich spielt und kämpft und ein anderes Maß der Würdigung zeigt als das ihrige, ficht unredlich mit einem zweischneidigen Schwerte. Den Teufel muß man in der Hölle malen, sagte Leonardo da Vinci einem jungen Maler, der ihn mit Mutter Eva unter dem lustig betrügenden Baum in eine wunderreizende Gegend des Paradieses gesetzt hatte. Es gab eine Zeit, wo man mit allen Dingen spielen konnte, wo die Götter selbst dem Volke zu Bacchanalien und hanssachsischen Fastnachtspielen dienen mußten und unschuldig dienen konnten — die schöne Zeit ist gewesen. Ernst und besonnen wandelt der Urenkel auf ihren Ruinen: nur durch Ernst und Verstand und den tränenlächelnden Blick der Strafe zügelt er sich und die Mitlebenden. Es spielen jetzt wenige im Wahn, die meisten in böser Schlauheit und feiger Lüge und machen so das Geistvolle gedankenlos und elend.

Ich werfe den Fehdehandschuh hin. Trotz allen Schurken und Käuzen, welche das Licht mit Nacht umhüllen und Knallfeuerchen gegen die Blitze emporwerfen, auf daß die Leute sie nicht sehen. Ich sehe dich, arme Menge, mit den hunderttausend Augen, die nicht sehen, mit den hunderttausend Ohren, die nicht hören, mit den tausendmaltausend Armen, welche umhertasten, viel ergreifen und nichts festhalten. Ich sehe dein Unglück und das Unglück deiner Kinder und müßte ein heilloser Bösewicht sein, wenn ich nicht mit einem Worte der Strafe und Warnung dreinriefe. So hört mich denn! Aber werft nicht gleich mit Steinen und Stöcken drein, schleppt mich

nicht gleich zu Galgen und Guillotinen. Lang ist das Unheil und die Schmach, lang sei die Klage.

Zeitgenossen! Glückliche oder unglückliche Zeitgenossen — wie soll ich euch nennen? — daß ihr nicht aufmerken wollet, oder nicht aufmerken könnet. Wunderbare und sorgenlose Blindheit, mit welcher ihr nichts vernehmt! O wenn in euren Füßen Weissagung wäre, wie schnell würden sie zur Flucht sein! Denn unter ihnen gärt die Flamme, die bald in Vulkanen herausdonnern und unter ihrer Asche und ihren Lavaströmen alles begraben wird. Wunderbare Blindheit, die nicht gewahrt, daß Ungeheures und Unerhörtes nahe ist, daß Dinge reifen, von welchen noch der Urenkel mit Grausen sprechen wird, wie von atridischen Tischen und Pariser und Nanter Hochzeiten? Welche Verwandlungen nahen! Ja in welchen seid ihr mitten inne und merkt sie nicht und meint, es geschehe etwas Alltägliches in dem alltäglichen Nichts, worin ihr befangen seid! Aber kein Nichts kann die Welt halten und bewegen. Deswegen wird alles zusammenstürzen und ihr mit. Eine neue Geburt muß werden.

So kommt denn her und schauet! Ich stelle den Spiegel auf und lasse in meinem Panorama einige bedeutende Bilder der Zeit als flüchtige Erscheinungen vorüberwallen. Schauet auf! Es ist ein wahres Schattenspiel, nicht bloß eines zum Scherz, und nachdem ihr euch satt gesehen — satt lachen werdet ihr euch nicht — so weinet euch satt mit mir. Das Theatrum ist Deutschland, auch Germanien genannt; der Marionettenspieler steht hinter seinen Gardinen und zerrt ungesehen die Puppen hin und her; Wursthans, der alte Schalksnarr, quäkt die Stimmen nach, deren Personen er kennt, aber es wird es ungeschickt machen, denn der Pulverdampf, womit Deutschlands Luft von einem Ende bis zum andern versetzt ist, hat dem armen Buben die Kehle gar heiser gemacht. Das Stück könnt ihr nennen, wie ihr wollt, werdet ihm wohl einen Namen finden, wann ihr es ausgesehen habt. Hans Wurst hat es zugenannt die Schöpfung aus nichts; auch die leibhafte, doch bildliche Geschichte des Jüngsten Tages. Er mag euch erklären, wie sich das zusammenreimt.

2. Die Schreiber.

Ich habe euch eben den Menschen gezeigt und seine Pfli gegen Menschen, welchen er sich herausnimmt, ein Bild v der Welt zu zeigen, die sie alle von Natur so ziemlich leidl zu sehen meinen. Ich komme jetzt auf meine große Sippsch

das ausgebreitetste Geschlecht von allen, und was ich von ihr erzähle, soll mich auch treffen, denn nur ein Schelm hält sich besser als seine Familie. Diese Familie kann mir es übrigens nicht übelnehmen, daß ich von ihr spreche; wir bilden uns ja gar etwas darauf ein, daß wir keine Hieroglyphen und Mysterien haben, daß alles unter uns fein profan und gemein ist, und das viele Schreien der Wörtlein Aufklärung und Publizität hat unter den Jetztlebenden mehr als einen Pausback gemacht; auch gehört mir ja im Guten und Bösen immer mit an, was ich von meiner Sippschaft verrate.

Wir nennen uns Schreiber. Von dem Hauptmerkmal kommt die Benennung. Einige der Unsern, mehr eitel als wahr, geben uns den Namen Gelehrte. Das ganze Geschlecht könnte man unterscheidend so bestimmen: die, welche selbst schreiben oder andere zum Schreiben abrichten. Es war eine Zeit, wo man glaubte, die höchste Kraft und Weisheit stehe unmittelbar im Leben und offenbare sich andern darin in Worten und Werken, ohne daß der Inhaber solcher Herrlichkeit geglaubt hätte, ihm begegne etwas Übermenschliches, und ohne daß er geeilt hätte, die Ausflüsse solcher Weisheit für die Nachwelt auf Papier zu retten. Jene Zeit ist gewesen. Man hat einen ganz anderen und bequemeren Weg eingeschlagen. Zuerst hat man sich nach Feder und Papier umgesehen und dann nach Weisheit, ja manche glauben wohl, je mehr man die erstern zwischen den Fingern habe, desto reichlicher ströme die letzte zu. Ich selbst bin oft dieser Meinung, weil mir wirklich zuweilen Ähnliches begegnet ist. Also ein Gelehrter und ein Schreiber ist jetzt so ziemlich einerlei. Vor fünfzig Jahren war es noch anders, da waren die Schreiber häufig die gelehrtesten der Gelehrten. Doch weg mit dem Spiel! Meine Vettern und Basen könnten mir es übeldeuten, daß ich es so leicht mit ihnen treibe. Ich will also recht ernsthaft erzählen, was sie sind, und wie sie es treiben.

Man kann zugleich der Henker und der Gehenkte, der Betrüger und der Betrogene sein. Dies klingt paradox und ist doch wahr. Ja den meisten Menschen dieser Zeit begegnet solches, und nicht bloß den kleinsten, sondern selbst den größten Menschen aller Säkeln ist es begegnet. Doch will der Mensch gern wissen, wie solches zugehe. Nichts leichter. Denn der Mensch, der dem gesunden Geruche seiner fünf, sechs Sinne nachgeht, kommt ganz natürlich auf die Bemerkung, daß er zugleich gemacht wird und sich macht, kurz, daß zwei Kräfte in ihm arbeiten, oft gerade einander gegenüber minierend, von

welchem er die eine als innigst in sich wohnend fühlt, die
andere aber außer sich denken muß: ὁ δαίμων καὶ τὸ δαιμόνιον.
So ist die Bildung des einzelnen, so die der Welt geworden.
Hier wird der Mensch von einer mächtigen Notwendigkeit ge-
führt, welcher er blind folgt, und wodurch er nur als ein
Tröpfchen in dem unergründlichen Strome der Zeit mitschwimmt;
es kommt ihm solch ein mächtiges Dasein in andern oft vor
als wirkliches Leben, er tröstet sich wohl gar damit, hier sei ein
Verhängnis, auch wo es nicht ist, und schwimmt so auch im
Schlimmen ruhig fort, ohne sich zu wehren; dort meint und
scheint er sich selbst zu führen, dort wo er wohl am leichtesten
finden könnte, daß eine weit höhere Notwendigkeit ihn be-
herrscht als drüben. Je edler der Mensch ist, desto gewaltiger
der Dämon in ihm und desto größer die Scheu, ihn zu ver-
letzen; aber jenseits in dem weiten Strom des Äußern mein
er wohl gegenanschwimmen zu dürfen. Ich kann heilige Ding
nicht klarer machen.

Wie die meisten Menschen und also auch die Schreibe
sich ohne Gefühl der Gegenwehr von dem äußern Woge
schwall blind mitwegtreiben lassen, werde ich bald zeigen; ab
auch das Göttliche in ihnen, wovon Christus und Sokrat
viel verstanden und mehr glaubten, hat Klang und Wei
sagung verloren, und feige Schlauheit scharmützelt, wo fromm
Kraft kämpfte. Klug und knechtisch weiß man bestimmt, wo
man will; aber was kann man? Hört!

Ich habe das Wort Schreiber leichtfertig gebraucht, ab
nicht leichtfertig gemeint. Es ist ein ehrwürdiger Name, d
Weisen und Seher der alten Welt konnten mit keinem herrlicher
genannt werden. Die Schrift ist das Kind der Rede und te
den Preis, den ich jener gegeben habe. Der den ersten Bu
staben erfand, war einer der Heroen und Wohltäter der kü
tigen Geschlechter, er dachte das Erhabenste, ein Bild von G
danken. Schreiber waren einst ehrwürdige Männer, die Weises
und Besten; sie sind es nicht geblieben. Was eine Prophete
gabe war, ist ein Handwerk geworden und bis zum Pöbel
niedrigt; ja die besser als Pöbel sein könnten und es zu s
glauben, haben durch den Pöbel, der sich eingemischt hat, Pöb
haftes angenommen. Auch die nicht pöbelhaft geworden si
hat ein dummer Wahn behext; sie reiten wie Don Quicho
auf dem Pfahlsattel und meinen noch das lebendige Tier zwisc
den Beinen zu haben, worauf einst gescheitere Reiter sich tu
melten. Ich brauche nicht zu sagen, wie dies alles hat kom
können; man kann es sich selbst sagen, wenn ich weise, wie es

Ich sprach eben davon, daß man zugleich der Betrogene und der Betrüger sein kann. Es klingt sonderbar, aber es ist jedem begreiflich, der nur über das Leben irgendeines Menschen nachgedacht hat, ja nur zuweilen über sein eigenes kleines. Ich nenne euch nur die welthistorischen Namen Bonaparte und Mohammed. Als sie ausgingen, sahen sie noch nicht nach dem Ziel ihrer Reise. Ich spreche zuerst von den Betrognen, es sind die Besten.

Unser bißchen Wissen und Geschichte ist dreitausend Jahre alt, und auch das ist eitel Bruchstück. Unsre geglaubte Welt soll nur sechstausend Jahre haben. Aber die Fabeln und Sagen der Alten, die Untersuchungen und Entdeckungen der Neuen finden eine viele Jahrtausende früher gebildete und durch Menschen und Elemente oft von Grund aus umgekehrte Erde. So wird die mosaische Zeit nur ein Teilchen in der Unermeßlichkeit. Welche Zykeln von Jahrtausenden umfaßten allein die Himmelsberechnungen der Observatoren des Belusturms zu Babel, und sind sie nicht durch die Neueren bestätiget? Wie gern guckt unsre pandorische Neugier durch den dichten Schleier der dunkeln Vorwelt, ob sich je ein Ritzchen darin fände! Wie sinnend horchen wir den Fabeln und Überlieferungen der alten Ägypter und Indier! Wie quält sich endlich die neuere Geschichte, aus dem, was sie nicht weiß, sondern nur als matt beleuchtete Pünktchen schwimmen sieht, etwas zu machen! Alt und vielfach ist die Klage, daß wir von den frühesten Begebenheiten und Wechseln des Menschengeschlechts nichts wissen. Ich klage mit, denn wir würden etwas viel Besseres lernen, als uns die letzte Zeit geben kann. — Aber selbst von dem, was wir historisch nennen, und was die letzten drei Jahrtausende gebracht haben, wie weniges ist uns übrig und wie zerrissen auch dies! Was die Griechen und Römer vor 2000 und 1800 Jahren noch Herrliches und Vollendetes hatten, auch davon ist das meiste dahin. Ihre größten Werke liegen in Steinhaufen, und der Enkel hat über den Ruinen etwas zu sinnen. Aber sollen wir klagen, daß Nero Rom ansteckte, daß die ersten Christen fanatisch waren und Götzentempel, Bilder und Bibliotheken niederrissen, zerschlugen und verbrannten? Daß der Statthalter des Kalifen Omar mit Alexandrischen Büchern vielleicht seine Bäder heizte, daß die Vandalen in Rom und die Osmanen in Griechenland plünderten? Natürlich ist das Klagen, wenn man an den Verlust denkt, nicht, wenn man an den Gebrauch denkt. Die schönsten Blumen sterben, wenn sie ihre Blüten abgeworfen haben, aus dem unsichtbar gestreuten Samen geht ein neues Geschlecht

hervor. Mit den Menschen und den Nationen scheint es ebenso zu sein. Es bleibe, was die künftigen Geschlechter schaffe und bilde, doch nicht alles Schönste und Herrlichste der vergangenen bleibe. Die Gegenwärtigen würden dadurch festgehalten werden und erstaunen, als hätten sie Götter gesehen, sie würden nichts bilden und schaffen, sondern sich immer nur fragen und verwundern, wie jene schon es so gut machen konnten. Dies würde ihnen endlich ein Geschäft, ja wohl eine Arbeit werden, und bei voller Arbeit würden sie nichts tun, wohl aber sich viel zu tun dünken. Wie wenn uns schon dergleichen begegnete? Gesetzt wir hätten von 20000, ja gar 50000 Jahren her eine volle Geschichte, hätten auch nur einzelne Denkmäler aller gebildeten Zeitalter und Völker, ja wir hätten nur alle Werke und Arbeiten der einzigen Griechen und Römer ganz, auf deren Schultern unsre Bildung steht? Welche Herrlichkeiten! Aber wie sollten wir die Masse tragen? Sie würde uns erdrücken. Weise Vorsehung, welche das Alte vernichtet, damit das Neue werde, welche bloß einzelne Ruinen übrigläßet, deren Anblick die Nachwelt erinnere, daß sie mehr tun soll als gedankenlos auf ihnen grasen.

Dies sind Vorspiele, zerschnittene Ideen, die auf das Folgende hinphantasieren. Wer kennt die Zeit nicht, die man gewöhnlich die barbarische nennt, vom dritten bis zum fünfzehnten Jahrhunderte, wo die neueren Völker durch die langsame Gärung ihrer Bildung gingen? Da hatten die Menschen draußen zuviel zu tun und mit dem frechen Übermute zuviel zu fasten und zu beten und Kirchen und Klöster zu bauen, als daß sie auf sich selbst, auf die zarteren Neigungen des Gemüts und die stillen Lockungen der Kunst kommen konnten. Zwar einzelne Meister des Schönen erschienen von Zeit zu Zeit, aber sie verschwanden, wie Nachtigallentöne verklingen, die eine einsame Kehle noch über Frühlingsreifen singt. Erst im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert brach der neue Tag an, und herrliche Busen wurden an den Resten und Erinnerungen der Vorzeit entzündet. Kunst und Begeisterung, hoher Sinn und Mut des Geisterlebens fuhr in die Europäer, sie wirkten und arbeiteten drei Jahrhunderte mit Liebe und Lust und fingen an, auf die Vorzeit eitel zurückzublicken. Aber eines haben sie nicht gemerkt, daß sie sich auf diese Weise selbst mit verarbeitet haben und aus Schöpfern, die sie hätten sein sollen, Materie geworden sind. Wie diese sonderbare Verwandlung hat geschehen können, läßt sich zeigen.

Die ältere Zeit hatte nie etwas dem Ähnliches, was man jetzt Gelehrte und Künstler zu nennen pflegt. Ägyptische, indische,

medische Priesterkasten lassen sich nicht einmal mit dem älteren Leben der Griechen und Römer, geschweige denn mit dem der späteren Abendländer vergleichen; aber selbst jene heiligen Priesterkasten standen weit fester im Staat und in seinem lebendigen Leben als unsre Gelehrten; sie standen wohl oft recht oben darauf. Bei den Griechen und Römern waren Künstler, Gelehrte, Weise immer in des Volkes und des Lebens Mitte, Bürger im Krieg und Frieden, Schiffer, Kaufleute, Staatsmänner und Feldherren. Absonderungen waren wohl für einige Jahre, aber nur der Größesten für die größesten Dinge. Lange kannte man keine zahlreiche Bürgerklasse, die man nach dem Begriff unsrer Zeit hätte Gelehrte nennen können. Doch freilich, als des Volkes Herrlichkeit zerfallen war, da kamen als besondere Innungen Sophisten, Grammatiker, Philosophen, die Schuttgräber an den Monumenten der Väter, welche aber weiter nichts konnten, als mit leeren Zungen vergessene Tugenden nachlallen und von den Pergamenten und Götterbildern die Motten und den Staub wegblasen. In der neueren Zeit hat alles sich anders gemacht. Im Mittelalter waren meistens Mönchlein die kümmerlichen Träger und Bewahrer des Heiligtums der Menschheit. Weil sie aber von dem Genuß und Gefühl des freien und lustigen Lebens fernstehen mußten, so konnten sie selbst das Schönste und Freudigste nicht lebendig unter das Lebendige bringen. Aber mit dem vierzehnten, fünfzehnten Jahrhundert fing alles an anders zu werden. Das heroische Zeitalter der Neueren, die Kreuzzüge, die italischen und hispanischen Kämpfe waren größtenteils ausgefochten, die Verbindung mit dem romantischen Orient blieb jetzt für immer durch die europäischen Schiffer. Mannigfaltige Erinnerungen des Altertums, Reiz des Ruhms und des Goldes, frische Lust und Kraft, die sich zu Hause in der Brust des Bürgers erzeugten, Ritterlichkeit und Tapferkeit, welche die alten berittenen Räuber Milde und Achtung gegen das Zarte und Schwächere lehrten, flossen wunderbar ineinander: Kraft und Freude war noch bei dem Geschlecht, die Lieder der Minnesänger tönten in neuen Zungen, welche die Liebe zum Gesange schuf, herrliche Mauern und Tempel stiegen auf, und die bildende Lust fuhr in die Südeuropäer, wo eine neue Flamme mit lustigen Strahlen aufblühte, die zuletzt die ganze westliche Menschheit erleuchten und mildern sollte. Endlich fiel auch Konstantinopel durch die Osmanen und durch die Faulheit und Zwietracht der Abendländer, nachdem es ein Jahrtausend so hingekrankt hatte. Zwar die frühe, glorreiche Jugend der Hellenen, wie lange war sie dahin gewesen! Aber die neugriechische Zunge

konnte das Alte doch besser auslegen als die Okzidentalen, und so wirkten die unglücklichen Flüchtlinge wohltätig auf Europa.

Welch eine herrliche Zeit war dies, voll schöner Begeisterung und seliger Liebe zu den edelsten Künsten! Der Fürst und der Bürger, der Feldherr und der Schiffer traten hinzu und schlürften mit durstigen Lippen aus den Quellen des Altertums, die ihnen geöffnet wurden, und glaubten durch diesen Genuß veredelt und verherrlicht zu werden, ja sie wurden es, weil eine heilige Liebe sie entzündete. Welche Genien wuchsen hervor aus der unerschöpflichen Lebensfülle der Natur! Bildner in Erz und Stein, in Holz und auf den Wänden und der Leinwand, Sänger und Saitenspieler, Weise und Sophisten. Florenz und die Mediceer, Ferrara, Rom, Neapel mit ihren Musageten, die platonischen und aristotelischen Philosophenschulen — wie viele Erinnerungen mit diesen Namen! Eine neue, schöne Kunstschule entstand aus neuem Sinn und Geist, während alles Alte in Geschichten, Denkmälern, Bildern und Schriften fröhlich hervorgesucht ward. Strebungen vielfacher Art fuhren in das weidliche Geschlecht. Man umschiffte die Welt, erfand neue Länder und Meere, die verlornen Gesetze der Sonnenbahn dort oben und unten auf Erden den geflügelten Pfad des Gedankens durch die Buchdruckerei. Es war ein herrliches Zeitalter. Majestät und Kunst, Kraft und Einfalt traten brüderlich zusammen, der Sohn eines Sauhirten, durch Weisheit und Kunst geadelt, lebte mit Päpsten und Fürsten als Freund, die Großen glaubten einmal, daß sie Weisheit bedurften. Kein Geburtsadel, keine graue Ahnenbilder galten gegen Naturadel und Bildung. Wie die Götter empfing man die Bekenner und Lieblinge der Künste und Wissenschaften. Könige buhlten um ihre Gunst und sahen mit Neid auf denjenigen, der solche Herrliche besaß. Und allwirkend war die Schar dieser Edleren, mitlebend, mitgenießend, mitratend und mitrichtend; die genialische Kraft der alten Welt kam zu der romantischen Blüte der neuen. Nicht daß die Kunst und die Wissenschaft selten war, machte ihre Jünger so mächtig, sondern daß sie begeisterter und kräftiger waren, daß jenes Geschlecht edler und göttlicher war als die jetzige Zeit. Haben denn die Fürsten jetzt aufgehört, der Weisheit und Kunst, ja der Gunst der Edelsten im Volke zu bedürfen? Ich sage nein, aber daß sie dies Bedürfnis nicht fühlen, ist schlimm.

In lichten Strahlen schlug die schöne Götterflamme empor und erhellte allmählich die äußersten Regionen Europas. Die Reformation kam dazu, ein großer Wetzstein verborgener Kräfte, ein strahlendes Meteor, das die Sterblichen anfangs erschreckte,

aber bald reizte, ihren neuentdeckten Himmel eifriger zu erforschen. Vielfach und allwirkend arbeitete die neue geistige Kraft, welche dies Zeitalter ergriffen hatte, durch zwei Jahrhunderte fort. Rastlos durchsuchte man die Kunde und Weisheit der alten Welt; Erfindungen, Entdeckungen, Erleichterung des Mechanismus, vielseitige Bildung und Entwickelung der verschiedensten Völker kamen dazu, und in zwei Jahrhunderten hatte man eine Masse von alten und neuen Kenntnissen, daß der Blick bei einer ruhigen Betrachtung darüber in sich selbst erstaunt. Wen darf ich an die Arbeiten und Werke jener herrlichen Jahrhunderte mahnen, ohne daß er in Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen seine Väter zerflösse?

Aber doch, was ist geschehen? Nach zwei Jahrhunderten war die lustige jugendliche Begeisterung, die reine und unschuldige Liebe für die Schönheit und Kunst abgekühlt. Muß denn der Mensch immer durch Gewohnheit sich sättigen? Oder lag diese Sättigung in etwas anderem? Ich glaube mehr dies. Fleißig, verständig und gelehrt gingen die folgenden Geschlechter auf den Wegen fort, welche jene früheren mit so vieler Eile und Begeisterung betreten hatten. Das Spätere ist der früheren Bildung und dem früheren Bildungsreize Italiens, Spaniens und Süddeutschlands nicht zu vergleichen. Die Weisen, Gelehrten und Künstler verschwanden aus der Welt allmählich als Mitbürger, ganz als ihre berufenen Mitregenten. Für die Freundschaft kam die Gnade, für den stolzen Lohn von Republiken, Städten und Bürgern lohnten Jahrgelder von Fürsten; es wurden Hofpoeten, Hofmaler, Hofphilosophen, Reichshistoriographen. Woher das? Es ist schwer, alles zu erklären, aber einiges weiß ich. Es lag in der neuen Welt keine Haltung wie in der alten, ein herrlicher Zustand konnte in ihr nicht so lange bleiben, denn schneller sind die Übergänge, wo die Bearbeitung so mannigfaltig, rasch, geistig ging, wo der Mittel unendliche waren, die kleinsten und größten Wirkungen der Bildung und Erfindung von einem Ende der gesitteten Welt bis zum andern fühlbar zu machen. Auch die Herrlichkeit der Alten ging vorbei, wie hätte es die der Neueren also nicht sollen, und zwar desto schneller, je schneller und zerstörender ihr Bildungsprinzip war? — Dies ist der Geist. Religion und Sinn, Leben und Verfassung der mittleren und neuen Welt sind hochgeistig, ferner von irdischem Genuß und irdischer Kraft als die der Alten. Im vierzehnten, fünfzehnten, sechzehnten Jahrhundert hatte diese Epoche der geistigen Bildung ihre schöne Kraft. Das Menschengeschlecht hatte noch genug Natur und irdischen Stoff,

sie zu ertragen und im vollsten und schönsten Sonnenglanze aufleuchten zu lassen. Später ward es von der reißenden Feuerkraft zu vielfach ergriffen und fast zu einem marklosen Gespenst verflüchtigt, das dem Naturmenschen jetzt wunderbare Erscheinungen gibt, von unsern ästhetischen Damen und Herren aber zum Teil für etwas Ausnehmendes gehalten wird. Diejenigen, die am meisten mit der prometheischen Materie zu tun hatten, die Gelehrten und Künstler, wurden natürlich am meisten davon angegriffen, bis sie endlich in unsern Zeiten fast zu Mumien und Skeletten geworden sind. So verloren sie von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr das irdische Gewicht und jene Kraft, wodurch man die Welt bewegt und Männern befiehlt. An das Zeitalter der Kepler, Luther, Erasmus, Hugo Grotius, welche die Welt mitregierten, mit Fürsten lebten und beschlossen und Fürstliches taten, war nun nicht mehr zu denken. Die Herren fühlten das und zogen sich fein zurück und haben seitdem im geistigen und leiblichen Herrschen nur halb mit zur Welt gehört. Viel tat auch und wohl am meisten — worauf ich oben schon hinspielte —, daß die guten Leutchen im dummen Eifer sich zu schwer befrachteten und so verdarben. Mag das Wissen herrlich sein, das Leben ist herrlicher, und wer dies verloren hat, der kann zu keinem Menschen wiedergeboren werden. Mit allen seinen Sprüchen der Weisheit und Ballen und Tonnenlasten der Kenntnisse wird er entweder wie ein Behexter oder wie ein Hexenmeister aussehen.

Endlich kam das achtzehnte Jahrhundert, welchem wir alle angehören, die über das Vergangene und Gegenwärtige denken und sprechen können. Die vorigen Jahrhunderte, vom vierzehnten an gerechnet, waren die schöpferischen und erfinderischen, reich an außerordentlichen Genien; das letzte könnte man das gelehrte nennen, oder, wie es weiland am liebsten hörte, das aufgeklärte. Es baute und wirkte rastlos fort auf den großen Vorarbeiten der Väter und brachte die Wissenschaften und Kenntnisse der Europäer zu einer Weite, welche sie über die Unermeßlichkeit ihres Überblicks mehr als einmal selbst in Erstaunen setzte. Aber leider jetzt offenbarte sich auch das Einseitige der Bildung und der kümmerliche und schwächliche Bodensatz, welcher nach dem Ausströmen so vieler geistigen Feuermaterie in dem klugen Europa zurückgeblieben war. Gelehrt, fein, schlau war man genug; aber Weisheit, Zucht, Begeisterung und das heilige os magna sonaturum für Freiheit und Kraft, wo waren, wo klangen sie aus denen, welche die Sprecher und Seher Europas sein sollten? Das tönende Schwirren der wenigen weissagen-

den Adlerflügel verstummt unter dem Gekrächze und Geschnatter der Dohlen.

Ihr wenigen Männer alter Kraft und Tugend, erhabene Genien, welche das Allgemeine und Menschliche entzündete und entzündet, ich kenne euch wohl und knie vor euren heiligen Namen und Manen. Aber auch ihr steht nur da als warnende Zeichen, als prophetische Rätsel, die einem bange machen um das, was nun wirklich in der Zeit ist und lebt. Wie unbekannte Gestalten, wie Bilder aus einer fremden Welt, die auf lange Vergangenes oder auf Zukünftiges deuten, steht ihr da; die geblendeten Zeitgenossen gehen vorüber und begreifen euch nicht. Ihr habt keine Gemeinschaft mit den Jetztlebenden, oder, wenn ihr sie habt, kommt sie gerade durch das Schlechteste, was ihr an euch traget. Der tiefere Sinn geht verloren, weil ihn niemand verstehet. Euch treffen diese Worte nicht; aber daß ihr nicht retten, nicht helfen, nicht aus dem Todesschlummer aufschütteln könnet, auch wo ihr möchtet, daß euer Leben kein Leben werden kann — das beweist die Wahrheit dieser Worte.

Es ist ein wunderliches Gefühl, unter Leuten zu leben, die sich gar klug dünken und doch nicht sehen und hören können, was vor und hinter ihnen vorgeht. Noch wunderlicher aber wird es einem um das Herz, wenn man innewird, man sei nicht bloß mitten unter ihnen, sondern auch in ihnen und treibe unverdrossen mit, was man an ihnen als die törichteste Torheit verlacht. Wahrlich jetzt selbst, in diesem Augenblicke, wo ich unsern Zustand und unser Treiben bedenke, um es mir klarzumachen, wird es mir blau und bunt vor den Augen, und ich kann nicht zum hellen Bewußtsein kommen, was es bedeutet, und wohin es will, noch wie es überall sein kann. So ist einem im Traum, wo gegen die große Katastrophe hin alles andere beweglich wird zum Einhauen und Verderben, während man selbst auf der Stelle festwurzelt, wo es einen erreichen soll. So müßte einem gescheiten Menschen zumute sein, der in einen Zauberkreis von Hexen geriete, sich unaufhörlich vorsagte, es sei nichts, und mit allem seinem Widerstreben doch nicht hinaus könnte. Wir müssen dann heran, meine lieben Brüder und Vettern, wie wir sind. Denkt mich aber immer mitten unter euch, denn leider bin ich ja wie euer einer von Antlitz und Wesen. Was ich sagen werde, scheint nur auf Deutschland und seine langbärtigen Meister zu passen. Es scheint nur so; dreht es ein bißchen, es paßt auf die meisten Europäer.

Wo ich bis jetzt von dem Schwächlichen, Kümmerlichen gesprochen habe, sprach ich von dem der Angewöhnung und der

Notwendigkeit in der Bildung des ganzen Zeitalters, wenn man es also auf die Menschen selbst bezieht, sprach ich immer nur von Betrogenen. Ich nannte oben auch Betrüger. Je mehr ich aber das Ding bedacht habe, desto wenigere kommen unter diese Überschrift; denn selbst die aus meiner Sippschaft das Schlechte und Jämmerliche mit Absicht treiben, wissen wirklich nicht, daß es so elend ist, als es ist. Davon, daß man der Kunst und Wissenschaft die Seele geben und bis in den Tod hingeben soll oder sie gar nicht mit entweihten Händen unter die Leute tragen, haben sie nie eine Vorstellung gehabt. Höchstens meinen sie in ihrem elenden Brot- und Sklavendienst, daß sie weder etwas Gutes noch Böses tun, wenn sie als die Bänkelsänger und Gaukler der Gelehrsamkeit sich so mit durchhelfen. Aber ist denn das Heilige nur gemein machen nicht ein Todesverbrechen an der Menschheit?

Zuerst komme ich zu euch, ihr Viri illustrissimi, fulgentissimi und celeberrimi, Messieurs de l'Institut national, membres des Academies impériales et royales, und zu euch, ihr Herren Professoren in Oxford, Upsala, Göttingen und Bologna. Wer kennt und schätzt nicht eure gelehrten Arbeiten, eure Rücken und Karren, mit dem Schutt und Pergament der alten und den Papierballen der neuen und neuesten Welt beladen? Ich achte euch, wie ihr es verdient, ein Beweis, was der Mensch, das herrliche Wesen, durch den allmächtigen Willen vollbringen kann. Gespornt von schönem Eifer, gelockt von Ruhm und Wonne, gabt ihr eure frohe Jugend hin und hattet eure Freude und hattet eure klaren Augen, zu sehen, und eure hellen Ohren, zu hören, und euer gesundes Gefühl, das noch unterscheiden konnte. Aber wie bald war das Leben ausgesogen, da eure Studien selbst euch aus dem Leben hinauszogen! Ohne Ziel und Maß schwanktet ihr mit andern auf dem endlosen Wege hin und hörtet endlich töricht damit auf, nicht das Beste, sondern das meiste zu ergreifen. Dies ist jetzt das Schicksal der meisten Gelehrten, die andere durch Sprache und Schrift unterrichten und das Beste und Heiligste der ganzen Menschheit erhalten und überliefern sollen. Die Masse der alten Kenntnisse und Künste ist da und wird noch mit jedem Jahrhundert erweitert; die Neueren sind in vierzehn Jahrhunderten nicht ganz faul, besonders fleißig aber in den letzten gewesen. Der gelehrte Mann von der Innung und vom Katheder soll häufig vier bis fünf alte Sprachen und fünf bis zehn neuere verstehen, einige auch wohl sprechen können; er soll vom Ysop bis zur Zeder von allem, was auf Erden ist und wächst, Rechenschaft geben, soll alle Wissenschaften historisch kennen, in einer ein Meister sein; soll endlich um das Mechanische und um alle

Baumaterialien der Gelehrſamkeit wiſſen. Nicht allein das Gute und Treffliche ſollt ihr kennen, ſondern auch das Schlechte und Alberne. Die Menge des Stoffes iſt zu groß, ſie erdrückt den Geiſt und das Urteil. Sowie ihr anfangt zu meinen, ihr ſeid fertig und könnet nun an eurem Teile auch eure Steine zu dem ewigen Bau fügen, ſeid ihr verarmt und dumm geworden.

Ich ſehe, wie man lehrt, ich fühle, wie man hört, wie das lebende Geſchlecht zueinander ſteht, vernehme ich. Alles hat ſich in leibloſe Form, in körperloſen Geiſt aufgelöſt. Man iſt mit hinein, ehe man es merkt, und treibt mit ebendem Eifer ein Ding, das gar nicht als ein wirkliches iſt und alſo auch nichts wirklich machen kann, als man in der Jugend nach der ſchönen Wirklichkeit des Lebens, nach den ſüßen Hoffnungen und Genüſſen der Weisheit und Kunſt ſich ſehnte und ſie zu halten meinte. Hexenmeiſter und Gaukler ſind wir endlich auf dem Katheder und unter unſern Folianten. Wie Geſpenſter werden wir die Nachwelt erſchrecken, wenn der Reſt des täuſchenden Grabgewandes von den dürren Gebeinen herabgefallen iſt. Ich habe Leute gekannt, ſonſt ehrliche, brave Leute, die mit ihrem Willen um alles in der Welt nichts Schlechtes getan hätten. Dieſe hatten einen zur Luſt erfundenen Schwank ſo oft und ſo lebendig erzählt, daß ihnen endlich eine wahre Geſchichte daraus ward, die ſie Stein und Bein ſchwuren erlebt zu haben. Dies iſt das eigenſte Schickſal unſerer Akademiker und Univerſitätsmänner. Das Leben iſt doch zu kurz für die Kunſt, die ſie zu lang gemacht haben. Man muß doch vieles auf Glauben annehmen, manche fremde Urteile, wohl fremde Lügen nachbeten; Regiſter und Büchertitel trocknen den ſchönen Kopf aus. Das Innungsgeſetz und die Eitelkeit will, der Herr ſoll alles wiſſen, worüber er ſchreibt und ſpricht; das Bekenntnis des Nichtwiſſens iſt nun nicht mehr erlaubt. Anfangs ſträubt ſich das zartere Gefühl, die ellenlangen Worte und Namen gehen ſchwer ab; nur ein paar Jahre Geduld, und es geht wie das Garn von dem Haſpel; der Bänkelſänger und Gaukler iſt fertig und iſt doch oft ein ehrlich dummer Mann. So ſtehen Tauſende in dem leeren Raum ohne Welt, ohne Leben, ohne Wirklichkeit. Aber ſie leben doch! Wie? Ich begreife es ſelbſt nicht. Aber ich begreife, wie die Jugend ſelbſt Steinen und Tonklumpen gleich wird, worüber ein Deukalion und Prometheus kommen ſollte; wie alles impertinent gelehrt und doch ſo dumm iſt, daß man Mauern und Tore damit einrennen könnte. Aus nichts hat Gott die Welt erſchaffen — aber ſeid ihr denn Götter?

Aber ſind es dieſe denn alle, die zu dem ganzen Geſchlechte

gehören, und mit welchem Recht wirfst du sie im kecken Urteile so zusammen? Nur Geduld! Auch einige der besonderen Rubriken sollen kommen, und aus allen sollt ihr dasselbe Echo vernehmen und mit demselben Gefühl abscheiden, daß sie unheilbar kalt und dürftig, aufschneiderisch und schlaff sind. Ich führe nur, wie sie gerade kommen, einige Hauptklassen vor.

Die Philosophen. Die deutsche Nation hat vor Jahrhunderten den Ruhm gehabt, sie sei ein stilles, fleißiges und tapferes Volk, sinnig und erfinderisch und durch Natur und Gemüt zum Forschen und Nachdenken über die himmlischen Dinge gezogen. Wir dürfen auf Erfindungen und Entdeckungen im Himmel und auf Erden stolz sein. Kopernikus, Kepler, Gutenberg, Leibniz, Kant, welche Namen! Unsre Mystiker und Naturphilosophen Theophrast, Helmont, Jakob Böhme, Lavater, Schelling beweisen doch ein edleres Streben der Nation als diejenigen Völker, die über dergleichen nur lachen können. In dem Höchsten und Tiefsten irren ist menschlicher als sich nie von dem flachen Boden elender Sicherheit versteigen. Ich habe eben große Menschen genannt, die Großen nehmen alle Dinge groß und tief; aber wir sprechen von vielen. Die Philosophie ist nichts Heiliges und Innerliches geblieben, sie ist etwas Profanes und Allgemeines geworden. Tausende mit und ohne Schüler und Katheder studieren, lehren, schreien sie auf den Gassen aus und werden zu freien Meistern darin gestempelt. Was treiben, was wirken, wohin streben diese vielen jetzt?

Ich muß an dem Vergangenen das Jetzige zeigen. Leibniz, unser ewiger Stolz, machte Jünger wie alle Propheten, er begeisterte die beiden nächsten Generationen. Mit edlem Feuer, mit heißer Liebe in der Brust trugen die besseren Köpfe der Nation seine erhabenen Lehren und Aussichten weiter. Ein halbes Jahrhundert hatten sie zu arbeiten, ehe sie die kolossalischen und genialischen Zeichnungen des kühnen Meisters zu allgemeinen Formen machen konnten. Der Geist war nicht mitgegangen oder auch über den Arbeiten entflohen. Formeln, Systeme, Terminologien genug, aber kein Leben mehr. Man hatte die schönste Schale, aber wo der Kern geblieben war, wußte niemand und — schlimmer — fragte niemand. Nun? Da hatten die Herren ja nichts mehr zu tun, was ward denn? Bewahre! Ein Philosoph weiß sich zu helfen. Mit ihrer Arbeit waren sie fertig; dies riefen viele von ihnen wohlgefällig sich selbst und den andern Europäern zu. Aber in allen andern Dingen wieviel Albernes und Unreifes, was noch ihre Hilfe erwartete, um zur Vollendung zu kommen! Die Philosophie, die Königin der Wissenschaften, was sie einst

war und noch sein wollte, fing nun an, sich des kümmerlichen und ungesetzlichen Zustandes der andern zu erbarmen, welche sich Wissenschaften nannten, ohne es zu sein. Selbst die Theologie, die Stolze, die seit beinahe zwei Jahrtausenden das Recht des Beils und des Scheiterhaufens und des fürchterlichen San Benito gehabt hatte, ließ sich in einer Geistesabwesenheit, die auch Kaisern und Königen und ihresgleichen Potentaten begegnen kann, soweit herab, den Philosophenmantel umzunehmen, nur ward sie betört, und die Philosophie stutzte und zierte und glättete an ihr, solange es etwas zu stutzen, zu zieren und zu glätten gab. Geschichte, Politik, Ästhetik, christliche und weltliche Moral, ja die Finanzerei und die Kunst, den Acker zu bedüngen, mußten sich nun mit der Philosophie einlassen und erhielten nur durch ihren Ausspruch und ihre Ausstaffierung das unbestrittene Recht, überall als eigene Personen zu existieren.

Man hatte nun wieder eine Generation hindurch Arbeit und arbeitete wirklich an dem Richtigen mit Begeisterung, der beste Beweis, wie betört das Zeitalter war. Da aber der Stoff, den man bearbeitete, keine Frische und Jugend mehr hatte, so war es die Ehe eines Jünglings mit einem alten Weibe. Die Kraft erschöpfte sich, ohne daß Kinder geboren wurden. Die hohlen Formen, die leeren Systeme, worin man kaum Mücken, geschweige denn Menschen fangen konnte, erschienen endlich gespenstisch und erschreckten das Geschlecht. Aus den bearbeiteten Wissenschaften und Künsten war durch den geistigen Prozeß gleichsam das letzte Mark ausgesogen. Ein fürchterlicher Stillstand war da, eine Abkühlung, welcher kein Feuer helfen konnte. Die Menschen begriffen, selbst die weisen Meister fühlten, daß man von allem irdischen Leben sich so weit als möglich wegphilosophiert und die Menschen um ihr unschuldiges Dasein betrogen hatte. Man fing an, Lücken zu büßen, zu bessern und zu rücken. Aber nichts verfing, bis der große Königsberger kam und mit gigantischer Stärke des Begriffs die ganze Maschinerie und Artillerie, die nun gegen ihn gerichtet ward, zu Boden warf.

Das Alte liegt gestürzt und zertrümmert und wird nie wiederaufstehen. Auch wo es noch zu stehen scheint und sich selbst dies einbildet, ist nur noch eine gespenstische Schattengestalt, die spukend ohne Wirkung auf die Lebendigen herumschwankt. Aber das Neue? Es offenbart unsre Zeit. Der große Mann erzeugte wieder Begeisterung, als er den Tod in dem Toten zeigte und das Feld der Verwesung aufräumte. Aber leichter ist, Verdorbenes wegschaffen, als Herrliches schaffen. Viele versuchten durch ihn selbst und sein Wirken eine frisch lebendige Philosophie

zu bilden. Aber wie kann aus dem Zerstörenden eine Welt wer
den? Das Feuer kann nur neue Erden schaffen durch die Ma
terie, die da ist. Der Weg, den die ersten betraten, ward bal
verrufen. Andere kamen und sprachen: Der Meister war gu
zum Einreißen, aber nicht zum Aufbauen, verlaßt ihn; der Zer
störung ist genug, kommt und folgt uns nach! Wer kennt nich
die Männer neuer Kraft und Begeisterung, was sie getan, ge
hofft, wie edel sie gekämpft, wie redlich sie gearbeitet, wie si
selbst Matte begeistert haben! Meine Bildung ist mit in diese
Strudel gefallen. Ich darf sagen, was ich lebendigst empfunde
habe, aber ich nenne nicht gerne Namen, die im Kampfe sin
und noch nicht gesiegt haben.

Ist das Zeitalter durch Geist verdorben, so werde ihm dur
Geist geholfen. Anders ist ihm nicht zu helfen. Wie Falken zu
Sonne sind die Edlen geflogen und haben nach den Urquelle
des Wissens und Daseins, nach den Urgesetzen und tiefen Gründe
der Natur gefragt. Ohne Haltung und Maß haben sie sich i
sich und den Dingen verstiegen; aber der Flug ist doch schön, un
besser würde das Geschlecht werden, wenn viele nur so nachfliege
könnten. Was ist der Mensch ohne Schwärmerei und Liebe? Ei
kluges Tier, das nicht einmal mutig sterben kann wie die Tier
Hohlköpfe und Käuze nur schelten hier und schreien über Tollhe
und Mystik. Als wenn Mystik nicht immer die Lebenskraft de
edelsten Naturen wäre. Wo der Große fällt, sieht der Kleinst
am besten, denn er fürchtet sich und erschrickt. Aber ihr elende
knechtischen Gesellen, das Geschrei wird euch leicht, und ihr könn
der Menge Glauben geben; denn mancher Ikarus ist jetzt au
Flügeln, und mancher Phaethon lenkt die Sonnenrosse. Es i
das, was mich bekümmert und euch lustig macht. Wenige wisse
und wollen, die meisten schwatzen und heucheln. Wer hohe Klar
heit hat, darf tiefes Dunkel haben. Er ist gleich den Gestirne
Wolken und Gewitter wandeln darüber, aber immer findet ma
ihren Lichtpfad wieder. So ist Platons mystische Nacht. S
hat mehr Lichter angezündet als alle mathematische und kritisch
Philosophen zusammen. Aber die jetzige Generation ist fa
und ohne die Phantasie, die sich als Schwärmerei ins Lebe
wagen darf, sie will nicht durch Arbeit zur Erleuchtung; so wir
sie den weiten mystischen Dunstmantel um, worum auch Nebe
von stinkenden Pfützen sich sammeln, und lallt auf dem abgegraste
Boden den Sonnenfliegern nach.

Diese Schwächlinge, diese elenden Nachkrächzer sind d
Menge, und das Leben offenbart sie als unheilbare und trotzig
Narren. Durch sie wird die Philosophie dem Pöbel eine To

heit und dem Weisen ein Ärgernis. Das Volk flieht sie als eine neue Pest; weil es die Wirkungen sieht. So kräftig und brav, so voll heiliger Schwärmerei und mit herkulischer Arbeit die wenigen Weisen auch begonnen haben und noch kämpfen, so reizlos und taub ist die Zeit. Es will das Größte und Erhabenste nicht mehr zum heiteren und kühnen Leben werden. Geschieden stehen die zwei Welten, geschieden auf immer, wie es scheint, die geistige unten, welche der Geist nun verlassen hat, und die himmlische oben, welche die untere erleuchten und beseligen sollte. Verfliegen wird auch diese Herrlichkeit wie eine Wetterleuchtung ohne erquickenden Regen und Blüten und Früchte. Die erhabene Beständigkeit und Sicherheit der Idee wird keine Beständigkeit des Lebens werden, kein herrliches Wandeln unter den Lebendigen in Tugend und Verstand. Arme Erde, bist du denn nicht mehr zu fassen, oder verstehen auch die Guten und Weisen die Kunst nicht mehr, sich mit dir zu vereinigen?

Aber was tun denn diejenigen, die sich eine Zeit vorzugsweise die Philosophen nannten und noch gern so nennen, die wohl behaupten, sie seien die einzigen, die eine Wissenschaft haben? Was tun die Mathematiker und Astronomen jetzt? Wie treiben sie ihr Leben? Ich weiß nicht, was ich antworten soll. Dies Geschlecht ist mir immer eine sonderbare Erscheinung gewesen. Die gewöhnlichen Mathematiker, die das Alte und Erfundene nur so nachrechnen und nachlehren und in ihrer Wissenschaft immer ganz brauchbar und tüchtig sein können, haben ein eigenes Gemüt erhalten, das sich mit der schönen, warmen Natur und ihren Freuden und Leiden nicht recht verbindet. Es scheint, sie erstarren in ihrer Wissenschaft, die für die Nichterfinder doch bloß Formelkram bleibt, und alles Menschliche und Politische ist ihnen fremd, weil sie gewöhnlich für nichts Begeisterung haben. Aber höher wandelt das Geschlecht, welchem der Himmel angewiesen ist, welches die Sonnenbahnen mißt und neue Sterne und Planeten findet. Diese Herrlichen sind mit Recht stolz auf ihre Höhe und auf ihr himmlisches Leben. Die Erde und das Irdische berührt sowenig sie als ihre Wissenschaft. Im heiteren, ruhigen Kreislauf, wie ihre Sterne droben, wallen ihre Tage dahin; die reine Klarheit des Ideenäthers, den sie atmen, hält Leidenschaft und Angst weit von ihren Brüsten. Ich spreche nicht bloß, wie ich es fühle, sondern wie ich es weiß. Staat, Lebensherrlichkeit und Kunst waren bei den Ägyptern und Babyloniern zerfallen, waren vielleicht nie gewesen, wie wir es meinen — Sternkunde und Himmelsweise blieben. So ist es auch bei den Neueren. Hier hat die Wissenschaft sich in Kraft und Unabhängig-

keit vom Zeiteinflusse gezeigt. Alle Bildung und ihre Hilfsmi
werden erst vergehen müssen, ehe diese mit ihren Sonnentem
und Fernspiegeln verschwinden. Aber in das gewöhnliche Le
und seine Erscheinungen können sie nicht eingreifen, weil sie
gar nicht berühren können und also auch von ihm nicht ber
werden.

Die Theologen. Die Philosophie war einst etwas In
liches, die Theologie mußte es mehr sein. Jene sucht ja nur
Gründe und das Leben aller Dinge, diese schaut das höchste L
schon an, glaubt es wenigstens anzuschauen und behauptet so
All im Genuß zu haben, was jene nur erst mit dem Begriffe f
Aber die alte Welt sehnte sich nicht so nach der Gottheit als
neue. In ihrer Jugend und Unschuld war der Gott immer f
mit in des Lebens Mitte; Mitleid mit dem ganzen Geschl
menschliches Gefühl von Elend und Sünde war ihr fremd.
die Zeit der Armut sollte kommen, und sie kam. Als die gebil
Erde unter den Römern nur noch ein unglücklicher Sklavenh
war, da mußten alle fühlen, was alle litten, mußten de
lernen, da sie nicht leben konnten. Dieses Leben war nichts
unmittelbare Gegenwart des Gottes war mit seiner Herrlic
aus ihm entwichen. Die Hoffnung, die letzte Tochter der Hi
lischen, die von den Göttergaben der Pandorenbüchse bei
Sterblichen blieb, trug sie über das Nichts dieses elenden Skla
lebens hinaus und zeigte ihnen ein anderes Leben jenseits
einen neuen Gott außer dem Leben und der Welt. Was
durch das unmittelbare Daseinsgefühl ist, sondern nur durch
Glauben, muß fester gehalten werden, wenn es nicht wieder
schwinden soll. Das Leben, durch eine tiefe Kluft von d
Gegenwärtigen abgeschnitten, der Gott, außer seiner Welt kö
los stehend, bedurften anderer Priester und Dolmetscher al
Vorzeit. Die alten Priester und Propheten verehrten und
kündigten den gegenwärtigen, den mitlebenden und mitfühle
Gott. Fröhliche Tänze um die Altäre, Blumen und Fri
geschlachtete Opfer, welche die Menschengemeinschaft in Fr
verzehrte, ehrten seine Gegenwart, sie klang aus dem Ad
sittich und donnerte aus den Wolken. Aber kein Bild, kein B
zeichen erklärte den Unerklärlichen und Unsichtbaren, allenth
und furchtbar war die Nähe des mächtigsten und reinsten Ge
der in der sündigen und schmachvollen Welt nicht eingeko
wohnen konnte. Aber das irdische Auge will eine Gestalt
Erden, die zu dem Unsichtbaren hinweise. Notwendig ent
jetzt die äußere Priesterschaft als Darstellerin des Gottes, de
Sterblichen nicht mehr nahe sein durfte wie die alten Ge

Man mußte in den Engeln, in der Jungfrau und den Heiligen menſchliche Götter machen, die aber voll Mitleid waren wie das Zeitalter und im irdiſchen Zuſtand die Gewalt der Sünde gefühlt hatten.

So floſſen die alte und neue Welt allmählich zuſammen, und die Weltbildung des Geiſtes begann. Aber alte Weiſen, Gebräuche, Anſichten gingen nicht plötzlich unter. Dies iſt begreiflich. Die erſten fünf Jahrhunderte des Chriſtentums tragen ſelbſt wider ſeinen Charakter viel Myſtiſches und Geheimes an ſich. Die folgenden tauſend Jahre ward es im Äußern und Innern immer mehr profan und mußte es werden. Aber ſeine Darſteller fingen an, Lügner und Antichriſten zu werden. Sonderbar nämlich war der tote Leib der alten Religion, die innerlich ſein mußte, gleichſam in das Chriſtentum ſo mit hinübergewandert. Eigne Geſellſchaften, die unter den Namen Eremiten und Mönche aufkamen, waren im Grunde nur Teile des dicken und fetten Leibes der Hierarchie. Da der große und unendliche Geiſt, den man glaubte, und den das Altertum ſo nicht gekannt hatte, da die Geiſter, die durch ihn wurden, durch die Jahrhunderte wirkten, und die Welt, die anfangs nur eine Sehnſucht nach Geiſt gehabt hatte, nun wirklich anfing, geiſtig zu werden, da ward der Prieſterſchaft bange. Sie war in ihrer Art und Geſtalt ein notwendiger Notbehelf des Chriſtentums in ſeiner Kindheit geweſen; denn ſo plötzlich konnte man von dem Leiblichſten zu dem Geiſtigſten nicht aufſteigen. Aber ſtatt daß ſie mit dem Bewußtſein ihrer nur zeitlichen Notwendigkeit etwas Würdiges hätte ſein ſollen, war ſie ſündlich etwas Unwürdiges geworden. Sie ſollte, ohne ſich an das Irdiſche zu hängen, es fürs erſte nur für das Chriſtentum darſtellen. Aber die Erde gefiel ihr beſſer als der Himmel, und ſie griff zur elenden irdiſchen Herrſchaft und verlor ſo die höchſte auf Erden. Sie fing an zu gaukeln und zu lügen und wollte der Welt ſogar Prieſterorden als innerlich aufdringen, die dem Sinn des Chriſtentums fremd und das Heilige in Freude darzuſtellen zu unholde und irdiſche Geſellen waren. So betrog und ſchreckte ſie einige Jahrhunderte die Welt, der Gott des Chriſtentums erklärte ſich endlich ſelbſt wider ſie. Die Hierarchie ſtand in Zwietracht und Widerſpruch, und die Reformation begann.

Wunderliche Urteile, die noch immer über dieſe Reformation rundlaufen! Einige behaupten, der heilige Luther und Kalvin hätten der Welt, der Frömmigkeit, der europäiſchen Zucht und Bildung einen unnennbaren Schaden getan, ſie ſeien wilde Stürmer geweſen ohne die zartere Milde und den feinen Weltſinn ihrer Zeit; durch eine Begeiſterung, die man eher Wut nennen könnte,

hätten sie sich blind forttreiben lassen, sowie das Glück sie be
günstigte. So hätten sie alles Heilige und Himmlische mit den
Schlacken des Aberglaubens zugleich ausgefegt und seien als die
Schänder des Tempels Gottes mit Recht von der Nachwelt zu ver
fluchen. Andre, und unter diesen manche seiner warmen Freunde
schelten Luthern, daß er allerdings den neuen Kultus zu klar und
übersinnlich geistig gemacht habe, weil das grobe Leibliche und
Sündliche des alten Katholizismus ihn zu sehr ärgerte. Ihr
Toren, die ihr das Ewige zum Zeitlichen und das Notwendige
zum Zufälligen macht! Wenn ihr glaubt, daß diese Männer alles
aus sich selbst schufen und das Jahrhundert und seinen Lauf nur
so machen konnten, so habt ihr ihre unendliche Majestät noch nie
erkannt und solltet vor ihnen niederfallen, statt sie zu richten.
Nein, nicht sie machten die Zeit, sondern die allmächtige Zeit
machte sie, aber die Mächtigsten rief sie auf, ihre Arbeit zu voll
enden. Es ging Luthern mit seinen Zeitgenossen nur wie allen
Männern, die in Weltrevolutionen groß sind. Er war der ge
waltigste Mensch des Jahrhunderts und half zu seiner Geburt,
was er zu schaffen schien, war schon früher da. Aber erst durch ihn
ward es recht lebendig, und die Augen der Leute konnten es sehen.

Hier beginnt für Europa eine neue Weltepoche. Im hohen
Glanze brach die überirdische, geistige Bildung der neuen Welt
hier zum erstenmal durch, und zum erstenmal stellte sich nun der
Gott dieser Welt in seiner überschwenglichen Geistigkeit hin. Aber
noch bedurfte es drittehalb Jahrhunderte, ehe die Welt die Be
deutung dieser hohen Erscheinung begreifen konnte. Erst vor
etwa vierzig Jahren fingen einige an, sie zu ahnen, jetzt wissen
sie einige. So viele Zeit bedurfte es, die letzten Reste des Ver
gangenen und Veralteten abzustreifen, sich von Banden alten
Wahns und alten Glaubens loszureißen. Mit Recht haben die
Katholiken den Protestanten Widersprüche und Grundlosigkeiten
vorgeworfen. Seit den letzten Jahrzehnten, da viele ihrer Priester
ungläubig und atheistisch geworden sind, ist die Harmonie ein
getreten. Ich muß dies erklären, was paradox klingt. Nicht blos
mit der Religion, sondern mit allen andern Dingen hat die geistige
Entwickelung bei den gebildeten Nationen ihre Arbeit meist voll
endet, d. h. der Geist ist wie der Phönix aus nichts als Asche
gestiegen, und Festes ist nichts übriggeblieben. Die Priester selbst
haben begreifen gelernt, daß sie in der Welt nichts mehr zu tun
haben, wenn sie bleiben, wie sie waren. Aber die meisten scheuen
die Verwandlung, denn nur durch den Feuertod können sie dem
Geist nachkommen. So haben wir Baalspfaffen, deren Wort
verhallt wie ein Klang in der Wüste, der kein Ohr findet.

Die Welt iſt zu klug, zu gebildet, zu geiſtig, ſie kann nicht mehr ſinnlich fromm ſein. Trotz aller Rückſtrudelung, weswegen viele fürchten und hoffen, muß der Katholizismus jetzt fallen und wird es, denn der Aberglaube hält die Menſchen nicht mehr. Das Luthertum, das durch das Wiſſen auf den Unglauben hinarbeitete, hat es eben nicht zum Wiſſen, aber doch zu der Überzeugung gebracht, daß es kein Recht hatte, an etwas zu glauben als an das geiſtigſte Leben. Seine Prieſter ſelbſt ſind Schelme geworden, mehr als die der Katholiken. Sie glauben nicht mehr, lehren aber doch den Glauben. Weltſinn mußten die reformierten Sekten haben, alſo den katholiſchen Lügenſchein des Innerlichen meiden. Ihn hätten die Prieſter darſtellen müſſen, das wäre Beſtändigkeit ihrer Grundſätze geweſen. Ihre Beſſeren taten es eine Zeitlang. Seitdem ſie ſelbſt ungläubig und atheiſtiſch ſind, haben ſie ſich vielfältig den Gemeinſten gleichgeſtellt und alles entweiht. Keine Religion, keine Zucht, keine Schwärmerei mehr in der proteſtantiſchen Welt.

Fürchterlicher Zuſtand, bei welchem man vor zwei Jahrhunderten noch an den Jüngſten Tag gedacht hätte! Und erleben wir nicht Jüngſte Tage genug? Ich ſehe keinen Rückgang möglich. Die zum Katholizismus hineilen, irren; da iſt kein Heil; die ſich gutmütig in den alten Glauben werfen, tun Vergebliches, für ihn kann dies kluge Geſchlecht ſich nicht mehr begeiſtern, da ſelbſt die letzten Formen des Alten trotz allem Gegendrucke unaufhaltbar zuſammenſtürzen. Nur eine Rettung iſt da, mitzugehen durch den Feuertod, um das lebendige Leben für ſich und andere zu gewinnen. Wozu die eitlen Klagen, das feige Gewimmer über das Verlorne? Es iſt noch da, der Himmel iſt noch offen, aber wie viele haben die Himmelsleiter? Die Bildung hat einen hohen Punkt erreicht, eine fürchterliche Schärfe des Blicks; aber ihr Gott iſt ja nicht entflohen. Faſſet dieſen, ihr Edleren, und bringt ihn den armen, reizloſen und gottloſen Menſchen, und ſie werden wieder anbeten und ſich freuen. Bringt ihnen den erhabenen Geiſt, der einen Teil ſeiner zerſtörenden Arbeit vollendet hat, laßt ſie ihn in Klarheit, in dem ſtillen Glanz der Notwendigkeit ſehen, er wird ſich mit der Welt verbinden, und die Welt wird aus den Aſchen und Greueln der Zerſtörung einſt wieder jung werden. Die Zeit der irdiſchen Begeiſterung iſt vorbei, ſo ſchön ſie war, ſie kommt nimmer wieder. So führen denn die Weiſeſten und Gewaltigſten der Zeitgenoſſen die Menſchen zum höheren Schauen und laſſen ſie geiſtig ſehen, was jene glaubten. Unſre Prieſter werden keine Tempel wieder füllen und keine beklommenen Buſen tröſten, ſolange ſie die Lüge und Wahrheit noch zuſammen-

schmelzen wollen. Bedenkt doch, es gibt jetzt kein Mittel, alles ist alt oder neu.

Die Geschichtschreiber. Warum haben die neueren Völker keine großen Geschichtschreiber? Ja, weil ihnen die Freiheit fehlt, welche die Alten hatten. Dies ist die gewöhnliche Antwort auf die Frage, die aber nichts erklärt. Denn man könnte wieder fragen: Warum fehlt ihnen die Freiheit? Und so ginge es ins Unendliche fort. Es ist diese Antwort auch nicht einmal ganz wahr. Herrliche Menschen auch unter den Neueren haben in herrlichen Zeiten gelebt und die raschen Geschichten derselben geschrieben: aber wer wird Macchiavelli, wer die Geschichtschreiber des niederländischen und amerikanischen Freiheitskampfes und die der Großtaten der Spanier in Indien mit Thucydides und Sallustius vergleichen? Selbst in monarchischen Staaten hat es Epochen gegeben, wo der Geschichtschreiber ohne alle Gefahr durfte, was der verständige Mann jeder Zeit darstellen würde. Spricht man da, das Gemüt war einmal zu eingeklemmt, die ganze Art, zu denken und die Dinge anzusehen, durch Gewohnheit des Zwanges zu klein geworden, in der kurzen Freiheit konnte der Sinn seine volle Schnellkraft nicht gewinnen, mit welcher er sich erheben mußte, das Edle edel und das Würdige würdig zu schildern, so erklärt das wohl einzelnes, aber nicht das Ganze. Mich dünkt, wir Europäer haben manche sichere Flecke, wo wir eben so frei und groß sprechen dürften als die Alten, wenn wir es könnten. Auch vormals gab es Deportationen, Inquisitionen und Kerker.

Nein, es liegt in ganz etwas anderem, daß wir nicht die Einfalt, Gewalt und Darstellung der alten historischen Welt haben. An großen Taten des Heldenmuts, an bestandener Abenteuer Lust und Ritterlichkeit, an hoher Entwürfe kühnem Vollenden, an Aufopferungen für das Vaterland, für die Freiheit, an ungeheuren Umwälzungen fehlt es uns wahrlich nicht, auch nicht an Liebe und Haß, den Pinsel in Feuer zu tauchen. Wer das vorige verstanden hat, versteht auch, was ich hier sagen will. Die Dinge und die Menschen sind noch dieselben, aber ihr Sinn und ihre Würdigung ist anders geworden. Das hohe Verhängnis der Begebenheiten und der Menschen, die selbständige Göttlichkeit jedes einzelnen der alten Welt gab Glauben an Kraft und brachte Einfalt und Leben in die Darstellung. Die neue Zeit kann kraft ihrer Bildung das Urteilen und Deuteln nicht lassen. Sie kann das Ganze nicht mehr in der Majestät der Einheit sehen, wodurch die bewegte Welt allein als eine lebendige erscheint. Kurz, wir sind zu klug und auch zu dumm für die Geschichte. Für die großen Dinge gehören Kinderaugen und Kinderherzen. Die neuere Zeit

hat nach meinem Gefühl nur einen großen Geschichtschreiber, Johannes Müller, den Schweizer; aber er ist seinem Zeitalter fremd, und weil das Zeitalter ihm die Begeisterung nicht zurückgeben konnte, mit welcher er in frischer Jugend hinfuhr, so fängt er leider an, sich in der Manier zu verhärten.

Aber die kluge Zeit kann doch urteilen, sie kann, weil sie viel weiter überschaut als die Alten, die Welt doch leichter zusammenbinden; so kann sie wenigstens den Geist und den Ursprung der Dinge besser zeigen, wenn auch die Gestalt nicht so jugendlich frisch ist. Die Neueren rühmen dies auch gern von sich selbst so. Aber mir will es nicht ein. Ich begreife nicht, wie man den Geist der Dinge ohne Gestalt darstellen will. Ich ehre die höheren Geister meiner Welt, ich habe manche ihrer Quintessenzen und esprits der Geschichte und Bildung gelesen, auch wohl zuerst mit Freuden gelesen, aber es war endlich immer, als sah ich nur Stücke einer schönen Welt, ohne die Möglichkeit, sie zusammenzusetzen, und das ist ein peinliches Gefühl. Es ist einem bei diesen feinen und scharfen Geistern, als wenn man unter Gespenstern wandelt, weil man dunkel fühlt, daß die liebe, lebendige Welt nicht so klug und fein sein kann, als die weisen Herren sie machen.

Aber sagen muß ich eins. Bei den Leuten, die vor zweihundert, ja noch vor fünfzig Jahren Geschichten und Menschen beschrieben, war doch noch ein Gefühl, daß ihre Arbeit zu etwas sein sollte, es war doch wenigstens Zusammenhang und Mitgefühl darin mit ihrer lebendigen Welt, so groß oder klein diese nun sein mochte. Aber die in den letzten dreißig Jahren wie weit von aller Wirklichkeit, ohne alle Ahnung, daß es doch Menschen geben müsse, die nach dergleichen fragen. Sehe ich vollends unsre Deutschen an, welche die Backen so voll nehmen über ihren Scharfsinn, ihre Wahrheit und Gründlichkeit, so will ich diese Herren mit ihren Enzyklopädien und Weltgeschichten und Staatengeschichten einmal mit Pilatus fragen: Was ist Wahrheit? Ist es nicht eins mit Leben? Ist es in der Kunst nicht die süße Täuschung, daß ich selbst der Gewaltige, der Glückliche zu sein glaube im Tun und Leiden? Ist es in der Geschichte nicht der hohe Zauber, der die Menschheit zum Schicksal, zur Idee des ganzen Geschlechts werden läßt und selbst in den Begebenheiten der Gegenwart mich zu edleren Zeiten und höheren Wesen hinzieht? Hier aber wird der Kopf voll, das Herz leer. Wenn Menschen so leben könnten, als Menschen darstellen können, so wäre die Erde schon vor Langeweile ausgestorben. Schlauheit von Ministerköpfen, die nie die Welt regiert hat, auf Katheder vererbt, moralisches Geschwätz alter

Weiber, Modenpolitik, wohl gar zuweilen ein Hofschranzenkratz-
fuß. Solche Weisheit fliegt wie Spreu über die Köpfe, und der
Lehre aus der Gegenwart, der Entflammung zur Tugend der
Väter entbehren die edleren Herzen. Die Geschichte, die große
Lehrerin, Ermahnerin und Warnerin der Menschheit, ist zu einem
Gassenmärchen geworden.

Die Dichter. Diese, hat man wohl gemeint, könnten in
allen Zeitaltern und unter allen Regierungen sich behelfen; ihr
Leben liege zu hoch über dem Wirklichen, als daß sie von seinen
Schlimmen und Gemeinen gefaßt würden. Wäre dies wahr, so
würde man ebenso von der Geschichte meinen können; denn das
ist keine Geschichte, die nicht den Schein eines höheren Daseins
auf das Wirkliche wirft. Eben weil sie mit sklavischer Angst und
sklavischem Urteile bloß an das Wirkliche und an alle zufällig
und erbärmliche Einzelnheiten desselben sich hängt, hat sie das
Götterantlitz und die Göttersprache verloren. Ich sage umge-
kehrt, das Leben der Poesie und Geschichte liegt eigenst im Wirk-
lichen, im Lebendigen. Es sind auch keine Lügen und Gedichte,
wenn dieses unter ihren Händen reizender und majestätischer vor
den Leuten erscheint; die Herrlichen haben bloß klareren Sinn
und tieferes Gefühl, die Schönheit und die Ewigkeit im Lebendigen
zu sehen und zu empfinden und sie andern mitzuteilen. Aber die
Welt kann zu fein und zu klug werden für den Dichter. Man
kann mit einer so albernen Schlauheit sich selbst und die Welt be-
trachten und behandeln und so viel Künstlichkeit und Erbärmlich-
keit hineinbringen, daß sie endlich nur noch als eine kümmerliche
Verwandlung dasteht und nichts mehr von der jungfräulichen Ein-
falt und Unschuld hat, welche die Genien zur Zeugung mit ihr
begeistert. So weit sind wir jetzt. Wo ist die alte Fröhlichkeit und
Tapferkeit des Menschen, wo ist Liebe und Entbehrung, wo ist
der stille Sinn, der ohne Klügelei die schöne, volle Welt in sein
Brust aufnimmt? Alles Klugheit und Eitelkeit; die Göttersöhne
wandeln unter einem verarmten Geschlechte. Ich weise auf die
europäische Dichtkunst in den letzten fünfzig Jahren hin und lasse
urteilen, ich weise auf die neuesten Erscheinungen meines Vater-
landes. Unsre Heroen der Kunst, die wir wunderbar noch hatten,
wodurch hängen sie mit der Zeit zusammen? Mich dünkt, nur
durch alte Erinnerungen an das, was das Volk einst war. Sie
sind wirklich Fremdlinge und mangeln deswegen des lebendigen
Einwirkens und Mitlebens mit den Zeitgenossen, wodurch der
Dichter nur das Vollendete in Jugendblüte sein und bleiben kann.
Wie Erscheinungen grauer Vergangenheit, wie Propheten und
Rätsel, die auf eine ferne Zukunft hindeuten, wandeln sie unter

uns. Die lose Menge, die mit dieser Zeit lebt und empfindet, wird auch von den raschen Wogen der Zeit mitweggespült. Eine dritte Klasse ist da, die es macht wie einige Theologen. Bei dem Gefühle des Mangels der Gegenwart möchte sie die Zeit durch das Alte wieder jung machen. Aber das Alte kann sowenig jung werden als jung machen. Was vergangen ist, ist ewig vergangen. Wir hören diese alten Töne eines vergangenen Lebens einige Stunden und Tage wohlgefällig, sie bewegen uns wie alles, was durch die Zeitenlänge dem Ewigen und Unendlichen ähnlich wird, aber sie können das kluge, gebildete Zeitalter nicht wieder zum kindlichen und einfältigen machen.

Die Rezensenten. Ich könnte mir denken, daß die Weisesten und Besten als Wächter und Warner säßen, die Zeit richteten und führten und mit klarem Verstande und liebender Strenge strafften und ermahnten. Ich könnte mir denken, daß eine Zeit, welche gebildet genug ist, den Geist zu begreifen, wo er ihr gezeigt wird, durch das Hinweisen auf die Bedeutung und den Gang der Dinge wirklich weiser und besonnener werden könnte. Inwiefern in der gelehrten Welt, die wenigstens die meisten Gedanken hat, das Allgemeinste und Bedeutendste des Zeitalters gleichsam körperloser sich widerspiegeln muß, als es unten in dem Getümmel und der Verwirrung des Lebens erscheint, insofern würden die Geistreichsten und Gelehrtesten als Wächter und Richter die Bildung des Zeitalters doch in einem Brennpunkt zeigen, vielleicht durch Redlichkeit und Treue, welche Gehorsam zeugt, sie endlich selbst lenken können. So könnte es sein und wirken, aber so ist und wirkt es nicht. Die Ältesten und Weisesten haben lange nicht mehr geherrscht, seitdem auch Gelehrsamkeit zur Krämerei und Marktschreierei erniedrigt ist. Die Unzucht der Zeit hat sich auch hier bewährt. Kein Synedrium gleichgesinnter und edelwollender Männer tritt um den Richterstuhl zusammen — dann würde doch das gleiche werden —, sondern alt und jung in Sinn und Meinung, Heiden und Christen, Pharisäer und Zöllner, alles mit den verschiedensten Ansichten, Absichten und Zwecken. Gesetzt, alle wollten das Beste auf ihre Weise, so müßte diese doch immer eine verschiedene werden. Es ist nur eine Gerechtigkeit; diese also, die ihrer mehrere bringen, sind überflüssig. Nur durch Einheit großer Gesinnungen und erhabener Ideen kann die eine kommen. Diese sollten die Verwirrung lösen und Verstand und Klarheit bringen; aber sie lassen uns mit unsern Wünschen und Werken immer mitten im Getümmel des Pöbels und im Geschrei des Jahrmarkts stecken. Aber wäre es dies allein —

Nein, hier wo die Minos und Rhadamanthe abgeschieden von

irdischen Trieben, ernst und still die ewigen Sprüche sprechen sollten, hier mitten auf der heiligen Richtstätte ist noch der Lärm und Kampf, ja er beginnt hier eigentlich recht. Deutsche Nation, einst braves Volk, mußt du auch hier den Europäern in Torheit vorscheinen? Freilich, viele sind die Betrognen, die nach dem Schlendrian nur so mitlaufen und mitschreien; aber auch Schlauköpfe sitzen hinter den Vorhängen. Hier stößt die Bänkelsängerei, die ohne Arbeit gelehrt und berühmt sein möchte, mit tausend Hälsen in die Trompete; hier raufen sich die junge und alte Eitelkeit wie die Gassenbuben um einen Apfel; hier sitzen die Kampfrichter mit Mienen, wie die da gerichtet werden sollen, auf Ochsen- und Eselshäuten und strecken die feilen Hände nach Gold aus; hier setzen sich Verbrüderungen und Sippschaften zusammen, um altes Verdienst lächerlich, junges Talent schüchtern zu machen. Dies klingt hart. Ich spreche von den meisten, nicht von den Besten. Auch wo noch ein Schein von Gerechtigkeit, ein Gefühl von Scham vor den Augen der Nation ist, da wirken doch die Vorurteile des Namens, die Titel der Exzellenzen der Gelehrsamkeit, die Feigheit, die Wahrheit nicht wahr, sondern lügnerisch zu sagen. Das Häßlichste endlich ist die Unverschämtheit, gelehrt und edel zu scheinen, indem man unwissend, eitel und schlecht ist; die fürchterliche Hohlheit, welche die eigne Nichtigkeit ertragen kann.

Die Journalisten. Man könnte doch wohl verlangen, daß jeder, der sich herausnimmt, zu schreiben und andere zu belehren, meinen solle, etwas Besseres zu wollen und zu wirken, als die auf den Jahrmärkten kaufen und verkaufen und karren und schreien, oder als die, welche in den Kabinetten sich betrügen und auf den Schlachtfeldern sich totschlagen. O nein, diese Leutchen meinen nichts, manche von ihnen meinen wohl offenbar das Schlechte. Die Besseren fließen so gedankenlos mit der Zeitflut hin, und in der Meinung, daß die Zeit das Rechte und Gute wolle und habe, suchen sie nach ihrer Überzeugung so das Beste heraus und halten es ihr, ein bißchen zugestutzt und ausgeschmückt, wieder vor, daß sie sich daran freue. Aber viele meinen offenbar das Schlechte, sie stoßen in die Posaune für das Brot, und in voller Schande des Gefühls, daß sie das Heilige entweihen, streichen sie das Gold ein, das die Betörten ihnen zuwerfen. Diese feigen und feilen Seelen führen das große Wort und tun gar laut und wichtig, stellen sich auch wohl zuweilen, als seien sie die Auserwählten, um die Zeitgenossen zu bilden und zurechtzuweisen. Menschlichkeit, Bildung, Edelmut, Sittlichkeit sind die ewigen Klänge. Aber der gemeinste Sinn der Zeit, die Jagd auf künstliche und verfeinerte Freuden und Genüsse, die unzüchtigen Triebe

und Neigungen des Augenblicks, die mit dem Augenblick verſchwinden, die Eitelkeiten und Klatſchereien der gelehrten und künſtleriſchen Welt, die politiſchen Prunkſtücke und Donquichottinaden, dies ſind die großen Gegenſtände, woraus Bücher werden können. Alles das wird in dem Kauderwelſch der Modeſprache mit einer Menge unreifer Sentenzen oder Halblügen aufgetiſcht. Weil die Herren vornehm und bedeutend tun, ſo wird beſonders alles, was vornehm ausſieht und aus Lakaienvorzimmern kommt, fein und allerliebſt gefunden und behandelt. Ohne Geiſt und Bildung umfließt dieſer ſchmutzige Strom die Zeit, wozu noch die unzählige Schar der Modeſchriften und Romane kommt, welche den Leuten, die ſo überſchwenglich viel Zeit übrig haben, die Zeit vertreiben ſollen. Nichts hat die alte Kraft und den alten Verſtand mehr aus der Welt gejagt, nichts die Leerheit, Pinſelei und Mattigkeit des Geſchlechts mehr befördert, nichts die Weiber mehr verdorben als dies elende Geſchmeiß. Dieſe ſind es, welche ich oben die Betrüger nannte, die es recht gut fühlen, daß ſie die Schuhe putzen und die Karren über den Markt ſchieben ſollten, die es aber bequemer finden, wie Harlekin und Bajazzo mit Nichtstun ſich durchzuſtümpern, ja wohl zuweilen zu Titel und Orden ſich hinzuſtümpern. Ich tue Harlekin und Geſellſchaft unrecht, da ich ſie mit dieſen vergleiche. Sie tun etwas Wirkliches, ſie ſtellen doch einen närriſchen Spaß dar, der wirklich in der Menſchennatur liegt, und es iſt doch keine kleine Kunſt, ein guter Hanswurſt zu ſein.

3. Das Zeitalter und die Zeitgenoſſen.

Wie mein Puppenſpiel weitergeht, werden die Perſonen der kleinen Bühne immer bekannter; und da ſie alle, die erſten mit den letzten, nicht nur zu *einem* Spiel, ſondern auch zu *einer* Sippſchaft gehören, ſo kommen euch, liebe Zuſchauer, wegen der Ähnlichkeit mit den vorigen die folgenden ſchon halb wie Leute vor, die ihr irgendwo einmal geſehen habt; und ich kann ſie den Tanz kürzer machen laſſen, weil euch das ganze Spektakulum klarer wird, je mehr Charaktermasken abgetreten ſind. Die kleinen Abſchnitte der Aufziehung und Niederlaſſung des Vorhangs ſind für eure Gemächlichkeit, um euch in der Luft keine Arbeit zu machen, welche die Luft verdirbt, und um euch Atem zu geben, über das Geſehene und Gehörte euch ſatt zu ſprechen und ſatt zu lachen. Wie das Leben nur *ein* Leben iſt, ſo ſoll das Spiel, ſo klein es iſt, doch *ein* Spiel ſein, und dünkt euch am Schluß, daß es das nicht iſt, ſo macht es wie Don Quichotte

in der Schenke und haut allen meinen Königen und Kaiſern und dem heroiſchen Teufel wie dem heroiſchen Bonaparte meinetwegen die Köpfe weg.

Zeitalter und Zeitgenoſſen in rechter Bedeutung ſind eins. Durch den Menſchen geht die Zeit, ohne ihn würde ſie ſtillſtehen. Man denkt, wie man das Wort Zeitalter ausſpricht, an das Tun und Leiden von Menſchen in einem gewiſſen Raum von Jahren. Das allgemeinſte Leiden und Wirken der Menſchen, was als das beſtimmte Bild von allem endlich oben ſchwimmt, wenn das Kleine und Vorübergehende in der wilden Zeitflut mit-untergeht, heißt Zeitalter. Aber der Menſch kann ſich auch nach einer Zweiheit betrachten, die freilich nur ein Schein iſt, aber ein ſo täuſchender Schein, daß man ſicher danach leben und urteilen und ſich bei der Täuſchung ganz wohl befinden kann. Es iſt die Täuſchung, von welcher ich oben ſprach, *ὁ καιρὸν καὶ τὸ καιρόντον*: jenes Gefühl, nach welchem man ſich bei einer ruhigen Anſicht des Lebens zugleich als das Schaffende und das Geſchaffene dünkt, jene Heiterkeit der Betrachtung, wo uns das Leben aus ſeiner verwirrenden Fülle losläßt und das gewaltige Verhängnis zurücktritt. Ohne alſo jene ewige Wahrheit zu leugnen, daß jeder Menſch im Leben nur in Einheit ſei, wirke und vergehe, daß ſein Widerſtand und ſeine Willkür gegen und unter der Notwendigkeit nur ſcheine, ſo kann doch das Schöpferiſche und Göttliche ſeines Weſens, was in den dienenden Leib der Erde mit eingeknetet iſt, ſeinen Urſprung nicht verleugnen. So groß iſt die Gewalt des Himmliſchen, daß in ſeligen Augenblicken, die wohl an einen früheren Zuſtand mahnen, die irdiſche Notwendigkeit bloß Zufälligkeit ſcheint und der Gott im Menſchen, ſelbſt gefeſſelt, der Dinge Herr iſt. Nach dieſer ſcheinbaren Zweiheit ſtellt der Menſch ſich ſelbſt oder die andern Menſchen einzeln hin, entweder jeden für ſich oder zuſammen ihr Weſen treibend; das aber, was ſich in ihnen und durch ſie nur bewegt, was in ihnen und mit ihnen nur eins iſt, den Geiſt und allgemeinen Schwung ihres Lebens, ſtellt er außer ihnen hin, gleichſam als eine Kraft, die ſich um ſie bewegt und wechſelnd auf ſie eindringt oder von ihnen abläßt, je nachdem ſie dieſelbe auf ſich wirken laſſen oder zurücktreiben. Er nimmt alſo die Kraft, die aus ihnen allen hervorgeht und mit ihnen allen fortgeht, die er aus ſich allein erklären kann, weil ja alle darin ſind und leben, und denkt ſie als eine Kraft außer ihnen. Zu dieſem natürlichen Wahn hat jeder edlere Menſch die Neigung und kann ſogar mit großer Klarheit des Bewußtſeins ohne Widerſpruch in ihm exiſtieren, denn in der Idee iſt der Menſch auch über und außer dem Leben.

Weil wir denn ſpielen und mit Erſcheinungen und Bildern zu tun haben, ſo ſtelle ich mich mitten in dieſen Schein und nehme das Zeitalter und die Zeitgenoſſen als zwei Dinge außereinander, die einander bearbeiten und aufeinander wirken, denn ſo erſcheinen ſie wirklich. Das Zeitalter wird in dieſem Sinn bloß Erſcheinung und kann nur ſo dargeſtellt werden; durch die Zeitgenoſſen wird ſeine Bedeutung nachher weiter erklärt.

Man ſpricht ſo in den Tag hinein mit Altenweibereinfällen: Wer die letzten zwanzig Jahre gelebt hat, der hat für Jahrhunderte gelebt. Das iſt nur eine Verwunderung über die Zeit, allenfalls auch Eitelkeit, bei vielen auch wohl Gefühl des ſeltenen Unglücks, was dieſe Jahre bedeutend machte. Bei den meiſten iſt es eine ſelbſtgefällige Eitelkeit. Sie meinen, es ſeien ſo ungeheure und große Dinge geſchehen und geſchehen noch, ſie haben in dieſen beiden Dezennien ſo viele Lehren und Erfahrungen gehabt, als ſonſt nur Jahrhunderte hätten geben können. Den Blinden kann man das verzeihen, der Weiſe wird die Zeit nicht groß und edel nennen. Aber über etwas anderes wundert er ſich, woran dieſe Staunenden gar nicht gedacht haben, woher ſie mit einer großen Naivität ihr Gefühl wahr ausſprachen, aber unrecht erklärten. Das Zeitalter iſt auf der Flucht und führt ſeine bedeutenden Bilder in einem ſo ſchnellen Wechſel vorbei, die Zeitgenoſſen aber ſind die Staunenden und Gaffenden, welche unbeweglich ſtehen und anſtaunen und nichts begreifen können. Aber der raſche Wechſel gibt ihnen gleichſam das Gefühl einer endloſen Zeitenlänge, die ſich vor ihnen abrollt, um deſto mehr, da ſie, die Erſtarrten, nicht mit fortgehen und alſo gar kein Maß von Zeit mehr haben.

Die Zeit iſt auf der Flucht, die Klügeren wiſſen es lange. Ungeheure Dinge ſind geſchehen, große Verwandlungen hat die Welt ſtill und laut, im leiſen Schritt der Tage und in den Orkanen und Vulkanen der Revolutionen erlitten; Ungeheures wird geſchehen, Größeres wird verwandelt werden. Geh zwanzig Jahre zurück, du, der eine klare Erinnerung der Vergangenheit hat, durchlaufe ſie mit deinen Gedanken und Empfindungen. Es iſt, als wenn du in einem wundervollen Traum wäreſt, wo Ungetüme und Irrgeſtalten dich umringen, wo durch endloſe Wüſten tauſend Wege laufen, von welchen alle dich bekannt dünken, und du doch auf jedem zu verirren fürchteſt. Endlich kommt die Kataſtrophe, du mußt einen Weg nehmen. Siehe, da fliegen eine Unendlichkeit von ahnungsvollen und unnennbaren Bildern vor und hinter dir, verdüſtern das Licht und den Weg und werden endlich zu Schreckengeſtalten mit Schnäbeln und Klauen. Ohne Pfad, ohne

Hilfe verzweifelſt du, bis die Angſt dich von dem Schlaf und dem Traum erlöſet. — Frage dich, kluger Mann, der die Welt und ihr Schauſpiel mit lieben und klaren Augen ſehen kann, glückliches Sonntagskind, frage dich über dieſe verhängnisvollen Jahre. Es iſt nirgends ein Ruhepunkt noch ein ſichtbares Ziel. Die meiſten glauben ſchon viel getan und erlitten zu haben und hoffen nun bald in einem neuen Anfang zu wandeln. Die Glücklichen, daß ſie nicht ſehen! Geh doch nur zurück, du Lieber, zum Urteil und zur Deutung der Zeitgenoſſen. Mit wie vielen Dingen glaubten ſie auf dem reinen zu ſein! Wie vieles prieſen ſie als das Zeichen und die Weisſagung einer glücklichen Zeit, und ſiehe, es iſt Verwirrung und Nichts geworden. Und das Spiel dieſer zwanzig Jahre, der Wechſel der Dinge und des Urteils wie bedeutungsvoll! Und ſie begriffen nicht, was ſie ſehen konnten! Wie viele Götzen haben dieſe Jahre auf den Thron geſetzt, und wie viele ſind wieder herabgeſtürzt! Ich rede hier nicht von der politiſchen Revolution, obgleich auch ſie genug zu denken und zu ſehen gibt. Sie iſt das kleinſte Ding unter den großen, iſt nur wie ein einzelner Donnerſchlag aus einem ganzen Himmel voll Gewitterwolken, die ihre Ladungen noch nicht heruntergeſchickt haben; ſie ſcheint nur groß, weil ſie ſo viele Unglückliche und neue Kaiſer und Könige gemacht hat, die aber in dieſem Größenmaße kleinen Zeittröpfchen gleich ſind. Nein, das, was wirklich herrlich und groß war, nicht bloß ſchien, was das Geſchlecht in ſeinem eigenſten Leben und Wirken ergriff, große Erfinder, große Geiſter, liebliche Künſtler, vergötterte Führer und Lichter ewiger Jahre — alle mit ihren Taten und Wirkungen wie nicht dageweſen und vergeſſen, und ein Geſchlecht auf ihren Schultern, das ebenſo ſchnell verſchwindet. Es zeigt ſich das Große in dem Kleinen. Fangt an von euren Schuhen und Bändern, von euren Mädchen und Weibern, von euren Demokratien, Republiken und Kaiſertümern und geht vorwärts zu dem Großen, zu den geiſtigen und ſittlichen Revolutionen der Menſchen in Neigungen und Strebungen. Wenn ihr da ſehet, daß alles Jüngſte, Schönſte und Herrlichſte ſchnell altet und keine Spur läßt wie das Schiff im Meer und der Flügel in der Luft: wenn ihr ſelbſt euch alt geworden fühlt, ohne daß ihr gelebt habt — ſo begreift ihr den Sinn der Brandung, mit welcher das Zeitalter ſich unaufhaltſam Woge auf Woge bricht, ohne Maß und Gefühl. Der Geiſt der Zerſtörung iſt friſch, Kampf iſt am meiſten, wo es am ſtillſten ſcheint, und das Alte wird in Trümmern vergehen.

Alſo die Zeit im Lauf und die Zeitgenoſſen im Stillſtehen, dies war das Allgemeinſte zwiſchen beiden, was

wir fanden, wenn wir dem Schein folgen, der uns nur die Erscheinungen weist. Still stehen die bewegenden Kräfte der Welt, und deswegen nennt das Zeitalter so. Denn der Mensch, die Majestät in der Natur, soweit sie unter einem Verhängnis steht, hat entweder sein Werk mit ihr vollendet, oder er ist ermüdet und sieht ein, daß er eitel nichts getan hat und eitel nichts hält. Etwas Ähnliches muß ihm begegnet sein, denn aus Kleinem kann kein so langes Erstaunen kommen.

Die neue Welt ist unter einem andern Gesetz und einem andern Gott gebildet als die alte; aus dem Gefühl eines erniedrigten und kümmerlichen Geschlechts sah der Mensch in ihr nach einem andern Leben nach diesem hin und nach einem Gott außer der Natur. Es mußte also zwischen diesem Menschen und der Natur, die seine Natur gewesen war, eine Trennung erfolgen. Er fing an das Herrliche zu verachten, was er hatte, um sich etwas herrlicher zu träumen, was er glaubte. Der höchste Trieb, der nun Welttrieb werden sollte, riß ihn unwiderstehlich weg von der Erde und ihren Genüssen, aber der unschuldige irdische Instinkt war aus der Jugendwelt noch mächtig da und zog mit seinen süßen Lockungen selbst das alternde Menschengeschlecht wieder zum alten Naturgenuß zurück. Dies gab Kampf zwischen Himmel und Erde, und im Streit hat mein Geschlecht gelebt seit der Herrschaft des Christentums auf Erden. Aber schwer war die irdische Masse und tief darein verwachsen das vom Äther stammende Göttervolk. Manches Jahrhundert arbeitete und zuchtmeisterte der Geist, aber das süße Gesetz der Schwere riß oft irdisch nieder, was er himmlisch baute, und er mußte seine Arbeit wieder von vorne anfangen. Doch endlich war der Kampf durchgekämpft, der physischen Stärke ward weniger, und der Sieg schien da zu sein. Aber mit der Stärke ist auch die Schnellkraft dahin; entkörpert genug sind die Sterblichen, aber sie sind selbst den geistigen Flügeln zu leicht geworden, denn ohne Schwerpunkt gelingt kein Flug! Ich will ein Gleichnis sprechen, was es erklärt. Ein unheilbares Übel ist dir durch die Lebenssäfte bis in das innerste Mark gedrungen, du kommst zu mir, dem Arzt; ich verspreche dir Hilfe und treibe wirklich das Übel aus; aber die Mittel sind so gewaltig, daß auch das Mark mit ausgesogen und ausgeschwitzt ist. Du bist dieses Übels genesen, aber die alte Gesundheit kommt nimmer wieder. Gerade so weit hat der Geist die Zeitgenossen gebracht. Nach langem Kampf und tausend Rückfällen sind sie endlich der Natur entfremdet und aus ihrer süßen Gemeinschaft ausgeschieden, die irdische Kraft hat sie verlassen, wie sie Antäus verließ, als er in den Armen des Götter-

ſohnes zwiſchen Himmel und Erde erwürgt ward; aber zu ſich, zu ſeinem lichten Äther hat der Erhabene ſie noch nicht hinaufheben können. So weiden ſie nun kümmerlich ohne Genuß und Begierde auf der Erde, die einſt ihre milde Mutter war und ihnen nun nicht mehr angehört, und ſehen lechzend nach dem Himmel auf, an welchen ſie nur mit der Sehnſucht reichen, den zu erfliegen ihnen aber der Mut fehlt. So ſteht das Geſchlecht der Jetztlebenden, arm, ohne Unſchuld und ohne Geiſt, zu klug für die Erde, zu feig für den Himmel. Es iſt der Anfang des Fegefeuers der Welt, denn nur durch Flammen geht man zum Licht und zu den Göttern empor.

So ſtehen die Armen nun ohne Leben im Leben, und was ſie einſt ſelbſt waren, ſcheint nun etwas Fremdes zu ſein und umbrauſt ſie als Schickſal mit ſeinen Wogen. Sie ſtehen und zagen ohne Liebe, ohne Genuß und wollen nicht hinein in den feurigen Tod der Verwandlung, damit ihnen wieder Leben werde.

Über dieſen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Ufer findet Grund.

Aber der Mut trägt darüber oder ſtürzt ſich hinein und ſchwimmt erquickt durch die Flammen, wie der Ermattete ſich in der kühlen Welle erfriſcht. Heroismus nur wird den Zauber löſen, aber er löſet ihn leicht. Wie wir aus den Wiegen erwachen zum neuen Leben mit allen den ſüßen Trieben und Nachgefühlen einer früheren Zeit, aber doch von dem Traume keine Ahnung haben, der uns in das Neue hinüberführte, ſo wird es den Ritterlichen ſein nach dieſem Durchgange. Denkt an die Drachenbezwinger und Erlöſer der Jungfrauen und Prinzeſſinnen von Rieſen und Zauberern. Ihr Mut führte ſie über brillantene Spinnewebenbrücken und durch Löwen und Ottern. Der Zauber ward nichtig vor den Starken. Aber das gegenwärtige Geſchlecht iſt klein und verzagt. Es wird und kann den Todesſprung nicht wagen. Hineingeriſſen, hineingetrieben wird es werden durch das Unglück, das nachkommt, und durch langſame Qual wird es des Todes ſterben zur Verjüngung.

Sie ſind zu ſchwach und können nicht dafür. Ich will euch ſagen, wodurch ſie es ſind, ich will euch zeigen, wie ſie ſind, und ihr werdet dieſe fürchterliche Wahrheit begreifen. Wie ſie durch den notwendigen Gang des Schickſals und durch die Zeitbildung zermürbt, zerſtoßen und abgeflacht ſind, habe ich vorher gewieſen. Wie einige große Naturforſcher glauben, daß nach Jahrtauſenden alle Berge und Hügel verſchwinden werden und die ganze Erde

nur eine große Fläche sein wird ohne Wechsel von Luft und Mut, von der Schwere und von Nebeln gedrückt, so ist es dem Geschlecht ergangen, es ist zur Gleichheit der Erbärmlichkeit gekommen, weiß, daß es klug ist, aber fühlt, daß es nichts kann. Die Kraft von innen, der Trotz des Gefühls, der mächtigste von allen, ist dahin. Wo der Druck aufhört, ist der Gegendruck fürchterlicher, und das Gleichgewicht der Kräfte ist unmöglich. Es war eben kein schöner Zustand für die Europäer, der vom ersten bis achtzehnten Jahrhundert, aber es gab doch Kampf und einzelne lustige Erscheinungen in diesem Kampfe. In dem letzten Jahrhundert ist durch der Menschen Entnervung und Zerstückelung viel Häßliches und Unmenschliches entweder neu geworden oder hat sich doch herrschend recht entwickelt und steht desto abscheulicher da, weil das Zeitalter sehr klug ist zum Urteil.

Ich nenne euch, was ganz Europas Weh ist, das Schlimmste von dem Schlimmen. Wie die größten Berge endlich den Quellen und Strömen nachstürzen, die sich aus ihren Füßen ergießen, so drängt die ewige Schwere des Herrschens unaufhaltsam weiter, je weicher sie die Dinge findet. Denn die Herrschaft wirkt nach ewigen physischen Gesetzen wie die Luft und das Wasser. Ihr kurz ausgesprochenes Gesetz ist: Ich herrsche, wo ich kann, und das des Beherrschten: Ich diene, weil ich muß. Die Regierungen haben in den letzten Jahrhunderten alles gekonnt, die Republiken sind vernichtet, die Monarchien sind größtenteils Despotien geworden. Im Orient hat das doch auch seine Vorteile. Die Staatsmaschine geht dort freilich etwas dumm und unbehilflich, aber doch einfach ihren Gang und braucht nicht so vieler Meister, Helfer, Lenker und Ausbesserer. Hier aber ist alles anders, weil Despotismus hier kein Naturgewächs ist wie dort häufig. Man tut den Regierungen gewaltiges Unrecht, wenn man langsame Schlauheit, schleichende Absicht, schändliche Betrügerei voraussetzt, wodurch es geworden sein soll, wie es ist. Der alberne Glaube, als wenn Klugheit und List der große Grund der Weltregierung wäre, hat diese Beschuldigung erzeugt. Nein, diese allmächtige Klugheit ist nirgends in der Welt, deren Leben und Leiden viel tiefere Gründe hat. Sie ist aus den hohlen Köpfen und kümmerlichen Eingeweiden der Herren aufgedunstet, die von Kathedern Weisheit klingeln oder hinter den Schreibtischen der Minister und Könige die unverstandenen Orakel eines mächtigen Willens, der wohl weiß, was die Welt zusammenhält, durch die Feder und Finger laufen lassen. Die Sache ist ganz einfach. Die Herrschaft ist vorgedrungen, wie der Widerstand ausgewichen ist, und die Regierungen sind ge-

worden, was sie sind, ohne so viel dabei gedacht zu haben, als man sie gewöhnlich denken läßt. Aber in der dritten Ordnung der Kräfte herrschte und herrscht die Klugheit allerdings mehr, als sie sollte, nämlich in den Instrumenten der Herrschaft, und gerade dies ist der beste Beweis, daß die Herrscher von Anfang an nichts so Böses gemeint und gewollt haben, als man sie gewöhnlich meinen und wollen läßt.

Der Europäer ist das denkende, der Orientale das genießende Wesen; der allgemeinste Unterschied des mäßigen und des heißen Himmelsstriches. Auch in der früheren Zeit, als die Griechen, Etrusker und Römer herrlich waren, als Mensch, Natur und Leben noch mehr in Einheit bestanden, herrschte in Europa das gedachte Gesetz und der wechselnde Wille in Sitten und Weisen für den ewig bestimmten Wahn und die bleibende Sitte der Orientalen; der Europäer hatte die bewegliche Kunst, welche die großen Wechsel und Spiele des Lebens auch in die Zukunft hineinspielt; die Kunst des Orientalen ist von jeher in ihren Bildern die erstarrte, in ihren Gedanken die schauende gewesen. *Hier war also von Anfang an Bewegung und Mannigfaltigkeit* Urtrieb, dort Erstarrung und Einförmigkeit. Hier war die Verwickelung der irdischen Dinge von jeher vielfacher und verflochtener und also auch die große Kunst der Künste, das Regieren. Je mehr früherer Alter Kraft und Einfalt zerrann, je mehr der Menschen Schlauheit, Schwäche und Verderben wuchs, je mehr in der mittleren Zeit die irdische und himmlische Ziehkraft der Bildung im Widerstreit war, desto mehr mußten der äußern Instrumente werden, die wankenden und getrennten irdischen Dinge zu stützen und zu binden. Wie dieser Widerstand nachher immer weiter ging, wie der Scharfsinn und die List und Künstlichkeit bis ins Unendliche wuchs, wie jeder mit sich und seinen kleinen Dingen künstelte und zu machen glaubte, was die ewige Natur macht, da fuhr dieser Wahn auch in der Regierenden Köpfe. Die meisten, gut meinend, einige auch arglistig, gingen gleich mit der Zeit, und so ist endlich eine solche überkünstliche Staatsmaschinerie entstanden, daß selbst die Gescheitesten die Maschine nicht mehr im Gang echalten können. So viele Netze mit mannigfaltigen Stricken, Fäden und Verknüpfungen sind sichtbar und unsichtbar gestellt, daß Jäger und Wildbret zugleich darin gefangen werden und bei der vergeblichen Arbeit sich loszuwickeln sich nur immer tiefer zum Verderben darein verwirren. Dem schon geschwächten Menschengeschlecht hat diese Umgarnung die letzte Kraft genommen. Von tausend unsichtbaren Ketten gehalten, von tausend künstlichen Kräften behext, im Hause, auf der

Gasse, hinter den Gardinen belauert und beschützt, haben sie endlich geglaubt, es müsse so sein; mit diesem Glauben war alles Herrliche dahin, Klugheit und List regieren nun wirklich die Welt. So ist Despotismus gekommen, zufällig, nicht absichtlich, aber die Wirkungen haben dieselben sein müssen. So ist es dahin gekommen, daß seit den letzten hundertfünfzig Jahren die Klugheit wirklich ein Scheinregiment in Europa gehabt hat; sie hat regiert, weil man geglaubt hat, sie regiere. Dies haben die Gescheiteren von jeher benutzt. Sie, die Klugen, heuchelten mit den Dummen den Glauben an ihre Majestät, und weil sie doch die Klugheit am klügsten hinstellen konnten, so konnten jene ja gegen ihren eigenen Glauben nicht sündigen und mußten dieser zu Gefallen tun, was sie haben wollten. Hieraus erklärt sich Friedrichs des Einzigen Größe und Rettung. Er wußte wohl die Gaukelei, wodurch er seine Feinde behexte. Großen Menschen kommt aus ihnen selbst die Einfalt der Welt und ihrer Bewegung und Beherrschung, denn eben Einfalt ist aller Größe Grund.

Allein nicht bloß verkümmert und entwürdigt sind die Menschen durch die Künstlichkeit und das Maschinenwesen des Regiments der neueren Zeit, woraus allmählich Despotismus geworden ist, sondern auch schwer belastet. Wir wissen und fühlen es alle. Die Menge der Zurüster, Helfershelfer und Diener der Gewalt ist unendlich. Für sie muß der Bauer pflügen und der Bürger schwitzen, und doch könnte man sicher in den meisten Ländern zwei Drittel von ihnen ausstreichen, und sein Wunder würde man sehen, wie die Dinge sich wohl besser hielten und trügen als mit allen diesen Lückenbüßern, Altflickern, Ausrufern und Häschern der Regierungen. Fangt an von dem neuesten Imperator und seiner feigen Horde von Trabanten, Knechten, Schmeichlern und Spionen, wie ungeheuer ist der Staat, den die Nationen halten müssen, ungeheuer, wenn man ihn an den der nächsten Jahrhunderte hält, ungeheurer, wenn man an das denkt, was im Mittelalter war! Dazu zähle ich nun die andern größten Plagen auf, ohne an die physischen Krankheiten zu denken, von welchen Europa in den letzten Dezennien gezuckt hat.

Das schlimmste aller dieser Übel ist die schreckliche Menge der stehenden Heere. Ich weiß wohl, daß man aus ihnen Zucht, Sittlichkeit, Aufklärung, Industrie und Gott weiß, welche Glückseligkeit und Bildung hat herleiten wollen, aber hat nicht der Teufel selbst seine Verteidiger gefunden, und wer möchte es ihm absprechen, daß er nicht zu etwas gut gewesen sei? Ich aber für meine Person habe doch nicht gern mit dem alten Feind zu tun. Das Mittelalter in seiner Unhuld, noch mit dem halben

Tierpelz der Barbarei bedeckt, von Pfaffen verdüſtert, von ſtolzen Feudalherren niedergetreten, ſieht wüſt und widerlich genug aus. Hungersnöte, Peſt, Ausſatz, Awaren, Ungarn und Mongolen kehrten es genug um. Aber haben wir denn nicht Peſten, Hunger und Mongolen genug, nur unter andern Namen? Jenes Unglück war vorübergehend; Europens Plage iſt ſeit zwei Jahrhunderten ſtehend geweſen. Damals wuchs mancher Staat, manches Völkchen im Schirm der Freiheit und Tapferkeit herrlich auf, und ihre Blüten wurden goldene Früchte, die kommenden Zeiten zu erfreuen. Mit der Reformation kam Ordnung und Zucht, die kleinen Tyrannen wurden zerſtört, damit große würden; was vormals einzeln plagte, drückt jetzt allgemein. Jeder weiß die merkwürdige Zeit, wo die Fürſten anfingen ſich zu fühlen, es war in den fünfzig Jahren, die der Reformation vorhergingen. Man hat ſich gebalgt, ſo alt das Menſchengeſchlecht iſt: Eroberer und Tyrannen, das häßlichſte Geſchmeiß, was die Erde geboren hat, haben oft ihr Glück und ihren Frieden umgekehrt. Auch das Mittelalter hatte ſolche Helden; aber den Deſpoten und Weltſtürmern fehlten die Mittel, die Völker zehn oder dreißig Jahre für ein Nichts zu bewegen und ſich totſchlagen zu laſſen, was man ihre Ehre und Größe nennt, wobei ſie aber ſehr ſchlecht und ſehr unglücklich werden. Man lag einige Monate im Felde, ſchlug ſich, belagerte und nahm ein paar Städte und ging dann nach Hauſe; ſo trieb man das Ding einige Jahre matt hin, und dann war Friede, weil niemand Luſt hatte ins Feld zu ziehen. Freilich einzelner Völker Haß macht Ausnahmen und gab längeren und blutigeren Streit; aber in der Regel waren die Heere klein von 10000 bis 30000 Mann, ſie trieben es wohl wild und rauh, aber ſo konnten ſie die Völker nicht bearbeiten als die jetzigen Hunderttauſende mit planmäßigen Plünderungen. Heere von 80000 bis 100000 waren damals Wunder und liefen wie alle Wundererſcheinungen gewöhnlich bald auseinander, weil man die Kunſt noch nicht kannte, ſie von den Völkern unterhalten zu laſſen. Wilde Barbaren, die noch nicht zu Europa gehörten, konnten wohl zuweilen Schrecken darein bringen, aber ſonſt waren die politiſchen Wechſel unbedeutend, verglichen mit dem, was ſich in den letzten Jahrhunderten begeben hat. Auch die Hierarchie, welcher man manches Unrecht und Unheil auf den Hals geſchoben hat, brauchte die Schrecken der Religion oft wirkſam zum Schutze der Gerechtigkeit und ſetzte unter den Völkern oft beſſer das Maß als das, was man ſeitdem Syſtem des Gleichgewichts genannt hat. Mit dem Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts trat ein neues Zeitalter ein. Die Hierarchie hatte durch die Schuld der

Zeit und durch eigne Sünden ihre Majestät und Furchtbarkeit verloren. Gesetze, welche den Fürsten Kraft gaben, hatten den Übermut der Fehderäuberei gebändigt und durch Vertrauen und Dankbarkeit der Völker die Fürsten mächtig gemacht. Um der kleinen Herren und Städte Herrlichkeit war es vollends getan, als das Schießpulver die Kriegskunst veränderte, Burgen und Mauern lagen nun in Schutt. Zu großen Abenteuern und Revolutionen war die Zeit reif; eine herrlichere haben die Europäer nie gehabt als die von 1480 bis 1530. Wie drängen sich die großen Dinge und ihre Erinnerungen, und wie atemlos gucken wir Pygmäen zu der Höhe der Heroen auf. Die Buchdruckerkunst, Colon und seine Neue Welt, der Gebrauch des Schießpulvers, die Fahrt nach Indien, Italiens Kunstblüte, die Reformation, dazu die großen Genien, Erfinder und Helden, ein kühner, tapferer Mut im Volke, ein ritterlicher Sinn im Adel, Majestät noch mit Kraft und Weltsinn bei den Königen und Fürsten — o es ist so herrlich, daß einem das Herz brennt bei dem Gedanken.

Aber auf dieser hohen Spitze, in diesem herrlichsten Kampf und Gewimmel aller Kräfte war auch die Grenze. Von hier ist es reißend abwärts gegangen bis auf den letzten Tag, den wir verlebt haben. Die Fürsten gebrauchten die rüstigen Männer zum Krieg — ach, wie wenige Weise und Glückliche haben die Menschen zu etwas Besserem gebraucht! — und die Wut ging an, Eroberungen zu machen, Monarchien zu stiften und seiner Naturgrenzen Abrundungen zu suchen. Weil die Fürsten in dem Kampf mit den Magnaten in den vorigen Jahrhunderten das Volk allmählich zur Einheit zusammengeschlagen hatten, so konnten sie dem Ganzen leichter eine Bewegung geben, sie konnten auch vom Volke mehr nehmen, ohne es zu sehr zu drücken. So wurden die Kriege länger, die Heere durch Gewohnheit allmählich stehend und an die Person des Regenten gewöhnt als seine Leute und nicht als die des Volks. Mit den Heeren bekam der Fürst so immer mehr die Macht in die Hände, des Ganzen besser Herr zu werden und zugleich die Heere zu vermehren. Doch bis auf den Dreißigjährigen Krieg waren in Friedenszeiten 25- bis 40000 Mann die höchste Zahl stehender Soldaten in Staaten, die jetzt 300000 bis 400000 unterhalten. Nach dem Dreißigjährigen Kriege ward alles anders. Frankreich stand da als der mächtigste Staat, das Volk war im vollen Wuchs und Gefühl seiner Kräfte, ein mittelmäßiger König, der durch Darstellung und Liebenswürdigkeit ein trefflicher Franzosenkönig war, hatte den Ehrgeiz, ein Eroberer zu heißen, und ward durch seine großen Feldherren, durch seinen abscheulichen Minister Louvois, durch seine

Jesuiten, ja sogar durch seine Hofpoeten, Ballettmeister und Weiber in dem Wahn unterhalten, daß er der größte Held und Mann des Jahrhunderts sei, und ließ sich schon bei seinen lebendigen Ohren Ludwig den Großen schelten. Deutschland und Niederland waren sein Ziel und fühlten die Übermacht seiner Hunderttausende. Seine ewigen Eroberungskriege, seine immer gerüsteten Heere zwangen die übrigen Staaten, nach Verhältnis gegenan zu rüsten. Ludwig ward alt genug, das Elend noch mitanzusehen, was er über seine Nation gebracht hatte, aber die Folgen seines Ehrgeizes blieben.

Von dieser Zeit schreibt sich die schreckliche Last der stehenden Soldaten und die Schmach der Völker. Soldat und Bürger stehen seitdem in den meisten europäischen Ländern als zwei einander ganz fremde Dinge, in manchen sogar als Feinde einander gegenüber. Wer nicht Soldat ist, hat hinfort mit der Ehre und dem Gebrauch von Wehr und Waffen nichts zu tun noch mit kriegerischen Übungen, wie es im Mittelalter jedes freien Mannes Ehre und Recht war. So sind die Übungen der Männlichkeit, und mit ihnen ist auch ihr Sinn ausgestorben, und ehrlose Sklavenfeigheit ist bei den Unbewaffneten sogar durch Gesetze privilegiert worden. Am meisten aber hat die Not die Völker erniedrigt. Die Unterhaltung dieser unzähligen Heere, die Kriege, die mit ihnen ewig und durch die Menge der Menschen zerstörender geworden sind, haben zuerst den adamitischen Fluch recht zur Wirklichkeit gebracht: Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen. Der liebe Gott hatte es leidlich genug mit den Menschen gemacht und ihnen eine immer noch fruchtbare und schöne Erde hinterlassen. Aber die Schläger sind die Herren der Welt geworden, jetzt erst beherrscht das Schwert den Pflug, und was die Menschen in Freude und Lust für ihre Arbeit genießen könnten, was in schöner Freigebigkeit an Pracht, Kunst und Wissenschaft reich verwandt werden könnte, wie in einigen Epochen des Mittelalters, geht alles in die Kehlen der Soldaten und in den Schlund der Kanonen. So ist den Menschen die Kraft genommen, und mit aller Arbeit erringen sie nur einen kümmerlichen Genuß. Fröhliche Gemütlichkeit, genialische Gemächlichkeit, menschliche Gastlichkeit fehlen von Tage zu Tage mehr. Jetzt erst wird die uralte Klage recht wahr, daß die Welt nach Brot geht. Ja, so weit sind wir, daß die meisten selbst mitten in der Arbeit noch nach Brot schreien. Feigheit und Geiz, die engbrüstigsten Ungeheuer, umfassen alles mit ihren Krallen. Woher soll das Schöne und Große kommen?

Bei einer so gänzlichen Verwandlung der Welt im Guten

und im Bösen steht doch noch so vieles von dem Alten und wehrt sich hartnäckig mitzustürzen und vermehrt die Verwirrung und das Unglück. Noch immer hält sich der Feudalismus, der lange veraltert ist und im Mittelalter hie und da nur eine zufällig gute Seite hatte. Jetzt ist er nicht nur ganz unbrauchbar, sondern der Bildung und den Anstrengungen der Zeit so ganz entgegen, daß ich ihn nur mit Abscheu denke. Durch ihn ist die halbe europäische Erde noch bis jetzt eine Wüste und manche Nation einem Barbarenvolke gleich, welche, von ihren Ketten gelöst, unter den großen und glücklichen sein würde. Dieser und mehrere andere Altertümer drücken gegen oder drücken gar nieder.

Was gesprochen ist, schildert schon die Zeitgenossen, auch das Folgende wird sie schildern, denn wenn diese Übersicht der Dinge gut ist, so muß sie *eines* Geistes und *einer* Deutung sein. Ich komme nun zu den Zeitgenossen selbst und meine nicht bloß die großen und lauten Spieler und Lärmer auf der Weltbühne, sondern den größeren Schwarm, welcher dem Spiel mit zusieht und endlich die Posse allein bezahlt. Es gibt allerdings große Begebenheiten, die wie eine lange Zeit, große Menschen, die wie ein ganzes Volk aussehen, aber es bleibt darum nicht weniger wahr, daß das Gemeine das Größte und Bedeutendste in der Welt ist. Wie dies Gemeine und Niedrige es hier unten treibt, in demselben Sinn treiben es die Ungemeinen und Hohen dort oben, die sich gar nichts darauf einzubilden haben, daß sie so hoch stehen; denn der Abstand zwischen den beiden ist doch nie so lang als von dem Kopf zu den Füßen, denn diese stehen nur auf ihren Schultern. Was dieser große Haufe treibt, und wohin er will, das treiben und wollen am Ende auch die droben nur, obgleich sie mit dickeren Backen in die Posaunen stoßen und mit stolzeren Schritten den Boden stampfen. Möchten doch alle Menschen so denken wie ich und oft das Gemeine betrachten, um ihr Bild zu erblicken! Sie würden wohl in sich gehen und sich schämen, daß es so häßlich ist, noch öfter sich schämen, daß sie es wohl gar so häßlich gemacht haben. Sie würden aber von diesem Gemeinen, was sie gnädig Volk, gerecht Pöbel nennen, noch gar viel Verstand und Güte holen können, wenn es ihnen anders um solche gemeine Dinge zu tun ist.

Der große Text der folgenden Worte ist **Brot, Brot.** Danach läuft und schreit die Menge. Sie hat es von jeher getan, wie ich vorher sagte, aber nicht mit solcher Angst und nicht mit solcher wahren Angst. So erliegen die Menschen in Not und Schwachheit, und die Furcht jagt sie in den Geiz hinein, aus welchem keine Erlösung ist. Unter der Arbeit stöhnt die Mehr-

zahl der Menschen, den Genuß, welchen sie haben sollte, nim
der Staat für seine Bedürfnisse. Genuß und Freude hat
Natur allen Lebendigen verheißen, und sie müssen danach streb
sollten sie die Lust auch von Galgen und Rad herabstehlen. W
die Kräfte überspannt sind, weil die Staatsmaschine, welche
Menschen umtreibt, sie wie Mühlenpferde mit verbundenen Aug
rundlaufen läßt, weil sie bei der neuen Ordnung in Ausnahm
und Vorrechten so viele alte Ungleichheit und Ungerechtigk
sehen, so hat sich ein schlauer und spitzbübischer Sklavensinn
ihnen angesetzt, der, wo er durch das Gesetz kann, allenthalb
durchdringt, und wie ein Dieb wieder stiehlt, was er als ein e
licher Mann gab. Es ist wenig Redlichkeit zwischen den Bürg
und dem Staat; zu welcher Entwürdigung dies führt, ist
greiflich. So im gemeinen Diebssinn genießen die meisten M
schen jetzt das Leben und seine Güter, ohne das Gefühl, daß, w
einer hat, allen gehöre und alle es mitgenießen sollten. Weil
dabei immer noch fühlen müssen, daß ihnen bei aller Arbeit d
kein Menschengenuß kommt, sondern nur wie des Tigers,
seinen Rachen voll hat, so haben sie eben keinen freudigen Arbei
sinn, sondern die meisten sind faul, gehen wie Sklaven dar
hin und bürden sie gern andern auf, suchen aber desto mehr
genießen, die schlimmste Erscheinung der entarteten Menschh

Menschensinn ist hierin nicht, ja selbst der Bürgersinn
hiebei unmöglich. Wo gemeinschaftliche Freude und Genuß
Menschengesellschaft nicht mehr verbindet, da wächst nichts
dem Innern wie eine Blüte des Strebens und Wollens herv
sondern alles geht nach außen. Je weiter nach außen, d
weiter zum Nichts. Entbehrung und Armut haßt dies Geschl
wie die Pest, und wie die Dinge stehen, ist es die schlimmste
von allen. Wo die Kraft nicht mehr bedeutend werden kann u
lauter Schwächlingen und Gesindel, da macht man vergängl
Popanze für ewige Werke und für menschliche Taten, die a
ewig sind. Die Angst vor dem Tode, wo kein Leben ist, vor d
Hunger, wo Armut und Schande fast gleichbedeutend werd
quält sich selbst füe die künftigen Geschlechter. Gold wird
sammelt, oft gestohlen von dem Bürger und vom Staat. Tug
steht nach Gold, reich und vornehm sein ist edler als tapfer
gütig sein. Ist der Bauer ein Bürger, der Bürger ein Edelma
der Edelmann ein Graf geworden — das sind die Höhen,
diese Menschheit erklimmen kann, das ist ihr edelstes Streben
alles hin zum Aristokratismus, zur Verachtung der Menschh
zu dem leeren, hohlen Nichts. Besser sein kann auch nicht,
man Humanität der Gesellschaft nennt, worauf die jetzige

sich sogar etwas einbildet — Verleugnung der Wahrheit, der Menschentugenden, Entsagung der Kraft und Würde, damit alle Jämmerlichkeit und Erbärmlichkeit ja ungestoßen durchgehe; immer das kahle Bewußtsein gegenwärtig, daß man etwas Eigenes ist und vorstellt, nie das größte natürliche, daß man ist.

Und die Geselligkeit und die Vergnügungen? Ja freilich, nach Vergnügungen jagt der Mensch, der keine Freude hat. Deswegen haben wir der Vergnügungen und Lustbarkeiten so viele, aber ohne Sinn, ohne Jubel und Taumel, wodurch selbst der Barbar herrlicher ist als ein flaches, strohenes Geschlecht. Zusammen sind die Menschen mehr als zuviel, aber alle mit Lügengesinnung und Eitelkeit. Deswegen ist die gewöhnliche Geselligkeit auch gewöhnliches Verderben. Und wie sollte es nicht? Denn geizig und kümmerlich mit mancherlei Ängsten und kleinen Absichten kommen sie zu dem, was sie ihre Vergnügungen nennen. So ist die Lust lange tot und die Unschuld zu Grabe getragen, ehe sie unter den Leuten erschienen ist. Nichts charakterisiert die völlige Absterbung des Naturtriebes und der Selbstkraft besser als die Jugend. Geschieht das am grünen Holz, was soll am dürren werden? Da ist alles Frische und Mutige stumm, was sonst kühn hervorbrach im Guten und Bösen. Eine Zucht schon bei Knaben, welche die wahre Unzucht ist, weil die schwache Natur nicht aus dem Ei kommen kann und in der Geburt stirbt. Die Jünglinge bei aller Quecksilbrigkeit der Zunge und Füße verkümmerte Greise mit zwanzig, vierundzwanzig Jahren. Es ist ein entsetzliches Gefühl, wie die Jugend alt und grau geworden ist. Kann man dem Menschen nicht ansehen, daß er ewige Jugend bewahrt, so muß man ihm doch ansehen können, daß er älter werden kann. Diese sind schon alt geboren.

Was die Jetzigen als Bildung und Verfeinerung in der Gesellschaft an sich rühmen, das rühmen sie wohl als Stille und Zucht im Staate und schelten die Generation vor ihnen barbarisch. Auch hier ist nichts Braves. Ohne Widerstand, ohne verständige Worte der Freiheit und Männlichkeit, die selbst zu Fürstenohren dringen würden, tragen sie demütig mit Eselsgeduld und schleppen sich verdrossen und brummend weiter. Aber ist der Wächter nicht da, wo bleiben die Säcke? Dies Geschlecht gehorcht nicht aus Gehorsam gegen Gesetze, denn da muß man ein Gesetz achten, es gehorcht nur, solange es muß. Feig und schelmisch aber umschleicht es sie, wo es kann, und wohin die Strafe nicht reicht.

Weil kein edler Trieb, kein kühner Sinn durch die Brust geht, so fehlt es den Trieben an Haltung, und Eitelkeit, das Kind des Mangels, ist die Herrin des armen Lebens. Sie liebt

den Wechsel, den Gesellen des Nichtigen. Nie hat daher di
Mode geherrscht wie jetzt; schneller und vorübergehender, je ärme
wir werden. Wie staune ich, wenn ich die zwanzig Jahre meine
Erinnerung zurückdenke! Was damals im Schritt ging, geh
jetzt im Galopp. Geht von den Flittern eurer Schuhe, von de
Titusköpfen eurer Stutzer und den Müffen eurer Damen bis z
den Verfassungen und Schlachten der letzten Jahre, und ihr ver
steht mich.

So sind wir flach, arm und elend, ohne Liebe und ohn
Phantasie, ohne Vaterland und Freiheit, ohne Himmel und Erde
Die Väter hatten doch noch einen Gott, der ihnen Schrecken un
Freude brachte, ein allmächtiges Schicksal, die Idee einer ewige
Notwendigkeit; wir sind so klein geworden, daß die Erhabene
uns nicht mehr treffen, sicher kriechen wir unter ihren Donner
schlägen hin. Religion — der schlaue Sklav' hat sie nie gehabt
sie keimt nur aus Lebensfülle, aus gemeinschaftlichem Kampf i
Freude und Leid. Der Mensch, der keine Menschheit anerkennt
kann diese heiligen Gefühle nicht haben, er hat nur einen hohle
Aberglauben, worin sich seine wimmernde Eitelkeit widerspiegelt

Und die Kunst, sie spielt ja mit den Bildern des Ewigen un
Unvergänglichen, was sollte sie unter diesen Gesellen machen
Das Schwächliche und Unzüchtige, was ihr nie angehörte, wa
man mit ihrem heiligen Namen nannte, das bedeutungslose Spie
mit den nichtigen Ephemeren und Götzen der Mode, der leer
Klang des Augenblicks — das meint man für sie. Ihr Sin
ist unwiederbringlich unter dem Volke verloren. Es ist wunder
bar, wie schnell alles Lebendige sich vergeistigt, alles Frische ver
dorrt hat. In meiner Kindheit da wandelte noch Gott und di
Engel um die Häuser der Menschen und um die Wiegen de
Kinder, da gingen noch Gespenster rund, und Märchen aus alte
Zeit tönten süß zu dem Wiegenliede der Nacht, alte Lieder wurde
gesungen, und im Frühling und Herbst klang es frisch aus Felder
und Büschen. Auch das ist ausgestorben, selbst der Geringst
spricht davon wie von Kinderalbernheiten und Aberglauben; e
ist ja klug und arm geworden wie die Vornehmen. Was vo
Kunst da ist, steht dieser Welt fremd und ist wie aus ander
Welten und Zeiten. Ich sprach oben bei den Dichtern davon
Das Herrliche, was ja noch da ist, vergeht in der Blüte ohn
Freude und stirbt früh, weil es nicht mit den Lebendigen lebe
kann. Mich dünkt, man fühlt dies bei nichts mehr als bei de
Musik. Sie ist der rechte Klang und also auch wohl die recht
Kunst der Menschenseele, und sie sollte also wohl nie anders wer
den können, als sie gewesen ist, wenn sie anders je recht war

Wie lieb und fromm klingen uns die alten Weisen und Lieder! Wie gemütlich und freundlich verwandt gehen sie zum Herzen und geben soviel zu sinnen und zu träumen! Aber hört das Neue. Haben die Menschen keine Ohren mehr, oder konnte selbst diese Kunst überkünstlich werden?

Erstarrung und Leerheit sind die beiden Hauptzeichen der Gegenwart, und wo noch Bewegung ist, da ist doch keine Stetigkeit und Beständigkeit in ihr. Ei, spricht man, was du alles weißt. Ist denn nicht Mut genug unter den Menschen, nicht Verachtung des Todes genug? Und du sprichst von Lebensangst. Ich weiß, wohin man will. Aber ich sehe nur Mut hie und da in Schlachten, und eben auch nicht zuviel. Der Krieg aber ist nur einer Krankheit gleich, einer Wut der menschlichen Natur, und nicht gern möchte ich das ganze Geschlecht danach richten lassen. Mut heißt mir Ruhe und Besonnenheit im Leben, Verachtung des Schlechten mit Aufopferung, Wahrheit und Freiheit in Rede und Tat ohne den Rückblick auf Gold und Ruhm. Das sind andere Kämpfe und edlere als die unter Trommeln und Pfeifen und vor Kanonenschlünden. Manche hat die Zeit sterben sehen, wie sie meinte, für edle Dinge, nicht ich. Die Menschen sind wie Missetäter oder Narren zum Schafott gegangen, nicht wie Menschen. Als Berauschte und Wahnwitzige sprachen sie im Schall prunkender Worte, was die Mannstat nicht zu sprechen bedarf.

Auch nenne man mir nicht die Begeisterung der Zeitgenossen. Ich werde unten bei den Franzosen mehr davon sagen. Auf Pfützen werfen sich am ersten Blasen auf, aber die tiefen Ströme gehen ruhiger. Winde wehen und lassen keine Spur, wilde Bergwasser brausen und zerstören nur. Wo die Menschenkraft wirkt, will ich Schöpfung sehen, denn zum Erschaffen und Bilden ist der Mensch auf Erden. Was hat eure Schwärmerei getan, gewollt, wo ist sie geblieben? Was tut, was will sie noch? Wo sie Verwilderung und Knechtschaft bringt, da war sie eine Schwäche, eine Krankheit, die mit dem Tode endigt. So sind alle Äußerungen der Zeitgenossen, die edleren Aufwallungen gleichsehen. Es sind krampfhafte, ungesunde Zuckungen, welche die Unnatur und Überspannung verraten. Man sollte nach manchen Zeichen glauben, kein Zeitalter habe mehr Religion gehabt als dieses. Aber weil man sie nicht mehr hat, weil man mit der Ohnmacht nicht mehr zu dem hohen Himmel der Idee reichen kann und für das heilige Gefühl und den stillen Dienst der Natur zu klug und zu schlecht ist, macht man sich Phantome, die man anstarrt, äfft sich mit Selbstbetrug und wird nicht weiser noch

glücklicher, als man beim Ausgang war. Wieviele Mysterien und geheime Gesellschaften! Welche Gaukelei mit Wortklängen und mystischen Empfindungen! Welche Arbeit, den Leuten einzubilden, man sei heiliger und eingeweihter als sie. Was soll man glauben? Nichts, denn nichts Göttliches wird daraus geboren. Der Trieb nach solchen Dingen beweist das Bedürfnis, das leere Spiel mit dem Heiligen die Wüstenei der Herzen. So führen Lüge und Eitelkeit die Zeitgenossen im Wahn, doch unten am Boden hält der Instinkt eines natürlichen Weltglaubens und Güte und Liebe, die doch mehr kann als alle Lüge, das Wankende noch zusammen.

4. Die alten Völker.

Man zieht endlich die gewisseste Lehre aus der Geschichte, daß die Gegenwart sich nie von der Vergangenheit warnen läßt, daß die Völker durch Torheiten und Unfälle früherer Zeit nicht klug werden. Ich habe hier mit den Geschichten und Entwicklungen der alten Völker im allgemeinen nichts zu tun, nur mit einem Gesichtspunkte gehe ich durch die weite Länge von Jahrtausenden zurück. Ich will den Neueren eine Ähnlichkeit zeigen, woran man selten gedacht und noch seltener geglaubt hat. Man hat die alten und neuen Geschichten und Schicksale mehr getrennt voneinander, als recht ist, und sich in die törichte Sicherheit eingewiegen lassen, als wenn in Europa nicht wieder geschehen könnte, was einmal geschah. Ich will einige Weltrevolutionen alter Zeit berühren, will versuchen zu zeigen, durch welche Begebenheiten und Künste Völker, deren Bildung mit der unsrigen Ähnlichkeit hatte, stiegen oder sanken, durch welche List und Tapferkeit auf der einen, durch welche Trägheit und Zwietracht auf der andern Seite Herrschaft und Knechtschaft verdient ward. Ich will zugleich das Streben und die Gesinnung der Menschen in solchen merkwürdigen Wechseln schildern. Wird dann kein Spiegel daraus, worin die Jetzigen wahre Bilder sehen können, so habe ich etwas Vergebliches getan.

Der Orient ist eine ganz eigne Welt für sich, und seine Dinge und Geschichten lassen sich wohl mit denen des Okzidents vergleichen, aber sie geben wenige Berührungspunkte mit ihm; überdies haben wir über seine früheren Revolutionen und Begebenheiten nur kümmerliche Bruchstücke. Ich bleibe bei den drei Völkern stehen, die vor der neuen Epoche weltherrschend waren, bei den Persern, Griechen und Römern.

Die Perser sind mir keine Orientalen in orientalischer Be-

deutung, sie gehören halb dem Okzident an. Kleinasien, Armenien, Medien, Parthien, Hyrkanien, selbst das sehr südliche Persien im engern Sinn sind mit Griechenland, Italien und Hispanien ein Land. Freilich die letzten von jenen liegen viel südlicher, aber hohe Gebirge, die mehrere Monate des Jahres mit Schnee bedeckt sind, bringen selbst den Süden zum Norden, und in der ganzen Natur und im Menschen war und ist heute noch viel Ähnliches mit nördlichen Klimaten und Nationen. Zwar ein stiller und mystischer Geist des Orientalismus weht durch die Nähe schon über alle diese Länder, eine gewisse überfließende Fülle, ein üppiger Glanz des Lebens und der Kunst; aber wenn wir den wenigen Zeichen glauben, wo die Alten uns nichts vorlogen, wenn wir neuen europäischen Reisenden horchen, so lebt in jenen Bergländern auch jetzt immer noch abendländische Kraft und Tapferkeit, obgleich die Gewalt des Mohammedanismus ganz anders gewirkt hat.

Ich muß mich hier einmal aussprechen über die Perser, die Griechen haben uns von diesem edlen Volke entsetzliche Lügen gesagt. Durch Eitelkeit und Unwissenheit waren sie ebensowenig imstande als die Römer, von Fremden Wahrheit zu sagen. Ist es nicht arg, daß diese Hochgebildeten, deren bedeutende Staaten oft zwei, drei Jahre stehende Gesandtschaften am Hofe des großen Königs hatten, die in Krieg und Frieden so mannigfaltig mit den Persern verbunden waren, uns von dem eigentlich Merkwürdigen dieses Volks so gut als nichts sagen, z. B. von ihrer Religion, von dem Innern ihrer Staatsverfassung, von ihrer Bildung und ihren Sitten? Sie werfen, was am Hofe des Weltherrschers vielleicht erschien, bequem auf das ganze Volk und hüllen alles in die weiten Worte orientalische Üppigkeit und Feigheit ein, womit sie nichts als ihre Dummheit und ihren Stolz beschreiben. Nein, es war gewiß ganz anders. Bei einem Volke, das von Feinden und Fremden immer nur das Schlimme meldet, ist das verneinende Stillschweigen etwas Bejahendes. Ich halte hoch auf die Perser und ihren Charakter und werfe einige Winke hin zur Rettung ihrer Ehre. Auffallend ist es, daß in den griechischen Geschichten bei allem allgemeinen Schelten dummer Verachtung durchaus fast nichts Schlechtes und Niederträchtiges von der persischen Nation erzählt wird. Die Griechen, indem sie ihren Patriotismus und ihre Großtaten ausposaunen, erscheinen doch, so tapfre Streiter sie sein mögen, immer als die Schelme und Betrüger und müssen bei Schlachten und Verhandlungen oft unwillkürlich persischen Edelmut rühmen. Ich möchte einmal Perser lesen über Marathon und Platää. Die

griechischen Aufschneidereien sind handgreiflich. Groß waren die asiatischen Heere gewiß, aber wenn man das Fünftel und Zehntel setzt, hat man wohl die richtige Zahl. Es ist unmöglich, besonders bei der unvollkommnen Kriegskunst und Verpflegung der alten Zeit, daß sich so viele Hunderttausende in dem kornarmen Lande unter dem Hämus und den Kambunischen Bergen füttern konnten. Ebenso müssen wir die Menge der Erschlagnen verkleinern. Es bleibt für die Hellenen brav genug, diejenigen aus dem Lande geschlagen zu haben, welche sie zu unterjochen kamen. Der Perser war schön von Gestalt und ritterlich; was vom alten Stamm noch übrig ist, gehört auch jetzt noch zum schönsten Menschenschlag; er war scharfsinnig, gewandt, gebildet, mild und freundlich gegen Fremde und Unterworfene. Persiens Provinzen blühten meistens in Wohlstand und waren nicht streng regiert. Man sieht bei den asiatischen Kriegen der Griechen und Perser gar keine Neigung derselben, lieber dem Banner der Griechen zu folgen, die den Mund so voll hatten von Freiheit und Unabhängigkeit. Sie fühlten wohl, was das bedeutete, und die Griechen machten auf ihre Kosten ebensolche Gaukeleien und Einfädelungen wie Bonaparte jetzt in Madrid, Amsterdam und Florenz; aber freilich, der Name Freund und Bundesgenosse, den sie gaben, war nach ihrer Meinung mit keinem Golde zu bezahlen.

Was man in der Griechen Zeit Perser nannte, wenn man das herrschende Volk meinte, waren die Meder, Parther und Perser, welche die schöne Gebirgkette vom Kaukasus südlich hinab bis etwa dreißig Meilen vom Persischen Meer bewohnten, ungefähr in der Strecke vom jetzigen Tiflis bis Schiras. Das Hauptvolk in der früheren Perserepoche waren die Meder, der Persername ward nur der allgemeine, weil eine persische Dynastie regierte. Nach den Überlieferungen und Geschichten der Alten war in diesen Ländern von frühe her, als die Despotien Assyriens und Babylons lange gewesen, untergegangen und neu entstanden waren, eine gesetzliche europäische Verfassung gewesen. Gebirgvölker sind tapfer und trotzig und lieben die Freiheit. Angriffe der mächtigen Staaten umher gaben endlich den nördlichen Volksstämmen einen medischen, den südlichen einen persischen König. Dies waren aber keine orientalischen Despoten, sondern durch Sitte, Religion und Gesetz eingeschränkte Monarchen. Dies wissen wir aus manchen Annalen und Berichten der späteren Zeit, dies lernen wir von Xenophon, der die persischen Dinge sehr gut kennen konnte. Immer mag seine Cyropädie ein Prinzenspiegel und ein schöner Roman sein, er war ein zu gescheiter Mann, als daß er die Szene bei einem Volke gesetzt hätte, wo

der Sitz des Despotismus war, was alle Griechen seiner Zeit wissen konnten. Selbst in den nächsten Jahrhunderten nach Cyrus, als die Herrlichkeit des Perserstaates durch Luxus und Serailregierungen zu zerfließen anfing, waren doch orientalische Gewaltstreiche nicht orientalische Regel; nicht des Sultans Wort, das Gesetz richtete die Prinzen und Statthalter. Und wäre selbst da etwas Orientalisches geschehen, beweist dies denn immer den Sklavensinn und die Sklavenverfassung des Volks? Die Merowinger wurden Serailkönige, die Bourboniden in Madrid und Neapel sind es, in Paris hat ein neuer Sultan orientalische Gerichte und Hinrichtungen gehalten.

Viel Schönes hatte dies Volk, was es von Despotenvölkern auszeichnet. Seine Religion — welche erhabene Erscheinung im Orient! Seine Magier, welche wirklich heilige und ehrwürdige Priester! Den geheimen Geist der Natur, welcher unsichtbar durch das Ganze wandelt und es erhält, beteten sie im Symbol des zartesten, feinsten und schnellsten Lebens, des Lichtes, an. Aber dies war nicht bloß Sublimation der Idee im Geiste, es war Heiligkeit und Reinheit im Leben. Die Magier waren eine geheiligte und erhabene Klasse im Meder- und Perservolke, aber sie waren nicht abergläubische Priester, sondern auch die Männer, Richter, Züchtiger des Volks. Wir haben wenige Worte über sie bei den Alten, der Franzose Anquetil, die Engländer in Kalkutta haben in den letzten vierzig Jahren ihr Andenken wieder lebendiger gemacht. Die Sache ist im Streit, aber alt und wahr scheinen die Grundzüge des Zendavest zu sein. Welche Vergeistigung des Lebens, welche zarte und fromme Würdigung der Natur, welche liebende Sorgfalt für alles Lebendige, welche Reinheit und Unschuld der Sitten, welche Ehre des Ackerbaues und Fleißes! Und alles dies *eines* Ziels und *einer* Sorge, die geistigen Lehren im Leben einfältig und begreiflich zu machen. Dies ist etwas, was einmal gewesen ist und unter Menschen gelebt hat. Solches konnte der kalte und trockene Anquetil nicht dichten, solches konnten die elenden Flüchtlinge der Gebirge, die etwas Ähnliches nicht haben, nicht als das Ihrige erfinden.

Ich komme zu meinem Zwecke. Wie entstand die persische Monarchie? Man hat in den neueren Zeiten sehr leichte Erklärungen, indem man den Knoten durchhaut. Die rauhen und barbarischen Völker sind die Sieger, weil sie wild und stark sind, die gebildeten gehorchen, weil sie verweichlicht sind, und lassen sich geduldig zusammenhauen und zusammentreten. So hat man die Erscheinung der Monarchie des Cyrus, so die spätere Weltstürmerei von Dschingis und Timur erklärt. Aber nur Gedanken-

losigkeit oder Unwissenheit macht solche Allgemeinsätze. Barbaren und Gebildete sind aufs höchste genommen gleich. Was der Barbar an physischer Wut und Stärke hat, das hat der Gebildete an Hilfsmitteln, Maschinen, Waffen. Es müssen andere Gründe sein, daß er sie nicht gebrauchen will oder kann; andre Namen, die in der Geschichte gewöhnlich verschwinden, und andre Begebenheiten haben Trümmer und Vorarbeiten gemacht. Man fange die Mazedonier mit Alexander an ohne Philipp, man stelle Bonaparte ohne die Revolution hin, so versteht man mich. Sagen erzählen, wodurch die Persermonarchie ward, die Geschichte zeigt, wodurch sie fiel.

Es war in dem Jahrhundert vor Cyrus eine Völkerjagd in Nordasien, welche die Vorarbeit machte. In jenem weiten Scythien über und jenseits dem Schwarzen und Kaspischen Meere waren Revolutionen, welche neue Barbaren gegen Westen und Süden trieben, wie später Hunnen, Ungarn, Mongolen, Türken. Die Scythen rauften sich mit den Cimmeriern, die in der Angst über Hals und Kopf flohen und erst nach einigen hundert Meilen Weges stillstanden. Ein Teil der Cimmerier lief in dieser Angst durch die Pässe des Kaukasus und rettete sich in die festen und fruchtbaren Gebirge Kleinasiens. Die Scythen — Gott weiß, was für ein Volk — jagten nach mit dem Schwert in der Hand über das Gebirge und kamen südlich und westlich in ein schönes Land, das ihnen gefiel. Andre rückten nach, und über ein Vierteljahrhundert weideten sie als die Herren von Halys und Kaukasus bis nach Syrien, bis sie endlich ebenso aus der Geschichte verschwinden, als sie kamen. Asien ward unbewehrt von diesen Wilden überfallen. Die Meder im Norden waren noch unbedeutend, ebenso die Perser weiter südwärts, die Völkerschaften neben ihnen wohnten noch frei und unabhängig sowohl östlich als westlich in Kleinasien bis an die kleinen Reiche der Lydier und Phrygier, im Süden die Staaten von Syrien und Babylon entnervt und durch lange, blutige Eroberungskriege mit den Syrern, Phöniziern, Juden und Ägyptern geschwächt, damals schon im völligen Sinken. So konnte der wilde Barbarenhaufe frei fortströmen und mit dem Schwert in der Hand gebieten, weil kein großer Staat da war, und keine Verbindung gemeinschaftlichen Widerstandes zusammenkommen konnte. Wie sie plünderten und wüteten, kann man aus awarischen und mongolischen Nomadenzügen wissen. So saßen sie achtundzwanzig Jahre in Südasien. Die Ebenen von Kleinasien und Mesopotamien litten sicher am meisten, denn dies war Boden für Nomaden. Die Gebirgvölker kamen wohl leidlicher davon, ge-

horchten und bezahlten Zins, bis sie ihren Vorteil ersahen, aus ihren Bergen herabfielen und die rohen Gesellen erschlugen oder über den Kaukasus zurückjagten. Dies wird ausdrücklich von den Medern erzählt; ein Beweis, daß diese in der Sicherheit der Berge ganz geblieben waren, und zugleich, daß rohe Nomaden nur da Staaten stiften, wo keine mehr sind.

Etwa fünfzig Jahre nach dieser Epoche erschienen die Meder und Perser als eine Nation, und der Perser Cyrus als ihr König. Die meisten Alten lassen die Perser die Meder überwinden und zum ersten Staat ihrer weiten Herrschaft machen. Dies ist mir kaum glaublich, und Xenophons Roman scheint mir hier historischer als die Geschichte, die von Cyrus noch so sehr Roman ist. Wir finden die Perser und Meder unter Cyrus sogleich als ein Volk zu gemeinschaftlichen Eroberungen und Herrschaft verbunden, das Medische und Persische eng ineinandergeflochten, gleich geltend, gleich geehrt, gleich gebietend. Dies war nicht die Weise eines siegenden Volks mit dem Besiegten in jener Zeit, ist es in der unsrigen noch nicht. Das Wahrscheinlichste ist also, daß durch alte Verwandtschaft oder neue Verbindungen die beiden Völker eins wurden. Mit diesen tapfern, energischen Bergvölkern begann Cyrus seine Laufbahn und war in dreißig Jahren Herr von Südwestasien bis an den Nil und Hellespont; sein Nachfolger unterjochte noch Ägypten. Die Arbeit war jetzt leicht. Assyrien war schon früher unter die Meder gefallen; die Blüte und Volksmenge der schönen Ebenen Kleinasiens und Mesopotamiens war durch die Scythen zerstört, das folgende Geschlecht durch Elend und Sklaverei erniedrigt; nur in die Städte hatten sich noch Wohlstand und Menschen gerettet, und diese hielten auch allein den Sieger auf. Kein Bund hielt die Bedrohten gegen den gemeinschaftlichen Feind zusammen. Die Monarchen von Lydien und Babylon fielen zuerst, Syrien und Palästina waren seit lange schon Sklavenländer und brauchten nur in Empfang genommen zu werden. Sie gehorchten dem milden Sieger lieber als ihren vorigen Tyrannen. Aber in den Bergen Kleinasiens wohnten noch ganze und streitbare Völkerschaften. Nie sind die Gebirgsvölker am Schwarzen Meer im Pontus und Paphlagonien bezwungen, kaum die des Taurus in Lykaonien, Isaurien, Cilicien. Sie gehorchten den Persern nur, wann sie wollten; so später den Römern, Griechen, Türken. Mit den unbezwungenen südlich und östlich am Kaspischen Meer war langer Kampf, den Cyrus nicht vollendete. Die Eroberer, einmal in Bewegung, wälzten die unterjochten Völkerschwärme mit, um neue zu bezwingen. Ägypten ward unterjocht, Europa

unglücklich bestürmt; dann ließen die Enkel der Eroberer sich gefallen zu genießen, wofür die Väter gearbeitet hatten.

Die Perser ruhten und verdarben sich, spricht man. Das finde ich nicht ganz. Sie herrschten mild über die Bezwungenen, und ihre asiatischen Statthalter kauften die griechischen Tugenden und hielten das schlimme, gerührige Volk bei sich selbst in Atem, um an ihren Grenzen Ruhe zu haben. Nicht die Sitten, sondern die Einrichtungen dieses Volks hatten schuld an dem Sturz des Staats. Man hatte nicht die kleine List, mit Gewalt die Besiegten den Siegern an Sprache, Sitten und Gesetzen gleichzumachen, man kannte noch nicht das Aussaugungssystem der späteren Römer, wodurch alles wenigstens gleich elend und schlecht ward. Das Sorgloseste war aber das Soldatensystem der Perser, und dadurch fiel ihre Monarchie. Der Heerhaufen war wie zur Zeit der Eroberer. Kein gemeinschaftlicher Geist, keine gemeinschaftliche Übungen, keine Gleichheit der Bewaffnung, keine Einheit der Sprache und des Befehls. Es war noch zweihundert Jahre nach Cyrus ein barbarisches Gemisch von zwanzig bis vierzig Heeren, soviel als Nationen beim Aufgebot zuzogen. Es war vorauszusehen, daß ein Heer, doppelt so groß als das größte dieser einzelnen, mit frischem Mute, herrlich durch Übung und Geist und durch das Glück und Vertrauen des Anführers leicht siegen und auflösen würde, was nie zusammenhing, sondern nur zusammenzuhängen schien.

Die Griechen. Man wandelt mit einer heiligen Wehmut über den Ruinen dieses Volks, denn seine Erinnerungen sind die Erinnerungen des herrlichsten Lebens und der lieblichsten Naturblüte, die jemals in Geschichten aufgegangen sind. Es ist einem der menschliche Wunsch der Täuschung zu vergeben, daß ein solches Volk nie untergegangen sein möchte. Aber erhebt sich aus der sinnvollen Wehmut der Gedanke, so muß der Wunsch zurückfliehen; denn das Unmenschliche muß vergehen. Es ist in den trefflichen Geschichten dieses genialischen Volkes, besonders in den Ansichten und Urteilen der Neueren darüber viel aufzuräumen. Man hat sich das Zeitalter und den allgemeinen Sinn desselben selten deutlich gemacht und urteilt und verurteilt einseitig, ohne zu wissen was. Hätte man es da doch lieber wie die Alten gemacht und bloß erzählt, was sich begab und geschah, solange man den Grund desselben nicht begriff. Wunderbareres begegnet einem nie, als die verschiedenen Urteile über diese Nation anzuhören. Einige machen sie nicht nur zu dem genialischesten und künstlerischesten Volke, was sie waren, sondern auch zu dem gerechtesten, freiesten und glücklichsten. Andere finden in ihnen

freilich viel Witz, Gewandtheit und Tapferkeit, aber sonst nichts als Schelmerei, Nichtswürdigkeit und Kleinlichkeit bis auf Alexander. Zwar mit ihrer Kunst sind sie leidlich zufrieden, was sie aber in Wissenschaften getan haben sollen, sei unbedeutend, und ihre Kaziken- und Reichsstädtetumulte und Geschichten ihnen so wichtig nachzuerzählen, sei ebenso ärgerlich als albern. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Die Herren haben auf beiden Seiten recht, nämlich wie sie die Dinge sehen und schätzen. Für das richtige Sehen so grauer Dinge haben wenige Menschen Augen, und die Brillen sind ja viel später erst in Florenz erfunden, also keine alte Brillen übrig aufzusetzen. Hier scheinen unendliche Widersprüche, auch wenn man dies Volk am besonnensten betrachtet. In unserer Zeit würde nicht mehr möglich sein, was damals wirklich nebeneinander bestand. Die Parteien werden sich näherkommen, wenn sie Verstand begreifen.

Haltung, Heiterkeit, fröhlichen und genialischen Sinn gab das Klima. Dieses und das Glück brachten dem Volke einen freundlichen Kultus, leichte Sitten, freie Verfassungen. Es war eine jugendliche Zeit, der Mensch hatte alle Kraft und Kühnheit noch unzerschnitten beisammen, war noch ganz in der Fülle des Lebens, der Gottheit und Natur. Es war wirklich irdisch lebendig da, was er in der Kunst als leuchtende himmlische Bilder über das Leben emporstellte. Jeder Trieb, selbst im üppigsten Genuß, war unschuldig, die Natur heiligte ihn, solange die Kraft da war. Wären die Menschen Sünder und Buben gewesen mit unsern Gefühlen, wie hätte solche Majestät, Einfalt und Unschuld in ihre Worte und Werke kommen können? Klein war ihre Geschichte, wenn man nach Meilen mißt, wie unsere neuen Herren gewöhnlich tun. Wahrlich, nach diesem Maße sind die Kalmücken eines der herrlichsten Völker und die Russen die größte und merkwürdigste von allen jetzigen Nationen. Nein, die griechischen Geschichten gehören der ganzen Erde an, weil sie bildend über die ganze Erde gegangen sind. Die Schlacht von Marathon, die Kämpfe bei Leuktra und Chäronäa werden noch jetzt von Petersburg bis Lissabon nicht bloß mit Teilnahme und Bewunderung gelesen, sondern in allen ihren Wirkungen gefühlt. Von hier aus ist das Gesetz, die Religion, die Philosophie, die Kunst in das finstere Abendland übergegangen, von hier aus haben die höchsten Ideen des Staats und der Gesetzgebung sich ergossen, wie die süßesten Empfindungen und Spiele der Freude und Liebe. Dadurch ist die Geschichte dieser kleinen Reichsstädte und Kaziken, wie Herr Schlözer sie nennt, ewig groß, aber sie ist größer durch sich selbst. Sie ist bis jetzt fast die einzige Geschichte, die wir

haben. Lies Herodot, Xenophon, Thucydides. Wie still und sinnvoll geht die Zeit vor dir vorüber! Wie ist alles jung, einfältig, mächtig, lebendig! Das ganze Leben jener Zeit und seine Bedeutung fasset man ohne Geschwätz und Urteil auf, es ist wie eine schöne Dichtung, aber das Wirkliche und Menschliche geht leibhaftig daraus hervor, wie der stille, durchsichtige Strom in seinem klaren Spiegel alle Blumen, Bäume und Berge seiner Ufer zeigt. Hätten die Griechen auch nur für Attika, den Peloponnes und die Inseln gelebt, doch würde ihre Geschichte durch die Darstellung Weltgeschichte sein. Wer sich mit Franken, Slawen und Mongolen zuviel zu tun macht und durch die Wüste ihrer Priestermärchen und Chronikenaufschneidereien geht, dem begegnet es wohl endlich, daß er gar nicht mehr weiß, was Geschichte ist, und was wir damit wollen.

Aber diejenigen, welche meinen, daß die Griechen nicht bloß die genialischesten, sondern auch die gerechtesten, freiesten und glücklichsten waren, irren ebensosehr als diejenigen, welche sie zu einem Abschaum des Menschengeschlechts, zu einem schlauen, unruhigen, meuterischen Schurkengesindel erniedrigen. Das waren sie nicht in ihrer schöneren Zeit, sie wurden es in der Sklaverei und sind es zum Teil noch; aber leider solches kann jedem Volke begegnen. Ich will die Wahrheit sagen. In dem gewöhnlichen Tun und Treiben nach unserm christlichen Gewissen waren die Griechen eben nicht besser als die meisten Völker, ja sie waren wohl schlechter als manche: ein leichtfertiges, lustiges, wankelmütiges, schmeichlerisches, oft betrügerisches Volk. Aber die tapfer für die Freiheit fochten, die edle Gesetze erfanden, die die Künste zu einer bis dahin unerreichten Majestät hinaufstrugen, es konnten solche elende Bösewichter nicht sein, als ihre Feinde sie machen. Ein Haufe von Bösewichtern hat sich wohl einige Jahre, aber nicht Jahrhunderte in einem ordentlichen Staat erhalten können. Bösewichter haben sich wohl tapfer um die Haut geschlagen, aber nie haben sie etwas Schönes und Allgemeines hervorgebracht. Der ganze Streit über die Griechen entspringt aus der Verwechslung der Zeiten. Man richtet sie so oft nach dem Maß der neuen christlichen Welt; das ist unrecht, dies Maß liegt hinter ihrer Zeit: die jetzigen Griechen stelle daran und schelte sie, wenn sie nicht bestehen. Ich komme auf das vorige zurück. Aus freiem Genuß des Lebens, aus üppiger Übung der Kraft hatte der Mensch noch kein Arges, es war die Herrschaft der Natur; dem Starken diente der Schwache, dem Glücklichen der Unglückliche, ohne daß der Starke und Glückliche weiter etwas dabei dachte. Er selbst stand unter der ewigen Notwendigkeit und stellte den Unglück-

lichen darunter, ohne deswegen an sich selbst zu wetten und sich zu fragen, ob er nicht auch Verhängnis sein könne. Gefühl allgemeiner Gleichheit des Geschlechts und seiner Würde, Sympathie mit allem Lebendigen kam erst mit der Schwäche und der Sünde; eine Epoche, die das Christentum beginnt. Wer wagt es, Sokrates, Plato, Aristoteles, die edelsten, weisesten und liebenswürdigsten der Menschen für gefährliche Gleisner und Bösewichter zu erklären? So hoch und so tief diese Männer drangen, so steigen sie doch in der Ansicht des irdischen Menschen selten über den Bürger hinaus. Freiheit ward bei ihnen durch Sklaverei genährt und erhalten. Der Mensch ward kosmisch bloß als Bürger und Mittel eines herrlichen Staatszustandes geachtet. Künstlich die Geburten hindern, wenn der Menschen für die Grenzen des Staats zu viele zu werden drohen, die Kinder aussetzen, die Krüppel töten, darüber sprachen sie ebenso kalt als wir über den besten Pflug oder Reisewagen. So kosmisch beurteilten sie alle physischen und leiblichen Genüsse, bloß das Unmäßige war ihnen Untugend. Sind wir denn nicht verrückt, sie nach einem Sinn zu richten, der erst für das künftige Weltalter gehörte, und ihnen Tugenden und Laster aufheften zu wollen, die ihre Zeit noch nicht kannte? Das Ganze wird durch einige Worte über ihre Republiken deutlich.

Nur still, ihr, die mit griechischer Freiheit lauter seid, als recht ist! Das könnte euch übelgenommen werden, denn Republiken sind wieder unmodisch geworden, und man darf sie nicht rühmen; überdies seid ihr auch im Irrtum, denn ähnliche Republiken sind noch jetzt in den großen Staaten als der Abscheu der jetzigen Zeit. Wir müssen nie wünschen, daß solche Freistaaten, wie die von Athen, Lazedämon und Syrakus, wiederaufleben; sie würden das entsetzlichste Unglück des Menschengeschlechts sein. Die Sache am kürzesten ausgesprochen: alle Staaten des Griechenlandes, sie mögen sich Demokratien oder Aristokratien nennen, waren die fürchterlichsten Aristokratien. Der zwanzigste, niedrigst der zehnte Teil der Bewohner eines Landes waren zu den Tieren erniedrigte Sklaven, damit der kleine Rest edel und frei sein konnte. So stilisierten sich die Berner und Venediger Hochmögenden und Nobili das Volk von Bern und Venedig, so konnte eine Schar von Landjunkern, die ihre Leibeigenen wie Bestien schinden und schänden dürfen, sich freie Bürger nennen. Man kennt das traurige Schicksal der armen Provinzialen, die den reißenden Tieren Spartas unterworfen waren: Heloten und Messenier, unglückliche Lasttiere, welche den Acker und die Bergwerke bearbeiteten, die Schiffe

ruderten, in der Not zuweilen gar für die Tyrannen mitfochten, welche man zu Tausenden niederhieb, wenn ihre Mannszahl zu stark ward, oder welchen Tod gar Lohn der Tapferkeit ward, mit welcher sie für ihre Tyrannen fochten, denen diese Tugend Schrecken brachte, — auf welche man in gewissen Zeiten und Bezirken Jagd machte, damit die freie Jugend ohne Gefahr eine wahre Kriegsübung hätte. Lies Xenophon, den Freund des Agesilaus und der Sparter, welcher ihr häßliches Bild mildert, wie er kann. Der Stock des Herrschervolkes in Lazedämon war durch die ewigen Mordkriege sehr eingeschmolzen, und diese nannten sich in einem echten Adelssinn ὁμοῖοι, (Pares Franciae) die Pairs. Dies waren die Hochgebietenden, mit eingeschränkten Rechten folgten die ὑπομείονες und νεοδαμώδεις, welche die Grenze der Sklaven machten. Und was taten diese freien Rotröcke? Künste waren verboten, Arbeiten schimpflich. Sie aßen, sie tranken, schliefen bei ihren Weibern, gingen in den Krieg oder auf die Jagd, übten sich in den Waffen, schwammen im Eurotas, tanzten und festeten oder plünderten und schossen Heloten. Nicht so schlimm war es freilich in andern Staaten, wo Kunst, Luxus und Lebensanmut die Menschen milder machte. Da hatte die Sklavenmenge oft ein besseres Los, wie z.B. in Athen, Ephesus, Korinth. Es war dies der Geist aller griechischen Staaten und aller freien Staaten des Altertums überhaupt. Damit einige Bürger, etwa 10000 oder 20000 Männer, ohne drückende Arbeit, Not und Zerstreuung wären, damit sie allein in Waffen, in freien Künsten und Übungen jeder Art, in Beredsamkeit und Demagogie sich bildeten, damit solche glückliche Faulheit schöne Leiber und Geister erzeugte, darum war der unglückliche große Menschenhaufe in tiefster Schmach erniedrigt. Selbst in ihrer Theorie der Verfassungen und Gesetze verleugnen die scharfsinnigsten Köpfe diese Ansicht nicht. Ich schließe mit allen Feinden des Griechentums: Gott wolle uns ewig vor solcher Freiheit und Gleichheit und vor solchen Republiken bewahren! Aber ich sage nicht, daß alle diese freien Herren und Pairs von Sparta, Syrakus und Byzanz verruchte und reißende Tiere waren.

Ich komme, wohin ich wollte. Bei solcher Entwürdigung des Geschlechts und bei der abscheulichsten Schändung der Menschheit konnten die Freien Tugenden und Menschlichkeit haben und hatten sie. Der Weltsinn der damaligen Zeit, wovon ich eben sprach, macht dies begreiflich. Jede neuere Nation, die sich nur etwas Ähnliches erlaubt hat oder erlaubt hätte, ist und wäre unwiederbringlich selbst erniedrigt und geschändet. Keine Hoheit der Idee, kein Adel des Gefühls, keine Kühnheit im Leben, kein

Sinn in der Kunst würde je bei solchen sich finden. Das war es, das ganze Geschlecht gehörte damals noch nicht zusammen durch Gemeinschaft des Elends und der Erlösung, es gab noch kein Gesetz über dem Bürgergesetz, noch keine Kraft über der Naturkraft. So konnten Größe, Majestät, Kunst und Freiheit auf der einen Seite, Schmach, Sklaverei, Gefühllosigkeit und Feigheit auf der andern ruhig nebeneinander hingehen, ohne sich die Wege zu verwirren. So sind die griechischen Rätsel auflösbar. Ich habe nur darauf hingewiesen.

Die Geschichte der Griechen also ist groß durch Werke und Taten, größer durch die Schreiber, aber sie ist auch lehrreich und bedeutungsvoll durch ihr Schicksal und durch die wunderbare Ähnlichkeit und Berührung, die sie mit der neuesten Zeit und mit meinem Vaterlande hat. Thucydides und Xenophon sind die besten Kommentatoren über die großen und kleinen Republiken, über die Konstitutionen vom ersten und dritten Jahre, die einander schneller gefolgt sind als die Geburt von Säuglingen. Athen und Lazedämon im Kampf um die Herrschaft, die andern kleinen Staaten und Landschaften, Partei nehmend, Freunde und Bundesgenossen. Wo Athen siegte, Demokratisierung, Verjagung der alten Familien, Gleichheit und Freiheit auf den Gassen ausgeschrien — wohin Spartas Glück drang, alles aristokratisiert und wenige hochmögende Familien unter dem Namen Volk eingesetzt. Was Parteiwut und Haß, blutige Feigheit und herrschsüchtige List Scheußlichstes hervorbringen kann, sah man damals wie jetzt — ebendie schnellen Wechsel der Verfassungen unter Strömen von Blut, ebendie herrlichen Worte, ebenden schnöden Handel mit der Freiheit; denn auch damals mußten die Schwachen sich bedanken und ihr Geld noch obenein geben. So zerrieben und zerarbeiteten die Griechen einander selbst und hielten das politische und tapfere Leben frisch. Die Perser spielten dazwischen und säeten durch Gold immer neue Zwietracht und verlängerten die alte, damit das ganze Volk nicht *eins* wurde gegen seinen alten Feind, und dies gelang ihnen beinahe 150 Jahre.

Die griechischen Staaten fingen an zu verfallen, die alten Ordnungen Lykurgs, Solons und Pythagoras' waren lange durchbrochen, die Sitten und Tugenden der Väter vergessen, der gemeinschaftliche Patriotismus für alles Hellenische, der selbst in den inneren Kämpfen der kleinen Staaten lange lebendig blieb, war nun tot. Die Kriege unter Perikles, Lysander, Agesilaus und Epaminondas waren dem ganzen Volke verderblich geworden, sie hatten in den besseren Staaten den Urstamm fast ausgerottet, wodurch Verfassung und Religion mächtig geblieben war. Man

hatte schon aus allen Nationen die Bürger ergänzen müsse
Dies gab ein entartetes Volk von Halblingen, welches das frühe
Geschlecht nicht ersetzen konnte. Unter diesen Umständen trat ei
Volk von Halbgriechen aus den nördlichen Bergen frisch u
streitlustig hervor; die List, Beharrlichkeit und Tapferkeit eine
Mannes, des Königs Philipp, machte die Mazedonier groß. E
war als Geisel nach Theben geschickt, bekam dort griechische Bi
dung und Künste, wodurch er seine mutigen Barbaren und d
kräftigen Illyrier, Epiroten und Thrazier, welche bezwunge
seine Trabanten wurden, leicht zu Siegern der entzweiten u
entkräfteten Griechen machte. Sein großer Sohn züchtigte d
Abtrünnigen und führte das Volk gegen die Perser. Die ei
Schlacht am Granikus gewann ihm alles, Asien mußte ihm d
Krieg führen helfen. Sklavenvölker gehorchen dem Herrlichste
Er focht bald mit gleichen Kräften gegen die Perser, und in wen
Jahren waren die Griechen die großen Weltbeherrscher. D
Römer konnten ihr Gebiet damals noch mit einigen Tagereis
zu beiden Seiten des Tiber ausmessen. Er starb mitten im Gla
weiter Herrschaft und weiterer Entwürfe und ließ die Welt
Trümmern unter sich liegen. Etwas über zwanzig Jahre kämp
ten seine Heerführer um den Besitz seiner weiten Länder, u
die Demagogen in Athen, Theben und Korinth krächzeten wied
von Freiheit und Gleichheit, dann ordneten sich die einzeln
Teile der neugriechischen Welt, und mehrere Monarchien er
standen neben den traurigen Ruinen der alten Republiken.

Ich schreibe hier keine Geschichte der griechischen Staate
Ihre Entstehung war zufällig, aber ihr Untergang und der Unte
gang aller griechischen Selbständigkeit ist lehrreich für unse
Zeit. Die Griechen waren in mancher Hinsicht den jetzig
Deutschen zu vergleichen. Sie waren ein weitherrschendes, n
ihrer Sprache, ihrer Kunst und ihren Kolonien ein weitve
breitetes Volk. Zwar seit Alexanders Tode hielt sie kein gemei
schaftliches Staatsband, aber Handel und nahe Verbindung a
der entfernten Staaten durch das Mittelmeer, die Erinneru
gemeinschaftlichen Stamms und gleicher Abkunft von den Held
und Kriegern des großen Alexanders, der Stolz des Griech
namens, der sie von Barbaren absonderte, vorzüglich Gleichh
der Bildung und Sprache webte ein gewisses unsichtbares Ba
zwischen sie, und endlich kam vom Westen her über das Adriati
Meer die gemeinschaftliche Gefahr, die sie noch fester hätte z
sammenziehen sollen. Nicht die Taktik, Tapferkeit und Z
römischer Heere verdarb sie, sondern eigene Zwietracht und Eif
sucht. Wer hätte es geahnt, daß das kleine Römervolk, d

eben noch seinen Hannibal in Italien gehabt hatte, bald Mazedonien und Asien unter seine Sklavenländer zählen würde? Wir sehen Ähnliches und glauben es nicht.

Die mächtigsten Staaten der Griechen, außer den östlichen, die uns hier nichts angehen, waren der syrisch-asiatische, der ägyptische, der mazedonische, und in Kleinasien neben mehren ganz unbedeutenden der pergamische. Von den alten Freistaaten waren nur noch die Sparter etwas, einzelne vormalige Koloniestädte, z. B. Byzanz und Rhodus, waren seit dem Verfall der alten Seemächte durch Handel bedeutend geworden, die alten geschwächten Staaten aber in Südgriechenland und im Peloponnes gehorchten bald den mazedonischen Königen, bald bildeten sie eigene Verbindungen, die eine Art von Unabhängigkeit zu behaupten suchten. Solche Bunde aus Städten und kleinen Völkerschaften war der ätolische und achäische Bund, die unter dem Titel von Bundesgenossen und zugewandten Städten oft in einer Art Abhängigkeit von Mazedonien, oft auch im offenen Kriege mit ihm standen, immer aber in Sorge und Eifersucht über seine Größe. Daß diese großen und kleinen Staaten sich miteinander herumschlugen, solange es nichts anders zu tun gab, war natürlich; daß sie es noch taten, als der listige Verderber schon unter ihnen spielte, daß einige sogar Glück und Freiheit von ihm hofften, war töricht und endete unglücklich. Dies Spiel ist lehrreich genug für uns. Ich zeige kurz seinen Gang und Griechenlands Ende.

Etwas über zwei Jahrhunderte vor Christo gingen die Händel Roms mit den Griechen an. Der fürchterliche Hannibal, wahrscheinlich der größte Feldherr des Altertums, war in Italien und fing mit Philipp von Mazedonien Unterhandlungen an. Die Römer sahen das Wetter, und ihre Klugheit lenkte es ab. Sie erregten dem Mazedonier so viele Feinde, machten die Griechen so mißtrauisch auf seine ehrgeizigen Pläne, unterstützten den Bund des rauhen und tapfern Gebirgvolks der Ätolier so zur rechten Zeit und boten zugleich so freundschaftliche Bedingungen an, daß Philipp Frieden machte. Allein sie vergaßen ihn nicht, und als Karthago entwaffnet und Hannibal ein Flüchtling war, begann der mörderische Kampf der Entscheidung. Griechen fochten mit Römern gegen Griechen, besonders die Seestädte, der ätolische Bund und Attalus von Pergamus. Zwei Jahre behauptete sich mazedonische und illyrische Leibesstärke, die alte Phalanx und des Königs hoher Mut mit Sieg und Ruhm. Da kam der schlaue und gewandte Quintus Flaminius, betörte Philipps letzte Freunde, und die Schlacht bei Kynoskephalä im vierten Jahre des Krieges

entschied. Der König lieferte seine Flotte aus, erkannte die Unabhängigkeit der griechischen Staaten und zog seine Truppen aus ihren Festungen. Der Römer zog umher und rief Freiheit aus und hielt Reden von Herrlichkeiten und Zeiten, die gewesen waren, in Athen und Korinth, in Olympia und bei Thermopylä. Müssen denn leere Klänge immer die Völker betören? Bei den isthmischen Spielen, zwei Jahre nach dem mazedonischen Frieden, trat der schmeichelnde Sieger auf und schrie Freiheit und Gleichheit. Das war ein Jubel wie jüngst noch in Bern, Amsterdam, Venedig und Genua um die Freiheitsbäume, die nun umgehauen und verbrannt sind. Aber die Freude dauerte nicht lange. Einige von den Griechen fingen an zu fühlen, wohinaus dies alles wollte. Die Ätolier fanden die goldnen Berge nicht, welche die Römer versprochen hatten, und die fremden Freiheitsbringer wurden ihnen lästig, da sie eben nicht so sehr eilten, ihre Legionen aus Griechenland zu ziehen, als sie die mazedonischen Besatzungen eilig herausgeschafft hatten. Sie warfen den Römern dies vor, welche die lieben Bundesgenossen etwas hart anließen, dies sehr grob und undankbar fanden und leeres Geschwätz (vaniloquentia, Liv.) nannten.

Der Mazedonier war nun fürs erste entkräftet, die Reihe kam an Antiochus den Großen von Syrien, der seinen Stammgenossen ruhig hatte fallen lassen. Hannibal der Schreckliche, bei dessen Namen sich jedes Römerhaar krümmte, war bei ihm angekommen. Wäre er der Herr gewesen, die Römer hätten andere Arbeit gehabt. Antiochus verlor mehrere Seeschlachten durch griechisch-römische Flotten, und die Niederlage bei Magnesia raubte ihm seine asiatischen Provinzen und seine Schätze. Noch behielten die Römer nichts, sondern beschenkten den verbündeten Griechenkönig von Pergamus mit der Beute; ihre Bundesgenossen gegen Philipp, die Ätolier, mußten ihre Freundschaft für Antiochus schwer büßen. Durch Zwietracht wird man Herr.

Römische Gesandte, Einrichter, Kommissarien, Spione und Geldschröpfer aller Art zogen nun unter den Griechen umher, verewigten Haß und Händel und prahlten mit römischer Großmut und mit Siegen, wie die Franzosen in Amsterdam, Hannover, Regensburg und München. Die Griechen hörten es und fühlten die Bedeutung. Noch immer stand der mazedonische Staat, und Philipps Sohn Perseus schien zum Kampf gerüstet. Die Römer brauchten die alten Mittel, besonders stand der durch sie mächtige Eumenes von Pergamus mit ihnen. Es war ein vierjähriger, blutiger Krieg, die Schlacht bei Pydna, die der graue Paul Amil gewann, bestimmte Griechenlands Schicksal. Der unglückliche

König ging im Triumph zum kapitolischen Jupiter hinauf, und die Strafe seiner Bundesgenossen war schrecklich. Welche scheußlichen Blutgerichte ergingen über das arme Epirus, welches mit barbarischer Grausamkeit zerstört ward!

Jetzt stand Roms Herrschaft. Die Syrer schickten ihre Prinzen zur Hauptstadt der Welt, sie dort erziehen und zu ihren Sklaven bilden zu lassen, ein Gleiches taten die Ptolemäer in Ägypten. Die Römer entschieden als Vormunde über die Throne und über die Kriege, und der Stecken eines römischen Senators, womit er Zauberkreise zog, oder sein Mantel, woraus er die verhängnisvolle Entscheidung des Schicksals schüttelte, waren mächtiger als Heere. Durch gegenseitige Eifersucht oder durch Sorglosigkeit waren die mächtigsten griechischen Staaten so gestürzt und erniedrigt. Mit den kleinen trieb man noch einige Jahre das Freiheitsspiel. Mazedonien ward erst gehörig ausgeplündert, dann teilte man es in Kantone und gab ihm den Namen Republik. So hießen auch immer noch die kleinen griechischen Städte und die beiden Staatenbünde. Aber bei aller überschwenglichen Freiheit exilierten, entführten und verhafteten die gnädigen Republikaner des Tiber, wenn der Geist nicht rein war. Tausend angesehene und wahrscheinlich patriotische Bürger des achäischen Bundes saßen siebzehn Jahre zu Rom in Haft. Die römischen Verres und Gold- und Antiquitätensammler machten es zu arg. Im zwanzigsten Jahre ihrer Republik wählten die Mazedonier sich einen König, wurden gestraft und zur Provinz gemacht. Der achäische Bund empörte sich und kämpfte zu spät für den griechischen Namen. Korinth, Chalzis und Theben wurden zerstört, den Unwürdigen ward die Freiheit verrufen, und Hellas hieß Achaja. So ward ein elendes Sklavenvolk, welches durch Eintracht die Römer hätte schlagen können, wie die Väter die Perser schlugen.

Das griechische Asien folgte in dem nächsten Jahrhundert nach. Den Staat von Pergamus erbte das römische Volk und griff nun weiter um sich. Der große Mithridat, ein Hannibal Asiens, aber nicht glücklicher als er, hielt in einem fünfundzwanzigjährigen Kriege gegen Roms größte Feldherren und altes Glück eine mutige Herrschaft um das Schwarze Meer und über die Inseln aufrecht. Mit seinem Tode fiel alles zusammen. Pompejus stieß die letzten Schwächlinge der Seleukiden von Antiochiens Thron, und dreißig Jahre später unter dem Schlangenkopf Oktavian, auch August genannt, ward Ägypten eine römische Provinz.

Die Römer sind die letzten. Sie schließen die alte Geschichte

und sind unsere nächsten Vorläufer. Ihr Schicksal und Tun als eines mehr abendländischen Volks ist uns desto bedeutender, weil es mit unserer Art mehr Ähnlichkeit hat, und weil dieses Volk überdies so vieles in unsre Verfassungen und Einrichtungen hinübergebracht hat. Es ist dies eine herrliche Nation, nicht allein dadurch, daß sie weitherrschend ward, sondern wie sie es ward. Dies Wie ist mir aber nicht so klar, als es vielen gewesen ist. Ich finde die Gründe römischer Größe und Weltherrschaft nicht in so vielen äußeren Dingen, nicht in so vielen Zufälligkeiten und zufälligen und willkürlichen Einrichtungen wie andere. Ich sehe auch nicht die außerordentliche Vortrefflichkeit dieser Einrichtungen noch ihr gemeinschaftliches, festes Hinstreben zu einem Ziel. Ich sehe nicht das Ewige und Unerschütterliche in denselben, aber wohl sehe ich das feste, begeisterte Volk und bewundere, wo ich nicht begreifen kann. Ein herrliches Volk, welches die Fülle der Tat und des Heroismus unglaublich lange bewahrte, obgleich es nie die Fülle eines schönen Lebens gehabt hatte wie die Griechen. Religion hat auch andere Völker gezügelt, weise und standhafte Senate haben auch für andere geraten, wohlgewogene Verfassungen und gerechte Gesetze haben viele besser gehabt; aber die lange Begeisterung Roms habe ich bei keinem Volke gefunden, noch den gewaltigen Gehorsam mit gewaltiger Kraft vereint. Liebenswürdig sind die Römer nicht, und ich liebe sie nicht, aber wer die göttliche Majestät des Menschenwillens bewundern, wer das Erhabene des Gehorsams und der Zucht empfinden will, der vertiefe sich in die Geschichten dieser großen Nation. Durch ihre Taten und ihre Werke geht etwas Idealisches, was unwiderstehlich mit sich hinreißt und durch seine fürchterliche Gewalt die Völker unterjochte, ehe römische Adler sie erreichten.

Das römische Volk erwuchs nach den Fabeln und Sagen seiner früheren Zeit zuerst aus einem Haufen von Geächteten und Flüchtlingen mehrerer Städte, und zu diesen gab die alte Alba in Latium den ersten Volksstock her. Sie gründeten die herrliche Stadt im Tibertale. Aus welchem größeren Völkerstamme der alten diese kleine Schar war, ist unbekannt, aber ein trefflicher, kräftiger Menschenschlag muß es gewesen sein; denn wahrlich, je mehr ich das Römische ansehe, nicht die Verfassung begeisterte die Bürger, sondern die Bürger begeisterten die Verfassung, und ihr hoher Sinn brachte Leben in das Tote. Ich denke, so ist es immer gewesen. Verfassungen erwachsen ja doch nur aus den Menschen, und legen sie sich zufällig weise und klug um die Menschen, so ist das ein Glück. Ich sehe die hohe Weisheit und

Beständigkeit der römischen nicht. Das junge Volk, aus wilden, zuchtlosen Gesellen erwachsen, hatte strenger Zucht nötig. Ein ernster, ja sogar ein düsterer Geist geht durch seine alten Gesetze und Religionen. Sie bekamen sie unter einigen weisen Königen von den umwohnenden etruskischen und süditalischen Völkerschaften, und die Zeit bildete diese Anfänge weiter aus. Von seiner Wiege an ist dies Volk kriegerisch. Schon die Könige machten Eroberungen. In den ersten republikanischen Jahrhunderten welche Arbeiten, welch ein Glanz von Siegen und Tugenden! Edle, mächtige, streitbare Völkerschaften fallen nach schwerem Kampf. Im Unglück ist der Römer am fürchterlichsten, Beweis seiner Hoheit. Stürme von innen und außen, böse Aufstände und Erschütterungen zerstören das Volk nicht, auch im verworrenen Zustand hält es sich, Beweis seiner Bürgerwürde.

Kampf von innen und außen, dies ist das Leben der Menschen und der Staaten. Wo finden wir ihn mehr als in Rom? Aber geht dieser Kampf durch Jahrhunderte, um ein politisches Gleichgewicht zu finden, findet er es aber nicht, und eine Nation besteht doch glorreich und herrlich, so sage ich, dies Volk muß hohen Sinn und ungewöhnliche Tugenden haben, welche festmachen, was in der Verfassung schwankt. Hört mich!

Kaum waren die Tyrannen verjagt und die Gefahren fremder Sklaverei verschwunden, so wütete es in Rom selbst. Für einen Tyrannen hatte das Volk viele bekommen, und die Familien, welche die Römer zur Freiheit aufgerufen hatten, waren selbst Despoten geworden. Die Freien erlagen unter ihren Ränken und ihrem Geiz und sollten Knechte sein, weil sie arm waren. Sie zogen aus Rom. Aus dem fürchterlichen Aufruhr erwuchsen die tribuni plebis, ewige Kämpfer für das Volk gegen die Aristokratie. Der Staat vergrößerte, der Zustand des Volks bildete sich, man fühlte das Bedürfnis einer Zivilgesetzgebung. Aus den zehn Gesetzgebern wollten zehn Tyrannen werden, der Staat ward schrecklich erschüttert. Darauf begann der fast hundertjährige Kampf der Patrizier und Plebejer. Trotz aller Ränke und Schlauheit der alten Aristokraten siegten die Plebejer, errangen die höchsten Staatswürden mit den Auspizien und selbst das Priestertum. Was erhielt das Volk in allen diesen Erschütterungen, Übergängen und Stillständen der Staatsmaschine? Tapferkeit und Patriotismus. Bald kamen die Gallier noch dazu und wogen im Angesicht des kapitolischen Jupiters römisches Gold. Rom ward zerstört, aber nicht vernichtet. Nein, jetzt erst begann seine Größe, und nach fünfzigjährigem Kampf mit den Samnitern war der Weg zur Herrschaft über Italien offen; das

andere mußte allmählich folgen, denn die Tapfersten fochten, und die Weisesten rieten.

Aber woher so viele Weise und Tapfre? Da eben ist der große Punkt, wo wir am Ende sind und die Vortrefflichkeit des Volks finden, die sich nicht weiter erklären läßt. Es war durchaus keine feste Haltung in der Verfassung, wenn sie nicht in den einzelnen Bürgern gewesen wäre. Seitdem das Volk seine tribuni hatte, gab es freilich Opposition, und diese stritten den Kampf zuweilen bis zur völligen Gleichheit durch. Die Lenkung des Volks und die Regierung hatte der Senat, aber den Besitz der Macht, den Kriegsbefehl, den Vorsitz bei den wichtigsten Dingen, den Gebrauch und die Auslegung der Auspizien hatten die hohen, jährlich neugewählten Staatsbeamten, die Konsuln und Diktatoren. Etwas später errichtete man eine Art Ephorat der Zensoren. Woher kam Gehorsam und Einheit des Strebens in diese alle, wodurch hielt sich das Gleichgewicht in dem ewigen Streit? Man erklärt dies gewöhnlich durch die Auspizien und durch die Weisheit des Senats. Das letzte ist viel, nur ruht es auf dem Charakter und den Bürgertugenden des ganzen Volks und ist also etwas Unerklärliches. Die römische Verfassung hatte allerdings etwas Theokratisches, ohne daß die Volksreligion Pfaffentum gewesen wäre. Die Römer waren nie Fanatiker und wohl nur in den beiden ersten Jahrhunderten ihres Freistaates abergläubisch. Bei allen wichtigen Verhandlungen des Volks, bei dem Vorschlag von Gesetzen, bei der Wahl der Großbeamten, vor der Entscheidung durch Schlachten, bei außerordentlichen Phänomenen und Naturübeln fragte man die Orakel der Götter. Alte Weisheit hatte die Deutung der Auspizien erfunden und behielt sich manche geheime Auslegungen und Ausflüchte übrig. Wenn also der innere Volkskampf wütend und zerstörend war, wenn in den comitiis tributis, wo die Zahl der Hälse, nicht die Stimme der Weisen entschied, alles Alte zertrümmert werden wollte, so ließ man die Götter eintreten, und manches Gewitter ward dadurch abgewandt, und sicher gab dieser Umgang mit der Religion den Machthabern eine Heiligkeit, welche das kältere und verständigere Gesetz nicht geben konnte. Aber konnten denn diese Auspizien den Senat weise und mäßig, die Großbeamten bürgerlich, das Volk tapfer und gehorsam machen? Die Regenten verstanden ja ihre Bedeutung, und bei dem Volke waren sie doch nur Zeremonien, die etwas konnten, weil es sie gelten ließ. Es wirkte hier etwas anderes unsichtbar und mächtiger. Man hat von dem Glücke der Römer gesprochen, sie hatten ihre Fortuna victrix; aber das Glück an sich ist nichts, es wohnt nur mit den

Tapfern. Über alle dieſe Dinge, Auſpizien, Weisheit des Staats und wie man es nennen will, was Rom in den Stürmen erhalten und zur Königin der Länder gemacht haben ſoll, weht ein viel höherer Geiſt, der von dem Kapitol herab über das Volk kam und mit den Adlern den Sieg vorwärtstrug. Ich laſſe es gelten, daß zwiſchen dem Senat und den Tribunen als ratſchlagenden Staatskörpern eine wirkliche Oppoſition war, die jene durch die Maſſe des Volks, durch ſeinen fürchterlichen Willen, dieſe durch die Stimme der Götter, durch alt überlieferte Weisheit, durch großer Taten und Tugenden Erinnerung wirken ließen. Aber was bändigte den Ehrgeiz, den perſönlichen Haß, die Familienkabalen unter Hunderten? Was ließ alles einzelne verſtummen, ſobald das Allgemeine in Gefahr war? Aber nun die ausübende Macht — wo war da die Kraft, die Beſtändigkeit der Entwürfe und der Ausführungen, wenn ſie nicht in den Herzen und Köpfen des ganzen Volkes war? Jährlich neue Regenten in einem weitherrſchenden und weithin kämpfenden Volke, und die neuen treten in die Spur der alten. Und dieſe für ein Jahr oder für eine gewiſſe Epoche allgewaltigen Konſuln und Diktatoren, die Triumphatoren und Völkerbeſieger, ſind durch Jahrhunderte gehorſam und legen die Majeſtät der Macht ruhig zu den allmächtigen Füßen Jupiters nieder und gehorchen wieder als Bürger. Was hielt dieſe zurück in der ſüßen Luſt des Herrſchens? Wahrlich nicht die Verfaſſung, ſondern ein unſichtbares Gefühl von der Bürgertugend und Würde des Volks. Das Leben dieſes Staates war nicht im Senat, nicht in den Auſpizien, nicht in einem ſchlau gewogenen Verhältnis der Staatsmächte, es war in der Tugend der Bürger.

Dieſe unſichtbare Tugend offenbarte ſich ſelbſt noch in dem letzten Jahrhunderte der Freiheit, in dem ſiebenten von der Erbauung der Stadt. Italien war unterjocht, Karthago verſchwunden, Griechenland und Aſien dienten, Spaniens Freiheit fiel. Reichtümer und Luxus der überwundenen reizten, die Plünderungswut der Sieger wuchs, mit den Genüſſen wuchſen die Begierden. Ein Volk, das immer ungerecht gegen Fremde geweſen war, ward es nun gegen ſich ſelbſt. Die alten Sitten verdarben; aus den Hütten, wo ſonſt die Mäßigkeit und Zucht den Herd bewachte, wurden Paläſte mit Villen und Parks und griechiſchen Poeten und Vorleſern; die Ungleichheit der Beſitzungen ward mit dem Luxus und der Habſucht der Großen fühlbarer, wozu ſich Übermut geſellte. Die alten Patrizier waren verſchwunden, und die Geſchlechter hatten ſich gemiſcht, aber gegen die neuen Nobili war ebenſo ſchwer aufzukommen als gegen die alten. Die Stellen

fingen wieder an nur durch gewisse Familien rundzugehen, und von der Beute des Siegs und den eroberten Ländereien teilten die senatorischen Geschlechter sich das Beste zu. Das Volk, das die Welt besiegt und elend gemacht hatte, war selbst elend. Der lange Kampf um die Ackergesetze begann, die edlen Gracchen fielen als Opfer, die Nobili behielten ihren Willen und ihre Schlösser. Der fürchterliche Sklavenaufruhr des Eunus auf Sizilien entsprang aus derselben Quelle. Da ward ein Mann aus dem Volke groß, der gigantische Marius, der durch eigne Kraft und fremde Not alle Auspizien und Ahnen der alten Geschlechter überstieg. Der Vernichter der Cimbern und Teutonen dachte an die Erniedrigung des Adels, den er tödlich haßte. Ein halbes Jahrhundert vor Oktavians Herrschaft begann die blutige Geschichte der Demagogen und Triumvirn. Was Haß und Ehrgeiz hier gebar, gebar dort Druck und Ungerechtigkeit. Marius und Sulla, der Bundsgenossenkrieg, der tapfere Sertorius in Spanien, Spartakus mit seinen Gladiatoren in Süditalien, welche gewaltige Revolutionen in einer kurzen Zeit! Rom schwamm in Blut, und Italien rauchte, während Römer draußen siegreich fochten. Was soll ich die blutigen Greuel um Marius und Sulla weit erzählen? Das Gleichgewicht der Verfassung war auf immer aufgehoben, die alte Tugend hatte es nur gehalten. Der Haß der Faktionen sättigte sich nur durch Blut; doch stieg der mordtriefende Sultan Sulla wieder von seinem Thron und gab sich keinen Nachfolger. Die Bundesgenossen wurden Bürger, Sertorius und Spartakus, deren Edelmut und Tapferkeit ein besseres Schicksal verdient hätten, lagen unter. Mitten in diesen Stürmen, die Italien in seinem eigenen Schoße verwüsteten, erweiterten sich die Grenzen der ungeheuren Republik, Asien bis an den Tigris und Kaukasus, Gallien und Pannonien wurden Provinzen.

Aber nun zeigte sich auch der Ruin der ganzen römischen Verfassung in seiner Furchtbarkeit. Bürgertugend und Mäßigung von innen, Gefahr und Arbeit von außen hatten eine Haltung gegeben, die in ihr selbst nicht lag. Sowie beide dahin waren, fehlte das Gleichgewicht, und unaufhaltsam stürzte das alte, ehrwürdige Gebäude zusammen. Es galt nun nicht mehr zu gehorchen und das Herrliche noch mehr zu verherrlichen — viel größer konnte es nicht wohl werden —, sondern zu herrschen und zu genießen. Das hohe Idol des alten Römers, welches er unsichtbar angebetet hatte, war verschwunden, ein niedrigerer Gott der Erde lud ihn zu seinen Genüssen ein, und der tapfre Soldat ward ein Schwelger und Sklav'. Aber so groß selbst in dieser

ſchrecklichen revolutionären Zeit war alte Diſziplin und angeborne Hoheit, daß alle Stürme beruhigt, alle Europäer bezwungen, neue Nationen unterjocht wurden, als in Rom ſchon blutige Ränke und ſchlechtes Gold die Herrſchaft erwarben. Nach Marius und Sulla herrſchten Lukullus und Pompejus, dann Pompejus, Craſſus und Cäſar, zuletzt der liebenswürdige Cäſar allein. Schon war der Herr da, welchen ein Volk bedurfte, das keine Tugenden für Freiheit mehr hatte, Brutus' ſchöner Dolch kam ein Jahrhundert zu ſpät. Fünfzig Jahre nach Marius' Händeln ward Oktavian Monarch, und der Schlaue war würdig, zu behaupten, was die Tapfern verdorben hatte.

Die Römer hatten hohe Bürgertugenden von Anfang an, und ſelbſt unter den elenden Imperatoren des erſten Jahrhunderts konnten ſie die Seelenhoheit noch nicht ganz verleugnen, die von Geſchlecht zu Geſchlecht gleichſam mitgezeugt war. Genügſamkeit, Mäßigkeit, Tapferkeit, Gerechtigkeit, Verſtand, Weisheit im Glück, größerer Mut im Unglück verherrlichen ihre erſten fünfhundert Jahre. Welches Volk würde durch ſolche Tugenden nicht groß werden? Von ihren Räubervätern hatten ſie für ſich nur das Hurtige, Harte und Gewaltige beibehalten, aber gegen andere behielten ſie den Räubercharakter bis an ihr Ende. Da hieß Beliſten, Beſiegen und Unterjochen Patriotismus. Dies darf einen in den alten Zeiten nicht wundern, da die Gerechtigkeit der neueren Völker gegeneinander nicht beſſer iſt.

Nie waren die Römer ein mildes, liebenswürdiges Volk. Früher warfen die rauhen Tugenden des Bürgers den Glanz der Größe auf ſie, aber ihre Freuden und Spiele waren roh und blutig und blieben es auch ſpäter noch, als in den alten Tempeln ſchon Litaneien geſungen wurden und Kaſtraten Römerheere führten. Sie ſind mit den Spartern ein Beweis, was die Gewalt des Geſetzes ſelbſt über die ſüßeſten Triebe kann. Brutus der Alte, Manlius, Virginius charakteriſieren das Volk. Da iſt wenig von dem Luſtigen, Genialiſchen und Leichten der Griechen. Sie konnten wohl ihre Üppigkeit und ihren Glanz, aber nie ihre Zartheit und Luſt nach Auſonien verpflanzen. Das Holde und Unſchuldige gedieh hier nicht. Nur durch Mühe und Arbeit rangen ſich die Edleren hier zur Tugend. Immer ſtreng, oft hart gegen ſich ſelbſt, waren ſie grauſam gegen die Fremden. Daher haben ſelbſt ihre größten Menſchen, die Scipionen, Metelle und der allmächtige Cäſar, etwas Kleinlichgroßes, was das Koloſſaliſche ihrer Bilder, vor welchen man feſtgezaubert ſteht, oft tief hinabrückt.

Der Weg der Gewalt war größer und edler, aber er wäre länger und ſchwerer geweſen. Die gebildete Welt wäre nie römiſch

geworden, aber der Name Römer möchte dann noch mit Furcht genannt werden. Sie wählten das Leichtere und Schlechtere, und List arbeitete mit der Gewalt nach einem Ziele hin. Die Löwen jagten wie die Füchse. Ich habe oben gezeigt, wie sie es mit den Griechen machten. Diese tigerartige, gleißende Politik war allenthalben und mit allen Völkern die ihrige. Mit Freundschaft fingen sie an und waren auch gar zu liebenswürdige und artige Freunde, solange sie die Völker schonen mußten. Freiheit und Gerechtigkeit, durch deren Masken die Menschen von jeher sich haben äffen lassen, waren die glänzenden Aushängeschilde und die hochtönenden Klänge, wodurch sie sich in die Angelegenheiten fremder Völker mischten, und womit sie sie so lange hinhielten und entzweiten und im inneren Kampf sich schwächen und verbluten ließen, bis sie über die reife Beute herfallen und dem Geschrei um Freiheit und Sklaverei durch ihre Präfekten und Generalpächter ein Ende machen konnten. So ewig aufmerksam auf ihre Vergrößerung, beschenkten sie fern von ihren Grenzen Juden und Ägypter, Byzantiner und Kleinasiaten mit dem Namen Bundesgenossen, noch weit vor dem Zeitpunkt, wo sie selbst dort auftreten konnten, aber in Sorge für die Zukunft. So dämpften sie wenigstens durch Ränke und Unterhandlungen, was mächtig zu werden und ihnen künftig ein Bollwerk entgegenzuwerfen drohte, und unterhielten fern von Italien kleine Kämpfe, bis sie mit der furchtbaren Entscheidung selbst heranrückten. Was für herrliche Freunde waren die Hispanier, solange Karthago furchtbar war! Wie klug, schonend und mild behandelten sie dieselben! Als Hannibal tot, als Karthago gesunken, als Mazedonien und Griechenland geschwächt und unterjocht war, wie hartnäckig, wie fürchterlich grausam rieben sie das tapfre und edelmütige Volk auf, immer den einen schmeichelnd, indem sie die andern zerstörten! Nie hat ein Volk je mit so schmeichelnder List betrogen und mit so grausamer Unverschämtheit den Betrug eingestanden, wenn es der List nicht mehr bedurfte. Rom hat noch im Sklavenstande Meister der Politik gezeugt. War man der Freundschaft müde, so suchte man Händel und gab Veranlassung dazu, wie die Franzosen es mit der Schweiz und mit Rom machten. Murrten die alten Freunde, oder schlugen sie gar mal los, so galt nur die neue Schuld. Syrakus hatte die Römer zuerst über die Karthager siegreich gemacht, war mit ihnen im langen Bunde gewesen und hatte manches Geld nach dem Tiber geschickt. Im zweiten Punischen Kriege fiel es zu den Karthagern und büßte schrecklich. Sehr naiv sagten ihnen die grausamen Sieger, was sie und Hiero ihnen binnen fünfzig Jahren Gutes erwiesen, wiege das Böse von drei Jahren lange

nicht auf. Das Volk, das ihr Verbündeter, der König, der ihr Bundesgenoß und Freund genannt ward und ſich nicht als ihr Unterworfener betrug, hieß ein Unverſchämter, der ſolche hohe Ehre gar nicht zu würdigen wiſſe. So ſagte Cäſar ſehr offen zum Arioviſt, er ſei ein Undankbarer, daß er es wage, ſich auch in Gallien einzuniſten, da das römiſche Volk ihn doch Bundesgenoß und Freund genannt habe. Dieſes großen Römers Unbefangenheit in der Erzählung ſeiner galliſchen Abenteuer iſt allerliebſt. Da zeigte ſich die römiſche Spitzbüberei noch glänzender als die römiſche Tapferkeit, und nur durch ſie ward Gallien beſiegt.

Auguſt, der ſchlaue und feige Deſpot, herrſchte und gewöhnte die Knechte an eine methodiſche Knechtſchaft und die Soldaten an die einzige Ehre des Geldes. Alte Namen und Klänge blieben nur, die Schwachen zu äffen und die feilen Schurken zu belohnen, welche ſein Zepter und ſein Schwert tragen halfen. Neue Kommiſſionen und Statthalterſchaften wurden geſtiftet, unter mancherlei Namen Spione herumgeſchickt, für die elenden Reſte ehrwürdiger Familien, für Reichshiſtoriographen und Poeten Jahrgelder geſtiftet, und das vormals herrliche Volk, jetzt der nichtswürdigſte Pöbel, ward ordentlich gefüttert. Damit die Völker nie durch ihre eignen Männer zur Freiheit ſtrebten, wurden die galliſchen und germaniſchen Legionen nach Syrien und Pannonien, die Italier nach Afrika und die Illyrier an den Rhein geſchickt — Bonapartes deutſche Legion kantoniert in Italien, die Polacken fochten in St. Domingo, der Bürger von Nizza iſt Präfekt in Aachen und der von Brüſſel in Parma. — So ward abſichtlich verdorben, was zufällig ausgeartet war. Römiſche Statthalter, Hämlinge und Freigelaſſene der Kaiſerburg, Generalpächter und Kommiſſäre verwüſteten die ſchönſten Länder der Erde und erniedrigten die Völker auf immer. Ohne Krieg und Arbeit ging ſo die arme Welt im abſcheulichen Frieden unter, und Rom verſchlang ihr Gold, ihr Blut und ihre Kraft.

Dieſer Erſte ſpielte doch noch. Seine Achtungen hatte er im Anfange abgemacht und konnte jetzt doch ſeine Sklaven ſo klug und fein lenken, daß keines Blutes weiter nötig war und die Hofſprache ihm den Beinamen des Gnädigen und Glücklichen gab. Hätte er auch nichts anderes Böſes getan, welche Schande, daß er ein verruchtes Geſchlecht von Tollen und Henkern auf den Thron pflanzte! Dieſe zweiten, die ſcheußlichen Cäſaren, ſpielten nicht mehr, etwa Tiberius anfangs zum Scherz, um zu ſehen, was für Geſichter die Knechte machten, und doch zu tun, was ihm gefiel. Sie warfen allen Schein und alle Scham ab und

herrſchten durch Veteranenbanden und Großweſire, die ſie mit dem Schweiß der Provinzen vergoldeten, durch den nichtswürdigen Pöbel von Lazzaroni, den ſie mit Kornſpenden, Schmäuſen und Tier- und Menſchenhetzen unterhielten, und der ihnen ein Hurra rief, wenn die geſchändeten Leichen der letzten Freien und Edlen über die Straßen geſchleppt wurden. So etwas wie dieſe Verruchtheiten, wie die Ausſchweifung, Unverſchämtheit, Verſchwendung und Blutſäuferei der Cäſaren des erſten Jahrhunderts iſt doch ſeitdem gottlob! nicht wieder in der Geſchichte gehört worden. Das zweite Kaiſergeſchlecht war ein ſchöneres durch die Tapferkeit und die Tugenden Trajans, Hadrians und der Antonine. Aber daß dieſe trefflichen, tätigen und geiſtvollen Regenten keine Folgen hinter ſich ließen, bewies am beſten, daß römiſche Kraft und Herrlichkeit auf immer zu Grabe getragen war. Selbſt unter dieſen großen Männern trug der Staat ſich nur noch mit Mühe, und ſie wollten doch nur das Gerechte. Wenn man unter ihnen ſchon zweifelhaft mit den Barbaren focht, was war von den folgenden verworrenen Zeiten zu hoffen?

Und in der Tat, das römiſche Volk war nicht bloß erniedrigt, es war nicht mehr. Nur der kleine Teil von Mittelitalien, der das Land der Latiner, Etrusker, Samniter ausmacht', umfaßte das Volk, welches unter dem Namen Römer die Welt unterjochte; die Südlichen waren Griechen, die Nördlichen Gallier, die Weſtlichen am Meer Iberier. Doch wir wollen ganz Italien das Römerland nennen. Wie war es verwandelt! Schon in dem letzten Jahrhundert fraßen die hartnäckigen Eroberungskriege, welche jetzt auf mehrere hundert Meilen Weite in Afrika, Hiſpanien, am Orontes und Schwarzen Meer geführt wurden, das alte Geſchlecht der tapfern Freien auf, und Luxus kam hinzu, zu zerſtören, was das Schwert verſchont hatte. Wo ſonſt Freie den Pflug lenkten und ein rüſtiges Geſchlecht zeugten, da trieb man Horden Sklaven herum und ſchändete die erſte der menſchlichen Künſte, den Ackerbau, durch Knechtſchaft. Die übrigen Freien entwichen in die Städte und wurden Pöbel oder bauten ſich Schlöſſer und wurden kleine Tyrannen, die brauchbarſten Sklaven *eines* großen. Ich nannte oben die Sklavenkriege. Unter den Kaiſern fing das ſchöne Italien an, eine Wüſte zu werden, weil die fröhlichen und freien Hände braver Bürger die Erde nicht bauten. Selbſt mit ſeinen Millionen Sklaven war das vormals reiche Italien dem Hunger preisgegeben, wenn die Flotten von Ägypten und Afrika nicht zu rechter Zeit kamen. Mancher Römer hatte 10000 bis 20000 Sklaven bloß als Werkzeuge des Luxus und der Fabriken. Auch was noch frei war und ſich Römer nannte,

ward endlich ein Gemiſch aus allen Nationen durch die Fremden und Freigelaſſenen, ein buntſcheckiges, entartetes Baſtardgeſchlecht. Was hielt denn einen ſolchen Staat zuſammen? Was zügelte die unterworfenen Völker, die jetzt mit ihren kräftigen Leibern für ihn ſtritten und vom Tigris zur Donau, vom Iberus zur Themſe zogen, daß ſie ſich nicht losriſſen, und daß dieſer kranke Leib noch einige Jahrhunderte länger vegetierte?

Die beſiegten Völker, auch die noch friſch waren, als ſie römiſch wurden, waren abſichtlich entwaffnet und entnervt, das Weltelend hatte ſie mit dem Weltluxus erreicht, und die Plackereien und Räubereien der Günſtlinge und Freigelaſſenen des Palaſtes, die ein tapferes Volk zum Aufſtand gebracht hätten, machten ein ausgeartetes noch feiger und ſchlechter. Durch Entvölkerung, Druck und Üppigkeit endlich den Römern gleich, hatten ſie gleiche Angſt mit ihnen vor den nördlichen Barbaren, und Furcht tat, was Liebe nicht konnte. Und endlich — ſelbſt in dieſem elenden Zeitalter, wo man über die Auſpizien und den herrſchenden Jupiter lachte und das heilige Feuer der Veſta keine jungfräuliche Wächterinnen mehr fand — immer noch ſchwebte das geheime, unſichtbare Leben, das dies Volk einſt ſo glorreich machte, um die Adler der Legionen und die heilige Stadt, die großen Manen gewaltiger Väter ſchritten mit furchtbarem Antlitz auf Gräbern und Trophäen umher und jagten den italiſchen und außeritaliſchen Sklaven ein ehrfurchtsvolles Grauſen ein, wenn der Name Rom erklang.

Das dritte Jahrhundert war ſchon das Jahrhundert der Schande der römiſchen Monarchie, nicht bloß drinnen, ſondern auch draußen. Schwächlinge und Ungeheuer wechſelten auf dem Thron, der Pöbel war frech und übermütig, die Janitſcharen Roms verkauften die Herrſchaft dem Meiſtbietenden, das elende Volk konnte die würdigen Regenten nicht ertragen, die unwürdigen nicht ſtrafen. Der langſame Tod des Staats offenbarte ſich immer mehr, die Grenzprovinzen waren der Raub der Barbaren, die bis nach Gades, Epheſus und Theſſalonich plünderten, die Statthalter machten ſich unabhängig, Römer fochten gegen Römer, und wo ſich einzeln alte Tugend und Tapferkeit zeigte, glänzte ſie freilich, aber ſie wirkte nicht. Gegen den Ausgang des Jahrhunderts ſtellten tapfere Männer die Sache freilich wieder etwas her, aber ſelbſt der Schatten und Schein des Alten fuhr nun dahin, und Rom hörte auf, Zentralpunkt des Ganzen zu ſein. Hofſtaat, Gepränge, Titel und Formen wurden immer mehr orientaliſch und ſind nachher ſo auf das ſpätere Abendland übergegangen. Aber die Illustrissimi und Excellentissimi, die Comites und

Praefecti aulae und Magistri officiorum machten die Völker nicht glücklicher, sondern vermehrten das Elend.

Im vierten Jahrhundert stieg das Christentum auf den Thron, und Byzanz ward Residenz. Einige haben beiden den frühern Sturz des Staats zugeschrieben, aber unrecht. Das Christentum hatte sich still, zuweilen selbst im Drucke über die ganze römische Welt ausgebreitet, und die meisten Bürger bekannten sich schon zu ihm, als Konstantin das Heidentum verrief. Seine Herrschaft war also natürlicher als sein Zwang. Sein Ursprung und sein schnelles Wachstum ging aus dem Zustand der Erde und dem Elend des Geschlechts hervor, und die alte Herrlichkeit und die alten Götter würden auch ohne den neuen Kultus nie wieder aus dem Staube aufgestanden sein. Jetzt war die letzte Begeisterung für das Große und Gute der Väter dahin, und ein Volk, das höchstens noch schwatzen konnte, ging seelenlos auf den großen Erinnerungen der Vorzeit umher. Wenn man den Weltzustand und den Weltsinn dieser Jahrhunderte ruhig bedenkt, so wird man die Notwendigkeit der Verwandlung begreifen, die mit dem Christentum zu kommen schien. Sie war lange vor dem Christentum gewesen, denn nur durch sie siegte dieses über die Welt. Die große Entwickelung kam dadurch nur etwas früher. Ein Volk, das keines Edelmutes und keiner Begeisterung mehr fähig war, durch feige Schande der Knechtschaft lange entseelt, das sich die Daumen abhieb, wenn es zur Schlacht gehen sollte, und den Feinden für Eisen das Gold hinhielt, war durch keinen Gott wieder aus dem Schlaf der Vernichtung zu erwecken. Anfangs gab dies allerdings manche Widersprüche, Stockungen und Rückschläge. Die Priester, die von den Orakeln und Opfern lebten, die Reste alter Familien, die ihr Dasein und ihre Glorie an die alten Götter banden, wollten noch lange nicht aussterben und klagten, daß mit dem Jupiter und der Viktoria der Christengott die großen Auspizien des Staates vernichte, und weissagten den schnellen Ruin der Dinge; aber Weissagung bedeutet nichts im Munde solcher, die ihre Liebe nicht verteidigen konnten noch wollten. Ungerecht bleibt das Urteil derer, die dem Christentum den letzten Fall des Staates aufbürden. Freilich neuen Geist der Erhaltung brachte es anfangs nicht, aber alten fand es nicht, den es zerstören konnte. Den Fanatismus, welchen es bei Tempelschändungen und Bilderzerschlagungen zeigte, wies es in Schlachten nicht, wo es galt, die Christenwelt von Barbaren zu retten. Herrschsüchtig und geizig stellten sich nun die Pfaffen und Beichtväter um den Thron und um die kriegerischen Adler, und kaum vom Druck erlöst, wollten sie schon die Herren sein. Welche er-

bauliche Priesterkabinettsgeschichten gleich in dem ersten Jahrhundert Konstantinopels! Welche Teilungen und blutige Verfolgungen der Parteien, die von Alexandria und Karthago bis Mailand und Konstantinopel gefühlt wurden! Fielen die Parther in Syrien und plünderten die Goten in Thrazien, die Bischöfe und ihre Diener hatten einen Ketzer zu richten und zogen auf mehreren tausend Wagen zum Konzilium; der Zug des Heeres mußte warten, und die Provinzen wurden verwüstet, während jene für die Waffen beteten oder sich über Worte stritten.

Das Ende des vierten Jahrhunderts kam, und unabwendbar nahte das große Verhängnis der ewigen Stadt. Alles deutete auf ungeheure Dinge. Der letzte Lebenstrieb war im Volke ausgestorben. Von Feinden geplündert, von Einnehmern und Ober- und Unterschatzmeistern ausgesogen, ohne Ehre, ohne Freiheit, ohne Gerechtigkeit und Tugend lagen die schönsten Länder unter einer völligen Erstarrung und sahen gleichgültig oder albern in die schwarze Zukunft. Was von Sitten und Künsten gewesen war, lange war es dahin. Nackt und leer war das Leben und seine Freuden geworden, nicht durch das Christentum, sondern das Christentum nahm nur ein Mönchsgesicht an, weil das Zeitalter es trug. Vielleicht hätte dieser seelenlose Zustand ohne einen Zufall sich noch länger gehalten. Dieser kam aus dem äußersten Asien. Die Hunnen, fürchterlich berittene Kalmücken, brachen vom äußersten Nordasien hervor, warfen die Völker vor sich nieder und ließen sie mitziehen und die Welt plündern. Die geschlagenen Goten flohen vor ihrer Wut über den Tanais und Borysthenes, endlich jagte das Schrecken sie über die Donau, und der Anfang der neuen Welt begann.

5. Die neuen Völker.

Was alten Völkern begegnet ist, kann neuen begegnen. Ich schreibe keine Geschichte der neuen Völker und ihrer politischen Entwickelung, sondern weise nur auf die bedeutenden Erscheinungen der Gegenwart hin. Jeder fängt gern mit sich selbst an, weil er sich am besten zu kennen meint. Ich bin ein Deutscher, und die ersten sind

Die Deutschen. Durch unsre deutsche Geschichte läuft ein wunderlicher Wahn, woraus ich gar nicht klug werden kann. Wenn die Deutschen über die traurige Gegenwart klagen, so nehmen sie den Mund so gern voll von der Allmacht und unüberwindlichen Furchtbarkeit und Stärke ihrer Altvordern im Mittelalter. Ich habe mich danach umgesehen, sie aber nirgends so

gefunden. Freilich wenn man in der ältesten Zeit alles, was germanisch ist, deutsch nennt, wenn die Großtaten nicht allein der Cherusker, Markomannen, Franken, sondern auch der Goten, Vandalen, Gepiden uns mit angerechnet werden, die wir doch nur ein Teil der Germanen oder, hoch gerechnet, ihre Nachbleibsel sind, als sie hingingen, die südlichen Länder und die Inseln zu besitzen, so zeichnet uns Trotz und Freiheitssinn aus, uns verherrlichen in allen Weltgegenden blutige Taten und Abenteuer, uns verherrlichen rauhe Tugenden der Barbaren; aber einen solchen Glanz hatten die meisten Völker in ihren Anfängen. So fuhren die Perser und die Römer zuerst los, so die späteren Hunnen, Awaren, Magyaren und Osmanen. Wir haben allein das voraus, daß der Volksstock der Germanen so groß war und vom Schwarzen Meer bis an die Nordsee saß, und daß ihre Herrschaft in den schönsten Ländern Europens geblieben ist. Um auf uns Deutsche im engern Sinn zu kommen, so weiß jeder, daß die meisten von uns vom sechsten bis neunten Jahrhundert dem Brüdervolke der Franken dienten. Gegen das Ende des neunten Jahrhunderts löste sich das Band des gemeinschaftlichen Stammes zwischen den Karolingerfürsten, Deutschland erhielt da seinen besonderen Namen, ward ein eigner Staat und wählte sich eigne Herrscher, die mit den südlicheren gallischen Franken nichts mehr gemein hatten. Wo war in jenen Zeiten unsre Gewalt und Stärke? Awaren und Ungarn peinigten uns vom Osten, Normänner vom Westen, Slawen vom Norden her. Nichts als Plünderung, Verachtung und Elend. Gegen den Ausgang des zehnten Jahrhunderts schienen wir stark zu werden und blieben es bis zum dreizehnten Jahrhunderte. Aber was war es denn?

Die Ottonen erwarben das Königreich Italien, von ihnen und den folgenden Kaisern hingen die Slawen, Ungarn und Dänen zuweilen ab. Hier schien nur Stärke zu sein, weil ringsumher Schwäche war. Solche Erscheinungen beweisen nur für den etwas, der Lust hat zu prahlen. Die Lombardei gewannen die Ottonen mit durch die Lombarden, ihre Schwäche erscheint am besten darin, daß sie nicht einmal die kleinen, zerteilten, sarazenischen und byzantischen Staaten Unteritaliens unterjochen konnten. Die Fürsten der deutschen und polnischen Slawen lagen nur zuweilen unter und dienten, weil sie nicht mehr zusammenhielten, und unsre Annalisten rufen die Besiegung und Huldigung eines kleinen Slawenkaziken als die Unterjochung der ganzen Nation aus, mit welcher man noch Jahrhunderte nachher blutig kämpfen mußte. Die dänischen und ungarischen Fürsten wurden nur in der Verwirrung ihres Reichs abhängig, oder ein

flüchtiger Prinz huldigte dem deutschen Imperator für ein Land, das er ihm wiedererobern helfen sollte, wie wenn Ludwig XVIII. jetzt dem Kaiser Alexander oder Georg III. sein Land zu Lehn auftrüge. Noch mächtiger schien der deutsche Staat im elften Jahrhundert unter den salischen Kaisern, als die burgundischen Länder am Jura, an der Aar und der Rhone hinzukamen. Die deutsche Nation hätte fürchterlich mächtig werden können, wenn dieser Herrscherstamm seine weiten Pläne des Ehrgeizes ausgeführt hätte. Der schwarze Heinrich starb zu jung, und der vierte regierte zu jung und war für ein Zeitalter der List zu wild und heiß. Hildebrand der Gewaltige warf ein Bollwerk gegen die deutsche Kraft, wogegen sie noch zwei Jahrhunderte stürmte und dann ermüdete. Daß die Hohenstaufen mit dem halben Italien und mit der Macht von Deutschland und Burgund die Lombardei und die Päpste nicht beherrschen konnten, beweist die Schwäche des Staats. Nicht die Weite der Länder, nicht die Menge und die Tapferkeit der Völker, wonach sich der Staat und der Herr nennt, machen die Stärke, sondern die Einheit der Kraft. Diese finde ich nirgends bei den Deutschen. Der Lombardische Städtebund, der Freistaat in den Lagunen am Po war mächtiger als die ungeheure Nation.

Seit dem Fall der Hohenstaufen wuchs die politische Schwäche. Die mächtigen Häuser, welche hätten herrschen und die Fürsten und Städte zum Gehorsam bändigen und gewöhnen können, waren ausgegangen oder klein geworden. Dies war das Schicksal der Salier, der Welfen, der Hohenstaufen gewesen. Eine Menge kleiner Fürsten und großer Städte, stark genug, sich zu verteidigen, zu schwach, andere zu unterjochen oder unter dem Joche zu halten, herrschten und blühten nebeneinander in Freiheit. Die Versuche der habsburgischen und luxemburgischen Fürsten, zur Herrschaft zu gehen, scheiterten; erst im sechzehnten Jahrhundert wurden die Habsburger mächtig, zu spät, aus den Deutschen ein Volk und einen Staat zu machen.

Seitdem Deutschland mit dem Ausgange des zwölften Jahrhunderts sich in seinen gegenwärtigen Grenzen zusammengesetzt und die rohen Staaten umher einige Gestalt bekommen hatten, war es nie durch einen großen Menschen oder durch gemeinschaftliches Unglück, das im Mörser des Elends das Vielfache zur Einheit zusammengestoßen hätte, zusammengeschlagen worden. Die Mongolen kamen nur an Deutschlands Grenze und verschwanden nach einigen Schlachten, um Polen, Ungarn und Russen länger zu plagen. Anfangs standen die einzelnen Nationen des großen Volks unter ihren Anführern und Herzogen, oft sehr gesondert,

wenn ein schwacher Regent herrschte, noch öfter in Feindschaft, immer in Eifersucht gegeneinander. Entschieden war dies zwischen den norddeutschen Sachsen und den südlichen Franken und Alemannen, alter Haß vielleicht noch von den blutigen Taufen Karls des Großen her. Dies verlor sich mehr, als die Statthalter und Grafen selbst Fürsten wurden und die Nationen weder den Reiz des Interesses noch der Eitelkeit hatten, aus sich einen Kaiser gewählt zu sehen. Aber Gleichgültigkeit — denn dies ward es höchstens — ist noch nicht Brüderschaft noch Volkssinn. Bei der Entfernung der echten, alten Volksstämme voneinander ging es noch langsamer, die neugermanisierten Nationalstämme zum Gefühl und zur Gesinnung der Gemeinschaft zu bringen; ich möchte sagen, dies ist nie recht zustande gekommen, und in den letzten Jahrhunderten war es dazu zu spät. Die Länder nördlich der Elbe, längs der Oder und dem Riesengebirge waren von Slawen bewohnt, welche nach langem Kampf ausgerottet oder unterworfen wurden. Deutsche Kolonisten und Herren brachten deutsche Sitten und Sprache hinein, und des unterdrückten Volkes Reste flossen mit ihnen nach einigen Jahrhunderten zu einem zusammen. Dies gab aber einen ganz eigenen Geist und Sinn im Norden, der nicht bloß klimatisch, sondern auch volklich von dem Süden Deutschlands absticht, so daß das rechte Deutsche keiner empfinden kann, der nur Norddeutschland bis Magdeburg oder Dresden gesehen hat.

Man meint gewöhnlich, die Deutschen haben einen mehr republikanisch bündischen Sinn gehabt als die übrigen Germanen, und daher sei das sonderbare Wesen von Verfassung entstanden, was jetzt so lächerlich kümmerlich dasteht. Ich sehe das nicht. Es war so ziemlich ein Geist und eine Entwickelung unter den Germanen von dem siebenten bis elften Jahrhundert; aber andere Ursachen mußten andere Wirkungen hervorbringen. Zufällig, nicht alle volklich notwendig, waren manche der bürgerlichen und politischen Entwickelungen der Völker Europens. Italien lenkte zuerst die Zentralkraft der Herrschaft von Deutschland ab, und weil die Päpste in Rom von den römischen Imperatoren geängstet wurden, ängsteten sie sie wieder bei sich und in Deutschland. So listig und hartnäckig haben sie in keinem Staate gekämpft gegen die Regierung, denn der Streit war um ihr eignes Dasein. Hätten die sächsischen, die salischen und hohenstaufischen Kaiser die Anstrengungen und Arbeiten auf Deutschland verwandt, die sie auf Italien fruchtlos verschwendeten, wir hätten jetzt eine gewaltige Monarchie für viele; ja hätte nur ein einziges dieser großen Geschlechter Jahrhunderte durch regiert, nie

würden aus großen Beamten des Reichs große Fürsten geworden sein. Dies sind nichts als Zufälligkeiten. Man kann bestimmt sagen, in andern Ländern der Germanen würde unter ähnlichen Umständen dasselbe erfolgt sein. Italiens Lage hatte am meisten Ähnlichkeit mit Deutschland, dort ist derselbe Zustand geworden. Die Hauptursache aber, daß hier keine politische Einheit der Kraft ward, war der völlige Mangel am Druck von außen. Dieser erzwang in den andern germanischen Staaten Einheit, wo der Wille der Magnaten und Barone ebensogern eine Vielherrschaft gemacht hätte als in Deutschland und Italien. Frankreich würde vielleicht Deutschlands Schicksal gehabt haben, hätte die Familie der Kapetinger sich nicht von Mann zu Mann so lange behauptet, und hätten die normannischen Herzöge nicht den englischen Thron bestiegen. Die Gefahr der Unterjochung, die von den furchtbaren Nachbarn drohte, zwang das Volk zusammen und gab zuerst durch gemeinschaftlichen Haß eines Dritten gemeinschaftlichen Brudersinn. Die Mohren vereinigten die Hispanier, was sich aus der Geschichte beweisen läßt; die Engländer wurden durch Schotten und Franzosen in Atem gehalten und durften nicht auseinanderfließen. Als diese Schrecken und Gefahren vorüber waren, da kam die Zeit der Könige, und die Epoche war auf immer vorbei, wo neue Fürsten und Republiken werden. Deutschland aber saß vom dreizehnten bis sechzehnten Jahrhundert ohne Kampf und Gefahr und ward nie aufgefordert, mit den äußersten Lebensanstrengungen des Staats gemeinschaftliche Abenteuer und Gefahren zu bestehen. Etwas anderes kam auch hier und in Italien noch hinzu, was in den übrigen europäischen Ländern fehlte, Handel, Manufakturen und Reichtümer, die in Zeiten halber Barbarei dreifachen Trotz auf Freiheit und Unabhängigkeit geben. Die mächtigen Städte standen zwischen dem Kaiser und den Fürsten, beiden im Wege zur Herrschaft, wie es schien. Hätten sie den Fürsten und Baronen im Elend gedient, wie in Frankreich und eine Zeitlang in England, wer weiß, ob sie nicht das Mittel geworden wären, die Fürsten herabzuschlagen und einem großen Herrn für viele kleine zu gehorchen.

So trennte sich die deutsche Kraft. Verbindungspunkte von außen kamen nicht; die Kaiser seit dem zwölften Jahrhunderte waren zu schwach, das Unmögliche zu erzwingen; manche Teile des großen Staats waren kaum deutsch geworden an Sprache und wurden es nie an Sinn; die verschiedenen Volksstämme, Sprachenzweige, Verfassungen strebten gerade gegeneinander und machten die Kluft noch weiter. Aber Deutschland in dieser Zeit war glücklicher und blühender als die meisten Staaten Europens; das

Fehdewesen hatte es mit ganz Europa gemein, aber keine einzige lange Plage, kein anderer verderblich blutiger Volkskrieg als die Wut der Hussiten störte sein Glück. Zwar seine Fürsten waren arm und ohnmächtig, aber welcher Glanz und welcher Geist der Städte! Italien hatte damals den Welthandel über Asien und Afrika, und durch Deutschland gingen die Herrlichkeiten und Schätze des Orients weiter gegen Norden und Westen. Dies erschuf die Menge der kleinen Reichsrepubliken an der Donau, am Rhein, an der Elbe und Ostsee. Die schwäbischen, rheinischen und hansischen Städtebünde waren mächtiger und herrischer als Kaiser und Fürsten; ja oft nahm eine einzige Stadt es siegreich mit mehreren Fürsten auf, welche jetzt nicht tausend Bewaffnete stellen kann. In diesen freien Städten von Süddeutschland, Niederland und der Ostsee erwuchs ein freier und tätiger Sinn des Fleißes, der Gerechtigkeit und Kunst. Das Beste und Schönste der deutschen Bildung ist in den Städten geboren. Ganz Europa kannte den Glanz und die Pracht der Städte, die Menge und die Streitbarkeit der Menschen Germaniens. Die stattlichen Leiber der Schweizer und Landsknechte erstaunten die Menschen jenseits der Berge, sie waren Sieger, wo sie schlugen. Noch im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts sprechen die Italiener und Franzosen mit Bewunderung von der Herrlichkeit der deutschen Städte, von ihrer Freiheit, ihren Reichtümern und ihren zahlreichen und tapfern Bürgern. Sie nennen Deutschland das unbezwingliche, das unüberwindliche Land, wo jeder Mensch ein fürchterlicher Krieger ist, und wo hunderttausend Gefallenen sogleich hunderttausend Mutigere nachrücken. Man lese Aneas Sylvius und den jüngeren Machiavelli. Dies war teils Wahrheit — denn bis dahin waren die meisten europäischen Länder im Elend gewesen — teils war es eine dunkle historische Vorstellung, die von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgeerbt war, daß alle weltstürmenden Germanen aus diesem an Menschen unerschöpflichen Lande ausgeströmt seien. Man wußte auch, welche fürchterliche Schwärme von Deutschen sich zuweilen über den Rhein und die Alpen ergossen hatten. Man dachte sich selbst die Grenzen weit ungeheurer, als sie waren. Freilich reichte des germanischen Herrschers eingebildetes und wirkliches Gebiet von der Saone und dem Arno bis an die Memel und Newa. Selbst der Herrscher machte die Idee von diesem Volke größer, als es wirklich war. Sein Titel Imperator Romanus warf einen gewissen Glanz unbekannter Majestät um die Nation, wie alte Namen tun, die einst viel bedeuteten; man dachte dunkel immer noch die alten Erinnerungen und Rechte der Weltherrschaft mit

hinein, und ſelbſt die mächtigſten Könige erkannten den Vorrang dieſes Namens. Und wirklich, ſolange die andern großen Staaten Europens noch geteilt und im Kampfe waren, war Deutſchland das ſtärkſte und mächtigſte Land. Aber in dem Maße, als jene die Kraft und die Einheit der Herrſchaft bekamen, riſſen die letzten ſchwachen Bande immer mehr, die ſonſt noch einen Schein gemeinſamer Stärke und Macht erhalten hatten. Endlich lag der furchtbare Koloß unbehilflich da, und jeder mochte hingehen und darauf treten und krähen oder ungeſtraft ſich ein Stückchen abſchlagen, was ihm gefiel. Man vergaß allmählich die Schrecken und die Ehrfurcht, die der ſtehende eingejagt hatte.

Mit einer ganz neuen Weltepoche kam die Reformation und riß die Spaltung der Kräfte Deutſchlands noch weiter auseinander. Doch gab die Türkenangſt einiges Zuſammenband des Ganzen, und auch die Habsburger fingen an, fürchterlich mächtig zu werden. Ihr Ehrgeiz trieb ſie zuweit hin und her, ſie wollten auf einmal zuviel umfaſſen und hielten deswegen nichts feſt. Doch würde ihnen Deutſchland endlich doch wohl haben dienen müſſen, wenn die Söhne den Vätern gleich geweſen wären. Aber Mittelmäßigkeit war lange das Los der Öſterreicher, und ſie ward von jeſuitiſchen Räten und Beichtvätern beherrſcht. Man könnte einen Folianten davon ſchreiben, was die Jeſuiten den Öſterreichern geſchadet haben. Dieſe Elenden bildeten die ewige Entzweiung und Entfernung zwiſchen dem Herrſcher und dem Volk über anderthalb Jahrhunderte, machten abergläubiſche und frömmelnde Serail- und Pfaffenkaiſer und ließen ſie zum Skapulier greifen, wenn das Schwert entſchieden hätte. Was hätten Männer mit Mäßigung und Kraft und Liebe der Völker mit ſolchen Hilfsmitteln gekonnt und gewirkt! Aber die Herrſcher ſelbſt zerſchnitten die Nerven ihrer Kraft. Man denke an Ferdinand II.; was hätte dieſer große Kopf können, wenn ihn kein Pfaffe erzogen hätte! Der frömmelnde Leopold zerſtörte den Staat immer in ſich ſelbſt durch ſeine Prieſter, welche die Proteſtanten in Ungarn im beſtändigen Aufruhr hielten. So verdarben die Herrſcher ſelbſt wieder, was tapfere Feldherren gewonnen hatten, und das Glück, das in den Habsburgern immer mächtiger geweſen iſt als die Kraft. — Der Dreißigjährige Krieg bewies zuerſt vor den Augen von ganz Europa Deutſchlands Schwäche. Dieſes entſetzliche Unglück verwüſtete auch die Reſte ſeines alten Wohlſtandes und zerſtörte die Menſchen und ihre Sitze. Die Städte und ihre Bünde waren aber ſchon über ein Jahrhundert im Verfall, manche kamen unter die Fürſten, und die übrigen verblühten allmählich, denn Oſtindiens Erfindung,

Amerikas Entdeckung und der nordeuropäischen Völker Politik hatten den Welthandel von Italien und Deutschland weggenommen. Jetzt entschieden fremde Völker den künftigen Zustand der Nation und halfen ihre Grundgesetze bestimmen, für deren Erhaltung sie bürgten, damit durch Gewalt und List nicht künftig einer der Herr würde. Der große Schwedenkönig, Gustav Adolf, der Herkules Musagetes der Menschheit, rettete durch seine Siege die Bildung Europens von jesuitischer Möncherei und Barbarei.

Schweden und Frankreich richteten und entschieden, Österreich schien von seiner Höhe gestürzt; aber lange Gewohnheit, alter Wahn, vielleicht ein dunkles Gefühl von eignem Interesse band noch immer die Fürsten an dieses Haus, welches unbestritten auf dem Kaiserstuhl blieb, der nur für den Mächtigen nichts Leeres war. Frankreich sah mit ehrsüchtigen Blicken nach dem heiligen Sessel, es warb durch Gold und durch Furcht unter den Fürsten; die Habsburger siegten. Wer kennt nicht des mächtigen Ludwigs Stürme? Deutschland kämpfte oft unglücklich, doch unbezwungen, mehr fast für Österreich als für sich. Selbst bis auf die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war der Kaisername mächtig, sich die Fürsten nachzuziehen, und doch hatte seit Max II. kein Kaiser regiert, der durch Treue und Biederkeit die Nation vereinigen und für sich begeistern konnte.

Nun beginnt die letzte große Spaltung deutscher Nation, die unheilbare, die vielleicht mit dem Volke endigen wird. Das Jahr 1740 kommt, Friedrich II. von Brandenburg besteigt den preußischen Thron. Sein Heldenmut, sein schwerer Kampf, seine majestätischen Tugenden rissen den letzten Heiligenschein herab, der bisher dunkel über der Goldnen Bulle und der Pax Westphalica gelegen hatte, und auch die Österreicher verloren den Schimmer, der davon auf sie zurückgefallen war. Durch eines Mannes Größe und Gewalt ward ein mächtiger norddeutscher Staat Österreich gegenüber — die zwei machen nun die Entzweiung. Der letzte Krieg, der Friede zu Lüneville, das Blut, welches jetzt das unglückliche Süddeutschland überschwemmt, hängen an diesem Übel.

Was ein Volk ist, beweist nicht, daß es so sein müsse, so wenig das, was gewesen ist, beweist, daß es künftig wieder so werden kann. Pauw, der Wunderliche, wirft das kecke Wort hin, nur die alten Völker seien für Freiheit und Begeisterung geboren gewesen, alle Völker germanischen Stamms aber scheinen ihm eine angeborne Anlage zur Knechtschaft zu haben. Er hatte wohl die gepriesene Freiheit der alten Welt nie recht gewogen

noch die Unterschiede der Weltzeiten bedacht. Schien ihm mit Friedrich II., dem König, sein Jahrhundert vielleicht das Jahrhundert der Erbärmlichkeiten und der Knechtschaft, so konnte er doch ein wenig zurückgehen und hätte leicht finden können, daß Italien und Deutschland im Mittelalter Republiken hatten trotz Athen und Kroton, und daß die Schweiz und Holland einst in stolzer Begeisterung blühten. Ich weiß nicht, was die Begeisterung der Griechen oft war; die eignen Schriftsteller jener Nation geben uns von ihr nicht immer ein zu schönes Bild, und war es sogar das Herrlichste, so kann die neue Welt nicht mehr tragen, was in der alten blühte. Die Menschheit stand damals hoch, weil Unschuld noch neben Ungerechtigkeit bestehen konnte; sie ist seitdem edler hinabgestiegen, damit das ganze Geschlecht mehr in Gleichheit und Gerechtigkeit wandle.

Gleichheit und Gerechtigkeit in Liebe und Mitleid mit allen Lebendigen, ihr seid die erhabenen Lehren des heiligen Stifters des Christentums, ihr müßt die Gesetze der Staaten und Völker sein. Die neuere Menschheit muß sich des stolzen Trotzes physischer Kraft, des rohen Gebrauchs der Gewalt, der unmilden Behandlung freigeborner Menschen als Sklaven begeben, wenn sie das Gebot des neuen Weltgesetzes erfüllen will. Stillere Tugenden, mildere Begeisterung, Arbeit und Mäßigkeit aller, damit keiner Knecht zu sein brauche, — das sind die bescheidenen Forderungen an ein Volk, welches den Namen und die Würde der Freien verdienen will. Nach diesem Maße sind die Deutschen nicht die unwürdigsten, und ich werfe dem, der behauptet, die Nation sei knechtisch gesinnt und keines edlen Zustandes fähig, den Fehdehandschuh hin, mir ein gerechteres unter den jetzigen Europäern zu zeigen.

Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Nüchternheit des Verstandes, Langmut ohne Feigheit, Ehrlichkeit mit etwas klimatischer Unbehilflichkeit versetzt, sind alte, anerkannte Volkstugenden. Sie gebaren im Mittelalter Wohlstand und Gerechtigkeit drinnen und Achtung und Furcht draußen. Freiheit und Bürgersinn schufen glückliche Munizipalitäten; wohin Deutsche zogen, brachten sie Gesetze der Zucht. Die Städte längs der Ostsee bis an die Newa wie die Kolonisten in Siebenbürgen hatten freien Sinn und haben ihn zum Teil noch. Die Schweiz und die Niederlande und manche wackere und glückliche Reichsstadt sind Geburten deutschen Sinnes gewesen. Freilich die gigantischen Worte und Taten der Alten, ihre republikanischen Erschütterungen und Revolutionen, die begeisterte Freiheitswut des Atheners und Genuesers, die Faktionen der Florentiner und Thebaner fehlen

hier; aber desto glücklicher für das Volk und die Zeit. Das sind mehr Herrlichkeiten für die Poeten als für die Bürger, die darin mit umgerührt werden. Dergleichen Gemälde möchten nun hier nicht so viele zu finden sein, und selbst das beste Deutsche möchte wohl gar etwas steif und pedantisch aussehen. Aber das Gerechte braucht nicht zierlich zu sein; leider ist das Zierliche nicht immer gerecht. Ich selbst wohne unter einem Volke, das in seiner besten Zeit wohl nur einen halbdeutschen Sinn hatte, jetzt ist von einem solchen Sinn überall nicht mehr laut zu sprechen. Aber mit innigem Vergnügen versetze ich mich immer in die Zeit altdeutschen Lebens und Wirkens. Ich kenne kein neueres Volk, welches mehr gutmütige Naivität hätte und einen frommeren Sinn für alles, was Form heißt; immer ein schöner, bürgerlicher Sinn, obgleich im begeisterungslosen Zeitalter Pedanterei daraus wird. Man studiere die Geschichten der Zünfte und Innungen, die Verfassungen und Taten kleiner Reichsstädte, welch eine unendliche Anlage für Gehorsam und Gesetz! Das ist doch wohl Anlage für Freiheit? Dieser sinnige, gleiche, gutmütige Sinn der Nation, der nur noch in Erinnerungen und schwachen Resten lebt, gab Mäßigkeit und Besonnenheit, ohne welche keine Freiheit ist. Lies unsre alten Geschichten, höre unsre alten Märchen erzählen und die Volkslieder absingen, sieh Dürers und van Eyks Bilder: Einfalt, Treue, Liebe, Wahrheit ist ihr Charakter; sie haben nicht den idealischen Geist des Süden, nicht das üppige Spiel, aber sie haben auch nicht die furchtbaren Lüste und Verdorbenheit desselben.

Der Deutsche hat in sinnreichen und großen Erfindungen viel getan ohne Zentralpunkt und ohne Jahrgelder, für die Wissenschaften kann man ihn mit Stolz, für die Kunst mit Ehren nennen. Er war sonst auch bescheiden, wie der Unscheinbare sein sollte, aber seit einiger Zeit prahlt er, und das beweist, daß er verdorben ist. Ja einem Wunder ist es gleich, daß er noch nicht verdorbener ist. Seit zwei Jahrhunderten ist Deutschland der blutige Kampfplatz, wo ausgefochten wird, was sich bei dem Großmogul und bei den Eskimos angesponnen hat, Deutsche hat man gegen Deutsche bewaffnet, Städte und Länder und Sitten zerstört, und immer sind sie durch Fleiß und Zucht wieder aufgestanden. Aber jedes Ding in der Welt hat sein Maß, bis wieweit es gehen kann. Wir sind jetzt an der Grenze. Ohne alle politische Haltung, ohne Teilnahme, ohne Liebe, ohne Hoffnung steht das Volk endlich gleichgültig und dumm da. Das Elend des Kriegs, die Schmach des Friedens, der Raub des Silbers und Goldes, die Schändung der Weiber und Jungfrauen, das

Niederreißen der Feſtungen, der Fremden Hohn und der Fürſten Feigheit, Trug und Geiz, — es muß endlich wirken und wird wirken zu unſerm und ihrem Verderben.

Unſre Philoſophen geben uns einen hohen Rang. Sie ſagen, die Deutſchen ſeien das Volk, welches Freiheit im Glauben und Denken geboren und erhalten habe. Solche Verfaſſung der Vielherrſchaft habe ſein müſſen, damit es der Freiheit und Wahrheit nie an Schutz fehlte. Auch des Staates unſcheinbarer und formloſer Zuſtand ſei trefflich geweſen, von allem Politiſchen und Volkstümlichen abzuziehen und auf das Allgemeine und Menſchliche als auf das Würdige der Bildung hinzuweiſen. So könne nur Weltſinn geboren werden. Kosmopolitismus ſei edler als Nationalismus und die Menſchheit erhabener als das Volk. So möge das Volk verſchwinden wie die Spreu vor dem Winde, auf daß die Menſchheit werde.

Dieſe Ideen ſind hoch, aber ſie ſind nicht verſtändig, und das Verſtändige iſt höher. Ohne das Volk iſt keine Menſchheit und ohne den freien Bürger kein freier Menſch. Ihr Philoſophen würdet es begreifen, wenn ihr Irdiſches begreifen könntet. Zwar lebte Chriſtus in der Wüſte hoch über dem Bürger und lernte in der Einſamkeit das Himmliſche von dem Himmliſchen, Plato holte ſeine Weisheit nicht von den Landſtraßen und Märkten, aber freie, lebendige Menſchen machen die Welt, woraus ſolche geboren und gebildet werden. Unter Sklaven wird alles ſklaviſch, und keine Idee kann das Edle vom Himmel zur Erde bringen, wenn auf Erden elendes Geſindel weidet. Ein Menſch iſt ſelten ſo erhaben, daß er äußere Knechtſchaft und Verachtung dulden kann, ohne ſchlechter zu werden; ein ganzes Volk iſt es nie. Die edelſten Geiſter werden nur aus dem ganzen Volke geboren. Wo nichts Freies und Hochfliegendes mehr iſt in der Menge, da wird es nicht mehr in den einzelnen gezeugt oder wird in der Kindheit ſchon durch den Meduſenanblick des Niedrigen verſtimmt. Würdiges ſei auf Erden, frommer, tapferer Sinn im Bürger, Biederkeit und Hochſinn, die Wahrheit zu vernehmen, im Fürſten, Gerechtigkeit in der Regierung! Dies iſt das ſichtbare Reich Gottes auf Erden; das unſichtbare macht ſich dann auch. Solche Tugenden gleichen dem Ewigen, und der Bürger arbeitet und lebt für das Ewige in Kunſt, Tat und Werk. Helden ſtürzen in das Schwert für das Vaterland und den König, Künſtler bilden, Erfinder denken, ſtolz geht der Kleinſte am Pfluge und Ruder, denn er hilft das Große erſchaffen und genießt es mit. Denkt doch an die Griechen. Es war ein ſchönes, weibliches Volk, voll Mut und Kunſt, welches Großes dachte, tat und vollendete. Was

wurden sie? Die Kosmopoliten des Altertums. Es läßt sich nachweisen, daß die Römer, ihre Herren, sie leidlicher und artiger behandelten als ihre übrigen Sklaven. Das rauhe Eroberervolk hatte doch Ehrfurcht vor den sichtbaren und unsichtbaren Göttern, die hier auf jeder Flur, auf jedem Markt ihre heiligen Stätten hatten. Die Griechen behielten ihr Land, ihre Sprache, ihre Künste, aber nicht ihren Staat. Kein Sophokles und Phidias ward mehr geboren, kein Homer besang mehr das Leben der Götter und Menschen. Erstarrt war die goldene Fülle der seligen Kunst, und höchstens machte man klein und zierlich nach, was die Väter groß und majestätisch dachten und erfanden. Zuletzt nichts als feiges und schelmisches Sklavengesindel hier, keines edleren Aufschwunges diese Natur mehr empfänglich.

Italien. Wir Deutsche rangen einmal lange mit euch, unglückliche Italier. Tapfre Kämpfer stritten stolz um Herrschaft und Freiheit. Nachher gingen wir nebeneinander in Gesetzgebung und Bürgerkünsten hin. Welchen Propheten hätte man damals geglaubt, daß uns späteres Unglück so gleich machen würde, als wir heute sind?

Seit dem Fall der Ostgoten war Italien von jeher viel weiter davon, ein Staat zu werden als Deutschland. Die Longobarden folgten diesen in der Herrschaft, aber sie konnten nie das Ganze bezwingen. Alboin würde die Arbeit vollendet haben, wenn er gelebt hätte; später war sie den mächtigsten Königen unmöglich. Der Bischof in Rom fing an, Papst zu werden, und hielt die Griechen und Longobarden gegeneinander in Atem, damit auch er in Italien Herr sein könnte. Als er im schlimmsten Gedränge war, da gebrauchten die Pipiniden seiner heiligen Hand, eine Ungerechtigkeit gerecht zu machen. Er setzte ihnen die Krone der Merowinger auf das stolze Haupt, und sie unterdrückten die Longobarden. Aber immer noch hatte ganz Italien nicht einen Herrn. Da es der gewaltige Karl der Große nicht ward, wie sollten es seine Nachfolger werden? Byzantiner und Araber blieben in Süden, an den Küsten und auf den Inseln; in der Mitte und im Norden entstand durch germanischen und christlichen Feudalismus Vielherrschaft von Fürsten. Die mächtigsten deutschen Kaiser, die Salier, beherrschten nie ganz Italien. Im elften Jahrhundert machten die tapfern Söhne Tankreds von Hauteville mit ihren Normännern Vorarbeiten zur Einheit. Als die Hohenstaufen Könige von Apulien wurden, glaubten sie des ganzen Landes und selbst des Papstes Herr zu werden; allein da es einem Friedrich II. nach einem dreißigjährigen Kampf mißlang, so muß es unmöglich gewesen sein. Zu mächtig waren

die Kräfte, die gegen so hohe Entwürfe und Arbeiten strebten. Der Papst mit dem damals fürchterlichen Druck des Wahns und der Heiligkeit, vor welchem die kühnsten Herzen unter dem Panzerhemd zitterten, die vielfache Blüte und Tätigkeit eines tapfern, kräftigen Volks, das einen Herrn haben der Sklaverei gleich achtete, endlich das damals noch mehr Unterschiedene der verschiedenen Nationen Italiens. Die Kreuzzüge hatten in ihm ein neues Leben entzündet, die Schätze des Orients flossen hier über, kleine Städte wurden reich und mächtig und beherrschten die Meere, die Bürger fühlten sich und träumten von Freiheit und Gerechtigkeit, welche in einigen Städten herrlich eingerichtet und verfochten wurden. Die Burgen der Feudalherren, die Zwinger der kaiserlichen Vögte und Statthalter verschwanden, und die Herren mußten Bürgern gleich werden.

Mit Friedrich II. um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts war der Kampf aus. Kein Gefährlicher stand wieder auf, der des Ganzen Herr sein wollte, und die schlauen Hierarchen Roms hielten zwischen den Mittelmäßigen die Wage. Von dieser Zeit bis zum Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts während 250 Jahren ward Italien das Griechenland der neuen Welt. Eben die Taten und Erscheinungen, eben die Werke beinahe, ebenso ewige Erschütterungen und Wechsel der verschiedenen kleinen Staaten. Die Geschichten dieser merkwürdigen Zeit würden ebenso groß, reizvoll und heroisch sein, wenn sie im Sinn des neuen Weltalters von edlen Zeitgenossen aufgefaßt und uns überliefert wären. Tyrannien, Demagogien, aristokratische und demokratische Republiken und an den beiden Enden kleine Monarchien, Faktionen und Ostrazismus und Proskriptionen immerwährend, aber in dem Ganzen herrliche Blüte und Kraft. Handel, Fabriken, jeder Fleiß und jede Tätigkeit schufen Reichtümer und Lebensanmut, Künste und Wissenschaften folgten. Durch einen neuen Geist, durch Poesie, durch Saitenspiel und jede Kunst der Sprache und Gestalt ward endlich in allen verschiedenen Völkerstämmen etwas Gemeinschaftliches, das vom Pharus und Simäthus bis zum Var herrschte. So wurden die Italier im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert die herrlichste Nation Europens.

Mancherlei hatte sich hier so mitgebildet, wovon die roheren Ultramontaner, welche der Italier zum Teil mit Recht Barbaren schalt, sich noch nichts träumen ließen. Rom, das Zentrum der christlichen Welt, hatte die Künste der List und Herrschaft unglaublich verfeinert. Als man aus den schönen Erinnerungen und Denkmälern des Altertums das Alte wieder aufweckte, da

mischte sich dieses Alte und jenes Neue, und italische Weisheit und Politik glaubte sich der ganzen Welt überlegen und fürchtete keine schlimme Zukunft und kein Barbarenschwert, das die Politik nicht zurücktreibt, weil es nicht an sie glaubt. Mäßige und weise Fürsten und Männer hatten Italien nun durch Jahrhunderte vor großen Stürmen gesichert und die kleinen, welche oft wohltätig im Innern aufstiegen, bald beruhigt. Sie hatten etwas erfunden, was sie mit Stolz Gleichgewicht nannten, und wodurch der Übermut und Ehrgeiz des einzelnen gezügelt ward. Diese Klugheit wiegte in Sicherheit ein, und Reichtümer und Künste verweichlichten die Sitten. Man dachte gar nicht mehr, daß eine Zeit kommen könnte, wo man des Mutes nötig hätte, mit welchem man gegen die Hohenstaufen focht. Der Bürger hatte das Schwert rosten lassen, womit er die Freiheit erfochten, und dang sich hinfort Knechte für Gold, die zuweilen diese Freiheit selbst antasteten, immer schlecht verteidigten. Abenteurer mit 5000 bis 15000 Reitern durchzogen das schöne Land und verkauften sich jedem Meistbietenden, seine Fehden auszufechten. Dies waren wahre Scherzspiele und Turniere für Gold. Die Condottieri verstanden ihren Vorteil wohl, sie hüteten sich, so ernsthaft dreinzuschlagen, daß es viel Blut kostete. Man focht oft wie wütend einen halben Tag, dann lagen vielleicht zehn Tote auf dem Platz, oft gar keine, einige hundert Gefangene nahm der Sieger nach der Verabredung, oft um sie wieder laufen zu lassen, und der Besiegte zog ab. Dieses schlimme Spiel verdarb die Kriegskunst und die Tapferkeit des Volkes. Man hätte aus einzelnen Kämpfen mit den Schweizern begreifen können, wie man feststehen würde, wenn ein größeres Heer einmal zum Ernst über die Alpen käme.

Italiens Glück hatte sein Ziel erreicht. Kleinliche Eifersucht und Ehrgeiz der Fürsten, Parteihaß der Republiken riefen die Fremden hinein, sie kamen, Italien durch italisches Gold zu erobern. Karl von Frankreich erschien mit einem kleinen Heerhaufen, siegte und verschwand wieder; aber die Leute hinter den Bergen hatten an der Probe gesehen, was man in Italien machen könne. Die Reichtümer, der Glanz, die Künste des schönen Landes reizten zum Besitz, und seit dieser unglücklichen Epoche war um diesen Besitz ein blutiger, langer, fünfzigjähriger Kampf der Fremden; die tapfern Hispanier hielten die Beute fest. Die Italiener strebten selbst wenig gegen. Der Todesmut für Freiheit, die alten Tugenden fehlten, und des Oberpriesters in Rom Stimme war keine Götterstimme mehr.

Seit dieser Zeit hat Italien Deutschlands Schicksal gehabt. Alle Revolutionen und Kriege Europas sind auf seinem Boden

blutig mit entschieden und ausgefochten worden. Aller Gemeinsinn, der Geist und Mut aller für alle, ist bei einer Nation von sechzehn bis achtzehn Millionen Menschen so ganz dahin, daß ein Heer von 50000 Fremden fast ohne Widerstand ihr Herr sein kann. Die lange Herrschaft und Tyrannei der Fremden hat ein edles Volk zuerst entnervt und entmannt; alle Laster des Sklaven sind nachgefolgt. Das Paradies der Erde, Sizilien und Apulien, ist durch eigne und fremde Sünden eine Wüste geworden, wo ein kleines Geschlecht auf großen Erinnerungen einhertritt, wo der Feudalherr auf Schlössern wohnt, und hungrig und reißend wie eine Bestie der Bandit in jedem Hohlwege, in jeder Talkluft lauert. Man weiß, wie Italien die fürchterliche Französische Revolution gefühlt hat. Geplündert, umgekehrt ist es von einem Ende bis zum andern. Durch den Gleichschritt des scheußlichen Jakobinismus hätte aus dem Chaos doch etwas werden können, aber feige, geizige Klugheit kam nach und richtete ein für sich, nicht für das Volk. Darum wurden die alten Republiken umgestürzt, die Fürsten verjagt, die Bilder der Götter und Menschen aus ihrer Heimat entführt? Darum pflanzte man Freiheitsbäume und hieb sie wieder um? Darum rief man die Manen der de la Torre, Dandolo, Doria, Medicis auf und betäubte die stummen Gräber des alten Roms mit den Klängen der Camille und Scipionen? Darum, daß der letzte Rest der Selbständigkeit verschwände und neue Tyrannen würden? Die Franzosen haben nie die Freiheit und das Glück der Fremden, sie haben nur ihr Gold gewollt. Jetzt spricht der Herr, selbst ein Italiener: Ich bin der Herr, und Freiheit ist der tollste Wahn des Menschengeschlechts.

Ich spreche nicht von Freiheit, ich spreche von einem italischen Volke. Ewig ist Montesquieus großes Wort: *Eine freie Nation kann einen Befreier haben, eine unterjochte bekommt nur einen andern Unterdrücker.* Frei zu sein, taugen die Italiener nicht, aber sechzehn Millionen Menschen können ein Volk werden unter *einem* Herrn, und durch Ordnung und Zucht könnte ein besserer Stamm für die Zukunft erwachsen. Der Weg war gebahnt durch die Zertrümmerung des Alten, er ist wieder verschlossen. Der französische Despot soll auf den Alpen und über den Alpen auf Italiens Nacken stehen, die Könige Italiens, die vielleicht einmal als abgesonderte stehen, sollen immer Vasallen Frankreichs sein, das Volk im Grimm über die dauernden Plünderungen französischer Satrapen, Gesandten und Kommissarien soll auf ewig die hündische Sklavenwut einsaugen und zu seinem lichten und schönen Himmel nie mit der heitern Stirn der Freiheit aufschauen.

Die Italiener waren einst herrlich. Hier ist der Kampfplatz, wohin die übrigen Völker Europens ihr dankbares Angesicht wenden und beten müssen. Hier ist Raffael, Michelangelo, Leonardo und Allegri geboren, hier hat Dante und Arioſto gesungen, hier ging den verfinsterten Europäern das Licht der Wissenschaft auf, und das Pfaffentum fiel. Friedrich II. von Hohenstaufen, Kosmus der Alte, Andreas Doria, Pescara, Alexander von Parma, Montecuculi, Prinz Eugen, Nikolaus und Sixtus die Fünften, Kolumbus, Galilei, Filanghieri — welche Namen genialischer Menschen! Und ein Land, das solches erzeugen konnte, sollte auf immer zur Schmach verdammt sein? Die Natur behauptet ihre ewigen Rechte, ihre Wirkungen und Zeugungen sind bleibend, wenn der Mensch sie nur frei läßt. Noch wächst in Ausonien des Weinstocks Fülle, an den Bergen steht der Ölbaum und Feigenbaum, in den Tälern schimmern Mandeln, Pfirsiche und Orangen mit Blüten und Früchten, weite Fluren prangen mit Weizen und Reis, und auf den Bergen brüllen die Herden Virgils, die Pinien, die Zypressen, der Lorbeer und Platanus strecken ihre lichten und heitern Kronen zum Äther empor; es ist noch das alte Land des Genusses, der Fülle, der Begeisterung. Die lustige und schwärmerische Gestalt der lieblichen Natur floß einst wie ein goldner Strom durch die schöne Kunst und das kräftige Leben der Väter. Welche idealische Geistigkeit voll üppigen, sinnlichen Lebenssaftes lebt in den Taten und Werken dieses Volkes! Wie vollgestaltet, wie lebendig, wie klar ist alles! Doch liegt hinter den meisten ein gewisser sündlicher Reiz, eine unbewußte Verdorbenheit, welche die Lebenshaltung eines solchen Klima freilich trägt, wodurch aber das Gefühl des treuen und wahren Nordländers leicht verwundet wird. Was sind die Trefflichen geworden unter der Knechtschaft der Fremden? Sie sind erniedrigt, schlecht und entartet, aber so sehr nicht, als sie der Unverstand und die Unbehilflichkeit des Nordländers oft gemacht haben. Ihre Kunst hat in dem alten, heiligen Lande kümmerlich nach Brot gehen müssen, und die heilige Wut der Musen und Apollons ist in Mosaikschnörkel und Sonettriller gefahren. Von Weisen und Helden darf man bei einem solchen Volke kaum sprechen. Aber es sind noch die alten Menschen voll Naturkraft, Genialität, sprudelndem Witz und Talent. Der fremde Wanderer sieht sie mit Verwunderung und Mitleid. Hier, wo alles verrucht und giftig wird, was sich nicht sinnlich kräftig entwickeln darf, wirkt die edelste Kraft endlich am verderblichsten. Kastraten und Beutelschneider werden, die als Künstler und Staatsmänner hätten glänzen können, und manche verlorne Natur eines Sprechers und

Befreiers der Menschheit, eines edlen Feldherrn mordet in roher Banditenfreiheit in den Wäldern des Apennin und des Ätna. Die Flamme muß an das Leben, wenn man sie auch mit ganzen Meeren verschüttet. O ich kann die Italiener verteidigen, und wenn alle sie verdammen, ich wundere mich, daß ein so unglückliches Volk noch nicht schlechter ist.

Spanien und Portugal. Ich komme zu einer Nation, die ich achte und liebe. Schon seit dem Knaben hat Spanien und seine Geschichte einen wunderbaren Reiz für mich gehabt, und mein Sinn hatte sich erklärt, ehe mein Urteil richten konnte. Es liegt in solchen Eindrücken doch etwas, denn das Leere läßt ewig leer, und wo Eis ist, da friert man. Ich habe diese Geschichten später so liebgewonnen, daß ich mich oft mit inniger Sehnsucht über die Pyrenäen hinübergewünscht habe, denn hinter jenen Bergen war von jeher viel Großes und Schönes; es war schon in den ältesten Zeiten. Iberien am Strom Pyrenä war das goldne Fabelland der früheren Griechen, Iberien das reiche Geheimnis, was der geizige Phönizier neidisch dem Orient verbarg, Iberien der Preis des Siegs, worum die Römer und Karthager so blutig schlugen. Und welch ein Land und Volk! Alles bewohnt, alles blühend in Freiheit und Wohlstand, Stadt an Stadt und Burg an Burg. Und die Römer kamen mit dem Aufruf, dieses Land von den Karthagern zu erlösen. Scipio war durch Mäßigung und Weisheit der Mann, so schönen Worten Glauben zu geben; er hatte bei Römergröße tiefere Römerlist. Als die Karthager fielen, traten die Römer sogleich offener hin, und ein langer, hundertsiebzigjähriger Kampf begann, immer blutig, oft siegreich für die Hispanier, die eine Zeitlang eine solche Scheu in die Römer jagten, daß keiner von den hochgebornen Herren mehr die Anführung hispanischer Kriege übernehmen wollte. Kein Volk hat sich edler verteidigt, und keines ist niederträchtiger durch List, Aufhetzungen und Dolche bezwungen, ja die Tapfern, welche die Freiheit nicht überleben konnten, sind nie bezwungen, sondern leben als die Freiesten in der Ewigkeit der Geschichte. Die Römer gebrauchten mit alter Kunst die Teilung und predigten dem einen Staat die Freiheit und lebten wirklich in Brüderlichkeit und Gleichheit mit ihm, während sie den andern unter seinen Ruinen begruben. Dies half dem unersättlichen Geize, aber bei einem so tapfern und freien Volke als die alten Hispanier war es nicht genug. Sie waren zu reich, zu vollstark, zu fest, und niedergeworfen standen sie kühner und fürchterlicher wieder auf und hielten die Wage des Glücks und Siegs lange zweifelhaft. Einzelne Städte, einzelne kleine Provinzen des großen

Landes vernichteten ganze römische Legionen und machten Wehklagen an dem Tiber. Fünfzig Jahre nach dem ersten Scipio stand der Lusitanier Viriathus auf, ein ritterlicher Jäger; unüberwunden stritt er sechs Jahre für die Freiheit, deren Banner immer weiter über Römerleichen wehte; die Niederträchtigen, die auf Siege stolz sein durften, brauchten den Dolch der Feigen gegen die Tapfern. So fiel Numantia, die herrliche; die Überwundenen gaben sich den Tod der Freien und ließen den Römern die blutigen Steine und die Flamme des Freiheitsrogus.

Hispanien ward nie ganz von den Römern bezwungen. Der Despot August feierte noch Kantabrertriumphe, ein Beweis, daß die Berge der Nord- und Nordwestküste noch unbezwungen waren. Solche Triumphe waren wie unsre Tedeums. So ließ ebendieser August sich von seinen Poeten den Indischen schelten, weil eine Handelsgesandtschaft zu ihm zog, so ließ Ludwig XIV. die europäischen Fürsten wissen, er sei Großkaiser von Ava geworden, weil ein französischer Abenteurer Großwesir des Despoten der Sonne und des Mondes und der zwölf weißen Elefanten geworden war. So zog weiland Kaiser Cajus, wie heute noch Bonaparte, an den Strand von Boulogne, drohte den Briten mit seinem Schwert und ließ seine Soldaten die Helme mit Muscheln füllen und zu den Füßen des kapitolischen Jupiters an dem Tiber ausschütten. Er hatte den Namen Brittanicus verdient. Alte und neue Dinge sehen sich oft ähnlich. Edel war der ganze Volksstamm des früheren Hispaniens; am längsten hielten sich die nördlichen Gebirgsvölker in Freiheit und Selbständigkeit. Da war für den Eroberer wenig zu holen als Schläge; die Begier war geringer, die Furcht größer; das Volk hatte seine Berge, seine Armut, seinen Trotz. Deswegen hat sich hier auch durch alle Revolutionen späterer Zeiten der Germanen und der Mohren viel Römisches und Spanisches erhalten. Noch wohnen hier die Reste der Basken, ein kühnes, freies, tätiges und braves Volk mit eigenen Sitten, eigner Sprache und eigenem Sinn neben den Spaniern.

Unter der römischen Monarchie vom ersten bis fünften Jahrhundert gehörte Spanien zu den glücklichen Provinzen unter den unglücklichen. Noch in jener scheußlichen Zeit wird der Glanz seiner Städte und der Wohlstand und die Bravheit seiner Einwohner gerühmt. Bildung und Gelehrsamkeit trieben hier schnell vorwärts, und mehrere der berühmtesten und edelsten Männer waren damals Spanier. Dies war auch der große und liebenswürdige Trajan, und Rom hatte es nicht um dies Land verdient, daß es ihm den würdigen Herrscher gebar. Unfälle und Plünde-

rungen, welche die nördlichen und orientalischen Grenzprovinzen trafen, reichten nicht hieher; nur um die Mitte des traurigen dritten Jahrhunderts streiften die Plünderer Galliens, die Franken, über die Pyrenäen. Daß sich hier und in Afrika Gelehrsamkeit und ein gewisser Wohlstand am längsten hielt, beweisen die gelehrten afrikanischen und spanischen Bischöfe im Anfang der neueren Geschichte. Endlich kamen die germanischen Barbaren in dies Land, zuerst die Sueven, Vandalen und Alanen. Die beiden letzten gingen 429 größtenteils über die Meerenge und besetzten Afrika. Spanien blieb den Sueven, die sich allmählich weiter gegen Westen ausdehnten. Doch schon saßen die tapfern Westgoten bis an den Iberus. Nach Chlodwigs Sieg bei Vougle wurden sie mehr eingeengt und drängten auf die Sueven. Ihre Tapferkeit entschied, die Sueven lagen unter und verloren sich in dem Namen des Brudervolkes der Westgoten. Die letzteren, welche überall schon milder und gesitteter gewesen zu sein scheinen als die Sueven, verbanden sich, seitdem ihr Arianismus keine Scheidewand mehr war, nach und nach mit den alten Einwohnern, deren Sprache endlich auch siegte, wie bei den meisten Germanen, die in altrömischen Ländern Reiche stifteten; ein Beweis sowohl größerer Bildung als Volksmenge.

Überall scheint in keinem der eroberten Länder so viel Altes übrig geblieben und von den Siegern angenommen zu sein als in Spanien, weil wirklich noch viel Altes da war. Die Länder unter der Donau waren vom dritten Jahrhundert an durch die Kriege und Plünderungen der Barbaren allmählich in Wüsten verwandelt, nachher trieben sich die rohesten Barbaren durch sechs Jahrhunderte wechselnd darin herum; es verschwand das Alte und die Römersprache fast bis auf die letzte Spur. Italien und Gallien lagen dem Stoß vom Rhein und über die Alpen her näher, wurden oft geplündert, nachher von mehreren Nationen durchzogen, ehe diejenigen, welche die Herren bleiben sollten, fest werden konnten. Spanien blieb bis auf den letzten allgemeinen Völkersturm der Zerstörung lange in Frieden und hörte nur von dem Elend der andern Provinzen, während es selbst nur das kleinere Elend einer schlechten Verwaltung empfand. Selbst seine wilden Eroberer hatten die erste Wut schon mehrere Jahre auf den schönen Gefilden Galliens abgekühlt; sie waren auch nicht zahlreich genug, um das ganze große Land sogleich zu unterjochen. Die nördlichen Gebirgvölker und auch die westlichen und die großen und reichen Städte an den Küsten des Mittelmeeres wohnten noch lange in Unabhängigkeit. Als die Westgoten endlich die allgemeinen Herren wurden, waren sie in Süd-

gallien und Nordspanien schon sehr romanisiert, und ohne Stürme übernahmen sie die Herrschaft. Hier ward also nie alles Alte völlig zertrümmert, damit aus der Mischung des Alten und Barbarischen das Neue entstände, sondern viel Altspanisches blieb ganz, und so konnte aus dem tapfern westgotischen und biedern spanischen Volkssinn das Trefflichste hervorgehen. Daher ist hier alles früher entwickelt als in den übrigen germanischen Reichen; eine stolze, herrschende Hierarchie, große Dynasten und Baronen neben den Königen, kurz frühere Schwächung der Volkskraft durch Vielherrschaft des Feudalismus; aber Ackerbau und Industrie scheinen hier im sechsten, siebenten Jahrhundert viel weiter gewesen zu sein als in dem andern Europa, und ich glaube, man hat unrecht, den Mohren als ihre Arbeiten und Einrichtungen so manches beizulegen. Diese waren freilich ein braves, gerühriges Volk, aber auch mit den Spaniern im ewigen, blutigen Kampf um die Herrschaft; ihnen mußte also durchaus die Zeit fehlen, unter diesen alles von vorne neuzumachen.

Die Mohren kamen im achten Jahrhundert, durch innere Zwietracht gerufen, überwältigten durch Begeisterung und Mut die geteilten Spanier und bedrohten von hier aus Europens Freiheit, wenn nicht in Frankreich Karl der Hammer sie zerschlagen hätte. Als die ersten gewaltigen Stöße dieses furchtbaren Volks vorüber waren, erholten sich die Europäer von dem Schrecken und die Spanier von der Knechtschaft. Doch liegen die ersten Anfänge der kräftigen Wiederaufrichtung des Staats mehr in dunklen Sagen als in klarer Kunde; zwei Jahrhunderte spanischer Geschichte sind fast noch verschwunden. Die Mohren hatten, weil sie zuviel wollten, das Wichtigste versäumt, auch die nördlichen Berge der Halbinsel im ersten Schrecken zu erobern. Sie hatten sich auch bald in eine Menge kleiner Staaten zerteilt; diese sollten zwar alle einem Sultan folgen, aber der Gehorsam ist schwach, wenn der Oberfürst nicht groß ist, und wo viele gebieten, folgen viele schlecht. Dies lernten auch die Mohren durch ihr Unglück, und hätte nicht Afrika mehrmals einen neuen, rüstigeren Kriegerstamm gesandt, so wäre wahrscheinlich das dreizehnte Jahrhundert schon ihr Ziel gewesen. Von den Bergen herab breiteten sich die Christen unter ihren Anführern allmählich aus, und mit dem Anfange des zehnten Jahrhunderts begann der Mohrenkampf, lange schwach, immer mit geteilter Kraft. Auch hier waren mehrere kleine Staatenherrscher. Das Zeitalter des spanischen Heldentums, des Rodrigo Diaz und der herrlichen Ritterorden kommt. Aus den vielen kleinen wurden durch Vermählungen und Siege nach und nach zwei große Staaten

und ein mittelmäßiger, Aragonien, Kastilien und Portugal. Im dreizehnten Jahrhundert hatten die Westgoten die letzte Mohrenfurchtbarkeit gebrochen; sie wohnten hinfort nur noch in ihren festen Burgen und Städten hinter der Sierra Morena und am Meer. Zwei Jahrhunderte war noch Krieg, mehr ein Übungs- als Schreckenkrieg.

Hispanien blühte wieder auf. Heldentum, Ritterſinn, unvergänglicher Naturreiz riefen durch Schwärmerei und Liebe Poeſie und Saitenſpiel ins Leben. Zwar auch hier fehlten die Fehden der Baronen nicht, aber Iberien hatte ſeinen ewigen Himmel und ſeine Naturſchätze und konnte durch kleines Unheil nicht verdorben werden. Hochſinn, Freiheit, tiefe Schwärmerei in Liebe, Religion und Kunſt machten die Nation edel und bei den Fremden geprieſen. Das höchſte Zeitalter kam unter Ferdinand und Iſabellen und den erſten Habsburgern. Wie drängt ſich das Heroiſche und Idealiſche in jener ſchönen Zeit! Kaſtilien und Aragonien wurden eins, und ihre Regenten erſchufen ſich durch Kraft und Liſt das volle Königtum und konnten das herrliche Volk gebrauchen. Nun wurden die letzten Mohren in Spanien unterworfen, und die in Afrika lernten dienen, Amerika ward entdeckt, Italien von ſpaniſchen Legionen bezwungen; weit herrſchte die ſpaniſche Ritterlichkeit, noch weiter ihr Ruhm in Taten und Werken. Aber die Könige wurden Deſpoten, vernichteten des eignen Volkes Freiheit und bedrohten die fremde. Hier ward Widerſtand, dort Ermattung größer, und nach einem Jahrhundert der außerordentlichſten Taten fing die Nation an zu ſinken. Nach großen Königen, nach herrlichen Tyrannen kamen Schwächlinge und Frömmler. Die Habsburger verdarben ſich durch häufige Zeugungen aus eignem Geſchlecht — die Natur ſchafft aus dem Wechſel die Kraft — kein großer Mann ward mehr geboren. Prieſterherrſchaft und Schwäche erbten fort, doch länger als die Stärke ſtand der bewunderte Mut der Legionen, welche Cordova, Peſcara, Alba gebildet hatten; ſie blieben bis zur Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts die Unüberwindlichen.

Aber die Herrlichkeit des Landes und Volkes fiel unaufhaltbar. Das mitverbundene Portugal hatte keine Stärke geben können, das wiederlosgeriſſene gab neue Schwäche. Die beiden Indien, die tolle Austreibung des mohriſchen Stammes hatten Spanien Millionen Menſchen gekoſtet, in den ewigen italiſchen und burgundiſchen Kriegen war die edelſte Jugend aufgerieben, ſchleichende Deſpoten und Prieſter hatten durch Faulheit und Inquiſition kein freies Geſchlecht wiederaufkommen laſſen. Der hohe Geiſt der Nation ſank in Gleichgültigkeit und Erſtarrung,

die alte Bildung und der alte Glanz des spanischen Namens starb allmählich aus. Mit den Schätzen von Peru war Spanien endlich arm an Gold, an Industrie, an Menschen, an Kraft, und ist es noch. Ganz Europa mußte mehrmals zusammentreten, Spanien die große Erbschaft zu retten, die Karl V. seinen Nachkommen hinterließ, jener Karl, unter welchem Europa bei dem Namen Spanier zitterte. Die Bourboniden bestiegen den Thron, und viele schöne Provinzen wurden abgerissen. Kein Verlust — Spanien kann nur durch sich selbst wieder jung werden und wird mit fremden Provinzen immer älter. Aber die Neuen haben geherrscht wie die Alten, faule, wollüstige Schwächlinge eines orientalischen Serails. Deswegen hat Spanien das ganze vorige Jahrhundert fast nichts als Abenteurerminister gehabt von Alberoni bis auf den Friedensfürsten, welche wie Großwesire steigen und fallen. So ist das brave Volk in drittehalb Jahrhunderten in sich selbst versunken, wie ein Himmelsgebirg, welches der Vulkan, der es schuf, wieder in den Schlund hinabzieht. Es wirkt viel kraftloser, als es ist, ein Beweis, daß die Herrscher nichts taugen. Wir haben das Neueste gesehen. Jetzt läßt sich eine Nation von elf Millionen Menschen von den Franzosen beschatzen und gibt Zins und führt Kriege, die sie nichts angehen. Und die Natur hat die ewigen Berge zwischen die beiden Völker geworfen. Lebte in dieser Zeit der Mut der alten Kantabrer und Keltiberer, Franzosen wären vielleicht über die Berge gegangen, keine zurück. Doch es kommt die Zeit der Erlösung, sie ist nicht fern. Die Amerikaner werden alle frei, und Spanien wird in sich selbst leben müssen und herrlicher leben; Portugal wird dienen, wie es muß, es ist ein Auswuchs auf einem gesunden Leibe, wenn es nicht mit Spanien ist. Die Priester werden ihren Heiligenschein verlieren, die Könige ihren Thron, wenn sie nicht selbst arbeiten und herrschen wollen. Dann werden die Spanier wieder, was sie waren, eine der herrlichsten und mächtigsten Nationen Europens.

Die große Halbinsel, die mit den Inseln über 10000 Quadratmeilen und vierzehn Millionen Menschen hat, einst zwanzig bis dreißig hatte, ist das gesegnetste Land Europens, das durch Fleiß und Tapferkeit der Menschen einst ein Paradies war und auch jetzt noch wieder werden kann. Was hat die Natur nicht gegeben? Was eine schlaffe und pfäffische Regierung nicht verdorben? Dies war das Land des Goldes und Erzes der alten Welt; auch jetzt ist desselben genug in den Bergen, aber man hat Peru und Chile — hier wuchs einst Weizen und Reis auf Anhöhen und in Tälern, wo jetzt Wüsten sind. Der Weinstock

das Zuckerrohr, die Palme, der Ölbaum und Feigenbaum, die Mandeln und Orangen sind hier heimisch; einzig sind spanische Schafherden, wodurch es ganz Europa zinsbar machen kann; treffliche Pferde zum Krieg und Pflug, die schönsten Rinder in Tälern und Bergen; die Seide zu Kleidern, das Spartum zu Seilen, Segeln und Stricken, das Salz, welches die Sonne aus dem Meere kocht; der Fischfang und die Jagd; die glücklichste Lage für den Handel und die Herrschaft unter allen Europäern: welche Reichtümer und Vorteile, welche viele Länder gar nicht, wenige in solcher Fülle haben!

Üppig und lustig ist die Natur, doch weht schon ein halber Geist des Morgenlandes darüber, eine sinnliche Fülle der Kraft, vom Ernst gehalten, der die tiefe Lebensflamme mild bedeckt. Die Spanier sind die südlichsten von allen Europäern, und ihr Land schon konnte ihnen geben, was ihnen die Mohren nicht gegeben haben, obgleich viele so meinen. Man gehe ein paar Jahrtausende zurück, man wird denselben Sinn der Menschen finden. Wo sie nicht ausgeartet sind, sieht man hohe, schlanke und nervige Leiber, beweglich und fest zugleich; die freie und ernste Physiognomie zeigt eine breite, stolze Stirn, große, schwarze, funkelnde Augen, schöne Nase und einen männlich vollen Mund zum Löwenkinn; die Farbe ist braun, wie die Sonne heiß ist, aber die Weiber der Gebildeten sind in manchen Gegenden wunderschön, wie die Schönheit und der Wuchs der Männer zum fröhlichen Mutwillen, zur schwärmerischen und religiösen Sinnlichkeit, leicht und lieblich und weiß wie Schnee. — Der Sinn des Volks — ich meine den allgemeinen spanischen Sinn, denn des großen Landes Art und hie und da des Landes Nation und Sprache ist verschieden — arm, rauh, tapfer, fleißig und frei wohnt der Galicier, Asturier, Biskayer in seinen Bergen und spricht noch oft in den alten Tönen der Basken; der Katalane und Navarrese hat viel von dem Provenzalischen und Italischen, womit er im Mittelalter sehr zusammenhing; der Aragone ist rasch und edel, der Kastilane stolz und ritterlich, der Andalusier und Valencier leicht, lustig und romantisch — der Sinn des Volks, aus diesem allen zusammenfließend, muß immer ein schöner sein, und so sehr die einzelnen Länder Verschiedenheiten zeigen, sind doch folgende die Grundzüge des spanischen Charakters:

Die Spanier haben die glückliche Haltung zwischen Leichtfertigkeit und Schwerfälligkeit, welche die edelsten Menschen bezeichnet, die nur in so glücklichen Klimaten entstehen: eine herrliche Mischung von Feuer und Ernst, von Hoheit und Liebenswürdigkeit. Daher hat das Schönste, was die neuere Bildung

erzeugen konnte, hier gelebt. Lies die alten Annalen des Volkes, höre die alten mohrischen und spanischen Balladen und Romanzen zum Saitenspiel singen, dringe ein in den heroischen und tiefen Geist ihrer Ritterorden — ist ein Volk von Europa, das solche Religiosität, Ritterlichkeit und Liebe in Werken und Taten aufzuweisen hätte, das die romantische und religiöse Schwärmerei der Liebe und des Christentums so geistig und so frisch ineinander verbrüdert, und das mehr Taten des Edelmuts und Heroismus durch solche Vereinigung getan hätte? Lebendig weht dieser hohe Geist in ihren alten Liedern, und man braucht nur sie, um den stolzen Charakter des Spaniers zu finden. So waren die Mohrenbezwinger, so die großen Feldherren in Italien und die Abenteurer in Indien. Unsre kleine Zeit sieht zu solchem Leben wie zu einem schönen Traum, wie zu einer lange vergangenen uralten Zeit hin, denn leider ist sie für uns uralt geworden. Bei dem spanischen Ritter, wie er ernst und fürchterlich dasteht, ist die Lust des Herrschens für Hoheit und Liebe, dann für Gold, bei den andern für Gold oder noch für Kleineres. Es läßt sich das tiefste Dasein eines Volks nicht klarer machen: aber sieh Cortez, Pizarro, Guasco, Albuquerque, die wilden Abenteurer und Eroberer, und stelle Englands und Hollands Seeritter dagegen. Fühlst du dann keinen Unterschied, so fühlst du nie einen. Die ersten waren die Ritter des goldenen Vließes; die andern phönizische Schiffer; die ersten suchten Gold und Weihrauch, die andern Kartoffeln und Tabak. Höre den Ton ihrer Sprache; hat die süßeste Liebe, die stolzeste Majestät höhere Klänge erfunden? Und die Herrlichen in Karls V. und Philipps II. glorreicher Zeit, wie weit waren sie in Sprache, Poesie, in jeder Kunst, Wissenschaft und Anmut des Lebens den meisten Europäern voraus! Gib mir den einzigen Don Quichotte des Cervantes, wo die Natur alles Lieblichste, Süßeste und Frischeste der Menschheit, alle zartesten Empfindungen, allen heitern und sinnvollen Verstand des Lebens wie einen fröhlichen Frühling voll Gesang und Blüten ausgegossen hat, — gib mir dies einzige Buch und den einzigen göttlichen Menschen, der solches machen konnte; gib mir die erhabene Schwärmerei, den heiligen Geist ewiger Liebe des Ponce di Leon — und ich bete das Volk an, welches so Großes und Würdiges aus sich erzeugen konnte.

Die Nation hat verderben können, schlecht und gemein ist sie nicht geworden. Die Treue und Biederkeit des Spaniers im kleinen Leben und in der großen Politik muß ganz Europa ehren, obgleich es sie nicht versteht. Es ist das alte Land, es sind die alten Hispanier, die alten Goten. Die Ritterlichkeit und ihre

Begeisterung ist dahin, aber Bravheit und Redlichkeit sind geblieben. Die hohe Religiosität ist in leeren pfäffischen Aberglauben untergegangen; ohne Begeisterung, ohne politische Ehre, ohne Freiheit sind die Gründe alles Guten und Schönen geblieben; Pfafferei und Druck haben Faulheit und Armut erzeugt, ein Banditenvolk haben sie nicht machen können. Noch ist der alte Geist des Ernstes und der Liebe da, noch lebt die tiefste, innerste Schwärmerei, noch klingt die süße Sprache zur Zither unter dem heitern Himmel. Gebt dem Volk einen Aufschüttler aus dem Todesschlaf, laßt einen König geboren werden, welcher König ist und herrschen und raten und die feige Knechtschaft unter Fremden zerbrechen kann, ihr werdet sehen. Und untergehen sollte dies edle Volk, gar den Franzosen dienstbar werden und krähen und hüpfen wie sie, wie manche wohl wünschen, welche meinen, alle höhere Bildung des neuesten Zeitalters müsse von der Seine kommen? Dies sind Europens rechte Ritter, die Franzosen sagen nur, daß sie es sind. Europa kann seine Ritter nicht entbehren. Man kann doch die Hoffnung nicht verlieren, aus all dem Chaos, worin wir sind, werde doch einmal wieder eine Welt der Ordnung und Lust werden. Solange wir diese Hoffnung nicht aufgeben, kann Europa seine Ritter nicht entbehren. Vom Norden kamen die Erlöser und Befreier, vom Süden die Bildner. Nordische Größe grenzt an spanische Hoheit. Die Zartheit und Lieblichkeit des Süden spiele ein unsichtbares Band zwischen sie und ziehe sie immer enger zusammen. So sehe die Mitte dazwischen das Maß der Gerechtigkeit, Schönheit und Menschlichkeit, und Europa, das sich kindisch so lange mit Blut befleckt hatte, bilde sich in Gemeinschaft zur Menschheit.

Die Ungarn, Türken und Griechen. Wie oft habe ich mit süßen Träumen und Hoffnungen nach dem Osten Europens hingesehen, diesem schönen Teil, wo einst die Morgenröte seines Lebens und seiner Bildung aufging! Aber je weiter die Zeit geht, desto mehr werden Träume und Hoffnungen wirkliche Träume. — Die Ungarn sind ein braves, edles, kraftvolles Volk, und das herrliche Land, welches sie bewohnen, gehört zu den gesegnetsten unseres Weltteils. Sie hätten lange bis an die griechischen und thrazischen Berge und bis an den Dnieſter und das Schwarze Meer herrschen sollen und bei türkischer Schwäche herrschen können; aber ihr Verhängnis hat sie immer gegen Westen getrieben, ihre Kraft zu verbluten. Einmal im vierzehnten Jahrhundert hatten sie beinahe diese Grenzen unter dem großen König Ludwig von Anjou. Nachher kamen bald die Türken, anfangs zu übermächtig; da Altes behaupten schwer

ward, war Neues erobern wollen Torheit. Matthias Corvinus, der dem folgenden Geſchlecht viel Blut und Elend hätte erſparen können, wenn er gegen Oſten geſehen und die Türken zurückgedrängt hätte, ward von kleinem Ehrgeiz gegen Weſten gezogen, und die böhmiſchen und öſterreichiſchen Händel ſind leider ſeine meiſten Kriegstaten. Nach ihm wurden die Türken die Herren der Donau und die Öſterreicher Könige von Ungarn. Der Türken Herrſchaft iſt nicht mehr fürchterlich, die Öſterreicher ſind mächtig geworden und ſind noch die Könige. Leider hat Ungarn in den Habsburgern nie Könige gehabt, ſie ſind Deutſche geblieben und haben das Volk, das ſie mächtig macht, und ihr ſchönes Land als eine Nebenprovinz angeſehen. Wien, die deutſche Stadt, iſt die Hauptſtadt und das kleinere Öſterreich das Zentrum geweſen und iſt es noch. Große Männer ſind aus dieſem Stamm in Jahrhunderten nicht geboren worden. Selbſt mit der elendeſten Deſpotenpolitik, die Ungarn zu unterdrücken und zu einem unterworfenen Knechtsvolk zu machen, hätten die Grenzen des Staats groß werden müſſen, wenn das Auge der Schwächlinge hätte ſehen können, wohinaus die ſicherſte Ausdehnung möglich war. Aber nicht freie Völker wollten ſie beherrſchen, nicht das freie Volk durch Eroberungen noch größer machen, ſondern Untertanen wollten ſie gewinnen. Darum führten ſie die Ungarn nicht gegen das Schwarze Meer, wohin Erinnerungen alter Glorie und alter Schmach die Erneuer und die Rächer riefen, ſondern riſſen ſie fern von ihren Grenzen in Kämpfe, die ſie nichts angingen, an den Rhein, an den Po, ja über den Var und die Meerenge von Meſſina hinaus. Öſterreichs Glück, wie war es ſelbſt in Leopold dem Schwachen und Faulen mächtig! Welche ſchöne Länder gewann er unter der Donau durch die Tapferkeit Karls von Lothringen, Ludwigs von Baden und Eugens! Seine Pfaffen und Beichtväter zerſtörten ſchnell die Arbeit vieler Siege. Nicht beſſer ging es unter Karl VI. Nachher änderte ſich alles. Neue Wächter kamen und lauerten, daß Öſterreich gegen Oſten nicht zu mächtig würde. Preußen, Rußland, ſelbſt Frankreich ſahen und ſehen mit ſcharfem Auge auf alles, was in jenen Gegenden geſchieht, und nur ein außerordentlicher Mann wird nun möglich machen können, was früher leicht geweſen wäre. Aber außerordentliche Herrſcher werden ſelten geboren. Karl V. war kein ſolcher, der Stammvater Rudolf auch nicht, und größere Männer hat das Haus Habsburg nicht geboren.

Aber vielleicht können die Ungarn einmal durch ſich ſelbſt, durch eigene Volksgröße und Stärke vollbringen, was ſie mit Öſterreich nicht können? Erſtlich iſt es nicht wahrſcheinlich, daß

Ungarn so leicht wieder von Österreich getrennt werde, und selbst wenn dies geschähe, ist es noch unwahrscheinlicher, daß diese Nation im Osten die Herrscherin werde. Da sind viele Hindernisse, die teils in dem Zustande und der Bildung des Volks, teils in den Nachbarn liegen. Hätte Matthias Ungarn mit ungrischem Sinn beherrscht, hätte das Volk seine eigenen Könige daheim bei sich behalten, so würde in dem weiten Lande seiner Herrschaft allmählich ein Volk, eine Sprache, ein Geist entstanden sein und für weiteren Wachstum mächtig gewirkt haben. Ungarn ward aber an Österreich verheiratet, und die Deutschen haben das brave Volk absichtlich und zufällig germanisiert oder doch die eigentümliche Bildung sehr aufgehalten. Was damals noch nicht ganz ungrisch war, ist es seitdem auch noch nicht geworden. Der Stock des herrschenden Volks war von jeher nicht groß, und nachher ließen die Mordschlachten der Türken und Österreichs Ehrgeiz ihn nicht zuwachsen. Slawen wohnten schon vor den Ungarn in dem Hauptlande und in den Provinzen; viele ihres Volks und noch mehr Deutsche sind später als Kolonisten eingewandert, so daß man in Ungarn und seinen Nebenländern auf etwas über sieben Millionen Menschen, die sie enthalten können, wohl schwerlich mehr als gegen vier Millionen echte Ungarn rechnen kann. So wohnt ein gemischtes Volk mit ganz verschiedenen Sprachen untereinander, und das Deutsche ist fast ebenso herrschend geworden als das Ungarische. Ein Volk, das vieler Völker Herr werden und sie zur Einheit zusammenarbeiten will, muß bei der Lage des heutigen Europa das Instrument einer vorzüglichen Bildung in Sprache und Wissenschaften haben. Auch darin sind die Ungarn ohne ihre Schuld noch zurück; denn diese müssen siegen, wenigstens den Sieg sichern, wo die Masse des Hauptvolks es nicht kann. Ich sehe sogar die Möglichkeit nicht, wie die ungrische Sprache und ihr Geist die herrschenden werden sollten, selbst wenn die siegreichen Waffen das Volk mit dem Hämus und Dniester aus Schwarze Meer brächten. Hier Ungarn, Deutsche, Slawen, dort Raitzen, Walachen, Griechen, sogar Türken. Welch ein wunderbares Gemisch! Und wie sollte aus diesem Gemisch ein einziger, fester Leib werden?

Zwar ein großer, begeisterter Mann und eine edle Zeit, die kommen könnte, können ein Volk Riesenschritte führen und ihm eine Hoheit und einen Schwung geben, welche alles überwinden und siegreich mit sich forttragen. Aber woher kommt Begeisterung? Doch wohl nur aus Kraft und einem unverdorbenen Naturgrunde, aus einem allgemeinen Gefühl von Würde und Freiheit, die durch das ganze Volk geht! Ich ehre die Ungarn,

sie sind ein treues, braves, tapferes Volk, aber ihre Verfassung ist zu schlecht, um erzeugen zu können, was in dieser Zeit selbst solchen Völkern unmöglich ist, die vor kurzem noch frei waren. Die ungrische Nation, wenn sie von Freiheit und Selbständigkeit sprach und mit Stolz das ungrische Volk nannte, sprach nur von Magnaten und Edelleuten; andre Freie sind hier nie gewesen, nie als Bürger, höchstens nur geduldet. Noch jetzt ist die Mittelklasse zwischen Baronen und Sklaven eine sehr kleine. Dazu haben selbst die Großen unter dem habsburgischen Zepter den alten Trotz und die Kühnheit der Vorfahren verloren. Der Sinn des Volks ist seit Jahrhunderten für nichts Allgemeines begeistert gewesen, es hat in den neuesten Zeiten immer brav, meistens unglücklich gefochten. Die elendeste Knechtschaft drückt die Menge, die Städte haben keine Bürger, die Felder keine freie Bauern, das schöne, reiche Land ist kaum zur Hälfte bebaut und bewohnt. Und da also durch das Ganze kein allgemein gleichbildender und wirkender Geist geht, so wird selbst durch die Vermischung der verschiedenen Völker das Gleichgültige und Leere in dieser leeren Zeit noch größer, und der letzte Rest des Alten muß unwiederbringlich untergehen; denn auch der selbständigste und tapferste Adel kann jetzt kein Volk mehr ausmachen, und Sklaven werden nicht sogleich Bürger, wenn man sie auch freigibt. Erniedrigung und Erhöhung des Gemüts stehen ebensoweit auseinander als Krankheit und Gesundheit des Leibes.

Die Türken. Diese ewigen Barbaren scheinen ihrem letzten Fall nahe zu sein, und die Augen von ganz Europa, ja von der ganzen gebildeten Welt sehen mit Freuden auf den Zeitpunkt hin, wo in Europa wenigstens kein Land nach ihrem Namen genannt wird. Ich weiß, mit welchen heißen Wünschen ich den Franzosen nach Ägypten und Syrien gefolgt bin. Aus jenen Revolutionen, den erfreulichsten für die ganze gebildete Welt, ist nichts geworden. Bonaparte selbst verzweifelte an seinem Werke, als es noch siegreich stand, oder er wollte lieber Despot in Europa als Erlöser vom Despotismus in Afrika und Asien heißen. Die ganze Welt glaubt, die Türken werden nicht lange mehr bestehen, und ich glaube es mit, weil es die Glocke der Zeit ist. Man hört und liest so leicht: Wenn diese und jene Mächte wollten, so würde kein Türk' mehr in Europa sein. Es sieht so leicht aus, einen Staat umzuwerfen, der einen elenden Bassen nicht züchtigen kann und vor kleinen Räuberhaufen von 3—4000 Banditen zittert, die bis vor die Mauern seiner Hauptstadt streifen. Man weiß, dem alten Konstantinopel begegnete ganz dasselbe, es war in demselben oft mehr Verwirrung und sicher mehr Feigheit als

in dem neuen Stambul; es stürmten mehr als einmal fürchterliche Völker, und das byzantiniſche Reich beſtand noch Jahrhunderte nachher in gleicher Ohnmacht und Unordnung. Die Zeiten haben ſich freilich ſeit vier Jahrhunderten ſehr geändert. Eine andere Kriegskunſt, weit zahlreichere Flotten und Heere, die nach den Arbeiten einiger Monate nicht auseinanderlaufen; dazu ſoviele mechaniſche Hilfsmittel der anderen, worin die Türken zurück ſind. Alles wahr, aber ich glaube, die Türken können nur von Aſien her aus Europa gejagt werden. In Konſtantinopel iſt die Seele des Staats, und die wird ſich türkiſch verteidigen, ehe ſie ſtirbt. Das Schwarze Meer iſt ſtürmiſch, der Hämus eine furchtbare Verſchanzung, Rumelien eine Wüſte. Flotten können zerſtört werden und Heere einſchmelzen. Haben die Europäer aber Aſien erobert, und können ſie ſich mit Flotten gegen die Hauptſtadt legen, dann könnte ſie vielleicht fallen. Durch einen ſchnellen Gewaltſtreich und das Glück eines lächerlichen Waghalſes fällt ſie gewiß nicht. Jenes andere wird aber ſo leicht nicht erfolgen. Dazu brauchte es der Anſtrengungen mehrerer Mächte und Eintracht und uneigennütziger Menſchlichkeit. Welche Nation hat jetzt die letzte? Kommt man mit der Abſicht, nicht zu befreien, ſondern Beute zu machen und den Raub zu teilen, ſo können die Türken auf den ſchönſten Küſten und Inſeln noch lange ihr heilloſes Unweſen treiben; denn darüber wird man nicht einig werden.

Und auch wenn eine vereinte Macht käme, wenn von Rußland, Öſterreich und England das Todeslos über die Osmanen geworfen werden ſollte, wer weiß? Die Gefahr drängt oft die letzte Lebenskraft fürchterlich zuſammen, wie der elektriſche Stoff die Wetterwolken zuſammenrollt und dann mit Zerſtörung ſich ausladet. Die Osmanen ſind ſtark und tapfer, ſind ein Volk, jedes wilden Enthuſiasmus fähig, der ſo oft alte Graubärte und weiſe Taktiker zuſchanden macht. Die Not könnte einen Rächer wecken, ein Mann, in keinem Serail geboren, könnte an die Spitze treten und die Chriſten noch einmal vor dem Namen Türken beben machen. Es iſt dies ebenſo wahrſcheinlich, als daß ſie ohne Widerſtand fallen ſollten. Sie ſind nicht weichlich, nicht entnervt wie die alten Byzantiner. Ihre Prieſter weiſen durch die Schlacht das Paradies; die griechiſchen waren durch Mönchsgaunereien und Ränke und durch den albernen Haß der Abendländer die Wegbahner der Osmanen.

Man kommt ſo gern zu dem Schönen zurück. Der Name Griechen hat für alle Menſchen einen unbekannten Zauber, man denkt dabei an eine goldene Zeit, an die höchſte Kraft, die der

Menſch auf Erden gezeigt hat. Man wünſcht, man hofft ſo gern, Kleinaſien und Hellas könne wieder werden, was es einſt war, die Urenkel können die Werke und Taten der Väter erneuen. Das Land iſt noch dasſelbe. Noch fließt der Peneus und Iliſſus, noch ſteht der zweigehörnte Helikon, der Parnaß und Olympus, noch ſtrömen die Waſſer und Quellen, wo Phöbus den Python erſchlug und der Alcide die Hyder würgte. Säulen und Mauern erinnern an die Tempel der Götter und die Städte freier Männer. Freilich auch die Erde verdirbt der rohe und fühlloſe Barbar, wie der fleißige und edle Menſch ſie verſchönert; aber eher läßt ſie ſich wiederherſtellen als das Edelſte, der Menſch. Griechen ſind noch in Menge da auf dem Lande und auf den Inſeln, vorzüglich aber auf der großen Halbinſel von Morea und auf den lieblichen Inſeln des Archipelagus, doch mit italiſchen, illyriſchen, ſlawiſchen Völkerſchaften hie und da zu ganz eigenen Arten gemiſcht. Es iſt immer noch ein ſchönes, genialiſches und fröhliches Volk. Ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Tänze und Feſte erinnern an das Zeitalter des Perikles und Alexander. Aber in der langen Knechtſchaft der Türken, zugleich von Unwiſſenheit und Pfafferei gedrückt, hat ſich der Stolz und der Mut der Alten mehr zum Kleinlichen und Feigen erniedrigt. Nur die armen Bergbewohner ſind der Verdorbenheit des Luxus und dem Druck zu fern und zu hoch; aber ſie ſind blutige Beſtien, wie die Rotröcke, die Sparter und die wilden Ätolier einſt waren. Schon älteſtens war die griechiſche Treue verrufen. Auch die Beſten in der ſchönſten Zeit erſchienen leichtfertig und wankelmütig, immer leidig und einſchmeichelnd. Jene Gewandtheit und Liſt hat ſich zu Schelmereien und Schalkſtreichen erniedrigt. Feig, hinterliſtig, betrügeriſch iſt der Grieche dem Franken ein Greuel, wie Schlangen und Skorpionen, und lieber vertraut er ſich dem barbariſch ehrlichen Türken. So hat die Tyrannei gewirkt. Das Edle kann alſo wohl nicht wieder werden, wie es war, denn Völker und Geſchlechter arten unheilbar aus wie Tiere und Pflanzen. Aber beſſer würde das Volk werden, wenn es ein Volk würde, denn der Freiheit und Herrſchaft bedarf der Menſch, damit er edel wolle und leide. Das Alte kann hier nicht werden, ſelbſt wenn die Menſchen ſich höchſt veredelten. Jene Zeit iſt auf immer für das Menſchengeſchlecht dahin, und viele Hilfsquellen ſind vertrocknet, welche die früheren Staaten blühend und kunſtreich machten. Die Griechen würden nicht mehr auf dem Schwarzen Meer, nicht ſo weit auf dem Mittelländiſchen herrſchen als vormals; ſie würden den Welthandel nicht mehr haben, der einſt über Ägypten, Syrien und das Schwarze Meer auch zu

ihnen kam; sie würden die rohe Dummheit und Ungeschlachtheit so vieler Barbarenvölker, als damals waren, nicht für ihre Schiffahrt und Industrie benutzen können: kurz die größere Gleichheit der neueren Gerechtigkeit würde auch um sie engere Grenzen ziehen. — Aber wohin träumen wir uns? Die Griechen selbst sind die Männer nicht, die Türken zu vernichten, kein anderer wird die Arbeit für sie übernehmen und sie die Herren sein lassen. Also neue Despoten für die alten, vielleicht Christen, vielleicht Glaubensgenossen. Aber das Griechentum wird mehr leiden durch sie als durch die Türken. Also kein Hellas wieder, aber doch vielleicht Menschen für Barbaren und Knechte. Auch das ist wohl eines heißen Wunsches wert.

Die Russen folgen, die große Nation, wie sie Schlözer nennt, ein Name, den ihnen kein Volk streitig machen kann, solange man die Größe des Leibes meint. Russen herrschen in Europa beinahe über die Hälfte des Weltteils; folgt man ihnen über den Ural nach Kamtschatka und zu den Aleutischen Inseln über Nordasien, so verschwimmt das kleine Europa wie ein Pünktchen in diesem unermeßlichen Meere. Aber es gibt verschiedene Größenmaße, und mehr als eine europäische Nation mit wohlvereinter Kraft würde selbst von diesem ungeheuren Koloß nichts zu fürchten haben. Mißt man vollends mit geistigem Maß und nach den Verdiensten und Arbeiten eines Volks für die ganze Menschheit, so wiegen manche Völkchen auf einem Flächeninhalt von 500—1000 Quadratmeilen ebenso schwer als bis jetzt die Russen. Was sie einst für Nordasien werden könnten, das sind sie noch lange nicht. Doch die große Nation sollen sie heißen mit ebendem Rechte wie die Franzosen, denn seit hundert Jahren haben sie sich brav geschlagen und trefflich ihre Grenzen gerundet.

Die Russen wurden zufällig, wie die meisten Völker, herrschend in Osteuropa. Finnische, slawische, estische — vielleicht auch Finnen — Völker mit, Gott weiß, was für andern trieben sich auf den weiten Gefilden von der Newa bis an den Dniester und Bug herum. Waräger kamen unter und über sie und machten eine Nation daraus. Doch siegte in Sprache und Einrichtungen nicht das Skandinavische, sondern das Slawische, zufällig vielleicht, weil um Kiew, den Herrschersitz, meist Slawen saßen, vielleicht auch, weil der Waräger zu wenige waren, um die ganze Masse verschiedener Völker zu germanisieren. Nach drei Generationen war alles slawisch bis auf den Namen der Fürsten. Das Russenvolk machte sich bald furchtbar, und Konstantinopel zitterte mehrmals vor seinen Scharen, die es aber endlich durch das Christentum bändigte und milderte. Hundertfünfzig Jahre nach

Rurik, dem schwedischen Stifter des Volks, ward aus der furchtbaren Monarchie nach Wladimir dem Großen eine schwächliche Vielherrschaft. Die Russen waren nicht weiser als die übrigen Europäer, aber sie waren unglücklicher. Der Volksschwarm der Mongolen, den Dschingis im zwölften Jahrhundert in Bewegung gesetzt hatte, goß sich im dreizehnten auch gegen Westen aus. Kein Bollwerk einer großen Monarchie lag vor, und unwiderstehlich wüteten die asiatischen Wilden bis an Deutschlands Grenzen. Mehrere Jahrzehnte dienten die Polen und Ungarn, über zwei Jahrhunderte die Russenfürsten. Aber selbst unter dem Mongolenjoche wurden die kleinen Fürstentümer, die Wladimir gemacht hatte, wieder verbunden, und in der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts ward Iwan Wasiljewitsch der Siegreiche, auch der Fürchterliche zugenannt, der Befreier und Wiederhersteller des Volks. Man hörte die Russen doch wenigstens als einen Fabelnamen wieder in Europa, und trotz wiederholten Kampfes mit den asiatischen Wilden drang die Nation unter Iwans zweitem Nachfolger schon über den Irtisch und Jenisei hinaus, und die Herrschaft in Nordasien begann. Auch gegen die Ostsee suchte sie vorzudringen, aber hier erschien, wie weit die übrige europäische Bildung voraus war. Kleine Haufen der deutschen Ritter in Livland, kleine Geschwader tapfrer Schweden in Finnland und an der Newa jagten den Siegern der Mongolen noch Schrecken ein, und selbst im ersten hohen Flug des neuen politischen Lebens konnten sie hier nicht durchdringen; die Schweden wurden durch große Könige und Feldherren die Herren der Ostsee. Endlich erschien Peter der Große, und eine neue Epoche begann.

Keine Geschichte ist mehr und alberner gemißhandelt worden als seine und seines großen Zeitgenossen Karls XII. Hätten die Geschichtschreiber und Urteiler sie verstehen können, wie die großen Männer sich selbst verstanden, die Abgeschmacktheiten Voltaires, die Ungerechtigkeiten Friedrichs II. und zahlloser Tröpfe und Schmeichler unverständiges Nachbeten würden ungeborne Dinge sein. Voltaire, der Feine und Gewandte, bei Gelegenheit aber der Schmeichler und Knecht der größten Verruchtheit, jetzt der Verteidiger eines Johann Calas, der Vater glücklicher Familien, jetzt der elende Hofschranze eines Richelieu, einer Pompadour, der Geißeln Frankreichs und Deutschlands — Voltaire hatte kein Maß für das Große und Idealische des Schicksals und des Menschen. Wo das Schlaue und Listige herrschte, wo die Klugheit durch altes Vorurteil und langen Aberglauben zu regieren schien, wo ein verdorbenes Zeitalter sich albern und schwächlich vor ihn

hinſtellte, da hatte er Augen zu ſehen und konnte lachen und geißeln. Er ſollte Peters Geſchichte ſchreiben für Ehre und Gold. Dies ſchon verdrehte ihm die Augen, wenn ſie auch getaugt hätten, Peters Größe anzuſchauen. Er machte die Sache ohne Arbeit leicht ab wie ein Franzos, und Peter iſt unter ſeinen Händen die lächerlichſte und albernſte Fratze geworden, die man ſehen kann. Das Große hat er ihm verkleinert und das Tolle und Wilde eines Barbaren umſonſt wegzuwiſchen geſucht. In einer hiſtoriſchen Zeit iſt es doch zu ſchwer, das Wirkliche wegzulügen.

Wir laſſen die erbärmliche moraliſche Anſicht und das kümmerliche Urteil derſelben und ſehen die bewegte Welt und ihr friſches Leben als etwas Notwendiges an; ſo wird Peter Darſteller für das Volk, deſſen zweiter Schöpfer er ward, ſtehend und fallend durch die Notwendigkeit der eignen Natur und des ewigen Schickſals. Was ſoll man den Rohen liebenswürdig, den Harten empfindſam, den Unerbittlichen mild machen? Peter war nie etwas anderes als ein außerordentlicher und gigantiſcher Barbar mit allen Tugenden und Laſtern einer großen Natur in erhabener Roheit. Mit fürchterlicher Beſtändigkeit dieſes Charakters, mit dem Druck phyſiſcher und geiſtiger Übermacht über ſein Volk und doch mit der ganzen Geſtalt des Sinns und der Bildung dieſes Volks konnte er ſein Rieſenwerk nur ausführen. Der voltairiſche Peter würde mit ſeiner Feinheit und Gerechtigkeit mit den Ruſſen, wie ſie damals waren, nicht weit gekommen ſein. Kein Menſch, ſei er groß und gewaltig, wie er wolle, wirkt als Herrſcher und Feldherr, wenn ſeine Wirkung nicht die lebendige Geſtalt, ja ſelbſt das allgemeine Gefühl des ganzen Volks hat, worin er ſteht. Durch Klugheit, Schlauheit und geiſtige Überlegenheit berührt man noch keinen Menſchen; es muß etwas Sichtbares, Irdiſches da ſein, unmittelbar wie das Leben und die Kraft, welche es hält; nur dies begeiſtert, erſchreckt und beſiegt. Peter war ſeinem Volke gleich, aber er ſtellte das Größte ſeines Volks dar, und deswegen konnte der Gewaltige es tyranniſch beherrſchen und zwingen. Verſuche wie die ſeinigen ſind oft gemacht, die Schwächlinge haben ſie mit Verachtung, wohl mit dem Leben bezahlt, und was nichts ward, iſt vergeſſen. Bei allen Kenntniſſen und Einſichten, die er ſich erwerben mochte, blieb der Zar ein Barbar, ſeine Bildung bekam er nicht, und hätte er ſie bekommen, er hätte ſein Zeitalter, ſein Volk und ſeine heilige Wirkung überſprungen und wäre mit vielen als ein tatenleeres Nichts verſchwunden. Ein Mann, der die Strelzi niederſäbelte, ſeinen Sohn enthauptete, ſeine Weiber ins Kloſter ſtieß

und seine Beischläferinnen auf den Thron setzte, hatte auch die Kraft, die Russen zu Europäern zu machen, welche in Sitten, Künsten und Leben immer noch halb mongolisch und orientalisch waren. Selbst seine kleinen Haus- und Tischgeschichten, seine gnädigen Exekutionen tragen ganz den Charakter des Barbaren; denn aus Halbbildung, besonders aus einer so übereilten, wie die seinige war, wird leicht etwas Wunderliches und Possenhaftes. Die kleinen Anekdoten also von seinem Zahnausziehen, Bartausraufen, von seinen Nasenstübern und Ohrfeigen, die er öffentlich halb gnädig, halb ungnädig wie im Spaß betrieb, malen den Mann und die Art, wie er zu seiner Bildung gekommen war. Es läßt sich das Zahme nicht gleich im ersten Geschlecht auf eine rohe Natur pfropfen. Aber der Mann war doch oft so gut und so mild wie ein Kind, so geduldig und verständig, als wenige Könige sind? Freilich. Das sind keine Widersprüche. So ist der natürliche, rohe Mensch aller Zeiten und Völker. Der Kosake, der Tatar, welcher aussieht, als wenn er kein Kind beleidigen kann, mit der freien, offenen, menschlichen Miene, mit dem kindlichen Gefühl der Güte und Freundlichkeit, ist doch, wenn zur Schlacht geblasen und sein Zorn gereizt ist, einem wilden Tiere gleich, brennt die Hütte an und haut die armen Menschen nieder, mit welchen er eben noch gutmütig und zutraulich zusammensaß; er ist gedankenlos und tut weder so Gutes noch so Böses, als man meint.

Peter, der erhabene Barbar, begriff frühe, daß er ein halbwildes, verachtetes und politisch unbedeutendes Volk beherrschte, frühe reifte in seiner großen Seele der Plan, alles umzuschaffen und den Russennamen unter die Europäer einzuführen. Er bereitete sich hiezu mit einem Eifer und einer Standhaftigkeit, welche Bewunderung erregte und verdiente. Man kennt seine Reisen und weiß, wie der König eines Barbarenvolks sich zum Lehrling der gebildeten Nationen machte. Bereichert mit mancherlei Kenntnissen, immer den allmächtigen Blick auf das Ganze gerichtet, griff er die herkulische Arbeit an. Der erste Schritt war, sich zum Tyrannen zu machen und die türkische Leibwache der Strelzi und die Macht der Hierarchie zu verderben; dann begann er die große Schöpfung, und unter glücklichen und unglücklichen Wechseln, im Krieg und im Frieden, bis an sein Ende ließ er nicht ab. Er sah, wie einst Philipp von Mazedonien, der Schlaue, vor ihm, daß ohne Meer die Russen ewige Barbaren sein würden. Auf zwei Meere ging der Blick, wodurch die Russen mit der gebildeten Welt sich verbinden und die Vorteile des Handels und der Bildung gewinnen konnten; das

Schwarze Meer mit schönen Ländern lag in Süden, die Ostsee im Norden. Im Süden wäre der Kampf leichter und gefahrloser gewesen, aber das Schwarze Meer führte nur zu den Asiaten und Türken; Peter wollte sein Volk europäisieren; durch die Ostsee ist für die Russen der schnellste Weg nach Europa und zu seiner Bildung. Der lange und blutige Kampf mit dem großen Schwedenkönig ist bekannt und von kleinen Menschen klein gerichtet. Was große Seelen Großes haben, Klugheit, Tapferkeit, Kühnheit, des Herzens Edelmut, der Geduld schwere Siege, rangen hier miteinander, das Verhängnis erklärte sich gegen Karln, und erst sein Tod sicherte Petern den Besitz der Ostsee, Petersburg blieb die nördlichste Königsstadt Europas. Peter hatte Heere und Flotten erschaffen, sein Volk ans Meer gebracht, Städte und Festungen gebaut, Landstraßen geebnet und Kanäle gegraben, als ihn der Tod in der Mitte großer Entwürfe wegriß. Das Jahrhundert nannte ihn den Großen.

Ein außerordentlicher, genialischer Mensch, zu großen Dingen geboren, voll Kraft und Verstand, dessen Leben zu kurz war, alles zu vollenden und zu reifen, was er anfing und aussäete. Friedrich von Preußen in seinen nachgelassenen Werken spricht mit Gewißheit von einem Plan, der selten war wie der Mann, welcher ihn faßte. Für die russische Geschichte der letzten dreißig Jahre gibt er viel zu denken. Ich setze ihn deswegen mit des Königs Worten her. Oeuv. posth. T. I. pag. 67. „Peter hatte einen Plan entworfen, den vor ihm kein Fürst gefaßt hatte. Statt daß die Eroberer sich nur damit beschäftigen, ihre Grenzen zu erweitern, wollte er die seinigen einschränken. Der Grund war, weil seine Staaten im Verhältnis zu ihrem ungeheuren Umfang schlecht bevölkert waren. Zwischen Petersburg, Moskau, Kasan und die Ukraine wollte er die zwölf Millionen Menschen versammeln, welche in diesem Reiche einzeln zerstreut wohnten, um diesen Teil wohl zu bevölkern und anzubauen, der eine leichte Verteidigung durch die Wüste erhalten hätte, die ihn umgeben und von den Persern, Türken und Tataren getrennt hätte. Dieser Plan wie viele andere scheiterte durch den Tod dieses großen Mannes."

Die vierzig Jahre zwischen Petern und Katharinen von Anhalt waren nicht erfreulich für die Russen durch die Herrscher. Menschikofs Despotismus, die unglücklichen Entwürfe der Dolgorucki's, Birons Tollheiten und Grausamkeiten, die Wollust und Sorglosigkeit unter der Elisabeth, zwecklos und blutig geführte Kriege, Wechsel der Günstlinge und Auftritte orientalischer Serails schienen die Nation von dem Range zurückwerfen zu

müssen, wozu ein einziger großer Mann sie erhoben hatte. Sie
stand, denn sie hatte keine furchtbare Gegner; ja einen so großen
Schwung der Kraft hatte Peter in das Staatsleben gebracht, daß
es unter allen Hemmungen fortging. Die große Frau bestieg den
Thron und behauptete ihn unter Gefahren, Aufruhren und
Siegen, unter großen Arbeiten und weiten Entwürfen des Ehr-
geizes bis an ihren Tod. Sie starb bewundert und verflucht
das Schicksal der meisten großen Menschen, und hinterließ den
russischen Staat mit einer Gigantengröße, vor welcher die Russen
selbst zittern müssen. Nie hat ein Weib in so gefährlichen Lagen
so schlau, mutig und despotisch geherrscht, und schwerlich ist die
Beständigkeit weiblicher List, mit männlichem Mut vereint, weiter
getrieben. Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, Strenge und
Grausamkeit, Stärke und Schwäche wußte das große Weib immer
klug zu mischen und herrschte so über alle, indem manche sie zu
beherrschen schienen; den Schein hat die Tat widerlegt. Selbst
die Gerechtigkeit, die heiligste, die Aufklärung, die erlauchteste
von allen Erlauchtigkeiten, die Lüge der Gnade, wo sie mit
langsamer List betrog und unterdrückte — alles verstand die Mäch-
tige zu gebrauchen. Dunstwolken hat sie den Zeitgenossen vor-
geworfen, sie sind noch nicht zerflossen, aber ihre Blitze leuchteten
durch, und sie wurden zugleich geblendet und betrogen. Jetzt
ist das Zeitalter Alexanders des Guten. Die Hoffnungen viele
wünschen, daß er das Solonische Ziel noch lange nicht erreicht
Ich schweige von ihm.

Dem Blick schwindelt, wenn er die Grenzen des Ungeheuren
überschaut. Die Krim, die Tatarei, der größte Teil Polens sind
in den letzten zwanzig Jahren zu einem Staat gefügt, der schon
Petern zu groß dünkte, und der noch jetzt auf die Weite eines
Weltteils nicht über vierzig Millionen Menschen zählt. Schon
treibt der Ehrgeiz der Eroberung und die Schwachheit der Nach-
baren ihn über die Tore des Kaukasus auf die Ebenen des alten
Mediens und Parthiens hinaus; die Petersburger Hofzeitung
erzählt persische Siege. Noch ist der Wille des einen allmächtig
und der Stoß der Masse kann gewaltig wirken, denn auch die
Hilfsmittel sind gewaltig. Nach einer ungefähren Berechnung
hat jede Quadratmeile des weiten russischen Reichs nur 1
Menschen, jeder Mensch hat also Raum auf der Erde, und die
rohen Produkte des Waldes, der Tiere, des Fischfanges und der
Bergwerke müssen weit mehr sein, als eine so kleine Zahl
sich selbst verbrauchen kann, der Früchte des Ackerbaues und der
Viehzucht nicht zu gedenken. Kein Volk kann sich also leicht
bewaffnen, kein Volk ist wegen der weiten Grenzen schwerer

zugreifen, keines hat ein solches Handelsübergewicht. Jetzt ist keines sicherer in sich und gefährlicher für die Nachbaren. Aber wird es dies bleiben? Wird es in gleicher Stärke sich entwickeln, in gleicher Bildung mit dem übrigen Europa fortschreiten, was Peter wollte?

Peter der Große wollte und wirkte das Mögliche für sein Land. Naturnotwendigkeit kann der größte Sterbliche nicht überwinden. Rußland hat die nachteiligste Lage von allen europäischen Ländern. Will man auch annehmen, der Teil Polens, den es jetzt besetzt hat, dürfe zu seinen Grenzen gehören und werde auch künftig dazu gehören, so hat doch das Land für seinen weiten Umfang zuwenig Meer und also zu schwere Verbindung mit fremden Völkern und mit fremder Bildung. Das Eismeer ist dem Schiffer fast unzugänglich, die Ostsee und das Schwarze Meer sind den mittleren Provinzen weit entlegen, vor dem Schwarzen Meer liegen auch die Steppen, doch fließen große Ströme dahin. Aber wie verschlossen ist dieser Weg! Denn sobald Rußland über die Dardanellen wird gebieten wollen, wird dieser Staat sterben. Das Schlimmste aber ist die Natur des Landes, die nördlich und östlich nie die Entwickelung des übrigen Europa erlaubt. Der Ural und seine Grenzen werden ewig geistigen Tod haben; kein freudiges Bürgerleben, kein frisches Reiben der Kräfte — und des Drucks von außen bedarf der Mensch und das Volk, daß sie nicht einschlafen und träumen. Schon sind die Grenzen zu weit. Rußland kann vielleicht weiter dringen und herrschen, aber jeder Schritt vorwärts ist ein Schritt dem politischen Tode näher. Konstantinopels und Kleinasiens Eroberung durch Russen, die möglich, aber nicht leicht ist, würde das jetzige Rußland klein machen. Aber selbst in diesen Grenzen wird das Reich sich kaum halten können, wenn die Zeiten anders werden und Volksmenge und Streben wächst. Der russische Volksstamm wird verschieden von zwölf bis fünfzehn Millionen Menschen angegeben, die übrigen Untertanen sind mannigfaltige Völkerschaften, dem einen großen Zepter dienend, in Sprache, Sitten, Religionen und Neigungen gegeneinander strebend. Die meisten sprechen Russisch, aber russisch geworden sind bis jetzt wenige. Wird die Gewalt und Sprache des Herrschervolks künftig auch siegen, und werden die erwachten Völker, die den Herren durch Gewohnheit sklavisch folgen, dies künftig auch tun? Rußland hat wirklich mehr für sich zu fürchten in der Zukunft als andere von ihm.

Und die geistige Bildung? Die Ersten und Weisesten des Volks treiben es gewaltig fort, aber das Höchste und Menschliche

wird nicht durch zufälliges Treiben, es wächst aus einem freiere
Keim. Auch hier sind der Hindernisse unendliche. Ob auch
dem Gemüt des Volks einige liegen, will ich nicht fragen, ab
ich weise bloß auf folgendes hin. Zuerst das Land, zwar nic
so unhold, als viele es denken, doch wenige von den Schönheit
und Naturreizen Italiens, Frankreichs und Deutschlands u
selbst der andern Nordländer Europas aufweisend, freilich dankb
gegen den fleißigen Menschen und in vielen Provinzen fruchtb
doch meistens ohne die stolzen Berge und die lieblichen Hüg
jener glücklicheren Nationen. Zwar fette Ebenen, Täler, he
liche Ströme und Wasserfälle hat der Süden, Weintraub
und goldne Früchte wachsen nach dem Schwarzen und Kaspisch
Meer hinab, aber da sind auch Wüsten und Steppen. Da
nimm das Wüste, Unholde und Erstarrte des höheren Norde
wenn die himmelstrebenden Berge, Waldströme und Küsten Sk
dinaviens die Menschen zur Kühnheit und Freiheit berufen. Al
flach, gestaltlos, endlos. Der Mensch wird wie sein Land. W
her soll hier, wo alles in das Öde übergeht, das Kühne und Fr
dige kommen? Die fürchterliche Abgeschiedenheit von der übrig
gebildeten Welt, die Schwierigkeit der Kommunikation wird ke
Flammen so hell und so schnell anzünden können als im Zentr
unseres Weltteils; das heilige Lebensblut der Begeisterung
der Schwärmerei für das Schöne und Gute wird hier nie
sprudelnd rundlaufen können als dort. Und endlich die Kne
schaft, die hier alt ist — hier ist ein Knoten, den die Geschi
noch nicht gelöst hat. Edle Nationen sind oft knechtisch
schlecht, fast nie ist ein sklavisches Volk edel, frei, hochfliegend
Taten und Werken geworden. Ich habe nicht die unmenschlic
Grundsätze mancher von den verschiedenen Menschenstämmen,
wer leugnet, daß gewisse Völker edler organisiert und gebo
sind? Welcher Gott oder Zufall diesem oder jenem Volke
Barbarenzustande schon das edlere oder unedlere Streben
läßt sich bei wenig Nationen nachweisen. Auch die Vielartig
der Völker, die jetzt alle Russen heißen müssen, wird die
wickelung aufhalten und erschweren.

Über den Charakter eines Volks urteilen ist das Schwe
Man tut den Russen wohl nicht unrecht, wenn man sie nich
den edelsten Völkern Europens zählt. Schon ihre Entsteh
macht es erklärlich, daß sie es nicht sind. Es mag gut sein,
zwei, drei Völker sich zuweilen zu einem mischen, aber
aus zehn oder zwanzig verschiedenen Völkern endlich eine g
und treffliche Nation zusammengemischt sei, kann keine Gesch
bezeugen; wohl aber weiß sie, daß edle Völker auf diesem

ausarteten. Was wurden die Römer, was die Byzantiner, als hundert Nationen in ihren Hauptstädten zusammenflossen? Warum sind die Grenzbewohner, wo drei, vier Nationen aneinanderstoßen und mit Sprachen, Sitten und Gebräuchen sich mischen, gewöhnlich ein schelmisches, treuloses, kleinherziges Gesindel? Schon die ersten Skandinavier, die Stifter und Eroberer des Volks, zwangen aus der Masse von fünf, sechs Völkerschaften das eine Volk zusammen, welches, vielleicht nach ihnen genannt, künftig die Russen hieß; aber später die mongolischen Stürme und Überschwemmungen — welch ein häßliches, gemeines Volk überströmte da die Nation oder vielmehr welche Sündflut von Völkern, welche sie aus dem äußersten Osten mit sich trieben! Wer nicht glaubt, daß von diesen viel Blut in Rußland geblieben und mit den früheren Stämmen zusammengeflossen ist, der kennt weder Gesichter noch Geschichten. Die Russen heißen noch Slawen, und die alte Sprache hat sich erhalten; aber nach allen Schilderungen der Reisenden und nach meinen eignen Augen sind die Polen, Slawonier, Kroaten, Böhmen, Kassuben, welche nicht soviel mit Fremden gemischt worden sind, ein weit nervigerer und schönerer Menschenschlag als die Russen. Auffallend ist es aber, daß die Bewohner von Kleinrußland bis auf die Ukraine hinab an Wuchs, Physiognomie, Lebenskraft ausgezeichnet schöne Leute sind. Dies war vormals die westliche Grenze, wo die garstige asiatische Völkerschaft nicht so lange stand als in der Mitte und im Osten.

Friedrich II. fällt ein strenges Urteil über die Russen. Er sagt: „Der Charakter der russischen Nation ist eine Mischung von Mißtrauen und Schlauheit; faul, aber eigennützig haben sie die Gewandtheit nachzumachen, aber nicht das Genie der Erfindung.“ Dies ist oft der Schein des Charakters der Barbaren, welche das Urteil schon weiter vorrückt, als sie wirklich sind; öfter trifft des Königs Wort die, welche knechtisch beherrscht sind. Was anfangs nicht im Menschen war, wird durch Gewohnheit von Jahrhundert zu Jahrhundert endlich mitgeboren, und ein Volk bekommt einen Sinn, welchen der Mensch von Natur nicht hat. Der Hund soll einst ein freier und wilder Wolf gewesen sein, sein Ururenkel ist knechtisch und zahm und schmeichelt nie mehr, als wenn er Schläge bekommen hat. Ich habe viele Russen gesehen und zwar gemeinen Schlages, denn nach prinzlichen, magnatischen Aristokraten muß man keine Nation richten. In den Gesichtern der meisten ist etwas Mattes und Totes, was nicht allein den Knecht bezeichnet. Es ist Mangel der Naturfülle in den Physiognomien. Stolzen Ausdruck, freien Sinn konnte der lange, knechtische Zu-

stand, der doch immer noch fortdauert, aus den Gesichtern noch auslöschen. Eine Knechtsmiene nimmt auch das englische, deutsche, spanische Volk an. Nein, es ist hier alles kleinlich und beschränkt von Natur; gewöhnlich ein rundes Köpfchen, selten eine hohe Stirn, die Augen klein, die Nase fein, der Mund hübsch, aber ohne Fülle und ebenso das Kinn. Der Leib läuft rund und abgeschliffen von den Schultern bis zur Fußzehe, leicht und behend, selten nervicht und kräftig. Abgehärtet und geübt sind sie, aber in der Regel fehlt ihnen der physische Naturkern. Sie tanzen, sie springen, fechten, exerzieren nach dem Urteil der meisten allerliebst, aber fast nie stehen sie so, daß sie Furcht und Dienst gebieten. Welch ein Kern und fester Naturstamm dagegen in dem Schweden! Der Schwede ist, und der Russe muß werden. Auch die geistigen Erscheinungen widerlegen das Urteil des Königs nicht ganz. Das Volk ist im höchsten Grade talentvoll, und im Nachmachen und Lernen läßt es wohl alle andere Europäer zurück. Wer aber so leicht Fremdes lernt, beweist, daß er nicht viel eignen Instinkt hat. Es ist erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit der Russe die fremdeste Sprache bis auf die kleinsten Unterschiede und Schattierungen des Sinnes und der Töne faßt. Ich habe davon fast unglaubliche Beispiele gesehen. Im geschäftigen Leben kann man nichts Listigeres und Gewandteres sehen als die Russen, wenn sie nur irgendeine Abschleifung erhalten haben. Dies geht mit wunderbarer Lebendigkeit selbst auf das Spiel des Gesichts und des ganzen Leibes über; die Pantomimen des gemeinen Russen erstaunen; nie wird an einem deutschen oder schwedischen Bauer dergleichen erscheinen. Auffallend aber liegt der Charakter der Schlauigkeit und Verschmitztheit im Auge; es ist darin ein beweglicher und schlüpfriger Glanz, der vielleicht orientalisch ist, den ich aber im auffallenden Grade auch an manchem Finnen bemerkt habe, denn auch das sind verschlagene Gesellen. Klugheit und Schlauheit des russischen Kabinetts, der Minister, Gesandten und Feldherren war seit Peter dem Großen besonders aber unter der großen Frau über ganz Europa berufen.

Auch das Genie, die Erfindungskraft spricht Friedrich der Nation ab. Es ist hart, etwas zu leugnen, was noch nicht erschienen ist, obgleich es befremdet, daß Rußland seit Peter dem Großen keinen einzigen historisch edlen und wahrhaftig großen Charakter erzeugt hat in dem Lauf so großer Revolutionen und Taten. Güte und Bravheit sind über die ganze Erde gesät, soweit Menschen wohnen; diesen Glauben muß sich kein Mensch nehmen lassen, der sein Geschlecht nicht verabscheuen will.

ist doch Mut und Tapferkeit in dem Volke, und wo die sind, da sind auch die Anlagen zu allen Tugenden. Lange Knechtschaft, die noch nicht ganz vertilgt werden kann, konnte hier wohl viel Schlechtes erzeugen, klimatische und zufällige Wirkungen mancher Art kommen dazu. Die Vergangenheit und Gegenwart beweist oft für die Zukunft nichts, und wir dürfen nicht vorurteilen, was bei den Enkeln geschehen kann.

Die Skandinavier. So hießen einst die Bewohner der großen Halbinseln und Inseln der Ostsee, wir behalten diesen Namen auch für die neuen und sprechen zwei Worte über Altes und Neues derselben. Die Skandinavier sind unsere Brüder; sie, die Holländer und Engländer sind uns Norddeutschen besonders verwandt, weit mehr als die romanisierten Germanen in Spanien, Italien, Frankreich. Die alten Geschichten dieses Volks sind dunkel, fabelhaft und ungeheuer wie alle ältesten Geschichten. Man weiß, mit welchem Eifer Isländer, Normänner und Schweden das hohe Altertum dieser Geschichten, den herrlichen und glücklichen Zustand der Nation in den frühesten Zeiten und die Taten des Heldentums derselben verfochten haben. Auch ist es töricht zu leugnen, daß in den Sagen und Fabeln nicht etwas Historisches sein sollte; aber wie soll man es finden? Lächerlich war gewiß der Patriotismus, welcher Odhins Züge und Einrichtungen, die Dynastie der Könige, die Taten der Kämpfer zu Meer und zu Lande bis auf zweihundert, dreihundert Jahre vor Christo wie eine beurkundete Geschichte hinstellte; aber ebenso lächerlich verfahren die historischen Puritaner, die, was vor dem siebenten, achten Jahrhundert hier geschehen sein soll, als historische Spreu verächtlich wegwerfen! Es ist ein Unterschied zwischen Volks- und Reichsgeschichten, von den ersten haben jetzt wenige eine Vorstellung. Fabel kann auch Geschichte sein, und eine Geschichte mit Urkunden und Denkmälern ausstaffiert ist oft nichts; es kommt alles auf den Geist an, mit welchem es verstanden wird. Ein Lied, eine alte Sage, ein Fabelcharakter stellen mir das Volk, wo sie entstanden, oft lebendiger und wahrer hin als die genaueste und peinlichste Aufzählung wirklicher Menschen und Dinge. Die Begebenheit, das Schicksal in der Geschichte eines Volks sind nichts, wenn ihnen oder ihrem Darsteller der lebendige Geist fehlt. Über Begebenheiten streitet man selbst in der historischen Zeit töricht, in der fabelhaften albern. Das einzelne und der einzelne vergeht in dem Ganzen, sie seien denn groß und allgemein. Nicht in dem einzelnen lerne ich den Menschen, sondern im Volke. Wenn man aber von Fabeln und Sagen spricht, so sind die, welche bei dem ganzen Volke bleiben, welche

von Geschlecht zu Geschlecht lebendig durch den Mund der Me
schen gehen, wirklichen Geschichten gleich, ja fast wirkliche G
schichten. Man könnte ein Buch schreiben über das, was in d
Geschichte alt und jung und wahr und unwahr ist; ein Ma
von Geist und Menschensinn würde etwas recht Schönes dara
machen. Es gibt in jedes Volks Geschichte etwas Ewiges u
Allgemeines, das sich besonders in den mythischen Urgeschicht
hinstellt, und das im gebildeten Zustand nur bei außerorde
lichen Menschen und Verhängnissen erscheint. Dieser inner
Trieb, dieser geheime Geist des Volks, ewig wie seine Natur u
sein Klima, liegt nicht auf der Oberfläche der Dinge.

Nehmt mir die heroische Zeit der Hellenen, wo alles in Sag
und Märchen verschwimmt, und ihr nehmt mir das Beste a
der Geschichte dieses Volks, jenen leichten, mutwilligen u
heitern Göttermut, der später in den edelsten Männern und
der Kunst und dem Leben des genialischen Volkes wieder erschei
ihr nehmt mir die Verbindung der irdischen und himmlisch
Dinge, wie die lieblichste Jugendblütenzeit der alten Welt
fühlte und hatte. Laßt die Antiquare und Kritiker sich m
kämpfen und schreien, woher Odhin mit seinen Asen kam, u
was er tat, wo Starkoddur, der Starke, die Riesen schlug,
Iwar Widfadme und Regnar Lodbrok den Geiern das blut
Mahl der Schlacht bereitete, wo Gylfe und Ingue Frey
Könige herrschten; uns sind hier die Namen und Zahlen nich
aber die Taten und Worte der Gewaltigen, ihre Löwen- u
Schlangengruben, ihre Holmgänge und Prinzessinnenraube,
jubelnder Tod im blutigen Kampf und ihr frischer Sprung
der Felsenspitze zu Walhallas Burg malen uns den Sinn
Nation, die so dachte und dichtete, wenn sie auch das me
dichtete. Hierher hätten die Schweden sehen sollen, den T
und Sinn in diesem allen hätten sie suchen sollen, und auch
würden sie eine würdige Geschichte des Fabel- und Heroenalt
gefunden haben. Die kleine Wahrheit ist freilich in der dun
Zeit zerstört, aber die große ist geblieben; noch hat kein Ska
navier, der es allein könnte, sie dargestellt.

Welch ein hoher und kolossalischer Geist weht in der älte
Geschichte des westlichen Nordens! Welch ein kühner Freihe
sinn! Welcher Trotz! Welche Lebensverachtung! Welch ein
habener Gehorsam gegen das ewige Schicksal! Höchste Kr
unbezwinglicher Mut, barbarisch und wild, der Grund des Gan
So zogen die Waräger nach Konstantinopel, so bildete Rurik
seine tapfern Genossen den Russenstaat, so fuhren die Normän
durch, die fürchterliche Geißel der südlichen und westlichen Vö

gigantisch tapfer, unwiderstehlich; so kämpften die Nachkömmlinge in England, in der Normandie, in Apulien; so stehen selbst in der neueren Geschichte des Nordens einzelne Charaktere wie Ruinen in der Wüste mit Hieroglyphen; die kleine Zeit konnte sie nicht deuten.

Im Mittelalter vom zehnten bis sechzehnten Jahrhundert ist die Geschichte Skandinaviens der übrigen europäischen gleich. Seine Völker nach den großen Abenteuern der Väter, welche die Welt erschreckten, sanken in sich selbst zurück und entwickelten sich langsamer zu ordentlichen, kräftigen Staaten als das übrige Europa, mit welchem es wegen seiner Entfernung wenig andere Berührungspunkte hatte als die gemeinschaftliche Hierarchie, die ein sichtbares und unsichtbares Band der Vereinigung um Europa zog. Der alte, hohe Sinn entfaltete sich aber dafür in manchen trefflichen Volkstugenden und Einrichtungen desto freier. Im sechzehnten Jahrhundert riß durch Aufruhr und Blut die wünschenswerte Verbindung der drei nordischen Völker, die aber zu lose geknüpft war und überall zu zwieträchtig. Das Haus Wasa bestieg den Thron der Schweden. Neue Kraft und Begeisterung fuhr in die Nationen, freier bildeten sie sich nebeneinander in Krieg und Frieden, und nach der Zerbrechung des Handelsjoches der deutschen Kaufleute ward der Name Schwede und Däne wieder mit Ehren in Südeuropa genannt.

Mit dem siebzehnten Jahrhundert kamen die nordischen Heroen wieder und befreiten und erstaunten die Welt. Herrlich und tapfer brachen die Schweden gegen Osten durch, und die Russen und Polen zitterten. Aus der Mitte seiner Siege berief die bedrängte Welt Gustav Adolf nach Deutschland. List und Schlauheit der Jesuiten, Österreichs Glück, durch große Feldherren gebaut, der Fürsten Schwäche und Zwietracht bedrohten wieder mit Barbarei und Finsternis das Land, wo das Licht der Reformation aufgeleuchtet hatte. Der große König kam mit einem kleinen Heerhaufen, er schlug, siegte und fiel. Was Europa an Freiheit, Bildung und Licht hat, dankt es diesem Befreier und Musageten der Menschheit, dem edelsten Mann der letzten Jahrhunderte. Siebzig Jahre herrschten die Schweden im Norden, gefürchtet und geehrt, im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts lag ihr Verhängnis den Russen unter. Karls XII. Tod bei Friedrichshall endigte die Katastrophe.

Seitdem ist der nordische Name leiser genannt, nicht mehr mit Schrecken, immer mit Ehre. Die Völker haben sich mit den übrigen Zeitgenossen gleich gebildet, und ohne große Revolutionen ist Industrie, Kunst, Bevölkerung und Macht gewachsen. Glück-

lich, wenn die drei Staaten einem Herrn dienten. Vielleicht führen künftige Zeiten herbei, was die Lage befiehlt, und was Haß und Ehrgeiz einst trennten.

Dänemark und Norwegen machen den einen Staat, Schweden mit Finnland den andern. Die Normänner sind noch die alten, schön, stark, tapfer und bieder. Ihre Leiber, Sitten und Sprache sind den Schweden näher als den Dänen. Die Dänen, ein ordentliches, fleißiges und verständiges Volk, haben doch lange nicht mehr Volksgepräge gehabt. Immer hat den Inselbewohnern die physische Gewalt der Normänner und Schweden gefehlt, nie hat bei der kleinen Zahl Volkskraft und Freiheitssinn so durchbrechen können. In den letzten Zeiten ist das Dänische in Sitten, Neigungen und Sprache sehr in das Deutsche übergegangen.

Bei den Schweden war einst die Macht und die Gewalt des Nordens, sie wird künftig bei ihnen sein. Dies sind noch die Alten, und Himmel und Land lassen sie nicht ausarten. Stolz wie ihre Berge, mutig und frisch wie ihre Alpen, Ströme und Wasserfälle, im Gefühl der Kraft und Freiheit steht das brave Volk da. Man braucht hier nicht zu den Männern der Fabelzeit zurückzugehen, in Smäland und Dalarne, in Wärmland und Jemtland will ich hundert und tausend Männer finden, die wie Riesen dastehen und in ihren herkulischen Armen fünf und zehn gewöhnliche Männer erwürgen. Tapferkeit, Redlichkeit, Freiheitssinn sind hier unsterblich, und nur durch diese Tugenden herrschen die Männer würdig. Unser Zeitalter, das alles nach der Dicke der Masse mißt, meint, es sei einem Nachbarvolke leicht, wenn es wolle, den ganzen Norden zu unterjochen; das Nachbarvolk selbst meint nicht so, es kennt die Schweden. Auch ist das Land beschirmt ebensosehr durch seine Lage als durch Tapferkeit und Patriotismus. Laß Hunderttausende in Schweden ans Land steigen, das Leichte in Besitz zu nehmen; wenn sie keine Flotten haben, wird keiner die Botschaft von ihrer Vernichtung zur Heimat bringen. Dieser Stamm kann nicht vergehen und darf nicht vergehen. Von jeher kamen vom Süden die Weltbildner, aber auch die Weltverderber, der Norden schickte die Rächer und Befreier aus. Ja wenn ganz Europa in Schlaffheit, Feigheit und Despotismus untergeht, wenn kein Land mehr ist, wo List und Tyrannei nicht gebieten, wenn keine Stimme sich mehr für Freiheit und Wahrheit erhebt, kein Arm das Schwert dafür zieht, dann wird in Skandinaviens Wäldern und Bergen noch ein freies Geschlecht wohnen, die geplagte und erniedrigte Welt zu strafen und zu erlösen, die Herrschaft und der Sieg wird von hier ausgehen,

und die Feigen werden zittern und dienen. Ihr Elenden, die ihr nur nach der Menge rechnet und die Würde und Herrlichkeit der Fürsten und Völker danach messet, sind für euch denn alle Beispiele und Erinnerungen nichts? Höret und schämt euch: Hunderttausende haben oft die Menschheit verwüstet, kleine Scharen von 10000 und 20000 Tapfern sie öfter gerettet.

Die Preußen. Die Schweden haben den preußischen Staat gemacht. Würde Holland ohne Alba je etwas geworden sein? Der einzelne Mensch und das ganze Volk bedürfen oft eines Stoßes und Druckes von außen, ihre Kräfte zusammenzunehmen und sich fühlen zu lernen. Man muß denen gleich werden, die um uns her wachsen, oder man muß gar nicht sein. Dies Gesetz ehren selbst die Bäume des Waldes; die Eiche, welche einzeln in einen Buchen- und Tannenhorst geraten ist, muß die krause Krone verleugnen und mit jenen schlank zum Himmel emporstreben, oder sie erstickt auch. So gab Schweden den Brandenburgern den ersten kühneren Atem, und zurück blieben deutsche Fürstenhäuser, welche ganz andere Aussichten und Ansprüche an Herrschaft gehabt hatten. Freigebig hatte man dem Großen Kurfürsten zur Entschädigung für Vorpommern viel mehr bewilligt, als er fordern konnte; die furchtbare Schwedennähe zwang ihn, alart und gerüstet zu sein und große Herrschertugenden zu entwickeln, die sonst vielleicht auf dem faulen Kissen der Sicherheit eingeschlafen wären. Gleich nach dem Westfälischen Frieden sprang ganz Deutschland zu seiner und Polens Rettung herbei; er erwarb durch eine doppelte Politik die Oberherrlichkeit von Preußen. Später konnte er sogar unüberwundene Schweden schlagen; ein Teil ihrer Glorie blieb auf dem Sieger sitzen. So wuchs durch einen großen Mann, der glücklich ein halbes Jahrhundert regierte, ein Staat, der vor ihm kaum zu den genannten gehörte. Er hinterließ ein für seine Zeiten starkes und treffliches Heer, einen reichen Schatz und gute Einrichtungen, die selbst unter seinem schwachen Sohn in Ehren blieben, aber das Wirkendste und Unsterbliche, was er hinterließ, war der Geist der Ehre. Sein Sohn setzte sich im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zu Königsberg die Krone von Preußen auf seinen schwachen Kopf, worüber das damalige Europa lächelte als über einen Torenstreich, dessen Folgen aber das Jahrhundert gefühlt hat. Österreich, das in der Politik so oft mit einem Auge blind gewesen ist, sah nur auf das Bedürfnis eines treuen Bundesgenossen, dem es schmeicheln wollte, meinte auch wohl gar klug, so ein norddeutscher König an der Ostsee sei gegen die übermächtigen Schweden nötig; genug, Österreich beförderte und erkannte

den neuen König und ließ ihn erkennen. Recht aber weisſagte des Prinzen Eugen Wort, der ziemlich laut ſagte, der Kaiſer müſſe die Miniſter, die ihm dazu geraten, hängen laſſen.

Das neue Preußen blieb anfangs noch ſo in ſeinem alten Schwunge, und länger als zu hoffen war, erhielt ſich das alte Verhältnis mit Öſterreich. Der erſte Friedrich taugte zu nichts weiter, als ſich eine neue Krone aufzuſetzen, Hofwürden und Feſte zu erfinden und zwiſchen den ewigen Kabalen von Weibern und Günſtlingen rundzulaufen. Friedrich Wilhelm, ſein Sohn, war zu gut und zu verſtändig, zuerſt etwas Neues anzufangen. Seine Regierung fällt ſeit dem Jahr 1720 in eine Zeit, wo Armut an großen Dingen und Menſchen war, und wo die alte Jungfer Europa trotz aller Kriege und Kabinettsſtreiche, woran es die nächſten zwanzig Jahre auch nicht fehlen konnte, doch mit einem gewiſſen Anſtand und mit Manierlichkeit ſelbſt in dieſen ſich führen ließ. Der verſtändige Mann, der nie den blutigen Ehrgeiz des Eroberers kannte, benutzte weiſe, was Tätigkeit und Glück ihm ſelbſt und den Vorfahren an Ländern und Hilfsmitteln gewonnen hatten. Tätig, ſparſam, ſtreng und gerecht machte er ohne Lärm viele gute Einrichtungen, errichtete ein zahlreiches und wohlgeübtes Heer und ſammelte einen kleinen Schatz für den Ehrgeiz ſeines Nachfolgers. Die Königskrone auf ſeinem Haupte, und was von Glanz, Anſprüchen und Hoffnungen daran hing, kümmerte ihn wenig, ſie machte ihn nicht größer, als er war. Auch Europa kannte ihre Bedeutung nicht.

Friedrich Wilhelm ſtarb, und Friedrich II. kam. Eine neue Epoche, die der Preußen, beginnt. Dieſer fühlte den König, und weil er ihn fühlte, mußte er ihn erſt machen und unter die Europäer einführen. Sein Großvater hatte das Kleine dafür getan, ſein Vater das Notwendige, Glück und Kühnheit ſollten in ihm das übrige vollenden und das Große tun. Friedrich ſah nach dem Raub der öſterreichiſchen Monarchie hin, welche Karl VI. nicht durch Eugens Sanktion geſchützt hatte. Schleſien blieb die Beute des Königs, die übrigen Werber um die Braut gingen größtenteils leer aus. Auch in dem tatenreichen Siebenjährigen Kriege behaupteten Standhaftigkeit, Tapferkeit und Glück, was Jugend und Kühnheit gewonnen hatten, und Friedrichs Name ward der allbewunderte und allberühmte Weltname des Zeitalters. Was an dem Jüngling zweifelhaft ſein konnte, das hatte der Mann bewieſen und bewies es alle Tage. Er war der König, der Held, der Weiſe, der Große und Einzige für ſeine Zeit. Wir Deutſchen, wenn wir uns als Volk anſehen, haben uns dieſes Königs wenig zu erfreuen gehabt, ja keiner hat uns

ſo ſehr geſchadet, nicht bloß ſcheinbar, ſondern wirklich. Ich muß ſo harte Anklagen beweiſen und will es.

Öſterreichs Ziehkraft ward Deutſchland im ſiebzehnten, achtzehnten Jahrhundert gefährlich und ſchien alle kleinen Staaten unwiderſtehlich zu ſich ziehen zu wollen und zu können. Der Dreißigjährige Krieg bewies, daß es das nicht konnte, und ſicherer folgten die Kleinen dem Großen wieder. Alte Gewohnheit und altes Glück der Habsburger machte ihnen gleichſam wieder zu eigen, was die Macht nicht mehr dazu machen konnte; die Heſſen und die Lüneburger, die Sachſen und die Brandenburger zogen noch immer unter dem öſterreichiſchen Banner aus, als wenn das ſo ſein müßte. Friedrich kam, er warf den Fehdehandſchuh hin und verrief den Wahn der Väter als eine Gefahr, wenigſtens doch als eine Betörung des Ganzen. Öſterreich ſei noch das alte philippiſche und ferdinandiſche, ſolange ein Atem in ihm ſei, ſei ſein Glück und die Pläne alten Ehrgeizes zu fürchten. Es könne die ſüße Hoffnung nie verlieren, ganz Deutſchland als eine Provinz zu betrachten und Deutſchlands Fürſten als Vaſallen. Der König wies auf Wahres und Falſches hin; auch Wahres ließ ſich genug weiſen, noch mehr Scheinbares. Das meiſte tat das glückliche Schwert und die überſchauende Klugheit des großen Mannes. Das Wirkliche und Herrſchende hat immer die größte Beweiskraft für die meiſten Menſchen, die kaum das Gegenwärtige ſehen. Friedrich zog in Frieden und Krieg viele Fürſten mit. Zwei Sonnen glänzten jetzt am germaniſchen Himmel, und die Sterne mußten ſich teilen. Es waren jetzt zwei politiſche Ziehpunkte da. Manche weiſe Männer, die es nur durch ihren weißen Bart waren, jauchzeten dem Vaterlande Glück zu, hoffend, nun werde Friede und Mäßigung zwiſchen beiden in der Mitte ſtehen und die Schwerter in der Scheide halten; kleine Proben werden kleinen Menſchen Beweiſe. Andere, vielleicht die Weiſeren, ſchüttelten den Kopf, was ſeitdem erſchienen iſt, die zu große Nähe der drückenden und ziehenden Kräfte fürchtend, welche nur Lähmung und Erſtarrung bringen würden für Leben und Bewegung.

Der König gewann ſeinen Zweck, Öſterreich verdächtig und ſchwächer zu machen, aber notwendig gewann er auch den, welchen er wohl nicht wollte, Deutſchland für immer zu lähmen. Es folgte dies teils aus einander, teils aus dem Geiſt, der durch ihn der herrſchende ward. In allen Staaten und Völkern gibt es etwas Dunkles und Geheimes, das ihrem innerſten Leben gleich iſt, und woran das Ganze wie an unſichtbaren Banden gehalten wird; die letzte Religion, das innigſte Notwendigkeits-

gefühl, das unerklärlich zieht und hält. Solch eine Vestaflamme hat der Aberglaube aller Nationen und Zeiten geheiligt. In Deutschland war diese letzte allgemeine Religion der Name Kaiser und Reich, freilich seit dem Westfälischen Frieden fast bloßer Name, der aber mehr wirkte, als kalte Gesetze und Verhandlungen dagegen vermochten. Durch Friedrich ist diese Religion zerstört, und er hat die dunkle Ehrfurcht alter Namen zuerst lächerlich gemacht. Töricht lachten die Deutschen über die väterliche Dummheit, die sie durch alten Aberglauben band, und Friedrich ward auch hier als der Befreier gepriesen. Doch mehr als alles andere bewies des Königs Regierung und Leben, die mehr, als man denkt, in die Orgien der neuesten Revolutionen eingreifen.

Eines Mannes Arm ist schwach, und des Weisesten Weisheit ist immer unwirksamer gewesen als hunderttausend törichte Hälse und Fäuste, wenn sie solche Weisheit nicht haben anerkennen wollen. Friedrichs Siege, Friedrichs feiner- und fester Kopf würden in jeder Zeit etwas Großes und Würdiges für die Geschichte aufgestellt haben; aber sie stellten das Würdigste und Größte auf in seiner Zeit, weil er der Mann derselben war und durch ihr eigenstes Leben wirkte. Für ein Zeitalter, welches das Kluge und Feine trefflich begriff, das Einfältige und Edle höchstens angaffte, für ein Zeitalter, welches meinte, alles werde durch lange Arbeit der List und Klugheit, wenn ganz andere Gesetze die Welt regieren, für ein solches mußte der feinste und folgenreichste Kopf der erste sein. Man kann daher mit dem größten Rechte sagen, Friedrich und seine Zeit haben einander gemacht und sich manches zu Gefallen getan. Er war der größte Mann, weil er frühe die Richtung und Neigung seines Zeitalters begriff und mit noch größerer Schnelligkeit fortbewegte; er war der glücklichste Mann, weil die Rücksichten alter Mäßigkeit und Gerechtigkeit, wovon seine Zeitgenossen nicht viel mehr wissen wollten, ihn nicht aufhielten; er schien der Weiseste aller Sterblichen, weil von seiner Zeit keine größern und menschlichern Kräfte gewürdigt wurden als die des klugen Herrschens. Vieles wird die Zukunft von ihm nehmen, aber die Allmacht kann sie ihm nicht nehmen, mit welcher er Europa beherrscht hat. Nur durch die allgemeine Verdammung seiner Zeit wird der König mitfallen, der größte unter den Trümmern, weil er die Bedeutung der ganzen Zeit am kräftigsten und glänzendsten in sich trug.

Friedrich II. war der Geist des geistigen Zeitalters, und deswegen konnte er so Ungeheures und Großes mit kleinen Kräften und erstaunte die Zeitgenossen durch sein Kleinstes, weil es geistig

gesprochen und getan ward, während sein Größtes bis jetzt wenig gewürdigt ist. Reif für die Idee und für alles, was durch Idee geschieht, war das Zeitalter, deswegen dem geistigen Manne zum Bewundern geduldig und dienstbar bei einer geistreichen Behandlung. Mit Menschen solcher Art, wo noch physische Kraft im Grunde liegt, läßt sich auf das schnellste das Wirksamste tun; sie verstehen und fürchten den höheren Geist, und kein Barbarentrotz und Barbarenaberglaube schieben altgewohnte Götter und Freiheiten zwischen sich und den Regenten und heißen ihn innehalten. Friedrich der Geist fuhr nun durch und bearbeitete die fertige Masse, er drückte, wohin die Lust des Herrschens, die mächtigste aller Lüste, und die Weichheit der Masse ihn drücken ließ, und eine kurze Zeit zeigte vollendet, was die Zeitgenossen bewunderten, was auch der weiseste und kräftigste Mann in andern Zeitaltern nicht in einem halben Jahrhundert vollendet hätte. Welch ein Staat! und welch ein Herrscher! schrie man überlaut. Alles Weisheit, Gerechtigkeit, lebendige Beweglichkeit! Und doch alles nur Maschine! Ja Maschine! Maschine! Dies war das Zauberwort, und indem man des Königs Staatsgebäude so nannte, schien man das Trefflichste und Größte zu preisen, was je ein großer Mann erdacht und vollbracht hatte. So künstlich war die Zeit geworden und so närrisch klug, daß sie die Dinge nur nach ihrer Künstlichkeit achtete. Dies könnte wegen der Einfalt und wegen der Gerechtigkeit und Tätigkeit, die nur ein einfältiges Leben haben, Furcht erwecken, und wirklich waren einige mit solcher Furcht behaftet, welche in den allgemeinen Posaunenton nicht miteintönten und bei den Zeitgenossen Toren hießen. Diese sprachen etwa so:

Arme Zeitgenossen, ihr scheltet uns als Toren, und euch selbst solltet ihr schelten als Geblendete, die ihr nicht für eure Enkel und das Glück und die Ehre der kommenden Zeiten sorget. Ihr laßt die Klugheit die Welt beherrschen, welche nie dazu getaugt, sondern immer nur betrogen hat; ihr wehrt euch nicht gegen den großen und kühnen Mann, der wild dareinfährt und ohne Achtung für altes Gesetz, für graue Ordnung und kindischen Volkswahn das Neue macht, ja der euch so wenig ehrt, daß er euch nicht einmal den Sinn dieses Neuen zeigt. Übereinstimmung und Gleichbeweglichkeit des Ganzen, totes Maschinenleben ohne Gefühl als das der Ehre, von dem Einzigen bewegt und geleitet zu werden. Wie soll sich das Leblose endlich in Tugend und Kraft offenbaren, wenn die Seele des Großen, die nun zuerst darin leben wird, heraus ist, wenn die irdischen Tugenden, die ihr noch von euren Vätern empfangen und dazu mitgebracht habt, aus-

gestorben sind? Aus dem Toten wird nur Totes geboren, und hohl und gespenstisch mit dem Abscheu der Zukunft wird das Kunstgerüst zusammenbrechen.

Dies waren harte Urteiler. Friedrich hörte sie nicht, e kannte nur den einen eignen Willen, und mit seiner Beständig keit, welche die Zeit verstand und ehrte, führte er seine künstlich Staatsmaschine auf, wodurch er auf fünf bis sechs Millione Menschen 225000 Mann gerüstet, seine Festungen beschirm seinen Schatz gefüllt und tausend Hälse sein Lob klingend erhiel Andre Fürsten und Regierungen fingen das Nachmachen an, ma sah viele politische Affen, und des großen Königs Ruhm wuch noch dadurch. Aber Gerechtigkeit, die ewige Königin des König und des Bettlers, milde Schonung des Menschengeschlechts, zar Behandlung des Volkssinns sucht der menschliche Forscher in de herkulischen Arbeiten des großen Königs vergebens. Der strengs Eigensinn, der wildeste Despotismus, das erbarmungsloseste Zer treten der zarten Keime der menschlichsten Gefühle ist allenthalbe Doch tat dieser das möglichste Gute. Seine kämpfereiche un arbeitvolle Regierung, seine persönliche Mäßigkeit, seine G rechtigkeit, wo seine hohen hohenzollerischen Entwürfe nicht d zwischentraten, seine Strenge gegen groß und klein, endlich d Ruhm seines Namens, der auf alle zurückfiel, ließ oft vergesse daß man in einem angespannten, knechtischen und atemlosen Z stande war. Wann sind die unglücklichen Menschen nicht dur Scheine und Klänge betört? Auch sprach das Wirkliche f Friedrich. Die Härte des Despotismus, worunter Europa erliegen begann, drückte auch die mächtigeren Staaten ohne d großen Vorteile der Einheit des Strebens und Regierens, d er in alles brachte, ohne die hohe Sorge für das Ganze, wer es auch als Maschine nur despotisch gewürdigt ward. Die a dern in Frankreich, Rußland und Österreich waren selbst in de Maschinenwesen nur Pfuscher und hatten kaum einen Begriff vo Staatsleben, ohne welchen nicht einmal eine Maschine sich le lich bewegt und zwingt. Er teilte künstlich, wie er konnte, Leb und Kräfte allen mit, baute Städte, pflanzte Dörfer, trockn Sümpfe, suchte Handel und Fabriken mit dem möglichst kün lichen Leben in einem Despotenstaate lebendig zu machen. U wenn auch sein Werk endlich als Zeitwerk alten und zerfall wird, nie wird er aufhören, der große König zu heißen. Sei Fehler hatte er mit seiner Zeit gemein, es waren zum Teil Schoßkinder seiner Zeit; seine Größe, seine Kraft, seine Unbe samkeit im Glück und Unglück mit so vielen Tugenden gehö ihm allein.

Und welchen Sinn hatte die Monarchie Friedrichs des Einzigen? Doch wohl einen sehr volklichen? Denn er hieß ja so gern der Schützer und Beschirmer der deutschen Freiheit, und seine Zeitgenossen riefen es so gern vor ganz Europa aus, daß Friedrich, der Preußen König, ein Deutscher war. Leere Klänge, womit man immer gespielt hat. Auch hier ging es so. Diese preußische Monarchie war eine in Europa ganz neue Erscheinung. Lob und Tadel arbeiteten anfangs frisch daran, doch des großen Mannes größerer Genius siegte, und man fand endlich alles, was er gemacht hatte, sehr gut. Der angestrengteste und despotischeste Soldatenstaat voll der unleidlichsten monarchischen Aristokratie hieß das Werk des Weisen und Guten und das glücklichste Land Europens. Fremd war der Sinn dieser Monarchie allem, was deutsch heißt, und ist es noch; daher die Abneigung, ja fast der Abscheu der kleinen Staaten Deutschlands, wann es heißt, der preußische Adler soll über ihren Toren seine mächtigen Fittiche ausspreizen. Der deutsche Sinn liebt das Gerechte und Gleiche, dazu das Förmliche. In den untern Regionen des Lebens ist er gern üppig und gutmütig fröhlich, ohne mit Polizei und Aufsicht so viel zu tun zu haben als im preußischen Staat, wo alles aristokratisch, streng und despotisch herrscht, ohne die kleinen Freuden und Freiheiten des Lebens zu achten, ohne welche die großen in der Regel nichts wert sind, weil sie ohne sie kaum sind. Der norddeutsche Sinn an sich ist schon streng und spröd, despotisch angestrengt ist er dem weiblichen Süddeutschen noch viel fremder geworden, und wenn ja noch etwas Gemeinsames zwischen dem Norden und Süden Deutschlands stand, so hat die preußische Monarchie es völlig aufgehoben. An deutsche Begeisterung und Teilnahme für diesen Staat war also nie zu denken.

Auch hat der große König im Ernst nie daran gedacht, die deutsche Nation bildend und schützend um seine Adler zu versammeln und ein gemeinschaftliches Ziel der Politik und Bildung auszustecken. Es ist nichts lächerlicher als ihm patriotisch deutsche Ideen beilegen zu wollen. So patriotisch hat Richelieu und Louvois an Deutschland gedacht und darüber gesprochen, so patriotisch führt jetzt Bonaparte und Talleyrand, sein Knecht, und die deutschen Fürsten, seine Knechte, den Namen Deutschland und Deutschlands Freiheit im Munde. So, denke ich, spricht auf dem Reichstage der Tiere der Wolf wohl zuweilen für die Freiheit und die heiligen Rechte der Hirsche. Friedrich brauchte den deutschen Staatskörper und die Fürsten, wozu sie brauchbar waren, ein Gegengewicht gegen Österreich zu erzeugen

oder wenigstens Österreichs altes Übergewicht zu schwächen, un
so ließ er wohl von deutscher Freiheit und Gerechtigkeit zuweile
ein Wort fallen, das unschädlich wie so viele Lügenworte mitlie
und zu seiner Zeit das Seinige wirkte. Der König nach seinen
Gemüte eines vollendeten Despotismus haßte alles Eigentüm
liche an einem Volke, weil es dem Despotismus entgegenstreb
und alles Bundesgenossische an den Deutschen. Die schnellst
Kraft schien ihm die erste zu sein, und deswegen war der Soldat
die vollkommenste Puppe, ihm der erste und würdigste Mensc
im Staat. Stiller Wirkung und Tugend gab Friedrich de
Philosoph oft sein Lob, im Herzen achtete er nur, was er in sic
hatte, und wodurch er den Zeitgenossen der bedeutendste Mensc
war. Man berufe sich nicht auf den bayerischen Erbfolgekrieg
hier stand Preußen gegen Österreich, das sich vergrößern wollt
Interesse tat, was Gerechtigkeit nicht getan hätte. Ebender alt
Friedrich, der Weise und Gerechte, der hier über Gewalt schri
hatte jüngst Polen geteilt, welches ohne seinen Willen ungeteil
geblieben wäre. Der Fürstenbund war auch nur eine politisch
Posse gegen Österreich, ohne vaterländische Begeisterung un
wirkliches Band der Treue und Not. Solches Band nur hält
weil es aber fehlte, so löste sich bald wieder auf, was durch kein
lebendige Eintracht verbunden war von Anfang.

Was auch der König sagen und tun mochte, der Welt e
anders einzubilden, er hatte keinen höheren Zweck als die König
vor ihm. Nur daß er das Volk im Auge behielt, wo es sei
mußte, daß er menschliche Kräfte zu wägen und mächtig zu ge
brauchen verstand, daß er das Schlechte und Kleine nicht zwec
los und töricht tat wie so manche Könige alle Tage, das gab ihn
den Schein eines höheren Königs, als die gewöhnlichen sin
und das war er auch, schien es nicht allein. Aber warum wolle
wir billiger gegen ihn sein, als er es in seinen Taten un
Schriften selbst ist? Ganz offen ist er darin über seinen höchste
Zweck. Dieser war nicht die Ewigkeit und der Glanz des deu
schen Namens, nicht das Ideal eines glücklichen und tapfer
Staats, sondern der Glanz, die Dauer, die Macht der Königs
dynastie, welcher der Zufall den Namen König von Preuße
gegeben hatte. Das brandenburgische Haus, die preußische
Adler sollen herrschen, sollten auch Millionen darum bluten un
elend sein. Diese unkönigliche Sorge kümmert den König nich
die mag Gott verantworten, der die Könige gemacht hat. Ei
großer König kann nichts Größeres denken und tun als alles
arbeiten und bereiten, daß gewaltige Könige nach ihm herrsche
können.

Auch als Philosoph und Schriftsteller hatte Friedrich einen ungewöhnlichen Namen und verdiente ihn. Daß ihn auch hier das Zeitalter über sich selbst hinaustrug, das war nicht seine Schuld, und billige Richter rechnen da ab. Friedrich warf sich in die französische Literatur und verwarf die deutsche Sprache als eine rohe und ungebildete, was sie in seinem Anfang auch wirklich war. Ich zweifle, ob selbst jetzt ein König die deutsche Sprache zu seiner Vertrauten machen würde. Keine von allen europäischen Sprachen hat so wenig Schmeichelndes und Süßes, so wenig Schonendes und Höfisches, und daran müssen sich die Könige doch auch unwillkürlich gewöhnen. Keine Sprache aber ist so sehr als die französische gemacht, einem stolzen despotischen Charakter zu behagen. Sie ist unter einem verdorbenen Volke mit allen Talenten äußerer Geschmeidigkeit und Beweglichkeit ausgebildet worden; das Allgemeine der Wahrheit und Gerechtigkeit darf höchstens in Maximen, das Ewige der Philosophie, wenn es gefallen soll, nur in Sentenzen ausgesprochen werden; selbst das Nichts, dieser große Mitregent der Welt, darf mit manchen Artigkeiten und Liebenswürdigkeiten, wie man sie eitel nennt, zusammen auftreten und eine bedeutende Rolle spielen. In einer solchen Sprache wird es selbst einem Könige leicht, ein gelehrter und tiefer Philosoph zu scheinen und mit Kenntnissen zu schimmern, welche in der ernsteren deutschen wenig Aufsehen erregt hätten. Friedrich wählte also sein Organ als ein gescheiter Mann, und er tat recht, auf seine Wahl zu halten. Wir finden den Tiefsinn, die Hoheit, die politischen Weissagungen nicht mehr in seinen Schriften, welche seine Zeitgenossen bewunderten; aber wir finden den verständigen, klugen und feinen Beobachter, wir finden den deutschen Ernst und die rauhe Sprödigkeit mit französischer Leichtigkeit, ja wohl mit französischer Leichtfertigkeit im Urteil verbunden, welche den strengen Mann sonderbar kleidet, welche aber unwidersprechlich beweist, daß die Arbeiten des Königs eigene sind, nicht aber von französischen Köpfen, wie manche uns einbilden möchten. Der Deutsche guckt mit dem Urteile und der Darstellung alle Augenblicke durch die französische Larve.

Man nannte auch Friedrich den Schriftsteller und Philosophen sonst in keiner kleinen Bedeutung. Die Wirkung ist klein gewesen und würde ohne den großen Herrscher gar keine gewesen sein. Nur dadurch aber ward Friedrich der Anzünder tausendfachen Lichts, daß er, der Mächtige, Menschenwort und Menschenschrift furchtlos und frei walten ließ. Der Despot, der des Geistes Gewalt in seinen eignen Schöpfungen gefühlt hatte, ließ sie auf

das freieste hinfahren und wirken, wo und wie sie wollte, und ward für andere Fürsten das Beispiel. Aber man tut ihm zuviel Ehre, wenn man von Berlin das deutsche Licht und jedes edlere Streben ausgehen läßt. Der König hat Akademien und Philosophen und Poeten besoldet; aber die meisten waren Fremde und die Besseren und Edleren seines Volkes konnten von solchen nichts lernen, die sie hassen mußten. Nein, vom Süden und aus der Mitte Germaniens kam deutsche Kunst und jede edlere Bildung, und da waren von jeher ihre Sitze. Norddeutschland und die Mark haben von jeher viel Wind, vielen Lärm und Sand gehabt, und die Berliner wie die Gaskogner haben häufig die Ausrufer dessen gemacht, was anderswo getan und gemacht war. Geh nach Schwaben und nach dem Rheinstrom, da klingen die die Namen der höheren Genien Germaniens entgegen; manche kleine Reichsstadt hat Deutschlands edlerer Bildung ebensoviel gegeben als der ganze märkische Sand. Es ist auch unmöglich, daß in einem so strenge gehaltenen und gespannten Soldatenstaate je das Genialische und Künstlerische aufblühe, was Lebensfröhlichkeit und Gemütlichkeit bei den Menschen will. Die sind in diesen Klimaten selten, in diesen Regierungen nie.

Aber um den einen Großen versammelte das Zeitalter das Edelste und Schönste, was es in jeder Gattung und Kunst hervorgebracht und vollendet hatte; er sollte als Vater und Vertreter für alles dastehen. Wie er durch Tapferkeit in Schlachten, durch Klugheit und Beständigkeit im Rat, durch Verbindung der streitenden Kräfte im Reiche unbestritten der erste war, wie man von seiner Weisheit den Frieden und das Glück hoffte, wie durch seinen Namen auch der deutsche Name weit und breit klangvoll geworden war; so gab das betörte Volk ihm alles zurück, auch was es nicht von ihm empfangen hatte: ja selbst die Schwächen und das Unglück der folgenden Dezennien haben nach dem teuren Haupte eine Sehnsucht erregt und einen Heiligenschein der Größe und Güte um ihn geschaffen, die er im Leben nicht so hatte. Aber was sollen wir rich'en? Seine Majestät liegt offen da, und keine Zeit wird sie besiegen. Wer mit Kleinem das Größte tut und immer größere Hoffnungen und längere Wünsche gibt als er sollte, den nennt man mit Recht den Größten. Er hat seine große Rolle beinahe ein halbes Jahrhundert mit Ehren durchgespielt. Er starb nach großen Taten glücklich, gefürchtet und geliebt, als die alte Zeit zu Ende lief. Würde er sie länger gehalten, würde er verständiger als das Enkelgeschlecht in der allgemeinen Verwirrung geherrscht und gerichtet haben? Würde er endlich edel für Europa und groß für das deutsche Vaterland

in den Stürmen gestanden sein wie sonst für sein Haus? Wer weiß es? Töricht sind die, welche meinen, er würde durch die Feinheit und den Anstand der alten Politik alles zusammengehalten haben. Kann man auch einen Löwen lange mit einem Zwirn führen, selbst wenn man ihn klug nicht merken läßt, daß er ein Löw' ist?

Die merkwürdigen zwanzig Jahre seit dem Tod des großen Königs liegen mit allen ihren Torheiten und Unfällen, mit den blutigen Erinnerungen zertrümmerter Thronen, verlorner Schlachten, zerstörter Staaten vor uns. Wir Deutsche haben sein Roßbach genug im Spott hören müssen, und noch heute krähet es uns der übermütige Sieger, der Franzos, diesseits des Rheins zu. Friedrichs Arbeiten haben gewirkt zu unserm Verderben. Geschieden stehen die Kräfte der alten deutschen Nation, und einen nach dem andern wird gallische List zerstören, bis es endlich alle unter die Füße tritt. Friedrich Wilhelm trat durch den Baseler Frieden mit den meisten deutschen Fürsten von einer Sache ab, die allgemeiner und deutscher war als je eine vorher, worum am Rheinstrom geschlagen worden, er gab Deutschlands Ehre und Unabhängigkeit durch einen schmachvollen Frieden den Franzosen hin, und nach diesem Beispiel durften und mußten die übrigen Fürsten dasselbe tun. Gehaßt von vielen, um ihrer Ehre hohen Glanz betrogen, noch häßlicher durch die letzte Vernichtung und Teilung Polens, traten die Preußen zurück. Die Entschädigungen, die sie bei dem letzten Reichsfrieden erhielten, waren zu unbedeutend gegen die Ehre, die sie dafür aufgaben, des Vaterlandes Schiedsrichter und Retter zu sein. Preußen ist durch diese Entschädigungen, es ist durch Polens Teilung gewachsen; aber kein Staat steht gefahrvoller da, weil er kleinen Gewinn großer Gefahr vorgezogen hat. Die Russen liegen ihm im Osten fürchterlich auf, und im Westen verbindet ihn kein Vertrauen und keine Liebe mit seinem Volke, den Deutschen, weil er wohl fühlt, daß er sie verlassen hat, als es galt zu helfen. Eine Stützung auf Frankreich kann nur verderblich sein dem, welcher keiner Stütze bedurft hätte, wenn er Herr zu sein wagte. Aber Herr kann Preußen nur sein durch die Deutschen, durch einen tapfern, offenen deutschen Sinn, der die Fremden und ihre Herrschaft auskehren hilft. Solange es aber Länder erobern, Grenzen runden und Schwache unterjochen will, steht es mit Größeren in Gesellschaft der Beute, und es geht ihm wie dem Esel, der sich gelüsten ließ, mit dem Löwen jagen zu gehen. So erstarrt und stirbt ein Staat in Unbedeutsamkeit, Habsucht und Abhängigkeit von Schlechteren, dem es einst an edlem Leben nicht

fehlte. Preußischer Sinn? Er war in dem einen Mann, es war der große Friedrich, der alles beseelte und im frischen Treiben erhielt. Andre Zeiten bringen andere Gesetze. Auch er würde in der ganzen Staatseinrichtung und in den großen politischen Wendekreisen seiner Sonnenbahn jetzt das meiste ändern. Was vielleicht im großen Diebssinn gewonnen ward, wird nie ein fortlebender Diebssinn erhalten. Der preußische Staat dankte dem Geist der Kühnheit sein Leben; in einer Zeit, die das Älteste und Stärkste niederreißt, ist er nicht stark genug, durch Mittelmäßigkeit, geschweige denn durch feiges Schwanken sich zu behaupten. Wann Mächtigere entscheiden, glaube er nicht, unblutig die Beute des Kampfs schleppen zu wollen. Das Größte stirbt durch Ermattung oder Geistlosigkeit, am schnellsten durch kleinen Geiz; wenn solches Unglück einriß, retteten die Siege großer Stifter, die weitesten Grenzen entartete Nationen nicht. Preußen, es gibt einen schöneren Grabgesang für euch, wenn ja das Vaterland durch ein Verhängnis fallen müßte, als mit den Verwünschungen von Deutschen zu sterben.

Die Engländer. Von hier unser Weh! schreien Hunderttausende, und Hunderttausenden möchte ich nachschreien, wenn die Wahrheit des Augenblicks für mich eine wäre. Hier liegt es; aber sagt mir nun, ihr Ankläger, wie hier das Heilmittel zu finden ist. Euch ärgert nur, daß der Friede von Amiens nicht bestand, und kein edleres Gefühl erregt eure Hälse, als daß der Kaffee und Reis so teuer und die Zierlichkeiten für die Köpfe und Leibchen eurer Schönen fast zu kostbar geworden sind. Das ist schlimm, gute Leutchen, aber schlimmer ist es für die Menschheit, daß der elende Friede selbst nichts geholfen haben würde. Es sind alte, unheilbare Übel, die nur durch den allgemeinen Tod mit vergehen und durch Millionen Erschlagener nicht vertilgt werden. Die beiden Völker am Kanal stehen auf den äußersten Spitzen dank den Torenköpfen der Schlachtfelder und Kabinette in den letzten zehn Jahren. Was abwendbar war, ist es jetzt nicht mehr ohne allgemeines Verderben; die übrigen Nationen müssen mit und die Abgründe ausfüllen, die jene beiden fürchterlichen graben. Ich will sagen, wie es am Tage liegt.

Der Revolutionskrieg trieb die Engländer weit über die natürlichen Grenzen ihrer Macht hinaus. Im brennenden Haß gegen Frankreich wollten sie die Welt dagegen bewaffnen und in den Waffen unterhalten. Sie merkten nicht, daß sie sich in wenigen Jahren selbst revolutionierten, ihre Staatsquellen erschöpften, ihre letzten Reste einer sonst ehrwürdigen Verfassung entheiligten und durchbrachen, und daß Altengland endlich vom

Kopf bis zu den Füßen ſchwindelte. Künſtliche Mittel ſollten neue und künſtliche Krankheiten heilen, und ein Volk, das einſt durch Gerechtigkeit und Treue berühmt geweſen war, gebrauchte gegen die Fremden allmählich dasſelbe Syſtem von Plünderung und Unterdrückung, was es an den Neufranken verdammte. Die übrigen Europäer ſollten den engliſchen Monopoliſten durchaus die Kriegskoſten bezahlen, die es herſchoß, um die Franzoſen zu ängſtigen. Der Übermut, mit welchem die trotzigen Inſulaner uns alle in den letzten zehn Jahren behandelt haben, hat gewirkt. Haß und Groll gegen die Briten iſt bei vielen entſtanden für alte Bewunderung ihrer Freiheit und Bravheit; ja manche gehen darin ſo weit, daß ſie ſich in die Hölle der Franzoſen ſtürzen möchten, um der ihrigen zu entgehen. Von dieſen bin ich keiner. Sie meinen, nichts könne glücklicher ſein, als daß die Franzoſen die Londoner Bank ſprengten, die engliſchen Flotten zerſtörten und dann heimzögen. Ihr Narren! Soll denn das eine Volk Europa unter ſeinen Ruinen begraben? Hofft ihr Gerechtigkeit nach der Zerſtörung? Dann müßte dieſe Welt wahrlich bald anfangen, die gerechteſte zu werden. Die Franzoſen haben uns ihre Billigkeit und Mäßigung gewiß ſo lieben gelehrt, daß wir für ſie wünſchen müſſen? Wahrlich nicht mich. Ich ſehe kein größeres Unglück, als wenn ſie England eroberten. Zum Glück iſt es ſo leicht nicht, als ihre Freunde meinen. Sie würden uns keinen freien Handel ſchenken, und die Seemacht in den Händen dieſer fürchterlichen Tyrannen des feſten Landes würde zu einem eiſernen Druck werden, den kein Gott uns wiederabnehmen könnte.

Englands Stolz gibt nicht nach und tritt nicht freiwillig von ſeiner Höhe herab, ebenſowenig tut es Bonaparte, der Eiſerne. Nach dem ſchnellen Ende des Kampfes ſehen wir vergebens aus. Friede wird nur Pauſe werden, dann neuer Krieg, neues Unheil. Aber die Kräfte haben ihr Maß. England, auch das unbezwungene, kann manchen Zufällen unterliegen; ganz Amerika wird einmal unabhängig werden; Bengalen und Indien kann ſich losreißen; der Weltſchiffer und Monopoliſt wird nachgeben und andern gleich werden müſſen; jenſeits kann für den fürchterlichen Korſen, der jetzt gebietet, ein ſtiller, mittelmäßiger Regent das Zepter führen. Vieles kann die wohltätige Zeit herbeiführen, was jetzt noch fern ſcheint, aber ſolange es bleibt, wie es heute ſteht, ſehe ich kein Ende. Der kleine Unbeugſame, deſſen Deſpotismus Weltgeſetz ſein ſoll, will England klein haben, und das übrige Europa ſoll dazu dienen, es ſo zu machen. Solange er lebt, wird Blut und Zwietracht nicht aufhören am Kanal; die Engländer ſind noch lange zu ſtark, ſeine Knechte zu werden;

mit Frankreichs Kräften allein macht er sie nie dazu. Gern möchte man mit ihm diese Sache zu einer allgemeinen machen. — Hütet euch! Könnt ihr denn nicht durchsehen, was für allgemeine Sachen dieser Fürchterliche im Kopfe trägt? So schlimm steht die Welt, daß kaum Hoffnung da ist, es werde nur Ruhe werden, denn im allgemeinen Unglück der Völker scheint Ruhe schon Glück.

Engländer, ihr waret einst ein edles Volk, doch jene Epoche liegt ein halbes Jahrhundert hinter uns! Eure Verfassung weckte Geist und Kraft, und auf Erden und im Himmel beherrschte der Brite das Feuer. Ihr hattet Dichter und Redner, Astronomen und Weltentdecker, ihr hattet ein freies, hochstrebendes, gerechtes Volk. An Künsten und Wissenschaften waren euch wenige gleich, an Glück und Schätzen keine von allen. Euer Los war leider das gemeinste der Völker. Reichtum und Macht erzeugten Übermut und Laster, Ungerechtigkeit und Unterdrückung gegen Fremde folgten. Was sich draußen erzeugt hatte, wirkte nachher auch daheim bei dem Bürger und gegen den Bürger. Am Ganges, am Senegal und auf Jamaika gingen die Sitten und Tugenden und die brave Verfassung der Engländer unter; aus Unterdrückern wurden Unterdrückte, aus Despoten Sklaven. Es liegt vor uns, wie ihr seit den letzten dreißig Jahren schnell rückwärtsgegangen seid und noch immer gehet. Siege zu Wasser und zu Land beweisen hiegegen nichts, solche letzte Beweise für Glorie und Tugend hat manches Volk noch lange, wenn alles übrige schon dahin ist, weswegen es wert ist, ein Volk zu sein. Solltet ihr untergehen und der Franzose für euch der Seedespot werden, so ist die letzte europäische Freiheit hin. Ihr werdet untergehen durch keinen als durch euch selbst, wenn ihr euch nicht bessern könnt; die Zeit eures Adels und eurer Bürgerkraft scheint für immer vergangen. Gemeine Verachtung des Edelsten, Schätzung aller Dinge nach dem Golde, Würdigung der Nationen nach den Reichtümern, Niedertretung der Armut und Übermut eurer Nabobs sprechen euer Todesurteil. Ein Volk, welches das Schönste und Größte verachtet, wenn es von einem fremden Volke kam, welches aller Zucht unverbesserlich nur in Altengland das Barbarei dies und allenthalben sonst Barbarei findet, ein Volk endlich, das selbst nichts Geniales mehr erfinden und erschaffen kann, sondern geizig und klein wie ein Kaufmann zur Prahlerei aufschichtet und aufstellt, was größere Väter erfanden und erschufen — wenn ein solches verstocktes und verhärtetes Volk nicht knechtisch und gemein wird, wie es die Dinge und die Menschen knechtisch und gemein ansieht und würdigt, so trügen alle historische Zeichen. Noch seid ihr mehr eine Nation, als wir meisten waren

aber wie lange? Doch so groß waret ihr, daß der Fall eurer Ruinen die Erde erschüttern wird.

Die Welt sieht mit Angst und Sorge auf den jetzigen Kampf. England fällt nicht durch Krieg, es fällt durch Laster und Verbrechen wie die meisten Nationen. Stolze Insulaner, wenn kein Nabob mehr zinsbar zu machen, kein Land mehr zu plündern ist, wenn bei euch selbst mehr käufliche Bürger als Käufer sein werden, wenn für die alte Verfassung keine freie Stimme mehr ertönt und elende Sklaven ohne Ehre und Vaterland ihr Britannia rule the waves mit heiseren Kehlen brüllen — dann auf euch selbst, auf eure eigne Schande und auf selbstgemachtes Elend zurückgeworfen — dann erkennt ihr euch ergrimmt und seid zu schwach, für die vergangene Herrlichkeit wiederaufzustehen. Dann ist Britannia dahin und wirklich gefallen. Aber dann ist auch die Epoche da, daß sie künftig in sich selbst wieder werden kann.

Die Franzosen. Müssen einem die Toren doch immer begegnen auf den Jahrmärkten und auf den Landstraßen. Von jeher habe ich nicht gern viel mit ihnen zu tun gehabt, und nun besetzen sie alle Zugänge und Wege der Geschichte so breit und übermütig, daß man nicht einen Schritt tun kann, ohne auf sie zu stoßen. Und doch haben sie so viel Närrisches und Liebenswürdiges, daß es schwer ist, alles Schlimme von ihnen zu sagen, was sie durch ihre Torenstreiche über uns und unsere Enkel gebracht haben. Es ist wunderlich, daß ein Volk, welches selbst nie gedacht hat, den Leuten soviel zu denken gibt. Die Sache der Franzosen von ihrer ernsthaften Seite scheint lange abgemacht, aber immer noch sind eine Menge Torenköpfe, die wieder von vorn anfangen und sich stellen, als wenn aus Narren nie klug zu werden wäre! Man hat von beiden Seiten gesündigt und geirrt, und in der ersten Trunkenheit der Revolutionszeit war das verzeihlich. Die Not und die Nähe jener denkwürdigen Begebenheit konnte wohl alles Alte und Vergangene vergessen machen. Der erste Taumel machte Graubärte kindisch und manches weise Haupt unweise in Urteil und Tat. Aber fünfzehn Jahre der wunderbarsten Wechsel haben die Köpfe wieder abkühlen können, und wem seitdem die Besonnenheit noch nicht wiedergekommen ist, für den ist alle Warnung und Besserung durch Geschichte verloren.

Die Franzosen haben uns andere Europäer von jeher zum besten gehabt, und wir sind genug Kinder gewesen, uns von ihnen äffen zu lassen. Schimmer und Glanz und alle jene äußeren Scheine der Dinge, wodurch man täuscht und verwirrt, warf dieses Volk immer von sich, und ehe es selbst noch gebildet war, machte es den Nachbarn weis, bei ihm sei alles besser, anmutiger

und geschmackvoller als drüben. Diese Klagen führen Italiener und Deutsche des fünfzehnten, sechzehnten Jahrhunderts zu einer Zeit, als beide viel weiter waren als jene. Was ein Franzos hatte oder zu haben glaubte, wußte er von jeher geltend zu machen — der nächste und leichteste Weg zur Herrschaft. Endlich kam die Epoche Ludwigs XIV., wo, was man seitdem höchste und feinste europäische Bildung nannte, bis zum höchsten Glanz des Äußeren abgeschliffen ward und mit großen Männern und Taten zugleich das übrige Europa betörte. Was französischer Herrschaft durch die Waffen damals noch nicht gelang, das gelang ihr durch Geschmack und Mode, welche ihre Sprache und ihre Sitten zu den allgemeinen für alle gebildete Europäer machten. Was an der Seine leicht, zart, liebenswürdig und natürlich hieß, sollte es auch an der Themse, Donau, Weichsel und Newa sein, und albern und närrisch genug machten die Nordländer die Kindereien und Torenspiele der ewigen Kinder nach und verdarben in einer Unnatur und Äfferei, die bei ihnen nie heimisch werden konnte, ihre alten Tugenden und ihre Sprachen, die aus alten Tugenden hätten gebildet werden sollen. Eine Bildung, die von Anfang an aus dem Nichts, der Lüge und Verdorbenheit entsprang, die auf den Stelzfüßen einer falschen Empfindung und einer ehrlosen Ehre in der Kunst einhertrottierte, sollte auch die der besseren Europäer werden und ist es zu unserm allgemeinen Unheil geworden. Das Unkraut hatte tief gewurzelt, selbst bei den Nationen, die in aller edleren Bildung den Franzosen Jahrhunderte voraus gewesen waren. Endlich fingen die Europäer an, sich zu besinnen und der Torheit innezuwerden. Jeder suchte nach dem Eigenen und wollte das Fremde nur aus der Entfernung auf sich wirken und an sich bilden lassen; da ging ein neues Schauspiel an der Seine auf, das sich so wunderbar entwickelt und gewandt hat, daß wir noch einmal haben in das Franzosenspiel hinein müssen, und diesmal viel ernsthafter als das Jahrhundert vorher.

Für dieses fürchterliche Spiel an der Seine können die Franzosen nicht mehr, als die Kamtschadalen dafür können, daß ihnen auf einer Eisscholle eine Herde weißer Bären antreibt. Es war etwas durchaus Zufälliges, daß die Sünden mehrerer Regierungen, die ausgelassenste Verruchtheit des wildesten Aristokratismus, die mit dem Schweiß und Blut des Volks spielte, und die sorgloseste und leerste Schwäche, die für die Gegenwart raten und helfen sollte, so schneidend und verwirrt zusammentrafen, daß die Dinge sich nicht mehr schienen tragen zu können. Ohnmacht und Schlaffheit des Herrschers und seiner Räte ließen sich

überdies mitgehen, ehe noch ein Strom da war, welcher trieb. So hatte der hilflose Zustand des Alten sich offenbart, ehe noch an Neues gedacht war. Erst als das Alte im vollen Zusammenstürzen war, da kam das Neue, da kamen die Neuen zur Herrschaft, aber wahrlich nicht mit den vorbereiteten und lange ausgeheckten Plänen, mit den tiefen Entwürfen des Ehrgeizes und der Bosheit, welche die meisten Beschreiber und Beurteiler dieser denkwürdigen Zeit so klug zu erzählen wissen. Mir sind die ersten Jahre der Revolution frisch und lebendig, als wären sie heute. Der Geist der Gärung und Bewegung jener Zeit war unendlich, und unendlich daher die Begeisterung und Teilnahme drinnen und draußen. Wie viele waren wohl in jenem Sturm und Wogenschwall, die sich bewußt waren, was sie taten oder litten? In wie vielen Augenblicken folgten wohl auch die Schlauesten und Besonnensten mehr notwendigen, äußeren Stößen als festen Plänen und bestimmten Trieben? Es erklärt sich dies auch aus dem Worte Revolution. Wo alles in Umkehrung und Gärung ist, da kann man unter den Verwirrten, Erschrockenen, Erstaunten und Begeisterten wohl nicht der einzige Kalte und Nüchterne sein wollen. Ja, man kann es gar nicht sein, sobald man sich das Ganze lebendig denkt, wie es war, nicht tot, wie unsere toten Schreiber es erst totschlugen und hintenher bewiesen, daß es so war.

Als nun alles Alte lag oder fallen sollte durch Feigheit und Verzweiflung der Regierung und durch Kühnheit und Begeisterung der Stürmer, da entwickelten sich nach und nach die hochfliegenden, kosmopolitischen und metaphysischen Ideen und Hoffnungen daran, oder richtiger setzten sich mit an und wirbelten in dem wilden Strudel rund, der nun in voller Bewegung sich fortwälzte. Aber unwidersprechlich beweisen diese Wünsche, Hoffnungen und Pläne derer in und außer dem Rate, in und außer Frankreich, daß es um das bißchen politischen, europäischen Verstand und um die Kenntnis von dem vorigen Frankreich sehr schlecht aussah. Denn entweder war durch einen Zauber, wie man seinesgleichen noch nie gesehen, alles Alte plötzlich Lüge geworden, oder das Neue mußte dem Alten ähnlicher werden, als man es wollte und verkündete. Solche Tugenden und Menschenwürde und Edelmut, worauf man das Gebäude der ersten Revolution bauete, und worauf ein so lockeres Ding allein stehen konnte, waren immer sehr selten, und in dem Lande, wo sie noch jüngst ganz verrufen waren, sollten sie nun mit einem Male durch einzelne Ideen und durch den mächtigen Reiz bloßer Wortklänge geschaffen sein? Viele Vergeisterte verkündigten sie

und glaubten, aber weise und erfahrne Männer kopfschüttelten, und dies Kopfschütteln machte vielen Guten bange. Mitten in dem wilden Wahn der betörten Menge, mitten unter den schönen Namen von Freiheit und Gleichheit und Verbrüderung, mitten unter der Ausrufung von Menschenrechten und der menschlichen Erklärung, nie wieder einen Eroberungskrieg führen zu wollen, erinnerten fromme und gescheite Männer an das Urteil der weisesten und verständigsten Franzosen über ihr eigenes Volk und konnten nur das nicht begreifen, wie der sonderbare Taumel bei einem solchen Volke so lange aushielt.

Ich lasse es mir daher nicht nehmen, daß die ersten Jahre der Revolution wirklich ein höherer und enthusiastischer Geist im Volke war, daß viele entschlossen waren und hofften, es werde und solle eine bessere und glücklichere Verfassung aus dem Chaos der Verwirrung und dem Kampf so mancher Ideen hervorgehen. Ich glaube auch, daß, wenn soviel Verstand und Güte unter den Ratenden und Herrschenden gewesen wäre als Begeisterung und Schwärmerei, es hätte damals etwas Würdiges können gemacht werden. Man dachte aber nicht an Solons weise Gesetzgeberregel: Nicht das Beste, sondern das Möglichgute, und die Befestigung und Erhaltung einer würdigen Verfassung blieb dem gallischen Glück überlassen, das immer viel Wind geführt hat. Da waren keine Staatskräfte gewogen, sich durch Druck im Gleichgewicht zu halten, da war das Böse nicht genug berechnet, was unter einem so verdorbenen Volke sich bald rühren mußte, da hatte man nicht genug an französische Leichtfertigkeit gedacht, an den Sinn dieser Menschen, der das Heiligste und Größte leicht wie Mode behandelt. — Alles dies hatte man vergessen, und es ging auch danach. Einige Jahre später schwamm das unglückliche Frankreich im Blut, und das betrogene, in seinen Wünschen und Hoffnungen betrogene Europa dachte an die ewige Wahrheit Montesquieus: Die Franzosen tun die albernen Dinge ernsthaft und die ernsthaften albern. Das Volk hatte seine Würde und sein Glück eingebüßt und rasete drinnen und draußen. Man begriff, das Ganze sei noch nichts weiter als ein Spiel, ja ein Vorspiel einer fürchterlichen Tragödie gewesen, und die Franzosen haben eine ernste Sache zu sehr als Gaukler und eine Gaukelei zu ernsthaft getrieben. So war man verwundert und erstaunt, ob es noch dasselbe Volk, dieselbe Begebenheit, dasselbe Zeitalter sei, als man plötzlich alles verändert und verwandelt sah.

Aber wirklich, es blieb immer dasselbe Spiel. Nur daß die Zeitgenossen solches Spiel nicht kannten, daß die Franzosen un-

klug selbst nicht wußten, wohin es mit ihnen laufen würde, das war beiden zu verzeihen. Der Geist des Bösen, der so reichlich in allen Revolutionen ist und aus so wenigen wirklich das Große und Gute kommen läßt, begann nach einigen Jahren zu herrschen und herrschte bis 1795 wütend. Er fuhr in das große Volk und versteckte sich hinter eine Masse von Millionen. Nachdem Thron, Adel und Priestertum und der Bau der ersten losen Verfassung mit allem Alten gestürzt und vernichtet war, da machte die Revolution den Pöbel zum Herrn, jenes Ungeheuer, das immer zuviel und zuwenig Bewegung hat, das zuweilen mit hunderttausend Armen alles umwirft, zuweilen mit hunderttausend Füßen nur kriecht. Es ist unmöglich, aus jener abscheulichen Zeit Licht und Klarheit zu finden und Schuld und Unschuld auseinanderzuflechten und zu enträtseln. Solche Epochen klärt keine Geschichte auf. Wahn und Absicht, Schwärmerei und Bosheit, Zufall und Plan, Heroismus und Niederträchtigkeit liegen einander oft so nahe, daß nur ein Gott das Urteil sprechen möchte. Robespierre und Orleans, Condorcet und Danton, Lyon und Nantes, Vendée und Avignon, ich überspringe eure schwarzen Schicksale und Leichen und fliehe mit der atemlos blutigen Zeit unaufhaltsam vorwärts, welche unter solchem Grausen und Unheil sich selbst entrinnen möchte, wenn sie könnte.

Man war draußen siegreich gegen alle Feinde und machte Eroberungen. Drinnen waren alle Kräfte noch frisch und bewegt, doch nach den blutigen Erschütterungen und Zuckungen schien das Volk besonnener und kälter geworden zu sein; denn daß ein Volk in einer solchen Revolution wirklich milder und menschlicher geworden sei, glaubten selbst die frommen Toren nicht mehr, welche ihren Anfang und alle ihre schönen Hoffnungen mit heißen Tränen der Liebe und Begeisterung empfangen hatten. Das Volk von fünfundzwanzig Millionen Menschen war siegreich, noch nie hatten die herrlichen Worte Freiheit, Gleichheit, Republik geschwiegen, selbst die tollsten Henkersknechte hatten sie im Munde geführt — man mußte der großen Nation, wie sie sich selbst nannte, doch etwas vormachen. Endlich erschien die Verfassung des dritten Jahres, und zwei Räte und fünf Direktoren vertraten und regierten die Franzosen. Hier wie bei den früheren hatte man es bei der ausführenden Macht versehen. Eifersüchtig hatte man ihr nicht die vollen Zügel der Herrschaft gegeben, das edle und würdige Volk sollte, schien es, sich selbst lenken und nur leicht geführt werden. Es war in der Verfassung durchaus kein Eingreifen der lebendigen Kräfte ineinander, und wo die Macht immer gewaltig aufdrücken soll, gerade da fehlte sie am meisten.

Doch auch so schob sich das Ding durch einige Jahre so hin. Talente, List und Gewalt einzelner ersetzten, was allen fehlte, und zwei, drei schlaue Menschen regierten und beherrschten Frankreich, das sich nun leichter regieren ließ, denn des Blutes und des Revolutionsbeils war man satt. In diese Zeit fällt der Glanz der Taten Pichegrus, Jourdans, Moreaus und Bonapartes, der Friede zu Campo Formio, die Plünderung der Schweiz und Italiens, die Unterhandlungen zu Rastatt, Bonapartes Zug nach Paris und die Unterdrückung der gemäßigten Partei, die man die königlich-priesterliche nannte. Glanz war draußen und Haß, drinnen Verwirrung und Spaltung, Anklagen, wirkliche Greuel und Missetaten, Beschuldigungen solcher, die auch in der Revolution lagen. Der aufmerksame Betrachter sah leicht, daß alles in Ermattung und Erstarrung unterging, daß Tröpfe und Knechte unter wenigen Schlauköpfen das Volk leiteten, daß die Kraft und der Mut der Freiheit hin war; alle die Erscheinungen, womit alte Freistaaten zu endigen pflegen. Bestechlichkeit, Feigheit, Pomp und Prahlerei mit Formeln und Tönen, die für elende Seelen nichts bedeuten als Trug und Schande. Selbst die Kühnheit zu großen Verbrechen fehlte den Herrschenden. Das unglückliche Jahr 1799 warf sie meistens ohne Kampf zu Boden, und andere ersetzten ihre Stelle. Selbst der Sieg, der fast von Anfang bei den französischen Fahnen geblieben war, fing an zu schwanken. Die Saat war reif für einen kühnen Ehrgeizigen. Bonaparte und sein Glück verließen Ägypten, wo für sie nichts zu gewinnen war. Die Bajonette der Soldaten entschieden zu St. Cloud über die Herrschaft der Räte, List und Betrug nahm den Fünfen die Regierung, und diejenigen, mit denen man gespielt hatte, standen als die Geäfften da. Wir haben einen ersten Konsul, einen Konsul auf Lebenszeit bald nacheinander gesehen; jetzt herrscht ein Kaiser despotisch über die Franzosen. Es ist alles gut und herrlich was der Allmächtige getan hat. Das elende Zeitalter richtet nur nach dem Erfolg. Ich werde unten meine Meinung über den kleinen Korsen sagen, ich habe ihn einige Jahre beobachtet. So viel sage ich leider so frei als wahr, daß von allen den guten Einrichtungen und den vorbereitenden Schritten, welche die Revolution vorwärts getan hatte, jetzt kaum die Spur und hie und da das tote Gerippe übrig ist. Leider scheint alles nur gewesen zu sein, damit ein Kaiser würde. Eine solche Unverschämtheit des offensten Despotismus hätte der Kühnste sich wohl vor zehn Jahren nicht träumen lassen.

Doch wir wollen gestehen, daß wir in Hinsicht der Revolution, ihres Anfanges und Ausgangs alle in Irrtümern gewes

sind, welche erst der Erfolg der letzten Jahre zurechtgesetzt hat. Man hoffte und glaubte mehr, als man durfte. Durch welches Wunder sollte ein ausgeartetes, sklavisches, üppiges Volk plötzlich ein tugendhaftes, freies, mäßiges werden? Durch welches Wunder sollte der gallische Wankelmut sich zu republikanischer Standhaftigkeit, die leichtfertigste Windbeutelei zu edlem Ernst umbilden? In der Mitte der fürchterlichen Revolution, wo alle Bande alter Zucht und Ordnung rissen und noch keine neue hielten, sollte dies alles geworden sein? Man glaubte zu sehen, was man wünschte, und deutete politische Ideen und schön klingende Worte für Gesetze und Taten. Mit Worten und Ideen betrogen die edlen Franzosen sich selbst und glaubten, alles sei fertig, als das unendliche Böse der Revolution anfing zu herrschen und sie zuerst mit den Ruinen ihrer Hoffnungen und Verfassungsträume begrub. Die Revolution ward nun ein gefräßiges Ungeheuer, welches hungrig sich selbst verschlang, bis es im Würgen ermattete. Die besseren Köpfe, die edleren Herzen waren zerstört, der elende Ausschuß aller Parteien war übrig, ein mittelmäßiges Sklavengeschlecht, das weder zu begeistern noch zu herrschen wußte. Man gab dem Einen die Zügel ohne Streit, und er hält sie tüchtig und läßt seine Knechte naiv gestehen, Frankreich tauge nur für eine despotische Verfassung.

Wie die Sachen stehen, könnte ich dem Korsen fast recht geben. Es war die windigste Hoffnung, welche die vollste Betörung unsers Zeitalters beweist, zu meinen, die, welche elende Sklaven gewesen, können durch Wortklänge plötzlich würdige Freie werden. Auch hat die Revolution nichts Edleres offenbart, als die Zeit hatte, vielen geistigen Rausch, leeren Wortklang und törichten Gebrauch fremder Taten und alter historischer Erinnerungen, die dieser Nation so fremd waren als mir das Wandeln im Monde. Wo und wann erschien stille Kraft, verständige Mäßigung, ruhige Bürgertugend, woraus die edleren Verfassungen werden und sich erhalten? Viel Lebendigkeit und Beweglichkeit, eine unendliche Schnellkraft, aber keine Tätigkeit. Indessen wie man das Gute allmählich schlecht macht, so hätte man das Schlechte allmählich gut machen können. Viel Elend hatte die Revolution gebracht absichtlich und zufällig, viel Böses war geschehen, durch blutigen Zwang waren die Menschen geduldig und bildsam geworden. Das waren Vorarbeiten für einen Weisen und Guten. Auch hatte eine Zeit von zehn Jahren Lehren genug gegeben. Der Weise und Gute hat keiner sein wollen, zu einer besseren Verfassung, zu einer edleren Gesinnung hat keiner das Volk bereiten und führen wollen. Tausende griffen

zu, niedrig über Sklaven zu herrſchen, der Schlaueſte und Kühnſte iſt allein Herr geblieben.

Man beruft ſich auf die Siege der Franzoſen, um zu beweiſen, daß Tugend und Kraft unter dem Volke war. Muß man ſich denn immer auf die traurigen und tieriſchen Triebe der Menſchennatur berufen, um etwas zu beweiſen, das nicht darin liegt? Gerade für den Krieg arbeitet eine Revolution am beſten. Man hätte alte Lehren der Geſchichte nicht ſo ſchnell vergeſſen ſollen. Des Geiſtes und Rauſches entwickelte auch dieſe Revolution genug, um plötzliche und raſche Aufloderungen der Begeiſterung und des Heldenmutes hervorzubringen. Der Krieg hat mit ſchnellen Entſchlüſſen und Taten zu tun, in Stunden geſchehen ſeine Werke; zu ſolchen Werken hatte die Zeit Begeiſterung. Unglück und Torheiten der Verbündeten, falſche Freundſchaft, kleiner Geiz der Länderſucht bei einzelnen ſtanden dem franzöſiſchen Mute bei. Und welche Hilfsmittel, die man gebrauchen konnte, und die den andern fehlten! Die Wunder, die man gemacht hat, verſchwinden, und Frankreichs Siege werden leider nur zu natürliche Begebenheiten. Die Männer eines Volks von fünfundzwanzig Millionen Menſchen fechten gegen mehrere ſchlecht verbundene Heere, von einem Sinn, von einem Gefühl belebt, daß man ſie unterjochen will. Was noch Volkstümliches in ihnen geweſen, was neu hineingekommen war, erwachte, ſie fühlten ſich. Die erſten Jahre ſchlugen ſie mit Arbeit, die folgenden war der Krieg ein Spiel, denn ihre Vorteile waren zu groß. Wohin ſie kamen, pflanzten ſie die Freiheitsbäume und ließen die neuen Brüder die Kriegskoſten bezahlen; ohne Achtung für alte Ordnung und Herkommen des Anſtandes unter geſitteten Nationen war recht, was ihnen nützlich war, und keine Hinderniſſe, die in den Verhältniſſen und Verfaſſungen der Völker, die in der heiligen Scheu alter Sitten lagen, hielten ſie auf. Ich weiſe auf Holland, Deutſchland, die Schweiz und Italien hin, wie man Freiheitsbäume pflanzte, plünderte, raubte, Verträge ſchloß und brach nach Gefallen. So ließen ſich Hunderttauſende füttern, kleiden, bewaffnen, und die Vampire von Kommiſſarien und Feldherren konnten noch Millionen über die Alpen und den Rhein ſchicken. Dazu die jüngſte und friſcheſte Kraft, welche anführte und den Sieg gebot; jeder fand die Stelle, wozu Genie und Kühnheit ihn riefen. Bei den Feinden hingegen alles nach alter Weiſe, ſelbſt nach Jahren von Unfällen konnten ſie nicht klug werden. Sie voll Formeln und Vorſchriften, mit dem langſamen Schlendrian des Herkommens gegen wild begeiſterte Heere, von tauſend Köpfen hin und her gedreht, mit aller Un-

behilflichkeit alter Ordnung, für welche sie ja eben fechten sollten, mit Feldherren, die nur durch graue Köpfe merkwürdig waren, ohne allen Geist, solcher geistigen Gewalt der Feinde entgegenzuwirken. Auch sind sie wie Stöcke und Steine hingestolpert; denn wer durch die Zeit nicht lernen will, der muß büßen. — Man rufe mir also nicht über wunderbare Tapferkeit der Franzosen, man rufe über wunderbare Dummheit und Unbehilflichkeit ihrer Gegner, über völlige Geistlosigkeit derer, die gegen Begeisterte fechten sollten. Ich mag unsre Klagelieder nicht breiter abfingen.

Ihr also seid das würdige Volk, ihr, die ihr Europa um seine schönsten Hoffnungen betrogen habt, ihr wollt die Beglücker und die Herren anderer sein, ihr, die ihr wieder die kriechendsten und elendesten Sklaven eines einzigen geworden seid, der euch durch keine edleren Künste beherrscht als durch gemeine List und prunkende Affere? Ihr nennt euch das große Volk. Wenn Länder ausgeplündert, Staaten umgekehrt, freie Völker unterjocht, alle Tugend und Ehre für Gold feil haben, groß ist, so sind wenig größere Völker gewesen. Wenn aber Redlichkeit, Treue, Gerechtigkeit und Mäßigkeit den Menschen und das Volk groß machen, so sagt euch selbst, wie klein ihr seid. Führt mich hin, wo ihr gewesen seid, heißt mich euch nachtreten, wo ihr seid — ist die Pest und der Hunger nicht mild gegen das Elend, was ihr bringt? Ist die Grausamkeit des Barbaren nicht sanft gegen die eurige, die sich nicht schämt, mit den Worten Menschlichkeit und Edelmut auszustehen, wenn sie etwas Schlimmes tun will? — Und seid ihr vielleicht in den edleren Künsten und Wissenschaften so groß, daß es ein Glück wäre für die übrigen Europäer, von euch unterjocht zu werden, um den Barbarenpelz einmal abzuwerfen und sich eines gebildeten und schöneren Lebens zu freuen? Ich sehe hier soviel nicht von euch zu gewinnen. Ihr seid so leidlich gebildet, aber aus Schwächlichkeit und Affere ist eure ganze Bildung hervorgegangen und hat vor den andern Europäern, die nicht tiefer dringen, nur den äußeren Firnis und die Abglättung voraus. In der Mitte Europens seid ihr eine Art Mitteldinger geworden, und von jeher fehlte euch die volle südliche Naturkraft und die schwärmerische nordische Tiefe des Gemütes, ihr schwammet in einer kümmerlichen Mitte zwischen beiden und waret euch immer eures Mangels und eurer Nacktheit bewußt; daher eure Windbeutelei, euer schaler Spott und Spaß mit dem Ernstesten und Heiligsten von jeher; daher die Unmöglichkeit, euch der vollen Genialität hinzugeben, weil euer sündliches Krüppelwesen euch nie vergessen läßt, wer ihr seid.

Bewußtsein der Sünde und Verdorbenheit drückt euch schwer in euren Kunstwerken, und darum läuft der Affe dadurch, der seine Gebärde verstellt, nicht der freie Mensch, der in Schuld und Unschuld sich hinzustellen wagt. So ist der Charakter eurer Kunst, so tritt euer zierliches Leben hin — nichts als leerer Schein, nichts als der sündliche Schlangenglanz von Tugenden, von welchen der unverdorbene Mensch sich mit Abscheu und Schrecken wegwendet. Ohne Religion, ohne Poesie, ohne Wahrheit, zu schwach, euch zu bessern, zu gebildet, eures Unheils innezuwerden, tretet ihr stolz hin und krähet uns andern mit einer beispiellosen Unverschämtheit vor, daß wir ungeschlissene Gesellen und Barbaren sind. Leichtfertiges, unverbesserliches Gesindel, das schwatzt, wo andere fühlen, das hüpft, wo andere stehen, das sich einbildet zu sein, wo andere sind — ihr habt vielen schönen Schein, aber den wir verabscheuen müssen, weil er ohne Wirklichkeiten ist. Ein Volk, das alle Tugenden in bloße Worte überspielt, das sich, wo andere Völker haben, empfinden, genießen, mit leeren Schatten der Dinge begnügt, ein so wunderbar betörtes und betörendes Volk als die Franzosen kann keinen frischen, freudigen Stock auf die Menschheit setzen; es ist zu weit über alle Menschheit hinaus.

6. Die Republiken.

Ungeheures hab' ich erlebt. Ist es ein Wunder, daß die Jugend so alt ist; da in so wenigen Jahren soviel Altes und Junges vergangen ist und noch täglich vergeht? Mit Republiken fing der Lärm an. Vor zehn Jahren, was wollte und was sollte nicht Republik werden? Was an der Seine der neueste Wind und die neueste Mode war, das blies auch sogleich über den Rhein und die Alpen, und dann mußten die Verzierungen der Freiheitsgöttin in Genua und Amsterdam gleich nachgestutzt werden. Welchen Unsinn haben wir gesehen in den Freiheitsfarben von dem Rocke der Knaben bis auf die roten Mützen der Freiheitsbäume? Wie viele Verfassungen, Gesetzbücher, Volksversammlungen und endlich wieviel Nichts! Von den neuen Republiken ist nichts geblieben, ja die wenigen alten sind von der größten neuen fast alle verschlungen worden, und man endigt jetzt das lange, republikanische Trauerspiel mit dem Beweise, daß Republiken nichts taugen. Was durch alte Erinnerung, durch die Ehrfurcht von Jahrhunderten, durch Verdienste um die neuere Bildung, was selbst durch neue Tugend und Weisheit noch heilig war, ist untergegangen. Zeige mir Venedig und Genua und die kleinen italischen Republiken, — wo sind sie? Zeige mir Polen,

zeige mir Holland und die Schweiz, was sind sie, was werden sie sein? **Republiken taugen nicht, große können nicht bestehen, weil wir zu verdorben sind, kleine bestehen nicht, weil sie zu schwach sind.** Diese neuen Lehren hat die neueste Zeit erfunden und stellt sie ziemlich öffentlich auf, wenn die eine alte Republik vielleicht zum Nadelgelde der Kaiserin Josephine angeschlagen wird, die andere einem kaiserlichen Nepoten den Fürstentitel geben muß. Wahr gesagt, die neueste Politik, wo Gewalt für Gerechtigkeit endlich offen herrscht, hat keine besseren Gründe nötig; nach solchem Rechte sind alle kleinen Staaten vogelfrei, und so werden sie von den großen jetzt behandelt. Ich frage euch, die ihr alles verschlingt und unterjocht, warum soll das glückliche Kleine nicht neben dem unglücklichen Großen stehen? Welches göttliche und menschliche Recht hat es verrufen, daß es nicht mehr sein darf? Bis wohin geht denn euer Maß von groß und klein, und wo gibt es überall ein politisches Maß der Nationen gegeneinander, wenn die Gerechtigkeit es nicht hinstellt? Nach Millionen Menschen und Meilen sollte das Höchste doch wohl nicht gewürdigt werden? Staaten wie Venedig, die Schweiz, die Vereinigten Niederlande haben in engen Grenzen und mit wenigen Menschen für die Bildung und Veredlung der Welt mehr gewirkt als manche, die auf ihre Dickleibigkeit gar aufgeblasen sind. Ich will euch die Schweiz zeigen. Diese unbezwungenen Berge gebaren Treue, Redlichkeit und Wahrheit; Freiheitssinn und Mäßigung wehten von hier lange als ein erquickender Wind auf die Nachbarländer und in die schwüle Gewitterluft der Ebnen des Despotismus herab. Glücklich wohnte hier lange ein zahlreiches Geschlecht unter der Obhut des Friedens und seiner stillen Künste und Sitten. Die Fremden haben sich eingedrängt und ihre Pandorenbüchse geöffnet, Ehre, Freiheit, Sicherheit, der letzte Rest helvetischer Tugend ist ausgejagt, in Zwietracht und Zerrüttung schwankt der kleine Staat, von fremder Hand hin und her gestoßen, er hat die alte Zuversicht und die ewigen Hoffnungen verloren und wird schwanken, bis der allgemeine Abgrund, woraus keine Erlösung ist, ihn verschlingt. — Die Republik der Niederlande, wie ehrwürdig durch große Taten und große Tugenden! Auch sie hat mit hinein gemußt in den blutigen Wirbel und wird so lange darin umgetrieben werden, bis sie zu gleicher Knechtschaft mit dem übrigen reif ist. Man spotte mir nicht über die Holländer und das Kleinliche und Unscheinbare, was sie von jeher an sich trugen. Sie bildeten einst einen herrlichen Staat und sind noch jetzt vor den meisten, die nur über sie lachen können, durch Mäßigkeit, Gerechtigkeit

und Arbeitsamkeit eines besseren Schicksals wert, als was sie haben. Ich liebe dies Volk, weil ich kein gleicheres und gerechteres unter den Europäern kenne, keines, das durch Arbeitsamkeit, Häuslichkeit und Fleiß so sehr nach Freiheit strebte und sie so sehr verdiente als dieses. Ihre Taten und Werke liegen vor uns. Altestens schon sind die Sümpfe und Marschen der Nordsee Sitze der Freiheit und des Fleißes gewesen, und die arme Natur hat durch die Kunst der Menschenhände gehorchen und reich werden müssen. Die Muster und Bilder freier Männer und Fürsten sind hier geboren, ewige Taten des Heroismus kann jeder vaterländische Erdkloß bezeugen. Ja nennt mir eine Wissenschaft, eine Kunst, worin diese Republikaner nicht große Genien gezeugt hätten. Und dies alles so gleichgültig, so unwürdig vergangen und vergessen? Müssen wir nicht glauben, daß unsere Zeit sehr reich ist, die so vieles schnell verdirbt, was langsam erwuchs und blühte, die so gedankenlos das Alte begräbt, ohne sich einmal umzusehen, ob Neues werde?

---

7. Die Fürsten und Edelleute.

Kein Geld, kein deutscher Fürst, sprach der alte preußische Friedrich schon. O hättest du das erleben sollen, alter König, was wir alle sehen und mit erstarrendem Kummer sehen, du hättest noch wohl schlimmere Worte gesprochen. Freilich schlimm genug war jene altdeutsche Krankheit und wenig für die gepriesene Redlichkeit beweisend, worauf wir uns sonst gern etwas einbildeten; aber schlimmer ist alles in unsern Zeiten geworden, und darum ist es so beispiellos schlecht und verrückt gegangen und wird noch viel schlechter und verrückter gehen. Wahnsinn und Starrsinn hat die Herzen und die Köpfe der Großen und Kleinen ergriffen, bezaubert sehen sie weder vor- noch rückwärts, und in der Mitte größerer Gefahren, als je Völker und Weltteile bedrohten, treiben sie so hin in der alltäglichsten Erbärmlichkeit ohne Bewußtsein von Kräften des Widerstandes und der Gegenwehr, welche die Natur weise in jedes Wesen gelegt hat, und welche, edel und frei gebraucht, noch jetzt wirken müssen, wie sie vormals wirkten. Ich weiß die Zeit kaum in der deutschen Geschichte, wo deutsche Fürsten edel und vaterländisch gefühlt, getan und gelitten haben. Schmutziger Ländergeiz, feige Furcht der Gegenwart, unpatriotische Gleichgültigkeit zeichnet sie seit Jahrhunderten aus, und deswegen ist Deutschland seit Jahrhunderten der Tummelplatz aller Kriege und die Beute der Fremden gewesen.

Aber es war doch sonst noch etwas Achtung für das Ganze, es war doch wenigstens ein Verstand des Eigennutzes in ihnen, der zuweilen hervorbrachte, was edlerer Kraft ähnlich sah. Blickt auf die letzten zwanzig Jahre, blickt auf die Gegenwart. — Torheit, Blindheit, Ehrlosigkeit im Angesicht der ganzen Welt. Es gehört dies zu den großen Zeichen der Zeit. Die Fürsten sind nicht besser als die Zeitgenossen, und es wäre wunderbar, wenn sie es wären.

Wie werden die Fürsten? Man kann es wohl an manchen Stämmen beweisen, daß sie sich ausgebaut haben und nichts mehr als Spreu hervorbringen können. Durch Vermählungen in zwei, drei Familien rund ist die ganze Art zur Ausart geworden, und das Mittelmäßige ist zurückgeblieben. Und unsrer Fürsten Bildung und Erziehung, welch ein kaltes, dürftiges Ding ist sie geworden! Vormals wurden deutsche Fürstenkinder eben auch nicht zu Gelehrten und Weisen erzogen, aber es war doch Sinn in dem Dinge, wie man es mit ihnen trieb. Glanz um sie her, ein steifer Hofstaat, Stolz, Pracht, fürchterliche Triebe in den Dienern, dann zuweilen wildes, freudiges Leben, Turniere, Jagden. Da konnte doch etwas werden; wenn kräftige Natur in dem Buben war, konnte sie doch bestimmt hervorbrechen. Wie treibt man es jetzt? Der Krebs, der die Privatleute verzehrt, ist auch zu den Fürsten durchgedrungen. Man kennt die Halbheit unsrer erbärmlichen neueren Erziehung und Bildung an dem Kastratengeschlecht, was dadurch wird. Mit den Fürsten geht es nicht besser. Da soll dem Knaben viel Bescheidenheit, Güte, Menschlichkeit eingeimpft werden und wird wirklich eingepfropft, wenn solche Tugenden nur durch Manipulation werden könnten. Man möchte die Kinder gern den übrigen Menschen gleichmachen, und doch sollen sie bei so närrischer Bildung nach und nach des Fürstlichen innewerden. So sind auch die Instrumente ihrer Bildung, voll von tausend Zwecken und schönen Absichten, voll von verwelkten Tugenden und morschen Sentenzen, die in der lebendigen Welt nirgends fest werden noch etwas festhalten. Es sind alte, gute Hofschranzen mit mittelmäßigen Grundsätzen, vielen französisch zugeschnittenen Maximen und gelernten Tugenden, die aber, weil sie gelernt sind, Albernheiten gleichsehen; dazu mit einem Haufen von Zierlichkeit und Steifheit — es sind Professoren und Präzeptoren, die alles kennen, nur nicht die Gewalt der wirklichen Welt, die sich mit den besten Absichten, die sie vielleicht haben, auch nicht einmal frei um die fürstliche Jugend bewegen. Kurz, so werden keine Menschen, und wo nicht ein tüchtiger Mensch geworden ist,

da kann kein tüchtiger Fürst werden. Vollends die schlimmste Pest, die Nachäffung und Übung des Welschen und die Erstickung des Deutschen in seinen Keimen — wie können da deutsche Männer und Herrscher werden?

Alle Erziehung ist schwer, weil sie einfach ist. Der verkünstelte und verdorbene Mensch will immer das Vielfache und Künstliche, und weil durch Kunst unmöglich ist, was durch Natur werden soll, so muß die Erziehung auf seinem Wege verunglücken. Das schlechte Ganze ist in den meisten Dingen besser als das gute oder mittelmäßige Halbe. Dies sollte man auch hier bedenken. Wo mir ein bestimmtes Leben gezeigt wird, wirklich, fest, bedeutungsvoll, sei es sonst noch so schlecht und gemein, da kann sich doch ein Charakter entwickeln. Erzieht also unsre Fürsten ganz fürstlich und abgeschieden von den übrigen Menschen wie die Alten, oder erzieht sie ganz menschlich — einen Mittelweg gibt es nicht. Laßt den Knaben schon als ein höheres Wesen zwischen Oberhofmeistern und Hofmarschällen durch die Scharen gebückter Diener gehen; Stolz, Trotz, Eigensinn und Hochsinn, die er einmal brauchen kann, wird sich so vielleicht entwickeln, streng und unbeugsam, aber oft göttlich kühn und groß wird er stehen und herrschen und den Kleinen durch Kühnheit und Hoheit selbst über das Schicksal zu gebieten scheinen; wo etwas ist, wird etwas werden können. Oder wollt ihr menschlich sein, seid es ganz, und noch sicherer und liebenswürdiger wird der Fürstenknabe zur Tugend und Menschlichkeit gehen. Zeigt ihm nicht bloß den Schein eines besseren Lebens, sondern laßt ihn seine ganze Wirklichkeit fühlen und genießen; sprecht ihm nicht bloß von Tugenden vor, die man durch kein Sprechen erwirbt, sondern lasset sie ihn im Leben finden. Der Weiseste und Gerechteste nehme ihn in sein Haus und führe ihn in alle Lust und Majestät des lebendigen Lebens ein, ehe er den Pomp und die Majestät der fürstlichen und königlichen Hoheit kennt. In größter Freiheit, die seine Bildung haben kann, wird alles Gemeine und Schlechte des Lebens, das keinem Menschen natürlich ist, sich ihm nicht anhängen können. In den freiesten Übungen, in den frischesten Gefühlen der edelsten Dinge wird alles Menschliche sich herrlich in ihm entfalten, und wann er nun hinübergetreten ist zur glänzenden Sonnenbahn seiner Bestimmung auf Erden, wie wird er alle menschlichen und irdischen Kräfte mäßig und tapfer wägen und halten können, wie wird er fest, verständig und gerecht die Zügel von Hunderttausenden fassen und lenken, wie wird eine unsichtbare Weisheit, eine Beständigkeit, die sich nur durch die Wirklichkeit lernt, in Glück und Unglück ihn sicher und edel führen,

wie wird ein tieferer Geist des Verständnisses und der Weissagung im Angesicht seiner Völker und seines Zeitalters ihn vermeiden lehren, was Schande und Unheil bringt! Über das Glück sind endlich nur die Götter die Herren und die ewige Zeit; aber nichts Unwürdiges tun noch leiden können, ist fürstlich — und ist diese fürstliche Tugend so gemein?

Oft habe ich mich gewundert, wie die heilige Natur wahr und recht ist und so vieles noch leidlich zurechtschiebt, was Menschen absichtlich und überklug verrückt haben. Kein größeres Wunder aber kenne ich, als daß die Fürsten bei allen den scheußlichen Hänselungen und Proben, die man seit der Wiege mit ihnen vorhat, doch noch so leidlich geraten. Wären nur die Menschen, die sie umgeben, besser und tüchtiger! Wäre überall nur ein Sinn in den Leuten, meinetwegen ein Sinn des Bösen! Wahrlich, manches würde besser und rascher gehen, als es tut. Aber die elende Halbheit in Tugenden und Lastern, die kümmerliche Pfuscherei mit kleinlichen Kniffen und Erbärmlichkeiten, welche die politische Spitzbüberei einander so abgelernt hat, daß man keine Mücke mehr darin fängt, der feige und kindische Glaube an eine Klugheit, welche die Welt regieren und überwinden soll — dies alles hat die Welt verdorben und verdirbt und betört die Fürsten. Man hält sie mit nichts als Mittelmäßigkeit und Schwäche hin, und der Kraft, die in ihnen, die in der Welt und der Wirklichkeit liegt, werden sie sich nie recht bewußt, und weil sie an die Gewalt des Truges und der Kunst glauben, so umspinnen sie sich endlich so mit ihren Netzen, daß sie selbst darin verderben, ehe sie begreifen, was ihnen widerfahren ist. Ich weiß, viele unsrer Fürsten wollen das Gute und Rechte, aber die Tröpfe und Schelme, die starblinden Führer, die sie umgeben, reißen sie unwillkürlich fort zur Verwirrung und Schmach. So sind in unsern Tagen kleine und große Throne zusammengestürzt wie Spinnengewebe, die der Wind zusammenwickelt. Man hat aufgehört, sich über die unbegreifliche Schnelligkeit des Verderbens, über den kampflosen Tod zu verwundern, weil es das Gewöhnliche geworden ist; aber ist es darum weniger wunderbar? Der Grund so raschen Todes war und wird sein, weil die festen Säulen aller Staaten, Wahrheit und Redlichkeit, an dem Boden durchgesägt sind, weil man elende Stützen dafür untergebracht hat, die nicht halten können. Flöhe die Wahrheit und Gerechtigkeit auch von der ganzen Erde, in den Brüsten der Könige müßte sie ihren letzten Thron haben, das sind königliche Worte eines Königs. Die Welt und das Leben stehen auf Treue, diese größte und göttlichste Tugend ist dem ganzen Geschlecht so mitgeboren,

daß der größte Böſewicht doch nie aufhören kann, im Glaube
an ſie zu handeln. Stellt dieſe Treue um eure heiligen Perſonen
ihr Fürſten, und laſſet ſie raten, helfen und herrſchen, ſie i
die einzige unbekannte Majeſtät, die euch ſchützt. Durch ſie ſin
kleine Könige und ſchwache Völker unter drohenden Ruinen o
ſicher, öfter ſiegreich und herrlich geweſen. Durch Liſt und U
treue hat kein Held und kein Volk lange geherrſcht, und d
größten ſind zuletzt durch ſie verdorben. Laßt eure Freunde u
Räte die wahrſten und redlichſten Männer ſein, herrſcht gere
und offen und ſprecht ſo vor den Kleinſten und den Größte
Gott hat in die himmliſche Wahrheit eine größere Kraft gele
als in die Waffen. Verbindet euch mit den Beſten und Weiſeſte
verbindet euch mit eurer Nation in Liebe und Vertrauen. O w
würden die herrlichen Wirkungen davon ſehen, wenn viele
daſtänden, unbewaffnet bewaffneter, als die jetzt in der elend
Verſtrickung der hinterliſtigen Lügenpolitik der Zeit ſich ſo m
fortſchleppen laſſen. Aber wollt ihr Schwächeren ſein wie die G
waltigen, ungerecht, bübiſch, unedel, gewinnſüchtig, ſo verge
ihr zuerſt durch ſolche Künſte. Sie haben die Macht zur L
euer Schutz könnte nur Wahrheit und Redlichkeit ſein, offe
Stirn, freie Stimme gegen ſchleichendes oder offenes Unre
Das Urteil der Menge würde endlich für euch ſtreiten und
Welt, die ſich noch immer der Gerechtigkeit annimmt, wenn
Unterdrückte Würde und Mut zeigt. Wenn ihr aber lieber gem
und ſchlecht ſein wollet wie jene Allzerſtörer und Tyrannen v
Trug und Gewalt, ſo fallet ihr rettungslos, unbeklagt und
bemerkt durch die Künſte, die ihr zu Weltherren erhoben ha

Deutſche Fürſten und Männer, es gibt viele gute und wa
unter euch für mittelmäßige Zeiten und Geſchichten, wenige,
in dem ſchrecklichen Strudel ſich aufrechthalten können, der
Zeitalter und das Vaterland ergriffen hat. Seid doch lie
unglücklich mit Würde, mit Geiſt, mit Wahrheit als mit L
und Knechtsſinn, der euch eure letzten Waffen gegen den Fe
raubt. Alle Gewalt, auch die raſendſte, iſt etwas Endliches
Vorübergehendes, ſie zerbricht gegen das mächtigere Wort
Urteil der edleren Zeitgenoſſen. Offenbart das Elend und
Schmach, die keiner ſo fühlen mußte als ihr, ſprecht ſie n
aus, laut und fürchterlich vor den Ohren der Nation, ſprecht
tut frei und edel vor der Nation, und Männer werden ſich
Männern geſellen, und die geweckte Kraft, wenn ſie nicht ſi
kann, wird doch edler untergehen, und endlich wachſen aus
Blute die Rächer. Zeigt dem Volke, daß ihr mit ihm verbu
ſeid, daß ſeine Ehre, ſein Glück, ſeine Liebe auch die eurige

und Begeisterung und Rettung wird kommen, und die Worte Vaterland, Religion, Ordnung, Herrscherliebe, die jetzt hohl verklingen, weil ihr sie leer gemacht, werden mehr als Worte werden.

Ihr hört mich, ihr erstarrt. Dumpfe Gleichgültigkeit, trübe Verzweiflung mit leeren Hoffnungen, mit größeren Wünschen als Kräften lähmt euch. Ihr zeigt und wollt nichts Würdiges und könnt nichts Würdiges erschaffen. Die Völker sehen auf euch, dulden und dienen knechtisch, wie ihr regiert, und in gleicher Erschlaffung geht alles ohne Erlösung unter.

Ihr schreiet in eurer Not zur deutschen Nation, ihr gebärdet euch, als wenn ihr an eine solche glaubtet. Verbrecher an ihr, ihr habt sie nie geglaubt, sie nie geliebt noch gekannt! Daß keine mehr da ist, daß das letzte gemeinschaftliche Gefühl gemeinschaftlichen Stammes und gleicher Sprache, daß der Wahn langer Gewohnheit, das heiligste Leben der Völker, erkaltet und ausgestorben ist, es ist euer Werk. Ich will euch die Erinnerungen früherer Zeiten schenken, halte euch nur bei den letzten Jahren fest, wo wir unsre Torheiten und Schanden noch frisch übersehen können. Deutschlands Fürsten liefen zusammen, vielleicht aus einem Gefühl der Pflicht, viele ohne Not, es klang: Länder sind zu teilen. Der Sieg begleitete nicht so gemeine Gesinnung, Zwietracht kam unter die Bundesgenossen, das Vaterland rief zu seinen Verteidigern in der Not und Gefahr. Die helfen konnten, traten zurück, die andern wurden zertreten; so stand der Bund der Mächtigeren offen mit den Feinden, und keine offene Schande brandmarkte die Ehrlosen, sie wagten sich noch als die Befreier aufzustellen, sie, die mit eigener und fremder Ehre feigen Kauf treiben. Man handelte über den Frieden. Von deutschen Fürsten war vielfach die Rede, nie und nirgends vom deutschen Volk. Deutscher Fürsten Ehre und Macht hieß vielfach verletzt, nie und nirgends deutschen Volks. Fremde entschieden und schlichteten Frieden und Krieg, wie sie wollten, Deutschlands Fürsten reiseten zu Kauf und Verkauf nach Rastatt und Paris, auch die mächtigsten hatten keine Stimme, wo Franzosen und Russen ihr Vaterland verteilen und verschenken sollten. Nie hatten die Fürsten als eine getrennte Partei so fern von der Nation gestanden, ja ihr gegenübergestanden; sie erröteten nicht im Angesicht eines starken, braven, tapferen Volkes, das sie wie ein unterjochtes behandeln ließen, um den Raub teilen zu können. Säkularisationen, Schenkungen, Vertauschungen, Entschädigungen, Worte, die so leicht durch unsere Reichstagsverhandlungen und unsere Geschichtbücher klingen, Ungerechtigkeiten und Schanden, desto größer, je öffentlicher ihr seid, je höhnischer die wenigen

Stimmen alteuropäischer und altdeutscher Gerechtigkeit, die laut werden wollten, dabei zurückgewiesen wurden, ihr habt das Werk vollendet! Ungerechtigkeit wird aus Ungerechtigkeit, Gewalt aus Gewalt, Schande aus Schande geboren, und mongolisch wird Europa zusammenstürzen in seinen Trümmern.

So standet ihr da, und so stehet ihr wie die Krämer, nicht wie die Fürsten, wie die Juden mit dem Seckel, nicht wie die Richter mit der Wage noch wie die Feldherren mit dem Schwert. Land habt ihr ungerecht gekauft, ungerecht gewonnen, so werdet ihr es verlieren, vielleicht eher, als ihr träumt. Als Knechte und Sklaven seid ihr neben den fremden Fürsten gestanden, als Sklaven habt ihr eure Nation hingestellt und geschändet vor Europa. Wo ist Achtung gegen sie, wo Gemeinsinn und Mitgefühl erschienen? Nirgends in Tat noch in Wort. Und ihr wollt Begeisterung, ihr wollt Geist des Volks in der Gefahr? Ihr sprecht von Pflichten der Völker gegen ihre Führer und Fürsten, ihr, die ihr euch und deutsches Blut und deutsche Ehre sogleich dem Großmogul verkauftet und mit dem Tatarchan ausginget, Deutsche zu vertilgen, wenn durch viel Blut und mehr Schmach einige Quadratmeilen Land zu gewinnen wären. So fliehet zu euren kleinen Hilfen und Künsten, so tragt Deutschlands Feinden euer Gold hin und wetzt für sie eure Schwerter auf deutsche Schädel. Der Tag der Rache wird kommen, schnell und unvermeidlich, und ohne Tränen wird das Volk die unwürdigen Enkel besserer Väter vergehen sehen.

Und die Edelleute? Die Könige und Fürsten nennen sich oft die ersten Edelleute ihres Volks — diese mögen also sogleich hinter ihnen stehen. Die Natur kennt keine Stammbäume und Geschlechtstafeln, sie teilt Tugend und Talente nicht nach alten Geschlechtern aus, und es ist ein seltener Stern, daß große Väter große Söhne zeugen. Edel- und wohlgeboren ist nichts, als was die Natur gut gemacht hat. Die größten und wohltätigsten Menschen waren gewöhnlich die Anfänger ihres Geschlechts, und die Geschichte kennt ihre Väter kaum. Durch drei, vier Zeugungen geht die Natur, wo menschliche Willkür nicht zwischentritt, im Wechsel; dann sinkt und verdirbt, was gestiegen und herrlich geworden war; und aus dem niedrigsten Staube tritt für das ausgeartete ein kräftigeres Geschlecht ein. Wir kennen den europäischen Adel, wie er entstanden ist, wir wissen, was er ist. In wenigen Ländern ist er durch bessere Einrichtungen und edleren Ehrgeiz den Besten im Volke an Talenten und Tugenden gleich geworden und hat durch Privilegien und Vorrechte nie so krebsartig und tödlich wirken können zum Ruin des Ganzen; in den

meisten ist nichts so sehr die Ursache der Schwäche des Staats, der Zwietracht zwischen den Bürgern, der Knechtschaft und des Elendes ganzer Klassen. Montesquieu mag beweisen, daß Erbadel mit Erbrechten in Monarchien notwendig ist, daß Ehre zur Stütze der Throne mächtiger ist als Redlichkeit, er mag den Königen Richelieus schändliches Wort in die Ohren flüstern: Und wenn sich ja irgendein Elender von Biedermann im Volke findet, so müssen sich die Könige hüten, ihn zu gebrauchen; mir hat er nichts bewiesen. Auf Gerechtigkeit, nicht auf Gespinste der Einbildung sollen die Staaten gegründet sein. Weil jene Gespinste nicht mehr wirken, darum fallen sie jetzt so schnell. Man kann durch Sophistereien den schwarzen Teufel in der Hölle zu einem Engel des Lichts machen, aber sein Wesen wird nie weiß werden. So hat auch das Feudalwesen seine Verteidiger gefunden und der Adel, der in den meisten Ländern darauf ruht. Woher ein so unmenschliches, abenteuerliches Ding in dem Mittelalter entsprang, wie es sich entwickelte und vollendete, das gehört nicht hieher. An seinen Früchten sollt ihr es erkennen. Seht euch um und sagt mir, wie sehen die Länder aus, wo die Herrschaft dieser Barbarei und der Glanz alter Stammbäume am frischesten blüht. Geht nach Kroton, geht nach Kampanien, nach Syrakus und Agrigent, geht von dem Ebro zur Donau und von der Donau zur Weichsel und antwortet mir. Stolze, üppige Herren, feige, arme, entartete Sklaven, die schönsten Länder der Erde kaum halb bebaut und bewohnt. Fragt eure Weisen, fragt die edleren und freieren Pfleger des Ackerbaues, sie werden euch antworten, daß nichts so sehr schuld ist als der Feudalismus, daß die halbe Erde wüst liegt und in den fruchtbarsten Reichen Hunderttausende vor dem Hungertode zittern. Dies ist der Tod, woran die meisten Staaten langsam sterben, wo solches Unwesen sich festgesetzt hat, und nichts hindert ihren freien Atemzug und ihre Bewegung wie dieses. Bei der Umkehrung des Alten, bei den ungeheuren Anstrengungen und raschen Bewegungen, welche die neueste Zeit bringt und fordert, gibt nichts so viele Lähmung und Stockung als diese veraltete Barbarei.

Edelleute, ihr seid nicht alle in alter Eitelkeit und Torheit ergraut, es gibt edle und weise Männer unter euch, diese verstehen mich auch in wenigen Worten. Ihr ahnet und fühlt, daß das Alte wirklich veraltet ist und etwas Neues werden wird und soll. Was dahin ist, beweint der Weise kurz, auch wenn es das Beste war; wollt ihr um etwas Unvollkommenes trauern, das im Kinderzustande der Barbarei zufällig entstand, hie und da zufälligen Nutzen hatte, in unsrer Zeit nur wie Pest und Plage

wirkt? Laßt fallen, was fallen muß, und helft durch Arbeiten und Tugenden, die allein ewigen Adel geben, die alternde Welt wieder aus den Ruinen aufrichten.

Und wißt ihr, was ein Feudalritter sein und tun soll? Ich frage euch, meine deutschen Landsleute. Ihr mögt euch dann in die Brust greifen und fragen, mit welchem Rechte ihr Hoch- und Hochwohlgebornen auf euren Schlössern und Freihufen liegt und Vasallen und Fronpflichtige und Leibeigene zinsbar habt. Ein rechter Edelmann ist die geborne Stütze des Throns, alles, was er hat, hat er für den König, für die Ehre, den Glanz, das Leben des Königs, nichts für sich. Mit schlummerlosem Aug' sitze er zu Rat mit dem Herrn und wache gegen den Feind und den Verräter, gewaffnet stehe er mit dem Schwerte im Felde und an den Stufen des Throns und jauchze, für den König sein freies Blut zu verspritzen; in der Not und im Unglück sei sein Silber und Gold, sein Roß und sein Knappe, sein Vasall und sein Knecht des Königs, und er sterbe tausendmal des bittersten und blutigsten Todes, ehe er den König verlasse, ehe er gegen Namen, Ehre, Frieden des Vaterlandes etwas breche, welches ihn öffentlich als einen edlen und ritterlichen Mann gestempelt hat; und wenn allgemeines Unglück und Unheil einreißt, wenn die Knechte fliehen und dienen wollen, dann schreie der Edelmann seinem Gott und seinem Volke das letzte Wort der Gerechtigkeit zu und sterbe, ehe er in Sklaverei willige.

Habe ich einen Spott gesprochen? Nein, nichts ist der Gesinnung fremder, aus welcher diese Worte kommen. Ich werfe frei den Handschuh hin, er ist geadelt durch ritterlichen Sinn, ich fordere euch heraus, Männer vom freiesten, edelsten Stamm der Germanen — wenn einer tiefer, wenn einer vaterländischer die gegenwärtige Zeit fühlt, so zeihe er mich der Lüge und des Hohns! Ich habe die Gefahr des Vaterlandes, die Not der Fürsten gesehen. Ohne Räte, ohne Feldherren, ja ohne Fäuste standen sie da und stehen sie. Wo sind ihre Verteidiger? Wo sind die Edelleute, die Ritter? Welcher neue Dienst, welche neue Lehre hat diejenigen von der unerlöslichen Pflicht entbunden, welche gerade nicht unter die Fahnen eingezeichnet sind? Kaiser Franz muß nach Olmütz fliehen. Wo sind seine Magnaten, seine Ritter? Meint ihr etwa die bei Ulm fochten? Wie duldeten es ritterliche Männer, ihr Leben nicht auf dem Schlachtfelde zu lassen oder mit edlen Wunden sich durchzuhauen? Wie duldeten sie es, so unversehrt vor dem Angesichte des Herrn zu erscheinen? Dachten sie nicht an Leopold, Ritterehre und seinen Tod bei Sempach? Das war ein Herr von Österreich. Seine

Schlacht war durchbrochen, seine Ritter waren erschlagen, wenige übrige rieten zur Flucht. Der Fürst sprach: „Sollt' ich so übel tun und fliehen, wo so viele tapfre Männer gefallen sind?" und stürzte sich in den Tod. Es war Geist und Ehre in jener Zeit. Deutsche Edelleute seid ihr, die ihr den Stern der Ehrenlegion des gallischen Despoten tragt, weil ihr deutsches Blut vergossen? Knechte, die ihr uns zu Knechten machen helft. Doch möchte ich mit goldenen Buchstaben die Namen der Reichsritter schreiben, die vom badenschen Heere abgingen, weil sie unter Bonaparte nicht fechten wollten. Deutsche Ritter wollt ihr Hannoveraner heißen, ihr Minister und Feldherren? Habt ihr vergessen, wie ihr das Land verließet, wie ihr feig, unklug und ratlos euch einer Handvoll unberittener, unbewaffneter Buben zur Plünderung übergabt? Jetzt zieht ihr wieder ein, und ihr errötet nicht vor Europa? Die leeren Plätze brauchen doch wohl wieder ihre Lückenbüßer? Wo ist ein Tropfen Bluts eines einzigen von euch für das Vaterland geflossen? Wo hat man in der Not des Vaterlandes eine Stimme der Gerechtigkeit und des Mutes von euch gehört? Wo und wann habt ihr Schmach und Elend mit dem gedrücktesten und geplagtesten hannöverschen Untertan geteilt? Wo waret ihr, als Mortier, Bernadotte und Dürbach und ihre Genossen Hannover durch Bälle und Imperatorenfeste erfreuten? Wer im Unglück nicht mit leiden will, der darf im Glück nicht herrschen. Ich schweige und werde lange schweigen. Wenn Gold für Ehre, Besitz für Arbeit, Faulheit für Mut gelten und noch mit Anmaßung und Stolz die unglücklichen und entwürdigten Völker regieren, wenn der Edelmann nicht lieber das größte Unglück als den kleinsten Schimpf will und duldet, dann ist es Zeit, kein Wort mehr vom Adel zu sprechen.

---

8. Der Emporgekommene.

Der Fürchterliche, der sich durch das Blut und Elend von Hunderttausenden so groß spielt, muß den Gegenwärtigen zu Gericht stehen; gerechter wird ihn die Nachwelt richten.

Ich habe den allmächtigen Mann beobachtet von dem Anfange seiner glorreichen Bahn, denn als eine gewaltige Naturkraft verkündigte er sich in seinen ersten Schlachten; in Worten und Taten das Tiefe und Gefährliche, wie das Sausen der schwangeren Gewitterwolken und dann ihre schrecklichen Ausbrüche und Klänge — so trat der kleine Korse auf und erschreckte die verwunderte Welt, die durch Ungeheures, was die Zeit brachte, an Schrecken und Verwunderung gewöhnt war. Er

stand bald als der Erste unter den gewaltigen Männern, stumm und unerforschlich vor der Tat, wo er nicht durch Lügen betrügen wollte, rasch und unerbittlich in ihr wie die lebenzerschneidende Todesparze, pomphaft und klangreich in Worten, nach ihrer Vollbringung vielleicht mehr für die Franzosen als für sich. Schon sah man in dem Wütenden die Mäßigung, in dem Ehrgeizigen die Schonung, in dem Listigen den Trug. Als die Bahn gebrochen war in Italien, sicherte kein Wort und Vertrag die schwachen, feigen, ratlosen und zwieträchtigen Fürsten und Republiken seines Vaterlandes vor Plünderung, Verjagung, Umkehrung. Seit dem Sommer 1797 fing er an zu herrschen und auf den schwach gebauten französischen Staat zu drücken, ein bis dahin dunkler Wille und dunkle Hoffnungen schienen ihm klar zu werden, wie das große Schicksal, das in großen Menschen wohnt, halb begeistert, halb bewußt klar werden kann. Er gab Zeichen von sich und machte Einleitungen, die für die Sehenden nicht bloß Orakel waren. Den Mann, der als ein Fürst umherzog und sich bewillkommen, am Rhein, in Niederland, in der Schweiz mit Kanonenschüssen bewillkommen ließ — es waren Männer, die ebenso Großes getan hatten — den Mann, der allenthalben als der Herr zu Knechten sprach, den Mann, der es sich herausnahm, als der einzige Verteidiger der Republiken und der Freiheit und Gleichheit sich hinzustellen, der seine furchtbaren Hände zu schrecklichen Verweisungen und Abführungen nach Cayenne und zu verfassungswidrigen Ausstoßungen derer bot, welche man in den Räten als Freunde des Königtums und des Priestertums auszeichnete, diesen Enthusiasten, der kein Wort sprach, wann alte Republiken umgestürzt und die Schweiz geplündert werden sollten — diesen, als er genug Instrument gewesen war, hätte man durch einen ewigen Ostrazismus verbannen sollen. Man fühlte wohl das nächste Jetzige, aber nicht das nahe Künftige; er selbst fühlte wohl seine Lage. So zog er ins Morgenland, von Millionen Wünschen und reichen Hoffnungen begleitet. Sein Mut und sein Glück trugen wohl größere Hoffnungen und weite Entwürfe des Ehrgeizes mit über das Meer. Er spielte in Ägypten, wie er jenseits gespielt hatte; der Schlaue machte sich zu einem halben Muselmann, schonte, wo er mußte, fuhr durch, wo er konnte, doch focht er wie ein Europäer. Aber Nelson, der Blitz, und der rasche Sidney Smith begegneten ihm. Nur einmal hat sein Glück das Meer beherrscht, als er durch hundert englische Schiffe nach Europa zurückfloh.

Der über das Glück, das ihn verlassen hatte, Erbitterte, war mit seinen ersten Feldherren in Zwietracht, mit allen in schlimmer

Laune, stolzer und spröder, als ihn die Natur gemacht; nicht sein stolzer Mut, doch seine Pläne engten sich hier ein, jenseits erweiterten sie sich. Übermut und Unklugheit, Trotz bei Fremden, von keiner hohen Gesinnung unterstützt, hatte in Europa den angefangenen Frieden gebrochen, das Glück des Krieges hatte sich gewandt, Italien war verloren, und fremde Heere bedrohten noch einmal den französischen Boden. Drinnen regierten Schlauköpfe ohne Kraft, rieten und sorgten Tröpfe ohne Ehre und Vaterland, die lose Verfassung wankte, Aufruhr war in den Provinzen, Mißmut in der Hauptstadt, Zwietracht in den Räten, Ungehorsam in den Feldherren, und noch einmal heulten die blutigen Kehlen der Jakobiner wieder Mord und Guillotine als das letzte Rettungsmittel. Viele erschraken und sahen sich nach Hilfe um, und manche Stimmen schalten, daß man die tapfersten Krieger und den raschesten Feldherrn über das Meer geschickt hatte. Der Zustand war schlimm und verwirrt, aber nicht verzweifelt und rettungslos. Frankreich herrschte immer noch auf den Alpen und am Rhein, die Russen zogen ab, die Engländer streckten die Waffen; Hilfsquellen und große Feldherren genug, für das Frankreich, das sich durch die Jahre 1793 und 1794 durchkämpfte, war gar keine Gefahr.

Die elende Regierung war sich ihrer Schuld bewußt und der Schwäche, die das Verworrene nicht ordnen, das Erzürnte nicht versöhnen konnte; aber wer einmal geherrscht hat, will immer herrschen. Bonaparte floh aus Ägypten und verließ das Heer, andere sagen, er kam gerufen. Die Ernte war für den kühnen Ehrgeizigen gereift. Er schmiedete und kabalierte mit den Regierenden, die herrschen wollten. Sieyès, der feige Schlaukopf ohne Würde und Kraft, im Unglück klein, im Glücke niedrig, nie durch Tat und Wort der Mann der Freiheit und Tugend, was er Europa einmal einbilden wollte, betrog sich selbst, indem er seine Genossen betrügen wollte. Bonaparte stieß ihn den Gestürzten langsamer nach, und seine pedantisch metaphysischen und trügerischen Gaukelworte sind seitdem leise Jesuitenflüsterungen und Knechtsbeugungen geworden. Dieser und Lucian Bonaparte bahnten dem kühnen Soldaten den Weg, die Bajonette siegten leicht in St. Cloud. Das Volk, welches die Feigen haßte, denen alles für Gold feil war, welches die Tröpfe verachtete, die für sie hatten raten und regieren sollen, schrie gedankenlos und leichtsinnig dem Korsen ein Hurra. Ein Ding von einer neuen Verfassung — in diesen Zeiten die leichteste und schnellste Arbeit — war schon fertig und ward sogleich ausgerufen, einige Gefährliche schickte man weg, und die bequemen Buben und

Tröpfe behielt man. Bonaparte war bei dieser neuen Geburt als der erste hingetreten, aber war es so verabredet? Man antwortet nein, sondern er betrog Sieyès und erfüllte Lucian das Versprechen nicht. Sie kannten ja den gefährlichen Mann.

Bonaparte ward erster Konsul auf zehn Jahre und stand als der Erste an der Spitze aller Verwaltung und Regierung zwischen zwei Figuranten und mehreren republikanischen Schaugerüsten, die man teils stehen ließ, teils neu hinstellte; denn etwas wollte das Volk immer noch zum Schein der Blendung haben. Er hatte eine weit größere und eingreifendere Gewalt durch das Gesetz, als die erste Verfassung dem armen König Veto ließ, aber er wußte die Gewalt noch ganz anders zu gebrauchen und fühlte bald, daß er selbst Gesetz sein könne, das süßeste Gefühl für einen tyrannischen Mann. Seine tiefen Entwürfe waren noch bedeckt, er mußte noch mehr tun, ehe er mehr werden konnte, und rasch tat er. Weit und schön war das Feld seiner Kraft geöffnet. Die tolle und schändliche Regierung hatte durch Unklugheit viele Ungeheuer und Gespenster geschaffen, welche das Volk erschreckten. Diese verscheuchte Bonaparte leicht und hieß wohlfeil Wohltäter und Wiederhersteller. Mäßigung und Kraft zerstörten die neue Vendee, milderten den Zwang des öffentlichen Gottesdienstes sogleich, machten die Landstraßen sicherer. Rasch und unaufhaltsam trieb ihn sein Glück nun im Sommer 1800 gegen die Feinde. Was soll ich Unglück und Torheiten der Fremden wieder erzählen? Desaix und Moreau machten erst den neuen Regenten; Desaix lebte nicht, seine Undankbarkeit zu fühlen, auch Moreau würde Ehrensäulen erhalten haben, wäre er bei Hohenlinden gefallen. Der Friede folgte den Siegen, der schmachvolle deutsche zu Lüneville, der dumme englische zu Amiens. Europa pries und schmeichelte dem einen gewaltigen Mann, Frankreich haßte, aber bewunderte den ernsten, verschlossenen Italiener, aber diente desto besser.

Diese neue Verfassung war ganz für den Dienst berechnet und eingerichtet. Verfassung hieß noch immer, was der Wille des Einzigen gewesen, oder was doch mit einem oder zwei Schlauköpfen, die auch nach der Herrschaft strebten, entworfen war. Ich will keine hundertste Kritik dieses Despotenkunstwerks liefern, sondern nur auf seinen Bau hinweisen. Nach dem ersten Konsul, der nun die ganze ausführende Gewalt fast im ganzen Umfange des alten Königtums wiederbesaß, steht der erhaltende Senat unabsetzbar und auf Lebenszeit, der gleichsam das Ephorat und die Bewahrung des Heiligtums der Verfassung machen soll. Aber der Herr machte diesen Senat für sich aus den dienstbarsten,

feigsten, käuflichsten und listigsten Geistern, die Tapfern und Kühnen brachte er nicht mit hinein; bei der Ergänzung behielt er sich den Vorschlag von drei Kandidaten vor und konnte durch Eingriffe in alle Zweige des Staats selbst die letzte Wahl durch ein Wort lenken. Er hat endlich Gnaden, Jahrgehalte, Senatorerien erfunden, herrliche Mittel in einem goldnen Zeitalter. — Die gesetzgebende Macht ist bei dreihundert Gesetzgebern aus den verschiedenen Departements. Wenn die Regierung Gesetze vorgeschlagen hat, so gehen sie zuerst an das Tribunat, gleichsam einen engeren Ausschuß der gesetzgebenden Gewalt, welches darüber beratschlagt und sie in letzter Instanz vor die Dreihundert bringt. Aber dies sind nichts als elende Popanze, die der Herr selbst nicht anders behandelt hat. Er greift zu tief in die ersten und untersten Bewegungen des ganzen Volkes mit seinen mächtigen Händen ein, als daß hier an irgendeine Freiheit zu denken wäre. Man höre!

Hundert Präfekten und vierhundert Unterpräfekten, alle Leute seiner Schöpfung, schickt der Regent in die verschiedenen Statthalterschaften, die er eingerichtet hat — der Schlaue hat dem schlaueren August etwas abgelernt, der auch noch mit dem Namen Republik spielen mußte. Diese Befehlshaber stehen und fallen durch ihn, er wird die Männer kennen, die er sendet, tätige, wachsame, dienstbare. Mit welchem Gewicht drücken diese schon auf das Volk! Wie können sie und die Kriegsmacht plagen und necken, was sich durch Widerstand und Trotz auf Gesetze gegen die Regierung stellen will! Aber diese greift selbst in die innerste Heiligkeit des Volks ein und vernichtet die Freiheit im Keim, wo sie aufgehen soll. Der erste Konsul ernennt in den manchen Gemeinden des Staats die 10 000 Maires, wodurch die Munizipalitäten von ihm abhängig werden; er ernennt zu allen Wahlversammlungen die Vorsitzer, welche das Ganze lenken und einleiten, ja er kann zu jedem Wahlkollegium zehn Mitglieder seiner Ehrenlegion schicken. So hat ihm die Verfassung selbst das mächtigste irdische Organ der Herrschaft in die Hände gegeben, das Interesse der einzelnen und die Möglichkeit, jeden schlimmen Willen derselben durch seine Helfer und Spione zu erfahren. Da von ihm aller Lohn kommt und vom Volke keiner, so sieht man den Erfolg voraus. Den Soldaten, seine Stärke, bindet er durch die Furcht und Glorie seines Namens, mehr durch neue und große Belohnungen, durch Orden, Lehen und Jahrgelder an sich. Die Lehen der Ehrenlegion fallen meist den Kriegern zu.

Ein Volk, das unter einer solchen Verfassung noch Freiheit und Würde gezeigt hätte, hätte außerordentliche Tugenden haben

müssen; die Franzosen, fast ohne alle Bürgertugenden, hatten durch die Revolution mehr verloren als gewonnen, mußten noch lange zu besseren Bürgern vorbereitet werden. Wer über Knechte herrschen wollte, konnte kühn anfangen, denn das waren sie bei allem Klang gaukelnder Worte und bei allem Glanz ihrer Siege immer noch gewesen. Bonaparte kannte seine Leute. Offen, wo er es sein durfte, versteckt, wo er das Künftige noch entfernt sah, geheimnisvoll bei Kleinigkeiten, doppelt wie die Orakel bei großen Dingen, konnte er nur einem so leichtfertigen Volke und Zeitalter etwas vorgaukeln. Immer noch glaubten manche, er sei der größte Republikaner und Kosmopolit, als er sogar in klaren Worten lange schon das Gegenteil erklärt hatte; ja sogar jetzt noch gaffen viele durch eine Art Behexung seinem Glücke so nach und meinen, in ihm liege die Erlösung und Befreiung Europas von allem Unheil.

Wenn man ihn der Hinterlist beschuldigt, so zeigt er doch oft Naivität. Wie naiv erklärte sich der Despot gleich in den ersten Tagen des Konsulats, sicher, daß er vollenden werde, was er durch Glück und Leichtsinn des Volks nicht schwer sah. Was die trefflichsten und größten Menschen als das Größte und Menschlichste dachten, was nie unheilig werden konnte, wenn auch tausend tolle Kehlen von den Tribünen, tausend blutige Hälse auf den Märkten und Gassen es ausgeschrien hatten, die höchsten Ideen, die menschlichsten Triebe und Wünsche, die heilige Freiheit der Zunge, zu reden, das erhabne Vorrecht der Geister Kleines und Großes geistig zu messen und begeistert auszusprechen; kurz alles, wofür edle Männer arbeiteten und starben — dies erklärte der kleine General gleich in der Einleitung für Vermessenheit, Tollheit und Verwirrung aller Staaten und alles Glücks der Gesellschaft, und Hunderttausende, welche selbst Jakobinergreuel entschuldigt hatten, fanden es recht, weil es ein bedeutender Mensch sprach. Über Staaten und Staatssachen, über Republiken und Demokratien, über den Papst und Dalai Lama durfte nicht mehr [illegible] gesprochen werden, geschweige denn über ihn selbst und [illegible]ossen, das alte Freie ward unterdrückt, das neue Sklav[illegible]elohnt. Der Rasche hielt sich nicht auf, er durfte das geräuschige Volk, welches noch immer in den Rückschwingungen der Revolutionsbewegung war, nicht zur Stille kommen lassen, er mußte ihm etwas vormachen. Dem elenden Pariser gab er seine alten Spiele und Albernheiten wieder, und er war überfroh; dem Volk brachte er Linderung durch schnelle Hilfen, gaukelte ihm aber noch mehr vor, als er tat. Die Wiederherstellung der Finanzen, die Ehre und Wiedereinsetzung der

Religion, die Beruhigung des Innern, der Friede von außen, die Gesetzgebung und viele andere Dinge, die er getan und eingerichtet haben sollte in zwei, drei Jahren, da sie sonst nur in zwanzig und dreißig zu werden pflegen, wurden laut ausgerufen und wirkten wahr und unwahr für ihn.

Von den Finanzeinrichtungen ist noch nichts zu sagen, die Not der Zeit ist vielleicht zu groß gewesen; denn trotz den reichen Zuflüssen und Beiträgen fremder Völker sind alle Auflagen und Zölle unter der neuen Regierung gewachsen. — Das Priestertum hat er eingerichtet, aber wie? Frei und groß, wie es das Zeitalter wollte? Nein, klein und geizig für sich, der Ehrgeiz brauchte das Pfaffentum, und das schlaue Rom fühlte diesem frühe den Puls seines Lebens. Man denkt mit Abscheu an die atheistischen und metaphysischen Greuel der ersten fünf Jahre der Französischen Revolution, an den Druck und die Verachtung aller Religion auch in der folgenden Epoche; aber Bonapartes Werk macht auch keine Freude. Darum war alles Alte so schrecklich und mörderisch umgeworfen, darum das Gute und Heilige mit dem Schlechten und Veralteten zugleich zerstört, damit eine neue Hierarchie würde? Die neue Kirche wäre mit mäßigem Glanz und gebührlicher irdischer Freiheit zufrieden gewesen. Die geängsteten Herzen des Volks wären auch so beruhigt, die Zwietracht im Staate versöhnt und die geistigere Entwickelung auch der Religion, welche die Zeit fordert, hätte nun beschleunigt werden können; aber Pfaffen haben nie das Edelste gewollt, sie siegten, weil Bonaparte von ihnen etwas wollte. — Die andern Künste des Friedens, die unter ihm mächtige Schritte gemacht haben sollen, ich sehe sie nicht. Mir scheint Bonaparte gar der Mann nicht für das stillere Wirken und die zarteren Künste; doch andere Augen sehen anders. — Die Künste und Wissenschaften — ja da könnte hier nun was getan werden. Aber hier ist ihr Land nicht, es fehlt ihr erstes Lebensorgan, Freiheit und eine höhere Ehre, als Sterne der Ehrenlegion, Senatorerien und Jahrgelder geben können. Der Herrscher achtet sie nur, weil er sie des Zeitalters wegen achten muß. Zur Zeit, als er noch eine Rolle spielen mußte, da hieß er auch der Gelehrte und saß als Mitglied im Nationalinstitut; jetzt weiß man, daß kein Trieb ihn zu Wissenschaften und Künsten zieht. Der Soldat ist ihm das erste, und auch in den Wissenschaften würdigt er alles nur in dieser Hinsicht; der Staat ist ein despotischer Soldatenstaat, und in einem solchen geht das Zarteste und Höchste des Menschen nicht auf. Das menschliche Wort hat keine Freiheit, Kunst und Wissenschaft können nur im reinsten Ätherelement der Freiheit

am menschlichsten blühen; hier hängt alles an einer langen Kette. Die Franzosen haben die Museen, Bibliotheken und Schätze der Fürsten und Völker Europens geplündert und das Beispiel zu einer Barbarei gegeben, die künftig alle alten und neuen Denkmäler und Reste der Wissenschaften und Künste zerstören wird. Es ist doch nicht unmöglich, daß auch nach Paris einst fremde Heere dringen, dann wird das Schleppen über Meere, Ströme und Berge frisch wiederbeginnen. Dieser Vandalismus, wie alle Gesetzlosigkeit, hat kein Maß. Aber jetzt sind diese Herrlichkeiten hier, und das Herrliche könnte sich an ihnen entzünden, und die Franzosen könnten die ersten werden in Kunst und Wissen. Nein hier ist nicht der Ort der Götter, der Bilder und großen Erinnerungen der alten Welt, nicht in dieser Stadt, nicht unter diesem Volke, nicht unter dieser Regierung. Man prunkt und lärmt in Soldatenstaaten mit allem, wie man es in Schlachten und nach Schlachten macht, aber das Größte und Menschlichste kann nur im Stillen und Gleichen werden. Wo die freieste Beleuchtung der irdischen und himmlischen Dinge, wo der kühne Flug des Geistes ein Verbrechen ist und in den Kerker bringt, wo ein Bild des Herrn, eine Ode auf seine Großtaten das Maß des Verdienstes und Ruhmes wird, was soll da werden? — Handel, Manufakturen, Industrie — o viele herrliche Verordnungen, Preisausbietungen, Ausstellungen und Verkündigungen, alles rasch und frisch, wie der Soldat ficht; aber so werden auch diese nicht. Der Krieg hemmt den Handel; unerschwingliche Auflagen, zahllose Heere, wie sollen dagegen Fabriken aufkommen? — Die Zivilgesetzgebung — das ging schnell. Der langsamere Deutsche hätte wohl zehn, zwanzig Jahre auf das gearbeitet, was hier in ebenso vielen Monaten werden mußte. Auch wollten viele gescheite Männer im Tribunat sie so noch nicht durchgehen lassen, manches sollte neu und schärfer geprüft werden. Der Mächtige zürnte und befahl, zwei Drittel desselben wurden unter dem Titel Aufrührer ausgestoßen, und Gesetz ward, was es werden sollte.

Auf diese Art hat der eine Mann viel getan und gemacht, und wer über ein solches Chaos kommt, als er es traf, kann auch durch Mittelmäßigkeit und halbe Einrichtungen bei geängsteten und geplagten Menschen Verdienste erwerben und in die Ferne einen hellen Schein werfen. Aber sieht man, daß absichtlich aus kleinen Rücksichten das Halbe und Mittelmäßige gemacht wird, sieht man, daß Eitelkeit und Herrschsucht unaufhaltsam zum Ziele eilen, wo Verstand und Mäßigkeit das Gute langsam vorbereitet und den Enkeln vieles zu vollenden überlassen hätten;

ſieht man vollends die bewußte Unverſchämtheit als trefflich und vollkommen ausrufen, was erbärmlich und kleinlich iſt; hört man endlich das heiſere Krächzen von tauſend und zehntauſend beſoldeten und hungrigen Schmeichlern, Spionen und Trabanten einer habſüchtigen und herrſchſüchtigen Regierung, und hallt einem dies auch von der Tiber und Elbe und Donau hier wieder entgegen — ſo ekelt die Gemeinheit des einen und der vielen.

Bonaparte, welchen zuerſt das Glück und das dunkle Verhängnis in ſeiner Bruſt auf die Bahn ſetzten, wußte zuletzt klar, wo er war und was er wollte, und weiß es noch; aber was er ſollte, was das betrogene Zeitalter von ihm hoffte, wußte er nie. Die Rennbahn war offen, die letzte Palme winkte, und kühn und ſchnell drang der Mächtige zum Ziel. Die letzten vier Jahre liegen vor uns, und was in der kleinen Verwickelung der Begebenheiten dunkel iſt, wird hell durch die Taten und Erfolge deſſen, der ſich als Herr über ſie hinausſchwingt. Ohne Schonung der Meinung, ohne Rückſichten aller Achtung und Dankbarkeit, ohne Erinnerung früherer Gelübde iſt er hindurchgefahren. Wirkliches und Künſtliches, Kleines und Großes hat dienen müſſen, ſeinen koloſſaliſchen Thron aufzubauen, von welchem er jetzt mit lüſternem Aug' über die ſchönſten Länder Europens hinausblickt. Beſonders merkwürdig ſind die ſogenannten Verſchwörungen gegen ſeine Perſon, durch ſie ſind immer Schritte vorwärts gemacht.

Die erſte bedeutende nach vielen und langen, dunkeln Gerüchten war die der Höllenmaſchine. Dieſe Geſchichte iſt wunderlich genug. Die ſchlaueſten und verſchlagenſten Verbrecher ſollen die Maſchine eingerichtet haben, ſie war mit Toden gefüllt, die Ausplatzung auf Sekunden zu berechnen, man ſieht den Konſul kommen, legt die Lunte an, entfernt ſich und ſiehe, trotz des Gedränges, das man verurſacht haben ſoll, kommt der Glückliche, der Liebling Gottes und der Prieſter, die er wieder gemacht hat, mit ſeiner Garde aus dem Schuß; als er ſicher iſt, bricht es los, wirft einige Häuſer nieder und zerſchmettert einige Unſchuldige. Dies ſieht wunderähnlich genug aus, und weil die Folgen groß waren, ſind manche ſo frech geweſen zu behaupten, das Ganze ſei eine Veranſtaltung der Regierung geweſen. Was ſoll man glauben? Man verhaftete ein Dutzend elender Böſewichter, die ganz Paris mit Abſcheu nannte, mordbefleckte und gebrandmarkte Ungeheuer, das Volk freute ſich und glaubte deſto leichter. Ein ſchlechter Bube, vorgeblich unter den Mitverſchwornen, ein mit Schande weggejagter Kapitän, namens Henriot, gab zwei Männer als die Urheber des Mordplans an, die

beiden Italiener Arena und Ceracchi. Der erste, des Konsuls Landsmann, Waffengefährte bei Toulon und Feind, saß nachher im Rat der Fünfhundert, ein schöner, biederer, beredter Mann, einer der wenigen Reinen und Freien unter Gesindel, die feste Stimme der Gerechtigkeit, das kühne Wort und der heiße Wille für Freiheit. Hätten alle gedacht wie er, nie wäre Bonaparte nach St. Cloud gekommen oder nie von da zurück. Ceracchi war ein geborner Römer, berühmt unter den bessern Künstlern, er hatte dem Korsen oft gesagt, daß er ihn hasse, und auf das erniedrigte Italien und die entführten Bilder hingewiesen. Die Männer mochten gefährlich sein, waren sie schuldig? Ein einziger Zeuge gegen sie, ehrlos und überdies nach eigner Angabe mitverschworen, und alter Haß war Beweises genug. Sie wurden mit gemeinen Verbrechern hingerichtet, und Henriot lebte. Man machte gewaltigen Lärm, als hätte das Herz des unglücklichen Frankreichs den letzten tödlichen Stoß empfangen sollen: Bewegungen, Gerüchte, Einleitungen, Hindeutungen, Reden, Ausrufungen, Glückwünsche, Pamphlets in Menge. Das teure Leben war in Gefahr gewesen, und als sei eine große Tat von Bonaparte geschehen, machte die dankbare Nation (so hieß es) mit großen, neuen Vorrechten den Konsul auf Lebenszeit. Der einzige Carnot sprach zwei freie Worte, welche Worte blieben; doch konnten die Verständigen nicht begreifen, daß ein Leben durch Dekrete sicherer werde. Oder hatten die Leute geglaubt, Gott sei ewiger dadurch geworden, daß Robespierre die Ewigkeit seines Daseins auf alle Wände malen ließ?

Das Jahr 1804 brachte die zweite große Verschwörung und Erfolge, die manchen Tropf erstaunten; der Kluge hatte Bonaparte Schritt vor Schritt folgen können. Der Krieg mit England war wiederausgebrochen, weil die stolzen Insulaner fühlten, sie hatten sich durch den letzten Frieden in die Hände der Franzosen geliefert. Diesmal wollte Bonaparte ehrlich den Frieden, aber nicht um ihn lange zu halten, sondern sich besser rüsten zu können zu Englands Verderben. England fühlte die Notwendigkeit und brach zuerst los. Mitten in diesem Kriege, schon seit dem Ende des Jahres 1803, waren tausendfache Klänge von Verschwörungen und Anzettelungen Englands, von Agenten, Banditen und Mördern in seinem Solde, von Anzettelungen und Anlegungen der Emigranten, wovon jeder glaubte, soviel er wollte. Endlich im Winter 1804 brach die Verschwörung aus, die man die große nannte. Die Akten liegen vor uns, und wir können sie durchsehen, aber klug werden wir daraus nicht. Es ist ein wildes Ding voll Verwirrung, voll Justizsprünge und

Gewaltſtreiche, voll unerwieſener Beſchuldigungen und Anklagen. Da ſieht man nichts von den großen Hilfsmitteln, den großen Maſchinen, den gewaltigen Zurüſtungen, die gemacht ſein ſollten, Frankreich und ſeine Regierung noch einmal unter Ruinen zu begraben. Man muß denken, die Regierung würde ſolche Beweiſe vorgelegt haben, wenn ſie ſie hatte; dies war eben ihr großes Intereſſe. Als alles geſchloſſen war, was ſah man? Nichts, was ſolcher Angſt und ſolches Geſchreies würdig war. Das Ganze, was man zuſammenbrachte, waren ein paar Dutzend Menſchen, von denen ſogar die Hälfte als ganz unſchuldig freigeſprochen ward, und was für Menſchen? Abenteurer ohne Kopf und Herz, verdorbene Jünglinge, liederliche Dirnen und einige gemeine Böſewichter — alle ohne Hilfsmittel, Geld und Anhang. Mit dieſen Worten warf man große und bedeutende Männer zuſammen, um dem Ganzen ein Anſehen zu geben, und ſuchte die wahren oder unwahren Unterhandlungen und Torenſtreiche engliſcher Agenten an kleinen deutſchen Fürſtenhöfen auch damit zuſammenzuzwingen.

Der erſte große Streich war die gewaltſame Ergreifung des Duc d'Enghien im Badenſchen, die häßlichſte Verletzung des Völkerrechts, die durch den Ausgang ein unauslöſchliches Brandmal in Bonapartes Charakter geworden iſt. Er und ſeine Genoſſen ſollten mit an der Spitze des verderblichen Plans geſtanden ſein, obgleich auch hier nachher keine Vorbereitungen und Zurüſtungen gezeigt werden konnten. Man ſchleppte den unglücklichen Prinzen nach Paris, hielt türkiſches Gericht über ihn und erſchoß ihn nächtlich im Holze von Vincennes. Zugleich verhaftete man in Paris ein paar große Männer, Pichegru und Moreau, und durch die Journale, durch Generale, Agenten und Helfershelfer der Regierung wurden mit den gehäſſigſten Ankündigungen vor allem Beweiſe ausgebreitet, ſie hätten die Anführer der Gegenrevolution, der Ermordung des erſten Konſuls und der Wiederherſtellung der Bourbons ſein ſollen. Pichegru hatte ſich als ein Geächteter eingeſchlichen, wie er behauptete und Moreau ausſagte, um die Ausſtreichung von der Emigrantenliſte zu erhalten. Schon durch ſeinen heimlichen Aufenthalt hatte er ſein Leben verwirkt. Was fürchtete man von dem Einfluſſe oder den Ausſagen des kühnen Mannes, daß man ihn im Gefängnis erwürgte? — Ein Seitenſtück zum Grafen Eſſex im Tower. Die Regierung verminderte den Glauben an ihre Wahrheit, denn daß er ſich ſelbſt ermordet hätte, glaubte niemand. Und Moreau, dieſen edelſten und glorreichſten aller franzöſiſchen Feldherren, dieſen Mann des Volks, wenn es einen Bieder-

mann nennen wollte, diesen Helden Europens, behandelte man auf die widersprechende Aussage des verruchtesten Gesindels und einiger verworfener Bösewichter gleich von Anfang wie einen Missetäter und stellte den Großen und Fleckenlosen mit solchem Pöbel zusammen vor die Schranken? Der Mann behauptete sich durch die Wahrheit, man konnte nicht beweisen, daß er mit verächtlichem Gesindel sich überall eingelassen habe zu einer Verschwörung, die wohl gar nicht gewesen war; aber man bewies ihm, daß er Pichegru gesprochen habe, indessen ging aus allem hervor, daß Pichegru übel mit ihm zufrieden gewesen war, von einem Zusammenhang gefährlicher Dinge gar keine Spur. Sein einziges Verbrechen wäre also gewesen, daß er kein Angeber eines Unglücklichen hatte sein wollen, und da die Richter erklärten, daß sie darauf gar nicht sehen würden, so hätte er ehrenvoll freigesprochen werden müssen. Doch fand die Gerechtigkeit der Richter ein Recht, ihn zu zweijährigem Gefängnis zu verdammen. Sein Tod wäre gewiß ausgesprochen, wenn sein Feind es hätte wagen dürfen, aber sein Name ließ sich zu laut hören auf Märkten und Gassen und um den Richtpalast, und ein Volksaufstand konnte endlich schlimmer werden als die ganze Verschwörung. Es scheint, man unterhandelte mit ihm. Ihm graute wohl vor einem Besançon, worin Toussaint verschwand vor Kerkern, worin soviele vergessen werden. Er ging ins Elend reiste schnell nach Spanien und ist nun in Amerika.

Der Pfeil hatte getroffen. Durch Enghiens Mord hatt Bonaparte die Fürsten erbittert und erschreckt, durch Moreau Verbannung den einzigen Mann entfernt, der mit seinen Tate und Tugenden ihm gegenüberstand und in das heiße Blut seine Ehrgeizes kaltes Eis goß. Europa verdammte ihn, die Fran zosen murrten einige Wochen heimlich, dann war alles ver gessen. Er tat nun den letzten Schritt, und um, wie seine Schrei sagten, sein Leben durch die Majestät unverwundlicher zu mache ließ er sich erbitten, sich zum Kaiser von Frankreich zu mache Mit Schriften, Verkündigungen, Parallelen der früheren frän kischen, deutschen und italienischen Geschichte machte man zu großen Einweihung Einleitungen, welche viel zu denken gabe Dies war der zweite Karl der Große, er sollte dessen Thr wiederaufrichten, und alte Ungerechtigkeit und altes Glück soll neue Kühnheit unterstützen. Ja auch das alte Pipinsche u Karlsche Possenspiel ward wiederholt, der Heilige Vater in Ro mußte über die beschneiten Alpen reisen, das wieder beglück französische Volk segnen und seinen großen Führer zum Kai heiligen. Welche Aufzüge, welche Possen, welche Knechtsbücklin

deutſcher Fürſten, welche Einſegnungen von Fahnen und Säbeln durch Prieſter! Wie die Pariſer gelächelt haben! Wie die Europäer lachten! Es ſchien ihnen bloß eine leere Poſſe. Es war es gar nicht. Ein gewiſſer dunkler Aberglaube, der in dem Mann liegt, offenbarte ſich auch hierin. Es ſollte gewiß nicht bloß politiſches Poſſenſpiel ſein, und wirkſam ward es auf die Menge, wirkſam für die Prieſterſchaft. Bonaparte, jetzt der erſte und treueſte Sohn der Kirche, hätte ſich zu ſeinen vielen andern Namen faſt den des Frommen verdient; aber was ſollte er bei ſeinem Leben mit dem anfangen? Etwas muß man ſich auch für den Tod ſparen. Den folgenden Sommer zog er nach Italien und ſetzte ſich als Lombardenkönig die eiſerne Krone von Monza auf und riß noch einige kleine Republiken in den Abgrund ſeiner Herrſchaft hinein. Man ſpielte mit dem neuen Kaiſernamen bedeutungsvoll, manche Schrecken der Fürſten, manche Winke und Zeichen. — So iſt der Krieg wiederausgebrochen.

Der vollkommene Deſpotismus iſt da, der Name Republik iſt verrufen, doch ſtehen noch einige alte Gerüſte, und man komplimentiert noch mit der Verfaſſung. Es befiehlt das Wort und der Wille des Einen, und er iſt fürchterlich durch die Kraft der großen Monarchie und den Kriegsgeiſt des Volks, den einzigen, den die Republik erſchaffen und die Regierung mit Sorge erhalten hat, während alle andern guten Geiſter verbannt ſind. Alles, was des Guten hie und da unter den blutigen Greueln der Revolution entſtanden war, iſt nun mit dem Schlechten zugleich vernichtet, alle geiſtige und leibliche Freiheit, die nicht dienen will, alle Würdigung der einzelnen Kraft unter dem Geſetze. Diener will man, nicht Bürger. Schlau oder durch einen dunkeln Inſtinkt, der bei großen Menſchen für die Verſchmitztheit der Kleinen iſt, hat Bonaparte von den Schöpfungen der Revolution behalten, was den Druck und die Bewegung der Regierung ſchneller und verderblicher macht, aber alles in den Staub getreten, was durch Geſetze in dem Ganzen, was durch Freiheit in dem einzelnen Hindernis ſein würde. Nicht das Innere ſollte beſſer werden, es mußte ſogar untergehen, wo es hinderte. Aller Geiſt des Volks, der einmal lebendig war, mußte alſo von dem Innern abgezogen und auf das Äußere getrieben werden, denn zur völligen, ſchläfrigen Meeresſtille waren die Wellen nach der Revolutionsbrandung nicht ſogleich zu bringen. Hier hat Bonaparte die Meiſterrolle geſpielt und ſpielt ſie noch.

Ich glaube kaum, daß es einem Franzoſen, auch dem gewandteſten und liebenswürdigſten, ſo ſchnell und ſo gewaltig gelungen wäre mit dem Volke. Bonaparte, der Ernſte, Strenge

und Fürchterliche, stand da wie eine fremde Kraft außer dem Volke, wie ein mächtiges Verhängnis, was seiner nicht zu bedürfen schien, aber durch gewaltige Erinnerungen mit ihm zusammenhing. Sie haben bis jetzt noch zu keinem Gefühl auch des Kleinen kommen können. was er an sich trägt; nur die furchtbare Natur, die er darstellt, steht ihnen gegenüber und hält sie bei ihm immer in ernsten und geschlossenen Gefühlen, so daß französische Leichtfertigkeit sich an ihm nicht besinnen kann. Sie hassen ihn, aber sie fürchten ihn; er ist nicht geboren, von einem irdischen Wesen geliebt zu werden. So hält der Zauber alle Dolche zurück, und Schrecken lähmt die Sicherheit der Tat. Nach dem Sinn des Aberglaubens, der ein wahrer Sinn ist, steht er da wie einer, den Gott gezeichnet hat, kein irdischer Arm darf ihn fällen. Aber er hat auch gearbeitet für die Herrschaft und seine Sicherheit. Bald begeistert und fortgerissen, bald nüchtern und besonnen, immer wachsam und tätig, hat er auf das eine hingeschaut. Eine Verbindung durch Liebe und Vertrauen konnte bei einem solchen Mann nicht kommen, er fühlte das durch einen Instinkt. Wie er fern stand von diesen Menschen, stellte er sich noch ferner, aber im Glanze, denn ohne Glanz wird hier das größte Ferne vergessen. Abgeschieden wie ein Gott, ernst und schimmernd stellte er sich hoch über alle, und keine Stufen führen von dem Schemel seines gebückten Sklaven zu seinem kolossalischen Thron. Schimmer der Darstellung, orientalischer Glanz und Pomp, wie kein europäischer König ihn hatte, Theaterlärm und Wortklang auch bei den kleinsten Dingen, die Menge der Trabanten, Satelliten, Beamten, Generale in voller Glorie der Pracht um sich, er unscheinbar mitten drinnen, wie der dunkle Diamant im Golde. Das wollen die Franzosen. Auch Ludwig XVI. würde lange geherrscht haben, hätte er bloß darstellen können. Darstellung und Eitelkeit ist die ganze Bildung des Franzosen, und durch sie wird er am mächtigsten beherrscht. Auch die Eitelkeit ließ er wieder regieren und eilte, den republikanischen Sauerteig von Strenge und Sittlichkeit auszusegen, wenn hie und da sich etwas angesetzt hatte. Liebenswürdigkeit und Leichtfertigkeit für Ehrlichkeit und Treue, flatterndes Vergnügen für stille Freude, Beförderung des Luxus der neuen Reichen, Feste, Schauspiele, Erbärmlichkeiten aller Art — ist wieder die öffentliche Tagesordnung, und ein Elender von Biedermann in Richelieus Sinn würde unter diesem leichtfertigen knechtischen und äffischen Gesindel sehr verdächtig sein. Doch selbst diese Vergnügungen belauscht das wache Auge der Herrschaft durch tausend Spione. Über alle Albernheiten und Tor

heiten darf man laut sein, über ernste und wichtige Dinge klingt kein Wort. So macht man Sklaven. Doch auch die große Eitelkeit ist da, und nur durch ihre Befriedigung herrscht der Gehaßte und treibt das Volk und, wenn er kann, ganz Europa auf fürchterliche Abgründe.

Bonaparte fing als ein kleiner Soldat an, der Feldherr hat den Kaiser gemacht. Er hat seinen Anfang und seine erste Kunst nicht vergessen, und dies ist auch die einzige, welche er recht versteht. Alles hat er dem betörten Volke genommen und leichte Scheinbilder dafür gegeben, deren Gaukelei einst erscheinen und ihn verderben könnte; durch einen großen Schein beherrscht er es sicher. Von Freiheit, von Gerechtigkeit, von Volkstugenden durfte bei dem neuen System nichts verlauten; was blieb übrig? Die Siege und die Tapferkeit der Nation, Klänge, wodurch die blutigsten Wüteriche oft geherrscht und die Welt zerstört haben. Man hatte einst die Eroberungskriege verrufen und sich ewige Grenzen gesetzt — wie lange vergessen! Die große Nation, der Glanz, die Macht der großen Nation, ihre Unüberwindlichen und Fürchterlichen, ihr Großmut gegen das besiegte Europa, dies sind die Zauberklänge. Auf den Krieg, auf die Waffen, auf die Ehre des Soldaten weist er alles hin, nach dem Maß dieser ersten Kunst werden alle anderen Künste gewürdigt. Neue Einrichtungen, welche die Revolution in ihrer Bedrängnis gebar, das furchtbare Mittel der allgemeinen Bewaffnung, die Konskription, die unzähligen Heere — dies behält auch der Monarch bei, und durch neue Überziehungen und Mißhandlungen der Fremden, durch neue Einverleibung von Provinzen läßt er die Eitelkeit aufrechnen für das Glück, was nicht da ist. Die Heere und die Menge seiner Trabanten und Knechte aller Art geben einen jährlichen Staat der Ausgaben, der gegen das Übertriebenste unter den vorigen Regierungen unerhört ist; die Senatorerien, die Ländereien der Ehrenlegion sind eine Art Lehen, die das Feudalwesen allmählich wiedereinführen werden, dessen Vernichtung allein einen langen Kampf wert war. Endlich schreckt er die Beweglichkeit des Volks durch Schrecken, die nichtig sind, durch Haß gegen England, der etwas Wirkliches ist, und treibt sie in einem Taumel rund, der es unter ihm glänzend und elend, unter seinen Nachfolgern vielleicht zu nichts macht. Das wirklich Edle und Schöne gebraucht er nicht bei diesem Volke, er behandelt es gemein durch die wildesten Triebe der menschlichen Natur, zeigt in einem Aufwand und Nepotismus ohne Grenzen seine ungestrafte Verachtung gegen sie, in einer tyrannischen Willkür seine Gewalt über sie. — Und nach welchem Maße wer-

den die Tugenden, die Gerechtigkeit und Glückseligkeit der Völker
von diesem Bewunderten gewogen? Welch eine völlige Unkunde
dessen, wodurch Völker groß werden und bleiben! Welch ein
leerer Widerhall des leeren Sinns der Zeit! Welch eine politische
Tollheit in vielem, was als Muster der Weisheit gepriesen wird!
Ich führe nur eines an, was er selbst als eine große Wohltat
für Frankreich ausruft, und was Toren ihm nachbeten. Er
spricht: Große Nation, ich habe dich ewig unbesieglich und sicher
hingestellt, dich mit lauter mittelmäßigen und kleinen Staaten
und Fürsten umgeben, deren Dasein von dir abhängt, alle große
Staaten habe ich weit von dir entfernt. Die Kleinen sind deine
Grenzhüter und Vorfechter, und kein Feind wird je über deine
Grenzen streifen. Dies wäre schön, wenn sein Staat auf Ge-
rechtigkeit ruhte, oder wenn je ein Staat ohne Gegendruck gerecht
bleiben könnte. Wer kein Gleichgewicht schafft, reißt die Gerech-
tigkeit ein, und die Trümmer des Staats stürzen nach. Dies
weiß Bonaparte nicht, aber er weiß wohl, wie er die Kleinen
um sich her behandelt, wie er sie brandschatzt, vernichtet, wann
es ihm gefällt, kurz wie er den Glauben und die Mäßigung aller
Treue zerstört. Dies war der Weg zum Verderben für alle große
Nationen, dies wird er für die Franzosen sein, sobald die Sorg-
und Anstrengung des Kampfes aufhört. Den Staat, ein seh
irdisches Ding, und seine Entstehung und Erhaltung muß man
nach irdischen Gesetzen richten. Einem großen Staat unter laute
kleinen, die er beherrschen und verletzen kann, wie er will, geh
es wie einem genialischen Menschen, der sich mit nichts al
Narren und Dummbärten umgibt; seine hohe Kraft wird nur zur
Spaß, höchstens zur Satire über das Narrenkönigtum sich er
heben. Aber wann fragte der Ehrgeiz nach Verstand und nac
dem Glück der künftigen Zeiten?

Ei, wozu alle diese Einreden gegen den Mann, schreit man
was soll er denn tun oder nicht tun, daß er dir gefalle? D
nennst ja selbst die Franzosen ein leichtfertiges, albernes, ver
dorbenes, des Ernstes und der Freiheit unfähiges Volk, wo
zürnst du ihm denn, daß er sie zügelt, wie sie gezügelt werde
müssen? Halt! Guten Leute, denn dies Müssen habe ich nic
ausgesprochen. Ich habe geklagt, daß die Franzosen verdorbe
windig, unrepublikanisch waren, ohne Verstand einer festen u
sichern Verfassung. Sie hatten lange Proben gemacht, und
ging schlecht; aber ich sage nicht, daß es schlechter ging als je
So viel Blut, so viele Vorarbeiten, so viele hohe und ungeheu
Taten, so viele Ideen, woraus doch schon manches bereitet wo
sollten doch wohl etwas geben? Ein weiser und verständig

Mann mit der Fülle der Gewalt hätte das Unvollkommene ergänzen, das Ungewogene beſſer abwägen, das Loſe beſſer befeſtigen können. Alle Kraft nach innen gewandt, die nun nach außen unnütz verſchwendet wird, hätte doch etwas machen können, wo man durch blutige Lehren geduldig und gehorſam geworden war. Solche Verſuche konnte Bonaparte machen, ob es denn mit einer ordentlichen, geſetzmäßigen Verfaſſung gar nicht ginge; der Probe war die Sache immer wert, und immer früh genug konnte man mit dem Nichts endigen, womit man nun begann, mit dem Deſpotismus.

Ich ſage nicht, daß bei Bonaparte alles abſichtlich und liſtig iſt. Er würde nie Großes getan, nie den Purpur angezogen haben, wenn dies wäre; ich ſage nicht, daß er der verruchte Böſewicht iſt, wozu ihn manche im Haß machen. Er hat geherrſcht, wo man diente, geboten, wo man nachgab, ſeine gewaltige Kraft, oft planvoll, öfter unbewußt, fortgetrieben, wo kein Widerſtand war, ja er hat wohl ſelten mehr gewußt, als er gefühlt hat, und ſo iſt er dahin gekommen, wohin er beim Ausgehen noch nicht ſehen konnte. Aber ſoll man ihn, der ſelbſt einer blinden Macht in ihm folgt, den weiſen und ſichern Führer nennen, ſoll man groß nennen, was klein, kühn, was grauſam, weiſe, was hinterliſtig iſt? Soll man einem Mann, der kein Maß hat, Mäßigung zutrauen? Das Hohe der Menſchheit hat er nie gedacht, von der Bildung und dem heiligſten Verhältnis Europens hat er keine Idee, in wilder Natur fährt er dahin, und durch Zufall kann ſelbſt das töricht werden, was nicht einmal töricht gemeint iſt. Man kann über den Mann wahrlich noch nicht aburteilen. Er hat noch nie ein würdiges und anhaltendes Gegengewicht gefunden, die Schwachen hat er zertrümmert, wie ſie ihm begegneten. Wenn er ſolches einmal fände und dann beſtände — —

Man darf den Fürchterlichen ſo leicht nicht richten, als es die meiſten tun in Haß und Liebe. Die Natur, die ihn geſchaffen hat, die ihn ſo ſchrecklich wirken läßt, muß eine Arbeit mit ihm vorhaben, die kein anderer ſo tun kann. Er trägt das Gepräge eines außerordentlichen Menſchen, eines erhabenen Ungeheuers, das noch ungeheurer ſcheint, weil es über und unter Menſchen herrſcht und wirkt, welchen es nicht angehört. Bewunderung und Furcht zeugt der Vulkan und das Donnerwetter und jede ſeltene Naturkraft, und ſie kann man auch Bonaparten nicht verſagen. Geh nach Italien, ſchlage Livius auf, frage die Römergeſchichten und verſetze das Alte mit neuer Geiſtigkeit, mit größerem Prunk der Worte, mit etwas politiſcher Empfindſamkeit, ſo findeſt du, was der Mann iſt, und wohin du ihn ſtellen ſollſt. Die ernſte

Haltung, des Südens tief verstecktes Feuer, das strenge, erbarmungslose Gemüt des korsischen Insulaners, mit Hinterlist gemischt, eiserner Sinn, der furchtbarer sein wird im Unglück als im Glück, innen tiefer Abgrund und Verschlossenheit, außen Bewegung und Blitzesschnelle; dazu das dunkle Verhängnis der eignen Brust, der große Aberglaube des großen Menschen an seine Parze und an sein Glück, den er so auffallend zeigt, — diese gewaltigen Kräfte, von einer wildbegeisterten Zeit ergriffen und vom Glücke emporgehalten, wie mußten sie siegen! So standen die Römerfeldherren in der Schlacht, kalt und doch begeistert, und blickten über das Würgen und den Tod von Zehntausenden ruhig hin, so jagten sie mit grausamer Freundlichkeit die Könige aus oder führten die Schlachtopfer gebückt zum Kapitol, so endigten sie mit Gewalt, was sie mit Freundschaft gewannen, oft gerecht, selten mild, nie edelmütig, öfter grausam. Sieh die Amile, die Scipionen, die Sulla, und du findest dies Bild unter älteren Menschen.

Ihr meint, die Römer wußten immer, was sie wollten und warum. Nein, nein, die großen Menschen haben das nie gewußt, wie ihr eures wisset, das Gewaltigste bei ihnen ist angeboren und geht in der Tiefe unsichtbar fort, das Kleine flattert und fliegt oben in der Erscheinung dahin, wie das Schiff die Wellen verbergen und Segel und Wimpel, das leichte Gerüst, in der Luft flattern. Auch Bonaparte weiß nur das Kleine, was er tut, nur wo Instrumente und Maschinen geschoben werden. Seht ihn — warum erbleicht ihr? warum flieht ihr? warum zittern stolze Männer vor dem kleinen Mann? Da steht die siegende Kraft in ihm gezeichnet, die Natur des großen Unbewußten, was Tausende zwingt und beherrscht. Die kleinen Vorbereitungen macht die Klugheit, die kleinen Anzettelungen spinnt der Kopf, das gewaltige Herz gibt der Tat die ungeheuren Geburten und weiß von sich nichts. So siegt, so herrscht, so fährt der Korse hin. Die Klugheit faßt nur ein mürbes Seil, der Instinkt greift in die ewige Kette, woran Jupiter, Himmel und Erde hängt. Bonaparte trägt dunkel den Geist der Zeit in sich und wirkt allmächtig durch ihn, ohne Klügelei fühlt er die Fortschwingungen der furchtbaren Revolutionsbewegung und hält sein Volk frisch darin. Zum Krieger ward er geboren, nicht zum Herrscher, er übt sein Talent und wird es üben.

Man tröstet sich mit allerlei Dingen, der Gewaltige werde das alte Europa nicht mehr durchbrechen und erschüttern; man hofft, eine stillere Bewegung des Ganzen werde nun bald kommen und die Völker frei atmen lassen. Oben schon warn

ich, daß diejenigen töricht hoffen, welche schon das Ende der Revolution zu sehen meinen. Leer auch ist die Meinung, allgemeine Umstürzung der Dinge und Nationen wie im Mittelalter, Stiftung einer Universalmonarchie sei jetzt durchaus unmöglich. In solcher Not werden die vielen erschrecken, zusammentreten, und der eine Kühne werde für stolze Entwürfe büßen. Seht euch um, wägt die Kräfte, lauscht auf die Bewegungen, würdigt der Völker Sinn und Gefühl. Steht nicht der Eine furchtbar gerüstet mit den Kräften von Südeuropa, das ihm schon dient? Kann er sie nicht rascher konzentrieren, wirksamer gebrauchen als die vielen ihre weitzerstreuten, selbst wenn sie sich redlich zu einer Gegenwirkung verbinden? Und die Völker? In welcher Erstarrung und Geistlosigkeit gaffen sie das Ungeheure an, was um sie geschieht und ihr bitterstes Leid ist! Von irgendeinem Großen nur kann Rettung kommen, der wie ein heißer Blitzstrahl in das kalte Tote fährt und den trüben und schlaffen europäischen Dunsthimmel durch Donnerwetter erheitert. Wann die Zeit einen solchen Großen zeigt, so ist ihr Wille offenbart.

Man tröstet sich auch mit dem neuen Kaisernamen und spricht, weil Bonaparte Imperator heißt, ist Europa von großen Sorgen befreit, manche Rücksichten, selbst der mächtige Fürstenstand fesseln ihn jetzt, er sieht nun darauf hin, den herrlichen Besitz für seinen Stamm ewig zu machen, diesen Stamm mit alten Familien zu verbinden, die Fürsten und Völker für ihn zu gewinnen; die kleinere Arbeit ist gekommen, und die großen werden vergessen werden. Der Kaiser muß den leutseligen, europäischen Fürsten machen, gegen die Schwachen Schonung, gegen die Starken Freundschaft gebrauchen, mit einem gewissen, äußeren Anstande und einem Schein von Rechtlichkeit vor Europa einhergehen, was den Wilden zähmen und den Fürchterlichen mildern wird. Schlechte Hoffnungen! Der große Mensch trägt in der mutigen Brust auch für sein künftiges Geschlecht die Bürgschaft der Herrschaft, so rief bei seiner Krönung Bonaparte vor dem versammelten Volke zuversichtlich aus: Die Meinigen werden lange herrschen; so dachte Alexander, so Karl der Große. Groß besitzt, wer groß erworben hat.

Furchtbarer ist kein Mann den Fürsten und Völkern. Er ist dem Weltmeer gleich, das ewig hungrig Bäche und Ströme in sich verschlingt und keinen Tropfen zurückgibt. Wie das Glück ihn fortstößt, folgt er frisch, und die weiten Entwürfe des Ehrgeizes wachsen. Der Kaisertitel, die Krönung in Italien, die Reise des Heiligen Vaters von Rom, die vorbereiteten Vergle-

chungen und Anspielungen auf Karl den Großen und die beliebte Ausführung des Satzes, daß Bonaparte schon einen großen Teil seiner Monarchie beherrscht, und die Hinweisung auf den Teil, wo noch andere gebieten, seine Herrschaft und Anzettelungen mit den unglücklichen süddeutschen Fürsten — o ihr irret, Geblendete oder Blender, die ihr uns in diesem Mann bloß den heroischen zeiget, den gerechten und milden gern zeigen möchtet, wenn ihr könntet. Die Zeit wird es enthüllen. Unaufhaltsam stürzt er sich fort mit Blitzesschnelle wie Dschingis und Attila, mit dem Eigensinn eines Fabricius und Marius, mit der Freundlichkeit und List eines Scipio und Cäsar, wenn der Unholdere sie ganz gebrauchen könnte. Ihr hofft auf einen Umschlag seines Glückes. Es ist möglich. Laßt ihn unglücklich sein, dann erst beginnt seine Furchtbarkeit, neue, unbekannte Kräfte werden in ihm erwachen. Kennt ihr denn die Römer nicht? Nie waren sie furchtbarer als nach verlornen Schlachten.

Und furchtbar ist das Volk, das dieser zu Siegen und Zerstörungen führt. Das kleinere Geistige hat der Franzose lange schon vor den übrigen Europäern vorausgehabt und hat sie schon vor der Revolution dadurch geblendet. Die Revolution gab einen neuen Rausch der Begeisterung, auflodernd, zerstörend und kurz verfliegend, da, wo ein hohes Gesetz der Stetigkeit ihn aufnehmen sollte, wo aber leichtere Beweglichkeit war, dieses Element des französischen Lebens, da hielt sich das Geistige. Die schlechte Tugend in dem schlechten Sinn, welche die Franzosen früher schon Ehre nannten, ward davon ergriffen, neuer Dunst und Klang von Glorie kam hinzu, durch Anstrengungen und Siege wuchs dies noch, und da alles wieder gemein und knechtisch geworden ist, so ist hier doch ein furchtbarer Enthusiasmus geblieben. Die Bewegung nach einer großen Revolution dauert bei einem jeden Volke am längsten bei dem Krieger, die Erinnerungen, nicht politischer Hirngespinste, sondern wirklicher Taten geben Glauben und Zuversicht, die alten Führer sind noch da, der große Glückliche führt, und dieser hat alles Staatsleben allein auf den Soldaten gewandt. Der Franzose hat Übung, Zuversicht und geistigen Mut der Ehre, welchen nur ein Mut für etwas Besseres überwinden wird; er ist noch fürchterlicher durch etwas anderes. Schon vor der Revolution war dies Volk fertig mit der Auflösung alles Glaubens und aller höheren Tugend, die Revolution hat das Verderben vermehrt. Schein und Ehre sollen ersetzen, was andern Treue und Gerechtigkeit heißt, durch sein honnêteté soll die Welt vor dem Ärgsten behütet werden, nicht aus Menschengefühl, sondern aus Bildungswahn soll er das Ni-

drige und Unwürdige fliehen. Solange die besseren Tugenden anderer Völker nicht begeistert werden, ist dieser Schein allmächtig, die Franzosen bewegen sich mit der Windbeutelei ihrer Geistigkeit, mit mancher Liebenswürdigkeit, die alles gutmachen soll, am freiesten ohne das bequeme Gepäck der Gerechtigkeit. Nichts hemmt, nichts hält sie; Aberglauben, Religion und Mitleid kennen sie nicht, Ehre und Not ist ihre einzige Göttin, und so ziehen sie über den Leichnam der Welt zum Sieg.

---

9. Der jetzige Krieg.

Die Rache bleibt nicht aus, jetzt kommen die Strafen für alte und neue Sünden, und das arme, zertretene Vaterland büßet für seine Fürsten. Wer hat angefangen? Der, welcher gezwungen hat. Die Gefahr war nie größer, die Ursache nie gerechter, die Eintracht und Kraft hätte größer sein sollen. Den Knoten, der unauflöslich war, mußte das Schwert zerhauen, mächtigem Ehrgeiz mußte Mut begegnen, was jetzt möglich schien, war wohl nach Jahren unmöglich. Der Ausgang? Ich bin kein Prophet, und wer wollte es in dieser Zeit sein? Aber ich weise auf das liebe Vaterland und auf schreckliche Begebenheiten hin; wer kann es lassen, an das Liebste zu denken?

Jetzt wird gefühlt, was vor zehn Jahren und fünf Jahren gesündigt ward, weither und weithin rollt das Rad des Verderbens, wo wird es stillstehen? Die Fürsten schieden aus dem Kampfe für das Allgemeine und Deutsche, feig und geizig gewinnend sahen sie nicht, was sie verloren, das Volk ward geschändet, das Gold über den Rhein geschickt für das Eisen, die alten Festungen und Felsen wurden niedergeworfen; unbewahrt, zwieträchtig und blutig lag Germanien da, durch nichts mehr groß und heilig als durch alte Erinnerungen. Jenseits baute man Festungen und Burgen, legte Brückenköpfe und Zollämter an, tyrannisierte den Rhein und seine Fürsten, riß mitten im Frieden aus der Sicherheit der Gesetze Männer zur Hinrichtung hinüber, beschied die deutschen Fürsten als Diener nach Paris und Mainz. Die letzte Ehre, der letzte Volkssinn war tot. Der Krieg, der unvermeidliche, ist da, und der große Verderber wälzt seine furchtbaren Legionen von dem Ozean an den Rhein. Europa lauscht in Erwartung, Deutschland in Angst. Offen liegen die Grenzen, ohne Festungen, ohne Heere, der stolze Feind fordert die Fürsten auf, mit ihm zu ziehen gegen Deutsche, sie heißen seine Bundesgenossen, er der Verfechter und Retter Deutschlands.

Unglückliche, geblendete Fürsten, konntet ihr mehr leiden, als

ihr leidet? Unwürdiger konntet ihr nie leiden. Ich will euch den Spiegel hinhalten, was ist, was sein wird, und was ihr seid. Ihr seid und heißet deutsche Fürsten. Von eurer Unterdrückung war nicht die Rede, sondern vom Krieg zwischen dem mächtigsten, deutschen Fürsten und dem mächtigen Feind; unglücklich liegt ihr in der Mitte; wem mußtet ihr folgen? Ich frage nicht euch, ich frage die Nation und Europa. Was will der jüngste Kaiser? Ja, was tut er? Seine Knechte sollt ihr sein, Franzosenknechte, bald gar nichts mehr. Seht euch doch um nach den alten Bundesgenossen und Freunden der Franzosen, was sind sie, wo sind sie? Die Fürsten herabgestoßen und ihre Länder eingezogen, die Republiken vernichtet, die übrigen von französischen Präfekten, Spionen, Generalen, Kommissären geplündert, beschimpft und belauert. Da seht ihr euer Schicksal. Ihr rufet Deutschland zu: Wir Schutzlosen mußten wohl dem Mächtigeren folgen, wir lagen unter dem schneidenden Schwert seiner Willkür, er würde unser Land rettungslos verheert und verdorben haben; der Not haben wir gehorcht, nicht dem Willen, denn der wollte Frieden. Ich weise euch auf euer Land, zertreten ist es von den Hunderttausenden, ihr habt Gold und Krieger gegeben, und euer Bauer und Bürger, geplündert und verjagt, stirbt des Hungertodes. Ja der Freund wird sogar in Sicherheit tun, was der Feind in Unsicherheit nicht tun durfte, unter eurem Schutze darf er das letzte Mark aussaugen, den letzten Silberling erpressen, ihr haltet ihm die Völker im Gehorsam, als Feind mußte er schonen und hüten und durfte ergrimmte Völker nicht siebzig, achtzig Meilen ohne Aufsicht im Rücken lassen; er übt durch euch das Schlimme ohne Schande, denn ihr nehmt sie ihm ab. — Ich behaupte nicht, daß ihr alle das Schlechte und Unvaterländische wollt mit Absicht, aber ihr tut es ohne Sinn und Gefühl. Können deutsche Fürsten vergessen, wodurch sie Fürsten sind? Können sie die Zeit nicht ansehen und das einzige begreifen, wodurch sie Fürsten bleiben können? Ihr seid alles durch das Volk und seid ohne das Volk nichts. Habt ihr kein Gefühl von eurer Nation, von der Ehre und dem Sinn dieser Nation, so fehlt euch alles Fürstliche, und ihr müsset als Knechte gebückt gehen, wo ihr als Herren aufrechtstehen könntet im Glück und Unglück. Der Mann, welcher erhaben steht, soll nicht die erste kleine Not sehen, sondern sein eigenes, großes Gesetz, wodurch er so steht, dies ist Ehre und Würde und Vertrauen zum Schicksal, welches Vertrauen beim Volke gibt. Ihr gebt euer Gold, eure Festungen dem Feind und sendet eure Krieger mit, deutsches Blut zu vergießen, geplündert werdet ihr doch zu

der Verachtung, und doppelt zürnt euer Volk. Ihr seid schwach, aber Würde und Recht ist stark, selbst in einer ungerechten und wilden Zeit. Ach, daß die Kraft so ausgestorben ist, daß keiner die Majestät des Unglücks kennt, die allmächtige! Sie hält das Schwert des Wüterichs auf und weckt aus dem Toten und Hilflosen Begeisterung und Rettung. Das Unvermeidliche mußtet ihr dulden, aber wie Fürsten und Männer, das Unwürdige leiden vom Feind, aber nie mit eurem Willen, das Undeutsche nie tun, sondern hassen und strafen an andern — dann würden sich tausend und hunderttausend Arme bewaffnen, die Nation, die euch erkannte, würde sich erkennen, der Feind würde verschwinden und: der Rhein offen und gefroren auch ohne Festungen mit Zittern überschritten werden. Aber solches hohe Leben ist selbst unter Fürsten dahin, und nur deswegen sieht die Welt sie ohne Mitleid unterdrückt, verjagt und verbannt. Auch der Ungerechteste und Mächtigste darf sich an dem Würdigen nicht ungestraft versündigen, stößt er den Unwürdigen und Verächtlichen in den Staub hinab, so erscheint er als ein Rächer Gottes, die Völker sehen gleichgültig zu, und die Welt rollt mit der Vergessenheit darüber hin. Bonaparte weiß, was das bedeutet, und gebraucht es. Die Nation hat ihr letztes Gefühl von Gemeinschaft verloren, der Deutsche erschlägt den Deutschen, die Fürsten beschimpfen einander öffentlich und stehen mit dem Feind, Verwirrung, Erstarrung überall, das Elend vernichtet die letzte Kraft, und die Erhaltung des jämmerlichen Lebens, das so nichts wert ist, bleibt bei den Unglücklichen das letzte Gefühl: die Sklaven sind fertig. Wie könnte sonst der übermütige Feind so vordringen noch gegen mächtige Heere achtzig bis hundert Meilen von seinen Grenzen? Müßte er nicht fürchten, daß Grimm und Rache sich hinter ihm waffneten und Hunger und Schwert selbst die Tapfersten verdürben? Je weiter vorwärts, desto gewisser der Sieg, denn die hinten sind die Geduldigen, und seine Feinde verlieren die Hilfen. So rechnet Bonaparte. Sonst pflegten die Feldherren zu fürchten, sich der Zentralkraft des Feindes zu nahen, er steht mitten drinnen. Wo sind die Hunderttausende, die für Österreich zusammenlaufen sollten? Wo ist der Mann an ihrer Spitze?

Und wie beginnt dieser Krieg? Als ob die Welt untergehen sollte. So sind Mongolen, Petschenegen und Awaren vormals ins Feld gerückt — und man steht noch mit den Worten Freiheit, Menschlichkeit und Gerechtigkeit aus? Der Fürchterliche entschuldigt sich mit der Not, er hat keine Zeit; ja wer so siegen mag, hat nimmer Zeit. Ohne Magazine, ohne Zelte, ohne Wagen und Pferde rücken Hunderttausende heran, sie nehmen die Pferde,

die ſie finden, ſchlachten die Ochſen, dreſchen den Bauern das Korn aus auf der Tenne, zünden die Häuſer zu Wachfeuern an im Regen und Reifen der Nacht; auch der arme Soldat kann nicht verhungern und erfrieren. So können mächtige Heere vordringen wie Kuriere und ſiegen und zerſtören wie Blitze. Aber wo bleibt das Menſchengefühl, wo die Gerechtigkeit? Es erſcheint, daß dieſer Herrſcher und dies Volk keine haben. Ob Hunderttauſende verhungern, ob Millionen der künftigen Geſchlechter im Keim zerſtört, ob ganze Länder mongoliſch verheert werden, was fragt derjenige danach, der ſiegen und herrſchen will? Es iſt ſcheußlich. Geh nach Schwaben und Bayern und ſieh, wie es ausſieht, nicht bloß da, wo Hunderttauſende im Kampfe einander gegenüberſtanden. Der Hunger und die Peſt werden das Letzte tun, und hilflos vergeht die ganze Generation in Verruchtheit und Niederträchtigkeit; die heiligſten Bande löſen ſich, der Bürger wird ein Gauner, der Bauer ein Straßenräuber, der ergrimmte, zertretene Menſch ein Mörder und Brandſtifter. Hört das wenige, was unter den großen Mordſzenen leiſe und klein verklingt, und denkt euch das übrige.

Bonaparte wird beſiegt werden, wenn man ihn mit ſeinen Inſtrumenten angreift. Er hat unendliche Hilfsmittel, langes Glück, Feldherrnblick, durch Wahn ſeiner Krieger zum Schickſal erhoben, zahlreiche, geübte Heere; größer wird dies alles durch ſeine Art. Dieſer ehrt bei allen ſchönen Worten keine Verhältniſſe; keine Schonung gegen die Lebendigen, keine Furcht vor dem Urteil der Zeit hält ihn auf, er braucht die großen Mittel, wendet die großen Operationen an, Worte, deren Bedeutung ihr Gebrauch verſtändlich gemacht hat. Eiſern, raſch und blutig wie das Schickſal fährt, ſchlägt und zerſtört er. Ob zehn oder zehntauſend mehr oder weniger fallen, ob unter ſeinem raſchen Tritt Länder verderben und das alternde Europa zittert, das iſt ihm gleich, er wälzt ſich über die Beſiegten hin, wie Dſchingis und Attila läßt er die Überwundenen mitziehen und iſt die einzige große würgende Seele in der ganzen furchtbaren Maſſe, die er forttreibt. Güte, Milde, Schonung der Völker, menſchliche Tugenden der Helden und Fürſten können gegen einen ſolchen nichts, der alles gebraucht, was ziehen, ſtoßen und vernichten kann. Die gewöhnlichen Mittel der Mittelmäßigkeit und Menſchenſchonung helfen hier nichts. Ein großer Mann, gewaltig, gebietend und ſchnell, trete gegen ihn in die Rennbahn, ſtrenge fürchterlich kühn die Kräfte der Welt an, kämpfe mit gleichen Waffen, und der Teufel wird durch die Hölle beſiegt werden.

Und ſeine Soldaten? Wer ſind denn dieſe Unüberwindlichen und Unſterblichen, die von ſich rühmen, daß ſie unbeſieglich ſind? Seht ſie an! Menſchen wie wir andern, überhaupt nicht ſo ſtark und rüſtig als der Ungar, Dalmate, Kalabreſe, Öſterreicher und Schwede. Dies ſind die Weltſieger, welche Weltherren werden wollen? Sie haben Übung, Begeiſterung der Ehre, Ruhm, aber keine Tugenden, wodurch Völker edel ſind. O gebt mir die treuen, biedern Völker und laßt einen kräftigen, herrlichen Mann auftreten und Leben in ſie bringen, einen kühnen Gebieter, der das Gute und Gerechte darſtellen und dafür begeiſtern kann; feſter Grund der Menſchlichkeit wird windige Ehre zerſtäuben, und einmal zerſtoben iſt ſie wie der Wind zerflogen. Wahrlich die Menſchen ſind noch Menſchen, — wie ſollten denn die Franzoſen fallen! Man ſpricht, die Franzoſen ſind zu geübt, zu gewandt, kein Volk tut es ihnen in Bewegungen und ihren Feldherren in Künſten und Liſten gleich, dadurch werfen und überwinden ſie alles. Ich ſehe das nicht bei allen, und wenn ſie leicht ſind, ſo wiſſet, daß Fechterkünſte in Feldſchlachten zerrinnen. Aber ihre Feinde waren betört und verwirrt, die Feldherren ohne Rat, die Heere ohne Geiſt, der Glaube, daß die Franzoſen alles dies könnten und ſeien, hatte ſie voraus behext. Und iſt das Franzoſen Element wirklich Leichtigkeit und Liſt, iſt der Krieg wirklich ſo ſehr Maſchinerie, als die großen Feldherren geſtehen, daß er nicht iſt, warum greifen die Gegner ſie nicht mit dem Element ihrer Kraft an und beſiegen ſie dadurch? Soll der Ochs mit dem Maul gegen den Wolf kämpfen, weil dieſer ſcharfe Zähne hat, oder ſoll der Elefant den Schwanz gebrauchen gegen den Lindwurm? Deutſche Feldherren, kennet ihr euer Volk! Gerade, einfältig, ſtark und tapfer iſt es, Liſten und Künſte gelingen ihm ſelten. Warum laßt ihr euch denn darauf ein gegen die Liſtigen und Gewandten? Ihre Liſt zerrinnt, wie ihr mit dem Vertrauen der Stärke, Treue, Tapferkeit gerade draufgeht; wie ihr die Schnellen ſchneller angreifet, die für das Gaukelbild kleiner Ehre Begeiſterten beſtürmt, begeiſtert für Recht und Vaterland. Aber habt ihr nichts als Fäuſte, ſo wiſſet, durch bloße Fäuſte wird dieſe Welt weder befreit noch bezwungen.

10. Wahrheit und Verſöhnung.

Wir haben eine traurige Welt, wir haben ſchreckliche Bilder geſehen; aber dies alles ſind nur Schatten und Zeichen, des Lebens Geheimnis und Deutung liegt tiefer im Grunde, den Augen unſichtbar, nur mit dem Gemüte begreiflich. Schlimm

und verworren ist das Zeitalter, aber verworrene und schlimme Epochen sind gewesen, doch ist die Welt bestanden, und süße und schimmernde Blüten der Schönheit und Menschlichkeit sind nach Vulkanen und Donnerwettern aufgegangen. Wie sollte auch das Menschengeschlecht bestehen in solchem Unheil und in solcher Angst, wenn nicht innerst im Leben hoch über allem Schein die unendliche Liebe und Wahrheit wohnte und unsichtbar zusammenhielte, was scheinbar auseinanderfällt? Wie sollte hier oben, wenn Unrecht und Gewalt laut und frech gebieten, der letzte Rest von Zucht, der letzte Schimmer von Hoffnung das Menschengeschlecht noch zügeln und erquicken, wenn der Glaube an ein unsichtbares und ewiges göttliches Leben nicht unvertilgbar wäre? Ja der Mensch glaubt an die Ewigkeit und Weisheit der Natur, an einen heiligen Geist in ihr, an den Unsichtbaren und Allwaltenden; so richtet er sich aus dem Grausen und den Ruinen empor. Nicht zwecklos und zufällig fährt eine große und schreckliche Naturkraft dahin, die Vorsehung muß einen Zweck, eine Arbeit für sie haben. Warum gab sie uns andern sonst die Furcht und das Erstaunen, den Gehorsam, der wider Willen den Gewaltigen dienen und ihr Werk befördern muß? Die Kraft, die Homer und Newton zeugte, die den Weinstock auf Hügeln und den Weizen in den Tälern wachsen läßt, hat auch Neronen und Attilas geboren und begräbt in Erdbeben Städte und Inseln.

Aber auch wir sind ein Teil Gottes, spricht der Apostel, uns ward das Herz voll Lust und Mut, die lichte, gewölbte Stirn voll göttlichen Verstandes gegeben, ewig in der Natur erschaffen wir ihre äußeren Bilder und Scheine, das mannigfaltige Spiel des Lebens; wir gehören dem All der Dinge an, glücklicher und weiser, je frömmer und einfältiger wir ihm gehorchen, aber in dem Spiel seines Scheinlebens stehen wir frei und göttlich in Selbstkraft und Selbstgefühl und sollen durch sie spielen und kämpfen. Nach ewigen Gesetzen der Wahrheit und Gerechtigkeit, deren Quelle tiefer rinnt als das sterbliche Wort, sollen wir die Welt richten und halten. Hinweg also mit der neuen Hexenlehre, hinweg mit dem niedrigen Fatalismus, die uns zurufen: Der Starke soll herrschen, und der Schwache soll dienen! Eine höhere Stimme ruft: Der Gerechte soll herrschen, und der Freie wird gehorchen. Die Guten sollen kämpfen gegen den Teufel, die Schwachen gegen den Starken, der nicht als ein Herrscher der Wahrheit kommt. Die Natur aus ihrer geheimen Fülle schuf die erhabne Kraft nicht, damit wir uns vor ihr wie vor Götzen niederwerfen und sklavisch dienen. Nein, wo das Böse erscheint, und sei es mit Luzifers betrügendem Engelslicht,

da erscheint die wilde Kraft, die das Göttliche selbst zerstören möchte, wenn sie könnte, und das heilige Orakel der Menschenbrust tönt: Kämpfe und ringe gegen dieses bis in den Tod! Die Natur spielt in schrecklichen Ausbrüchen der Elemente hier oben, sie läßt begeisterte Zerstörer, erhabene Tyrannengemüter werden, damit nicht alles in feiger Schlaffheit und dumpfem Traume des Daseins vergehe. So füllt sie die verlassene Rennbahn mit Ringern und setzt Preise aus für blutigen Tod, wenn das Heldenspiel vergessen oder gefahrloser Scherz geworden war. Aber selbst den Giganten laß die Palme nicht ohne Streit vom Ziel nehmen, sonst wird durch deine Feigheit Übermut, und durch Übermut wird Ungerechtigkeit und Verderben.

Und ihr Völker? Mußten darum so viele *eins* sein, damit das allgemeine Schlechte in der großen Masse nicht erscheine? Leere Täuschung! Auch an der Schneescheitel des Riesen Montblanc sieht man die schwarzen Felsen durchscheinen. — Mußten darum so viele *eins* sein, damit der einzelne nichts sei? So war es nicht im Anfang, so sollte es nicht sein, als Völker und Staaten wurden. Nein, damit durch Sicherheit und Gesetz würde, was der einzelne nicht schaffen und erhalten konnte, damit das Edelste und Größte, was der einzelne dachte und empfand, durch Begeisterung vieler als Tat und Werk aufgehen könnte, damit große Kräfte, große Tugenden vieler herrlicher und göttlicher erscheinen, damit das Gesetz des Allgemeinen, Schönheit und Gerechtigkeit, als die leuchtende Sonne der Menschheit aufginge, darum sind Staaten gestiftet. Bürger, der du in einem Ganzen stehst, fühle zuerst den Menschen; was ihn erniedrigt, erniedrigt den Staat; der Mut, die Kraft, die Tugend, wodurch der einzelne herrlich ist, verherrlicht auch das Volk. Aber so sind wir, wessen der einzelne sich schämt, des schämt er sich in dem Volke nicht, was der einzelne nicht ohne Rache dulden darf, duldet knechtisch das Volk, was den einzelnen mit Schande brandmarkt, ist im ganzen Volke nur Unglück oder Torheit. Dies ist es, ihr Europäer, alles ist in den dicken Leib der Masse gefahren und meint, daß das Schändliche sich darin vor Schande retten könne, man hat den Sinn, die Freiheit, die Tugend des einzelnen verachtet, man hat das Tote als Maschine des Staats über den Menschen gestellt, — der Mensch ist verschwunden, und der elende Bürger kann die Maschine nicht bewegen. So steht ihr verzagt und verzweifelt. Was rettet euch vom Verderben? Völker, glaubt für den Menschen und Bürger *ein* Gesetz und straft seine Übertretung an euch und an andern! Fürsten, lernt die erhabne Geduld der Wahrheit wieder, und freie, gerechte

Männer, fertig in Rat und Tat, mit dem Schwert und mit der Wage, werden sich um eure wankenden Throne versammeln. Wenn jeder einzelne sich herrlich fühlt, das Volk würdig, das Gesetz heilig, das Vaterland unsterblich, die Fürsten edel — dann fürchtet euch nicht, die Welt ist gerettet. Hundert solche sind Zehntausenden gleich.

Ich schaue umher und suche, denn von allen vier Winden her betäuben mich die ewigen Klänge Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Ich will sie sehen, aber ich fürchte sie nicht zu finden, denn das Gute, was wirklich ist, pflegt nicht so auf den Gassen zu klingen. Was ist die Gerechtigkeit dieser Zeit? Hundert Bilder sind vorher vorübergegangen und haben sie gezeigt. Was ist die Humanität? Ich habe oben gesagt, was sie sein soll. Es ist eine alte Klage und Sage nicht bloß bei den Poeten, daß die Gerechtigkeit, die heiligste Tochter der Himmlischen, in der frühesten Zeit dem irdischen Lärm und Blutvergießen entwich; sie sitzt seitdem am ewigen Stuhl des Zeus, hält ihm das Zepter und richtet mit mildem Sinn die Völker und Könige auf Erden. Aber verschwunden war sie den Irdischen nicht, sie trugen ihr heiliges Bild als des Erhabensten, was je erschienen war, unauslöschlich in der Brust; aber Betörung und Schwächung haben gegengewirkt; sie fühlen, was sie sollten, und tun und leiden kümmerlich, was sie müssen. Und die Menschlichkeit? Sie war dem Sinn der alten Welt fremd, die neue hat sie geboren, ach, nur im faulen Verstande, nicht in rüstiger Tat. Gerechtigkeit ist die allwirkende und ordnende, Humanität die alldulдende und allbildende; nur vereint können beide die jetzige Menschheit vollenden. Wie spielt man mit ihnen betört und betörend! Greuel, welche die Welt verderben, liegen offen da, Völker rächen sich nicht durch das Schwert, nicht durch das schneidende Wort, deswegen dürfen Zerstörer und Tyrannen sie tun; sie fahren hin ohne Gegengewicht und zertrümmern. Die Bösen wissen, was sie tun — wann Dörfer und Städte rauchen, die Fluren von Blut strömen, die Kerker voll Unglücklicher ächzen, ein unglücklich freies Wort mit Deportationen und Guillotine belohnt wird, dann fällt die Krokodilträne, dann lohnt man eine wirkliche Tugend mit Gold, daß die scheinbare für sie werde, dann prunkt die eitle Großmut in schimmernder Tat, und bewußt ruft man das Kleine aus, wann das Große schweigt. — Und eure Menschlichkeit? Gerecht sei der Mensch, stolz und göttlich denkend von seinem Geschlecht; dann erst kann er menschlich sein und mit dem milden Sinn des Christentums die verdorbene Welt strafen und aufrichten, das Tote aus den Gräbern er-

wecken, die schlafende Kraft aus den Brüsten, dann darf er die Schuld mit den weichen Armen himmlischen Mitleids umschlingen und das Elend durch Schönheit mit dem Leben versöhnen. Leichte, liebenswürdige Göttin, du lebst in dem Auge und Herzen der Guten, die freundliche, spielende, welche das starke und tapfre Geschlecht nach den Mühen der Tugend mit Blumen bekränzt und durch Bilder und Träume über den Staub emporspielt. Du bist nicht auf Erden, du bist der Gerechtigkeit ewige Gesellin. Was man ausruft von Kanzeln und Thronen, auf Schlachtfeldern und Jahrmärkten mit deinem Namen, ist eine Gauklerin mit deiner Maske; so siehst du nicht aus. Nur der Tapfre darf die Schönheit besitzen. Was sollen diese trägen, eitlen, knechtischen Gesellen mit dir, unter deren schlaffen Händen und weichen Herzen alles mürb und gestaltlos wird? Afferei treiben sie mit dem Heiligen, zur Mode erniedrigen sie die Kunst, zur Weinerlichkeit das Mitleid, und die lahmen und jämmerlichen Gestalten, die aus solcher Erbärmlichkeit hervorgehen, lassen sie durch ihre Humanität und Bildung werden und schelten die Tüchtigkeit und Wahrheit der Väter Unhuld und Barbarei. Damit alle ihre Jämmerlichkeit ungestoßen und ungeschlagen durchgehe, damit ihre Ziererei für Empfindung, ihre Eitelkeit für Bildung, ihre Weichlichkeit für Zartheit, damit ihr ganzes hohles und leeres Schattenleben doch für etwas Wirkliches gelte, dazu haben sie die Affin, die sie mit ihrem Namen nennen und anbeten. Hinweg mit ihr! Es ist keine Menschlichkeit, diese zu dulden, es gibt keine für das Unrechte und Böse, es gibt keine für die Halblügen und Halbwahrheiten, womit ein ausgeartetes Menschengeschlecht spielt.

Und wie ist die Menschenwürdigung? Ach, die schlechteste. Man versteckt sich auch hier hinter dem dicken Leib der Welt und meint Wunder, was geworden sei, seitdem durch den Geist alles zur Einheit und Möglichkeit, Maschine zu sein und Maschinerie zu verstehen, hingebracht ist. „Jetzt erst sind weise, menschenbildende Staaten, wo alle Kräfte aufeinander wirken, alle Strebungen ineinander greifen, alles eines Ziels und einer Kunst ist.“ Aber ist in dem Gerüst Kraft, ist hohe Einheit in duldender Erbärmlichkeit? Ist das, so ist freilich diese Menschheit herrlicher als die vergangenen. Zeigt mir die Herrlichkeiten eures Staats, zeigt mir das Glück und die Bildung eurer Bürger, zeigt mir die feste Ewigkeit eurer klugen Maschinen. Ihr staunt, daß man nach dem fragt, was ist? Ich sage euch dann, was ist. Die Majestät, das stolze Vertrauen des einzelnen ist dahin, das kühne, stille Wirken einer edlen Natur ist durch tausend Bande

des Staats seit der Wiege gefesselt, die Kunstgerüste, welche die Menschen dumm, feig und schwach gemacht, halten nicht mehr und fallen zusammen, und die Armen, nachdem ihr Kerker zerstört ist, wissen in der frischen, freien Welt nicht zu stehen, zu gehen zu finden; die meisten gaffen verwundert, viele trauernd. Doch nur in der toten, faulen Masse haben sie sich bis jetzt gefühlt, sie treiben sich darin auch noch fort, und die Allgemeinheit der Vernichtung scheint dem einzelnen das Gefühl seiner Schmach zu lindern. Wie das bröcklichte Alte fällt, kommen Konstitutionenschmiede und Tyrannen nach und bearbeiten das Seelenlose mit einem Übermut, der immer wächst, weil er keinen Widerstand findet. Hunderttausende werden durch die Bauexperimente zerschmettert, Hunderttausende im wilden Treiben der Herrschaft zerstört. Was kümmert es diese? Jene sollten selbst einen Wert auf sich setzen. Sind sie kümmerlich und schlecht, kümmerlicher und schlechter wird der Geist sein, sie zu gebrauchen und zu beherrschen.

Alles steht im Nichts, und alles strebt und arbeitet zum Nichts hin. Es fällt und stürzt und bricht alles Alte, und die Zeit hat der Einreißer, Zerstörer, Probemacher, Verwirrer, Gaukler und Despoten die Menge gesandt, die Vernichtung zu beschleunigen. Ist die Stunde der Aufräumung und Zerstörung so plötzlich gekommen? Muß der Schutt und die Verwesung durch Blut rascher weggespült werden? Ist das Geschlecht in solche Nichtigkeit, Schwäche und Untauglichkeit versunken, daß es schnell vergehen muß, damit eine freudigere kadmeische Nachkommenschaft werde, die sein jämmerliches Bild nicht mehr sehen muß, und nicht daran versteint und in der frischen Weltschöpfung aufgehalten zu werden? Sind wir rettungslos verdorben, unfähig hoher Phantasie und erhabnen Gefühls, unfähig kühner Geduld, unfähig freien Gehorsams, unwürdig alles Glücks und aller Freiheit? Steht noch immer der alte Weltzirkel der Geschichte, daß, wenn alles in Weichlichkeit, Unmännlichkeit, Überkünstelung vergeht, Verjüngung durch Zerstörung kommen muß? O laßt uns verderben und die tiefe Weisheit anbeten, die wir nicht verstehen! So brülle, Krieg, mit deinen tausend Hälsen und stampfe mit den eisernen Füßen Städte und Länder zu Brei! So schimmert, blutige Tyrannen, mit der Geißel und dem Schwert! Und unerbittlich mische der wütende Kampf das Gute und Schlechte, das Ganze und das Verwesete in einer Verwüstung! Die Barbarei wird nachkommen, Armut wird neben dem Elend Freiheit und Gerechtigkeit gebären, und ausgestorbene Tugenden werden in das erfrischte Mark der Welt fahren und herrschen. Ist das, so laßt uns verderben!

Aber weil diese Arbeiter auf Erden frisch sind, unwissend, was sie tun, laßt uns in unserm Himmel nicht faul sein, wissend, was wir tun sollen. Aus diesem vollen Nichts, was jetzt ist, kann nichts werden, wer darin stillsteht, kommt um, wer darin leben kann, ist ein Sünder oder Tor. Der unendliche Geist ist wach, nie hatte er diese Höhe erflogen. Aber er hat die Arbeit der Vernichtung gefördert, er ist fertig. Bringt ihn aus dem Himmel herab und zeigt ihn in ganzer Glorie den Menschen, daß sie verstummen, zittern und sehen, worin sie sind. Durch ihn, den Unendlichen, kann diese Welt nur wieder verjüngt werden, die er zerstört hat. Ihr Edleren und Weiseren auf, auf mit Freude und Mut! Tut eure Pflicht und zeigt den Verzweifelten die Rettung und Erlösung.

Tyrannen und Könige werden Staub, Pyramiden und Kolosseen zerbröckeln, Erdbeben und Vulkane, Feuer und Schwert tun ihr Amt, das Größte verschwindet; nur eine Unsterbliche lebt ewig, die Wahrheit. Wahrheit und Freiheit sind das reine Element des Lebens des göttlichen Menschen, durch sie ist er, ohne sie nichts. Ist nicht alles Wahn, was wir sehen und empfinden, treiben nicht die Besten betört mit der betörten Zeit dahin, kann der treue Wille nicht verwunden, so hat das kühnste Wort seine Versöhnung. Ich liebe die Menschen.

Arndts Werke

Auswahl in zwölf Teilen

Herausgegeben

mit Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

August Leffson und Wilhelm Steffens

Mit drei Beilagen in Gravüre und Kunstdruck,
einer Faksimilebeilage und drei Textbildern

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Arndts Werke

Siebenter Teil

Geiſt der Zeit II

Herausgegeben

von

Wilhelm Steffens

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutſches Verlagshaus Bong & Co.

Alle Rechte vorbehalten

Druck von Gallberg & Büchting (Inh. C. A. Klepsig), Leipzig

Inhalt des 7. Teiles.

Seite

Geist der Zeit. Zweiter Teil 7
Vorreden 9
1. Blick vor- und rückwärts 11
2. Blick vorwärts 42
3. Friedensrede eines Deutschen 86
4. Letztes Wort an die Deutschen 113

Natura hominibus lacrimas
dedit et loquelam, quibus
distinguerentur a brutis.
Theophrast.

Geiſt der Zeit

Zweiter Teil

Dieſes Buch iſt ein wanderndes Bild der Zeit; ſeine Empfindungen müſſen wandern und wanken wie die Zeit, ſeine Geſinnungen müſſen ſtehen und bleiben wie die Ewigkeit: tun ſie das nicht, ſo iſt das Buch ein ſchlechtes Buch. Von der Höhe des Himmels nur kann man die Verwüſtung der Erde ſchauen und doch Menſch bleiben: laß die Ruinen des Tages uns mit den andern zerſchmettern, uns Freiere und Kühnere beſeelt ein Geiſt, erfreut eine Hoffnung, entzückt ein Glaube, daß wir noch jauchzen dürfen, wo die Knechte wimmern. — Geh denn hin, Buch, und tu deinen Dienſt.

Vorrede zur zweiten Ausgabe.

Dieſes Buch wird zum zweitenmal aufgelegt, weil es im Winter 1809 jenſeits des Meeres gedruckt, im Vaterlande wenig erſchienen iſt. Einiges darin mag jetzt noch zu deutſchen Herzen ſprechen; anderes ſieht der Verfaſſer ſelbſt als Irrtum oder Traum an; doch hat er es nicht durchaus ändern können, ohne das Ganze zu verſchieben: auch glaubt er, was aus treuem Herzen kömmt, kann wohl verletzen, aber nie verführen. Niemand meint weniger als er, daß die Schreibfeder Verfaſſungen und Geſetze je gemacht hat noch machen wird: die Not und der Degen machen ſie, oder — was dasſelbe iſt, aber beſſer klingt — Gott und die Zeit. Aber Gedanken darf und muß der Menſch tauſchen und umrollen: deswegen iſt er Menſch. Gott hat den Menſchen dieſe Freiheit, das Vorrecht des Geiſteradels, verliehen; die jetzige Zeit verleiht ſie dem Deutſchen.

1. Blick vor- und rückwärts.

1806 im September.

Im Herzen Mut,
Trotz unterm Hut,
Am Schwerte Blut
Macht alles gut.

I.

Soll die Wahrheit allein sich mit dem falschen Rot der Scham zieren und alles andere schamlos sein dürfen? Nein. Wie unverschämt die Lüge der blutigsten und listigsten Weltunterdrückung, wie frech das stumme Schweigen der Feigheit unsrer Fürsten, so töne auch sie mit donnernder Stimme in der Toren unverständiges Ohr; den Guten kann sie nie unverschämt und frech dünken; der Schein mag nicht richten, was nackt sein darf.

Prophezeiungen sind Wirklichkeiten, Sorgen sind Ängsten geworden. Eine Zeit, welche herrliche Kräfte schnell wegrafft und vertilgt, weckt und reift andere früher. In allgemeiner Not spreche jeder laut, dem ein reines Herz für das Vaterland schlägt; in mittelmäßigen Tagen, wo die Dinge sich selbst zu tragen scheinen, warte jeder der Stunde der Reife und der Weisheit und horche auf die Stimme des Alters und der Erfahrung. Diese Zeit, die selbst Prophetin und Seherin ist, bedarf eben keiner Propheten und Seher: wenn die, so berufen sind, schlecht waren oder verstummen, so spreche jedes vaterländische Herz den Fürsten und dem Volk, wohin die Zeit weist und strebt.

Unglück haben wir viel erlebt, Schande mehr. Wenn fürchterliches Unheil das Volk und das Vaterland ergriffen hat; wenn die Könige und Fürsten selbst bang und stumm es an die Fremden verraten; wenn allgemeine Knechtschaft und Verfinsterung des Despotismus, der gern ein heiliger und lichtvoller Choraget des Zeitalters scheinen möchte, nach dieses Volkes Fall Europa bedroht; wenn der listige und heimtückische Feind durch unsre Zwietracht siegt, unsre Festungen schleift oder besetzt; wenn er schmeichelnd, bittend, drohend, zuweilen selbst wohltuend, immer

gleich schreckliche Pläne der Bosheit heckt; wenn unsre Städt
verarmt, unsre Fluren verwüstet, unsre Sitten in der Schma
der Weiber und Jungfrauen, in der Armut und dem Elend de
Männer geschändet sind; wenn neue Namen und Verfassunge
die Betörten törichter, die Mithelfer und Diebe des Vaterlande
weniger gebrandmarkt machen — dann, in solcher Verwirrung
Unterdrückung und Wut erstarren die Wackern in Verzweiflung
Wer diese Erstarrung und Verzweiflung fühlte und fühlt, de
darf davon sprechen.

Trotz aller sibyllinischen Gewißheit der Zukunft hielt Scha
die Zunge, gegen hoher Männer Worte zu sprechen. Sie hie
meine, sie hält noch vieler biedern Männer Urteil und Zung
Hohe, glorreiche Genien, die das Vaterland mit Stolz, das Aus
land mit Ehren nennt und erkennt, wurden durch einen ande
Geist regiert und erleuchtet als unsre Väter. In Mitte d
fürchterlichsten Revolutionen, welche die Welt aus ihren alte
Angeln heben, hofften sie von der geistigen Bildung, von de
erleuchteten Geist der Zeit, wie sie ihn nannten, eine Mäßigun
und Vereinigung der edelsten Kräfte der Europäer, welche alt
Verderben und lange Kämpfe stillen und alles Gute und Schön
was die vorigen Alter zeugten, in herrlicher Gesamtheit göttlich
darstellen würden. Das Politische — Umstürzungen alter Thro
und Verfassungen, zerstörende Kriege, Vertilgung und Unte
gang von Völkern — schien ihnen in jener hohen Ansicht n
kleinlich, ja dem hohen Zweck der Zeit, wie sie ihn meinte
wohl gar dienlich. Ihr Irrtum betörte viele, betört noch imm
einige und bedeckt durch die Ägide ihres Namens die Men
blinder Dummköpfe und feiger Schurken, welche, was am Ta
ist, nicht sehen können oder scheinen nicht sehen zu können.
denselben Tagen, wo das heilige Herz des alten Europa, G
manien, nicht mehr mit dem fröhlichen Puls des eigenen Lebe
schlagen soll, wo die schändlichste Sklaverei alles Ehrwürdig
besudelt und mit unverschämter Kehle als Rettungsmittel au
schreit, was alle edle und freie Völker von jeher verabscheuten
in denselben Tagen, wo alles Erhabene und Heilige des Geis
eines Volkes und einer Menschheit als Aberwitz und philosophis
Tollheit verrufen wird, hofften unsre Barden und Philosoph
Erlösung und Freiheit der Enkel gerade durch einen Geist
Geduld und Erschlaffung, der die Blüte und Tapferkeit der al
Welt verdarb. Kümmerlinge ihr! Eure nachgesungenen Hellen
töne werden die Begeisterung des Volks nicht wecken, eure phi
sophischen Gespinste werden das schwere Leid einer geplag
und entnervten Welt nicht emportragen können, ohne daß

zerreißen. Euer Edles erkannte das deutsche Volk, dumm aber wie eure Hoffnungen ist euer Weltverstand und eure Weltlehre.

Immer hat die vergangene Zeit wenig Spätergeborne belehrt, immer noch mischt man die göttliche Welt des Scheins in die irdische des Seins. In jener göttlichen Welt ist das verborgene und stille Wirken, den Irdischen unten kaum vernehmlich; aber das Gesetz, was darin waltet, wolle nicht irdisch auf Erden herrschen. Wo tapfer gestritten, wo strenge und weise geherrscht werden soll, da sei die Hand rasch, die Brust mutig, die Zunge laut; da waren die Zeitdiener und Leisetreter, die Völker- und Glaubensvereiniger zu einer Herde und Kirche von jeher die Verderber. Ach, mein Volk hat das noch kaum erkannt nach so vielem Elend und so offener Schande! Luther und Hutten, heilige Namen, hat man euch nicht als Aufrührer und Tempelstürmer hingestellt? Was wäre Erasmus' Witz und Melanchthons stille Tugend geworden ohne euch? Sind Namen, wie Leonidas', Hermanns, Karls des Hammers, Winkelrieds und Gustav Adolfs von den stumpfen Zeitgenossen nicht leiser genannt worden? Solcher Männer und Helden bedarf Europa; denn der neue Mongole und Sarazene von Korsika droht mit einer schlimmeren Barbarei und Knechtschaft, als welche von ihnen bekämpft ward.

Hinweg mit den aufgeblasenen Dunstköpfen und Tröpfen, welche solche Taten und Namen mit Klügeleien herabsetzen und verkleinern! Gegenwärtiges, späteres Elend wird den schlimmen Irrtum der Eitelkeit heilen, aber Böses geschah und geschieht dadurch. O Vaterland! Du mangelst nicht tapferer, kühner Herzen, aber kühner und tapferer Stimmen mangelst du, welche mit Ernst und Liebe deine Not und deine Rettung verkündigten. Außer diesen Betörten gibt es viele feige und gemeine Knechte ohne Sinn für das Große und ohne Gefühl für das Volk und seine Ehre, Sklavenseelen, welche sich anmaßen, Zeichendeuter und Ausrufer der Zeit zu sein. Wahrlich, diese Zeit kann nicht gedeutet noch getragen werden durch solche Knechtsgesichter, welche mit niedriger Gesinnung hinzutreten und das halbe Lügenwort der Wahrheit sprechen, viel schlimmer und teuflischer als die volle Lüge; welche immer nur sich sehen, nie das Allgemeine; welche mit den Ansprüchen, in ihrem Volke etwas zu bedeuten, doch auf allen Fall ihr eignes, kleines Leben mit allen seinen Zieraten und Ehrenflittern sichern möchten; welche furchtsam untertauchen, wo es gilt, in der wilden Brandung entweder oben zu schwimmen oder zerschmettert zu werden. Besser schwiegen sie, und ehrenvoller schwiegen alle, welche offene Schildträger

des Unrechts und der Tyrannei ſind, wo ſie auch erſcheinen ode längſt erſchienen, welche wohl gar Napoleon dem Großen dem unſterblichen Einrichter und Befreier Deutſch lands, dem Führer und Helden des Jahrhunderts dem Schöpfer eines ewigen Friedens die Schande, di aus ihren Herzen floß und, wenn es möglich wäre, ſie mit neue Flecken zeichnet, weihen, eine würdige Weihung. O ihr Schreibe ihr Träger und Sprecher des göttlichen Wortes der Menſchhei könntet ihr nur fühlen mit dem Kleinſten und Geringſten i Volk, wie er ſein Zeitalter fühlt, wagtet ihr nur offen das Rech und Wahre zu ſprechen, Weltunheil würde nicht ſo umgreife können, durch Gemeinſchaft der Stimmen für Vaterland un Recht würdet ihr Fürſtenſeelen ſtärken, und auf den Denkmäler der freien Väter würden freie Söhne freudig ſterben wollen, un Helden würden erſtehen unter einem Volke, das ſeines glorreiche Alters große Erinnerungen wieder fühlte. Rache! Rache! würd ihr rufen gegen den ſchlauen Verderber Europens, und Räch würden erſcheinen. Jetzt gibt man ſeiner Feigheit nur ande Namen und möchte klug und weiſe ſcheinen, da man ſchwach un ſchlecht iſt.

Frei darf und will ich ſprechen, weil ich fühle, daß ich f Ehre ſterben kann und in Schande nicht leben darf. Dies w der Väter Lehre, und, ſolange dieſe galt, ſtand es wohl um d Vaterland. Wird dies nicht wieder die Geſinnung der Urenk ſo ſind unſre Köpfe vergebens klug, unſre Schwerter vergebe ſcharf. Überdruß, zuletzt tiefer Gram ließ mich verſtumme Ach! Es bedurfte keiner Erklärung der Gegenwart, mit ihr ſcheußlichen Folgen hat ſie ſich ſelbſt erklärt, und alle Prop zeiungen ſind durch ſie feſte Orakel geworden. Doch die Dohl krächzen zu laut, und der Vogel ſcharfer Klauen muß unter fahren. Denn waren einige ſcharfſehend für das, was noch un der Hülle der Zukunft lag, ſo ſind andere blind für das, n man mit Händen greifen kann, oder ſtellen ſich doch, als ſe ſie es. Mit dieſen Blinden rede ich, ihnen zeige ich die warn den Zeichen der Zeit; denn lieber möchte ich Schrecken bei al als Sicherheit bei vielen. Ihnen möchte ich jenen glühen Zorn einhauchen, der als verderbende Flamme für die Frem aufgehen und ſie mit Verzweiflung über den Rhein jagen müſ jenen ſchönen Zorn, dem das Schlimmſte, dem ſelbſt der bitte Tod wünſchenswerter ſcheint als Geduld der Knechtſchaft, i Begeiſterung, wodurch der jetzige Mann für des künftigen Man freies Geſchlecht mit Freuden ſtirbt.

Was haben wir in einem Jahre erlebt! Und doch noch n

so Greuliches, als es unser Unglück und unsere Dummheit verschuldet haben. Soll ich an die unvergeßliche Schmach erinnern, womit der Krieg begann, an des unseligen Macks unritterliche und unehrliche Übergabe mit einem ganzen Heere, wobei tausend deutsche Herzen die Verzweiflung beklemmte, — nur er, der Elende, der nicht siegen konnte, konnte nicht sterben und lebt noch mit der Last seiner Schande — an Preußens Schwanken und Zögern in dem verhängnisvollen Augenblick, an den unglücklichen Tag von Austerlitz, an den Schimpf der ersten Stadt Deutschlands, des Kaiserlichen Wiens, seinen Herrn fliehen und den übermütigen Feind einziehen zu sehen, endlich an das, womit das Unheil begann, an die ewige, brennendste Schande, an deutscher Fürsten Mitgenossenschaft mit dem hinterlistigen Zerstörer? O es ist zuviel für eine deutsche Brust. Dies war das erste, viel schlechter war das zweite. Das Glück war nicht da, aber auch der Mut schien verloren, und, wodurch er immer gesiegt hatte, durch Zwietracht und Unentschlossenheit der Verbündeten siegte der Feind vollkommen. Preußen, mit einem starken und gegen den Feind des deutschen Namens streitlustigen Heere, stand auf der Entscheidungslinie und schien das Vaterland retten zu wollen und zu können. Später hat man behauptet, es habe versprochen gehabt, es zu tun. Es zögerte, Austerlitz kam dazwischen; von dem, das vorher schon zaghaft geschienen hatte, erwartete man wenig. Noch jetzt hielt seine verhängnisvolle Hand das Weltschicksal und das Leben von Hunderttausenden. Schwere Arbeit fand Bonaparte zwischen dem preußischen und des Erzherzogs Heer; schwankte der Sieg, so stand ihm kaum Flucht über die Alpen, seinem Heere nur Gefangenschaft oder Tod durch Eisen und Hunger offen. Ein ernstes Wort, mit ernsten Waffen gepaart, hätte entscheiden können; mit einem Federstrich, wenn der Fremde übermütig war, mit dem Schwert hätte großes Unheil gebessert werden können; nicht für das Vaterland, selbst für sich hätte Preußen glänzend entscheiden können, welche Partei es auch ergriff. Es ergriff keine, und der herrlichste Augenblick war verloren, einer von jenen, wo die Nemesis über dem sterblichen Haupt und seiner Weisheit oder Torheit lauschend schwebt. Was geschah? Österreich schrie nach Frieden, Rußland, mißmütig, zog seine Krieger zurück, der preußische Minister ward mit süßen Komplimenten und allgemeinen Gelübden betört, vielleicht mit etwas Schlimmerem. Bonaparte lobte die Weisheit des preußischen Kabinetts, schmeichelte der Scharfsicht der Räte und der Tapferkeit des Heers, schloß seinen Frieden, befahl Haugwitz als seinen Diener nach Paris und

sandte ihn bald nach Berlin zurück, beschimpft und von seinem Volke verflucht, seiner Leichtgläubigkeit oder Feilheit lachend. Was dieser Sünder, Deutschlands zweiter Mack, an seinem und an dem großen Vaterlande verbrochen, das werden tausend edle Herzen mit ihrem Blute bezahlen. So endigte ein Kampf, auf dessen Anfang viele mit Hoffnung, viele auch mit Zittern hingesehen hatten, beispiellos schnell und unglücklich. Man war auf nichts vorbereitet, nicht einmal auf das Unglück, worauf der große Mensch, der König und der Feldherr immer gerüstet sein soll. Nach großen Unfällen, die doch nicht unheilbar waren, mit mannigfaltigen Kräften und Hilfsmitteln, die selbst durch Klugheit und Glück bedeutender werden konnten, gab man sich der Kühnheit und Schlauheit des Korsen hin und überließ ihm das Schicksal Europens.

Endlich, glaub' ich, hat man den Fürchterlichen völlig kennen gelernt, wenigstens hat er selbst alles getan, was ein Sterblicher tun kann, über sich keine Ungewißheit mehr zu lassen. Wer diesem noch einen freien und großmütigen Sinn, wer ihm noch erhabene und edle Pläne der Wiedergeburt der Menschheit, der festen Verfassung und Begründung Europens beimißt, ist entweder ein heilloser Narr oder ein bestochener und lügnerischer Verräter welcher Schande, der er sich niederträchtig unterwarf, bedecken möchte, indem er der Welt einbilden will, er halte Bonaparte für den Helden des Jahrhunderts, für den Gesetzgeber und Beglücker der künftigen Geschlechter. Er hat mich nicht betrogen wie ich ihn seit dem ersten Anlauf auf seiner schimmernden Bahn geahnt habe. Das Glück treibt ihn unwiderstehlich weiter, und alles Erbärmliche eines engen Herzens enthüllt sich schamlose je sicherer er der Herrschaft wird. Aber euch, die ihr auf ihn noch immer hinweiset als auf das beglückende Gestirn der Zeit, euch andern, die ihr schwer begreifet, was hell am Tage liegt, wie ich die Bedeutung des letzten Jahres, die verschlingende Gefahr der Gegenwart und das verschlingende Ungeheuer derselben zeige.

Von dem politischen Recht, wenn es je ein solches gab, mit welchem in den letzten zwanzig Jahren in Europa verfahren ist, darf ein verständiger und wahrer Mann wohl nicht reden und da muß man Bonaparten billig erlauben, was sich andere erlaubten und in einer ähnlichen Lage erlauben würden. Aber von einem persönlichen Recht und einer persönlichen Pflicht darf bei jedem Manne gerebet werden, der durch seine Äußerungen selbst sich solchem unterwirft und über dieses sein Recht und diese seine Pflicht die Zeitgenossen laut zum Urteil auffordert. Bei einem Mann, der durch den eignen Mund und den Mun

seiner Dolmetscher sich die Rolle des ersten Helden und Menschen des Jahrhunderts kühn beilegt und beilegen läßt, der immer von Gerechtigkeit, Mäßigung, Großmut und Beglückung der Völker spricht, darf man dies Recht und diese Pflicht untersuchen, worunter er durch den Gebrauch solcher Worte sich stellt. Seine verdiente Strafe leide er, wenn er lügt.

Als er vor einem Jahre losbrach und über den nicht mehr deutschen Rhein ging, was gelobte er? Im Angesicht Europens gelobte er laut und öffentlich, er komme nur, durch den Ehrgeiz und die Wut seiner Feinde gezwungen, die den Friedfertigen aus seiner Ruhe aufgerissen, er komme als ein Befreier und Rächer seiner Freunde und Bundsgenossen, der treulos von Österreich angefallenen, dessen Herrschsucht der Freiheit Deutschlands ewig gefährlich bleiben werde. Dieses Österreich wolle er züchtigen, die deutsche Freiheit sichern und dann als Versöhner und Vermittler mit siegreichen Heeren zurückgehen. Laut und öffentlich — o Schande, wenn ein Unverschämter sich schämen könnte — gelobte er im Angesicht der Welt, Frankreich wolle keine neu unterworfene Völker, das Volk, der Regent seien groß und herrlich genug durch sich selbst, Deutschland solle das ganze Deutschland bleiben. So versprach er, aber anders tat er. Der Friede war mit Österreich geschlossen, ein schmählicher Friede; die russischen Krieger waren ihren langen Weg zurückgegangen; die braven Preußen, bang wie es schien, den Allmächtigen zu verletzen, wichen, wohin nur einzelne Haufen Franzosen nahten, und übergaben ihnen besetzte Länder und Städte, die außerhalb dem notwendigen Kreise dieses Feldzugs lagen; bis auf wenige Tausende wichen sie hoch nach dem Norden Deutschlands zurück. Das arme, durch die Märsche und Kurierzüge von Hunderttausenden zertretene, durch Lieferungen und Erpressungen von Freunden und Feinden bis auf das Mark ausgesogene Süddeutschland hoffte umsonst Erlösung. Hundertundfünfzigtausend Franzosen blieben in ihm stehen und lebten leicht und frisch, wie Franzosen gewohnt sind. Transporte des erbeuteten Geschützes und Geldes, Züge der Verwundeten, neue Einmärsche der Konskribierten, zehrende Haufen von Gefangenen, Lazarette, Pesten, Seuchen, Kommissarien, Einrichter, Bedrückungen und Schändungen aller Art — wie haben sie die unglücklichen Länder heimgesucht! Reiche Städte sind verarmt und knechtisch geworden, der unglückliche Bauer aus Schwaben und der Schweiz sucht im Banat, in der Krim, selbst unter den Schädelskalpierern am Mississippi ein neues Vaterland und zieht mit Weib und Kind ins Elend. Zehnmal ist versprochen, das Heer solle abziehen, immer ist es ge-

blieben und wie eine Horde Mongolen in einen neuen Bezirk gezogen, wenn der, wo es stand, abgeweidet war. Kleine Ursachen haben zu Entschuldigungen gedient, es in des Vaterlandes Grenzen zu behalten. Die Fürsten, die Länder und Städte haben es still ertragen und noch danken müssen, daß man sie nicht noch mehr geschändet. Bonaparte hat manchen neue Provinzen zugeteilt, eroberte und geraubte. Mit einem herrlichen Recht, das nicht einmal Kriegsrecht, sondern Bequemlichkeitsrecht der Politik genannt wird, bestiehlt er die einen, um die andern zu bereichern, verkleinert hier, um dort zu vergrößern, macht Könige, Großherzöge und Herren, wie er will; und freie Städte müssen sklavisch, unabhängige Fürsten und Männer unterwürfig werden. So wirft der Gewaltige das Los über die Länder und zugleich über die Söhne und Töchter der Fürsten, die mit einer neuen Erniedrigung, die ihm Erhöhung heißt, ihr altes Blut mit den wirklichen oder künstlichen Nichten und Neffen, Söhnen und Töchtern des großen Imperators vermischen müssen. Nach langen Einleitungen, vielfältigen Lügen und Versicherungen, halben Erklärungen und pomphaften Ankündigungen und Schmeicheleien von der Seine her und von seinem gewandten Diener des Despotismus Talleyrand, ward es endlich klar, was der gepriesene Schutz und Beistand der süddeutschen Fürsten und das neue politische System bedeuteten, das man als ein bis jetzt unerfundenes Weltwunder, als das Mittel des Heils der Völker und eines ewigen Friedens ausschrie. Heillos ist es indes ergangen und ergeht es. Seine Soldaten haben regiert; willkürlich und despotisch sind alte Herren und Fürsten erniedrigt, die mit neuen Titeln geschmückten wahrlich nicht bloß scheinbar erhöht; geplündert ist und abgerundet und getauscht; selbst Preußen, das von seinen Ministern verratene, hat abtreten und tauschen müssen, aber Schimpf für Ehre, Krieg für Frieden getauscht und sich dem Unersättlichen gegenüber auf eine gefährliche Spitze gestellt, von welcher nur alte Tapferkeit und Kühnheit, wie zu weiland des großen Friedrichs Zeiten, es werden retten können. Jetzt ist Süddeutschland unter einem prunkenden Titel Frankreich unterworfen, die verbündeten Fürsten sind Bonapartens Vasallen, ihr Silber und Gold, ihre Söhne und Töchter, ihre Festungen und Burgen sind seine; doch so gierig und blutig er ist, noch spielt er mit ihnen: sein Glück und die Zeit wird das übrige vollenden und offenbaren.

Die Schlachten von Ulm und Austerlitz haben die letzte Scham, die noch bei dem Manne war, ausgetrieben. Ohne Achtung gegen die Meinung des Zeitalters fährt sein Banditen-

sinn hin und raubt mit dem gemeinsten Geiz für seine Nepoten Länder und Städte, und man kann gleich wahrsagen, daß kein Fürstenthron sicher sein wird, solange er noch einen Bruder oder Vetter zu versorgen hat, und daß er Vettern, Nichten und Töchter zu versorgen finden wird, solange es ununterjochte Völker gibt. Holland ist in diesem Abgrund untergegangen, Italien, ein Teil von Deutschland; lüstern sieht sein gieriges Aug' nach Spanien, Portugal und dem Rest von Deutschland hin, die ihm wohl fast ein sicherer Raub scheinen. Das übrige Europa wird dann schon allmählich folgen müssen.

Holland, durch wie viele politische Wiedergeburten hat es gehen, wie viele neue Verfassungen hat es mit durchlaufen, wie viele Schiffe vergeblich ausrüsten, wie viele Heere unterhalten, wie viele Millionen Gold nach Paris schicken müssen! *Alles für die Freiheit*, rief man, *eines würdigen und republikanischen Volkes, alles, um es von dem blutdürstigen und ehrgeizigen Einflusse Englands zu befreien.* Was hat man seit den letzten Jahren nicht versucht in Ränken und Kabalen, um das unglückliche Land durch Zwietracht und Parteien so zu verwirren, daß man ungescheuter mit ihm spielen durfte! Aber umsonst. Bei dem ruhigen Gemüt seiner Bewohner wollte es alles nicht anschlagen, und die guten Leute machten ihre Sachen immer noch so ziemlich leidlich. Die Zeit war gekommen, wo man vor nichts mehr Scheu hatte. Man berief die, auf deren Patriotismus, wie es lautete, auf deren Feigheit und Schlaffheit, auf deren kümmerliche Politik, alles einer erbärmlichen Gegenwart anzupassen, man sich verlassen konnte; man erklärte ihnen, Holland müsse eine Monarchie werden und Bonapartens Bruder Ludwig zu seinem Könige wählen. O ihr Niederländer! Einst kühnes und unerschrockenes Volk! Vaterland der Wilhelme und Ruyter, wo war *eine* Stimme unter euren erkauften Vertretern, die vor Europens Ohren laut zu werden wagte? — Das Murren und die Ungeduld des kleinen Volks begräbt ohne Anführer die Vergessenheit. Ist denn die Lehre jetzt allgemein, daß der Starke den Kleinen ungestraft unterdrücken darf, ohne daß dieser die Welt und den Himmel zu Zeugen seiner Schmach und seines Leids anrufe? Rächer würden also erstehen und furchtbare Männer selbst unter den Kleinen vortreten, welche den Ehrgeiz an der Spitze einer halben Million Menschen bleich machen könnten. Das Wort und die Meinung, seine Tochter, sind als allmächtig von dem Mächtigsten gefürchtet. Warum brauchen edle Herzen, die mehr als schimpfen, die Wahrheit sagen können, gegen ihn diese fürchterlichsten Waffen nicht?

Keine Stimme ist gehört worden, welche das Volk hätte achten können, stumm hat man gehorcht und angenommen, was an der Seine geboten und erfunden ward, und Ludwig Bonaparte ist als König eingezogen und, schreibt man, mit dem lautesten Jubel von dem Volk empfangen worden, das nun glücklichen Zeiten und dem Ende langer Erschütterungen und Zerrüttungen entgegensieht. Ja wenige Wochen nach seinem Einzuge erscholl es sehr naiv von Amsterdam: König Ludwig fängt schon an der Vielgeliebte genannt zu werden. O über Despotenschmeichelei und Sklavenkriecherei, wie sie hündisch hier im Westen nie gesehen worden! Ihr nennt Satan einen Lichtengel und den Neger einen belvederischen Apoll, wenn man euch winkt. O erinnert euch doch, wackre Niederländer, daß Ludwig XV. verfluchten Andenkens einst diesen ahnungsvollen Namen führte.

Nichts aber bei diesem neuen Königtum war abscheulicher als ein Aufsatz im Moniteur, wodurch man künstlich die Trefflichkeit einer despotischen Einherrschaft vor republikanischer Männer Herrlichkeit zu beweisen suchte. Dieser Aufsatz ist das Unübertreffliche diplomatischer Unverschämtheit und abgetriebener politischer Sophisterei. Mit einer Frechheit, die nur nach einer Revolution, die leider in Franzosenhände fiel, erklärlich ist, beweist Herr Talleyrand, nichts sei abscheulicher, nichts dem Glücke, dem Heil und der höchsten Entwickelung des menschlichen Geschlechts verderblicher als eine republikanische Verfassung, wo das Gesetz mächtiger ist als der Regent. Freilich wer das blutige Franzosenaffenspiel mit der Freiheit gesehen hat; wer nach Pethions, Dantons und Robespierres Republik, nach Barras' und Reubels Verwaltung zurückblickt; wer die Zeitgenossen an einen anarchischen Staat erinnert, von Lastern aufgelöst, von Lastern genährt und beherrscht, der sich Republik nannte; wer sie an die abscheuliche Narrheit erinnert, womit die großen Halter dieses Staats Einrichtungen der alten, Ideen der neuen Welt, die sie nie verstanden, mißbrauchten — der konnte leicht ein solches scheußliches Bild von einem freien Staate entwerfen, wie der weiland Bischof von Autun, und behaupten, daß es nichts als Hängen und Köpfen, Exile und Faktionen, Mörder und Banditen darin gebe; der konnte wohl den Despotismus, der alle Kraft zum Nichts ausgleicht und keine herrliche Natur im Guten und Bösen gewaltig erwachsen läßt, der konnte wohl die brütende Stille der Gewitterluft, wo nur das eine Wort des Tyrannen gilt, als den heitern Himmel der Ruhe und Glückseligkeit der Welt verkündigen. Elender Sklav' eines Tyrannen, kennst du nur das

Jetzige, oder willst du das Vergangene und Künftige nicht kennen? Hier gebar die Freiheit die Wilhelme und Ruyter, die Oldenbarnevelde und Grotius, die Boerhave und Hemsterhuys; hier gebar die Freiheit in Wüsten und Sümpfen blühende Gefilde, dämmte dem furchtbaren Meer sein Gebiet ab und begrub sich trotzig unter Wellen, wenn der Übermut des Unterdrückers nahte; die Flaggen dieses freien Volkes wehten siegreich auf allen Meeren, und seiner Männer Weisheit und Tapferkeit hielt lange die wankende Wage europäischer Gerechtigkeit im Gleichgewicht. Noch herrscht hier Fleiß, Sparsamkeit und Zucht; aber den Enkeln hat Gold besser gedeucht als Freiheit, darum werden sie beide verlieren: was Tapferkeit erwarb, kann nur Tapferkeit erhalten. Wir werden sehen, was dein König ihnen bringen wird.

Und Italien? Er hat es beinahe gereinigt. Was von Fürsten übrig, der Papst, die Königin von Hetrurien, dient und wird dienen, bis es ganz verschwindet; die alten Könige sind auf die Inseln gedrängt und werden dort unter dem Schutz englischer Flotten vielleicht sicher sein, solange der Krieg währt, bei dem ersten Friedensschluß völlig nichts sein; Österreich ist durch den letzten Feldzug abgefunden und hat sein Tirol, seine einzige Vormauer, dem Feinde übergeben. Bonaparte hat vom Anfang seiner Regierung versprochen, er hat später, ja noch in den letzten Jahren gelobt, Italien solle einen freien, von Frankreich unabhängigen Staat ausmachen; aber immer fester wird dieses schöne Land mit dem großen Lande zusammengezogen, immer um sich greifender und drückender wird die Herrschaft der Franzosen, immer verzweiflungsvoller werden die Einrichtungen, die der neue Herkules Europens macht, seine letzte Barbarei zu vertilgen. Es erscheint, hier soll nichts Ganzes werden, sowenig Deutschland ganz bleiben soll. Das eine vereinigt man unmittelbar mit Frankreich, das andere zerstückelt man unter mehrere Herren, bis der Tag der vollsten Unterdrückung reif ist. Statthalter, Vasallen, Knechte sollen hier regieren, Gnadengaben und Hilfsgelder sollen von hier gezogen werden, das Volk soll vereint nie Selbständigkeit und Freiheit fühlen. So wird Italien für Frankreich werden, was Gallien oder Achaja den alten Imperatoren war: zuletzt ein wüstes, entvölkertes Land voll Sklaven und Banditen, viel mehr noch, als es seine letzten traurigen Jahrhunderte dies war. — Auch Unteritalien hat der letzte Krieg erworben, und der Feinde Planlosigkeit und des Königs Verlassung den Franzosen leicht in die Hände geliefert. Hätte man ein Königreich Italien gewollt, wovon soviel versprochen ist, und was nie erscheinen wird, so hätte man

jetzt Neapel damit verbinden müssen. Nein, einer der kaiserlichen Brüder wird hiermit abgefunden und zugleich von dem künftig zu erobernden Sizilien zum König ausgerufen. Und die Greuel, die dieses arme Land verwüsten, das Kriegsrecht, welches gegen die Kalabresen gebraucht wird, die Brandstifter und Aufrührer heißen, weil sie hartnäckig für ihren alten König fechten? Europa kennt es und richtet die Bürgerseele, welche, wie der Moniteur sagt, seine tote Masse bewegt und allen edelsten Erscheinungen und Anstrengungen der Zeit den Anstoß gibt.

Und Spanien und Portugal? Wie haben diese armen Länder zollen müssen, um Frankreichs Krieg gegen England zu erleichtern, um diesen Feind des menschlichen Geschlechts, diesen allgemeinen Seetyrannen zu demütigen, den wir freilich nicht vor allen rühmen wollen, bei welchem aber der letzte Punkt europäischer Freiheit liegt, wenn Rettung möglich ist. Spanien ist in den zerstörenden Krieg, der seinem Interesse fremd ist, endlich mit Gewalt hineingerissen worden und blutet sich in seinen letzten Kräften für Frankreich ab, bis sein Kaiser Zeit hat, über die Pyrenäen zu rücken und auf seinen schönen Gefilden für Lucian und Hieronymus und weiß Gott für welche Brüder und Söhne neue Königreiche zu suchen. An Ränken und Unterhandlungen für diesen Zweck hat es von dem Anfang seiner Regierung an nicht gefehlt; Warnungen, Drohungen, Einflüsterungen reden lauter, was er will. Sein großer Geist wird zu seiner Zeit finden, daß das Haus Bourbon und Braganza ausgeartet ist und ein neues Geschlecht auf den Thron gesetzt werden muß, um die glorreiche Epoche dieser Nationen wiederzubeginnen.

So offen, so geheim — keinem Hellsehenden seit Jahren mehr geheim — ringt dieser gewaltige Mensch nach der Herrschaft Europas, indem er mit dem Schwert tapfer schlägt, durch List der Unterhandlungen, durch geheime Bosheit der Kabalen und Bestechungen, durch drohende Winke und Stellungen und durch eitle Vorspiegelungen und politische Gaukeleien mehr erobert. Welche Pläne und welche Zwecke für das Glück der Welt hat man ihm seit dem Jahre 1799 nicht beigelegt! Ach! Daß er Europa, daß er sein Zeitalter nicht kennt! Daß er kein edler Mensch ist und den Ruhm schönerer Unsterblichkeit nie gefühlt hat! Er hielt all unser Glück in seiner Hand und hat es ausgegossen wie Wasser, und siehe, es ist Blut geworden, das uns mit Abscheu und Schrecken überschwemmt und überschwemmen wird. Ich sage, dieser hat nie einen Plan gehabt als für sich

selbst, nie einen erhabeneren Zweck, ja nur ein erhabeneres Gefühl, als sein elendes Leben zu sichern, seine Herrschaft zu vergrößern und zu erweitern. Dazu hat er, klein wie er ist, die Mittel gebraucht und gebraucht sie; dazu hat er gelogen vom Anfang und wird lügen bis ans Ende, selbst dann noch lügen, wenn er es nicht mehr nötig hat.

Seht seine republikanische Laufbahn — welchen Stürmer, welchen grimmigen Hasser der Kaiser und Könige machte er! Seht seine späteren Riesenschritte, bis er sich zum Imperator ausrufen ließ. Alles diente dem Klimmenden als Gerüst: so spielte er mit dem Schicksal der Länder, mit Verfassungen und Gesetzgebungen. Hatte er seine Stufe erstiegen, so ließ er es hinter sich fallen und als Albernheit und Torheit ausrufen, was vor wenigen Monaten, oft vor Wochen noch, Weisheit und Völkerglück genannt ward. Sollten nicht auch jetzt nur Gerüste gebaut und Vorbereitungen gemacht werden? Nichts anders. Er ist in der wichtigen Arbeit, seinen Nichten Fürstensöhne, seinen Brüdern und Helfershelfern Königtümer und Fürstentümer zu verschaffen und scheint einen Augenblick stillzustehen. Aber laßt uns sehen, was er macht, ob es denn alles so gut und trefflich ist, als seine Schildträger es ausrufen, selbst wenn es ihm ein Ernst damit wäre. Wir wollen einmal annehmen, es sei sein Ernst.

Also dieses berühmte Bundessystem, welches Europa retten und beglücken soll, welche Folgen wird es haben für diejenigen, die darin sind? Frankreich umgibt sich mit einer Menge kleiner und mittelmäßiger Staaten, von ihm geschaffen und unter seinem Schutz stehend, übrigens mit eignen Regenten, Verfassungen, Gesetzen, worin es nichts zu ändern verspricht. Bloß das Glück, was die Teilnehmer durch diese Verbindung empfangen, die Wohltat der Sicherheit und Ruhe, die sie unter solchem Schirm auf immer genießen, der Glanz, der von dem großen Staat auf sie zurückfällt, sollen sie fühlen lassen, daß sie mit ihm in Verbindung stehen. Aber die natürlichen Folgen:

Der große Staat wird nach irdischem Gesetz jeder Übermacht die kleinen seinen guten und bösen Einfluß zu drückend fühlen lassen; es wird zuerst eine Mischung von Einrichtungen, Gesetzen und Sitten erfolgen, welche das Ungleichartige verdirbt. Jeden Krieg, ja jeden kleinen Handel, den der große Staat bedeutender macht, je mächtiger er ist, werden die kleinen fühlen und führen müssen; ja er wird eigentlich mit ihrem Silber und Golde und dem Mark ihres Landes und Volkes geführt werden, weil sie die Außenseiten ausmachen und kein Feind sich dem

Zentrum oder dem großen Staate nähern darf. Was diese Nebenländer an Menschen, Kunstwerken, Schätzen Herrliches haben, wird durch des großen Staates unwiderstehliche Zugkraft dem Mittelpunkte zugeführt werden. So werden diese kleinen Staaten, immer zu nah beschattet, ohne Kraft, Selbständigkeit und hohes Lebensgefühl fortschmachten; nie darf aus ihnen der Befehl und die freudige Herrschaft und Kühnheit des einzelnen ausgehen; nichts Großes, Politisches noch Bürgerliches wird in ihnen werden, weder in den Menschen noch in den Dingen; so verschlingt das Fremde alle Kraft und Herrlichkeit. Ohne Reiz, ohne Kampf, ohne Wetteifer der Kräfte im Gefühl der Gleichheit wird der Befehlende wie der Gehorchende Sklavensinn anziehen, und die schöne Welt der Lust und des Streits wird in Unlust und Erschlaffung des faulen Despotismus vergehen.

So muß es sein, wenn es am besten ist. Aber wie ist es? Kann es schlimmer sein für die armen Bündischen? Kann tyrannischer mit einem schwächeren Feinde verfahren werden, als Bonaparte seine sogenannten Freunde und Bundesgenossen behandelt? Und dies ist der Anfang, wo das schöne System anlockend in die Welt eingeführt werden soll. Können des Tyrannen politische Gaukeleien und Lügen wackere und gescheite Männer überall noch so blenden, daß es etwas anderes als Anfang werden wird? Ein Name ist es für eine alltägliche Sache, ein Deckmantel der frechsten Unterjochung. Diese Könige und Fürsten sind Frankreichs Sklaven, diese Länder seine Landschaften, und so werden sie behandelt. Ich sage, selbst der Name wird verschwinden, sie werden auch genannt werden, was sie sind. Meint ihr, daß der Rheinische Bund etwas anderes bedeutet und bedeuten soll, als die weiland Cisalpinischen, Batavischen und Ligurischen Republiken? Bonaparte will Deutschland unterjochen, er will auch Kaiser von Germanien heißen, er will dessen Länder und Fürsten nach seinem neuen Kaiserrecht von einer Grenze bis zur anderen beherrschen. Er wird es, wenn die lange Torheit und Faulheit der Fürsten sich nicht im Unglück tapfer und edelmütig mit dem Volke verbindet und ihn einmal fühlen läßt, was dreißig Millionen Menschen vermögen. Dahin geht sein Ehrgeiz und sein Glück, wohin Sully, Richelieu und Louvois schon sahen, Deutschland zu einer Landschaft Frankreichs zu machen. Dann wird der Rheinische Bund auch verrufen als etwas Unvollkommenes, womit es nicht recht habe gehen wollen, und französische Generale werden Germaniens Satrapen.

Dies ist dein großer und herrlicher Wille, engbrüstige Tyrannenseele, wodurch Europa wiedergeboren werden

soll; dies sind deine unsterblichen Entwürfe und Taten, die nie gesehen worden, wofür eine neue Ansicht der Geschichte gehört, sie zu begreifen, wie dein Satellit Talleyrand aus den Eisengittern der Tuilerien posaunt. Du bist ein tapferer und glücklicher Krieger, ein schlauer Überlister, ein großes unsterbliches Ungeheuer, das die Welt erschreckt: das gibt dir der Kleine und Große. Aber was bist du mehr? Wodurch hast du je die Welt erfreut? Durch Lügen und Hoffnungen, die leer geblieben sind, die nur Schwachköpfe betörten. Glaubst du den hohen Genius Europens zu betrügen? Glaubst du, daß durch dich neu werden soll, was lange veraltet ist und nur noch hie und da als eine häßliche Ruine steht? Glaubst du, daß wir alle blind, taub und toll werden sollen, um aus dem wilden Lärm und Getümmel, das du machst, deine kleine Seele nicht herauszufinden? Ich will dir sagen, was du bist.

Eine enge, treulose, geizige, blutige Seele bist du, die der ganzen Welt nur einen Nacken wünscht, um sie so leicht als deine Franzosen zu bejochen. Du hast dich zusammenstellen lassen mit Namen, wovor die Scham dich bleichen sollte, mit hohen Helden, und kein hohes Heldentum ist in dir. Auch vor dir haben andere die Welt zerstört aus Zerstörungslust, aber keiner hat so klein gebraucht, was groß erworben war; freilich vieles hast du durch kleine List und blutige Treulosigkeit gewonnen. O wärest du hingefahren aus Lust des Herrschens bloß um das Herrschen, die Göttlichkeit dieses Lebens würde die gemarterte Welt mit dir versöhnen, wir würden gezwungen Bonaparte, den Zerstörer, Bonaparte den Großen nennen. Aber wann schlug diese heilige Flamme der Helden in deiner kalten Brust auf, wann war ein Gedanke des Lichts in deinem düstern Kopfe? Kennst du den größten Feldherrn des Altertums, kennst du Hannibal? Sein Leben war ein Gedanke; Rom zu vertilgen und sein Vaterland herrlich zu machen; an sich dachte der gewaltige Mensch nie. Als Geiz und Zwietracht zu Hause, als List und Feigheit in der Fremde seinen Heldenweg sperrten, da dachte er zuerst an sich, weinte seinem gefallenen Vaterlande die erste Träne und starb frei, als er nicht mehr frei leben durfte. Kennst du des göttlichen Cäsars kühnes und edles Herz, seine Freigebigkeit und Freundschaft, welcher die Schätze der Welt zu gering waren, seine Großmut und Milde, die selbst die Feigheit und Treulosigkeit nicht strafen konnte, seinen hohen Sinn voll Freiheit und Bravheit, der Eisenpaläste und Trabanten verschmähte? Kennst du den edlen Schweden Karl XII., seine stille Tugend und seinen Göttermut, die ein kleines Zeitalter bald vergaß und eine spitz-

bübiſche Politik klein gerichtet hat? Kennſt du den großen Grie-
chen Alexander? Deine Knechte haben dir oft ſeinen Namen
vorgekrächzet, aber Knechte lehren ſolche Namen nicht kennen.
Kennſt du Jupiter Ammons herrlichen Schlangenſohn, der die
Welt wie ein Gott eroberte und beherrſchte, der ſelbſt im wilden
Zorn, in taumelnder Wolluſt ein Menſch war? Der trug Liſt
und Kunſt in einen ſklaviſchen Weltteil, der baute Städte, wo
du ſie zerſtörſt, der war der Beſiegten Vater, wo du der Unter-
jochten Deſpot ſein willſt, der durfte am Ende ſeiner Laufbahn
zu ſeinen Kriegern ſagen: Mazedonier! Wo werdet ihr einen
König finden, der ſolchen Männern zu befehlen würdig ſein wird?
Ihm folgten die Tränen einer Welt, dich werden ihre Ver-
wünſchungen ins Grab hinein fluchen.

Du biſt die Nachgeburt einer Zeit, die zu klein ſcheint,
Helden gebären zu können, und eine elende Nachgeburt der
Barbarei ſind alle deine Einrichtungen und Taten, von welchen
du vergebens hoffeſt, daß ſie beſtehen ſollen. Wie? Nach den
hohen Lehren des hellſten Jahrhunderts, nach der vielfachen Be-
leuchtung alter Ungeheuer und Ungetüme, die der Zufall gebar,
wagt deine Frechheit das Richtige wieder aufzurichten und Titeln
Bedeutung zu geben, die veraltet und lächerlich geworden ſind?
So belohnſt du die Schildträger deiner Macht, deine Feldherren,
elende Seelen, die einſt nebſt dir mit heiſeren Kehlen Freiheit
und Gleichheit ſchrien, die nun freilich für nichts Würdigeres
ſtreiten als für Gold, Sterne der Ehrenlegion und Länder, die
du mit ihnen raubſt. Für ſie, für deine Nepoten ſoll Europa
ewig bluten? Dafür ſoll gezettelt, betrogen, gelogen und ge-
mordet werden? Dies iſt der hohe Zweck deines Heldentums,
und daß dein armes, kleines Leben, wofür du täglich zitterſt,
von ſo vielen Sklaven umlagert, ſicher ſei? Daß Bonapartiane
herrſchen nach dir, das iſt das Höchſte, was du gedacht haſt.
Weißt du, was der ſterbende Alexander ſagte, als ſeine Freunde
ihn fragten, wer nach ihm herrſchen ſolle? Der Würdigſte.
Du willſt ein gerechter Geſetzgeber der Welt heißen, du, der die
letzte Freiheit und Unabhängigkeit vertilgt, wo ſie ſich findet,
der die erniedrigten Völker deinen Vaſallenfürſten als Allein-
herrſchern und Deſpoten huldigen läßt, damit der ganze, elende
Sklavenhaufe völlig reif werde, einem einzigen Tyrannen end-
lich willig zu dienen?

Du biſt klein, wie du prunkend biſt, ein aufgedunſener
Orientale, wie dein Glück und Schickſal orientaliſch war, um
das erſtaunte Europa dies neue Wunder anſtarrt. Es gilt der
Spruch mehr und mehr von dir, den jemand ſchon vor Jahren

von dir sprach: At bellus homo est, qui pusillus homo est. Wie du als ein blutiger und treuloser Tiger auf Raub lauerst, schmeichelst, wo du fürchtest, zerreißest, wo du kannst; so feig, so treulos, so blutig bist du der Verfolger des edelsten Geistes, der in Europa lebt. Freiheit auf Erden im Staat ist dir nicht verhaßter als Freiheit im Himmel durch das Wort und die Schrift. Welche niedrige Schmeicheleien, welche beschämende Vergleichungen, welchen abscheulichen Prunk und gemeinen Sklavendienst duldest du im Angesicht einer Welt, die nicht gewohnt ist, den Staub mit der Stirn emporzuschlagen und Königsfüße gleich Götterfüßen anbeten zu sehen! Wo und wann ist solches gesehen und erhört worden in unserm Weltteil? Und der solches duldet und gebietet, will ein Held heißen und ein Mann? Du, der keine Wahrheit vernehmen kann, weil du ein Lügner bist, der nie die Geduld kannte, einen edlen Willen neben sich wirken zu lassen, du eitler Verderber, du geschworenster Feind aller edlen Künste und alles höheren Strebens, wodurch das europäische Leben schön geworden ist, du meinst mit niedriger Gesinnung den Namen des Großen als eine Beute davonzutragen? Alles magst du erbeuten mit Gewalt, dies eine nie. Du stellst die Büsten heiliger Männer, eines Friedrichs, Trajans, Mark Aurels vor dir hin, du hörst wohlgefällig, daß deine Knechte dich mit ihnen vergleichen, ja daß sie sagen: Herr, du bist größer denn diese drei. O bestelle dir einen eigenen Knecht, wie der mazedonische Philipp weiland sich einen bestellte, der ihm täglich dreimal ins Ohr rufen mußte: Philipp, bedenke, daß du sterblich bist, und laß dir es von ihm ins Ohr schreien, wie groß du bist. Ich sage dir, besser knietest du an den Denkmälern dieser Heiligen, welche die Geschichte kanonisiert hat, bätest für den Frevel ab und eiltest nach dem auch von dir geschändeten und geplünderten Rom, an Trajans Säule für so viele Sünden dein Gehirn zu zerschellen.

Krieg und Zerstörung wird nicht mangeln, solange dieser lebt, der mordet, wann er schmeichelt, lügt, wann er schwört, Verderben meint, wann er von Frieden klingt, auf Vernichtung sinnt, wann er von Freundschaft und Bundsgenossenschaft spricht. Er hat bis jetzt gespielt zweideutig und zweifelhaft vielen, er wird hinfort offener spielen müssen — seine Larve ist fast zerrissen —, aber desto blutiger und verderblicher wird er spielen. Von dem Anfang und Ende des Unheils darf man nicht mehr sprechen. Die Welt ist so ungeheuer ineinander verwirrt und verflochten, daß, wer auch zuerst breche und zuschlage, dieser immer das blutige Gespenst ist, das zu gräßlichen Taten und Verhängnissen aufschreckt. Es scheint, wir müssen noch viel er-

leben mit ihm und durch ihn, er hat seine fürchterliche Rolle noch nicht vollendet. Hatte das Schicksal einen Zweck mit dem Ungeheuren, so werden noch viele Tausende durch ihn fallen, ehe er selbst fällt. Er ist Werkzeug der Zerstörung, nicht der Gründung: dieses Zeitalter kann auf seinem vielen Schutt nichts gründen.

Ich wollte zu meinem Volke ein Wort reden — auch was hier geschrieben steht, ist zu ihm geredet, man kann doch seine Liebe nimmer vergessen, wie tief auch das Elend und die Verzweiflung das Herz zerschneide — zu meinem Volke wollte ich reden; aber wie spreche ich zu dir, deutsches Volk? Was bist du, und wo bist du? Ich suche und finde dich nicht. Nur hie und da klingt eine einsame Stimme das unsägliche Leid der Zeit, nur hie und da schwirrt ein prophetischer Klang in mein Ohr wie des Raben aus hoher, nächtlicher Luft; doch seine Deutung ist mir nicht vernehmlich; immer aber noch hofft, wer alles verlieren soll. Bist du Hermanns, bist du Luthers Volk und Gustav Adolfs, der auch dein Mann und Held war? Ich kenne dich kaum, sie würden dich gar nicht erkennen. Was für ein Geschlecht bist du geworden, Luthers Volk, der durch dich die Welt erleuchtete und befreite, der so laut und so kühn zu dir sprach, dir und deiner Tugend so unendlich vertraute und der Zukunft Großes von dir gelobte? Ach! wohin ist deine Prophetenstimme gefahren, Mann Gottes? Wo sind deine Hoffnungen geblieben? Komm hernieder aus deinem hellen Himmel und sieh, was das Volk treibt, das du mit Stolz dein nanntest, sieh es und fliehe zornig zurück und erzähle Hutten nicht davon und Gustav Adolf nicht davon und selbst dem alten Friedrich und Joseph nicht davon, die wohl neuer Dinge warteten, aber nicht solcher neuen Dinge. Denn was wirst du sehen? Die Fürsten uneins, habsüchtig und mit Fremden des Truges gegen das Vaterland pflegend, diese Fremden als die Tyrannen übermütig herrschend und gebietend und der weiland gefürchteten deutschen Tapferkeit spottend — es sind jene Franzosen, die du im Leben hier unten nie leiden konntest, jene Affen, die alles Heilige zum Spaß erniedrigen, jene Listigen, vor welchen du deine Zeitgenossen warnetest — alles im Elend verzweifelt, in der Schande der Ehre vergessend, die Herren stumm und dienstbar, das Volk zertreten und mutlos. — Aber nicht alle sind unter den Fremden. Was machen denn die? Schärfen sie nicht die Schwerter, jene zu erlösen? Ist das alte, große, deutsche Herz, wovon soviel geschrieben und gesungen steht, nicht in hellen Flammen erglüht, und zittert der Feind nicht und baut sich Brücken über den Rhein?

Ach, wie du fragst, heiliger, alter Seher! Das sind die Deutschen mit den Keulen und Lanzen nicht mehr. Sie sind Kosmopoliten geworden und verachten die elende Eitelkeit, ein Volk zu sein; feine, leichte und aufgeklärte Gesellen sind es, ohne Vaterland, Religion und Zorn, die nur von Barbaren für etwas Großes gehalten wurden. Du selbst, wenn du mit lebendiger Zunge und starker Brust unter sie trätest, würdest von ihnen nur für einen tollen Polterer und Schreier gehalten werden. — Und deine Schriftgelehrten und Propheten? Es sind Zeitungsschreiber und Kritikaster geworden oder sublime Ästhetiker, die, auf Hellas' und Hispaniens Fluren wandelnd, den stinkenden Mist der Politik verachten; oder himmelstürmende Philosophen, welche ewig feste Staaten bauen, während sie die irdischen mit einem höhnisch stolzen Lächeln unter sich vergehen sehen. Von diesen ist nichts zu hoffen. Klingt ja noch einmal die warnende Stimme eines Mannes darein und will die Schmach und die Not weisen, so verhallt sie in den leichten Wind, und nichts Lebendiges und Tüchtiges will durch sie werden wie in deinen Tagen; sie verhallt unter den tausend Kehlen, die nicht um Freiheit, sondern um Lumpen und Salben und Brot schreien. So ist alter Ernst zu neuer Afferei, so Todesmut zu Lebenstand geworden. Das heilige Land, das die Freiheit der alten Welt rächte, die neue von schlimmerer Sklaverei erlöste, das alte, heilige Land der Germanen und sein Volk sinkt und will sinken. Einige Gute trauern in verzweifelndem Gram, die Menge steht und vernimmt das Größte und Scheußlichste nicht, was ihr droht, sie bessert und stümpert an dem kleinen Elend und meint durch ihre Erbärmlichkeiten Weltheil und Erlösung zu schaffen. Heiliger Mann, dies ist dein Volk, das kleine, verzagte, kosmopolitische Volk. Drei Säkeln nach deiner glorreichen Laufbahn will es dir ein Monument errichten und hat zu der ganzen Narrheit in drei Jahren noch nicht 20000 Taler zusammenbetteln können; ja vielen Kümmerlingen scheint selbst diese Summe noch überschwenglich, und sie möchten sie einziehen, um Armenschulen zu stiften und einige gebrechliche Hungerleider damit zu füttern, was freilich besser wäre, als ihren Geiz so nackt hinzustellen, wo ihrem größten Mann ein Denkmal erbaut werden soll. Windbeutelei, Pedanterei, Gaukelei, Schwärmerei ohne Kraft und Tat ohne Ziel, dies ist die Überschrift des Plunders, womit wir uns schleppen, und wohl bedarf es des eisernblutigen Tyrannenbesens, den Wust aus der Welt zu fegen, damit unsere Kinder wieder klar vor sich sehen können. Steh einmal still und horche, wie die Ausrufer schreien. Hier posaunt einer, durch die reine

und reinste Philosophie in einem Hui Maler, Poet, Feldherr, Minister, ja Gott selbst werden zu können, dort kakelt ein zweiter durch das Prinzip der Einheit für Universalmonarchie und Papsttum und schimpft bei der Gelegenheit ein wenig auf deine veraltete Herrlichkeit; der eine hat ein neues Rezept zu einem Kartoffel- und Eichelbrote, der andere ruft Knochensuppen, der dritte Gesundheitskatechismen und Kuhpocken, der vierte ein leichteres Pfluggestell aus, alle mit der roten Überschrift: Heil der Menschheit. So hat das Elend sich eingefressen, und die größte Not sieht darüber keiner. Für die Unmündigen und Halbtoten denkt und schreibt und schreit dies Volk in einem Augenblicke, wo es die Starken und Frischen mit Heldenmut entflammen und mit brennenden Herzen und rächenden Schwertern in die Feinde treiben sollte. Wer immer nur die Erbärmlichkeit und Verwesung der Welt sieht, wird ihre Wunden nicht heilen.

So sind die jungen Germanen, so steht Hermanns und Luthers Volk. Und seine Fürsten? Alter Luther, du strafest oft, die in deinen Tagen lebten, wie würdest du diese strafen, sähest du ihr Tun! Fürsten und Führer meines Vaterlandes! Was alte Mängel, was das schreckliche Zeitalter herbeigeführt hatten, dafür und dazu konntet ihr nichts; was ihr zuletzt getan und gelitten habt, das muß euch zu Ehre oder Schmach gerechnet werden. O, auch aus Fürstenseelen ist die Ehre verschwunden, sie haben sich mit Schande bedeckt, und darum ist das zertretene Volk so elend und so verzweifelt. Was seid ihr denn, Fürsten, und wozu? Sind die gehorchenden Millionen nur da, damit ihr schimmert und herrschet, damit ihr selbst in Schimpf und Schande die kümmerliche Herrschaft eines alten Geschlechts noch um einige Dezennien verlängert? Nein, Fürsten wurden, damit das Volk in Sicherheit und Ehre bestände; darum gab man ihnen das Zepter und das Schwert. Die Arbeit und Hitze des Tages, die Sorge und Wache der Nacht, der blutige Tod in der Schlacht ward euch zu hohen Ehren gegeben, zu wachen, zu sorgen, zu arbeiten, zu streiten für das Volk an Gottes Statt und nach Gottes Ebenbilde. Wenn ein Volk schändlich ist, das seinen Herrn in der Not verläßt, dem der letzte Tropfen Blut zu teuer ist, ihn für seinen Fürsten zu vergießen, so ist der Fürst schändlicher, der sein Volk verläßt; wenn ein kleiner Mann schändlich ist, der um Gold Schande tut und leidet, nach welchem Maße soll man die deutschen Fürsten messen, die um Schlechteres Schändliches tun und dulden?

Fürsten! Fürsten! Ihr rufet wohl: Wir trugen das Unglück und die Schmach, auf daß nicht schlimmeres Unheil über

unser Volk käme; wir senkten die Hand, die das Schwert fassen wollte, drängten das fertige Wort der Ungeduld tief in das Herz zurück, auf daß der Feind nicht feindlicher wütete. O, ihr wisset nicht, was ihr seid, und was ihr rufet; ihr wisset nicht, wodurch der Schwache selbst den übermütigsten Feind ohne Waffen schlägt; ihr habt nie gefühlt, wie göttlich die Gerechtigkeit, wie erhaben die Fürstenwürde und Fürstentugend ist auch gegen die grimmigste Gewalt. Und wenn ihr fürstlich geboren seid, wenn euer heiliges Amt euch das Herrlichste auf Erden dünkt, wenn des Volkes Glück euch das Erste, Größte ist, so wisset, es gibt kein Glück ohne Ehre; ihr Verlust, ihre Verachtung verdirbt den einzelnen Mann und das ganze Volk. Und will das Volk ehrlos werden, nie wolle es der Fürst. Sein Schwert, sein Wort in der Gefahr, sein bitterster Tod, wann die Schande nahet, halte sie aufrecht, für sie falle er, das erste gottgeweihte Opfer, und edel und tapfer ersteht hinter solcher Leiche das Volk. Wer sterben kann, den kann kein Tyrann unterjochen.

Und ihr? Was des Geringsten von allem diesem habt ihr je getan? Ehrlos, wie ihr seid, habt ihr ehrlose Dienstbarkeit für tapferes Unglück gewählt; feig seid ihr in das Joch der Fremden gekrochen und habt euer sträubendes Volk mitgeführt. Durch solche Gesinnung seid ihr keine Fürsten mehr, eure Söhne und Enkel werden es nimmer sein, andere werden ihre Stühle besteigen, ihr selbst könnt solches Unheil noch erleben. Wo sind eure Stimmen gehört worden für Ehre und Gerechtigkeit? Wo habt ihr eures Volkes euch erbarmt in der Not? Fremde beherrschen, richten, verhaften und ermorden es, schänden alle Sitte und alles Recht; ihr schweiget, als gehe es euch nichts an, und die schrecklichste aller Tyranneien scheint so gerecht zu werden. Edler von Dalberg, du spieltest einst den Deutschen und ließest dich einen Patrioten sprechen und singen; wo ist nun dein Germanien? dein Patriotismus? Konntest du dem Seinetyrannen nicht die Wahrheit sagen und vom fürstlichen Stuhl ins Elend gehen? Wann fürstliche Seelen solche Hoheit ergreift, dann sehe das Volk nach Rettung aus — den Jammer der Kleinen bedeckt der weite Schandenmantel der Großen, und er scheint nur, was er ist, eh' es zu blutigen Revolutionen reift. — Aber wo sind solche Seelen? Glaubst du, daß mittelmäßige Erbärmlichkeit, daß auf den Zufall hoffende Altflickerei der Politik dieses Zeitalter retten kann? Du irrest, wenn du nicht lieber ein kleiner Herr als ein großer Mann sein willst. Ach! Du warst immer nur ein kleiner Herr. — Biedere und wackere Männer des Rats der freien Stadt Frankfurt, ihr habt dem Volke und dem Feinde gesagt, was es

bedeutet, was so laut gepriesen und ausgerufen wird, Gewalt
offene Gewalt. Das Volk und ihre Männer haben euch erkann
und gelobt, sie werden euch je und je loben, der übermütige Feind
muß schweigen und sich schämen; er würde zittern und erblassen
wenn alle unterdrückte Städte und Fürsten so sprechen dürften
das Volk würde frohlocken und Vertrauen fassen. Aber warum
seid ihr die einzigen? Warum verstummen so viele, die Meineid
Treulosigkeit, Gewalt schreien sollten? Auch ich verstumme hier

Solche Greuel sind da, die Fürsten, welche jetzt Könige heißen
können ihre Leute nicht schützen, dürfen sie nicht rächen, sie sehen
zu, wie ihr erhabener Beschützer, der große Befreier Europens
mit Bajonetten und Flinten das Recht übt. Solche Greuel wer
den dicker und dicker kommen, ein Volk, das Tapferkeit, da
tiefes Gefühl für Gerechtigkeit hat, wird endlich ausschlagen un
mit Gott und deutscher Kraft so viele Unbilden und Schande
rächen.

Krieg ist unvermeidlich, ausgekämpft muß im kurzen wer
den, ob der Fürchterliche von Messina bis Lübeck, von Cadix bi
Danzig herrschen soll. Das blutende Europa zittert vor de
verderblichen Kampf. Dieser, der immer angreift, auch wo
still scheint, der immer zerstört, wo er freundlich ist, wird de
Verwunderten machen, er wird ausschreien, daß man ihn, de
schlafenden Löwen, wieder aus seiner tiefen Ruhe aufstöre, wä
rend er an dem Frieden der Welt arbeite und die wohltätigste
Pläne für die Menschheit gebäre; er wird ausschreien: Frau
zosen, die vierte Koalition ist da, es ist die letzte, un
er wird arbeiten, Wort zu halten. Darum, ihr Herrscher, se
gerüstet! Nicht auf heute, nicht auf morgen; auf manche Tag
auf lange Arbeit, auf blutigen Tod. Hohe, herrliche Opfer könn
allein die Schanden der Zeit versöhnen, königliches Blut kann alle
die Schande abwaschen, auf daß ein reines, tapferes Geschlec
erwachse für Freiheit und Gerechtigkeit. Waffnet euch, ihr no
Unbezwungenen, waffnet euch mit dem frischesten Mute, mit d
heißesten Liebe eures Vaterlandes! Und es wird wohl gehe
auch wenn ihr erlieget, es wird herrlich werden, auch wenn i
erschlagen seid; edler Männer Tod ist Siegen gleich. O daß i
siegtet, ihr letzten Unbezwungenen! Daß ihr des Landes Rett
würdet! Daß der schöne Rhein mit seinen edlen Reben wied
seine Germanen erkennte! Kühnste Hoffnungen, wie freudig w
ich sterben, wenn ihr Gewißheit werden könntet! — Aber i
Könige und Fürsten, ihr Männer Deutschlands, wodurch d
Vaterland, wenn es noch zu retten ist, allein gerettet werd
kann, wenn ihr nicht auszieht mit hoher Gesinnung, wenn d

niedrige Geiz des Eroberers, der geheime Groll des Neiders nicht fern von euch ist, so werdet ihr nimmer siegen. Zeigt den Franzosen, daß ihr nicht mit ihnen krieget, sondern mit ihrem Tyrannen, der die Welt verheert, daß ihr nicht ihres Landes wollet, sondern eures eigenen und eurer gottgegebenen Freiheit; und wenn langes Unheil klug machen kann, wenn ihr wieder ein Vaterland wollet, ein starkes, tapferes, freies Vaterland, o so lasset die Fürsten Süddeutschlands zu der Schmach, die sie geduldet haben, den Hohn und Schimpf des Siegers nicht dulden; gedenkt, wofür ihr ausgezogen: den Frieden zu bringen und die alte Zwietracht zu stillen; verzeihet, wo Unklugheit gefehlt, wo Schwäche und Feigheit gedient, ja verzeihet, wenn ihr könnt, wo Hinterlist und Bäuerei verraten hat. O Siege, süße Hoffnungen und Träume, wohin geht ihr mit mir?

Aber selbst Siege retten noch nicht, sie können den Augenblick befreien, aber der Zukunft keine Dauer geben. Diese alte Welt, wie sie schlecht, feig und in Betrug und Afferei verworren geworden ist, muß vergehen und wird vergehen. Das könntet ihr begreifen, ihr Fürsten, wenn euch das hohe Verhängnis verständlich wäre. Siege, Millionen zusammengetriebener Soldaten retten noch nicht; ein Volk muß wieder werden, und ihr Fürsten werdet selbst werden, was ihr sein sollt. Aus roher Kraft und Barbarei war das erste, noch wild und unhold, aber doch schon eine Gesellschaft; dann kam langsam die Sitte und das Gesetz, der Barbar ward ein Bürger, der Feldherr und Richter des Augenblicks ein König und Fürst; edel und frei lebten und starben, taten und litten diese Menschen: es war ein Staat geworden. Die dritte Zeit kam, Sitte und Religion verschwanden, das Gesetz ward verworren und ohnmächtig, der Regent übermütig und dumm, das Volk feig und elend; es ward die Tigerwüste, die noch wie ein Staat aussieht, aber eine Despotie ist. Dahin sind wir meisten Europäer; wir müssen zurück, oder wir ersticken rettungslos in dem Blute und Staube unserer Leichen. Nichts wird werden, ihr Fürsten, wenn ihr es nicht wagt, dem Gesetze zu gehorchen, es als den einzigen gebietenden Herrn zwischen euch und den Sklaven hinzustellen, der dadurch wieder ein freier Mann und Bürger werden soll; wenn ihr es nicht wagt, trotzige, kühne, tapfere Menschen zu beherrschen, die auf Freiheit und Selbständigkeit stolz sind. Nur die himmlische Wahrheit und ihre Geduld wird die Völker erlösen und die wankenden Thronen befestigen. In einem kühneren Geist muß das folgende Geschlecht sich bilden, Tyrannei und Gesetzesungehorsam hassen und an dem Fürsten und Bettler schelten dürfen: es muß stolz leben und

glorreich sterben lernen. So werde das spätere Geschlecht erzogen und gebildet, so erwachse ein kühner Bürgersinn, ein edler Stolz auf Vaterland und Freiheit. Dieser Sinn und seine Blüte sei die Schule des Knaben und des Jünglings Zucht. Schließt die Normal- und Hospital- und alle eure kümmerlichen Bettelschulen zu, wo der junge Mensch durch das Elend sein Vaterland und seinen Fürsten lieben lernen soll, und stellet die weisesten und vaterlandsliebendsten Männer zu Wächtern und Erziehern der künftigen Männer und Helden, rufet wie Hamilkar in Hannibals große Seele die Worte: Tod oder Freiheit, Stolz und Hoheit des Lebens oder gar kein Leben.

II. Zugabe.

Schlachtlied des Kallinus.

Bis wann schlaft ihr? Wann erfaßt ihr gewaltigen Mut euch,
Jünglinge? Schämt ihr euch nicht vor euren Nachbaren rings?
Solcher Faulheit euch nicht? Ihr meinet aber im Frieden
Hinzusitzen, doch Krieg wütet im Vaterland rings. —

O wie ehrenvoll ist's, wie glorreich dem Manne, zu streiten
Für seine Kinder, sein Land und sein junkfräulich Weib
Mit den Feinden! Der Tod, er kömmt einst, wenn es die Parzen
Also wobten — wohlan! Frisch gehe jeder drauf ein,
Hochaufbäumend den Speer und dicht mit dem Schilde das tapfere
Herz umwölbend, sobald mischt sich die wogende Schlacht.
Denn dem Tod entrinnen ist nie einem Manne verhänget,
Selbst nicht, wenn sein Geschlecht himmlischen Ahnen entsproß:
Oft dem Schlachtgewühl entrinnend und Klirren der Lanzen,
Kehrt er, aber daheim faßt ihn des Todes Geschick.
Dieser aber hat gar beim Volk nicht Liebe noch Sehnsucht,
Jenen aber beweint groß und klein, wann er fällt.
Denn beim ganzen Volk ist Sehnsucht des tapferen Mannes,
Wann er stirbt; wann er lebt, gilt er Unsterblichen gleich:
Denn sie schauen auf ihn wie auf eine Burg mit den Augen,
Weil er allein vollbringt Gleiches, was viele zusammen.

Lieder des Tyrtäus.

1.

Sterben ist wahrlich schön, bei vordersten Streitern erliegend,
Schön dem tapferen Mann, welcher fürs Vaterland ficht;
Aber die Vaterstadt verlassend und fette Gefilde,
Fremden umher mit der ärtlichen Mutter, dem greisenden Vater,
Mit den Kindlein klein und dem jungfräulichen Weib.
Denn verhaßt wird er sein bei denen, wohin er gelanget,
Sklave der Armut, gebeugt unter der bittern Not.
Er beschimpft sein Geschlecht, besleckt sein herrliches Antlitz,
Jegliche Schande folgt, jegliches Elend ihm nach.
Wenn dem frennenden Mann nie keinerlei Achtung erwächset,
Noch ihm in künftiger Zeit jemals die Ehre ersteht,
Auf! laßt mutig uns streiten für dieses Land und für unsre
Kinder sterben und nicht schonen des Lebens in uns.
Jünglinge, auf denn zum Streit! und fest beieinander beharrend,
Weder des Schreckens beginnt, noch der beschimpfenden Flucht;
Sondern mächtig entflammt und mächtig im Herzen den Mut euch,
Achter das Leben für nichts, wenn ihr mit Männern euch schlagt.
Lasset die Älteren, welchen die Knie nicht leicht sich bewegen,
Hinter euch nimmer im Stich, rennt ihnen reisig voraus;
Denn es wäre ein Schimpf, wenn neben den vordersten Streitern
Läge gefallen ein Greis, weit vor den Jünglingen hin,
Welcher den freudigen Mut im Staube hätte verhauchet,
Schon mit schneeweißem Haupt und mit ergrauetem Bart,
Mit seinen Händen haltend die blutige Scham, die so gerne
Zucht verhüllet und nicht lässet die Augen erschaun,
Und mit nackendem Leib. Doch noch alles ziemet dem Jüngling,
Weil er der Jugendkraft schimmernde Blume noch trägt,
Lieblich sterblichen Männern zu schaun und den Weibern,
Wann er lebet, auch schön, fallend im vordersten Streit.
Mutig schreite denn jeder, und halte wohl aus, mit den beiden
Füßen am Boden gestemmt, beißend die Lipp' mit dem Zahn.

2.

Auf! Denn ihr seid das Geschlecht des unbesiegten Herakles,
Mutig hinein! Noch trägt Zeus nicht den Nacken gebeugt;
Nicht ob der Menge der Männer erschrecket, erzittert davor nicht,
Straks auf die vordersten Reihn halte der Mann seinen Schild.

Achtend sein Leben für nichts und die dunklen Parzen des Todes
Gleich des sonnigen Lichts Strahlen erfreulich und lieb.
Denn ihr wisset, wie glänzend die Taten des wehrreichen Ares,
Ihr verstehet die Wut wohl des gewaltigen Kriegs;
Denn mit den Flüchtlingen seid ihr gewesen und mit den Verfolgern,
Jünglinge, hattet es oft beides zum Überdruß satt.
Welche mit fest ineinander geschlossenen Reihen sich stürzen
Kühn in den Faustkampf hinein und in die vorderste Schlacht,
Weniger fallen davon, sie befreien das Volk für die Zukunft,
Aber den Feigen verdirbt jegliche Tugend und Kraft.
Denn wer spräch' es wohl aus, wer möcht' es alles erzählen,
Wie viele Übel den Mann treffen, der Schanden erlitt?
O hartselig wohl ist's dem Flüchtling im tobenden Kriege,
Wenn ihm von hinten das Schwert kerbend die Schultern zerhaut:
Schändlich auch heißet der Tote, darniedergestreckt in dem Staube,
Welchem die Spitze des Speers hinten den Rücken durchstach.
Mutig schreite denn jeder und halte wohl aus, mit den beiden
Füßen am Boden gestemmt, beißend die Lipp' mit dem Zahn,
Und um die Hüften, die Schenkel nach unten, die Brust und die Schultern
Hüllend des mächtigen Schilds bauchige Wölbung ringsum:
Und mit der Rechten da schwinge er hoch die gewaltige Lanze,
Und von dem Haupte herab nicke der furchtbare Busch,
Und durch gewaltiger Taten Vollbringung lerne er kriegen,
Außer der Pfeile Bereich steh' er nicht da mit dem Schild,
Sondern hart anschreitend und nah mit dem mächtigen Speere
Oder dem Schwert schlag' er zu, fälle den feindlichen Mann,
Setze Fuß gegen Fuß und hebe Schild gegen Schild auf,
Helm treffe gegen den Helm, Busch nicke gegen den Busch,
Brust stoße schütternd die Brust: so, Streiter, ficht mit den Feinden.
Fassend des Schwertes Griff oder den reisigen Speer.
Ihr aber, Leichtbewaffnete, duckt bald hiehin, bald dorthin
Unter den Schilden und werft wichtige Steine auf sie,
Daß sie wanken, und schießt geglättete Speere darunter,
Schließend der festeren Schar völliger Rüstung euch an.

3.

Wahrlich nicht preis' ich den Mann, noch halt' ich ihn jemals in Ehren,
Sei er im Laufe geschwind, sei er im Ringen geübt,
Sei Zyklopen er gleich an Größe des Leibes und Stärke,

Sieger dem Boreas ob, welcher in Thrazien wohnt,
Sei von Gestalt anmutiger er als weiland Tithonus,
Reicher als Midas einst oder als Kinyras war,
Sei er herrischer noch als Pelops der Tantalide,
Honigfüß in der Stimm' und im Gesang wie Adrast,
Hab' er jegliches Lob, nur nicht des feurigen Mutes —
Denn im Kriege wird nie dieser ein tapferer Mann,
Der nicht kühn kann schauen hinein in das blut'ge Gemetzel,
Den nicht gelüstet im Streit hart an den Feinden zu stehn.
Denn den herrlichsten Preis hat unter den Menschen die Tugend,
Sie ist der schönste, den trägt jemals ein Jüngling davon;
Und ein gemeinsames Gut ist dies dem Staat und dem Volke,
Wenn vorschreitend ein Mann aushält im vordersten Streit
Unerschütterlich fest und der schimpflichen Flucht nicht gedenket,
Setzend das mutige Herz, setzend das Leben darein,
Und auch den Mann, bei welchem er steht, zum Tode erkühnet —
Dies ist der tapfere Mann, dies ist der gute im Krieg;
Denn er wendet alsbald der Feinde gewaltige Scharen,
Und durch den feurigen Mut hält er die Wogen der Schlacht,
Und so fällt er mit vordersten Streitern und lässet das Leben,
Wacht seine Stadt und sein Volk und seinen Vater berühmt
Durch die Wunden, die viel durch die Brust und den bucklichten Schild ihm
Wurden geschlagen und durch Panzer und Harnisch von vorn.
Ihn beweinen gleich sehr die Jünglinge und auch die Greise,
Jeglicher Bürger beweint ihn mit dem innigsten Gram,
Und sein Grab, seine Kinder sind glorreich unter den Menschen,
Und seine Enkel und fernhin sein zukünft'ges Geschlecht.
Nimmer verwelket sein herrlicher Ruhm noch Namengedächtnis,
Auch in dem Grabe noch bleibt der ein unsterblicher Mann,
Den als den tapfersten und standhaftigsten Streiter im Kampfe
Für seine Kinder, sein Land Ares der Grimme verdirbt.
Und entrinnt er der Parze des starrhinstreckenden Todes,
Und erringt er des Siegs leuchtende Ehren für sich,
Ehren ihn all' insgesamt, die Jünglinge gleichwie die Greise,
Und nach dem holdesten Glück geht er zum Hades hinab.
Greisend strahlt er hell vor den Bürgern und keiner erfrecht sich,
Ihn zu verletzen mit Schimpf noch vor dem Richter mit Zank;
Alle stehn von den Sitzen ihm auf und räumen ihm Platz ein,
Jünglinge, und die gleich alt sind, und die älter als er.
Strebe denn jeglicher Mann zum Gipfel so herrlicher Tugend
Aufzuklimmen, und fest halt' er den Mut sich des Kriegs.

Auf die bei Thermopylä Gefallenen.

Wenn schön sterben ist das größte Erbe der Tugend,
Hat vor allen uns dies das Schicksal verliehn,
Denn im freudigen Mut, mit Freiheit Hellas zu kränzen
Liegen wir hier, uns bekränzt nimmer verwelkender Ruhm

Scholion des Kallistratos.

In Myrtenzweigen das Schwert so will ich tragen
Wie Harmodios und Aristogeiton,
Als sie den Tyrannen hieben nied
Und gleich in Freiheit machten der Athener Stadt.

Liebster Harmodios, nicht bist du gestorben,
Auf der Seligen Inseln lebst du, sagt man,
Wo der fersenschnelle Achilleus
Und Diomedes wandelt, der Tydide, auch.

In Myrtenzweigen das Schwert so will ich tragen
Wie Harmodios und Aristogeiton,
Als bei Athäneias Opfern sie
Hipparchos niederstießen, den tyrannischen Mann.

Ewig wird leben euer Ruhm auf Erden,
Liebster Harmodios und Aristogeiton,
Daß ihr den Tyrannen niederschlugt
Und gleich in Freiheit machtet der Athener Stadt.

Deutsches Kriegslied.

Die Sonn' ist auf, der Feind ist da,
Auf, Brüder! auf zum Streit!
Wer je dem Tod ins Auge sah,
Der tu' es kühner heut'.

Der Trommeln und der Pfeifen Spiel
Klingt lustig durch die Reihn,
Und Männer drängen im Gewühl,
's will keiner hinten sein.

Und Rosse wiehern mächtig hell,
Sie wiehern nach dem Kampf
Und stampfen mit den Hufen schnell
Empor den heißen Dampf.

Heran, du hüpfender Franzos!
Du Männlein voller Tand!
Du Länderdieb! Du Ohnehos!
Heut gilt's das Vaterland:

Heut gilt's den Herren und den Knecht,
Die Jungfrau und die Braut
Und deutsche Namen, deutsches Recht,
Wovor dir Sklaven graut.

Und freier Männer freie Bruſt
Schlägt mutiger darob
Und wirbt im Heldenſiege Luſt,
Im Heldentode Lob.

Der ſonſt aus vollen Backen blies,
Hier ſchweige, franzſcher Wind!
Kein Mack, der dir den Rücken wies,
Iſt hier zur Flucht geſchwind.

Und wer bei Ulm geweſen iſt,
Sucht heut' ein ehrlich Grab:
So zahlſt für Lug und Hinterliſt
Du lange Schulden ab.

Drum friſch, ihr Brüder, insgemein!
Du altes Hermannsblut!
Und faßt das Schwert und ſchlaget drein!
Und ſterbt und ſiegt mit Mut!

Und jagt die Franken übern Rhein
Im Lauf und nicht im Schritt!
Wer lebt, der trinke ſeinen Wein,
Wer ſtirbt, den ſalbt damit.

Und wer geſtorben iſt, der heißt
Ein rechter Biedermann,
Der wird von alt und jung gepreiſt,
Man ſieht ihn brünſtig an.

An die Deutſchen.

1806.

Keine Träne, Hermann, für dein Volk?
Keine Träne? und die Schande brennet,

Und der Feind gebietet, wo die Freien
Siegten und fielen!

Keine Stimme laut, wo Luther sprach?
Alle Donner, die der Himmel sendet,
Sollten rufen: Volk, erwache! feiges,
Greife zum Schwerte!

Rache! Rache! Heißen blut'gen Tod
Sklavenfürsten und dem Knecht, der fliehet!
Männerwort gefürchtet und gepriesen
Männliche Tugend!

Ach wohin? Wo Winkelried erlag,
Wilhelm schlug und Ruyter tapfer siegte,
Auf den höchsten Alpen, in den tiefsten
Sümpfen ist Knechtschaft.

Auch du, Hermann, auch du, kühnes Volk?
Auf! erwache! schüttle deine Ketten,
Daß die Schmach die Welt vernehme, bald auch
Blutige Rache.

Lieder helfen hier und Mäler nicht.
Mäler? Tief im Herzen sei das Denkmal,
An dem Turm der selbstgebornen Tugend
Hebe dich, Jüngling!

Und vorangeworfen kühn die Brust!
Und empor das Auge zu dem Himmel!
Hoch die Fahnen! Hoch zum Himmel! Höher
Flammende Herzen!

Tod, du süßer, für das Vaterland!
Süßer, als der Brautgruß, als das Lallen
Auf dem Mutterschoß des ersten Kindes,
Sei mir willkommen!

Was das Lied nicht löset, löst das Schwert —
Blinkend Heil, umgürte meine Hüften!
Von der Schande kannst du Tapfre retten,
Zierde der Tapfern.

Lob des Eisens.

1806.

Gold schreit die feige Welt,
Und Gold macht feige Knechte,
Des Tapfern Herz verstellt
Und schwächt des Starken Rechte;
Für Gold mag keiner sterben,
Der nicht mehr leben darf,
Und edlen Ruhm zu werben
Macht's nie den Degen scharf.

Drum preis' ich das Metall,
Das schwarze, braune Eisen,
Denn ohne Glanz und Schall
Es tut sich herrlich weisen,
Heilt mächtig alle Wunden,
Die jenes blanke macht;
Wär' Eisen nicht gefunden,
Noch tappten wir in Nacht.

Es stellt den Pflug ins Land,
Die Erde zu bezwingen,
Es läßt das Schiff vom Strand
Auf schnellen Windesschwingen,
Baut Menschen feste Sitze
Und führt die Kunst ins Haus
Und löscht des Donners Blitze
Mit einer Stange aus.

Und wann die Sitte flieht
Und Männerarm' erschlaffen,
Wann Trug für Ehre blüht
Und Gold gebeut für Waffen,
Wann Despotismusjammer
Die Welt mit Schmach bedroht,
Dann schlägt aus ihm der Hammer
Sieg und Tyrannentod.

Dann wird es schöne Wehr,
Des Mannes Heil und Freude,
Als Schwert, als Schild, als Speer,
Als festes Brustgeschmeide

Macht es den Tritt der Braven
Den Knechten fürchterlich,
Wir wären alle Sklaven
Ohn' Eisen ewiglich.

Und sieget Tyrannei,
Und sinkt des Glückes Wage,
So macht es blutig frei
Mit einem tapfern Schlage,
Zerhaut die Schlangenknoten,
Die Trug und Feigheit flicht,
Und schickt die tapfern Toten
Empor zu Recht und Licht.

Bleib, Eisen, Männern hold,
Laß Knechte Gold begehren.
Wer deine Kraft gewollt,
Der wollte hohe Ehren,
Der wollte herrlich leben
Und herrlich untergehn.
Drum sei dir Preis gegeben,
O Eisen schwarz und schön!

---

2. Blick vorwärts.

1807 im Januar.

Exoriare aliquis nostri
ossibus ultor. Vi

Der neue Weltbrand, den die düstere Gewitterluft, wo
oben hingespielt ward, ankündigte, ist schrecklich aufgegan
Wo er endigen, ob er sich in sich selbst verzehren wird, d
aus allen den blutigen Aschen zuletzt ein schöner, leuchte
Phönix aufsteige, wer wagt seine Träume und Ahnungen,
in einem so fürchterlichen Zeitalter als ihr einziger Trost
Sterblichen natürlich sind, in eine Welt zu schicken, die über
Heiligste und Größte lachen gelernt hat und durch so viele wun
bare Zeichen und ungeheure Nöten bloß kümmerlicher und wei
licher, aber nicht kühner und ernsthafter geworden ist? Wir de
alle noch mit Grausen an das blutige Spiel an der Seine,
so große Hoffnungen mit einem Nichts endigte. Der kühne M
von Korsika kam aus Ägypten zurück, sagte: Dies repu
kanische Unwesen taugt nicht, ich will der Herr

und der Beglücker werden, und gelobte der Welt das Heil und den Frieden. Toren, die nicht vor noch hinter sich sehen konnten, hofften viel von einem Manne, den die Meinung des Zeitalters größer gemacht hatte, als er war; sie hatten über allem dem Revolutionslärm und Zeitungs- und Journalgeschrei nicht gemerkt, daß er von Anfang an nicht als eine offene, heroische Natur, sondern als ein politischer Gaukler und Taschendieb aufgetreten war. Vielen scheint er die Französische Revolution geendigt zu haben; aber die europäische Revolution ist eigentlich mit ihm angefangen. Wie herrlich, wie göttlich groß hätte der Mann sein können, wenn er langsamen Ruhm schneller Eitelkeit, wenn er Ehre der Menschlichkeit dem Prunk der Herrschaft, wenn er hohe Gesinnung unersättlichem Geiz und Ehrgeiz vorgezogen hätte! Ich fürchte, er wird als ein Ungeheuer endigen und durch einen schweren Donnerschlag des Schicksals gleich den Riesen der Fabel als ein Scheusal der Welt hingestreckt werden, indem der Nemesis unerbittliche Hand allen den falschen Flitterschmuck von seinem Haupte reißt, den er von Thronen und Tempeln, von den glorreichen Taten der Alten und Neuen Welt gestohlen und von seinen willigen Knechten und Posaunenbläsern sich hat anheften lassen. Aber ehe dieser schöne Wetterschlag ertönt, werden Tod und Verwüstung noch wild und wilder wüten; unter den Tränen, Leichen und Trümmern der Erde wird noch manches sinnende Herz über die tiefen Rätsel des Verhängnisses viel Vergebliches fragen.

Wer hat den Krieg angefangen? Ich sagte oben und sage es noch, die Welt sei so wunderbar ineinander verwirrt und verflochten, daß man den Anfänger nicht immer herausfinden könne, aber Bonaparte sei immer das große, blutige Gespenst, das zu ungeheuren Taten und Verhängnissen aufschrecke. Die Elenden, denen die Geschichte nichts als ein gemeines Märchen des Jahrmarkts und Katheders ist, die alles nach dem Erfolg beurteilen und deuten, haben die Schuld, das Elend und die Schmach dieses Krieges auf andere geworfen als auf den Pariser Kaiser und behaupten mit ihm, er habe den Frieden gewünscht und angeboten, jene aber haben ihn töricht abgewiesen, und so sei der Janustempel wieder entriegelt und habe alle seine Mordgöttinnen mit unendlichen Wehen über die Welt ausgegossen. Auch ich sage denn, Bonaparte bot den Frieden an, er wünschte und wollte ihn aufrichtig; aber doch sage ich, er ist schuld an diesem Kriege, dem allgemeinsten und zerstörendsten, der in diesen an Schrecken und Scheußlichkeiten gewöhnten Jahren erschienen ist. Warum wollte er Frieden? Was wollte

er im Frieden? Auf die Beantwortung dieser Fragen kom
es an, wenn man die über den Krieg beantworten will.

Durch den Feldzug von 1805 hatte er ungeheure Vort
gewonnen, größere als sie bei seinem Anlauf sich von d
Kühnsten denken ließen. Er, der gewiß keinen Krieg auf d
Kontinent, wenigstens keinen suchen wollte, ward dadurch
seiner langsamen und geheimen politischen Minenarbeit
unangenehm gestört, und wären die, so vereinigt hießen
hätten vereinigt sein sollen, rasch und kühn zugleich auf
eingedrungen, wären sie nach dem unglücklichen Anfange
Kampfes beharrlicher gewesen, hätte er nicht mit zertrümmer
Haufen über den Rhein und die Alpen fliehen müssen, und w
nicht das größte Unglück für ihn eingetreten, das ein Ma
der auf keinem andern Recht steht als auf seinem Schw
seinem Glück und seiner Schlauheit, mit bebendem Haar na
sieht: das Unglück, den Feind an den Grenzen zu wissen,
die Franzosen, die ihn hassen, den Krieg mit ihren eig
Kräften führen zu lassen? Wie leicht hätte in solchem Gedrä
sein Gigantenthron zusammenstürzen können! Das gebroch
Glück und die unersättliche Habsucht hätten ein Volk zum Auf
sten bringen können, das von keinen Revolutionsträumen n
glüht, das mit keinen hohen Ideen und leeren Worten n
abzufinden war, besonders wenn die Feinde die Meinung
gebrauchen und ihn und das Volk gebührend einander geg
überzustellen wußten, das sich den Kriegsruhm weit nach au
hin wohl gefallen läßt, wenn er durch die Schätze und Hi
mittel der Fremden erworben und behauptet ist, das aber
Interesse gehabt hätte, wo die Anstrengung und Aufopfer
so nah und brennend gefühlt ward, sich für einen tollen
die ganze Welt gegen sich empörenden Tyrannen schlachten
lassen. Auf diese Spitze gestellt, hätte der Fürchterliche vierf
Sorge, Arbeit und Gefahr gehabt. Er ist so klug, es von
fang an gefühlt zu haben, aber noch hat man den Krieg ge
ihn nicht zu führen verstanden, und jetzt ist er imstande
zu hüten, die Feinde an seine Schwäche kommen zu las
Kühnheit und Glück helfen ihm. Österreich, der eignen Kr
und Bonapartens Lage unbewußt, ließ sich betrügen; Pren
hatte die günstige Zeit verzaudert, und Bonaparte konnte
mit Recht ganz Europa zum Zeugen seiner Größe und List
rufen. Er schloß Frieden mit einigen, wünschte ihn mit al
während er schamlos raubte, plünderte, unterjochte und
rundete und anrundete und das gepriesene Welterlösungssy
der neuen europäischen Eidgenossenschaft durch Gewalt und

immer entwickelter, die anderen größeren Staaten immer dichter und drückender umspinnend, aufstellte.

Aus bloßem Gefühl des Heldentums und aus Lust des Schlagens hat dieser nie Krieg angefangen, wie frühere Helden. Geiz, Herrschsucht, Raubsucht sind das einzige, was ihn treibt, und lieber gebraucht er dazu die stillen als die lärmenden Mittel. Er kennt den Krieg, er weiß, wie gefährlich sein Würfelspiel ist, wo der Zufall oft viel mehr tut als alle Klugheit; er haßt ihn, nicht weil er sein Elend haßt, sondern weil er seine Wechsel fürchtet. Zeige mir den Banditen, der durch Tal und Berg streifen, unter dem Reif des kalten Himmels schlafen, in Regen, Schnee und Finsternis auf den Raub liegen möchte, wenn die Leute so gut wären, ihm ihr Gold und Silber auf der Straße auszulegen und ihre Kammern und Speicher Tag und Nacht offen zu haben? So gut ist man gegen den Korsen gewesen und hat ihn im Frieden rauben und umgreifen lassen, was er im Kriege nie errungen hätte. Nach der Schwäche und Unentschlossenheit seiner Gegner, welcher seine feine Hand den Puls gefühlt hatte, hoffte er das auch ferner zu dürfen, und um desto ungestrafter, je mehr man ihn fürchten gelernt hatte. Er wünschte am sehnlichsten den Frieden mit England, er wünschte ihn in Deutschland, er wünschte ihn am Adriatischen Meere; zu Vorarbeiten und Begründungen, selbst zu Anzettelungen und todverstrickenden Spinnegeweben seiner treulosen Politik wünschte er den freien Atem einiger Jahre.

Den Frieden mit England wünschte er am sehnlichsten und aufrichtigsten. Darüber ist kein Zweifel, und nur seine hartnäckigsten Feinde können ihm das absprechen. Alle Versprechungen, seine Heere ohne Flotten über den Kanal zu führen, alle Gelübde, ihnen die Bank in London und die Reichtümer und Herrlichkeiten der stolzen Insulaner zur Beute zu geben, alle Gaukeleien und Hinweisungen dazu waren bei ihm von Anfang an bloße Täuscherei gewesen und als ein Nichts in den nichtigen Wind gefahren. Mit den Mitteln, die er hatte, begriff sein schlauer Kopf wohl sogleich die Unmöglichkeit, auf diese Weise England zu verkleinern und zu zerstören; aber den Franzosen, die einmal Gaukelspiele und Possen haben wollen, mußte etwas vorgemacht, ihr Blick und ihr Haß mußte auf Altengland gerichtet werden, während der politische Messias, wie ihn seine Apostel und Trabanten nennen, in ganz anderen Arbeiten schwitzte und ganz andere Pläne zettelte. Über dem Lärm und Geschrei gegen Englands Seedespotismus, über dem Haß, der gegen dieses Volk unsterblich angefacht ward, über dem ver-

worrenen Spiel von Drohungen und Andeutungen sollte sein Despotismus im Innern und sein Greifen nach der Krone Europens vergessen und übersehen werden. Gab es ihm ja überdies die erwünschte Gelegenheit, auf Kosten Hannovers, der Holländer, Italiener und anderer Bundesgenossen 300000 Mann immer gerüstet auf dem Kriegspfade zu halten und mit kleinem Murren des Volks Konskriptionen und Rüstungen zu machen. Mit diesem Heere, mit seiner bekannten Blitzesschnelle und der Kraftlosigkeit und Zwietracht der Gegner gewann er den Frieden von Preßburg und seine reichen Früchte. Aber wieviel Ruhm und Glanz, wieviel Herrschaft und Eitelkeit den Franzosen auch ward, wieviel Gold und Silber sie auch plünderten und stahlen, durch Gewalt und durch Verträge erpreßten, wie lustig und weidlich sich auch 200000 Mann auf des unglücklichen Deutschlands Fluren fütterten, so war die Herrlichkeit und Glückseligkeit daheim doch wohl so groß nicht, als man den Fremden so gern einbilden wollte, so konnten die eingebrachten Millionen und die schnelle Bereicherung einzelner Länderdiebe und Glückspilze doch die Schätze der Levante und Ost- und Westindiens und den fehlenden Gang des Handels und der Gewerbe nicht ersetzen. Bonaparte fühlte, daß die Franzosen sich nach dem Frieden mit England sehnten; er fühlte, wieviel er bei ihnen dadurch gewann, und wieviel freier sein Diebsspiel und sein verstrickendes Spinnenleben mit den Mächten des festen Landes dadurch ward. Das Glück, das nie für einen Sterblichen mehr getan hat, hatte auch hier den Weg gebahnt, und alles schien einen günstigen Ausgang zu prophezeien. Der Tod hatte England zwei seiner größten Männer und Bonaparten zwei seiner unversöhnlichsten Feinde geraubt. Nelson, der Unbesiegte, starb an dem glorreichen Tage zu Trafalgar den Tod des Epaminondas, und Pitt warf nebst einem arbeitvollen und mühseligen Leben der Gram, soviel Vergebliches getan zu haben, ins Grab. Nie ist ein Staatsmann mit größeren Talenten und Tugenden zu regieren so unglücklich gewesen und so fast von einer Welt gehaßt und verflucht worden: eben weil die Menschen nach dem Schein richteten und die Bedeutung dieser Zeit nicht kannten, für das Große und Feste, was sonst Männertugend hieß, waren die meisten erblindet. Derer, die im Leben mit ihm kämpften, Lob nach seinem Tode, seine Armut, seine Standhaftigkeit, das Urteil der Nachwelt, welche würdigen wird, wie wenigen es gegeben war, in der Klemme solcher Zeit, unter solcher herkulischen Arbeit immer offenen und unbefangenen Blickes und festen Fußes zu stehen, wird ihn rechtfertigen. Fox, der edle Republikaner, der

beſonnene und weiſe Staatsmann, der feſte Freund ſeines Landes und ſeines politiſchen Glaubens, der Abgott und Liebling des Volkes, ehe er Miniſter ward, war der einzige, der den großen Toten ſchien würdig erſetzen zu können. Er kannte den Gebieter an der Seine perſönlich und war von ihm geachtet; ſeiner Weisheit, ſeiner Mäßigung und Überzeugung traute man die Möglichkeit zu, daß Friede werden könne. Die Unterhandlungen wurden angeknüpft, Botſchafter reiſten von beiden Seiten ab und zu, ein Geſandter ging nach Paris, und bei einer Nachgiebigkeit, die nie von Bonaparten gezeigt war, ſchien der Friede in wenigen Wochen fertig zu werden. Doch entging es keinem, daß England dabei auf Rußland und andere Mächte des Kontinents hinſah, daß ſich zwiſchen ihm und Preußen und Frankreich und Preußen manche Zwiſte, Anſtöße und Anſprüche fanden, welche den hellen Himmel, wohin Millionen Augen ſehnſüchtig blickten, immer mehr trübten und zuletzt einen ſolchen Knoten mannigfaltiger Verwirrung und Verwickelung ſchürzeten, daß er nur alexandriſch mit dem Schwert gelöſt werden konnte. Selbſt Fox und die Seinen, die ſonſt ſo eifrig gegen Pitt ſtanden und ſtritten, folgten doch der Sonne, die ſeiner politiſchen Bahn geleuchtet hatte. Sobald es entſchieden war, daß Rußland keinen Frieden ſchließen wollte, wodurch Europa ohne Schwertſtreich in Bonapartens Hände geliefert werden ſollte, ſobald Hoffnung war, daß das gedrängte Preußen nach langem Hohn und Schimpf zuſchlagen würde, wurden ſie lauer und langſamer, den Frieden abzuſchließen. Der Krieg auf dem feſten Lande trat dazwiſchen, die Unterhandlungen, die ſchon eingeſchlafen waren, wurden abgebrochen, und mitten in dem neuen Getümmel und der neuen Angſt folgte Fox ſeinem großen Vortreter zu den Unſterblichen nach.

Rußland ſchien den Frieden mit Frankreich zu wünſchen, wie Bonaparte ihn mit Rußland wünſchen mußte. Man kann zurzeit über manches nur raten und wird wohl immer darüber nur raten können. In einem Zeitalter, wo in ſo mannigfaltigem geiſtigen und politiſchen Kampfe alles ungewiß ſchwankt und tappt, ſtürzt und fällt, kann es wohl auch Kabinetten begegnen, daß ſie mehr als recht zu wanken ſcheinen, weil nicht vom Verſtande, ſondern vom Schickſal auch ihnen die Auflöſung und der Entſchluß kommen muß. Es iſt ein närriſcher Wahn der Leute hier unten zu meinen, daß die da oben immer wiſſen ſollen, was ſie tun müſſen und wollen, da ſie doch in ihrem Maulwurfsleben ſo hingehen und die liebe Zeit und ihre Gewalt über ſich ſchalten und walten laſſen. Rußland, das mit England immer

von der Aufrechthaltung der letzten ſtehenden Thronen und Verfaſſungen geſprochen und darüber verſprochen hatte, ſchickte Herrn von Oubril nach Paris, um die Grundlage eines dauerhaften Friedens zu entwerfen. Dieſer ſchloß die Arbeit auch ſo ſchnell ab, daß es ſchien, Rußland ſei in der Lage, alles aufgeben zu müſſen, und Friede auf jede Bedingung ſei ihm das Wünſchenswerteſte. Nach dieſer Verhandlung gab es Deutſchland, Italien, Dalmatien, alle Eroberungen und allen Raub ohne Bedingung an Bonaparten auf. Die ganze Welt erſtaunte über dies Wunder, Preußen und England erſchraken; aber man erſtaunte nicht, als Alexander die ganze ſonderbare Unterhandlung nicht anerkannte und unterzeichnete. Frankreich berief ſich auf Oubrils Inſtruktion, die Gegenpartei leugnete ſie, Erbitterung und Kriegsgewölk ward ſchwerer; aber der Krieg ſelbſt brach von einer Seite los, wo man vor einem halben Jahre noch es wohl am wenigſten erwartet hätte. Preußens Geduld ward ſo lange geneckt, daß es zuerſt gegen den losſchlug, der es ſeit ſieben Jahren den treuen, natürlichen Bundesgenoſſen und den liebſten Freund Frankreichs genannt hatte. Wir müſſen, um dies begreiflich zu machen, etwas zurückgehen.

Preußen hatte ſeit dem Jahre 1795 ſchon keine Rolle geſpielt, die dem Zeitalter und dem neuen Verhältnis der Völker, das dieſes Zeitalter geboren hatte, angemeſſen war. O hätte es dieſe Rolle nicht ſo ſchwer gebüßt, nie wären dieſe Worte geſchrieben worden! Faſt iſt es unbegreiflich, welch ein Wahn die Zeitgenoſſen über die Franzöſiſche Revolution ergriffen hatte, wogegen man mit Edikten und Zenſuren und andern jämmerlichen Kuren meinte verfahren zu müſſen; aber wenn dieſer Wahn der vielen Kleinen in den erſten Jahren verzeihlich war, ſo iſt die Dummheit und Verblendung der wenigen Großen unverzeihlich, die ſeit zehn und fünfzehn Jahren als Miniſter und Räte neben den Herrſchern geſeſſen haben. Dieſe haben die meiſten Könige und Herren in einen Wirbel hineingeſteuert, aus welchem ſie ſich kaum auf einer zertrümmerten Planke des geſcheiterten Schiffes werden retten können. Ihnen, ihrer Kurzſichtigkeit, ihrer Mittelmäßigkeit, ihrer Unklugheit, politiſchen Blendwerken ſich hinzugeben und mit der ſchnellumrollenden Zeit nicht mitgehen zu wollen, während der feſte Boden der Welt ihnen unter den Füßen wegläuft und ſie zuletzt wie weiland Don Quichotte mit zappelnden Füßen in der Luft hängen läßt, dankt das Vaterland das Elend und Blut, das es überſchwemmt, dankt Europa die Verwüſtung und Knechtſchaft, die ihm droht, danken die Fürſten die Schmach und die Flucht, den Hohn und

die Mißhandlung des übermütigen Feindes. O daß Ideen, die einst wirkliche Ideen waren, noch immer mit ihren politischen Schlangenhäuten erschrecken, da die lebendigen Tiere doch lange herausgefahren sind! So verhärtet sich in verhärteten Köpfen alles, und die junge Welt, die noch im frischen Lebensgefühl gehandelt und zugegriffen hätte, ist durch graue Torheit aufgehalten, bis der Vulkan mit seinen dampfenden Ritzen unter den Füßen auch die Blindesten erschrecken mußte.

Es war auch Königen und Staatsmännern zu verzeihen, daß sie die ersten Jahre dieser Revolution und die ersten zwei des Revolutionskrieges in dem wilden Treiben der Ideen und Taten nicht wissen konnten, wohin es damit gehen würde. Aber nach der Verjagung und Ausrottung der alten Dynastie der Kapetinger, nach den Verhandlungen und Gesetzgebungen der Sieyès, Dantons und Robespierres, nach den Feldzügen von 1793 und 1794 war doch wohl die Furchtbarkeit des französischen Volkes in dieser Epoche und die Unmöglichkeit, daß solcher Sturm sich in Dezennien legen konnte, vorher zu sehen und zu sagen; es war also auch zu sagen, was die Regenten alle für einen zu tun hatten, nämlich ihr Altes und ihre alten Verhältnisse, die nun nicht mehr waren, zu vergessen und dahin zu arbeiten, daß dieser fürchterlichen Hyder, die im Anfang der Revolutionswut schon gelobt hatte, sie zu verschlingen, nicht neue Köpfe anwüchsen. Das erste Gefühl, das sie bei der neuen Erscheinung an der Seine aufgeschreckt hatte, hätte sie auch einig zusammenhalten sollen. Der Revolutionskrieg ward im eigentlichsten Sinn gegen England, Italien und Deutschland als die Hauptländer geführt, die den stürmenden Revolutionsmännern widerstehen konnten. Dahin ward nach Raub und Eroberung geblickt. Denn Freiheit zu bringen, womit man anfangs einige Wahnwitzige geködert und betrogen hatte, versprach man nicht mehr, weil man bei sich selbst die scheußlichste aller Anarchien und Sklavereien hatte. Im Jahre 1795, als Frankreich seine blutigsten Stürme und Greuel überstanden und wenigstens eine Art von Regierung hatte, ging das alte Spiel der deutschen Politik wieder an, welches das schöne Land der Germanen schon seit Jahrhunderten elend gemacht hatte. Preußen besann sich wieder, gedachte der alten Nebenbuhlerei mit Österreich, schloß seinen Frieden mit Frankreich und riß zwei Drittel der deutschen Fürsten mit sich von der gemeinschaftlichen Sache, deren Gemeinschaft es damals nicht verstehen konnte. Der Kampf fiel nun allein auf Österreich und ward ihm so schwer und gefährlich, daß es den Frieden von Campo Formio schließen mußte, dessen

kleines und kurzes Dasein durch die, welche man später ha
schließen müssen, lange verdunkelt worden ist. Was aus diesen
Frieden folgte, die völlige Plünderung und Umkehrung Italiens
die Schändung der Schweiz, die Entehrung Deutschlands, dann
die langen Unterhandlungen zu Rastatt und der neue Krieg
— was erwähn' ich, was noch bei jedem im frischen, schmerz
haften Andenken ist? Mitten unter diesen Unterhandlungen
über deren Gewirr und Unheil wohl ein ewiges Dunkel liegen
wird, stiegen neue Pläne zu Kriegen und Siegen auf. Man
besann sich und erblickte mit Grausen den Abgrund, worein
man sich durch einen schimpflichen Frieden stürzen wollte; man
sah, wie die französische Regierung unersättlich wie das wilde
Meer um sich griff und alles verschlingend in ihren Strudel
hinabriß. Österreich und Rußland traten näher zusammen und
rüttelten an Preußen, um einen bessern Frieden zu erzwingen
oder einen größern Krieg anzufangen. Preußen, wohl fühlend
daß jede Koalition nicht geht, wie sie sollte, von eigner und
vaterländischer Not und Notwendigkeit nicht genug fühlend
stand unbeweglich und deckte Frankreich den Rücken im Norden.
Wenn auch Österreich aus eignem Interesse für Deutschland
sprach und kriegte, so stand doch Preußen schon damals schlecht
da vor den Augen seines Volks, das es völlig als ein fremdes
zu verlassen schien. Es saß still während dem neuen Kriege
während Bonapartens Anfang, während den Unterhandlungen
zu Lüneville, unbedeutend, weil es nichts bedeuten wollte, und
ließ seine weisen und friedlichen Gesinnungen preisen
als zu vielen neuen Kriegen der Grund gelegt werden sollte.
Wer so stillsitzt, so sorglos andre mit dem Weltschicksal walten
läßt und sich höchstens als den Diener und Helfer einem dritten
und vierten zur Seite stellt, der wird von diesem, sobald er es
darf, als ein Schwacher behandelt werden. In der Politik gibt
es keine Mittelwege, man kann nur groß oder klein, herrschend
oder dienstbar sein. Preußen trat ohne Kampf von dem hohen
Range herab, wozu eines gewaltigen Mannes Tugend und
Mut es erhoben hatte. Wer seine Herrlichkeit demütig oder
faul aufgibt, wird sie später durch Stolz und Kühnheit nicht
retten können.

Man muß nichts halb tun, wenn man nicht früher oder
später bitter büßen will. Mittelmäßigkeit ist der Tod alles
Großen und Heroischen. Gut oder böse, und beides in Vor
trefflichkeit, kann man mit der Welt spielen und herrschen. Was
bekam Preußen dafür, Deutschlands alte Grenzen nicht zu retten
und Italien, die Schweiz, Holland, Spanien Frankreichs Pro

vinzen werden zu lassen? Einige kleine und elende Herrschaften, im ganzen, heiligen, römischen Reiche zerstreut, die ihm keine Stärke und Befestigung seines Staates und wahrlich bei dem deutschen Volke keine Liebe gaben. Wollte es Krieg, so mußte es mit Österreich und Rußland sich über Deutschland vergleichen; wollte es Frieden, so mußte Frankreich ihm Franken und Westfalen und die hessischen, sächsischen und mecklenburgischen Fürsten als seine Vasallen erlauben. Das war ein Preis, der ein Schelmstück in der Politik wert war. Sonst mußte man schlagen, um mit den Seinen Ehre und Land zugleich zu gewinnen. Man verkaufte seine Ehre um nichts und versaß die köstlichste Zeit in einem politischen Schlummer, der durch das Ungeheuerste, was seitdem geschehen ist, nicht hat geweckt werden können, bis wiederholte Schläge und Backenstreiche die Starrsucht hoben und man zu spät zum ungleichen Kampf gegen den Riesen aufstand, den man, wie die Bachstelze den undankbaren Kuckuck, gepflegt hatte, um von dem Erwachsenen verschlungen zu werden.

Die Geschichten des vorigen Jahres und ihre merkwürdigen Folgen sind in dem ersten Blick kurz beschaut. Sie liegen zu frisch vor uns aufgeschlagen, als daß es vieler Worte und Erklärungen bedürfte. In jenem entscheidenden Jahre hat Preußens Politik sich in ihrer größten Schwäche und in einem Wahn offenbart, der ebenso unbegreiflich ist als die plötzliche Kühnheit, die nach seinem Verschwinden in den Staat fuhr: als wenn schnelle Kühnheit versöhnen könnte, was durch lange Sünden der Schwäche aufgehäuft war. Man möchte es verzeihen, wenn man überall an die politische Dummheit und den weltlichen Unverstand der Zeitgenossen denkt, daß das preußische Kabinett im Jahr 1795, ja selbst 1799 und 1800 noch nicht weiter sah als die Erklärer und Ausrufer der Zeit. In der allgemeinen Betörung konnte es auch hoffen, das französische Volk nach so langen und scheußlichen Proben und so heftigen Verblutungen der Revolution werde stiller und weniger gefährlich werden; es konnte hoffen, der neue Regent, der des Siegesruhms und der Kriegsarbeit genug gehabt, werde ausruhen und durch Einrichtungen und Taten des Friedens sich und die Seinen dem Volke lieb machen und künftige Herrschaft befestigen wollen. Eine solche historische Vergessenheit des Alten und Neuen wäre doch zu entschuldigen gewesen, sowie der Irrtum über den Charakter des Korsen, worin freilich seit dem Jahr 1797 kein guter Minister mehr hätte tappen müssen. Aber fünf reiche Jahre waren seit dem Tage von St. Cloud verflossen; verwundert, erstaunt, erschrocken sah ganz Europa den Mann an; schon haßten

mäßige Männer, fürchteten kühne den, welchen sie im Jahr 1796 und 1798 noch bewundert hatten. Deutschland, Italien, Frankreich, Spanien, Portugal, Holland, die Schweiz lagen schon in dem gewaltigen Ziehkreise seiner Politik, und mit Priestern und Staatsmännern, mit Gelehrten und Fürsten arbeitete er, die Zugkraft seiner Sonne in diesem Kreise unwiderstehlich zu machen. Aber was konnte Preußen fürchten, das verbündete Preußen, das für Frankreich und Bonaparten so viel getan hatte, das er groß machen mußte, wenn er die Großen klein machen wollte? So schrieb und rief und schmeichelte man in Paris und Berlin, und als das preußische Volk schon lange anders glaubte, stellten die preußischen Minister sich, als wenn sie ebenso glaubten. Wie Bonaparte seine andern Freunde und Bundesgenossen behandelt hatte und behandelte; wie er einen nach dem andern aus Freiheit zur Knechtschaft, aus Ehre zur Schande zog; wie er unersättlich nach Land und Herrschaft, nach Einfluß und Gewalt griff; wie er nie Treue und Gelübde länger gehalten, als sie ihm dienten — kurz, wie dieser neue Cäsar Borgia durch alle eigne und fremde Sünden und Verbrechen atemloser und unaufhaltsamer zum Ziel eilte, das lag offen vor aller Welt.

Man wollte einen großen Versuch machen, seinen Ehrgeiz zu dämpfen. Der Krieg vom Herbst 1805 brach aus. Konnte und durfte Preußen stillsitzen? Durfte es, wenn das Glück die Verbündeten begünstigte? Durfte es, wenn Frankreich gewann? War es überall möglich, wenn die Bühne vor dem Hause aufgeschlagen wird, durchaus keine Rolle übernehmen zu wollen? Man spricht so in den Tag hinein von Klugheit, die Gelegenheit zu belauschen und seine Kräfte zu schonen, während die andern sich verbluten. Ich habe in der Geschichte von solchem Lauschen nichts Herrliches gesehen. Andere sind in Übung, mit der eignen Kraft und der fremden, gewaltigeren des Glücks vertraut, und der Zweifelhafte, der für keinen etwas tun wollte, muß es endlich gewöhnlich an den Sieger bezahlen. Es war fast unvermeidlich, daß Preußen eine Partei nehmen mußte. Welche? Viele haben gesagt, Bonapartens, indem es sich Böhmen und Franken und ganz Westfalen ausbedang, was jener für den Dienst gegen Rußland und Österreich leicht bewilligt haben würde. Es ist dies nicht unmöglich; aber wie hätte Preußen es nachher behaupten, wie hätte es sich gegen die Ansprüche dessen retten wollen, dem alle noch den Namen des Bundesgenossen mit Knechtschaft bezahlt haben, wie weiland die Könige und Königlein, weil sie des römischen Volks Freunde und Bundsgenossen

genannt wurden*), des stolzen und unersättlichen Roms Knechte werden mußten? Durch diesen Vertrag hätte Bonaparte das gewonnen, daß Preußen sich ihm in völliger Abhängigkeit würde haben in die Arme werfen müssen; so lange und so gefährlich würde er es im Kampf gegen die beiden mächtigeren Nachbarn haben hängen lassen, so viele Händel würde er selbst zwischen ihnen angezettelt haben. Preußen schien wirklich dergleichen diesmal zu fürchten, und bei dem Anfange des Feldzugs, nachdem Alexander und Friedrich Wilhelm sich über der Asche des größten Königs die Hände gereicht hatten, hoffte ganz Deutschland, wünschten alle redliche Preußen selbst, daß die preußischen Adler über die Donau dem kühnen Überlister in den Rücken kommen möchten. Bonaparte selbst scheint wenigstens völlig unsicher gewesen zu sein, außer insoweit er sich auf die bekannte Friedseligkeit des preußischen Kabinetts verließ, die er durch den gewaltsamen Marsch eines ganzen Heeres durch das neutrale, preußische Gebiet in Franken öffentlich beschimpfte. In der Tat schien auch Preußen ernstlich zu zürnen; das Heer rückte von der russischen Grenze an den Rhein und die Donau, ganz Norddeutschland ward durch seine Hin- und Herzüge belästigt und aufgefressen, Minister und Generale reisten umher. Und was ward? Der Berg gebar ein lächerliches Mäuslein. Die Partei der zaudernden Halbheit siegte; Haugwitz ließ sich als eine politische Null von dem Pariser Kaiser äffen, noch mehr nach der Schlacht bei Austerlitz äffen, während man die Weisheit, die Mäßigung und Europens Gleichgewicht und Glück wägende Politik Preußens von Paris aus im vollen Posaunenton verkündigte. So gewann Frankreich Zeit durch nichts, während Preußen die unwiederbringliche mit nichts verlor und den einzigen Punkt, wo es allmächtig gewesen war, mit Komplimenten, Geschenken, Ehrenwachen und Pomp, die man seinem großen und weisen Minister brachte, entfliehen ließ.

Österreich hatte herrliche Landschaften, das Kaisertum, sein Silber und Gold und sein letztes Vertrauen zum Glück, Preußen durch Märsche und Unterhandlungen, die nichts bedeuteten, seinen Rang unter den ersten Mächten verloren. Das niemands rechter Freund und Feind gewesen war, stand endlich allein und ratlos da und ward seit dem neuen Jahre 1806 als ein untergeordneter Staat von Frankreich behandelt, welches anfing, mit ihm in einem entscheidenden und befehlenden Ton zu sprechen, und seit diesem Tage durch immer schnödere Zumutungen und

*) Reges et reguli, quod socii et amici populi romani appellabantur.

trügerischere Unterhandlungen eine Macht entehrte, der es noch vor wenigen Monaten gesagt hatte, seine Weisheit halte die Wage des europäischen Gleichgewichts und werde sie nicht zu hoch steigen noch zu tief sinken lassen. Dieses Preußen, an welches sich Bayern und Württemberg wandten, um zu wissen, welchen Weg sie gehen sollten; dem Duroc, Talleyrand, Bonaparte selbst so herrliche Schmeicheleien machten; von dem Deutschland einmal nach langen Sünden die Reinigung von dem Franzosenungeziefer hoffte, — hatte so kleinlich und zweifelhaft geschwankt, an der Weichsel, am Rhein, an der Donau ein so schwaches politisches Gewissen gezeigt, endlich seine heillose Schwäche so schrecklich offenbart, daß es kein Wunder war, wenn Fremde ihm nicht mehr Kraft und Ehre zutrauten, als es sich selbst zugetraut hatte. Es war dahin gekommen, daß Frankreich selbst in seinem Kabinette zu befehlen schien. Der mittelmäßige Haufe, der weder ja noch nein zu sagen gewußt, blieb am Ruder des Staats, die aber für Deutschland und für Freiheit und Ehre das Schwert ziehen und den Schimpf rächen wollten, vermochten nichts und wurden von den bellenden Hunden der Tuilerien mit dem schärfsten Gift der Verleumdung begeifert. Kaum war Österreich gelähmt, Rußland zurückgezogen, Italien verlassen, die übrigen Bundesgenossen erschreckt und geteilt, so stand Preußen allein da mit seinen Heerhaufen und mußte sich gefallen lassen, was über seine und andere deutsche Länder an der Seine entschieden wurde. Franzosen rückten seinen Kriegern nach und hauseten in Süddeutschland, am Rhein, in Franken und Westfalen wie die Herren.

Durch ein Übereinkommnis des weisen Haugwitz mit Talleyrand, das jeder Preuße verfluchte, hatte endlich Bonapartens schlaues Ministerium Mittel gefunden, Preußen mit einem gefährlichen Volke, mit England, zu entzweien, eine Entzweiung, die in den Krieg vom Herbst 1806 mithineinläuft. Nach der Schlacht bei Austerlitz und dem Waffenstillstande und Frieden von Preßburg, wo Preußen immer noch die Miene des Vermittlers und Schiedsrichters des armen, deutschen Vaterlandes annahm, hatte es durch Übereinkunft mit Kaiser Alexander und durch Bewilligung Bonapartens Hannover besetzt; die englischen Truppen schifften sich ein; die braven Schweden gingen über die Elbe ins Lauenburgische und Mecklenburgische; die dastehenden Russen kamen unter des preußischen Anführers Befehl. Man plünderte und rundete indessen in Süddeutschland, zerstörte Herren und Fürsten, indem man neue Könige und Fürsten machte; man vertauschte und verschenkte; und selbst Preußen

mußte in dies gemeine Spiel mit hinein. Das Land, wo die ersten Hohenzollern geherrscht hatten, von wo sie den brandenburgischen Thron bestiegen, die Hälfte der schönen fränkischen Landschaften, und am Rhein das klevische Land mit der Festung Wesel, der Vormauer Westfalens und der Weser, ward den Franzosen übergeben. Dafür rückte man in Hameln ein, das die französische Besatzung verließ, und stellte endlich ungescheut die preußischen Adler an den Toren und Palästen des hannöverschen Landes auf.

So endigte ein Spiel, das vielen verdeckt geschienen hatte, das aber in der Hand dummer und unentschlossener Minister ohne Plan und Ziel sich bloß kindisch vom Zufall hatte treiben lassen und in der Klemme zwischen immer wachsenden, französischen Ansprüchen treiben ließ. Man baute und besserte kümmerlich immer nur für die erste Angst und Not, indem man blind die zweite größere und tiefere nicht sehen wollte, wohinein man durch sie getrieben ward. Es läßt sich denken, daß die Minister nicht ohne Angst in eine solche Verwirrung, in ein so törichtes Kinderspiel der Politik sich einließen, woraus sie begreifen konnten, daß ein unblutiger Ausgang nicht leicht sei. Aber Frankreich stand noch mit seiner vollen Macht gerüstet und unter den Waffen da; Österreichs und Rußlands Hilfe konnten sie kaum erwarten; so ließen sie es denn auf ein gefährliches Spiel ankommen, das aber nicht so nahe war oder ihnen nicht so nahe schien.

England, mit welchem man vor wenigen Monaten schon angefangen hatte über Hilfsgelder zu unterhandeln, mit welchem mancherlei Bande alter Bundesgenossenschaft, Gemeinschaft, und Hausfreundschaft zusammenhielten, dem seemächtigen England, das so vielen Schaden tun konnte, war man Schonung und Achtung schuldig. Mit welchem Recht konnte man seine deutschen Länder als ein Eigentum besetzen und dagegen eigne Landschaften wegtauschen? War dies Recht seit zehn und zwanzig Jahren gegen Reichsstädte, Reichsritter, Grafen und Prälaten der Brauch, so war es doch mißlich, es hier gegen den Starken so keck auszusprechen. Man hatte sich ja in Einleitungen zu Kriegen und Unterhandlungen, wobei man nie stehengeblieben, seit Jahren schon herrlich geübt; so eine Einleitung zu einer Rechtfertigung machte man auch hier. Man bat, England möge eine Anordnung, wodurch es zwar sein Land verloren, welche aber die Zeit notwendig verlangt habe, nicht so übel empfinden; man habe es wahrlich nur gezwungen getan, um größeres Unheil und Blutvergießen zu verhüten; das allmächtige und unüberwindliche

Frankreich habe solche Bedingung geboten, wenn man Frieden haben wolle, und dieses lieben Friedens wegen müsse Hannover hinfort preußisch sein. Das war ehrlicher, als man je in der Politik gewesen ist; aber solche schwache Ehrlichkeit spricht weder Glück noch Ehre aus. England machte bittere Glossen, und da auch französische Manufakturedikte auf Bonapartens Befehl an der Elbe und Weser gelten sollten, so gab das fürchterliche gegen die preußischen Schiffe Kaperbriefe aus und beschlug alles preußische Eigentum. Zu gleicher Zeit überwarf man sich mit Englands Bundesgenossen, dem König von Schweden, der die preußischen Häfen der Ostsee sperrte. Das Murren des Volks, die Verabscheuung des elenden Haugwitz und seiner Helfer, das Gefühl der Unehre und Unsicherheit drinnen und draußen gehen durch die ersten acht Monate des Jahres 1806.

In dieser mißlichen Lage Preußens waren zwischen Frankreich, England und Rußland Unterhandlungen über den Frieden angeknüpft; zugleich liefen mancherlei politische Gerüchte, Anspielungen und Zuflüsterungen umher: Deutschlands Verfassung war von dem Frankreich, das sie im Frieden zu Lüneville verbürgt hatte, zersprengt, ein großer Teil Süddeutschlands unter dem Namen Rheinischer Bund ihm unterworfen; der österreichische Kaiser legte die lange behauptete Würde des römischen Kaisers ab; die französischen Heere standen noch immer in Deutschland, rückten näher an die sächsischen Grenzen und neckten und drängten den König von Preußen in Westfalen, wo zwei Bonapartianer, der eine als König von Holland, der andere als Großherzog von Berg angestellt wurden: ein paar habsüchtige und schlimme Nachbaren. Preußen sollte endlich fühlen, was die Herrschaft des Seineherrschers bedeute. Seine Gierigkeit wollte ganz Westfalen bis an die Weser; er drängte den Kurfürsten von Hessen, die sächsischen Fürsten gewaltig, dem Knechtsbunde beizutreten; er versprach in den Friedensunterhandlungen England das Hannover, wofür Preußen ihm Lande hingegeben hatte — kurz seine Treulosigkeit und Hinterlist tat alles, um Preußen mit England, Schweden und Rußland und, womöglich, sie alle miteinander zu entzweien; dann wäre die Ernte ohne Arbeit reif gewesen, und er hätte Preußen mit einem Druck erwürgen können.

Preußen fühlte die Gefahr. Wenn es neue Abtretungen machte, so offenbarte es dadurch nur eine Schwäche, die Bonapartens Habsucht immer gieriger gemacht hätte; wenn es sich von dem Rheinischen Bunde immer dichter umspinnen, wenn es Hessen und Sachsen verschlingen ließ, so drängte Bonaparte wie ein scharfer Keil in das Herz seiner Staaten, die westlich

und östlich offen lagen. Es war keine Möglichkeit in solcher Lage sich ohne Schwert zu helfen; das kann man wohl einem Kabinette glauben, welches seit Jahren so gezaubert hatte, dies letzte Heilmittel der Ehre und Selbständigkeit zu gebrauchen. Auch waren die Unterhandlungen zwischen Frankreich und Rußland abgebrochen, und England merkte kaum die neue politische Verwickelung, so ward es langsamer und schwieriger. Der Friede war verschwunden, der Krieg durch sich selbst erklärt, ehe er losbrach.

Nie ist die Teilnahme an einem Kriege größer gewesen, nie ist einer mit innigeren Wünschen und Gelübden, mit heißeren Tränen und Gebeten eingesegnet, nie hat höhere Ehre, höheres Heil in irgendeinem auf dem Spiele gestanden als in diesem. Es war kein Krieg mehr um kleine Ländchen, um kleineren Fürstenvorteil, um erbärmliche Händel, die oft die Welt blutig gemacht haben; es war ein Krieg um Ruhm und Unabhängigkeit, um Ehre und Freiheit einer halben Welt; es war ein Krieg der Rache gegen die scheußlichste Unterdrückung und Grausamkeit, die in Deutschland und Italien mit dem Schwert, mit Galgen und Kugeln wütete und den übrigen zeigte, was sie zu erwarten hätten, wenn es dem Fürchterlichen gelänge, des Ganzen Herr und Richter zu werden; es war dies ein Krieg des ganzen deutschen Vaterlandes, nicht allein der Preußen. Die Rheinländer, die Süddeutschen hatten die Schmach des neuen Bundes, die Schande und das Unglück ihrer Fürsten, ihren ganzen rettungslosen Zustand unter französischen Vampiren und Befehlshabern kennen gelernt. Die Frechheit des Despoten, einem aufgeklärten Zeitalter und Volke das Sprechen und Denken zu verbieten, was ihm in Paris schon wohl gelungen ist; die Achtserklärung freier Männer, die nur Wahrheit gesagt und Schande verkündigt, seine unauslöschlichen Brandmale noch lange nicht brennend genug hingestellt hatten; die Ermordung Palms, der aus der Sicherheit einer friedlichen, freien Stadt vor das Gericht französischer Generale gerissen und erschossen ward; die Aussprechung des Todesurteils gegen Männer, die in fremden, wohl gar in verbündeten Staaten fern von den Klauen dieser reißenden Raubtiere wohnten, brach die letzte Geduld. Gefühl des Elends und des Hohns der Fremden, heißer Haß gegen die Unterdrücker, Wettung an eine ewige Vorsehung — o hätten alle zugleich an das gewissere Schwert gewettet! — und größere Hoffnung, je größer die Erbitterung war, ließen sich stumm und laut vernehmen.

Und die Preußen selbst? Sie hatten schon vor einem Jahre

geknirscht, als ihr elender Minister sie von einem Ende Deutschlands zum andern in einem lächerlichen Possenspiel herumspazieren und sie ihre Säbel nicht auf Franzosenschädeln stumpfen ließ. Mit den Franzosen, mit niemand anders hatten sie schlagen wollen; die Zeit und ihr gräßliches Schicksal hatte sie fühlen gelehrt, daß sie Deutsche waren. Sie, die vorher so stolzen und glänzenden, die gefürchteten Zöglinge des großen Friedrich, sollten von dem Pariser Tyrannen wie der kleine Staat eines abhängigen Vasallen behandelt werden? Dieser Staat sollte bald gar nicht mehr bedeuten als die kleinen Könige von Hetrurien, Holland, Bayern, die das schöpferische Genie, das geboren ist, die Welt umzuschaffen und durch Weisheit und Tapferkeit zu beglücken, um sich her gemacht hatte? Was eines großen Mannes Kühnheit und Mut, Weisheit und Standhaftigkeit, Arbeit und Sorge durch ein glänzendes halbes Jahrhundert geschaffen hatte, das sollte ohne Gegenwehr, ohne Kampf, das sollte, eines so herrlichen Helden und Stifters unwürdig, in Ehrlosigkeit und Unbedeutsamkeit vergehen? Nie hat man die Deutschen, nie die Preußen lebendiger gefühlt. Der Hohn war so brennend, die Erinnerung glorreicher Taten und Leiden unter dem gewaltigen Friedrich ward so frisch, das alte Vertrauen auf das Glück der preußischen Adler so sicher, daß man die Gefahr des ungleichen Kampfes, die fürchterlichen Mittel und die Kriegsart des Gegners und den Gebrauch, den er davon macht, nicht wog. Man wog nur die Notwendigkeit, die Gerechtigkeit und Heiligkeit des Streits. Dieser schöne Enthusiasmus, diese Begeisterung für den König und das Vaterland, für die durch der Väter teures Blut erworbene Ehre und Unabhängigkeit schlug in der Brust des Soldaten und malte sich mit Flammenzügen auf dem Gesichte des Bürgers und Bauern; mit ihnen entließ das Weib den Mann, die Braut den Bräutigam, die Mutter den Sohn, die sie vielleicht nie wieder umarmen sollten; so spielten die Buben auf den Straßen das patriotische Spiel nach; es war eine Empfindung, ein Zorn, ein Glaube, ein Vertrauen des ganzen Volkes.

Bei den Rüstungen und Märschen der preußischen Heere ward Bonaparte aufmerksam; Fragen und Erklärungen, Anspielungen und Entschuldigungen, Aufhetzungen und Vorspiegelungen, Geständnisse der Billigkeit und Mäßigung, Wünsche des Friedens und Glücks der Welt, mit mancher schönen politischen Sophisterei, erklangen von Paris, wie man sie lange aus Talleyrands Fabrik gewohnt war. Aber der politische Horizont verfinsterte sich mehr und mehr nach allen Seiten hin,

und bei Preußens Erklärung, die ungewöhnlich herzhaft gewesen sein muß, sah Bonaparte, daß diesmal nicht ohne Krieg abzukommen war. Er weilte nun nicht, sondern ließ seine Heere, die über und an der Donau, zum Teil schon höher in Franken standen, mit der gewöhnlichen Geschwindigkeit aufbrechen. Seit dem Anfange des Oktobers war der Krieg ohne Erklärung erklärt.

Gutmütige Schwächlinge, welche die Zeit und ihre größten Verhängnisse nach dem Erfolg richten und sklavisch dienstbar in alles Schlechte und Schimpfliche dieses Zufalls eingehen, haben nach dem unglücklichen Anfange dieses Krieges sich vielfach an dem König von Preußen und seiner Politik vergriffen, seine Kriegslust gescholten und dagegen Bonapartens Friedensliebe und Abneigung gegen diesen Krieg als etwas Herrliches erhoben. Ich will ihnen sagen, was es bedeutet, habe es ihnen oben schon gesagt. Bonaparte wollte freilich Frieden mit England und Rußland; er wollte ihn mit dem ersten selbst für Opfer: er wollte auch mit Preußen gern Frieden behalten, weil er sah, daß jene ersten ohne diesen preußischen Frieden nicht mit ihm eingehen würden. Aber will der den Frieden, der alles bricht, wodurch Friede erhalten werden kann? Führt nicht derjenige Krieg, welche schöne Worte er auch verblendeten Tröpfen hinstreuen mag, der immer untergräbt, zerstört, betrügt und überzieht? Mit Preußen hatte Bonaparte sich diesmal verrechnet. Nach den Geschichten des vorigen Jahres hoffte er durch allmähliches Unterminieren den großgebauten Thron des einzigen Friedrich stürzen und ein Königsschemelein wie für die andern Königlein daraus machen zu können. Er wollte dies große Werk verborgener Weisheit, was mit zu seinem herrlichen Plan des Weltheils gehörte, allerdings lieber im langsamen und sichern Frieden als im schnellen und zufallreichen Kriege vollenden. Man sage also nicht, der König von Preußen hatte Kriegslust; nein, nie hatte er mehr Kriegsnot gehabt; nie hatte das ganze preußische Volk die Schande und Erniedrigung, die der gleißende Korse ihm anhängen wollte, so innigst als eigne Schande mitgefühlt und den unvermeidlichen Krieg so laut geboten.

Aber wenn es Bonapartens wirklich größpolitischer Vorteil war, diesen Krieg nicht zu wollen, weil er ein schweres Spiel ahnen mochte, so hatte er eine andere weit wichtigere Rücksicht mit seinem Volke, jene, worauf er auch bei den vorigen Kriegen immer festen Auges hingeblickt hatte. Dieses Volk hatte zwar seit seiner Regierung keine Fremden an seinen Landgrenzen, wohl an seinen Küsten gesehen, das Gold und Silber

des Auslandes war freilich durch Raub und Verträge, durch Zins und Bestechung zu ihm hingeflossen; aber ohne Aktivhandel und bei der Menge der Eingebornen, die man zum Totschlagen in alle Länder trieb, mußte es auf manchen Wegen auch wiederzurückgehen; die Blüte der Jugend mußte zu blutigem Sieg und Tod ausziehen, um für den Korsen und seine Basen und Nichten, Oheime und Tanten, Brüder und Söhne Papststühle, Königsthrone und Fürstentümer zu erwerben. Der Schlaue mußte sein Spiel so einleiten, daß er als der Stille, Mäßige und Friedfertige, die andern als die Unruhigen, Unersättlichen und Kriegslustigen erschienen. Trefflich hatte er im Jahr 1805 seine Rolle gespielt; sie war damals viel leichter: indessen auch die jetzt schwerer gewordene mußte er versuchen und spielte sie, so gut es sich tun ließ. Zu derselben Zeit, als er mit England über Hannover unterhandelte, als er Preußen Westfalen abdringen, als er Hessen und Sachsen überziehen wollte, als seine doppelzüngige Treulosigkeit von Bundesgenossenschaft und Freundschaft mit dem Könige von Preußen sprach und alle Kabinette gegen ihn aufzuregen suchte, machte er den treuen, friedlichen, arglosen, durch eine seltene Verblendung des Übermuts überraschten und übervorteilten Freund, erklärte, es sei ihm so unbegreiflich, als wenn Feuer und Wasser Geschwister würden, daß er und sein natürlichster Bruder, der Monarch in Berlin, sich entzweien sollten, rief Himmel und Hölle zu Zeugen seiner Redlichkeit, Mäßigung und Großmut an und sprach zugleich, um dem Dinge einen Schein zu geben vor seinem Volke, von Englands ewig verderblichem Einfluß auf das Kontinent; von seinen geheimen Anzettelungen mit Rußland und Preußen, während es mit Preußen in vollem Zwist war; von Preußens Ehrgeiz, welches Sachsen und Norddeutschland überziehen wolle; und von einer neuen Koalition, die doch damals noch nirgends war. So ward wie immer Wahres und Falsches gemischt, aber die eine unbestreitbare Wahrheit war, daß er Preußen ohne Kampf zu erniedrigen wünschte.

Preußen hatte seinen Zwist mit dem König von Schweden beigelegt, war mit Rußland näher zusammengetreten und konnte, sobald das Kriegsfeuer aufging, auf Englands Unterstützung hoffen. Sein Heer stand gerüstet; die sächsischen Krieger hatten sich mit ihm vereinigt; von Hessen, das sich im Gedränge mit Frankreich sogleich auf Preußen gestützt hatte, meinte ganz Deutschland und auch wohl der preußische König dasselbe. Siehe, da ließ der verblendete Kurfürst sich durch dasselbe betrügen, wodurch Preußen sich im vorigen Jahre in diese Gefahr hinein-

gespielt hatte. Er wollte keiner Partei angehören und in der Mitte des Kampfes mit seinen dreißigtausend trefflichen Soldaten, dem besten Fußvolk des Vaterlandes, das immer brennt, wie weiland die Katten, Tyrannenblut zu vergießen, stillsitzen und zusehen. Preußen grollte, Frankreich lobte seine Weisheit, schmeichelte und versprach, solches löbliche und landesväterliche Betragen nie zu vergessen, sondern ihn und sein Land mitten in der Zerstörung unverletzlich zu bewahren. So wie dieser Unglückliche in dem entscheidenden Augenblicke schwankte, so untätig und unschlüssig schwankten die Anführer des preußischen Heeres und verloren einige köstliche Wochen mit Nichtstun, da sie sich den Vorsprung des Feldzuges hätten verschaffen, über die ersten Franzosen herfallen und sie verderben und das Frankenland und den Mainstrom hätten zu den ihrigen machen sollen. Sie ließen Bonaparten Zeit, seine ganze Kraft zu sammeln und mit Übermacht gegen sie anzudringen, ließen sich in dem eignen Lande in den Rücken kommen und in die schreckliche Lage hineinmanövrieren, daß sie nicht für Sieg und Glorie, nein für Flucht und Rettung eine Schlacht wagen mußten.

Gesegnet von Millionen Herzen und Stimmen, emporgetragen von der Liebe und den Wünschen des preußischen Volkes und der ganzen deutschen Nation, von den Hoffnungen der Völker am Tajo und Ebro, an der Newa und am Garigliano, unter schönen Auspizien hätte man den gewaltigen Streit beginnen sollen. Aber unter welchen Auspizien begann er? Ein edler, königlicher Prinz fiel mit zweitausend Tapfern den thermopylischen Tod, ein herrliches Opfer. Ludwig von Preußen! Möge in diesem Kampf dein Tod bedeuten, was einst Leonidas' und seiner mutigen Gefährten, ein heiliges Omen der Erlösung, ein hohes Beispiel, das die Könige und die Großen lehren soll, wie du für das Vaterland zu streiten und zu sterben! Du warest für die Unsterblichkeit geboren, du bist unsterblich, du würdest dann unsterblicher sein. O hättest du das Heer geführt, das Tod und Sieg wollte, das unendliches Vertrauen auf altes, preußisches Glück und preußischen Mut hatte, wo würden dann die französischen Adler schweben! Was die Natur aus ihrer Fülle Schönstes bilden und bauen konnte, erschien an dir, ein stattlicher, fürstlicher Leib, eine Stirn, worauf die Begeisterung, die Hoheit und der Befehl ruhte, ein Geist, mit den reichsten Talenten begabt, eine Seele voll Freundlichkeit, Kühnheit und Liebenswürdigkeit. Du warest zum Herrscher und Feldherrn geboren; in dir ist die Ehre und der Glanz des preußischen Fürstenhauses gefallen, der Liebling des Volkes, der Abgott der Krieger,

der Freund der Musen. Du hättest dich retten können; bei der Verwirrung der Anführenden sahest du die nahende Schande, du wolltest den Tag des Unheils nicht sehen und mit Ruhm früher zu deinen großen Ahnherrn entfliehen. Solange in Hesperien der Lorbeer, in Germanien die Eiche, der einst freie Baum, grünt, soll deinem blutigen Haupt der frische Kranz nicht fehlen. Muß denn in dieser wüsten Zeit alles, was höchste Liebe und Begeisterung hätte tragen können, alles, was so unendliche Hoffnung gelobte, schnell entfliehen und sterben, und ist das lastergezeichnete Ungeheuer allein unverwundlich und unsterblich? Heiliger Jüngling, du machst alte Sehnsucht neu und erinnerst an einen Fürsten, der zum großen Menschen und Führer geboren war. Friedrich von Oranien, schöner, edler Waffengefährte des tapfern Erzherzogs, auch du preußischen Blutes, was versprachst du der Welt und dem Vaterlande, das deinen Namen mit Stolz und Entzücken nannte! In der Kraft der Jugend riß dich der Tod oder die Hinterlist der Fremden weg: du starbest an den Ufern des Padus, in dem Lande der Lorbeern und Zypressen, und solltest den letzten Zweig früher darin pflücken als den ersten.

Es ist leicht, nach großem Unheil klug sein und, wann etwas geschehen und getan ist, sagen, wie es hätte geschehen und getan werden sollen. Nicht alles Geschwätz über den unseligen Tag bei Auerstedt und Jena trifft, aber einiges trifft. Einer soll der Herr und der Führer sein: dies Gesetz, das in allen Dingen gilt, gilt am meisten im Kriege. Von Anfang an merkte man, daß der Entschluß und Rat im preußischen Heere zwischen mehreren hin und her schwankte; aber zuletzt galt einer am meisten, der nicht gelten durfte, weil er nicht wagte zu gelten. Wilhelm von Braunschweig war alt an Jahren, aber jung in der Schlacht; nur konnte er in den Schlachten nicht siegen, die im Rat gehalten werden: da werden aber mehr Siege gewonnen als im Felde. Nie hatte der Herzog von Braunschweig ein herrisches Selbstvertrauen gehabt: Friedrich II. hatte alle seine Zöglinge nur zittern und gehorchen gelehrt. So schwankte man traurig von Rat zu Rat und von Entschluß zu Entschluß wochenlang hin und her, daß mit beispielloser Faulheit, Sicherheit und Verblendung alle Vorteile dem Feinde überlassen wurden, wogegen Tapferkeit, Mut und kühne Todesopfer nachher vergebens stritten. O Klage von Jena, wann wird dein Laut in den Herzen der Jünglinge und Jungfrauen, der Enkel und Urenkel schweigen? Der Anführer bezahlte es mit einer schweren Wunde und, weil er sterben wollte, mit

dem Leben; das war edel von dem fürstlichen Greise, aber das Verlorne war verloren.

Und der Sieger? So leicht hatte er es sich nicht gedacht, so weit hatten seine kühnsten Hoffnungen sich nicht verflogen. Er prahlte mit seiner Tapferkeit, seiner Unüberwindlichkeit, seiner Kunst, wogegen hinfort die ganze Welt nichts vermöge, und verunehrte die Überwundenen von dem Größten bis zum Kleinsten als übermütige, unkluge, unwissende und unbehilfliche Gesellen, indem er Mack und Ulm mit Braunschweig und Jena verglich. Was die Unentschlossenheit der ersten drei Wochen, was des Herzogs von Braunschweig unglückliche Verwundung und der kleinliche Neid einiger Generale verschuldet hatten, das sollten alle büßen. Der Name Preuße und preußisches Heer und preußische Taktik ward nun viel kleiner und lächerlicher, als der Name Österreich es seit einem Jahre auch den Preußen gewesen war. In diesen Ton haben die Erklärer der Zeit, die Ausrufer und Schriftsteller, mehr als recht eingestimmt und dem Sieger getreu nachgeprahlt und nachgekrächzt. Wer Wahrheit sucht, muß Ehre von Schande sondern, auf daß Ehre wiederauferstehe. Das ist das größte Unglück in einer Feldschlacht, die durch Dummheit oder Faulheit oder Verrat und Ungehorsam der Anführer verloren wird, daß so viele brave Männer umsonst und fast ehrlos sterben, obgleich sie die Schmach nicht fühlen, daß die Tapfern in schönen Wunden umsonst ihr Blut vergießen, daß die Schnellsten und Klügsten, welche allen hätten befehlen sollen, in den Schimpf aller mit eingewickelt werden. Greise mit siebzig und achtzig Jahren sollten hier die kühne Revolutionsjugend niederrennen; hätten jüngere und geschwindere Männer das preußische Heer befehligt, wahrscheinlich hätte Deutschland keinen solchen Tag gesehen. Nach dieser Schlacht war dem abgeschnittenen Heere alle Vereinigung und aller Rückzug unmöglich, es ward gejagt wie auf einer Jagd und binnen drei Wochen bis auf wenige Trümmer vernichtet und in einzelnen Haufen von der Übermacht verdorben. Dies Schicksal hatte der schöne Hause des Herzogs Eugen von Württemberg, der sich hätte retten oder auch besser schlagen können; dies der des Prinzen von Hohenlohe; dies endlich der des wackern General Blücher bei Lübeck, der sich wie ein alter Preuße zurückzog und wie ein Preuße gegen dreifache Übermacht blutig tapfer schlug und mit den letzten übrigen das Gewehr streckte, weil er kein Pulver mehr zu verschießen und kein Brot mehr zu essen hatte. Braver Mann, dein und deiner Waffengenossen Schicksal war bitter, aber deine und ihre Ehre ist unbefleckt; sie wird glänzender

schimmern, wenn der unreine Strom der Gegenwart abgeflossen ist.

Soviel steht fest: Feldherrn hatte das preußische Heer, die mit Glück hätten anführen können, Soldaten, die von heißer Begier brannten, sich mit den Franzosen zu messen und zu siegen oder zu sterben; aber bei vielen andern war nicht mehr, was die Preußen im Siebenjährigen Kriege unüberwindlich und unsterblich machte. Die große Reihe der unteren Befehlshaber, wodurch der große Friedrich so herrlich war, hatte viele schlechte Gesellen unter sich, und Geistlosigkeit war für Stolz, empfindsame Erbärmlichkeit für rauhen Todesmut gekommen: es waren Lafontainische Ehemänner und Liebhaber geworden, die einen sentimentalen Roman mit Entzücken lesen, mit Liebesschwärmerei zu dem lieben Mond aufschauen, aber für Weiber, Kinder und Bräute, für das ewige Vaterland und den ewigen Ruhm nicht kalt und männlich dem Tod in das hohle Auge schauen konnten. Dies ist Deutschlands Krankheit, dies die Pest, wovon es sich befreien, oder worin es verderben muß: jene Seuche ausgearteter Zeit, wo man immer an das kleine Einzelne, nicht an das große Allgemeine denkt, wo man für süße Empfindelei und unwürdigen Genuß das Leben erhalten will, das für das hohe Gefühl und die heilige Pflicht täglich ein freiwilliges Opfer fallen muß. Darin haben die Deutschen sich verdorben und die Regierungen mit ihnen, und aus Verwirrung des Notwendigen und Zufälligen, des Menschlichen und des Unmenschlichen und Übermenschlichen ist der verwünschte Zustand erwachsen, worin wir stehen. Milde und Menschlichkeit, ihr seid göttliche Namen, aber es müssen göttliche Menschen und große Herrscher sein, die euch verstehen und verwalten sollen; eure Affen sind von jeher Verderber gewesen und haben alle Schlechtigkeit und Feigheit, alle Schlaffheit und Jämmerlichkeit, Tollheit und allen Wahnwitz der Ideen in euch mit hineingespielt. So hat euch zu gefallen der Mann seine Herrschaft und Würde, das Weib seine Zucht und Scham, das Gesetz seine unerbittliche Herrlichkeit, der Herrscher seine leuchtende Majestät abgelegt. Man hat gestreichelt, wo man schlagen, gewärmt, wo man brennen, gebeten, wo man befehlen, gedient, wo man herrschen sollte. O hätte man die Strenge, die Zucht, die Furchtbarkeit des alten Friedrich als das Palladium eines kriegerischen Staates bewahrt, hätte man nicht mit Kleinigkeiten selbst da gespielt, wo große Dinge unerbittlich geboten werden sollen, nie wäre erschienen, was seit dem unglücklichen Oktober uns alle erstaunt und verzweifelt hat.

Ich habe das Spiel und Schicksal des Kriegs in der Nähe gesehen, bin mitten unter den Zersprengten und Flüchtigen gewesen, habe die entsetzliche Not und Verwirrung begriffen und die allgemeine Klage gehört. Haufen Soldaten zu Fünfzigen und Hunderten, von einem Fähnrich oder einem alten Unteroffizier geführt, strichen ohne Rat und Befehl umher, und Offiziere mit Wagen und Gepäck, mit Pferden und Gold, auch wohl mit Weibern und Kindern, waren ihnen vorangereist und hatten sich zu Müttern und Großmüttern, zu Brüdern und Vettern, zu Tanten und Basen gerettet. Widerspreche, wer es wagen darf! Und dies in einem Staate, wo der Edelmann das Vorrecht des gebornen Befehlshabers hat und also auch das Vorrecht des ersten und tapfersten Todes haben muß. Dies trifft euch nicht, ihr Braven, die ihr lange begraben liegt; euch nicht, ihr Tapfern, die ihr mit unbeschreiblichen Mühen und Anstrengungen aushieltet, mit ehrlichen Wunden oder nach hartem Streit auch unverwundet ehrlich gefangen wurdet; euch nicht, die ihr durch Mühen und Gefahren und mit Wunden und Not euch mitten im Winter über Meere und Länder aufmachtet, daß ihr in ferner Weite euren König und den Streit wiederfändet. Gottlob! auch euer waren manche.

Und welche Schrecken und welche magische Behexung hatten alle Köpfe nach der ersten Schlacht ergriffen! So wie man sich anfangs mit gewissen Siegesträumen eingewiegt hatte, so plötzlich ließ man nun allen Mut sinken. Wenn Bonapartens Generale erschienen und sagten: *Ihr seht, wir sind die Unüberwindlichen, aller Widerstand ist vergebens, kostet umsonst Menschenblut und hält den Segen des Friedens auf, den unser Kaiser der Welt zu schenken brennt*, so glaubte man es ihnen. Alles war wie vom Donnerwetter gerührt, und Bonaparte erschien als ein unbekanntes, keiner irdischen Macht überwindliches Wesen, dem man sich nicht früh genug unterwerfen könne. O Schande für graue Köpfe und graue Ehre, die nicht so unblutig hätte vergehen sollen! Wo war der Name Friedrich, wo war die Erinnerung alter Herrlichkeit, das Gedächtnis von Roßbach und Leuthen? Wo war das Aug', das auf die Adler eurer Brust hätte fallen und euch vor dem Gedanken der Schande hätte bleichen sollen? Befehlshaber von Stettin und Spandau, Küstrin, Magdeburg und Hameln, mit Recht hat euer König eure befleckten Namen an den Galgen schlagen lassen; kein Urteil der Nachkommen wird sie wiederherabnehmen. Husaren und Reitern ohne Kanonen öffnete man Stettin und Spandau — solchen übergibt man kein nur von

einem breiten Graben umflossenes Dorf ohne Verteidigung — Küstrin in seinen Sümpfen ergibt sich ohne Schuß, ja holt die Feinde in eigenen Kähnen heran, damit da seien, mit welchen man kapitulieren könne. Magdeburg mit einer Besatzung von 20000 Mann geht nach wenigen Tagen an 30000 Mann über, die noch kein ordentliches Belagerungsgeschütz hatten — in Friedrichs Zeiten hätte man sie angegriffen und geschlagen. — Der Kommandant, General von Kleist, schob es später auf die Bitten und Drohungen der Bürger, die nicht hätten aushalten wollen; er hätte bedenken sollen, was Massena den zu Tausenden verhungernden Genuesern auf ähnliche Anmutungen im Sommer 1800 sagte: Lieben Leute, ich sehe gar die Notwendigkeit nicht, daß ihr leben müsset. Und dies war eine Lüge; die guten Magdeburger dachten patriotischer, sie haben Kleists und seines Helfers und Beschwätzers Wartensleben Schande nachher laut vor Europa erklärt. Und der General Schöller in Hameln — er konnte kaum die Zeit erwarten, wo er sich mit Schande brandmarken sollte, und mußte des französischen Generals Savary Hilfe anflehen, damit die Übergabe zustande kam, wogegen sich Offiziere und Soldaten aufrührisch empörten. Wer diese Schmach so öffentlich, so brennend vor der ganzen Welt sah, hätte er nicht glauben sollen, dies sei ein durch Laster, durch Weichlichkeit, durch lange Unehre und Feigheit aufgelöster Staat gewesen, nicht der des großen Friedrich, den er nicht länger als zwanzig Jahre, sein Geist, wie es schien, auf immer verlassen hatte? Und dies war der Staat, wo jeder einzelne Mann beim Anfange des Krieges nur Siege und Trophäen träumte, wo jedes Herz für das Vaterland schlug, wo zum erstenmal nach langen Jahren wieder eine kriegerische Begeisterung loderte; dies waren Befehlshaber, die noch den großen König gesehen und vor seinem Herrscherblick gezittert hatten. Wahrlich man möchte dem oft rundgehenden Volksmärchen beinahe glauben, daß der Reiter mit dem grauen Rock und dem Pferdefuß auf einem Rotschimmel neben Bonaparte und seinen Feldherren reite und mit seinen Feinden eine unsichtbaren Zauber treibe, so unerklärlich liegen diese dicken Schanden.

So durch die Unentschlossenheit des Oberfeldherrn und die Versäumnis der ersten Wochen, durch den unseligen Ungehorsam und Neid einiger Unterfeldherren und durch die Feigheit und Ehrlosigkeit von fünf bis sechs andern Befehlshabern lag nun ganz Deutschland von Augsburg bis Danzig, von Frankfurt bis Lübeck Bonaparten und seinen Geschwadern zur Überziehung

und Plünderung offen, und gehaust, geraubt und geplündert haben sie, wie man seit Jahrhunderten nicht mehr gesehen hat. Diese großen Mittel des Feldzuges, diese große Art des Krieges, Mittel und Art und Namen, welche die Französische Revolution geboren hat, übt derjenige, der auf ihren Leichen und Trümmern seinen blutigen Thron gebaut hat, in der größten Weite aus, und auch dafür wird die Geschichte, die für so viele seiner Herrlichkeiten sich nach neuen Namen umsehen soll, einen neuen Namen erfinden müssen. Es mag gut sein, daß der Krieg seit zehn Jahren wieder mehr als Krieg und Verwüstung geführt wird, damit die Völker sein Elend und die Tapferkeit und Hartnäckigkeit wieder lernen, wodurch sie ihm begegnen müssen; aber Schande dem, der von Milde spricht, wo er zertritt, der mit Großmut prahlt, wo er erwürgt, der sich der Menschenschonung und des Schutzes der Künste rühmt, wo er schändet und plündert! Der Krieg war von Ludwig XIV. abwärts immer mehr eine Posse geworden und ward mit einer schlecht verstandenen Zierlichkeit und Halbheit, mit artigen Komplimenten, langsam nicht weniger aussaugend und schändend, durch Jahre fortgeführt. Eine oder zwei große Schlachten in einem Feldzuge, dann zehn oder zwanzig Meilen vorrücken, ein paar Festungen belagern, darauf in die Winterquartiere gehen, während dem Winter unterhandeln und mit dem Frühlinge das verdrießliche Spiel wieder ebenso anfangen — das war so abgemacht als unter guten Fechtern die Stöße und Abstöße, die einander folgen müssen. Diese Albernheit hat die letzte Zeit aufgehoben; Krieg ist wieder blutiger Ernst geworden, und das ist recht. Die neue, leichte Art, ihn zu führen, ohne Zelte und Magazine und Gepäck, mag wohl für den Sieger große Vorteile haben, aber sie hat sicher ihr Maß. Laß einmal ein Heer von Hunderttausenden hundert und zweihundert Meilen von seinen Grenzen auf das Haupt geschlagen werden und dann den Rückzug antreten, wir werden sehen, wie der Erfolg sein wird. Diese Art Krieg führt immer Plünderung und bei den schnellen Märschen Verwüstung und Schändung mit sich. Über den Geist der jetzigen französischen Krieger außer diesem Unvermeidlichen, wo sie, die Hungernden und Dürstenden, selbst nur der Not dienen, und über ihre Mannszucht wird sich weiter unten sprechen lassen.

Bonaparte hatte nun mehr, als er gehofft hatte; in Berlin konnte er den Frieden bestimmen, Preußen strafen und den verlangten Raub von Hessen, Sachsen und Westfalen, worin jenes schon willigen mußte, an sich reißen. Ihm schwindelte vor dem

ungeheuren Glücke, sein Geierblick ging weiter, und auch das östliche Europa sollte revolutioniert und seinem Einfluß unterworfen werden: Polen, Rußland, die türkischen, europäischen Länder sollten dem großen Retter der Menschheit, dem einzigen Monarchen, dem größten Feldherrn aller Zeiten und Völker ihre Wiedergeburt und neue Verfassungen verdanken. Er ließ seine Heerhaufen gegen die Weichsel rücken und ging bald selbst nach. Doch ward mit dem preußischen Monarchen unterhandelt, und seinen Abgeordneten wurden wieder Friedensgrundlagen übergeben, die er nicht unterzeichnete. Bonaparte hätte ihn gern gefangen und durch freundliche Hinterlist in Schimpf und Verderben gelockt. Preußen sollte die übrigen Festungen übergeben, von Rußland abtreten, ein Vasall Frankreichs werden und dann die Zerstückelung der Monarchie und den schmachvollen Frieden von Bonapartens Gnade und Talleyrands Redlichkeit abhängen lassen. Die Schlinge, zum dritten- und viertenmal aufgestellt, war doch zu grob und fing nicht. Der König von Preußen antwortete, er habe Frieden und nicht völlige Entwaffnung und Beschimpfung gewollt, und schloß sich und sein Interesse nun enger und enger mit Rußland zusammen. Dank dir, braver König! So nur herrschest du deiner großen Ahnherrn wert. Das Unglück schwebt über jedem sterblichen Haupt, auch über der Könige Häuptern; Standhaftigkeit erhält, Tugend rettet oft, auch wo es am verzweifeltsten ist; und wann alles fallen soll, so muß der König und Herr glorreich mit fallen und vergehen, ehe er in Schande willigt: von dem Unglück rettet endlich der Tod, von dem Schlimmsten, von Schande, weder Leben noch Tod. Genug gebüßt ist für eigne und fremde Schuld, versöhnt ist die Nemesis. Halte das Herz empor und die Hoffnung; deine Untertanen, die dein bleiben, werden Mut fassen, und Rache und Wut wird jede Brust entflammen und jeden Arm bewehren gegen Unrecht und Übermut.

Ja, wenn gerechte Wesen die Welt beseelen und richten, so ist jetzt mehr Hoffnung da denn je vorher, solch eine dicke Wolke von Übermut und Frevel, von Lügen und Ungerechtigkeiten hat die verderblichste aller Göttinnen, die betörende Ate, über dem Haupte des großen Würgers gesammelt, sie wird, sie muß sich in Donnern und Blitzen entladen und ihn und die Welt zugleich verwüsten. Der Fürchterliche und Scheußliche hat sich in seiner vollen Blöße entlarvt, und alle Schrecken und Plagen, welche die Welt von seiner unersättlichen Raubsucht und seinem grausamen Despotismus erwarten kann, auch für die Zukunft aufgedeckt. Hat er in Deutschland noch Freunde, so sind es tolle Bösewichter

oder unheilbare Narren, welche ihre verrückten Weltansichten und großen Wiedergeburtspläne Europens auf jedes glänzende Ungeheuer übertragen, welchem es beliebt, durch große Kräfte und größeres Glück ein Tigerkatzenspiel mit der Welt zu spielen. Hat er anderswo Freunde, so sind sie entweder fünfzehn Jahre in der Welt stillgestanden, während diese auf das geschwindeste fortgelaufen ist, und haben ihre Wechsel und Verwandlungen in dieser Geschwindigkeit nicht bemerkt; oder sie sind auch in einer Ideenwelt, die gar keinen festen Boden hat, fünfzehn oder fünfzehnhundert Jahre vorausgelaufen und bilden sich ein und möchten uns einbilden, daß unter dieser Teufelsmaske ein Weltheiland versteckt sei. Sie sprechen immer noch von großen, verborgenen Zwecken, von geheimen Entwürfen mit der Gesetzgebung und Befestigung Europens, die Bonaparte in petto haben soll, von dem Übel und der Verwüstung, die er nicht als Übel und Verwüstung meine, sondern wodurch er die große, heilige Zukunft des Friedens und eines edleren und freieren Geschlechts bauen wolle. Man weiß nicht, ob man mehr über die Bosheit oder über den Wahnsinn solcher Urteiler zürnen und lachen soll. Die Menschenlehre ist kurz und einfältig, sie ist noch dieselbe, wie sie von Anfang an gewesen ist, und ihr Buben und Tröpfe sollt uns mit aller politischen Sophisterei und philosophischen Schwärmerei keine andere aufdringen. Der Glaube ist ewig, daß Gutes und Gerechtes durch Tugend und Gerechtigkeit, Schlechtes und Tyrannisches durch Bosheit und List offenbart und gemacht wird. Der Weizen wurzelt nicht im Stein, und das Feuer brennt nicht im Wasser. Weg mit diesen verborgenen Zwecken, mit diesen weiten Ansichten der Welt, der Völker und der Menschheit, nach welchen man selbst durch das Böse das Gute erschaffen darf! Weg mit dieser schändlichen Vermessenheit, als wenn ein Mensch die Zukunft so ordnen und für die Geburt werdender Jahrhunderte so sorgen, kurz als wenn er die Welt so selbstmächtig bauen und umbauen könnte, als hirnlose Narren meinen! In solchem Wahn und Willen liegt die schlimmste aller Teufeleien, und selbst wenn Bonaparte, der nie eine hohe Idee gehabt, solche Ideen haben könnte, wäre er ein Ungeheuer. Aber zum Glück ist es nicht so. Kein Mensch und Mann, der so große Arbeiten unter Händen hat, kann so in der Zukunft leben; er hat genug zu tun, die Gegenwart zu bändigen und zu unterjochen, und treibt mit dieser Gegenwart im Wirbel des Guten und Bösen fort, wie Glück und Zufall und Köpfe, die mehr Zeit und Beruf zu spinnen und anzuzetteln haben als er, ihn fortstoßen. Nein, es liegt in ihm der vollste, listigste Teufel, der je in menschlicher Gestalt

in einer so großen Rolle auf Erden erschienen ist, und darum ist er einer kraftlosen und geistlosen Zeit ein so wunderbares Zeichen. Auch der Teufel war ein Engel des Lichts, unter den ersten nach Gottes Ebenbilde geschaffen, mit reicher Herrlichkeit und Kraft gerüstet; er fiel ab und ward durch den Mißbrauch der göttlichen Natur der Darsteller des Bösen, er ward Satan, der Regent der Finsternis und der Feind der Söhne des Lichts. Ein solches Gefühl wandelt einen jeden unbefangenen Menschen bei einem sterblichen Wesen an, das große Kraft und seltene Talente und die Wundergabe des Glücks zum Bösen mißbraucht und die Erde verwüstet und zerstört, die es hätte befreien und beglücken können. Dadurch ist Bonaparte so groß, daß er das Böse auf das böseste, das Treulose und die Lüge auf das treuloseste und lügenhafteste tut, daß er besonnen alle Schwäche und Bosheit anderer anwendet, damit größere Schwäche und Bosheit daraus werde, daß er über Treue und Menschlichkeit, wovor andere schaudernd stehenbleiben, wie über einen niedergetretenen Zaun weghüpft und Freiheit, Gerechtigkeit, Vaterland, die heiligsten Namen, die keiner mehr haßt als er, zu der gleißnerischesten Gaukelei und Affferei gebraucht. Wenn ihr, betörte Zeitgenossen, vor solchem Götzen die Knie beugt, so haben wir nichts miteinander gemein. Einen solchen Virtuosen des Bösen haben freilich die früheren Jahrhunderte Europa nie gezeigt.

Bonaparte hat unmöglich Lust und Zeit, alle die Pläne, die in seinem Namen ausgehen und die Welt verwirren und umstricken, selbst auszuhecken und auszuspinnen. Talleyrand ist der Richelieu, der endlich seinen Schläger gefunden hat, um alte Lieblingsentwürfe französischer Politik wirklich zu machen. Spielt Bonaparte mit der Welt, so spielt der ehemalige Priester wohl oft mit ihm, ohne daß er es wissen und merken soll. Deutschland ist eigentlich ihr nächstes, großes Ziel. Dies völlig und auf immer zu unterjochen und zu französieren ist der Hauptentwurf; das übrige wird nur angezettelt, um denen, die drinnen und draußen noch dagegen arbeiten könnten und möchten, soviel zu tun zu machen, daß sie dem Gierigen den Raub und nach solchem Raube binnen wenigen Jahren auch das übrige Europa überlassen müssen. Darum gaukelt und zettelt man mit den Polen und Türken; darum verspricht man den einen Freiheit und Unabhängigkeit, während man die der andern zerstört; darum will man hier Könige machen, während man sie dort absetzt; hier Republiken ausrufen, während man dort die letzten übrigen vertilgt. Wie, diesem wilden Tyrannen, diesem ungeduldigen Despoten sollte es mit solchen Versprechungen ein Ernst sein? Ihm

der alles Freie sklavisch, alles Große klein, alles Edle niedrig, alles Heilige gemein macht, wenn er nur ungestrafter und unumschränkter gebieten kann? Auch haben die Polen dies nicht geglaubt; sie haben sehen können, was das Glück und die Rettung bedeuten, welche diese bringen. Kein Aufstand in Masse, kein Hurra und Hussa ist erfolgt. Einige Polen, in Bonapartens Dienst, haben gearbeitet, einige Edelleute und Starosten hat alter Ehrgeiz verblendet, sie haben einige Sklaven mitgezogen; selbst Drohungen hat man gebraucht, den Haufen zu vermehren, er ist aber nicht gewachsen. Nicht mehr bedeutet das Spiel mit den Türken, das auch nur politisch ist. Bonaparte würde jeden Tag, sobald er dürfte, mit ihnen tun, was er den Russen so hoch anrechnet. Der Wunsch von ganz Europa begleitet die Macht, welche diese rohen Wilden, diese unverbesserlichen Barbaren von dem festen Lande und den Inseln in einen andern Weltteil jagt und die schönsten und heiligsten Stellen der Erde der Sitte und Kunst wieder zugänglich macht. Bonaparte hofft vergebens, daß das Aug' ihm mit Wohlgefallen folgen soll, wenn er für Barbaren Lügen schwatzt, damit man darüber nicht sehe, wie er die Freiheit, Bildung und Kunst gesitteter Völker, wo sie noch ist, zu unterdrücken und zu vertilgen kommt. Er ist nichts als ein Bandit und führt Banditen zum Raube. Der Bandit gibt dem Bettler zuweilen etwas, aber er wird auch ihn ausplündern, sobald die einzelnen kümmerlich zusammengebettelten Gaben ein Schatz geworden sind.

Ja, Banditen sind sie. Menschen und Völker, die von dem Zeitalter und dem Schauplatz, wo sie sich bewegen und ihr blutiges Spiel treiben, fernstehen, sehen noch immer die alten, feinen, zierlichen und höfischen Franzosen in ihnen und meinen, angenehmere und großmütigere Feinde müsse man nicht bei sich haben können, und das Geschrei von ihren Bedrückungen, Grausamkeiten und Schändlichkeiten müsse Lüge und Übertreibung sein. Aber welche Verwandlung haben die letzten zwanzig Jahre, welche hat der fürchterliche Korse in ihre Art zu sein gebracht! Übrigens will ich diese erinnern, daß die Franzosen von jeher lieber leicht großmütig als schwer gerecht gewesen sind, daß es immer ihr Charakter war, als der eines eitlen und prahlerischen Volkes, in dem Kleinen zuviel und in dem Großen zuwenig zu tun. Gerechtigkeit ist das ewige Weltmaß des Guten, Großmut, wie ihr sie meint, gewöhnlich Hohn, oft tiefste Verdorbenheit. Aber auch jene windigen, leichtsinnigen und prahlerisch großmütigen Gesellen der früheren Säkeln und Dezennien sind sie nicht mehr. Greuel und Unheil, die sie gesehen, getan und ge-

litten, haben ihnen die Versteinerung des Meduſenſchildes gegeben; die Art, womit ihr Anführer ſie zur Weltherrſchaft führt, macht in manchen Augenblicken Gewalt und Raub notwendig; endlich ſeine finſtere, ſchlaue, geſchloſſene Banditenmiene, von keinem Lächeln der Freude und der Menſchlichkeit erhellt, hat auch ihnen zum Teil einen ſtummen Ernſt gegeben, der die ganze Welt als ein Schlachtfeld und alles, was drinnen iſt, als ihren rechtmäßigen Raub zeigt. So plündern und ſchinden die Feldherren und Offiziere ebenſo unverſchämt als die Gemeinen, und wenn einzelne Brave, wie Oudinot und Bernadotte, es ja hindern möchten, ſo können und dürfen ſie es nicht. Sprach nicht Bernadotte ſelbſt bei den Scheußlichkeiten in Lübeck die merkwürdigen Worte: *Ich habe ſonſt Menſchen befohlen, nun befehle ich Tigern?* Und wie ſoll die Mannszucht dieſe zähmen, die für kein Vaterland, für keine Freiheit, für keine Volksehre ſtreiten, ſondern für Königreiche und Fürſtentümer der Brüder und Nichten des Korſen, die er von einem Ende der Welt zum andern in Tod und Gefahr treibt? Er muß ihnen wohl die Schändung aller Ehre und Sitte, den Raub und die Plünderung, die Entweihung des Heiligſten der Menſchheit erlauben, denn auf ihrem Degen ſteht ſein hochgebautes Glück.

Und Er ſelbſt? In ihrer vollen Schwärze und Gemeinheit hat er ſeine düſtre, unritterliche Seele ohne Scheu und Scham enthüllt und im Übermut des Glücks ſelbſt die Klugheit vergeſſen, die den Schlauen nicht leicht verläßt. Es iſt ſchön: die Ernte reift für die Sichel der Nemeſis. In Berlin und von Berlin aus hat er in den letzten Monaten ſein großes Herz und ſeinen erhabenen Willen ſo klar ausgeſprochen, daß ſeine letzten Bewunderer vor dem ſchwarzen Teufel erſchrocken ſind. — Und mit Deutſchland, wie ſchändlich, wie grauſam, wie räuberiſch, wie lügneriſch iſt er mit dem armen Lande umgegangen, dem er *eine neue Verfaſſung des Glücks und der Freiheit bringen will?* Aber davon iſt er in den letzten Tagen ſtill geworden. Während er von türkiſcher Glorie und polniſcher Freiheit poſaunt, läßt er durch ſeine Zeitungsſchreiber und Trabanten fragen, wer nach Preußens Fall und Öſterreichs Abdankung nun wohl eigentlich Deutſchlands Herr ſei und ſeinen ledigen Thron beſteigen müſſe? Natürlich niemand anders als *das unſterbliche Genie, das es von Öſterreichs Tyrannei und Preußens Ehrgeiz befreit hat und die Epoche ſeiner ſchönen Zeiten beginnen wird.* Wie ſchaltet, wie gebietet, wie unterjocht, wie verteilt und vergibt er Fürſtentümer und Länder und ſpricht, kein Schickſal und keine Kumenis fürchtend, die vermeſſenen

Worte aus: Nie und nimmer sollen die alten Fürsten wieder in ihnen herrschen! Wie gebraucht er alle Schändungen, alle Entzweiungen, alle Aufhetzungen und Ränke, selbst Schmeicheleien und Versprechen, um die Zwietracht der Fürsten und des Volks ewig zu machen und so alle auf immer in den Staub der Knechtschaft zu treten! Selbst die glücklich tote Flamme des Religionshasses sucht er wieder anzublasen und den Zwiespalt des Katholizismus und Protestantismus als einen Köder des Verderbens auszuwerfen. — Sachsen und seine Fürsten, die er von den Ketten der verderblichen preußischen Herrschsucht zu erlösen ausging, ist mit zu dem großen Bunde geschlagen. Der Hessenfürst, was er verdient hat, ist verjagt, seine Schätze, sein Schmuck, sein Geschütz sind über den Rhein gegangen, seine braven Soldaten entwaffnet und entehrt, sein Land ist ihm auf immer abgesprochen. Das war auch Braunschweigs Schicksal, weil sein Beherrscher preußischer General war: sonst eines der glücklichsten Länder, von welchem sein letzter, unglücklicher Fürst durch seine Sparsamkeit und Gerechtigkeit soviel Segen und Sehnsucht verdient hat. In Hannover sind die französischen Adler angeschlagen, die westfälisch-preußischen Landschaften dem Könige von Holland übergeben, auf Schlesien ist Österreich angewiesen, wenn es mitgehen will. Mecklenburg, das unschuldige Mecklenburg, hat seinen Herrn fliehen, sich von einem Ende bis zum andern plündern und schänden gesehen, darum, heißt es, weil es Schweden und Russen durchmarschieren ließ, was es ebensowenig wehren konnte als den Eindrang der Franzosen. Die Hansestädte sind besetzt, eine Jagd auf englische Waren ist gemacht, wodurch man mehr ihre Kaufleute als die Engländer geplündert hat. England selbst ist von dem Landtyrannen lächerlich genug in den Sperrungszustand erklärt, ebenso lächerlich, als wenn der Löwe dem Adler das Luftreich verbieten wollte. Den Raubzügen der Heere folgen Intendanten, Lieferanten, Kommissarien, Röllner, Anzettler und Spione auf den Fuß nach. Ohne alle Achtung gegen alteuropäische Sitte raubt der unersättliche Geiz den Schmuck und die Kostbarkeiten der Fürsten und Paläste wie die Habe der Hütten und Kleinen. Silber und Gold, Tapeten und Decken, Pferde und Weine, Kutschen und Thronen, Bildsäulen und Gemälde, alle besseren und seltneren Denkmäler der Wissenschaft und Kunst, die dem Volke auch gehören, werden nach dem Diebesrecht, das dieses unsterbliche Genie zuerst von allen Europäern in Italien erfand, weggeschleppt, und Denon und seine Helfer wählen in Dresden aus und plündern in Berlin, Kassel, Braunschweig, Wolfenbüttel und Schwerin. Und damit

das Maß des Ärgers und Grimms voll werde — o daß allgemeines Unheil noch nicht allgemeiner Aufstand deutscher Nation werden will! — muß man endlich deutscher Herren, deutscher Männer und Schriftsteller Schmeicheleien und Knechtsstimmen hören, muß hören, wie sie von der Großmut, dem unermeßlichen Genie, den hohen Ansichten des Mannes von europäischer Verfassung die Backen voll haben: jene, die wenigstens schweigen sollten, wenn sie nicht Mut und Würde haben gegen Unterjochung und Schändung anzusprechen. O unter den bittersten Qualen der Verdammten in Dantes Hölle ist der noch keine gleich gefunden, aus der zweiten Hauptstadt Deutschlands die Verhöhnungen, die Prahlereien und Gaukeleien der Franzosen in deutscher Sprache vernehmen zu müssen.

So ist ganz Deutschland nun die reiche Quelle, woraus die Pariser ihren Witz und ihre Einfälle und die französischen Heere ihre Kleider und Schuh', ihr Silber und Gold, ihre Pferde und Kanonen holen, um den Rest des Nordens zu bekämpfen. Mit seinen Kräften, durch das Elend seiner Millionen, durch die Schande und den Hungertod von Hunderttausenden wird der Krieg mit Heeren geführt, wie sie seit den Zeiten der Hunnen und Mongolen einander nicht mehr gegenüberstanden. Das arme Volk fühlt die Schmach und hat sich in Hessen, Westfalen und Franken geregt und würde sich schrecklich und den Franzosen verderblich über alle Grenzen des Vaterlandes regen, wenn ihm das große Herz eines Anführers gegeben würde, der aus seiner Not seine Begeisterung zu wecken verstände. Aber es ist entwaffnet, seine Festungen sind besetzt, seine Fürsten dienen im Elend, seine Sprecher sind kläglich und schreien nach Frieden, nicht nach Rache. Ja, die unterworfenen Bundesgenossenfürsten halten es selbst unter fremder Knechtschaft fest, decken dem Feinde den Rücken, plündern mit ihm ihre Landsleute, erobern für ihn die übrigen Festungen und teilen Orden aus, wann Deutsche deutsches Blut vergossen haben. O Tag der Rache! du wirst, du mußt nahen. Wann ich deine heilige Flamme aufgehen sehe, will ich mich gern mit den ersten hineinstürzen und jubelnd vergehen.

Und wie fremd dem bessern Geist der Zeit, dem alten, guten Geist des Christentums und der Ritterlichkeit und Fürstlichkeit, Bonaparte, hast du dich gezeigt, du, der du so gern Held und Ritter heißen möchtest! Wie hast du ein kaltes, grausames und geiziges Gemüt ohne Ahnung, daß man dich erkennen würde, vor ganz Europa ausgelegt! Wer so des Glückes mißbrauchen, wer so des Unglücks spotten, wer so die gefallene Majestät schän-

den kann, der soll die Vergeltung fürchten. Du bist ein Mann und verbrichst wie ein Barbar gegen die Ehre einer Frau? Du heißest ein Kaiser und wagst eine unglückliche, von ihrem Volke geliebte Königin zu beflecken, die mit allen ihren weißen Tugenden deine schwarze Schande nicht bedecken könnte? War sie eine Verbrecherin, daß sie den treulosen Freund wegwarf, daß sie Krieg wollte und Sieg hoffte? — Das Volk wollte und hoffte sie mit ihr. — War sie eine Verbrecherin, weil sie dich hassen lernte? Diese frechen Schmähungen und Anspielungen Talleyrands erinnern, daß er um die Pariser Tribünen Redner und Zuhörer war. Sind die gekrönten Häupter nicht unglücklich genug, daß sie aus ihrer Hauptstadt fliehen müssen? Muß ihnen auch der übermütigste Spott folgen, und eines Mannes Spott, dessen großes Glück ihn so groß machen sollte, daß er vergessen und verzeihen könnte? Er vergißt nur, wie viele Ehre und wieviel Glück Preußen für seine Schlangenpolitik geopfert hat. — Und gegen Braunschweigs graues Haupt? Mußte er in seinen letzten Tagen von seinen bittersten Feinden hören, daß er ein unfähiger Feldherr war? Durften sie dem Unglücklichen so schrecklich vorwerfen, wodurch sie nach Berlin kamen und jetzt an der Weichsel stehen? Durfte Bonaparte endlich den Bann aussprechen, daß in dem alten Stammlande nie wieder Welfen regieren sollen? Graues Haupt und einst so heldenmütige Seele, die Ehre eines milden, weisen, gerechten Fürsten, die Liebe und Sehnsucht deiner glücklichen Völker kann niemand von dir nehmen: diese Verdienste und Tugenden müssen dich entsündigen. — Und der Hessenkurfürst? Er haßte die Franzosen von jeher, seine Hessen haßten die habsüchtigen Nachbarn und hatten sich Jahrhunderte tapfer mit ihnen geschlagen. Er mußte den Sinn seines Volks, er mußte sich und Bonaparten kennen und seine Krieger mit den Preußen vereinigen, als es Zeit war; es hätte vielleicht einen andern Ausschlag gegeben. Für seine kurzsichtige Politik hat er gerecht gebüßt; aber darf Bonaparte so laut aussprechen, warum er ihn haßte? Darf er so höhnen, weil er immer den Franzosen feind war und bösen Willen zeigte, weil er den Rheinischen Bund verschmähte, weil er an Preußen verkauft war. — In diesem gemeinen, unritterlichen Sinn ward auch gegen andere gewütet mit Worten und Taten. Hardenbergs, des Krieg und Rache rufenden Ministers, der vor einem Jahre Preußens und Deutschlands Ehre retten wollte, Schloß Tempelberg ward verwüstet, die hallische Universität gesprengt, weil sie Haß gegen die Franzosen und zügellosen, preußischen Patriotismus habe predigen lassen;

gegen den Berliner Adel, der mit allen den unvermeidlic
Krieg gewollt hatte, wurden die im Munde eines Kaisers sche
lichen Worte ausgestoßen: Ich will diesen Hofadel v
Berlin so klein machen, daß er sein Brot auf d
Straßen betteln muß. — Und endlich, wie hat seine kl
und unkönigliche Seele sich an heiligen Häuptern vergeif
Wagte er es nicht, von dem unsterblichen Ludwig Ferdinand
sagen: Als der Prinz Ludwig Ferdinand von sein
Könige den Krieg mit Frankreich forderte und l
forderte, da hätte der König den verbrecherischen Pr
zen sogleich aufhängen sollen? Wagten seine Füße V
dam und Sanssouci zu betreten? in den geweihten Wohnun
des unsterblichen Königes zu wandeln? Wagte er unter sei
großen Erinnerungen, über seiner heiligen Asche die Zertrüm
rung eines Staates zu denken, den der Mächtige gegründet ha
Und diese Sitze plünderte er; von hier entführte er Heiligtü
die von den heißesten Tränen des Volks aus den Toren
Paris begleitet wurden? Hier spielte er mit Zeptern
Schwertern, mit Bildern und Denkmälern, die seinem unheil
Herzen hätten Grausen einjagen sollen? Fürchtete er nicht
großen Manen des Entschlafenen, die Furien seiner Asche,
er entweihete, die unbekannten Göttinnen, die später oder fr
alles Böse und Übermütige rächen? Die Gegenwärtigen
achtet er zu sehr, als daß er ihre stille Verdammung für
sollte. O diese unmenschliche und unfürstliche Brust hat nie
etwas Heiligem gekniet, als um Meineid zu schwören und Ga
spiel zu spielen.

Und ihr Kaiser und Könige, ihr habt ihn in dem schw
Kampf an der Weichsel, der ihm, wenn ihr beharret, schn
werden wird als je einer vorher. Haltet aus, ihr Wacke
Sein Glück kann nicht unverwundbar sein; hier muß es bre
oder es bricht nie. Halt aus, König von Preußen! Dein
hinter dir kann noch wieder erstehen und den mit Ehre
Berlin einziehen sehen, den Bonaparte zu einem seiner v
Unterkönige machen möchte. Halt aus, Alexander! Dein n
die Glorie, Europa zu retten, und aller Schmuck und G
den er durch Glück und Diebeshand auf seinem schuldigen H
gesammelt hat, wird das deinige unbefleckt schmücken. Und
Warnung und Beispiel in dem Vergangenen, wenn Ahnung
Weissagung in dem Zukünftigen ist, steh auf, Österreich,
räche unendliche Verhöhnung, spottende Treulosigkeit, läch
Büberei, womit er dich seit einem Jahre behandelt! Edler
herzog, steh auf und bewaffne dich und deine Braven! Die

und Ehre deines Vaterlandes auf! und versuche zum letztenmal das Letzte und flechte Hermanns Eichenkranz in dein Haar. Ist der Kampf gefährlich, so ist der Ruhm unsterblich. Wird er Österreich je verzeihen, daß es nicht für ihn losgeschlagen hat? Wird er nach seiner verräterischen Art, wann es ihm mit dem übrigen Deutschlande gelungen, es nicht völlig verkleinern wollen? Wozu warten in einem so verhängnisvollen Augenblick? Wozu nicht rühmlich und groß auf das Spiel setzen, was doch bald durch ein schlechteres Spiel verloren werden würde? Glorreich fallen im Kampf ist edler als einige Jahre später unehrlich verderben. Seine Treue, seine Mäßigung kennt ihr: die Zeit ist da, ihm zu begegnen; waffnet euch! versitzt nicht den einzigen Augenblick, der den Thron der Habsburge und die Ehre des Vaterlandes wiederaufrichten könnte. Bebt nicht, daß der Streit für Millionen verderblich, daß das Elend unendlich sein wird; denkt, das ewigste, längste Elend ist die Sklaverei, womit der Wütende die Herrscher und die Völker bedroht. Es ist eine Zeit, worin keine Mittelmäßigkeit bestehen noch retten mag. Lieber alles zerstört als Sklaverei, den langsam fressenden Wurm an den Blüten der Menschheit. Laßt Aschen fliegen, laßt Blut fließen, wenn es das Verhängnis will. Es bleibt nach der Zerstörung die Erde, es bleiben Menschen, die ein besseres Geschlecht zeugen werden, wenn ihr Fürsten ihre Freiheit nicht hingebet. — Und ihr andern noch nicht ganz bezwungenen, was lauschet, was wartet, was zittert ihr, ans Schwert zu greifen? Schönes Land jenseit der Pyrenäen, willst du feig zusehen, bis er die Arbeit des Nordens vollbracht hat und über die Berge geht und dich ganz zu einer französischen Landschaft macht? Willst du unter seinen Schmeicheleien und Täuschereien die einzige Zeit verlieren, wo der Versuch glücken könnte, durch Jagd von einem Ende Europas bis zum andern das Untier matt und toll zu machen? Wir haben gesehen, was du wolltest. Der Name Preuße war seit dem unsterblichen Friedrich auch bei dir der größte Kriegsname geworden; du hofftest, er werde reiche Arbeit bekommen, du rüstetest und wolltest zuschlagen, wenn sein Glück wankte. Er hat es geahnt, er hat es gesehen, aber dich mit Vorspiegelungen eingewiegt, mit schönen Deutungen und Erklärungen sicher gemacht. Glaubst du, daß er es dir je vergessen, daß er mit dir nicht das Spiel des Kurfürsten von Hessen spielen wird, er, der jeden dafür straft, daß er ihm beigestanden ist, sollte er den nicht strafen, der zeigte, daß er ihm übelwollte? — Und ihr unglücklichen verbündeten deutschen Fürsten, wenn ich oft gegen euch ergrimme, so beklage ich euch öfter! Habt ihr nicht Zeit gehabt, seines und

eures Treibens innezuwerden? der Schande innezuwerden, wo
mit ihr eure edle Ahnen, womit ihr euer deutsches Volk, womi
ihr eure eigenen Namen vor der Nachwelt beflecken sollt? Könn
ihr nicht endlich lieber fürstlich und erhaben untergehen als mi
beklommenen und zerrissenen Herzen? Könnt ihr in diesen
Kampf, der Deutschlands Unterjochung gilt, nicht euer selbst
eures Hauses, eurer Söhne und Töchter vergessen für das Volk
dem ihr beides, Führer zum Glück und Spiegel der Ehren, sein
sollt? Ja, könnt ihr nicht euer selbst, eurer Herrschaft und eure
Kinder gedenken, indem ihr Schimpf und Hohn leidet und durch
Deutsche Deutschlands Unheil begründen sollt? Doch wohin geh
ich? Wohin fliegen in dem Ungestüm des Gefühls meine Worte?
Ach! hier ist kein Herz und kein Ohr, und der leere Wind pfeif
mir die lange, lange Klage und das längere Leid zurück.

Und ihr Vorstreiter Europens und Deutschlands, wenn ih
siegtet, wenn der Schreckliche wieder südlich fliehen müßte, wa
hättet ihr zu tun? O wenn ihr in Deutschland nur wieder da
Alte wollt; wenn ihr klein, politisch gerecht sein wollt und zitter
zu machen, was die neue Zeit Neues will; wenn ihr dies sei
wollt, da er durch große Ungerechtigkeit schon alles zertreten un
gemischt hat; wenn die alte, unbehilfliche Verfassung des Vater
landes, die sich nimmermehr halten kann, mit allen ihren ver
alteten Formeln und Schnörkeln wiederhergestellt werden un
kein engeres, alle zusammenhaltendes Band gezogen werden sol
so wünschte ich, das Schwert wäre nie gezogen, kein Tropfen Blu
wäre vergossen und das schöne Land den Fremden still hingegeben
Wenn das Geschehene nicht klug machen kann, so ist das Künftig
nicht zu heilen noch zu erhalten. Es kann nimmer wieder stehen
was so ganz niedergerissen ist und sich in seiner Hilflosigkeit un
Ohnmacht offenbart hat. Das Geheimnis der Schwäche Deutsch
lands hat Frankreich in seiner vollen Ausdehnung erkannt, e
wird immer wieder dahin zurückkommen und den günstigen Augen
blick benutzen, auch wenn ihm jetzt nicht das Letzte gelänge
Deutschland liegt wie ein niedergetretener Zaun da, worüber d
freche Sau mehrmals in den schönen Garten gesprungen ist
keine kleine Ausbesserung, keine augenblickliche Flickerei wir
helfen; neu muß er gemacht werden, oder sonst laßt das Lo
ganz offen. Milder und liebenswürdiger Alexander, guter un
tapferer Erzherzog Karl, sollte das Schicksal euch die hohe Rol
gegeben haben, Deutschland zu befreien, so sei die Täuschung d
alten Politik mit allen ihren entzweienden Verhältnissen, d
lange hätten tot sein sollen, vergessen. Wollt ihr das gefallei
Preußen wiederherstellen, wollt ihr das gesunkene Österrei

wiedererheben, so richtet sie so ein, daß sie gegen Frankreich die Wage des Gleichgewichts halten können. Ich will die deutschen Fürsten nicht vernichtet wissen, aber sie müssen den größeren deutschen Herrschern ebenso gehorchen lernen für das Vaterland, als sie jetzt Bonaparten gehorchen gegen das Vaterland. Durch neue Einrichtungen müssen sie unter die beiden größeren Herrscher gezogen und durch Grundgesetze gleichsam Fürsten ihres Hauses werden, die zu einem Stamm und nach Erlöschung der herrschenden Linie zu einer Herrschaft gehören. Preußen muß an den Rhein und die Donau gehen, Österreich zwischen der Donau, dem Rhein und den Alpen gebieten. Gebt ihr diese Sicherheit, dies Vertrauen künftigen Friedens und künftiger Stärke dem Volke nicht, so bleibt Frankreich der Herr. Weisere und Mächtigere mögen einrichten, was ich nicht weiß noch wissen darf. Das aber darf ich sagen, daß neue und festere Bande um das Deutsche Reich geknüpft werden müssen.

Und ihr Deutschen, geliebte Landsleute und Brüder, bei deren Erinnerung mein Herz oft in Stolz sich erhob, jetzt in Wehmut versinkt, zu euch spreche ich ein ernstes und letztes Wort, das Testament meines brechenden Herzens, die letzte Stimme einer unendlichen Liebe. Der Hohn der Sieger, die Verachtung der Fremden, der Vorwurf der Feigheit und Nichtswürdigkeit, die Anklage der tiefsten Ehrlosigkeit, selbst eurer eignen Männer und Schriftsteller Verdammung, die ich sooft mit Verzweiflung vernehmen muß, zerreißen mir das wunde Herz. Ihr seid nicht mehr die Alten, nicht mehr die Gewaltigen, auch euch hat die allmächtige Zeit zum Nichtigen abgeschliffen; aber ihr seid ebenso stark, ebenso gut, ebenso tapfer als eure Tadler und Verhöhner. Nur Eintracht mangelt euch, nur ein großes Männerherz fehlt euch, das euch aus der Not emporheben, begeistern und zu unsterblichen Mühen für das zerfleischte Vaterland führen könnte. Daß kein gemeinschaftliches Gefühl, keine tiefe Liebe für das Vaterland, kein Verein der Stärke und Begeisterung unter euch ist; daß ihr eure eignen Brüder in Schlachten mordetet; daß ihr nach Indien und Afrika verkauft wurdet, daran waret ihr unschuldig. Aber die Zeit ist inne, wo ihr begreifen lernen müsset, was ihr waret, was ihr nicht mehr sein dürft, und was ihr künftig sein sollt. Ist euer Ohr taub für die warnende Stimme dieser Zeit, für das Jammergeschrei eures zerrissenen Vaterlandes, für die Klage der Freiheit, welche Sklaverei fürchtet, so verachte ich euch auf das tiefste und werde mich selbst und eure Sprache und die Stelle, wo ich geboren bin, zu vergessen suchen.

Unglückliche deutsche Brüder, so tief liegt ihr darnieder, weil ihr derer mangelt, die für euch stehen, für euch sprechen, für euch sterben sollten. Verwirrung, Betörung und Ermattung hat alles ergriffen und hemmt den frischen Atem und den lebendigen Gang der Welt. Am schlimmsten aber verblenden und verderben euch eure Meister und Propheten. Ich frage euch, dürfen Schreiber sprechen und Ausrufer rufen, welche keine Ehre und kein Vaterland haben, welche die Welt und ihre Geschichte nicht kennen, welche sich und euch mit hohlen Ideen und mit einer Zukunft trösten, wo eure Enkel euch verfluchen werden, wenn ihr sie hört, welche auf einen Bund der ganzen Menschheit auch in einem Staate hinweisen, während der Menschen herrlichste Herrlichkeit, Freiheit und Selbstherrschaft, untergehen? Und wer sind denn die, welche den großen Verein der ganzen Menschheit vollenden, welche durch soviel Elend und Blut die feste Glückseligkeit und den ewigen Frieden der Welt bringen, welche die letzte Barbarei und Unhuld von der weiten Erde vertilgen wollen? Wer sind diese bonapartischen Soldaten, diese unüberwindlichen und göttlichen Menschen, die künftig eure Führer und Gebieter sein und euch das Tierfell der Wildheit abziehen sollen?

Sie sind kein edleres, besseres, gebildeteres Volk als ihr, sie haben in Künsten und Wissenschaften, in Werken und Erfindungen nicht mehr getan als die, welche sie Barbaren schelten, und von welchen sie meinen, daß sie erst durch sie Menschen werden sollen. Und können diejenigen Menschen bilden, die selbst keine Menschen sind, die Künstlichkeit für Natur, Zierlichkeit für Schönheit, Wahn für Tugend, Mode für Sitte, Geschwätz für Gedanken geben, die nichts Fremdes verstehen, würdigen und achten? Auf dem flachsten Boden der Erfahrung grasend, die gemeinsten Früchte der Sinnlichkeit im Leben und im Begriff pflückend, unfähig ewiger Ideen, tiefer Begeisterung, seliger Schwärmerei, menschlicher Sehnsucht, für welche ihnen sogar die Worte fehlen; des Heiligsten und Höchsten der Menschheit spottend, wenn sie witzig sein können; so unnatürlich, daß das Schönere ihrer eignen Natur ihnen ewig unverständlich bleibt: sind sie lange schon ihre eignen Affen gewesen und haben in dieser langweiligen Äfferei lange nichts Großes und Genialisches mehr zeugen können. Dieses Volk ohne Glauben an Tugend und Gerechtigkeit, ohne Sinn für Kraft und Einfalt, dieses schwache, eitle, äffische Volk sollte bestimmt sein, die Welt zu verjüngen und eine gewaltigere und herrlichere Zukunft zu gebären? O ihr Affengesichter selbst, die ihr mit ihnen uns das einbilden möchtet, ich will das lächerliche Affenspiel nicht miterleben, was sie mit euch spielen werden.

Jedes fremden Volkes Druck und Herrschaft ist unerträglich, eines eitlen, prahlerischen Volkes das Unerträglichste. Was können die Franzosen dafür, daß sie eitle Narren und possierliche Affen sind, im Gefühl ihrer Vollkommenheit alles Fremde verachten und sich für die ersten, ja für die einzigen Europäer halten? Aber was können wir dafür, daß wir ihnen das nicht glauben und diejenigen hassen müssen, die uns als Gesindel achten und behandeln? Ihre Artigkeit, ihre Prahlerei mit Hochherzigkeit, ihr Prunk mit Großmut, die eitelste aller Eitelkeiten treffen nur desto tiefer, weil sie Gerechtigkeit, die sie nie kannten, ersetzen sollen. Nicht wahr, ihr habt diejenigen lieben gelernt, die in Worten Götter, in Taten Banditen sind, die treulos, wild und blutig über euer Land hinfahren, eure Städte plündern und zerstören, eure Fluren verwüsten, eure Weiber, Bräute und Töchter schänden, euer Gold und euer Silber, eure Waffen und eure Denkmäler, eure Bücher und eure Bilder, kurz allen euren Glanz und Schmuck von euch nehmen und über den Rhein schicken und euch dann noch höhnisch geloben, mit ihrer Epoche werde die Glorie eurer Wissenschaft, Kunst und Verfassung beginnen?

Und wären diese Franzosen, was sie nicht sind, das gerechteste, weiseste, erste und tapferste Volk Europas, groß in jeder Kunst und Wissenschaft, groß in Einfalt und Kraft des Gemütes und der Sitten, flammend von Mut und Begeisterung für das Höchste, doch müßtet ihr euch ihrer Alleinherrschaft erwehren, ihr Deutschen, weil sie und ihr und die ganze Erde dadurch vergehen würden. Kampf in Freiheit und Selbständigkeit, mutiger Wetteifer miteinander, hohes Vertrauen, gewaltiger Stolz, den ein jeder auf sich hat, das ist der Grund, woraus die lieblichsten Blüten und Früchte der Menschheit wachsen: Einherrschaft war von jeher die größte Schmach, das größte Unglück des menschlichen Geschlechts, und wird es immer sein. Aller edlere Eifer, alles herrliche Wollen, alle göttliche Zuversicht des einzelnen und der Völker erstirbt, wo einer einer Welt befiehlt: ein Herr und Hunderte von Millionen niedriger Knechte ist die kurze Überschrift, die man auf das lange Weh machen kann. Mit dem Übergewicht dieser Macht verschwindet die letzte Würde und Tugend der Männer, die letzte Freiheit auf Erden und im Himmel; tot ist die Kraft und die Freude, wüst und leer wird die Erde, und im unseligsten Frieden schmachtet alles in langsamer Verwesung hin. Hört es, ihr Zeitgenossen, und zagt nicht, für die künftigen Geschlechter zu sterben.

Aber, deutsches Volk, wie soll dein Leid ein Klang werden

von der Ostsee bis zur Adria, von dem Rhein bis zur Weichsel? Wie soll dir eine Stimme werden dessen, was alle leiden und fühlen? Du bist ohne Führer, ohne Fürsprecher und Dolmetscher, und die tausend Herzen, die bluten, die tausendmaltausend Arme, die zugreifen möchten, mangeln der Gemeinschaft. An euch wende ich mich, die ihr die Augen, die Ohren, das zart verletzlichste Gefühl des Volkes sein müsset, wenn die Ersten verstummt sind: zu euch spreche ich, Edelleute, die einst die Immerfreien genannt wurden; zu euch, Priester, welchen die unsichtbare Hut des Heiligsten im Himmel und auf Erden vertraut ist; zu euch, Gelehrte, die als Wächter der reinen Vestaflamme der Menschheit hüten und wachen sollen; zu euch, Beamte groß und klein, die des ewigen Gesetzes und der welterhaltenden Ordnung pflegen. Ihr müsset aufstehen und der höchsten Pflicht warten, das vereinzelte Gefühl des Elends zum allgemeinen Gefühl der Kraft, die sklavische Wut der Schande zur männlichen Wut der Rache zu entflammen. Euer hohes Amt tritt jetzt ein, von welchem kein Mensch und kein Gott euch freisprechen kann, dem blinden und hirtenlosen Volke zu zeigen, was es tun soll; eure Pflicht tritt ein, euch glorreich zu opfern und für Vaterland und Recht morden zu lassen, auf daß euren Kindern und Enkeln ein Vaterland und Recht werde. Und wenn ihr alle dies tätet, wenn ihr alle von einem Sinn, von einer Begeisterung brenntet, wohl würde das Schwert der Unterdrücker an eurem Nacken erstumpfen und mit bebendem Haar würden sie über dem Rhein und die Alpen fliehen. Ihr und keine anderen sind berufen, dem geteilten und sich selbst verderbenden und schändenden Volke das Gefühl eines Glaubens und einer Treue für das Vaterland zu geben, jedem einzelnen das unverletzliche Gefühl zu geben, daß kein Tyrann und kein Scherge das Recht hat, sie auszuschicken, um für Franzosen deutsches Blut zu vergießen; durch euch und keine andere muß Schande Schande und Recht Recht werden; durch euch und keine andere muß eine hohe Flamme der Glorie und Ehre über den Leichen und Greueln aufsteigen und die Erinnerungen großer Väter, die Erinnerungen heiliger Kämpfe und Leiden müssen zu einer herrlichem, erlösenden Tat werden. Ihr schweigt, ihr kennt eure allmächtigen Waffen nicht, wodurch ihr verbunden unüberwindlich sein würdet; ihr zittert und fühlt, die ersten werden als Opfer fallen. Aber wofür seid ihr die Pfleger, die Halter, die Verwalter der höchsten Ehre und heiligsten Güter in eurem Volke, wenn ihr nicht jeden Tag für eure Pflicht sterben könnet? Hinweg mit dem weinerlichen Mitleid, mit der schonenden Milde, mit der Unheil und Ver-

wüstung wägenden Frömmigkeit! Dies ist kein Mitleid, dies ist keine Milde, dies ist keine Frömmigkeit. Wann Kampf steht um Freiheit oder Sklaverei, um Ehre oder Schande, so verstumme das Kleine, und die eine Männertugend gebiete, welche Rettung oder Tod will. Sehet euch um, ihr, die ihr das Alte und Neue, das Vergangene und Zukünftige verstehet, das Gegenwärtige nicht verstehen wollet, sehet euch um in den schönen Geschichten des Altertums, in den ruhmvollen Jahrbüchern eurer Altvordern, in den herrlichen Kämpfen des Mittelalters — ja sehet euch um nach dem Neuesten, was ein schlechteres Volk getan hat, jenes Volk, das euch jetzt unterjochen will. Als vor fünfzehn Jahren die Fremden andrangen und das Zerstörte und Zwieträchtige teilen wollten, war nur ein Laut, ein Wille, eine Begeisterung; jede Stimme, die klingen konnte, klang, jede Faust, die schlagen konnte, schlug; die Fremden mußten fliehen, und das Land war gerettet. Euch steht es jetzt zu, dem Volke zu helfen; euch steht es zu, den Namen Deutscher zu einem großen Gefühl zu machen, ihn jedem Deutschen unverletzlich zu machen wie der Mutter Leib, der ihn trug, des Vaters Ehre, der ihn zeugte, des Bruders Liebe, der mit ihm dieselben Brüste sog. Euch steht es zu, das Volk auf sich selbst, auf seine Ehre, seinen Mut, seine Zahl, seine Arme hinzuweisen und alle ihre Gefühle und Gedanken gegen die Franzosen zu entflammen. O Sonne, die diese Greuel sieht, o Herrlichkeit meines Volkes, o Ehre des Landes, das mich gebar, o Schmuck der alten, freien, deutschen Eichen, die meine Kinderlocken umsäuselten — ein Rächer erstehe aus dieser Schande! Liebe, allgemeine Liebe gegen uns selbst, ewiger Haß gegen die listigen Fremden erwachse! Und wir sind erlöst, und unsere Kinder sind Freie.

Ein Buch der Schande wollen wir machen, ein goldenes Buch der Schande, damit es die Mitwelt und Nachwelt besser sehe. Wir alle, denen in der mütterlichen Sprache, denen in höherer Brust ein Klang ward, den noch die Enkel hören mögen, wir alle wollen die verbrecherischen Namen mit ewigen Brandmalen zeichnen, die keine Zeit auslöschen soll. Wie die Athener weiland die Pisistratiden, die Römer die Tarquinier, die Italiener Ludwig Moro, wie unsre Väter den Flavius haßten und verabscheuten, so werde jeder große Verbrecher ein Scheusal und seine Schande unsterblich, wie unser Haß gegen Sklaverei und Tyrannei unsterblich sein soll.

Und ihr, deutsche Männer, die ihr mitzieht zur Unterdrückung, die ihr mithelft zur Schändung, könnt ihr die Zeit, könnt ihr eure Pflicht, könnt ihr euch selbst nicht begreifen? Es

ist ja nichts übrig von der alten Zeit und ihren Verhältnissen; es ficht ja der Sachse nicht gegen den Brandenburger, der Österreicher nicht gegen den Preußen und Bayern; es ist ja nicht der kleine Streit um einige Ämter und Städte, es ist der große um ewige Ehre und ewige Schmach. Seht doch, fühlt doch, was ihr seid, und was ihr tut. Zieht ein einziger Schwede je gegen Schweden, ein einziger Russe gegen Russen, ein Franzose gegen Franzosen das Schwert? Horcht doch! Könnt ihr die Sprache, den süßesten Klang der Gemeinschaft, nicht hören, die ihr sprechet? Könnt ihr die nicht hören, welche diejenigen sprechen, die ihr niedersäbelt und erschießet? Sollte das Schwert euch nicht aus der Hand fallen? Solltet ihr nicht blutige Tränen weinen bei den deutschen Tönen der Zertretenen und Sterbenden, die ihr zertratet und mordetet? Solltet ihr, wo unter deutschem Befehl für Deutschlands Rettung nur ein Banner weht, euch nicht zum deutschen Bund gegen die Franzosen zusammenschließen und tausendmal lieber gegen sie die Erschlagenen als für sie die Sieger sein wollen? Ja, Mörder, Verräter, verblendete Buben seid ihr, die den Schoß eurer Mutter zerfleischet, die euch gebar, die ihre Söhne tötet, ihre Töchter schändet und sie und euch selbst mit aller übrigen Schande an die Fremden verkaufet, die euch verachten und verhöhnen. Wenn kein deutscher Mann, kein deutscher Edelmann, kein Mann von Ehre und Gefühl mitausziehen wollte, was kein solcher dürfte, würde es den Franzosen gelingen, nur einen Mann für sich zu bewaffnen? Würden sie sie mit Henkern und Beilen und Erschießungen gegen das Vaterland austreiben können? Ja, würden sie durch alle Schrecken sie halten können, daß sie nicht zu den Heeren des eigenen Volkes liefen und lieber für ihr Land den brennenden Haß büßten, den sie mit allen Deutschen gegen die schnöden Fremdlinge und Unterdrücker tragen? O bitterste Qual, unter den Gepriesensten und Ausgezeichnetsten des Feindes Namen zu lesen, die deutsch klingen? Hier ist wieder mehr als Dantes ganze Hölle.

Deutsches Volk! Der schlaue Verderber will euch auch durch die Religion entzweien; dahin spielt und winkt er. O seid wach und laßt es ihm nicht gelingen. Für der Väter Torheit und Wahnsinn ist genug gebüßt in früheren Tagen durch herrliche Opfer, durch lange Kriege, durch Millionen Leichen, durch verwüstete Städte und Gefilde. Laßt euch nicht verführen, laß nicht neu werden, was längst vergessen und veraltet ist. Bedenkt, daß wir alle Christen, daß wir alle Deutsche, daß wir Söhne der Germanen sind, die am Rhein und an der Donau, am Pontus und am Nordmeer die Schmach der Welt an den Römern rächten

Ein Volk zu sein, ein Gefühl zu haben für eine Sache, mit dem blutigen Schwert der Rache zusammenzulaufen, das ist die Religion unserer Zeit: durch diesen Glauben müßt ihr einträchtig und stark sein, durch diesen den Teufel und die Hölle überwinden. Laßt alle die kleinen Religionen und tut die große Pflicht der einzig höchsten, und hoch über dem Papst und Luther vereinigt euch in ihr zu einem Glauben. Das ist die höchste Religion, zu siegen oder zu sterben für Gerechtigkeit und Wahrheit, zu siegen oder zu sterben für die heilige Sache der Menschheit, die durch alle Tyrannei in Lastern und Schanden untergeht; das ist die höchste Religion, das Vaterland lieber zu haben als Herren und Fürsten, als Väter und Mütter, als Weiber und Kinder; das ist die höchste Religion, seinen Enkeln einen ehrlichen Namen, ein freies Land, einen stolzen Sinn zu hinterlassen: das ist die höchste Religion, mit dem teuersten Blute zu bewahren, was durch das teuerste, freieste Blut der Väter erworben ward. Dieses heilige Kreuz der Welterlösung, diese ewige Religion der Gemeinschaft und Herrlichkeit, die auch Christus gepredigt hat, macht zu eurem Banner und nach der Rache und Befreiung bringt unter grünen Eichen auf dem Altar des Vaterlandes dem schützenden Gotte die fröhlichen Opfer.

Aristoteles' Hymne an die Tugend.

Tugend, du mühevolle,
Dem sterblichen Volk
Im Leben die schönste Beute,
Für deine Schönheit, o Jungfrau,
Zu sterben, fühlt Hellas heiße Begier,
Und zu dulden brennende Mühn,
Gewaltige. Solchen
Reiz du hauchest der Brust ein,
Unsterbliche Blüte,
Besser, als Gold und als Eltern sind
Und der weiche gepriesene Schlaf.
Für dich litt Zeus' Sohn, Herakles,
Und Ledas Knaben duldeten vieles,
Durch Taten erringend die Herrlichkeit dein.
Durch deine Reize ging Achilleus
Und Ajas nieder zu Hades' Hallen.
Wegen deiner Schöne Lieblichkeit
Mißt auch der Zögling Atarnes

Willig die Strahlen des Helios,
Wahrlich Preises würdig durch Taten:
Ihn, den Unsterblichen, preisen die Musen,
Mnemosynens Töchter,
Zeus', des Gastlichen, Hoheit erhebend
Und der dauernden Freundlichkeit Lob.

---

3. Friedensrede eines Deutschen, gesprochen den 13. Juli 1807.

— Weissagen sollte Phöbus
Den Menschen einzig, welcher niemand fürchten darf.
Euripides.

Von mir sollte ich sprechen, auf mich und mein kleines Schicksal meine Freunde hinweisen. Sie wollten sich freuen, daß ich noch lebe und unter ihnen bin, daß ich mit ihnen noch der Gaben der süßen Erde und des Anblicks des seligen Lichtes genieße. Deswegen luden mich einige, versammelten mehrere und hießen mich sprechen, um dann in der Gemeinschaft des Weines und der Freude die atlantische Bürde der Zeit von den leichteren Schultern zu werfen. Möchten meine Tränen — aber wie lange haben mir Tränen gefehlt! — euch sagen, daß ich nicht sprechen kann, wenn ich eure lieben Augen, eure mitfühlenden und mitsprechenden Gebärden sehe, eure Hände warm und treu in den meinigen empfinde. Es ist immer schwer, von sich selbst sprechen und nicht Kleines sprechen; es ist mißlich wegen des Neides, der Bosheit, der lauernden Schadenfreude, der verletzten Eitelkeit; selbst das Verschwiegene wird ein Verbrechen und das Angedeutete ein Bienenstock, wohin ein ganzes, stachliges Wespennest sich versetzt und Dunkles summt, was als Gerücht umherfliegen wird. Nur unter Freunden wäre es verzeihlich, aber was sollen die lieben Freunde mit unsern Worten, vollends mit unsern Worten über uns selbst? Sie haben unsere Taten und Werke oder doch den vertrauenden Glauben an sie, wir gehören ihnen selbst, wir sind sie selbst; darum schweige ich von mir, von dem Kleinen und einzelnen, und spreche von dem Großen und Allgemeinen, da gesprochen werden soll.

Freunde, ihr wisset, wie wir gelebt und empfunden, was wir gehofft und gefürchtet haben. Daß wir nichts tun konnten lag nicht bei uns. Wir sind unserer Zeit vorausgegangen oder vielmehr nachgeblieben, durch das Schwert kann uns weder ein verderblicher noch wohltätiger Ruhm mehr werden, die Zepter

werden andere als wir ergreifen, wenn die alten Hände sie nicht festhalten können. Aber ist uns denn alle Gewalt des Schwertschimmers und der Zepterherrlichkeit genommen? Nein, wir wären schlechte Männer, wenn wir das meinten; auch wir können die Welt verteidigen und regieren helfen, ja, wenn ihr wollet, zerstören helfen durch Worte und Taten. Stolz auf menschliche Würde, stolz auf die blutigen Fehden und stilleren Arbeiten unserer Väter, wodurch wir Licht und Finsternis unterscheiden und vor und hinter uns sehen können, stolz darauf, daß wir Europäer, daß wir Protestanten sind, können und wollen wir Männlichkeit, Freiheit, Tapferkeit als das Erbteil von unsern Altvordern behaupten und unsern Kindern und Enkeln überliefern. Der Klang und die Schrecklichkeit der Schlacht verstummt, mit dem Zepter des Weisen gaukeln Toren und Wollüstlinge, und das Schwert und der Name des Helden wird durch Buben und Banditen entweiht, freie Völker sinken in Sklaverei, kriegerische vergessen den Tod für das Vaterland; es ist nichts heilig, es ist nichts ewig auf Erden als der Glaube, daß es besser werden soll, und der Mut, diesen Glauben zu verteidigen. Wie haben wir gelebt in Sorgen und Ängsten und in törichten und vergeblichen! Die Welt wird sich halten, sie wird sich aufrichten, wenn wir fest und aufrecht bleiben; die Meteore und Ungeheuer der Zeit werden, angebetet oder verflucht, zu ihrer Zeit auch nur als Erinnerungen über Gräbern schweben; nur das Unsterbliche wird unsterblich sein und jenes Unsterbliche, jenes Palladium Europens, das Licht und die Kraft des Gedankens, wodurch die Mitwelt geführt werden soll und die Nachwelt gerichtet werden wird. Doch sorgen und trauern muß der Mensch, auf daß er zürne und handle; das Maß der Zeit muß er an sich ausmessen, ihr Leid und ihre Lust innigst in sich tragen und fühlen, auf daß er sich von ihrer Heilung und Tröstung nicht abwende. Wir wollen nicht verzagt sein, daß wir Stunden und Tage verzagt gewesen sind. Unsere ganze Liebe, alle unsere Hoffnung, alle unsere Kraft wollen wir in die Zeit legen und glauben, sie sei zu retten, und sie wird gerettet werden. Und weil wir denn so allgemein fühlen, so wollen wir heut auch von Allgemeinem sprechen. Unser größtes Vaterland ist Himmel und Erde, unser großes Europa, unser kleines Deutschland. Wer sein Kleines nicht liebt und verteidigt, ist des Großen und Größeren nicht wert und wird es nimmer gewinnen. Wir waren Menschen, ehe wir Bürger wurden; aber was für Menschen? Wir wollen durch die Bürgerschaft zur höheren Menschlichkeit: darum müssen wir unser Volk und unser Vaterland lieben.

Wir sind Deutsche, wir bewohnen ein schönes, großes, reiches Land, ein Land hoher Erinnerungen, unsterblicher Taten, unvergeßlicher Verdienste um die Welt alter und neuer Zeit. Wir sind der Nabel der europäischen Erde, der Mittelpunkt des Norden und des Süden. Ihr wißt, die Griechen setzten ihr Delphi in den Mittelpunkt. Wo ist unser Phöbus, der sein Heiligtum vor dem wilden Getümmel des Krieges und dem schlimmeren Geschrei des Pöbels schirme? Wo sind unsere Orakel und Weissagungen? Dreifüße und Priester genug; aber der letzte heilige Krieg scheint ausgebrochen, man scheut keine Heiligtümer mehr. Aber unser ist es, Fremden zu zeigen, daß wir Heiligtümer tragen, unser, sie zu verteidigen: der Gott erscheint nur, wo Menschen sind. Die Streiter und Rächer werden kommen; dies sei das jüngste Orakel.

Friede erklingt — ich will eine Friedensrede halten für uns und für das Vaterland. Denn was ist köstlicher und goldner als Friede, was ist süßeres Gefühl als Gesundheit nach Krankheit, als Erquickung nach Ermattung? Von Vätern her ist es Sitte geworden, daß man sich freuen soll, wann es Friede tönt, daß der Freie jauchzen soll wie der Knecht, wann das Schwert zur Sense geschmiedet werden darf, und Tauben und Spinnen in dem Helme ihr Nest bauen. So wollen auch wir der Sitte gehorchen und alles Lustige mitmachen und mit dem Griechen Phocylides singen:

„Den Sterblichen gebiert der Friede Herrliches,
Reichtum und honigsüßer Lieder Blütenduft.
Auf schimmernden Altären brennt in roter Glut
Der Farren und schönvliesiger Schafe Hüftenfett,
Der Kämpfe Lust, der Flöten, Reigen freut die Jünglinge,
Und in der Schilde eisengewundnen Heften stehn
Der braunen Spinnen Weben, und der Speere Stahl
Und doppeltschneid'ger Schwerter frißt der Rost, und ehern
Drommetenklang verstummt, es scheucht den süßen Schlaf
Nichts von den Brauen, welcher warm das Herz erquickt,
Lieblicher Feste brausen alle Gassen voll,
Und Liebeshymnen flammen —"

Liebliche Bilder der Freude und Liebe, des Reichtums und Wohllebens! warum seid ihr nicht ewig, warum sind wir nicht milder und verständiger? Denn reich und gütig ist die Natur. Ist es nicht ein ewiger Vorwurf für uns, für uns kluge, gebildete und weitsehende Europäer, daß wir uns über Friedensschlüsse freuen müssen? Aber wenn Elend und Hunger so

schreien, wenn das Weib des Mannes, das Kind des Vaters, die Braut des Bräutigams begehrt, wenn wir wenige Trotzige und Freie diesen leidenden und empfindenden Menschen den Frieden wünschen und glückwünschen, so preist ihn auch die feige Faulheit, die üppige Wollust, der Räuber, der zum Besitz, der Knecht, der zum Dienst, der Anzettler und Verwirrer, der zu neuen Künsten und Lügengeweben eilt, die im Frieden immer besser glücken, weil der Krieg gerade Schwerthiebe liebt: und wieviele Narren und Schwärmer preisen ihn sonst noch, die wir nicht einmal nennen mögen!

Friede erklingt, ein Friede, der, wenn er stehen kann, weiterhin gefühlt wird als je einer vorher; denn Cadix ist nach Danzig, Alexandrien nach Warschau, Kalkutta und Buenos Aires sind nach Berlin und Petersburg versetzt, nicht durch das leichte Kind der Luft, die Phantasie, nein durch die schwere, gewaltig ergreifende Wirklichkeit. Groß und unermeßlich ist der Anblick und der Umgriff der Kraft, die herrschend und ringend in der Zeit steht; ungeheuer sind die Wogenstürze und Verwandlungen, unendlich die Angste und Hoffnungen; dem Blick schwindelt, wie man sehen will, was den Handelnden und Fühlenden nur betäubt: grenzenloses Elend, unauflösliche Verwirrung bejammern die einen, die andern jauchzen, daß ewiges Heil und nie endender Friede wird geboren werden. Was haben fünfzehn Jahre uns nicht gebracht! Und noch scheint jedes neueste Jahr das größte und außerordentlichste, und die Zeit begräbt die eigenen Geburten so schnell, daß heute vergessen ist, was gestern war. Auch dies letzte Jahr, kaum ein Jahr, scheint geendet zu haben, man scheint wenigstens atmen zu wollen von der Arbeit; denn der Streit aller menschlichen Kräfte verheißt noch keine Ruhe. Welche Verhängnisse in diesem Jahre, welche auch für unser Vaterland! Doch wir sind nicht blind gewesen, was wir auch hofften; wir wußten, vergaßen es oft und wußten es wieder, daß sie gelitten wurden 1772 und 1794 bei den Teilungen Polens, 1795 bei dem Frieden zu Basel, 1801 bei dem Frieden zu Lüneville, und, wenn wir zurückspringen wollen, bei den Frieden zu Osnabrück, Aachen, Dresden und Hubertusburg. Es war ein Wunder, daß ein solcher politischer Leib mit den Keimen schneller Verwesung lange bestehen konnte; es ist kein Wunder, daß er gefallen ist, und daß wir in seinen Trümmern mitgefallen und mitzerschmettert sind. Aber klagen dürfen wir, was uns schmerzt, zeigen der Welt und Nachwelt, was uns blutet und warum. Friede erklingt, die Schwerter ruhen, die Entscheider der Gegenwart haben sich umarmt, und Feste und Gastmähler vereinigen die Männer, welche

jüngst noch blutig einander gegenüberstanden. Und als die Stimme des Gewaltigsten tönt es über die Weite der Länder: Auch dieser herrliche Kampf ist ausgekämpft für die Freiheit der Welt, ruhen wird von seinen herkulischen Arbeiten der Mann, dessen Entwürfe unendlich sind wie die der Götter und wohltätig und freigebig wie die Elemente. Freue dich, o Welt! Durch ihn hat sich der Norden mit dem Süden berührt mit einer Geschwindigkeit, die ein Märchen scheinen würde, wenn nicht bei dem außerordentlichen Manne das Ungewöhnliche das Gewöhnliche geworden wäre. So führt er die Völker zusammen, damit eine Bildung, ein Geist, ein Friede in Europa werde. Er hat sich mit dem mächtigsten Fürsten des Nordens umarmt, sie haben sich gelobt, den Krieg zu beendigen. Es ist gut, daß es dahin gekommen ist, daß das Schicksal der Welt an zweien hängt: viele Zwietracht wird künftig fehlen, wenn die andern gehorchen müssen.

Was soll ich sagen? Soll ich mit frohlocken und mit preisen, wo man alles Urteil der Zeitgenossen vorausnehmen und alle Geschichte betäuben möchte, wo man auf Wunder und Großtaten hinweiset, die nie gehört, ja kaum geahnet sein sollen? Soll ich mich mit freuen, daß der Lombarde und Piemontese meines Vaterlandes verödete Fluren durchzieht, daß das Roß vom Tajo und Guadiana an der Elbe und Oder wiehert, daß selbst meine Brüder, die Söhne alter Freiheit, die Schweizer und Niederländer, zu meinem herrlichen Heil, das ich nicht verstehen will, mich Törichten zwingen müssen? — Was sage ich? Die meisten meiner Landsleute sind nur zu willig und zu gelehrig gewesen.

Nein, ich freue mich nicht und kann mich nicht freuen, denn man gedenkt meiner kaum soviel als eines gewöhnlichen Toten: ich werde vergessen, ehe ich ganz begraben bin, und mein Name, der Name Deutscher und Deutschland, wird als etwas Unbedeutendes verschwiegen. Oder soll ich mich freuen, daß aus mir soviel geworden ist, daß mein Volk jetzt nach Völkern genannt wird? So muß die Sonne sich freuen, wenn ihr herrlicher Strahlenleib zerbirstet und, in tausend Sterne zersplittert, vielfach durch den weiten Raum des Äthers leuchten wird. Es klingt doch erfreulich, von den großen bayrischen, badenschen, württembergischen, sächsischen, hessischen, mecklenburgischen Völkern zu lesen, die man noch zu zehn und zwanzig andern vermehren könnte und vermehren wird. Warum finden die Franzosen es nicht allerliebst, von der burgundischen, flandrischen, normänni-

schen, gaskonischen Nation zu sprechen? Solche Vielheit müßte ihren Glanz ja unendlich vermehren? Nein, wir lassen uns nicht täuschen. Auch der Römer sprach gern von unsern Völkern und ließ sie sich gegeneinander zerstören, auf daß keine gemeinschaftliche Kraft und Glorie würde. Wie hat man von dem polnischen, türkischen, irländischen Volke viel gesprochen und für ihre Freiheit Banner aufgesteckt und Schwerter gezogen? Wie hat man darauf als auf das Glück und die Rettung der Zeit uns alle hingewiesen! Wahrlich die Polen müssen viel für Europa getan haben, die Türken die ersten und unverletzlichen sein, weil wir alle der Wiedergeburt solcher Herrlichen uns freuen sollen. Aber wir verlieren den Glauben an eure politischen Orakel, ihr, die jetzt die Welt steuert, denn jedes nächste Vierteljahr erklärt die unvergängliche Herrlichkeit und Wahrheit des zuletztvergangenen für Lügen.

Deutschland also ist nichts, wir Deutsche sind nichts; man kennt nur Thüringer und Westfalen, Pommern und Bayern, Württemberger und Hannoveraner — alles Völker, alles befreite, jetzt erst zu Glück und Macht beförderte Völker. Man rühmt unser Kleines, um unser Großes vergessen zu lassen; von Deutschen, von Deutschland kein Wort. Es könnte jemand einfallen, uns dann auch die große Nation zu nennen; es könnte jemand anfangen zu rechnen, daß der Deutschredenden zehn Millionen mehr sind als der Franzosen; es könnte uns selbst endlich einfallen, daß wir nicht nötig haben, andre von unsrer Unabhängigkeit und Freiheit schwatzen zu lassen, sondern daß wir in mächtiger Einheit, von *einem* Manne geführt, Russen und Franzosen und Türken und Polen anderswohin weisen könnten als auf unser Vaterland, das jetzt geschändete und blutig zerstampfte.

Also wir sind nichts, wir sind weniger als Polen, die man bisher aufrührerische Sklaven genannt hat, weniger als Türken, die man von jeher als eigensinnige und rohe Barbaren verabscheut hat? Wir sind nichts gewesen, sind unfähig, etwas zu werden, und müssen uns geduldig zertreten und zermalmen lassen, damit es an der Weichsel und am Hellespont herrlich werde? O die Herrlichkeiten, die man meint! Aber es werden Herrlichkeiten daraus werden, die man nicht meint. Man ist doch nur Diener, wo man Herr zu sein glaubt; andere Meister werden nachkommen, und verschwinden wird, was jetzt einzig genannt wird. — Sind wir nichts, oder sind wir nie etwas gewesen? Mein blutendes Herz muß so fragen und antworten, meine Freunde. Edlen Männern ziemt Stolz und Selbstvertrauen, wenn die Welt um sie her zusammenfällt, Trotz, wenn man sie

verachtet, Mut, wenn man sie verhöhnt, ihnen ziemt, wenn Gewalt ihre Arme lähmt, das unsterbliche Wort, das nur der Tod den Tapfern entreißen kann, ihnen ziemt, wenn die Zeit sie verläßt, in der Vorzeit zu leben: wenn die Gegenwärtigen schwach und feig sind, fliehen sie zu den Gedächtnissen kühner und starker Väter zurück und weisen ihre Söhne darauf hin, damit ihre Enkel wieder für Freiheit und Recht sterben können. Dürfen wir so schimpflich verschwiegen werden, wenn man Kleines gegen uns groß nennt? Darf man nur auf unser Elendes hinweisen, um unser Herrliches, das einst war, vergessen zu lassen? Dürfen wir es dulden, daß man laut vor ganz Europa ausruft, es sei zu seinem und unserm Heil notwendig, daß wir unter Aufsicht und Vormundschaft gestellt werden? Dahin ist es mit uns gekommen, das müssen wir nachbeten, und das trompeten unsre eignen, langohrigen Tiere bis zum Ekel nach? Nein, Deutsche und Männer, nie mit unserm Willen und nie mit unsern Herzen! O dürften alle sagen wie wir, nie mit unsern Lippen. Wir wissen, daß Männer einst die Zunge abbissen, um in Qual der Marter nichts Unwürdiges auszusprechen. Warum alten solche Gefühle, die ewig sein sollten, und werden von den Philosophen als Schwärmerei, von den Feinden als Barbarei angestaunt?

Also wir sind nichts und waren nichts? Es ist nicht wahr. Wir waren mehr als die meisten, wir sind jetzt noch den Besten gleich; wir verdienen in unserm Unglück die Gleichgültigkeit nicht, womit manche Fremde auf uns herabsehen, die uns alles verdanken; den Hohn nicht, womit uns belächeln, die in ähnlichen Umständen nicht fester gestanden wären und bald nicht feste stehen werden als wir; die Verachtung nicht, womit unsre Feinde uns von oben ansehen, die vergessen haben, was sie selbst vor zwanzig Jahren waren, die nicht wissen, was sie jetzt sind, und was sie sein werden. Soll ich an das Älteste erinnern, soll ich das Alte lebendig machen und das Neue und Neueste aufzeigen? Wahrlich, meine Freunde, wir bedürfen nicht so rot vor Scham zu werden, als unsre jüngste Schande schwarz ist. In Glück und Glorie sei das Volk und der Mensch still und mäßig, im Unglück müssen sie Haupt und Herz zu würdigem Stolz erheben und herrlich dulden, was nicht unwürdig verdient ward. Was man hat, davon darf man schweigen: das Verlorne kann man nie zu oft nennen, damit man die Pflicht nicht vergesse, es wieder zugewinnen. Wir sind ein unsterbliches Volk in der Geschichte, und wenn wir untergehen — was Gott verhüte und das Eisen unsrer Kinder! — so wird ein glänzender Lichtstreif des Ruhms wie ein Blitzstrahl unsrer herabsinkenden Leiche nachleuchten.

Unser Ältestes steht so leuchtend in Freiheit, als unser Jüngstes dunkel ist in Knechtschaft. Germanen, welch ein Name und welch ein Volk! Es leben noch viele davon; wir dürfen allein nicht stolz darauf sein. Die Skandinavier auf den Inseln und Halbinseln, die meisten Briten, die Franzosen, die Spanier, die Italiener — alle die ersten, gebildetsten und schönsten Nationen Europens stammen davon oder sind doch damit gemischt. Aber wir Männer der deutschen Zunge zwischen den Alpen, dem Rhein, der Weichsel und der Nordsee, wir bewohnen das alte Land der Germanen, wir sprechen ihre Sprache; wären wir doch auch stark durch ihre Sitten und groß durch ihre kriegerischen Künste! Hier war Germanien; ich sollte sagen, hier war auch Germanien: denn das große Volk saß von dem Don und dem Mäotischen Pfuhl bis zur Schelde und Donau. Wäre hier am Rhein und an der Elbe und Donau nicht glorreich gefochten zuerst, so hätten wohl die Späteren des fünften, sechsten Jahrhunderts schimpflich gedient zuletzt. Zimbern und Teutonen stürmten von dem nördlichen Ozean nach dem Süden und wälzten Völker und Volksstämme mit; Rom stand in seiner Kraft und Glorie auf dem eben bezwungenen Karthago, Griechenland und Asien — Rom zitterte zum drittenmal nach Brennus und Hannibal, es rief seinen gewaltigsten Mann zur Arbeit; denn Feldherren und Legionen lagen erschlagen jenseit der Alpen: jetzt drohten die Fremdlinge, näher auf sie herabzustürzen. Marius siegte und vernichtete, doch blieben die Schrecken der vernichteten Namen, und das Riesenhafte und Ungeheure stellte der südliche Mensch bestimmter über die Alpen und den Rhein hinaus; da wandelten die Gespenster für Kinder und Schwächlinge um. Cäsar kam, der herrlichste und edelste der Römer, er übte sich an Ariovist und hatte Mühe genug, seinen Testamentmachern zur ersten Probe Mut zu machen; nachher machte er nur Versuche mit den Tapfern. Würde er mehr versucht haben, wenn sein großes Schicksal ihn nicht von dieser westlichen Weltbahn weggerissen hätte? Sein Lob der tapfern Germanen ist das größte, sie halfen ihm den Tag bei Pharsalus erfechten, wodurch er Herr der Welt ward. Als nach seinem Tode die Herrschaft der Welt an den einen Schlauesten kam, da mußte das noch gefährige Volk beschäftigt, die wilde Kraft mußte nach außen getrieben werden, um den jungen Thron nicht umzuwerfen; August schickte seine Stiefsöhne und Feldherren an den Rhein und die Donau, die Germanen zu unterjochen. Dies ist Hermanns und Marbods Zeitalter. An der Schlacht im Teutoburger Walde hing das Schicksal der Welt, darum ist Hermann Weltname geworden;

er ist nicht bloß etwas Poetisches für uns, etwas bloß durch das graue Altertum und den Wahn der wachsenden Zeitenlänge Ge heiligtes, nein, er ist etwas Ewiges und Wirkliches, weil wir noch durch ihn sind, weil ohne ihn vielleicht seit sechzehnhundert Jahren hier kein Deutsch mehr gesprochen sein würde. Welch ein Kampf eines kleinen Haufen, der Völkchen zwischen der Elbe, dem Rhein, dem Harz und den thüringischen und fränkischen Bergen gegen den römischen Koloß. Der Koloß drückte, von gewaltigen und herrlichen Männern, von Drusus und Germanikus bewegt, aber mehr als einmal ward er zerschmettert über den Rhein zurückgeworfen. Es war noch die Zeit, wo die Menschen nichts lieber hatten als Freiheit und Unabhängigkeit, als eigenes Recht und eigene Sprache, als Sitten und Weisen, die bei ihnen geboren und ihnen gleich waren; es war noch die Zeit wo der Mann verabscheut war, der seine Waffen wegwarf und lief, wo sich selbst dem übermächtigsten Feind ergeben auf immer brandmarkte. Die Römer arbeiteten mit List, wo Tapferkeit nichts vermochte, mit Schmeicheleien, Verführungen, Titeln und Bestechungen, wo sie in Schlachten unglücklich waren; sie suchten durch Anzettelungen und Ränke zu verderben, die zwischen Sieg und Tod keine Wahl kannten. Aber sie schwächten nur, zerstören konnten sie nicht; Tugend war gewaltiger als List. Der schlaue und weitblickende Tiberius brauchte alle Künste, die er verstand — die Italiener sind darin immer groß gewesen und sind es noch — das Volk mußte sich untereinander morden, Hermann führte gegen Marbod, die Fürsten fanden beide ihr Verderben, aber das Volk bestand. Deutsche, vergesset Hermann nicht; flehet die Vorsehung an um einen solchen Mann und Befreier, weise eure Mitwelt und Nachwelt darauf hin, und er wird kommen und ihr werdet ein Volk sein und ein freies, starkes Volk.

Freunde, ihr wisset, wie die Germanen der folgenden Jahrhunderte schlugen, wie sie endlich den römischen Staat zertrümmerten und viele neue Staaten erschufen. Goten, Alemannen, Burgunder, Franken, Lombarden fochten wie Cherusker, Katten, Sueven und Markomannen weiland und stifteten Reiche. Ihr wisset, wie wir unter den ersten Karolingern ein eignes Volk wurden und den Namen Alemannen und Deutsche erhielten. Vom zehnten bis fünfzehnten Jahrhundert waren wir das mächtigste Volk Europens, blieben es durch Wahn noch ein Jahrhundert, dann stärkten die andern sich durch Einheit der Regierung und Verfassung, wir schwächten uns durch Zerstückelung und Zwietracht, haben uns selbst zuerst verdorben und dürfen nicht klagen, daß Fremde die Arbeit vollenden. Als auch der Wahn geschwun

den war, als wir selbst alles taten, unsre Ohnmacht aufzudecken und uns durch innere Kriege und Räubereien zu entzweien, da waren wir ein leichtes Spiel und werden es bleiben, bis Not und Schmach Kraft und Zorn gebären und uns lehren, eins zu sein, um frei zu sein. Sind wir immer so nichtig gewesen wie jetzt? Hat es uns vormals an hohen Führern und Kriegshelden gefehlt, wie es heut am Tage ist, wo andere nur deswegen wunderbare Heroen scheinen, weil wir wunderbare Pygmäen sind? Nein, wir hatten Fürsten und Männer, die zu Sieg und Ehre führten und sterben konnten, wann das Leben der Schande gleichsah. Uns gehörte der Vogler, unsere waren die Salier und Hohenstaufen, unser war die zusammenbindende Tugend des ersten Habsburgers, unser Ludwig des Bayern Standhaftigkeit und Edelmut; Moritz von Sachsen war unser und Bernhard von Weimar, unser der größere Wallenstein; Tell und Winkelried, Wilhelm und Moritz von Nassau, Ruyter und Oldenbarneveld, eure Tode, eure Tugenden, die Tage bei Sempach und Murten, der Siegesmarsch nach Innsbruck, die Wellenfreiheit zwischen der Maas und Ems — sie waren deutsch; und der Marschall von Sachsen und Schwerin und sein Tod und der einzige Friedrich und sein unsterbliches Leben — wer will sie uns nehmen? Und neben diesen Höchsten und Glänzendsten wie viele Tugenden und Größen, wie viele Taten und Worte, der Unsterblichkeit würdig, von Männern und Bürgern! Wie hohes Leiden und Wirken von fürstlichen Seelen in besserer Zeit, woran man die schlaffe Faulheit der Gegenwart nicht genug erinnern kann? Denkt an Heinrichs IV. dreißigjährigen Kampf und die durch kein Unglück ermattete Herrscherseele; denkt an Leopolds von Österreich edlen Tod und an Friedrichs von Österreich Bruderlager; denkt an Friedrich den Weisen, an Johann Friedrichs von Sachsen und Philipps von Hessen Stolz und Ungebrochenheit — und denkt, wenn ihr Altes mit Neuem vergleichen wollt, an Ferdinand II. und Max von Bayern, die immer wieder aufrecht standen, weil sie sich nicht niedergeworfen glaubten; denkt endlich noch einmal an den großen König, den ich oben nannte, durch Majestät über alles Unglück erhaben, entschlossen, sich durch freien Tod zu retten, wenn es ihn überwältigt hätte: und sollen die beiden Friedrich Wilhelme, soll Ernst der Weise nicht genannt werden? Keine Hoheit und Tugend hat uns je gefehlt, jetzt sehnen wir uns danach. Aber sollen wir verzweifeln, daß es keine Denkmäler von Roßbach und Höchstädt, keine Tage von Murten und vom Lechstrom mehr geben wird?

Was nenne ich nur diese Namen und diese Dinge? Haben

wir nicht anderes, weisen wir uns rühmen können? Wir haben es; aber diese sind die ersten. Wir haben uns durch eine schlechte Lehre einer empfindelnden Humanität und eines philanthropischen Kosmopolitismus (wie man mit vornehmen, fremden Worten das Elendige benennt) einwiegen und betören lassen, daß Kriegsruhm wenig, daß Tapferkeit zu kühn, daß Männlichkeit trotzig und Festigkeit beschwerlich sei; halbe Faulheiten und weibische Tugenden sind von uns als die höchsten Lebensbilder ausgestellt: deswegen sehen wir nach jenen ersten jetzt vergebens aus. Das Leben ist kein ewiger Krieg und soll es nicht sein, aber es ist Kampf und Ringen und wird und muß es bleiben, wenn wir nicht einschlafen wollen. Wodurch das Haus beherrscht wird, wodurch das Weib züchtig, der Sohn gehorsam, die Tochter sittlich ist; die männliche Würde, das stolze Herz, das den Tod lieber hat als schlechten Dienst; der Trotz, der sich in die Schwerter stürzt, im Vertrauen, daß die Enkel sein Erkühnen ehren und nachahmen werden; der Grimm über Schändung der Weiber und Beschimpfung der Männer, der zu blutiger Rache auflodert: kurz, die höchste Männerkraft, welche verteidigen und rächen kann, sie allein ist es, welche Völker herrlich und Menschen groß macht. Dies ist nicht das Herrlichste selbst, aber der Grund alles Herrlichsten, mit welchem es rettungslos zusammenstürzt, um nie wieder aufzustehen. Nur hiedurch können stillere Tugenden blühen und wirken, darum nenne ich sie nach diesen ersten Männern und Dingen.

Tacitus spricht von den Tugenden und Sitten unserer Altvordern mit Bewunderung. Sie schimmerten wohl nur so hell, weil das entartete Römische so schwarz war. Es waren Tugenden und Sitten roher Barbaren, aber edler Barbaren, die weder am Äußern noch Innern Schmutz und Feigheit duldeten. Von jeher lag der Keim des Großen und Guten im germanischen Volke, wie in einigen Völkerschaften der Keim des Gemeinen und Schlechten liegt. Bringt Tschuwaschen und Kalmücken nach Frankreich, Italien und Deutschland und laßt sie ein Jahrtausend dort weiden; wir wollen sehen, ob Gregore, Luthers, Galileis, Leibnize, Raffaele, Shakespeare, Goethen, Pascale aus ihnen werden. Wir sind mit unsern Brüdern durch die Jahrhunderte mächtig fortgeschritten und können in dem Besten, was bürgerliche, künstlerische und geistige Wirksamkeit heißt, uns mit den meisten unter ihnen messen und brauchen hinter den ersten nicht demütig zurückzustehen. Unser bürgerliches Wirken und Treiben, war es nicht herrlich durch das ganze Mittelalter, und ist es nicht herrlich gewesen selbst in den letzten Jahrhunderten bis auf die neueste Zeit?

Nur bis an die Donau und den Rhein war in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung ein Anfang von Bildung, und im fünften Jahrhundert, als die Römerherrschaft unterging, konnte man wenigstens Spuren von Schanzen und Landstraßen und Trümmer einiger Städte und Festen finden; das Nördliche war noch wilder und unbezwungener fast wie zu Cäsars und Plinius' Zeit und konnte erst in vier bis sechs Jahrhunderten zur Zahmheit und Bildung gebändigt werden. Unsre Brüder südlicher hatten es leichter; sie gingen nur die ersten Jahrhunderte schneller als wir, später holten wir sie in dem meisten ein, gingen ihnen in manchem voraus. Sobald der erste, wüste Kampf zwischen Barbarei und Bürgerlichkeit ausgestritten war, sobald Awaren, Normänner, Ungarn und Slawen zur Ruhe gebracht waren, wie schnell, wie wimmelnd, wie lebendig regte sich das Volk, wie vervielfältigten und bevölkerten sich die Städte, wie wuchsen die Künste und Gewerke, wie zogen Handel und Reichtümer weit durch das Land und die Meere! Ich erinnere nur an den Rheinischen und Hanseatischen Bund und nenne mit diesen beiden und dem Glanz der Teilnehmer eine Weltwirksamkeit, wodurch deutsche Betriebsamkeit den Norden und Süden umfaßte und verband. Stiller Freiheitssinn, reiche Tätigkeit, Fleiß, Sparsamkeit und Ordnung, Sinn für Häuslichkeit und Sitte, Männlichkeit und Mäßigkeit geben in jener alten Zeit ein schönes Bild von dem Volke; sie zeichnen auch die Enkel aus und sind mit den letzten Tugenden der Väter unter uns Jetztlebenden noch nicht ganz ausgestorben. Deutschland ist ein schönes, reiches Land, aber es darf sich keineswegs mit den Schätzen Italiens noch vieler Landschaften Frankreichs vergleichen. Dieses Land bestand den Dreißigjährigen Krieg und stand nach dreißig Jahren wieder volkreich und mächtig da. Es hat nie einen Aktivhandel gehabt, nie seine Naturgrenzen nach Verhältnis seiner Ansprüche darauf — seine Schweiz sonderte sich ab, Holland trennte sich und wuchs wie ein Buckel aus und auf seinem gesunden Leibe, — es unterhielt größere Heere und mehr Fürsten als irgendein Land ähnlicher Größe und Kräfte; es hat den Siebenjährigen Krieg, den fünfzehnjährigen Revolutionskrieg ausgehalten und konnte sich bisher an Volk, Reichtum und Stärke mit den ersten Europäern vergleichen. Wie es sich nach diesen letzten Jahren mit ihnen wird vergleichen können, mögen wir raten.

Wagt es die Vergessenheit, uns hohe Begeisterung, Freiheitsgeist und Kühnheit abzusprechen, so mögen ganze europäische Völker, wenn sie nicht die hellste Wahrheit leugnen wollen, für uns bekennen, was sie uns verdanken. Was die letzten ver-

hängnisvollen Jahrzehnte gebracht haben, soll nicht vergessen lassen, weder was wir waren, noch was wir sein werden: und wahrlich wir selbst sind nun in unserm Unglück die undankbarsten und frechsten gegen uns. — Auch unserm Wirken in Kunst und Wissenschaft wirft man Steifheit, Kälte und Gestaltlosigkeit vor und zieht die Leblosigkeit, Geschwätzigkeit und Pedanterei der Menge, die sich in der ganzen Welt gleichsieht, auch hier auf die großen Vorsteller des deutschen Namens. Ich leugne nicht, daß unsere wunderbare Verfassung, daß das viele Veraltete und Unbestimmte, was sie offenbar hatte, auch unserm Streben im Leben und in der Kunst etwas so Überschwengliches und Überideales gegeben hat, daß unsre höchsten Männer uns selbst oft zum Rätsel geworden sind, wieviel mehr Fremden; aber nur wer den Sinn unsers Lebens und unsrer Kunst, wer unsern Charakter und unsre Sprache würdig verstanden hat, darf uns unserer Fehler zeihen. Ich darf hier behaupten, daß wir da sündigen, wo andere nicht zu sündigen wagen: nur wer die Sehnsucht nach dem höchsten Himmel hatte, wird zur tiefsten Hölle hinabstürzen können. Und wenn wir in Kunst und Wissenschaft herrlich sind und waren, wem dankten es die Männer als ihnen selbst? Kein Mittelpunkt des Strebens und der Belohnung, kein hoher Glanz des zerteilten Volkes, kein leuchtender Brennpunkt, wohin alles Mächtigste und Schönste sich hätte versammeln, wo es sich gemeinschaftlich hätte bilden, und wovon es auf das ganze Volk hätte zurückströmen können.

Soll ich euch hohe Namen nennen? Reuchlin und Erasmus, Luther und Gutenberg, Melanchthon und Zwingli, welche Erinnerungen! Wo stehen die Wellen der Lichtströme still, die diese Männer über Europa ausgossen? Gutenberg und Luther, unsterbliche Beflügler der Gedanken, ewige Wohltäter eures Geschlechts! Wo ist das Volk, wo der Mann in Europa, der vor diesen deutschen Namen nicht anbetend niederfällt? Kühne Kämpfer für Recht und Freiheit, für Licht und Menschenwürde, o betet in eurem Himmel für euer Volk, daß es nicht untergehe! Es hauchet euer Heldenherz in eines deutschen Mannes Brust und lasset das Volk sich an ihm erkennen und seine Schande abwaschen. — Wollt ihr andere Unsterbliche hören, Namen, groß und ewig in Wissenschaften? Kepler und Kopernikus, Leibniz und Kant, Lambert und Euler, Stahl und Scheele, Boerhave und Haller, Herschel und Guerike, Herder und Johann Müller sind unsre. Wenn wir die Tiefe des Himmels und des menschlichen Herzens, den Geist der Vorzeit und Zukunft erspäht haben, so denken wir nicht an die vielen, kleinen Erfinder unsers Volkes, wodurch das

europäische Leben auch Freude und Schimmer empfangen hat. — Und unsre Kunst, wer kennt sie in der Fremde und wer würdigt sie? Stolz dürfen wir uns neben den ersten erheben, in einigem bescheiden unter dem Italiener stehen, den Franzosen und Engländer kühn herausfordern, wenn der Unkundige über uns hohnlächeln will. Wir fingen mit dem ersten an mit Wahrheit und Treue, und unsre besten Künstler haben sich an dieses Maß gehalten, auch die nach himmlischem Ideal strebten. Durch die Alten verführt, die sie nicht verstehen, durch sinnliche Geistigkeit und flitterhafte Zierlichkeit bestochen, mißkennen uns die Fremden bis auf den heutigen Tag. Dürer und Cranach, Rembrandt und Rubens, Holbein und Van Dyck, Hans Sachs und Martin Luther, wie viele eures eignen Volkes verstehen euch? Händel, Gluck, Mozart, Klopstock, Goethe, Schiller — wem schlägt das Herz nicht höher bei diesen Namen? Wo sind die Fremden dieses Zeitalters, die sich über, ja die sich nur neben euch stellen dürfen? Hier ist Himmel und Erde, Höhe und Tiefe des Lebens, hier rollt der höchste Abgrund und gewaltigste Umschwung der Dinge und Menschen. Dies sind den Fremden Geheimnisse und müssen es so lange bleiben, als sie unsere Sprache und unser Gemüt nicht anerkennen wollen, die so viele ihnen unbekannte und unaussprechliche Worte und Gedanken haben. Hier blühen zuerst die alte und die neue Zeit, die Unschuld der Jugend und die Unschuld des Geistes im friedlichen Bunde beisammen. Wir dürfen es von uns sagen, daß wir Liebe und Wahrheit, daß wir Majestät und Ideal in unsrer Kunst haben, daß wir die Alten verstehen und die Neuen und uns selbst würdigen können. Selbst in unsrer Ausschweifung und Narrheit, die auch hier in diesen letzten Tagen reich ist, liegt eine edlere Bedeutung als in der zierlichen Richtigkeit und klaren Armut anderer. Wer hat die Griechen verstanden wie wir in den letzten Dezennien? Wer hat edler und menschlicher philosophiert und für alles Gute und Schöne der ganzen Welt und Zeit unendlicher gebrannt als unsre Lichtführer? Und dieses Volk, reich an Menschensinn und Kunsttrieb, reich an Ideen und Hochsinn, sollte nichts mehr sein und nichts mehr wirken, sollte klein und verächtlich vergehen und dienstbar werden? O einen Mann, der zünden und führen kann, der die Herzen mit Gott und mit deutscher Treue anblasen kann, der die Flamme dahin werfen kann, wo es lodern wird — und wir Reichen und Hochbegabten dürfen nicht flehen um das, was uns gebührt!

Habe ich stolz gesprochen? Nein. Man kann nie zu stolz sein, wenn andere uns vergessen oder gar verachten wollen. Was

sind die Völker und die Völkchen, die unsern Namen mit Hohn auszusprechen wagen? Laß sie sich erst fragen, was sie gleich oder besser als wir getan und gewirkt haben. Ich muß an unsere Tugend und Kraft erinnern, damit wir ihren heiligen Samen lebendig erhalten zur Lust und Blüte der kommenden Zeiten. Daß Stolz und Mut nicht vergehe, weise ich euch auf das letzte Unglück hin und auf alte und neue Verluste. Unsterbliche Sehnsucht nach Freiheit, Standhaftigkeit, Würde und Hochsinn ziemt den Gefallenen mehr als dem Stehenden; auch die Träne ziemt ihm über das Verlorne, aber nur damit sein Herz heißer schlage und sein Haupt höher rage. Hört, hört und klagt und weint mit mir, auf daß ihr mit mir entbrennet und euch aufrichtet.

Eine breite Tafel soll ich zeichnen des Letzten, was wir erlitten haben, worin wir noch mitten drin sind? Alle die schwarzen Schattenbilder, die meine Seele so oft verdunkelten, soll ich noch einmal düster und düsterer euch wiedervorüberführen? Wozu das, meine Freunde? Zerschmelzen würden die Empfindungen des Grams, zermalmen die des Zorns und der Rache Herzen nicht, die lange gestählt waren, das Ärgste zu erleben, weil sie die Bewegung des Zeitalters kannten und auch die Bewegung kennen, welche ihre Wellen neuer Überschwemmungen und Zerstörungen über Europa wälzen werden. Wir dürfen es von uns sagen, wir waren bereitet, uns ist nichts Plötzliches begegnet; auch von dem Künftigen wird uns nichts Plötzliches überfallen, denn wir haben unser Ziel neben Ehre und Tod gestellt, zwei mächtige Dinge, die im Leben hochhalten und kühn hinausführen, welche es nicht mehr tragen können. Wir gehören auch nicht zu denen, die immer Zeichen und Wunder sehen wollen und natürliche Dinge als Ungeheuer, leichte Umwälzungen als Herkulesarbeiten angaffen und ausposaunen. Wir haben die Alexander, Cäsare und Friedriche nicht gesehen, worauf man uns hinweist; Macht und List hat verdorben, was durch keine Kraft und Größe gehalten ward und durch keine Erinnerung der Vorzeit, durch keinen Hinblick auf die richtende Nachwelt zu edlem Untergang ermutigt werden konnte. Darum hoffen wir, und mit Recht, daß, wie natürlich und leicht das Verderben war, so natürlich und leicht einst auch die Rettung sein wird. Auch dulden wir es nicht, noch stimmen wir mit ein, wenn man unser Volk ein ehrloses, feiges und entartetes Volk schilt; da mag das Urteil der Fremden für uns sprechen. Unser Übel war die unpolitische Gerechtigkeit unsers Volkes, welches das Veraltete selbst nicht aufzuräumen wagte und es nun von Fremden aufräumen sehen muß; es waren alte Verträge und verdorrte Stammbäume, die

durch alles Blut, womit sie benetzt sind, nicht wieder haben in Ehre grünen wollen. So sind wir leider, daß wir unsern größten Männern nicht ohne pedantisches und dummes Zetergeschrei über Brand und Mord erlaubt haben würden, was sich jetzt in wenigen Monaten so leicht hat tun lassen. Aber als Verstockte anklagen will ich uns, wenn die Lehre der Fremden uns nicht klug macht, wenn wir künftig, sobald uns ein Zeichen von Gott gegeben wird, nicht aus eigner Macht zur Einheit streben, die man nicht so will, als wir sie wollen müssen. Wir sind nicht im vorletzten Jahre verdorben, nicht in diesem letzten, wir gehen jetzt nicht bloß unter; lange schon sind wir hilflos gewesen und schwach, und schon unsre Großväter konnten dem Gott Zufall danken, daß er ihnen noch einen Schein eines eignen Zustandes ließ; aber freilich wir scheinen das Alte so schlecht und fast schimpflich zu beschließen, daß es den Söhnen und Enkeln ein heißerer Sporn sein muß, das Neue recht glorreich und glänzend wiederzubeginnen. Wo sind die Männer gewesen, die uns hätten begeistern und führen, die im Unglück als die ersten, blutigen Opfer sich den erzürnten Göttern hätten weihen sollen, damit Begeisterung und Sieg ihre Nachfolger als ihre Lieblinge ergriffe, und Tod oder Freiheit die Losung des Heers würde? Wo hat sich das große, brennende und leuchtende deutsche Herz offenbart, das in dreißig Millionen Menschen hätte Flammen hauchen und die Paniere mit dem glorreichen Heiligenschein des Sieges umstrahlen können? Mack, der Elendige, schloß sich mit einem ganzen Heere ein und übergab es ohne Schlacht den Feinden; Magdeburg, Küstrin, Prenzlau, Hameln — o Namen, ihr seid vielfach, aber euer Klang könnte mich aus der Welt jagen, wenn ich alle eure Schanden widerklingen wollte. Auch des großen Friedrich Riesenarbeit liegt zertrümmert, in wenigen Wochen zertrümmert. Wo war der Geist von Torgau und Leuthen, die Tapferkeit von Sorr und Prag, die Beweglichkeit von Roßbach und Zorndorf, die Standhaftigkeit und eiserne Todesmauer von Hohenfriedberg uns Kunersdorf? Wo war der Stolz, allem Unglück unbesiegbar und allem Glück überlegen? Wo war der Hochsinn, der zwischen Tod und Schande keinen Mittelweg sieht? Alles veraltet, vergessen, tot; nur die hohle Meinung mit Hoffnungen, die für den Schwachen nichts bedeuten: ein Tag vernichtete den letzten Wahn. Es war kein Fall, es war ein jäher Sturz. Die Trompeten von Jericho schienen gegen die Mauern preußischer Festungen zu tönen, wenigstens tönten sie in die Ohren von Generalen, die sich nachher gegen alle Vorwürfe noch damit zu reinigen wagten, daß der große König sie gekannt und geachtet habe. O unsterb-

licher Greis! Wenn du in deinem Empyreum die Sorge für Germanien hättest, wie viele schuldige Häupter wären schon von deinen zyklopischen Waffen zerschmettert! Alles fiel, ehe man stieß, ergab sich, ehe man da war, schändete sich, ehe man drohte. Dahin war es gekommen in dem Staat, der vor zwanzig Jahren noch der Sitz aller Weisheit und Tugend, alles Ruhmes und aller Tapferkeit hieß, den ein unendlicher Geist mit unermeßlicher Majestät leitete, dahin war es gekommen, daß Gold besser schien als Eisen, Leben besser als Ehre, das Weib mehr als der König, und die Braut mehr als der Sieg. Zum Herd eilten viele mit weggeworfenen Waffen und verlassenen Fahnen, wann wenige Edle den Tod der Ehre wählten. Als ein siebzigjähr'ger Kleist Magdeburg übergab, hatte sich ein siebzehnjähriger Jüngling*) desselben Namens in die Saale gestürzt und das Palladium des Regiments, die Fahne, mit in das Wellengrab hinabgerettet; ja, der Jüngling war der erste, aber das Alter verschmähte, von der Jugend Ehre zu lernen. So weniges leuchtet kaum bei dem Reichtum der Schande. Wann der Tod anfängt, das Schlimmste zu dünken, haben die Menschen kein herrliches Leben mehr. Unwissenheit steht neben Ehrlosigkeit im geistigen Zeitalter; Unwissenheit und Aufgeblasenheit hat den letzten deutschen Staat zerstört: jene Faulheit, das gefährlichste Laster der Sterblichen, wo man nichts Besseres will, als die Väter hatten und taten. Wer stillsteht, geht zurück; wer auf Lorbeern ruht, die er nicht brach, liegt nur auf einer schöneren Bärenhaut. Nur wer immer mehr tun will, als schon getan ist, wird das tun, was er kann. Im eignen Leben, in eigner Zeit ist jedem gegeben, groß zu sein; wer sich in das Vergangene und Fremde hineinlebt, versteint und ist schon tot, wann er recht zu leben meint. Der Väter Tugenden und Taten können nur als ferne Sterne über unserm Leben leuchten, zu welchem wir mit der Sehnsucht aufblicken müssen; können wir nichts weiter als sie anschaun und bewundern, so steht unser Leben unter ihnen still, und wir werden ratlos in der Irre laufen, wann Wolken einmal ihren Glanz verhüllen.

Fast scheint es im Rat des Schicksals zu liegen, daß die Deutschen nie ein Volk werden sollen. Gestritten ward ältestens um Einherrschaft unter den Saliern und Hohenstaufen von gewaltigen Männern, aber die herrlichen Geschlechter erloschen und mit ihnen die Kämpfe um die Herrschaft. Auch die spätere Zeit hatte drei mächtige Menschen, welchen die Natur das Siegel der Majestät auf die Stirn gedrückt hatte, groß im Felde und Rat, groß durch

*) Auch diese Anekdote ist selber nicht wahr, sie sollte aber wahr sein.

Kraft und Verstand. Ehrgeiz, Mut, Glück und Zeitalter trugen die beiden ersten zu hohen Dingen. Gustav Adolf fiel zu früh oder zu spät bei Lützen; Wallenstein ward durch Mord aus seinen weiten Entwürfen gerissen; den dritten begünstigte alles, nur nicht die Zeit: ich spreche von dem preußischen Friedrich. Eine kleine Macht sollte er heben, dies war Arbeit für seine schönsten, tatenvollen Jahre; gegen das verbundene Europa mußte er nachher sieben schwere Jahre kämpfen um Sicherheit und Unabhängigkeit, nicht um Herrschaft und Erweiterung. Die Bahn war damals dem Kühnen so weit nicht geöffnet als jetzt, er durfte nicht zugleich niederreißen und bauen; die Zeit ungeheurer Verwandlungen war noch nicht da. O wäre er als Habsburger geboren mit jenem Geist, jenem Mut, jenem Adlerblick, wir sähen kein geschändetes Reich, wir sähen keine zersplitterte Fürstenlose, welche die Gewalt teilt, als Nationen ausgerufen.

Was sehet ihr mich dunkel an? Habe ich die Standrede meines Volks und meines Vaterlandes gehalten? Habe ich sie halten wollen? Mitnichten. Für etwas anderes habe ich gesprochen. Man muß sein Übel ganz und tief durchschauen, um aus der Verwesung wieder Leben zu entzünden. Das ist ein schlechter Mann, der die Hoffnung verliert. Ein alter Poet spricht: Die Hoffnung ist bei den Lebendigen, ich spreche: Sie ist auch bei den Toten. Sterben muß das Alte, auf daß das Neue werde. So wie sie aus dem Grabe neue Lebensherrlichkeit weckt, so lasse ich aus der Vernichtung Kraft und aus der Schande Rache aufblühen. Der Wechsel lehrt uns, daß auch wir wechseln müssen; die Reihe wird auch an uns kommen. Denn was haben wir seit sechs Jahrhunderten als Volk getan? Vielmehr, was haben wir andere mit uns und durch uns nicht tun lassen? Dann, wann unsere Zeit kommt, wird die Wut der Eroberung ausgestorben sein; die Unersättlichkeit eines Ehrgeizigen wird unser Volk nicht über die Grenzen zur kurzen Herrschaft und zum langen Elend hinaustreiben können; sie wird vor dem mündigeren Verstande stillstehen müssen und nicht mehr durch Lügen und Sophistereien betören können. Zwischen der Weichsel, der Adria, den Alpen, dem Rhein, der Nordsee und Ostsee wird das deutsche Volk frei und einträchtig wohnen und seine verwandtesten Brüder, die Schweizer und Niederländer, ohne welche es nicht sicher wohnen kann, in sich aufnehmen. Nur um Gewalt zurückzutreiben, wird es das Heiligtum dieser Grenze überschreiten, den Frevler züchtigen, aber nicht sich selbst im Siege züchtigen, indem es jenseits Städte und Länder als Vermehrung seiner Herrlichkeit besitzen will. Frei mag der Pole, der Ungar,

der Italiener und der gleichmächtige Franzos, frei mögen jenseit des Meers die britischen und skandinavischen Brüder wohnen. Wir gönnen jedem gern, was wir selbst glücklich haben.

Deutsche, geliebte Brüder und Landsleute, unser Zeitalter ist schwer, unser Unglück groß, unsre Schande, wie unverschuldet, doch brennend; aber für den, der nicht an sich verzweifelt, ist nichts verloren. Großer Seelen Art ist, daß sie im Unglück wachsen, im Drang die Fülle der Kraft fühlen und selbst durch herrlichen Untergang Beispiel werden. Ich appelliere an euch, ihr wenigen Braven und Tapfern, an euch, die ich nicht die Letzten meines Volkes nennen will; lieber nenne ich euch die Ersten. Lange nicht mehr sind wir ein Volk gewesen, jetzt ist der letzte Schein zerstört; der Anfang des Bessern kann beginnen: wenn man weiß, daß man nichts ist, kann man etwas werden; Mittelmäßigkeit verdirbt den einzelnen und die vielen. Laßt die Dinge auf die äußerste Spitze kommen, neues Leben wird blühen und neues Heil aufgehen. Ihr seid wenige, ihr seid zerstreut und unverbunden, aber verzaget nicht: die Kraft des Geistes ist unermeßlich, und ein edler Wille, der das Rechte will, kann Millionen entzünden: Schwerter zerbrechen und Tyrannentrabanten erblassen vor ihm. Haltet den Stolz, den ihr dem Unglück schuldig seid, fest im Herzen, schauet auf das eine, was künftig werden soll, tapfer und unverrückt hin, vergesset nicht, was ihr eurem Namen, euren Zeitgenossen, euren Enkeln schuldig seid. Könnt ihr ihnen kein freies Land übergeben, o so übergebt ihnen die Lehren, die Beispiele, die heiligen Opfer, wodurch mächtige Brüste zu Heroismus entflammt werden können. Denkt es mit Stolz, sagt es mit Stolz vor ganz Europa, daß ihr das Volk seid, welches die Gewalt des Pfaffentums zerbrach, daß hohe Geistigkeit durch euch über die Erde ausgegossen ist. Zweimal habt ihr die Welt vom Joche Roms befreit, befreiet sie zum drittenmal in euch selbst. Ihr seid das Herz unseres Weltteils; wann das Herz ermattet, so erkranken alle Glieder. Wie ihr auch getrennt seid, wie man euch auch getzelt und verschieden genannt hat — wer darf sich jetzt deutsch nennen? — ihr seid Kinder einer Sprache, seid durch sie zugetrennt und werdet eins werden, wenn ihr euch nicht selbst aufarbt. Was vergangen und geschehen ist, werft es ruhig in den weiten Schoß der ewigen Notwendigkeit und seht auf das jüngere Geschlecht, erziehet, bildet und richtet es, daß Männer aus ihm werden. Auf, alle ihr, denen ein Haupt voll Licht, eine Brust voll Mut und Zorn ward, das Rechte und Wahre zu vernehmen und auszusprechen in Wort und Tat, an euch appelliere ich im Angesicht der Zeit. Was

Gutenberg unſterblich machte, wofür Hus ſtarb und Luther mit Papſt und Teufel ſtritt, das zu bewahren, das heilige Palladium eures Ruhms, die geiſtige Bildung und Freiheit, wodurch die bürgerliche allein würdig erworben und behauptet wird, das iſt in eure Hände gegeben; wehe euch, wenn ihr gemein ſein könnt wie die vielen! Iſt kein Arm, kein Kopf geweſen, der das brödelnde Alte verteidigen konnte, ſo verteidiget ihr das ſchönere Neue und fähret es herbei. Können die Herrſcher euch nicht verteidigen, ſo ſeid ihr die Halter, die Könige und Helden, ihr die Träger der öffentlichen Meinung und des Glaubens des Volks, worin das höchſte Geſetz der Politik liegt; ihr, denen die Tat ward, das Gute und Große zu tun und zu wirken, ihr, die den Geiſt in Rede und Schrift ausſtrömen könnt. Seine unſichtbare Majeſtät leuchte und entzünde unvergänglich in euch und durch euch! Hochherzig, ſtolz, frei ſtehet als die Pfeiler in den Ruinen, woran das Gefallene ſich wieder aufrichten kann. Vom Turm zu Babel blieb keine Spur, darum gingen die Menſchengeſchlechter in die weite Weltirre. Die Vorarbeit iſt getan, nicht die wir wollten, aber doch die, welche lehrt, was für Nacharbeit zu tun iſt. Klarer als die Sonne am Himmel ſcheint es, daß das Alte nicht bleiben konnte, daß die, welche halten und helfen ſollten, zu ſchwach waren. Es liegt geſtürzt da, ſie werden nachſtürzen. Dann einen großen, gewaltigen Mann der Tat, und wir werden an eigner Luft und Licht blühen, und fremde Satrapen und Scharfrichter werden nicht nach den Nacken freier Männer greifen dürfen.

Ich appelliere von der Gegenwart an euch, Europäer. Ihr nennt euch das Volk des Lichts; wenigſtens klingt ſolcher Name bei euch, den ihr am Indus und Miſſiſſippi nicht empfangen habt. Ich bin Knabe geweſen und Jüngling geworden, möchten die Sterne euch erzählen können, was ich damals gewähnt und geträumt habe, wie ich mit dem künftigen Sonnenadlerflug eurer Bildung und Erleuchtung emporgeflogen bin! Auch den Mann haben ſeine Träume und Hoffnungen nicht verlaſſen; der Glanz der Morgenröten edlerer Zeiten und ſchönerer Welten liegt in jedem friſchen Gemüte. Wodurch die Trajane, die Friedriche, die Guſtave ſiegten, wodurch der Römer Scävola die Hand ins Kohlenbecken ſteckte, wodurch Thomas Morus zugleich mit ſeinem Bart und ſeinem Henker ſcherzte, wodurch Hopital unter Raſenden ein Gott und Penn unter Wilden ein freundlicher Genius war — die Kraft des Schönen und Guten iſt unendlich, ihre Zitterungen gehen wie die Wellen des Ozeans, wie das Wehen der Winde zu den Weltenden; denn durch das, was in uns iſt,

schmückt sich die Welt außer uns nur mit Schönheit und Majestät. Darum, Kinder des Lichts, bewahrt die heiligen Flammen, selbst die entweihten bewahrt! Denn die feurige Kraft reinigt sich ewig in uns selbst. Ihr seid nicht vollendet, Europäer, ihr seid noch nicht menschlich und würdig geworden wie ihr werden sollet. Denn siehe! ich weise euch zuerst auf euch selbst hin — wie ringt hier alte und neue Torheit! Wie klingt die Gaukelei als unsterbliche Glorie aus, womit nur rohe Schädelkalpierer prahlen sollten! wie zerreißt euch der Ehrgeiz und die Eroberungslust vom Süden bis zum Norden! wie streiten Irrtümer und Wahrheiten auch über diesen Leichenszenen und diesem Lager- und Hofschranzenlärm noch immer von neuem über das, was lange durchstritten und abgemacht schien! Und wollt ihr eure Blicke in die Ferne werfen, ihr, die von Erleuchtung und Menschlichkeit soviel wisset, folgt mir zum Ganges, folgt mir nach Batavia und Mexiko, welche offene Greuel, welche blutige Anklagen sehe und vernehme ich da! Was sagen die freundlichen und friedlichen Indier, was die unglücklichen Mohren, was die Bewohner der fernsten Inseln von euch? Reißende Tiere, goldgierige Teufel, blutige Geister nennen sie euch — und mit Unrecht? Und doch wieder, wenn ich die stillen Erscheinungen eures stillen Wirkens betrachte, wenn ich einzelne Menschen, den heitern Glanz einzelner Taten, den Götterschein einzelner Gedanken und Empfindungen aus der dicken Masse herausnehme, welch ein süßer Wahn durchdringt mich dann, welch ein seliges Gefühl von Vollendung und Anmut, die in kommenden Zeiten erscheinen werden! Welch eine innige Liebe des Ganzen, die fromme Seligkeit des Guten und Schönen, die Blüte der Menschlichkeit! Es ist lebendig, es ist schon da, sparsam und leise ausgesäet wie alles Göttliche: aber es ist und lebt und wird leben und sein. Was Sokrates nicht sah, was Christus nicht sah, was sie nur hofften und glaubten, das hab' ich gesehen aber nicht auf den Landstraßen und Jahrmärkten, sondern in wenigen edlen Gemütern, die von der gegenwärtigen Bildung ganz durchdrungen waren.

Europäer, Volk des Lichts, ihr stehet im Himmel und auf Erden in einem fürchterlichen Kampf der Entscheidung; große Verwandlungen, erstaunliche Entwickelungen geschehen nicht allein in dem, wo man Könige ein- und absetzt und Hunderttausende zum Mord führt: sie geschehen in dem innersten, heiligsten Leben dieser Zeit. Feuer und Licht sind das Element des Christentums; deswegen nahm es die Fabel des Fegefeuers auf und läßt Gott und die Engel auf Sternen und Sonnen wohnen. Nach dem Lichte nannte ich die Europäer, weil sie sich selbst danach nennen.

Wir stehen jetzt in einem wahren Fegefeuer oder vielmehr an der Grenze des Fegefeuers, wo erst gerichtet werden soll, ob wir als Verworfene tief zur Hölle hinuntergestoßen oder durch die feuriglustige Pein für den Himmel die letzte Reinigung empfangen sollen. Heller und heißer hat die Flamme nie gelodert im Leuchten und Brennen; wehe dem, der den Sand der Wüste erregt, sie zu bedecken, der mit kleiner Angst alle Wasser losläßt, sie zu löschen! Wenn ihr einen Mann sehet, wie groß die Zeit ihn auch stempeln mag, dem vor diesem Feuer, vor seinen Bränden und Strahlen bange ist, der sich da ein irdisch menschliches Regiment anmaßt, wo ein himmlisch göttliches Regiment ist; wenn ihr einen solchen Mann sehet, halte er die Bibel, das Zepter oder die Schreibfeder, so seht ihr ein engherziges, verbrecherisches Wesen; gehorcht ihm nicht, glaubt ihm nicht. Wodurch das Greulichste und Schrecklichste der Zeit mit geworden ist, wodurch alle alte Bande der Welt gelöst sind, wodurch Tausende fluchen und Millionen jammern, dadurch kann auch nur das Heil und die Erlösung kommen. Wo Käuze verwundert uhuhen und Nachtraben ihre Höhlen suchen, da singt die Lerche und übt der Adler die Sonnenflügel. Licht ward, auf daß Licht werde, bis alles wüste Dunkel gefüllt und alles unholde Chaos zur Schöpfung entwickelt wird. Laßt ihr euch itzt in diesem gespannten, diesem kranken Zustande, wo so viele Sehnsucht nach Licht, so viel Glaube und Hoffnung auf Erlösung ist, eure Flamme verdunkeln, euer Licht von Pfaffen und Despoten auslöschen, Europäer, so fallet ihr zurück, so tief, so verderblich zurück, daß eure Enkel eure Feigheit und Sorglosigkeit verfluchen werden. Kann nicht jeder die Erde besitzen, so lasse sich doch keiner den Himmel begrenzen. Da bin ich Gott und König, da ist mein Stolz, meine Herrschaft unermeßlich, weil ich göttlichen Geschlechts bin. Die Elemente hat die Natur freigegeben, ihr seliger Genuß ist allen Lebendigen gemein: das reinste Element ist Feuer und Licht.

Und endlich appelliere ich an euch, Europäer, für mein Volk, für das deutsche Volk. Seid ihr durch seine Arbeiten mit befreit, hat es mit den Lichtvollsten von euch gleichen Schritt gehalten und hält ihn noch, so laßt nicht geschehen, mit eurem Willen und eurem Beifall nicht geschehen, daß seine Freiheit da untergehe, wo ganz Europa den Untergang schrecklich fühlen müßte. Fremde Fäuste können ihm nicht helfen, wenn die eignen schlaff sind; aber die Entscheidung des Zeitalters ruht mehr auf dem Worte und der Meinung als auf dem Befehl und dem Schwerte.

Ich appelliere an euch, Franzosen, wenn ihr mich hören könnt und hören wollt. Ihr haltet das Schicksal Europens in

euren Händen; an euch ist es jetzt, Verstand und Besonnenheit zu haben für uns andere alle. Wir hassen euch — das mag sein — dem Siegreichen und Glücklichen steht es wohl, frei von Leidenschaft zu sein; wir hassen euch, aber leider nicht genug, sonst würde es besser stehen um euch und um uns. Ihr seid seit fünfzehn Jahren das große Meteor Europens, der hellste Punkt, wohin alle Augen sich wenden müssen. Was Tolles und Kühnes mit euch gewagt worden ist, was ihr Ungeheures und Unerhörtes erlitten habt, durch welche Umwandlungen und Revolutionen ihr in diesen denkwürdigen Jahren gegangen seid, das haben wir alle gesehen und gefühlt, fühlen es näher mit jedem Jahre, da die Wellen jener Brandung zerstörend und verschlingend auch an unsere Ufer schlagen. Franzosen! man bedauerte euer Unglück und eure Verwirrung, man vergaß, daß ihr du Guesclins, Bayards und Turennes gehabt hattet, man meinte euch zu leichter Beute reif und lief zusammen, euer schönes Erbteil zu verringern. Da standet ihr auf und schlugt drein und bewieset, daß ihr Männer waret. Euer Land, euer Volk, eure Freiheit sollte nicht von Fremden abhängen, ihr wolltet euch selbst raten und einrichten. Wir bewunderten euren Enthusiasmus, euren Mut, eure heiligen Todesopfer für das Vaterland; die alte Tapferkeit der Franken, der alte Ungestüm eurer Ritter, die alte Kühnheit und Todesverachtung, womit ihr unter den Condés und Turennes zum Siege ginget, hat heller geleuchtet und gezündet als das Mutigste und Glänzendste, wodurch eure Väter gepriesen werden. Zwei Jahre, und die Grenzen waren frei: bald wehten eure Fahnen jenseit des Rheins und der Alpen; ihr gebotet den Frieden und hattet ihn noch nicht bei euch selbst. Tapferes, feuriges Volk, ich darf dich nicht erinnern, was du seitdem getan und gestritten hast an der Donau und den Karpathen, an der Elbe und Weichsel; ich erinnere mich dabei nur, was ich gelitten und gesündigt habe. Du rühmest dich der Großmut und Ritterlichkeit, möchtest du dich auch der Mäßigkeit und des Verstandes rühmen, wodurch Gerechtigkeit wird! Herrlich und gebietend stehst du auf bezwungenen Ländern, unterjochten Nationen, zertrümmerten Thronen; schon hebt der stolze Brite, der da meint, Gott habe ihm das Meer gegeben wie dir das Land. Franzosen! wollet nicht alte Zeiten zurückführen und veralteten Wahn heiligen; wollet nicht von Eroberterrecht und Schwertrecht sprechen; wollet nicht in dem Weitesten den Ruhm und das Glück setzen, sondern in dem Gebührenden. Des Volkes und des Landes habt ihr genug, ein streitbares Volk, ein schönes Land; gönnet andern neben euch Freiheit und Unabhängigkeit; mischt nicht

das Nahe und Entfernte in einen zwieträchtigen Haufen zusammen; laßt Kraft und Hoheit neben euch wachsen, damit ihr Beispiele und Anmahnungen habt, nicht einzuschlafen noch auszuarten. Wer zuviel will, der will nichts. Kennet ihr keine höhere Freude als zu überlisten, zu unterjochen und zu beherrschen, als alte Torheit unter neuen Namen wieder zu verjüngen, wahrlich, es wird eine kurze Herrlichkeit sein. Die Besiegten werden in wenigen Jahrzehnten den Siegern gleich an Kunst der Waffen, an Übung und Vertrauen, und wenn ihr nur Unterjochte beherrschen wollt, an Zorn ihnen bald überlegen. Die Zeit ist nicht mehr in Europa, wo ein gebildetes Volk zehn und fünfzehn Barbarenvölker unterjochen und an Sprache und Sitten sich gleichmachen konnte. Wir sind alle gebildet, sind stolz auf unsere Künste und Erfindungen, auf unsere Sprache und Wissenschaft; wir haben zuviel, als daß wir uns vergessen könnten. Es kann nicht mehr eins werden, und darf es auch in solcher Weite nicht werden, als ihr ausgreifet. Darum seid weise und mäßig, fragt die Orakel der Vorzeit und die großen Weissagungen der Geschichte, bedenkt das Rollen der Dinge auf und ab durch das Zuviel — nur Maß befestigt für die Ewigkeit — bedenkt das Zeitalter, bedenkt eure eignen Wechsel, bedenkt den hohen Geist der Bildung und das richtende Urteil der Geschichte, endlich bedenkt euer Schicksal und das Schicksal eurer Kinder.

Doch was habe ich zu euch geredet? Ihr seid nichts, wie wir nichtig sind. Nur einer ist, zu welchem ich sprechen sollte, der euch von Volk zu Volk und von Meer zu Meer zum Verderben treibt. Doch dieser eine kennt nur List und Despotenkünste und haßt alles, was Verstand und Freiheit ähnlich sieht. Darum hätte ich schweigen sollen von euch.

Herrschaft der Vernunft, ewiger Friede, ein Gott, ein König, eine Familie. Schöne Klänge, die aus tausend Kehlen, die von Kathedern und Schreibpulten, aus Manifesten und Proklamationen widerklingen, wodurch tausend Gaukler und Narren betören und tausend und abertausend gutmütige und schwachköpfige Seelen sich betören lassen. Aber glaubt mir, ihr Frommen, die kein Blut sehen könnet, ihr Faulen, die nicht auf wollet zur Arbeit und Gefahr, ihr Gleichgültigen, die der Ehre vergessen habt, der Klang ist besser als seine Bedeutung. Ihr habt des Geklingels und der Gaukelei doch wohl genug gehabt und solltet anfangen, einmal das natürliche Gefühl in eurer Brust aufzuschütteln und zu fragen, was es ist, und wohin es will mit allen diesen gepriesenen neuen Herrlichkeiten; doch eure Schlechtigkeit und Trägheit wickelt sich in jeden Mantel der enthülltesten

Sophisterei und frechsten, politischen Taschenspielerei, um en
Schande zu bedecken. O gebt mir den Mann, gebt mir den G
und die Zeit, welche jene goldnen Sprüche auf Erden wirkl
machen können, und ich will der erste sein, niederzufallen u
anzubeten; ich will vor den Kamtschadalen knien wie vor d
Franzosen, wenn sie solches Glück über die Erde bringen könn
Süße Träume des Weisen, der sich eine andere Erde schafft, a
diese ist und sein kann, hohes Ideal eines himmlischen Zustand
in irdischer Beschränktheit werdet ihr nimmer erscheinen; ab
Narren und Buben haben euch oft zur Verführung gemißbrauc
Wollt ihr das irdische Paradies wissen, feiges, faules, entartet
Geschlecht, das mit Worten und Klügeleien fechten kann, weil
mit Taten und Schwertern zu fechten zittert? Es heißt Arb
und Mühe, und Freude und Genuß nach Arbeit und Mühe. A
ders wird auf Erden kein glückliches Leben, keine Freude d
Herzens, kein Götterstolz der schwellenden Brust gewonnen.
heißt arbeiten und wirken, streiten und ringen, Mut, frisch
leben und tapfer zu sterben. Weg mit euren Mondgesichter
mit eurem seligen Schlaraffenlande, mit allen euren weinerlich
Tugenden und tugendhaften Weinerlichkeiten! Freies Aug', fes
Arm, kühnes Wort, freudiges Leben und frischen Tod, das w
ich an Männern; die Würde des Geschlechts, den Verstand d
Welt, das hohe Ideal der Ewigkeit in Wort und Tat sollten
aufrechthalten; darum sollen sie gerüstet sein zu Zorn und To
zu jedem hohen Gefühl und jedem hohen Opfer. Seht euch u
hört, hört, wie die Esel trompeten und die Hunde heulen! U
noch sehe ich keine Löwen, die brüllen und zerreißen.

Aber, ruft man mir entgegen, nach Einheit soll ich strebe
dadurch ist die Welt herrlich und göttlich; dahin führe ich jed
Gesetz zurück; dahin habe ich den Gott aus Göttern geführ
darum will ich einen König, ein Volk, eine Religion a
Erden. Ich sage, du Narr weißt nicht, was du willst, noch w
Einheit heißt. Durch deine niedrigen Bande läßt sie sich ni
zusammenziehen, noch wird sie durch deine groben Fesseln g
halten. Deine Einheit ist in dem Höchsten nicht: nicht in d
Welt, der Gottheit, der Vernunft. Daß die Dinge sich vielfa
und mannigfaltig bewegen und entwickeln, daß mancherlei Kräf
mancherlei Triebe, mancherlei Bildungen in reicher Schönh
und buntem Wechsel nebeneinander spielen und kämpfen, das
die Lust der Natur und des Gottes, der in ihr lebt. Höchst ob
bindet Einheit alles in Harmonie und Liebe. Wo um das B
dürfnis oestritten, wo auf Erden gegrast und gepflügt wird,
wird Ungleichheit und Verschiedenheit bleiben müssen, auf d

dort oben Gleichheit und Einheit werde. Süß und betörend klingen eure Klänge, schön sind die Träume des Weisen, die Hoffnungen des Frommen; aber vergleichet den Franzosen und Irländer, den Italiener und Russen, den Schweden und Kleinasiaten, den Spanier und Finnen und sagt mir dann, was ihr mit eurem einen Herrn und einer Religion wollet. Despotismus, Pfaffentum, Faulheit, Tod aller Tugend und Kraft wollt ihr mit solchen törichten Wünschen und Vorspiegelungen. Nur einem Gott ist ein Weltteil nicht zu groß zu übersehen und zu beherrschen, aber er hat ihn von jeher anders beherrscht — Herrschaft der Vernunft, ewiger Friede — holde Worte, wer könnte euch das Ohr verschließen, wer wollte nicht glauben, daß ihr auf Erden wirklich werden sollet? Aber nicht durch solche Künste, nicht durch solche Manipulationen, nicht durch solche Vereinigungen, wie man sie treibt. Streit und Ringen wird nie ganz fehlen können auf Erden, weil dem von Not und Bedürfnis angefallenen und von Leidenschaften gestachelten Menschen nur durch Arbeit und Widerstand die Natur gehorsam werden kann; Streit und Ringen darf auch nicht fehlen, weil wir sonst in Nichtigkeit, Weichlichkeit und Faulheit einschlafen würden. Die träge Erde, woraus wir geknetet sind, und worin der Götterfunke Geist eingekerkert ist, sinkt ewig zur Erde, wenn nicht äußere Reize stechen und das Bewußtsein und die Erinnerung des alten Himmels lebendig machen. Aber wir werden von Jahrhundert zu Jahrhundert mündiger werden, Licht wird Licht zeugen, Vernunft wird mehr gelten als Wahn, Gerechtigkeit mehr als Gewalt, der Mächtige wird nicht mächtig sein, um zu unterdrücken, der Gewaltige nicht das Schwert führen, um Völker zusammenzumischen und zu erobern. — Herkulesarbeiten der Unsterblichkeit bleiben, solange die uneroberte Erde bleibt — Kriege werden seltener sein, und der blutige Kranz des Eroberers wird vor der stillen Palmenkrone des Friedehalters welken. Dies sei die letzte, höchste Vernunftherrlichkeit und Vernunfteinheit. Aber die kleinen Verschiedenheiten sollen bleiben, damit die eine große Einheit werde. Wie Blumen, Bäume und Pflanzen in vielfacher Schönheit nebeneinanderstehen, wie Vögel und Tiere sich in mannigfaltigen Trieben und Bildungen untereinander bewegen und alle nur eine Erde und einen Himmel haben, so hat Gott die Länder, die Völker, die Sprachen verschieden gesetzt, auf daß Spiel, Reiz, Kampf und Lust auf Erden sei. Darum weg! ewig weg mit eurem einen Herrn und einen Priester! Aber dich umfassen wir, Einherrscherin Vernunft, als Königin und Göttin, als Erleuchterin und Erlöserin der künftigen Geschlechter.

Männer von Genie, in deren Seelen der Gottesstrahl heller leuchtet und wärmer glühet, auf zu eurem Amt! auf! die ewigen, alten Lehren der Geschichte, die einfachen Gesetze der Natur und des Lebens zu behaupten! auf zu eurem hohen und heiligen Amt, die Verworrenen zu belehren, die Niedergeschlagenen aufzurichten und die Übermütigen niederzuschlagen! Ihr haltet das Weltheil, wehe euch, wenn ihr ermattet! Wehe euch, wenn ihr euch vergesset! Denn zittern könnet ihr nimmer; wer viel gedacht hat, ist nie feig. Laßt das wilde Geschrei und den leeren Pomp der Zeit still an euch hingehen und schauet nicht auf das Kleine, damit es nicht groß werde durch euch. Ihr Unsterblichen macht unsterblich, euer Schweigen verdammt zur Vergessenheit, euer abgewandter Blick ist Todesurteil. Schweigt, schweigt! Und wann ihr sprechet, sprechet wie Männer! Lasset das Geschlecht krächzen, das ewig in der Mittelluft fliegt und gleich gierig auf Aas und auf Flittern herabfährt, die Krähen und Dohlen, sich weder der Anmut der Erde noch der Majestät des Himmels erfreuend. Erhabne Genien, bewahret den alten Verstand der Welt, die welkende Tugend und Kraft eures Weltteils, und aus Blut und Trümmern wird es wieder blühen.

Deutsche Männer und Freunde, ich habe nicht gesprochen für das Mitleid weder der Fremden noch euer selbst; anderer Gefühle bedürfen wir in solchen Zeiten. Man könnte sagen: Bemitleidet euch selbst; das müßt, das dürft ihr. Aber wozu? Sind wir elender als die andern? Leiden sie nicht Gleiches mit uns? Und wird unser Leid nicht blutig und brennend auf alle zurückfahren? Die starken Empfindungen, die der Männlichkeit, der Freiheit, der Todesverachtung, das Gefühl unserer Würde wollt' ich erregen; für Tugend sprach ich, nicht für Klagen über Tugenden, die nicht da sind. Unsere, die allgemeine, europäische Krankheit solltet ihr erkennen und erbeben, um euch zu ermannen und zu beseelen; das volle, bittere Gefühl dessen, was ihr seid und was euch begegnet, solltet ihr schlürfen, um in edlem Zorn zu entbrennen; die Leichtigkeit eures Verderbens solltet ihr begreifen, um an der Möglichkeit der Rettung nicht zu verzweifeln. — Männer und Freunde, wir stehen auf dem Staube großer Menschen, wir reichen uns über unsterblichen Erinnerungen mit unsterblichen Pflichten die Hände — schwört es hier, des Rechten zu pflegen und für Freiheit und Männlichkeit zu leben und zu sterben, so wird Mark in die Nachkommenden fahren und Verstand und Tapferkeit die Enkel halten. Klagt nicht um das Verlorne, seht nur auf das Künftige. Herrschaft, die von Schlechten verloren ward, wird durch Tüchtige wiedergewonnen; Gold und

Silber, das Fremde raubten, geht immer von dem einen zu dem andern, ist kein Gut, und machte von jeher tausend Feige für einen Tapfern — der Geiz liebt das Leben, die Armut fürchtet den Tod nicht — Denkmäler der Kunst und Erfindung, die man entführt hat, ehren ein Volk im Glanz des Friedens, besser wird es durch Mut und Tätigkeit, durch Kühnheit und Tod in Schlachten geehrt; — die Freien machen und wirken in Jahrzehnten, was Sklaven in Jahrtausenden kaum träumen — Waffen und Siegeszeichen sind gewandert, wohlauf, ihr Enkel! das spornt, sie wieder zu holen; die zerschlagenen Städte, die verödeten Fluren bauen deutscher Fleiß und Sparsamkeit schöner wieder auf. Darum klaget nicht noch trauert um das Kleine, sondern sorget, daß das Große erstehe und das Schlechte untergehe! Wahrheit und Recht, Mäßigkeit und Freiheit seien die Halter unsers künftigen Lebens; darin wollen wir eins sein in Unglück und Schmach, so werden unsre Enkel eins werden durch Glück und Glorie. Dies ist mein letztes Wort, dies unser höchster Glaube.

---

4. Letztes Wort an die Deutschen,

gesprochen im Herbst 1808.

Sprich, du hast auf Karthagos Schutt
Den Marius gesehen.

Schiller.

Fragment aus einem ungedruckten Trauerspiel
„Hermann".

Theudemir.

Die Hoffnung, spricht man, wohnt bei den Lebendigen.
Was ziehst du solche Schreckensnacht dir düster um?

Hermann.

So sieh mich an als den, der nicht lebendig ist.
Hinab zum Grabe zieht mich tief die dunkle Macht,
Der keiner je der Erdgebornen mocht' entfliehen.

Theudemir.

Du? Wie? Der Mann, dem eines nur ein Zeichen war,
Ein Vogel nur Prophet der hohen Götter klang,
Bis in den Tod zu ziehn das Schwert fürs Vaterland;
Du gibst das stolze Leben fremden Geistern hin?

Hermann.

Nicht fremde sind des Schicksals Geister Irdischen.
Wann ihre Schatten aufwärts wandeln hin ans Licht,
Dann, gilt das Zeichen, muß ein sterblich Haupt hinab.
In blut'ger Schlacht ich stehe heut zum letztenmal;
Denn heint des Vaters Gleichnis stand voll Ernst vor mir.

Theudemir.

Was? Siegmars? Aber wie? Erschreckt er solchen Mann?

Hermann.

Ich bin ein Mensch wie andre. Höre weiter zu.
Als gestern abend tief im ersten Schlaf ich schlief —
Dort steht die Eiche, heilig Siegmars Heldentod —
Da deuchte mir, der Himmel stand in schwarzer Nacht,
Mit Wettern schwanger, rings auf rotem Wolkensaum
Ersah ich leuchtend edler Väter Schar gewiegt.
Ich staunt' entzückt empor zum lichten Götterglanz,
Da schoß, wo finstre Wolken, Berg auf Berg getürmt,
Am dichsten wogten, niederwärts der Donnerstrahl;
Und wie der Klang verklungen, wie des Blitzes Licht
Als matter Streif verleuchtet, trat im Riesenschritt,
Mit blut'gem Schild das Herz bewehrt, ein Mann zu mir,
Und finsterm Blick, sein grauer Bart, vom Wind der Nacht
Gelüftet, floß ihm würdig lang die Brust hinab,
Und um das Haupt, das greise, bebt' ein roter Schein. —
So steht, wann unhold braust des Herbstes Wintersturm,
Im Norden oft am Himmel grauses Schreckenbild.
Ich bebte, aber kleiner, siehe, ward der Mann,
Und milde lächelnd neigt' er bald die Stirn auf mich.
Da ward ich's inne, bot ihm rasch in Treu die Hand,
Umschlang sein Knie, wie kindlich einst der Knabe pflag,
Küßt' froh die Stelle, wo der Römerspeer ihn traf,
Der Todesspeer, und rief mit Vaternamen ihn.
Nun weißt du, daß es Siegmar selbst, mein Vater, war.
Noch kaum gesättigt war der süßen Tränen Lust,
Des Auges lang entbehrte Sehnsucht kaum gestillt,
So trat zurück in Ernst der freundlich fromme Blick,
Die Hand ging aufwärts gleich der Seher Wolkenwink,
Und tiefe Worte sprach der Greis mit tiefem Klang.
Nicht melden mag ich's all, was furchtbar ernst er sprach;
Des Volkes Wechsel, Fürstentrug und Untergang,

Der Führer Tod, der Städt' und Länder Herrlichkeit,
Die einst im Glanz Germaniens Volk entblühen soll,
Und was Jahrtausend auf Jahrtausend Großes türmt,
Stand vor dem Fröhlichbangen, langes Bild der Zeit.
Traun! Heilig klingt der Götter Stimme durch den Schlaf,
Was Träume reden, schweige ehrfurchtsvoll der Mund,
Und was die winken, welche längst gestorben sind.

— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

— — und drauf, als dies er freudig ausgeredt,
Verstummt er lang und starrt mit rotem Zornesblick
Zum Boden, griff, als wollt' er ziehn, des Schwertes Heft,
Dann mir die Hand und brach die fliehnden Worte aus:
„Bis hieher, Sohn, ging Tag und Nacht im Wechselgang.
Jetzt kommt die lange Finsternis der Greuelzeit
Und Blut und Schrecken, Mord und schneller Untergang,
Gestürzte Thronen, tiefentweihtes Heiligtum,
Verrat und Bubenlist, soweit Europa liegt,
Wird wechseln, streitend, wer das Schlechte schlechter tut.
Und aus dem Greuelschwall, der Schande Überschwung
Wird einer aufstehn groß, ein hochgewalt'ger Mann,
Latinerstamms und Sinns und glatter Täuscherei,
Worin das Südenvolk von jeher Meister war.
Er bricht dein Volk, o Hermann, tief ins Joch hinab,
Durchfährt das Land mit Roß und Mann, wie Windesbraut
Durch dünne Halme brauset, ohne Widerstand;
Wie Feu'r im dürren Walde wütet, geht sein Schwert,
Das Schreckensschwert, vernichtend hin durch weite Welt:
Dann stürzen alte Thronen, alte Herrlichkeit,
Die Helden bauten, Stein und Eisen hemmt ihn nicht,
Die Länder raubt er, Städte liegen hinter ihm
Als Wüsten, Jungfraun werden Mütter durch Gewalt,
Die Männerblüte führt er weg in fremdes Land,
Wie einst der Römer uns geführt zum Euphrates,
Daß wir vergäßen eigner Fluren Lieblichkeit
Und stürben unbeweint in fernem Feindesland.
So wüten wird er zweimal sieben Jahr, dann tritt
Ein neues Ungeheu'r das alte tief in Staub,
Und wechselnd geht das Glück des Siegs von Volk zu Volk;
Denn blutig lange bleibt die Spur von solcher Zeit.
Aus Blut nur wächst nach langem Streit ein frisch Geschlecht,
Das frei zu leben, freier schön zu sterben weiß;

Auf Schutt der Väter baun sie wieder Hütten auf."
So sprach er: doch Geheimnis barg noch mehr der Blick.
Die Zunge schien gerüstet, mehr zu reden noch,
Als plötzlich niederschlug ein neuer Donnerstrahl.
Da wuchs ihm hoch das Haupt, er schritt Gigantenschritt
Von hinnen durch die Nacht, ein blutigroter Streif
Hing furchtbar hinter ihm, wie abwärts rasch er fuhr,
Wie Himmelschein nach langen Stürmen hängt am Meer,
Geborstner Schiff' und toter Schiffer Leichenlicht.
Da wußt' ich, was es war und mir bedeutet hat:
In blut'ger Schlacht ich stehe heut zum letztenmal.

Ich spreche hier heute mein letztes Wort zu meinen Brüdern und Landsleuten, den Deutschen. Ich nenne es das letzte Wort; nicht, daß ich fürchte, es werde das letzte sein — das wird es nur sein, wenn sie geduldig das Joch tragen, das sie entehrt, sondern ich meine mit dem letzten Worte das bedeutendste Wort, gleichsam meinen letzten Willen und meine letzte Hoffnung zu meinem Volke.

Landsleute, allzu geliebte und allzu unglückliche Landsleute, und doch noch nicht unglücklich genug, um zu fühlen, was ihr sein könntet und sein müßtet, um zu wagen, was ihr könnet, um auszusprechen, was ihr leidet, und wodurch ihr es leidet — hättet ihr nur einmal gewagt, recht zu hassen und Tod und Sieg, eignen Untergang und fremde Vernichtung auf ein Würfelspiel des Glücks zu setzen, eure heiligen Berge und Haine, die nie von Fremden bezwungenen, würden wieder ein freies Geschlecht sich in Freude rühren sehen, und eure besten Männer würden euch sagen dürfen, was ihr wert seid. O daß meine Liebe euch den Haß, daß meine Wahrheit euch die Lüge, daß mein Grimm euch die Schwäche recht lehrte! daß ihr auf euch selbst hoffen und vertrauen lerntet und nicht auf das Fremde! daß ihr begreifen lerntet, worin denn eigentlich die fürchterliche Gewalt dessen liegt, der Europa von einem Ende bis zum andern verwüstet, der euch und alle andere Völker schändet und, nachdem er lange geschmeichelt und gelogen hat, jetzt endlich mit voller Banditenunverschämtheit erklärt, daß er befiehlt, weil er der Herr ist! O daß ich euch den Spiegel des Neuen so hell und so brennend hinhalten könnte, daß alles Alte auf ewig bei euch verdunkelt würde! Ihr würdet an eure Arme und an eure Herzen appellieren und euch das Recht wieder verschaffen, das euch von Natur und

von Gott her gebührt, das unvertilgbare Recht, ein großes, freies und tapferes Volk zu sein. Nicht die Fremden haben euch unterjocht, nicht die unendliche Verschmitztheit und listige Stärke des Italieners, nicht der Mut und die Tapferkeit der Franzosen hat euch verdorben; nein! nein! der Wahn und die Verblendung des Zeitalters, die Hilflosigkeit eurer Verfassung; die Sorglosigkeit und Schwächlichkeit derer, die eure Sprecher und Vertreter sein sollten, endlich eure eigne Redlichkeit und Gerechtigkeit, daß ihr das Schwache nicht ohne Gnade vertilgen und das Verräterische nicht ersticken wolltet, das euch in die Gewalt der Fremden überliefert hat.

So hört mich denn! Ich will euch noch einmal, zum letztenmal noch erklären, was geschehen ist, und warum es geschehen ist; ich will euch prophezeien, was geschehen wird, und was geschehen muß. Werde ich dann doch ein Lügner vor euch und vor den Zeitgenossen, so kann ich das ertragen. Viele und bessere Männer als ich sind mit unerfüllten Hoffnungen und Weissagungen in die Grube gegangen; und ich will gern sterben, wenn ich von euch nichts Schönes und Starkes erleben kann.

Das Studium der Geschichte ist die erste und letzte aller Wissenschaften, je nachdem man es treibt. Die Geschichte reicht mit dem einen Ende an das Geschwätz und die Pinselei der Kaffeehäuser und Jahrmärkte und mit dem andern an das olympische Götter- und Heroenleben der Dichtkunst und Seherkunst. Wenn der eine nichts als Staats- oder Hofzetteleien, dürftige Taten und kleinliche Kniffe in sie hineinlegt, wird die Geschichte dem andern die weise und erhabene Erklärerin und Enthüllerin der Vergangenheit, die kluge und verständige Leiterin und Wegweiserin der Gegenwart und die weitschauende und tiefdringende Seherin und Prophetin der Zukunft. Leider, die meisten kennen nur die Geschichte der Kaffeehäuser, die mit Anekdoten, Namen und Zahlen sättigt und dem Geiste keinen leuchtenden Blitzstrahl, dem Herzen keinen schwellenden Mut gibt: die Geschichte, die elende, alte Schwätzerin, die alle ihre Erzählungen mit dem Gemeinplatz endigt, daß die menschlichen Dinge von jeher wechselten und immer wechseln werden, und daß aus allem Geschehenen die einzige Lehre zu holen ist, daß nichts Neues unter der Sonne geschieht und alles in dem dummen Zirkel vom Guten zum Schlechten und vom Schlechten zum Guten rundläuft. Wer aber die menschlichen Dinge und sich selbst mit Sinn und mit Freude betrachten mag, wem ein Herz und ein Mut ward, etwas Allgemeines und Ewiges zu glauben und zu suchen, dem wird auch in der Geschichte ein höherer Geist sich offenbaren und Gemeines

und Edles, Großes und Kleines, Himmlisches und Irdisch
wird in den Begebenheiten und Schicksalen der Dinge und d
Menschen ebenso mannigfaltig und vielharmonisch eingewick
und zusammengewickelt liegen, als er es in seiner eignen Bru
ahnet.

Man kann sich die Geschichte denken als eine unendlic
Säule, deren Spitze in die dunkle Weite der Vergangenheit z
rückdämmert, deren Fuß aber mit erdrückender Last auf unsr
Zeit und unserm Leben steht. Wir nehmen an, diese lange Säu
die Jahrtausend an Jahrtausend bindet, bestehe aus den glänzen
sten und edelsten Steinen, in kolossalischen Massen aufeinande
gefügt und sich durch den eignen Glanz erleuchtend. Je weit
die Säule zurücksteht in der Ferne von Jahrtausenden oder M
riaden Jahren, desto wenigere Steine schimmerm; je näher m
der Mitte kommt, desto mehr einzelne Steine und desto vielfache
Farben sieht man; unten aber, gerade da, wo die Säule auf u
an unserer Zeit feststeht, ist die Masse ungeheuer, der Glanz u
die Farben sind so vielfach, daß die meisten bloß geblendet d
stehen, staunen, gaffen und Verwunderung oder Schrecken au
schreien, wenige aber bemerken können, welche Steine künft
noch übrigbleiben und glänzen werden, noch die Stellen u
Farben entdecken, wo und bei welchen die Zukunft diese Säu
weiterführen wird. Es ist wahr, wer weniges recht sieht, sie
viel; deswegen hat man über die alte Geschichte, wo nur einzelu
leuchtende Massen und Farben in dem dunkeln Ozean erscheine
so viele gesunde Urteile. Am wenigsten sieht die Menge v
der Gegenwart; die Nähe der Dinge verblendet und betört; d
einzelnen Teile sind noch unbeleuchtet und ungeordnet; d
Große ist so wenig von dem Kleinen, die Lüge so wenig von d
Wahrheit geschieden, daß alles, eben wie man gestimmt ist, n
ein dicker Hause von Nichtigkeiten oder Herrlichkeiten zusamm
verschwimmt und das eine immer das andere auslöscht. De
wegen bedarf es sehr scharfer Augen, um die Punkte zu sehe
wo die Zukunft sich an die Gegenwart und die Gegenwart an d
Vergangenheit zunächst anschließt, die Farben der Säule zu sehe
welche in dem künftigen Bau die vorscheinenden sein werde

Aber man kann sich diese historische Säule wieder ande
denken, nicht bloß als eine hieroglyphische Erklärung für d
fragenden und forschenden, sondern auch als eine fortgesetz
unendliche Tatenreihe für den empfindenden und handelnd
Menschen. Da steht für den Weisen und Frommen alles sogle
in einer großen, unmittelbaren Verbindung, und er erstau
über die erhabene Einstimmigkeit, die zwischen dem Altesten u

Neuesten sich noch täglich offenbart. Er, der empfindende und handelnde Mensch, tritt mit der Kraft des Glaubens und Vertrauens hinzu und findet in aller Verwirrung und Zerstörung, in allem Greuel und Blut, in dem Gewinsel der Zertretenen und dem Siegesgeschrei der Überwindenden eine unendliche, heilige und göttliche Welt. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft sind dann nur eine zusammenhängende Reihe oder, wenn man will, ein Zirkel, wo auch nicht ein Punkt fehlen darf. Auch auf diesem Wege wird die Wahrheit gefunden und am sichersten; denn nie hat die Wahrheit einen sicheren Weg gehabt, der nicht durch das Herz gegangen wäre. Welch ein Zusammenklang, welch eine Wechselwirkung aller Dinge, der ältesten und der jüngsten, miteinander! Wie bindet sich in den Mißklängen und Donnerwettern der Zeit alles in Liebe zusammen, wenn ich den phönizischen Purpurhändler und Bernsteinschiffer mit dem Abenteurer von Notkasund und Port Jackson vergleiche; wenn ich Attila gegen Bonaparte, Philipp von Mazedonien gegen Peter den Großen stelle; wenn ich die Hebel des Archimedes mit Franklins Blitzesstange vergleiche, Thales' Himmelsphilosopheme gegen Newtons halte; endlich, wenn ich alles dies Leuchtendste und Größte, was über dem großen Schutt der Zeiten noch hervorragt, mit dem zusammenhalte und sogar zusammenempfinde, was ich selbst tue und bin! Dann erstaune ich, daß das, was am Euphrat und Nil, vielleicht was am Indus und Ganges ältestens erfunden und empfunden ward, was Sokrates und Plato dachten, was Christus weissagte und gottbegeistert lehrte, was Solon und Numa, Phythagoras und Charondas einrichteten und anordneten, in meinem täglichen Leben und Tun, in meinen gewöhnlichen Empfindungen und Gedanken noch übrig ist. Nehme ich nun mich kleine Ephemeris und stelle mich an den Fuß der ungeheuren Säule und staune hinauf oder stelle mich auf ihre verschwindende Spitze und schwindle abwärts — was bleibt mir übrig, als in dem Gefühl meiner Vernichtung zu vergehen oder die tiefe Weisheit und den heiligen und vorborgenen Geist anzubeten, der alle diese Schönheit und Ordnung mit so wunderbaren Geheimnissen erschuf und leitet? Mein kleines Leid verwimmert in den Harmonien des großen All wie Mückenwimmern in dem Konzert der Amseln und Nachtigallen, wann Frühlingsliebe und Frühlingsglück den Hain verjüngt. Wenn ich das Ganze ansehe und den tiefen Sinn, der darin webt, so wächst mir der Mut, für das Allgemeine mitzuleben und mitzusterben und alles andere eher zu leiden, als das Schlechte zu tun. Wenn ich das einzelne ansehe, wenn ich die Welt an den Spiegel meines

kleinen Leides und meiner kindischen Schrecken halte, so bin ich ei
Sklav und ein Gottesleugner, denn ich will das große Gesetz nic
erkennen noch anerkennen, das Gott in die ganze Natur gelegt ha

Man hat in der neueren Zeit nicht bloß da, wo über Wor
gestritten und geklügelt wird, auf Kathedern und im Schulstaub
sondern auch in der sogenannten feinen und großen Welt, d
aber gar oft die unfeine und kleine Welt ist, sehr lächerlich übe
die beiden Wörtlein Real und Ideal gestritten. Wenn blo
von dem Grund der Dinge und von dem Ursprunge des Erkenn
nisses geredet wird, so mag die Frage wichtig genug sein, abe
bei dem Gebrauch der Dinge und meistens auch bei der Beurte
lung der Dinge sind diese Wörtlein wie Simsons Eselskinnbacke
oder des mächtigen Schlägers Skanderbegs Degen in der Fau
eines Knaben. Das große Völklein, das sich an denen räche
will, die man kurzweg mit dem Namen Philosophen und Pe
danten abfertigt, spricht, ohne zu wissen, was es spricht, we
es nicht weiß, was es meint, daß es nur reale Kenntnisse, real
Dinge, reale Genüsse gebe; daß alles, was man überschwenglic
und überirdisch nenne, Schwindelei, Empfindelei oder auc
Gaukelei derjenigen sei, die dadurch mehr oder etwas Bessere
scheinen wollen als der große, gewöhnliche Haufe, welchen dies
überschwenglichen und überidealischen Himmelfliegler dadurc
gleichsam unter sich herabzusetzen meinen. Die anderen dagegen
von welchen die meisten nur mit dem gespenstischen Spuklarve
großer Namen ausstehen, bleiben wieder an den Worten hangen
ohne den Geist derselben zu ihrer Schwächlichkeit herabziehen z
können; jedes zweite Wort klingt bei ihnen von dem Ewigen
Unendlichen, Absoluten und Idealen, und wenn man s
unglücklich ist, einmal von sehr realen Dingen sehr real z
sprechen, ja wenn man das Wort real selbst nur nennt als ei
wirkliches Ding, so wird ihnen übel, wie den Bonzen und Tala
poinen, wenn man sie mit Kuhschwänzen peitscht. Diese sind un
streitig größere Sünder und Narren als die ersten; denn si
machen die Wissenschaft zum Spott und die Philosophie zur
Gelächter, die in einem Zeitalter, das nur durch Geist geheil
und gekräftigt werden kann, die Mithalter der Dinge sein sollten
sie trennen die Kunst und das Leben, das Denken und das Emp
finden der Menschen und bringen eine Zwietracht oder doch ein
Stockung in ihre edelsten Kräfte, daß sie weder zum Genusse Mu
noch zur Entbehrung Begeisterung behalten. Warum wäre da
Zeitalter sonst in ganz Europa so lahm und matt, da doch jede
Tag, ja jede Minute und Sekunde mit Donnerstimme nac
Männern ruft, die aufstehen und ihm helfen sollen?

In der bewegten und handelnden Welt ist das Reale und Ideale immer beisammen für den Mann, der mit Kraft in ihrer Mitte steht und für seinen kleinen Teil mithält und mitbewegt. Was da ist, was er tut, ist auch ihm das Nichtige, wie es dem tiefsten Denker ist; es ist das Nacktreale: nur durch das Gefühl, womit es ist, nur durch den Sinn, womit er es tut, wird es etwas Wirkliches. In diesem Sinn sind alle kraftvolle und tätige Menschen von jeher Idealisten gewesen, wenn sie auch das Wort nie hörten noch aussprachen. Aber faule, nichtsnütze, sinnlich lüsterne Menschen, deren Sinn bloß nach Genuß steht, die vor jeder Arbeit und Gefahr erschrecken, sind und waren von jeher Realisten, d. h. solche, die in dem gemeinen Mist der Erde wühlten und von keinen edleren Trieben entzündet waren, als die Mistkäfer und Totengräber (solche, die wieder Mistkäfer begraben) darin zu sein. — Denn nichtig ist alles und bleibt alles, was der Mensch anfaßt, und worin er wirkt, wenn er es nicht mit Geist und Kraft ergreift. Tut er aber dies, dann ist seine Tat ebenso herrlich als sein Werk, sein einzeln verschwindender Schritt durch die Welt ebenso göttlich als sein ewig leuchtender Standpunkt auf einem der vielen Parnasse des Ruhms. Denn **Ideal** ist alles, wo der Mensch sich in dem Allgemeinen vergisset und zu einem innig mitfühlenden Teil der Welt und der Gottheit wird; **Real** ist alles, wo der Mensch das Ganze auf seine einzelne Nichtigkeit bezieht und Gott und die Welt zu seinen kleinen Zwecken erniedrigt. Deswegen ist das Ideale hier alles, das Reale nichts. Wir meinen hier unter dem Idealen kein von dem Leben und dem Menschentum abgeschiedenes Gespenst; so mag das Wort als bloßes Wort hie und da durch die Schulen der Philosophen laufen. Das Dasein, das Gefühl, die Tat des Menschen sind nichtig und zerarbeiten sich und verschwinden an dem Nichtigen; das sehen wir täglich an so vielen Tausenden derer, die uns ähnlich geschaffen sind. Aber was dabei aus dem Menschen heraustritt und ihn entweder mit schlechter Vergänglichkeit oder ewiger Herrlichkeit stempelt, das ist das Wirkliche und Wirklichmachende, was das Reale, das an sich nichts ist, zu einem höheren Leben erhebt. Ein solcher Heiligenschein liegt auf allem, was ein edler und großer Mensch tut, selbst schon auf allem, wo nur ein guter Mensch sich und seine Selbstsucht über etwas Fremdem vergisset. Freundschaft, Liebe, Güte, Freiheit, Vaterland sind etwas Ideales, sie beruhen auf dem Gefühl und dem Glauben an eine Geisterwelt, die nicht allen sichtbar ist. Gemein ist der Tod des Kriegers, der, in die Schlacht getrieben, mitsteht und vorwärts geht wie die andern, fällt oder siegt wie die andern; er tat nichts und

litt nichts, er war selbst nichts. Das Leben selbst ist das größte Nichts ohne das Gefühl eines höheren Daseins; und wollte Gott die, welche es durch Unwürdigkeiten zu erhalten suchen, am mildesten strafen, so müßte er sie auf Dantisch im Rauch verdunsten lassen, weil sie ja von Anfang an nichts als Dunst und Rauch waren. Winkelried starb wie viele andere um ihn; aber warum ist er den Nachkommen ein heiliger Name geworden? Er starb für eine Idee, für den Glauben, daß für viele sterben Lust ist, wenn man allein nicht frei leben darf. Warum nennt man d'Aubusson, Lavalette, Zrinyi, den letzten Konstantin, auf den Trümmern ihrer Festungen immer größeren Mut als Gefahr kennend, mit Entzücken? Sie gaben uns einen Beweis, daß es tausend Dinge gibt, die besser sind als das Leben, und dieser Beweis ist uns Menschen so teuer, die nicht in dieser Vergänglichkeit hängen bleiben wollen. Wer nicht sterben kann, wann Pflicht und Ehre ihn rufen, der ist der größte Realist, weil er an die ewige Herrlichkeit des Menschengeschlechts keinen Glauben hat. Daher, was einzelne Menschen in früheren Jahren auch von Talenten und Anlagen offenbart haben, wodurch sie sich über die Menge aufzuschwingen schienen, doch versinkt ohne inneren Trieb ihr späteres Leben sicher in Nichtigkeit, weil nur Begeisterung, der himmlische Anhauch unendlicher Lebenskraft und Liebeskraft, die Bewegung erhalten kann.

Wenn man nun in der Geschichte das Ideale oder das große Wirkliche sucht, so ist der Maßstab gegeben: Was vom Geist geboren wird, das ist Geist, und was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch und wird vergehen wie Fleisch. Die historischen Realisten, wie sie sich selbst zum Teil wohlgefällig nennen, um mit ihrem Fleiß und ihrer Gründlichkeit zu prahlen, sammeln die Leichen und Skelette, die von dem vergangenen Nichtigen noch übrig sind, und stellen sie als historische Mumien, zierlich gereihet, nebeneinander und meinen damit die unendlichen Räume auszufüllen, die zwischen den Zeiten und Begebenheiten liegen. Diese Gerippe und Gebeine vergangener Säkeln können höchstens nur als Erinnerung dienen, wie man an einigen Ziegeln die Mauer der babylonischen Semiramis und an Aschenhaufen die Herrlichkeit von Persepolis finden will. Aber wer diese Totengebeine nicht begeistern kann, der geht nur dumm und verzagt von ihnen heim. Wer aber das Große und Ewige zu glauben und zu empfinden weiß, der sieht das Bleibende in dem Vergänglichen und findet die großen Verbindungspunkte zwischen den Begebenheiten und Geschichten, wo gemeine Augen sie nimmer gesucht hätten.

Wie man spricht von einer ewigen Jugend in dem Gemüte und in der Kunst, dem zartesten Abdruck des Menschenwesens, einer Jugend, die durch ihre liebliche innere Kraft selbst aus Sünden immer wieder frischblühend hervorgeht, so gibt es in der Geschichte etwas, was zugleich jung und alt ist, eine gewisse Gleichheit von idealem Leben der Dinge, wo das erste Jahrhundert der Geschichte sich mit ihrem letzten Jahrtausend berühren wird. Jener Geist, der alle Geister der verschiedenen Zeiten, jener Sinn, der alle Sinne der verschiedenen Völker durch die größte Allgemeinheit und Idealität zusammen verbindet, der nicht bloß etwas Angenommenes, sondern das Allerwirklichste ist, möchte der Prophetengeist der Geschichte genannt werden, eine Sehergabe, die nur reinen und gläubigen Herzen verliehen ist. Man nehme zum Beispiel das erste beste Volk, das einem gerade einfällt, frage zuerst, was tat es? Mehr noch, wie tat es dieses Etwas? In welchen Zeiten ward es getan? Unter welchen Verbindungen mit andern Völkern? Unter welchen Einwirkungen von außen her? Dann frage man, wie lebte dieses Volk, und wie lebt es noch? Worin war es groß und herrlich? Wie ist seine Sitte und seine Kunst? Wie sind seine Märchen und Fabeln? Wenn man dies alles und mehr noch zusammengenommen, so steigen nacheinander die einzelnen Bilder gleichsam als Atomen auf und fügen sich vor dem Gemüte des Fragers und Anschauers endlich zu einem großen Bilde zusammen, das wie ein Prophetenschatten mit einzelnen ausgehenden Lichtstreifen nach allen Zeiten und Völkern hinweiset. Wer in dieser historischen Bildersprache, in diesem idealen Finden des All in dem einzelnen und des einzelnen im All geübt ist, für den wird das Leben und die Geschichte eine reiche Poesie, woraus der erhabene Weltgeist, der nach seiner ewigen Notwendigkeit alles vorhersieht und lenkt, endlich als der letzte und geheimste Träger der Dinge hervorgeht.

Bei diesem idealischen Blick auf die Geschichte, sei er ein Rückblick auf Vergangenes, ein Vorblick auf Künftiges oder ein frommes Sinnen über Gegenwärtiges, wird das Gemüt gestärkt und erleuchtet, wie durch das Anschauen der ewigen Bilder des Menschenherzens in der Kunst. Die kleinen Sorgen und Ängsten gehen in dem Großen und Unvergänglichen unter; die Leben, Taten und Leiden der einzelnen werden durch das Ganze mit aufgewogen; Blüte und Verwüstung, Sieg und Niederlage, Tugend und Laster stehen nur als kleine Bedeutung in der großen Unendlichkeit der Kräfte. Man versöhnt sich mit der Zeit und dem Schicksal und sieht, alles ist nur *eines* Lebens, *eines* Zusammenhanges und *einer* Entwickelung.

Will man den langen Faden der Geschichte verfolgen von ihren Anfängen rückwärts bis auf die Zeit, worin wir leben, um gleichsam die Entstehung des jetzigen Menschengeschlechts aus allen früheren Geschlechtern zu zeigen; kurz, will man die lange Reihe der Jahrtausende abwärts wandeln, ohne auf dem Wege zuviel anzustoßen und irrezugehen, so betrachte man diese Entwickelung und Fortbildung des ganzen Geschlechts einmal bloß physisch und behandle die Menschengeschichte auf eben die Art wie der Naturforscher die verschiedenen Verwandlungen und Verpuppungen der Insekten oder die verschiedenen Alter der Metalle und Bergarten behandelt. Man denke sich, um durch Liebe und Haß nicht auf jedem Schritt gestört zu werden, alle Begebenheiten und Menschen bloß durch ein unwillkürliches Gesetz einer geheimen Macht der Natur so bestimmt und geschaffen, daß gar keine Frage entstehen kann, warum sie gerade so sind und nicht anders. Man sieht dann bloß die Wirkung und das Verhältnis des einzelnen zum Ganzen, ohne daß von Tugend und Laster, von Hoheit oder Niedrigkeit, von Verbrechern oder Heroen der Menschheit die Rede sein kann. Dieser Weg ist vortrefflich, um das Ideale in der Geschichte oder die große Wahrheit des Geistes zu finden, der durch die verschiedenen Zeiten geht. Da hängt alles, die größte Begebenheit wie der größte Mensch, nur als Glied an einer langen Kette der Notwendigkeit. Sie wirkten und mußten so wirken, weil sie nicht anders konnten. In dieser Ansicht hat Kolumbus kein Verdienst, daß er vor dem kastilischen Rat das Ei auf den Kopf stellte, Newton keines, daß er den Apfel vom Baum fallen sah, Marat kann nicht dafür, daß er nach Blut schreit, noch Bonaparte, daß er ein Freiheits- und Kronendieb ist: sie tun ihren Dienst als die Werkzeuge einer höheren Macht. Hier sieht man die Menschen bloß an als notwendige Naturgeburten, alle ungeheure Revolutionen, welche die Welt verändert haben, als physische Ausbrüche, als Erdbeben, Vulkane, Wolkenbrüche, die hier etwas zerstören, um dort etwas zu schaffen. Wie der Naturforscher Krokodil und Klapperschlange, Hyäne und Tiger neben den Elefanten und das Pferd, den Hirsch und den Stier stellt; wie bei ihm Taube und Falke, Weizenhalm und Schierlingstengel arglos nebeneinander stehen; wie er ganz ruhig erklärt, was jedes in seinem Trieb und Gebrauch bedeutet, ohne zu ergrimmen, daß die Hyäne und Klapperschlange tückisch, der Falke und Schierling mörderisch sind: so stehen in dieser Geschichte Trajan und Bonaparte, Mohammed II. und Friedrich II., Gustav Adolf und Julius Cäsar friedlich nebeneinander als bloße Figuren des großen Puppenspiels der Dinge, wo sie, was ihr

stolzes Auftreten und ihre kühne Beweglichkeit dem Zuschauer auch anders einbilden mag, doch irgendwo an einer Stange oder einem Faden mit den Füßen fest sind. In dieser Physik der Geschichte sieht man die verschiedenen Gestalten in dem klarsten Spiegel, insofern sie Teile eines großen Ganzen sind; kein Trieb, keine Leidenschaft, kein Urteil darf hier verführen und das Aug' von dem Allgemeinen auf das einzelne ziehen. Man sieht hier ohne Haß gleichsam die abgeschiedenen Bilder der Dinge; die Banditendolche, die Schlangenzähne, die Bubentaten verwunden und verletzen nicht mehr: das höchste Tribunal der Zeit hat alles ausgeglichen. Man kann auch bei solchen Gestalten sinnend und selbst wehmütig, daß sie so waren, verweilen, wobei den Mitlebenden vor Grausen und Abscheu sich die Haare sträubten und das Blut in den Adern stillstand. Wie die stillen und trüben Täler der Toten beim Homerus die Schattenbilder der Lebendigen ohne Kraft, ohne Liebe und Haß und fast ohne Sehnsucht zeigen, so führt uns in dieser Ansicht die Geschichte das ätherische Schattenspiel ihrer indifferenten Bilder vorüber.

Ohne den Glauben und die Anschauung dieser Notwendigkeit ist es unmöglich, die Entwickelung und Ausbildung des Menschengeschlechts durch den Lauf der Zeiten zu verfolgen und nicht ein Zweifler an dem Heiligsten und ein Hasser seines eignen Geschlechts zu werden; ohne sie ist es unmöglich, die Hieroglyphen des Schicksals zu enträtseln und große Charaktere, die für ganze Zeiten und Völker darstellen, richtig zu würdigen. Denn wie sollte man gerecht sein können und nicht entweder zuviel oder zuwenig geben, wenn man nicht sehen will, wo auch der Größte in ein allgemeines Schicksal miteingeflochten, in einer allgemeinen Ordnung der Dinge miteingereihet steht? Was Luther vollbrachte, konnte Hus nicht vollbringen, wenn er auch derselbe Mann gewesen wäre; Marius konnte nicht August, Dumouriez und Carnot konnten nicht Bonaparte werden, auch wenn sie es gewollt hätten; denn die Zeit und das Glück und der Keim, der gerade in der Stunde liegt, worein das Leben und die Kraft des einzelnen zufällig geworfen werden, entscheiden und entwickeln jedes, wie es eben wird.

Aber der handelnde und leidende Mensch fühlt in der Geschichte etwas anderes, das ihn verletzt oder erfreuet. Außer jener allgemeinen Kraft, wo die Menschen nur als Bilder eines fremden Spiels bewegt zu werden scheinen, wo sie zu tun und zu leiden scheinen, wofür sie nicht können, gewahrt er in sich und andern eine Selbstmacht, welche jener allgemeinen Kraft, wie gewaltig sie auch sei, bis in den Tod Trotz bieten und durch eigne Freiheit

eher aus dem Leben gehen kann, denn zu dulden und zu tun, was fremdem Zwange ähnlich sieht. Diese Selbstmacht des Menschen nennt er sein sittliches Vermögen, den stolzen Willen, der nur ihm selbst gehorcht, weil er will. Dieses Willens sich bewußt, darf er von Ehre und Schande, von Tugend und Laster, von Güte und Bosheit sprechen und jeden Menschen nach dem Maße von Selbstherrschaft richten, das er in seiner Brust trägt. Dann spricht er: Das Zeitalter öffnete dem kühnen und freien Luther den Weg, aber es lag doch in dem Luther, daß er sein Leben edler Arbeit und großer Gefahr lieber hingeben als ein fauler, dummer und liederlicher Kuttenträger sein wollte. Er darf sagen: König Philipp hatte dem Ehrgeiz seines Sohnes Alexander die Bahn bereitet, er hatte ihn durch die ersten Männer und die edelsten Übungen zu einem herrlichen Mann bilden lassen; aber daß Alexander griechische Sitte und Sprache bis an den Indus und Nil trug, lag doch allein in ihm und seinem hohen Willen; er hätte auch mit so vielen andern Königen ein weichliches und dunkles Leben mit Günstlingen und Günstlinginnen durchschwelgen können, und das Schicksal hätte dieselbe Laufbahn für ihn geöffnet, die Natur denselben Alexander gemacht gehabt. Er darf sagen: Bonaparte war von der Natur zu einer großen Rolle bestimmt; jener stumme Ernst mit rastloser Unruhe, jene schnelle Kühnheit mit schlauer Klugheit, jene Verachtung alles Fremden mit eigenem Vordringen vereinigt, konnten nicht in den engen Schranken eines gewöhnlichen Lebens stehen bleiben; die Zeit selbst hatte das Eis vor ihm gebrochen, was Wunder, daß er auf dem offenen Meere mit kühnen Segeln hinfährt und alles zerstört und umsegelt, was ihm den Pfad sperren will? Wahr, sehr wahr; aber doch könnte dieser Mann ebensogut mäßig als unmäßig, gerecht als ungerecht, treu als hinterlistig, gütig als grausam sein; er könnte ein großer Mensch und auch ein edler Mensch sein, das muten wir ihm zu kraft seines selbstmächtigen Willens, und deswegen verdammen wir ihn, wenn er es nicht ist.

Es gibt allerdings einen Fatalismus, und er läßt sich aus der Geschichte nicht wegleugnen; aber gottlob! in jedem Zeitalter und unter jedem Volke hat es Menschen gegeben, die uns dabei den Trost lassen, es lebt in uns eine edlere und herrlichere Kraft als alles, was Vorherbestimmung der Dinge und Zwang des Schicksals scheinen mag. Eine große Zeit und große Menschen berufen sich bei dem, was sie tun, am liebsten auf das allmächtige Fatum in ihrer Brust; eine kleine Zeit und feige Menschen möchten die Lehre allgemein machen, daß in einzelnen Menschen etwas so Unwiderstehliches und Schicksalgleiches walte, daß es

eine Torheit, ja wohl ein Verbrechen sein würde, diesem Unwiderstehlichen sich widersetzen und diesem Schicksalgleichen trotzen zu wollen. Sie rufen lauthälsig: Sträube dich nicht, sondern unterwirf dich! Denn du störest die heilige Weltordnung, wenn du hier nicht gehorchest. Ich bin auf diesen großen Punkt nicht umsonst gekommen. Die Dummheit, Feigheit und Erbärmlichkeit der Zeitgenossen spricht diese abscheuliche Lehre schamlos aus, womit ich alle Menschenwürde und Männerehre auf immer töte; man liest sie in Büchern, man hört sie auf den Gassen, auf Kanzeln, in Palästen. Wie viele Dummköpfe, wie viele politische alte Weiber, die kein Blut sehen können — wir lieben es auch nicht — wie viele verkappte Bösewichter, die nur Neues sehen wollen, weil das Alte sie noch zügelt, heißen uns den Götzen Franzosen und den Götzen Bonaparte anbeten! „Wozu hilft der vergebliche Widerstand als zur Verlängerung des Elends und zur Vergießung von mehr Menschenblut, das nun schon fünfzehn Jahre geflossen ist? Es ist der Finger Gottes, die Vorsehung will es: die Tapfersten müssen die Herren werden, und der gewaltigste Mann muß allen gebieten. Ihr sehet ja, wie es gegangen ist, wie die Dinge und ihre Lenkung jetzt gestellt sind. Unterwerfung! Unterwerfung! Denn so ist der Wille der Vorsehung."

Elendes, feiges und verworfenes Gezücht, das seine Schlechtigkeit und Faulheit, seine Feigheit und Dummheit selbst mit den höchsten Namen entschuldigen möchte, ich will dir sagen, was der Wille der Vorsehung ist. Wie sie dem Zahn der Schlange das Gift und dem Tiger die Klaue, wie sie dem Despoten den Stolz und dem Tyrannen die unruhige und blutige Seele gab, so gab sie auch in jedes Menschen Brust eine Kraft und ein Gefühl, daß er das Rechte tun soll, ohne ihre verborgenen Wege meistern und erklären zu wollen. Für den Schlangenzahn und die Tigerklauen gibt es Eisen, für Despoten und Tyrannen Dolche und Stricke; denn solches Ungeziefer sollte billig nur den gemeinen Tod des Stranges sterben; für alles Böse endlich und alles Gewaltige, das in Stolz und Übermut sich zu Gottgleichheit aufrichten möchte, gibt es Kraft und Mut, gibt es mitgebornes Gefühl von Pflicht und Recht, die mir sagen: streite und ringe auch du, und solltest du darüber verderben. Laß eine ungeheure Begebenheit, einen gewaltigen Mann mit der kolossalischen Furchtbarkeit aufstehen, daß es so aussieht, sie werden alles überwältigen und zertrümmern, laß die Vorsehung sie selbst dazu ausersehen haben: was geht es mich an? Ich weiß es nicht, ich sehe nur den Schein. Aber *eines* geht mich an, *eines* weiß

ich, daß ich das Meine tun und eher untergehen soll als mich einer fremden Kraft blind ergeben. Die Vorsehung geht mit dem All der Dinge und mit dem Menschengeschlecht ihren ewig dunkeln Weg, den ich nimmer verstehen werde; aber auch in meine Hand ist eine Vorsehung gegeben; wenn ich für das Allgemeine empfinde, handle, strebe, so fühle ich auch in mir, wie klein oder groß ich sei, eine Kraft, welche das Weltschicksal ändern kann. Deswegen muß jeder Mensch die hohe Majestät des eigenen Willens, das tiefe Gesetz des eigenen Glaubens verteidigen, er muß sich auflehnen gegen das Unrecht, er muß der Gewalt Gewalt entgegenwerfen, in den Tod muß er gehen für sein Recht der Mitregierung der Welt und der Macht, die alles geheim regiert, die letzte Entscheidung überlassen. Wie? ich sollte vor dem Götzen Bonaparte knien und rufen: Hier ist Gottes Finger! siehe, hier ist der Unbesiegliche, welcher der Herr sein soll? Dies sollte ich tun, wenn er Gesetz und Ehre meines Volkes schändet, wenn er alles Heilige und Ewige der Menschheit banditisch entweiht, wenn er alle Freiheit auf Erden vertilgen, alles Gedankenlicht im Himmel auslöschen will? Und wäre er ein Gott und ein Engel, er darf mich nicht mit Gewalt ziehen; ich stehe auf dem Recht meiner Brust, dem höchsten, unverlierbaren Menschenrecht, meinen eigenen Willen zu gebrauchen. So, in solcher Gesinnung, mit solcher Ansicht der Dinge ist jeder Sterbliche eine kleine Vorsehung auf Erden. Das Glück entscheidet über den Ausgang, aber was der tapfere und freie Mensch so will und so vollbringt, das regiert und erhält die Welt. So trägt ein jeglicher das Ewige in seinem Kopf und in seinem Herzen; so geht jeder Gute und Hochgesinnte als eine kleine Vorsehung mit hin durch die ewige Geschichte. Nur das Dumme und Schwache wird zum Schutt und hilft als tote Masse die Lücken füllen, welche Ruinen und Vulkane machten. Der Sinn mit seiner unvergänglichen Tugend, der Geist mit seinem unsterblichen Leben geht durch alle Geschlechter und Zeiten fort.

Weil wir von der Seherkunst der Geschichte und der Erklärung ihrer merkwürdigen Erscheinungen reden und dabei die Dummen und Feigen nicht vergessen dürfen, die uns gern den Verstand und das Leben umkehren möchten, wenn man ihnen nur die faulen Polster nicht aufschüttelt, so wollen wir einmal die Französische Revolution, die auch die europäische heißen kann, mit historischem Prophetengeist betrachten und nach ihrer Bedeutung fragen; wir werden dabei zugleich die Bedeutung des Mannes sehen, der zur Zerstörung der Welt die Donnerkeile dieser Revolution mit gewaltigen Fäusten schwingt. Diese Re-

volution — das sehen wir klar — hat nicht bedeutet, was ihre ersten Beweger und Ausrufer so laut verkündigten: politische Wiedergeburt, Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft über die ganze Erde. Für sie sah man Narrheit, Verwirrung, Mord und Blut, und zuletzt ergriff ein kühner Reiter die schlaffen Zügel der Regierung und spornt das gezähmte Roß nun in atemlosem Lauf als der wildeste Despot. Diese Revolution bedeutet nicht ewigen Frieden, Verbrüderung von ganz Europa, Einheit des Staats und der Religion, wie dieser blutige Despot uns einbilden will und zum Teil ihm selbst einbildet: es ist eine rasende Tollheit seines Ehrgeizes, und eine ebenso rasende Verblendung seiner verbrecherischen Satelliten oder kurzsichtiger Tröpfe, die damit ausstehen. Nein, ihre ganze Bedeutung ist zunächst geistig, im dritten Grade nur erst politisch. Diese Revolution soll die Verfassungen, die Sitten und Wissenschaften auf einfachere Gesetze, das Menschengeschlecht zu einem freieren und kühneren Leben zurückführen; und das wird sie endlich tun, aber ohne Universalmonarchien und Universalreligionen, deren Abscheulichkeit und Unsinn jeder freie Mann verfluchet.

Bei allen großen Begebenheiten und Erscheinungen der Welt sieht man das Zufällige zuerst und nimmt es lange für das Bedeutende. So ist es auch der Französischen Revolution gegangen. Es gibt noch jetzt Leute, die sagen, wären die französischen Finanzen besser verwaltet worden, hätte Ludwig XVI. mehr Mut und Tätigkeit, der alte französische Adel mehr Tugend und Entschlossenheit gehabt, so stände Europa noch in seinem alten, ruhigen Gleichgewicht, wie Friedrich der Große es 1786 hinterließ. Das ist alles möglich, aber der entzündbare Keim zu einer großen Umbildung Europens mußte irgendwo Feuer fangen, und dies Feuer mußte irgendwo aufgehen, sei es auch an einer ganz anderen Stelle und unter einer ganz anderen Gestalt, als es nun erschienen ist. Doch war allerdings die meiste Wahrscheinlichkeit, daß es in Frankreich am stärksten und ersten zünden mußte. Ich will nur noch einmal daran erinnern, was öfter gesagt ist, daß die politischen Umwälzungen, die Umstürzungen von Thronen, die Unterjochungen von Nationen, die Stiftungen neuer Dynastien bei diesem großen Bildungsprozesse das Kleinste sind. Aber weil sie den Leib der Welt und das leibliche Dasein der Menschen so fühlbar treffen, so sind sie das Sichtbarste und Größte für die Menge, während die unsichtbare Verwandlung seiner und geheimer in dem raschen Umschwunge der orkanischen Zeit den meisten Blicken verschwindet.

Diese Revolution, wie alle größte Weltrevolutionen, hatte

durchaus keinen politischen, sondern einen geistigen Stoß, und dieser geistige Stoß wird forttreiben und zerstören, bis die Welt seiner Bedeutung inne wird und in dem Sinn der neuen Bildung auf den Trümmern und Greueln der Verwüstung sich wieder zu sammeln beginnt. Die Französische Revolution wird die dritte große Epoche des Christentums machen. Ich erkläre damit Marat, Danton, Robespierre und Bonaparte für keine Jünger Christi. Auch die Teufel müssen Gottes Dienst tun, in Blindheit, nicht wissend, was sie tun, noch wohin ihr Werk treibt.

Die Bedeutung des Christentums war von seinem Anfange hohe Geistigkeit. Die Welt und der Mensch hatten ihre Unschuld verloren, sie mußten in einer höheren, mächtigeren Kraft Rettung und Reinigung gegen das Übel suchen. Christus kam, er zeigte ihnen den Himmel und die Geister des Himmels, zeigte ihnen das Licht, das Symbol des feinsten und zartesten Lebens, zeigte ihnen das Feuer, das Symbol und Element der schnellsten Reinigung und Zerstörung. Aber die Heiligkeit der Gesinnung, die Hoheit des Gedankens, die in seiner Lehre lag, konnte wohl von dem frommen Gemüte geahnt, nicht aber von dem unmündigen Verstande begriffen werden. Welche Arbeit und Übung von Jahrtausenden, ehe der Mensch die Kräfte seines Gemütes so geschieden, ehe er seine leibliche Schwere so vergeistigt hatte, daß er ohne Erde — denn die sündlich gewordene Erde mußte er nun zurücklassen — das Land der Geister und den Himmel erfliegen konnte, ehe er lernen konnte, das Getrennte wieder zu verbinden und das Entfernte wieder zu vereinigen in einem großen Bunde des vergeistigten und sublimierten Gemütes!

Zart und geistig wie die Lehre Christi war, an nichts Irdischem hängend und auf nichts Irdisches hinweisend, war sie den Zeitgenossen und den Nachkommen unbegreiflich, selbst den wenigsten seiner Jünger in ihrer ganzen Erhabenheit begreiflich, worüber der große Seher oft so bitter klagte. Deswegen so viele Schwärmer und Mystiker, man mag wohl sagen, so viele Rasende und Wahnwitzige, in den ersten Jahrhunderten. Jeder tiefe und hohe Geist muß den, der seines Begriffes noch unfähig ist und doch den inneren Beruf fühlt, ihm nachzustreben, verrückt machen. Indessen die Not half sich auch hier. Die Welt war noch zu irdisch schwer, um durch eine solche Religion der Geister empor getragen zu werden. Die Priester wickelten sie in einen dicken Leib der Hierarchie ein, machten sich selbst, was nicht sein sollte, zu einer innerlichen Gesellschaft, welche Geheimnisse für sich behielt, und gaben dem Volke durch eine Unendlichkeit von Zeremonien, durch Vermittelungen des Geistigen mit dem Leiblichen

und durch andere halbe und ganze Äußerlichkeiten das wenige von der geistigen Götterspeise, dessen es für jetzt fähig war. Dies war weder gut noch schlecht, dies war notwendig, und das Geistige konnte noch nicht durch eine feinere und edlere Vermittelung an die Menge ausgeteilt werden. Aber was Not erfunden, was Not verleiblicht und vermenschlicht hatte, das gebrauchten Schlauheit, Büberei und Eigennutz nachher, um Schlechtes und Gemeines daran zu knüpfen, damit Priester herrschen und der Gaben der Erde genießen könnten, indem sie den Laien den Himmel aus der Ferne wiesen. Aber es war vergebens, den Geist fesseln zu wollen; auch glückte es dem Priestertum nicht.

Das Christentum hatte eine ganz neue Weltepoche begonnen, die mit der alten kaum in ferner Berührung stand. Es entsprang, als die Zwietracht zwischen Himmel und Erde begann, als das entartete und ermattete Geschlecht nicht mehr unschuldig genießen durfte, als die Erde ihre Unschuld verlor und der Genuß zur Sünde ward. Da schaueten die Verdorbenen um Heil und Trost nach oben, und ihnen ward Arbeit auf Erden und Streben zum Himmel als Rettung gewiesen: nicht in der Tat konnte jetzt mehr Beruhigung sein, sondern nur in der Gesinnung. Der Geist schwamm leuchtend über dem Leben als Feuer und Licht. Das Christentum konnte ihn aber immer nur andeutend aussprechen vor Menschen, die in solche lichte Höhe zu schauen noch keine Augen hatten. Doch wie es auch wieder leiblich und irdisch verhüllt und eingewickelt ward, die geistige Weltbildung, wodurch es selbst nur so schnell herrschend geworden war, ging ihren ewigen Gang fort und wirkte geheim durch die Jahrhunderte. Selbst die rastlose Tätigkeit und das feine, politische Streben und Umschauen der Hierarchie nach allen Enden der Welt, die sie nur umfassen konnte, brachte etwas Ähnliches in alle Arbeiten und Bestrebungen der Europäer; des tieferen Sinnes zu geschweigen, der im innersten Grunde der Dinge webet und wirket und Priester und Thronen und alle Einrichtungen und Erfindungen der Menschen, wie fest sie gegründet scheinen, nur so mit wegträgt und zu seiner Zeit als Spreu in die Luft bläset.

Von dem zwölften bis zum sechzehnten Jahrhundert oder bis zur Reformation fing das Leben der christlichen Staaten an hie und da wieder in Glanz zu stehen. Reichtümer flossen mit dem Handel ein, daraus entsprang Tätigkeit, Bürgerstolz und Freiheit; die Kreuzzüge erzeugten religiöse Schwärmerei und Ritterlichkeit, die erste lebendigere und schönere Blüte geistiger Liebe und Aufopferung. Während Mönche Buße taten und Frömmlinge sich kasteieten und geißelten, sangen schon einzelne

Stimmen von Wein und Liebe und Lust und Freude des Lebens
Endlich bekam das rasche und freier wandelnde Geschlecht Künst
und Wissenschaften und mannigfaltige Schönheit und Schimme
des Lebens. Alles ging vorwärts; die Hierarchie wollte nich
mit. Die Priester wollten ihre Unhuld und Barbarei behaupte
und legten auf alle freiere Spiele des Gedankens und der Unter
suchung einen schweren Bann, sie wurden verächtlich und lächer
lich. Bei der weltlichen Gewandtheit in allerlei Kunst und Spie
des Gemütes und Witzes; bei der weltlichen Freiheit in allerle
Üppigkeit und Schimmer des Lebens, die sich durch bloße, plump
Pfafferei nicht mehr wollte zügeln lassen; bei der Sehnsuch
edlerer und kühnerer Gemüter nach einer mehr ätherischen Seelen
speise der Religion, als verdüsterte Mönchsköpfe geben konnten
war das Zeitalter zu einer großen Revolution reif; der Augustiner
mönch Luther schlug seine Thesen an, und ein Weltbrand ging i
Wittenberg auf.

Dies war die zweite Revolution des Christentums. Luthe
war ein außerordentlicher Mensch, der seine Zeit nicht nur mi
Riesenschultern trug und erschütterte, sondern auf Jahrtausend
über sie hinaus sah. Die Wirkung seiner Revolution liegt i
drei Jahrhunderten ausgebreitet vor uns; aber sein Sinn, vo
wie wenigen ist er begriffen worden! Er faßte den Geist de
Christentums gleichsam bei seiner leuchtenden Flammenspitze, in
dem er ausrief: Alles im Sinn und nichts in der Tat
Er führte dies mit der größten Beständigkeit der Grundsätze durch
Von seinen Nachfolgern ist diese Beständigkeit häufig Eigensinn
gescholten worden, weil die Dummen ihn nicht verstanden, und
die Schwächlinge ihm nicht nach konnten. Er verrief den sophi
stischen Verstand und die pfaffische Klügelei, womit man die er
habensten Lehren des Christentums zum gemeinen Dienst der
Erde und der Sünde erniedrigt hatte. Er öffnete zuerst das
weite Land der Vernunft, wo allein der Geist sich frei bewegen
kann, ohne vom Irdischen erreicht und angezogen zu werden
wo allein der Geist entscheidet und richtet und alles andere
untersinkt. Das Recht, wonach da entschieden wird, reicht an
keine irdischen Begriffe; nur von dem frommen, licht- und gott
begeisterten Gemüte wird es im Glauben geahnt. Keine andere
Seligkeit im Christentum als Streben nach himmlischer Reinheit;
kein anderes Verdienst als eine ewige Begeisterung der Liebe
und Güte.

Welche Lehre! Es war die geistige Herrlichkeit des Christen-
tums, die künftig werden soll bei dem reiferen Menschengeschlechte!
Aber strenge sprach der Mann sie aus. Sein Leben war ein

ewiger Kampf; seine Arbeit Aufräumung von Mißbräuchen; seine Freude hatte er wenig, das unter seinen Augen werden zu sehen, was er mit solcher Kraft und Innigkeit empfand und wollte. Er ging hin in die Regionen des Lichts, ein großer Geist, der in seinem Zeitalter einsam gestanden hatte. Man möchte sagen, jeder Mann, der eine neue Zeit machen sollte, muß seiner Zeit Jahrhunderte voraus gewesen sein.

Luther hatte der Welt einen neuen Schwung gegeben, eine neue, große Bildungsepoche sollte mit ihm beginnen. Aber was er gemeint hatte, geschah noch nicht. Die Welt war für seine tiefe Vernunft und seinen hohen Glauben noch lange nicht reif. Sie sollte erst durch den Verstand bearbeitet werden, und dieser Verstand sollte durch seine Arbeit und die Kühnheit, womit er an dem Heiligsten und Höchsten sich vergriff, seine Richtigkeit in solchen Versuchen beweisen. Dies hat er in drei Jahrhunderten getan. Nachdem die Reformation das Gröbste verfeinert und das Schlechteste weggeräumt hatte, stand sie still, und der Meister der Einrichtungen und Anordnungen unten auf der Erde, der Verstand, übernahm nun die weitere Arbeit. Das heißt soviel, das Zeitalter war noch für nichts Höheres reif, und Luthers große Ansichten, seine frische Begeisterung, womit er den Sinn des echten Christentums umfaßte, wurden in Klügeleien und Sophistereien begraben; sie stehen noch als Trümmer, als herrliche Trümmer, in den protestantischen Lehrgebäuden angedeutet; aber wo ist ihr volles Leben, ihre gewaltige Herrlichkeit bis jetzt erschienen? Nirgends; denn es war nicht möglich.

Es erscheint in der ganzen Geschichte, daß die Seelenvermögen des Menschen oder das Ganze, wodurch der Mensch Mensch ist, durch seine großen Schicksale und Revolutionen erst völlig durchgearbeitet und entwickelt sein müssen, ehe an einen festen und glücklichen Zustand des ganzen Geschlechts gedacht werden kann. In der früheren Welt, die unstreitig die längste Epoche machen mußte, war Kindheit und Jugend: ein Keimen und Knospen, wo noch nichts gebildet und entwickelt war; es war ein glücklicher Zustand, die Welt trug sich durch Gesundheit und Unschuld. In der zweiten Epoche erscheint die Knospe, sie bricht etwas aus, Sonne und Luft reizen und locken, lüsterne Hände und Augen beginnen ihr Spiel, die Gefahr nahet mit dem Verderben, und es muß etwas gesucht werden zum Schutz. Hier beginnt die erste Dämmerung des Verstandes, wo der Gedanke an irdischen Dingen seine Übung anfängt, um das Leben zu sichern und einzurichten. Die höheren Kräfte, die alle in der Tiefe der unergründlichen Vernunft eingehüllt liegen, spielen nur hie und

da hervor und retten durch Ahnung, Weissagung und Glaube
das Leben vor dem Verdorren und Verkümmern, wovor kein Ver
stand es behüten kann. Dieser Verstand war unstreitig de
Meister der Dinge durch das Mittelalter schon; aber immer noc
war der Glaube an Unmittelbarkeit der Verbindung zwische
Himmel und Erde, ja der Kinderglaube der Menschen an die Erd
selbst war zu groß, als daß er schon frei hätte arbeiten und wirke
dürfen Die Priester zügelten ihn und ließen ihn nicht laut noc
üppig werden; vielleicht taten sie damit der Menschheit eine
großen Dienst. Luther kam und meinte schon das Reich der Ver
nunft zu beginnen und des hochgeistigen Glaubens, der nur durc
Vernunft möglich ist. Aber er irrte sich; er hatte nur für de
mehr irdischen Verstand arbeiten und ihn erlösen sollen.

Drei Jahrhunderte hat der Verstand nun die Welt bearbeite
und sehr natürlich ist es, daß der Ausspruch dieser Bearbeitun
hat an die Franzosen kommen müssen. Sie sind von alle
Europäern das verständigste Volk. Soweit die Kraft, gegeben
Dinge zu ordnen, zu messen und zu wägen, geht; soweit es gil
Instrumente und Maße der Dinge selbst zu erfinden, soweit i
der Verstand ein sicherer Führer und deswegen für das unter
Bedürfnis des Lebens, hier zunächst auf dem Boden der Erd
der sicherste Führer, den man haben kann. Deswegen sind d
Franzosen in allem, wo es auf das Gewöhnliche und Kleine de
Lebens ankommt, vortrefflich. Deswegen waren sie im Mitte
alter scharfsinnige Logiker und Dialektiker und sind noch ausg
zeichnet in allen den Wissenschaften, wo Scharfsinn ausreich
Im achtzehnten Jahrhundert, wo der Verstand den höchste
Gipfel der Herrschaft erreicht hatte, waren sie deswegen die Erste
sie sind es noch. Aber wenn nicht alle Zeichen trügen, so wi
das Reich des Verstandes fallen und ihre Herrlichkeit nicht ge
lange nachfolgen. — Sie haben sich und uns alle mit diese
Verstande wunderbarlich getäuscht; sie haben ihm durch ih
Leichtigkeit und Zierlichkeit eine Idealität gegeben, die sonst de
ordentlichen und Schritt vor Schritt gehenden Gesellen nicht eig
ist. Die Art Verstand, die bei ihnen esprit heißt, womit s
beides spielen und tändeln und auch die ernstesten und tie
liegenden Dinge untersuchen, hat mächtig durch ganz Europa g
wirkt und wirkt noch so. Man glaubte, mit dem Verstande endli
alles erreichen und ergründen zu können; man glaubte, sei
nüchterne Klarheit könne selbst die unendliche Wahrheit fasse
mit seinem wägenden Richtscheit könne er Himmelshöhen u
Herzenstiefen durchwandern, ohne zu irren. Verstand u
Aufklärung waren die großen Worte des achtzehnten Jah

hunderts; sie waren allenthalben das Erste und Höchste: bei den Franzosen waren sie es am glänzendsten. Die Deutschen, die Engländer und die andern Völker des europäischen Zentrums arbeiteten etwas schwerfälliger und ernsthafter, aber im ganzen doch auch im logischen Sinn. Alles wollte man wissen, nichts glauben, alles erklären und begreifen, nichts prophetisch weissagen und prophetisch empfinden im höheren Sinn. Man weiß, was Voltaire und alle französische Philosophen in Philosophie und Theologie nicht bloß gepfuscht, sondern wie sie in den höchsten und heiligsten Dingen gesündigt haben. Weil diese zu groß sind, in das enge und logische Maß des Verstandes sich einschnüren zu lassen, so wurden sie von diesen Halbköpfen als Gespenster einer kindischen und barbarischen Vorzeit weggespöttelt. Es gab keinen Gott, kein unsterbliches Leben, keine unendliche Begeisterung, kein unendliches, alle Himmel erfliegendes Gefühl von Menschenhoheit. Nur was man wußte, war da, alles übrige war Traum und Hirngespinst. So sollte der Witz für das Wissen, die kalte und arme Moral für den reichen, himmlischen Glauben dienen. Wie, da einmal soviel Verderben und Sünde in der Welt war, sollte nicht alles in Elend und Herzlosigkeit vergehen? Das ist auch redlich geschehen; denn in allen Ländern hat der Verstand seine Arbeit gemacht: die deutschen Theologen haben durch ihn gewirkt wie die französischen Enzyklopädisten. Soweit logisches Wissen gehen konnte, ging der Verstand mit den Menschen und erklärte auf dem fürchterlichen Abgrund, worauf er sie stellte, alles für Wahn und Lüge, was man nicht klar beweisen und begreifen könne. So standen die Armen da in der Wüste, reich an Aufklärung, an Klarheit und Wissen, arm an Begeisterung, an Glauben und Vertrauen: unglückliche Atheisten, die durch keinen heiligen Wahn aus dem Schlamm der Erde nach oben gezogen wurden, denen alle die Heiligtümer ein Gelächter waren, wodurch das Leben der Väter herrlich und kühn einherging. Aber sie waren stolz wie Satan vor seinem Fall; sie wollten keinen Gott und keinen Glauben mehr haben; sie wollten ein kluges und moralisches Verstandsleben (so nannten sie es wohlgefällig) sich eigenmächtig setzen. Es ging ihnen auch wie Satan und seinen Mitgenossen, sie wurden zur Hölle verstoßen; die Französische Revolution brach aus.

In dieser Revolution haben die Franzosen auf ihre Kosten und die Kosten der Welt gezeigt, wohin es führt, wenn man meint mit dem Verstande alles zu können, und wenn man keine Vernunft erkennen will. Denn wenn der heilige Wahn zerstört wird, der als eine unsichtbare Verbindung zwischen der Erde und

dem Himmel steht, wenn keine Begeisteru
von den Himmlischen empfangen und al
mächtigste Kraft auf sie zurückführen wi
halten, was die Elenden trösten? Wir h
in euren herrlichen Konstitutionen, in eu
und vernünftigen Religionen, in euren
und allen den Greuelszenen drinnen und
noch alle Tage an dem, was jetzt geschieh
Lähmung der Welt, worin wir verderbe
Gleichgültigkeit, die immer auf ein hohl
kalte Egoisterei, welche die Welt unterge
sie nur besteht; jener trostlose Spott u
das Ungeheuerste und Greulichste, was
bedeuten sie anders als einen Stillstand v
Stockung der Kräfte, die bald in einem ra
gang zur Bewegung suchen wird?

Was ich oben gesagt habe, sage ich no
ist das Kleine gegen das Große der in
sich bereiten wird; es ist nur der erste A
wenig aufwehen muß, damit die dicke
nur ein äußerer Reiz, damit der des i
werde. Denn so dient die Revolution,
und verwüstet. Wir alle wissen und f
in welcher Freudenlosigkeit, Mattigkeit
schlecht die letzten zwanzig Jahre gelebt
Einfalt und Stärke des rohen und von d
gebildeten Menschen. Trotz alles ihre
Aufklärung, ihrer Verfeinerung,
Selbständigkeit und ihrer selbständ
schlechte, egoistische, freudenlose und kraftl
Menschen! Welche Möglichkeit, Leben in
Dürre, Geist in das Matte zu bringen, a
Erschütterung? Diese haben wir gehabt
haben, bis alles Alte zertrümmert und v
Neue werden könne.

Dies sage ich nicht als ein Revolution
— niemand haßt solches Gezücht mehr
Mensch, der die Notwendigkeit davon fü
Todesschlaf, worin wir Europäer lagen, ko
wetter und Orkane aufgeweckt werden; —
nicht genug — die feige Zierlichkeit und
weinerliche Empfindsamkeit und künstel
Ding und Kunst, womit wir alle Freude

ng geehrt wird, die alles
es innigste Gefühl, alle
ll, was soll die Frevler
aben die Proben gesehen
en theophilanthropischen
Guillotinenwanderungen
draußen; wir sehen sie
! Jene Erstarrung und
; jene Reizlosigkeit und
s Nichts hinstarrt; jene
hen lassen möchte, wenn
d spöttische Ernst über
jetzt am Tage ist: was
or dem Sturm, als eine
fenden Fieber den über-

h einmal, das Politische
neren Weltbildung, die
ind, der den Staub ein
uft sich erhelle; es ist
neren Lebens lebendig
elche die Welt umkehrt
hlen es an uns selbst,
nd Halbheit unser Ge-
hat, gleich weit von der
er Kunst und Kraft des
s Verstandes, ihrer
ihrer moralischen
igen Moral — welche
se Gesellen waren diese
das Tote, Frische in das
s durch eine ungeheure
und werden wir lange
rgangen ist, damit das

ist noch als ein Bandit
als ich — sondern als
blt und einsieht. Der
unte nur durch Donner-
— er ist es lange noch
eitle Menschlichkeit, die
de Kitzerei in allerlei
und alle Kraft von der

Erde wegtändelten und wegspielten, mußten mit der Schärfe des Schwerts angegriffen, mit dem blutigen Geheul des Krieges aufgeschreckt werden, um zu erfahren, wie nichtig und elendig sie seien; die Prahlerei mit Bildung und Aufklärung, die mittelmäßige Sicherheit des Reichtums, der Übermut nichtstuender Faulheit mußten verschwinden vor der Gewalt größerer Kräfte; endlich die ganze Künstlichkeit der Verfassungen, der Sitten, des Lebens mußte an dem blutig lichten Schein der Revolutionen mit ihrer vollen Nichtigkeit beleuchtet werden. Denn was wird dies Zeitalter notwendig wirken müssen?

Erst wird Elend, Armut, Jammer über den größten Teil der gebildeten Welt gehen, Millionen werden vom Schwert, von Hunger und Seuchen, Hunderttausende von Sorgen und Schrecken vertilgt werden. Aber auch inmitten des Kampfes und des Dranges der Dinge werden alle lebendigsten und kühnsten Kräfte des Menschen zur Arbeit aufgerufen; inmitten des Kampfes wird ein kühneres, vielleicht ein wilderes Geschlecht erwachsen, das an andere Geister appellieren und andere Götter anbeten wird, als die Väter taten. Dieses Geschlecht wird die Naturkraft hervorsuchen für die Maschine, den natürlichen Gott, den alten Gott der Welt, anbeten für den metaphysischen, der heiligen und allmächtigen Begeisterung vertrauen für die unheilige und ohnmächtige Verstandskälte. Bis auf diesen Punkt, wo er seine Nichtigkeit beweisen sollte, mußte uns der Verstand führen und uns hilflos verlassen. Die Verzweifelnden und Verlassenen werden eine Zeitlang in hilfloser Irre tappen, dann wird sich ein besserer Führer finden und die Welt und die Menschheit in schönerem Gleichgewicht sich umschwingen.

Ich kann nun prophetisch hindeuten auf das Letzte, was ich meinte, *die Französische Revolution sei ein Zeichen der dritten großen Epoche des Christentums*; denn klarer freilich läßt sich die dunkle Bildung und Geburt der Zeit nicht aussprechen. Das Unglück wird die Menschen stark, tapfer und gläubig machen; Glaube ist ewig bei dem Starken, der Schwächling ist Atheist. Der Verstand hat seine Arbeit vollendet, er hat bewiesen, was in den irdischen Dingen gewußt, gelernt und getan werden kann; er hat bewiesen, welche Verwirrung und Verfinsterung des Geschlechts eintreten muß, sobald er sich anmaßt, auch in himmlischen und überschwenglichen Dingen Richter und Ausleger sein zu wollen. Das Menschengeschlecht hat mit dem Christentum eine große, lange und unglückliche Bahn von Lehrjahren durchgemacht; aber alte und vergötterte Irrtümer, lange und schlimme Vorurteile sind mit *einem Male nun aufgedeckt*;

die Kräfte der Welt und des Menschen sind in so lehrreichen u
mannigfaltigen Proben einander gegenübergestellt und gege
einander ausgemessen, daß hinfort sicherer gewandelt werde
wird. Von der falschen Überzeugung, daß der Mensch sich geist
von der Erde und den ersten irdischen Gesetzen gleichsam ablösc
und befreien, daß er durch seine Kunst eine gleich sichere Kra
hinstellen könne, als das alte Naturgebot, welchem der Titte nic
mehr gehorchen wollte; daß er ohne die Kindergängelbänder u
Kinderwahne der früheren Alter durch eigne Herrlichkeit se
Gott und sein Licht sein könne — von dieser falschen und unselige
Überzeugung wird zum Glauben zurückgekehrt werden. Die Ve
nunft wird künftig herrschen vor dem Verstande, die Vernun
die heiligste Anschauung und der tiefste Glaube des Herzens
die höchsten Dinge: ein Glaube, der auf keinem Beweise ruht a
auf dem der innersten Brust und auf allem, was die Guten u
Weisen aller Alter und Zeiten empfanden und hofften, was de
kindliche Menschengeschlecht unter den ersten Palmbäumen als e
lächelnder Traum umspielte, und was zu dem gebildeten und ve
edelten Menschen als hohe Wahrheit des Schicksals und der G
schichte tritt. Was das mündige Menschengeschlecht dann in sein
Glorie und Glückseligkeit haben wird, kann es nicht mehr ve
lieren, denn es weiß, wieweit es glauben und wähnen darf, u
wo der gefährliche Abgrund des Aberglaubens und der Rase
beginnt. Deswegen hat der Verstand seine zugleich frevelhaf
und nützliche Arbeit vollendet. Nie kann er das Höchste zeige
was ist in der Idee und in der Wirklichkeit; — und gefehlt h
er darin, daß er es wollte — aber vortrefflich kann er das Klei
zeigen, was ist; vortrefflicher kann er alles zeigen, was nicht i
Der Verstand ist gleichsam die kleine, die Vernunft die gro
Seele des Menschen; der Verstand ist des Menschen Vermittl
mit der Erde und ihren Geistern, die Vernunft ist die Vermittler
des Menschen mit dem Himmel und seinen Geistern; den Ve
stand als das Kleine kann der Mensch mehr begreifen, die Ve
nunft als das Große bleibt dem Endlichen ewig unbegreiflic
Wenn er ihre heiligen Wirkungen und Ausflüsse lebendigst em
findet, so erstaunt er vor sich selbst wie vor einem höheren Geis
der in seiner Brust sich regt; jeder Anklang, jede Erregung d
Vernunft ist wie eine Begeisterung: deswegen müssen alle Re
gionen, die das überschwenglichste und höchste Gut dem Mensch
zeigen, auf dem Glauben einer göttlichen Begeisterung ruhe
und jede Religion, die auf Wissen ruhen will, ist ein Undin
Künftig wird der Verstand die Vernunft nicht in ihrem Leb
meistern wollen, was sein Begriff nicht umfassen mag; er wi

ihr als Messer und Bestimmer nur immer hell und klar die Erde und das Irdische zeigen, damit sie in ihrem heiligen Wahn hier nicht irregehe; denn ohne den Verstand ist die Vernunft auf der Erde so blind, als der Verstand im Himmel ist.

O heilige Begeisterung meiner künftigen Geschlechter, süßes Glück und süßer Trost in einer Zeit, die den irdischen und kurzsichtigen Menschen ebensoviel mit gespenstischen als wirklichen Schrecken ängstigt! Kommen wird die Zeit, wo der gebildete und veredelte Mensch, der jetzt nur noch Irrtum und Elend, reiches Wissen und armes Leben hat, in wahrhaft geistiger Größe und Sicherheit als der Gott und Herr der Erde einhergehen wird; verschwinden wird der Wahn, daß, wie der Mensch an Geist und Verstand mannigfaltiger und vielseitiger entwickelt wird, auch alle seine Außendinge, seine Verfassungen, Gesetze, Sitten, Genüsse vielfacher und künstlicher werden müssen. Rein umgekehrt. Damit er geistig frei und herrlich sein könne, muß er in seinen Außendingen die Einfalt suchen und sie zu der Wahrheit und Einfachheit der Väter zurückführen; seine Kunst muß endlich Natur werden und darin bestehen, daß er die Künstlichkeit nicht nötig hat. So wie er selbst zu dem kindlichen, tapfern Gefühl und zu dem frischen, gläubigen Mut seiner Urgroßväter zurückgeht, so führt er alle Gesetze, Verfassungen, Sitten zur alten Einfalt zurück. Denn solange alle irdischen und halbgeistigen und halbirdischen Dinge, solange alle zufälligen Spiele und Künsteleien des Lebens, die hie und da auch was wert sein können, ihn auch umhängen, wird er nimmer aus der Verwirrung herausgehen noch sich zu geistiger Würde und sittlicher Freiheit erheben.

Der große Grund aller dieser Dinge, die werden sollen, und deren Andeutung wir in dem Sturz des Alten sehen, wird die **Religion sein**, das erhöhte und vergeistigte Christentum. So wie dem Menschen in lichterer Geistigkeit, als bisher geschehen konnte, das Ewige und Allgemeine erscheint, wird er es leicht auch auf das Irdische übertragen und durch die höchste Kunst, die ihm durch göttliche Begeisterung ward, die höchste Einfalt auf Erden hervorbringen; denn er wird verstehen, wo er als Erdenwesen ewig gebunden sein muß, und wodurch er gebunden sein muß, und wo sein mächtigeres Leben in himmlischer Freiheit beginnen darf. Ewig wird das Christentum wie alle Religion, einen äußeren Leib behalten müssen. Nur Verruchtheit, die aus Aberwitz, nur Übermut, der aus Satansherrschsucht, nur Atheisterei, die aus dem Irrtum entsprang, daß der Verstand der letzte Halter und Richter der Dinge sei, erklärte das Äußere und Leibliche der Religionen für Reste der rohen und kindischen Zeiten

des Menschengeschlechts, welche der mündige und reife Mensch der im Geist herrschen soll, wegwerfen könne und wegwerfen müsse. Aber ich sage, nicht bloß die Menge, sondern jeder Mensch bedarf da, wo die innigste Sympathie, die seligste Vereinigung, die kindlichste Zusammenschmelzung mit der Natur und Gottheit sein soll, etwas Äußeres. Wo Religion ist, da leuchten die Blitze der inneren Anschauung, da herrschet die Empfindung. Bei jeder Empfindung lehnt der endliche Mensch sich auf das Wirkliche; nur das Spiel des Gedankens mag er in den weiten, leeren Raum hineinspielen, verspielt es aber da so leicht. Was wirkt mehr, dein metaphysischer, mit allen Vollkommenheiten und Herrlichkeiten ausgerechneter Gott oder das lichte und heilige Gefühl bei dem Morgen- und Abendrot, auf dem Gebirge, wo du die Weite der Welt überschauest, am Meere, wo dir die Unendlichkeit entgegenbraust, bei einer menschlichen Tat, wo du in dem erhabenen Drange deiner Brust den Erhabensten anbetest? Hier nur, hier allein siehest und empfindest du Gott. Was reißt mehr hin, die schönste, frischeste Erzählung von dem edlen Tode eines Tapfern, der für Freiheit und Vaterland fiel, oder das lebendige Auftreten des Mannes vor deinen Augen? Deswegen sei, solange Menschen wohnen, eine Gemeine der Heiligen, eine äußere Kirche mit Gebräuchen und Weisen, mit Symbolen und Priestern; aber diese müssen fortgehen mit der geistigen Bildung des Christentums. — O schöne Zeit, die da kommen soll, du wirst uns durch den heitern Götterglanz des vergeistigten Christentums zur Einfalt und Unschuld der Natur zurückführen, in allen unsern Einrichtungen, Taten und Werken wirst du uns einfacher, kühner, freier machen. Die Zeit, die Christus, der Liebling und Prophet Gottes, verkündigte; die Zeit, die Luther schon kannte, die aber seine Zeitgenossen nicht verstehen konnten; die Zeit der Religion des Lichts wird kommen, und mächtige Begeisterte, fromme Himmelsflieger werden das verworrene und ermattete Geschlecht wieder zu den Göttern emportragen, Licht im Haupt und Glut im Herzen wird der erhabene Mensch in Stille und Frömmigkeit einherwandeln. Dann ist die Mitte zwischen Himmel und Erde, die er nun nicht mehr zusammenbinden kann, mit Geistern gefüllt, die sich zu einer langen Kette die Hände reichen, woran der Glückliche hinauf und hinab steigt; dann erkennt der Mensch, wo sein himmlisches Leben dort oben ist, und die Sonne und Gestirne grüßen ihn freundlich und kommen zu ihm herab als seine Gespielen, und seine Gespielen aus Eden, Unschuld und Freude, sind mit dabei; dann hat er unverlierbar den Kinderglauben an die Natur und den treuen Gehorsam gegen ihr ewiges Gesetz.

Schwärme ich? Ja; denn jeder Selige und Begeisterte schwärmt. Rede ich irre? Nein; denn nie habe ich tiefere Wahrheit gesprochen. Rede ich unzeitig? Nein; denn nie habe ich etwas Freudigeres gesprochen.

Deutsche, geliebte Männer und Brüder, zu euch rede ich; euch Mut und Zorn einhauchen, euern Stolz erregen will ich; euch, die Ideen versteht, zeige ich im Spiegel der Zeit das Größte, was sich in ihr bewegt. Die Bedeutung des Größten muß erst begriffen, der höchste und tiefste Schwung der Dinge muß erst gewiesen sein, ehe man über das Kleine sich besinnen kann. Dies war nicht gesprochen als Wind, sei es nicht gesprochen in den Wind! So warm wie meine Liebe für mein ganzes Geschlecht ist; so warm wie mein Herz schlägt für das Land, wo ich geboren ward, für die Menschen, in deren Sprache mein erstes Gefühl von Freude, mein erstes Lichtlein von Gedanken ausgesprochen ist; so gewiß ich bin einer ewigen Würde und eines unendlichen Lebens meines Geschlechts — so gewiß sehe ich das Heil nach dem Unheil und die Ruhe nach dem Sturm. Ich bin mit in den Schrecken und Verwirrungen der Gegenwart, ich zürne und traure wie die anderen über Greuel; aber ich sehe hinaus in das goldene Zeitalter und kann, wenn es sein muß, meinen Staub mit unter den allgemeinen Trümmern begraben lassen.

Noch einmal zeige ich euch auch ein anderes großes Zeichen der Zeit, den gewaltigen Mann, der die Bewegung der Orkane und der Wetter lenkt, welche den festen Boden der Erde jetzt aus den Angeln heben wollen; noch einmal zeige ich euch das ungeheure Zeichen, desgleichen, soweit unsre Geschichten reichen, nie in Europa gesehen worden ist: den Mann, welchen einige als das Wunder und Heil der Zeit mit Fingern zeigen, während Millionen ihn als den Geist der Verwüstung und Unterdrückung verfluchen. Seine Bedeutung muß in der Bedeutung des Ganzen liegen. So groß er ist, er ist etwas einzelnes, und über die Lebendigen darf das eigene Zeitalter nicht prophezeien. Die ungeheuren Geburten der Natur mag nur die Zukunft erklären. Geht zwanzig Jahre weiter vorwärts, vielleicht möget ihr dann manches enträtseln; nach fünfzig und hundert Jahren werden die Klugen es wissen.

Seine Bahn, eine leuchtende Bahn, liegt offen vor uns, offen auch der Wille und die Kraft des Mannes. Wenn wir nicht sagen können, ob das Schicksal etwas weiter mit ihm wollte, als einen fürchterlichen Zuchtmeister und schnellen Aufräumer des veralteten Zustandes hinstellen, so können wir nun gottlob! ziemlich gewiß sagen, was der Mann ist, und was er will. Das

hat er gewiesen und wird er weisen, bis sein Lauf zu Ende ist. Einige von den Zeitgenossen, die das Große und Bedeutungsvolle der gegenwärtigen Weltumwälzungen ahnten, aber mit der Zeit selbst Lichtvolles und Düsteres, Tolles und Weises, Täuschendes und Wirkliches miteinander vermischten, hofften auch in dem Strudel und der Gärung des Erdbodens, das eine ganze Erde begraben hat, die schöne Insel ihrer Sehnsucht, Eldorado, das Land des Glückes, in seinem neuen Werden aus den Fluten wiederaufsteigen zu sehen, die das Alte verschlungen hatten; sie hofften selbst das noch zu sehen, wovon ihre Enkel vielleicht den schöneren Anfang, ihre Urenkel erst das Glück und die Freude sehen werden. Diese Betrogenen, worunter manche edle und fromme Herzen waren, sehen eine kühne und mächtige Gestalt in dem blutigen Wirbel der Zeit vortreten, die sich sogleich über die Häupter und Herrlichkeiten der Ersten und Größten hinausschwingt. Sie sehen in seinen Taten etwas Ernstes und Prophetisches, in seiner Kraft und Geschwindigkeit etwas Riesenhaftes und Kolossales; sie hoffen, er soll das Verworrene auflösen, das Zerrissene binden, das Wankende befestigen und das Überwiegende gleichen. Sie irren sich; der Mann tritt sogleich mit der Miene eines Verächters und Vertilgers auf: man kann die Organe der Zerstörung und Erschaffung nicht zugleich in sich tragen.

Der Mann hat gehört, daß man ihn Wiederhersteller, Friedensstifter, Befreier, Gleichwäger der Staaten und Völker genannt hat. Er merkt sich die Hoffnung des Zeitalters und will seine Meinung bestechen. Er ist klug wie alle Italiener, fest wie ein Insulaner und listig wie ein Korse oder Grieche, woher dieser Korse vielleicht stammt; deswegen merkt er sich Namen und Worte, worin ein so großes Geheimnis der Politik liegt, und betört damit lange die große Menge; Tröpfe betört er vielleicht noch; für Kluge hat er die Larve lange abgeworfen. Seht euch um zehn und acht Jahre rückwärts und erstaunt über die Torheit und den Todesschlaf der Völker; ja seht euch um nur fünf Jahre zurück und erstaunt, daß keiner die Gefahr merken wollte, welche in dieser eisernen Standhaftigkeit, dem grenzenlosen Stolz, dieser kalten Menschenverachtung für die Schwäche der Zeit in einem Manne lag, der die furchtbaren Mittel der Französischen Revolution in seinen starken Händen hielt. Noch ward er der Gesetzgeber, der Befreier, der treueste Freund, der friedfertigste Fürst genannt, als er rastlos und tätig vor den Augen von ganz Europa schon die furchtbarsten Anstalten zu seiner Unterjochung machte. Noch hat er Bundesgenossen, nicht aus knechtischer Furcht, sondern aus dummem Wahn, als seine treulose Herrsch-

sucht und seine verderbenzettelnde Spinnenlist schon die ersten Opfer verschlungen hatte. Jetzt steht er da auf den Trümmern der Welt und will das Letzte verderben. Was das Schicksal noch mit ihm vorhat, ob und wann seine weiten Pläne einmal scheitern werden, das können wir nicht wissen.

Aber wir wissen jetzt, was er ist; wir kennen ihn; er ist so stolz geworden, daß er sich nicht mehr verhüllt; der erwachsene Übermut spricht sich jetzt schamlos und offen vor der ganzen Welt aus. Er hat lange italisch und jesuitisch gespielt, er ist jahrelang schlau und schelmisch um das herumgegangen, was man den edleren und höheren Geist der Zeit nennt; aber immer doch mit der Miene, daß ihn der Zwang solches Spieles verdroß. Deswegen machte er einst den milden und menschenfreundlichen Fürsten; deswegen wollte er einst Gelehrter und Künstler sein, wenigstens der freie Beschützer freier Wissenschaften und Künste heißen; selbst zu der Zeit noch, als er alles, was Freiheit des Geistes und Philosophie ähnlich sah, schon als Ketzereien und Verruchtheiten des menschlichen Geschlechts ausrufen ließ. Endlich erinnert euch, wenn ihr länger denken könnt als gestern, wie er einst freundlich und schmeichelnd gegen seine Bundesgenossen war; wie er selbst gegen seine Feinde einen besseren und verständigeren Sinn von Politik und Mäßigung aussprach; wie er gar oft auf Mittel der Besserung und Wiederherstellung Europens hinwies, welche mehr als scheinbar, welche die wirklichsten gewesen wären in der Hand eines ernsten und hochgesinnten Mannes, der das Zeitalter und seine Wunden erkannt hätte, um sie zu heilen. Wahrlich hätte er ein Herkules Musagetes der Welt sein wollen, mit welcher Allgewalt hätte der mächtige Mensch die Zeit fortgetragen, mit welchem himmlischen Nachschein hätte sein wohltätiges Bild einst durch die Jahrhunderte leuchten können! Er konnte, er wollte es nicht sein, ich sage, er durfte es vielleicht nicht sein: mit einem roten Blutschein soll sein Gedächtnis durch die Jahrhunderte nachscheinen.

Herrschsucht und Stolz war von jeher sein Charakter, List und Betrug seine Lust, Zerstörung sein Element. Noch schmeichelt und lügt er aus Gewohnheit, nicht mehr aus Not. Denn oft spricht er die ganze grausame Treulosigkeit, den Wunsch des Caligula weiland, daß die ganze Welt nur *einen* Nacken haben möchte, aus, selbst da spricht er sie aus, wo es nicht not ist. Seine Kühnheit und Geschicklichkeit, seine List und Schlauheit haben ihm die Welt und Thronen und Völker zu Füßen gelegt. Er erklärt nun geradezu, daß er der Herr ist, und so gebietet er, zu stolz und zu sicher, um die Art dieser Herrschaft und ihr Recht

zu erklären. So spricht er nun mit den unglücklichen deutschen Fürsten; so mit den betrogenen bundesgenössischen Spaniern; so spricht er, noch etwas leise, schon mit den Russen: bald wird er es so laut tun, daß sie zittern.

Man nehme, was ich hier spreche, wie man will. Schimpfen ist gemein, und ein Mann, der Wahrheit sucht und etwas Wahrheit versteht, erniedrigt sich dazu nicht. Wenn ich Bonaparten betrachte als ein notwendiges Naturding, das so und nicht anders in die ewige Ordnung der Dinge eingeflochten ist, so beschreibe ich ihn doch, wie er ist, und worin sein Leben und seine Kraft steht. Wenn ich ihn ansehe als ein moralisches Wesen, das mit Verderben auf mich eindringt, so zürne und verteidige ich mich; im Kampf mit einem mir gleichgebornen Wesen steht auch mir Schicksalsrecht zu; es muß erst entschieden werden, wenigstens durch den Tod entschieden werden, wer Amboß oder Hammer sein soll. Mag es sein, daß er nicht anders sein kann, als er ist, daß eine rastlose Unruhe ihn von einer Verwüstung zu der andern treibt, daß ein tiefer Aberglaube in seiner Brust ihm vielleicht sagt, daß er der geborne Liebling des Glückes und der auserwählte Sohn der Vorsehung zu ihren großen Verrichtungen ist — das alles mag ich nicht entscheiden. Ich weiß auch nicht, was die Vorsehung mit dem Schlangenzahn und dem Krokodilenrachen will; aber wer wundert sich, wenn ich vor der Schlange Abscheu und vor dem Krokodil Schrecken empfinde?

Aber willst du denn annehmen, daß alles, was er tat, aus schlauer Berechnung, aus arger Hinterlist von Anfang an entsprang, daß er mit der größten Verborgenheit und Beständigkeit des Charakters das Ziel schon im Auge hatte, wo er jetzt steht? Hat er vielleicht noch was Großes im Hinterhalte, womit er endlich das Zeitalter erfreuen und trösten wird? Laß ihn einmal seine Arbeit vollendet haben, laß auch nicht den mindesten Widerstand ihn empören, vielleicht wird dann das Wilde und Menschliche das Wilde und Despotische besiegen, und ruhiger wird er die Zeit und ihre tiefste Not betrachten und beherzigen. Jetzt ist er noch der Erzürnte und Gereizte; jetzt fühlt sein Stolz noch den Stachel, allen zu zeigen, daß er von Natur wegen der Herr ist, weil alle ihn von Anfang an nicht als ihren Herrn anerkennen wollten; Haß und Rache treiben ihn noch über seine eignen Grenzen, Glück und Jugend reißen ihn noch unwillkürlich fort; alles muß seine Zeit haben zur Reife; selbst der Zeit muß man ihre Zeit geben, wie das Sprichwort sagt.

So hat man viel gesprochen und meist ohne Sinn des Menschen und der Geschichte. Wenn ich sage, daß er eisern, unergründ-

sich, hinterlistig ist, so rede ich damit nicht von irgendeinem langen Plan, einer schlauen Berechnung der Zukunft. Wäre er bloß ein listiger Rechenmeister und ein Anzettler ewig neuer Entwürfe, so wäre er nicht so gefährlich. Nein, auf einer seltenen Haltung, auf einem unbeugsamen Sinn und einer geschwinden Tätigkeit ruht seine List und Feinheit als das Kleinere. Angeborne Größe und Geschwindigkeit kann ihm nicht abgeleugnet werden. Dazu hat er eines von den großen Organen der Herrschaft auf der Erde ergriffen; er ist vollkommen böse. Nie ist der böse Dämon so ausgesprochen worden als in diesem Zeitalter. Ich sehe auch nicht, was der gute damit anfangen sollte; der böse muß ihm erst den Weg räumen. Denn wer auf Erden herrschen und groß sein will, der sei entweder weise und gut im höchsten Sinn oder listig und böse in ebendem Grade. Diese Lehre geht durch die Weltgeschichte. Alles Halbe und Mittelmäßige wankt in mittelmäßigen Zeiten und fällt in gefährlichen zusammen. Ruhig und fromm aber, mäßig und edel kann dieses fürchterliche Gemüt nimmer werden, in rastloser Unruhe, in unersättlicher Herrschsucht wird es hinfahren, Großes tun und Kleines machen wie alle Eroberervölker.

Sprecht mir nicht mehr von Entwürfen für die Menschheit, von Plänen eines ewigen Friedens, von Sicherung des Gleichgewichts der Welt, von Befestigung ihres Glückes in einem höheren Sinn; sprecht mir nicht mehr von einem allgemeinen Staate der Verbrüderung und Menschlichkeit, den dieser Mann stiften will; sprecht mir nicht mehr von einem hohen Gesetz der Würde und Freiheit, der Verbindung aller ersten menschlichen Kräfte zu einer gewaltigen Zentralkraft. Hirngespinste sind es, Täuschungen sind es. Wenn er und seine Schildträger in ihren Verkündigungen auch auf dergleichen hinweisen, der Tag und die Tat widerlegt sie. Er will solches nicht, er kann solches nicht.

Er treibt im Strom der Eroberungen hin, so wie Lust und Glück ihn führen. Er wird darin nicht stillstehen. Das kann menschlich sein; gewaltige und glückliche Männer vor ihm haben es ebenso gemacht. Die Lust zu herrschen war von jeher die unersättlichste Leidenschaft. Er gebraucht hier die gewöhnlichen Mittel, Schmeicheleien, Verführungen, Bestechungen, Listen und Betrüge. Auch das kann menschlich sein; gewaltige und glückliche Männer vor ihm haben es ebenso gemacht. Daß er umstürzt und niederreißt, kann uns nicht wundern; die Zeit ist reif dazu, und er tut, wie es am Tage ist, nur ihren Dienst. Nicht, was er tut, kann ihn richten — da steht er halb in fremder Ge-

walt — sondern was er macht, muß ihn richten; da muß sein eignes Gemüt, sein eigner Wille sich erklären. Was geschieht da? Erscheint da die Kraft und der Sinn eines neuen Zeitalters? Erscheint da der große, weitsehende, Gegenwart und Zukunft wägende Mann? Erscheint da der Stifter einer neuen Weltepoche? Der Einrichter eines schöneren Zustandes der Menschheit?

Nein, da erscheint der kleine, engherzige, egoistische Mann, der wie ein listiger Taschendieb kurzsichtig und geizig seinen Raub zusammenpackt, ohne an die Forderungen der Zukunft, ja ohne an ähnliche kühne Diebe zu denken, die, wenn nicht ihm, doch seinen Nachkommen wiederabnehmen können, was er nicht mit großem Geist zu seiner Ehre und dem Glück der Nachkommen anzulegen wußte. Er tut hier das Bequemste auf die schlechteste und erbärmlichste Art, rennt gerade an gegen die Zeit und ihre heiligsten Bedürfnisse und bauet nichts als Werk der Eitelkeit und Vergänglichkeit. Ohne Ahnung von dem, was mit der Menschheit im Werden ist; ohne Achtung gegen das, was schon getan war, ehe die Revolution mit ihren groben und blutigen Fäusten dareinschlug; ohne Scheu vor dem richtenden Geist, der durch die Geschichte wandelt — wird alles dem Geiz, alles der Herrschsucht angepaßt und geopfert. Dafür sind die Erfindungen und Einrichtungen, welche Schmeichelei und Lüge unerhört und einzig in der Geschichte nennen: eigentlich nichts als eine kümmerliche und kleingeistische Altflickerei von Altem und Neuem, eine Wiederauffrischung des alten Tandes und des alten Prunkes, wodurch Europa jetzt verdorben ist.

Nein nimmer, Bonaparte, wie groß und gewaltig du sein magst, nimmer wirst du der Zukunft gebieten und dem Riesengeist, der dir unbewußt durch die Zeit dahinfährt, wie deinen Soldaten den Weg weisen, den er gehen soll. Siehe! Er wird zu seiner Zeit dein kleines Werk, das dir so groß deucht, mit Sturmesflügeln fassen und es auseinanderwehen wie Spreu, daß man die Spur davon nicht mehr kennt. Vergebens suchst du das Alte und Erbärmliche mit neuem Glanz aufzufrischen und es für Neues zu verkaufen; vergebens suchst du deinen hinterlistigen Despotismus, deinen blutigen Eigensinn, deine grausame Verachtung aller Freiheit und Hoheit des Menschengeschlechts mit schönen Namen und neuen Titeln zu verlarven: der Tod, der unvermeidlich in allem Alten liegt, wird auch deine Herrlichkeit vertilgen. Du, indem du nach außen hin den schrecklichen Dienst des Zeitalters tust, machst die letzte Reaktion der vergangenen Zeit. Auch du und deine Arbeiten werden endlich beweisen, daß kein Verstand und keine Schlauheit hinreicht, das Allmächtige zu

hemmen, was dunkel durch alle dieſe Greuel, Umkehrungen und Revolutionen geht. — So fahre denn hin in deinem unſteten und nichtigen Sinn! Wann die Arbeit getan iſt, wird die Vorſehung das Inſtrument zerbrechen.

Wir haben einige große und ernſte Blicke in die Zeit und ihre glänzendſten Erſcheinungen getan. Sie waren notwendig; denn, ohne die Zeit zu verſtehen, weiß man weder, was man leidet, noch was man tun muß. Jetzt kommen wir auf uns ſelbſt, auf unſer Land, unſer Volk und auf das künftige Schickſal von beiden. Auch für uns iſt eine große Epoche eingetreten; auch für uns entſteht die große Frage, wie und wodurch unſer Neues werden ſoll. O meine geliebten Brüder, glaubt nicht, was das feige und ſchläfrige Geſindel euch einbilden möchte, daß das Zeitalter ſeiner Entſcheidung nahe iſt; kaum ſtehen wir im Anfange. Glaubt nicht, daß die Dinge beſtehen können, wie ſie nun ſtehen. O nein! Nein! Auf längeren Kampf, auf längeres und vielfacheres Unglück, auf längere Schrecken und, wenn ihr Männer ſeid, auf längere Hoffnungen ſeid gerüſtet! Nicht in dieſer lahmen Stockung, dieſer ſeelenloſen Verwirrung, dieſer deſpotiſchen Anarchie wird das Zeitalter euch ſtecken laſſen. Aber ihr ſeid auch Zeitalter, ihr haltet auch das Schickſal in euren Händen; darum müſſet ihr redlich das Eurige tun. Ich zeige euch denn zum letztenmal, was andere euch taten, und was ihr ihnen tun müſſet, was andere mit euch wollen, und was ihr mit ihnen wollen müſſet. Die Zeit wird den Sturm bringen, der euch aufſchüttelt, den Mann zeigen, der euch im Sturm lenkt und zuſammenhält. Was jetzt ſo ſchrecklich ausſieht, als wäre es unüberwindlich wie die Hölle; was jetzt ſo befeſtigt ſcheint, als ſtände es unerſchütterlich feſt für alle Zeiten; was jetzt ſo abgemacht und geendigt ſcheint, als wäre es Torheit oder Sünde, es nicht gelten laſſen zu wollen — o wie anders wird euch dann alles erſcheinen! Wie werdet ihr dann erſtaunen, daß ihr einſt erſtauntet und erſtarrtet vor etwas Gewöhnlichem! Eure Zeit iſt noch nicht inne, ſie wird kommen.

Noch herrſchen die Franzoſen, noch werden ſie eine Zeitlang herrſchen; denn die Herrſchaft des Verſtandes iſt noch nicht geendigt; er arbeitet jetzt noch an ſeinen letzten Nullitäten. Aber verzaget nicht, vergeſſet nicht, was ihr euch ſelbſt, was ihr der Zeit, was ihr euren Enkeln ſchuldig ſeid. In eure Hand iſt es gegeben zu erhalten, wodurch Freiheit und Herrlichkeit wieder in die Welt kommen kann. Was euch begegnet iſt, und was ihr jetzt leidet, iſt ſo natürlich: kein hoher, geiſtiger Sinn in der Zeit, kein großer Mann unter euch, keine Einheit der Macht und

Herrschaft in dem Volke. Ihr waret die einzigen in Europa, die der Eitelkeit der Franzosen und dem Ehrgeiz Bonapartens den Weg zur Herrschaft sperren konntet; aber unselige Verhältnisse, traurige Irrtümer und schwächende Zwietracht haben euch dahin gebracht, wo ihr jetzt seid.

Ich halte euch noch einmal den Spiegel der Vergangenheit hin, eurer jüngsten Vergangenheit, dann lasse ich euch in die Zukunft blicken, und ihr werdet euch ermutigen und aufrichten.

Zuerst frage ich: **Wodurch seid ihr gefallen?** Zweitens: **Was will derjenige mit euch, der auf den Trümmern eures Staates gebietet?** Drittens **erinnere ich euch an die Hilfen und Hoffnungen, die in euch selbst, an die Lehren und Warnungen, die in der Zeit liegen.**

Wodurch sind wir gefallen, wodurch ist der Name Deutscher den Fremden ein Hohn und den Eingebornen ein Ärgernis geworden? O viele, viele Plagen und Sünden könnte ich nennen, ein Buch der Schmach und des Unglücks könnte ich schreiben, wenn mein blutendes Herz nicht von den Greueln wegeilte. Ich nenne euch nur einiges; das andre werdet ihr dann leicht finden und fühlen.

Man nennt zuerst unsere Verfassung. Nicht mit Unrecht. Wir hatten keine Einheit des Regiments, keine Einheit des Drucks gegen Fremde; wir konnten mit der Langsamkeit und Förmlichkeit, die in unserer Verfassung lag, der geschwinden Kraft der Neurevolutionierten nicht gleich geschwind begegnen; wir konnten ein Volk, das von den verschiedensten Interessen regiert und bewegt war, nicht zu *einem* Gefühl für alle begeistern. Der eine Fürst war Freund, der andere Feind der Franzosen, das eine Land führte Krieg, das andere bezahlte Zins, um in Frieden zu bleiben. So war es wenigstens im Anfange. Als aber die Seifenblasen der Revolutionsträume zerplatzt waren, als die Irrwische nicht mehr leuchteten, die zuerst so viele betörten, da war gewiß im Volke keine Zwietracht mehr, sondern Franzosenhaß begann nun ebenso allgemein zu werden, als Franzosenteilnahme in den Jahren von 1790 bis 1793 allgemein gewesen war. Aber die Schwäche der Herrscher schwächte und lähmte das Volk, und mit solchen Führern, als wir nun hatten, würden wir vielleicht bei jeder Verfassung der Raub des Revolutionsorkans gewesen sein, der mit über unsere Grenzen hinfuhr.

Zu diesen Führern rechne ich zuerst das mächtige Heer der Schriftsteller. Man weiß, was sie in Frankreich gewirkt haben, ja was sie zwanzig Jahre früher selbst in Amerika schon wirkten. Ich bin nicht von denen, die den Federhaltern das Verdienst und

die Schuld der ganzen Französischen Revolution beimessen; weswegen die Zepterhalter eine kurze Zeit eine solche Angst vor den Federhaltern hatten, daß sie, wenn es möglich gewesen wäre, alle Buchdruckerpressen vernichtet hätten, um dieses gefährliche Hornissennest mit einem Machtstreiche zu vertilgen: aber wer mag es leugnen, daß eine ungeheure Gewalt bei denen ist, welche in einem geistigen Zeitalter wie das unsrige die Wegweiser und Dolmetscher der Zeit sind? Seht auf die französischen Begebenheiten, erinnert euch der Ideen, die seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich zuerst ausgesäet wurden und dort immer ihren lebendigsten Umlauf und ihre mächtigste Anziehung behielten; erinnert euch der Anwendungen derselben in den ersten Revolutionsjahren auf die Verfassungen, Gesetzgebungen, Religionen, die wechselnd an der Tagesordnung waren; erinnert euch der tausend und abertausend Pamphlets, Flugschriften, Jahrblätter und Zeitungen, wodurch man das Volk erleuchtete oder verwirrte, wodurch die scheußlichsten Greuelszenen bereitet oder der feurigste Enthusiasmus eingehaucht ward; erinnert euch, wie selbst der Despotismus, der von allem Geistigen und Freien ein geborner Erbfeind ist, doch durch die Schreibfedern auf seine Art zu wirken sucht. Auch bei uns — das ist meine feste Überzeugung — war die Rettung des Volks zunächst bei den Schriftstellern. Die Lauigkeit und Gleichgültigkeit der einen, die gemeine Buhlerei der anderen für die Fremden; der völlig tote Sinn für alles Vaterländische und für des Vaterlandes höchste Ehre und Freiheit; endlich die gemeine Feilheit und Erkäuflichkeit der meisten, die bloß Albernheiten und Erbärmlichkeiten trieben, als es anderer Gesinnungen und Arbeiten bedurfte — dies, dies hat uns zuerst verdorben. Jetzt fühlen sie das gemeinschaftliche Elend und die gemeinschaftliche Schmach mit dem ganzen Volke, jetzt werden sie es inne; aber es ist zu spät. Denn was haben wir gesehen? Zu der Zeit, als der große Ausbruch des Vulkans an der Seine geschah; als die Franzosen laut ausriefen, sich zu einem neuen und furchtbaren Volke machen zu wollen; als sie in den ersten Kriegsjahren schon zeigten, daß sie ein furchtbares Volk waren und Eroberer sein wollten, da predigte der dumme und gutmütige Köhlerglaube selbst der Schriftsteller, die zu den besseren gezählt wurden, die alte Lehre, es sei gut, daß Deutschland so ein zerstückeltes Allerlei von verschiedenen Staaten sei; so möge es auch bleiben zum Heil der Welt; Menschensinn und Geistigkeit werde durch Bürgersinn und Volkstümlichkeit erstickt. Er predigte dem Volke vor, es sei unmöglich, daß sie je ein Volk, ein mächtiges und verbundenes Volk werden könnten, sie hätten dazu

gar keinen Sinn; ja er stellte dies wohl gar als etwas Schmeichelhaftes und Großes dar, was er diesem Weltvolke sagte. Jetzt ist ihnen das Land genommen, nun mögen sie die Welt durchstreichen und ihr hohes Evangelium allgemeinen Menschensinnes ausbreiten. Andere noch ärger; sie schrieben Bücher und Jahrblätter für die Franzosen gegen ihr eignes Volk, bewunderte Bücher, und dies in deutschen Ländern und Hauptstädten; in Frankreich würde nicht allein die Regierung, sondern das Volk jeden Schriftsteller gesteinigt haben, der sich solches erkühnt hätte. Wie hat nicht Posselts Tagsblatt, zehn anderer zu geschweigen, für die Franzosen gearbeitet! Alle Prahlereien, alle Lügen von der Seine her wurden da Wahrheiten, alle Siege der Franzosen Wundertaten; selbst das Wahre und Wirkliche ward so vergrößert und verherrlicht, und das Eigene, das Deutsche, dabei so verschwiegen und lächerlich gemacht, daß das Volk durch die Vortrefflichkeit und Furchtbarkeit der Franzosen in der Meinung schon überwunden war, ehe es nur einen Franzosen gesehen hatte. Wie übrigens in den verschiedenen Hauptstädten der beiden großen und der vielen kleinen Staaten des deutschen Vaterlandes bis auf den letzten Augenblick des gemeinschaftlichen Verderbens auch mit der Feder miteinander vielfältig gekämpft und scharmützelt ward, wem von uns, der sein Vaterland liebt, ist diese unselige Raserei ein Geheimnis geblieben? Wien und Berlin und von den Kleinen diejenigen, welche dem einen oder dem andern Hofe anhingen, waren auch im beständigen Federkampf gegeneinander, und die einen suchten die andern lächerlich, verhaßt, verdächtig zu machen. Nicht besser ging es zwischen den kleineren Staaten, zwischen einzelnen Städten, Kreisen, Gauen. So ward noch zu einer Zeit, wo man nur das Große und Gemeinschaftliche hätte zeigen sollen, was alle Deutsche verband und verbinden sollte; wo man nur auf die gemeinschaftliche Gefahr hätte hinweisen sollen, die alle zusammenhalten mußte, der Same des Verdachts, der Zwietracht und des Hasses ausgesäet. O man hätte alle diese schreibenden Verbrecher an dem Vaterlande und seiner Freiheit als Vatermörder mit Hunden und Katzen in einen Sack packen sollen und sie versenken im Meer, wo es am tiefsten ist. Aber woher einen so großen Sack nehmen, wo ein so tiefes Meer finden, daß sie nicht darüber emporgeragt hätten?

Und jetzt, da sie nicht mehr kakeln und prophezeien dürfen, wie sie möchten, jetzt, da der allmächtige Zensor mit dem blutigen Beile über ihren Köpfen steht? — O man möchte ergrimmen, wenn man an das abscheuliche, feile und feige Gezücht denkt! Jeder Lügner ist das abscheulichste Wesen; wer aber stehende und

gedruckte Lügen sagt, der verrät eine Niederträchtigkeit und einen Hundesinn ohne Grenzen: er ist zugleich ein Hochverräter an der Menschheit, denn das Organ der heiligsten und geistigsten Mitteilung mißbraucht er zu ihrer Erniedrigung und Entweihung. Und jetzt? Sie sind einmal der fertigen Handarbeit des Schreibens gewohnt; die einmal gestellte Rädermaschine bedarf doch ihres Reizes, ihrer Unruh, um nicht tödlich stillzustehen; selbst ihr Haus und Hof, ihr Weib und Kind ist mit in die Schreiberei eingerechnet. Nun wenden sie den Mantel, wie der Wind wehet, und machen Nutzanwendungen, Anpassungen, Erklärungen der Zeit und Prophezeiungen der Zukunft, alles in dem hündisch kriechenden oder lügnerischen Sinn, worin sie allein die Federn rühren dürfen. Reich ist fürs erste die Ernte.

Nachdem die Feinde die Schwächen und Gebrechen des Volkes und Landes durch Lügen und Wahrheiten genug aufgedeckt haben, spielen diese Buben die schändliche Rolle des Cham und decken ihrer Mutter Scham vor aller Welt auf. Ich leugne nicht, daß nicht Fehler und Schwächen, daß nicht Schanden und Schimpfe genug begangen und gelitten sind; ich leugne nicht, daß es nicht wohlgetan ist, diese dem Volke hinzuhalten als einen Spiegel des Garstigen und Abscheulichen, damit es nach dem Guten und Rechten sich sehnen und es erkennen lerne. Aber was tut die Menge dieser Sünder? Sie schreibt für kein Volk, aus keinem Sinn der gekränkten Würde und des verletzten Stolzes dieses Volkes, sondern für das Hohngelächter und den Spott des Pöbels ohne Vaterland, Tugend und Ehre schreibt sie; sie treibt, indem sie sich zuweilen die Miene der Wehmut und Teilnahme gibt, Possen mit Unglück, das, verschuldet oder unverschuldet, immer zum Spaß zu ernsthaft ist; sie deckt mit teuflischer Schadenfreude alle häßlichsten Gebrechen, alle schimpflichsten Seiten der Männer oder vielmehr der Memmen auf, wodurch wir untergegangen sind, ohne daß ein heißer Zorn des Patrioten, eine blutende Verachtung des Menschen durchscheine. Es ist gewiß an der Zeit, wenn es je war, mit ernsten und hohen Sachen nicht zu spielen; es ist gewiß an der Zeit, die Wahrheit und Gemütskraft erscheinen zu lassen im vollsten Glanze, das einzige Rettungsmittel der Gegenwart und also die heiligste Pflicht des Biedermannes. Aber wenn ich Fehler und Verbrechen aufdecke, muß ich offenbaren, daß ich für Tugend und Recht glühe; wenn ich die Dummheit, Faulheit, Nichtigkeit anderer schelte, muß in mir ein edler Haß gegen alles Schlechte, ein mächtiger Sinn für alles Gute sein. Wozu diese Litaneien, die mit Pöbelgelächter endigen, wozu diese Schanden an den Pranger gestellt, damit der Pöbel

zu Kot und faulen Eiern greifen könne? Wenn ihr nicht gewaltigen Zorn, brennende Vaterlandsbegeisterung, unsterblichen Haß gegen fremde Unterjocher entzünden wollet, wozu der schlechte Lärm?

Dieses spottende und hohnlächelnde Gesindel muß doch meistens etwas Geläufigkeit der Zunge und einige Gewandtheit des Witzes haben, um seine Sachen anziehend zu machen. Wenig oder gar nicht bedürfen dessen die Schar der Gänse, die nie kapitolinische Gänse für das arme Vaterland werden können. Diese sind die Anfüger des neuen Evangeliums an die Zeitbegebenheiten, die gar feine Anwendungen und Nutzen daraus zu ziehen wissen. Diese Art gelehrter Bänkelsänger ist von jeher eine deutsche Pest gewesen; wenigstens habe ich bei keinem Volke so sehr als bei dem meinigen den Sinn gefunden, die verschiedensten Dinge dumm und geduldig zusammenzulesen und gutmütigst erklären zu wollen. Laß den Satan von der Hölle herausfahren und König der Deutschen werden, sogleich werden hundert und tausend Federn in Bewegung sein und aus allen möglichen Gründen mit Vorder-, Hinter- und Mittelsätzen, ja womöglich mit Hinterhinter- und Vordervordersätzen beweisen, daß es ein Glück der Welt und besonders ein Glück des deutschen Volkes ist, daß Herr Satanas ihm das Regiment über sie belieben läßt. Mit langem und professorisch wichtigem Ton tritt dies Gänsegeschlecht hin und hängt mit seinen Moralen und Deutungen die vorübergehendsten Begebenheiten und die unbedeutendsten Zufälligkeiten und untergehenden Zeitlichkeiten auf seine Weise künstlich aneinander, salbadert seinen Teil von Gelehrsamkeit, von Politik und von Geschichte mithinein und hält die ganze Erbärmlichkeit zuletzt wohl gar noch an das Zeitalter und an die ewige Vorsehung, die zum Schluß noch mit gerechtfertigt werden soll. Diese Art tut unsäglichen Schaden. Sie gehört zu den narkotischen Mitteln, die man in der Arzneikunde nicht gern vorschreibt, wenn das Fieber eben seine große Krisis machen will. Was soll man mit diesen pedantisch verständigen Schwätzern, mit diesen albernen Schafsgesichtern mit Altenweiberglauben, mit diesen methodischen Einschläferern und gutherzigen Deutlern? Mit den Wörtlein Mäßigung, Hoffnung, Glaube und was für herrliche Worte mehr sie dümmlich mißbrauchen; mit ihrem Händeringen und Achwehschreien über alles, was kühn und gefährlich aussieht oder in Wort und Tat wirklich kühn und gefährlich ist; mit ihrer Anwendung der Worte Schwärmer, Stürmer, Enthusiast, womit sie die heißen Herzen des Vaterlandes mitleidig zurechtweisen, lassen sie selbst im Unglück und Jammer

das Geschlecht nicht zur Besinnung und zum Leben kommen. Wenn es bei ihnen steht, so wiegen sie uns mit aller ihrer gutherzigen Dummheit und zärtlichen Menschlichkeit so ganz leise in den ewigen Todesschlaf der Knechtschaft hinüber.

Verbrecherischer ist die große Zahl der Erklärer und Propheten, aber dem Volke nicht so verderblich. Zu einer Zeit, die eine Zeit allgemeiner Trauer oder allgemeinen Zorns sein sollte, wo man wenigstens schweigen, tief schweigen sollte, wenn man nicht frei und vaterländisch reden darf, tritt eine Menge von Lügenpropheten auf und ist frech genug, französisches und bonapartisches Evangelium zu predigen. Diese Schar gehört nicht zu den obengenannten gutmütig schnatternden Gänsen. Nein, sie weiß bestimmt, was sie will, und was sie tut. Elend genug, weil sie keine Tugend und kein Vaterland fühlen; elend genug, weil sie, ihnen selbst zur Schande und dem Vaterlande zum Unheil, auf dieses Vaterlandes Kosten unter Fremden etwas bedeuten wollen — haben nicht deutsche Männer, und nicht bloß Tröpfe, nicht bloß mit dem Schwerte, sondern auch mit der Schreibfeder für die Fremden gestritten? Haben sie den offensten Greueln, den hellesten Schanden, der feigsten Niederträchtigkeit und der frechsten Gewalt nicht einen Schein der Notwendigkeit und Mäßigung zu geben gesucht? Suchen sie nicht alle Tage noch durch Erklärungen, Deutungen, Hinweisungen darzutun und der Menge einzubilden, daß das Schlimmste nicht so schlimm und das Gebrandmarkteste nicht so schwarz sei, als es beim ersten Anblick scheinen könnte? Und sie sind nicht betört, nicht geblendet; sie wissen, was das Zeitalter und seine Vorrüstungen, sie wissen, was Bonaparte und die Bonapartianer bedeuten. Aber der gemeinste Sinn, Geiz, Ehrsucht, Weichlichkeit machen sie zu Schildträgern der Knechtschaft und des Despotismus. Und vollends, wenn sie sich zu Propheten erheben; wenn sie anfangen zu sprechen von den großen Zwecken der Vorsehung mit dem unsterblichen Napoleon, von seinen Plänen für das Glück und die Freiheit Deutschlands; wenn sie ihn Friedensstifter, Wiederhersteller, Liebling der Vorsehung und Held des Zeitalters nennen und endlich in letzter Instanz immer auf das, was da kommen soll, hinweisen, als liege in der dunkeln Zukunft des bonapartischen Willens etwas viel Höheres und Edleres verschlossen, als wir jetzt in ihm sehen können — o dann möchte man diesen hündischen und füchsischen Schurken ins Gesicht speien und die Stimme verfluchen, die sie das erste deutsche Wort lallen lehrte. Diese sind unstreitig die verbrecherischesten, aber nicht die gefährlichsten Schreiber. Für den großen Haufen sind ihre Lügen-

gespinste und Sophistereien zu fein und treiben zu sehr gegen die Meinung an, und kluge und zugleich herzhafte und vaterländische Männer irren sie nicht. Wenn Gegenkampf mit der Feder in Deutschland jetzt möglich wäre, so würden sie ein Mittel sein, durch Volkshaß gegen die Franzosenhelfer und gegen den Tyrannen, dem sie alle dienen, entschlafenen Gemeinsinn und gleiche Liebe des Volkes zu entflammen.

Die Mittelmäßigkeit und einige feine und schlaue Köpfe rührten sich und rühren sich noch, wenn nicht für das Vaterland, doch für das Zeitalter. Aber da in der denkwürdigen und blutigen Zeit die Dohlen und Krähen so laut und spitzbübisch krächzeten, warum verstummten die Adler? warum reinigten sie die Luft nicht von dem widerlichen Gesindel? Einige Flügelschläge, und es wäre lichter und herrlicher geworden. Aber die Großen und Virtuosen unsrer Schriftsteller haben furchtbar und verderblich geschwiegen zu einer Zeit, wo alles ihre Stimme hören wollte, wo alles ihre Stimme hören sollte. Still und stumm haben sie den Stürmen der Zeit und den Wellenbrandungen, die auch schon gegen die Ufer des Vaterlandes schlugen, zugesehen und sind vorbeigegangen, als hätten sie das Kleinste und Unbedeutendste gesehen. Kaum ein leiser Wink, kaum eine vernehmliche Andeutung, geschweige denn ein ernstes Wort. O sie haben große Sünde begangen, sie haben eine göttliche Kraft ungebraucht gelassen, einen heiligen Einfluß auf das Volk nicht erkennen wollen — darum werden sie nun nicht besser geachtet als alle die andern; sie liegen mit in der allgemeinen Erniedrigung und Verhöhnung ihres Volkes. O was hätten sie tun können! Ich gedenke der schöneren Zeit meiner Jugend, als ich noch von Welt und Zeitalter nichts wußte; ebendeswegen fühlte ich aber besser, was sich in dem deutschen Volke bewegte, und wodurch es in Begeisterung hätte zusammengehaucht und zusammengehalten werden können. In den 1780er Jahren, gerade einige Jahre vor dem Ausbruche der Revolution, um die Zeit, als der große Friedrich sein unglückliches Vaterland verließ, was war in dem deutschen Volke, was belebte es, was zog es zusammen? Es war ein junges, schöneres Leben, was seine besseren Schriftsteller angezündet hatten, ein allgemein werdendes Gefühl von dem, was in dem Volke liege, und was es wert sei; und daher eine gewisse Annäherung und Hinneigung aller zu allen, wenigstens durch den Sinn: mehr vielleicht, als es je vorher gewesen war. Man fing an, auf den Namen Deutscher, auf deutsche Kunst und Sitte stolz zu werden, und dieser Stolz hätte gewiß ein heiliges, unsichtbares Band um das ganze Volk geschlungen

und es endlich zur Einheit der Gesinnung zusammengezogen, wäre nicht die Französische Revolution dazwischengekommen. Da diese dareintrat und neue, ungeheure Dinge und Verhältnisse in die Welt brachte, wäre es die Ordnung gewesen, daß unsere Meister der Sprache und des Volkssinnes die Begebenheiten und Erfolge der Zeit begleitet und ihr Volk auf das Notwendige und Wahre hingewiesen hätten. Sie hätten der stilleren und reineren Begeisterung, die in dem Volke brannte, pflegen; sie hätten, als das Freiheitsgeschrei und das Blutgetümmel bei den Nachbarn begann, mitgehen und dem Volke zeigen müssen, was frei, was tapfer, was edel und menschlich sei; ihm zeigen müssen, welche Tugenden, welche Aufopferungen es in dieser Zeit der Gefahr und Verwirrung erhärten müsse; auch sie hätten eine Vaterlandsbegeisterung, einen Menschlichkeitsenthusiasmus, einen schöneren Freiheitsgeist, als jene hatten und haben konnten, in die Brüste der Deutschen hauchen müssen. Hätten sie dies getan, hätten sie mit allen Stimmen der Weisheit und der Erfahrung, mit allen allmächtigen Zaubertönen des Patriotismus und der Seelenhoheit die Zeit aufgerufen — gewiß es stände anders bei uns. An ihnen, an ihrer Glorie, an ihrem Worte hätte das Volk, hätten selbst die Fürsten und ihre Räte sich erkannt; Scham hätte die Schlechten und Feigen gefesselt, Ehre und Hoheit die Tapfern und Biedern begeistert. Sie überließen die heiligste Sache elenden Knechten und Halblingen und tollköpfigen Schreiern und Verwirrern. Und wer hatte mehr Recht und mehr Beruf, des heiligen Amtes der Rater und Wächter zu pflegen, als gerade sie? Sie, die durch die Sprache, die Sitte, die durch den tieferen und besseren Sinn des Volkes alles sind, was sie sind? sie, die mit dem Volke die Ehren ihrer Herrlichkeit verlieren? O daß auch diese dunkel dastehen, daß diese ihr Fürstentum, das schönste aller, nicht behauptet haben! Klagen über das Vaterland, über die Verbrechen der Schlechten und die Irrtümer der Besten, wann werdet ihr verstummen?

Auch die Herrscher und Fürsten des Volks begriffen die Zeit und sich und ihr Verhältnis in der Zeit nicht. Wir sehen noch einmal kurz, wie sie gegeneinander und übereinander standen.

Daß Preußen und Österreich als nebenbuhlende Mächte in Deutschland einander gegenüberstanden, war das größte Unglück: dies Unglück danken wir der Kühnheit und Seelengröße des unsterblichen Friedrich. Im Anfang der Französischen Revolution verband Wien und Berlin nicht Schrecken — denn wie lange währte es, daß man von der eigentlichen Gefahr dieser Revolution gar keine Ahnung hatte! — sondern ein königlicher Unwille und

vielleicht die Hoffnung leichter Beute verband sie. Aber was man so leicht und kurz geglaubt hatte, ward ein langes und gefährliches Spiel, und durch Aufhetzungen der Führer Frankreichs, durch wilden Enthusiasmus der Menge, durch Übung des Bluts und der Schrecken standen die Franzosen, die man hatte zerschmeißen und vernichten wollen, als das fürchterlichste aller Völker da. Jetzt sah man, wohin das Übergewicht zog; der Punkt war zu blutig hell erleuchtet, als daß man ihn nicht hätte sehen sollen. Nun war wirklich durch eine gemeinschaftliche, größere Gefahr, die beide endlich zu verschlingen drohte, die Zeit da, daß Österreich und Preußen des alten politischen Verhältnisses, welches durch einen neuen Schwerpunkt der Wagschale des europäischen Gleichgewichts sich von selbst aufhob, vergessen und für sich selbst und das Vaterland enger zusammentreten mußten. Noch hatte Frankreich bloß seine eignen natürlichen, durch die Revolution beflügelten und verquickten Kräfte, seine eignen Hilfsmittel; noch hatten nicht alle Länder Zins bezahlt, noch hatten nicht alle Festungen Geschütz und Vorräte hergegeben, um die übrigen desto leichter zu unterjochen; überdies hatten die Revolutionsanstrengungen, die Auswanderungen und die politischen Greuel und Verheerungen aller Art es in seinem Innern schrecklich ermattet und zerrüttet. Deutschland dagegen war unberührt, volkreich, wohlhabend durch einen langen Frieden; seine Ehre war noch ungebrochen, seine Männer waren noch nicht beschimpft. Wenn Preußen und Österreich großpolitisch hätten eingreifen können, wie sie nachher kleinpolitisch schlichen und tappten; wenn sie das Volk, was von ihnen gemeinschaftlich zu fassen war, hätten fassen können, so konnte deutsche Macht und deutsches Volk allein gegenwiegen, und Ehre und Freiheit wurden durch die Freiheitschreier nicht aus Europa verbannt. Und hatte Frankreich durch die Revolution einen schnelleren Kriegsschwung und eine leichtere Sammlung seiner Kräfte erhalten, so waren England, Spanien, ein Teil der italienischen Staaten noch mit in dem allgemeinen Kriege gegen dasselbe und schwächten seine Wirkung nach dem Rhein hin. Was geschah? Preußen, das vielleicht leichtsinnig hineingefahren war in diesen Krieg, ging ebenso leichtsinnig heraus, riß zwei Drittel der deutschen Kräfte mit sich in zugaffende Untätigkeit und überließ das Vaterland und Österreich ihrem Schicksal. Dadurch gewannen die Deutschen Preußen nicht lieber.

Österreich, das in dem gefährlichen Kampf mit den wilden Revolutionsmännern endlich fast allein geblieben, war indessen einige Jahre nach dem Frieden zu Basel bis zu der Not von

Campo Formio gekommen. Ein allgemeiner Friede sollte nun geschlossen, und in Rastatt sollten die Angelegenheiten der Welt und das Schicksal Deutschlands entschieden werden. Was seitdem geschehen ist, liegt vor den Augen aller; aber das Gespinst der Unterhandlungen auf diesem langen Kongreß, das Hin- und Herzerren der einander durchkreuzenden politischen Fäden, die kabalierenden Interessen, die Parteiungen und Durchstechereien der verschiedenen Völker und Männer sind als ein unenthülltes, wahrscheinlich auch wenig interessantes Geheimnis den Augen der Welt verborgen geblieben. Preußen und Österreich hatten indessen wieder einige Zeit zur Besinnung gehabt. Sie unterhandelten auch als die Hauptmächte der Deutschen, sprachen aber meistens aus dem bittenden, selten aus dem warnenden, die Franzosen sprachen immer aus dem entscheidenden und befehlenden Ton. Während sie nun die Sache des Vaterlandes führen sollten, während sie für kleine Vorteile, die sie bei dem Frieden wünschten, tausend geheime und schwächliche Gewebe zettelten und wiederauflöseten, hätten sie in einem kühnen, politischen Einverständnis, was die Zeit nicht allein rechtfertigte, sondern auch verlangte, sich nicht über Deutschland vertragen und so allen ungebührlichen Einfluß der Fremden durchschneiden können? Preußen behielt die leitende Gewalt über den größten Teil des nördlichen, Österreich über den des südlichen Deutschlandes; die Fürsten wurden unterworfene Vasallen für die Freiheit des Vaterlandes, was sie jetzt für seine Knechtschaft geworden sind; und das gestärkte und besser verbundene Volk wurde von beiden in das Feld geführt, um den französischen Übermut zu bändigen. Siehe, das wäre zugleich Tüchtigkeit und Pflicht gewesen! Die Franzosen hatten ihnen die Kunst gewiesen, wie man vereinigen und zusammenschlagen muß; die Zeit wies ihnen, warum sie es tun mußten. Die ganze Geschichte lehrt, wieviel besser das Recht der Schwerter und Kugeln als das der Federn und Kapseln ist, wie es das in allen Zeiten war — und diese zur Zeit allgemeiner Verwirrung und Gewalt können nicht begreifen, daß sie über die Schranken des kleinen Rechts und die Bedenklichkeiten juristischer Förmlichkeiten wegspringen müssen, damit andere es nicht tun zu ihrem Ärger und ihrem Verderben. Das Höchste ist die Gerechtigkeit, aber eine große und erhaltende Politik ist keine Ungerechtigkeit.

Wenn der fromme Glaube der Völker sagt, daß die Regierungen und Herrscher ihre Macht und Herrlichkeit unmittelbar von Gott haben, so ist das freilich hundertmal und tausendmal gemißbraucht von Despoten und Despotengesellen, aber doch liegt

darin eine große Wahrheit. Der Herrscher ist nicht bloß da, dem gemeinen Gesetze seines Landes Majestät und Macht zu erhalten und die Sicherheit und den Besitz jedes einzelnen Mitbürgers darunter zu schützen, sondern zwischen ihm und seinem Volke, zwischen seinem Volke und den Völkern, zwischen seiner Zeit und der vergangenen und zukünftigen Zeit — schwebt noch ein anderes magisches und geheimnisvolles Schattenbild, das ich ein allgemeines, höchstes Bild aller Gesetze nennen möchte. Dieses Bild der Majestät oder vielmehr für die Majestät ist der höchste Leiter und Richter der Herrscher, der zwischen ihnen und der Mitwelt, mehr noch zwischen ihnen und der Nachwelt steht. Ich spreche hier von dem Gesetze der Politik, welches als die feinste Vergeistigung des allgemeinen Zeitgeistes, als die höchste irdische Notwendigkeit der Dinge in ihm selbst seinen Grund und sein Gericht trägt. Dieses Gesetz darf sich nie in den Begriff des Bürgergesetzes und der Bürgerrechtlichkeit verlaufen, ohne dem Herrscher alle Kraft und Kühnheit und seinem Tun alle Hoheit und Majestät zu nehmen. Sein Kreis ist unendlich weiter, denn von ihm wird allein an Gott, an das Volk und an die Völker und letztens an die Nachwelt appelliert, die auch auf diesem Gebiete Ungerechtigkeit, Grausamkeit, Treulosigkeit unerbittlich verdammen. Ludwig XI., Philipp II., Heinrich VIII. stehen verächtlich in der Geschichte; Heinrich IV., Gustav Adolf, Friedrich II. leuchten, und nicht allein wegen ihrer kriegerischen Taten, sondern wegen Tugenden: doch wo ist der Mann, der sagen darf, diese seien immer gerecht und treu gewesen, wie einzelne es sein sollen? Ein Beispiel: Daß Gustav Adolf bei seiner Ankunft in Pommern Stettin überrumpelte, war bürgerlich ungerecht: da darf man fremdes Gut nicht ohne Einwilligung nehmen; aber es wäre eine Dummheit und zugleich ein Verbrechen an der Welt gewesen, wenn er es nicht überrumpelt hätte. Alle politische Dummheiten sind Verbrechen. Noch ein Beispiel: Preußen, als es seinen Baseler Frieden geschlossen hatte, mußte Holland besetzen und als Sicherheit festhalten; Hollands Festungen mußten sein Schutz, seine Dukaten seine Werber werden. Die Welt hätte Räuber und Bandit geschrien; aber Preußen wäre vielleicht noch da, Deutschland und Europa wären noch frei; die Zeit, welche Kühnheiten so gern rechtfertigt, hätte diese Kühnheit lange gerechtfertigt. Nur die Reihe der Taten und Begebenheiten eines Volkes und eines Herrschers geben uns ein Bild ihrer Würdigung nach diesem Gesetze; aber gewöhnlich ist der Geist und die Notwendigkeit, womit etwas getan wird, selbst unter der Menge schon so viel umherwandelnd, daß es bald entschieden wird, wo

Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit, wilde Eroberungsluſt oder kluge Sicherheit im Spiele war. Wer aber die Politik auf den kleinen, bürgerlichen Maßſtab herabſetzt, der wird das Kleine groß und das Große klein tun.

Öſterreich und Preußen konnten dies nicht begreifen. Hätten ſie kühn zu ſein und im großen Sinn zu nehmen gewagt, ſie hätten ſich vertragen können; weil ſie im kleinen Stil gewinnen wollten, ſo brauchten ſie viele Helfershelfer und konnten nicht einig werden. Dieſer letzte Zeitpunkt, wo für Deutſchland leicht etwas hätte getan werden können, wenn man es mit Kraft und Verſtand angegriffen hätte, war im Sommer und Herbſt 1798; aber kleinliche Nebenbuhlerei, kleiner Geiz, der immer nur drei Schritt weit ſieht und von Natur feig iſt, ſelbſt völlige Unkunde der Zeit und der Gefahr, wo ſie eigentlich war, trennten die beiden Staaten, die nun ſich hätten die Hände zum Bündniſſe bieten müſſen. Auch Paul, der unterdeſſen den ruſſiſchen Thron beſtiegen hatte, kam nun mit in das kriegeriſche und politiſche Spiel von Weſteuropa, wobei ſeine Mutter Katharina bloß die ſchadenfrohe Zuſchauerin gemacht hatte. Die Raſtatter Unterhandlungen, von allen Seiten ein echtes politiſches Poſſenſpiel, zergingen, und er trat mit Öſterreich und England gegen Frankreich in die Rennbahn. Dieſer glücklich angefangene Krieg endigte unglücklich und brachte Bonaparten auf den Thron von Frankreich und an die Spitze Europas. Deutſchland lag nun entwaffnet, verlaſſen, beſchimpft da und mußte ſich bei dem Friedensſchluſſe faſt immer aus Gnaden behandeln laſſen. Das geſchwächte und durch Niederlagen erſchöpfte Öſterreich hatte keinen einzigen Kontinentalbundesgenoſſen, der es ein wenig hätte halten können. Der Kaiſer Paul war von ihm abgetreten und fing ſelbſt an ſich zu Bonaparten zu neigen, der den Ruſſen ſogar den Schein von Mitvermittlern des Friedens ließ. Preußen ſah bloß auf kleine Erwerbe hin, die ihm der Friede geben ſollte, und verſäumte darüber die großen, es hatte nie gewußt, was es durch eigne Herrlichkeit hätte erwerben können, wenn es verſtanden hätte, herrlich zu ſein. Man konnte in den Jahren 1800 und 1801 die folgenden Jahre ſehen, die mit ihren unſeligen und greuelvollen Erfolgen und Begebenheiten nun blutig vor uns liegen; ja man konnte ſchon die ſehen, die noch ſchimpflicher und greuelvoller zunächſt kommen werden. Deutſchland ward in dem Frieden und in der Art, wie es unterhandelte und die Fremden walten ließ, erſt völlig überwunden, denn der letzte Wahn von eigener Selbſtkraft und Herrlichkeit mußte da verſchwinden: ſeine erſten Mächte erſchienen dabei nicht als die mitentſcheidenden und mitbefehlen-

den, sondern als die bittenden und gehorchenden. Preußen mit 250000 Mann eines Heers, das noch einen großen Wahn für sich hatte, das sich selbst vertraute und künftig würde vertraut haben, wenn man es nicht zur Unzeit von der Bahn gerissen hätte, wo natürlich jeder unterliegen mußte, der nicht in Übung blieb; Preußen, damals an der Spitze von Nord- und Mitteldeutschland, damals durch eigene Stärke und fremden Glauben so gestützt, daß bei der kleinsten Bewegung auch die übrigen deutschen Fürsten, Männer und Städte sich unter seine Fittiche gesammelt haben würden; Preußen, auch politisch durch Österreichs Schwäche aufgefordert, nun vorzutreten, wo jenes zurückstehen, zu gebieten, wo jenes schweigen, zu gewinnen, wo jenes verlieren mußte, und so alles hinter sich her zu reißen; Preußen, wenn es Augen, zu sehen, und Ohren, zu hören, gehabt hätte, politisch noch mehr aufgefordert, sich jetzt an Österreich anzuschließen, gemeinschaftlich und redlich das Sinkende und Zusammenstürzende zu halten, kühn und fest dem unterminierenden, schmeichelnden und treulosen Ehrgeizigen zu begegnen, der lüstern nach den Ländern und Thronen hinlauerte, — Preußen verstand die Rolle nicht, wozu es berufen war; es wußte nicht, was es im Vaterlande bedeuten konnte und sollte; es wußte nicht, daß man inmitten von Gefahren nur durch die Lust an Gefahren besteht. Wo war der Geist, der in einem zweimal kleineren und ohnmächtigeren Staate sich einst mit seinem gewaltigen Leben bewegte und die Enden der Welt und der Dinge umfaßte? Wo war der Geist, der die Gegenwart auf seinen Riesenschultern trug und die Zukunft mit ihren Schicksalen und Begebenheiten wie ein Knäul zusammenwickelte und ihre Fäden abrollen ließ, wie er wollte? Wo war die allumfassende, allvorhersehende und allhaltende Kraft des unsterblichen Friedrich? Wo war der Stolz, der immer der erste, die Ehre, die immer die glänzendste, die Tätigkeit, die immer die weiseste sein wollte? Was war aus der Gewalt der Waffen, der Hoheit der Meinung, dem Mut des Soldaten, dem Eifer des Bürgers geworden? Alles Ebene und Windstille, wo die Zeit das Rauheste und Wildeste zum Kampf aufgerufen hatte, wo ihre fürchterlichen Erdbeben und Vulkane die weite Erde erschütterten und verheerten; alles Einbildung und Wahn, wo die gewaltigste Wirklichkeit und der reißendste Untergang zu hohem Verstand und festem Ernst auf Leben und Tod herausforderten. Ach, wie war alles tot, alt und matt geworden! Schwächliche Gutmütigkeit und fremden Kräften vertrauende Halbheit bei denen, welche die ersten sein sollten; kein Aug' bei den Räten, keine Begeisterung bei den Feldherren, kein Vertrauen bei dem Soldaten, kein Stolz

bei dem Bürger. Wir sind geehrt und gefürchtet, wir sind glücklich und reich — das war das höchste Gefühl, aber auch das auf einer Lüge ruhend. Was Ehre erhalten, was Furcht erschaffen, was Glück und Reichtum herrlich machen kann, wer kannte, ja wer ahnte das? So ward aus Liebe des Friedens die Sicherheit des Friedens verspielt; bei guter Gesinnung vertraute man der Vorsehung mehr, als man ihr vertrauen darf: der Mensch als Bürger soll so stolz sein, daß er wähnt, die politische Vorsehung zu machen. Die Franzosen, der kühnen Gewalt gewohnt, griffen zu, wo die andern nicht festhielten. Bonaparte, ohne daß er schon sagen konnte: Ich sitze fest auf meinem Thron und bin der einzige Entscheider der Dinge, warf schon hier das Los über die Länder, weil man es ihn werfen ließ. Hier war es, wo er mit lüsterner Schadenfreude die Schwäche und Unwissenheit derer kennen lernte, die ihm hätten widerstehen können; hier war es, wo er den bröckelichten und ohnmächtigen Zustand kennen lernte, nicht bloß des elenden und uralten, aber deswegen nicht urheiligen deutschen Staatsgebäudes, sondern des allgemeinen europäischen Staatsgebäudes. Er hielt die blutigen Revolutionshebel in verwegenen Händen, und wer konnte von dem Kühnen und Ehrgeizigen nicht fürchten, daß er bald versuchen werde, die schon erschütterte und wankende Welt damit völlig überzuwippen? Er wußte, woher der Sturm der Zeit wehte, wohin ihre Wellenbrandung überstürzte; und man wollte nicht fürchten, daß er Sturm und Brandung loslassen werde zur Verwüstung? Wie anders wäre es gewesen, wenn Preußen mit 200000 Unterhändlern jenseit des Fichtelwaldes und der Weser gestanden hätte! Ach, wie anders, wenn es großmütig, patriotisch und klug Moreau und Macdonald, als sie am Inn und den Alpen standen, in den Rücken gekommen wäre! Doch zu solchen heiligen Unehrlichkeiten war man zu ehrlich und sorglos, obgleich französische Treulosigkeit und Büberei schon mehr als einem Fürsten und Volke die Netze solcher List um den Kopf geworfen hatten; wie anders, wenn es das Schwert gezogen und das Wort geführt hätte wie der einzige und erste noch unbezwungene Germanenstaat! Wäre der Friede dann auch so geschlossen, seine Art wäre anders gewesen, das Volk hätte Glauben und Vertrauen behalten, den Fürsten und Männern wäre die letzte Ehre nicht ausgezogen, und selbst Bonapartens Ehrgeiz hätte die Dinge anders angesehen, weil er sie anders hätte ansehen müssen. Er konnte damals noch nicht so eingreifen wie jetzt; unsicher und gefährlich stand er auf Trümmern, die durch fremdes Silber und Gold, durch den Raub aus allen Ländern erst

zu einem festen Bau wiederzusammengefügt werden sollten. Aber keiner sorgte weder für die eigene noch fremde Sicherheit, man gab ihm alles ohne Kampf hin, Holland, die Schweiz, Italien ganz, einen großen Teil Deutschlands zinsbar, Spanien und Portugal unter dem Namen der Bundesgenossenschaft nicht besser. Mit diesen Hilfsmitteln, die der gebietende Despot auswärts besser und freier gebrauchen durfte als die daheim bei sich, konnte er nun seinen jungen Thron stützen, sein furchtbares Heer noch größer und furchtbarer und seinen Anlauf der künftigen Jahre noch wütender und unwiderstehlicher machen als alles, was man seit einem Jahrtausend in Europa gesehen hatte. Hier und nirgends anderswo liegen die Niederlagen und Nöten von 1805 und 1806, hier das Elend und die Schmach, worin Europa fast erliegen will und erliegen wird, wenn man nicht verzweifeln und hassen lernt, wie man soll; hier und nirgends anderswo liegen die Wundertaten seiner Heere und Feldherren, die nie gesehenen, nie gehörten Wundertaten des einzigen, unüberwindlichen und unübertrefflichen Helden, den die Annalen der Weltgeschichte zeigen. — Paris ward nun der Fokus, wohin die deutschen Fürsten ihre kleinen Strahlen versammeln mußten; aber es war ein kalter Fokus: sie schickten die Wärme dahin und bekamen nimmer keine zurück. Welch eine Fundgrube war dies für die Günstlinge und Minister des ersten Konsuls! Was man dem einen nahm und dem andern gab, mußte erst ordentlich bezahlt werden, und was nach den Verheerungen und Plünderungen eines langen Krieges von Säften und Kräften und Gold und Silber noch übrig war, ward durch diese letzten Federstriche der Schreiber sicherer zu der Seine hingezogen als durch die Schwerthiebe der Schläger. Unterhandlungen, Gesandtschaften, befohlene und unbefohlene Reisen der Fürsten und ihrer Brüder und Söhne gingen nun unaufhörlich zwischen dem Rhein und Paris, und französische Hinterlist zettelte schon jetzt das Gewebe ein, was nach wenigen Jahren das Vaterland als ein verwirrendes und lähmendes Netz umschlingen sollte. So entschied Bonaparte eigenmächtig und ohne Widerstand das Schicksal Deutschlands, zog die Menge der kleinen Fürsten in seine Zentralkraft, machte die mächtigeren abhängig und biegsam durch den Raub, den er ihnen, wie es ihm gefiel, größer oder kleiner zuwerfen konnte; und als ein feiner Schlaukopf suchte er alle gegeneinander aufsätzig und mißtrauisch zu machen, was ihm meistens trefflich glückte. Daß er sich als Friedenbringer, Heiland und Beschützer der deutschen Freiheit hinstellte; daß gegen Österreichs Herrschsucht und die in ihr lauernde Gefahr gepredigt

ward; daß Preußen wegen der weisen und großen Politik bis in den Himmel erhoben ward, wodurch es sich gegen die nie schlummernden Pläne habsburgischen Glückes und Ehrgeizes auf Frankreich gelehnt habe, um die Ruhe Europas und die Freiheit und Selbständigkeit Deutschlands zu sichern — das war nur natürlich. Aber unnatürlich, himmelschreiend, gleichsam durch ein blindes und unseliges Verhängnis verschuldet war die Versteinerung in Begriffen und Vorurteilen, welche hätten aufhören sollen. So konnte Bonaparte über Deutschland entscheiden und dem Kaiser Paul, der als Mitvermittler der deutschen Geschäfte aufgestellt ward, mit dem Wahn schmeicheln, daß an seinem Winke das Weltschicksal hänge. Und Deutschlands Fürsten in den unseligen Jahren 1804, 1805 und 1806? Es ist genug gesagt, was sie getan und gelitten haben; was soll ich in ihnen das Unglück des deutschen Vaterlandes wiederholen? Auch ihr, deutsche Grafen, Freiherren und Edle ginget nicht in den Wegen eurer Väter, auch ihr waret verkehrt und verwandelt durch die Zeit, die alles Große klein und alles Hohe niedrig gemacht hat. Mit der kaiserlichen Macht im Reiche war auch der Stolz der deutschen Edlen gefallen, sie hatten kleinen Herren dienen lernen müssen statt eines großen; in dem Maße, wie die Verfassungen mehr und mehr willkürlich geworden, war die Weisheit und Würde der Männer untergegangen; sie durften nicht mehr mitsprechen, mitraten und mithandeln in Angelegenheiten des Volkes, das deutsche Volk hatte keine Verfassungen mehr, in den meisten Landen ward es von Schreibern regiert, die aus ihren mürben und papiernen Seelen täglich neue Gesetze und Befehle schüttelten; mit der sinkenden Ritterlichkeit war die hohe Zucht der Kaste verfallen, es war keine Gewalt, welche Glanz und Ehre unbefleckt erhielt: ja so tief ward der Adel entwürdigt, daß die gemeinsten Menschen adlige Wappen und Rechte um Geld kaufen konnten. Es war in diesen Tagen alles gemein geworden; desto verehrlicher, die Ungemeines taten; aber leider es waren wenige Ungemeine.

Freilich, hätten alle Edelleute gefühlt, wie sie fühlen sollten, nimmer hätte geschehen können, was wir erlebt haben. Des Adels Pflicht war, nächst den Fürsten die Ehre des Volks zu vertreten. Wahrlich kein deutscher Mann focht in dieser jammervollen Zeit gegen einen deutschen Mann, wenn kein Edelmann anführen wollte gegen das Vaterland; wahrlich wir wären ein freies und unbezwungenes Volk, wenn jeder deutsche Mann, dessen Stimme gehört werden mußte, im Jahr 1805 gerufen hätte: Lasset uns aufstehen, damit die Fremden nicht herrschen in unserm Lande. Und konntet ihr gleich nicht alle streiten und wirken

mit Kopf und Faust für euer Land, nimmer mußtet ihr streiten und wirken mit dem Verderber gegen euer Land, nimmer mußtet ihr ihm einrichten, verwalten, bändigen, überziehen helfen, wie viele von euch tun. Freilich ihr hättet euch zusammenstellen sollen, alles, was Edelmann heißt; ihr hättet euch zusammenstellen, das Schwert ziehen und Rache und Freiheit rufen sollen; Blut hätte fließen sollen von Freunden und Feinden, und das Volk hätte seinen Zorn und seine Stärke gefühlt, und ihr wäret mit Ehren gestorben oder hättet mit Ehren gelebt. Sprecht nicht von der Geschicklichkeit, Wachsamkeit und Macht des Feindes, was wollte er anfangen mit dem Volke, was wollte er anfangen mit dem grimmigen, sausenden Bienenschwarm ohne Weiser? Ihr sagt, er hätte das Volk ärger zertreten und geschändet, wenn er euch nicht als Vermittler und Zwischenträger gehabt hätte. Ihr sprechet wahr, ihr Vermittler und Zwischenträger der Knechtschaft. Alles wäre sogleich in der tollsten Verwirrung und Wut aufgelöst worden; aber wie hätte er ohne euch das Volk bändigen wollen, daß es nicht aufstände, wie hätte er hindern wollen, daß Grimm und Verzweiflung nicht Männer an die Spitze stellten, die zu einem Stoß das Verlassene sammeln und das Geteilte vereinigen konnten? — Und euch, was wollte er euch tun, wenn ihr alle für einen Mann und eine Ehre standet? Euch einkerkern, wegführen, erschießen? Das mußtet ihr dulden, ja das mußtet ihr wollen; denn das war eure Pflicht und euer Ruhm. Und glaubt mir, er tat es nicht, wenn ihr alle gleichen Stolz zeigtet: ein starker Wille ist unendlich mehr als eine starke Tat, er gebiert täglich neue Taten. Erkannte Bonaparte diesen Willen in euch, die für dreißig Millionen die Weiser und Führer sein sollten, er ließ ab, Deutschland unterjochen zu wollen.

Ich zeige euch ein hohes Beispiel, ein glänzendes Beispiel, das edle Volk, was hinter den Pyrenäen wohnt. Wie hat Lüge, Betrug, List und Schande hier gespielt, das Werk der Unterjochung ohne Arbeit und Blut zu vollenden! Doch standen die Spanier auf und offenbarten den Hochsinn, den Stolz, den Mut ihrer Väter. Ohne den Adel, die Priester, die Beamten wären sie schon Sklaven. Sie stehen mit dem Fürchterlichen in einem gefährlichen Kampf. Wird das Recht das Unrecht besiegen, die Ehre die Schande? Wie das Schicksal auch die Lose der Dinge schüttelt, die Geschichte wird hier unsterbliche Namen aufzeichnen, wenn sie manche deutsche Edle brandmarken muß. Heil und Glück dir, edles Volk! Wagten deutsche Ritter und Männer Gleiches, wagten sie es auf Leben und Tod, so wäre das Vaterland befreiet und Europa gerettet.

Ich fragte oben: Ihr Deutsche, was will derjenige mit euch, der auf den Trümmern eures Staates gebietet? Die Antwort kann kurz sein. Ich habe genug von ihm gesprochen, genug gesprochen mit euch, zu euch, gegen euch: und er ist es doch endlich, auf welchen alle diese Worte zuletzt gehen. Er hat gelogen und er lügt. Ein edler Mann selbst, der die Welt regiert, kann der ganzen Welt nicht die Wahrheit sagen: ein listiger Mann darf es nie. Ihr wisset, mit welcher Schlauheit er anfangs seinen verborgenen politischen Minengang ging. Mit dem Glücke und der Allmacht ist er offener geworden; aber immer noch gaukelt und tändelt er mit den Zeitgenossen. Ich will euch denn noch einmal ganz kurz sagen, was die sogenannten Wunder und Geheimnisse seiner Politik bedeuten. Dieser schlaue, kühne, stolze, unruhige Mann hat den weitesten Plan gefaßt, der seit den Römern in dem Haupte eines Europäers brütete, er verfolgt ihn mit der größten Geschwindigkeit und Folge in Grundsätzen und Ausübungen. Es soll nur ein Herr sein und ein Herrschervolk, dieses der einzige Lebenspuls, das allmächtige Zentrum der Welt. Alle andere Völker und Länder werden zerstückelt und geschwächt, in dem Maße mehr zerstückelt und geschwächt, wie sie entfernter vom Zentrum sind. Deswegen ist Italien zerstückelt; deswegen hat er die mächtigeren Staaten Deutschlands verkleinert; deswegen zieht er jetzt gegen Spanien; deswegen wird er bald wieder gegen Rußland und die Türken ziehen, und so weiter, wie weit sein Ehrgeiz und seine Unruhe ihn treiben, bis das Schicksal ihm das Ziel setzet.

Seine Art hiezu zu gelangen ist vortrefflich; denn er ist ein vortrefflicher Schelm. Ich brauche euch nur auf das Spiel hinzuweisen, das er mit euch gespielt hat und noch alle Tage spielt. Er hat die Großen in Deutschland noch nicht klein genug machen können, deswegen ist er hie und da noch mäßig gegen die Kleinen. Alte und neue Zwietracht aussäen oder bestätigen; alten und neuen Vorurteilen schmeicheln; alle deutsche Formen beibehalten, welche die Unbehilflichkeit und Kleingeisterei des Volkes bewahren; mit Hoffnungen und Versprechungen hinweisen auf den künftigen Frieden; mit geheimen Einrichtungen und Wohltaten ködern, die kommen werden, wann er der Vollendung seines Planes nahet — o das versteht er als ein Meister. Aber hört mich, ich verstehe ihn; ich will euch sagen, wie es gehen wird.

Ist er fertig, hat er nichts mehr zu fürchten noch zu sorgen, so stößt er einen deutschen Fürsten nach dem andern von seinem Stuhl und setzt französische Statthalter an ihre Stellen: es wird werden, wie es unter Nero und Heliogabal war; was sage ich?

es wird bleiben, wie es in Italien und Deutschland schon ist. Französische Generale, Aufseher, Zöllner, Günstlinge, Windbeutel und Abenteurer aller Art strömen von Paris aus, die groben Alemannen fein, liederlich und arm zu machen; sie suchen nur Gold in dem Lande der Grobheit und Barbarei und fliehen dann nach der Hauptstadt der Welt zurück, um als Menschen leben zu können. Haben die Übermütigen euch nicht vor hundert und vor fünfzig Jahren schon so angesehen, und werden sie nach fünfzig Jahren euch nicht viel übermütiger ansehen, und nicht allein ansehen, sondern auch behandeln? Damit das System der Weltsklaverei sich trage, muß wieder die römische Weise gelten: Spanier, Albanesen, vielleicht Syrer und Ägypter liegen in euren Festungen und zügeln das sträubende Volk; eure Jugend steht an der Newa, am Hellespont, vielleicht am Orontes und Nil, andern Unterjochten gleiches zu tun. Wo keine Selbständigkeit und kein Stolz ist, da ist auch kein Geist und keine Liebe mehr. Ihr werdet verächtliche Sklaven ohne Sitten, ohne Sprache, ohne Wissenschaft und Kunst.

Kurz und ruhig ist das Wort der Wahrheit; kurz und ruhig habe ich euch es hingestellt, wie der Korse es will, und wie es sein wird, wenn ihr nicht Besseres wollet als er. Genug von ihm! Nun ein kurzes und wahres Wort zu euch, deutsche Männer, ein Wort der Liebe und des Glaubens auf Tugenden, die ihr nicht verloren, die ihr nur verkannt habt, auf Hoffnungen, die mehr sind als Hoffnungen, auf Hilfen, die Wirklichkeiten werden können.

Zuerst die kalte Sprache des Verstandes, die ruhige Hinstellung dessen, was ist, bei dem wärmsten Gefühl dessen, was sein könnte und sein sollte. Nur *eine* lichte Idee gebe ich euch. O daß alle sie fühlten wie ich, daß alle sie aussprächen und ausführten vor dem Volke, wie ich es will! Und sogleich stehen wieder deutsche Heere am Rhein, stehen mächtiger und zuversichtlicher da als in den Jahren 1793 und 1794. Seid ihr ein aufgeklärtes und gescheutes Volk, was ihr euch anmaßet, so höret mich, so vernehmet mich, und kein Franzose wird künftig über euch hohnlächeln. Was ihr waret und was ihr seid, darf nicht bleiben. Eure Vielherrschaft wird Allknechtschaft, wenn ihr sie beibehalten wollet. Das Alte ist vergangen, ihr müsset das Neue suchen. Leset Tacitus und Plinius und schämet euch! Eure Väter in den Tierfellen waren viel klügere Männer als ihr. In Zeit des Friedens und der Ruhe wohnten die Gauen jeder für sich unter ihren kleinen Fürsten und Anführern: in Zeit des Krieges und der Gefahr wählten sie den tapfersten der Fürsten zum Führer, der dann diktatorisch über alle gebot. Ich frage euch: Seid ihr

im Frieden, im Glück? Ist nicht die tiefste Not, die gräßlichste Gefahr nahe, Freiheit, Selbständigkeit, Namen zu verlieren? Was müsset ihr denn tun? Nicht länger dumm sein, sondern tun, was die Zeit gebietet.

Ach, ihr wollet die fürchterliche Zeit immer noch nicht begreifen! Ihr waget immer noch nicht unverwandten Blickes so lange in ihr volles Verderben zu schauen, bis Mut und Zorn auf Tod und Leben in euch erwacht sind. Will ich die Liebe und Treue schelten, wodurch ihr zurückgehalten werdet? Wahrlich nicht ich; aber sie soll euch nicht binden für den Dienst des fremden Tyrannen. Es ist eine heiligere und unverletzlichere Treue und Liebe, welche jeder deutsche Mann bei der Geburt geschworen hat, die Liebe und Treue zum deutschen Vaterlande. Diese muß euch verbinden, diese muß euch jenen stolzen Geist der Gemeinschaft einhauchen, wodurch ihr einer für alle und alle für einen zusammenstehen und siegen oder sterben wollet; dieser muß euch wie verzehrende Flammen auf die Geschwader eurer Plager treiben: durch diesen muß der geschändete deutsche Name wieder zu Glanz und Ehren kommen.

Ich will einmal vor euch spielen, ich will euch ein Bild hinstellen, was Tat sein könnte, was schon hätte Tat sein sollen, wenn die, welche für das ganze Volk denken und empfinden sollen, groß dächten und fühlten. Ich bin denn einer der Fürsten oder Feldherren, welche jetzt auf Befehl des französischen Despoten deutsche Legionen über den Rhein geführt haben*); ich ziehe denn mit ihnen durch das heilige germanische Land von Hessen und Westfalen; die großen Taten, die stolzen Erinnerungen, die frommen Streite der Väter steigen vor mir auf; die Feigheit, die Schmach, die Schlafsheit der Gegenwärtigen empören mich; ich wage ein Werk für das Vaterland, ich berufe die Führer und die Männer; mein Marsfeld ist das Land, wo die Cherusker, die Katten, die Sachsen, die Friesen fochten; also spreche ich zu ihnen:

Brüder und Landsleute, wir ziehen heute über einen heiligen Boden; aber ziehen wir, fliehende Feinde zu verfolgen? ziehen wir, anrückenden Feinden zu begegnen? ziehen wir, das Vaterland von einem meuterischen und zuchtlosen Gesindel zu befreien, das seinem Glücke und seiner Freiheit drohet und in die Fremde zum Tode geführt werden muß? — O stehet hier und höret mich, höret mich, wenn ein deutsches Herz in euren Brüsten schlägt!

*) Im Herbst 1808 und Winter 1809, als dies geschrieben ward, wurden viele rheinbündische Truppen an dem Rhein und jenseits des Rheins zusammengezogen, als wenn sie nach Spanien gehen sollten; viele gingen auch dahin.

Denn hohe Erinnerungen umgeben uns hier, heilige Pflichten sprechen uns an, wohin wir den staunenden Blick wenden. Kennet ihr dies Land? Kennet ihr die Erde, worauf ihr tretet? Kennet ihr die Berge und die Wälder, die aus der Ferne vor eurem Blicke aufdämmern? Dies ist das Land, wo die Cherusker und Katten schlugen, wo Drusus, Germanikus, Julianus mit zertrümmerten Legionen über den Rhein fliehen mußten; dies sind die Wälder und Täler, wo Hermann Varus' Heer vernichtete und aus den Gebeinen der Erschlagenen einen Altar der Rache auftürmte, ein herrliches Denkmal der Freiheit; dies sind die Berge, von welchen die edlen Katten die Römer mit blutigem Schrecken zurückjagten, die Berge, wo die Franzosen, welchen ihr zuziehen wollet, vor fünfzig Jahren vor den Hessen und Braunschweigern flohen; dies ist die freie Erde, welche die Sachsen und Friesen dreißig Jahre mit dem Blute der Franken düngten; dies sind die Ströme und Quellen, wo der Bluttäufer Karl einst die Freiheit verhöhnte und das Christentum entehrte. Was sage ich anders, als daß dies ein Land der Freien ist, wo edel gestritten und edel gestorben ward?

Und wir? Was wollen wir? wohin ziehen wir? wozu ziehen wir? Ihr murmelt, ihr zürnet — schweigt, meine Brüder, und höret mich! Ein fremder Fürst, der Fürst des übermütigsten, von uns gehaßtesten Volkes, heißt uns über den Rhein ihm zuziehen. Er treibt seine Legionen gegen ein tapferes, freies Volk, gegen die Spanier, daß sie seine Knechte werden; uns zieht er sich nach, zuerst, daß er uns sicher habe, dann, daß er uns brauche, überschwemmen und zerstören zu helfen, wann er die ersten großen Tyrannenschläge getan hat. Was errötet, was erbleichet ihr, Männer? Was sehet ihr düster mich an? Ja es ist wahr, wir heißen Bundesgenossen, aber wir sind Knechte: die Römer wollten unsre Väter Bundesgenossen nennen, aber sie verschmähten den Namen, und sie bleiben Freie. — Über den Rhein wollen wir ziehen gegen unser Land, gegen unsere Freiheit, gegen unsere Ehre. O heilige Schatten, die diese geweihten Orte umschweben, ihr werdet uns als Furien folgen, und nie wird eine Glorie um unsere Fahnen leuchten. — Auf denn, Freunde, frisch auf zum Rhein, und Mainz und Wesel und Landau rasch berannt und genommen: dann gerufen: Freiheit und Österreich! dann gerufen: Franz unser Kaiser, nicht Bonaparte! — Was zittert ihr? was greifet ihr an die Schwerter? was schauet ihr die stumme Erde an? O könnte sie sprechen, ihr würdet vernehmen, was euch noch mehr beschämen würde. Ich sehe, ihr fühlet, daß ihr Deutsche seid; aber ihr kennet euch selbst nicht,

ihr kennet nur den ſchrecklichen Mann, der die Kraft der Welt verſteint hat, um ſie zu zerſchlagen. Er hat euch geſagt, er iſt unüberwindlich, er macht einen Spaziergang gegen die Spanier, kommt dann wieder zu euch und ſtrafet jeden, der nicht die Knechtsmiene bewahrt hat. Ihr Männer, noch ein Wort und dann ſteinigt, zerreißt, zerfleiſcht mich, wenn ich euch dünke wie ein Narr geſprochen zu haben.

Ich ſage euch nichts von den Sünden, Schwächen, Verbrechen der letzten zehn Jahre, ihr kennet ſie wie ich; wir ſtänden heute nicht hier, wenn ſie nicht begangen wären: aber ich ſage euch, ihr ſeid mächtiger, als ihr vor zehn Jahren waret, wenn ihr klug werden wollet. Bonaparte, der unüberwindliche Bonaparte, iſt nicht ſo mächtig, als die Franzoſen im Herbſt 1793 waren: jene fürchterliche Gewalt, die damals ſtieß, iſt nur einmal geweſen. Ihr aber, was habt ihr verloren, wenn ihr klug ſein wollet? Den Wahn habt ihr verloren, die Vorurteile, die Zwietracht, die euch verdorben haben. Ihr habt noch alles andere, wodurch ihr dem Feinde begegnen könnt, ihr habt Menſchen und Eiſen, ihr habt Korn und Vieh. Nur zuſammen, zuſammen! Ruft Öſterreich auf; unterwerft euch Öſterreich als König von Germanien; ſtrengt eure Kräfte an; braucht die reichen Hilfsmittel für euch ſelbſt, die der Feind ſo liſtig gegen euch gebraucht hat — und bald werden eure Fahnen jenſeit des Rheins wehen! Bonapartens Hilfen ſind gar nicht unermeßlich, wenn er nur auf Männer träfe. Er rechnet euch ſechzig Millionen vor, die er beherrſcht, und beweiſet euch, daß es von euch dreißig Millionen eine Narrheit ſein würde, an dem Joche zu rütteln; er rechnet euch ſeine ſiegreichen Heere vor, ſeine erfahrnen Feldherren, ſein Glück und ſeine Kunſt. Jene ſechzig Millionen ſind da, aber ſie ſind nicht ſeine Macht und Stärke. Ihr ſeid mitgezählt, die nun gegen ihn ziehen ſollet, die Italiener ſind mitgezählt, die Holländer, auch die Spanier, die er unterjochen will. Wahrlich dieſe vermehren ihm die Kraft nur ſcheinbar; käme ein gewaltiger Stoß — ihr allein ſeid das Volk, das ihn geben könnte — wie würden die beſchimpften Völker ſich rühren! Je weiter ſein Umgriff wird, deſto mehr Blößen bekommt er; denn er gebraucht Heere, und wenn man es recht meint, franzöſiſche Heere, die Unterjochten zu zügeln: für Spanien allein, geſetzt er bezwingt es, würde er doch immer 150000 Franzoſen nötig haben, wenn wir an dem Rhein ordentlich anſetzten. Wir hätten alſo nur Franzoſen gegen uns, ein tapferes, ſtreitbares Volk, aber das dann an allen Seiten gezwackt und beſchäftigt würde. Sollten wir vereinte dreißig Millionen vor vereinten vierundzwanzig

Millionen zittern? — Die Übung seiner Heere, seine Feldherren, er selbst, sein Glück und seine Künste, das sind allerdings große Worte; aber wenn wir gerüstet sind, frei zu leben und zu sterben, fürchtet ihr, daß die Franzosen uns unterjochen können? O verzeihet mir! Ich sehe es an eurem glühenden Unwillen, daß ihr das nicht fürchtet.

Noch ist es Zeit, die letzte, die köstlichste Zeit. Noch stehet etwas Wirkliches, woran wir uns anschließen können, noch haben wir einen Vereinigungspunkt unter etwas, das mehr ist als Schatten und Namen. Österreich ist noch da, ihr könnet es aufrichten und stärken; ihr könnet euch an ihm und durch dasselbe zu einem deutschen Volke erheben; ihr könnet eure Unehren abwaschen und eure Schimpfe rächen. Das Alte ist dahin; ihr könnet nicht Sachsen, ihr könnet nicht Bayern, ihr könnet nicht Württemberger sein als eigne Völkchen, ihr müsset Deutsche sein wollen. Bleibt ihr bei dieser Torheit, so bleibt in Gottes Namen Franzosenknechte und gebt mir ein Schwert, daß ich dareinfalle und die ewige Schmach meines Volkes nicht länger sehe. — Das Alte ist dahin; ihr müsset ungerechte Vorrechte, ungleiche Ansprüche aufgeben; ihr müsset gleich arbeiten, gleich opfern für die heilige Freiheit und das liebe Vaterland. Das sei das Vorrecht der ersten, vorderst zu stehen in der Schlacht und in dem Rat, vorderst zu stehen in rastloser Arbeit, in schlafloser Wachsamkeit, in geschwindester Gefahr; das sei das Vorrecht der Edelsten, zu fallen als die ersten heiligen Opfer, zu fallen in des Vaterlandes glorreichem Dienst.

Ihr seid überrascht, erstaunt, erzürnt; ihr sehet mich an, als hätte ich Greuliches und Ungeheures gesprochen; ich kenne euch, ihr seid deutsche Männer, gute, gerechte Männer; ich ehre euer Erstaunen, eure Verwunderung, euren Zorn: aber höret mich weiter, begreifet mich und gestehet, daß mein Zorn heiliger ist als der eurige. Wir sollten unsrer Pflicht vergessen, unsern Fürsten absagen? rufet ihr, nein nimmer, nimmermehr! Ich kenne euch wieder, ich ehre dieses Gefühl, aber ich spreche zu eurem Verstande. Ihr seid Männer, und Männer sollen klug sein. Was sind eure Fürsten und Herrscher? Sind sie noch, was sie waren? Können sie es noch sein? Wo ist die Majestät ihrer Macht und die Kraft ihres Befehls? Wo ist die Ehre Germaniens und der Stolz der Freiheit geblieben? Ach, sie sind nicht mehr, sie haben nur noch den Namen — auch dieser Name wird bald nicht mehr sein — und mit diesem Namen täuscht euch der welsche Unterdrücker in die schimpfliche Sklaverei hinein. Darum seid gerüstet, nicht zum Ungehorsam gegen die Fürsten, sondern zum

Gehorsam gegen das Vaterland, seid gerüstet zur Eintracht, zur Liebe und Treue, und deutsche Freiheit und Ehre werden wiedererstehen.

Wie, will ich alles Menschliche und Heilige aus eurer Brust reißen, will ich die reinsten Gefühle der Treue und des Gehorsams verletzen, will ich so viele Herrscher, so viele uralte und glorreiche Geschlechter vertilgen? Nein, das will ich nicht, das wollen wir nicht. Wir wollen die Fürsten nicht verderben, nicht schänden — Bonaparte hat sie alle geschändet, wird sie alle verderben, — wir wollen uns und unser Land nur einrichten, wie wir müssen, wenn wir nicht Knechte werden wollen. Dies ist mein Vorschlag:

Österreich ist der Vereinigungspunkt, das Haus Habsburg soll herrschen; denn wir wollen einen deutschen Herrn. Aber seit dem zweiten Friedrich, dem unsterblichen Friedrich, zieht das Haus Hohenzollern in Norddeutschland. Zwar ist es zerstört bis auf den Namen; aber der Name wird gewaltig wirken, wann wir aufstehen, und wollen wir das große Werk nicht durch Zwietracht verderben, so muß wohl ein preußischer Staat bleiben, obgleich glücklicher für Deutschland nur *ein* Reich wäre von der Ostsee bis zu den Alpen. Wenn wir das Land vom Feind gereinigt, unsre Festen wiedergewonnen, unsre Freiheit bestätigt haben, so richten wir uns so ein:

Österreich erhält Schwaben, Franken, Bayern, die Schweiz zu seinen vormaligen Besitzungen.

Preußen erhält Sachsen, Braunschweig, Holstein, Westfalen, Hessen, Mecklenburg usw.

Und die Fürsten? Was sollen sie denn werden? Sie werden nicht vergessen; wir sind reich genug, sie in fürstlichen Ehren und Herrlichkeiten zu erhalten.

Die größeren gesellen wir den beiden größten Häusern zu; sie werden Fürsten von Geblüt mit allen Anrechten der Ehre und Nachfolge, und zwar nach dem Maße der Ländermasse, die sie vorher beherrschten.

Das süddeutsche Herrscherhaus besteht aus folgenden Häusern, die alle *eine* Familie ausmachen, mit folgendem Recht der Nachfolge: 1. Die regierende Linie Habsburg, 2. das bayrische Haus, 3. Württemberg, 4. Baden.

Das norddeutsche Herrscherhaus: 1. die regierende Linie Hohenzollern, 2. die sächsischen, 3. die braunschweigischen, 4. die holstein-oldenburgischen, 5. die hessischen, 6. die mecklenburgischen Fürsten.

Die kleinen Fürsten, Grafen und Herren bekämen in den ver-

schiedenen Landen des Deutschen Reiches ihre Abteilungen und Schlösser als stehende Majorate, worin die Familie von Mann zu Mann folgte; sie würden ebensoviele Pairs des Reichs und säßen als geborne Räte nebst den Fürsten vom Blute den Königen zur Seite.

Sie und die Fürsten vom Blute bildeten eine Art von ratendem Körper oder Oberhaus in dem Volke. Ihre Zahl wäre nach dem Verhältnis der Volksmenge bestimmt; sobald eine Pairsfamilie ausginge, erhöbe der Regent eine neue Familie zur Pairie.

Auch für den kleinen Adel, wenn er bleiben sollte, müßten strengere Ordnungen und Satzungen gemacht werden. Oder wollt ihr, daß ich meine Augen verschließe? Glaubt ihr an die Möglichkeit der Verwandlung aller äußern Verhältnisse und aller äußerlichen Rücksichten so sehr, daß die Mächtigen einem Mächtigsten, einem Deutschen Kaiser gern dienen wollen, damit die deutsche Freiheit und Ehre wiederhergestellt werde? — O kein deutscher Mann will es lieber als ich, keiner will dann lieber als ich die alte Ordnung des Reiches von Kurfürsten, Bischöfen, Fürsten, Grafen, Freiherren, Ritterschaften, Reichsstädten, Reichsbauern erhalten wissen als ich. Aber wer schafft mir die Liebe, die Treue, den Glauben und den Gehorsam wieder, welche seit fünf Jahrhunderten mehr und mehr aus der deutschen Geschichte verschwunden sind? Solche Gewalt ist nicht in den Menschen, die ist nur in Gott und in Gottes Geist, welcher dunkel und allmächtig durch die Zeiten hinwandelt, und an welchen der redliche Mensch glaubt und wettet, wenn alles Irdische ihn verläßt.

O ein schöner Traum! werdet ihr sprechen, deutsche Männer. Aber sind wir so dumm und so schlecht, daß wir ihn nicht wirklich machen können? Ist der Versuch nicht schon tausend Tote wert? Und sind tausend Tote nicht tausendmal besser, als was wir jetzt wollen? O daß wir einen Willen, einen Glauben, einen Zorn hätten, wie wir eine Sprache sprechen! Es stände sogleich ein herrliches Volk da. Dann welch ein Gewimmel edler Kämpfe und Kräfte! Welche Bahn geöffnet jedem freien Streben und jeder blühenden Lust! Welche Bahn geöffnet jeder Kühnheit, jeder Tugend, jeder Herrlichkeit! Dann würden wir Kunst, Sitte, Gesetz, dann würden wir Mut und Stolz haben auf den Namen Deutsche. — Soll es Traum bleiben, Männer? Entscheidet! Wohin ziehen wir, und für was? Ihr entscheidet über mein Leben oder meinen Tod.

So würde ich sprechen. Wer sagt mir, was jene tun würden?

Noch einmal, deutsche Männer und Landsleute, ein Wort des

tiefsten Ernstes zu euch. Soll ich alles für Aberwitz halten, was ich deutsch gedacht, soll ich alles für Gewäsch halten, was ich deutsch geredet habe, soll ich auch dies hier für Gewäsch halten, soll ich meinen Stolz, meine Zuversicht aufgeben auf mein Volk, soll ich euch und mich und alles, was wir getan und gewirkt haben, für schlecht und verworren halten? Nein, das kann ich nicht. In unsrer Sitte, in unsrer Kunst, in unserm Leben, in unserm Dichten und Trachten ist etwas, das an die höchste Idee reicht, etwas, das in dieser Zeit zu einer hellen Flamme aufschlagen und uns und andere entzünden müßte, wenn die lichte, feurige Kraft in einem Brennpunkt gesammelt werden könnte. Es fehlt uns nicht an kühnen Herzen, nicht an geistvollen Köpfen, nicht an idealen Führern; aber alles steht vereinzelt, und so erkaltet das Edelste und Frischeste in seiner starren Einsamkeit. O wenn die Ideen, die Geister, die Wünsche, die Hoffnungen, wenn die Entwürfe, die Arbeiten, die Taten der Besten von uns zusammengreifen könnten, wie würden sie das Volk ziehen und begeistern und einen unzertrennlichen Knoten deutscher Kraft zusammenflechten! Weil wir die schönste, die unwiederbringliche Zeit verträumt und verschlafen haben, weil wir auf den großen Punkt unsrer Herrlichkeit und Stärke nicht hinwiesen, als noch kein Tyrann uns verbot, deutsch zu denken und zu reden, so bleibt uns jetzt nur die Idee einer geheimen Propaganda für das Vaterland, das stille Einverständnis und Zusammenwirken der besseren Herzen und Köpfe, daß innere Zwietracht zerstört, daß deutsche Verzweiflung beseelt, daß deutsche Begeisterung geweckt werde, damit die Gewalt von außen an uns zerbreche. Alle Kraft, die in Taten und Werken, in Worten und Gedanken, alle Gewalt, die in männlichen Grundsätzen und kühnen Ideen liegt, wirke zusammen wie in einem heiligen Bunde der besseren und freieren Männer, damit das Wort und der Sinn Deutschlands bleibe, damit der Gedanke der Einheit des großen Volkes lebendig werde. Dahin strebe das Leben, dahin die Erziehung, damit unsre Söhne die Freiheit tapfer wiedergewinnen, die wir dumm hingegeben haben.

Gesindel wird schreien gegen mich, nicht das übermütige, schindende und überlistende Gesindel der Fremden, sondern dummes, mattes deutsches Gesindel wird schreien über den sprudelnden Tollkopf und hirnverbrannten Phantasten, das Gesindel wird ihn des Hasses zeihen und des Ehrgeizes und wird ihm mit milder und menschlicher Ansicht der Geschichte, mit ruhiger Abwägung der Dinge, mit frommer Hoffnung auf die Zukunft, mit erbaulichen Gleichnissen früherer Zeit entgegenkommen.

Schreie Gesindel! Schilt mich und verdamme mich, denn du hast recht. Ja ich hasse, es ist meine Lust und mein Leben, daß ich noch hassen kann; ich hasse innig und heiß, aber nichts hasse ich heißer und inniger als euch faule und nichtige Gesellen, die ihr euch nicht schämt, in deutscher Sprache deutsche Schande auszusprechen. Wie sollte der Mann nicht hassen, der in der Welt etwas tun und wirken will? Denn welcher Mensch kann lieben ohne Haß? Und ich liebe mein Vaterland und seine Ehre und Freiheit über alles; ich liebe meine Freiheit, ich liebe die Heiligtümer, welche die vergangenen Säkeln uns zu bewahren überliefert haben; ich liebe die Wissenschaft und das Licht, welche Despotismus von der Erde vertilgen möchte. Darum rufe ich meinen Zorn aus vor Göttern und Menschen; darum will ich Haß auf Leben und Tod, Haß, den einzigen, gewaltigen Retter und Helfer. O euch alle, euch alle, deutsche Männer, denen eine Tugend ward, im Leben als Beispiel zu stehen für viele, denen eine Stimme ward, die mächtig durch Männerbrüste klingt, euch fordere ich noch einmal auf, fordere euch auf zum letztenmal, daß ihr unserer bittern Not gedenket und des schönen Hasses gedenket, der uns allein befreien kann. Jetzt ist die Zeit da für alle Deutschen, jeden Franzosen, der ihren entweihten Boden betritt, als ein Scheusal zu vertilgen; denn das übermütige Volk will uns unterjochen. O wenn ein Gott alle deutschen Verräter und Buben, alle Helfer und Hehler der fremden Tyrannei nähme, sie zusammen in einen Sack steckte und versenkte im Meere, wo es am tiefsten ist, und wenn dann das Volk wie unsre Ahnen vormals nur zu Keulen und Spießen griffe — das Franzosenungeziefer, das bei uns ist, würde bald vertilgt sein, und neues würde nicht wiederkommen. So ist mein Haß.

Aber du bist schlecht, Gesindel, wenn du sprichst, ich schreie, weil ich nicht von den ersten bin, ich schelte die Fürsten und die Edlen, weil ich mich groß machen möchte durch die Erniedrigung der Großen. Gott hat jeden Mann groß gemacht, der das will, was er kann. Ich bedarf keiner Purpurlappen noch Zieraten, keiner Schlägereien mit Ehren, die keine Ehren mehr sind, um von vielen gesehen zu werden. Mir ward eine Sprache gegeben, und diese Sprache gebrauche ich, ihre Donnerkeile schleudere ich zu heilen und zu zerschmettern. Und darin tue ich nur mein Amt. Stolz kann ich auf den Ruin eurer Erbärmlichkeiten herabsehen, stolz in diesem Ruin mitvergehen und lächeln, wo ihr wimmert. — Aber ich brenne von Ehrgeiz. Auch da saget ihr recht. Ja, ich brenne von einem edlen Geiz. Das Herz, das nicht nach Unsterblichkeit lechzet als nach dem göttlichsten Besitz, wird nimmer

Großes vollbringen. Ich liebe die Unsterblichkeit, darum liebe ich Freiheit, Licht und Gesetz. Aber ihr, die klein denkt und richtet, wie ihr klein tut und leidet, gebt mir ein freies, glorreiches Vaterland, und nie mag mein Name genannt werden als in meinem Hause und bei meinen Nachbarn; gebt mir nur ein Plätzchen in Germanien, wo die Lerche über mir singen darf, ohne daß ein Franzose sie herabschieße; gebt mir ein Häuschen mit einem Gartenzaun, wo mein Hahn krähen darf, ohne daß ein Franzose ihn bei den Fittichen fasse und in seinen Topf stecke: und ich will fröhlich singen wie die Lerche und krähen wie der Hahn, wenn auch ein Leinenkittel meinen Leib bedeckt.

Fahre denn hin Nichtigkeit, und Stärke lebe! Haß beseele, Zorn entflamme, Rache bewaffne uns! Laßt uns vergehen für unser Land und unsere Freiheit, auf daß unsere Kinder ein freies Land bewohnen! Männer, auf, und seid gerüstet! Ihr dürfet nicht leben als Sklaven!

Arndts Werke

Auswahl in zwölf Teilen

Herausgegeben

mit Einleitungen und Anmerkungen verſehen

von

Auguſt Leſſon und Wilhelm Steffens

Mit drei Beilagen in Gravüre und Kunſtdruck,
einer Fakſimilebeilage und drei Textbildern

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutſches Verlagshaus Bong & Co.

Arndts Werke

Achter Teil

Geist der Zeit III

Herausgegeben

von

Wilhelm Steffens

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Alle Rechte vorbehalten

Druck von Ballberg & Büchting (Inh. L. A. Klepzig), Leipzig

Inhalt des 8. Teiles.

Seite

Geist der Zeit. Dritter Teil 7
Vorwort 9
1. Was wollte und was tat Bonaparte? Wie kam er nach Rußland? Wie kam er aus Rußland heraus? 11
2. Was haben die großen Mächte jetzt zu tun? 104
3. Was müssen die Deutschen jetzt tun? 150

Natura hominibus lacrimas
dedit et loquelam, quibus
distinguerentur a brutis.
Theophrast.

Geiſt der Zeit

Dritter Teil

Pergeret porro ire nec ultra inquireret sineretque fata in occulto esse.

Livius.

„Der Mensch ist sein eigener Herr und vor bösen Zungen sicher, bis er ein Buch geschrieben oder ein Weib genommen hat." So schrieb vor mehr als zweihundert Jahren der türkische Weise Hadschi Chalfa, und seine Worte bleiben wahr bis auf diesen Tag. Auch dieses Buch wird hie und da nicht allein gerechte Tadler, sondern auch böse Ausleger haben. Dagegen bin ich gleichgültig, weil ich es sein muß. Das aber ist mein Trost, daß Menschen, welche wahrhaftig deutsch fühlen und denken, und welche die letzten zwanzig und zehn Jahre deutsch gefühlt und gedacht haben, mich keines Aufruhrs gegen die heilige Gerechtigkeit und die göttliche Ordnung zeihen werden. Ich möchte vielmehr, was an mir ist, jedermänniglich Gehorsam und Demut gegen das deutsche Vaterland predigen; daß ich mich aber des Gehorsams und Dienstes für die fremden Unterdrücker sträube und alle deutschen Männer zum Zorn und Aufstand gegen sie ermahne, das werden nur undeutsche Verräter und Weichlinge Aufruhr nennen. Allein die zierlichen Verkündiger der Schlaffheit und Gleichgültigkeit mögen der Menge gefallen. Solches Beifalls habe ich nie begehrt. Da tröstet mich der Ausspruch des Größten und Heiligsten, der je in sterblicher Hülle auf Erden gewandelt ist; er sagt Lukas 6, 26: „Wehe euch, wenn alle euch schön sprechen."

Ich liebe nicht allein das Meinige in erbärmlicher Eitelkeit; die Besseres und Weiseres wissen und kennen als ich, sollen mir willkommen sein. Gern will ich allem gehorchen, was dem Vaterlande Freiheit und Heil bringt, trage es welche Gestalt es wolle. Dies bekenne ich vor Gott und meinem Volke, und daß keiner mehr glauben kann als ich, daß wir alle mannigfaltig irren, und daß nur *einer* das Rechte weiß und macht.

1. Was wollte und was tat Bonaparte? Wie kam er nach Rußland? Wie kam er aus Rußland heraus?

Nach langen und blutigen Getümmeln, die Frankreich und Europa zehn Jahre erschüttert hatten, kam im Spätherbst 1799 Napoleon Bonaparte, zu Ajaccio in Korsika von mittelmäßigen Eltern geboren, in Frankreich an die Regierung und hielt die durch List und Gewalt erworbene Herrschaft mit List und Gewalt fest. Dieser Mann von einem unruhigen und dunkeln Gemüt hatte sogleich bei seinem Auftreten offenbart, was die Welt in alten und neuen römischen und italischen Menschen schon seit Jahrtausenden bewundert und gefürchtet hatte. Manche Hellsehende gewahrten früh, er werde ein großes Zeichen der Zeit werden; doch wußten wenige wie, denn sie hatten vergessen, was alle Geschichte und Erfahrung von den Korsen meldet, daß sie das unruhigste, treuloseste, meuchlischeste Volk in ganz Italien sind, auch bedachten sie nicht, daß die großen Zeichen der Zeit ihren Tugenden oder Lastern ähnlich sein müssen: noch hatte die Zeit keinen Retter und Beglücker verdient, darum ging aus dem Lande der Verruchtheit derjenige hervor, den sie zitternd den Helden des ersten Jahrzehnts des neunzehnten Jahrhunderts nennen sollten.

Bonaparte, dem alles gefiel, wodurch die geschwindeste und willkürlichste Herrschaft gegründet und erhalten werden kann, behielt alle die Einrichtungen und Erfindungen der Gewalt, Wut und Hinterlist bei, welche die fürchterliche Französische Revolution geschaffen und gebraucht hatte; auch umgab er sich und seinen Thron mit allen klugen, ehrsüchtigen und habsüchtigen Verbrechern und Ungeheuern, die ihm in der Tyrannei beistehen konnten; zugleich schuf er viele neue Ordnungen, wodurch die Guten geschreckt, die Bösen geschützt, die Knechte und Schmeichler gehoben wurden. Das aber sah er als das größte Ziel und als die stärkste Stütze seiner Herrschaft daheim und ihrer Erweiterung nach außen an, zahlreichere und geübtere Heere zu haben als alle

andere Herrscher. Dieses eine, daß er viele Söldner hätte, und daß diese Söldner alle von seinem Winke abhingen, das war seine einzige Sorge und Arbeit; dazu verwandte er alle Kräfte seines Staates und anderer Staaten, welche durch den schrecklichen Revolutionskrieg Frankreich zinsbar geworden waren; dafür wurden alle andere löbliche und notwendige Anstalten und Einrichtungen versäumt: die Religion, der Unterricht, die Wissenschaften, die Künste, jedes Glück, jede Freude und Freiheit der Menschen wurden der tyrannischen Willkür geopfert. Nur zum Prunk ward einiges behalten, was der Liebe zu Wissenschaften und Künsten ähnlich sah: Bonaparte wollte wie Augustus, Nero und Domitianus weiland seine Schmeichler und Verkündiger haben. So stöhnte das französische Volk, immer unbeständig, gaukelisch und sklavisch, unter einem schweren Joche; die fremden Völker zitterten, denn sie erkannten die Tätigkeit, Unruhe und Trüglichkeit des fürchterlichen Mannes und wurden auch durch Greuel und Gewalttaten geschreckt, wodurch er bei seinem Volke von Stufe zu Stufe und endlich bis zum Glanz eines neuen kaiserlichen Namens stieg. Am meisten aber schreckte die Verständigen das Gefühl und die Überzeugung, wie gegen die korsische List und Wut die meisten Regierungen und Staaten schwach und veraltet, ihre Führer nicht tätig, ihre Helfer und Träger nicht geschickt und mutig genug seien, und wie der Strom der Meinung bei vielen Menschen noch für die Franzosen und ihren Herrn laufe.

Bonaparte hatte, als er in Frankreich die Herrschaft an sich riß, viele Länder abhängig gefunden, die er bald noch abhängiger machte. Italien, die freien Niederlande, die Schweiz, ein großer Teil der deutschen Fürsten, das schlecht regierte Spanien bezahlten ihm offen und geheim Zoll und Zins und stärkten seine Macht und seine Heere. Dahin war es in Europa gekommen, daß alle Gerechtigkeit und alles Gleichgewicht der Staaten, welches Bonaparte und seine Anhänger lächerlich machten, aufgehoben schien, und daß nur noch zwei Länder, England und Rußland, in Selbständigkeit und Ehre dastanden. Denn gefährlicher als mit Waffen, womit er zugleich überzog und drohete, focht die italienische und französische List und säete in allen Ländern und bei allen Regierungen Verdacht, Zwietracht, Verrat und Bosheit aus: die Boaschlange begeiferte zuerst den gefaßten Raub, damit sie ihn zu seiner Zeit desto glatter hinabschlingen könnte.

So wankte das alternde Europa, von so verbrecherischen und bübischen Künsten und Entwürfen umstellt und belauert, in seiner Grundfesten; nur eines Volkes Tugend und Kraft stand

mitten im Sturm, der alles wegzureißen und wegzuspülen drohete, unerschütterlich da: England ward nicht durch Pitts Tugend und Nelsons und Sidney Smiths und Hutchinsons Siege erhalten, das Bollwerk des Meeres schützte es nicht vor Überziehung; seine Stärke war in der uralten und stolzen Freiheit: in England stritt das ganze Volk gegen Bonaparten und seine Franzosen, in andern Ländern stritten nicht einmal die Regierungen. Mit England war nach kurzem Frieden bald wieder unversöhnlicher und Frankreich verderblicher Krieg. Bonaparte drohete eine Landung gegen England; als aber der Stolz des ganzen Volkes sich gegen ihn rüstete und waffnete, da ließ er in seinem Herzen ab von dem Entwurf, aber vor den Augen der Welt gaukelte er immer noch mit einer englischen Landung. Denn er bedurfte eines Vorwandes, damit er ein Heer von 250000 Mann täglich in den Waffen üben und gerüstet halten konnte.

Als im Jahre 1805 England, Rußland, Österreich und mehrere kleinere Mächte sich gegen seine Überziehungen deutscher und italienischer Staaten und gegen die weiten Pläne seines unersättlichen Ehrgeizes erheben wollten, da kam es zu einem kurzen und unglücklichen Kriege, dessen Erinnerung durch Trennung mächtiger deutscher Fürsten vom Kaiser und Reich und durch deutsche Schwäche, welche die Franzosen für sich gebrauchten, ewig traurig bleiben wird. Süddeutschland fiel durch diesen Krieg in Bonapartens Gewalt, Österreich verlor das lange und ruhmvoll besessene Kaisertum und herrliche Länder, Lüge fing an allenthalben für Wahrheit, Gewalt für Recht zu gelten. Das folgende Jahr zerschmetterte und erniedrigte Preußen: Deutschland und Italien schienen nun ganz dienstbar. Mit dem Glücke wuchs die Kühnheit des Eroberers, er trat jetzt frecher hervor und wagte im Angesicht der Welt einen Greuel, wodurch er untergehen wird.

Spanien war nach einem herrlichen Glanz, den es im Mittelalter und noch im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert von sich gestrahlt hatte, seit hundert Jahren fast nicht mehr gehört worden; man sah die Spanier für ein entartetes, entgeistertes, abergläubisches und verknechtetes Volk an: das Zeitalter wußte von Spanien nichts, weil Spanien von dem Zeitalter nichts wußte; die grübelnden, klügelnden und schwatzenden Jahrhunderte waren für das Volk des Glaubens, der Phantasie und des Heroismus nicht gemacht; Spanien schien hintenan zu sein, weil es mit den die Zeit anführenden Völkern voran zu sein verachtete. Die Spanier hatten im französischen Revolutionskriege nicht unrühmlich gestritten, doch keine große Taten getan. Sie wurden

durch eine schwache Regierung gehemmt und gelähmt, am meisten durch einen schwachen Regenten, den sogenannten Friedensfürsten, welchem der König Karl IV. sich und alle Herrschaft übergeben hatte. Diesem Manne, der aus einem armen Edelmann und Soldaten der königlichen Leibwache mit orientalischer Geschwindigkeit zur größten Gunst und Macht aufgestiegen war, hatte die Natur nur Schönheit und Eitelkeit und Liebe zu allen eitlen Dingen, aber keine einzige der Tugenden gegeben, wodurch ein Staat in so gefährlichen Zeiten beschützt werden konnte. Der Neid steht immer neben der Hoheit; neben unverdienter Hoheit steht der Haß. Der Friedensfürst, von seinem eigenen Volke verachtet und gehaßt, suchte Schutz und Haltung bei Fremden. Kaum herrschte Bonaparte in Frankreich, so sandte er seinen geschickten und geistreichen Bruder Lucian nach Spanien, daß er den politischen Boden dort untersuchte und bearbeitete und Fäden anknüpfte, die in Paris zu einem großen Seil zusammenliefen, woran man Spanien ziehen konnte, wie man wollte. Seit dieser Zeit war der Friedensfürst ganz französisch, und Spanien diente Bonaparten. Zum englischen Kriege zahlte es jährlich große Summen und erschöpfte sich; zum deutschen Kriege schickte es 16000 Mann seiner besten Soldaten und war überhaupt kaum anders als eine französische Landschaft. Als nach Österreichs und Preußens Unglück Deutschland und Italien ganz dienstbar und unterwürfig schienen, da begann Bonaparte allmählich zu offenbaren, was seine gepriesene Freundschaft gegen Spanien und seine geheimen Verhältnisse und Verbindungen mit dem Friedensfürsten bedeuteten. Gegen den Herbst 1807 rückte ein französisches Heer über die Pyrenäen und besetzte, mit einigen Spaniern verstärkt, das englisch gesinnte Portugal, dessen Beherrscher mit seiner Familie, seinen Schätzen und den besten seiner Untertanen in die Neue Welt zog und in Brasilien seinen Sitz aufschlug. Diesem ersten französischen Heere zogen bald andere französische nach und in Spanien ein, und viel Gaukelei klang von der Teilung Portugals, von der Wiedereroberung Gibraltars und von einem französisch-spanischen Zuge gegen das jenseitige Mohrenland. Jetzt, hieß es, werde das alte Spanien in seinem Glanze wiedererstehen, die Epoche seines neuen Ruhmes und seiner Herrlichkeit sei wieder da. Das spanische Volk aber ward unruhig, gegen die bonapartischen Versprechungen wuchs der Argwohn, gegen den Friedensfürsten der Haß, gegen den alten König die Verachtung, auf den jungen Prinzen Ferdinand von Asturien richtete sich die Hoffnung. Ja es war eine Partei, die ihn zum König machen,

den alten unfähigen Herrn zur Abdankung zwingen, den Friedensfürsten zur Strafe ziehen wollte. Diese sogenannte Verschwörung ward im Keim erstickt; der Friedensfürst blieb Minister; französische Heere standen in Portugal und Nordspanien und nahmen bei verstellten freundschaftlichen Durchzügen die beiden Hauptschlüssel Spaniens, Barcelona und Pampelona, durch hinterlistige Überrumpelung weg; zugleich spielten die pariſischen Schlangenkünste in allen spanischen Hofkabalen unsichtbar die Hauptrolle, schreckten den Friedensfürsten mit dem Haß des Volkes, den schwachen König mit dem Ehrgeiz seines Sohnes und suchten es so zu karten, daß der König mit seinem ganzen Hause auch nach Amerika auswanderte, damit Bonaparte den verlassenen Thron ganz still in Besitz nehmen könnte. Aber die Unruhe und bald der Zorn des erwachten Volkes hinderte dies: der alte König mußte abdanken, der Prinz von Asturien ward unter dem Namen Ferdinand VII. zum Könige von Spanien ausgerufen, der elende Friedensfürst kam in Fesseln. Dies geschah im Frühlinge des Jahres 1808.

Bonaparte mußte die Maske etwas umkehren, das kostete ihm nichts. Durch trügerische Unterhandlungen, durch Versprechungen, durch Schmeicheleien und Gaukeleien wußte er den jungen König aus Madrid heraus auf den Weg zu locken, daß er ihm entgegenreiste, als welcher über die Pyrenäen zu kommen versprach, damit er mit dem jungen Monarchen die gegenseitigen Verhältnisse feststellte und auch über Portugal entschiede. Kaum war Ferdinand in Vittoria angekommen, so fand er nicht Bonaparten, sondern französische Soldaten; er mußte reisen, wohin diese wollten. Bald war er in Bayonne ein Gefangener, seine königlichen Eltern, die übrigen Prinzen und der Friedensfürst wurden nachgeholt; die Abdankung des alten Königs ward für nichtig, Ferdinand VII. ward für einen Aufrührer erklärt; der alte König Karl übertrug dankbar und freiwillig — so hieß es — seinem Freunde und Befreier die Krone Spaniens und alle Majestätsrechte (die er nicht verschenken konnte), und dieser große Befreier und Wiederhersteller ernannte an seiner Statt seinen Bruder Joseph, den sogenannten König von Neapel, zum Könige von Spanien. Das alte Herrscherhaus ward in Frankreich in Gefängnissen oder unter genauer Aufsicht behalten.

Kaum erscholl die Nachricht, wie der König Ferdinand in Bayonne gefangen und behandelt sei, als in Spanien alles von Stolz, Wut und Rache entbrannte gegen den treulosen Verräter, der sich den Bundesgenossen des spanischen Volkes, den Freund des Königs, den Wiederhersteller der spanischen Ehre nannte.

Der Hauptſtadt gebührte der Anfang: in Madrid brach im Monat Mai der edle Zorn zuerſt aus, bald war das ganze Volk gegen die Franzoſen unter Waffen; nach einem langen und mörderlichen Kampf, der auf beiden Seiten viele Menſchen wegriß, ward der abſcheuliche Prinz Murat, der damals noch Großherzog von Berg, bald König von Neapel hieß, und den Bonaparte in ſeiner Abweſenheit ſeinen Generalſtatthalter von Hiſpanien nannte, mit ſeinen raubgierigen Banden aus der Stadt vertrieben. Nicht lange und die franzöſiſche Flotte in Cadix ergab ſich; unweit Cordova ward ein franzöſiſches Heer von 25000 Mann geſchlagen und gefangen; Aufſtand, Rachegeſchrei, Jagd auf die Franzoſen und ihre Anhänger in allen Landſchaften; bald mit Bonaparten erklärter Krieg, mit Großbritannien offenes Bündnis; Portugal von einem gelandeten britiſchen Heer erobert; in Aragonien erſchien der edle Palafox wie ein zweiter Cid, rief Himmel und Erde zu Zeugen der ſpaniſchen Schmach und der franzöſiſchen Verräterei und zerſchmetterte um Saragoſſa viele tauſend Franzoſen.

Europa jauchzte, Bonaparte erſtaunte: über dem heitern Himmel ſeines Glücks türmte ſich ein ſchweres und ſchwarzes Gewitter auf. Er ſuchte es durch Unterhandlungen und andere Künſte abzuwenden und richtete die ungeheuren Streitkräfte, die in Deutſchland ſtanden, gegen die Pyrenäen. Die Spanier, ohne ein großes gemeinſames Oberhaupt, das allen gebot, mit zwieträchtigen Strebungen, mit ungeübten Heeren widerſtanden den Hunderttauſenden nicht, die Bonaparte und ſeine Marſchälle über die Berge führten; er rückte in Madrid ein und ſetzte den verjagten König Joſeph wieder auf den Thron; die Engländer ſchifften ſich nach einer herrlichen Schlacht bei Corunna nach England ein; und er verkündigte, die elenden und unkriegeriſchen Banden, die gegen ihren rechtmäßigen König Joſeph aufgeſtanden, ſeien zerſtreut und vernichtet, die Meuterer werden keinen Krieg mehr erregen können, ein franzöſiſcher Leutnant könne jetzt die Unterjochung Spaniens vollenden.

Bonaparte hatte nicht Zeit, lange in Spanien zu bleiben; vielleicht hatte er auch nicht Luſt. Er fürchtete den ſpaniſchen Stolz und den Zorn, der gegen den fremden Übermütigen brannte; daher war ſeine Abreiſe aus Spanien geſchwind wie eine Flucht. Die Kraft und der Mut der Spanier hatten Öſterreich aus ſeinem Traum geweckt, worin es die Gunſt des Jahres 1807 verloren hatte; es fühlte ſeine alte Ehre und beſchloß ſeine verlorene Herrlichkeit wiederzugewinnen: im Frühlinge 1809

erklärte es Bonaparten den Krieg. Dieser Krieg ward mit großem Ruhm und mit wechselndem Glück geführt; bei größerer Geschwindigkeit und Tätigkeit, bei größerer Einheit der Entwürfe und Kühnheit der Ausführung, bei größerem Mut und Hochsinn, das deutsche Volk mit in den großen Kampf zu reißen, hätte das Vaterland diesen Sommer gerettet werden können. Doch werden Wagram und Eßlingen, Sterzing und Berg-Isel von deutschen Männern immer mit Freuden genannt werden; die Standhaftigkeit und Vaterlandsliebe der braven Österreicher, der Heldenmut der Tiroler und ihres unsterblichen Feldhauptmanns Andreas Hofer, die Kühnheit und das Unglück Dörnbergs, die Tapferkeit und der Fall Schills, der Edelmut und die Unerschrockenheit Wilhelms von Braunschweig und so vieler andern deutschen Männer unwürdig trauriges Geschick werden unvergeßlich bleiben. Innere und äußere Verhältnisse, die unüberwindlich schienen, zwangen Österreich im Herbst 1809 zu einem Frieden, der ihm schöne Lande raubte, den Staat in Schulden versenkte und des armen Deutschlands Ketten immer fester zusammenzog.

In Spanien war unterdessen der Krieg immer mit mörderlichem und unerbittlichem Haß fortgeführt worden. Saragossa war gefallen, wie vor zweitausend Jahren Numantia fiel, sein großer Held Palafox ward verwundet und krank nach Frankreich ins Gefängnis geführt, daß er dort erwürgt würde; aber mehr als 60000 Franzosen hatten vor Saragossas Mauern und in der Stadt selbst ihr Grab gefunden, und der Geist von Palafox fuhr wie ein himmlischer Blitzstrahl in alle spanischen Brüste: Gerona und Tarragona wurden beinahe Saragossa, viele Spanier wollten Palafox nachahmen, seine Erhabenheit hat kein einziger erreicht. Doch werden Don Alvarez und die Weiber von Gerona, der tapfere Julian d'Estrada in Hostalrich, der ritterliche Heraſta in Ciudad Rodrigo und der kühne Contreras in Tarragona leuchtende Sterne der spanischen Geschichte bleiben. Nachdem Bonaparte den österreichischen Krieg schneller und glücklicher, als er hoffen durfte, geendigt hatte, überschwemmte er Spanien mit neuen Legionen, und diese erzwangen durch ihre Überlegenheit und durch die Zwietracht und den Ungehorsam einiger spanischen Feldherren und durch die Unfähigkeit des General Arezaga die Pässe der Sierra Morena, nahmen Cordova und Sevilla ein und legten sich vor Cadix und gelobten, binnen wenigen Monaten werden die siegreichen französischen Adler auf den Wällen der berühmten Stadt schweben, und der englische Leopard werde nicht lange mehr die Pyrenäische Halbinsel beschmutzen. Dies geschah im Herbst 1809 und im Winter 1810.

Aber es waren in Spanien noch viele edle Männer, welche den Mut und Stolz des Volkes aufrechterhielten. Allen voran leuchteten der wackere Feldherr Graf Romana, der, damit er für die Freiheit des Vaterlandes stritte, im Sommer 1808 sein den Franzosen dienstbares Heer von den fernsten Küsten der Nordsee und Ostsee ihnen entführt und an den vaterländischen Gestaden gelandet hatte, die Herzöge von Albuquerque und Infantado, die Führer Odonel, Ballesteros, Campo Verde, Mina, Empecinado, Abbadia; und in dem Volke brannte eine Zuversicht auf Gott, eine Begeisterung und eine Rache, die durch Gaukeleien nicht betrogen, durch Niederlagen nicht erstickt, durch Grausamkeiten und Hinrichtungen nicht erschreckt werden konnten: der spanische Krieg war ein Krieg des ganzen Volkes geworden, es war ein heiliger Krieg geworden. Auch erhob sich in Spanien ein englischer Feldherr als eine neue und glänzende Heldengestalt, der Marquis von Wellesley, welcher diesen Namen bald mit dem Namen Lord Wellington vertauschte und im Jahre 1811 Herzog von Ciudad Rodrigo genannt ward. Dieser Wellesley, Oberfeldherr des englischen Heeres in Portugal und Spanien, war mit großen Eigenschaften geboren; was in der Langsamkeit Ermattendes, in der Vorsicht Bereitendes, in der Klugheit Überlistendes und in der Geschwindigkeit Vernichtendes ist, das verband dieser Mann miteinander: zugleich ein Fabius der Zauderer und ein Hannibal der Blitz. Aber sein Größtes ist, daß er mit ruhigem und freundlichem Ernst die verschiedensten Völker, Engländer, Portugiesen, Deutsche, Spanier zu vereinigen und zu gleicher Tapferkeit zu entzünden weiß. Wellington hatte die Franzosen aus Portugal herausgeschlagen, er hatte bei Talavera eine blutige Schlacht über sie gewonnen; er hätte im Sommer 1809 Madrid eingenommen und die Franzosen vernichtet, wenn die Eifersucht und der Neid einiger schlechten spanischen Feldherren seinen kühnen Plan nicht vereitelt hätten. Als im Spätherbst 1809 unzählige Legionen des Bonapartischen Heeres Spanien von neuem überschwemmten und die Unklugheit der spanischen Feldherren sie in die südlichen Landschaften hineingezogen hatte, da konnte Wellington bei seiner kleinen Heeresmacht nichts anderes tun, als die Festungen von Estremadura und die Grenzen Portugals decken, durch Stellungen und Züge den Feind ermatten, lähmen und schwächen und jede seiner geschwinden Bewegungen und kühnen Unternehmungen erschweren und hemmen. Dies gelang ihm gegen eine ungeheure Übermacht ein ganzes Jahr. Erst im Herbst 1810 waren die beiden nordspanischen Festungen Almeida und Ciudad Rodrigo gefallen, Massena mit

mehr als hunderttausend Mann drang in Portugal ein, Wellington mit einem Heer von 40000 zog sich fest und geschlossen vor ihm zurück, schlug ihn im September in dem Treffen bei Bussaco, nahm die Hilfsmittel und viele Einwohner des nördlichen Portugals mit in die südlichen Landschaften desselben und lagerte sich in einer sehr festen Stellung am Tajo vor Lissabon.

Nun posaunten die Franzosen die Nähe der Unterwerfung der Halbinsel, die Vernichtung oder Einschiffung des Wellingtonschen Heers, die völlige Erlösung des festen Landes von englischem Ehrgeiz und englischer Mordlust. Das irrte Wellington nicht; er handelte nach seiner Weise: Abmattung und Beunruhigung des Feindes, Abschneidungen und Überfälle seiner Zufuhren und Verstärkungen, kurz unaufhörliche Bearbeitung seines Rückens und seiner Flanken. Der Winter, die Unruhe, das Eisen und der Hunger hatten die Hälfte von Massenas Heer vernichtet, Wellington jagte ihn im Frühling 1811 auf geschwinder Flucht aus Portugal heraus, zerstörte einen großen Teil seines Nachtrabs und Geschützes, schlug ihn in einer Hauptschlacht bei Fuente d'Onoro, nahm Almeida in zwei Tagen ein und richtete die Sachen der Halbinsel wieder auf. Dieser große und glückliche Feldherr hat Massena, der sich den Sohn des Sieges nannte, im offenen Felde geschlagen, er hat alle französischen Marschälle geschlagen, die mit ihm getroffen haben; er und die Österreicher und Tiroler im Kriege von 1809 haben zuerst den Wahn der Unbesieglichkeit und Unüberwindlichkeit der bonapartischen Räuberbanden zerstört.

Der spanische Krieg ward von Anfang an auf eine ganz eigene Weise geführt. Wellington, wenn er die spanischen Kräfte und Hilfsmittel hätte gebrauchen und ordnen dürfen wie die von Portugal, würde gewaltigere Schläge haben tun können und getan haben. Das war ihm aber unmöglich. Der verschiedene Geist und die verschiedene Eigentümlichkeit der spanischen Landschaften, die Eifersucht der spanischen Feldherren untereinander, am meisten der spanische Stolz, der sich von einem Fremden nicht leiten und befehlen lassen wollte, hinderten die Einheit der Maßregeln und Entwürfe und ließen die ganze Kraft nicht nach einem Punkte hinstoßen. Deswegen ward hier alles einzeln geführt und gewagt, und so schlecht die Spanier sich oft in offenen Feldschlachten bewährten, so fürchterlich waren sie in kleinen Gefechten, Abschneidungen und Überfällen. Daher ließ Wellington geschehen, was er nicht ändern konnte, daß fast in allen Landschaften Spaniens einzelne Anführer mit Scharen von 500 bis 5000 und 10000 Mann den Krieg gegen die Franzosen auf ihre

eigene Weise führten. Beunruhigungen bei Tage und bei Nacht, plötzliche Angriffe, Überfälle, Aufhebung von Kurieren, Spionen und Herumzüglern, Abschneidung von Zufuhren, Verschwinden, wann der Feind sich zu mächtig gesammelt hatte, Wiedererscheinen, wann er schwach war — das war der Krieg der edlen Spanier, welche Bonaparte verächtliche Banden und deren Anführer er Straßenräuber nannte. Vor allen Anführern dieser begeisterten Scharen leuchtete der gewaltige Espaz y Mina, gewöhnlich nur Mina genannt, in Navarra, der furchtbarste und kühnste Feind, den die Franzosen in Spanien hatten; neben ihm waren in Aragonien, Soria und Katalonien gefürchtet die Häupter der Guerillas Villa Campo, Empecinado, Duran, Rovira, Milans, Claros; in den Bergen von la Ronda, dem Tirol Spaniens, der mutige Valdenebro; in la Mancha Mir und Francisquete; in Navarra Alava, Galicien und Asturien Langa, Sanchez, Marquesito, Santocildes; im Tal Roncale Ronovales; in Kastilien Abril, Merino, Principe. Weil die Brust der Spanier für die Religion, für die Freiheit, für die uralte Ehre der Hispanier und Westgoten entflammt war, so waren alle kleinliche Rücksichten vergessen; das heilige Kreuz des Heils wehete voran, das Vaterland und der Name des Volkes leuchtete wie ein Heiligenschein: da empfanden die kühnen Herzen nur das *eine* süße Gefühl der Rache und setzten Habe und Gut, Leib und Leben mit der grimmigsten Erbitterung darein. Die Guerillas und ihre Anführer waren allenthalben und nirgends; Wellington tat das Große und Ganze, sie das Kleine und Einzelne. Bonaparte verkündete fort und fort Siege, Einnahme von Festen, Vernichtung ganzer Heere; aber immer noch ward in allen Landschaften Spaniens ein verzweifelter Krieg geführt, Spanien ward die Löwenhöhle der französischen Heere: groß zogen die Scharen dahin, klein kamen sie zurück; in Frankreich, in Deutschland, in Italien sah man Regimenter, die 2000 und 2500 Mann stark ausgezogen waren, mit 150, 50, ja 25 Mann zurückkommen. Hier vor dem höheren Geist und der edleren Tugend verschwand alle Kunst und Übung, ganze Heerhaufen gingen mit Mann und Maus unter, und die Marschälle und Feldherren Frankreichs reiseten einzeln nach Paris zurück und wurden krank gemeldet. Das war eine eigensinnige Krankheit, die immer den einen nach dem andern ergriff, und die schon Kaiser Augustus in seinem kantabrischen Feldzuge kennen gelernt hatte. Europa sah hier einen lichten und großen Punkt der Freiheit.

Ja hier war es blutig hell, auf dem übrigen festen Lande knechtisch dunkel, am dunkelsten in Deutschland. Dieses große,

reiche und, wenn es hätte einträchtig sein wollen, mächtige Land war so tief gefallen, daß viele verzweifelten, es werde je wiederaufstehen. Willkürlich und gewaltsam beherrschte, verschenkte, zerstückelte der fremde Räuber die Länder und entschied über die Ehre und Herrlichkeit der Fürsten und Herren, die er seine Bundesgenossen nannte, die aber seine Vasallen waren. Im Jahr 1806 ward der Buchhändler Palm von Nürnberg auf das gewalttätigste verhaftet und erschossen; 1807 traf gleiches Schicksal mehrere brave preußische Offiziere und Beamten, die ihr unglückliches Vaterland nicht hatten vergessen können. Solchen müssen einst Ehrendenkmäler errichtet werden. 1809 wie scheußlich ward gewütet! Der Tyrann hatte in Spanien noch nicht genug gelernt, daß aus solcher Wut feurige und verderbliche Rachegeister hervorgehen: Marburg, Baireuth, Wesel troffen vom Blut deutscher Männer, das Henker vergossen; und was könnten die kalten und dunkeln Kerker nicht erzählen, wenn ihnen Sprache verliehen würde! Schill, ein edler Mensch, dem aber sein Schicksal zu groß war, hatte gnädig viele gefangene französische und westfälische Offiziere auf ihr Ehrenwort freigelassen. Schill war in Stralsund mit dem Degen in der Hand gefallen, mehrere seiner wackern Gesellen gefangen; von diesen erschoß der Wüterich in Wesel zwölf Offiziere und verdammte die Knechte zu den Galeeren. Die tapfern Tiroler waren aufgestanden, sie konnten Österreich, Deutschland und die heilige Freiheit nicht vergessen. Aus ihrer Mitte erhob sich im Sommer 1809 ein Held, welcher der berühmteste Name Deutschlands ward: Andreas Hofer, der Sandwirt genannt, ein geringer Gastwirt und Kaufmann aus Passeier, stieg durch seine angeborne Tugend über Fürsten und Feldherren hinaus. Diesen Mann rief die Not und Gefahr des Vaterlandes an die Spitze seines Volkes, und er war furchtbar in der Schlacht und gnädig nach dem Siege. Einer seiner Freunde sagte mit Tränen in den Augen ganz recht von ihm: Der Hofer war nur zu liebreich, er war mild wie die barmherzige Mutter. Als ein unglücklicher Friede Österreichs vergeblichen Kampf endigte, da ward auch für Tirol Vergebung und Vergessung verkündigt, aber nicht gehalten; zu Hunderten wurden die wackern Männer, die vom Streit abgelassen hatten, eingekerkert, erschossen, erhenkt. Viele entflohen in andere Länder, Hofer verbarg sich auf einer verschneiten Alpenspitze: er liebte sein Land zu sehr und konnte es nicht verlassen. Auch auf dieser Alpe fand ihn die Verräterei, er ward ergriffen, nach Mantua geführt und als ein Aufrührer gegen Deutschlands Herrn, gegen Bonaparte, erschossen. Er starb als ein Held, wie

er gelebt hatte. Ganz Deutschland trauerte um den Tod dieses heldenmütigen und freundlichen Mannes.

Die Henker und Büttel herrschten in dem Lande der alten Germanen, es herrschten die Auflaurer und Späher und Zöllner und Ober- und Unteraufseher, welche die Fremden aus den beflecktesten Buben des eigenen Landes und Deutschlands ausgelesen hatten. Bonaparte hatte in seinen über Deutschland siegreichen Jahren 1806 und 1807 Gesetze gegeben, die er Handelsbeschlüsse nannte, wodurch er England von allem Handel mit dem festen Lande auszuschließen und binnen einigen Jahren zu vernichten versprach. Er hielt nicht Wort, England bestand, er empörte nur die Gemüter aller Menschen gegen sich. Aber die geschlossenen Häfen, die Schleichwege, die der Kaufmann sucht, die Vorteile, welche die Angestellten zu gewinnen wußten, die großen Maßregeln, wodurch Bonaparte seinen Schatz füllte, veranlaßten so viele Bübereien, Schanden und Gewaltstreiche der Kleinen und Großen, daß es mich verdrießt, das einzelne zu erzählen. Ich sage nur das eine, daß die in Schuldtürmen und Zuchthäusern Gesessenen und mit Brandmalen Gezeichneten häufig die Postmeister, Polizeimeister und Zöllner deutscher Seestädte wurden.

Deutschlands Fürsten hatten sich unterworfen, sie wurden von dem gemütlosesten und schadenfrohesten aller Sterblichen als Unterworfene behandelt. Er richtete ihre Untertanen hin, ohne sie zu fragen; er besetzte ihre Festungen; seine Befehlshaber geboten in den Städten, wo sie wohnten, er teilte und tauschte ihre Lande hin und her, er setzte ihre Minister und Feldherren ein und ab; er schickte ihre Heere, wohin er wollte, und ließ sie gegen Österreich und Preußen und gegen die freien Spanier streiten und aufreiben; er befleckte die ältesten Herrscherhäuser durch Vermählungen mit seinen Feldherren und Gefreundeten, die er Prinzen seines Hauses nannte. Das alles ertrug eine Geduld, die es verschmäht hatte, dem Panier des alten germanischen Adlers zu folgen.

Die sogenannten Prinzen seines Hauses hatte er zu Königen von Neapel, Holland, Westfalen, zu Vizekönigen von Italien und Herzögen von Berg und Neuchâtel gemacht, er hatte sie auf gestohlene Thronen und unterdrückte Freiheiten gesetzt. Ihm selbst aber und seinen Heeren behielt er allenthalben die Festungen und nahm auch in dem eigenen Namen oder in Frankreichs Namen viele deutsche Lande und die letzten freien Städte ein; alles deutsche Gebiet aber behandelte er ganz als das seinige, ja viel schlimmer; französische Heere weideten darauf und zogen wie verheerende Heuschrecken hin und her; französische Feldherren,

Statthalter, Aufseher, Schatzmeister, Zöllner geboten und schleppten eine Unzahl von Helfershelfern, Windbeuteln, Abenteurern und Glücksuchern mit sich, welche zugleich die Sitten verpesteten und das Mark der Länder aussogen; französische Gesetze, französische Liederlichkeit, französische Sprache, ein altes Übel in Deutschland, kamen mit den Verheerern. So tat Bonaparte nicht bloß den Kleinen, nicht bloß dem rheinischen Bunde, den er als den Anfang deutscher Freiheit und deutscher Glückseligkeit pries; Österreich, Preußen auch fühlten die rachsüchtige Treulosigkeit und den hinterlistigen Haß des Korsen: nie schämte er sich der offensten Wortbrüchigkeit.

Und er gaukelte immer fort, alle seine großen, unsterblichen und herkulischen Arbeiten seien, daß er Europa beglücke, Deutschland befreie und den ehrgeizigen und blutdürstigen Einfluß Englands auf das feste Land abschneide. Sein wahrer Entwurf aber, der verwegenste, den je ein europäischer Kopf gefaßt hat, war die Schändung und Umstürzung aller Thronen, die Unterjochung und Erniedrigung aller Völker, die Vertilgung aller hohen Wissenschaft und Kunst und aller kühnen Gedanken; der grausame Bandit wollte über Sklaven herrschen, er hatte es einmal unverhohlen mit den Worten ausgesprochen: *Ich bedarf nur Bauern und Soldaten.* Diese Schande war groß, größer war die deutsche Schande, daß viele deutsche Schriftsteller, die auch Fürsten des Volkes sind, und nicht allein namenlose und ehrlose Schriftsteller, in diesem hinterlistigen und ungeduldigen Tyrannen, in diesem banditischen Mordbrenner einen großen Mann schilderten und ihm *Zeitverjünger, Weltbefreier, Stifter einer neuen Zeit* zuriefen, ja, damit ihre Schande am höchsten und hellsten glänzte, seinen Namen unter die Sterne versetzen wollten. Mögen diese nichtswürdigen Entweiher des Heiligtums der Menschheit, diese eitlen und jämmerlichen Schmeichler des Lasters, verflucht sein in dem Gedächtnis dieser Zeit und ausgestoßen werden aus ihrem Volke, das sie schlecht und knechtisch machen wollten.

Diese schmeichelten und fuchsschwänzten und hundeschwänzten auf das schamloseste und hatten Gott und ihr Volk vergessen; das Freie und Edle aber mußte verstummen: denn allem, was einer Idee, einer Tugend ähnlich sah oder klang, hatte *der große Herold des Zeitalters, der Choraget des neunzehnten Jahrhunderts* einen unversöhnlichen Krieg erklärt. Es war der scheußlichste Druck der Worte und Gedanken; selbst die Gefühle und Gebärden der Menschen waren belauert; Stummheit, Argwohn, Trauer, Verräterei überall: die Menschen redeten an

vielen Orten nicht mehr, sie lauschten kaum. Was schlecht, was bübisch, was sklavisch, was für Titel, Gold, Wollust feil war — das fand die französische Büberei leicht heraus und wußte es zum Verderben und zur Entehrung des Vaterlandes zu gebrauchen; das krächzete und leierte in heiseren Tönen vom deutschen Parnaß herab, das verordnete in Amts- und Gerichtsstuben; das Edle und Hochgesinnte aber verstummte und versteckte sich und saß im Dunkeln, daß es nicht zum Kerker oder Richtplatz abgeführt würde; viele wackere Deutsche auch, damit sie das Elend und die Schmach ihres Vaterlandes nicht so nahe sähen, wurden landesflüchtig und lebten unter fremden Völkern oder büßten unter englischen und spanischen Panieren auf Schlachtfeldern ihren gerechten Haß gegen die Franzosen.

Als Großbüttel Bonapartens saß in dem heiligen Deutschen Reiche der Marschall Davoust, welcher auch Herzog von Auerstedt und Prinz von Eckmühl heißt, in Schlachten nicht unberühmt, vom Golde und Geiz weniger abhängig als die meisten französischen Feldherren, von Sitten roh und von Gemüt grausam. Dieser tyrannische Mann befehligte in den letzten beiden Jahren alle französischen Heere diesseits des Rheins und errichtete eine Schar von Auflaurern, Angebern, Spionen und Anzettlern, vor welcher keine Tugend und Ehre sicher war. Alle Gefängnisse und viele Richtplätze des Vaterlandes können von seinen Greueln erzählen; das neronische Zeitalter verjüngte sich wieder: eine Träne ward ein Verbrechen, ein Wink eine Verschwörung, ein Wort ein Aufruhr; alle tapfern und freien Männer hießen Banditen, Mordbrenner, Aufrührer, Jakobiner, alle edleren Genien wurden zu Narren und Atheisten gestempelt, die einzige Dummheit und Nichtswürdigkeit hieß Tugend und Ehre.

Ist dies Gemälde wahr? Nein. Das Wahre läßt sich nicht malen. Wir sehen wie aus einem dunkeln Traum aus der nächsten Vergangenheit in die nächste Gegenwart und erstaunen selbst über das, was wir gesehen und erlitten haben, und wollen es kaum glauben. Erst nach Jahrzehnten werden wir es beschreiben können. Doch werden unsre Enkel nicht glauben, daß wir solches erlebten. Dies war der Zustand Deutschlands in den Jahren 1808, 1809, 1810 und 1811. Die Buben und Bösewichter triumphierten und herrschten schon offen; die Matten und Feigen dienten hoffnungslos und gedankenlos; viele Gute wollten schon verzweifeln; nur einige Wackere hofften: sie sahen die bodenlose Unmäßigkeit des Lasters, sie erkannten einen gerührigen und Neues schaffenden Geist in dem Zeitalter, sie hielten den Kampf Englands und Spaniens gegen Frankreich nicht zweifelhaft, vor

allem vertrauten sie dem Gott und der Vergeltung, die durch die Geschichte hinwandeln.

Schon seit dem Frieden von Tilsit war nächst England und Spanien Rußland das große Ziel geworden, wohin viele kluge und patriotische Deutsche schaueten. Sie wußten, Bonaparte werde den Osten Europens nicht vergessen; sie wußten, daß er offen und geheim dahin arbeitete, den letzten großen Raub auf das leichteste fassen zu können. Den Frieden mit Rußland sahen sie nur als einen Stillstand an. Seit dem Frühlinge 1810 schienen manche Andeutungen neuer Dinge zu sein; auch an geraden und schrägen Anspielungen fehlte es nicht. Die besseren Herzen richteten sich auf und rüsteten sich; von den großen deutschen Regierungen, die schrecklich gedemütigt und gemißhandelt, doch noch nicht ganz unterdrückt waren, hofften sie Ermannung und Ergreifung günstiger Augenblicke, die mehrmals da waren: sie hofften vergebens. Das Jahr 1811 brachte die Sachen mehr und mehr auf die Spitze. Die französische Macht in Norddeutschland vermehrte sich; die Besatzungen der Oderfestungen und der Stadt Danzig wurden verstärkt; ungeheure Sendungen von Waffengerät und Geschütz zogen unaufhörlich durch die unglücklichen preußischen Lande gegen Osten; die Heere mehrerer Fürsten des Rheinbundes wurden auf den Kriegsfuß gestellt; selbst die öffentlichen und schmeichlerischen Versicherungen, Bonaparte habe mit dem russischen Hofe nie in innigeren Verhältnissen gestanden als jetzt, deuteten auf Feindschaft und Krieg. Auch wußte man, daß Rußland sich seit einigen Jahren tätiger denn je gerüstet hatte. So kam man zum Anfang des Jahres 1812; da rückten die französischen und verbündeten Haufen der Oder und Weichsel immer näher; Preußen mußte ein fürchterlich unglückliches Bündnis mit Bonaparten schließen; bald versprach auch Österreich Hilfstruppen; der politische Horizont verfinsterte sich von Tage zu Tage mehr; gegen den Sommer 1812 hatte Bonaparte um die Weichsel über 350000 Mann aufgestellt, und auf Hunderten von Meilen hinter ihm wimmelte es von Waffen und Männern. Endlich nach langen Ankündigungen erschien er selbst in Deutschland, verweilte einige Tage in Dresden und reiste dann nach Polen ab.

Man fragt auf diesem Scheidepunkt großer Begebenheiten billig: **Wollte Bonaparte Krieg mit Rußland? Und warum wollte er Krieg?**

Unruhe, Ehrgeiz und Habsucht ließen den fürchterlichen Mann nicht lange stillsitzen. Seinen großen Entwurf, Europa in Fesseln zu schmieden, hatte er noch keinen Augenblick auf-

gegeben; jetzt drängten ihn Stolz und Wut, etwas Neues zu tun und durch Glück und Sieg die Augen der Welt von seinem Unglück abzuwenden. Der spanische Krieg geriet ihm nicht nach seinen Hoffnungen; alle seine Gaukeleien blieben nichts, alle seine Versprechungen wurden Lügen; seine Lorbeern fingen an zu welken, er mußte sie anderswo wieder grün machen. Ein Eroberer darf den Glanz seines Ruhms nicht matt werden lassen; er muß ihn von Zeit zu Zeit durch Blut wieder auffrischen.

Bonaparte wollte Krieg, weil er ihn haben mußte; doch bot er dem Kaiser von Rußland Frieden und Unterhandlungen, teils weil er wie immer den Friedseligen spielen, teils auch, weil er durch Unterhandlungen betören, entkräften, entehren wollte, damit der letzte Schlag ihm desto gewisser gelänge. Gern hätte er im Osten sein Übergewicht und sein weltbeglückendes und weltbefreiendes Genie dadurch offenbart, daß er den Kaiser Alexander in Schande verwickelt, Preußen und Österreich planmäßig in langsamer Aussaugung völlig geschwächt und entwaffnet, seine Heere an der Oder, der Weichsel, den Karpathen noch mehr gestärkt und gerüstet, und endlich nach solchem unseligen Stillstand von einem oder zwei Jahren die ganze ungehemmte Macht auf Rußland gewälzt hätte. So bot Bonaparte Alexandern den Frieden, so wollte er seine Zwiste mit ihm beilegen, so wollte er die verwickelten Angelegenheiten Europens entfädeln. Der friedselige Kaiser Alexander wollte keinen Krieg, aber er wollte mit und durch Bonaparten auch keine kurze Vergrößerung, er wollte Ehre und Recht entscheiden lassen. Da war der Krieg ohne Worte erklärt. Um Johannis gingen die französischen Heerhaufen über den Niemen; bald erklang es in den bonapartischen Erklärungen: Kaiser Alexander habe alle Verhandlungen und Ausgleichungen der Zwistigkeiten verschmäht; er müsse gestraft werden, weil er den Tilsiter Vertrag meineidig gebrochen; Englands verderblicher Einfluß auf Rußland müsse aufhören; Rußland selbst, einem Barbarenstaate, der nach Asien hingehöre, müssen die ungebührlichen Ansprüche verleidet werden, womit es seit hundert Jahren die Angelegenheiten Europens mitentscheiden wolle; Polen, das großherzige und freigesinnte, müsse wiederhergestellt werden. Dahin habe Rußland sich mit seiner unklugen Politik gespielt, daß es seiner Demütigung, ja seinem Untergange schwerlich entgehen werde.

So verkündigte er, vielleicht glaubte er auch so, obgleich ihm ein dunkles Bild von einem schweren Kriege vorschwebte. Als

er durch Liſt nichts gewann, ließ er den Stolz walten und vertrauete der Überlegenheit ſeiner Heere und dem Glücke, das ihn ſo oft rettete, wann Tollkühnheit ihn zu weit vorgeſchoben hatte.

Wie waren Bonapartens Heere?

Es gab eine Zeit, noch vor zehn Jahren, wo ein franzöſiſches Heer das leichteſte und beweglichſte war, in mancher Hinſicht auch das mäßigſte und bedürfnisloſeſte, wiewohl ſie durch ihre ganze Einrichtung auf Raub und Willkür angewieſen waren: die Franzoſen waren auch damals Banditen, aber ſie waren ſpartiſche Banditen und nicht ſybaritiſche. Dieſe Zeit war vergangen. Bonaparte hatte ſeinen Thron auf Soldaten gegründet, er ſtand oder fiel durch die Gunſt oder Ungunſt der Soldaten, er mußte ihnen alles erlauben. In der Zeit der Franzöſiſchen Revolution glühete unter den Franzoſen unleugbar eine gewiſſe Geiſtigkeit, welche mehrere Jahre die gemeinſten Triebe der menſchlichen Natur oft unterdrückte und manche herrliche Taten der Aufopferung und Tugend hervorbrachte. Schon damals waren freilich die meiſten Feldherren, Botſchafter und Intendanten durch Geiz, Wolluſt und Grauſamkeit befleckte Räuber; aber in vielen Offizieren und Gemeinen lebte ein beſſerer und menſchlicherer Sinn. Erſt ſeit der Held aus Korſika die Zügel der franzöſiſchen Regierung ergriffen hatte, fing das ganze franzöſiſche Heer an banditiſch zu werden. Was die verruchteſten Gleichheitſchreier und Blutſäufer Frankreichs von 1793 bis 1799 die außerordentlichen Maßregeln, die großen Mittel, die neue Taktik der Revolution genannt hatten, das deuchte dieſem großen Manne noch eine Kleinigkeit; er trieb alle Greuel und Laſter über das Maß hinaus. Frankreich war ſchon ſoldatiſch, als er es unterjochte, es ward unter ihm ganz ein deſpotiſcher Soldatenſtaat. Alle Mittel des Landes, aller Raub der fremden Völker, alle Zinſen, die von außen kamen, wurden auf die Stärke und den Glanz des Heeres gewandt: dafür ſtöhnte Frankreich und Europa; Güter, Schlöſſer, Ehren, Titel in ſolcher Menge wie nie vorher in einem europäiſchen Staate wurden auf die Marſchälle und Feldherren Bonapartens gehäuft. In fremden Ländern durften ſie alles, weil ihr Herr durch ſie alles durfte: Habſucht, Wolluſt, Raub, Beſtechlichkeit, gemeinſte Plünderei und Dieberei — das waren die Tugenden, womit die Helden des neunzehnten Jahrhunderts glänzten. Die meiſten von ihnen, in der wilden Revolution erwachſen und erhoben, ohne alle Erziehung und Bildung, von Krieg zu Krieg, von Land zu Land umhergetrieben, hatten in einem unſteten Leben alle milden, menſchlichen und göttlichen Gefühle verlernt, ſie waren plumpe,

grauſame und wollüſtige Räuber geworden, denen recht deuchte, was ihnen gefiel, und die den attilaſchen Gott, das Schwert, als den einzigen Gott anbeteten. Sie waren Banditen und machten das ganze Heer zu Banditen. Genährt und bereichert von dem Raub aller Länder, die unglücklichen Einwohner, deren Bundesgenoſſen und Beſchützer ſie hießen, willkürlich beraubend und ausplündernd, zum äußeren Glanz ihres Tyrannen prächtig geſchmückt und gerüſtet und auf das kaiſerlichſte beſoldet — hatten ſie lange ihr Capua geſehen: die Weichlichkeit und Zierlichkeit der meiſten franzöſiſchen Soldaten war ebenſo groß als ihr Übermut und ihr Stolz; es war nicht ein Heer Alexanders, es war Darius' Heer. Die Reitknechte, die Leibkutſcher, die Kammerdiener, die Köche, die Bereiter und Anordner und Gehilfen jeder Weichlichkeit, die Weichlinge, die Beiſchläferinnen, kurz der ganze nichtswürdige und überflüſſige Troß, wodurch Heere unterzugehen pflegen, machten allein ein bedeutendes Heer aus; manche Marſchälle hatten fünfzehn bis zwanzig Kutſchen und fünfzig und mehr Reitpferde hinter ſich, ſo die übrigen Befehlshaber nach den Stufen: die Kleinen ahmten das Beiſpiel der Großen nach. Gewalt, Trotz, Willkür, Unordnung, Auflöſung überall; doch bei den meiſten, beſonders bei den Leibwächtern und der ſogenannten Auswahl (troupes d'élites), der Wahn, es werde ein kurzes Spiel ſein, ſie werden gegen den Herbſt Petersburg und Moskau plündern und dort ihre Winterquartiere nehmen.

So war der Zuſtand, ſo die Stimmung und Geſinnung des franzöſiſchen Heers; ſo waren ſchon viele Italiener geſinnt, ſo viele Deutſche; was plündernd, raubend, ſelbſtgewaltig jahrelang mit den Franzoſen umhergezogen war, das hatte die Sitte und das Gemüt beſſerer Völker abgelegt: die Bayern und Württemberger waren faſt grauſamer und ruchloſer als die Franzoſen geworden. Das ungeheure Heer, womit Napoleon in Polen eindrang, war aus Italien, aus Frankreich, aus Deutſchland zuſammengeſchwemmt worden, es zog mit Mord, Raub, Schändung wie eine verheerende Peſt über die Länder hin, welche verbündete hießen; es zog ſchwer mit dem Raub und den Flüchen einer Welt belaſtet; noch war nicht erſchienen, auf weiſen Haupt die verderbliche Gewitterwolke ihre ſchwarze Laſt von Unheil entladen würde.

So zogen viele im übermütigen Wahn wie zum Raube. Stellte ihnen jemand den Wechſel der menſchlichen Dinge, die Weite der Wege, die Wüſtenei vieler Orte, die Härte und Ungewohnheit des Himmels, die bekannte Streitbarkeit der Ruſſen und andere Schrecken vor Augen, ſo ſprachen ſie mit ſchnöder

Leichtfertigkeit: Ach, das kann wohl ſein, aber Napoleon wird es ſchon durchſetzen. Doch waren in dem Heere, das faſt eine Muſterkarte aller europäiſchen Völker heißen konnte, viele, die wider ihr Herz und ihren Willen mitzogen. Da waren gezwungen ein Häuflein Spanier und Portugieſen, die, wo ſich die Gelegenheit bot, Franzoſen durch nächtlichen Mord vertilgten; da waren die meiſten Italiener, Schweizer, Niederländer nur durch Gewalt; da fluchten die meiſten Deutſchen ihrem unſeligen Schickſale, das ſie zu einem verfluchten Tod in die Fremde forttrieb; am ſträubendſten zogen die preußiſchen und öſterreichiſchen Krieger mit dem fürchterlichen Freunde, welcher der Welt verkündigte, mit ſeinem Bündnis ſei Preußens und Öſterreichs Selbſtändigkeit, Blüte und Größe beſiegelt; er habe noch alle ſeine Freunde größer und glücklicher gemacht, England und Rußland haben die ihrigen nur verraten und verkleinert. Ja ſo groß war der Widerwille gegen den Feldzug oder der Haß gegen Bonaparten oder die Vorahnung eines böſen Verhängniſſes, daß viele der verbündeten Krieger, ja ſelbſt manche Franzoſen ein unglückliches Leben durch freiwilligen Selbſtmord endigten. Ein ſo zwieſpältiges Heer war zuſammengemiſcht, ein ſo widerwilliges ſollte auf Tod und Leben für die Herrſchaft eines Tyrannen ſtreiten. Doch tat es das nachher faſt bis ans Ende mit der größten Tapferkeit: ſo groß iſt der Geiſt eines gefürchteten Befehls, der alles zuſammenzwingt; ſo ſchrecklich iſt die Notwendigkeit des Krieges, wo die meiſten, wo ſie ſtehen, mit tauſend Fäden feſtgehalten werden; ſo weich iſt das Gemüt der Menge, ſich von jeder Gewalt, die ſie einmal treibt, treiben zu laſſen: die meiſten Sterblichen wollen ſich von der Verantwortlichkeit des eigenen Willens durch einen fremden erlöſt ſehen und dienen gern.

Das Heer war an Männern, Roſſen, Gerät, Waffen, Geſchütz, Pracht und Übung das glänzendſte und zahlreichſte, das ſeit Jahrtauſenden in Europa geſehen worden (allein an Reiſigen zählte es 60000 Mann); die meiſten, die es erblickten, glaubten, es könne eine Welt erobern. So ging Napoleon im Sommer 1812 ins Feld.

Die Ruſſen, weit geringer an Zahl und nicht auf einem Punkt verſammelt, wollten in Polen keine Feldſchlacht liefern. Der rechte Flügel ihres Hauptheers unter dem Befehl des Oberfeldherrn Barclay de Tolly zog ſich an die Düna herauf, der linke Flügel unter dem georgiſchen Prinzen Bagration ging öſtlich gerade gegen den Dnjepr. Bonaparte zog Barclay, Davouſt Bagration nach. Man verkündigte, der Krieg werde bald

beendigt sein; schon haben die Russen ohne Schwertschlag Polen aufgegeben; ihre beiden Heere werden sich nie wiedersehen; Bagrations Haufen werde auf der verfolgenden Jagd fast vernichtet werden, höchstens werden einige Trümmer davon nach Rußland entrinnen. Von allem diesen geschah nichts. Wo Bonaparte oder Davoust die Russen auf ihrem Zuge antasteten, wurden sie immer blutig zurückgewiesen, und die russische Artillerie und Reiterei zeigte von Anfang an in allen Gefechten ein glänzendes Übergewicht über die feindliche. Die Generale Korf, Kutaisow, Wittgenstein, Pahlen bei dem großen und der Hetman Platow und General Rajevsky bei dem Bagrationschen Heere hatten mit den Franzosen glückliche Gefechte, wodurch sie Zutrauen, jene Furcht gewannen. Barclay blieb nicht an der Düna stehen, sondern marschierte südlich ab gegen den Dnjepr; diesem näherte sich auch Bagration über Mstislaw: in den ersten Tagen des August stand das russische Hauptheer um Smolensk vereinigt.

Folgender war etwa der Stand der gegenseitigen Heere:

Am Dnjepr standen Barclay und Bagration mit etwa 120000 bis 135000 Mann. Dies war das russische Hauptheer. Ihm gegenüber in der Entfernung von etwa zehn bis fünfzehn Meilen lagerte Bonaparte, der auch Davousts Heer an sich zog, mit etwa 200000 Mann. Beide Heere hatten eine furchtbare Artillerie, zusammen an 2000 Kanonen; die Franzosen hatten eine dreifache Überlegenheit an Reiterei: dagegen waren die russischen Reiterpferde und die russische Bespannung der Artillerie viel vortrefflicher. Die französischen Pferde fühlten den langen Weg, und daß sie grün essen mußten, da die Russen trocken fütterten.

An der Düna hatten die Russen in der Festung Riga unter dem General von Essen eine Besatzung von etwa 10000 bis 12000 Mann: eben nicht auserlesene Krieger. Diese wurden nachher von Finnland aus verstärkt mit einem Teil des Haufens, den der General Steinhell übers Meer führte. Riga gegenüber in Kurland befehligte der französische Marschall Macdonald 20000 Mann preußischer Hilfsvölker und etwa 10000 bis 15000 Mischlinge, die aus Polen, Franzosen und einigen andern Soldaten bestanden.

Weiter südlich an der Düna stand der Marschall Oudinot und befehligte ungefähr 40000 Mann zusammengesetzter Truppen; er hielt die Stadt Polozk besetzt, und ihm gegenüber auf dem Pskower Wege stand der russische General Graf Wittgenstein mit etwa 30000 Mann.

Von Wolhynien herauf zog der russische General Tormassow

mit 40000 Mann, daß er das südliche Polen deckte gegen den Fürsten von Schwarzenberg, der die österreichischen Hilfsvölker von 30000 Mann der ausgesuchtesten Soldaten, etwa 12000 Mann Sachsen und einige Polen befehligte.

Jenseits des Dnjestrs, weit vom Kriegsschauplatz, stand in der Moldau und Walachei unter des Admirals Tschitschagoff Befehl das Donauheer, ein auserlesenes Heer von 40000 Mann, durch den langen Türkenkrieg gehärtet und feuerfest. Dieses Heer zog nun auch gegen Norden, da im Junius endlich der Friede mit den Türken, den die Franzosen und ihre Partei auf alle Weise zu hindern gesucht hatten, abgeschlossen war.

Dies waren die stehenden Heere; aber bald ward ganz Rußland ein Heer. Die Russen hatten den Übermut und die Verachtung nicht vergessen, womit Bonaparte und seine Franzosen von dem russischen Volke und Lande gesprochen und verkündigt hatten; sie hatten des Korsen treulose Politik lange gehaßt; sie ergrimmten von dem heißesten Zorn, als er die nahe Wiederherstellung Polens, die Demütigung Rußlands und seine Wiederverweisung nach Asien weissagte; sie schwuren, das solle ihm nicht gelingen. Gleich nach dem Anfange der Feindlichkeiten hatte der Kaiser Alexander aus dem Lager von Polozk an der Düna einen Aufruf an das russische Volk ergehen lassen, worin er ihnen erklärte, was der Feind so laut verkündigt hatte, sie und ihr Vaterland sollten der Raub der bonapartischen Herrschsucht werden; worin er sie aufforderte, solches nicht zu dulden, sondern sich im Vertrauen auf Gott und die Gerechtigkeit ihrer Sache zu ermannen, männiglich zu waffnen und in allen Grenzen des weiten Reiches aufzustehen und auf den Feind zu schlagen; und worin er ihnen versprach, als ein rechter Kaiser von Rußland in dem heiligen und großen Kampfe für das Vaterland mit ihnen auszuhalten. Kaiser Alexander reisete bald darauf von dem Heere nach Moskau und rief die alte und ehrwürdige Hauptstadt der Russen auf, in Patriotismus und Aufopferung allen übrigen Städten und Landschaften seines Reichs das Beispiel zu geben. Und auf dieselbe Weise bereiste er viele andere Landschaften und ermahnte und ermunterte sie. Sie aber bedurften keiner kaiserlichen Ermahnung und Ermunterung, sondern die Liebe zu ihrem Herrscher und Vaterlande und der Abscheu und Haß gegen den tückischen Feind trieben sie von selbst. Doch ward auch die Stimme der frommen russischen Geistlichkeit, die sich im ganzen Lauf des Krieges herrlich bewährt hat, ein gewaltiger Sporn zur Tugend und Tapferkeit und zu jeder schönen Hingebung.

Seit der Mitte des Julius war ganz Rußland vom Süden bis zum Norden in einer lebendigen, wimmelnden, fröhlichen, kriegeriſchen Bewegung. Nicht allein aus allen Gegenden zogen gerüſtete Krieger heran, nicht allein neue Reiterhaufen wurden in der Ukraine und Wolhynien und die Ergänzungsſcharen in allen Landſchaften und Kreiſen gebildet; nein aus jeder Stadt, aus jedem Dorfe, aus jedem Hauſe gingen Vaterlandskrieger hervor, welche vor Luſt brannten, in einem ſo heiligen Kriege ihr Blut zu vergießen. Wer in jener ewig denkwürdigen und in Europens Annalen unſterblichen Zeit Rußland geſehen hat, in dem lebt wohl ein Bild jener herrlichen Bewegung eines großen Volkes, aber matt nur wird er es nachzeichnen können. Wohin man kam, ſah man die Wege und Straßen voll Soldaten, Freiwilliger und Landwehr; in allen großen Dörfern Fünfhunderte und Tauſende, die, in der gewöhnlichen Volkstracht, wohl bewaffnet und gerüſtet, entweder ſich in Waffen übten oder weiterzogen; in allen Städten Verſammlungen des umwohnenden Adels, der Reichen und der Beamten, lebendige, herzliche, patriotiſche Verſammlungen, wahre Verbrüderungen der Beſſeren und Edleren, die ihre Opfer auf den Altar des Vaterlandes legten, ihre Leute in die Kreisſtadt brachten, Geld, Waffen, Kleider, Pflege für die Verwundeten lieferten. Alle Stände, alle Alter, alle Geſchlechter, alle Verſchiedenheiten der Geſellſchaft hatte die allgemeine Liebe und der allgemeine Haß einander geglichen. Da ſah man die edelſte Frau einen bärtigen Bauern umhalſen, ſich die rollenden Tränen abwiſchen und ihm einige Silberrubel in den Hut werfen; da ſah man die züchtigſten Jungfrauen an einem Wagen ſtillſtehen, worauf verwundete Krieger zurückgeführt wurden, und ſie küſſen und ſie beſchenken und ſich nicht ſchämen; da ſah man unbekannte Menſchen, die ſich nie geſehen hatten, einander um den Hals fallen und in atemloſer Liebe ſchluchzen, als hätten ein paar Jugendfreunde nach langer Trennung ſich an einem fremden Orte unerwartet wiedergefunden; da ſah man auf den Landſtraßen ganze Reihen Wagen, Hunderte und Zweihunderte, und ſie fuhren in einem Aufzuge einher, als ginge es zum Tanze, nicht zum Kriege: dieſe Wagen führten Jünglinge, jeder Wagen drei oder vier, welche ſich in irgendeinem großen Dorfe oder in einer Stadt zu den Waffenübungen verſammelten und bald zur Schlacht ausziehen wollten; die Väter, die Mütter, die Schweſtern, die Bräute begleiteten ſie, mit Blumen geſchmückt, die Jünglinge ſelbſt hatten ihre Hüte und Mützen mit Blumen umwunden; auf einigen Wagen waren Saitenſpieler, und alle ſangen fröhliche Lieder,

woran der lebhafte Russe so reich ist, Lieder in jenen tragischen Molltönen, welche die Gesänge der nordischen Völker auszeichnen, und welche eine süße Wehmut zurücklassen. Dies war wie ein vaterländischer Siegesreigen.

So wimmelte Rußland von Kriegern und solchen, die Krieger werden wollten, so war in das ganze Volk Begeisterung, Freudigkeit und Zorn gefahren, und keiner wollte zurückbleiben in der frommen Arbeit und Hingebung für das geliebte Vaterland. Moskau versprach 60000 Mann gerüstet und bewaffnet zu stellen, Petersburg versprach 40000; manche edle Prinzen und Grafen errichteten eigene Regimenter zu Fuß und zu Pferde; die Edlen, die Freien, die Leibeigenen, die Priester, die Frauen, die Jungfrauen — alle brachten, lieferten, opferten, was sie hatten: sie wollten ihr Vaterland nicht in Knechtschaft sehen. Das Schönste aber bei diesem schönen Eifer war die Frömmigkeit und Demut, womit jeder sich zu dem heiligen Dienste hingab: Senatoren, Männer in hohen Würden, verstümmelte und verabschiedete Offiziere — alle kamen, durch ihr Herz gemahnt, und nahmen in der Landwehr jeden Rang und jede Stelle ein, wo sie nützen konnten; sie dienten nicht um Ehre und Sold, sie dienten aus Liebe und Treue, sie dienten für Gott und für die Freiheit.

Des Menschen Arm ist schwach, wenn Gott ihn nicht stärkt, und sein Herz verzagt leicht, wenn ein unüberwindlicher Glaube es nicht entflammt. Die Russen sind ein frommes Volk; sie verwandelten diesen gewaltigen Krieg in einen Religionskrieg: der Glaube des Volkes, die Schändung der Heiligtümer durch die Fremden, die Gefahr des Vaterlandes entzündeten eine Begeisterung, welcher alle Mühen und Hindernisse überwindlich und Tod und Schmach süß waren. Die Kirchen, die Bethäuser, die heiligen Gräber wimmelten täglich von Menschen; die Krieger des Vaterlandes weiheten sich durch Gebet, zeichneten sich mit dem Kreuze, segneten ihre Fahnen mit feierlichem Gottesdienst ein, schwuren auf das Evangelium dem Kaiser und dem Vaterlande und zogen jauchzend aus wie zu einem Triumphzuge. Ein solches Volk sollte Bonaparte unterjochen, einen solchen Geist sollte er besiegen. Was hatte er für Hilfen, nachdem die großen Heere aufgestellt waren?

Kaum waren die Feindlichkeiten begonnen, so klang es laut von der **Wiederherstellung Polens und von der Verjüngung des Glanzes eines so freien, tapfern und großherzigen Volkes**; zugleich wurden in dem ganzen Großherzogtum Warschau und in Litauen, wo die Franzosen einrückten, Konföderationen ausgerufen und Bewaffnungen und

Ausſchreibungen des waffenfähigen Volkes verordnet. Die Polen, welche, ihnen ſelbſt und aller Welt untreu, die Freiheit nie ertragen und den Dienſt unwillig dulden, ein wunderbares Volk, bei welchem die Leichtfertigkeit immer den Ernſt, der Wankelmut immer die Freiheit umſtößt, hörten den Ruf kaum, ſo ſtanden viele von ihnen auf; manche auch, die unter ruſſiſchen Fahnen dienten, verließen dieſe, als die Schlachten mörderlich wurden: viele Tauſende von Abtrünnigen und Zuſammenverbündeten verſtärkten Bonapartens Heer. Aber die polniſche Wildheit und der wankelmütige Leichtſinn — konnten ſie die ruſſiſche Frömmigkeit und den feſten Ernſt beſtehen? Außer dieſen Polen, deren neben dem ordentlichen Heer des Herzogtums Warſchau von 60000 Mann noch wohl 60000 andere die franzöſiſchen Heerhaufen anſchwellten, kamen aus Italien, Frankreich und den Niederlanden langſamer, aus den Landen der deutſchen Bundesfürſten geſchwinder neue Scharen an; den ganzen Sommer gingen über den Niemen und die Weichſel Verſtärkungen zum großen Heer. Aber die Entfernung der Orte, der Widerwille der Gemüter, die Ermattung der Menſchen und Pferde auf ſo langen Zügen konnten ſie gegen die ruſſiſche Nähe, die ruſſiſche Begeiſterung und die ruſſiſche Tapferkeit aushalten?

Napoleon war bisher nichts gelungen; wo er die Ruſſen auf ihrem Rückzuge gegen die ruſſiſche Grenze angetaſtet hatte, war er immer blutig zurückgewieſen; das ruſſiſche Heer, an Zahl viel geringer, war friſcher und mutvoller als das franzöſiſche, in welchem nur der Geiſt der Verruchtheit und des Raubes lebte, und deſſen Menſchen, noch mehr deſſen Pferde die Züge von zweihundert bis dreihundert Meilen fühlten. Auch dies hatte Bonapartens Fortſchritte aufgehalten und ihn gehindert, ſeine Überlegenheit zu großen Streichen zu gebrauchen. Wieviel er auch vorbereitet hatte, und wie grauſam und treulos er auch alle Hilfsmittel Preußens, Schleſiens und Polens ſich nachtrieb, er lernte bald, daß Polen und Litauen nicht die Lombardei, Bayern und Mähren war. Endlich hatte er ſeine Streitkräfte zuſammengezogen und näherte ſich dem Dnjepr, wo die beiden vereinigten Heere von Barclay und Bagration ſtanden; den 17. und 18. Auguſt ward vor den Mauern von Smolensk, in der Stadt und um die Stadt mörderlich geſtritten. Hier ſtand die ruſſiſche Standhaftigkeit unbezwinglich gegen franzöſiſchen Ungeſtüm; ſie ward auf keinem einzigen Punkt erſchüttert, die ruſſiſche Ehre ward durch keine einzige Schwäche beſchimpft. Dies war keine Schlacht, es waren Schlachten: 15000 tote oder verwundete Ruſſen, 25000 tote oder verwundete Franzoſen waren an dieſen Tagen

die Opfer eines unruhigen Tyrannen; daß soviel mehr Franzosen blieben, lag in den Vorzügen der russischen Stellungen und der unvergleichlich besseren russischen Artillerie. Die russischen Generale Dochteroff, Rajewsky, Prinz Eugen von Württemberg wurden mit großem Ruhm genannt. Dochteroff verteidigte die Stadt Smolensk gegen den überlegenen Feind wie ein Löwe, schlug alle seine Angriffe zurück und schmetterte 10000 Mann vor ihren Mauern nieder; er zog ungern erst zurück, als der Oberfeldherr ihm die Räumung der unhaltbaren Stadt befahl; Rajewsky focht mit 5000 Mann fast einen ganzen Tag gegen eine französische Abteilung von 20000 Mann, zog sich in der größten Ordnung fechtend zurück, dem Feinde immer die eisernen Spitzen weisend, und verlor viele Tote und Verwundete, aber keinen einzigen Gefangenen: so war die russische Ausdauer; Prinz Eugen offenbarte bei Angriffen und Verteidigungen zugleich die Kälte und das Feuer, die einen künftigen Feldherrn bezeichnen.

So ward hier gestritten. Die Russen zogen sich zurück gegen Dorogobusch vor der Überlegenheit und in der Absicht, daß sie den Feind von seiner Zentralkraft weiter wegzögen, sich selbst aber der ihrigen mehr näherten. Es war die Arbeit des Herkules; den Antäos mit seinen Beinen von dem festen Boden der Erde in die Luft aufzuwippen. Bonaparte trieb Horden auf Horden zusammen und jagte sie durch Feuer und Blut vorwärts, er wollte nach Moskau, er hatte seinem Heere in Moskau Überfluß, Ruhe, Winterquartiere, Frieden versprochen.

Die französischen Soldaten hatten bei ihren Durchzügen die freundlichen und verbündeten Länder Mecklenburgs, Sachsens, Preußens ärger behandelt, als in europäischen Kriegen vor fünfzig und zwanzig Jahren feindliche behandelt zu werden pflegten. Polen ward der Bundesgenosse Frankreichs genannt, den Polen war eine neue Herrlichkeit versprochen; aber Verwüstung, Raub und Gewalt bezeichneten alle Spuren des französischen Heeres; die Einwohner Litauens erlagen unter dem Elend des Krieges; sie, ihre Weiber, ihre Töchter waren allen Mißhandlungen und Entehrungen preisgegeben; die Wildheit der französischen Banditen und Herumstreifer und die Habsucht der französischen Befehlshaber machte das Land zu einer Wüste; Dörfer und Flecken lagen in Asche, die Kirchen waren entheiligt und ausgeplündert, die Felder verheert; viele Menschen flüchteten sich in die Wälder, und manche vergingen vor Hunger und Angst; die Greuel von Witepsk und andern Städten und Flecken, wie dort geplündert, gemartert, geschändet, gemordet worden, liefen den französischen

Heeren als Unglückspropheten und Schreckensboten voran: ſie ſchlugen den ruſſiſchen Mut nicht nieder, ſie ſtärkten ihn zur Rache. Smolensk gab ein erſtes großes Beiſpiel. Als der General Dochteroff Befehl erhielt, die Stadt zu räumen, da zog er, begleitet von ſeinem ganzen Stabe und von der Geiſtlichkeit, in die Hauptkirche und hielt Gottesdienſt; darauf ward die heilige Mutter Gottes von Smolensk, ein in ganz Rußland berühmtes und wundertätiges Bild, nach feierlicher Anbetung vom Altar gehoben und an der Spitze des abziehenden Heerhaufens durch die Stadt abgeführt. Die meiſten Einwohner der Stadt mit Tränen, mit Gebeten, mit Wünſchen für ihr Volk und mit Flüchen gegen die Überzieher zogen mit dem Heere aus; die Vorräte waren meiſtens zerſtört, das Mehl auf die Straßen geſchüttet, die Branntwein- und Weintonnen zerſchlagen, damit die Feinde nichts zu leben fänden: ſie fanden immer noch zurückgebliebene Greiſe, Frauen, Jungfrauen, Kinder genug, woran ſie ihre Schanden üben konnten; hinter den Ausziehenden brannte ein Teil der Stadt, angezündet durch das feindliche Geſchütz, durch unbewachte und verlaſſene Feuerherde, durch den Grimm einiger Bewohner, die den Feinden kein Obdach gönnten.

Bald ſcholl die Einnahme von Smolensk mit den in und um Smolensk begangenen Greueln als eine Poſaune des Grimms und der Rache über ganz Rußland. Vor allen aber ergrimmte das fromme Volk über die Mißhandlung der Prieſter, über die Verleugnung Gottes, über die Entweihung der Kirchen und Altäre, über den Raub der heiligen Geräte und Bilder, und daß, wo Menſchen jüngſt noch gebetet hatten, Pferde wieherten oder ein verworfenes Gezücht in viehiſchen Lüſten ſich wälzte. Im Sinn der Wahrheit und im Gefühl des ruſſiſchen Volkes erklärte ein Petersburger Tagesblatt ſich darüber alſo:

„Täglich erhält man zu Petersburg neue Nachrichten über die barbariſchen Ausſchweifungen, welche die Franzoſen an allen Orten ihres Durchzugs begehen. Augenzeugen erzählen, ſie haben geſehen, wie ſie den Eigentümern, in deren Häuſer ſie mit Gewalt eindrangen, oder dem in den verlaſſenen Häuſern zurückgebliebenen Geſinde die Füße an den Fußboden oder die Hände an Tiſchen feſtnagelten, damit ſie die Entdeckung vergrabenen Geldes oder verborgener Koſtbarkeiten von ihnen erpreßten.

Dieſe ſcheußlichen, bei den Heeren geſitteter Völker unerhörten Greuel, vor welchen ſelbſt die wildeſten Völker zurückſchaudern, werden der Geſchichte einmal die ſonderbare Frage zur Auflöſung geben, wie in einem durch Wiſſenſchaften und Künſte aufgeklärten Jahrhundert mitten unter den gebildetſten

Völkern ſich ein unermeßliches Heer von Räubern hat erheben können, welches alle Geſetze zerbrach, alle Thronen umſtürzte, alle Religionen entweihete und abſchaffte und nur die gänzliche Zerſtörung der Geſellſchaft zum einzigen Zweck zu haben ſchien. Dann wird man erkennen, daß, wie die Religion alle Geſellſchaften gründete, die Verachtung der Religion ſie allein zerſtören kann.

Dieſe Barbarenhorden, welche Europa jetzt verwüſten, ſind ein Gemiſch aller Völker, zuſammengetrieben durch Gewalt, entmenſcht durch den Verluſt ihrer Freiheit, ihres Eigentums, aller Gefühle des menſchlichen Herzens: für ſie iſt jedes geſellſchaftliche Band zerriſſen, für ſie iſt nichts Menſchliches mehr; aus ihrem Vaterlande, aus ihren Familien, von ihrem Gottesdienſt weggeriſſen, einander fremd, ohne Hoffnung der Rückkehr in ihre Heimat, belaſtet mit allgemeinem Haß und Abſcheu und ſo zu einem gewiſſen Untergange fortgetrieben, haben dieſe Unglücklichen den Charakter, die Sitten, die Meinungen, die Neigungen ihres Volks verloren; die Wut der Verzweiflung hat den greulichen Charakter ihres Führers in ihre Seele gegoſſen, er hat ihnen jene teufliſche Wut mitgeteilt, die ſich nur des Böſen freuen kann: es iſt ein korſiſches Volk geworden, von ſeinem hölliſchen Geiſt gezeugt, (proles sine matre creata) eine Brut ohne Mutter geboren, die ſich jetzt ſo zeigt, wie Seneca ihre Vorfahren während ſeines Exils unter ihnen geſchildert hat: Ihr erſtes Gebot heißt ſich rächen, ihr zweites Gebot vom Raube leben, ihr drittes lügen, ihr viertes die Götter leugnen*)."

Während an dem Dnjepr gefochten und von dem Dnjepr abwärts weiter gegen Oſten zum Herzen des ruſſiſchen Reiches vorgedrungen ward, waren die Augen und Ohren von ganz Rußland, ja die Augen und Ohren von ganz Europa, wenn ſie ſo weit hätten ſehen oder durch die bonapartiſchen Künſte und Lügen die Wahrheit hätten durchklingen hören können, auf die ehrwürdige Hauptſtadt des ruſſiſchen Volkes, auf Moskau, gerichtet. Von Moskau war bei den Eingeborenen und bei den Fremden die Meinung, ſie ſei die Erhalterin, Pflegerin und Schützerin des echten Volksgeiſtes, in ihr ſei Sprache, Sitte, Eigentümlichkeit, Stolz, Religion des Volkes am meiſten und ungemiſchteſten erhalten, in ihr werde ſich eine Gewalt und ein Mut offenbaren, welche die Feinde erſchrecken und die Freunde begeiſtern müſſen. In Moskau führte den Befehl der Statt-

*) Lex prima ulciſci, lex altera vivere raptu,
Tertia mentiri, quarta negare deos.
Senec. epigr.

halter des Kaiſers, General Graf Roſtopſchin, ein ſtattlicher und ſchöner Mann, von feſtem und mutigem Anſehen, in welchem Freundlichkeit und Strenge, Feſtigkeit und Beweglichkeit, Geiſt und Herz, angeborne Klugheit und erworbene Geſchicklichkeit ſo glücklich gemiſcht waren, daß er in ſo bedenklichen und gefährlichen Zeiten zum Volksführer geſchaffen ſchien. Dieſer Mann wußte zwei der ſchwerſten Dinge zu erreichen, die Menſchen aus dem Gewöhnlichen und Gemeinen herauszureißen und auf das Ungewöhnliche und Außerordentliche zu richten und ſie doch in den Schranken des Gehorſams und in der Zucht der Geſetze zu halten. Ganz Moskau war ein Übungsplatz, alle Werkſtätten waren Waffenſchmieden geworden, das ganze Volk war an die Gedanken von Krieg, Verderben, Untergang und Brand gewöhnt; das predigten und beteten die Prieſter, das deutete der Statthalter an: Moskau müſſe ein großes Beiſpiel geben, durch Moskau und für Moskau müſſe was Großes geſchehen. Es war Sommer und Krieg, die meiſten adligen Geſchlechter waren aufs Land gegangen; viele adlige Männer in den Krieg; manche andere reiche und angeſehene Leute hatten ſich aus Moskau in entfernte Landſchaften gezogen. Einige Kaufleute, deutſche Handwerker, ruſſiſche Handwerker, Tagelöhner, das zurückgelaſſene Geſinde der Großen, faſt lauter Leibeigene, kurz was man anderswo mit einem ausdrucksvollen Worte Pöbel zu nennen pflegt, war zurückgeblieben. Dieſe zügelte Roſtopſchin meiſterhaft, zu gleicher Zeit den kriegeriſchen Geiſt belebend und den unruhigen Geiſt, der aus allen großen Volksbewegungen hervorbrechen will, bändigend. Dies war kein Kleines, denn der Haß gegen die Franzoſen und gegen alles Franzöſiſchgeſinnte und Franzoſenähnliche wuchs bis zu einer fürchterlichen Wut und drohete alle Ufer der Zucht zu durchbrechen. Roſtopſchin aber ging ruhig, gefürchtet und angebetet unter ſeinen bewaffneten Haufen, verſetzte ſich ganz in ihre Sprache, Art, Tracht und Anſicht, beſtrafte kleine Ausſchweifungen gelind, große ſtreng und bewies durch ſeinen Ernſt und ſeine Haltung, er ſei entſchloſſen, mit ihnen gleichem Schickſal entgegenzugehen. Das lockt den Gehorſam, das gebietet der Menge; dadurch beherrſchte Roſtopſchin 40000 Bewaffnete. Die großen Befehlshaber, die ihm beiſtanden, waren die Prieſter; ſie entflammten und mäßigten zugleich.

Von Smolensk bis Moskau ſind an fünfzig deutſche Meilen. Das ruſſiſche Heer zog ſich in langſamer und feſtgeſchloſſener Ordnung mit allen ſeinen Vorräten zurück, es zog wie ein geharniſchter Mann, der kugel- und hiebfeſt iſt, und den man nirgends ungeſtraft angreifen darf: auch taſtete das franzöſiſche

Heer nur, es griff nicht an. Wie das ruſſiſche Heer abzog, zogen die meiſten Einwohner der Städte, Flecken und Dörfer ihm nach; ſie ließen den Franzoſen nur leere Orte, abgebrannte Dörfer, verſengte Felder, ſelbſt in einigen Städten flammte das Feuer auf. Ein ſo ſtolzer Geiſt brannte in dieſem Volke. Das empfindlichſte aber war dem Feinde, daß mit dem Rückzuge allerorten ſich die Obrigkeiten auflöſeten; er fand es anders als in dem geduldigen Deutſchland: kein Menſch, der ihm anordnen, ausſchreiben, regiſtrieren, ſpionieren, verkündigen und das Volk verwirren, verführen, zügeln und unterjochen half; kein Späher, kein Dolmetſcher, kein Horcher und Schleicher zu finden. Das Volk war wie ein grimmiger Bienenſchwarm ohne Weiſer: man konnte ihn zerſtreuen, verſcheuchen, töten, aber jeder Stachel ſtach, ſolange Leben in ihm war.

Von einem ſolchen Bienenſchwarm des Volks umſchwärmt, bei Tage und Nacht beunruhigt, mit unluſtigen Gefühlen und ſchlimmen Ahnungen waren die Franzoſen bis auf die Hälfte des Weges nach Moskau, bis hinter Wäsma (Wjäsma) gekommen, ſie fanden dort einen neuen ruſſiſchen Feldhauptmann, den Fürſten Goleniſtſcheff-Kutuſow. Dieſer kräftige Greis hatte den Türkenkrieg durch einen glorreichen Feldzug gegen den Großweſir im Sommer 1811 ſo gut als beendigt. Das ruſſiſche Volk erwartete von ſeiner feſten Beſonnenheit und ſeiner tätigen Liſt ſehr viel; der Kaiſer hörte und erhörte die Stimme desſelben, ſchmückte den grauen Feldherrn mit der fürſtlichen Ehre und ernannte ihn zum Oberfeldherrn. Kutuſow weihete ſich in der Kirche der heiligen Mutter Gottes von Kaſan zu Petersburg für ſein großes Amt ein und reiſte zum Heere ab, wo er den 29. Auguſt anlangte und dem bisherigen Oberfeldherrn Baron Barclay de Tolly den Befehl abnahm.

Beide Heere verſtärkten ſich. Bonaparte zog viel Geſchütz und neue Verſtärkungen aus Polen und Deutſchland, auch viele polniſche Überläufer an ſich; zu Kutuſow ſtießen unter dem General Miloradowitſch 20000 Mann, die aus dem Innern des Reichs kamen, und die aus Moskau und den umliegenden Gegenden verſammelte Landwehr von 50000 bis 60000 Mann. Kutuſow hatte ſeine Stellung genommen bei dem Dorfe Borodino, zwölf Werſte oder anderthalb deutſche Meilen von der Stadt Mojaisk, welche etwa zwölf Meilen von Moskau liegt. Folgendes berichtete er über dieſe Stellung und Lage aus dem Hauptquartier Borodino den 4. September:

„Die Stellung, wo ich den Rückzug angehalten habe, vor dem Dorfe Borodino zwölf Werſte diesſeits Mojaisk, iſt eine der

besten, die man in einem platten Lande finden mag; was dieser Stellung auf meinem linken Flügel fehlt, werde ich vermittelst der Kunst zu verbessern suchen. Ich wünsche, daß der Feind uns in dieser Stellung angreift; das würde mir große Hoffnung des Sieges geben. Wenn ihm aber wegen der Stärke derselben dies zu gewagt scheint und er gegen die Wege zu manövrieren beginnt, welche nach Moskau führen, so würde ich bis hinter Mojaisk zurückgehen müssen, wo alle Wege zusammenlaufen."

Kutusow saß nicht lange ruhig in dieser Stellung. Schon den 5. September nachmittags um zwei Uhr ward sein linker Flügel unter dem Prinzen Bagration von dem Feinde mit einem außerordentlichen Ungestüm angegriffen und das Gefecht mörderisch bis in die Nacht fortgesetzt. Von beiden Seiten wurden viele Menschen verwundet und getötet; die Russen behaupteten ihre Stellung unerschütterlich, machten viele Gefangene und nahmen acht Kanonen. Dies Gefecht war von seiten des Feindes nur eine kleine Vorbereitung, eine Prüfung des Heeres und Erkundung der Stellungen und Befestigungen; der folgende Tag verging mit unbedeutenden Bewegungen und Scharmützeln; der dritte Tag ward der heißeste und blutigste Tag des ganzen Feldzuges. Bonaparte hatte seine Hauptstärke gegen den linken russischen Flügel gezogen, welcher zwar durch Schanzen und Batterien befestigt, aber immer noch schwach war; der russische Feldherr hatte dies bemerkt und seine Anstalten danach getroffen. Den 7. September, ehe der Tag grauete, zwischen vier und fünf Uhr frühe begannen die Franzosen, von Dunkelheit und Nebel bedeckt, mit zahlreichen Massen den wütenden Angriff und wurden ebenso wütend empfangen. Es ward eine Mordschlacht; 1800 bis 2000 Kanonen donnerten gegeneinander, Reitergeschwader, unter deren Hufen die Erde erbebte, als wenn sie versinken wollte, und Hunderttausende von Männern trafen aufeinander; von beiden Seiten ward mit unglaublicher Erbitterung und Tapferkeit gestritten. Boden, Kanonen wurden genommen und verloren; Schanzen und Batterien gingen dreimal und viermal aus einer Hand in die andere; jeder Fuß breit Land ward mit Blut gefärbt; Kanonenkugeln flogen hier so dicht als in andern Gefechten Flintenkugeln, doch bewährte das russische Geschütz auch in dieser blutigen Schlacht seine überlegene Vorzüglichkeit. Erst die Nacht endigte das Treffen, die Franzosen zogen sich 10 Werst zurück, die Russen behaupteten ihre Stellung und das Schlachtfeld. An diesem blutigen Tage wurden in beiden Heeren zwischen 70000 und 80000 Mann getötet und verwundet; die Russen zählten über 1700 verwundete und tote Offiziere und mehrere Generale,

die Franzoſen verloren über 20 Generale. Zwei Männer, welche hier auf dem Bette der Ehren ſtarben, werden von edlen Ruſſen lange beweint werden. Eine Kanonenkugel nahm den General Kutaiſow weg: an Jahren ein Jüngling, an Verſtand ein Greis, ein Muſter von Kenntniſſen, von Freundlichkeit und Beſcheidenheit, führte dieſer Mann, von allen geliebt und von ſeinen Untergebenen angebetet, den Oberbefehl über das Geſchütz; eine Flintenkugel verwundete den kühnen und feurigen Prinzen Bagration am Knie, die Wunde ſchien nicht gefährlich, er ſtarb bald an ihren Folgen in einem Nervenfieber. Dies war die Schlacht bei Borodino oder Mojaisk den 7. September 1812. Es war eine Rieſenſchlacht gleich der von Wagram. Rußland jauchzte ob der Unerſchütterlichkeit und Hartnäckigkeit ſeiner Krieger; der Kaiſer ernannte den General Prinzen Kutuſow zum Generalfeldmarſchall, beſchenkte ihn mit 100000 und jeden Gemeinen, der dieſer denkwürdigen Schlacht beigewohnt hatte, mit fünf Rubeln.

Beide Heere waren durch dieſe Schlacht unglaublich geſchwächt und ermattet. Bei den Franzoſen war noch immer die Überlegenheit der Zahl; denn der Feldmarſchall Kutuſow rechnete ſeine zwar begeiſterte, aber ungeübte Landwehr zu einer offenen Feldſchlacht wenig brauchbar. Der Feind ſuchte indeſſen ſeine Linke zu umgehen; viele ſeiner Generale waren der Meinung, man müſſe vor den Mauern von Moskau noch eine Schlacht liefern. Kutuſow aber wollte das Reich nicht auf das Spiel ſetzen, er wollte lieber eine Zeitlang von vielen getadelt als von allen verflucht werden, er wollte ganz ſicher gehen, neue Verſtärkungen an ſich ziehen, die reichen und fruchtbaren ſüdlichen Landſchaften decken und dann zu ſeiner Zeit dem Feinde zeigen, er ſei noch da. Er zog mit ſeinem Heere in einer Haltung ab, die den Feind erſchreckte und ihn über die Bedeutung des Rückzugs ſtutzig machte. So ging er feſten Schritts durch Moskau und lagerte ſich auf der Straße nach Tula und Kaluga. Von da ſchrieb er ſeinem Kaiſer den 16. September: „Noch habe ich ein mutiges und tapferes Heer, der Verluſt Moskaus iſt nicht der Untergang des Vaterlandes.“

So kam Bonaparte den 15. September nach Moskau.

Die Nachricht, Moskau, die alte glänzende und ehrwürdige Hauptſtadt der Ruſſen, ſei in der Gewalt der Franzoſen, ſei ohne Schwertſchlag von ihnen beſetzt, traf auf Petersburg wie ein Donnerſchlag, ſo wie alles gewaltiger niederſchlägt, was aus der Ferne gehört wird. Die meiſten Sterblichen beurteilen die Dinge mehr nach ihrer Liebe oder ihrem Haß als nach den Zeiten

und Orten, die auf einer Entfernung von mehr als hundert deutschen Meilen doch schwer zu wägen sind. Man hätte unter den Mauern von Moskau, man hätte in den Straßen, auf den Plätzen der Hauptstadt eine Schlacht gewünscht; man hätte Kutusow und alle Feldherren und das ganze Heer als ein schönes und blutiges Opfer erschlagen und über ihre Leichen den Feind in die Stadt eingehen sehen mögen; man hätte gern russische Palafoxe und Madride gewollt. Auch das tröstete nicht, als das Gerücht bald erzählte, Moskau stehe in Flammen, Moskau habe schon mehrere Nächte den Himmel gerötet, denn sie glaubten, französische Wut habe den Brand gezündet, nicht russischer Stolz. Die ersten Tage war in Petersburg fast alles irre, bestürzt oder ergrimmt: die mutigen und tapfern Menschen zürnten, die mittelmäßigen und schwachen wehklagten, die feigen zitterten und schrien: Alles ist jetzt umsonst, Friede! Friede! Ein so ungeheures Schicksal mußte die Herzen der Sterblichen gewaltig bewegen. Das erschien auch in diesem Wechsel und Getümmel der Leidenschaften, der Furcht und Hoffnung und Verzweiflung der Menschen, daß selbst in der zweiten Hauptstadt des russischen Reichs nicht allein eine matte Schafherde von Schwächlingen lebte, die sich immer schon in den Klauen des Wolfes glaubte, sondern daß eine bübische Rotte von Franzosenfreunden sich zusammengesetzt hatte, die im Finstern ihre unsichtbaren Schlangenschliche kroch und aus der Finsternis heraus ihr Gift unter das Volk spie. Furcht vor dem Volke und Scham vor der Meinung der Besseren machte die meisten stumm, daß sie nicht mehr von der Liebenswürdigkeit, der Geistigkeit, der Ritterlichkeit, der Tapferkeit, der Bildung der Franzosen, nicht mehr von dem einzigen, unüberwindlichen, göttlichen Napoleon, von seinem unerreichbaren Genie, seinen unentdecklichen Entwürfen, seinen unermeßlichen, äußeren und inneren Hilfsmitteln posaunten; aber täglich und wöchentlich flogen Gerüchte und Nachrichten umher, welche selbst beherzten und mutigen Männern oft bange machten und die schwachen und gutmütigen bestürzten und niederschlugen. Was irgend zweideutig war, ward gefährlich gedeutet, der Mangel an Nachrichten von den Heeren bezeichnete immer Niederlagen, das Stillschweigen der Regierung Verzweiflung, der Wechsel einiger Maßregeln Hilflosigkeit. Diese Nichtswürdigen hatten in sechs Wochen, höchstens gegen Weihnachten die Franzosen in Petersburg und huldigten dem unwiderstehlichen Napoleon; sie wußten an dem Dniepr, an der Weichsel französische Hilfsheere von 50000 und 80000 Mann,

die dem großen Weltbefreier gen Moskau in Eilmärschen zuzogen und alle Anstrengungen, Opfer und Bewaffnungen des russischen Volkes vereitelten. Diese schändliche Rotte wirkte noch lange fort; ja als die Dinge sich schon ganz anders gewandt hatten, streute sie immer noch Märchen aus oder erklärte die Wahrheiten für Märchen: Victor, Augereau, Loison und Gott weiß welche andere französische Feldherren führten jeder nicht weniger als 50000 und 60000 Mann herbei, in Polen waffnete sich jedermänniglich mit brennendem Eifer, Preußen ließ noch 30000 und Österreich noch 40000 Mann zuziehen, und dergleichen mehr.

Diese und die Gleichgesinnten betörten und schwächten viele Gemüter. Der Kaiser Alexander stand vom Anfang an, selbst da noch, als den Mutigen manches zu wanken schien, mit unerschütterlicher Standhaftigkeit und Zuversicht da und hielt den kaiserlichen Stolz über dem Glück und dem Unglück. Schon lange vor Moskaus Besetzung von den Franzosen waren in Petersburg Anstalten getroffen, die dahin deuteten, es sei nicht unmöglich, daß der Feind auch bis an die Ufer der Newa vordringe: man hatte ganze Paläste ausgeräumt, man hatte viele Kostbarkeiten eingepackt, viele schon nördlicher versandt, man hatte manches verfügt, was auch hier Verderben, Wut, Brand und Mord, kurz das Schrecklichste des Krieges fürchten ließ. Der Kaiser erklärte vor seinem Volke, dies sei eine notwendige Vorsicht, keine Furcht; übrigens stehe sein Entschluß fest wie sein Vertrauen auf Gott, jede Mühe und Gefahr, jedes Leid und Elend mit seinem Volke zu teilen, die schönsten Städte, die fruchtbarsten Landschaften dem Feinde preiszugeben, ehe denn er einen Fuß breit Land von Rußlands Grenzen abtrete oder einen schimpflichen Frieden eingehe. Ebenso würdig und kaiserlich erklärte er sich seinem Volke nach dem Verlust von Moskau. Er erinnerte das Volk seines alten Mutes und seiner weltberühmten Streitbarkeit, ermahnte es zur Beharrlichkeit und Standhaftigkeit, wies ihm, daß daraus allein Sieg und Glück entsprießen könne, und versprach bei seinem kaiserlichen Worte, ritterlich mit ihm auszuhalten und den großen Kampf für die Unabhängigkeit und Freiheit der Herrscher und Völker durchzukämpfen.

Neben dem Kaiser glänzte durch jede Tugend, die eine Frau verherrlicht, seine Gemahlin, die Kaiserin Elisabeth Alexiewna. Sie hatte auch nicht einen Augenblick den Mut und die Hoheit einer fürstlichen Seele verleugnet und leuchtete durch ihren Glauben auf Gott, durch den Beifall, den sie den Mutigen, durch

die Verachtung, die sie den Feigen wies, allen als ein heiliges Muster vor. Zu einer Zeit, als bei der Sorge um Petersburg viele ihre Kostbarkeiten einpackten und flüchten wollten, hatte jemand die erhabene Frau gefragt, warum denn sie ihre Juwelen und Geschmeide nicht auch einpacke und bereite? Dieser hatte die hohe Antwort empfangen: Rußlands Kaiserin auf der Flucht bedarf des Mutes, und keiner Juwelen. Das Volk erkannte seine Kaiserin und betete sie an.

Diese Stimmung, dieser Stolz war auch bei dem Adel. Nachdem sie sich von dem ersten Wetterschlag aufgerichtet hatten, klang es nur wieder Mut, Krieg und Rache. Es waren Familien, die sich durch ihre Aufopferung für lange Jahre verschuldet hatten, andere, über und durch deren Güter der verwüstende Zug der Heere sich gewälzt hatte, viele, ja die meisten, die durch den Verlust der Brüder und Söhne in Schwarz gekleidet gingen; alle atmeten nur Krieg, Zerstörung, Untergang oder Freiheit und Selbständigkeit, das Wort Friede war ihnen Gift, die weichlichen oder verräterischen Friedensprediger waren ihnen ein Abscheu: diese Feigen fühlten am schmerzlichsten die Verachtung der Frauen, die mit unversöhnlichem Haß alles verstießen, was französisch oder bonapartisch gesinnt schien. Und das taten die Russen und Russinnen aus den ersten Geschlechtern des Reichs. O deutsche Franzosenaffen und Franzosenäffinnen, möchtet ihr euch daran spiegeln und euch schämen, daß ihr von der Herrlichkeit und Ehre eures Volkes nichts wisset! Und wann einmal eine zweifelhafte Nachricht kam, wo die Sterblichen des Trostes, eine fröhliche, wo sie gemeinsamer Ergießung des Herzens bedürfen, wie ward über dem Vaterlande und seinem großen Gefühl jeder einzelne Verlust, jede einzelne Trauer, jede sonst gesellschaftliche Rücksicht vergessen! Wie wurden alle Stände, Alter, Geschlechter, alle scheidende Rücksichten vergessen! Alle Fremde sogleich Landsleute, alle Unbekannte sogleich Bekannte! Dann Tränen, Freudenrufe, Küsse, Umarmungen, Mitteilungen und Bezeugungen aller Art; wer der großen Sache des Vaterlandes und der Menschheit treu schien, der war Bruder, Freund, Hausgenoß. Ich nenne euch nicht, ihr vielen Edlen, aber ich darf erzählen, was ich erfahren und empfunden habe.

Am herrlichsten und fröhlichsten aber zeigte sich das russische Volk der mittleren und unteren Ordnung. Petersburg ist eine kleine Welt von Nationen. Nächst den Russen leben dort in der mittleren gesellschaftlichen Ordnung über 40000 Deutsche: Gelehrte, Künstler, Kaufleute, Handwerker; auch wohnen in Petersburg viele Schweden und Engländer, weniger Franzosen. Unter

diesen Fremden waren viele wenig beseelt, es sank ihnen leicht der Mut. Die Russen aber waren durch sich selbst entbrannt; durch Smolensk und Moskau und durch alle die greulichen oder großen Taten, die vom Süden zur Newa tönten, schlug das Feuer in ihrer Brust zu lichten Flammen empor: Stolz und Rache hauchten alle Seelen. Das aber war das erhabenste, daß sie in diesem heiligen Volkskriege alles mit Gott begannen und mit Gott beschlossen; die Petersburger Te Deum waren wahre Te Deum; die großen Volksfeste, die großen Feste des Herrscherhauses waren nicht bloße prunkvolle und gaukelische Umzüge, nicht bloße Schimmer der Pracht und Majestät, wo die menschliche Eitelkeit sich neben die göttliche Größe stellt — es wurden Anrufungen, Gebete und Danksagungen des Volkes, die teuren und hochverehrten Häupter des Kaiserhauses wurden mit dem ganzen Volke vor dem Angesichte Gottes brüderlich und väterlich zu einer Familie, zu einer Liebe und Gemeinschaft gesellet. Wann von der Petersburger Besatzung einzelne Scharen auszogen, als die mit dem Kreuz des Glaubens bezeichnete Petersburger Landwehr sich und ihre Fahnen feierlich einsegnen und von ihrem Kaiser mustern ließ — welch ein großes und schönes Gewimmel von Menschen! Welch eine rührende, begeisterte, andächtige Freude! Welche Umarmungen, welche Begrüßungen, welche Worte und Tränen der Freude auf allen Straßen und Plätzen! Die Fenster, die Dächer der Häuser hielten die versammelten Menschen kaum, die Bäume ringsum waren voll, die Gitter und Staketen um die Häuser und Spaziergänge brachen unter ihren Lasten ein: so fröhlich als die Krieger auszogen, begleitete alles Volk sie. Solche Augenblicke sind göttlich, denn nur durch die große Gemeinschaft und Andacht des Volkes wird der einzelne aus seiner engen Kümmerlichkeit zum Himmel emporgetragen. Und wann eine glückliche Botschaft gekommen war von einer gewonnenen Schlacht, von Fünftausenden oder Zehntausenden von Franzosen, die das Gewehr gestreckt hatten — ehe es tagte, wurden die Menschen in ihren Häusern und Betten durch das Sausen und Brausen des Volkes draußen und durch den jubelnden Freudenklang seiner Hurras erinnert und geweckt; darauf Kanonendonner, die wimmelnde Menschenmenge ausgegossen, dann die Kirchen mit Betenden gefüllt, der Abend und die Nacht erleuchtet. Das war das rührendste, daß diese Freude sich nicht selbst ausbrannte, daß sie durch keine Kälte ausgelöscht ward: bei 18 und 20 Grad Kälte wimmelten die Plätze und großen Gassen von fröhlichen Menschen bis gegen die Mitternacht; allenthalben Freudenklang, Saitenspiel, Tanz, Hurra und

Hussa — Gott war lebendig in ihnen, Gott begeisterte sie für ihr Land, Gott gab ihnen die Freudigkeit, die Beharrlichkeit, den Sieg.

Der Haß gegen die Franzosen und gegen das Französische, der bei dem Volke seit Jahren schon still und verborgen geglommen hatte, brach jetzt hell aus. Viele Franzosen wurden verwiesen, einige nach Sibirien geschickt, wenige kaum noch geduldet: diese mußten sich hüten, bei öffentlichen Gelegenheiten oder im Volksgewimmel zu erscheinen oder das Französische zu verraten; es wurden manche Deutsche, die das Volk für Franzosen hielt, selbst geborene Russen, die an öffentlichen Orten französisch gesprochen hatten, von dem Volke gefaßt und gemißhandelt; die Russen wollten jetzt nur ihre Sprache hören, sie hielten, solange das Glück des Krieges wankte oder unentschieden stand, alles Fremde verdächtig oder verräterisch. Diese Gesinnung des Volkes erklärte sich auch laut gegen das französische Schauspiel, es ward einige Monate nach dem Ausbruch des Krieges geschlossen.

Es kamen im Herbst mehrere tausend Spanier und Portugiesen nach Petersburg aus dem Innern des Reichs, Überbleibsel von 8000 Portugiesen, die sogleich nach der Besetzung Portugals von den Franzosen in die Fremde abgeführt worden, daß sie dort für ihre Überzieher stritten, Überbleibsel von der Heerschar des edlen spanischen Grafen Romana, die, in Jütland und Fünen gelagert, gehindert waren, die glorreiche Flucht übers Meer zu der alten Heimat mit ihrem Anführer zu teilen. Diese Männer wurden von den Franzosen von Land zu Land mitgeschleppt und endlich in diesen unheiligen Krieg bis zum äußersten Norden getrieben; die meisten von ihnen liefen bei der ersten günstigen Gelegenheit zu den Russen über oder gaben sich ihnen nach kurzer Gegenwehr gefangen. So kamen Spanier und Portugiesen nach Petersburg. Die Teilnahme der Russen an diesen so lange unglücklichen und nun wieder glücklichen Menschen war die wärmste und rührendste. Wo die Spanier gingen oder standen, wo sie mit südlicher Lustigkeit mitten im strengsten Winter auf den großen Plätzen und Brücken einherhüpften und ihre rollenden Lieder sangen, da sammelten sich die Russen in freundlichen Scharen um sie, begleiteten sie, redeten durch Gebärden und Winke mit ihnen, gaben ihnen Geld, gaben ihnen Strümpfe und Stiefeln und Kleider; ja mehrere kleine russische Kaufleute kleideten abgerissene und halbnackte Spanier vom Kopf bis zum Fuß in Pelzwerk: sie hatten ihre Freunde, ihre Brüder, ihre Bundesgenossen gekleidet. Auch zu dem kleinsten Russen war ein Klang von Madrid und Saragossa, von Palafox

und Mina gedrungen, er hatte dunkel gehört, wieviel Unglück und Schande Bonaparte über Spanien verbreitet hatte; auch er hatte in Moskau und in den Statthalterſchaften von Smolensk und Moskau ſein Madrid und ſein Aragonien und Katalonien. So hatte Bonapartens blutdürſtige Unruhe Liſſabon und Madrid nach Petersburg verſetzt; ſo hatte gleiches Schickſal, gleiche Frömmigkeit, gleiche Begeiſterung den Süden und den Norden verbrüdert.

Bonapartens Rechnung war, über ſeine Feinde zu gleicher Zeit den Einzug in Moskau und Petersburg zu erzwingen und von den beiden Hauptſtädten des großen Reichs ſeine Beſchlüſſe und Befehle und Gaukeleien und Verkündigungen ausgehen zu laſſen. Deswegen waren an der Düna unter den Marſchällen Macdonald und Oudinot zwei bedeutende Heerhaufen aufgeſtellt, welche Riga erobern, das ruſſiſche Heer ſchlagen und dann den offenen Weg nach Petersburg ziehen ſollten. Dieſe Rechnung vereitelte die Tapferkeit der ruſſiſchen Krieger und die Kühnheit und Geſchicklichkeit des ruſſiſchen Heerführers Grafen von Wittgenſtein. Dieſer befehligte am rechten Dünaufer 30000 Mann, hielt durch blutige Schlachten und Siege Livland und Petersburg frei und den guten Geiſt und Mut aufrecht, dämpfte die überlegene Macht der Feinde und erwarb ſich einen unſterblichen Ruhm.

Seine erſte Schlacht, auch die erſte, weswegen die Ruſſen Te Deum ſangen und erleuchteten, heißt die Schlacht von Kläſtitza. Wittgenſtein hatte erfahren, daß Macdonald über Jakobſtadt auf Ljuzin und Oudinot auf Sebeſh rücken wolle, daß beide ihn ſo zwiſchen eine Zange klemmen, zermalmen und den Weg auf Pſkow oder Pleskow erzwingen wollen, welcher geradeſt nach Petersburg geht. Wittgenſtein faßte den Entſchluß, den er faſſen mußte, er rückte gegen Oudinot und griff ihn auf ſeinem Zuge unerwartet an bei dem Dorfe Kläſtitza zwiſchen Polozk und Sebeſh. Hier ward den 30. und 31. Julius ein mörderiſches Treffen gehalten; den zweiten Tag wurden die Franzoſen aus dem Felde geſchlagen, verloren einige Kanonen, 3000 Gefangene, 10000 Tote und Verwundete und viel Gepäck und zogen ſich an die Düna zurück. Auch für die Ruſſen war der Sieg ſehr blutig. Wittgenſtein ward dicht am Schlaf von einer Kugel leicht geſtreift; er und ſein ganzes Heer beweinten den tapfern Generalmajor Kulneff, einen der edelſten und kühnſten ruſſiſchen Befehlshaber, welchem eine Kanonenkugel beide Beine wegriß, ſo daß er auf der Stelle ſtarb. Macdonald blieb ſtill in Kurland ſtehen.

Seine zweite Probe hielt er den 11. Auguſt bei dem Flecken

Kochanow mit Oudinot, der mit Württembergern und Bayern verstärkt worden war. Das Treffen währte acht heiße Stunden, dann ließ Oudinot ab und zog sich nach dem Verlust vieler Toten und Verwundeten und 300 Gefangener in seine alte befestigte Stellung zurück.

Seine dritte Probe geschah hart unter den Mauern von Polozk, sechs, sieben Tage nach dem Gefecht bei Kochanow. Oudinot war aus seinen Verschanzungen herausgerückt und hatte Wittgensteins Vorposten zurückgeworfen. Dieser, welchem mißfiel, daß der Feind sich an Kühnheit gewöhnt, griff ihn den 17. August in aller Frühe an; vierzehn Stunden ward auf das hartnäckigste gefochten, Oudinot ward schwer in der Schulter verwundet und von dem General Gouvion St.-Cyr im Befehl ersetzt, die Franzosen wurden endlich zurückgeschlagen und wieder in ihre Schanzen geworfen und verloren an diesem Tage über 4000 Tote und 2000 Gefangene. Gleich nach dieser Schlacht zog ihnen außer den Bayern, die unter dem General Wrede in derselben mitgefochten hatten, eine neue bayerische Verstärkung unter dem General Deroy zu; sie beschlossen die gestrige Scharte auszuwetzen. Den 18. August nachmittags um 4 Uhr griffen sie die Russen mit großer Übermacht zugleich auf allen Punkten an und ließen ein schreckliches Artilleriefeuer spielen. An diesem Tage ward bis in die sinkende Nacht mit unglaublicher Erbitterung und Hartnäckigkeit und noch blutiger als den vorigen Tag gestritten; erst die Nacht riß die Streiter auseinander. Beide Heere waren fürchterlich geschwächt, die Franzosen gingen in ihre Verschanzungen zurück, Wittgenstein lagerte sich mit seinem siegreichen Häuflein um den Flecken Beloe nahe bei Sebesh und hielt Furcht und Schrecken von der Petersburger Straße und den Petersburger Herzen ab. In dieser letzten Schlacht ward der bayrische General Deroy tödlich verwundet und starb nach wenigen Tagen.

In dieser mörderischen zweitägigen Schlacht hatten sich beide Heere über die Hälfte verblutet und standen lange in einer Art von Waffenstillstand einander gegenüber; Wittgenstein, obgleich mit Petersburger Landwehr verstärkt, konnte die feste Stellung bei Polozk, die Franzosen konnten den Weg nach Pskow nicht erzwingen; der Krieg beschränkte sich hier auf Beobachtungen, Scharmützel und kleine Unternehmungen. Doch wurden die Russen gegen Ende Septembers und Anfang Oktobers munterer und wagten manche glückliche Überfälle, Streifzüge und Aufhebungen und Zerstörungen von Rekruten, Zufuhren und Magazinen. In diesem kleinen Kriege taten sich die Obersten Bedräga

und Rodianow und der Oberſtleutnant Repeizyn ſehr hervor. Der letzte muß unter den würdigen Männern genannt werden, welche die reinſte Liebe zum Vaterlande ins Feld rief. Er hatte in früheren Kriegen ſchon ein Bein verloren; dies hielt ihn nicht in Untätigkeit, er ſaß auf, diente zu Pferde und zeichnete ſich bei jeder Gelegenheit durch eine ſeltene Kühnheit und Tätigkeit aus.

So waren neun Wochen verfloſſen, als zu der Zeit allgemeinen Glücks auch hier die Sache glorreich entſchieden ward. Der Generalleutnant Graf Steinhell hatte aus Finnland etwa 20000 Mann friſcher Krieger nach Livland geführt; mit einem Teil derſelben war die Beſatzung von Riga verſtärkt und eine Unternehmung gegen Kurland gemacht worden, die übrigen führte Steinhell zur Unterſtützung Wittgenſteins. Jetzt ward zwiſchen den beiden Anführern ein gemeinſchaftlicher Angriff auf die Franzoſen bei Polozk verabredet: Wittgenſtein wollte von vorn auf der Straße von Sebeſh, wo er den ganzen Sommer gelagert hatte, angreifen; Steinhell ging auf die linke Dünaſeite hinüber und ſollte von Djesna aus ſeine Bahn durch den Feind brechen und auf Polozk durchdringen. Den 18. Oktober griff Wittgenſtein die feindliche Vorderhut bei dem Dorfe Jurrewitſch an, ſchlug ſie in einem blutigen Treffen, welches von früh ſechs Uhr bis in die ſinkende Nacht währte, und zwang ſie, ſich in die Verſchanzungen um Polozk zu werfen, wo ſie von dem furchtbaren Feuer aller ihrer Batterien gedeckt ward. An demſelben Tage hatte Steinhell den bei dem Dorfe Polonie in einer vorteilhaften Stellung an der Düna aufgeſtellten Feind angegriffen und ihn bis auf eine halbe Meile von Polozk geworfen, wo er ihn in ſo großer Überlegenheit fand, daß er nicht weiter durchdringen konnte. Als der Graf Wittgenſtein dies den folgenden Tag gegen Nachmittag erfuhr, griff er um fünf Uhr abends die Verſchanzungen um Polozk mit ſtürmender Hand an und gewann ſie nach der hartnäckigſten Gegenwehr. Der Feind warf ſich in die Stadt, die mit einer doppelten Reihe Paliſaden umgeben war, unterhielt ein mörderiſches Feuer und zog ſich unter deſſen Schutz allmählich aus der Stadt, die in der Nacht erſtürmt und genommen ward: um drei Uhr früh, den 20. Oktober, war Wittgenſtein in Polozk. Beide Teile verloren in dieſen blutigen Gefechten viele Menſchen; Wittgenſtein und Steinhell machten in und um Polozk an 3000 Gefangene. An dieſen Tagen verdiente die Petersburger Landwehr durch ihre unüberwindliche Tapferkeit unſterbliches Lob; ſie focht unter ihrem trefflichen Anführer, dem Senator Bibikow, den älteſten Kriegern gleich und tat mit dem Bajonett im Sturmſchritt Wunder.

Wittgenſtein wollte einen Haufen, der gegen eine feindliche Batterie vorrückte und vom Kartätſchenfeuer ſehr mitgenommen ward, zurückziehen und an einer andern Stelle zum Sturm führen; ſie aber gehorchten ihm nicht, ſondern ſprachen: Wir haben bei unſerm Abzug aus Petersburg dem Kaiſer verſprochen, nie zurück zu gehen, alſo vorwärts! und ſie erſtürmten die Batterie mit großem Verluſt. Da riß Wittgenſtein einem von ihnen das Kreuz vom Hut, ſteckte es an den ſeinigen und ſprach: Tapfre Männer, laßt mich euren Waffenbruder ſein.

Hinter Polozk vereinigten ſich beide Heerhaufen, und Wittgenſtein führte den Oberbefehl. Die folgenden Tage machte man bei der Verfolgung des Feindes noch über 6000 Gefangene und erbeutete den ganzen Troß der Bayern und alle ihre Fahnen; der General St.-Cyr war verwundet, das franzöſiſche Heer faſt aufgelöſt, ſeine Trümmer vereinigten ſich mit dem Haufen des Generals Victor, der von Smolensk gegen Wittgenſtein heranzog. Den 31. Oktober ſchlug Wittgenſtein auch den General Victor bei Tſchaſchnikovo und trieb ihn auf Senno zurück; acht Tage ſpäter rückte er in Witebsk ein und ſchlug den 14. November denſelben Victor, der ihn antaſtete, zum zweitenmal. Die Zeit der Beendigung dieſes Feldzugs war nah.

Die ſüdöſtlichen Landſchaften Rußlands deckte mit 40000 Mann der General Tormaſow gegen das zuſammengeſetzte Heer des Fürſten von Schwarzenberg. Hier blieb es bei unbedeutenden Gefechten und Hin- und Herzügen, je nachdem der eine oder andere die Überlegenheit hatte. Endlich kam im Anfang September das Donauheer unter dem Admiral Tſchitſchagow heran und vereinigte ſich den 17. September mit Tormaſow, der den Oberbefehl an Tſchitſchagow übergab. Jetzt war das Übergewicht bei den Ruſſen, und Schwarzenberg ward aus Wolhynien, wohin er ſich hinabgeſenkt hatte, immer weiter gegen den Norden hinaufgedrängt. Tſchitſchagow trieb viele zuſammengeraffte Polen auseinander und rieb mehrere polniſche Reiterregimenter auf. So zog er auf ſehr ſchlechten Wegen im langſamen Zuge weiter.

Gegen Riga ſtand der Marſchall Macdonald mit einem auserleſenen Heerhaufen, deſſen ſchönſter Teil die preußiſchen Hilfstruppen waren. In Riga befehligte zuerſt der General von Eſſen, zuletzt der Italiener Marcheſe Paulucci. Auch hier ward der Krieg nur in einzelnen Auszügen der Beſatzung und in unbedeutenden Gefechten hingezogen, bis die Zeit kam, wo der franzöſiſche Marſchall für ſeine eigene Rettung auf die Flucht

denken mußte, und der preußiſche Feldherr beweiſen konnte, daß er ein deutſches Vaterland und eine preußiſche Seele hatte.

Wenn man die wenige Tätigkeit des ſüdlichſten und nördlichſten franzöſiſchen Heerhaufens und den geringen Verluſt, den beide in dem Feldzuge erlitten, mit den Bewegungen und Verluſten des übrigen bonapartiſchen Heers vergleicht, ſo möchte man glauben, ſie haben ſich abſichtlich geſchont und alle heißen und blutigen Gelegenheiten vermieden. Daß Bonaparte auf dieſen äußerſten Punkten gerade die öſterreichiſchen und preußiſchen Hilfsvölker aufgeſtellt hatte, möchte man faſt als eine Fügung Gottes anſehen, der nicht untergehen laſſen wollte, woran ſich deutſche Freiheit und Ehre vielleicht einmal wiederaufrichten kann.

Den 14. September, ſowie der ruſſiſche Hinterzug aus Moskau herauszog, rückte der franzöſiſche Vorderzug ein. Die Stadt war wie ein ſtummes Grab; nur hie und da zeigten ſich einige Ausländer auf den Gaſſen und vor den Fenſtern, alle übrigen, die in der Stadt geblieben waren, hatten ſich in ihren Häuſern dicht verrammelt und verſchloſſen. Bei dieſem Zuſtande der Dinge hielt Bonaparte an dem Schlagbaum der Vorſtadt von Smolensk. Dort erwartete er, daß die Obrigkeiten und der Stadtmagiſtrat ihm eine bewillkommende Sendſchaft entgegenſchicken würden. Als er von zwölf bis zwei Uhr nachmittags vergebens gewartet hatte, ſchickte er einen polniſchen General hinein, daß er dieſe Bewillkommnung bereitete und beſöhle. Dieſer galoppierte durch die ganze Stadt, zum Hauſe des Generalſtatthalters, der Polizei, kurz allenthalben hin, wo er noch einen Schatten von Behörden oder Obrigkeiten zu finden hoffte. Endlich nach vielen vergeblichen Nachſuchungen kam er zurück und berichtete ſeinem Gebieter, es ſei in Moskau gar keine Behörde geblieben, und die Stadt ſei verlaſſen, bloß einige Ausländer und gar wenige Eingeborne finden ſich noch da. Bonaparte verſchob ſeinen Einzug; vielleicht ſchreckte ihn die Erinnerung von Smolensk, vielleicht hoffte er auch, man werde gegen den nächſten Tag wohl eine Bewillkommnungsſendung bereiten, wenn nicht von den Ruſſen, doch von den Franzoſen, Italienern und Deutſchen, die in Moskau lebten, und die er als ſeine Untertanen anſah. Nichts von allem dieſem geſchah. Er zog den 15. September ohne Sang und Klang, ohne Trommeln und Trompeten durch öde Gaſſen in den Kreml ein. Es war nachmittags zwei Uhr, ein neblichter Tag und eine Totenſtille. Kein Hurra und Huſſa, keine gaffende und mitſtrömende Menge, nicht einmal ſchlechteſtes Geſindel, das in

allen Ländern keinen Gott und kein Vaterland hat, bewillkommte ihn: ſtumm und düſter zog er ein, und Verlaſſenheit und Unheil ſchienen um ihn gelagert zu ſein.

Von 350000 Menſchen, welche Moskau ſonſt ſelbſt im Sommer bewohnen, welcher viele Familien aufs Land hinauslockt, waren kaum 30000 in der Stadt geblieben, und dieſe wenigen hatten ſich dicht in ihren Mauern verſchloſſen und warteten in Ängſten der Greuel, die da kommen ſollten. Aber wie viele Menſchen auch weggezogen, wie viele Schätze und Waren und Vorräte auch geflüchtet waren — eine Stadt wie Moskau, eine der reichſten Städte Europens, das große Herz Rußlands und der Mittelpunkt ſeines europäiſchen und aſiatiſchen Landhandels, enthielt in ihren Häuſern und Magazinen noch unglaubliche Hilfsmittel, und ein Heer von 200000 Mann hätte bei mäßigen Zuſchüſſen dort immer noch fünf bis ſechs Monate winterquartieren können. Denn viele Einwohner, die Moskau verlaſſen hatten, waren durch die Flucht übereilt, weil die meiſten immer noch der Meinung geweſen waren, es würde vor Moskau noch eine Schlacht geliefert werden, und die Franzoſen würden ſchwerlich hineinkommen. Dieſe hatten kaum Zeit gehabt, ſich ſelbſt zu retten; Waren hatten ſie wegen Mangel an Pferden die letzten vierzehn Tage vor der Räumung Moskaus wenig flüchten können. Die Weggehenden hatten alſo ihre Magazine verſchloſſen, ihre Habe und Schätze zum Teil verborgen, vergraben, vermauert; was die geübte franzöſiſche Raubgier leicht gewittert und entdeckt haben würde. Manche wären auch im kleinlichen Geiz gern in der Stadt geblieben und hätten ſich von dem Feinde mißhandeln laſſen, wenn ſie die Furcht vor dem Zorn des eigenen Volkes nicht hinausgetrieben hätte.

Bonaparte ſtaunte freilich ob der ſtummen Leere der ungeheuren Stadt, deren leuchtende Zinnen und Türme nur über Menſchengräbern zu ſchimmern ſchienen; aber noch deuchte ihm der Beſitz groß und die Hilfe unermeßlich. Auch wie Moskau war, konnte er darüber noch frohlocken. Schon ſeit Monaten hatte er die herrliche Stadt als den Preis ſo vieler Mühen und Arbeiten und Schlachten ſeinen räuberiſchen Söldnern gezeigt als den Sitz ruhiger Winterquartiere, als das Unterpfand des Friedens, als eine reiche Mine des Geizes und der Wolluſt: was die Franzoſen eine manierliche Plünderung, eine Erquickung und Erholung nach langen Anſtrengungen nennen, hätte er ihnen ſchon erlauben müſſen. Doch wollte er dies möglichſt ordentlich machen und die Stadt ſchonen und nicht zerſtören; deswegen ließ er den größten Teil ſeines Heeres kampieren und rückte mit

einer mäßigen Schar in die Stadt ein. Aber alles geriet ihm anders, als er gehofft hatte.

Schon in der Nacht vom 14. auf den 15. September, als Bonaparte in der Vorstadt von Smolensk auf die Bewillkommnungsſendſchaft aus der Stadt wartete, war in der Salenka unweit dem Findelhauſe Feuer ausgebrochen und nach einigen Stunden gelöſcht. Aber bald darauf war das Feuer auch in der Stadt an mehreren Stellen aufgegangen und nur unvollkommen gelöſcht worden. Darauf brannte es am hellen Tage wieder an mehreren Orten. Die Einwohner ſahen ihre Häuſer mit einer unglaublichen Gleichgültigkeit in Flammen: man ſah ſie herauskommen, die Bilder ihrer Heiligen an die Tür ſtellen und weitergehen. Wenn man ſie fragte, warum ſie das Übel nicht abzuwenden und zu löſchen ſuchten, antworteten ſie, ſie fürchten von den Franzoſen niedergeſtoßen zu werden, wenn ſie es löſchten. Nur die ſtille Luft hielt den allgemeinen Brand der Stadt auf; denn die Franzoſen, da ſie die Sorgloſigkeit der Einwohner ſahen, kümmerten ſich auch nicht darum, die Flammen zu hemmen. So verbreiteten ſie ſich mehr und mehr, und in den von dem Unglück entfernten Quartieren ſprach man ſo gleichgültig davon, als man in Petersburg von einem Brand in Liſſabon oder einem Erdbeben in Caracas ſprechen würde.

So verging der Dienstag (15. September) und die Nacht der Mittwoche. In der Mittwoche, den 16. September, des Morgens um 9 Uhr brach mit fürchterlicher Heftigkeit ein Aquinoktialſturm los, und nun begann der eigentliche große Brand, der viele Tage dauerte. Zuerſt ſtieg das Feuer auf jenſeits des Fluſſes weit hinter dem Kommiſſariat und fraß dem Winde folgend immer weiter und loderte binnen einer Stunde an zehn verſchiedenen Stellen, ſo daß die ganze unermeßliche Ebene, die ſich mit einer unabſehlichen Häuſerreihe längs dem Fluſſe hindehnt, nur ein Flammenmeer war, deſſen Wogen ſich durch die Luft wälzten und Verwüſtung und Grauſen ringsum verbreiteten. Zu derſelben Zeit brach das Feuer von neuem und mit größerer Gewalt als die vorigen Tage in der Stadt aus, vorzüglich in dem Bezirk der Buden. Dort fand es in den verſchloſſenen und aufgehäuften Waren eine ſehr lebendige Nahrung. Dieſer Umſtand, die Gewalt des Sturms, die Enge der Straßen hier, ferner daß die Flamme auch in anderen Quartieren der Stadt wiederaufging, endlich der völlige Mangel an Löſchgerät und Löſchanſtalten machten es unmöglich, das Feuer aufzuhalten. Man ſah ringsum nur Flammen, die ganze Atmoſphäre über der Stadt war ein brennendes Feuergewölbe, das von umherfliegenden Funken und Bränden

ziſchte, und die von der Hitze ausgedehnte Luft machte den Sturm immer wütender. Nein, nie zeigte der erzürnte Himmel den Menſchen ein grauſenderes Schauſpiel. Dieſer Brand, die Angſt der Fliehenden, die Wehklage der Verbrannten; Pferde, Rinder, Hunde, Katzen, wütend und wild in die Flammen hinein oder aus den Flammen herauslaufend; dazu die Plünderer, Gewalttäter, Mörder, welche Flüchtlinge verfolgten oder niederhieben, Türen, Gewölbe, Keller mit dem Kolben einſtießen, durch die Dächer und Fenſter ſchoſſen: Jammer, Not, Mord, Wut, Zerſtörung durch die Menſchen und durch die Elemente überall. —

Bonaparte hatte aus den Fenſtern des Kreml's den Anfängen und den Fortſchritten des Brandes mit den Augen folgen und über dieſe größte Niederlage Betrachtungen der menſchlichen Wechſel anſtellen können. Als man ihm meldete, daß man in dem Kreml ſelbſt Brandſtifter ergriffen, und daß auch dort an einigen Stellen das Feuer habe ausbrechen wollen, deuchte es ihm in der Stadt nicht recht geheuer, und er zog in das kaiſerliche Luſtſchloß Petrovsky außerhalb der Stadt. Es iſt wahrſcheinlich, daß er dieſen ſchrecklichen Brand für eine ihm gelegte Schlinge hielt, welche die ungeheure Weite der Stadt ſehr gefährlich machte. Darum zog er auch ſeine Truppen zuſammen und gebrauchte ſie nicht, einige Quartiere zu retten, was allerdings möglich war.

Was die Plünderung Moskaus ſo ſcheußlich machte, war die methodiſche Ordnung, womit die Reihe an alle verſchiedenen Haufen des franzöſiſchen Heers kam. Der erſte Tag gehörte der alten Leibwache — es iſt billig, daß die erſten im Range in Wolluſt, Gold und Schande die Vorleſe halten — der zweite Tag war der neuen Leibwache zugeſtanden, der dritte dem Haufen des Marſchalls Davouſt; und ſo kamen alle verſchiedene Heerhaufen zur Plünderung, und die letzten waren viel wütender als die erſten, weil die Jagd immer weniger ergiebig ward. So ging es über acht Tage in regelmäßiger Ordnung, aber auch die folgenden Wochen hörte es nie ganz auf, obgleich Verbote dagegen ergingen: die Unordnung und Selbſtgewalt und auch die Not war zu groß. Die meiſten Soldaten waren ohne Schuhe, ohne Beinkleider und überhaupt zerlumpt und abgeriſſen; nur die Leibwache zeichnete ſich noch durch einigen äußeren Glanz aus: die andern Krieger waren zuletzt ſo buntſcheckig und abenteuerlich gekleidet, daß man ſie nur noch an ihren Waffen erkannte. Alles war in dieſem Heer von gleicher Raubſucht und Schande gebrandmarkt. Auch die Offiziere gingen wie wütende Hunde von Haus zu Haus und plünderten wie die Gemeinen. Andere, die noch einige Scham fühlten, begnügten ſich, in ihrem

Quartier zu plündern. Dies taten auch die Generale: sie nahmen unter dem Titel Bedürfnisse für den Dienst alles weg, was ihnen in einem Hause anstand. Hatten sie ein Haus ausgeplündert, so ließen sie sich umquartieren und fingen in der neuen Wohnung wieder von vorn an. Das ist merkwürdig, daß der Geiz bei den sonst so wollüstigen Franzosen alle anderen Triebe besiegt hat: Geld suchen sie dreimal eher als Weiber.

Diese Plünderungen und Räubereien waren nicht ohne Blut und Mord von beiden Seiten. Als Folge des Brandes und der Wut entstand bald eine große Not. Viele unglückliche Bewohner Moskaus sind vor Angst und Mangel in ihren verborgenen Schlupfwinkeln und unterirdischen Gemäuern, wohin sie sich gerettet hatten, umgekommen. Die Not kam dahin, daß man sich um ein Stück Brot schlug. Vorzüglich waren ewige Kämpfe zwischen den Russen und Franzosen in den Gärten und auf den Feldern, wo Kohl und Kartoffeln standen; da ward bei Tage und Nacht mit Überfällen und Überrumpelungen um das Leben gestritten; viele wurden bei dem Raube, andere bei dem Heimtragen desselben erschlagen, und der Tod ging unter den mannigfaltigsten Gestalten umher.

Kurz, in und um Moskau regierte in dieser ganzen Zeit Wut und Wildheit, alle menschlichen Rücksichten vergessen, alle gesellschaftlichen Bande aufgelöst, alles den wildesten und greulichsten Trieben der menschlichen Natur preisgegeben; die Rache kannte kein Maß, die Gewalt keine Zügel: wo in der scheußlichsten Verwirrung alles unsicher war, wo das Leben jede Minute verloren ward, da wollte jeder des Vergänglichen genießen. Zwischen den schrecklichen Flammen, die sich immer wieder erneuerten, ward geplündert, gemordet, geschändet; hier sah man bei hellem Tage oder bei dem Flammenschein der erhellten Dunkelheit, was nie die Sonne als unter zweien erblickt, und was selbst die Nacht mit ihrem züchtigen Schleier verhüllt: Kinder, Jungfrauen, Greisinnen lagen als Leichen auf den Gassen, jammervolle Opfer des viehischen Soldaten; um die großen Paläste und öffentlichen Gebäude, wo viele Franzosen einquartiert waren, auf den Höfen und Straßen eine Menge toter Weiber, welche die Gewalt hineingeschleppt, die List und Wollust hineingelockt, die Wut getötet hatte; die Raubtiere warfen die in ihren Armen Sterbenden gefühllos aus den Fenstern und gingen bald auf neuen Raub aus, sie füllten mit diesen Leichen und mit den Leichen der Erschlagenen und ihrer Sterbenden alle Brunnen und verpesteten das Wasser; solchen Jammer und solches Wehgeschrei der Entführten oder Geschändeten unterbrachen nur die Gewimmer derer,

die im nächtlichen Kampf auf den Gassen erschlagen wurden, und das Geklirr und Geklitter der Waffen.

So ging es die ersten beiden Wochen, als der Brand und die Plünderung in Blüte standen; die heillose Wut ward nicht gesättigt, sie ermüdete nur und starb in ihr selbst aus. Aber auch als Bonaparte einige Ruhe gestiftet und die wenigen Zurückgebliebenen und Zurückgekommenen unter eine Art Schutz gestellt hatte — auch da noch alle Nächte Schlachten, Überfälle, Morde, Plünderungen; viele Ausgewanderte, die alle Schliche und Winkel der Stadt kannten, und der unversöhnliche Haß der heimatlosen Bauern umher fielen in der Finsternis in die Stadt und mordeten Franzosen und wurden ermordet; täglich ward Moskaus Schutt und Asche mit frischem Blute gedüngt: man sah Ermordete, Geschändete, Verstümmelte auf den Straßen liegen; manche Leichen erschossener Russen, ein Gaukelspiel der Winde an Gartengeländern, Fenstergesimsen und Pfosten zerstörter Häuser von den Franzosen zum Spaß aufgehängt; manche Gassen und Plätze mit toten Leibern von Menschen, Pferden und Hunden so gefüllt, daß niemand über ihre Haufen fahren, ja kaum gehen konnte. Bonaparte mußte unter Trümmern, Aschen und Leichen wohnen.

Man hatte das Feuer in Moskau anfangs für ein zufälliges gehalten, durch die verlassenen Feuerherde, durch die alles vergessende Angst, durch die Ruchlosigkeit der Soldaten verursacht; man entdeckte bald, wie sehr es ein absichtliches war. Viele erzählen, der erste, welcher den fürchterlichen Brand den 16 September losließ, war ein reicher Mann, welcher in einer langen Gasse viele Wagenschauer hatte, worin eine Unendlichkeit von Wagen zu jedem Gebrauche aufgereihet standen; dieser hielt mit eigener Hand die Fackel daran und zerstörte sein Gut, damit es den Feinden nicht diente. Wie die Flammen wüteten, und wie Freund und Feind sie wüten ließen, ist oben erzählt. Über zwei Drittel der größten europäischen Stadt wurden in Asche verwandelt. Nur der Kreml und die nächsten Häuser umher blieben stehen, nur ein Teil der jenseits der Moskwa liegenden Häuser um und neben dem Findelhause blieben verschont, weil in jenem Umkreise Spitäler und dichter besetzte Quartiere der Franzosen waren.

So versank Moskau in Trümmer und Aschen, seine glänzenden Zinnen und Knäufe, seine prangenden Türme, seine goldblitzenden Dome, seine Tempel und Klöster, seine Schlösser und Paläste, seine Museen und Bibliotheken, seine ispahanischen und schirasischen Feengärten, seine Anstalten der Kunst und Wissenschaft, die Sitze der Wollust und Freude, die Denkmäler ver-

gangener Geschlechter, die Arbeiten würdiger Herrscher — alles war Schutt, Staub, Moder und Tod. Aber die Flamme, welche die Hauptstadt verzehrte und endlich in ihr selbst erlosch, brannte in den Brüsten der Russen fort, eine heilige Flamme der Rache und des Verderbens, wovor Bonaparte und die Franzosen zitterten und noch mehr zittern sollten. Diese Flamme ward durch die gläubige Geistlichkeit, durch den hundertjährigen Patriarchen Platon, durch das große Herz von Rostopschin und durch so viele andere großmütige und kräftige Männer gezündet und genährt; sie brannte jetzt in dem ganzen Volke, sie konnte nicht mehr gelöscht werden. Es war nicht bloß Pöbel — wie die Franzosen sagten — es waren nicht losgelassene Mordbrenner, Missetäter, von dem tollen und mordbrennerischen Rostopschin angestellte und aufgehetzte Bösewichter, welche das verderbliche Feuer weckten und unterhielten; es war das Herz des ganzen Volkes, es war die Hand des Edlen und des Leibeigenen, des Reichen und des Armen, welche den Himmel über Moskau mit Flammen röteten. Dieser Nordschein ward den Franzosen eine Flamme des Unheils und der Verzweiflung, den Russen eine Morgenröte des Heils und der Hoffnung. Nichts war diesen begeisterten Menschen mehr teuer, nicht Weib und Kind, nicht Silber und Gold, nicht Hab und Gut, nicht Häuser und Schlösser; sie schlugen es alles freudig in die Schanze, damit ihr Name unbefleckt, ihr Mut ungebrochen und ihr Vaterland frei bliebe. Ich habe sie gesehen, die Moskowiter, welche Bonaparte allein durch die Wut des Bösewichts Rostopschin und seiner Banditen aus Moskau verscheucht und zerstreut nennt. Männer, die jüngst noch Hunderttausende, ja Millionen Rubel besessen hatten, kamen in groben Kitteln, ja in Baststiefeln nach Petersburg und andern Städten; sie klagten nicht, daß ihre Habe in Rauch verdunstet war, sie jauchzten nur, daß die Franzosen davon nichts bekommen hatten. Dies war bei klein und groß das Gefühl, der Mut, der Klang. So allmächtig ist des Menschen Geist, wenn er über dem Großen das Kleine zu vergessen wagt.

Bonaparte erschoß die Russen, welche in Moskau das Feuer schürten; dies schreckte sie nicht, sie kamen mit immer wachsender Wut wieder. Er drohete den Bauern, die in den Dörfern dasselbe taten, mit Martern und Tod, er ließ mehrere hinrichten; sie wurden den Lebendigen ein lockendes Beispiel. Solches — erzählte der brave General Winzingerode — habe er in vielen Dörfern gesehen und werde solche Seelengröße wohl nirgends so wieder erblicken. Sowie die russischen Krieger wegen französischer Übermacht ein Dorf verließen, blieben die Einwohner nicht da als

dienstbare Haushälter und Hausknechte der Fremden, sondern zogen alle mit ab; die Greise, die Mütter, die Säuglinge und Gebrechlichen saßen auf Wagen oder wurden archisisch auf den Schultern getragen; an der einen Hand hielt der Bauer sein Weib und seine Kinder, mit der andern schwang er den Feuerbrand gegen seine Habe und ließ Häuser, Scheunen, Hausgerät, ja in der Eile Silber und Gold in Flammen aufgehen. So zogen sie mit dem Heere, sandten die Ihrigen in entlegene Flecken und Dörfer, sie aber fochten an der Seite der alten Krieger oder aus dem Hinterhalt der Wälder und der Trümmer ihrer Wohnungen mit unversöhnlichem Grimm. Auch hier gab Rostopschin ein großes Beispiel. Er hatte in der Nähe Moskaus ein prächtiges und reiches Schloß; dieses zündete er mit eigenen Händen an und sprach: Dies Haus, worin bisher ehrliche Menschen gewohnt haben, soll keinen Straßenräubern Obdach geben. Ähnliches taten manche andere Edle und Herren.

Bonaparte war verführt durch seinen Wahn, der ihn verderben sollte, durch ein Vorurteil von russischem Elend, das er mit den meisten Europäern gemein hatte, durch die Nachrichten und Vorspiegelungen, die er von seinen Botschaftern Caulincourt und Lauriston und von so vielen sichtbaren und unsichtbaren Boten, Zwischenträgern, Anzettlern und Spionen bekommen hatte; er war verführt durch sein Glück, das ihm bisher, auch wo er sich und sein Heer in die zweifelhafteste Schanze geschlagen hatte, durch die Feigheit und Schwäche seiner Gegner immer herausgeholfen; er war verführt durch seinen Glauben an feile und nichtswürdige Seelen, mit welchen er die Spinnenfäden des Verderbens um Rußland werde zusammenziehen können; er war am meisten verführt durch die Blindheit eines verbrecherischen Gemütes, welchem die eine Seite der Seele und der Welt dunkel ist; er hatte die Tugend und den Glauben noch nie in ihrer Herrlichkeit gesehen — in Spanien, dessen Stolz und Rache der banditische Thronenräuber fürchtete, hatte er sie nicht sehen wollen, deswegen war er still in Paris gesessen; er konnte, als sie schon gegen ihn in Schlachten fochten, sie nicht sehen, er konnte sie in Moskau nicht begreifen: diese Blindheit verdarb ihn.

Seine Helfer und Späher hatten ihm gesagt, Moskau sei die eigentliche rechte Hauptstadt der Russen, Petersburg sei den Russen nur eine Fremdlingin, ein Gemisch von vielen Völkern mit fremden Sitten, Sprachen, Gesetzen, Religionen, Neigungen und Künsten, eine Schöpfung von des großen Peters eisernen Starrsinn, der nur darin den Russen mißfiel, daß er den Sitz ihrer Herrscher an die Newa verlegte; in Moskau wohne noch der alte

orientalische Ernst und Stolz des slawischen Stammes, die eigensinnige Beharrlichkeit in alten Sitten und Gebräuchen; um Moskau und auf Moskau habe sich alle Liebe und Treue des Volks gelagert; Moskau sei der Sitz des Trotzes, der Unabhängigkeit, der Aufsätzigkeit: da leben alle Russen, welche das Alte und Herkömmliche dem Neuen und Eingeführten vorziehen; da wohnen noch die Geschlechter, welche das Andenken der Hofhaltungen der alten Zaren von Kind auf Kindeskind überliefern, welche noch nicht vergessen haben, was für Männer ihre Voreltern gewesen, und daß in ihren Adern echtes Zarenblut fließe: diesen und ihresgleichen sei Petersburg verhaßt, und die jetzigen Herrscher dünken ihnen Fremdlingen gleich; nach Moskau ziehen sich alle Mißvergnügte, viele, deren Glück zerrüttet, viele, die durch Ungunst oder Schicksal getrübt, von dem Glanz des Hofes und der Herrschenden nicht zu nahe beschienen sein wollen; dieser russische Adel, diese Mißvergnügten, diese zum Teil kühnen und unternehmenden Männer werden neue Dinge nicht ungern sehen, neuen Entwürfen und Ordnungen gern horchen, es werde sich in Moskau vielleicht eine Partei bilden lassen, wodurch die russische Regierung zu allem geschreckt und gezwungen werden könne. Wichtiger als diese das Alte liebenden und nach dem Neuen lüsternen Edelleute sei die Lage des kleinen Volks dem, welcher Rußland in ihm selbst zerstückeln und auflösen wolle; weigere der Adel sich, so müsse man mit den Leibeigenen anfangen; der größte Teil der russischen Kaufleute, fast alle russische Handwerker, alle Bauern in ganz Rußland seien Leibeigene, die sich nach dem Augenblicke sehnen, der ihre Ketten zerbreche; also die Freiheit ausgerufen, die Knechtschaft abgeschafft, den Prinzen und Edelmann mit dem Kaiser, den Knecht mit seinem Herrn entzweiet, und so allgemeine Verwirrung, Mißtrauen, Haß und Zwietracht gesäet — und in Moskau müsse Kaiser Alexander und Rußlands Herrlichkeit untergehen.

Bonaparte fand eine leere Stadt. Das erstaunte ihn zuerst; doch bildete er sich ein, Rostopschins Wut, vielleicht auch des russischen Feldmarschalls Befehl, am meisten vielleicht die Furcht vor den Ausschweifungen und Mißhandlungen des Pöbels haben die Hauptstadt so ausgeleert. Wenigstens erklärte er der Welt so und erzählte in seinen Berichten nach Paris: **Ordnung, Ruhe, Zucht und Überfluß, die unzertrennlichen Begleiter der französischen Heere, kehren allmählich wieder zurück, die entflohenen oder verjagten Einwohner kommen zu Tausenden wieder in ihre Häuser, bald werden zwei Drittel derselben wieder in Moskau sein, und die**

Gewalt der Mordbrenner werde aufhören. Doch brannte Moskau und ward geplündert — und die Menschen kamen nicht wieder.

Bonaparte fand einige Edelleute in Moskau — „es waren keine von dem Herrenstande, die der alten Hofhaltungen der Zaren und des Herrscherblutes in ihren Adern nicht vergessen konnten, die neuer Dinge und Umkehrungen des Reichs begierig warteten" — aber er fand in ihnen keine Meuterer noch willige Diener seiner Mordanschläge gegen das Vaterland; sie weigerten sich allen seinen Freundlichkeiten und Gaben, allen seinen Anträgen und Zuflüsterungen, Friedenspropheten und Friedensbotschafter zu sein, und ließen lieber ihren Leib mißhandeln, als daß sie ihre Seele durch Verrat schändeten: mehrere russische Edelleute haben in Moskau Schutt karren, Leichen wegräumen, Paläste reinigen, Holz und Wasser tragen müssen, weil sie ihr Vaterland nicht vergessen wollten. Die wenigen, die sich nicht allein gebrauchen ließen, sondern auch wohl antrugen, waren geborne Franzosen, die den jedem Franzosen angebornen zusammenklebenden Judensinn nicht verleugneten: unter diesen solche, die wegen Wohltaten und Glück, die ihnen in Rußland geworden, hätten in Treue gebunden sein sollen, z. B. die Herren Lesseps und Villers; es waren einige andere fremde Abenteurer, welche zum Teil mit den Franzosen ins Land gekommen und früher in Rußland gewesen waren, zum Teil sich durch französischen Wind und Gaukelei täuschen oder durch Gewalt schrecken ließen; es waren aus dem russischen Volke selbst ein paar traurige Abtrünnige und einige schwache Menschen, die sich durch Furcht und Schrecken zum Dienst zwingen ließen und unter den Fremden obrigkeitliche und polizeiliche Geschäfte verwalten halfen, elende und unbekannte Menschen, welche auf das Volk keinen Einfluß hatten. — Keinen Priester konnte der Tyrann bewegen, für ihn zu predigen und zu verkündigen, keinen einzigen Bauern betörten seine Gaukeleien von Freiheit und Glück: was er russische Dummheit und Barbarei nannte, das begriff nichts von dem bonapartischen Heil. Ihm half nichts, daß er diejenigen, welche zu Brand und Franzosentotschlag in die Stadt kamen, zu Zwanzigen erschießen ließ; andere fielen nur wütender wieder herein und rächten den Tod ihrer Gefährten. Er ließ aus mehreren Dorfschaften und Flecken die Ältesten und Starosten greifen und versuchen: zuerst Freundlichkeit und Leutseligkeit, Vorspiegelungen von goldenem Glücke, Schmeicheleien und Geschenke, dann die Aufforderung, sie sollten geloben und schwören, ihm hold zu sein, die Orte im Gehorsam zu erhalten und alles

ordentlich zu verwalten; als sie sich dessen weigerten und sagten, sie haben schon einem Herrn geschworen, nämlich ihrem Kaiser Alexander, und können, solange er lebe, unmöglich einem andern schwören, so ergingen zuerst Drohungen, dann ward Gewalt gezeigt und Grenadiere reiheten sich mit geladenem Gewehr. Die ehrlichen Bauern blieben unerschütterlich, nahmen das heilige Kreuz in die Hand, küßten es, drückten es an ihre Brust, und die Augen gen Himmel gerichtet empfahlen sie sich Gott, der über allem ist. So wurden von zwanzig Ältesten, die eingeholt waren, einige erschossen; da die übrigen unerschrocken zu gleichem Tode bereit schienen, so mißhandelte man sie, kerkerte sie ein und ließ sie endlich laufen.

So fand Bonaparte die Russen und Moskau, eine öde Stadt, bald eine eingeäscherte Stadt, die Aschen und Trümmer und Leichen und soviel zerstörtes Glück und so viele geschändete Ehre als furchtbare Ankläger, wenn ein eisernes Gewissen vor Anklagen zittern könnte. Er war, nachdem die Wut des großen Brandes meist erloschen war, wieder in den Kreml eingezogen und saß darin wie in einem Gefängnis; alle Tore waren verrammelt, nur der Ausgang in die Straße Nikolski war offen, und man ließ niemand ohne Kokarde hinein. Hier lebte er neronische Wochen und hatte auch das mit Nero gemein, daß er sich durch italienische Sänger ergötzen ließ, die er mit falschen Papierrubeln bezahlte. Um ihn wohnend die befleckte und nichtswürdige Schar, die er seine Marschälle, Feldherren, Prinzen und Minister nennt; vor ihm kriechend und hündischen Dienst verrichtend einige elende Zuläufer und Glücksucher, die in ihren Herzen nirgends ein Vaterland haben; aller Mut, alle Ehre und Tugend aus der Hauptstadt entwichen, sowie er mit der Schande einzuziehen drohete. So allein, verlassen, ratlos und hilflos fühlte sich der unsterbliche und einzige Held und Heiland des neunzehnten Jahrhunderts in Moskau, daß er die allerelendesten Menschen zu sich holen ließ, damit sie ihm Auskünfte und Anschläge gäben. Denn gescheute und herzige Menschen ließen sich so nicht locken, beide aus Klugheit und aus Vaterlandsliebe. Unter andern lebte in Moskau eine Französin, Madame Aubert, die sich durch Bereitung von Zierlichkeiten und durch Künstlerinnen der Zierlichkeit und Weichlichkeit unterhielt; diese ließ der große Mann mehrmals nach Petrovsky und in den Kreml zu sich führen*) und besprach sich stundenlang mit ihr über die Art, wie er die Bauern für sich gewinnen und durch

*) Der Marschall Mortier holte sie selbst in seinem Wagen ab.

Verkündigung allgemeiner Freiheit zu seinem Vorteil Bewegungen veranlassen könne. Natürlich schwatzte sie ihm mit französischer Redseligkeit allerlei vor, aber da sie nie eine andere Politik studiert hatte als die, Geld zu gewinnen und Betten und Kleider und Kopfschmuck schön aufzuschmücken, so konnte sie ihm über die Bauern und Leibeigenen wenig aufschließen.

Bonaparte gebrauchte in Moskau seine gewöhnliche Politik. Er bildete seinen Soldaten und den Russen ein, er werde daselbst seine Winterquartiere halten, und alle glaubten, dies müsse notwendig Frieden bedeuten; er verbreitete, Riga sei mit Sturm genommen, Macdonald sei denselben Tag, wo Moskau genommen ward, in Petersburg eingerückt und habe es verbrannt; der Weg von Wilna bis Smolensk sei mit unzähligen Wagen bedeckt, die dem Heer Winterkleider und andere notwendige Vorräte zuführen; Victor ziehe mit großen Verstärkungen heran; den nächsten Frühling werde das französische Heer wieder ebenso stark und wohlgerüstet ins Feld rücken als bei seinem Einzug in Rußland; machen die Russen diesen Winter keinen Frieden, so werde er einen Herzog von Smolensk und einen Herzog von Petersburg ausrufen, und nur in Asien werde ein Rußland bleiben. Diese Nachrichten wechselten mit andern Gerüchten ab, die sich wunderbar durchkreuzten: bald hieß es, man werde die kleinen Reste des russischen Heeres nächstens angreifen und in die Wolga werfen und ersäufen; dann, man habe einen großen Haufen Kosaken vernichtet, welche die Verbindung mit Mojaisk abschnitten, man habe Mehlmagazine genommen, welche für ein halbes Jahr ausreichen, man habe Kutusows Heer gänzlich geschlagen, und den Russen bleibe nichts übrig als um Frieden zu bitten; Bonaparte werde ihnen denselben unter nicht zu harten Bedingungen bewilligen, damit er seinen großen Plan der Befreiung Griechenlands, der Eroberung Konstantinopels, des festen Besitzes von Ägypten und endlich des allgemeinen Friedens desto geschwinder ausführen könne.

Diese und andere Märchen und Lügen flogen wie die Schneeflocken im Winter umher. Es liegt in dieser Lügentaktik eine Kunst, womit die Franzosen und Bonaparte, während sie mit der tätigsten Wachsamkeit der Wahrheit allen Zugang versperren, oft große Dinge ausgerichtet haben. Es galt hier, nicht allein sein unzufriedenes und murrendes Heer mit fröhlichen Aussichten zu trösten, sondern den russischen Geist und Mut niederzuschlagen und zu verpesten und diese Mutlosigkeit und Pest so auf Petersburg rückwirken zu lassen. Dafür war es am meisten berechnet. Auch glaubten selbst viele Russen endlich den Gaukeleien, und

der größte Teil seines Heeres glaubte, teils wegen der dicken Unwissenheit der meisten Befehlshaber und Offiziere, teils wegen der hohen Meinung, die sie von seinem Genie und Glück hatten, welchen bisher fast alles gelungen war. Dazu kam der Eigennutz, diese einzige Seele jener gemeinen und schändlichen Buben; sie vergaßen darüber oft ihre barfüßigen und abgerissenen Soldaten und die kalten und nassen Herbstnächte und die langen Wege hinter ihnen und unterhielten sich ganz lustig von künftigen Herzögen, Grafen und Baronen, und welche Schlösser und Güter in Polen und Rußland würden verliehen werden. Außer dem Eigennutz waren manche andere, welche den Gebieter haßten, auch viele deutsche und italienische Offiziere, bloß durch die Gewohnheit an ihn gebannt und durch jenes fatale Etwas, das durch den Geist der Menge zuletzt fesselt und versteint, und weswegen Soldaten so leicht bloße Maschinen werden. Sie klagten, sie schimpften, und doch bewunderten sie und gehorchten. „Er wisse alles, er sehe alles vorher; scheine es auch noch so schwierig, er werde es schon durchführen."

Bonaparte hatte vergebens Friedensanträge erwartet, er trug ihn selbst an auf verschiedenen Wegen, unter andern zweimal durch Lauriston, den er unter dem Titel von Gefangnenauswechselung an Kutusow schickte; immer vergebens. Nun beschloß er neue Schreckmittel zu gebrauchen. Er ließ mit der größten Sorgfalt alle Nachrichten, die nur beizutreiben waren, über die Verschwörung Pugatscheffs aufsuchen; vorzüglich war er auf eines seiner letzten Manifeste begierig, worin er über die Familien oder die Familie, die man auf den Thron setzen könnte, Aufschlüsse zu finden hoffte. Alles umsonst; wie viele Menschen man auch befragte, keiner wußte von diesem Manifest, und Pugatscheff war überhaupt lange schon ein toter und verschollener Name. Man wandte sich darauf an die in Moskau wohnenden Tataren und suchte sie zu empören oder wenigstens als Empörer zu gebrauchen; man schlug ihnen vor, sie sollten nach Kasan und in die Krim gehen, ihre Landsleute zur Unabhängigkeit und zum Aufruhr auffordern und würden die Franzosen auf halbem Wege ihnen entgegenkommen finden. Auch dies war nichts. Wahrscheinlich erwartete Bonaparte hiervon und von dem größeren Gerüchte, das er von diesen Dingen tönen ließ, auch nichts weiter, als daß es die Regierung in Petersburg zum Frieden schrecken sollte.

Es scheint, dieser Friede und der Gedanke, er habe ihn zugleich mit dem auch menschenleeren und eingeäscherten Moskau erobert, saß fest in seiner Seele; er bildete sich immer noch ein, hier müsse er gewonnen und Rußland durch trügerische Unter-

handlungen gefaßt und beschimpft werden. Hierin war er wirklich blind, ja wahnsinnig; was ihm nach dem Gewinn einer Schlacht so leicht geworden war, der Umsturz der preußischen Monarchie, was er in Wien zweimal erobert hatte, die Verkleinerung Österreichs — das hatte ihm wegen Moskau einen Wahn befestigt, worauf er bei allen Unwahrscheinlichkeiten immer noch rechnete. War ein solcher dunkler Friedenswahn nicht in Bonaparten, so ist die Faulheit und Ruhe unbegreiflich, womit er eine unersetzliche und unwiederbringliche Zeit auf den Trümmern einer Stadt versaß, die keine Stadt mehr war. Er war der verstockte König Pharao, er sollte die Wahrheit des russischen Sprichworts bestätigen: Gott ist groß und Rußland.

Kutusow hatte sich meisterhaft gestellt. Er schwenkte sich durch Moskau rechts ab gegen Süden, daß er die Straßen nach Kaluga, Tula, Orel und nach den andern südlichen Landschaften, den reichsten und fruchtbarsten von ganz Rußland, deckte. Er nahm seinen Stand am rechten Ufer der Nara, bei dem Kirchdorfe Tarutina, wo er sein Lager verschanzte; und von hier und dem benachbarten Letaschevka datierte er mehrere Wochen seine Berichte. Hier strömte ihm der Überfluß aus den südlichen Landschaften ungehindert zu; hier stießen mehrere Regimenter Fußvolk, Landwehr, 24 neue Kosakenregimenter vom Don, viele wiederhergestellte Kranke und Verwundete, viele freiwillige Bauern zu ihm: er stand in dem Mittelpunkt der russischen Stärke; Bonaparte hatte in Moskau keine Stärke gefunden, er hatte sich sogar — wenn wir die Oder als einen solchen Mittelpunkt annehmen wollen, was sie nicht ist — über zweihundert deutsche Meilen von der seinigen entfernt. Sehr verständig gab Kutusow seinem Heer in einem Befehl vom 12. Oktober über sein Verfahren und über seine und des Feindes Lage Auskunft. Damals erinnerten sich viele Russen wieder des Wortes: Der Verlust von Moskau ist nicht der Untergang des Reichs. Von Tarutina und Letaschevka aus lähmte seine Geschicklichkeit alle Bewegungen Bonapartens, drängte ihn in und um Moskau immer enger zusammen und plagte seine Pferde und Menschen von Tage zu Tage mehr mit Mangel und Hunger.

Bonaparte, der ganz Europa mit dem Klange seiner außerordentlichen Siege und gewaltigen Taten betäubte und den Überfluß von Moskau, den blühenden Zustand seines Heers, die Schwäche und Verwirrung Rußlands, die Flucht und Zerstreuung der russischen Heersmacht und die Nichtigkeit und Verächtlichkeit der Landwehr und des Aufgebots posaunte, fühlte sich in Moskau unbe-

haglich festgehalten und sah immer noch vergebens nach Frieden aus. Nach Petersburg konnte er nicht hinunterlaufen: da schnitt er sich ganz von seiner Verbindungslinie mit Polen und Deutschland und von allen seinen Verstärkungen und Zufuhren ab, die ihm von dorther kommen mußten, und zog sich überdies beide, das siegreiche Heer von Wittgenstein und das mächtig angeschwollene von Kutusow, nach; weiter gegen Osten, auf Wladimir und Jaraslaw, ging er nur weiter in sein Verderben, denn über Kasan und den Ural konnte er sein Heer nicht zu Hause führen; er mußte also stracks gegen Westen den Weg, welchen er gekommen war, wieder zurückziehen oder auf den Feldmarschall rücken, ihn schlagen und sich zu dem fruchtbaren Süden und von da zu der Ukraine und Wolhynien und Podolien eine Bahn brechen: welches beide wegen der Nähe des Feindes, wegen der Streitbarkeit des russischen Heers und wegen der trefflichen Stellung Kutusows sehr schwer war*). Man sah seinen Berichten, seinen Verkündigungen, seinen Einleitungen und Anträgen, die er von Zeit zu Zeit machte, wohl an, daß er in unschlüssiger Verlegenheit seine bedenkliche Lage fühlte, woran er durch die kürzeren Tage, den wachsenden Mangel und die immer übermütigere und kühnere Dreistigkeit der russischen Parteigänger und Bauern recht unangenehm erinnert ward. Seine Truppen hatten weder bei Tage noch Nacht Ruhe und wurden von allen Seiten von einer zahlreichen, leichten, russischen Reiterei umschwärmt und am Einsammeln von Futter und Lebensmitteln gehindert. Im Norden seines Heers, von Moskau bis Mojaisk, stand der kühne und tätige General Winzingerode, den sein Haß gegen Bonaparte und die Franzosen immer hinführte, wo gegen sie gekriegt ward. Dieser deckte mit einem fliegenden Haufen die Straßen von Petersburg, Jaraslaw, Wladimir, Dmitrief und hielt nebst seinen Unterbefehlshabern, den Obersten Benkendorf und Ilowaiski und den Oberstleutnanten Tschernosubow und Prendel die Franzosen unaufhörlich in Atem. Gleiches taten im Süden und bis auf die Straße von Mojaisk und Gschat die Generale Korff, Dorochow, der unternehmende Generalmajor Ilowaiski 20, die Obersten Prinz Wadbalsky und Seslavin, der Oberstleutnant Dawidoff und der Artilleriehauptmann Figner. Fast täglich wurden 200 bis 500 Gefangene eingebracht. Bei dieser Jagd auf die französischen Herumstreicher und auf einzelne Haufen taten sich auch die Bauern sehr hervor; sie zogen aus zu Fuß und zu Roß, sie

*) Siehe Rückzug der Franzosen, 2. Auflage, VIII, 35 S. Diese kleine, sehr lehrreiche, von einem ausgezeichneten Offizier des russischen Generalstabs Herrn von P[fuel] herausgegebene Schrift ist hier und an mehreren Stellen benutzt.

lagen in den Hohlwegen und Wäldern im Hinterhalt, sie beschlichen, aller Wege und Stege kundig, die Sicherheit und Stille der Nacht und büßten ihre gerechte Rache in Franzosenblut. So wurden viele Tausende von Franzosen vertilgt.

Fünf Wochen hatte Bonaparte in Moskau gesessen. Den 15. September war er eingerückt, den 17. Oktober zog er ab und ließ nur eine schwache Besatzung von etwa 7000 bis 8000 Mann zurück. Aber die Wut über so viele getäuschte Hoffnungen mußte ein glänzendes Denkmal hinterlassen. Den Abend der Abreise kamen der Marschall Mortier und Herr von Lesseps, der das Amt eines Präfekten von Moskau verwaltet hatte, zum Herrn von Tutulmin, Direktor des Findelhauses, und empfahlen der Menschlichkeit der Russen die französischen Verwundeten, die sie in diesem Hause zurückließen, und versprachen auf ihr Ehrenwort, der Stadt bei ihrem Abzuge nichts Leides zu tun. Sie logen; gegen acht Uhr ging im Kreml Feuer auf, bald darauf nahe am Tor von Kaluga, wo sie herauszogen, und im Kommissariat. Der Brand im Kreml griff immer weiter um sich, das Schloß war niedergebrannt, und das Feuer leuchtete weit über die Stadt. Anfangs war Furcht und Schrecken allgemein, bald aber beruhigte man sich, weil man begriff, das Feuer könne sich nicht außerhalb der Ringmauern des Kremls verbreiten. So verging die Nacht, und der Morgen weckte die Menschen durch ein neues Schrecken; in Zwischenräumen von einer halben Stunde flogen zwischen vier und sechs Uhr früh fünf unter den Kreml gelegte Minen auf und zerstörten viele Gebäude, Kirchen, Türme und den Schmuck der prächtigen Mauern und Zinnen. Kaum war es Tag, so eilte alles auf den Kreml zu. Man fand seine Tore verrammelt; das einzige etwas freie war das, welches zur steinernen Brücke führt, aus welchem die Franzosen ihren Rückzug gemacht hatten; aber die Trümmer und die Flammen, die man noch sah, hinderten den Eingang. Bald erschienen die ersten Kosaken und mit ihnen eine Menge Bauern, welche alle zurückgebliebene und herumstreifende Franzosen aufsuchten; sie fanden ihrer viele in den Straßen und den Häusern und stießen sie ohne Erbarmen nieder oder warfen sie in die Kloake der Häuser. Diese Zerstörung des Kremls geschah die Nacht und den Morgen des 18. Oktobers, welcher ein Freitag war.

Gegen diese treulose Wut stehe der Edelmut eines Russen hier als ein glänzender Gegenschein. Im Findelhause hatte mit den verwundeten Franzosen ein verwundeter russischer Offizier gewohnt. Dieser ging an jenem denkwürdigen Morgen zu den Franzosen hinein und rief ihnen mit seinem Arm in der Binde

zu: Soldaten, ihr seid alle meine Gefangene, das Heer ist abgezogen, ich fordere euch zur Übergabe auf. — Wie, wie? Wir wollen uns nicht ergeben; zu den Waffen! Und in der Tat verlassen einige dieser Unglücklichen ihre Betten, kleiden sich an und wollen herausgehen. Herr von Krivtsoff (so heißt der brave Russe, Offizier bei den Leibjägern) stellt ihnen die Gefahr vor, die sie laufen, wenn sie sich draußen zeigen; es ist ihm unmöglich, einige zurückzuhalten, die niedergemacht werden, sowie sie auf dem Hofe erscheinen. Da ergeben die andern sich zu Kriegsgefangenen. Ihr Schutzengel geht in den Hof hinab und den Kosaken und der Menge entgegen und sagt zu dem Kosakenoffizier: Ich erkläre Ihnen, daß die hiesigen verwundeten Franzosen meine Gefangenen sind, keiner hat das Recht, sie anzurühren. Man besteht auf ihrer Auslieferung; nach einigem Wortwechsel will der Kosak Gewalt gebrauchen; Herr von Krivtsoff stellt sich vor ihn, gibt seinen Namen und Rang an und begehrt Gleiches von ihm, damit er ihn verantwortlich machen könne. Dieser Schritt wirkt, die Kosaken und der Pöbel zerstreuen sich, die Verwundeten sind gerettet. — So erhielt die Güte und der Mut dieses Mannes einigen Tausenden das Leben; Bonaparte hatte alles getan, damit das russische Volk sie seiner gerechten Wut aufopferte.

So verging dieses herrliche und in Europa einzige Denkmal von halb italienischer, halb orientalischer Bauart durch eine unnütze Wut. Der Kreml war keine Festung; Bonaparte schwächte durch seine Zerstörung nicht die russische Macht, er zerstörte bloß ein Gedächtnis der russischen Geschichte, die ehrwürdige Wohnung der alten Zaren und ein schönes Denkmal der Kunst. Auch das Schloß Petrovsky ließ er bei seinem Abzuge anzünden, und ein Teil davon brannte ab. Schon früher hatte er das vergoldete Kreuz des Turms von Iwan Weliki, den Adler des Tors von Nikolski und den Sankt Georg vom Senat abnehmen lassen. Von dem Kreuz von Iwan Weliki erzählt man sich folgendes: Ein polnischer General, der die russische Geschichte gut kannte, sagte einmal zu Bonaparten, es sei unter den Russen eine Sage, daß, solange das Kreuz auf dem Turm von Iwan Weliki stehe, kein Franzose nach Moskau kommen würde. Man nahm denn das prophetische Kreuz ab, damit man aller Welt beweise, man sei in Moskau gewesen. An diesem Kreuz und den andern Zeichen sollten die Pariser ihre Augen ergötzen und ihren Witz in Anspielungen und Vergleichungen üben, und die immer und umsonst zum Dienst fertigen deutschen Schriftsteller sollten Schmeicheleien daran hängen und lange historische Herleitungen und Hinleitungen darüber schreiben.

Alles dies ward eingepackt und ſollte in die Räuberhöhle Paris wandern, die ſo viele Denkmäler der Kunſt und Wiſſenſchaft aller Länder verſchlungen hat. Aber Gott wollte es anders: weder dieſe heiligen Zeichen noch eine andere in Moskau bübiſch gemachte Beute blieben in den Händen des Feindes.

Der kühne Winzingerode hatte bald nach Bonapartens Abzug einen Einfall in Moskau gemacht, wobei er die Beſatzung ſchlug und vor ſich hertrieb. Da die Franzoſen flohen und er Wut und Gemetzel hemmen wollte, ſo winkte er den Feinden mit dem Schnupftuch, daß er mit ihnen ſpräche. Sie antworteten ihm durch ähnliche Zeichen, und er ritt mit ſeinem Adjutanten, dem Rittmeiſter Prinz Nariſchkin, auf ſie zu. Siehe! da erſchien die gewöhnliche franzöſiſche Hinterliſt: plötzlich ſprengten einige franzöſiſche Reiter von der Seite her auf ihn ein, fingen ihn und führten ihn fliegend weg. Dies iſt franzöſiſche Treue. Bonaparte hatte ihn dem Tode beſtimmt, Gott befreite den braven Degen für die gerechte Sache. Ganz Rußland freute ſich über ſeine Rettung, wie es ſich über ſeine Gefangenſchaft betrübt hatte.

Bei dem Abzuge von Moskau ſagte Bonaparte zu ſeinen Soldaten: „Ich werde euch in die Winterquartiere führen, finde ich die Ruſſen auf meinem Wege, ſo werde ich ſie ſchlagen, finde ich ſie nicht, deſto beſſer für ſie.“ O er fand ſie, oder vielmehr ſie fanden ihn. — An demſelben 18. Oktober, wo er dieſe Worte ſagte, ließ der ruſſiſche Feldmarſchall den ſogenannten König von Neapel, Murat, 12 Meilen von Moskau bei Tarutina überfallen; der General Bennigſen jagte ihn in die geſchwindeſte Flucht: er verlor 38 Kanonen, eine Ehrenfahne voll gewonnener und nicht gewonnener Schlachtennamen, 2000 Gefangene und ebenſo viele Tote. — Bonaparte zog auf der alten Straße von Kaluga, in der Abſicht, die Ruſſen zu ſchrecken und zu einer falſchen Bewegung zu verleiten, damit er einen Vorſprung gewinnen und durch eine noch nicht verheerte und aufgezehrte Gegend ſeitwärts der großen Straße von Smolensk zum Dnjepr ziehen könnte; denn dahin mußte und wollte er zurück. Unerwartet fand er bei dieſem Verſuche den ruſſiſchen Feldmarſchall bei Malojaroslavetz, wo den 24. Oktober ein heißes Treffen gehalten ward, das alle ſeine Liſten und Pläne vereitelte. Er mußte den Weg nehmen, den er ſelbſt verwüſtet hatte, Kutuſow warf ihn auf die große Straße von Smolensk und nahm für ſich und ſein großes Heer den Weg links derſelben, wo Lebensmittel und Futter in Fülle waren, und wonach Bonaparten vergebens gelüſtet hatte. Den 26. Oktober trat das franzöſiſche Heer über Borovsk und Werreja nach Mojaisk ſeinen Rückzug an; Borovsk

und alle Dörfer, wodurch es zog, steckte es in Brand, auch Malojaroslavetz war in Feuer aufgegangen. Dieser Krieg ward mit Flammen geführt; aber Flammen der Rache blitzten auch hinter dem Verderber her: ihm folgten 20 Kosakenregimenter unter dem Hetman Platow und etwa 35000 Mann unter dem General Miloradowitsch als Vorderhut des großen Heers. Jetzt riefen die Russen und ihr Feldherr den Fliehenden das Siegeshurra nach und saßen ihnen mit den Pferdehufen auf den Fersen und mit den Eisen in die Rippen. Kutusow lobte sein Heer und Gott in einem Heerbefehl vom letzten Oktober; Kaiser Alexander dankte seinem Volke aus seinem Schlosse in Petersburg den 15. November; beide konnten jetzt einstimmig rufen: Groß ist Gott.

Die nächsten französischen Magazine waren in Smolensk, fünfzig deutsche Meilen von Malojaroslavetz, von wo Bonaparte auf die wüste, große Straße von Moskau nach Smolensk zurückgewiesen ward; hier, im Mangel an allem, im Spätherbst, von grimmigen Soldaten, von grimmigeren Bauern verfolgt, sollte das Heer seinen langen Rückzug halten; dahin hatte es derjenige gebracht, der sich von seinen Schmeichlern den größten aller Feldherren nennen läßt. Jetzt sollte seine höchste Glorie oder seine volle Schande beginnen; er sollte beweisen, ob er die unermeßlichen, übermenschlichen Fähigkeiten und Hilfen in sich hat, die seine Knechte ihm beilegen.

Es währte nicht lange, so stieg Mangel und Elend in dem französischen Heere zu einer fürchterlichen Höhe; Ordnung und Zucht lösten sich auf; die verhungernden Menschen waren nicht mehr bei den Fahnen zu halten; wild und wahnsinnig gleich reißenden Tieren gingen sie längs der Straße auf Raub aus und plünderten und verwüsteten alles, was auf dem Zuge nach Moskau noch ganz geblieben war. Aber auf diese Unglücklichen lauerten allenthalben Tod und Verderben; die beutelustigen Kosaken waren nicht faul, die rachgierigen russischen Bauern stürzten aus Wäldern und Schlüchten, die für sie und Weiber und Kinder Wohnungen geworden waren, über die einzelnen und Zerstreuten her und mordeten sie ohne Erbarmen. So wurden ihrer täglich viele Hunderte erschlagen. Glücklich diese ersten, daß sie die Fülle des Elends und der Schande nicht miterlebten. Der gräßliche Hunger begann nun, die Pferde starben zu Tausenden, die Menschen zu Hunderten; das Fleisch der gefallenen oder erstochenen Pferde war ihre Speise. Weil die Pferde mangelten, wurden täglich viele Wagen, viel Troß verbrannt; schon blieben Kanonen stehen und wurden Gewehre weggeworfen; das übrige Gepäck und Geschütz zog so schnell es gehen konnte bei Tage und Nacht, die

Nacht mit Laternen, welche nebst den Sternen des Himmels nur Szenen des Greuels beleuchteten.

Schon hatten die Generale Platow und Orlow Denisow, einer der kühnsten Kosakenanführer, viele tausend Franzosen gefangen und niedergemacht, als den 3. November der General Miloradowitsch den feindlichen Hinterzug, den der Marschall Davoust befehligte, bei Wiasma einholte, angriff und nach einem hartnäckigen Widerstand in die Flucht schlug; Gleiches tat Platow bald darauf dem Vizekönig von Italien bei Duchovtschine unweit Dorogobusch und nahm ihm seine ganze Artillerie ab. Die Franzosen verloren in diesen Gefechten über 10000 Mann und über 100 Kanonen. Doch die Kanonen, die stehenblieben oder vergraben wurden, rechnete man nicht mehr, sowie die Tausende von Menschen und Pferden, die auf der Straße durch Hunger, durch die Lanzen der Kosaken und die Spieße und Sensen der Bauern fielen. Der Mangel und Hunger nahm täglich zu, die Tage wurden kürzer, die Nächte länger; dazu der Winter mit früher, bitterer Kälte. Die Menschen hatten keine Pelze, die Pferde hatten keine Hufeisen. Nichts hatte der größte aller Sterblichen, an den das Schicksal von Hunderttausenden geknüpft war, vorgesehen noch vorbereitet. Hunderte von Menschen starben vor Hunger, Frost und Ermattung; neben ihnen stürzten die Genossen ihres Unglücks, die Pferde; Reiterei war bald gar nicht mehr außer ein paar Leibregimentern, die gespart waren; die Kanonen blieben stecken, weil die mageren und unbeschlagenen Tiere nicht ziehen konnten; die Gewehre wurden weggeworfen, weil die erfrornen Hände sie nicht tragen konnten; Leichen waren die Wegweiser des großen und unüberwindlichen Heers, das versprochen hatte, Europa von Rußlands verderblichem Einfluß zu erlösen und die Künste und Wissenschaften des Abendlandes gegen die asiatischen Halbbarbaren zu verteidigen. Der Rückzug bis Smolensk hatte Bonaparten an 60000 Mann gekostet, Getötete, Gefangene, Verhungerte und Erfrorene, nebst 400 Kanonen und einem großen Teil des Trosses, der den Raub von Moskau führte.

In Smolensk waren noch Magazine, aber Ordnung und Gehorsam waren schlecht: sie kamen dem flüchtigen Heere wenig zugute; es mußte eilen, daß die Russen ihm den Weg nicht abschnitten; Bonaparte machte es um viele Wagen, die verbrannt wurden, um viele Pulverkarren, die in die Luft flogen, und um viele Herrlichkeiten, die er den Kosaken mißgönnte, leichter; doch fand Platow nach seinem Abzuge von Smolensk noch einen unermeßlichen Troß und 120 Kanonen: überdem waren viele

Kanonen von den Franzoſen vergraben oder in Ströme und Bäche verſenkt, damit der Feind ſie nicht fände.

Bonaparte floh mit den Trümmern ſeines Heeres, von welchem über ein Drittel die Waffen weggeworfen hatte, und welches faſt ohne Reiterei und mit wenigen Kanonen einherzog, von Smolensk eilends auf Krasnoi. Hier traf der Feldmarſchall Kutuſow, der ihn eingeholt hatte, auf ihn. Er war den 16. November in Krasnoi eingerückt, den 17. ward er von Kutuſow angegriffen. Bonaparte leitete anfangs ſelbſt das Gefecht, und ſeine unglücklichen Soldaten ſchlugen die Frontangriffe der Ruſſen tapfer genug zurück; als ſie aber ihre rechte Flanke umgangen ſahen, da wurden ſie weich, und ihr Herr warf ſich aufs Pferd und ſprengte außer Atem ſeinen Leibwachen nach, die er nach Lady ſchon einige Meilen vorausgeſchickt hatte. Er übergab den Befehl an Davouſt, der das Treiben fortſetzen und den Marſchall Ney, der den Hinterzug von Smolensk heranführte, aufnehmen und unterſtützen ſollte; aber die Sache war bald geendigt, Davouſt folgte ſeinem Kaiſer in geſpornter Flucht und ließ ſeinen Marſchallſtab und das Heer und Ney im Stich; 9000 Mann ſtreckten das Gewehr, und mit ihnen fielen 25 Kanonen und viele Fahnen und Adler in die Hände der Sieger.

Den Tag nach der Schlacht bei Krasnoi zog denn auch der Marſchall Ney mit der Hinterhut von etwa 15000 Mann heran. Er kam von Smolensk, wo er die alten Wälle und Baſteien noch in die Luft geſprengt hatte, und meinte Bonaparten und das franzöſiſche Heer in Krasnoi zu finden. Er erſtaunte, als er gewahrte, daß es Ruſſen waren; doch hielt er ſie nur für einen kleinen, ſtreifenden Haufen und ſtürzte wütend darauf, daß er ſich durchſchlüge. Das gelang aber nicht, weil es nicht gelingen konnte. Ney ahmte Davouſt nach und ritt davon; von allen ſeinen Soldaten entkamen kaum ein paar hundert, 11000 Mann wurden gefangen, die übrigen waren getötet. Bei dieſem Haufen war kein einziger Reiter, und er führte nur 20 Kanonen.

Bonaparte war wegen Ney ſehr beſorgt, daß er gefangen oder getötet ſei, und rief einmal über das andere: „Sollte ich zwei Millionen geben, ich täte es gern, Ney zu löſen.“ Ney hatte ſich nicht aufgehalten. Dieſe Marſchälle und Feldherren, wie nichtswürdig, wie filzig mit dem Leben und mit der Ehre! Ja wenn nur einer von den unglücklichen Kriegern, die er führte, im Felde geblieben oder ehrlich gefangen wäre! So der herrliche Kaiſer — wie viele Hunderttauſende hat er ſeiner Wut geſchlachtet, bloß damit ſein Leben ſicher ſei! Und wie rechenmeiſteriſch abſcheulich hat er ſie ausgegeben! Zuerſt die Deutſchen, Polen,

Italiener, Schweizer, Holländer, dann die Franzoſen; ſeine Leibwächter hatte er noch gar nicht angerührt, ſie hatten in dem ganzen Feldzuge noch keinen Schuß getan, ſie ſind bloß für ſeinen Leib und ſein Leben da; davon gehört aber ſeinem Heere nichts — alles für den Kaiſer, der Kaiſer für keinen, nicht einmal mit einem menſchlichen Gefühl, einer Träne, geſchweige denn mit einem Tropfen Blut. So rechnet er, und die Völker und Menſchen wollen nicht rechnen lernen. Wahrlich, ſie verdienen, daß er ſie wie Tiere treibt und wie Tiere ſchlachten läßt.

Nach dieſen glorreichen Tagen des 17. und 18. Novembers feierte Kutuſow den Abend des zweiten Siegestages ein ſtolzes Feſt. Unter den Trophäen waren mehrere prächtige Ehrenfahnen; dieſe ließ er, daß er die Sieger von Krasnoi ehrte, in das Lager der ruſſiſchen Leibwächter tragen und vor jedem Regimente tief zur Erde neigen: Bonapartens Sterne waren von den ruſſiſchen ausgeſchienen. Neben dem Stolz war im Heer des Feldmarſchalls die Freude der Beute. Dieſe war unermeßlich; der Raub aus allen Ländern fiel in die Hände der Koſaken, viel auch, was in Moskau erbeutet worden; mancher Koſak, ja mancher ruſſiſche Bauer hatte des Goldes ſoviel, daß er dem erſten beſten, den er traf, ganze Hände voll zuwarf; die Koſaken ſchickten viele Wagen voll köſtlichen Gerätes in ihre Wohnſitze an dem Don. Das aber darf nicht verſchwiegen werden, daß ſie alles Silber und Gold, was den Kirchen und Klöſtern gehört hatte, mit der größten Gewiſſenhaftigkeit auslaſen und zurückgaben; auch das nicht, daß ſie zum Glanz heiliger Orte und Bilder viele Pud*) Gold und Silber verehrten.

Ich habe von Schlachten erzählt, von franzöſiſchen Kriegern, die noch fechten konnten und mit dem Eiſen in der Hand erſchlagen oder gefangen wurden. Aber neben dieſen wie viele Tauſende, die vor Hunger und Froſt ſtarben! Zum Teil nackt und mit abgeriſſenen Kleidern, auch die beſtgekleideten alle dünn und ſommerlich bedeckt, wie ſollten ſie die ruſſiſchen Oktober- und Novembernächte aushalten! Des Tages marſchieren, des Nachts unter freiem Himmel liegen und Regen, Schnee, Froſt dulden, dabei von magerm und widerlichem Pferdefleiſch leben, das vielen ſo zum Ekel ward, daß ſie lieber freiwillig tothungerten, einige kannibaliſch ſogar Menſchenfleiſch aßen**) — das überſtieg die menſchlichen Kräfte. Sie ſanken zu Hunderten und Tauſenden

*) Ein Pud macht 40 Pfund.

**) In der Gegend zwiſchen Dorogobuſch und Smolensk fanden die Ruſſen mehrere Franzoſen um einen Topf voll Menſchenfleiſch. Dies iſt beſtätigt durch das Zeugnis ehrenhafter Männer, unter welchen der wackere General Korff genannt wird. Wir wollen es lieber nicht glauben.

hin und ſtarben wie die Fliegen im November; wie Schatten der Unterwelt blau, bleich, ſinnlos wanderten ſie umher, ohne Sprache, ohne Bewußtſein und Gefühl; die Koſaken und Bauern ließen ſolche ruhig gehen: ſie waren ſchon tot. Man ſah die Elenden über die geſtürzten Pferde herfallen oder die lebendigen abſtechen und ſich um die magern Stücken reißen. Man fand des Morgens in Scheunen und Ställen, hinter Wänden und Zäunen oft zehn und zwanzig wie Schweine auf einen Klumpen gedrängt, damit ſie ſich erwärmten, ohne die Luſt oder das Gerät, ſich Feuer anzumachen, in den tiefen Todesſchlaf geſunken; ähnliche Totenverſammlungen fand man entſchlafen um ein erloſchenes Feuer; um tote Pferde lagen faſt immer tote Menſchen, die Hand hielt oft noch das Meſſer, womit ſie ein Stück Aas hatte ſchneiden wollen, oder einen benagten Knochen, worum der kalte Tod ſie zuſammengeklemmt hatte; allenthalben, wo an den Straßen etwas Wärmendes und Schützendes war, ein Strohhaufen, ein Heuhaufen, ein altes Gemäuer, ein Backofen, der Reſt einer verbrannten Scheune oder eines abgedeckten Schuppen — da konnte man Leichen ſuchen. Bei dieſen traurigen Opfern der Verweſung war alles menſchliche Gefühl dahin; wie die Raben fielen die Lebendigen über die Toten her und plünderten ſie und balgten ſich um ihre Lumpen, die jetzt das Köſtlichſte waren; ſie ſaßen auf verreckten Pferden, auf Leichen ihrer Genoſſen, die ſich eben noch an demſelben Feuer gewärmt hatten; das Greuliche war für dieſes Unglück kein Greuel mehr. Ein ruſſiſcher Offizier, der vom Heer nach Petersburg reiſete, hört abendlich in einem Walde am Wege etwas wimmern, ſteigt ab und geht auf die Stimme zu. Er findet einen Heuhaufen, worin etwas wühlt und winſelt; er ruft, ein ganz nackter Franzos kriecht heraus; er wirft ihm ſeinen Mantel um, und da noch eine leiſe Stimme aus dem Heu ächzt, ſo fragt er ihn: Biſt du allein? Nein, antwortete jener, unſer ſind drei, der eine iſt geſtorben, und der zweite will eben verſcheiden, denn er hat den Brand in beiden erfrornen Füßen. Der mitleidige Offizier eilt ſchnell von dem Grauſen weg, nimmt den Nackten ins nächſte Wirtshaus mit, läßt ihn baden und kleiden und übergibt ihn frommen Leuten zur Pflege. Ein Kurier fährt im Schneegeſtöber durch eine ganze Schar ſolcher hilfloſen Verlaſſenen, die ſelbſt der Haß der ruſſiſchen Bauern nicht mehr anrührte; ſie ſchreien zu Himmel und Erde, er möge ſie mitnehmen, nur zu Menſchen nehmen, daß ſie ſich noch einmal wärmen und dann ſterben können; barmherzig nimmt er einige auf — ſogleich ſtürzen alle, die noch ſo geſchwind herankommen können, auf den Schlitten und zerreißen den Mann

faſt; er hat Eile, er muß ſie alle herunterwerfen, und ſo jagt er weiter. In dieſen Tagen des größten menſchlichen Jammers ſah man Menſchen, die vor wenigen Monaten noch friſch und blühend und in Jugend und Wolluſt ſchwelgend geweſen waren, die Vorübergehenden oder Vorüberfahrenden um ein Stücklein Brot als um die größte und köſtlichſte Gabe flehen; man ſah die jüngſt noch ſo Trotzigen und Übermütigen Leib, Leben, alles was ſie hatten oder vielmehr nicht hatten, anbieten, ja ewigen, treuen Knechtsdienſt geloben, wenn jemand ſie mitnehmen und erretten wollte: es nahm ſie keiner mit.

Auch die Gefangenen, die noch gehen konnten, gingen faſt alle in einen gewiſſen Tod. Auf ihnen laſtete der ſchwere Fluch des Ungeheuers, das ſie über die Weichſel und den Dnjepr getrieben hatte, und der ſchwere Zorn des Volks, das ſie hatten unterjochen wollen, dem ſie Dörfer und Städte verbrannt, Weiber und Kinder geſchändet, Kirchen und Altäre entheiligt, Gräber und Denkmäler verwüſtet hatten: daß zwei Millionen Ruſſen Hab und Gut, daß viele Hunderttauſende Ehre und Leben verloren hatten — das machte die Rache ſüß; die Rache iſt von Gott und Natur geboten, wenn ein Volk das andere unterjochen und ſchänden will. Ein Reiſender ſah etwa 50 franzöſiſche Gefangene durch einige zwanzig mit Piken bewaffnete Weiber geleiten; — ſo waren die Tirolerinnen in ihrem letzten herrlichen Kriege das Geleit der Gefangenen und die Beſatzung der Orte — eines dieſer Weiber ſtieß einem matten Franzoſen, der lahm nachhinkte, mit einer verkehrten Miſtgabel in die Seite; der Mann, den dies jammerte, bat das Weib, menſchlich zu ſein; da ward ſie wütend und rief: Hab' ich meinen Mann nicht vor meinen Augen ermorden ſehen? Haben ſie mein Haus nicht angezündet? und hieb ihm mit der ſcharfen Seite der Miſtgabel ſo lange auf den Kopf und trat ihn dann ſo lange mit den Füßen, bis er tot war. — Ein Koſak führte mehrere Gefangene, ihn traf auf dem Wege ein Bauer und fragte, was ein gefangener Franzoſe koſte? — Dieſer antwortete ihm, ſie dingten, und der Bauer empfing ſeinen Raub. Er band ihn an einen Baum und handelte nun mit dem Koſaken, daß er ihm die Lanze liehe; auch darüber wurden ſie eins. Kaum hatte der Bauer die Lanze, ſo fuhr die Wut in ihn, und er durchbohrte ſeinen unglücklichen Sklaven mit ſechs Stichen; bei dem erſten Stich ſprach er: Dies iſt für die heilige Mutter Gottes von Smolensk, bei dem zweiten: Dies iſt für Moskau, bei dem dritten: Dies iſt für meinen ermordeten Vater, bei dem vierten: Dies iſt für meinen Bruder, bei dem fünften: Dies iſt für meine geſchändete

Tochter, bei dem ſechſten: Dies iſt für mein verbranntes Haus. So oder auf ähnliche Weiſe offenbarte ſich der Franzoſenhaß, der durch die natürlichſten und edelſten Gefühle für die Religion, das Vaterland, die Gefreundten angefacht war, und ſo kamen viele Hunderte um. — Außer dieſem Haß verdarb die Gefangenen die ſchreckliche Jahreszeit und das rauhe Klima; ſie wurden alle weiter gegen Oſten und Norden geführt, zogen alſo immer grimmigerer Kälte entgegen und wurden auf einem Wege von hundert bis hundertfünfzig Meilen immer abgeriſſener. Dazu kam, daß ſie durch öde Orte zogen, auf Straßen, die durch Schlachten, Heereszüge, Brand und Verwüſtung menſchenleer und heimatleer waren. In Gegenden, wo viele tauſend Ruſſen, aller ihrer Habe beraubt, ſich kaum des bitterſten Mangels erwehrten, mußten viele Fremde natürlich vor Hunger ſterben. Wenn ſie aber nicht verhungerten, ſo erfroren ſie; die Wohnungen der Menſchen lagen in Aſche, ſie mußten oft unter freiem Himmel ihr Nachtlager nehmen und ſich von ihren um die Feuer erſtarrten Geſellen ohne Tränen ſcheiden: ihr Elend hatte keine Tränen mehr. Auch wo noch Dörfer waren, ſcheuten die Lebendigen dieſe Halbtoten und wollten ſie nicht in ihre Häuſer aufnehmen, denn ſie brachten die Peſt mit. So lagerten in der Nähe von Niſhnei-Nowgorod, ungefähr hundert Meilen von Smolensk, an 7000 Gefangene zwei Tage lang im ſtrengſten Winter unter offenem Himmel um angezündete Feuer, wo die eine Seite des Leibes Glut, die andere Eis hatte; jeden Morgen fand man 500 bis 700 Erfrorne; dieſe ſchichteten die Lebendigen als eine Mauer auf, wohinter ſie ſich legten, daß ſie vor den ſchneidenden Nordoſtwinden Schutz hätten. Die wenigen dieſer Unglücklichen, die endlich an den Ort ihrer Beſtimmung gelangten, ſtarben meiſtens bald in den Spitälern; ſie trugen den Keim des Todes in der Bruſt, und kein Gott hätte ſie retten können: man ſah Menſchen, bleiblaue Pferdefleiſchfreſſer, ſo ausgehungert und aller kräftigen Speiſe unfähig, daß ſie nach dem Genuß von einigen Löffeln Suppe oder einigen Biſſen Fleiſch plötzlich wie erſtickten; viele aßen und tranken des Abends recht gut, legten ſich gleich andern Geſunden in warmen Zimmern nieder und lagen des Morgens tot auf der Streu. Das iſt gewiß, daß von allen franzöſiſchen Soldaten, die im Herbſt und Winter gefangen ſind, im Frühling nicht mehr der zehnte Mann, vielleicht nicht der fünfzehnte leben wird.

Dieſes ſchreckliche Schickſal, die warnende und richtende Hand des gerechten Himmels, machte hie und da alles gleich: Oberſten, Hauptleute, andere Befehlshaber, ihres Geldes beraubt, von ihren

Kleidern entblößt, waren gegen den Hunger und die Kälte nicht ſicherer als die Gemeinen; ſie blieben wie ſie auf dem Wege liegen, ſie fielen wie ſie um die Wachtfeuer und in den Scheunen und Häuſern hin, ihnen erfroren wie dieſen Hände, Naſen und Füße. Ein vornehmer ruſſiſcher Offizier fährt durch Witepsk und wird mit großer Heftigkeit von einem Bedienten angerufen, der ihn bittet, zu alten Bekannten zu kommen. Er tritt in ein Zimmer, woraus ihm der Dunſt eines faulen und abſcheulichen Geſtanks entgegenſchlägt. Es war ein kleines, ſchmutziges Loch und kein Zimmer. Da ſieht er bleich, mager, mit den Zügen des Jammers zwei junge ſächſiſche Offiziere, zwei Ritter der franzöſiſchen Ehrenlegion, Söhne aus zwei großen Familien. Er erkennt ſie anfangs nicht, ſie müſſen ihm ſagen, daß er ſie in Dresden geſehen, und wer ſie ſind: ſo waren ſie verwandelt. Der Arzt ſagt, dem einen werde wohl eine Hand, dem andern wahrſcheinlich beide Füße abgeſägt werden müſſen. Der Offizier hilft ihnen mit Empfehlungen und Geld, und weinend fährt er weiter. In Wilna, in Grodno, an mehreren Orten, durch welche nachher Napoleons und der Franzoſen ſchimpfliche Flucht ging, waren in manchem Zimmer drei, vier, fünf franzöſiſche oder deutſche Offiziere in ſolchem Zuſtande zuſammengepackt; einige ſtarben, andern verfaulten die Glieder; die Lebendigen waren ſo entkräftet, daß ſie die Leichen nicht herausſchaffen konnten, ſie lagen ſtundenlang, tagelang neben ihnen, bis ſie ſelbſt Leichen wurden.

Gerecht iſt Gott. Er hat die Hülle der Schande zerriſſen, er wird ſie zerreißen. Die Gerechtigkeit und die Ehre werden wieder in ihrer alten Majeſtät glänzen; das Verbrechen wird erſcheinen ſchwarz und ſcheußlich, wie es iſt; Napoleon wird von allen geſehen werden, wie er war, und wie er ſein wollte, und ſeine Freundſchaften und Bündniſſe wird man von ſich weiſen, wie man Unglück von ſich weiſt, ſeine Zeichen und Ehren wird man von ſich weiſen, wie man Schande von ſich weiſt; Ehrenlegionſterne werden bald allen Europäern bedeuten, wofür die Henker Kataloniens ſie ſchon dieſen Sommer nahmen.

Gerecht iſt Gott! Hört es, bepurpurte und unbepurpurte Tyrannen! Hört es, alle ihr Feigen und Feilen! Hört es, alle ihr Buben, Weichlinge und Verräter! Hört es und zittert! Zwanzig Jahre iſt er ſichtbar und vernehmlich unter den Menſchen umhergewandelt und hat gewieſen, daß er noch der alte Gott iſt, daß er ſtraft und ſtrafen muß, wann der Sünde und des Frevels zuviel wird — ihr ſeid blind und taub geweſen und habt euch verſtocket und euch in Ungerechtigkeit und Weichlichkeit immer tiefer verſenkt, daß ihr ſein Angeſicht nicht ſähet. Jetzt kommt

er mit Donnern und Blitzen und zerreißt die Decken und Hüllen aller Schanden und Greuel; das Weltgericht ist da, die Bösen werden bestraft werden, und die Gerechten werden in Freiheit blühen. Selig aber sind die, welche von Eitelkeit und Geiz ungeblendet blieben und ihre Seelen von Lüge und Verrat unbefleckt erhielten.

Dies war der erste Aufzug des bonapartischen Rückzugs; der zweite fängt bei Krasnoi an und geht bis zur Beresina. Dies ist eine Entfernung von ungefähr 26 Meilen, der halbe Weg zwischen Smolensk und Wilna*). Bonaparte war mit seiner Leibwache und den kleinen Krümlein der übrigen Haufen, die sich noch daran gehalten hatten, spornstreichs weitergelaufen und hatte einen bedeutenden Vorsprung vor dem russischen Heere gewonnen, welches durch die Gefechte mit Davoust und Ney den 17. und 18. November und durch die immer wachsende Schwierigkeit der Verpflegung sehr war aufgehalten worden. Er atmete wieder freier; auch gab ihm das mildere Wetter wieder Hoffnung, und die Anschließung an die Haufen von Victor und Dombrowsky und an die Trümmer der Oudinotschen Soldaten. Diese waren an 35000 Mann stark, hatten ein sehr zahlreiches Geschütz und waren durch Märsche und Hunger nicht so mitgenommen, als was er führte. Aber er mußte eilen, denn das Heer des Admirals Tschitschagow drang über Minsk herauf, und Graf Wittgenstein senkte sich von Tschasnik herunter. Beide sollten einander den Arm reichen und den Feind in die Mitte nehmen. Die meisten erwarteten an der Beresina einen zweiten Tag von Krasnoi, einige wohl gar die völlige Zerstörung des bonapartischen Heeres und Bonapartens Gefangenschaft oder seinen Tod. Er vereinigte sich mit den oben erwähnten 35000 Mann, stellte Victor gegen Wittgenstein und die Polen gegen Borissow, wo Tschitschagow stand, und schlug den 25. November eine Brücke nahe bei Sembin, wo der Übergang geschehen sollte. In den französischen Soldaten war durch den Hunger und Frost kein Herz mehr, die Hälfte selbst der Leibwächter war ohne Gewehr, und bei dem bloßen Namen **Ruß** und **Kosak** zitterten diesen Unüberwindlichen und Fürchterlichen alle Gebeine. Dieser Übergang über die Brücke geschah von Anfang an mit der größten Unordnung und Selbstgewalt; der Stärkere drängte den Schwächeren, der Schlechtere den Besseren, viele wurden ins Wasser geworfen und ertranken oder erstarrten. Wittgenstein hatte Victor geschlagen und die ihm entgegengeworfene Abteilung des französischen Generals Par-

*) S. den oben erwähnten Rückzug der Franzosen.

tonneaux von 7000 Mann und fünf Generalen gefangengenommen; er jagte Victor nun gegen die Bereſina, und Tſchitſchagow trieb Dombrowsky auf das Hauptheer zurück; dieſe drängten an den Seiten, von hinten zogen der Hetman Platow und der Generalleutnant Kutuſow heran. Als alle dieſe Schrecken und Gerüchte mit Kanonendonner naheten, da löſte ſich alles in die wildeſte Verwirrung und Flucht auf, Geſchütz, Troß, Reiterei, Fußvolk — jeder wollte der erſte ſein: es war ein Kampf um das Leben, nicht mehr um Ehre. Hier ſtieß der Freund den Freund, der Gemeine den Befehlshaber zu Boden oder ins Waſſer, die Stehenden ſchritten über die Niedergeworfenen hin, bis ſie den Geiſt aushauchten: ſo wurden viele zertreten, manche von Pferden zerſtampft, viele auch von Kanonen gerädert; von denen, welche über das Eis entrinnen wollten oder gar den nicht breiten Strom zu überſchwimmen verſuchten, erſtarrten und ertranken die meiſten. In die Flüche und Bitten und Gewimmer der Brücke, in das Ächzen und Rufen der Erfrierenden und Verſinkenden klang endlich, als die Ruſſen die Brücke und beide Ufer zu beſchießen begannen, noch ein fürchterlicher Kanonendonner, der in dem dichten Walde, wo man ſich ängſtigte und ſchlug, ſchrecklich widerhallte und durch die Splitter zerſchmetterter Tannen viele Franzoſen verwundete und tötete. Bei dieſem Gefechte ſchoſſen einige Jägerregimenter der franzöſiſchen Leibwachen das erſtemal ihre Gewehre in dieſem Kriege ab. An und um die Brücke verloren die Franzoſen an Toten, Erfrornen und Gefangenen noch 5000 Mann und faſt ihren ganzen Troß und viel Geſchütz. Hier und in den Gefechten der vorigen Tage blieb größtenteils der letzte übrige Raub von Moskau, Wagen, Kirchengerät, Silber, Pelzwerk, in den Händen der Sieger. Bonaparte hatte an 60000 Mann gegen die Bereſina geführt, er brachte kaum 40000 hinüber. Fürſt Schwarzenberg rettete ihn durch eine Seitenbewegung und hielt die Hälfte des Tſchitſchagowiſchen Heers feſt.

Der dritte Aufzug des Rückzugs geht von der Bereſina bis zum Niemen und von da weiter in Preußen hinein. Dieſer Rückzug war nichts als eine Jagd längs der großen Straße; Schlachten und Gefechte hatten ein Ende, Gott ſchlug die Franzoſen, denn er ſchickte eine neue, gewaltige Kälte über ſie, welche ſie vollends verdarb. Zucht, Gehorſam, Ehre, alles, wodurch der Befehl gebietend und der Dienſt unterwürfig iſt, war hin, alles Menſchliche, alle menſchliche Rückſichten und Gefühle hörten auf und erfroren, faſt alle warfen jetzt die Waffen weg, die meiſten hatten weder Stiefeln noch Schuh', ſondern Decken, Torniſter, alte Hüte, Stücken Tuch um ihre Füße gebunden; jeder hatte das

erſte beſte, was er gefunden, damit er eine Hülle mehr gegen die grimmige Kälte hätte, ſich um Kopf und Schultern gehängt: alte Säcke, zerriſſene Strohmatten, friſch abgezogene Häute; glückſelig, die ein Stück Tuch oder Pelzwerk erbeutet hatten! Da ſah man die abenteuerlichſten Verkleidungen, die je für einen Maskenball erdacht worden ſind, Küraſſiere mit einem übergeſchlagenen Weiberrock, Leibhuſaren in einem Prieſtermantel, Jäger in Rabbinentalaren, alle Farben, alle Trachten, alle Völker wanderten auf der Straße von der Bereſina nach Wilna. Das Elend war übermenſchlich, wie der Übermut übermenſchlich geweſen war, zur Erholung, zur ordentlichen Speiſung und Verpflegung fehlte Ordnung und Zeit: die Koſaken und die andern leichten Reiter des ruſſiſchen Heeres jagten heiß hinterdrein. Dies war kein Zug von Weltbeſiegern mehr, dies war ein ſtummer, trauriger Leichenzug, ja ein Leichenzug, wie ihn die Hölle halten würde, denn auf Erden war ein ſolcher nie geſehen worden. Stumm wie das Grab war die franzöſiſche Lebendigkeit, gedankenvoll der Leichtſinn, demütig der Trotz, nur einzelne Seufzer und Flüche und der matte Tritt der Gehenden wurden gehört; wenige Pferdehufe und einige knarrende Karren unterbrachen die einförmig düſtere Stille: die Menſchen und Pferde ſtürzten, die meiſten Kanonen des noch ziemlich anſehnlichen Geſchützes, das über die Bereſina gegangen war, blieben ſtehen, der Troß, die tauſend Prachtwagen und Kutſchen Bonapartens und ſeiner Marſchälle und Feldherren waren lange ſchon von den Koſaken genommen oder in der Verzweiflung ihrer Erhaltung unterwegs zerſchlagen und verbrannt. Noch hatte Bonaparte ſeinen Wagen, den er ſorgfältig wie einen Schatz hütete, und den er in der großen Angſt bei der Bereſina eigenhändig mit über die Brücke geſchoben hatte. In dieſem ſaß er wie der Teufel auf ſeinem hölliſchen Thron und ſah die Verwüſtung umher; vornauf und hintenauf ſaßen einige Generale, und ein kleines Reiterhäuflein auf erbärmlichen Pferden geleitete ſeinen langſamen Gang. Er ſpricht davon ſelbſt alſo: „Unſere Reiterei hatte ſolchen Mangel an Pferden, daß man die Offiziere, die noch ein Pferd hatten, vereinigen konnte, um vier Schwadronen, jede von 150 Mann, daraus zu bilden. Die Generale taten dabei Hauptmanns- und die Offiziere Unteroffiziersdienſte. Dieſes heilige Geſchwader unter dem Befehl des Generals Grouchy und dem Oberbefehl des Königs von Neapel verlor den Kaiſer bei allen Bewegungen nicht aus den Augen.“ Dieſes heilige Geſchwader, das den heiligen Napoleon beſchützte, war der Reſt von 60000 Reitern, die im Sommer über den Niemen gegangen waren; es war binnen wenigen Tagen auch

Reiterei zu Fuß, sowie zwei prächtige Regimenter neapolitanischer Leibwächter auf apulischen Hengsten, welche dem Kaiser nahe vor Wilna entgegenkamen oder entgegenkommen wollten; denn am Tage ihres Ausmarsches aus der Stadt war 22 Grad Kälte, halb erstarrt zogen die armen Südländer zum Tor hinaus, und nach wenigen Stunden kehrte schon der dritte Teil der ganzen Schar halbtot zur Stadt zurück mit erfrorenen Händen, Füßen und Nasen; die übrigen begleiteten Bonapartens letzte Flucht durch Polen und wurden mit ihren Pferden durch Winter und Ermattung aufgerieben. Welch ein Anblick auf der Straße zwischen der Beresina und Wilna! Mit untergeschlagenen Armen und tief verhüllten Gesichtern zogen Offiziere und Soldaten in dumpfer und stumpfer Betäubung nebeneinander her; den Leibwachen half nichts, daß sie in allen Schlachten geschont waren, Gott schonte diese größten Verbrecher und Henkersknechte des Tyrannen nicht; wenn von Marengo und Austerlitz, von Eylau und Wagram, von Talavera und Lissabon einige übriggeblieben waren, so hatten sie in ihren letzten langen Nächten Zeit, über den Wechsel der menschlichen Dinge und über jenes unendliche Wesen nachzudenken, welches früher oder später alle Schanden bestraft; sie waren jetzt den Schlechtesten gleich geworden, sie unterschieden sich von ihnen in nichts mehr, sie waren zerlumpt, verhungert, erfroren, entwaffnet wie sie, unglücklicher als die, welche in den ersten Schlachten umkamen oder gefangen wurden; sie sollten sich auf der langen Flucht in allem Unglück und Schimpf spiegeln, die je über ein Heer verhängt sind, und dann vergehen. Alle Ordnung, alle Gegenwehr hatte aufgehört, der bloße Ruf Kosak brachte ganze Reihen in kurzen Trab, und mehrere Hunderte wurden oft von wenigen Kosaken gefangen. Dieses jammervolle Schicksal hatten auch die meisten noch übrigen Bayern, die gegen ihr eignes deutsches Vaterland lange unselig hartnäckig, die in diesem Kriege immer tapfer gefochten und grausam verheert hatten; ihrer wurden auf dieser letzten Flucht über 2500 in verschiedenen Gefechten gefangen und erschlagen. — Der Weg, den das Heer zog, zeichnete sich mit Leichen, und jedes Nachtlager glich den nächsten Morgen einem Schlachtfelde; sowie einer vor Ermattung hinstürzte, fielen die nächsten über ihn her und rissen ihm, noch ehe er tot war, seine Lumpen ab, daß sie sich damit behängten; in und hinter den Häusern, Scheunen, Zäunen, ja in Gerippen von gestürzten Pferden suchten die Frierenden Schutz; Häuser und Scheunen wurden verbrannt, und selbst Bonapartens nächtlicher Aufenthalt ward mehr als einmal von solchen angetastet, die trockenes Holz zum Feuer abreißen oder sich selbst

darin lagern wollten; auf jeder Brandſtätte lagen Haufen von Toten, die aus Mattigkeit den wachſenden Flammen nicht hatten entfliehen können. Die ganze Landſtraße wimmelte von Gefangenen, auf die niemand mehr achtete, und hier ſah man unerhörte Szenen des Greuels, die dem, welcher ſie bloß hört, unglaublich vorkommen müſſen, und die ſelbſt dem, der ſie miterlebte, nach Jahren wie ein Traum dünken werden: von Rauch und Schmutz ganz ſchwarz ſchlichen ſie wie dunkle Geiſter der Schattenwelt unter ihren toten Gefährten umher, bis ſie hinfielen und ſtarben; mit bloßen Füßen, in welchen der Brand ſchon war, humpelten manche auf dem Wege noch bewußtlos fort; andere hatten ſchon Sprache und Beſinnung verloren, und viele waren vor Hunger und Kälte in eine Art wahnſinniger Betäubung gefallen, in welcher ſie Leichname röſteten und verzehrten oder ſich ſelbſt Arme und Hände benagten; manche waren ſchon ſo ſchwach, daß ſie nicht einmal mehr Holz herantragen konnten: dieſe ſaßen auf ihren toten Gefährten dicht gedrängt um irgendein kleines Feuer, das ſie gefunden, herum und erloſchen, wie dieſes erloſch; in inſektenartiger Bewußtloſigkeit krochen ſie der Wärme nach ins Feuer und verbrannten und winſelten wie wimmernde Fliegen im Licht; andere krochen ihnen nach und verbrannten ſich wie ſie. Je näher Wilna, deſto heftiger die Kälte, deſto dichter die Greuel und die Leichen. Der General Loiſon hatte aus Königsberg dem Heer, das ſich noch immer das große nannte, 10000 Mann meiſtens deutſche Jünglinge als Verſtärkung zugeführt; dieſe kamen Bonaparten ſieben Meilen vor Wilna bei Osmiana entgegen, damit ſie ſeinen Rückzug deckten; ſie waren in vier Tagen ohne das geringſte Gefecht durch Märſche und kalte Nachtlager bis auf 3000 Mann zuſammengeſchmolzen, und dieſe wurden vor Wilna teils zuſammengehauen, teils gefangen. Das Schickſal der Neapolitaner iſt oben ſchon gemeldet.

Eine Vorſicht iſt bei dieſem ſchrecklichen Unglück und dieſem völligen Vergeſſen aller Vorſicht zu loben und ſollte von allen, welche mit Franzoſen Krieg führen, nachgeahmt werden, die Wachſamkeit ihrer Kriegspolizei, daß man überall, wo franzöſiſche Soldaten ſtanden, bis dahin auch nicht das geringſte von der Vernichtung der bonapartiſchen Heeresmacht erfahren hatte. Wilna, der Mittelpunkt der neuverbündeten Landſchaften und der Sitz aller franzöſiſchen Behörden und fremden Geſandten, war unter eine vorzügliche Aufſicht geſtellt und ward am längſten in Unwiſſenheit erhalten. Zwar liefen einzelne ſchlimme Gerüchte von verlornen Schlachten und von dem ſchlechten Zuſtande des franzöſiſchen Heeres, aber der Herzog von Baſſano und Graf Hogen-

dorp, die dort den Befehl führten, widersprachen diesem so ausdrücklich und hielten eine so zuversichtliche Miene, daß alle ganz treuherzig an die Wahrhaftigkeit der bonapartischen Heerbefehle und Berichte glaubten. Man erschrak zwar bei der Nachricht, das Donauheer habe Minsk genommen und ziehe gegen Borissow; jedoch wurden die Gemüter wieder ruhiger durch die Erzählung der Wilnaer Zeitung, daß der Marsch jenes russischen Heeres ganz in dem Plan Napoleons liege und eine Tschitschagow gelegte Falle sei. Doch da bald darauf alle Boten vom Heere ausblieben, so ward man wieder unruhig. Nachdem man zwölf Tage aller Nachrichten entbehrt hatte, schickte der Herzog von Bassano einen jungen Polen, als Weibsbild gekleidet, dem Heer entgegen. Dieser kam nach fünf Tagen zurück und brachte zur Freude aller Franzosen und Französischgesinnten die Post mit, welche die Zeitungen sogleich verbreiteten, er habe den Kaiser an der Beresina gesunden in der besten Laune von der Welt und im Begriff, den General Tschitschagow anzugreifen, der vollkommen in die ihm gelegte Falle gegangen sei; der Kaiser habe übrigens nur die eine Hälfte seines Heeres bei sich, die andere habe er bei Smolensk zurückgelassen*). Den 2. Dezember ward das bonapartische Krönungsfest in Wilna mit großen Freuden, mit Tanz und Erleuchtung gefeiert. Auf dem Ball zeigte Bassano den fremden Gesandten an, der Kaiser sei glücklich über die Beresina gegangen, habe Wittgenstein und Tschitschagow völlig geschlagen und werde nächstens in Wilna eintreffen. Aber die Wahrheit mußte endlich heraus: schon den folgenden Tag raunte eben dieser Bassano den Gesandten ins Ohr, sie möchten sich nach Warschau begeben. Sie packten ein und reisten, und Verwirrung und Getümmel und Angst und Flucht aller, die ein böses Gewissen oder Furcht vor wilden Auftritten in der Stadt hatten, war allgemein. Den 4., 5., 6. Dezember wurden auf den nächsten Stationen von Wilna viele Pferde totgefahren. Den 7. brachte endlich Bonaparte selbst die große Gewißheit; aber er hütete sich sehr, sich zu zeigen, und schlich sich still durch die Stadt; den 8. floh er weiter, ohne daß in Wilna ein Mensch seine Anwesenheit, ohne daß seine Leibwachen seine Flucht in den ersten Tagen erfuhren. Wie ein nächtlicher Dieb mit einem bösen Gewissen schlich er sich durch Deutschland. Noch fand er keine rächende Hand, die ihn erschlug; Gott bewahrte ihn noch für ein herberes Schicksal auf. Dies war seine dritte glorreiche Flucht. Die erste geschah aus Ägypten im Sommer 1799, die zweite aus

*) Darum log er nicht, nur erzählte er den Leuten das Wie dieser Zurücklassung nicht.

Spanien im Winter 1808, die vierte, hoffentlich die letzte, erwarten wir noch. Man muß den Mann daran erinnern, der sich den Unwiderstehlichen und Unüberwindlichen nennt.

Wilna war in der wildesten und buntesten Verwirrung, und der Maskenball des französischen Heeres zog auf in ihr; der Befehl dieses Heeres, das sich das große Heer nannte, war dem Marschall Ney übertragen. Nach und nach erschienen auch die übrigen Marschälle, Könige und Prinzen, zum Teil ebenso buntscheckig ausstaffiert als die Soldaten, einige auch mit schwarzen, erfrornen Nasen, der König von Neapel unter andern in seiner windbeutelischen Manier mit bunten Schals umwickelt und mit einem großen Knotenstocke in der Hand, pfeifend und tanzend, als sei es eine Karnevalslustbarkeit. Vom 7. bis 9. Dezember zogen die Franzosen in der fürchterlichsten Unordnung durch die Stadt und füllten alle Wege um die Stadt und alle Straßen der Stadt mit Leichen und Sterbenden. Als den 9. endlich der Ruf Ruß und Kosak erscholl, da begann die wildeste Flucht, die völligste Auflösung, der Pöbel gesellte sich zu den anrückenden Russen, selbst den Juden wuchs der Mut, aus Begier der Beute und der Rache gegen die bonapartischen Leibwächter, von welchen sie am ärgsten waren gemißhandelt worden. Der kühne und geschwinde Oberst Tettenborn, den sein Haß gegen die Franzosen aus österreichischem Dienst in den russischen geführt hatte, und der Generalleutnant Kutusow waren die ersten, die in Wilna einrückten. Da sogleich überall Geschrei, Plünderung, Gefangennehmung und Niedermetzelung der Franzosen; die Juden und Judenbuben überall an der Spitze, auf die Franzosen und ihre Anhänger weisend und sie aus den Häusern heraus den Kosakenlanzen entgegenstoßend; ja als den folgenden Tag außerhalb der Stadt gefochten ward, setzten sie mit der ihnen eigenen schreienden Lebhaftigkeit an die fliehenden Leibwächter, erschlugen einige hundert und machten mehrere Hunderte zu Gefangenen.

So wechselt Gott die menschlichen Dinge und bestrafet den Übermut; Juden sollten endlich diejenigen niedermachen und zu ihren Füßen um Erbarmen flehen sehen, welche sich in ihrem stolzen Wahn die Weltbezwinger nannten. Auch folgendes gehört hieher: Als bei dem Lärmgeschrei Die Kosaken zeigen sich auf den Anhöhen alle Franzosen im Schrecken die Flucht ergriffen, versuchte der Prinz Berthier die Fliehenden aufzuhalten und dem Feinde etwas entgegenzuwerfen; mit Mühe sammelte er endlich 60 Grenadiere, die noch Waffen hatten, und stellte sich an ihre Spitze; das mußte der Mann tun, welcher sich so viele Jahre nur mit der Organisation von Heeren beschäftigt hatte, die

ganz Europa zittern machten: Bonaparte mußte durch Deutſchland reiſen wie ein Leutnant, Berthier hier den Dienſt eines kleinen Unterleutnants tun. Die Stadt Wilna bekam an dieſen Tagen des Greuels das Anſehen einer Mördergrube, das ſie noch viele Wochen behielt. In der Eile des Durchzuges blieb die Stadt von Plünderung und Brand verſchont, die erſte ſeit Moskau, welche auf der Straße des großen Heerzuges der Verwüſtung entging. Die Ruſſen erbeuteten unermeßliche Magazine, die Koſaken und Juden unzählige Dukaten; gefangen wurden in Wilna 7 Generale, 240 Offiziere, 9517 Gemeine und 5139 Kranke, die auf den Landſtraßen und Straßen Sterbenden und Geſtorbenen wurden nicht gezählt. Bonaparte entkam mit ungefähr 40000 Mann über die Bereſina, Loiſon führte ihm 10000 Mann zu, einige Tage ſpäter zogen ihm drei neapolitaniſche Leibregimenter entgegen, zwei zu Pferde und eines zu Fuß; das macht ungefähr 55000 Mann. Von dieſen vergingen über 25000 Mann und der größte Teil des noch übrigen Geſchützes und Troſſes vor und um Wilna.

Auf dem Rückzuge von Moskau bis Wilna töteten oder fingen die Ruſſen an 120000 Mann, worunter allein 50 Generale, und nahmen gegen 900 Kanonen.

Die Trümmer des Heeres wurden von Wilna nach Kowno oder Kauen noch ziemlich heiß von den Koſaken gejagt, welche ihre letzten Kanonen nahmen, mehrere Tauſende fingen oder niederhieben und über die auf dem Wege liegenden Sterbenden und Ermatteten wegritten, ohne daß ſie ihre Lanzen in ihrem bleichen Blute färbten. Nachher ging die Verfolgung langſamer, teils weil keine große Beute mehr zu machen war, denn die Reichſten waren vorangeflohen, teils auch weil die lange Jagd Menſchen und Pferde außerordentlich ermüdet hatte.

Über den Niemen entkamen kaum 25000 Mann, ohne Pferde, ohne Kanonen, ohne Gewehr, ohne Kleider und Schuh', nicht Menſchen ſondern Geſpenſter, nicht Soldaten, ſondern Bettler. Faſt alle humpelten, zerriſſen und in allen Farben und Lumpen der Welt gekleidet, mit Knotenſtöcken in den Händen, auf den Straßen Preußens umher und führten die große Tragikomödie des bonapartiſchen Heerzuges nach Moskau durch das Verhängnis Gottes an denſelben Orten auf, wo ſie vor einem halben Jahre ſo prächtig und trotzig durchgezogen waren. So gingen ſie durch Gumbinnen, ſo durch Königsberg, ſo die wenigen letzten durch die andern preußiſchen Städte gegen Danzig und gegen die Weichſel, und Tod und Plagen und Seuchen wanderten mit ihnen durch die Orte. Die meiſten ſtarben unterwegs oder bevölkerten

die Lazarette und bald die Kirchhöfe; wenige Tauſende von Hunderttauſenden, unter deren Fußtritten und ihrer Roſſe Hufen die Erde noch vor wenigen Monaten faſt verſinken wollte, kamen bis zur Weichſel: auch ſie tragen den Tod in der Bruſt, und nur einzelne werden Frankreich wiederſehen und die Greuel erzählen, die ſie getan und erlitten haben.

Voran dieſen abenteuerlichen Schauſpielern, die ein Weihnachtskarneval des wechſelnden Schickſals aufführten, zogen die Marſchälle und Feldherren, dann die Oberſten und Offiziere, ſo wie jeder am Range der höchſte war oder von dem nach Moskau mitgeſchleppten oder dort erbeuteten Raub der Länder am meiſten gerettet hatte; langſamer mit erfrornen Füßen und mit matten Gliedern kamen die Kleineren und Gemeinen in einzelnen Haufen von 10 und 20 bis zu 100 und 500 Mann nach. Die Marſchälle und Prinzen ohne Bedienten, ohne Trabanten, ohne Vorreiter und Anmelder und Vorbereiter, auf ärmlichen Bauerſchlitten ſchlichen ſie ſtill durch die Städte und Orte; wie verändert von jenen, die im Sommer mit 20, 30 Wagen, 50 und 100 Reitpferden, und Gott weiß wie vielen Leibheiducken und Leibwächtern durchgezogen waren! Hier ſah man in Gumbinnen und andern Stellen einen Marſchall, der ſonſt mit donnernder Stimme und geſchwungenem Säbel befohlen hatte, ganz klein um ein Stübchen und Süppchen, ganz artig um ein paar Pferde bitten und ſich beſcheiden hinter dem Ofen auf einen Stuhl niederducken oder auf eine Streu werfen. Ja dahin war es gekommen, daß mehrere von dieſen übermütigen Satrapen ſich aus Furcht vor der gerechten Rache der Einwohner aus den ihnen angewieſenen Häuſern heimlich wegſchlichen und, als ſeien ſie kleine Offiziere oder Diener der Herren, ſich anderswo für Geld einquartierten: man ſah den Marſchall Victor in Gumbinnen ſein Haus verlaſſen und mit einem Strohbündel unterm Arm flehend vor der Hütte eines armen Schuhmachers erſcheinen und ihm einen Dukaten bieten, daß er ihn hinter ſeinem Ofen auf dem Fußboden ſchlafen ließe. Da lag der Marſchall auf Stroh; dachte und träumte er nicht von Schanden und Miſſetaten, die er und ſeine Banditen in Spanien, Deutſchland und Polen begangen hatten? O ein Marſchall von Frankreich hat keine ſo kleinlichen Gedanken; er dachte an die verlorne Beute, an die geſtürzten Pferde und an die verbrannten oder von den Koſaken genommenen Wagen.

Übrigens kam trotz dieſer fürchterlich nackten Wahrheit auch in dem ſchrecklichen Unglück der Geiſt der Lüge und Gaukelei, jener teufliſche Geiſt, wodurch Bonaparte ſo groß und furchtbar geworden iſt, mit allen ſeinen Liſten und Künſten noch mit dieſen

Marſchällen nach Gumbinnen und Königsberg. In Gumbinnen und der Gegend ſagten ſie Vorſpann, Quartier und Verpflegung für 100000 Mann des großen Heeres an und beſtimmten hintereinander die Tage, an welchen dieſe Hunderttauſend in Abteilungen jede von 25000 Mann eintreffen würden; andere Hunderttauſend, erzählten ſie, würden um die Weichſel zwiſchen Warſchau, Poſen und Thorn ihre Winterquartiere beziehen und ſich für neue Arbeiten des nächſten Feldzuges einige Monate erholen und ergänzen; ja als ihre letzten Reſte über die Weichſel gelaufen waren, gab der ſogenannte König von Neapel einen offenen Heerbefehl aus, der durch ganz Deutſchland, Italien und Polen verbreitet und verkündigt ward, und wodurch er den einzelnen Heerhaufen und den Kolonnen dieſer Heerhaufen ihre Standorte und Verſammlungspunkte anwies. — O hätte die ruſſiſche und polniſche und preußiſche Erde reden können, ſie würde verkündigt haben, wo dieſe Heerhaufen unbegraben liegen und verwittern. — So betören ſie immer noch, ſo betört ihr Gebieter und hat betört und wird betören: die Dummen glauben aus Wahn, die Feigen aus Furcht — ſie ſehen die untergegangenen Heere, aber ihnen deucht, Bonaparte könne durch einen Fußtritt aus ihren Gebeinen ſogleich wieder Hunderttauſende ins Leben ſtampfen; und die Buben und Verräter, deren heimlich und offenbar leider zu viele ſind, verkündigen das bonapartiſche Evangelium und ſprechen dem Volke von ſeinem einzigen Genie, von ſeinen unerſchöpflichen Schätzen und von ſeinen unendlichen Hilfsmitteln.

Eine Schande, die ſchändlichſte aller Schanden, verleugneten die franzöſiſchen Großherren, Großmarſchälle und Soldaten bis auf den letzten Augenblick nicht: den ſchnödeſten und ſchamloſeſten Geiz und eine Habſucht, die allein über jedes Unglück erhaben war. Murat, der Großherzog von Berg hieß und jetzt König von Neapel heißt, ergötzte ſich auf der Flucht in ſeinen Nebenſtunden mit dem Einſchmelzen des Goldes und Silbers, das er in Kirchen und Klöſtern und in den Heiligtümern*) der Familien von den Bildern und Altären gebrochen hatte; Loiſon, lange in Königsberg als Oberbefehlshaber, erlaubte ſich jedes niederträchtigſte Mittel der Gewalt, des Betrugs, der Beſtechlichkeit, ja der Bettelei, Gold zuſammenzubringen; Macdonald, den man für einen der menſchlichſten und großmütigſten der franzöſiſchen Feldherren hielt, hat in Kurland wie ein gemeiner Knecht geſtohlen und geplündert; ſelbſt der Generalintendant Dumas, der

*) In Rußland hat jede gute Familie ihre Heiligen und Hausgötter in zierlichen Bildern mit gediegenem Gold und Silber eingefaßt.

vielen Deutſchen eingebildet hatte, als lebe eine edlere Seele in ihm, hat ſich durch mehrere Züge der Gemeinheit befleckt. Geizig und nichtswürdig, wie die meiſten von ihnen in dieſem Kriege ihr Leben zu retten ſuchten, haben ſie am erſten getrachtet, ihr Gold und Silber zu flüchten: früher als jene letzten Abgeriſſenen kamen doch einzelne franzöſiſche Generale, Obriſten und Stabsoffiziere an, von welchen die Bedienten verrieten, die Pferde, welche ihre reichbeladenen Kutſchen zogen, ſeien von den Kanonen abgeſpannte Artilleriepferde oder geſtohlene Reitpferde; unter den zerriſſenen Soldaten trugen doch mehrere noch Säcke, die ſie von Moskau her glücklich mitgeſchleppt hatten, Säcke voll geſtohlnen Kirchenſilbers, köſtlichen Geſchmucks und Geſchmeides und auserleſene Zobelpelze: dieſe *eine* Laſt war ihnen unter allen Laſten nicht zu ſchwer geworden; mancher ſtellte in Königsberg und an andern Orten ſein herrliches, viele tauſend Taler wertes Rauchwerk aus und erzählte ganz gleichgültig, wie an dieſer und jener Stelle ein erfrorner Gefährte neben ihm hingefallen war: ſolche Ungeheuer macht der Geiz. Wirklich entführten viele noch unermeßliche Schätze; das iſt ein Troſt der Guten, daß ſie ihrer nicht lange genießen werden.

Dieſe Elenden, die ohne Kraft, ohne Waffen, ohne Mut, ja die meiſten ohne Hoffnung, nicht einherzogen, ſondern krochen, hätten der leichte Raub der Bauern von Maſuren und Litauen werden können; dieſe hätten gerechte Rache nehmen können für ſo viele begangene Greuel des Jahres 1807, für ſo viel Elend, ſo viele Mißhandlungen, Plünderungen, Erpreſſungen, Diebſtähle und Morde, die ſie im Sommer 1812, als ſie ihre Bundesgenoſſen genannt wurden, von ihnen litten: ſchimpften damals nicht alle Franzoſen auf ſie, auf ihr Heer und auf ihren König? Plünderten ſie nicht ihre Häuſer, verheerten ihre Felder, trieben ihre Herden weg? Stahlen ſie nicht aus dem einzigen Lande Preußen allein an 80000 Pferde? Die lebendigen Maſuren und tapfern Letten hatten wohl Luſt, zuzuſchlagen und ihre Hände in dem Blute und Golde ihrer Räuber zu waſchen; ein Wink eines Beamten — und kein Franzoſe wäre lebendig vom Niemen zur Pregel gekommen. Kein Beamter winkte. Was würden die Franzoſen in ſolchem Falle, was alle andern Völker getan haben? — Ebenſo treu und gutmütig die Einwohner. Die Männer mit erfrornen Füßen und Händen, mit verröſteten Geſichtern und Naſen, ſtatt des Glanzes der Waffen Stöcke, ſtatt der prächtigen Kleider Lumpen tragend — dieſe elenden Verbrecher mit und ohne Sterne der Ehrenlegion, keiner mit einem Stern der Ehre im Herzen, brachten zu dem Andenken der früheren Untaten

und Übel noch Seuchen und Peſten mit, welche viele tauſend Bewohner Preußens wegraffen ſollten; demütig, als wenn ſie vorher freundlich geweſen, zutraulich, als wenn ſie Zutrauen verdienten, kamen ſie in den Städten zu ihren alten Wirten, und dieſe, alles vergeſſend, ſelbſt der bedrängten Zeit vergeſſend, nahmen ſie mitleidig und gütig auf, pflegten ihre Wunden, ſtärkten ihre ſiechen und ausgehungerten Leiber, retteten die Gefangenen vor dem ſichern Tode in Hoſpitälern und dem gerechten Zorn der ruſſiſchen Sieger, die ihnen bald nachrückten. O ihr treue und redliche, nur zu treue und redliche Deutſche, könnt ihr denn nie ergrimmen? Könnt ihr aus dem Vergangenen, ja aus dem Gegenwärtigen das Zukünftige nicht lernen? Wie klein, wie unterwürfig, wie furchtſam im Winken und in Worten waren dieſe letzten Franzoſen in den erſten Tagen ihrer Flucht bei euch! Und als ſie ſich nur ein paar Tage gewärmt und geſpeiſt und beſonnen hatten und die Koſaken nicht mehr heiß in den Ohren und Ferſen fühlten, wie ſogleich wieder übermütig und trotzig! Sagten euch die wenigen von ihnen, welche noch nach Danzig und Berlin entlaufen konnten, beim Abſchiede nicht höhniſch: „Wir kennen euch Preußen wohl, ihr liebt uns nicht; wartet nur! wir werden im Sommer mit einem großen Heer an der Weichſel ſtehen, dieſe elenden Ruſſen, die ſagen, ſie haben uns beſiegt, ſchlagen und euch züchtigen, wie ihr es verdient“? Glaubt ihr, die werden anders ſein, die ihr jetzt in ihrem Elende tröſtet und heilet? Ihr wärmt nur Schlangen, die erſtarrt ſind; wie ſie das Blut wieder fühlen, beißen ſie ihre Wohltäter.

Will ich die Freundlichkeit und Gütigkeit an euch ſchelten, brave Preußen, und die Menſchlichkeit zu einem Verbrechen machen? Nein, wahrlich nicht. So überſchwenglich iſt die Fülle des Elends, daß ein Stein Tränen weinen und ein dummer und ſtummer Stock Töne gewinnen könnte; ich will nicht, daß ihr die Menſchen haſſet, aber die Franzoſen ſollet ihr haſſen: ihre dumme Eitelkeit, ihr ſchändlicher Geiz, ihre Verachtung deutſcher Treue und deutſchen Volkes — ihre ganze Verruchtheit und Nichtswürdigkeit ſoll eure Güte und Liebe nicht länger mißbrauchen.

Bonaparte entfloh nach Paris, ohne Pomp, ohne Heer, ohne Verkündigungen und Vorbereitungen, ſtill wie ein Dieb in der Nacht kam er an. Sogleich eine Menge Lügen, Gaukeleien, Entſtellungen und Verdrehungen der Wahrheit, Bemäntelungen und Verſchleierungen ſeiner Schuld und Tollheit; endlich in dem 29. Bericht von dem großen Heer eine Art Sündenbekenntnis, worin vom Winter und Wetter und Glatteis viel, von der Schärfe des

ruſſiſchen Glaubens und Schwertes wenig; auch daß die Pferde zu Tauſenden geſtürzt, die Kanonen ſtehengeblieben; über die Menſchen ſelbſt eine gewiſſe Dunkelheit geworfen: Bonaparte ſtellt ſich, als wenn er nur Pferde bedürfe, und läßt ſich nicht merken, daß zugleich Kanonen und Gewehre, Menſchen und Tiere, Reiter und Fußvolk untergegangen ſind; bald lieſt man Schmeichelei und Fuchsſchwänzerei mit der ſogenannten großen Nation, väterliche Fürbitten für das teure und heilbringende Haupt und die zarte Jugend Sr. fallenden Majeſtät des Königs von Rom, erdichtete und erheuchelte Bittſchriften, Dankſagungen, freiwillige Opfer, Entzücken, Freudentränen, Begeiſterung und Wonne in ganz Frankreich und aus ganz Frankreich an den Helden und Wiederherſteller und für den Helden und Wiederherſteller; neue politiſche Giftmiſchungen der Lüge nach der großen bonapartiſchen Manier, Verkündigung von Wiederherſtellung des Papſtes und der Kirche, von Beruhigung und Befriedung Europens. Was Trug und Lug in einem Sterblichen ausbrüten und erfinden mag, das zeigt dieſer Virtuos der Lüge jeden Tag.

Betöre und lüge, Bonaparte, brauche Menſchenkünſte und Menſchenliſten, ſoviel du willſt, du wirſt Gott und die Geſchichte nicht betören; ſie haben dich beſtraft, ſie werden dich beſtrafen, deine Stunde hat geſchlagen, du wirſt fallen. Gott hat dich geſtraft durch das Laſter und die Verruchtheit, die dich und deine Feldherren blind und wahnwitzig ins Verderben treiben, durch die Standhaftigkeit, die er dem Kaiſer von Rußland, durch den Mut und die Streitbarkeit, die er dem ganzen ruſſiſchen Volke in die Bruſt blies, durch den ſtrengen Winter, den er ungewöhnlich früh und heftig über dich und dein Heer verhängte. Du ſollteſt endlich zittern lernen vor einer Allmacht, womit du immer gegaukelt, und woran du nie geglaubt haſt; den Wölfen und Raben und Kirchhöfen ſind die Heere geopfert, womit du die Welt erobern wollteſt; du biſt zurückgeſunken auf den Punkt, von wo du vor 13 Jahren ausgingeſt, und mit Schande zurückgeſunken. Ich will dich nicht an alte und unzählige Verbrechen erinnern, ich rechne dir nur vor, wieviel Menſchenglück und Menſchenleben deine wilde Mordluſt und deine unerſättliche Herrſchſucht allein in dieſem Sommer 1812 ermordet hat. In deinen Heeren haſt du 400000 Soldaten zerſtört, außer dieſen wenigſtens 100000 zum Heer gehörige und das Heer begleitende Menſchen jedes Alters und Geſchlechts; in den ruſſiſchen Heeren ſind durch Krankheiten, Wunden und Eiſen wenigſtens 200000 Soldaten und Menſchen umgekommen: dies macht 700000 Menſchen. Rechne ich dazu die friedlichen Bauern und Bürger von

Deutschland, Polen und Rußland, welche auf dem verwüstenden Zuge deiner Heere und in den brennenden Städten und Dörfern getötet, verstümmelt, verbrannt, verhungert und geschändet sind; rechne ich die Tausende, welche die Pest wegrafft, wohin deine gefangenen und fliehenden Heere kommen, so sind 500000 Menschen nicht zuviel: dieser einzige Feldzug kostet an anderthalb Millionen Menschen das Leben; wie viele Millionen Leben und Glück er im Keime vertilgt, das kann keiner berechnen.

Hast du je so gerechnet, hast du hieran je gedacht? Nein, nicht so wie Menschen rechnen und denken; in deiner Brust ist kein Funke von menschlichem Gefühl. Daß du gewissenlos, grausam und wahnsinnig so viele Hunderttausende, die dich ihren Feldherrn nannten, hingeopfert hast, das hat dich noch keinen Augenblick gegrämt. Das grämte und betrübte dich einige Wochen, daß du beschimpft fliehen mußtest; so lange warst du traurig, als du noch fürchten konntest, gefangen oder erschlagen zu werden. Nach der Beresina machtest du wieder den Gleichmütigen, ja den Leichtsinnigen, scherztest mit den Mitgliedern des heiligen Geschwaders, aßest, trankest und schliefest wie immer und reisetest gesund nach Paris: die Leichen, die um dich her lagen, waren für dich nur tote Leiber, ihre Geister beunruhigten deine Träume nicht, für ein eisernes Gewissen steigen keine Gespenster und Schatten aus der Hölle empor. — Du bist entronnen, du wirst frische Menschenhaufen zusammentreiben, du wirst die blutige Arbeit wieder von vorn beginnen. Zittre! Es lebt ein Gott, Gott hat dich zerschmettert, Gott wird dich zerschmettern. Der Kaiser Napoleon Bonaparte hat aufgehört, Europa zu regieren; er und seine schändlichen Großwesire und Paschas sind vom Schicksal nur aufgespart, daß sie sich vor der ganzen Welt in ihrer vollen Nichtswürdigkeit spiegeln und am langsameren Feuer der Schande gebraten werden. So ist Gottes Gericht.

So verging durch die Verworfenheit und die Verblendung eines einzigen Mannes in sechs Monaten die frischeste Blüte von Frankreich, Italien, Deutschland und Polen, und wurden viele tausend Kinder Waisen, viele tausend Weiber Witwen, viele tausend Eltern und Bräute in Schwarz gekleidet. So groß ist das Schicksal, so unerhört die Niederlage und so unglaublich das Unglück, daß auch der Zweifler gläubig werden muß und ausrufen: Siehe, hier ist Gott, dies ist Gottes Finger! Jenes Dunkle und Unbegreifliche, jene unendliche Macht über und in uns, die aus den Wolken und aus den Herzen blitzet, die wir Vorsehung, Schicksal, Vergeltung nennen, die vielnamig und vieldeutig in immer gleich furchtbarer Nähe und Ferne uns um-

gibt, hat ein Weltgericht gehalten, wie Europa seit vielen Jahrhunderten nicht gesehen hat: Schuld und Unschuld, Sünde und Irrtum, die Getriebenen und die Treiber, die, welchen Gewalt getan ward, und die, welche Gewalt taten und tun wollten — alle hat ein Verhängnis gefaßt und zerschmettert. Es scheint, des Verbrechens war mehr als der Unschuld; doch wir wollen sagen: Dunkel sind die Wege des Herrn, und kein Sterblicher mag sie richten noch meistern. Hier bei dem so großen Elend, daß der Haß selbst seinen Stachel verliert und der Zorn entwaffnet wird, hier, wo der Trotz stumm und der Stolz demütig ist, wo die wilde Tigergrausamkeit und Wolfsgierigkeit als ein modernder Staub im Staube liegt, werden wir ermahnt, versöhnlich zu sein. Hier hinkt der Kürassier ohne Roß, ohne Schwert, fast ohne Blut und Leben, die gefrorenen Füße mit Bast und Lumpen umwunden, der Kürassier, der vor sechs Monaten dem armen Bauer in Masuren das letzte Brot*) nahm, es spaltete und jede Seite zu einem Schuh aushöhlte, worauf er wie auf Holzschuhen einherging; dort trägt einer, der grausam nach fremdem Gut griff, die Stumpen der abgelösten Hände umwunden und empfängt mit der Zunge die traurige Gabe des Mitleids; hier flehet vergeblich um ein Stücklein Brot und bietet dafür Leben und Glieder zum ewigen Dienst, welcher der Witwe den letzten Bissen verschlang und dem Säugling die Milch in der Mutter Brust verkümmerte; dort liegt ein andrer, der ein Wolfsrachen der Wollust und des Geizes war, ächzend und erfrierend am Wege und hört die Wölfe schon die Zähne über seinem Gerippe fletschen; hier streckt einer, der Gott leugnete und denen, die ihn des großen Walters und Vergelters erinnerten, spottend zurief: Bah! Was ist euer Gott für ein Ding? die welken Arme vergebens zum Himmel, daß er ihn geschwind von dem elenden Leben löse; dort in der letzten Todesnot will einer beten, der sonst nur fluchte, aber er hat keine Worte für Gott, er hat auf seinen Lippen überhaupt keine Sprache mehr: so schrecklich wird die Verruchtheit gestraft**). So wimmert, so sterbet ihr, so lieget ihr da, die aus dem Nil und dem Ebro, aus der Donau und der Weichsel getrunken haben, die Roms Kapitol

*) Ist wörtlich wahr.

**) Ein Prediger in Königsberg an der Sackheimer Kirche geht mit seinem Bedienten und einer Magd, die einen Korb mit Wein und Butterbröten tragen, in diese Kirche, daß er die unglücklichen, darin quartierten französischen Gefangenen und Verwundeten labe. Was sieht er bei seinem Eintritt in die Kirche? Am Altar einen sterbenden Franzosen liegend, der die Augen und Hände zum Himmel richtet, und um ihn mehr als zwanzig seiner Gesellen, die ihn mit den schändlichsten Liedern betäuben und von Zeit zu Zeit in ein wildes Gelächter ausbrechen. Die dies im Unglück tun konnten, wie waren sie im Glück?

und Numantias Trümmer, die des stolzen Philipps Eskorial und des unsterblichen Friedrichs Sanssouci, die Rudolfs von Habsburg Kaiserzitz und Moskwas heilige Tempel entweiht haben, ein nichtiger, schändlicher, verfluchter Staub, worauf keine Träne vergossen ward, worüber kein Gebet gesprochen ward, wobei Wölfe heulten und Raben krächzten und Hunde bellten und Menschen fluchten. —

So hat Gott gerichtet, so wird Gott richten.

Anhang.

B.

Ich sende Ihnen hiebei, teure Freundin, eine kleine Beschreibung meiner Reise von Prag nach Petersburg. Sie ist möglichst kurz geraten; die Taten, die jetzt geschehen, sind so groß, daß die beschämten Worte sich der Kürze und Schlankheit befleißigen müssen.

Den 14. Julius 1812 früh um 5 Uhr fuhr ich aus Prag ab und war der Sancho Pansa eines Don Quixote, der in Handelsgeschäften nach Lemberg und Brody reisen wollte. Weil man mir den Paß verweigerte, so unterhandelte mein Freund mit ihm, daß er mich als seinen Sancho mit auf den seinigen setzen ließ. Ich hielt ihm die Reise frei, und er mir den Leib sicher. Es gibt jetzt viel verbotenes Gut in der Welt, nur nicht das, was Gott verboten hat. Ich spielte meinen Sancho recht gut, doch zuweilen etwas verdrüßlich über den unlustigen Pfahl, den ich mir hatte ins Fleisch stecken müssen. Indessen es war Sommer, und die Natur tröstete den armen Sancho, der freilich in einer sehr kahlen Wirklichkeit und nicht in Träumen seines Vizekönigtums lebte; auch war das Land, wodurch wir reisten, fruchtbar und anmutig, besonders Mähren und Olmütz und das östreichsche Schlesien, und waren in Mähren viel schönere Weiber und Mädchen als in Böhmen, wo die Schönheiten eben nicht wimmeln.

Und ich fuhr hinnen weiter durch Galizien. Und das Land war ein Paradies der Natur, voll lieblicher Hügel, Wälder, Wiesen und Wasser, eine allmähliche Absenkung der Karpathen zur sarmatischen Ebne; aber das Volk gefiel mir nicht. Und ich ward fast ungeduldig und ingrimmig, den Schmutz, die elenden Hütten, die Juden, und die Bettler so dick ausgesät zu finden. Ich war langsam gereist wegen des vielen Regens und wegen des Magens der Wiener Küche, woran mein Begleiter litt. Der

23. Julius kaufte ich mich mit 15 Dukaten über die gesperrte Grenze und schlief die Nacht schon zu Radziwiloff im Hause des russischen Postmeisters und Hofrats Herrn von G., eines sehr freundlichen Mannes.

Und als ich den 24. Julius eben reisen wollte, da kam der russische Legationsrat Graf B. aus Wien und der griechische Kaufmann S. und der Marquis de F., ein ausgewanderter Franzose, der von grausamer Begierde brannte, das Blut bonapartischer Franzosen zu vergießen — und wir besprachen uns, und machten Reisegesellschaft. Wir mußten aber von der gewöhnlichen Straße abweichen und große Umwege machen, weil die Feinde bis Mohilew und Polocz vorgerückt waren; und diese Umwege und Mangel an Pferden auf den kleinen Posten beflügelten die Reise gar nicht. Die russischen Polen und Juden waren besser als die östreichischen; aber sie prellten uns: wir mußten ein schlechtes Mittagsessen mit 2 bis 3 Talern bezahlen. Und sie entschuldigten sich mit dem Kriege; doch waren alle Lebensmittel erzwohlfeil.

Und ich nannte Wolhynien ein herrliches reiches Land, und ich sah fruchtbare Felder und Auen voll silbergrauer Rinder und trefflicher Pferde; und auch die Menschen waren hier menschlicher und reinlicher als die vorigen Polen. Auch sah ich hier Bienenstöcke anderthalb Mannslängen hoch aus hohlen Baumstämmen, und Bäume des Waldes sah ich 10 und 15 Ellen über der Erde angebohrt und Bienen hineingepflanzt und Türen und Klappen davor gemacht.

Die Ukraine deuchte mir noch besser, und auch die Menschen gefielen mir mehr; und es nahm der Schmutz ab, sowie wir weiter gen Osten fuhren. Und ich nannte Kiew mit ihren Domen und Türmen und Kuppeln, die von Gold glänzten, eine halb orientalische Stadt; und ihre Lage und die Höhen über dem Dnjepr und der Strom selbst däuchten mir recht schön; und so grüßte ich die Wiege des russischen Staats mit Freuden. Die Sonne ging aber auf, als wir einfuhren. Und wir quartierten uns in einem hübschen Hause bei einer glatten und blanken Jüdin ein und tranken Kaffee und aßen zu Mittag und mußten jeder über einen Dukaten bezahlen.

Das Land hinter Kiew war immer noch reich, und wurden wir nun der Juden mehr ledig, wiewohl ihrer hier noch diesseits des Dnjeprs wohnen. Und die Russen gefielen mir weit mehr als die Polen. Wir trafen hier Dörfer von Roskolniken und nette Häuser und reiche Bauern und reinliche, starke und schöne Menschen und sehr schöne Pferde und Rinder, die zu Tausenden

auf unübersehlichen Wiesen weideten. Und die Roskolniken, eine russische Sekte, sind sehr sauber und fromm und treu, und sie glauben verunreinigt, was Andersglaubende zu nah berühren. Wir aßen mit Löffeln Milch aus einem schönen hölzernen Napf von Maser: das tat ihm nichts; da ich aber nachher Wasser hineingoß und meine Hände darin wusch, so ward die Hausfrau traurig und schlug es in Stücken.

Hier zwischen Kiew und Czernigow bekam ich besonderer Franzosenfreund den Franzosen auf meinen Wagen, weil er mit den andern Gefährten in Zank war und der Zank die Reise aufhielt; und er klingelte mir mit französischer Redseligkeit von den Embryonen künftiger Taten die Ohren voll und von einem Kosakenregiment von lauter Eisenfressern, das er aufrichten wollte. Lustiger aber als seine plapperige Gesellschaft war mir das Kriegsleben auf der ganzen Straße, die vielen tausend Wagen voll Speise für das Heer, die Herden von Ochsen und Pferden, die Züge von Kosaken und Rekruten, die unendlichen Nachtfeuer und das Gewimmel und der Gesang dabei. Wir fuhren von Kiew bis Smolensk fast immer wie in einem Heer oder Feldlager. So ließ sich die oft unlustige Gesellschaft, viele Hitze, viel Staub, schlechte Abspeisung, ein Warten von 5, ja zuweilen von 10 Stunden auf Pferde, und selbst die blutige und hungrige Unverschämtheit russischer Fliegen und Flöhe ertragen.

Doch fanden wir an vielen Orten recht freundliche und gastfreie Menschen, russische Kaufleute in kleinen Städten, die uns mit gütiger Gewalt zu sich holten und mit dem herrlichsten Tee labten, russische Edelleute in den Postdörfern, die uns mit patriarchalischer Gastlichkeit in ihre zierlichen Säle führten und uns mit Speise und Trank erquickten; auch wurden gegen Smolensk der Juden immer weniger. Doch ward der Boden auch weniger fruchtbar, sowie wir jener Stadt näher kamen. Und mir gefielen die russischen Fuhrleute und ihre geschwinden Pferde und ihre Lebendigkeit und ihre Gespräche mit den Pferden und ihr unaufhörlicher Gesang und ihre Gabe, alle Winke und Gebärden der Menschen sogleich deuten zu können, wenn sie auch kein Wort ihres Mundes verstehen. — Und ich kam den letzten Julius früh um 6 Uhr in Smolensk an, bestäubt wie ein geeggter Acker, heiß wie ein getriebenes Pferd, voll Läuse und Flöhe wie ein polnischer Pelz und hungrig wie ein lappländischer Vielfraß.

Und es dauerte wohl lange und ward fast Mittag, ehe wir bei dem ehrlichen teutschen Italiener Simon Giampa ein Stück Brot und einige Flaschen Wein erhaschen konnten; ein Zimmer und ein paar gebratene Hähndel gewannen wir erst den Abend.

Denn es war Krieg, und die ganze Stadt war wie ein Lager, und rings um die Stadt lagen 125000 Mann, und hatten ſich die Generale Barclay und Bagration bei Smolensk vereinigt. Daher das wimmelnde Bienengeſchwärm in der Stadt, beſonders in den Gaſthöfen.

Und es war eine Luſt, die ruſſiſchen Völker hier wie in der ſchönſten Muſterkarte zu ſehen, die vom Eismeer und die vom Ural her und die im Jeniſiei ihre Roſſe tränken, auch ſchöne Tataren aus der Karbada und aus der Krim, ſtattliche Koſaken vom Don, Kalmücken mit platten Naſen und ſchiefen Beinen, und häßliche Baſchkiren mit Bogen und Pfeilen. Aber der luſtigſte Anblick war mir, die Freudigkeit des Heeres und die Trefflichkeit der Reiterei und des Geſchützes zu ſehen, und dachte ich bei mir: dieſe werden den Franzoſen ſchon Arbeit machen.

Auch das war eine Freude, daß ich viele wackere teutſche Degen hier fand, die aus Haß gegen den böſen Tyrannen zum ruſſiſchen Heere gegangen waren; und ich traf ſehr liebe Bekannte und ward mit den andern bald bekannt.

Ich reiſte den 5. Auguſt früh um 2 Uhr aus Smolensk zur ſelben Zeit, als das vereinigte ruſſiſche Heer über den Dnjepr den Franzoſen entgegenging. Meine alten Gefährten waren ſchon nach Petersburg abgereiſt. Ich ſaß bei einem braven teutſchen Oberſten in dem Wagen, der auch nach Petersburg und von da ſogleich wieder ins Ehrenfeld der Schlachten ziehen wollte. Und wir fuhren auf der großen Straße von Moskau durch ein ebenes mittelmäßiges Land und kamen den folgenden Morgen um 9 Uhr in der Stadt Wäsma oder Wiasma an, die einige und zwanzig Meilen von Smolensk liegt.

In Wäsma hatte ich einen ſchönen Tag. Dort hatte ſich der Adel aus der ganzen Gegend verſammelt, und mehrere Tauſende ruſſiſcher Bauren waren eingezogen, die für das Vaterland fechten wollten. Mitten in dem Gewimmel und Jubel dieſer fröhlichen Menſchenmenge hielten einige dreißig Wagen, welche Verwundete ins Innere des Landes führten. Ich aß Mittag bei dem Polizeipräſidenten, wo ſich eine zahlreiche Geſellſchaft des Adels verſammelt hatte; auch waren mehrere verwundete ruſſiſche Offiziere mit am Tiſch. Welch ein ſchöner Mittag! wie glühte und ſauſte und brauſte der lebendigſte Geiſt für das Vaterland in dieſen Menſchen! Welche Freude, welche Innigkeit, welche Herzlichkeit, welche Tränen und Umarmungen und Wünſche für ihr Volk und ihre Freiheit! Wer nur den Haß gegen die Franzoſen bekannte, der war hier Bekannter, Bruder und Freund. Und dann auf den Gaſſen und Plätzen — wie war alles in

einer Liebe und Treue entbrannt! wie beſchenkten die Edlen und die Bürger die Männer der Landwehr! wie beſchenkten ſie die Verwundeten! wie wurden dieſe Krieger des Vaterlandes mit Gaben überſchüttet! wie wurden ſie von alt und jung, von vornehm und gering, von Weibern und Jungfrauen begrüßt, umhalſt, geküßt! — O ich mußte weinen, daß ich ſolches in Teutſchland nie geſehen hatte. —

Wir fuhren erſt den folgenden Morgen von hier und hielten den Mittag mehrere Stunden in dem freundlichen Städtchen Gſchat an, weil mein Oberſt ſeinen Wagen kalfatern laſſen mußte. Ich war vor die Stadt gegangen und hatte mich auf einer grünen Wieſe hinter einem Heuhaufen gelegt; eine dichtlockige Birke wehete über mir, und ich ſchaute ſinnend und träumend in die Welt hinein. Siehe! da tönte Muſik in mein Ohr, die immer näher und heller ward, und bald rollten mir über hundert Wagen vorüber, die auch Landwehr führten. Die fröhlichen Jünglinge ſangen, Geigen und Hornpfeifen auf mehreren Wagen klangen vorauf, die Väter, die Mütter, die Schweſtern und Bräute begleiteten die jungen Krieger, und das Ganze zog wie eine fantaſtiſche Hochzeit mit Blumen und Spielen vor mir vorüber. Brave Jugend, du ziehſt zum Krieg wie zum Reigen, aber es iſt kein Hochzeitsball; viele von dir werden die Stelle nicht wiederſehen, wo ſie geboren wurden, aber um ihre Gebeine werden keine Flüche ſchallen. Solche Züge und Bewaffnungen fand ich nachher in allen Dörfern und auf allen Wegen.

Ich ſchied hier von meinem Oberſten: er fuhr von Gſchat ſtracks auf Petersburg, ich mit einem Offizier der Teutſchen Legion, der ſich unterwegs zu uns fand, nach Moskau.

Ich ſah die Wunderſtadt nur zwei Tage und habe ſie alſo nur mit meinen Augen ſehen können. Es iſt ein volles Erſtaunen, wenn ein Fremdling in Moskau einfährt, und gewiß muß er die erſten Wochen ſeines Aufenthalts in dieſem Erſtaunen bleiben. Ich hatte nicht Zeit, dieſe Probe zu machen. Die größte Stadt in Europa mit einer ſchönen Lage, mit dem Anhauch und der Art des Orients, mit Gärten und Paläſten, die an die Bilder von Dehli und Iſpahan erinnern, mit einer Unendlichkeit von Kirchen, Klöſtern, und Heiligtümern, und alle dieſe wieder mit einer Unendlichkeit von vergoldeten Türmen, Türmchen und Knäufen; dann der wunderbare Kreml mit ſeinen goldenen Toren und Zinnen und Türmen; dazu das Geklingel und Geläute von hundert Glocken und ein Raſſeln von Rädern und Toſen und Wimmeln von Menſchen, welche die große Zeit, worin wir leben, alle aus den Häuſern getrieben hatte. Ich habe Moskau geſehen

— mehr kann ich nicht sagen — ich habe den kühnen Grafen von Rostopchin zweimal gesehen und gesprochen und bin drei Stunden in seinem Palast gewesen in dem wimmelnden Gedränge der Herrlichkeit von ganz Moskau und der Gegend umher, die sich den Mittag des Tags meiner Abreise bei ihm versammelte, daß sie den ersten Sieg Wittgensteins über Oudinot mit Gesang und Gebet in der Domkirche feierte; ich habe das Volk gesehen und seinen Geist und seinen Mut und seine Frömmigkeit: und das war doch das Schönste und Beste, was ich in Moskau sah.

Ich fuhr über Twer und Novogrod nach Petersburg durch ein reiches und schönes Land, und ich sah große schöne Dörfer und nette Baurenhäuser von zwei Stock, mit hellen Fenstern und bemalten Gesichtern und manchem zierlichen Schnitzwerk und mancher bunten Verblümung; und mir gefielen die hübschen hölzernen Häuser wohl. Auch erschien drinnen und draußen an Wohnungen, Menschen und Gerät Reinlichkeit und Wohlstand. Und ich sprach bei mir: die Russen sind keine Polen, und die russischen Herren sind keine Menschenplager wie die polnischen, und zu mir selbst sagte ich: du hast dich über Rußland auch in vielem geirrt.

Und in den Dörfern und auf den Wegen war bis Novogrod noch immer das die Waffen übende Menschgewimmel und die Züge von Kriegern; und waren für ihr Vaterland und für Gott alle fröhlichen Mutes. In Twer aber besuchte ich mit meinem Gefährten traurige Krieger, teutsche, italienische, französische Gefangene, und ich verfluchte den, welcher sie in die Fremde getrieben. Und zwischen Twer und Novogrod begegnete ich vielen Hunderten solcher Unglücklichen von allen Nationen: Spaniern, Portugiesen, Teutschen, Italienern, Schweizern, Franzosen, und sie wurden einem unbekannten und bösen Schicksal entgegengeführt — und ich weinte und ergrimmte in meinem Herzen.

Und ich sahe das alte berühmte Großnaugardt, von welchem das hanseatische Sprichwort einst gesagt hatte: Wer will streiten wider Gott und Großnaugardt? (Novogrod) und es schien mir nicht so groß und gewaltig. Und weiter hinter Novogrod ward die Gegend bald flacher, wilder, sumpfiger und einförmiger: und den vierten Tag nach meiner Abreise von Moskau fuhr ich dem anmutigen Sarskozelo vorbei, und bald sahen meine verwunderten Augen die Newa und das neue Palmyra an ihren Ufern.

Ich hatte diesen Weg von mehr als hundert teutschen Meilen in vier Tagen gemacht. So schnell fährt man in Rußland. Und diesen Weg, den Gott vor allen Wegen in der Welt mit Knüppel-

dämmen gesegnet hat, war ich in einer Telegga gefahren, einem niedrigen Wäglein auf vier Rädern, wo man jeden Stoß aus der ersten Hand erhält. Die Rippen taten mir weh nach dieser soldatischen Fahrt, aber ich befand mich wohl und dachte: deine Brust und dein Atem werden, wenn der liebe Gott es will, noch wohl einige Jahre aushalten.

6.

Der General Winzingerode war, sobald Fürst Schwarzenberg in Paris das Bündnis abgeschlossen hatte, aus österreichischem Dienst in den russischen getreten, worin er früher mit großer Ehre gestanden war; sein teutsches Herz und redlicher Haß gegen Bonaparte und die Franzosen trieb ihn immer hin, wo gegen diese gestritten ward. Als er auf eine bübische und französische Weise in Moskau gefangen worden, ward er in der Stadt Wereja unweit Mojaisk vor Bonaparten geführt. Dieser sah ihn wütend an und fuhr unkaiserlich und in der Stellung und Gebärde eines gemeinen Knechts mit mehreren wilden Worten heraus und sagte endlich: *Ich finde Euch allenthalben; man wird Euch tun, wie Ihr verdient.* — *Freilich*, antwortete Winzingerode kalt und stolz, *ich habe meine Laufbahn mit dem Kriege gegen die Franzosen begonnen und seit zwanzig Jahren ihre Kugeln um mich pfeifen hören; ich bin lange auf den Tod gerüstet.* — *Ihr seid ein Untertan des Königs von Westfalen, und der wird Euch strafen.* — *Ich bin als ein freier Rittersmann des freien Teutschen Reichs geboren und habe keinen andern Herrn verehrt als Teutschlands Kaiser; einen König von Westfalen kenne ich nicht, der ist jünger als meine Anwesenheit an der Stätte meiner Geburt; als ich dort lebte, war an ein Königreich Westfalen und einen König von Westfalen noch nicht gedacht.* — Wütend brach Bonaparte nun wieder aus und sprach endlich die letzten Worte: *Euer Schicksal ist voll, man führe ihn ab!* — Winzingerode sah es der Stellung und Miene mehrerer umstehender Marschälle und Befehlshaber an, daß sie den Wüterich an Mäßigung und bei so vielen in Rußland gefangenen Generalen an die Vergeltung erinnern wollten; aber die Furcht, ja das Schrecken hielt sie stumm, bleich gleich einer Kalkwand standen die Knechte um ihn und zitterten. Bei der Abführung ließen mehrere von ihnen Winzingerode nicht undeutlich merken, der sogenannte König Hieronymus werde ihn gleich nach seiner Ankunft hinrichten lassen; schon sei jemand

vorausgeschickt, damit ein neues Gesetz gegeben würde, kraft dessen er erschossen und die Schändlichkeit entschuldigt und bemäntelt werden könnte. Gott wollte den tapfern teutschen Mann erhalten.

Schon waren die Gefangenen (Winzingerode und Prinz Nariſchkin, ſein Adjutant) bis Minsk gekommen und verzweifelten an jeder Möglichkeit von Befreiung. Siehe, da erſieht Winzingerode, den nur drei Gendarmen begleiteten, eines Morgens früh in der Ferne einen Koſaken, bedenkt ſich keinen Augenblick und ſchreit überlaut aus ſeinem Wagen heraus. Der Koſak ſprengt mit gefällter Lanze heran, bald zwei andere aus dem Walde, dann noch acht. Die Gefangenen ſind befreit, die drei Franzoſen flehen um ihr Leben, Winzingerode rettet es ihnen.

Auch hier iſt Gottes Finger, der in dieſem Kriege ſich ſoviel und ſo ſichtlich gewieſen hat. Dies war das erſtemal, daß der Wagen, worin Winzingerode und ſein Gefährte geführt wurden, hinter dreißig, vierzig Wagen, mit welchen er ſonſt zuſammen auf der Straße zog, durch den Durſt und die Sorgloſigkeit der Gendarmen zurückblieb. — Die elf Koſaken gehörten zu dem fliegenden Häuflein des Generaladjutanten Oberſten Czernicheff, der ſich durch Wald, Sumpf und Ströme ſo weit vorgedrängt und hinabgeſenkt hatte, damit er zwiſchen den beiden Heeren von Tſchitſchagoff und Wittgenſtein eine nähere Gemeinſchaft und Verbindung der Märſche und Pläne ſtiftete. Auf der Straße von Minsk war mehrere Tage patrouilliert, immer umſonſt, man hatte nichts gefunden noch erbeutet. Schon war Czernicheff in vollem Abzug aus dieſer Gegend, er ermahnte die Koſaken noch zu einer letzten Patrouille, ſie hatten dazu auch nicht die geringſte Luſt; zornig befahl er endlich die letzte Nacht einem Älteſten, mit zehn Mann aufzuſitzen, und dieſe befreiten Winzingerode. —

M.

Grodno den 16. Jan. 1813.

Ein paar Worte an Dich, lieber Freund. Dir alles zu ſchreiben, was ich auf dem Herzen und Gewiſſen habe, fehlt mir die Zeit. Wir fuhren abends den 5. Januar aus Petersburg und waren den folgenden Abend in Pſkow, wo wir unſern lieben Grafen Ch. ſehr krank fanden. Das und das dunkle Wetter, die kurzen und dunkeln Tage, die dunkle Zeit und die dunkeln Szenen des Jammers, wodurch wir fuhren, machten mir das Herz faſt dunkel: ein in Pſkow geſtohlener Mantelſack mit allerlei lieben Sachen war zu dieſer Dunkelheit kaum eine Zutat.

Unſer Weg ging von Pſkow auf Druja, wo wir über die ge-

ſtorne Düna fuhren, und von da über Widzy und Svenziany auf Wilna. Dieſes Land iſt von Natur arm, der Krieg hat es noch ärmer gemacht. Wir fanden viele zerriſſene, abgedeckte und zerſchlagene Häuſer, öde Gemäuer und Brandſtätten, immer häufiger, je näher wir Wilna kamen. Auch die armen Kreaturen fühlen den Krieg. Mir fiel auf dieſer Reiſe mehrmals der Scherz ein, den wir vorigen Frühling ſprachen, als wir von Breslau nach Grüneichen fuhren und die magern Pferde und Kühe am Wege graſen ſahen: auch dieſe armen Tiere fühlen Napoleon, den Tyrannen, und die Heulieferungen und Vorſpanne für die Franzoſen. So abgemagert und abgetrieben waren die kleinen litauiſchen Pferde, daß wir an jedem Hügel ſtillhalten und ſie ſich verſchnaufen laſſen mußten; und doch fuhren wir in Schlitten. Dies verſpätete unſere Reiſe wenigſtens um zwei Tage. Man konnte über das, was man ſah und hörte, gehörig nachdenken. — Was ſahen wir? Den zweiten, dritten und vierten Tag unſerer Reiſe begegneten uns immerfort einzelne Transporte von Gefangenen, die weiter nach dem Norden gingen. Welch ein Anblick, zerriſſen, erfroren, blaubleich, unglückliche Pferdefleiſchfreſſer, ſcheinen ſie kaum noch Menſchen. Vor unſern Augen ſtarben ihrer, Kranke waren auf Schlitten zuſammengepackt; ſowie einer ſtarb, warf man ihn ſeitweges in den Schnee: vor einem Poſtkruge, wo wir anhielten, verſchied vor unſeren Augen ein badenſcher Hauptmann, den ſie von Geuſau nannten; auf der Streu, die ihnen die Abende in den Dörfern, wo ſie raſteten, gemacht wurde, fand man jeden Morgen viele tot; an der Straße lagen die Leichen hie und da, wie anderes Aas unbedeckt und unbegraben; wir ſahen ſie, zum Teil mit blutigen Köpfen — denn auch Erſchlagene hatte es — als gräßliche Wegzeichen an Bäumen aufgeſtellt: ſie und geſtürzte Pferde bezeichneten den Weg nach Wilna, auch der Unkundigſte hätte ſchwerlich irregehen können. Dieſe Unglücklichen, die Toten und die Lebendigen, waren faſt alle — Teutſche. — O meine Gefühle und Gedanken, und die Flüche und Gebete, die mein Herz ausſprach! Sie kennen ſie, mein Freund.

Wir fuhren den 11. Januar ſpät in Wilna ein — der Mond beſchien Totengebeine, unſere Schlitten rollten über Leichen durch die Vorſtadt.

Den folgenden Tag gegen Nachmittag ging ich aus, die Stadt zu erkunden. Sie kam mir wie eine tartariſche Hölle vor; allenthalben ein ſcheußlicher Schmutz, ſchmierige Juden, unglückliche Gefangene, die in Lumpen, zum Teil ohne Hände und mit erfrornen Naſen, umherſchlichen und dem Mitleid eine Gabe ab-

bettelten; und alle Straßen in Rauch gehüllt, denn fast vor jedem Hause hatte man Haufen von allerlei brennbaren Sachen angezündet, die Pestluft der vielen Lazarette und Seuchen zu zerstreuen, und diese Haufen dampften Tag und Nacht. Auf den Straßen hie und da französische Kokarden, beschmutzte Federbüsche, zerrissene Hüte und Tschakos liegend und in der Demut des Staubes und der Zertretung an den Trotz derer erinnernd, die vor fünf Monaten in ganz anderem Aufzuge mit ihnen durch Wilna stolziert waren. Ich ging aus dem Tore hinaus und schlenderte ein paar grauenvolle Stunden durch die Vorstädte, die nach Wilkomirz und Kowno führen. Welche Greuel! Jene Zeichen, die ich in der Stadt gesehen, immer dichter liegend, allenthalben noch einzelne ganz nackte Leichen, tote Pferde, Ochsen, Hunde, treue und unglückliche Genossen dieses großen Elendes; viele Häuser ganz wüst, ohne Dielen, Fenster und Öfen, manche nur Brandstätten; unter diesen greulichen Denkmälern der Verwüstung einzelne Schatten von Gefangenen und Rekonvaleszenten umherschleichend, und hie und da am öden Gemäuer, zum Tode verdammt, und, weil es nicht mehr ziehen konnte, von seinem Herrn verlassen, in sich zusammengekrümmt und frierend, ein armes Pferd stehend oder kümmerlich einige Strohhalme auflesend. Als ich heimging zur Stadt, traf ich einen feinen Jüngling, den ich anredete, und ihn etwas fragte: es war ein Brabanter und Oberchirurgus eines Lazaretts französischer Gefangenen, die in einem geistlichen Stifte quartiert waren. Ich ging mit ihm bis in die Vorhallen des Elends, sah den ganzen Kirchhof des Klosters ringsum voll Leichen liegen und wandte mich zurück. Er sagte mir, er habe von 2000 Lazarettisten täglich 50 bis 80 Tote. Das wird ihm bald die Arbeit mindern. Als ich dem Stadttore näher kam, begegneten mir 50 bis 60 Schlitten, alle voll Leichen, die man aus den Spitälern und von den Gassen wegräumte; sie wurden gefahren, wie man dürres Zaunholz fährt, und waren dürr wie Zaunholz und werden den Würmern und Fischen (denn viele wirst man ins Wasser des Stroms) schlechte Speise geben; das war mir das scheußlichste, daß, wie man auf Angern, wo Ameisen ihre Haufen haben, die Fußsteige ihrer wandernden Emsigkeit sieht, so auf vielen Leibern in der Haut die Läusestraßen gezeichnet waren. Es war ein jammervoller Anblick, Menschenleiber, die einst mit Liebe und Freude bei ihrer Geburt begrüßt, die dann mit Liebe genährt und erzogen und endlich in der Blüte ihres Lebens durch einen wilden Tyrannen von ihren Eltern und Gefreundeten weggerissen wurden — so viehisch, ohne alle Zucht, Kopf unten, ja mit an der Erde

ſchlackernden Köpfen und gen Himmel ſtehenden Beinen, ohne alle Verhüllung deſſen, was Menſchlichkeit und Achtung für das Auge ſonſt verhüllt, fortſchleifen zu ſehen. Doch ſättigten meine Augen ſich an dem Jammer, und ich ging durch den hölliſchen Dampf der Stadt traurig auf mein Stübchen.

Den 13. Januar war ſchönes, helles und nicht zu kaltes Winterwetter; mich lockte die freundliche Sonne wieder heraus, und ich wanderte aus einem andern Stadttore hinaus längs dem kleinen Fluß Wilia hin, woran die Stadt liegt. Vor dem Tore wieder das Alte, viele franzöſiſche Troßwagen und Kanonen, öde und verwüſtete Häuſer, Hüte, Mützen, Kokarden, Leichen, geſtürzte Pferde am Wege; man hatte die Leichen meiſt weggeräumt, aber hinter großen Steinen und Brückenpfoſten und in Gräben waren einzelne vergeſſen worden. Rührend war es mir, wie ein Gefangener, der bleich und krumm vor mir her hinkte und ausſah wie einer, der eben aus dem Lazarett entlaſſen war oder bald hinein wollte, an einer ſolchen Leiche ſtehenblieb und ſie betrachtete, ja mit ſeinem Stocke berührte: ſo ſieht der Menſch in ſein Schickſal. Während dieſer bei der Leiche ſeines Kameraden und ich bei beiden ſtand, kam Sang und Klang den Berg herunter, und Prieſter und Trauergefolge, in Schwarz gekleidet, begleiteten mit frommer chriſtlicher Weiſe einen Sarg und ſeinen Bewohner zur Gruft; unter uns auf dem Strom fuhren Schlitten Schutt und Leichen fort. So verſchieden ſteht dem Menſchen das Ende. Ich ging darauf weiter und ließ den Leichenzug langſam hinter mir her ſingen. Unwillkürlich kam ich in ein großes Gebäude hinein, das mit ſeinen Stuben und Ställen und dem Reſt von zierlichen Öfen und Tapeten verriet, es habe ſonſt ganz ſtattliche Bewohner gehabt; alles drinnen zerriſſen und zerſchlagen, viele Fußböden angebrannt, viele Scherben von Töpfen und Knochen von geſpeiſtem Fleiſch, viele Reſte von Monduren, Überhoſen, Hüte, Mützen, Federbüſche, endlich, in einem abgelegenen Zimmerchen an einem Kamin eine halbgeröſtete Leiche; ihr armer Bewohner, der nun vor Gott die Greuel der Zeit anklagt, kroch vielleicht der Wärme nach wie ein Wurm dem Lichte, verlor die Beſinnung und ſtarb ſo an und in den Flammen. Mir begann zu grauen, als hätte ich bei lichtem Tage Geſpenſter geſehen, und ich ging nicht, ich lief aus den öden Mauern. — Dieſen Abend ſah ich in der Stadt noch das größte Scheuſal. Ich war ausgegangen, das Menſchengewimmel, ankommende und durchziehende ruſſiſche Landwehr, und auch die polniſchen Bauern und Juden zu ſehen — ſiehe, da lockte mich Geſang zu ſich, und ich kam unvermerkt zu dem Minsker Tor, über welchem

ein feierlicher Gottesdienſt gehalten wurde. Dieſem hörte ich einige Minuten zu und kam dann auf dem Rückwege unweit dem Tore durch eine Pforte auf einen Kirchhof. Ich ſah zuerſt nur die Kirche, dann die obern Fenſter oder vielmehr die Luken ohne Fenſter eines rings um die Kirche laufenden Gebäudes, das einem Kloſter oder Kollegium ähnlich ſah. Wie ich näher hereintrete, was ſehe ich? Leichen auf Leichen getürmt, an einigen Stellen ſo hoch, daß ſie bis an die Fenſter des zweiten Stockwerks ragten; es waren gewiß tauſend Leichen, ein ganzes ausgeſtorbenes Spital, in dem ganzen Gebäude kein Fenſter, kein Menſch — nur ein Hund ſchnoberte an einer Türe. Daß dieſe Leichen hier lagen, wunderte mich nicht; ſtand nicht unſer Schlitten in einem Schuppen von Müllers Gaſthauſe in der Teutſchen Straße auf einem mit ſeiner vollen Montur unter Miſt und Stroh niedergetretenen Franzoſen? So groß iſt das Unglück der Zeit, ſo ſorglos und unmenſchlich hier der Schmutz.

Hier in Wilna iſt eine Unendlichkeit von Juden, die auch nicht die netteſten ſind. Die Juden haben ſich in dieſem Kriege ſehr ruſſiſch gezeigt und ſind mit den Polen nicht abgefallen, weil die geprieſene polniſche Freiheit ihnen nicht die Sicherheit des Beſitzes gab, deren ſie unter dem ruſſiſchen Zepter genießen. Sie ſind den Franzoſen von Anfang an aufſätzig geweſen und haben ſich trotz des Reizes des Geldes nicht viel zu Spionen gebrauchen laſſen. In Wilna haben ſie beim Einmarſch der Ruſſen tapfer gegen die Franzoſen mitgeſtritten und ſo keck hinter ſie dreingejagt, daß ſie mehrere Hundert gefangen und erſchlagen haben. Die Beute, die ſie hier von den Weltplünderern gemacht, und die Dukaten und Waren, die ſie von den Koſaken eingewechſelt und eingetauſcht haben, ſollen unermeßlich ſein.

Ich fuhr den 14. abends aus dem Minsker Tor des Weges nach Grodno. Der Mond beſchien ein Leichenfeld; da lagen auf einer halben Meilenlänge Erfrorne und Erſchlagene in Haufen von 30 und 50 Menſchen, da lagen um und neben toten Pferden immer 2, 3 Leichen, da rutſchte unſer Schlitten noch über Menſchengebeine. Dies war über fünf Wochen nach der Wiedereinnahme Wilnas durch die Ruſſen. So nahm ich ein grauenvolles Gedächtnis von Wilna mit.

Das Land zwiſchen Wilna und Grodno iſt viel fruchtbarer und bebauter als das zwiſchen Pſkow und Wilna; auch iſt der Krieg mit ſeiner Verwüſtung nicht ſo über dieſe Straße gewandelt. Grodno iſt ein ganz nettes Städtchen. Ich bleibe hier nur einige Stunden, und dann ins Kaiſerliche Hauptquartier. Lebe wohl.

2. Was haben die großen Mächte jetzt zu tun?

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht; ich sage: Die Weltgeschichte ist auch das Herzensgericht. Wo das große Herz waltet, da ist Glück; wo das kleine Herz waltet, da ist Unglück. Wer an Wunder glaubt, vollbringt sie; wen nach großen Taten gelüstet, der geht gewiß in kleinlichen Sorgen und Dingen nicht unter. Das Große hat in der Weltgeschichte immer das Kleine besiegt. Doch — wird man sagen — sind großherzige Menschen vor kleinherzigen untergegangen, freie Völker von knechtischen unterjocht, die Tugend von dem Laster überwunden. Ich leugne die einzelnen Fälle nicht, obgleich sie sich durch die Geschichte selbst schwerlich zu einem Gemeinschluß verbinden lassen. Man hat so oft nur das Einzelne herausgehoben und gemeldet und das Ganze nicht sehen können oder nicht erzählen wollen.

Erstlich zeigt die Geschichte Herzen, die für diese Welt zu groß sind und nur mit einem Fuß auf der Erde, mit dem andern auf Sonnenbällen stehen: Seher, Propheten, Helden, wie man sie nennen will, fassen sie die kleine Erde mit einem Umfang der Gesinnung und Tat, der sie durch seinen weiten Ring durchfallen läßt, weil der heilige Wahn Größeres zu halten meinte, als hier ist. Enge und geizige Seelen fangen den schönen Raub auf, den ein Stärkerer und Kühnerer aus seiner faulen Schwere aufhob, und lachen sein, als habe er die Lage nur verrückt, nicht verändert. So dünken geizige Tyrannen sich über großmütigen Helden, so spottet der Klügler des Begeisterten, der Wisser des Sehers, der Phärisäer Christi; sie rufen einstimmig: Siehe, sie sind rasend. Eine so erhabene Raserei durchschneidet den gewöhnlichen Weltlauf, und auf sie scheint unser Wort Die Weltgeschichte ist das Weltgericht nur von fern anwendbar; sie steht überhaupt nicht unter dem Weltgericht, sondern unter dem Himmelsgericht: man muß die Erde an die Millionen Sonnen, den Menschen an den Gott halten, man muß den himmlischen Glauben, den ahnenden Wahn des Herzens als Richter setzen, und das Wunder wird deutbar werden, wie Wunder gedeutet werden können; denn Leben und Geschichte, die es wirklich sind, lassen sich überall nicht begreifen, sie lassen sich nur glauben. Solche höhere Geister als die, worauf wir hier hinspielen, kommen von Zeit zu Zeit als Erscheinungen auf die Erde, damit wir der Nichtigkeit und Vergänglichkeit auch dessen erinnert werden, was der Sterbliche sein Herrlichstes und Bestes zu nennen pflegt: sie

ſollen auf der Erde mit den göttlichen Kräften ſo ſpielen, daß gezeigt werde, alles Irdiſche ſei nur Spiel. Sie haben ihr Leben vollkommen erfüllt und den Kranz ihrer Glorie gepflückt, wann ſie von der Bahn treten. Der ſchwarze Prinz nach ſo vielen Siegen und Taten ſchwand zu Bordeaux im Siechtum dahin, nie ſchmückte die Krone von England ſein glorreiches Haupt: dieſes größte Ebenbild ritterlicher Tugend hatte genug bewieſen, daß es auf Erden etwas Größeres gibt als Königskronen; Karl XII., dieſes großherzige Kind, dieſer Achilles in einer Zeit, die wahrlich keine Heldenzeit mehr war, ward in der Mitte ſeines Laufs ermordet; er hatte die Größe des Heldentums, das in ihm ſelbſt ſeine Genüge hat, genug offenbart, er gehörte nicht in das Zeitalter der Klügler und Spötter — auch hat er nur Verſpötter und keinen Homer gefunden; Milton ward blind und ſang ſein Verlorenes Paradies; Taſſo, der liebliche und fromme Sänger Jeruſalems, ward für einen Narren gehalten und ſaß im Narrenhauſe; Chriſtus der Herr, der einige Sohn Gottes, hatte auf Erden nicht, wohin er ſein Haupt legen mochte, und ward gekreuzigt. Dieſe alle ſtehen wie eine größere Welt in der kleinen Welt und dehnen das enge Gefäß derſelben und das enge Urteil der meiſten ſo aus, daß ſie zerſpringen müſſen. Sie wandeln als Schatten einer höheren Welt vorüber, für ſie gibt es kein irdiſches Glück noch Unglück und nichts von dem, was die Dummen *geſchichtliche Vergeltung* nennen.

Zweitens ſind in der Geſchichte Epochen, wo nur allgemeine Begräbniſſe von Völkern und Zeiten gefeiert zu werden ſcheinen, wo die alten Dinge im großen umgegoſſen, ja weggegoſſen werden, damit neue Dinge werden können. In ſolchen Epochen ſcheint nichts mehr gerechnet zu werden; ſie ſind einer Waldrodung gleich, wo man die jüngſten und friſcheſten Bäume wie die abgeſtorbenen und verfaulten abhaut und das Feuer darübergehen läßt, weil neues Land für den Pflug bereitet werden ſoll; jede Tugend, jede Kraft ſcheint mit der Erſtorbenheit und Nichtswürdigkeit zugleich niedergetreten und weggeräumt zu werden. Ich ſage *ſcheint*; denn anders iſt es gewiß nicht. Wann einem Volke oder Völkern ſolches geſchehen ſoll, dann liegt gewiß der geſchwinde Todeskeim in allen Menſchen, die in ſolcher Zeit unter ihnen geboren werden. Es iſt mit ſolcher Tugend und Kraft, von welchen man dann zu ſagen pflegt, *ſie verdienten eine beſſere Zeit*, wie mit ſo vielen Jugendblüten, die als blitzender Genius und tiefe Anlage zu edlen Künſten ſelbſt aus verdorbenen Geſchlechtern hervorzugehen, aber frühe zu verwelken pflegen; dem ganzen Boden des Volkes fehlte die Feſtigkeit und tiefe Fruchtbarkeit,

worin die Wurzeln des Lebens sich verborgen befestigen und hinabsenken können, und auch das einzelne, was allerlei Großes zu können und zu wollen scheint, hat dann mehr Schein als Wahrheit: es ist nicht fest gegen den Sturm und nicht ausdauernd in der Arbeit. Wann also diese Begräbnisse der Zeiten und Völker da sind, so beweisen Geschichte und Erfahrung, daß die Mehrheit tot und selbst das Lebendigscheinende krank ist; denn tückisch und ungerecht ist die Natur nicht, nie hat sie Zeitalter und Geschlechter weggeräumt, welche frisch und lebendig waren. Wo der schaffende und bildende Geist oben schwebte, dahin strömte die Herrschaft; der faule Schutt ward völlig zu Staub zermalmt, und die rohe und wilde Masse der Völker, die ohne geistige Triebkraft doch nur Dünger der Menschheit ist, wird unterjocht oder ausgerottet.

Diese Lehre gilt für das Ganze, für die Menschheit und für die Völker: Griechenland ward Rom dienstbar, weil es abgestorben war, Gallien und Hispanien, weil in ihnen keine Triebe und Keime zu weltbildenden Geschlechtern lagen. Auch die Germanen schienen rohe Barbaren zu sein, aber sie waren innerlich ein lebendiges, geistiges, freies und bildendes Volk; an ihnen gewahrte Rom zuerst seine Veraltung und Absterbung und zerflog durch ihre Kraft zuletzt in Trümmer.

Dies sind die gewöhnlichen Kreise, in welchen die Geschichte umläuft: die göttliche Gerechtigkeit, daß *oben liegt, was oben liegen muß*. Doch durchschneiden außerordentliche Begebenheiten und Menschen diese Kreise zuweilen gleich Kometen, aber sie scheinen und drohen nur wie Kometen und Meteore, leuchten eine kurze Zeit und erlöschen und verschwinden dann. Durch einen außerordentlichen Reiz des religiösen oder politischen Fanatismus fährt in Völker oft eine Spannung gleich der Spannung eines Wahnsinnigen oder Fieberkranken, welche alles vor sich niederwirft; oder auch irgendein glänzendes Ungeheuer von seltener Kraft bemeistert sich eines Volkes so, daß es in zehn Jahren die Kräfte verbraucht, welche auf fünfzig, vielleicht auf hundertundfünfzig Jahre hätten verteilt werden sollen. Aber diese gewaltsame Spannung wird nachher Ermattung, dieser tyrannische Mißbrauch der Mittel eines Volkes wird gewöhnlich ein politischer Tod; ja wann ein einzelner im Volke über alle so gewaltig emporsteigen und vorleuchten darf, so ist auch das gewöhnlich schon ein Zeichen des nahen politischen Todes. Nur das Stetigfortschreitende, das im ganzen Volke Lebende und Webende ist das Bleibende und also auch das Erhaltende und Bildende. Wo bloß wilde Kräfte walten, da ist zuerst Zerstörung, zuletzt Tod.

Ich sprach vorher bei den meteorischen oder größten und

außerordentlichsten Menschen von der geschichtlichen Vergeltung der Dummen. Es gibt so viele Menschen, die kein Leben und keine Geschichte ahnen lernen, die mit einem engen und geizigen Gemüt und Urteil sogleich ernten wollen, was sie gesäet haben, ja die sogar da ernten wollen, wo sie nicht gesäet haben. Diesen geht es wie Kindern, die eine Blumenzwiebel oder ein Sprößlein in die Erde stecken, sie drei, vier Tage jede Stunde emsig begießen und begucken und ungeduldig am fünften Tage wiederherausreißen, weil die Zwiebel noch keine Blume getrieben, das Reischen noch nicht die Höhe eines Baumes erreicht hatte. Das Leben ist des Lebens Lohn, die Geschichte ist ihre eigene Vergelterin. Die meisten der Sterblichen, welche bescheiden und kräftig in ruhiger Arbeit fortwandeln, entdecken in der Kraft der Jahre fast immer den Sinn und die Tugend des Lebens und wirken ohne Furcht irdischer Wechsel, ohne Furcht des Todes, der für sie kein Tod ist, in einem fast glückseligen Dasein fort: sie haben das unvergängliche Leben und die unvergängliche Menschheit vor Augen, und so wie sie mutig auf Kind und Kindeskind gleichsam hinüberspringen und das Ziel immer Jahrzehnte, ja in der Idee Jahrhunderte weiter hinausrücken, werden sie auch in den vergangenen Jahrhunderten wiedergeboren; sie sehen, ja sie durchleben, was war und was sein wird, die Vergangenheit und die Zukunft. Diese sind Menschen und Geister und beherrschen deswegen die leibliche Welt und die Leiber. Sie ernten täglich den Lohn ihrer Arbeiten, weil sie ihn nicht wollen; das Schicksal gibt ihnen alles, weil sie mit ihm nicht dingen noch habern.

Die aber mit ihrem Herzen und Geschick täglich oder wöchentlich die Tagelohnsrechnung abschließen wollen, werden an ihnen selbst, an dem verborgenen Lauf der Welt und an der Gerechtigkeit Gottes irre. Sie zerschneiden durch die einzelne Berechnung jede ihrer Taten und ihr ganzes Leben, trennen immer auf und knüpfen immer wieder an, verknüpfen zuletzt nichts mehr und sehen nichts verknüpft, klagen das Schicksal, klagen sich und die Welt an, erblicken überall nur Elend, Verwirrung und Zufall und schreien, weil sie keine Tugend haben: Auf Erden wird die Tugend nie belohnt. Sie sehen in dem plötzlichen Sturz der Größe, in dem Untergange der edelsten Menschen nur eine Tücke des Verhängnisses oder ein blindes Ungefähr, und das Höchste, was sie finden, ist ein historischer Zirkel von einem zum andern, vom Guten zum Schlechten und vom Schlechten zum Guten, und nichts weiter. Wer in seinem Einzelnen immer befangen ist, der sieht in dem Leben und in der Welt auch alles einzeln, Gott wird verdunkelt, Gerechtigkeit ausgelöscht, und wilder Zufall regiert.

Dieſe toten und eigenſüchtigen Menſchen bringen den Tod in alles und ermorden die Freude und Herrlichkeit des Lebens und die Tugend und den Mut der Menſchen.

Der einzelne Menſch, die einzelne Tat und Begebenheit, ſeien ſie auch die außerordentlichſten und glänzendſten, ſind nichts und erzeugen das Nichts; das Glied ſoll in der Kette ziehen, der Menſch mit ſeinem Tun und Wirken ſoll ſich in die lange Reihe der Geſchlechter fügen: ſo ziehen, ſo bedeuten ſie. Dieſe Reihe der Säkeln und ihres fortwirkenden und fortbildenden Lebens muß auch ſuchen, wer über die Dinge richten will. Wenn ein großes Glück oder Unglück irgendwo geſchieht, wenn die herrlichſte Kraft irgendwo zerſchmettert, die größte Tugend irgendwo von dem Laſter beſiegt wird, ſo ſoll er den Schein von dem Weſen ſcheiden und nicht den kurzen Augenblick, ſondern die lange Zeit ſehen. In dieſer langen Zeit wird Viriathus' Tugend nicht ermordet, Palafox' Heroismus nicht eingekerkert, Numantia und Karthago leben noch in ihren Trümmern. Der Geiſt allein iſt das unſterbliche Leben, das Leben der Geſchichte; der Geiſt wandelt als der unſichtbare Strom der Tugend durch die Geſchlechter fort und weht wie ein Frühlingswind mit allverbreitender Fruchtbarkeit die Samen der Tugend über die Länder und Völker. So ſind Regulus und Hannibal und Mithridates und Cato und Andreas Hofer und Moſes und Solon in ewiger Tatenfülle fortlebend, ſie erhalten die Säkeln. Ihnen iſt ihr Leben vergolten durch das, wodurch Arbeit und Mühe allein vergolten werden kann, durch die unſterbliche geiſtige Glut, die als der zarteſte Nektarſchaum der Götter unſichtbar und überſchwenglich von den edleren Seelen aller Länder und Völker geatmet wird. Dies iſt die große Vergeltung der Geſchichte. Wer im Leben Großes wollte, wird nie eine andere wünſchen.

Aber ſelbſt dieſes leibliche, irdiſche, elendige Leben, das den kleinen Seelen das ganze Leben ſcheint, hat faſt immer ſeine geſchichtliche Vergeltung. Der Mut, die Freudigkeit, die Standhaftigkeit, der Glaube an den ewigen Gott und an die ewige Menſchheit, womit ein kühner und freier Menſch in die Bahn tritt und ſich die verſchloſſene Bahn öffnet, erhalten täglich ihren Lohn durch das innere Bewußtſein und durch das ſtolze Gefühl, auch er bereite gleich den Göttern ſelbſtmächtig ſeinen Weg; das Unglück kann einen ſolchen nicht zermalmen, Not und Tod kann ihn nicht ſchrecken, weil dieſe Geſpenſter der Schwächlinge ihm leere Schatten ſind: das einzige und Schwerſte, wodurch auch der Tapferſte oft traurig innewird, daß er als Menſch der Erde ſeinen Zins bezahlen muß, iſt die fremde Nichtswürdigkeit und

Feigheit, die ſich als Schutt in ſeine Bahn legt und ſeine Ruhe oft in Unruhe, ſeinen Gleichmut in Zorn verwandelt. Die guten und tapfern Menſchen, die mit frommer Beſonnenheit unter dem großen Schickſale hinwandeln, werden aus tauſend Zeichen ihres Lebens bekennen, daß auch dieſe kleine Vergeltung, wovon hier die Rede iſt, ſelten fehlt; und bei ſo vielen, die obenan ſtanden oder ſtehen, deren Häupter höher ragen und die Blitze des Verhängniſſes mehr auf ſich locken — erſcheint es nicht ſichtbar, daß ihre Tugend und Tapferkeit außer dem größten innern Lohn, dem Gefühl der Lebenswürdigkeit, auch mit dem belohnt ward, was die Menge Glück und Sieg nennt? Ich nenne Rom nach Cannä, Athen nach Verbrennung ſeiner Hauptſtadt, Ferdinand II. in Wien belagert, ich nenne Wilhelm III. von Naſſau-Oranien und Friedrich II. von Preußen. Dieſe und ſo viele andere große Männer und Völker ſiegten, weil ſie ſich nie beſiegt glaubten.

Wenn aber die Menſchen das große Bild Gottes verloren haben, wenn die Glorie und das Heldentum von Feigheit und Weichlichkeit, die ſie Menſchlichkeit und Bildung nennen, abgelöſt ſind, wenn die Gerechtigkeit den Zorn und die Ehre den Stolz abgelegt hat, dann niſtet das kleine einzelne Leben ſich bei hoch und niedrig, in Schlöſſern und in Hütten ein, und alle möchten dieſes kleine Leben, deſſen Gebeine doch einmal zu Staub werden, zu dem längſten, ja zu einem unſterblichen machen, weil ſie des Unſterblichen nicht würdig ſind. Ein ſolches Geſchlecht iſt nicht fröhlich, mutig noch fromm, es lebt überhaupt nicht mehr. Dieſe wollen immer die kleinſte Vergeltung der Stunde haben, und deswegen ahnen ſie die große Vergeltung des Lebens nie und erhalten nicht einmal die Vergeltung der Minute. Dieſe kleinlichen Menſchen haben jetzt gelebt und leben noch und bilden ſich noch ein, ſie verwalten und erhalten die Welt; und iſt doch weder Freude noch Mut noch Frömmigkeit in ihnen. Sie bilden ſich ein, wenn ſie im Unglück die Hände zuſammenſchlagen und in kalter Hitze einmal an das denken, was über den Sternen waltet, daß ſie beten; und ſie jammern und verzweifeln dann, weil Gott, der nicht ihr Gott iſt, ihnen nicht ſogleich hilft, und entſchuldigen ihre Erbärmlichkeit mit dem allgemeinen Weltlauf, mit einem allen Menſchen übergewaltigen Verhängnis und mit der Vorherbeſtimmung Gottes. Gottes große Vorherbeſtimmung, ſeine ewige Beſtimmung der Geſchichte und der Menſchen, daß ſie nach ihrem Gewiſſen für das Rechte und Tüchtige arbeiten und ſtreben und bis in den Tod, ja durch den Tod ewige Taten tun ſollen, wollen dieſe Matten nicht erkennen.

Ich rede hier von mir und von meiner Zeit und von den Menſchen, die darin leben. Haben wir in ſelbſtgefälliger Beſonnung unſerer Vortrefflichkeit nicht tauſendmal von uns ſelbſt geſagt und ſagen es alle Tage, wie wir gutmütig, ſittlich, gebildet, gerecht, menſchlich ſind, weit mehr als unſere Vorfahren weiland? Hat man nicht geſagt, wie wir in aller Tugend und Löblichkeit und Freundlichkeit weit über unſern rohen und groben Vätern ſtehen? Hat man nicht tauſendmal bedauert, daß ſo viele Güte und Milde und Treue, als bei allen jetzt blühe, untergehen müſſe durch das fürchterlichſte Ungeheuer von Laſtern und Verbrechen, welches die europäiſchen Jahrbücher je geſchändet hat? Hat man nicht auf das ſchamloſeſte die ſchändliche Lehre ausgeſprochen: es ſei alſo Gottes Verhängnis, alles ſolle mit Gewalt umgekehrt und verändert werden, Widerſtand ſei hier unmöglich, ja ſündlich und verlängere und vermehre das Elend der Welt? Denn es gebe Zeiten, wo der Menſch, der die Geſchichte verſtehe, von dem vergeblichen Kampf ablaſſen müſſe. So predigte ein entartetes und verkümmertes Geſchlecht den unwürdigſten und ungöttlichſten Fatalismus und wollte ſeine Nichtswürdigkeit und Gottloſigkeit zum Schickſal erheben.

Nein wahrlich, die ſo ſprachen und dachten, wußten nicht, was Gott und Schickſal und Menſchlichkeit ſind. Sünden und Gebrechen haben auch in unſern Vätern geherrſcht — ſie ſind das Erbteil der menſchlichen Natur — aber dieſe Menſchen erkannten und fürchteten Gott und die Ehre, und deswegen verſtanden ſie zu leben und zu ſterben. Die Bildung, die Güte, die Gerechtigkeit und Menſchlichkeit, welche laut der Wehklage des Tages von dem Greuel der Zeit beſiegt ſind, waren nur Nichtigkeit und Gaukelei, und kein Gott beſchützte das, worin kein Gott lebte. Nach dieſer unheiligen Deutung und Vordeutung der Geſchichte und ihres dunkeln Lebens wären wir Europäer alle ſchon Sklaven und ſähen dem traurigſten Elend unſerer Enkel entgegen, weil Gott es ja wollte, daß der eine Erwählte aus Korſika über alle der Herr werden ſollte. Die feſte Gottesfurcht, die ernſte Treue, die zornige Gerechtigkeit — eure weinerliche iſt keine — war von uns gewichen: die Furcht vor dem Tode war größer als die Furcht vor der Schande; die Luſt an der Nichtigkeit des Lebens war mächtiger als die Sehnſucht nach der Unſterblichkeit des Lebens — deswegen ſind wir ſo unglücklich und beſchimpft worden, als es heut am Tage liegt, und Glück und Sieg, ja die Geſchichte hat ſich von uns zu beſſeren Völkern gewendet. Die Weltgeſchichte iſt das Herzensgericht, wir haben den verdienten Lohn unſrer kleinen Herzen empfangen.

Schon haben Gott und die Geſchichte ihre ewige Herrlichkeit offenbart; ſie werden ſie auch an uns offenbaren, wenn wir, was treu, was gläubig, was ſtolz und edel iſt, walten laſſen und wieder zu den Sternen ſchauen und mit den alten Germanen ſprechen: Wir fürchten nichts als Gott. Eure Lehre und eure Schande, elende Verkehrer des Schickſals und feige Deutler der Geſchichte, hört es, Entſchuldiger jeder Feigheit und Bemäntler jeder Unwürdigkeit, hört es, alle ihr Weichlinge und Schwätzer von Bildung und Menſchlichkeit und Herrlichkeit eures Zeitalters, hört es, nichtswürdige Propheten und Ausrufer Bonapartens, eure Lehre und eure Schande liegt im Staube, im Staube durch Gott und durch ſeine Gerechtigkeit, welche der Tugend beiſtand, wo ſie war. Hört es und ſchämt euch der Schande: Saragoſſas Trümmer; das Blut, das in Gerona und Tarragona floß; das unſchuldige Blut ſo vieler treuen und frommen Spanier, das Henker vergoſſen; das Blut, das die Felſen Tirols färbte und in den Tälern der unbezwungenen Alpen das Wehegeſchrei der Witwen und Waiſen ertönen ließ; die Flammen, die aus den Tempeln und Paläſten der ehrwürdigen Moskwa gen Himmel ſchlugen, ja die Flammen der Gebete der tapfern Ruſſen, die im alten Glauben für ihre Religion und ihr Vaterland aufſtanden — dieſe haben euren Helden, euren Heiland, euren unbezwinglichen Weltbeherrſcher, euren Liebling der Vorſehung vernichtet: Gott der Herr hat gerichtet für ſie und durch ſie. Gott wird ferner richten, durch Blut die Schande wegwaſchen und aus Not und Krieg Gerechtigkeit und Frieden erblühen laſſen.

Groß, allſichtlich den Augen der Sterblichen wie ſeit Jahrtauſenden nicht, iſt das Weltgericht geweſen, groß und gewaltig wird es ſein. Wie Erdbeben, Stürme und Vulkane Länder verſchlingen und neue wiedergebären, ſo liegt in dem dunkeln Schoße dieſer vulkaniſchen und orkaniſchen Zeit eine ungeheure Geburt, die da werden ſoll. Umſonſt ſind ſo viele Zeichen und Wunder nicht geſchehen, umſonſt zittern die geiſtigen Bewegungen der Welt und der Gemüter nicht mit einer ſo unglaublichen Lebendigkeit und Geſchwindigkeit. Auf Neues müſſen wir gerüſtet ſein, auf Neues müſſen wir die Menſchen rüſten; wie es ſein wird, wie es werden wird, das liegt unter dem Schleier der Zukunft, das liegt in Gottes Schoß und Hand. Vor dieſer größten Gewalt der Dinge, vor dieſem unbekannten und unbegreiflichen Lenker und Beweger der Zeiten falle auch ich in den Staub und bekenne, wie ich nichts bin und nichts weiß. Aber das Äußere, was gezeigt und gedeutet werden kann, zeige und deute ich den Menſchen, wie ich es ſehe. Die Zeit iſt ſo ernſt, und ihre Beſtimmung iſt ſo

hoch, daß ich die Wahrheit nicht drehen und wenden will nach dem Winde, den Gunſt und Gewalt wehen. Alle Künſte ſind zerronnen *in dieſer Zeit, alle Liſten ſind nichts geworden, nur* Wahrheit und Gerechtigkeit ſind beſtanden, wo ſie waren. Selig ſind die Herrſcher, welche Gott fürchten und die Völker ehren! Sie werden in Glorie herrſchen und Freiheit und Gerechtigkeit auf Erden ſtiften; große Verwandlungen ſind in der Zeit, ſie werden Revolutionen für die, welche die Geſpenſter von Revolutionen fürchten, die nirgends ſind. So heilig iſt die große Sache der Menſchheit und Freiheit, für welche die kräftigeren Arme und Herzen jetzt in den Kampf gerufen werden, daß jeder Schatten von Furcht und Schmeichelei brandmarken würde. Ich ſage es vorher, und mögen meine Worte nicht kaſſandriſch werden! Es wird alles umſonſt ſein, ſo viele ſchöne Arbeit, ſoviel edles Blut wird umſonſt verſchwendet und vergoſſen ſein, wenn die Herrſcher, bei welchen die Entſcheidung des Augenblicks ſteht, ſich nicht zu der Höhe der Geſinnung und des Glaubens an Gott und an die Völker erheben wollen, unter welcher das Laſter mit allen ſeinen Schlangenliſten und Satanskünſten im Staube kriechen muß. Will man immer nur das Kleine und Geizige, ſo wird das Zeitalter durch die ſchrecklichſten Revolutionen umgewirbelt werden, und erſt lange hinter unſern Gräbern wird wieder eine neue Welt erſtehen.

Das große Ziel und der Mittelpunkt aller politiſchen und kriegeriſchen Arbeiten und Künſte iſt notwendig da, wo das große Übel der Zeit ſitzt, nämlich in Frankreich. Wie die Franzöſiſche Revolution und ſpäter der franzöſiſche Konſul und Kaiſer Frankreich zu dieſem Übel der Zeit gemacht haben, gehört nicht hieher und iſt anderswo genug erzählt worden. Auch das iſt kein Geheimnis, wodurch Italien und Deutſchland und die Vereinigten Niederlande und die Schweiz ſo leicht das Spiel franzöſiſcher Raubſucht und korſiſchen Ehrgeizes geworden ſind: durch die zwieträchtige Vielherrſchaft, die ohne gemeinſames Band, einzeln zu ſchwach überlegener Macht und Liſt unterliegen mußte und unterlegen iſt. Italien und Deutſchland, in mancherlei kleine Herrſchaften, Freiſtaaten, Fürſtentümer und Königreiche verteilt, mochten einſt ein Zeitalter haben, wo dieſe Zerſtückelung der Entwickelung und Bildung ihrer Bewohner und der ganzen Menſchheit heilſam war; aber dieſes Zeitalter iſt lange vergangen. Wie vielerlei Herrlichkeiten man auch aufrechnen mag, die dadurch ſelbſt in ſpäteren Zeiten noch hervorgebracht oder erhalten ſein ſollen, ſo hat doch dieſe Zerſtückelung beide Länder in den letzten drei Jahrhunderten nur ohnmächtig und unglücklich gemacht.

Italien und Deutschland sehnen sich, des schändlichen und blutigen französischen Joches los zu sein; aber kein einziger verständiger Mann in diesen Ländern sehnt sich wieder nach dem alten Zustande, ganz so wie er im Jahr 1790 war, weil er in den letzten zwanzig Jahren seine Unhaltbarkeit und Unheilbarkeit zu sehr begriffen hat, als daß er das Alte wieder begehren sollte. Beide Länder wünschen größere und festere Einheit der Verfassung, weil diese allein sie gegen neue Überfahrung und Unterjochung sichern kann. Ich sage die Sache, wie sie ist; die Wahrheit bedarf keiner Umschweife. Die Stiftung eines allgemeinen Reichs ist das größte Unglück, das dem in ihm herrschenden Volke und allen Völkern, die darunter stöhnen, nur widerfahren kann; die Stiftung eines allgemeinen Reichs in dieser Zeit konnte nur der wüste Traum eines Tyrannen sein, dem Mord und Trug gefiel; denn bei den verschiedenen Strebungen und Geistern, die jetzt wach sind, liegt seine Unmöglichkeit und Unhaltbarkeit sonnenklar vor Augen. Freie Staaten und Völker sollen nach Gottes Willen einander unabhängig gegenüberstehen; sie werden einander auch gegenüberstehen. Das ist das größte Unglück, was einem Volke begegnen mag, wenn es von lauter kleinen und abhängigen Staaten umgeben ist; dann erlischt in ihm aller edle Wetteifer der Tugenden und Kräfte, und es wird zuletzt selbst nichtig und knechtisch. Dies ist Lehre der Weltgeschichte. Der Mensch von dem größten und edelsten Gemüte wird zuletzt gemein, kleinlich und weichlich, wenn er mit lauter gemeinen, kleinlichen und schlaffen Seelen lebt. Wünschenswert ist ihm, daß er habe, womit er kämpfe; wünschenswert ist den Völkern, daß sie haben, womit sie sich messen. Seit hundert und hundertfünfzig Jahren haben sich in Europa große Staatenmassen gebildet, die vor zweihundert und dreihundert Jahren noch nicht so mächtig waren; diese haben die Sicherheit und das Glück der kleinen Staaten und auch der verbündeten Staatskörper, die ihre Kräfte nur träg und einzeln fortstoßen konnten, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wankender gemacht und endlich ganz umgestoßen. Von den bedeutenden und herrschenden Ländern Europens stehen Frankreich und Rußland als gewaltige Monarchien da, England als eine durch Freiheit und Reichtum blühende und durch das Meer und den Stolz seiner Bewohner verteidigte monarchische Republik; Spanien arbeitet an einer fürchterlich schweren Wiedergeburt; Italien und Deutschland liegen zerrissen und geschändet. Diese beiden letzten Länder scheinen zum Raube bestimmt zu sein; es scheint nur darauf anzukommen, wer den Raub endlich fasset und festhält.

Es ist kein Zweifel, wäre Bonaparten der vorige Sommer gelungen, hätte er Rußlands Streitkräfte vernichtet und zerschmettert so würde er in Deutschland bald sein Werk vollendet haben: bald hätte man von deutschen Fürsten nicht mehr gehört, und französische Marschälle und Statthalter hätten ihre Stellen eingenommen. — Nun entsteht bei dieser Betrachtung natürlich die Frage: Ist es denn notwendig, daß Deutschland und Italien als eigene Staaten bestehen? Könnten nicht Rußland und Frankreich sich in die so leicht dienenden Länder teilen? Könnte sich nicht beiden gegenüber ein lebendiges, politisches Leben europäischen Gleichgewichts halten, wozwischen England, mit der einen Hand auf die Pyrenäische Halbinsel, mit der andern auf die Halbinseln und Inseln Skandinaviens gestützt, immer den mächtigen Vermittler und Dämpfer spielte? Könnte nicht auch so, wenn Rußland z. B. bis an die Elbe und den Fichtelberg herrschte und das übrige unter Frankreichs Gewalt bliebe, Glück, Ehre, Freiheit, Wissenschaft, Kunst, kurz menschliches Leben und Streben bestehen?

Ich will die Möglichkeit nicht sogleich leugnen, obgleich ich erinnern muß, daß die Weite der Länder, die Verschiedenheit der Völker und Himmelsstriche und die entgegengesetztesten Neigungen und Strebungen wohl ein Gemisch erzeugen würden, das von Glück und Gerechtigkeit gleich weit entfernte. Aber das Größte ist, daß Rußland und Frankreich den Raub, der vielleicht leicht zu haschen wäre, nicht lange würden festhalten können. Denn sie sollen wohl bedenken, und alle sollen es bedenken, die an der Erlösung der Zeit gezweifelt haben und noch zweifeln, daß nicht Feigheit und Unwürdigkeit die Italiener und Deutschen in ihre traurige, gegenwärtige Lage gebracht hat, sondern allein die zwieträchtige und schwächliche Vielherrschaft. Hätten Frankreich und Rußland die deutschen Herrscher erst weggeschafft: dann nur eine Erschütterung jener beiden, eine Gunst der Gelegenheit — und die Deutschen würden sich losreißen und befreien; so allmächtig ist die Gewalt der Sprache und Sitte, die ein Volk zusammenbinden. Auf solche schändliche Teilung kann und wird nicht gedacht werden; aber wäre ihr Gedanke möglich, so habe ich den Erfolg vorhergesagt. Derselbe Erfolg würde sein, wenn — was nun nicht mehr geschehen kann — Bonaparten gelänge, ganz Deutschland endlich völlig zu unterjochen und die Geschlechter der Fürsten in Festungen, Klöstern und Kerkern einzumauern und zu vertilgen: fünf, höchstens zehn Jahr Elend und Schande, dann

Aufruhr, blutiger Krieg, ein deutscher Hermann in solchem Getümmel von Gott erweckt, und bald wieder Auferstehung des Volks und Wiederaufrichtung des Reichs der Deutschen.

Gefährlich ist es, Barbarenland zu lassen, gefährlich wird das Wagstück, womit sie haben freveln wollen, den Franzosen werden; wann der Haß reif und der Tag der Rache da ist, werden sie die alten Germanen und ihre mächtigen Arme wieder jenseits des Rheins fühlen. Da also Bonaparte, den Gott geschlagen hat und schlagen wird, den Raub nicht mehr halten kann und Kaiser Alexander von Rußland keinen Raub begehrt, so wollen wir zuerst einmal mit unsern Gedanken spielen und sehen, ob beide Länder den übrigen Staaten Europens unbeschadet nicht jedes für sich in ihrer Ganzheit zusammenverbunden werden könnten.

Von Italien zuvörderst ist es gar keine Frage. Dieses herrliche Land, von 16 bis 20 Millionen Menschen bewohnt, ist von der Natur ebenso fest umschlossen und von Fremden abgeschlossen als die große Pyrenäische Halbinsel. Zwischen den Alpen und dem Meer könnte es nebst seinen schönen Inseln ein glückliches und stattliches Königreich bilden, stark genug, Deutschland oder Frankreich zu widerstehen, wenn eines von diesen es erobern wollte, nicht so stark, daß Frankreichs oder Deutschlands oder gar des jenseits des Meers liegenden Hispaniens oder der Levante Sicherheit von ihm zu fürchten hätte. Florenz oder Neapel wäre der Königssitz; der Papst würde in seinem Kirchenstaate wiederhergestellt und regierte ihn frei: doch hielte er immer 30000 Mann gerüstet, Bundesvölker des Königreichs Italien, sobald es von Fremden angetastet würde.

Setzen wir auch Deutschland unter *einem* Herrn verbunden, so wäre es weder England noch Frankreich noch Rußland gefährlich: jeder dieser Staaten könnte ihm einzeln widerstehen; selbst den nordischen Brüdern, welche im schlimmsten Fall England immer mit Schiffen schützen würde, wäre seine Macht ungefährlich, vorzüglich — was die Zukunft hervorbringen wird — wenn die skandinavischen Staaten vereinigt werden. Deutschland, von der Ostsee bis zu den Alpen und Ardennen, ist unter dem Szepter *eines* Herrschers noch nicht stärker als Frankreich und nicht so stark als Rußland. Als ein Bollwerk zwischen beiden und als ein Schildhalter skandinavischer, hispanischer und italienischer Freiheit würde es wohltätig in der Mitte liegen und als der eigentliche Mittelpunkt des europäischen Lebens das wütende und zerstörende Zusammenstürmen des Westen und Osten unsers Weltteils hindern. Zu dieser erhabenen Rolle ist das deutsche Volk

offenbar bestimmt und wird sie einst spielen. Es ist auch geschickt dazu, weil es ein mäßiges Friedensvolk und nicht gleich den Franzosen nach der Eroberung fremder Länder lüstern ist. Unter einem Herrn seine Lande in Freiheit beschirmend, würde es das Glück und die Ruhe der Fremden nimmer stören, sondern Frieden stiftend und Gerechtigkeit und Kunst und Wissenschaft pflegend durch kriegerische Tugenden gefürchtet, durch stille Tugenden geliebt sein.

Deutschland in den angegebenen Grenzen als ein Staat wäre nicht stärker als Frankreich, wenn man die physischen Hilfen und Kräfte rechnet. Wenn man dem alten Frankreich — wie wir seine Grenzen wiederzurückgeführt denken — etwa 22 bis 24 Millionen Einwohner gibt, hätte Deutschland vielleicht vier bis sechs Millionen Menschen mehr: eine Verschiedenheit, die kein Übergewicht gibt; denn ein Volk von 15 bis 20 Millionen Menschen, wohl geordnet und regiert, kann sich wohl gegen eine Welt verteidigen. Aber dafür hätte Frankreich in seiner Lage eine große Stärke voraus, welche diese Überzahl an Menschen leicht aufwiegt. Sieben Achtel von Frankreichs Grenzen sind durch Meere und Gebirge so gedeckt, daß man sie bei jeder nur mäßigen Verteidigung und Rüstung fast unzugänglich nennen kann; nur ein Achtel, die Nordgrenze zwischen Dünkerken und der Spitze, womit der Jura bei Basel hinabläuft, ist zugänglicher und muß durch künstlichere Vorrichtungen geschirmt werden. Von Deutschland dagegen liegt über ein Drittel offen, seine ganze Ostgrenze gegen Dalmatien, Ungarn und Polen, und ein Teil seiner Südwestgrenze gegen Frankreich. Ich brauche nicht mehr zu sagen, ich brauche auf andere Gefahren künftiger Zeiten nicht einmal hinzuweisen: jeder Einsichtige begreift die Ausgleichung der Kräfte von selbst, da auch die physischen Hilfsmittel beider Länder sich ungefähr gegenwiegen würden. Von den sittlichen und geistigen Hilfsmitteln der beiden Völker aber, von ihren Tugenden und Lastern, ihrem Fleiß oder ihrer Faulheit, ihrem Freiheitssinn oder Sklavengeist darf hier nicht geredet werden, da das in diese Berechnung gar nicht eingeht.

Doch genug dieses Traums, der vielleicht auch seine Täuschungen hat, und zur Wirklichkeit zurück. Weil wir diese Wirklichkeit sogleich ins Auge faßten, so faßten wir auch Italien und Deutschland zuerst. Sie sind der große Punkt des Tages, in ihnen ruht Frankreichs zermalmendes Übergewicht; sie müssen befreiet und so eingerichtet werden, daß sie nicht so leicht überzurennen sind, wie in unsern Tagen geschehen ist.

Stärkung und Zusammenziehung dieser beiden Länder zu

größerer Einheit, das allein kann den überfließenden Übermut Frankreichs wieder in seine Ufer dämmen. Die Mächte, bei welchen das Heil Europens jetzt am meisten steht, sind England und Rußland durch die Ehre, die sie bewahrt und erneut haben, und durch das Glück, welches Gott ihnen verliehen hat. Kaiser Alexander will nicht erobern, er will befreien; England kann auf dem festen Lande nichts Glücklicheres und Größeres gewinnen als gleichgewichtige und selbständige Staaten. So treffen Edelmut und Vorteil in einem Punkt zusammen. Beide werden also tun, wodurch Europa befreit und Frankreich auf seine alte Macht zurückgebracht wird; sie werden bei Deutschland und Italien die kleinen Ansichten und Rücksichten vergessen und die Welt in dem großen Charakter sich gestalten lassen, welchen der große Geist von ihnen verlangt, der unsichtbar und von den meisten unvernommen doch unter den Trümmern und blutigen Aschen lauscht, womit die Welt so dick bedeckt ist.

Bonaparte ist nicht mehr furchtbar der Freiheit Europens, vielleicht noch eine kurze Zeit furchtbar im Kriege. Sein Ruhm, sein Glanz, sein Wahn sind zerronnen und kommen nimmer wieder. Gottes Hand lag schwer auf ihm und wird auf ihm liegen, bis er nicht mehr ist. Bonaparte ist gefallen und wird fallen und allen erscheinen, wer er ist, und dann mit den Befleckteſten seiner Helfer vergehen. Aber mit Bonaparten sterben die Franzosen noch nicht, mit seinem Übermut und Trotz ist der französische Übermut und Trotz noch nicht gebändigt, noch die unruhige Ehrsucht des gaukelischen Volkes eingeschläfert. Die Franzosen haben viel durch ihn gelitten, aber die Welt litt mehr durch die Franzosen als durch ihn; er hat ihrer Büberei und Treulosigkeit, womit sie immer nach den Ländern und Gütern ihrer Nachbarn gelüstete, nur die Krone aufgesetzt. Sie werden auch nach ihm sein, die sie immer gewesen sind, und von dem vor ihm und mit ihm Geraubten freiwillig auch nicht das geringste herausgeben wollen. Bonaparte wird fallen; aber töricht ist die Meinung derer, welche glauben, daß die Franzosen nach seinem Fall ruhig werden, ja, daß sie — was sie nie waren — ein mäßiges und gerechtes Volk sein werden. Nein, sie werden bleiben, die sie sind. Auch sind die Franzosen und Bonaparte nicht so leicht besieglich, als einige sich einbilden, am wenigsten durch bloß irdische Waffen besieglich: erst wenn man die himmlischen Waffen gegen sie zückt, wird man sie besiegen. Welche sind diese himmlischen Waffen?

Ich deutete sie oben schon an. Sie heißen **Glaube an Gott, Glaube an das Volk, Glaube an die unvergängliche Ehre.**

Nicht das gewöhnliche Soldatische, nicht die gewöhnlichen Berechnungen und Künste menschlicher Klugheit, nicht auf das geschickteste zusammengesetzte und gebrauchte physische und mechanische Hilfsmittel und Kräfte werden die Franzosen besiegen: Bonaparte und seine Franzosen sind glücksfest gegen die kleine Gesinnung; sie müssen fallen durch die hohe Gesinnung. Diese hohe Gesinnung heißt Zuversicht auf Gott, Liebe und Treue zum Vaterlande und der Stolz, für die Ehre zu leben und zu sterben; diese hohe Gesinnung heißt Glaube an die Tugend und an das Volk. Nur wenn man dem deutschen Volke mit dem edelsten Sinn den großen Gott und die unsterbliche Pflicht zeigt; wenn man die Namen Vaterland und Ehre zu seinen heiligsten Namen macht; wenn man, was von Kraft und Frömmigkeit und Hochsinn in ihm lebt, mit in den großen Kampf ruft und edel walten läßt, wie es in so gefährlichen Zeiten walten soll, wenn man die uralte französische Arglist und Büberei gegen das Deutsche Reich mit allen tausend Namen und Klängen ausspricht, womit sie ausgesprochen werden muß; und wenn dies alles nicht mit frömmelnder Gaukelei, sondern mit reiner Wahrheit gefühlt, getan und ausgesprochen wird — nur dann ist die Gewißheit da, daß der deutsche Name von den tückischen Nachbarn wieder mit Zittern genannt und gehört werden wird.

Auch zeige man dem Volke durch die Art des Krieges, daß ein heiliger Ernst in den Gemütern ist, und daß etwas Großes und Ungeheures geschehen soll. Tut man dies nicht, so tötet man die lebendigen Geister des Mutes und Zorns in der Geburt; denn so viel hat auch der Kleinste im Volke begriffen, daß gegen Ungeheuer gestritten wird, und daß nur mit einem ungeheuren Willen und mit ungeheuren Kräften der Streit glorreich hindurchgeführt werden kann.

Erstlich also geschehe nichts halb, man nehme das ganze waffenfähige deutsche Volk und wälze seine zerschmetternde Last auf den Feind. So kommt durch die Menge den Freunden Zuversicht und den Feinden Schrecken, allen deutschen Streitern aber ein gemeinsamer Geist, der von jeher herrlicher gekämpft und fürchterlicher gesiegt hat als alle Künste der Feldherren und aller gemessene Prunk der Paraden.

Zweitens brauche man der größten Geschwindigkeit. In allen Dingen gilt der Spruch: Was du in zwei Stunden tun kannst, tu nicht in zwei Wochen; am meisten gilt er im Kriege. Wie die Stürme durch die geschwinde Zusammenrollung der Wolken Donner und Blitz in ihrem Schoße zünden, so schüret die geschwinde Bewegung alle frischen Geister zu dreifacher

Flamme und läßt die faulen und wässerigen sich nicht auf die feurigen werfen. Durch diese Geschwindigkeit, ja selbst durch die Gaukelei dieser Geschwindigkeit, worin sie immer Meister waren, haben die Franzosen die größten Heere besiegt und die Tore der stärksten Festungen zersprengt.

Drittens brauche man, solange die Sache steht wie heute, keiner verderblichen Schonung und Gnade, keiner vergeblichen, ja gefährlichen Halbheiten. Nach ausgefochtener Sache mag man schonend und gnädig sein. Jetzt ist folgendes not:

Rußland und England und die beiden größten deutschen Staaten, Österreich und Preußen (die hoffentlich beitreten), erklären gleich anfangs, mit der ganzen, vollen Kraft des deutschen Volkes solle für das ganze, volle Glück Deutschlands jetzt gegen Frankreich gekämpft werden; demnach ernennen sie einen gemeinschaftlichen Ausschuß für die Verwaltung der deutschen Angelegenheiten und für die kräftigste und geschwindeste Führung des Kriegs.

Sie fordern alle Fürsten des Rheinbundes nun, da der Tag der Rettung erschienen ist, zum Abfall von dem Zerstörer Deutschlands und zur Teilnahme an dem Kampf für die Freiheit auf.

Alle Fürsten, welche ferner mit den Franzosen halten und bis ans Ende gegen die Freiheit und Ehre ihres Volkes und Vaterlandes fechten wollen, werden im Angesicht des deutschen Volks ihrer Lande und Ehren verlustig erklärt; sie können bei den Fremden, die ihnen besser gefallen als die Eigenen, leben und sterben und sich dort ihre Jahrgelder holen. Denen, die über den Rhein zu den Fremden entweichen, wird ein kurzes Ziel gesetzt; kommen sie binnen demselben nicht zurück, so werden sie angesehen als die Deutschland und deutsche Rechte nicht wollen. So muß das Gute von dem Bösen und das Kranke von dem Gesunden gesondert werden; denn anders kommt Heil und Sieg nicht.

Viertens strafe man im Namen Gottes und der ewigen Gerechtigkeit, was das Land verraten hat oder ferner verraten will. Hier hieße Gnade, Wasser in die Flammen gießen, welche die Franzosen verderben sollen. Die gehandelt haben und getrogen und gefrevelt haben für die Franzosen und für die französische Herrschaft, die den deutschen Namen gewissenlos und ehrlos geschändet und verachtet haben, die die Ankläger und Verspötter jeder deutschen Gesinnung und Tugend gewesen sind, werden gerichtet, wo man sie findet oder, wenn sie entfliehen, als Vaterlandsverräter geächtet und auf ewig verbannt und verflucht aus ihrem Volke. Die durch Reden und Schriften gesündigt haben,

die den Ihrigen die Franzosen als ein edleres und die Welt bildendes und befreiendes Volk, die Napoleon als einen göttlichen Heiland, als den Helden der Menschheit, als den Stifter und Befreier Deutschlands aus kleinlichem Geiz oder versteckter Büberei verkündigt haben — diesen schere man das Haar ab, wie man gemeinen Missetätern tut, lasse sie die Urfehde schwören und treibe sie über den Rhein zu ihren Freunden, welchen sie die Herrschaft über ihr unglückliches Vaterland gegönnt haben. Dort mögen sie sich den Gnadensold holen, dort mögen sie französisch plappern und das französische Evangelium predigen, wahrlich noch zu glücklich, wenn sie wie der weiland König Dionysius II. von Syrakus durch das Fibellesen mit französischen Buben ihr verächtliches Leben fristen können.

Auch strafe man, sobald die verbündeten Heere zu dem Rhein gekommen sind, jeden deutschen Edelmann und Befehlshaber oder Beamten, der dann noch für die Franzosen streitet und arbeitet, als einen offenbaren Verräter des Vaterlandes, der entweder die Fremden liebt oder an seinem Vaterlande verzweifelt. In beiden Fällen darf er in diesem Vaterlande nicht leben.

Auch halte man strenges Gericht über die bonapartischen Jahrgelder und Ehrenzeichen. Jeder Deutsche, der französisches Jahrgeld genoß, werde ohne Ausnahme aus dem Reiche verbannt, denn er empfing dies schnöde Geld nur, weil er das Vaterland verraten hatte oder verraten wollte. Alle Jahrgelder und Güter, welche französischen Marschällen, Senatoren und Ministern oder andern Helfern und Hehlern der französischen Tyrannei in Deutschland verliehen sind, werden sogleich nach der Besetzung der Lande beschlagen und zum Besten des Staats zurückgenommen. Wer solche Güter, Lehen und Anweisungen von Franzosen kaufte, der verliere sie ohne Nachrechnung, weil er an den Bestand der Schande glaubte und frembem Glücke mehr vertraute als einheimischer Tugend.

Die Ritter vom Stern der bonapartischen Ehrenlegion und der Eisernen Krone müssen ihre Zeichen abliefern und schwören, sie wollen sie nimmermehr tragen. Gut wäre es, daß man, damit das Volk sich freue und des Franzosenunheils und Franzosenhasses gedenke, diese Zeichen als unselige und verfluchliche Unglückszeichen in einem öffentlichen Freudenfeuer verbrennte.

Diese Strafe der Böswichter und Verräter und die Wegschaffung des französischen Unheils ist notwendig, damit das Volk Vertrauen fasse zur gerechten Sache und zur Gerechtigkeit Gottes. Denn das ist der höchste Mut und Lohn der Guten, daß die Bösen gestraft werden. Läßt man allen Schmutz und

Verrat im Volke, so wird er und sein Anhang immer noch im Finstern arbeiten und mit tausend und zehntausend Fäden unsichtbare Spinnengewebe des Truges und der Hinterlist ausstellen und zu seiner Zeit seinen Raub belauern; er wird immerfort viele verpesten und vergiften, Unglück und Unheil brüten und prophezeien und Glück und Sieg mißdeuten. Auf diese Weise äußerlich durch verborgene Schlangenkünste und durch das gelähmte Vertrauen und den erkälteten Mut des Volkes wird diese schwarze Rotte immerfort ein fressender Krebs im Vaterlande bleiben; verderblicher wird sie innerlich sein. Es ist ein heiliger Wahn der Überlieferung und Geschichte, welchen das gemeinste Leben bestätigt, daß Unheil Unheil brütet und Schande Schande lockt. Deswegen lebten in besseren Zeiten fromme und gerechte Menschen nicht gern mit einem Bösewicht und Verräter unter demselben Dache oder auf demselben Schiffe. Das ist Gottes herrliche Gerechtigkeit, daß sich das Glück nimmer bleibend an Schande, noch die Ehre an Feigheit gehängt hat. Wird der Abscheu und Abschaum des deutschen Volkes nicht aus ihm vertilgt, so wird Sieg und Glück nimmer um seine Paniere schweben, noch Freiheit je wieder seine Hütten bewohnen.

Zeigt man einen solchen Ernst gegen die Franzosen und ihre Beförderer und Anhänger, eine solche Kühnheit und Geschwindigkeit in Entschluß und Ausführung; offenbart man einen solchen heiligen Zorn für die Gerechtigkeit und die Ehre, und weiset man künftige Stärke und Einheit der deutschen Verfassung aus der Ferne; wirkt man durch alles, was Menschen zu großen Taten und Tugenden entflammen kann, durch Religion und Pflicht, durch Wort und Schrift, durch Beispiel und Tat edel, frei und lebendig, dann und allein dann wird das Recht das Unrecht besiegen, denn dann tritt es mit der unbesieglichen und allmächtigen Majestät des Rechts auf und macht das brave deutsche Sprichwort wahr: Recht muß doch Recht bleiben.

Das nächste große Ziel dieses mit solcher Würde und Hoheit der Gesinnung begonnenen Krieges ist die Befreiung und Wiederherstellung Italiens und Deutschlands und die Einschränkung des französischen Übermuts an dem Rheinstrom. Dort beginnt die Arbeit des Kriegs, vielleicht eine lange und schwere Arbeit, die aber getan werden muß, wenn man nicht bei Halbem stehenbleiben und nach einigen Jahren die Franzosen wieder da sehen will, wo sie eben gewesen sind. Den Rhein darf das unruhige und eroberungslustige Volk nimmer als Grenze behalten; denn welche Klauseln und papierne Eidschwüre und Verschreibungen man auch an einen Friedensschluß hängen, und von wie vielen

Bürgen und Zeugen man ihn auch mit unterschreiben lassen mag — die natürliche Gewalt wird immer stärker sein als die künstliche, wenn die Grundlage des Friedens nicht eine sichere ist. Der Rhein mit seinem Knie in fremder Hand drückt gerade auf den Nacken Deutschlands und wird nicht weniger drücken, wenn man auch gelobt und bedingt, er solle mit weicher Wolle und Seide umwulstet werden. Wenn Frankreich den Rhein und seine festen Stellungen besitzt, so ist das Niederland und die Schweiz und also auch der größte Teil von Oberitalien geradezu von ihm abhängig, so liegt ihm das übrige Deutschland bis an die Elbe und den Böhmerwald offen, und es mag ungestraft hineinbrechen und streifen und ziehen, soweit es will; zu ihm aber darf ungestraft kein Heer nur bis an den Rhein, geschweige denn über den Rhein kommen. Will man also den Franzosen das Übergewicht in der Tat entwinden, und nicht bloß zum Schein, so müssen Deutschlands alte Grenzen wiedergewonnen werden; dann werden die beiden Völker, die Deutschen und die Franzosen, in gleicherem Verhältnis einander gegenüberstehen, und gegenseitige Furcht wird die Marken besser bewachen und das Gleichgewicht und die Ruhe Europens besser bewahren als alle Bullen und Diplome, deren ewige Versicherungen und Gelobungen immer nur durch die Degenspitze recht getragen werden. Die Deutschen wollen nur ihr Gebührliches wieder, die Menschen ihres Landes und ihrer Zunge, die ihnen unter Ludwig XIV. und XV. und in der letzten französischen Raubzeit entwendet worden sind. Diese uralte germanische Grenze steht an dem Vogesus, dem Jura und den Ardennen durch Art und Sprache des Volkes unverkennlich und unverrücklich fest, und nichts Französisches, welches nur verderben würde, soll von Deutschen je begehrt noch genommen werden.

Dies hier Gesagte bedarf gar keiner weiteren Erläuterung noch Erörterung. Wer nur die erste beste Landkarte ansieht, versteht, was ich sagen will; wer nur die ersten Linien der Kriegsgeschichte von Julius Cäsar bis auf Turenne, Villars, Pichegru, Moreau und Napoleon gelesen hat, versteht die physische und politische Notwendigkeit der Herrschaft, welche vom Rhein über die benachbarten westlichen und südlichen Länder ausgehen muß.

Aber — möchte jemand einwenden — fallen wir hier nicht aus dem Regen in die Traufe? Nehmen wir nicht den Franzosen ein Übergewicht und legen es sogleich in die Hand des Deutschen, der es ebenso mißbrauchen wird als jene? Ich antworte: Nein! Nein! Die Fälle sind verschieden und passen nicht; es ist hier nicht die Rede von einer Stellung oder von einem Lande, die als ein Zankapfel zwischen zwei gleich mächtigen Völkern in der Mitte liegen,

sondern erst mit dem Rhein und seinen verlornen Landen wiegt Deutschland Frankreich gleich. Der Rhein ist ein uralter deutscher Strom, die Lande umher sind deutsch und waren deutsch und sind es noch in den letzten Jahrhunderten gewesen, und Europa ist nie unter Deutschlands Übergewicht zermalmt worden. Erstlich sind die Deutschen von jeher ein ebenso friedseliges als tapferes Volk gewesen und nie auf Eroberungen fremder Länder und Zerstörungen anderer Völker ausgegangen, außer in den Zeiten allgemeiner Verwirrungen und Umwälzungen, die man gewöhnlich die Epoche der Völkerwanderung nennt, wo durch ein gewaltsames Gedränge der Menschen und des Schicksals die meisten Völker aus ihren Sitzen getrieben wurden und wieder andere Völker trieben. Im Mittelalter, im zehnten, elften und zwölften Jahrhundert, welche Macht war bei dem deutschen Volke und bei seinen Kaisern! Doch blieben die kleinen Grenzstaaten von Ungarn, Polen und Dänemark neben dem gewaltigen deutschen Koloß in eigener Freiheit ruhig sitzen. Und in den letzten Jahrhunderten, wo bei manchen günstigen Gelegenheiten die Macht gar nicht fehlte, haben Deutschlands Herrscher nicht immer mehr gearbeitet, fremde Anfälle und Eingriffe zurückzutreiben als ehrsüchtigen und raublustigen Krieg in die Grenzen der Nachbarn zu tragen? Ja, war dies nicht schon das Gemüt des deutschen Volkes in der Zeit, worin Tacitus und andere Geschichtschreiber die Tugenden unserer gerechten und tapferen Altvordern beschrieben? Sie stießen fremde Gewalt zurück, aber stießen keine Gewalt gegen andere vor: erst durch die Ränke und Neckereien und herrschsüchtigen Eroberungsversuche der Römer wurden sie auch zu Streifereien und endlich zu Eroberungen gelockt. Der Mann wetzt den Mann, und das Eisen wetzt das Eisen.

Von dieser Seite also ist keine Gefahr. Die französische Unruhe ist nie mit dem Eigenen zufrieden; die deutsche Gerechtigkeit bauet gern nur auf dem heimischen Boden. Deutschland mit dem Rhein hat allerdings auch einen großen Einfluß auf die Schweiz und muß ihn haben, weil erst dieser Einfluß ihm gleiche Stärke mit Frankreich gibt. Es gewinnt auch einen großen Einfluß auf Oberitalien, aber keinen alleinherrschenden. Es teilt diesen Einfluß immer mit Frankreich; besitzt aber Frankreich den Rheinstrom nebst seinen übrigen Grenzen gegen Italien, wer will ihm dort die Oberherrschaft streitig machen?

Also ein geschwinder, tüchtiger Krieg gegen Frankreich, und diesen Krieg auf das geschwindeste und kräftigste über den Rheinstrom hinausgetrieben und nicht eher das Schwert in die Scheide gesteckt, als bis alle Menschen der deutschen Zunge, die bis in

Lothringen, Elsaß, Luxemburg und Flandern hinein wohnen, von der französischen Herrschaft erlöst und wieder zu dem Deutschen Reiche gebracht sind — dies ist die Aufgabe und das Ziel. Löst man diese nicht und trachtet man dahin nicht, so ist nichts getan, und Gott hat den Deutschen umsonst ein Glück geöffnet, das er ihnen, wenn sie faul sind, wieder nehmen wird.

Wir wollen also annehmen — was Gott gebe! — daß die Franzosen völlig gedemütigt, daß sie aus Italien herausgetrieben, daß sie der eroberten und erschlichenen deutschen Lande wieder beraubt werden, was soll man mit Italien und Deutschland machen? Ich nehme hier an, Rußland und England und die großen Staaten, welche beiden etwa beitreten, haben die volle Gewalt der Entscheidung und können beide Länder ziemlich willkürlich ordnen und einrichten. Dies ist eine bloße Voraussetzung, die als solche neben so vielen andern Voraussetzungen stehenbleiben mag. Wie die Menschen meinen und wünschen, geraten die Geschichten und Begebenheiten selten, aber ungefähr kann man doch darauf hinweisen, welchen Gang das Zeitalter nehmen wird und nehmen soll.

Will man das Alte wieder machen, wie es war, so begeht man eine Sünde und eine Torheit zugleich: eine Sünde, weil man das Tote für etwas Lebendiges gelten lassen will, eine Torheit, weil man die Frucht sovieler Siege dadurch wieder vernichtet. Denn nach wenigen Jahren wird Frankreich mit den kleinen Staaten Italiens und Deutschlands wieder dasselbe Spiel spielen. In jenen kleinen Königtümern und Fürstentümern, wenn man sie nicht durch eine festere und mehr zwingende Ordnung zusammenbindet, liegt immer zu viele Schwäche, als daß sie sich der Ziehkraft des nahen und mächtigen Frankreichs erwehren könnten. So wie der Sonnenball viele kleine Himmelsbälle um sich tanzen läßt, die aus seinem Bann nicht herauskönnen, so allmächtig ist der herrische Zug einer großen Macht und die dienende Notwendigkeit kleiner Staaten.

Über Italien sage ich nichts weiter, ich habe mich darüber schon erklärt. Sobald man dem italienischen Volke eine freie und selbständige Verfassung und einen eigenen König zeigt, sobald man es versichert, daß Fremde in Italien nicht herrschen und mit einzelnen Ränken und kleinlichen Vorteilen nicht mehr mit ihm spielen sollen, so wird dieses Volk ein treuer Bundesgenoß der Kämpfer für die Gerechtigkeit und ein echter Feind der Franzosen sein; ein neuer Geist und Adel wird in dasselbe fahren, und Italien wird wiederanfangen, eine große und glänzende Geschichte zu haben. In Italien ist die Aufgabe leichter zu lösen als in

Deutschland, weil die Franzosen alle die kleinen Herrschaften und Staaten schon zerstört haben und nach ihrer Vertreibung aus den Grenzen des Landes nirgends eine genug bedeutende Macht daselbst ist, welche den Bestimmern des künftigen Schicksals von Italien große Hindernisse entgegensetzen könnte.

Schwerer ist es mit Deutschland, ja tausendmal schwerer und verwickelter, wenn man alle Zusammenstöße ablenken, alle Rücksichten betrachten, alle Hindernisse wägen und alle verschiedenen Vorteile schonen und vereinigen will. Dann wird nichts Kluges geschehen und nichts Festes gebildet werden, sondern der erste politische Sturmwind wird das aus Papier gebaute Puppenwerk wieder umblasen. Wenn jemand sagt: Das Zeitalter großer Monarchien ist gekommen, das vielherrische Deutschland muß demnach seine Lande und Fürstentümer in einer mehr monarchischen Einheit zusammenbinden, so werden viele sogleich einwenden: Aber wer gibt euch das Recht, mit dem Degen oder mit der Feder so viele kleine Fürsten mit einem Male auszustreichen? Haben sie nicht dasselbe Recht des Daseins als Rußland, Österreich, England und andere Staaten? Kann diese bis jetzt bestandene und bestehende Vielherrschaft unter einem Oberhaupte nicht wiedervereinigt und so zusammengebunden werden, daß sie gegen jeden Angriff von innen und außen sichersteht? Warum etwas vernichten, was man nur zu bessern hat? Warum etwas ausrotten, was man nur zu heilen braucht, und zwar etwas, wodurch der deutsche Charakter als ein ganz eigener in der Geschichte dasteht, in Verfassungen vielartig und vielseitig zu sein, wie er in seinen geistigen Anlagen ist? Die bundesgenossische Verfassung ist echt deutsch und muß bleiben, und die Kleinherrschaft und Vielherrschaft, welche tolle Enthusiasten jetzt auf einmal zerstören wollen, ist die Mutter aller Freiheit und Gerechtigkeit gewesen und hat in Deutschland jene allgemeine Bildung und weite Wissenschaftlichkeit erzeugt, wodurch es bis diesen Tag gepriesen wird.

Ich antworte hierauf mit ein paar leichten Federstrichen, denn sollte ich über alles Lob und allen Vorzug, die man dem verbündeten deutschen Kaiserreiche wohl beigelegt hat, mich ausbreiten, so könnten meine Antworten und Bemerkungen bloß auf und über die erwähnten Punkte ein weites Buch werden.

Wohl wäre es verrucht, so viele — wenn auch die kleinsten — Fürsten mit dem Degen oder mit der Feder auszustreichen. Wie-

wohl dies früher und auch in unsern Tagen geschehen ist, so wäre es doppelt abscheulich, wenn ein deutscher Mund einen solchen Greuel auszusprechen wagte. — Aber damit der Einwurf und Vorwurf richtig beantwortet werde, müssen wir zuvor fragen: Sind diese Fürsten noch wirklich herrschende und regierende Fürsten? Bestehen sie überhaupt noch, und wodurch sind sie geworden, was sie sind? Dies sind Fragen des Rechts und der Geschichte, und nur aus diesen beiden Quellen kann der Bestand der Dinge hergeleitet und erklärt werden.

Was wir jetzt Deutschland nennen, was vor zwanzig Jahren noch den Schein eines eigenen Staates hatte und in den jüngsten zehn Jahren auch den letzten dünnen Schimmer dieses Scheins verloren hat, entstand als derjenige Staat, von dessen Wiederherstellung hier geredet wird, zwischen den Jahren 840 bis 1170 und 1200, im Zwischenraum welcher Jahrhunderte die östlichen und nördlichen Grenzen an den Ungarn, Polen und Dänen hin fester bestimmt wurden. Das deutsche Volk bestand aus dem hohen Adel, aus der Geistlichkeit und aus den Freien; die Knechte hatten in der Versammlung des Volkes weder Stimme noch Ehre. Die Deutschen wurden nach ihren ursprünglichen und uralten Gesetzen, Herkommen und Sitten regiert und hatten einen herrlichen und allgebietenden Oberherrn, welcher König, und, seit Italien mit Deutschland verbunden worden, Kaiser von Deutschland genannt ward. Dieser Herr befahl mit großer Gewalt, und sein waren alle Rechte und Herrlichkeiten, die man mit einem Namen Königsrechte oder Majestätsrechte zu nennen pflegt. Anfangs hatte Deutschland erbliche Kaiser aus dem Hause Pippins von Herstall, welche nach Pippins Urenkel, Kaiser Karl dem Großen, gewöhnlich die Karlinger heißen. Als dieses Geschlecht auf dem deutschen Throne ausstarb, wählten die Deutschen sich Kaiser ihres Volkes aus einem anderen Stamm, doch so, daß sie stillschweigend eine Art Erblichkeit anzuerkennen schienen. So herrschten fünf Kaiser aus dem sächsischen, so vier aus dem salischen Hause hintereinander, so später die Vettern der Salier, die Hohenstaufen. Die Völker erkennen gern an, was jeder einzelne früher oder später erkennen lernt, daß das Leben nichts Unruhigeres und Gefährlicheres hat als die freigelassene Wahl und Willkür, und daß nur das glückselig ist, was die wohltätige Notwendigkeit eines Gesetzes gebunden hat: von der Wahl liegt die Freiheit am weitesten, weil die sich immerfort wiederholende Willkür durch die Unstetigkeit, die sie in der Liebe und Gesinnung erzeugt, der Sklaverei am nächsten steht.

Fürsten und alte verehrte Geschlechter hat Deutschland von jeher gehabt. Erbfürsten in den hohen Reichsämtern hatte es nicht, aber die Kaiser schienen seit den Saliern Erbkaiser werden zu wollen. Bald fügte es Deutschlands Unglück so, daß die Fürsten erblich und die Kaiser gewählt wurden. Seit dieser Zeit Unruhe, Aufruhr, Schwanken der Verfassung und aller deutschen Verhältnisse hin und her; von Jahrhundert zu Jahrhundert Minderung und Schmälerung der kaiserlichen Macht, Vergrößerung und Erhöhung der fürstlichen; alle kaiserlichen Herrlichkeiten und Güter beraubt, verschenkt, verpfändet und verkauft; zuletzt der Kaiser als Kaiser der ärmste und ohnmächtigste Fürst in Deutschland: nur im Wahn des Namens noch eine Bedeutung von Macht. Doch bestand Deutschland durch allgemeine politische Weltverhältnisse und durch angeborne Tugend, Treue und Tapferkeit, die in dem edlen Volke nicht so leicht untergehen konnten.

In der früheren Zeit waren die, welche nachher Reichsfürsten genannt wurden, nur Dienstmannen und Amtleute des Kaisers. Deutschland hatte alte Fürstengeschlechter, welche auf besonderen Stammgütern wohnten, die sie mit denselben Rechten und Pflichten besaßen, wie jeder freie germanische Mann seine Güter und Hufen besaß; aber diese alten Geschlechter hatten gar keine persönlichen Vorrechte. Unter diesen waren Fürsten, welche die Kaiser mit Gütern beliehen hatten, welche aber keine einzige der Hoheiten und Vorrechte ansprechen durften, die sie sich später zueigneten. Alle Würden und Ämter aber hingen zunächst an des Kaisers Willkür, weil er der Kaiser und Herr war über allen, und weil das Volk Schwert und Zepter ihm nicht umsonst zum Schutz und Zorn in die Hand gegeben hatte: die Herzoge, die Grafen, die Markgrafen, die Landgrafen, die Pfalzgrafen, die Erzbischöfe, die Bischöfe und Äbte waren Beamte, die der Kaiser, wenn sie gegen ihn und das Reich verbrachen, einsetzte und absetzte, und diese wurden nicht ausschließlich aus Fürstengeschlechtern, sondern aus allen freien Männern Deutschlands genommen, so daß jemand ein sehr hoher Beamter und doch eines wenig berühmten Geschlechts sein konnte.

So war es unter den Karlingern, so unter den Sachsen. Unter den ersten Saliern versuchten einige Fürsten, was kaiserliche Gnade war, als ein Recht zu behaupten. Die Kaiser zeigten ihnen die Kaisergewalt, stießen die stolzesten Ältesten in den Staub zurück aus der Herrlichkeit, die sie ihnen verliehen hatten, und erhoben die kleinsten Jüngsten dazu; ja viele hohe Ämter besetzten sie gar nicht, damit sie zeigten, von ihnen hänge es ab, wie das Reich verwaltet werden solle, wenn es nur gerecht

verwaltet werde. Gegen dieses hohe und edle Kaiserhaus glühete der Haß der alten Geschlechter und brach unter dem Jüngling Heinrich IV. in hellen Flammen aus, die der Papst in Rom schürte. Dieser empörte und beschützte die Fürsten gegen ihren Herrn und Kaiser. Die deutschen Fürsten sahen ihren Kaiser, den Sohn eines gewaltigen Herrn, den Enkel so vieler Könige, den herrlichsten Herrscher des Abendlandes, unter den Mauern von Kanossa vor dem stolzen Hildebrand gleich einem gemeinen Missetäter im brennenden Winter knien und frohlockten der geschändeten Ehre; sie setzten Gegenkaiser, die untergingen; sie empörten zuletzt seinen eigenen Sohn, der von seinem Vater und von Gott verflucht ward, daß sein Geschlecht mit ihm erlosch. — Ebenso herrliche Kaiser waren die Hohenstaufen, ihr Schicksal war nicht glücklicher. Mußte nicht der große Friedrich Rotbart sich vor dem Papst demütigen in Venedig, weil deutsche Fürsten dadurch größer zu werden schienen, daß ihr Herr erniedrigt wurde? Mußte nicht der unbesiegliche Friedrich II. seinen von ihnen aufgewiegelten Sohn Heinrich im Kerker sterben lassen? Ließen sie es nicht mit Freuden geschehen, daß der letzte Sproß der Hohenstaufen in Neapel auf dem Blutgerüste von Henkerhand ungerächt hingerichtet ward?

In dieser langen Zeit von Ungehorsam und Verwirrung und in dem Zwischenspiel und der Zwischenhetzerei der Päpste hatten sie die Künste gelernt, wodurch sie das angefangene Werk vollenden konnten. Zwanzig Jahre lang hatte Deutschland gar keine Kaiser als solche, die bloß mit dem Namen aus der Ferne gehört wurden, wie Alfonsus von Kastilien und Richard von England. Was sah man da? Überall Begründung der Fürstenmacht und Willkür und Plünderung und Zerstückelung des Reichsguts und der Reichshoheit oder vielmehr des Kaiserguts und der Kaiserhoheit. Als die Schrecken der beiden gewaltigen Häuser, welchen die Vasallen oft noch kniefällig hatten gehorchen müssen, mit ihren letzten Sprossen vergangen waren, da hieß die Fürstenklugheit, schwache und ohnmächtige Herren auf den Kaiserstuhl zu erheben, Sorge für Deutschlands Ehre und Freiheit; da hießen die Bullen und Urkunden, wodurch sie sich im Besitz bestätigten und befestigten, Deutschlands Freiheitsbriefe, als wenn Deutschland im elften und zwölften Jahrhundert unter dem gewaltigen Schirm des kaiserlichen Adlers nicht ebenso frei und glücklich gewesen wäre als in den folgenden Jahrhunderten bei der kaiserlichen Ohnmacht und bei der zerrissenen und zerreißenden Zwietracht der selbstmächtigen und vom Reiche gewachsenen Vasallen. In diesen Jahrhunderten ließen die Fürsten sich den unbestimmten und schwan-

kenden Besitz und seine Rechtmäßigkeit mehr und mehr verbullen und verbriefen, und hinfort ward Recht und Freiheit genannt, was früher Aufruhr und Meuterei geheißen hatte. So ändern sich die Dinge und ihre Zeichen und Namen, und selbst Liebe und Haß wechseln, und nichts bleibt in menschlichen und irdischen Dingen beständig.

Doch wollte bei diesem Zustande der Angelegenheiten Deutschlands der gnädige Gott das brave deutsche Volk nicht verlassen und erweckte in Süddeutschland durch ein seltenes und fast wunderbares Zusammentreffen vieler Umstände und Begebenheiten in den habsburgischen Erzherzogen von Österreich und Herzogen von Burgund ein mächtiges Herrscherhaus, welches die deutsche, einem schwachen Fürsten endlich nicht mehr begehrliche Kaiserwürde mehrere Jahrhunderte fast ununterbrochen getragen hat. Ohne dieses Haus und ohne das Gewicht, welches es in die Wagschale der europäischen Geschäfte legen konnte, hätte die schlecht verbundene deutsche Vielherrschaft das Vaterland schon damals im Osten den Türken und im Westen den Franzosen zur Beute machen müssen.

Jetzt begann die Reformation Luthers, etwas, das man nicht tadeln kann, weil es eine notwendige Geburt des Zeitalters war und von Gott kam und nicht von den Menschen. Diese Reformation, welche auf eine völlige Umwandlung der alten Begriffe und Gedanken und auf ein ganz neues Leben und einen neuen Zustand hinarbeitete und gerade in unseren Tagen ihre Arbeit scheint vollendet zu haben, löste viele Staaten auf und machte auch das lose Band, welches den Kaiser und die Fürsten zusammenhielt, noch loser. Sie beschleunigte die Auflösung, welche in Deutschland schon war, vielleicht um einige Jahrhunderte; sie die einzige Ursache derselben zu nennen, ist dumm und ungerecht. In dieser Zeit wagten deutsche Fürsten schon Bündnisse mit den Fremden gegen Kaiser und Reich, und alle Tage erschienen neue Bedenklichkeiten und Gefährlichkeiten. Jetzt säete auch die Religion Zwietracht aus. Mit blutendem Herzen gedenkt ein treuer Deutscher nur der unseligen Zeit unter des herrlichen Maximilians II. schwachen Söhnen, der Ränke der Jesuiten, der blutigen Aufruhre und Bekehrungen in Böhmen, Österreich und Steiermark, der unweisen und grausamen Frömmigkeit der großen Herren von Österreich und Bayern, Ferdinand II. und Maximilians, und der Gleichgültigkeit, Sorglosigkeit und Unfähigkeit der mächtigeren protestantischen Fürsten, welche im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts regierten.

Ich spreche von dem Dreißigjährigen Kriege, einer Plage

und Schande, welche Deutschland der Schlafsheit und Verblendung derer, die hätten anführen sollen, und dem wilden, ungehorsamen und abenteuerlichen Geist einiger Fürsten und Herren verdankte, die keinen Gott kannten als ihren Degen, und kein Vaterland, als wo sie mit ihren verheerenden Reitergeschwadern lagerten. Auch hier ward die Religion hineingeschoben und das deutsche Volk durch das Heiligste und Ehrwürdigste, was der Mensch hat, gegeneinander aufgewiegelt und bewaffnet. Das Volk glaubte, was die Anführer nicht glaubten. Darin waren in dieser traurigen Zeit einige katholische Fürsten ehrwürdiger als die protestantischen, daß sie wirklich mit der Religion des Herzens, jene nur mit der Religion des Mundes in den Kampf zogen. Dieser jammervolle Krieg brachte eroberungslüsterne Fremde ins Vaterland, die auch nur mit deutschen Kräften und Männern Deutschland verwüsteten und erniedrigten. Das war das schimpflichste, daß zu Münster und Osnabrück, in denselben Orten, wo einst die Weltherrscher Roms vor den Germanen gezittert und über ihren erschlagenen Legionen die Wehklage geheult hatten, das Schicksal der Enkel dieser Germanen von zwei Weibern entschieden ward. Anna von Österreich herrschte in Frankreich kaum, wo Erschöpfung, Unruhe, bald Aufruhr war: sie gebot in Westfalen allmächtig; Christina, des großen Gustav Adolfs Tochter, herrschte in Schweden leichtsinnig und verschwenderisch über ein kleines, tapferes, aber armes Volk, Enkel der alten Goten: die Frau, welche in ihrem Heere nur 20000 geborne Schweden und keinen Pfennig Geld hatte, half Deutschlands Lose verteilen. Das geschah durch deutsche Zwietracht und Gleichgültigkeit, die kein Vaterland mehr erkannten, die sich für den eigenen kleinen Vorteil an die Fremden hängten und ihnen ihre Heere, ihr Land und ihre Ehre verkauften. Darum geboten Anna und Christina.

Doch entging Deutschland der Gefahr völliger Schändung und Unterjochung oder wenigstens der Zersplitterung seines Gebietes auch diesmal wieder durch die Gnade Gottes. Das war ein großes Glück, daß die Türken in dieser ganzen Zeit keinen kriegerischen Kaiser oder Wesir hatten, welchem gegen Westen zu stürmen gelüstete; daß die Franzosen noch mit den Vorarbeiten der despotischen Monarchie beschäftigt waren, die bald nach diesem Kriege Europa ängstigte; daß der kühne und gewaltige Gustav Adolf, der gewiß große Entwürfe des Ehrgeizes in seinem Herzen rollte, den dritten Herbst nach seiner Landung auf deutschem Boden bei Lützen erschlagen ward.

Traurig ist die Erinnerung an die Unterhandlungen von Münster und Osnabrück und an den Frieden und die Verfassung,

welche sie gebaren, an den sogenannten Westfälischen Frieden. Hier gebärdeten sich alle, als seien der Himmel und die himmlischen Dinge, der Glaube und die Religion das einzige, was in ihren Herzen und Gedanken lebe, aber bei den meisten war Eigennutz und Herrschsucht größer als Gerechtigkeit und Vaterland. Schon damals bezahlten die Franzosen Bestechungsgelder, und Schweden und Deutsche empfingen sie: die Schweden empfingen auch noch von Deutschen. Ich sage nichts von dem neuen Rechte, wodurch so viele deutsche Stifter und Herrlichkeiten hier vernichtet wurden, nichts von der trügerischen Gier, womit nach des Reichs Gütern und Ländern getastet ward; in Münster und Osnabrück wurden die deutschen Pacta conventa abgeschlossen und besiegelt, die Schwäche und Zerrissenheit des Reichs ward bestätigt, und polnische Verwirrung, Ungehorsam und Unglück wurden dort zu Gesetzen gestempelt. Was gleich nach Luthers Tode die Fürsten von Sachsen und Hessen gegen Kaiser Karl V. wagten; wodurch Moritz von Sachsen mit Frankreich gegen Kaiser und Reich bald offen frevelte; was man unter Rudolfs schwacher Regierung mit dem König Heinrich IV. von Frankreich, was man bald darauf immer kühner mit Richelieu und Dänemark und Schweden gegen den Kaiser und das Reich angezettelt hatte, was aber immer noch mit einer Art Scheu und Scham entschuldigt und mit einem Anstrich von bösem Gewissen getan ward — das ward jetzt als freies Recht gestempelt und von tausend Stimmen als die rechte und echte Freiheit Germaniens gepriesen und verkündigt. Jeder deutsche Fürst ward durch den Westfälischen Frieden fast ein selbstherrschender Gebieter in seinem Lande, ihm ward das eigenmächtige Recht des Kriegs und Friedens zugestanden und mit seinen Mitständen des Reichs oder mit fremden Mächten Bündnisse und Verträge zu schließen, unbeschadet — hieß es — den Pflichten, womit jeder dem Kaiser und Reiche verbunden sei. Aber wer sollte den Prozeß führen? wer sollte untersuchen und entscheiden, wie weit diese Pflichten gehen, und worin sie bestehen? wer sollte bei solchem Zugeständnis die mächtigeren Glieder des Reichs in Ordnung halten? Der eigene Wille ging geschwind, der allgemeine faul; der Verbrecher gegen Kaiser und Reich handelte, der Rechtforderer sollte erst untersuchen, warum und wie er handelte. Das ist allein zu bewundern, daß Deutschland bei diesem Unglück nicht früher untergegangen ist. Aus der Übung ließen die deutschen Fürsten dieses Recht nicht leichtlich kommen, da sie es schon gebraucht hatten, ehe es ihnen zugeschrieben war. Frankreich hatte diese sogenannten Fürstenrechte besonders ge-

fördert und beschützt; Frankreich benutzte sie zuerst für sich. Der treulose und herrschsüchtige Ludwig XIV. hatte in allen seinen Kriegen gegen Deutschland und gegen die übrigen Nachbarn deutsche Fürsten zu Bundesgenossen, und zwar meistens nur katholische Fürsten, z. B. die Bischöfe von Köln und Münster und die bayrischen Kurfürsten. Dies sage ich nur, damit man im Eifer für das Alte Luther und die protestantischen Fürsten nicht ungebührlich beschuldige. Dieses Übel lag nicht im Protestantismus, es lag in der ganzen deutschen Verfassung tief gewurzelt; der Protestantismus hat es höchstens etwas früher, als sonst geschehen wäre, zur Anwendung bringen helfen.

Seit dieser Zeit ging es mit der deutschen Freiheit reißend vorwärts und mit dem deutschen Glück und der deutschen Macht reißend abwärts. Jede Kaiserwahl beschränkte die Kaiserherrlichkeit und erweiterte die Fürstenrechte; der hohe Wahn von dem Gehorsam gegen Kaiser und Reich und von der Gewalt und Majestät des Kaisers über allen schwand mehr und mehr; die mächtigen deutschen Fürsten stellten sich immer mehr neben den Kaiser gleichsam als seinesgleichen und taten und verhandelten mit den Eigenen und mit den Fremden, wie es ihnen gefiel; für sie gab es kaum ein Gesetz der Gerechtigkeit mehr, das sie zwingen konnte, höchstens wurden sie durch das Gesetz politischer Schicklichkeit lose gehalten; sie durften fast ungestraft alles durch die deutschen Gesetze und gegen die deutschen Gesetze; nur gegen die Kleinen war in der Verfassung gesetzlicher Zwang und Strafe, weniger Schutz und Schirm für sie. Diese Kleinen, die geringeren Fürsten und Herren, der deutsche Orden, die Reichsritterschaft, die Reichsstädte, die Bistümer und Stifter waren daher auch die einzigen, die noch mit rechter Liebe und Treue an Kaiser und Reich hingen.

Was soll ich von dem achtzehnten Jahrhundert reden und die traurig lange Geschichte deutscher Zwietracht und deutschen Unglücks erzählen? Was von Frankreichs schlummerlosen Kabalen und Anzettelungen, von Bayerns zweimaligem und dreimaligem Spiel mit den Fremden? Was von den jammervollen inneren Kriegen von 1740 und 1757, welche zur Verwüstung und Schändung des Vaterlandes alle fernsten Völker auf den deutschen Boden lockten? Endlich der französische Revolutionskrieg, welcher Deutschlands Verderben und die Eroberung deutscher Lande offen im Munde führte; die Demütigung, Entwaffnung und Zerreißung des Vaterlandes; die Friedensschlüsse zu Luneville und Regensburg, und wie wieder Fremde über des Vaterlandes Lande und Würden entschieden und das Alte mit einer neuen Verzierung auf-

schmückten, die sie eine Verfassung Deutschlands nannten, und worunter sie wie hinterlistige Schlangen in ihren Löchern lauerten. Was aus diesen Friedensschlüssen und ihrer Verfassung geworden ist, der völlige Abfall und Ungehorsam vieler Fürsten, die Zersprengung des alten heiligen Reiches, das Unglück des Rheinbundes, die Unterjochung Deutschlands, die unseligste Verwirrung und Zerrüttung aller Dinge und unglaubliches und unbeschreibliches Elend der Menschen — das liegt frisch und blutig vor unsern Augen, und es bedarf nicht beschrieben zu werden, was wir empfunden haben und empfinden.

So ist es ergangen, und so geht es, und noch sind da, die uns sagen, Deutschland müsse seine Verfassung wieder haben; die Vielherrschaft sei das Palladium deutscher Freiheit und deutscher Bildung und müsse bleiben; der Deutsche wolle keinen großen Staat, er tauge dafür nicht, bündisch, genossisch sei sein Sinn, einen Eidgenossenstaat unter einem schwach gebietenden Oberhaupte wolle er wieder haben.

Oben schon habe ich mich über das erklärt, was diese Gerechtigkeits- und Freiheitspropheten unter deutscher Verfassung und deutscher Freiheit verstehen, nämlich die Selbstgewalt der größeren Fürsten gegen Kaiser und Reich und gegen die Kleinen und das bebrieste Recht, gegen Reich und Volk jeden beliebigen Augenblick in offenem Kriege und Aufruhr zu sein. Die alte Verfassung Deutschlands aus dem zehnten und elften Jahrhunderte könnten wir uns wohl gefallen lassen, wenn das Alte je wieder jung werden könnte. Aber würden die Fürsten es sich gefallen lassen, gegen den deutschen Kaiser wieder in das Verhältnis gestellt zu werden, wie sie unter den sächsischen und salischen Herren standen? Wahrlich nimmermehr. — Die Geister sind nicht wieder zurückzugewöhnen, auch nicht wieder zurückzuversöhnen als von fern; einmal gebrochene Liebe und Treue läßt immer einen bittern Stachel im Herzen, und der großgezogene Ungehorsam wird durch Zucht kein Gehorsam wieder. Auch die Zeiten lassen sich nicht wieder zurückführen; was vergangen ist, ist auf ewig vergangen. — Oder sollen wir die spätere Verfassung wiedernehmen, die von Friedrichs II. und Konrads IV. von Hohenstaufen Tod bis auf die Reformation und den Dreißigjährigen Krieg oder die des Westfälischen Friedens oder gar die des Luneviller Friedens, die sogleich mit Ungehorsam und Abfall begann? — Das nennen die Menschen Verfassung, was gar keine Verfassung ist, ein seltsames Ding, was allein deutsche Redlichkeit und Bravheit so lange zusammengehalten hat, und was ohne diese

dem Vaterlande schon viel früher das ganze jüngste Unglück gebracht hätte. — Ja selbst wenn Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit und Gehorsam gegen das Vaterland die größesten wären, wenn der Geist der Hingebung und Aufopferung für das Vaterland auch plötzlich wie durch ein Wunder alle Herzen ergriffe, die alte Gestalt des Deutschen Reiches, wie sie in den letzten Jahrhunderten war, hat eine solche Langsamkeit und Hilflosigkeit in der Gefahr, eine solche Ohnmacht und Unfähigkeit, die Kräfte desselben kühn und rasch zu gebrauchen, daß Deutschland auch bei dem besten Willen der Glieder seines Leibes bei dem Stande der jetzigen Weltverhältnisse bald wieder in derselben Lage sein würde, woraus wir es erlöst wünschen. — Oder soll man endlich etwas ganz Neues stiften, den unseligen Rheinbund vertilgen und eine neue deutsche Eidgenossenschaft bilden, die in allen ihren Teilen besser zusammenhängt und der ausübenden Gewalt und überhaupt der Ausführung der Beschlüsse mehr Geschwindigkeit und Schnellkraft gibt? Freilich, Entwürfe und Pläne sind da genug zu machen, aber welcher Gott soll das Abtrünnige, Entgeistigte und Entdeutschte wieder zu der verlornen Liebe und Treue binden, so daß fest zusammenhalte, was in ihm selbst keinen Halt hat? Solches wird durch Bullen und Briefe und beschwornes und besiegeltes Papier nicht fest; durch eine solche papierne Umkleidung und Ausschmückung der deutschen Schäden würde man das Übel nur verlarven, und seine Plage würde gleich einer übergeheilten Wunde bald wiederausbrechen.

Und die Ungerechtigkeit gegen diese Fürsten, die Vernichtung ihrer wohlhergebrachten Rechte und Herrlichkeiten und anderes, worüber man schreien würde? Ich frage nur eins: Bestehen ihre Rechte und Herrlichkeiten noch? Tragen sie noch die Majestät des Befehls, sind sie noch Fürsten? Zwar hat Napoleon sie zu alleinherrschenden, unumschränkten Herrschern erklärt; aber wo ist die Heiligkeit ihrer Person, die Unverletzlichkeit ihrer Herrschaft, die Majestät ihrer Gewalt? Die unglücklichen Fürsten wissen wohl, wie sie herrschen und gebieten, sie selbst fühlen am besten, wer sie sind, und wer sie bald sein würden, wenn ihrem großen Beschützer seine gigantischen Entwürfe gelängen. Wahrlich, sie müssen sich jeder deutschen Verfassung freuen, die ihnen Anteil an der Majestät des Reiches, eine hohe und heilige Ehre in ihrem Volke und ihren Söhnen und Enkeln nach ihnen für alle Zeiten die Hoffnungen und Rechte glänzender Herrschaft sichert.

Und die im deutschen Charakter tief gegründete An-

lage und Neigung zu verbündeter Eidgenossenschaft, also die Notwendigkeit der Eidgenossenschaft?

Die vielberufene und auch vielgepriesene Eidgenoßlichkeit des deutschen Volkes, seine urgeborne und eingeborne Fähigkeit und Liebe zu einer bündischen Verfassung ist demjenigen, der die Entwickelung der Völker und die Schöpfung und Umwandelung ihrer Verfassungen nur mit einem flüchtigen Auge betrachtet hat, wahrlich fast etwas Lächerliches. Es ist ebenso abgeschmackt, aus dem, weil etwas ist oder auf eine bestimmte Weise ist, die Notwendigkeit des Seins und zwar eines solchen bestimmten Seins zu folgern, als aus dem Nichtsein eines gewissen Zustandes die Unfähigkeit und Ungeschicklichkeit zu einem solchen Zustande zu schließen. Bei sklavischen Völkern beginnt der Anfang ihrer Geschichte gewöhnlich mit Einherrschaft, bei freigesinnten mit Vielherrschaft. So wimmelte das alte Griechenland, Italien und Hispanien von einer Unendlichkeit kleiner Könige, Fürsten, Freistaaten und Freistädte, bis größere Bildung, gewaltiger Zusammenstoß der Kräfte und der rastlos fortschreitende Gang der Zeit mehr Monarchien oder monarchienähnliche Verfassungen erzeugte. Ebenso war es die nächsten Jahrhunderte vor und nach unsers Heilands Geburt mit unsern Vorfahren, den Germanen. Blieb es so? Nein. Doch hätte es bleiben müssen, wenn die Germanen zu keiner andern Verfassung von der Natur bestimmt gewesen wären. Die Spanier, die Engländer, die Schweden haben Einherrschaft gewonnen. In früheren Zeiten hatten sie auch Vielherrschaft und kleinere Bundesgenossenschaften unter einem Herrn und mehreren Herren; sie gehorchen jetzt einem Könige. Und wagen wir es, diesen unsern Brüdern Tapferkeit, Freiheit, Stolz, Ehre und Glück abzusprechen? O daß wir die ihrigen hätten! Auch bei Deutschland und bei den Deutschen ist gar keine Naturnotwendigkeit, daß sie durchaus in einer bündischen Verfassung leben müssen, und daß jede andere, die Gott oder Menschen ihnen geben könnten, ein Verbrechen sei. Die Notwendigkeit war nichts weiter als eine politische. So läßt sie sich historisch weisen. Deutschlands und Italiens Schicksal und Verfassung und ihr letztes Verhängnis sind in Rom bestimmt, der Papst und die Kirche haben sie gemacht: die zusammenzwingende Kraft des Kaisers und die auseinanderreißende Kraft der römischen Kirche haben die italienische und deutsche Vielherrschaft bis auf eine Zeit verlängert, wo fast alle andere germanische Stämme monarchische Staaten geworden waren. Ohne den Papst würden die Herzoge von Mailand und Savoyen und die Fürsten von Sachsen, Bayern und Hessen ebenso verschwunden sein, wie die

von Bretagne, Guienne und Burgund in Frankreich und die von Katalonien, Valencia und Leon in Spanien verschwanden. Jene politische Notwendigkeit hat seit Jahrhunderten nicht mehr gewirkt wie vormals, und nur die Eifersucht der umwohnenden Völker und ein aus ihr erwachsenes System, das sie System des Gleichgewichts nannten, hat Deutschland größtenteils und Italien zum Teil noch in dem Zustande von Ähnlichkeit einer Verfassung erhalten, woraus mit dem erlöschenden Wahn von dem abendländischen Kaiser und mit dem sinkenden Ansehen des Papstes Leben und Geist oder — was dasselbe ist — das Gleichgewicht der Kräfte entflohen war. Jetzt da die Zeit ein neues System erschaffen und ein neues Gleichgewicht Europens bauen will, ist der völlige Umsturz des vorigen Italiens und Deutschlands eingetreten. Wie man es auch anfange, nimmer wird man ganz wieder erneuen und aufbauen können, was seinen Glauben und seine Religion verloren und verleugnet hat wie die deutsche Verfassung.

Und die wohltätigen und herrlichen Folgen und Früchte der sogenannten bündischen Verfassung Deutschlands?

Da nennt man zuerst die **Vielseitigkeit und Vielartigkeit des deutschen Volks, seine Anlage, sich alles Fremde anzueignen, alles Fernste zu verstehen, kurz alles zu vernehmen, anzuerkennen und zu würdigen wie kein anderes Volk.** — Man nennt eine schöne Eigenschaft der Deutschen, um welche, wenn sie allein aus einer Verfassung wie die deutsche Verfassung war, entspringen konnte, man wohl eine schlecht verbundene Unvollkommenheit ertragen mochte. Aber diese Vielseitigkeit und Vielartigkeit der Deutschen entspringt keineswegs aus dem Vielerlei und Allerlei der Herrschaften und Verfassungen und Staaten, die in der großen Herrschaft, Verfassung und Staat mit eingeschachtelt liegen, sondern aus der weltbildenden und geistigen Anlage des Volks, welches gerade dieser Geistigkeit wegen als die blühende und glühende Seele Europens von Gott in seine Mitte gesetzt worden ist. Diese schöne Vielseitigkeit, dieses treue und offene Herz und dieses liebende und verstehende Gemüt für alle Zeiten und Völker und Länder, diese Gabe ahnender Weissagung und Auslegung, diese Demut und Frömmigkeit, womit der Deutsche alles Schöne und Gute auch der Fremden empfängt, erkennt und verehrt, wird eine andere Verfassung, als die vergangene war, ihm nicht nehmen; auch in einem fester umschlossenen und gehaltenen Staate wird er nie verstocken und erstarren im kleinlichen Stolz und in eitler Genüge

auf seine Eigentümlichkeit und Vortrefflichkeit. Das hindert seine angeborne geistige Beweglichkeit und bei seiner Lage im Mittelpunkt auch die stete Reizung und Reibung, die er von den andern Völkern empfängt, welche ihn nie einschlafen lassen werden. Daß aber diese Reibung nicht länger die des fremden Eisens und Joches bleiben möge, das wünscht mit mir wohl jeder redliche Deutsche. Gern aber wollen wir von unserer sogenannten deutschen Art etwas abdingen lassen, weil sie nicht ganz die Art unserer Väter ist, welche wie Pulver aufflogen, wann die heiligen Klänge Vaterland und Freiheit erschallten. Uns tut es sehr not, daß wir aus der Bildung des einzelnen und dem Gefühl für das einzelne, worin die meisten Deutschen in den beiden letzten Jahrhunderten sich im kleinlichen Glücke verkleinert und verkümmert haben, uns wieder zu der Bildung und dem Gefühl des Allgemeinen erheben, daß wir wieder auch eine äußere Gestalt und Würde eines Volks bekommen. Süß ist die fröhliche Genüge des Herzens, die fromme Genüge des häuslichen Glückes, und der Deutsche wird sie nie verlieren; aber süßer ist das stolze Gemüt, welches zuerst nach hoher Glorie und unbeflecktem Glanz des ganzen Volkes hinausblickt und diese beschirmt wissen will, ehe es sich das Recht zugesteht, an seinem Herde mit Weib und Kindern und Freunden das engumschlossene Glück zu genießen. Durch die große Zeit, worin wir leben, und durch Gott, der mit uns ist, werden wir dieses höhere Gefühl männlicher Tugend wiedergewinnen, und dann erst werden wir unsere Bestimmung, ein Weltvolk zu sein, ganz und würdig erfüllen.

Die Vielherrschaft beförderte die Freiheit und Denkfreiheit, zügelte den Übermut und schreckte die Ungerechtigkeit durch eine Öffentlichkeit der Rede und Schrift, die durch sie allein möglich war, weil man in dem Gebiet des einen Herrn durfte, was unter dem Zepter des andern bestraft ward, und weil die Fürsten die Meinung ehren und fürchten lernten. Von der deutschen Freiheit, und was sie den Fürsten bedeutet hat, ist oben genug gesprochen; wie die Vielherrschaft die Denkfreiheit gefördert hat, möchte man dankbar gern erkennen, wenn man nicht wüßte, daß sie auch in freien Monarchien bestehen kann. England hat immer eine größere Denkfreiheit walten lassen als Deutschland, Schweden eine so große als die besten deutschen Staaten; und doch haben beide Länder einen gebietenden König über allen und keine regierenden und unabhängigen Fürsten noch freie Reichsstädte und Republiken. Galt denn die politische Freiheit bei der deutschen Vielherrschaft

so allgemein? Galt sie durch die heilige und öffentliche Stimme des deutschen Volkes und seiner erlauchtesten und besten Männer? Wurden nicht viele deutsche Staaten schon fast willkürlich und ohne alle ständische Vertretung und Mitberatung regiert? Und wo noch Stände berufen wurden, waren sie viel mehr als leerer Schein? Dies hier Gesagte soll man keineswegs als eine Anklage der Regierungen deuten; es war allmählich notwendig aus der Zeit so geworden. Mit dem Verfall der alten Formen und Ordnungen und mit der schwindenden Ehrfurcht vor dem Reiche und vor der kaiserlichen Majestät war auch der Stolz und Hochsinn des Adels und Volkes lange schon gesunken, welche zwischen dem Gesetz und der Willkür vormals eine wohltätige Schranke aufgeführt hatten. Verkauften nicht zu derselben Zeit, als die gepriesene Aufklärung alle Offenbarung wegklügelte, alle Religion wegspöttelte und alles göttliche und menschliche Heiligtum enthüllte und entweihte, deutsche Fürsten Tausende ihrer Untertanen nach dem Kap, nach Amerika und nach Indien, daß sie für schnödes Geld erschlagen würden? Dies geschah im achtzehnten Jahrhundert öffentlich in dem Lande, das die freien Germanen seine Ahnherrn nannte; dieser Negerhandel ward bei der sogenannten freiesten deutschen Verfassung ohne Scheu getrieben. Auch hat es an willkürlichen Gewaltstreichen einzelner Fürsten, an eigenmächtigen Verhaftungen, Strafen und Überziehungen nicht gefehlt, die bei der Verfassung des einherrischen Englands und Schwedens nimmer hätten geschehen dürfen. Daß in dieser Vielherrschaft nicht noch Schlimmeres geschah, dankte man wahrlich nicht der gepriesenen Verfassung, die zum Befehlen, Handeln und Strafen so wenig Kraft hatte, sondern uralter deutscher Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Freimütigkeit, die sich mitten im Verfall und Verderben im Volk erhielt, und die gottlob! in vielen Fürstengeschlechtern noch nicht erloschen war.

Und die allgemeine Bildung und Wissenschaftlichkeit, welche die vielen Herrschaften, Hauptstädte und Hofhaltungen in Deutschland geboren haben sollen? — Das hat man gepriesen als die goldne Mittelmäßigkeit der Dichter, worin es sich so wohlleben lasse, daß in Deutschland nicht eine einzige große Stadt, ein einziger Mittelpunkt allen Geist, alles Leben und alle Bewegung des Ganzen zu sich reiße und verschlinge; daß die Säfte des Staats durch seinen ganzen großen Leib mehr gleich verteilt seien; und daß daher eine glückliche Mischung und Verbreitung nicht allein der leiblichen, sondern auch der geistigen Kräfte entstanden sei, die man nirgends so erblicke als in Deutschland. Ich will das alles verschlingende

und verzehrende Leben von London und Paris gerade nicht loben; aber was aus einer politischen Mittelmäßigkeit, wenn sie nicht durchaus eine bäuerliche und demokratische ist wie die der kleinen Schweizerkantone und Tirols und Norwegens Herrliches und Glänzendes hervorgehen soll, weiß ich nicht. Auch habe ich in Deutschland davon wenig gesehen. Selbst wenn Deutschland einen Herrn hätte, könnte und würde es in den einzelnen Landschaften, wie es jetzt ist, wohl Hauptstädte haben als Sitze der Regierungen und Obergerichte und in andern Orten Universitäten, Gymnasien, Bibliotheken und andere Bildungsanstalten. Wie eine Sammlung von bunten und gebückten Hofdienern und Lakaien, von einigen Offizieren, Hofmarschällen, Kammerherren, Jägermeistern und Geheimschreibern, die sich Herrlichkeiten betiteln lassen, von einigen Hofjunkern und Kammerfräulein und Zofen, deren größte Fertigkeit in der Regel ist, ausländische Geckereien zu treiben und sich französisch zu zieren und zu plappern, wie die ganze Elendigkeit der kleinen deutschen Hofhaltungen je Leben und Bildung hat verbreiten können, verstehe ich nicht; sie hat fast immer nur gedient, verderbliche Ausländerei und leere Ziererei zu nähren und die besseren deutschen Fürsten und Männer zu entdeutschen. Wenn an diesen deutschen Höfen die rechte deutsche Art und Bildung und Gesinnung gewesen wäre, es hätte in den letzten zwanzig Jahren wohl hervorspringen müssen, wo die Zeit so laut nach deutschen Helden und Rettern rief. Daß nichts dergleichen hervorgesprungen ist, das ist das Gottesurteil gegen die wohltätigen Folgen, die man uns preiset.

Ich will das Bild einmal umkehren und nur ein paar Flecken daran zeigen; dann mögen die Verständigen urteilen.

Unglücklicher Deutscher, so unglücklich bist du, daß du ganz vergessen hast, wer du gewesen bist, und nun dein zerrissenes und dunkles Elend wohl gar als eine stattliche und glänzende Glückseligkeit preisest. O wenn du fünf Jahrhunderte, ja nur drei Jahrhunderte dich zurückleben und fühlen und sein könntest, wie deine Vorfahren fühlten und waren — nicht hier würde das Lob und die Freude sein. Als der heilige Wahn von Kaiser und Reich noch blühte, als die kaiserliche Hofhaltung und die Kaisertage und Reichstage noch alles überstrahlten und auch die ersten Fürsten neben der herrlichen und heiligen Person des Höchsten und Ersten nur als Diener erschienen, da wareſt du noch ein Volk, ein mächtiges, schöpferisches, ehrwürdiges und gefürchtetes Volk; da glühete noch deutsche Ehre und Treue in deiner Brust, und die großen Namen Vaterland und Freiheit belebten dir den Puls mit geschwinderen Schlägen; da hatteſt du noch Stolz für die

Eitelkeit und Mut für die Weichlichkeit: du fühltest dich groß und wareſt groß und wirkteſt und dachteſt groß, und die Fremden nannten deinen Namen mit Achtung und Furcht; da gehörten Volk und Adel und Fürſten noch einem großen Lande und Herrn an, und die Gedanken und Gefühle flogen ihren Adlerflug, und das Kleine und Einzelne durfte das Große und Allgemeine nicht feſſeln. — Aber als die Kleinigkeit und Einzelheit der kleinen Fürſtentümer und Herrſchaften mehr und mehr durch Geſetze begründet und abgeſchloſſen ward, als die Fürſten und Herren ſich zu groß dünkten, an großen Tagen gemeinſchaftlich zu erſcheinen und mit dem Kaiſer über des Reichs Geſchäfte zu ratſchlagen, und ſich dagegen in ſelbſtdünkelnder Größe mit erborgter Majeſtät und kleinlichen Flittern des Hofprunks und mit blankem Schein der Paradeplätze umgaben, da ward alles einzeln dienſtbar und knechtiſch, und das Vaterländiſche, Hochgeſinnte und Stolze ward mehr und mehr vergeſſen. Bald dann entſtand das neue Elend, daß Deutſche, nicht mehr verſchämt, ſondern frech, nicht mehr auf fremdem, ſondern auf deutſchem Boden, gegen Deutſche, ja daß ſie gegen den Kaiſer von den Fürſten ins Feld geführt wurden und ſich im Brudermord erwürgten. Dieſer wiederholte Brudermord, wie alle große Sünde, hinterließ immer eine dumpfe und betäubende Verſtockung und ſchändete und verdunkelte dem Volke das ſchöne und herzliche Gefühl von gemeinſamer Liebe und Treue gegen ein großes und heiliges Bild, das mit vielen Namen Kaiſer und Reich, deutſche Freiheit, Deutſchland, Vaterland verſchieden genannt und doch von allen verſtanden ward. Aus dem großen deutſchen Volke wurden kleine Völkchen, an Verfaſſung, Regierung, Geſinnung, Liebe und Haß allmählich ganz verſchiedene, ja feindſelige Völkchen, die ineinander den gemeinſamen Stamm kaum noch erkannten. Dieſe Bruderkriege von Abel und Kain gewann Deutſchland durch ſeine Vielherrſchaft, und das gewann es, daß ſeit dem Dreißigjährigen Kriege faſt je alle zwanzig und dreißig Jahre die Heerhaufen der fremdeſten und fernſten Völker über ſeine Grenzen gelockt wurden und ſich in denſelben auf ſeine Koſten blutig herumtummelten. Ich nenne nur Ludwigs XIV. Kriege, den Spaniſchen Erbfolgekrieg, den Krieg um das Erbe von Habsburg, den Siebenjährigen Krieg, durch deutſche Waffenherrlichkeit traurig berühmt, endlich den Revolutionskrieg und das Unglück und die Zerreißung des deutſchen Vaterlandes in den letzten acht Jahren, und daß wir beſchimpft und unterjocht, ohne Sicherheit und Gegenwehr uns haben von Fremden plagen und unſere unglücklichen Kinder zu Hunderttauſenden in die Fremde treiben und dort ermorden laſſen

müssen, und allen den zu gräßlichen Jammer, mit dessen Erinnerung ich deutsche Herzen hier nicht verwunden will. — Und der enge und kleinliche Geist und die kleinlichen Vorteile und Rücksichten und Geschäfte der kleinen Fürsten und die Pedanterei und Ziererei ihrer kümmerlichen Hofhaltungen — wie viele der herrlichsten Kräfte und fliegendsten Genien Deutschlands haben diese an sich gezogen und dem Vaterlande entwendet und verdorben! Denn wie mag groß werden und bleiben in Taten und in Gedanken, wer das Kleine immer als etwas Großes ansehen und tun muß, und bei welchem das Erhabene und Erbärmliche einander so nahesteht, daß man an der einen Seite des Mannes den Küchenmeister mit dem Küchenzettel und an der andern den Feldmarschall mit dem Stabe zu sehen glaubt? — Und diese Vielfürsterei, wie sie die einen Genien in dem Dienst und der Arbeit des Kleinen und Eitlen verknöchert und verkümmert, so läßt sie den andern gar keinen Halt: sie können nicht achten, was kleinlich ist, und werden durch keinen großen Tatenglanz und Liebesreiz der erhabenen Idee eines Volkes und Vaterlandes in das Leben und in seine liebliche Fülle gelockt, sondern gaukeln mit Schattengespenstern, wohinter nicht einmal Schatten stecken, tändeln mit Träumen und Idealen, die weder im Himmel noch auf Erden sind, und vergeuden in solcher öden Träumerei und Spielerei himmlische Anlagen und Kräfte, die ihnen und dem deutschen Vaterlande sonst unsterbliche Glorie und Freude geboren haben würden. Daher nirgends so viele wüste Metaphysiker, wimmernde Mystiker, im Schlaf wandelnde und nach dem Heil tappende Adepten als in Deutschland; daher bei dem Mangel eines allgemeinen deutschen Lebens- und Liebesgefühls das Unstete, Ungebildete und Gestaltlose des Deutschen in dem Leben und in der Literatur; daher das Allesbeginnen und Nievollenden, das Vieleswollen und Nichtskönnen des jetzigen Deutschen: unsere Väter wurden in vielen Arbeiten und Künsten Meister genannt, wir gebärden uns alle, als müssen wir ewige Lehrjungen sein und bleiben. — Diese zersplitterte Vielherrschaft, die uns den Stolz und die Gemeinschaft *eines* Volkes und *einer* Herrschaft nahm, hat uns eine so lächerliche Eitelkeit und knechtische Freundlichkeit und Gefügigkeit, kurz eine so wunderbare Ähnlichkeit mit allem und mit nichts gegeben, daß wir den fremden Völkern fast verächtlich erscheinen. So ist das Volkstümliche und Eigentümliche des tapfersten, geistigsten, schönsten und kräftigsten Volkes verwischt und hat allen äußeren Ernst und Glanz verloren, daß die Deutschen andern Völkern fast wie bunte, aus den verschiedensten Gewändern und Farben zu-

sammengenähte Zierlappen vorkommen. Man hat uns Weltmenschen, allgemeine Philosophen, Kosmopoliten genannt und Wunder gemeint, wie sehr man uns mit diesen Namen lobte. Man hätte uns die Juden des neuesten Europa nennen sollen, denn wie die Juden sind wir umher verstreuet und ihnen fast gleichgeachtet; nur daß die Juden in ihrer ewigen Physiognomie noch mehr Stärke und Charakter verraten als die jetzigen Deutschen. Diese äußere Nichtigkeit und Gestaltlosigkeit, kurz dieses breite und weite Alles und Nichts, was in uns erscheint, und die daraus fließende Verachtung tragen wir unschuldige Urenkel der herrlichsten Väter, weil in Stuttgart, München, Kassel, Dresden, Hannover, ja weil in den meisten kleinen und großen Städten des Vaterlandes Hofhaltungen waren und sind, welche unsere angeborne Herrlichkeit so geviertelt und gefünftelt und zuletzt so vertändelt haben, daß fast nichts übriggeblieben ist. — Wie, wenn zu dieser Verachtung, die uns von Fremden widerfährt, nach der Haß kommt? Wenn wir als die Sklaven und Schergen eines wilden Tyrannen so lange in der Fremde herumgetrieben werden, bis die edleren Völker uns ihre Flüche und Verwünschungen nachschicken? Dann nehmen wir wahrlich einen zu traurigen Abschied aus der Weltgeschichte. Wir wollen ihn nicht nehmen, wir werden ihn nicht nehmen: das verbürgt uns das Zeitalter und die Geschichte; aber wir würden ihn nehmen, wenn es bliebe, wie es ist, oder würde, wie es war.

Doch damit ich zeige, daß nicht blinder Zorn meine Worte treibt, und daß mir alles recht ist, was dem lieben Vaterlande Sicherheit, Stärke und Freiheit gibt — noch einen schönen Traum von einer deutschen Eidgenossenschaft, der dem Volke gefallen könnte, den Fürsten schwerlich gefallen wird: bloß ein Skelett, wovon nur die großen Knochen zusammengefügt sind. Ich zweifle aber, daß die Zeit Atem haben, und daß ihre Mattigkeit Tugend gebären wird, diesen Traum je wirklich zu machen.

Wir nehmen an, Deutschland erwählt und erkennt wieder einen Kaiser aus seinen eigenen Fürsten.

Diesem Herrn wird eine viel größere Majestät und Gewalt gegeben, als die Kaiser in den letzten Jahrhunderten gehabt haben. Er ist der Oberrichter und Oberfeldherr in einem viel weiteren Sinn, als die späteren Kaiser es gewesen sind.

Die Fürsten bleiben Regierer ihrer Lande unter folgenden Bedingungen:

Ihnen bleiben ihre Lande, wie sie dieselben im Jahr 1792 vor dem Anfange des französischen Revolutionskrieges besaßen.

Sie sind die ersten Richter und Verwalter ihrer Lande, auch

die Feldherren ihrer Heeresmacht; doch schwöret das Heer zuerst dem Kaiser und Reiche und dann ihnen.

Für jedes Land ist bestimmt, was es an Festungen, Waffen, Kriegsgerät, Kriegsvorrat und Mannschaft zum Dienst des Reichs immer geordnet und gerüstet haben muß.

Haben Kaiser und Reich Krieg erklärt, so verwalten der Kaiser und seine bestellte Feldherren die Heeresmacht ganz allein und verfügen darüber, wie Bonaparte in den letzten Jahren über die Kriegsmacht seiner Vasallen verfügt hat; denn ohne Einheit des Kriegsbefehls ist deutsche Freiheit nicht mehr denkbar.

Übrigens muß in ganz Deutschland die Kriegsmacht auf einen Fuß eingerichtet sein; auch müssen die früheren deutschen Kriegseinrichtungen und Kriegsübungen wieder erneuet und solche Ordnungen gestiftet werden, daß das ganze Volk ein waffengeübtes und kriegerisches Volk werde, wie die alten Deutschen noch vor zweihundert und dreihundert Jahren waren.

Die Lande behalten jedes ihre besonderen Einrichtungen und Gesetze, wie sie nach alter deutscher Weise vor der letzten allgemeinen Gewalt und Umkehrung waren; alles Neueste und Französische wird ausgetilgt als eine Erinnerung an die letzte Schande; neue mögen sie sich selbst nach deutscher Art in deutscher Freiheit stiften.

Es ist gut und notwendig, daß so sehr als möglich das Besondere und Eigentümliche bleibe in jeder Landschaft und jedem Gebiete; Eigentümlichkeiten und Örtlichkeiten sind die tiefste und festeste Wurzel aller Freiheit; wer sie ausrottet und sogenannte allgemeine papierne und metaphysische Gesetze gibt, rottet die Freiheit selbst aus. Durch deutsche Gesinnung und Sprache, die jetzt wieder lebendig werden, und durch die großen Reichstage und andere löbliche Einrichtungen wird schon ein allgemeiner Geist erwachen, unter welchem das Besondere glücklich bestehen kann.

Die Stände vom Adel, Städten und Bauern werden allenthalben, wo sie nicht mehr gelten, wiederhergestellt und ratschlagen über die Geschäfte; der Fürst ist nur ihr Haupt und Vorsitzer, gleichsam ein Oberstatthalter des Kaisers und Darsteller und Verwalter der Majestät und Gerechtigkeit.

Die Religion wird äußerlich und innerlich wieder in ihre verlorne Würde eingesetzt.

Dem Adel wird ein höherer, festerer und mehr geschlossener Rang geordnet; er soll wirklich Adel sein.

Damit die Fürsten Deutschland und Vaterland und den Stolz ihrer Majestät wieder fühlen lernen, damit Fürsten und Volk sich innigst aneinanderbinden, und damit die Herrlichkeit und der

Glanz des heiligen Deutſchen Reiches erſcheine und in allen Herzen lebendig werde, ordne man folgendes:

Alle Söhne der Fürſten und der Edelſten des Herrenſtandes werden als geborne Kinder des Vaterlandes angeſehen und erzogen. Es wird eine große Anſtalt geſtiftet, deren Wächter erleſene Männer ſind, die durch große Taten oder Werke ihre Würdigkeit offenbart haben; Feldherren, Miniſter, Staatsmänner und andere Sehrmänner des Volks. In dieſer Anſtalt müſſen die hochgebornen Knaben vom zehnten bis achtzehnten Jahre erzogen werden, dort müſſen ſie deutſche Geſchichte, deutſche Tugend und deutſche Sprache lernen, ſie müſſen ihr deutſches Vaterland über alles lieben und ehren lernen und in allen leiblichen und geiſtigen Übungen ſich für ihren hohen Beruf vorbereiten.

Der Deutſche Reichstag wird wiedereingerichtet, ernſter und feſter und zugleich leichter und beweglicher, als die abgeſtorbenen Reichstage der letzten Jahrhunderte waren, und das lebendige und mutige Wort muß künftig mehr gelten als die tote und zaghafte Schreibfeder.

Je alle drei Jahre erſcheint der Kaiſer in Perſon auf dem Reichstage, und dann müſſen auch alle Fürſten erſcheinen und ſeine und ihre und des Volkes Majeſtät zeigen und verherrlichen, wie es weiland geſchah. Das bindet die Herzen, reizet die Seelen, wecket die Kräfte.

Es verſteht ſich, daß der Kaiſer und die Fürſten, wann ihnen beliebt und die Zeit ſo gebietet, ſich außerordentliche Tage beramen mögen, wo ſie ſich verſammeln und beraten.

Öffentliche Spiele für alle Deutſche werden geſtiftet und mit dem größten Glanz je alle drei oder fünf Jahre gehalten. Der König und die Fürſten ſitzen dabei vor, das Gedächtnis herrlicher Taten und Menſchen wird gefeiert, alle Künſte und Tugenden wetteifern miteinander uſw.

Solche und ähnliche Einrichtungen könnten viele noch erdacht und verordnet werden, welche das zu ſehr zerſpaltete und zerriſſene Volk wieder zuſammenzögen; auch das würde es nicht trennen, wenn in ganz Deutſchland *eine* Münze und *ein* Maß und Gewicht gültig gemacht würde und die innern Land- und Stromzölle, Geleit- und Durchzugsgelder und andere dem Gemeinen ſchädliche Plackereien aufgehoben würden, welche ebenſo verhaßt als drückend ſind.

Alljährlich reiſen Kaiſerliche Großboten (Missi Regii) durch alle Lande Deutſchlands und unterſuchen, was die allgemeine Sicherheit, Gerechtigkeit und Heeresmacht des Reichs angeht, und berichten an den Kaiſer und an den Reichstag.

Damit Gunst dieses höchste und wichtigste Amt nicht unwirksam mache, werden über ganz Deutschland zuerst in weiteren, dann in immer engeren Versammlungen von den Ständen erlesene Männer gezeigt und vom Kaiser und Reichstage bestätigt, etwa 100 bis 150 Männer, welche für die verschiedenen Zweige der Geschäfte die erforderliche Geschicklichkeit und für das Vaterland und die deutsche Ehre und Redlichkeit das recht feste und treue Herz haben. Aus diesen wählt der Kaiser für die verschiedenen Kreise und Bezirke des Reichs jedesmal beliebig die Großboten, welchen er Sendschaften auftragen will.

Bei großen und geheimen Verbrechen, bei gefährlichen Anschlägen ehrsüchtiger und unruhiger Männer, bei Stempelungen und Anzettelungen deutscher Fürsten mit Fremden — kurz bei allen geschwinden und großen Dingen und Gefahren ernennen Kaiser und Reich aus dieser heiligen Auswahl vaterländischer Männer einen außerordentlichen Ausschuß von Zwanzigen; was Dreiviertel von ihnen beschließen und entscheiden, das gilt und wird plötzlich vollzogen.

Für Halssachen und Ehrensachen werden die alten, natürlichen Strafen und natürlichen Gerichte nach früherer deutscher Art wiedereingerichtet. Es ist Grundsatz, daß jeder deutsche Mann von seinesgleichen gerichtet wird, die Geschwornen sind ein Sproß altgermanischer Freiheit. Gegen große Verbrecher, wann Beweis fehlt, gilt öffentliche Anklage vor dem Kaiser, Forderung eines feierlichen und heiligen und mit Gottesdienst, Gebet, Schwur auf das Evangelium begonnenen Zweikampfs, der vor dem Kaiser und vor ritterlichen Biedermännern in geschlossenen Schranken gehalten wird.

Ein allgemeines deutsches Oberreichsgericht für alle Lande wird mit dem Ansehen und der Majestät verordnet, wie es eines so großen und herrlichen Volkes würdig ist; auch werden die Gesetze des Vaterlandes durchgesehen und der Grundverfassung des Reiches, dem Gemüte des Volkes und dem Geiste der Zeit angepaßt. Ihr Entwurf und ihre Abfassung geschieht nicht mit französischer Geschwindigkeit, Leichtfertigkeit und Gewissenlosigkeit, sondern mit deutscher Bedächtigkeit, deutschem Ernst und deutscher Gewissenhaftigkeit. Vor allen aber verbinde man das heilige richterliche Amt, als welches ein höchstes Amt von Gott im Himmel ist, wieder auf das innigste mit der Religion und stelle seine großen Feierlichkeiten und Handlungen unmittelbar mit Weisen und Zeremonien der Kirche zusammen.

Doch zuviel. O Traum! Wohin? wohin?

Vieles kann werden und wird werden, was niemand ahnet.

Das aber iſt gewiß, welche Verfaſſung Deutſchland auch erhalte, eine bündiſche und eidgenoſſiſche oder eine andere, ſie wird und muß in feſterer und mehr monarchiſcher Einheit zuſammengebunden werden, wenn das Elend und Unheil, worüber wir weinen und jammern, nicht alsbald wieder da ſein ſoll. Ob einer oder mehrere Herren ſein werden mit dem Namen Kaiſer, Könige, Kurfürſten uſw.; wer das höchſte Haupt über allen, der Mittelpunkt und Vereinigungspunkt des Ganzen ſein wird; wie die Verhältniſſe der Fürſten zu dem Oberhaupte, zueinander, zu dem Volke und zu den Völkern ſtehen werden — das hängt von Gott und ſeiner letzten Entſcheidung der Dinge und nicht von Menſchen und menſchlichen Künſten ab.

Wir ſpielen und träumen noch einmal wieder und ſetzen irgendeine idealiſche Majeſtät, einen Oberherrn, der jetzt nirgends erſcheint, welchem alle Lande gehorchten, und welchen alle verſchiedenen Stämme des Volkes erkenneten. Unter einem ſolchen Oberhaupt in einer freien und ſtändiſchen Monarchie könnten wir die Fürſten auf eine Stufe ſtellen, welche höher ſtände, als was ſie jetzt ihre Majeſtät nennen.

Sie würden nach dem Alter und nach der Würde ihrer Geſchlechter und nach der Größe und Wichtigkeit der von ihnen beherrſchten Länder in einer fortlaufenden Linie unter dem Herrſcherhauſe geordnet und hießen und wären des heiligen Deutſchen Reichs geborne Herren, und wären auch ihre Häuſer mit großer Majeſtät des Reichs bekleidet und alſo hochverehrlich und heilig zu achten, faſt wie die Majeſtät des höchſten Herrn und Kaiſers über allen.

Dieſe Häuſer würden immer durch den Älteſten des Geſchlechts dargeſtellt, z. B. Sachſen durch den jetzt ſogenannten König, Heſſen durch den Landgrafen von Heſſen-Kaſſel. Unter dieſem Älteſten reiheten ſich wieder die einzelnen Linien, und er wäre ihr Haupt, ihr Vertreter, Beſchützer und nächſter Gebieter.

Alle dieſe ſonſt herrſchenden Geſchlechter trügen den Namen und die vollen Ehren von Kaiſerlichen und Königlichen Hoheiten.

Sie wären geborne Fürſten und Herren im Deutſchen Reiche und Volke, und durch die hohe Ehre und den geheiligten Glanz dieſer Würde, die äußerlich mit der größten Strenge und Zucht aufrechterhalten würde, ſtellten ſie zugleich die Majeſtät des Kaiſers und Volkes dar.

Nach der Ordnung, worin ſie unter dem Herrſcherhauſe gereihet ſtänden, wären ſie des Deutſchen Reiches Erbfürſten, ſo daß, wie eine Linie erlöſche, die nächſte in der Herrſchaft folgte.

Demnach wären sie alle Prinzen vom Hause und Blute des regierenden Herren.

Die Regierung der Lande, worin sie sonst Fürsten hießen, würde ihnen abgenommen und unter den Befehl des allgemeinen Oberhaupts gestellt. Doch behielten sie als Abteilung für ihren Unterhalt und für die geziemende und fürstliche Tragung ihrer Würde alle Schlösser und Herrengüter (Domänen) der von ihnen sonst regierten Lande mit vollem Eigentumsrecht.

Als so hochgestellte Fürsten wären sie des deutschen Volkes und Herrschers geborner Senat und Geheimer Rat.

So für das Vaterland bestimmt und auf das ganze große deutsche Vaterland als auf ihre Ehre und ihr Erbteil hingewiesen, von allen kleinlichen Rücksichten, Ängsten, Eitelkeiten und Nichtigkeiten einer engen und kümmerlichen Herrschaft erlöst, mit wirklich größerer Hoheit und herrlicherem Glanz in der neuen Ordnung als in der vergangenen, würde eine Kraft, ein Stolz und ein Hochsinn in ihnen wieder erwachen, welche durch die Kleingeisterei und Kleinmeisterei der Vielherrschaft lange erloschen sind; sie würden die Wonne fühlen, in einem großen Volke die ersten zu sein, und Helden und Genien aus ihrer Mitte würden den uralten Ruhm und Namen Germaniens wieder verherrlichen, sobald Hessen und Sachsen und Bayern und Hannoveraner nicht mehr als Völker gehört würden.

Auch die kleineren Fürsten und Grafen und Herren des Deutschen Reichs, soweit sie an Ehren alt und an Gütern reich und mächtig sind, werden erhalten. Ihre Schlösser und Güter aber werden für unteilbare Majorate erklärt, so daß immer der Älteste des Geschlechtes die Darstellung der Ehre und des Namens und eine Würde und Stimme im Volke hat, die Jüngeren des Hauses aber ohne alle persönlichen Rechte bloß zum Mittelstande oder Volke gerechnet werden.

Die Prinzen vom Blut und diese geringeren Geschlechter von deutschen Fürsten und Herren bilden den hohen und einzigen Adel des Volkes; ein kleiner und armer Adel ist kein Adel. Wollen der Herrscher und das Volk einen Mann wegen großer und seltener Tugenden und Verdienste zum Adel erheben, so müssen sie ihn mit Gütern so begaben, daß er mit adligem Stolz und ritterlicher Freiherzigkeit leben kann und auch äußerlich über das Kleinliche und über die kleinliche Sorge erhoben ist. Da der Adel bloß auf Schlössern und Landgütern begründet sein muß, so muß diese Begabung in Grundstücken bestehen, die jährlich wenigstens 15000 Reichstaler eintragen.

Wie und ob eine Art Verdienstadel und Rangadel auf Lebens-

zeit und andere Auszeichnungen mit Ehren und Ehrenzeichen sein und eingerichtet werden sollen, das wird von dem Geist des Herrschers und Volkes und von der Ordnung und Verfassung des Staats, die sie stiften werden, abhängen. Der kleine Adel aber wird überhaupt zur Mittelklasse des Volks und zu den Grundbesitzern gerechnet und hat gar keine persönlichen Vorrechte der Geburt und Vertretung, sondern genießt nur die Ehre, welche er sich zu erwerben strebte, und den Ruhm, welchen edle Vorfahren ihm überlieferten, und welchen er zu behaupten verstand. Soll dieser kleine Adel wieder zu Ansehen gelangen, so müssen auch für ihn strengere Ehrengesetze eingeführt werden; und muß er nur für ehrenwerte Taten und glänzende Verdienste verliehen, und der in den letzten Jahrhunderten auch in Deutschland eingerissene Unfug abgeschafft werden, daß ein jeder Lump für 50 oder 100 Dukaten einen Adelsbrief kaufen und den gestohlnen Glanz alter Geschlechter an sich reißen mochte.

Wenn nun Deutschland auf diese oder auf andere Weise monarchischer wird, so verstehen wir eine gesetzliche Monarchie und keine despotische. Jede Landschaft entscheidet und regiert ihre Angelegenheiten nach alter deutscher Weise durch Landstände, welche aus dem Adel, den Prälaten, den Landleuten und Bauern und den Bürgern bestehen. Aus diesen Landständen werden wieder einzelne Boten gewählt zu großen und allgemeinen Reichstagen, wo über die Geschäfte des ganzen Reichs beratschlaget wird. Ob dieser engere Ausschuß der einzelnen Landschaften zeitlich oder bleibend versammelt und sitzend sein soll, ob er aus den obgenannten vier Ständen oder aus zwei aus ihnen zusammengesetzten Kammern, die einander bearbeiten und gegenwiegen, bestehen soll, das wird der Rat und die Weisheit der Besten, der Wille und die Notwendigkeit der Zeit und die Neigung und Eigentümlichkeit des Volks entscheiden. — Falls man zwei Kammern beliebt, so entsteht die Frage, ob nach der Ähnlichkeit Englands und so vieler älteren Staaten die eine Kammer nicht aus gebornen, die andere aus gewählten Mitgliedern bestehen solle. Die metaphysisch politische Vernunft will freilich von gebornen Vorrechten auf etwas durchaus nichts wissen, aber die Erfahrung lehrt, daß, wo jedes dritte oder sechste Jahr alles erneuet und gewechselt wird oder erneuet und gewechselt werden kann, der Sinn der Menschen nicht bloß ein neuer, sondern ein neuerungslustiger wird und so lange immer frische Umwälzungen der Dinge und Verfassungen heckt, bis die Sklaverei und Tyrannei ausgebrütet ist. Ich würde, damit ein wohltätiges und das Alte liebendes und beschützendes Gewicht der Schwere im Volke

wäre, dafür stimmen, daß die eine Kammer, gleichsam der Senat oder Rat der Alten, eine geborne wäre, d. h. daß alle Prinzen des Reichs und vom Blute und eine Auswahl der Familienhäupter des Adels und die Bischöfe und Erzbischöfe des Volkes durch Geburtsrecht und Würdenrecht ihre Mitglieder wären. Die andere Kammer, die das Volk im ganzen oder die Gemeinen verträte und darstellte, könnte dann das Lebendige und Bewegliche und Flüchtige, was auch in einem kräftigen Staatsleben ist, als den politischen und geistigen Strom des ganzen Volks auf jene Kammer der Fürsten und Magnaten loslassen, und in wohltätiger Wechselwirkung und Gegenwirkung könnten beide einander so reizen und bearbeiten und zwischen zu träger Faulheit und zu unruhiger Beweglichkeit jenen schönen Mittelweg schaffen, worauf das Gleichgewicht des Lebens und des Staates allein würdig und glückselig ruhen kann.

Wenn nun Deutschland durch den allmächtigen Gott, durch den Beistand seiner hohen Verbündeten, durch die Wiedervereinigung seiner Herrscher und durch den Mut und die Treue seines Volks das französische Joch zerbrochen und seine uralten Grenzen wiedergewonnen hat, so fragt sich, in welches Verhältnis seine vormaligen Landschaften, die ein unglücklicher Aufruhr einst von ihm abgerissen hat, nämlich die Schweiz und die Vereinigten Niederlande, mit ihm treten sollen, und wie es mit seinen Landschaften Pommern und Schleswig-Holstein, die Schweden und Dänemark als deutsche Lehen regieren, gehalten werden soll. Das und vieles andere liegt dunkel im Schoße der Zukunft.

Ich habe mit Träumen gespielt, die vielleicht immer Träume bleiben; aber ich habe auch Wahrheiten gezeigt, welche Gott und die Geschichte bestätigt haben. Ich sage noch einmal: Hoch fliegt der Flug der Zeit, Gewaltiges und Außerordentliches trägt sie viel in ihrem Schoße; hoch also und gewaltig sollen auch die Herzen und Gedanken der Menschen fliegen. Großmütiger und menschenfreundlicher Kaiser Alexander, freies und stolzes England und ihr des Vaterlandes mächtigste Herrscher, bei welchen nächst Gott das Glück oder das Weh der Zukunft steht, blicket mit der größten und erhabensten Gesinnung über das Schicksal der Völker und Länder, lasset euch das Einzelne, das Jämmerliche und Eigennützige nicht ziehen noch blenden, — und aus dem chaotischen Europa wird wieder eine fröhliche und gerechte Welt erblühen. Vertrauet Gott, der die ersten und letzten Enden aller Dinge hält, lasset seinen Strom der Zeit brausen, wohin sein verborgener Lauf will; vertrauet der Treue und Liebe der Völker, wohin sie streben; zittert nicht vor leeren

Revolutionsgespenstern, damit ihr keine Revolutionen machet, sondern stellet Ehre, Freiheit und Seelenhoheit voran; erfüllet die ewigen Pflichten der Gerechtigkeit und Ehre und überlasset das übrige Gott. Er wird es wohl machen.

---

3. Was müssen die Deutschen jetzt tun?

Und meine Freunde sprachen oft zu mir: Was frommt dir die vergebliche Arbeit? Was willst du Wind mit Netzen fangen und Danaidenfässer füllen? Dieses Geschlecht ist nicht zu bessern noch zu bekehren; laß den blutigen Degen das Werk vollenden, er wird so aufräumen, daß aus dem Schutt und aus den Aschen und Gebeinen der Erschlagenen ein neues Leben und neue Ansichten und Hoffnungen erblühen werden. Was willst du, Kleiner und Armer, auf deine Schultern das Weltschicksal legen mit einer Liebe und mit einem Haß, die dich verzehren und erdrücken müssen? Du hast Spiele und Träume genug; so geh denn hin und spiele und träume mit den Bildern deines Herzens, wie so viele andere tun; zieh dich in einen stillen Winkel, in irgendein verborgenes Tal, und baue dir dort eine bunte, phantastische Welt, die das Eisen keines Eroberers beunruhigen und das Gebot keines Staatsministers vernichten kann. Träume und dichte das Gute, tu es, wo du kannst, und laß die wilde Welt ihren wilden Lauf rennen, wie es ihr gefällt, und bilde dir ein, sie sei nicht deine Welt, das Volk, worunter du lebst, sei nicht dein Volk, das ganze Außenleben sei überhaupt nur eine gaukelnde Erscheinung, ein Phantasiespiel für die Edleren und ein Lügenspiel für die Bösen, das einzige Glück leuchte und wehe über ihr in den Sternen und in den Herzen, die sich von ihr erlöst haben.

Und ich hörte und vernahm die tröstenden und warnenden Worte dieser lieben Freunde und fühlte, wie treu sie es meinten mit mir, und wie wahr sie redeten; denn auch ich hatte die Vergänglichkeit und Trüglichkeit aller irdischen Dinge, und wie in einem dunkeln und unbegreiflichen Glauben und Wahn und in überirdischen und überschwenglichen Träumen die einzige Glückseligkeit sei, durch das Leben und durch mein Herz lange gelernt.

Und es war in mir nicht allein eine unbezwingliche Liebe zu einem spielenden und phantastischen Leben, sondern ich fühlte auch mit allen andern Sterblichen die gemeine und irdische Seele, die im Blute oder doch tief unter der Brust sitzt und immer ermahnt, von dem kurzen Leben und den vergänglichen Freuden

auch mein Scherflein zu nehmen. Diese ermahnte auch mich und erinnerte mich so vieler Vorteile, welche andere hatten, weil sie sich still und geflissen in die Zeit fügten; und sie wußte Entschuldigungen und Beschönigungen genug und bewies mir mehr als einmal, ich sei ein Narr und Wahnwitziger. Und da in mir ein Haß war, der mich unter französischer Herrschaft im deutschen Lande nicht ruhig und geduldig leben ließ, so wies sie mir germanische Länder und Völker, wo ich wohl leben möchte, wo die verwandte Art, Sprache und Sitte und die Biederkeit und Treue der Menschen den Verlust des Vaterlandes, wo ich geboren war, wohl heilen und bessern würden. Und ich gaukelte mir selbst vor, was diese wollüstige und lüsterne Seele sprach, und ich dachte bei mir: Wann es hoffnungslos wird, nimm dich und die Deinigen und zieh über das Meer, wo auch nach dir freie Geschlechter wohnen werden. Und der Zufall fügte, daß ich über das Meer kam und mehrere Jahre dort lebte, und Menschen und Land gefielen mir sehr wohl, und hätte ich glücklich sein können, wenn ich die Erinnerung des vergangenen Lebens hätte auslöschen können. Aber wenn ich Deutschlands und der deutschen Menschen und der Tiefe der deutschen Sprache und des deutschen Gemütes gedachte, so ward mir immer bis zu Tränen wehmütig um das Herz, und ein sehnsüchtiges Heimweh ergriff mich. Und in dieser Fremde lernte ich zuerst recht, worin das Leben des Menschen besteht, nämlich in seiner Liebe, und lernte ich auch, was das deutsche Volk wert sei, wie geistig, wie treu, wie bieder, wie fromm, und erschien mir der Spiegel seines innersten Gemütes hell aufgedeckt; und erkannte ich auch seine Geschichte, beide, die vergangene und die zukünftige. Denn die Liebe lehret den Menschen alles, und ist keine Meisterin außer ihr. Und seit dieser Zeit faßte ich den festen Vorsatz, nimmer in einem andern Lande zu leben und nach Gottes Willen da zu sterben, wo die Gebeine meiner Väter begraben sind.

Und ich habe mich oft gefragt: Reizt dich nicht irgendeine versteckte Eitelkeit, treibt dich nicht irgendein verhüllter Wahn, der doch ein Kind der Lüge ist? Willst du nicht etwas Besonderes vorstellen oder etwas gewinnen durch deine Art? Denn du weißt wohl auch durch deines eigenen Herzens Erfahrung, wie der Mensch sich und seine Fehler künstlich vor ihm selber verstecken kann. Und ich konnte mir auf diese Fragen antworten, daß kein schlechter und eigennütziger Trieb mich zu den Worten zwingt, welche viele Menschen tolle und tollkühne Worte nennen, sondern daß mein bestes Herz mich dazu treibt. Und es sind viele andere Neigungen und Strebungen in mir, die mich lustiger beschäf-

tigen, und wo ein Wahn von Ruhm und Lohn mich auch lockt, und wo die Blutseele mehr mitspricht als hier.

Und ich habe mich oft gefragt: Bist du nicht vielleicht ein wahnwitziger Narr? Leiden deine Augen nicht etwa an einer Krankheit, daß du die menschlichen Dinge und Taten anders sehen mußt als alle andere? Denn ich fühlte wohl, wie ich die Dinge und das menschliche Leben ganz anders betrachtete und empfand als die meisten, und wie ich mir nicht alles so zur Freude und Beruhigung deuten konnte als sie. Und ich zog mein Leben vor Gericht und erwog in mir strenger als sonst, was mich in der Welt denn eigentlich am meisten bewege, und warum es mich bewege.

Und ich fand mich in allen andern Dingen der Menge gleich und sah, wie ich ihnen nicht unleidlich war wie ein Narr, noch lächerlich wie ein Sonderling, sondern wie sie mich gehen ließen und handeln wie ihresgleichen und mich liebten und mir vertraueten wie anderen Menschen; und ich schloß daraus, daß ich nicht wahnwitzig sei. Und ich fand auch, daß Geiz und Ehrfurcht nicht aus mir redeten, und daß ich selbst und die mit mir auf derselben Stufe des bürgerlichen Lebens Stehenden dabei wenig mitspielten, daß ich vielmehr mich und die auf dieser Stufe und auf den Stufen darüber Stehenden größtenteils als die wenig heilbaren und wenig nützen kaum noch der Lehre und Warnung wert halte, als die da in Dummheit und Gleichgültigkeit verstockt seien; daß mich auch die gefallene Herrlichkeit der Herrscherhäuser, die erloschene und vergessene Ritterlichkeit und Hochherzigkeit des Adels und die weggeklügelte und weggetändelte Tugend und Redlichkeit des Mittelstandes, dessen Teil ich bin, nie so sehr betrübt habe als das Elend und die Erniedrigung des Volkes. Ich habe Unglück gesehen, ich habe es erlebt, es hat mich kaum zu Tränen gerührt; aber wo ich des Volkes gedachte, wo ich das Volk erblickte, und wo sein großes Gefühl mich ergriff, da habe ich immer in meiner tiefsten Seele weinen müssen. Wenn ein großes Menschengewimmel sich vor mir bewegt, wenn eine Schar von Kriegern mit fliegenden Fahnen und klingenden Trommeln und Pauken vor mir vorüberzieht — da fühle ich, daß mein Gefühl und Tun nicht ein leerer Wahn ist, ich fühle das unvergängliche Leben, den ewigen Geist und den ewigen Gott: ich sehe die Wahrheit und das Leben vor mir wimmeln und hinziehen in diesen Menschen, die allein durch ihr Herz und durch den scheuen und dunkeln Glauben an den unbekannten Gott und das gerechte Verhängnis so sicher und so gehorsam einherwandeln; ich sehe die Geschichte mit dem goldenen Strom der Jahrtausende vor mir

hinrollen, und was würdig, was groß, was hehr und was herrlich war in meinem Volke und es künftig sein wird, erscheint mir in seinen hohen Gestalten und erklärt mir die Gegenwart durch die Vergangenheit und durch die Zukunft. Ich bin eigensüchtig und sündlich gleich andern Menschen, aber in diesem hohen menschlichen Gefühle bin ich sogleich von allen Sünden erlöst, ich bin nicht mehr der einzelne elendige Mensch, ich bin in dem Volke und in Gott. Dann in solchen Augenblicken verschwinden auch die Zweifel über mein Leben und über den Beruf des Lebens. Ich habe in der Notwendigkeit meines Gemütes mein Recht, und dieses Recht meiner Liebe und meines Hasses will ich gebrauchen, weil ich muß.

Auch das hat mich getröstet bei dem Tadel der Andersmeinenden und dem Hohngelächter der Andersfühlenden, daß ich diesem Volke, dieser durch den Glauben an das Unvergängliche unter einem dunkeln Schicksal so treu hinwandelnden Menge nie so toll und wahnsinnig gedeucht habe, als die alles überlegenden, wägenden, erklärenden und deutelnden Menschen mich finden. Ich habe viel mit dem Volke gelebt, mit Bauern und Bürgern, und in einfältiger und treuer Rede mich viel und oft über das ergossen, was das Leid oder Heil des Tages genannt wird; und sie haben meine Worte nicht allein vernommen, sondern auch geliebt. Gleiches ist mir mit der Jugend widerfahren, die mich immer besser begriffen und empfangen hat als die graue und vornehme Weisheit jener alles zu allem deutenden und alles in allem findenden Deutler und Würdiger der Dinge.

So rede ich denn allein für die, welche einfältigen Gemütes und jugendlichen Gefühls sind; wenigstens rede ich aus ihrem Geist und aus ihrer Liebe: denn in ihnen allein ist alles Große und Gute, und auf ihnen ruhet die Hoffnung des Größeren und Besseren. Die meisten aber der Jetztlebenden aus den sogenannten besseren Klassen sowie die meisten derer, welche nicht fern von dem fünfzigsten Lebensjahre oder darüber hinaus sind, sehe ich am mildesten an als Verknöcherungen oder Versteinerungen, die für das Alte erkaltet sind und für das Neue nicht erwärmt werden können, und die das Zeitalter nicht tragen kann, weil sie es nicht tragen können.

Aber die Verruchtheit, über ein ganzes Geschlecht so den Stab zu brechen und mit einer so schneidenden Ungerechtigkeit abzusprechen? Wie, was meint ihr, die ihr mir dies entgegenwerfet? Glaubt ihr denn, daß ich nicht von mir mitspreche, daß ich mich besser halte als andere, daß ich nicht weiß, wie wir Sterblichen in gewissen Zeiten der Verblen-

dung und Verstockung alle ein Schicksal und eine Verkehrtheit teilen müssen? Ich verurteile und verdamme niemand; Gott, das Zeitalter, eine Gewalt, die mächtiger ist als wir alle, das sind die Verurteiler und Verdammer, und die haben uns in unserer traurigen Nichtigkeit und Elendigkeit hingestellt. O die Deutschen, die sich die Gelehrten und Gebildeten nennen, welch ein wunderliches Volk sind sie! Wie wandeln sie in überirdischen und unterirdischen Wahnen dahin, als wären sie von einem fremden Planeten plötzlich auf die Erde hinabgeschneiet! Wie gebärden sie sich auf dieser Erde wie einer, der nächtlich auf einem Schneefelde oder im Walde verirrt ist, und sehen immer eitel Gespenster und Geister und Träume, wo alle andere Völker das Irdische mit tüchtigen, irdischen Fäusten anfassen und die wilden und elementarischen Kräfte der Welt und des Menschen nur für das ansehen, was sie sind! Wie deuten, erklären und beweisen sie mit tausend schönklingenden Worten, was die Erde und das Leben sein soll, aber erfassen und begreifen nie, was sie sind und sein können! Und dann, wann's recht erbärmlich geht, sagen sie uns obenein noch zum Trost, die deutschen Naturen seien für das Irdische zu vornehm und ungemein und überfliegen das Niedrige und die gemeinen Geschäfte des Lebens durch ihre angeborne Hoheit.

Nein, rufe ich, nein! Ihr verschanzt euch hinter dem ganzen großen und ehrwürdigen deutschen Volke und braucht es zur Decke eurer Erbärmlichkeit; ihr nennt eure Plattheit Tiefe, eure Dummheit Hoheit, auch wo sie die plattesten und dummsten sind. Niemand verehrt mehr als ich die bewegliche Geistigkeit, das tiefe Gemüt und den himmeldurstigen Hochsinn des germanischen Volkes; aber wo sind diese bei den vielen, die sich die Schildhalter und Darsteller des deutschen Geistes und Genius nennen? Niemand kniet tiefer als ich im Staube vor jener bescheidenen Stille und frommen Demut des deutschen Gemütes, womit es, was im Himmel und auf Erden ist, in seine Liebe hineinziehen will; aber wo ist die Stille und Demut bei dieser eitlen, schnatternden und plappernden Schar, die sich die Ausleger der Zeit und Wegweiser der Vorsehung nennen?

Ich sage, wie es ist: Der Mensch, welcher eine ernste und heilige Liebe im Herzen trägt, welchen eine innigliche Sehnsucht nach irdischer oder himmlischer Erkenntnis treibt — der mag das Breite und Weite und Allbehagliche eurer sogenannten Wissenschaft nicht, die wie Wasser über alles hinfließt und nirgends tiefe Ströme reißt. Sein Ernst, weil er ihn hat und nicht damit gaukelt, fasset das Leben, was zugleich ein leichtfertiges

und ernsthaftes Ding ist, in irgendeinem Punkte fest an und mag es an keinem andern fassen.

Der Demütige und Stille, welcher von Eitelkeit und Klügelei nichts weiß, hat in seinem Herzen und Glauben die Deutung und das Verständnis aller Dinge; die Wahrheit steht einfach vor ihm; und einfach und mit einfachen Hebeln zu bewegen und zu tragen sieht er die Welt und das Leben: er will nur eines und kennt nur eines und liebt nur eines und ist darin glückselig.

Der Redliche und Tapfere fühlt hier auf Erden nur ein Recht, eine Tugend und ein Gewissen; er hat, wie der Wind von einer andern Seite her wehet, nicht sogleich tausend neue Ansichten und Einsichten und andere Rechte und Gewissen wie diese Allfüger und Allfüglichen, die sich, wann's not tut, sogleich die Nacht zu Licht und den Teufel zu Gott zu deuten wissen.

Aber der Eitle, der Eigennützige, der Feige? Der ist freilich wie ein in Stücken geschlagener Spiegel, worin man denselben Gegenstand zu gleicher Zeit in tausend verschiedenen Farben und Gestalten erblickt. Hier beginnt das Reich der Klügler, der Deutler, der Ausleger und der Anwender und Umwender jedes neuesten Evangeliums der Stunde, jenes unselige, ewig schnatternde und ewig kakelnde Gänsegeschlecht, das aber, weil es von der Religion keines Evangeliums etwas weiß, so laut schwärmet und toset.

Aber die Vielseitigkeit des geistigen Menschen, vorzüglich die gepriesene Vielseitigkeit des so geistigen Deutschen, die gleich dir und andern grämlichen Träumern und unberufenen Meisterern des Zeitalters nicht bloß in einer erstarrten Ansicht und einem unverrücklichen Gefühle stehenbleibt, sondern sich mit Weltenliebe und Weltengeist über die kleinliche Volksliebe und den engen Volksgeist hinausschwingt? Kann sie dafür, daß du starrblind und starrherzig bist? Ihre Poesie, ihre Liebe, ihre Menschheit ist wohl hochfliegender als die deinige; aber freilich Haß, diese Tugend deiner bäurischen Natur, kennt sie nicht.

Ja die göttliche, die himmlische Vielseitigkeit der Geister, diese heiligste Alliebe, dieses überschwengliche Alleben, die sich wie eine lustige und reiche Frühlingsflut der Blüten und Farben und Töne über alle Zeiten und Geschlechter ergießen — o ich kenne und erkenne diesen tiefen Strom der Seligkeit; ich weiß wohl, was das Spiel der Liebe und Poesie bedeutet; ich kenne wohl die Menschheit, die eine Menschheit ist; ich kenne wohl die Freiheit jener überschwenglichen Welt, wo kein Laster, keine Sünde, kein Haß mehr ist — aber wie wenige Menschen erheben sich zu diesem lichten und hohen Dasein! Und diese wenigen, wie

oft müssen sie für die Erde und für die Bedürfnisse und Geschäfte der Erde aus diesem Dasein heraus! Ja, es gibt einen großen Allspiegel der Dinge, wo ein jeglicher, welchem Gott eine Fülle von Herz und Liebe gab, für sein kleines Lebensbild ein Pünktchen findet, das ihm der Mittelpunkt wird, worin auch die Myriaden verschiedener Gestalten der anderer Leben in klaren Bildern widerscheinen müssen: aber diese Vielseitigkeit ist zugleich die größte Einseitigkeit: denn ohne diese Einseitigkeit müßte die einzeln an das Irdische geknüpfte Seele vor überschwenglicher Seligkeit wie ein Tropfen im Ozean in dem Meer der Seelen verschwimmen und vergehen. — Und die Vielseitigkeit der Poesie? Da nennt ihr himmlische Kinderspiele, die nicht von dieser Welt sind, und die ihr nicht verstehet. Doch auch dieser Vielseitigkeit ihr Einseitiges und Einfaches abzusehen, taugen eure von Eitelkeit bezexten Augen nicht, die immer nur nach der Seifenblase schauen und nicht nach der Sonne, die sie so farbenlustig macht.

Aber die rechte und echte geistige Vielseitigkeit hat immer ihre feste und geschlossene Einseitigkeit; sie ist am meisten einseitig, wo ihr euch so wundervielseitig und alliebend und allebend gebärdet, nämlich in irdischen Dingen; sie liebt und haßt auf Erden recht irdisch, damit sie in den Lüften des Himmels der reinsten Liebe und der geistigsten Freiheit von aller Begier genießen kann. Eure Weltenliebe und euer Weltengeist, euer Weltbürgersinn und eure Allgemeinheit, womit ihr wie mit Wunderdingen prahlet, sind Dinge, die ihr nicht habet noch verstehet; eurer Sinne Taubheit, eurer Herzen Leerheit und eures Wissens Nichtigkeit — diese erfanden hochklingende Worte, die eurer Gebrechen Mäntel sein sollen. Wenn eure Väter wiederauferständen und euer Tun sähen und eure Worte hörten, die biedern, einfältigen, frommen, geistreichen und kunstreichen Menschen — wahrlich sie würden ihre windbeutelischen und klügelischen und geschwätzigen Enkel wie ein Geschlecht von Lügnern und Weichlingen zerschmettern. Denn wir, wir hochgebildete, vergeistigte, seraphische und himmelstürmende Menschen, was haben wir getan, gemacht, erfunden, was mit den Taten und Werken und Künsten unserer Väter verglichen werden dürfte?

Hier, hier, wo ihr jauchzet und prahlet, hier in dieser übermütigen Einbildung eurer Vortrefflichkeit sitzt Deutschlands schlimmstes und tiefstes Übel, ein schlimmeres, als was die Franzosen uns bringen wollten und bringen konnten; hier ist eine Verwirrung der Gemüter, eine Lähmung und Unterjochung der Geister, welche tausendmal verderblicher ist als die Unterjochung der Leiber. Heiliger Born deutscher Tiefe und Höhe,

gläubige Demut, unendliche Sehnſucht, alles umarmende Liebe, auch dich, oft zu phantaſtiſche Phantaſie meines Volkes, euch verehre ich; aber die Allgemeinheit und Vielſeitigkeit der Propheten des Tages, die ihre Leerheit und Untugend gar zu einer Fülle und Tugend der Deutſchen erheben wollen, die verachte ich je und je.

Unſere Väter waren ſtill, ernſt, fröhlich, nachſinnend und in ihrer Liebe und in ihrem Urteile ſehr einſeitig; wir ſind flatterhaft, leichtfertig, wüſt und träumeriſch und in Liebe und Urteil gaukeliſch und wankeliſch geworden. Und das nennen wir die Höhe der deutſchen Bildung und die erhabene und weite Anſicht Gottes und der Geſchichte. Es iſt wahr, einige träumen und wandeln wie im Traum und wiſſen nimmer, was ſie tun, und was ihnen geſchieht, aber die meiſten ſpielen in bewußter Eitelkeit und in matter Dummheit und liebloſer und gottloſer Gleichgültigkeit ſo hin und ſtempeln ihr ungöttliches Weſen obenein noch zu etwas Großem. Schlecht ſind wir, feig und dumm, zu arm für die Liebe, zu lau für den Zorn, zu matt für den Haß, alles umfaſſend und nichts haltend, alles wollend und nichts könnend; und ſo in unſeliger Mitte zwiſchen Leben und Tod, zwiſchen Himmel und Erde ſchwebend und hangend, ſehen wir uns und die Erde unter uns vergehen und fakeln und orakeln aus unſerer neblichten Höhe, daß ſie vergehen müſſen, und warum ſie vergehen müſſen. In dieſer traurigen Gleichgültigkeit und Gottloſigkeit und Volksloſigkeit, die ſie Vielſeitigkeit nennen, liegt die Erklärung der Geſchichte unſerer beiden letzten Dezennien.

Friſchauf denn, Haß! mutiger, lebendiger Wind in die Segel der Seele, wehe, blaſe, brenne, ja donnere und zerſchmettere, wenn du kannſt! Du biſt mein Glück und mein Stolz, du biſt mein Schirm und meine Stärke. Friſchauf Liebe! Atem der Gottheit und Seele der Welt, du mein Schild und mein Troſt in Not und Tod. Kommt, heilige beide, und ſeid meine Geſellen durchs Leben und ſeid heute die Kraft meines Herzens, daß ich dem Volke alles auslege und verkündige, wie es iſt, und wie es ſein ſoll. Kommt und zückt alle Schwerter und Spitzen, welche verwunden und töten können; ſchießet alle Flammen und Blitze, welche verzehren und zerſchmelzen können, aber zuletzt zückt auch den Wunderſpeer, deſſen Berührung ſogleich die Wunden heilt, die er ſchlug, ſchießt auch die ſchöne Flamme, welche die Schäden, die ſie brannte, zugleich wärmt und kühlt. Laß ſie mich verdammen mit euch, laß ſie mich allen wie einen Wahnwitzigen zeigen, wenn nur dieſes Gefühl lebendigen Lebens

mir bleibt, wenn nur diese Liebe zu meinem Volke mit diesem Hasse gegen die Fremden und ihre Helfer zugleich brennet. Ich will lieber untergehen durch eure zermalmende Gewalt als täglich die matten Tode der Knechte sterben.

Was mußt du jetzt tun, deutsches Volk?

Alles zu sagen, tut nicht not. Ich will dir nur einiges auslegen; dann wirst du auch das übrige verstehen, und Gott, von welchem die Gedanken und Taten der Menschen zuerst und zuletzt kommen, wird es dir zuletzt weiter offenbaren und dir aushelfen, daß du nicht gar untergehest.

Zuerst verachte und hasse diese vielseitigen Schwätzer, diese Alldeutler und Allklügler. Sie sind deine größte Pest und beschwatzen dich zur Torheit und Dummheit und Knechtschaft. Ich zeige sie dir nach ihren Arten und Graden, damit du sie erkennen und die Träumer und Schwächlinge belächeln, die Buben und Verräter bestrafen kannst.

Es ist eine wunderbare Zeit, worin wir geboren sind. Wenige Menschen sind besonnen und kräftig, die meisten, auch viele gute, gehen in nebelichter Irre umher. Das verdanken wir zum Teil dem Unglück, daß wir alles Gefühl und allen Stolz und Mut eines großen Volkes verloren hatten und unter so vielen kleinen Fürsten und Herren von dem großen und hohen Leben auf das kleine und niedrige gerichtet wurden. Zum Teil aber liegt es auch dunkel in der Zeit, daß, wann etwas Neues und Außerordentliches werden soll, die Herzen der Menschen erstarrt und verstockt werden.

Manche der Allseitigen sind unschuldig. Viele der ersten und edelsten deutschen Geister und Genien, weil ihnen die hohe und begeisternde Idee eines großen Vaterlandes und eines großen Volkes fehlt, und weil ihre stolze Liebe sich an die einzelne Elendigkeit, die jede kleine und große deutsche Hauptstadt zeigt, nicht binden kann, verlassen diese Erde und ihr Volk ganz und tändeln und spielen mit Träumen, Gesichten und Idealen, die ihnen erhabener dünken als dieses Leben, weil das vereinzelte und verkleinerte ihnen im Staube zu kriechen oder nur mit flitterhaftem Bettelprunk zu flunkern scheint. Und diese, die dem Vaterlande heilbringende und erhaltende Helfer und Träger hätten werden können, wenden sich von ihm und von der Erde und von ihrem heiligen Dienst und verachten alles irdische Wirken, weil sie die Glorie und Majestät des Lebens in Taten nie erkannt haben. Daher die Unendlichkeit von Mondsüchtigen und Mystikern und Schwärmern in Deutschland und das ganze, zahllose Heer von flatterhaftigen und lüsternen Gauklern, welche die Adepten und

Eingeweiheten machen und den höheren Geistern nachspielen, aber in welchen kein Ernst und keine Liebe ist.

Manche von jenen Allseitigen sind dumm; denn weil die Deutschen das geistreichste und idealischeste Volk Europens sind, so müssen sie auch die dummsten und albernsten Menschen unter sich haben — denn so stehen die Gegensätze der Natur — und in der Tat sie haben sie. Kein Volk in der Weltgeschichte hat eine solche Legion des Nachbeter- und Nachäfferreichs gehabt als die Deutschen. Jede deutsche Nachtigall erweckt sogleich das Geschrei von tausend Krähen, und jeden Unkenton begleiten zehntausend Froschkehlen. Daher das Unheil, daß, sobald ein strahlender Gedanke, eine kühne Ansicht irgendeines Dinges hervorspringt, die quäkende und krächzende Menge sogleich tost und nicht eher abläßt, als bis sie dieselben zur Gemeinheit hinabgeschwatzt hat. Jene deutsche Allgemeinheit des Geistes, die wir anbeten, ist durch diese zur Gemeinheit, jener fromme Weltbürgersinn zum schnatternden Judensinn erniedrigt, ja die Deutschen selbst sind dadurch fast in Allerweltjuden verwandelt. Das haben diese Leierspieler jeder Töne, diese feilen Bänkelsänger gesungen und geklungen, daß die Deutschen keinen zornigen Gott, keine heiße Liebe, keinen kühnen Haß, keinen brausenden und begeisterten Wahnsinn mehr haben, daß sie kein Leben mehr haben; daß sie gegen ihre Feinde demütig, gegen ihre Freunde gleichgültig, gegen alle Welt und alle Menschen gütig und gerecht, nur gegen sich selbst immer grausam und ungerecht sind; daß sie dies ganze matte und nichtige Leben ohne Saft und Kraft, ohne Sinn und Seele, ohne Wildheit und Stolz, daß sie dies träumerische, fischige und froschige Leben ertragen können. Und sie klügeln und gaukeln sich jede Stunde noch vor, auch wenn man ihren Rücken zum Steigbügel und ihren Nacken zum Schemel macht, wie glückselig, menschlich, edel sie sind. Geht es ihnen glücklich und siegreich, so beweisen sie sogleich, Sieg und Glück könne nicht lange bleiben, also herrsche der Wechsel aller irdischen Dinge; geht es ihnen unglücklich und knechtisch, so erinnern sie, welche Tugenden das Unglück entwickele, und wie fromm und demütig die Knechtschaft mache; kurz, für alle Farben und alle Gestalten, für alle Verschiedenheiten und alle Ähnlichkeiten immer Entschuldigungen, Verschönerungen, Beleuchtungen und Ansichten, die bemänteln, erklären, deuteln und drehen, was alle andere Sterbliche als Glück oder Unglück, Tugend oder Laster geradezu segnen oder verfluchen. Ja, kommt der schwarze Teufel aus der Hölle und sagt ihnen, ich will euer gnädiger Herr und Kaiser von Deutschland sein, sie haben die nächste Stunde einen Stammbaum fertig, worin sie sein Recht

zum deutschen Thron und die angeborne Milde und Gerechtigkeit seines Gemütes beweisen, und worin sie dartun, er sei von weißen Eltern geboren, zeige schon weiße Flecke und Streifen an seinem Leibe und werde zur Freude seiner glückseligen Untertanen binnen kurzem ganz weiß sein.

Höhne und verspotte ich? Nein, wahrlich nicht; so ist nicht die Empfindung meines Herzens und das Gefühl der Zeit, worin wir leben. Unsere Nichtigkeit und Dummheit ist so groß, wir rühmen uns unserer Väter und ihrer Art und Tugend; aber solches war bei unsern Vätern nicht und konnte ihnen nimmer widerfahren, weil sie Gott und die Liebe im Herzen trugen.

So elendig und dumm sind die meisten derjenigen, die sich zu Deutern und Verkündigern der Zeit aufwerfen und das arme Volk zweifelhaft, zaghaft und verwirrt machen. Aber viele auch sind Bösewichter und Buben, die aus bewußter Ehrsucht und Eigennutz, aus Furcht und Schmeichelei das Schlechteste und Schändlichste predigen und das Grausamste und Tyrannischste entschuldigen und, was alle edle und freie Völker vom Anbeginn der Welt verflucht und verabscheut haben, zum Segen und Heil der Zeitgenossen deuten wollen.

Haben nicht deutsche Männer Napoleon Bonaparte, den hinterlistigsten, treulosesten, herrschsüchtigsten und grausamsten aller Tyrannen, die je die Geschichte gemeldet hat, den Weltbefreier und Weltbeglücker, den Stifter und Wiederhersteller deutscher Freiheit und Glorie, den Verjünger und Träger des Zeitalters, den Heiland der Erde, das Rüstzeug der Vorsehung, den Anführer und Ausführer neuer Herrlichkeiten genannt? Haben sie ihn nicht einen großen, gütigen und menschlichen Helden genannt? Dies ist nicht bloße Träumerei und leerer Wahn, dies ist nicht Lug und Trug des Herzens, Verkehrtheit und Erkaltung des ganzen Gemütes. Die solches tun konnten, hatten kein deutsches Gefühl in ihrer Brust, sie fühlten den heiligen Zorn für die Gerechtigkeit und Freiheit nicht mehr in ihren geizigen und verödeten Herzen. Denn wie konnten Deutsche dies? Deutsche, die nichts sind und nichts können, wenn sie nicht redlich, treu und wahrhaftig sein wollen, und wenn sie Redlichkeit, Einfalt, Wahrheit und Güte nicht als die Tugenden obenanstellen, die bei ihnen zu dem Namen *großer Mann* berechtigen? Hätten Italiener und Griechen Bonaparten gelobt, ihnen könnte vielleicht verziehen werden — nimmer einem Deutschen, denn er wollte gerade die Tugend verderben, wodurch sein Volk allein herrlich sein kann: er hatte kein deutsches Herz und wollte die deutschen Herzen verführen. Darum sollte er nimmer

leben unter Deutſchen, die allein durch Redlichkeit und Treue etwas ſein können. — Und haben ſie, dieſe Allerweltmenſchen und Allerweltgeiſter, nicht alle Hinterliſten, Schanden und Greuel entſchuldigt, wodurch ihr unglückliches Volk entehrt worden iſt, und wodurch der tückiſche Welſche uns zu Knechten und Geſindel erniedrigen wollte? Haben ſie nicht für alles Ärgſte und Bübiſcheſte Namen, Gründe, Entſchuldigungen gehabt? Als die Franzoſen ſagten: Der Rhein iſt die natürliche Grenze zwiſchen Frankreich und Deutſchland, da war nichts natürlicher; als die alte deutſche Verfaſſung, welche keine mehr war, durch die in Paris geſchmiedete, welche keine werden ſollte, abgelöſt ward, da war dieſe neueſte das Meiſterſtück eines Europens Glück und Freiheit wägenden und ordnenden Genius und ſtand als ſein Denkmal für lange Zeiten; als das Jahr 1805 alles umſtieß und den geprieſenen Rheinbund ſtiftete, der eine neue deutſche Eidgenoſſenſchaft betitelt ward — o welche Glorie begann da für Deutſchland! welch ein Glück für Europa! Wie heilſam, wie glückſelig war es für den Frieden und die Pflege und Entwicklung aller Künſte und Wiſſenſchaft Europens, daß Frankreich, Italien, Deutſchland allmählich eine Einheit würden, und daß das edelſte und höchſte der drei Völker die Seele in den dreien würde! Als Spanien und Portugal angetaſtet und durch den unverſchämteſten Greuel überzogen wurden, da konnte Europens Glück nicht beſtehen, ſie ſeien denn bonapartiſch; als Holland verſchlungen, als das nordweſtliche deutſche Küſtenland an der Nordſee und Oſtſee für franzöſiſches Land erklärt und beſetzt ward, da war auch die Notwendigkeit dieſes Unrechts eine heilige Notwendigkeit, da war die Oſtſee ſogleich eine natürliche Grenze Frankreichs, Holland eine Landanſpülung (warum nicht Landanſpielung?) der franzöſiſchen Ströme; doch daß erſt mit Englands Demütigung und Untergang das volle Heil und die volle Freiheit unſeres Weltteils kommen könne, das beweiſen dieſe Allezeitfertigen auch mit Bonaparten und für Bonaparten. Iſt eine Schande, ein Greuel, ein Verbrechen, iſt die dunkelſte Tat, welche die Hölle je ausbrüten konnte, von deutſchen Propheten und Schriftgelehrten je ungeprieſen geblieben? Iſt eine Geburt des Abgrunds der bonapartiſchen Seele geweſen, die ſie nicht als etwas Göttliches und Erhabenes vorherverkündigt haben? Haben ſie nicht aus allem Gift zu ſaugen verſtanden, die Treue und das Herz des Volkes zu verpeſten? Haben ſie nicht ſelbſt die Zukunft vorausgenommen und aus ihren werdenden Geburten geweisſagt und orakelt, damit ſie das Elend und Drangſal des Augenblicks durch Bonaparten zu Heil und Glück deuteten und die düſtere

Schande zu lichter Tugend verklärten. Freilich, Gott im Himmel, der Höchſte und Ewiglebende, verklärt alles, auch das Böſe, und wird auch durch das Böſe verklärt; aber den Sterblichen verklärt allein die Gerechtigkeit und Wahrheit und zeigt, wem er angehört.

Und dieſe, deutſches Volk, wollen die hellen Sterne deiner Gedanken und die treuen Propheten deines Willens ſein? Dieſe ſind deine vielſeitigen, allgebildeten, alliebenden, das Gute und Schöne aller Zeiten und Völker wägenden und verſtehenden Menſchen? Dieſe können Gott und die Welt und die Vergangenheit und die Zukunft auslegen? Dieſe verſtehen die alten und neuen Geſchichten und haben die Gabe der Weisſagung und Offenbarung? Dieſe leiten dich mit milder, frommer und tapferer Geſinnung deiner Beſtimmung und Größe würdig entgegen? Schon hatten ſie Bonapartens Reich, dein Unglück und deine Vernichtung, unter einem ſchlechteren Volke und ihre ganze neue Weltordnung und das große bonapartiſche Zeitalter auf unerſchütterlichen Säulen gegründet und gereihet. Was ſollen ſie jetzt prophezeien und orakeln, da Gott, den ſie nicht kennen, dazwiſchentritt, ihren Götzen in den Staub zermalmt und Ehre, Freiheit und Menſchlichkeit wieder aufrichtet? O kennet ſie nicht, höret ſie nicht, betrachtet ſie als Verrückte oder als Verworfene, die euch und eure Ehre und die Ehre eurer Väter, die mehr iſt als die eurige, im Angeſicht der ganzen Welt verhöhnt und befleckt haben. Ja, Verachtung und Fluch treffe alle Deutſchen, die bonapartiſches und franzöſiſches Evangelium predigen und predigten! Kein Galgen iſt ſo hoch, und wäre es ein Hamansgalgen, woran ihre Schande ſichtbar genug hinge.

Sie haben nichts, womit ſie ſich entſchuldigen und retten mögen. Nicht in dunkler oder zweideutiger Nacht trat das blutige Geſpenſt des Tages verhüllt einher; am hellen Sonnenlicht zeigte es ſich in vollſter Unverſchämtheit, und die Augen der Einfältigen und Redlichen konnten ſeinen hölliſchen Urſprung ſogleich erkennen: alſo daß niemand an ihm irrewerden konnte, der nicht ſchon an der Redlichkeit irregeworden war. Auch kannten ſie die Geſchichten und die Völker: ſie hätten ihr Volk und ſeine heilige Beſtimmung kennen und ehren ſollen; ſie wußten alle großen und unſterblichen Taten und Worte der vergangenen Säkuln und Menſchen auswendig, aber dieſe konnten in den Nichtswürdigen keine große Seele erwecken: aus elender Eitelkeit, aus ſchnödem Geiz, aus hündiſcher Kriecherei haben ſie geſündigt. Hätten ſie ein menſchliches Gewiſſen gehabt, ſie hätten es nicht gekonnt; hätten ſie ein deutſches Gefühl gehabt, ſie hätten es nicht gekonnt. Unglück und Knechtſchaft haben viele

Völker geschändet, keines ist durch die Schande der Rede und Schrift so entehrt worden als das deutsche Volk. Und die Worte bleiben, und die Schriftzüge erlöschen nicht, aber ein Glück tilgt viele Unfälle, ein Sieg viele Niederlagen aus.

Es ist nur eine Wahrheit, eine Tugend, ein Gewissen: so recht und einfältig hat Gott das Menschenherz geschaffen. Vor ihm hat der Geringste im Volk keine Entschuldigung, wenn er das Böse tut, und der Hochgestellte sollte Entschuldigung haben? Sie haben gesündigt durch ihre bösen Herzen; sie haben sich das Licht verdunkelt, damit ihr Gewissen nicht errötete; sie sahen und erklärten die Dinge so vielseitig und vielfarbig, weil sie das Rechte und Wahre nicht gerade anschauen und erkennen wollten. Sie empfangen mit Recht Verachtung und Verstoßung als den Lohn ihrer Bubenlisten, womit sie sich und andere betört haben.

Diese deine überklugen, übergebildeten, tausendseitigen und tausendgestaltigen Menschen, die sich deine Führer und Weiser nannten, waren Fürsten in dir, deutsches Volk; denn keine Gewalt ist mächtiger und keine Majestät herrlicher als die Gewalt und Majestät der Rede und Schrift. In der Sprache gab uns Gott die himmlische Vernunft und in der Schrift den unsterblichen Geist. Wenn also die Fürsten der Rede und Schrift Buben und Söldner und Fröner geworden sind, wenn sie sich zu Sklaven fremder Sklaven erniedrigen, wenn sie jede Stunde, sowie der Wind anders in die Segel bläst, Farben, Gestalten, Gesinnungen ändern — dann haben sie ihre Majestät verwirkt und werden zu dem Gewürm in den Staub hinabgestoßen, über welches sie als die höchsten und mutigsten Adler hätten hinausfliegen sollen. Vieles wechselt und wandelt das Leben hin und her, manches auch darf auf der beweglichen Flut des Augenblicks wanken und rollen; aber an der Einheit der Tat und der Gesinnung erkennt man die Tugend des Mannes.

So sind diese deine Führer und Weiser mit der Schreibfeder. Auch deine Führer mit dem Zepter hat das Unglück der Zeit gefaßt und verkleinert, ihre Herrlichkeit liegt erniedrigt, sie sind ohne Herrschaft und Macht.

Dir sind fremde Sitten, fremde Gesetze, fremde Rechte, ja fremde Sprachen aufgedrungen; Fremde sind in deinem Lande die Plager, Henker und Nachrichter; sie treiben deine Jugend wie das dumme und stumme Vieh in ihren Schlachten fort; sie verhaften, verweisen, brandmalen, ermorden dich ohne Scheu und Scham: wo ist das deutsche Land, das von solcher Gewalt nicht befleckt wäre? Keine Stadt und kein Dorf, kein Haus und

keine Hütte, nicht der gastliche Tisch, nicht der heilige Altar, nicht das Geheimnis der Freunde, nicht die Verschwiegenheit des Ehebettes — keine Stätte, kein Winkel in deinen Landen, uraltes und heiliges Germanien, ist vor den Verrätern und Plagern sicher; was frei, stolz und großherzig ist, wird von Schergen und Anklägern umlauert; jeder deutschen Tugend und Kraft sind Späher und Auflaurer und Bluthunde gestellt; auf jedes erhabene Gefühl und auf jeden freien und göttlichen Gedanken wird für den fremden Tyrannen eine scheußliche Jagd gemacht; jede Kühnheit soll erstummen, jeder Stolz zittern, jede Tugend kriechen; wir sollen verlernen, daß wir Deutsch gesprochen und gedacht haben, in fremdartigen Tönen sollen wir unsern Treibern schmeicheln und unser Elend und unsre Schmach als eine neue Herrlichkeit preisen lernen; du, Deutscher, bist ein unglücklicher Sklav', deine Kinder sollen gefühllose und bewußtlose Sklaven sein. Das ist die große Arbeit und das hohe Ziel des Mannes, der sich Beschützer von Germanien nennt. So dient das Land der herrlichsten Freiheit, so ist die Ehre unserer Väter erniedrigt.

Aber auch du, deutsches Volk, bist schlecht geworden und mußt anders werden, wenn Gott dich aus der Schande erlösen soll. Du bist nicht mehr das biedere, einfältige, mäßige, bescheidene und feste Volk, als welches deine Vorfahren gepriesen wurden. Du hast zuviel mit fremden Götzen gebuhlt, hast dich dem Ausländischen und Ungeschickten zu sehr angehängt und der Art und Sitte deines Landes vergessen; du liebst und ehrst das Einheimische und Deutsche nicht vor allem andern; du fürchtest Gott und die Gerechtigkeit nicht über allen irdischen Gewalten; du hast deine Frömmigkeit in Gleichgültigkeit, deinen Ernst in Leichtsinn, deine Redlichkeit in Tändelei verwandelt; du weißt vielerlei und kannst vielerlei und klügelst und schwatzest vielerlei, doch die feste Geduld, die stille Bescheidenheit, die treue Beständigkeit und so viele andere Tugenden, die sonst deutsche Tugenden hießen, sind mehr und mehr von dir gewichen. Vieles davon hat die Zeit verschuldet, das meiste die unglückliche Zerteilung des Reiches, der Mangel an einem Gefühl, einem Stolz und einer Ehre des ganzen deutschen Namens und die traurige Entzweiung und Auflösung der alten, heiligen Verhältnisse, welche in den verflossenen Jahrhunderten zwischen dem Kaiser und dem Reiche bestanden. In den letzten Tagen haben dich die Mißhandlungen und Schändungen der Fremden und alle erdenkliche Gaukeleien, Vorspiegelungen und Verrätereien von Jahr zu Jahr schlechter gemacht: viele fingen schon an mit ihren Ketten zu spielen und suchten sie sich hie und da blank und bequem zu machen; du

wareſt auf dem Wege, ein banditiſches und räuberiſches Volk zu werden, wie die ſind, welche ſich deine Herren nannten. Dein großer Held, dein unſterblicher Heiland und Befreier, der einzige, der unvergleichliche, der göttliche Napoleon Bonaparte, hat deine Söhne zu Räubern und Dieben geſtempelt; er hat deine Waffen in den Brüſten deiner Brüder färben, er hat dich bis zu den äußerſten Enden Europens, die deinen Vätern nur als Märchen klangen, er hat dich nach Spanien und Rußland hinausgetrieben, er hat durch dich die Freiheit unterdrücken, die Ehre ſchänden, die Tempel und Altäre entweihen, die Städte und Häuſer verbrennen, die Geſetze und Rechte vertilgen laſſen. Du biſt von freien Völkern verflucht und verabſcheut, weil du für den Böſen das Böſe getan haſt. Wahrlich, wäre ihm das Werk ſeines argen Herzens gelungen, hätte der allmächtige Gott mit dem Donnerſtrahl der Rache nicht dreingeſchlagen, du wäreſt binnen wenigen Jahren in ein Volk von Räubern und Sklaven verwandelt.

Was kann dich erlöſen, deutſches Volk, was kann deine beſchmutzte Ehre wieder weiß waſchen? Was kann dich wieder als den echten Sprößling der edlen Germanen in der Weltgeſchichte hinſtellen? O nichts als der Glaube an Gott, der Glaube an deine Väter, der Glaube an deutſche Redlichkeit und die gemeinſame Liebe und Treue gegen das ganze Vaterland.

Deutſcher Menſch, fühle Gott wieder, vernimm und fürchte, was ewig bleibt, und du vernimmſt und fürchteſt auch dein Volk; du fühleſt in Gott wieder die Ehre und Würden der Väter, ihre herrliche Geſchichte verjüngt ſich wieder in dir, ihre feſte und tapfere Tugend blüht wieder auf in dir, das ganze deutſche Vaterland ſteht wieder in dem erhabenen Heiligenſchein der vergangenen Jahrhunderte vor dir! Dann, wann du ſolches fühleſt und fürchteſt und ehreſt, dann weineſt du, dann bejammerſt du, dann zürneſt du, daß du ſo elend und ſchlecht geworden wareſt; dann beginnt dein neues Leben und deine neue Geſchichte. Die Zeit iſt gekommen, wo du durch unbeſchreibliche Plagen und Drangſale, durch unnennbare und unerhörte Greuel und Schanden erkennen ſollteſt, daß nur Eintracht dich retten kann, wie Zwietracht dich verdorben hat. Vertilgt ſei auf ewig der Haß, verſtummt der Spott, erloſchen jede Fehde und jeder Groll, welche den einen Deutſchen gegen den andern entzweiet, welche die deutſchen Schwerter mit Bruderblut gefärbt haben! Von der Nordſee bis zu den Karpathen, von der Oſtſee bis zu den Alpen, von der Weichſel bis zur Schelde muß ein Glaube, eine Liebe, ein Mut und eine Begeiſterung das ganze deutſche Volk wieder

in brüderlicher Gemeinschaft versammeln; sie müssen es fühlen lernen, wie groß, mächtig und glücklich ihre Väter waren im Gehorsam gegen einen Deutschen Kaiser und ein Reich, als die vielen Zwietrachten sie noch nicht gegeneinander verhetzt, die vielen Klügler und Schwätzer sie noch nicht verwirrt, die vielen Memmen und Buben sie noch nicht verraten hatten; sie müssen sich nach einer glücklichen und ruhmvollen Eintracht sehnen, und Gott der Herr wird ihnen helfen, wenn sie es redlich meinen und tun; über den Trümmern und Aschen ihres verwüsteten, zertretenen, verbrannten und verheerten Vaterlandes müssen sie sich weinend die Hände reichen und beten und schwören, alle für einen Mann zu stehen und zu streiten, bis das heilige Land befreit ist.

Deutsche, nicht an dem Kleinen, Einzelnen und Elendigen dürfet ihr hangen bleiben, nicht die besonderen Rücksichten, Vorteile und Verhältnisse dürfet ihr sehen; dann bleibet ihr ewig der Spott der Völker, das Spiel der Fremden und die Knechte der Franzosen. Das Große und Ganze, das, was euer deutsches Gemeingut und eure deutsche Gemeinehre ist, das, wodurch ihr alle Deutsche heißet, und wodurch eure Vorfahren ein glorreiches und freies Volk waren — das müsset ihr arbeiten und streben, das müsset ihr lieben und sehnen, das muß euer Ziel und euer Stolz sein, das muß euch zu einer Kraft vereinigen gegen eure Dränger und die Vereinigten ewiger und fester zusammenhalten, als Eidschwüre und Verträge halten können.

Wann nun dieses Brüderliche, Gemeinsame und Deutsche wieder in dir atmet und glühet, deutsches Volk, dann muß auch Zorn und Rache in dir atmen und glühen, dann mußt du auch den heiligen und von Gott und Natur gebotenen Haß gegen deine Unterdrücker walten lassen; der Name Franzos muß ein Abscheu werden in deinen Grenzen und ein Fluch, der von Kind auf Kindeskind erbt. Hinweg mit dem mattherzigen Mitleid, mit der erbärmlichen und weinerlichen Halbheit, die sich den Teufel gefallen läßt und die Hölle anmutig findet! Geschieden werde das Fremde und Eigene auf ewige Zeit, geschieden werde das Französische und Deutsche, nicht durch Berge, nicht durch Ströme, nicht durch chinesische und kaukasische Mauern, nein, durch die unübersteigliche Mauer, die ein brennender Haß zwischen beiden Völkern aufführt!

Denn was haben die übermütigen und arglistigen Franzosen dir nicht getan, wie haben sie nicht gegen dich gefrevelt, wie haben sie dich nicht betrogen, wie haben sie dich nicht verhöhnt, geplagt, geschändet bis diesen Tag? Und du könntest ge-

fühllos bleiben bei Greueln und Schanden, ob welchen sich die Gebeine deiner Väter im Grabe umkehren und die stummen Steine Sprache gewinnen könnten, und du wolltest immer noch nicht verstehen, wie der Frevel bestraft werden muß, daß sie sich unterstanden haben, dich unterjochen zu wollen?

Wähntest du nicht, es sei dir ein Lob, wann die französischen Marschälle und Hauptleute dir vom Ebro und Dnjepr schrieben, wie sie sich wieder nach deinen Häusern und Tischen und Gelagen sehnen, wenn sie dir schrieben, wie es in Dresden und Kassel und Königsberg und Hannover weit stiller und lustiger wohnen sei als in Madrid und Moskau und Saragossa und Sevilla? Du gutmütiges Schaf küssest den Wolf, der dich zerreißet, leckest dem Tiger die Klauen, der dich verschlingt; du hörst dich von den eitlen und übermütigen Fremdlingen jeden Tag dummes deutsches Vieh nennen und meinest, sie rühmen die Tugend der Sanftmut und Geduld an dir.

Entschuldigtest du nicht ihre Greuel und bemäntelteſt ihre Wollust und ihren Geiz mit dem, was du Zierlichkeit und Artigkeit an ihnen nennest? Nahmst du deine Henker nicht in deine Genossenschaft und Gesellschaft auf und hieltest dich hoch geehrt, wenn sie dir einbildeten, du schnattereſt so gut französisch und trageſt dich mit so viel Anmut, als seieſt du an den Ufern der Seine oder Loire geboren? Ja gabest du ihnen deine Weiber und Töchter nicht hin, haben sie nicht viele deiner schönsten und reichsten Jungfrauen entführt, weil du diese die Dränger nicht als eine Pest der deutschen Sitten verabscheuen lehrteſt?

Gebärdeteſt du dich nicht, als seieſt du wieder kindisch geworden und habeſt die ersten Begriffe verlernt, als habeſt du keine Worte, keine Gedanken, keine Gesetze? Äffteſt du, je drängender die Schande ward, nicht mit immer knechtischerer Geflissenheit das Französische und Bonapartische nach? Ward in vielen Landen nicht alles, auch das Kleinste, nach bonapartischen Mustern und pariſischer Knechtschaft geschaffen, mit Namen, mit Scheinen, mit Gaukeleien, mit Verlarvungen des Elends und seiner Bedeutung, die dich zugleich als ein dummes und ein schlechtes Volk hinstellten?

Schämteſt du dich nicht — o schäme dich, daß du dich schämteſt! — schämteſt du dich nicht deiner heiligen und herrlichen Sprache und lalleteſt mit selbstgefälliger Eitelkeit die gurgelnden und schnarrenden Töne deiner Plager nach, die vor dem hohen Donnerklang deiner Rede und der göttlichen Tiefe deiner Gedanken von Gottes und Natur wegen hätten im Staube kriechen müſſen? O dies ist dein schlimmſtes Übel, hier sitzt es

tief gewurzelt, hier ward dir die Pest der Knechtschaft vorlängst eingeimpft; diese Afferei muß verflucht werden in deinen Grenzen.

So tief bist du gefallen, so sehr hast du deine Geschichte vergessen, so wenig weißt du, wer deine Väter waren, und wer du sein sollst; so lau, so matt, so feig, so ganz ohne Blut, Seele und Liebe bist du. Selbst vor der Schlangenhaut zitterst du noch, da die Schlange tot ist; für dich hat Wellington mit seinen Spaniern und Engländern keine Siege erfochten, für dich hat Gott und das Schwert der Russen die Hunderttausende nicht vertilgt. Das macht, weil du deinen Stolz und deine Ehre vertändelt und verbuhlt hast, weil du das Eigene und Vaterländische verachten und das Fremde und Ausländische bewundern gelernt hast.

Wahrlich, ich sage dir, zu lange, zu lange wandeltest du in diesem Irrtum und Unglück. Auf, ermanne dich! Fasse dir eine deutsche und männliche Zuversicht und sieh über das Kleine hinweg, und du wirst das Große gewinnen. Nicht mehr dieser wässerigen und weibischen Gefühle, nicht mehr dieser Gleichgültigkeit und Erbärmlichkeit! Was sie Menschlichkeit nennen, das ist keine Menschlichkeit, es ist die nichtswürdige Geduld eines Sklaven; Gott hat Zorn und Rache geboten, wie er Freundlichkeit und Liebe geboten hat, und den Frevel zerschmettern und die Tyrannei vertilgen heißt keine Sünde. Darum hasse und liebe, belohne und strafe, oder du bleibst ein verächtliches Volk! Verfluche und verbanne aus dir die französischen Sitten und Moden und die lüsterne und leichtfertige Sprache, welche alle edelsten Keime deiner Tugenden seit Jahrhunderten verwüstet hat! Dies Geschnatter müsse verstummen in den Sälen deiner Fürsten und in den Kammern deiner Frauen; denn es hat dir den einfältigen Sinn verdrehet und die deutsche Liebe in deinem Herzen erkältet. Verfluche und verbanne aus dir alle Schmeichler und Ausrufer und Verkündiger für Bonaparten und die Franzosen und vertilge die Buben und Verräter, wie man Otterngezücht vertilgt; denn die jene preisen, verachten dich, und die ihnen Glück wünschen, wollen dich in der Schande der Knechtschaft erhalten.

Aber Worte befreien nicht, fromme Gedanken erlösen nicht, Gott gibt Glück und Ehre faulen Träumern nicht. Arbeit und Not, Gefahr und Blut — alle eure Kräfte müsset ihr drein setzen, einen großen, schweren Kampf müsset ihr kämpfen, deutsche Männer, wenn ihr wieder ein Volk werden wollet. O wenn der rechte Zorn für euer Vaterland und eure Ehre euch beseelt; wenn ihr gegen eure Überlister und Bedränger von der Rache glühet,

die auf Leben und Tod streitet und Sieg oder Untergang will; wenn ihr bei der Erinnerung des französischen Hohnes und Übermutes, bei dem Anblick eines französischen Denkmals, ja bei dem Anblick eines französischen Zeichens und dem Klange eines französischen Wortes vor Ingrimm eurer Seelen zittert, — o freuet euch! dann habt ihr das Siegel der Erlösung und das Unterpfand der Freiheit für lange Zeiten. Wenn dieser Haß gegen eure Peiniger und Schänder und gegen die Verderber eurer Tugend der Entzünder eurer Gedanken und der Erwecker eurer Taten ist: wenn er euch wieder zurückführt zu der vergessenen Einfalt, Treue und Redlichkeit eurer Väter, wenn ihr ihn als das Palladium eurer Freiheit und Tugend mit der ersten milden Milch der Lehre und Unterweisung euren Kindern und Enkeln einflößet, — freuet euch! die Franzosen werden künftig mit Beben vor euren Grenzen stillstehen.

Aber, deutsches Volk, damit dieser glückselige Haß werde und bleibe, dazu bedarfst du Krieg, heißen, blutigen, gemeinsamen Krieg aller Deutschen gegen die Überzieher. Nur ihr Blut kann die Schande abwaschen, die euch befleckt; nur Blut kann die Ehre erwecken, die euch unterging; nur in einem solchen gemeinsamen Kriege können durch verbrüderten Stolz und Mut die Bande wieder geknüpft werden, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr gelöst und in unsern Tagen endlich völlig zerrissen wurden; nur in einem solchen Kriege, wenn ihr ihn mit Gott und mit frommer Treue beginnet und führet, könnet ihr lernen, wie hoch deutscher Geist, deutsche Tugend und deutscher Mut über welschen Tand und Lug und Trug emporfliegen kann.

Gott hat das Verbrechen gerichtet und die Verruchtheit gestraft, Gott hat die Bahn der Ehre und Freiheit geöffnet; gehorchet ihm, betretet sie. Schon streiten die Spanier in das fünfte Jahr für ihr Land und ihr Recht gegen den Thronenräuber, der sie unterjochen wollte; sie ließen ihren Heeren das heilige Kreuz der Religion voranwehen, sie setzten ihre Zuversicht auf Gott — sie sind unbezwungen. Auch die Russen haben durch ihr Recht, ihre Tapferkeit und ihren Glauben obgesiegt; in fünf Monaten sind durch ihr Schwert, durch Gefangenschaft, Frost, Eis, Schnee und Hunger an die 400000 Feinde verschwunden. Das hat Gott für sie getan, weil sie an Gott glaubten. Deutsche Männer, eure Väter fürchteten Gott und hatten aller Dinge Anfang und Ende in Gott; eure Väter waren frei und glücklich. Wenn Gott und Vaterland euer Feldgeschrei, wenn Gerechtigkeit und Glaube an Tugend, wenn die Sehnsucht nach unsterblichen und himmlischen Dingen der Gedanke eurer Seelen

wird — dann werden Sieg und Ruhm euch krönen, dann werdet ihr freier und herrlicher sein, als eure Väter waren. Aber ohne Gott, ohne die hohe Gesinnung und den demütigen Stolz auf euer Vaterland und eure Treue, ohne innige Liebe zu euren Sitten, zu eurer Sprache und zu eurer Freiheit, bloß mit dem Vertrauen auf menschliche Hilfen und Stärken werdet ihr der Fremdlinge nimmer Meister. O einen einzigen frommen Fürsten, von Gott mit Kraft und Weisheit zum Helden gerüstet, einen frommen Fürsten an deiner Spitze, deutsches Volk, der das Panier der Tugend und Gerechtigkeit gegen die Bosheit und Tyrannei erhöbe — und der Teufel sollte zittern, und seine Trabanten sollten erblassen vor der Allgewalt der Tugend. Zeit, du hast vieles geboren, du wirst auch einen solchen Helden gebären — und dann wird das Vaterland gerettet sein.

Dieser heilige Krieg auf Leben und Tod muß geführt werden, bis du deine alten Grenzen wiedergewonnen hast: denn keine deiner Brüder darfst du in französischer Knechtschaft lassen; er muß mit dem hohen Stolz und Zorn geführt werden, die das Vertrauen und Bewußtsein deutscher Tugend und Herrlichkeit über französischen Trug und Tand für ewige Zeiten befestigen. Dann erst möget ihr und mögen eure Kinder und Kindeskinder in eurem Lande glücklich und sicher wohnen.

Dies und nichts anderes ist not; dies denke, sinne, tue! Und tu es mit voller Geschwindigkeit und voller Seele!

Wahrlich es werden viele falsche Propheten und Verkündiger aufstehen in diesen Tagen, welche Liebe lügen in ihren Worten und Falschheit meinen in ihren Herzen; diese weisen dir tausend Bedenklichkeiten und Zweifel, gaukeln dir tausend und zehntausend Gefahren und Abgründe vor, worein du fallen kannst: als wenn du nicht im tiefsten Abgrunde lägest; diese wollen dich betören und verblenden und verwirren, deswegen sollst du ihnen nicht glauben.

Es werden die Matten und Feigen kommen, die ohne Arbeit glücklich und ohne Blut frei sein wollen; diese werden sprechen: *Bis zum Rhein ist des deutschen Landes genug, das andere kostet zuviel Gefahr und Blut, darum mögen wir es den Franzosen lassen.* Diesen sollst du nicht glauben; denn wenn du nicht wiedergewinnest, was des deutschen Landes jenseits des Rheins liegt, so hast du diesen großen Krieg umsonst begonnen und geführt.

Es werden aufstehen, die unter schönen Scheinen von Gerechtigkeit und Milde, unter schönen Namen von deutscher Treue und Sitte dich wieder in das alte Elend hineinlocken und hinein-

gaukeln wollen, die dir mit den heiligen Worten Milde, Menſchlichkeit, Chriſtlichkeit das ſtolze Herz brechen wollen, daß du lieber dieneſt als herrſcheſt, die dir ſelbſt den Verrat und die Lüge lieblich machen wollen, als habe die Schlange dir nicht tödlich in die Ferſe gebiſſen. Siehe, ſolche ſind unter ſcheinbaren Vorwänden Ausſäer der Zwietracht und Lähmer deines Zorns und deiner Macht.

Es werden fuchsſchwänzen und ſchmeicheln und lügen, die bloß die weltliche und nicht die göttliche Majeſtät fürchten, die nicht für die unvergängliche Wahrheit und Gerechtigkeit reden, ſondern nur immer die Herrſchaft des Augenblicks ſehen, und zwar nicht die idealiſchen Bilder der Herrſcher, ſondern die einzelnen Namen, welche jetzt Namen ſind, und alle kleinen und großen Zufälligkeiten, die ſich an dieſe Namen hängen. Dieſe elenden Schmeichler können keine Prieſter der Freiheit und Tugend ſein, ſie binden immer den Geiſt an den Leib und die Seele an das Glück, und kleinlicher Geiz und feile Furcht herrſcht ihnen über der Seele und dem Mut.

Auch wird deine alte Peſt nicht fehlen, deutſches Volk, jenes fakelnde und ſchnatternde Geſchlecht der Vielſeitigen. Kaum wird dein Schwert rot ſein von dem Blute deiner Peiniger, ſo werden ſie Mäßigung! Mäßigung! ſchreien und dir mit Halbheit und Jämmerlichkeit die Seele füllen wollen; ſie werden nicht mehr wiſſen, was dir von jenen Schändliches und Greuliches widerfahren iſt; ſie werden deine Not und die Not deiner Kinder und deine deutſche Liebe und Treue ſogleich wieder vergeſſen und dir an jenen tauſend Herrlichkeiten beleuchten und zeigen, weswegen du ſie ehren und lieben ſollſt; denn von der rechten Liebe und dem rechten Haſſe, von der Tugend und von Gott wiſſen ſie nichts.

Ja es werden aufſtehen dumme Tröpfe und verkappte Buben, die auch für das glänzende Ungeheuer des Tages predigen wollen, die den Fall eines ſo großen Kaiſers und die Zerrüttung ſeiner weiten Entwürfe darſtellen als eine erhabene Tragödie des Verhängniſſes, das einen Helden zerſchmettere, nicht als das Gericht Gottes, das einen Böſewicht ſtrafe; die, wenn er hinfahren ſollte, für die Ruhe, das Glück, das Gleichgewicht und die Freiheit Europens tauſend Gefahren weiſen; die ſeine Schanden noch immer zu Ehren und ſeine Greuel zu Großtaten malen; die verkündigen, jetzt habe er durch Gott Milde und Mäßigkeit gelernt und werde die Völker nicht mehr mit dem blutigen Schwert, ſondern mit dem friedſeligen Zepter weiden: denn in ſeiner Bruſt rollen ſich jetzt ganz andere Gedanken von

den Völkern und Verfaſſungen, von der Freiheit und von der Kirche, und es würde das größte Unglück für die Welt, mehr noch für Deutſchland ſein, wenn er dieſe erhabenen und kaiſerlichen Gedanken nicht wirklich machen könnte. Dieſe werden dir das Herz rühren wollen für eine Natter, deren leere Giftblaſe ſich immer wieder füllen wird.

Schlimmer und gefährlicher werden andere bezahlte und unbezahlte Gaukler und Verräter dich durch den Glauben entzweien wollen, ſie werden veraltete Wahne und Meinungen und böſe Vorurteile wiedererwecken, damit ſie dir den freudigen Mut erkälten und lähmen und deine Kraft zerhadern und zerreißen. O Deutſche, laſſet euch nicht irren und verführen! Der alte Irrtum, der unſere Väter ſo traurig und blutig entzweiete, ſei auf ewig ein Irrtum geweſen! Jene Unterſchiede und Zwiſte ſeien auf ewig vergangen! Einmütigkeit der Herzen ſei eure Kirche, Haß gegen die Franzoſen eure Religion, Freiheit und Vaterland ſeien die Heiligen, bei welchen ihr anbetet! Wahrlich, ich ſage euch und verkündige euch, der alte Papſt und der alte Luther ſind lange tot und ſtehen in der früheren Geſtalt nimmer wieder auf; mit einem neuen und lebendigeren Geiſt, mit einem höheren Atem des Lebens muß die Welt und das Chriſtentum wandeln; einer neuen Kirche und eines neuen Heils warten wir; die chriſtliche Kirche wird wieder *eins* werden, aber nicht durch Prieſterſtreite und Degenklingen und Kabinettsbefehle, ſondern durch die ſtille und mächtige Gewalt der Zeiten und durch den Geiſt, welchen Gott vom Himmel ſendet.

Wehe dir aber, wenn du das Geringſte glaubeſt von dem, was dieſe dir predigen! und dreimal wehe dir, wenn du geizig und kleinmütig abläſſeſt von dem Kampf, ehe denn er durchgeſtritten iſt! Eines gilt und *eines* iſt not, daß du ruſeſt: *Zuſammen! zuſammen! für Recht und Freiheit! für Gott und das Volk! Zu den Waffen! zu den Waffen! gegen die Welſchen, die Franzoſen, die Tyrannen!* Dieſen Klang laß in deinen Tälern und Bergen, laß von deinen Türmen und Feſten ertönen und verſammle deine tapfere Jugend unter den Fahnen der Einmütigkeit und Gottſeligkeit. Laß in den Staub verſinken, was verſinken muß; laß modern, was durch die lange Zeit verfault iſt; laß ab von der unſeligen Dummheit und Stumpfheit, womit du ſo lange nicht haſt begreifen wollen, daß dein Leben, deine Verfaſſung, dein ganzer Zuſtand nicht mehr ſind, wie ſie vor zwanzig Jahren waren, und daß ſie nimmer wieder ganz ſo ſein können; laß ab von der äffiſchen und ſündlichen Vorliebe für das Fremde, von der ſchwächlichen und eitlen Buh-

lerei mit dem Ausländischen; ergreife die Wahrheit, ergreife die Redlichkeit und Treue deiner Väter, ergreife das Glück, welches Gott dir geben will, ergreife die neue Zeit, aber die neue deutsche Zeit und nicht die neue französische Zeit: wahrlich diese kann keine neue Zeit werden, die Franzosen ahnen nichts und wissen nichts von dem Geist und dem Gott, die durch dieses Zeitalter hinwandeln.

Auf, deutsche Menschen, auf, deutsches Volk, einst so ehrwürdiges, tapferes und gepriesenes Volk, auf! Fühlet die große, zulange vergessene Brüderschaft, fühlet die heiligen und unzerreißlichen Bande desselben Blutes, derselben Sprache, derselben Sitten und Weisen, welche die Fremden haben zerreißen wollen; fühlet und ahnet jenes Unendliche und Erhabene, was im Schoß der Tage verborgen schlummert, jene lichten und mächtigen Geister, die erst aus einzelnen Meteoren herausblitzen, die euch aber bald aus allen Sonnen und Sternen leuchten werden; fühlet die neue werdende Geburt der Zeiten, den höheren, frischeren Atem des geistigen Lebens und lasset euch nicht länger durch das Nichtige und Kleine betören und verwirren. Nicht mehr Katholiken und Protestanten, nicht mehr Preußen und Österreicher, Sachsen und Bayern, Schlesier und Hannoveraner, nicht mehr verschiedenen Glaubens, verschiedener Gesinnung und verschiedenen Willens — Deutsche seid, *eins* seid, wollet *eins* sein durch Liebe und Treue, und kein Teufel wird euch besiegen.

Auf, deutsche Menschen! bei so heiliger Sache und so herrlichen Hoffnungen, auf mit dem kühnsten Stolz und dem reinsten Herzen! Es verstumme jeder Geiz und Ehrgeiz, es erröte jede Hoffart und Herrschsucht, es versinke jeder Unterschied und jede Schranke; *ein* Bruderherz, *eine* Bruderliebe schlage in den Pulsen des ganzen deutschen Volkes! Keiner sei der Erste und keiner der Letzte, keiner sei der Oberste und keiner der Unterste, jeder sei zum heiligen Dienst und zur treuen Arbeit für das Vaterland willig, gehorsam, demütig! Hinweg jede Eitelkeit und Einbildung, hinweg jeder unselige Haß und Neid, der den einen Stand gegen den andern entzweit hat, hinweg alle die leeren Ansprüche und ungerechten Forderungen der einen über die andern! Darin aber lasset uns alle streben und streiten und wetteifern, welcher im Dienste des Vaterlandes der Frommste, Gehorsamste und Demütigste sein möge!

O wenn dieser Gehorsam, diese Frömmigkeit und Verleugnung für das Vaterland und das heilige Deutsche Reich wiederauflebt; wenn, was Geist, was Mut, was Seelenhoheit hat, was in Worten entflammend, in Gesinnungen begeisternd, in Taten

gewaltig iſt, im deutſchen Volke hervortritt; wenn der Kampf gegen die Franzoſen mit dieſer Einmütigkeit, Tapferkeit und Demut geführt wird; wenn die Hoffnungen auf Gott, auf das Vaterland und auf die Wiederherſtellung des Deutſchen Reichs und Kaiſertums alle Herzen freudigen und beſeelen — welche Herrlichkeit Deutſchlands wird dann leuchten, welche Helden und Sehrmänner werden erſtehen, welche erhabene, ſeit Jahrhunderten ſchlafende Tugenden und Kräfte werden wieder erwachen! Wie zuſammengerollte Donnerwolken den Blitz und nach ihm den Segen des Himmels, den Regen, erwecken, ſo werden Deutſchlands vereinigte und zuſammengerollte Kinder in der Schlacht den Blitz der brennenden Seelen, die ſegenreiche Fruchtbarkeit der deutſchen Treue, die göttliche Kraft der Begeiſterung erwecken. In dieſem ſchönen und blutigen Getümmel, in dieſem gewaltigen Gedränge der Empfindungen und Gedanken, der Arbeiten und Strebungen wirſt du lernen, deutſcher Menſch, was du biſt, und was du ſein ſollſt, und nach dem tapfer ausgeſtrittenen Streite wird Gott dir helfen, daß du das Vaterland ſo ordnen und einrichten magſt, daß es ein löbliches, gerechtes und freies Land bleibe für ewige Zeiten. Denn nur aus der Arbeit erwächſt dem Menſchen der Verſtand und aus der Mühe die Weisheit.

Deutſcher Menſch, du biſt kein Mörder, kein Bandit, kein Bluthund. Memmen und Tröpfe oder Buben und Verräter ſind es, welche Gefahren in dir zeigen, welche die Kaiſer und Könige vor dir warnen, welche vor franzöſiſcher Freiheit und Gleichheit warnen, und daß man mit dir nicht in vaterländiſchen Gefühlen und edlen Worten ſprechen ſolle, daß man dir zur Verteidigung des Vaterlandes die Waffen nicht in die Hände geben ſolle. O dieſe Warner und Händeringer kennen dich nicht und wollen dich nicht kennen, ſie wiſſen nicht, was die Geſchichte von dir ſagt, welche doch der helle Spiegel eines Landes und Volkes iſt. Franzöſiſche Freiheit und Gleichheit, franzöſiſche Wildheit und Grauſamkeit hat dir und deinen Vätern nimmer gefallen: du liebſt die Sklaven nicht, du liebſt die Tyrannen nicht. Du biſt ein treues, dankbares, gehorſames und ſtilles Volk, welchem unſchuldiges Blutvergießen nicht gefällt; deswegen willſt du nicht und kannſt du nicht wollen, daß alles Alte zerſtört und zermalmt werde, wie jene Raſenden in Paris vor zwanzig und fünfzehn Jahren taten; du willſt vielmehr alle teure Namen, alle ehrwürdige Erinnerungen, alle löbliche Ordnungen und geliebte Eigenheiten, die nur erhalten werden können, gern erhalten. Aber fügen wirſt du das Alte in die Geſtalt des neuen Geiſtes, der jetzt herrſchen ſoll, ordnen wirſt du das zerriſſene Vaterland

und Reich zu Einheit und Kraft, stellen wirst du dich gleich einem geharnischten Mann unter die Einheit der deutschen Liebe und Treue, und nie wieder wird deutsches Bruderblut deine Waffen färben; von dir tun wirst du die kleinen Gedanken und die kleinen Rücksichten, damit die große und allgemeine Liebe das so lange, o zu lange zerrissene Vaterland verbinden und heilen könne; von dir tun wirst du alles eitele, äffische, prunkende und ausländische Wesen und dich und die Deinigen des alten deutschen Ernstes und Biedersinnes ermahnen; von dir tun wirst du alle Weichlichkeit, Elendigkeit und Zierlichkeit, die sie mit einem prahlerischen Namen Humanität nennen: siehe, die Tapferkeit und Frömmigkeit und Redlichkeit ist die deutsche Humanität oder Menschlichkeit, durch die mürben Herzen aber ist die Gerechtigkeit vergangen und durch die weibischen und zierischen Gefühle die Frömmigkeit und Tapferkeit gestorben.

O deutsches Volk, in welchen Zeiten bin ich geboren! Was empfinde, sehe und erlebe ich! Deine Schwätzer werden Täter werden, deine Träumer werden als Helden sterben; verwehen wird der trübe Staub und die schmutzige Asche, die über deiner Tugend lag; zerstieben wird die papierne Weisheit der Klügler und das papierne Regiment der Schreiber; zerstieben werden die papiernen und metaphysischen Gesetze und Verfassungen mit den papiernen Männlein vor der höheren Gewalt, die in dir glühen und blühen wird; stolzer Mut, fester Verstand, bewußte Freiheit, demütiger und christlicher Gehorsam gegen Gesetz, Vaterland und Herrscher, alles Heldentum, aller Geist, alle Glorie werden sich um dich sammeln, wenn du aushältst und glaubest, daß Gott mit dir ist und mit dir sein will. Es liegt die Welt in chaotischen Trümmern, es kämpfen alle Elemente, alle Kräfte, alle Geister miteinander, es sind Zeichen und Weissagungen großer Taten und ungeheurer Geburten — glaube, sie sind für dich! Zwanzig Jahre, und wir haben Jahrhunderte durchlebt: zwanzig Jahre, und die sichtbare Gottheit der Geschichte und Vergeltung ist täglich unter uns gewandelt und hat sich in den außerordentlichsten Wechseln fürchterlich herrlich gezeigt. Nicht vergebens hast du solche Brandungen und Orkane, nicht vergebens solche Erdbeben und Vulkane der Zeit gesehen; nicht vergebens ist auch dein unglückliches Vaterland mit ihren feurigen Aschen und blutigen Lavaströmen überschwemmt worden. Glaube, diese Zeit ist deine Zeit, ihr Gott und ihr Geist sind dein Gott und dein Geist, und du wirst den leuchtenden Reigen des beginnenden Jahrhunderts anführen!

Ich habe Frankreich gesehen, das wütende, verruchte und

bluttriefende Frankreich, ohne Freiheit, ohne Gott, ohne Tugend; Frankreich iſt durch einen Tyrannen geſtraft, ſchon modert das Gebein ſeiner meiſten Henker und Mörder, die Gebeine der übrigen werden in kurzem modern. — Ich habe Spanien geſehen, die verzehrende Rache, den brennenden Zorn, den leuchtenden, blitzenden, feurigen Mut, das Schwert und das Kreuz in gleichem Verein, Numantias Stolz, Saguntus' Trotz mit ihren heiligen Toten wiedererſtehend und Saragoſſas friſche Trümmer, Geronas und Tarragonas blutige Mauern und, Palafox, dich und, Contreras, dich und eures ermordeten Lebens rächende Geiſter, — und ſie ſind nicht bezwungen, die edlen Streiter, ſie atmen noch frei und ſchaffen aus blutigem Kampf ſich herrlicheres Leben. — Ich habe Rußland geſehen, ich ſah die unter dem heiligen Kreuz wimmelnden Jünglinge, ſie jauchzeten zum Streit wie zum Ringen, ich ſah die an den Altären knienden Greiſe und Frauen und Jungfrauen, ich hörte deine Aſchen, heilige Smolensk, deine Flammen, ehrwürdige Moskau, röteten den Himmel meiner Bruſt; ihr Freien, ihr Tapfern, ihr Unſterblichen, bringt mich in euren Himmel mit empor! — Ich habe Deutſchland geſehen, der Germanen Land, das heilige Land, das freie Land, wo Hermann mit Römerleichen bedeckte das Feld, wo der Vogler auf die Hunnen die Wölfe und Raben lud, — ich ſah ſein Zepter gebrochen, ſein Schwert verhüllt oder mit dem Blute der Brüder gerötet, tief ſenkte der doppelte Adler der Fittiche Kraft. Da hielt ich den Fluch oft ſchwer von der Lippe, den Dolch oft ſchwerer vom Herzen. Doch wirble, du Staub, doch toſe, du Schlacht, doch brauſe, du Flamme der fliegenden Zeit! Ich werde dich ſehen, mein heiliges Land, mit Sieg bekränzt, mit Freiheit bekränzt, ich werde hören deines Adlers klingenden Flug; ich ſehe dich ſchon, ich höre ihn ſchon, auch wenn mein Staub mit dem Staube der Erſchlagenen verfliegt, von Geſtirnen werd' ich mein Germanien ſehen!

Glühend ſind dieſe Worte, weil die Bruſt glühend iſt; raſend heißt den höhnelnden Spöttern und den lauernden Buben, wenn die Seele über die Lippen fließt; Blößen auch gibt, wer ſein Herz gibt, nur der Lügner und Schmeichler ſinnt, ſeine Schwächen zu decken. Die gewaltige Zeit, worin wir leben, ſchüttelt die Großen und die Kleinen; wann Orkane wehen, dann fühlen auch die niedrigſten Sträuche, daß es Winde gibt. Dieſe gewaltige Zeit berechtigt jeden redlichen Mann, zu reden und zu warnen und zu zeigen, woher die Donnerwetter und Orkane ziehen: oder

zündet der Blitz etwa nur, wenn man den Menschen die geladenen Wetterwolken zeigt? So glaubte der Aberglaube; wir glauben wenig, deswegen sollen wir erkennen. Sollen wir schlafen auf dem rauchenden Vulkan, sollen wir stillstehen auf der sinkenden Eisscholle? Wird es besser, wenn wir träumen, daß es vortrefflich ist? O nein! Nein! Nein! Fest ins Aug' blicken sollen wir der großen Zeit, ihre Furchtbarkeit und ihre Herrlichkeit sollen wir verstehen, damit wir uns zu ihrer Höhe erheben und ihren heiligen Willen vollbringen können. Sie wird stoßen den, der sich nicht rühren will; sie wird zerstoßen den, der gegen sie anrennen will; sie wird ihre Gewalt tun, weil sie die gewaltige ist. Sie meint dich, deutsches Volk, edles, tapferes, treues Volk, du bist der Geist und die Seele der neuen Geschichte, du bist mit Redlichkeit und Freiheit geadelt, du hast viele Tugenden, nur nicht die Tugenden, dich selbst zu erkennen: das mußt du, das sollst du, denn Gott will dich erretten!

Warum rede ich zu dir? Weil ich dich liebe und verehre, weil ich erkannt habe, was du wert bist neben den Besten, ja über den Besten? An den fernsten Küsten deiner weiten Grenzen geboren, wie leicht hatte ich es, für die Fremde die Flügel zu lichten! Sie haben mich immer zurückgetragen zu dir, ich konnte meine Liebe nicht verlassen, ich konnte die Sehnsucht nach dem Vortrefflichen nicht vergessen. — Warum rede ich streng und scharf zu dir? Weil es mir ein Greuel ist, daß du ein zwieträchtiges und brudermörderisches Geschlecht bleiben sollst, weil es mir ein größerer Greuel ist, daß du ein verächtliches und sklavisches Geschlecht werden sollst. — Warum schelte ich? Weil ich deine Treiber, die Franzosen, innigst hasse, weil ich ihre deutschen Helfershelfer und Affen hasse. Sie sind zu keinem Herrschervolke gemacht, aber ein Verderbervolk könnten sie werden; und sie haben es immer werden wollen und sind es oft gewesen. Nicht in Bonaparten steckt das größte Unheil des Tages: in ihnen, in ihnen.

Ich bin ein Demokrat, ein Jakobiner, ein Schwärmer, ich will alles umkehren und neu machen, werden diejenigen sagen und verklagen, welche recht gut wissen, wieviel Gift für gewisse Ohren in dunkeln und allgemeinen Namen liegt. Sie lügen, sie, die wirklich neue Menschen sind: weil sie das Alte nicht verstehen, ist ihnen auch das Verständnis des Neuen versiegelt; sie lügen: ich will mehr Altes als sie. Ich will wieder die alte Freiheit, die alte Tugend, die alte Ehre, die alte Tapferkeit, die alte Treue der Germanen: die wollen sie nicht; ich will ein herrliches und mächtiges und deutsches Volk und Reich, und

kein französisches und bonapartisches: das wollen sie nicht; ich will Lüge und Tyrannei vertilgt und Wahrheit und Gerechtigkeit herrschend haben: die kennen sie nicht und können sie also nicht wollen; ich will gern erhalten, was erhalten werden kann, aber sie sollen mir das Tote nicht als lebendig noch das Verfaulte als blühend zeigen. Bin ich ein Verbrecher, wenn ich zeige, was liegt und was liegen wird? Bin ich ein Bösewicht, weil ich rate, den Schutt und Schmutz wegzuräumen, damit die Straßen und Bauplätze rein werden? Bin ich ein Hochverräter, weil ich sage, die alten Gestalten des Deutschen Reiches seien vergangen und neue müssen werden? Bin ich ein Aufrührer und Unruhestifter, weil ich alle Deutschen ermahne, treu, einträchtig und brüderlich zu sein und mit den Unterdrückern nicht länger gegen das Vaterland zu stehen? Bin ich ein Verkleinerer der Größe und ein Schänder der Herrlichkeit, wenn ich weise, daß die Größe Knechtschaft und die Herrlichkeit Schande ist?

Ich bin ein Barbar, ein Heide, ein Unchrist, werden sie sagen und verklagen, solchen Haß und solche Erbitterung predige ich. Ich antworte ihnen: Keiner werfe den ersten Stein auf seinen Nächsten; aber ich glaube ein ebenso guter Christ zu sein als sie. Gott hat Freiheit gewollt und geboten, Tyrannei und Sklaverei ist nicht von Gott, noch ist das kleine und sklavische Gemüt von Gott, das sich in gutmütiger Schlaffheit jede Erniedrigung gefallen läßt: sonst wären unsere gepriesenen Altvordern und unsre ritterlichen und fürstlichen Männer des herrlichen Mittelalters die größten Barbaren gewesen. Ich will Haß gegen die Franzosen, damit Deutschland künftig sicher sei, ich will die Franzosen in Deutschland vertilgt wissen, weil sie mein Vaterland unterjochen wollen. Soweit soll gehaßt und gekriegt werden, und recht mit voller Seele. Wo die höhere Liebe und Menschlichkeit, wo die Christlichkeit und Göttlichkeit meines Geschlechts, kurz, wo der große Bund der Völker und die allgemeine Menschheit beginnt, das weiß ich so gut als sie, und vielleicht besser als sie. Ich erlaube dagegen den Franzosen, mich ebenso zu hassen und totzuschlagen in ihrem Lande, wenn ich dahin als ein Eroberer kommen will. Freiheit der Völker einander gegenüber, edler Wetteifer, stolzes Gleichgewicht der Kräfte, das gefällt Gott, das hat Gott geschaffen, das ist Gottes Welt.

Ich bin stolz, ich maße mir an, Gesetze zu geben und Verfassungen zu entwerfen, werden sie sagen und verklagen. Wie? Ich? Sie lügen. Ich weiß wohl, wer Gesetze gibt und neue Verfassungen entwirft; es ist Gott im Himmel, der mein unglückliches und braves Volk und mein durch die größten Erinne-

rungen und Tugenden geheiligtes Vaterland nicht verlaſſen wird; es iſt Gottes unſichtbare Notwendigkeit, der tiefſt im Innern der Welt und der Geſchichte wirkende und webende Geiſt der Zeiten; es iſt jenes Unbekannte, das, lange im ganzen Volke umrollend, endlich als der Wille, mehr als die Not desſelben hervortritt und das Unvermeidliche vollendet. Aber ich weiſe, was von dem Alten vergangen iſt, und wo etwas Neues werden muß, wenn wir Deutſche nicht der Spott und der Fluch Europens werden wollen; ich weiſe auch auf Möglichkeiten hin — mehr weiſe ich nicht. Wie könnte ich Kleiner und Armſeliger mich unterwinden, für alle zu denken und zu raten? Nein! Nein! Aber Geiſter durfte ich ausſenden, damit die Geiſter wach werden, damit die Zeitgenoſſen nicht im unfruchtbaren Erſtaunen die unwiederbringliche Zeit verlieren, ſondern begreifen, daß leere Träumerei, törichte Sehnſucht nach dem Veralteten und kindiſche Liebe des Toten nichtig iſt und nichtiges Elend gebiert.

Ich bin ein Verkleinerer der Hohen, ein Ausſäer von Zwietracht, ein Prediger des Ungehorſams, werden ſie ſagen und verklagen. O deutſche Menſchen, daß ihr meine Seele ſehen könntet! Ihr würdet ſehen, wie unſchuldig ich bin. O ich darf meine Gebete nennen, ich darf meine Tränen nennen, die ſüßen und bitteren Tränen, die ich oft geweint habe, wenn ich mir die Tugend und die Herrlichkeit wünſchte, welche kindlich und demütig vor dem ganzen deutſchen Volke ſtehen und ſagen könnte: Ich möchte die Gluckhenne ſein, die alle deutſche Menſchen wie ihre Küchlein unter ihrer warmen Liebe verſammelte; ich darf mich auf die Worte berufen, womit ich ermahnt habe und ermahne, alles, was in deutſcher Zunge redet, gleich Brüdern zu lieben und zu behüten, womit ich gewarnt habe, von jenem kleinlichen und unſeligen Geiſt abzulaſſen, welcher die eine Landſchaft gegen die andere empört, das eine deutſche Völkchen gegen das andere geharniſcht hat; ich darf mich auf mein Gefühl berufen, womit ich fröhlich meinen letzten Blutstropfen hingeben will, wenn er ein Bindungsmittel deutſcher Liebe und Treue werden kann. Wie, ich wollte die deutſchen Fürſten verſtoßen und vertilgt wiſſen, wie der korſiſche Kaiſer ſie vertilgen würde, wenn ihm ſein verbrecheriſches Werk gelänge? Nein, ich will, daß ſie des Vaterlandes Söhne und Männer, daß ſie deutſche Fürſten ſein ſollen an Ehren und Geſinnungen, und nicht die erniedrigten Vaſallen eines fremden Deſpoten! O deutſche Menſchen! alles wird mir lieb und teuer ſein, was euch glücklich, frei und mächtig machen kann, jede Verfaſſung, jede Ordnung und Geſtaltung eures Reiches und Landes;

ich bin nicht für eines nur blind und beſeſſen, ich weiß, in wie mannigfaltigen Geſtalten Gerechtigkeit und Freiheit beſtehen kann, wann Tugend und Redlichkeit obenan ſtehen, und wann die Liebe die Mängel verſöhnet; aber das Wahrſcheinlichſte habe ich zeigen müſſen. Gott und die Zeit bringen immer das Beſte, ſie bringen oft anderes, als die Beſten und Weiſeſten meinen und raten; Gott und die Zeit werden uns helfen. O ich habe noch nie an Gott verzweifelt, noch nie an der Tapferkeit und Gerechtigkeit verzweifelt, wodurch mein edles Volk ſich wieder aus dem Elend und der Schmach erheben wird, worein ein unabwendbares Verhängnis, veränderte Weltverhältniſſe, die Unkunde des Zeitalters, die Unwiſſenheit und Feigheit einiger Memmen und der Trug und die Hinterliſt einiger Verräter es geſtürzt haben. Mir ſchwebt der Glaube und das Bild einer deutſchen Verfaſſung vor, einer ſo freien, gerechten, kriegeriſchen und menſchlichen Verfaſſung, daß ſie durch die ſtille Gewalt ihrer Vortrefflichkeit endlich alle verſchiedenſten deutſchen Stämme anziehen und in einer Einheit verbinden könnte, welche Schreibfedern und Degenklingen nie erzwingen werden. Große Arbeiten, herrliche Taten, Bewußtſein der Kraft, Beſonnenheit der Tugend, Erkennung der leeren Träume und Hirngeſpinſte unſrer Tage über Verfaſſungen und Geſetzgebungen werden einen ſolchen deutſchen Geiſt erwecken und einen ſo kräftigen und gediegenen Verſtand der irdiſchen und politiſchen Dinge erhellen, daß alles, was ich geredet und geſchrieben habe, als nichts erſcheinen wird. Wann ſolches geſchieht und es mich verdrießt, daß ich wie ein Tor erfunden werde; wenn ich dann nicht als der Fröhlichſte und Gehorſamſte erſcheine, dann verdammet mich, dann ſcheltet mich einen Aufrührer, und nicht jetzt.

Menſchen machen dieſe Zeit nicht, Gott macht ſie und wird ſie machen; Gott iſt unter uns der gnädige, der deutſche Gott, er wird uns Weisheit und Kraft geben, das Rechte zu tun und das Würdige zu beſchließen, oder Europa verſinkt auf Jahrhunderte unter Vergeſſenheit und Staub. Wenn ich vor Gott und meinem Volke nicht demütig bin, wenn meine Seele von Eitelkeit und Habſucht brennt, wenn mich nach unſchuldigem Blut und ungerechtem Gut gelüſtet, wenn ich nicht Frieden ſtiften, ſondern Zwietracht ſäen will — o dann müſſen meine Sinne ſo erblinden und meine Ehre ſo erſtumpfen, daß ich denen diene und die verehre, welche ich jetzt verabſcheue. Größere Verfluchung kenne ich nicht. — Laß alles Wahn und Narrheit werden, laß mich mit dieſen Worten als den größten Narren und Toren erſcheinen, ich kann es wohl dulden; denn Eitelkeit trieb mich nicht,

ſondern die Liebe meines herrlichen Volkes. Eitel iſt des Menſchen Herz, eitel ſind ſeine Gedanken und fliegen wie Spreu im Winde dahin; aber aus treuer Bruſt klangen meine Worte, und geſegnet ſei mir, wer es mit dem deutſchen Vaterlande redlicher meint als ich!

Arndts Werke

Auswahl in zwölf Teilen

Herausgegeben

mit Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

August Leffson und Wilhelm Steffens

Mit drei Beilagen in Gravüre und Kunstdruck,
einer Faksimilebeilage und drei Textbildern

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Arndts Werke

Neunter Teil

Geiſt der Zeit IV

Herausgegeben

von

Wilhelm Steffens

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutſches Verlagshaus Bong & Co.

Alle Rechte vorbehalten

Druck von Hallberg & Büchting (Inh. E. A. Riepzig), Leipzig

Inhalt des 9. Teiles.

	Seite
Geist der Zeit. Vierter Teil	7
Vorrede	9
1. Vorwärts und rückwärts	11
2. Deutschland	12
3. Verfassung und Preßfreiheit	40
4. Orden, geheime Gesellschaften	92
5. Die deutsche Wehrmannschaft	100
6. Über deutsche Art und über das Welschtum bei uns	129
7. Das Turnwesen	157
8. Unsere Sprache und ihr Studium	169
9. Ein Wort über das jetzige deutsche Gelehrtenwesen: auch Zeichen der Zeit	192
10. Denkmäler, Feste, Spiele	201
11. Vom Mystizismus und einigem, das sich daran hängt	205
12. Das Alter, die Jugend	237
13. Schluß	249

Natura hominibus lacrimas
dedit et loquelam, quibus
distinguerentur a brutis.
Theophrast.

Geiſt der Zeit

Vierter Teil

Was ſoll man über Politik ſchreiben und über politiſche und lebendige Dinge? Die Welt iſt des Rufens, Klagens, Klingens und Läutens überſatt; darum hilft es zu nichts. Die es vernehmen ſollten und das allgemeine Leid beſſern könnten, nehmen es leicht und laſſen es in ein Ohr hinein- und aus dem andern wieder herausgehen. Darum, damit du einen Troſt des Unmutes habeſt und für dein flüchtiges Daſein etwas Würdiges ſchaffeſt, wähle dir die große Vorzeit oder die Vergangenheit unſers herrlichen Mittelalters. Da biſt du frei und ruhig und kannſt das Freie und Bleibende faſſen und vielleicht auch darſtellen. Was haſcheſt du nach dem Aal, der jetzt in jeder Hand ſo leicht zur Schlange wird?

So ſprechen und warnen die Freunde. Ich aber antworte: Es iſt unziemlich, in allgemeiner Not und Verwirrung der Einzigruhige ſein und ſich gebärden zu wollen, als ſei alles gleich und recht; noch unziemlicher aber iſt es, des eigenen Vorteils oder gar des eignen bißchen Ruhms — ach, der eitlen Eitelkeit! — zu ſehr zu denken.

Warum ſchreibe ich denn aber? Meine ich viel auszurichten? Mitnichten. Sondern darum, daß ich durch ruhige Betrachtung und Wägung der Dinge in mir und in andern den Glauben ſtärke, wenn ich hie und da durchſcheinen laſſen kann, daß dieſer Stillſtand der Gegenwart, welcher vielen ein Tod deucht, kein Tod iſt.

Man hat oft geklagt, meine Sprache renne zu ſehr ohne Atem fort. Hier ſind nun Abſchnitte und Überſchriften genug, zum Teil nur Anſpielungen und Bruchſtücke, wie die rätſelhafte Zeit anſpielig und bruchſtückig iſt. Doch wem ich ein lebendiges Saitenſpiel im Herzen erregen kann, der wird wohl der Amphion werden, der die einzelnen Steine ſich zu einem Bau zuſammenſpielt.

Übrigens will ich mich gebärden, als ſei ich noch jung, als ſei ich noch, wie ich vor zwanzig und fünfzehn Jahren war; ich

will mit der Unſchuld um mich ſehen und meine Geſichte und Anſichten ausſprechen, als gebe es weder Vorrichter noch Nachrichter von Büchern und Bücherſchreibern. Das bißchen Leben der Sterblichen iſt ja ſo kurz und vergänglich, und wer alles bedenken will, der hat nimmer Zeit, das zu bedenken, weswegen es allein der Mühe wert iſt, aus dem Mutterſchoße auf dieſen Planeten zu fallen. Zwei Verſe aus dem Sophokles, die ich meinem erſten politiſchen Schriftchen vorgeſetzt, ſcheinen mir hier jetzt noch am rechten Orte zu ſtehen. Hier ſind ſie:

Wem Furcht vor jemand ſeine Zunge ſchließt,
Deucht mir der Jämmerlichſte nun und immer.

Bonn, den 6. des Wintermonds 1818.

1. Vorwärts und rückwärts.

Vorwärts! Vorwärts! rief der Blücher,
Deutſchlands treuſter, beſter Degen,
Und auf ſchlüpfrig blut'gen Wegen
Schritt der alte Held ſo ſicher.

Vorwärts! Vorwärts! hat's geklungen
Von der Oder bis zur Seine,
Und die welſche Mordhyäne
Hat der alte Held bezwungen.

Vorwärts! drum ſoll mir's auch klingen,
Vorwärts! will ich mir auch wählen,
Vorwärts! Klang der ſtolzen Seelen,
Soll auch mir zum Sieg gelingen.

Rückwärts klingt ein Klang der Hölle,
Schlechter Klang und ſchlechtes Zeichen,
Worob Mut und Luſt erbleichen
Und erſtarrt des Herzens Welle.

Rückwärts ſchleichen Satans Schliche,
Wann er Seelen meint zu fangen,
Rückwärts ſchleichen feige Schlangen,
Wann ſie lauſchen Todesſtiche.

Rückwärts taſten Krebſesſcheren
Für den Mord und Spinnenfüße,
Wann im luſtigen Verlieſe
Sie die Fliegen winſeln hören.

Rückwärts — o die feigen Seelen! —
Nein! Nicht Namen ſollſt du nennen!

Wo ſie mit dem Schwarzen brennen,
Mag der Schwarze ſie ſich zählen.

Vorwärts! Vorwärts! rief der Blücher,
Vorwärts! klinget friſch und freudig,
Vorwärts! hauet ſcharf und ſchneidig,
Vorwärts! ſchreitet kühn und ſicher.

2. Deutſchland.

Aber von welchem Deutſchland ſprichſt du? wird man mich mit Recht gleich zu Anfange fragen, wenn man die Überſchrift anſieht. Ich antworte: Ich ſpreche von dem gegenwärtigen Deutſchland und von den Furchten und Hoffnungen dieſes gegenwärtigen Deutſchlands, wenn es mit der Zeit Schritt hält und nicht wie ein fauler Gaul, dem man einmal vor den Kopf ſchlug, kopfſcheu wird und ſich nicht anfaſſen laſſen, ſondern immer zurücklaufen will. Wie ich aber davon ſpreche, das mögen die wenigen Worte, die unter dieſer Überſchrift ſtehen, ſchwerlich erklären, ſondern das muß aus allen Überſchriften, welche dieſes Buch enthält, zuſammengeleſen werden. Ich bin keiner der Haſen, die aus Furcht vor dem Wolf, Fuchs und Jagdhund den Rückſprung machen; ich bin keiner der Heuchler, die ihnen ſelbſt und andern was einbilden, damit ſie das Reich der Dummheit und Finſternis deſto ungehinderter treiben und fördern können; ich bin keiner der eitlen Träumer und gutmütigen Toren, die da meinen, man könne die Zeit in längſt vergangene Jahrhunderte zurückführen, von welchen ſie ſich ein buntes, liebliches Gedicht, einen idealen Traum machen, der hoch in den Lüften über aller möglichen Wirklichkeit ſchwebt.

Manche ſchelten mich wohl einen Unzufriedenen und Unruhigen. Ich will auch nicht ſagen, daß ich mit allem zufrieden und über alles ruhig bin, wobei andere ſich ſo glückſelig und friedſelig gebärden. Ich bin ruhig geweſen, zufrieden geweſen zum Teil in meinen Jünglingsjahren, als wir alle den jämmerlichſten Todesſchlaf ſchliefen. Damals, in den Jahren 1780 und 1790, waren die meiſten Deutſchen zufrieden, reich, wollüſtig und faul. Wenn ich jene Zeit und ihren Zuſtand und ihre Geſinnung lobte, würde ich eine Faulheit und Elendigkeit loben, welche in den letzten zwanzig fürchterlichen Jahren gottlob! mit dem eiſernen Beſen des Krieges und des Unglücks weggefegt ſind. Das war kein Glück und keine Tugend, daß ich damals zufrieden und ruhig

war; und meine jetzige Unruhe und Unzufriedenheit iſt mein Glück. Und ſoll ich es rein ausſprechen, ſo halte ich das Jahr 1818 viel herrlicher und glücklicher als das Jahr 1618 (Anfang großen Unheils) und 1718 und 1760, 1770, 1780, 1790, welche viele uns immer als Jahre der Glückſeligkeit jetzt zu loben wagen. Damals waren wir arm und elend in aller unſerer Sicherheit, damals hatten wir alles verträumt und verſchlafen, wir hatten kein Vaterland, kein Deutſchland, keine Ehre, keinen Ruhm, keine Hoffnung, keine Zukunft — nichts, nichts hatten wir als ein gemeines Leben. Jetzt haben wir die hohen Gedanken wiedergewonnen, wir haben ein Vaterland wiedererobert, wir haben wieder ein Vaterland erlebt, Deutſchland; Deutſchlands Ehre und Freiheit iſt wieder ein Klang und ein Gefühl geworden, und in Zorn und Haß, in Liebe und Freude ſind Millionen deutſcher Herzen für das Unvergängliche und Ewige bewegt.

Doch muß ich den Haſen oder Schlangen oder Füchſen oder Schöpſen und wie ſie weiter heißen, welche unter dem Titel die gute alte Zeit immer das Schlechteſte und Faulſte loben und wieder zurückwünſchen, dieſen Rückſchreitern und Rückſchleichern und Rückmauſern muß ich in etwas anderer Geſtalt, wie die Gegenwart es eben gibt, noch einmal einen Spiegel der Vergangenheit hinhalten, den ich oft ſchon gezeigt habe. Wenn ich mit ihnen eine ferne Vergangenheit preiſe als eine deutſche Herrlichkeit, die einſt war, ſo wird doch jedem einleuchten, daß ſie, wie ſie war, nimmer wieder Gegenwart werden kann; und wenn ich die nächſte Vergangenheit, die drei letzten Jahrhunderte, in ihrer Abgeſtorbenheit, Nichtigkeit und Mattigkeit noch einmal wieder anführe, ſo werden ſie ſich ſchämen müſſen, dahin zurück zu wollen, wohin niemand zurück darf, der es mit dem Volke und Vaterlande treu meint.

Deutſchland entſtand in der chriſtlichen Zeit als ein eigener Staat um die Mitte des neunten Jahrhunderts, wo das große, aus zu fremdartigen Teilen zuſammengeſetzte Frankreich, deſſen letzter und leuchtendſter Gipfel Karl der Große geweſen war, in mehrere Königreiche und Herrſchaften zerfiel. Es rang ein Jahrhundert mit der Nichtigkeit des verweichlichten und entarteten Hauſes der Karolinger, mit der eigenen Unbehilflichkeit, die aus dem Untergange des Alten und dem Verfall der alten, ſtolzen, heidniſchen Freiheit entſprang, und mit den fürchterlichen Schwärmen von Normannen, Awaren, Magyaren, Slawen, welche es verheerten und entkräfteten. Unter den treiflichen Kaiſern aus dem Sachſenſtamme, unter Heinrich dem Vogler und ſeinen Nachfolgern, geſtaltete es ſich im Innern und vertrieb oder bezwang

die fremden Räuber und Überzieher größtenteils. Unter diesen Sachsenkaisern und den Saliern und Hohenstaufen war das Reich herrlich, gewaltig und strahlend von Macht und Ruhm. Dies war das christliche Jugendheldenalter der Deutschen. Doch herrschten die Sachsenkaiser und die beiden ersten Salier durch Glück und Eintracht gewaltig über Volk und Fürsten; die letzten Salier und die großen Hohenstaufen stritten ihr Leben lang mit den Fürsten und dem Hohenpriester der abendländischen Christenheit in Rom einen langen und verzweifelten Kampf, wodurch die hohen Geschlechter untergingen und mit ihnen Deutschlands Macht. Die Fürsten wurden die Besitzer der Lande des Reichs; der Kaiser ward in ein hohes, leuchtendes Götterbild über allen verwandelt, in einen Kalifen von Bagdad, der einst auch so enden sollte unter Sultanen, welche die Länder beherrschten; und von Rom aus gebot der angebetete Hohepriester auch als Fürst dieser Welt über Europa und über Deutschland. Dies ist die Zeit von der letzten Hälfte des elften Jahrhunderts bis zum Jahr 1500: über fünfhundert Jahre, fünfhundert glückliche Jahre Deutschlands, wo im schönen, weiblichen Streben und Leben und in einem gewissen mäßigen Gleichgewichte der Dinge viel Herrliches sich entwickelt und gebildet hat. Die Zeit des Glanzes der römischen Hierarchie oder vielmehr der europäischen Theokratie, die, wenn sie gleich seit dem Ausgange des vierzehnten Jahrhunderts in ihrem Kern schon den Tod trug, doch in ihren äußeren Wirkungen immer noch frisches Leben erhielt und zeigte. So steht eine uralte Eiche des deutschen Hains, ein Kastanienbaum des Ätna innen im Marke hohl und faul, die doch noch Jahrhunderte aus frischen Ästen und Zweigen Blätter und Blüten treiben.

Wir glauben, was geschehen ist, mußte geschehen, und es war das Beste, was werden konnte; denn wir glauben an Gott und an eine göttliche Weltregierung. Wie durch die Geschichte eine große lange Reihe, gleichsam ein glänzender Lichtstreif des Himmels, geführt, wie die Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit der Dinge dargetan und aus Gott geboren gezeigt werden kann, hat Bossuet und Herder geistreich und Johann Müller genialisch gezeigt. Aber wenn wir auch preisen, was einst mächtig und kräftig lebte und wirkte, wenn wir auch den Finger Gottes in den Dingen zeigen und den großen Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen, von Geburt und Leben bis zu dem endlichen matten Tode verfolgen, so ist uns doch auch das erlaubt zu fragen, ob unter andern Ergebnissen und Entwickelungen nicht auf andere Weise dasselbe oder doch Ähnliches hätte werden

können. Es war einst eine Zeit der Einseitigkeit und des Vorurteils oder des geblendeten Partei- und Sektenhasses, wo man in der Hierarchie und in dem Priestertum und Mönchtum immer nur das Faule, Böse und Unheilige aufsuchte, was sich auch den heiligsten Dingen anhängen muß, die in menschliche Hände geraten, und wo man die großen und wohltätigen Folgen derselben gar nicht anerkennen wollte. Nun ist eine andere Zeit gekommen, welche die Einseitigkeit zu den entgegengesetzten Spitzen treibt, wo alles, was Europa jemals Herrliches und Schönes gehabt hat, alles, was im Mittelalter Großes und Anmutiges getan, geschaffen und gewirkt worden, in nichts anderem seine Quelle haben soll als im Priestertum und Rittertum: Priester und Ritter sollen alles in allem gewesen sein, alles in allem gemacht haben. Nennte man uns statt ihrer, die wir allerdings für eine schöne Blüte jener Vergangenheit halten, das innere, geheime, lieblich und liebend wirkende und schaffende Christentum, so würden wir anbetend ja sagen. Ja so weit gehen einige in ihrer Vorliebe für das Deutsche und Germanische, daß sie behaupten, Deutschland sei die eigentliche Mitte und Seele der Hierarchie, in Deutschland sei sie zuerst geboren und gepflegt. Das ist aber völlig ungeschicklich und unwahr; Deutschland ist nur eine kurze Zeit ein solcher Mittelpunkt gewesen, als die Sachsenkaiser und die zwei ersten Salier die römische Kirche auch weltlich beherrschten. Ja wir dürfen angesichts der besseren und frommen deutschen Zeitgenossen kühn behaupten, daß, hätten die Päpste in Mainz oder Magdeburg oder Würzburg mitten unter den Deutschen gesessen, das ganze äußerliche Christentum, die sogenannte christliche Kirche, eine ganz andere Gestalt haben würde, als sie diesen Tag hat. Freilich von manchen würdigen und frommen Päpsten, auch von den Gregoren und Innozenzen, ist die Hierarchie in einem tiefen und christlichen Sinn gefaßt worden, aber Kunst und List und weltliche Rücksichten und ach! leider auch weltliche Lehren menschlicher Klugheit, die den göttlichen Dingen ewig hätten fremd bleiben sollen, haben sich italienisch immer zu sehr mit eingemischt. Die Hierarchie hatte in Rom, wo die Lehren hoher Staatsbildung und eines weiland auch theokratischen römischen Senats nie ganz ausgestorben waren, in Rom, unter dem Volke, das durch Besonnenheit und Verstandesklarheit eines der größten Völker der Geschichte gewesen, einen bequemen und sichern Sitz gefunden, und mit römischem Geist hat sie sich viele Jahrhunderte in ihrer Gestalt behauptet, wo die Deutschen etwas ganz anderes gewollt und aus ihr heraus gebildet haben würden. Das aber darf man sagen, daß die deutsche Innigkeit und Redlichkeit,

die deutsche Treue und der deutsche Glaube die alte Kirche jahrhundertelang gestärkt und gehalten, ja erhalten haben. Ohne Deutschland wäre ihr Glanz früher vergangen, und die Deutschen und die übrigen germanischen Völker haben allerdings aus dem christlichen Priestertum und Rittertum Blüten getrieben wie keine andere Völker der neuen Welt. Aber eben aus diesem Deutschland, weil es so innig liebte und glaubte, schuf die Reue und der Zorn über die Sünde zuerst den großen Zwiespalt, der bis auf unsere Tage dauert und sich so nicht ausheilen und vernarben wird, als viele meinen: gewiß nicht so in Lust, sondern in recht tiefen Schmerzen und Wehen, wie bei neuen Geburten der Dinge das Weh und die Wonne beisammen sind.

Man preiset und hat gepriesen, was in jenen fünf glücklichen Jahrhunderten in dem geliebten Vaterlande Schönes gewirkt und erblühet ist. Man zeigt da wieder die Priester und den Adel und hie und da auch die Freiheit und den Flor der Städte; die große Überschrift bleibt aber immer die Hierarchie. Das will ich auch preisen und gestehen, aber es war außerdem noch viel anderes mit dabei, was nicht vergessen werden muß, damit man das eine nicht überschätze und das andere verschweige. Ich muß einen flüchtigen Blick werfen auf die äußere Lage der Dinge, wie sie in jenen gepriesenen fünf Jahrhunderten stand.

Zuvörderst bekenne ich denn, daß allerdings in der Tiefe des Christentums die Keime lagen, aus welchen Deutschland in jener Epoche so liebliche Blüten trieb, deren Glanz und Schönheit wir wohl anstaunen, aber nicht mehr erschaffen können. Der Hierarchie müßten wir nun allerdings jene Herrlichkeit danken, wenn sie dieselbe allein geschaffen hätte. Aber Hierarchie — äußere Ordnung, Zucht und Macht der Kirche — und Christentum sind jedem Christen, zu welcher Sekte er sich auch bekenne, immer so verschiedene Dinge gewesen als Leib und Seele und Himmel und Erde, wiewohl er weiß, daß Leib und Seele zusammen nur einen vollkommenen Menschen und Himmel und Erde zusammen nur eine vollkommene Welt machen können. Wo das Germanische war, im höchsten Norden bis zu Norwegens Schneebergen und Islands öden Küsten, und im tiefsten Süden, in Hispanien und Italien, hat es allein jene Blüten einer neuen, jugendlichen, christlichen Welt hervorgelockt; andere Völker, z. B. die Ungarn und Polen, haben wohl auch das römische Christentum empfangen und mit demselben schöne Sitte und Zucht, aber jene gewaltige Kraft in Tat, Kunst und Werk haben sie daraus weder saugen noch entwickeln können. Ich berufe mich hier auf die Geschichte.

Aber auch diejenigen, welche zugestehen, daß zwischen Hierarchie und Christentum, zwischen äußerer und innerer Kirche ein himmelweiter Unterschied ist, behaupten doch, die Hierarchie habe Deutschland die Muße und Ruhe gegeben, in so vielen Jahrhunderten so herrlich und friedlich zu leben und zu wirken, sie sei überhaupt die Erhalterin und Friedenstifterin unsers Weltteils gewesen, seit ihrem Verfalle seien Unordnung und Gewalt mächtiger geworden als Zucht und Recht, und wir seien endlich in einen Zustand hineingeraten, wo wir uns gar nicht mehr zu helfen wissen; und wir müssen uns wieder etwas Ähnliches schaffen. Der heilige Bund, eine gleichsam von Gott gekommene Begeisterung der erhabensten und mächtigsten Herrscher, sei eine Einleitung dazu und ein großes und heilverkündendes Zeichen der besseren Zukunft.

Wir leugnen das nicht ganz, aber jene weite Ausdehnung können wir der Behauptung nicht zugestehen, worin gewisse Lobpreiser sie aufstellen. Häufig hat die Hierarchie Frieden gestiftet und streitende und einander zerreißende Kräfte versöhnt und beruhigt, oft mit Gott und im allerchristlichsten Sinn, aber oft auch mit der Welt und mit dem Sinn des Fürsten dieser Welt hat sie Unheil und Zwietracht entflammt, z. B. als sie in Deutschland die Fürsten gegen die Kaiser aufwiegelte und die Macht des Reiches in ihren Grundfesten zerspaltete. Wir wollen uns nicht blind machen lassen durch törichte und ungeschichtliche Darstellungen und Ansichten, welche vor dreißig Jahren für ein Märchen gehalten wären, und in welchen Protestanten und Katholiken jetzt wundersamlich genug zusammentreffen. War nicht Italien während dieses ganzen Zeitraums in unaufhörlichen kleinen und großen Erschütterungen von Kriegen und Fehden um Herrschaft und Besitz? Italien, wo die Hierarchie ihren Sitz hatte? Ja die heilige Roma selbst, wo sie saß? Zerarbeiteten sich England und Frankreich nicht zwei Jahrhunderte in den fürchterlichsten Kriegen um Länder und Herrschaft? War nicht ebensolche Wut, mit Verjagungen, Entthronungen, Königsmorden und Unterjochungen begleitet, in Schweden und Dänemark? Hat die Hierarchie den Krieg der weißen und roten Rose in England beigelegt und die Greuel in Neapel und die schrecklichen Kämpfe zwischen Polen und den Deutschen Rittern? Ach, leider nicht. Wo Keim zu Händeln und Kriegen war, da entwickelte er sich auch damals, nur daß das Christentum und seine himmlische Lehre hin und wieder die wilde Wut der trotzigen Herzen milderte und bändigte. Auch auf unser Vaterland hat diese Lehre der Menschlichkeit und des Friedens auf diese Weise wohltätig und freundlich beseligend ge-

wirkt. Aber was es während jenes angegebenen Zeitraums am meisten im Frieden erhalten hat, was Muße und Atem und Macht und Lust und Freude gegeben hat, so Großes und Schönes zu schaffen und zu wirken, lag auch noch in anderen Ursachen, und die will ich nun kurz anführen.

Das Stillwirkende, Stillsinnende und Stillbetrachtende, das Innige, Freundliche, Christliche, das die Lehre des göttlichen Erlösers in sich aufnehmen und zur Gestalt der neuen Welt ausbilden konnte, das allgemein in dem Charakter und Gemüte der Germanen Liegende ist oben schon angespielt und angedeutet als der große Urkeim, ohne welchen alle die Herrlichkeit nimmer hätte werden können.

Dies konnte Deutschland entwickeln, als die blutigen Kämpfe mit den Päpsten und mit Italien aufgehört hatten. Italien war größtenteils frei geworden, Burgund größtenteils verloren, wenigstens so weit, daß es mit Gewalt nicht mehr behauptet werden konnte und sich nach und nach meistens dem Reiche entzog; der Papst war der Sieger geblieben und der Deutsche Kaiser in einen Herrn verwandelt, der mehr Glanz und Majestät als Macht und Gewalt hatte; die Fürsten waren in Deutschland die Landesherren, und bei den Städten war in dieser Zeit der Reichtum und die Stärke. Das Äußere der deutschen Dinge trug sich durch das Gemüt, die Mäßigkeit, Tapferkeit und Redlichkeit des Volkes in glücklicher Mittelmäßigkeit, und die kleinen inneren Kämpfe waren oft mehr Belustigung und Erregung des Lebens als Unglück und Unheil. Deutschland war damals der mächtigste Staat, weil alle andere europäische Staaten klein und meistens noch unordentlich und unzusammenhängend waren. Aber diese Macht beruhte nicht allein auf innerer Weisheit oder Würdigkeit, sondern mehr auf äußerem Glücke und auf den allgemeinen Verhältnissen der damaligen Welt.

Deutschland und Italien waren der Mittelpunkt des Gewerbes und Handels der westlichen Welt, ehe Ostindien und Amerika wiedergefunden oder entdeckt wurden. Was Portugal, Spanien, Niederland, England, Frankreich später in verschiedenen Zeiten und Wechseln teils allein, teils geteilt besessen haben und zum Teil noch besitzen, das besaßen diese beiden glücklichen Länder damals fast allein. Italien goß fast alles, was es zur See aus dem Osten brachte, zu Lande in Deutschland aus, und dieses verteilte es weiter gegen Norden und Westen. Polen, Rußland, Skandinavien, England, Schottland, Nordfrankreich hingen zu jener Zeit in Hinsicht des Handels von der deutschen Hansa ab, und Köln, Straßburg, Augsburg, Nürnberg, Frankfurt, Erfurt,

Magdeburg, Braunſchweig, Lübeck, Danzig, Riga, Großnaugard, Gent, Brügge und viele hundert große und kleine Städte Deutſchlands beſaßen die Schätze der Welt und in ihnen mannigfaltige Hilfen und Reize zu einem ſchönen, kunſtreichen und fröhlichen Leben. Dazu noch die volle Jugendkraft einer ungeſchwächten Sinnlichkeit und Phantaſie. Und Friede und die Möglichkeit einer ruhigen Entwickelung blieb, als die andern Völker alle in ihnen ſelbſt beſchäftigt oder ohnmächtig waren.

Italien, ſchwächer an ſich, war in viele kleine Staaten zerſpaltet, welche gegenſeitige Eiferſucht und die römiſche Politik nicht mächtig werden ließen, und konnte diesſeits der Alpen keinen Druck haben. Keime und Erinnerungen der alten, vergangenen Welt und die zerteilenden Grundſätze Roms ſchufen dort ſeit dem zwölften Jahrhundert eine Menge kleiner Staaten, von der freieſten Republik bis zur zwingherriſcheſten Tyrannei, welche an das alte Griechenland erinnerten und ihrer Form nach zum Teil mehr heidniſch als chriſtlich waren.

Frankreich und England, dieſe ſonſt ſo reichen und mächtigen Länder, zerriſſen ſich wechſelſeitig, und Deutſchland ſah zu.

Ungarn, von einem bunten Vielerlei von Völkern bewohnt, war ein zu junger Staat an Leben und Streben, dem es faſt noch an Wurzeln fehlte, ſchwach durch ſeine Lage und bei Keimen innerer Schwäche und Kränklichkeit auch ohne jene äußeren Bildungsreize und Tatenreize, wodurch ein Land dem andern gefährlich werden kann. Als das Oſtrömiſche Reich in Konſtantinopel ſich immer mehr vor den Türken neigte und endlich im Jahr 1453 von ihnen zerſtört ward, da zitterte Ungarn für ſich ſelbſt, geſchweige daß es andere hätte zittern machen können.

Polen, endlich nach langen Kämpfen mit Litauen verbunden, ſchien mächtiger, als es war. Lange Zeit war es kaum den Deutſchen Rittern gewachſen, welche das Angſtgeſchrei eines Herzogs von Maſovien weiland gegen die heidniſche Übermacht zu Hilfe gerufen hatte, viel weniger konnte es dem Deutſchen Reiche gefährlich werden. Dieſes unglückliche Land hatte ſchon damals faſt nur freien Adel und leibeigene Knechte und faſt gar keine Städte und keinen Mittelſtand, woraus die Macht und die Kraft und Würde eines Volkes und Freiheit, Geſetz, Wiſſenſchaft und Kunſt immer erblühet ſind.

Der uralte germaniſche Norden (Schweden, Dänemark, Norwegen), das Land der kühnen Abenteurer, Ritter und Helden, das Land der alten Sagen und Götter, zerriß ſich in innerlichen, vergeblichen Kämpfen und war arm, ſchwach und ohnmächtig. Deutſche Kaufleute beherrſchten ſeine Städte und ſeinen Handel.

England und Frankreich hielten einander in jenen Kämpfen fest, deren ich schon erwähnt habe. Doch ging Frankreich gegen den Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts aus diesen blutigen Übungsspielen gewaltig hervor, und hinfort sollte Deutschland fühlen, welchen Nachbar es an den Abkömmlingen der unruhigen Gallier und wilden Franken hatte.

Spanien und Rußland waren in diesem Zeitraum für Deutschland fast wie außereuropäische Länder anzusehen. Das erste kämpfte um Herrschaft und Christentum noch immer seine großen Mohrenkämpfe fort, und das zweite schüttelte eben gegen den Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts die lange Schande des traurigen Mongolenjoches wieder ab, das es seit dem Einbruch der Söhne und Enkel des Dschingiskhan in Europa getragen hatte.

Wir wollen nun aber gegen unser Deutschland nicht ungerecht sein. Deutschland hatte freilich keine Einheit und keinen Nachdruck der Herrschaft, keine große Macht, die sich leicht bewegen und drücken und erdrücken konnte, aber Gerechtigkeit, Tapferkeit und Ehre waren bei Fürsten, Rittern und Volk, und Reichtum, Glanz, Gesetzlichkeit und Kunst blüheten in den Städten. Die Fremden nannten es das blühendste, gerechteste und mächtigste Land der Christenheit, unerschöpflich an Männern und Schätzen, und sie hatten recht. Glückselig, wenn ein solcher Zustand immer dauern könnte, und wenn Deutschland immer in der Lage gewesen und darin geblieben wäre, wo es keinen Reiz gehabt hätte, andere Völker anzugreifen und zu verletzen, aber immer die Macht, jeden Angriff und jede Verletzung der Fremden zurückzutreiben und zu strafen. Aber leider war es wahr, des großen Papstes Gregor VII. Werk hatte nur zu gute Früchte getragen, Deutschland war in sich zerspaltet und zerrissen, und der Kaiser war nur ein schönes, aber ohnmächtiges Bild der Majestät über vielen kleineren Majestäten, die oft nicht dem allgemeinen Willen folgen, sondern ihren eigenen Willen haben wollten. Bei aller seiner inneren Herrlichkeit und Trefflichkeit, bei allen löblichen und preislichen Künsten und Tugenden eines braven und edlen Volkes war das Reich wehrlos und unbehilflich: es konnte seine Kräfte nicht sammeln. Die Liebe war noch ganz, aber die Herrschaft war zerteilt, und diese mußte zuletzt auch die Liebe zerteilen. Und wer will leugnen, daß nicht schon damals viele deutsche Fürsten für ihr eigenes und vergängliches Kleines ein wärmeres Herz hatten als für das gemeinsame Große, das ihren Seelen vor allen zuerst immer als ein Unvergängliches hätte vorschweben sollen? Wir berufen uns hier auf die Geschichte.

Die Schweiz, eine Landschaft des Reichs und ein festes Voll-

werk gegen Süden und Weſten, durfte ſich eigenmächtig von demſelben losſagen und endlich ganz losreißen, ohne daß alle ſie zuerſt mit Liebe und dann mit Gewalt und Strenge genötigt hätten, der großen Reichsgenoſſenſchaft in Gehorſam und Treue zu dienen. Was ſie gegen Dränger und Zwingherren wagte, mußte allen gefallen; wo ſie von dem Reiche los oder gar gegen das Reich frei ſein wollte, da mußten alle ſie ſtrafen.

Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts kam der Dauphin von Frankreich, Ludwig, mit den Armagnacs oder den ſchwarzen Banden und fiel ins Reich ein. Die Deutſchen hatten den einzigen leidigen Troſt, daß ſie ſie nachher Arme Jacken (Geſindel, Geuſen) ſchimpften, wie viele Kettenhunde und Jagdhunde ſpäter Melac und Tiras (Düras) und zu unſern Zeiten ähnliche Diebs- und Haſenfeinde Marat und Napoleon gerufen werden und auch wohl noch mit dem ältern Schreckennamen des Großtürken, Sultan. Wie greulich hauſten dieſe Armen Jacken damals im Sundgau und Elſaß und Lothringen! Und was tat das Deutſche Reich? Man ſchickte, unterhandelte, bat, drohete, ſeufzete, klagete, und endlich heulte und jammerte man. Wer ſo viele verſchiedenartige Töne aus demſelben Munde von ſich gibt, macht keinen Eindruck der Furcht und des Schreckens. Jene Greulichen durften ungeſtraft von dannen ziehen. Das war der deutſche Rieſe in ſeiner Kraft, die er damals wirklich innen und außen hatte. Aber wo war das hohe Vaterland der früheren Jahrhunderte und die heilige Liebe und der heilige Zorn dafür? Keiner wollte geſchwind und friſch für das Ganze heran, und die Macht war ſchon ein Schein, weil die Kraft ſelbſt in der Gefahr ſchwer vereinbar war. Daher durften von dem ſchwachen Reiche einzelne Teile immer geplündert, abgeriſſen und beſchimpft werden. Es ging ſchon damals, wie es in den ſpäteren Jahrhunderten gegangen iſt.

Bald ſtand nun Karl der Kühne von Burgund auf. Er beherrſchte etwa ſechs Millionen Seelen, Deutſchland zählte dreißig und herrſchte dem Namen nach von den Ardennen und der Schelde bis zur Newa und zum Ladoga. Vor dieſem Fürſten, der auch ſein Mann war, zitterte das Reich an allen Gliedern, und vielen deuchte ſchon damals der Untergang und Umſturz unvermeidlich. Dies war die Zeit des ſchwachen Friedrich III. von Öſterreich, der ſpäterhin darum oft ſchlecht und faul genannt worden, weil er an Landen und Leuten nicht mächtig war. Wie der Burgunder dem Reiche und dem Kaiſer im Weſten tat, ſo taten die Ungarn und ihr kriegeriſcher und unternehmender König Matthias Corvinus ihnen an den Oſtgrenzen. Es erſchien, daß die kaiſerliche Würde ohne bedeutende Stamm- und Hausmacht ihres Trägers meiſtens

nur noch ein idealiſcher Schimmer der Vergangenheit war, deſſen Licht immer ſchwächer ward, je näher man ihm kam.

Max I., Friedrichs III. Sohn, gewiß eine rechte Krone der Ritterlichkeit und Liebenswürdigkeit, ſo daß von ihm geſchrieben und geſungen iſt, in ihm habe der letzte deutſche Kaiſer gelebt, ward durch ſeine Gemahlin Gebieter über große Länder. Er war Kaiſer von Deutſchland, Herzog von Burgund und Niederland, Erzherzog von Öſterreich und hatte aller Tugenden und Herrlichkeiten Fülle und treue Liebe des deutſchen Namens und der deutſchen Ehre. Und doch wie wenig hat er ausrichten können mit dem Reiche und für das Reich! Hat er nicht allenthalben kläglich erſcheinen und endigen müſſen, wo er mit Deutſchen für Deutſchland ins Feld zog! So gegen die von Venedig; ſo mit den trotzigen Schweizern, die ſchon damals mit den Franzoſen gegen uns buhlten, und die er wieder zum Gehorſam ziehen wollte; ſo in Italien, wo Deutſchland in ſeinen Landen und Städten die Fremden ungehindert ſchalten und walten ließ. Die Deutſchen waren nie alle da; und wenn nur ein Drittel gewollt hätte, die Welt hätte zittern müſſen. Aber ſeit den Tagen des großen Rotbarts hatte das Reich in eigennütziger und ſelbſtſüchtiger Faulheit gelegen und iſt auch nimmer ganz wieder daraus zu erwecken geweſen, als etwa ſpäter einigemal durch große Türkennot und durch die gefährlichere Franzoſennot unter Ludwig XIV. Aber auch damals hat es nie ſeine volle Kraft daran geſetzt.

In dieſer Gleichgültigkeit gegen das Allgemeine, beſonders, wo es der äußeren Ehre und Sicherheit des Reichs galt, in dieſer Unbehilflichkeit, Starrſucht und Wehrloſigkeit Deutſchlands ſchon in der Zeit des höchſten Glanzes der Herrlichkeit, wo noch alle Fremde an die Furchtbarkeit und Unbezwinglichkeit des Volkes glaubten, lag eine dunkle und unglückſchwangere Bedeutung für die Zukunft: die ſchlechten Zeiten mußten kommen, weil das Volk ſie verdient hatte. Denn wer, wie mächtig oder ſchwach er ſei, Schimpf duldet und Frevler nicht ſtraft, über den muß nach ewigen Geſetzen die unvermeidliche Strafe verhängt werden.

Es kam das Zeitalter Karls V. und Franz' I. und Solimans und Kolumbus' und Martin Luthers und ſo vieler anderer außerordentlicher Männer und mit ihnen ſo viele ganz neue Entwickelungen, Strebungen und Umwälzungen der Welt und aller ihrer Verhältniſſe. Von außen und innen ſollte die Welt verwandelt werden, darum traf ſoviel Außerordentliches und Ungeheures zuſammen, worin die Reformation freilich als das für unſer Vater-

land Bedeutendſte oben ſchwimmt. Jetzt nach dem Ablauf von drei Jahrhunderten, da der trübe Strom der Zeit ſich von der ſtrudelnden und brauſenden Gärung immer mehr erheitert und durchſichtigt hat, können wir wohl ſehen, daß das ſchöne und häßliche, luſtige und unluſtige Spiel, was damals begann, nicht von Menſchen war, ſondern von Gott oder von der tiefſten Notwendigkeit der Dinge. Ein Zeitalter war vergangen, ein neues ſollte werden.

Über die Reformation will ich hier allbekannten Tadel oder allbekanntes Lob, je nachdem jeder ſie haßt oder liebt, nicht zum dritten, vierten Male wiederholen. Viele haben es ihr zum Hauptvorwurf gemacht, ſie habe das alte Reich zerſtört. Aber wir haben dieſes Reich ja unkräftig und unbeweglich und mit nicht genug gebietender Macht an der Spitze geſehen, ſeitdem das Haus der großen Hohenſtaufen erloſchen war. Was durfte nicht drei und zwei Jahrhunderte vor der Reformation ſchon geſchehen? In welchem Zuſtande der Verwirrung und Auflöſung empfing Rudolf von Habsburg das Reich! Wie durften Adolf von Naſſau und Albrecht von Öſterreich, Ludwig der Bayer und Friedrich von Öſterreich darum hadern! Wie ſtanden Günther von Schwarzburg und Karl von Luxemburg gegeneinander! Wie der letzte früher gegen Ludwig den Bayer! Wie durfte dieſer Karl von Luxemburg mit den Gütern und Ehren des Reichs feilſchen! Wie durfte es unter Friedrich III. und Max I. ungeſtraft verhöhnt und beſchimpft und an ſeinem Beſitz geplündert und verringert werden! War es denn ein Wunder, daß ſelbſt der mächtigſte Fürſt der Chriſtenheit, Karl V., nur mit den Deutſchen nichts anfangen, nicht einmal die Türken mit ihnen bändigen konnte? Freilich, Hader und Zwieſpalt hat die Reformation genug gebracht, nicht allein in Deutſchland, ſondern in allen Ländern der Chriſtenheit. Doch es lag nicht allein in dieſem Hader, den die Religion in die Welt brachte, es lag in der Selbſtgewalt, dem Ungehorſam und der Gleichgültigkeit, daß die Türken beinahe zwei Jahrhunderte Deutſchlands Schrecken ſein konnten, deren Druck aus ſo ungeheurer Weite her doch nie ein voller Nachdruck ſein konnte. Auch haben ſie gewöhnlich mit nicht größeren Heeren als 60000 und 70000 Mann Ungarn und die Nebenlande erobert, ſelten mit größeren gegen die Deutſchen gefochten; nur ein paarmal ſind ſie mit Hunderttauſenden gekommen. Aber ſie ſchrien Allah als Feldgeſchrei, und wir durften in unſerer mattherzigen Sündhaftigkeit nicht einmal Gott rufen.

Von dem Dreißigjährigen Kriege und dem kalten Haß und der bittern Gleichgültigkeit gegen das Vaterland und der troſt-

losen Verwirrung der Gemüter, welche das schreckliche Feuer angezündet und genährt haben, will ich nichts sagen. Nach diesem zu jammervollen Kriege, worin Frankreich als Anzettler und Überlister aller schon eine Hauptrolle gespielt hatte, lag das vormals so reiche, prangende und von Menschen, Freude und Kunst wimmelnde und blühende Deutschland da voll Schmach und Wunden, die es nie wieder ganz geheilt noch gebessert hat. Nun kamen die Franzosen mit ihrem augustischen Zeitalter Ludwigs XIV. und beschimpften, plünderten und zerrissen uns Ehre, Vaterland und Gut ein volles halbes Jahrhundert, und wir konnten die immer wiederkehrenden Necker und Schänder nicht strafen. Ja als sie von Eugen und Marlborough durch Waffen gedemütigt waren, betrogen sie das Reich in den Unterhandlungen doch wie immer um die Früchte seiner Siege; denn darin war es immer unmündig, ratlos und hilflos und ist es geblieben bis diesen Tag.

Es ist eine alte Anklage gewesen, und man hört sie jetzt oft wieder von solchen, welche gewisse protestantische Regierungen, besonders Preußen, verhaßt machen wollen, die evangelischen Fürsten seien bei jeder Gelegenheit immer am ersten vom Reiche abfällig und dem Kaiser widerspenstig und ungehorsam gewesen, die katholischen Fürsten hingegen, vorzüglich die Stifter und Reichsstädte und Reichsritterschaften, das seien die Festen und Getreuen gewesen, worauf das Reich sich habe verlassen können. Diese Anklage wird von der Geschichte Lügen gestraft. Kaiser Leopold und Karl VI. haben in allen ihren Kriegen, die zum Teil nur Hauskriege waren — doch auch viele Kriege, die ihrer Natur nach Reichskriege waren, hat der Ungehorsam Hauskriege gescholten — gerade die Protestanten zu den geschwindesten und sichersten Helfern gehabt. Ich muß auch die andere Schattenseite zeigen, damit wir die alte Schuld, die nun vergessen werden soll, gegeneinander aufgehen lassen und desto fester halten in der neuen Versöhnung. Wollte nicht wenige Jahre nach dem dreißigjährigen Unglück, als alle die Wunden, welche uns Richelieu und Mazarin geschlagen, noch frisch bluteten, der Erzkanzler des Reichs und Erzbischof zu Mainz, ein Schönborn, durch französisches Geld bestochen, das Reich auf die Franzosen und ihren König Ludwig XIV. bringen? Trug nicht der unruhige Bischof von Münster, Bernhard von Galen, die Waffen gegen das Reich? Sind etwa die Händel wegen des Kardinals Egon von Fürstenberg, der freilich ein rechter Ego war und nur sein Ich und nicht das Reich sah, schon vergessen? Und auf welchen Seiten sind die Erzbischöfe von Köln und Trier und die mächtigen Kurfürsten von Bayern

ſo oft geſtanden gegen das Reich und gegen das Haus Öſterreich? Wollt ihr das breit leſen, ſo blättert ein wenig in den Reichstagsverhandlungen und Reichstagsbeſcheiden des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, oder ſchlagt euren Flaſſan nach; der ſtellt es euch unverhohlen dar, wie franzöſiſche Boten und Späher mit Geldſäckeln in der ſchönen Pfaffengaſſe umherreiſeten, und welche noch ſtehende Schlöſſer von welſchem Sündengelde erbaut ſind. O, ſie haben uns ganz andere Schlöſſer und Denkmäler niedergeriſſen!

Und nun bedenke man noch die Brände, die wieder im Innern unter uns ſelbſt aufgingen, und deren Frucht gewöhnlich nichts war als Aſche, womit jetzt der Wind der Vergeſſenheit ſpielt. Der Dreißigjährige Krieg ward ſeinem Urſprunge nach doch noch um etwas geführt, obgleich er zuletzt ein kaltes und grauſes Balgen um nichts ſchien. So brannte in Deutſchlands Eingeweiden der Öſterreichiſche Erbfolgekrieg und der Siebenjährige Krieg, wo Deutſche gegen Deutſche zu traurig ins Feld zogen und einzelne Namen groß machten, aber keine Taten; denn die gerechte Geſchichte verdammt unerbittlich als Untat, wo der Bruder über dem Bruder Ruhm gewinnen wollte. In ihr wird z. B. der ganze Siebenjährige Krieg, deſſen Klang ein halbes Jahrhundert ſo laut geweſen, endlich ein leeres Märchen; nur der *eine* Mann, der ihn vollendet hat, Friedrich von Preußen, wird daraus übrigbleiben, nicht, weil er auch gegen Deutſche focht, ſondern durch die ungeheure Gemütskraft, und weil er ein Spiegel und Licht ſeines Zeitalters war, woran die Bedeutung eines Jahrhunderts ſich erklären läßt.

Wie wir zuletzt gefallen ſind, in den Jahren 1795 und 1801 und 1805, 1806 und 1809, gefallen, weil jeder einzeln ſtehen und ſich einzeln durch die fürchterliche Wellenbrandung der Zeit hinſteuern wollte, und wie wir wieder aufgeſtanden ſind in den Jahren 1813, 1814 und 1815 — der Jammer und die Wonne ſind die jüngſten und leben noch friſch in den meiſten deutſchen Herzen. Wir haben mit Gott und mit dem Eiſen das Land wiedergewonnen, und die altgeprieſene deutſche Treue und Tapferkeit hat ſich wieder auf das glänzendſte erwieſen. Wir hatten auch die alten Grenzen des Reichs wiedergewonnen und hätten ſie nehmen können, wären wir bei den Unterhandlungen nicht hilflos und verlaſſen geweſen wie immer. Da ſind wir von den alten, liſtigen Reichsfeinden wieder wie die Betrogenen ausgelacht, und das wird leider auch wohl künftig ſo ſein. Reineke Fuchs hat ſeine Galgenbußpredigt wie ein Meiſter gehalten und den Königen Nobel die Herzen entwendet. So iſt

das notwendige Verhängnis einer Eidgenoſſenſchaft, und ſo iſt es der deutſchen Eidgenoſſenſchaft ſchon manche Jahrhunderte ergangen. Ein Feldherr kann durch eine große Willenskraft viele tauſend Beine und Fäuſte auf zwölf, vierundzwanzig oder achtundvierzig Stunden wohl zu einem Schritt und Schlag machen für eine gewaltige Tat; aber daß zwei bis drei Dutzend Köpfe und Herzen, die einander nicht untergeordnet ſind, durch ein großes Herz und einen großen Kopf monate-, ja jahrelang wie ein Kopf und ein Herz nach einer Richtung hindringen und wollen, das wäre das wunderbarſte aller Wunder, die je gehört worden. Wo viele Herren ſind, da macht die Anwendung der Regel des Tiberius und Machiavelli: Teile und herrſche, wenig Mühe.

Wie Deutſchland in den jüngſtvergangenen Jahren eingerichtet oder vielmehr größtenteils liegengeblieben iſt, wie Napoleon es zugeſchnitten hatte, das weiß ein jeder. Das alte Reich iſt nun endlich ganz vergangen, ſein letzter Schatten, ſein heiliges Geſpenſt, möchte ich ſagen, iſt nun tot. Eine Menge großer und kleiner Staaten, alle mit monarchiſcher Selbſtgewalt, die ſie Souveränität nennen, ausgerüſtet, liegen in einem Kreiſe nebeneinander und ſollen durch ein loſes Band zuſammengehalten werden, das bis jetzt in nichts weiter als in Ideen beſteht, welche unentwickelt und unerklärt in dem Deutſchen Bunde, der in Frankfurt am Main ſitzt, eine verkörperte Darſtellung haben.

Wird dieſer Deutſche Bund dem Reiche und Volke die Kraft und Einheit geben können, die der Kaiſer die letzten Jahrhunderte nicht mehr geben konnte? Wird dieſer unmöglich machen, daß deutſche Schwerter künftig gegen Deutſche gezückt werden? Wird dieſer die Liebe geben, daß, wenn einer angegriffen und verletzt iſt, alle ſich angegriffen und verletzt fühlen und in treuer Brüderlichkeit zuſammeneilen, den Angriff und die Verletzung zu ſtrafen? Wird dieſer uns drinnen Gerechtigkeit, Sicherheit und Frieden, draußen Achtung und Furcht verſchaffen können? Wird dieſer das zulange Getrennte und Zerriſſene durch eine unſichtbare Gewalt der Geſinnung verbinden können? So haben viele mit Liebe, manche auch mit Spott gefragt.

Wir wollen nicht verkennen, wieviel bei der Hilfloſigkeit und Losheit unſeres Zuſtandes allein der Name und die Idee eines Deutſchen Bundes wert iſt, ſtände dieſer Bund, bis ſich etwas Feſteres geſtalte, auch zwanzig und dreißig Jahre bloß auf dem Papiere oder in der Luft; und ſo wollen wir der erhabenen Wiener Verſammlung danken, daß ſie uns wenigſtens das gegeben hat. Wir wollen auch dankend und lobend anerkennen, daß die meiſten

der Männer, welche die deutſche Bundesverſammlung leiblich darſtellen, eine preiswürdige, vaterländiſche Geſinnung und Liebe offenbaren. Aber ob ſie die Idee, welche das deutſche Volk von einem Deutſchen Bunde hat, werden entwickeln und erklären können und dürfen, daran zweifle ich ſehr. Eben jene Erklärung und Entwickelung ſcheinen aber die einen ebenſoſehr zurückzuhalten und zu fürchten, als die andern ſie begehren und hoffen, und ich glaube, daß wir vor dieſer Entwickelung wieder in Krieg und Getümmel verwickelt und verwirrt ſind. Mögen dieſe nur Herzen von 1813 und 1814 finden! Dann hat es keine Not, die Entwickelung wird dann zu ihrer Zeit wohl kommen, wie ſie werden kann, und wie Gott ſie will. Möge es nur ſchleichenden Verfinſterern und bangen und feigen Mißkennern und Mißdeutern der Zeit mit Überfluß von napoleoniſcher Polizei und Späherei und Durchſtecherei nicht gelingen, das vaterländiſche Leben und Streben wieder ganz abzukälten!

Es iſt ſo leicht, den Unzufriedenen zu ſchelten, den, der etwas als unvollkommen tadelt, der Empörung und des Aufruhrs gegen Gottes heilige Ordnung zu zeihen. Nach meinem Gefühle und nach meinem bißchen Kenntnis von Geſchichte und nach meiner Erfahrung der Völker und des Menſchenherzens kann ich Deutſchlands politiſchen Zuſtand nicht als einen ſolchen loben, worin Eintracht, Kraft, Lebendigkeit und Geſchwindigkeit zu Rat und Tat wäre. Ich kann nicht begreifen, wie die deutſche Bundesverſammlung den Deutſchen Kaiſer erſetzen kann, wie ein Staat vieler Staaten beſtehen kann ohne irgendeine mächtiger zwingende Gewalt als die Gewalt der Idee — und dieſer armen Idee vollends, worauf man, wie ſie ſich nur blicken läßt, als auf eine Brandſtifterin, Thronenräuberin und Volksverwirrerin laute Schalljagd macht. Ich will ja ſo gern glauben und hoffen wie die andern; aber gleich den jungen Hühnern und Putern mich vor dem Habicht blind machen, indem ich den dummen Kopf, daß er nicht ſehe, zwiſchen die Beine klemme, wie ſie ihre dummen Köpfchen, wann ſie ihn erblicken, unter das Gras ſtecken, das halte ich mit andern Biederleuten für etwas Erbärmliches, und wenn auch Männer mit langen Staatsparuken ſich ſolcher wohlfeilen Beruhigungsmittel nicht ſchämten.

Sage ich damit: Man ſoll dieſe Ordnung nicht anerkennen, man ſoll ſich dagegen empören? Nein, das ſage ich nicht. Vielleicht kann auf eine Weiſe und durch eine Wendung der Dinge, die mir und vielen andern noch verborgen iſt, etwas Feſtes und Starkes daraus hervorgehen. Nur gegen das, was von Anfang an ſchlecht iſt und immer ſchlecht bleiben muß, ſoll ſich jeder

empören und alle Waffen und Kräfte des Leibes und Geiſtes dagegen gebrauchen. So etwas war die ſogenannte große, alle Völker in einem Bunde und unter einer Obhut leitende und verbindende Weltordnung Napoleons; ſo etwas wird das Joch eines fremden Volkes immer ſein. Große Veränderungen und Verwandelungen der Welt und der Völker macht Gott, macht der bewußtloſe und begeiſterte Trieb der Zeiten und Völker; ſie geſchehen immer als Notwendigkeit, als ein unendliches, keiner irdiſchen Macht bezwingliches Muß. Wer ſie machen will, wer darin ſpielen und meiſtern will mit ſeinen Entwürfen und Ränken, der macht ſolche und endet ſo, wie wir in unſern Tagen das Spiel an der Seine geſehen haben, wo der Tigeraffe Willkür immer aus der blutig gräßlichen Larve des Verhängniſſes hervorguckte. Die Jahre 1809 und 1813 waren ſolche Epochen, wo Deutſchland politiſch verwandelt werden durfte und konnte. Da haben auch viele Deutſche gehofft, gewiß die ſtilleſten und frommſten und keine neuerungsluſtige und umkehrungsſüchtige, daß anderes geſchehen und kommen würde, als geſchehen und gekommen iſt. Es hat jenen Jahren nur ein großer deutſcher Führer und Meiſter der Zeit gefehlt, und weil Gott keinen ſolchen Meiſter gegeben hat, ſo ſage ich, es iſt Gottes Wille, daß es nicht anders geworden iſt, als es heute iſt; mir ſelbſt aber ſage ich, daß ich dieſem Willen gehorchen und im frommen Glauben an ihn und an mein Volk der Entwickelung der Zeiten warten ſoll, doch vorwärts ſtrebend mit der Hoffnung und mit dem Geiſte und nimmer rückwärts, wie ſo viele wollen und noch mehrere ſich gebärden aus Furcht vor der Zeit, worin ſie leben. Dies iſt die Lehre des Chriſten für die Vergangenheit; für die Gegenwart muß er glauben, daß er ſie auch machen helfen kann: denn ſonſt glaubte und ſtrebte er für nichts.

Wie man fröhlich erkennen muß, daß die Gefühle für das liebe Vaterland bei den meiſten Deutſchen in den letzten Jahren inniger und lebendiger geworden ſind, ſo darf man ſich doch auch nicht verhehlen, daß die Begriffe über das politiſche Wohl und Weh desſelben und über das, was dieſes Zeitalter geboren hat und dasſelbe bis zum Jünglingsalter und zur Mannskraft erziehen und geſtalten kann, die allerbunteſten und verwirrteſten ſind. Dieſe Verwirrung iſt bei einigen Verwirrung der Bosheit, bei andern Verwirrung des Irrtums. Die meiſten jedoch, wenn ſie auch nicht wiſſen, was ſie wollen, und was die dunkle Zukunft in ihrem Schoße trägt, gehen im Glauben auf Gott rüſtig vorwärts und laſſen ſich durch das Mordgeſchrei und den Feuerlärm links und rechts nicht irremachen.

Verwirrung der Bosheit iſt bei denen, deren kleinem Sinn und kleinem Mut die Zeit und ihre Gewalt zu mächtig iſt. Dieſe ſchreien: Weg mit eurem neuen Deutſchland, mit eurer Deutſchheit, eurer Landwehr, mit eurer Preßfreiheit und euren Verfaſſungen! Zurück! zurück! damit wir die Frömmigkeit, den Gehorſam, die Ruhe und das Glück der guten, alten Zeit wieder bekommen. Sie meinen die ſchlechte Zeit von 1580—1790, die ſchlechteſte Zeit, welche Deutſchland je gehabt hat: ſie meinen Bequemlichkeit und Faulheit, Gleichgültigkeit gegen Volk und Vaterland und gegen alle politiſchen Dinge, blinden Gehorſam unter dem Stock, Fronpflichtigkeit, Leibeigenſchaft, Kantonweſen und andere Sauberkeiten. Dieſe Art kennt man daran, daß ſie immer klagt: Dieſe Zeit räſoniere zuviel. (Ich muß hier ſchon in das ſchlimme welſche Wort beißen.) Was dieſe an den Höfen der Fürſten und in Regierungen und Polizeien und in allerlei Verſchwärzungen und Verdunkelungen und Durchſtechereien vermögen, das tun ſie redlich. Doch iſt ihnen auch hier die Zeit zu mächtig: ſie füllen mit Tropfen ein, und ſie läuft in Eimern aus. Sie werden endlich doch am leeren Faſſe ſtehen.

Verwirrung des Irrtums iſt bei vielen andern, welche bei aller guten Geſinnung in ihrer Zeit doch wie im Traum wandeln und durch das viele Wilde und Ungeheure derſelben ſo erſchreckt werden, daß ſie ihr Treffliches und Tröſtliches nicht rein erblicken können. Dieſe weiſen nicht zu dem letzten oder vorletzten Jahrhundert Deutſchlands zurück, ſondern nehmen gleich einen Anlauf, der über vier, fünf Jahrhunderte wegſetzt. Auf das dreizehnte, vierzehnte Jahrhundert weiſen ſie hin und ſprechen: Dahin müßt ihr wieder zurück, deutſches Volk; ſonſt ſeid ihr verloren. Der Weg vorwärts, wie ihr atemlos fortſtrebt, geht nur immer mehr ins Wilde und Wüſte und zuletzt ins volle, bodenloſe Verderben. — Sie malen uns und ſich jenes Zeitalter, das ſchon in grauer Dämmerung weit hinter uns liegt, noch viel herrlicher, als es war; ſie ſchildern uns Papſttum, Prieſtertum, Rittertum, Kunſt, Dichtkunſt, Sitten und Leben mit ſo lieblichen Farben, daß uns allerdings nach der Herrlichkeit lüſtet, und daß uns, wann wir unſere Zeit anblicken, zumute wird, als ſähen wir den kalten und erkältenden und erſtarrenden Meduſenſchild. Aber wäre die Herrlichkeit und Liebenswürdigkeit und Hoheit jener Vergangenheit auch wirklich ſo herrlich geweſen, als ſie ſie ſchildern, wäre auch alles Gold, was gleißet, ihr Treiben und Wollen iſt eine Geburt des Wahnes und muß wieder Wahn gebären. Von dieſen, von welchen einige es gewiß herzlich treu

meinen, kann man doch sagen, daß sie ihre Zeit nicht erkannt haben, daß ihr ganzes Herz nicht in Gott und in dem Volke ist, wie es sein sollte. Denn wäre es in diesen, so müßten sie auch klar sehen, was nun in dieser Zeit, in welcher wir leben, werden kann und werden soll; fühlten sie innig und ganz aus der Freude und aus der Not des Volkes, sie müßten die Welt und ihre Notwendigkeit anders begreifen. Über die Geschichte und wie die Gegenwart die Vergangenheit gebrauchen soll, ist von jeher genug gesalbadert und wird jetzt mehr als je gesalbadert; ich will die breite Salbaderei nicht mit neuer Zutat vermehren. Die Zeit läßt sich so wenig in die Vergangenheit zurückführen, als ein erwachsenes Kind in Mutterleib, ja nur in seine Wiege zurückkehren kann. Aber wie wir jedem Mann, wann er die Blüte des Jünglings und die Reife des Mannes erreicht hat, die schöne, spielende Unschuld wünschen, die noch um die zarten Blumenträume und Gesichte der Kindheit schweben kann, so preisen wir den schönen Reiz glücklich, der so viele deutsche Herzen zur Liebe und Bewunderung des deutschen Mittelalters zieht und die vergessene Kunst und Frömmigkeit und Biederkeit der Väter wieder aus dem Grabe weckt als ein Gegengift gegen welsches Unheil und flaches Leben und Treiben und Künsteln der nächsten Vergangenheit. Hehre Bilder des Lebens, hohe Tugenden, sicheren Weg des Rechten und Einfältigen, deutschen Sinn, deutsche Sitte und Art und Kunst, das mögen sie da schöpfen und mit dem zusammengießen, was in diesen Tagen das Blühendste, Feurigste und Lebendigste ist. So mag Gegenwart und Vergangenheit sich verbinden und die Gestalt der neuen Zeit vorbereiten; und nicht anders. Wer jenes nun doch schon längst verschollene und begrabene Leben als ein Lebendiges wieder unter die Lebendigen stellen wollte, wäre in einem traurigen Irrtum; er würde das Leben, das er stärken wollte, durch den Tod töten. Nein, jene Zeit des dreizehnten, vierzehnten Jahrhunderts, jene begrabene Herrlichkeit schafft und bauet kein Sterblicher wieder. Hofft er nicht, daß diese Zeit sich fortschreitend in ihr selbst aus eigenem Lebenskeim entwickeln kann, so lasse er doch ab von solchem leeren Spiele mit dem Vergangenen, das so gespielt weder ein geschichtliches noch ein philosophisches Spiel heißen kann, und begrabe sich und seine Hoffnungen weinend unter den Trümmern der Zeit.

Wenn einige geklagt und auch wohl gescholten haben über den unsichern und losen Zustand des Vaterlandes, als worin für die Zukunft äußerlich wenig Gewähr für Glück und Ehre sei, so haben viele andere ganz keck erwidert: Jetzt sei ein viel festeres,

gleicheres und haltbareres deutſches Weſen als ſeit dem Untergange der mächtigſten Kaiſer des Reichs, ſeit dem Jahre 1250, geweſen. Eben jener wunderbare Kaiſer, wie er ſeit Friedrich II. von Hohenſtaufen mit einem Fuß auf der Erde, mit dem andern in der Luft ſtand, eben daß man einen Herrn und doch keinen Herrn hatte, das war das Unglück und die Schwäche des Vaterlandes, das war die Saat der Zwietracht und des Haſſes, da wollte der eine immer unabhängiger ſein als der andere, der eine weniger tun als der andere, und deswegen ſtand das Reich verlaſſen da, und keiner tat und diente, wie er ſollte. Nun ſind alle gleich, ſtehen alle auf einer Linie, ſehen alle keinen großen Namen, keine Perſon, die ſie entzweien könnten, ſondern das eine ewige, zugleich ſichtbare und unſichtbare Vaterland, die eine ewige, zugleich ſichtbare und unſichtbare Ehre und Selbſtändigkeit des Reichs: ſie ſehen offenbar nun etwas Idealiſcheres und Geiſtigeres. Nun werden alle zuſammenhalten müſſen, weil bei Zwietracht zugleich der Untergang da wäre, da ſie des äußeren Halters und des äußeren Halts entbehren.

Andere preiſen auch das als ein großes Glück des heurigen Deutſchlands, daß es kein öffentliches, kein allgemeines Gut mehr darin gibt, welches ſeit den Hohenſtaufen ſchon gleichſam als herrenloſes Gut betrachtet und von den Gewaltigen und Fürſten nach und nach verſchlungen war. Die letzte hungrige Zeit habe gottlob! alle Bistümer und Stifter und Reichsſtädte und reichsunmittelbare Ritterſchaften aufgefreſſen bis auf vier noch übrige Reichsſtädte, welche zuſammen doch nur einen mäßigen Biſſen ausmachen. Die Fürſten werden bei Angriffen der Fremden hinfort mehr zuſammenhalten und feſter und treuer alle für einen Mann ſtehen müſſen, weil man ſich vormals bei dem einzelnen Unglück oder der einzelnen Schlechtigkeit immer auf das allgemeine Gut verlaſſen konnte, wovon demjenigen, welcher von dem Seinigen verloren hatte, die Entſchädigung ausgeworfen werden konnte. Bei künftigen Kriegen und Eroberungen werde nun aber notwendig auch um das Daſein und um die Herrſchaft fürſtlicher Familien geſpielt werden, es werde mehr um die eigne Haut geſpielt werden, denn von dem Reiche ſei nichts mehr abzuſchneiden. Daher müſſe natürlich größere Treue, Standhaftigkeit, Tapferkeit, Liebe und Hingebung des einen für alle und aller für den einen folgen.

Selbſt ſolche gibt es, die es glücklich finden, daß England mit ſeinem Hannover ſo mächtige Wurzeln in uns hineingetrieben hat, daß ſelbſt Dänemark bei uns noch vermehrt iſt. Sie würden es auch ja wohl erwünſcht finden, wenn Rußland und Frankreich

— das ſind ja recht mächtige Helfer — — unter dem Titel des Beſitzes irgendeines deutſchen Landes Mitglieder des Deutſchen Bundes hießen. Man erinnere ſich, was Frankreich ſchon bei den Unterhandlungen zu Münſter und Osnabrück vor hundertundſiebenzig Jahren gern werden wollte, als Schweden als Herzog von Pommern und Bremen deutſcher Reichsſtand ward, und wie man ſich dieſes franzöſiſchen Wunſches damals nur mit Not erwehrte. Sie ſagen, je mehr die großen Häuſer, welche Europa beherrſchen, mit Deutſchland innerlich verbunden ſind, deſto ſicherer wird das Land vor Umkehrungen und Zerſtörungen ſein und den Frieden im Innern bewahren; dieſe fremden Herrſcher, dann unſerm Vaterlande und ſeiner Wohlfahrt ſo nah verwandt, werden zwiſchen den verſchiedenen Staaten und Fürſten Deutſchlands ſchon das Gleichgewicht erhalten, von welchem für das große Gleichgewicht Europas ſo viel abhängt. Und viele andere hohe und tiefe politiſche Weisheit kramen ſie aus, wie denn manche Deutſche der Natur ſind, daß ſie mehr als alle andere Völker jedem Dinge und Verhältniſſe, und wäre es der Teufel ſelbſt, gelegentlich ſein Nützliches und Vollkommenes ablauſchen und andern erklären und auslegen können; ſo daß die Armen über allem dem Lauſchen und Schauen und Betrachten und Erwägen und Schätzen der Dinge ſelbſt nie zum Nutzen und zur Vollkommenheit gelangen können.

Jene erſten, welche den jetzigen idealiſchen Deutſchen Bund preiſen, ſprechen etwa ſo, als wenn man einem reißenden Strom den letzten Deich wegnähme und ſpräche: Nun gottlob! daß auch dieſe Arbeit vollbracht iſt; jetzt hat der wilde Herrſcher der Ebene gar keinen Zügel mehr; er ſieht ja, wie fromm wir ihn halten, und wird ja recht fromm ſein und unſre Felder und Wieſen künftig nimmer wieder verheeren. — Oder trauen dieſe Menſchen jetzt auf einmal der Idee ſo Gewaltiges zu, daß ſie faſt ohne alle Leiblichkeit das Leibliche verbinden und zuſammenhalten ſoll? Trauen ſie deutſcher Liebe und Treue ſo Ungeheures zu? Ich möchte das auch gern — aber — — —

Die zweiten ſprechen aus einem Grunde, der mehr irdiſchen Boden hat und alſo zuverläſſiger ſcheint, wo von irdiſchem Glücke und irdiſchem Beſitz die Rede iſt. Aber auch dieſer Grund hat mehr Schein als Wirklichkeit. Gibt es in einer Geſellſchaft von fünfen und zehnen nicht leider zuweilen einen Dummen und Treuloſen, der das Glück der Geſellſchaft verrät oder verſpielt? Und ſollte das nicht noch mehr unter zwanzigen der Fall ſein? Bezeugt die Geſchichte denn, daß wir immer ſo redlich geweſen und durch die Fremden ja mit den Fremden und in ihren Reihen

streitend von den Eigenen nie haben gewinnen wollen? Ich spreche hier nicht bloß von der Gesinnung, sondern noch mehr von der Einsicht. Redlichkeit ist immer die größte Einsicht und beste Klugheit der Sterblichen gewesen, des einzelnen wie des Herrschers; jetzt wäre Redlichkeit mehr als je die Einsicht deutscher Fürsten, also treue Liebe und festes Zusammenhalten bis in den Tod. Denn was künftig mit Fremden in unredlichem Geheimnis gezettelt wird, das muß als verderbliches Netz notwendig die Spinne bestricken. Aber jene hohe Einsicht, ihr lieben Freunde, welche eben die hohe Tugend der Fürsten ist? Wohin hat nicht Napoleon mit uns gaukeln können! Und wohin hätte er weiter gaukeln können, wenn der zu ungeduldige Mann die rechte Tyrannengaukelei verstanden hätte! Wir können ihm nicht genug danken, daß er sein eignes Werk zerstört hat, oder Gott, daß er ihn verstockt hat, daß er es zerstören mußte.

Und die dritten? Über dies Glück oder Unglück — je nachdem jeder es empfindet und ansieht — daß die Fremden so mächtig in uns sitzen und noch mehr Lust haben, sich in uns zu setzen, ließe sich allein ein dickes Buch schreiben. Dieselben Menschen, die es priesen und als einen großen Weg Gottes wiesen, als die Franzosen uns besaßen, die damals in dem Völkergemisch eine große europäische Christentumsepoche, einen ewig merkwürdigen Fortschritt der Weltbildung zur höhern Menschlichkeit weissagten und den ewigen Frieden und das glückselige Schlaraffenleben desselben den Faulen und Feigen im Hintergrunde zeigten, müssen ja auch die Einkehr der Engländer und Dänen bei uns, und wenn noch andre Lust dazu haben, glückselig und vortrefflich finden. Was haben sie nicht gefabelt, als Napoleon die Welt beherrschte und seine erhabenen Verbrüderungsentwürfe und Bundesanstalten der Welt ausposaunte! Damals ermahnten und trösteten sie die Deutschen, nicht zu trauern, wenn auch ihre Volkstümlichkeit und das Deutsche Reich auf immer unterginge; sie hätten ja die hohe Bestimmung, die große Mischung und Zusammenverlebung der Völker einzuleiten und die stolze Idee eines wahrhaft christlichen Staatenbundes mit verwirklichen zu helfen. So sind auch jetzt, welche uns das Unglück und die Ohnmacht als ein Glück zeigen und behaupten, Deutschland müsse etwas Größeres und Menschlicheres darstellen als eine abgeschlossene Volkstümlichkeit, die überhaupt mehr ein Wahn des Heidentums als ein Recht des Christentums sei; Deutschland sei das Herz des Weltteils, und zu diesem Herzen müssen sich natürlich alle Völker drängen. Auch sei das deutsche Volk offenbar zu einem allgemeinen Volke bestimmt; so habe Gott ihm von Anbeginn das Gemüt gestellt und

das Verständnis erleuchtet. — Das alles, mit allerlei zierlichen Weltansichten und frommen Betrachtungen verbrämt, sieht auf dem Papier auch ziemlich gut aus, wenigstens für die Einfältigen; aber in der Wirklichkeit wissen wir, was es uns bedeutet. Sie drängen sich zu uns, zu dem Herzen Europas, wahrlich nicht bloß, damit sie sich an unserer Liebe erwärmen, sondern öfter, damit sie uns unser frischestes Leben abzapfen; sie wollen in unsre Geschäfte mit hinein, damit wir nie eine stolze, selbständige Gemeinschaft werden können. Mit welcher Eifersucht belauschen sie nicht jeden Atemzug eigenen Lebens und Wollens in uns, wovon nun gottlob! doch wieder einige Spuren sind! Wie beherrschen und belauern und bespähen sie die Geister, die sich in uns regen, und verklagen sie bei unsern Fürsten als die gefährlichsten und verbrecherischesten! Natürlich werden sie uns die Schläfrigkeit immer als deutsche Mäßigkeit, die Unterwürfigkeit als den christlichen deutschen Charakter und als deutsche Biederkeit deuten; was bei ihnen an der Seine und Themse Freiheit heißt, wird bei uns Empörung heißen; was ihnen Stolz und Hochsinn klingt, bei uns Ungehorsam und Zügellosigkeit klingen. Und wollen wir uns darüber wundern? — Ihre Hilfen und warum sie uns helfen und alle die herrlichen Lockungen und Versprechungen kennen wir nun über dreihundert Jahre. Und was von hohen Weltplanen der Vorsehung mit uns Deutschen und von höherer Ansicht des Christentums in diesen politisch-philosophischen Mischmasch mit hineingeschwatzt wird, das verstehen wir endlich auch zu würdigen. Das steht aber fest und ist die einzige deutsche Ansicht und Einsicht: *Man muß stolz, frei, unabhängig bei sich sein, nicht der Äffling, Schützling und Mündel der Fremden, damit man als Volk den hohen Beruf der Menschheit und des Christentums erfüllen könne.*

Dabei also bleibt es, nach der Lehre der Geschichte der Welt und der Geschichte des Menschenherzens ist Deutschlands äußerer Zusammenhang und äußeres Zusammenband loser denn je, ja so los, daß die, welche sich vor dem Volke darüber aussprechen und die Mittel angeben und gebrauchen sollen, wodurch in den germanischen Staatenbau Festigkeit und Beständigkeit kommen könne, gerade diese Punkte immer umgehen, aus Scheu, glaube ich, oder aus einem geheimen Grauen, daß etwa dann allen erscheinen möchte, was sie, wäre es möglich, ihnen selbst und allen gern verbärgen. Und sollen wir unsere Meinung noch einmal aufrichtig sagen, so loben wir es freilich, daß in der deutschen Bundesversammlung in Frankfurt wenigstens die Idee einer deutschen Gemeinschaft lebendig erhalten wird; aber daß, wie die

Dinge und Verhältniſſe unſers Vaterlandes und Europas gegenwärtig ſtehen, auch bei dem beſten Willen ein ſo feſtes Band um die verſchiedenen Staaten Deutſchlands geſchlungen werden könne, daß drinnen Freiheit, Glück und Friede, draußen Beweglichkeit, Geſchwindigkeit und Wehrhaftigkeit da ſei, daran zweifeln wir. Wir würden daran zweifeln, wenn auch bei allen deutſchen Regierungen der beſte Wille und die helleſte Einſicht deſſen wäre, was allen not iſt. Wenn wir nun auch den guten Willen nicht bezweifeln dürfen, ſo offenbart ſich der Mangel an Einſicht bei vielen nur gar zu ſehr.

In den allgemeinen Beſtimmungen, die im Frühling 1814 in Paris entworfen und im Herbſt und Winter 1814 und 1815 weiter entwickelt wurden, iſt ausgeſprochen, „die deutſchen Staaten ſollen unabhängig ſein“. Obgleich dabei auf die Idee eines gemeinſamen deutſchen Weſens und eines gemeinſamen deutſchen Vaterlandes hingewieſen iſt, ſo haben ſich die meiſten Regierungen das Wörtlein nur zu gut gemerkt und es auf die völligſte Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit gedeutet. Wenn ich ein paar löbliche Ausnahmen abrechne, ſo will faſt jeder kleine Staat, und zählte er nur 200000 und 300000 Seelen, als ein in ſich geſchloſſenes und verſchloſſenes Ganzes daſtehen und ſeinen Namen auch mit in die Weltgeſchichte hineinſtehlen, die aber ſolche leichte Spreu immer unbarmherzig zurückgeſtäubt hat. Man könnte es allenfalls verzeihen, wenn Preußen und Öſterreich ihre Namen neben dem Namen Deutſchland noch als bedeutend nennen; aber ſoll man nicht lächeln, wenn Württemberger, Badener, Hannoveraner, Mecklenburger als eigene ſelbſtändige Völker ſich brüſten und den Namen Deutſche unter ſich ſetzen? Ja ſo weit ſind die Kleinſtaaten in der verblendeten monarchiſchen Torheit gegangen, daß, wer vom deutſchen Volke und von deutſcher Eigentümlichkeit und Herrlichkeit ſpricht, nicht bloß als ein altfränkiſcher Narr ausgelacht, ſondern hin und wieder faſt als ein Empörer und Verbrecher verfolgt wird. Es iſt ſo ein dunkles Gefühl in ihnen, daß Deutſchland erſt vergeſſen werden müſſe, damit Naſſau, Mecklenburg, Baden uſw. genannt werden dürfe. Darum haben faſt allenthalben die Hof- und Polizeizeitungen ſtehende Artikel, wo über die ſogenannte neue Deutſchheit und Deutſchelei und Deutſchwut, wie ſie es betiteln, hergefahren wird. O wäre die alte geblieben! Sie dürften dieſer neuen nicht ſo ſpotten.

Wenn man dies törichte Streben und Treiben ſo anſieht, wie ſelbſt die kleinſten deutſchen Staaten in monarchiſcher Verblendung in der Trennung vom Ganzen ihren Stolz und ihr Daſein ſuchen, ſo weiß man nicht, ob man mehr lachen oder

weinen soll. Können denn diese Kleinen und Schwachen nicht begreifen, daß gerade der Name Deutschland, die Idee von Deutschland, der letzte Rest von Deutschheit, daß, was in allen Deutschen als Liebe, Treue und Gehorsam, kurz als deutscher Geist und deutsche Art, lebt, webt und liebt — daß gerade das, und das allein, ihr dünnes und zerbrechliches Leben sichert? Diese sollten Mittelpunktssucher sein, und sie sind Mittelpunktsflieher. Man mag das Gebet wohl über sie ausrufen: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun! Wie sie sich aus dem heiligen Mittelpunkte des Volkes reißen und aus einzelnen Gauen und Bezirken Deutschlands Völker und Reiche machen wollen, wie sie ihr leichtes Leben, das so wenig Atem hat, von der Nabelschnur des großen, heiligen Reiches lösen und sich aus eigener Kraft zu entwickeln und zu erhalten meinen, arbeiten sie auf das trefflichste vor den Fremden, welche auf Eroberung, und den mächtigeren Eigenen, welche auf Verschmelzung lauschen könnten. Sie müßten gerade, wäre es möglich, sie müßten heut und immer mit rastloser Sorge alle deutsche Funken, die noch unter der Asche glimmen, zu lichten Flammen des Mutes der Begeisterung und Liebe aufblasen; sie müßten sich als die unverdrossenen und unerschrockenen Pfleger des deutschen Geistes und der deutschen Tugend allen voranstellen, damit sie, wenn sie überhaupt bestehen können, durch die Lebendigkeit, Herrlichkeit und Majestät des Ganzen beständen. Aber was zürnen wir für sie über sie? Sie müssen ja wohl so arbeiten, wie sie tun, sie müssen ja wohl einem dunklen Verhängnis in die Hand arbeiten, damit Deutschlands Schicksal erfüllet werde, das dann aber ganz anders ausfallen wird, als sie meinen.

So liegt Deutschland da, noch rings mit den Trümmern und dem Schutt des Alten umgeben, zum Teil durch diese Trümmer und diesen Schutt an freier Bewegung gehindert und gehemmt, zwischen der Liebe zum Alten und der Furcht vor dem Neuen schwebend und wankend, äußerlich gleichsam in einem matten und toten Stillstande erscheinend, während es innerlich gärt und sprudelt. Seine Feinde freuen sich, sie meinen, es sinke in sich zurück, es sinke in die Jahre 1780 und 1790 zurück, wo es bei der allgemeinen Gleichgültigkeit und Starrheit so leicht der Raub jedes Angreifers ward. Auch viele seiner Freunde scheinen der Jahre 1813 und 1814 und 1815 vergessen zu haben und stimmen mit ein: Nein, mit uns ist es aus, wir sind ohne Rettung verloren, unser Schaden ist unheilbar; wir können uns noch wohl zuweilen mit den Waffen aufraffen und gleich Männern gebärden, aber an politischer Weisheit und Tüchtigkeit sind wir so

arm, bei allem unserm Vielwissen so dumm, daß wir aus dem zerfallenen Reiche nichts mehr bilden können. Und wie soll Deutschland bestehen mit seinen vielen Herren und vielen Willen, die sich in der Zeit der Not und des Getümmels wie ebenso viele Wirbelwinde begegnen und einander zerhadern werden, zumal wenn die Fremden, die mit darinsitzen und ihr leidiges Spiel mithineinspielen, den äolischen Schlauch der Zwietracht öffnen? Wie soll dieses zerteilte und zerrissene Land sich halten in der Klemme zwischen den beiden mächtigsten Monarchien Europas, zwischen Frankreich und Rußland, die beide gewaltig, kriegerisch und eroberungslustig sind? Zwar weist man auf die Verhältnisse zwischen den Herrschern, auf den heiligen Bund und seine geheimen Zwecke und auf manche andere Erscheinungen des Tages als auf gewaltige politische Trostgründe hin; aber dergleichen Trost täuscht den nicht, der die Geschichte und die Menschen kennt; und schon die einzige Einwendung gegen diese Tröstungen wäre genug, daß alle Fürsten und Kaiser und Könige ebenso sterben wie wir andere, und daß die Besten oft die Schlechtesten zu Nachfolgern gehabt haben. Es ist hienieden kein sicherer Verlaß als auf Gott und auf die eigene Stärke und Tugend.

So trostlos und hoffnungslos sehen viele die Lage des Vaterlandes an und haben außer diesen beklagten und beseufzeten Gebrechen und Gefahren noch viele andere Gebrechen und Gespenster und Schrecken der Zukunft, die wir auch wohl kennen, und die in den letzten Jahren genug ausgesprochen sind. Wir sehen mitten in dieser Verwirrung und Dunkelheit doch ein schönes, helles und heiteres Licht, das uns, wann wir verzweifeln wollen, tröstet und aufrichtet. Jener herrliche Geist, der in den Jahren 1813 und 1814 blitzte und leuchtete und das Vaterland aus Schande und Elend riß, ist noch da, er schwingt sich unsichtbar fort, er glühet und wehet im stillen und verborgenen, wieviel Wasser und Schmutz gewisse geflissene Diener der Furcht und Feigheit auch darauf gießen, damit sie ihn ersticken. Jenes Heiligtum von Kaiser und Reich, was zwar immer noch seine stillen und frommen Verehrer und Anbeter hatte, was aber die letzten Jahrhunderte zur Wonne des Himmels und der Erde keine Blüten und Flammen mehr hervortreiben konnte, ist auf eine andere Weise wieder da: die unsichtbare und heilige Idee von Volk, Freiheit, Vaterland, Deutschheit, die eben, weil sie unsichtbar ist, allenthalben lebt, webt und wirkt, blüht und glüht zu allmächtig in allen deutschen Herzen, als daß die schlechteste irdische Gewalt, die eben, weil sie nur Irdisches will, auch die Erde verlieren muß, die leichtgefiederten und mächtig waltenden

Geiſter faſſen könnte. Bei dieſer ſchönen Geſinnung und Stimmung im Volke, die gerade durch ihre Stille und ihren Gehorſam auch gegen das Widerwärtige und Feindſelige inneren Kern und feſte Gediegenheit verkündigt, bleibt es nun freilich die unerläßliche Pflicht eines jeden, dem in das Herz und den Mund eine Kraft gegeben iſt, woraus Troſt, Ermahnung und Warnung für viele hervorgehen kann, daß er im Vertrauen auf Gott die heiligen Flammen ſchüre und die ſchönen Hoffnungen nähre.

Und es ſagen auch die Frommen: Laſſet die Welt gehen, wie ſie will, Gott hat ſie ſo viele Jahrtauſende regiert und erhalten, er wird ſie auch ferner regieren und erhalten. Bei allen den politiſchen Sorgen und Klagen und Anklagen und Schriften und Geſchwätzen kommt doch nichts heraus. Seid nur redlich, ſeid nur fromm, hofft und trauet nur auf ihn, ſo wird euch das andere alles von ſelbſt zufallen.

Und wir ſtimmen ihnen bei, nicht in ihrer Sorgloſigkeit der irdiſchen Dinge — denn Gott hat uns die Vernunft gegeben, daß wir die Erde nach ſeinem Bilde verwalteten, daß ſie ein Reich der Freiheit und Freude werde, er hat uns das Gebot gegeben, uns gegen das Unrecht zu wehren und das Böſe zu ſtrafen — ſondern in ihrem Glauben. Wir ſagen denn auch zu den Deutſchen: Bleibt ihr nur fromm, redlich, gerecht, mäßig und tapfer; dient ihr nur in Gehorſam und Geduld dem Unvermeidlichen und Verhängnisvollen, was über euch gekommen iſt, aber gebt nie das höchſte Streben und die mutigſte Hoffnung auf; nehmt ihr nur demütig und dankbar hin, was Gott euch als Glück beſchert; gebt ihm immer allein die Ehre und den Sieg, und nicht euch und eurer Liſt und Kunſt — ſo werdet ihr nicht als Spreu unter den Völkern zerſtoben werden, ſo werdet ihr nicht ausgelöſcht werden aus den Büchern der Geſchichte. Denn Gott iſt ein gnädiger Gott und ein gerechter Gott, und er kann die Verhältniſſe der Völker und Deutſchlands Schickſale wohl ſo wenden, daß einſt Freude wird, was jetzt Trauern iſt.

Aber ſchließlich muß ich hier wieder an eines erinnern, woran ich ſchon mehrmals erinnert habe, und was jedem einfällt, der die gegenwärtige Lage der Dinge politiſch betrachtet. Wenn wir zehn Jahre Frieden behalten, wenn nicht Peſten und neue, unbekannte Seuchen kommen und aufräumen, ſo überfüllen manche Länder Europas, namentlich Deutſchland, Frankreich und Italien, ſich leicht mit Menſchen. Von dieſen drei Völkern geht der Deutſche am leichteſten in alle Welt und auch in die Neue Welt. Aber der Abfluß nach dieſer Neuen Welt kann ſich einſt auch ſperren und hat ſich für die Franzoſen ſchon

größtenteils geſperrt, welche dort nur noch einige Beſitzungen haben. Wo ſoll denn aber die wimmelnde und unruhige Volksmenge Frankreichs hin, welche ſich nicht einzeln ſo über alle Welt verfließt wie die deutſche? Wo muß ſie hin, und wo will ſie hin? Nach Deutſchland! Nach Deutſchland! Das ſagen uns die Franzoſen unverhohlen ſelbſt, und wir wüßten es wohl, auch wenn ſie es nicht ſagten. Das iſt unſere Ausſicht. Wir zittern und zagen davor nun eben nicht — das iſt nicht not, wenn wir einträchtig und brüderlich zuſammenhalten — aber Freude iſt bei dieſer Ausſicht einer ewigen Balgerei um nichts auch nicht. Chriſtlich und politiſch müſſen wir denn auf ein anderes Feld hinblicken, auf welchem Europa ſeinen Menſchenüberfluß auf eine edlere Art verwenden kann. Nicht immer nach Weſten, ſondern nach Oſten muß einmal wieder geſchaut werden, Europa muß wieder nach dem alten Geburtslande zurückblicken. Hier iſt eine ſchöne und große Aufgabe für den heiligen Bund. Europa muß einmal wieder auf Aſien und Afrika zurückfließen und durch Chriſtentum und Menſchlichkeit jene Länder verjüngen, die in der greulichſten Barbarei verfault oder verwildert ſind. Da iſt die Berberei, ein herrliches Land, da iſt Ägypten und Syrien, Kleinaſien und Griechenland mit ſeinen reizenden Inſeln. Wenn dieſe große Sache der Menſchheit im Sinne eines chriſtlichen Kreuzzuges aufgefaßt und ausgeführt würde, wenn europäiſche Heere und Flotten vorangingen und zuerſt die Feſtungen und Häfen beſetzten, und wenn Kolonien immer luſtig nachzögen, ſo könnten Afrika und Aſia wieder chriſtlich und Europa auch von dieſer Seite zugleich verherrlicht und befriedet werden. Wie leicht die Ausführung wäre, hat Ägypten gezeigt, welches ein franzöſiſcher Feldherr mit 30000 Mann in wenigen Wochen eroberte und ſich ſo feſt darin ſetzte, daß es ihm nur durch Europäer wiederabgenommen werden konnte.

Hier würde Menſchenblut menſchlich und chriſtlich und für hohe und heilige Zwecke vergoſſen werden. Aber die Politik, der Eigennutz, die Eiferſuchten und andere Suchten der verſchiedenen Mächte? Wie leicht es auch wäre, wenn alle redlich wollten, doch wird es durch freie chriſtliche Übereinkunft nicht zuſtande kommen. So klingen einem tauſend troſtloſe Stimmen entgegen. Aber eben daß das Schwere, das Großpolitiſche und Großchriſtliche zuſtande komme, dazu iſt ja der heilige Bund, und das muß ja ſein Name bedeuten.

3. Verfassung und Preßfreiheit.

Es ist viel Getümmel, Lärm, Geschrei und Verwirrung in der Zeit, Klage der Zweifelnden und Freude der Hoffenden, Jauchzen oder Wehgeheul, Jammer der Verwundeten und Besiegten und Jubel der Frischen und Siegreichen; und darunter spielt und schreit und jauchzet und jubelt und heult und flucht und horcht und lauscht und kriecht und schleicht und läuft und rennt ein gedungenes, unter mancherlei Larven und Masken verkapptes, immer erscheinendes und immer wieder verschwindendes Gesindel, das die Verwirrung noch vermehren soll. Das kann ja nicht anders sein, wo eine vergangene Zeit zu Grabe gegangen ist oder doch zu Grabe gehen soll und eine neue durch die Wehen der Verwandelung geboren werden und die Stelle jener einnehmen soll. Daß diesem wirklich so sei, wird keiner leugnen, am wenigsten ein solcher, den viele beschuldigen, er gehöre mit zu den Schreiern und Verwirrern. Aber was sagen gewisse Leute über das Geschrei und die Verwirrung? Welche Folgerungen ziehen sie daraus? Jene Gewissen meine ich, welche den alten Moder und die faule Leiche der Vergangenheit einbalsamieren und aufrichten und verzieren möchten, als ob noch Leben in ihnen wäre, damit wir alle des langsamen Todes daran mit verfaulen und mit verwesen?

Diese Gewissen sagen ungefähr folgendes: (Sie sagen es immer wieder, und deswegen müssen wir Ostgesagtes leider auch wiedersagen.)

In allem diesem Gelärm und Geschrei und Getümmel, das einem anfangs vorkommen könnte, als gehe es aus dem ganzen Volke hervor, ist gar keine allgemeine Not noch ein allgemeiner Trieb, der es hervorbringt, sondern bloß einzelne Schreier und Verwirrer spielen ein so täuschendes Spiel, daß sie einem oft dünken können, als seien es Millionen Stimmen und Herzen, die zugleich erklingen. Diese Schreier haben das Feuer angezündet, das uns zu verzehren droht, sie haben die Flamme angeblasen, welche uns auf eine höchst gefährliche und ungesetzmäßige Weise von der Tyrannei Napoleons und der Franzosen befreit hat, sie haben die Lehre von der Landwehr und dem Landsturm aufgebracht und schreien nun überlaut von Preßfreiheit und ständischer Verfassung und Volksvertretung. Noch zieren sie sich zuweilen mit einigen menschlichen Scheinen, sie wollen aber im Grunde nichts anderes, als was die Marats und Barrères und Fouchés einst wollten, Umkehrung aller göttlichen und weltlichen Ordnung, Umsturz aller Throne, Aufhebung aller Ungleichheit

der Stände, Erniedrigung des Adels und Erhöhung des Pöbels. Wie gefährlich aber diese Bande ist, und wie mächtig ihre Grundsätze täuschen und blenden, erhellt wohl am besten daraus, daß sie selbst vielen Männern der höheren Stände, die sie doch verderben will, eingebildet hat, sie meine es ehrlich, sie habe ein Vaterland und eine würdige Einrichtung und Ordnung des Vaterlandes vor Augen.

Zahlreich ist diese zusammenverschworne Bande nun freilich nicht. Das deutsche Volk ist zu treu und rechtlich und bei der weisen, gerechten und milden Regierung seiner Fürsten zu glücklich, als daß es auf das leere Schellengeklingel sonderlich achten sollte; aber eben, weil sie zusammenverschworen ist, kann sie unter immer neuen Gestalten und Verkleidungen und Erscheinungen viel zahlreicher dünken, als sie ist. Und so ist es ihr gelungen, daß sie vielen, vielen die Augen voll Sand gestreuet hat, daß sie die wahre Lage der Dinge, den wahren Zustand des Vaterlandes, das wahre Bedürfnis, die Zeit nicht mehr, wie sie sind, wahrnehmen können, sondern hie und da in ein Geschrei miteinstimmen, das ihnen gar nicht von Herzen geht, und wovon sie die Bedeutung und die tiefe Bosheit gar nicht ahnen. Das hat diese Bande aber mit allen Banden gemein, welche unter schönen Scheinen und unter der Losung Vaterland und Freiheit verbotenes Spiel treiben, daß sie dem Volke und der Jugend schmeichelt und der letzten besonders einbildet, sie sei viel edler, fester, ernster, deutscher, männlicher, züchtiger und gelehrter, als die, welche jetzt Männer und Greise sind, in ihrer Jugend waren, sie sei berufen, das auszuführen, wozu jenen der Mut und der Schwung und Flug der Gedanken und Gefühle fehle, ein großes, mächtiges Deutschland und ein großes, herrliches deutsches Volk zu machen.

Aushängeschild ist, wie es von jeher bei allen solchen war, Not und Gefahr des Vaterlandes, schlimmste und gehässigste Schilderung der Gegenwart und glänzende Ausmalung der Zukunft, kurz Übertreibung aller Dinge und Heraustreiben der Menschen aus den Grenzen der Mäßigung und Ruhe, damit sie auf der Jagd nach dem unmöglichen Schein des möglichen Wirklichen das Glück und die Stille der Gegenwart, den Gehorsam und die Treue gegen die Obrigkeit und die Geduld und das Vertrauen auf Gott verlieren. Darein tönen denn die hohen Klänge der Zeit von Menschenrechten und Bürgerrechten, von Verfassung und Volksvertretung, von Geistesfreiheit und Preßfreiheit, alles in der heißen und heftigen Sprache einer verwirrten und tollen Einbildungskraft, damit die Spannung und

Wildheit der Gemüter, woraus dieſe elenden, unwiſſenden und pöbelhaften Menſchen ihr Heil hoffen, immer verblendeter und toller werde.

Das ruhige und mäßige, mit ſeinem Zuſtande zufriedene und glückliche deutſche Volk nimmt daran, wie geſagt, zwar wenig Anteil, zumal da dies Geſchrei gar nicht aus einem allgemeinen Willen und einer allgemeinen Not hervorgeht, ſondern nur der ewige Lügenkuckucksgeſang einiger wenigen iſt, aber doch könnte es auf die Länge verführen, wenn man keine Dämpfer dagegen anbringt. Die ſüße Muſik von Herrlichkeiten, wie ſie nie unter dieſem Mond geſehen worden, und von Hoffnungen, welche hienieden immer ein Traum bleiben müſſen, kitzelt endlich doch die Ohren, welche ſie täglich hören. So ſind allerdings Gegenſtände, die vor zwanzig Jahren kaum unter einigen Staatsmännern und Gelehrten Deutſchlands etwa ein halbes Stündchen verhandelt wurden, hie und da ſchon in den Schenken und auf den Jahrmärkten Volksunterhaltung geworden. Man hört jetzt leider Schuſter und Schneider in Deutſchland über Polizei, Preßzwang, Verfaſſung, Landſtände und hundert andere Dinge ſprechen, von welchen ihre Väter und Großväter glücklicher nicht einmal die Namen wußten. Aber obgleich es dahin gekommen iſt, daß groß und klein davon ſchwatzt und daran teilzunehmen ſcheint, ſo ſitzt es doch gar nicht im Volke feſt, es iſt ihm nur ſo angeſchwatzt und angegaukelt. Jedes Volk hat ſeine Eigentümlichkeit. Der ſtille, ernſte, tiefſinnige und in ſich gekehrte Deutſche will und mag das Laute und Öffentliche gar nicht, er iſt auch von Natur unbehilflich und ungeſchickt zu öffentlicher Tat und Rede. Alles das überläßt er, damit er ſeinen Geſchäften, Gewerben und Studien obliegen und ſeiner häuslichen Freuden genießen kann, der Weisheit und Gerechtigkeit der Regierungen und der ſtillen und geheimen Verhandlung der Dinge, wodurch die Welt ſicher geführt und ſein Glück und ſein Friede mit bewahrt und beſchirmt wird. Die neue Lehre iſt nicht ſeine Lehre; ſie ſpukt gottlob! nur in einigen verbrannten Köpfen und verruchten Herzen. Was ſollte der Deutſche, der ſtille, ordentliche, mäßige Menſch, zum Beiſpiel mit der ſo geprieſenen Preßfreiheit anfangen? Die gehört einem rauhen, unruhigen und groben Volke wie die Engländer. Wie ſollte er ſich je an die Unanſtändigkeit gewöhnen, daß einige übermütige Pamphletiſten ſeine würdigſten Staatsmänner, Miniſter und Gelehrten lächerlich machen, daß ein jeder Käſekrämer und Schwefelſtickenhändler ihre verehrten Bilder dem Pöbel zur Ergötzung in Verzerrungen in ſeinem Laden auslegen und verkaufen dürfte? Und eine Verfaſſung und Volksvertretung

mit öffentlichen Verhandlungen und öffentlicher Rede, was sollte die dem Deutschen? Wollt ihr denn das liebe, stille, geduldige und gehorsame Volk gar verderben? Wollt ihr denn alle milden und häuslichen Tugenden, weswegen die Deutschen von jeher gepriesen wurden, aus ihren Herzen rotten? Wollt ihr aus stillen, frommen, gottseligen Menschen unruhige, freche, verwegene Gesellen machen? Dann gebt ihnen in Gottes Namen Landstände und Verfassungen und freies Stadtrecht und eigene Polizei, die sie gar nicht wollen, die nur einige wenige wollen für verbotene Zwecke und verderbliche Plane des Ehrgeizes und der Habsucht.

Und wenn wir auch zugestehen wollten, was wir nach unserer Ansicht und Überzeugung nicht können, daß das Volk wirklich dergleichen wünsche und verlange, was sie Stände und Verfassungen nennen, daß es wirklich mit den Herzen mit in dem Geschrei von Preßfreiheit und Verfassung sei, immer kann doch kein Mensch klug daraus werden, was es denn eigentlich begehrt und will. Da sind so viele Meinungen und Entwürfe als Köpfe und Herzen; es ist, als wenn Ost und West und Süd und Nord miteinander kämpften und Ordnung zusammenblasen sollten; es rennt und läuft und schreit und lärmt und wünscht und hofft ja alles wild und richtungslos durch- und gegeneinander, und so groß ist die Verwirrung der Begriffe, Ansichten, Entwürfe, Wünsche und Forderungen, daß diejenigen verrückt wären, welche sich mit einem so verworrenen Haufen hinsetzten und eine neue Weltordnung stiften wollten. Wo keiner weiß, was er will, da will er im Grunde nichts, und du sollst dich hüten, das blinde und unbändige Tier, dem so leicht Hörner wachsen können, ohne Zügel laufen zu lassen. Darum, ihr Fürsten, wenn ihr aus Gnaden auch Stände einrichten und Verfassungen geben wollt, um Gottes willen nur jetzt nicht! Nur in diesem überspannten, überreizten und verwilderten Zustande nicht! Macht die Völker erst wieder zahm, laßt die Gemüter sich erst wieder sänftigen, die Geister sich abklären und erhellen. Jetzt könntet ihr durch solches, was ihr doch als ein wohltätiges Geschenk meintet und verliehet, einen Brand unter die Völker werfen, den ihr nachher nicht zu löschen vermöchtet.

Über die ersten Aussprüche jener Gewissen über eine gewisse zusammenverschworne Bande deutscher Jakobiner, womit sie seit einigen Jahren das Volk unterhalten haben, will ich nichts weiter sagen, da schon zuviel darüber gesagt ist, und da mir von ihnen die Ehre widerfährt, daß ich mit dazugerechnet werde und ich also in meiner eignen Sache das Wort zu nehmen schiene, was Verdacht und Haß mit sich hat. Doch will ich mit der unschuldigen

Keckheit, womit ſie ihre Behauptung ausſprechen, die Gegenbehauptung zurückgeben, daß die gute Mehrheit des Volkes glaubt, daß jene ſogenannte zuſammenverſchworne Bande keine Jakobiner ſind und nichts Jakobiniſches noch Verderbliches, ſondern etwas Deutſches, Freies und Ehrliches wollen, aber daß gerade in jenen Gewiſſen das ſchleichende und giftige Jakobiniſche wohne, woraus notwendig Erbitterung, Haß, Hetzereien und Anklagen, Kälte und Mißtrauen zwiſchen Fürſten und Volk, kurz das vieldeutige und vielnamige und inhaltſchwere Ding, was der Jakobinismus heißt, geboren werden müſſe. Eine Anklage iſt der andern wert, und wir kennen einander zu gut, als daß ich mit geheuchelter Freundlichkeit den unheilbaren Schaden zudecken ſollte. Es iſt ein Glück, daß es in Deutſchland nach zweihundert Jahren einmal wieder zu dem Leben gekommen iſt, daß von politiſchen Feindſchaften die Rede ſein kann.

Aber über die beiden letzten Ausſprüche muß einiges gegengeſagt werden.

Man hört jetzt von vielen Seiten, beſonders in den öffentlichen Blättern, die im Namen der Regierungen und Polizeien unter das Volk ausgelaſſen werden, die Preßfreiheit dünke dem deutſchen Volke etwas Wildes und Widerliches, ſie ſei ſeinem ganzen Charakter etwas Unnatürliches und Verderbliches; auch mit dem Verlangen und der Bitte um Verfaſſungen und Stände ſei es ihm gar nicht ſo ernſt, als gewiſſe Leute vorſtellen: es befinde ſich unter der Obhut weiſer und menſchlicher Geſetze und unter dem Schirm milder und ſanfter Regierungen zu glücklich, als daß es etwas Neues und anderes nur wünſchen könnte. Beide Behauptungen ſind eine Lüge, ſo wie das eine Lüge iſt, daß der Wunſch und das Verlangen nach dieſen hohen Gütern eines freien und braven Volkes bloß in dem Wortgeklingel einiger wenigen Schreier und Schriftſteller rundläuten und ſonſt wenig gehört werden. Nein, wenn diejenigen, welche das Volk regieren, auch das Volk kennten, wenn ſie dahin kämen, wohin ſie kommen ſollten, dahin lauſchten, wohin ſie lauſchen ſollten, ſo würden ſie anders darüber urteilen. Es iſt in den letzten Jahren über dieſe Gegenſtände freilich viel geſchrieben und verhandelt worden, ihre Wichtigkeit und Notwendigkeit iſt gottlob! in viele Herzen durchgedrungen, aber doch waren die meiſten Schriften und Bücher, welche die Deutſchen über politiſche Dinge bis jetzt zutage gefördert haben, meiſtens der dunklen Natur und in einer ſo gelehrten, unlebendigen und unvolklichen Sprache verfaßt, daß das Volk wahrlich wenig davon geleſen hat. Und doch hat ein jeder die große Glocke der Zeit ſchlagen hören und

weiß wohl, wer an dem Glockenstrange zieht; ja der einfältigste und ungebildetste Bauer und Bürger empfindet und versteht und spricht aus, was in allen Menschen als Wunsch und als Bedürfnis lebendig ist; ja wer nicht schreiben und lesen kann, versteht es doch und spricht es aus. Dahin ist es bei uns gottlob! gekommen, so weit ist ein öffentlicher Sinn, ohne welchen ein Volk als Volk nichts ist, erwacht, daß der Bauer und Handwerksmann jetzt richtiger fühlt, worauf es in der Zeit ankommt, und was das Vaterland und die Welt bedarf, als vor zwanzig und dreißig Jahren der Gelehrte und Edelmann. Was so aus allen herausklingt, ohne daß es hineingebracht ist, was so allen ohne Lehre offenbart wird, das liegt viel tiefer, als Bücher und Polizeiminister tasten können, das kommt von einer gewaltigeren Macht, als die etwa in ein paar hundert Schreibfedern sitzt. Und sie werden sie fühlen müssen, wenn sie sie nicht erkennen wollen. Auch ist dem Deutschen bei dem Ruf und Klang von Verfassung und Ständen und öffentlicher Verhandlung der Dinge um sein friedseliges, gehorsames Gemüt, um seine stillen und häuslichen Tugenden und seinen milden und demütigen Charakter nicht so bange, als jene Gewisse gewissen andern einbilden möchten. Er weiß jetzt, nachdem er Jahrhunderte in einem fast matten und trüben Zustande, in einer starren Lähmung seiner feurigen und geistigen Kräfte verträumt hat, daß es noch eine höhere Aufgabe des Lebens gibt, als in mattherziger Zufriedenheit und Sorglosigkeit der Dinge außer ihm mit Weib und Kindern hinter dem Ofen zu sitzen und die Hände übereinanderzukreuzen; er weiß jetzt, daß er der stillen und sanften Freuden der Menschlichkeit, Liebe und Freundschaft, daß er der schönen Häuslichkeit desto frischer und würdiger genießen wird, je frischer und würdiger er draußen gewandelt und mit andern für und um Recht und Ehre gekämpft und gestritten hat; er weiß, daß derjenige noch kein wilder und frecher Frevler und Barbar ist, welcher auf Vaterland und Freiheit und auf vaterländische Gesetze und Ordnungen stolz ist.

Die Leute wissen nicht, was sie wollen, sagen die Gewissen, und wer nicht weiß, was er will, der will eigentlich nichts, und seine Leidenschaften und Wünsche laufen in das Wilde und würden alles verwildern und zerstören und das Oberste zu unterst kehren, wenn man ihnen Raum gäbe. — Auch hier wird das arme Volk wieder belogen. Was sie wollen, das wissen sie recht gut, sie wollen eine gesetzliche Verfassung, sie wollen feste Landstände und geregelte Einrichtung und Vertretung dieser Stände. Dies ist das Was, worüber vom Rhein bis zur Oder und Weichsel

nur eine Stimme iſt; aber über das Wie ſind die Stimmen allerdings ſehr verſchieden, und da hört man die zwieträchtigſten und zum Teil die wunderlichſten und verworrenſten Anſichten, Urteile und Meinungen, aus welchen aber immer mehr Unkunde und Unverſtand der politiſchen Einrichtungen und Verhältniſſe als böſer Wille hervorgeht. Dieſe Verſchiedenheit der Anſichten und Meinungen und dieſe Unkunde der politiſchen Dinge iſt in Deutſchland die allernatürlichſte, wo alle ſonſt beſtandene politiſche Ordnungen übereinandergeworfen und zerrüttet ſind, und wo in vielen Landſchaften ſeit lange keine ſtändiſche Verfaſſungen mehr waren. In dieſer Verſchiedenheit und Verworrenheit der Menſchen über das Wie der künftigen deutſchen Verfaſſungen finden die Ankläger und Weisſager deutſcher Umwälzungen und Jakobinerklubs den Grund, warum aus der Verwirrung nur noch größere Verwirrung werden müſſe; auch warnen ſie die Fürſten, nur jetzt nichts Neues zu machen noch zu bewilligen, das Volk ſei noch nicht reif dazu, die Geiſter ſeien noch zu lebendig und unruhig. Man ſetze dabei alles aufs Spiel und könne nichts dadurch gewinnen noch beſſern.

Ich kann kaum einen Namen ausſprechen, der für ſolche Beſchuldigungen des deutſchen Volks, wo man Aufruhr, Brand, Mord und Totſchlag im Hintergrunde zeigt, ſchlimm genug wäre. Die Wünſche des Volks haben ſich allenthalben laut und unverhohlen, aber beſcheiden ausgeſprochen; und wo kann man Aufruhr und Greueltaten zeigen? Ja, ſo ruhig und ſanftmütig iſt dieſes gute Volk, daß es ſelbſt damals, als in manchen Landen alle Bande zwiſchen Untertan und Obrigkeit zerriſſen waren, als es eine Zeitlang ganz frei war ſeinem Triebe zu folgen, nicht aus den Schranken des gewohnten Gehorſams getreten iſt und ſelbſt gegen ſeine Frevler und Plager ſolche Taten nicht gezeigt hat. Ich meine den ewig denkwürdigen Herbſt des Jahres 1813. Hat ſich in der Altmark, im Magdeburgiſchen, Braunſchweigiſchen, Heſſiſchen, in Weſtfalen ſolches begeben? Sind damals Herren, Miniſter, Beamte — nicht wahr, ſie waren alle als würdige Männer geehrt und geliebt? — zerriſſen, ermordet, erhängt, verbrannt? Sind damals im Jubel der jungen Freiheit, wo alles im Taumel durcheinanderging, blutige Ausſchweifungen eines Zorns begangen, der gereizt genug war? Und was am dürren Holze nicht geſchah, das ſollte nun am grünen geſchehen? O daß ſie ſich ſchämen könnten mit ihren elendigen Verleumdungen und Einflüſterungen und Einſchüchterungen ſchwacher Seelen!

Alſo matt, lahm, dumm und ſtumm, taub und blind ſollen wir wieder werden? Unſer entſetzliches Leid und unſre unend-

liche Wonne der letzten fünfzehn Jahre sollen wir wieder vergessen? Zu dem faulen, nichtigen, gleichgültigen und auf nichtige und gleichgültige Dinge und Genüsse gerichteten Leben sollen wir wieder zurückdämmern, weswegen diese Ankläger die Zeit der Jahre 1770 und 1780 so glückselige und friedselige deutsche Zeiten nennen? Wann wir zu der Elendigkeit heruntergekommen sind, daß niemand mehr an ein Deutschland, an ein Vaterland noch an Gesetzlichkeit und Verfassung denkt, dann mögen die Fürsten uns gefahrlos aus Gnaden Verfassungen geben. Aber antwortet uns ehrlich: Sollten sie sie wohl geben, wann keiner sie will und verlangt? Und was würde das für eine Verfassung werden, wo derjenige Teil, der sie erleuchten und beleuchten soll, dumm und blind und ohne alle Liebe und Leben wäre? Zu jedem Handel gehören zwei, sagt ein gemeines Sprichwort.

Man hat in unsern Tagen wohl mit zu großer Allgemeinheit gesagt: Gegebene Verfassungen sind keine Verfassungen und haben nimmer Freiheit und Gesetzlichkeit geschaffen; aber für die Regel hat man gewiß recht. Die Geschichte ist die Offenbarung Gottes und der Völker, und diese lehrt uns freilich, daß die besten Verfassungen meistens im Gedränge von großen Kämpfen und Gefahren oder wenigstens in solchen Zeiten geworden sind, wo nach großen, bestandenen und durchgesiegten Gefahren, im Gefühle großer Taten und Werke, welche Menschen vollbracht hatten, alle Gemüter auf das Höchste gerichtet und gespannt waren, kurz, wo die Geister lebendig und wach waren. Denn Gott gibt den Menschen das Glück selten im Traum, obgleich die Frommen sagen: Gott gibt's den Seinen im Schlaf. Wir haben jetzt gerade eine solche Zeit großer Taten und Gefahren durchlebt; darum sind auch die Sinne und Geister noch auf etwas Hohes gerichtet, darum wollen alle das Würdige, Feste und Gesetzliche, wodurch die Gegenwart Ruhe und die Zukunft Stärke bekomme; sie wollen das Matte, Knechtische, Willkürliche verbannt, sie wollen den schweren, papiernen Tand, worunter alle Geister in der stummen Geheimniskrämerei der Regierung und Verwaltung ermatten, durch ein lebendiges Leben weggeblasen wissen; sie wollen, was sie als ihr Recht und ihre Pflicht und als die unabweisliche Forderung der Zeit ansehen. Noch ist Flut und Glut in den Herzen, noch ist der Mut frisch, die Hoffnung grün, das Streben edel, noch sind alle hohen Schwünge der Jahre 1813 und 1814 nicht ausgeschwungen: jetzt könnte noch etwas Lebendiges und Tüchtiges werden.

Man wirft denen, welche so sprechen, immer die Gefahren entgegen, welche die Staaten bei neuen Schöpfungen laufen.

Ich würde vielleicht mit diesen Warnern einstimmig sein, wenn die ganze Welt nicht schon neu geworden wäre, wenn die meisten Staaten nicht ihnen selbst unbewußt von neuen Kräften getrieben und regiert würden. Aber wie die Sachen nun stehen, muß früher oder später diese gefahrvolle Arbeit, wenn sie eine solche ist, doch begonnen werden und vielleicht dann, wann man auf den Trümmern neuer Gefahren treibt. Lächerlich genug fahren die Gegner von Verfassungen und Warner der Fürsten und Minister immer die zum Teil recht abgeschmackten und übertriebenen Forderungen und Theorien von Verfassungen an, welche in Büchern und Pamphlets rundlaufen, und welche allerdings für diesen untermondlichen Planeten meistens unstatthaft und unausführbar sind; sie weisen dabei darauf hin, viel Tolleres und Verrückteres würde noch zum Vorschein kommen, wenn nun aus den verschiedenen Klassen des Volks wirklich Abgeordnete erwählt würden, welche mit der Regierung über die Einrichtung und Anordnung der Dinge ratschlagen sollten. Diese Verkehrtheiten und Ausschweifungen der Gedanken und Ansichten haben aber nicht so sehr in einem bösen oder verworrenen Herzen ihren Grund als in der Lage Deutschlands, wo es den politischen Ideen bei ihrer Anwendung auf die Wirklichkeit eben in der Wirklichkeit zu sehr an einem festen Punkte fehlt. Die meisten Menschen in Deutschland wissen recht gut, worauf es ankommt, und was sie bei den Verhältnissen und dem politischen Zustande des Reichs fordern können. Das werden sie mit Mäßigkeit bitten und mit Gehorsam und Treue empfangen. Sie wollen nur, was ihre Väter zum Teil recht glücklich gehabt haben, Landstände, doch so, daß außer dem Adel und den Städten auch noch die jetzt zur vollen Freiheit mündige Bauerschaft und hie und da auch die Priester und der gelehrte Stand daran teilhaben. Es kann bei uns auf keinen französischen Prunk und keinen englischen Stolz abgesehen sein; wir wollen nur das Nächste, das Notwendige.

Es ist scherzhaft, zuweilen auch ärgerlich zu sehen, wie das, was die politischen Theoristen zum Teil über alles Mögliche, ja weit über diesen Planeten hinaustreiben, wie die Ausschweifungen und Verrücktheiten metaphysischer und metapolitischer Ideen über Staat und Staatsverfassung andere Leute in der entgegengesetzten Richtung über die Linie hinausschnellt, und wie sie, was jene zuweit aus der Majestät der Idee und des ursprünglichen Rechts folgern, bloß aus der Majestät der Gewalt und des Besitzes herfließend gefolgert wissen wollen. Da klingt es immer Gnade und Gnade und alles aus Gnaden und nichts aus einem Rechte oder aus einem Rechte und einer Übereinkunft geschlos-

seiner Vertragsverpflichtung, ja die Lehre von einem Vertrage zwischen Regierenden und Regierten, von einer Stellvertretung des Volks, von Rechten, die auch der Kleinste von dem Größten fordern könnte, heißt eine Lehre der Verruchtheit und Verworfenheit, allein von der Philosophie der drei letzten Jahrhunderte geboren und in der Geschichte nirgends Grund noch Beleg habend. So hat sich besonders ein Herr von Haller, ein Berner Hochmögender, mit seiner hochmögenden Berner Gelehrsamkeit in zwei Büchern breit ausgelegt, deren er noch mehrere verspricht, von Gott berufen, wie er von sich rühmt, aller philosophischen Schwindelei über die Verfassungen auf immer ein Ende zu machen und Europas Heil und Frieden auf unerschütterlichen Gründen zu befestigen. Dieser Mann, der die höchsten Namen auf das frechste mißhandelt, der seine Gegner auf jedem Blatte der Verwirrung der Begriffe und Verfälschung der Geschichte beschuldigt, leugnet, damit er seiner dicken Lehre Halt gebe, mit einer unbegreiflichen Frechheit selbst alle Geschichte ab und spielt mit dürren Worten aus: Glück und Gewalt sei alles, Gnade sei für Recht, Gnade könne der Regierte und Untertan von dem Herrscher nur bitten, Verträge in dem neuen Sinn zwischen Regierern und Regierten, Fürsten und Untertanen, auf Ideen von Staat und sogenannten getrennten Gewalten gegründete Staaten habe es nie gegeben. Wie dieser machen es noch viele andere und ziehen auch das Christentum und die erhabene Lehre christlicher Demut und christlichen Gehorsams und christlicher Hingebung und wie diese Erde mit ihren Gütern und allem Trotz und Stolz darauf ja ein vergängliches Nichts sei, immer mit hinein. Mir deucht aber, diese Lehre sollten sie nicht den Elenden dieser Welt predigen, welche ihre schwere Bedeutung genug fühlen, sondern den Mächtigen und Gewaltigen, damit diese die Gnaden wirklich christlich geben.

Solche breite Salbaderei und Bänkelsängerei, die keinen höheren Standpunkt hat als die gemeinste Wirklichkeit, und eine frömmelnde und heuchlerische Anwendung des Christentums und unserer heiligen Bücher, wo man recht Unchristliches und Ungerechtes meint, anzuhören, ist ebenso ekelhaft langweilig als die überschwenglichen Luftsprünge und Luftflüge solcher anzusehen, die von irdischen Dingen und von politischer und irdischer Schwere derselben auch gar keinen Begriff haben. Es mag wahr sein, daß es keinen Urvertrag gibt, wie gewisse überfliegende und überschwengliche ihn meinen, aber Anfangsverträge zwischen Fürsten und Völkern, zwischen Obrigkeiten und Untertanen, nicht aus Gnaden verliehene und aus Mitleid zugestandene, sondern

aus Macht und Recht erzwungene und auf Siegeln und Eiden gegründete Verträge gibt es seit den ältesten Zeiten genug und hat es immer gegeben, wo Freiheit und Stolz des Menschengeschlechts geblüht haben. Stände und Regierung, Fürst und Untertan sollen keine feindselige, keine widerstrebende Kräfte sein, sie sollen miteinander streben, hier auf Erden ein Reich der Zucht und Gerechtigkeit zu schaffen, ein Ebenbild jenes himmlischen Reichs, das sie im Glauben und in der Liebe ihres Herzens schauen. Aber wo Streit um Recht oder nur wo Bitte um Recht ist, müssen beide notwendig als einander gegenüberstehend, als gegeneinander arbeitend und wirkend gedacht werden, wie sie es ja auch in der Tat sind. Auf das sogenannte ursprüngliche und kindliche Verhältnis der Gnade haben sich wenigstens solche Völker nie verlassen, die auf Selbständigkeit und Freiheit etwas hielten. Doch bleibt der Herrscher Herr und Fürst von Gottes Gnaden, daher ist seine Gnade und Majestät nicht bloß, daß er gewaltig sei, sondern daß er öfter gnädig sein soll als gewaltig. Schön mag die Unschuld solcher Zeiten gewesen sein, die so glücklich waren, daß die Menschen alles aus Gnaden empfingen und als Gnade annahmen. Wir leben nicht in solcher Zeit. Uns ist so schwere Not, Arbeit und Gefahr beschieden gewesen und ist es bis auf diesen Tag, daß wir nach den Gründen des bürgerlichen Zustandes, nach all unserm Wohl und Weh und nach Verhältnissen, Pflichten und Rechten der Fürsten und Völker haben fragen müssen. Schadet dies der Majestät der würdigen Fürsten und Herrscher? Keineswegs. Was probehaltig ist, darf solche Untersuchungen nicht fürchten. Unendlich ist die angestammte Würde des Herrschers, tief ist die angeborne Ehrfurcht der Völker vor dem, was Gott erhöhet hat: von dem gerechten, frommen, tapfern Herrn empfangen die Untertanen alles so gern als bloße Gnade und werden es immer so empfangen. Des Königs und Herrschers ist Gnade und Majestät. Das erkennet das glückliche Volk so gern, das erkennet auch jeder andere als ewigen Grundsatz. Denn der Herrscher soll Gottes Ebenbild auf Erden sein. Aber auch von der Majestät des Gesetzes, das nicht bloß immer ein Herrscher gegeben, sondern das die Menschen, als sie den Herrscher erwählten oder ernannten, oft zwischen ihm und sich als Richtschnur gesetzt haben, ist immer geredet worden, und daß der König nur als höchster Träger, Halter und Vertreter (nicht Zertreter) des Gesetzes seine Majestät und den erhabenen Abglanz des göttlichen Ebenbildes habe. Wo von Volksmajestät zuviel geklingelt wird, da steht es allerdings nicht wohl; doch soll der Berner Hochmögende das Volk darum nicht einen

matten, blinden, dummen und verächtlichen Haufen schelten, eine Sammlung elendiger und hilfloser Personen.

Wir haben auf das Glück jener Unschuld hingespielt, wo die Völker gar nicht an Rechte und Gesetze denken, sondern nur im milden Sonnenschein und Sonnengefühl der Liebe und Gnade leben. Das ist freilich die höchste Idee eines göttlichen und königlichen Regiments auf Erden. Aber die Geschichte zeigt uns leider selten so unschuldige Zeiten, wo die Völker sich wie die Kinder im Blumenfrühlingsschein der Gnade ergehen können. Gewöhnlich ist Mattigkeit, was man Glückseligkeit, Gleichgültigkeit, was man Liebe, Knechtschaft, was man Friedseligkeit der Zeiten und Völker zu nennen beliebt. Jenes Mittelalter, worauf uns die Herren immer hinweisen, welche unsern Trieb und Streit um Verfassungen als einen Frevel und Aufruhr der gegenwärtigen Zeit schelten, jenes Mittelalter, das sie nicht kennen, war eben, weil es ein schönes, lebendiges Alter war, ja gerade im ewigen Kampf und Streit um Recht und Freiheit befangen, und oft auch in einem recht blutigen Streit, und verließ sich keineswegs auf die bloße Unschuld der Gnade, sondern legte alles, was es erkämpfte und erstritt, recht fest unter Brief und Siegel. Aber freilich weil die innere Ordnung so tüchtig abgemarkt war durch Vertrag und Gesetz, weil fast nichts der Willkür und willkürlichen Deutung und Behandlung überlassen war, so war es da ruhiger, wo unsere Unruhe und Freiheitsliebe sich bis jetzt fast allein offenbart: es flogen damals in der Luft nicht so viele leichte und dünne papierne Schneeflocken und hell aufschimmernde und leicht zerplatzende Sternschnuppen überfliegender Ideen von Gesetzgebung und Staatsverfassung untereinander. Das würde aber auch bei uns größtenteils aufhören, die Luft würde rein werden, wenn der Erdboden rein wäre; oben würde es heiter und ruhig werden, wenn unten alles tüchtig eingerichtet und befestigt wäre.

Jene übertreibenden Lobredner des Alten und Vergangenen und Tadler und Ankläger des Neuen und Werdenden brauchen fast alle einen Kunstgriff, den sie mit jedem Sachwalt gemein haben, der eine schlechte Sache führt, die er auf geradem und ehrlichem Wege durchzubringen verzweifelt. Sie werfen nun alle Gebrechen und Verbrechen der Zeit, alle ihre Laster und Unarten, alle Ausschweifungen und Verkehrtheiten in Begriffen und Taten, ja alles Abgeschmackteste und Abscheulichste, was von französischen Umkehrungsmännern hie und da als ewige Wahrheit, ja als Grundgesetzbuch eines freien und hochsinnigen Volkes ausgesprochen ist, auf die Lehre vom Vertrag

und Stellvertretung und stellen sie dar als notwendige Folgen und Geburten dieser Lehre. Armer Martin Luther, wie bestehst du, wenn man so gegen dich schließt, ja du armer Jesus Christus, Sohn Gottes und Heiland der Welt, wie bestehst auch du, wenn du verantworten sollst, was verrückte und verworfene Menschen aus deiner himmlischen Lehre zuweilen erklärt, und wozu sie sie gemißbraucht haben? Das muß man freilich zuerst eingestehen, daß die irdische Unvollkommenheit es mit sich bringt, daß gewissen Gütern auch gewisse Übel folgen, ja daß jede Tugend irgendein Laster als nächsten Grenznachbar neben sich wohnen hat, damit sie durch den Satan immer an Gott und durch die Hölle immer an den Himmel erinnert werde. So haben die Strebungen und Aufwallungen der Freiheit auch bei den gerechten und gehorsamen Völkern natürlich immer gewisse Erscheinungen mit sich, welche als Gebrechen menschlicher Natur ans Licht kommen müssen, wann große Ideen und ungeheure Begebenheiten das ganze Geschlecht auf das lebendigste bewegen und erschüttern. Aber viele von euren Beschuldigungen könnten wir euch bitter zurückgeben, viele Gebrechen, ja viele Laster und Greuel der letzten Vergangenheit und, wenn ihr wollt, auch noch der Gegenwart, gehören gerade jener Zeit an, sind gerade Nachgeburten jenes faulen, gleichgültigen und ungöttlichen Zeitalters, das nun gottlob! vergangen ist, und das ihr uns so gern als ein goldenes Zeitalter des Gehorsams, des Friedens, der Gottseligkeit und Glückseligkeit anpreiset.

Und wenn jene Unschuld der Zeiten, wohin die begeisterten Priester und Propheten der politischen Gnadenlehre uns Verirrte zurückzuführen versprechen, wirklich gewesen wäre, wie sie in den Geschichten der gefallenen Menschheit nirgends erscheint, sie ist nun einmal vergangen und kommt nie wieder. Mag vormals manches auf Herkommen und Gebrauch und stiller Übereinkunft beruht haben und durch Gewohnheit und Glauben getragen sein, wir leben in einer andern Zeit, und das Unsrige muß aus Einsicht geboren und auf Gesetzen gegründet werden. Mögen jene Heilsprediger, die sich gegen die sogenannten politischen Verruchtheiten und Irrlehren erheben, das herrliche Alte oder das schlechte Alte meinen, es ist gewesen, wie die alte Zeit gewesen ist, und kommt, wie sie es meinen, nimmer, nimmer wieder ins Leben. Die alte Zeit und das Alte ist vergangen, und die neue Zeit und das Neue ist da oder kommt herbei, und keine irdische Macht mag ihren Lauf hemmen oder ihren Strom dämmen. Diese neuen Prediger sind, wie die Jesuiten im sechzehnten Jahrhundert gegen die Reformation waren, das Werk aus Gott

geht seinen Weg, wenn man auch Menschenwerk hemmen und zertrümmern kann; und jede neue Zeit ist eine unmittelbare Geburt aus Gott, und auch die bedeutendsten Menschen darin sind doch nur kleine und unbedeutende Spieler. So soll man, im höheren Sinn das Kleine und Erbärmliche vergessend und auch mit dem Schlechten und Ungeheuren sich versöhnend, die Zeit betrachten, worin wir leben, und man wird auch in ihr Glauben und Hoffnung und die nie verlassende und versäumende Liebe des himmlischen Vaters finden. Weder ist das Alte so herrlich und überschwenglich noch das Neue so scheußlich und niedrig, als jene unberufenen Ankläger und Warner es finden und darstellen. Was alle Menschen bewegt und erregt, was alle Herzen in ihren tiefsten Tiefen erschüttert, was selbst die sonst so matten und gleichgültigen Deutschen zu politischen Menschen hat machen können, das ist nicht bloß frevelische Nachäfferei des blutigen Schauspiels, das uns die Leute an der Seine aufgeführt haben, das ist nicht bloß die metaphysische oder jakobinische Geburt einiger Syrudelköpfe, Schwärmer und Umkehrer, nein, es ist das volle, eigenste Leben der Zeit, es ist die Zeit selbst, es ist das Verhängnis der Welt und ihrer innigsten Not. Weil das Alte verfallen ist, weil die alten Gestalten und Gerüste der Dinge vermodert sind und nirgends mehr halten und tragen, weil bei dem elenden Flickwerk von Altem und Neuem, Totem und Lebendigem, was man so gemacht hat und noch alle Tage macht, alle sich unbequem und unglücklich fühlen, kurz, weil sich nichts mehr hält und trägt, weil es ist wie nach einem Erdbeben und Brande, wo mitten im größten Unglück die Brandstifter und Diebe und Mörder mit dareinspielen — darum ist allen Menschen, auch den stillsten und frommsten, so bange und beklommen, darum ist dieser Wunsch, diese Bitte, diese Forderung, ja dieses Geschrei um Verfassung, um einen gesetzlich bestimmten und festen Zustand, der die blinde und dumme Willkür verbanne, ein wahres Notgeschrei, ein Geschrei der Welt und also eine Stimme Gottes. Selig der Fürst, welcher die Not nicht Frevel und das Notgeschrei nicht Aufruhr nennt, welcher sich nicht töricht stemmt gegen die allmächtige Zeit! Der wird in Gerechtigkeit und Freude herrschen und den Abend seiner Tage sich vielleicht noch im stillen Glanze vergolden sehen, da der Morgen und Mittag voll Sturm und Gewitter war.

Und bei allem diesem Geträtsche und Geklätsche der Dummheit und des Eigennutzes hin und her mögen diejenigen, bei welchen die Macht jetzt ist, wohl bedenken, durch welche Künste und Tugenden diese Macht nur behauptet werden mag; sie mögen

bedenken, welche schwere Verantwortung sie auf sich laden gegen sich selbst und gegen ihr Volk, wenn sie nicht das Würdige und Gebührliche tun, und vor allem, wenn sie das gegebene Wort nicht halten. Denn jeder Lüge folgt unausbleiblich das Unheil und das Unglück auf der Ferse. Und können wir ohne Landstände, ohne feste und geordnete Verfassung bestehen? Können wir bei der Verworrenheit, Unbestimmtheit und Bangigkeit, worin jetzt in Deutschland alles untereinanderliegt und mit blinder, wurmartiger Gärung und Unzufriedenheit gleich einem aufgeregten Bienenschwarm oder Ameisenhaufen durcheinander- und gegeneinandersummt und saust und fliegt und kriecht, den Gefahren der Zukunft begegnen? Ist denn noch irgendwo in Europa die alte Zeit? Sind denn noch die alten Verhältnisse bei den andern Völkern und bei unsern Nachbarn, da gewisse Leute predigen, bei uns müsse alles wieder zurück und zu dem Alten zurück? Haben wir nicht den Franzosen für die lange Pein, womit sie uns so greulich zerplagt, mit dem Schwert in der Hand eine Verfassung errungen und verbürgt? Haben nicht selbst die Polen, ein Volk, von welchem viele gezweifelt haben, ob es für die Freiheit tauge, eine Verfassung bekommen? Und wir? Wir Deutsche, die Enkel der freien und hochherzigen Germanen? Und wir? — Uns will man in dummer Geistlosigkeit hinstrecken wie die toten Klötze, während alle andere Völker in der lebendigsten Zeit gewinnen, wodurch Geist, Mut und Stolz und die immer allmächtige und wundertätige Überlegenheit der Idee entwickelt wird? Nein, ihr Gewaltigen, wenn ihr nicht in Blindheit und Verstocktheit dahinfahren und untergehen wollet, so betrachtet die Zeit und betrachtet euch selbst und das Schicksal der Völker in ihrem ernsten Spiegel. Hier ist kein Frevel der Menschen, hier ist die Not Gottes. Wenn bei dem ersten Sturm Deutschland nicht wieder auseinanderfallen soll, wenn die Reichsfeinde nach einer oder zwei gewonnenen Schlachten vom Rhein nicht wieder bis Wien und Berlin ungestraft sollen marschieren dürfen, so muß uns eine geistige Kraft gegeben werden, ein Stolz auf eine edle Freiheit und eine Zuversicht auf Gesetz und Recht, welche die Menschen freudig in den heiligen Tod fürs Vaterland treibt. So allein können wir sicher stehen, wann vom Osten oder Westen Gewitterwolken sich gegen uns herwälzen. Das deutsche Herz wird die Pfänder seiner höchsten Liebe dann immer einlösen, es wird beweisen, daß es seine Heiligtümer zu verteidigen weiß.

Auch um Preßfreiheit bittet das Volk, ja auch danach schreit es als nach einer Not. Warum? Weil die Freiheit und Ge-

rechtigkeit als die höchsten irdischen Ideen nie ohne Herrschaft der Idee haben bestehen können und also in einem solchen Zeitalter, als das unsrige ist, ohne Ideenherrschaft immer nur ein leeres Hirngespinst oder eine politische Gaukelei sein werden. Die Generalgewaltiger der Polizei und die Herren der Presse, d. h. diejenigen, welche allein eine Preßfreiheit üben, nämlich zu pressen, lächeln freilich über die Bitte wie über das Geschrei und über die Ansprüche der geistigen Freiheit und finden es sehr wunderlich, wie die dummen Menschen den Zustand nicht als den behaglichsten, anmutigsten und freiesten loben, wo die Regierung die meisten Sorgen des Lebens für sie übernimmt, die Landstraßen sicher, die Märkte voll, die Wirtstafeln wohlbesetzt, die Schauspielhäuser und Ballsäle frei von Zank und Balgerei, die H.... häuser — kurz, wo sie ihnen alles eben und bequem macht, daß sie mit Weib und Kindern ein gar gemächliches, geruhiges und gottseliges Leben führen mögen und nichts weiter zu bedenken haben, als wie sie mit ihrer Arbeit und ihrem Gewerbe auf die leichteste und geschwindeste Weise das meiste gewinnen und es dann auf das lustigste und angenehmste genießen und verzehren wollen. Diese Lehre, die sie uns recht liebenswürdig vorhalten, scheint wirklich nicht ganz uneben, aber sie hätte vor dreißig und fünfzig Jahren mehr Verehrer gefunden als jetzt. Jetzt zweifeln die meisten an ihrer Wahrheit, ja sie zweifeln gar daran, ob es mit dem höchsten Zweck der Sicherheit und des Wohllebens, womit jene sich brüsten, auch so ganz aufrichtig gemeint sei.

Es hat auf dieser Welt immer zwei große Parteien gegeben, die sich in Ansicht und Ausübung der Dinge himmelweit voneinander unterscheiden. Die ersten sagen: Das Erste und Notwendigste dieses Lebens ist, daß man satt sei, und das Zweite, daß man sich dieses Sattseins freue. Die zweiten sagen: Das Sattsein ist allerdings das Erste und Notwendigste dieses armen Erdenlebens, aber nicht, damit man sich des Gefühls dieser Sattheit freue, sondern damit man die zweite Notwendigkeit dieses Daseins erfülle, damit man auch die himmlische Welt der Ideen, die im Menschen niedergelegt ist, erspähen und erkunden könne. Jene ersten möchten mit der obigen Beschreibung der Polizei schon zufrieden sein — sie wollen ja nur als Mastvieh in das fette Gras dieser Erde getrieben werden — die zweiten würden sich höchlich dagegen empören, weil sie nur in dem Genuß setzen, was die gemeinen Genüsse verachten lehrt, weil sie nur in den geistigen Gütern und in dem geistigen und idealischen Streben des Menschen seine Würde und Bestimmung erblicken und verehren. Daß die Polizei mit holsteinischer und mecklenburger

Wirtschaft die Erde gern zu einer großen Fettweide einkoppeln und die Menschen als Mastochsen dreintreiben und wiederkäuen lassen möchte, das wollen wir ihr verzeihen. Sie ist bloß auf das Irdische angewiesen, und insofern sie uns gesunde Luft, gesundes Wasser, gute Butter, fettes Fleisch, gutes Brot, wohlfeilen Wein, Sicherheit auf der Landstraße und dergleichen sehr liebe und unentbehrliche Lebensgüter verschafft und erhält, wollen wir ihr danken, daß sie da ist. Aber dagegen müssen wir uns allerdings aus allen Kräften sperren und uns mit allen möglichen Einreden verwahren, daß sie nicht auf ein Gebiet überschweifen wolle, wo sie nimmer heimisch werden darf. Alle Welt würde o je! schreien, wenn ein Metzger, der Kälbern und Hammeln sehr gut die Feiste abzufühlen versteht, bei Universitäten oder Gymnasien als Vorsitzer der Prüfungsgesellschaft angestellt würde und dort wie ein Gall die geistigen Organe heraustasten sollte; und wir sollten nicht lachen, wenn in unsern Staaten solchen, welche die kleineren Bedürfnisse der Erde besorgen und sich so oft in dem untersten Kreise mit den gemeinen Trieben und Nöten der menschlichen Gesellschaft beschäftigen müssen, die Wache und Hut der höchsten und heiligsten Dinge übergeben würde?

Doch ich wollte über die Preßfreiheit sprechen, und ich bin unwillkürlich über ein anderes Übel geraten, das ihr ganz nah liegt, ja unter welchem sie eben liegt. Die Vorteile und die Notwendigkeit der Preßfreiheit sind von so manchen Seiten erörtert und beleuchtet, daß ich sie hier nicht wiederaufzuzählen brauche. Auch wäre es eine unnütze Mühe und hieße wahrlich Wasser zum Wein tragen, da alle Welt sie lange kennt und versteht. Lieber will ich etwas über die Klemme sprechen, in welcher sie sich dermalen in Deutschland noch befindet, und über die möglichen Nachteile und Gefahren, die sie etwa haben könnte, und die ihre Gegner, wie mir und den meisten deucht, immer viel zu hoch anschlagen.

Sie ist in Deutschland in der Klemme, wie Deutschland selbst in mancherlei Klemmen ist, worüber man vor den Leuten weder sprechen mag noch darf. Wenn ja hie und da ein Fürst und Minister sich ihrer annimmt, wenn ja hie und da ein Lichtlein für sie aufgeht, gleich läuft eine erschrockene und bleiche Menge mit der fürchterlichsten Feuerangst und Feuerlärm hinzu und gießt volle Wasserströme darüber aus, daß das Lichtlein erlöschen oder im trüben Mittelglanz zwischen dem hellen und dunklen Element kümmerlich fortglimmen muß. Wir wollen unsere Meinung ehrlich aussprechen. Wenige Regierungen gibt es in

Deutschland, welche die Preßfreiheit aus reiner Liebe dulden würden, aber doch schämen sie sich und gebärden sich vor den Leuten, als liege es nicht an ihnen, daß sie nicht im vollen Glanze über ganz Deutschland leuchte. Diesen letzten kommt nun die äußere Politik zu Hilfe, zum Teil auch die innere. Sie sagen dem Volke: Wir sind aus Pflicht und Überzeugung die wahrsten Freunde der Gedankenfreiheit und des geistigen Lebens und Webens, wir bei unserer gerechten und freiherzigen Verwaltung könnten durch die Preßfreiheit nur gewinnen; aber der Druck von außen und innen, der auf uns zurückwirkt, die Schonung, die wir den Ansichten der verbündeten Höfe und benachbarten Kabinette schuldig sind, machen uns die Vorsicht und Behutsamkeit notwendig; wir müssen günstigere Zeiten abwarten. Haben sollt ihr die Preßfreiheit gewiß, aber sie euch jetzt schon zu geben, wäre unklug und würde uns mit vielen Mächten auf eine unangenehme und vielleicht gefährliche Spitze stellen können.

Diese Ablehnungen und Entschuldigungen wegen Vorenthaltung des ersten Geschenks des Himmels sind nicht ohne Grund. Obgleich jeder einsichtige Freund des Vaterlandes innig überzeugt sein muß, daß Deutschland nur durch geistige Freiheit, nur durch einen hohen und idealischen Schwung der Geister gerettet werden und das ersetzen kann, was ihm an irdischer, politischer Gediegenheit abgeht, so muß er, wenn er die wunderliche Zusammensetzung der deutschen Staaten betrachtet, schon gestehen, daß es einige gibt, die ihrer Natur nach, wenn sie ihr unnatürliches und kümmerliches Leben behaupten wollen, ewige Feinde geistiger Lebendigkeit und idealischer Freiheit sein müssen; und er darf sich also nicht wundern, wenn diese bei jeder freien Äußerung des Zeitgeistes, bei jeder frischen und mutigen geistigen Erscheinung Weh und Zeter schreien und jakobinische Umkehrungen, Mord, Brand und alle Greuel der Wildheit weissagen. Auch über die Fremden darf er sich noch weniger wundern. Sie müssen ganz einverstanden sein mit unsern Polizeien und Büchergerichten und den Verschneidungsanstalten, die man Zensuren nennt, welche die lebendige und mutige Zeit so gern wieder in den alten, matten und gleichgültigen Schlaf versenken möchten. Ihnen könnte nichts erwünschter sein, als daß uns die letzten zwanzig Jahre mit allen ihren ungeheuren Leiden und Freuden endlich wie ein dunkler Traum verschwebten, und daß wir in den Jahren gepriesener deutscher Ordnung, Sittlichkeit und Herrlichkeit, in den Jahren 1740 und 1760 wiedererwachten. So ist leider die Politik der Staaten gegeneinander fast immer gewesen, schadenfroh und feindselig, ja unchristlich und heimtückisch, selbst

diejenigen Güter einander nicht gönnend, welche das Christentum doch jedem versprochen, ja als den höchsten Preis und die höchste Aufgabe des kurzen irdischen Lebens geboten hat. Einige dieser fremden Staaten, die bei uns leider immer als die Herren mitspielen und mitsprechen wollen, können ihrem Wesen nach das Freie und Kühne und die Herrschaft der Ideen nicht leiden, welche ihnen zuviel Dunkles und Barbarisches beleuchten würden; andere ahnen in uns eine Macht und Herrlichkeit, die sie gern nicht aufkommen ließen, und deren gewissen Tod sie in dem Streben gewisser Leute bei uns entdecken, welche jede Idee als einen Feuerbrand von Umwälzungen und Umkehrungen verschreien und verketzern; versteht sich, wenn diesen gewissen Leuten ihr dummes und dunkles Streben gelänge und sie dem entfesselten deutschen Riesenjünglinge wieder einbilden könnten, wie sie ihm manches Jahrhundert eingebildet haben, daß er ein abgelebter, kraftloser, kindischer Greis sei.

So ist allerdings die Klemme, aber nicht so groß, daß die Ablehner und Entschuldiger eine volle und genügende Entschuldigung hätten. Wenn sie den hohen und edlen Mut hätten, das Edle und Hohe zu wagen und die notwendig mitfolgenden Übel und Unbequemlichkeiten zu dulden, von der Gesinnung und Liebe des ganzen großen Volkes getragen und gehalten, würden sie fremde und einheimische Widersacher der Freiheit abweisen und zurechtweisen können. Aber freilich das müßte auch in einem solchen Stile geschehen, der öffentlich sein und von jedermännniglich vernommen werden dürfte.

Nun von den Gefahren und Nachteilen der Preßfreiheit:

Wenn man auch zugestehen wollte, die Preßfreiheit sei etwas Nützliches, ja Vortreffliches, so scheinen diejenigen, welche sie jetzt verlangen, doch mehr ihrem eigenen, vielleicht ihrem bösen Willen zu folgen als das Ganze und was dem Ganzen ersprießlich ist im Auge zu haben. Die Zeiten sind zu stürmisch und wild gewesen, Furcht und Hoffnung, Zorn und Haß und alle gewaltigen Leidenschaften sind zu sehr in Bewegung gesetzt, als daß die Menschen dieses Geschenk, wenn es ein Geschenk ist, mit Anstand und Mäßigung gebrauchen sollten. Wir haben es ja schon in einzelnen Proben gesehen. Unbeschränkte Preßfreiheit erlauben, hieße jetzt allen wilden Leidenschaften den weitesten Kampfplatz einräumen, alle Parteien nähren, die schon Lust haben, einander zu zerreißen, und neue Parteien erschaffen, ja die wenigen klaren und hellen Ideen, das bißchen Vernunft und Mäßigkeit, die noch in den Menschen sind, in dem chaotischen Strudel der Kämpfe und Streite, die dann entstehen würden, vollends be-

graben. Haben wir noch nicht Umkehrung und Verwirrung der Begriffe und Gemüter genug, so würden wir dann die Fülle bekommen. Gebt nur die Preßfreiheit, und ihr gebt die geschwindeste Einleitung zu den fürchterlichsten Umwälzungen.

Was wir schon gesehen haben, wird dann täglich allgemeiner werden. Hoch und niedrig, klein und groß, berühmt und unberühmt, edel und niederträchtig, Tugend und Laster wird in dem blinden und wilden Hader so untereinandergemischt und verwirrt werden; alle Achtung und Ehrfurcht vor den erhabensten Staatsmännern, würdigsten Gelehrten und glänzendsten Verdiensten wird verschwinden, und alles Ehrwürdigste und Heiligste wird der Schadenfreude und dem Gelächter des Pöbels ungestraft preisgegeben werden. Alle Mäßigkeit, aller Anstand wird aufhören, und wer wagt, die Folgen davon zu berechnen, wenn endlich alle Begriffe verwirrt, alle Gefühle für Ehre und Schande abgestumpft sind, wenn keinem mehr daran gelegen ist, vor dem Volke als ein rechtlicher und würdiger Mann zu gelten? O diese gepriesene Freiheit, die billiger Frechheit heißen sollte, wohinaus wird die uns führen?

Und das soll man vor allen andern Dingen beherzigen, den größten Schaden, welchen die Preßfreiheit anrichten würde, sie würde uns entdeutschen, sie würde uns zu einem andern Volke machen. Daß Mäßige, das Sanfte, das Stille, das Milde, das Sinnige, kurz was in einem höheren Sinn das Sittliche, Wissenschaftliche und Philosophische heißen könnte, würde durch dies Unwesen bald untergehen, und mit ihm die schönsten und stillsten Tugenden, die selbst die Fremden immer als einen Vorzug an den Deutschen geehrt haben. Unruhige, wilde, trotzige, stolze Gesellen würden wir werden, voll Ehrgeiz, Ungehorsam und Rauheit. Man klingelt uns immer vor: Wir Deutsche sind nicht genug politische Menschen, dazu muß uns die Freiheit der Rede und Schrift machen. — O welche Menschen würden wir werden, wenn politische Menschen so sind!

Und das Christentum und die alte deutsche Frömmigkeit und die Demut, die erste christliche Tugend? Wer diese höchsten und größten Güter der Seele zu schätzen weiß, wer weiß, was unbewußte Liebe und Unschuld sind, wer diese Liebe und Unschuld auch zwischen den Herrschern und Beherrschten als das höchste aller Dinge achtet, der wird uns durch eine ungebührliche Gedankenfreiheit nicht in einen demokratischen Trotz hineintreiben lassen, der Heiden in Athen und Rom wohl einmal geziert haben mag, der aber christlichen Staaten ewig fremd bleiben sollte. Die Preßfreiheit aber hat vor allem noch das Schlimme

mit sich, daß ihre Vergehungen gewöhnlich eine Strafloſigkeit mit sich führen, welche keinem andern Verbrechen zuteil wird. Die sich auf Kniffe und Pfiffe der Wörter und Gedanken, auf eine gescheite Einkleidung und Verkleidung der Ideen und auf eine geschickte Vermäntelung und Verblümung und Umblümung des Persönlichen verstehen, werden dem Richter fast immer entrinnen. Ein gefährliches Beispiel von Gesetzlosigkeit. Deswegen findet man auch in vielen Staaten die Preßfreiheit so unzulässig, weil es so schwer ist, Gesetze zu finden, die sie zügeln und ihre Verbrechen zur Strafe bringen. So daß diese Anstalt, die man als eine Pflegerin und Nährerin hoher Gemüter und großer Gedanken und Gefühle preist, gar leicht auch die gefährlichste Pflegerin und Nährerin aller Tücke und Bosheit und des hämischesten und giftigsten Hasses wird.

Diese und ähnliche Gründe gegen die Preßfreiheit, zum Teil mit den allerschönsten Moralien aufgestutzt und mit den allerchristlichsten Ausrufungen und Seufzerlein verziert, kann man alle Tage hören und lesen. Es würde sich auch wenig oder nichts dagegen sagen lassen, wenn das Böse in der menschlichen Natur so überwiegend wäre, als solche es darstellen, und wenn das deutsche Volk so leicht in das politische Springen und Galoppieren oder gar ins Fliegen und Übersliegen zu bringen wäre, als es ihnen deucht, oder als sie andern einbilden wollen und sich vielleicht nicht einbilden. Aber wir meinen, das hat sich, und die unsre jüngsten Geschichten und unsers Volkes Charakter kennen, werden dreimal mit uns rufen: Das hat sich.

Was den Grund betrifft: Jetzt nur nicht! Alle Leidenschaften sind zu aufgeregt, die Welt ist noch zuwenig befestigt, alle Verhältnisse liegen noch unbestimmt und unentwickelt untereinander; jetzt, wo alles so brennbar ist, nur diesen neuen Feuerbrand nicht noch hineingeworfen, so kann man ihn gerade umkehren und sprechen: Nicht in Zorn und Haß, nicht in Untreue und Ungehorsam noch Lust an Wildheit und Umwälzung liegt die Gärung der Gemüter und die Unzufriedenheit der Menschen, sondern eben darin, daß es immer nur klingt: Jetzt nur noch nicht! Wann soll denn das wirkliche Jetzt eintreten? So haben die Deutschen nun in vier Jahren gefragt. Denn daß sich durch nichts nichts setzen und entwickeln läßt, daß aus nichts nichts werden kann, das wissen sie wohl. Wie soll die Welt sich befestigen? Wie sollen die rechten Verhältnisse sich finden und entwickeln und endlich bestimmen, wenn der Flug des Geistes

nicht reizend und belebend über dem chaotischen Stoff hinschweben darf? Wenn die Einsicht und Tugend und Kraft der Besten nicht zu Hilfe gerufen wird? Gebt uns nur Preßfreiheit, fangt nur endlich an, Verfassungen und Stände einzurichten, so werden jene verworrenen und tollen Begriffe und Träume über Staat und Gesetzgebung, worüber ihr klagt, jener endlose und spiegelfechtische Krieg aller gegen alle, jenes dumme Geschrei der Schriftsteller, wovon ihr nur gern das Dümmste laut werden lasset, sich endlich selbst schlichten und stillen. Sobald hier unten auf der festen Erde etwas Festes gemacht worden, werden die leeren Plänkeleien und Scharmützel droben in den Lüften, die freilich meistens ein Krieg um nichts sind, von selbst ernstere und würdigere Gefechte werden. Denn wo Freiheit und Leben sein soll, muß immer Krieg der Geister sein. Das dürfen wir aber gegen alle Anklage kühn behaupten, daß diese in Deutschland keine Umwälzungen machen werden; dazu ist, wie sie mit Recht bemerken, des deutschen Volkes Charakter zu kühl, mild und mäßig. Nur ein entsetzliches Leid, nur die finsterste Nacht der Knechtschaft und Willkür, worin auch keine Hoffnung bliebe, daß es je wieder licht werden könne, nur eine schimpfliche Unterjochung durch Fremde, wo das scheußlichste Unrecht schon alle Ordnung zerrüttet hätte, könnte in Deutschland solches hervorbringen; oder auch, wenn diejenigen, welche jetzt allein die Preßfreiheit haben, diese so gebrauchen wollten, daß dem Deutschen um den Untergang seines geistigen Besitzes bange würde, da könnte der fürchterliche Druck einen noch fürchterlicheren Gegendruck veranlassen.

Was wir schon gesehen haben, wird dann täglich allgemeiner werden. Ja was wir schon gesehen haben? Was ist es denn? Einzelne Pamphlets, die sich um Persönlichkeiten drehen, wodurch einzelne Staatsmänner oder Beamte und Gelehrte beleidigt und gemißhandelt oder auch nur öffentlich hingestellt sind? — Das ist freilich unvermeidlich, wann Preßfreiheit da ist, ja es ist notwendig mit der Preßfreiheit verbunden. Wo Freiheit ist, muß, wer öffentlich auftritt, sich auch öffentlich behandeln und verhandeln und mitunter wohl mißhandeln lassen. Diese Stärke des Gemütes, diese Tugend muß er haben. Mag er das nicht, so setze er sich in der Werkstatt hin und nähe Schuhe und Röcke, oder an den Zahltisch und ziehe Rechnungen aus, statt daß er Heere befehligen oder Staaten einen neuen Rock anmessen will — oder er treibe den Pflug ins Feld und pflanze seinen Kohl, statt daß er durch Bücher unterweisen und strafen oder gar glänzen will,

Ich nannte die Geduld des Öffentlichen eben eine Gemütsſtärke, eine Tugend. Die freien Völker des Altertums hielten ſie für eine der größten Tugenden, die einen Biedermann ſchmücken können; ſie haben es vielen hoch angerechnet, daß ſie in ihrer Zeit den Mut hatten, für das Vaterland Feindſchaften zu übernehmen und Tadel und Schmähungen auf ſich zu laden. Denn allerdings prüft das Freie und Öffentliche die Männer, es lockt Haß und Feindſchaft hervor. Ich ſage nicht, daß es Haß und Feindſchaft macht; denn gewiß ſchafft es weniger Groll und Haß als das Unfreie und Geheime. Bei dem Zuſtande des Unfreien und Geheimen kriecht und wimmelt und krimmelt und wurmt alles durcheinander und zerdrückt, zerquetſcht, zernagt und zerbeißt ſich in der blinden Wut, ohne daß es weiß wen; bei dem Freien und Öffentlichen wird der edle Kampf freilich auch lauter, es ſpringen aber nicht immer Hyänen *und Tiger hervor (noch weniger Schlangen, deren Wurmverlies* iſt das Dunkel), ſondern auch ſtolze Löwen. Ein Volk, das lange nichts Politiſches und Öffentliches mehr gehabt hat, muß freilich erſt wieder feſt und ſtark werden, damit es geſunde, friſche Koſt der Rede und oft etwas zu herbe Koſt der Schrift verdauen lerne. Unſerer gutmütigen, deutſchen Weichlichkeit, die faſt alles in geſellſchaftliche Verhältniſſe und Beziehungen hinabzuzerren gewohnt iſt, was hoch über dieſem engen Kreiſe ſchwebend bleiben ſollte, tut das vor allen andern not. Daß bei dieſer Öffentlichkeit auch das herrlichſte und leuchtendſte Verdienſt in Staatsmännern, Gelehrten und andern öffentlichen Menſchen verkannt und gemißhandelt, daß ihre beſten Abſichten und treiflichſten Ideen von abſichtlicher Bosheit oder verblendeter Parteiſucht zuweilen müſſen mißgedeutet und verdrehet werden, das iſt das Unvermeidliche. So liegen jedem hohen Gute ihre Übel immer ſogleich zur Seite. Aber was wirklich treiflich, würdig und herrlich iſt, wird wohl zuweilen auf einen Augenblick verkannt und verdunkelt werden, aber nie auf immer beſchmutzt und benachtet werden können. So ſiegreich iſt die Wahrheit in allen Zeiten geweſen und immer am ſiegreichſten, wo die meiſte Freiheit herrſchte. Gebärdet euch nur nicht, als ob ihr für den Anſtand ſoviel Sorge hättet. Es iſt der allerſchlechteſte Anſtand, wo ſtumme und zierliche Knechte ſich Verbeugungen und Bücklinge vormachen und einander einbilden, daß ein leeres und lügenhaftes und verſchnittenes und verziertes Leben auch ein Leben iſt. Alle knechtiſche Staaten, während ſie die Freiheit des Wortes und der Idee unterdrückten und die kleine Perſönlichkeit ſchirmten, da ſie keine große gelten laſſen, haben den Anſtand gegen

die Sitten immer gern verletzen lassen, sie haben liederliche und schändliche Schriften ungestraft drucken und verteilen lassen und Spielhäuser und H....ser unter öffentlichen Schutz genommen, als jeder Stolz und jede Hoheit des Gemütes in Bann und Acht war. Den allerjüngsten Beleg dieser Behauptung haben uns Fouché, der unsterbliche Großmeister aller Polizei, und Napoleon geliefert. Waren die Einkünfte jener Häuser der Schande und des Elends nicht recht eigentlich für den Unterhalt der hohen Polizei und für ihre geheimen Ausgaben und Besoldungen berechnet und angeschlagen? Gebärdet euch nur nicht, als wenn ihr für die Ehre so zarte Sorge traget; wahrlich, diese Freiheit ist recht eigentlich für die Ehre erfunden. Sie wird Ehre und Schande nicht ineinander verrinnen und in gleichem Schmutze liegen lassen; ja diese erste Sonderin und Scheiderin, diese größte Alchimistin vom Anfang der Zeiten wird das Gold schon von *den Schlacken sondern. Wer mit Ehre gerüstet ist*, darf dann wohl auftreten; jeder Schmutz, den man auf ihn wirft, fällt immer wirkungslos von seiner glänzenden Glätte ab. Wer aber Makel der Ehre an sich trägt, sehe sich vor, wohin er tritt; wahrlich, seine Feinde werden sie ihm nicht schenken, er muß sie öffentlich hören. Das Volk aber — wir sprechen von dem deutschen Volke, das immer als ein treues, gerechtes und wahrheitliebendes Volk anerkannt worden ist — wird gerechtes Gericht pflegen, und Ehre und Tugend, die wohl auf Augenblicke verleumdet und verkannt werden können, werden wohl Ehre und Tugend bleiben. Das aber ist immer gut, daß jeder, wo und wie hoch er auch stehe, der sichern Rechtschaffenheit und Wandellosigkeit erinnert werde, daß er fühle, er kann nur ein Ehrenmann scheinen, wann er es auch ist. Den Stolz aber sollen wir noch lernen, daß die Menschen, was sie im stillen und geheimen von uns reden und urteilen, auch als lautes und öffentliches Urteil aussprechen dürfen. Denn das kann ein Fürst oder Minister oder Feldherr oder berühmter Gelehrter und jeder, der in der bürgerlichen Ordnung irgend hoch und über viele gesetzt ist, wohl wissen, daß die ihm immer nur Süßes und Wohlgefälliges und Ohrenschmeichelndes sagen, ihm etwas vorlügen, daß vielmehr die verschiedensten und ungleichsten und oft ungerechtesten Urteile über ihn gefällt und abgeschmacktesten und unmöglichsten Forderungen an ihn gemacht werden. Warum will er sich nicht zu dem Stolz überwinden, dies auch öffentlich werden zu lassen? Was schadet es dem Sonnenberge, wenn sich unten an seinem Fuße Nebel sammeln und zuweilen seine Strahlenscheitel bedecken? Siehe, zu einem so Stolzen werden auch schöne Wahrheiten emporklingen, auch manches süße

Lob und lieblichen Preis wird er vernehmen, die er sich bei der Öffentlichkeit zueignen kann, weil sie ihm aus einem mehr reinen Element kommen. Und wenn auch die größte Verwirrung und Verblendung wäre, wenn ein edler Mensch und das Streben und Wollen eines edlen Menschen lange verleumdet, gemißhandelt und verkannt werden könnte, jeder Wackere wird durch sein Gewissen getröstet, und daß die rechte Tat und die rechte Tugend endlich doch bleiben, was sie sind, und aus aller der Umnebelung und Verdunkelung strahlend hervorleuchten.

Und sie fürchten, die Preßfreiheit wird uns entdeutschen, uns zu einem ganz andern Volke machen, alle unsre milden und stillen Tugenden aus unsern Herzen bannen, und mit allen wilden und wütenden Leidenschaften des Stolzes, Hasses, Ehrgeizes und der Unruhe wiedereinziehen, sie wird uns Trotz für Sanftmut, Ungehorsam für Stille, Übermut für Demut, Barbarei für Wissenschaft, Geschwätz für Philosophie geben, und was der überflüssigen Sorgen mehr ist.

Freilich etwas entdeutschen wird sie uns hoffentlich, zu einem etwas andern Volke wird sie uns hoffentlich machen. Aber, lieben Leute, es ist nicht alles deutsch, was ihr deutsch nennt; vieles ist sogar recht undeutsch und in jenen Zeiten weiland nimmer an den Deutschen erfunden, welche die Geschichte als ihre größten und glücklichsten Zeiten preist. Jene Faulheit und Gleichgültigkeit, woran wir so lange gekrankt haben, wo wir wohl neugierig fragten, was sich am Ohio und Ganges, an der Themse und Seine begab, aber kaum, wie es am Rhein und an der Elbe stand, jene Faulheit, wo wir die Hände in den Schoß legten und Gott im Himmel und wer sonst wollte, walten und regieren ließen und uns bei der Schmach oder der Ehre des Vaterlandes dumm angafften, als ginge uns das nichts an, als dürften wir darüber nicht räsonieren, sondern stehe es den Herren Polizeimeistern und ihren Zeitungsschreibern zu, wie wir darüber denken und empfinden sollten, fängt gottlob! an, etwas selten zu werden; jene gemeine philisterige Ruhe, wo alles vortrefflich ist, wenn nur der einzelne alles seinem Leibe zur Bequemlichkeit und Genußlichkeit eingerichtet findet, nimmt freilich auch alle Tage ab. Aber den alten Deutschen suchte man nicht hinter dem Ofen oder auf der Bärenhaut, wann von Vaterland und Freiheit oder von Ehre und Kampf und Gefahr fürs Vaterland die Rede war; dann fand man ihn sicher in der Volksversammlung oder auf dem Schlachtfelde. Und von solchen Männern haben wir den Namen Deutsche geerbt und wahrscheinlich auch

das, was man deutsches Gemüt oder deutsche Tugend nennet. Dahin müssen wir aus der verderblichen Gleichgültigkeit und Nichtigkeit, worin wir versunken waren, wieder verdeutscht werden, was jene entdeutschen nennen. Freilich bei freien Verfassungen und freiem Leben treten auch die Gebrechen und Unarten der menschlichen Natur kräftiger und kühner hervor, man wird dann allerdings mehr Stolz und Trotz und Ehrgeiz und Unruhe und Übermut sehen, als wo nur ein führender und stimmgebender Leithammel ist, dem alle Schöpse blindlings nachbäen und nachtreten. Aber dem armen Leithammel, wie geht es ihm in Not und Gedränge? Da muß er immer zuerst den Sprung ins Wasser wagen und weiß noch nicht, ob jene ihm nachspringen werden. Ist Milde, Sanftmut, Stille und Demut wirklich im deutschen Charakter, sie werden nur schöner leuchten und wirken und lieblicher erscheinen, wann Männlichkeit, Tapferkeit und Stolz und jede hohe Ehre und kühne Tugend durch die Männerbrust klopfen. Sind wir, worüber die Eigenen und Fremden einig sind, die stillsten, langmütigsten und mäßigsten aller Europäer (ja zu viele Geduld werfen sie uns oft vor), warum sollten wir jetzt die Freiheit nicht so gut ertragen können, als unsre Väter sie einst ertrugen? — Und das waren blinde Heiden, und wir sind erleuchtete Christen. — Warum sollte das bei uns nur Laster hecken und brüten, was bei unsern Stammverwandten, den Engländern und Schweden, bei welchen löbliche Freiheit und Öffentlichkeit herrscht, alle christlichen und bürgerlichen Tugenden nur in einem schöneren Glanze erscheinen läßt?

Und das Sinnige und Tiefe in uns, das Sittliche, Wissenschaftliche und Philosophische sollte durch diese Freiheit gefährdet, die Wissenschaft sollte Barbarei und die Philosophie Geschwätz werden? Ich weiß, daß nicht bloß Polizeiminister und Polizeimeister, Diener der Leiblichkeit, so sprechen, sondern daß selbst manche Diener der Geistigkeit, die sich einbilden, auf keinen niedrigen Ideenflügeln zu schweben, solche Unglücksprophetен sind. Aber ich denke, es hat mit dieser Weissagung nichts auf sich. Ist das Sinnige und Tiefsinnige, was als Uranlage im deutschen Volke sein soll, so oberflächlich, daß es vergehen muß, wann die Menschen von einem gediegenen und gehaltreichen, irdischen, politischen Leben ergriffen werden, so war es der Mühe nicht wert, von der Tiefe etwas zu rühmen. Ist das Sittliche so lose, daß es durchaus in der Kerkerwelt und Ofenwelt des Kleinlichen und Engen gehalten werden muß, damit es sittlich bleibe; getraut es sich nicht, sich mit hohen Gelüsten und Trieben zu messen und gegen kühne

und vermeſſene Begierden und Suchten in den Kampf zu treten, ſo mag es auch hinfahren in der letzten Probe, es mag, was man ſagt, etwas glänzender zur Hölle fahren. Wir haben dann ausgelebt und werden unter den Völkern nicht länger als Volk beſtehen. Was ſich hier aber, damit das Unweiſe als Weiſes und das Unrechte als Rechtes erſcheinen ſoll, hinter Wiſſenſchaft und Philoſophie verſteckt, iſt etwa gleichen Gehalts mit dem, was man von Chriſtentum und Religion ſo oft heuchleriſch im Munde führt. Das iſt häufig die tugendhafteſte Frau, welche über die Leichtfertigkeit anderer Frauen die wenigſten Seufzer ausſtößt, und der verehret Gott oft am beſten, der ſeinen Namen am ſeltenſten ausſpricht. Ich weiß, wie hoch Wiſſenſchaft und Philoſophie über der Erde und über dem Irdiſchen ſchweben können und oft ſchweben ſollen; aber wehe uns, wenn ſie nie zur Erde herabkämen, oder wenn ſie ſo feine Ätherluft geſchluckt hätten, daß ſie die grobe Luft hier unten gar nicht mehr vertragen könnten! Ich weiß auch, wie deutſche Gelehrte den Stand der deutſchen Wiſſenſchaft und der deutſchen Philoſophie gedeutet haben und zum Teil noch deuten, und worin viele von ihnen die deutſche Herrlichkeit geſetzt haben; ich weiß, daß ſie gerade unſre politiſche Elendigkeit, unſern Mangel an einem großen, politiſchen Herzen, um deſſen Wärme als um den Mittelpunkt ſich alles bewegte und bewegen müßte, als das gelobt haben, was uns im großen Sinne zu einem wiſſenſchaftlichen und philoſophiſchen Volke erzogen habe und allein als ein ſolches erhalten könne; ich weiß endlich auch, daß ſie manches in unſerer Wiſſenſchaft und Philoſophie als etwas Einziges und allein durch die völlige Abgeſchiedenheit und Sorgloſigkeit um das Außenleben Erreichbares gewieſen und geprieſen haben, was das Gelächter des Auslandes und zum Teil wahrlich nicht der Stolz des Inlandes iſt. Und endlich bin ich ſo frech, geradezu zu erklären, daß ich die Wiſſenſchaft und Philoſophie nicht einen Deut wert halte, welche ſich unfähig oder gar für zu vornehm hält, an meiner Erde und an meiner Erdennot teilzunehmen und mir die Erde und die irdiſchen Dinge einrichten und verwalten zu helfen. Nein, ehrliche Deutſche, eure Wiſſenſchaft wird kein Leben, eure Philoſophie keine Liebe, kein Gemüt, wenn beide nicht auf das Leben, ich ſage auf das gemeine und gewöhnliche Leben, ihren Glanz werfen. Vielmehr je friſcher, kühner, ſtolzer, mutiger ihr in den gewöhnlichen Verhältniſſen des Lebens einherſchreitet, deſto friſcher und mutiger werden jene dort oben ihren Sonnenflug wagen. Es iſt an ſich gar kein getrenntes Leben, es iſt alles Leben einer Art, einer Natur, eines Gottes; es iſt an ſich

kein Groß und Klein, kein Hoch und Niedrig, kein Gemein und Ungemein — wo alle Kräfte am herrlichsten streben, da gedeiht alles am besten: ein großer Frühling der Dinge, wandelt selbst der Himmel leuchtender darüber hin. Gerade was der deutschen Philosophie und Wissenschaft fehlt, das kann sie durch Verfassung und Preßfreiheit gewinnen. Schaffet unten nur etwas Festes und Gesetzliches, eine frische, lebendige Gestalt und ein freies, schönes Maß der Dinge, und die deutschen Gelehrten und Philosophen werden lernen, daß das bloße Fliegen und Steigen und Überfliegen und Übersteigen selbst die kühnste Wissenschaft und Philosophie bodenlos und gestaltlos macht und in der Himmelsluft droben eine Herrenlosigkeit walten läßt, wie sie unten auf der Erde ist.

Und auch mit dem lieben Christentum kommen sie uns noch und mit den Gefahren, die ihm in der Ideenfreiheit drohen sollen, und gebärden sich, als könne das Christentum, das man doch eben die Lehre des Lichts nennen könnte, durchaus das Licht nicht ertragen, und als sei für seine Demut und Stille und Beschaulichkeit die Gleichgültigkeit gegen geistige Güter und die dämmernde und in dicken Nebeln tappende Dummheit das notwendigste. Wir haben gewiß einen hohen Begriff von der Unschuld und Liebe, die billig zwischen den Herrschern und den Beherrschten sein sollte, und einen noch viel höheren Begriff von der Unschuld und Liebe des Christentums und wissen auch wohl, daß der Mensch selig zu preisen ist, der diese hohen Güter bewußtlos besitzt und genießt; aber in irdischen Verhältnissen hat die Kinderunschuld, die man auch wohl eine kindische nennen kann, selten lange ausgehalten; der eine muß den andern hienieden nur gar zu oft erinnern, daß wir seit Adam in einer Welt voll Sünde leben, und jeder Torwärter und Landreiter und Polizeiwächter und Nachtwächter sagt uns bei jedem Schritte, daß hier die Unschuld verloren ist, und daß auch die Majestätsträger und Gesetzeshüter nicht mehr daran glauben dürfen. Aber eine höhere Unschuld, eine schönere Bewußtlosigkeit des Zwanges und der Gewalt, deren unsre Gebrechlichkeit nun einmal nicht entbehren kann, erschafft sich noch alle Tage, ein wirklich kindliches und christliches Verhältnis der Liebe, wo Freiheit, Gerechtigkeit, Hochherzigkeit und Freigebigkeit mit geistigen wie mit irdischen Gütern die Richtschnur der Regierungen sind. Das Christentum lehrt freilich Treue, Gehorsam, Demut, Hingebung als die ersten menschlichen Tugenden, es lehrt die Erde und die irdischen Güter als ein Nichts ansehen, damit die Sehnsucht nach den himmlischen Gütern wachse; aber eine gedankenlose Knechtschaft und eine Ge-

duld, welcher alles Irdische und alle irdischen Verhältnisse, worin auch die Keime und Entwickelungen von Tugenden und Lastern geschlossen sind, gleichgültig sein sollen, lehrt sie nirgends, sondern eben aus ihrer hohen Geistigkeit folgt, daß alles das zuerst gesucht und erstrebt werden muß, wodurch die geistige Kraft im Menschen wächst und die Begier aus dem kleinen und gemeinen Kreise des Bedürfnisses zu etwas Höherem emporgehoben wird. Auch hat die Erfahrung nie und nirgends gewiesen, daß ein freigesinnter und auf irdische Rechte stolzer Mann nicht der frommste und demütigste vor Gott sein könne. Was hilft es, daß man einander mit Lügen abspeist und der gerechtesten Sache mit einer kleinlichen und bekommenen Heuchelei falsche Scheine umhängt? Wir wollen es kurz aussprechen: Die Sünde ist eine so große Willkür, als nur die Tyrannei sein kann; Gott ist die höchste Tugend und Notwendigkeit und deswegen die höchste Freiheit. Damit der Mensch frei sei, darum unterwirft er sich dem Gehorsam des göttlichen Gesetzes. Damit der Mensch als Bürger frei sei und irgendwo Herr, da er es nicht allenthalben sein kann, darum unterwirft er sich dem weltlichen Gesetze und der weltlichen Obrigkeit. Wir haben alle Lust zu herrschen; deswegen dienen wir soviel; jedem Gehorsam liegt das verhüllte Geheimnis einer Herrschaft zum Grunde. Dies gilt hier unten, wie es dort oben nur gelten kann: in der Idee ist diese untere Welt notwendig immer ein Ebenbild der oberen. Aber freilich, wir sind Christen und sollen es sein, und das muß sich in unserm ganzen Leben und in unsern Staatseinrichtungen und Ordnungen offenbaren; unsere Freiheit, auch wo sie bloß eine irdische und weltliche Freiheit ist, darf den Trotz und Stolz von Sparta, Athen und Rom und die wilden Aufwallungen und Ausschweifungen von Korcyra und Syrakus nicht mehr zeigen; sie muß andere Früchte tragen, als das Heidentum weiland trug. Das wird sie unwillkürlich allenthalben schon von selbst tun, wo das Volk mit dem Christentum getränkt ist; wo aber Ruchlosigkeit und Gottvergessenheit mitten im Christentum ein Heidentum der Ideen und der Ansichten schaffen, da helfen auch alle eure Warnungen nichts, sie mögen sich so fromm gebärden, als sie wollen. Wir haben allerdings in unsern Tagen ein solches junges Heidentum mitten im Christentum gesehen, aber doch wie weit von dem alten! Und nimmer hat auch jenes Volk, worauf wir anspielen, selbst in seiner größten Verwilderung es ganz verleugnen können, daß der Sohn Gottes und seine milde und himmlische Lehre Erbarmen mit aller Kreatur in die Welt gebracht hat. Aber gegen die falsche und zuweilen etwas hündische

Auslegung des Sprüchleins: Die Liebe hoffet alles, glaubet alles, duldet alles, müssen wir uns im Namen der ewigen Wahrheit und des ewigen Rechts, welche auch die Grundlehren des Christentums sind, auflehnen und verwahren. Christus der Heiland hat ja alles Bitterste und Blutigste eben für sie ertragen und geduldet, eben weil er gegen pharisäischen Knechtsdienst und schön übertünchte Laster, die sich Frömmigkeit, Gehorsam, Friede und Glückseligkeit überschrieben, zu streiten in die Welt gekommen war. Wir haben jetzt manche himmeläugelnde Priester Sacherell, welche das himmlische Evangelium mißbrauchen, damit sie uns unser irdisches Evangelium, das auch durch Gottes Wunder verkündigt ist, wegpredigen und wegheucheln.

Endlich noch ein paar Worte über das letzte, über die Klage, es sei so schwer, die Vergehungen der Preßfreiheit zur gebührlichen Strafe zu bringen, hier können viel leichter als sonst irgendwo Verbrechen dem Richter entschlüpfen, und so werde das schlimme Beispiel von Gesetzlosigkeit und Straflosigkeit täglich erneuet; auch werde durch die Preßfreiheit dem Hasse, der Schadenfreude und Bosheit ein zu weites Feld geöffnet, und die schlechtesten Leidenschaften werden dadurch oft genährt und befriedigt, obgleich ihre Verteidiger sich immer gebärden, als habe sie nichts als das Edle, Hohe, Ungemeine zum Ziele ihres Strebens.

Ja, ja, ihr lieben Leutchen, hier steckt eben der Knoten, hier ist der Schaden, wovor euch grauet, daß ihr nicht auch die Gedanken und die Rede sogleich zu gemeinen Verbrechen stempeln könnt, wo ihr das ganze Volk zum Mitrichter habt und jeder die Akten mit durchliest. Viel bequemer ist es freilich, die Worte und die Gedanken in der Geburt zu ersticken und euren Reichszensor mit pharaonischen Hebammenweisungen zu versehen. Das ist freilich ein gefährlicher Proteus. Wenn ihr ihn loslasset, spielt er in den mannigfaltigsten und oft in den übermütigsten Verwandlungen mit euch und fährt bald hiehin, bald dahin und äfft und prellt euch vielfältig; denn mit euren gewöhnlichen, groben Polizeifäusten ist er nicht zu fassen. Ihr stellet euch nun hier auch, als sei euch bange um die Majestät der Gesetze, da euch doch bloß um die Haut bange ist. Denn hier wird recht eigentlich um eure Haut gespielt werden. Darum ist es hier so schwer hineinzutasten, weil es nicht jedem Dummkopf leicht ist, wie er mit einem groben Strich Ideen vernichten kann, von welchen er vielleicht nichts versteht, auch zu entscheiden, was hier Tat und Verbrechen oder bloß Meinung und Urteil ist. Denn das müßt ihr freilich erlauben, daß nicht bloß über Gedanken,

Ideen, Entwürfe und Ansichten, sondern auch über Einrichtungen, Anstalten und Taten wieder Gedanken, Ideen und Ansichten gegeben werden können, daß die Bücher wie die Schritte der Beamten und die Beamten wie der Inhalt der Bücher dargestellt, gelobt und getadelt werden können, wie jeder sie mit seinen Freunden zwischen den vier Wänden lobt und tadelt. Nur wo bestimmte Taten angeführt werden als solche, welche jeden Menschen bürgerlich schänden, da mag der Angegriffene, wenn er sich nicht auch über solchen Schmähungen erhaben glaubt, auf bürgerliche Weise vor dem Richter sein Recht suchen und von dem Ankläger oder Verleumder seine strenge Genugtuung fordern. Alles andere bleibt frei und erlaubt wie öffentliches Urteil und Ideenspiel, das einem edlen Volke nicht verkümmert werden soll. Und was tut es dem trefflichen Staatsmann, wenn er von diesem oder jenem Schriftling in seinen Ansichten und Entwürfen der Dinge engherzig, kurzsichtig, befangen, eigensüchtig oder gar standessüchtig und Gott weiß was noch mehr gescholten wird? Was tut es dem würdigen und tiefsinnigen Schriftsteller und Gelehrten, wenn Parteihaß ihn verschwärzt, Verblendung ihn eine Zeitlang falsch beurteilt, ja wenn er in seinen Werken in effigie (zu deutsch bildlich) verbrannt*) oder aufgeknüpft wird? Siehe, der Ausgang ist, wie ich oben gewiesen habe. Das Treffliche schwimmt immer oben, und kein Parteihaß konnte einen Aristides, Hôpital, Chatham Pitt je zu Schelmen machen, noch hat er die unsterblichen Werke eines Demosthenes, Macchiavelli, Luther, Milton, Burke je vernichten noch ihre Verfasser mit Schande brandmalen können. Freilich, auch Schadenfreude und Bosheit werden oft wach sein und auf ihren Raub lauern, und wie sie würdige und verdiente Männer herabsetzen können. Aber sind denn diese letzten verteidigungslos? Haben sie nicht das ganze Volk als Mitrichter und alle Guten als Verteidiger? Entscheidet nicht endlich über jeden Sterblichen sein Leben und der Leumund, den er zunächst bei denen hat, die ihn kennen und lieben? Und schänden diese Schänder der Ehre und Tugend sich nicht selbst am meisten? So ist es in der Tat, und so wird es immer sein: ein Schwert hält das andere in der Scheide. Und wer endlich gegen die Achtung der Besseren gleichgültig ist, dem kann man es ja wohl gönnen, unter dem Schirm der allgemeinen Freiheit wie ein wütender Hund so mit durchzulaufen. Aber ich sage es, wo die rechte Öffentlichkeit ist und das ganze Volk über nichtswürdige Hetzereien und Durchstechereien der Lüge und Feigheit eine strenge

*) Das ist ja dem Schreiber dieses auch schon widerfahren und möchte ihm noch wohl von einigen zugedacht werden, wenn sie dürften. Und er lebt Gott sei Dank noch.

Rüge hält, da werden der Hunde mit so unverschämtem Fell immer wenige sein.

So habe ich etwas breit gesprochen, fast aus gemeinen und gewöhnlichen Beziehungen und Gründen für das Ungemeine und Hohe. Ich scheine so das Unbedingte durch ein Bedingtes herabgesetzt zu haben. Aber diese Sache ist so gut, daß man selbst aus dem niedrigsten Standpunkte siegreich kämpfen kann und ihr Höchstes gar nicht einmal zu berühren braucht, wo dann alle die kleinen und kleinlichen Rücksichten und Sorgen flugs zu Boden fallen müssen. Aber mehr als auf alles dieses und über und gegen alles dieses müssen die Gedanken und Worte auch über und gegen ein Übel rollen, welches gottlob! bei uns noch nicht älter ist als zehn bis zwölf Jahre: ein Übel, woran jeder schütteln muß, dem es an Wohl und Wehe und Ehre und Sittlichkeit des Volkes und Vaterlandes zu tun ist. Mag man mich, weil ich das fünfte- und fünfzehntemal immer wieder auf denselben Gegenstand zurückfahre, breit, lächerlich, töricht schelten, ja mag man sagen, ich sei toll und närrisch, hier sitze ein donquichottischer Narr festgebannt, was kümmert es mich? Ich würde mich in innigster Seele verachten, wenn ich hier nicht heftig und zornig werden könnte, ja ich würde hier die zarte und feine Behandlung für ein Verbrechen halten. Ich rede von einer blinden und übergeschnappten Verwirrerin und Aufhetzerin der Gemüter, die allein darin eine Entschuldigung ihrer Frevel trägt, daß sie blind und verworren ist: ich rede von der zu vielen und zu fleißigen und bestellsamen Polizei. Mag sie ihren ganzen Haß gegen mich wenden — ich habe es schon oft erfahren, wie sie mich liebt — ich will ihr noch einmal sagen, was sie ist, und was sie sein darf und sein soll, ich will sie den Herrschern und dem Volke noch einmal als einen Spiegel hinhalten, damit sie sich in ihr beschauen und zittern. Das aber will ich am wenigsten scheuen, daß sie das Abgedroschene wiederholen werden: Du schreiest und tobest so gegen uns, weil du zitterst, du könntest in unsern Netzen gefangen werden. O sie hätten mich lange eingefangen und gehängt und geköpft, wenn sie dürften. Ja, ich zittre vor diesem blinden, schielenden, schleichenden, lauschenden, welschen und undeutschen Übel, aber wahrlich nicht um den Leib und um das Leibliche, sondern um etwas, wohinter es herjagt, wie es nur einen Schimmer davon erblickt, aber was es noch immer nicht haschen kann, weil es ihm zu fein und hoch ist.

Blind ist diese welsche Pest, dieses alte Übel, das bei uns gottlob! noch ein junges Übel ist, und das wir noch wohl ausrotten können, ehe es tiefere Wurzeln schlägt. Es ist ein blindes

Ding in aller Beziehung, man mag nun an ein Tier denken, das Blindschleich' heißt, oder etwa an das, was die Bauern in Norddeutschland blinde Dinger nennen, Geschwüre, die am Leibe hin und her schleichen und plötzlich kommen und vergehen. Blind ist es sogar in der Hinsicht, daß man nicht einmal genau sagen kann, was es ist, eben weil es zu den verlarvten Krankheiten gehört. Die Leute, welche in Beschreibungen, Begrenzungen und Bezeichnungen der Dinge die schärfsten sind, haben Polizei noch nie beschreiben, wohl aber hin und wieder umschreiben und bezeichnen können. Woher das? Nicht so sehr wegen ihrer Tiefe als wegen ihrer Fläche, weil es nichts Wirkliches, sondern mehr einen Mangel bezeichnet, wie es denn auch an dem Nichtigsten und Vergänglichsten der Erde arbeitet.

Die das Ding, das auch in den besten Händen leicht in das Unedle, Schleichende und Lauernde ausarten kann, edel meinen und hochstellen, sagen wohl: Die Polizei ist die zartere, fast unsichtbare, vorhersehende, beschirmende, behütende, still warnende, sanft ermahnende, leise hemmende, leise strafende Liebe und Treue des Herrschers, welche mit tausend Augen und Ohren sieht und hört, wo die Menge blind und toll ist, welche die Lüste und Verbrechen im Keime belauscht und sie erstickt, ehe sie flügge werden können. So ist ihr liebendes Aug', ihr leiser Tritt, ihr zarter Atem, ihr sanftes Wort und ihre sanfte Hand wie Gottes höhere Liebe und Gnade fast ungesehen und unvernommen allenthalben und richtet wie alle zarteste und menschlichste Leitung und Erziehung das Größte aus, während sie nur mit lauter Kleinigkeiten beschäftigt und auf alle Mängel, Gebrechen und Schattenseiten der Welt und des Menschen gewandt scheint.

Wir wollen dieses Bild einen Augenblick gelten lassen — denn eine so milde und zarte Polizei ist doch nicht undenkbar, sowie die Polizei auch wohl mal in die Hände zugleich der gescheitesten und freundlichsten Menschen kommen könnte. Aber diese Zartheit, diese Feinheit, diese Umsicht und Einsicht, welche ein solches Bild voraussetzt, kann sich im Zank und Zwiespalt der irdischen Dinge und gerade der kleinsten und gemeinsten irdischen Dinge, worin das Wesen der Polizei eben am meisten gefangen ist, nicht behaupten. Das ist das Los menschlicher Beschränktheit und irdischer Unvollkommenheit, daß, wer immer mit dem Einzelnen, Kleinen und Gewöhnlichen oder gar mit dem Mangelhaften, Gebrechlichen und Verbrecherischen umfangen und beschäftigt ist, jene Liebe, Unschuld und Seelenheiterkeit selten

bewahren kann, die das Ungewöhnliche, Edle und Hohe gerade voraussetzt. Darum haben alle Menschen, die es mit der Tugend und Hoheit ihres Geschlechts wohlmeinen, immer gesagt, und alle freie und hochherzige Völker haben es immer als Grundsatz ausgesprochen und behauptet: Von dem Übel, das Polizei heißt, so wenig als möglich! Denn wäre der leitende, warnende, belauschende und behütende Geist, wovon man wenigstens ein Urbild aufstellen kann, auch die Liebe und Menschlichkeit selbst, so würde er doch böse Früchte tragen. Da kann man sagen: Geschieht das am grünen Holz, was soll am dürren werden?

Gern hört die Polizei die Vergleichung, wo man sagt, sie sei eine fortgesetzte und planmäßige Erziehung des Volks durch die Regierung, eine stille und sanfte Warnerin vor Sünden und eine geduldige Ausjäterin und Ausrotterin von Verbrechen. So meinen es gewiß redliche, aber bei aller Redlichkeit kurzsichtige Männer, die bei der Polizei angestellt sind. Aber was wissen die von Erziehung? Ja, wie wenige Menschen verstehen überhaupt so Großes und Tiefes, als die Erziehung ist! Wir wollen bei dem Gleichnisse bleiben, so wird jeder begreifen, was wir meinen. Das kann man täglich von der Erziehung sehen, daß das Zuviel auch da verderblicher ist als das Zuwenig oder Garnichts. Wie viele fromme und rechtschaffene und sonst in jeder Hinsicht gescheite Eltern erziehen eben durch das Zuviel aus ihren Kindern Heuchler und Bösewichter! Durch ein gesundes und frisches Leben, durch das stille Beispiel von Rechtschaffenheit, Keuschheit und Frömmigkeit, durch ein einzelnes lebendiges und kühnes Wort, durch ein menschliches Ergreifen des Augenblicks und der Stunde, wo der junge Mensch seine Seele dem Göttlichen und Heiligen aufgetan hat, dadurch werden die recht tiefen, wahren, treuen und frommen Menschen gebildet. Jede Lehre, die sich zu sehr eine Absicht merken läßt und auf ein bestimmtes Ziel hinsteuert, jede ängstliche Begleitung, Behütung, Belauschung und Beschleichung der Triebe und Handlungen der Kinder macht Sünder und Lügner. Durch das Gesetz ist die Sünde in die Welt kommen, sagt der Apostel. Ihr aber könnt diesen Vers nicht auslegen und werdet ihn gegen mich gewiß mißbrauchen. Wenn dies bei Kindern und Jünglingen geschieht — und man kann es alle Tage sehen — wo die nächste und süßeste Liebe der Eltern so töricht sorgt und wacht, wie sollte es bei dem Volke nicht mehr geschehen, wo auch die redlichsten Vorsorger und Wächter doch notwendig in fernerer und kälterer Liebe stehen müssen? Wenn Kinder sich freuen, selbst liebenden Eltern, die sie töricht leiten und halten wollen, zu widerstreben und sie zu

täuschen, wie sollte ein Volk es nicht viel mehr tun gegen solche, von welchen es innere Herzensliebe weder erwarten noch fordern darf?

Wir hatten vor zwanzig und dreißig Jahren auch Polizei im heiligen römisch-deutschen Reiche, aber keine, die je so viel Lärm gemacht und sich auf einen so hohen Olympus der Herrschaft und auf ein so leuchtendes Zion der Wächterschaft gesetzt hat als die Polizei von heute. Sie war einzeln da und trieb ihr Werk, das keineswegs ein großes Werk ist, ohne Lärm und Prunk, war auch, wenn man die großen Hauptstädte von 100000 bis 300000 Einwohnern ausnimmt, wo die Zusammenströmung alles Herrlichsten und Gemeinsten, Edelsten und Bübischesten größere und strengere Hut notwendig macht, zunächst in den Händen des Volks und der Gemeinden und sorgte so ziemlich leidlich für Luft und Licht, Wasser und Feuer, Butter und Brot, Wein und Bier und für die Sicherheit der Häuser und Straßen, welches eigentlich der Bezirk ist, den sie nie verlassen sollte. Die Herren von der Polizei waren damals kleine und unbedeutende Leute, sie sind seitdem vorgerückt und haben sich des Größten und Höchsten beflissen, und mit ihrem guten Willen werden wir sie nie wieder auf die niedrigere Fläche herunterbringen, wo sie nur mit dem Einzelnen, Kleinen und Gewöhnlichen zu tun hatten. Vorher waren sie Diener des Markts und der Landstraßen, die ihr Geschäft des Aufpassens und Haschens bescheiden verrichteten; jetzt nennen sie sich stolz Diener des Throns, Stützen der Herrschaft, Beobachter und Leiter der öffentlichen Meinung, Zügler und Dämpfer des unruhigen Volksgeistes und Tag- und Nachtwächter nicht der unreinen Leiber allein, sondern auch der unreinen Geister; so daß man sagen kann, ihr Umfang sei der Umfang der ganzen idealen Philosophie: die Pflegung, Bewahrung und Leitung aller menschlichen und göttlichen Kräfte, Triebe und Leidenschaften; und daß sie mit einer Gelenkigkeit und Fliegigkeit des Geistes, die sonst nie gesehen worden, von dem Gewimmel des Jahrmarktlärms zu Göttergelagen des Olympus und von dem Verhör eines armen Galgendiebes zur Gallschen Betastung und Abschätzung des Schädels eines Leibniz und Goethe überspringen können, und sie allein von allen Sterblichen.

Ich sagte oben, alle freisinnige und hochherzige Menschen und Völker hätten lange den Ausspruch getan: Von dem Übel, das Polizei heißt, so wenig als möglich! Meine Meinung aber will ich in dem größten Gegensatze aussprechen: Lieber gar nichts davon als zuviel! Denn in dem ersten Falle kann man wohl einmal faule Fische essen und vergifteten Wein trinken

müssen, ein Trunkenbold oder Narr kann wohl einmal mit Faust und Stock auf einen losbrechen, ein Dieb einem die Taschen leeren, ein Räuber einem den Hals umdrehen, aber die Seele können diese alle einem nicht verderben; in dem zweiten Fall aber versammeln sich alle schadenfrohen Neuntöter der Seele miteinander, alle listigen und schmeichlischen und meuchlischen Kriechteufelchen und Schleichteufelchen der Hölle finden sich ungeladen ein und können nicht leicht von der Versammlung abgehalten werden. Wie geht das zu? Ist etwa die Polizei mit einem besondern Aussatze behaftet, die allen andern menschlichen Einrichtungen fehlt? Entwickelt sich etwa in ihr eine Bosheit oder Gewalt, die nicht auch in andern wäre? Ich will das aussprechen, was sie durch die allgemeine Gebrechlichkeit entschuldigt.

Es ist aller Menschen ohne Unterschied und Ausnahme Art und Unart, daß sie an sich reißen und herrschen wollen. Wer von dieser Art und Unart gar nichts hätte, müßte hier auf der Erde stracks vergehen. Sie ist nicht so barmherzig, daß auf ihr etwas leben könnte, was ohne allen eigensüchtigen und sich selbst verteidigenden Trieb wäre. Der Gehorsam ist verloren, das ist die Klage des frommsten Priesters; der Gehorsam ist verloren, das ist die Losung jedes Polizeimeisters. Und ein gerechtes Geschrei, wenn es gerecht gemeint ist. Jener kindliche Gehorsam der höchsten Freiheit und Unschuld, der nicht sündigen konnte, ist seit Adam dahin, und weil er dahin ist, müssen wir unruhige und frevelnde Menschen, Richter, Vorrichter, Nachrichter, Unterrichter, Überrichter, Einrichter, Ausrichter, Aufrichter und Gott weiß was mehr für Richter und Päpste und Erzbischöfe, Polizeiminister und Finanzminister, Priester und Professoren und viele andere notwendige Übel erdulden. Und auch kein König und Fürst kann es übelnehmen, wenn ich sage, daß er ein notwendiges Übel ist, das ohne Adams Apfelbiß, nicht in der Welt sein würde. Weil nun der Ungehorsam Wächter, Beherrscher, Bändiger und Bestrafer fordert, darum sind die vielen Arten und Diener der höchsten Majestät des Gesetzes und des Throns. Aber damit auch sie — denn auch in ihnen steckt Adams Sünde — sie, die eben den verlornen Gehorsam wiederherstellen sollen, nicht von selbst auch wieder ungehorsam werden und über die Grenzen ihrer Befugnis und Gewalt hinausdringen, darum hat man einem jeglichen eine Schranke zu setzen und einen bestimmten Bezirk des Amtes abzumarken gesucht. Nur die höchsten Gewalten sind in gewissem Sinn unbeschränkt. Diese sind auf der Erde der König, der Priester, der Gelehrte, der Hausvater und endlich die fünften die Polizeidiener und Polizeiherren. Der

König muß frei und unbeschränkt gedacht werden, weil er den immer eingeschränkten Bürgerstaat durch das Gesetz und durch freies, kühnes und edles Walten täglich erlösen und befreien soll; der Priester, weil er von dem freiesten, himmlischen Reiche des Gehorsams und der Seligkeit predigt; der Gelehrte, weil er mit dem Adler und der Lerche immer in der sonnigen Höhe der Ideen leben und schweben soll, wo selbst die weitest schießende, irdische Kanone ihn nicht mehr erreichen mag; der Hausvater, weil er in seinem Hause noch unbeschränkter herrscht als selbst der König in seinem Reiche, nämlich allein durch das ungeschriebene Gesetz des Herzens; und der Polizeidiener endlich, weil es sehr schwer ist, seinen Bezirk genau abzugrenzen. Das ist die Wurzel des Übels, da steckt die Krankheit, worüber wir jammern: weil er nach so vielem tasten und spähen und in allem mitrühren und mitkramen darf, so kommt der Polizeidiener und Polizeiherr sich so leicht gleich einem unbeschränkten Könige vor und gebietet und verordnet so gern im Namen der Majestät und verläuft sich also so leicht in Gebiete anderer Behörden und wird in Gesinnung und Ausübung ein Tyrann. Dies Unbeschreibliche und Unbegrenzliche der Polizei und ihres Gebietes — dies fürchten die Menschen, die sich auf Freiheit verstehen, hierin sehen sie die Willkür und das Verderben. Ich spiele einmal mit Gleichnissen: ich kann noch viel deutlicher zeigen, wie dies nicht aus angeborner Bosheit der Polizei, sondern vielmehr aus angeborner Unart der menschlichen Natur entspringt. Darum, weil diese Herrschsucht, diese Anlage zur Tyrannei, eine Folge des Sündenfalls, uns allen angeboren ist, haben die Menschen in freien Staaten die Grenzen aller Ämter und Dienste der Gewalt genau bestimmt, und in unfreien Staaten — man kann sagen, *je unfreier, desto loser* — haben sie sie nur so ungefähr beschrieben und umgrenzt, und statt nach festen Gesetzen wird da nach ungefähren Anweisungen und Maßgebungen regiert. Der Mensch, welcher so nach dem Unbestimmten und Ungefähren lebt und regiert, dem keine feste Grenze vorgestellt ist, wobei auch Furcht und Ehrfurcht und für den Verbrecher Schrecken als strenge Wächter und Warner mit gezücktem Schwerte stehen, bildet ihm selbst bald eine Macht ein, die er nicht hat, und nebelt und schwebelt und taumelt und baumelt in aller Willkür und, wenn er herben und bösen Gemütes ist, endlich in aller Tyrannei hin und her. Ich spreche von Selbsteinbildungen und Täuschungen der Herrschaft. Ich will dies gleich in einer lieben Ironie zeigen, worunter unser aller gemeinsame Art versteckt liegt. Der Ratsdiener in den Städten, der an vielen Orten auch der Herrendiener heißt, trägt er in

seiner Einbildung, eben weil er in den vielfältigsten Beziehungen und Geschäften zu der Welt und dann zu den verschiedenen Behörden der Obrigkeit hin und her läuft, nicht den stolzen Reim aller ihrer Geschäfte, Ansprüche und Verdienste in sich und spricht immer aus Wir? Und der Universitätspedell, vollends wenn er einige lateinische Wörter auswendig weiß, stellt er nicht alle Fakultäten mit scherzhafter Wichtigkeit in sich dar? Und der Küster, dünkt er sich fast nicht mehr als sein Pastor, weil er eben mehreres zu beschaffen hat, womit jener nichts zu tun hat? Woher diese Erscheinung? Aus dem unbestimmten Dienst, aus dem Dünkel, daß ein solcher armer, untergeordneter Diener, weil er sich zu gleicher Zeit in vielem hin und her treibt oder vielmehr hin und her getrieben wird, glaubt das auch selbst ausgerichtet und gemacht zu haben, weswegen er auf den Beinen ist. Und nun die Polizei? Wie soll ein Polizeidiener sich retten, auch wenn er nur in dem Vielerlei und Wirrwarr des Jahrmarkts und der Gassen und Landstraßen umgetrieben wird, wie soll der Arme sich vor dem Gedanken retten, daß er mit in dem Innersten der Weltregierung sei, ein täglicher und emsiger Nachbesserer und Nachschöpfer des etwas unvollkommen und stümperhaft geratenen Werkes Gottes? Wie soll er, da sein Gebiet allenthalben in alle möglichen fremden Gebiete Ausgänge hat, in dem Übermute und der Willkür der Einbildung nicht gerade immer in das höchste Gebiet hinauswollen? Ja sich schon in der Mitte desselben zu stehen wähnen, wenn er sich gerade auf der plattesten Fläche des niedrigsten umtreibt? — Ernstlich gesprochen und weit hinaus aus diesem bittern Scherz — hier ist nicht die Polizei allein, hier sind wir alle: So herrlich sind wenige Sterbliche begabt, daß sie zugleich das Einzelne und das Ganze, das Gemeine und das Ungemeine immer in einem Leben beisammen haben können, daß der Geist zugleich das Niedrigste und das Höchste mit gleicher sonniger Heiterkeit verwalten könne.

Also das steht fest, herrschen will ein jeder von uns; wer in unbestimmten Schranken des Lebens und des Amtes steht, idealisiert sich gern zu dem Höchsten hinaus und hinauf. Was ist also natürlicher, als daß die Polizei von jeher aus einer Markthüterin und Diebesbelauscherin eine Gedankenhüterin und Geistesbelauscherin hat werden wollen? Wie jedes Ding kraft des inwohnenden Naturgesetzes aus seinen Anfängen immer nach seinem höchsten Ziele streben muß, so ist der Polizei höchstes Ziel notwendig immer, von dem leiblichen Haschen zu dem geistigen, von der Diebeslauscherei der Landstraßen und Schenken und H....fer zu der Diebeslauscherei der Köpfe und Herzen, kurz zu den

diebischen Gedanken der Menschen vorzurücken. Das heißt mit dürren Worten: Jede Polizei, die in ihrem eigentlichen, untergeordneten Berufe mit den niedrigen Bedürfnissen und Gebrechen und Verbrechen der Menschen zu tun und diese zu beobachten und mit einer Art geheimer Wache zu umgeben hat, will ihrer Natur oder vielmehr der herrschsüchtigen Menschennatur nach eine hohe und geheime, d. h. eine Gedankenpolizei werden. Sie fängt für den Leib und mit dem Leibe an, und ihr höchstes Ziel in dem Bezirk bleibt immer, einen verschmitzten Gauner zu dem zu bringen, was im Läbschen Recht das Freie, Höchste heißt; sie muß notwendig mit dem Geist und den Geistern endigen wollen, muß aber da unvermeidlich die Spuren ihres ersten Wesens wieder offenbaren, wo eben ein solches Freies, Höchstes idealisch im Hintergrunde schwebt: ein Stäupen, Hängen und Köpfen der Gedanken.

Solche hohe und geheime Polizei, solche Gedankenklapperjagd und Geistesplackerei war bei uns Deutschen vor fünfzehn Jahren noch etwas Unerhörtes; bloß eine Hauptstadt im Vaterlande ward damals beschuldigt, verkappte Fliegen- und Mückenfänger der Gedanken zu besolden. Wir verdanken diese vortreffliche Anstalt wie so manches andere Unsaubere den Welschen. Man meinte sich gegen ihre Tücke und Schliche besser wehren zu können, wenn man ihre Waffen gegen sie selbst kehrte. So ward das Unlöbliche und Undeutsche ihnen nachgemacht. Man übte sich in der Giftmischerei, jedoch mit dem guten Vorsatze und dem geistlichen Vorbehalt des Gewissens, sowohl das Rezept als die Töpfe und Tiegel zu vernichten, wann die welsche Gefahr vorüber sei, und dann wieder in einem reinen und deutschen Leben zu wandeln. Alle Regierungen verkünden uns öffentlich, die Späherei und Lauscherei, die Briefbrecherei, die Angeberei, die ganze weitgreifende und weitschleichende Sünde sei nun abgeschafft. Wir müssen den Worten ja wohl glauben; aber das müssen wir gegen diese Ankündigungen erinnern, daß in vielen deutschen Landen alle freie und unschuldige Bewegung der Menschen, wie sie weiland bestand, noch immer gehemmt ist, daß alle Menschen unter dem Titel der öffentlichen Sicherheit wie die Schelme und Spitzbuben betrachtet und behandelt werden, kurz daß die meisten der gehässigen Weisen und Arten, wie wir sie von den Welschen bekamen, und die vielschreibenden und vielgeschäftigen Polizeikammern und Polizeibuden nach wie vor bestehen, daß auch manche Polizeidiener die Art und die Gesinnung, worin sie einmal geübt waren, schwerlich so bald ablegen werden, wenn auch von oben herab ausgesprochen wird, es soll bloß die kleine und unschuldige Polizei sein, welche

für den Magen und die Kehle am tätigsten ist. — Ich glaube nicht, daß wir ein schlechteres Volk geworden sind, als wir vor zwanzig Jahren waren; ich möchte sogar sagen, wir sind besser als damals. O goldne Zeit, wann kommst du wieder? Es sind nun zwanzig Jahre, als ich zu Fuße und zu Wagen von Stralsund bis Triest ganz Deutschland durchreiste, und nirgends hat man mich nach meinem Paß gefragt als in Wien. Wie frei, wie ungezwungen, wie ungestört und ungeplagt lebte, ging, stand und schlief man damals! Und es waren wohl nicht mehr Diebe und Mörder damals als jetzt, vielleicht ein paar hundert unbedeutende Gauner und Tagediebe mehr als jetzt liefen und streunten etwas länger ungestraft durch die Welt herum; aber das große und hohe Freie und Edle war wirklich frei und edel und ward dafür gehalten, bis die Richter den Beweis führten, es sei es nicht. Welcher Biedermann ergrimmt nicht in seiner Seele, wenn er denken muß — was er ja oft mit Augen sehen muß —, daß die Majestät des Glaubens in erbrochenen Briefen verletzt ist, wenn er sich hinstellen muß vor den Polizeiherren und sich angaffen und zeichnen lassen, wie man Spitzbuben angafft und zeichnet? Und dann außer diesem tiefen Seelenschmerz, der nicht bloß um die Schändung des eigenen göttlichen Ebenbildes trauert, noch die vielen Kränkungen und Hudeleien der Armen und Unwissenden. Wahrlich, solches, immer fortgesetzt und an den meisten Orten mit dem festen Ausbau von List und Verschmitztheit noch vermehrt und zu einem Gefangnenbau der Geister zusammengeschnürt, muß das treueste Volk in ein untreues, das redlichste in ein lügenhaftes, das einfältigste in ein verschmitztes Volk verwandeln, und Himmel und Erde kann man gegen eine solche Schmach anrufen, die ebenso undeutsch als unchristlich ist.

Ich weiß, was die Leute sagen, die nicht bloß die Leiber, sondern auch die Geister veinigen können, die alles Stolze und Hohe, was sich in der Zeit bewegt, als tollen Aberwitz oder jakobinische Verruchtheit verschreien. Ihr Geschrei von dem Ungehorsam und der Bosheit des Volkes und seiner sogenannten Führer und Verführer ist eitel und leer; höchstens können sie hie und da über Narrheiten schreien, aber Narrheiten sind keine Verschwörungen. Da ist wenigstens die Wut und Gefahr nicht, wo sie sie sehen und zeigen. Sie liegt anderswo; sie liegt am meisten in ihnen und in der unseligen Hetzerei und Grollerei und Durchstecherei, die sie veranlassen und schaffen; sie liegt in der Dummheit, die nicht in das Licht sehen will, in der Feigheit, die sich vor Ruhm und Ehre fürchtet, in der Faulheit, die ihr Daunenbett wieder polstern möchte, in dem Eigennutz und Übermut, der

zum alten, verlebten Beſitz zurück will, in dem Haß, der fremde Dienſtbarkeit faſt lieber möchte als eigne Freiheit, in der Lüge, die gern über die Zeit hinhüpfen und verkleidet wiederkommen und ſie verleugnen und ſagen möchte: Liebe Freundin, Sie irren ſich wohl in der Perſon, ich habe Sie nie geſehen; ſie liegt aber am meiſten in den ſchleichenden, kriechenden, ſchlangenzüngelnden und fuchsſchwänzelnden Künſten, womit elende Menſchen, welche meinen, das Leben dieſer Zeit laſſe ſich zur allgemeinen Beluſtigung wie ein Affe in einen Kaſten ſperren und herumführen, die Hohen und Herrſcher beſtricken möchten, daß ſie uns alle wieder lahm, matt und geiſtlos hinlegen möchten für jenen faulen Todesſchlaf, worin wir vor dreißig und zwanzig Jahren lagen, für jene traurige Vergeſſenheit und Gleichgültigkeit gegen das Vaterland, die uns damals beſaß.

Das iſt das große Übel, das iſt jetzt unſer zweiter, unſer deutſcher Napoleon, das iſt der ſchleichende, liſpelnde und flüſternde Widerſacher und Verderber, der Haſſer des Lichtes und der Freiheit von Anfang: man kann ſeine verbotenen Schlangenkünſte, womit er eine edle und freie Menſchenjagd Deutſchlands, wo alle Geiſter jauchzen und klingen möchten, in eine gemeine Tierhetze verwandeln will, nicht genug aufdecken. Und wenn wir dieſen grinſenden und ingrimmigen und in ſeinen Künſten überall unſer Glück und unſer beſtes Streben ſataniſch hohnlächelnden Teufel Napoleon oder Davouſt den Zweiten walten laſſen, ſo wird ſeine ſchreckliche Weisſagung Wahrheit: die Umwälzungen, worüber er jetzt den unzeitigen Feuerlärm erhebt, werden kommen, und die Katze der äſopiſchen Fabel wird mit blutigen Zähnen ihre leichtgläubigen Nachbarn verſchlingen. Fahrt nur ſo fort, braucht nur alle Künſte finſterer Angaben und frecher Verleumdungen, reizt durch Haß und Neid und Verdacht nur alle Geiſter zum hölliſchen Kampf miteinander, reißt nur eine immer tiefere Kluft zwiſchen den Herrſchern und den Beherrſchten, predigt Liebe, Treue und Glauben nur recht fleißig, als die da geweſen ſind, flüſtert den Fürſten und Königen nur ein, daß Gedankenfreiheit und Preßfreiheit Religion und Thron untergraben, daß die hohe Polizei und Inquiſition und Jeſuiten und — wenn ſie bei uns wachſen können — Hofprieſter und Hofpolizeimeiſter allein das wankende Europa retten können — fahrt nur ſo fort mit allen Künſten und Liſten und Scheinen und Lügen zu blenden und zu beherxen, und der blutige Zirkel wird fertig werden, worin eure Dummheit und Bosheit — denn ihr ſeid beide dumm und bös — ſich im äffiſchen und äffenden Wahnſinn rundtreibt. Keiner wird endlich den Urſprung des Unheils mehr wiſſen, ſo

wenig als er dann einen Damm wissen wird gegen die fürchterliche Überschwemmung, die hereinbrechen wird. Drückt, plagt, neckt, preßt und hetzt nur immer so fort, als ihr im Anlauf seid, verleumdet nur alles, auch was die gehorsamsten und frommsten deutschen Herzen deutsch und frei wollen, als Unsinn und Verbrechen, ihr werdet recht behalten, ihr werdet eure Umwälzungen und Umkehrungen mit Gottes Hilfe ja noch erleben, ihr Unglückskrähen, die da Gewitterregen krächzen, wann die Wolken hell sind.

Frei ist die Rede der Wahrheit und des Rechts, und frei muß sie sein in dieser kranken und überspannten und doch so edlen — nach drei schläfrigen Jahrhunderten edelsten — deutschen Zeit. Ich will sie nicht nennen, die immer von Bündnissen und Verschwörungen sprechen — ihre Namen sind bekannt genug. — Aber machen sie nicht einen Bund und eine Verschwörung, reicht ihre zusammenverklettete und verklitterte Pest nicht durch viele Lande und Herrschaften des Vaterlandes? Das Gute und Wahre hat nie die Wut von Geheimnissen und Verschwörungen gehabt, sein Leben ist das Licht, worin alle leben und gedeihen, und dieses Licht soll es nicht scheuen. Aber sollten die Finsterlinge und Ankläger und Beseufzer der Zeit siegen und uns Rede und Schrift überwältigen, sollten die Schergen der Dummheit und Faulheit deutsche Menschen zu stummen und hündischen Knechten machen, was Napoleon wollte und nicht konnte und deswegen als ein gebundener Sünder in St. Helena sitzt, dann hätten Gott und Schicksal in den letzten Jahren ein furchtbar ironisches Spiel mit uns gespielt, eine Tragikomödie, wie sie die Geschichte nicht kennt.

Dieses finstere und feige Treiben, diese Handlangerei der Hölle, deren Wesen in Lügenkünsten und Haß und Argwohn besteht, sprechen von Gehorsam und Liebe, und sie reißen Gehorsam und Liebe aus allen Herzen mit den Wurzeln aus und machen das Volk feig, schleichend, lügnerisch, mißtrauisch, grollisch, listig und verschlagen, kurz, sie säen alle die Laster aus, an deren Brüsten das Untier an der Seine großgesäugt war, das uns nun bald dreißig Jahre erschreckt hat. Denn wenn das Wort und der Gedanke, die göttliche Freiheit des Menschen und des Christen, sich schämen oder in Knechtsgestalt auftreten und sich eben mit dem bißchen Lumpen verhüllen sollen, was eine engherzige und kurzsichtige Polizei ihnen gönnt, wenn alle Menschen, auch die friedlichsten und unbescholtensten, von jeder Polizei gleich gebornen Schelmen und Gaunern — geborne Sünder sind sie freilich, aber nicht vor dem gestrengen Herrn Polizeimeister, sondern vor dem barmherzigen Gott — von Amts wegen betrachtet werden

dürfen, dann ist es mit unserm Glücke aus, und auch Deutschland werden sie allmählich zu den Greueln und Lastern auferziehen, wogegen sie so hellstimmig schreien, sie werden die Umwälzungen und Verbrechen aus ihm herauspressen, die in unsrer Geschichte sonst unerhört waren. Wenn die Liebe zerstört ist, wenn die Regierungen und ihre Diener nicht mehr an Liebe und Ehre glauben, so wird bald der Haß dreinschlagen, und alle finstere Geburten der Hölle werden Gutes und Böses in einer verderblichen Mischung fassen und zerschmettern.

So ist das Übel dieses Zuviels in der Aufsicht und Leitung und sogenannten wohlgemeinten Erziehung des Volks, die, über sich und über ihre Verhältnisse zur Welt geblendet, von der Regierung über Leiber zur Regierung über Geister fortschreitet, so ist das böse Übel dieser Verworrenheit, daß sie durch den ungebührlichen Krieg und Kampf, den sie auf einem Gebiete anfängt, das ihr ewig fremd bleiben sollte, weil ihre Beschränktheit auch bei dem besten Willen auf demselben nie heimisch werden kann, immer neue Kräfte und Kämpfer gegen sich hervorlockt und also auch ihr Heer mehren muß, damit sie dem selbstgeschaffenen Feinde gewachsen sei. Daher ist es notwendig, daß eine jede Polizei, je geschäftiger sie ist, desto mehr Geschäfte bekommen muß; denn sie schafft sie selbst. Darum von Jahr zu Jahr die Ausbreitung ihres Umfanges und die Vermehrung ihrer stehenden Truppen. Wir haben ja das glänzendste Beispiel davon noch jüngst unter Napoleon gesehen, der die ungeheure Polizei, wie alle Tyrannen tun müssen, vorzüglich für die eigene Sicherheit als seine Leibwächter besoldete. Wenn sie es bis zu der Höhe gebracht hat, daß jeder zehnte Mensch des Volkes auf irgendeine Weise einer der Späher, Aufpasser, Herumträger und Helfer für sie ist, dann mag der Herrscher an Gemüt und Verstand ein Gott vom Himmel sein, das Volk, das mit Argwohn und Mißtrauen überfüllt wird, hat auf immer die Liebe verloren und mit ihr jede Tugend, und wir sind dann vergangen, wir sind dann verwelscht auch ohne Welsche durch Künste, welche die Unsrigen von ihnen lernten, und kein Gott kann uns die alte Unschuld und Treue wiedergeben.

Und ist dies finstere Bild bloß ein Spiegel dessen, was werden kann, wenn alle Bessere nicht mit Mut und Geist und Wort das Rechte tun? Ist es bloß ein warnender Spiegel möglicher Zukunft? Nein, leider fängt es schon an, ein Spiegel der Gegenwart zu werden. Geh nur umher im Vaterlande, treuer und wohlmeinender deutscher Mensch, geh nur umher, besuche die Schenken und Plätze, wo der Bürger und Bauer sich ver-

sammelt und seine Freude und sein Leid erzählt, geh umher und schaue und horche, wie es am Tage ist. O wie ganz anders als sonst! Kein so unschuldiges Vertrauen, keine solche Liebe mehr, bei vielen sogar Hoffnungslosigkeit, auch da eine grundlose, wo die Regierungen es treu und redlich meinen: denn die Polizeien legen es ihnen ja alles zum Bösen und Verderblichen aus, und endlich empfangen die Menschen selbst das nur als eine Gabe der Furcht und der Not, was sie sonst als ein freies Geschenk der Liebe und Gnade empfangen haben würden. — Geh zu den sogenannten Gebildeten, da ist Mißtrauen und Scheu leider nur zu allgemein und zu gerecht, und wenige wissen noch, wessen sie sich zu den andern versehen sollen, und die Redlichsten und Freiesten werden oft für verkleidete Diener und Mückenfänger einer geheimen und unsichtbar schleichenden und schnobernden Macht gehalten und als solche verdacht und verleumdet. Wer kannte das sonst in Deutschland? Diese greuliche Pest aller Wahrheit und Sittlichkeit, diesen schändlichen Glauben an Lüge, Verräterei, Durchstecherei und heimlicher Herumträgerei und Angeberei? Haben das bloß die Welschen zu uns gebracht? Ist das bloß aus Fouchés und Savarys und Napoleons Schule? O weh, daß ich hier immer Fragezeichen machen muß! So weit sind wir, und wohin könnten wir nicht kommen, wenn das Unheil noch zwanzig, dreißig Jahre so dauerte und Polizeigesetze, die sonst nur als Gewohnheiten geübt wurden, endlich in Folianten gesammelt und studiert werden müßten? Es ist dies das größte Unglück des gegenwärtigen Deutschlands, und keiner soll es gelinder zeigen, als es ist. Die hierin das Heil der Staaten und die Sicherheit der Fürsten sehen, die diese Anstalt immer mehr zu etwas Bleibendem und Vollkommenem ausbilden möchten und von Erweiterung und Ausbildung der Polizei sprechen, die sind schlimmer als jene, welche sie für Jakobiner ausschreien, selbst wenn sie Jakobiner wären. Die Armen wissen meistens nicht, was sie tun, und wie sie vom bösen Feinde geblendet sind. Sie handeln mehr aus feiger Furcht vor dem Zeitalter, dessen Richtung sie nicht fassen können, als aus Absicht des Bösen oder Freude am Bösen. Die meisten sind verworren, indem sie verwirren; denn der polizeiliche, schleichende, lauschende, anklagende, lügende, aufhetzende und verwirrende Geist ist ja nimmer ein deutscher Geist gewesen.

Ich muß hier in ruhiger Übersicht dessen, was der gerechte Zorn stürmisch ausgesprudelt hat, zum Schluß einige Worte anführen, die in einem andern Buche*) von mir geschrieben

*) S. Der Wächter. Dritten Bandes viertes Heft, S. 353–58.

stehen. Sie lauten also: „Es ließe sich ein Buch schreiben, wie eine Regierung es anfangen müsse, um ein Volk zu verbotenen Ränken, heimlichen Stempelungen und Zettelungen und heillosen Umwälzungen zu erziehen.“ Ein solches Buch würde ein rechter Fürstenspiegel sein, der die Gefahren des Throns da zeigte, wo sie wirklich sind. Nicht das Offene, das Freie, das Hochherzige und Ungestüme in Worten und Taten ist das Gefährliche, sondern das Verdeckte, das Sklavische, das Listige, das Geschmeidige und Kriechende. Ich will dem Manne, der Zeit hat, die Quellen zeigen, aus welchen er schöpfen kann, um dieses lehrreiche und verdienstvolle Buch, das etwa in vier tüchtigen Bänden zu vollenden wäre, zu verfassen. In der römischen Geschichte die Geschichtschreiber von Augustus bis Romulus Augustulus, in der byzantinischen Geschichte von Konstantin dem Großen bis Konstantin dem Letzten, in der Geschichte von Venedig und hie und da von Florenz und Genua und dann in der Pariser Verwaltungsgeschichte von Ludwig XIV. (vielleicht schon von Ludwig XI. an) bis Napoleon wird er den reichsten Stoff zu verarbeiten finden. Er wird in diesem Stoff die Mittel finden, die man gebrauchen muß, um ein ganzes Volk listig, verschlagen, argwöhnisch, unruhig, neuerungslustig und meuterisch zu machen. Nur recht viele Auflaurer und Angeber und Polizeimücken und Spionenschmeißfliegen, nur recht fleißig hinter den Türen und Tapeten, ja hinter den Briefsiegeln gestobert und geschnobert — und auch das ruhigste und stillste Volk wird schon die Kniffe lernen, wodurch man sich gegen eine solche Pest decken kann; aber es wird auch die unselige Fähigkeit und Empfänglichkeit erlangen, dem Schleichhandel, den die Regierung unbefugt und heillos durch seine Gefühle und Gedanken hintreibt, mit einem ebenso heillosen Schleichhandel zu begegnen. Wann Liebe und Vertrauen verschwunden sind, dann mag nichts auf Erden bestehen, und selbst der Beste und Gerechteste mag sich dann nicht mehr sicher halten. Das könnte man als eine gewaltige Unterweisung und Vorbereitung der Franzosen zu ihrer jammervollen und fürchterlichen Umwälzungen aktenmäßig und geschichtlich erweisen, wieviel die Polizeiminister von Argenson an den Robespierren und Dantonen vorgearbeitet haben, und wie die gepriesene geheime Polizei, die alles wußte, die Schule jener Klubs und Höhlen geworden ist, deren blutige Hinterlist und in düsterer Finsternis gesponnene Ränke uns ehrliche Deutsche nacheinander erstaunt und erschreckt haben. Diese Einsichten, diese Aufklärung, diese Bildung der Gesellschaft — diese schaffen die Prätendenten und Aspiranten, vor

beren heilloser Leichtigkeit und Bereitwilligkeit zu allem Wilden und Bösen das Buch (vom Wiener Kongreß von Herrn de Pradt) warnt, das uns zu diesen Betrachtungen veranlaßt. Man erzählt uns, daß, wer einmal Warenschleichhandel und Falschmünzerei getrieben hat, sich des Reizes zum Betruge nicht gern entwöhne, daß aber viel schwerer zur Stille und Einfalt zurückzubekehren sei, wer einmal die süße Speise des geistigen Schleichhandels gekostet hat. Der Trieb der Ränke, Durchstechereien und heimlicher Zettelungen soll dem unwiderstehlich sein, der einmal von dem bösen Baum dieser unseligen Erkenntnis gegessen hat. Es wird gegen die Theoristen und Idealisten viel geschrien, aber die schlimmsten aller Theoristen und Idealisten sind diejenigen, welche die Polizei schafft. Darum haben auch alle Völker, die innen ruhig und außen frei sein wollen, die geheimen Polizeien als die Pest des Staats und der Gesellschaft gehaßt und sich lieber einige Unbequemlichkeiten, Beschädigungen und Unsicherheiten gefallen lassen, als daß sie diese gefährlichen Maschinen, die wahren Höllenmaschinen der Freiheit, bei sich hätten aufstellen lassen.

Viele treffliche Geschichtschreiber und Staatslehrer haben den Despotismus so bezeichnet, daß er die Regierungsweise sei, wo in keiner Verfassung und in keinen Ständen und Klassen zwischen dem Herrscher und seinem geringsten Untertan etwas in der Mitte stehe, da in solchem politischen Zustande ja auch die höchsten Würdenträger nur Staub seien, den die Willkür einen Augenblick mit Glanz verziere und dann wieder in alle Winde blase; sie haben bemerkt, es sei in solchen Staaten eine unaufhörliche Erschütterung und Umwälzung, wo die verschiedenen Kräfte (nämlich die sklavische Volksmasse und der unumschränkte Herrscher) eben wie vom Zufall geworfene Kugeln bald oben, und bald unten liegen; daher sei das Leben des Herrschers in solchem Staate nicht sicherer als das Leben des Bettlers, alles sei zufällig, plötzlich, ungeheuer, nichts ruhig, gleichmäßig, gerecht, und Strang und Schwert, welche die Willkür, wie sie wolle, um jeden Nacken schlingen und in jede Brust stoßen könne, fahren mit ebender fürchterlichen Gerechtigkeit des blinden Zufalls im unsteten Wechsel auf sie selbst zurück. Dies ist jener Zustand, wo die Macht dem Untertan zu nah steht, wo die Netze immer ausgespannt sind, worin alle Welt sich gefangen fühlt, wo die Umwälzungen nicht aufhören, weil die schlauen und furchtsamen Gedanken der unglücklichen Menschen immer auch wider Wissen und Willen Umwälzungen spinnen und weben; denn in den Brüsten, welche Argwohn und

Trug beſeſſen haben, wird alles zu hölliſchen Geſpinſten ausgeſponnen.

Darum und dieſer großen Lehre und Warnung der Geſchichte gehorchend, welche die einzige Lehrerin und Meiſterin der Fürſten und Fürſtenräte iſt, müſſen die guten und treuen Regierungen vor allen Dingen zuerſt darauf ſinnen, wie ſie die Staatsmaſchine, die bei ſehr entwickelten Zuſtänden der menſchlichen und politiſchen Geſellſchaft immer das natürliche Streben hat, zu künſtlich werden zu wollen, ſo ſehr als möglich vereinfachen. Beſonders aber wäre das ein Kunſtgriff verſtändiger Regierungen, alles wegzuſchaffen, wodurch ſie dem Volke zu nah kommen und bei demſelben Verdacht und Mißtrauen erregen; unter welchem das zu viele Polizeien, was man mit einem gewöhnlichen Volksausdruck ein zu vieles Regieren nennen könnte, billig obenanſteht. Zu dieſem Kunſtgriffe würde auch das gehören, die Zweige der kleinen Gerichtspflege, der kleinen Polizei, der kleinen Verwaltung dem Volke ſelbſt mehr zu übergeben und ſie mehr von dem Volke ausgehen zu laſſen. Gerade in dieſem vielen Kleinen geſchehen die meiſten Mißgriffe und die gewöhnlichſten Überſchreitungen und Verletzungen; und daher häufiges Mißvergnügen und Klagen über die Regierung. Wenn aber der Herrſcher dies, woran ſo weniges von der Majeſtät hängt, dem Volke ſelbſt in die Hände gäbe, ſo hätte es ſich, wenn nicht alles geſchehe, was oft gar nicht geſchehen kann, nur an ihm ſelbſt zu halten, und viele Beſchwerden und gehäſſige Beſchuldigungen, die aus den vielen kleinen oft unvermeidlichen Unvollkommenheiten und Neckereien und Plackereien des Lebens erwachſen, hätte die Regierung von ſich dadurch abgewälzt; die Diener dieſer Geſchäfte, Bedürfniſſe und Zucht- und Strafmittel erſchienen dann nicht als unmittelbare Diener der höchſten Gewalt, und „dieſe höchſte Gewalt würde alſo von der kleinen Volksnot und den kleinen Volksbedürfniſſen und Volksplagen in jener wohltätigen Entfernung gehalten. deren es bedarf, damit der Thron nichts von ſeiner himmliſchen Majeſtät verliere".

Nun noch ein paar Worte Nachrede dieſer leidvolleſten und zornvolleſten Gegenſtände.

Sie ſagen und klagen, dieſe beſtellſamen und dienſtfertigen Herren, die auch den Geiſtern gebieten wollen, man müſſe die tolle Zeit und die tollen, überſpannten und verrückten Menſchen derſelben hemmen und herumholen, wie man ſcheuen und wilden Roſſen tut; ſonſt werden ſie durchgehen und Kaiſer und Könige und alle Thronen, Ehren und Herrlichkeiten zertrümmern. Darum müſſe die Polizei die ſorgſame und wohltätige Warnerin, Hüterin und Hemmerin der Geiſter ſein. Sie weisſagen mit einer Art

Zuversicht, wenn man sie auf ihre Weise noch zehn Jahre so gewähren lasse, werde das wilde Feuer, welches allein durch die französische Umwälzung und die Grundsätze derselben genährt worden, meistens verdampft sein, und die Großsprecher, die jetzt von Freiheit, Selbständigkeit, Verfassung, Preßfreiheit, Deutschheit, Welschtum und Christentum und Heidentum und von andern Tumen so gewaltig tönen, werden dann ausgeklungen haben, und alles werde wieder sein wie in jener glückseligen, stillen und gehorsamen Zeit von 1760 und 1780, welche sie als eine paradiesische Zeit voll Frieden und Freuden dieser Zeit, worin wir leben, immer gegenüberstellen.

Gesetzt, was wir ja einmal annehmen können, jene Zeit fünfzig und dreißig Jahre hinter uns sei in Vergleichung mit der gegenwärtigen auch eine edle, hochmenschliche und hochdeutsche Zeit gewesen, so könnten diese armseligen Menschen mit allen ihren schleichenden Künsten ja wohl an den Zeichen, die sie sehen und die sie auch an diesem Buche wieder sehen müssen, lernen, daß die mächtigen Geister, wogegen sie in die Schranken treten, ihnen unsichtbar und also unverwundlich sind, daß sie überhaupt nach einem Gefühle, das sich jedem Gesunden und Unbefangenen von selbst aufdringen muß, durch die gewaltigsten Kräfte nicht zu hemmen, geschweige zu unterdrücken und zu ersticken sind. Sie werden auch die mächtigsten Männer zerschmettern, die gegen sie treten, als wenn sie den Strom der Weltgeschichte hemmen wollten. Warum schaut ihr nicht fester nach St. Helena, nach der Felsklippe im weiten, öden Weltmeer? Seht euch doch um nach eurem Vorbilde. Was jener eiserne Riese und Titane töricht und stolz einst wollte, wodurch Nebukadnezar vor Jahrtausenden zum Tier ward und wie ein Ochs Gras fressen mußte, jenen Stolz und Übermut wollt ihr? Und wir sollen wieder das Tier anbeten, das bloß Klauen und Eingeweide, aber keine Seele hat? Und doch seid ihr weder Nebukadnezare noch Napoleone. Wahrlich, jener letzte hätte selbst als Tyrann die Welt beherrschen können, wenn ihm das Geheimnis dieses Zeitalters irgend klar geworden wäre; er sitzt auf der Felseninsel, weil er die Welt mit fremden Künsten leiten und beherrschen wollte, welche diese Zeit verabscheuet.

Da ihr euch auf Klugheit und List und Kunst soviel einbildet, so solltet ihr schon aus Klugheit anders handeln, als ihr tut; ihr solltet die frischen Geister, die ihr übermütige und verbrecherische Geister scheltet, durch den Wind, womit ihr ihnen das Licht des Lebens auszublasen meint, nicht noch zu lichteren und heißeren Flammen anblasen. Denn das sage ich euch, ihr mögt die Zeit für einen Teufel oder für einen Gott halten, so

kräftig sind ihre Lebenskeime, daß sie lebendig zur Welt kommen wird. Ihre Notwendigkeit ist nicht von den Menschen, ist nicht bloß die Zusammenverschwörung einiger überspannten Narren, wie man die Schriftsteller nennt, ist nicht bloß die Zusammenverschwörung einiger elendigen Jakobiner, welche die Welt umkehren wollen, kurz sie ist nicht die Notwendigkeit von Menschen — denen möchten auch eure schwachen Künste noch gewachsen sein —, sondern sie ist eine Notwendigkeit Gottes. Es ist ein Zeitalter, wo die Weltgeschichte und Menschenentwickelung einen ungeheuren Wendepunkt hat, wo etwas ganz Neues werden soll, und eher mag eine Mücke ein rollendes Gebirg' im Lauf aufhalten, als alle deutsche Polizeien zusammen diese unendliche Last von Gefühlen und Gedanken, welche den chaotischen Strom einer den meisten noch verborgenen Schöpfung fortwälzen. Ihr gebärdet euch freilich höhnelnd dabei, ihr weissaget freilich: Es wird viel Geschrei und wenig Tat sein, es wird ein elendes Mäuschen aus dem schwülstigen Berge kriechen; aber um Gottes willen, warum macht ihr denn so mächtige Gegenanstalten und zittert so vor dem Mäuslein? Nein, ihr habt wohl eine Ahnung von etwas Ungeheurem, was nicht bloß nah, was zum Teil wirklich schon da ist. Aber weil eure Augen in Blödigkeit und eure Herzen in Lieblosigkeit so geblendet und erstarrt sind, daß ihr nur das Wüste und Unheilige, nicht aber das Heitre und Heilige der ungeheuren Zeit sehen und verstehen könnet, so begegnet euch mit Recht, was denen immer geschieht, welche die Sünde gegen den Heiligen Geist begehen, daß ihr immer tiefer in die Verwirrung hineingeratet und vor dem Kleinen zittert und euch des Großen nicht freuen könnt.

Wenn ich so offen zu den Anklägern, Verleumdern und Aufhetzern der Zeit spreche, welche Haß, Neid, Mißtrauen, Zwietracht und Feindschaft aller gegen alle entzünden und in eitlen und tückischen Schlangenkünsten uns allen Trost und alle Wonne der letzten Jahre verkümmern und unser Stolzestes zu Narrheit und unsere Hoffnung zu Verzweiflung verdrehen möchten, so leugne ich ja keineswegs die Überspannungen und Übertreibungen, die törichten Wünsche und die hirngespinstischen Ansichten so vieler Zeitgenossen, die oft so wunderseltsam sind, als kämen sie plötzlich von einem fremden Planeten herabgeschneit; ich leugne auch bei einigen nicht einen unruhigen und ungehorsamen Geist, der wohl seine Lust hätte an Umkehrungen, bloß weil es Umkehrungen sind. Das sage ich aber noch einmal, daß gerade diese Hetzer und Zettler, welche alles, auch die fliegendsten und idealischesten Geister, mit ihren groben Polizeinetzen bestricken und

einfangen wollen, sehr mit schuld sind, daß es in einzelnen Worten und Werken übertrieben wird. Die meisten Zeitgenossen sehnen sich nach etwas Stillem und Würdigem, nach etwas Festem und Freiem, das ihnen das Leben sichert; sie haben der schönen Worte und Gedanken und Pläne und Entwürfe und Verfassungen und Gesetzgebungen hin und her genug, ja übersatt gehabt und werden auch mit einer leiblichen Bürgschaft ihres künftigen Zustandes, mit einer leiblichen Magna Charta ihrer Bürgerrechte zufrieden sein. Wann wir das große Gut erst haben, wann wir wirklich erst auf Ständen und auf einem gesicherten und geregelten Bürgerleben ruhen, dann mag viel metaphysischer und metapolitischer und hyperidealischer Wind durch und um die Köpfe der Menschen hin und her sausen, dann mag aller mögliche politische Unsinn in Worten und Schriften umhergetragen werden, die Erde steht dann wieder fest, und gewiß wird sie dann zuerst den Überfluß von Polizei auskehren, deren armselige und schwächliche Künste sie für die Bewahrung und Behauptung dieser Festigkeit am wenigsten bedarf.

Nein so nicht, auf diese schleichende Weise und mit diesen kleinlichen Künsten der List und Verschmitztheit nicht, wird die Zeit beruhigt. Tugend und Kraft muß dreingesetzt werden, damit viel Nichtiges, Wildes und Überspanntes, worüber auch die Besten klagen müssen, gebändigt und vernichtet werde. Jede Zeit, die großer Art ist, kann nur durch sich selbst geboren werden, ihr Gemeines kann nur durch ihr Edles, ihr Wildes nur durch ihr Kräftiges und ihr Wüstes nur durch ihr Lichtes überwunden werden und darf auch durch nichts anderes überwunden werden. Es muß anders werden, und es wird ja wohl anders werden. Die Herrscher werden ja wohl begreifen, daß es anderer Ärzte und Geburtshelfer der Zeit bedarf als dieser bangen Schwächlinge, die das glänzende Riesenkind, weil ihnen vor seiner starken Zukunft bange ist, am liebsten gleich töteten. Haben wir nur erst Verfassungen und Landstände, dann wird ja auch über die übertriebenen und übertreibenden Polizeien hoffentlich die Polizei kommen, und ein gehorsames, geduldiges und gutmütiges Volk wird hinfort nicht mehr wie ein Verbrecher belauscht und bewacht werden. Denn das ist der Sinn der Freiheit und war von jeher im deutschen Lande brauchlich und üblich, daß die kleine und mittlere Polizei, die aber bloß für leibliche Bedürfnisse und leibliche Sicherheit zu sorgen hat, ganz dem Gau und der Gemeinde wieder zurückfallen muß, für welche ihre Ausübung notwendig ist. Nur in den großen Hauptstädten von achtzigtausend oder hunderttausenden Einwohnern, wo Menschen

und Laster aus allen Ländern und Gesindel und Sittenverderbnis auf eine schlimmere Art zusammenfließen, mag eine genauere und zahlreichere Polizei eingerichtet werden. Die geheime Polizei aber, diese geborne Feindin alles geistigen Lebens und Wirkens, diese lauschende Mörderin aller Liebe, wird dann auf immer geächtet sein, diese Schande der Menschheit, die sich auch die hohe Polizei nennt, worin aber kein freier Mann je Hoheit gefunden, wohl aber des Wunsches einer Hamanschen Erhöhung derselben hundertfünfzig Ellen hoch über der Erde sich nie hat erwehren können. Nur in Zeiten des Krieges, wo Gewalt für Recht gilt und List gegen List gebraucht werden darf, mag sie ihre bunte Schlangenfahne aufpflanzen und das Gaunergesindel der Welt als Schergen um sich versammeln.

Diejenigen, welche in dieser Zeit nichts als Unruhe, Aufstand, Ungehorsam, Brand und Mord sehen und alle Freiheit zu Frechheit und jedes kühne Wort zu Aufruhr stempeln, haben auch von dem Größten und Heiligsten gehört, was so flachen Seelen ewig eine Fabel bleiben muß: sie stellen ihr irdisches Reich gegen das himmlische und wissen viel von christlicher Friedseligkeit, stiller Demut und vertrauender Hingebung zu erzählen und über unchristlichen Übermut und heidnischen Zorn der Zeit zu klagen. So muß das Heiligste sich mißbrauchen lassen, so können diese die christliche Lehre Christi in einen Steckbrief der Freiheit umdeuteln. Ja, es gibt eine christliche Liebe und eine christliche Demut, welche die Güter dieser Erde nicht höher anschlagen, als sie wert sind; es gibt einen christlichen Frieden im Innersten des Herzens, welcher durch die Achtserklärungen und Verdammungen dieser Welt nicht erschreckt wird; aber es gibt auch einen heiligen, christlichen Zorn, einen gerechten Haß gegen Satan und sein Reich der Verdunmung und Verfinsterung, wovon uns der Erlöser selbst, der göttliche Heiland, der in menschlicher Gestalt als der Sanftmütigste und Geduldigste auf der Erde unter den Menschen wandelte, das Beispiel und Vorbild gegeben hat. Dieser Zorn und Haß muß brennen, er muß kämpfen und ringen auf Tod und auf Leben, wenn das Christentum selbst, wenn die geistige Freiheit des Worts und des Gedankens, wodurch wir ein göttliches Geschlecht sind, angegriffen und gekränkt wird. Jener Friede der Knechtschaft, den sie wollen, jene hündische Kriecherei der Seelen, die sie Gehorsam nennen, jenes stumme Schweigen, jene gedankenlose Gleichgültigkeit und faule Feigheit, die ihnen gefällt, weil jeder Schlechteste und Jämmerlichste dabei ein Herr sein kann, das ist weder Menschtum noch Heidentum noch Christentum; es ist ein Tod der Verwesung, ein

faules Nichts, es ist gar kein Leben. Geistige Regsamkeit, frisches Streben, redliche Wahrheit, kühne Rede, freie Tat, fröhliches und mutiges Wandeln auf Erden, das ist die göttliche Liebe, das ist Gottes Ebenbild, das heißt Christentum. Die Erde hier, dies Land des Wechsels und der Vergänglichkeit, ist für keinen ewigen Frieden gemacht, am wenigsten für den Frieden, welchen Kerker und Polizeikünste und Zensuredikte stiften. Dieser Friede der Schöpse und Gänse, welchen kein Wolf und Fuchs mehr durch die Herde läuft, war zu aller Zeit die Schmach der Menschheit und der schwüle, ägyptische Brütofen aller Laster. Diesen Frieden haben die übermütigsten Tyrannen und Zwingherren immer am meisten im Munde geführt, wenn hingegen die tapfern und gerechten und christlichen Könige und Fürsten Freiheit, Freude, Mut und Wort walten ließen und dachten: Meinen wir es redlich, Gott wird es wohlmachen und uns die Welt regieren helfen. O diese, die sich schämen sollten, bei ihrem finstern und geistlosen Treiben die christliche Lehre und den Heiland zu nennen, wo sie das Dumme, Tierische, Knechtische und Lügenhafte wollen, warum denken sie nicht wieder an ihr großes Vorbild, an Napoleon den Großen? Wie oft und immer, wann er betrügen, überlisten und Ehre und Freiheit der Herrscher und Völker mit Tigerlust und Katzenlust morden wollte, hat die gräßliche Katze gelobt: „Alle meine unendlichen Arbeiten und Kämpfe sind für den Frieden, alle meine Sorgen bei Tage und meine Nächte ohne Schlaf sind für das Glück der Welt. Ich ziehe nur in den Krieg, damit der ewige Friede komme; ich werde die Völker durch einen solchen Bund verbinden, daß der Krieg ein Märchen werden soll. Die Völker sind geboren, einander zu lieben, und ich will sie zwingen, einander zu lieben. Dann wird eine solche Glückseligkeit auf Erden sein, daß alle Philosophen und Ideologen und Idealisten und Theoristen ihre dünnen und metaphysischen Gespinste von Staatsverfassungen und Gesetzgebungen und von Menschenrechten und Bürgerrechten und von andern Herrlichkeiten in den Ofen werfen können, Brot daran zu backen. Das glückliche und freie Volk wird auf solche Träume und auf die zierlichen Geschwätze von Philosophen und Sophisten nicht hören.“ — O, was saget ihr, ihr, die an die hohe Lehre glaubt, daß ihr mit Feuer und Geist getauft seid? Und du, o wundersame Zeit, ja zu wundersame Zeit, worin wir leben, wie gefällt es dir, in fürchterlich gräßlicher Ironie dasjenige oft zusammenzupaaren, was sich gebärdet, als ob es das Ungleichste wäre?

4. Orden, geheime Gesellschaften.

Darf ein christlicher Staat geheime Gesellschaften in seinem Schoße dulden? Nein. Warum nicht? Darum darf er sie nicht dulden, weil der Erlöser durch den Heiligen Geist, den er allen Gläubigen versprochen hat, jedem das höchste Geheimnis verheißen hat, die himmlische Einkehr Gottes in seiner Brust, das größte und tiefste aller Geheimnisse; weil das Christentum diejenige Lehre ist, welche, nicht in sich geschlossen noch verschlossen, auf keinen geheimen Schrecken und Wundern ruhet, welche nur Priester besitzen und auslegen und, soviel ihnen gefällt, davon mitteilen, sondern weil jeder fromme und gläubige Christ das herrlichste Wunder aller Tage und Stunden in sich erleben mag. Als die Lehre von Gott und von den himmlischen Dingen, als die Versöhnung und Erlösung des Menschen und seine Vereinigung mit dem heiligsten und seligsten Leben verkündigt und mit dem unschuldigen Blute des Erhabensten und Reinsten versiegelt ward, da ward alles geheime Priestertum auf ewig abgeschafft, alle sogenannten innerlichen Lehren, von welchen bloß die Geweihtesten wissen sollten, von dem Tage an, als Christus am Kreuze starb, auf ewig verdammt. Licht und Wahrheit hieß die Lehre des Heilands, und Licht und Wahrheit ward allen seinen Bekennern verheißen und befohlen. Wenn nun das Höchste und Größte nicht geheim sein darf, wie sollte das Mittlere und Niedrigere das in einem christlichen Staate dürfen?

So klingt es aus den höchsten Gründen, aber es sind viele geringere Gründe, und ich will einige davon berühren.

Der Staat muß wissen, was sich in ihm begibt, was zu jeder Stunde der Trieb, die Not und die Lust des Volkes ist. Er muß, damit die Regierung in dem rechten Geleise bleibe, immer den Geist vernehmen können. Wenn nun die Menschen sich zusammentun und Geheimes treiben — selbst wenn dies Geheime etwas an sich Erlaubtes, ja Löbliches ist — so kann es sich begeben, daß die Regierung, welche die sehendste und hörendste sein soll, allein die blinde und taube ist. So daß aus jenen geheimen Versammlungen, wenn nicht Feindseliges und Boshaftes, doch Zweckwidriges und Plötzliches auf sie und ihre Bewegung eintreibt, welchem sie nichts entgegensetzen kann, weil sie vorher auch gar nicht ahnen konnte, daß und woher es kam. Kräften aber, die in geschlossenen Verbrüderungen und Gesellschaften wurmartig weben und brüten und oft wunderliche Gespenster ausbrüten können, kann sie nicht begegnen, weil es draußen vielleicht kein einziges Zeichen davon und vielleicht nie einen Keim

ihrer Geburt gibt. Solche Gesellschaften also müssen, wenn sie auch das Beste wollen und beabsichtigen, ihrer Natur nach die Regierung häufig in die Lage setzen, daß sie etwas Widersprechendes und Unzweckmäßiges geschehen lassen oder in der Eile, wo der unvorbereiteten das Plötzliche begegnet, selbst dergleichen tun muß.

Aber wie, wenn diese Gesellschaften, die sich auf Geheimnisse verbunden und verschworen haben, gar das Verbotene und Unlöbliche wollen, wenn sie, von schlechten und verschlagenen Vornehmern und Obersten geführt, sich dunkeln und feindseligen Strebungen gegen den Staat hingeben, in welchem sie leben, wenn sie seinem Zweck oder dem, was immer als erster Zweck eines Staates gedacht werden muß, in ihrer beschirmten Finsternis entgegenarbeiten und seinen Bau unterminieren, wenn sie sich wohl gar den offenen Feinden des Vaterlandes zum Dienst hingeben, den sie auch mit ihrer Nacht zudecken können? — Darf dann dieser Staat im Staate geduldet werden, darf, da ja irgendeine dieser Möglichkeiten immer Wirklichkeit werden kann, der Staat überhaupt Geheimverbundenes dulden?

Sagen die Glieder der geheimen Gesellschaften: Die Vorsteher des Staats wissen um unsere Geheimnisse und billigen sie, nur alles Volk mag sie nicht wissen und kann sie nicht fassen — so mögen sie Dummköpfe mit solcher Antwort befriedigen; die auf den Grund sehen und deswegen gern auf jeden Grund sehen und wissen wollen, was hinter solchen Vorwänden und Scheinen steckt, nehmen eine so leichte und leere Erklärung nicht für gediegen an. Wer einmal meint, etwas Geheimes zu besitzen und vor andern voraus besitzen zu dürfen, wer meint, besser zu sein als das Volk und dem Volke nicht Rede und Antwort geben zu dürfen, wie sollte der ein so zartes Gewissen haben, daß er gerade einem oder zweien oder dreien die Wahrheit sagte? Und wollten sie auch die Wahrheit sagen redlich und treu, die Geheimnis treiben und das ihrige mit Dünsten und Floren umhüllen, wissen zuletzt wahrlich selbst nicht mehr, was sie wissen und wollen. Das ist, auch wenn sie es redlich meinen, die gerechte Strafe ihres Vornehmtuns. Auch darum darf in den Staaten des Christentums keine Geheimnisträmerei, kein Eleusis, kein Samothrake, kein ägyptisches, chaldäisches oder magisches Priestertum sein, wie in der heidnischen Welt weiland, weil jeder Christ durch Jesum Christum mündig und des Geheimnisses würdig erklärt ist. Was alle wissen und teilen dürfen, damit dürfen wenige nicht als mit etwas Alleinigem spielen. Und sagten jene in geheimen Gesellschaften Verbundenen

und Verbrüderten, sie wissen mehr als der Erlöser und seine Apostel für das Heil der Leiber und der Seelen, so wären sie ja in einem christlichen Staate nicht zu dulden, erstens nicht, weil sie sich über das Christentum erhöben, zweitens am meisten deswegen nicht, weil sie für sich behielten, was, wenn es mehr noch als das Christentum allen ein Heil werden könnte, notwendig von redlichen Staatsbürgern auf das geschwindeste allen mitgeteilt werden müßte. Denn das steht fest, und ich weiß nicht, wer es niederrütteln und niederschütteln will: Ist das Geheime, weswegen sie sich zusammenschließen, schlechter, als was die offene und allgemeine Lehre des Heils uns gibt, so ist die Geheimniskrämerei ein leerer Tand; ist aber das Geheime reicher und besser als das Christentum, so sündigen die Geheimnisvollen an der Menschheit, daß sie allen vorenthalten, was auf das geschwindeste zum Gemeingute der Menschheit gemacht werden müßte. Ich sehe nicht, wie die Geheimen aus der Klemme dieser beiden Gegensätze herausschlüpfen wollen.

Das ist gewiß: Besteht eine geschlossene, geheime Gesellschaft aus lauter mittelmäßigen und einfältigen Menschen, so werden diese durch die Geheimniskrämerei, womit solche gewiß doch nichts anzufangen wissen, durch die zusammengewickelte Masse von Unbeweglichkeit und Hilflosigkeit nur noch dummer und flacher; besteht sie aber aus lebendigen, gescheiten und geistvollen Leuten, so verläuft sie sich ebenso leicht in das Entgegengesetzte: das Schlaue, Listige, Verschmitzte wird dann leicht zu sehr angesprochen und entwickelt. Denn das ist eben den frischen und lebendigen Kräften eigen, daß ihr Feuer, wenn man irgendwo einen Deckel darauf legt, sei es auch nur der Deckel des Geheimnisses, ohne Luft und Licht trüb und freudenlos in sich selbst verglimmen und versinken oder auch langsam kriechend irgendeinen kleinen Teil zünden und ganz durchbrennen muß, da es hingegen, nach allen Seiten frei verbreitet, allen hätte Licht, Glanz und Wärme geben können. Was seiner Natur nach nicht schlummern noch rasten kann, sondern wirken und streben muß, das kann in einer mittelmäßigen oder gar in einer absichtlichen Beschränktheit nie sein volles Dasein finden, muß aber, wenn es gehemmt wird, sich meistens ein verkehrtes suchen und findet es auch. Die als himmlische Genien oder erhabene Feldherren und Völkerführer zur Freude der Welt geleuchtet haben würden, wenn der ganze, volle Strom des allgemeinen Lebens auf sie hätte brausen dürfen, können hier bis zu kleinlichen Spitzköpfen, Anzettlern und Durchstechern erniedrigt werden. Denn gerade sie, weil sie von Natur mächtig und trefflich sind, können sich in dem engen Leben einer

abgesonderten Gesellschaft am wenigsten befriedigt finden und bedürfen des vollen Weltbildes und der vollen Weltkraft, damit sie auf der rechten Bahn bleiben, auf welcher die Schöpfe, wann sie einmal darauf gesetzt sind, leichter stracks fortgehen.

Das Leben der Bürger gehört ganz dem Staate, in welchem sie leben; was sie an Geist, Mut und Kunst von Gott als Mitgift erhalten oder durch Arbeit und Fleiß erworben haben, darauf kann er den gerechtesten Anspruch machen und darf nicht dulden, daß etwas sich einzeln absondere und anderswo ein geheimes, sogenanntes lustigeres und besseres Spiel des Geistes treibe, als in ihm zu finden ist. Denn, wie gesagt, wer das Gute und Herrliche hat, der soll es nicht unter den Scheffel stellen, sondern zum Gemeingut aller machen. Dies ist beide, des Bürgers und des Christen, Pflicht. Ein guter Staat darf auch nicht dulden, daß unter der Gebärde und dem Schein, als könne er das Beste und Lichteste nicht ertragen, geschlossene Gemeinschaften etwas Besonderes für sich haben. Dies ist eine Beleidigung für ihn. Sagen aber jene Geheimen: Der Zweck unserer Gesellschaft ist so fein und ätherisch und überirdisch, das, was uns verbindet, ist so überfliegend und überschwenglich, daß es in das Staatsleben kaum eine Einwirkung haben kann — so fragt die Regierung wieder mit Recht: Wie? Ist es denn feiner und überschwenglicher als das Christentum, das sich doch nicht so vornehm und übersein hält, aller Welt in einfältiger Öffentlichkeit anzugehören? Ist das, so ist es ja billig, daß ihr diese eure Überfeinheit und Überschwenglichkeit in einen Kampf mit dem Christentum einlasset, damit wir sehen, welches von beiden geistig und sittlich das Siegende ist, und damit dieses Siegende dann oben bleibe. Denn wir glauben in jeder Beziehung an die Lehre: Niemand kann zweien Herren dienen.

Dieser Dienst zweier Herren mit voller Liebe und vollem Gemüte ist ebenso unmöglich, als daß ein Mann zwei Frauen habe und beide gleich sehr liebe. So ist die Beschränktheit der irdischen Natur. Der Staat muß fürchten, daß ihm von der Liebe entzogen wird, die ihm gebührt, ja er muß bei solchen Gesellschaften fürchten, daß durch Mißbrauch oder Mißverstand, zuweilen auch durch schlüpfrige und ränkevolle Charaktere der Oberen etwas entstehen kann, das sich gerade gegen ihn wendet und desto gefährlicher wirkt, weil es unter der Decke des Geheimnisses als eine Blindschleiche im Finstern wurmt. Er muß einen Staat im Staate fürchten, also eine Sonderung und Zersplitterung seines Lebens. Und hätten die Herrscher und Regierer, die Hochwaltenden und Scharfschauenden, auch die volle innere

Einsicht und Durchsicht solcher geheimen Genossenschaften, was sie doch wahrlich immer nicht haben können, hätten sie auch die Kunde der Unschuld oder Unbedeutenheit derselben, so verhält es sich anders mit dem Volke, mit allen den Bürgern, die mit ihrem Tun und Treiben in einem ganz offenen Leben wandeln. Für diese, die jene Geheimnisvollen gern Pöbel nennen und unwürdig, zu ihrer Höhe emporgehoben und zu ihrer Tiefe hinabgelassen zu werden, hat das Geschlossene und Abgesonderte nicht bloß einen inneren Vorwurf, sondern häufig auch etwas Grauenvolles und Gespenstisches mit sich, einen Abgrund, der dem heiteren, christlichen Reiche des Lichts, worin sie wandeln sollen, geradezu entgegensteht. Man hört dies ja wohl in den wundersamen und oft greulichen Märchen, welche das Volk sich über solche Gesellschaften erzählt. Auch das ist das Schlimme, daß diese Absonderung sogar dienen kann, zwischen Volk und Regierung Mißtrauen zu erregen. Denn sagt die Regierung: Seid nicht bange vor diesen unter sich Verschlossenen, liebe Leute, es ist alles Gute und Löbliche unter dem nächtlichen Mantel jener Geheimnisse, nichts gegen Gott, König, Staat und gute Sitten, so nimmt das dem Volke den Verdacht nicht, als ob jene Geheimen, eben weil die Regierung sie lobt und duldet, vielleicht auf verbotenen Schleichwegen für die Regierung gegen sie wirken. Diesen Verdacht hört man so häufig aussprechen, namentlich gegen die Freimaurerei, weil auch Könige, Fürsten und Staatsminister oft Eingeweihete derselben sind. Und hat das Volk so unrecht? Wenn das Evangelium und auch das Gebot der Regierungen ein offenes, freies und unversteckes Handeln und Wandeln von jedem Bürger fordert, wie dürfen von den letzteren denn gewisse Genossenschaften patentisiert werden, als ob sie edler wären und etwas Edleres wollten, als alle wollen sollen? Ja, ich sage noch einmal: Wenn der christliche Priester, der Verkündiger und Ausleger des höchsten Geheimnisses von der Menschwerdung Gottes, kein Geheimnisträger und Geheimniskrämer sein darf, wenn dieser, der Idee nach der Helleste und Weiseste, in Einfalt und Ernst, in Öffentlichkeit der Lehre und des Lebens dem gemeinsten Christen gleich sein soll, wie darf über das Höchste Höheres gesetzt werden? Antwortet mir.

Aber wenn diese Gesellschaften auch eben keinen gefährlichen Staat im Staate bilden, woraus eine demselben feindselige Lehre und Richtung hervorgehen, woraus Mißtrauen, Zwietracht und Umkehrung werden könnte, so wirken sie dadurch am verderblichsten, daß sie, wie alles, was sich absondert und in einem vornehmen Geheimnis zusammenschließt, die notwendige Sucht

haben, dasjenige an sich zu ziehen, was durch Geburt, Reichtum, Macht und Geist ausgezeichnet ist. Ihrer Natur nach und damit sie bei den Leuten, die draußen sind, etwas bedeuten, müssen sie Jagd machen auf die sogenannten guten Köpfe. Dieser Behauptung wird niemand widersprechen; sie liegt zu tief in dem Wesen solcher Gesellschaften. Sie entziehen also der großen Gesellschaft, gegen welche jeder die ersten, unerläßlichen Pflichten hat, einen Teil des lebendigen Lebens. Denn die guten Köpfe hat die Natur eben nicht reicher ausgesäet, als sie Salz ausgestreut hat unter die ungeheure Masse von Erde, Ton, Gries, Dreck, Sand und Staub. Sie sind für die ganze große Masse als das bittere und reizende Gewürz berechnet, damit die Faulheit, wozu der irdische Trieb immer zurücksinken will, erregt und bewegt werde. Ich will nun nicht sagen, daß solche geheime Orden und Gesellschaften die guten Köpfe ganz auffressen und verschlingen, so daß der übrigen weiteren Bürgergesellschaft davon nichts zugute käme; aber das wird keiner leugnen, daß mancher gute Kopf, der ein allgemeines und mächtiges Licht des ganzen Volks hätte werden können, wenn er nicht zu früh in Geheimnisträgerei hineingeraten wäre, durch sie häufig nur eine einseitige und ganz falsche und verkehrte Richtung bekommt und, wenn das auch nicht gerade geschieht, doch mit leeren und unbedeutenden Spielereien und Scheinen kostbare Jahre vertändelt, ehe er über seine und der Welt Bestimmung zur Klarheit kommt, und daß die verlorene Zeit nimmer wieder einzuholen ist. Denn jeder Mensch, der großartig und vielgestaltig von Gott geschaffen ist, bedarf von Anfang an, damit er das klare Weltgefühl und den festen Weltblick gewinne, des allgemeinen Volkslebens, damit er seiner Natur innewerde und sich besinne, was er die dreißig, vierzig Jahre, die er hier unten in Kraft wirksam sein kann, denn eigentlich beginnen kann und soll. Das sage ich hier beiläufig, daß, wenn für die Herrlichsten und Reichsten in der Absonderung schon solche Gefahr droht, es mit den Verworrenen und Halben noch wohl viel schlimmer aussehen mag. Wenn die große Kraft, die aus viel gediegenerem Erze zusammengegossen ist, schon zerhalbt und zerdrittelt und zerviertelt wird, wie muß es hier nicht den Gewöhnlichen gehen! Dies sei nur ein Wink. Die es wissen, wissen wohl, wohin ich zeige, und wo der Tand und die Sünde sitzt.

Also weil das Christentum als das Höchste, Tiefste und Geheimste doch das Geheimnis nicht duldet, weil das Fleisch in ihm Geist und das Wort Leben und das Bild Wahrheit und das Dunkel Licht geworden ist, darum darf in einem christlichen Staate sich nichts hinstellen mit der Gebärde, als trage es Tieferes,

Reicheres, Geheimeres und Geistigeres. Weil der Staat als die allgemeinste und weiteste Genossenschaft, damit allen wohl sei, aller seiner Bürger Kräfte, Arbeiten, Streben und Gedanken erfordert, weil er nicht gestatten darf, daß edelste und mutigste Anlagen, welche ihm hätten Leben und Schwung geben können, vielleicht im törichten Tande oder doch für fremde, ihm fernliegende Zwecke verspielt werden, weil er alles Lebendigste, Geistigste und Mutigste in seine offene Sonnenbahn reißen muß, damit es dort für Tugend und Menschlichkeit ringe und kämpfe, darf er etwas nicht bestehen lassen, das fern von der großen Gesellschaft, fern von der Gemeinschaft des Volkes, worin doch immer das Größte und Göttlichste, wenn es überhaupt auf Erden ist, gedacht werden muß, ein einzelnes und geheimes Leben leben will.

So scheine ich denn alle geheime Gesellschaften, Verbrüderungen und Orden in die Acht zu erklären? Ja, ich muß es nach meiner Erfahrung tun, weil von zweien eins geschehen muß, entweder daß sie sich in eine nichtige und wüste Leerheit hineinspielen, was wohl bei den meisten der Fall sein mag, oder daß Satan, der in jeder Absonderung, welche Geheimnisse und geheime Weihen predigt, deren nicht alle Christen fähig sein sollen, mächtig ist, die Teufelei der Eitelkeit, der Hoffart und Lieblosigkeit, oft noch etwas Schlimmeres darin ausbrütet, und weil das Evangelium und das christliche Bürgergesetz gebeut, daß wir im Lichte wandeln und mit den Worten und Gedanken wie mit den Taten und Werken an das Licht hervor sollen. Ein christlicher Staat darf also nach dem Urleben und dem Urbilde seines Wesens nichts dulden, was diesem Wesen widerspricht. Wir erinnern uns alle noch der Zeit, wo das Treiben geheimer Gesellschaften bis zu einem wahren Unwesen gesteigert war, wie es manche lebendige Kräfte, die der Welt besser hätten frommen können, in öder Tändelei und falscher Geistigkeit und leeren Spielen der Phantasie verschlungen hat, wie derjenige den Leuten fast ein nichtiger und unbedeutender und geistloser und schutzloser Mensch deuchte, der nicht irgendeiner geheimen Gesellschaft angehörte. Die Sucht dieser nichtigen Geheimniskrämerei und Geisterschauerei (ich sollte sagen Geisterguckerei), die eitle und großtuende Ordenswurmerei, fast immer das Zeichen einer leeren Zeit und einer Verfinsterung und Verwirrung der geistigen und leiblichen Freiheit, wo bei der Ohnmacht tüchtigen Wirkens und Wollens die wüsten und dunkeln Triebe mit stolzen Wahnen und eitlen Zieraten im geheimen so gern ihr Wesen treiben, scheint gottlob! sehr vergangen, und wir hoffen von der frischen Jugend, welche die nächsten Jahrzehnte führen soll, daß sie mit der ganzen Fülle von Kraft und

Tugend lieber draußen unter allem Volk in dem Sonnenschein und der Sonnenfreude des lebendigen Lebens bleiben und sich nicht zu den verbleichten Schatten und Gespenstern wenden wird, womit hohle und leere Köpfe und Herzen, welche weder die einfältige Überschwenglichkeit des Christentums noch die Hoheit des Lebens fassen können, von jeher etwas haben ergaukeln und bedeuten wollen, was ihnen sonst kein Mensch geglaubt hätte.

Gibt es gar keinen Fall, wo geheime Gesellschaften oder Orden erlaubt wären? Ich kann mir keinen solchen denken. Aber Verschwörungen, könntest du die je erlaubt nennen? Ja, allein diese, aber auch nur in einem einzigen Falle. Jedem ist der Lärm von geheimen Verbindungen und Verschwörungen noch im schmerzlich frischen Andenken, der vor einigen Jahren erhoben ward, jener übertriebene Lärm, der auf jeden Fall zu spät kam; denn der einzige, dem er hätte nützen und der sich davon etwas in sein Gedankenbuch hätte eintragen können, Napoleon Bonaparte, war schon nach St. Helena abgeführt. Damals ist von Freunden und Feinden viel gefragt worden, ob denn alle geheime Verbindungen und Verschwörungen, auch wenn sie die besten und löblichsten Zwecke hätten, verwerflich seien? Die meisten haben geantwortet, sie seien durchaus verdammlich und der Staat dürfe auch keine einzige dulden, welche reizende Scheine und Anstriche sie sich auch geben. Und ich stimme der Ansicht nach mit den meisten überein, ich sage, daß jeder, wenn auch nur an einem dünnen Fädchen, in des Teufels Gewalt ist, dessen Tugend und Mut, gelte es himmlische oder irdische Güter, sich nicht offen in jede Gefahr stellt. Aber *einen* Fall gibt es doch, einen fürchterlichen Fall, wo ich eine geheime Verbindung und Verschwörung nicht bloß für etwas Erlaubtes, sondern auch für etwas Löbliches halte. Denn immer tritt ihr Recht ein, wenn ein fremdes Volk oder ein tückischer Tyrann, der weder von menschlichen noch göttlichen Rechten weiß, Freiheit, Wahrheit, Wort und Rede unterjocht hat und mit schrecklicher Gewalt und noch schrecklicherer List, von allen gemeinsten Lüsten der menschlichen Natur unterstützt, dahin strebt, das ganze Geschlecht zu Hunden, Affen und Schlangen zu vertieren. Leugnete ich dies, so würden Timoleon und Brutus, Gustav Wasa und Wilhelm von Nassau, Wallace und der Sandwirt von Passeier, Dörnberg und Romana ihrer Ehren entkleidet und zu dem finstern und tückischen Geschmeiß der Lüge und des Verrats hinabgestoßen werden müssen. Es sind einige, welche sprechen, sie müssen es: ich glaube, mehr aus der Feigheit der Sicherheit als aus der Liebe der Wahrheit.

5. Die deutsche Wehrmannschaft.

Das ist das Größte von vielem Großen, was wir in diesen letztvergangenen Jahren erlebt haben, daß der alte deutsche Wehrmann wieder in seiner Herrlichkeit auferstanden ist und sich auf dem blutigen Todesfelde bewährt hat. Was sonst als bloße Ansicht und Meinung einzelner von Eigensucht oder Dummheit hätte verketzert werden dürfen, weil sie immer hätten einwenden können: Das ist Hirngespinst und Schwärmerei, das geht hier unter dem Monde nicht an, das ist bei unserer jetzigen, zu künstlichen Kriegsart nicht ausführbar, du rasest, Freund, das steht jetzt auf dem breiten und sichern Stahle der Erfahrung. Denn man darf sagen: Was sich in so rohen Anfängen so trefflich erprobt hat, wie sollte es nicht noch probehaltiger erscheinen, wann es sich zur Vollendung ausgebildet hat? Diese große Erscheinung darf nun durch unsre Gleichgültigkeit und Faulheit nicht wieder zu Grabe gehen, sondern jeder Biedermann muß rüstig und unabläßig, wie er kann, sein Scherflein Verstand, Liebe und Mut mit dreinwerfen, damit eitle Herrschsucht und Gleisnerei und feiger und fauler Eigennutz uns dies große Gut, was wir nur durch das bitterste Elend der letzten fünfundzwanzig Jahre haben gewinnen können, nicht verkehren oder gar unter den Händen wegstehlen.

Ich habe über diesen großen Gegenstand, einen der wichtigsten und höchsten für unsere Sicherheit, Ehre und Freiheit gegen die Fremden und für unsere Kraft und Tugend im Innern, oft meine schwache Stimme erhoben. Ich tue es hier noch einmal. Worauf unsre Freude und unser Stolz ruhet, was, wenn es verkehrt und übel gebraucht würde, unser herbstes Weh werden könnte, darüber darf auch oft Gesagtes zum dritten und vierten Male wiederholt werden, das kann in allen seinen Beziehungen und Verhältnissen aus den verschiedensten Gesichtspunkten nicht genug betrachtet und beleuchtet und allen vor die Augen geführt werden. Denn nichts ist als diese große Wehrmannschaft, was allen so ohne Unterschied angehört, und worin alle so mittendrin sind.

Welche Männer unsere Altvordern weiland gewesen, wie frei, wie tapfer, wie wehrhaft, davon haben ihre Feinde, mit welchen sie kämpften, und die sie endlich niederkämpften, uns wider ihren Willen das herrlichste Gemälde hinterlassen müssen. In jener älteren Zeit und auch noch die ersten Jahrhunderte, als das himmlische Evangelium von Jesu Christo mit allen seinen Segnungen zu ihnen gekommen, war die Wehrhaftigkeit so das

ganze Leben, daß Mann, Waffe und Besitz nur ein Wort und einen Begriff hatte*). Der freie Hausvater war die geborne Wehr des Vaterlandes. Wer nicht beschirmen konnte, durfte auch nicht besitzen, Memmen und Feige waren ehrlos wie erblos.

Nach dieser glorreichen Jugend, und nachdem in den ersten Jahrhunderten des germanischen Christentums der wilde Übermut und die stolze Kraft des Heidentums erweicht und gemildert war und nun mit neuen Trieben und Strebungen und Gelüsten und mit allerlei daraus entspringenden Kämpfen und Gegenstreiten eine neue bürgerliche Entwickelung begann, zeigte sich die germanische Tugend unter schwachen Herrschern und bei wankenden Trieben und noch weichen Entwickelungen dessen, was sich erst gestalten sollte, beinahe ein ganzes Jahrhundert in einer solchen Schwäche, daß oft Scharen von nur 20000 bis 30000 Normännern und von 50000 bis 60000 Awaren oder Magyaren das große Germanien ungestraft verheeren und überziehen konnten, vor welchem die gewaltigsten Kaiser Roms in der Zeit ihrer blühendsten Macht hatten zittern müssen. Dies war die traurige Zeit, wo das Lehnwesen, auf eine wundersam eigentümliche Weise mit dem Bilde und Wesen der Hierarchie verbunden, aus Anfängen und Keimen, die uralt waren, sich über das ganze Volk verbreiten, die meisten freien Männer in Fesseln schlagen und fast niemand in voller Freiheit und in eigenem, stolzem Gefühl des Seins bestehen lassen sollte. Nach diesem traurigen Bildungsübergange kamen im zehnten Jahrhundert herrliche Kaiser und baueten das zerfallene germanische Reich wieder auf und offenbarten, daß nicht Feigheit noch Weichlichkeit die Schmach des vorigen Jahrhunderts verschuldet hatten, sondern ein Übel, an welchem alle zu höherer Bildung und Entwickelung damals schreitende germanische Völker eine Zeitlang kranken mußten; und zwar die meisten derselben viel länger als die Deutschen, weil in ihnen zugleich die Anlagen und Triebe verschiedenartiger Völker mit mußten in chemischer Mischung zusammengegoren und verarbeitet werden. Doch war die alte, herrliche Freiheit verschwunden, die Mehrheit des Volkes war von Hörigkeit und Knechtschaft gedrückt. Die großen Herrschergeschlechter, welche Gott uns gegeben hatte, damit wir nicht polnisch anfingen und polnisch endeten im Übermaße beides von Freiheit und Knechtschaft — polnische Edelleute, polnische Leibeigene — erkannten die Schwäche und das Übel, wo ihre Wurzel war: sie schufen Städte, in welchen sich im leisen Fortgange der Jahrhunderte durch

*) Man denke an die deutschen Wörter Degen und Wehr und an das inländische Wort Arf: Waffe, Erbe, Landgut.

sichere Bürgerordnung und stillere, christliche Tugend und Tapferkeit, als die der heidnischen Vorfahren gewesen war, ein neues Leben der Zucht und Freiheit, wie es nun in der Welt sein durfte, entwickelt hat. So erwuchsen freilich mit der Zeit wieder freie Männer, aber die alte, freie und stolze Wehrschaft der Väter erstand nie wieder. Deutschland hatte nun wieder einige herrliche Jahrhunderte, leuchtend durch große und siegreiche Kaiser, durch eine gewaltige Macht drinnen und draußen, durch Zucht, Sitte, Reichtum und Freiheit in den Städten, bei welchen lange die Herrlichkeit des Volkes sein sollte. Darauf, als die Fürsten mächtiger und unabhängiger und die Kaiser weniger gewaltiger wurden, zerstückelte und zerteilte sich allmählich die Majestät des Reichs, und schon war mehr Schein als Macht, mehr Erinnerung als Gegenwart. Doch wirkte das Andenken der Vergangenheit und der Mut und Stolz des wiewohl sehr geteilten Volkes nach außen hin noch immer so, daß Germanien bei den Fremden das an Völkern und Reichtümern unerschöpfliche und durch Gewalt der Waffen unbesiegliche Land hieß. Zu dieser Zeit, wo bei zersplitterter Macht doch in jedem einzelnen noch ein stolzes, fröhliches und freudiges Leben war und die politische Schwäche des großen Volkes zudeckte, erschienen zuerst die Scharen von waghalsigen Mietlingen, welche im Vaterlande und bei den Nachbarn auf den Kriegslärm zusammenliefen und unter dem Namen Deutsche Landsknechte berühmt genug sind: wilde, abenteuerliche Gesellen, die sich jedem, der sie brauchte, um Lohn zum Totschlagen verdangen, eine trotzige Titanenbrut, meistens ohne Gott, Religion und Vaterland, wenn nicht etwa ein sehr edler oder stolzer Anführer wie der Emser, der Frundsberg, der Schärtlin ihnen auf einige Zeit eine höhere Gesinnung mitteilte. Neben diesen entstanden jedoch im sechzehnten Jahrhundert durch die unaufhörlichen Kriege mit Frankreich und den Türken hie und da im Vaterlande stehende Soldaten, wenigstens für eine geraume Zeit stehende; denn bei längerem Frieden wurden sie gewöhnlich wieder abgedankt. Das kann man als das Verhältnis annehmen, daß Länder, die jetzt 150000 Mann unterhalten, damals zu Zeiten des höchsten Gedränges nur 30000 bis 40000, im Frieden etwa 2000 bis 5000 Mann hielten. Derjenige aber, welcher in seinem Lande zuerst ein bedeutenderes stehendes Heer einrichtete, das nachher immer beibehalten und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt vermehrt ist, war der abscheulichste und schleichendste Tyrann, den die Geschichte kennt: der feige und hinterlistige König von Frankreich Ludwig XI. verruchten Andenkens. Der Dreißigjährige Krieg in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, jener

wilde Titanenkrieg, wo die Götterſöhne, in innerer Zwietracht gegeneinander entbrannt, wie es ſchien, jede letzte Kraft und Tugend zur äußerſten Anſtrengung ſpannten, um ſich und das Vaterland unter Trümmer zu begraben, war auch das letzte Zeitalter jener gewaltigen Banden, die man Landsknechte heißen kann. Da ſah man im Übermaß jene kriegeriſchen und tapferen Scharen, welche, gleich der kadmeiſchen Knochenſaat in wilder Wut geboren, Freund nicht von Feind, Recht nicht von Unrecht, Heimat nicht von Fremde, Gott nicht von Teufel unterſchieden und ſich einander totſchlugen, weil Totſchlagen ihnen Luſt und Heldenſchwung deuchte, und welche, beſiegt, von dem Schlachtfelde ſogleich dem Sieger zuliefen, immer aber dem Meiſtbietenden zufielen. So war nicht bloß der Gemeine und Korporal, nicht bloß der Hauptmann und Rittmeiſter, welche nun dem Kaiſer, dann der Liga, dann dem Friedländer, dann den Schweden und Franzoſen im ewigen Wechſel ſich verkauften, ſondern Oberſten und Feldherren ſpielten oft dieſelbige unwürdige Rolle.

Dies Kriegsweſen, wüſt, wild und roh und ohne alle Geſinnung und Tugend, wie weit war es in chriſtlicher Zeit und ſogar im Kampfe um das Chriſtentum, wie einige jenen jammervollen Krieg wenigſtens meinten, von jenem edlen und hochherzigen Heidentum entartet, wo jeder mit den Waffen in der Hand Weib und Kind und den freien Leib und freien Herd ſelbſt ſchirmte und es für die größte Schmach angeſehen hätte, wenn er die Hütung und Bewahrung ſo teurer Güter der unſichern und faulen Geſinnung eines Söldners hätte überlaſſen ſollen! Aber es ſollte noch viel ſchlechter werden.

Schon in dem Dreißigjährigen Kriege ſpielte die falſche und trügeriſche Politik der Welſchen die Hauptrolle, ja Frankreich gab in den letzten ſechzehn Jahren desſelben zum Teil den Stoff her, wodurch die verderbliche Flamme, die endlich faſt wenig mehr von Hochſinn und Heldentum hatte, bis zum letzten, matten Tode genährt ward. Frankreich war ſeit jenem obengenannten König Ludwig XI., ſeit den Jahren 1470 und 1480 ein gewaltiges Reich geworden, und einer finſtern und ſchleichenden Politik war es gelungen, alle einzelne Freiheit und alle mittlere Gewalten in ſchlauer Reihenfolge der Überliſtung Schritt vor Schritt immer mehr zu untergraben; gegen das Jahr 1650 waren ſie ganz zerſtört, und ein ehrgeiziger und herrſchſüchtiger König konnte, wie es ihn gelüſtete, die ungeheuren Kräfte ungehemmt gebrauchen. Von dem Jahre 1660 (vorher war er noch unmündig) bis zum Jahre 1715 regierte Ludwig XIV. das Land, den ſein Volk den Großen genannt hat, den wir Deutſchen aber

als den unruhigen und lug- und trugvollen Belauscher, Überlister, Räuber und Schänder unserer Ehre und Herrlichkeit nicht mit preisenden Namen nennen dürfen. Dieser eitle, hoffärtige und eroberungslustige König setzte Europa ein halbes Jahrhundert in eine atemlose Bewegung und zwang die Fürsten und die Völker zu den ungeheuersten Anstrengungen. Er war es auch, von welchem sich der Anfang der furchtbaren Last der zahlreichen stehenden Heere herschreibt; denn in dem Maße, wie er seine Kriegsmacht mehrte, mußten diejenigen auch tun, welche seine Herrschsucht verschlingen wollte. So wuchs das schlimme Übel durch die letzte Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts und durch das ganze achtzehnte Jahrhundert bis zum Jahre 1792, dem Anfange des französischen Umwälzungskrieges. Nach der Zahl der Soldaten, die ein Staat unterhielt, ward die Macht und der Glanz der Majestät gemessen; wer die meisten und geübtesten Mietsoldaten hatte, der schien der mächtigste Gebieter zu sein. In Deutschland war es wie in allen andern Ländern, ja wegen der Vielherrschaft zum Teil noch schlimmer, und kein Land Europas unterhielt nach der Zahl seiner Einwohner so zahlreiche Heere als unser Vaterland. So daß in den Jahren 1770 und 1780 in Europa die Meinung ziemlich allgemein war, wenn Deutschlands Könige und Fürsten ihre geübten und tapfern Kriegsscharen zusammenzögen und unter einem Heerführer alle für einen Mann stehen ließen, daß diese die Welt auf ihre Hörner nehmen könnten.

Und diese Mietlinge, diese stehenden Söldner, was waren es zum Teil für Menschen? Bei manchen Heeren und auch bei dem Heere des unsterblichen Friedrich von Preußen oft Haufen heimatlosen Gesindels, die man mit einem eigenen Namen die Ausländer nannte, die unsichersten, gesinnungslosesten und treulosesten aller Menschen, die man, damit sie nicht wegliefen, im Frieden in Festungen einsperren mußte und im Kriege allein im Siege hoffen durfte, bei sich zu behalten, das leichteste und abenteuerlichste Geflügel des ganzen deutschen Volkes, das immer von dem einen zum andern lief und neues Handgeld nahm und neuen Fahnen schwur, und von welchen viele sich rühmten, sie hätten zwanzig und dreißig Potentaten gedient. Auf solchen sollte nun die Ehre und Freiheit des Volkes ruhen. Es hatte sich durch Brauch und Mißbrauch, am meisten aber durch den Untergang oder Verfall der stolzen Freiheit der Städte in den früheren Jahrhunderten im stillen Gange der Zeiten dasjenige gemacht, was in den alten Geschichten immer erschienen war, wann Tyrannen geboten, welche den Händen der Bürger das Schwert nicht

vertrauen wollten, oder wann entartete Völker unaufhaltsam dem Verderben zueilten; die meisten Bürger des Staates hatten sich als faule und feige Weichlinge, als solche, welchen das Vaterland kaum etwas anging, den Übungen und Beschwerden des Kriegs entzogen und bezahlten die herzlosen Mietlinge, welche, obgleich von Geburt meistens Deutsche, mit untreuer Gesinnung im Vaterlande so lange auf und ab gelaufen waren, daß sie zuletzt die ganze Welt als ihr Vaterland ansahen und echte Kosmopoliten und Weltbürger geworden waren. Ja, die widerliche Erscheinung sah man in jenen Tagen, daß die Offiziere, welche Rittersporen und Schärpen trugen, als Ehrenmänner geachtet und beneidet werden konnten, wenn man die Gemeinen als die unglücklichsten und oft als die verworfensten Geschöpfe meinte ansehen zu dürfen.

Die natürliche Folge dieser Unnatürlichkeit war, daß, wiewohl deutsche Treue, Ehrlichkeit, Arbeitsamkeit und Rechtschaffenheit die Welt noch immer so leidlich erhielt, doch alle hohen politischen Ideen und Gefühle fehlten, aller Stolz und Hochsinn des Bürgers entschlafen war und die Menschen kein unsterbliches Vaterland und keine unbefleckliche Ehre ihres Volkes kannten und fühlten. Das öffentliche Leben jener Zeit war klein, gleichgültig, matt und geistlos; wohl konnten die Menschen sich an einzelne hohe Namen hängen und von ihnen forttragen lassen, aber an ewigen Ideen und unsterblichen Freuden des Geistes hatten sie keine Wonne und Weide.

Den Charakter dieser Mittelmäßigkeit des Lebens und dieser Gleichgültigkeit und Mattigkeit der Gemüter, welche vom Dreißigjährigen Kriege bis zum französischen Umwälzungskriege volle hundertvierzig Jahre dauerte, trugen auch die Kriege. Es hat in jener langen Zeit sehr große Feldherren, aber wenig großartige Kriege gegeben. Denn die meisten Kriege dieser Epoche sind offenbar meistens nur halb diplomatische Kabinettskriege gewesen, nur einigen ist hie und da durch den großen Charakter des Herrschers oder durch Wechselhaß der Streiter ein kleiner Strich von Volks- oder Weltkriegen beigemischt. Man hatte zu jener Zeit, als unsere Landsknechte zuerst gehört wurden, im vierzehnten, fünfzehnten bis sechzehnten Jahrhundert, in Italien die sogenannten Kondottieri, berühmte Feldhauptleute, welche sich mit ihren Scharen den Meistbietenden verdangen und auf den Schlachtfeldern gern mit der möglich kleinsten Gabe Blut bezahlten. Da hatte man erlebt, daß Scharen von 10000 und 20000 Mann drei bis vier Stunden mit der größten Wut und Erbitterung, wie es schien, gegeneinanderrannten und aufeinandertrafen, und daß die eine Partei, die überwunden heißen

sollte, etwa fünf bis zehn Tote und fünfzig bis hundertfünfzig Gefangene verlor, damit das äffische Spiel doch einen kleinsten Schein des Ernstes gewänne. Daß der Teufel zu diesen höllischen Spielen lachte, und daß die Geschichte sie als Greuel verdammen muß, versteht sich. Solch ein verruchter Spaß ist nun freilich von den Deutschen und von andern ernsten Völkern nie mit dem fürchterlichen Schicksale getrieben, aber doch sind die meisten Kriege, welche in den erwähnten hundertvierzig Jahren geführt sind, mehr fast Spaßkriege als Ernstkriege zu nennen. Ich nenne sie Spaßkriege in Hinsicht der innern Bedeutung oder vielmehr Leerheit an Bedeutung; denn freilich unblutig waren sie nicht wie die Lügenscherze der Kondottieri weiland, sondern schwer genug an Elend und Jammer für die Völker, dadurch fast am jammervollsten, daß sie meistens beinahe um nichts geführt zu werden schienen und gewöhnlich, nachdem sie in langsamer Mattigkeit oft fünf bis zehn Jahre hingeschleppt waren, die Welt und die Herzen und Gesinnungen der Menschen in derselben Lage ließen, worin sie gewesen, als sie begannen. Es war nämlich kein Welttrieb, keine Weltnot noch Weltfreude, keine Notwendigkeit des Schicksals und der Menschheit, worum sie geführt wurden, sondern die meisten entspannen sich durch den Ehrgeiz einiger herrschsüchtiger und eroberungslustiger Fürsten, um Hochzeiten, Erbschaften und persönliche Vorteile und Zwiste einzelner Herrscherfamilien, oft um Gezänk von einzelnen Ministern, Hofdamen und Beischläferinnen, so daß höchstens hin und wieder ein Mann darin vorragen konnte durch außerordentliche Feldherrngaben und Menschentugenden, selten der Ursprung und das Ziel des Krieges der Art war, daß die Weltgeschichte davon wird zu melden haben. Man denke nur an einen der jüngsten Kriege, an den sogenannten Siebenjährigen Krieg, der einst vom Ganges bis zum Mississippi ertönte und den Zeitgenossen ein unvergängliches Weltwunder deuchte, welch eine kleine Spur zieht er durch die Geschichte, und wie bald wird auch sein Herrlichstes vergessen sein! Nur *einer* ragt darin hervor wie der Montblanc unter seinen Brüdern, unter den Bergen, die als Maulwurfshügel zu seinen Füßen liegen, *ein* Mann, durch Großartigkeit des Charakters der Angelstern des Jahrhunderts, sein hellestes Licht und sein glänzendster Darsteller. Wann der ganze Siebenjährige Krieg, wie so viele Kriege um nichts, ein unbedeutendes Märchen scheinen wird, Friedrich II. wird immer der Held und der Glanz des achtzehnten Jahrhunderts bleiben in seinen Tugenden wie in seinen Mängeln. Wann es so steht, wann die Geschichte und ihre Begebenheiten

nicht aus dem Volke und der Notwendigkeit eines allgemeinen Triebes und Verhängniſſes, ſondern aus den Einzelnheiten und Launen und Trieben der Perſonen geboren zu werden ſcheint, dann iſt ein Zeitalter, wie große Einzelne es auch hie und da noch aufweiſe, immer ein kleines und lebloſes und ſeelenloſes Zeitalter, und ein ſolches iſt die Zeit vom Dreißigjährigen Kriege bis zum Jahre 1789, wo die franzöſiſche Umwälzung begann, im ganzen allerdings zu nennen, obgleich zuweilen auch für hohe Zwecke und Güter gekämpft worden.

Als nun das Kriegsweſen ſo ſtand und die Kriege ſo in langſamer Quälerei und mit einer gewiſſen Hofartigkeit und Kabinettszierlichkeit, als ſeien ſie nur Zeitvertreib der Fürſten und ihrer Miniſter, geführt wurden, und die, welche gerade nicht mit der Haut bezahlen mußten, kaum wußten, ob ſie Spaß oder Ernſt ſeien, als der gedungene und kümmerlich genug bezahlte Söldner der einzige Wehrmann war und alles andere Volk in leerer Gleichgültigkeit, Bequemlichkeit und Gemächlichkeit der Sitten und in den leerſten und nichtigſten Freuden und Zeitvertreiben darniederlag und der Tapferkeit, Mannlichkeit, Freudigkeit und Wehrlichkeit der Altvordern und des hohen Stolzes und Mutes der Freiheit gar vergeſſen hatte, da begann an den Ufern der Seine der fürchterliche Vulkan ſein Feuer zu ſpeien, der nach dreißigjähriger Arbeit noch immer Flammen in ſeinen Eingeweiden trägt, die man nur mit Mühe bändigen kann, daß ſie nicht mit neuer Verwüſtung über die Länder ausbrechen. Der Gewalt, welche von hier aus über alle Völker hinbrauſte und uralte Throne und Herrlichkeiten erſchütterte und zerbrach, konnte man mit den gewöhnlichen Mitteln nicht begegnen, ſie war zu heftig, ungeſtüm und lebendig, ſie war ein mächtiger Trieb, das eigentliche Leben der Zeit. Jedem Triebe aber, welcher faſt wie mit einem Siegel der Notwendigkeit erſcheint und, wie dunkel er ſein mag, doch meiſtens in einer Richtung nach einem Ziele fortſchießt, muß dasjenige notwendig erliegen, was weder Trieb noch Ziel hat. So iſt es denn geſchehen, daß Europa von den Franzoſen umgekehrt und zuletzt das Spiel eines hinterliſtigen und grauſamen Eroberers geworden iſt, der jetzt im fernen Ozean ſeine Verbrechen und ſeine untergegangene Herrlichkeit betrauern kann. Die franzöſiſche Umwälzung hat die verlorne Idee des wahren Krieges wieder in die Welt gebracht, ſie hat gezeigt, wie fürchterlich und unüberwindlich Heere ſein können, die von einer Idee oder nur von einem dunkeln, gemeinſamen Triebe beſeelt werden, ſelbſt wenn dieſer Trieb einer der unterſten und ſchlechteſten wäre. Alle Mächte, alle Heere, die durch Rüſtigkeit

und Fertigkeit und Übung und Glanz auf den Paradeplätzen für die ersten Heere Europas gehalten wurden, haben der Gewalt nicht widerstehen können, welche eine Volksgewalt war. So daß eine Zeit war, wo die Meinung von der Brauchbarkeit und Trefflichkeit der stehenden Heere viel geringer war, als sie sein durfte.

Endlich hat sich diese Gewalt, welche unter Napoleon in seinen letzten acht Jahren schon der schlechteste aller Triebe geworden war, auch zu uns gewendet. In der Not, wo alle gerüstete und geübte Heeresmacht fehlte, hat man versuchen müssen, ob das deutsche Volk, von welchem viele ungläubig behauptet haben, es sei einer welschen Aufloderung und Begeisterung unfähig, nicht auch zu entflammen wäre, ob es nicht, durch den bloßen Trieb und lebendigen Sinn eines heiligen und gerechten Zorns getrieben, den rechten Krieg führen könnte. Man hat mitten in der Schmach der langen und greulichen Unterjochung Freiheit und Vaterland gerufen, Fürst und Herr, Bauer und Bürger, alt und jung hat zu den Waffen gegriffen, der deutsche Wehrmann, kriegsfreudig und gottesfürchtig, frei und tapfer, ist nach langen Jahrhunderten wieder ins Feld gerückt, und Gott ist mit ihm gewesen, und in wenigen Monaten ist der Feind zerschmettert und bald in seinen eigenen Grenzen angegriffen und besiegt worden; erst in Paris sind die Wehren stillgestanden.

Was soll man hieraus lernen? Und was haben die Völker daraus gelernt?

1. Daß ein stehendes Heer, wenn es auch aus lauter Eingebornen besteht, weder die leibliche noch geistige Kraft hat, ein Land allein zu beschirmen, sobald die Zeiten irgend gefährlich werden. Denn jedes stehende Heer, auch das beste, wird leicht etwas vom Volke Abgesondertes, Insichgeschlossenes, Sichvornehmerundbesserdünkendes und entbehrt also nur zu bald aller gewaltigsten und größten Belebung der wahren Liebe und des wahren Mutes, welche nur aus dem Herzen des Volkes in dasselbe einströmen und ihm die geistige Unüberwindlichkeit geben können.

2. Daß also die verlorne und nach langer, schlimmer Zeit wiederentdeckte und wiedergefundene deutsche Wehrmannschaft nun nimmer wieder darf aufgegeben werden, wenn Völker nicht der Raub des ersten besten frevelnden und glücklichen Eroberers werden wollen, der mit größeren, geübten Haufen, als man ihm von dem Paradeplatz entgegenführen kann, über sie herfährt.

Diese treufeste, ehrenfeste und mächtige Wehrmannschaft ist in sittlicher und politischer Hinsicht die größte Erscheinung, welche

dem vom langen, starren Schlafe wiedererstandenen Vaterlande die letzten Jahre geboren haben, und mit löblichem Eifer weisen Fürsten und Volk sich allenthalben gleich bereit, dieser glänzenden Geburt der Zeit zu pflegen und sie zu voller Jugendkraft und Jugendschönheit zu erziehen. Ihre bestmögliche Schöpfung und Einrichtung ist die größte Aufgabe des Tages geworden. Wir sagen hier noch einige Worte über ihren Zweck und über die Vorteile, die sie dem Staate bringt, und über die Vorzüge, die sie vor jedem stehenden Heere hat.

Der erste große Zweck der Wehrmannschaft ist, daß jeder Bürger des Staats wieder in sein natürliches Recht und seine natürliche Pflicht eingesetzt wird, die männlichen Künste immer zu üben und nach dem Muster der Vorfahren mit den Waffen in der Hand das Vaterland zu schirmen und, wenn Gott will, für das liebe Vaterland das Leben zu lassen.

Der zweite Zweck ist, die sündliche Gebrechlichkeit des stehenden Heeres immer mehr zu verringern und, wie sehr es irgend die Umstände erlauben, abzuschaffen. Jedes stehende Heer wird im Frieden gar zu leicht etwas Abgestandenes und Totes, etwas Geistloses und Eingebildetes, woran sich Tand und Eitelkeit genug hängt. Die stehenden Heere sind seit hundertfünfzig Jahren die Plage und Not der Völker Europas gewesen, für ihre fortgehende Vermehrung und Unterhaltung haben alle Kräfte der Länder über das Maß gespannt und angestrengt werden müssen, für sie müssen die meisten Völker noch seufzen. Was von dieser ungeheuren Last durch eine zweckmäßig eingerichtete Wehrmannschaft des Vaterlandes abgewälzt werden kann, ist ein Gewinn für die Freude, die Sittlichkeit und den Wohlstand. Die Wehrmannschaft ist eine Einrichtung, die dem Christen und Freien gleich sehr geziemt, die stehenden Heere wird jeder, der sie nicht als ein notwendiges Übel betrachtet, für ein Unglück erklären müssen.

Welche Vorteile hat die Wehrmannschaft für den Staat?

Wenn er sie im Frieden auf das einfachste und natürlichste einrichtet, so gewinnt der Staat wohl die Hälfte der Ausgaben, die er jetzt auf das stehende Heer wenden muß. Er kann seine Untertanen erleichtern; er gewinnt also fröhlichere, anhänglichere Bürger. Oder er kann das Geld, was das stehende Heer sonst kostete, zu gemeinnützigen, wohltätigen Zwecken verwenden. Er gewinnt, wie er nun nicht von einzelnen, sondern von dem Mut und der Liebe aller getragen wird, selbst das Gefühl und Bewußtsein eines frischeren und stolzeren Lebens, als er bei der kälteren und steiferen Art des zwangvollen stehenden Dienstes haben konnte; immer aber hat er das hohe Gefühl, daß er nur unter-

gehen kann, wann ſeine letzte freie Wehr erſchlagen iſt. Dies Gefühl gibt Liebe, Vertrauen, Stolz, tiefere Würde und edlere Weltanſicht. So treibt in der großen Reihe der Dinge immer ein Leben das andere, eine Tugend die andere hervor. Was ſonſt kleinlich, matt, mutlos und geiſtlos, in allen ſeinen Teilen zerſpalten und zerriſſen, faſt wie eine künſtlich zugeſchnittene und bereitete Leiche dalag, woran jeder flachſte Spitzkopf ſeine diplomatiſchen und kabinettlichen Künſte zeigen konnte, das wird nun wirklich ein Lebendiges, ein Gemeinſames, ein Ganzes im Staate, und ohne Geiſt und Kraft mag keiner etwas bedeuten, wenn im Volke Geiſt und Kraft iſt.

Die Wehrmannſchaft hat Vorzüge vor dem ſtehenden Heere. Welche ſind die?

Sie iſt, zweckmäßig eingerichtet, über die Hälfte wohlfeiler.

Sie iſt das Heer des Vaterlandes, ſie gehört dem Vaterlande und Volke ganz an, da ſie nach den wenigen Übungswochen wieder in den Schoß des Volkes und zu den gewöhnlichen Geſchäften und Arbeiten zurückkehrt. In ihr bleibt der ſtillere, edlere Sinn des ganzen Volkes immer lebendig. Sie kann wie das ſtehende Heer, deſſen höchſter und faſt einziger Glaubensartikel blindeſter Gehorſam iſt, nach dem altſaſſiſchen Sprichwort, das auch Napoleon und alle Tyrannen von Nimrod an verſtanden haben, Folg Odder, un do Quad von Gewalt und Hinterliſt nicht gegen die Freiheit und das Geſetz gemißbraucht werden.

Sie iſt, da ſie immer bald aufgelöſt wird und jeder dann wieder zu ſeinen gewöhnlichen Arbeiten zurückkehrt, keine Schule der Üppigkeit und Liederlichkeit, wie ein ſtehendes Heer, wo trotz aller Scheine von Tätigkeit und Geſchäftigkeit doch ſo viele leere und müßige Stunden bleiben, ſeiner Natur nach faſt notwendig werden muß.

Sie iſt eine Übung der männlichen Künſte und Tugenden für das ganze Volk, die ſonſt vergeſſen ſchlummerten, eine Erinnerung jeder Kühnheit und Trefflichkeit, eine Mahnung jeder Treue und Hingebung für das Vaterland. Wo alle, klein und groß und vornehm und gering, einer Pflicht und eines Rechts ermahnt werden, wo die Menſchen der verſchiedenſten Stände und Gewerbe ſich für einen großen Zweck verſammeln, da muß die Geſinnung einer ſtolzen und edlen Gemeinſchaft keimen, wenn die Menſchen überhaupt etwas Keimliches haben, da muß das glorreiche Vaterland und die unſterbliche Tugend ſelbſt ſolche entzünden, die ſonſt nur auf die gemeinſten Bedürfniſſe und Geſchäfte des Tages gerichtet waren.

Sie ist viel stärker als das stehende Heer. Denn sie besteht ja aus allen geistigen und leiblichen Kräften des gesamten Volkes. Ein stehendes Heer ist alles durch den Anführer. Ich will damit nicht sagen, daß die Wehrmannschaft ohne treffliche Anführung eben etwas Großes ist. Aber ein stehendes Heer kann nicht oft geschlagen werden, ohne daß es endlich völlig schlecht und geistlos werde; ein Volk kann, schlecht oder gut geführt, wenigstens bis zur Vernichtung mit dem Mut der Ehre und Verzweiflung kämpfen. Soll ich Beispiele anführen, wo die ganze Geschichte ein Beispiel ist? Und in unsern Tagen, wo wir Spanien und Tirol und die Vendee gesehen haben? Denn auf einem magern und kalten einzelnen Boden steht ein stehendes Heer; wie flammt aber unter der Wehrmannschaft ein ganzer Ätna voll Liebe, Ehre, Treue, Weh und Wonne eines ganzen Volks! Die Kräfte sind hier zu ungleich; sie müssen ungleiche Wirkungen offenbaren. Aber die Wehrmannschaft ist nicht bloß durch die Gesinnung viel stärker als das stehende Heer; sie überwiegt auch an Zahl, und, was dieser Zahl an Übung mangelt, das ersetzt sie durch Geist. Das haben wir gesehen und werden wir ja immer sehen, wenn das Künstliche gegen das Natürliche, das Kalte gegen das Warme, das Herzvolle gegen das Dünkelvolle auftritt. Wir wollen nicht so albern sein, zu behaupten, Übung sei nichts oder wenig — o sie ist etwas Gewaltiges! — aber es gibt hier eine Grenze, und es gehört noch etwas anderes dazu. Mit den leeren Bildern des Kriegs soll im Frieden am wenigsten gespielt werden; die sind so voll Gaukeleien des Tandes und Wahnes, daß die besten Männer darüber eitel und leer werden können und das zuletzt in einzelnen Tritten und Schwenkungen zu haben meinen, wozu ein ganz anderes Streben und ein ganz anderes Schwingen und Schwenken gehört, wenn es einmal Sieg und Ruhm anlocken soll. Die zu viele Quälerei und Zierere der Paradeplätze und der blanke und leere Prunk, welcher Eitelkeit und Aufgeblasenheit gebiert, macht ungeschickter für den erhabenen Ernst des Schlachtfeldes, als derjenige ist, der vielleicht nur sechs Wochen Rechts! Links! gehört hat. Das haben große Feldherren gesagt; ich sage es nur nach.

Übrigens will ich hier noch einmal gestehen, daß ein stehendes Heer, das täglich geübt wird, die Wehrmannschaft allerdings an Gewandtheit und Fertigkeit übertreffen muß, daß es also darin besser ist. Aber in dem Geist, der für die höchsten Güter in den Tod treibt, in dem Mut, der von einer unendlichen Liebe getragen und beseelt wird, in der Hingebung, welche alles dreinsetzt, kann es nie an die Wehrmannschaft reichen. Ich setze eine

Wehrmannschaft voraus, wie sie sein soll, eine solche, die zweckmäßig eingerichtet, geübt und gebraucht wird. Diese muß das stehende Heer immer um die Hälfte Geist übertreffen. Laß das stehende Heer ihr nun um ebensoviel in Übung und Fertigkeit überlegen sein, so sind diese beiden Kräfte so ungleich, daß die geistigen notwendig die leiblichen überwinden müssen. Jeder begreift, daß fünfzig Prozent Übergewicht an Geist, gegen ebensoviel Übergewicht an Übung und Fertigkeit in die Schale gelegt, wenigstens ziehen muß, wie drei eins zieht. Das gibt aber die Erfahrung aller Zeiten, daß sowohl stehendes Heer als Wehrmannschaft, wann es nun zur wirklichen Anwendung des Geübten und zum Ernst des Gespielten kommt, wenigstens ein Vierteljahr Krieg bedürfen, ehe sie draußen innewerden, worauf es in Kriegen auch körperlich am meisten ankommt.

Die Wehrmannschaft ist ferner viel sicherer und fester als das stehende Heer, nicht bloß durch die Gesinnung, sondern mehr noch durch die wirkliche Stärke. Ein Staat, der jetzt mit kümmerlicher Quälerei 200000 Mann stehender Soldaten unterhält, mag leicht mit 600000 Wehren ins Feld rücken. Gesetzt, diese müßten im Anfang des Krieges wegen geringerer Fertigkeit auch Lehrgeld geben und sie mit einigen guten Schlappen bezahlen, sie können es aushalten und sich mit antäischer Kraft leicht wieder ergänzen, wenn das Volk überhaupt einen edlen und freien Sinn hat, der für Herrscher und Vaterland entbrennen kann; und also stehen die Wehren als Kolosse da, die man nicht rücken kann, sondern die man zermalmen muß, wenn man über sie hin will. Nicht aber so das stehende Heer, wie trefflich es auch durch Übung und durch die Herrlichkeit des Feldherrn sein mag. Dieses kann zuweilen selbst bei seinen Siegen zittern; nie so das Volk, dem das Gefühl der Menge und Stärke innewohnt. Denn bestände das Volk, das angegriffen wird, auch nur aus fünf Millionen Seelen, und der Angreifer zählte fünfzehn, so ist dieses, das sich auf seinem eigenen Boden verteidigt, dem Angreifer doch immer gewachsen. Es ist mit seiner ganzen streitbaren Kraft immer ganz zur Stelle; von jenem kann höchstens ein Dreißigstel, gewöhnlich nur ein Fünfzigstel gegen dasselbe ausrücken und wegen der Schwierigkeit geistiger und leiblicher Hilfsmittel diesen Kampf in der Ferne selten so lange ertragen als die kleinere Zahl in der Nähe. Das lehrt die Geschichte der berühmtesten Kriege und größten Feldherren, daß ein Heer von 100000 bis 150000 Mann die Zahl ist, wo der Geist des Befehls, sowohl aus dem Heere als aus dem Führer hervorgehend, die meiste, geschwindeste und geordnetste Schnellkraft hat, daß

die größere Zahl, wie sie wächst, immer mehr in die Gewalt des Zufalls fällt, wo dem hohen Genius des Feldherrn der Umgriff und Durchgriff zu mangeln beginnt, daß aber Scharen von 300000 bis 500000 Mann in einer gleichen Kraftäußerung und Anstrengung selten lange zusammengehalten werden können. Dies sei gesagt zum Trost für diejenigen, welche Überschwemmungen und Niedertretungen der Freiheit durch die Menge fürchten möchten. Sie sind freilich sogleich da, wo keine Wehrmannschaft ist.

Die Wehrmannschaft setzt den Krieg wieder in sein Recht ein, sie gibt ihm den heiligen und hohen Ernst wieder, den er seit zwei Jahrhunderten fast verloren hatte, sie reißt ihm die gleißende Larve des Leichtsinns und der Spaßhaftigkeit ab, wozu er erniedrigt war. Denn was aus dem Gefühle und der Liebe und dem Zorn eines ganzen Volks hervorgeht, muß freilich ganz anderen Nerv und Kern haben, als was leichte Kabinettkünste und höfische oder diplomatische Anzettelungen sonst geboren haben. Denn man mag den Krieg ansehen, wie man will, als einen Greuel oder eine Wohltat des menschlichen Geschlechts, der Schein eines Mitteldings zwischen Ernst und Scherz, wie wir ihn so oft haben führen sehen mit lügenhafter Menschlichkeit, matter Schläfrigkeit und langsamer Quälerei, wobei die Völker doch zertreten werden, jenes halbe Spiel darf er nicht sein, sondern ein Spiel auf Tod und Leben, ja selbst auf Tod und Leben der Reiche und Völker muß er sein.

Die Wehrmannschaft verkürzt den Krieg. Ein ganzes Volk, das die ganze Kraft dreinsetzt, bringt stehend oder erliegend immer geschwindere Entscheidung als stehende Heere, die von beiden Seiten immer langsam wiederergänzt werden und das Übel durch das Verschleppen der Zeit erst recht zu einem fürchterlichen Übel machen.

Die Wehrmannschaft hindert den leichtsinnigen und ungerechten Krieg, der mit stehenden Heeren so leicht anzufangen ist und oft durch die Lüsternheit dieser stehenden Heere danach angefangen wird. Was sonst der herrschsüchtige Einfall eines Eroberers, die Tücke eines Günstlings, die Laune einer Kebsin leicht anzünden konnte, wird gefährlicher gewagt, wo die Herzen und Fäuste eines ganzen großen Volks mit dazugezogen werden sollen. Ein Krieg um nichts, ein ungerechter und toller Krieg ist ein gefährliches Spiel, wenn den Leuten, die darin sterben sollen, einfällt, ob er auch überall eine Not von Gott und vom Recht war.

Dies und viel anderes könnte man mit viel schöneren

Farben und Verzierungen gegen das stehende Heer und für die Wehrmannschaft sagen. Aber auch schon hieraus erhellt, welch eine Anstalt die Wehrmannschaft für die Sicherheit, Freiheit, Selbständigkeit und Ehre der Völker ist, wie sie eine heilige Flamme jeder hohen Gesinnung und stolzen Tat, eine Züglerin und Hemmerin und Bändigerin der Tyrannei, Eroberungswut und Gewalt werden kann. Darum muß sie auch immer und ewig allen denen verhaßt sein, welche nach willkürlicher und ungerechter Gewalt streben — ihre unsichere Stütze ist das stehende Heer — aber Herrschern, welche auf Hoheit, Mut, Freiheit und Gerechtigkeit stehen und mit diesen Pflegern und Haltern der Unsterblichkeit für das Edle wagen und dulden wollen, muß es wohl das Herrlichste dünken, mit der Wehrmannschaft für Ehre und Vaterland ins Feld zu rücken.

Ich habe oben gerühmt, daß die meisten Herrscher und Fürsten des deutschen Landes diese schöne Landwehr pflegen und fördern. Doch dünkt vielen biedern Vaterlandsfreunden die Zahl der stehenden Heere in Deutschland immer noch zu groß und für das durch zwanzigjährige Kriege und mancherlei Unglück durch Schulden und Finanzen gedrückte Volk eine zu schwere Last, die ihm auf das schnellste abgebürdet werden sollte. Die Klagen darüber mögen natürlich sein; sie sind nicht allenthalben billig. Auch dies muß sich durch allmähliche Übergänge machen, und hin und wieder ist gottlob! ein solches Streben der edleren Herrscher sichtbar. Wegen der Stellung der Fremden zu uns, wegen der Not bei der Wiederbelebung und Einrichtung der Wehrmannschaft, wegen der wirklichen Gleichgültigkeit oder gar Abneigung des Volks gegen den würdigen Kriegsdienst, eine Gleichgültigkeit und Abneigung, die sich in manchen Gegenden des Vaterlandes nicht leugnen läßt, wo sie, was ihnen beides Pflicht und Ehre dünken sollte, nicht begreifen wollen, muß erst in dem Gewöhnlichen alles tüchtig durchgearbeitet und vorbereitet werden, damit das Ungewöhnliche kommen und werden könne. Es muß das geschehen, was viele sagen: **Das Volk muß erst durchexerziert werden.** Ich bin nun freilich nicht ganz der Meinung; ich weiß wohl, daß es Mittel gibt, und sicherere und schönere Mittel, das ganze Volk bald wehrhaft und waffenlustig und geübt und rüstig zu machen. Aber daß diese Mittel jetzt schon gebraucht werden könnten, ist bei der Stellung und den Verhältnissen der Dinge und Personen unmöglich. Ein Menschenalter muß gewiß vergehen, bis die deutsche Wehrmannschaft ganz das werden kann, was sie ihrer Natur nach sein könnte und sein sollte. Denn durch das ganze volle Gemüt, durch die ganze Sitte

und Erziehung des Volks muß diese Anstalt gehen, damit sie in unserer christlichen Zeit auf eine christliche Weise und mit christlicher Zucht das werden könne, was sie zur Zeit unserer Vorfahren auf heidnische Weise einst war. Die Einrichtungen unserer Staaten, die Ansichten der Herrscher, die Vorurteile der Leute aus der alten Schule und überhaupt aller derjenigen, die von Natur zu einer engen Schule gehören, die Vorurteile der durch das Neue Benachteiligten oder Verletzten und viel anderes, das zu tief liegt, als daß es hier erörtert werden könnte, machen es noch unmöglich, daß diese Anstalt werden kann, was in ihrer Idee liegt, eine zugleich politische und sittliche, großartige Erziehung des ganzen Volkes im Sinn der christlichen Demut und der christlichen Hingebung des Lebens und aller irdischen Güter und in Wiederbelebung und Wiederherstellung der einfältigsten Staats- und Regierungsverhältnisse, wie sie als ein schöner Traum vor der Seele des frommen Vaterlandsfreundes schwebt. Doch wie sehr wir auch noch in den Anfängen dieser Vortrefflichkeit stehen, und wie fern das Ziel noch von uns ist, wohin wir streben, so mag es doch nichts Überflüssiges sein, wenn ich hier noch einmal in einigen leichten Linien hinzeichne, was unter andern Gestalten und Beziehungen kürzer oder länger schon oft von mir dargestellt ist. Nicht, weil ich das meinige gerade für das Beste und Vollkommenste halte, sondern weil ich meine, daß es gut ist, daß wir Deutsche, welche leider gar zu leicht über das Wirkliche und über die Wirklichkeit des Augenblicks wegschweben, den Trieb nicht verlieren, über unsere wichtigsten Angelegenheiten Ideen zu wechseln. Und entsteht aus diesem Wechsel auch Krieg, was schadet denn dieser lustige Kampf, wobei gewöhnlich doch nur Federn fliegen?

Also eine allgemeine Wehrmannschaft soll sein, und das stehende Heer soll abgeschafft werden, und es soll gar nichts von ihm bleiben? Das meinst du? Das siehst du für ein Glück des Vaterlandes und für eine Erleichterung der Menschen an?

Das wäre allerdings ein großes Glück des Vaterlandes und eine Wohltat für die ganze Menschheit. Aber ganz ist das nicht möglich, wie unser Leben die Stufen und Verhältnisse unsrer und der allgemeinen europäischen Bildung und die Kriegsart und Kriegskunst der Zeit nun einmal sind. Aber die Mehrheit des stehenden Heeres will ich abgeschafft, das ganze Fußvolk will ich in Wehrmänner verwandelt wissen. Man höre:

Schweden hat seit hundertvierzig Jahren eine Art Wehrmannschaft, freilich eine sehr unvollkommene, weil sie zu sehr nach dem Zuschnitt und Geist des stehenden Heers gemodelt und

nicht unmittelbar genug mit dem Volke verbunden ist noch mit großartigen und volklichen Ordnungen, die damit verknüpft sein sollten. Seit Karl XI., einem der größten schwedischen Könige, der in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts regierte, waren drei Viertel des schwedischen Heers eine Art Wehrmannschaft und etwa ein Viertel nur stehende Truppen. Diese Wehrmannschaft, die auf schwedisch die Einteilung (indelning) heißt, erstreckt sich auf Fußvolk, Matrosen und Reiterei. Nur die Artillerie, die Leibwachen des Königs (etwa 2500 bis 3000 Mann) und etwa drei, vier Besatzungsregimenter waren stehende Soldaten. Einteilung hieß diese Einrichtung, weil das Heer nach einem Anschlage der Volksmenge und Hilfsmittel der Landschaften über das ganze Reich verteilt war, wozu sowohl der König von den Krongütern als die Grundbesitzer von dem Ihrigen geben mußten. Jeder stellte und unterhielt nach dem Maße seines Grundbesitzes eine gewisse Mannschaft, und von dem Gemeinen bis zum Obersten hatte jeder Krieger ein kleines Gütchen, Bostelle oder Wohnstelle genannt, wovon er lebte. Alljährlich hatte jedes Regiment etwa sechs Wochen eine Versammlung für Übungen und sonntäglich zuweilen kompagnie- und rottenweise. Selten geschah es, daß mehrere Regimenter für größere und allgemeinere Übungen und Bewegungen in Scharen zusammentraten. Sonst war jeder frei, ging hin, wohin er wollte, beschäftigte sich und arbeitete, wie es ihm gefiel, kurz lebte jedem andern Bürger und Bauer gleich. Darum glaubte der Fremdling in Friedenszeiten leicht, Schweden habe etwa nur 10000 Soldaten, weil diese eingeteilte Mannschaft, die doch über 40000 Mann betrug, weder in Kleidung noch in Haltung des Soldaten erschien. In diesen eingeteilten Regimentern hat von jeher der Kern der schwedischen Kriegsmacht bestanden, sie sind in allen Kriegen an Ruhm der Tapferkeit, Ausdauer und Mannszucht den stehenden, geworbenen Regimentern überlegen gewesen. Nur der Fehler war bei der Einrichtung, daß die eingeteilten Soldaten dienten, solange sie nur den Leib tragen konnten; denn ihre Wohnstelle war ihnen eine Pfründe. Daher sieht man in Schweden häufig sechzig- und siebzigjährige Soldaten im Dienst, die bei uns jetzt gottlob! eine seltene Erscheinung sind.

Dieses schwedische Mittelding zwischen Landwehr und stehendem Heer, dieses eingeteilte Heer hat bei aller seiner Unvollkommenheit und wenigen Übung solches immer geleistet; wieviel mehr wird das unsrige es tun, ein echtes, ganzes Ding und kein Mittelding, wenn wir alle jugendlichsten, fröhlichsten und lebendigsten Geister, von ernster Gesinnung und männlichem Willen

zusammengehalten und gezügelt, dabei in Bewegung setzen und in Anspruch nehmen!

Mein ganzes Fußvolk wird Wehrmannschaft. Meine Reiterei und Artillerie wird es nicht, weil diese, die erste aus zweierlei lebendigen, die zweite aus vielen künstlichen Kräften zusammengesetzt, nicht genug als Maschine geübt werden können, damit zur Zeit des Gebrauches die größte Fertigkeit und Geschicklichkeit da sei.

Ich habe außer diesen beiden auch noch ein kleines Heer von Auserlesenen, die Blüte der geistreichsten, kenntnisreichsten und erfahrensten Offiziere, einen sehr zahlreichen Generalstab, worauf auch im Frieden die größte Sorge gewandt, und zu dessen Vervollkommnung und Ausbildung keine Kosten gespart werden. Denn diese künftigen Führer und Seelen des Heers müssen das, was künstlich und wissenschaftlich für die Kunst des Krieges gewonnen ist, immer erhalten und vermehren.

Wie richte ich mein Fußvolk oder — was dasselbe ist — meine Wehrmannschaft ein?

Erstlich werfe ich ein Netz über mein Land und teile es nach seiner Volksmenge in so viele gleiche Teile, als ich Fahnen oder Regimenter Fußvolk errichten will. Ich schließe den Kreis meines Regiments ab, und alle Männer dieses Kreises zwischen dem achtzehnten und fünfundvierzigsten Jahre des Alters sind Soldaten des Regiments, diejenigen ausgenommen, welche bei der Reiterei und Artillerie, die geworben wird, oder bei dem Generalstabe Dienste genommen haben.

Nach der Kriegsordnung, die ja durch verschiedene Beziehungen und Verhältnisse in jedem Lande wieder verschieden ist, nimmt man eine bestimmte Zahl Köpfe an, woraus eine Fahne bestehen soll: 1500, 2000, 2500, 3000 und vielleicht noch mehr. Dies können wir das Einfache oder das Simplum der Fahne nennen. Es kann aber die Männerzahl zwischen achtzehn und fünfundvierzig Jahren in einem Bezirke so groß sein, daß einer Fahne 10000 oder 15000 dienstpflichtige Männer angehören. Wenn nun so große Not da ist, so wird das Doppelte oder Dreifache und Vierfache oder gar alles Wehrhafte, was schlagen kann, aufgeboten.

Jedes Regiment hat einen stehenden Rahmen von einem Obersten, Major, einigen Hauptleuten, Schreibern, Weibeln und Unteroffizieren. Dieser Rahmen wird auch im Frieden besoldet und ist immer in Tätigkeit, um das Ganze sowohl im Leben als auf den Rollen und dem Papiere zusammenzuhalten, die Übungen zu leiten, kurz, den ganzen Haufen so geordnet zu haben, daß

wann Krieg klingt, in wenigen Tagen die verlangte Zahl zum Ausmarsch fertig ist. Diese Rahmen der Regimenter sind das einzig Stehende in der von dem Volke immer ausgehenden und zu dem Volke immer zurückfließenden Wehrmannschaft.

Acht Jahre muß jeder die jährlichen Übungen des Regiments, in dessen Bezirk er wohnt, mit durchhalten, nämlich von dem Anfange seines siebzehnten bis zum Schlusse seines vierundzwanzigsten Jahres; doch als Soldat im Felde wird er vor seinem neunzehnten Jahre nicht gebraucht. Hat er seines Gewerbes oder seiner Studien wegen den Ort seiner Heimat verlassen, so muß er von dem Stabe des Regiments, in dessen Bezirk er nun lebt, einen Schein einsenden, daß er dort die gesetzlichen Übungen mitgehalten habe. Hat er wegen seiner Studien oder Reisen in fremden Ländern gültige Entschuldigung, so muß er die versäumten Übungsjahre auch nach dem vierundzwanzigsten Lebensjahre noch nachholen. Nach dem vierundzwanzigsten Jahre wird jeder zu dem Regimente gezählt, in dessen Bezirke gerade sein Wohnort ist. Bis zum fünfundvierzigsten Lebensjahre muß er irgendeines Regiments pflichtiger Wehrmann sein.

Jedes Regiment hat drei Übungsmonate, wo die Übungspflichtigen in drei Abteilungen erscheinen und jeder, wie es seinem Geschäfte und Gewerbe am bequemsten ist, vier volle Wochen in den Waffen geübt wird, und zwar einen Übungsmonat im Frühlinge und zwei im Herbste, etwa von der Mitte des Hornungs bis zur Mitte des Frühlingsmonds und den Weinmond und Windmond, weil der Frühling und Sommer die Arbeiten der Menschen am wenigsten entbehren können und der Winter zu kurze und traurige Tage hat.

Diejenigen, welche ihre acht Jahre jährlich einen Monat so durchgeübt haben, sind für die folgende Zeit von den Übungen entbunden, es sei denn im wirklichen Kriege, wo alle Kräfte hervorgesucht werden, und wo auch die älteren Männer von dreißig und vierzig Jahren sich bereiten müssen, fertig zu sein, wenn das Vaterland sie ruft. Doch muß sich jeder, der zwischen vierundzwanzig und fünfundvierzig Jahren alt ist, bei dem Anfange des ersten Übungsmonats im Frühlinge zur allgemeinen Regimentsversammlung einfinden, damit die Namen und Rollen jedes Regiments in Ordnung bleiben.

Während der Übungen unterhalten die Vermögenden sich selbst, die Armen und Unvermögenden werden auf Kosten des Regimentsbezirks unterhalten, in welchem sie wohnen.

Die Waffen gibt allen der Staat. Die Vermögenden kleiden sich selbst, die Armen werden von dem Regimentsbezirk gekleidet

nach der Vorschrift; so daß jede Gemeinde ihre Armen kleidet, wie sie dieselben während der Übungen ernährt. Die Waffen aller und die Kleider der Ärmeren werden bei dem Stabe des Regiments verwahrt, ausgegeben, wann die Übungen beginnen, wiedereingeliefert, wann sie beschlossen werden.

Vom Staate besoldet wird die Wehrmannschaft nur, die wirklich im Kriege tätig ist.

Außer dem Rahmen, der immer stehend bleibt, und dessen Stab vom Staate die ordentliche Besoldung erhält, werden keine Offiziere und Gemeine weiter besoldet. Die unbesoldeten Offiziere werden nach ihren Kenntnissen und Sitten und nach der Liebe und Achtung, die sie in der großen Bezirksgenossenschaft haben, gewählt, von dem Korporal und Unteroffizier bis zum Major. Zu den höheren Graden erhebt der Herrscher; nur daß er der Genossenschaft nicht vorbeigehe.

Bei ausbrechendem Kriege werden die Offiziere wie die Gemeinen nach dem Alter aufgeboten; so daß das Aufgebot mit den jüngsten Jahren anfängt und mit dem fünfundvierzigsten Jahre schließt. Das versteht sich von selbst, daß von Offizieren sowohl als von allen Klassen der Bürger als Freiwillige ausziehen können, welche wollen; nur daß diese sich dann selbst besolden, denn Lebensbedürfnisse und Quartier erhalten sie gleich den Gemeinen.

Wenn die Menschen so alle ohne Unterschied — nur die Krüppel und Gebrechlichen sind ausgenommen — von Jugend auf mit dem Gedanken vertraut werden, daß kein Mensch zu gut ist, für das Vaterland zu streiten und, wenn Gott will, zu sterben, wenn sie so acht Jahre geübt werden, wenn sie bis zum fünfundvierzigsten Jahre in der vollen Regimentsgenossenschaft und Dienstpflichtigkeit bleiben, und wenn — worauf wir für die Tugend, Sittlichkeit und Tapferkeit der Männer den größten Wert legen — die heimatliche Genossenschaft nie zerrissen wird, so daß Bekannte, Verwandte, Freunde und Heimatleute beisammen bleiben und miteinander in den Reihen stehen, wenn damit eine gemeinsame Erziehung und Unterweisung der Jugend und eine freie Gesetzgebung verbunden wird — wie sollte sich nicht eine edle, tapfere, begeisterte und für des Vaterlandes Ehre und Selbständigkeit bis in den Tod ringende und kämpfende Wehrmannschaft bilden, die man vielleicht vertilgen, aber nimmer besiegen könnte?

Die vier Wochen, welche für die Jugend in der Lehre und im Unterricht und für die Erwachsenen in der Arbeit und dem Gewerbe verloren gehen, werden dem Ganzen reichlich ersetzt

durch das Aufhören der Lasten, die mit dem stehenden Heere notwendig verbunden sind, und durch die Rüstigkeit und Tapferkeit, welche jeder einzelne, und durch den Stolz den Mut und die Sicherheit, welche das ganze Vaterland gewinnt. Das Fußvolk hat bei dieser Einrichtung gar keine Jahre stehenden Dienstes; denn im Kriege, wo alles heran muß, wessen das Vaterland bedarf, wird es wohl weder ein stehendes noch laufendes Heer sein: ein laufendes zuweilen wohl, aber vorwärts.

Ich habe das fünfundvierzigste Lebensjahr als den Schluß der Dienstpflichtigkeit gerechnet, Rücksicht nehmend auf eine Grenze, die man nun einmal doch jedem Dinge setzen muß, und auf eine Zeit, wo die Leibeskräfte der Männer für Arbeiten und Beschwerden die frischesten und dauerhaftesten sind. In der Regel kann man voraussetzen, daß bei einer gerecht und würdig eingerichteten Wehrmannschaft, wo keiner ausgenommen ist, welchen nicht Dienst bei stehenden Truppenarten, hohes Geschäft oder Krüppelhaftigkeit und Gebrechlichkeit von selbst ausnimmt, diejenigen Männer, welche zwischen dreißig und fünfundvierzig Jahren alt sind, selten an den blutigen Tanz kommen werden, es biete sich denn eine Gelegenheit, daß durch einen furchtbaren Druck und Schlag, wo eine ungeheure Masse sich geschwind für eine Wirkung zusammendrängt, der Krieg plötzlich geendigt und der angreifende Feind zerschmettert werden kann. Dann werden bei dem Geist und der Gesinnung, die in allen lebendig sind, alle freudig zum Kampf heranbrausen. Es werden auch bei solchen Völkern, welche das rechte Gefühl und das rechte Gesetz der Wehrmannschaft und des Kriegs haben, in Zeit großen Ruhms und erhabener Gefahr die Männer nicht stillsitzen, welche wohl mit grauen oder weißen Haaren zwischen dem fünfundvierzigsten und achtzigsten Lebensjahre noch Kraft und Lebendigkeit haben, die Waffen zu führen. Wenn die Bedingungen einer tüchtigen Wehrmannschaft, wie wir sie angegeben haben, im volklichen, menschlichen und christlichen Sinn durchgeführt sind, wenn die rechte Landwehr eingerichtet ist, so wird der Landsturm nie fehlen, sobald der Feind über die Marken des Landes dringt. Dieser läßt sich freilich in keine Gesetze fassen, er ruht allein und muß allein ruhen auf der Gesinnung, die aus dem kräftigen Gesamtleben des Staates und Volkes hervorblüht; aber je menschlicher und freier die Verfassung, je stolzer der Geist, je männlicher und christlicher die Einrichtungen eines Staates sind, desto mehr wird der Feind auch nach Siegen in einem fremden Lande selbst vor Greisen und Weibern zittern müssen. Solange Ehre, Tugend und Freiheit noch nicht mit dem Feinde kapituliert

haben, ist ein Land bei allen Niederlagen noch ein unbezwungenes Land.

Ich habe der jährlichen Übung von vier Wochen für jeden Jüngling drei Monate in verschiedenen Jahreszeiten zur Wahl freigelassen, damit jeder nach seinen Geschäften und Gewerben sich den Monat wählen könne, der ihm der gelegenste ist. Da der Landmann derjenige Teil des Volks ist, der seine Arbeiten am wenigsten aussetzen kann, so werden ihm der Vorfrühling und der Spätherbst die willkommensten sein, wo die Aussaat noch nicht begonnen hat, oder wo Ernte und Aussaat vollendet sind. Um die liebe Zeit wird überhaupt meistens ein ungebührliches Geschrei erhoben und gewöhnlich das lauteste Geschrei von solchen, die am leichtsinnigsten und ruchlosesten mit ihr umgehen. Sie ist freilich ein großes Ding im Leben, besonders wenn irgendein Finanzer sich hinsetzt und im baren Gelde den Ausfall berechnet, den einige Hunderttausende, die einige Monate für Übungen versammelt sind, durch die ruhende Arbeit machen. Aber warum berechnet man denn nicht auch einmal den Schaden, den die arbeitende oder die geschäftige Arbeit anrichtet? Das Fazit würde noch wohl etwas mehr in die Rechnung reißen. Und bringt denn das stehende Heer durch seine Übungen bares Geld hervor? Und kurz, wo das Würdige und Notwendige geschieht, da ist schon die Ewigkeit, und das bißchen Bewegung in und um uns, was man Zeit zu nennen beliebt, ruht oder ist vielleicht gar nicht mehr da. Denn leider gibt es Menschen genug, die, damit das Rechte und Tüchtige nicht werde, immer das Kleine vorhalten und vorstellen, weil sie nichts Großes vorzuhalten haben.

Und die Sitten? Diesen droht immer Gefahr, wo die Jugend in ein großes Getreibe und Gedränge von Menschen hineingestoßen wird. Indessen einmal muß sie doch in die Welt hinein. Und wenige Wochen, wo sie überdies leiblich genug zerarbeitet und ermattet wird, können gegen ganze Jahre nicht in Anschlag gebracht werden, wo in dem stehenden Dienst der Gelegenheiten der Eitelkeit und des Müßigganges soviel ist. Das ist aber hier der Vorteil, daß die ganze Genossenschaft der Heimat größtenteils beisammen ist, daß nur wenige unter Fremdlinge ausgestoßen sind, wo weder Liebe noch Ermahnung sein kann, sondern daß die meisten in der Nähe der Ihrigen unter den Augen von Bekannten und Verwandten immer Erinnerungen und Warnungen der Scham und der Zucht erhalten können, die ihnen in ferner, liebloser Fremde immer fehlen müssen.

Wir sind mit dieser trefflichen Anstalt der Landwehr, die sich gleich bei ihrer Wiedergeburt auch ohne Übung und Vor-

bereitung schon so herrlich bewährt hat, ja nur noch in den ersten Anfängen, viele Erfahrungen und Proben müssen damit noch gemacht werden, viele noch dunkle und verworrene Ideen darüber müssen sich noch mehr lichten und schlichten, viele Gespenster und Vorurteile, Nachgeburten der alten Zeit, welche sich an der längst vertrockneten Nabelschnur derselben schleppen, müssen mit ihren Trägern und Inhabern erst versinken, ehe die Wehrmannschaft zu ihrem ganzen, vollen, volkstümlichen Leben kommen kann. Wann sie aber erwachsen ist, wann der stille, bescheidene, tapfere und männliche Geist eines wahrhaft christlichen und deutschen Soldaten in jedem deutschen Jüngling und Mann lebt, ja schon in dem Knaben sich nach Arbeiten und Taten für das liebe Vaterland sehnt, dann wird der alte deutsche Heerbann, in welchem die Gaue, Freundschaften und Genossenschaften in geschlossenen Scharen miteinander auszogen und in Niederlage oder Sieg auf Tod und Leben fest beieinander standen, wieder da sein, und dann werden alle die Verhältnisse, deren einzelne Teile von mir nur kurz berührt und gezeichnet sind, sich aus dem Sinn und der Bedeutung der Wehrmannschaft von selbst ergeben und entwickeln; dann werden wie in jener ältesten Zeit die Tapfersten und Vornehmsten unter den Landsassen und die Freundlichsten und Gebildetsten unter den Bürgern der Städte gleichsam die gebornen Befehlshaber sein: jeder Bezirk wird unter der Anführung seiner besten Männer ins Feld ziehen.

Es ist jetzt bei allem hohen Sinn und tiefem Ernst, die in der Zeit leben und weben, doch noch im Kämpfen und Widerstreben ein vielfältiger Hader und Neid, wenigstens ein fast allgemeines Mißverständnis und Mißbehagen untereinander. Das Zwieträchtige hat sich noch nicht genug geschieden, gestaltet und festgesetzt, sondern jedes strebt so im einzelnen Wollen und Wirken hin. Es fehlt auch noch viel, daß Einrichtungen, wie zum Beispiel die Wehrmannschaft, die so ganz aus dem Volke hervorgehen und aus dem Volke und seiner Liebe und Treue weitergebildet werden müssen, schon ihre volle, lebendige Wirksamkeit erhalten könnten. Was auch gewisse, gemeine Seelen sagen, die alles zu Aufruhr und Frevel deuten und mißdeuten, wobei das Walten einer freien und hochherzigen Kraft geheischt werden muß, mit ganz andern Ansichten, Trieben und Gefühlen muß die Wehrmannschaft gekehrt und gehoben werden als das stehende Heer, auf ganz andere Zwecke muß sie hingewiesen, durch andere Tugenden muß sie gezügelt werden: auf den höchsten und heiligsten Gehorsam gegen Gott, den Herrscher und das Vaterland muß sie erzogen werden, damit der zweite, kleinere Gehorsam und die unerläßliche und

strenge Mannszucht des Dienstes der rechte, feste, Gott und Menschen wohlgefällige Gehorsam werde. Sie muß immer das Höchste, Freieste und Edelste im Auge haben, damit sie im schönsten Sinne bescheiden, demütig und gehorsam sei. Soll der Wehrmann gezogen und behandelt werden wie der gewöhnliche Soldat, soll man ihn nicht durch eine höhere Gewalt des Herzens lenken, sollen bei ihm nicht edlere Gefühle erregt und gepflegt werden, so werden die Spötter und Hohnlächler allerdings recht behalten, welche die Wehrmannschaft als etwas Unvollkommenes verachten und meinen, es könne nur einen tüchtigen Soldaten geben, den, der täglich auf der Parade aufzieht und mit dem kleinen Dienst und allen den nichtigen Erbärmlichkeiten und Zierlichkeiten der Eitelkeit gequält wird.

Ich habe oft bei mir gedacht, wenn ich von dem Siebengebirge und der Eifel oder vom Taunus und dem Westerwalde bis zur Westfälischen Pforte an der Weser und von dem Hunsrück durch das Land der Hessen bis zu der Ebene Thüringens, die sich hinter Eisenach öffnet, und von der Grafschaft Glatz bis Dresden fast durch eine lange Bergkette und einen Bergkessel gepilgert bin, wie in unsern Tagen noch immer geschehen könnte, was in den Zeiten des Drusus und Germanikus geschah. Damals als die rechte, lebendige und gewaltige, deutsche Wehrmannschaft blühete, wurden unsere Vorfahren wohl zuweilen in einzelnen Schlachten geschlagen, aber besiegt und unterjocht konnten sie nicht werden. Sie zogen sich in die Sümpfe, in die Wälder und Berge abwärts, neckten, beunruhigten und plagten den Feind allenthalben, schnitten ihm seine Verstärkungen und Zufuhren ab, überfielen und vernichteten seine einzelnen Scharen, drängten ihn auf der Flucht oder auf dem Rückmarsch auf das fürchterlichste. Er rächte sich zwar, wie die Franzosen sich in unsern Tagen an den Guerillas der Spanier gerächt haben, plünderte und verbrannte ihre Häuser und Dörfer, hieb die Gefangenen nieder und was sonst einzeln in seine Hände fiel; aber doch zog er bei dieser Art Krieg immer den kürzern, und jene blieben bei ihrer Art sicher reicher und wohlbehaltener als wir bei unserer Art, wo man sich ruhig überziehen und in aller Freundlichkeit Pferde und Rinder, Weizen und Wein, Kleider und Schuh' abfordern ließ und auf den Urenkel hinaus Schulden machte, um die Erpressungen und Brandschatzungen des Feindes sogleich in klingender Münze bezahlen zu können. Jene Schmach wird nimmer wiederkehren, wo zwanzig, dreißig Gendarmen und ein paar hundert Zöllner und Sünder genug waren, ganze Landschaften dem Feinde unterwürfig und dienstbar zu erhalten. Wir haben

wohl endlich auch gelernt, daß die Bezahlung mit klingendem Eisen die wohlfeilste und ehrenvolleste ist.

Man sagt gewöhnlich: Was zu Augusts und Julians Zeit tunlich war, ist es jetzt nicht mehr. Zeiten und Volk und Land haben sich auf das ungeheuerste geändert; auch öffnet die neue Kriegsart jede Kluft und jede Gebirgpforte und Waldschlucht viel leichter, als es damals geschehen konnte. Die Deutschen waren damals beinahe Wilde, wie die jetzigen Wilden Nordamerikas, die in Höhlen unter der Erde und in ärmlichen Hütten wohnten, deren Verlust ihnen wenig schadete, die wenig Ackerbau, wenig feste Sitze hatten, und deren Hauptbabe in Viehzucht und Jagd bestand. Auch das Land war damals wie der Mensch meist wild und wenig bebaut, mit unzugänglichen Morästen und Sümpfen und undurchdringlichen Wäldern bedeckt, mit sparsamen und schlechten Dörfern, mit unwegsamen Straßen und meistens wohl nur mit Fußsteigen. Da konnte man dem Feinde leichtlich entrinnen und sich mit Herden und Habe seiner Verfolgung entziehen, um nachher aus den Schlupfwinkeln der Sümpfe und Wälder und aus den Klüften der Berge mit fürchterlicher Rache über ihn herzufallen. Jetzt ist alles anders, jetzt ist dem Feinde alles zugänglich; durch Wälder und Sümpfe, durch Berge und Schlüchte bahnen Granaten und Kartätschen und flinke Scharfschützen den Weg.

Ich aber sage hiegegen: Freilich hat Zeit und Volk und Land und Kriegsart und viel anderes sich in zweitausend und achtzehnhundert Jahren sehr verändert; aber so ungeheuer waren die Verschiedenheiten zwischen jenem Alten und dem gegenwärtigen Jungen doch nicht, als man sie gewöhnlich hinstellt. Es ist das leichteste, in Gegenscheinen zu malen, aber es wird auch leicht Übertreibung oder Überladung daraus. Die Deutschen der Zeit, als sie mit den Römern um Freiheit und Land stritten, waren freilich kein gebildetes noch verziertes und verweichlichtes Volk, wie manche Deutsche jetzt sind, aber die völligste Unkunde der Geschichte und die flachste Ansicht der Welt verrät es, wenn man sie, wie doch lächerlich und ärgerlich genug noch zuweilen geschieht, mit den Wilden Amerikas fast auf eine Linie setzen will. Sie hatten feste Sitze, Ackerbau, Viehzucht, Baumzucht, ordentliche Häuser und Höfe, bei einigen Völkerschaften, die sich nicht zerstreut abbaueten wie so manche saissische Stämme, auch Dörfer, eine wohlgeordnete und stolz beschützte Freiheit und eine Kriegskunst, wogegen sich die Römer in ihrer mächtigsten Kaiserzeit kaum behaupten konnten. Lauter Dinge, die Halbwilde nie besessen haben. Ihr Himmel und Land war freilich

rauh, es gab keine ordentlichen Landstraßen, viel weniger Hochstraßen und Kunststraßen, es gab vielleicht ein Drittel Sumpf und Wald mehr als jetzt. Das war es aber auch alles. Wäre Deutschland, wie viele in übertrieben wilder Vorstellung es schildern, damals ein Land gewesen, wie jetzt die Sümpfe Lapplands und die wüsten Striche Nordamerikas sind, wo hie und da im Abstande von drei, vier Meilen einzelne erbärmliche Hütten gestanden, woher hätten dann die Heere kommen sollen, bei einem so unbeträchtlichen Umfange, als das jetzige Westfalen und die Harzlande sind, die den bestgerüsteten und bestgeführten Römerscharen von 80000 und 100000 Mann so oft den nicht unblutigen Rückzug zu weisen verstanden? Und welch ein Übermut ist es, worin man die in mancher Hinsicht kleinere und dummere Zeit überschätzt, wenn man Völker Wilde zu nennen wagt, die eine Kriegskunst und Verfassung hatten wie die Katten, Cherusker, Chauken! Und auch was man von der jetzigen Kriegsart und Kriegskunst spricht, hält nicht Stich. Da hat ja das Gift auch immer sein Gegengift in sich; es heißt ja hier auch: *Man antwortet, wie man gefragt wird*, und antwortet aus seinen bekannten Sümpfen, Wäldern, Bergen und Schlüchten viel sicherer, als die Frager fragen können, die auf unbekanntem und gefährlichem Boden unsicher treten und das schwere Gerät von Bomben, Granaten und Kanonen nicht in gehöriger Menge allenthalben mitschleppen können. Und wie? Wenn der Mut und die Feurigkeit des Kriegs dahin wächst, daß die Menschen häufiger nächtliche Angriffe und Überfälle wagen, wozu niemand größern Beruf hat als ein Landsturm, wie sieht es da aus? Es haben uns die Tiroler und Spanier und Russen und die Vendeer und hie und da auch andere wohl bewiesen, wie auch jetzt noch jedes Land, wenn es von tapfern und hochherzigen Männern bewohnt wird, viele natürliche und nicht leicht gewinnliche Festungen hat.

Ja ich kann mir einen Landsturm denken, der, wohlgeübt in den Waffen, die der jetzige Kriegsbrauch zu den fürchterlichsten macht, nie seine Wirkung verfehlen kann und jedem Feinde den Gedanken teuer machen muß, über unsere Grenzen weit ins Land vorzudringen. Wir haben der Küstengegenden und anderer Gaue genug, die mit Wassern, Bächen und Strömen durchschnitten sind, andere, wo Berg an Berg und Hügel an Hügel mit Wald und Gebüsch und mit manchen bösen Verstecken und Schlüchten sich hebt, noch andere, wo viele dichteste Wälder auch in den Ebenen sind. Welche Schrecken können in diesen Höhlen des Hinterhaltes auf jeden nicht zu starken und siegreichen Feind lauern,

und wie wird es ihm fast unmöglich, seine Zufuhren, Verstärkungen und Gerät an sich zu ziehen! Freilich wenn ich an unsern Bürger und Bauer denke, wie er in vielen Landen Deutschlands jetzt noch ist, so kommt mir die Idee des Landsturms zuweilen selbst etwas lächerlich vor. Aber durch eine ausgebildete und vollendete und mit dem rechten Geist erzogene und getränkte Landwehr wird der Landsturm zu seiner Zeit von selbst werden. Ohne hohen Vaterlandsgeist und ohne tüchtige Waffenübung kann er freilich nicht sein. Wann aber alle Jünglinge und Männer die Kriegsschule durchgemacht haben, wann alle mit den Waffen vertraut sind und wissen, wo die wirklichen und wo die eingebildeten Schrecken des Pulverknalles sind, wann ein edles, freies Bürgerstreben und Bürgerleben erst durch alle durchgedrungen ist, dann ist der Landsturm immer von selbst da, kann werden die Männer und Greise, die nicht ins Feld entboten werden, sich der Pflichten gegen das Vaterland und Arbeiten gegen den Feind nicht entlassen glauben, sondern wo sie können, werden sie an ihn setzen, und er wird nicht mehr, wie in unsern Tagen gesehen worden, durch ein paar reitende Gendarmen und aus seinem Feldlager unterschriebene und an Pfählen und Straßenecken genagelte und geklebte Befehle und Drohungen Landschaften von einer halben oder ganzen Million Seelen wie Gänse und Schafe in ihrem knechtischen Stall halten können.

Ich habe angedeutet, durch welche Übungen und durch welchen Geist eine stolze und feste Wehrmannschaft, wie mir scheint, gebildet werden und das stehende Heer, wenigstens das Fußvolk, allmählich schlafen gehen kann. Viel würde es auch wirken auf die Reizung und Belebung des kriegerischen Sinns, wenn die Gesetze und Anordnungen der Regierungen dafür sorgten, daß die Menschen auf eine natürliche und spielende Weise tirolisch und panduriſch im Gebrauche des Feuergewehrs geübt würden. Das müßte das Gesetz verordnen — es hat vormals in Deutschland gegolten, bis auf unsere Zeiten auch noch in einigen vormals hanſiischen Städten — daß jeder angesessene Hausvater durchaus ein Gewehr oder eine Büchse haben müßte; und darüber müßte von der obrigkeitlichen Behörde jährlich ordentliche und strenge Schau gehalten werden. Wann diese Ordnung erst feststände, und wenn man dann in allen Bezirken in der fröhlichen Frühlings- und Sommerzeit Schießübungen anstellte, die sich von selbst machen würden, wenn man nur Preise aussetzte und den besten Schützen eine Art öffentliche Ehre erzeigte, und wenn die Regierungen solche edle und männliche Waffenspiele überhaupt als etwas Fröhliches und Löbliches unter ihre Hut

und ihren Schutz nähmen, so würde das Tapfere und Kriegerische auf die unschuldigste und würdigste Weise immer im Volke genährt und bewahrt. Ich möchte doch sehen, ob bei solchem Sinn und solcher Übung des Volks die Welschen, wenn sie uns am Rhein auch zweimal und dreimal geschlagen hätten, zwischen den fränkischen und hessischen Bergen den Zug durch Thüringen auf Erfurt und Leipzig oder den anderen Weg zwischen den beiden Friesländen und dem Hessischen, Waldeckischen und Lippischen über Münster auf Minden gegen die Weser oder den dritten Weg längs dem Main auf Würzburg, Nürnberg, Regensburg oder den vierten längs der Donau durch den Schwarzwald ebenso gegen Osten so leicht wagen würden, als sie in den letzten Jahrhunderten gedurft haben. Wenn man auf den Flanken noch Hunderttausende von Männern lauschend und lauernd hat, von welchen man nicht weiß, ob sie nicht einen guten Tag alle Sturmglocken der Herzen und Türme ziehen und in hellen Haufen aus ihren Bergen, Sümpfen und Wäldern rücken, so wird jeder kühnste Zug ein sehr mißliches Spiel.

Dies ist meine Idee einer deutschen Kriegsordnung und der künftigen Wehrmannschaft. Der Krieg wird dadurch mehr ruhend als fliegend und ziehend. Je größer und zahlreicher die stehenden Heere, je mehr vereinzeltes und heimatloses Gemisch ohne Gott, Religion, Vaterland und Heimat sie sind, desto brauchbarer sind sie einem Eroberer, mit ihnen die Welt zu durchziehen und zu überziehen. Sie, selbst unstete und leichtsinnigste Feldflüchter, Durchreiser aller Länder und Heere, machen ihren Gebieter leicht zu dem, was unser alter, treuer Schuhmacher und Dichter zu Nürnberg weiland Hans Sachs auf das Wörtlein Kaiser reimt, zu aller Welt gewaltigem Durchreiser. Die Wehrmannschaft hingegen wird dem Gemeinsamen und Vaterländischen nicht entzogen, sie bleibt immer ganz in dem Volke und in dem Gefühle und dem Leben des Volkes. Wann sie sich durchgearbeitet hat und durch alle Adern und Nerven des ganzen Volkes gedrungen ist, dann liegt dieses Volk auch in aller seiner Freundlichkeit und Milde immer wie ein schlafender Löwe da, mit dem man wohl zuweilen spielen kann, den man aber nicht necken darf. Denn das ist recht, daß ein Volk, das gern selbst Frieden hat und andern Frieden läßt, auf den übermütigsten Angreifer und ränkischen Überlister die ganze volle Kraft loslasse und ihn so strafe, daß ihm die Lust vergeht, die geheiligte Grenze zu überschreiten. Eroberungen aber und Vergrößerungen über das Gebiet seiner Sprache hinaus sollen immer mehr von allen als ein Greuel verflucht werden; denn alle Listen von wilden Tyrannen

und unruhigen Eroberern würden zu großen Taten gestempelt, wenn sie nicht so genannt würden.

Sehen wir nun unser liebes Vaterland an, wie es politisch und geographisch liegt, welche zwei furchtbare Monarchien das unter viele Herren geteilte und jetzt nur bloß durch ein leises und loses Band der Verträge verbundene von zwei Seiten einschließen, ja einklemmen, so müssen wir wohl beten und wünschen, daß alles, was ein festes Band der Idee werden und das Geteilte und Lose zusammenziehen und verbrüdern kann, am sorgfältigsten genährt und gepflegt werde, damit wir nicht wieder als Raub und Spott der Fremden unselig auseinanderfallen, wie es nun seit zwei Jahrhunderten erlebt ist. Denn schreiben wir nicht 1818 nach Christi Geburt? Sind es nicht gerade zweihundert Jahre, als der verderbliche Dreißigjährige Krieg begann? Was bei unserer gefährlichen Lage in Hinsicht der beiden übermächtigen Nachbarn ein Großes und als bindende und verbrüdernde Idee Gewaltiges heißen könnte, wäre eine über ganz Deutschland nach einem Zuschnitt und in einem Sinn eingerichtete Wehrmannschaft, wodurch wir bei dringenden Gefahren durch die Menge und den Geist der Streiter das ersetzen könnten, was uns an Fertigkeit und Einheit des Befehls und der Herrschaft vielleicht abginge. Denn das ist Deutschlands größtes Leid gewesen seit vielen Jahrhunderten, daß in allen Kriegen, die das Vaterland bedrängten und bedrohten, einzelne Teile des Reichs über alles Maß und alle Gebühr angestrengt werden mußten, damit die andern, die solche Kriege oft mit der Gleichgültigkeit betrachteten und beschwatzten, als ob sie am Ganges und Mississippi geführt worden, in nichtiger Faulheit stillsitzen und allenfalls obenein den Gewinn noch berechnen konnten, den sie ihnen durch gesteigerte Preise ihrer Erzeugnisse und Waren brachten. So haben vorzüglich viele kleine Staaten Deutschlands immer ihr Glück gepriesen, daß sie nicht so sehr von Zöllen und Akzisen und Warenverboten und stehenden Heeren geplagt werden als die größeren, und preisen dies Glück zum Teil noch, wenn sie sich mit Preußen und Österreich vergleichen, weil diese letzteren, wenn nicht alles untergehen soll, sogleich alle ihre Kräfte aufraffen und ihr ganzes, volles Leben dreinsetzen müssen. Dieser Zustand und diese Gesinnung, Deutschlands Schande und Jammer, wodurch in der schändlichsten Habsucht und Eigensucht die Liebe und Treue untergeht, die allen Deutschen gegeneinander gemeinsam sein sollte, muß billig aufhören, das deutsche Volk muß durch seine Gesetzgebung so miteinander verbrüdert und verschlungen werden, daß alle nur eine Freude und ein Leid haben können.

Nichts könnte im größeren Stile geschwinder für diese heilige Verwunderung wirken als eine rechte und gerechte deutsche Kriegsordnung der Wehrmannschaft. Wir Deutsche, die im Ratschlagen immer mächtig sind, haben auch nicht Zeit, uns über eine solche Anstalt lange hin und her zu beraten und zu bedenken; die Wölfe und Füchse schwänzeln nicht bloß um die Mitternacht, sondern bei hellem Tage genug um unsere Tore hin und lauschen, ob die Hühnerställe und Schafställe auch verschlossen sind.

6. Über deutsche Art und über das Welschtum bei uns.

Also wieder solche Überschrift, wieder die gefährliche Deutschheit, die der Polizei ein Anstoß und den Vorzimmern und Teetischen ein Gespött und Gelächter geworden? Was willst du dich unter so viele Narren und Gecken mischen, die durch alberne Worte und Werke diese Überschrift so entweiht haben, daß jeder sich dadurch gleichsam freiwillig den bunten Harlekinsrock anzieht?

So sprechen viele kluge Freunde, welche einem in der Welt gern den Anstrich der Wohlanständigkeit, allenfalls auch der Feierlichkeit und Vornehmigkeit sichern möchten. Ach, ihr klugen Freunde, die Herrlichkeit von Wohlanständigkeit und Ernst und Feierlichkeit ist in dieser Zeit nicht zu retten. Sie mögen das Ihrige bedeuten, wo die Welt im leisen, philisterigen Paßgängerschritt so zwischen Schlafen und Wachen schwankt; aber wann alles in Nöten untereinanderrennt, schreit und lärmt und stößt und drängt und jeder sein bißchen Leben aus dem Orkan und Vulkan zu reißen und zu flüchten sucht, da wird die Zierlichkeit, die ihr meint, eine vornehme Lüge, wo man statt des ehrlichen Gefühls, das aller Welt gleich sein und es aller Welt gleich tun soll, etwas erheucheln und erkünsteln will, das nicht da sein darf, wenn es bei einzelnen auch wäre. Vielleicht bin ich in dieser Aufschrift und in ähnlichen Aufschriften den Leuten siebenmal zum Toren geworden; so mag ich ihnen denn das siebenundsiebzigste Mal auch zum Toren werden und meinethalben mit den Narren und Gecken, die auch das Ernsteste und Würdigste zur Torheit stempeln können, in eine Klasse fallen. Das schadet nichts, wenn die Sache, die ich will und meine, nur eine gute und rechtschaffene Sache ist. Jeder treibe das Seine und treibe es recht — wahrlich recht und Wahrheit wird Recht und Wahrheit bleiben, und wenn Eitelkeit und Prahlerei und alles, was Schein und Lüge Widerliches und Fratzenhaftes haben, sich mithineinsetzten und mit den Widersachern alles Eigentümlichlebendigen und Freien in verblendeter Narrheit das ver-

bündete Spiel spielten. Denn freilich die törichten und albernen Freunde schaden der rechtschaffenen Sache und den rechtschaffenen Menschen immer mehr als die bittersten Feinde. So ist es aber ja immer gewesen und wird es immer sein. Das ist das irdische Los des Vergänglichen und Unvollkommenen. Auch was wir am besten wollen und meinen, wird uns nie rein geboren, sondern wir müssen mit dem Süßen immer das Bittere einschlürfen. Wer das nicht mag, und wer sich gebärdet, als liege sein ernstes und feierliches und vornehmes Wesen zu hoch hinaus über dem Gebiete, wo Torheit, Narrheit und Eitelkeit und das nedende und zerrende Lügenspiel von Freunden und Feinden sich im albernen Wettstreit tummeln, der bleibe immer davon, aber er erlaube uns, an dem Ernst der Tugend und Erhabenheit einstweilen ein wenig zu zweifeln, worunter er seine Gleichgültigkeit vermummt. Es kommt ja einst der Tag, der es alles ausweisen und offenbaren wird, und vor dessen gewaltigem Klange auch das Beste, was aus Tintenfässern und Gänsefedern fließt, ein kleinliches und erbärmliches Geschnatter wird.

Deutsche Art hat es wohl immer gegeben. Hätte sie nicht im tiefsten Grunde des Volkes geruhet, so wären wir sicher noch Knechte der Franzosen, und Napoleon machte jetzt vielleicht eine Lustreise über Dresden, Berlin, Danzig, Riga, Petersburg, Smolensk und Kiew und besuchte seinen Vetter, den Großtürken in Konstantinopel, statt daß er in St. Helena sitzen muß. Aber zurückgedrängt und äußerlich fast erloschen war diese Art an vielen Orten; wir trugen uns mit dem Gepräge und hie und da auch mit dem Sinn der Fremden herum, wußten kaum noch etwas von der Herrlichkeit und Großheit unserer Väter, wandelten gefühllos und liebelos unter ihren erhabensten Arbeiten, Denkmälern und Werken und kannten viele derselben gar nicht mehr; ja schlimmer noch verlachten wir als Albernheit, Schwerfälligkeit, Roheit und Geschmacklosigkeit, worin eben die herrlichste Tugend und geistigste Fülle derselben erklärt und verklärt war. So waren wir, d. h. die sogenannten Gebildeten und Gelehrten, größtenteils selbst noch in einer Zeit, wo es gottlob! wieder vom Vaterländischen und Deutschen zu singen und zu klingen begann, so waren wir selbst noch in den Jahren 1760, 1770 und 1780; wir äfften und pfaueten und fuchseten uns, halbe Engländer und Franzosen, ja zuweilen wohl Türken und Polacken zu sein. Nur Deutsche mochten wir nicht sein. Das Volk und die Art war uns zu altfränkisch, possierlich, schwerfällig und lächerlich. So stand das, was das Salz der Erde, das Bildende, Belebende und Erquickende für das Volk hätte

sein sollen, entweder still, indem das Fremde und die Äfferei mit dem Fremden uns lähmte und erstarrte, oder es ging gar im Schlimmen und Verkehrten vorwärts. Das Volk aber, das gottlob! draußen noch vieles an sich trug, was jene Gebildeten und Gelehrten als das Veraltete, Rohe und Geschmacklose verspotteten, konnte auch seines Besitzes nicht froh werden, dessen Wert und Kostbarkeit es gar nicht kannte; ja es begann wohl hie und da schon an ihm selber irrezuwerden, da es von jenen, die es als seine Führer und Regierer ehren mußte, verlachen und bespotten sah, worin sein ganzes Leben und sein bestes Gemüt beschlossen war. Diese Verkehrtheit der Gebildeten und diese Gleichgültigkeit und Verwirrung des Volkes hat Gott im Himmel gejammert, und durch ein geschwindes und unsägliches Unglück von zwanzig Jahren und durch alle Schmach und Verhöhnung, die einem gebeugten Volke nur widerfahren können, hat er die Verblendung von uns genommen und uns wieder uns selbst offenbart. Ich will nicht eben sagen, daß wir schon hell sehen, was wir sind, und was wir sein können; nein, manche von uns sind immer noch verblendet und verwirrt. Aber in vielen von uns ist doch so ein dunkles Gefühl erwacht, daß es für jedes Volk, das als Volk bestehen und handeln will, einen eigentümlichen Boden gebe, eine Grundkraft und Grundart, welche man Volkstümlichkeit und bei den Deutschen also deutsche Art und deutsche Volkstümlichkeit oder mit einem kurzen Worte Deutschheit nennen könnte.

Von dieser fast vergessenen und lange verschwiegenen Deutschheit und von deutscher Volkstümlichkeit und deutscher Art und Sitte und Sprache hat man in unsern Tagen, wo Gott uns Sieg und Wiederaufrichtung verliehen hat, wieder angefangen zu reden und zu predigen und aus den verschiedensten Zungen und Herzen zu singen und zu klingen. Versteht sich, daß in einem Zeitalter, wo alles bekrittelt und bespöttelt werden muß, auch über diese Namen und ihre Bedeutung genug gespöttelt und gehöhnelt worden, und daß der eine seine Deutschheit in diesem, der andere in jenem gefunden, der eine mehr das Leibliche, der andere mehr das Geistige, der eine mehr die Tat, der andere mehr das Werk dargestellt hat. Besonders haben viele sich bemühet, das Deutsche im Gegensatze und Gegenscheine gegen andere Völker zu zeigen und darzustellen, vorzüglich im Gegensatze gegen diejenigen Völker, welchen die Deutschen einige Jahrhunderte nachgeahmt und das Eigene darüber versäumt haben, und zwar namentlich gegen die Franzosen. Und da hat es sich natürlich begeben müssen, daß dieser Gegensatz und Gegenschein häufig mit zu

grellen und zuweilen mit völlig unrichtigen Farben gemalt ist. Denn diese Art Gemälde erfordern einen feinen und sehr besonnenen Meister; sonst verläuft man sich dabei so leicht in das Übertriebene und Unwahre. Es hat auch bei der Freude über den wiedergefundenen Schatz der Deutschheit und der deutschen Eigentümlichkeit nicht an einem vielseitigen Streben gefehlt, ihn ja auf das geschwindeste wieder ins Leben einzuführen und dem ganzen Volke mitteilbar und brauchbar zu machen, und die Entwürfe, Vorschläge und Anstalten der verschiedenen Streber und Eiferer für die Deutschheit sind nach ihren verschiedensten Ansichten die verschiedensten gewesen, teils wie wir uns in uns selbst wiederhineinleben könnten durch eine zeitgemäße Wiederzurückführung und Wiederbelebung der deutschen Vergangenheit, teils wie wir uns aus uns selbst herausleben und entwickeln könnten in deutscher Art aus den Keimen und Elementen, die in unserer Natur liegen. Da sind denn natürlich zwei Parteien entstanden, zwischen welchen noch mehrere in der Mitte mitpläntern und mitscharmützeln, von welchen die eine durchaus nur das Gewesene und Vergangene lobt und in den längstverschollenen Jahrhunderten alle deutsche Größe und Eigentümlichkeit findet und also zur Nachahmung, ja zur Nachahmung derselben ermahnt, die andere aber durchaus mit den Jetztlebendigen, mit dem Neuen und Frischen fortstreben will und meint, daraus müsse sich alles entwickeln und gestalten, die Zeit müsse sich aus der Zeit gebären, das Gewesene sei gewesen und das Vergangene veraltet und könne nicht als etwas Belebendes und Erquickendes, sondern nur als ein erschreckendes und erstarrendes Gespenst und Leichenungetüm ins Leben treten. Beide übertreiben es natürlich, die einen sind zu sehr Realisten, die anderen zu sehr Idealisten. Nach den ersten bedürfte ein Volk überhaupt keiner Geschichte weder als Warnung gegen das Böse und Übel, — und o gegen das Dumme! — noch als Ermunterung und Erquickung zur Tugend, es könnte das Vergangene sogleich mit dem ewigen Vergessen zudecken und sprechen: Du bist gewesen, du bist tot und frommest den Lebendigen nichts mehr; nach ihnen wären die Völker einem unsichtbaren Dämon, Zeitgeist genannt, der unter der Decke der Erde wühlte, gleichsam einem blinden Verhängnisse, überlassen, da müßte es klingen: Nur immer die Segel frisch ausgespannt, je frischer die Winde brausen! Nur mit Mut und Kühnheit drauf eingegangen! Die Zeit wird sich dann schon aus ihr selbst machen, ihr werdet schon werden, was ihr werden könnet. Nach den zweiten hätte man auf nichts als auf die dünnen Schatten der Vergangenheit zu sehen und sich diese in möglichst ätherischer

Verklärung einzubilden, kurz immer nur rückwärts zu schauen — und alle Tugend, Kraft, Kunst und Glück müßten sich dann wohl von selbst einfinden. Es ist aber offenbar, daß die ersten zuviel Leben in das Tote und die zweiten zuviel Tod in das Lebendige bringen. Wer bloß in der Vergangenheit leben und die Gegenwart mit Gewalt in sie zurückziehen will, der will etwas ebenso Törichtes, als wer meint, daß in jedem Punkt der Zeit, worin wir leben, daß in der Gegenwart immer ein volles Leben sei und sich immer allein aus ihm selbst entwickeln könne. Vielmehr muß das höchste Leben, die Idee, ewig am meisten in der Vergangenheit weilen und nur zuweilen in die Zukunft hinausfliegen, sie muß als Sehnsucht, als Erinnerung, als geistige Liebe unser Dasein umschweben, damit es nicht bloß ein tierisches Dasein sei; aber das geringere Leben, ich möchte es das Blutleben und Fleischleben nennen, was drei Viertel irdischen Stoffes und etwa ein Viertel Geistigkeit hat, dies muß im Vertrauen auf Gott und auf die Zeit bewußtlos aus der Zeit hervorwachsen und versuchen, ob es eine eigene Herrlichkeit und Gestalt werden könne. Es liegen ja die Zeiten nicht so getrennt, als sie uns dünken; Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind ja eigentlich ein Nichts, kleine Stunden- ja Sekundenmesser für unsere Kurzsichtigkeit, Zeichen unserer Geistesschwäche, welche nicht alles in allem zusammenfassen kann: es ist nur eine einzige, ewige Zeit. Dies ist so wahr, als Leib und Seele und leibliche und geistige Kräfte an sich ja ungetrennt und in der Wirkung und Handlung untrennbar sind; unsere Schwäche trennt sie auf Augenblicke in dem Begriffe, damit wir an den einzelnen Erscheinungen des Daseins ein wenig ziffern und hieroglyphisieren können.

Außer diesen nach verschiedenen Seiten hin Wesenden, Strebenden und Eifernden, die oft vielleicht in törichter Zwietracht sind, weil sie zu Feines fassen und erklären wollen, ist noch ein drittes Geschlecht, das mir von Herzen verhaßt ist, die sogenannte vornehme Rangloge im Schauspielhause des deutschen Parnasses. Die da ihren Platz genommen haben, gebärden sich, als schaueten sie aus eitel hellem Sonnenschein auf nichts als auf Verdüsterte und Umnebelte herab, und als trieben alle andere nichts als Kleinigkeiten und Eitelkeiten. Diese hochtönenden und hohnlächelnden Gesellen sagen: Was Deutschland und deutsche Art, Tracht und Sprache, was dies Rufen und Warnen und Weisen und Vorschlagen, dies Erfassen und Ergreifen des einzelnen, dies Flicken und Bessern und Bilden am einzelnen? Es ist das Lächerlichste und Kindischeste und verrät die kindischeste Dumm-

heit und Eitelkeit. Nur immer die hohe Idee festgehalten, nur alles immer auf das höchste und tiefste Leben bezogen — ist dann in dem deutschen Volke etwas, das ihm eigentümlich innewohnt und keinem andern Volke, etwas vorzüglich Lebendiges und Kräftiges, so wird es zu seiner Zeit schon blühen und sprießen und bedarf aller der Vorberatungen und Meisterungen und Vorhilfen und Nachhilfen nicht. Die Leute, welche von deutscher Sitte, Tracht und Sprache, von Wiederauflebung und Wiedererweckung der deutschen Turnkunst und Kriegskunst und von vielen andern großen und kleinen Deutschheiten und Deutschtümern sprechen und die Dinge durchaus einzeln machen und beleben wollen, mögen es wohl ehrlich meinen, aber sie sind herzlich dumm. Es kommt auf etwas ganz anderes an, auf den Geist, auf die Idee, auf etwas Tiefes und Unergründliches. Daraus soll ein Volk gebaut, das soll aus einem Fünkchen zu lichten, hellen Flammen aufgeblasen werden, da und da allein soll die rechte, fliegende und siegende Deutschheit gehofft werden und nicht von so vielen einzelnen Erbärmlichkeiten und Spielereien.

So klingen diese vornehmen Idealisten der Deutschheit, diese aufgebläheten Blasen eines gelehrten Hochmuts, die erst in den letzten fünfundzwanzig Jahren angefangen haben, sich auf unserm Wasser aufzuwerfen. Wahrlich, was diese Hoffärtigen zu wissen und zu glauben vorgeben, das wissen und glauben wir auch. Wir verehren mit ihnen die Idee, den stolzen Geistesflug, der das Höchste begehren muß, damit nur irgend etwas Hohes auf Erden werde als das Erbe, das uns Jesus Christus der Heiland für alle ewige Zeit auf die Erde herabgebracht hat, als das köstlichste Erbe, das deutschen Menschen besonders anzugehören scheint; wir wissen, daß, wo diese Flamme nicht brennt und leuchtet, alles andere, was der Mensch bilden und schaffen will, mit dem Stempel der Eitelkeit und Nichtigkeit gestempelt sein muß, aber wir wissen auch, daß in den unteren Gegenden des leiblichen und geistigen Wirkens und Lebens viele einzelne Kräfte, Künste und Vorübungen nötig sind, viele Vorarbeiten und Vorbereitungen, damit dieser himmlische Same, wenn er ausgesäet wird, den Acker fruchtbar finde. Der Mensch, das zwischen Himmel und Erde ewig hin und her gezogene und schwebende Wesen, verfehlt sein irdisches Dasein, wenn er das, was ihn zwischen beiden hin und her zieht und oft in so gewaltigem Schmerz und fürchterlicher Sehnsucht reißt, nicht ins Gleichgewicht bringen kann. Dieses Gleichgewicht wird freilich nur dort oben gestiftet durch die Fülle des himmlischen Geistes oder — was dasselbe ist — durch die Fülle der Idee und durch den Frieden, der durch

sie und durch Gott in das menschliche Herz fließt. Aber daß der Mensch dahin gelange, daß er, einmal dahin gelangt, auch darin bleibe, dazu bedarf er vieler halb irdischer, halb geistiger Hilfen, er bedarf mancher Übungen und Arbeiten und Gewohnheiten, welche zuletzt Art und Sitte, auch etwas zu freigebig zuweilen wohl Tugend genannt werden. Mit Recht wird also der Spötter und Hohnlächler wieder bespottet und belächelt, der von seiner Höhe, auf welcher er darum noch kein Besitzer ist, weil er sich daraufgesetzt hat, aus seinem erträumten und erlogenen idealischen Himmel, die mancherlei einzelnen Bestrebungen und Übungen wackerer Menschen als kleinliches und jämmerliches Treiben verachtet. Der ist in dem rechten Himmel, worin Demut und das Gefühl unserer irdischen Beschränktheit und Bedürftigkeit wohnen soll, der auch das Geringste erkennt und ehrt, wodurch redliche und treue Menschen an dem Guten bauen, der auch das kleinste Steinchen und Hölzchen würdigt, das sie zum großen Tempelbau Gottes und des Vaterlandes herbeitragen. Denn in dem vielen Einzelnen besteht das Ganze, in dem vielen Kleinen das Große. Nur die Gesinnung, womit der Mensch handelt, macht hienieden alles klein oder groß. Bei uns ist das Eigentümliche im äußern Leben so verwischt, so mit fremden Farben übertüncht und überkleckst, so mit fremden Weisen und Gestalten verkleidet und verlarvt, daß unser inneres Leben, wie geistig und idealisch es auch sein mag, doch nie etwas Großeigentümliches, etwas in Freude und Schönheit der Gestalt Echtdeutsches werden kann, bis diese fremdartige, welsche Gleisnerei und Ziererei aus unsern Weisen und Sitten verbannt ist. Wer also für deutsche Art, Sitte, Sprache, Tracht etwas Würdiges und Tüchtiges tut, erscheine es einzeln auch noch so klein, ja wer nur dahin wirkt, daß das Welsche und Fremde allmählich als häßlich, albern und abgeschmackt von uns erkannt wird, was es ja wirklich auch ist, der tut etwas sehr Löbliches und Verdienstliches und soll sich durch die vornehmen Wolkenlächler im Sonnenscheinmantel nicht stören lassen. Und würde durch alles dieses Streben das Rechte und Zweckmäßige, kurz das, was mit einem Worte deutsch heißen dürfte, auch noch nicht gefunden, noch wirklich in das Leben und Gemüt des Volks gebracht, so haben diese schon dadurch für das Bessere und für die bessere deutsche Zeit gewirkt, daß sie die elende Jämmerlichkeit und Possierlichkeit aufdeckten und offenbarten, worin wir uns als Affen der Welschen und Engländer so lange vornehm gebrüstet haben. Bei diesem Streben einzelner wohldenkender und wohlgesinnter Männer laufen freilich oft die allerwunderlichsten Verirrungen mit unter,

welche jenen gemeinen und vornehmen Widersachern reichlichen Stoff zum Spotten und Lachen geben. Das kann nicht anders sein in einer Zeit wie die unsrige, wo alle Gerüste und Gestalten der Welt veraltet und zerschlagen untereinandergeworfen liegen und die Reife noch nicht da ist, eine neue feste Welt wiederzubauen und zu gestalten. Viele bringen auch in das, was einzelne würdig gemeint haben und im Leben und Werke würdig und einfältig darstellen, so viele Ziererei, Eitelkeit, Albernheit und Übertreibung, daß selbst den treuesten Freunden der guten deutschen Sache sich beides vor Lachen und Weinen die Augen mit Tränen füllen müssen. So wird allerdings in der geckischesten und verziertesten deutschen Tracht und in dem wunderlichsten Rotwelsch, das die, welche es brauchen, reines und gediegenes Deutsch nennen, auch in einer gewissen Plumpheit und Derbheit, die oft in Grobheit ausartet, die neue deutsche Art und Sitte, wie die Feinde sie nennen, häufig leider fratzenhaft und widerlich genug vorgetragen; da doch die das Deutsche wirklich begriffen haben und aus dem Innersten ihrer Herzen herausfühlen, wissen, daß Stille, Einfalt, Bescheidenheit und Einfachheit in Tritt, Wort und Tracht die einzig rechte deutsche und christliche Art ist. Denn auch in christlicher Milde, Sanftmut und Demut soll die deutsche Art jetzt auftreten; sonst ist sie keine, und die Spötter behalten recht, welche sagen: Jene fratzigen und bärbeißigen Neudeutschen mögen sich anderswo die Bären und Auerochsen suchen, welche einst in dem Lande ihrer Väter brüllten, aber jetzt in Deutschland nicht mehr gefunden werden.

Ich will hier noch einmal mein Glaubensbekenntnis ablegen. Törichter Gebrauch, alberne Eitelkeit, falsche Deutung und Anwendung haben von jeher auf Erden auf Augenblicke das Würdigste und Heiligste entweihen können: wie sollten sie nicht etwas entweihen, was recht in der gemeinen Mitte des Lebens steht, und es zum Gelächter des vornehmen und geringen Pöbels machen? Ich habe mich oft darüber ausgesprochen und tue es hier noch einmal, daß ich es für keine kleine Pest des deutschen Lebens halte, daß wir im Umgange und Leben welsche Weisen und Zierlichkeiten gebrauchen, daß wir uns mit jeder neuen Mode welsch oder englisch kleiden, daß wir unsere Häuser und Kleider und Gebräuche und Gesichter, ja unsere Kinder und Kindeskinder immerfort verwelschen und verfälschen; daß ich es daher für recht etwas Löbliches und Verdienstliches halte, wenn nur irgendwo, sei es auch in einer unscheinbaren Kleinigkeit, der Anfang gemacht wird, dem elenden ausländischen Götzendienst ein Ende zu machen. Nur eine einzelne welsche Tünche ab-

geblättert, eine einzelne welsche Zierat unsers Leibes lächerlich gemacht — man kann dazu rufen: item es hilft! Diejenigen aber, die das Deutsche, die deutsche Volkstümlichkeit, Art, Kunst und Sitte immer im Munde führen und durch Übertreibung und Prahlerei und Eitelkeit das Gute entweihen, welches ohne sie bald allen gut erscheinen müßte, ermahne ich der ernsten Zeit und der deutschen Tugend und erinnere sie, wie jämmerlich es ist, daß sie da, wo sie gegen welsche Eitelkeit, Lüge und Zierlichkeit predigen, mit deutscher Eitelkeit, Lüge und Zierlichkeit anfangen. Denn das deutsche Volk kann vieles ertragen, das aber kann es nicht ertragen, wenn man ihm eine junge und unflügge Narrheit unter dem Titel eines uralten deutschen Ernstes verkaufen will. Es muß seiner Natur nach Einfalt und Bescheidenheit wollen, und diese Zeit, wenn sie irgend etwas Gutes hat, zeigt offenbar wieder ein Streben der Anerkennung des Einfältigen und Bescheidenen und nimmt es freundlich auf, wo es nur erscheint.

Über deutsche Tracht, Sitte und Art habe ich mich oft und weitläufig ausgelassen; und es ist nun kaum nötig. Dergleichen Dinge entstehen und bleiben, wenn sie entstehen und bleiben können, sie müssen anerkannt werden, damit sie gelten. Ein höherer Geist und ein höheres Streben muß allerdings schon im Volke sein, wenn solche Einzelnheiten etwas bedeuten sollen, die wir aber nicht Kleinigkeiten schelten lassen. Nur das ist das Verdienstliche, daß man zuweilen wieder davon spricht und daran erinnert, daß es nicht so gleichgültig ist, als es ihnen deucht, daß der ernste und sinnige Deutsche in einem Rocke auftritt, worin immer nur ein leichtfüßiger welscher Stutzer hüpfen sollte, und daß die deutsche Jungfrau mit der leichtfertigen Buhlerin in Paris gleichen Schmuck anlegt. Es soll billig Ungleichheiten des Äußern geben, wo die Ungleichheiten des Innern die größten sind. Die uns vor einem gewissen christlichen, gottseligen Zusammenschwimmen und Zusammenfließen der Völker vorpredigen, haben wahrlich Christi Wort: „Einen Hirten und Eine Herde" nimmer verstanden, sowenig als sie die irdische Welt verstehen, und was der Mensch darin sein kann und sein soll; und in dem Sinn, aus welchem sie gegen die Abscheidung und Sonderung der Völker und gegen einen idealischen Volkshaß predigen, würden sie selbst gegen die christliche Liebe und den christlichen Zorn predigen. Oder soll kein christlicher Zorn sein? Ihr Elendigen, ihr werdet nimmer die Bibel deuten ohne den tiefen Zorn, der selbst in Gott wohnen muß, wenn er nicht der Gott der Faulen und Feigen heißen soll. Ihr werdet

uns aber keine Stelle in der Bibel zeigen, woraus hervorginge, daß er sich den Gott solcher genannt hat.

Und was ist der Haß, was ist denn Abneigung gegen ein fremdes Volk? Ihr wisset nicht, was ihr scheltet. So ist die Beschränktheit des einzelnen Menschen und des ganzen Volkes, daß sie nicht alles dürfen, daß sie nicht alle Triebe, Kräfte, Gelüste, Fertigkeiten, Anlagen der ganzen Welt in sich tragen noch aus sich entwickeln noch weniger von außen her in sich aufnehmen können noch dürfen. Wenn ich sage, ich hasse den französischen Leichtsinn, ich verschmähe die französische Zierlichkeit, mir mißfällt die französische Geschwätzigkeit und Flatterhaftigkeit, so spreche ich vielleicht einen Mangel aus, aber einen Mangel, der mir mit meinem ganzen Volke gemein ist. Ebenso kann ich sagen: Ich hasse den englischen Übermut, die englische Sprödigkeit, die englische Abgeschlossenheit. Diese gehaßten und verachteten und getadelten Eigenschaften sind an sich noch keine Laster, sie hängen bei den Völkern, die sie tragen, vielleicht mit großen Tugenden zusammen, die mir und meinem Volke fehlen. Das mag ich erwägen und muß ich erwägen, wenn ich als Philosoph, als Geschichtschreiber, oder wenn ich gar als Weltbürger die Völker und ihre Schicksale in der Idee betrachte. Ganz anders muß mir aber das alles erscheinen und in ganz anderen Beziehungen und Wirkungen, wenn ich mich als Einzelwesen und mein Volk als das deutsche Volk dagegenhalte, oder wenn ich gar untersuche, wie diese Eigentümlichkeit des Franzosen und Engländers (und meinethalben des Polacken und Portugiesen und jedes andern Volks), diese an ihm hervorstechenden Eigenschaften auf mich und mein Volk wirken müssen oder gewirkt haben, wenn wir sie uns zueignen und in uns aufnehmen wollen. Wenn ich sehe, daß wir durch Nachäffung welscher Zierlichkeit, Feinheit und Geschliffenheit zu matten und langweiligen Affen werden, die das Bewußtsein ihrer eignen Tüchtigkeit und Herrlichkeit darüber verlieren, wenn ich sehe, daß der englische Übermut und die englische Sprödigkeit uns für das Leben nur noch unbehilflicher und unliebenswürdiger und unmitteilender macht, uns aber von dem Stolz und dem Trotz auf Freiheit und Recht nichts gibt, was als ein innerer, fester Kern der Tugend unter der herben englischen Hülle liegt, so hasse ich in meinem und meines Volkes Namen eine Erziehung und Gewöhnung, welche uns weder zu leichten und liebenswürdigen Franzosen noch zu stolzen und aufrechtgehenden Engländern, sondern höchstens zu traurigen und lächerlichen Halblingen beider machen kann, zu Dingern, die keinem Volke angehören und keiner Welt angehören sollten.

Mögen diejenigen, welche diese kümmerliche Weichlichkeit bei uns immer noch fortsetzen wollen, mich um diesen Haß hassen, mögen sie mir als fromme Theologen und seufzende Christen ihr Christentum als Schild entgegenhalten! Ich sage ihnen zum drittenmal: Sie sind erbärmliche Theologen und noch erbärmlichere Christen. Eben das Evangelium Christi ist die rechte Lehre des Zorns und der Liebe auf Erden, eine rechte brennende und scheidende Feuerflamme, damit im höchsten Himmel des Gemütes und der Idee die freie und hohe christliche Liebe werde; es ist der rechte, scharfe und strenge Scheidekünstler, der große Alchimist von Ewigkeit her, der mit dem unbarmherzigen Geist alle unreinen und eitlen und lügenhaften Zusammenmischungen sondert, damit er die gereinigten und wieder wahr und unschuldig gemachten Einzelnheiten mit desto seligerer Liebe umfassen könne. Darum laßt uns die Franzosen nur recht frisch hassen, laßt uns unsre Franzosen, die Entehrer und Verwüster unserer Kraft und Unschuld, nur noch frischer hassen, wo wir fühlen, daß sie uns unsre Tugend und Stärke verweichlichen und entnerven! Als Deutsche, als Volk bedürfen wir dieses Gegensatzes, und unsere Väter waren ein viel besseres Volk, als wir jetzt sind, als der Gegensatz und Widerwille gegen die Welschen am lebendigsten in ihnen war. Wir werden beide dabei gewinnen, und was wir wirklich Ideales und Allgemeines in uns haben, uns desto heiterer und ungetrübter mitteilen können: wir werden als Menschen menschlicher miteinander umgehen. Ich weiß, ich spreche hier vielen ein Rätsel, aber es muß ja denen ein Rätsel bleiben, die keine menschliche Sprache verstehen. Legte ich es ihnen breiter aus, wähnten sie nur, daß sie es verständen, sie verständen es aber doch nicht. Diese Sachen sind so fein, daß man sie nur mit dem Herzen und dem Glauben verstehen kann. Doch muß ich von dem größten Verderben, von dem Franzosentum der Sprache unter uns, noch etwas Breiteres sagen. Dieser Teufel ist zu mächtig, er hat sich zu tief in unsere edlen Teile eingefressen, als daß er so leicht auszutreiben wäre als allenfalls der französische Rock und Bückling und der französische Kopfputz und die Salbenbüchschen und Riechfläschchen von Paris. Ihr mögt ihm hunderttausend feiste Säue zuschicken, die ihm mit fürchterlich schaudervoller Ironie ihr Kiwi! Kiwi! Wuj! Wuj*) zuschreien, sie können ihn allenfalls in ihr Seebad mithinablocken, aber ersäufen werden sie ihn nicht.

Meine ich, daß dieser Teufel ganz ausgetrieben werden soll,

*) Das Volk kennt diesen Teufel lange und nennt ihn in diesem angespielten schweinischen Scherz auch mit seinem rechten Namen. Kiwi = Qui vive? Wuj = Oui.

daß man überhaupt nicht mehr Französisch lernen soll? Nein, so Törichtes meine ich nicht, sondern ich meine nur die übertriebene Buhlerei und Abgötterei mit dieser Sprache, ich meine vorzüglich den Mißbrauch, der in der großen und vornehmen Welt und in der Erziehung der Kinder der gebildeten Volksklassen mit ihr getrieben wird. Dagegen und darüber habe ich mich oft stark erklärt und kann es hier ja noch einmal wieder tun, des lieben Wörtleins gedenkend: Der Tropfen höhlt den Stein aus. Die Krankheit ist so eingewurzelt und das Übel so hartnäckig, daß eher zehn andere Lügenteufel auszutreiben sind als dieser zierlichste und gaukelischeste von allen.

Ich bin billig. Ich lasse den Gebrauch der welschen Sprache gelten vorzugsweise für zwei Arten Leute, ich lasse ihren mäßigen Gebrauch gelten für alle in dem Maße, wie man andere neue europäische Sprachen lernt und übt. Aber das Zuviel, besonders der letzterwähnte Mißbrauch derselben muß gerügt werden, weil das alte Übel, gegen welches wir nun bald zweihundert Jahre kämpfen, und welches über unser Vaterland so namenloses Weh und in das von Natur feurige deutsche Gemüt so viele jämmerliche, zierliche Kälte und Vergeistigkeit deutscher Art und Tugend gebracht hat, dadurch immer wieder frisch fortgepflanzt wird.

Welche sind die zwei Arten Leute, für welche ich den Gebrauch und die Übung der welschen Sprache vorzugsweise gelten lasse?

Es sind die Handelsleute und die Diplomaten, auch eine Art Handelsleute und Makler.

Die französische Sprache ist einmal in einem allgemeinen und breiten Weltbesitz, und man mag ihr diesen beneiden oder nicht, durch bloßen Neid und Groll darüber, daß sie darin ist, kann man ihr diesen Vorzug nun einmal nicht mehr entwenden. Da dergleichen Weltbesitz unmöglich etwas Zufälliges sein kann, so setzt er etwas voraus, was uns und andern Völkern fehlen muß. Uns Deutschen vor allen dringt sich wohl von selbst die Frage auf, warum wir, die Weitverbreiteten, die in Ungarn und Siebenbürgen fast ein Volk sind, die längs der ganzen Ostsee hinauf wohnen, die in den großen Hauptstädten Rußlands zu Vierzigtausenden und Dreißigtausenden ansässig sind, doch unserer Sprache keinen so weiten und allgemeinen Weltbesitz haben verschaffen können? Und wirklich, wenn wir der Sache mehr auf den Grund spüren, so werden wir leicht finden, daß die französische Sprache mit Recht im Besitz ist. Sie ist ein leichtes, klares, bestimmtes Tauschmittel der Gedanken für alle Welt, eine rechte, bequeme Münze für den täglichen Gebrauch, nicht so tief und

schwer und unbestimmt und überschwenglich als die deutsche und einige andere Sprachen, für den Weltverkehr und für die leichte Unterhaltung über leichte und feine Dinge der Gesellschaft und des Gespräches wie geboren. So ist sie in Europa als die bequemste und leichteste Sprache einer Gesellschaftssprache erfunden worden und wird es auch wohl bleiben. Der Kaufmann und Gewerbsmann und auch der reisende, der sich im leichten Leben durch die Welt umtummeln will, wird wohl kaum etwas Leichteres und Brauchbareres für sich finden. Ebenso ist es mit dem Diplomatiker, dessen Rolle es eben ist, daß er oft das Schwerste und Ungefälligste wenigstens auf die leichteste und gefälligste Weise ausspielen soll. Er bedarf gerade einer sehr geschmeidigen, gebildeten, gefügigen, ich möchte sagen proteischen, in den mannigfaltigsten Gestalten und Bildern und Scheinen wie die dünne Luft und der Schaum auf dem Wasser hinspielenden und hinschimmernden Sprache, die neben ihrer Klarheit und Bestimmtheit den Vorteil hat, daß in ihr durch den äußerst geselligen Charakter des Volkes, dem sie angehört, eine unendliche von beziehlichen Abstufungen feinster Schatten und Lichter sowohl für die äußere als für die gemütliche Welt und eine Menge von halben Wahrheiten und halben Scheinen liegen, welche sie in der schlüpfrigen Weltwelt, wo mit den mannigfaltigsten Scheinen und Gegenscheinen ewig zwischen Lüge und Wahrheit gewebt und gespielt wird, zu einem einzig brauchbaren Gerät machen. Etwas anderes aber ist es, ob durch die Spiele und Künste der Diplomaten überhaupt soviel ausgerichtet wird, als sie glauben, und noch etwas anderes, ob die Völker sich gefallen lassen dürfen, daß die französische Sprache die alte lateinische aus dem hergebrachten Rechte verdränge, die Verträge und Urkunden der Völker miteinander auszudrücken; ob, wenn die eine neuere Sprache sich dies Recht herausnimmt, nicht alle andere auf das gleiche dringen können, und ob nicht jedes unterhandelnde Volk das verlangen soll, daß in dem Vertrage sowohl die lateinische als die eigene Sprache nicht bloß der französischen zur Seite stehen — denn wer zur Seite steht, scheint eine Art Diener — sondern diese ganz ausschließen, es sei denn, daß mit den Franzosen selbst etwas abgeschlossen würde, wo ihnen billig gebührt, was den andern. Ich meine, alles dies fordert die Würde der Völker.

Also den Handelsleuten, welche flüchtige Weltleute sind, und den Diplomaten, die mit leichten Künsten spielen müssen, gestehen wir willig den Gebrauch der französischen Sprache im vollsten Umfange sowohl des Verstehens als Sprechens zu. Andre gebildete und gelehrte Leute mögen sie für ihr Bedürfnis lernen

und üben, wie sie andere neuere Sprachen lernen und üben, ohne daß sie eben mit der Fertigkeit des Sprechens prunken, welche doch nie eine anmutige Fertigkeit sein kann bei solchen, die nicht in täglicher Übung sind. Wenn sie ja nach Frankreich oder nach andern fremden Ländern zu reisen vorhaben, wird die Notwendigkeit des Gebrauchs und der Übung das leicht ersetzen und hinzufügen, was ihnen an Gewandtheit und Läufigkeit darin mangelt. Aber die große Rolle, welche die französische Sprache bei der Erziehung unserer Großen und Vornehmen und des weiblichen Geschlechtes spielt, als ob sie eine notwendige Grundlage und Ergänzung aller Bildung und alles Geschmacks wäre, darf sie hinfort nicht mehr spielen. Dieses alte Verderben, diese Pest unserer Kraft und Eigentümlichkeit muß einmal mit den Wurzeln ausgerottet werden; jeder, dem eine deutsche Zunge und ein deutsches Herz gegeben ist, muß dagegen auftreten und sprechen und predigen und schelten. Denn kein schlimmerer Krebs hat an uns genagt als dieser welsche, mit welchem Schwächlichkeit, Eitelkeit, Lügenhaftigkeit und Fratzereien und Ziererein aller Art zu uns gekommen sind und noch immer nicht weichen und unserem Besseren Platz machen wollen. Solange dies Unkraut bei uns wuchert, kann unser reiner Weizen unmöglich in Freudigkeit aufschießen.

Ich brauche hier nicht breit zu erzählen, wie es seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, schon ein halbes Jahrhundert vor dem Dreißigjährigen Kriege, sich gewendet hat, wie schon damals Europas Babel, Paris, anfing, sich als Hauptstadt unsers Weltteils, als die Stadt aufzustellen, in welcher alle Kunst, Sitte, Feinheit, Liebenswürdigkeit und alle höchste Bildung und feinster Geschmack heimisch seien. Damals schon ward es Brauch, daß die Söhne deutscher Fürsten und Herren nach Paris reisten und dort einige Jahre zubringen mußten, damit sie einst als Spiegel der schönen und feinen Gesellschaft im Vaterlande glänzen könnten. Aber allgemein ward diese Ansicht, man kann wohl sagen diese französische Sucht und Wut, in einer Zeit, als deutscher Haß gegen die Überlister, Räuber und Verheerer des Vaterlandes den Weg zwischen dem Rhein und der Seine auf ewig hätte sperren sollen, in jener Zeit, als Ludwig XIV. in Frankreich regierte. Da schienen alle anderen Völker so gar nichts zu sein noch zu haben, so gar nie etwas gewesen zu sein noch gehabt zu haben; so daß die französische Zierlichkeit und Eitelkeit, die französische Sprache, Sitte, Kunst und Wissenschaft alle Länder überschwemmte und nicht allein in den Sälen des Fürsten und Grafen als etwas Auserlesenes umging,

sondern selbst in die Häuser des deutschen Bürgers eindrang. Dies gab in allen Beziehungen, in allen Verhältnissen und Ansichten des Lebens, der Wissenschaft und Kunst eine fast allgemeine Weltverwandelung, Europa ward mehr oder weniger verwelscht und verfranzösiert, und was jedes Volk bei sich Herrliches und Treffliches besaß oder besessen hatte, ward so verachtet und vergessen, daß wir uns in den letzten zwanzig Jahren, wo uns die Augen von der langen Verblendung aufgegangen sind, gewundert haben, daß unsere Väter vor den Franzosen schon etwas gewesen sind, daß sie in Werk und Tat, in Kunst und Wissenschaft früher wohl schon etwas gehabt und geschaffen haben, das besser ist als das beste Französische des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts.

Diese Verblendung und die Erstarrung und Entseelung, die daraus folgte, und die Gleichgültigkeit und die Vornehmigkeit gegen das Eigene und Deutsche hat zwar das ganze Volk teilen müssen, aber die Vornehmsten und die Gelehrten sind doch am verderblichsten davon erfaßt worden: und zwar die letzten mehr von dem allgemeinen Geist, der durch und mit dem Franzosentum in die Welt gekommen war, die ersten ganz eigentlich auch von dem besonderen Geist der welschen Sprache, weil sie bei ihnen, so geläufig es von deutschen Lippen ging, auch eine sprechende Sprache sein mußte. Überdies, was eine von Kind auf mitsprechende und mitlebende fremde Sprache bedeutet, und wie sie neben der Muttersprache, ja wohl über der Muttersprache und ihrem Geist in mitempfindender, mitliebender, mitwirkender Gemeinschaft bei dem Fremdling endlich eine zweite Sprache werden muß, über diese Schwächung und Verwirrung des Tiefsten und Innigsten im Gemüte und in allen hohen und unerklärlichen Urbildern der Seele und des Lebens hier noch einige flüchtige Worte. Wer sie verstehen will, versteht sie wohl.

Die Gelehrten und überhaupt die anderen Gebildeten des Volks, welche nicht zu den sogenannten höheren Ständen gerechnet werden, lernten die französische Sprache bloß für den alltäglichen Gebrauch des Lebens oder für das Verständnis der französischen Wissenschaft und Literatur, nicht damit sie täglich in derselben redeten und deutsche Gefühle und Gedanken kümmerlich genug in sie hineinübersetzten. Aber weil diese Sprache von allen neuen Sprachen am meisten im allgemeinen Gebrauch war, weil die Meinung mit dem Verständnis und der zierlichen Anwendung derselben eine hohe Würdigkeit und eine Ähnlichkeit mit der feinsten und vornehmsten Welt verband, so erhielt die welsche Sprache in dem Vorurteil ein Ansehen, und auch das in

ihr Gedachte und Ausgesprochene erhielt ein Ansehen, was ihnen an sich gar nicht gebührte. So ward alles früh bestochen, das Französische für das Erste, ja fast für das Einzige in der neuen Welt zu halten, wenigstens in Hinsicht des Geschmacks und der Künste und Lebenszierlichkeiten und Lebensansichten für das Einzige und Unübertreffliche. Doch saß das Französische hier meistens mehr äußerlich nur noch an den Menschen; bei unserm vornehmen Stande saß es schon fast in den Menschen. Wenigstens impfte man dies fremde Gewächs hier von der Wiege an nach der Möglichkeit ein und suchte die langweiligen, stummen, groben und plumpen Geister der angebornen Deutschheit männiglich auszutreiben. War es nicht so, und ist es leider in vielen Häusern nicht noch so, daß der Sohn und die Tochter des Fürsten, Grafen und Freiherrn, sowie er den Windeln entsprang und die ersten unvernehmlichen Naturlaute zu stammeln begann, von einem Franzosen oder einer Französin ergriffen ward: oft das loseste und leichteste Gesindel, das von dem eigenen Vaterlande ausgestoßen war, den groben und dummen Alemannen aber immer noch gut genug schien? Diese trieben acht bis zehn Jahre mit den armen Kindern ihr welsches Spiel und tauchten sie so lange in die französische Zierlichkeit unter, bis die rauhe, deutsche Rinde, womit sie oft schon zur Welt gekommen waren, ihnen abgeglättet deuchte. Die Muttersprache ward gewöhnlich ganz vergessen, von ihr konnte das Nötige von den Bedienten und Stallknechten und Jägern gelegentlich immer noch gelernt werden. Es war ja die Sprache der Langenweile, Dummheit und Grobheit, für Bauern und Bürger allenfalls gut genug, weil sie keine bessere hatten, aber nicht für Fürsten und Herren. So geschah es denn und geschieht noch wohl diesen Tag, daß deutsche Fürsten und Herren allenfalls ein geistreiches und lustiges französisches Gespräch führen konnten, aber mit der Muttersprache blöd und dumm dastanden und stotterten und stammelten, wann sie reden oder vollends wann sie ja einmal öffentlich reden sollten.

Dies wäre das Geringste. Obgleich in dem richtigen, volltönigen und vollsinnigen Gebrauch der Sprache und Rede eine allmächtige Herrschaft, ein unsichtbarer Zauber über die Geister liegt, welche auch die Vornehmsten und Höchsten wohl brauchen dürften, so war das Schlimmste das, daß durch das törichte Treiben und Üben des Fremden dieses Fremde und das Gemüt und der Sinn, die es ausdrückt, zwar selten ganz heimisch ward, daß es aber fast immer mächtig genug war, das Einheimische und Deutsche, kurz das Angeborne zu schwächen, zu verkehren und zu unterdrücken; so daß die Kraft und Herrlichkeit, die in einem

Fürſten- oder Grafenſohn vielleicht einmal die Wonne und der Stolz des Vaterlandes geworden wäre, nun von Jugend auf zerknickt und gelähmt ward, und daß häufig elende Kümmerlinge und Halblinge wurden, welche ihrem Weſen und Streben nach weder den Franzoſen noch den Deutſchen, ja oft gar keinem Volke angehörten. Ja ich ſage es geradezu, den meiſten wäre es tauſendmal beſſer geweſen, wenn man ſie ſtatt dieſer welſchen Verzierlichung und Abglättung zu den Bauern aufs Land und zu den Köhlern und Förſtern in den Wald geſchickt und hätte das Vieh hüten oder dem Wilde nachſtellen laſſen. Und hätten ſie im zwanzigſten Jahre auch nur die rauhen Töne und die natürliche Kraft und Art jener einfältigen Leute gehabt — wahrlich es wäre wohl anderes aus ihnen hervorgedrungen und hervorgeklungen und herausgeblitzt als jetzt, wo alles Hohe und Idealiſche im Keim erſtickt oder doch verkehrt werden mußte: *verwelſcht und verfälſcht*.

Will ich hiemit der Roheit das Wort reden, der völligen Vernachläſſigung der Bildung? Ja ſo weit, daß ich ſie viel glücklicher halte als eine falſche, zu frühe oder vollends eine fremde Bildung. Auf jene, welche durch Geburt und Glücksgüter ſchon hoch über die Menge geſtellt ſind, wirkt durch notwendige und unvermeidliche Verhältniſſe und Einflüſſe, die ich hier nur anzudeuten brauche, ſo vieles ein, was die einfältige Tugend und Kraft, die der liebe Gott gegeben hat, vertändeln, verzerren und verweichlichen will; ein deutſcher Prinz oder Graf läuft ſchon bei der ſtrengſten und ernſteſten deutſchen Erziehung genug Gefahr, das Derbe, Feſte und Tüchtige einzubüßen, wodurch ein Mann, ſitze er in einer Hütte oder auf einem Thron, allein ein würdiges, männliches, Gott und Menſchen wohlgefälliges Leben führen kann. Wie nun, wenn er recht abſichtlich für das Zierliche, Eitle, Spielende und Weichliche erzogen wird? Ich meine ja hier auch nicht bloß die Übung der fremden Sprache, nicht das, was nur äußerlich ſcheinen möchte, nein, ich meine das Tiefſte und Bedeutendſte, den Sinn, den Geiſt, das ganze Lebensgefühl, die ganze Lebensanſicht und Lebensgeſtalt, welche in jeder beſondern Sprache ganz eigentümlich ausgeprägt ſind. Die Wörter ſind ja nichts Totes, ſie ſind ewige Urbilder von Gefühlen und Gedanken, ſie ſind gleichſam verſteinerte und verzauberte Ideen, die durch die lebendige Rede und den warmen und lebendigen Hauch der Seele, die ſie gebraucht, in jedem Augenblicke wieder belebt werden müſſen. Was in deutſchen Menſchen Tugendhaftes und Laſterhaftes, Wahres und Lügneriſches, Treues und Untreues, Ernſtes und Scherzendes jemals gelebt hat, das muß auch

in ihrer Sprache leben; mit der Sprache muß jedem die Urgeſtalt eines Volkes, ſein tiefſtes Leben, Denken und Empfinden aufgehen. Wie nun, wenn du von der Wiege an das Welſche und Ruſſiſche, die welſche und ruſſiſche Urgeſtalt und Grundform des Lebens mit der welſchen oder ruſſiſchen Sprache in dich aufnehmen willſt? Wird neben dieſer Geſtalt, die jetzt gleichſam dein zweites Leben wird, die deutſche Urkraft, deren Keime wohl mehr in dir lagen, ſpäter noch Platz in dir gewinnen? Wird zwiſchen zwei gleichſam verſchiedenen Welten nicht unbewußt in dir ein früher Kampf entſtehen, worin du ſchon Niederlagen des Gemütes leideſt, wann du von Krieg und Streit noch keine Ahnung haben ſollteſt? Wird, wann die goldene Kindheit mit allen ihren ſeligen Blumenträumen des Himmels, mit allen ihren ſeligen Engelſpielen vergangen iſt, die Einfalt, Liebe und Treue, die im tiefſten Grunde jeder Sprache liegt als der Keim des Göttlichen im Menſchen, dir dann aus der eigenen Sprache je noch erblühen können? Wirſt du je die unmittelbare Gewalt der Rede in der Mutterſprache gewinnen, wodurch du durch die ſanfteſte und anmutigſte aller Herrſchaften herriſch uno gebieteriſch daſtehen kannſt? Der Kern der Sprache, ihr tiefſtes Leben und Lieben, wird nimmer durch Bücher gelernt, ſondern durch das Leben, und das rechte Lernen iſt da immer vollendet, ehe der junge Menſch buchſtabiert. Dann, in den erſten fünf, ſechs Jahren ſeines Lebens, muß er die innerlichen, kräftigen Geiſter ſeines Volkes, die in der Sprache ruhen, in unbewußter Unſchuld eingeſogen und empfangen haben, wie er Luft und Licht einſaugt und in Sehnſucht erfaſſet; ſpäter iſt die Empfängnis dafür bei den meiſten geſchloſſen. Man wende mir hier nicht ein, wie man die alten Sprachen lernt, und wie doch manche Neuere es darin zu einer Meiſterſchaft gebracht haben, daß man meinen möchte, die in Athen und Rom würden ſtaunen, wenn ſie ihre Werke ſtudierten. Allerdings gibt es einzelne außerordentliche geiſtige Erſcheinungen. Aber dieſe Weltwunder ſind noch wohl himmelweit von der Weltkraft, womit ein griechiſcher oder lateiniſcher Mann durch das Wort und die Rede gewirkt, wodurch er unmittelbar gelebt und gefühlt und die ſtaunende Menge entzückt oder niedergedonnert haben würde. Ich glaube, daß auch dem genialiſcheſten Menſchen bei der höchſten Kunſt, die keine Kunſt der unbewußten Kindheit und Unſchuld geweſen iſt, immer der Hauch und die Kraft des höchſten, unmittelbaren Lebens fehlen würde. Es iſt damit, wie mit dem Eger Brunnen und Selzer Waſſer, die der Apotheker in Stockholm und Petersburg macht; kann er die Seele, den Lebenshauch des lebendigen Waſſers auch ſchaffen? Und wahrlich, nicht beſſer

würde es unſern Kennern und Meiſtern in welſcher, engliſcher oder ruſſiſcher Sprache gehen, wenn ſie in Paris, London und Moskau unter dem Volke auftreten und Heere befehligen oder von der Rednerbühne donnern ſollten. Da würden ſie an einer gewiſſen Beklommenheit bald innewerden, daß ihnen etwas fehle, was in jenen Orten jeder Sackträger ſchon umſonſt hat, ein unbewußtes Lebensgefühl, ein Verſtändnis der Art — ich möchte ſagen — der Luft des Landes, kurz, die ungeheure und unermeßliche Gewalt der Natur. — O unſere armen Krüppel, unſre verwelſchten und verfälſchten Prinzenſöhne und Grafenſöhne und Herrenſöhne, die geweſen ſind — o möchten wir nicht ſagen können, die noch ſind! Dieſe ſoll man einmal herausführen aus ihren Sälen, wo das zierliche Geflüſter und Gelifpel dünngeprägter Worte meiſtens aus dünngeſchlagenen und hohlmünzigen Menſchen ziſchelt, aus ihren Vorzimmern, wo die ſüße Menſchenſtimme nie weder als ein lieblicher Blumenatem des Frühlings noch als ein furchtbares Donnerwetter des heißen Sommers noch als eine ernſte Stimme des Herbſtes weder ſäuſelt noch hallet noch ſauſet; man ſoll ſie herausführen unter ein Heer, das Aufruhr ſchreiet, unter Bauern, die ſich im wilden Zanke zerraufen — da, in der Gewalt des lebendigen Lebens ſollen ſie verſuchen, ob ihre Bruſt Menſchenſtimme und ihr Ton Machtgebot in ſich hat, ob ſie als deutſche Männer Deutſch können. Ich wette, den meiſten werden die Worte fehlen. Bei ſolchen Gelegenheiten — und das ſind ja recht Gelegenheiten für die Großen und Hochgebornen — prüfet ſich's, ob der rechte Klang und Sang in der Bruſt iſt. Wahrlich, mancher Schäfer, den man hinter ſeiner Herde wegriefe, mancher Müller, den man von der Mühle holte, möchte ſich in ſolchem Getümmel mit der Rede wohl beſſer heraushelfen, als wer von Kind auf fremde Töne nachgelallt hat. Ganz Deutſchland kennt ſeinen alten Feldmarſchall, wer hätte den Namen Blücher nicht gehört? Das wiſſen aber wenige, daß dieſer große Naturſohn auch mit den Lippen mächtig iſt, daß er die Gewalt der Rede über die Herzen gebrauchen kann, wie ihm gefällt. Er hat keine franzöſiſche Wärterin oder Abrichterin gehabt, kein franzöſiſcher Kammerdiener oder Abbé iſt beſtelliam und ängſtlich wie das Huhn und die Entchen, die es ausgebrütet hat, um den Knaben hin und her gelaufen; ohne zierliche und welſche Bildung und überhaupt ohne große Abglättung und Verzierung der Jugend hat er als Knabe ſchon den Huſarenrock angezogen, und Gottes und der Natur Gnade hat aus dem Manne gemacht, was ſie aus ihm machen konnten. Ich glaube nicht, daß Blücher, wenn er vom zweiten bis ſechzehnten Jahre ſeines Lebens mit welſchen

Meistern Welsch geplappert hätte, Deutsch reden könnte, wobei zugleich dem Korporal und General die Brust mit Flammen durchhaucht wird.

Ich spreche von einem alten Übel, von einer gefährlichen Pest, und die noch heute die gefährlichste ist, für einen Deutschen um so gefährlicher, weil wir mit den Franzosen eine gewisse Weichheit des Gefühls gemein haben, und weil das, was uns in ihnen nicht angehört und nimmer angehören darf, wenn wir nicht eitel, jämmerlich und erbärmlich werden wollen, uns durch diese die Übergänge ineinander erleichternde Ähnlichkeit desto leichter eingehaucht und eingeflößt werden kann. Wahrlich, würden unsere Fürsten und Herren von der Wiege bis zum zwölften, vierzehnten Lebensjahre ganz deutsch erzogen und gebildet, lernten sie das Lateinische, Französische, Englische, und wenn sie anderes lernen wollen wie wir anderen Knaben und Jünglinge, lebten und webten sie in ihrer lieben Muttersprache deutsch unter deutschen Menschen, d. h. unter einfältigen, natürlichen, unverschrobenen und unverschaffenen Menschen, welchen Herz und Wort auf der rechten Stelle sitzt — wahrlich wir würden andere Führer sehen, sie würden in Liebe und Treue das Volk verstehen lernen und sich mit ihm einlieben und einleben, sie würden aber auch eine ganz andere Kraft des Befehls und der Darstellung haben, als die unter Welschlingen oder verwelschten Deutschen gewonnen werden kann. Wie sie aber erzogen werden, gewöhnlich von den schwächlichsten Menschen, von Zierlingen und Weichlingen und Zinserlingen und Zimperlingen, kurz von deutschen Halblingen und Viertlingen, wenn es auch keine geborne Welsche sind, wie sie ihre Jugend nachher verleben unter Menschen, die ebenso erzogen sind, die ebensowenig den tiefen Klang und Strich des Deutschen haben, wie sollte das Wunder geschehen, daß sie in der Regel nicht die unmündigsten, unsichersten und schwächsten aller Deutschen werden müßten?

Man hat eine Anekdote von dem großen Könige von Schweden und Rheinpfalzgrafen Karl XI. Ich will sie erzählen. Als sein Vater, der kriegerische Karl Gustav starb, war er ein zartes Kind von wenigen Jahren. Seine Großmutter und ein Reichsrat führten während seiner Minderjährigkeit die Regentschaft und regierten schlecht und verschleuderisch. Die Frau und die Männer wünschten gern auch dann noch zu regieren, wann der Knabe die Volljährigkeit erreicht haben würde; sie wollten einen faulen, sorglosen, unwissenden König haben, der allein seinen Trieben und Vergnügungen nachginge und ihnen die beschwerliche Herrschaft überließe. Darum ließen sie ihn fast ohne allen Unterricht gleich

einem Straßenbuben herumlaufen und erlaubten ihm statt aller geistigen Übungen und Arbeiten das Fechten, Reiten, Jagen, Ringen und Balgen im Überfluß. Sie meinten, sie hätten sich den rechten Kappadozier erzogen, durch dessen dicht umnebelten Kopf nie ein Lichtfünklein dringen würde; sie irrten sich. Karl war mündig geworden, er war völlig unwissend, konnte höchstens seinen Namen schreiben; sie meinten, er werde die Feder nie gebrauchen als zum Unterschreiben. Er saß nun im Rate vor. Dies hatte er schon einige Male getan, stumm, blöd, verlegen, er hatte den Mund nicht aufgetan als zum Jasagen und die Hand nicht gerührt als um seine Namenzüge zu ziehen. Das dritte- oder viertemal, als er seine hohe Ratsitzung hielt, kam ein Fall vor, wo der König nein sagte und die Großmutter und Räte meinten, er müsse ja sagen. Der Reichskanzler — ich meine, er hieß Bielke und war des Königs Jugendführer gewesen, was sie einen Gouverneur nennen — hatte dem jungen Könige mehrmals begreiflich zu machen gesucht, warum er ja sagen müsse; aber umsonst. Er faßte sich darauf zum drittenmal den Mut, es ihm auseinanderzusetzen und endigte seine Erläuterungen mit den etwas starken Worten: „Jetzt werden Euer Majestät es endlich doch wohl begreifen können." Kaum erklangen diese Worte, so sprang der König, ein starker, herkulischer Jüngling, wie ein Blitz von seinem Sitze auf, riß eine glühende Feuerschaufel aus den Kohlen des Kamins, schlug damit auf den Tisch und rief: Wohl begreife ich, daß ich jetzt König bin; und ihr geht! Und sie gingen. Und dieser König, von welchem sie bei der schlechten Erziehung gehofft hatten, er werde sein Leben mit Beischläferinnen und Hengstbändigen und Bärenjagden hinbringen, ward einer der größten und wohltätigsten Könige, welche Schweden je gehabt hat. Mit rastlosem Eifer verschaffte er sich binnen wenigen Jahren die Einsicht, deren er bedurfte, um mit Recht sagen zu können: Jetzt bin ich König. Durch das natürliche Leben, in welchem man ihn hatte aufwachsen lassen, hatte er das rechte, volle Gefühl, das rechte, volle Verständnis seines Volkes und Landes gewonnen, er war ein Schwede geworden. Nie hat ein König wie dieser mit allen Klassen des Volks leben, umgehen und sich freuen können; er ist der letzte König in Schweden, der in allen Landschaften seines Reichs, in Bauer- und Bürgerhäusern eingekehrt ist und auf Bauerhochzeiten lustig mitgetanzt hat, ohne daß den andern dabei so zumute geworden, daß sie aus dem Tanze fliehen müßten. Dieser war ein König und ein Mensch. Ein tapfrer Krieger, strenger Haushalter, fester Ordner, Walter und Gesetzgeber. Ich will nun nicht sagen, daß alle Söhne von

Königen und Fürsten erzogen werden sollen wie dieser Karl XI.; aber das sage ich, daß die meisten, die man so wild laufen ließe, tüchtigere und herrischere Männer und Helden werden würden, als die man durch eine ausländische und weichliche und weibisch einsame Erziehung zu schwächlichen Puppen und Spieläfflein verzärtelt und verziert. O Verderben unserer edlen Geschlechter! Lernten unsere Knaben und Jünglinge von Jugend auf tüchtig deutsch leben wie die Fürsten weiland im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert und läsen unsere alten, tapiern Geschichten und Chroniken und freueten sich des Sanges und Klanges unserer deutschen Lieder und Heldensagen als Heldenherzen und Volksherzen — denn Volksherz ist Heldenherz — wahrlich, wir würden andere Männer erwachsen sehen. Doch Gott, der uns so weit geholfen hat, wird ja auch hier Licht aufgehen lassen aus der Finsternis, daß sie endlich begreifen, was das Rechte ist, und daß sie nur durch deutsches Gemüt und deutsches Leben und deutsche Rede deutsche Menschen beherrschen können. Der erste große Anfang wäre die völlige Verbannung und Achtung der französischen Sprache von den Höfen und aus den sogenannten vornehmen Zirkeln; und dieser Anfang kann allein von den Höfen ausgehen, denn die vornehmen Zirkel machen es den Höfen immer nach. Auf der Börse der Kaufleute mag Französisch gesprochen werden, Kaufleute, Reisende, Diplomaten mögen die französische Sprache als eine Weltsprache gebrauchen; Könige, Fürsten und Herren sollen sich mit der Sprache ihres Landes ehren, und fremde Botschafter, die zu ihnen kommen, mögen durch Dolmetscher mit ihnen sprechen, wenn sie die Sprache des Landes, wohin Geschäfte sie führen, vorher nicht lernen wollen. Das ist recht und würdig zugleich. Ein König und großer Herr, der gerade das Feste, Ernste und Bleibende, der die ewige Majestät, das Bild des ruhenden Gottes, darstellen soll, muß wegen allerlei Talente, Fertigkeiten und Liebenswürdigkeiten gerade nicht bedeutend werden wollen, die einem Künstler und Sänger und anderen Leuten wohlanstehen. Hat er sie, so gebrauche er sie zur eigenen Lust, weniger zur Lust der andern, weil für ihn und für sie die Gefahr der Eitelkeit und Ziererei droht.

Das wäre einmal wieder geredet über die welsche Sprache und über großes Unglück, das wir durch sie erlebt haben und noch erleben. Man vergesse aber nicht, daß hier am meisten die Rede ist von ihrem fast ausschließenden und törichten Gebrauch vor allen anderen neueren Sprachen und am meisten davon, daß sie vor allen anderen als sprechende Sprache gebraucht wird. Denn eben die sprechende Sprache ist das Gefährliche. Wer

sie von Jugend auf übt und treibt, der muß seine Anschauungen und Gedanken und Gefühle notwendig gegen einen fremdartigen Spiegel stellen, der muß das angeborne Deutsche endlich verkehrt erblicken, und das eigentümlichste Eigene muß ihm auf immer ein verschlossenes Rätsel bleiben. Aber, wird man sagen, es kann ja zugleich mit dem Deutschen und Französischen und allenfalls auch mit dem Englischen angefangen werden; man findet ja kleine Knaben und Mädchen von acht bis zehn Jahren, welche auf die Weise gleichsam spielend in wenigen Jahren drei Sprachen gelernt haben. Welch ein Gewinn ist das, und wie schön können sie die folgenden Jahre nun auf anderes wenden! Ja wahrlich, ein schöner Gewinn, den ich wenigstens mit euren Kindern nicht teilen mag! Freilich, außerordentliche Geister können vieles aushalten, sie schütteln später den falschen Firnis ab und reinigen sich durch eigene Kraft oft von den fremdartigen und verschiedenartigen Schlacken; aber auch von diesen außerordentlichen Geistern, wenn sie selbst aus solchem eitlen Treiben einmal eigentümlich und selbständig hervorgehen, kann man vielleicht sagen, daß sie noch mächtiger, fröhlicher und freudiger geraten sein würden, wenn nicht ein so verschiedenes Allerlei schon in den zartesten Jahren mit ihnen getrieben wäre. Bei den meisten wird dieses Mischmasch des Verschiedenen, in den Jahren eingetrichtert, wo sie die ersten einfältigen Bilder des Lebens auffaisen und aus sich entwickeln sollen, eine schwächliche und flache Charakterlosigkeit erzeugen. Man wird von den meisten, die so erzogen sind, am Ende doch ungefähr sagen müssen: Sie wissen viel, aber sie können es nur nicht recht von sich geben. Ganz richtig: die zu viele Speise, die in die zarten Gefäße geschüttet ward, hat ihnen die Kraft der Verdauung genommen; sie werden ihr Leben lang an Verstopfungen leiden müssen. — Ohne Scherz, einfältig recht und gerade wie der Weg der Natur ist, so werde das Kind erzogen, und immer müssen die Dinge, welche seinem Gemüte die nächsten sind, zuerst in dasselbe gebracht werden: also zuerst Deutsch, zuerst die deutsche Muttersprache, und dann, wann es schon reifer ist und ein festes Urbild seines Volkes und Landes sich in ihm gesetzt hat, mag man allmählich zum Fremden vorschreiten. Lernen kann der Mensch viel — was lernt nicht schon der Affe, Hund, Papagei und Falke? — freilich durch Schläge und Hunger, aber nicht durch Hunger der Seele, wie den Menschen hungert — aber wissen und verstehen wird kein Mensch je mehr, als ihm die Natur das Maß gegeben hat. Hat man dies Maß einmal überfüllt oder gar auseinandergetrieben, so mag man es nachher anfangen, wie man will, man mag daran bessern

und flicken, soviel man will — es wird alles, was man dareingießet, sich entweder in innere Trübung oder Gärung setzen oder auch irgendwo heraus- oder überfließen. Dies bedenket wohl, ihr eitlen Übertreiber! Gott läßt sich nicht spotten.

Und nun unsere Weiblein und Jungfräulein, vornehme und gebildete; — und spricht nicht selbst des Krämers und Pächters Töchterchen: Aber ein bißchen Französisch, Papa, muß ich doch wohl lernen? Das Weib soll kein Handelsmann, Reisender noch Diplomat sein, selten hat es auf Thronen und in Geheimenratszimmern darzustellen, und wir haben verneint, daß es nötig sei, daß diejenigen, welche auf Thronen sitzen und in Geheimenratszimmern und Gehörsälen als die ersten stehen, eben französisch oder irgendeine fremde und welsche Sprache sprechen. Ich habe wiederholt, was deutsche Biedermänner schon vor zwei Jahrhunderten geklagt haben, daß der Deutsche, welcher seine Töchter in welscher Sprache unterweisen lasse, sie gleichsam zu Huren der Fremden bilde. Das könnte nun wörtlich verstanden werden, wobei die Angeklagten noch am besten wegkommen würden; aber das ist eben nicht nötig. Sondern es ist eine viel schlimmere Hurerei gemeint, als die mit den Leibern getrieben wird, es ist die Hurerei des Geistes gemeint, jene, die so oft in der Bibel angeführt wird, wovon es heißt: Und Israel sündigte und fiel ab und hurete mit den Kindern Ammon und Moab und Amalek und ihren Götzen, jene Hurerei, wo Babel die große Hure genannt wird. Jenen sündlichen Abfall von Gott und von ihrem Volke, jene Buhlerei mit fremden Spielen, Gefühlen, Sitten und Trieben meinten die wackeren Männer, welche die deutschen Frauen und Jungfrauen, die zu sehr in das Französische verliebt waren, welsche Huren nannten. Diese Buhlerei ist viel schlimmer, als die mit dem schlechteren Leibe getrieben wird, hier werden der Geist, das Gemüt, die innigste Liebe und das tiefste Leben eines Volkes gerade in ihren Blütenknospen und zartesten Pflänzlein angegriffen; denn diese Blütenknospen und Pflänzlein sind die Frauen und Jungfrauen. Man predige hier aber, was man wolle, man warne, man erinnere, man bitte und flehe, die Eitelkeit und die Lüge sind immer noch mächtiger als die Einfalt und Wahrheit. Man jauchzet und singt und tändelt und faselt auch wohl sein Wörtchen und Liedchen von deutscher Freiheit, Heldentum und Macht, von dem deutschen Mann und Jüngling drein, aber das Gefühl ist noch nicht echt und die Liebe nicht stark genug: es muß doch noch ein bißchen Zierlichkeit und Manierlichkeit, ein bißchen Geschnatter und Geflatter, ein bißchen Gezitter und Geflitter, ein bißchen Französisch da-

bei sein. Wie oft habe ich mich ärgern müssen — und könnte ich das Vergnügen nicht alle Tage haben? — wann ich mit Frauen sprach, sonst gescheiten und braven Frauen, und wann wir lange gesprochen hatten und darüber einig waren, daß das französische Wesen und die französische Sitte und Sprache unsere Schwäche und unser Verderben ist und aus uns heraus muß, damit unser Eigenes, dieses Unkrauts rein und frei, wieder in seiner Frische aufschießen und aufblühen könne — ist es nicht ein Jammer, daß nach allem verständigen Gerede immer der Nachseufzer klang: Aber ach Gott! Ich kann meine Töchter doch nicht so aufwachsen lassen, mein Stand, meine Verhältnisse, die Verhältnisse, worin sie einst leben müssen, verlangen es schon; man wird einmal für dumm, unwissend und ungebildet gehalten, wenn man nicht Französisch sprechen kann; man kommt in Gesellschaften, wo man stillschweigen und sich schämen muß — ach du lieber Gott, es ist in der Welt so vieles unrecht und verkehrt, und man muß es mitmachen und kann es nun einmal nicht ändern. Und das Französische ist doch nicht ganz so schlimm, als Sie es machen. Es hat freilich viel Leichtes und Leichtfertiges und Eitles, was uns Deutschen vielleicht gefährlich werden kann; dagegen aber kann man die Kinder belehren und warnen. Es sind doch nicht lauter schlüpfrige Bücher und liederliche Reime in der französischen Sprache geschrieben, es gibt auch viele recht christliche und fromme und sittliche Bücher, woraus ein junges Kind viel Gutes lernen, und woran es ebensogut als an deutschen Büchern seinen Geschmack und sein Herz bilden kann.

So klingt es mitten aus den Seufzern des Leichtsinns oder Schwersinns heraus, und so tut man bis diesen Tag. Wir aber wollen tun, wie unsere Väter weiland getan haben, und wie unser treues und einfältiges Volk die Torheit und Eitelkeit fühlt, wir wollen das Ding bei seinem Namen nennen. Es ist eine Hurerei, eine welsche Buhlerei, eine Hurerei, wie die Kinder Israel einst mit Ammon und Moab und Asdod und Damaskus trieben, weswegen sie endlich der Raub dieser Nachbarn wurden, wie wir und unsre Tugend und Ehre und zuletzt auch unsere Freiheit durch die jammervolle Buhlerei so vielfältig der Raub der Welschen geworden sind.

Wie fremdartig und feindselig das leichte, flatternde, tändelnde, in ewigen Halbschatten zwischen Licht und Nacht, Lüge und Wahrheit hin und her zitternde, schwebende und spielende Französische schon unsern Männern und überhaupt dem deutschen Charakter ist, darauf habe ich oben sattsam hingewiesen. Die Frauen und Jungfrauen nun, diese von Natur in allen Farben,

Tönen und Gestalten mehr spielenden Wesen, nehmen viel leichter auf und behalten das Aufgenommene bei ihrer Biegsamkeit und Zähheit viel länger als die Männer: was in der ersten Jugend in sie hineingespielt wird, geht nimmer wieder heraus. Und wer will leugnen, daß das Welsche in den Frauen der vornehmen Klassen seit zwei Jahrhunderten noch mächtiger gewesen ist als in den Männern, die schon auf der staubigen Bahn des gewöhnlichen Lebens, wo sie mit allem deutschen Volk verkehren und sich tummeln mußten, wieder mehr des Deutschen erinnert wurden. Freilich, bei vielen Frauen hat der deutsche Ernst und die deutsche Liebe und Einfalt in der Regel über das Welsche, Verzierte, Kalte und Glatte obgesiegt, aber die äußere Gestalt des welschen Lebens und Wesens ist immer noch zuviel geblieben und ist noch heutiges Tages genug, selbst bei solchen, die im Herzen über die Franzosen und über das Französische sehr entrüstet sind; so daß die Kinder daran ihren Medusenschild sehen können. Ja, dieser zierliche, blanke und doch schaudervoll kalte, welsche Medusenkopf erscheint nicht bloß in den prinzlichen und hochadligen Zirkeln, er hebt sogar an den Teetischen der Beamtenfrauen und Kaufmannsfrauen seinen zauberischen Schein empor, daß die deutschen Herzen in Eitelkeit und Jammer erstarren und vergehen müssen.

Ja, ein Erstarren und Vergehen ist es und nichts anderes, ein Ersticken des Schlichten, Einfältigen, Geraden und Derben, worin der Schild und Schirm der deutschen Natur besteht, und ein Hervorlocken und Pflegen des Künstlichen, Bewußten, Zierlichen und Gleisnerischen, worin wir Deutsche nimmer mit der Unschuld wandeln können wie die Franzosen, die darin geboren sind.

Ihr meint, ich spreche bloß von der Sitte. Nein, ich spreche von der Sprache, ihrer Farbe, ihrem Klang, ihrem Geist und ihrer Art, kurz von dem ganzen inneren Leben, das sie darstellt und verrät und darstellen und verraten muß. Es ist mir bei meiner Ansicht ziemlich gleichviel, welche Bücher ihr leset — ich setze voraus, daß man der Kindheit und Jugend nichts Schändliches in die Hände gibt — ob Fénelon und St.-Martin oder die lüsterne Schlüpfrigkeit eines Grécourt und Crébillon oder die Voltairische Magd von Orleans (denn eine Magd ist es und keine Jungfrau), ich meine hier das tiefe Leben und den innigen Geist der Sprache, das ganze innere Gepräge des französischen Geistes und Charakters, das sich in dieser Sprache nun einmal abgedrückt hat. Darin ist das Leichte, Flatternde, Eitle, Bewegliche, Leidenschaftliche, in allen Farben und Gestalten bloß für den äußeren Schein Spielende und diesen äußeren Schein Darstellende, endlich das Klanglose und Gemütlose vorherrschend, woraus wohl

hin und wieder ein ganz leidlicher Franzos hervorgehen kann, woraus aber, wenn es bei uns mit der Muttermilch eingeflößt wird, ein halbierter, verzierter, verfratzter und, wann es am besten geht, in den Grundtiefen seines innigsten Gemütes und Lebens gestörter, verwirrter und geschwächter Deutscher hervorgehen muß. Und was von dem Deutschen gilt, das gilt in noch höherem Grade von der Deutschin, welche als Mutter der Kinder und als stilles und der Kindheit Weltgestalt und Weltgefühl zuerst erfassendes und gestaltendes Hausbild, wenn sie verkehrt und in ihrem Wesen verletzt ist, die Verkehrtheit und Zwietracht von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen muß. Denn ich sage es endlich — und die das Deutsche verstehen, verstehen auch meine Worte — schon in der welschen Sprache an sich ist eine Lüge der Eitelkeit und ein Bewußtsein der Sünde und ein Mangel der Unschuld, welche den Isisschleier zu früh lüpfen, von welchem man wünschen sollte, daß er über den weiblichen Herzen ewig hängen bliebe. Wie nun, wenn unsere Weiblein durch die Fertigkeit der Sprache mit wirklichen Franzosen in lebendige Unterhaltung kommen? Da muß das bunte, schlangenspielige und schlangenschillerige Teufelsspiel sich schon entwickeln — wie nun? Und ist das so leicht zu vermeiden, wenn sie die empfindsamen und lüsternen und schlüpfrigen französischen Romane und Gedichte in die Hände bekommen? Wie nun, und aber wie nun? O, es gibt noch viele Wie nun? die ich hier nicht berühren mag. Das ist unserer reinen und keuschen Sprache eigen, die vielleicht weniger sinnliche Fülle hat als einige südländische Sprachen, aber mit der französischen Sprache sich nach allen Richtungen hin messen kann, nur nicht in dem Spielenden, Schimmernden, Scherzenden und Plappernden der leichten und vornehmen Gesellschaft, was wir in dem Grade nie erlangen werden und auch nie erlangen wollen — das ist der deutschen Sprache eigen, daß sie die verbotenen Speisen des Geistes, die lüsternen Früchte des Genusses und der Gier des wilden, wollüstigen Triebes nimmer in so üppigen und zaubrischen Halblichtern und magischen, zwischen Himmel und Hölle — wo dies Gebiet auch liegt — hinspielenden Farben zeigen kann als die welsche, welche selten die Kühnheit hat, wie z. B. die italienische und spanische, ganz den Himmel oder ganz die Hölle zu zeigen. Das können wir auch; aber die Sünde mit einem Halbschein von Tugend und Anmut verzieren, wird unserer Sprache gottlob! tausendmal schwerer, als es der französischen ist.

Aber wenn man von Stande ist, wenn man wohlhabend oder reich ist und seinen Töchtern, die nicht gerade im Schweiß ihres

Angesichts mit Arbeit ihr Brot verdienen müssen, eine anständige Erziehung geben kann, was soll man mit ihnen anfangen? Willst du denn, daß man sie so ganz der lieben Mutter Natur überlasse, welche in unserer Menschengesellschaft auch eine gar wunderliche Natur ist, die sich hinter dem Vorhange von der großen Bühne gar manches erlauscht und erschaut hat, wovon sie billig nichts wissen sollte, daß man sie so ohne alle Bildung aufwachsen lasse? Nein, das will ich nicht. Die lieben Töchter können vom siebenten und achten bis zum achtzehnten und zwanzigsten Jahre, wo Gott jeder einen hübschen, treuen und tapfern Mann bescheren wolle, gar mancherlei lernen und üben zum Nutzen und zur Lust des Lebens, wodurch sie wohlgebildet heißen mögen, ohne verziert und entdeutscht zu sein. Es gibt des Schönen und Anmutigen gar viel, worauf das zartere Geschlecht von Natur hingewiesen ist, und was es oft viel geschwinder lernt und begreift als der sprödere und verschlossenere Knabe. Wie das Mägdlein gern mit bunten Blumen und Kräutern spielt, mag es ja das Leben und Weben und die Sitten und Triebe der Blumen und Pflanzen auch wissenschaftlich lernen; wie es gern singt und klingt und sich an Bildern und Scheinen freut, mag es die Kunst der heiligen Cäcilie und des Evangelisten Lukas üben und versuchen, ob es angeborne Talente dafür hat. Und die liebe deutsche Muttersprache, wie tief, wie hoch, wie weit! Wie lange hat sie daran zu lernen, wenn es ihr wirklich um Bildung zu tun ist, und wieviel kann sie daraus lernen! Und die liebe deutsche Geschichte und auch anderer Völker Geschichten und die Fertigkeiten mit der Nadel? Ich wette, ich wette, zehn Jahre vergehen ihnen in diesen Übungen wie ein Morgentraum, und aus Langerweile sollen sie sich wahrlich nicht nach einem Sprachmeister sehnen. Ich will auch das Lernen fremder Sprachen nicht verbieten — nur sei die französische Sprache von allen die letzte, wiewohl ich nicht sehe, was sie einer Frau oder einem Mädchen viel frommen sollen, da bei den Weibern tausendmal mehr als bei den Männern in dem Angebornen und nicht in dem Angelernten die Kraft und Tugend wohnt. Wer die Lust und die Leichtigkeit dazu hat, lerne sie zu seiner Freude für das Verstehen, nicht zu seiner Eitelkeit für das Sprechen. Da sind die südlichen Sprachen, die italienische und spanische, voll Wohllaut, Tiefsinn und Schwärmerei, da sind die verwandten nordischen Sprachen, die holländische, englische, schwedische, dänische. Diese letzten möchte ein deutsches Weib und Mädchen auch allenfalls sprechen dürfen; denn in ihnen klingt ein deutsches und germanisches Gemüt wieder, und es wohnet kein fremdes und welsches Verderben darin.

Doch genug. Möchten alle deutschen Mütter diese Worte mit Andacht lesen und, wer das Französische gelernt hat, es in Deutschland nie wieder über seine Lippen klingen lassen und es ihren Töchtern als ein gefährliches Rätsel verschlossen halten! Ich habe ein großes Wohl und ein großes Weh des deutschen Volks berührt. O möchten deutsche Einfalt, Unschuld und Wahrheit durch fremde Geister und Triebe da nie gestört werden, wo sie in ihrem stillen Heiligtum immer in heiterer Klarheit und Wonne wohnen sollen, wenn dem Manne auf der blutigen und staubigen Bahn des Lebens Eitelkeit, Sünde und Lüge auf jedem Schritt begegnen müssen!

7. Das Turnwesen.

Für diese gute Sache habe ich zuweilen einige gute Worte gesagt; man hat sie mir erwidert. Das ist ein ehrlicher und offener deutscher Tausch der Liebe gewesen, dessen sich keiner zu schämen hat. Einige Gewisse werden sagen, wann ich für das Turnwesen spreche: Du bist ein verwerflicher Zeuge, du bist parteiisch, du sprichst und schreibst für deine eigene Sache. Und ich antworte diesen Gewissen: Ihr sagt ganz recht, ich bin parteiisch, ich spreche in eigener Sache, ich kann gar keine andere Partei nehmen als die Partei der Verteidiger dieser tüchtigen Übungen. Seit einem halben Jahre, wo der Vorsteher des Turnwesens in Berlin die Gewissen gereizt hatte, sind eine Menge schreiender Anklagen und Beschuldigungen gegen das Turnwesen laut geworden, einige offen und ehrlich, die den Charakter des innigsten Hasses der Sache und Person nicht hehl hatten — insoweit zu loben, als der ehrlich eingestandene Haß selbst des Löblichen und Guten noch etwas Tüchtiges hat im Vergleich mit Schleicherei, die mit ihren Giften und Verhetzungen im leisen Fuchs- und Katzentritt hin und her trippelt — andere unter allen Verkappungen und Verlarvungen mit allerlei seufzenden Warnungen, lispelnden Achselzucken und frömmelnden Gebärdungen scheußlich wie der Satan, wenn er sich in einen Engel des Lichts verkleidet. In diesem finstern Schmutz der Feigheit und Bosheit zu rühren, ist gleich langweilig und unerfreulich. Ich hebe lieber den Hauptinhalt der Beschuldigungen heraus und sage darüber und über das Turnwesen, wie ich es kenne und mit Augen gesehen und mit Ohren gehört habe, einige Worte. Das Gericht dieser Welt ist nicht immer das Gericht Gottes; aber ich hoffe, Gott und der König und die Fürsten werden das Turnwesen bestehen lassen, allerdings, wie klein und verächtlich jene Ge-

wissen es auch machen möchten, eine erfreuliche Erscheinung der Zeit, woraus, wenn es in würdigen Händen bleibt und sich vor den Augen alles Volks immer einer würdigen Öffentlichkeit befleißigt, immer etwas Tüchtiges hervorgehen muß.

Die Ankläger sagen: 1. das Turnen schadet den Leibern mehr, als es sie stärkt: es schwächt die Gesundheit, 2. es schadet den guten Sitten, 3. es ist unchristlich, 4. es bildet ein freches, wildes, aufrührerisches Geschlecht, das dem Staat gefährlich ist; die Turnplätze sind die Katheder, wo Lehren ausgesäet werden, die einmal alles umkehren müssen.

Über die erste Anklage, daß das Turnen eine Art Seiltänzerei und Gauklerkunst sei, eine halsbrechende, beinbrechende, herz- und magenumkehrende, gehirnerschütternde Kunst, wodurch Leib und Seele verrenkt und verspannt und überrenkt und überspannt werden, haben solche sich schon ausgesprochen, welche den Bau des menschlichen Leibes und was Kopfoben und Kopfunten bedeutet, und wissen ein Knabe und Jüngling vom achten bis achtzehnten Lebensjahre fähig ist, gründlich kennen. Zu zarte Kinder und zu gebrechliche und kränkliche Leiber werden ja auch zu den Übungen nicht gezogen und, wenn man sie zuzieht, ganz allmählich mit hineingebracht, so daß die Schwäche sich durch die Übung stärkt und erholt, wenn sie anders überhaupt zu überwinden war. Es gehen diese Übungen ja alle ihren ruhigen Gang, Schritt vor Schritt und von Stufe zu Stufe, wie der Gang der Natur ist, und der Anblick der Turnplätze und der Turner und das Urteil und die Sicherheit, welche in der öffentlichen Schau liegt, die jedem freisteht, und die immer gleichsam ein offenes Turngericht unter freiem Himmel bildet, weist alle aus dunklen Hinterhalten kommende Verleumdungen der edlen Anstalt zurück. Freilich, das könnte sich wohl begeben, daß ein einzelner jämmerlicher Leib, der doch frühe verwelkt wäre, das Schwindsüchtige und Gebrechliche, was in ihm sitzt, durch diese Übungen eher hervortriebe und entwickelte, die verdüsterte und verblödete Schwäche und Kränklichkeit aber, die in einem bestimmten Organ noch keinen festen Sitz genommen hat, wird durch das frische und frohe Leben und Weben und sowohl durch geistigen als leiblichen Reiz nach und nach schon der Stärke und Gesundheit Platz machen müssen. Freilich, Halsbrüche, Beinbrüche, Verrenkungen, ja Tode könnten bei einer so großen Schar allerdings ebenso häufig erfolgen als z. B. bei den Übungen der Regimenter zu Fuß und zu Pferde und mit dem Geschütz. Es ist ein Glück, daß dergleichen nicht oft geschehen ist, ja bis jetzt fast gar nicht. Durch einen Schwindel, eine Ohnmacht, ja durch einen Schlagfluß, die ja hier

im Freien sich so gut begeben könnten als auf dem Stuhle oder im Bette, hätten schon einige von dem Mastbaum und andern Klimmgerüsten herunterstürzen und den Hals brechen können; Arm- und Beinbrüche und andere Beschädigungen, wie viele hätten bei den Übungen, wie viele selbst auf dem Heimgange durch den Mutwillen der Knaben und Jünglinge vorfallen können! Gott hat die Anstalt gegen ihre Feinde schützen wollen und solche Zufälle verhütet. Nun will man hier gerade tückisch zählen und rechnen, was anderswo nie gezählt und gerechnet wird. Geh nach dem ersten Dorfe und Flecken, wo in allem nur dreißig oder fünfzig Knaben und Jünglinge leben, und der eine fällt von einem Apfelbaum und bricht den Hals, der andere stürzt in einen Teich und ersäuft, der dritte balgt und ringt sich mit des Nachbarn Sohn und bricht Arm und Bein inzwei, der vierte läuft Schlittschuh, fällt durchs Eis und ertrinkt; so daß man in einem so kleinen Neste in einem Jahre oft drei, vier unglückliche Tode und Beschädigungen zählt. Und wenn nun hier auf den Turnplätzen der Zufall einmal wirklich sein trauriges Recht behauptete, könnte man das der Anstalt und den Männern, die sie leiten, zurechnen? Man sagt: „Wo Bäume gehauen werden, da fallen Späne" — nun gut, so scheltet nicht wie über etwas Greuliches und Ungeheures, wenn Menschen untergehen, wo Menschen im frischesten Leben lebendig sind. Denn würden einige durch solche Übungen selbst früh aufgerieben (allerdings immer solche einige, die in einem siechlichen und kümmerlichen Leben ihnen selbst und der Welt späterhin doch nur zur Last gewesen wären), so wird die Mehrzahl dadurch doch frischer, kühner, gewandter, gesunder und lebenslustiger, als sie bei dem kümmerlichen Ofenhucken, trüblichen Stubensitzen oder dämmernden Herumtreiben geworden wären.

Das Turnwesen schadet den guten Sitten? Bei diesem Wörtlein gute Sitten muß man billig, ehe man antworten kann, fragen, was die Leutlein meinen, die es im Munde führen. Es ist ungefähr ein so weitschichtiges und vieldeutiges Wort als die Wörtlein Gott und Religion und Staat, unter deren weiten Nebelkappe die Herren Zensoren, wenn sie wollen, eine gewaltige Tyrannei über die Geister üben können. Hier läuft das Geschrei darauf hinaus, daß die Buben wild, rauh, trotzig, unfleißig werden, daß viele auch wohl bei der Heimkehr von dem Turnplatz im Dunkeln durch Gassen gehen, wo unheimliches Gesinde lauert und sie verlocken kann. Es gibt allerdings sehr zahme, schwächliche, stille und schweigsame Büblein und Jünglinge, die man artige Kinder zu nennen beliebt, die sich von einem Stuhl

auf den andern setzen, die von einem Zimmer ins andere schleichen, die von einem Buche auf das andere fallen und dem Vater und Lehrer auch kein Blumenbeet und keinen Apfelbaum stören. Will man solche, will man diese Unglücklichen, deren fröhlicher Lebens- und Freiheitstrieb von Kind auf zerknickt ward, und die nachher als Jünglinge mit der Bleichsucht und dem Blödsinn durchs Leben schleichen, so liefert der Turnplatz von dieser Art freilich nichts. Denn eben dieses zahme, sitzende, grübelnde, grämelnde und dämmernde Leben zu vertreiben und die jungen Menschenpflanzen an Licht und Luft zum Bewußtsein des Lebens und zum Gefühl der Gesundheit und Freude zu bringen, ward er eröffnet. Daß fröhliche Buben wohl mal einen Mutwillen und einen Trotz mitlaufen lassen, und um so mehr, in je größeren Schwärmen sie miteinander sind, ist das natürlichste aller Dinge, und dafür, wann es zu schlimm wird, gibt es Zucht und Strafe. Dies Übel lassen sich verständige Männer aber gefallen, weil sie es sich gefallen lassen müssen. Wie der Wind wehen und das Feuer brennen muß, so muß die junge Kraft sausen und brausen; und über diejenigen muß man am meisten kopfschütteln, in welchen nichts sausen und brausen will. Übrigens will die zahlreiche Schar von Zuschauern, die sich in Berlin und anderswo immer bei den Turnplätzen versammelt, und von welchen ja viele mit den Jünglingen und Knaben zugleich zu Hause wallen, von frechem und sittenlosem Übermut und einem wilden Wesen, das die Ruhe rechtlicher und stiller Leute stört, nichts bemerkt haben. Man kann sich auch wohl so weit auf die Polizei verlassen, daß sie solchen Unfug, wann er wäre, zur gesetzlichen Rüge und Strafe bringen würde. — Über den Unfleiß haben die berufenen Stimmen meistens verneinend geantwortet. Er wäre auch ganz unnatürlich, denn der gekräftigte und geschmeidigte Leib muß immer wohltätig auf die Seele rückwirken, er muß auch dem Geiste geschwinderen Flug und kühneren Atem geben, zumal da ja die Turnübungen nicht bloß leibliche Übungen sind, sondern dort auch geistig geturnt wird mit Ideen und Gefühlen, welche den Anklägern freilich ein solches Rätsel sind, daß sie Gott weiß welche verbotene und verborgene Schrecken dahinter wittern. Das haben wenigstens alle Besseren bemerkt, daß seit dem großen Jahre, wo wir von dem welschen Joche befreit wurden, und seit den freien Übungen der Leiber und Geister, die nun gottlob! wieder erwacht sind, mehr Ernst, Fleiß und Sittlichkeit in der Jugend ist, als vor fünfzehn und zwanzig Jahren war. Die Gefahr des späteren Heimkehrens durch die Wüsten des Lasters mitten in der großen Stadt ist freilich eine Gefahr. Aber wenn

der Jüngling dagegen zu Hauſe keinen Schild bekommt, wenn die Lehrer und Meiſter des Turnplatzes und der andern öffentlichen Schulen ſolche Wüſten nicht in der Abſcheulichkeit und Verdammlichkeit ſchildern, die in ihnen ſind, wie magſt du ſie dann bewahren, daß die feilen Sünden ſie nicht einmal faſſen bei Tage oder bei Nacht? Und wie viele Eltern und Lehrer ſind in der Lage, daß ſie jedem erwachſenen Buben, wann er ausgeht, einen Aufſeher und Leiter mitgeben können? — Wenn man ſoviel Kleines und Großes, Ernſtes und Erbärmliches untereinandermiſcht, verrät man wahrlich mehr die Abſicht, zu verleumden, als den Trieb, die Sittlichkeit und Wahrheit zu fördern. Das müſſen wir freilich eingeſtehen, daß die zierlichen Knaben und Jünglinge, wie ſie in meinen Tagen waren, die armen, geplagten Jungen mit ſteifen Rücken, feſtgeſchnallten Beinkleidern, gepuderten Haaren und Locken und einer ganzen Ladung Salben, Talg und Haarnadeln, daß jene armen, verzierten und verſteiften Dinger, die weder Gott noch Menſchen gefallen konnten, jetzt weder auf den Turnplätzen noch ſonſt irgendwo gefunden werden, es ſei denn, daß hie und da ein alter Profeſſor oder Kanzleidirektor noch eine ſolche Seltenheit als Muſter der guten, alten, feinen, artigen, gehorſamen, zierlichen und manierlichen Zeit erzöge, die man uns immer aus vollen Backen lobt, und die uns doch mit aller ihrer Zierlichkeit, Weichlichkeit, Faulheit und Lügenhaftigkeit in den erbärmlichen Zuſtand hineingefaſelt und hineingetröbelt hat, aus welchem *dieſe wilde, ungehorſame, rauhe und trotzige Zeit* uns wieder hat herausreißen müſſen.

Das Turnweſen iſt ein unchriſtliches Ding? Sie klagen, das Turnweſen habe nichts anderes im Auge als jene rohen, wilden und trotzigen Helden, welche das Heidentum loben konnte, welche aber der chriſtlichen Milde und Demut völlig fremd ſind und ewig fremd bleiben müſſen. Ein leiblicher Stolz, eine übermütige Frechheit auf äußere Dinge und äußere Vorzüge, ein Trotz auf Leibesſtärke, die doch etwas ſo Nichtiges und Vergängliches, das ſei die Wirkung und das Ziel des Turnweſens. Das möge ſich einſt für die Rennbahn bei Piſa und Korinth und für die gräßlichen Spiele in Rom geſchickt haben, aber dieſe Zeit könne ſolche Gladiatoren und Gaukler nicht gebrauchen. Wenn das bei ſolchen einreiße, die einſt Profeſſoren, Prieſter, Richter und Beamte werden ſollen, was werde dann aus dem künftigen Geſchlechte werden? Werde nicht eitel Roheit, Frechheit, Frevel und Übermut endlich in die Deutſchheit fahren, welche die Turnmeiſter immer im Munde führen? Ich leugne nicht, es wäre ſehr ſchlimm, wenn an dieſen Beſchuldigungen etwas wäre, wenn

Eitelkeit, Hochmut, Trotz, Frechheit und ein wildes und rohes Wesen, kurz wenn etwas Gladiatorisches aus diesen Ringschulen hervorgehen könnte. Denn der jetzige Mensch, je ringfertiger und schlagfertiger er ist, desto mehr muß er der Stille und Bescheidenheit und der christlichen Freundlichkeit und Demut ermahnt werden. Denn nichts ist widerlicher als der Anblick eines Jünglings und Mannes, der eine ausgezeichnete Leibesstärke, Gewandtheit und Ringfertigkeit besitzt und damit prahlet und trotzet. Je stärker, desto stiller, je waffengeübter, desto sanftmütiger — das ist das Bild des christlichen Jünglings und Mannes. Wer durch Sittlichkeit, Fleiß, Bescheidenheit, Züchtigkeit und Kenntnisse nicht ausgezeichnet ist, der darf damit nicht stolzieren, daß er ein geschickter Ringer, Fechter und Turner ist. Dies ist aber auch, soviel ich weiß, die Lehre der Turnplätze. Das ist gewiß, daß alle Anstalten, wo viele versammelt werden, besonders solche, wo das Leibliche und leibliche Fertigkeiten und Geschicklichkeiten gezeigt und geübt werden, leicht einen wilden, unbändigen Sinn, einen trotzigen und stolzen Fechter- und Gladiatorensinn erzeugen könnten, wenn die Vorsteher und Meister nicht ernste, strenge und christliche Männer wären. Aber mir deucht, wie die Sachen jetzt noch stehen, braucht man nicht zu zittern, daß die alten deutschen Hünen in den Tierhäuten und Leute, wie Milon, Maximinus Thrax und Goliath weiland waren, sobald wie die Pilze hervorschießen werden. Dafür ist durch anderes genug gesorgt, und mancherlei hindert die jungen Bäume, daß sie nicht in den Himmel wachsen. Und daß ich aufrichtig meine Meinung sage, wie unsere Sitten und unsere Art und Leben sind, immer ist eher zu fürchten, daß wir zu faul und weichlich werden, was wohl das allerschlechteste Christentum ist, als daß ein zu hartes, wildes und rauhes Menschengeschlecht aus der jetzigen Jugend erwachse.

Das Turnwesen bildet ein freches, wildes, aufrührisches Geschlecht, das dem Staat gefährlich ist, die Turnplätze sind die Lehrstühle, wo Lehren ausgesäet werden, die einmal alles umkehren müssen? Leichtgesagte Worte, auch fehlen den Worten die Scheine nicht bei ängstlichen und dummen Menschen, die nach dem bloßen Schein richten und jeden Menschen, der über einen Graben und Zaun setzen und durch einen Strom schwimmen kann, einen verrückten Waghals und Halsbrecher nennen, nämlich einen solchen, der nicht bloß sich den Hals brechen kann, sondern bei Gelegenheit auch andern. Die Lehre der Turnplätze ist eine offene, ja eine der öffentlichsten Lehren, und keine geheime; derjenige, der dem Dinge den Namen und das eigentliche Leben gegeben hat, ist eine gerade und offene

(seine Feinde sagen, eine plumpe und grobe) Natur, der sein Wesen und seine Lehre in Tat und Wort auf das offenste aller Welt zur Schau trägt. Worin besteht seine Lehre? 1. Der deutsche Knabe und Jüngling soll wahr, ernst, redlich und männlich sein, frei von allem geckischen, zierischen und welschen Wesen. 2. Er soll züchtig und keusch sein, wie seine Ahnen weiland gewesen. Ein liederlicher und unzüchtiger Bube wird auf dem Turnplatz nicht geduldet. 3. Er soll deutsch sein in Wort und Tat, welsche Sprache, welsches Wesen und alle Ausländerei ist bei den Turnern geächtet. 4. Er soll der großen Tugenden und Taten der Väter und der herrlichen, deutschen Vergangenheit immer erinnert werden; der Turnplatz soll eine lebendige deutsche Geschichte sein: die großen Namen, Taten, Siege, Feste und Tugenden des Volkes gehören dem Knaben und Jüngling am meisten, in dessen empfängliche Seele der Same der künftigen Zeit gestreut werden muß, wenn er zur Freude und Ehre des Volkes je aufgehen soll.

Also klingen hier allerdings Klänge, welche vielen Ohren wunderlich dünken, und worin sie nichts sehen und deuten als Umkehrungen, Verschwörungen, Aufruhr, Zerstörung des Deutschen Reichs (Wie? Der Idee oder des Dinges, das weiland so hieß?), Verwilderung der deutschen Art, kurz völlige Sittenlosigkeit und Verruchtheit. Die Namen Deutschland, Vaterland, Volk, Freiheit, Deutschheit, Franzosentum, Welschtum klingen hier allerdings bei mehr als *einer* Gelegenheit, und ohne diese Namen und ihre tiefe innerliche Bedeutung möchten Scharen von Hunderten und Tausenden wohl nicht leicht zu regieren sein. Daß die Jugend diese Worte, wie ja die Leute von dreißig und vierzig Jahren in dieser Zeit wohl tun, zuweilen etwas wunderlich und abenteuerlich gebrauchen und sich wohl in Männer und Zeiten und Taten und Tugenden hineinträumen und zuweilen auch hineinreden, die sie mit ihrem kleinen Inhalt nicht ausfüllen können, — nun darüber soll man lächeln und nicht ergrimmen. O die Zeit wird kommen, die schlimme Zeit, die der Student die Zeit des Philistertums nennt, und die jeder einmal kennen lernen muß, der auch nimmer Student gewesen, die Zeit, wo der freudige Mut, der mit Sonnenrossen durch die Himmelslüfte fuhr, sich mit tausend ehernen Schranken umstellt sieht; die Welt wird der Jugend einst noch eng genug werden, die stolzen Ideen werden schon die Flügel zur Erde sinken lassen müssen. Man sollte doch Träume und Ideale der Jugend, deren Gefühle und Gedanken nie zu hoch fliegen können, nicht zu Verbrechen stempeln; man sollte Spiel Spiel sein lassen und, dünkt

man sich darüber hinaus, möchte man es ja in Gottes Namen als Kinderspiel belächeln. Aber man will keine Menschen, man will Schöpse, die sich mit einem Stock und einem einzigen bellenden Hündlein alle in einen Stall und, hat man erst einen ins Wasser geworfen, auch alle in ein Wasser und in einen Tod treiben lassen. Es ist doch schön, daß es dahin gekommen ist, daß selbst die Kinder und Knaben sich schon etwas darauf einbilden, daß sie Deutsche und nicht Welsche geboren sind, daß sie deutsche Heldentaten und Jahresnamen zu nennen und zu empfinden wissen. Mögen sie, für welche die Welt noch kein Maß hat, und welche, weil sie dem Himmel näher sind als wir, sich und alles gleich in den höchsten Himmel des Ruhms und der Idee hineinstellen, immer das Ungeheuerste träumen und aussprechen, wir wollen sie darum noch nicht Empörer und Aufrührer gegen die Regierung und gegen die ewige Ordnung Gottes auf Erden schelten. O diese Ordnung, die nicht immer eine Ordnung Gottes ist, wird ihnen zu seiner Zeit schon Maß und Schranke und ach, eine zu große Enge dieser armen, bedrängten Welt zeigen. Mögen sie dann nur nie vergessen, daß die Idee auch der Traum des vierzigjährigen und sechzigjährigen Mannes sein muß, wenn er mit seiner Tugend und Kraft in dem dürftigen Leben nicht verwelken will!

Es ist bei dem blinden Hasse, womit man seit einem halben Jahre gegen das Turnwesen losgefahren, fast mehr noch auf die Person als auf die Sache gemünzt: der Stifter des deutschen Turnwesens Friedrich Jahn in Berlin ist dabei am meisten gemeint. Dies offenbart sich in den gegen das Turnwesen erschienenen Schriften auf jeder Seite. Ich will dem Manne hier keine Lobrede noch Verteidigungsrede halten. — Jeder Lebendige muß sich durch die Kraft und Tugend des Lebens bewähren und so die hämischen und boshaften Angriffe seiner Feinde zu Boden schlagen — aber einige Worte muß ich doch sagen ganz aus der Sache heraus, die nicht mit seiner Persönlichkeit zusammenhängen. Man macht Jahn den Namen Stifter des Turnwesens streitig. Das könnte gleichgültig sein: einem bescheidenen Mann kommt es bei seiner Wirksamkeit und Tätigkeit eben auf die äußere Ehre nicht an. Nie hat Jahn den törichten Anspruch gemacht, daß er das Turnwesen überhaupt gestiftet habe. Er kennt ja die Geschichten der Griechen und Römer und unserer Altvordern und selbst einzelne ähnliche Anstalten, die lange vor dem Jahre 1810 bei uns bestanden sind, zu gut, als daß ihm so Törichtes einfallen sollte. Aber dieses Turnwesen, das sie angreifen und verlästern, dieses freie, öffentliche, volkliche, nicht

in den Wänden eines Gymnasiums oder eines Reitstalles und Gartens einer Erziehungsanstalt eingeschlossene — dieses hat Jahn gestiftet, und kein anderer, die große Idee der Öffentlichkeit und Volkstümlichkeit und der Wiedererweckung und Belebung eines durch alle Klassen und Stände gehenden und durch diese Idee erfaßlichen Volksgeistes hat Jahn zuerst ins Leben gestellt. Ist das eine Tugend, so ehre man ihn; ist es ein Verbrechen, so strafe man ihn.

Das muß auch noch gesagt werden — denn es gehört wegen gewisser Beschuldigungen recht eigentlich hieher — daß dieser Mann, der vielen zu rauh und zu herb scheint, doch wohl den Bären und Wolf, den manche in ihm wittern, im Herzen nicht sitzen haben kann. Denn diesen Bären und Wolf fühlt niemand leichter heraus als der zarte Sinn des Kindes und Knaben, die gleichsam einen angebornen geistigen Hauch des Erkennens haben, welcher sich nachher bei dem zu vielen Betasten und Befühlen der unempfindlichen Welt bei den meisten allmählich verliert, und den keine List und Erfahrung des Lebens wiederersetzen kann. Jahn ist von seinen Schülern ohne Ausnahme geliebt; denn er ist gerecht, streng, züchtig, enthaltsam, er hat sich wie wenige von jeher eines reinen, deutschen Lebens beflissen und gehungert und gedurstet für das Gute. Das fühlt sich von der Kindheit und Jugend auch heraus aus den Menschen noch besser als der Bär und Wolf. Und hat der Mann keinen Glauben und keine Liebe, ist in demjenigen Ehrgeiz, Prahlerei, Eigennutz, der gleich Jahn drei, vier Jahre die Anstalt ohne alle Unterstützung bloß durch sein Gemüt und seine Geduld unterhalten, der, von Not und Armut bedrängt, Tag und Nacht gearbeitet hat um das tägliche Brot, und der hingegangen ist und jede Woche ganze und halbe Tage darangesetzt hat, daß er das Werk förderte, das er für ein gutes Werk hielt? Und es ist ein gutes Werk.

Und würde das Turnwesen auch keine allgemeine Volksanstalt, fände man es endlich für die kleinen Städtchen, Flecken und Dörfer, wo die Jugend, sowie Arme und Füße nur zu gebrauchen sind, in Wald, Feld und Garten in mancherlei Arbeit und Tätigkeit genug umgeturnt wird, auch weniger notwendig, — für die größeren Städte und für die größeren Schulen und Gymnasien ist das Turnen eine der wohltätigsten und notwendigsten Erziehungs- und Bildungsanstalten, die je haben erfunden werden können. Wir wissen, was den Griechen weiland ihre Gymnasien und ihre Rennbahnen waren, wie sie diese und die in gewissen bestimmten Zeiten immer wiederkehrenden öffentlichen Kampfspiele als Hauptbildungs- und Hauptreizmittel, ja selbst

als ein großes Bindungsmittel ihres durch die mannigfaltigsten Regierungen in den verschiedensten Ländern, Küsten und Inseln zerstreueten und zersplitterten Volkes betrachteten und deswegen unter die unmittelbare Obhut der Götter gestellt hatten. Wir fürchten nicht, daß unsere Turnplätze Klopffechter und Raufer und Balger und rohe und übermütige Gladiatorenseelen bilden werden, wir hoffen vielmehr von dem guten und vaterländischen Geist, welcher in allen Landen und Gauen Deutschlands mehr und mehr zu wirken und zu weben beginnt, daß die christliche Liebe und Milde auch diese Anstalt erfassen und durchdringen und die Übung des Leibes und der leiblichen Künste wohl als etwas Nützliches und Wackeres, keineswegs aber als eine große Tat und Tugend wird ansehen lassen; denn ein rechtes, kräftiges Mittel zu Taten und Tugenden könnte es wohl werden.

Für die großen Schulen und Gymnasien ist der Turnplatz zunächst das, was ihnen Jahrhunderte gefehlt hat, etwas, das diejenigen, die sich sonst versitzen und verträumen oder gar in der schlimmsten Faulheit und Weichlichkeit die ledigen Stunden hinbringen würden, in das mutige Gefühl und den fröhlichen Trieb und Sinn der Welt hinauslockt. Unsere Erziehung war noch nicht vorlängst eine kümmerliche Halbheit, alles auf den Geist und die Entwicklung und Bildung des Geistes, nichts auf den Leib und die Entwicklung und Bildung des Leibes berechnet. Von dem sechsten, achten bis zum sechzehnten, achtzehnten, zwanzigsten Lebensjahre war der Knabe und Jüngling an der Schulbank geschmiedet, dem frischen, blühenden Leben entfremdet, diejenigen am meisten, welche am fleißigsten waren. Sie konnten Griechisch und Latein, sie konnten die Großtaten, die Kämpfe, die Spiele und Tugenden der Griechen und Römer und ihrer großen Männer an den Fingern hersagen; daß aber aus den deutschen Menschen auch einmal ein Äschylus, Sophokles, Sokrates, Thucydides, Cäsar und Tacitus hervorgehen müsse, gleich geschickt mit der Feder und mit dem Schwerte, das sagte ihnen niemand, das hatte ein im einzelnen verlornes, vom Leben abgerissenes und verweichlichtes Geschlecht lange verlernt. Und hätten sie nur an das Nächste gedacht, an das Christliche, an den Spruch des Apostels, in welchem der Leib ein Tempel Gottes, das Haus einer unsterblichen Seele genannt wird, sie hätten den bleichsüchtigen, schwindsüchtigen, unbehilflichen, schwächlichen Knaben und Jünglingen, welche in Unkunde des Lebens und der Gefahren, die der Jugend drohen, vergingen, das lebendige Leben und die Welt draußen auch als eine Rennbahn angewiesen. Gerade in jenem gefährlichen Zeitraum zwischen dem zwölften und

achtzehnten Lebensjahre, wo, wie der Saft im Frühlinge in den Baum tritt, der Trieb eines unentwickelten Lebens in den jungen Menſchen tritt, dachte wohl einer daran, die armen Geſellen, die in öder Träumerei oder in wüſter Sünde die Kraft der Jugend verloren und den künftigen Mann knickten, hinauszutreiben und den Leib in rüſtigen Übungen und Spielen zu ermatten und zu zerarbeiten, damit die gefährlichen Triebe und die ebenſo gefährlichen Träume und Phantaſtereien ein natürliches Gleichgewicht bekämen? — Hier iſt das größte Verdienſt des Turnplatzes, daß dieſe Jünglinge, die als das künftige Salz der Erde ausgeſtreut werden ſollen, nicht lahm, blöd, matt, ſchwächlich und jämmerlich an Wort und Tat werden, daß ſie, was ſie mit Fleiß und Arbeit erlernt haben, einſt mit Macht und Kraft darſtellen und geltend machen können, daß ſie nicht wie elende Halbmenſchen, wie blöde Schattengeſtalten, die wohl jede Stelle aus dem Thucydides und Tacitus herſagen, aber keinen Männerlaut aus der Bruſt hauchen können, der in andern Brüſten widerklänge, mit unſicherm und wankendem Schritt künftig im Leben auftreten, dafür ſollen ſie jetzt ſpringen und ſchwingen und ringen und ſich des ſchönen Gerätes bewußt werden, worin Gott ihre Seelen eingehäuft hat.

Die Gegner des Turnweſens haben bei dieſen Übungen auch das Öffentliche geſcholten. Sie ſagen, es führe leicht zu Überſpannung und Überanſtrengung der Kräfte und nähre Eitelkeit und Prahlerei, indem jeder ſich vor den Zuſchauern zeigen und ſeine Gegner an Gewandtheit und Stärke überbieten wolle. Das wäre allerdings unvermeidlich, wenn keine höhere Zucht das Ganze zuſammenhielte und die Jünglinge und Knaben durch Gehorſam zügelte. Aber das iſt die erſte Lehre des Turnplatzes, die jedem, ſobald er ihn betritt, gegeben und während aller Jahre, die er ihn beſucht, ihm vorgehalten wird: daß dieſe Turnübungen keine Übungen der Eitelkeit und Gaukelei ſind, ſondern Übungen und Vorbereitungen für die Arbeiten des Mannes und die edelſten Forderungen des Lebens, damit ein geſunder, ſtarker, tapferer und freudiger Mann werde, damit jeder den kräftigen und ausdauernden Leib gewinne, welcher den Beſchwerden der Märſche und den Arbeiten des Lagers und Schlachtfeldes gewachſen ſei; denn das ſei wohl der Jammer aller Jammer, wenn ein Mann zu ſchwach ſei, dem lieben Vaterlande die unerläßliche Schuld zu bezahlen. Auch das bändigt die Eitelkeit und die leere Prahlerei, daß die Keuſchheit als die erſte und heiligſte Pflicht des deutſchen Menſchen und des Chriſten gelehrt, daß auf jeden Weichling und Wüſtling mit Abſcheu hingewieſen wird, daß in der ſtrengen und

ehrenfesten Versammlung keiner geduldet wird, der etwas Schändliches und Liederliches getan und gelitten hätte. Und ihr Hasser und Ankläger der Turnplätze, diesen hohen Preis werdet ihr ihnen nimmer nehmen, daß sie der deutschen Jugend den Stolz und die Würde tief in die Brust pflanzen, eine reine und keusche Jugend zu bewahren, so daß der eine immer der Erinnerer, Ermahner und Wächter des andern ist. Vieles möget ihr dem Jahn abstreiten, dieses Lob, daß er den heiligen Atem einer keuschen und strengen Jugend um sich her verbreitet, werden seine bittersten Feinde ihm wohl lassen müssen.

Nun wieder zu dem Öffentlichen. Die Turnplätze dürfen ihrer Natur nach nicht gesperrt noch geschlossen sein. Es wäre ja möglich, daß sie einmal durch schlechte Vorsteher — wie denn alles in der Welt einmal in schlechte Hände geraten kann — entweiht würden. Daher ist es recht, daß das Volk, daß die Eltern und Freunde der Knaben und Jünglinge als Zuschauer, Richter und Wächter die Mitordner und Mitbehüter der Turnplätze bleiben. Auch ist es gut, daß die Jugend durch die Anwesenheit von Menschen jedes Alters, Standes und Geschlechtes sogleich an ein ganzes, volles Leben gewöhnt werde und eine lebendige Vorstellung von der Bühne bekomme, auf welcher sie künftig spielen soll. Auch bedürfen diese Übungen, die bei aller ihrer Mannigfaltigkeit durch die ewige Wiederholung doch etwas Einförmiges und Ermüdendes haben und keineswegs immer bloß ein lustiges Spiel, sondern oft eine recht strenge Arbeit sind, zu ihrer Belebung noch mehr als der hohen Lehren von Deutschheit, Vaterland, Stärke, Männlichkeit und Keuschheit; sie bedürfen wie alles Menschliche, das gedeihen soll, eines menschlichen Wechselreizes, einer Ermunterung und Billigung aller: man möchte sagen, sie bedürfen der Augen der Liebe des Volkes. Dies kann wohl kein Streben der Eitelkeit heißen, es ist nur ein billiges Streben nach innerer Anerkennung, die jedem lieb ist, der meint, daß er nicht bloß ein äffisches Kinderspiel treibt.

Und so wünschen wir denn, daß die edle Turnkunst bleibe und bestehe, daß sie wachse und blühe durch alle Orte und Gauen des geliebten Vaterlandes im ernsten, strengen, männlichen, deutschen Sinn, in christlicher Milde und Frömmigkeit, in warmer Liebe und Treue gegen alles Edle, Gute, Treue und Vaterländische, daß wir nicht in jener nichtigen Weichlichkeit, Faulheit und Zierlichkeit versinken, wodurch vor uns so viele große Völker mit ihrer Freiheit und mit allen edlen und hohen Künsten und Tugenden vergangen sind. Selig ist, wer zu rechter Zeit das rechte Maß findet, wer den Geist nicht zu sehr für Künste des

Leibes noch den Leib zu sehr für Künste des Geistes übt! Denn allein aus dem Gleichgewicht der irdischen und himmlischen Kräfte geht der rechte, volle und fertige Mann und Mensch hervor, welcher, gleich gerüstet mit Leib und Seele, die Erde unten tüchtig und tapfer hält und verwaltet und doch nimmer seinen Himmel droben verliert. Vor allem aber wollen wir der Anstalt zu ihrem Gedeihen allenthalben feste, ernste, fromme, keusche und stille Männer als Vorsteher wünschen, damit diejenigen kein Recht bekommen, dagegen zu toben, welchen nur gefällt, was die Menschen für die Dummheit und Knechtschaft zahmer macht.

---

8. Unsere Sprache und ihr Studium.

Hier soll nicht sowohl geredet werden von der innersten Eigentümlichkeit unserer Sprache, von ihrem Verhältnis zu älteren und neueren Sprachen, von ihrem hohen Alter, ihrer Ursprünglichkeit, Reinheit, Keuschheit, Geistigkeit und von andern Vorzügen derselben, sondern vielmehr wollen wir nur einige Bemerkungen niederlegen, welche sich aus allgemeinen Verhältnissen und aus unserer gegenwärtigen Zeit zunächst ergeben, wobei sich aber einflechten wird, was uns überhaupt oder nur für den Augenblick bedeutend scheint. Wir wollen diesen allertiefsten Gegenstand nicht erschöpfen, sondern bloß darüber spielen, in diesem leichten Spiele dasjenige festhaltend, was unser Gemüt gerade am lebendigsten anzieht. In dieser Zeit, wo manches Alte gleichsam wiedergeboren werden, manches auch mit ganz neuem Leben sich entwickeln und gestalten will, hat sich auch für die liebe Muttersprache eine große Teilnahme und Liebe geregt und nach verschiedenen Seiten hin in vielen erfreulichen Zeichen offenbart.

Jede Sprache ist das geheimnisvolle Urbild zuerst einer weit zurückliegenden Vorzeit, wovon wir uns höchstens noch einen Traum machen können, zweitens ist sie das Urbild eines in einer großen Genossenschaft abgeschlossenen, eigentümlichen Seins und Lebens, sie ist ein tief verhülltes Bild eines ganzen Volkes, welches jedoch in Klängen und Farben und Scheinen täglich klare Zeichen seiner Bedeutung geben muß. Über das innere Wesen der verschiedenen Sprachen, worin zugleich das eigentümlichste, innigste Leben der verschiedenen Völker verschlossen liegt, welche diese Sprachen gebrauchen, ist viel Tiefes und Schönes gesagt worden und kann alle Tage Neues gesagt werden; so unerschöpflich reich ist diese Gologrube für den denkenden und betrachtenden Schauer und Forscher. Auch unsere Sprache ist in dieser Hinsicht

von vielen betrachtet worden, wie sie sich in dem Volke, und wie das Volk in ihr sich abspiegelt. Davon haben wir an anderen Orten gesprochen und wollen hier nicht davon reden. Das aber müssen wir hier zum zweiten und dritten Male erwähnen und darauf als auf einen großen Hauptpunkt hinweisen, daß die deutsche Sprache eine Ursprache und keine zusammengeschwemmte Mischlingssprache ist, daß die Deutschen sie vom Anfang ihrer Geschichte scheinen gehabt und nicht durch irgendeine Gewalt als ein fremdes Gut scheinen überkommen zu haben wie die Franken die gallo-romanische, die Goten die romano-arabische Sprache. Sie scheint ihnen daher auch so recht zu passen und eigentümlich anzugehören und mit allen ihren Wurzeln in ihrem Gemüte und in ihren Trieben verwachsen zu sein, weil sie sich wahrscheinlich in ihren ersten Anfängen mit ihnen gebildet hat. Was dies auf das große Gesamtleben des Volkes und der Sprache, auf das große geistige Gemeinbild, welches von beiden im innigen Spiele zueinander überspielt und die verschiedenen Jahrhunderte und Jahrtausende mit ihren Wechseln von Schicksalen und Gestalten in deutlichen Zeichen ausgeprägt zeigt, für einen gewaltigen Einfluß hat, das hat Fichte in seinen Vorlesungen an die deutsche Nation vortrefflich angedeutet. Jene romanisierten Germanen nämlich, welche in Frankreich, Italien, Spanien, England wohnen und Mischlingssprachen sprechen, haben freilich auch einen geistigen Strom und ein geistiges Bild, die durch ihre Sprachen brausen und leuchten, aber sie entbehren des lebendigen, in ihnen selbst in ewiger Jugend quellenden und schaffenden Urborns der Sprache, die noch immer ein Leben, einen Atem, ein Streben hat; die Sprache kann bei ihnen nicht mehr wie aus ihr selbst, wie aus Gott, wie aus dem ganzen Volke werden, weil die Wurzeln ihrer Sprache nicht in dem ganzen Volke liegen, sondern zum Teil in längst vergangenen und verschollenen Völkern und Zeiten, wo einige Gelehrte und Weise daher graben und dasjenige heraussuchen müssen, was alle eben für neue Bedürfnisse gebrauchen. Bei uns aber schaffen nicht bloß die Gelehrten neue Zeichen und Wörter für neue Dinge und Begriffe; nein, die meisten neuen Zeichen und Wörter werden bei uns, ohne daß man häufig weiß, wo sie geboren, und woher sie gekommen sind, die rechten neuen Zeichen und Wörter werden, wie alles tüchtige Leben wird, sie quellen und sprießen unmittelbar aus dem Volke hervor und bleiben unter dem Volke. Das kann aber bei jenen romanisierten Germanen nicht geschehen, bei welchen die Wurzeln ihrer meisten Wörter lange das eigene, frische Leben verloren haben und größtenteils gleich getrockneten Pflanzen in den Kräuterbüchern der

Sprachgelehrten, in den Wörterbüchern und Sprachlehren, aufbewahrt werden.

Über dieſe tiefen und verborgenen Dinge ließe ſich wohl viel Tiefſinniges ſagen und ſpielen. Es dürfte vielleicht nicht zu kühn ſein, anzudeuten, daß eine Zeit kommen könnte, eine Stufe der Bildung und Entwickelung, wo die romaniſierten Sprachen und andere ihnen ähnliche in Verzweiflung geraten müßten, für dieſe Zeit und für ihre Erſcheinungen und Bilder die neuen Zeichen zu finden. Denn einen jungen und friſchen Baum magſt du wohl wenden und beugen, daß er in einer neuen Richtung wachſen und eine andere Geſtalt annehmen muß, als zu welcher er ſonſt hinauswachſen wollte; aber einen alten Baum, deſſen Stamm ſchon ſteif iſt, und deſſen Wurzeln und Gipfel hie und da ſchon anfangen zu trocknen, beugſt du nur, damit er zerbreche. Wenn eine ſolche Zeit käme, könnte ſich wohl begeben, daß die Germanen, welche ihr Uraltes rein erhalten und bewahrt haben, die Deutſchen, Holländer, Schweden, Dänen, Norweger im geiſtigen Reigentanz notwendig die Vortänzer werden müßten.

Doch wir verlaſſen dieſen Gegenſtand, der nur in einzelnen blitzenden Ahnungen erſcheinen kann und, wenn man ihn als eine feſte Geſtalt erfaſſen will, immer gleich einem geſpenſtiſchen Traum zerrinnen muß. Wir ziehen lieber in einem flüchtigen Umriß einzelne leichte Schattenſtriche, wie Volk und Sprache in ihrem Glück und Unglück einander wieder richtig malen und in merkwürdigen Gegenſpiegeln und Gegenbildern zeichnen.

Die Sprache der Altvordern und die deutſche Sprache überhaupt bis zum elften Jahrhundert war rauh, ſtreng, herb, kurz voll und dumpf, wie ſie in rohen und unentwickelten Zuſtänden der Völker zu ſein pflegt; von dem zwölften bis fünfzehnten Jahrhundert abwärts beginnt ſie milder, zarter, klangreicher und gewandter zu werden. Dies war die Zeit hoher Blüte und Weiblichkeit des Volkes, und auch der Charakter der Sprache iſt Weichheit, Rundheit, Milde, Gemütlichkeit und Traulichkeit und Freude und Fröhlichkeit im allerhöchſten Grade; wie das Volk dieſe Tugenden und dieſes Glück damals auch beſaß. Doch war die Sprache nur erſt für die Dichtkunſt ausgebildet. Erſt in der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts begann ſie auch für die Proſe ſich zu entwickeln, und wir haben noch viele ſchöne Proben, was damals der Wohlſtand und Reichtum einzelner Reichsſtädte hervorlockte. Doch das deutſche Gepräge für alle Zeiten drückte ihr der außerordentliche Mann auf, der in anderer Hinſicht eine neue Weltepoche begründete, Dr. Martin Luther in Wittenberg. Was auf deutſch lieblich oder furchtbar, donnernd

oder säuselnd, mild oder rauh, stark oder weich, zornig oder freundlich geredet und geklungen werden kann, das hat dieser seltene Mann uns in einem großen Vorbilde hinterlassen in seiner Bibelübersetzung und in seinen deutschen Schriften. Das Gerade, Runde, Volle, Einfältige, stracks zum Ziel Gehende und keine langen Flechtungen und künstlichen Verschlingungen und Windungen Vertragende, kurz das Deutsche in Sinn, Art und Klang hat Luther getroffen, und wer je gut deutsch schreiben und reden lernen will, der muß ungefähr empfinden lernen, was in ihm gelebt hat; denn nachahmen läßt sich das Außerordentliche nicht. Jede Zeit hat ihre eigentümliche Gestalt, ihre Lichter und Schatten in den Dingen und deren Bildungen, welche der Künstler nicht übersehen darf; aber hier liegt ein Muster für die Ewigkeit, ein ungeheurer Torso, den sie anschauen und daran erschauen können, ob etwas Ähnliches aus ihren Trieben und Herzen hervorquellen kann.

Luther hatte der Sprache Haltung, Gediegenheit, Klarheit, Kraft, Klang und Ton gegeben und jenen Ernst und jene Gewalt, welche in seiner Zeit und in seinem Schicksal lagen. Es war nicht die Zeit der Minnesänger und Hohenstaufen. Nach ihm sank Deutschlands Leben, Glück und Ruhm tiefer und tiefer. Die deutsche Literatur und Sprache ward von der polemischen Theologie und von der Aristotelischen Philosophie ergriffen, soweit diese jener dienen konnte. Alle freiere Idee des Lebens und der Wissenschaft und alle Lust und Anmut der Liebe und Freude wich aus der Sprache, wie sie durch das fürchterliche Gezänk aus dem Leben verscheucht wurden. So stritt man sich ein volles Jahrhundert um ein Nichts, das bei dem Ernst des Zeitalters doch ein großes Etwas war. Darauf kam der Dreißigjährige Krieg, dessen unbeschreibliche Wut den letzten Wohlstand des Vaterlandes zerstörte. Die Sprache sank mit dem deutschen Volke und mit der Herrlichkeit des Vaterlandes von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer tiefer und bildete die Elendigkeit und Jämmerlichkeit des Volkes auch in sich ab. Dies ging so fort von Luther bis zum Jahre 1660, also etwas über hundert Jahre. Von diesem Jahre 1660 bis zum Jahre 1750, wo die französische Literatur und Sprache über ganz Europa die Herrschaft behauptete, erscheint die deutsche Sprache in ebender schwächlichen Kränklichkeit, worin leider das Deutsche Reich und Volk darniederlag. Ihr geschah, was kränklichen Leibern geschieht, welche jede fremde Ansteckung, Aussatz und Krätze sogleich annehmen. Sie bekam die völligste Krätze, die lange unheilbar schien. Vergebens hatte der Boberschwan Opitz und der tiefe Flemming

ihren letzten Nachsommer noch beklungen, der kalte, unfreundliche und halbtote Herbst kam mit aller seiner Unleidlichkeit und Unlieblichkeit unaufhaltbar heran, und die Krätze konnte nicht in seiner nassen Kälte, noch viel weniger aber in dem kalten Winter geheilt werden. Die ursprünglichste, reichste, vollste Sprache mußte sich wie eine taubstumme Stammlerin und Stotterin gebärden, und als ob sie ohne Sang und Klang, ohne Bild und Idee, ohne Worte und Zeichen war, lieh sie Wörter von allen Völkern, am meisten aber von den Franzosen, und dünkte sich in diesem bunten und närrischen Harlekinsrock recht stattlich und liebenswürdig. Diese Verblendung hörte auf in den ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts, aber mit der Erkennung des Übels war das Übel selbst noch nicht verschwunden; auch ward es in seiner Tiefe und in seinen Wurzeln nur noch von wenigen erkannt, und die volle Wiederbelebung und Wiedererhebung der Sprache konnte ja nicht allein von denen ausgehen, welche mit Eifer und Glück die Wissenschaften und Künste trieben, wodurch eine Sprache verherrlicht wird. Sie mußte aus dem vollen Wohlsein und Hochgefühl des ganzen Volkes ausgehen; und wo war das geblieben? Wir sind vielleicht in dem Anfange einer solchen Epoche; die wackeren Deutschen, die um die Jahre 1750 und 1770 blüheten und wirkten, konnten aus der langen Nacht kaum eine solche Dämmerung ahnen; und sie ahnten sie wirklich nicht.

Doch darf hier bei der Klage über das allgemeine Versinken und Verderben der herrlichen Muttersprache nicht unerwähnt bleiben, daß das Luthertum durch das fleißige Lesen der Bibel und durch die Begeisterung frommer Sänger in gebundener und ungebundener Rede hie und da eine löbliche Reinheit, Kraft und Einfalt der Sprache und einen lebendigen Fluß der Rede erhielt, als alles schon tot oder mit fremder Ziererei gemischt und überladen war. Ja, in allen lutherschen Ländern hat die heilige Dichtkunst immer noch einzelne reine Schwäne und unschuldige Nachtigallen behalten, welche in zarten und mächtigen Tönen von dem Himmel und der ewigen Welt die Wonnen und Geheimnisse sangen, als alles andere in Gekrächze und Geschnatter ausgeartet war. Diese begeisterte Dichtkunst der Evangelisch-Lutherschen, deren Meister und Vater auch der Dr. Martinus war, wirkte wie in Deutschland so in den verwandten nordischen Reichen als eine fast ähnliche Erscheinung. Reine und gediegene deutsche geistliche Lieder gibt es aus jedem Jahrzehnt seit der Reformation.

Ich will hier nicht wiederholen, was von andern gründlicher und besser gesagt ist, als ich es sagen könnte; ich will der ein-

zelnen glücklichen und unglücklichen Bestrebungen deutscher Männer schweigen, welche mit redlichem Eifer in jener Zeit gearbeitet haben, unsere Sprache und Literatur, die in ganz Europa das Wörtlein Barbarei und Geschmacklosigkeit hörte, wieder zu Ehren zu bringen. Sie haben getan, was sie konnten, sie haben einzeln und abgerissen zum Teil Treffliches geleistet; aber eine großartige deutsche Literatur konnte unmöglich werden, da alle Grundlagen eines festen Lebens und eines hochwollenden, hochstrahlenden und hochgebietenden Volkes fehlten. Wem fällt hier nicht Klopstock ein, der edle und reine deutsche Mann, und wieviel er gezündet hat und zünden wollte? Und doch wie stand er oft so ganz allein, ein tragisches Zeichen in einer mittelmäßigen Zeit, eine Hieroglyphe, die so wenige zu deuten verstanden! Und mangelten nicht gerade jene ersten Herrlichen von 1740—70, welche aufräumten und auskehrten und auf etwas Edleres und Eigeneres hinwiesen, fast alles Mittelpunkts des Lebens und oft alles Verständnisses der Zeit, die erst spät teilnahm, und mußten sie nicht fast alle zugleich Wasser und Strom sein, da ihnen das Volk fehlte? Es war kaum möglich, daß bei so schweren Verhältnissen ein freudiges Dasein in Kunst und Dichtkunst und Lust und Freude der Sprache sich entwickeln konnte. Das war aber in jener Zeit das traurigste, daß selbst diejenigen Männer, die sich mit Glück der Kunst weiheten, die Geschichte der Vergangenheit fast ganz verloren hatten, daß wenige davon etwas wußten, daß jemals schon eine deutsche Herrlichkeit in Sprache und Dichtkunst gewesen war. So suchte denn jeder in einer gestaltlosen, liebeleeren und ruhmleeren Zeit nach dem Bilde, das er sich von deutschem Streben und deutscher Kunst gemacht hatte, sein bestes Gemüt in seinen Werken abzuprägen; aber des Bildes entbehrten alle, wodurch sie eine feste, würdige Gestalt, ein volles Leben und ein Gepräge für die Unsterblichkeit hätten gewinnen können, des Bildes eines Volkes. Es wäre wohl lächerlich, zu leugnen, daß die meisten in jener Zeit in Deutschland erschienenen Schriften und Gedichte deutsch sind; aber innigst und einfältigst aus deutschem Leben und Wesen und Gemüte hervorgegangen sind wenige. Die meisten hallen und wehen von fremden Tönen und Hauchen und schimmern in einer Mittelwelt, worin, wie sehr sie es selbst auch verdammten, eine gewisse welsche Art immer noch den Meister spielt. Wie edel die Männer rangen, mag man wohl am besten in dem Schmerze würdigen, der sie überfallen mußte, wann sie innewurden, wo das tiefe Übel lag, das sich durch die Länge der Zeit allen mitgeteilt hatte. Darum soll Klopstocks großes Herz, und was der herrliche Mann ge-

wollt hat, und was er in ſolcher Zeit geleiſtet hat, nie ein Deutſcher vergeſſen, noch auch weſſen ſo viele andere wackere Männer, wenn ſie auch fern vom Ziele geblieben, würdig befliſſen waren. Wir können uns die Schwierigkeiten jetzt kaum vorſtellen, womit die zu kämpfen hatten, welche in den Jahren 1730 und 1740 gleichſam von vorn anfangen mußten — und in welcher Zeit? Wir ſchienen denn damals wieder eine Literatur zu bekommen, aber jetzt dürfen wir wohl ſagen: es war keine ganz deutſche. Das meiſte, was jene Zeit erſtrebt und erwirkt hat, muß notwendig in dem Strom der Zeit untergehen, weil es keinem beſtimmten Volke und keiner beſtimmten Zeit als eine natürliche und notwendige Lebensblüte anzugehören ſcheint. Später, als jene erſten Helden den Weg wieder vom fremden Schutt und Schmutz gereinigt hatten, hat Goethe ſich auf eine einzige Art durchgebrochen, er und Schiller und Herder und noch einige haben wieder eine deutſche Sehnſucht erregt, und ein junges, friſches, titaniſches Geſchlecht hat die letzten drei Jahrzehnte nach den verſchiedenſten Richtungen hin geſtrebt und gewirkt, etwas Kühneres, Freieres und Lebendigeres zu erſchaffen, als was aus jener Mittelzeit hervorgegangen war, in welcher das Gefühl und der Schmerz und faſt immer das Bewußtſein der ſchweren welſchen Krankheit ſo oft die kühnen Aufflüge lähmte. Die noch Lebenden, welche jener Mittelzeit angehörten oder ihre nächſten Erben geweſen waren, haben dieſes titaniſche Streben Frevel und Übermut geſcholten und es mit den Umkehrungen verglichen, die wir im Politiſchen erlebt haben, wovon allerdings etwas mit darin iſt. Noch dauert der Kampf und Streit, doch iſt auch hier Leben und Bewegung, und nichts hat ſich abgeklärt; und iſt Kraft in dem feurig ſiedenden Sprudel, ſo darf die Gärung ſich nicht ſo geſchwind abklären. Doch deucht es manchen, daß hie und da friſchere Blumen am deutſchen Parnaß zu blühen beginnen. Es iſt ein ſchweres Unterfangen, die eigene Zeit im einzelnen zu richten und zu erklären.

Soll ich nun ſagen, wie es mit der deutſchen Sprache ſteht? Sie hat ſich freilich ſeit den Jahren 1730 und 1740 von dem fremden Ausſatz wieder gereinigt. Aber jene Arbeit war nur die Wegſchaffung des Übels, ſie war noch nicht die wiederhergeſtellte Geſundheit und wiedergeborne Stärke. Eines muß ich hier ſagen, was unſerer Sprache widerfahren iſt. Sie iſt freilich in den letzten achtzig Jahren ſehr ausgebildet und beſonders zum wiſſenſchaftlichen Gebrauche geſchickt gemacht worden; aber dieſe Ausbildung und Bearbeitung geſchah faſt bloß nach der einen Seite hin, ſie geſchah faſt allein von Gelehrten und —

was schlimmer ist — von sogenannten Stubengelehrten. Erst in den letzten dreißig Jahren ist es hie und da anders geworden. Von den höheren Ständen war die Muttersprache als eine gemeine Magd fast ganz ausgeschlossen, und im Volke unten war das Leben kein fröhliches, schöpferisches, sich selbst fühlendes und erkennendes Leben mehr. So ist sie denn durch diese Verhältnisse, möchte man sagen, oft zu fein und zu geistig geworden, in vieler Hinsicht fast zu dünn und luftig für das unmittelbare Leben der Dichtkunst und Rede, sie hat an Fülle, Gediegenheit und Schwere verloren, was sie an Gewandtheit, Bestimmtheit und Leichtigkeit gewonnen hat: sie ist für eine Sprache des unmittelbaren Seins mehr eine Sprache des vermittelnden Begriffs geworden. Dies Schicksal hat die deutsche Sprache mit mehreren andern Sprachen gemein. Wann das Zugesellige und Zuwissenschaftliche sich einer Sprache bemächtigt, verschwindet der feste Kern, die kühne Fülle und die unbewußte Tiefe und sinkt wieder in den Schoß des einfältigen Volks zurück. So ist es uns auch geschehen. Was für diesen Kreis zu voll und zu schwer war, ist wieder zum Volke versunken; und das wage ich ohne Übertreibung zu sagen, daß wegen des im ganzen armen, trüben, unlustigen, bedingten, einseitigen und abgeschiedenen deutschen Lebens, welches sich in dem letzten Jahrhundert gemacht hat, viel köstlicher Klang und Sang und viele der herrlichsten Sprichwörter, Redensarten und Wörter ganz aus der Gemeinschaft des Lebens entwichen sind, eben weil das Leben kein gemeinsames deutsches Leben war, und weil diejenigen Klassen, welche die Sprache vorzugsweise erhalten und weiterführen sollten, zu hoch über oder — wenn man will — zu tief unter dem Volke standen, und weil also nicht aus dem großen Urborn die ganze, volle Flut der Gefühle, Bilder und Anschauungen des Lebens und seines Urbildes der Sprache von dem Volke zu ihnen immer hin und her flutete. So ist eine gewisse Schwächlichkeit, Weitschweifigkeit, Unbestimmtheit, Künstlichkeit, die unsern früheren Zeiten ganz fremd war, und die dem eigensten Gemüte unsers Volkes auch noch fremd ist, in die Sprache gekommen, die sich bei einem großen Schein von Reichtum jetzt doch in einem sehr engen Kreise von Wörtern bewegt und zwar größtenteils von solchen Wörtern, die durch die Sprache der Schulen und Wissenschaften meistens schon vergeistigte, gespenstische und dünne Worte geworden sind, welche, weil ihnen die sinnliche und urgeborne Schwere ausgezogen ist, nur noch sehr wenig von unmittelbarem Leben und kräftiger Unschuld und unbewußter Einfalt haben. Fast mehr als bei andern Völkern geht die deutsche Literatur über das Volk hinaus; viele Bücher sind

in deutscher Sprache geschrieben, aber so geschrieben, daß sie auch ein jeder Allerweltmensch geschrieben haben könnte. Dies ist nicht bloß ein Zeichen unserer Wissenschaftlichkeit und Idealität, die man ja eher loben als tadeln müßte, sondern ein lange schon bestandener Brauch, kraft dessen die Männer der gelehrten Innung sich manche Jahrzehnte gebärdet haben, als brauche der eigentliche Gelehrte gar kein Mensch des Volks noch für das Volk zu sein. Ein Irrtum, den sowohl die Gelehrten als das Volk haben büßen müssen. Der Deutsche rühmt sich vorzüglich der deutschen Philosophie, vielleicht nicht mit Unrecht; aber diese Philosophie hat die Sprache oft auf das übermütigste gebraucht und gemißbraucht, sie ist häufig eine wahre Sprachverderberin und Sprachverwirrerin und Wörterzersetzerin gewesen und hat manchen Wörtern für immer den Nerv ausgeschnitten, auch so willkürlichen und zum Teil so verkehrten Gebrauch eingeführt, daß sie das Schwankende, Unbestimmte, Lichtlose und Farblose, kurz das Gespenstische, was uns aus so vielen deutschen Büchern anwehet, immer noch hat vermehren geholfen. Soviel ist einmal gewiß, daß die Wissenschaft und Philosophie ihrer Natur nach seine Schröterinnen und Beutlerinnen sind, welche die groben und schweren Körner der Sprache zermalmen und als das feinste Sicht- und Beutelmehl auslaufen lassen. Wenn diese sich nun selbst die Gemeinschaft mit dem Volke abschneiden, welches, wann der alte Vorrat zermahlen und zerrieben ist, die groben und schweren Körner eben immer neu liefern muß, so muß die Sprache ja wohl endlich in eitel zermalmtes Gries verwandelt werden.

Auf einem solchen Wege waren wir und sind wir zum Teil noch. Uns ist begegnet, was allen Völkern auf gewissen Bildungsstufen notwendig begegnen muß. Wenn nicht in dem Volke selbst ein gewisser Sinn der Einfalt und Großheit sich erhebt und den zu sehr verfeinten Stoff in sich schluckt und gröberen und tüchtigeren aus seinem unerschöpflichen Vorrate wieder herausgibt, so verschwinden bei aller der feinen Spaltung und Reibung und Glättung und Verzierung der Wörter und Perioden, bei aller Zierlichkeit und Feinheit, der man sich mehr und mehr befleißigt, endlich die unschuldigen und frischen Geister, die sonst in der Sprache lebten, die unmittelbaren, großen und kühnen Gedankenbilder, die man mit dem Klange der Worte sonst noch faßte; die Sprache wird ein kalter, matter Zierling und Schwächling und ist auf ewig tot für alle stolzen und freien Schwünge und Flüge, womit sie sich in ihrer Jugend fortschnellte. Werden wir zu einer solchen Grenze gelangen, welche zugleich das Nichtweiter des deutschen Lebens und Strebens wäre? Ich hoffe es

nicht. Mir kommt vor, als ſei auch der Sprache die Morgendämmerung einer ſchöneren Zeit aufgegangen. Sie kann mit dem Volke nur auf dem politiſchen Wege zu ihrer alten Kraft, Fülle und Einfalt wiedergeneſen. Der Krätze iſt ſie freilich lange los geweſen, höchſtens ſitzt hie und da eine einzelne Spur davon an ihr; aber die verlorne, alte Friſche, Freudigkeit und Einfalt hat ſie noch nicht wiedererlangt. Wenn die Deutſchen erlangen, was wir von Gott hoffen, daß ſie es erlangen werden, wenn ſie ein öffentliches Leben erlangen, das die meiſten Polizeiſtuben und Schreibſtuben zuſchließt und die Beamten und Gelehrten aus halben Scheinweſen, wo man oft zweifeln konnte, ob ſie auch in irdiſchen Leibern ſteckten, in Männer der Tat und der Rede verwandelt; wenn wir ein öffentliches Leben erlangen, wozu alle Klaſſen des Volks in ihrem Kreiſe mitgehören, wo das unmittelbare Wort regiert für die tote Schreibfeder; wenn jemals die Zeit wiederkommt, wo es Volksfreuden, Volksjubel und Volksfeſte gibt, wo alle Stände, alle Klaſſen ſich zuſammenleben und zuſammenlieben, dann iſt ein neuer Tag für die teure Mutterſprache aufgegangen, dann wird wie aus einem unſichtbaren Zauber mancher Ton und mancher Laut, manches herrliche Bild und manche tote Idee, die mit ihren Hüllen, ihren Worten jetzt tief vergraben liegen, wieder an das Licht des Lebens hervorgrünen und hervorblühen. Denn ich ſage es zum dritten und vierten Male: Je friſcher das Volk ſtrebet und blühet, deſto friſcher ſtrebet und blühet auch die Sprache. Den Troſt haben wir wenigſtens immer, einen gewaltigen Troſt für unſer Daſein und für unſere geiſtige Bildung, daß die Wurzeln unſerer Sprache bei uns ſelbſt liegen und durch die lebendige Flut, die in glücklichen Zeiten aus dem ganzen Volke hervorbrauſt, begoſſen und erfriſcht und zum Triebe neuer Blätter und Blüten gereizt und gelockt werden. Und welch ein Reichtum und welche Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit der Töne, Farben, Schatten und Lichter nach dem Sinn und Gemüte eines jeden verſchiedenen deutſchen Volksſtammes! Und das von den Alpen bis zu den Küſten Norwegens und Islands hinab. Denn auch da gibt es Wurzeln, die für uns in dem alten Germanien am Rhein und an der Elbe einmal grünen und Sproſſen und Blüten treiben können.

Ich habe von geſpenſtiſcher Dünnheit der Sprache geſprochen, von zu großer Verflüchtigung und Vergeiſtigung derſelben, von der Verſchleifung und Zerſtörung des Lebendigen, Unmittelbaren, Dichteriſchen in ihr. Will ich denn das Streben ſo vieler trefflichen deutſchen Männer, die uns ſeit achtzig Jahren in Kunſt und Wiſſenſchaft verherrlicht haben, damit wegleugnen?

Will ich überhaupt behaupten, daß die überwiegende Geiſtigkeit in den Deutſchen ein Gebrechen ſei, daß nicht auch jede Sprache, inſofern ſie eine gebildete Sprache heißen ſoll, eine gewiſſe geiſtige Feinheit und Dünnheit haben muß, um gewiſſe zartere und feinere Seiten und Verhältniſſe des Gemütes und der Idee abzubilden, die in jenen früheren und einfältigeren Zeiten noch nicht erſcheinen können, wo die Sprache im großen, vollen Klange und reiſigen Heldentritt faſt ganz unmittelbares Leben und Dichtkunſt iſt, wo ſie aber in Klarheit, Beſtimmtheit und Gewandtheit noch gar nicht in Proſe ſprechen kann? Bewahre Gott, das will ich nicht! Ich habe nur andeuten wollen, wie ſo Feines überhaupt angedeutet werden kann, das einem wie ein kaum erfaßlicher Schatten immer unter den Händen zerrinnt, daß es unſerer Sprache und Bildung in dem letzten Jahrhundert an innerem Gleichgewicht gefehlt hat und bis dieſen Tag fehlt, weil unſre Gelehrten und Künſtler meiſtens in einer dem Volke zu fernen Höhe einſeitig ſchwebten und die rechte antäiſche, ergänzende und ſtärkende Kraft nicht aus den Wurzeln der Spracherde gewinnen konnten, und weil überhaupt in dem Volke das fröhliche, weibliche, mutige, freie, tapfere Leben und Wirken nicht war, das aus derſelben immer friſche Knoſpen und Blüten der Gefühle und Ideen hervortreiben und ſo das Sprachgebiet bereichern oder edle Tote, die nur in einem Scheintode lagen und noch nicht von der Verweſung ergriffen waren, wiederauferwecken konnte. Freilich gibt es einzelne außerordentliche Menſchen, Sonnenkinder eines Zeitalters, wie von einem fremden Planeten Herabgekommene, die als Verkünder, Herolde und Weisſager gleichſam ohne ein Volk und eine große Geſchichte einer herrlichen Zeit, die da kommen ſoll, voranſchreiten, oder die auch wie zum Troſte als letzte Heldenkrone und Liebeskranz von Gott auf die Leiche eines vergehenden Zeitalters gelegt werden; aber für die Mehrheit bleibt es immer wahr, wenn wir nämlich von einer natürlichen Literatur eines Volkes ſprechen, nicht von einer künſtlich gemachten, wie die zu Alexandrien und Pergamus und das gelehrte Treiben unter Hadrian z. B. in der alten Zeit waren, daß geſchrieben und gedichtet werden muß, wie gefühlt und gelebt wird. Können wir denn das in unſerer Literatur nicht auch gewahren? Zum Beiſpiel die Bücher aus dem fünfzehnten und der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts, wo unſere Sprache ſich zuerſt zur Proſe bildete, nachdem ſie für die Dichtkunſt lange ihre herrlichſte Zeit gehabt hatte, atmen einen einfältigen, gutmütigen, harmloſen, treuen, behaglichen und tapfern Sinn, wie denn damals die Menſchen noch nicht fühlen konnten, daß das reiche und

mächtige Leben des Deutschen Reichs im Zerfallen und Zerfließen war. Es ist daher in den meisten Schriften jener Zeit das Gefühl von Mut, Wohlsein und Freude. Luther und die Reformatoren und ihre Gegner im ernsten und strengen Kampfe scherzen zwar noch zuweilen, wie die treue, einfältige und gutmütige Zeit scherzte und spielte, aber doch bemerkt man, daß die Sprache einen festen, ernsten, kurzen, fliegenden und heftigen Gang zu gehen begann gleich der Zeit. Nach diesen großen Geistern, die um die größten Dinge stritten und kriegten, kamen kleinere, es kam Schulgezänk und trauriger und kleinlicher Hader und Neid und Hetzerei und Durchstecherei aller Art. Nun verliert die Sprache sowohl die Kraft als den Wohllaut, und bei der Zersplitterung der Dinge und Herzen, wo alles sich an dem einzelnen zerarbeitete, begann sie leer zu werden an Einfalt und Anmut wie an Geist und Liebe. Nur einzelne zarte und mächtige Stimmen klangen noch zuweilen von solchen, welche die heilige Muse Siona für den Kirchengesang begeisterte. — Darauf, als durch die Friedensschlüsse zu Münster und Osnabrück die Leiche des alten heiligen römisch-deutschen Reichs zerlegt und mit bunten Larven und Königs- und Herzogsmänteln und Pallien und Insuln und endlich auch mit Allongenperücken und Haarbeuteln eingekleidet und wiederaufgerichtet ward, als wäre noch Leben und Kraft in ihr, ward nicht hinfort die Literatur das Bild des deutschen Reichstags und der Friedenshandlungen von Aachen, Köln, Nimwegen, Ryswik und Baden? Schien nicht die höchste Idee eines deutschen Stils in den Reichstagsberichten und der europäischen Fama ausgesprochen? Ward nicht die Sprache selbst, wie alle europäische Staaten bei jeder Friedens- und Kriegshandlung an unserm zerrissenen Reiche lappten und flickten und gelegentlich auch daran zerrten, nagten und mauseten, ward die deutsche Sprache nicht buntscheckicht wie die babylonische Verwirrung des Reichs und schnatterte sie, als die deutschen Männer deutschen Stolz und Hochsinn verlernt hatten und nur noch ein diplomatisches Vaterland sahen, nicht den Tönen und Lauten aller der Völker nach, die ihre Mitherrscher waren? Aus ihr selbst aber konnte sie weder den Donnerklang der Rede noch das Liebesgesäusel des Liedes mehr hervorblasen. Später, als mit den Jahren 1740 und 1750 einzelne Schriftsteller, eine begeisterte, vaterländische Bardenschaft, von dem Gefühle der Elendigkeit und Jämmerlichkeit der deutschen Literatur ergriffen, Hand ans Werk legten und wieder in reinen Tönen der Teutona singen und klingen wollten, wirkte die Armut und Trockenheit von unten aus dem Volke auf sie zurück: die Begeisterung, die sie entflammte,

ward nicht von allen in Freude und Liebe getragen. Es war doch nicht die Unmittelbarkeit des echten Lebens, doch nicht die volle, friſche Lebensflut, es war doch eine Kunſt in dem, was man deutſche Natürlichkeit nannte. Kunſt mußte es wohl ſein, aber es war mehr Kunſt als Trieb, und eben durch die Franzoſen verführt, die man abſchütteln wollte, legte man an das, was in Zeiten des fröhlichen Triebes wie die Eiche des Waldes und die Lilie des Feldes aus eigener Kraft wächſet und blühet, oft das enge und knappe Maß an, was die Leute in Paris die ewige Regel des Geſchmacks und der Schönheit nannten. In den Jahren 1770 und 1780 kam freilich mehr Leben und Strom in Sprache und Literatur, es kam auch hin und wieder mehr Erinnerung und Klang des Alten wieder, aber im ganzen hingen ihnen noch Nebel vor den Augen, daß wenige deutlich ſahen, woher und wohin. Die große deutſche Zeit, die von dem zwölften bis ſechzehnten Jahrhundert geweſen war, lag kaum in trüber Dämmerung vor ihnen, die Vergangenheit der Geſchichte — man wird Kaiſer- und Kriegsgeſchichten und Reichstagshandlungen noch keine Geſchichte des Volks nennen — war in den letzten drei Jahrhunderten wie verſunken, und von jener altgermaniſchen und altnordiſchen Schwärmerei und Ritterlichkeit und von der Süßigkeit und Lieblichkeit der Zeit des Minnegeſangs hatte man nur einzelne dunkle Töne klingen gehört: die tiefe Wurzel des Lebens der Sprache und die Erinnerungen der Sehnſucht und des Heldentums der Väter waren wie abgeſchnitten. Und nun ſollte aus der Magerkeit und Dürftigkeit der Gegenwart, die an Finanzplänen und Zollgeſetzen und Kriegsordnungen reicher war als an Freude und Einfalt, und aus der einzelnen Idee eines noch ſo reichen und tiefen deutſchen Herzens das Mächtigſte und Tiefſte geſchöpft werden. Es gelang einigen bis zur Bewunderung, daß ſie groß waren faſt ohne Volk und Vaterland; aber die herrlichen Strahlen, die hin und wieder ausſchoſſen, hatten immer keine allgemeine Sonne, wohin als zu ihrem Mittelpunkt ſie wieder zurückfloſſen, und woher ſie neue Flammen holten. Darauf iſt unſere Zeit gekommen, eine Zeit geiſtiger und politiſcher Umwälzungen und Bewegungen, mit welcher wenige frühere Zeiten verglichen werden können. Jeder hat in die hohe Flut und in die wilde Bewegung mit hinein gemußt, wenn er ſich beim Anfange derſelben nicht ſogleich auf hohe Sanddünen zurückgezogen hatte. Kampf, Streben, Trieb nach allen Seiten, wohl oft zuviel, wie einige meinen. Kann ſich aus dem Chaos, worin wir umgetrieben werden, ein politiſches Leben geſtalten, das eine fröhliche und mutige, deutſche Seele hat, ſo wird auch die deutſche

Sprache aus dieser Zeit einst große Belebungen und Entwickelungen melden.

War in jener Zeit, wo mehrere brave Deutsche fühlten, daß die schwächlich und kümmerlich gewordene Sprache die Krätze und den Aussatz, ja die Franzosen hatte, ein heftiges Widerstreben gegen die welschende und fälschende Wortmengerei und Ausländerei, so ging das eigentlich mehr auf die Wörter als auf die Gestalt der Ideen und den geistigen Ausdruck, welche durch die lange Gewohnheit des Fremden und die lahme Mattigkeit des Deutschen bei vielen der eifrigsten Deutschler doch eine halb französische Art und Farbe behielten. Das Widerstreben, das sich in den letzten Jahrzehnten gegen das Französische gebildet hat, liegt tiefer. Es ist bei manchen ein bloß idealischer Widerwille aus dem Gefühle entsprungen, das sich durch die Wiedererweckung der Erinnerungen unsers großen Altertums immer mehr erhellt hat, daß die französische Art und Kunst uns ewig eine fremde bleiben muß, wenn wir unser Größtes und Bestes nicht für blanke Zierlichkeit und kalte Feinheit hingeben wollen. Bei andern aber ist dies Widerstreben rein politisch, aus dem Unglück entsprungen, daß wir von dem Volke, dem wir über ein Jahrhundert nachgestrebt und nachgeäfft hatten, endlich hinterlistig unterjocht und auf das grausamste gemißhandelt waren. Bei diesen möchte man fast Haß nennen, was sie treibt; und deswegen sagen manche, daß der Haß sie übertreibt. Doch haben sie keineswegs unrecht, wenn sie behaupten, daß viel unnützer französischer Tand, den unsere Sprache sich immer wieder als fremden und unnötigen und zum Teil recht lächerlichen Zierat anhängen will, und viele immer wieder auflebende französische Art, die sich tief in unserm Leben und in unsern Sitten eingenistet hat, noch bei uns auszutreiben ist. Aber ob dies so ausgetrieben werden kann, wie manche von ihnen es anfangen, das ist eine andere Frage. Gern ist man mit ihrer deutschen Liebe einig, aber zu einem Ziele führen mancherlei Wege.

Was nun besonders die Reinigung, Besserung, Erhebung und Bereicherung der Muttersprache betrifft, so sind, wie mir deucht, viele der redlichsten Streber und Eiferer für sie auf dem falschen Wege. Manche scheinen wie Knaben Blumen zu pflanzen, welche mit den Kronen schön leuchten, aber unten an den Stengeln keine Wurzeln haben und daher verdorren müssen, wie die Sonne darüberkommt. Neue Wörter machen, wodurch man fremde ersetzen will, alten fast verschollenen Wörtern wieder Geltung und Umlauf geben, das ist kein Werk der Willkür, es kann nur das Werk des lebendigsten und unbewußtesten Lebens sein. Das

ganze Volk, wie ihm neue Gefühle und Begriffe aufgehen, ſchafft und findet auch neue Wörter und Zeichen für ſie; höhere Geiſter ſchaffen und finden ſie auch und bringen ſie in Umlauf. Das ſchöpferiſche Volk wirkt da ebenſo wie die dunkel und geheimnisvoll ſchaffende Natur, der ſchöpferiſche Geiſt vielleicht wenig anders, vielleicht nur ſelten mit Bewußtſein. Die Sprachkünſtler und Sprachlehrer, meiſtens trockene und ſtrenge Leute, wollen ihre Kinder nach Regeln zeugen und gebären, aber darum werden es ſo häufig Dummköpfe oder kommen auch ſogleich tot zur Welt. Selbſt die alten, trefflichen Wörter, die faſt verſchollen ſind, und die man wieder lebendig machen kann und lebendig machen ſoll, müſſen mäßig und beſcheiden gebraucht werden, damit das Volk ſie allmählich wieder für gute und echte deutſche Münze annehmen lerne. Denn ſehr erklärlich und verzeihlich iſt das Gefühl, welches einem ein zu ſichtbares Streben und Bewußtſein bei Dingen, die natürlich ſein und wehen und ſcheinen ſollen wie Luft und Licht, viel unleidlicher macht als eine unbewußte Nachläſſigkeit und Vergeſſenheit. Auch mir und gewiß vielen andern Biederleuten iſt es ein Greuel, daß unſere ſchöne, reiche und volltönende Sprache bei ſo vielen Gelegenheiten und Gegenſtänden immer noch faſt wie die verlegene und blöde arme Sünderin daſtehen und ſich gebärden muß, als wenn ſie weder lauten noch ſprechen könnte. Denn über manche Dinge, worüber ſie vor zwei Jahrhunderten noch ihr gutes und leichtes, reines Deutſch ſprach, kann ſie jetzt nur noch mit franzöſiſchen Worten ſprechen; ja ſie hat es hin und wieder ſo weit gebracht, daß ihre eigenen Worte, wenn ſie was bedeuten ſollen, auf franzöſiſch geſtutzt und geſchwänzt werden müſſen. Ich glaube, wir ſind in keiner Hinſicht mit unſerer Sprache verlegen. Was ſchon Leibniz wußte, was der unſterbliche Ihre, der außerordentliche Sprachkenntniſſe hatte, in ſeinem vortrefflichen ſchwediſch-gotiſchen Wörterbuche gezeigt hat, daß unſere Sprache eine der älteſten, mannigfaltigſten, reichſten und herrlichſten Urbilder der früheſten Zeit iſt, das müſſen wir bedenken und nicht da nach Schätzen graben, wo ſie für uns nicht liegen, und wo wir ſo leicht zur Falſchmünzerei verführt werden können. Welch einen Reichtum, den anmutigſten und vielgehaltigſten und vielgeſtaltigſten, haben wir an Mundarten, mehr als irgendein anderes bekanntes Volk! Beſonders möchte es leicht zu beweiſen ſein, daß die ſaſſiſche Mundart, die bis in den höchſten Norden hinaufläuft, unerſchöpfliche Minen hat, die künftiger Bearbeitung warten. Ich möchte faſt behaupten, daß in dem Bezirke zwiſchen dem Harz und der Weſer und dem Rhein ein ſolcher Reichtum von Grundwörtern und

Grundbildern der Sprache liegt, daß ich die Wurzeln der meisten germanischen Sprachen und gewiß ein gutes Drittel der Wurzeln der griechischen Sprache dort wiederfinden will. Es ist unleugbar durch die Geschichte, daß der sassische Stamm, zu welchem viele Völkerschaften des skandinavischen Nordens und die meisten Völker des nordwestlichen Deutschlands bis an und über den Rhein gehörten, in mancher Hinsicht eine höhere Ausbildung der Verfassung, des Kriegswesens, der Sitten und der Sprache hatte als die östlichen Germanen. Man denke nur an die frühe Ausbildung der angelsächsischen Sprache, an die skandinavische Sprache in Norwegen und Island, an den Wohllaut, die Fülle und Bestimmtheit des Altschwedischen, weswegen eben in Schweden das dem Sassischen ähnlichere Schwedische über das Gotische gesiegt hat; und will man es bis diesen Tag in der klarsten Anschauung sehen, so durchwandre man Westfalen und lebe unter dem Volke und studiere seine Mundarten; dasselbe tue man in den Niederlanden, in Ost- und Westfriesland, in Holstein, Mecklenburg, Pommern, Brandenburg — und man wird erstaunen über den Reichtum von Anschauungen, Bildern und Ideen, welche diese Mundart vor allen andern deutschen Mundarten voraus hat. Was nun in dieser Mundart in Sprichwörtern und Volksscherzen niedergelegt ist oder vielmehr sich ruhig niedergelegt hat (denn in den meisten dieser Orte ruhet die Sprache zum Teil, weil sie keine schreibende ist), das hat jetzt freilich den Charakter des kleinen Volks angenommen, in dessen Kreisen es rundgeht, aber in der inneren Tiefe und in einer gewissen vielseitigen und vielspiegelig abgeschliffenen Feinheit deutet diese Mundart auf eine frühe Entwickelung und Bildung des Volkes hin, welches sie spricht; welche Entwickelung und Bildung wahrscheinlich älter war als die Einwanderung der sassischen Stämme in den Nordwesten Europas und Deutschlands. Vorzüglich ist der sassischen Art eine wundersame schräge Darstellung eigen, wo sie die Dinge im Gegensatz oder gar in völliger Umkehrung betrachtet und abspiegelt. Dieses Schräge könnte klimatisch sein und ist es zum Teil auch. Weil die Natur in schroffen und ziemlich unfreundlichen Gegensätzen gegen den Menschen spielt, so könnte daraus, indem er sich zugleich über sie und über ihre und seine Mängel lustig macht, die Ironie und Satire und die Ausbildung des Komischen, die hier sehr weit getrieben ist, als ein ganz natürliches Gewächs hervorgesprungen sein. Diese Erklärung reicht bis zu einem gewissen Grade hin und findet auch in manchem ihre völlige Lösung; aber die zugleich durchblitzende und spiegelhelle Tiefe der Idee und ein gewisser, feiner Schalk (ein ganz

anderer als der ſaſſiſche Eulenſpiegel), der aus der Vielſeitigkeit und Vielgeſtaltigkeit der Bilder hervorblitzt, werden wahrlich nicht in den Hütten und Häuſern freier Bauern und Bürger gebildet, ſondern ſetzen ein feines, in mancherlei Verhältniſſen und Verknüpfungen miteinander ſpielendes und ſich einander beleuchtendes und bildendes, geſellſchaftliches Leben voraus. Man klagt bei unſerer hochdeutſchen Sprache mit Recht, daß es ihr an Mannigfaltigkeit und Vielſeitigkeit der Bilder mangele, die zarten Lichter und Schatten der geſelligen Verhältniſſe und des zwiſchen dem ſinnlichen und geiſtigen Triebe hinſpielenden Gemütes, wie es eben im lebendigen Leben ſpielen muß, auszudrücken und zu malen. Von dieſer ſchrägen und ſchräg und ſeitwärts einſpielenden geſellſchaftlichen Bildung ſcheint das Volk viel gehabt zu haben, welches älteſtens ſaſſiſch redete. An Sprichwörtern, Sittenſprüchen, feinen Bemerkungen und Vergleichungen, ſchrägen Anſchauungen und Namen, kurz an allem, was ins Gebiet des Luſtigen und Komiſchen und in das lebendig lebende und wirkende Leben einſchlägt, iſt dieſe Sprache ſehr reich. Viel iſt in dieſer Hinſicht aus der reichen Fundgrube ſchon geſchöpft; weit mehr aber kann noch geſchöpft werden. Auch deucht mir, daß ſie viel mehr als die hochdeutſchen Mundarten jener glücklichen Mittelfarben und Mittellichter hat, wo ein Wort zugleich das ſinnliche und geiſtige Leben, die leibliche und die geiſtige Mißgeſtalt oder Schönheit bezeichnet. Doch ſchon zuviel über einen Gegenſtand, der ſich der Darſtellung faſt weigert und immer nur wie das Leben überhaupt aus der innerſten Tiefe angeſchaut und erkannt werden muß.

Was haben wir aber nun zu wünſchen für die deutſche Sprache, und in welchen Zweigen könnte am verdienſtlichſten für ihre Verſchönerung und Bereicherung gearbeitet werden? Darüber einige flüchtige Bemerkungen.

Wie eine Sprache wird, und wie die hohen und tiefen Geiſter des Volkes aus ihr ſchaffen und wirken können, und wie wenig da wie in allem Lebendigen durch Abſicht und Willkür zu erlangen iſt, wie überhaupt jede Sprache und ihr Leben in jedem Zeitalter ein allgemeines Weltbild und Volksbild darſtellen muß, das habe ich anzudeuten geſucht. Das Volk in ſeinem dunkeln und geheimen Leben und Wirken und einzelne große Genien ſchaffen und bilden die Sprache. Aber dieſe großen Geiſter ſtehen nicht allein, ihre unſterblichen Werke ſind nicht allein ihre Arbeit und ihre Geburt. Dankbar müſſen ſie erkennen, daß viele herrliche Kräfte, viele wackere und unverdroſſene Männer vorarbeiteten und mitarbeiteten, damit ſie ſo Großes hervorbringen konnten. Die Sprachkünder, Sprachlehrer, Sprachkünſtler und

alle andere Männer, die in irgendeiner Kunst und Wissenschaft treu fortschreiten und wirken, sollen uns immer in hohen Ehren bleiben; nur Sprachschöpfer im höheren Sinn und Wortmacher müssen sie nicht sein wollen. Das wird selten einer, der darum weiß, daß er es sein will, sowie der Mann, der recht darauf grübelte, wie er es anfinge, eines Raffael und Shakespeare Vater zu werden, am wenigsten solchen Sohn hervorbringen wird. Was wäre aber nun von denen, welche einen heiligen Eifer für das Einheimische und Deutsche haben, zunächst zu wünschen?

Das wäre der nächste Wunsch, daß der deutsche Sprachvorrat gesammelt würde.

Unsere Gelehrten sind mit einem löblichen Eifer beschäftigt, die lange im Moder der Vergessenheit gelegenen Sprachdenkmale unseres Mittelalters zu sammeln und herauszugeben. Viel ist schon geschehen, und mehr ist noch zu hoffen. Aber traurig ist es, daß es dabei an einem Mittelpunkt fehlt, besonders an einem solchen Mittelpunkt, wo auch der äußeren Hilfe an Macht und Geld die Fülle wäre. Vieles von Urkunden und Denkmälern, was der deutschen Geschichte und Sprache trefflich dienen würde, bleibt im Dunkel begraben, weil ein kleinlicher Neid und eine noch kleinlichere Furcht, daß gewisse Besitz- und Rechterschleichungen, die jetzt aufgedeckt weder Schaden noch Vorteil bringen, zur öffentlichen Kunde kämen, sie zurückhalten. Dergleichen könnte nur die Macht beweglich machen, nicht die drohende Macht, die wir in solchen Dingen nicht lieben noch loben, sondern die bittende und beifallende Macht, die immer einen gewaltigen Zug haben wird. Anderes können die Kräfte einzelner Männer nicht lüften, kein Buchhändler druckt es, weil der Absatz die Kosten nicht bezahlt; auch fehlt es den Bearbeitern an Vermögen und Zeit, ihre ganze Muße daranzuwenden. Soll ich hier die alte Klage wieder singen, daß wir unglückliche Deutsche nicht einmal die Vorarbeit und das Vorgerät für unsere Geschichte getan und fertig haben? So müssen wir denn an die Forscher und Schreiber unserer Geschichte immer noch die ungerechtesten Forderungen machen. In den letzten zwanzig Jahren ist freilich für solche Dinge keine Zeit gewesen; aber diese Zeit muß nun doch bald kommen, wenn wir unersetzliche Schätze nicht ganz verlieren sollen. Und wie viele haben wir wohl verloren von den Jahren 1792 bis 1804 bei dem Hin- und Herflüchten, Verschleppen, Entwenden, Stehlen, Vertrödeln und Verganten von Urkunden und Schriften und später bei der wilden und geschwinden Umkehrung der Klöster, Stifter, Reichsstädte und bei der Aufräumung und Ausleerung ihrer Bücher-, Gerät- und Kleinodienkammern!

Das wäre jetzt auch die Zeit und zwar die höchste und letzte Zeit, daß in Deutschland im großen Stile entweder unter dem Schutz einer Regierung, welche die Mittel dazu hergäbe, oder durch die Vereinigung einzelner eine Gesellschaft für die Sprache gebildet würde, nicht eine solche, die sich bloß hinsetzte und an dem Vorhandenen klaubte, feilte, besserte und regelte, sondern eine lebendige und frische Gesellschaft, die sich über ganz Deutschland von den Alpen und der Maas und Mosel bis an die Elie und Memel verbreitete und Männer von Kenntnissen und gutem Sinn und Geruch und Fähigkeit, das Lebendige aufzufassen, in die einzelnen Landschaften und Gaue versendete, daß sie aufläsen und erkundeten, was vom Sprachvorrat noch aufzulesen und zu erkunden ist. Diese Lesen und Sammlungen, fünfzehn und zwanzig Jahre so fortgesetzt, würden dann mit dem, was im Druck und in der Handschrift schon vorhanden ist, zusammengelegt und allmählich herausgegeben. So würden wir besondere Wörterbüchlein der einzelnen Landschaften und Gaue, oft eines einzelnen Tales oder eines Inselchens erhalten; und dann könnte später von geistvollen und gelehrten Männern endlich auch ein deutsches Wörterbuch gefertigt werden.

Ich habe gesagt, es ist die höchste und letzte Zeit, daß wir anfangen müssen zu lesen und zu sammeln. Nicht, daß ich gerade ungeheure Schicksale des deutschen Volks fürchtete — denn wozu sollten wir dann sammeln? — oder ein Verderbnis und einen Untergang der deutschen Sprache; sondern ich fürchte etwas anderes, ich fürchte den Untergang und das Vergessen alles Alten. Eine neue Zeit ist da, eine gewaltige Zeit, welche wie eine Sündflut hereingebrochen ist und vieles schon weggeschwemmt hat, dem manche vor dreißig und vierzig Jahren noch wohl die Dauer einer kleinen Ewigkeit zutraueten. Diese neue Zeit bringt neue Triebe, neue Anziehungen, neue Bedürfnisse. Manche Gegenstände, die sonst gewußt und geübt werden mußten, haben allen Reiz für die Kunde und für das Leben verloren, und mit ihnen muß notwendig viel anderes in das Grab der Verwesung sinken, wenn er durch gemeinschaftliche Fürsorge der Weiseren und Besseren nicht gerettet wird. So vieles, was für deutsches Leben, deutschen Brauch und Gewohnheit und deutsches Recht sonst wichtig war, ist es heut nicht mehr, und die Studien und Übungen, welche sich darauf bezogen, müssen natürlich auch schlafen gehen. Wenn man nun jene Sprachschätze sammelt, so sammelt man ja nicht bloße Wörter, nicht bloße äußerliche Hüllen und Schalen der Dinge, worin der Kern fehlt; nein, man sammelt, wenn man Geist zu dem Geschäfte mitbringt, das deutsche Leben und die

deutsche Geschichte in ihren Keimen. Und wann sie einmal gesammelt sind, möchten sich wohl solche finden, die diese Keime zu lieblichen Blumen und stolzen, himmelragenden Eichen der Kunst und Wissenschaft entwickeln könnten. Man wird, wann man den ganzen Vorrat beisammen hat, erstaunen über den reichen Schatz, und wenn die rechten Geister darüberkommen, die das Wichtige von dem Unwichtigen und das Gold von den Schlacken zu scheiden und aus den unendlich vielen und kleinen und feinen Bilderchen ein großes und helles Bild zusammenzusetzen verstehen, dann wird man sich der Ausbeute freuen. Denn für unser ältestes und frühestes Leben, für unsere ganze Geschichte, für unsere Sitten, unsere Gesetzgebung, Wissenschaft und Philosophie würden wir viel Herrliches finden. Das sage ich aber aus dem Gefühle und der Andacht vieler wackeren Männer heraus, daß uns nach hundert Jahren für manches ganz die Schlüssel fehlen würden, es aufzuschließen. Denn es ist unglaublich, wie geschwind der Wendepunkt einer neuen Zeit oft die Erinnerung von dem auslöscht, was vor wenigen Jahrzehnten noch so lebendig war. Das Beispiel liegt ja so nahe. Wußten die Männer, welche in den Jahren 1740 und 1750 die deutsche Sprache und Literatur wieder zu rühren und zu bewegen anfingen, noch viel von dem Deutschland, das in den Jahren 1440 und 1500 gewesen war, geschweige von dem Deutschland der Jahre 1200 und 1300? Waren die Namen und Taten und Werke der Väter nicht verschollen — und doch hatten wir die Buchdruckerkunst und der Schreibseligkeit genug — waren die Augen und Ohren nicht verschlossen, daß sie nicht sehen und hören konnten, was in tausend lieblichen und lustigen Hieroglyphen in Kirchen, Türmen, Burgen und Mauern dastand und von den Lippen der Hirten und Handwerksburschen erklang?

Wenn die Sprache so in allen ihren Grenzen gesammelt wäre, würden wir manches finden, was uns des meisten Fremden entbehren ließe, wir würden in dem Alten für manches Neue und Neueste die trefflichsten Zeichen und Namen finden. Aber unser Sprachkreis ist nicht bloß auf Deutschland und auf seine Mundarten beschränkt. An den Niederlanden, Dänemark, Schweden und Norwegen sind wir Miterben, wie wir ihnen an uns die Miterbschaft zugestehen, ja wir sind es an England und Schottland. Diese Sprachen, wie verschieden sie sich in mancher Hinsicht auch gebildet haben, sind doch bis auf den heutigen Tag die verwandtesten und enthalten die reichsten Entwickelungen, Bildungen, Deutungen und Erklärungen, ja selbst Belebungen und Ergänzungen aus einander. Manche herrliche und einzig bezeichnende

und malende Wörter Schwedens, Norwegens und Islands könnten wir aufnehmen, ohne daß deutſchen Menſchen in ihnen etwas Fremdartiges zu begegnen ſcheinen würde; ebenſo ſie von uns. Das ſüdliche Britannien iſt ſeit dem elften Jahrhundert mehr romaniſiert, das nördliche aber und drei Viertel Schottlands ſind immer faſt ganz germaniſch geblieben und haben viel ſpäter erſt die romaniſch-engliſche Sprache als Schriftſprache angenommen. In den herrlichen Romanzen und Balladen Nordenglands und Südſchottlands weht in Sinn, Ton, Farbe und Sprache durchaus ein rein germaniſcher Geiſt, von welchem uns etwa ein Drittel, zwei Drittel aber den Skandinaviern zugute kommen. Denn daß auch die alten Pikten ſkandinaviſche Germanen waren (vielleicht ſang Oſſian zur Zeit ihrer Kämpfe mit den Kaledoniern, einem galliſchen Volke) und wie ſpäter Sachſen, Angeln, Normänner die Lande eingenommen haben, darüber ſind alle beſten ſchottiſchen Geſchichtforſcher einig. Das iſt aber wahr, daß die jetzigen Engländer und Schotten viele Wörter jener koſtbaren Überreſte aus dem Zeitraum vom dreizehnten bis ſiebzehnten Jahrhundert aus ihren Sprachen gar nicht zu erklären wiſſen, und daß ſie zu den Isländern, Schweden, Normännern und Saſſen ihre Zuflucht nehmen müſſen. Ich habe manche, ihren beſten Sprachforſchern unerklärliche Wörter und Gebräuche aus den Sitten und Gebräuchen und den Sprachen des ſchwediſchen und ſaſſiſchen Volks deuten können, ſelbſt durch Wörter, die ſich nur einzeln in meiner abgeſchloſſenen Heimat, einer Inſel der Oſtſee, finden.

Bei dem Eifer für die germaniſchen und deutſchen Altertümer, der ſich nicht bloß in unſerm Vaterlande regt, ſondern ſich viel früher in Dänemark und Schottland regte und nun endlich auch in Schweden beginnt, welches herrliche Volk ein Jahrhundert in den Ketten franzöſiſcher Zierlichkeit und Affterei erſtarrt und erfroren gelegen hat, wird ſich wohl in guten Tagen wieder erneuen, was Schlözer und andere, die viel weniger wußten als Schlözer, oft für ganze, immer für halbe Märchen ausgaben. Der nordiſche Menſch, den die Sehnſucht des kurzen Lenzes und der in manchen Monaten zu kurzen Sonne ganz natürlich zu einem lüſternen Wandervogel macht, wird wahrſcheinlich mit anderm Sinn, als mit welchem er Göttingen und Leipzig zuweilen noch beſucht, die deutſchen Univerſitäten bereiſen: er wird nicht bloß nach der Gelehrſamkeit fahren, ſondern auch nach den Landen und Leuten. Welche Ähnlichkeiten, welche Deutungen, welche wunderſame Rätſel und Hieroglyphen wird er hie und da finden, die ihm viele Sehnſuchten und Ahnungen im Buſen wecken

müssen! Wenn er nach Friesland kommt und hin und wieder seine Sprache und Art wiederfindet, wenn er dort des großen Heldenjünglings Siegfried denkt, dessen große Mär den Norden und Westen verbindet und über die Gestade des Rheins hinausläuft und dann wieder in das ferne Land des Eises und Schnees hinab, wo die Riesen und Zwerge und Zauberprinzessinnen wohnten? Wenn er das Elsaß, Oberschwaben, das Vorarlberg und die Schweiz durchwandert und so viele verwandte Töne und Bilder und Gesichte ihm begegnen? Und endlich, was in unsern ältesten Heldenliedern niedergelegt ist, gehört es nicht auch ihm, wie uns dem Sinn und der Bedeutung des Lebens nach die Edda mitangehört? Denn der Streit um den historischen Besitz und um das Alter und die Jugend ist der kleinste Streit. Uns Deutschen könnte es aber wohl so ersprießlich sein, wenn viele von uns, die bei den Franzosen und Italienern oft ganze Jahre verspielen, einmal wieder gen Norden zögen und sähen, wie es sich bei den gastlichen Schweden und Normännern und auf den schönen Inseln der gerührigen und freundlichen Dänen lebt. Da würden wir über unser Eigenes auch manches zu denken bekommen, was uns daheim im Vaterlande nicht einfällt, und manche Sehnsuchten, Gefühle und Anschauungen würden wieder jung in uns werden, welche gerade zu dem tiefsten germanischen Leben und Streben zurückwinken und zurückmahnen.

Kurz, hier im Norden ist die gemeinsame Wurzel des Triebes und Lebens mit uns die älteste und ist von den Nordländern auch selten verkannt worden. Und wie rüstig haben sie für das Alte gearbeitet! Besonders die Dänen, welchen in dem letzten halben Jahrhundert das größte Lob gebührt. Denn die Schweden, welche in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts zuerst so mutig anfingen, sind stehengeblieben, weil sie seit den Jahren 1720 und 1730 den welschen Medusenschild gesehen hatten. Doch jetzt rüsten auch sie sich wieder für das Vaterländische. Zusammenhang mit der deutschen Sprache und Literatur hat der Norden in allen Zeiten gehabt. Im sechzehnten Jahrhundert schlang die Reformation zwischen Deutschland und ihm ein neues, mächtiges Band und hat auch auf seine Sprache und Literatur den allergrößten Einfluß gehabt, einen zu großen, klagen viele Nordländer. Luthers Bibel und andere Schriften wurden fast wörtlich von ihnen übertragen, und auch die obenerwähnte heilige Dichtkunst der Lutherisch-Evangelischen ist beiden Völkern fast ganz gemeinsam geworden; und die Schweden haben unter Gustav Adolf, Christinen und den großen pfalzgräflichen Königen eine Zeit gehabt, wo die deutsche Sprache vor allen Sprachen den Vorrang

hatte, und wo gegen den Ausgang des ſiebzehnten Jahrhunderts und im Anfange des achtzehnten unter der Regierung Karls XI. und Karls XII. ſchwediſche Dichter in reinerer deutſcher Sprache ſangen als die Deutſchen nach Opitz und Flemming. — Und nun iſt, wie mir deucht, die Zeit da, wo wieder etwas anderes zuſammenfügen und einigen muß.

Sollte dies ein Traum ſein? Nein, ich hoffe es nicht. Die Flamme, die neu entzündet iſt, kann doch nicht erlöſchen, ehe ſie Aſchen gemacht hat. Wenn wir politiſch beſtehen, wenn unſer Vaterland irgend noch die Tugend und das Glück hat, ſich politiſch einen Leib und eine Geſtalt zu erſchaffen, ſo wird der deutſche Adler mit neuem Geiſt und Streben höher und höher fliegen, und der Klang ſeiner Flügel wird den weißen, nordiſchen Falken herablocken, der nun in ſeinen Felſen und Klippen, daß die Götter und Helden zu Grabe gegangen und die Geſchichte ſchweigt, in einſamer Trauer die Flügel hangen läßt. Der germaniſche Norden und Süden werden wieder zueinander kommen, nicht durch das Schwert, wodurch ihrer beider Schäden nicht geheilt werden können, nein, durch den ſeligen Lichtreiz der Wiſſenſchaft und Dichtkunſt. — Und können wir, die am Rhein und an der Elbe und Donau wohnen, der nordiſchen Brüder entbehren? Wir haben ihrer lange entbehrt; aber in welcher Zeit? Im Mittelalter waren ſie immer friſch bei uns, ja ſie lebten und blüheten recht in unſerer Mitte und umfaßten in den Sagen und Heldenliedern unſer innigſtes Leben. Die erhabene Schwärmerei, die vom Norden weht, die unendliche Sehnſucht nach einem ewigen Frühling und einer ewigen Liebe, die aus den Herzen und Augen nordiſcher Menſchen funkelt, der lebenverachtende und mit kühner Unſchuld allen Gefahren entgegenbrauſende nordiſche Ungeſtüm, der noch immer bis zur Zauberei lebendige Fabel- und Naturſinn, dann die Einfalt, Treue, Gaſtlichkeit, Biederkeit und der ſtille Menſchen- und Freiheitsſinn, der dort in jeder Bauernhütte blüht — o deutſche Jünglinge, ihr könntet da wohl mehr holen und lernen, als ihr oft von den Gaſſen Roms und Paris' zu Hauſe bringt. — Und ſie bei uns? Wir ſind ihr Süden; bei uns ſollten ſie zuerſt ein Maß des ſüdlichen Lebens lernen, ehe ſie nach Frankreich und Italien reiſen. Dort umfängt die, welche gleich ſehnſüchtig ſüdliche Nachtigallen und fabelhafte Rieſen und Verzauberte ſuchen, zu leicht das zauberiſche Netz ſinnlicher Lüſternheit und Verführung, und ſie bringen kein friſches Leben, ſie bringen den glatten oder den welken Tod mit in die Heimat.

9. Ein Wort über das jetzige deutsche Gelehrtenwesen: auch Zeichen der Zeit.

Zwietracht und Streit ist in der ganzen Welt, es ist für die meisten Menschen eine unbequeme Zeit, und wer auf die Erde gekommen ist, Freude und gute Tage zu erleben, der hätte seine Geburtstunde verlegen sollen. Auch in dem Gelehrtenwesen ist des Zanks und der Verwirrung und des Dinges, was einige revolutionär nennen, nicht minder als in dem politischen Wesen oder da, wo gestritten und gerungen und gedungen wird, wie denn das politische Wesen bei uns eigentlich sein und werden soll. Ein Teil der Gelehrten wie ein Teil der andern Menschen, bei weitem die geringere Zahl, preist und lobt die alte Zeit und wünscht die alte Zeit zurück. Sie klagt, Frechheit und Übermut haben alle Dämme durchbrochen, kein Anstand, keine Würde, keine Zierlichkeit und Gebührlichkeit und Manierlichkeit, keine Achtung gegen Verdienste, keine Ehrfurcht vor dem Alten sei mehr in der Welt; der Weg zur Unsterblichkeit, der immer mühevoll gewesen, sei jetzt dornichter und stachlichter als je, und allenthalben lauern Ottern und Schlangen, daß sie den Wanderer stechen, Räuber und Diebe, daß sie ihm sein Ehrenkleid ausziehen; nichts sei sicher, nichts geachtet noch gefürchtet. Aus sei es nun für immer mit der alten deutschen Stille und Bescheidenheit, aus mit dem alten Ernst und der alten Gründlichkeit, der Parnaß und Olymp, die sonst von der kleinen, unteren Welt geschieden hoch über allen Kaiserkronen und Königsstühlen bestanden, sollen sich jetzt mit dem ganzen Leben verflachen; das verlange das unverschämte Volk dieser Zeit, das alle Heiligtümer entweihe, daß die Gelehrsamkeit sich allen irdischen Zwecken hingeben, daß sie der Politik und dem Leben dienen solle; wo werde es da am Ende mit ihnen hinausgehen? Vor der Frechheit und Unverschämtheit der Tagesblättler und Pamphletisten habe auch das gediegenste Verdienst, der berühmteste Ruhm keine Ruhe mehr. Die Philosophen vollends, immer ein System auf den Trümmern des andern bauend, immer ein lustiges Gewebe aus dem andern zusammenzettelnd, diese unruhigen Sprachverderber und Kopfverdreher und Herzenverwirrer wirken noch fast gefährlicher als die Politiker. Kurz, wenn es noch ein paar Jahrzehnte so fortgehe, werde eine unüberwindliche Barbarei alles überschwemmen und den Ruhm der deutschen Wissenschaftlichkeit und Gründlichkeit auf immer vernichten.

Diese Klagen sind zugleich gerecht und ungerecht wie fast alles, was in einer Zeit der Umwälzung und Verwandlung geklagt, geschrieben und gesprochen wird. Unverletzt und ungeneckt

bleibt ja kein einziger von den Lebendigen in einer solchen Zeit; er wird gestoßen und stößt wieder. Dieses Naturgesetz läßt sich in der irdischen Welt nie aufheben. Man mag aber Klagen und Anklagen über einzelnes verzeihen, wenn sie auch ungerecht sind; aber wer eine ganze Zeit verdammt, die doch wahrlich keine faule Zeit ist und viele herrliche Opfer dreingesetzt hat, beweist einen eigensüchtigen Übermut, der fast noch übermütiger ist als die Übermütigen, deren Treiben ihn belästigt. Die Welt kann dem Menschen so wild oder so eng werden, daß er sich aus dem Getümmel oder Gefängnisse hinaussehnt: dann muß er sterben. Wer sich aber gebärdet, als wenn er noch Recht und Lust hat, unter den Lebendigen zu verweilen, der soll sich und seinen Ruhm, vielleicht seinen Stolz auch einmal vergessen und auf einen Augenblick fühlen und leiden, was alle empfinden und leiden. Das wäre freilich etwas Allerliebstes gewesen, und so hatten wir es in den Jahren 1792 und 1794 noch, dem wilden Spiele und übermütigen Getümmel so auf einem Abstand von vierzig und achtzig Meilen aus der Ferne zuzusehen und welthistorische Glossen über die Zeit zu machen; was man so nennt die Welt durch den Guckkasten beschauen. Aber freilich die Herren standen da auch ziemlich so wie die Gaffer vor dem Guckkasten. Aber diese sicheren Bewohner des Parnasses und Olymps der deutschen Gelehrtenwelt, die in ihrer getrennten Erhabenheit und Unverletzlichkeit unberührt bleiben wollten, mußten auch fühlen lernen, was sie leider lange nicht gefühlt hatten, daß es einen Gott und ein Volk und ein vergeltendes und strafendes Schicksal gibt. Waren denn diese, waren die deutschen Gelehrten die Unschuldigen und Reinen und ohne alle Makel und Sünde, daß sie alle andern, die in der unseligen Verwirrung und dem unsäglichen Unglück der Zeit mit umgewirbelt wurden, nur so von oben herab die Dummen und Verblendeten oder die Tollen und Verwilderten nennen durften? Nein! nein! Das waren sie nicht. Hatten nicht viele von ihnen mit dem Bösen gebuhlt? Hatten sie nicht sein Evangelium verkündigt als die Lehre eines neuen und unvergänglichen Heils der Welt? Hatten nicht viele von ihnen gewelscht und gefälscht, als es anderer Lehren bedurfte? Hatten die meisten nicht geschlafen in der Gefahr und von fremden Dingen gefabelt und geträumt, als die eigenen schon vergehen wollten? Hatten sie, welche das junge Salz der Erde frisch und bitter erhalten sollten, es nicht mit ihrem allerweltlichen Wasser geschwächt? Hatten sie zu rechter Zeit den rechten Gehorsam, die rechte Achtung gegen das Vaterland und das Deutsche Reich gepredigt, die rechte, brennende Liebe und den rechten, heiligen Zorn? Nein! nein!

Das hatten sie nicht getan. Und nun, da alles zerrissen, verwirrt und verwildert ist, verlangen sie den Gehorsam, die Achtung, die Liebe und Bescheidenheit für sich, die sie damals, als es galt, dem Höheren und Größeren nicht verschafften? Also, wenn man dies bedenkt, wenn man erwägt, wie die Gelehrten und Wissenden lässig, träumerisch, schläfrig und gegen das Heiligste und Größte gleichgültig waren gleich den Laien und Unwissenden, mögen sie uns nicht überzeugen, daß sie die Strafe nicht verdient haben wie wir alle. So daß es mit Recht heißen mag: Es hebe keiner den Stein auf! Und wer jetzt über die Vernachlässigung und Hintansetzung oder gar über Entweihung und Entheiligung seiner Persönlichkeit klagt, beweist, daß er ein kleiner und eitler Mensch ist. Denn wann die ganze Welt ein Seufzer und eine Klage ist, muß der einzelne schweigen. Nur den Hochbetagten und Greisen mag man dies verzeihen; die andern müssen fühlen, daß manches anders wäre, wenn auch sie, als es galt, anders gewesen wären, oder sie müssen auch den Gott dieser Zeit erkennen gelernt haben, der gerade inmitten des Elends und der Wildheit sich barmherzig erwiesen hat, am barmherzigsten aber durch seine Stäupung. Und haben sie ihn erkannt, so müssen sie sich freuen und das einzelne Leid nicht zu laut ausschreien.

Jene Alten preisen die Vergangenheit glücklich und finden die Gegenwart wild, herb, unleidlich, wie die meisten Menschen tun, die aus der Jugend nicht einen idealischen Trieb oder einen tiefen Glauben an Gott mit ins Alter hinübergenommen haben. Sie können sich darin nimmer zurechtfinden, wo diese Zeit doch reichen Trost und glückliche Hoffnung gewährt. Sie sind allerdings zu beklagen; aber der betagte Gelehrte nicht mehr als der betagte Bauer und Schuhmacher. Denn das Alte ist vergangen, und das Neue ist nicht fertig.

Wenn sie aber den Zustand der Gelehrsamkeit, wie er vor dreißig und vierzig Jahren war, preisen in Vergleichung mit dem jetzigen, wenn sie alle Münde vollnehmen von der damaligen Artigkeit, Liebenswürdigkeit, Zierlichkeit und Manierlichkeit, von der Achtung, welche gelehrte und gebildete Männer vor einander hatten, so entspringt diese Lobpreisung bei manchen wahrlich aus einer recht jämmerlichen Quelle, aus der gelehrten Eitelkeit, die ich zeigen muß, denn sie will immer wiederkommen, und sie kann nicht genug gegeißelt werden. Es war freilich eine sehr bequeme und manierliche Zeit, die Zeit von 1770 und 1780. Da ging alles fein gemächlich und verträglich in dem ebenen Geleise fort, klein und groß, gelehrt und ungelehrt hatten sich die Welt und das Leben und alle Anstalten des Lebens für den Magen

und für die Bedürfnisse des hungrigen Tiers in uns ganz bequem eingerichtet und alles mit einem ganz hübschen Firnis von einem bißchen Himmel und Moralität und Sentimentalität angestrichen; kurz, es war eine Zeit, wo man fünf gerade sein ließ auch in den Dingen, wo fünf nie gerad sein kann. Als die „Allgemeine Deutsche Bibliothek" noch blühete und die „Göttinger Gelehrten Anzeigen" einen Jüngling durch einen einzigen Beifallswink noch zu einem gelehrten und berühmten Mann stempeln konnten, als es nur noch eine einzige Literaturzeitung gab — o welch eine liebenswürdige, fromme, goldene, gründliche Zeit war das! Da waren die Beinamen der Vortreffliche, der Gelehrte, der Berühmte, der Unsterbliche, der Einzige sehr wohlfeilen Kaufs; und viele der Vortrefflichen und Unsterblichen und Einzigen (zu ihrer Zeit würdige und verdiente Männer; das leugnen wir nicht) sind begraben und fast schon bis auf die Namen verklungen. Jenes goldene Zeitalter der deutschen Gelehrten, wo die Exzellenzen und Magnifizenzen und Eminenzen aller Art so groß waren, wo die gelehrten Zeitungen und Blätter uns jedes Jahr ein halbes Dutzend neue Unsterbliche lieferten, ist nun freilich gewesen; und gebe Gott, daß es nimmer wiederkehre! Denn des hohen Wahnes und leeren Dünkels war auch unglaublich viel, und die lügenhaften Zierlichkeiten und die zierlichen Lügen haben weder der Literatur noch dem Volke gefrommt und sind auch denen nicht zugute gekommen, die sie brauchten, und für die sie gebraucht wurden. Geschieht jetzt auf der andern Seite zuviel, ist zuviel Ausgelassenheit und Übermut — nun die Gelehrten sollten darüber am wenigsten klagen, was selbst Fürsten und Staatsminister und Staatsräte sich gefallen lassen. Sie müssen das Wehen und Sausen des Geistes immer loben, wenn sie auch nicht wissen, von wannen er wehet, und wohin er fähret, und wenn er ihnen ihre mühsam gesammelten und geordneten Sibyllenblätter auch mal auseinanderwehet. Dies ist das Element, in welchem sie allein leben und weben können, das Element, woraus ihr Ruhm und ihre Unsterblichkeit blühet, wenn sie die Flügel haben, sich von ihm in die Ewigkeit tragen zu lassen. Ja freilich, der Geist sauset und brauset; aber wenn sie aufgemerkt hätten, könnten sie wohl wissen, woher er wehet, und wohin er fahren will. Wie erbärmlich verrät sich hier bei vielen ein kleinlicher Neid und ein jämmerlicher Hochmut, daß sie sogar mit solchen einstimmen, welche, wie ein jetzt schon verstorbener Hofkanzler eines gewissen Reichs und ein jeder Hofkanzler, der Napoleons weiland Gedanken erraten konnte, meinen, die Welt könne nicht eher glücklich werden,

als bis nur noch zwei Bücher gelesen würden, nämlich der Katechismus und der Hof- und Staatskalender. Freilich, es ist ein übermütiger, frecher, scharfer und schneidender Geist, welcher die alte und die neue Zeit sondern soll; es ist dieser übermütige und verwegene Gesell auch bei dem Trefflichsten und Größten, was unsere Tage atmen und ersehnen, immer mit dabei, und wer sich nicht der Liebe und dem Leben entziehen, sondern in der lieben Welt Gottes mit wirken, tun und leiden will, wie er soll, der kann freilich nicht ungeneckt bleiben und muß sich oft von recht schlimmen und schlechten Buben, die auch die Larve der Zeit vors Gesicht nehmen und in ihre Posaune stoßen, zerhadern und zerhudeln lassen. Dazu nun der mancherlei politische Hader, die mancherlei Ansichten und Meinungen der Menschen, die Zwietracht in der Wissenschaft und Philosophie selbst, welche ebenso viele neue Verfassungen und Grundverträge abgeschlossen und wieder umgestoßen haben als die Königreiche und Freistaaten. — Diese Zeit, die jede Tugend, jede Vortrefflichkeit und Gelehrsamkeit zuweilen in Zweifel gezogen und als ein gewöhnliches Nichts behandelt hat, war freilich nicht von der Süßigkeit, daß sich jeder über die Fülle seines Lobes und Ruhmes schon bei lebendigem Leibe fast zu Tode lachen und freuen konnte; er ward von Zeit zu Zeit des Vergänglichen und Gebrechlichen erinnert. Aber ebendiese wilde Zeit, deren Übermut und Ausgelassenheit wir gerade nicht loben wollen, hat in Wissenschaft, Leben und Staat, im Kriege und im Frieden auch einen Geist aus sich herausgewehet, den wir in Germanien seit Jahrhunderten nicht gefühlt haben, den alle, welchen man vor zehn und fünfzehn Jahren davon verkündigt hätte, als ein Märchen verlacht haben würden. Darum sollen sie neben dem großen Guten das kleine Übel ertragen. Es ist freilich viel Übermut und Frechheit, viele nichtswürdige Hetzerei und Klatscherei auch in der gelehrten Welt und in der deutschen Literatur; aber auch das wird wieder zu Ordnung und Stille kommen, wann sich die Gestalt dieser Zeit erst wieder befestigt hat. Mag Lüge, Bosheit, Verworrenheit und Leidenschaftlichkeit hie und da auch das Würdigste und Ehrenvolleste zu beschmutzen und zu entwürdigen suchen, das Reine und Gerechte geht endlich aus jedem Schmutz nur noch glänzender hervor. Und die wegen ihres einzelnen Kleinen und Persönlichen so erbittert sind, müssen sich doch schämen in der besseren Seele der Zeit. Gerade aus diesem Hader und Widerstreit auch in der Wissenschaft und Philosophie, was sie einen alles umkehrenden, verwirrenden und vernichtenden Zustand genannt haben, wie ist der matte und faule Schlaf des alten Besitzes, der zum

Teil auf bloßer Verjährung gegründet war, die in der Gelehrtenwelt nie gelten sollte, dadurch aufgeschüttelt, wie sind die leuchtendsten und belebendsten Blitze dadurch herausgeschlagen und selbst denen erfreulich geworden, die schlafen wollten! Und der große politische Hader, der mit Schwertern und Schreibfedern zugleich geführt wurde und zum Teil noch geführt wird, strebt er nicht immer frisch fort, gewinnt er von Jahr zu Jahr nicht mehr Land, wird nicht die Meinung, der Papst der neuen Zeit, der Vermittler, Versöhner und Richter, immer mächtiger? Und wird nicht auch hieraus Recht und Kraft und Gleichgewicht geboren werden? Dieser schäumende und brausende Strom, worin gottlob! in Deutschland mehr milde und liebende und gehorsame Kräfte sind als freche, wilde und boshafte, muß allerdings seine Zeit haben zur Ausgischung und Ausgärung; aber die Wehklage ziemt denen am wenigsten, die durch die Idee so erhabenen Standpunkt haben sollen, daß sie jenseits der Trümmer eine schönere Welt erblicken können.

Sie klagen, die Gründlichkeit sei untergegangen, die Jugend werde durch Welttriebe und politisches Leben den Studien entrissen, die Geister seien auf Fremdes gewandt. Schon fühle das die Literatur; endlich werde aller Ernst und alle Großartigkeit derselben versinken, und die Folianten und Quartanten, wodurch die deutsche Gelehrsamkeit sonst glänzte, werden in fliegenden Blättern und Pamphlets aufgelöst werden. Auch diese Klage über Unfleiß und Ungründlichkeit der Zeit ist wohl ziemlich leer und ungründlich. Freilich, die letzten zehn Jahre sind durch das ungeheuerste Glück und Unglück so überspannt und übergereizt gewesen, daß allerdings hin und wieder wohl die Gelehrsamkeit darunter gelitten hat, daß auch wohl mancher gründliche und fleißige Mann, der sonst in der Stille seines Studierzimmers vielleicht ein unsterbliches Werk geschaffen hätte, für die Freude und Not der Zeit andere Sorgen und Arbeiten hat übernehmen müssen und zum Teil noch übernehmen muß. Es ist aber eben recht, daß es so ist; es ist ein Glück für die deutsche Literatur und Gelehrsamkeit, daß es dahin gekommen ist, daß die Gelehrten aus ihrem Studierzimmer einmal in das Leben, auf den Marktplatz und die Ratstube, ja gar auf das Schlachtfeld hinausgetrieben sind. Das hat uns Jahrhunderte gefehlt, das wird der Sprache, den Lehranstalten, der ganzen deutschen Wissenschaft und Literatur einen andern Schwung und andern Klang und andere Farbe geben. Freilich sind unsere gelehrten Schulen und Hochschulen und andere wissenschaftliche Anstalten immer noch durch würdigen Ernst, durch Gründlichkeit und Gewissenhaftig-

keit ausgezeichnet gewesen; aber jeder Unbefangene wird gestehen, daß sie von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr von dem lebendigen Leben geschieden wurden und dem Volke, auf welches sie doch wirken, und in welchem sie die frischen Geister immer stacheln und spornen sollten, in mancher Hinsicht zu fern standen, ja nicht selten in einer traurigen, kalten und neblichten Mittelwelt schwebten, wo sie weder des Lichtes des Himmels noch des Grüns der Erde froh wurden, kurz wo sie nichts geben noch empfangen konnten. Noch ist diese Zeit zu bewegt, zu gereizt und überspannt, noch hat das Leben draußen für die meisten einen zu mächtigen Zug, als daß die stillen Studien solche Arbeiten fördern könnten, die einen langen Atem erfordern. Aber es wird ja einmal stiller werden, und dann wird der deutsche Tiefsinn und Ernst, von dem jungen und tapferen Leben gestählt und gekräftigt und von allen Pulsen des Volkes in Liebe, Zorn und Ruhm mitberührt, wohl anderes offenbaren, als was der gleichgültige Sinn und der in den Mausoleen und Katakomben die alten Totengebeine und Mumien aufschüttelnde Fleiß hervorbringen konnte. Wir hoffen, die deutsche Literatur wird künftig nicht mehr mit einer Allerweltgestalt prahlen, die gar keine Gestalt ist, sondern auch sie wird sich einen deutschen Leib und eine vaterländische Art zulegen. Das kann man aber weissagen, daß die tote Gelehrsamkeit, die bloß auf das blinde Wissen ohne Sinn, Mitgefühl und Vaterland pocht, die nicht mit allen empfinden, lieben, hassen, leben und leiden kann, einst mit Recht wenig bedeuten wird. Denn die jetzige Zeit, wie schwer man sie auch anklage, und oft nicht ohne vielen Schein, will doch das Matte frisch und das Tote lebendig machen, sie will unnatürliche Trennungen aufheben, sie will das Geschlecht wieder zum Leben zurückführen.

So ist allenthalben Streit und Hader mit Recht und mit Unrecht, und diese merkwürdigste Zeit hat keine Hütte und keinen Palast, keinen Thron und keine Kanzel unerschüttert gelassen. Aber zwei Arten Erklärer, Deuter und Richter der Zeit haben sich unter vielen andern erhoben, über welche noch ein Wörtchen gesagt werden muß. Ich will [illegible] Art die Vornehmen, die zweite die Frechen nennen.

Die Vornehmen sind recht eigentlich aus den verworrenen Händeln der politischen und philosophischen Meinungen, aus der vollsten Gärung des Zeitalters geboren, sie haben Holz und Stroh mit zu dem Feuer getragen, das uns die letzten Jahrzehnte gebrannt und gewärmt hat. Jetzt, da sie älter werden und die Nichtigkeit und Eitelkeit vieler Strebungen des Menschen ein-

sehen, jetzt im vierzigsten und fünfzigsten Jahre, gebärden sie sich, als hätten sie immer nur das Große und Ewige gefühlt, als seien sie mit dem Kopfe oder Herzen nicht mit in der Verwirrung und den Strudeln des Zeitalters gewesen. Sie machen sich vornehm und sehen hoffärtig herab auf das ganze Treiben der Zeit, verachten alle einzelne Bestrebungen und Übungen, wodurch wackere Männer Haltung und Festigkeit in die Menschen zu bringen suchen, und weisen immer auf ihr Hohes und Tiefes hin und erklären die Zeit für verloren, wenn sie das nicht immer und das allein sehe, atme und empfinde. Wir ehren auch die himmlische Idee als die Erhalterin und Erheberin des irdischen Lebens; aber eben weil wir sie ehren, verachten wir nimmer weder die religiöse noch die politische Asketik; ja eben weil der Mensch hier mit der Hälfte seines Seins noch in der Erde wurzelt, erkennen wir demütig, daß es viele Mittelkräfte und Mittelgewohnheiten und Mittelübungen gibt, die den Boden des Menschenherzens für die Idee auflockern, die durch fromme Gewohnheit und treuen Dienst die Gemüter auf das Unvergängliche und Ewige richten. Wir wissen auch, mit wie vielen Dingen immer noch bloß gespielt wird — aber so wird gespielt werden, solange Menschen leben — wie vieles, was sehr ernst werden könnte, durch Tand und Eitelkeit in leeren Spaß und Hohngelächter der Spötter verwandelt wird. Aber wenn uns das jämmerlich deucht, so dünken uns jene hochmütigen Schreier aus den Wolken viel jämmerlicher; denn sie schreien nur aus Eitelkeit gegen das Eitle.

Die Frechen — das sind jene, worüber nicht bloß ernste Gelehrte, welchen die schlimme Zeit die ehrwürdige Kappe der Weisheit etwas kurz geschnitten hat, sondern alle Biedermänner mit Recht klagen. Ein leichtes, gauklisches, lügenhaftes, unverschämtes Gesindel, Hin- und Herflatterer und Hin- und Herschnatterer, die keinen Gott, keine Religion, kein Vaterland haben, sich aber immer die zierlichsten Larven umhängen. Daran erkennt man sie, daß sie meistens dahin blasen, wohin der Wind des Augenblicks wehet. Einige werden auch von bloßem Leichtsinn getrieben und von der boshaften Freude, daß nun die Zeit gekommen ist, wo man auch den Besten unter dem Titel freier Ideen und Ansichten eins anhängen kann. Sie sind ein notwendiges Übel, und wer diese mit Gewalt wegschaffen will, der gibt auch diejenigen Geister der wütenden Willkür preis, welche das Unglück der letzten Zeiten allein aus der Ungebundenheit der Idee herleitet und uns alle unter Dummheit und Knechtschaft begraben und die veraltete und eben darum zerfallene Verwesung

aus den Trümmern wiederaufbauen möchte. Die Guten sehen diese frechen Gaukler und Spaßmacher, welchen selbst der blutigste und fürchterlichste Ernst noch zum Spaß dienen kann, freilich mit Schmerz ihr Wesen treiben; aber sie wissen, daß das Wesen oder vielmehr Unwesen sein Ende haben wird, wie die Welt sich politisch befestigt hat und die öffentliche Meinung, die nun freilich über der chaotischen Sündflut der mancherlei und verschiedenerlei Ideen und Ansichten meistens eine flatternde Noahtaube ist, welche weder Baum noch Strauch findet, wo sie sich niederlasse, in dieser festen politischen Grundlage einen Mittelpunkt des Urteils gewinnt. Das ist der Trost mitten in den unseligen Gaukeleien, Durchstechereien und Klätschereien und Hetzereien, die viele treiben, daß Wahrheit und Gerechtigkeit, daß die wirkliche Tugend und Ehre endlich obsiegen.

Die deutsche Wissenschaft und Literatur hat, wie wir oben hin und wieder gewiesen, mehr als einmal versucht, ob sie sich ohne ein Vaterland behelfen könne, ob sie sich ein ideales Vaterland, ein ideales Deutschland in der Luft der Idee bauen könne, aber der Versuch hat natürlich immer mißglücken müssen. Jetzt stellt die Weltgeschichte die große Frage an uns, ob der Geist, den man beschuldigt, daß er mit frechem Übermut die alte Zeit niedergerissen habe, eine neue Zeit wiederaufbauen könne, ob wir durch die Idee wiedergeboren werden können. Das ist jetzt mehr als je in die Hände der Gelehrten und Wissenden gegeben, das lange verlorne Vaterland wiederzuerschaffen, das glorreiche und freie Deutschland voll Gerechtigkeit, Gesetzlichkeit, Wissenschaft und Frömmigkeit wiederzugebären. Denn kann die Idee diese Welt nicht zügeln, so geht sie wild mit uns durch; kann die Idee diese Erde nicht wiederzusammenbauen, so bleibt sie als eine zerrissene Leiche liegen.

Diese hohe Bestimmung ist der denkenden und wissenden Kraft geworden. Darum darf sie sich im einsamen Hochmut und in einsamer Grübelei nicht mehr gebärden, als sei diese Welt nicht ihre Welt und diese Erde nicht ihre Erde. Wenn dieses beseelende und begeisternde Leben frisch bleibt, wenn der höchsten himmlischen Idee das feste irdische Vaterland immer als Mittelpunkt vorschwebt, worin sie ihre zerstreuten Strahlen wieder sammeln kann, wenn damit aus dem tiefsten Glauben und aus der blühendsten Hoffnung des Christentums eine ganze Sonne voll Liebe zusammenrinnt und den Gehorsam, die Geduld und die Demut mitbringt, welche in christlichen Staaten nimmer fehlen sollten, so dürfen wir für die Zukunft hoffen, daß das, was so Würdiges und Ernstes erstrebt, sich selbst in festerer Würde und

tieferem Ernst gestalten werde, als jetzt unter den vielfach flatternden und schimmernden, schwebenden und verfliegenden Gestalten des Tages erscheinen kann.

10. Denkmäler, Feste, Spiele.

Das deutsche Volk war einst sehr reich an Festen, Spielen, Lustbarkeiten, Possen und Gaukeleien aller Art, sowohl der ernsten als der mutwilligen Art; doch mehr der letzten. Denn da die Arbeit, womit jeder die meisten Wochen, Tage und Stunden des Jahres genug in Atem gehalten wird, schon ein großer Ernst ist, so suchten sie zur Erholung und Ausruhung von derselben als Gegengewicht sich ihren Teil Scherz und Spaß, und also ward der Mutwille dem Ernst vorgezogen. Wie ist das alles so gar anders geworden, als es einst war! Wie viele Spiele, Lustbarkeiten und Possen des Mittelalters werden uns in unsern Büchern und Urkunden genannt, von welchen wir sogar die Erklärung verloren haben! Wieviel anderes ist in unsern Zeiten, in den letzten dreißig und vierzig Jahren, ausgestorben oder hat aussterben müssen, weil Sitten- und Medizinal- und Akzis- und Finanzpolizei es mit Gewalt unterdrückt haben! Eine große Veränderung brachte natürlich vor drei Jahrhunderten die Reformation, welche eine ernstere und strengere und während eines gewissen Zeitraums eine sehr spröde, man möchte sagen, eine zu spröde und herbe Ansicht der Welt und der weltlichen Freuden hervorbrachte, besonders bei denen, welche der kalvinischen Strenge folgten. Da wollte der Puritanismus unter dem Titel böse Lust so manches ausrotten, was sich so schwer aus der menschlichen Natur ausrotten läßt. Darauf brach mit dem Dreißigjährigen Kriege das Unglück der Zeiten ein, und jene Harmlosigkeit, Einfalt und Fröhlichkeit, auch der Wohlstand und die Fülle des sinnlichen Lebens, die in den früheren Jahrhunderten in Deutschland geblüht haben, kamen nimmer wieder. Stehende Heere, stehende Schulden, stehende Kriege, erhöhte Zölle und Abgaben, Erfindung und Ausbildung der Finanzkunst, strengere Polizei und vor allem mit dem angestrengten Leben größere Armut und Freudenlosigkeit, wie lustig der deutsche Student und Handwerksbursch auch noch zuweilen dazwischensang — in diesem allen nennt man einen mannigfaltigen und vielfachen Tod der Lustbarkeiten und Spiele des Volks. Doch diejenige Zeit, welche man in der deutschen Literaturgeschichte mit dem Namen Aufklärungsepoche oder Epoche der Aufklärer und Illumination bezeichnet, die Zeit von dem Jahre 1770 bis 1790, die Zeit, wo

die Menschen das Tiefste und Überschwenglichste in leere Märchen und die Märchen wieder in kahlste Prose zu verwandeln strebten, wo Gott, Teufel, Gespenster, Hexenmeister, Zauberer und alle zauberischen und geheimnisvollen Kräfte und Zeichen in der Natur und in der Menschenbrust in lauter lustige oder nichtige Begriffe verwandelt wurden, kehrte auch alle die unschuldigen Kinderspiele und lustigen Zaubereien und Wahne des Volkes um. Und nicht bloß, daß sie sie verlachte und verspottete, nein, sie nahm Religion und Regierung, Finanz und Polizei zu Hilfe und jagte sie von Jahrmärkten und Landstraßen, von Bühnen und Schenken weg: die Menschen sollten sich sittlich, verständig und vernünftig freuen, so klang es. Gegen diese Worte hat nun wohl keiner was zu sagen; aber ihre Auslegung war gar zu eng. So ist die Jagd fortgegangen und geht fort bis auf diesen Tag. Unter dem Titel der Unsittlichkeit, des Müßigganges, des Aberglaubens, der Gefahren des Lebens und der Gesundheit hat man all das bißchen Übermut und Mutwillen und Wahn und Märchengeist, was noch unter dem Volke geblieben war und sich zuweilen ein lustiges Spiel machte, fast in allen Landen Deutschlands mit Stumpf und Stiel ausgerottet; besonders hat diese allerdings überspannte und arme Zeit jede Arbeitstunde, die durch Feste und Spiele für die Finanzen des Staats verloren geht, mit rechenmeisterischer Gewissenhaftigkeit angeschlagen.

Wir finden es nun allerdings christlich und recht, daß man solche Feste und Spiele unbarmherzig vertilge, welche christliche Sitten geradezu entehren und schänden. Deren werden aber wohl sehr wenige sein. Die meisten liegen in der Mitte zwischen Gutem und Bösem, Laster und Tugend, Glauben und Aberglauben, sie sind wie dieses irdische Leben bunte Mischlinge, rein für die Reinen, unrein für die Unreinen. Aber sie sind nicht bloß wie das Leben, sie sind ein notwendiger Teil des Lebens, sie sind nächst der Arbeit das Menschlichste, und frech ist die Hand und das Herz, wenn es nicht zugleich auch die Hand und das Herz des freiesten und fröhlichsten Christen ist, die sie so leicht wegschneiden. Die Bühnen in den Schenken, die Possen auf den Jahrmärkten, Hanswurst und der Narrendoktor und der Gaukler, der Bären- und Hundereigen zu dem brummenden Dudelsack aufführt, sind wohl häufig eben nicht unsittlicher als die Maskenbälle und Redouten und Bühnen der vornehmen und gebildeten Welt. Es ist jammervoll genug, und man merkt es wohl an dem armen, stummen, sang- und klanglosen Leben des Volkes in Feld und Stadt, daß man durch diese unbarm-

herzige und unmenschliche und unchristliche Sorge für die Sitten und die Gesundheit der Menschen und besonders für die liebe Zeit, die nach Kant doch nur in dem Menschen ihr Maß hat, dem Volke so viel Schönes, Dichterisches, Schwärmerisches, Wähnendes und Träumendes genommen hat, woraus die schönsten Blüten der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung und die innigsten und lebendigsten Anschauungen Gottes und der Natur hervorsprießen mußten, etwas so Tiefes und Innerliches, als die Herren freilich nicht begreifen können, welche nie gelernt und gefühlt haben, wie die unsichtbare und überschwengliche Welt sich in solchen Dingen und Erscheinungen bei dem Volke abspiegelt. Und tut sie es nicht bei jedem so? Und sind wir nicht am Ende auch arm und wüst und leer und ohne Kraft und Saft und Kunst und Liebe, wenn man dem Volke den Saft und die Schwärmerei und den sogenannten Aberglauben abgezapft hat, wenn man ihm die Phantasie ermordet oder vielmehr in langsamer Quälerei erstickt hat?

So ist viel Herrliches, Tiefsinniges und Gemütliches mit diesen dem Scheine nach so unbedeutenden Spielen und Freuden des Volkes zu Grabe gegangen. Und wir andere, die wir den Gebildeten näher stehen, sind wir reicher, haben wir ein eigentümliches, frisches, deutsches Leben voll deutscher Treuherzigkeit, Fröhlichkeit und Derbheit, herrscht in unsern Gesellschaften, Spielen und Freuden nicht immer noch das Fremde und Welsche vor mit so mancher Ziererei und äffischer und lügnerischer Fratze und Weinerlichkeit, wohinter ein schadenfrohes und grinsendes Teufelchen der Unnatur und des Frostes und Zähneklappens im Hinterhalte lauert? Was über hundertfünfzig Jahre alt geworden, was fünf Menschenalter durchlebt und durchzeugt hat, das hat sich als ein böser Geist bei uns eingenistet, dessen kalte und zierliche Freudenlosigkeit so leicht nicht auszutreiben ist.

Der öffentlichen Spiele und Feste haben wir ganz entbehrt, aller äußerlichen Zeichen und Bilder eines kräftigen und heldigen Außenlebens und einer schönen und dichterischen Gewalt der menschlichen Natur: keine Denkmäler, keine Siegesfeste, keine öffentlichen Reigen und Spiele. Denn die himmlischen Feste, die sich auf die fröhliche Botschaft des Heilands beziehen, und selbst die Freuden und Wonnen dieser Feste sind zu erhabener Natur, als daß sie in diese Sinnenwelt viel hineinspielen dürften. Das einzige Echtdeutsche von großen weltlichen Festen und Aufzügen war sonst noch die Kaiserkrönung, die aber nach dem Laufe der Natur etwa alle fünfundzwanzig und dreißig Jahre nur einmal erfolgte und von wenigen gesehen ward. Die Te deum laudamus

nach Siegen oder Niederlagen oder bei Friedensschlüssen, die Vermählungen und Begräbnisse der Könige und Fürsten treten entweder als Soldatenfeste auf, die man bei großen Übungslagern doch mächtiger und feierlicher sah, oder sie zeigten sich in Paruken und Haarbeuteln und mit Mänteln und Stutzerdegen und Spaßhütchen, die der Welsche sich für sein leichtes und springendes Leben erfunden hat, und die unser Volk doch nie als einen rechten, heiligen Ernst, sondern gottlob! immer nur als einen halben Spaß angesehen hat, der seine innigsten Gefühle von Liebe und Traurigkeit bei solchen Gelegenheiten bescherzt. Endlich scheint eine bessere Zeit gekommen zu sein. Die letzten herrlichen Jahre und die Siege und Wunder von Gott haben die Herzen wieder auf das deutsche Leben gewendet, und deutsche Menschen wünschen auch draußen zu haben, was die Söhne und Enkel zur Tugend entflamme und ein Gedächtnis dieser glorreichen Zeit sei.

Der 18. Oktober des Jahrs 1813 bei Leipzig hat uns Deutschen einen hehren, allgemeinen Festtag gegeben, der schon von allem Volke anerkannt ist und auf allen Bergen, Höhen und Türmen in Feuerflammen leuchtet. Diese Feuer werden ja mit Gott nicht wieder erlöschen, wie Zwiespalt und Hoffnungslosigkeit sonst auch die Herzen zerreißen mag. Das ist ein Siegesfest.

Wir sollten auch ein Trauerfest feiern, ein ernsteres, stilleres, das auch zur Tugend ermahnte, wir sollten einen Tag feiern der edelgefallenen Toten, der Männer, die sich im großen Sinne dem Vaterlande als Opfer dargebracht haben. Etwa der Tag, wo Scharnhorst in Prag starb, oder wo der unsterbliche Andreas Hofer in Mantua erschossen ward. Diese beiden Namen müßten jetzt freilich die Festnamen sein, woran still angereihet würden, die als Opfer welscher Wut und Tyrannei in Wesel und Marburg, in der Altmark und im Oldenburgischen ermordet sind, weil sie ihr Volk und Vaterland nicht vergessen konnten, auch alle die, welche in diesem heiligen Kriege auf Schlachtfeldern ihr Leben ausgehaucht haben.

Wir haben dieser Zeit noch kein Denkmal errichtet, kein so stolzes und großartiges, das alle auch durch den Umfang erstaune. Leipzig wäre der Ort, auf dessen Gefilden die deutsche Irminsul des neunzehnten Jahrhunderts errichtet werden sollte, wohin die Urenkel noch wallfahrteten und einander die ungeheuren Freuden und Schrecken der ersten beiden Jahrzehnte desselben erzählten. Jetzt ist die Zeit wohl schon vergangen, daß sie noch werden könnte: ein Gedanke treibt den andern, und eine Woge wälzt die andere vor sich her mit der Geschwindigkeit, daß, was jetzt nicht bald wird, nie wird. Vielleicht wäre das schöne Denk-

mal geworden, wenn der Fürst, dem die Stadt und das Land gehorcht, nicht über das trauern könnte, was die Wonne von ganz Deutschland war. So hindert leider das Einzelne bei uns immer das Allgemeine bis diesen Tag. Doch ist Leipzigs Tag nächst der Hermannsschlacht einer der hehrsten deutschen Tage.

Auch jenem alten Helden, der die Römerketten zerbrach, unserm Hermann oder Arminius, sollte man seine Irminsul wieder aufrichten in Westfalen irgendwo, wo die Bahn seiner Siege war, auf jenem hohen Bergkegel bei Stadtbergen, den die Diemel umfließt, und wo die alte Sage sie hinsetzt, oder auf einer der Spitzen der Westfälischen Pforte vor Minden. Denn der Held, der draußen sein Werk trieb, der jeden Berg und Hügel, jeden Baum und Strauch einst darauf angesehen hat, wie er sein Mitkämpfer werden könnte, soll auch draußen vor aller Augen sein Denkmal haben. Ein Kepler, ein Leibniz bedürfen dessen nicht so. Ihre Denkmäler leuchten in dem Himmel der Idee und der Sterne, wo sie von tückischen Händen nicht entweiht oder niedergerissen werden können.

---

11. Vom Mystizismus und einigem, das sich daran hängt.

Es ist ein trauriges Gefühl, daß die grüne Eiche, unter deren Schatten ich mit meinem Liebchen sitze und so allerliebste Gedanken habe, mir auch den Ast reichen kann, woran ich mich erhänge.
(Aus den Papieren von J. A.)

Was der Mystizismus ist, was darunter verstanden wird und verstanden werden sollte, das wissen die meisten. Aber unerklärlich und tief wie das Gefühl des Mystikers, in dem verborgenen Abgrund der Seele mit allen Sternen des Himmels und allen Dunkelheiten der Hölle wechselnd, versinkt einem auch der Gegenstand, wie man ihn fassen und betrachten will, und beschreiben, was denn Mystizismus eigentlich sei, wird darum keinem gelingen. Doch an den Zeichen wird man ihn erkennen. Zuerst sage ich, wo er nicht eine gemeine Larve ist, er ist für den Scherz und auch fast für die Darstellung zu ernst und unergründlich. Darum soll man die folgenden Worte auch nur ansehen als Zeichen seiner Zeichen, wenn man will, als Schatten aus Lichtern.

Daß es das Edelste, Tiefste und Unergründlichste im Menschen ist, was als das Tätige und Bewegliche in den Mystikern erscheint, dasjenige, was mit Gott und mit der Sternenwelt

wunderbar verknüpft und immer wieder zur alten Heimat zurückwinkt, darüber sind alle einig, welche über das Innerlichste und Geheimste nicht spotten dürfen. Es war eine Zeit, wo jeder Mystiker ein Narr und Tollhäusler hieß; das war eben nicht unsre beste Zeit. Die jetzige Zeit möchte nun den Mystizismus leicht zu hoch anschlagen und überschätzen und auch manche Erscheinungen für tief innerlich nehmen, die wahrlich sehr auf der Oberfläche liegen. Daß übrigens bei den Deutschen von jeher über dunkle Mystiker und umnebelte Gefühlsmenschen geklagt worden, mag das Volk sich eher zum Lobe als Tadel rechnen; denn wo nicht dichte Nebel und Schatten sind, bekommen die hohen Lichter des Gemütes kein Lager, worauf sie sich betten können. Doch kann ich nicht unbedingt in das Jauchzen einstimmen, womit einige die vielen Mystiker unserer Tage als ein glänzendes Zeichen der Zeit begrüßen. Viele derselben sind freilich ein Bild und Zeichen, daß das Innerliche und Fromme wieder bei uns erwacht ist; andere aber spielen aus Mitteltrieben und Mittelreizen mit mystischen Scheinen und Andeutungen hervor, vielleicht mehr in der Außen- als Innenwelt wurzelnd; und endlich sind auch wohl mehrere, die aus Blödigkeit und Verzagtheit vor dem Zeitalter sich in die düstern Abgründe des Gemütes stürzen, damit ihnen dort womöglich das Hören und Sehen vergehe. Glaubt es mir, es gibt jetzt ebenso viele Mystiker aus Feigheit und Verzagtheit als aus unüberwindlicher und alles überwindender Sehnsucht nach Gott und dem Himmel; und auch solche fehlen nicht, die mit allerlei Schimmern und Klängen ein buntes Spiel der Eitelkeit treiben.

Welche Mystiker sind mir die rechten? Welche liebe ich? Diejenigen sind mir die rechten, und die liebe ich, welche in einem lichten, seligen Dasein wie liebende Sterne der Menschheit über die Dunkelheit dieser Welt und über die dichteren Dunkelheiten des Gemütes hinfunkeln, schon diese trübe irdische Welt gleichsam mit Sternenglanz erfüllen und auch dem Sprödesten und Trockensten eine Ahnung geben, daß eine schönere Erkenntnis ist als die Erkenntnis durch Begriffe und ein festerer Himmel, als dessen Gewölbe auf Schlüssen aufgeführt wird. Hier auf Erden war nur *einer* ohne Sünde, derjenige, der aus dem Himmel herabkam, daß er die Sünden der Welt auf sich und mit sich hinwegnähme; auch die Sterblichen, welche uns die unschuldigsten, reinsten und lichtesten dünken, bezahlen der Sünde ihren Zoll und müssen der Sündlichkeit ihrer und der allgemeinen Natur wohl oft genug innewerden. Aber jene schönen, lichten Seelen, welchen der Himmelstraum des göttlichen Daseins sich doch nur

auf Augenblicke verdunkelt, haben in der Liebe und dem Glauben immer die süße Versöhnung, sie haben ihren Gott und ihren Heiland immer mit sich, und darum fängt das Zittern vor der Sünde und vor der Welt der Sünden ihren inneren Sinn nicht als einen Kerkergefangenen ein. Sie fliegen gleich unsterblichen Nachtigallen immer singend über das Leben hin, doch singen ihre Frühlingslieder mitten in dem Jauchzen der ewigen Liebe die Trauer der gefallenen Seelen, die sich wieder in die alte Sternenheimat zurücksehnen. Diese lieben und lieblichen Kinder Gottes spielen ebenso fröhlich mit den Blumen der Erde als mit den Sternen des Himmels, sie zittern vor keinen inneren Schrecken des Herzens, vor keinen Schrecken der Natur. Sie sind die Versöhnten in Liebe und zünden durch ihr bloßes Dasein und Leuchten in vielen Dunklen das Licht und in vielen Betrübten den Trost. Solche habe ich gekannt und kenne ich, welche alle Güter und Freuden der Erde in Unschuld genießen und nicht daran zu denken bedürfen, welche Schlangen in uns lauern, und welche ungeheure und finstere Kräfte in den Eingeweiden der Erde mit fürchterlichen Trieben hausen.

Unerfreulich ist die andere Art, die trockene, strenge, düstere Art, welche durch die Sünde zu Gott will und nicht kann; denn wie mag einer durch die Sünde zu Gott kommen? Diese Art möchte orientalisieren und kann es nicht, sie verwirft die Sinnenwelt als voll eitel Elend und Sünde, sie will immer nur Gott, nur den Heiland, nur die Zeichen der Erlösung, das Opfer, das Blut und die irdischen Sündenmale in den Wundenmalen des Himmlischen sehen. Ach, und die Begierde fasset sie doch in der Mönchszelle wie im Walde, in dem einsamen Kämmerlein wie auf dem lärmenden Jahrmarkt, die Begierde, die Sünde ist allenthalben; wenn sie aus Bäumen und Blumen, aus Saitenspiel und Vogelgesang, aus funkelnden Augen und rosigen Wangen dieser Welt, wenn sie aus Hoffart und Ruhm und Silber und Gold uns nicht anlächelt und anlockt, so lockt die schmeichelnde und lüsterne Schlange tief aus unserer eigenen Brust; und halten wir den Leib mit Wachen und Fasten und Arbeiten und Plagen ermattet und zermartert, sie kommt in Träumen und Gesichten als ein Gespenst der Hölle und erschreckt auch da noch die bange Seele. Es ist hier keine Rettung, es geht kein Weg durch die Sünde und durch ihre Zerknirschung und Zermalmung zu Gott. Einigen ist Gott bei der Geburt, von der Wiege an gnädig gewesen, anderen kommt die himmlische Gnade später, daß sie es plötzlich wissen, worin der Sieg über die Sünde ist, in dem lichten, kühnen Streben nach oben, das alle Sünde unter sich

tritt, und in der stillen Demut der Liebe, die sich mitten unter den Sünden mit dem Himmel versöhnt.

Verdamme ich diese Mystiker, die in Reue und Buße vergehen und darin oft den letzten Sinn und die letzte Kraft für das Leben verlieren? Mitnichten. Wie dürfte ich armer sündlicher Mensch das? Auf vielen Wegen führt Gott das sterbliche Geschlecht und die Christenheit zu sich, und wer mag zu seinem Bruder sagen: Dein Weg ist der falsche, komm zu mir, ich wandle auf der rechten Straße? Es hat seit den ältesten Zeiten solche Mystiker gegeben, solche verdüsterte und schwere Pietisten, die, weil sie von Anfang durch einen traurigen Irrtum alle sinnlichen Flügel verschmäheten, zuletzt auch den irdischen Stoff nicht mehr hatten, woran sie die himmlischen Flügel für den höheren Aufflug befestigen mochten. Dieses arme und verfinsterte Geschlecht, das sein lebelang in Reue und Buße über die sündliche, menschliche Natur und über die Welt voll Elend und Sünde weint, stellt eine dunkle Schattenseite unsers ganzen kurzen Daseins vor, es zeigt uns den alten Adam mit allen seinen vergänglichen Freuden und Trieben auf eine Weise, die auch dem Mutigsten und Fröhlichsten alles irdische Streben und Wirken zuweilen auf immer verleiden könnte. Die Welt und die Sünde hat allerdings die Seite auch, welche sie in der trostlosesten und ärmsten Nacktheit zeigen; und es muß wohl gut sein, daß solche Büßer der Sünde, gleichsam Büßer und Warner für alle, da sind, damit wir die Schattenseiten der Sinnenfreuden auch einmal erblicken und uns zurufen: Armer Wandrer, wohin? Oder wie jener große König in der Schlacht bei Kolin zu seinen Leibwachen sagte: Wollt ihr denn ewig leben?

Das ist das Betrübende bei diesen Pietisten, daß ihre Herzen selten zu Engelfrieden und Engelliebe erquickt werden, wo alle Sünde und alles Leid über die Sünde auf Augenblicke zerrinnt in der einen unendlichen göttlichen Liebe; nein, die Sünde und der Teufel sitzen ihnen, auch wann sie zum Beten niederknien, immer auf dem Rockzipfel, und so mangeln sie nicht nur der liebenden und fröhlichen Ansicht der Welt, sondern auch oft des liebenden Urteils über Andersdenkende und Andersglaubende. Sie werden leicht in einem geistlichen Hochmut befangen und vermessen sich zu richten, wie Gott allein richten darf. Wie gesagt: Niemand richte und verdamme seinen Bruder! Mancher Mensch lebt fröhlich und lustig in der Außenwelt, genießt alle sinnliche und weltliche Freuden mit seinen Brüdern, betet wenig, geht wenig zur Kirche, aber wandelt treu, rechtschaffen und still seines Weges fort, Gutes schaffend und Gutes verbreitend,

ſcheint auch wenig von Sünde und von Reue über die Sünde zu wiſſen. Darf ich nun, der ihn nur aus der Ferne ſieht, rufen: Das iſt ein Verdammter, das iſt kein Chriſt? Weiß ich denn, in welcher Gnade und Liebe er vielleicht mit Gott ſteht, ob er im Himmel dereinſt nicht viele Stufen über mir ſitzen wird, der ich doch täglich meine Betſtunden halte, fleißig zur Kirche und zum Tiſche des Herrn gehe und mit Eifer ſtrebe, wie ich ſelig werden mag? Nur wo das Laſter herrſcht, da darf ich Unchriſt rufen. Soll ich meinem Bruder nicht gönnen, wenn er ſtärker iſt als ich, daß er ſich des Geſanges und Saitenſpiels freue, daß er im Duft der Roſen und Lilien und im Lerchen- und Nachtigallengeſange ſchwelge, daß er mit allen verſchiedenſten Menſchen, mit Zöllnern und Sündern und mit Frommen und Chriſten lebe? Fühle ich, daß ich es nicht darf, daß meine Luſt und Begierde gleich in Sünden gereizt wird, wohl, ſo wandle ich den ſtrengeren Weg der Entſagung und Flucht; aber wie mag ich ſagen, daß jener ein Sünder iſt?

Und die Sinnenluſt und die ſinnliche Verführung? Freilich gibt es ein Maß und Unmaß, und es iſt wohl ein Glück, wenn aus jeder Bruſt zu rechter Zeit die Frage tönt: Was darfſt du? Was darfſt du nicht? Es gibt feinere Sinne und gröbere, aber ohne Sinn und Sinnenluſt gibt es kein Leben. Der Streit zwiſchen dem Irdiſchen und Himmliſchen, zwiſchen dem Geiſt und dem Stoff, zwiſchen der Geiſterwelt und Leiberwelt iſt ſo alt als das menſchliche Geſchlecht. Die alte, längſt vergangene Welt, alle Philoſophien des Morgenlandes und Abendlandes, alle Weisheit der Indier, Perſer, Ägypter und Griechen, Engländer und Deutſchen hat dieſen Streit nimmer ſchlichten können und wird ihn nicht ſchlichten. Es iſt einer, der den Sieg gebracht hat und die Überwindung, das himmliſche Feuer des Glaubens und der Liebe, welches von allen Sünden rein brennt. Er heißt Jeſus Chriſtus, der Heiland, der Sohn des lebendigen Gottes. Das Herz, in welchem er wohnt, und in welchem ſeine lichte Flamme leuchtet, zittert nicht mehr vor dieſer Erde und ihren Freuden, es beruhigt die wilden Triebe der Natur und der eigenen Bruſt, ſieht in der Erde das verlorne Bild des Glückes und der Schönheit wieder und bebt nicht vor den Schlangen, die unter ihren Blumen lauſchen können; denn ihn beißen ſie nicht. Nur der Chriſt kann die verlorne Unſchuld der Natur wiederherſtellen und das Paradies wieder blühend machen, wenn auch Winter und Krankheit und Tod in die Welt gekommen iſt. — Und dieſe armen Büßenden täuſchen ſie ſich nicht ſelbſt, wenn ſie meinen, ohne Sinne fühlen, ahnen, glauben und denken zu können?

Würde nicht nach ihrer engen Ansicht selbst die Freude an Gott und dem Heiland und dem himmlischen Reiche eine sinnliche, sündliche Freude? Und so ist es und muß es bleiben, solange wir in diesen irdischen Leibern wallen. Daher in ihnen der unheilbare Zwiespalt und die düstere Trauer bis ans Grab.

Diese pietistische Art, wovon wir in den Mährischen und Böhmischen Brüdern, den Herrnhutern, Methodisten, Quäkern und vielen anderen so mannigfaltige Abdrücke haben, und wovon das Morgenland seit den ältesten Zeiten immer so viele Muster geliefert hat, ist besonders in den letzten zehn Jahren wieder sehr zahlreich geworden, teils als Gegensatz gegen die frühere, flache und ungläubige Zeit der Natürlichkeit und Begreiflichkeit aller Dinge, wo alles Innerliche und Überschwengliche als Aberglaube verlacht ward, teils durch die Not und das Elend der Zeit, welcher viele schwächere und weichere Gemüter nicht gewachsen waren, welchen die Welt, worin sie nicht ausdauern konnten, jetzt nur als eine Welt des Übels und des Bösen erscheint. Sie hatten nicht Fülle des Glaubens genug, das Leid und die Sünde derselben im liebenden Gemüte in sich zu versöhnen und mit dem Mut und der Hoffnung als heitere Geister über das Chaos hinzuschweben. Darum versanken sie in dem Gefühle der Sündlichkeit und tun nun Reue und Buße für uns alle; auch für diejenigen, welchen die Zeit nur durch Leichtsinn erträglich wird. Wir mögen ihnen danken, daß sie uns auf eine so rührende Weise zeigen, was uns allen und was dieser Welt überhaupt gebricht, aber ihrer Predigt glauben wir nicht, daß dieses Zeitalter schlechter, verruchter, sündlicher sei als irgendeine vergangene Zeit. Soweit sprechen sie nur ihren Umfang von Liebe, ihr Gefühl und Bedürfnis aus. Wenn keine Sünde und kein Irrtum wäre, so hätte es nie der Prediger und Propheten bedurft. Aber fangt von Jesais und Jonas an, hört dann den Hieronymus und Augustinus, später den Arnold von Brescia und Huß, hört Tauler und Luther und Johann Arndt und Spener und Zinzendorf und andere große Begeisterte und Weissager des Herrn — weil sie gegen die Sünde predigten, erschien sie ihnen als das häßliche Ungeheuer, das sie ist: und aus den Worten jedes dieser frommen und gewaltigen Seher und Priester Gottes will ich beweisen, daß sie ihre Zeit so oft als die allerverruchteste gesehen haben. Diese pietistische Ansicht von allgemeiner Sündlichkeit und Verderblichkeit der Sinne und der Sinnenlust beginnt, wie mir deucht, auf unsere Theologie und Philosophie trübselig und trübsinnig zu wirken. Denn das ist die Sache: kann dieser ewige Streit durch den milden Frieden und die himmlische Versöhnung

des Christentums nicht geschlichtet werden, so gibt es kein Mittel. Die, welche die Welt so empfinden und glauben, müssen bis zur äußersten Spitze hinaus, sie müssen sich als Kartäuser und Trappisten einkerkern und hungern und dursten und frieren und schweigen, sie müssen sich als Fakire im kalten Schnee oder heißen Sande hinwerfen und alle Glieder verrenken und zerfleischen und jauchzen, daß sie die Sinnenwelt überwunden haben. Aber werden sie die Eitelkeit überwinden, angestaunt und bewundert zu werden, werden sie nicht selbst glauben, in sich hinein in einen besseren und reineren Spiegel zu blicken, als der Spiegel der andern Herzen dieser Welt ist? O die Sinne! Die Sinne! Und die Nichtigkeit des armen Menschenherzens! Wohin soll der Mensch entfliehen, daß er sich vor ihnen rette? Nur durch ein lichtes und fröhliches Christentum, wo das Bild des Heiligsten und Reinsten, der je auf Erden lebte, immer als Muster vorschwebt, ist das möglich. Da lösen sich alle Sinne und alle Sinnlichkeit in einen Sinn auf — freilich auch mit sinnlichen Sinnen empfunden — und es blühet die Blume der Unschuld und Schönheit, vom Tau der himmlischen Liebe benetzt, auf der Erde, damit wir uns nach den unvergänglichen Frühlingsblüten da droben sehnen. Ja, hier ist das Ende und der Sieg auch schon im Lande der Vergänglichkeit. Die strengen Pietisten aber, die den Blick aus Furcht von dem Himmel weg immer wieder zu der sündlichen Erde wenden müssen, gelangen nimmer zum Ende und Siege; denn je mehr sie dem Teufel entfliehen wollen durch Kämpfe in sich, desto mehr muß er ihnen erscheinen. Könnten sie das Versöhnende und Fröhliche des Christentums ganz fassen, so würde manches sich ihnen im milderen Lichte zeigen, und sie würden in Demut erkennen, daß auch in der Lehre des Heils Gottes Wege die mannigfaltigsten sind, und daß nicht alles Verderben ist, was Verderben scheint.

Es ist ein Glück, daß in unsern heiligen Büchern des Neuen Bundes gemeldet wird — es könnte ja auch nicht darin stehen — wie der Herr und seine Jünger im vollen Leben gelebt und sich keiner menschlichen Freude und Geselligkeit entzogen haben; also daß die schwarzen und trüben Mißdeuter des Evangelii sich darauf nicht berufen können. Das Christentum zeigt nirgends diese Düsternis und Freudenlosigkeit, lehrt nirgends die finstere Ansicht der Natur und Freude, wovon diese frommen Büßer und Kopfhänger erfüllt sind. Es lehrt: Das ganze Menschengeschlecht ist voll Sünde, die Erde ist es wie der Mensch mit ihren Lüsten und Begierden; aber die leiblichen Kasteiungen, Martern, Enthaltungen, die Flucht und das Schrecken vor der fröhlichen

Sinnenwelt lehrt es nirgends, weil ihr nicht entflohen werden kann. Die Sündlichkeit muß ja wohl bleiben, aber sie soll durch den hohen, mutigen Geist und Glauben, durch die Zerknirschung und Zerfließung der Sinnenlüste in der himmlischen Liebe und Demut überwunden werden: so daß der Christ zugleich vor seinen Feinden zittert, aber doch seiner Helfer getrost ist und das Fröhliche und Anmutige, was die Welt hat, ohne Zagen genießt.

Ich habe bei Gelegenheit der Volksspiele und Feste angedeutet, wie ein gewisser strenger Puritanismus, der allerdings mit dem Sinne verwandt ist, aus welchem die Reformation entsprang, dem Volke seine Freuden und Lustbarkeiten verkümmert und es dadurch wahrlich nicht sittlicher noch frommer gemacht hat. Soll ich andeuten, was ich meine, so will ich mir die Jugend als ein Bild wählen. Wenige Menschen sind, in welchen die himmlische Milde und Liebe von der Kindheit bis zum Greisesalter gleichsam als ein Sternenatem ohne Aufhören wehet; die meisten gehen durch Stufen, wie denn das Leben schon die Stufen von vier Altern hat. Fast bei allen erwachen in einem gewissen Zeitraum jene titanischen Kräfte der Natur, aus welchen sie in den frühesten Altern ihres Daseins vielleicht jene Riesengeschlechter geschaffen hat, die im frechen Trotz mit den Kindern der Gestirne hadern wollten, und die jetzt vergangen sind. Dieser titanische Zeitraum ist das Alter vom sechzehnten bis fünfundzwanzigsten Lebensjahre. Welches Keimen und Sprossen und Duften und Blühen aller Triebe dann in dem jungen Menschen! welche Wechsel von Wildheit und Milde, Liebe und Zorn, Arbeit und Faulheit, Licht und Nacht, Himmel und Erde! welche Glut und Innigkeit und Gewalt aller Triebe und Leidenschaften! Das scheint recht das Alter der Sünde zu sein und wird von allen Pietisten als das sündlichste Alter angesehen. Freilich ist dies ein gefährliches Alter, und es gehen viele darin verloren — wie es denn überhaupt eine Entwickelungsperiode ist — aber bei vielen trügt der Schein, es ist bei ihnen bloß ein übermütiges, üppiges Spielen der Kräfte, ein fröhlicher, kampflustiger, liebelustiger, mit allen Sehnsuchten strebender, nach allen Gestalten und Geistern hinspielender Zustand. Und wie manche Glückliche kommen aus diesem vollen Sinnenspiele, worin aber gottlob! auch der Geist mit ist, unschuldig und heiter heraus und gestalten sich nachher auf das herrlichste für das arbeitvolle und tatenreiche Leben des Mannes! Wahrlich, die Jugend, eben weil ihre Triebe so fröhlich sind und so vielen geistigen Äther einsaugen, spielt viel unschuldiger als die folgenden Jahre, die weit mehr von der Sünde und ihren dunkleren Begierden

belagert werden. Eine solche Poesie der Natur und überhaupt das Poetische und in gemischter Geistigkeit und Sinnlichkeit Überschwengliche muß den Pietisten und den pietistisch Gesinnten ein Rätsel sein und bleiben, ja wohl ein Greuel dünken, worin Heidentum und unchristliches Wesen spielt.

Diese trübliche Ansicht fängt an, sich hie und da in unserer Literatur zu zeigen. Daß das Schlüpfrige, das Lüsterne, das Glatte und Lügenhafte und das Frechheidnische, wo es nur erscheint, als unchristlich und schändlich verdammt werden muß, versteht sich; aber wie sie die titanische Jugend des Lebens und die sinnliche Fülle und Freude überhaupt verdammen, möchten viele von ihnen alle Dichtkunst, insofern sie nicht bloß Psalmen und geistliche Lieder schafft, und alle Kunst überhaupt vertilgt wissen und sehen alle bunten Scherze und Spiele der Phantasie als Kuppler und Buhler der Hölle an. Ich habe ja schon fünfundzwanzig Jahre mit Bewußtsein gelebt und manche Erscheinungen dieser Zeit, die uns Jahrhunderte von Ideen und Anschauungen vorübergeführt hat, vor mir hinfliegen sehen. Wie manche herrliche Natur ist durch Maßlosigkeit dieser Jahre untergegangen! — freilich auch manchen haben sie zu Tat und Kraft aufgerufen, der sonst nie erwacht wäre — wie viele hat die Philosophie verschlungen, wie manche die Politik! Und nun verschlingt die Mystik. Dieser Freund war ein süßer, schwärmerischer Jüngling, unschuldig wie die reinen Feuerstrahlen und die Blumen des Feldes. Nun sind die Schatten der Zeit zu schwarz vor ihm aufgestiegen, er bereut, daß er einst träumen konnte, daß er mit Blumen spielte, daß er liebliche Lieder von Liebe und Wein dichtete und von dem Genuß des kurzen, vergänglichen Lebens, daß er mit Fülle empfand, redete und darstellte. So ist ihm die schöne Jugend zur Sünde geworden. Schlage nur die Bücher der Verschiedenen auf, siehe, wie sie aus Furcht vor dem Sinnlichen und Sündlichen immer gestaltloser, ich möchte sagen gelenkloser und gliederloser werden; selbst das Wort soll nicht mehr lebendig noch gewaltig sein, damit es nicht sinnlich zaubere und hexe. Sie sollten schweigen, nein sie sollten sterben, wie die Trappisten zugleich stumm und lebendig tot sind. Dieser Irrtum ist zu bejammern, er lähmt, ja er tötet manche treffliche Geister in der Blüte, die sonst als Lichter der Wissenschaft und Kunst geglänzt haben würden. Freilich die flache welsche Geistigkeit der früheren Zeit, wovon unserm Leben und selbst unserer Literatur noch mehr anhängt, als wir gestehen wollen, war so sündlich elendig, daß sie wohl in die entgegengesetzte Übertreibung jagen konnte. Auch hätten diese recht, wenn der Mensch der Sinn-

lichkeit entfliehen könnte, ohne daß er zugleich dem Leben entflöhe; aber in dem dunkel brütenden und gestaltlosen und lichtlosen Tartarus, worein sie sich aus Furcht vor der Sünde stürzen, weilen und wurmen noch wohl schrecklichere und finstrere Kräfte als die, deren Herrschaft sie entrinnen wollten.

Die Natur ist voll Sünde und Grausen, sie wimmelt von dunkeln und geheimen Kräften und Trieben, die uns mit Gier und Geiz und Wollust und Mord und Wahnsinn und Raserei anblasen und das göttliche Ebenbild zum Tiergebilde verzaubern. Eben eine solche düstere Gruft der Schrecken ist in uns und in den Begierden, die in uns bellen und schlängeln. Wen das Gierige und Lüsterne überwältigt hat, den hauchen die Rosen und Lilien nur mit neuer Gier und Wollust an, und selbst die heiteren Gestirne befragt er nur um Raub und Mord. Wir stehen und wandeln alle auf diesem Boden und müssen die ungeheuren Kräfte einsaugen. Aber dieselbe Natur hat auch einen Atem und Schein und Klang von Sehnsucht und Liebe, sie hat Spiele und Zeichen wie die Gestirne droben, sie trägt wie wir das Siegel einer schöneren Vorzeit. Doch auch ihre lieblichsten und mildesten Kräfte, die wir einsaugen, ihre mutigsten und geistigsten Scheine, welche die wilden und gierigen Affen und Katzen und Schlangen, die in ihnen und in uns lauschen, einschläfern und beruhigen möchten, sind mit sinnlichen und sündlichen Säften gemischt. Wir können diesen Einflüssen und Mischungen nimmer entrinnen, solange wir auf dieser Erde sind. Was irdisch Großes und Herrliches getan und gemacht werden soll, die Tat des Helden, das Werk des Sehers und Künstlers, muß von diesem Atem mit beseelt sein. Ist also dies Leben überhaupt nicht eine Posse — wie es uns so oft vorkommt — ist jede Arbeit und Mühe des Sterblichen nicht ein tragisches Blendwerk einer höheren Macht, die ein spaßhaftes Täuschungs- und Äffungsspiel mit uns spielt, so können wir uns dieser Natur, welche unsere Natur ist, nicht entziehen. Der reinere Atem, der uns von Gott und von den Sternen zuwehet, die himmlische Liebe und Sehnsucht, die der Sohn des ewigen Vaters in die Welt gebracht hat, bedarf doch dieses Stoffes und dieser Natur, damit der Mensch auf Erden etwas bilde und schaffe. Aber die grause Furcht und die grause Liebe der Natur muß ja bleiben, solange wir in diesem sterblichen Leibe wallen. Wer die höhere Versöhnung durch den Geist der ewigen Liebe nicht finden, wer die dunkeln und fürchterlichen Schatten dieses Lebens und dieser Natur durch den lichten und mutigen Geist Christi nicht erhellen kann, der wird freilich nimmer begreifen, daß die Natur auch Scherz und Übermut haben

darf, und daß der christliche Christ mit diesem Scherz und Übermut wieder einen zweiten lustigen Scherz treiben darf.

Doch jeder sehe zu, wo er steht, und was ihm frommt. Wir wissen, daß Jesus Christus in die Welt gekommen ist, daß er uns von den Schrecken der Sünde und des Todes und von den düstern, wollüstigen und mörderischen Naturgeistern erlöste, welche das Heidentum gefangen hielten. Die alte, ewige Zwietracht sollte geschlichtet, der Stoff sollte vom Geist besiegt, der Leib vom Geist durchdrungen, die Natur sollte dem erlösten Menschen wieder unterworfen werden. Viel ist geschehen in achtzehnhundert Jahren; wo das Christentum sein heiliges Kreuz aufgepflanzt hat, lebt und webt ein geistigeres Geschlecht, die irdischen Kräfte und Begierden und Schrecken der Natur haben viel von ihrer Gewalt verloren, das Menschengeschlecht ist in der Tat so von Feuer und Geist durchzeugt, daß manche Erscheinungen der Sinnenwelt, die in jenen früheren Zeitaltern noch gewöhnlicher waren, manche unmittelbare Einwirkungen der Naturgewalt auf den Menschen, ja unmittelbare gegenseitige Beherungen und Bezauberungen, welche der Mensch und die Natur miteinander trieben, jetzt den meisten unglaubliche und unbegreifliche Märchen heißen. Der Mensch ist nicht mehr so sehr ein Antäus, als er in der Vorzeit war, er ist mehr ein Herkules geworden, der mehr im Feuertriebe lebt als im Erdentriebe und einst ganz in Flammen aufgehen soll, damit er das Land der alten Heimat erfliegen könne. Viele alte und neue Mystiker haben gesagt, in der Zeugung liege die Sünde, dadurch werde der Stoff und die Sünde fortgepflanzt, das sei der jammervolle Apfelbiß Adams gewesen. Das Christentum und seine hohe Bestimmung aber sei eben das, daß die Menschen endlich sich selbst der Menschheit zum freiwilligen Opfer bringen, daß sie aufhören, das Geschlecht und die Sünde durch Zeugung fortzupflanzen. Wann alle Menschen so vom Geist der reinsten himmlischen Liebe durchglüht seien, daß aller irdische Liebestrieb, auch in seinen reinsten Offenbarungen immer ein Sündentrieb, völlig in ihnen ersterbe, dann werden sie und die Erde zugleich in Flammen aufgehen und als ein wohlgefälliges Opfer dem Erlöser entgegenfliegen. Wie des sündlichen Geschlechts und der sündhaften und kranken Natur und aller seufzenden und klagenden und trauernden Kreatur endlich ein Ende werden soll, das weiß ich nicht und werde es nie lösen. Da wird Gott zu seiner Zeit schon Hilfe bringen und ein Einsehen tun; aber daß es auf diese Weise nicht geschehen kann, das fühle ich wohl. Auch weiß ich nicht, was dem Menschen, dem Geistigen, Erlösten, an der Erlösung des Planeten liegt, der mit allen

seinen Gelüsten und Trieben und dunkeln Kräften gerade in seinen hohen Augenblicken ihm doch nur wie ein blindes, fühlloses und bewußtloses Tier vorkommen muß. Denn gibt er der Natur von seinem Geiste nach ihrem Maße, so muß sie ihm wieder eine Art Gott werden, und die alten Zaubereien des Götzendienstes und der Vergötterung der Begierden und alle die Schrecken, von welchen Jesus Christus uns erlöst hat, sind wieder da.

In solche und in ähnliche düstere Abgründe stürzt, in einem trüben Anstarren der Sündlichkeit und Gebrechlichkeit, worin alle Kraft und Lust des irdischen Handelns und Wirkens zerrinnt, versinkt, wer nicht die biblischen Sprüche oft in seine Seele ruft, die goldenen: Ich bin das Licht und das Leben, und ihr sollt auch Licht sein und im Lichte wandeln. Denn dieses Wörtlein Licht ist es, darin wohnt jede Heiterkeit, Freude und Tugend, darin wohnt auch der helle, scharfe und geschwinde Geist, der die Lüste und Begierden dieser Welt zügelt und überwindet, soweit sie zu zügeln und zu überwinden sind. In diesem Lichte erkennen wir das eine, was notwendig ist, wir erkennen uns selbst, und wieviel wir vermögen. Die aber im Gefühl der Reue und Buße und in der Angst vor der Sünde in das Dunkel kriechen, weil sie die Schatten der Welt nicht sehen mögen, welche freilich am Lichte erscheinen, müssen gerade, weil sie im Dunkeln sitzen, immer über das Dunkle grübeln und verfallen in Zweifel und Trübsinn und geraten auf Rätselaufgaben und Rätsellösungen, die gerade zu der düstern Zauberei zurückführen, der sie entfliehen wollten. Und das ist noch das Jammervollste, daß in dieser trüben Einsamkeit der Teufel sich zu ihnen gesellt, der ein Geist der Schwermut und der Finsternis ist, und ihnen wohl die christliche Liebe und Demut entführt und sie mit Eitelkeit, Hochmut und Lieblosigkeit und anderer Ladung der Finsternis befrachtet, wie man so häufig an ihnen sehen kann.

Außer dieser Art Mystiker, welche ich mit einem ausdrucksvollen Worte die pietistischen genannt habe, muß ich noch der naturphilosophischen, poetischen, politischen, ästhetischen Mystiker erwähnen, teils weil man sie nach dem Vorherrschenden ihrer Ansichten und dem, was sie in die Mystik hineingeführt hat, wohl mit Recht so nennen kann, teils auch mehr noch, weil ihnen diese Namen von andern schon gegeben sind.

Sowenig man dem Christentum je Verbrechen und Wahnsinn zur Last legt, welche durch Mißverstand und Mißdeutung entstanden sind, z. B. von der Opferung des Isaak und selbst von dem blutigen Opfer, welches der Heiland am Kreuze für die ganze Menschheit gebracht hat, ebensowenig kann die Philosophie, die

erhabene Pförtnerin alles Wissens, für die Mißverständnisse und Mißauslegungen von Schwachköpfen oder Wirrköpfen. Die Naturphilosophie ist eine der jüngsten Erscheinungen. Die Philosophie war zu sehr aufs trockne geraten und konnte nicht mehr flott werden. Da kamen einige kühne Denker und rissen sie wieder auf das weite, offene Meer. Wir verdanken den Männern außerordentlich viel, wie allen, welche der Idee einmal wieder die Flügel für den kühnsten Flug losbinden. Denn fliegt sie auch der Wahrheit vorbei, immer hat der kühne Mut einen Erfolg, wäre es auch nur der, daß man auf dem unbekannten Ozean an irgendeiner neuen Stelle eine Nordwestdurchfahrt versucht hat, die nicht geglückt ist. Auch das ist Gewinn, wenn man weiß, wo man nicht durchdringen kann. Viele der Naturphilosophen, besonders die leichteren und dünneren (solche gebärden sich am liebsten wie Begeisterte und Weissager), verkündigten uns bald, nun sei der menschliche Geist bis zur Werkstatt alles Schaffens und Werdens durchgedrungen, nun schaue man Gott ganz klar in seinem Weltbau, nun könne man das Wundergetriebe des Himmels und das noch wunderbarere Getriebe des menschlichen Busens aus den Eingeweiden der Erde deuten. Kurz, alle Tiefe der Weisheit und Erkenntnis, aller Anfang und alles Ende des Lebens, Gott, die Seele, die Offenbarung, der Sündenfall, das Geheimnis der Menschwerdung Gottes und der Erlösung ward als ein neuer Fund der Naturphilosophie verkündigt. So weissagten die neuen Propheten, aber ihre Worte waren so delphisch, daß man selbst ein Prophet werden mußte, um ihre Orakel erklären zu können. Da es so schwer war, ihnen in die Karte zu sehen, so dachten gescheite Leute an die gemeinen Volksaussprüche: Gott läßt sich von den Menschen die Augen nicht ausstechen, Gott läßt sich von den Menschen nicht in die Karte sehen. Wenigstens, daß sie ihm so nicht, wie sie vorgaben, in die Karte geguckt hätten, das konnte man wohl wissen, ohne ihre Lehre untersucht zu haben. Auch hier wie bei vielen Erscheinungen der Zeit, welche mit ungeheuren Erwartungen angekündigt und begrüßt sind, ist es denn allmählich auch stiller geworden, und was die neue Wissenschaft wirklich zutage gefördert hat, wird nun schon ruhiger betrachtet und weiter fortgebauet. Das verdankt man den Naturphilosophen, und das wird fortleben, daß sie die Natur, daß sie die Idee derselben wieder lebendig gemacht, daß sie sie von dem toten Begriff erlöst haben; auch jenes Größere, woran die geistvollen Betrachter und Untersucher der Dinge auch noch nie gezweifelt hatten, daß sie die lebendige Welt wieder im innigen wechselseitigen Zusammenhang und den Men-

schen, insofern er ein Sinnenwesen ist, mit tausend dünneren und gröberen Fäden an ihr gebunden gezeigt haben. In dieser Hinsicht kann man sagen, sie haben die Natur göttlicher gemacht und insofern auch Gott selbst und den Menschen. Auch auf die tiefsten Geheimnisse der Offenbarung ist diese Philosophie bezogen, und man hat den inneren geistigen und übernatürlichen Menschen oft ebenso wie den äußeren leiblichen und natürlichen Menschen aus der Natur zu erklären gesucht. Man hat endlich entdeckt, wie Adam und Eva im Garten Eden zur Zeit der Unschuld, als Gottes Ebenbild in ihnen durch Ungehorsam noch nicht verdunkelt war, die Tierwelt und die Pflanzenwelt und die Metalle und Edelgesteine in der Erde beherrschten, wie in den nächsten Geschlechtern nach ihnen noch mehr unmittelbares Verständnis und also unmittelbarere Zauberherrschaft über die Natur war, wie in den ältesten Sprachen selbst jedes Wort eine Zauberformel war, die sich auf eine andere Hieroglyphe der Welt, auf ein Tier, eine Pflanze, einen Stein, eine Quelle, bezog und mit diesen in Verbindung gesetzt die ungeheuersten Erscheinungen und Wirkungen hervorbringen konnte. Dies, was von dem schönen Urstande der Menschen noch übriggeblieben, habe sich im Ablauf der Jahrtausende von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr verdunkelt, die Zeichen und Formeln seien den Menschen endlich die Wesen geworden wie uns die toten Namen und Begriffe, und so haben sie zuletzt Tiere und Pflanzen und Steine und Gestirne angebetet und seien immer tiefer versunken in dem abscheulichsten und blutigsten Götzendienst der Wut und des Wahnsinns, bis der Weltheiland gekommen, die Menschen von dieser bösen Zauberei des Nichts zu erlösen und ihre Gesichter wieder auf das verlorne Unsichtbare und Unvergängliche zu richten. Unserer Zeit sei es nun endlich vorbehalten, den das stumme und tote Schweigen der Natur so lange bedeckenden und verhüllenden Isisschleier zu lüften, und die Zeit sei nicht mehr fern, wo die, welche reines und unschuldiges Herzens sind, mit der Natur wieder werden sprechen und ihr die Geheimnisse des Himmels und des Herzens werden abfragen können.

Diese tiefen und hohen Dinge müssen immer zwischen Wahrheit und Schein, Anschauung und Wahn hin und her schweben, ihr Leben und Sein ist so fein und verborgen, daß nur der hellste Augenblick und der hellste Sinn zusammen es zuweilen haschen und einen noch feineren und dünneren Schatten daran zeigen können. Zwar hat diese Naturphilosophie die merkwürdigsten Erscheinungen ans Licht gefördert und vielem wieder Sinn und Bedeutung gegeben, was lange für tot gehalten war; auch

ist der Mesmerismus und Magnetismus ein äußerst bedeutsames Rätsel, das zwischen den geistigen und leiblichen Kräften in der Mitte spielt, und der Reiz muß groß sein, in die Dunkelheiten solcher Geheimnisse hinabzusteigen und die Natur in ihrem Heiligtume zu belauschen. Aber — aber — jene einmal vergangenen Wunder kommen doch nicht wieder, auch mit der reinsten Gesinnung werdet ihr die Natur nicht meistern und beherrschen können wie vielleicht der Urmensch weiland in seiner Reinheit und Unschuld, sie wird euch nur neue pythische Orakel vorgaukeln, um euch ins Verderben zu locken, wenn ihr nicht immer zu den Sternen droben schauet und zu ihm, der auf ihnen wohnet und euch dort wieder im Lichte kräftiget. In diese wunderbar beseelte und belebte und doch so tierische und grausenvolle und mit Abgründen von Begierden verschlingen wollende Erdenwelt dürft ihr nicht mit der ganzen Liebe hineinfahren, ohne daß Wahnsinn und Verwirrung euch fassen und euch immer dunkleren und dunkleren Mächten überliefern, die euch nicht mehr loslassen, wenn ihr aus dem süßen Zauberkelche geschlürft habt.

Denn wie weit ist man gegangen! Wie hat man wieder gehofft, diesen Leib der Erde durch die magische Kraft des Wortes und Geistes nicht bloß bezaubern und beherrschen, sondern auch durch ihn zaubern zu können! Es ist sehr zweifelhaft, ob es für den Menschen je ein Glück gewesen ist, daß er in diese dunkeln und grausen Kräfte heller geschaut und mächtiger über sie geboten hat; denn wie ein Gott hat er doch nie über sie geboten, und sie haben ihn wohl öfter verführt, als er sie geführt. Wohin sie mit den Heiden gefahren, und welche Greuel aus diesen gegenseitigen Zaubereien geboren waren, das wissen wir wohl. Aber der Pfad der Christen geht nach einer andern Seite, nicht wo die Wurzeln des Baumes liegen, sondern wohin die Blüten wollen. Er sieht die Welt der Leiber und ihre Triebe und Kräfte als seine Untertanen an, die ihm dienen müssen; aber er muß zittern, zu tief in diesen lockenden Abgrund zu schauen, damit er nicht in der Nacht versinke, deren schwermütiger Reiz so fürchterlich ist. Denn des Christen Land ist das Land des Lichts. Er bedarf der magischen Zauberei und Orakelfragerei der Natur nicht, seinen Glauben und seine Offenbarung zu bestätigen; er bedarf der Wunder an Steinen und Bäumen und Pflanzen und Metallen nicht, sich in dem zu befestigen, was ewig bleibt. Er hat einen andern Moses und andere Propheten, und wie der Heiland die Juden schalt, wenn sie zur Bestätigung seiner Sendung Zeichen und Wunder von ihm begehrten, so muß er den lüsternen Trieb verdammen, der ihn hinlockt, wo er

nichts entdecken kann, das nicht schlechter wäre, als was er nun bald zwei Jahrtausende besitzt. Und was sollte ihm die geheimnisvolle und magische Kraft des Wortes, wodurch ihm Steine und Bäume tanzen und die Geister des Abgrunds antworten müßten, als seine Eitelkeit zu nähren und ihn wieder hineinzuzaubern in die Welt der dunkeln Gefühle, Gestalten und Wahne, wo er in rettungsloser Irrsal bald Steg und Weg verloren haben würde? Nein, er hat ein anderes Wort, das nicht an die Tore der verriegelten Natur, sondern an die Pforten des Herzens klopfen soll. Er hat das Wort des Lichts und des Lebens. Damit zaubere er, damit tue er täglich das erhabene Wunder des Glaubens und der Liebe, welches dieses Dunkle immer dunkler zeigt, damit das jenseitige Lichte immer lichter werde. Damit locke er die ewige Gnade und Liebe, daß sie ihn von der Erdenliebe und Naturliebe retten, von welchen zu dicht umstrickt er vielleicht noch Giganten und Titanen und gigantische und titanische Kräfte, aber keine Engelgebilde zeugen wird.

Wir stehen kaum in den ersten seichten Wassern dieses Stroms und geraten schon, wie wir die rätselhaften und magischen Zaubereien anschaulich zu machen streben, in die Rätsel und Zauber der Worte hinein. Die Natur ist dem sinnenden und denkenden Menschen nie ein ganz verschlossenes Buch gewesen, ja je lichter er nach oben geschaut hat, desto klarer hat er in ihre Tiefen geschaut; aber der Zauber mit dem einzelnen und die einzelne Gewalt ist ihm wohl auf immer mehr und mehr verloren, je mehr er in das höhere Gebiet der Geisterwelt getreten ist. Mag er sich mit edlem Durst des Wissens noch soviel an diesen Wundern üben, wie er das höchste Wunder einmal hell in seiner Brust erlebt hat, können sie ihn nicht verlocken: er kann die pythischen und dodonischen Orakel nicht wiedererwecken wollen, nachdem er die göttliche Wonne des lichten Seins und Erkennens einmal gekostet hat. — Und ihr, die ihr an diesem schaudervollen Abgrunde steht und in den Eingeweiden der alten Berge zu finden meint, was täglich in euren Herzen auf- und untergehen muß, wenn ihr mit eurem Gott in Frieden seid, ihr, die an diesem Abgrunde stehet und andere hineinlocken möchtet, glaubt ihr denn, daß Gott die Berge und Steine und Bäume und Pflanzen noch vor euch tanzen und die Wasser bergan fließen und den Schnee brennen lassen wird, wie vielleicht einst geschehen ist? Nein, Gott gibt auch die Wunder nach dem Maße der Zeiten, und nie hat er die Wundergabe verliehen, damit die eitle Neugier und die lüsterne Hoffart sich für die Sünde brüste. Wozu solche Wunder in dieser Zeit? Der Geist kann in allen

lebendig werden und die himmlischen Wunder tun, wenn sie ihn suchen und sich ihm zu eigen geben wollen. Dieses Geschlecht bedarf der Vermittelung der Leiber nicht mehr, damit es erkenne und glaube, was überirdisch und übernatürlich, d. h. über der Sprache und den Zeichen dieser Natur ist, wie vernehmlich der Mensch diese auch oft noch sprechen und zeichnen kann.

Das ist eine eigentümliche Erscheinung, daß die Mystiker, die aus dieser Naturschule hervorgehen, auf der einen Seite freilich verkündigen, daß der Mensch sich hüten soll vor der Verführung der magischen und dämonischen Kräfte, die in der Welt der Leiber auf ihn lauern, daß er sich von diesen lieblichen Schrecken und schrecklichen Freuden hinwenden soll zu den Betrachtungen und Bildern, woraus allein die sicheren und heiteren Freuden der Seele erblühen und die Flügel wachsen können, mit welchen er über dieses Nichts des Scheins hinaus das Unvergängliche erfliegen mag — daß sie aber auf der andern Seite gleichsam durch eine unbewußte magische Kraft doch immer selbst zu den leiblichen Zaubereien und leiblichen Wundern hingezogen werden. So lockend ist die Gewalt der Dämonen, und so fürchterlich ist die Wahrheit des Spruches des Dichters des Wallenstein: Leicht aufzuritzen ist das Reich der Geister. Wer sie einmal aus ihren grausen Tiefen heraufgerufen hat, der mag sie so leicht nicht wieder hinunterbannen. — Wir wollen nichts gegen die Wunder sagen, wir glauben daran, wir sehen und erleben sie alle Tage. Aber bleibt uns — wir bitten euch — bleibt uns vom Leibe mit jenen dicken, körperlichen, leiblichen Wundergeschichten, die ihr uns unter dem Titel Christliche Geschichten und Gesichte und Ahnungen und Entzückungen frommer Seelen verkauft. Reizt ja die Menschen nicht nach der Seite hin, die Täuschung, die Neugier, die Eitelkeit, endlich der gefährlichste Feind, der Hochmut, der bei Gott meint in besonderer Gnade zu stehen, nisten sich bei euch und euren Jüngern ein, und ihr erlebt und erschafft solche Wunder in Menge. Wer leugnet, daß er solche erlebt, daß das Wort, das Gebet, die Zuversicht der Liebe und des Glaubens, daß die magische Gewalt des Bildes sogar das Gegenbild hervorbringt? Aber behaltet in eurem stillen Herzen, was aus stillem Herzen hervorquoll; behaltet für euch in Bescheidenheit und Demut, was euch ein Wink, ein Ruf, ein Zeichen Gottes und des Heilands geworden ist; locket den Geist der Ahnung und Spähung nicht zu sehr hervor: für den schwachen Menschen kann er so leicht der schlimmste aller Teufel werden. Je geistiger und lichter sich der Himmel und Gott euch offenbaren und in euren Herzen ver-

klären, je geistiger und gestaltloser und namenloser die Wunder sind, deren Entzücken ihr in euren Herzen flammen fühlet — desto verwandter seid ihr der göttlichen Gnade, desto mehr seid ihr christliche Wundertäter. Es ist bei einigen Menschen eine Krankheit, daß die Geisterwelt ihnen in Naturgestalten und täglichen Lebensbegegnissen gleichsam verkörpert kommt, ihr Geist hat eine zu dünne Hülle, er ist krank. Je gesunder das Leben, und je reiner der göttliche Atem der Seele, desto mehr gehen die Wunder der geistigen Wirkungen in die ganze Blüte des Daseins über als Mut der Arbeit, als tapfere Tat, ideales Werk, als Tugend und Geduld des ganzen Gemütes. Dabei richte jeder, was Wissenschaft, Geistesbildung, Frömmigkeit ihm Herrlichstes aufschließt, auf das Ganze, und immer auf das Ganze des Lebens und der Welt. Wer alles einzeln in sich erschaffen und erleben will, beschaut sich selbst zuletzt in leerer Eitelkeit und wird ein Affe, weil er Gott zu werden trachtete. Ihr wißt ja, wodurch der alte Adam fiel; sollte der neue darum erlöst sein, damit er zu seiner Zeit die alten Hexenkünste wieder beginnen könnte? O nein! Darum ist das Wort, das ewige Wort des Lebens, Fleisch geworden, damit das andere Wort, die Macht der Sprache und Lehre, endlich die einzige Zauberkraft würde, der wir vertrauen dürfen. Wie die Musik in dem Maße gestaltloser und durch das Spiel mit allen möglichen Gestalten und Bildern und zu allen möglichen Gestalten und Bildern hin die verworrenste und weichlichste aller Künste geworden, wie wir sie in unsern Tagen erleben, als sie sich von ihrem lebendigen Worte, von der menschlichen Stimme und dem Gesange, entfernt hat, und wie sie fast in eine Gaukelei und Hexerei mit den Instrumenten ausgeartet ist, so sind alle Wunderscheine und Wundererscheinungen in dem Maße verführerischer und verderblicher, als sie von dem Wunder abirren, das uns verheißen ist durch die Wirkung des göttlichen Wortes, woran wir glauben. Also daß, wenn man das Ganze übersieht, wie es in der Naturwissenschaft und in dem, was man daraus herleitet und daraus herleiten möchte, hervortritt, hier wohl wieder mannigfaltige und wundersame Spiele eines allgemeinen geistigen Lebens erscheinen, aber die Kluft zwischen diesem und dem Geist, den der Heiland verheißen und gesandt hat, so weit ist, als der Himmel von der Erde ist, und allein durch den Glauben ausgefüllt werden mag.

Das muß als Zeichen der Zeit auch noch berührt werden, daß, gleichwie einige meinten, das Christentum und die Offenbarung bekommen durch die Naturphilosophie und die Wunder des Magnetismus neue Befestigung und Bestätigung, andere

zu fürchten begannen, es werde endlich nichts als ein dunkles Gemisch rätselhafter Kräfte übrigbleiben, welche durch ihr halbgeistiges Zauberspiel, durch jene wunderbare Magie, wodurch der Menschen lüsterne Eitelkeit und Wißbegier zu leicht angezogen wird, den tieferen Glauben wegspielen und in allerlei Einzelheiten zerstückeln werden. Aber beide, die Hoffnungen und die Besorgnisse, haben sich besänftigt. Man freut sich der lebendigen, in so mancherlei wundersamen Beziehungen zu uns scherzenden und lockenden und öfter unbegreiflich äffenden und schreckenden Natur, aber jenes Sternenland, das uns der Heiland entdeckt hat, liegt zu hell und zu hoch über allem diesem Gewirr und Gemisch der Kräfte, als daß, wer sein klares und gleiches Wesen einmal erkannt hat, fürchten könnte, daß auch die wundersamsten Nachäffereien und Nachbildereien uns seine Heitre wieder wegzaubern könnten.

Was meine ich unter dem poetischen Mystizismus? Ist nicht jeder Mystizismus seiner Natur nach poetisch? So scheint es; aber der puritanische, den wir den pietistischen Mystizismus nannten, ist es einem großen Teile noch gar nicht, sondern seinem Wesen nach ein Hasser aller Kunst und Dichtkunst, weil das eben sein Wesen ist, daß er ob den Bildern des unteren Elends und der Sünde erstarrt und wegen dieser Erstarrung und Zerknirschung die hohen Heilmittel des Geistes, zumal des christlichen Geistes, gar nicht erkennen kann. Dieser poetische Mystizismus, den ich meine, könnte auch der historische genannt werden, weil er aus einer gewissen Ansicht der Geschichte, die aber nicht älter ist als zwanzig Jahre, hervorgeht. Jene Männer, welche zuerst mit rechtem deutschem Ernst wieder auf die Vergangenheit hinwiesen als auf eine tiefste Wurzel deutschen Lebens und Wirkens, die vielleicht auch jetzt hin und wieder grünen und Blätter und Blumen treiben könnte, schilderten jene Vergangenheit des Mittelalters mit so lieblichen und reizenden Farben bloß nach ihrer Lichtseite in Hinsicht der Fröhlichkeit, Männlichkeit, Frömmigkeit, Ritterlichkeit und Kunst, daß seit jener Zeit viele Jünglinge in Versen und Prose, in Kleidern und Schnauzbärten gemittelaltert haben, freilich die meisten auch den Beweis gebend, daß eine Vergangenheit, die einmal dahin ist, sich mit aller Liebe nicht wieder lebendig machen lasse. Ich habe mich oben schon erklärt über diese merkwürdige Erscheinung unserer Tage, und wie die Phantasie und Liebe in jener grauen Zeit alles verherrlicht, um das, was uns in unserer Zeit auch jetzt erfreuen könnte, ja recht im dunkelsten Gegenschein oder Schatten zu zeigen. Dieser Mystizismus (denn eine Art Wahn ist es, der sich mit

altdeutscher Frömmigkeit und Einfalt ziert) ist nun freilich nicht so innerlicher und ernster Natur als jene andere frühere Art, eben weil er ein poetischer ist und genug von den Eitelkeiten dieser Welt in sich trägt; aber er geht doch mit mancherlei Merkwürdigkeiten durch unsere Literatur und möchte auch gern ein poetisch-politischer Mystizismus werden, und da macht er denn freilich unter der Maske der Deutschheit, Frömmigkeit und Ritterlichkeit allerlei wunderliche Sprünge und Gaukeleien und gebärdet sich, als wolle er den Menschen die Herzen nur für den Himmel stehlen, da er ihnen doch gern das Geld aus der Tasche holen möchte.

Ich habe oben schon gesagt, daß diese poetischen Träumer von einem Mittelalter, das, wie sie es uns geben, nie war, immer nur zweierlei Menschen sehen, nämlich die Priester und die Ritter, woraus alles Große und Herrliche jener Jahrhunderte, die auch wir bewundern und lieben, geboren sein soll; die andern Klassen des Volks werden kaum beiläufig erwähnt, und am liebsten halten die Herren in ihren Schilderungen sich auf bei der Behaglichkeit und Abhängigkeit der Leibeigenen und Hörigen und bei den stillen, frommen und kindlichen Verhältnissen, worin diese zum Altar und Ritterdegen gehalten wurden. Es ist da nichts als eitel Liebe, Freude und Wohlgefallen, und zum Schlusse folgen immer die Seufzer, daß ein so herrlicher, menschlicher und christlicher Zustand je vergehen und sich in einem wilden und heidnischen Streben nach Freiheit auflösen mußte, welches dem Christentum und den milderen und stilleren Trieben desselben fremd sei. Wir wollen, obgleich jene Bewunderer sogar der Leibeigenschaft uns bitter machen könnten, gestehen, daß die Blüte des Geistes jener Zeit aus dem Priestertum und Rittertum keimte. Aber der Stamm und die mächtigen Äste des Lebens waren die herrlichen freien Städte, von Bürgern bewohnt und selbst gleich unsern Tagen von mancherlei und zuweilen von recht blutigen Kämpfen für Freiheit und Gesetzlichkeit bewegt und zuweilen empört. Das Volk aber, jene größere Klasse der Bewohner Deutschlands, welche auf dem Lande vom Feld- und Waldbau lebten, lag meistenteils tief in Knechtschaft darniedergedrückt und in einigen Landen Deutschlands fast in Sklaverei, und wenn es hie und da einen christlichen Ritter als einen freundlichen Herrn segnete, so hat es gewiß mehr wilde und rauhe Eberhetzer und Menschenhetzer verflucht; denn die Herrschaft der Willkür ist nie sanft gewesen. Das wissen wir aus der Geschichte, und auch aus unserer deutschen Geschichte, so daß der poetische Traum verschwindet; und das können wir leider durch die beiden letzten

Jahrhunderte noch nachweiſen. Obgleich durch die Kreuzzüge und durch das Emporkommen und Aufblühen mehrerer und größerer Städte die Leibeigenen und Fronpflichtigen in einigen Gegenden ihren Zuſtand gebeſſert hatten, ſo wurden ſie auch in den ſpäteren Jahrhunderten noch in vielen andern Gegenden, und zwar nicht bloß in Gegenden des vormaligen ſlawiſchen Gebiets, ſondern ſelbſt in dem freien und ſaſſiſchen Weſtfalen, immer mehr um die letzten Reſte der Freiheit betrogen. Man ſchlage nur des gründlichen Kindlingers Schriften nach, der alles mit Urkunden belegt hat, alſo daß die Leugner nicht weichen mögen.

Dieſer poetiſche, halb prieſterliche, halb ritterliche Myſtizismus offenbart ſich durch ein unaufhörliches Schelten und Schimpfen auf unſere Zeit; noch mehr iſt er auf die Reformation ergrimmt und möchte den Doktor Martinus gern zu dem bloßen Reitknecht Görge herabſetzen, der er eine Zeitlang war, als ſein Herr ihn auf die Wartburg entführen ließ. Sie möchten uns einbilden, daß das Zeitalter, das für geiſtigere Wunder erwachſen iſt, die alte Wunderkraft wiedererwecken könne, die einſt an Klötzen und Steinen und Bäumen und Quellen ihre Macht offenbart hat. Das ſcheint aber bei dieſen Feudalrittern und Feudaldichtern, wie man ſie mit einem treffenden Namen wohl nennen mag, gar zu ſichtbar durch, daß ihnen keine Herrlichkeit des Mittelalters mehr gefallen hat als die Unterwürfigkeit und der chriſtliche Gehorſam und Demut und Stille, wie ſie ſie zu nennen belieben, des gutmütigen deutſchen Pöbels, Leibeigene und Fronpflichtige genannt. Da laufen denn durch die Rittergeſchichten und Heldengeſchichten, wie ihre Phantaſie ſie bildet, auch manche ſeltſame Erſcheinungen mit durch bis auf die Kornett- und Pagenſtreiche hinab, wogegen ein frommer Chriſt wohl mancherlei recht ernſte Einwendungen machen möchte, beſonders da manche von ihnen ſie recht wohlgefällig und als in den ganzen Rahmen jenes frommen und einzig chriſtlichen Lebens gehörig ſchildern: einige hübſche Beiſchläferinnen, ein halbes Dutzend Baſtarde, bei Gelegenheit einige Durchprügelungen des prügelgebornen Pöbels, Volk genannt, und des Volkes, Pöbel genannt, tun den allerdemütigſten und allerchriſtlichſten Männern keinen Eintrag. Daß ſich zu dieſer Lehre manche geſtrenge Ritter mit und ohne Mühe, auch manche geadelte Kinder von Ochſenmäſtern und Lieferanten und Zöllnern und Sündern, die ſich ein Wappen für bares Geld kauften, bekennen, iſt wohl das natürlichſte. Sie ſchmeichelt einer Seite des menſchlichen Herzens gar zu ſehr, die mit dem Chriſtentum nichts gemein hat, jener Herrſchſucht und Hoffart, wodurch Vater Adam weiland gefallen iſt. Dieſe ſitzt

tief in unserm Blute, und der Kitzel sticht gar zu süß, der alles aus Gnaden und nichts aus Gerechtigkeit tun möchte. Wir Christen sind freilich, was wir sind, von Gottes Gnaden; unter uns aber sollen wir von menschlicher Gerechtigkeit sein. Doch in unserer Zeit, wenn sie von ihnen auch einmal nach ihrem Ernst gewürdigt würde, möchten viele von ihnen wohl keine Gestrenge bleiben, sondern kaum als Halbritter mit tombakenen Sporen erfunden werden.

Ich habe von Rittern ohne Mühe gesprochen. Wir haben deren jetzt so viele, und gerade diese eignen sich solche überfeine und ästhetisch-poetische Lehre am liebsten zu. Ich will ihnen weisen, daß dieser Name nicht von meiner Erfindung ist, sondern wohl ein paar Jahrhunderte älter. Hier ist die Stelle*), woraus ich ihn genommen.

„Ritter, deren sind viererlei: 1. des heiligen Grabes die Würdigsten, 2. S. Katharinen Berg und Finsternsterns die Teuersten, 3. die auf der Tiberbrücken bei Krönung des Römischen Königs die Besten, 4. in Sturm und Schlachten die Gestrengsten, 5. die Fünften bei einer Lehn oder Wahl eines Römischen Königs, die nennet man Ritter ohne Mühe. (Hier hat ein Schelm am Rande geschrieben hodierni: die Heurigen.) In etlichen alten Briefen findet man Halbritter: sind die, so die Ritterschaft zu Jerusalem geholet oder vom Römischen Kaiser zu Rittern geschlagen. Aber die in Schlachten und Sturm oder auf der Tiberbrücken hat man für ganze Ritter gehalten. Die Halbritter haben das Feld allein auf der linken Seite führen dürfen. Dies wissen jetzo wenige."

Von diesen Feudaldichtern und Mittelaltersträumern und Lobpreisern längstvergangener Zeit und Herrlichkeit sind einige allerdings in einem unschuldigen und dichterischen Wahn, die in Hinsicht unsrer gegenwärtigen Zeit zu den Blöden und Verzagten gerechnet werden können, deren eben erwähnt ward; die meisten derselben aber sind willkürlich und unwillkürlich vom Eigennutz bestochen, es schimmert ihnen durch alle die gepriesene Herrlichkeit und Frömmigkeit und Ritterlichkeit jener schönen Vergangenheit etwas durch, das sie mit einem Triebe, der Juden und Lombarden natürlicher sein sollte als christlichen Rittern, gern festhalten möchten: es ist so ein wenig recht tiefe Erniedrigung und Dienstbarkeit und Leibeigenschaft des armen Volkes. Daß ich hier keinen bittern Scherz spreche, sondern einen recht bittern Ernst, beweisen ja so viele junge Bücher in Versen und

*) S. Leibnitii Collectanea etymologica. Hannover 1717. Daselbst aus Handii Glossario manuscripto. S. 226 bis 227.

Proſe, in welchen man jetzt dasjenige als die rechte Blume der Frömmigkeit und Liebenswürdigkeit des Mittelalters darzuſtellen ſucht, was uns andern gerade die dunkelſte Seite desſelben deucht, ein Überreſt des garſtigen Heidentums, den Geiz und Herrſchſucht immer gern wiederbeleben möchten, nachdem unſere Zeit, die denn doch auch nicht ganz ohne Gott iſt, dieſes alte, ſchändliche Ungetüm barbariſcher Finſternis und Unmenſchlichkeit endlich hingerichtet hat. Jene Willkür und Leibeigenſchaft, die bis auf unſere Tage, wo ſie wegen des Widerſtandes mancher Ritter ohne Mühe nur mit Not zerſtört werden konnte, der Greuel und Schanden genug offenbart hat — ich ſpreche hier als Augenzeuge — ſoll nun mit einem Male das chriſtlichſte, kindlichſte, menſchlichſte und natürlichſte aller Verhältniſſe werden. Ja ſo weit ſind die Toren oder Gaukler gegangen, daß ſie uns Leibeigenſchaft und Dreifelderwirtſchaft als notwendige Ausſprünge und Ausſpiele und Gleichniſſe des höchſten Geheimniſſes des Chriſtentums, der Dreieinigkeit, haben zeigen wollen. Bei ſolchen Ausgeburten einer tollen Phantaſie und tollerer Herrſchſucht weiß man wahrlich nicht, ob man mehr lachen oder weinen ſoll.

Und immer führen dieſe Herren Dienſtbarkeit und Leibeigenſchaft ein als ein ſtilles, frommes, glückſeliges Kind der Milde und Liebe: nichts als Freude und Friede und Gehorſam, nichts als Ruhe und Stille der Leidenſchaften, Hut und Schirm frommer Sitte und züchtiger Scham, wohltätige Beſchränkung des Willens, der ſonſt zu leicht Frevel und Übermut werde — denn was ſolle der ungebildete Menſch mit der ſogenannten Freiheit anfangen? — kurz ein Himmel auf Erden, die bei dieſer Schilderung paradieſiſcher Friedſeligkeit, Frömmigkeit und Unſchuld faſt ſchon mit dem Himmel zuſammenzuſchweben ſcheint, der Graf und Freiherr und Edelmann, der Aufſeher, Beſchützer, Vater und Hoheprieſter, wie in der allerälteſten Zeit, als Gott ſelbſt noch vom Himmel herabkam und in Engelgeſtalt die Wohnungen der Patriarchen beſuchte und ihnen ſeinen Willen unmittelbar verkündete. Das lautet gar ſchön, und man läßt ſich von Bildern des chriſtlichen Friedens und Stillebens ſo gern hinwiegen, von jener Sehnſucht der Frommen nach heiteren, halkyoniſchen Tagen, wo des Getümmels und Lärms weniger wäre und man mit ſeligen Blicken immer ungeſtört nach oben ſchauen könnte. Aber hier ſteckt die Schlange unter der Blume, und man hört ſie wohl ziſcheln, wie leiſe und zahm ſie ſich auch gebärde. Nein, liebe Ritter und Dichter ohne Mühe, die Stille des Chriſtentums beſteht nicht in Knechtſchaft, die chriſtliche Freiheit beſteht nicht

in knechtischer Furcht und heidnischer Unterwürfigkeit, die christliche Bescheidenheit und Demut ist ein viel höheres Ding als jenes stumme und kriechende und schleichende Wesen, wo die Ritter ohne Mühe den größten Teil der Ebenbilder Gottes gern in Dummheit und Armut erniedrigt sähen und dabei heuchlisch den großen Spruch des Heilands gern verfälschten: Selig, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr, in Selig, die da weltlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr. — Denn so ist es wirklich, die weltliche Armut, die weltliche Dienstbarkeit und Elendigkeit, woraus doch von jeher so viele hündische und bettelische Laster gebrütet sind, möchten sie als die offene Pforte des Himmelreichs zeigen; aber man fragt billig: Warum wollen sie selbst nicht in diesen Himmel hinein?

Klagen sie bei Beschuldigungen, welche sie auf die Gegenwart wälzen, über Auflösung aller Bande der Gesellschaft, welche die Menschen sonst in Zucht hielten und jedem einen festen Punkt im Leben anwiesen, so stimmen wir so weit mit ihnen überein, als nicht Willkür, welche einzelnen frommt und allen schadet, sondern Gesetze und Ordnungen, die für alle gelten, gemeint sind. Wie ich über die Lösung und Zersprengung aller Land- und Stadtverhältnisse, über fliegenden Besitz des Grundeigentums, über Aufhebung der Zünfte, Innungen und Genossenschaften, über die Verhältnisse des Adels und Bauers denke, das habe ich anderswo*) breiter verhandelt und mag es hier nicht zum zweiten und dritten Male wiederholen. Ordnung und Zucht will wohl jeder, der es mit dem Vaterlande redlich meint, aber Ordnung durch das Gesetz und für das Gesetz, daß seine heilige und göttliche Majestät, worauf alle Majestät dieser Welt ruhen muß, immer hehrer und unverletzlicher erkannt und verehrt werde.

Diejenigen Ritter, welche wirklich Gestrenge sind und es in Sturm und Schlachten wurden, haben wohl erkannt, daß jene ritterliche Zeit auf immer dahin ist, wo das arme Volk, der miser populus, die Sammlung elendiger, hilfloser und dummer Personen, wie gewisse Leute die Menge (d. h. die meisten Menschen) von oben herab nennen, neben den Rittern und Freien nicht einmal das Schwert ziehen durfte für das Vaterland, das gar nicht als sein Land angesehen ward, wie man das jetzt mit größerem Rechte den Israeliten und Heiden, die etwa in christlichen Staaten leben, streitig machen will. Wie man diese unsere Zeit auch anklagen und verschwärzen

*) S. Des Wächters dritten Band, die Abhandlung: Ein Wort über die Pflegung und Erhaltung der Forsten und Bauern usw.

mag — sie hat ja der Blößen genug — wie greulich und wütig manche Grundsätze der Gleichmacher, Levellers, Independents, Jacobins, Feuillants, Maratisten und Napoleonisten auch sind, sie hat doch einen tiefen, christlichen Grund. Das Mittelalter hat die Menschheit durch viele Verlarvungen, Verpuppungen und Verwandelungen von Stufe zu Stufe weitergeführt, es hat eine Unendlichkeit von kleinen und großen Genossenschaften und Körperschaften, gleichsam Kristallisationen des gesellschaftlichen Zustandes, als ebenso viele Nothehelfe einer noch sehr unmündigen und nur durch die unendliche christliche Liebe und durch die reiche und milde Tugend der Germanen haltbaren und tragbaren Zeit in sich entwickelt, wohltätige und in Freude und Lust manche Jahrhunderte fröhliche und lebendige Anstalten der Zucht, Sitte und Freiheit des Volkes. Warum sind diese vergangen? Doch auch nur durch die allmächtige Zeit. Weil des einzelnen im Staate zuviel ward, als das ganze christliche Leben von Jahrhundert zu Jahrhundert zu höherer Geistigkeit fortschritt, weil so viele verschiedene und oft nach den verschiedensten Richtungen hinstrebende Rechte, Gebräuche, Herkommen, Gewohnheiten, alle auf dem unergründlichen und ungeschriebenen Gesetze des Herzens gegründet, aber immer unsicherer und wankender werdend, wie das Volk sich in Lastern und Tugenden mehr entwickelte, sich endlich nicht mehr ohne eine höhere Ansicht und Einsicht behaupten und erhalten mochten, so ist nach einem gebildeteren Rechte und Gesetze gegriffen, und so hat sich, was in hundert und tausend kleinen Staaten im Staate verkörpert einzeln dastand, von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr vergeistigt und unter allgemeine Begriffe gestellt. Mögen wir, was von dem Alten für unsere Zeit und unser Volk und überhaupt für alle Zeiten aller Völker paßt, erhalten und behalten! Aber das meiste ist vergangen. Manche Verhältnisse der Zucht und des Gehorsams, die in jenen Tagen notwendig waren, sind es jetzt nicht mehr; ja sie würden die verderblichsten sein, wenn man sie wiederherstellen wollte. Jetzt sind wir so weit, daß das allgemeine Gesetz herrschen muß; weniges ist nur noch durch Brauch und Gewohnheit zu halten. Gleichheit der Rechte vor dem Gesetze fordert jetzt jeder Staat unerbittlich, der ein wahrhaft christlicher Staat heißen will. Der Bauer und Bürger ist nun ein Freier, ein stolzer, christlicher Wehrmann und Heermann geworden wie der Graf und Freiherr und läßt sich mit Gewalt nicht mehr nehmen, was er mit seinem besten Blute erkauft hat. Nur die Sachen möget ihr hie und da wieder hörig machen; nicht mehr die Personen. Diese Freiheit ist auch christlich, wohl christ-

licher als eure Leibeigenschaft und Dreifelderwirtschaft und andere Wunder und Märchen eines gottwohlgefälligen Christentums, woran wir mit allen freien und freigesinnten Menschen nicht mehr glauben. Freilich sagen viele mit Recht, daß jenes allgemeine Gesetz einem weiten Rocke gleich ist, im Sommer zu schwer und im Winter zu kalt, weil er jeden möglichen Wind auffängt, und daß jene einzelnen Rechte und Bräuche und Herkommen, worin die Welt sonst zusammengehalten ward, jedem dichter anschlossen und bequemer saßen. Das läßt sich aber nicht ändern. Man muß sich auch den weiten Rock warm und häuslich bequem machen lernen. Und wenn wir in der Überklugheit unserer hohen Geistigkeit nicht für alle Zeiten dumm geworden sind, so muß sich in den unteren Ordnungen des Lebens der neuen Zeit und den neuen Weltverhältnissen gemäß allmählich viel Einzelnes und Besonderes wieder absetzen und gestalten, Gott wird ja nach dem so viele Jahrtausende schon bewährten Sprichwort seine Deutschen nicht verlassen.

Und wie weit ist der Aberwitz und Übermut gegangen? Haben wir es nicht gelesen in sehr gelesenen Büchern, haben wir es nicht gehört von sehr gehörten Menschen, daß es ein ewig zu bejammerndes Unglück sei, daß der große Krieg vom Jahre 1813 nicht aus der rechten Quelle entsprungen, daß ihn das Volk, das dumme, verächtliche Volk, gleichsam so miterklärt und mitgeführt habe? Es wäre allenfalls noch besser gewesen, daß Napoleon und seine Franzosen uns noch fünf oder zehn Jahre länger geplagt und geschändet hätten, wenn dann nur Priestertum oder Adel die große Sturmglocke allein angezogen und geläutet hätte? — Was wollen sie damit? Wollen sie etwa im frommen Gehorsam, daß der König immer allein ein Wort und eine Stimme haben solle? Das Wort und die Stimme hat der König ja auch allein gehabt, soweit in allgemeinster Not ein König sie haben kann; aber er hat den Jammerklang und Wehklang und Racheklang und Hoffnungsklang seines Volks vernommen, er hat das Wort und die Stimme des Volks vernommen und hat königlich gefühlt: Das muß mein Wort und meine Stimme sein. Diese Herren möchten den Willen ohne Willen und den Fürsten ohne Geist, sie möchten allein die Herrscher und Besitzer sein. Das ist es, und daher das nichtige und gottlose Geschrei; denn dieses Geschrei ist ein Geschrei gegen Gott.

Auch solche Töne hört man noch oft von denen „ohne Mühe", nicht von den Gestrengen aus Sturm und Schlachten, welche an einen gewissen vornehmen Übermut und an manche andere Vornehmigkeiten erinnern, die sie jetzt vergessen sollten. Hier muß

ich ein ernſtes Wort ſagen. Wenn ſie von Chriſtentum und Ritterlichkeit, von Hingebung und Entſagung der weltlichen Eitelkeit, von Demut und Liebe und Gehorſam ſo viel wiſſen, ſo ſollten ſie zuerſt eines der großen Geſetze der Menſchlichkeit gedenken und in jedem Menſchen Gottes Ebenbild erkennen und verehren. Das Wort vornehm iſt ſchlecht wie ſeine Bedeutung; edel, ſtolz, das ſind hohe Worte, ſie ziemen dem Ritter und dem Knecht und können mit chriſtlicher Liebe und Demut beſtehen: ſie können nur aus einem hohen Geiſte und edlen Gemüte hervorblühen. Das Vornehme aber kann ſich jeder dünkelnde Dummkopf erwerben, und gerade dieſer am erſten. Die mit dem Jämmerlichen noch junkern und prunken wollen zum Gelächter der Beſſeren, mag man des Wortes eines engliſchen Großkanzlers erinnern, der eines Bauers Sohn war und in Geſellſchaft alter Dukes und Baronets einmal ſo viele leere Geſpräche über Wappen und Stammbäume mit anhören mußte, daß er endlich ungeduldig ausbrach: Meine Herren, mit alten Edelleuten deucht es mir wie mit Kartoffeln, ihr Beſtes iſt immer unter der Erde. Es mag ein ſcharfer Sporn und hoher Trieb im Adel ſein in der Erinnerung von ſtattlichen und glorreichen Ahnen, die man noch bei Namen aufzählen kann. Wir beneiden keinem wahren Edlen dies Gefühl; aber er muß durch Tapferkeit und Menſchlichkeit die Ahnenprobe geben. Doch auch der Sohn des Bauers und Tagelöhners gibt jeden Tag dieſe Probe, zum Beweiſe, daß wir andern mit den Adeligſten in Adam unſern gemeinſamen Ahnherrn verehren dürfen. Denn welche waren Kolumbus' und Cooks und Keplers und Luthers und Scharnhorſts, der Unſterblichen, Ahnherren? Und weil das Vornehme und Eitle ſich immer wieder erheben und den ſpitzen und züngelnden Schlangenkopf hervorſtecken will, ſo ſage ich, daß die größten und herrlichſten Männer aller Zeiten und Völker in Einfalt, Schlichtheit, Gutmütigkeit, Freundlichkeit und Derbheit des Lebens und der Geſtalten und Geſichter immer wie Bauern ausſehen; ſo daß ſchlichte und einfältige Bauern hätten ihre Väter ſein können. Und ward ja auch der gemeinſame Urahn Adam, als er nicht mehr im Paradieſe wohnen durfte, von Gott als Bauer auf den Feldbau angewieſen. Kaiſer Trajan, Heinrich der Vogler, Friedrich der Rotbart, Ludwig der Heilige, Max I., Georg von Frundsberg, Chriſtian IV. von Dänemark, Karl Guſtav von Schweden, das waren doch wohl ritterliche und zugleich freundliche Männer und Helden, die haben aber den ſtarken, gemütlichen Bauernkopf, aus deſſen tüchtigem Inhalt ſich wohl zwei, drei gewöhnliche Spitzköpfe ſchnitzeln ließen. Von den Lebendigen ſchweige ich.

Gottlob! auch die Menſchenköpfe bekommen wieder ein tüchtigeres und volleres Gepräge. Ja ihr Eitlen, ihr mögt euch mit Schönheit und Adel der Geſtalt und Gebärde brüſten, wieviel ihr wollt, der Bauer eures Volkes bleibt doch immer das Urbild echter Stärke und einfältiger Schönheit, der ewige Adam des Geſchlechtes. Mögen die Geſchlechter der Fürſten und Freiherren hie und da ſeltene Bilder von Schönheit und Großheit der Geſtalten zeigen, ich will aus den Häuſern der Waldbewohner und Bauern Deutſchlands ſchon die Gleichbilder, wo nicht noch beſſere Bilder holen. Wo ein Volk nicht durch lange und uralte Knechtſchaft entweiht oder gar durch einen fremden, ſchöneren Stamm niedergetreten und endlich unterjocht iſt, wie dies offenbar in Polen in Hinſicht des größeren Adels eine Art Schein hat, und wie es zum Beiſpiel in Kurland und Livland und Eſtland der Fall iſt, da muß die Grundgeſtalt bei denen bleiben, die das einfachſte, natürlichſte und geſundeſte Leben führen. Und wollt ihr wetten? Ich ſchlage ein. Sucht ihr in den Geſchlechtern nach, welche die älteſten Stammbäume haben; ich gehe auf meiner Jagd auf den Harz und in den Thüringer Wald, ins Breisgau und Elſaß und ins Waldeckiſche, Lippiſche und Frieſiſche, und will euch die meinigen ſchon gegenſtellen. Und darum ſollt ihr mir nicht ſo pochen auf eine verkehrte Anſicht des Mittelalters und auf Vorzüge, die gar nicht chriſtlich ſind, und die ihr immer noch vor vielen andern verlangt. Darin beweiſt euren Adel und eure höhere und edlere Geſinnung, daß ihr das gleiche geiſtige Geburtsrecht — das Recht, das Chriſtus uns gebracht hat — alle erkennet und anerkennet. Dann wird euch jeder gern das Eigene gönnen, wenn ihr es würdig behauptet.

Auch politiſcher Myſtizismus iſt zuweilen genannt worden. In dem Sinne, wie dieſe Ritter ohne Mühe unter den frommen Scheinen und Larven des Chriſtentums irdiſchen und politiſchen Raub ſahen und behalten möchten, könnte auch der obige poetiſche Myſtizismus wohl eher ein politiſcher als poetiſcher heißen. Man hat auch ſolche wohl politiſche Myſtiker genannt, welche durch die Gewalt des göttlichen Wortes die Menſchen zu rüſtiger Geſinnung und Tat für Freiheit und Vaterland haben entzünden wollen. Aber auch da paßt der Name nicht, weil das Politiſche, als welches den Blick doch meiſtens auf die Erde und die irdiſchen Verhältniſſe, Bedürfniſſe und Kämpfe gerichtet hat, der Idee des Myſtizismus geradezu widerſpricht. Denn dem Politiſchen iſt das weite Feld der Phantaſie oder nur der Phantaſterei ſehr abgeſchnitten. Eher könnte man von einem politiſchen Pietismus und Puritanismus ſprechen, weil da

nicht mehr an die tiefe Phantasie gedacht wird. Am richtigsten sprechen wir von einem politischen Fanatismus, weil dieses wütige Tier, weil es phantasielos, auch blind ist. Und in der Tat ist davon weit mehr Geklingel, als er selbst da ist, wie es denn vieldeutige, zentaurische, gigantische und titanische Namen mit hunderttausend Köpfen und Fäusten und Leibern gibt, womit man vortrefflich spuken und gespenstern kann.

Aber den ästhetischen Mystizismus wirst du uns doch nicht ableugnen, wenn du den politisch-fanatischen auch gern leugnen möchtest, weil du desselben selbst angeklagt bist? Nein, diesen leugne ich keineswegs, wenn wir uns nur erst über die Worte verständigt haben. Wenn ihr einen gewissen bequemen Weg ins Himmelreich meint, ein Seitensteigelein, wo man durch eitel Blumen und über weiche Wiesen und durch blühende Lauben ganz lustig und bequem hingelangt, wo der alte Sankt Peter als Pförtner steht, während die dummen Frommen sich auf den dornigen und steinigen, steilen Wegen in Frost und Hitze abmatten und unter tausend schweren Mühen und Seufzern emporklimmen; wenn ihr ein gewisses weichliches und zierliches Geklingel meint, ein gewisses himmelndes und frömmelndes Getändel in Sonetten und Madrigalen und Kanzonetten und Stanzen, wo man lange begrabene Wunder und verschollene Heilige in kindischer Nachäfferei einer großen Vorzeit wieder ins Leben zurückrufen will; kurz, wenn ihr einen gewissen Zwitter von Ernst und Scherz, Weinen und Lachen, Liebeln und Bübeln meint — so verstehen wir uns. Und dieser Mystizismus, den man wirklich mit keinem bessern Namen nennen kann als den ästhetischen, ist allerdings da; aber gottlob! ist er mehr schon da gewesen, und eine tüchtige und ernste Kraft, die immer mehr wurzelt, scheint diesen schwächlichen und gaukelischen Neblern und Schweblern zwischen Himmel und Erde, wo man weder Gott noch dem Teufel angehört, ein Ende machen zu wollen. Doch immer ist dieses mürben und zierlichen Geschlechtes von Halblingen noch zuviel, das in seiner leeren und heuchlischen Schwindelei und Empfindelei alle Gesundheit und Wahrheit des Lebens und Gemütes zerstört; und mehr als man glaubt, wirkt dieser bunte, ästhetische Mystizismus mit seinen blinzelnden Ansichten auf die ernstesten und strengsten Verhältnisse des Lebens und Staates. Ein rechter Leber und Lebenlasser mischt er in seiner schlechten Verworrenheit die verschiedensten Dinge untereinander und bildet sich ein und gebärdet sich, als ob sie mischlich seien; aber er ist ein schlechter Scheidekünstler. Und bei all seiner süßlichen Gebärdung und allen den hohen Klängen und Künsten, womit er

sich schmückt, würde er, wenn es möglich wäre, selbst der festen Tugend und dem ernsten Gericht der Zucht ihr großes Gesetz verrücken und durch eitle Taschenspielereien wegspielen. Aber man lügt und spielt sich nicht so in den Himmel hinein.

Es ist oben bei der Überschrift **Die deutsche Sprache** von dem Streben die Rede gewesen, das von 1750 bis 1780 etwa in der deutschen Literatur gewaltet hat, wie **Klopstock** zugleich das Vaterland und den Himmel für sein Volk suchte und eine Begeisterung hervorbrachte, die ihn in den Jahren 1770 und 1780 zum Vater und Großvater aller deutschen Dichter und Künstler machte. In dieses Streben, das der herrliche Mann ebensosehr durch seine sittliche Würdigkeit als durch seinen hohen Geist entzündet hatte, griffen später **Goethe**, der das Schöne und Leuchtende, **Herder** und andere, die das Anmutige und Glänzende zeigten, endlich das seit jener Epoche mit unglaublichem Eifer getriebene Studium des griechischen Altertums gewaltig ein. Aus diesen verschiedenen Keimen, wohinein **Schillers** mächtige Kraft zehn Jahre später eine außerordentliche Gärung brachte, erwuchs ein Zeitalter, das man wegen des Bestrebens, der deutschen Sprache und Literatur die Gestalt des Schönen zu geben und alles unter schönen Gestalten und Bildern zu sehen und darzustellen, das **patriotisch-ästhetische** nennen konnte. Denn das **Klopstockische Vaterland** und **die hohe, alte Deutschheit**, die aber fast keiner mehr aus ihren Quellen kannte, tönten immer mutig und frisch mit darein, gerade damals am mutigsten und frischesten, gleichsam kassandrische Orakelklänge, als die gegenwärtige Deutschheit untergehen sollte. Jenes Streben war stolz und hoch, und manche liederreiche Nachtigallen und Lerchen flogen neben dem Schwan Klopstock und dem Adler Goethe auf. Und wenn jenes Streben auch die höchste volle Gestalt nicht erreicht hat, eben weil ihm das wirkliche Vaterland und das Maß des wirklichen Lebens (der Ölbaum in der Sündflut, worauf die poetische Taube sich setzen und ausruhen konnte) fehlte, hat es doch viel Treffliches zutage gefördert; und die Zeit wird kommen, wo der Name Klopstock wieder mit der höchsten deutschen Bewunderung und Liebe ausgesprochen werden wird. Bald brach die französische Umwälzung herein und riß alle lebendigen Köpfe und Herzen in einer andern Teilnahme fort. Doch ging diese ästhetische Richtung der deutschen Literatur nie ganz unter. Die **Kantische Philosophie** fiel mitten in diese wildesten Erschütterungen der Zeit. Aus ihrer Trockenheit erwuchs der saftige Gegensatz der Naturphilosophie. Es kamen die beiden Schlegel mit ihrem scharfen und tüchtigen kritischen Geist dazwischen,

rüſtige Aufräumer und Erreger. So der mächtige Fichte, groß in ſeiner einſamen und herben Abgeſchiedenheit, ſcheiternd in dem gewaltigen Verſuche, die Idee, von allem Lebendigen und Sinnlichen losgeriſſen, allein auf geiſtigen Flügeln, eine Welt außer der Welt, ſchwebend zu erhalten. Dieſer Mann eines edlen und echt deutſchen Willens ſtarb höchſt tragiſch in unſerm größten Jahre 1813, als das politiſche Leben ihn und ſeine Philoſophie anfing wieder in die Sinnenwelt einzuführen. Dieſem ſind die Zeitgenoſſen einen recht grünen Kranz ſchuldig, eben weil er, durch ihre frühere Weichlichkeit und Lügenhaftigkeit verletzt, ſich mit tiefſtem Ernſt nach jener Seite hingewendet hatte, wo es nimmer blühen noch grünen konnte. Dieſe Zeit von 1795 bis 1805 fing an, ſich titaniſch zu gebärden, obgleich ſie nur wenige Titanen hatte. Die Jüngerlein und Nachäffer griffen ſich aus dem wilden und kühnen Strudel der Anſichten und Ideen, die untereinonderwogten, ihr Teil heraus und ſtutzten es ſich äſthetiſch auf. So erwuchs auf kurze Zeit ein Geſchlecht, das bald wieder untergehen mußte, weil es in der Zeit ſelbſt keine Wurzel hatte. Goethes außerordentlicher Genius ſpielte mächtig mit hinein, und ſie wollten ſich nun den Glanz auch etwas heidniſch auf ihr Leben legen, zu derſelbigen Zeit, als Schiller im großartigen, aber ſpröden Ernſt dichtete und Fichte mit ſtoiſcher Herbheit philoſophierte. Die wiedergefundene göttliche Natur gab gar göttliche Rechte, und man wollte ſie gebrauchen und nach dem Sprüchlein leben: Was gefällt, das iſt nicht Sünde. Dieſes Sprüchlein, das zum lieben Chriſtentum nicht recht paſſen wollte, ſchmückte man ſich mit der gehörigen Zutat von Liebe und Schwärmerei und mit unwiderſtehlichen und unüberwindlichen Anziehungen und Geboten der Natur aus. Da das alles aber noch nicht hat helfen wollen und dem Zeitalter offenbar der titaniſche Atem und Mut und die titaniſchen Knochen und Muskeln fehlten, um dieſe hohe und göttliche Poeſie am Leben erhalten zu können, ſo hat man wieder zu der alten Empfindſamkeit zurück gemußt und hat endlich noch ein bißchen Frömmelei dazugenommen; oder vielmehr die Frömmelei hat die Titanerei erſetzt und ſpielt immer noch mit allerlei zierlichen Mäntelchen und Schleierchen über der ſchwächlichen Sündlichkeit, die ſie den Menſchen gern als eine Vortrefflichkeit einbilden möchte. Daß dies jetzt die Hauptrichtung des äſthetiſchen Treibens iſt, wird jeder geſtehen, der ein wenig in der Zeit gelebt und ihr auch ſeinen Zoll entrichtet hat. Wenn es an Teetiſchen und Putztiſchen und bei Verſammlungen der großen und feinen Welt auch nur die Leerheit des matten Lebens füllen ſoll, ſo ſchwebt doch

lic
Mun
Titane
Zeit, wo
schweren
die es gibt,
nicht sind, wo
Zahl der zuglei
die des sündlichen
einem bißchen Liebe
Moralien und Diebssc
stücke und Romane läuft,
nicht satt werden können!
die Übung abgestumpft, dah
ätzende und stechende Mittel a
O es hat eine tiefe Bedeutung d
Triebes, dem das mächtige Licht
walt der Tugend fehlt. Wenn sie sic
stücken recht abgeheult und abgegran
vor, als haben sie in dieser Vorhölle,
prasselnden und -schreienden Fegefeuer a
Empfindungen schon eine Reinigung der a

So hat das Leben das Ästhetische ergriff
Ist es denn an sich etwas so Sündhaftes? Das
es mit seinem Maße mißt und die scherzende und
des schönen Scheins nicht mit Gewalt in die ehre
und festschreitende Welt des Seins hineinreißen will;
das geschieht, treibt alle Eitelkeit und Hoffart und Zie
Afferei ihr buntes und in tausend Farben schillerndes Sch
teufelsspiel. Wenn Scherz und Ernst auf der genau abgeme
Rennbahn des wirklichen Lebens in gegenseitigen Verkleidun
und Mummereien miteinander abwechseln wollen, ist keiner
stark, den bei diesem gefährlichen Spiele gelegentlich irgendein
mitspielendes Teufelchen, das als dritte und vierte Person un-
berufen als Mitspieler und Mitgaukler erscheint, nicht fasse und

mystisches und mystisierendes Dunkel darum,
verstehen, dessen Bedeutung aber jeder artig
andern nicht gerade ins Gesicht zu sagen. Dies
auen, das die schwächliche und blanke Welt vor der
hat. Etwas welsche, halb bußfertige und halb lüsterne
ndelei, eine gewisse Empfindsamkeit und Weichlichkeit, die
mer edle Seelen, göttliche Empfindungen, erhabene
ührungen, himmlische Entzückungen, überschweng-
he Anschauungen und andere ähnliche Überaußigkeiten im
de führt, ist immer dabeigewesen, war selbst in der kurzen
nepoche noch nicht entwichen und ist sogar in der großen
in wir jetzt leben, mit ihrer tränensüchtigen und seufzer-
Rattigkeit wieder da, die erbärmlichste Maske der Sünde,
ugleich ein trauriges Zeichen, daß wir da noch lange
viele uns schon wähnen. Denn wie groß ist die
ch wässerigen und steinigen Armensünderseelen,
Mischmasches, des buntscheckigen Allerleis von
und Buhlerei und Großmut und Lüge und
lichen, das durch so viele beliebte Theater-
und der grausen Sünder und Ungeheuer
So weit ist diese weinerliche Art durch
sie selbst zum Weinen und Heulen
wenden muß. Was bedeutet dies?
es wüsten und regellosen inneren
der Liebe und die heitere Ge-
h in den künstlichen Schauder-
st haben, kommt es ihnen
in diesem durcheinander-
ller Leidenschaften und
rmen Seele erlitten.
en und verwandelt.
nicht, wenn man
spielende Welt
nfeste, strenge
denn sobald
rerei und
langen-
ssenen
gen
so

hole. Spiel muß
Götterbildern und m
kelnden Mittelwelt s
bleiben; wir sollen im
wir sollen nicht in den tra
und Arbeit auf die Weise, w
Geschlecht alles so gern misc
kann. Wir sind keine Götter und
mit solchen Gebilden spielen, und
selten so groß als Prometheus, son
Phaethon sind unsere Vorbilder. So
Ursprunge nach so edel und geistig, in
uns auf mancherlei Weise verderblich in da
die Kraft und Einfalt vertändelt und verze
mannt und die Weiber entweibt, die Sitten un
die Sitten verdorben und die Arbeit zum Zeit
Zeitvertreib zum Geschäft des Lebens gemacht. I
es zufällig für Wissenschaft und Kunst geweckt, hat
können, was verloren geht, wo die große, einfältige
Liebe der Herzen, der geistige und sittliche Kern, der
Mutes und des Strebens, der heilige Zorn für Wahrhe
Recht verspielt und verscherzt wird. Noch stehen wir an
gefährlichen Grenze. Während die einen klagen, in den Deutsc
wolle der alte, wilde Mann mit dem Tierpelz und der Keu
wiederaufstehen und alle Kunst und Bildung totschlagen und in
den Wäldern die rauhen Töne seiner brüllenden Bardengesänge
wiederanstimmen, jammern die andern über Welschtum un
Weichlichkeit, Weinerlichkeit und Hinfälligkeit in Sitten und
bärden. Ich glaube, beide haben in gewissem Sinn rec
glaube aber auch an eine Vermittelung dieser schroff
strebungen, die weder den wilden Mann zu seinen
Riesenwerken wird aufwachsen noch uns in
Krokodiltränen der tugendhaften Weinerlichk
Tugend wird wegschwemmen lassen.

12. Das Alter

Und es sind Leute, die
ich glaube doch nicht, d
des Schuhmachers Al
nachstrebend, drei
wollen — das

immer ein gewisses mystisches und mystifizierendes Dunkel darum, das alle ungefähr verstehen, dessen Bedeutung aber jeder artig genug ist, dem andern nicht gerade ins Gesicht zu sagen. Dies ist das Grauen, das die schwächliche und blanke Welt vor der Wahrheit hat. Etwas welsche, halb bußfertige und halb lüsterne Empfindelei, eine gewisse Empfindsamkeit und Weichlichkeit, die immer edle Seelen, göttliche Empfindungen, erhabene Rührungen, himmlische Entzückungen, überschwengliche Anschauungen und andere ähnliche Überaußigkeiten im Munde führt, ist immer dabeigewesen, war selbst in der kurzen Titanenepoche noch nicht entwichen und ist sogar in der großen Zeit, worin wir jetzt leben, mit ihrer tränensüchtigen und seufzerschweren Mattigkeit wieder da, die erbärmlichste Maske der Sünde, die es gibt, zugleich ein trauriges Zeichen, daß wir da noch lange nicht sind, wo viele uns schon wähnen. Denn wie groß ist die Zahl der zugleich wässerigen und steinigen Armensünderseelen, die des sündlichen Mischmasches, des buntscheckigen Allerleis von einem bißchen Liebe und Buhlerei und Großmut und Lüge und Moralien und Diebsschlichen, das durch so viele beliebte Theaterstücke und Romane läuft, und der grausen Sünder und Ungeheuer nicht satt werden können! So weit ist diese weinerliche Art durch die Übung abgestumpft, daß sie selbst zum Weinen und Heulen ätzende und stechende Mittel anwenden muß. Was bedeutet dies? O es hat eine tiefe Bedeutung des wüsten und regellosen inneren Triebes, dem das mächtige Licht der Liebe und die heitere Gewalt der Tugend fehlt. Wenn sie sich in den künstlichen Schauderstücken recht abgeheult und abgegraust haben, kommt es ihnen vor, als haben sie in dieser Vorhölle, in diesem durcheinanderprasselnden und -schreienden Fegefeuer aller Leidenschaften und Empfindungen schon eine Reinigung der armen Seele erlitten.

So hat das Leben das Ästhetische ergriffen und verwandelt. Ist es denn an sich etwas so Sündhaftes? Das nicht, wenn man es mit seinem Maße mißt und die scherzende und spielende Welt des schönen Scheins nicht mit Gewalt in die ehrenfeste, strenge und festschreitende Welt des Seins hineinreißen will; denn sobald das geschieht, treibt alle Eitelkeit und Hoffart und Ziererei und Äfferei ihr buntes und in tausend Farben schillerndes Schlangenteufelsspiel. Wenn Scherz und Ernst auf der genau abgemessenen Rennbahn des wirklichen Lebens in gegenseitigen Verkleidungen und Mummereien miteinander abwechseln wollen, ist keiner so stark, den bei diesem gefährlichen Spiele gelegentlich irgendein mitspielendes Teufelchen, das als dritte und vierte Person unberufen als Mitspieler und Mitgaukler erscheint, nicht fasse und

hole. Spiel muß Spiel bleiben, der ſchöne Schein mit ſeinen Götterbildern und mit ſeiner in allen Geſtalten und Farben gaukelnden Mittelwelt ſoll zwiſchen Himmel und Erde ſchwebend bleiben; wir ſollen immer erkennen, daß wir da ſpielen, aber wir ſollen nicht in den traurigen Wahn fallen, als wenn Tugend und Arbeit auf die Weiſe, wie ein entnervtes und verweichlichtes Geſchlecht alles ſo gern miſcht und mengt, ein Spiel werden kann. Wir ſind keine Götter und Titanen, wenn wir auch titaniſch mit ſolchen Gebilden ſpielen, und der heidniſche Übermut endigt ſelten ſo groß als Prometheus, ſondern Tantalus, Ikarus und Phaethon ſind unſere Vorbilder. So hat dies Äſthetiſche, ſeinem Urſprunge nach ſo edel und geiſtig, in ſeinen Mißbräuchen bei uns auf mancherlei Weiſe verderblich in das Leben hineingeſpielt, die Kraft und Einfalt vertändelt und verzerrt, die Männer entmannt und die Weiber entweibt, die Sitten und das Gericht über die Sitten verdorben und die Arbeit zum Zeitvertreib und den Zeitvertreib zum Geſchäft des Lebens gemacht. Jener Reiz, den es zufällig für Wiſſenſchaft und Kunſt geweckt, hat nicht erſetzen können, was verloren geht, wo die große, einfältige Kraft und Liebe der Herzen, der geiſtige und ſittliche Kern, der Ernſt des Mutes und des Strebens, der heilige Zorn für Wahrheit und Recht verſpielt und verſcherzt wird. Noch ſtehen wir an dieſer gefährlichen Grenze. Während die einen klagen, in den Deutſchen wolle der alte, wilde Mann mit dem Tierpelz und der Keule wiederaufſtehen und alle Kunſt und Bildung totſchlagen und in den Wäldern die rauhen Töne ſeiner brüllenden Bardengeſänge wiederanſtimmen, jammern die andern über Welſchtum und Weichlichkeit, Weinerlichkeit und Hinfälligkeit in Sitten und Gebärden. Ich glaube, beide haben in gewiſſem Sinn recht. Ich glaube aber auch an eine Vermittelung dieſer ſchroffen Gegenſtrebungen, die weder den wilden Mann zu ſeinen fürchterlichen Rieſenwerken wird aufwachſen noch uns in den lügenhaften Krokodilträuen der tugendhaften Weinerlichkeit und weinerlichen Tugend wird wegſchwemmen laſſen.

12. Das Alter, die Jugend.

Und es ſind Leute, die ſich immer für die Alten ausgeben — ich glaube doch nicht, daß es Nachkommen des ewigen Juden, des Schuhmachers Ahasverus, ſind und, etwa ihrem Ahnherrn nachſtrebend, drei, vier Jahrhunderte gelebt haben oder leben wollen — das wäre ſchlimm für uns — und über das meiſte,

was hier geschrieben steht, wird von ihnen jugendliche Träume, verrückte Schwärmereien und Tollheiten, Jugendschwindelei und Jugendunreife und dergleichen ausgerufen werden, ungefähr so, wie ein sechzigjähriger Professor, zu dessen Füßen ich einst saß, den achtzigjährigen Kant halb mitleidig, halb zornig in seinen Vorlesungen immer mit Vir Juvenis (Gelschnabel, Flaumenbart dgl.) aufzurufen pflegte. Das sage ich denn, daß wir freilich sehr jung waren zu der Zeit, wo diese Träume und Tollheiten den meisten Menschen durch den Kopf fuhren, daß wir unterdessen aber auch vierzig und fünfzig Jahre alt geworden sind; und doch wollen uns die schlimmen Träume und Tollheiten noch nicht verlassen. Und zwar sind wir nicht wenige, sondern Zweidrittel aller deutschen Männer sind gewiß mit dieser Krankheit behaftet, und es sind sogar viele Sechzigjährige und Siebzigjährige, die vor dreißig Jahren schon reife Männer waren, welche ganz dasselbe Liedlein mit uns singen. So daß die Ankläger, wenn sie nichts Besseres haben, gegen uns in gar keinem Vorteil stehen, es sei denn, daß sie sich Greise an Weisheit und Würde dünken, weil sie eisgraue und uralte Dinge, bloß weil sie alt oder gar weil sie veraltet sind, immer wieder in das lebendige Leben zurückführen wollen. Aber sowenig als Gott jetzt noch an Steinen und Klötzen und Erdklößen Wunder geschehen läßt, wie wohl in früheren Zeiten, weil wir das ewige Wunder, den Geist, haben, wenn wir glauben wollen, ebensowenig wird er das Wunder geschehen lassen, daß der faule Schutt und das klappernde Gerümpel von Altertümern und verrosteten und verlegenen Grundsätzen, womit sie die Zeit wieder beherzen wollen, je wieder Saft und Leben bekomme. Was vergangen ist, das ist vergangen, und die in der neu aufgegangenen Sonne nicht leben und sich des Lichtes freuen wollen, die mögen in ihrer dumpfen Finsternis sitzenbleiben, aber uns nicht verargen, wenn wir ihrem Geschrei nicht glauben wollen, daß Altes jung und Finsternis Licht sei. Es ist gottlob! dahin gekommen, daß wir uns einander nicht täuschen können und jeder weiß, was er an seinem Nachbar hat. Gebärden sich die Leichteren ja einmal, als sei ein Vertrag und Übereinkommnis beider zustande gekommen, so ist das nur eine lügnerische Ziererei und nichts weiter, und so verschieden stehen diese Grundsätze und besonders diese beiden Leben gegeneinander, daß nimmer Waffenstillstand oder Friede zwischen ihnen geschlossen werden mag, bis daß eines von ihnen völlig besiegt und vernichtet ist. Ja, die sich zuweilen so sanft und christlich und mild und großmütig gebärden, würden mit Kerkern und Landesverweisungen

und allenfalls mit etwas Schlimmerem nicht faul sein, wenn der Geist, den sie so wütig verfolgen, leibhaftig durch ihre Schergen zu fassen und anders als in effigie zu hängen und zu köpfen wäre. Aber da sitzt ihnen das Übel, da weht der mächtige Wind, dessen Sausen sie wohl hören, aber von welchem sie nicht wissen, woher er wehet, und wohin er fähret. Ja, könnten sie ihn in seiner Glorie erkennen, könnten sie das Tiefe und Fromme erblicken, das doch unter allen diesen Getümmeln verborgen lebet und webet, so würden sie vor ihm niederfallen und beten müssen: O vergib uns, du Himmlischer! Wir wußten nicht, was wir taten.

Uns jugendliche und unwissende, gelschnabelige Männer von vierzig und fünfzig Jahren, die wir doch auch unser Teil Leid und Arbeit so gut wie sie von der Zeit redlich mitgetragen haben, erklären die Ahasveruskinder nun ohne alle Umstände für Aufwiegler, Aufrührer und Empörer, die mit nichts Geringerem umgehen als einen feuerschwangern, jakobinischen Ätna und Hekla auf den andern zu türmen und dreinzujauchzen, wann die Welt in Feuer und Aschen und Mord und Blut durcheinanderfliegt und -schwimmt. Aber auch über die wirkliche Jugend fahren sie unbarmherzig her, weil sie wohl mal einen jugendlichen Übermut laufen läßt, wobei die Welt wohl stehenbleibt, wie sie steht. Es ist natürlich, daß Jünglinge von sechzehn und zwanzig Jahren, eben weil sie die lebendigsten sind, den Atem der Zeit am lebendigsten und heißesten fühlen und ihn ohne Umstände sprudeln lassen. Wo der Wind wehet, da wirft das Wasser Blasen auf. Das nehmen die strengen Richter dann gar zu scharf und erklären das ganze werdende Geschlecht, das nach zehn und zwanzig Jahren als der Atlas der Zukunft sich unter die Weltlast schieben soll, für eitel unwissendes, anmaßendes, unruhiges und unbändiges Unkraut. Ich bin einst auch jung gewesen und habe zu meiner Zeit mit andern Jünglingen gelebt. Ich habe gesehen, wie damals die Studenten und Fähnriche und Referendarien lebten. Wenn ich nun diese Jetzigen mit jenen vor zwanzig und dreißig Jahren vergleiche, so ist Fleiß, Zucht, Ernst, Männlichkeit und Ehrbarkeit auf der Seite der ersten, die man so hart anklagt, und eben deswegen so hart anklagt, weil sie politische Torheiten begehen. Damals mochte sich alles in Gemeinheit und Üppigkeit ergießen und zerfließen, soviel es wollte, wer kümmerte sich darum? Es war die Art jener Zeit. Jetzt, da eine andere Art der Zeit ist, da die Menschen etwas empfinden und wollen, jetzt, da höhere Triebe das Gemeinste und Niedrigste der menschlichen Natur

bändigen und mit einer gewissen Heftigkeit auf eine deutsche Zukunft und auf ein unvergängliches Vaterland hinweisen, das alle Kräfte und Kenntnisse einmal für strenge und ernste Arbeiten ansprechen wird, jetzt nennt man die Jünglinge die rohesten und ausgelassensten, die je gewesen.

Doch was verweile ich wieder bei dem, das nicht anders sein kann, als es ist? Was bleibe ich wieder in dem kleinen Hader stecken, woraus nie Friede werden kann? Lieber schaue ich über den Lärm des Tages hinaus auf die allgemeine Zeit und auf ihre Forderungen und Bedürfnisse hin und winke aus diesen der Jugend noch einige Winke zu, jeden zum Frieden und zur Stille ermahnend. Denn wenn wir deutsche Treue und Redlichkeit bewahren, wenn wir das Rechte und Gute fest halten und fest wollen und nicht ablassen, zu wollen, so muß es von selbst werden, d. h. es wird von Gottes wegen, durch welchen alles wird wie von selbst.

Was will diese Zeit von der Jugend? Diese Frage ist so weit und so groß, daß ich ihren Inhalt hier in wenigen Worten nicht aussprechen kann. Auch wird sich die Jugend diese Frage durch das Herz wahrscheinlich viel besser beantworten, als ich es durch alle Betrachtungen könnte. Denn der rechte Geist kommt jeglichem jetzt leicht, der ihn sucht. Doch will ich hier einiges winken, was die Zeit selbst mir winkt.

Was will die Zeit von euch, Jünglinge? Weil ihr stolz darauf seid, daß ihr Deutsche heißet, so verstehet ihr auch die ernste Mahnung. Die Zeit will keusches und reines Leben, festen und stolzen Sinn, kühnen und feurigen Mut und christliche Milde und Demut. Viele werfen der Zeit vor, es sei eine heidnische Wildheit, ein heidnischer Stolz und Trotz in ihr, ein Streben nach einer Freiheit, die erzheidnisch und ganz unchristlich sei. Auch ist es wahr, daß in so ungeheuren Umwälzungen der Dinge und Erschütterungen der Gemüter, als wir erlebten, immer nach oben geblickt werden muß, damit der Vater im Himmel Liebe und Sanftmut ins Herz gieße, daß es in Trotz und Roheit nicht verwildere. Christliche Demut und Milde schließen keineswegs einen kriechenden, alles Erbärmlichsten geduldigen Geist in sich, wie einige sie uns beschreiben, nein, sie wohnen gerade mit den Kühnsten und Tapfersten am liebsten und schmücken den Stolz und Mut mit dem freundlichsten Glanze. Ihr seid in einer schönen und hehren Zeit geboren, Jünglinge, euch sind so viele hohe Reize des Strebens, so viele leuchtende Ziele des Ringens gegeben, welche uns fehlten, die wir vor zwanzig und dreißig Jahren Jünglinge hießen. Aber auch größer ist die

Forderung an euch und ſtrenger das Gericht, wenn ihr in der großen Zeit, die wir Deutſche endlich nach manchen ſchläfrigen Jahrhunderten erlebt haben, in Weichlichkeit und Gleichgültigkeit verſinken könntet. Euch ſtehen an dem Wege der Tugend ſo viele Ermahner, Ermunterer und Warner, deren wir mangelten, ein Vaterland, ein Deutſchland, eine deutſche Ehre, ein deutſcher Kriegsglanz und o, unendliche Hoffnungen, welche die Zukunft noch in ſich ſchließt: ſtrahlende und blitzende Ideen, die euch mit der erhabenſten Liebe entflammen und alle wilden Triebe, welche die Jugend verlocken könnten, in ſich verſchlingen. Aber ich will euch eure Gefahren nicht verſchweigen.

Schon habe ich den Stolz und Trotz genannt, und ich nenne ihn noch einmal. Stille, Sanftmut und Freundlichkeit ſind von jeher liebliche Tugenden des Deutſchen geweſen, ſie ſind auch die lieblichſten Tugenden des Chriſten. In der Zeit meiner Jugend, über deren leere Nichtigkeit ich eben geklagt habe, waren die Sinne der Menſchen freilich auf nichts Großes gerichtet; viele vergingen damals mit den herrlichſten Anlagen und Kräften, die ſie auf nichts Edles und Hohes nach außen wenden konnten, in einem öden und wüſten Brüten über ſich ſelbſt oder in jämmerlicher Faulheit und Wolluſt; aber der ſanfte und leiſe Schritt der Zeit hielt die Stillen und Milden auch immer auf ebener Bahn. Die Zeit und das Leben und die ganze Geſtalt der Zeit und des Lebens damals war ſanft und gemütlich, und die milden und frommen Tugenden wurden leicht entwickelt und bewahrt. Jetzt ſind wir freilich von hohen Ideen entflammt und erleuchtet, von einem kühnen Atem des Ruhms und der Tatenfülle angehaucht, von mächtigen Stimmen in uns und außer uns gelockt, welche den Menſchen von damals fehlten; aber geſtaltlos iſt die Welt, geſtaltlos iſt das Leben, und wenn ihr durch ſtrenge Zucht des Gemütes und ernſtes Zuſammenhalten eurer Kraft euch nicht ſelbſt in euch das Maß ſucht und befeſtigt, könnt ihr mit allen höchſten Ideen, menſchlichſten Gefühlen und edelſten Vorſätzen wüſt und geſtaltlos in die wilde Weite dahinfahren und Weg und Steg und Licht und Ziel verlieren. Denn es lauert jetzt mehr denn je ein Stolz und Trotz des Ungemeſſenen, was der jugendlichen Kraft, die das Leben noch nicht geprüft hat, gar leicht ein Unermeßliches deucht und mit verblendetem Übermute dahinbrauſt. Denn die Regel werdet ihr wohl lernen durch das Leben, wie ihr mehr hinauskommet, daß, je mehr die Welt den Menſchen mit Ruhm und Tatenluſt zieht und reizt, deſto mehr er ſich in die Innenwelt, in ſeine eigene Bruſt zurückziehen und dort den ſtillen Richter fragen muß, ob er draußen auch zu wild

und frech geworden. Denn recht sagen nicht bloß die Feinde und Hasser aller Freiheit und alles frischen und fröhlichen politischen Lebens, welche selbst mit dem Evangelium für die Knechtschaft heucheln, sondern auch die wärmsten Freunde der Freiheit und des Vaterlandes, daß auch bei dem edelsten Streben draußen und bei der Fülle der Taten der Mensch doch ein stolzer Heide werden und Heidnisches schaffen und wirken kann, wenn er sich im stillen Herzen nicht täglich vor dem demütigt, bei welchem alles Wollen und Vollbringen steht, und sich fragt: Sterblicher, wohin willst du, und was tust du, und warum tust du es? Denn alle diese großen Erscheinungen der Zeit und diese herrlichen Wunder Gottes, die uns erstaunt und erfreut haben und von Millionen deutscher Menschen mit so unendlicher Liebe und Hoffnung aufgenommen sind, wären ein Nichts, das wie ein dünner Morgentraum zerflattern würde, wenn aus dem, was wir unsere politische Freiheit und unsere Gewalt und Herrlichkeit des Außenlebens nennen, sich nicht zugleich als schönes Gegenbild auch eine lebendige Gestalt des Christentums erhöbe, welche den stolzen Freiheitsmut mit Ernst und Milde und die Gewalt der Tapferkeit und Tatkraft mit Demut und Anmut schmückt und endlich aus dem Freiesten und Stolzesten das Stillste und Freundlichste erschafft. Dies ist das hehrste Bild der Zeit, das Bild des geduldigen, freundlichen, demütigen und liebenden Heldentums, ohne welches alles, was jetzt noch so schön scheint, wieder in eitel Eitelkeit zerrinnen und untergehen wird.

Schwer ist die Zeit auch in anderer Hinsicht und wird jeden Tag schwerer. Ich meine nur für das Leben, für das gewöhnliche Erdenleben, daß ein Mann ehrlich sein tägliches Brot gewinne und esse. Ehrlich ist ein hohes Wort und bedeutet sehr viel, viel mehr, als die meisten gewöhnlich da hineinlegen. Es bedeutet nicht bloß, daß einer nicht stehle noch lüge; nein, es bedeutet die schwere Tugend, daß er für das Bedürfnis und die Not des Lebens nie die Erstgeburt des geistigen Adels um ein Gericht Linsen verkaufe wie der Esau weiland, daß er nie das Edle dem Gemeinen, das Hohe dem Niedrigen dienstbar mache, daß er nie und in keinem Augenblick ein Knecht werde. Es ist ein fürchterliches Gedränge in der Welt um das tägliche Brot, so fürchterlich, als es früher nie gewesen. Alle Staaten, alle Völker sind auf das äußerste angestrengt, die Finanz ist die erste Wissenschaft des Staats geworden, und auch die einzelnen Menschen müssen nun schon ein wenig mitfinanzen. Ich scheine hier von etwas Kleinem zu sprechen, freilich von etwas Kleinem und Gewöhnlichem, von dem täglichen Brote. Ihr Stolze und Freie,

ſchauet mit der Idee voll Mut und Liebe noch ſo weit über das dürftige Leben hinaus und lächelt unſerer Sorgen. O ihr werdet nur zu bald erkennen, daß ich von etwas ſehr Großem geſprochen habe. Mit dem Brote macht man die wildeſten Hunde zahm, mit dem Brote zähmt man auch den Menſchen. So weit iſt es recht. Ihr ſollt dienen lernen auch für das gewöhnliche Bedürfnis der Erde und ſollt in Demut erkennen lernen den Spruch, den Gott zu Adam ſprach, als er ihn aus dem Garten Eden trieb. Aber das Brot macht nicht allein zahm, es macht auch knechtiſch; o das ſchreckliche kann den edlen Stolz zum Küchenjungen und die fliegende Idee zum Ofenheizer erniedrigen. So geſchah es den meiſten Sterblichen von jeher. Jetzt aber wird es ſchlimmer geſchehen denn je vorher; denn die ſo hoch ſtehen, fallen tiefer. Wenn ein Menſch, der einſt mit erhabenen Bildern und überſchwenglichen Ideen ſpielte und meinte, er könne ſie für die Tugend feſthalten, durch das Tier in ihm zu einem Küchenjungen und Ofenheizer — o er muß oft viel Schlimmeres heizen als Öfen — erniedrigt wird, worauf ſoll man endlich bauen? Auf die Übung des Gewaltigen und Edlen, und auf nichts anderes; denn die hohe Tugend wird nicht durch einzelne Sprünge errungen. Darum, wenn ihr Freie und Helden bleiben wollet im Leben, lernt früh entbehren; übt euch oft und ſagt euch, warum ihr euch in freiwilliger Entſagung und Beraubung von Genüſſen übt, als wolltet ihr Stoiker oder Kartäuſer werden, und lächelt immer mit dem freundlichen Blick des Chriſten in die Mühe und den Schmerz, damit dieſe Tugend nicht herb und ſpröd und unchriſtlich werde. Denn wer wahr und redlich und ſtolz einherſchreiten wollte im Leben und es verachtete, ſich mit Lügen und Heucheln ſo durchzufuchsſchwänzen und -zukatzenbuckeln, der mußte ſich ſchon vor zweihundert, ja vor zweitauſend Jahren mit dieſem ſtolzen und männlichen Ernſt bereiten. Jetzt iſt die Not doppelt, und auch die Arbeit muß doppelt ſein. Ihr leſet und höret, wie für Gold die Tugend feil iſt; ihr ſchaudert vor dem Gedanken, daß euch ſolches geſchehen könnte. Denkt, alles ſei Gold, worin die üppigen und lüſternen Begierden ſchwelgen wollen, und bändigt ſie beizeiten und ſtählet euren Mut für würdige Kämpfe. Denn das iſt der edelſte Mut von allen. Niemand aber bedarf dieſes Mutes mehr, als wer ſich der Wiſſenſchaften und Künſte befleißigt; denn auch ſie werden in Knechte verwandelt bei dem, der zuerſt nach dem Brote greift. Darum ſollt ihr viel dulden und entbehren lernen, damit ihr Männer ſeid, wann die Verſuchung kommt; nicht bloß daß ihr die Beſchwerden des Krieges und der Feldläger und Märſche ertragen könnt — das iſt das

kleinste — sondern daß ihr in dem langen und ewigen Kriege, der Leben heißt und täglich neue Scharmützel und Angriffe hat, mit dem Stolz und der Ehre aushalten und überwinden möget.

Vor fünfundzwanzig und dreißig Jahren träumten wir und taten kaum etwas anderes. Ihr dürft nicht träumen; denn ihr seid Deutsche, und das deutsche Volk ist ein träumerisches Volk. Wie soll man das verstehen?

Jedes Volk hat seine Eigentümlichkeit, gleichsam seinen Naturtrieb, was sie Instinkt nennen, worin sich bestimmte, vorherrschende Neigungen und Anlagen offenbaren. Wann und wie dieser Naturtrieb entstanden, das gehört nicht hieher. Genug, wenn er in einem Volke einmal als Grundtrieb und Grundleben fest ist, mag weder Klima noch Gesetzgebung noch Religion, deren Gewalt auf die Menschen die ungeheuerste ist, ihn ganz verwischen und vertilgen. Was offenbart der Germane in Deutschland wie in Island, in Siebenbürgen wie in Preußen, auf den südlichen Alpen und auf den nordischen Fjäll als seinen Grundcharakter, den man immer wieder findet? Eine lichtere Geistigkeit und eine kühlere Sinnlichkeit als die meisten andern Europäer. Er ist ein ernstes, denkendes, sinnendes und oft ein tiefsinniges, grüblerisches und träumerisches Wesen, er weilt gern bei der Betrachtung der übersinnlichen Dinge und dringt tief in die Abgründe der Ideen, aber auch ebenso tief in die Abgründe des Wahns ein. Dieser Vollkommenheit und Glückseligkeit — denn das ist es allerdings — liegt aber auch eine Unvollkommenheit zur Seite: an geschwindem sinnlichem Lebensreiz, an geschwinder sinnlicher Fülle und Lebendigkeit und Schnelligkeit des Begriffs, insofern die äußere Sinnenwelt dadurch erfaßt und behandelt wird, steht der Deutsche vielen Völkern nach, z. B. den Franzosen, Polen, Russen, die sinnlich lebendiger und schneller sind und die schimmernde Oberfläche und den spielenden Schein der Dinge eher fassen als der kühlere Deutsche. Am auffallendsten sieht man das, wo andere Völker neben Deutschen und Deutschartigen wohnen. In Schottland und den westlichen Inseln die Bergschotten vom ersischen oder gälischen Stamm, wie viel sinnlicher, lebhafter und heftiger als der nordöstliche oder südliche Schotte vom skandinavisch-germanischen! Der Irländer, wie feurig, sinnlich und lebendig neben dem ernsten, trüben und stillen Engländer! In den Niederlanden, wie weit übertrifft der Wallone, in welchem Dreiviertel Stoff gallisch sind und etwa ein Viertel germanisch, im Lüttichischen, Hennegauischen, Luxemburgischen an sinnlicher Lebenskraft und Naturgewalt und an Heftigkeit sinnlicher und geistiger Triebe den Flandrer und Brabanter, der

faſt ganz germaniſch iſt! So in Frankreich: wie viel ſinnlicher, leichter und geſchwinder iſt der Franzoſe an der Marne und Seine, in welchem der Hauptſtoff galliſch iſt, als der an den Alpen, der Rhone und Saone, in welchem das meiſte Blut und der meiſte Geiſt noch von den Burgundern herſtammt! Dieſelbe Erſcheinung hat man, wo in öſtlichen Ländern, in Ungarn, Öſterreich, Böhmen, Schleſien, Polen, Deutſche und Slaven nebeneinander wohnen. Durch ſeine ſo entſchieden geiſtigen Anlagen hat der Deutſche allerdings herrliche Güter, aber der Hang zu den überſinnlichen und verborgenen Dingen zieht ihn oft mehr als recht von der Erde und von irdiſchen Dingen ab, die doch auch ergriffen und verwaltet werden ſollen; und von unſerm Volke hat man daher in gewiſſen Epochen wohl ſagen mögen: *Die Deutſchen haben das irdiſche Vaterland verloren, weil ſie zu ſehr nach dem himmliſchen geſtrebt haben.* Ich meine hier, indem ich einen Tadel auszuſprechen ſcheine, nicht das Leben der Idee, denn jener höchſte Lebensäther kräftigt und ſtärkt auch für jede Erdentat und Erdentugend, ſondern ich meine das Streben überhaupt, welches unentwickelt und unbeſtimmt bei ſo vielen Deutſchen in der Mitte hängenbleibt und ihnen das Geſicht für die Erde blöd und für den Himmel nicht hell genug macht. Es müſſen ja notwendig immer ſo viele ſein, welche das Höchſte nicht erreichen und in der Mitte und oft auch wohl diesſeits der Mitte ſteckenbleiben. Dieſe meine ich hier. Solche verlieren ſich ſo leicht in leeren Träumen und Wahnen und dunkeln Grübeleien, wobei ſie immer tiefer verſinken in den geſtaltloſen Abgrund, und worüber ſie die himmliſche, geiſtige Arbeit nicht fördern und die irdiſche leibliche Arbeit verſäumen. Vor ſolcher leeren und öden Träumerei, die in der kalten und trüben Mittelwelt zwiſchen Himmel und Erde ſchwebt oder vielmehr hangt, muß man die deutſche Jugend warnen — denn wir haben alle einen angebornen Trieb dazu — damit ſie edle Kräfte, die der Welt und dem Vaterlande zu Nutz und Frommen kommen ſollen, nicht mit eitlem Nichts vertändele. Aber träumen ſollt ihr, Jünglinge, fröhlich und mutig, wie die Jugend träumt und ſchwärmt, über die Welt hin; ſchwelgen und ſpielen ſollt ihr mit den höchſten Ideen, wenn ihr auf ihren Sonnenflügeln fliegen könnet. Aber behüte euch Gott vor dem jämmerlichen Wahn, daß das Philoſophie, daß das die Hoheit der deutſchen Philoſophie ſei, die ſich gebärdet, von der Erde und den irdiſchen Dingen nichts wiſſen zu wollen. Dahin immer den Blick, dahin immer das Herz voll Liebe wieder zurückgewandt, und wenn ihr die höchſten Sonnen erflogen hättet.

Auch der Naturſinn zeichnet die Deutſchen aus, ich ſollte ſagen die Naturſeele; denn in mancher Hinſicht haben die ſinnlicheren Völker, als in welchen die irdiſchen Flammen mächtiger brennen, wohl mehr Naturſinn als die Germanen. Bei den Germanen zeigt ſich vorzugsweiſe die Naturliebe, ein ſtilles Verſtändnis, eine innige Freundſchaft und ein zarter Umgang mit der Natur. Der ſanfte, empfindende, ſinnende und denkende Menſch, welchem das Gemüt auf das Geiſtige und Überſinnliche gerichtet ward, ſcheint des Lebens mit der Natur gar nicht entbehren zu können, da eben die mit heißerer Sinnlichkeit begabten Völker ſich viel weniger daraus machen. Sehr begreiflich. Er ſucht hier täglich die milden Einflüſſe zarter ſinnlicher und irdiſcher Reize, er ſucht hier eine Ergänzung der Sinnlichkeit, deren vollſtes Maß ihm verſagt ward, er ſaugt gleichſam antäiſch die Lebenskraft ein, welche ihm mangelt. Aber auch in dem Chriſtentum ſelbſt liegt für diejenigen, welche das innigſte geiſtige Leben desſelben am tiefſten empfinden, wohl ein großer Reiz des zarten und freundlichen Zuſammenhanges und Zuſammenhalts mit der Natur. Das Heidentum, das immer auf die volle Rundung und Geſtaltung des ſinnlichen Lebens drang, hat von dieſer zart und ſinnig ſpielenden Natur wenig Bedürfnis gehabt, es hat nur ihre großen Erſcheinungen bewundert und ihre ungeheuren und ſeltſamen Maſſen und Gebilde angeſtaunt, mit Blumen und Bäumen und Quellen und Bächen und Mond und Geſtirnen hat es weniger geſpielt und geliebt als die Neueren. Dieſes anmutige und ſtille Spiel, dieſes liebende Verſtändnis und träumeriſche und ſchwärmeriſche Empfängnis aller Natur gehört recht eigentlich dem Chriſtentum an, welches ſeinem Weſen nach muſikaliſch und in unbeſtimmter Geiſtigkeit und Schwärmerei hinſpielend und hinſchwebend iſt. Auch unbewußt ſucht der Chriſt in der ganzen Natur die unvergänglichen Bilder ewiger Liebe und Schönheit, die er in ſeinem Herzen und da droben glaubt, und findet ſie täglich in ſeinen frommen und ſtillen Träumen. Er kann auch dieſer Träume, dieſes ſinnigen und geiſtigen Naturlebens nicht entbehren, ohne daß er ſpröd, trocken und ſtarr werde und die feinen Mittellichter und Mittelſchatten verliere, die auch in dem Gemüte zwiſchen Himmel und Erde hin und her ſpielen und noch ein edenſcher Scherz der unvergänglichen Unſchuld ſind, deren ſüße Zauber ſich in der Natur alle Tage und Stunden erneuen. Dieſe Natur und ihren zarten Umgang ſuchet mit einfältigem und frommem Sinn der Liebe und Freude, aber nicht ſo, daß ihr viel in ihr ſuchet, am wenigſten, daß ihr die Auflöſung der ungeheuren Rätſel ſuchet, welche die

Körper- und Geisterwelt miteinander verbinden. Da ist ein finsterer und chaotischer Abgrund, worin viele verloren gingen, so daß der geistige Trieb sie endlich wieder zu der groben Sinnlichkeit brachte, daß sie meinten, in unsern Tagen noch mit Stöcken und Steinen hexen zu können.

Die Natur wird dem Deutschen ein geistiger, dem Christen ein bildlicher Traum zwischen Himmel und Erde; in ihrer Stille wie in ihrem Aufruhr, in ihrer Lieblichkeit wie in ihrer Furchtbarkeit zeigt sie in ihren Gestalten ein schuldloseres Bild des Lebens, als in dem Gebiete erscheinen kann, wo menschliche Leidenschaften und Willkür ihr Spiel treiben. Sie hat daher für den Friedseligen und Unschuldigen einen Frieden und eine Unschuld, die kein anderer irdischer Genuß geben kann, eine Beruhigung und Einschläferung der wilden Triebe und des Grams und der Sorge, die man aus der besten Menschengesellschaft oft nicht holen kann. Und wie ergänzt sie mit ihrer geheimen Urkraft das ganze Dasein, das geistige wie das leibliche! Wie gibt sie die allgemeine Weltgestalt und die höhere innere Weltanschauung immer wieder, welche bei dem einsamen, verschlossenen Studieren oder dem leeren, zerrissenen Getreibe des Lebens so leicht verschwinden! Aber freilich wer zu lüstern nach ihren geheimen Gespenstern schaut, den straft sie mit Verblendung und Eitelkeit und Übermut und oft mit tierischem oder teuflischem Wahnsinn. Wie die Natur das volle Leben und die volle Gestalt und Schönheit des Menschen immer erneut und ergänzt, kann derjenige noch alle Tage sehen, der sich das Menschengewimmel in den verschiedenen Ständen und Klassen ein wenig ansieht. Im Feld, Wald und Gebirge, da seht ihr die freien Gestalten, die frommen, offenen, unbestimmten Gesichter, die fast aussehen wie alle Natur, aus welchen noch alles Mögliche scheint werden zu können. In den Klassen, die ein künstliches Leben führen, und in den Städten zwischen den Mauern haben sich die Gestalten und Gesichter schon mehr bestimmt, ein gewisses eigenes, bestimmtes Streben tritt aus ihnen hervor. Dies ist in dem Maße mehr, als die Menschen sich mehr von der Natur entfernen. Ich habe alte Reichsstädte in Deutschland gesehen, wo der Naturssinn mit dem allgemeinen Leben fast erstorben war, wo ebenso, wie der weiland so große und blühende Trieb des Lebens in veralteten Formeln und Gebräuchen erstarrt war und keine Tat und kein Werk mehr schaffen konnte, auch die Gesichter und Gestalten an der toten Zeit gleichsam versteint waren. Wie viele habe ich da gesehen, die mich an die Verzierungen der Türme und Stadttore und an die Schnörkel und Arabesken der Kirchen und

Rathäuser erinnerten, daß ich bei ihrem Anblick in mir lächeln mußte! Es begegnen einem aber oft viel grauenvollere Ähnlichkeiten. Auf diese Weise sind die letzten großen Heiden vergangen, die Griechen und Römer, weil sie zuletzt nur noch das Werk ihrer Hände erkannten und anbeteten, nicht das Werk Gottes; sie sind unter ihren Bildern und Steinen versteint. Auf einer ähnlichen, gefährlichen Grenze möchten auch einige neuere Völker stehen, welche der Natur nur zuweilen zu bedürfen scheinen, um ihr als einem allgemeinen Beichtvater, von dem man doch glaubt, daß er nicht alles versteht und wenigstens blind und stumm ist, von Zeit zu Zeit ein empfindsames Sündenbekenntnis abzulegen.

Darum hinaus in Feld und Wald, in Tal und Gebirg', ihr deutschen Jünglinge! Und erfrischet und erquicket euch Leib und Seele an dem ewigen, geheimnisvollen und wundersamen Gegenspiegel eures Gemütes und des Himmels! Darum hinaus, wann die Wissenschaft euch austrocknen, wann das Leben mit seinen Mühen und Kämpfen und Arbeiten und Sorgen euch zerreißen will, hinaus ins Freie und in die liebe, weite Gotteswelt und blaset dort den Unmut und die Dumpfheit von euch und saugt frischen Atem und Trieb des Lebens und der Liebe ein! Was dem bloß natürlich und in natürlichsten Verhältnissen lebenden Menschen schon wie von selbst wird und erblüht, das muß der künstlich und oft in zu künstlichen Verhältnissen lebende Mensch durch Erkenntnis suchen: er muß leben lernen. Denn halb ist das Leben, dem die Natur fehlt, und muß zuletzt notwendig in Mattigkeit und Dürftigkeit oder in Starrheit und Sprödigkeit vergehen.

Aber doch am meisten, ihr Jünglinge, haltet das fest, was der Stolz des deutschen Lebens ist, die unvergängliche Idee, welche ihre erhabensten Träume immer wahr macht denen, die mit voller, reiner Liebe an sie glauben und nicht ablassen zu glauben. Es kommt nicht auf das Stürmen und Sausen an, auf das Klingen mit Tönen und Prunken mit Worten; in dem Stillesten ist das Festeste und in dem Demütigen das Klarste. So in Stille und Demut, in Hoffnung und Glauben, im frommen deutschen Ernst bekennet die Zeit und vfleget sie, nähret den Funken, den sie euch als zarten Keim überliefert, bis zur vollen Flamme des Ruhms und des Glückes. Denn ihr seid das Salz der Erde; wenn ihr dumm werdet, womit soll man salzen? Ihr habt den letzten Krieg gesehen, viele euer sind mit auf seinen hehren Schlachtfeldern gewesen, ihr habt gesehen nicht der Menschen Siege und Großtaten, sondern Gottes Wunder, weil die Menschen wieder an ihn glaubten; ihr habt die hohen Güter gewonnen, die leuchtenden und strahlenden, welche mit irdischen

Händen nicht zu greifen noch festzuhalten sind, die zugleich sichtbaren und unsichtbaren, irdischen und himmlischen Güter: ihr habt die hohen Ideen, die fast verschollenen und versunkenen, von Vaterland, Freiheit, Deutschland wiedergewonnen; wonach die edelsten Deutschen seit zwei Jahrhunderten mit vergeblicher Sehnsucht griffen, und was ihnen immer entflog, ist mit Fleisch und Bein wieder ins Leben getreten. Und ihr könnt euch nicht entschuldigen, wenn Faulheit mächtiger in euch sein will als Tugend, daß ihr nicht wisset, wohin ihr streben, und was ihr arbeiten sollet. Vieles steht traurig und dunkel, wenn man nur das einzelne betrachtet; das lose und ungebundene Deutschland scheint noch immer als leichter Raub den Hinterlisten und Zettelungen lüsterner und unruhiger Nachbarn dazuliegen; der geistige politische Kampf auch hat so viel Kleinliches, Jämmerliches und Schlechtes, daß man auf einen Augenblick glauben könnte, auch die Jahre 1813 und 1814 seien nur ein Traum gewesen. Aber wenn man auf das Ganze sieht, wenn man das Weltstreben empfindet, wenn man den Atem des Geistes und des Gottes fühlet, der durch das Zeitalter hinwehet, so erhebt sich eine herrliche und strahlende Gestalt der Zukunft, das alte Germanien erhebt sich wieder in Glanz und Wonne. Und daß dieser Glanz und diese Wonne dem Enkel und Urenkel werde, dazu, glaubet, seid auch ihr berufen, und strebet in aller Liebe und Treue vorwärts und vorwärts!

---

13. Schluß.

Und solltest du wieder in Nacht zurücksinken, glänzende Zeit? Sollten wir Deutsche wieder die traurigen Siebenschläfer werden, die wir Jahrhunderte gewesen, und zwischen Wachen und Schlafen in den dunkeln Höhlen dämmern und frieren, während die anderen Völker sich im fröhlichen Lichte des Lebens ergehen? Sollten die erhabensten Träume der Seele, die so Unvergängliches geboren haben, wieder als Träume zerflattern? Sollte es den Dummen und Feigen gelingen, den freien und kühnen Geist, der die himmlische Speise der Ideen gekostet hat, zahm und tierisch wieder an die Krippe zu binden?

Nein! nein! nimmermehr! Das darf, das soll nicht sein! Ich frage, wo ist jetzt die irdische Gewalt, die das Edle und Freie töten kann? Hat es in seiner unsichtbaren Majestät den eisernen Napoleon zerknirscht und zermalmt; so wird es siebenundsiebzig andere Napoleone zerknirschen und zermalmen.

Wenn ihr, die ihr die Zeit und den großen Gott erkennet, der in ihr waltet, wenn ihr, die ihr das fast verschollene und vergessene Deutschland wiedererstehen sahet, die heilige Flamme der Liebe und des Stolzes schüret; wenn ihr die Lehre als eine unsterbliche Lehre prediget, daß ein Volk, das frei sein will, nicht unterjocht werden kann; wenn ihr in frommer Liebe und stiller Demut die Geister zügelt und besänftiget, welche sonst zu fliegend und überfliegend werden könnten; wenn ihr Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Bescheidenheit, Frömmigkeit und Tapferkeit als die schönsten Zierden des deutschen Mannes lehret und bewahret — dann werden wir jeder Gefahr gewachsen und jeder Hinterlist überlegen sein.

Es ist der Glaube der Edleren und Besseren, der die Erde in den Himmel erhebt und den Menschen und das Volk durch die allmächtige Idee zu jeder kühnsten Tat und tapfersten Tugend kräftigt und ermutigt. Denn wenn ihr glaubet und bekennet, daß das Vaterland ein glorreiches, freies, unvergängliches Deutschland sein soll; wenn ihr glaubet und bekennet, daß die Deutschen immer fromme, freie, tapfere und gerechte Männer sein sollen — so wird der Glaube die neue Zeit gebären, und unsere Enkel und Urenkel werden diejenigen als ihre Retter und Erhalter segnen, welche auch in den dunkelsten Tagen nicht verzweifelt haben, daß eine deutsche Morgenröte wiederaufgehen würde. Und wir haben nun die Morgenröte gesehen und wollten in den Nebeln der Frühe verzweifeln, daß die Sonne nicht durchdringen werde?

Gen. Wm. Greisman Lith.

Arndts Werke

Auswahl in zwölf Teilen

Herausgegeben

mit Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

Auguſt Leſſon und Wilhelm Steffens

Mit drei Beilagen in Gravüre und Kunſtdruck,
einer Fakſimilebeilage und drei Textbildern

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutſches Verlagshaus Bong & Co.

Arndts Werke

Zehnter Teil

Kleine Schriften I

Herausgegeben

von

Wilhelm Steffens

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
Universität für die Studierenden der
HALLE

Alle Rechte vorbehalten

Va 500 10-12

Universitätsbibliothek Halle-Wittenberg

Druck von Hallberg & Büchting (Inh. C. A. Riepig), Leipzig

Inhalt des 10. Teiles.

	Seite
Einleitung des Herausgebers	7
Der Bauernſtand	31
Kurzer Katechismus für teutſche Soldaten	113
Katechismus für den teutſchen Kriegs- und Wehrmann, worin gelehret wird, wie ein chriſtlicher Wehrmann ſein und mit Gott in den Streit gehen ſoll	131
An die Preußen	163
Was bedeutet Landſturm und Landwehr?	171

Einleitung des Herausgebers.

Im folgenden wird eine Auswahl aus den kleinen Schriften Arndts geboten. Der Umfang der Sammlung legte dabei ſtarke Beſchränkung auf, die dem Herausgeber bei der großen Anzahl dieſer Schriften nicht leicht geworden iſt. Der Hauptgeſichtspunkt, der ihn leitete, war der, ſolche auszuwählen, die mit der in den andern Bänden gegebenen Poeſie und Proſa ſich zu einem Geſamtbilde der Entwickelung des Menſchen, vor allem aber des Politikers Arndt ergänzen. Es ſind das meiſt auch die Schriften, welche den größten Eindruck gemacht haben, zugleich die wertvollſten. So wird der Leſer wenigſtens in den Hauptzügen die verſchiedenen Stadien dieſer Entwickelung verfolgen können. Sie iſt im weſentlichen mit dem Jahre 1815 abgeſchloſſen; an den Idealen, die er ſich bis dahin errungen, hat Arndt mit verhältnismäßig ſehr geringen Veränderungen feſtgehalten. Daher iſt der Hauptwert auf die in den Zeitraum von 1810 bis 1815 fallenden Flugſchriften gelegt und ſind aus der Folgezeit nur noch einige ausgewählt, die zeigen, wie er ſich den größten Deutſchland betreffenden Ereigniſſen gegenüber verhielt, das aber will ſagen, wie er jederzeit für die Einheit Deutſchlands, und zwar durch Preußen, und für die Autonomie des Vaterlandes eintrat.

Den Anfang macht eine lange Zeit unbekannte Schrift, die hier zum erſten Male wiederabgedruckt wird. Als Arndt nach ſeinem langen Aufenthalte in Schweden im September 1809 nach Berlin kam, lernte er die inzwiſchen in Preußen eingeleitete Reform in unmittelbarer Nähe kennen. Kein Wunder, daß ihm bei ſeiner Geſinnung, wie er ſie im „Geiſt der Zeit" ausgeſprochen hatte, das Edikt Steins vom 9. Oktober 1807, das beſtimmt war, alle Kräfte im Staate zu freier Wirkſamkeit zu bringen und alle Schranken zwiſchen den Ständen zu beſeitigen, beſonders wichtig erſchien. Nicht zum wenigſten auch, weil es vorzüglich den Bauern zum Segen werden konnte; war doch Arndt ſelbſt, der Bauernſohn, in der einen ſeiner beiden großen

Schriften des Jahres 1802 mit warmem Herzen und hiſtoriſch-politiſchem Scharfblick erfolgreich eingetreten für die Standesgenoſſen ſeines Geſchlechts, für die Beſſerung der Lage der ſchwediſch-pommerſchen Bauern. Da iſt nun im Frühſommer 1810 in Berlin eine anonyme Schrift erſchienen: „Der Bauernſtand, politiſch betrachtet. Nach Anleitung des Kgl. Preußiſchen Edikts vom 9. Oktober 1807.“ Ihr Verfaſſer war niemand anders als Arndt. Sympathiſch berührt von der Wandlung, die in Preußen vor ſich ging, beeinflußt von den patriotiſchen Freunden in Berlin wie Reimer und andern, mit denen er lebhaften Gedankenaustauſch pflog, hat er in den erſten Monaten des Jahres 1810 dieſe Schrift als eine Verteidigung jenes Geſetzes und als eigenes politiſches Bekenntnis niedergeſchrieben. In Greifswald, wohin er Ende März zurückkehrte, hat er die „Beilage“ hinzugefügt; am 21. April ſandte er das fertige Manuſkript an Reimer zur Weitergabe an den Verleger Schmidt. Merkwürdigerweiſe hat Arndt ſelbſt ſich der Schrift ſpäter nicht mehr erinnert. Dieſelben Gedanken, mit ganz geringen Abweichungen, hat er aber noch oft ausgeſprochen, wie er denn immer der Überzeugung gelebt hat, aus der ſchon das Buch von 1802 gefloſſen war, daß in einem ſtarken, freien Bauernſtande die beſte Kraft und die ſicherſte Gewähr der Freiheit eines Staates liege.

Von dieſem Poſtulat ausgehend, fordert er in unſerer Schrift, die Hälfte aller Grundſtücke müſſe in den Händen freier Bauern ſein und dieſer Umfang geſchützt werden. Um das zu erreichen, müſſe der Staat Domänen aufteilen, dafür ſorgen, daß alle Bauern das Eigentumsrecht erwerben könnten, und den Abbau ſowie die Einrichtung von Bauernmajoraten befördern. Der Schwierigkeit der Auseinanderſetzung zwiſchen Gutsherren und Bauern ſich bewußt, proklamiert er die in das Gebiet der Ethik ragende Staatsidee, daß in höherem Intereſſe beide freiwillig ſich zu Opfern verſtehen müſſen. Er ſtellt ſich ſittlich und wirtſchaftlich ganz auf den Boden der Steinſchen Reform und fordert ihre Fortſetzung, auch nach der politiſchen Seite hin, die bei ihm ebenfalls eine ſtark ethiſche Betonung erhält. Viel iſt gewonnen — ſo iſt ſein Gedankengang —, wenn der Bauer das Gefühl hat, ein freier Menſch zu ſein; aber mehr iſt nötig — er muß das Gefühl eines freien Bürgers gewinnen. Dieſes kann geſchehen nur durch die Teilnahme am Staate, durch eine Repräſentation durch Mitglieder des Bauernſtandes ſelbſt. Wie er ſich hierin in voller Übereinſtimmung mit Stein und andern Patrioten befand, ſo auch darin, daß er ſchlechthin alles für die Erneuung des Geſchlechtes und die Verjüngung des Staates er-

wartete von der Erziehung. Indem Arndt für alles dieſes ſeine Vorſchläge machte, arbeitete er für die Verbreitung der reformatoriſchen Ideen und hoffte zugleich, zu ihrer weiteren Verwirklichung und damit zur weiteren Geſundung des preußiſchen Staates beizutragen. Deshalb bekämpfte er in der „Beilage" den reaktionären Geiſt Adam Müllers und der um ihn ſich ſcharenden Romantiker; ihrem Ideal des Feudalweſens und der Hierarchie ſtellt er das ſeine, eines auf die freie Hingebung aller Bürger gegründeten Staates, entgegen: „Der Gedanke des Vaterlandes erwächſt aus dem Gefühl, daß wir alle Bürger ſind mit gleichen Rechten und Pflichten, daß, weil jeder arbeiten, wirken, erwerben, genießen darf nach dem Maß ſeiner Kräfte, jeder auch ſich darſtellen und hingeben muß für den heiligen Dienſt."

Man darf wohl annehmen, daß die Schrift beachtet worden iſt und zu der in dem nächſten Jahre von Hardenberg inaugurierten Agrargeſetzgebung ihr Teil beigetragen hat. Sehr wohl möglich, daß mancher der von Hardenberg zur Beratung ſeiner agrariſchen Geſetzvorſchläge berufenen Notabeln und derer, die ſonſt darüber urteilten, Arndtſche Gedanken in ſich aufgenommen hatte. Ein treffendes Urteil fällte über die Schrift, ohne den Verfaſſer zu kennen, v. Held im „Beobachter an der Spree": wenn irgendein Buch geeignet ſei, „verdunkelte Köpfe aufzuhellen, verdorbene Herzen zu verbeſſern, verhunzte Menſchen zu veredeln", ſo gelte es von dieſem; er hoffte, „daß manche beſſere Individuen meiner Kaſte ſich dieſes Buch anſchaffen und deſſen jetzt höchſt wichtigen Gegenſtand beherzigen".

Die zweite Schrift verſetzt uns in den ſchweren Kampf des Jahres 1812. Seit dem 16. Auguſt dieſes Jahres weilte Arndt in Petersburg, um unter Steins Leitung für die große Sache der Freiheit zu arbeiten. Aber bange Wochen waren es zunächſt für die tapferen Flüchtlinge: Napoleon drang unaufhaltſam in das Herz Rußlands vor, die ruſſiſchen Heere wichen, Moskau wurde genommen, die ſtockruſſiſche Partei am Hofe verlangte immer lauter nach Frieden. Sollte der Korſe wirklich ſeine Univerſalmonarchie vollenden, ſollte in ihr die Freiheit der Welt untergehen? Nein, eine helle Flamme der Hoffnung lohte in den Herzen der beiden Männer, ein feſter Glaube, daß Gott es anders beſchloſſen, daß er der guten Sache den Sieg verleihen werde. Doch es galt, ſich die Erfüllung dieſes Glaubens zu verdienen, nicht innezuhalten mit der Arbeit, Kräfte und Herzen zu ſammeln zum Kampfe gegen das Böſe. Großes erwartete man

von einer russisch-deutschen Legion in Rußland, einiges auch von dem möglichen Abfall jener deutschen Brüder, die gegen Rußland gezogen waren, weil ihre Fürsten sich mit Napoleon verbündet hatten. Um auf diese beiden Faktoren einzuwirken, ließ Arndt eine seiner schönsten Schriften ausfliegen, den „Kurzen Katechismus für teutsche Soldaten", der im Herbst 1812 in Petersburg auf öffentliche Kosten gedruckt und verteilt wurde.

An der Spitze der Vorbilder, die Arndt möglicherweise benutzte, steht außer Luthers Katechismen sein kleines Büchlein von 1526 „ob kriegsleutte auch ym seligen stande seyn künden". Es ist die Sprache Luthers, in der Arndt redet, schlicht und volkstümlich, in den Bildern, in dem Parallelismus der Satzglieder, in der Kraft, in dem Mark der Sprache an das Alte Testament erinnernd. Aber im Inhalt ist Arndts Katechismus ein Kind seiner Zeit. Was er lehrt, ist vor allem die völlige Einheit von Soldat und Bürger, die er im „Geist der Zeit I" so schmerzlich vermißt hatte, ist die Heiligkeit der Verpflichtung eines jeden gegen sein Vaterland, einer Verpflichtung, der gegenüber alle anderen irdischen verlöschen. Es sind die Ideen der französischen Vaterlandsretter von 1792, die im Kampfe gegen das Ausland die Kräfte der Nation aufs festeste zusammenfaßten und die Nationalitätsidee über alles erhöhten. Es sind Ideen, wie sie die preußischen Militärreformer im Volksheere zu verwirklichen trachteten, mit dem allein sie die Freiheit wiedergewinnen zu können glaubten. Es sind schließlich die Ideen, denen Arndt selbst schon im zweiten Teil des „Geistes der Zeit" in aller Schärfe Ausdruck gegeben hatte, und die in der Seele nicht weniger Patrioten lebten. Es ist doch der Beachtung wert, daß H. von Kleist, der märkische Edelmann, an „revolutionärem" Pathos Arndt nahestehend, in einem „Katechismus (!) der Deutschen" (Frühjahr 1809) zu derselben Konsequenz gekommen ist wie Arndt im „Geist der Zeit II" und in seinem Katechismus, zur Leugnung der Untertanenpflicht, der Verbindlichkeit des Fahneneides gegenüber den das Vaterland verratenden Fürsten! Stein, den ja grade der zweite Teil des „Geistes der Zeit" so ergriffen hatte, dachte nicht anders. Aber wir erkennen hier nicht nur eine Nachwirkung, eine Aneignung jener französischen Ideen, sondern auch echt deutsches Gedankengut. Übersehen wir nicht, daß neben den nationalen untrennbar davon ein ethisches Motiv bei Arndt — wie bei Stein und Kleist und andern — mitwirkt, nämlich, daß sie von Napoleon und seinem Staate die Unterdrückung jeder freiheitlichen, jeder Eigenentwicklung von Individuum und Staat befürchten. Und dieses ethische Motiv nimmt

nun eine religiöſe Färbung an. Eng verbunden mit der freiheitlich-vaterländiſchen Erhebung tritt uns die religiöſe entgegen, und in ſo enge Beziehung werden beide zueinander geſetzt, daß der Kampf für das Vaterland gegen tyranniſche Bedrückung als ein Gottesdienſt erſcheint. Ganz von ſelbſt ergibt ſich unter dieſem Geſichtspunkt die Forderung, daß die, welche in dieſen heiligen Kampf eintreten, ſich heiligen in Geſinnung und Tat. So gehen kosmopolitiſch-individualiſtiſche und nationale Tendenzen, religiöſes und patriotiſches Gefühl eine enge Syntheſe ein und drängen nach Betätigung im Leben.

Die Wirkung, die der Katechismus zunächſt in Rußland entfaltete, war gering. Verſchiedene Umſtände trafen zuſammen: die auf die deutſche Legion geſetzten Hoffnungen erfüllten ſich nicht, die Ruſſen waren für die Tiefe Arndtſcher Ideen noch nicht reif, und ſchließlich ſtieß die „revolutionäre Tendenz" viele ab.

Als dann die Erhebung in Preußen begann, machte ſich der Wunſch nach einer neuen Auflage geltend. Arndt veranſtaltete ſie in Königsberg, indem er einiges hinzufügte. — Die Ereigniſſe drängten ſich, die Weltlage wurde umgeſtaltet. Eben jene Umſtände, die Arndt veranlaßten, den zweiten Teil ſeines „Geiſtes der Zeit" umzuarbeiten, wirkten auch hin auf eine Veränderung des Katechismus. Im Mai nahm Arndt dieſe Umarbeitung in Dresden vor, um ſie bei einem Berliner Drucker herauskommen zu laſſen. Aber nun — etwa im Juni — erlebte er ſeinen erſten Zuſammenſtoß mit dem Berliner Zenſor; in einer uns unbegreiflichen Scheu vor Napoleon und den Franzoſen forderte dieſer die Milderung aller auf ſie bezüglichen Ausdrücke. Da Arndt darauf nicht eingehen wollte, ließ er den neuen Katechismus im Auguſt 1813 in Reichenbach drucken; er kam in Breslau bei Max heraus.

Es war tatſächlich ein anderes Buch geworden; an Stelle der urſprünglichen Einleitung und der erſten ſieben Kapitel ſind eine Vorrede und elf neue Kapitel geſetzt, auch die folgenden zeigen mannigfache Änderungen. Aber was das wichtigſte iſt: das gewaltig brauſende Pathos iſt abgeſchwächt, die Wogen der Leidenſchaft gehen ruhiger, das religiöſe Moment tritt ſtärker hervor; der Grundton iſt milder; aber er iſt nicht weichlich, ſondern auch jetzt männlich, hoffnungs- und glaubensſtark. Man darf wohl die Vermutung wagen, daß der Katechismus der Mehrheit der Deutſchen in dieſer Form mehr zuſagte, als er es in der erſten Faſſung getan hätte. Arndt war ein feiner Kenner der deutſchen Volksſeele, er wußte ſich in ſie einzufühlen wie wenige. Er hat — wir

wollen natürlich die Rückſicht auf die Verhältniſſe nicht unterſchätzen — die Form gewählt, von der er ſich im gegebenen Augenblick die größte Wirkung verſprach, und hat in dieſem Fall der loyalen Stimmung der Deutſchen Rechnung getragen. Man wird in der erſten Faſſung die Gedrungenheit, den gewaltigen elementaren Ausbruch der Leidenſchaft bewundern, aber man wird ſich auch, tritt man unbefangen an ſie heran, der zweiten erfreuen.

Nun begann die Schrift ihren großen Siegeszug. Arndt ſelbſt ließ ſie 1813 noch in Leipzig, 1814 in Frankfurt auflegen; verſchiedentlich wurde ſie nachgedruckt. In der Heimat und im Felde, bei Landſturm und Landwehr und allen, die in den Kampf zogen, in geſelligen Kreiſen und im Lazarett wurde ſie geleſen, wurden die Lieder geſungen, ſchöpften die Männer aus ihr Kraft und Troſt. Als dann Napoleon noch einmal die Deutſchen auf den Kampfplatz rief, da ſchickte Arndt auch ſein Büchlein noch einmal mit: im Juni 1815 gab er es in Köln heraus. Wie ſchon in der Frankfurter Ausgabe wurden auch jetzt noch einige Veränderungen, beſonders Erweiterungen vorgenommen; es iſt nicht zu leugnen, daß dadurch und vor allem durch die allmählich immer breiter werdende Vorrede, der Arndt jetzt noch eine zweite zufügte, der urſprüngliche Charakter des Buches noch mehr verwiſcht worden iſt. Unſere Texte bieten die Petersburger und die Breslauer Ausgabe; über wichtige Abweichungen der andern geben die Anmerkungen Auskunft.

Das furchtbare Strafgericht in Rußland hatte Napoleons Große Armee zerſchmettert. Am 22. Januar 1813 traf Arndt mit Stein in Königsberg ein. Freudiges Erſtaunen ergriff ihn, als ihn hier die allgemeine Begeiſterung und Opferfreudigkeit der Preußen umwogte. Die Zweifel, die er auch nach 1810 noch an ihrer Geſinnung gehegt hatte, waren bereits im Schwinden begriffen; vielleicht zum erſten Male wurde ihm jetzt beim Anblick der Preußen das Herz warm. Nun galt es, alle Volkskräfte in Bewegung zu ſetzen für den großen Kampf um Ehre und Freiheit. Dieſem Zwecke widmete Arndt in Steins Auftrage bald nach ſeiner Ankunft ſeinen feurigen Aufruf „An die Preußen", in dem er ſie ermahnte, als die erſten auch die glänzendſten Vollſtrecker des göttlichen Willens zu werden, der ſich in Rußland ſo herrlich offenbart habe.

Das Schriftchen machte, wie ſich aus der Aufnahme in Sammlungen von Flugſchriften ergibt, Eindruck. Harden-

berg bezeichnete es — offenbar mit einem gelinden Mißbehagen — in einem Immediatbericht vom 8. Februar 1813 als eine „proclamation très bien écrite, mais infiniment exaltée et insurrectionnelle du baron de Stein aux Prussiens" und bemerkte erläuternd: „c'est le fameux Arndt, une des têtes chaudes parmi nos écrivains qui en est l'auteur".

Die wichtigste und drängendste Aufgabe Steins war die Bewaffnung des Volkes, die Einrichtung von Landwehr und Landsturm. Er setzte zunächst auf den 5. Februar die Berufung der Stände durch, die über diese Angelegenheit beraten sollten, zugleich aber regte er Arndt an, der Volksbewaffnungsidee im Volke Boden zu bereiten. In „Steins Sinn und Befehl", aber doch auch ganz wieder aus eigenster Überzeugung beantwortete Arndt volkstümlich einfach, klar und doch mit hinreißendem Schwunge die Frage „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?" Ende Januar entstand das Büchlein, am 8. Februar muß es im Druck vorgelegen haben, denn in einer Eingabe von diesem Tage an die Ständeversammlung beziehen sich die Städte Königsberg, Elbing, Memel und Tilsit auf den „sachkundigen Verfasser" des Aufsatzes „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?"

Ausgehend von der Ansicht, daß die stehenden Heere den Verfall der Staaten verschuldet haben, fordert Arndt die Erhebung und Bewaffnung des gesamten Volkes. Er sieht darin die Wiederbelebung alter germanischer Freiheit: Landwehr und Landsturm bedeuten ihm einen neuen Aufschwung deutscher Gesinnung. Im Geist des Katechismus predigt er Frömmigkeit und Treue als Haupttugenden der Streiter im heiligen Kriege und belehrt das Volk über Bedeutung und Einrichtung von Landwehr und Landsturm, um mit der Verheißung des Sieges zu schließen.

Fragen wir nach dem Ursprung seiner Ideen über die Organisation dieser Volksbewaffnung, so läßt sich keine bestimmte Quelle aufzeigen. Arndts Anschauungen flossen aus seiner Kenntnis der verschiedensten Einrichtungen, des alten Kantonreglements, der nationalen Bewaffnung in anderen Ländern, so in Rußland, sowie der Ideen der gleichgesinnten patriotischen Männer, mit denen er in den Jahren vorher, besonders 1812 in Breslau, im regen Gedankenaustausch gestanden hatte.

Auf die Festsetzungen des Landtages und auf die Königliche Verordnung hat Arndts Schrift nicht eingewirkt, wohl aber mächtig auf das Volk. Sie gewann eine große Verbreitung, bald

stellte sich das Bedürfnis nach einer neuen Auflage heraus, das durch zahlreiche Nachdrucke befriedigt wurde. Beim Vordringen der Verbündeten 1813 erstreckte sie ihre belehrende Wirksamkeit auch auf die „Länder zwischen der Elbe und dem Rhein", und als 1815 die Preußen wieder gegen Napoleon zogen, veranstaltete Arndt selbst eine neue Ausgabe mit einer prächtigen Mahnung an die „teutschen Jünglinge und Männer in Preußens rheinischen Landen".

Die Wirkung der Schrift ist uns außer durch die Zahl der Auflagen auch durch manches Urteil bezeugt. Niebuhr und Boyen haben sich in rühmenden Worten darüber ausgesprochen, und Friccius, der verdiente Führer des Königsberger Landwehrbataillons, schrieb: „Unterdessen [während der Ausführung der Landtagsbeschlüsse] erschien Arndts Schrift über Landsturm und Landwehr, welche überall verbreitet wurde, die Begriffe berichtigte und die allgemeine Stimmung und Überzeugung dafür erhöhte. Es war ein schönes kräftiges Wort zu seiner Zeit, und nie hat ein Volkslehrer schnellere und größere Wirkungen hervorgebracht."

An die Preußen hatte sich Arndts erster Schlachtruf 1813 gewandt. Die Volkswehr, für die er wirkte, trat bei ihnen zuerst ins Leben. Der Fanfare des Herolds folgten in gewaltigem Fluge, die Herzen der Deutschen erschütternd, die herrlichsten Taten, Heldentaten, an denen wieder die Preußen den hervorragendsten Anteil hatten. Im Mai und Juni konnte Arndt in Berlin mit eigenen Augen die allgemeine Begeisterung beobachten, und auf dem Felde der Ehre flochten sie ein Ruhmesblatt in ihrem Kranze an das andere, zuletzt das der Völkerschlacht bei Leipzig. Das Herz voll von Jubel, fühlte Arndt es nun als eine Ehrenschuld, dem preußischen Volke zu danken. So entstand Ende Oktober 1813 die Schrift „Das preußische Volk und Heer im Jahre 1813".

Arndt blickt hier zurück auf die Entwickelung Preußens seit der Französischen Revolution. In knappen Strichen zeichnet er den Zusammenbruch des Staates infolge der Fesselung und falschem Richtung des Geistes und der damit verbundenen Versteinerung seiner Einrichtungen; in allmählich breiter ausladender Schilderung verfolgt er das Erwachen der Idee in dem Werke der Reformer, dessen Gipfel er darin sieht, daß sie den Geist frei ließen und das Volk kriegsgeübt machten, und gleitet dann schnell hinüber auf sein Thema, die Taten des preußischen Volkes

im Jahre 1813. Wie ganz anders kann er nun von ihm ſprechen als im „Geiſt der Zeit“. In mächtigen Akkorden preiſt er es: unter den ſchwierigſten Umſtänden iſt hier ein „wirklicher Staat“, ein „großes und würdiges Volk“ erſtanden, Fürſt und Volk, alle Stände haben ſich zuſammengefunden zur Nation. Niemals wohl iſt dieſe wunderbare Erhebung, ihre Männlichkeit und ſchwärmeriſche Zartheit, ihr nationales und religiöſes Pathos ſchöner geſchildert als in den volkstümlichen Worten Arndts, in denen die eigenen Erlebniſſe noch voll und kräftig mittönen.

Die Schrift iſt ein wichtiges Denkmal der politiſchen Entwickelung Arndts. In dem früher von ihm mißachteten Preußen, dem er ſich 1810 nur erſt vorſichtig und ohne rechtes Zutrauen genähert hatte, war nun die Übergeiſtigkeit auch des Volkes überwunden durch einen allgemeinen ſtarken Zorn und eine herzerhebende patriotiſche Tatkraft, und ſo erkannte jetzt Arndt in ihm einen kräftigen, lebensfähigen Staat und den lang geſuchten Vorkämpfer ſeiner deutſchen Sehnſucht. Hoffnungsfreudig mahnt er zur Einigkeit und deutſchen Geſinnung und zur Herſtellung der „uralten Grenzen bis zur Schelde und den Ardennen, von Dünkirchen bis Baſel“. Kein Zweifel, daß er in dem neugeborenen Preußen einen Führer — neben Öſterreich — und zwar den geſundeſten ſieht. Allerdings — und damit weiſt die Schrift nach vorwärts und ſchlägt das Thema der nächſten Jahre kräftig an, das ſchon in der Beilage zum „Bauernſtand“ erklungen war — die Errungenſchaften der letzten Zeit müſſen erhalten und vervollkommnet werden, ein gewaltſames Zurückſchrauben des Volkes auf frühere Einfalt iſt unmöglich. Daher klingt der Hymnus auf Preußen aus in die ernſte Mahnung, die Freiheit des Geiſtes zu bewahren, und in die prophetiſche Warnung vor jenen, welche die Fürſten gegen das erwachte Volk argwöhniſch zu machen ſuchten.

Schon waren ſolche Geiſter tätig. Das beweiſt das Urteil des Berliner Zenſors Reinſer über das Buch: es „wurde ſeinem politiſchen Zwecke nach gern und willig aufgenommen, obgleich der Schwung der letzten Seiten wohl hätte gemindert werden können“.

Dagegen erntete Arndt reiches Lob von Freunden: Körner dankte ihm für die Freude, die er ihm damit bereitet habe, Geßler erklärte ſeine volle Zuſtimmung, Eichhorn betonte, daß die Schrift viele Mißverſtändniſſe — doch wohl über Arndts Stellung zu Preußen — zerſtreut habe. Und Schön, der ſtrenge Kritiker, ſtellte ſie ſehr hoch. Zwei Auflagen wurden 1813 von dem Büchlein veranſtaltet.

Aber nicht nur eitel Freude erfüllte Arndts Herz in diesen Leipziger Wochen; gar schnell erkannte er, daß allenthalben „so viel Faules und Verdorbenes war, daß man verzweifeln möchte, wenn das Volk nicht so gut wäre". Vor allem machten ihm die Frankfurter Verhandlungen Sorge, in denen Metternich sich so weit vergaß, Napoleon die „natürlichen Grenzen", d. h. Rhein, Alpen und Pyrenäen, anzubieten, während dieser inzwischen eifrig seine Rüstungen betrieb. Es stand zu befürchten, daß die Maas- und Moselgegenden preisgegeben und so die Hoffnungen aller Patrioten aufs schwerste enttäuscht werden würden. Schon in „Germanien und Europa" hatte Arndt gefordert: „Das Land, was jetzt Teutschland heißt, muß den Rhein allein besitzen und das Meer zu beiden Seiten des Rheines als seine Naturgrenze." In den letzten Schriften von 1813 war dann diese Mahnung nachdrücklich wiederaufgenommen. Jetzt, wo so schwere Gefahr dem Vaterlande drohte, machte sie Arndt zum Thema einer besonderen Schrift: „Der Rhein, Teutschlands Strom, aber nicht Teutschlands Grenze", hieß der Schlachtruf. Kurz vor Weihnachten 1813 kam sie heraus; kaum waren die Truppen über den Rhein gegangen, da tat sie im Hauptquartier ihre Wirkung.

Klarer als einst in „Germanien und Europa" sprach er hier den wichtigen Satz aus: „die einzige gültigste Naturgrenze macht die Sprache" und wies nach, daß neben diesem Gesichtspunkte wohl noch Gebirge und Meere Naturgrenzen sein können, niemals aber Ströme, die vielmehr verbinden. So forderte er denn für Deutschland das ganze Stromgebiet des Rheins und begründete diese Forderung weiter aus der Geschichte, indem er zurückging auf die alten Germanen, aus der Politik, indem er den Rhein als das Knie bezeichnete, das Frankreich immer auf Deutschlands Nacken stellen könne, und schließlich aus dem Gefühl nationaler Ehre. Hier eröffnete er den Kampf für das Deutschtum gegen französische Sitte und Sprache; wie romantischer Zauberhauch geht es durch seine Worte, mit denen er die herrlichen Rheinlande mit ihren „ältesten und heiligsten Erinnerungen des Reichs der Teutschen" als den Kern des deutschen Volkes verteidigt, Worte, die zugleich von dem übermächtigen Eindruck zeugen, den die damals am Rhein einsetzende patriotische Bewegung verschiedener Kreise auf Arndt gemacht hatte. Romantisch ist auch seine Idee eines deutschen Ordens, realistisch dagegen seine Aufforderung an Österreich und Preußen, eine starke Stellung zum Schutze des Rheins einzunehmen.

Das Büchlein fand großen Anklang. Arndt selbst hat es rückblickend zu seinen frohesten Erinnerungen gezählt, da es ihm

viele Freunde gewonnen habe. Eine ganze Reihe von Urteilen liegt uns vor, aus denen nur einige hervorgehoben seien. Recht kritisch, ja krittelnd, ließ sich der Rezensent des „Preußischen Korrespondenten", vielleicht Arnim, vernehmen, sehr günstig dagegen derjenige der „Heidelberger Jahrbücher", der es eine der besten unter Arndts Volksschriften nannte. Reiches Lob spendeten Eichhorn, der zugleich die starke Verbreitung und Wirkung bezeugte, Stein und Graf Geßler. Der letztere drückte nicht nur seine große Freude aus, sondern versicherte auch sarkastisch, Arndts „Diatribe" habe durchgeschlagen, „und das war sehr viel; denn sie ist sehr gut". Wenn er dann meinte, „Herr Rensner tit. ps. hätte sie nicht drucken lassen", so irrte er sich dieses Mal; denn Rensner besprach die Schrift im Bericht an Hardenberg zwar nicht ohne Seitenhiebe auf den ihm nun einmal unbequemen Verfasser, aber doch im ganzen wohlwollend und gestattete Anzeige und Verkauf. Hardenberg äußerte sich Stein und später Arndt selbst gegenüber sehr lobend und stellte diesem eine Anstellung in Aussicht. Dagegen benutzte Kotzebue die Schrift, um ironisierend über Arndt herzufallen, und verstieg sich am Schlusse zu dem bemerkenswerten Satze, der allerdings den Gegensatz zwischen ihm und seinem Gegner scharf beleuchtet: „Ob ein paar Provinzen mehr oder weniger zu Deutschland gezählt werden sollen, darauf kommt es nicht an, wenn wir nur in nachbarlicher Ruhe zusammenleben."

Die verbündeten Heere waren in Frankreich eingerückt. Arndt kam Anfang Januar von Leipzig nach Frankfurt a. M., wo sich die „deutsche Zentralverwaltung" befand. Stein allerdings weilte in Frankreich, aber Arndts Verbindung mit ihm dauerte fort. Obwohl so alle Dinge den besten Verlauf zu nehmen schienen und Arndt sich dessen freute, ließen ihn doch die Sorgen nicht los. Es war nicht nur die, daß doch noch welsche List und Tücke den Preis der großen Anstrengungen verkleinern könnten; seine Blicke wandten sich jetzt der Zukunft Deutschlands zu. Je stärker sich ihm da aber die Notwendigkeit aufdrängte, „rasch vorwärts zu streben und fest zusammenzuhalten und so allmählich wieder ein teutsches Vaterland zu erbauen", um so schmerzlicher vermißte er bei vielen seiner Landsleute, vor allem aber bei denen, die zur Leitung des Volkes berufen waren, die „politische, in einer Arbeit nach einem Ziele über alle Hindernisse fortstrebende Tugend". So entschloß er sich denn unter dem Einflusse von Stein, seinen lieben Deutschen das Ziel, die künftige Gestaltung

des Vaterlandes, wie er sie sich jetzt dachte, zu weisen. Er tat es in den ersten Monaten des Jahres 1814 in der Schrift „Über künftige ständische Verfassungen in Teutschland".

Was Arndt in „Germanien und Europa" und im „Geist der Zeit" über die Beziehungen und die notwendige Einheit von Volk und Staat mehr geahnt als klar gedacht, was er dann im „Bauernstand" schärfer formuliert hatte, gewann jetzt greifbare Formen: die Forderung der Beteiligung des Volkes am Staat, einer ständischen Verfassung.

Ihre Berechtigung leitet er her aus einem inneren Bedürfnis, aus dem „Gemüt" des Individuums, das zur vollen Erreichung seines Lebensideals der Betätigung im Staate bedarf, und aus der historischen Entwickelung Deutschlands. Für dieses wie für die Einzelstaaten fordert er starke monarchische Regierungen und neben ihnen einen Reichstag beziehungsweise Landtage auf ständischer Grundlage. Eine Reihe von Materien will er den Einzelstaaten entzogen und einheitlicher reichsgesetzlicher Regelung unterworfen wissen. Sein Ideal deutschen Staatslebens heißt: „Gesetzen gehorchen und nach Gesetzen regieren." Wie im „Bauernstand" erkennt er auch hier als eine der größten Aufgaben die Erziehung der Jugend zum politischen Leben, dessen Wesen er in „lebendigem Wettstreit der Kräfte" sieht.

Es sind wahrlich keine revolutionären Ideen, die Arndt hier entwickelt. Mancher Heißsporn mochte sie eher zu konservativ schelten. Sie sind geboren aus dem heißen Wunsche nach Erschaffung eines starken, einigen Vaterlandes, in dem Freiheit und Gesetz gesichert seien, und der sie ausspricht, steht fest mit beiden Füßen auf dem irdischen Boden des gegebenen Staatslebens. Arndt ist sich darüber klar, daß es sich nicht darum handeln kann, die rationalistische Idee einer theoretisch besten Verfassung zu verwirklichen; vielmehr fordert er, ausgehend von der natürlichen und historischen Bedingtheit der Staatsindividualität, daß man „das Geistige und Leichte an das Irdische und Schwere" hänge und nur danach trachte, die Schöpfung der Idee anzunähern, d. h. die unter den gegebenen Verhältnissen beste Verfassung einzurichten.

Vor allem schien es Arndt wichtig, den deutschen Sinn und das Einheitsbewußtsein im deutschen Volke zu stärken. Wie er deshalb die Stiftung „teutscher Gesellschaften" vorschlug, so versprach er sich viel auch von der Feier nationaler Gedenktage; diese sollten das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Deutschen

frisch erhalten, und keine Erinnerung schien da geeigneter als die an die große Leipziger Schlacht. Diese Gedanken sprach Arndt in der kleinen Schrift „Ein Wort über die Feier der Leipziger Schlacht" aus im Hinblick auf die erste Wiederkehr der großen Tage. Er erklärte ihre weltgeschichtliche Bedeutung, gab Ratschläge für eine würdige Feier dieses „starken und mächtigen Bindungsmittels aller Teutschen" und forderte die Errichtung eines einfachen, aber stattlichen Denkmals. Seine Vorschläge fanden im Volke lebhaften Widerhall, und an vielen Orten, wo solche Feier veranstaltet wurde, gedachte man des tapfren Sängers.

In seiner Schrift über die künftigen Verfassungen hatte sich Arndt nicht darüber ausgesprochen, wem die deutsche Kaiserwürde zufallen sollte. Aber es kann nicht zweifelhaft sein, daß er sie Österreich zugedacht hat. Der Umstand, daß dieses so lange die Würde innegehabt — ein echt historisch-romantisches Motiv —, bewog ihn und viele andere dazu. Seit November 1814 weilte er nun wieder einmal in Berlin. Mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgte er die Weltereignisse, vor allem die Nachrichten, die von dem Wiener Kongreß zu ihm drangen. Sein ganzes Sehnen war auf eine machtvolle Neugestaltung Deutschlands, besonders auf eine dauerhafte Sicherung gegen Frankreich gerichtet. Wie tief seine hoffnungsvolle Stimmung vom Frühjahr 1814 schon nach dem „schändlichen" Pariser Frieden gesunken war: der Verlauf der Wiener Verhandlungen ließ ihn das ärgste befürchten. Schon im August hatte Gneisenau (am 28. August 1814 an Arndt) seine Sorgen mit dem Hinweis auf Österreichs Gleichgültigkeit gegen die deutschen Angelegenheiten und auf seine italienischen Pläne, auf Rußlands polnische Absichten und Englands Mißgunst begründet. Die Tatsachen gaben ihm nur zu sehr recht. Arndt sah mit Bitterkeit, wie der Vertreter des niedergeworfenen Staates, Talleyrand, im Kreise der Sieger das große Wort führte. Sein schon erschüttertes Vertrauen auf Österreich brach zusammen. Aber seinen Glauben an Deutschlands künftige Größe gab er mitnichten auf, wenn er sich auch nicht verhehlte, daß diese „Geburt" nicht leicht sein werde. Damals nun, in Berlin, in der Umgebung seiner preußischen Freunde, in der bangen Besorgnis neuer schwerer Gefahren für das schutzlose Deutschland, ist es geschehen, daß er sich ganz Preußen in die Arme warf als dem einzigen zugleich mächtigen und deutschen Staate, der durch den in ihm lebenden Geist berufen sei, die erste Stelle in Deutschland einzunehmen. Und diesen Gedanken vertrat er nun im Januar

und Februar 1815 in der kühnen Schrift „Über Preußens Rheiniſche Mark und über Bundesfeſtungen".

Im Jahre 1814 hatte Arndt auf wiederholten Reiſen von Frankfurt aus die Rheinlande kennen gelernt, er hatte geſehen, daß der Sinn des Volkes im ganzen gut, der Beamten zum großen Teile verwelſcht war. Welch gewaltige Arbeit mußte geleiſtet werden, wenn dieſe Lande innerlich errungen und behauptet werden ſollten! Aber er hatte ſie auch herzlich liebgewonnen, hatte die ſich hie und da regende Stimmung für eine Vorherrſchaft Preußens bemerkt, ja wohl gar zu hoch bewertet und wünſchte ſich nichts Beſſeres, als hier unter Preußens Adler auszuruhen nach den Mühen der letzten Jahre. Seine Hoffnung, daß die beiden großen Mächte Öſterreich und Preußen ſich in den Schutz dieſer Länder teilen möchten, ſah er an der undeutſchen Intereſſenpolitik Metternichs ſcheitern. Um ſo unerſchütterlicher erwuchs ihm die Überzeugung von dem deutſchen Beruf Preußens und von der Notwendigkeit, daß es in dieſer Mark feſten Fuß faſſe. Und als er nun von Freundesſeite die Anregung erhielt, hierfür zu wirken, ſchrieb er dieſes Büchlein als eine Belehrung für das deutſche Volk, nicht zum wenigſten aber auch als Mahnung und Warnung für die Fürſten und ihre Ratgeber.

Deutſchland und Preußen — das iſt das Zentrum, um das ſich alle ſeine Erörterungen bewegen; denn ſie gehören ihm nun zuſammen, unlöslich, keines denkbar und lebensfähig ohne das andere. Ein packendes und hinreißendes Bild entwirft er von künftiger deutſcher Macht und Größe: kraftvolle Selbſtändigkeit nach außen, Einheit und geiſtige Freiheit im Innern, ganz Deutſchland glücklich unter Preußens Vorherrſchaft, ſo erblickt das leuchtende Auge des begnadeten Propheten ſein Vaterland.

Als Arndt die Schrift vollendet hatte und die Wirklichkeit dagegenhielt, wie ſie ſich in den damaligen Ergebniſſen des „dummen Wiener Kongreſſes" widerſpiegelte, da unterließ er ingrimmig die Veröffentlichung. Aber als dann nach Napoleons Rückkehr ſich die Ausſicht eröffnete, daß die früheren Fehler wieder gutgemacht werden könnten, hielt er die Zeit für die Schrift gekommen; Anfang Juni gab er ſie in Druck bei Eichenberg, wo ſie im Juli herauskam. Mit ihrer prachtvollen Sprache, der Klarheit, Geſchloſſenheit und Kühnheit des Gedankenganges, der Aktualität des Gegenſtandes fand ſie große Verbreitung, beſonders am Rhein. Bei vielfacher Zuſtimmung von Gleichgeſinnten Arndts mußte ſie bei den Feinden große Entrüſtung erregen, und auch auf preußiſcher Seite wurden, ſogar von Gruner, Bedenken laut. Schön, den man der von Arndt charakteriſierten Klaſſe

der altpreußischen Partikularisten zurechnen muß, nannte sie ein „höllisches Produkt in Beziehung auf Preußen". Vor den Augen des Berliner Zensors v. Raumer fand sie nun schon gar keine Gnade. Er klagte sie bei Hardenberg an, da „darin alle gesetzlichen Grundsätze der preußischen Zensur verletzt seien". Hardenberg antwortete aus Paris beschwichtigend, aber ohne Anerkennung. Sehr scharf wurde die Schrift schließlich kritisiert in den „Freimütigen Blättern für Deutsche", die v. Coelln herausgab. Wenn auch der Rezensent einigen Gedanken zustimmte, so tadelte er doch scharf die „für Süddeutsche beleidigende Art des Vortrags" sowie den Gedanken, daß „Preußen die Russen zu Hilfe rufen soll, um aus Deutschland ein Reich — dem Namen nach — zu bilden; denn seine verschiedenartigen Völker streben als Teile, wie seine Flüsse, gegen- und auseinander". Er erklärte sich als „Preußen aus der alten Schule": „das jetzt in einer einförmigen Länge von Memel bis Aachen 200 Meilen weit ausgedehnte Preußen will mir nicht gefallen". Wie Denunziation klang es endlich, wenn einer Partei, deren Gesinnungen sich im „Rheinischen Merkur", „Deutschen Beobachter", „Preußens Rheinischer Mark" u. a. äußerten, vorgeworfen wurde, die schrankenlose Volkssouveränität zu predigen, und wenn der Rezensent schloß: „Auch wir finden Landsturm und Landwehr gut, doch dürfte es jetzt, bei einer so unruhigen Partei . . . nicht an der Zeit sein, das Volk zu bewaffnen". Wie ferner Donner der heranziehenden Reaktion klingt es hier: Verdächtigung der Völker und der Vorfechter von Verfassungen und von deutscher Einheit.

Unter dem niederdrückenden Einfluß seiner Maßregelung enthielt sich Arndt jahrelang der politischen Betätigung. Erst allmählich wurde das Interesse an den inneren und äußeren Angelegenheiten so stark, daß es ihn drängte, wieder zur Feder zu greifen. Besonders war es die französische Julirevolution des Jahres 1830 sowie ihre Wirkung in Deutschland und den angrenzenden Ländern, die den alten Streiter wider welsche Tücke von neuem auf den literarischen Kampfplatz riefen. Bald nach der Umwälzung in Frankreich riß sich von dem Königreich der Niederlande, das auf dem Wiener Kongreß so unhistorisch zusammengeschweißt war, infolge jesuitischer Machenschaften und besonders französischer Treibereien Belgien als selbständiger Staat los, und im Osten erhoben sich die Polen zum erneuten Kampfe für ihre Nationalität. Zu beiden Fragen nahm Arndt 1830 und 1831 Stellung, in beiden das reale Interesse Deutschlands und Preu-

ßens wahrend. Vorzüglich die belgiſche Frage erſchien ihm durchaus als eine deutſche.

Aber die von ihm in der Schrift „Die Frage über die Niederlande und die Rheinlande" bekämpfte Trennung Belgiens von den Niederlanden fand ſtatt, ohne daß die deutſchen Anſprüche beachtet worden wären. Die franzöſiſche Propaganda ließ nicht nach, insbeſondere traten der Einfluß der Franzoſen auf das neue Königreich und ihre Abſichten auf die Rheingrenze immer deutlicher hervor.

Da erhob Arndt noch einmal ſeine Stimme in der Schrift „Belgien und was daran hangt" (1834). Er beleuchtet hier die geſamte Weltlage unter deutſchem Geſichtspunkt und vor allem die deutſchen Verhältniſſe ſelbſt. Eine äußere Veranlaſſung, ſeine Gedanken zuſammenzufaſſen, hatte ihm die Schrift ſeines Freundes Werner von Haxthauſen „Über die Grundlagen unſerer Verfaſſung" (1833) gegeben, der echt romantiſch in der Verfaſſung des Heiligen Römiſchen Reiches ſein Ideal ſah. An ihn iſt offenbar der „Brief an X." gerichtet.

Arndt geht zunächſt auf die Regelung der belgiſchen Angelegenheit ein, in der er eine Niederlage des Deutſchen Bundes durch die anmaßende, ſchlaue franzöſiſche Politik ſieht, welche die engliſche ins Schlepptau genommen habe. Aber noch gibt er die Hoffnung auf den Anſchluß Belgiens an den Deutſchen Bund nicht auf. Nachdem er dann die auswärtige Politik, beſonders die für Deutſchland zu befürchtenden Gefahren betrachtet hat, die ihm nicht von Rußland, ſondern von Frankreich zu drohen ſcheinen, wendet er ſich den inneren Verhältniſſen Deutſchlands zu. Mit dem hiſtoriſch-politiſchen Realismus, der die ganze Schrift auszeichnet, geht er aus von der Notwendigkeit der Widerſtandsfähigkeit Deutſchlands gegen alle Feinde. Dazu ſcheint ihm eine Fortbildung der beſtehenden Zuſtände unbedingt nötig. Sicher nimmt er ſeine Stellung zwiſchen den radikalen Schwärmern und den Reaktionären und Gleichgültigen. Er warnt vor der republikaniſchen Weltpropaganda ebenſo wie vor der gegenteiligen Anſicht, die dem Zeitgeiſt gar keine Zugeſtändniſſe machen will, und mahnt, einen Ausgleich zu ſuchen zwiſchen dem, was aus der Vergangenheit noch lebensfähig, und dem Neuen, was nötig iſt. Von dieſem Geſichtspunkte aus formuliert er ſeine Ratſchläge. Den Hauptwert aber legt er auf eine feſtere Geſtaltung des Deutſchen Bundes: ſein Ideal iſt der Bundesſtaat, der bei aller hiſtoriſch gegebenen Mannigfaltigkeit doch Einheitlichkeit und Stärke darſtellt. Mit Freude, wenn auch nicht ohne Beſorgnis, ob alle Staaten beitreten werden, begrüßt er den Zollverein. Er

wünscht eine ſtarke Zentraliſation der Bundesheerführung, eine weiſe Regelung des Rechts- und Gerichtsweſens; gerade wie in ſeiner Schrift „Über Preußens Rheiniſche Mark“ bekennt er ſich zu einem trotz aller Mißgriffe unerſchütterlichen Glauben an Preußens Beruf zur Herbeiführung der deutſchen Unabhängigkeit. In alldeutſchem Sinne ſchließt das Büchlein mit der Hoffnung auf eine dereinſtige Wiedergewinnung der Schweiz, Elſaß-Lothringens und der Niederlande.

Die Schrift zeigte, daß der alte Arndt noch mit demſelben Feuer wie früher für ſeine politiſchen Ideale zu kämpfen imſtande und bereit war, zur Freude ſeiner treuen Anhänger; herzlich begrüßte deshalb Schloſſer dies Büchlein „voll nützlicher hiſtoriſcher Wahrheiten für unſere Zeit“.

In Arndt lebte ein tiefes Bedürfnis der Gemeinſchaft mit edlen gleichgeſinnten Männern. Ihnen erſchloß ſich ſein überſtrömend begeiſterungsfähiges Herz, ihnen bewahrte er dauernd ein treues, dankbares Andenken. Arndt hielt es für ſeine Ehrenpflicht, dieſes nicht nur im eigenen Herzen, ſondern auch im Bewußtſein des Volkes zu heiligen. So hat er in ſeinen Liedern manchem tapferen Mitſtreiter ein klingendes Denkmal geſetzt, dauernder und ragender in der Volkserinnerung als erzene Standbilder. So hat er ſich jahrzehntelang mit dem Gedanken an eine Biographie ſeines großen Freundes Stein getragen und ſchließlich in einem wahrhaften Volksbuch ſeine Wanderungen mit ihm geſchildert. So ſchrieb er in den Jahren 1842 und 1843 zwei Nekrologe, in denen er den Deutſchen die Bilder zweier tapferer, bis ins innerſte Mark geſunder Männer ihrer großen Zeit vor die Seele führte. Er tat es in bewußtem Gegenſatz und mit lebhaftem Proteſt gegen die ſchwächlichen Schriftſteller ſeiner Zeit, an denen er ſittlichen Ernſt und die heilige Scheu vor den großen und edlen Männern der Geſchichte vermißte.

Die eine Skizze widmete er ſeinem Herzensfreunde Reimer. In ihr, die zuerſt 1842 in der „Allgemeinen Zeitung“ erſchien, entwarf er das vorbildliche Leben eines ſchlichten, wackern, patriotiſch begeiſterten und opferfreudigen Mannes und Bürgers.

In der zweiten Abhandlung vermittelte Arndt ein farbenreiches Bild ſeines Freundes Gneiſenau. So anſpruchslos die Blätter ſich auch geben, ſo manchen einzelnen Zug ſie vielleicht vermiſſen laſſen, ſie zeichnen mit lebendiger Treue ein ergreifendes Porträt des großen Feldherrn und des herrlichen, alle Edeln in ſeinen Bann ziehenden Menſchen. Ergreifend weiß Arndt uns

das tragiſche Schickſal Gneiſenaus ſo recht fühlbar zu machen, als zweiter erſcheinen zu müſſen, wo er der erſte war, aus kleinen Verhältniſſen durch eigene Kraft emporzuſteigen, das Höchſte zu leiſten und dann in enger und kleinlicher Umgebung und dumpfer Luft zu enden. Und dieſes ſchlicht erzählte Heldenſchickſal hebt er meiſterhaft durch die Umrahmung mit perſönlichen Erinnerungen an Gneiſenaus große Zeitgenoſſen: wie trefflich ſind ihm die Charakteriſtiken Hardenbergs, Blüchers, Grolmans gelungen! Solche Schilderungen, wie in dieſen beiden Stücken zu geben, war Arndt aber nur befähigt, weil er die Bewegung der großen Zeit in Geiſt und Herz ſich dauernd zu eigen gemacht, und weil er ſich immer beſtrebt hatte, mit liebevollem Sinn, dem doch die Kritik nicht mangelte, in das Verſtändnis des einzelnen Menſchen tief einzudringen.

Die franzöſiſche Februarrevolution 1848, die darauf folgenden Einheitsbeſtrebungen, die Märzaufſtände in Deutſchland und die ſich daran anknüpfenden Hoffnungen und Träume waren die Motive zu dem letzten Abſchnitt politiſcher Tätigkeit Arndts.

Hoch gingen in dem ſchon lange gärenden Deutſchland die Wogen der Begeiſterung, der edlen und der tollkühnen Wünſche; die Stürme revolutionärer Propaganda tobten um Arndts ſtilles Haus. Dem Alten ſelbſt ſchien die Zukunft noch einmal in goldigem Schimmer zu erſtrahlen. Aber inmitten des Taumels, bei allem Jubel, der auch in ihm ſeinen ſtarken Widerhall fand, bewahrte er ſich doch die in langen Kämpfen erſtrittene Klarheit. Schon am 24. März 1848 legte er ſein „Glaubensbekenntnis für die deutſche Gegenwart" ab. Seine Wünſche ſind die ſeiner früheren Jahre: ein einiges und einträchtiges Deutſchland, ſtark und autonom nach außen hin; im Innern eine auf edler, freiheitlicher, parlamentariſcher Grundlage ruhende monarchiſche Reichsgewalt, die er vorbehaltlos Preußen zugeſteht. Er fordert tapferes Ausbauen der hohen freiheitlichen Güter, aber er tritt mit voller Entſchiedenheit allen republikaniſchen oder gar kommuniſtiſchen Ideen entgegen.

Ebenſo ſcharf ging er gegen jene vor, die aus Unwiſſenheit, Narrheit oder vaterlandsloſer Geſinnung Stücke von Deutſchlands Oſten abreißen und dem wiederherzuſtellenden Polenreiche geben wollten, die es als eine Ehrenpflicht Deutſchlands erklärten, die polniſchen Beſtrebungen zu unterſtützen. Jahrzehntelang war

die Polenfrage in gewiſſen deutſchen Kreiſen mit unnatürlicher ſentimentaler Begeiſterung behandelt worden. Arndt nennt ſie ſelbſt einmal „eine Sache voll ganz ſonderbarer deutſcher Phantaſtereien und Träumereien“. 1831 hatte er dagegen ſchon Front gemacht und die preußiſche Regierung gegen die Vorwürfe dieſer Polenſchwärmer in Schutz genommen. Jetzt wies er unter dem Eindrucke des polniſchen Aufſtandes, der polniſch-franzöſiſchen Agitation und des Lärms der deutſchen Republikaner für die polniſche Freiheit in Gervinus' „Deutſcher Zeitung“ (April 1848) in einem Artikel „Polenlärm und Polenbegeiſterung“, der dann als halboffiziöſes Flugblatt weite Verbreitung fand, nochmals alle polniſchen Anſprüche als unbegründet zurück, betonte, wie ſchon 1814 und ſtärker 1831 — im Gegenſatz zu ſeiner früheren Anſicht —, daß die Polen durch eigene Schuld als Staat zugrunde gegangen ſeien, und brach auch hierbei eine Lanze für Preußen, „die erſte und einzige Macht, um welche die Fürſten und Völker Deutſchlands ſich ſammeln können“.

Arndts Ausführungen blieben von den Gegnern, die ſein Anſehen fürchteten, nicht unwiderſprochen. In einer Schrift, „Gerechtigkeit für Polen“, griff ein Halbpole L. Königk ihn bei aller Verſicherung ſeiner Hochachtung gröblich an und ſuchte das Recht der Polen und die Unrichtigkeit der Behauptungen Arndts darzutun.

„Wir ſind geſchlagen, nicht beſiegt,
In ſolcher Schlacht erliegt man nicht.“

Mit dieſen Worten nahm Arndt von Frankfurt Abſchied, nachdem er am 20. Mai aus dem Parlament ausgetreten war, das Deutſchland hatte einigen wollen. Mit der Ablehnung der Kaiſerkrone durch Friedrich Wilhelm IV. war tatſächlich die Arbeit der Verſammlung illuſoriſch geworden. Matt kehrte Arndt nach Bonn zurück, wehmütig blickte er auf das vergangene Jahr. Trübe ſah die Gegenwart aus, trübe die Zukunft. Angeſichts der Ergebnisloſigkeit der Arbeit der Erbkaiſerlichen und des Spottes der radikalen wie der konſervativen Gegner fühlte er nun, der Reinheit ſeines Wollens ſich bewußt, das Bedürfnis, ſeine und ſeiner Freunde Arbeit in der Paulskirche zu verteidigen. Er tat es in der „Deutſchen Zeitung“ zwiſchen dem 16. Mai und 30. Auguſt 1849 in ſechs Aufſätzen, von denen wir vier hier wiederabdrucken.

Man fühlt in ihnen, daß das Frankfurter Jahr und die große Enttäuſchung in Berlin den Greis ſtark erſchüttert haben; hier weht uns nicht die Glut früherer Schriften entgegen. Aber

rührend ist es, wie er trotz allem und allem die Hoffnung auf den Sieg des deutschen Gedankens nicht sinken läßt, wie er immer wieder predigt: „Macht das Reich fest und den Kaiser stark", wie er unerschütterlich für das hohenzollernsche Kaisertum eintritt, nicht nur gegen die Republikaner, sondern selbst gegen seinen König und seine konservativen Ratgeber. Die Aufsätze sind getragen von jenem hohen und starken Idealismus, den er poetisch mit den Worten ausgesprochen hat:

„Es ist kein Trug, was edle Seelen schwellet,
Was kühne Geister denken, ist kein Wahn."

Aber nicht nur den schönen Traum vom Deutschen Reich, noch einen andern mußte er blutenden Herzens zerrinnen sehen. Das letzte Stück unserer Sammlung hat die Schleswig-holsteinische Frage zum Gegenstand. Seit Christian VIII. in seinem „Offenen Briefe" (1846) den Bestand des dänischen Gesamtstaates zu sichern unternommen hatte, schlugen die Herzen der Deutschen den bedrängten Stammesgenossen im Norden in warmer Liebe entgegen. Und als dann Friedrich VII. Schleswig 1848 Dänemark einverleibte und der Aufstand losbrach, da nahmen die Vorkämpfer der deutschen Einheit die Sache mit in ihr Programm auf. Arndts Stellung dazu konnte nicht zweifelhaft sein. Schon lange hatte sein Auge schmerzlich und sorgenvoll auf diesen deutschen Landen geruht. 1814 hatte er geschrieben: „Wir wollen nur daran erinnern, daß der König von Dänemark angehalten werden muß, Männer und Schirmgenossen des teutschen Reiches nach Gesetzen zu regieren und nicht als unterworfene Sklaven zu behandeln. Auch hier klingt wieder die Klage, daß das einzelne Teutsche so oft ungestraft mißhandelt werden darf, weil das Ganze der Macht und Einheit mangelt, welche beschützen sollte." Dann hatte er sich 1845 mutig in demselben Sinne gegen die Übergriffe der dänischen Regierung gewandt. Jetzt begleitete er die Erhebung mit herzlicher Teilnahme und setzte besonders auf Preußens Hilfe große Hoffnung. Aber es ist bekannt, wie unter der ungünstigen politischen Lage Europas und unter dem Scheitern der deutschen Bestrebungen auch die Schleswig-holsteinische Sache zu leiden hatte. Am 2. August 1850 unterzeichneten Dänemark, Frankreich, England, Rußland, Schweden und etwas später auch Österreich das Londoner Protokoll, das die Integrität des dänischen Gesamtstaates aussprach. Preußens Gesandter Bunsen dagegen verweigerte die Unterschrift. In diesem Augenblick größter Besorgnis wandte sich Arndt, wie schon 1848 in der Kaiserfrage, in einem

vertrauensvoll bittenden Briefe an seinen König und überreichte ihm zugleich eine Denkschrift „Die Frage um Schleswig-Holstein". Hier legte er in feurigen Worten die Bedeutung dieser „gegenwärtig größten deutschen Frage" für Deutschland und für Preußen dar. Eindringlich mahnt er, zu verhüten, daß diese Lande von deutschem Leben, deutscher Liebe und Treue abgetrennt würden. Schneidend weist er die egoistischen, nur auf die Schwächung Deutschlands bedachten Bestrebungen der europäischen Mächte und die ebenso undeutsche und preußenfeindliche Politik Österreichs nach. Noch immer vertraut er auf Preußen, das um seiner selbst willen, auch auf die Gefahr eines Krieges hin, sich der Abtrennung dieser Länder widersetzen müsse. Prophetisch klingen seine Worte in die Ahnung aus, daß diese Sache, wenn sie ungünstig entschieden werde, einst die Lösung der deutschen Frage heraufführen müsse.

Arndts Hoffnungen auf die Festigkeit und Kühnheit des Königs wurden enttäuscht. Preußen gab in Olmütz, schimpflich sich unter Österreich beugend, die Lande preis und unterzeichnete das Londoner Protokoll von 1852. Aber Arndts Schriftstück ist noch einmal ein Beweis seiner unerschütterlichen deutschen Gesinnung und Treue und leitet mit seinen Hoffnungen hinüber in die große Zeit der endlichen Erfüllung aller deutschen Träume, für die er mit Einsetzung seines ganzen Lebens so mannhaft und bieder gekämpft hat.

Arndts Flugschriften sind „im Strudel der Menschen und Geschäfte geboren". Diesen Stempel tragen sie in ihren Mängeln und in ihren Vorzügen. So sprachgewaltig Arndt auch war, an der Form seiner Werke, der großen wie der kleinen, läßt sich manches aussetzen. Er war kein kühler Forscher und Denker, der ohne Sprung bis zu den letzten Konsequenzen der Gedanken fortschritt. Ihm fehlte — es ist das ebensosehr in seiner Anlage wie in seinen Schicksalen begründet — oft die Konzentration; infolgedessen springt er gern von dem angeschlagenen Thema ab, geht einem Gedanken nach, der sich ihm gerade aufdrängt, und kommt durch Assoziationen wieder zu anderen, die ihn schließlich immer weiter abführen. Dann erkennt er wohl den Fehler und nimmt nun, nicht selten in recht naiver, ja zuweilen geschmackloser Weise den verlorenen Faden wieder auf. Die Folge ist, daß seinen Büchern, und besonders den größeren, die Geschlossenheit mangelt. Nicht selten leiden sie, vor allem die aus der ersten Zeit seiner Schriftstellerei, unter einer gewissen Unklarheit; nicht immer findet er den präzisen Ausdruck, die prägnante Formu-

lierung für das, was er meint. Das zeigt sich zumal da, wo er philosophische Gedankengänge, die eben nicht immer den Gesetzen der Logik genügen, in Worte umzusetzen versucht. Gedanken und Einfälle drängen sich in seinem Gehirn und beengen ihn.

Dagegen ist seine Sprache von großer, ungesuchter Plastik, wo er eigene Erlebnisse schildert; er ist ein unübertrefflicher Anekdotenerzähler; seine Bilder von Zeitgenossen sind, wie Haym mit Recht sagt, „durchaus lebendige Figuren, Figuren mit Mark und Knochen". — „Die Sprache", sagt Arndt in „Germanien und Europa", „ist das zarteste äußere Bildungsorgan des Gemütes, worin sich das Gemüt von innen spiegelt, und wodurch von außen so vieles bleibend ins Gemüt eingeht. Man darf sagen, daß auch unter dem Volke einer Sprache jedes tätigere und denkende Individuum sich aus seiner Landessprache wieder eine eigene Sprache anbildet und ausbildet nach seinem Gemüte." Diese Worte passen auf ihn selbst durchaus. Sein Stil ist der Ausdruck seines Charakters. Fast überall da zeigt seine Sprache eine großartige Knappheit und Treffsicherheit, wo er, alles Grübeln und Sinnieren beiseite lassend, energisch auf ein bestimmtes Ziel losgeht. Sie zeigt seine biedere, herzliche Liebenswürdigkeit, und sie zeigt zugleich das ganze Feuer seiner impulsiven, aktiven Wesensart. Seine Schriften sind fast durchweg Reden, Gespräche. Schon früh in der Jugend hat er durch das freie Fabulieren gelernt, zu rechter Zeit zu reden und zu erzählen. An den Griechen und Römern, an der Bibel und Luther, an Hans Sachs und an unsern Klassikern u. a. hat er seine Sprache gebildet. Er besaß die große Fähigkeit, einen ihm wesensverwandten Stil nachzuahmen, so sich zu eigen zu machen, daß er zu einem Ausdruck seiner selbst wurde; ich erinnere nur an die Sprache der Bibel und Luthers im „Katechismus" und in den „Fantasien für ein künftiges Teutschland". Seine altertümelnde Art hat selten etwas unangenehm Manieriertes an sich, sondern trägt den anheimelnden, liebenswürdig altfränkischen und wahrhaft volkstümlichen Charakter seiner eigenen Art. Es ist, als träte man in ein altes Bauernhaus; die kernhaften Menschen, die altehrwürdigen teueren Erbstücke und der gesunde Erdgeruch lassen uns schnell heimisch werden; wir haben den Eindruck: das alles ist so lieb und treu, es bildet eine untrennbare, echte Einheit.

Arndts Bücher sind geschriebene Rhetorik, aber keine gekünstelte, aufdringliche, sondern eine natürliche, schwungvolle, hinreißende. Unzählige Beispiele könnten diesen rednerischen Charakter seiner Prosa beweisen: die Häufung von asyndetischen oder polysyndetischen Sätzen, die Neigung zu Anreden, zu Ausrufen,

zu Fragen, direkten und rhetoriſchen; das Abbrechen von Gedanken; ſcharfe Antitheſen, überhaupt die ganze dialektiſche, leidenſchaftliche Art der Beweisführung; Bilder von oft großer Anſchaulichkeit und Schlagkraft und vieles andere, ja ſogar die Interpunktion, z. B. die ſehr häufige Verwendung der Doppelpunkte. Hierher gehört auch das Hin- und Herwenden, die immer wiederkehrende Betonung derſelben Gedanken in veränderter Faſſung. Treffend nennt ihn Haym einen „unvergleichlichen Wiederholer".

Aus dem unmittelbaren Leben entſtehen ſeine Schriften, ſie ſind ſelbſt Leben. Sie ſind von dem gewaltigen Pathos glühender Leidenſchaft getragene Aufrufe. Man habe ihn oft angeklagt, ſo ſagt er ſelbſt einmal, ſeine Sprache renne zu ſehr ohne Atem fort. Dieſer Vorwurf, wenn es ein ſolcher iſt, beruht auf einer richtigen Beobachtung. Tatſächlich kommt man oft ſeitenlang nicht zum Aufatmen, zumal wenn man laut lieſt — ſo ſtark reißen die Worte mit ſich fort. „Keine Gewalt iſt mächtiger und keine Majeſtät herrlicher als die Gewalt und Majeſtät der Rede und Schrift. In der Sprache gab uns Gott die himmliſche Vernunft und in der Schrift den unſterblichen Geiſt", mit dieſen Worten hat Arndt ſelbſt die ethiſche Begründung ſeiner Publiziſtik gegeben. Sein Weſen war auf die raſtloſe ſittliche und politiſche Betätigung und damit auf den Kampf geſtellt. Seine Schriften in ihrer rhetoriſchen Form ſind ihm die Werkzeuge in dem Kampfe für ewige Ideen, und als Zuhörer denkt er ſich „das liebe deutſche Volk".

Nicht immer iſt es uns mehr möglich, ihm auf ſeinen Waffengängen zu folgen. Seine Flugſchriften enthalten manches in der Hitze des Augenblicks hingeſchleuderte ſchroffe Wort. Unſerem weicheren Geſchlechte erſcheint manche Anſicht zu ſcharf, manches einzelne Urteil ungerecht, zu ſehr ein Produkt ſeiner Zeit. Aber welcher unbefangene Leſer vermöchte dem im Grunde doch ſo weichherzigen, liebenswürdigen Kämpen mit dem großen Kinderherzen deshalb zu zürnen; was wollen ſolche Schwächen beſagen gegenüber der prachtvollen Geſchloſſenheit ſeines Charakters, zu dem auch die Ecken und Kanten gehören, und ſeinem nie wankenden Glauben an unſer Volk? Als jene unſelige Niederlage Preußens in Olmütz erfolgt war, da ſchrieb der alte Held: „Zuweilen wollen Gram und Ärger einen übermannen, aber wir dürfen am Vaterlande und an ſeiner Entwickelung nicht verzweifeln." Ein ernſtes Mahnwort, das er noch heute und künftig allen ſeinen lieben Deutſchen zuruft; möchten ſie es immer beherzigen!

Wilhelm Steffens.

Der

Bauernstand,

politisch betrachtet

Nach Anleitung des Königlich Preußischen Edikts
vom 9. Oktober 1807

Mit einer Beilage

Wo nun Gott und der gemeine Mann nicht vorgehet,
Und es im Land alſo zuſtehet,
Daß der Herren Frommen nicht betracht,
Und ein jeder nur für ſein Haus wacht,
Den Armen laſſen plagen und drücken,
Ihm halten auch gar keinen Rücken.
So kann es die Läng' nicht beſtehen,
Und muß endlich zu Scheitern gehen.
Des hat man der Exempel viel,
Davon hie zu reden nicht not ſein will.

D. Martin Luther.

Den

Fürſten, Grafen,

Freiherren, Burgherren, Rittern

und Knappen

der Preußiſchen Monarchie weihet dieſe Blätter

der Verfaſſer.

Euch, edelſte und freieſte Männer des Vaterlandes, ſchreibe ich dieſe Zeilen zu. Sie ſind aus einem vaterländiſchen Gefühle geboren; ſie atmen Sinn für Vaterland, Freiheit, Geſetzlichkeit: denn mit anderen Geſinnungen darf man zu Euch nicht reden. Das Land, das Eure Väter und Großväter vor einem halben Jahrhunderte mit ihrem beſten Blute tränkten, das durch ihre Tugend und Tapferkeit und durch den Geiſt und die Stärke eines großen Königs das genannteſte in Europa ward, für das auch in dieſen Tagen manche Eurer wackern Brüder und Söhne geblutet haben; das Land, in deſſen Bewohnern noch heute die alte Kraft, Treue, Redlichkeit, Biederkeit und Bravheit lebt — ſieht noch einmal auf Euch, die Söhne und Enkel der großen Toten. Ihr werdet es nicht verlaſſen, und ſeinem Dienſte die Sorgen, Arbeiten und Opfer bringen, welche die Zeit von Euch fordert.

Der Bauernſtand,

politiſch betrachtet.

Der Wille der Umſchaffung oder vielmehr der allmählichen Neuſchöpfung des preußiſchen Staats iſt durch das bekannte Edikt der Regierung vom 9. Oktober 1807 zu klar und zu menſchlich ausgeſprochen, als daß nicht jede teutſche und vaterländiſche Bruſt dadurch auf das innigſte bewegt und zur Teilnahme und Mitwirkung erweckt ſein ſollte. Wenn nichts Großes noch Herrliches, wenn ſelbſt das, was die Vernunft lange vernommen und der Verſtand lange erklärt hat, auf Erden gewöhnlich nicht anders werden will, als durch eine dringende Not und einen großen Schlag von außen, ſo iſt es die Pflicht derer, die das Alte wegtragen und das Neue aufführen, dieſes Neue ſo zu machen und einzurichten, daß es auf das ſpäteſte, ja, wenn es möglich wäre, daß es nie alt genannt werde. Denn Donnerwetter und Umkehrungen der Art, wie wir erlebt haben und noch erleben, ſind für die Zeitgenoſſen nie erfreulich, für die Nachkommen oft nicht einmal belehrend. Es wird zugleich die Pflicht eines jeden preußiſchen Mitbürgers, ja eines jeden teutſchen Mannes, vor welchem ein ſolches Licht teutſcher Gerechtigkeit und Mäßigkeit aufgeht, als das Edikt aufſteckt, an ſeinem Teil dahin zu wirken, daß das Rechte erkannt und das Gerechte eingerichtet werde. Denn der Pöbel, der ſich in allen Zeiten und Völkern gleichbleibt, wirft alles Böſe und Übel, was getan und gelitten wird, ſo gern auf die, welche regieren; da doch jede Regierung mehr oder weniger durch den Geiſt und Willen des ganzen Volkes, leidend oder handelnd, unwillkürlich und unbewußt mit fortgetrieben wird. Ebenſowenig will dieſer Pöbel erkennen, daß auch die beſte und väterlichſte Regierung das Rechte nicht lebendig machen kann, ohne daß alle diejenigen mithelfen, welchen ein ernſterer und feſterer Wille, eine kühnere Tätigkeit, ein hellerer Verſtand ward als der Menge, die ſich treiben läßt, weil ſie ſich treiben laſſen muß.

Jede Regierung, die ſo auftritt vor dem Volke, wie die

preußiſche in jenem Edikt, ſpricht offenbar das Bekenntnis aus, daß das Volk etwas Heiliges und Unvergängliches ſei; ſie ſpricht mit dieſem Bekenntnis zugleich die Pflicht aus, nicht nur dies Heilige und Unvergängliche zu erhalten, ſondern auch das zu erhalten, was es anerkennen und würdigen gelernt hat, d. h. ſich ſelbſt zu erhalten. Denn wer das hohe Bewußtſein hat, das Menſchlichſte und Gerechteſte zu wollen, der wird ihm ſelbſt gottähnlich, oder — was dasſelbe iſt — der führt auf ſich die Verehrung zurück, die er durch die Anerkennung des ganzen Volkes gewahr wird. Es iſt alſo undenkbar, daß eine Regierung, die wirklich eine ſolche iſt, in der Unvergänglichkeit des Volkes nicht auch ihre Unvergänglichkeit ehre und zu erhalten ſuche. Dann wird jene hohe Vergötterung, jener heilige Enthuſiasmus, wovon die Alten ſo viel erzählen und die Neuen ſo wenig zu erzählen haben; jener göttliche Zirkel, worin die Ideen Staat, Volk, Freiheit, Vaterland rundlaufen; jenes Ewige, deſſen tiefen Glauben Rom in der Veſtaflamme brennen und Athen in den Panathenäen umgehen ſah. Doch iſt Rom vergangen, und Athen liegt in Trümmern.

Es iſt das Schickſal der neuen Welt, und zugleich der Geiſt der neuen Zeit, oder der chriſtlichen Zeit, geweſen, daß ſie auf alte Dinge und Einrichtungen gepfropft ſind; ja daß den meiſten Völkern in alten und toten Sprachen ſogar Gefühle, Anſichten und Gedanken eingeimpft ſind, die aus den lebendigen Dingen lange hätten ausgeſchieden ſein ſollen. Wir Teutſche haben freilich glücklich eine lebendige Sprache behalten, aber in vielem ſind wir zurückgeblieben gleich den andern und haben in politiſchen und äußeren Dingen bisher auch nichts anderes getan, als Zeitlichkeiten und Zufälligkeiten aufeinanderhäufen, wie Not und Zufall eben trieben. Ich denke, dies geſchah auch deswegen, weil das Chriſtentum, das notwendig zu Geiſt, zu geiſtiger Erkenntnis und zum Himmel hintrieb, uns den Leib, die leibliche Erkenntnis und die Erde zu ſehr vergeſſen oder wenigſtens nicht mit dem ſcharfen Auge anſehen ließ, womit wir nach innen und nach oben ſchaueten. —

Jetzt beginnt die Welt einen neuen Zeitraum, ſie beginnt ihn durch uns, durch das Volk der Idee; das große Fegefeuer iſt offen und reißt ſelbſt diejenigen in ſeine Flammen, die nicht den freien Mut haben, ſelbſtmächtig hineinzuſpringen; die himmliſchen und die irdiſchen Dinge, das Verſtandesleben und das Vernunftleben müſſen jetzt ſtrenge geſchieden werden, damit beide in einem höheren Verein auf ewig einträchtig ſich wieder verbinden können. Die Zeit iſt da, wo auch die Erde, und was

zunächſt auf dem feſten Boden der Erde ruht, nach ewigen Geſetzen für alle künftige Zeiten eingerichtet und beſtimmt werden ſoll. Wenn der Menſch ſein Verhältnis als Erdenweſen des Dienſtes und als Himmelsweſen der Freiheit beſonnen und klar erkannt hat, ſo iſt die Stunde da, daß ein feſter Staat, ein heiliges Geſetz, ein unverdrehbares Recht aufgerichtet und erhalten werden kann. Die Halbheiten, die Vermiſchungen, die Ungefähre, die Proben — kurz, alle Pfuſcherei und Verwirrung, hören auf, ſowie erkannt wird, was vorher kaum empfunden ward; denn wäre es recht empfunden, es hätte auch recht erkannt werden müſſen.

Sehen wir auf das, was man bis jetzt Verfaſſungen und Geſetzgebungen genannt hat, ſo entgeht es keinem, der einigermaßen weiß, was vormals auf Erden geweſen und geſchehen, daß wir gegen die gebildeten Völker des Altertums wie große Kinder, wie halbe Barbaren ſtehen. Sie wußten bei ihren Staaten doch, was ſie wollten; wir haben kaum daran gedacht, und der bare Zufall, oder glücklicher zuweilen ein unbewußter Trieb von innen, der als Erſcheinung auch nur Zufall war, hat uns europäiſchen Völkern das Schlechte und Gute gebracht, wie wir es eben haben. Und ſeitdem wir angefangen, mehr darüber zu denken, ſeit fünfzig, ſechzig Jahren, welchen Unſinn, welche Narrenproben und Greuelverſuche haben wir durchgemacht, ſo toll und blutig, daß die Freunde des Deſpotismus ſogar meinen, es ſei ſo weit gekommen, daß die lächerlichen und ſcheußlichen Proben uns Freiheit, Geſetzlichkeit, und was dazu gehöre, auf immer verleidet hätten. — Gottlob! ſo weit iſt es doch noch nicht, dank teutſcher Kunſt und Vernunft. Es wird auch dieſe Nachzeit jener Greuel verſließen, und die leuchtenden Ideen: Staat, Vaterland, Geſetz, werden als verklärte Genien zur Freude des menſchlichen Geſchlechts daraus hervorſteigen.

Eine neue Geſetzgebung — ich meine die große des Staatsleibes — muß und wird werden, wie weiland die von Charondas und Numa, eine Geſetzgebung nach dem Maß der alten Welt, aber in dem Geiſt der neuen Welt; denn das Alte lebendig machen wollen, heißt das Neue töten. Die Staatsverfaſſung muß ein Kunſtwerk werden, wo alles genau und ſtreng ineinandergreift, ein einfaches, leicht überſehliches Kunſtwerk. Beinahe zwei Jahrtauſende haben wir in Kunſtloſigkeit fortgeſchwankt, und durch alte irdiſche Schwere und übrige phyſiſche Kraft trugen die Dinge ſich immer noch ganz leidlich. Jetzt aber ſchwanken wir rettungslos in dem Ruin hin; denn in dieſem Zeitalter iſt Kunſtloſigkeit der Geſetzloſigkeit gleich. Weil kein Staat eine aus

Grundsätzen hergeleitete und in allen Teilen zusammengreifende Verfassung hat, so ist auch bei dem besten Willen der Regenten Zufälliges und Notwendiges, Kleines und Großes als gleichbedeutend und bindend ineinandergeflossen; und in diesem ebenso lächerlichen als fürchterlichen Mischmasch ist das Regieren keine bewußte Kunst, sondern ein blindes Umhertappen geworden. Grundeinrichtungen, politische Gesetze, zeitliche und örtliche Edikte, Verordnungen, Einfälle sind gleich befehlend ausgesprochen; und so hat selbst das, was es absichtlich nicht wollte, nichtig und despotisch werden müssen.

Denn dreierlei Gesetze gibt es, die wohl unterschieden werden müssen, und deren Charakter sich ungefähr folgendermaßen ausspricht, nach dem Maße von Allgemeinheit und Unbedingtheit, welches Dinge gewinnen können, die mit der Erde, und also mit dem Wandelbaren und Äußerlichen zu tun haben:

1. Staatliche (politische) Gesetze, begründende und erzeugende, sind positiv.
2. Bürgerliche (kleinpolitische) Gesetze, erhaltende und befördernde, sind mehr negativ.
3. Polizeiliche Gesetze, behütende und beschützende, sind negativ und positiv.

Alle politische Gesetze müssen, wie alle ewige Notwendigkeit der Wahrheit, kurz und befehlend ausgesprochen werden; müssen von allem Zufälligen möglichst rein erscheinen; müssen als eine hohe und unvergängliche Ordnung für sich dastehen und auf das Zufällige, Willkürliche und Gemischte, das in bürgerlichen und polizeilichen Gesetzen auch erscheinen wird, gar nicht hinblicken. Sobald sie zu der niedrigen Sphäre und dem vergänglichen Bedürfnis dieser letzten hinabschauen, verlieren sie ihre Würde und Notwendigkeit; denn ein Schritt aus ihrem geschlossenen Kreise heraus führt zu tausend andern Schritten. Denn die politischen Gesetze sollen dastehen als die ewige klare Regel, woran die bürgerlichen und polizeilichen gemessen, gerichtet und gebessert werden können.

Von dieser politischen oder von der großen Gesetzgebung haben die Neuen bis jetzt wenig gewußt. Ideen genug, einzelne schwächende Lichtfunken und Blitzleuchtungen genug, heller als die der Alten; aber diese wieder verloren in Unbegriffen und Überbegriffen vom Staat. Man sieht, aus den Strahlen konnte eine hellere Sonne werden, als die der Alten war, wenn man sie zu einem Brennpunkt zu versammeln verstand; aber die Alten hatten doch eine Sonne, und wir haben noch keine gehabt. Man gehe von Thukydides und Xenophon zu Plato und Aristoteles,

und von diesen wieder weiter abwärts, so erstaunt man über die Klarheit und den Verstand der frühern Männer in Einrichtung und Verwaltung der irdischen Dinge. Untersucht man dann die Verfassungen der Staaten, so erstaunt man auch da über die Wahrheit und Einfalt der Dinge. Man findet, daß die Alten nie das Erste zu dem Zweiten gemacht haben, was den Neuen fast immer begegnet, deswegen, weil sie das Erste noch nicht als ein Unverrücklichstes gesetzt haben. Durch die Erziehung der Alten geht der Grundsatz: einen schönen und starken Leib zu bilden, damit eine schöne Seele mit Lust und Freiheit sich darin entfalten könne. Durch die Verfassungen der Alten geht der Grundsatz: nicht die meisten, sondern die herrlichsten Bürger zu haben, hervor. Dies klang nicht allein in Worten, sondern ward in der Ausübung mit der größten Beständigkeit befolgt. Wie hat sich dies alles umgekehrt in neuern Zeiten! Die Menschen sind wie Dinge angesehen und behandelt; und daher sind sie wie Dinge, ja wie Dinger, erfunden, als nach Menschen und nach Männern ausgesehen wurde. Man hat alles für die Masse getan und eingerichtet, nicht für den Gehalt. Das Hervorbringen des Meisten hat besser gedeucht denn das Hervorbringen des Besten. Und doch — hätte man es verstanden, beides hätte im Gleichmaß nebeneinander gehen können — wie es soll — und Menge und Güte hätten christlich nebeneinander gestanden. Menschen lassen sich nicht machen wie Strümpfe und Tücher. Freies Leben, freier Atem, freies Licht — das sind die Zauberelemente, woraus auch heute noch Männer werden, und edlere und freiere Männer, als die bei Thermopylä und Zama fochten. Was das pflanzenhausartige Kunsttreiben von Menschen und ihrer Bildung bedeutet, das ist an russischen Kolonisten und Universitäten zu sehen. Auch der große Friedrich wollte nur viele Menschen, aber nicht die besten und freiesten Menschen machen; deswegen gingen seine meisten Kolonien den Krebsgang. Er betrachtete die Menschenerzeugung wie eine Fabrik, wie er oft den ganzen Staat behandelte und durch die zu viele Kunst über das Natürliche hinsah.

Aber wenn die Alten so klar und richtig sahen und so natürlich und verständig einrichteten, warum sind auch sie vergangen? Wenn ihre Staaten auf dem Ewigen und Notwendigen, auf dem Menschlichen und Natürlichen gegründet waren, warum sehen der Ilyssus, der Eurotas, der Alpheus, die Tiber jetzt nur verächtliche, schlaue und spitzbübische Sklaven? Das will ich sagen. Die Alten richteten in Hinsicht des Politischen den Staat zwar herrlich ein; sie stellten eine bewundernswürdige Scheidewand

zwischen dem Politischen und Bürgerlichen; sie gründeten eine freie Unabhängigkeit unmittelbar auf dem Boden des Landes, das sie besaßen — aber bei dem höchsten Irdischen und Politischen fehlte ihnen das höchste Göttliche und Menschliche: sie hatten Sklaven. Da nur Naturkraft gewogen und Naturherrlichkeit behauptet wurde, so erkannten sie allein den stolzen Bürger an, nicht den erhabenen Menschen. Nur gegen sich selbst als Mitbürger waren sie gerecht, ungerecht gegen alles andere. Solange Roheit, Trotz, Naturstärke die Dinge trugen, ging es lustig und frisch mit ihren Staaten. Sobald Bildung, Feinheit, Milde erwuchs, mußten diese Staaten untergehen; denn nun sahen sie, wofür ihnen vorher die Augen fehlten: das Gegenbild der Greuel stieg furchtbar anklagend gegen sie empor, wo Hunderttausende unterworfener Männer dienten, damit Zwanzigtausende freier Bürger magnatisch in den Gymnasien spielen, zu Rat sitzen und für das Vaterland faulenzen, denken und streiten konnten. Der Verstand hatte richtig gesehen und verwaltet, aber das Gemüt hatte noch nicht gesprochen. Dieses mußte früher oder später sprechen, und selbst das Herrlichste mußte als Greuel verrufen werden. — So bestand glorreiche Freiheit neben scheußlicher Knechtschaft. Ja dies Beispiel der alten Dinge hat einige so betört, daß sie behaupten, ein wirklich freier und kühner Staat könne nur bestehen, wenn zwei Drittel der Volksmasse zu richtigen Knechten verdammt würden, damit das übrige Drittel zu freien Übungen, Arbeiten und Studien die Zeit habe. Unter diesen ist der berühmte Bürger von Genf. Wäre das, so mußte freilich auf alles Freie verzichtet werden; denn Gott behüte uns vor Staaten wie Athen, Agrigent und Rom weiland! Aber es ist nicht so. Wir schwingen jetzt die Blitzstrahle der Ideen, eine ewige, unzerbrechliche Waffe, die uns kein Despot oder Pfaffe weder entreißen soll noch kann. Dieses Licht kann nicht mehr verlöschen, und dieses wird eine schöne christliche Freiheit schaffen, die unvergänglich ist, weil wir zeigen können und den künftigen Altern noch heller werden zeigen können, wodurch sie entstand, worauf sie ruhet, und wodurch sie besteht. Das konnten die Alten nicht; so herrlich verständig sie in irdischen Dingen waren, in gemütlichen und seligen, in überirdischen und überschwenglichen Dingen hatten sie nur Ahnungen und Vorspiele von dem, was das Christentum uns nach langem Kampfe als Erkenntnis und Gewißheit gebracht hat. Dieses Christentum und der Geist, der dadurch in die jetzige Zeit ausgegangen, wird auch Freie machen, andere menschlichere Freie, als vor zweitausend und dreitausend Jahren lebten. Jener trotzige Übermut auf Natur-

kraft, jene stolze Herrlichkeit, die aus dem Bewußtsein von Gesundheit und Stärke, die aus der Fertigkeit und Übung der Leiber entsprangen, mußte vergehen; denn sie war unmenschlich. Was die Alten in hoher Beschränkung, in kühnem Maße vollbrachten, das werden die Neuen in höherer Überschwenglichkeit, in kühnerer Unermeßlichkeit des Geistes haben. Aber die Zeit will Zeit haben, und dies veraltete Geschlecht muß erst vergehen.

So scheine ich den Alten neidisch wieder zu nehmen, was ich ihnen eben freigebig zugestanden hatte? Nein, nicht ganz. Man stellt die Dinge im allgemeinen hin, wie sie waren; aber das einzelne kann deswegen nicht weniger vortrefflich und lehrreich sein. Ich komme jetzt auf den großen Punkt und zeige, daß die vorigen Worte keine vergeblichen waren. Ich frage: durch welche Einrichtung vorzüglich waren die Alten so herrlich? und finde ich, daß diese Einrichtung durch den Geist des Christentums unsrer Zeit nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten wird; so habe ich etwas gefunden, worauf alles Folgende sich gründen, und woran selbst das sich hängen mag, was zeitlich und örtlich scheinen möchte.

Die Einrichtung, wodurch die Völker der alten Welt, die nicht despotisch regiert wurden, ihre Freiheit und das Gleichgewicht des Staats zu sichern suchten, war Ackergesetze (legos agrarias). Diese Acker- oder Feldgesetze findet man von den nicht ganz despotisch beherrschten Ägyptern und Juden herab bis zu den glücklicheren Völkern Griechenlands und Italiens; sie findet man nach Cäsar und Tacitus sogar bei unsern Altvordern, den Germanen: denn diese tapferen und starken Weltbefreier und Zeitverjünger, wenn die Freien ihrer verschiedenen Gauen einen Bezirk einige Jahre ausgebaut hatten, legten diesen wieder zu Weide, nahmen dann ein frisches oder ausgeruhetes Stück Land und teilten es gleich unter sich, nach der Zahl ihrer Köpfe. In den glücklichen und glorreichen Zeiten dieser Staaten wurden die jedem Bürger oder Mitgliede der Gesellschaft zugeteilten Ackerlose unteilbar behauptet; ja, so streng war das Gesetz der Gleichheit, daß auch dem Reichsten ein höchstes Maß Feldes bestimmt war, über welches hinaus er nicht erwerben noch bauen durfte. Man wollte freie, wohlhabende und tüchtige Bürger haben; aber man fürchtete die Ungleichheit des Reichtums und des Besitzes. Diese Furcht war allerdings auch gegründeter als bei uns; denn als die Perikles und Lukulle in Athen und Rom Villen zu bauen und Ländereien von drei bis fünf Meilen in der Runde in Gärten und Parke zu verwandeln begannen, da verschwanden die freien und rüstigen Männer vom Lande, und

einzelne ſardanapaliſche Bürger zählten die Sklaven nicht nach Hunderten, ſondern nach Tauſenden, ja endlich gab es deren, welche zwanzigtauſend bis fünfzigtauſend Häupter zählten. Kurz, das Reſultat, worauf die alten Geſchichtſchreiber und Staatslehrer auch immer hinweiſen, war, daß mit der Vernachläſſigung der alten Feldgeſetze und mit der Zuſammenlegung vieler kleinen Ackerloſe zu einigen großen Gütern die Tugend, die Freiheit, die Stärke des Staats unterging. Jenes Sparta, welches immer blutig und unmenſchlich, aber immer tapfer und gewaltig für eigne Freiheit gefochten und fremde Freiheit zerſchmettert hatte, vergaß endlich auch Lykurgs und ſeiner Geſetze, hatte Gold für Eiſen und Herren für Freie: Hunderte beſaßen als übermütige Wüſtlinge, worauf einſt Tauſende als mäßige Freie gelebt hatten. Dieſer Staat der leiblich gebildetſten Freien und der trotzigſten Krieger endigte mit einem kleinen Tyrannen, verſank dann in den verſchlingenden Abgrund Roms und hinterließ in ſeinen Tälern und auf ſeinen Bergen tückiſche und treuloſe Banditen, deren Urenkel wir in den Mainotten kennen, welche auch jetzt noch alles Schlechte darſtellen, was die Sparter in der Zeit ihrer größeſten Glorie nie verleugnet hatten. Jenes Italien, welches die Cincinnate, die Fabricier, die Kurier von dem Pfluge zum Befehl und zur Rettung des Vaterlandes rief und durch ihre Tugend und Kraft endlich die Welt eroberte, unterjochte ſich ſelbſt durch ſeine Ausbreitung, wie allen Eroberervölkern mit Recht geſchieht. Reichtümer, Übermut, Üppigkeit der Weltplünderer verdrängten die freien Bürger und Bauern vom Landbeſitz des ſchönen und fruchtbaren Italiens; keine Stimme des Patriotismus und der Weisheit konnte den wüſten Strom der Lüſternheit hemmen; die beiden Gracchenbrüder fielen als die letzten Opfer für das Alte. Schon zu den Zeiten der erſten Cäſarn bewohnten nur große Herren und dienſtbare Knechte das Land, und Rom mußte einen verarmten Pöbel von 50000 Mannsleuten füttern, die ſich noch Römer nannten, die aber, wie dieſe Art Römer in Konſtantinopel jetzt, brandſtifteten, entthronten, würgten, wann ihre wilden Mägen empört wurden, oder wenn der Nordwind die ägyptiſchen Kornſchiffe zu lange zurückhielt. So ging Rom mit dem Verfall ſeines freien Bauernſtandes raſch zum Verderben hin, und Scharen von 50000 und 60000 Markomannen und Alemannen erſchreckten endlich diejenigen, deren gewaltiges Schwert vor einigen Jahrhunderten die Welt erobert hatte. — Nicht beſſer ging es unſern Vätern, den Germanen. Der Inſtinkt, oder vielmehr der urſprüngliche Freiheitsſinn eines edel gebornen Volkes, brachte in den rohen Zuſtand Gleichheit

des Beſitzes, wieweit dieſe Gleichheit überhaupt da ſein kann, wenn ſie nicht Unſinn von Levellers oder Jakobinern werden ſoll. Nur Anführer und Fürſten hatten größere Ackerſtücke, ihrer Würde, ihrer Tapferkeit, ihrem Verdienſt um das Gefolge der freien Krieger angemeſſen. Als ſie das bröcklichte Gebäude des römiſchen Reichs zertrümmerten und Gallien, Hiſpanien, Britannien, Italien eroberten, teilten ſie nach altem Herkommen das erworbene Land, ſo daß den Freien ungefähr gleich viel, den Königen, Fürſten, Anführern nach dem Maße ihrer Würden zufiel. Nach drei, vier Jahrhunderten begann dieſe Gleichheit zu zerfallen; und ein urſprünglich und ähnlicher Gebrauch, der von den römiſchen Schriftſtellern bei den alten Galliern und Germanen offenbar angedeutet wird, und vor allen der Geiſt und die Geſtalt der Hierarchie, die ſchon in Konſtantins des Erſten Rangordnung, Hofhaltung und Verwaltung erſcheint, erſchufen allmählich das Lehnweſen, wodurch der größte Teil der vorher ganz freien Männer ganze, halbe, Drittel-, Achtel- und Sechszehntel-Knechte wurden. Sobald dieſer Zuſtand ſich entwickelt hat, im neunten und zehnten Jahrhunderte unſrer Zeitrechnung, wie elendig erſcheinen ebendieſe Völker, die vor einigen Jahrhunderten die Unüberwindlichen und Fürchterlichen genannt waren! Haufen von zehntauſend und zwanzigtauſend raubluſtigen Normännern — ihre Brüder, die noch geblieben waren, was ſie ſonſt geweſen — durchſtreiften und beſchatzten ungeſtraft über ein halbes Jahrhundert das große und volkreiche Francien und Alemannien, ja eroberten mehrmals das ganze England jenſeit des Meers; und Gleiches litt man von Awaren und Madjaren (die wir jetzt Ungarn nennen), welche von Oſten herzogen, und vom Rhein, vom Po und von der Seine her germaniſche Sklaven und Schätze in ihre Hordenlager an der Donau und Theiß zurückſchleppten.

Sagt man: ſo mußte es gehen, ſo habe ich nichts dagegen, aber die Erfahrung aller Zeiten und Länder, der große Punkt, um welchen dies alles ſich hier bei mir dreht, bleibt darum nicht weniger wahr; er heißt: *Freier Bauer gleich einem tapferen Volke und freien Lande.* Denn leicht iſt es zu beweiſen, was ich oben ſchon andeutete, daß bei den beſten politiſchen Geſetzen die Freiheit der Alten neben ſyſtematiſcher Sklaverei nicht beſtehen konnte; denn in dem großen Plan der Vorſehung lag nicht Übermut und Grauſamkeit, ſondern Gerechtigkeit und Milde, die letzten Halter und Walter der Erde. Auch die alte bäuriſche Freiheit der neuen Völker konnte nicht beſtehen; ſie war auf einem Herkommen des Inſtinkts und Gefühls, nicht auf einem Geſetz

des Verstandes und der Erkenntnis gegründet. Lange Lehrjahre mußten durchgemessen werden, um durch das Christentum ein geistiges Gleichgewicht zu gewinnen, was allein wahre Freiheit und wahres Glück erschaffen und erhalten kann.

Ich spreche: Wo ein freier Bauer ist, da ist ein tapferes Volk, ein freies Land. Das muß ich beweisen, und kann ich beweisen, zuerst an dem freien Bauern überhaupt, wie er in jedem Lande zu sehen ist, zweitens an den Völkern und Ländern.

Das erste menschenveredelnde und menschenbildende Geschäft war der Ackerbau. Der wilde Jäger und Fischer, oder der von den Früchten der Bäume und Felder lebt, welche in den freigebigsten Klimaten die Natur ohne Arbeit hervorbringt, ist wechselnd frei und glücklich, sklavisch und elend; in einem ewig unruhigen, unsteten, unsicheren Dasein geht er freudenlos hin, ein roher Knecht der Elemente und des Zufalls, wenn er auch von seinesgleichen nicht unterjocht ist. Sobald er aber den Spaten und die Hacke ergreift, sobald er die erste Furche durch das Land zieht, den ersten Zaun zäunt, beginnt seine höhere Freiheit: der Mensch scheidet sich von den Tieren und von ihrer Ungebundenheit; er gibt eine unbeschränkte, aber unsichere Freiheit auf — wenn man das Leben des Wilden Freiheit nennen will — um eine beschränkte, aber sichere Freiheit zu gewinnen. Der Mensch und die Menschlichkeit kommen nun in die Welt. — Diese erste Kunst des Menschen, welcher Bürger werden will, um ein freier Mann zu werden, bleibt auch ewig die erste. Dies widerlege, wer es kann! Alle Tugenden des Leibes und Gemütes bewahrt niemand sicherer und leichter als der freie Bauer; denn ihm erhält das natürliche Leben, was die andern Bürger des Staats durch ein künstliches Leben kaum erhalten können. Denn was ist der Bauer?

1. Er steht in dem kindlichsten und reinsten Verhältnisse mit unser aller Mutter und Göttin, der Natur. In bescheidener und stiller Tätigkeit, in gläubiger und frommer Hoffnung gewinnt er ihr die Gaben ab, die sie ihren fleißigen Kindern so gern gibt.

2. Sein Erwerb ist der natürlichste und unschuldigste aller. Er gewinnt das Rohe und Einfache, was er, wenn er in seine Wirksamkeit auch mehr Kunst bringt, höchstens im ersten oder zweiten Grade verkünstlicht und veredelt, und die weiteren Bearbeitungen des Rohen bis ins Unendliche dann fremden Tätigkeiten überläßt. Wer mit dem einfachsten Erwerb umgeht, ist am mildesten und freigebigsten; Geiz und Ungerechtigkeit verführen ihn weniger zum Bösen als die mehr zusammengesetzten

und künſtlichen Gewerbe, die ſchneller gewinnen und verlieren als der Bauer.

3. Der Umgang mit der Natur erhält das innere und äußere Urbild des echten alten Menſchenſtammes, die ewigen Gefühle und Ahndungen, die unvergänglichen Triebe und Kräfte, welche den Urnaturen inwohnten, als ſie aus ihrem Garten Eden über die Länder zerſtreut wurden.

4. Das Leben mit der Natur, die freie Luft und das freie Licht, der unaufhörliche Kampf mit den Elementen, die tüchtige Arbeit und der tüchtige Genuß erhalten die urſprüngliche Stärke und Macht. In einem freien Lande gehe in die Hütten des Bauern, wenn du die ſtärkſten und ſchönſten Männer ſehen willſt, wenn du Haltungen und Gebärden ſehen willſt, womit man vor Könige treten könnte, oder richtiger, womit Könige auftreten ſollten, und welche die Praxiteles und Michael Angelos als Muſter der Schönheit hinſtellen würden.

5. Daher geht es am beſten vom Pfluge zum Schwerte. Der Bauer iſt der fertigſte und treueſte Verteidiger und Erhalter des Vaterlandes; er iſt der Bürger, welchen eine unendliche Liebe an ſeinen Herd feſſelt, welcher die ſicherſte Liebe zu ſeinem Vaterlande und ſeiner Regierung trägt, der letzte, der ſie verläßt, der letzte, der an ihnen verzweifelt.

6. Weil er in mäßigem Glück und fortgehender Arbeit gehalten wird, kann er nicht ausarten, wie allen andern Ständen des Volks leicht begegnet. Alles andere ſchwächt und verſchleift ſich in dem Umlauf von drei, vier Zeugungen. Er gießt immer friſches Lebensblut auf das Alternde und Welkende; er iſt der Vorgänger und Ergänzer, und, iſt ſein freier und rüſtiger Stamm knechtiſch geworden, ſo kann man, ohne Prophet zu ſein, das Schickſal des ganzen Volks vorherſagen.

7. Er ſteht endlich da als die feſte und unvergängliche Regel, woran der gebildeteſte Menſch meſſen und richten kann, was und wie er ſein ſoll. Fühlt er, daß ihm die Einfalt, die Treue, die Tüchtigkeit, die Mäßigkeit fehlt, worin der Bauer durch eine glückliche Schranke der Notwendigkeit gehalten wird, ſo iſt er mit allem ſeinem Geiſt und Wiſſen doch nur ein Halbmenſch.

Gegen dieſes wird man einwenden, ich ſtelle einen Bauern und ein Bauernleben auf, die nirgends jemals geweſen noch jetzt ſeien. Aber das wird man nur in ſolchen Ländern einwenden, wo der Bauer bisher mehr oder weniger knechtiſch geweſen iſt. Wer aber Norweger, Schweden, Tiroler, Siebenbürger, Franken und einige Bauermarſchen Weſtfalens, Niederſachſens und Schleswigs geſehen hat, der wird mir nicht leugnen,

was jede Geschichte meldet und die alltägliche Erfahrung bestätigt. Ein Ideal, d. h. das beste und edelste jedes Dinges, muß man aufstellen, wenn man im allgemeinen spricht. Denn allerdings in knechtischen Ländern gibt es edle und freie und in freien Ländern unedle und kriechende Bauern. Aber überhaupt, wo die größte Freiheit ist, da ist immer der edelste Mensch.

Andre werden gegen dieses sagen: ich hänge noch in einer beschränkten Ansicht der Welt; mit der größten Freiheit, die aus rechtem Erkenntnis entspringe, werde alles Gute und Rechte sich schon von selbst machen; und politische Gesetze, besonders solche, die einzelne Stände begründen wollen, werden immer weniger notwendig werden; Geist und Sittlichkeit werden endlich von oben her auch alles das tragen und gleichwägen, was von unten auf durch keine Befestigung irdischer Notwendigkeit, durch keinen Stachel äußerer Antriebe in Gerechtigkeit und Gleichgewicht gehalten werden könne; diese Bauernansicht und Bauerneinrichtung sei vielleicht nur für einen niederen Zustand: die Welt könne einen ganz anderen Schwung bekommen, und werde ihn bekommen; es können Verhältnisse eintreten, daß einzelne Nationen zu viel nützlicheren und menschlicheren Tätigkeiten aufgerufen werden als zum Ackerbau; ja vielleicht eine solche Entwickelung, ein solcher Gebrauch menschlicher Kräfte könne kommen, daß der Bauer auch an Wahrheit und Einfalt, an Stärke und Tugend des Leibes und des Geistes hinter den andern Klassen des Staates zurückbleiben müsse.

Solcher Vielleicht hat man oft erwähnt; sich unter andern auf das jüngste große Zeichen, auf England, berufen, wovon wir unten sprechen werden; und gemeint, was für wundertiefe Dinge man gesagt habe. Denn wie die irdischen Sachen bisher gewesen und heute noch sind, so wird man durch Voraussetzungen, die nicht einmal philosophisch sind, das Wirkliche nicht widerlegen. So wie die Dinge bisher gelegen haben und noch stehen, sind die Staaten glücklich zu preisen, welche die meisten freien Bauern entweder durch Zufall oder Naturzwang von selbst erhielten oder durch Staatsklugheit absichtlich erschufen. Sollten ja alle menschlichen, und selbst die irdischen Dinge einmal zu einer geistigen Höhe kommen, die wir jetzt gar nicht ahnen noch ahnen können; wo alle Verhältnisse und Behufe des äußeren Lebens und Wirkens durchaus anders werden — so werden Gesetze und Einrichtungen, die dann nicht mehr gelten, durch den Willen der Zeit von selbst verfallen. Denn alle menschliche Satzung und Gelobung, die in Verträgen und Begründungen der Dinge gern ewig genannt wird, verliert ohne Meineid ihre Gültigkeit, so-

bald alle ſie veraltet erklären. Aber ſo gewiß ich weiß und glaube, daß alles Erſte und Urſprüngliche der Triebe, Bedürfniſſe, Tätigkeiten in einem gewiſſen Sinn immer das erſte bleiben muß, ſo gewiß kann ich faſt augenſcheinlich zeigen, daß das, was ſchon in den älteſten Zeiten den Bauer zu dem tüchtigſten und kräftigſten Halter und Erhalter der Dinge machte, ihn auch künftig dazu machen wird, ja machen muß.

Denn jedes rechte und glückliche Menſchenleben geht zugleich nach oben und nach unten, nach innen und nach außen. Ein vollkommener, harmoniſcher Menſch iſt nur derjenige, bei welchem Leib und Seele im glücklichen Gleichgewicht ſind. Dasſelbe gilt von dem Staat, der ja nichts anderes iſt als ein zuſammengeſetztes Leben vieler Menſchen. Je mehr das Geſchlecht durch Geiſt und Kunſt nach oben geriſſen und verflüchtigt wird, deſto mehr muß es durch Leib und Natur unten befeſtigt und geſchweret werden, gleichwie nach einem ſchönen Gleichniſſe der Baum die Wurzeln tiefer in die Erde hinabtreibt, je mehr das Licht ihm Gipfel und Zweige nach oben hinaufziehet. Der Menſch alſo, der bei aller Freiheit, die er ſucht, doch einmal ein verſtändiger Menſch werden ſoll, muß ihm ſelbſt ein Gleichgewicht, gleichſam eine irdiſche Schwere, eine lebendige Erinnerung und warnende Regel ſetzen deſſen, was ſeine Urahnen waren; denn ſonſt wird er und ſein Staat durch zuviel Kunſt und Geiſt geſchwächt und vernichtet. Hieraus entſpringt alſo für das Leben, und für den Staat, und für die Einrichtung und Verwaltung beider das klare Geſetz: Je unendlicher du oben zu ſein begehreſt, deſto mehr beſchränke dich unten — je geiſtiger du nach dem Himmel emporſtrebſt, deſto irdiſcher binde dich unten an die Erde. Daraus geht hervor: 1. Für die einzelnen die Notwendigkeit größerer irdiſcher Mäßigkeit und Einſchränkung des Genuſſes und Bedürfniſſes, je mehr geiſtiger Genuß und Unendlichkeit der Idee wachſen. — 2. Für den Staat die Notwendigkeit, eine Maſſe von Bürgern in der Naturkraft und Natureinfalt zu erhalten, daß ſie den vergeiſtigten und verflüchtigten gegenwiegen, die durch das Feuerelement des Geiſtes Geſchwächten und Verzehrten erneuen oder erſetzen könne. — (Man fühlt wohl ohne mein Erinnern, daß Geiſt hier im weiteſten Sinn genommen iſt.) Dieſe Klaſſe iſt der Bauer, das irdiſche Mark und das volle Gemüt, die ſelbſt in einem künſtlichen und überkünſtlichen Zuſtande das Beſte des Naturmenſchen erhält.

Wir haben geſehen, was der Bauer überhaupt iſt und be-

deuten soll. Wir sehen nun die Völker und Länder, und was er in ihnen bedeutet oder bedeutete. Weil wir hier aber nur sprechen zunächst in Beziehung auf das teure Vaterland, so ist es billig, daß wir das Entfernte liegen lassen und nur dieses Vaterland selbst und diejenigen Länder betrachten, die entweder durch Verwandtschaft und Sitten oder durch Lage und Klima die meiste Berührung oder Ähnlichkeit mit ihm zu haben scheinen.

Wir betrachten zuerst Teutschland oder Germanien, also das Land der teutschen Zunge, wozu dann die Schweiz und das Niederland mitgehören. Wo auf dem Lande die meisten freien Männer wohnten, da war von jeher die meiste Tätigkeit, Betriebsamkeit, Volkssinn, Tapferkeit und Auflehnung gegen Hudelei und Tyrannei. Wo die Bauern aber meistens Knechte waren und wenige große Herren auf Schlössern und Höfen von fünfzig bis hundertfünfzig Hufen Landes saßen, da waren immer die wenigsten und schlechtesten Menschen. Kein kühner Volkssinn, kein Gemeingeist, kein gewaltiger Trotz gegen Unterdrücker konnte da aufkommen. Diese Menschen, die nie einen männlichen Zorn, nie eine stolze Liebe, nie einen eignen Willen gefühlt hatten, lassen sich gleich ruhigen und geduldigen Schafen verkaufen, vertauschen, verschenken, abtreten, gehen von einer Regierung zur andern, von einem Herrn zum andern über, ohne daß weiter etwas gehört werde als höchstens eine leere Klage und ein leises Murren. Die Schweizer, die Franken, die Hessen, die Tiroler, die Holsteiner, die Friesen, die Niederländer — welchen stolzen und freien Sinn haben sie immer in Geschichten offenbart! — Man sagt, das macht die Luft der Berge und Hügel. Ganz recht. — Aber was macht denn die Sumpfluft von der Lippe bis an die Maas, und von der Weser bis an die Eider? Allerdings, herrlich ist die Kraft der Berge, das leichte, frische Element der Luft; sie gießen sich stählern in das Gemüt des Menschen ein. Aber ich will euch sagen, warum die Bewohner der Berg- und Hügelländer, der Marschen und Stromländer so rüstig sind. Diese Länder lassen die großen Herren mit Schlössern, Villen und Parken sich nicht so ausbreiten als die Ebenen. Daran liegt fast allein das ganze Geheimnis ihrer Kühnheit und Lebendigkeit. Aber den Hannoveraner, den Mecklenburger, den Pommer, den Märker, den Kursachsen, den Lausitzer, den Schlesier — wodurch und wofür soll ich ihn bewegen, wodurch soll ich ihm Trotz, Begeisterung, Todesmut, Zorn für sein Vaterland plötzlich einhauchen, da diese Gefühle nimmer durch seine Brust gezittert hatten? Denn er — ich spreche von den schlagfertigsten und schlagfähigsten Menschen, den Bauern — war ja durch seinen

Zuſtand von allen edlen und freien Gefühlen des Mannes und des Bürgers ausgeſchloſſen geweſen. Man ſage mir nicht, Norddeutſchland habe deswegen ſolche Kühnheiten und Aufwallungen nicht gezeigt, wie jene genannten, weil es größtenteils ein flaches, ebenes Land ſei, und weil es ſolchen Ländern eigen zu ſein pflege, trägere, gleichgültigere und reizloſere Menſchen zu haben als jene. Aber ich brauche ja nur das Niederland, das weſtliche Weſtfalen und das weſtliche Holſtein zu nennen; ich brauche nur die Namen Bataver, Frieſen, Sachſen, Flandrer, Dithmarſen zu nennen und auf den Geiſt hinzuweiſen, welchen ſeine Bewohner in älteren Zeiten, im Mittelalter und in den letzten Jahrhunderten bewieſen haben, um das Gewicht niederzuſchlagen, das man in dieſe Behauptung legt, obgleich einige Wahrheit darin liegt. Außerdem erinnere ich dieſe Behaupter, wenn ſie Geſchichte kennen, nur an den hartnäckigen und kühnen Trotz der Wenden, die vor tauſend Jahren gerade in dem Nordoſten von Teutſchland, an der Elbe und Oder und an den Oſtſeeküſten wohnten, und die von den immer nachrückenden Germanen nicht bezwungen wurden, ſondern ausgerottet werden mußten; denn einige wenige Reſte werden nicht gezählt. Seit ihrer Vertilgung hat nirgends in Germanien ſo harte Knechtſchaft geherrſcht als hier; in einigen Strichen faſt bis auf den heutigen Tag. Warum? das will ich unten weiſen. Auch bedarf es nur einer flüchtigen Anſicht der frühern und der jüngſten Geſchichten, die ſich in dieſen Landſchaften begeben haben, um das klar zu begreifen, was ich ſagen will, und worüber ich hier hinſtreifen muß.

Von allen europäiſchen Ländern, in mancher Hinſicht uns Germanen am verwandteſten, in anderer Hinſicht durch Sitte und Neigung von uns geſchieden iſt das Land, was nördlich über uns die Schweden und Normänner bewohnen. Dieſe Völker haben durch ihre abgeſchnittene Lage und durch den gnädigen Zufall das Glück gehabt, mit den Gebräuchen, Geſetzen und Einrichtungen fremder Völker nicht gemiſcht zu werden, und das Germaniſche in Sitten und Sprache hat ſich freier ausbilden können als in den meiſten andern Staaten germaniſchen Stammes, uns Teutſche ausgenommen. Auch hat das Germaniſche in dieſen beiden Ländern ſich herrlich entwickelt. Vor allen aber iſt die Freiheit behauptet worden. Denn das Lehnweſen iſt hier nie ausgebildet, und alle die mancherlei Knechtſchaften und Dienſtpflichtigkeiten, welche an demſelben hingen, ſind hier nie gekannt. Nie hat man hier Leibeigene geſehen, die wie Bäume und Pflanzen dem Boden angehörten, worauf ſie gewachſen waren. Höchſtens hat man in den frühern Zeiten wohl einige aus der

Fremde gekaufte oder im Kriege gefangene Sklaven gehabt. Gewiß ist das Element der Freiheit hier, nämlich Küsten, Berge, Hügel, Gewässer, ein frisches und stählendes Klima und eine Natur, die nur durch Fleiß und Arbeit bezwungen werden kann. Aber das meiste lag in dem Adel und dem Glück des Volkes, daß so viele kleine Männer mit Landbesitz sich behaupteten, als es heute noch am Tage ist. Norwegen, obgleich die Dänen an seiner Freiheit oft und viel gezwackt und gezwickt haben, wird doch noch meistens nach seinem alten Landrecht regiert und gerichtet und hat das seltene Glück, fast von lauter freien Bauern bewohnt zu sein, weswegen auch der Normann ein vor viellen andern biederes und tüchtiges Volk ist. Schweden hat mehr Adel, und dadurch mehr eitle und unklimatische, besonders französische Strebungen und Neigungen bekommen, als recht ist; aber der überwiegende Stamm von freien und selbständigen ackerbauenden Männern hat einen Geist der Bravheit im Volke erhalten, der es Faktionen, Getümmel, und Revolutionen hat verwinden lassen, woran andere Völker nicht bloß gekrankt, sondern gestorben sein würden.

England, das halb romanisierte, halb germanisierte England, steht in Europa schon durch seine Lage gleichsam als eine Welt für sich da, so wie es jetzt beinahe in aller Hinsicht in Verhältnissen steht, die fast nur ihm eigen sind und den meisten Völkern des festen Landes von Tage zu Tage fremder werden. England, das freie und auf seine Freiheit gebührend stolze England, scheint jetzt zu beweisen, daß ein Volk energisch, tapfer, freiheitliebend und freiheitbehauptend sein könne, ohne eben das zu haben, was in dieser Untersuchung unter freien Bauern verstanden wird. Denn allbekannt ist es, daß die alte englische Yeomanry, wofür Alfred der Große im neunten Jahrhundeerte zuerst das gemeine Landgesetz (common law) sammelte und gab, in dem größesten Teil Englands nach und nach eingeschmolzen ist. Denn nur hier und da wohnen noch einige freie Bauern (Yeomen); das übrige Land ist meistens in den Händen großer und reicher Besitzer: wenn man die ärmeren, gebirgichten und sumpfigen Gegenden von Wales, Cornwallis und Yorkshire ausnimmt. Die schottischen Hochländer sind von den ältesten Zeiten her von ihren Lairds sehr abhängig gewesen, und ihr Zustand ist in den neuesten Zeiten noch schlimmer geworden; weswegen dieses arme Land, das nur dem Freien lieb werden kann, jährlich viele Bewohner verliert, von welchen die meisten nach Nordamerika und den Kolonien auswandern. Auch der irische Bauer ist mehr knechtisch als der englische, so wie er ungebildeter und

plumper iſt. In einem Lande wie England tut das Element viel, wodurch es ſeine unermeßliche Welttätigkeit gewonnen hat, und welches einen trotzigen und gefahrenverachtenden Sinn, und mit der Kraft und Betriebſamkeit, die es weckt und unterhält, einen Stolz und eine Zuverſicht erzeugt hat, die allen Gefahren von außen kühnlich zu trotzen verſprechen. England ſcheint ſchon ein Beiſpiel zu ſein von dem, was oben erwähnt ward, ein Volk oder ein Zeitalter könne eine ſo gediegene geiſtige und künſtliche Tätigkeit gewinnen, daß ſie gleichſam ein Erſatz desjenigen ſei, wodurch die alten Völker gemeint, ſich zu erhalten, und wodurch, wie ich zu meinen ſcheine, die neueſten Völker am ſicherſten und natürlichſten erhalten würden: ein Erſatz nämlich einer großen Zahl freier Bauern. Ich geſtehe gern, nicht nur, daß es ſo ſcheint, ſondern, daß es wirklich ſo iſt. Denn für dieſen Augenblick lebt gewiß kaum ein Engländer, ſelbſt ein völlig Beſitzloſer, der für ſein Vaterland nicht ebenſo hartnäckig ſtreiten und ſterben würde als der freieſte Bauer in Siebenbürgen, Schweden und der Schweiz. Aber dieſer Zuſtand Englands, eben weil er auf künſtlichen und geiſtigen Mitteln und Trieben ruhet, kann nicht immer währen; dahingegen alles Natürlichgewordene und Natürlicheingerichtete bleibend und zuverläſſig iſt. Es iſt nicht unmöglich — wenigſtens wollen wir es einmal gelten laſſen — daß England ſein See- und Handelsübergewicht noch ein halbes Jahrhundert und vielleicht noch länger behaupte; aber doch muß es früher oder ſpäter aufhören, wenigſtens außerordentlich eingeſchränkt werden. Wer durchſchauet die Zukunft und ihre Revolutionen und Begebenheiten? Aber ohne große Prophetengabe darf man ſagen, daß nach fünfzig Jahren Amerika viel unabhängiger, wo nicht ganz unabhängig von Europa, und alſo auch von England ſein wird; in Oſtindien und ſeinen Inſeln kann die Zeit oder die kühne Idee und das geſchwinde Glück eines Eroberers alles oder doch das meiſte ändern; Europas Staaten ſelbſt können durch eigene Bildung und Betriebſamkeit von England immer freier werden. Wenn alles dies, oder wenn hievon nur ein großer Teil geſchieht, dann wird England wieder mehr auf ſich ſelbſt zurückgeworfen. Wir wollen ſehen, wie es ſich dann tragen wird. Freilich, durch ſeine Lage und ſein tüchtiges Volk immer eines der erſten Seevölker, wird es mit dem Verluſt der Weltreichtümer von ſeinem Trotz und Stolz doch viel ablaſſen müſſen; manche Einrichtungen, worauf jetzt ſeine Macht mitberuht, werden in ſich ſelbſt verſinken; manche Kanäle der Tätigkeit und des Erwerbes werden vertrocknen; dieſe beſitzloſe Menge, die nun auf Weltflotten ſchwimmt und in Weltfabriken arbeitet, wird in

gemeiner Arbeit und Bedürftigkeit sich beklemmt fühlen, und der kühne Mut und der freie Geist werden schon herunter müssen: denn die Großen besitzen ihr Land, und um die Erde und ihre Schätze ringen andere Völker glücklich mit ihnen. Dann ist die Zeit da, wo England es empfinden wird, daß die freien Bauern dahin sind. Denn auch jetzt ist es nicht wahr, daß Englands Boden in Europa am besten bebaut und benutzt ist. Dies gilt nur von einigen Provinzen; und was einige Große und Reiche Treffliches und Gemeinnütziges getan und eingerichtet haben, das haben andere Narren oder Wüstlinge durch Anlegung von Parken, Wildbahnen und Pferdeweiden reichlich wieder verdorben.

Über Polen und Rußland, die mit uns klimatisch so ziemlich unter einer Linie fortlaufen, kann man nur einen langen Strich ziehen. Polen hat sich sein Schicksalslos selbst gezogen. Man kann vielleicht wieder eine polnische Monarchie machen; aber die Kunst, ein polnisches Volk zu machen? und wie soll die Monarchie stehen ohne ein Volk? Weil die polnischen Magnaten keine freie Menschen neben und unter sich dulden wollten, so widerfuhr ihnen, was recht war. Das ist der Sinn ihres Schicksals bis auf die neueste Zeit. Denn Freiheit wird nur durch Sinn der Gerechtigkeit gewonnen und behauptet. — Was Rußland künftig sein soll, steht bei den Russen selbst. Wollen sie aber die Bauern noch länger als viehische Sklaven behalten und behandeln, so wollte ich ihnen wohl vorhersagen, was sie sein werden.

Alles dies bisher Angeführte beweist wohl nicht alles, aber beweist doch viel von dem, was dadurch bewiesen werden soll. Aber der eine große Hauptgrund der Sache vor vielen andern triftigen Gründen, den das Schicksal aller Staaten bestätigt und alle tüchtige Regenten erkannt haben, ist die Stärke und Verteidigung, welche der Staat in dem Maße gewinnt, wie er mehr freie, und also freigesinnte Bauern hat. Auch waren alle wahrhaftig gescheite und tüchtige Regenten immer Freunde der Bauern und Beförderer der Bauernfreiheit, als da sind: Ludwig der Zwölfte, Heinrich der Vierte von Frankreich; Friedrich der Weise, Ernst der Weise; der große Kurfürst Friedrich Wilhelm und die Könige Friedrich Wilhelm der Erste und Friedrich der Große von Preußen; die Könige Christian der Zweite, Christian der Vierte von Dänemark; die Könige von Schweden, Karl der Zehnte, Karl der Elfte, Gustav der Dritte; die Kaiser von Teutschland, Maximilian der Erste, Maximilian der Zweite, Maria Theresia, Königin von Ungarn, und ihre Söhne Leopold und Joseph.

Ich will deswegen und muß ſo wollen, daß wenigſtens die Hälfte aller Grundſtücke eines Landes von freien Bauern bewohnt werde.

Wie? die Hälfte aller Grundſtücke? ruft man. Nun, da wird der Staat ſehen, wie er ſich trägt. Denn erſtlich wirtſchaftet der Bauer ſchlecht; zweitens kann er, auch wenn er das beſſern will, der Sache nicht ſo zu Kopf kommen als ein größerer Beſitzer; drittens hält er gewöhnlich zu viele unnütze Menſchen und Vieh, daß er ſelbſt auffrißt, was er erzeugt; und viertens, warum er ein beſſerer und braverer Soldat ſein ſollte als der Sohn des Edelmanns und Amtmanns, das ſehen wir in nichts anderem als in dem Gewöhnlichen unſerer Revolutionszeit, wo man die Großen klein zu machen ſucht, um die Kleinen groß zu machen.

Der Bauer wirtſchaftet ſchlecht. Freilich tut er das faſt durchgehends, wo er nur als Knecht oder als Geduldeter ſitzt, wo er fronen und Hofdienſt tun muß und auf ſo vielerlei Art geſchoren und geplackt wird, daß er nie zu einem ruhigen Menſchengedanken kommen kann. Auch wo er frei iſt, geht er nicht ſo geſchwind in Verbeſſerungen als der aufgeklärtere Edelmann, Pächter, Beamte. Aber wer ſchwäbiſche, gothaiſche, niederländiſche, frieſiſche, ſchwediſche Bauren geſehen hat, ſpricht nur: Manche Bauern wirtſchaften ſchlecht, und manche Herren tun das ſo mit.

Der Bauer kann, auch bei dem beſten Willen, der Sache nicht ſo zu Kopf kommen als der größere Beſitzer. Dies will wohl ſagen, aus Mangel an Hilfen und Zugängen kann er ſo gut nicht wirtſchaften als der größere Eigentümer. Hie und da kann dies allerdings wahr ſein, wenn von rechten Magnaten und Herren die Rede iſt. In der Regel aber möchte die Sache auf die Seite des freien Bauern umſchlagen. Sei der Bauer gleich verſchuldet, ſo iſt die eigne Arbeit ſeiner Hände ſchon ein großes Kapital, das er mit in das Gütchen ſteckt, und wenn er fleißig iſt, kann er ſich weit mehr auf das Reine arbeiten als der verſchuldete Herr, der mit ſeinem viel größeren Beſitz natürlich in weit ſchwierigeren Verwickelungen ſteckt. Sieht man die Erfahrung an, ſo hat man gefunden, ſelbſt vor dieſer letzten unglücklichen Zeit, daß die meiſten Beſitzer großer Güter ein unverhältnismäßig kleines Kapital darin hatten und alſo, auch bei dem beſten Willen und Einſichten, immer nur mittelmäßig wirtſchaften konnten. Wie es gegenwärtig leider mit vielen ſteht, iſt zu traurig bekannt, als daß ich daran erinnern dürfte. Der kleine Beſitzer erholt ſich leichter nach großem Unglück, als Hagel, Flut, Feuer, Krieg; der Große muß ſeinem Eigentum entweder

den Rücken zukehren oder in einer kümmerlichen Wirtschaft vielleicht dreißig, vierzig Jahre so fortquienen und für die Kehrung der ersten Not über die nächste Arbeit so oft hinhümpeln.

Der Bauer hält zuviel unnütze Leute und Vieh, so daß er gewöhnlich auffrißt, was er erzeugt. Das ist da allerdings wahr, wo er weder Lust noch Sicherheit des Erwerbes, und also auch kein Nachdenken und Fortstreben hatte, sondern nach dem alten Schlendrian und nach alter Großvaterweise so fortgetrieben ward. Aber sieh den Marschbauern in Friesland und Dithmarsen, sieh den Bauern um Erfurt und Ulm — da ist alles anders. Wieviel Korn führt nicht Schwaben aus! und doch sind seine meisten Grundstücke bäuerlich oder doch bauernähnlich klein verteilt.

Wir sehen nicht, warum der Bauer ein braverer und besserer Soldat sein sollte als der auf dem Lande geborne und erzogene Sohn des Amtmanns oder des Edelmanns oder eines andern Ehrenmannes. Ich habe nicht gesagt, daß er das ist. Aber wo zehn Amtleute oder Edelleute als Herren wohnen wollen, da wohnen oft zweihundert freie Bauern. Diese freien Bauern geben mir also auf gleichem Flächenraum zwanzigmal so viele brave und tapfere Landesverteidiger als die Amtleute und Edelleute. Und auf die Menge rüstiger Männer kommt es mir sehr an; denn ich will mein Vaterland auch verteidigen können.

Einer der großen Punkte, warum ich so warm für die lieben Bauern spreche, ist endlich noch der, daß der Bauer nicht allein jederzeit der fähigste ist, die Waffen für sein Land zu führen, sondern daß er auch immer der bereiteste ist, es zu tun. Je mehr freie Bauern ein Land zählt, desto schwerer ist es zu unterjochen; je mehr große Herren es hat, desto leichter. Dies stelle ich als etwas Ausgemachtes hin. Die Geschichte hat es bewiesen; auch aus dem menschlichen Gemüte ist es zu beweisen. Denn Satire soll es wahrhaftig nicht sein, dazu sind die Zeit und die Sache zu ernst und bedeutend.

Erstlich ist der Bauer noch der Mensch des vollen Gefühls, nicht der Mensch des leeren Gedankenspiels. Sein Herz wird eher warm als sein Kopf, und er handelt nach diesem Herzen. Er liebt und haßt noch frisch und menschlich; er ist durch jeden menschlichen Trieb, durch jede allgemeine Anregung leicht zu bewegen, in einem dunkeln Wahn sich in die bodenloseste Gefahr zu stürzen; wieviel mehr denn, darauf einzugehen, wenn noch Hoffnung schimmert. Und ist nicht der kühne Untergang für einen edlen, wenngleich hoffnungslosen Wahn schon rettungs-

voller und befreiender als ein kluges und ſchlaues Leben? Denn dort ſtirbt ein Menſch im Gefühl für das Ewige, hier lebt ein Tier im Dienſt des Gemeinen. — Zweitens geht er auch ſicherer mit als der Herr oder der große Beſitzer; denn wenn er alles verliert, was er verlieren kann, ſo verliert er nie ſo viel als dieſer. Er kann, wie wir eben hörten, ſich leichter erhalten; auf jeden Fall, wenn er lebt, bleiben ihm ſeine geſunden Hände zur Arbeit. Das weiß er, und es iſt ein Großes, daß er das weiß.

Der Reiche und Verfeinerte urteilt, wägt und erwägt ſchon mehr; wägt oft unrichtig; und hemmt und erkältet dadurch die Tatenkraft, die ſonſt blitzgeſchwind und raſch durchgefahren wäre und vielleicht herrliche Schläge für das Vaterland getan hätte. — Aber ſelbſt wenn die Großen und Reichen für ihr Vaterland alles tun und aufbieten wollen; es ſind zwei Umſtände, ein moraliſcher und ein phyſiſcher, daß ſie nicht ſo friſch dreinfahren können wie die freien Bauern und die kleinen Beſitzer. Durch dieſe beiden Umſtände iſt der Feind nach einer oder zwei gewonnenen Hauptſchlachten faſt immer der leichte Herr eines Landes, das nur große Güter hat. Mächtig auf die meiſten Sterblichen wirkt das Eigentum. Dies tut es auf den Bauern wie auf den Herrn; doch mehr auf letzteren, weil er, wenn er alles verloren hat, hilfloſer iſt als der Bauer. Der Bauer kann ſich immer noch wieder erholen, der große Beſitzer nicht, wenn der Feind wütig ſein will: der Bauer iſt nur ein armer Mann geworden, der Herr ein Bettler. — Ferner, wenn der Herr auch will, was der Bauer, beſonnen, kühn, und alſo beſſer will als jener, ſo iſt es dem Feinde leicht, ihn zu zügeln und zu belauren. Denn das Treiben von fünfhundert und tauſend Männern kann ich überſehen und beſtrafen; nicht ſo das von zwanzigtauſend oder fünfzigtauſend. Dies iſt der große Unterſchied. Denn wo die Hälfte der Landbewohner freie Bauern ſind, darf nichts geſchehen, was den wilden Bienenſchwarm noch gefährlicher mache.

Damit nun wenigſtens die Hälfte der Bewohner meines Landes freie Bauern ſei'n und bleiben, ſo muß ich etwas Ähnliches wollen, als wir in allen alten Freiſtaaten finden, nämlich leges agrariae oder Ackergeſetze, obgleich nicht mit der Strenge der Gleichheit, wie das Geſetz es bei ihnen beſtimmte. Dies iſt durchaus notwendig in Ländern, die große Blachfelder und Ebenen haben. Minder oder gar nicht nötig iſt es in Berg- und Hügelländern, oder in ſolchen, die von Strömen, Seen und Kanälen vielfach durchſchnitten ſind; denn dort werden freie Bauern oder ſolche, die ihnen ähnlich ſind, nie verſchwinden. Man verſtehe

mich recht. Immer mögen Berg-, Hügel-, Küsten- und Inselvölker gerührer, frischer, trotziger, und also freier sein, als die auf weiten Flächen und Ebenen in schwerer Luft und in einem engen Gesichtskreise wohnen; aber es ist nicht allein Adel und Stolz der Gesinnung, was diese frei erhält, sondern eine Naturnotwendigkeit, welcher der Mensch nicht nachzuhelfen braucht. Wo hohe Berge vortreten, Hügel und Anhöhen durchlaufen, Ströme und Kanäle durchschneiden, da ist es weder so leicht noch so lustig als auf Ebenen, sich in großen Besitzungen auszubreiten; da setzt die Natur selbst Grenzen, welche menschliche Willkür so ungern setzt. Daher in solchen Gegenden die kleinen Güter, und daher die Fortdauer so vieler unabhängigen Freien. Aber die weiten Flächen mit Wäldern und Wiesen und Feldern geben der Begierde Raum, und ohne Hindernis kann sie sich auf Meilenweite ausdehnen, und tut es, wenn sie darf. Daher sieht man auch auf allen Ebenen die unverhältnismäßig großen Güter. Man braucht Teutschland nur anzusehen, um die Sache sogleich zu finden. Ich habe die Länder oben genannt. Dasselbe findet in England so sehr statt, welches meistens ein ebenes Land ist; dasselbe in dem flachen Dienstbarkeitslande der fronbedrückten Sarmaten. Geht man nach Schweden, so erscheint es auch dort so. Schonen ist fast nur Ebene, Westgotland ist es größtenteils. In diesen beiden Provinzen findet man sehr große Güter, fast wie in Mecklenburg und Pommern; aber da findet man auch die schlechtesten, knechtischesten und ärmsten Bauern, und überhaupt den schlechtesten Ackerbau. Meint man, wenn nur die möglichst allgemeine Freiheit des Eigentums gestiftet werde, so werde in jedem Staate das Verhältnis der verschiedenen Stände sich schon von selbst finden, so heißt das doch offenbar, den Staat wie ein blindes Pferd auf gut Glück fortspornen. Denn ich behaupte, in Ländern, wo die Natur nicht kleine Besitze einteilt, muß die Kunst, d. h. die Regierung, einen Teil des Bodens dazu einteilen. Dies heißt nicht die Freiheit einschränken, sondern die Freiheit begründen. Wir haben gesehen, was in Rom vormals geschah und jetzt in England hier und da erscheint. Was kümmerte es die Nachkommen des Krassus und Lukullus, ob in Italien zehen oder zwölf Meilen Land als Lustwälder und Wildbahnen wüste lagen? sie hatten in Epirus, Syrien, Ägypten, Afrika ihre Güter, woher ihnen Gold und Silber und alle Lebensbedürfnisse flossen. Was kümmert dasselbe die Erben eines Lord Clive, Hastings, ja selbst eines Bedford? Denn war der Vater edel und bürgerlich gesinnt, der Sohn kann ein Dummkopf oder Narr sein und zerstören, was jener angerichtet, wüst machen, was jener urbar gemacht hat.

Denn 10000 oder 20000 Pfund Sterl. mehr oder weniger Einkünfte — was fragt er darnach? — Wir haben geſehen, was in den letzten dreißig Jahren in Mecklenburg und dem ſchwediſchen Pommern geſchah. Der amerikaniſche Freiheitskrieg, mehr noch der franzöſiſche Revolutionskrieg warfen Gold an den Küſten dieſer Länder aus. Nun, bei den ins Ungeheure hinaufgetriebenen Kornpreiſen wollte alles Güter beſitzen, ſich vergrößern und abründen und wie ein Herr und Baron leben: und ein Bauerdorf verſchwand nach dem andern, und zuletzt wäre kein einziges übriggeblieben, wenn ein größeres Unglück der letzten Jahre dieſe Wut nicht etwas gehemmt hätte. Der unglückliche König von Schweden, Guſtav der Vierte, war dabei, ſeinen pommerſchen Bauern nach ſchwediſcher Art Selbſtändigkeit und Freiheit zu ſchaffen, als auch dies wohltätige Werk in ſeinem traurigen Verhängniſſe mit unterging. Kurz, es bedarf nur irgendeines zufälligen Triebes, eines ungewöhnlichen Zuſtrömens von Geld, nur drei oder vier überreiche Nabobs, die eigene Schlöſſer, Jagden und Wüſten haben wollen, ſo verſchwinden die kleinen freien Männer auf der Ebene, wenn kein ausdrückliches Geſetz für ſie wacht.

Viele werden mir ſagen, mit dem Namen freie Bauern ſpiele ich nur mit Worten; denn der Sohn jedes Tagelöhners, jedes kleinen Inſten oder Katenmanns, die nun nicht mehr leibeigen, werde einen ebenſo rüſtigen und tüchtigen Vaterlandsverteidiger abgeben als der Sohn des reicheren und unabhängigeren Bauern. Ich leugne das nicht, was Fleiſch und Beine betrifft, obgleich die Söhne des Bauern wohl etwas tüchtiger ausgefüttert werden als die Kinder jener eben Genannten. Aber Fleiſch und Bein iſt mir nichts nütze, ſondern den lebendigen Geiſt will ich, ſtolzes Herz, freien Männerſinn, freie Männerkraft: das will ich, was das tote Fleiſch beſeele und Atem und Kraft in die ſtarren Gebeine blaſe. Eigner Herd iſt Goldes wert, für jede Tugend, auch für die Freiheit und Männlichkeit. Dieſer lebendige und belebende Geiſt erwächſt allein an einem eigenen freien Herde, und ſei er der ärmſte, und eſſe ſein Beſitzer, wie der Römer Kurius weiland, an ſeinem Feuer nichts als gebratene Rüben. Ein von Jugend auf und in den erſten Verhältniſſen des Lebens dienſtbarer und abhängiger Menſch erlangt nimmer, was dieſer von ſelbſt gewinnt. Denn freilich die Furcht haben wir nicht, daß unſre Herren ihr Geſinde künftig noch ſklaviſch behandeln werden, was das Zeitalter überhaupt ſchon längſt verdammt hat.

Betrachtet man nach dieſen Anſichten, die doch nicht bloß

leere Luftgespinste sind, den preußischen Staat, so gilt von ihm größtenteils, was wir von Ebenen gesagt haben; und ich meine, es wäre nichts Überflüssiges, wenn sowohl für die Erhaltung als Stiftung von Bauerhöfen und kleinen Gütern durch ein Gesetz gesorgt würde. Denn dieser Staat, der den heiligen Willen der Gerechtigkeit ausgesprochen, hat damit auch die heilige Pflicht ausgesprochen, für seine Erhaltung alles zu tun. Und einleuchtend ist doch wohl gezeigt, daß ohne einen freien Bauernstamm, der durch seine Menge auch Gewicht habe, nie eine feste Dauer noch unerschütterliche Verteidigung eines Staates war.

Aus diesem Königlichen Edikt geht klar hervor, daß seine großen Zwecke sind, dies Schwankende und Zwingende des Eigentumsrechts aufzuheben und die Kleinen und Vergessenen im Volke zu verbessern und zu veredeln. Dies kann nicht durch Machtsprüche geschehen noch durch Gewaltstreiche. Denn jedes mehr oder weniger revolutionäre Unrecht rächt sich unerbittlich an seinem Urheber, sei dieser ein Volk oder eine Regierung. Sondern es kann nur geschehen und soll nur geschehen durch die stille Anerkennung der Notwendigkeit und durch die schöne Übung der Tugenden, welche Milde, Mäßigkeit, Vaterlandsliebe und Menschenliebe einflößen. Jeder edle und biedere, jeder tätige und denkende Mann wird dadurch stillschweigend aufgefordert, für ein liebes Vaterland das Seinige zu tun und zu raten; denn der Wille der besten Regierung ist nichts ohne die Hilfe und Unterstützung der besten Bürger. Einige haben gegen das Edikt eingewandt, durch die völlige Freiheit eines jeden, alles zu erwerben und zu besitzen, werde der Adel allmählich ausgehen und die Folgen davon werde der Staat empfindlich fühlen. Auch wegen der Majorate hat man Erinnerungen gemacht. Darüber zwei Worte.

Offenbar sind in dem Edikt alle dinglichen Rechte so sehr geehrt, als die Not der Zeit sie ehren läßt; aber über die persönlichen Rechte scheint es hie und da absichtlich hingeschlüpft zu sein und nicht haben aussprechen wollen, was vielleicht schmerzen würde, und was anderweitig gewaltiger und lauter ausgesprochen ist, nämlich mit den Donnerstimmen des Zeitgeistes, welcher die eiserne Notwendigkeit erklärt hat, daß erbliche Privilegien und Vorrechte der Personen aufhören müssen. Die besseren aller Völker und Stände haben es gefühlt und begriffen, und Selbstsucht, Kleingeisterei und Kleinmeisterei, Gewohnheit und Vorurteil, die das Alte, auch das schlechte Alte, so ungern fahren lassen, werden vergebens gegen diese allmächtige Gewalt arbeiten. Denn blutig schüttelt der Riese die liliputischen Zwerge

ab, wenn es ihnen auch auf Augenblicke gelingt, ihn mit ihren tauſend kleinen Bindfädchen zu feſſeln. Was der Staat durch das allmähliche Ausſterben des Erbadels leiden, und wie er es empfindlich fühlen werde, ſehe ich nicht. Denn alles, was veraltet iſt, was aus der Zeit kein Leben mehr ſaugt, was mit den Bedürfniſſen und Einrichtungen der Zeit in keinem notwendigen Zuſammenhange mehr ſteht, vergeht, wenn man den Dingen ihren Willen läßt, nach dem Lauf der ganzen Natur immer ganz ſtill von ſelbſt.

Auch für die Majorate iſt geſprochen aus mehr und minder triftigen Gründen. Mich dünkt, die Stiftung der Majorate, an ſich betrachtet, iſt ein Eingriff in die höchſte Macht, die ein einzelnes Mitglied des Staats ſich anmaßt, was nur allen insgeſamt gehört, oder was von allen auf die Majeſtät des Regenten übertragen iſt: die geſetzgebende Macht. Sind nicht in allen Ländern Majorate zum Teil aus bloßen Narrheiten und Grillen entſtanden und oft mit der größten Narrheit eingerichtet und verwaltet? Und doch hat der Staat ſich ſolche Vorgriffe in die Zukunft, ſolche ſeinem großen Zweck oft völlig widerſprechende Einfälle einzelner gefallen laſſen. Selbſt wenn Majorate und ihr Zweck und ihre Einrichtung völlig gleichen Schritt mit dem Zeitalter gingen, ſo bliebe ihre Errichtung nicht weniger bedenklich. Denn nach dreißig oder fünfzig Jahren kann die Welt auf ganz neuen Wegen und nach ganz neuen Seiten hin ſtreben; und was fange ich da mit dem an, was für die Ewigkeit befeſtigt und gebunden ſcheint? Man führt für die Majorate gewöhnlich zwei Gründe an, die alle ihre Gegner zu Boden ſchlagen ſollen.

So lautet der erſte:

Es iſt gut, ja es iſt notwendig, daß in einem Staate einige Familien ſo feſt auf Eigentum begründet ſtehen, daß es mit allem Willen der Beſitzer nie verloren gehen kann. Dies wird Gelegenheit geben zu Unternehmungen, Verſuchen, Einrichtungen, die mit einem kleineren oder mit einem doch immer wechſelnden Vermögen ſich nie ausführen laſſen. Man weiſt uns da auf England hin, und auf das, was die Arundel, Bedforte, Bridgewater, Derby, Sinklair für die Wiſſenſchaften, den Ackerbau und die Betriebſamkeit ihres Vaterlandes getan haben. Das iſt unleugbar. Aber dieſe Bedforde, Arundel, Bridgewater haben Narren oder Dummköpfe zu Erben — wie ſteht es dann mit den unermeßlichen Gütern und der ungeheuren Vermögenmaſſe? Da verliert der Staat in fünfundzwanzig oder fünfzig Jahren, die ſolche Drohnen oder Zerſtörer durch leben können, dreimal ſoviel, als jene wackeren und geſcheiten Beſitzer ihm nützten.

Dies ist bei allen Majoraten und ungeheuer aufgeschwollenen Gütermassen jeden Tag zeigbar; und dann erscheint der Unterschied recht grell. Denn können oder wollen die kleinen und mittelmäßigen Besitzer nur eng und alltäglich wirtschaften und ihre Kräfte gebrauchen, so erzeugen sie doch immer etwas; denn sie müssen entweder arbeiten oder verhungern. Jene Größesten und Reichsten aber können faulenzen, ja sie können zerstören; und für die Übung ihrer Torheit und Schwelgerei behalten sie doch immer genug. Dies sieht man in England am grellsten; dies kann man, wenn man will, auch in Hannover und Mecklenburg sehen. Ja, wenn edle und gescheite Väter immer solche Söhne hätten! Aber der zu gewisse Besitz ist ein Teufelsruhekissen aller Faulheit und Nichtigkeit. Denn steigen in den großen englischen Familien die jüngeren Söhne nicht gewöhnlich über die ältesten hinaus? In Schweden, wenn man über diesen und jenen Mann von Geburt, über seinen Charakter, seine Fähigkeit usw. etwas fragt, bekömmt man oft die sprichwörtlich kurze Antwort: es ist ein ganz guter Mann, aber freilich ist er Majoratsherr. Überhaupt, wenn der Staat nur volle Freiheit läßt, wird es nie an Männern fehlen, die sowohl die geistigen als physischen Mittel haben, das Nützliche, Gute und Schöne in größeren Betrieben und Versuchen darzustellen und zu erschaffen; und der bewegliche und gerührige Geist, der nun einmal in der Welt ist und sie nicht mehr verlassen kann, wird ihr Wirken und Streben, wenn es wirklich klug, edel und groß war, schon durch die Volksweite, ja durch die Weltweite verbreiten.

So lautet der zweite:

Majorate sind notwendig für die große Darstellung einer Monarchie. Diejenigen, welche sich so gern auf die Erfahrung berufen, mögen Montesquieu lesen und hören, was er über die Notwendigkeit und Wichtigkeit des Erbadels in einer Monarchie sagt; und wie der stufenweise herabfließende Glanz von dem Herrscher durch seine Prinzen und Barone bis auf den kleinsten Edelmann, und von ihm wieder bis auf die ihm nächste Bürgerklasse herabgespiegelt werden müsse, damit das Ganze sich in einer Kette halte und zusammenbinde. Denn wenn der Erbadel, besonders wenn der große Adel, der Majoratsadel, aufhört, woher sollen die Fürsten diejenigen nehmen, welche würdig und edel um ihre Person stehen können? Denn das Vornehme und Adlige lernt sich nicht; es wird mitgeboren oder doch von Kind auf durch edle und stolze Umgebungen und hohes und unbeschränktes Leben so eingeimpft, daß es endlich dasteht, als sei es mitgeboren. — Diese Ansicht ist alt und wirklich veraltet.

Montesquieu war ein vortrefflicher Kopf, ein edler Menſch; aber doch ſah er alle Dinge mit franzöſiſchem Maße an und konnte nicht dafür, daß er ſie ſo anſah. Denn nur das Logiſche und Mechaniſche gehört den Franzoſen; die Überſchwenglichkeit des Geiſtes und die Tiefe der Idee hat Gott ihnen verſagt. So iſt z. B. Montesquieus Hauptbegriff der Monarchie der größte Schimpf, den man auf die Menſchheit werfen kann, der, wenn er wahr wäre, uns alle unwiderſprechlich zu Tieren verdammte. Aber er urteilte nach dem, was bisher geweſen war, nicht nach dem, was einſt werden ſoll. Er ſagt: Ehre, Ehre allein — nicht Menſchenehre, ſondern Perſonenehre, alſo Wahnehre — Ehre und ihr Trieb, iſt das große Leben aller Monarchie: damit alle Tugend und Hoheit aufhebend, alles Leben und Tun allein für die ewige Gottheit und die unſterbliche Menſchheit. Denn warum laufen wir nicht ſogleich wieder in die Wälder zu den Beſtien, wenn wir glauben, daß Menſchenehre oder Gerechtigkeit und Tugend nicht der Lebensgrund der Monarchie werden und ſie ſicherer erhalten könne als das, was ſich aus dem Feudalweſen als adlige oder ritterliche Ehre entwickelt hat? ein Ding, das, wenn es auch was Großes wäre, ſeit ein paar Jahrhunderten ſehr ſpärlich erſchienen iſt. Aber ich denke, der Monarch ſteht am ſicherſten und herrlichſten, ja er ſteht gleich der Gottheit von Stufe zu Stufe der Tugend abgeſpiegelt, welcher von dem Glanz des höchſten Verdienſtes bis zu dem Schimmer des Kleinſten herab ſich zuletzt in dem Alleben und in der Alliebe ſeines glücklichen Volkes verliert. Was endlich das unberufene Vornehme und Adlige betrifft, jene äußere Darſtellung und Adligkeit, die ſich nicht leicht lernt, ſondern als etwas Überaußes mitgeboren oder doch von Kindheit auf eingeimpft wird, ſo wäre darüber viel Sonderliches zu ſagen. Das Wort Edel gehört der Menſchheit zu, das Wort Vornehm nicht: vielmehr muß es mit dem Sinn, den es bisher gehabt hat, aus der Welt und aus der Sprache heraus, denn es bedeutet einen Menſchen oder eine Art, die ſich auch äußerlich vor andern Menſchen und Arten etwas herausnehmen: es bedeutet einen Übermut. Denn wenn man von einem Manne ſagt, er ſieht vornehm aus, ſo will man doch offenbar ſagen, es liege in ſeiner Haltung und Gebärde etwas, das bezeichne, er ſtehe außer oder gar über dem Volke; welches beides gleich ſchlimm iſt. Edel hingegen iſt ein edles Wort; es ſteht in der Menſchheit Mitte und bezeichnet das Höchſte und Beſte des Geſchlechts. Ein edler Menſch iſt derjenige zu nennen, der ſolches in Haltung und Gebärde ausdrückt oder durch ſein Wirken und Tun offenbart. Edel kann der Bauer

ſein, wie der Baron; aber vornehm kann er nicht ſein, denn das muß freilich gelernt werden. Edle Menſchen werden immer würdig um Könige und Fürſten ſtehen, und ich will freie Bauern finden, deren Umgebung ſie ebenſo gut kleiden ſoll als die Umgebung der freien Freiherren. — — Und überdem, das, wovon hier geredet wird, iſt nicht einmal teutſch, ſondern fremd; deswegen kleidet es den Teutſchen gewöhnlich ebenſo ſchlecht, als es den Franzoſen vielleicht gut kleidet. Die teutſchen Herren, welche davon ſprechen und darin ein erhaltendes Geheimnis der Monarchie finden, ſind vielleicht in Paris geweſen. Haben ſie denn nicht geſehen, wie man auf den Vaudevilletheatern die teutſchen Baronen — und nicht immer ganz übertrieben — dem Volke zur Beluſtigung einherſtrotzen läßt? Und wahrlich, dieſe vornehmen Hohlfiguren waren bisher an allen teutſchen Höfen zu ſehen in einer lächerlichen Steifheit, Nichtigkeit und Albernheit. Denn Gott hat uns Teutſchen viel Gutes gegeben; aber nicht die Gabe, mit unſerm Leibe zu ſpielen: ſobald wir das anfangen, werden wir Affen. Was uns kleidet, iſt Ernſt, Geradheit, Wahrheit; und dieſe ſtellen endlich edlere und ſchönere Geſtalten um die Fürſten hin als alle überalpiſche und überrheiniſche Beweglichkeit und Gewandtheit. Uns liegt ein großes Beiſpiel nah, das Beiſpiel von England, wo bisher die beſte europäiſche Monarchie beſtanden hat. England hat einen darſtellenden hohen Adel aller Grade, und mehrerer Grade als Teutſchland. Aber dieſer Adel hat nichts von der Art Darſtellung, wovon hier geſprochen wird, nichts von jener äußeren Geſchmeidigkeit, Gewandtheit, Albernheit; ſondern wer England ſah, erzählt, daß der ruhige und ſtolze Bürgerſinn, und alſo auch die Bürgerdarſtellung, alles durchdrungen hat. Denn der Admiral ſieht äußerlich aus wie der Matroſe, der Lord trägt ſich wie der Buchbinder, der Biſchof wie der Küſter. Was jeder an innerer Darſtellung oder innerer Bildung hat, das iſt eine Sache für ſich. Aber die königliche Majeſtät in England iſt die höchſte, die Ehrfurcht und Ehrfurchtsbezeugung der Prinzen und Herren an ſie die tiefſte. Und ſo wird der König durch den Sinn und das Herz aller getragen, nicht durch den Lügenſchein und die Gaukelei fremder Nebendinge, die, wo die Tat angeſprochen wird, Undinge ſind.

Ich wünſche alſo, daß das Vaterland, oder — was dasſelbe iſt — die väterliche Regierung, ſo ſehr es möglich iſt, die Hälfte der Grundſtücke des Landes in bäuerliche Güter verwandle, und zwar ſo verwandle, daß zufällige Strebungen und Einflüſſe von Welt- oder Volkstätigkeit, zufällige Zuflüſſe ungewöhnlicher Reichtümer die kleinen Güter nicht wieder zu großen zuſammen-

ſchlagen. — Unter einem Bauergute oder Bauerhofe verſtehe ich einen ſolchen, der durch ſeinen Ertrag keinen Herrn ernähren kann, ſondern wo Fleiß, Arbeitſamkeit und Mäßigkeit durchaus notwendig ſind, wenn ſein Beſitzer nicht ein Bettler werden will; ich verſtehe alſo ein ſolches Landeigentum, das von 25 Scheffeln bis drei, vier Laſten jährlicher Ausſaat ſich beläuft, Wald, Wieſen, Fiſchereien, wenn ſie ſich finden, verhältnismäßig dazu gerechnet: denn ein Hof mit einer halben Laſt jährlicher Ausſaat und mit Wäldern und Wieſen von einer halben oder ganzen Meile im Umfang wäre allerdings ſchon ein Herrenſitz. Solche Güter nun, die entweder ſchon ſind oder gemacht werden können, ſollen nimmer zuſammengelegt werden dürfen, weder mit ſchon vorhandenen größeren Gütern, noch neu zu machenden. Übrigens ſollen ſie durch alle Klaſſen des Volks mit unbeſchränktem Beſitzrecht von einer Hand in die andere gehen. Denn ich ſpreche ſo bei mir ſelbſt:

Da dieſe Höfe nie zu einem größeren vereinigt werden dürfen, ſo kann es wohl ſein, daß ein reicher Bauer, Edelmann, oder wer es ſonſt ſei, vier, fünf, ja wohl vierzig und fünfzig ſolcher Güter einmal beſitze; aber in dem Wechſel der Dinge und des Vermögens werden ſie immer wieder von einzelnen bewohnt werden. Der Staat wird alſo, ohne die Freiheit des Verkehrs zu ſehr zu beſchränken, ſeinen Zweck erreichen, nämlich eine bedeutende Anzahl unabhängiger und ſelbſtändiger Männer zu ſchaffen. Denn der Bauer wird die Güter wieder unter mehrere Söhne teilen; der Edelmann wird ſie wieder verkaufen oder freie Pächter darauf ſetzen müſſen; der Fabrikant, der Kaufmann, der Beamte wird, wenn er ſeinen Zweck erfüllt hat, ſie wieder in die Hand eines rechten Landmanns und Selbſtarbeiters zurückgehen laſſen. Denn da ſie unter keiner Bedingung vereinigt werden dürfen, ſo fällt die Wut weg, die durch Luſt an Gehegen, Wildbahnen, Villen zu den ungeheuren Ausdehnungen treibt, welche jedem Staate einmal verderblich werden.

Ich nenne die Beſitzer auf dieſen Gütchen und Gehöften deswegen freie Bauern, weil ſie nur in den Schranken eines bäuerlichen Lebens ſich darauf behaupten können. Die einzelnen Ausnahmen, wo ein reicher Magnat, ein Edelmann, Kaufmann uſw. ein ſolches Gütchen erwirbt, oder wohl gar bewohnt, ändern die Anſicht des Ganzen nicht.

Wenn der Staat ſolche Beſitze nun einmal durch ein Geſetz begründet hat, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß Privatnücken, Liebhabereien, Einfälle darin nichts müſſen brechen dürfen. Aber, wenn höhere Zwecke eintreten, ſo müſſen die kleinen ewig weichen.

Es verſteht ſich alſo, daß die unverrückliche Eigenſchaft eines ſolchen Gütchens nur in dem Sinn unverrücklich genannt wird, als alle menſchliche Dinge es ſein können. Wenn z. B. der Staat ſelbſt oder auch ein einzelner oder endlich eine Geſellſchaft einzelner ein allgemeinbedeutendes und notwendiges Werk einrichten will oder einrichten muß und nur auf einem ſolchen Gütchen oder auf mehreren ſolchen das Lokale dazu findet, ſo weicht das Kleine vor dem Großen; z. B. vor neuen Feſtungen, Städten, Landſtraßen, Manufakturen, welche gemeiner Nutzen und Notwendigkeit befehlen. In ſolchem Fall aber muß dem Beſitzer ein Erſatz gegeben werden, der den Wert ſeines Eigentums um die Hälfte überſteigt, es ſei denn, daß er freiwillig darauf verzichte — dann auch das Herz und die Liebe des Bürgers muß entſchädigt werden, ſoweit ſie mit Geld entſchädigt werden können. Und damit, weil ſolche große Notwendigkeiten oft eintreten können, das Verhältnis der kleinen Güter nicht aufgehoben werde, ſo ſorgen der Staat oder die einzelnen für die Errichtung eines ähnlichen Bauerngütchens im Vaterlande; was mit Geld immer tunlich iſt.

Hier entſteht von ſelbſt die Frage, ob ſolche in Hinſicht der Zuſammenlegung zu größeren Gütern unverrückliche Eigentümer nicht nach unten hin im kleinen geteilt, und — wenn das iſt — wieweit ſie geteilt werden dürfen? Denn bei den größeren, völlig freien Gütern muß es wohl jedem Beſitzer heimgeſtellt bleiben, was er damit machen, und ob er einen Beſitz von fünfzig Hufen in hundert oder tauſend kleine und kleine und kleinere Teile zerſtückeln will. Die Frage: ob ein Minimum der Zerteilung zu ſetzen? iſt offenbar ſehr ſchwierig; ſie kann politiſch kaum auf immer beſtimmt werden, ſondern ſcheint mir, wenn hier überall etwas beſtimmt werden ſoll, immer für jede Zeit und jeden Ort polizeilich beſtimmt werden zu müſſen. Jene wahrhaftig akziſliche Hinſicht auf eine durch viele kleine Beſitze zu gewinnende Menſchenmenge muß mit der kleinen Akziſe allmählich ausgerottet werden. Durch ſie wird nicht einmal, was ſie bezielt, eine größere Menſchenmenge — und wenn ſie würde, was hülfe ſie dem Staate? Denn wahr bleibt es: nicht die meiſten Menſchen, ſondern die beſten Menſchen muß der Staat zu erzeugen ſuchen. Wozu die Menſchenmenge, wenn ich nur elende Schwächlinge oder vagabundiſche Bettler gewinne? Über ſolche fabrikmäßige Anſicht der Menſchenvermehrung hat uns der engliſche Arzt Malthus ſehr reiche Winke und Aufſchlüſſe gegeben. Bei einem Gütchen meiner freien Bauern möchte ich nicht gern eine Teilung ins Unendliche, d. h.

bis auf ſechs und vier Scheffel Ausſaat hinab, geſtatten, höchſtens nur bis auf 20 Scheffel jährlicher Ausſaat: doch immer mit der Bedingung, daß ſolche geteilte Loſe eines Gütchens immer wieder zu einem verbunden werden könnten. Gewöhnlich iſt der Inhaber zu kleiner Grundſtücke ein elendes Geſchöpf, verdirbt ſich ſelbſt und ſeine Zeit in vergeblicher Arbeit, ſteckt immer in der Klemme, hat bald zuviel, bald gar nichts zu tun und wird leicht ein Herumſtreicher, weil er notwendig an Tagedieberei gewöhnt wird. Die Erfahrung belehrt darüber am beſten. In Schweden haben Bauernfamilien eine ganze Hufe oft ſo geteilt, daß jeder Zweig derſelben zuletzt nur vier bis acht Scheffel Ausſaat und oft kaum das beſitzt; ja man hat Hufen bis zu achtundzwanzigſtel und hundertachtundzwanzigſtel Teile zerſtückelt. Die Folge iſt die geweſen, daß verſchiedene Diſtrikte, z. B. die öſtliche Seite der Dalelbe in Dalarne, in mehreren Kirchſpielen nur Bettler zählen, die mit Hunger und Elend, und mit ihren Folgen, Verderbnis und Liederlichkeit, im Kampf liegen. Man iſt deswegen genötigt geweſen, in mehreren Provinzen Geſetze zu geben, bis zu welcher Kleinheit Hufen zerſtückelt werden dürfen. Eine ähnliche Erfahrung ſieht man jetzt bei der franzöſiſchen Ackerfreiheit im Elſaß und in mehreren der neuerworbenen franzöſiſchen Provinzen jenſeits des Rheins. Solche kleine — Nichtackerbauer — ſondern Herumtreiber auf dem Acker, freſſen wirklich auf, was ſie bauen, und endigen faſt immer mit Elend und Verworfenheit. Denn ſind ſie einmal in die Hände von Juden und Wucherern gefallen, ſo iſt keine irdiſche Möglichkeit da, daß ſie ſich wieder herausreißen können. Nur wo große Fabrikanſtalten, große Handelsſtädte, Hauptſtädte ſind, wo ſich alſo ein ungewöhnliches Leben der Tätigkeit, des Abſatzes und Verkehrs konzentriert; nur da, wo jeder, der ſich rühren will, auch mit kleinem Beſitz gewinnen und erwerben kann, möchten kleinere und kleinſte Ackerteile an ihrer Stelle ſein.

Bisher haben wir meiſtens nur gezeigt, was ſein ſollte, und zwar ſowohl in der Idee als in der Wirklichkeit gezeigt. Nun werfen wir einige flüchtige Blicke auf das, was iſt und werden kann, beſſeren, geſcheiteren und mächtigeren Männern unſere Winke unterſtellend und die Ausführung der großen und neuen Dinge, welche werden ſollen, überlaſſend.

Um das Angedeutete, deſſen politiſche Erheblichkeit gewiß genug gewieſen iſt, möglich zu machen, hat der Staat zuerſt unmittelbar ſeine alten Bauerdörfer zu erhalten; mittelbar zweitens kann er dies nur tun mit den mehr oder minder abhängigen und dienſtpflichtigen Laßbauern der Privateigentümer;

außer diesen alten Bauerdörfern stehen ihm drittens seine großen verpachteten Domänen noch zu Gebote. Der Staat ist nicht in der Lage, großmütige Schenkungen machen zu können; die einzelnen Besitzer sind es ebensowenig. Völlig freies Eigentumsrecht würde der bisherige Staats- oder Privatbauer also nur allmählich durch Fleiß und Arbeitsamkeit und eine glücklichere Zeit erwerben können. Aber mit den großen Krongütern hat die Regierung offenbar ein freieres Spiel und kann sie einrichten, wie sie will, sobald die Zeit bindender Verträge abgelaufen ist. Sie kann also tun, was der König von Schweden in seiner teutschen Provinz tun wollte, wodurch aber der Krieg einen plumpen Strich zog, nämlich die großen Pächtergüter in kleine Eigentume verwandeln, und zwar durch einen offenen Verkauf, mit den vorgeschriebenen Bedingungen, was diese Eigentume werden sollten. So daß z. B. ein Gut von fünfzehn oder zwanzig Last jährlicher Aussaat in vier, acht, ja in zwanzig kleine Besitze (unverrückliche Bauergütchen) geteilt und dem Meistbietenden zugeschlagen werden. Mit den Bauern der Dörfer kann ohne großen Verlust nicht so geschwind verfahren werden; denn verderben oder abtreiben will man die ehrlichen Bauern doch nicht. Sie müssen durch eine allmähliche mäßige Abbezahlung sich das volle Eigentumsrecht an ihrem Hofe erwerben. So hat man es schon seit einem Jahrhundert mit den meisten Kronbauern in Schweden gemacht. — Aber noch etwas Wichtiges kömmt hier zur Sprache, was die Regierung als Vormund für die Bauern tun muß, ehe sie sie völlig entläßt; denn sie selbst werden es nie tun, weil es überall, sobald sie volles Eigentumsrecht haben, wegen einer Menge verwickelter Ansprüche und einander durchkreuzender Interessen nicht leicht tunlich ist. Dies ist das vor allem notwendige Abbauen der Bauern, so daß jeder womöglich in dem Quadrat oder Oblongum seiner Grundstücke zu wohnen kömmt. Denn ohne dieses Abbauen und die Auseinanderschichtung der Felder ist der freie Besitz und der freie Ackerbau nur ein leeres Wort, weil keiner für sich arbeiten kann, wie er will. Dies ist freilich nicht leicht; aber in der Mark und in Pommern leichter als in irgendeinem Lande, weil diese Provinzen in den meisten Gegenden noch mit Bauholz gesegnet sind. Bei diesem Wörtlein Holz hänge ich an, was sich von selbst versteht, daß der Staat nur die kleinen Büsche und Gehölze mit seinen großen Hufen veräußert, die Wälder und Forsten aber, wie billig, unter seiner Verwaltung und Aufsicht behält.

Sehr schwer bei dem neuen System wird die Liquidation zwischen dem einzelnen Gutsherrn und seinen Bauern sein und

die Einrichtung, die mit der Aufhebung des alten Verhältniſſes neu werden ſoll. Denn das Wörtlein: dem Kleinen auch kein Unrecht tu kann man auch umkehren und auf den Großen anwenden, welchem hiebei unbeſchreibliches Unrecht zugefügt werden könnte. Wahrſcheinlich ſind die meiſten Gutsbeſitzer als Herren der Äcker anzuſehen, worauf die Laßbauern ſitzen, die ihnen dafür Hofdienſte oder andere Leiſtungen tun*). Aber ſie haben nicht das Recht, dieſe Bauern eigenmächtig zu vertreiben und mit den Feldern willkürlich zu ſchalten. Soll nun eine Auseinanderſetzung zwiſchen Herrn und Bauern geſchehen, ſo müſſen beide etwas aufopfern, um dies Beſſere zu gewinnen und aus einem Verhältniſſe zu kommen, das bei der neuen Ordnung der Dinge beiden Teilen nicht anders als läſtig und ſchädlich ſein kann. — Rechte laſſen ſich nicht nehmen, wohl aber durch beiderſeitige Übereinkunft ausgleichen und ſo modifizieren, daß keinem zu ſehr zu nah geſchieht. Denn freilich, Neues kann unmöglich werden, ohne daß einzelne für das Ganze aufopfern. Gewiß müſſen die Laßbauern erhalten und zu freien und eignen Beſitzern gemacht werden; aber ſo, daß die Herren dabei ſo wenig als möglich die Verlierer ſeien. Etwas Allgemeines läßt ſich über einen Gegenſtand nicht ſagen, der nach der bisherigen Verfaſſung, dem Lokale, ja dem Sein jeder Provinz auf mancherlei Weiſe verſchieden iſt. Erbpachten geben keinen reinen und alſo keinen löblichen Beſitz; allmähliche Abbezahlung an den Eigentümer, wo unter den Bauern ſolcher Wohlſtand iſt oder kommen kann, iſt gewiß die beſte Art, das abhängige Eigentum allmählich in ein freies zu verwandeln. Bei vielen adligen oder privaten Gütern findet ſich ſchon ein Umſtand, der den Bauern die Hufe geſchwinder zu eigen verſchaffen wird, als ſonſt der Fall ſein würde. Vielen Beſitzern nämlich liegt der Bauer oder Koſſät mit im Dorfe, vor der Naſe ſeines Hofes, und mitten in ſeinen beſten Äckern. Er iſt durch dieſen Übelſtand bisher zu einer Pfuſcherwirtſchaft gezwungen geweſen, und ſein Gut, von vielleicht 100000 Reichstaler Wert, war ihm vorher kaum 50000 wert. Um ſolche Dornen aus ſeinem geſunden Fleiſche zu ziehen, opfert er gern etwas auf und bauet ſie dahin, wo ſie ſeinem Gute am wenigſten Eintrag tun, ſo daß beide Teile ſich ſolchergeſtalt abfinden und als Gewinner in die Hände klatſchen.

Wenn auf dieſe Weiſe oder doch in dieſem Sinn — denn

*) Denn die alte Frage: welche von den Bauerhufen dargebotene oder gegebene Lehen ſind, läßt ſich faſt bei keinem mehr aufs reine bringen; und Vermutungen auch der höchſten Wahrſcheinlichkeit für die eine oder andere Partie haben nur einen geſchichtlichen, aber keinen rechtlichen Wert.

der rechte Sinn gibt nach jedes Landes Not und Verhältnis die rechte Weise — ein freier Bauernstand gestiftet ist und der Bauer durch Freiheit und Unabhängigkeit ein mündiger Mensch und ein wirklicher Mitbürger geworden, so muß er im Staate auch vertreten und dargestellt werden. Es entsteht also die Frage: Soll der Bauer als ein Stand dargestellt werden? und wie soll er dargestellt werden?

Ehe ich diese Frage beantworte, erlaube man mir einen kurzen Seitensprung zu einem benachbarten Staate, der freilich durch das Meer von uns getrennt, aber durch Volksstamm, durch Gesetze und selbst durch das Klima mit uns ziemlich verwandt und, soviel ich weiß, der einzige größere Staat ist, wo es wirkliche Bauernreichsstandschaft gibt. Ich meine Schweden.

Es ist oben schon darauf hingewinkt, welchen wohltätigen Einfluß der freie Bauernstand auf Schweden und sein Schicksal gehabt, und wie der stolze und trotzige Sinn für Freiheit und Selbständigkeit dadurch die ganze Masse des Volks wohltätig durchdrungen und manches Unheil abgewandt oder geheilt habe, welches das Vaterland sonst ins Verderben gerissen hätte. Schwedens frühere Verfassung hatte gewiß mit der altenglischen eine auffallende Ähnlichkeit. Beide Völker wohnten ältestens sehr nahe. Dies weiß man, und dies wird am besten bewiesen durch die gleiche germanische Mundart, die sie haben. Um jene Ähnlichkeit noch auffallender zu sehen, darf man nur die altenglischen und altschwedischen Gesetze miteinander vergleichen. Die Schweden hatten vormals auch eine Jury und haben noch die Reste davon. An den großen Volkstagen saßen zwölf Oberrichter (Drottar) um die alten Könige Schwedens, und noch jetzt sitzen zwölf Bauern mit im Landgericht. In den ersten christlichen Jahrhunderten Schwedens waren alle Grundstücke des Landes gleich frei, und ihre Besitzer alle gleich edel, wenn auch Reichtum und größeres Landeigentum größere Macht und mächtigeren Einfluß in das Öffentliche gab. Erst gegen den Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts suchte König Magnus Ladulos, nachdem sein Vormund und Großvater, der gewaltige Jarl Birger von Bjälbo, durch die Eroberung Finnlands und die Gründung Stockholms dem Vaterlande neuen Glanz gegeben hatte, nach dem Beispiel des übrigen Europa seinen Hof mit einem schimmernden und ritterlichen Adel zu umgeben. Aber dies änderte die Freiheit und Verfassung des Volkes wenig. Man hatte Magnaten und Ritter, aber man hatte keinen abgeschiedenen, seine besondere Kaste bildenden Adel, wenn auch das Ansehen, der Glanz und die Eitelkeit einzelner alter und ausgezeichneter Fa-

milien eine Art Stammbaum bewahrte und die Namen ſeiner Sprößlinge heilig aufzeichnete. Nie konnte das hier werden, was alle andere germaniſche Länder in Bande ſchlug, das Feudalweſen; ſondern trotzig und männlich behaupteten die kleinen Freien ſich unabhängig neben den großen. Doch entſtand etwas dem andern europäiſchen Adel Ähnliches in dem, was auf ſchwediſch Frälſe (das Befreiete) genannt wurde. Wenn nämlich die Frage von Heerfahrten war, ſo wurden diejenigen, welche ſich erboten, Reuter auszurüſten und mit ihnen ins Feld zu ziehen, von den gewöhnlichen Abgaben und Steuern ihrer Grundſtücke befreiet; ein Erſatz für die koſtbarere Rüſtung und Unterhaltung. Dieſes Frälſe gab allerdings ein Anſehen im Staate, weil es ſchon ein Anſehen hatte; denn nur die reichſten und begütertſten Männer konnten zu Roß rüſten. Es lag darin aber nichts von perſönlichen Vorzügen oder Vorrechten, außer den Vorzügen, welche eine große Maſſe politiſcher Wirkſamkeit immer gibt. Ein Frälſemann aber ward jeder ſchwediſche Mann — und wenn er vorher ein Bettler geweſen — ſobald er ſich imſtande fühlte, ein oder mehrere Kriegspferde zu rüſten. Doch iſt das Wort nachher für den wirklichen Adel geblieben. Dieſes Frälſe wechſelte auch unaufhörlich, wie bei freiem Beſitz das Vermögen wechſeln muß: ſobald man nicht mehr Reiter ſtellen konnte noch wollte, verloren die Grundſtücke ſogleich das Frälſerecht und wurden wieder allen übrigen gleich beſchatzt.

Seit dem Zeitalter des unglücklichen Königs Magnus Smek, welches in Schweden neben anderem Unheil durch den Schwarzen Tod, welcher hier der Gewaltige Tod (diger död) hieß, fürchterlich ausgezeichnet war, und ſeit der bald darauf eintretenden Union von Kalmar tummelten Ehrgeiz, Herrſchſucht, Zwietracht und Meuterei ſchwediſcher Großen ſich anderthalb Jahrhunderte mit dem ſtreitenden Intereſſe der Unionskönige auf Koſten ihres Vaterlandes herum, und die kleinen Freien hatten ſich dieſer Zeit wenig zu loben. Im ſechzehnten Jahrhunderte brachte Guſtav Waſa Ruhe. Sein genialiſcher und unglücklicher Sohn, Erich der Vierzehnte, errichtete in Schweden den erſten geſetzlichen Adel und machte Grafen und Barone. Die Rechte der alten Freien wurden nach altem Landesbrauch behauptet und geübt: für eine Zeit, wo alles entwickelter und verwickelter ward, wohl kaum genug beſtimmt, obgleich ſie unter dem Namen Bauern an großen Tagen und Verſammlungen ihre gewählten Stellvertreter ſchickten. Zu der Zeit, als Schweden durch die Waffen Guſtav Adolfs, Baners, Torſtenſons, Karl Guſtavs den größten Glanz nach außen gewonnen hatte, ging es im Innern auf das

verwirrteſte. Unter Chriſtinen, die ein genialiſches, kenntnisreiches und ſchönes Weib, aber als Königin keine Eliſabeth war, ging alles übereinander; die großen Herren teilten die Krongüter und Kronbauern unter ſich und unterdrückten die freien Schatzbauern. Der große König Karl Guſtav konnte nicht helfen, denn er lebte zu kurze Zeit. Unter ſeines Sohnes Minderjährigkeit ging es noch wüſter als unter Chriſtinen; und jenes Schweden, das vor dreißig Jahren ganz Europa erſtaunt und erſchreckt hatte, befand ſich in einem ſo hilfloſen und verworrenen Zuſtande, daß es kaum 30000 Mann unter den Waffen halten konnte. Karl der Elfte ward endlich König und Mann, ſtellte durch die ſtrenge Reduktion von 1680 den Staat wieder her und war der Liebling der Bauern und das Scheuſal des Adels, der es ihm und ſeinem großen Sohn, Karl dem Zwölften, nie verzieh. — Der Adel hatte unter der Regierung der Waſafamilie mancherlei Vorrechte gewonnen, welche für das Ganze äußerſt drückend waren. Die Stammritterſitze (Säterier) und mehrere Arten adliger Freihufen hatten große Ausnahmen von öffentlichen Laſten, welche die Bürden und Leiſtungen, die auf den gewöhnlichen Bauerhufen lagen, doppelt drückend und oft erdrückend machten. Im achtzehnten Jahrhundert, vorzüglich gegen den Ausgang desſelben, unter Guſtav dem Dritten und Guſtav dem Vierten, ſind dieſe adligen Vorrechte ſehr beſchnitten; und manche patriotiſche Männer vom Ritterſtande, die fühlten, daß es würdiger iſt, im Geiſt des Volkes als im Geiſt einer Kaſte zu leben, haben ſelbſt mit dahingearbeitet, daß ſie beſchnitten ſind; in der getümmelvollen Periode des verfloſſenen Sommers hat wieder ein großer Teil derſelben geſtrichen werden müſſen, und die Bauern haben ſich ausdrücklich vorbehalten, das übrige derſelben auf dem nächſten Reichstage wieder zur Unterſuchung zu ziehen.

Jetzt gibt es in Schweden dreierlei Bauern: **Schatzbauern, Kronbauern, Adelbauern.**

Der Schatzbauer hat volles Eigentumsrecht. In dem Worte Schatz (Skatto) liegt kein Begriff des teutſchen Zins oder der Zinspflichtigkeit; ſondern ſie werden ſo genannt, weil die vor unendlichen Zeiten beſtimmten Abgaben, die eine Bauerhufe dem Staat entrichten muß, Schatz heißen.

Der Kronbauer war eigentlich nichts weiter als unſre Hofdienſt tuenden oder Pächte bezahlenden Dominialbauern. Aber nach altem Herkommen wird ſeine Familie bei der Hufe erhalten, und was er davon entrichtet, iſt meiſtens ſehr mäßig angeſchlagen, diejenigen Kronbauern ausgenommen, die für

Bergwerke und Hüttenwerke angewieſen ſind, welche durch die Natur des Dienſtes und durch die unaufhörlichen Fuhren von Holz und Metall zum Teil unter einem eiſernen Druck liegen. Es ſind nur noch wenig Kronbauern übrig in Schweden. Denn weiſe hat der Staat die meiſten allmählich zu Eigentümern gemacht, wenn ich nicht irre, nach dem Kanon, daß der jährliche Ertrag des Bauergutes, ſechsmal addiert, dafür bezahlt wurde.

Adlige Laß-, Zins- und Fronbauern, und wie die mancherlei Namen der Feudalabhängigkeit heißen mögen, gibt es in Schweden gar nicht. Die adligen Bauern daſelbſt ſind nichts als Pachtbauern, die entweder auf einen Vertrag des Herkommens oder des Wortes und Handſchlages oder des ſchriftlichen Kontrakts wohnen und weiterziehen müſſen, ſobald der Herr ihnen gehörig aufſagt, gleichwie auch ſie nach gehöriger Aufkündigung weiterziehen können. Der Edelmann und Gutsbeſitzer kann mit ſeinen adligen Bauerhufen machen, was er will, ſie in ſeine großen Güter ziehen, in eigne neue Hufen oder auch in Koſſäten- und Bädnerſtellen verwandeln.

Nur die freien Bauern, d. h. die Schatzbauern, welches jetzt auch die meiſten vormaligen Kronbauern ſind, haben das Recht der Reichsſtandſchaft und öffentlicher Vertretung.

Wann ein Reichstag ausgeſchrieben wird, ſo wählen ſie ihre Vertreter auf folgende Weiſe:

Zuerſt werden in jedem Kirchſpiel die wahlberechtigten Männer von öffentlichen Beamten aufgeſchrieben. — Dieſe Wahlberechtigten der verſchiedenen Kirchſpiele eines Landgerichtsbezirkes treten zuſammen und wählen aus ihrer Mitte den engeren Wahlausſchuß, deſſen Mitglieder Wähler (eloctores) heißen. — Dieſe Wähler wählen endlich für jedes Landgericht aus der Maſſe aller Wahlberechtigten die Abgeordneten des Standes.

Wenn dieſe Abgeordneten des ganzen Standes an dem Orte der Reichsverſammlung angelangt ſind, ſo wählen ſie aus ihrer Mitte einen Sprecher, das Haupt, den Lenker, den Machtträger aller.

Zugleich wird ihnen für den Reichstag ein Syndikus oder Sekretär zugegeben, den der König ernennt, welcher ihnen aber nicht gern einen Mann verweigert, der ihr vorzügliches Vertrauen beſitzt. Dieſer Sekretär ſoll kein Edelmann ſein. Auf dem Reichstage des vorigen Sommers war der Statthalter der Landſchaft Blekingen, Hokanſon, Sohn eines berühmten Bauernſprechers, zu ihrem Sekretär ernannt; er mußte aber abgehen,

weil mehrere die Einwendung machten, er dürfe es nicht sein: denn der Bauernsohn war schon unter Gustav dem Dritten Edelmann geworden.

Schon diese öffentliche Vertretung gibt dem schwedischen Bauern Zuversicht, Würde, Hochsinn und Teilnahme und Kenntnis des Allgemeinen. Es sind aber noch andere Einrichtungen, die ihn mit dem ganzen Staate und seiner Verwaltung näher verbinden, ihm einen öffentlichen Geist geben und ihn reizen, von allgemeinen Dingen und von der Verfassung und Regierung seines Vaterlandes sich Kenntnis und Umsicht zu verschaffen.

So z. B. ist bis auf den heutigen Tag die innere Landesverwaltung der einzelnen Landschaften eingerichtet, daß es hell wie die Sonne erscheint; es lebte bei den alten Skandinaviern ein herrlicher Freiheitsgeist, der sogar in seinen Ruinen noch ehrwürdig ist, obgleich diese Ruinen für einen künstlicheren und verwickelteren Zustand nicht so ganz mehr passen, weswegen sie auch nur noch als Ruinen dastehen.

Eine solche ehrwürdige Ruine ist die sogenannte Nämnd (die Ernannten). In jedem Gerichtssprengel, oder Härad, wurden von den rechtlichsten und verständigsten Bauern zwölf Männer ausgewählt. Diese sitzen bei den großen öffentlichen Sitzungen des Landgerichts mit dem Landrichter, oder Häradshöfding, zu Gericht; sie werden bei allen öffentlichen, gerichtlichen, ökonomischen, polizeilichen Geschäften der Landschaft gebraucht, als da sind Erbschichtungen, Güterteilungen, Grenzberichtigungen, Inventuren, schiedsrichterliche Sachen, und in manchen andern öffentlichen Verrichtungen und Arbeiten. In jeder Provinz ist ein Kronvogt (unter dem Landshauptmann, oder Statthalter) als Oberpolizeimeister und Kroneinnehmer. Dieser hat in jedem Kirchspiel einen Untervogt, eine Art Oberschulzen, Länsmann genannt, gleichsam einen Kirchspielsschulzen, welcher die Edikte und Befehle der Regierung an die Behörden einreicht und zur Ausführung bringt und zugleich auf die Polizei des Kirchspiels sieht, als da sind Wege, Brücken sowie die Meldung und Abwendung von einreißendem Unfug, Ungehorsam, Unzucht. Er wird unterstützt von aus den Bauern gewählten Männern, Viertelsmänner und Sechsmänner genannt. So daß erscheint, der Sinn des Gesetzes oder des Herkommens war offenbar, daß die freien Männer sich so sehr als möglich selbst verwalten und regieren sollten. Diese zusammen pflegen nun der Polizei innerhalb jedes Kirchspiels, wozu bei manchen Sachen auch der Prediger gezogen wird, welcher auch ein Mann des Volks sein soll;

ſie ſorgen für die Abſtellung von Mißbräuchen und Unſitten, greifen Landſtreicher auf, verhaften und transportieren Verbrecher uſw. und verwalten durch Bürgerkraft, was anderswo durch Soldaten geſchieht. Nur bei mächtigem Trotz oder überlegenen Unruhen darf der Landshauptmann eine Soldatenmacht aufbieten und unter den Bauern auftreten laſſen; ſonſt iſt es ausdrücklich verboten.

Auf dieſe Weiſe iſt und wird denn der ſchwediſche Bauer ein wirklich freier Mann, ein wirklich freier, ſelbſtändiger Bürger. Aber er iſt auch ein ruhiger und gehorſamer Bürger, weil er die Würde und Allmacht des Geſetzes wahrhaftig kennt; denn Bibel, Geſangbuch und Geſetzbuch liegen in dem Hauſe des freien ſchwediſchen Mannes immer beiſammen. Ohne weite Anſichten der Dinge, ohne ſeine Bildung, aber auch ohne Unbildung wachſen unter dieſer Klaſſe hochverſtändige, kluge und weiſe Männer auf, in der Verfaſſung eine wohltätige Hemme, daß die politiſchen Dinge ſich nicht zu ſehr ins Feine und Richtige verlaufen, weil man in einem geiſtigen Zeitalter ſo gern immer das Ungemeine und Schimmernde ergreift, da die irdiſchen Dinge doch durchaus auf dem Gemeinen und Einfachen, als dem Erſten, gegründet werden müſſen. Die Bauern haben manche Sprecher gehabt, welche Reichstage mitlenkten. Ein in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ſehr merkwürdiger Sprecher war der Bauer Oloſ Hokanſon aus Blekingen. Glücklich iſt der Menſch, der ſein Geſetz kennt und weiß, daß er darnach gerichtet werden muß. Die ſchwediſche Verfaſſung und Geſetzgebung iſt keineswegs vollkommen noch für unſere Zeiten ausreichend; aber aus gutem Keim läßt ſich das Beſſere entwickeln. Schwer iſt es, ganz das Neue machen, weil man im beſten Fall auch des Guten leicht zuviel tut.

Nach dieſem Abſprung, der aber kein Abſprung von der Sache, ſondern für die Sache war, kommen wir auf die Frage zurück: *Soll der Bauer als Stand dargeſtellt werden? und wie ſoll er dargeſtellt werden?*

Das erſte bejahe ich ohne weiteres, und jeder verſtändige und patriotiſche Mann bejahet es ohne Zweifel mit mir. Den Bauern freimachen, ihm Eigentumsrecht und Gefühl der Unabhängigkeit geben, iſt freilich ſehr viel. Aber damit hat er immer nur erſt ſein halbes Bürgerrecht; und — was die Hauptſache iſt — er hat nur erſt das Gefühl eines freien und unabhängigen Menſchen; er muß aber das Gefühl eines freien und unabhängigen Bürgers gewinnen. Das iſt die große Aufgabe und der höchſte Zweck des Staats; das iſt auch offenbar der Sinn des 1807 zu

den Preußen ausgesprochenen Königlichen Willens. Freie Männer sind viel wert; aber ihrer kann sich auch ein anderer bemächtigen. Freie Bürger sind des Staates echte Kinder, sie hängen mit kindlicher Liebe an ihm, genießen sein Glück und teilen seine Gefahr bis in den Tod. Das Höchste, was eine edle Regierung erschaffen kann, ist, daß Bauernsinn und Bürgersinn sich kräftigst und innigst durchdringen. Dann ist alle Kraft und Tugend, alle leibliche und geistige Tätigkeit zu einem so unzerbrechlichen skythischen oder niederländischen Pfeilbunde vereinigt, daß der Staat unerschütterlich fest dasteht, wenigstens numantinisch nur dann erst fällt, wenn alle seine wehrhaften Kinder ausgerottet sind. Ohne eine ordentliche Landstand- und Reichsstandschaft bleibt der Bauer, auch wenn er frei ist, immer nur ein trauriges Halbding. Selbst wenn er als Ackerbauer seine Tätigkeit und Kenntnis auf das höchste treibt und erweitert, bleibt seine Bildung einseitig; und ohne echte Teilnahme an dem Allgemeinen verengt sich sein Herz und Sinn: er wird eitel, egoistisch, aristokratisch, oder — was dasselbe ist — erbärmlich und dumm. Überdem, was ist seine Freiheit und Selbständigkeit ohne Selbstvertretung seines Standes? Was ein Guter und Weiser gab, kann ein Schlechter und Törichter wieder nehmen. Erst wenn er selbst als der Einrichter, Darsteller und Verteidiger seiner Klasse dasteht, wird er lernen, was er will und was er wollen soll. Dann wird Blick, Herz, Trieb, Arbeit, indem es sich süß an das Haus und das häusliche Glück bindet, zugleich mächtig in das Allgemeine hinausgehen, und aus den Kleinsten werden Männer des Volks hervortreten. Dies beweist die Erfahrung in England und Schweden jeden Tag. In dem letzteren Lande, wie viele Grafen und Baronen sind in den beiden letzten Jahrhunderten noch aus dem Schoße der Bauern entsprungen und hervorgegangen! wenn nicht immer durch Tugend und Verdienst, wenigstens durch Klugheit und Stärke; denn durch das Nichts steigt man selten aus dem Nichts empor.

Wie soll der Bauer dargestellt werden? Ich antworte: durch sich selbst und durch keinen andern. Er wählt aus seiner Mitte die Männer, welche sein Vertrauen besitzen, und welchen er den Kopf und das Herz zutraut, sie werden seine Vorteile und die gemeinsamen Vorteile des Vaterlandes würdig vertreten.

Die Frage, wie das Besondere dieser Darstellung eingerichtet und bewerkstelligt werden solle — was man die Ökonomie und Polizei derselben nennen könnte — läßt sich hier nicht befriedigend beantworten, weil dazu eine so umfassende Kenntnis des

klimatischen, Örtlichen, Sittlichen, des Grades der Bildung und Unbildung einer jeden Landschaft des preußischen Staates gehört, als ein einzelner nicht haben kann. Nur durch die Kenntnisse, Beratschlagungen und Überlegungen vieler Männer an Ort und Stelle, und endlich durch den Zusammentritt und Verein aller an einer Stelle wird dies entschieden und bestimmt werden können.

Hiergegen wird viel eingewandt, Wirkliches und Richtiges, Wahres und Falsches. Wir wollen die Haupteinwürfe hören. Sie lassen sich ungefähr auf folgendes zurückführen:

Dieses System, sagt man, widerstreitet den Forderungen des Zeitalters. Das Wahlrecht muß jede Klasse des Staats unbeschränkt besitzen und ausüben; aber zum Darsteller und Vertreter ihres Willens muß sie aus allen Klassen der Mitbürger wählen können, wen sie will. Durch diese beschränkte Art werden vielleicht die besten Köpfe des Volks von der großen Mitwirkung und Mitarbeit an dem Allgemeinen ausgeschlossen. Und doch fordert das geistigste Zeitalter, durch den meisten Geist vorgestellt zu werden, wo er sich immer finde. So ist es auch in England mit der Vertretung des Volks oder dem Hause der Gemeinen. Denn das Oberhaus steht nur noch als eine alte Ruine des vergangenen Feudalgeistes und wirkt höchstens durch seine Schwere zuweilen wohltätig als eine Hemmkette, welche die Dinge nicht zu schnell weiterlaufen läßt. Und wie wird der Bauer sich ausnehmen als öffentlicher Darsteller des Allgemeinen? Wo ist da die Kenntnis, die Umsicht, die Würdigung der großen Dinge? Unwissend, einseitig, immer an kleinen Interessen klebend, eigensinnig, unbiegsam, an dem Alten zu sehr hängend — wie soll man das stätische Tier fortstoßen, wie das ausreißende zurückhalten?

Auf das erste erwidere ich: Unstreitig ist die Idee richtig, daß die geistreichsten Köpfe des Volkes auf das möglichste zum Mitraten und Mitwirken gelangen müssen. Sie ist in der größesten Ausdehnung richtig für das Allgemeine; aber sie ist offenbar unrichtig für das Besondere. Bei der größten Freiheit des Geistes, die immer sein wird, wo richtige Volksvertretung ist, bleibt den geistreichsten und kenntnisreichsten Männern, auch wenn sie nicht als öffentliche Vorsteller eines Teils des Volks mit zu Rat sitzen, ein unermeßliches Gebiet, worauf sie ihre Lichter anzünden können: es bleibt ihnen das heilige Palladium unsrer Freiheit, es bleibt ihnen Schrift und Rede. Manche aber dieser großen Lichtführer würden das Einzelne und Besondere sehr schlecht vertreten, das allenthalben an der schweren und sich

in ihr selbst zusammenwickelnden Kette der Erfahrung hängt: was durch lange Arbeiten, durch Fehlgriffe und Proben mühsam gelernt und durch keine, auch die leuchtendste, Idee weder hingeblasen noch weggeblasen wird. Unter den Volksvertretern werden sich schon Köpfe finden, welche die allgemeinen Ideen darstellen; aber wie sollte ein Staat bestehen, wenn nicht gerade das, was jetzt notwendig ist, was jetzt jeden erfreut oder betrübt, mit allen seinen verschiedenen Ansichten und Rücksichten, Vorteilen und Nachteilen auch einzeln und besonders dargestellt würde? Es kömmt hier ja an auf die Not des gegenwärtigen Augenblicks, auf den mancherlei Verstand des Lebens, auf die vielen einander durchkreuzenden Interessen der Welt, der Völker, des Volks, der Volksklassen, wo eine Menge Kleinigkeiten und Umstände gewußt werden müssen, damit nicht Tolles und Verderbliches beschlossen werde. Wäre es in England Grundsatz geworden, daß Bauern nur durch Bauern vorgestellt würden, jene erste Klasse eines Volkes würde noch im alten Glanz vorhanden sein. — Und welche Vertreter würden unsre Bauern jetzt wählen? ehrsüchtige Advokaten und feile Ränkeschmiede, plappernde Schönsprecher und Gaukler, die ihren wahren Vorteil weder kennten noch achteten? — Und betrachtet man den Bauern, der nun als Landstand mitauftritt, auch bloß als ein hemmendes Gewicht, so ist das eine bedeutende Ansicht. In einer Zeit, wo man sich so gern in einem geistigen Zuviel verläuft, ist es gut, daß etwas sei, das mit bloß irdischer Schwere des schlichtesten Verstandes und der einfältigsten Schätzung die Dinge wägt und mißt. Der vormalige Baron, jetzt Bürger*), Hans Xierta, welcher jüngst zum Finanzminister ernannt ist, einer der hellesten Köpfe und wärmsten Herzen Schwedens, sagte über die Bauern ein merkwürdiges Wort. Als nämlich jemand behauptete, in einem geistigen Zeitalter wie das unsrige sei es abgeschmackt, daß bloß Bauern die Bauern vorstellen und vertreten sollen, sprach er folgendes Urteil aus: das wäre für Schweden noch ein Unglück mehr, wenn es gleich als etwas Rechtes aussehe; gerade die Bauern seien es, die mit ihrem schlichten Verstande und ihrer unverschrobenen Ansicht der Dinge manche tolle Vorschläge und Entwürfe vereitelt haben: ja die meisten der besten Reichsgesetze, die in den letzten fünfzig Jahren von Reichstagen ausgegangen, verdanke man besonders ihnen, wenigstens ihrer gegenwirkenden Kraft.

Der Bauer ist unwissend. Leider ist er das, und er

*) Er hat dem Adel freiwillig entsagt.

wird es ewig bleiben, wenn man ihn sein läßt, wie er gewesen ist. Auch wird er sich anfangs als Landstand etwas wunderlich ausnehmen. Das werden wohl manche Herren und Bürger mit ihm tun, bei dem Mangel an Übung und Fertigkeit in öffentlichen Dingen. Einmal muß doch immer angefangen werden, wenn etwas Besseres werden soll. Durch Kriechen lernt das Kind gehen. Ist nur der Reiz der Bewegung da, die Bewegung selbst wird schon kommen, und Feuerfunken werden aus Köpfen und Herzen sprühen, die jetzt im geistigen Todesschlaf verhallt und verdüstert liegen. Wenige Jahre — und Bauern werden reden, urteilen und schlichten können wie die andern Bürger. Und gewiß findet man jetzt schon solche, wenn man sie nur auszulesen weiß. Es kömmt ja soviel an auf den Prunk und Schein der Dinge, sondern alles besteht in der Wahrheit und Gerechtigkeit.

Der Bauer ist einseitig. Recht so. Das will der Staat eben. Sonst könnte man Stellvertreter der verschiedenen Klassen aus der Luft greifen und ihnen gebieten: ihr sprechet nun für alle! Das hat man bisher auch meistens getan, und es ist gegangen, wie wir gesehen haben. Einseitig soll jeder das Seinige bringen, und diese Einseitigkeiten der verschiedenen Stände sollen sich aneinander reiben und abstoßen, damit nicht ein vielseitiges, sondern damit ein rundes, abgeschlossenes Ganzes werde, gleich Guerickens luftleeren Kugeln zuletzt leer von allem einzelnen Wind und von aller Aufblähung der Habsucht und des Übermutes: so fest und dicht zusammengeschlossen, daß der Teufel es nicht auseinanderreißen kann. Denn nur die einträchtige Vereinigung verschiedener Ansichten, Rücksichten, Interessen bindet das heilige Gemeinwesen Staat zu einer lebendigen, sich immer gegenreizenden und gegenwiegenden Gesamtheit. Wenn man in der Welt keinen Streit will, so will man den stillen Tod.

Der Bauer hängt an kleinen Interessen. Jeder Mensch hängt an seinem Interesse, wie klein oder groß es sei. Des Bauern Interesse ist deswegen nicht kleinlich, weil der einzelne Bauer in keiner weiten Wirksamkeit auslangen kann. Sein Gesamtinteresse als eines Standes ist ein sehr großes, ja von den größesten, wie ich glaube sattsam angedeutet zu haben. Gewiß wird er im Anfange der neuen Ordnung sein Interesse und sich selbst beschränkt ansehen und beschränkt darstellen. Er muß erst in die Weite sehen lernen, und das wird er, alsbald er seine bürgerliche Würde fühlen gelernt hat.

Der Bauer ist eigensinnig und unbiegsam. Alte Klagen und gerechte Klagen. Am unbiegsamsten und eigen-

ſinnigſten, wenigſtens wie ein bald ſtätiſches, bald ausreißendes Tier, iſt natürlich derjenige Bauer, welcher bisher durch blinde Willkür und durch den mächtigen Beſeeler Stock regiert ward. Aber auch der freieſte und gebildeteſte Bauer wird mehr als die andern Volksklaſſen der Unbiegſamkeit und des Eigenſinns beſchuldigt werden. Er iſt nicht ſo abgeſchliffen noch ſo ausgeſchliffen als jene, die oft mit dem prahlen wollen, was ihre Nichtigkeit iſt. Denn jene Allbiegſamkeit, Allſeitigkeit, Allſchätzung, worin die Gebildeten jetzt ſo oft ihre hohen Vorzüge ſetzen, iſt bei den meiſten wahrlich nichts weiter als Charakterloſigkeit, Unwahrheit, Gleichgültigkeit. Der Menſch, welcher Einfalt, Redlichkeit und Wahrheit in ihm ſelbſt bewahrt hat, kann nicht in allem alles, was er will, ſehen, tun, erkennen. Er will nur eines, begreift nur eines, kann nur eines. Da treffen wir grade hier, wo man zu tadeln meint, auf die von dem ſchwediſchen Exbaron Hans Hjerta anerkannte Notwendigkeit, daß ſchlichte, verſtändige Bauern unter den Volksvertretern miterſcheinen müſſen, um das eine, was Verſtand, Recht, Bedürfnis heißt, mit ihren Augen gebührlich ſehen zu lernen.

Auch der Vorwurf, der Bauer hänge zu ſehr an dem Alten, gehört unter die Aufſchrift des Eigenſinns und der Unbiegſamkeit. Leider haben wir uns zu ſehr an das Neue gehängt und allen Wahn, allen Glauben und Aberglauben unſrer weiblichen und ſittlichen Väter als Kinderpoſſen verlachen gelernt. Die Folgen davon liegen am Tage. Es gibt ſo viel Altes, was nie alt werden ſoll; und wo es am längſten und kräftigſten bewahrt werden kann, das iſt in den Hütten des arbeitſamen und mäßigen Landmanns, der in jetziger Zeit allein noch das Bild der früheren Menſchenalter zurückſpiegeln kann. Denn unſer Heiligſtes und Größtes, unſre Sitte und unſer Geſetz, muß ſich mit dem ganzen äußeren Leben zuletzt zu etwas Altausſehendem, es muß ſich zur Gewohnheit verwachſen, wenn es bleiben und bleibende Früchte tragen ſoll.

Da ich, um die Freiheit des Beſitzes nicht zu ſehr einzuſchränken, zugeſtanden habe, daß meine unteilbaren Bauerhöfe von jedem Staatsbürger ohne Ausnahme beſeſſen und bewohnt werden dürfen, will ich dann auch zugeſtehen, daß jeder auf einem ſolchen Hofe Wahlrecht und Darſtellungsrecht habe? Nein, das darf ich nicht.

Nur der wirkliche freie Bauer wählt ſeine Vertreter und kann dazu gewählt werden.

Wer iſt der wirkliche freie Bauer?

Jeder Bürger, der auf einem der unteilbaren

Bauergüter — das ungefähre Maß habe ich angegeben — vom Ackerbau und von dem zunächſt daraus folgenden Betrieb lebt oder zu leben ſcheint. Ob er ſtudiert hat, ob er Beamter, Richter, Arzt, Kaufmann uſw. geweſen, das iſt einerlei. Aber kein Gelehrter, der irgendein Amt hat oder Gewerb' treibt; kein Kaufmann oder Fabrikant, der wirklich Handelsgeſchäfte und Fabriken treibt, die nicht unmittelbar aus ſeinem Ackerbau herfließen, und der einen oder mehrere Bauerhöfe beſitzt, kann den Bauernſtand vertreten, weil ſein Stand entweder ſchon anderweitig vertreten wird, oder weil das Intereſſe ſeines Standes und Gewerbes dem Bauern und ſeinem Gewerbe vielleicht widerwärtig iſt. Kein Edelmann, der Bauerngüter beſitzt, kann den Bauernſtand vertreten, ſobald er entweder als Beſitzer größerer Güter ſchon vertreten iſt, oder als Edelmann durch den Adel als einen beſondern Stand vertreten wird. Iſt beides nicht der Fall, ſo ſehe ich keinen Grund, warum ein Edelmann, der ein unteilbares Bauerngut beſitzt, den freien Bauern nicht vertreten ſollte? Denn er vertritt ja auch ſich ſelbſt und ſein Intereſſe als eines kleinen Landeigentümers; er iſt, wenn man nicht über Worte ſtreiten will, dann ja ſelbſt nichts anderes als ein freier Bauer. Denn das iſt grade nicht das höchſte Zeichen eines freien Bauern, daß er ſelbſt die Pflugſterze lenke und die Senſe führe, ſondern daß er in einem bäuerlichen Intereſſe lebe.

Alſo wer auf einem oder mehreren unteilbaren Bauerhöfen als Beſitzer vom Ackerbau und dem zunächſt daraus folgenden Betriebe lebt oder zu leben ſcheint und nicht anderweitig ſchon vertreten wird, hat unter den freien Bauern eine Wahlſtimme und kann zum Stellvertreter derſelben gewählt werden.

Was heißt mir ein Betrieb, der zunächſt aus dem Ackerbau folgt? Beiſpiele erklären die Sache. Wer ſeine rohgewonnenen Produkte ſelbſt veredelt, kann zugleich Bauer und Fabrikant ſein; er wird aber zu den freien Bauern gerechnet, z. B. wer eine Waidfabrik, Leinwandfabrik, Ölſtampfe, Ziegelei auf ſeinen Grundſtücken anlegt und von dem Ertrag derſelben mit unterhält. Wer aber auf freien Bauergütern Ledergerberei, Fabriken in Wolle, Baumwolle, Seide uſw. einrichtet, gehört offenbar zu der Klaſſe der Fabrikanten und hat mit dem Lande keinen notwendigen Zuſammenhang.

Was will ich ſagen mit dem Worte zu leben ſcheint? Ich will, daß die fiskaliſche Jagd vermieden werde, auszumachen, wer von den Bewohnern der Bauergütchen der wirkliche Bauer ſei.

Ein Gelehrter, ein Beamter, der sich zurückzieht, ein Kaufmann, der in ländlicher Stille den Genuß seiner Arbeiten finden will, aus allen vorigen Verhältnissen getreten und auf einem Bauergütchen angesiedelt wohnt, heißt mir Bauer, weil er kein dem freien Bauern fremdes Interesse zu haben scheint. Denn wenn wir mit Recht sagen, solche bedeutende oder doch reiche Männer gehören durch ihre Gesinnungen, Ansichten, Reichtümer andern Klassen und fremden Interessen an, wo wollen wir stillstehen? wo die Grenze ziehen, was denn einen wirklichen Bauern machen soll? Bei einer Beschränkung der Gütchen werden doch die meisten von wirklichen Bauern oder von bauernähnlichen Menschen bewohnt werden, und die Mehrzahl wird bei unbeschränktem Wahlrecht schon ihr Interesse bewachen.

Ist der Bauer auf diese Weise Landstand und Reichsstand geworden, so stellt sich das meiste, was noch not sein möchte, nach und nach von selbst zurecht. Denn durch seine bürgerlichen Rechte und Verhältnisse wird der Bauer in manche öffentliche ökonomische und polizeiliche Geschäfte hineingezogen werden, die ihm Bildung und Kenntnisse geben. Der Regierung Werk ist es, den großen Strom zu reinigen; dann werden seine Wasser die Strömlein, Bäche, Kanäle, und selbst die Abzuchten schon rein spülen. Doch bei allem dem steht einer aufgeklärten Regierung immer noch ein weites Feld offen, worauf sie durch die rechte und weise Anwendung ihrer Kraft, durch die Wiederherstellung alter und die Stiftung neuer Einrichtungen ein schöpferisches Leben von Tätigkeit und Glück verbreiten kann.

Einer der großen Punkte, ja der einzig größte Punkt der Erneuung des Geschlechts und Verjüngung des Staats ist die Erziehung, die mit dem Zeitalter durchaus gleichen Schritt halten muß, wenn wir alle endlich nicht reißende und lüsterne Bestien werden wollen; denn die Begierde überwuchert alle Tugend, wenn nicht die Zucht gleichmäßig mit der Verfeinerung geht. Viel wird auch hier die Freiheit von selbst machen, viel muß aber auch für die Freiheit gemacht werden. Ich berühre in Hinsicht der Zucht und Erziehung des Landvolks zwei Punkte, die mir die ersten scheinen: dieſe ſind das Predigtamt und öffentliche männliche Übungen.

Ich erinnere mich aus den dunkeln Tagen meiner Kindheit, wie es vor fünfundzwanzig und dreißig Jahren war; wie der wackere männliche und sittliche Landprediger die Herzen des Volkes wirklich hielt und lenkte und als ein höherer Warner und Richter aller Zucht und Sitte stand. Dieser Mann des Volkes muß der Geistliche wieder werden, so ist das Erste der

Erziehung gewonnen; denn auf das Wiſſen kommt das wenigſte an. Die erſte Sorge in einem proteſtantiſchen Lande iſt alſo, die Würde und das Anſehen der Geiſtlichkeit wiederherzuſtellen, die ſie nicht durch die Zeit verloren haben, ſondern durch ſich ſelbſt. Denn die gewaltigſte und wohltätigſte Wirkung der Verwalter der himmliſchen Dinge iſt in den letzten Jahren nur ſo nichtig erſchienen, weil die Männer ausgeſtorben waren, welche mit den Schlüſſeln des Himmels zu ſchließen verſtanden. Denn offenbar iſt die Strenge und Zucht der proteſtantiſchen Kirche wie alles andere erſchlafft, nicht ſo ſehr durch Unſittlichkeit als durch Erbärmlichkeit, die freilich eine Kette von Unſitten bildet. Die Geiſtlichkeit hat die hohe Majeſtät abgelegt, womit die Zeichendeuter und Verwalter des Unſichtbaren und Ewigen immer bekleidet bleiben ſollen; ſie hat ſich in dem Sinne des Gemeinen, als wie von dieſer Welt, unter das Volk gemiſcht, und deswegen iſt ſie allenthalben das Schlechteſte im Volke geworden. Daß dieſe hochwichtigen Miniſter und Beamten des unſichtbaren Reichs ihren verlornen Ernſt wiedergewinnen, dafür muß die ganze Kirche, daß ſie ihr äußeres Anſehen wiedergewinnen, dafür muß der Staat mitſorgen. — Erſtlich nehme man nicht zum Prediger einen bartloſen Buben, der noch nicht weiß, was er will, der weder ſich noch die Welt kennt, und in dem vielleicht böſe Gelüſte und Triebe hecken, die wild in das äußere Leben hineinwollen, und die, wenn ſein bürgerlicher Zuſtand einmal feſt iſt, den ſchwarzen Mantel zu einer heuchleriſchen Teufelsmaske machen. Der Mann, welcher Prediger werden will, ſei wenigſtens dreißig Jahre alt; dann hat er Zeit gehabt, ſich ſelbſt zu erproben und von andern erprobt zu werden. Dieſes Richtjahr werde nie überſchritten, als wo das Außerordentliche des Menſchen eine Ausnahme erlaubt; das Außerordentliche bürgerlicher Not und faſt löblichen Mitleids ſoll in ſolchen höchſten Dingen keine Ausnahme geſtatten. — Zweitens, der Mann, welcher Prediger werden will, ſei auch dem äußeren Scheine nach ein Mann, er rede und trete auf wie ein Mann; denn die Natur zeichnet ihre Geſtalten nicht umſonſt. Das alte Geſetz: ein Prieſter ſei ohne Fehl, gelte, wenn nicht wieder das Außerordentliche des Menſchen die Ausnahmen befiehlt. Denn ein Prediger, vor allem ein Landprediger, ſoll ein rechter Mann des Volkes, er ſoll unter freien Männern ein Mann ſein. — Damit er das Anſehen ſeines Standes äußerlich behaupten könne, nicht zur Niederträchtigkeit eines Schleichers, nicht zur Beklommenheit eines Bettlers, nicht zur Filzigkeit eines Geizhalſes gewöhnt werde — kurz, damit er als ein unabhängiger Mann, als ein ehrenvoller Hausvater

leben könne, werde jede Stelle so eingerichtet, daß er nach jetzigem Verhältnisse wenigstens achthundert Taler jährlicher Einnahme rechnen könne. Denn wie soll der Hungerleider auf einer Stelle von drei- bis vierhundert Talern Einnahme sich selbst edel, heiter, männlich erhalten? Wie soll er sich als unbescholtener Bürger und Hausvater behaupten? Denn wenn der Apostel Paulus sagt: der Bischof soll eines Weibes Mann sein, so kann solcher kaum eines Weibes Mann sein; denn der Vater von Bettlern ist man nicht gern. Und wieviel zutet man dem Geistlichen mit Recht zu! Er soll mild, menschlich, hilfreich, gastlich, er soll ein Vorbild und Spiegel aller christlichen Tugenden sein; er soll seinen Namen behaupten, soll mit dem Geist des Zeitalters sich fortschwingen und diesen Geist zu einem echt christlichen Geist machen helfen. Das kann er nicht ohne Hilfsmittel.

In öffentlichen männlichen Übungen und Spielen der Jugend liegt eine ungeheure Gewalt, um Männerkraft und Herrlichkeit zu erhalten. Sie geben dem Leibe Gewandtheit, Gesundheit und Stärke; sie erfrischen den Mut, hauchen dem Geiste Zuversicht ein und gießen in das Gemüt Hochsinn, Adel, Männlichkeit. Wer kühne Männer und tapfere Verteidiger des Vaterlandes will, der richtet solche Spiele und Übungen ein, wo sie eine alte Sitte nicht schon geheiligt hat. In mehreren Kantonen der Schweiz und in Tirol sind sie noch. In Schweden ist etwas, was eine ähnliche Wirkung auf die Jugend macht und den Waffensinn und die Waffenlust eines kriegerischen Volkes reizt. Dies sind die Kirchspielsmusterungen seiner vortrefflichen Kriegsmacht, die von den Offizieren und Soldaten nach dem Gottesdienst im Beisein der ländlichen Jugend angestellt werden, und wodurch, wie durch das einige Zusammenleben, der Kriegsmann und Landmann fest zusammenwachsen.

Die Einrichtung meiner Leibes- und Waffenspiele soll gar nichts Außerordentliches und Ungewöhnliches sein: nur das Einfache und Ordentliche, was sich allenthalben ohne großen Aufwand von Zeit und Geld sehr leicht machen läßt, wenn die biedern und freien Männer jedes Kirchspiels dazu nur die Hand bieten wollen. So lautet es:

Die jungen Burschen jedes Kirchspiels von sechzehn bis vierundzwanzig Jahren versammeln sich jeden Sonntag nach dem Gottesdienst, den sie vorher mitabgewartet haben, zu kriegerischen Übungen, die besonders im Schießen, Werfen, Springen, Wettlaufen bestehen.

Die Übungen dauern jedesmal drei Stunden, im Sommer allenfalls eine Stunde länger.

Der Prediger, als Patriarch und Sittenrichter ſeiner Jugend, iſt Gymnaſiarch und wohnt ſo oft als möglich den Spielen bei.

Außer ihm werden aus den würdigen Männern des Kirchſpiels zwölf Wächter der Spiele gewählt, von welchen je zwei immer bei den Übungen ſich einſtellen.

Angeſtellter Meiſter der Übungen bedarf es ſicher nicht weiter (höchſtens im Anfange); denn die Übung entwickelt ſich in ihr ſelbſt durch Wetteifer und Luſt zur Fertigkeit, und die ſtrebende Gemeinſchaft der vielen gibt bald Virtuoſen in jeder Art Spiel.

Der kleine Übungsplatz wird ſich bei den meiſten Kirchdörfern von ſelbſt finden; auf jeden Fall ohne große Koſten des Kirchſpiels zu finden ſein.

Die Zurüſtungen, Spieße und Lanzen zum Werfen nach einem gewiſſen Ziele, Bleigewichte, eine Art Diskus, wohl auch Schleudern, einige gute Büchſen, Piſtolen, Kugeln und Pulver beſteht auch die Gemeine. Vorausſetzen kann man aber, daß viele der wohlhabenden Jünglinge ſich ſelbſt Gewehr und Zubehör halten werden. Gewiß wird auch der Eifer und die Ehre der Väter und Ehrenmänner jedes Kirchſpiels viel Freiwilliges für ihre Jugend tun, wenn ſie ſehen, wie groß und ernſt iſt, was nur bloßes Spiel ſcheint.

Die Verſammlungen gehen ununterbrochen durch das ganze Jahr, ausgenommen die beiden naſſen und trüben Monate November und Dezember und die Erntezeit. Weil indeſſen auch in den andern Monaten an den Sonntagen auf dem Lande oft notwendige Arbeiten eintreten, ſo braucht jeden Sonntag nur die eine Hälfte der Jünglinge zu erſcheinen, ſo daß ſie jede vierzehn Tage wechſeln, doch denen unverwehrt, die jeden Sonntag kommen wollen.

Wer ohne Verhinderung ausbleibt, gibt eine ſeinem Zuſtande verhältnismäßige Strafe, z. B. ein junger Knecht, Bauernſohn, Handwerksburſch 12 Groſchen, ein Sohn des bemittelteren Mittelſtandes, als der Prediger, Pächter, kleiner Gutsbeſitzer, 2 Reichstaler, die zu Wettſpielen und andern Behufen verwandt werden.

In den Frühlings- und Sommermonaten werden zu gewiſſen Zeiten öffentliche Wettſpiele angeſtellt, wozu die Jugend mehrerer Kirchſpiele eingeladen wird. Es werden Preiſe und Belohnungen ausgeteilt, Könige und Fürſten der Jugend gekrönt, die bei den Feſten und Tänzen, welche die Spiele ſchließen, den Vorrang haben. Denn was des Volkes iſt, muß als Volksluſtbarkeit beginnen und enden.

Dies alles muß mit Sitte, Erziehung, Religion, als den

höchsten menschlichen Angelegenheiten, eng verbunden und eines Ziels und Strebens werden. Welche Männer, welche Bürger werden wir nach zehn und zwanzig Jahren sehen! Denn warum soll unsre Faulheit das Leichteste immer als einen bloßen Traum stehen lassen? Alle diese Jünglinge, soviel ihrer nicht blind sind, werden fertige Schützen und sind in wenigen Wochen, nach Erlernung der notwendigen soldatischen Handgriffe, in vortreffliches Fußvolk zu verwandeln. Wenn diese Einrichtung wirklich mit Geist und Sinn durch das ganze Reich ginge, so bedürfte der Staat nur ein sehr mäßiges stehendes Fußvolk zu halten; er hätte bei den stehenden Truppen allein eine doppelte oder dreifache Anzahl Offiziere anzustellen und zu bilden: Soldaten hätten sich selbst gebildet. Er könnte also eine desto größere Kraft auf die Reiterei und das Geschütz wenden. Denn die zusammengesetzte Maschine Mensch, Pferd, Waffe kann nie genug geübt werden; ein guter Fußstreiter aber ist fertig, sobald der Schütz, Gänger und Läufer gebildet ist.

Doch ich schweife fast über mein Ziel hinaus. Habe ich auch nicht getroffen, so war die Meinung doch redlich. Neues wird werden und muß werden: Neues in einem andern Sinne, als diejenigen uns einbilden möchten, die wegen schlechter und eigennütziger Zwecke Altes wiederaufstreichen, als sei es wirklich neu geworden. Siehe, ihr Werk wird nicht bestehen; denn Gott hat nicht umsonst so viele Zeichen und Wunder geschehen lassen. Dieser Glaube erhält die Wackeren aufrecht, und aus ihm erwächst eine neue und schöne Welt.

Beilage.

Ich komme hier zuletzt noch mit einer Nachrede, welcher ich wünschte, daß sie gehelmt und gepanzert wäre, denn sie meint Streit und Hader. Wenn ich nicht fühlte, daß die vorigen Worte im Sinn der Wahrheit und des Rechts und ohne alle persönliche Rücksicht und Habsucht geschrieben wären, so würde ich verstummen und mich schämen, wie dem Lügner gebührt. Zwar alle Wahrheit an ihr selbst ist mild und sanft, freundlich und tröstend, schlichtend und versöhnend, eben weil, auch wo der Geist über dem einzelnen in ihm selbst ergrimmt, aus ihrem reinen Bilde endlich immer die Götterwelt des Allgemeinen und Notwendigen hervorleuchtet; aber in der Welt des Scheins, wo man sich stößt und schlägt, wo Herren und Knechte, Sieger und Besiegte, Toren und Weise sich untereinander kränzen und treiben, trifft sie bei jedem Schritt auf die Lüge, und da ist sie ihrer Natur nach kriegisch und haderisch. So hält sie hier ein für allemal diese kleine Nachrede gegen alle Nachreden und Überreden des großen Gegenstandes, der eben verhandelt ist.

Unsere Zeit ist eine wunderliche und sonderliche Zeit; sie schwankt, mehr denn je irgendeine Zeit, zwischen zwei großen Weltsonnen hin und her, die mit ungeheuerer Geschwindigkeit und Gewalt alles Lebendige in ihr erfassen, und es entweder rückwärts in die Vergangenheit oder vorwärts in die Zukunft reißen, so daß die wenigsten den Weg wissen, auf dem sie fortgewirbelt wurden. Doch dieses Lebendigen ist leider das wenigste; das meiste liegt zwischen beiden als Schutt und Leichen kümmerlich faul an dem matten Strahl, dem es sich zur Besamung und Befruchtung nicht hingeben will. Diese tote Masse kann allein wimmern und schreien, und wenn sie schreiet, auch wohl einmal einen Stein aufnimmt, um ihn unter die sogenannten Aufrührer und Ruhestörer zu werfen, so schreiet und schmeißt sie nur auf die, welche von der Sonne weggenommen werden, die vorwärts reißt; denn die mit der zurückziehenden Sonne Laufenden scheinen ihr

nicht so sehr zu sündigen, weil ihre Faulheit meint, der Weg, worauf sie dahin gelangte, wo sie nun liegt, auch wohl wieder zurücktappen zu können. Auch diejenigen, welche wir das Lebendige in der Zeit nennen, sind zweierlei und sind in jeder Zeit zweierlei gewesen; die einen folgen aus reiner Liebe dem süßen, gefährlichen Reiz ihrer Sonne, die andern werden von kleinem Geiz und törichtem Schimmer gelockt und sehen zugleich auf Ehre und Gewinn dabei hin. Beiderlei Geister sind leicht zu unterscheiden. Alle besten von diesen so Fortgerissenen sind sich in einem gewissen Sinn immer unbewußt, denn in ihnen gradde ist die Gewalt des Schicksals und des Allgemeinen mächtiger denn die Gewalt des Willens und des einzelnen; aber in der größeren Sonnennähe werden die Freieren und Leichteren von ihnen ihrer selbst bewußt und sind zugleich Begeisterte und Erkenner, Propheten und Weise. Aber viele lassen sich zu der Sonne zziehen durch den Farbendunst, der keine Gestalt, durch den Schimmer, der keine Wärme gibt; sie mangeln des Feuers in ihnen, daas sie das elementarische Sonnenfeuer ertragen läßt; sie mangeln des stillen inneren Reizes, der von Glut zu Glut, von Licht zu Licht durstet, der Wahrheit und Tugend allein um sie selbst in ihnen finden will, nicht das, was er durch sie nachher nebenbei findet; kalte Neugier, lüsterne Eitelkeit, diebischer Geiz treibt viele Gesellen so mit unter die Geweiheten und Enthusiasten; auch sind Nebler und Schwabler, Verworrene und Verrückte genug, die aus der Gegenwart immer wild herauslaufen, weil sie diesseits und jenseits Licht und Erfüllung zu haschen meinen. — So war es von jeher, so ist es noch heute. Doch sind heute mehr als vormals, welche, zugleich Betrüger und Betrogene, Täuscherei und Gaukelei verstehen und den wenigen Lichten, Gutem und Besonnenen allerlei abgelauscht haben, womit sie die neuerungssüchtige Menge betören und ihren Schmutz und ihre Bettlerlumpen verhüllen. Doch wie die Lüge und ihr Vater, der Teufel, es auch anfangen, ihr Wille bricht immer durch, und nach langem Kampfe steht die Wahrheit endlich da in dem siegreichen Schmuck ihrer leuchtenden Rüstung. Doktor Martin Luther hat ein schönes Gleichnis von dieser Erkennung und Scheidung des Guteen und Bösen: „Es ist Satans und seiner Gesellen Art, daß sie anfangen gewaltiglich, dünken ihnen selbst, sie donnern und blitzen, brüllen wie die Löwen, heulen wie die Wölfe, trompeten laut wie die Esel; aber zuletzt werden ihre Töne klein, grunzen wie die Säue, miauen wie die Katzen, pfeifen wie die Mäuse und Ratten, zischeln und wispeln wie die Ottern und Schlangen, daran sollt ihr sie erkennen. Aber der Wahrheit Anfang ist gar leise und lieblich,

ſtill und demütiglich, gleich den kleinen Waldvögelein, die den Abend einſingen; aber zuletzt zerſchneidend, mächtig, ſchrecklich, wie die Donner und Blitze, vor welchen keine Kreatur beſtehen mag, alſo, daß auch die Tapferſten erbeben."

Die beiden Weltſonnen ziehen denn alles Lebendige an, aber welcher nur von einer von beiden gezogen wird, der iſt entweder ein Betörter im Wahn oder ein Betörender in Hinterliſt. Die hat Gott lieb und verklärt ſie mit ſeiner Wahrheit und Schönheit, welche zugleich in beiden Sonnen leben; ſie ſind die Auserwählten, die in der Mitte zwiſchen dieſen beiden Polen ſich verſtändig und würdig bewegen; ſie ſind die Träger des Lichts und der Wärme von beiden, damit die Gegenwart, die als toter Klumpen ſonſt in ihr ſelbſt erſtarren würde, erquickt und beſeelt werde; ſie ſind die heilige Ausſteuer des erregenden und belebenden Salzes der Erde. Doch daß hieraus kein myſtiſcher Mißverſtand werde, ſo muß ich es näher erklären.

Das menſchliche Gemüt, wenn es abgeſchieden aus dem Gewimmel des Lebens und ſeinem Hader und ſeiner Enge, gleichſam geſondert von dem gemeinen Leben der Dinge, in Betrachtung und Beſchauung auf ihm ſelbſt hinſinkt und ſich ausruhet, weilt nicht über der Gegenwart, lebt wenig in der Zukunft, wohnt aber innigſt mit der Vergangenheit. Die Träume und Engelſpiele der Kindheit, die Sehnſuchten und Schwärmereien des Jünglings, die überirdiſche Wehmut und Trauer, daß die irdiſche Roſe des Lenzes und des Lebens ſo frühe welkt, hat einen unausſprechlichen Reiz; und ebenſo zieht die Gewalt vergangener Jahrhunderte und Jahrtauſende mit ihren Menſchen, Taten, Werken, Sitten, Künſten und Weiſen. Das iſt es, wir ſind dort in unſerm rechten Element; empfindend, daß wir ewig geweſen und ewig ſein werden, leben wir unſterblich allein in der Vergangenheit, wo der Leib der Dinge und alle verführiſche leibliche Täuſchung verſunken und nur der allgemeine Geiſt, das Ideal der Menſchheit, geblieben iſt. Hier ſaugen wir uns ewig die Kraft, um in der Gegenwart ſtreben und der Zukunft entgegenblicken zu können. Gering iſt die Lehre, die wir als Bürger von der Vergangenheit nehmen, wenn wir gleich große von ihr nehmen könnten; aber unendlich iſt die Kraft, die wir als Menſchen von ihr nehmen, denn ſie macht den Schein der Gegenwart zur Wirklichkeit und die Hoffnung der Zukunft zur Zuverſicht. Zwar hinter uns und vor uns liegen verhüllete Rätſel, aber doch ſteht die Vergangenheit allen da als ein hohes, halb verklärtes Verhängnis, ſie ſteht den Guten und Weiſen als eine aufgelöſte Gewißheit da, die Zukunft liegt völlig verhüllt, und nur durch das, was war, ahnen

wir das, was ſein wird; wenn hinter uns nichts aufgedeckt läge, ſo würden vor uns nur Zweifel und Schrecken wandeln.

Ich ſprach: als Bürger nehmen wir geringe Lehre von der Vergangenheit. So iſt es weiſe geordnet. Nur in dem Sinn des Ganzen wird immer von Vergangenheit zur Zukunft geſtrebt; Lehren, Regeln, Beiſpiele bedeuten einzeln wenig; denn jedes Zeitalter fährt doch unaufhaltſam mit ſeinem eigenen Geiſt hindurch. Auch ſoll der Menſch als Bürger und der Staat als eine Maſſe von Bürgern raſtlos der Sonne zurollen, die vorwärts lockt. Denn der Staat iſt ein Leib, und der Menſch als Bürger iſt leiblich und ſoll leiblich gewogen werden. Leiber aber ſchlafen oder ſind tot, wenn ſie nicht bewegt werden. Eine Bewegung rückwärts bei einem lebendigen Dinge iſt keine — die des Krebſes wird ja nicht gerühmt — alſo muß es vorwärts gehen. Die den Staat rückwärts führen wollen, ſind Narren oder Buben. So hat die lange Geſchichte gerichtet, und dieſes Gericht gibt eine von den wenigen Lehren der Vergangenheit, die wir gebrauchen ſollten. — Daß aber dieſe Bewegung nicht zu raſch gehe und alles aufreibe, das hemmt die irdiſche Schwere der Dinge, die Kraft der Faulheit, die in der Maſſe immer neben der Beweglichkeit liegt; ſie hemmt in dem Bürger der Menſch, welcher, allein in der Vergangenheit unſterblich lebend, unbewußt eine aufhaltende, aber nicht zurücktreibende Macht iſt; ſie hemmt die Mühe und Arbeit, womit wir befangen ſind, die ſolche Schranken vor und um uns ſtellen, daß wir — wovor jetzt vielen bange zu ſein ſcheint — mit der Welt nicht aus der Welt herauslaufen können; ſie hemmt eine höhere Macht des Ganzen oder der Gottheit, welche wir glauben, die von Zeit zu Zeit als ein wunderbares Schickſal zwiſchentritt und das, was wir fertig und vollendet meinen, in Schutt und Trümmer vor uns hinwirft, ja die Erde, welche wir hie und da halb bezwungen glauben, uns wieder ſo unter- und übereinander zuſammenſchüttet, daß wir unten, d. h. als Bürger in einem gewiſſen Sinn oft von vorne wieder anfangen müſſen.

Der eigentliche Knoten der Verwirrung, den wir löſen wollen, ſteckt alſo in der Verwechſelung oder vielmehr in der Gleichmachung des Bürgers und des Menſchen, des Leibes und des Geiſtes der Dinge. Eine Zeit, die nur durch ihr eignes Element gerettet werden kann, d. h. durch hochgeiſtige Erkenntnis und Bewußtſein deſſen, was ſie leidet, und wodurch ſie es leidet, darf ſich nicht wieder in jenen Wahn, in jenen politiſchen und religiöſen Aberglauben verlaufen, worin die mittlere Zeit gleichſam wie in ihrer Verpuppung eingehüllt lag, an deren Sprengung arme

und mühſelige Jahrhunderte gearbeitet haben, ſo daß endlich das Wunderinſekt, die neue Zeit, zu unſer aller nicht geringem Erſtaunen, Schrecken und Zerſchmetterung, wirklich herausgefahren iſt, die nun, wie es aller Jugend begegnet, wilder und übermütiger als recht ihre freien Flügel gebraucht und etwas unſanft mit uns hinfährt. Und dieſe wollten wir nun einfangen, die entwickelten Flügel wieder zuſammenkeilen und ſie mit Gewalt in die alte Puppe zurückzwingen? Das geht nicht an, ohne die Flügel zu brechen, ja ohne den ganzen Vogel zu töten, ſo wenig als man das Küchlein lebendig wieder in das Ei bringen kann, woraus es eben gekrochen. Aber das ſteht auch nicht in unſrer Macht, ſelbſt wenn wir ſo töricht wären, es zu wollen; denn dieſer Vogel iſt uns zu gewaltig. Wir wiſſen, was uns in den letzten zwanzig Jahren begegnet iſt. Das erſte Jahrzehent konnte dieſe neue Zeit uns nicht geſchwind genug vorwärts gehen, da deuchte es uns je ſchneller je beſſer, und alle Hälſe ſchrien: nieder mit dem Alten! alles neu, neu, neu! Das letzte Jahrzehent hat jenes Geſchrei geſchweigt, und nun lehrt man uns ſchreien: zurück! zurück! das Alte wieder her! das Neue taugt nicht. Dieſe Erſcheinung haben wir erlebt, und ſie beweiſt, daß wir Narren und Schwächlinge ſind, die anfangs nicht wußten, was geſchah, und nun gern vergäßen, was geſchehen ſoll. Wir wollten die neue Schöpfung als ein leichtes Kinderſpiel empfangen, vergeſſend, was unſere Väter in ähnlichen Zeitläuften erlitten hatten; und da wir endlich innegeworden, daß alle beſte Kraft auf Leben und Tod eingeſetzt werden muß, wenn das Neue in Herrlichkeit werden ſoll, ſo wünſchen wir Elendige uns wieder zu dem Wiegenzuſtande zurück, und zu den Ammenmärchen und Kinderſpielen, wo uns in unſrer Unwiſſenheit, Gedankenloſigkeit und Sorgloſigkeit ſo wohl war.

Bei uns Teutſchen, an welchen ſich in dieſen verhängnisvollen jüngſten Tagen alles in der größten Vielſeitigkeit zeigen muß, weil wir, wenn auch nicht das Gebührende getan, doch am meiſten gedacht, haben ſich in dieſen letzten zehen Jahren ſeltſame Erſcheinungen offenbart, und offenbaren ſich noch jeden Tag, ja kommen von Tage zu Tage häufiger. Man ſieht doch, die Zeit hat uns angeſtoßen, ſie hat wenigſtens unſer Inneres bewegt, überhaupt das Beweglichſte bei uns, wie matt, ſeelenlos, ja tot unſer Äußeres auch liege. Unſer Denken und Dichten, unſer Trachten und Sinnen hat eine Richtung genommen, die auch ohne die politiſchen Umwälzungen nur etwas ſpäter gekommen wäre, und womit, wie viele meinen, der alte gediegene, treue, fromme Sinn, den man bei uns glaubt, wieder aufzuleben und

eine schönere Zukunft vorzubereiten anfängt. Die Frömmigkeit, die Innigkeit, der Ernst und die Einfalt des teutschen Herzens, sagt man, leben wieder auf bei unsern Weisen und Dichtern und offenbaren und bewähren ihre heilige Kraft bei allem, das eines neuen Lebens noch empfänglich ist, bei den Jünglingen und bei den Weibern. Ich leugne nicht, was ich mit Freuden gesehen habe und sehe. Ich kenne und ehre die Geister und Genien, bei welchen ich echtes, lauteres Gold alter Teutschheit finde, zusammengeglühet mit dem lebendigen Geist, der durch die Gegenwart hinschreitet. Diese, welche zwischen den beiden großen Zielpunkten im Gleichgewicht schweben, zu gleicher Zeit Begeisterte und Weiser, verehre ich kniebeugend; aber die Mehrzahl — ich mache einen langen ————

Die Schwächlichen und Elendigen fliehen zu dem Alten zurück, wo ihrer Furcht vor dem Neuen graut. Diese, die nie weder Religion noch Vaterland hatten, sondern weichlich der Lust und dem Tage lebten, gebärden sich nun auch noch, als seien sie fromm geworden, oder bilden sich es wirklich ein. Siehe, wie die fromm sind, welche Furcht und Angst und Erbärmlichkeit zu Gott führt. — Die Weiber folgen, wohin der Strom der Männer treibt, obgleich sie das voraus haben, nie so gottlos und seelenlos werden zu können als die Männer; denn ihr Herz und ihres Herzens Liebe geht immer sehnsüchtiger zum Ganzen hin als jener. — Die Jünglinge, je nun, die Jugend spielt gern mit der vollen Welt, sie hat mit dem Einzelnen des Lebens noch wenig zu tun. Bei vielen von diesen ist es auch nur ein halb ästhetisches, halb religiöses Modespiel; und ich fürchte, dies ist es bei den meisten. Es ist so bequem, mit Phantasien, Gesichten und Entzückungen für Kranke, Taten und Arbeiten zu bezahlen. Kurz, bei allem diesem Treiben, das gewiß einmal eine Flamme wird, ist bis jetzt noch kein großer Ernst noch hohe Geduld erschienen. Es ist ein Zurückschauen in das Vergangene, eine Sehnsucht nach dem Alten, eine Tändelei mit veralteten Gestalten, Weisen, Lauten, weil man eben nichts Besseres weiß noch Tüchtigeres wagt. Bei einem Volke, wie die Teutschen sind, ist dies nun einesteils uralt, anderenteils jetzt um so natürlicher, je mehr alles Politische zerfallen ist, wodurch der Mensch mit Lust und Kraft in der Gegenwart festgehalten wird. Bei dieser Flucht von dem Wirklichen zu dem scheinbar Idealen — denn das Ideale, wahrhaftig ergriffen, gibt die kühnste Gewalt des Wirklichen — betört sich die Menge immer mehr und täuscht sich immer tiefer in den Schein hinein. So ist es gekommen, daß man uns jetzt wieder ebenso lächerlich auf das Alte hinweiset (als auf die einzige Erlösung), als wahn-

ſinnig man uns vor zwanzig und fünfzehen Jahren in das Neue hineintrieb. Weil man vom Staat ſowenig hatte und hat, ſo hat man mit dem Grunde des Bürgerlebens auch den Grund ſeines Lebens vergeſſen und gemeint, man könne ihn ebenſo leicht als ſeine Phantaſien und Gedanken rückwärts tragen, ja man dürfe es, ſolle es ſogar. Dies iſt ein heilloſer Irrtum und zugleich der klareſte Beweis, wie bröcklig das ſteht, was jeder Flaumenbart jetzt Philoſophie und Religion nennt. Die Poeſie, der Menſch als in ewiger Poeſie leben ſollend, ſobald er von der vereinzelnden Arbeit des äußeren Lebens losgeſtrickt iſt, fliehen in das Land der Ideen, ſie fliehen in die weite Vergangenheit, als wo ſie ſich des Unſterblichen und Göttlichen, das auch in der Gegenwart wandelt, am lebendigſten bewußt werden; die Jugend, das Weib, die Kunſt ſpielen, weben und atmen darin, als weniger gebunden an die Not und Mühe der Bürgerwelt. Aber wer alles dahin zurückziehen will, offenbart nur Verworrenheit, Dumpfheit, Faulheit und Feigheit; oder es treten gar Schurken und Buben mit grieſlachenden Schelmenmienen hinter die Larven der Frömmigkeit, Freiheit, Sittlichkeit, die allein vor tauſend und vor fünfhundert Jahren bei dem Menſchengeſchlechte gewohnt haben ſollen: ſie gebärden ſich, als ſei bei den Jetztlebenden nichts als Verruchtheit, Ausgelaſſenheit, Entartung, und als müſſen ſie deswegen mit Gewalt zurückgeſchüttert und allenfalls mit Feuer und Schwert dahin zurückgejagt werden, wo unſre Urgroßväter ſtanden. Dieſe wiſſen recht gut, was ſie wollen; ihre Büberei zittert vor der Bewegung, die, wie greulich dieſe Zeit auch erſcheine, doch in ihr lebt: durch den Krebsgang wünſcht ſie das zu erſticken oder in der Geburt zu töten, was die Gewebe ihres Truges früher oder ſpäter zu zerreißen droht. Kleinere Buben die Menge und leider faſt ebenſo viele Toren ſtimmen hier mit ein und ſuchen zu verwirren, wie ſie ſelbſt verwirrt ſind.

Wohin man nur die Augen wende, auf das, was die teutſchen Buchdruckerpreſſen jeden Monat als neue und neueſte Gedanken, Vorſchläge und Anſichten der Einrückung, Bekehrung und Erlöſung der Zeit gebären, ſo kann man über den Altflickern und Ausflickern unſeres Zuſtandes, die ſich aber gern neu und recht friſch und modern gebärden, zu ſeinem Ärger auf jedem Schritte zehnmal ſtolpern, ſo wie man vor einem Jahrzehnt, wohin man trat, von dem Brauſen der Revolutionswut angefallen ward. Wie gemein und unvaterländiſch dieſe Schreiber vollends über das Unglück des Vaterlandes hinſchreiten und bänkelſängern, was ſoll ich die alte teutſche Klage erneuen, die Schande, die

kein anderes Volk mit uns teilt. Und dann der Ton von Übermut bei Nichtigkeit, von Entscheidung bei Unwissenheit; das ganze leere Getümmel von kleinlicher Eitelkeit und Selbstsucht; die neue Zierlichkeit für die alte Einfalt, das neue Vornehmtun für die alte Bescheidenheit; die neue Schönsprecherei für die alte Wortkargheit — alles das und seine vielen Händel und Streite um nichts gehören noch mit zu unsern jüngsten Schimpfen. Und solche eitle, fuchsschwänzende, weibische, zierliche Äffchen wollen uns den alten Großvaterrock, und mit ihm die großväterliche Tüchtigkeit, Tapferkeit, Frömmigkeit wieder anziehen? Ach über diese Berge, die nach langem Rumpeln kaum ein lächerliches Mäuschen gebären können!

Bei vielen indessen, die für das Alte sprechen, waltet mehr ein verzeihlicher Irrtum als ein schlechter Wille. Sie vermischen den Menschen und den Bürger miteinander, die ruhende Welt und den wandelnden Staat. Der Mensch aller Zeiten muß sich um so inniger an die Vergangenheit, an seine rechte Welt, hängen, je wilder der Strom der Gegenwart auf den Menschen der beschränkten Zeit, auf den Bürger treibt. Aber wer selbst den Bürger dahin zieht, der lähmt und vernichtet auch jenes hohe Leben: denn er tötete das kleinere Bürgerdasein in der Atmosphäre der Vergangenheit, deren Luft ihm zu fein ist, oder vielmehr, die gar keine Luft mehr hat, für die bloß leibliche Vegetation.

Unter andern Kämpfern für das Alte ist jüngst ein Herr Adam Müller aufgestanden und hat in seinen Elementen der Staatskunde und in einigen Vorlesungen über Friedrich den Zweiten seine Grundsätze dargelegt, die größtenteils mit den bekannten Burkischen zusammenfallen, was er auch nicht hehl hat. Burke, ein klarer und gewandter Kopf, hatte gewiß recht in der Erfahrung des Tages, unrecht in der Idee der Ewigkeit; und deswegen muß er notwendig auch in der Erfahrung einmal unrecht bekommen; denn sonst wären Idee und Wahrheit ja verschieden. Burke, im Überblick seiner Zeit und der Begebenheiten seiner Zeit, im Überblick seines Vaterlandes und der Verhältnisse dieses Vaterlandes, in Wägung des Maßes von Bildung, Aufklärung, Verstand, Tugend, welche Europa jetzt hat, sprach ein gerechtes Urteil aus, als er sagte, daß die Franzosen mit ihren Konstitutionen und Religionen Unsinn und Verruchtheit trieben, und daß andere Völker es ihnen vielleicht nachtun würden, wenn man ihnen dazu Zeit lasse; aber alle die donnernde Gewalt, womit er die Sprache schwingt, alle die reiche und reife Erfahrung eines tatenvollen Lebens, alle die Gewandtheit und Geschicklichkeit des

Gelehrten, des Vielwiſſers und Staatsmannes kann den Sophiſten nicht verhüllen, der uns einbilden will, wir müſſen rückſchreiten, weil alles Vorſchreiten und Herausſchreiten aus dem Alten ins Verderben führe. Burke durfte nicht mehr ſagen als: bereitet euch allmählich, wenn ihr ſo ungewöhnliche und neue Wege gehen wollet. Herr Müller ſticht ſehr mit ſeinen Waffen, doch ohne die Gewalt und Würde ſeines Stils und die Feſtigkeit und Schärfe ſeines Geſichtspunktes; jedoch blickt er weiter umher als jener, weil das Weitumherblicken einmal deutſche Art iſt. Merkwürdig indeſſen iſt ſeine Verteidigung des Adels und der Prieſterſchaft, aus deren Vernachläſſigung und Hintanſetzung er alle die Lahmheit und Nichtigkeit herleitet, woran unſer Zeitalter geſtorben iſt, und in deren Wiederherſtellung und Begründung er allein die Rettung der Zukunft ſieht, obgleich er etwas vornehm erklärt, daß ſeine Bücher mit der Vaterlandsretterei nichts zu tun haben, was ſonnenklar wird, wenn man ſie geleſen hat. Nebenher wird denn manches recht hübſch und erbaulich mit eingemiſcht über Religioſität, Aufopferungsgeiſt, Sittlichkeit, Frauenzucht und Frauenzügel. Die Hauptachſe, worum ſich ſeine Gedanken drehen, iſt folgende:

1. Dem Menſchen muß im Staat nicht allein die hinfahrende, in ihren übermütigen Gelüſten und Begierden nichts ſchonende noch achtende Gegenwart hingehalten werden, ſondern es müſſen Einrichtungen ſein, die rückwärts auf die Verdienſte, Tugenden, Arbeiten der Vergangenheit, vorwärts auf die Bedürfniſſe, Anſprüche, Rechte der Zukunft hinweiſen. Denn wenn die Vergangenheit nicht geachtet wird, ſo wird die Zukunft nicht verſorgt. Dieſe Einrichtungen, die dem Menſchen das Bild des Bleibenden hinhalten, ſind die auf Glanz und Herrlichkeit, und auf Landbeſitz und Reichtum gegründete Prieſterſchaft und Adel.
2. Zwei Kräfte im Staate gibt es, die von ſelbſt einander entgegenſtreben und von der Geſetzgebung im Gleichgewicht einander entgegengeſtellt werden müſſen; von dieſen kann die eine die Zentrifugal-, die andere die Zentripetalkraft des Staates genannt werden; die eine Kraft ſtrebt, ſich von allen Banden immer freier und loſer zu machen, und muß ohne hemmendes und haltendes Gleichgewicht den Staat auflöſen und zerſprengen, je mehr ſie ſich ſelbſt auflöſt und verflüchtigt; die andere Kraft ſtrebt, ſich mit allen Faſern und Sehnen des Gefühls und der Liebe an dem Staat feſtzuranken, ja ſich mit ihm ganz in eins zu verwachſen und zu verleiben. Die erſte Kraft liegt in aller bloßen Bürger-

tätigkeit, die zweite in der Prieſterſchaft und dem auf unverrücklichem Landbeſitz gegründeten Adel.

3. Durch Prieſterſchaft und Adel wird das Ewige, Unwandelbare, Höhere, durch den Bürger das Zeitliche, Wandelbare, Kleinere des Staates vorgeſtellt.

4. Der Adel muß gelten als ſolcher, bloß um ſein ſelbſt willen, zu welcher Geltung er vom Staate geprägt und geſchlagen iſt, muß er von jedem in Wert angenommen werden, ohne weiter nach ſeinem Gehalt zu fragen. Sobald die tolle Anſicht kam, daß man ihn auch mit ſeinen perſönlichen Verdienſten neben dem Bürger zum Wettlauf in die Schranken ſtellte, ward alles verwirrt. Sein Glanz und ſeine Hoheit iſt zu achten, als wie notwendig, als wie von Gott.

5. Seitdem jene weſentlichen Unterſchiede zwiſchen Bürger und Edelmann aufgehört haben oder doch weniger beachtet ſind, iſt der hochherzige Ritterſinn, Aufopferungsgeiſt, Vaterlandsenthuſiasmus mit jeder ſtolzen Tugend und Schwärmerei dahin; der Adel iſt erniedrigt und den übrigen gleichgeſtellt, die Welt iſt in egoiſtiſchen Privatrückſichten zuſammengeſchrumpft, die weitſtrebenden Staatstugenden ſind kleinliche Haustriebe geworden, und alles hat ſich in engherzige Pedanterei, goldgierigen Krämergeiſt und genußlüſternen Kosmopolitismus aufgelöſt.

6. Der Staat alſo, der ſich in der Tat zu einer friſcheren und herrlicheren Geſtalt umſchaffen will, hat nichts Geſchwinderes zu tun, als der Prieſterſchaft ihr verlornes Anſehen und Würde, und dem Adel ſeinen alten Glanz und Geltung wiederzugeben, indem er ihn auf unverrücklichem Landbeſitz mit Majoratrecht begründet.

Dieſe Behauptungen, die Herr Müller mit vielen neueſten Schreibern gemein hat, werden, wie es geht, aus Erfahrung und Geſchichte bewieſen. Doch wir wollen einmal die Kehrſeite zeigen und ſehen, ob die Dinge ſich darauf nicht ganz anders, und doch ziemlich leidlich und erklärlich ausnehmen. Zum weiten Auslauf iſt keine Zeit, alſo nur einen kurzen Überblick. Wir bleiben allein bei dem teutſchen Vaterlande ſtehen, denn die Erſcheinungen und Entwickelungen ſind in dem übrigen Europa faſt ebenſo geweſen wie bei uns.

Zu Anfange konnte man ſagen, wenn das für Prieſterſchaft und Adel Behauptete wahr iſt, warum ſind beide denn nach der allgemeinen Wehklage und dem einhelligen Geſtändnis der Freunde und Feinde ſo elendiglich untergegangen? Was ſich in ihm ſelbſt verlebt und zerſtört oder in der wandelnden Zeit ganz

matt und kampflos einſchläft, das ſcheint ſchon dadurch veraltet und abgeſchafft erklärt. Doch dieſen Beweis, welch ein ſtarkes Gewicht auch in ihm liege, mag man wohl nicht gelten laſſen. Alſo ein wenig rückwärts durch die Jahrhunderte gewandelt mit mir.

Die chriſtliche Prieſterſchaft hatte bei dem Anfange des fränkiſchen und alemanniſchen Staats die unermeßlichſte Gewalt in Händen, ſie herrſchte gleich allmächtig und gefürchtet auf Erden und im Himmel. Kenntniſſe, Künſte, Liſten, Übung, Gewandtheit, Geſchloſſenheit in einem Leib und Seele waren ihre, und in dem hohen Wahn mußten, wenn ſie es wollte, die herrlichſten Männer vor ihr in den Staub. Sie war die Beſitzerin und Verteilerin der Erde, die Schiedsrichterin und Vermittlerin von Getümmeln und Kriegen, die Königin und Verwalterin der Reiche und der Herzen. Arbeit und Tätigkeit, Übung und Reiz hatte ſie genug, Ehrſucht und Herrſchſucht fehlte nicht, noch fehlte Kampf und Oppoſition. Und doch ging ſie unter. Und wodurch? Durch die allmächtige Zeit. Nach dem, was uns aus dem elften und zwölften Jahrhundert von Päpſten, Prieſtern und Erzprieſtern erzählt wird, kann man mit ziemlicher Gültigkeit annehmen, daß die Sitte und das Leben und Weben der Prieſterſchaft damals eben nicht viel reiner und überirdiſcher war als vier Jahrhunderte ſpäter. Aber ſie durfte immer noch ruhig herrſchen, und Wahrheit und Gaukelei zu einer Täuſchung untereinandermiſchen, bis der geiſtige und überſinnliche Keim des Chriſtentums ſich mehr zu entwickeln begann. Da erſchien ſogleich der ſcheußliche Widerſpruch zwiſchen dem, was war, und dem, was ſein ſollte. Einige Männer aus ihrem eigenen Schoße, manche Laien auch, die nun ſelbſtändig zum Wiſſen und Erkennen ſtrebten; vervollkommnete Hilfsmittel geiſtiger Mitteilung, vor allen andern die unſterbliche in Mainz erfundene gutenbergiſch-fauſtiſche Kunſt; endlich der unbekannte Gott der Zeit, der, wann die Saat reif iſt, mit der Sichel hervortritt — arbeiteten luſtig und friſch an dem Sturz des Alten. Die Reformation begann. Es war ſo leicht zu beweiſen aus der Idee und aus der Heiligen Schrift, wie unrein, befleckt, entartet, ihres Berufs und ihrer Beſtimmung vergeſſen die Prieſterſchaft war. Jene weitgreifende irdiſche Herrſchaft, jener üppige weltliche Genuß, jener Glanz und jenes Treiben nach außen mit allen Makeln, Laſtern und Schanden, welche offen dalagen, bot dem Angreifer tauſend Vorteile dar. Wo erſchien da eine Spur des idealen Strebens, des gottgeweiheten Lebens, der lauteren Sitten, der Hingabe und Verleugnung, kurz des unſichtbaren Reichs Gottes, was die Prieſter vorgaben, auf

Erden darzustellen? Grade je näher dem Sitze des höchsten Glanzes, desto unverschämter der Götzendienst der Lüste, der Trotz auf irdischen Besitz und irdische Herrschaft und die Verderbnis der Sitten.

Man möchte sagen, es könne auch dem Besten und Herrlichsten hier unten begegnen, daß er aus Mangel an Reibung und Bewegung in ihm selbst erstarre und allmählich zum Tode einschlafe. Aber nie hatte es der Hierarchie an Krieg und Kampf gefehlt, und die Reformation brachte gewiß einen großen Streit und rief alle vergessenen Strebungen und Triebe wieder auf. Bei einem Kampf, der dreißig Jahre mit wütender Anstrengung und Erbitterung geführt wurde und auch nachher nicht ruhete, mußte zum Vorschein kommen, was die Priesterschaft war, und was sie sein wollte. Was erschien da? was ist seitdem erschienen? Nicht jene priesterliche Begeisterung, nicht jene heroische Verleugnung, nicht jener überirdische Himmelssinn, nicht jener Himmel und Erde beherrschende und verbindende Glaube, welche die Phantasie den ersten christlichen Jahrhunderten oft freigebiger beilegt, als sie bei ihnen waren. Um nichts anders ward gestritten als um leibliche Herrschaft und irdischen Besitz. Die Reformation hatte indessen die Folge, daß die alte Kirche sich mehr auf ihre Hut stellen und Studien und Sitten strenger halten mußte denn vorher; denn die strengen Aufseher und Rüger waren gekommen. Aber kein heiliger Sinn der Wiedergeburt, keine Begeisterung einer neuen Jugend ist in sie gefahren; denn einzelne herrliche Erscheinungen der Frömmigkeit und Hingabe hat jedes Zeitalter gehabt. Es blieb eine äußerliche Kirche, wie sie einmal geworden war, und auch in ihrem edleren und geistigeren Streben hat sie mehr für die äußere als für die innere Welt des Menschen gearbeitet, mehr für Recht und Sittlichkeit als für Religion und Frömmigkeit. — Ebendas haben die reformierten und protestierenden Kirchen getan. Luthers hochgeistige Ideen, die wenigstens in einzelnen hellen Lichtstrahlen aus ihm hervorbrachen, sind von den nachfolgenden Priestern nicht weiterentwickelt worden; ja, diese neuen Kirchen bildeten sich von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr zu spekulierenden und klügelnden denn zu gläubigen und andächtigen Gesellschaften. Seit den letzten fünfzig Jahren sahen ihre Geistlichen den Namen Priester sogar fast wie einen Schimpfnamen an, Volkslehrer, Prediger nur wollten sie heißen; weiter waren und sind die meisten von ihnen auch nichts.

So ist es gegangen. Viele haben geklagt, es hätte nicht so gehen sollen. Aber wer mag mit Gott richten? Johannes Müller

und mehrere ausgezeichnete Köpfe haben in dem Zwieſpalt und Sinken des Anſehens und der Macht der Kirche die Auflöſung des alten europäiſchen Verhältniſſes gefunden, und Luther und die Seinen ſind zum Teil bitter verklagt worden. Aber was bedeuten jene Klagen? und was wollen ſie? Es iſt freilich ein ſchönes und anmutiges Bild des Lebens, das häusliche Glück, wo Vater und Mutter mit Söhnen und Töchtern einträchtig in einem Hauſe beiſammen wohnen, und wo Zucht und Sitte durch die ſüße Gewohnheit der Liebe beſſer erhalten wird als durch alles Geſetz. Aber die Töchter werden von anderen Männern geholt, die Söhne gehen in die Welt hinaus und treiben ſich in Krieg und Frieden, in Luſt und Unluſt wild darin herum. Wenn nun die Sitten verdorben, das Glück verſpielt, ja wohl das Leben verloren wird, ſo denkt man mit Wehmut an das ſtille und beſchloſſene Glück des väterlichen Hauſes zurück; aber zuletzt ſpricht man: je nun, einmal muß Freiheit doch beginnen, kann das Arge im väterlichen Hauſe nicht umkommen, ſo kann auch das Herrliche ſich da nimmer entwickeln. Ebenſo ſtehen wir, wenn wir einige Jahrhunderte zurückblicken. Die Vormundſchaft und Vaterſchaft der Prieſter hatte aufgehört, man ſtrebte nach freier und ſelbſtändiger Entwickelung und kündigte ihnen den Gehorſam auf. Daß nun tolle Geſchichten, Getümmel, Verwirrungen und Umkehrungen ſich begaben, iſt natürlich; denn die Proben der Freiheit müſſen durchgemacht werden. Wer die hierarchiſchen und prieſterlichen Dinge und ihre Entwickelung von Anfang an betrachtet und ſtudiert hat, der lernt aus Johannes und Paulus, was der Heiland der Welt und ſeine Lehre bedeuteten: nämlich die Aufhebung und Verrufung aller Satzungen und Äußerlichkeiten in dem, was man Religion nannte, die Verkündigung des unbekannten Gottes, die Stiftung eines unſichtbaren Reiches höchſten Glaubens und größeſter Freiheit. Das Geſetz der Knechtſchaft und Furcht ward verrufen, und das Evangelium der Freiheit und Liebe ward gegeben. Aber die Welt war noch zu kindiſch und leiblich geſinnt, und das Geſetz wuchs in der chriſtlichen Kirche wieder zu einem dicken äußern Leibe an, worin zuletzt alle Triebe, Gelüſte, Laſter und Schanden irdiſchgeſinnter Menſchen erſchienen. Immer hatte in jedem Jahrhundert das fromme Herz einzelner Frommen dagegen proteſtiert, und die Hierarchie war nie ganz ohne Anfechtung geblieben; da ſchlug im ſechzehnten Jahrhundert ein verzehrender Blitzesfunken von Idee auf, ein kleines Tröpflein Licht aus dem unendlichen Feuermeer: Luther ſprach das Wort Evangelium und Freiheit aus. Wir haben ſie noch nicht, aber in Proben dreier Jahrhunderte ſind wir etwas weitergekommen,

wir haben ahnen gelernt, wie man dazu gelangt, wir fangen an, uns bewußt zu werden.

Unter jenes Gesetz also, unter seinen schweren Priesterleib und seine blinde Gewalt will man uns zurückführen? Das kleine, elendige Glück der Faulheit und Bequemlichkeit zeigt man uns, auf daß wir vergessen, des Großen und Hohen zu begehren, wo, weil es das Höchste ist, was begehrt werden kann, das volle Leben gewagt werden muß? Nein, das Alte kann ebensowenig wieder lebendig werden, als der Jüngling in seiner Mutter Leib zurückkehren und wieder ein Kind werden mag. Wieviel und wie gefährlich auch versucht, gestrauchelt, gesündigt und gefrevelt wurde, das Geschlecht will hindurch zum Lichte, wovon ihm eine hellere Dämmerung gekommen; wie elend, feig, verrucht die Gegenwart vielen immer erscheine, es wird doch zur Freiheit und Selbständigkeit des Lebens gestrebt, sollte die Sonne des Heils auch erst lange hinter unsern Gräbern aufgehen. Was wollt ihr denn mit dem Christentum? Es soll doch wohl kein Einfangungssystem, keine Zuchthausanstalt werden? Was das, was man jetzt Priester und Priesterschaft nennt, künftig soll, wird die Zeit entscheiden; wozu der Staat sie gebraucht und gebrauchen kann, als Lehrer und Helfer zur Ordnung, Zucht und Sittlichkeit, geht uns hier nicht an; wozu einzelne Regierungen sie mißbrauchen, kümmert uns ebensowenig. Aber fest steht der Beschluß des Schicksals und der Ausspruch der Idee: die äußere Kirche wird nie wiedererstehen zu ihrer alten Herrlichkeit und Allmacht, aber nach der unsichtbaren Kirche, nach dem eigentlichen Reiche Christi und Gottes wird von den Besseren je und je ausgesehen.

Der europäische Feudaladel hängt in seiner Entstehung innigst zusammen mit der Hierarchie. Die Thronen und Mächte und Herrschaften und Gewalten und Engel und Erzengel, welche die orientalische Philosophie neben dem höchsten Gott oder höchsten Satan in vielfacher Unterordnung bestehen ließ, erscheinen schon im dritten und vierten Jahrhunderte in der Priesterschaft mit allen ihren auf- und niedersteigenden Rängen. Konstantins des Ersten Hofordnung und seine Rangliste des bürgerlichen und soldatischen Befehls ist offenbar nach dem Bilde geformt, das seine Priester ihm gezeigt hatten. Auch die Feudalverfassung entwickelt sich nach diesem Bilde. Unsere Altvordern kannten keine andre germanische Männer als Freie; sie waren alle Edelleute und Freiherrn, diejenigen allein ausgenommen, welche durch Verbrechen und Schanden die Freiheit verwirkt hatten: die Abhängigkeit von Fürsten und Führern war eine freiwillige. Manche Verteidiger des Feudalwesens möchten uns einbilden,

daß ſein Verhältnis freiwillig geweſen ſei. Aber wir haben zu viele geſchichtliche Urkunden vom Gegenteil, kennen den uralten teutſchen Freiheitsſinn der Väter auch zu gut, als daß wir meinen könnten, die Männer, denen eben noch das Leben ohne Freiheit gar kein Leben dünkte, hätten ſich für faule Sicherheit und dumme Sorgloſigkeit zu Knechten gemacht. Nein, ausgebrütetes Unheil zu Hauſe in Zwietrachten und Kriegen der einzelnen Stämme und Dynaſtien untereinander; hereinbrechendes Unglück der Fremden, der Sarazenen, Normänner, Awaren, Madjaren; Zerrüttung und Entnervung des alten Trotzes durch die Prieſter; Unbehilflichkeit, ſich gegen das Knechtiſche zu verteidigen, das in dem Römiſchen und Chriſtlichen des Zeitalters lag, was man mit den Eroberungen als Zugabe erhielt; Rückwirkung romaniſierter gebildeter Knechte, die man eroberte, auf die ungebildeten Freien, eine Rückwirkung, die über den Rhein und die Alpen hinaus, ſelbſt die ungemiſchten Germanen der Stammſitze in Alemanien, Bavarien und Sachſen ergriff — alles dies machte im achten, neunten, zehnten Jahrhundert den größten Teil der Germanen zu mehr oder minder ſtraff angezogenen Knechten. Prieſter und Adel, oft einträchtig, öfter zwieträchtig, teilten ſich in die Herrſchaft; doch gebührt den erſteren das Lob, daß ſie viel milder herrſchten als die letzten. Dies wird man mir zum Teil zugeſtehen, weil man es nicht leugnen kann. Aber, ſagt man, dieſer Schandezuſtand verſchwand nach einigen Jahrhunderten; mit den Kreuzzügen erwachte ein neues Leben aller chriſtlichen Kräfte, es fuhr mit ihnen ein friſcher, ſchöner, chriſtlicher Geiſt der Tugend, Frömmigkeit, Liebe, Verleugnung, Dichtkunſt und Ritterlichkeit in die Menſchen; da waren die Ritter und Knappen die freieſten, mäßigſten, frommeſten, edelſten Männer des Volks; da ward es ein Glück, von den Beſten und Tugendhafteſten des Volks beherrſcht und geführt zu werden; da ward das knechtiſche Verhältnis ein kindliches, das herriſche ein väterliches: und dieſes Verhältnis hätte zum Glück der europäiſchen Welt nimmer aufhören ſollen. So ſchildert man poetiſch, was gewiß in einzelnen hohen Gemütern erſchien — denn das wiſſen wir aus der Geſchichte — aber als Bild des Ganzen iſt es ein ſchöner Traum. Für die Phantaſie und für ihre Geſpielin, die Dichtkunſt, iſt hier ein anmutig blühendes Frühlingsgefilde, und ſie täuſcht mit Recht alle die, welche Geſchichte nicht kennen oder durch ihre Zauberkunſt ſie auf Augenblicke vergeſſen. Aber die Geſchichte ſelbſt darf nicht in Träumen wandeln, und ſie lehrt uns, daß die Knechtſchaft der Lehnsverfaſſung im zwölften und dreizehnten Jahrhundert grauſamer war, als im vierzehnten und fünfzehnten;

daß sie im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert härter war als im sechzehnten und siebenzehnten. Selbst noch in den letzten Jahrzehenden dieser unserer Zeit habe ich in Landschaften, die zu dem sogenannten aufgeklärten Teutschland gehören, Feudalgreuel gesehen, welche die Haare emporrichten. Denn so ist der Mensch: wo Willkür gilt für Gesetz, da wird Tyrannei. Und diesen Zustand oder nur eine veradelte Ähnlichkeit sollten wir zurückführen?

So sieht der schöne idealische Traum aus von der Frömmigkeit, Ritterlichkeit, Gütigkeit des Mittalalters. Es war wirklich bei einigen schöneren Seelen, aber gewiß nicht bei der Masse des Adels. Das beurkunden uns alle unsre Geschichten, zu geschweigen, daß nur der bei weitem kleinere Teil des teutschen Adels von dem Geist angeflogen war, welchen man den Geist frommer und begeisterter Ritterlichkeit genannt hat. Aber ich will euch sagen, wo die teutsche Herrlichkeit war zur Zeit unserer Väter, sie war bei den Bürgern. In den Reichsstädten, in den Bürgerbünden, die von dem Inn und der Schelde bis zum Sund und zur Newa reichten, in der Bürgerkunst und Bürgertätigkeit, in dem, was man vornehm das Kleine und Niedrige zu nennen beliebt, da leuchtet teutsche Freiheit, teutsche Tugend, teutsche Gerechtigkeit, teutsche Kunst und Wirksamkeit in unvergänglicher Glorie; da stehen wir als das erste, gerechteste, weiseste, freieste, edelste Volk in der Geschichte des neuen christlichen Europa; denn unsre Herrlichkeit ist nicht durch italische Künste, Morde, Verbannungen, nicht durch atheniſche, syrakusische, genuesische Getümmel und Umwälzungen entweiht worden. Still und ernst trug sich das Leben der schönsten Freiheit von dem elften bis zum sechzehnten Jahrhundert. Wir umfaßten die Welt mit unsern Armen und wurden manche Jahrhunderte nur durch unsre stillen Künste von ihr gewußt. Diese Bürger eroberten wieder alte germanische Freiheit, welche von Fürsten, Magnaten und Priestern niedergetreten war; um und in ihren Mauern versammelte sich, was nach Freiheit strebte, und sie zwangen manche wilde Barbaren, sich dem Gesetz und der Zucht zu bequemen, sie zwangen die besseren Edelleute, bürgerlich, d. h. teutsch gesinnt zu werden. Doch strebte die Menge immer gegenan und hat gegenan gestrebt bis auf die letzten Tage, die aber lange kein Bürgerleben mehr gekannt haben.

Das sechzehnte Jahrhundert brachte leiblich und geistig die größten und schnellesten Wechsel der Dinge, die je in europäischen Geschichten gesehen worden. Die neu gefundenen Welten brachten ganz neue Ziehpunkte; die zur geistigen Freiheit auflebende Menschheit brach die Fesseln der Hierarchie; die Schätze der Neuen

Halle-Wittenberg Herm.

Welt, der veränderte Handelsweg und das Pulver raubten den Burgen und Städten die alte Zuverſicht und Sicherheit: Ritter und Bürger verfielen zu gleicher Zeit. Doch ſchloß der Adel ſich nun mehr an die Fürſten und arbeitete mit ihnen hinfort gegen die Städte. So rettete er bei dem Verluſt der hohen Unabhängigkeit früherer Zeit manche ſeiner alten Vorrechte, und erwarb hie und da kleinere neue. In den beiden letzten Jahrhunderten hat er geherrſcht. Früher waren die Bürger nicht allein in ihren Städten herrlich, ſondern ſie wurden oft Fürſten und Herren in geiſtlichen Stiftern und waren gewaltig als Räte und Diener der Könige und Fürſten; zu geſchweigen, daß aus Lübeck und Nürnberg, aus Danzig und Straßburg, aus Gent und Antorff, aus Zürich und Baſel Bürger auszogen, die als Feldherren und Krieger es den beſten geſtempelten Rittern im Felde gleichtaten und ſich ihnen gleich trugen. Aber nun wurden die meiſten alten Städte abhängig, die wenigen übriggebliebenen Freien von Jahr zu Jahr geringer und an Gebiet, Mächt und Anſehen von geiſtlichen und weltlichen Fürſten geſchmälert. Den Abhängigen die letzten Reſte ihrer alten Verfaſſung, das letzte Gefühl von Selbſtändigkeit, die letzten Erinnerungen vergangener Herrlichkeit zu rauben, dahin haben in den letzten Jahrhunderten alle Fürſtenräte wetteifernd geſtrebt. Man nannte dies Streben Streben nach Einheit und Vollkommenheit; man meinte es auch nicht immer böſe; unglücklich hatte man vom Staat den Begriff einer Maſchine bekommen, je kraftloſer, bewußtloſer, biegſamer, je mehr allen Dingen, nur nicht ihnen ſelbſt, gleich die Menſchen waren und ausſahen, deſto geſchickter ſah man ſie an, in ihnen das große Kunſtſtück zu vollenden: aber, aber — man bedachte nicht, daß ein Staat lebendig ſein ſoll, und daß eine Maſchine nichts als totes Geklapper iſt, wenn kein lebendiger Geiſt in ihr ſitzt, der ſie aufzieht. So haben die meiſten Regierungen planmäßig, aber unbewußt, an ihrer eignen Schwächung und Vernichtung gearbeitet, die letzte Kraft verſchleifend, den letzten lebendigen und freien Geiſt zerſtörend, der im Staate noch übrig war. Der Feudaladel konnte in ihm dieſen Geiſt nicht haben, weil er, wie die ganze Geſchichte zeigt, ſeiner Natur nach allem Bürgerlichen grade entgegengeſetzt iſt; und wäre wirklich ein jugendliches und erneuendes Leben in ihm geweſen, ſo war ſeine Maſſe im ganzen Volke doch zu klein, als daß er das Tote und Erſtarrte mit friſchem Leben hätte durchdringen können: er ſtand auch nicht bürgerlich natürlich in dem Ganzen eingeſchloſſen, daß er auf dasſelbe recht hätte rückwirken können. Wir denken mit ſchmerzlichem Gefühl der traurigen Entzweiung, die auch in unſerm Vaterlande zwi-

ſchen den ſogenannten privilegierten und nichtprivilegierten Ständen herrſchte und an vielen Orten leider noch herrſcht.

Nun noch eins. Herr Müller und die Seinigen klagen als eine der großen Urſachen der jüngſten Unfälle den Unverſtand und die Sorgloſigkeit an, daß man den großen Staatszweck des Adels aus dem Geſichte verloren, daß man nicht bloß den Edelmann, die ausgeprägte Münze, in ſeinem beſtimmten Wert habe gelten laſſen, ſondern auch nach dem inneren Gehalt, nach dem Wert des Menſchen, gefragt habe. Dieſer Unbeſtändigkeit haben ſich nicht allein die kleinen Bürger aus Schadenfreude und Neid, ſondern auch die Könige und Fürſten aus einer übel angebrachten Humanität ſchuldig gemacht. — Wahrlich, dies ſieht aus, als wolle Herr Müller eine Satire über den Adel ſchreiben; aber ſeine ernſte Miene ſagt uns genug, daß es ſein gebranntеſter Ernſt iſt: die wirklichen Edelleute unter den Edelleuten werden ihm aber für ſolche Anſicht und Würdigung ihrer Klaſſe ſchlechten Dank wiſſen; denn bei der Stiftung des Adels wollte der Staat gewiß nicht ein in ihm ſelbſt erſtarrtes und bloß blankes eiſernes Inventarium ſtiften, ſondern die Idee war, durch Erinnerung und Mahnung der Tugenden und Taten der Ahnen den Geiſt der Kraft bei den Enkeln und Urenkeln als einen ewigen Strom der Hoheit und Seelengröße flüſſig zu erhalten. Jene Anſicht hat freilich in den düſterſten Jahrhunderten gegolten, aber nie in ſolcher dicken Unverſchämtheit: irgendeine Tüchtigkeit, irgendein Verdienſt mußte doch da ſein, ehe man die tote Münze an ſich gelten ließ; in dieſer letzten Zeit hätte ſelbſt der weiſeſte und geliebteſte Regent mit ſeinem beſten Willen das nicht mehr durchſetzen und den Leuten einbilden können. Aber ich ſage nur eines: Die Zeit hat den Feudaladel abgeſchafft, wie ſie die Hierarchie abgeſchafft hat, die Zeit, nichts als die Zeit. Seht euch doch ein wenig um in unſerm Vaterlande, vergeſſet aber nicht ſogleich wieder, was ihr geſehen, hört dann zwei Worte und werfet Stöcke und Steine auf mich, wenn ich euch töricht zu reden ſcheine. Zur Zeit, als aus einzelnen Reichsſtädten noch 15000 und 20000 bewaffnete Männer ins Feld rückten, mußte auch der beſſere Adel alte teutſche Freiheit, d. h. er mußte Bürgerſinn darſtellen: denn wer in der Welt etwas bedeuten will, muß ſich an Sinn und Geſtalt dem Volke ſchon gleichſtellen, wenn es noch ein Volk gibt, das eigne Geſtalt und eignen Sinn hat. Dies finden wir auch bei allen wirklich hochgeſinnten und ritterlichen Edelleuten der letzten Zeit Teutſchlands als eines einigen Landes, der Zeit der Reformation: ſie ſind, reden, handeln wie edle Bürger. Ulrich von Hutten, Franz von Sickingen, Jakob

Emſer, Georg Frundsberg, Hartmuth von Cronenberg erſchienen ſo. Denn damals waren noch teutſche Bürger, die für den Wettſtreit bis zur höchſten Hoheit mit den edelſten Geſchlechtern in die Schranken traten. Aber nach dieſer Zeit ward es gar anders; aller Glanz und alle Macht des Vaterlandes ging nun allein auf den Adel über und iſt bei ihm geweſen bis auf dieſen Tag. Sie waren die gebornen Heerführer, Räte und Miniſter der Kaiſer, Könige und Fürſten; ſie erzogen und bildeten, ſie umgaben und begleiteten ſie; ihre waren die Herrſchaft und Herrlichkeit, ihre die Vorrechte, ihre die Reize, Hilfsmittel, Leichtigkeiten jeder Bildung, Ehre und Glorie; bei ihnen ſtand es, ihren geſtempelten Wert in Gültigkeit zu erhalten: warum haben ſie es nicht gewollt, oder vielmehr, warum haben ſie es nicht gekonnt? Ich will es euch ſagen: deswegen nicht, weil der Bürgeradel, und mit ihm der rechte Stolz und die rechte Freiheit der Germanen, zerſtört war. Es war weder Reibung noch Bewegung der Kräfte; es war kein Sinn noch Streben für das Vaterland, weil keiner ſo glücklich war, lebendigſt ein Vaterland zu empfinden und zu lieben; ein kleinliches Hausglück, ein feiger Genuß, ein jämmerlicher Krämergeiſt hat den Adel wie den Bürger ergreifen und verzehren müſſen, weil jeder höhere Trieb, der nach außen wollte, immer zurückgetrieben ward. Die Zeit hat ihr Gericht begonnen, ſie iſt noch weit von der Entſcheidung; wie wird ſie ausfallen, wenn die Akten des großen Prozeſſes geſchloſſen ſind? Wahrlich nicht, wie die Faulen und Gutmütigen hoffen und raten.

Dies ſei geſagt überhaupt als eine Beleuchtung der oben von 1 bis 6 bezifferten Sätze. Wo die politiſchen Anſichten, die hiſtoriſchen Funde, die Antriebe des Herzens und die Grundſätze der Köpfe völlig verſchieden ſind, da ſtellt man ſich und das Seine eben nur gegen das Fremde hin und läßt andere und die letzte Richterin, die Zeit, das Urteil ſprechen. Doch noch einige Worte über 1 und 2, daß der Adel das Stetige und Bleibende im Staate darſtelle, der Bürger das Flüchtige und Wandelbare; daß der Adel daſtehen müſſe gleichſam ein Janus mit zwei Köpfen, von welchen der eine in die Vergangenheit, der andere in die Zukunft ſchauet, der eine würdigt, was die Vergangenheit für uns getan hat, der zweite weiſet, was wir für die Zukunft tun ſollen. Die Zentrifugalkraft des Bürgers ſoll durch die Zentripetalkraft des Adels gehemmt werden, damit die Staatsmaſchine nicht jeden Augenblick in Gefahr ſei, zu Scheitern zu laufen. In dem Boden der

Erde, worauf der Adel gegründet werden soll, steht das Feste; in der Verfeinerung der rohen Erzeugnisse und in aller künstlichen Tätigkeit und Betriebsamkeit steht das Lose des Staates.

Hier ist das Bild des Adels, wie er sein soll. Ich schildere es denn, als wenn von Nachkommen der Kamillen und Kurier, der Hermanne und Hutten, der Schwerine und Zieten gerebet würde.

Der Inhaber des Majorats von liegenden Gründen ist also so gestellt, daß gemeines Bedürfnis und Triebe gemeinen Bedürfnisses ihm nicht nahen dürfen. Draußen ist Reichtum, Glanz, Unabhängigkeit; drinnen Stolz, Hochsinn, Freimut; kein Geiz, keine Feigheit, keine Eitelkeit, kein Neid, kein Übermut kann zu diesen erhabenen Sitzen und ihren Bewohnern durchdringen; wo die niederen Triebe nie erweckt sind, da haben die hohen sich frei entwickeln können. In solchem Sinn, in solchen Umgebungen wachsen auch die Söhne auf; hier bedarf es keiner Erziehung, sie werden in dem Edlen geboren, dazu gewöhnt. Hier stehen von Geschlecht zu Geschlecht die Ahnen der Väter in ihren glorreichen Reihen aufgestellt; die Helden, die im Kampfe für das Vaterland fielen; die Räte und Diener des Königs, die für seine Herrlichkeit arbeiteten, für seine Sicherheit wachten; die Lichter der Kunst und Wissenschaft, die, von Kindheit auf von dem Hohen und Idealen umleuchtet, ihre Sonnenbahn viel leichter durchfliegen als die Söhne des Bauren und Bürgers. Diese heiligen Schatten der Vergangenheit winken freundlich zu den unter ihnen wandelnden Kindlein, sprechen mit den Knaben und reden die Feuerworte furchtbaren Ernstes zu den Jünglingen. Aber nicht allein die Bilder der Toten, die nie sterben, sind Mahner und Erwecker jeder Tugend, sondern ihre Geschichte spricht die Lebendigen auf jedem Schritte an und geht und steht in großen Erinnerungen umher. Das alte Schloß und alle seine Säle, Zimmer und Kammern wissen Geschichten; jeder Stein, jeder Baum, jeder Hügel und jedes Tal, jeder Wald und jeder Bach sind durch irgendeinen der großen Toten geheiligt und erzählen seine Gedanken, Taten und Worte. Wo alles heilig ist, da wird das Gemüt zum Gefühl und zur Würdigung der höchsten Menschheit erhoben und atmet neben Hoheit und Stolz zugleich Milde und Barmherzigkeit ein. Die Menschen, die mit und unter dem Besitzer eines solchen Majorats wohnen, werden nur durch ihr Glück gewahr, daß sie Nachbarn und Untersassen sind; denn hart und habsüchtig kann ein solcher nicht sein. Weil er in der Vergangenheit lebt und empfindet, was sie für ihn getan, ja wie

ſie ihn geboren hat mit aller ſeiner Hochherzigkeit und Tugend, ſo ſteht er edel und menſchlich in der Gegenwart und blickt ſorgend und liebend in die Zukunft. Hier, hier oder nirgends, iſt ſein Leben an den feſteſten Wurzeln der heiligſten Notwendigkeit eingewachſen; hier halten ihn alle Erinnerungen, alle Gefühle, alle Pflichten feſt; hier ſteht er, ein unerſchütterlicher Pfeiler der Stärke und Tapferkeit; hier will er leben und ſterben, und hier ſtreitet er bis in den Tod für das ewige Vaterland und den nie ſterbenden König und zwingt die Knechte und Krämer, welche dienen und dingen wollen, durch ſein allmächtiges Beiſpiel, ſich für das Ewige und Unſterbliche zu opfern. Mit dieſem Gefühl, mit dieſem Sinn ſcheiden die jüngern Söhne und Brüder von dem Herd der heiligen Penaten und Laren ihrer Väter und weihen ſich dem Dienſte des Vaterlandes. Zwiſchen Ehre und Tod, zwiſchen Treue und Verräterei, zwiſchen Verleugnung und Genuß kennen die Hochſinnigen keine Wahl. Sie ſtehen ja da als die Vertreter des Unſterblichen und Bleibenden im Volke, als die erſten Geweiheten für die Aufopferung und den Dienſt, wenn es ſein muß, für den Tod und das Verderben; ſie haben keine anderen Anſprüche, als ſich dieſem geliebten Vaterlande ganz hinzugeben, wiſſend den Spruch des Evangeliums und des Rittertums: Wer der Größte iſt, der ſoll der Diener ſein. Dies Bild ſtellen ſie dar den Kleinen und den Großen und binden ſo alle zuſammen zu einer Gewalt, Tugend und Herrlichkeit.

So ſollte es ſein, ſo könnte es vielleicht ſein. Wer wagte zu ſagen, daß es ſo iſt, ja daß es je ſo war? Freilich, der Traum iſt ſo ſüß, ſeine Väter gleichſam ewig gegenwärtig zu haben, von ihrer Tugend und Kraft erweckt und geſtärkt, von ihrem Ernſt und Zorn gewarnt und geſtraft zu werden; das Gefühl ſo lieb, in den Wiegen und an den Wiegenſtellen großer Menſchen zu allem Hohen und Würdigen hingewiegt und hingewöhnt zu werden; der Gedanke iſt ſo ſtolz, täglich an die erinnert zu werden, an welchen der Faden unſers Daſeins hängt. Aber auch hier iſt mehr Täuſchung als Wirklichkeit. Was war, gehört allen, und wenn es lebendig im Volke wandelt, was es tun wird, wenn etwas Ewiges in ihm wirkte, und wenn wirklich ein Volk iſt — ſo iſt die Tugend und Glorie der edlen Toten eines Volkes ebenſo des Bürgers und Bauern wie ihrer Enkel und Urenkel. Denn Hermanne, Winkelriede, Naſſaue, Schwerine, Leibnize, Luther gehören mir wie ihren Nachkommen, wenn ich ſie mein zu machen weiß. Wenn die Gewalt der Bilder und Ahnen ſo groß wäre, als ſie ſein ſollte, bei den Kindern und Kindeskindern, warum iſt das Große nicht häufiger auf das Große

gefolgt, als die Geschichte lehrt? Mark Aurels Sohn hieß Kommodus, Karls des Großen Sohn hieß Ludwig der Fromme, des Großen Kurfürsten Sohn hieß Friedrich der Erste, Hermanns und Luthers Söhne sind nicht gehört worden. Wie wenig Miltiadesse zeugten Cimone; wie wenige Hamilkare zeugten Hannibale; wie wenige Eduarde die Dritten konnten schwarze Prinzen wegen im siebenzehnten Jahre gewonnener Siege auf dem Schlachtfelde zu Rittern schlagen; wie wenige Wilhelme Nassau wurden von Moritzen nachgetreten. Aber das sind die wahren Ahnen, die im Volke leben für alle, daß sich jeder an der warm lebendigen Sonne ihrer Glorie erquicken und entzünden mag. So weinte sich der atheniſche Bürger Themistokles an Miltiades' Malstein zum Vaterlandsretter; so entzündete Herodot bei den olympischen Spielen Thucydides' Jugend mit dem Wunsche und Gebet zu den Göttern: Lasset mich werden, was dieser ist! so dachte Cäsar einst Alexanders, seines Geistes Ahnherrn, weinend, daß er in einem Alter, wo jener schon im Tempel des Jupiter Ammon schlief, noch nichts getan, daß die Welt von ihm sprechen könne; so stiegen in Mailand und Cremona weiland über dem Schutt und den Leichen geschleifter Mauren und erschlagener Bürger immer neue Kämpfer auf für Selbständigkeit und Freiheit; die Gefallenen hatten die Gewalt, die Lebendigen ungestümer und freudiger in den Tod für das Vaterland zu reißen; so schwebte der Schatten des gemordeten Hus vor Luther; so winkten die edlen Geister von Hamden, Blake, Sidney der großen Seele Chathams zu; und so wird immer und ewiglich Tugend aus Tugend und Glorie aus Glorie blühen, wenn die großen Erinnerungen der Toten die engen Häuser der Familien verlassen und lebendig unter dem ganzen Volke umherwandeln, dessen sie waren. — Die Natur beweist in ihren geheimen Zeugungen, daß sie sich durch Menschentand nicht fesseln läßt. Sie gibt großen Menschen Narren, Buben und Verbrecher zu Söhnen und läßt aus der Dunkelheit der Hütten Helden und Genien aufsteigen, wenn der Kastengeist nicht alle Kraft in der Geburt lähmt und erstickt. Woher stammten die Telle, die Winkelriede, die de la Torre, die de la Cane, die Kolumbus, die Cook, die Engelbrechte, die Wasa, die Ruyter, die Tromp, die Baco, die Rodney, Temple, Nelson, Newton, Galilei, Kepler, die hoch über alle hochgeborne Köpfe ihrer Zeit hinflogen? Doch genug, wenn Tugend und Geist in Familien im ewigen Fluß zu erhalten wäre, wenn das Hohe und Edle immer Edles und Hohes zeugte, so würde niemand mehr als ich für Majoratsadel stimmen. Aber in der zu großen Sicherheit des Besitzes, in der unverlierbaren

Gewißheit des Glanzes im Staate wiegt man ſich ſo leicht in glücklicher Faulheit ein, die, weil ſie ſoviel zu beſitzen und zu ſein glaubt, nichts mehr meint erwerben zu müſſen; alle Kraft verſteint ſich denn in ihr ſelbſt zu einem wahren Kieſel, woraus kein Funke mehr aufblitzen wird, wenn nicht eine wahrhaft ſtählerne Gewalt von außen darauf ſchmettern kömmt. Dann könnten dieſe Majoratsherren werden, was noch jüngſt die Leibeigenen oder Schollengenoſſen waren; ſie werden glebae adscripti, das letzte Geiſtige und Tugendliche wächſt grade an der Erdſcholle feſt, und was ewig beweglich ſein ſollte, wird ein kalter und fauler Stein.

Aber wie? wenn dieſe unverrücklichen und unveräußerlichen Majorate notwendig ſind, um ein Gewicht der Schwere, eine ruhende und hemmende Kraft im Staate zu bilden, daß er durch die gerührige und geiſtige Kraft der verarbeitenden, bildenden, verkünſtlichenden und vergeiſtigenden Glieder desſelben nicht aus ſeinen Angeln geriſſen und über alle Grenzen der Stetigkeit und des Gleichgewichts hinausgetrieben werde? Die Anſicht vom Acker und Ackerbau, die hierin liegt, iſt ſehr wichtig. Der Boden der Erde iſt die eigentlich bindende und feſſelnde Gewalt des Staatsbürgers. Aber ſeine metallene, ſteinerne, tönerne Kruſte iſt ſchon an ſich ſchwer und hart genug und wird es immer bleiben, als daß der Staat in dem Harten noch künſtliche Verhärtungen ſtiften, an das Schwere noch künſtliche Gewichte hängen dürfte. Allein meine Majorate für die Bauern ſind notwendig; aber welche Majorate? bewegliche und wandelnde, weil Leben und Bewegung im Staate ſein muß. Denn ohne ſolche Bauernmajorate könnte dieſe erſte Klaſſe der Mitbürger in ebenen Ländern ganz verſchwinden. Daß aber Magnaten, Herren und Reiche je verſchwinden werden, da hat's nicht Not. Wir können auch annehmen — was ja die Erfahrung weiſt, in Ländern, wo alle Grundſtücke von jedem Mitbürger erwerblich ſind — ſelbſt wenn der Erwerb der Grundſtücke der unbeſchränkteſte iſt, daß manche Beſitze durch viele Geſchlechter in derſelben Familie bleiben werden, ſobald ſich in Freiheit und Bürgergeiſt der ſtolze und hohe Familiengeiſt wieder bildet. Immer aber wird die Erde, die lebendige und luſtige, ihr altes Recht an dem Menſchen behaupten; und wenn dieſe Erde da, wo er geboren iſt, wieder als ein heiliges und majeſtätiſches Vaterland vor ihm ſteht, an welchem er lebendige Mitgenoſſenſchaft hat, wie viel heiliger und unverletzlicher wird ihm alles an ihr werden! Übrigens kann die Erde nie genug engelländiſch, ja engliſch bearbeitet werden; denn wie ganz anders würden wir ſein, leben und herrſchen,

wenn wir mit englischer, ja göttlicher Erkenntnis den Prozeß ihrer Zeugung, die Zusammensetzung ihrer Organisation, das Verhältnis ihrer Bestandteile und die Wirkung derselben auf einander belauschen, durchschauen und anwenden könnten! Denn je freier wir uns von der Gewalt der rohen Elemente machen und je leichter und kürzer wir sie bearbeiten und überwinden lernen, desto mehr Zeit gewinnen wir für das geistige und menschliche Leben. Auch werden wir unsre Erde mehr lieben, inniger verehren, fester an ihr hangen, je mehr wir entdecken, daß alles *eines* Geistes, Lebens und Wirkens ist. Also nur immer frisch zu, wackrer Thaer, mit deinen Genossen und Wettstreitern! die Enkel werden euch Altäre bauen. Jenes sichere und faule Liegen derselben Menschen auf demselben Fleck, jene Ansicht der Besitze, wo aus jedem Stein, Baum, Hügel die Urahnen heraufsteigen, wird ja oft nichts weiter als ein leerer Götzendienst der Natur; die Bilder der Toten machen uns Lebendige so leicht zu toten Bildern und verwandeln alles um uns her zu wahren Fetischen; wir träumen, vergöttern, beten an und dünken uns, damit das Tun, Wirken und Schaffen bezahlt zu haben.

Nein, das Wort und der Gedanke: Dieses ist dein Vaterland, das heilige, unverlierbare, unsterbliche: auf diesem Boden lebten und starben die Väter; hier floß ihr Blut, hier ihr Schweiß im unermüdeten Dienste — erwächst und erblüht aus etwas anderem, aus dem Gefühl, daß wir alle Bürger sind mit gleichen Rechten und Pflichten, daß weil jeder arbeiten, wirken, erwerben, genießen darf nach dem Maß seiner Kräfte, jeder auch sich darstellen und hingeben muß für den heiligen Dienst. Diese hohe Hoffnung hat der Vater des Vaterlandes gezeigt, diese Ansicht hat er uns gewiesen. Die Zeit muß allmählich reifen und vollenden, was herrlich empfangen und gedacht ist; er allein kann es nicht machen, die Besten und Weisesten im Volke müssen ihm helfen. Wie Jean Paul sagt in seiner „Vorschule": *Habt nur ja recht viel Genie, so wird euch das übrige von selbst zufallen*, so kann man sagen: *Habt nur erst einen gerechten Staat, so wird das übrige sich schon von selbst finden.* Wann alle bürgerlichen und irdischen Tätigkeiten erst richtig vertreten werden, so wird sich Kampf und Gegenkampf und in seiner wohltätigen Bewegung das gesuchte Gleichgewicht der Kräfte von sich selbst erzeugen und an seine Stelle setzen. Alle jene Ausschweifungen, Schanden und Raserein der jüngsten Zeit rühren daher, daß Sklaven die Freiheit weder verstehen noch ertragen können: sie wird, wie alles Beste, nicht

auf einmal. Aber wo sie ist, da wird auch Zucht, Ruhe, Mäßigkeit, Ehrfurcht gegen die Unverletzlichkeit des Gesetzes und gegen die Majestät des Thrones; da wird verweilende und festhaltende Liebe zu dem, was man hat, nicht jene gefürchtete wilde Neuerungswut, die immer zu etwas anderm hin will, ja die zu dem Unmöglichen hin will, was man hier unten nur in der Idee über der Erde besitzen darf; da werden aber auch alle Triebe und Strebungen allgemein, für das Volk und in dem Volke lebend und fortlebend; da binden nicht allein die alten ehrwürdigen Schlösser, Haine, Berge, Hügel und Seen den Bürger an seine Erde, sondern jedes Haus, jede Hütte, ja jeder stumme Stein spricht von dem, was unsere Väter für uns taten, und was wir für unsere Enkel tun sollen. Wir sind einmal in dem Geist der Dinge, und wir können nicht zurück zu ihrem Leibe, selbst wenn es da viel besser und sicherer wäre. Dichterische Sehnsucht nach dem, was durch die Jahre idealisch geworden, gutgemeinte Rückweisungen auf das Vergangene, menschliche Klagen über den Verfall und den Sturz der Einrichtungen, wobei unsere Väter glücklich waren, was frommen sie uns? Jeder Schritt zurück ist ein Schritt näher zum Untergange; es muß noch viel rascher vorwärts, dem Tode des Alten muß noch viel mutiger ins Auge geschaut werden, wenn wir bleibendes Heil und Leben gewinnen wollen. Dies ist das Evangelium unsers Christentums, dies das Evangelium unsrer Staatslehre. Nicht faulen Dienst, sondern lebendige Kraft, nicht gebundene Knechtschaft, sondern bewegliche Freiheit wollen beide. Was wäre unser Christentum, wenn es die geistige Gewalt der Dinge nicht immer höher und höher erhübe und allmächtiger beseelte? Ihr Stifter starb für die Idee der ewigen Gottheit und Menschheit; auch wir sollen als Menschen im Allgemeinen und für das Allgemeine, wir sollen für Gott, Volk, Vaterland, König leben und sterben: Liebe soll gewinnen, was Furcht verloren. Weit ist der Zirkel der Dinge, die vergangen und erlitten sind; nirgends an ihm kann man eine Öffnung zeigen, wo sich hinaus- und hineinspringen ließe: nicht die Verachtung der Priester, nicht die Hintansetzung des Adels hat den Atheismus, Indifferentismus, Kosmopolitismus, allen den egoistischen Krämergeist, alle die behagliche Faulheit, alle die kalte Selbstsucht erzeugt, worüber mit Recht geklagt und geflucht wird; sondern dies alles und unsre ganze Bildung oder Nichtbildung, kurz, der Punkt, worauf wir stehen, hat sich in uns so neben- und auseinander geboren, Ursache und Wirkung liegen so verlarvt ineinander, daß der feinste Tausendkünstler die verworrenen Fäden nicht entwirren

mag. Aber der Schluß und Fund aus allem ist: Weil etwas Neues werden sollte, mußte das Alte sich in ihm selbst verleben und vergehen. Wenn wir nur erst als Bürger miteinander stehen, streben und wirken; wenn jeder fühlt, daß er zum Ganzen gehört, und daß das Ganze in ihm ist — dann wird auch menschlich und bürgerlich gerungen werden, und die Tugend und Einfalt, der Ernst und die Treue, die Verleugnung und die Frömmigkeit unserer Väter werden die Zierlichkeit, Eitelkeit, Flatterhaftigkeit und Selbstsucht verdrängen, woran wir siechten, und wofür wir so scharf gezüchtigt worden sind. Dann wird unser Gemüt dankbar zurückblicken zu den Tugenden und Verdiensten der Vergangenheit, es wird sorgend hinblicken zu den Arbeiten und Geburten der Zukunft, der ganze Mensch aber mit Leib und Seele wird fest, tüchtig und stolz wirken in der Gegenwart. Wenn dieses ernste, hohe, wirkliche Leben die Männer ergreift, so werden die alten Sitten und Weisen, das, was wir als die verlorne Treue, Einfalt und Kraft unserer Väter betrauern, von selbst wieder kommen, wenn die germanische Erde und die germanischen Menschen nicht durch eine böse Zauberei des Zeitalters völlig verwandelt sind. Diese Männer und Bürger haben etwas anderes zu tun, als windbeutelisch, zierlich und ästhetisch von Vergnügen zu Vergnügen, von Geplapper zu Geplapper, von Putztisch zu Putztisch zu flattern, Neuheiten zu schwätzeln, sich zu Neuheiten zu machen und Jungfrauen zu beschmitzen und Weiber zu verderben. Dann tritt die Erziehung wieder in ihre Würde, die Ehe wieder in ihre Heiligkeit: die Knaben sollen ja Männer werden, die Weiber sollen ja Helden gebären. Dann, wenn der Bürger und der Bürgername das Höchste und Stolzeste ist, wird jeder große und herrliche Mensch, jeder Held, Künstler, Erfinder, Seher ein Ahnherr des ganzen Volkes, dann wird der Gottesdienst ein Fest, das Vergnügen eine Freude, die Eitelkeit ein Stolz, die Armut ein Reichtum: denn was Alle bilden, erfinden, tun und haben, gehört Allen.

Dies hoffe ich, dies sehe ich vorher in meinem Geiste; denn wahrlich, es wird einst von uns heißen: der Herr wird dich zum Haupte machen und nicht zum Schwanz und wirst oben schweben und nicht unten liegen. Fern aber von uns allen, die solcher Hoffnung nachleben, und die eine edle Regierung mit frischem Lebensreiz erregen will, sei der Sinn der Entzweiung, jene fatale und unbürgerliche Erbitterung der Stände und Klassen, die wir bis auf den heutigen Tag so schwer büßen! Was gut, was edel, was weise, was vaterländisch ist in Schlössern und Hütten, in Werkstätten und Studierstuben, das trete vor,

und der dünke ſich der Erſte und Geehrteſte, welcher der Demütigſte und Beſcheidenſte iſt, dem Vaterlande zu dienen, wo es ſein begehrt. Die Zeit wird wider und mit unſerm Willen vollenden, was ſie will; aber wir müſſen nicht vergeſſen, daß unſer Wille die Zeit machen ſoll.

Kurzer Katechismus für teutsche Soldaten

1812

Einleitung.

Es ist je und je ein herrlich und löblich Ding um die Geschichte; denn sie lehrt uns Gott und die wunderbare Verkettung der Dinge kennen und zeigt in einer langen Reihe der Jahre und Jahrhunderte, wie die Tugend zuletzt ihren Lohn und das Laster seine Strafe empfängt, und wie die große Vergeltung Gottes durch den Weltlauf wandelt; sie bewahrt uns die Taten und Erinnerungen der frühesten Vorwelt auf, damit sie uns ein Spiegel der Gerechtigkeit und Freiheit seien; sie erzählt uns, was vor unserer Zeit geschehen ist, damit wir wissen, was wir in unsrer Zeit tun sollen. Auch wäre es wohl ein schönes und lustiges Geschäft, hier zu erzählen, welch ein freies, tapferes, mannhaftes, keusches, gerechtes Volk unsre Väter gewesen sind, und wie sie für ihr Land und ihr Recht unverzagt und glücklich oft mit den mächtigsten und grimmigsten Feinden gestritten haben; wie in der mittleren Zeit, welche Unkundige oft die Zeit der Barbarei und Gewalt nennen, das teutsche Volk an Macht, Ruhm, Freiheit, Kunst und Wissenschaft vor vielen andern Völkern geblühet hat; wie dann die Zeiten der Zwietracht und Lüge und Untreue gekommen sind, wo der eine von dem andern zu lassen und teutsche Fürsten schon häufig sich an Fremde zu hängen anfingen; wie schon damals die hinterlistigen Franzosen nach unserm Lande und Volke gelüstete, und wie sie durch Betrug und Verräterei mehrere herrliche Städte und Landschaften unsers Reiches von uns abzwackten; dann endlich — was trauriger zu berichten sein würde — wie sie in diesen jüngsten Tagen des Unheils und der Schande durch die Uneinigkeit, Schlechtigkeit, Ehrlosigkeit und Verräterei derer, die Herren und Verteidiger des Vaterlandes sein sollten, sich unser bemeistert haben. Bei diesem Jüngsten oder bei den Geschichten der letzten zwanzig Jahre zu verweilen, möchte wohl nützlich und notwendig sein, damit die Teutschen begriffen, daß sie nicht durch größere Tugend und Streitbarkeit des Feindes, sondern allein durch Faulheit und Treulosigkeit ihrer Führer überwunden sind. Aber diese

Geschichten und ihr Elend und ihre Schande würden zu einem Buche werden; ich will also nur in wenigen kurzen Kapiteln zeigen, was ein teutscher Soldat sein soll, damit alle wieder auf Gott schauen und ihm vertrauen lernen als dem einzigen Helfer, damit alle sich wieder mit Liebe und Treue zu dem Vaterlande wenden, und damit die Schmach und das Unheil der fremden Überzieher ausgetrieben oder vertilgt werde. Daß dieses Büchlein dazu wirke, das verleihe der allmächtige Gott!

Erstes Kapitel.

Was viele meinen, daß ein Soldat sei.

Es waren in der alten Zeit giftige Tyrannen und Despoten, welche die Freiheit und Herrlichkeit großer Städte und Länder unterdrückt und geschändet hatten. Diese glaubten sich vor ihren eigenen Landsleuten nicht sicher, als welche sich erinnerten, daß sie eben noch frei und glücklich gewesen, und nahmen viele Tausende von Fremdlingen in Sold, welche andere Sprachen und Sitten hatten und von ihrem Volke nichts wußten; daraus machten sie sich ein Heer und eine Leibwache und bezahlten sie mit den Gütern, die sie von ihrem Volke raubten. Und auch spätere Tyrannen haben es so gemacht, und auch Bonaparte macht es so, weil er ein Tyrann ist. Und solche Soldaten schwuren dann einem Tyrannen, der ihnen das Geld gab, unverbrüchliche Treue; denn das Land war ihnen fremd, und die Menschen waren ihnen fremd, und kein Gefühl und kein Gedanke des Vaterlandes hielt sie von Unrecht und Unehre zurück; sondern sie taten blind wie wilde Tiere, was ein solcher Wüterich ihnen gebot, sie wurden aber auch wie reißende Tiere abgeschlachtet, wenn das Volk aufstand und Rache nahm. Und dies war ein unchristliches und heidnisches Wesen. Doch haben manche in der christlichen Zeit ebenso getan und geglaubt als jene und glauben und tun bis auf den heutigen Tag so. Sie meinen, wenn sie zur Fahne eines Königs oder Fürsten geschworen haben, müssen sie blind tun alles, was er ihnen gebietet; sie achten sich also nicht als Menschen, die einen freien Willen von Gott erhalten haben; sondern als dumme Tiere, die sich treiben lassen. Und diesen tierischen Zustand und diesen blinden Gehorsam gegen ihren Herrn nennen sie ihre Soldatenehre und meinen, Soldatenehre sei ein andres Ding als Bürgerehre und Menschenehre. Das ist aber nicht wahr.

Zweites Kapitel.

Von der Gewalt der Könige und Fürsten.

Könige und Fürsten hat Gott gesetzt und ihnen das Schwert und Zepter in die Hand gegeben, daß sie die Gerechtigkeit verwalten, ihr Volk beschirmen und schützen, fremde Feinde von ihm abtreiben und für ihr Vaterland bis in den Tod stehen und streiten sollen. Herren, welche so löblich und mächtig regieren mit dem Zepter und dem Schwerte, sollen heilig und unverletzlich gehalten werden, denn sie sind ein Ebenbild Gottes auf Erden und ein Gleichnis der himmlischen Majestät. Solchen wackern und gerechten Herren soll auch jeder gehorchen wie Gott selbst und fest an ihnen halten und in Not und Tod von ihnen nicht lassen. Wenn aber ein Fürst anders tut, als wofür Gott ihn eingesetzt hat, und nicht fürstlich regiert nach dem Ebenbilde Gottes, so muß der Soldat und Christ Gott mehr gehorchen als den Menschen. Denn wenn ein Fürst seinen Soldaten beföhle, Gewalt zu üben gegen die Unschuld und das Recht; wenn er sie gebrauchte, das Glück und die Freiheit ihrer Mitbürger zu zerstören; wenn er sie den Feinden des Vaterlandes gegen das Vaterland zu Hilfe schickte; wenn er durch sie seine eigenen Landsleute plündern, verheeren, bekämpfen hieße, müßten sie nimmer gehorchen, was wider das Gebot Gottes und das ebenso heilige Gebot streitet, das Gott in unser Gewissen gepflanzt hat. Denn auch ein König und Fürst darf nimmer tun noch befehlen, was in aller Ewigkeit Unrecht bleibt, und spräche man es mit Engelzungen, und schmückte man es mit Engelscheinen aus.

Drittes Kapitel.

Von Soldatenehre.

Dies ist die einfache Lehre Gottes und deines Herzens, o Mensch, den Gott nach seinem Bilde geschaffen hat, daß er das Rechte und Gute tun und, wenn es sein muß, bis in den bittersten Tod dafür leiden soll; und diese einfache und ewige Lehre gehört auch dir an, Soldat; denn du bist ein Mensch, und du sollst den Menschen nicht ausziehen, wann du die Montur anziehest. Siehe, armer, teutscher Soldat, wie haben deine Fürsten und Herren dich in den letzten Tagen gemißhandelt und gemißbraucht, und du willst es immer noch nicht verstehen noch begreifen, was du tust, und worin du befangen bist! Ein tückischer und grausamer Tyrann ist aufgestanden in diesen Tagen und Herr der treulosen

und hinterlistigen Franzosen geworden, welche schon in den Zeiten deiner Väter Teutschlands Freiheit und Ehre nachstelleten. Dieser blutige Tyrann, der in dem verrufenen Korsika geboren ist, ein rechtes Abbild des Satans und der Hölle, hat durch Ränke, Listen, Lügen und Gewalt viele Länder und Völker verheert und geplündert und ist endlich auch über dein Vaterland hergefallen. Es standen ihm aber gleich anfangs teutsche Fürsten bei und zogen ihm zu mit ihrer Macht; sonst hätte er dich nimmer bezwungen. Und so hat er dann weiter durch Trug und Hinterlist alle gegeneinander empört und entzweiet, und deine Herren und Fürsten waren Schwächlinge und Weichlinge und wußten nichts von der Ehre und der Hoheit, die in Fürstenseelen blühen sollen, und taten alles, was der fremde Wüterich ihnen gebot, und ließen teutsche Brüste von teutschen Soldaten durchstoßen und teutsche Freiheit durch teutsche Soldaten vertilgen. Ihre Pflicht aber wäre gewesen, in allen Grenzen Teutschlands sich in Eintracht zu sammeln, den Ihrigen gegen solchen Feind im Streit voranzustehen und als biedere und teutsche Männer zu siegen oder zu sterben. Sie aber haben des nichts getan. Und dadurch ist es dahin gekommen, daß die Franzosen und dieser giftige Tyrann in dem sonst so mächtigen Teutschland herrschen, daß sie eure Ehre und Herrlichkeit und euer Silber und Gold von euch genommen haben, daß sie eure Sprache, Gesetze und Sitten verderben, eure Weiber und Töchter schänden und euch und eure Brüder und Söhne in die fernsten Länder treiben, damit ihr ihnen andere noch glückliche und freie Völker unterjochen helfet. Wahrlich, sie werden eure Kindeskinder noch treiben, wie man dummes Vieh zur Schlachtbank treibt, wenn ihr nicht klug werdet und das Rechte tuet.

Viertes Kapitel.

Von Soldatenehre.

So ist es geschehen in diesen Tagen und geschieht es noch heute; so werden die teutschen Menschen von fremder Gewalt hin und her getrieben von Land zu Land und von Volk zu Volk; so wird der herrschsüchtige und blutige Tyrann euch treiben bis zu den Weltenenden, daß die Sonne der Mohren und Inder eure zerstreuten Gebeine bleichen wird. Man tut euch recht, weil ihr so dumm seid. Denn noch sind viele, die das ihre Soldatenehre nennen, gedankenlos und willenlos alles zu tun, was elende und feige Herren ihnen befehlen. Sie erklären dadurch, daß sie und jeder Soldat, der eingekleidet ist, unvernünftige und willenlose

Tiere geworden, die man jagen und treiben kann, wie und wohin man will. Denn wie könnten sie sonst für die Hölle und für den Dienst der Hölle streiten? Denn das ist die Hölle auf Erden, wann List und Gewalt alle Freiheit vertilgen will, das ist der Teufel selbst auf Erden, wann ein Tyrann aufsteht, der Licht und Freiheit und Ehre und Glück und alles, was Menschen teuer und ehrwürdig ist, hasset und schändet. Dieser Tyrann ist jetzt in Frankreich aufgestanden und wütet mit einem zügellosen und unersättlichen Grimm. Diesem beistehen, mit ihm gegen die letzten freien Völker ziehen und sie ihm bezwingen helfen, das ist keine Soldatenehre, sondern heißt die Arbeit von Henkern und Bütteln tun und die Ehre erwerben, die um Galgen und Rad gehört wird. Ich will euch sagen, was Soldatenehre ist.

Fünftes Kapitel.

Von der wahren Soldatenehre.

Das ist die wahre Soldatenehre, daß der Soldat ein edler Mensch und treuer Bürger seines Vaterlandes ist und alles tut, was diesem Vaterlande und seinem geliebten Volke Ehre, Freiheit, Preis und Lob bringt daheim und in der Fremde; daß er, wann Fremde andringen und sein Land beschimpfen oder unterjochen wollen, freudig bereit ist, seinen letzten Blutstropfen zu verspritzen, und keine andere Stimme hört als die: *das Vaterland ist in Gefahr*. Das ist die wahre Soldatenehre, daß kein König und Fürst, keine Gewalt noch Herrschaft den edlen und freien Mann zwingen kann, das Schändliche oder Unrechte zu tun oder tun zu helfen. Das ist die teutsche Soldatenehre, daß der brave Krieger dem Könige oder Fürsten, der ihm zu gebieten wagt, für die Franzosen und ihren Despoten den Degen zu ziehen und gegen die Freiheit und Ehre ihres Landes zu fechten, den Degen im Angesicht zerbreche, weil er nicht den Mut hat, gleich seinen Vätern stolz und frei zu herrschen oder freier und stolzer zu vergehen. Denn wer nicht mit dem Eisen in der Hand für das Vaterland zu sterben den Mut hat, wie mag der Fürst sein und andern gebieten? Das ist teutsche Soldatenehre, daß der Soldat fühlt: er war ein teutscher Mensch, ehe er von teutschen Königen und Fürsten wußte: es war ein teutsches Land, ehe Könige und Fürsten waren; daß er es tief und inniglich fühlt: das Land und das Volk sollen unsterblich und ewig sein, aber die Herren und Fürsten mit ihren Ehren und Schanden sind vergänglich. Siehe, Gott wird jeden zu Gericht fordern, er wird auch ein strenges

Gericht halten über den knechtischen und tierischen Soldaten, der nicht wissen wollte, wozu Gott dem Menschen Gewissen und Vernunft in die Brust gelegt hat.

Sechstes Kapitel.

Teutschland des Soldaten Vaterland.

Siehe, dieses alles habe ich gesagt, damit die wenigen es begreifen, die noch dumm sind. Das sage ich aber denen, welche die Zeit erkannt haben und sie noch erkennen werden. Teutschland, das schöne, große, sonst so reiche, mächtige und furchtbare Land von der Ostsee bis zum Adriatischen Meer und den Alpen und von der Nordsee bis zur Weichsel, war vormals ein Land und hatte einen großen, gewaltigen Herrn; und das Land und den Herrn nannte man mit einem heiligen Namen Kaiser und Reich, und die fremden Herren und Völker entsetzten sich, wann sie diesen Namen hörten, die Eignen aber freueten sich, daß sie so glorreich und herrlich waren. Aber diese Herrlichkeit ist gefallen durch Vergessenheit der Taten und Tugenden unserer Väter und Ungehorsam und Treulosigkeit unsrer Fürsten, und nun meinen die elenden Franzosen, sie können unsere Herren sein und bleiben. Diese und die Könige und Fürsten, welche sich ihnen und dem schlechtesten Geiz und der jämmerlichsten Feigheit ergeben haben, damit sie den teutschen Namen desto leichter in schändlicher Knechtschaft und Dienstbarkeit halten können, bilden uns nun ein, es sei nie ein Teutsches Reich noch teutsche Freiheit und Ehre gewesen, sondern immer nur ein leerer Name und ein bedeutungsloser Klang, und so nennen sie uns nichts als das erbärmliche einzelne, nichts als einzelne Namen und Fürstentümer und Herren und schweigen von unserm großen Volke und Lande. Sie meinen es aber arglistig und lügen auf das unverschämteste; denn sie wissen wohl die Zeiten, als die Kaiser ungehorsame und aufrührerische Fürsten ihres Landes und ihrer Güter entsetzten und sie an Ehre und Leben straften, und wie in jenen Zeiten das Reich und das Volk frei und mächtig blühete; sie lügen aber so, damit die Teutschen nicht merken sollen, daß man ihnen den großen Namen und die große Ehre gestohlen hat und auf immer stehlen will, damit sie sich nicht erinnern sollen, daß sie es mit der ganzen Welt aufnehmen könnten, wenn sie zusammentreten und redlich alle für einen Mann stehen wollten.

Siebentes Kapitel.

Teutschland des Soldaten Vaterland.

Das sollst du, teutscher Soldat und Mann, ihnen aber nicht glauben, denn es ist eitel arge List. Wann es so bleibt, wie es nun steht, so ist Teutschland, dein großes und heiliges Vaterland, auf ewig ein unglückliches, geschändetes und von den eiteln und sklavischen Franzosen gemißhandeltes Land. Du sollst das einzelne ganz vergessen und nicht daran denken, ob du ein Sachse, Bayer, Österreicher, Preuße, Pommer, Hesse, Hannoveraner heißest, sondern allein gedenken, daß du ein Teutscher heißest und bist und in teutscher Sprache redest. Deswegen soll dir nächst Gott Teutschland der heiligste Name sein, bei welchem du betest und schwörest, und jeder Mensch, der teutsch geboren ist, soll dir lieb und wert sein, als wäre er dein Bruder; denn er ist mit dir aus einem Lande. Und wenn du diese Liebe und Treue inniglich fühlst, so wird Eintracht und Glaube an Gott und das Vaterland die verlorne Freiheit wiederbringen, und deine Kinder und Kindeskinder werden dich segnen, daß du das Rechte und Redliche getan hast. Denn auch ein Tier zerstöret sein eignes Geschlecht nicht, und du wolltest so schändlich sein, deine Brüder ferner plündern und erwürgen zu helfen? Und du sollst hinfort nicht mehr tun, was unglücklich geschehen ist, daß der teutsche Mann aus der einen Landschaft den teutschen Mann aus der andern Landschaft gar oft verspottet, ja wohl gehaßt hat — denn dadurch bist du aus dem Großen so klein geworden —, sondern der Preuße soll nicht mehr des Österreichers, der Tiroler nicht mehr des Bayern, der Westfale nicht mehr des Schwaben spotten noch ihn von sich treiben, sondern sollen herzlich und treu alle miteinander leben und sterben wie Brüder und erkennen, daß Eintracht und Liebe und Treue das Zerstörte allein wiederaufrichten kann, und daß alle, wie sie ein Volk sind, auch einen Herrn haben müssen, der sie regieren und beschützen könne. Denn wenn ihr euch ferner ermordet und erwürget, wie ihr getan habt, oder wenn ihr mit den Franzosen und ihrem Tyrannen noch länger ausziehet, ferne Völker und Länder, ja wohl die besten Freunde und Bundsgenossen eurer Freiheit zu verheeren und zu unterjochen, so werdet ihr das schlechteste und schändlichste Volk, das die Geschichte kennt, und beflecket die ehrwürdigen und heiligen Erinnerungen, welche die Vorwelt von euern freien und tapfern Vorfahren hinterlassen hat.

Achtes Kapitel.

Von Vaterland und Freiheit.

Und es ſind elende und kalte Klügler aufgeſtanden in dieſen Tagen, die da ſagen: Vaterland, Freiheit, ſchöne und hochklingende Namen ohne Sinn! Wo es dem Menſchen wohlgeht, da iſt das Vaterland, und wo er am wenigſten geplagt wird, da iſt die Freiheit, das andere ſind eitel Träume und Hirngeſpinſte. Die, welche ſo reden, ſind auch von den eigennützigen und dummen Tieren, von welchen vorher geſprochen iſt, welche Gottes Bild und das Siegel der himmliſchen Vernunft nur äußerlich tragen, ſonſt aber in den windige: Gedanken ihrer leeren Herzen und den niedrigen Gelüſten des Leibes dahinfahren. Nein, ſie lügen, die unverſchämten Schwätzer! Das unterſcheidet den Menſchen von den Tieren, daß er bis in den Tod lieben und von ſeiner Liebe nicht laſſen kann. Nicht da iſt ſein Vaterland, wo er am üppigſten und ſorgenfreieſten leben kann, ſondern wo er die unſchuldigen Jahre der Kindheit, die fröhlichen Jahre der Jugend verlebte, wo er die erſten ſüßen Töne der Freundſchaft und Liebe vernahm, wo die erſten Sterne ihm leuchteten, die erſten Frühlinge ihm blüheten, die erſten Donner und Sturmwinde ihm ins Herz brauſeten und klangen: Es iſt ein Gott, es iſt ein allmächtiges Weſen über uns, vor welchem die Sterblichen in den Staub fallen müſſen. Da, da iſt ſein Vaterland, dahin klopfen alle Pulſe ſeines Herzens; dahin blickt ſeine Liebe mit Sehnſucht — und ſeien es kahle Felſen, und ſeien es öde Inſeln, und wohne Armut und Mühe dort mit ihm, er muß ſie liebhaben, denn er iſt ein Menſch. Da iſt ſeine Freiheit, wo er nach den Sitten, Weiſen und Geſetzen ſeines Volkes leben kann, wo, was ſeines Ureltervaters Glück war, auch ihn beglücket, wo kein fremdes Volk noch fremdes Geſetz über ihn gebietet. Dieſes Vaterland, dieſe Freiheit ſind das Allerheiligſte, was ein guter Menſch auf Erden hat und zu haben begehrt. Aber die Klügler und Schwätzer ſollen auch recht haben; Freiheit und Vaterland ſind ein erhabener Traum, eine überſchwengliche Idee, die über die Erde hinausfliegt, ein heiliger und unbegreiflicher Wahn, den das Menſchenherz nicht ergründet, weil er über dem irdiſchen Menſchen iſt; das Ewige, das Unſterbliche, das Unermeßliche, wodurch wir Gott ähnlich ſind, ergreift uns, macht uns zu Sehern, zu Helden, zu Märtyrern, wann die Namen Vaterland und Freiheit mit aller ſüßeſten Liebe und Treue durch unſere Seelen klingen. Darum wollen wir täglich arbeiten und beten, daß uns wieder ein Vaterland und eine Freiheit gegeben werde,

wir wollen Gott bitten, daß er unsere Brüste mit dem Mut, der Standhaftigkeit und Tapferkeit stähle, wodurch wir die verlornen wiedergewinnen mögen. Denn der Sklave ist ein listiges und geiziges Tier und der Mensch ohne Vaterland ein unglücklicher und liebloser Herumstreicher.

Neuntes Kapitel.

Von Bescheidenheit und Demut.

Zu der Zeit, als unsere Vorfahren am freiesten und glücklichsten lebten, taten die Ritter und Männer des Volks, welche den Waffen ihr Leben weiheten, das Gelübde der Armut, Keuschheit und Demut; so daß die, welche durch die Macht die Herren waren, sich als die demütigen Diener und Beschützer der Kranken und Schwachen, der Hilflosen und Unterdrückten, der Witwen und Waisen und Frauen und Jungfrauen betrachteten. Es ist auch von allen christlichen und menschlichen Tugenden keine lieblicher und werter, noch hat im Himmel irgendeine einen größern Preis als die Bescheidenheit und Demut. Als aber die Soldaten dieses vergaßen und nicht mehr wußten, daß der Mensch sein Vaterland und sein Volk und Freiheit und Gerechtigkeit immer im Herzen haben soll, als sie zu seelenlosen Spielpuppen der Fürsten und zu blinden und willenlosen Werkzeugen der Willkür und Gewalt erniedrigt wurden, da haben sie sich oft eingebildet und aufgeführt, als seien sie über allen ihren Mitbürgern, und als seien die Bürger und Bauern eines Landes niedrigere Geschöpfe und nur zum Lasttragen und zur Verhöhnung geboren. Trotz, Hoffart, übermut, hohe und laute Worte und schlechte und gewaltsame Taten sind von Soldaten leider oft gehört und gesehen worden. Dies ist aber durchaus unwürdig und schändlich. Wer stark ist, dem geziemt die Freundlichkeit. Darum ist nichts lieblicher als ein Soldat, der gegen alle Menschen der freundlichste und gütigste ist, und ein stilles und langmütiges Wesen stehet einem tapfern Mann wohl. Die aber in Worten so groß sind, sind in Taten oft klein. Nicht gegen den friedlichen Bürger und Bauern soll der Soldat feurig, trotzig und wild sein; wann der Feind nahet, dann hat er Gelegenheit, zu zeigen, wie feurig, ungestüm und gewaltig er sein kann. Das übermütige, windige und prahlerische Wesen aber stehet dem Tapfern übel und entehret das Eisen, das ein Mann an den Hüften trägt.

Zehntes Kapitel.

Von Güte und Milde.

Bescheidenheit ist der Schmuck des Tapfern und Demut die Zierde des Starken; aber die Güte vor allen ist des Soldaten Ehrenkleid und die Milde sein unzerbrechlichster Harnisch. Wer das Schwert trägt, der soll friedlich und fromm sein wie ein unschuldiges Kind; denn es ward ihm umgürtet zum Schirm der Schwachen und zur Demütigung der Stolzen. Darum ist keine größere Schande in der Natur als ein Soldat, der die Wehrlosen mißhandelt, die Schwachen nötet, die Niedergeschlagenen in den Staub tritt. Das ist der rechte Soldat, der in der Schlacht wie ein verzehrendes Feuer brennt und wie ein schwellendes Wasser niederreißt, der aber in friedlichen Häusern freundlich ist wie ein fröhlicher Frühlingsregen und mild wie die Abendsonne des Sommers. Denn der Krieg ist ein Übel, und die Gewalt ist das größte Übel. Darum sollen die, welche für den Krieg gerüstet sind, die Gütigsten und Mildesten sein; und sollen wohl bedenken, daß einer im Himmel lebt, der die Gewaltigen zerschmettern und die Trotzigen zermalmen kann. Die Freundlichkeit aber bleibet in Ewigkeit, und die Barmherzigkeit erlöset von vielen Sünden. Und der rechte christliche Soldat soll daher nie vergessen, daß er ein Mensch ist, und daß auch über ihn alles verhängt werden kann, was Menschen nur widerfahren mag. Darum soll er des Wehrlosen schonen und gegen den Schwachen hilfreich und gütig sein und das Schwert nur gegen das Schwert gebrauchen.

Elftes Kapitel.

Von Habsucht und Grausamkeit.

Der Soldat hat die Waffen angezogen, daß er sein Vaterland und seine Ehre verteidige, seine Eltern, Weiber und Kinder beschirme und den übermütigen und treulosen Feind, der sein Land bedrohet und angreift, zurücktreibe und schlage. Dies ist ein heiliger und hoher Beruf, und Stolz, Hochsinn und Gerechtigkeit müssen daher in der Brust eines christlichen Soldaten wohnen und alles Niedrige, Ehrsüchtige und Eigennützige austreiben. Mühen und Beschwerden, Hunger und Durst, heiße und arbeitsvolle Tage, kalte und schlummerlose Nächte, Gefangenschaft und Kerker, Wunden und Tod — dieses alles erwartet den Mann, der für seine Freiheit und sein Land ins Feld zieht. Das alles soll er gering achten und, wie es Gott gefällt, empfangen; denn er geht auf dem Wege seiner Pflicht. Das ist aber ein schändlicher

Mann und ein ſchändlicher Soldat, der wie ein wildes Raubtier, wie ein hinterliſtiger Tiger und eine unerſättliche Hyäne aus ſeinem Hauſe ziehet, den nach dem Habe und Gut, dem Silber und Golde, den Weibern und Jungfrauen der Fremden gelüſtet, und der meint, er dürfe alles, weil er die Macht in den Händen hat. In einem raubſüchtigen, geizigen und wollüſtigen Menſchen kann Ehre und Treue nimmer wohnen, und auch Sieg und Glück wird von ihm weichen, wenn er immer nur auf das Niedrige ſiehet. Denn der Geiz iſt eine Wurzel alles Übels und aller Schande, und die andere rauben, plündern und ſchänden, werden zuletzt ſelbſt die Geſchändeten und Geplünderten. Ein ſolcher Soldat, der räuberiſch, hartherzig und grauſam iſt, heißt mit Recht viel ſchlechter als ein Straßenräuber und ſollte wie andere Schandebuben mit Galgen und Rad geſtraft werden; denn er entehrt den heiligſten Stand des Bürgers und macht Stärke und Mut, die der Segen und Schirm der Menſchheit ſein ſollten, zu ihrem Fluch.

Zwölftes Kapitel.

Von der Mannszucht.

Wie Stürme und Vulkane und wilde Bergſtröme in der Natur, ſo iſt der Krieg eine gewaltige und fürchterliche Erſchütterung und Umkehrung des menſchlichen Lebens. Deswegen iſt jeder Krieg, der nicht für Vaterland und Recht und Freiheit geführt wird, der größte Greuel. Aus ihren ruhigen Städten und Dörfern, von ihren ſtillen und friedlichen Geſchäften, aus ihrem glücklichen und freundlichen Leben werden die Männer herausgetrieben, alles zu wagen und alles zu dulden, was die Elemente und menſchliche Liſt, Kunſt und Gewalt Härteſtes und Grauſamſtes erfinden können. Zu ſolcher Kühnheit, Arbeit und Geduld muß in ihnen aller Mut und Kraft aufgeboten werden, und ſelbſt ſanftmütige und gütige Menſchen werden in ſolchem Leben leicht wilder, als recht iſt. Wie viele Menſchen aber ſind von Natur wild, unruhig und gewaltſam! Dieſe wollen, wann Krieg die gewöhnliche Ordnung der Dinge ſtört, alle Schranken durchbrechen und nur tun, was ihre wilden Herzen gelüſtet. Deswegen, damit fünfzigtauſend, hunderttauſend oder noch mehr Menſchen, die zu einem Heere verſammelt ſind, geordnet und gezügelt werden können, hat man eine ſtrenge Zucht und einen unverbrüchlichen Gehorſam erfunden, welche man mit einem Worte Mannszucht heißt. Darauf hat ein jedes Heer, welchem Ruhm und Sieg und Ehre lieb iſt, genau zu halten. Dieſe Zucht muß bei teutſchen

Soldaten die ſtrengeſte ſein; denn es wäre unlöblich, wenn ein Volk, das wegen ſeiner Ehrbarkeit, Frömmigkeit und Treue in der Geſchichte berühmt iſt, ſich im Kriege durch wüſte und unmenſchliche Taten befleckte. Das iſt aber die Zucht eines chriſtlichen Heeres, daß der Soldat ſelbſt in äußerſter Not nie und nirgends etwas anderes begehren noch nehmen ſoll als Obdach und Speiſe, womit er ſeinen Hunger und Durſt ſtille. Wer was anderes begehrt oder raubt, ſei es noch ſo klein, wer in ſeinen Gelüſten und Taten überall offenbart, daß das Diebiſche und Wüſte in ihm mächtiger iſt als Ehre und Pflicht, der werde ohne Erbarmen allen zum Beiſpiel und Abſcheu erſchoſſen oder weggejagt. Denn kein teutſcher Soldat ſoll im Kriege reich werden an Silber und Gold, an Wolluſt und Schwelgerei, ſondern Ehre und Gerechtigkeit ſollen ſein Ziel und ſein Lohn ſein. Der Krieg iſt eine heilige Arbeit, daß die Freiheit gerettet werde, er ſoll kein Gewinn ſein, wodurch der Krieger dem Räuber gleich wird.

Dreizehntes Kapitel.

Von der Frömmigkeit.

Der Soldat ſoll ein Chriſt ſein, er ſoll tief in ſeinem Herzen empfinden und glauben, daß über ihm und ſeinem Schickſal ein heiliges Weſen waltet, das zu ſeiner Zeit einem jeglichen geben wird, was ſeine Taten verdient haben. Ein frommer und gläubiger Mann hat das rechte Panzerhemd um die Bruſt gelegt und die rechten Waffen angetan: das kindliche Vertrauen auf einen allmächtigen Gott und das feſte Gewiſſen in einer treuen Bruſt. Der Krieg iſt ein wildes und getümmelvolles Weſen, wo alle Gelüſte und Leidenſchaften erwachen, wo alle heftigſten Triebe durchbrechen wollen; nur der chriſtliche Soldat mag ſich halten und zügeln, daß er nichts Gewaltſames und Schändliches tue. Der Krieg hat die größeſten Übel und Plagen mit ſich; nur ein frommer Sinn, ein Herz, worin die Pflicht als die Königin des Lebens thronet, mag den Mut und die Kraft immer aufrechterhalten, daß ſie auch im größten Unglück nicht wanken und verzagen. Der Krieg zeigt in jedem Augenblick Wunden, Verſtümmelungen, den Tod: Schmerzen und Qualen, vor welchen die menſchliche Natur oft erſchrickt und erblaſſet; der Chriſt erſchrickt und erblaſſet davor nicht: ſein Bewußtſein, daß er für Recht und Freiheit ſtreitet, iſt ſein Schirm, ſein Glaube, daß Gott ihn hier und dort hält, ſein Schutz; er weiß, dieſes Leben, auch wenn es am beſten war, iſt nur ein flüchtiger Traum, kaum ein Schatten

des Glückes, er zittert vor keinem Tode, denn er hat die Zuversicht eines besseren Daseins. Ein Soldat soll ein Christ sein, denn der feste Glaube an Gott und die Freude, Gott zu fühlen und zu denken, erhebt über alle andern Gefühle und Gedanken. Süß ist der Ruhm, überschwenglich ist die Lust der Freiheit und des Vaterlandes; süßer und überschwenglicher ist die Lust und der Gedanke Gottes, der die letzten Enden aller Dinge trägt und hält, ohne den, was edel, was groß, was ehrwürdig, was heilig genannt wird, nichts ist, und mit dem alles erst Namen, Leben und Bedeutung erhält. Wer also Gott im Herzen trägt, der fliegt über das nichtige und armselige Leben des Staubes hinaus, den reizt Eitelkeit, Geiz und Wollust nicht mehr, in dessen Brust blühet jedes Größeste und Erhabenste, Mühe, Gefahr, Tod sind tief unter seinem Stolz. Er weiß, was er ist, und was er sein wird; er fühlt, was Pflicht und Gewissen ihm als das einzige Unsterbliche zeigen, das ihn überleben und jenseits des Grabes begleiten wird; fröhlich im Leben, fröhlich im Tode, freundlich gegen die Freunde, furchtbar gegen die Feinde, hat ein Christ allein den rechten Stahl der Seelen, die rechte eiserne Festigkeit, welche Sieg und Glück bringt und selbst das Unglück überwindet. Denn im Unglück erscheinet die Probe, was ein Mann ist, und wie er glaubt.

Vierzehntes Kapitel.

Wie ein teutscher Soldat jetzt sein muß.

Siehe, ich habe schöne Tugenden gewiesen, welche einen Soldaten zieren, ich könnte noch mehre weisen; denn was irgend gut und löblich und ehrwürdig ist, das stehet einem Soldaten wohl. Wer aber sein Vaterland über alles liebt, wessen Herz für Freiheit und Ehre brennt, wer mit Bescheidenheit und Demut und Güte und Freundlichkeit und Gehorsam und Gottesfurcht geschmückt ist, der trägt wohl einen Kranz schöner Tugenden und mag ein biederer und ehrenfester Mann genannt werden. Diesen Spiegel eines christlichen Soldaten habe ich hingestellt, auf daß alle teutsche Soldaten sich durch den hohen Reiz der Ehre und Tugend locken lassen, nicht den vergänglichen Glanz des Augenblicks, sondern den unsterblichen Glanz der Ewigkeit zu begehren. Ich habe ihn hingestellt, weil wir in merkwürdigen und gewaltigen Zeiten leben, wo Gott mit seinem Weltgericht sichtbar über die Erde hinwandelt, und wo ein jeglicher berufen ist, durch edle Arbeiten und herrliche Gefahren darzutun, ob er zu den Verworfenen oder zu den Redlichen gehört. Dieser hohe Ruf Gottes

ist auch an jeden teutschen Mann ergangen. In Unehre und Elend liegt das heilige Vaterland, liegt das alte Germanien, das Land der Krieger, der uralte Sitz der Gerechtigkeit und Freiheit, erniedrigt und geschändet, und grimmigen, blutigen Kampfes und brennenden Zornes bedarf es, daß es wiederaufgerichtet werde. Teutschland hofft auf seine Kinder, es hoffet, ja es flehet, daß sie so uralten Ruhm, so heiligen Namen, so ehrwürdige Erinnerungen, als auf diesem geweihten Boden ruhen, nicht untergehen lassen. Aber, teutsche Männer, wenn die Schande euch brennet und das Elend euch belastet, wenn ihr aufstehen wollet, wenn ihr euch bewaffnen wollet und streiten für euer Land, bis ihr es wiedergewinnet oder in dem großen Kampf erlieget, so bedenkt auch, welche ihr sein müsset. Nur durch redliche, freie, ehrenfeste Männer wird das Vaterland gerettet werden. Wo ein so hohes Ziel aufgestellt ist als die Auslöschung der Schmach und die Erlösung von der Sklaverei, da muß alles Kleine und Niedrige verschwinden, da muß keine Eitelkeit, keine Ehrsucht, kein Geiz, keine Wollust gehört werden. Denn warum hasset und verabscheuet ihr die Franzosen so sehr? Nicht allein, weil sie eure und eures Landes Herren sein wollen, sondern weil sie geizig, wollüstig, räuberisch und grausam sind, weil sie nicht für Recht und Freiheit, sondern für Raub und Gewinn in den Streit ziehen. Euch geziemt es also, alles Rohe, Wilde, Räuberische und Schändliche von euch zu tun und im höchsten Glanze der Ehre vor eurem Volke und vor allen Völkern dazustehen, daß die ganze Welt bekenne, ihr seid würdig, freie und glückliche Männer zu sein, jene diebischen, wollüstigen und habsüchtigen Sklaven aber verdienen den verruchten Despoten, der sie mit eisernem Zepter beherrscht. Denn wahrlich, waget ihr nicht, besser zu sein als sie, ihr bleibet ihre Knechte in Ewigkeit.

Letztes Kapitel.

Trost und Verkündigung.

Und wenn du so, wie ich es dir darstellte, empfindest, denkest und handelst, dann fürchte nicht, wackerer teutscher Soldat, daß deine Kühnheit zu groß und der Kampf mit deinen Überlistern und Überziehern zu schwer sein wird. Wahrlich, wenn alle teutsche Männer, die das Schwert ausziehen, nichts wollen als ihr Recht, ihre Freiheit und ihre Ehre, wenn sie fest entschlossen sind, für die große Sache zu siegen oder zu sterben, nimmer werden sie erliegen. In einem edlen Menschen, der sich aus reinem Gefühl seiner Pflicht großen Taten und Gefahren hingibt, wohnet Gott

wahrhaftig, es wohnt eine unermeßliche und überſchwengliche Kraft in ihm, die kein Teufel und keine Hölle beſiegen wird. Das iſt der Preis der Tugend und der Ehrenſchein eines ſtolzen Gewiſſens, daß der Menſch an Antlitz und Gebärde, an Sinn und Gedanken göttlich wird, daß er durch die Blitzleuchtungen einer überirdiſchen Begeiſterung, die er ſelbſt nicht verſteht, alles Niedrige und Schändliche vor ſich in den Staub niederwirft. Drei Jahrhunderte hat der teutſche Löwe geſchlafen, drei unglückliche und verhängnisvolle Jahrhunderte hat er nicht mehr gefühlt wie ſeine Vorzeit, er hat nicht mehr gefühlt, was ein Volk vermag, das nur ein Ziel, einen Atem, ein Leben hat. Die Morgendämmerung einer neuen Zeit iſt da, deren Aurore er ſein ſoll; ſie iſt da, daß er erwachen, ſeine Feſſeln zerbrechen und in fürchterlicher Herrlichkeit die Nichtigkeit und Elendigkeit derer offenbaren ſoll, die ihn in den Stricken der Hinterliſt und Büberei zu halten meinen. Glückſelige Zeit und glückſeliges Vorgefühl der Wonne, der Ehre, des Glanzes, welche dich beglücken werden, mein geliebtes und tapferes Volk! Wann du beiſammen biſt, wann du empfindeſt, was Ehre, was Freiheit, was Rache in Männerbrüſten bedeuten, welche herrliche Geſtalten werden aus deiner Mitte hervorſteigen! Welche Helden und Seher und Erfinder werden aus dir erſtehen! Welche ungewußte, ungeahnte Kräfte werden in dir ſich regen! Dann wird die Welt erſtaunen und ausrufen: Iſt das dasſelbige Volk, welches eben noch gebeugt und geſchändet daniederlag? Iſt das dasſelbige Volk, dem man noch eben einen Strohwiſch hinſtellen konnte und ſprechen: Dieſer bedeutet einen Franzoſen, dieſer bedeutet einen Befehl Bonapartens, und das ſich davor bückte und ſtumm vorüberging? Die Welt wird erſtaunen, denn ſie kannten dich nicht und wollten nicht wiſſen, wodurch das böſe Verhängnis dieſer Tage über dich gekommen iſt. Dann, wenn ſolches erſcheinet, wirſt du wieder ſein, was deine Väter waren, das Volk der Gerechtigkeit, der Freiheit, der Begeiſterung, dann iſt der Hohn der Völker, die Schmach der Knechtſchaft, die ganze lange Elendigkeit dieſer matten Zeit vergangen: du blüheſt dann in Herrlichkeit, und deine Kinder werden in Herrlichkeit blühen. Die Franzoſen haben nur Feuer, du haſt Flammen; die Franzoſen haben nur Geſchmeidigkeit, du haſt Kraft; die Franzoſen haben nur Lüge, du haſt Treue; die Franzoſen haben nur Prahlerei, du haſt Ehre; die Franzoſen haben nur Schein, du haſt Tat. Darum fürchte ſie nicht; du wirſt ſie verwehen, wie der Wind Stoppeln verwehet, wann dein Geiſt in dir mächtig wird: ſie haben kaum die Geiſtloſen beſiegt.

Katechismus für den teutschen Kriegs- und Wehrmann,

worin gelehret wird, wie ein christlicher Wehrmann sein und mit Gott in den Streit gehen soll.

Fürchte dich nicht, liebes Land, sondern sei fröhlich und getrost, denn der Herr kann auch große Dinge tun.

Joel, Kap. 2.

1813

Vorrede.

Das teutsche Volk ist in der Geschichte uralt und vor beinahe zweitausend Jahren schon gepriesen worden wegen seiner Redlichkeit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Freiheit; und ist auch in den späteren Zeiten immer ein herrliches, mächtiges und freies Volk geblieben, bis auf die letzten zwanzig Jahre, wo die hinterlistigen Fremden haben seine Herren werden wollen. Vor etwa zweitausend Jahren waren die Römer, die in Italien wohnten, das mächtigste Volk der Welt und hatten viele Länder und Völker bezwungen und versuchten auch an unsern Voreltern, ob sie sie zu ihren Knechten machen möchten; aber es wollte ihnen nicht gelingen. Und es sind jetzt etwa achtzehnhundert Jahre, zu der Zeit, als unser Herr Christus als ein kleiner Knabe unter den Menschenkindern wandelte, da setzten sie mit unzähligen Heeren über den Rheinstrom und ließen Flotten mit gewaltigem Zeug und Kriegsgerät ins Meer und gedachten die Völker um den Rhein und die Weser und die Elbe bis an die Küsten der Ostsee zu bezwingen und zu ihren Sklaven zu machen. Das gefiel aber Gott nicht, sondern er erweckte den Teutschen einen gewaltigen Kriegsfürsten, einen Fürsten des Volkes, das um die Weser und den Harz wohnete; und es war ein Jüngling und hieß Arminius oder Hermann. Und es sammelten sich die Völker um ihn, und er vermahnete sie, daß sie die Freiheit, die sie von ihren Vätern empfangen hätten, lieber haben sollten als das Leben; und er rief zu Gott und zur Gerechtigkeit und schlug die Römer in vier Jahren in gewaltigen und blutigen Schlachten und zermalmte ihre Macht und machte ihnen auf immer eine Furcht vor den Teutschen und erhielt seinem Vaterlande die Freiheit. Und vierhundertundfünfzig Jahre nach diesen Geschichten zerstörten die Teutschen Roms und der Römer Herrschaft über die Völker und Länder und gründeten auf römischem Gebiete viele mächtige Reiche. Und wurden nun die Teutschen aus Heiden Christen, und auch die Teutschen wurden es, welche in dem Lande ihrer

Väter blieben, das Teutschland heißt bis auf den heutigen Tag. Und etwa seit dem achthundertundvierzigsten Jahre nach Christi unsers Herrn Geburt ward das jetzige Teutschland ein großes Reich unter einem Könige, der nachher Kaiser genannt und viele Jahrhunderte als das Oberhaupt der christlichen Kirche und als der höchste Herrscher des Abendlandes verehrt ward. Und es stand das Teutsche Reich in Herrlichkeit, und waren die Teutschen ein großes Volk, wegen ihrer Macht und Streitbarkeit gefürchtet, wegen ihrer Ehrbarkeit, Treue und Gerechtigkeit gepriesen und wegen vieler löblichen Künste und Erfindungen des Friedens geehrt.

Und dieses Glück und diese Ehre erhielt sich unangefochten bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein, wo Haß und Zwietracht von innen und Neid und Hinterlist von außen die Teutschen zu verwandeln anfingen. Es wurden aber seit dieser Zeit die Franzosen mächtig, ein immer ebenso knechtisches als unruhiges Volk, und säeten den Samen des Hasses und Haders in Teutschland aus und suchten das Land zu verwirren und zu entzweien und zwackten ihm viele herrliche Städte und schöne Landschaften ab; doch mochten sie es nicht unterjochen. Und so haben wir dieses treulose Volk, das vor unsern Vätern weiland zitterte, zu schlimmen Nachbarn und Feinden, die auf uns lauern und uns durch ihre Listen immer mehr geschadet haben als durch die Waffen, worin wir es wohl mit ihnen aufnehmen mögen.

Nachdem nun vor etwa fünfundzwanzig Jahren die greuliche französische Umkehrung und Verwirrung begann, die mit einem französischen Namen Revolution genannt wird, und ihr verderbliches Gift über die ganze Welt ausgoß, ist es auch unserm teutschen Vaterlande in mancherlei Drangsalen und Kriegen und Nöten hart ergangen, weil wir Teutsche nicht zu rechter Zeit alle für einen Mann stehen und aufstehen wollten. Am schlimmsten ward es aber für uns und für die Welt, als Napoleon Bonaparte im Jahr 1799 die Herrschaft über Frankreich an sich riß. Diesem fürchterlichen und grausamen Manne hat alles recht gedeucht, wodurch die Macht wächst, und durch Verrat und Gewalt und Lüge und Hinterlist hat er alle Länder und Völker betrogen und entzweiet und viele ihm unterworfen. Das geschah auch unserm lieben Vaterlande, Teutschland, dessen altes heiliges Reich er zersprengte und einen verderblichen Bund stiftete, den er Rheinbund nannte, und womit er die letzten freien Völker Teutschlands und des ganzen Europa zu seinen Knechten zu machen gedachte, damit er zuletzt über alle als ein wilder Tyrann

herrschen könnte. — Und ist dies eine scheußliche Zeit gewesen, und hat Teutschland in acht Jahren ärgere Greueltaten gesehen als vorher nicht in Jahrhunderten, und hat Gewalt für Recht, Lüge für Wahrheit, Schande für Ehre gegolten; und ist viel unschuldiges teutsches Blut in der Fremde vergossen, wohin er viele Zehntausende teutscher Jünglinge mit seinen Heeren hinausgetrieben hat; und hat er viele edle und wackere teutsche Männer, weil ihnen ihr Volk und Land lieb war und sie seinen Greueln nicht dienen wollten, in Kerker geworfen und auf Richtplätzen erschießen lassen; und hat mit Lüge und Hinterlist und Mord fürchterlich gewütet und wird so wüten, bis Gott der gerechte Richter sieht, daß sein Maß voll ist, dann wird er ihn zerbrechen.

So ist es in Teutschland ergangen seit dem unglücklichen Jahre 1805; und schon war die Furcht und Verzweiflung der meisten Menschen dahin gekommen, daß sie meinten, diesem Manne könne nichts widerstehn. Aber Gott, der die Gerechtigkeit und Freiheit nicht gar untergehen lassen wollte, verblendete ihn in der Bosheit seines Herzens, und er mußte sich selbst bereiten, was ihn verderben wird. Im Jahre 1808 hat er den König und die Prinzen von Spanien mit treuloser Freundlichkeit zu sich nach Frankreich gelockt, sie ins Gefängnis geworfen und von dem Throne gestürzt, worauf er seinen Bruder Joseph gesetzt hat. Und daher ist in dem spanischen Lande mit den Hispaniern und Engländern ein schwerer und blutiger Krieg gegen ihn entstanden, der ihm viele Hunderttausend Soldaten und viele hundert Millionen Reichstaler gekostet hat; aber das Land hat er doch nicht gewinnen können. Und weil er dort unglücklich stritt und sein Ruhm dort zu erlöschen schien, so wandte er seine Augen gegen Osten und gedachte in seinem Herzen: *Siehe, ich muß den Völkern zeigen, daß ich noch da bin, und an dem Dnjepr große Taten tun, damit sie nicht hohnlachen und spotten, mein Glück sei untergegangen.*

Und er zog im Sommer 1812 aus mit einem zahllosen Zeuge von Reisigen und Fußknechten, an die 400000 Mann, gegen den Kaiser von Rußland, daß er ihn und sein Land überzöge und unterjochte; aber es geriet ihm nicht, wie er in seinem Hochmut gedachte. So groß war die Standhaftigkeit des Kaisers Alexander von Rußland, die Streitbarkeit der Heere und die Tapferkeit und Frömmigkeit des Volkes, die in einem allgemeinen Zorn gegen den gewaltigen Feind aufstanden, daß er nach vielen verlorenen Schlachten die schändlichste Flucht nehmen mußte und allen seinen Zeug, seine Kanonen, seine Waffen, seine

Pferde und sein ganzes Heer verlor bis auf 20000 Mann, die krank und elendiglich durch Polen und Teutschland entflohen.

Nun hatte Gott den Weg gezeigt, und die Menschen riefen: Siehe, dies ist Gottes Finger, er will den blutigen Tyrannen verderben. Und die Russen zogen heran gegen die teutschen Grenzen, und der König von Preußen zog ihnen zu mit seiner Heeresmacht, und die Völker und Städte standen auf und griffen zu den Waffen und riefen: Rache und Freiheit, also daß es über ganz Teutschland klang und die Schurken erschraken und die Redlichen jauchzeten; denn sie dachten, wie der schreckliche Tyrann nun in die sieben und acht Jahre gewütet und welch eine schändliche Sklaverei sie hatten erdulden müssen. — Und auf diese Weise ist der große und heilige teutsche Krieg entstanden, der jetzt mitten im Vaterlande brennt. Und ist Gottes Wille, daß alle Lande und Völker Teutschlands aufstehen, des gerechten Zorns gedenken und auf die Franzosen und ihren Tyrannen schlagen und Ehre und Freiheit wiedergewinnen, welche sie von ihren Vätern geerbt, und welche die hinterlistigen Welschen ihnen so treulos gestohlen haben.

Damit nun den teutschen Menschen das rechte Herz des Krieges wachse und sie wissen, was Gott will, und was sie tun sollen — darum ist dieses Büchlein verfasset. Denn sie sind Kinder eines edlen Volkes, und wäre es eine ewige Schande, wenn sie als Sklaven leben möchten; und ihr Land ist ein herrliches Land, und es wäre eine Schmach, wenn sie darin nicht gebieten sollten. Und mag man von Teutschland wohl sagen, wie es steht im fünften Buche Moses, Kap. 33: „Dein Land liegt im Segen des Herrn, da sind edle Früchte vom Himmel, vom Tau und von der Tiefe, die unten liegt; da sind edle Früchte von der Sonne und edle Früchte der Monden und von den hohen Bergen und von den Hügeln für und für, und edle Früchte von der Erden und was drinnen ist."

Gott, der die Herzen regiert und mit dem Geiste des Mutes anbläst, gebe, daß dieses Büchlein viele Früchte trage, und daß in den teutschen Männern der Stolz und die Zuversicht auf den Gewaltigsten erwachse, wodurch der Tyran zerschmettert und die Peiniger und Unterdrücker aus den letzten teutschen Grenzen vertrieben werden. Wahrlich, teutsche Männer, ich möchte zu euch reden, wie Moses einst zu den Kindern Israel redete, fünftes B. Mos., Kap. 6. „Und diese Worte, die ich dir heute gebiete, sollst du zu Herzen nehmen und sollst sie deinen Kindern schärfen und davon reden, wann du in deinem Hause sitzest oder auf dem Wege gehest,

wann du dich niederlegeſt oder aufſteheſt. Und ſollſt ſie binden zum Zeichen auf deine Hand, und ſollen dir ein Denkmal vor deinen Augen ſein. Und ſollſt ſie auf des Hauſes Pfoſten ſchreiben und auf die Tore, daß du und deine Kinder lange leben in dem Lande, das der Herr deinen Vätern geſchworen hat, ihnen zu erhalten, ſolange die Tage vom Himmel auf Erden währen."

So vernehmet denn alle dieſe Worte mit freudigem Mute und tut alſo und lebet und ſterbet als ehrenwerte freie Männer; und Gott wird Teutſchland erhalten und euren Kindern und Kindeskindern bis in das tauſendſte Glied Segen und Freiheit geben.

Erſtes Kapitel.

Von dem Böſen und vom Übel.

Und es ſind viele Menſchen geweſen auf Erden von dem Anfang der Dinge her und haben gefragt: Hat Gott nicht alles gemacht, was im Himmel und auf Erden iſt? Und iſt ohne ihn nichts, was da iſt? Woher iſt denn das Böſe und das Übel?

Iſt nicht Gott der Gütigſte, deſſen Güte reichet weiter, als die Himmel reichen und die Sonne ſcheinet und die Wurzeln in die Tiefen der Erde hinabſteigen?

Iſt nicht Gott der Heiligſte, in deſſen Weſen keine Lüge noch Sünde iſt?

Iſt Gott nicht, der da heißet hoch und tief und unermeßlich und unergründlich, der Weiſeſte und der Allſehende?

Warum hat denn Gott das Böſe und das Übel gemacht?

Und ſo haben ſie viel gefragt und geklügelt und haben keinen Ausweg funden und ſind viele darüber zu Toren und zu Narren geworden.

Ich aber ſage euch alſo:

Gott hat das Böſe und das Übel nicht gemacht, ſondern es iſt, weil die geſchaffenen Dinge nicht ſo vollkommen ſein konnten als der Schöpfer, und weil die Menſchen, die er nach ſeinem Bilde ſchuf, dies Bild nicht bewahrten, ſondern abfielen und ſündigten.

Darum iſt das Böſe und das Übel in die Welt gekommen, und nicht durch Gott.

Gott hat es nicht gemacht, die Menſchen haben es gemacht.

Weil ſie den himmliſchen Urſprung verleugnet haben, müſſen ſie mit dem Böſen kämpfen ihr Leben lang, und das Übel be-

gegnet ihnen auf den Landstraßen, auch wo sie es nicht suchen; und ist seit Adams Fall keine vollkommene Freude mehr in der Welt gewesen.

Darum sehen wir dieses Leben nur als eine Wanderschaft an, und der Himmel heißt unser Vaterland und die Liebe Gottes das Ziel, wornach wir streben sollen.

Zweites Kapitel.

Von Zwietracht und Krieg.

Und Hader begann auf Erden, sobald mehr Menschen als zwei lebten, und ein Bruder erschlug den andern, und mußte Kain unstet und flüchtig werden, weil Abels Blut von seiner Keule troff.

Und es ward Neid und Haß und Zwietracht und Mord und Krieg seit jenem Tage auf Erden, und ist nicht gestillt worden bis heute.

Und die ganze Geschichte des menschlichen Geschlechts redet nur von zerstörten Völkern und Städten, von geschleiften Mauern und erschlagenen Männern, und wie die einen kommen und die andern verschwinden und die einen steigen und die andern sinken — und erscheint nichts Bleibendes auf Erden.

Doch hat Gott die Liebe des Friedens und die Sehnsucht nach Frieden in unsere Brust gepflanzt als ein Zeichen seines himmlischen Ebenbildes; und das Christentum ermahnt uns, daß wir sollen barmherzig und freundlich sein gegen alle Menschen und unsern Nächsten lieben wie uns selbst.

Wie darf denn der Krieg sein in der Welt?

Du Törichter, geh hin und frage Gott und seine Geschichte und Offenbarung, und sie werden dir antworten; frage das Leben und die Erfahrung des Lebens, und sie werden dir die Worte deuten.

Du sollst den Frieden begehren, aber die Welt begehret den Krieg; du sollst den Frieden lieben, aber die Welt hasset die Ruhe. Darum ist Krieg.

Durch Unglück und Not sollen wir lernen zum Himmel aufschauen und bedenken, daß hienieden nicht unsers Bleibens ist, sondern daß wir das Unvergängliche suchen sollen.

Durch Unglück und Not werden unsere Kräfte geübt, daß wir Gott nicht vergessen und nicht in eitler Faulheit und Wollust vergehen.

Weil wir so böse sind, darum ist Krieg, und weil wir so nichtig sind, darum ist das Übel. Wehe aber dem Manne, der nach unschuldigem Blute dürstet, der unschuldige Völker zu unter-

drücken trachtet! Seine Bosheit fällt auf ſeinen Kopf zurück, und Gott im Himmel wird den Wüterich ſtrafen.

Drittes Kapitel.

Von des Menſchen Herrlichkeit.

Und du, der kleines Herzens iſt, ſieheſt alles ſo klein, und du, der leicht verzaget, magſt Gott nicht erkennen.

Darum klügelſt du viel mit den nichtigen Worten und ſpielſt wie ein Kind mit Fragen und Rätſeln.

Und weißt du nicht, als Gott die Dinge ſchuf von Anfang, als er die Erde hob aus den Waſſern und die Himmel befeſtigte in den Höhen und der Sonne und dem Monde ihre Bahn gab und den Sternen wies, wo ſie wandeln ſollten;

Da machte er die Erde, daß ſie fruchtbar wäre, und Bäume und Pflanzen, daß ſie lieblich darauf grüneten und trügen Früchte, jegliches zu ſeiner Zeit.

Und Gott erſchuf Tiere auf dem Felde und Vögel in der Luft und Fiſche im Meer; und war alles weiſe und gut, was Gott geſchaffen hatte.

Und zuletzt ſchuf er den Menſchen, ſein Gleichnis, und blies ihm ſeinen Atem ein, daß er Göttliches begehrete.

Und es ward der Menſch wohl verführt von der böſen Schlange und fiel ab und ſündigte. Doch Gott verſtieß ihn nicht ganz, ſondern erlöſete ihn durch Jeſum Chriſtum, ſeinen einigen Sohn, und brachte die Lehre der Heiligung und die Botſchaft der Freude auf Erden.

Und iſt der Menſch der Erden Herr und ſoll herrſchen über die Tiere im Walde und über die Vögel des Himmels und über alles, was auf Erden iſt; daß ſie erkennen in ihm den Schatten des Himmels und das Bildnis deſſen, der ewig bleibt.

Denn ihm ward das Antlitz zu den Sternen gerichtet und die Sinne, daß ſie nach himmliſchen Dingen ſich ſehneten.

Und darum ſollen ſeine Gedanken ſtolz ſein und ſein Herz freudig, daß er das Niedrige verſchmähe.

Und gefällt der Mann Gott nimmer, der im Staube kriecht oder aus geiziger Furcht redet, was ſein Herz nicht denket.

Sondern ein edler Zorn iſt dem Herrn lieb und ein mutiger Stolz, der ſich nicht beugen läßt.

Denn der Herr will, daß, den er zum Herrn machte, herrlich ſei, und die dienen ſollen, das iſt ein anderes Geſchlecht.

Viertes Kapitel.

Von des Menschen Verworfenheit.

Denn Gott hat Tiere geschaffen dem Menschen zum Nutz und Wild in den Wüsten und Schlangen und Gewürm, die auf der Erde kriechen, und hat es ihnen vom Anfang an eingegeben, daß sie dem Menschen dienen sollen und zittern vor der Majestät, die trägt das Bild vom Angesicht des Herrn.

Und sehen die Tiere mit ihren Augen die Erde an, aber des Menschen Haupt ist stolz zum Himmel gerichtet, damit er hinaufschaue, wo seine Heimat ist.

Und hätte Gott nur Tiere gewollt und solche, die ein dienstbares Gemüt hätten, wozu machte er den Menschen und drückte ihm das Siegel der Majestät und Freiheit auf die Stirn?

Denn ein freier Mann heißt, wer Gottes Willen tut und, was Gott ihm ins Herz geschrieben, vollbringt; wer aber vor Furcht zittert, das ist ein Knecht, und wer aus Furcht etwas tut, ein niedriges Tier.

Und es erniedrigen die Lüste den Menschen zum Tier, und in Geiz und Dienstbarkeit ist die Tierheit verschlossen. Der Mensch aber soll gehorchen mit Freiheit und das Rechte tun, weil es seinem Herzen gefällt.

Und es sind viele Laster schändlich zu nennen, doch das schändlichste von allen ist ein knechtischer Sinn.

Denn wer die Freiheit verlor, der verlor jede Tugend, und dem zerbrochenen Mut hängen die Schanden sich an.

Wer mit hündischem Sinn das Rechte verschweiget, der umschleicht mit dem Unrecht bald auch das Recht.

Und so erwächst der Geiz und die Lüge und der Neid und die Verleumdung und aller Laster, die im Finstern schleichen, eine zahllose Menge, und ist zuletzt kein Ausweg mehr aus der Schande.

Und wenn solches geschieht, so häufen die Menschen die Sünden und das Gold und zittern jeden Tag und essen im Jammer ihr Brot und haben keine Freude und geben keine Freude.

Denn wen Furcht treibet, wie mag der fröhlich sein? Und wer auf Tugend nicht getrost ist, wie mag der zu Gott beten?

Denn Gott wohnt nur in den stolzen Herzen, und für den niedrigen Sinn ist der Himmel zu hoch.

Denn auch die Demut ist stolz auf den Herrn, aber Sklavendienst kriecht mit dem Gewürm im Staube.

Und Gott spricht: Ich habe die Verworfenen gesehen und die Buben, die mein Volk aus Furcht verkauften.

Und weil ihre Herzen verkehrt waren, hab' ich sie verkehrt, und weil sie mit Fremden buhlten, hab' ich sie verworfen.

Und mag man heute wohl sagen, wie der Prediger spricht: Es ist ein groß Unglück, das ich sah unter der Sonne, nämlich Unverstand, der unter den Gewaltigen gemein ist, daß ein Narr sitzt in großer Würde und die Klugen unten sitzen; ich sah Knechte auf Rossen und Fürsten zu Fuße gehen wie Knechte.

Fünftes Kapitel.

Von gerechtem und ungerechtem Kriege.

Wann nun die Herzen klein werden zum Dienst und die Hohen nicht hoch und die Stolzen nicht stolz sein wollen — dann kömmt das Elend über die Völker, und Tyrannen wachsen wie die Drachen empor.

Und sie zischen mit Mord und mit Blut und verwüsten die Welt und schreien in ihrem trotzigen Glücke: Der Herr der Thronen hat uns zu Herrschern gesetzt.

Und sind doch die Treiber nicht her von Gott, und die Plager gefallen dem Allmächtigen nicht; sondern sind die Brut der Bosheit der Menschen und wachsen wie Unkraut aus der Schande empor; und gleichwie der Schlamm das Gewürm ausbrütet, so brütet die Sünde tyrannische Frevler.

Wann nun die Blutigen Götter heißen wollen und die Ungerechten sprechen: Betet uns an, denn wir sind von Gott! — dann erhebe, o Mann, deinen Speer und ziehe das rächende Schwert aus der Scheide; dann verzage nicht, zu sterben im Streit und zu liegen als Leiche im Angesicht des Himmels.

Denn wer Tyrannen bekämpft, ist ein heiliger Mann, und wer Übermut steuert, tut Gottes Dienst.

Das ist der Krieg, welcher dem Herrn gefällt; das ist das Blut, dessen Tropfen Gott im Himmel zählt.

Und wer so mit den Vordersten fällt in der Schlacht und mit den Tapfersten decket die Wege des Siegs, des Mannes spätestes Geschlecht ist gesegnet, und seine Kindeskinder wohnen in Freude und Ruhm.

Und sein Gedächtnis ist heilig bei seinem Volke, und seine Enkel beten an der Stätte, wo er für das Vaterland fiel.

So keimet unsterbliche Tugend aus Tugend, und ein freies Geschlecht erblühet aus redlichem Mut.

Darum ziehet getrost in solchen Krieg und streitet fröhlich unter dem Panier der Gerechtigkeit.

Wer aber unter dem Tyrannen ficht und gegen die Gerechtigkeit das mordische Schwert zieht, des Name ist verflucht bei seinem Volke, und sein Gedächtnis blüht nimmer unter den Menschen.

Sondern wo Raben krächzen, da wird er verflucht, und auf dem Rabenstein, da glänzt seine Ehre.

Und wer die Freiheit zu unterdrücken auszieht, und damit unschuldige Völker als Knechte dienen, der erhebt das Schwert gegen Gott den Herrn, und treffen wird ihn, der die Blitze vom Himmel wirft.

Denn früher oder später findet Gott den Übermut und misset jeglichem seinen gebührenden Lohn.

Und es gilt der alte Fluch gegen die Bösen, wie der Prophet spricht:

Wehe dir, du Verstörer! Meinst du, du werdest nicht verstöret werden? Und du Verächter, meinst du, ich werde dich nicht verachten? Wann du das Verstören vollendet hast, so wirst du auch verstört werden; wann du des Verachtens ein Ende gemacht hast, so wird man dich wieder verachten.

Aber die Redlichen rufen mit dem Könige David:

Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns troffen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge und die Berge mitten in das Meer sänken; wenn gleich das Meer wütete und wallete und von seinem Ungestüm die Berge einfielen. Die Völker müssen verzagen und die Königreiche fallen, das Erdreich muß vergehen, wann er sich hören läßt, der den Krieg steuert in aller Welt, der Bogen zerbricht, Spieße zerschlägt und Wagen mit Feuer verbrennet. Seid stille und erkennet, daß er Gott ist.

Sechstes Kapitel.

Von dem großen Tyrannen.

Und der Abgrund hat sich aufgetan, spricht der Herr, und die Hölle hat ihr Gift ausgespien und die Schlangen ausgelassen, die da giftig sind.

Und es ist ein Ungeheuer geboren und ein blutgefleckter Greuel aufgestanden.

Und heißt ſein Name Napoleon Bonaparte, ein Name des Jammers, ein Name des Wehs, ein Name des Fluchs der Witwen und Waiſen, ein Name, bei welchem ſie künftig Zeter ſchreien werden, wann arme Sünder zum Richtplatze gehen.

Doch haben viele ihn angebetet und zum Götzen ihrer Herzen und Gedanken gemacht und haben ihn genannt Heiland und Retter und Befreier und den Mann, der da kömmt im Namen des Herrn, daß er die Welt erlöſe.

Und doch kenne ich ihn nicht, ſpricht Gott, und habe ihn verworfen und werde ihn verwerfen, und iſt kein Heil und keine Rettung und Freiheit in ihm, und hat er kein Zeichen, daß man ihn nenne nach Gott.

Sondern durch Lügen iſt er gewaltig geworden, und durch Mord und Verrat hat er ſeinen Stuhl gebaut. Und iſt ein Zeichen der Zeit, wie ſündlich die Menſchen ſind, und wie die Menſchenkinder ferne wandeln vom richtigen Pfade, daß ſie die Knechtſchaft haben Errettung genannt und die Verruchtheit geprieſen als Tugend des Königs.

Und iſt ſolchen recht geſchehen in ihrem bübiſchen Sinn, und wird ihre Miſſetat fallen ſtracks auf ihr Haupt.

Denn wer den Wolf Lamm nennt, den zerreiße der Wolf, und wem die Schlange gütig dünkt, den beiße die Schlange.

Aber ich werde die Miſſetat zerſchmettern und die Falſchheit zeigen und die Lüge zerſtören, daß die Welt ſich freue.

Wann die Sünde erfüllt iſt, dann werfe ich ihn weg; wann des Unglücks genug iſt, dann offenbare ich, wie ſchändlich er war.

Und ich rufe es aus mit ſtarker Stimme, mit Worten des Grimms, die Feuerflammen ſind; ich rufe es aus zu den Völkern über dem Meer und zu denen, die in fernen Landen wohnen:

Auf, ihr Völker! Dieſen erſchlaget, denn er iſt verfluchet von mir, dieſen vertilget, denn er iſt ein Vertilger der Freiheit und des Rechts.

Und ſie werden ſich verſammeln von den Inſeln und von den Bergen, die ferne ſtehen, und die Völker werden zuhauf ſtrömen und mit ihm treffen, und wird ſein viel Blutvergießens und Arbeit, bis das Heil komme.

Doch ſie ſollen nicht faul ſein mit dem Eiſen, damit bei ihren Enkeln die Freiheit blühe und Gerechtigkeit um die Hütten der Redlichen ſchwebe.

Siebentes Kapitel.

Von dem fremden Volke.

Höre du, der am Strande der Ostsee wohnt und auf den höchsten Alpen seine Herden weidet, der von der Elbe die Schiffe zu den Inseln schickt und auf der Donau zu fernern Völkern fährt: höre, du Volk, dessen Väter ich geliebt habe, dessen Land ich geheiligt habe zum Sitze der Freiheit.

Was willst du länger trägen Sinnes sein und nicht gedenken, wer deine Väter gewesen?

Die hatten die Gerechtigkeit lieber als Gold, und Freiheit deuchte ihnen werter als köstliche Steine.

Darum waren ihre Häuser voll Glückseligkeit, und Freude fehlte nimmer bei ihren Festen.

Denn der kühne Mann erfreut sich des Lebens, und wer frei ist, der hat der Güter genug.

Du aber hast mit den Fremden gebuhlt und hast dir Affen zu Götzen gemacht; du hast nicht bedacht, wie verderblich der welsche Tod dir ist, und hast der Ehren deiner Väter lange vergessen.

Deswegen ist die Staupe über dich gekommen, und die Knechtschaft hat sich dir auf den Nacken gesenkt.

Denn durch die Knechte verlerntest du die Freiheit deiner Väter und durch die äffischen Menschen, was deinen Altvordern Zucht hieß; und lachtest über das Heilige in deinem Volke, und ward dir die Sitte deiner Väter zum Spott, und lachtest auch über mich, der im Himmel wohnet.

Und tändeltest in fremder Sprache fremden Lug nach und verspieltest die teutsche Treue in schlüpfrigen Worten.

Denn die, mit welchen du buhltest, kennen die Treue nicht, und Zucht und Sitte heißt ihnen ein lächerliches Ding.

Und du hast Wind gesäet mit ihnen und Ungewitter geerntet und wirst es ernten, wenn du nicht abläßest und dich wieder wendest auf den Weg deiner Väter.

Siehe, diese säten Gerechtigkeit und ernteten Liebe; sie säeten Treue und ernteten Freiheit; du aber tust anders, du pflügest Böses und erntest Unheil und issest Lügenfrüchte.

Darum nicht länger sollst du das Kleinliche lieben und nicht nachäffen, worin die Eitelkeit wohnt.

Denn du hast wohl erfahren, was ein Franzose ist, und wie gütig die sind, welche in Frankreich wohnen.

Ihre Worte sind glatter als ein schlüpfriger Aal, und ihre Gebärden freundlich auf Betrug gestellt.

Doch die Falſchheit lauert in dem trügeriſchen Schein, und in den freundlichen Blicken brütet das Unglück.

Und ihre Rede ſchmeichelt ſüßer als Honigſeim, und wann ſie mit Liebe umhalſen, meinen ſie Arges.

Du aber ſollſt tragen ein männliches Herz, einen ernſten Blick und ein redliches Wort.

Denn ein Mann ein Wort, das hieß ſonſt der Teutſche, und er war ein geprieſenes Volk, ehe er das Fremde gelernt.

Denn zum Tand hat Gott den Teutſchen nicht geſchaffen, noch daß er durch Liſten die Herrſchaft gewinne; ſondern er gab ihm redlichen Zorn ins Herz und Kraft in die Zunge und einen ſtarken Arm.

Wehe ihm aber, wenn er länger tändelt mit Tand, und wenn ihm die Lüge der Fremden gefällt!

Dann verdamme ich ihn zum ewigen Knecht, und ſeine Väter verfluchen ihn, die im Himmel ſind.

Und wird ſein Name nicht mehr ertönen im Lobe der Freien, und ſein Ruhm ſchweigen, wo man von Tapfern ſpricht.

Achtes Kapitel.

Von der Sünde und dem Unglück.

Und es ſind viele, die da ſagen: Unabwendbar war das Unglück, das uns die letzten Jahre getroffen, und wir hätten auf keine Weiſe ihm entrinnen mögen.

Denn Gott hat von Ewigkeit her den Lauf der Zeiten beſtimmt, und kein Sterblicher mag ſeine Wege wiſſen und meiſtern.

Und wäre es doch alles geſchehen, wenn wir auch klüger geweſen, und wäre es geworden, wie es heute iſt, wenn wir auch in der Treue unſerer Väter gewandelt wären.

Denn Los wird geworfen in den Schoß, aber es fällt, wie der Herr will.

Ich aber ſage euch: Ihr ſehet die Furchen noch friſch, worein ihr geſäet, und die Stricke ſind noch nicht verfault, worin ihr euch gefangen habt.

Denn eure Ausſaat heißt Zwietracht und Neid, und die Stricke eures Verderbens waren Wolluſt und Geiz.

Und war die Liebe von euch gewichen, und der Haß hatte die Herzen erkältet, und wußten nichts mehr von Teutſchland und von dem Vaterlande und von der alten teutſchen Ehre und Freiheit, und ließen der eine von dem andern, und gingen ein

jeglicher seinen eigenen Weg und trachteten nur nach Gold, und wie sie des Tages am besten gebrauchten.

Denn Gott im Himmel wohnt weit von uns, sprachen sie, und was hinter diesem Leben liegt, das ist dunkel.

Darum weil sie Gott vergaßen, hat Gott sie vergessen, und weil sie auf Nichtigkeit gebaut, sind sie nichtig geworden.

Und ihre Sünde hat sie gegeißelt und nicht Gott, und in der Eitelkeit ihrer Herzen sind sie untergegangen.

Weil sie nicht glaubten, darum verzagten sie sogleich und wurden gegeben in die Hand ihrer Dränger.

Also gebar die Sünde das Unglück, und der Übermut brütete die Feigheit aus, daß ihre Männer wimmerten wie Säuglinge und ihren Fürsten geschah, wie trauernden Witwen geschieht.

Wie der Prophet spricht: Ich will den Erdboden heimsuchen um seiner Bosheit willen und die Gottlosen heimsuchen um ihrer Untugend willen und will des Hochmuts der Stolzen ein Ende machen und die Hoffart der Gewaltigen demütigen: daß ein Mann teurer soll sein denn sein Gold und ein Mensch werter denn Goldstücke aus Ophir.

Wenn du dich aber bekehrest und wieder zu Gott wendest, wird er sich zu dir wenden und das Unglück von dir nehmen und dir ins Herz rufen: Ich habe dich wider dies fremde Volk zur festen, ehernen Mauer gemacht; ob sie wider dich streiten, sollen sie dir doch nichts anhaben: denn ich bin bei dir, daß ich dir helfe und dich errette; und will dich auch erretten aus der Hand der Bösen und erlösen aus der Hand der Tyrannen.

Neuntes Kapitel.

Von dem Vertrauen auf Gott und von der Eintracht.

Und weil du nun siehest, woher dein Unglück gekommen, und wie deine Schlechtigkeit und Zwietracht die Fremden zu deinen Herren gemacht, so mußt du zuvörderst wieder schauen auf Gott und dem vertrauen, von welchem alle Dinge sind.

Denn der Glaube an Gott tut noch täglich Wunder, und die Zuversicht auf den Himmel überwindet die Hölle.

Und dem Menschen hilft keine Kraft ohne Gott, und eitel bleibt, was auf sterblichen Künsten gebaut wird.

Denn so spricht der Herr, der Gewaltige:

Einem Krieger hilft nicht seine große Macht, ein

Rieſe wird nicht errettet durch ſeine große Kraft, Roſſe helfen auch nicht, und ihre große Stärke errettet nicht. Siehe, des Herrn Auge ſieht auf die, ſo ihn fürchten und auf ſeine große Güte hoffen.

Und dann mußt du Gott bitten, daß er dir gebe einen ſtillen, freundlichen und feſten Geiſt, einen Geiſt des Friedens und der Liebe, daß du alle deine teutſchen Brüder zu dir verſammeln magſt und ſie weinen, daß ſie geſchieden waren in ihrem Herzen.

Denn durch der Herzen Zwietracht iſt das Unheil gekommen, und durch die Torheit der Feigen plagen fremde Henker dich.

Und ihr ſollet euch wieder brüderlich geſellen zueinander, alle, die ihr Teutſche heißet und in teutſcher Zunge redet, und den Trug bejammern, der euch ſo lange entzweit hat.

Und ſollet in Einmütigkeit und Friedſeligkeit erkennen, daß ihr einen Gott habet, den alten, treuen Gott, und daß ihr ein Vaterland habet, das alte, treue Teutſchland.

Und ſollet gedenken, wie ihr ein freies Land von euren Vätern empfangen habet, und wie ihr euren Kindern und Kindeskindern die Freiheit hinterlaſſen müſſet.

Und ſo ſollet ihr die zerriſſene Treue und Liebe wieder zuſammenbinden und die einträchtige Freundſchaft brüderlich beſchwören.

Denn einer mag überwältigt werden, aber zwei mögen widerſtehen, denn eine dreifaltige Schnur reißt nicht leicht entzwei.

Und wann ihr den hohen und heiligen Schwur getan Gott und dem Vaterlande, dann müſſet ihr jedermänniglich das Schwert ziehen gegen den tückiſchen Feind und auf ihn halten und ſchlagen in allen teutſchen Landen und ihn vertilgen mit der Schärfe des Schwerts, ſoweit eure Grenzen ſtehen.

Und muß der Haß gegen die Franzoſen künftig euer Grenzhüter ſein und ſeine Furcht vor eurer Stärke eure ſicherſte Feſte.

Wer aber hinfort noch mit den Feinden ſteht, den treffe Schande und Fluch und Acht, und verbannet ihn, er ſei hoch oder niedrig.

Denn die Redlichkeit ſoll in euren Häuſern wohnen und die Tapferkeit die Tore eurer Städte behüten.

Denn was die Liebe nicht bindet, das iſt ſchlecht gebunden, und was die Treue nicht ſchirmt, das beſchirmt kein Eid.

Zehntes Kapitel.

Von der Liebe und Verträglichkeit.

Es ist kein köstlicheres Ding als die Liebe, und mag die Liebe wohl die Herzenspförtnerin und Himmelspförtnerin heißen.

Denn sie schließt der Menschen Gedanken einander auf und verbrüdert die Herzen und bindet die Seelen aneinander, und ist keine Tugend auf Erden, die mit Gott so verwandt ist und nach den himmlischen Gütern so sehnsüchtig macht als die Liebe.

Denn sie war Gottes Gesellin von Anfang, als er alle Dinge schuf, und noch täglich wirkt ihre heilige Kraft Wunder und Glauben.

Denn ohne die Liebe erstürbe alles auf Erden und kröchen unsere Gedanken mit den Würmern im Staube.

Ohne die Liebe wäre Finsternis Gottes Name und die Unsterblichkeit nichts als ein gespenstischer Traum.

Darum, so ihr wieder ein Volk werden wollet und herzinniglich fühlen, daß alle Teutsche Brüder sind, müsset ihr vor allem nach der Liebe trachten, und wie ihr durch Freundlichkeit und Sanftmut die teutschen Herzen gewinnen möget.

Und sollet ihr nicht mehr tun, wie ihr getan habt in den Zeiten des Haders und Unheils, daß die Menschen der einen teutschen Landschaft die Menschen der andern Landschaft hassen, und daß ein teutscher Mann den andern verspottet.

Denn dadurch seid ihr die Knechte der Knechte geworden, und mußtet euch vor dem sklavischesten Volke auf Erden beugen;

Ihr mußtet kriechen vor denen, welche die Freiheit nicht kennen, und welche alles Heilige in Gelächter verwandeln.

Sondern sollet einander lieb und wert haben wie Brüder, alle, die in teutscher Zunge reden, von der Ostsee bis zu den Alpen und von der Nordsee bis zum Niemenfluß.

Daß hinfort nicht mehr gehört werde Österreich und Preußen, Bayern und Tirol, Sachsen und Westfalen, sondern Teutschland, teutsche Ehre, teutsche Freiheit, teutsche Tugend der allgemeine Klang sei und die Losung, die gegen die Franzosen gerufen wird.

Damit ihr aber dies könnet, darum rufet Gott an, daß er euch die Liebe ins Herz senke und die Einmütigkeit in eurer Brust pflanze.

Denn die Liebe verträget alles und hoffet alles und duldet alles, und ist keine allmächtiger, gewaltige Dinge zu tun.

Darum, so eure Brüder in manchen Landschaften andere Sitten und Bräuche haben als ihr, so sollet ihr des nicht spotten, sondern alle Verschiedenheit freundlich ertragen und bedenken,

welchen großen Krieg ihr führet, und daß nur Einmütigkeit euch ſiegreich machen kann.

Und ſollet es alles zum beſten kehren, auch wo etwas ungleich und ungrad iſt, und gegen die Irrenden ſanftmütig und gegen die Törichten liebreich ſein.

Denn ein freundliches Herz gewinnt ſelbſt die Feinde, aber ein ſtörriſcher Sinn ſäet Zwietracht aus.

Und es wird der Satan der Bosheit nicht ſchlummern und die Hinterliſt, die in euren Feinden lauert, nicht raſten.

Und ſie werden rufen: Hie Papſt! Hie Luther! Hie Kalvin! Merkt auf, was ihr tut; horcht auf, was die wollen, die euch zum Kriege verſammeln.

Und ſie möchten euch gern verwirren und die alten Streite über die Religion erneuen und euch die Hände in Bruderblut baden laſſen, damit ſie die Herren bleiben.

Ihr aber ſollet nicht hören auf dieſe, ſondern bedenken, daß ich der ewige Gott bin, und daß mir alle gefallen, die reines Herzens ſind und mit einfältigen Sinnen ſich zu mir wenden.

Denn wer ich bin, das mag kein Sterblicher durchdringen, und ſie ſehen die Schatten des Himmels kaum; wie lallende Kinder ſtammeln ſie vor mir, wie geblendete Vögel flattern ihre Gedanken im Dunkeln.

Darum ſollen ſie auch freundlich und verträglich ſein miteinander und der verſchiedenen Arten und Gottesdienſte nicht ſpotten.

Wer anders tut, werde wie ein Frevler geſtraft und wie ein Verräter aus ſeinem Volke vertilgt.

Denn durch die Eintracht will ich dein Heldentum erneuen, und durch die Liebe ſoll der Ruhm deiner Väter erſtehen.

Elftes Kapitel.

Von Soldatenehre.

Es ſind oft blutige und wilde Tyrannen geweſen, welche Freiheit und Gerechtigkeit zu vertilgen aufſtanden, und dieſe haben ihnen Leibwächter und Trabanten beigelegt, damit ſie ihren Leib gegen den Zorn ihrer Untertanen beſchirmten, die ſie nicht als Menſchen, ſondern als Sklaven gebrauchten.

Solche Leibwächter haben ſie über alle andere Menſchen erhoben und Gnaden und Güter und großen Sold auf ſie gehäuft, damit ſie ihnen treu blieben.

Und ſind ſolche Söldner und Soldaten nicht anders geweſen

denn reißende Tiere und Wölfe und Tiger, die da um Wollust oder Gold das Schändliche taten.

Und ist das aller Tyrannen Art gewesen bis auf diesen Tag, und ist auch die Art dessen, der jetzt euer Plager ist.

Diese Soldaten haben solches wohl ihre Ehre genannt und gemeint, es gebe für sie eine andere Ehre als für andere Menschen.

Und ist doch nur eine Ehre und eine Tugend für alle Menschen auf Erden.

Ich will euch lehren, was die rechte Soldatenehre ist:

Ein wackerer Soldat und Kriegsmann soll für seinen löblichen und gerechten König und Herrn und für dessen Reich und Ruhm streiten und aushalten bis in den Tod.

Ein wackerer Soldat soll sein Vaterland und sein Volk über alles lieben und gern seinen letzten Blutstropfen verspritzen, wann das liebe Vaterland in Gefahr steht.

Ein wackerer Soldat soll immer Gott vor Augen haben und Gottes Gebote tief ins Herz geschrieben tragen, daß auch keine Gewalt ihn zwingen könne, wider Gottes Gebote zu tun.

Ein wackerer Soldat soll die Gerechtigkeit und Freiheit über alles lieben und für diese freudig das Schwert ziehen; denn ein anderer Krieg gefällt Gott nicht, der einst von jedem Tropfen unschuldig vergossenen Blutes Rechenschaft fordern wird.

Ein wackerer Soldat soll nicht prunken mit der äußeren Ehre noch sich auf Eitelkeit blähen; sondern die Treue gegen das Vaterland soll seine Ehre sein und sein stiller Mut seine höchste Zierde.

Verflucht aber wird die Ehre des Mannes, der gegen sein Vaterland streitet und für den hinterlistigen Tyrannen gegen die Freiheit in den Krieg zieht.

Wehe ihm, der sich solches unterfängt! Gott im Himmel wird ihn strafen, sei er Fürst oder Knecht.

Denn sein Finger hat gewiesen, daß er uns erretten will, und sein starker Arm, daß ihm Übermut nicht lieb ist.

Darum, teutsche Krieger, das soll eure Ehre sein, daß ihr das Vaterland lieber habt als Gold, und die teutsche Freiheit werter als das Leben, und die gottgefällige Tugend teurer als alle irdischen Güter.

Das soll eure Ehre sein, daß keiner zweifle, Gott werde die Tapfern und Redlichen befreien; daß keiner verzage, in so heiligem Kampfe zu sterben.

So werdet ihr von den Buben den Glanz nehmen, den sie sich gestohlen, und werdet die Tyrannen vertilgen, und Ehre wird wieder Ehre heißen in euren Grenzen.

Zwölftes Kapitel.

Von Freiheit und Vaterland.

Und es ſind elende und kalte Klügler aufgeſtanden in dieſen Tagen, die ſprechen in der Nichtigkeit ihrer Herzen:

Vaterland und Freiheit, leere Namen ohne Sinn, ſchöne Klänge, womit man die Einfältigen betört! Wo es dem Menſchen wohlgeht, da iſt ſein Vaterland, wo er am wenigſten geplagt wird, da blüht ſeine Freiheit.

Dieſe ſind wie die dummen Tiere nur auf den Bauch und auf ſeine Gelüſte gerichtet und vernehmen nichts von dem Wehen des himmliſchen Geiſtes.

Sie graſen wie das Vieh nur die Speiſe des Tages, und was ihnen Wolluſt bringt, deucht ihnen das Einziggewiſſe.

Darum heckt Lüge in ihrem eitlen Geſchwätz, und die Strafe der Lüge brütet aus ihren Lehren.

Auch ein Tier liebet; ſolche Menſchen aber lieben nicht, die Gottes Ebenbild und das Siegel der göttlichen Vernunft nur äußerlich tragen.

Der Menſch aber ſoll lieben bis in den Tod und von ſeiner Liebe nimmer laſſen noch ſcheiden.

Das kann kein Tier, weil es leicht vergiſſet, und kein tieriſcher Menſch, weil ihm Genuß nur behagt.

Darum, o Menſch, haſt du ein Vaterland, ein heiliges Land, ein geliebtes Land, eine Erde, wonach deine Sehnſucht ewig dichtet und trachtet.

Wo dir Gottes Sonne zuerſt ſchien, wo dir die Sterne des Himmels zuerſt leuchteten, wo ſeine Blitze dir zuerſt ſeine Allmacht offenbarten und ſeine Sturmwinde dir mit heiligen Schrecken durch die Seele brauſeten, da iſt deine Liebe, da iſt dein Vaterland.

Wo das erſte Menſchenaug' ſich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerſt mit Freuden auf dem Schoße trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit ins Herz grub, da iſt deine Liebe, da iſt dein Vaterland.

Und ſeien es kahle Felſen und öde Inſeln, und wohne Armut und Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig liebhaben; denn du biſt ein Menſch und ſollſt nicht vergeſſen, ſondern behalten in deinem Herzen.

Auch iſt die Freiheit kein leerer Traum und kein wüſter Wahn, ſondern in ihr lebt dein Mut und dein Stolz und die Gewißheit, daß du vom Himmel ſtammeſt.

Da iſt Freiheit, wo du leben darfſt, wie es dem tapfern Herzen gefällt; wo du in den Sitten und Weiſen und Geſetzen deiner

Väter leben darfst; wo dich beglücket, was schon deinen Urelter-vater beglückte; wo keine fremde Henker über dich gebieten und keine fremden Treiber dich treiben, wie man das Vieh mit dem Stecken treibt.

Dieses Vaterland und diese Freiheit sind das Allerheiligste auf Erden, ein Schatz, der eine unendliche Liebe und Treue in sich verschließt, das edelste Gut, was ein guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt.

Darum auch sind sie gemeinen Seelen ein Wahn und eine Torheit allen, die für den Augenblick leben.

Aber die Tapfern heben sie zum Himmel empor und wirken Wunder in dem Herzen der Einfältigen.

Auf denn, redlicher Teutscher! Bete täglich zu Gott, daß er dir das Herz mit Stärke fülle und deine Seele entflamme mit Zuversicht und Mut.

Daß keine Liebe dir heiliger sei als die Liebe des Vaterlandes und keine Freude dir süßer als die Freude der Freiheit.

Damit du wiedergewinnest, worum dich Verräter betrogen, und mit Blut erwerbest, was Toren versäumten.

Denn der Sklav' ist ein listiges und geiziges Tier, und der Mensch ohne Vaterland der unseligste von allen.

Dreizehntes Kapitel.

Von Bescheidenheit und Demut.

Zu der Zeit, als unsere Vorfahren am freiesten und glücklichsten lebten, gelobten die Männer und Ritter des Volks, die sich den Waffen weiheten, vor dem heiligen Altare Armut und Keuschheit und Demut, und die durch die Macht die Herren waren, betrachteten sich als die demütigen Diener und Beschützer der Kranken und Schwachen, der Hilflosen und Unterdrückten, der Witwen und Waisen und der Frauen und Jungfrauen.

Und war damals ein ritterlicher Mann und ein frommer Mann eins.

Auch ist von allen menschlichen und christlichen Tugenden keine lieblicher und werter, noch hat im Himmel irgendeine einen größeren Preis als die Bescheidenheit und Demut.

Und soll der rechte christliche Soldat mild sein wie ein Lamm und mutig wie ein Löwe.

Aber dieses herrliche Rittertum verfiel, und es kamen ganz gemeine Soldaten auf, die oft nichts weiter waren als blinde und willenlose Werkzeuge der Willkür und Gewalt.

Und diese Soldaten wußten wenig vor Gott und von der alten Ritterlichkeit und Demut; Freiheit und Rechtigkeit hieß ihnen oft nur, was der Herr befahl, und die großen Heiligtümer eines edlen Menschen, Volk und Vaterland, stellten sie tief unter das prunkende Ding, das sie Soldatenehre nannten.

Und sie wurden oft gewalttätig und einbildisch und meinten, sie seien besser als alle andere Mitbürger ihres Landes, und die Bauern und Bürger seien niedrigere Geschöpfe und nur zum Lasttragen und Verhöhnen geboren.

Daraus erwuchsen Trotz, Hoffart und Übermut; da hörte man hohe und laute Worte und sahe schlechte und gewaltsame Taten und ward der Name Soldat fast ein kleiner Name.

Solches aber darf nimmer sein bei einem braven Soldaten, der für sein Vaterland und für die Freiheit in das Feld zieht.

Wer stark und gewaffnet ist, dem ziemet die Freundlichkeit.

Darum ist nichts lieblicher als ein Soldat, der gegen alle Menschen der freundlichste und gütigste ist, und ein stilles und langmütiges Wesen steht einem tapfern Manne wohl.

Die aber in Worten so groß sind, sind in Taten oft klein.

Nicht gegen den unbewehrten Bürger und Bauer, nicht gegen Greise und Weiber und Kinder soll der Soldat feurig, trotzig und wild sein; wann der Feind nahet, dann zeige er, wie feurig, ungestüm und gewaltig er sein kann.

Das übermütige und prahlerische Wesen aber kleidet den Tapfern übel und entehrt das Eisen, welches ein Mann an den Hüften trägt.

Vierzehntes Kapitel.

Von Güte und Milde.

Bescheidenheit ist der Schmuck des Tapfern und Demut die Zierde des Starken; aber die Güte vor allen ist des Soldaten Ehrenkleid und die Milde sein undurchdringlichster Harnisch.

Wer das Schwert trägt, der soll freundlich und fromm sein wie ein unschuldiges Kind; denn es ward ihm umgürtet zum Schirm der Schwachen und zur Demütigung der Übermütigen.

Darum ist in der Natur keine größere Schande als ein Krieger, der die Wehrlosen mißhandelt, die Schwachen nötet und die Niedergeschlagenen in den Staub tritt.

Das ist der rechte Soldat, der in der Schlacht brennt wie eine verzehrende Flamme und niederreißt wie ein schwellendes Wasser, der aber in friedlichen Häusern friedlich ist wie ein

fröhlicher Frühlingsregen und mild wie die Abendsonne des Sommers.

Denn der Krieg ist ein Übel, und die Gewalt ist das größte Übel.

Darum sollen die, welche für den Krieg gerüstet sind, die gütigsten und mildesten sein, und sollen wohl bedenken, daß einer im Himmel lebt, der die Gewaltigen zerschmettern und die Trotzigen zermalmen kann.

Die Freundlichkeit aber bleibet in Ewigkeit, und die Barmherzigkeit erlöset von vielen Sünden.

Und wer sein Herz auftut in der Not, dem wird von Gott auch der Himmel aufgetan.

Bedenke darum, o Mensch, welch ein fürchterliches Ding das Schwert ist, und bändige den Trotz unter dem allmächtigen Gott, der auch die Trotzigen demütigen kann.

Vergiß es nie, Soldat, daß du auch ein Mensch bist, und daß alles Menschliche auch über dich verhängt werden kann.

Denn zu wem mag der Wüterich rufen in der Not? Und wie mag Gnade von Gott hoffen, wer nicht gnädig ist?

So schone denn des Wehrlosen und hilf dem Schwachen und sei gütig gegen den Bedrängten, und nur gegen das Schwert gebrauche das Schwert.

Fünfzehntes Kapitel.

Von Habsucht und Grausamkeit.

Der Soldat hat die Waffen angezogen, daß er sein Vaterland und dessen Ehre und Freiheit verteidige, seine Eltern, Weiber und Kinder beschirme und den übermütigen und treulosen Feind, der sein Land bedroht und angreift, zurücktreibe und schlage.

Dies ist ein heiliger und hoher Beruf, und Stolz, Hochsinn und Gerechtigkeit müssen daher in der Brust eines christlichen Soldaten thronen und Ehrsucht, Geiz, Habsucht und alle Niedrigkeit austreiben.

Mühen und Beschwerden, Hunger und Durst, heiße und arbeitsvolle Tage, kalte und schlummerlose Nächte, Gefangenschaft und Kerker, Wunden und Tod — dieses alles erwartet den Mann, der für seinen Herrscher, seine Freiheit und sein Land ins Feld zieht.

Das alles soll er nicht achten, sondern, wie es Gott gefällt, empfangen und mit Gott in den Streit gehen; denn er geht auf dem Wege seiner Pflicht.

Das ist aber ein schändlicher Mann und ein schändlicher Soldat, der da auszieht, wie Raubtiere ausziehen, der wie ein hinterlistiger Tiger und eine unersättliche Hyäne auf Raub lauert, den nach dem Hab und Gut und den Weibern und Jungfrauen der Fremden gelüstet, und der meint, er dürfe alles, weil er die Macht hat und das Schwert führt.

In einem raubsüchtigen, geizigen und wollüstigen Menschen kann Ehre und Treue nimmer wohnen, und auch Sieg und Glück werden von ihm weichen.

Gott sucht zuletzt jede Missetat heim und bestraft auch den verborgensten Greuel.

Denn der Geiz ist eine Wurzel alles Übels und aller Schande, und die andere plündern und schänden, werden zuletzt selbst die Geplünderten und Geschändeten.

Ein solcher Soldat, der räuberisch, hartherzig und grausam ist, heißt mit Recht viel schlechter als ein Straßenräuber und sollte wie andere Schandebuben mit Galgen und Rad bestraft werden.

Denn er entehrt den heiligsten Stand des Bürgers und macht Stärke und Mut, welche die Menschen beschirmen sollten, zu ihrem Fluch.

Ihr habt gesehen in diesen Tagen, wer die Räuber sind, über welche Gott Gericht gehalten hat.

Darum, teutsche Krieger, hütet euch, daß euch nicht Gleiches geschehe, und beweiset durch Gütigkeit und Freundlichkeit, daß ihr die Freiheit verdienet.

Sechzehntes Kapitel.

Von der Mannszucht.

Laß den Sturm los, und er entwurzelt den Stamm; reiße die Ufer nieder, und der Strom verwüstet das Land.

Also lässet auch der Krieg alle wildesten Kräfte los und entbindet, was im Innersten der Herzen Fürchterlichstes brütet.

Darum ist auch jeder Krieg, der nicht für Recht und Freiheit geführt wird, der größte Greuel.

Aus der Ruhe werden die Stillen gerissen, aus dem Frieden ihrer Häuser werden die Sanftmütigsten weggenommen. Sie sollen alles wagen und dulden, was die Elemente Härtestes haben, und was menschliche List, Kunst und Gewalt Grausamstes erfinden mögen.

In solchen Arbeiten und Gefahren wird der Sanftmütige oft ungeduldig und der Stille wilder, als recht ist.

Wenn dies solchen begegnet, wie soll man diejenigen bändigen, welche von Natur unruhig, wild und gewaltsam sind, daß sie nicht tun, was ihre wüsten Herzen gelüstet.

Damit diese nicht alle Schranken durchbrechen, deswegen ist eine feste Ordnung und eine strenge Zucht und ein unverbrüchlicher Gehorsam erfunden — und das nennen sie die Mannszucht.

Und ohne diese Mannszucht möchte wohl niemand Zwanzigtausenden und Hunderttausenden befehlen, sondern im Kriege würde alles durch Wildheit und Gewalt untergehen.

Diese Mannszucht muß bei teutschen Soldaten jetzt die strengste sein; denn es wäre unlöblich, wenn ein Volk, dessen Väter wegen Ehrbarkeit, Frömmigkeit und Treue in der Geschichte gepriesen werden, sich durch wüste und unmenschliche Taten befleckte.

Das ist aber die Zucht eines christlichen Soldaten, daß der Soldat selbst in der bittersten Not nie und nirgends etwas anderes begehren und nehmen soll als Obdach und Speise, womit er sich gegen das Wetter und gegen Hunger und Durst schirme.

Und dieses begehre und nehme er mit aller Freundlichkeit.

Wer etwas anderes begehrt und raubt, wer lieber ein Dieb als ein Ehrenmann sein will, den jage man ohne alles Erbarmen weg, oder erschieße ihn allen zum Beispiel und Abscheu, wie man tolle Hunde erschießet.

Denn kein teutscher Soldat soll im Kriege reich werden an Silber und Gold noch an Wollust und Schwelgerei, sondern die Gerechtigkeit soll sein Ziel und die Ehre und Tugend sein höchster Lohn sein.

Der Krieg ist eine heilige Arbeit, damit die Freiheit gerettet werde; er soll kein Gewinn sein, wodurch der Krieger dem Räuber gleich wird.

Siebenzehntes Kapitel.

Von der Gottesfurcht.

Der Soldat soll ein Christ sein; er soll es tief in seinem Herzen empfinden und glauben, daß über ihm und seinem Schicksal ein heiliges Wesen waltet, das zu seiner Zeit einem jeglichen geben wird, was seine Taten verdient haben.

Ein frommer und gläubiger Mann hat das rechte Panzerkleid um die Brust gelegt und die rechten Waffen angetan: das kindliche Vertrauen auf einen allmächtigen Gott und das feste Gewissen in einer treuen Brust.

Wer Gott fürchtet, über den iſt niemand; denn die Furcht Gottes gehet über alles. Wer dieſelbige feſthält, wem kann man den vergleichen?

Gleichwie ein Haus, das feſt ineinander verbunden ſteht, nicht zerfällt von dem Sturmwinde, alſo auch ein Herz, das ſeiner Sachen gewiß iſt, das fürchtet ſich vor keinem Schrecken.

Der Krieg iſt ein wildes, getümmelvolles Weſen und reizt alle Gelüſte und Triebe zur Wildheit und Bosheit; wer will den Soldaten zügeln, wenn es Gott nicht tut?

Der Krieg hat die größten Übel und Plagen, nur ein frommer Sinn und die Zuverſicht auf Gott mögen den Mut und die Kraft immer aufrechterhalten, daß ſie auch im größten Unglück nicht wanken noch zittern.

Der Krieg zeigt in jedem Augenblick Wunden, Verſtümmelungen, den Tod: Schmerzen und Qualen, vor welchen die menſchliche Natur oft erſchrickt und erblaſſet; der Chriſt erſchrickt und erblaſſet davor nicht.

Sein Bewußtſein, daß er auf dem Wege der Pflicht wandelt, daß er für Recht und Freiheit ſtreitet, iſt ſein Schirm und Schild; ſein Glaube, daß Gott ihn hier und dort hält, ſein feſter Hort.

Der Chriſt weiß: dieſes Leben, auch wenn es am beſten war, iſt nur ein flüchtiger Traum, kaum ein Schatten des Glückes; er kennt keine Angſt, er zittert vor keinem Tode, denn er hat die Zuverſicht eines beſſeren Daſeins.

Der Chriſt allein weiß, was iſt, und was ſein wird, und die leeren Schrecken bewegen ſeine Seele nicht; denn die Furcht des Herrn machet das Herz fröhlich und gibt Freude und Wonne ewiglich; wer den Herrn fürchtet, dem geht es wohl in der letzten Not, und er wird endlich den Segen behalten.

Der Chriſt iſt fröhlich im Leben, fröhlich im Tode, freundlich gegen die Freunde und mutig gegen die Feinde; der Chriſt hat allein den rechten Stahl der Seelen, die rechte eiſerne Feſtigkeit, welche Sieg und Glück bringt und ſelbſt das Unglück überwindet.

Denn im Unglück erſcheinet die Probe, was ein Mann iſt, und wie er glaubt.

Achtzehntes Kapitel.

Von der Hingebung.

Und ich sprach: Die Liebe ist die Meisterin und Schöpferin aller Dinge und Gottes älteste Gesellin, und hat Gott alles mit der Liebe geschaffen, und ist nichts ohne die Liebe, was gut ist, und wird ohne die Liebe nichts sein.

Denn die Liebe gibt zu allen Dingen den einfältigen Sinn und den freudigen Mut und die hohen Gedanken, daß die Menschen es vernehmen und ergreifen und fröhlich hinausführen.

Wer aber der Liebe mangelt, der ist gleich einem kalten Winde, und sein Herz ist leer wie eine tönende Schelle.

Und nach der Liebe werden wir genannt, weil wir Christen heißen, und unsere Religion heißt die Religion der Liebe, und Christus gab sich aus Liebe für uns in dieses irdische Leben und starb aus Liebe für uns den bittersten und schmählichsten Tod am Kreuze.

Also sollen wir auch lieben, wie er geliebt hat, und tun, wie er getan, und uns hingeben und jede Stunde bereit sein, das letzte zu tun und zu leiden, ehe wir in das Unrecht willigen.

Und wann die hohe Pflicht gebietet, sollen wir nicht zittern noch zagen, sondern freudig unsern Weg gehen und Gott vertrauen und ihm, welcher die Himmel regiert, die Ausführung überlassen. Er wird es alles wohl machen.'

Wohlauf denn, du treuer, christlicher Soldat! Wohlauf du redlicher Teutscher! Dir erklingt der Zuruf: **Steh für dein Vaterland auf und jage die blutdürstigen Räuber aus dem Lande!**

Wohlauf, redlicher Teutscher! Mit fröhlichem Mut in den Krieg! Und zittre nicht unter Kugeln und Schwertern!

Denn die Bösen wollten die Gerechtigkeit vertilgen, und die Gottesverächter wollten die Freiheit töten.

Darum frage nicht, ob du wieder zu Hause kommst, sondern höre allein das Gebot deines Gottes: als ein ehrlicher Mann für dein Land und für die Deinigen im Felde zu stehen und als ein Streiter Gottes zu kämpfen im heiligen Kriege.

Darum frage nicht mehr nach Silber und Gold, nach Hausern und Gütern, nach Spielen und Freuden, sondern frage allein, was recht ist, und tue das Rechte und hoffe auf den, bei welchem der Anfang und das Ende aller Dinge steht.

Und blase dir die rechte teutsche Liebe in dem Herzen auf und fühle, wie herrlich die Arbeit und Gefahr für das Gute ist.

Und Gott wird mit dir sein und dir das Herz stärken und den Arm stählen und dir den rechten Feuermut in die Brust hauchen, daß du deine Sache tapfer gewinnest.

Denn Gott und die Liebe überwinden alles, und ist auch der Tod ein Nichts vor ihnen.

Neunzehntes Kapitel.

Wie ein teutscher Soldat jetzt sein muß.

Siehe, ich habe schöne Tugenden jetzt gewiesen, welche einen Christen und Soldaten zieren. Ich könnte noch mehrere weisen; denn was irgend gut und löblich und ehrwürdig ist, das stehet einem Soldaten wohl.

Wer aber sein Vaterland über alles liebt, wessen Herz für Freiheit und Ehre brennt, wer mit Bescheidenheit und Demut und Güte und Freundlichkeit und Gehorsam und Gottesfurcht geschmückt ist, der trägt wohl einen Kranz schöner Tugenden und mag ein biederer und ehrenfester Mann genannt werden.

Diesen Spiegel eines christlichen Soldaten habe ich hingestellt, auf daß alle teutsche Soldaten sich durch den hohen Reiz der Ehre und Tugend locken lassen, nicht den vergänglichen Glanz des Augenblicks, sondern den unsterblichen Glanz der Ewigkeit zu begehren.

Ich habe ihn hingestellt, weil wir in merkwürdigen und gewaltigen Zeiten leben, wo Gott mit seinem Weltgericht sichtbar über die Erde hinwandelt, und wo ein jeglicher berufen ist, durch edle Arbeiten und herrliche Gefahren darzutun, ob er zu den Verworfenen oder zu den Redlichen gehört.

Dieser hohe Ruf Gottes ist auch an jeden teutschen Mann ergangen. In Unehre und Elend liegt das heilige Vaterland, liegt das alte Germanien, das Land der Krieger, der uralte Sitz der Gerechtigkeit und Freiheit, erniedrigt und geschändet, und grimmigen, blutigen Kampfes und brennenden Zorns bedarf es, daß es wiederaufgerichtet werde.

Teutschland hofft auf seine Kinder, es hoffet, ja es flehet, daß sie so uralten Ruhm, so heiligen Namen, so ehrwürdige Erinnerungen, als auf diesem geweihten Boden ruhen, nicht untergehen lassen.

Aber teutsche Männer, wenn die Schande euch brennet und das Elend euch belastet, wenn ihr aufstehen wollet und streiten für euer Land, bis ihr es wiedergewinnet oder in dem großen Kampf erlieget, so bedenket auch, welche Männer ihr sein müsset.

Nur durch redliche und freie, ehrenfeste Männer wird das Vaterland gerettet werden.

Darum wenn ihr so Hohes wollet als die Auslöschung der Schmach und die Abschüttelung der Sklaverei, so müsset ihr auch die Gedanken hochstellen und mit ihnen zum Himmel hinaufstreben, wo der höchste Hort und Helfer ist.

Neid und Haß, Eitelkeit und Ehrsucht, Geiz und Wollust muß fern sein von dem, welcher für die heilige Freiheit und Gerechtigkeit streitet.

Denn warum verabscheuet und hasset ihr die Franzosen so sehr?

Nicht allein, weil sie eures Landes und eurer Leiber und Geister Herren sein wollen, sondern weil sie geizig, wollüstig, räuberisch und grausam sind, weil sie nicht für Recht und Freiheit, sondern für Raub und Gewinn in den Streit ziehen.

Euch geziemt es also, alles Rohe, Wilde, Räuberische und Schändliche von euch zu tun und vor eurem Volke und vor allen Völkern im höchsten Glanze der Ehre dazustehen, daß die ganze Welt bekenne, ihr seid würdig, freie und glückliche Männer zu sein, jene Sklaven aber verdienen den bösen Despoten, der sie mit eisernem Zepter beherrscht.

Denn wahrlich, waget ihr nicht, besser zu sein als sie, ihr bleibet ihre Knechte in Ewigkeit.

Letztes Kapitel.

Trost und Verkündigung.

Und wenn du so, wie ich es dir gezeigt habe, empfindest, denkest und handelst, dann fürchte nicht, wackerer teutscher Soldat, daß deine Kühnheit zu groß und der Kampf mit deinen Überziehern zu schwer sein wird.

Wahrlich, wenn alle teutsche Männer, die das Schwert ausziehen, nichts wollen als ihr Recht, ihre Freiheit und ihre Ehre, wenn sie fest entschlossen sind, für die große Sache zu siegen oder zu sterben, nimmer werden sie erliegen.

In einem redlichen und wackern Manne, der das Gute nur tut, weil es gut ist, wohnet Gott wahrhaftig, es wohnt in ihm eine unermeßliche und überschwengliche Kraft, die kein Teufel und keine Hölle besiegen wird.

Das ist der Preis der Tugend und der Ehrenschein eines guten Gewissens, daß der Mensch an Antlitz und Gebärde, an

Sinn und Gedanken Gott ähnlich wird und göttliche und wunderbare Taten vollbringt, die er ſelbſt nicht begreifen mag.

Drei Jahrhunderte hat der teutſche Löwe geſchlafen, drei unglückliche und verhängnisvolle Jahrhunderte. Er hat nicht mehr gefühlt, was ein Volk vermag, das nur ein Ziel, einen Atem und ein Leben hat.

Denn Zwietracht hatte ihn zerriſſen, und Verräterei hatte ihn geſchwächt, und Trug und Hinterliſt von eigenen und von fremden Buben hatte ein Netz des Unheils um ihn geſponnen.

Aber die Zeit iſt da, wo er wiederauferſtehen ſoll in ſeiner Herrlichkeit und allen zeigen, wer er iſt.

Er wird erwachen, ſeine Feſſeln zerbrechen und in fürchterlicher Herrlichkeit die Nichtigkeit und Elendigkeit derer offenbaren, die ihn in den Stricken der Hinterliſt und Büberei zu halten meinten.

Ja, teutſches Volk, Gott wird dir Liebe und Vertrauen geben, und du wirſt erkennen, wer du biſt, und wer du ſein ſollſt.

Gott wird dir Flammen in die Bruſt blaſen und den hohen und kühnen Geiſt der Freiheit in dir erwecken, der deine Feinde zerſchmettern wird.

Gott ſelbſt wird mit deinen Heeren ſein und dir als Streiter voranſchreiten und deine Fahnen mit Sieg und Wonne ſegnen, wenn du glaubeſt, daß eine ewige Gerechtigkeit iſt, und daß im Himmel lebt, der die Tyrannen zermalmet.

Dann wird die Welt erſtaunen und ausrufen: Wie? Iſt dies dasſelbe Volk, dem man noch eben einen Strohwiſch hinſtellen konnte und ſprechen: Dieſer bedeutet einen Franzoſen, dieſer bedeutet einen Befehl Napoleons, und das ſich davor bückte und ſtumm vorüberging?

Die Welt wird erſtaunen; denn ſie kannten dich nicht und wollten nicht wiſſen, wodurch das böſe Verhängnis dieſer Tage über dich gekommen.

Dann, wann ſolches geſchiehet und erſcheinet, wirſt du wieder ſein, was deine Väter waren, das Volk der Gerechtigkeit, der Freiheit und der Begeiſterung.

Dann iſt der Hohn der Völker, die Schmach der Knechtſchaft, die ganze lange Elendigkeit dieſer matten Zeit vergangen.

Du blüheſt dann in Herrlichkeit, und deine Kinder werden in Herrlichkeit blühen.

Auf denn, teutſcher Mann! Auf mit der Freiheit und der Treue gegen die Knechtſchaft und Lüge! Auf mit dem alten teutſchen Stolz, mit der Tapferkeit und Redlichkeit deiner Väter! Und fürchte dieſe Franzoſen nicht, welche nicht ehrlich durch die

Waffen, sondern bübisch durch Hinterlisten und Lügen deine Herren geworden sind.

Wahrlich, die Franzosen haben nur Schimmer, du aber hast Flammen; sie haben nur Geschmeidigkeit, du hast Kraft; sie haben nur Lüge, du hast Treue; sie haben nur Prahlerei, du hast Ehre; sie haben nur Schein, du hast Tat.

Darum fürchte sie nicht, sondern schaue kühnlich über sie hin, als die da viel schlechter sind als du.

Du wirst sie verwehen, wie der Wind Stoppeln verweht, wann dein Geist in dir mächtig wird: sie haben kaum die Geistlosen besiegt.

An die Preußen

1813

Hic est obstandum, cives, velut si ante ipsa moenia pugnemus; unusquisque se non corpus suum, sed conjugem ac liberos parvos armis protegere putet, nec domesticas solum agitet curas, sed identidem hoc animo reputet, nostras nunc intueri manus omnes Germaniae civitates; qualis nostra vis virtusque fuerit, talem deinde fortunam imperii Teutonici fore.

Liv. XXI, 41.

Wackere Preußen! Geliebte Landsleute!

Gott hat der Welt ein herrliches und fröhliches Neues Jahr gegeben; er hat ein fürchterliches Gericht gehalten; er hat gnädig und gewaltig bewiesen, daß er noch der alte Gott ist, und daß er stehet und streitet mit denen, die fest auf ihn bauen; er hat die Bösen geblendet, gestraft, zerschmettert, damit die Guten sich erheben und ermannen können.

Ihr habt das blutige und unerbittliche Ungeheuer gesehen und gefühlt, welches in seinem stolzen Wahn und Übermut sich nichts Kleineres angemaßt hatte, als alle Länder zu bezwingen, alle Thronen zu schänden, alle Völker zu erniedrigen und endlich in satanischer Einsamkeit über einen verworfenen Haufen von Sklaven zu herrschen. Er kam im Sommer des verflossenen Jahres, er zog euch nicht fern vorüber, er zog durch euch hin mit seinen Scharen, ja er zog über euer Glück und eure Ehre dahin, wie der giftige Bauch der Boaschlange verwüstend und verpestend über ein fruchtbares Gefilde zieht. Der Westen war ihm fast dienstbar, Frankreich, Italien, Deutschland, das Niederland, die Schweiz, Polen schwellten die zerstörende Masse der Völker: nie war in Europa ein Heer gesehen worden, so zahlreich und trotzig als das, welches er im Junius 1812 über die Weichsel und den Niemen trieb. Er gelobte, binnen wenigen Wochen Rußland zu zertrümmern und die Schändung und Entehrung des unglücklichen Europas zu vollenden. Seine Schmeichler und Knechte posaunten es über die Welt aus, der Unbezwingliche, der Unbesiegliche, der Weltbefreier, der Zeitverjünger, der Einzige, der Unvergleichliche komme, sich und Europa an dem treulosen Beherrscher der Russen zu rächen und den Osten unseres Weltteils gleich dem Westen zu beglücken und zu befreien. Diese Stimmen der Nichtswürdigkeit krächzeten fern und nah alle Buben und Knechte nach; die Matten und Feigen glaubten und zitterten; selbst manche Gute und Wackere wollten fast verzweifeln; nur wenige ehren-

feste und herzenfeste Seelen hofften und vertraueten; denn ihnen war in dem schmutzigen Strom der Zeit die Zuversicht auf Gott und das Licht der Geschichte nicht untergegangen. Auch sie sahen ein Heer, zahllos wie der Sand am Meer, seine gefürchteten Legionen fortwälzen; aber sie sahen auch Unordnung, Ungehorsam, Übermut, Wollust, Weichlichkeit, Habsucht, Grausamkeit, Verruchtheit, Schande — sie sahen alle Laster und Verbrechen mit ihm ziehen; sie erkannten die nie vergessenden, die schlummerlosen Göttinnen, die als Botinnen und Richterinnen den Untaten vorangehen und folgen, sie erkannten die Furien, die zugleich verwirren und strafen; sie erkannten die Sicherheit, den Übermut und die Verblendung, gewisse Zeichen des Umsturzes, in dem Tyrannen und in seinen verbrecherischen Großschergen, die sich Könige und Herzöge und Marschälle von Frankreich nennen; sie erkannten mit Freuden, daß das Laster und die Verruchtheit wie durstige Vampire den Geist, den Mut, die Geschwindigkeit, die das bezauberte Europa sonst in ihnen anstaunte, ausgesogen hatten.

Bonaparte drang in Rußlands Grenzen ein, die russischen Heere wichen zurück, er verkündigte **Polens Eroberung, Rußlands Zerstückelung, Flucht und Zerstreuung der russischen Heere, Zulauf und Jubel der Russen, welchen die französische Freiheit gefalle, bald Ruhe, Frieden, Glück der ganzen Welt.** Die russischen Heere, kleiner an Zahl, mächtiger an Mut, stärker durch Gott und ihr Recht, fochten mit Löwenmut: Kliasticzi, Polocz, Smolensk, Borodin und wie viele andere Orte des weiten Reichs sind unvergängliche Denkmäler russischer Tapferkeit geworden; solange die Düna ihre Wasser ins Meer wälzt, wird **Wittgenstein** genannt werden, **Barclay** und **Kutusow** werden unsterbliche Namen bleiben. Doch kam Bonaparte nach Moskau durch die Überlegenheit seiner Heere, die er blutig aufopferte, durch die immer nachrückenden Massen, die er aus Polen und Deutschland ins Verderben sich nachriß, durch List des russischen Feldherrn und durch Gott, welcher ihn verderben und die Welt erlösen wollte.

Bonaparte hatte gehofft, wie es ihm so oft gelungen war, mit Moskau den Frieden zu erobern, Europa seine Lügen vorzugaukeln, Rußland durch Unterhandlungen, Waffenstillstände, Friedensschlüsse zu betören, zu erniedrigen und zu zerstören. Was fand er? Er fand in dem Kaiser von Rußland die Standhaftigkeit und Großherzigkeit, welche angesichts der Welt und des Volks erklärte, nimmer werde er sich und sie durch einen unrühmlichen Frieden beflecken, er werde aushalten im Kampfe, wenn auch beide Hauptstädte und die besten Landschaften in des Feindes Gewalt

fallen, und wenn er und seine Gemahlin auch bis an die äußersten Grenzen fliehen müßten; er fand bei den Kaiserinnen, den Fürsten, dem Adel, dem Bürger, dem Bauern denselben Stolz, denselben Mut, denselben Geist, alles hinzugeben, damit die Ehre, die Freiheit und das Vaterland unverloren blieben; er fand endlich in dem ganzen, großen Volke durch seine und seines Heeres Schanden und Greuel den Zorn und die heilige Wut für ihr Land und ihr Recht, wodurch er untergehen sollte. Moskau loderte in Flammen auf, Städte und Dörfer, die Schätze langer Geschlechter, die Vorräte glücklicher Jahre verzehrte das Feuer, von Smolensk bis Moskau ward das Land zu beiden Seiten der Straße fünfzig deutsche Meilen lang in eine Wüste verwandelt. Aber aus diesen Flammen stieg die Rache und aus dieser Verwüstung der Grimm auf; jeder Bauer ward ein Held, jeder Bürger ein Krieger; *Sieg oder Verderben, Freiheit oder Untergang* — das wollten die stolzen Seelen. So strömten zu Tausenden bewaffnete Scharen herbei zu Fuß und zu Roß und verstärkten das russische Heer und entflammten durch die Menge und durch die Gesinnung das Vertrauen und die Gewalt.

Bonaparte hatte, auf dem Unglück und den Ruinen von Moskau lagernd, fünf Wochen vergeblich verloren; man hatte ihm keinen Frieden angeboten, man hatte den angebotenen und angeschmeichelten stolz verworfen; die russischen Heere verjüngten sich wieder, die ergrimmte und wimmelnde Kraft des ganzen großen Volkes wälzte sich von Tage zu Tage reißender und angeschwollener gleich einem Bergstrom heran, Mangel, Herbst, Kälte, Ödenei, die Entfernung der Orte und die Entfernung der Hoffnung droheten gleich schrecklich — er erwachte aus seinem starken Traum und erstaunte und erschrak. Noch versuchte er zu täuschen durch verstellte Märsche und Angriffe der Russen. Er täuschte sie nicht, er ward geschlagen, er zog nicht mehr zurück mit seinem Heere — er floh; und Wut und Rache und Hunger und Pest, das Schwert der Russen und Gott und die Elemente folgten ihm in vernichtender Begleitung. Bei Malojaroslawetz, bei Mojaisk, bei Krasnoi, bei Witepsk, an der Beresina geschlagen, zuletzt ohne Kanonen, Waffen, Pferde, Gepäck, von der grimmigen Kälte und dem grimmigeren Hunger verfolgt, flohen die traurigen Trümmer des gewaltigen Heeres: an 400000 Mann waren getötet, gefangen, verhungert, erfroren, in Hospitälern für einen gewissen Tod aufgeschichtet. Gott hatte ein fürchterliches Gericht gehalten.

Preußen! Ich erzähle euch nichts Fremdes noch Neues, ihr habt dieses Weltgericht der gerechten Vorsehung vorübergehen

ſehen; ihr habt geſehen, was jedem, der es nur hörte, unglaublich dünken wird, ein Unglück, eine Schande, eine Demütigung des Stolzes, wie die europäiſche Geſchichte keine erzählen konnte bis dieſen Tag. Aber dieſer Tag, der Tag des Verderbens der bonapartiſchen Rotten, ging auf als das Licht eurer Befreiung. Bald flogen die ruſſiſchen Heere den zertrümmerten Haufen nach; ſie kamen in euer Land nicht als Feinde, ſondern als Freunde; mit ihnen kam ihres großherzigen Kaiſers Verſicherung, er wolle eures Landes und eurer Güter nicht, die Erlöſung eures Vaterlandes und eures Königs, die Wiederherſtellung Deutſchlands, die Beruhigung Europens — das ſei der einzige Gedanke ſeiner Seele.

Preußen! Für die Welt und für euch iſt ein neuer Stern der Glorie und des Heils aufgegangen, nach welchem ihr alle ſchauen müſſet. Ihr habt das hohe Beiſpiel vor euch, was ein Volk vermag, das Gott fürchtet und ſein Vaterland und ſeine Freiheit über alles liebt. Der Wahn, der euch und die Welt hielt, iſt verwehet, eure Feſſeln ſind zerbrochen, ihr ſeid frei! — Auf denn! Waget, euren Vätern zu gleichen, euren neuen Bundsgenoſſen zu gleichen! Wohlan! Ihr habt das Beiſpiel, ſo gebt auch das Beiſpiel!

Ihr Glücklichen! Euch fällt das ſchöne Los, die erſten Deutſchen zu ſein, welche in dem neuen Leben und der neuen Kraft des Volkes allen als ein glänzendes Muſter der Ehre, der Vaterlandsliebe, der Aufopferung, der Begeiſterung voranſchreiten. Es iſt für die ganze deutſche Nation eine große, eine herrliche Zeit erſchienen, es wird mit der Schande und der Verruchtheit ein heiliger und ſchwerer Kampf beginnen, aber ihr werdet ihn durchführen, wenn ihr die Tugenden wiedererfaſſet, wodurch eure Väter ſo geprieſen waren. Ihr ſeid die erſten Deutſchen, die aufſtehen; ihr müſſet mit der Hand, mit dem Herzen, mit den Waffen, ihr müſſet mit Worten und Taten, mit jeder großen Geſinnung und jedem edlen Stolz die erſten ſein, damit eure Brüder das Beiſpiel haben, dem jeder hintenzubleiben ſich ſchäme.

Preußen! Viel Unglück muß in Glück, viel Schande in Ehre, viel Verwirrung in Ordnung, viel Unzucht in Zucht verwandelt werden, ehe der deutſche Name wieder mit Glanz in der Reihe der Völker ſteht. Preußen! Die Schatten eurer edlen Vorfahren, die Geiſter eurer großen Herrſcher, der Geiſt eures unſterblichen Friedrich, die Tugenden und Werke und Künſte ſo vieler wackeren deutſchen Männer, welche die Weltgeſchichte verherrlichen, ermahnen euch, wacker und friſch zu ſein; das ſchwere Unglück, die ſchwerere Schande der letzten Jahre, die Drangſale,

die ihr erlitten, die Greuel, die ihr erlebt habt, ermahnen euch zum Mut, zum Stolz, zur Rache, daß auch durch euren Heroismus die verruchten Fremdlinge in den deutschen Grenzen vertilgt und die deutschen Ehren wiederaufgerichtet werden.

Es ist eine große und gewaltige Zeit. Gott, der ewige und mächtige Walter aller Dinge, hat gerichtet, sein Finger hat sich sichtbar gewiesen, er hat das Seinige getan — es ist an euch, das Eurige zu tun. Eine neue Zeit wird beginnen, eine große und herrliche deutsche Zeit, wenn jede lebendigste Kraft, jedes glühendste Herz, jede freudigste Tugend und jede reinste Gesinnung, wenn die ganze Liebe und Treue des deutschen Volkes in den großen Kampf gesetzt wird. Haß gegen die Fremden, Haß gegen die Franzosen, gegen ihren Tand, ihre Eitelkeit, ihre Liederlichkeit, ihre Sprache, ihre Sitten, ja brennender Haß gegen alles, was nur von ihnen kommt, das muß alles Deutsche fest und brüderlich vereinen und deutsche Tapferkeit, deutsche Freiheit, deutsche Zucht, deutsche Ehre und Gerechtigkeit oben schweben lassen und wieder in die alte Würde und Herrlichkeit stellen, wodurch unsere Väter vor den meisten Völkern der Erde leuchteten.

Und wofür wird gestritten werden in dem großen Kampfe? Für das Heiligste und Ehrwürdigste: für die Ehre, die Freiheit, die Gerechtigkeit, für die Wissenschaft und für die Kunst, für jede schönste Tugend und jedes höchste Gut des menschlichen Geschlechts, die der abscheuliche Tyrann von der Erde vertilgen möchte; für das Liebste und Teuerste: für die Eltern und für die Kinder, für die Weiber und für die Bräute, für das gegenwärtige Geschlecht und für die künftigen Geschlechter, die elende Sklaven sein werden, wenn ihr nicht kühne Männer sein wollet.

Eures Unterdrückers und Schänders Macht liegt zerschmettert durch Gottes Arm, eure hinterlistigen Feinde, die Franzosen, sind durch seine Wut erniedrigt, entkräftet und entgeistert; aber wäre der Krieg, den ihr als redliche Deutsche mit ihnen zu führen habt, auch der schwerste und längste — ihr müßtet davor nicht zittern. Was euch in Schande gebracht hat, muß euch wieder zu Ehren bringen. Nur ein blutiger Franzosenhaß kann die deutsche Kraft vereinigen, die deutsche Herrlichkeit wiederherstellen, alle edelsten Triebe des Volkes hervortreiben und alle niedrigsten versenken; dieser Haß, als Palladium deutscher Freiheit den Kindern und Enkeln überliefert, muß künftig an der Schelde, an dem Vogesus und den Ardennen Germaniens sicherster Grenzhüter sein.

Preußen! Das Zeitalter, das Vaterland, die Welt sieht auf

euch: die ersten müssen die glänzendsten sein. Ihr werdet nicht kleiner sein wollen, als euer Beruf ist, ihr werdet nicht schlechter sein wollen, als eure Väter waren. Auf denn! wackere Beginner der Freiheit und Ehre! Auf mit euren Herzen zum deutschen Gott und zur deutschen Tugend! Auf zu jedem kühnsten Mut und zu jeder reinsten Hingebung! Und ihr werdet wieder in Ehren leben und eure Kinder und Enkel in Freiheit wohnen. Gott hat Gericht gehalten, Gott hat die Bahn geöffnet, Gott will, wollet auch!

Was bedeutet Landsturm und Landwehr?

Der Landsturm und die Landwehr sind bei dem sonst großen und mächtigen teutschen Volke eine uralte und löbliche Sitte gewesen und haben manche Jahrhunderte bestanden, bis die großen stehenden Heere mehr und mehr eingeführt wurden und die meisten Regierungen glaubten, es bedürfe ihrer nicht mehr und die Völker seien durch diese Heere sicher genug vor Überziehung und Unterjochung von Fremden. Daraus entsprang, daß der Bauer und Bürger zuletzt glaubte, er müsse nun einmal ein wehrloser und wehrscheuer Mann sein und habe mit dem Kriege nichts weiter zu tun, als im unglücklichsten Falle sich von den Feinden plagen zu lassen: und so geschah es durch diese Einrichtung der Staaten und durch die Meinung der Menschen, daß die Übungen und Künste der Waffen vergessen wurden, wodurch unsere Vorfahren weiland so gepriesene und gefürchtete Männer waren. Erst in den letzten Jahren ward der alte Glaube wiederaufgeweckt, daß ein ganzes Volk waffengerüstet und waffengeübt sein müsse, wenn es nicht Freiheit, Ehre, Glück, Gut und Mut verlieren wolle. Vor zwanzig Jahren trieben die Franzosen, von Wut und Verruchtheit entbrannt, ihre ganze Jugend gegen die Nachbarn und wurden durch List und Betrug, durch die Zaghaftigkeit und Zwietracht ihrer Gegner, am meisten aber durch die überlegene Menge ihre Sieger und Meister. Denn jene hatten bloß stehende Heere, die nicht so geschwind zu schaffen waren, das Volk aber wußten sie nicht zu gebrauchen oder wollten es nicht gebrauchen; ja auch in der größten Not des teutschen Vaterlandes hinderten die Fürsten den Aufstand, welchen die Bauern in Schwaben und Franken und Westfalen so gern gegen die räuberischen und hinterlistigen Franzosen unternehmen wollten. Nachdem die Franzosen zehn Jahre gewütet und sich selbst und alle Nachbarländer unglücklich gemacht hatten, ward Napoleon Bonaparte ihr Herr, welcher alle Völker unterjochen und die Welt bezwingen wollte. Dieser drohete zuerst gegen England; aber die Engländer boten die Volks-

wehr auf, und binnen einem halben Jahre ſtanden außer der großen Flotte und dem ſtehenden Heere 400000 Engländer unter Waffen, und der ſtolze Tyrann fürchtete ſich und dachte nicht weiter daran, übers Meer zu gehen. Darauf rannte er mit ſeiner Übermacht gegen die beiden größten teutſchen Staaten, gegen Öſterreich und Preußen, an und gewann ſchimpfliche Frieden über ſie, denn er hatte alle wehrhafte franzöſiſche Männer zu ſeinem Gebot und konnte ſie treiben, wohin er wollte; ſie aber hatten nur ſtehende Heere, und dieſe waren nicht hinreichend. Erſt als er Spanien angriff, deſſen König und Prinzen er durch bübiſche Hinterliſt ins Gefängnis brachte, und das Volk ſchänden und unterjochen wollte — da erſt lernte er, daß jeder Menſch ein fürchterlicher Soldat iſt, der im Vertrauen auf Gott und ſein Recht für ſein Vaterland in den Krieg zieht; denn die ſpaniſchen Bauern und Bürger wurden von den Franzoſen bald mehr gefürchtet als die ordentlichen Soldaten. Zugleich als dieſer Krieg in Spanien brannte, rüſtete ſich auch das Haus Öſterreich, die verlorne Ehre und Herrſchaft wiederzugewinnen und das unterdrückte Teutſchland zu befreien. Und Öſterreich bot jetzt auch eine große Landwehr auf in Öſterreich und Böhmen und Mähren, und dieſe Landwehr war dem Vaterlande von großer Hilfe, und wäre ohne ſie das Vaterland verloren geweſen, und ſie focht ſo tapfer und ſtandhaft als die gewöhnlichen Soldaten. Daß aber in dieſem herrlichen Kriege vom Jahre 1809 die Franzoſen nicht vernichtet und die teutſchen Lande nicht befreit wurden — das lag nicht in der Gleichgültigkeit noch Feigheit der öſterreichiſchen Untertanen, ſondern in vielen unglücklichen Ereigniſſen und Begebenheiten, die hier nicht erzählt werden dürfen. Das aber iſt wahr und wird ewig unſterblich bleiben, daß in dieſer Zeit die tapfern Tiroler Landleute und Bauern unter ihrem heldenmütigen Anführer, dem Sandwirt Andreas Hofer von Paſſeier, und die ſpaniſchen Landleute von Navarra, Aragonien, Katalonien und Kaſtilien durch ihren frommen und treuen Mut berühmter geworden ſind als alle ſtehende Heere. Auch dieſen vergangenen Sommer und Herbſt iſt erſchienen und durch Gottes gnädige Hilfe recht hell erſchienen, was ein Volk vermag, das Gott fürchtet und Freiheit und Ehre liebt. Der franzöſiſche Tyrann drang mit zahlloſen Heeren in Rußland ein und meinte das Land zu plündern und zu unterjochen; aber es geriet ihm anders. Das ganze Volk ergrimmte, rüſtete und bewaffnete ſich: ſie beteten zu Gott, knieten vor den Altären, zeichneten ſich in den Kirchen mit dem heiligen Kreuze für den heiligen Krieg, ließen ſich und ihre Fahnen durch prieſterliche Gebete und Segen

weihen, und ſo zogen ſie gegen den Feind: Leben und Gut, Städte und Dörfer — alles gaben ſie im Blut und Feuer dahin, damit ihr Land gerettet, der Feind vertilgt und ihr Schwur erfüllt würde. Was dieſe tapfern Bauern und Bürger in Rußland und Polen Löbliches und Gewaltiges getan, und wie ſie das Reich aufgerichtet und erhalten, wie auch mit ihnen der Adel, die Prieſter, die Beamten einmütiglich und gemeinſchaftlich geſtritten, gearbeitet und gewirkt haben — das wird die Geſchichte einſt mit goldenen Buchſtaben ſchreiben. So ging das franzöſiſche Heer unter, gegen ſolche Frömmigkeit und ſolchen Mut konnte Bonapartes Bosheit nicht beſtehen. Mehr als 400000 Mann verdarben durch das Schwert, den Hunger, die Kälte und die Gefangenſchaft; etwa 40000 elende Flüchtlinge ohne Waffen, ohne Kleider, viele verkrüppelt, die meiſten mit dem Keim des Todes im Leibe, entkamen und zogen ebenſo lächerlich als traurig durch die Städte und Orte zurück, durch welche ſie vor einem halben Jahre trotzig und übermütig gegangen waren. An ihnen erſchien ſichtbar der Wechſel der menſchlichen Dinge, die Strafe Gottes, und wie nahe dem Übermute der Fall iſt.

Jetzt iſt Bonaparte durch Gott geſchlagen, es iſt kein franzöſiſches Heer mehr, er bedarf Monate, um wieder ein neues aufzurichten; ſeinen Ruhm aber und den Wahn, woraus ſeine Siege hervorgingen, vermag er nimmer wieder aufzurichten. Nun, da Gott den Weg gewieſen hat, müſſen alle Völker ſich erheben; vor allem aber muß in allen Landſchaften, Kreiſen und Gauen das teutſche Volk ſich erheben; denn kein Volk iſt von ihm mehr geſchunden und gemißhandelt worden als gerade das teutſche Volk. Weil er aber, wenn man ihm Zeit gibt, alle Kräfte aufbieten und wieder neue Haufen von Menſchen zuſammentreiben wird, ſo iſt die größte Geſchwindigkeit not, daß man die Länder und Feſten vor ihm gewinne und ihm die Hilfen abſchneide; auch iſt es nicht genug, daß auf das ſchnellſte die ſtehenden Heere gebildet, ergänzt und vermehrt werden, ſondern weil er die ganze Volkskraft in die Hand nimmt und, wie er will, gebraucht, ſo muß das teutſche Volk gegen ihn in die Waffen gerufen werden. Wenn das geſchieht, ſo iſt es nicht zweifelhaft, daß für Gott, Freiheit und die gerechte Sache geſiegt werden wird gegen die Tyrannei, Knechtſchaft und Ungerechtigkeit.

Dieſe Volksbewaffnung, die alle wehrhafte Männer des ganzen teutſchen Landes, ſowie es von Franzoſen gereinigt wird, ſogleich verſammeln muß, begreift vom zwanzigſten bis ſechzigſten Jahre alles, was nicht durch Ämter oder körperliche Gebrechen am Dienſt gehindert wird. Sie zerfällt in zwei Teile, in die **Landwehr** und in den **Landſturm**.

Die Landwehr besteht aus den jungen Männern vom zwanzigsten bis dreißigsten oder fünfunddreißigsten Jahre, doch mag von den älteren ein jeder freiwillig beitreten. Sie wird ordentlich soldatisch geübt und bewaffnet und ist bestimmt, nicht allein die Landschaft, wo sie errichtet wird, zu verteidigen, sondern auch weiter auszuziehen und das wirkliche Kriegsheer zu verstärken: sie ist die Wehr des Vaterlandes in Zeit des Krieges, besonders wann ein feindliches Volk mit zahlreichen Haufen sich heranwälzt und das Vaterland zu unterdrücken droht.

Der Landsturm besteht neben und außer der Landwehr aus allen waffenfähigen Männern ohne Unterschied des Alters und des Standes. Er ist bloß bestimmt, die Landschaft und den nächsten eigenen Herd zu beschützen, und wird nicht aus der Landschaft in entfernte Grenzen geführt. Wo der Feind ein- und andringt, da sammeln sich die Männer, stellen auf ihn, umrennen ihn, schneiden ihn ab, überfallen seine Zufuhren und Rekruten, erschlagen seine Kuriere, Boten, Kundschafter und Späher, kurz tun ihm allen Schaden und Abbruch, den sie ihm möglicherweise tun können; welches ihnen durch die Kenntnis von Stegen und Wegen und von allen Gelegenheiten und Schlupfwinkeln möglich ist. Sie sind dem Feinde ein furchtbares Heer, weit furchtbarer als ordentliche Soldaten, weil sie allenthalben und nirgend sind, weil sie immer verschwinden und immer wiederkommen. Dieser Landsturm steht nun auf, wann der Feind da oder doch nahe ist; wann die Gefahr vorüber, so geht jeder, wie ihm gefällt, wieder in sein Haus, an seine Arbeit, an sein Geschäft. Er gebraucht alles, was Waffen heißt, und wodurch man Überzieher und Bedränger ausrotten kann: Büchsen, Flinten, Speere, Keulen, Sensen usw.; auch sind ihm alle Kriegskünste, Listen und Hinterliften erlaubt, wodurch er mit der mindesten Gefahr bei Tag und Nacht den Feind vertilgen kann: denn der Räuber und Überzieher hat in seinem Lande nichts zu tun.

Ein solcher Volkskrieg ist jetzt da für alle Teutsche; nur durch allgemeinen Aufstand gegen den Feind, nur durch eine brüderliche und treue Vereinigung aller teutschen Kräfte kann Europa und das Vaterland gerettet und die scheußliche Gewalt niedergerissen werden, welche die Freiheit und das Glück der Welt bedrohete. Bonaparte ist geschlagen und beschimpft, Bonaparte wird fallen; aber in seinem Tode ist für Teutschland noch keine Rettung und Sicherheit. Wollen teutsche Männer künftig in Ehren leben, so müssen die uralten teutschen Grenzen, soweit Gott in teutscher Zunge angebetet wird, wiedererobert werden; der Rhein und die schönen teutschen Landschaften jenseits des Rheins müssen

wiedergewonnen werden. Bleibt der Rhein französisch, so steht das treulose und räuberische Volk immer noch nicht nur auf Teutschlands, sondern auch auf Europas Nacken. In dem Besitze des Rheins liegen zwei Drittel von Teutschland ihm offen, bis an die Elbe, bis an den Lech, bis an den Fichtelwald darf er ungestraft laufen; an dem Rhein hangt auch die Herrschaft über die Schweiz und Oberitalien. Frankreich bleibt der gebietende Staat in Europa, wenn es den Rhein behält, und jeder Tropfen teutsches Blut wird vergeblich vergossen werden, wenn seine Wiedereroberung nicht das große allgemeine Ziel des Krieges wird; nicht an der Donau, nicht an der Elbe, ja nicht an der Oder und Weichsel und Pregel werden teutsche Männer sicher und ehrlich wohnen können, wenn die Franzosen ferner den heiligen, germanischen Strom besitzen, der durch so viele Siege über sie und ihre Vorfahren geweihet ist.

Also Volkskrieg muß sein, Landwehr und Landsturm muß aufgeboten und gerüstet werden. Dies ist allen teutschen Männern Ehre und Pflicht. Denn Gott will Stolz und Ehre und Gerechtigkeit auf Erden; für sie soll jedermann freudig jeden Augenblick Gut und Blut einsetzen: denn in der Sklaverei vergeht alle Tugend, ein sklavisches Volk wird nicht allein von den fremden Unterjochern geplagt und geschändet, es muß sich zum Übermaße des Jammers noch von allen eigenen Schelmen, Bösewichtern und Weichlingen, welchen unter Fremden vorzüglich die Herrschaft zufällt, plagen und schänden lassen.

Also Volkskrieg muß sein, Landwehr und Landsturm muß aufgeboten werden; die Franzosen, welche immer vor unsern Vorvätern zitterten, müssen vor uns auch zittern lernen. So muß die Schande gelöst werden, die sie über uns brachten, so muß die teutsche Liebe und Treue und Streitbarkeit, wovon alle alte Geschichten klingen, und welche in Elendigkeit und Weichlichkeit fast verloschen waren, wiedergeboren werden.

Wenn also Haß gegen die Franzosen, Krieg gegen die Franzosen, Wiederherstellung teutscher Freiheit und Herrlichkeit die große Losung aller redlichen und biedern Teutschen ist, so muß jeder Mann des Volkes an seinem Teil arbeiten und wirken, was er kann, damit die Kleinen von den Großen das Beispiel nehmen, dem sie nachfolgen.

Der Adel muß voranstehen und vorangehen mit Ehre und Stolz und Seelenhoheit, für das Vaterland zu opfern und für das Vaterland zu sterben.

Die Beamten, groß und klein, müssen bedenken, daß sie nur darum dastehen, damit Gerechtigkeit und Tugend in der Welt

ſei, und daß ſie lieber tauſendmal umkommen ſollen, als gegen ihr Volk und ihres Volkes Ehre helfen, anordnen und befehlen.

Die Gelehrten, die Prieſter, die Lehrer des Volks und der Jugend ſollen nie vergeſſen, daß ſie neben den Herrſchaften das höchſte Amt verwalten, daß es ihnen gegeben iſt, das gegenwärtige Geſchlecht zu jeder Tugend und Hoheit zu entflammen, daß aber die Welt in Laſtern und Unehren vergeht, ſobald ſie kleines und geiziges Herzens werden.

Der Beamte, welcher in ſolchem Volkskriege dem Volke abſteht und dem Feinde beiſpringt, welcher aus Geiz und Feigheit oder gar aus Schelmerei oder Verräterei ihm dient und die Seinigen verläßt; der Prieſter und Gelehrte, der für ihn redet und ſchreibt und verkündigt; jeder endlich, der ihm etwas zum Nutzen und nicht alles zum Schaden tut; jeder, der mit ſeinem Volke nicht Glück und Unglück, Not und Tod teilen will, iſt nicht wert, daß er unter ihm lebe, und muß als ein Bube oder Weichling aus ihm ausgeſtoßen oder vertilgt werden.

Alle endlich, denen Gott irdiſche oder himmliſche Güter, Wiſſenſchaft oder Verſtand, Mut oder Klugheit gegeben hat, ſollen in dieſer großen Zeit nur das eine fühlen, daß das liebe Vaterland gerettet werden muß; alle Eiferſuchten, alle Zwiſte, alle Unterſchiede der verſchiedenen Stände ſollen ſich in dem einen Gefühl aufheben und darin untergehen, daß nur einmütige Liebe und Begeiſterung den Kampf ſiegreich machen kann, und daß derjenige vor Gott und Menſchen der würdigſte und glücklichſte ſein wird, der zum hohen Dienſte des Vaterlandes der demütigſte und freundlichſte iſt; denn in ſolchem Kriege iſt der kleinſte Mann ſo wohlgefällig und ehrwürdig als der größte.

Der Krieg, der nicht für Raub und Eroberung geführt wird, ſondern für das Vaterland und für die Freiheit, iſt ein heiliger Krieg, und die Menſchen müſſen alſo ihre Herzen und Gedanken zu Gott und zum Himmel erheben; denn durch Frömmigkeit und Treue allein werden ſie die Verruchtheit und Treuloſigkeit beſiegen.

Wenn alſo der Landſturm die Glocken läutet gegen den Feind und auszieht, ſo ſoll das große Werk mit Gottesdienſt und Gebet begonnen werden; denn die Herzen gehen deſto mutiger in den Streit.

Bei der Landwehr aber wäre folgende Zucht wohl löblich:

Sowie die junge Mannſchaft eines Kreiſes verſammelt iſt, wird feierlicher Gottesdienſt gehalten, und es wird den Jünglingen ausgelegt, was Krieg überhaupt und Krieg für das Vaterland und gegen die Franzoſen bedeutet, und wie ſie ein viel beſſeres

und edleres Volk sind als die Franzosen und also nicht leiden dürfen, daß diese ihre Herren bleiben; es wird ihnen erzählt und vorgehalten, wie ihr Land sonst glücklich und ruhmvoll gewesen, und wie es durch ihre Tugend und Redlichkeit das wieder werden soll; es wird ihnen eingeschärft, daß der Tod für das Vaterland im Himmel und auf Erden ein großes Lob ist; es wird durch Reden und Predigten und durch geistliche und kriegerische Lieder ihr Gemüt zu Treue, Ruhm und Tugend entzündet.

Das auch ist eine fromme und christliche Sitte, daß jeden Tag nach geschehenen Kriegsübungen die Mannschaft sich feierlich in Reihen stellt und, ehe sie auseinandergeht, ein geistliches Lied singt; das geschehe auch vor und nach der Schlacht unter offenem Himmel. Solches gibt Mut und Freudigkeit und bewahrt vor vielem Bösen. Noch gebrauchen es die Schweden so, die ein frommes und tapferes Volk sind, und bei unsern Vätern ward Gott bei keinem Dinge vergessen, und darum lebten sie auch in Freiheit.

Beim Eintritt in die Landwehr wird ein teurer und fester Eid geleistet: immer aber in großer Gemeinschaft, so daß einige Hunderte oder Tausende zugleich schwören und vorher feierlicher Gottesdienst und Einsegnung ist.

Auch werden die Fahnen mit christlichem Gebet und ernster Andacht eingeweiht.

Zieht eine Landwehr aus der Heimat gegen den Feind, so ist feierlicher Gottesdienst und Einsegnung, die ganze Mannschaft empfängt das heilige Abendmahl zum christlichen Gedächtnis und zu christlicher Freudigkeit und geht so mit Gott, wie er es will, in den Sieg oder in den Tod.

Äußere Zierlichkeit ist nicht not, wo nur das Herz und der Arm gefordert wird. In Zeiten der Ruhe und des Wohlstandes ist es wohl lustig, wenn ein Heer auch mit Waffen und Pferden und Kleidern schön geschmückt auszieht; aber wir sind in dem Zustande, daß Glanz und Reichtum wiedergewonnen werden müssen, wir haben sie nicht. Für einen Vaterlandskrieger bedarf es nur warmer Kleidung und Wehr und Geschütz, und nichts weiter; der rechte Mut und die rechte Treue ersetzen alles und wollen keinen Prunk. Doch muß ein gemeinsames Zeichen sein, woran alle Teutsche, welche für das Vaterland ausziehen, sich erkennen mögen. Da sind neben dem Zeichen jeder Landschaft zwei Zeichen die besten: 1. ein Kreuz, woran ein Schwert hangt; das Kreuz weist auf die Heiligkeit der Sache, das Schwert auf den Rachekrieg gegen die fremden Unterdrücker — 2. ein bloßes Schwert mit Eichenblättern; Eichenlaub war weiland der Lorbeer-

kranz der freien Teutschen, die Eiche ist Teutschlands rechter Baum, das Schwert bedeutet Krieg gegen die Fremdlinge.

Dies ungefähr ist die Bedeutung und der Zweck der Landwehr und des Landsturms: die Bewaffnung des ganzen Volkes zu einem großen und heiligen Kriege, damit Friede und Ruhe ehrenvoll wiedergewonnen werden. Es ist nicht gemeint, daß in teutschen Landen das eingerichtet werden soll, was die Franzosen Konskription oder Ausschreibung nennen, und was so willkürlich verwaltet und gebraucht wird, daß alle Freiheit und alle Wissenschaft dadurch untergeht: es ist bloß eine Einrichtung für den Krieg. Wenn das teutsche Volk aber diesen Krieg tüchtig und tapfer besteht, so wird in ihm wohl ein solcher Geist erwachen, der Einrichtungen herbeiführt, die nicht geradezu soldatisch sind, die aber das Volk so wehrhaft und kriegerisch machen, daß es künftig vielleicht zwei Drittel der stehenden Heere abschneiden und dadurch eine unendliche Last von seinem Nacken wälzen kann.

In diesem Sinn, in diesem treuen, gemeinsamen und brüderlichen Sinn allein darf eine Volkswehr aufgerufen und eingerichtet werden. Geschieht es so, dann wird auch der kühne und freie Geist nicht fehlen, der Sieg und Ehre allein wiederbringen und von den Franzosen für so viele Greuel und Hinterlisten Rache nehmen kann. Geschieht es nicht so, dann ist der Kampf vergeblich, und die Übermütigen werden fürs erste noch die Herren bleiben. Sie haben vielen Geist, zwar einen Geist der Lüge und des Stolzes, aber immer einen Geist. Diesen werden wir nur überwinden, wenn wir den höheren Geist der Frömmigkeit, der Treue und der Tugend in den Kampf setzen. Mit den gewöhnlichen Mitteln und Arten wird nichts ausgerichtet werden: Gott hilft nur dem, der wagt, ihm selbst zu helfen.

Teutsche Landsleute! Ihr habt das Beispiel. Spanien und Rußland gingen euch im Volkskriege voran, sie brauchten alle Kräfte gegen die tückischen Feinde; sie sind nicht besiegt, sie rühmen sich unsterblicher Taten. Teutsche Landsleute! Die Tiroler gingen euch voran, Männer eures Volkes, teutsche Brüder; sie gingen euch in einem herrlichen Kampfe voran, trostreich für euch, unglücklich für sie: sie bewiesen, was ein kleiner Haufe vermag, der Gott fürchtet und sein Vaterland liebt. Auf denn alle! Auf in Einmütigkeit, Sanftmut, Verleugnung und Demut! Auf, ihr Herren und Edle, ihr Freie und Bürger, ihr Landleute und Bauern! Auf, jeder teutsche Mann, dem ein teutsches Herz in der Brust schlägt, dem in dem Verstande oder in der Faust, in der Wissenschaft oder in der Tat eine lebendige Kraft lebt — auf, alle! Helfet, ratet, redet, handelt! Wollet das Rechte und das Freie!

Wollet lieber ehrlich sterben als schändlich dienen! Und Gott, der Schirm der Freiheit und Gerechtigkeit, wird mit euch sein! —

Die obenstehenden Worte über die Bedeutung des Landsturms und der Landwehr sind in dem Monate Januar des großen Jahrs 1813 in Königsberg in Preußen geschrieben worden, als die siegreichen Heere des Kaisers von Rußland die letzten Reste der gewaltigen französischen Kriegsmacht auf ihrer schimpflichen Flucht verfolgten und über die Weichsel und Oder weiter gegen Westen jagten. Diese Worte hat Gott im Himmel gesegnet, weil sie aus dem Herzen des ganzen teutschen Volkes geschrieben waren, welches in Zorn und Rache brannte, die unbeschreiblichen Drangsalen zu strafen, welche es von dem welschen Volke der Franzosen litt, und das schändliche Joch dieser ihrer arglistigen Unterdrücker und Peiniger zu zerbrechen. Darum wurden diese kurzen und leichten Worte allenthalben, wo man wieder teutsch empfinden und denken durfte, mit unbeschreiblicher Freude empfangen und viele tausend Male durch den Druck vervielfältigt und von vielen tausend teutschen Menschen mit Erbauung gelesen und wieder gelesen.

Es begab sich aber bald nach der Niederlage der französischen Heeresmacht in Rußland und Polen und nach der jämmerlichen Flucht der geringen Häuflein, die dem Verderben entrannen, daß ein großer und mächtiger teutscher König, der König von Preußen, den wundervollen Wink Gottes und den treuen Willen seines Volkes verstand und sein ganzes Land in die Waffen rief. Das erste aber, was der König tat, war die Anordnung eines Landsturms und einer Landwehr, welche sich über sein ganzes Reich erstrecken sollten. Das edle und tapfere preußische Volk vernahm diesen Befehl seines Herrschers mit unaussprechlicher Freude und eilte mit einem beispiellosen Eifer, sich zu dem Kriege gegen die Franzosen, den sie als einen heiligen Krieg ansahen, zu rüsten und zu bewaffnen, so daß in wenigen Wochen das ganze Volk ein Kriegsheer und das ganze Land eine Waffenschmiede und ein Übungsplatz zu sein schien.

Durch diesen brennenden Eifer und heiligen Haß des Volkes gegen den französischen Übermut war das preußische Heer in der kurzen Zeit von drei bis vier Monaten auf die große Zahl von beinahe 300000 Streitern gebracht, und die feurige Jugend war von dem großen Gefühle von Gott, König, Freiheit und Teutschland so entflammt, daß sie in den ersten Schlachten, wo sie auf den Feind traf, gleich den ältesten und geübtesten Kriegern

fochten. Die preußische Landwehr hat in Schlesien, der Mark Brandenburg, Böhmen und Sachsen die ewig unvergeßlichen Siege von Großbeeren, an der Katzbach, bei Dennewitz, bei Kulm, bei Leipzig, und in Frankreich bei Brienne, Laon, La Fère-Champenoise und Paris mit erfochten und den Trotz der Feinde zerschmettert und die französische Übermacht im Teutschen Reiche zerbrechen helfen.

Durch das edelste teutsche Blut und durch die größten Opfer, welche Millionen teutscher Menschen mit redlichem Sinn an Leib und Gut dem Vaterlande dargebracht hatten, war Teutschland befreit und den Franzosen in ihrer eigenen Hauptstadt der Friede geboten worden; Napoleon Bonaparte, dessen greuliche Herrschsucht alle Länder Europas mit Verrat und Brand und Mord erfüllt hatte, war gestürzt, und der alte, vertriebene König von Frankreich, Ludwig der Achtzehnte, welcher über zwanzig Jahre im Elende gelebt hatte, war wieder auf den Thron seiner Väter gesetzt. Die hohen Herrscher, bei welchen in Paris die Macht und Gewalt über die Franzosen und über Europas und Teutschlands künftiges Schicksal stand, glaubten, die Franzosen seien durch die ungeheuren Niederlagen, die sie erlitten hatten, und durch die sichtbaren Wunder, wodurch Gottes Hand ihren tyrannischen Übermut gestürzt und gestraft hatte, erschreckt und werden künftig Reue empfinden und stillsitzen und ihre Nachbarn stillsitzen lassen. Sie ließen daher Gnade für Recht ergehen und schenkten ihnen einen sehr milden Frieden, wodurch sie ihr Land behielten, wie es vor der großen Umkehrung der Dinge im Jahre 1792 gewesen war. Auch Napoleon Bonaparte schenkten sie das Leben und wiesen ihm die kleine Insel Elba, welche an der italischen Küste liegt, zu seiner Wohnung an, wo er in Muße bedenken könnte, wie unsägliches Elend er über die Welt gebracht, und wie viele Millionen Menschen er seiner unersättlichen Herrschsucht geopfert hat.

Der alte König von Frankreich, obgleich durch langes Unglück und durch hohe Jahre geschwächt und ermattet, trat unter den Franzosen auf wie ein gütiger und milder Vater, der seine verirrten Kinder gern durch Liebe gewinnen und alle Vergehen vergeben und vergessen will: er regierte mit der Freundlichkeit und Gerechtigkeit, daß sie ihn hätten liebhaben und liebbehalten müssen, wenn sie weniger verdorben gewesen wären, als sie sind. Aber diesen unruhigen und leichtsinnigen Menschen, die eben noch unter dem Drucke der greulichsten Sklaverei als die kriechenden Knechte gezittert hatten, konnten die gebührliche Freiheit und Ordnung, welche jetzt im französischen Reiche gestiftet werden

sollte, nicht ertragen; viele von ihnen sehnten sich wieder nach dem wilden und blutigen Eroberer, der sie zu Raub und Mord durch alle Länder getrieben und in blutdürstige und golddürstige Tiger verwandelt hatte. Die meisten französischen Marschälle und Feldherren, fast alle Offiziere und Soldaten, die unter Bonaparte gefochten hatten, viele Tausende von Intendanten, Präfekten, Zöllnern und Spionen, welche unter der vorigen räuberischen Regierung das Mark aller Länder ausgesogen hatten, endlich eine große Bande von nichtswürdigen und verruchten Helfern der gestürzten Tyrannei, welche so große Greuel begangen hatten, daß sie einmal die gerechte Strafe fürchten mußten, alle diese konnte man von Anfang an als Verschworene gegen den König ansehen. Der König Ludwig XVIII. war von Auflaurern und Verrätern umgeben, welche den scheußlichen Tyrannen, der nach der Insel Elba abgeführt war, wiederzurückwünschten. Diese Verruchten unterhielten mit ihm eine beständige Verbindung und einen ununterbrochenen Briefwechsel. Endlich, als ihnen die Umstände günstig deuchten und sie zu seinem Empfange alles bereitet hatten, luden sie ihn ein, wieder nach Frankreich zu kommen. Wirklich landete er mit etwa tausend Mann und einigen Kanonen in den ersten Tagen des Märzmonats an den französischen Küsten und zog durch ganz Frankreich wie in einem Triumphzuge nach Paris hinauf. Die Marschälle und Feldherren und das ganze Heer und ein großer Teil des treulosen und wankelmütigen Volkes hatten ihren rechtmäßigen König verraten und fielen von ihm ab und fielen dem Tyrannen zu. So ist es geschehen, daß Ludwig XVIII. mit einigen wenigen, die ihm treu geblieben sind, hat aus Frankreich entfliehen müssen, und daß der fürchterliche Korse Napoleon Bonaparte sich mit dem Namen Kaiser von Frankreich wieder auf den französischen Thron gesetzt hat.

Dieser Kaiser von Frankreich, wie er sich nennt, gebärdet sich nun, als wenn der Wolf ein Lamm geworden wäre, er gebärdet sich, als wenn Krieg und Raub ihm verhaßt seien, und als wenn er auf nichts sinne als auf das Glück und den Frieden der Welt. Und so klingt es denn in seinen Erklärungen, Verkündigungen und Ausrufungen von eitel Friede und Gerechtigkeit und Freiheit und Menschlichkeit, die jetzt die Völker segnen sollen. Aber er und seine Franzosen haben zu viel und zu lange gegaukelt und gelogen und mit schönen Klängen und Scheinen betrogen. Es glaubt ihnen keiner mehr.

Alle Herrscher und Völker haben nun erkannt, daß sie gegen die Franzosen zu gnädig gewesen sind, daß sie sie für besser und

menschlicher gehalten haben, als sie sind; sie haben erkannt, welche Gefahr Bonaparte und seine schändliche Banditenbande der Welt bringen könnte, wenn man nicht eilte, dem Übel gleich in seinem Anfange mit voller Kraft zu begegnen. Sie wissen, daß kein friedlicher Zustand in Europa sein kann, bis er und die Räuberbande, welche ihn wieder auf den Thron gesetzt und alle Gefühle der Ehre und Menschlichkeit ausgezogen hat, vertilgt sind. Darum haben sie ihn geächtet als einen, der in Europa friedlos und vogelfrei sein soll, und darum haben sie den Franzosen die Fehde und den Krieg angesagt.

Dieser Krieg, der jetzt beginnt, ist ein heiliger und gerechter Krieg für die Religion, für die Freiheit und Ordnung der Welt gegen die Verruchtheit, Tyrannei und Gewalt; es ist ein Krieg der ehrenvollen und edlen Völker gegen eine Schar von treulosen und verbrecherischen Bösewichtern, welche gern wieder die Welt umkehren und alle Länder mit Brandstätten und Leichen füllen möchten, wie sie beinahe in die zwanzig Jahre getan haben. Denn wenn Bonaparten und den Hunderttausenden, welche ihn wiedergerufen haben, und welchen nichts als Lug und Trug und Raub und Gewalt gefällt, der Sieg gelänge, so würde das geschehen, was viele gute und fromme Menschen vor drei Jahren noch fürchteten: alle Treue und Gerechtigkeit und Gottesfurcht würde von der Erde verschwinden, und ein schändliches Gesindel von Tyrannen und Sklaven würde in der Welt übrigbleiben.

Dies ist Gottes Wille nicht, und er hat in den letzten Jahren auch den Kleingläubigsten und Ungläubigsten sichtbarlich gewiesen, daß es sein Wille nicht ist. Die Fürsten und Herrscher also, welche diesen Krieg erklärt haben, und die Völker und Krieger, welche den Kampf mit dem meineidigen und treulosen Feinde bestehen sollen, stehen unter Gottes unmittelbarem Schutze und können sich im Leben und Tode zuversichtlich getrösten, daß sie in Gottes Hand sind, und daß Gott mit ihnen sein wird. Denn die, gegen welche sie ausziehen, sind die Bösesten und Verworfensten und wollen das Böseste und Verworfenste.

Nun ein Wort zu euch, Männer und Jünglinge dieser rheinischen Lande, die ihr jetzt unter den Fahnen des Königs von Preußen, eures Königs und Herrn, mit in das Feld ziehen wollet, ein Wort des Trostes und der Ermahnung vor eurem Abschiede aus der Heimat und vor eurem Hingange auf das blutige Feld der Schlachten, wo ihr offenbaren sollt, daß ihr es würdig seid, wieder die geliebten Kinder eines teutschen Herrschers zu heißen und dem alten, heiligen Volke und Reiche der Teutschen wiederanzugehören.

Ihr habt beinahe zwanzig Jahre lang unter der traurigen Herrſchaft eines fremden Volkes geſtanden, unter der Herrſchaft der Franzoſen, welche in ihrer verblendeten Eitelkeit glauben, daß ſie das erſte Volk der Welt ſind, und welche unter andern auch das teutſche Volk als ein viel ſchlechteres und dummeres Volk als ſich ſelbſt anſehen und verachten, da Gott den Teutſchen doch viel mehr Treue, Redlichkeit, Gottesfurcht und Vernunft gegeben hat als den welſchen und franzöſiſchen Völkern. Dieſe Franzoſen, die ſich eure Herren nannten, und die meinten, daß ihnen die Herrſchaft über alle andere Länder von Rechts wegen zukomme, haben recht hinterliſtig dahin getrachtet und gearbeitet, wie ſie die teutſche Tugend, Sitte, Gottesfurcht, Sprache und Verfaſſung ausrotten und euch zu einem ſchlechten und verworfenen Volke machen möchten, zu einem Volke ohne Ehre, Religion und Wiſſenſchaft, das einem wilden Tyrannen, dem Dummheit und Leichtfertigkeit gefällt, das brauchbarſte wäre.

Gott dort oben, der früher oder ſpäter alle Geſpinſte der Lüge zerreißt und den Frevel und die Bosheit durch ihre eigenen Taten und Werke ſtraft, hat nicht gewollt, daß das gute und treue teutſche Volk untergehen ſollte, er iſt mit ſeinem gewaltigen Arm dazwiſchengetreten, und ihr werdet wieder Teutſche genannt und Genoſſen des Teutſchen Reichs, und die Franzoſen dürfen euch mit fremder Hinterliſt in fremder Sprache keine Befehle mehr ausfertigen noch Geſetze geben.

Ihr ſeid nun in dem Anfange dieſes eures neuen Zuſtandes, der nach den Nöten und Gefahren der Zeit gewiß ein glücklicher teutſcher Zuſtand werden wird, ſogleich zu tapfern Taten berufen, wodurch ihr beweiſen könnet und gewiß beweiſen werdet, daß teutſches Blut in euren Adern fließet, und daß teutſche Gottesfurcht und Treue euch zu feſteren Kriegern macht, als eure Gegner durch Leichtfertigkeit und Verruchtheit ſind. Es gilt der große Kampf mit den Böſen, der jetzt beginnen ſoll, nicht allein eurem Vaterlande, eurer Religion, eurer Freiheit, eurer Sitte und Sprache, nein es gilt der Ehre, dem Glück und der Freiheit der Welt: es iſt das Böſe gegen das Gute zu Felde gezogen, es iſt, als ob Satan ſich zum zweitenmal gegen Gott empören und im ſchnöden Frevelmut die Werke ſeiner Herrlichkeit zerſtören wollte.

Darum ſollet ihr friſch und fröhlich ſein und mutig in den Streit ziehen, denn ihr ziehet mit Gott und werdet es mit Gott glücklich vollenden.

Teutſche Männer und Jünglinge, ihr ziehet aus mit einem edlen und ſtolzen Heere, deſſen Name durch ſeine Tugend und

Tapferkeit in dem Vaterlande der größte geworden ist; ihr ziehet aus mit dem preußischen Heere, welches durch seine gewaltigen Taten das Vaterland am meisten befreit und eure Lande wieder zu teutschen Landen und euch selbst wieder zu teutschen Menschen gemacht hat. Ihr werdet hinter den Preußen nicht zurückbleiben, hinter den Preußen, die jetzt eure nächsten Brüder heißen, ihr werdet freudig und unerschütterlich wie sie in den Streit und, wenn Gott so will, in den Tod gehen; aber ihr werdet auch die andern Tugenden nicht verleugnen, die einem Krieger so wohl stehen, die Tugenden der Freundlichkeit, Barmherzigkeit und Zucht, ohne welche der Soldat einem wilden und reißenden Tiere ähnlich wird. Dadurch werdet ihr den teutschen Namen ehren in der Heimat und in der Fremde, und dadurch werdet ihr beweisen, daß ihr besser seid als die, welche ihr besiegen wollt.

So gehet denn hin mit Gott, mit dem Gott, der alles segnet, was der Mensch aus reinem und treuem Herzen tut, gehet hin mit Zuversicht und Freude; denn die teutsche Sache ist die gute Sache, und der Teutsche Krieg ist der gerechte Krieg.

Köln am Rhein, den 18. Mai des Jahrs 1815.

Arndts Werke

Auswahl in zwölf Teilen

Herausgegeben

mit Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

August Leffson und Wilhelm Steffens

Mit drei Beilagen in Gravüre und Kunstdruck,
einer Faksimilebeilage und drei Textbildern

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Arndts Werke

Elfter Teil

Kleine Schriften II

Herausgegeben

von

Wilhelm Steffens

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

11

Alle Rechte vorbehalten

Druck von Hallberg & Büchting (Inh. C. A. Klepzig), Leipzig

Inhalt des 11. Teiles.

	Seite
Das preußische Volk und Heer im Jahre 1813	7
Der Rhein Teutschlands Strom, aber nicht Teutschlands Grenze	37
Über künftige ständische Verfassungen in Teutschland . . .	83
Ein Wort über die Feier der Leipziger Schlacht	131
Über Preußens Rheinische Mark und über Bundesfestungen	143

Das preußische Volk und Heer im Jahre 1813

Auf die Schlacht bei Groß-Görschen oder Lützen, den 2. Mai 1813.

Habt ihr wohl den Klang vernommen,
Der durch alle Länder klingt,
Wie der Ruhm den Flug genommen
Und die goldnen Flügel schwingt?
Wie der Schande Zentnerschwere
Sich von Teutschlands Nacken löst
Und die alte teutsche Ehre
Hell in Kriegsposaunen stößt?

Hörtet ihr die hohen Namen?
Preußen! Preußen! klingt der Klang:
Tausend Stimmen rufen Amen,
Tausend Herzen glühen Dank,
Millionen Kniee sinken
Freudig betend vor dem Herrn,
Millionen Augen blinken
Selig auf zum Tagesstern.

Nehmt den Stolz, ihr frommen Männer! —
Dieser Preis wird nimmer Wahn —
Nehmt den Stolz, ihr ersten Renner
Auf der teutschen Ehrenbahn,
Die der süße Reiz der Tugend
Lockte froh zu Sieg und Tod,
Wie der Bräute Rosentugend
Lockt der Wonnefackel Rot.

Tapfre Preußen! Tapfre Preußen!
Heldenmänner seid gegrüßt!
Beste Teutsche sollt ihr heißen,
Wann der neue Bund sich schließt,
Wann die alte Liebe wieder
Brüder fest zu Brüdern fügt
Und der Zwietracht grause Hyder
In dem Staub erwürget liegt.

Tapfre Preußen! Tapfre Preußen!
Ihr, die Glück und Sieg versöhnt,
Teutschlands Retter sollt ihr heißen,
Wo nur teutsche Sprache tönt;
In der Enkel fernsten Tagen,
Durch der Säkeln Nacht hinaus
Soll noch jeder Teutsche sagen:
Diese fochten's mutig aus.

Jetzt die edlen Heldenschatten,
Die der dunkle Tod umfing,
Wollen wir mit Glanz bestatten
In des Schlachtfelds blut'gem Ring:
Auf! Und türmt den Berg von Steinen!
Türmt ein teutsches Heldenmal!
Sonne, komm mit hellsten Scheinen,
Leuchte drauf den schönsten Strahl!

Auf! Und pflanzet grüner Eichen
Ernste Haine ringsumher;
Betet, daß in teutschen Reichen
Buben freveln nimmermehr;
Betet, fluchet, daß die Sklaven,
Die den heil'gen Toten nahn,
Plötzlich alle Himmelsstrafen
Auf das schuld'ge Haupt empfahn!

Und ihr, die von lichten Höhen,
Von dem heitern Element,
Wo die Geister wandeln gehen,
Alles schauet, alles kennt,
Helden aus den grauen Zeiten,
Die ihr längst geschieden seid,
Hört die Siegesglocken läuten,
Freut euch teutscher Herrlichkeit!

Ihr auch, die auf diesen Auen
Jüngrer Schlachten Staub erregt
Und mit Schrecken, Tod und Grauen
Reihen gegen Reihn bewegt,
Gustav, großer Schwedenkönig,
Zweiter Friedrich, Wallenstein,
Lernt, wie eure Schlachten wenig
Sind vor diesem Ehrenschein.

Denn das Lied muß schwarz sich kleiden,
Welches euch besingen will,
Und der helle Klang der Freuden
Wird bei euren Taten still,
Und Germanien mag wohl klagen
Um den schweren Haß und Neid,
Wodurch in vergangnen Tagen
Ihr so groß geworden seid.

Aber selig, wer in diesen
Hehren Götterschlachten fällt!
Der wird ewig froh gepriesen
Als ein Heiland, als ein Held;
Auf der Freiheit Siegesstätten
Blüht die Ehre ewig grün,
Heil'ge kommen, da zu beten,
Engel kommen, da zu knien.

Es ist keine tragischere und menschlichere Trauer, als wenn ein Mensch von großem Gemüte und seltenen Anlagen durch ein unwürdiges Schicksal oder durch eine Ungleichheit und Schwäche des Charakters in den Schlamm der Gemeinheit und Schande zu versinken scheint. Dann trauern die Götter und die Geister, und das Erhabene und Hohe, was wir in der menschlichen Natur gewahren, scheint uns bei der Betrachtung solches Versinkens wohl einen Augenblick unter den Zufall gestellt zu werden, ja die größten Tugenden und Herrlichkeiten unsers Geschlechts scheinen uns selbst Zufall zu werden. Aber wie tief diese Trauer ist, so groß ist auch die Freude, wann jener Versunkene sich wiedererhebt, den Schlamm und die Schlacken der Schande abschüttelt und vor aller Welt in dem angebornen Lichte des Ruhms und der Wonne strahlt. Dieses tragische Gefühl empfanden die Zeitgenossen, als der preußische Staat vor sechs Jahren durch ein unseliges Verhängnis von seiner glorreichen Höhe so tief herabsank, daß viele verzweifelten, er werde je wieder aufstehen. Auch die früher an seinem Leben und an seiner Ehre wenig teilgenommen hatten, wurden durch sein plötzliches und beispielloses Unglück gerührt. Es war nicht allein Teutschland, nicht Teutschlands Freiheit und Glück, welche mit Preußen zusammenstürzten, was alle Herzen so sehr bewegte, es war die große Tragödie selbst, die aufgeführt ward. So wie, wenn ein edler Mensch durch Unglück oder Schwäche untergeht, alles Frühere, wodurch er

erfreut hat, die Hoffnungen seiner Kindheit, die Ausblitzungen seiner Jugend, die Trefflichkeiten seiner männlichen Jahre mit doppeltem Glanz und dreifacher Wehmut wieder vor das Gedächtnis treten, so standen vor den erstaunten und erschütterten Zeitgenossen alle große Erinnerungen Preußens wieder auf; was so viele große Könige und Helden getan und geschaffen hatten, die unsterblichen Werke, die unvergeßlichen Siege, was so viele Geschlechter der Menschen in Künsten und Wissenschaften und Erfindungen Gewaltiges und Ewiges gewirkt hatten, selbst was nur gehofft und gewollt war — ward betrauert, als wäre es wirklich gewesen. So war das allgemeine Gefühl in den Jahren 1806 und 1807, so war es bis zum Frühlinge 1813. Wie ist es heute, da ich dieses schreibe? Wie ist es am Schluß des Oktobers des Jahres 1813? Wer mag Germaniens Freude beschreiben über das gerettete Preußen, das zugleich ein rettendes ist? Dieses Jahr ist der Gipfel der preußischen Tugend; es gibt ihm eine Ehre und Geschichte, deren es vorher noch mangelte; es führt es unter die erhabenen Völker ein, welche die Freiheit der Welt gerettet haben, es führt es unter die Wohltäter der Menschheit ein. Auch Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, auch die Könige Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. haben am Rhein, an den Alpen und am Po für die Freiheit Europens und des teutschen Vaterlandes gefochten, aber für eine Freiheit, die nicht in so brennender Gefahr stand als die Freiheit des gegenwärtigen Geschlechts. Der Ruhm mißt sein Maß an der Gefahr.

Doch wir springen von diesen Betrachtungen ab und werfen einen kurzen Blick rückwärts auf das, was war, damit wir dessen, was ist, uns in ganzer Fülle freuen können.

Die Französische Revolution kehrte die Welt um. Viele sagen, sie habe auch die Herzen umgekehrt. Ich sage, das tat sie nicht; sondern weil die Herzen Europens umgekehrt oder vielmehr verkehrt waren, darum ward die Revolution, und darum ging sie über die Länder. Es vergingen fünf Jahre und zehn Jahre, ja fünfzehn Jahre seit dem ersten Ausbruch der neuen Ungeheuer an der Seine, und die Völker und Menschen staunten und gafften, aber sie begriffen immer noch nicht, was ihnen geschah; und darum konnten sie auch nicht abwenden, was ihnen geschehen sollte. Erstaunt und bestürzt waren alle, besonnen und fest war fast keiner. So durften die Franzosen durchfahren und alles niederreißen; so durfte Napoleon Bonaparte, der sich durch seltene List und Geschicklichkeit zu ihrem Herrscher aufgeschwungen hatte, alle Länder und Völker überfahren und unterdrücken. Die wenigen,

die in diesem Zustande allgemeiner Betäubung und Bestürzung Stimmen der Warnung und Posaunen des Mutes werden wollten, wurden nicht vernommen. Das ist überhaupt das Schicksal der Menschen und Völker, daß Lehren, die nur gehört werden, auf die wenigsten wirken; nur Lehren, die sie auch fühlen, werden für die meisten wirkliche Lehren, nur ein großes Verhängnis oder irgendein außerordentlicher und ungeheurer Wechsel bessert die einzelnen und die Völker. So mußten denn die Franzosen und Napoleon von allen gefühlt werden, damit sie begriffen, wer sie waren, und was sie wollten.

Wenn etwas Ungeheures geschehen ist, kommen gewöhnlich die Erklärer und Ausleger mit Deutungen und Nutzanwendungen nach: nichts ist bequemer, als aus dem Nachher das Vorher erweisen. Auch dem preußischen Staat ist solches widerfahren; er ist nach seinem Fall nicht bloß betrauert, sondern auch recht methodisch bis zu seiner Gruft hingedeutet und hingerichtet worden: selbst Schimpf und Hohn hat in manchen Urteilen und Nachrichten nicht gefehlt. Unleugbar war eine gewisse Erstarrung und Verstockung da, nicht allein veranlaßt durch das Erstaunen und die Bestürzung über die großen Begebenheiten und Wechsel, die ringsumher erschienen, sondern tiefer liegend, teils in den alten inneren Verhältnissen des Staates selbst, teils in dem, was die Menschen das Zeitalter zu nennen pflegen. Denn so ist es von jeher gewesen: soll etwas Ungeheures geschehen und etwas Neues werden, so erstarren die lebendigen Kräfte in ihnen selbst, es wird matt, was lebendig, feig, was mutig, dumm, was geistvoll war: es geht dann in den Staaten das vor, was in Menschen vorgeht einige Stunden oder Tage vor dem Punkt, wo sie in eine schwere Krankheit fallen sollen. Der große Übergang der Zeiten, die große Scheidung des Alten und Neuen wird immer so gemacht. Darum soll man in gewissen Epochen die einzelnen Menschen nicht zu schwer anklagen, sondern den geheim webenden und waltenden Geist der Zeiten, der die dunkeln Geburten der Geschlechter und Säkeln regiert und, wenn er neue Schöpfungen machen will, das Alte augenblicklich lähmt und versteinert, damit es durch geschwinden Sturz die Formen zerbreche und den Elementen zu neuen Gestaltungen den Stoff wieder zurückgebe. Wenige Sterbliche aber sind so groß geschaffen, daß sie diese innerlich zermalmende Gewalt des Zeitgeistes nicht fühlen sollten. Wenn wir solche geheim wirkende Kraft nicht annehmen, wenn wir nicht glauben, daß in Europa eine solche werdende Geburt der neuen Zeit ist, so können wir kaum begreifen, was wir in den letzten beiden Jahrzehnten erlebt und

erlitten haben, wo wir nicht einen tückischen Dämon glauben, der die Völker ordentlich behext habe, damit den Verruchtesten ihre Frevel gelängen. Nur aus einem solchen allgemeinen Verhängnis der Weltgeschichte, aus einem solchen tiefer und höher waltenden Geist des Zeitalters lassen sich auch die preußischen Unfälle erklären, die Hilflosigkeit der Räte, die Unentschlossenheit der Feldherren, die Flucht und Gefangenschaft der Heere ohne Niederlagen, die Übergabe der Festungen ohne Kanonenschüsse — kurz der Sturz eines Staates, welcher durch kriegerischen Sinn gegründet war, und von welchem alle gehofft hatten, er werde sich durch kriegerischen Sinn auch zu behaupten wissen.

Unvermeidliche Verhängnisse und unselige Verhältnisse brachten im Sommer des Jahres 1807 die Not des Friedens von Tilsit. Preußen verlor die Hälfte seiner Besitzungen und bekam die andere Hälfte nur auf dem Papier zum Scheine zurück, in der Tat aber nicht. Die Elbe, die Oder und Weichsel, die eigentlichen Lebensadern des Staats, blieben in den Händen der Fremden durch die besetzten Festungen Magdeburg, Stettin, Küstrin, Glogau und Danzig. So blieb auch das Land in ihrer Gewalt. Der tückische Feind, für welchen Preußen soviel geopfert, mit welchem es jetzt einen so unglücklichen Frieden geschlossen hatte, ließ trotz aller Verträge zahllose Haufen seiner Krieger in den preußischen Landschaften stehen und sog ihnen mit methodischer Bosheit das letzte Mark aus, was der schwere Krieg und die Durchzüge und Forderungen und Verheerungen von Hunderttausenden noch übriggelassen hatten. Damit dem unglücklichen Lande auch die Erholung und Wiederbelebung unmöglich gemacht würde, wurden alle Häfen gesperrt und Schiffahrt und Handel, die sonst so bedeutenden, gehemmt. Außerdem verschaffte der Sieger sich eine Schuldforderung an Preußen von 25 Millionen Reichstaler, deren Unerschwinglichkeit in dem jetzigen Zustande ihm gelegentlich zu jeden Unbillen und Beleidigungen scheinbare Rechte gab. Der Sieger legt keine Rechenschaft ab; ein frevelhafter Sieger, der aller göttlichen und menschlichen Rechte spottet, glaubt weder der Mitwelt noch Nachwelt Rechenschaft schuldig zu sein, er schlägt an sein Schwert und spricht: Dieses ist der rechte Ausleger der Verträge, die ich mit den Schwächeren geschlossen habe, die Eide sind für die Dummen und für die, welche die Götter fürchten. Damit auch durch Heeresmacht Preußen die künftige Erhebung unmöglich würde, war vorgeschrieben, wie viele bewaffnete Männer es künftig unterhalten dürfe; die Anlage von Festungen, ja nur von Schanzen, wodurch der letzte Rest

des Reichs hätte gestärkt werden können, war unter den spionischen Augen der Franzosen und ihrer Helfer unausführbar.

Es war das Jahr 1809 gekommen. Napoleon stand mit den treulos angetasteten und überfallenen Spaniern in einem schweren Kampfe. Auch Österreich hatte gewagt, sich zu ermannen und die verlornen Ehren und Länder wiederzugewinnen. Preußen und Teutschland hofften Errettung. Sie hofften vergebens. Österreich schloß einen unglücklichen Frieden, und Teutschland blieb in Frankreichs Gewalt. Das Unglück dieses Jahres und der traurige Zustand des Vaterlandes in den folgenden Trauerjahren ist nicht zu beschreiben und bedarf auch nicht beschrieben zu werden: die Erinnerung dessen, was wir gefühlt und gelitten haben, ist zu frisch, unsere Wunden sind noch unbenarbt. Alle Teutsche hatten Leid zu tragen um den Untergang des uralten und heiligen Reichs der Germanen, um die Vernichtung der Gesetze, die Vertilgung der Sprache, die Verderbnis der Sitten, die Schmach und das Elend des Volks; aber nicht alle hatten gleich Großes verloren. Das Reich und seine Herrlichkeit hatten viele teutsche Herzen schon lange nicht, wie sie sollten, gefühlt; was sollten sie betrauern, was sie kaum gekannt hatten? Die meisten hatten sich vereinzelt, als Bürger kleiner Staaten, als Teilnehmer kleiner Verhältnisse, Geschäfte und Ansichten hatten sie nichts Großes zu verlieren gehabt; gewohnt, Mächtigern zu folgen und durch die Beschlüsse der großen teutschen Staaten bestimmt zu werden, empfanden viele die neue Herrschaft der Fremden kaum als Unglück; sie fühlten sie nur als ein Unglück, nicht weil sie unteutsch war, sondern weil sie Tyrannei ward und Tyrannei bleiben zu wollen versprach. Anderes widerfuhr den Preußen. Sie hatten einen großen Namen, einen unsterblichen Ruhm verloren; sie konnten ohne Ehre nicht mehr glücklich sein. Auch die vor einigen Jahren noch so mithingedämmert und hingeträumt hatten, waren aus der schweren Starrsucht erwacht; alle fühlten das Unglück, aber bitterer fühlten sie die Schande: sie trauerten, aber sie zürnten noch mehr.

Napoleon hatte gemeint, der preußische Staat sei durch die grausamen Bedingungen, die er gemacht hatte, durch die Gewalt, die er sich wider alle Treue der Verträge genommen, genug zermalmt: er könne ihn zerrissen nun so liegen lassen, bis die Zeit da sei, ihn ganz zu vernichten; Napoleon hatte recht, soweit ein gemütloser Mensch, der die Menschheit nur nach ihren Schwächen und Lastern beurteilen kann, die Welt versteht; er hatte zermalmt und zermalmte, was zermalmt werden konnte: die Gefahr, welche in einer niedergetretenen Ehre droht, die nicht ehrlos gewesen

iſt, erkannte ein Mann nicht, welcher keine Tugend erkennen kann. Napoleon konnte alles meſſen, nur nicht, wie weit die Geiſter ſich beherrſchen laſſen. Darum war er an Spaniens Stolz geſcheitert und ſollte einmal an Preußens Zorn einen ſcharfen Eckſtein finden. In demſelben Maße, wie in Teutſchland die Matten und Feigen verzagten, je härter und grauſamer die fremde Herrſchaft wütete, und je ſicherer ſie ſich ihres Beſitzes dünkte, deſto kühner richteten ſich alle tapfere und freie Männer auf; und viele erwachten zuerſt zum Zorn, dann zum Gedanken, darauf zur Hoffnung, endlich zu Gott, der die größten Gedanken und Hoffnungen gibt. Es waren aber, die 1809 und 1810 zu hoffen anfingen, was ſie in den Jahren 1793 und 1794, als das Vaterland noch ganz ſchien, kaum gewagt hatten zu denken, geſchweige denn zu hoffen, ja, die binnen wenigen Jahren den Fall des unerſättlichen Unterdrückers weisſagten. Was die Beſten und Tapferſten ſo weisſagen, das wird immer erfüllt, ſelbſt durch ihren Tod erfüllt. So gerecht iſt Gott und ſeine Geſchichte.

Hier muß angedeutet werden, was von dem Jahre 1808 bis zu dem Schickſalsjahre 1812 getan worden iſt, damit Preußen wiederaufgerichtet würde. Es iſt notwendig, daß das Erhaltene gezeigt werde, damit die Kleinſten Mut faſſen, größer werden zu können, und damit die Größten ſich nicht verſäumen noch das verſchlafen, was allein durch ſtete Lebendigkeit und Wachſamkeit bewahrt werden kann.

Der König von Preußen konnte ſeine großen Ahnherren nicht vergeſſen, das preußiſche Volk konnte ſeinen Namen nicht vergeſſen. Darum verzweifelten ſie nicht an dem Vaterlande und an ſeiner Wiederherſtellung. Die Hälfte des Landes war verloren, der Staat verſchuldet und verheert, Handel und Schiffahrt geſperrt, das Heer vernichtet, die Schlüſſel des Landes, die Feſtungen, von Fremden beſetzt, und auf alles vergangene und gegenwärtige Unglück hatte die ſchadenfrohe Tücke des übermütigen Siegers eine drückende Schuld gewälzt, die unter den jetzigen Umſtänden unabbürdlich ſchien. Da galt es Mut und Entſchloſſenheit, nicht alles für verloren zu halten. Man griff das Werk raſch an. Die ganze Verfaſſung im Innern ſollte neugeſtaltet und der Zeit und ihren Forderungen ſo angemeſſen werden, daß die Geiſter geweckt und ermutigt würden; die noch übrigen Feſtungen ſollten wiederausgebeſſert und mit dem notwendigen Geſchütz verſehen werden; ein neues, beweglicheres und ſtreitfertigeres Heer ſollte unter der fremden Aufſicht gebildet, endlich die Staatsſchuld ſollte nach und nach abgetragen, und ſo ſollten die Feſtungen, welche die Franzoſen unter dem Titel eines Pfandes dafür behalten hatten,

allmählich wiedergewonnen werden. Dieses alles, dieses so Verschiedene, Vielfache und in den Verhältnissen, worin man war, so Schwere, sollte in wenigen Jahren vollendet werden; denn das fühlten die Männer wohl, daß die Zeit und Napoleon ihnen zu langsamen Entwürfen und Arbeiten nicht den Atem lassen würden. Vieles hievon ward freilich vergeblich versucht und wegen innerer und äußerer Schwierigkeiten nur halb ausgeführt, anderes ward durch den Eifer der Menschen und die Treue und Hingebung der Untertanen weiter gebracht, als die, welche nicht in der Nähe waren, glauben konnten. Zwei Dinge vor allen ließen diejenigen nicht aus den Augen, welche in diesen Jahren auf die großen Geschäfte Preußens einen entscheidenden Einfluß hatten: die beiden Dinge, wodurch der Staat aus einem kleinen und schwachen ein großer und mächtiger geworden war, *den Geist frei zu lassen und das Volk kriegsgeübt zu machen*. Der König ließ die Entwürfe und Einsichten seiner besseren Männer walten und fürchtete sich nicht vor dem, worin Schwächlinge, die das teutsche Volk nicht kannten, Gefahren zeigten; deswegen soll er vor ganz Europa gepriesen werden. Viele Völker können als Masse etwas bedeuten; auch Menschen gibt es, die durch die Masse der Darstellung sich etwas zu sein dünken: wem die Dicke des Leibes fehlt, der muß sich durch den Geist vergrößern; der Kleine ist nichts, wenn er nicht wagt, viel zu sein. Der preußische Staat ist durch die Idee geworden, was er war: er mußte durch die Idee wieder werden wollen, was er nicht mehr war.

So geschah es denn, daß zu derselben Zeit, als man in vielen teutschen Staaten, damit neue Regimenter errichtet, neue Hofwürden geschaffen und prächtigere Hofhaltungen gestiftet werden könnten, die Anstalten der Bildung und Wissenschaft verringerte und schmälerte und dem Geist sein Gebiet einschränkte, die preußische Regierung sich betrug, als sei sie nie reicher gewesen als jetzt an Hilfsmitteln für Künste und Wissenschaften. Ich erinnere an die Universitäten zu Berlin und Breslau und an so viele andere neue Einrichtungen, die in einer Zeit gemacht sind, wo der Staat bankrott hieß und es gewissermaßen war; aber er war an Liebe und Treue noch nicht bankrott geworden. Auch das muß gerühmt werden, daß, als in allen Marken Teutschlands die ängstlichste und gehässigste Jagd war auf alle großherzigen Gefühle und kühnen Gedanken, in Preußen noch eine Freiheit herrschte, wie sie unter der lauernden Eifersucht der Fremden irgend sein durfte.

Dem Staate, der vor wenigen Jahren noch ein stehendes Heer von 250000 Kriegern zählte, war durch den Tilsiter

Frieden vorgeschrieben, wie viele Bewaffnete er unterhalten durfte. Napoleon war gegen Preußen grausamer als Rom weiland gegen Karthago; aber Preußen war gegen Frankreich kein Karthago gewesen. Die vorgeschriebene Zahl blieb zwischen 40000 und 50000 Mann stehen. Diese durfte man nicht wohl überschreiten, ohne dem aufmerksamen Argwohn Veranlassung zu Klagen und dann, da die Gewalt bei ihm war, zu neuen Bedrängungen zu geben; aber helfen durfte der Unterdrückte sich, wie er konnte. Man hatte und fand den einzigen Ausweg, die geübten Jünglinge schnell in die Heimat zu entlassen und für sie neue und rohe unter die Waffen zu ziehen. Durch diese baldige Entlassung der Fertigen erreichte man, daß, wenn eine günstige Zeit der Rettung erschien, man in den vielen Geübten ein schlagfertiges Heer bereit hatte. Außer dieser stillen Sorge für die Freiheit ward in der Einrichtung und Bildung des preußischen Heeres vieles anders gemacht, als es früher gewesen war; die schreckliche Zeit hatte über manche Irrtümer belehrt und manche Veraltungen offenbart, die man in den Jahren 1805 und 1806 noch nicht Veraltungen nennen durfte. Unter den wackeren Männern, die an der Wiedergeburt des preußischen Heeres, das auch den Staat nur wiedergebären konnte, einen großen Anteil hatten, gebührte dem General von Scharnhorst die erste Stelle, auch deswegen, weil er unter den schwierigsten und mißlichsten Verhältnissen durch eine unstörbare Ruhe und unscheinbare Tätigkeit still und verborgen zu bereiten und schaffen wußte, was laut und offen nicht bereitet und geschafft werden durfte, weil er alle Persönlichkeit dem großen Zwecke hingab; denn nur der Mensch ist würdig, der sich und seine Eigenliebe für die Sache opfert. Auch das Lob gebührt ihm, und seine dankbaren Freunde und Schüler rufen es seinem glänzenden Gedächtnis nach, daß er einer von den wenigen Feldherren war, die den Geist der Wissenschaftlichkeit und Anspruchlosigkeit unter den Offizieren beförderten. Was dieser stille, fromme und redliche teutsche Mann, der nur ein Ziel des Lebens hatte, das Vaterland von der Schmach zu retten, durch Rat und Tat, durch Lehre und Beispiel gewirkt hat, das hat auch die Siege miterfochten, wodurch wir jetzt freie Männer sind und über unser Glück frei leben dürfen. Er ist gefallen, eines der ersten Opfer für die größte Sache, die seit 1800 Jahren auf Teutschlands Feldern ausgefochten ist. Friede seinem Gedächtnis, Ehre seinem Namen und Glück und Freiheit allen, die solche Tugend verstehen können, und die groß genug sind, sie nicht zu beneiden!

So arbeiteten und wirkten im preußischen Staate redliche,

geistreiche und tapfere Männer für Freiheit und Wiederherstellung unter den ungünstigsten Umständen, worunter jemals ein Volk erlegen war. Napoleon achtete darauf nicht; Preußen schien ihm zu klein und seines baldigen gänzlichen Unterganges zu gewiß, als daß Furcht seine Blicke dahin gelenkt hätte. Auch die übrigen Zeitgenossen achteten wenig darauf; sie waren der ewigen papiernen Veränderungen der Verfassungen zu gewohnt geworden, sie waren gewohnt, in allen Enden Teutschlands und Europens alles Alte vernichten und zerstören und neue Knechtschaft und neues Elend unter der Aufschrift neuer Gesetze, Bildungen und Verfassungen als die Glorie der Zeit und als den Abglanz des französischen Wesens und Bonapartischen Willens ausposaunen zu hören: es war ihnen zu verzeihen, wenn sie meinten, auch im preußischen Staate werde unter dem Klange herrlicher Verkündigungen bloß Ähnliches gemacht. Die Männer aber, welche dort tätig waren und wußten, wofür sie tätig waren, hofften jedes Jahr vergebens eine solche Entwickelung der politischen Verhältnisse, daß Preußen wieder in seine Stelle treten und für so viele Entehrungen und Mißhandlungen, die es von den fremden Überziehern erlitten hatte, gerechte Rache nehmen könnte. Eine solche Entwickelung kam nicht. Preußen hatte gegen Frankreich alle seine Verbindlichkeiten mit der größten Gewissenhaftigkeit erfüllt, selbst dasjenige erfüllt, was wider alle Verträge die offenste Gewalt auch nach dem Tilsiter Frieden aufgedrungen hatte: es hatte den größten Teil seiner fürchterlich aufgelegten Staatsschuld abgetragen; Frankreich sollte dafür besetzte Festungen zurückgeben: es gab keine zurück, wohl aber beleidigte es die Majestät des Throns und die Ehre des Volks durch immer neue Verletzungen und Bedrückungen. Was Wunder, daß in den meisten Brüsten der verhohlene Zorn gegen die Franzosen und alles Französische desto tiefer glimmte und manche in Ungeduld und Erbitterung weiter trieb, als sie nach den Umständen durften. Alle sehnten sich, bald gegen die Franzosen ihre Schwerter zu ziehen, und ein herbes Schicksal wollte zum Übermaß des Schmerzes, daß sie sie für die Franzosen gebrauchen mußten.

Das Jahr 1811 war gekommen, der politische Horizont verfinsterte sich im Osten: es war nicht mehr zweifelhaft, daß Frankreich und Rußland bald brechen würden. Äußere Zeichen erschienen viele; den Preußen erschien auch das, ja es ward schrecklich von ihnen gefühlt, daß die Besatzungen in den Oderfestungen und in Danzig sehr verstärkt wurden, und daß ungeheure Züge von Geschütz und Kriegsvorrat gegen Osten gingen, welche ihre unglücklichen Bauern fahren mußten. Endlich mit dem

Jahr 1812 brach das lange verhaltene Ungewitter los, die französischen Heere überschwemmten Deutschland, die Truppen der rheinischen Bundesfürsten wurden zusammengezogen und in Marsch gesetzt; Preußen, von allen Seiten umstellt, mußte mit Napoleon ein trauriges Bündnis schließen. Bald waren alle seine Lande von Hunderttausenden überschwemmt, und diese neuen Bundesgenossen behandelten sie härter und übermütiger, als wenn sie als Feinde gekommen wären. Verräterisch, wie er mit den Spaniern getan hatte, bemächtigte der Bundesgenosse Napoleon sich zweier preußischer Festungen: dies war das Handgeld der neuen Freundschaft, mit welcher, wie er verkündigte, die Epoche von Preußens neuer Größe und Glückseligkeit beginnen sollte; willkürlich trieb er wider die Übereinkunft zwei preußische Reiterregimenter und mehrere Batterien Artillerie mit seinen Scharen nach Rußland; willkürlich und gewaltsam plünderten und verheerten seine Heere das preußische Land. Nach langen Vorspielen und mancherlei Vorspiegelungen und Gaukeleien brach endlich im Sommer 1812 zwischen Napoleon und Kaiser Alexander der Krieg aus: 20000 tapfere Preußen, die andere Feinde begehrt hatten, mußten als Hilfsvolk mit den Franzosen ziehen, außer denen, welche Gewalt eigenmächtig mit weggerissen hatte.

Wie dieser Krieg geendigt hat, wodurch Napoleon die Befreiung Europens von russischer und asiatischer Barbarei, die endliche Demütigung Englands, die Glorie der Welt und das Glück eines unstörbaren europäischen Friedens versprach; wie die Russen durch Gott und ihr Schwert und die Gerechtigkeit ihrer Sache ein Heer von 400000 Mann vertilgt haben — wer hat die wunderbaren Geschichten des verflossenen Jahres nicht vernommen, die wie Märchen und Fabeln klingen und doch die wahrste Wahrheit sind? Also daß ich nicht zu erzählen bedarf, wovon die Erinnerung in allen Herzen noch so jung ist. Im Junius des Jahres 1812 drang Napoleon in die russischen Grenzen ein mit einer Heeresmacht und einem Zeuge, wie Europa seit Jahrtausenden nicht gesehen hatte; im Dezember desselben Jahres entfloh er durch Polen und Teutschland einsam nach Frankreich: von einer halben Million Männer, die er bewaffnet mit sich getrieben und später sich nachgerissen hatte, entkamen etwa 30000 armselige Flüchtlinge dem Eisen, dem Hunger und dem Frost. So hatte Gott Gericht gehalten: das Maß des Übermuts war vollgemessen.

Durch Preußens Grenzen war bei dem Zuge gegen Rußland der Glanz der Bonapartischen Macht hingezogen; ihre Schmach

sollte auch durch sie zurückfliehen: das wunderbarste Karneval des Glücksspiels, das je gesehen worden, in den mannigfaltigsten und possenhaftesten Verlarvungen und Verkleidungen ging durch alle preußischen Städte von Gumbinnen bis Königsberg und von Danzig bis Berlin und so weiter gegen Westen und offenbarte den Menschen mitten durch alle französischen Gaukeleien und Bemäntelungen, was geschehen war, und was jetzt geschehen durfte. Nie hat das bitterste Elend der närrischsten Posse ähnlicher gesehen als hier das französische, und doch stieg sein Jammer über Tränen hinaus.

Die Preußen waren der Erniedrigung des Vaterlandes und der Bundesgenossenschaft mit ihrem Unterdrücker die ungeduldigsten gewesen. Sie waren die ersten, die sich zur Rache aufrichteten und den übrigen Teutschen ein Beispiel gaben, dem sie nachfolgen sollten. Zuerst vor allen andern nahm ein preußischer Feldherr die Gesinnung seines Königs und das Gefühl seines Volkes voraus und offenbarte, daß er den teutschen Namen und die preußische Ehre fühlte. Kaum naheten die siegreichen Russen den Grenzen Preußens, so wendete der preußische General von Yorck, welcher die preußischen Bundestruppen diesen Sommer mit großer Ehre befehligt hatte, sich mit seiner Schar von dem Panier der Franzosen ab und fiel denen zu, welche kamen, Teutschland zur Freiheit aufzurufen. Das preußische Volk jauchzte der Kühnheit des Feldherrn zu, die hoffende Welt lauschte. Nicht lange, und der König von Preußen reiste von Berlin nach Breslau und erließ einen Aufruf an die preußische Jugend, sich freiwillig zu rüsten und unter die vaterländischen Fahnen zu stellen. Noch waren einige schwache Seelen, die weissagten, dieser königliche Ruf werde nur gehört, aber nicht verstanden werden; sie weissagten, was sie immer orakelt hatten, der Teutsche sei keiner Aufloderung und Begeisterung fähig (so sehr waren die teutschen Geschichten vergessen), und verkündeten wie der Prophet Habakuk: Wehe, wer zum Holz spricht: Wache auf! und zum stummen Stein: Stehe auf! Die Jünglinge widerlegten diese Zweifler, sie verstanden den Ruf, und Scharen von Tausenden und Zehntausenden strömten von allen Seiten dem Heere zu und stellten sich als Freiwillige in die Regimenter ein. Damit man auch bei einem Kriege, den man bei der willkürlichen Geschwindigkeit und Geschicklichkeit des französischen Gebieters und bei seinen immer noch großen Hilfsmitteln keineswegs als ein leichtes und schnell zu beendigendes Spiel ansehen durfte, der Zahl nicht zu sehr mangelte, erließ die preußische Regierung Verordnungen über die allgemeine Errichtung einer

Landwehr und eines Landsturms, beide zur Ergänzung des ordentlichen Heeres, zur Erweckung des kriegerischen Geistes und zur Wiederbelebung jenes zu lange vergessenen Gefühls, daß in großen Gefahren des Vaterlandes jeder freie Mann auf der Schwelle seines Hauses oder in den Toren seiner Stadt als Leiche liegen müsse, ehe ein Feind eingehen dürfe. Am wenigsten durften Preußen das versäumen, wodurch ihr Name vor fünfzig, ja noch vor fünfundzwanzig Jahren der größte in Europa gewesen war. Auch war der Befehl des Königs und der Wille des Volkes eins; das ganze preußische Land ward ein Übungsplatz, alle Preußen wurden Soldaten, nicht bloß durch das königliche Wort, sondern durch das stolze Herz, das sich lange vergebens gesehnt hatte, gegen Franzosen zu streiten.

Mitten unter diesen Vorrüstungen und Vorbereitungen zu dem heiligen Kriege ging die noch nicht starke preußische Kriegsmacht, die unter den Waffen stand, und was von russischen Bundesgenossen in Teutschland eingerückt war, gegen das Ende des Monats März über die Elbe und drang in Sachsen und Thüringen vor. Weiter durften sie nicht gehen, weil sie durch die vielen Festungen, die in ihrem Rücken immer noch in feindlicher Gewalt waren, und die sie hatten umrennen müssen, zu sehr geschwächt waren, und weil auch alle Elbfestungen Napoleon noch gehorchten.

Bei der Vorrückung ihres Heeres hatten die verbündeten Herrscher besonders darauf gerechnet, daß die verbündeten Fürsten des Rheinbundes, des fremden Druckes müde, sich für sie erklären und durch Anschließung ihrer Heeresmacht sie stärken würden. Am meisten aber rechneten sie auf den Beitritt des Herrschers von Sachsen, von dessen Landen sie vier Fünftel besetzt hatten, und hofften, er würde sich für die Sache Gottes und des Vaterlandes erklären und ihnen durch seinen Beitritt genug Stärke und Sicherheit geben, daß sie weiter vorwärts, nach Franken, Hessen und den hannöverschen Landen wirken, die Völker in die Waffen rufen und so Napoleon endlich auch durch die Menge die Spitze bieten könnten. Friedrich August zögerte und schien mehr an Napoleons Glück als an Teutschlands Rettung zu glauben. Er hatte mit einigen Regimentern Reiterei und mit seinen Schätzen das Land verlassen und war zuerst nach Bayern, dann nach Böhmen geflohen. Sein Heer stand etwa 12000 Mann stark unter dem Befehl des Generals Thielmann in und um die Festung Torgau; eine kleinere Abteilung lag noch in polnischen Festungen an der Weichsel begraben. Das ganze sächsische Volk, der größte Teil des Heeres, die Befehlshaber in Torgau — alle

wünschten und flehten, daß ihr Herrscher zurückkommen und den Verbündeten beitreten möchte. Er kam nicht.

Während die Macht der Russen und Preußen und das Glück der großen Sache durch diese unseligen Verhältnisse gehemmt und gelähmt war, hatte Napoleon wieder zahlreiche Menschenhaufen zusammengetrieben, die er in verschiedenen Abteilungen durch Franken und Hessen gegen die thüringische Saale hin richtete. Gegen das Ende Aprils stand er den Verbündeten mit einem Heere gegenüber, das ihnen an Streitbarkeit und Geist nicht vergleichlich, an Menge aber fast doppelt überlegen war. Den 2. Mai ward auf den Feldern zwischen Leipzig und Weißenfels, wo in früheren Tagen schon so viele blutige Kämpfe ausgefochten waren, eine gewaltige Schlacht gehalten, worin die Russen mit gewohnter Tapferkeit stritten, die Preußen gegen die schreckliche Übermacht wie eine eiserne Todesmauer standen: die französische Prahlerei lernte fürchten, von denen sie eben noch geweissagt hatte, sie würden bei dem ersten Kanonenschuß wie gezüchtigte Schulbuben davonlaufen. Napoleon ward auf allen Punkten mit ungeheurem Verlust zurückgeschlagen, die Verbündeten behaupteten das Schlachtfeld; aber wegen der Unsicherheit im Rücken und wegen der unverhältnismäßigen Überzahl der Feinde zogen sie sich hinter die Elbe nach der Lausitz zurück. Friedrich August kam auf die Nachricht von dieser Schlacht sogleich von Prag nach Dresden und übergab sich, seine Festungen, sein Geschütz und sein Heer an Napoleon. Die unglücklichen Sachsen, die von Begierde brannten, für Teutschland zu streiten, sollten durch unsägliche Plagen, Plünderungen und Verheerungen, durch die Zertretung ihrer Felder, die Verwüstung ihrer Dörfer und die Einäscherung ihrer Städte lernen, was die Bundesgenossenschaft mit dem großen und unüberwindlichen Napoleon bedeutete. Kaum hatten sie die Leichen der Ihrigen betrauert, die auf Polens und Rußlands Gefilden unbegraben verwitterten, so begann das neue Unheil. Dieser unselige Entschluß ihres Herrschers kostet gewiß einer halben Million teutscher Menschen das Leben: wie viele Unglückliche er gemacht hat und machen wird — wer kann das Ungeheure berechnen? Wie ganz anders, wenn er im April der gerechten Sache beifiel! Seine Festungen und sein Heer gaben den Verbündeten Halt; durch den vortrefflichen Geist und brennenden Haß der tapfern Sachsen gegen die Franzosen konnte seine Heeresmacht binnen wenigen Wochen auf 20000 und 30000 Mann vermehrt werden. Dieser Zuschuß an Streitern machte den Verbündeten kühnere Pläne möglich; Sachsen ward von der Last und dem Elend des Krieges und

Teutschland ward fünf Monate früher von dem Druck seiner Tyrannen befreit. Doch — — —

Nach dem Übergang über die Elbe ward den 20. Mai bei Bautzen eine zweite große Schlacht gehalten. Den 5. Juni ward ein Waffenstillstand geschlossen, damit über den Frieden unterhandelt werden könnte. Doch wie konnte man an einen sichern Frieden glauben, solange Napoleon das Schwert in der Hand hielt?

Die Aufgebote des Königs von Preußen wegen der Landwehr und des Landsturms waren Funken, die in ein Pulverfaß fielen. Man kann sagen, das ganze preußische Volk flog auf wie Pulver. Unvergeßlich jedem, dem ein teutsches Herz in der Brust schlägt, wird der Frühling und Sommer des Jahres 1813 bleiben. Wir können nun zu jeder Stunde sterben, wir haben auch in Teutschland das gesehen, weswegen es allein wert ist, zu leben, daß Menschen in dem Gefühl des Ewigen und Unvergänglichen mit der freudigsten Hingebung alle ihre Zeitlichkeit und ihr Leben darbringen können, als seien sie nichts. Kaum war der königliche Wille erschollen, so erkannte das Volk ihn durch die Art, wie es gehorchte, ja wie es dem königlichen Befehl vorauslief, als seinen Willen. Von Memel bis Demmin, von Kolberg bis Glatz war nur eine Stimme, ein Gefühl, ein Zorn und eine Liebe, das Vaterland zu retten, Teutschland zu befreien und den französischen Übermut einzuschränken. Jünglinge, die kaum wehrhaft waren, Männer mit grauen Haaren und wankenden Knien, Offiziere, die wegen Wunden und Verstümmelungen lange ehrenvoll entlassen waren, reiche Gutsbesitzer und Beamte, Väter zahlreicher Familien und Verwalter weitläufiger Geschäfte, in Hinsicht jedes Kriegsdienstes entschuldigt, wollten sich selbst nicht entschuldigen; ja selbst Jungfrauen unter mancherlei Verstellungen und Verlarvungen drängten sich zu den Waffen: alle wollten sich üben, rüsten und für das Vaterland streiten und sterben. Preußen war wieder das Sparta geworden, als welches seine Dichter es einst besangen; jede Stadt, jeder Flecken, jedes Dorf schallte von Kriegslust und Kriegsmusik und war in einen Übungsplatz und Waffenplatz verwandelt; jede Feueresse ward eine Waffenschmiede. Das war das schönste bei diesem heiligen Eifer und fröhlichen Gewimmel, daß alle Unterschiede von Ständen und Klassen, von Altern und Stufen vergessen und aufgehoben waren, daß jeder sich demütigte und hingab zu dem Geschäft und Dienst, wo er der brauchbarste war, daß das eine große Gefühl des Vaterlandes und seiner Freiheit und Ehre alle anderen Gefühle verschlang, alle anderen sonst erlaubten Rücksichten und löblichen Verhältnisse aufhob. Die Menschen

fühlten es, ſie waren gleich geworden durch das lange Unglück, ſie wollten auch gleich ſein im Dienſt und im Gehorſam. Und ſo ſehr erhob die große Pflicht und das gemeinſame Streben, wovon ſie beſeelt waren, alle Herzen, daß das Niedrige, Gemeine und Wilde, dem in getümmelvollen Zeiten der Bewaffnungen und Kriege eine ſo weite Bahn geöffnet iſt, nicht aufkommen konnte. Die heilige Begeiſterung dieſer unvergeßlichen Tage iſt durch keine Ausſchweifung und Wildheit entweiht worden: es war, als fühlte auch der Kleinſte, daß er ein Spiegel der Sittlichkeit, Beſcheidenheit und Rechtlichkeit ſein müſſe, wenn er den Übermut, die Unzucht und Prahlerei beſiegen wollte, die er an den Franzoſen ſo ſehr verabſcheut hatte. Was die Männer ſo unmittelbar unter den Waffen und für die Waffen taten, das tat das zartere Geſchlecht der Frauen durch ſtille Gebete, brünſtige Ermahnungen, fromme Arbeiten, menſchliche Sorgen und Mühen für die Ausziehenden, Kranken und Verwundeten. Wer kann die unzähligen Opfer und Gaben dieſes großen Sommers zählen, die zum Teil unter den rührendſten Umſtänden dargebracht ſind? Wer kann die dem Vaterlande ewig teuren Namen der Frauen und Jungfrauen aufrechnen, welche in einzelnen Wohnungen oder in Krankenhäuſern die Nackenden gekleidet, die Hungrigen geſpeiſt, die Kranken gepflegt und die Verwundeten verbunden haben? So geſchah es von einem Ende des Reichs bis zum andern; doch gebührte Berlin der Vorrang: ſie hat bewieſen, daß ſie verdient, der Sitz ihrer Herrſcher zu ſein. Freue dich deiner Ehren, wackere Stadt! Die alten Sünden ſind verſöhnt, die alten Unbille vergeſſen, Ruhm und Glück werden wieder ihren Wohnſitz bei dir aufſchlagen. Ich ſage nur das eine: es war plötzlich wie durch ein Wunder Gottes ein großes und würdiges Volk erſtanden.

Es iſt nicht genug, daß man erzähle, aus welchen Gefühlen die Menſchen gehandelt und gewirkt haben: man muß auch die Umſtände bedenken, unter welchen ſie es getan haben. Das preußiſche Land, im ganzen keines der reichſten und fruchtbarſten Länder des teutſchen Vaterlandes, war in dem Kriege der Jahre 1806 und 1807 und auch das ganze Jahr 1808 und den Anfang des Jahres 1809 noch auf das ſchändlichſte geplündert, verwüſtet und ausgeſogen, am ſchändlichſten und hinterliſtigſten verwüſtet und ausgeſogen nach dem Tilſiter Frieden, wo die übermütigen franzöſiſchen Scharen ſich in ſeinen Landſchaften recht nach Gefallen ausbreiten und jeden erdenklichen Übermut und Hohn üben konnten. Auch die folgenden Jahre noch blieben ihnen die franzöſiſchen Beſatzungen in den beſetzten Feſtungen,

die sie versorgen und verpflegen mußten; es blieben jährlich die drückendsten Kriegsschulden abzubezahlen; es blieben die unaufhörlichen Hin- und Herzüge von Franzosen nach den Oderfestungen und nach Danzig und dem Großherzogtum Warschau; und seit dem Jahre 1811 kamen dazu noch die ewigen Züge von Geschütz und Kriegsvorrat, dann auch viele Krieger, welche alle der unglückliche preußische Bauer und Bürger weiter führen und verpflegen mußte. Endlich mit dem Jahre 1812, bei dem Ausbruch des Kriegs mit Rußland, goß sich ein Heer von beinahe einer halben Million Männer mit einem zahllosen Geschlepp von Zeug, Troß und Angestellten über das gequälte Land hin und spülte wie eine verheerende Flut seinen letzten Wohlstand weg. So groß waren die Lieferungen für diese Räuber, die sich jetzt Bundesgenossen Preußens nannten, daß Preußen am Ende des Jahres 1812 an Frankreich dafür eine Forderung von mehr als 30 Millionen Reichstaler hatte, die unbezahlt geblieben sind. Als der traurige Rest des großen Bonapartischen Heeres im Anfange des Jahres 1813 durch die preußischen Lande zurückfloß, brachte er zum Übermaß des Unheils noch Seuchen und Pesten in alle Orte, wodurch er hinfuhr. Unter solchen Umständen begann der Krieg. Nach den Schlachten bei Großgörschen und Bautzen waren die verbündeten Heere wieder auf das preußische Gebiet zurückgekommen; auch zahllose Heere des Feindes lagerten auf einem Teil desselben; keine einzige Festung an der Oder und Elbe war erobert; jede Stadt, jedes Dorf, wann der Feind siegte, lag ihm offen; der Staat ohne Hilfsmittel, das Land ausgequält, die Einwohner verarmt. Doch sollte ein großes Heer aufgerichtet, bewaffnet und unterhalten werden, es sollte mit dem gewaltigsten Feind bis aufs Verderben der Kampf von neuem begonnen werden. Unter so vielen Drangsalen und Gefahren, was wollten die Preußen?

Krieg wollten sie, Gefahr und Tod wollten sie, den Frieden fürchteten sie, weil sie von Napoleon keinen ehrenvollen und preußischen Frieden hoffen konnten; Krieg! Krieg! schallte es von den Karpathen bis zur Ostsee, von dem Niemen bis zur Elbe; Krieg rief der Edelmann und Landbewohner, der verarmt war, Krieg der Bauer, der sein letztes Pferd unter Vorspannen und Fuhren tot trieb, Krieg der Bürger, den die Einquartierungen und Abgaben erschöpften, Krieg der Tagelöhner, der keine Arbeit finden konnte, Krieg die Witwe, die ihren einzigen Sohn ins Feld schickte, Krieg die Braut, die den Bräutigam zugleich mit Tränen des Stolzes und des Schmerzes entließ. Ich kann erzählen, was ich gesehen habe. Als den zweiten Pfingsttag

nachmittag die Nachricht von dem mit Napoleon abgeſchloſſenen Waffenſtillſtande nach Berlin kam, wurden plötzlich alle Geſichter blaß, alle Herzen wie vom Donnerſtrahl getroffen, bange Todesſtille war in der eben noch ſo fröhlichen Menge der wandelnden Menſchen, die Sonne des ſchönen Frühlingstages ſchien nur auf Verzweifelnde: bei dem Gedanken der Möglichkeit des Friedens waren alle wie verſteint und verdonnert. Alles, was Preuße hieß und ſeinen Namen fühlte, wollte lieber den geſchwindeſten Untergang als einen unrühmlichen Frieden. Und doch, wenn man die Dinge kühl erwog und die Kräfte gegeneinanderſtellte, wenn man die Hilfsmittel des Feindes, ſeine Bundesgenoſſen, ſeine Waffenplätze und Feſtungen rechnete, wenn man die Einheit ſeiner Entwürfe und die Geſchwindigkeit ihrer Ausführung bedachte, und wieviel Fürchterliches und Zerſchmetterndes in einem über alle Bedenklichkeiten und Rückſichten grauſam wegſchreitenden Manne und Feldherrn liegt, ſo mochte man eine Zeitlang wanken. Wenn man aber den Mut ſah, der ſiegen oder untergehen wollte, ſo erkannte man eine höhere Gewalt in den Menſchen, als die von Tyrannen beſiegt werden kann, man erkannte, der Mut und Zorn für das Vaterland werde ſeine Gelübde erfüllen. Auch hat er ſie glorreich erfüllt.

Die Waffen hatten drittehalb Monate geruhet; es war kein Friede geworden, weil Napoleon verweigerte, wodurch Friede beſtehen kann. Die Waffen hatten drittehalb Monate geruhet, auf beiden Seiten hatte man viele Tauſende von Männern und Roſſen gerüſtet, die Stärke der Verbündeten war durch Öſterreich um 150000 Mann vermehrt; der 17. Auguſt war der Tag, wo die Preußen wieder gegen die Franzoſen ziehen durften. Zwei Monate ſind ſeitdem verfloſſen, und welche Taten ſind in dieſen zwei Monaten getan! Die Ufer der Katzbach und des Bobers, die Elbe, die Parthe und die Pleiße, die Fluren von Großbeeren, Dennewitz, Kulm, Wartenburg und Leipzig — kann man für ſo viele Siege, als Wochen verfloſſen ſind, an allen Stellen Denkmäler erbauen? Tapfre Preußen, die Teutſchen werden euch in ihrem Herzen ein Denkmal erbauen, das keine Zeit zerſtören wird. Oft ſind Leipzigs Felder in früheren Tagen von dem Blute tapferer Männer gerötet, nie in einem heiligeren Kriege: dieſe Schlacht bei Leipzig iſt die merkwürdigſte Schlacht für Teutſchland ſeit den Tagen, worin Hermann an der Weſer und dem Rhein ſich mit den Römern ſchlug. Die Preußen ſind dem ganzen teutſchen Volke nicht allein die Anführer zur Freiheit geweſen, ſie ſind ihnen auch ein Muſter der Tapferkeit, Zucht, Beſcheidenheit und Menſchlichkeit; ſie ſind rechte Krieger Gottes,

wie der jetzige Krieg, wovon das teutſche Vaterland brennt, ein rechter Gotteskrieg genannt werden kann. Jene Begeiſterung, womit ſie ſich dem Tode fürs Vaterland weihen, macht ſie auch ſtark zu jeder hohen Geduld und zu jeder menſchlichen Milde: ſie ſind in der Schlacht wie verzehrendes Feuer, und wie erquickender Sonnenſchein, wann die Schwerter ruhen.

Und was hatte der ſchöne Eifer der Menſchen und die Treue und Liebe für König und Vaterland möglich gemacht während dem Waffenſtillſtande! Fünf Millionen Menſchen, die durch den eiſernen Druck und die unbeſchreiblichen Plagen von ſieben Jahren ermattet und erſchöpft heißen konnten, ſtellten 250000 Mann ins Feld, gerüſtete, gekleidete, bewaffnete Krieger, und ſie gaben ihnen jenen hohen Geiſt mit, daß die Jüngſten unerſchütterlich ſtanden wie die feſten Reihen bei Zorndorf und Hohenfriedberg weiland, daß die Ungeübten oft nur durch wildere Kühnheit von den Erfahrnen unterſchieden wurden: der ſchlechteſte Mann war ein Held, das ganze Volk war ein Volk von Soldaten geworden. So zogen ſie aus mit dem Stolz, daß keiner heimkehren wolle, er bringe denn den Sieg und einen glorreichen Frieden zu Hauſe. Viele ſind gefallen in dem heiligen Streite, die Edelſten und Beſten als Opfer der Freiheit, viele werden noch fallen, ehe die große Sache ausgeſtritten wird; aber ihre Namen werden unſterblich fortleben in dem Gedächtnis der ſpäteſten teutſchen Enkel, und ihre Tugend wird die künftigen Geſchlechter erbauen: aus ſolchen Aſchen ſpringen Helden empor, wie aus Kadmus' Knochenſaat Männer. Das aber kann man ſagen und muß man ſagen, damit die Sehnſucht nach dem Unvergänglichen alle Brüſte entzünde, daß die neue Geſchichte kaum ein Beiſpiel hat, daß ein Volk in ſolcher Lage mit ſolcher Geſchwindigkeit ſo Großes und Herrliches gewagt und vollendet hätte als dieſes Volk. Denn es kämpften nicht allein die, welche unter den Waffen ſtanden, das ganze Volk arbeitet, wirkt und lebt nur für den Krieg. Frage nach der Bekleidung, der Bewaffnung und Verpflegung des Heers, beſuche die Rüſthäuſer und Waffenplätze, beſuche die Krankenhäuſer und die Lazarette — das Volk, das ganze, hochherzige Volk handelt, wirkt, ſorgt und erhält: es iſt ein wirklicher Staat geworden, der König und die Untertanen ſind *eins* geworden; wo ſolche Liebe herrſcht, da hören die Befehle auf.

Braves und tapferes Volk, nimm dir denn den Preis, der dir gebührt; nimm die demütige Anerkennung und das beſcheidene Bewußtſein, daß Gott gefallen hat, was du wagteſt; nimm dir die ſchöne Hoffnung, daß du deine Kühnheit auch hindurch-

führen wirſt. Mögen viele zierlichere und blankere Völker dich arm nennen, mögen ſie dich rauh und ungebildet nennen — wer die Freiheit verteidigen kann, der hat der Güter genug; wer ſterben kann für Ehre und Pflicht, der bedarf keiner äußeren Zierlichkeit, wer Frevler züchtigen und Tyrannen zermalmen kann, der lächle über den Vorwurf, wann Weichlinge ihn rauh nennen. Ernſter und ehrenfeſter Märker, treuer und kriegsluſtiger Pommer, tapfrer und redlicher Preuße, freundlicher und kunſtreicher Schleſier, duldet es, daß die andern mit allen Gütern der Welt prahlen, haltet ihr das feſt, wodurch eure Väter gelobt wurden, und ihr habt, was Männer glückſelig macht. Ihr habt alles geopfert, ihr habt alles hingegeben, ihr ſeid alle arm geworden. Wahrlich, ich ſage euch, dieſe eure Armut iſt reicher als der größte Reichtum, den ihr jemals beſeſſen habt. Der Freie mag alles mit Freuden wiedererwerben, er mag vieles entbehren, was der faule Sklav' gebraucht; aber Ehre, die aus Geiz und Feigheit verloren ward, erwirbt ſich nimmer wieder.

Aber Worte preiſen nicht würdig, was über jedes Lob der Worte erhaben iſt; die Zunge kann nicht ausſprechen, was wie ein Wunder erſchienen iſt, und was unbegreiflich iſt wie alle Wunder. Als ihr auftratet und dem Winke eures Herrſchers gehorchtet, da dachtet ihr, da dachte alle Welt, die Preußen würden ſich tapfer ſchlagen, ſie würden ihren gerechten Zorn gegen ihre Unterdrücker, die Franzoſen, redlich abbüßen; aber daß ihr ſolche Männer ſein würdet, als ihr erſchienen ſeid, das dachtet ihr nicht, und das dachten wir nicht und konnten es nicht denken. Das iſt die Gewalt des überſchwenglichen Geiſtes, die Gewalt Gottes, die über die Menſchen kömmt, daß ſie aus ihnen ſelbſt heraus und über ſich ſelbſt emporgehoben werden und dann nicht mehr fühlen, wer ſie geweſen ſind, ja kaum fühlen, wer ſie ſind, wenn das Höchſte ſie beherrſcht. Ihr tapfere und fromme Kämpfer, wie oft habt ihr im Erſtaunen ſelbſt ausrufen müſſen: **das haben wir nicht getan, das waren wir nicht, das hat Gott getan, das war Gott! Gott gab uns die Kraft, Gott gab uns das Glück, Gott wollte, wir haben wollen müſſen.**

Ja, brave Männer, ihr redet und glaubet recht. Gott war in euch und iſt in euch und wird in euch und mit euch ſein. Gott hat ſich gegen den Lug und Trug erhoben, Gott will die Schande und den Frevel verderben und die Ehre und Freiheit der Welt wiederherſtellen. Vor jenem heiligen Kreuze, womit ihr gezeichnet auszoget, ſind die zahlloſen Scharen des

gewaltigen Unterdrückers der Fürsten und Völker in Spanien und Rußland in den Staub gesunken und haben die Wölfe und Raben gefüttert; vor diesem göttlichen Zeichen sanken die trotzigen Legionen, die sich die Weltbezwinger nannten, auch auf Teutschlands entweihten Gefilden in das Nichts. Gott gab euch das Glück und den Sieg; von Gott kömmt es her und von niemand anders, daß ihr so fromm, so geduldig, so züchtig und so menschlich seid. Vertrauet diesem euren gewaltigsten Hort, vertrauet diesem euren mächtigsten Bundsgenossen, betet zu ihm, daß er euch im Glück bescheiden und mild erhalte, wie ihr im Unglück tapfer und unerschütterlich gewesen seid — und ihr werdet glücklich hindurchführen, was ihr euch als den Preis so herrlicher Mühen und Arbeiten vorgesetzt habt. Denn tausend Zeichen sind da und sind schon seit Jahren da gewesen, daß Gott Großes will mit der Menschheit und mit dem teutschen Volke. Selig, die darauf merken und in diesem Vertrauen unwankend auf der Bahn bleiben, worauf sie durch Gott gesetzt sind!

So hat das preußische Volk und Heer sich offenbart; so sind die Wunder, die uns Teutschen vom Guadalquivir und Ebro, vom Dnjepr und von der Düna verkündigt wurden, auch bei uns erneuet; so ist Gott und Gottes Kraft und eine Begeisterung, die wir nicht begreifen können, auch unter uns erschienen. Die Preußen hatten Fehrbellin und Hochstädt, Turin und Malplaquet, sie hatten die Tage von Roßbach und Leuthen, die Schlachten von Torgau und Zorndorf — sie haben nie Tage gehabt wie die von Großgörschen und von der Katzbach, von Dennewitz und von Leipzig; denn sie haben nie vorher mit einem so großen Geist noch für eine so große Sache das Schwert gezogen. Daß wir jetzt frei atmen, daß wir fröhlich zu den Sternen blicken und Gott anbeten, daß wir unsere Kinder wieder mit Freuden ansehen können, als die da künftig freie Männer sein werden — das danken wir nächst Gott diesen Beginnern der teutschen Herrlichkeit; sie sind uns übrigen Teutschen, wie verschiedene Namen wir auch führen mögen, die glorreichen Vortreter und das erste Beispiel der Freiheit und Ehre geworden. Unsere Pflicht wird nun, diesen ersten Kämpfern auf der teutschen Ehrenbahn mit gleichem Sinn und Mut nachzufolgen. Wenn wir dies recht wollen, wenn wir recht fühlen, wie groß der Kampf und sein Preis ist, worum wir ringen sollen, wenn wir recht innig glauben, daß er nur mit Gott vollendet werden kann, wenn wir unsre Herzen zu den Erinnerungen und Taten unsrer glorreichen Ahnen erheben und schwören, nicht schlechter

ſein zu wollen als unſre freien Väter, die Germanen, ſo wird Gott mit uns ſein und auch durch uns vollbringen, was ſo tapfer begonnen iſt. Das iſt aber das Erſte und Größte, worum alle Teutſche, die von dem unerträglichen und ſchmählichen Joche der fremden Plager frei ſein wollen, Gott bitten müſſen, daß er ihnen nicht allein den Geiſt der Tapferkeit und Männlichkeit gebe, ſondern vor allen andern Dingen den Geiſt der Sanftmut und Eintracht, wodurch ſie mit Freuden erkennen, daß alle Teutſche von Natur Brüder ſind und Kinder *eines* Volkes, die einander lieben und ehren und gegen fremde Tyrannei einmütiglich und trotziglich alle für *einen* Mann ſtehen ſollen. Dies muß die allgemeine teutſche Geſinnung und Treue werden, dies muß die Lehre werden, die uns gegen alle Feinde zu einer eiſernen und undurchdringlichen Mauer macht; dahin müſſen alle redliche Teutſche ſtreben, daß die unſelige Zwietracht aus unſern Grenzen vertilgt, daß aller Groll und Hader vergeſſen und mit Liebe zugedeckt werde, daß künftig wie ein Abſcheu und ein Greuel angeſehen werde, wer die einen Teutſchen gegen die andern entzweien und jene Zwieſpalte wiederherbeiführen will, wodurch wir in dieſen jüngſten Tagen ſo elend geworden ſind. Denn wir waren auf dem geradeſten Wege, unterzugehen und aus dem Buche der Weltgeſchichte in Schande ausgelöſcht zu werden, wenn Gott nicht dazwiſchengetreten wäre und den Trug zerſchmettert hätte, der uns verwirrt und umſponnen hielt. Auch darin müſſen wir den wackern Preußen nachahmen, daß wir aller Welt die teutſchen Tugenden der Beſcheidenheit, Zucht und Menſchlichkeit zeigen und dadurch die große Sache ehren, für welche wir ins Feld ziehen. Kommen wir nicht als Chriſten und Menſchen, kommen wir als Räuber und Diebe, als Plünderer und Verheerer, kommen wir mit der Geſinnung, wodurch diejenigen uns ein Greuel waren, gegen welche wir ausziehen, ſo wird alle unſere Arbeit vergeblich ſein, und Gott und ſeine Geſchichte werden ewig ihr Angeſicht von uns wenden. Schwer und blutig wird der Streit ſein um die Freiheit und Selbſtändigkeit unſers Namens — Gott gibt die höchſten Güter nicht umſonſt — viele treffliche Männer werden noch als Leichen liegen, ehe alle teutſche Brüder befreit und unſers Volkes uralte Grenzen bis zu der Schelde und den Ardennen, von Dünkirchen bis Baſel hinauf wiedergewonnen werden. Darum, je ſchwerer die Arbeit und je größer die Gefahr, deſto höher muß auch der teutſche Stolz und die teutſche Tugend ſtreben. Jahrelang haben andere Völker gezweifelt, ob wir unſer Unglück und unſre Schande fühlten; wir müſſen jetzt nicht bloß

als tapfere Männer für unser Vaterland streiten, nein, wir müssen noch mehr durch unser Betragen beweisen, daß wir der Freiheit würdig sind; dahin müssen wir trachten, daß wir uns von den Franzosen und dem französischen Tand nicht bloß durch die Sprache, sondern auch durch die Treue und die Sitten unterscheiden.

Gott ist mit den Preußen, Gott ist mit den Teutschen, Gott ist unter uns getreten, Gott hat die großen Taten getan, wodurch die Bahn der Freiheit geöffnet ist, und nicht wir — so hat jeder Soldat des preußischen Heers gesprochen, das haben selbst gleichgültige Zweifler und Hohnlächler bekennen müssen. Aber wodurch ist Gott über das preußische Heer gekommen? Wodurch ist die unüberwindliche Kraft und der überschwengliche Glaube geboren, welche die Scharen des Feindes zerschmettert und die preußischen Adler mit Sieg gekrönt haben?

Das Erste und Größte wissen wir nicht und dürfen es nicht erklären, weil wir an das Geheime und Unendliche glauben, das sich zu seiner Zeit in Zeichen und Wundern dem Menschengeschlechte bezeugt, damit sie lernen Gerechtigkeit üben und vor Freveln zittern, die früher oder später unerbittlich heimgesucht werden. Das Zweite und Kleinere wissen wir und dürfen es erklären.

Auf dieses Zweite und Kleinere haben wir oben hingespielt, es heißt der Geist, es heißt die Freiheit des Geistes. Wir sagten, die preußische Regierung habe nicht vergessen, daß es allein die Idee war, welche Preußen so groß gemacht hat, der König von Preußen habe im stolzen Gefühl seiner Hoheit und im edlen Vertrauen auf sein Volk die Geister freigelassen, als man allenthalben eine kindische und tyrannische Jagd auf sie machte. Wie der Übermut des Geistes seit zwei Jahrhunderten gefrevelt hat und noch frevelt, wie er allen heiligen Wahn und allen unendlichen Glauben weggespöttelt und soviel Treffliches und Verehrliches entweiht und gestürzt hat — das wissen wir alle und haben es bitter abgebüßt. Das Feuer, welches wärmt, verbrennt auch: wir sind fast noch in der Epoche, wo die meisten nur die verzehrende Glut fühlen, wenige schon von milderen Flammen erquickt werden. Aber wir müssen hindurch; was uns zerstört hat, muß uns wieder heilen. Als wenig ein dreißigjähriger Mann wieder zu der unmündigen und seligen Unschuld seines dritten und fünften Lebensjahres zurückkehren mag, so wenig können wir durch Hofbefehle und Bannbullen zu der alten Stille des Glaubens, zu der alten, kindlichen Seligkeit des unmittelbaren Gefühls zurückgeführt werden.

Was vergangen ist, das ist vergangen, die quicken und feurigen Geister müssen durch Flammen und Abgründe ihren leuchtenden Olympus mit uns erklimmen, wohinter die Götterwelt eines neuen Lebens, einer neuen Religion und eines neuen Glücks liegt. Recht hat Friedrich Wilhelm getan, würdig und königlich hat er dem Zeitalter und seinem Volke vertrauet, als er das Licht nicht bedecken wollte, welches gerade dadurch späterhin ein verderbliches Feuer geworden sein würde. Die Geister, die er hat frei fliegen lassen, haben Gott zu seinem Bundesgenossen gemacht und seine Heere mit dem Atem der Begeisterung angeweht, wodurch die Fesseln zersprungen sind, die uns schmerzten. Was wäre es geworden, wenn zu dem unsäglichen Unglück des Landes, zu dem eisernen Druck des Volkes, zu der brennenden Demütigung und Zerknirschung der preußischen Herzen noch das gekommen wäre, daß diese Menschen nicht hätten denken, daß sie nicht hätten sprechen noch sich die Zeit und ihr Leid und ihre Hoffnungen hätten auslegen dürfen? Dann wäre es nur eine dicke, faule Masse geworden, eine starre Leiche voll Schmutz und Sünde; der preußische Staat wäre dann wirklich tot gewesen; wie Blei wäre der traurige Rest zusammengesunken, hätte nur seine Schwere gefühlt und nichts weiter, und vergebens hätte das königliche Zepter im Frühling 1813 auf die bleiernen Sklaven geschlagen, sie zum Kampf aufzuwecken, sie wären wie dumme und stumme Klötze in ihrer Faulheit liegen geblieben. Gott, der unsichtbar und geheim wirkende, das ungeheure Unglück des Staats, das die Herzen erschütterte, der Zorn und Haß gegen die Fremden, der den preußischen Mut und Stolz reizte, das Größte und Gewaltigste zu wollen — das hat Preußen gerettet. Aber alles dies wäre nicht so lebendig gewesen, wenn eine kleinliche Furcht oder eine bängliche Ansicht des Zeitalters den freien Flug des Geistes gefesselt und den Gedanken die Flügel beschnitten hätte. Daß Preußen wieder dasteht, daß Teutschland erstehen wird, daß das glorreiche Geschlecht des Hauses Hohenzollern auch künftig im Glanz herrschen wird — das alles verdanken wir nächst Gott der geistigen Freiheit, die der König seinen Untertanen unverkümmert ließ.

Wenn man bei der ruhigen Betrachtung der Zeit und ihrer wunderbaren Erscheinungen dies so vor sich überwallen läßt und jenes Unsichtbare anbetet, welches die verborgenen Fäden der Dinge und Begebenheiten lenkt, so wird man oft recht unangenehm gestört durch einen dummen Lärm und eine ängstliche Jagd auf das unruhige und wilde Ding, was man Geist nennt. Ja, wäre dies in menschlicher Gewalt, so möchte man den

Menſchen ſolche Torheit noch verzeihen; aber es iſt nichts anderes als die göttliche Gewalt der Zeiten ſelbſt, und vergebens will der Sterbliche ihren brauſenden Strom und wehenden Flug hemmen. Ich könnte ſchmerzlich hinweiſen auf manche Seiten unſerer Tage, die dunkel ſind, ich könnte auf manche Staaten hinweiſen, die aus kleinlicher Furcht vor dieſem Geiſt dasjenige gelähmt und getötet haben, wodurch ſie in die erſte Stelle hätten treten und den Preis des Zeitalters erjaſſen können, welchen ſie Geringeren erlaubt haben. Warum Napoleon und ſeine Helfer dies Geſchrei angeſtimmt und dieſe Jagd angeſtellt haben, das begreife ich; wer herrſchen will, wie er, der muß die Menſchen haſſen, welche zu denken wagen. Aber daß nach der Erfahrung von zwanzig Jahren noch ſo viele andere bange Zeichendeuter und Zeterſchreier ſind, die vor Aufruhren des teutſchen Volks, vor Predigern der Freiheit und Gleichheit, vor teutſchen Jakobinern und Revolutionen warnen — das erſtaunt mich. Viele von dieſen ſind wirklich in ehrlicher Dummheit befangen; andere gaukeln und wiſſen, wofür. Die Geſchichte iſt das Weltgericht der Völker. Schlagt die teutſche Geſchichte auf und leſet, törichte Ankläger und Warner, ja Verbrecher gegen euer Volk, die ihr den Königen und Herrſchern vor ihm bange macht; ſchlagt die teutſche Geſchichte auf und leſt ſie von Julius Cäſar bis auf die Pflanzung der franzöſiſchen Freiheitsbäume — und zeigt mir Auftritte und Begebenheiten, die den franzöſiſchen und italieniſchen Umkehrungen und dem Geſchrei von Freiheit und Gleichheit, was in unſern Tagen geklungen hat, ähnlich ſehen. Das teutſche Volk liebt Freiheit und Geſetzlichkeit, Ordnung und Sittlichkeit, aber keine Wildheit und kein Blut. Es gibt in Teutſchland wie allenthalben einige verrückte Toren, welche die Welt und die Geſchichte nicht kennen, einige überſpannte Jünglinge, die mit Träumen ſpielen und mit Worten klingeln; ſolche ſind immer geweſen, aber ſolche haben nie Revolutionen gemacht noch Verfaſſungen vernichtet und Thronen umgeſtürzt. Das teutſche Volk iſt an ſich ruhig, treu, redlich, dankbar, ſeinen Herrſchern bis in den Tod anhangend. Und ein ſolches Volk und diejenigen ſeiner Männer, die eines ſolchen Volks lebendige Geiſter gegen eine ſcheußliche, fremde Tyrannei erwecken wollen, wagt man mit dem Namen Aufrührer und Jakobiner zu brandmarken? Ich ſage, Teutſchland hat keine anderen Jakobiner und Umkehrer als die zerbrochenen Seelen, die vor jedem kühnen Gedanken und jeder hohen Tat zittern, als die bübiſchen Verräter, die für Napoleon und ſeine Franzoſen arbeiten und den matten Wiegenſchlaf der Sklaverei immer

wieder einleiern möchten. Als Napoleon und Davouſt und andere ſeiner Trabanten in Teutſchland auf jede Art eine feſtgegliederte und verbrüderte Propaganda für die Knechtſchaft zu ſtiften ſuchten, da ſtellte man ein Geſpenſt auf, mit welchem man alle Regierungen zu ſchrecken ſuchte, und welches nicht weniger im Schilde führen ſollte als Mord, Blut, Verrat, Auflöſung der Ordnung, Vernichtung der Verfaſſung und Umſturz der Thronen. Dieſes blutige Geſpenſt taufte man mit dem Namen Tugendbund, weil in Preußen bald nach dem Tilſiter Frieden die Idee eines vaterländiſchen Bundes der Gemeinſchaft der beſſeren und geſcheiteren Männer, die für die Wiederauferſtehung des Vaterlandes wirken könnten, entſtanden war. Wer in Teutſchland als ein Proteſtant gegen Napoleons Weltherrſchaft und gegen die Tyrannei von fremden Sprachen, Sitten und Geſetzen auftrat; wer irgendeine Tat, irgendein Gefühl offenbarte, was einem teutſchen, einem freien und kühnen Mann anſtand; wer noch die Hoffnung bekannte, die Schmach könne nicht ewig ſein, ſo ſeien nicht der Gott und die Beſtimmung des Zeitalters, daß den leichten Flatterern an der Seine die Herrſchaft von Rechts wegen gebühre, ſo ſei nicht der Genius Napoleons, daß er ein Zeitalter anführen und eine neue Menſchheit machen könne — der war ein Tugendbündner, ein Aufrührer, ein Jakobiner. Daß Schelme und Verräter ſolches ſagten, war ihrer Rolle richtig und natürlich; daß aber manche ehrliche Männer dies nachbeteten und ſich mit leeren Schrecken, die nirgends waren, abängſteten, war von allen lächerlichen Dingen das lächerlichſte. So ſpuken Geſpenſter immer noch fort, wann ihr Wahn auch tauſendmal entlarvt iſt: der Glaube kömmt immer wieder, er läßt ſich ſo leicht nicht ausrotten. Die man aber mit jenen Namen zu ſchänden meint, mögen ſich tröſten; ſie ſind gewiß nicht die ſchlechteſten Teutſchen. Denn wenn alle Jakobiner heißen, welche gegen die fremde Sprache und die unteutſchen Sitten ſich auflehnen; welche auf das Vaterländiſche und Teutſche und auf die Wiedererhebung und Wiederbelebung des Vaterländiſchen und Teutſchen hinweiſen als auf das einzige, was unſere Freiheit auch für die Zukunft ſichern kann; welche gegen Napoleon und die Franzoſen zu den Waffen und zur Rache rufen — ſo hoffe ich, daß die meiſten Teutſchen mit Recht Jakobiner genannt werden, ſo iſt der König von Preußen, welcher zuerſt den Stolz und Mut der Rettung ergriff, Teutſchlands erſter Jakobiner, und faſt alle teutſche Fürſten ſind es nach ihm geworden.

Alſo nur immer friſch und getroſt, braver König von

Preußen! Zittre nicht vor dem Volke, es hat nie etwas anderes gewollt als deine und seine Ehre und kann nichts anderes wollen. Immer getrost und frisch, ihr anderen Herrscher! Und lasset und rufet alle mutigsten und stolzesten Geister eures Volks mit jeder Kühnheit und Tugend in die Rennbahn, schließt den großen Tugendbund des tapfern und treuen teutschen Volkes gegen die welsche Tyrannei immer enger zusammen. Denn nur so werdet ihr mit Ehren und Herrlichkeit bestehen.

Allen Feigen und Matten aber sage ich, daß Donnerstrahlen anfassen, die den fließenden und fliegenden Geist der Zeit hemmen wollen. Er wird seinen stolzen Lauf fortbrausen und alles verschlingen und zermalmen, was ihn aufhalten will. Denn freilich sind gewaltige Revolutionen im Werden, umsonst sind so ungeheure Taten nicht geschehen, so ungeheure Verhängnisse nicht erlebt, umsonst ist Gott mit seinem Weltgericht nicht sichtbar unter die Völker gewandelt. Aber diese Revolutionen sind anderer Art als diejenigen, vor welchen ihr warnt: sie zerrütten keine Völker, sie stürzen keine Thronen um; ihr Gebiet ist über der Erde, ihre Donnerwolken laden sich in den Lüften des Äthers aus, wenn törichte Furcht sie nicht mit Gewalt nach unten hinabzieht. Wir leben in einer neuen Zeit, wir warten einer neuen teutschen Herrlichkeit, wie seit Jahrhunderten nicht gewesen ist; aber wir wollen und können sie nicht durch die wilden Revolutionen der Mirabeau, Danton, Robespierre und Sieyes gewinnen. Solche Tollheit ist nicht teutsche Art, für solches Unglück ist unsere Schuld zu klein.

Der Rhein Teutſchlands Strom, aber nicht Teutſchlands Grenze

1813

Der Rhein ist Frankreichs Naturgrenze, bewies Sully im Jahre 1600 und 1610; der Rhein ist Frankreichs Naturgrenze, rief Richelieu in den Jahren 1625 und 1635; der Rhein ist Frankreichs Naturgrenze, erklärte der Graf d'Avaux in den Jahren 1640 zu Münster in den heiligen Orten, wo Hermann der Cherusker den Römern weiland andere Erklärungen gegeben hatte; der Rhein ist Frankreichs Naturgrenze, klangen in den Jahren 1670 bis 1700 Louvois' und Colberts Reden im Staatsrat Ludwigs XIV. und sangen die Hofpoeten Boileau und Racine im Vorzimmer; der Rhein ist Frankreichs Naturgrenze, schrien die Ungeheuer an der Seine vom Jahre 1790 bis 1800. Der Beweis, den man vor zweihundert und hundert Jahren noch vergebens zu führen versucht hatte, gelang diesmal durch unser Unglück und unsere Zwietracht. Durch den traurigen Frieden zu Lüneville behielt Frankreich alles teutsche Land jenseits des Rheins mit allen Festungen und Wehren, was aber von festen Städten diesseits des Rheins lag, ward niedergerissen und geschleift, damit Germanien, weiland der Schrecken der Jenseitswohnenden, unbeschirmt vor ihnen läge. So ändern sich die Zeiten. Den Franzosen, welche unser Glück und unsere Ehre und Freiheit immer belauert haben, könnten wir diesen Beweis mit der Feder und dem Degen vergeben; aber daß viele Teutsche diese Naturgrenze auch ganz natürlich fanden und sie mit den Franzosen und für die Franzosen zu beweisen suchten, war ebenso schlecht als dumm. Man hätte denken sollen, zehn Jahre, ja zwanzig Jahre von Verblendung und Unglück haben die dunklen Köpfe ein wenig aufgehellt und die verschobenen wieder eingerückt, zumal da die Franzosen selbst ihren Beweis lange umgestoßen haben. Aber mitnichten. Es sind immer noch viele, die sich gebärden, ja die sich in Herleitungen und Beweisen erschöpfen, als sei der Rhein als Grenze zwischen Frankreich und Teutschland etwas Unstreitiges und Abgemachtes. So sehr wirkt ein ewig wiederholter

Wortklang, und so wenig sind die meisten Teutschen, die sich so gern als die Gründlichen denken und sprechen, zu denken gewohnt. Das leere Nachbeten fremder Meinungen, besonders das Nachbeten französischer Gaukeleien und Sophistereien ist leider diesseits des Rheins in dem Lande, wo Gründlichkeit und Tiefe der Gedanken wohnen soll, mehr als recht Mode geworden. Bei dieser Bewandtnis der Dinge, besonders bei dieser traurigen Bewandtnis der teutschen Köpfe und Herzen scheint es mir nichts Überflüssiges, unsern alten, herrlichen und heiligen Rheinstrom, was er war, ist und sein wird, dem braven teutschen Volke, welches zu viele politische Schwätzer und Klügler verwirren, einmal vorzuführen und den ganzen Streit in seinen wahren Verhältnissen und richtigen Beziehungen einmal hinzustellen, so daß jeder treue und unbefangene teutsche Mann selbst urteilen kann, was die Frage und der Kampf um den Rheinstrom bedeuten.

Was Heinrich IV. mit seinem Sully im Kopf hatte und unter dem schönen Schein einer allgemeinen Republik verhüllte; wofür Richelieu beinahe zwanzig Jahre arbeitete, und wovon er nur die Einleitung erlangte; worum Ludwig XIV. vierzig Jahre kriegte, und wovon er so wenig erreichte — das ist in unsern Tagen den Franzosen in fünf Jahren gelungen, nicht weil sie uns zu tapfer waren, sondern weil wir uns zu untreu waren. Sie haben der Welt verkündigt, der Rhein sei das äußerste Ziel ihrer Herrschaft, nimmer verlangen sie mehr Land. Das sprach auch Napoleon in den Jahren 1800 und 1805 vor ganz Europa laut aus. Aber wie lange haben sie Wort gehalten? Schon im Jahr 1806 ward die diesseits des Rheins liegende Festung Wesel mit ihrem Weichbilde, weil sie eine notwendige und unentbehrliche Vormauer Frankreichs sei, in Besitz genommen und für französisches Gebiet erklärt. Wenige Jahre, so geschah dasselbe der ganzen Nordwestküste Teutschlands von Emden bis zum Ausfluß der Elbe; ja auch die Trave mit Lübeck und der Ostsee waren eine notwendige Grenze des großen Volkes und Reiches geworden. Man entschuldigte sich, als wenn die Gewalt ihrem Ausüber wehe täte, mit einer Notwendigkeit, die auch über die mäßigsten und gerechtesten Herrscher oft gebiete und sie nötige, um sich zu greifen, wo sie nicht wollen. O der schleichenden Despotenkünste! Aber o der dreimal schändlicher schleichenden Sklavenkünste! Denn auch diese Notwendigkeit, worin der große und gerechte Napoleon gewesen, zu plündern und zu unterdrücken, fand unter teutschen Schriftstellern Ausleger und Beschöniger. Daß die Elenden verdammt werden hier und dort! Bald darauf ward auch das neugemachte Königreich Hol-

land vernichtet; Holland hieß eine Anspülung (warum nicht Anspielung?) der französischen Ströme und ward in eine französische Landschaft verwandelt. Da die Ideen über die Naturgrenzen Frankreichs sich bei den Franzosen und Napoleon jedes Jahr so sehr erweiterten, so konnte man voraussehen, daß die Elbe, die Oder, die Weichsel, ja, wenn die französischen Waffen den Beweis gehörig einleiteten, die Düna und der Dnjepr bald Frankreichs Naturgrenze heißen würden. Teutsche Schreibseligkeit und Vaterlandsvergessenheit halfen den Franzosen immer mit redlicher Geflissenheit den Beweis führen und betörten die Menge, welche bloß hört und liest. Doch nichts mehr von dieser traurigen Elendigkeit! Lieber ein Wort über die Frage: Was sind die Naturgrenzen eines Volks?

Ich sage: Die einzige gültigste Naturgrenze macht die Sprache. Die Verschiedenheit der Sprachen hat Gott gesetzt, damit nicht ein großer, fauler und nichtswürdiger Sklavenhaufe auf Erden wäre. Die verschiedenen Sprachen machen die natürliche Scheidewand der Völker und Länder, sie machen die großen innerlichen Verschiedenheiten der Völker, damit der Reiz und Kampf lebendiger Kräfte und Triebe entstehe, wodurch die Geister in Lebendigkeit erhalten werden; denn für die Übung der Geister ist das menschliche Geschlecht hier erschaffen. Nach den Sprachen haben sich auch die Völker und Länder gewöhnlich in ihre Bestandteile abgesetzt und geschieden und waren gegen den Ausgang des Mittelalters mit ihren Gebieten glücklich genug abgemarkt, bis seit drei Jahrhunderten Eroberungswut angefangen hat, Gottes Naturgang zu stören und alles Fremdeste und Ungleichste zusammenzuschütten und zu mischen.

Sehen wir auf unser Vaterland, auf Teutschland, wie glücklich stand vor dreihundert Jahren zur Zeit Maximilians I. und Luthers unsere Grenze! Teutschland hieß nur das Land der teutschen Zunge, aber das war auch ganz teutsch. In Italien und Frankreich und auch in den östlichen Grenzländern beherrschte Teutschland unmittelbar damals nichts, teutsche Fürsten besaßen keine italienische und französische Landschaften: die sogenannte Reichsherrschaft über einzelne Lande dort war mehr Name als Tat. Die Sprache machte im Süden längs den Alpen und Ardennen die Naturgrenze, soweit teutsch und flamländisch gesprochen ward, hieß dort Teutschland; die einzige Grafschaft Kleinburgund (Franche-Comté) und einen Teil von Artois und Flandern hätte man unteutsch nennen können und die von Wallonen bewohnten mittleren Maaslande. Im Norden schnitten die skandinavischen Halbbrüder sich in ihren natürlichen Sprachgrenzen von uns

ab. Polen und Ungarn hatten wir keine zu Untertanen. In Böhmen und Mähren gehörten einige Millionen Slawen zu Teutschland. Diese mußten dazu gehören, als ringsum von teutschen Landen umgeben und aus den allgemeinen Völkergetümmeln früherer Jahrhunderte als fremdartige Bestandteile übriggeblieben. Solcher waren auch einige in Südösterreich, in der Lausitz, in Schlesien, in Hinterpommern, zu wenige, als daß sie gezählt werden konnten. Noch ward ein großes, langes Küstenland, längs der Ostsee von der Weichsel bis zur Newa hinlaufend, zu Teutschland gerechnet, weil tapfere teutsche Ritter es vor drei Jahrhunderten dem Reiche und dem Christentum erobert, es mit teutschen Einwohnern bevölkert, mit Städten und Dörfern verschönert und teutsche Verfassung, Art und Sprache dort eingeführt hatten Eine ähnliche teutsche Kolonie lag hinter der Theiß und unter den Karpathen, nämlich Siebenbürgen: es diente Ungarn, wie Böhmen Teutschland diente, weil es als ein kleinerer, eingeklammerter Teil dem größeren Staate folgen mußte Wie Teutschland damals stand, so standen fast alle übrige Länder Europens und wurden auch nach den Sprachen genannt, so daß z. B. Navarra und andere Landschaften diesseits der Pyrenäen, weil spanische oder baskische Sprache dort herrschte, auch Spanien genannt wurden. Die Sprachen haben von jeher am meisten auch die Namen der Länder bestimmt. Lange hatte Rom ganz Italien bis an die Alpen schon beherrscht, aber immer noch ward das Land diesseits des Apennins an beiden Ufern des Padus bis zu den Alpen hinauf Gallien genannt, weil Gallier es bewohnten.

Die Sprache also macht die rechte Grenze der Völker. Nur einzelne Teile eines Volkes, die, von andern Völkern umschlossen, als ein kleinerer Teil in einem größeren Ganzen wohnen, müssen sich natürlich bequemen, dem größeren Staate anzugehören und nicht dem entfernten Stammlande: das übrige, was beisammen wohnt und einerlei Sprache spricht, gehört auch von Gott und Natur wegen zusammen, und diese weisen Verwalter des menschlichen Glückes haben es meistens so eingerichtet, daß eine Sprache selten das Maß der Grenzen überschreitet, innerhalb welchen ein Volk von einer Regierung übersehen und verwaltet werden kann.

Nächst der Sprache machen nach der Erfahrung der Zeiten, worauf man bei der Lösung unserer Frage am besten und sichersten fußet, Gebirge und Meere Naturgrenzen, nicht an ihnen selbst, sondern weil sie Sprachgrenzen sind und also die Völker durch Verschiedenheit und Ungleichheit, ferner auch durch daraus entspringende Abneigung und Haß absondern. Das Gebirg' über

Theſſalien und über den Akarnanen und Ätoliern trennte die Griechen von den Barbaren. Die Alpen ſind Sprachgrenzen der Italiener und Teutſchen und der Italiener und Franzoſen. Der Ardenner Wald, der Vogeſus und Jura trennen die teutſche und franzöſiſche Sprache; doch nur ſo, daß Miſchungen an den Grenzen hin hie und da auch wohl über die Grenzen hinauslaufen. Durch das Meer iſt die ſchwediſche, däniſche, norwegiſche und isländiſche Sprache von der jetzigen teutſchen Sprache viel verſchiedener geworden, als ſie ſein würde, wenn man aus Mecklenburg und Pommern zu Fuß nach Seeland und Schweden gehen könnte. England, wenn man die Begebenheiten und Entwickelungen ſeiner Geſchichte von dem elften bis fünfzehnten Jahrhundert bedenkt, würde wahrſcheinlich faſt franzöſiſch ſein, wenn Gott den ſchmalen Kanal nicht zwiſchen England und Frankreich geriſſen hätte. Doch iſt das Meer ein Verbindungsmittel der Menſchen und Völker, und zwar eines der allergrößten: aber es verbindet keine Maſſen, ſondern beſchleunigt nur die Reiſen der Menſchen zueinander und den Umtrieb der Waren und Bedürfniſſe und die Mitteilung von Sitten, Künſten, Wiſſenſchaften und Erfindungen. Was aber die Maſſen der Völker voneinanderhält, das hält auch die Sprachen voneinander, das wird Naturgrenze. Wie alſo Berge und Meere Naturgrenzen werden, ſo werden es auch große Wüſten und Sümpfe, weil ſie die Verbindung des einen Landes mit dem andern erſchweren. Aber Ströme ſind nie Naturgrenzen geweſen und können es auch nie werden.

„Wo Ströme fließen, ſchon mit der Würde, daß ſie Ströme genannt werden können, da ſenkt ſich das Land in der Regel und flacht ſich ab, es wird Ebene und meiſtens auch fruchtbare Ebene, wo die meiſten Menſchen wohnen, die reichſten Felder prangen und die fetteſten Herden weiden, wo ſich alſo die wenigſten Schwierigkeiten finden, daß große Scharen von Menſchen ſich unterhalten und von einer Seite des Stroms zur andern kommen können. Wo ein Meer und Meerbuſen oft von zwei und drei Schiffen, wo ein Gebirg' von 5000 und 10000 Tapfern oft monatelang gegen 50000 und 100000 verteidigt werden kann, da können 100000 andern 100000 Mann ſelten den Übergang über einen Strom verwehren. Alſo iſt ein Strom keine Grenze, weder für den Frieden noch für den Krieg. Im Frieden kommen die Menſchen auf das leichteſte an beiden Ufern zuſammen und teilen einander Sprache, Sitten, Art mit, ſie werden und bleiben ein Volk. Im Krieg gibt ein Strom keine Verteidigungsgrenze wie ein Gebirg' oder ein Meer oder eine Wüſte; er gibt ſie nur künſtlich, wenn er mit Feſtungen beſetzt iſt: eine ſolche Kunſt-

grenze aber kann man auch anderswo machen. Die Franzosen und Teutschen hatten eine solche vormals längs ihrer ganzen Grenze. Die Geschichte, in diesen Dingen die gültigste Lehrerin und Richterin, kennt keine Ströme als Naturgrenzen der Welt-teile und Länder. Nicht die Wolga oder der Obj machen im Norden die Grenze zwischen Europa und Asia, sondern der Ural; nicht die Neva trennt die Schweden und Finnen, sondern der Bottnische Meerbusen; nicht der Ganges macht die Grenze zwischen Indien und den jenseitigen Landen, sondern zwanzig bis fünfzig Meilen östlicher große Wälder, Moräste und Berge; nicht der Indus macht die Naturgrenze zwischen Indien und Persien, sondern weiter westlich im Süden eine Wüste, im Norden Gebirge; der Strom an beiden Ufern ist indisch; nicht die Donau macht die Grenze zwischen Teutschland und Italien oder zwischen Polen und Ungarn, sondern die Alpen und die Karpathen. Nur der Euphrat hat zuweilen die Ähnlichkeit einer Naturgrenze gewiesen; aber das ist nicht der Strom, sondern die Wüste, die an ihm hinläuft — der Atlas, der Taurus, der Kaukasus, der Imaus, die Alpen, die Pyrenäen, auch breite und lange Sumpfstriche und die meisten Meere, doch Meere weniger als hohe Berge, das sind Naturgrenzen und die einzigen rechten, und mit ihnen die größte Naturgrenze, die Sprache.

Jetzt nach diesen vorläufigen und nicht unzeitigen Bemerkungen habe ich zu erklären, was meine Überschrift bedeutet: **Der Rhein Teutschlands Strom, aber nicht Teutschlands Grenze.** Ich meine mit dieser Überschrift, die beiden Ufer des Rheins und die umliegenden Lande müssen teutsch sein, wie sie sonst waren, die entwendeten Lande und Menschen müssen dem Vaterlande wiedererobert werden. Ohne den Rhein kann die teutsche Freiheit nicht bestehen. Diese Meinung gründet sich zunächst auf mein Herz, auf meine Liebe zu meinem Vaterlande und zu meinem Volke: diese Liebe ist den Redlichen vielleicht ein ehrwürdiges Ding, aber sie ist schlecht, Beweise auf dem Papiere zu führen. Sie gründet sich zweitens **auf Recht, auf Politik, auf Ehre und auf Treue des teutschen Namens.** Diese vier Zeugen können ihre Aussagen durch Briefe und Siegel bestätigen lassen, sie können ihr Zeugnis jedermänniglich verständlich und gültig machen. Ich höre sie denn einzeln ab und lasse jeden unparteiischen Richter den Ausspruch tun.

Zuerst also tritt mein erster Zeuge auf, welcher Recht heißt, und läßt sich vernehmen. Es spricht geradezu: Soweit im Südwesten Teutschlands flamländisch (ein Dialekt der großen teutschen Sprache) gesprochen wird, war von jeher teutsch und rein;

wieder teutsch werden. Meine teutsche Grenze gegen Frankreich geht in gerader Linie von Dünkerken südlich unter Mons und Luxemburg hin, läuft von da auf Saarlouis, dann folgt sie längs der Saar und dem Vogesus der teutschen Zunge bis Mömpelgard und zieht sich von da auf die Rheinbucht bei Basel. Das Recht macht seine Herleitungen historisch, es muß sich auf den Besitz stützen; es erzählt also in kurzer Übersicht die Geschichten des Landes, das zwischen dem Rhein und dieser eben gezogenen Linie liegt.

Cäsar, der Eroberer Galliens, hat uns von diesem Lande und seinen Bewohnern die ersten Nachrichten gegeben, die ungefähr ein halbes Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung fallen. Seine Beschreibung sagt ausdrücklich, Gallien sei von drei an Sprache, Sitten und Verfassungen sehr verschiedenen Völkern bewohnt gewesen. Den Südwesten, um beide Ufer der Garonne, und die Sevennen bis in die pyrenäischen Berge hinein bewohnten die Aquitaner, ein den Nordspaniern verwandtes Volk; in der Mitte, zwischen der Seine und Marne und dem Atlantischen Meere und den Alpen saßen die Kelten oder Gallier; und im Norden, über der Seine bis zum Rhein hin, weideten die Belgen, welche nicht nur in den in späteren Jahrhunderten so genannten Niederlanden, sondern auch in einem großen Teil der Landschaften saßen, die späterhin Champagne, Isle-de-France, Artois, Pikardie und Normandie genannt wurden, also viel südlicher als der Ardenner Wald, die Schelde und der Vogesus. Diese Belgen waren die kriegerischesten und tapfersten aller Bewohner Galliens und kosteten Cäsar die härtesten und blutigsten Kämpfe. Doch wir hören ihn am besten selbst über sie*).

„Als er diese befragte, welche Völkerschaften und wie viele unter Waffen wären, und was sie im Kriege vermöchten, fand er folgendes:

Die meisten Belgen seien von den Germanen entsprungen, in früheren Zeiten wegen der Fruchtbarkeit des Landes über den Rhein gegangen, haben sich dort niedergelassen und die Gallier, die jene Orte bewohnten, vertrieben; auch seien sie die einzigen, die, als zur Zeit unserer Väter ganz Gallien überzogen ward, den Teutonen und Cimbern das Eindringen in ihre Grenzen verwehrt haben. Daher komme es, daß sie wegen der Erinnerung dieser Taten sich ein großes Ansehen und einen hohen Stolz in Kriegssachen herausnehmen. In Hinsicht ihrer Zahl — sagten die Remer — seien sie auf das genaueste unterrichtet, weil sie,

*) Caesar de bello Gallico II, 4.

durch Verwandtschaften und Verschwägerungen mit ihnen verbunden, erfahren hätten, wie viele Mannschaft jeder in der gemeinsamen Versammlung der Belgen zum Kriege versprochen habe. Die mächtigsten unter ihnen, durch Tapferkeit, Ansehen und Menschenzahl, seien die Bellovaker; diese können 100000 bewaffnete Männer stellen, sie haben von dieser Zahl 60000 Erlesene versprochen und verlangen für sich den Oberbefehl des ganzen Kriegs. Ihre nächsten Nachbarn seien die Suessonen und besitzen die weitesten und fruchtbarsten Gefilde; sie haben 12 Städte und versprechen 50000 Bewaffnete. Ebenso viele versprechen die Nervier, die für die wildesten von ihnen gehalten werden und sehr weit gegen den Norden hinauf wohnen; die Atrebaten 15000, die Ambianer 10000, die Moriner 25000, die Menapier 9000, die Caleter 10000, die Velokasser und Veromanduer ebensoviel, die Condruser, Eburonen, Cäräser, Pämaner, die mit einem Namen Germanen genannt werden, ungefähr 40000 Mann."

Wir machen zu diesem Kapitel einige Anmerkungen und geben die Lage, Sitze und Beschaffenheit dieser Völkerschaften in einer ungefähren Übersicht an. Wir gehen von Osten gegen Westen über Belgien hin und zeichnen das Merkwürdigste aus, wobei wir den Beschreibungen und Andeutungen Cäsars und des anderthalb Jahrhunderte späteren Tacitus folgen.

Wenn man von Osten nach Westen ging, so waren die ersten Belgen, die man traf, die Trevirer, an den Ufern der Mosel und Saar längs dem Hundsrück und Vogesus bis zur Maas hin wohnend. Sie waren stark an Fußvolk, aber vorzüglich berühmt durch ihre treffliche Reiterei von furchtbarer, fast germanischer Tapferkeit und Trotz. Tacitus sagt ausdrücklich von ihnen, sie und die gleich tapferen und freiheitliebenden Nervier seien stolz auf die Ansprüche germanischer Abkunft, als wenn dieser Ruhm des Blutes sie von der Ähnlichkeit mit den feigen Galliern unterschiede. Sie waren das Haupt mancher kleinen Völkerschaften, von welchen Cäsar unter anderen die Eburonen und Condruser nennt.

Ihnen zunächst, westlich und nordwestlich bis die Roer hinauf und längs der Maas an beiden Ufern, saßen mehrere kleine Völkerschaften: die Segner, Condruser, Eburonen, Cäräser, Pämaner, welche Cäsar ausdrücklich Germanen nennt. Sie bildeten in späteren Zeiten ein einziges, mächtiges Volk, welches die Tongrer oder Tungrer hieß. In der Stadt Tongern jenseits der Maas lebt noch der Klang ihres Namens.

Westlich an diesen im ebenen Lande, wo der Wanderer jetzt

des Weges gegen Löwen und Brüssel geht, wohnten die mutigen und streitlustigen Aduatiker. Diese waren Enkel der weltstürmenden Cimbern und Teutonen. Als diese nämlich ihren Zug gegen Südgallien und Italien antraten, ließen sie einen großen Teil ihres Gepäcks, was sie nicht mitschleppen konnten, am Rhein zurück, und mehrere Tausende ihrer Krieger blieben als Bedeckung dabei. Nach ihrem Untergange führten diese Zurückgelassenen unter mancherlei Wechseln mit den benachbarten Völkern viele Jahre Krieg, bis endlich durch gemeinsame Übereinkunft aller Friede geschlossen ward und sie diese Gegend zum Wohnsitz wählten.

Diesen und den Eburonen nördlich und nordwestlich von der Schelde bis zur unteren Maas saßen im sumpfigen und waldreichen Lande die Nervier, eines der zahlreichsten und trotzigsten Völker, deren fürchterliche Streitbarkeit Cäsar in manchen gefährlichen Schlachten erfuhr. Wie die Trevirer von allen Belgen die berühmteste und stärkste Reiterei hatten, so waren diese vorzüglich als Fußvolk furchtbar und mächtig. Als Cäsar zuerst Kunde von ihnen einzog, meldeten ihre bezwungenen Nachbarn von ihnen: sie verbieten allen Kaufleuten den Zugang zu sich sowie die Einfuhr des Weines und anderer Üppigkeitswaren, weil sie glauben, die Gemüter und die männliche Tugend erschlaffen dadurch; es seien trotzige und sehr tapfere Männer; sie tadeln und schelten die übrigen Belgen, welche sich dem römischen Volke ergeben und die von den Vätern überlieferte Tugend hingeworfen hätten; sie beteuern, sie werden weder Gesandte schicken noch irgendeine Friedensbedingung annehmen.

Diesen wieder nordwestlich, nahe dem Ausfluß der Maas und dem Inselgebiet des jetzigen Seelands, das damals gewiß eine andere Gestalt hatte als jetzt, wohnten in Sümpfen und Marschen die Menapier, lange auf ihre unzugängliche Lage trotzend, als die meisten übrigen Völkerschaften der Belgen von den Römern schon bezwungen waren.

Unter diesen und den Nerviern südwestlich saßen die Bellovaker in weiten Marken bis über die Somme hinaus, die zahlreichste aller belgischen Völkerschaften. Ihre Hauptfestung hieß Bratuspantium. Sie herrschten über viele kleine Völkerschaften und hielten lange mit unerschütterlicher Liebe für die Freiheit aus.

Dies waren die kriegerischesten und bedeutendsten belgischen Völker Sie wurden nach tapferem Kampf für ihre Freiheit von der römischen Überlegenheit an Macht und Mannszucht und von Cäsars Geist besiegt, weil sie nicht in festgeschlossener Eintracht zusammenhielten, und weil leider Gallier und Germanen den

Römern die eigenen Landsleute und Stammgenossen unterdrücken halfen. Auch römische Treulosigkeit und Hinterlist half zur Unterjochung: ein Eroberer, und sei er mild und freundlich wie Julius Cäsar, kann ohne Greueltaten die Länder nicht unterjochen. Nimmer sollte in Geschichten vergessen werden, wie herrlich die Nervier, Trevirer, Bellovaker, Aduatiker, Eburonen für die Freiheit gestritten haben, und mit welchem Heldenmut der Trevirer Induciomarus und vor allen der große Eburone Ambiorix gegen den größten römischen Mann ihres Zeitalters aushielten. Daß Cäsar Männer, die für die Ehre und Freiheit ihres Vaterlandes fochten, als Verbrecher hinrichtete, daß er den belgischen Feldherrn Commius durch Meuchelmörder anfallen ließ, daß er die über den Rhein vorgedrungenen Usipier und Tenchterer unter dem Schein von Friedenshandlungen durch den schändlichsten Verrat schlug, erzählt er selbst mit großer Unbefangenheit; aber diese Unbefangenheit macht die Schande nicht zur Ehre. Diese unglücklichen Belgen wurden von Cäsar zuerst durch List und Gewalt bezwungen; allmählich bezwangen römische Lüste sie durch die Gewohnheit für die Knechtschaft: die meisten von ihnen lernten endlich gleich den übrigen Galliern in geduldiger Schmach dienen; ja, der faulen Weichlichkeit, die von dem Früheren nichts mehr wußte, gefiel zuletzt, was den Vätern noch ein Abscheu gewesen war.

Man muß sich diese Belgen, welche die römischen Schriftsteller ausdrücklich Germanen nennen, so denken, daß die nördlichen am meisten germanisch, die südlichen mehr mit gallischer Art und Sprache vermischt waren. Die nördlichen zeichneten sich vor den übrigen auch aus durch größere Streitbarkeit und brennenderen Freiheitstrotz, als die von ihren Brüdern, den Germanen, wegen der Nachbarschaft die unaufhörliche Kriegsübung und das lebendige Beispiel der Freiheit hatten.

Neben diesen Belgen wohnten an dem Saum des Rheins hin mehrere germanische Völkerschaften, deren Grenzen und Art ich kurz angebe.

Von da, wo der Jura sich gegen den Vogesus absenkt, von Mömpelgard und Pruntrut bis gegen Mainz hinauf, wohnten zwischen den Vogesischen Bergen und dem Rhein die Triboker, Nemeter, Vangionen, von welchen die Römer bloß die Namen, aber keine Kriegstaten melden.

Diesen nördlich, jenseits des Rheins, saßen die Katten, das tapferste, freieste und kriegerischeste Volk aller Germanen, auch das gebildetste in der Kriegskunst, das sogar schon einen kriegerischen Ritterorden hatte. Sie sind die Väter der Hessen, und ihre gepriesene Tugend ist in den Enkeln nicht ausgeartet.

Weiterhin um die Sieg die Ubier, zur Zeit des Kaiſers Auguſtus, damit ſie die Grenzen decken hülfen, über den Strom verpflanzt. Ihnen ward eine Stadt und Kolonie gegründet, welche Colonia Agrippina oder Colonia Ubiorum hieß und ſpäterhin Köln berühmten Namens genannt ward. Die Ubier wurden bald zu treue Knechte der Römer, und ſie und ihre Stadt waren lange ein Abſcheu der umwohnenden Freiheit.

Nächſt dieſen, weiter gegen Weſten, ſaßen die Uſipier und Tenchterer, berühmt durch ihre treffliche Reiterei; dann die Sigambern, wild und kriegeriſch, durch Tiberius' Künſte, damit auch ſie die römiſche Knechtſchaft lieben und verteidigen lernten, dreißig Jahre nach Cäſar, 40000 Mann ſtark über den Rhein verpflanzt; etwas entfernter vom Rhein an ihnen hin die Brukterer, Chamaver, Angrivarier, dann die Frieſen an den Küſten der Nordſee.

Endlich ſchloſſen den Rhein die Bataver und Mattiaken, welche zwiſchen ſeinen Armen bis zum Meer hin wohnten. Die Römer nannten ihr Land nur die Rheininſel oder die Inſel der Bataver. Die Bataver waren ein kattiſches Volk und bei einem inneren Aufruhr weiter gegen Weſten ausgewandert und waren wegen ihrer Tapferkeit berühmt wie jene. Sie wurden bald eine Art Bundesgenoſſen der Römer; eigene Könige regierten ſie, Zins gaben ſie nicht, ſondern bekamen unter dem Titel Hilfsgelder oft gleichſam Zins: ſie waren die Schweizer der Römer. Dieſen lieferten ſie Männer und Reiter. Durch ihre Tapferkeit geriet oft die germaniſche Freiheit in Gefahr, und durch ihre Arme vorzüglich ward endlich Britannien von den Römern bezwungen.

Die Kanineſaten, ein kleines Völkchen, waren mit ihnen gleichen Urſprungs.

An den äußerſten Enden der Maas und des Rheins wohnten neben ihnen die Mattiaken, ihnen gleich, nur daß Land und Himmel ſie noch trotziger machte.

Alle dieſe am jenſeitigen rechten Ufer des Rheins wohnenden Völker ſtreiften oft über den Strom und ſaßen oft wohl jahrelang in einzelnen Bezirken feſt, bis die Römer den Rhein durch Schlöſſer, Feſtungen, Brückenköpfe und Schanzen geſtärkt hatten, wodurch der Übergang ſchwieriger und gefährlicher ward und doch nicht unterblieb. Cäſar hatte die Belgen nur beſiegt und bezwungen, weil unter den Völkerſchaften Eintracht und Übereinſtimmung fehlte, und weil ſie weder einander ſelbſt noch ihnen ihre Nachbarn und Brüder, die Germanen, zu rechter Zeit zu Hilfe kamen. Cäſars Nachfolger im Befehl am Rheinſtrom be-

folgten die alte römische Politik, durch Aufhetzung und Entzweiung gegeneinander, durch Verweichlichung und Bestechung, durch Gold, Hilfsgelder, Kriegsdienst im römischen Lager, durch römische Titel und Ehren die Völker sklavisch zu machen. Schon fingen auch am andern Ufer des Rheins Germanen an, unterwürfig zu werden, und germanische Fürsten prangten mit römischen Halsketten und Spangen und mit römischen Namen und Titeln, als wenn die Knechtschaft durch Schmuck und Pracht eine Tugend würde. Da erhob sich Hermann, ein Fürst des Volkes der Cherusker, vereinigte die Heeresmacht mehrerer germanischen Stämme und dämpfte den römischen Übermut dermaßen, daß er seit ihm jenseits nicht wieder herrschend werden konnte. Gern hätte Hermann auch den Krieg über den Strom getragen, in Belgien hinein und die in jenen Landschaften wohnenden, den Römern unterworfenen Germanen und ganz Gallien zum Aufstand und zur Freiheit erregt; aber die Germanen wollten nichts weiter, als ihre angetastete Freiheit verteidigen und behaupten, und gingen nach den abgetriebenen Gefahren jeglicher wieder in seine Heimat: auch waren Fürsten unter ihnen, von den Römern erkaufte Verräter des Vaterlandes, welche eine allgemeine Verschwörung und einen gemeinschaftlichen Aufstand der Völker gegen sie hinderten.

Doch waren die Belgen unter der römischen Herrschaft von ihrer alten Tugend und Tapferkeit noch nicht ganz entartet. Oft hatten die freiheitliebenden und kriegerischen Trevirer und Nervier in fruchtlosen Versuchen an dem schweren Joche der Fremden geschüttelt. Endlich, seit dem Jahre 68 nach unsers Herrn Geburt, als nach dem Tode des abscheulichen Nero mehrere römische Feldherren um die Herrschaft der Welt stritten, ging eine große Hoffnung der Freiheit auf. Die Bataver waren aufgestanden unter der Anführung des Claudius Civilis von königlichem Stamm und hatten die umwohnenden Germanen und Belgen zur Freiheit und Rache gegen römische Tyrannei aufgerufen. Römische Festungen wurden genommen, römische Läger erstürmt, und Legionen lagen erschlagen; die Bundesgenossen fielen ab; viele Germanen, den Ufern des Rheins zunächst sitzend, und von den Belgen die Trevirer, Nervier, Tungrer bewegten sich. Aber alles ward mit mehr Ungestüm und Wildheit als Stetigkeit und Einheit geführt. Weil das Ganze eines festen Bandes mangelte, weil einer nicht allen befahl, so war die Kühnheit nicht glücklich. Als Vespasianus der Herrschaft in Rom sicher war, zogen von allen Seiten römische Legionen gegen den Rhein heran; die Germanen kehrten zur Ruhe zurück, weil Veleda, ihre Prophetin,

von römiſchem Golde beſtochen war; die Belgen, die nichts mit einem gemeinſchaftlichen Plan taten, wurden getrennt und einzeln bezwungen; endlich ſchloß auch Claudius Civilis ſeinen Frieden mit dem römiſchen Feldherrn Cerealis, und alles kam wieder in ſeine alten Verhältniſſe.

Seit den großen und gewaltigen Kriegen, welche Druſus, Tiberius und Germanikus an dem Rhein und an der Weſer gegen die Germanen geführt hatten, ließen die Römer ab von der Hoffnung und von den Verſuchen, Germanien zu unterjochen. Sie deckten ihre Grenzen am Rhein durch eine Kette von Feſtungen und Schlöſſern; von den umwohnenden germaniſchen Völkerſchaften wurden ſie nur zuweilen durch Streifereien geneckt, die ſelten Kriege wurden: denn ſie hüteten ſich wohl, durch größere Kriegszüge in ihren Grenzen ſie zur Vereinigung zu zwingen. Oft waren die Verhältniſſe ſo freundlich, daß viele Tauſende der germaniſchen Jugend die römiſchen Legionen als Hilfsvölker um Sold ſtärkten und bis in das Morgenland und zu den äußerſten Küſten Kaledoniens zogen. Anders aber ward der Zuſtand gegen den Ausgang des zweiten chriſtlichen Jahrhunderts. Da erhoben ſich am Rhein zwei gewaltige germaniſche Völkerbünde, nämlich am Oberrhein die Alemannen und am Niederrhein zwiſchen der Kolonie der Ubier und den Batavern die Franken. Mehrere teutſche Völkerſchaften wuchſen zuſammen, und die neuen Namen entſtanden, ohne daß man ihre Bedeutung und den Anfang ihrer Entſtehung beſtimmt anzugeben weiß. Sehr wahrſcheinlich iſt, daß die Sigambrer, Uſipier, Tenchterer, Brukterer, Marſen, die dem Rhein nächſt wohnten, zu den Franken die Hauptbeſtandteile hergegeben haben; von den Alemannen erzählt man uns, daß auch viele vom galliſchen Stamm unter ihnen waren. Mit dieſen beiden Völkern wurden über zwei Jahrhunderte die ſchwerſten und blutigſten Kriege geführt; in Italien ſahen die Römer die Alemannen oft jenſeits der Alpen, ja einige Male jenſeits des Padus, und die Franken drangen mit ſchrecklichen Verheerungen mehrmals tief in Gallien ein, ja um die Mitte des dritten Jahrhunderts gingen ſie ſogar über die Pyrenäen und plünderten in Spanien bis an den Iberus. Endlich, als im Anfange des fünften Jahrhunderts das unabwendbare römiſche Verhängnis ſeiner Erfüllung nahete und wegen der Not Italiens und Galliens die Legionen von dem Rheinſtrom weggezogen wurden, ergoß ſich das Germaniſche ungehindert über die Lande, die ſeit den früheſten Zeiten germaniſch geweſen waren. Am Oberrhein ſetzten ſich die Burgunder feſt, am Mittelrhein die Alemannen bis an den Vogeſus und die Moſel, und über den Niederrhein er-

goſſen ſich die Franken immer weiter über die fruchtbaren Marſchländer des weſtlichen Belgiens, wo die kriegeriſchen Tungrer, Nervier, Menapier und die nördlichſten der Bellovaker ſaßen: ſie breiteten ſich um die Roer, die Maas und an beiden Ufern der Schelde bis an das Meer aus. Was in dieſen Landen von Römern und Römlingen geſeſſen hatte, flüchtete ſich vor dem Schwert der Barbaren tiefer nach Gallien hinein, wo, als alles ringsum von den Germanen ſchon beſetzt und unterjocht war, um die Feſten Sigdunum und Paris ein halbes Jahrhundert noch ein Schatten römiſcher Herrſchaft beſtand. Auf dieſe Weiſe fegten die Germanen aus der Rheingegend und dem mittleren und nördlichen Belgien das Fremdartige aus. Dazu kam um das Jahr 450 noch der gewaltige Hunnenkönig Attila mit ſeinen verheerenden Zügen und zerbrach am Rhein und an anderen Orten viele römiſche Städte und Feſten und vertilgte mit ihnen zugleich römiſche Bildung und römiſche Laſter. Gott hatte es ſo beſtimmt, daß dieſes uralt germaniſche Land echt germaniſch werden und künftig teutſch ſein und heißen ſollte.

Endlich gegen den Ausgang des fünften Jahrhunderts, nachdem ſo viele teutſche Völkerſchaften auf dem Schutt des römiſchen Reichs ſchon Staaten gegründet hatten, kam es faſt zuletzt an die Franken, welche das mächtigſte von allen germaniſchen Reichen gründen ſollten. Chlodwig oder Ludwig, einer ihrer Könige, hatte die verſchiedenen Stämme der Franken unter einer Herrſchaft vereinigt und eroberte binnen dreißig Jahren faſt ganz Gallien bis an die Rhone und die Sevennen und machte die Alemannen diesſeits und jenſeits des Rheins zinsbar. Seine Nachfolger ſetzten in zwei Jahrhunderten ſein Werk fort, und die Lande der Burgunder um die Saone und zwiſchen den Alpen und der Rhone, und jenſeits des Jura Helvetien, von welchem der größte Teil jetzt auch burgundiſch war, und in dem ehemaligen Germanien die Bayern und die Hermunduren (oder Thüringer) in Franken und Thüringen und die Katten wurden zinsbar. Auch bezahlten einige Slawenſtämme in Nordoſtgermanien zuweilen Zins. Nur die Sachſen, Engern und Frieſen längs der Nordſee und auf den der Freiheit heiligen Gefilden um die Weſer, Lippe und Ems und um den Harz bis an die Elbe wohnten immer noch in unbezwungenem Heidentum und in ungebrochener Freiheit.

Ludwigs des Franken, des Eroberers, Geſchlecht war durch Laſter und Verbrechen erſchlafft und entartet. Im achten Jahrhundert ward es von dem germaniſchen Geſchlecht Pipins von Herſtall vom Thron geſtoßen. Der vierte und gewaltigſte Mann dieſes Hauſes, welcher das Reich der Franken beherrſchte, hieß

Karl, der in der Geschichte den Beinamen Karl der Große führt. Er war ein großer und kriegerischer König und hatte von den Pyrenäen bis zur Elbe und von der Leitha bis zur Ems ein Reich gegründet, wie es seit den Zeiten der Römer in Europa nicht gewesen war. Auch ließ er sich im Gefühl seiner Macht und Majestät im Jahr 800 von dem Papst in Rom krönen und nahm den Titel Römischer Kaiser an. Karl der Große hatte Frankreich, Italien und den größten Teil des Landes, was hinfort Teutschland genannt ward, durch Gewalt der Waffen verbunden und hinterließ dieses weite Reich bei seinem Tode im Jahr 814 seinem Sohne Ludwig, welcher in der Geschichte Ludwig der Fromme heißt und nicht mit dem Ansehen seines Vaters die Völker regierte. Ludwig teilte die Lande unter seine drei Söhne, und bald löste sich wieder voneinander, was nur die Gewalt unnatürlich zusammengezwungen hatte; denn nur das Gleichartige hält auf die Dauer zusammen. Ludwigs ältester Sohn Lothar bekam den Namen und die Würde des Kaisers von Rom und erhielt an Ländern Italien, den größten Teil des vormaligen burgundischen Reichs und alles, was der Rhein, die Ardennen, die Somme und das Meer umgrenzen; Ludwig, sein zweiter Sohn, der gewöhnlich Ludwig der Teutsche genannt wird, bekam alle Lande jenseits des Rheins; Karl, sein dritter Sohn, erhielt den südwestlichen Teil Frankreichs, was man damals Neustrien zu nennen pflegte. Aber gegen den Ausgang des neunten Jahrhunderts, als die von Lothar gestiftete Linie ausgestorben war, fügten sich alle Lande, in welchen zwischen dem Rhein und dem Meer die teutsche Sprache und Sitte die herrschende war, zu dem nordöstlichen Frankenreiche, welches hinfort als ein Reich für sich bestand und das Teutsche Reich genannt ward. Dieses große und schöne Gebiet ward lange Zeit Lothringen, auch wohl das Herzogtum Francien genannt; was nachher Lothringen hieß, war nur ein Teilchen davon. Die Fürsten und Herren, die seit der Erlöschung der großen Herrscherhäuser der Salier und Hohenstaufen hier im äußersten Südwesten Teutschlands fast unabhängig geboten, hielten sich immer noch zum Teutschen Reiche und wurden als Reichsfürsten angesehen, dahingegen viele der vormaligen burgundischen Lande, die seit dem elften Jahrhundert dem Reiche der Teutschen zugefügt wurden, sich wegen der Verschiedenheit der Sprache und Sitten, welche romanisch und französisch waren, dem Teutschen Reiche mehr und mehr entfremdet und endlich fast von ihm abgelöst hatten.

Im vierzehnten Jahrhundert hatte König Johann, der zweite König des Hauses Valois, einen seiner Söhne mit dem franzö-

fischen Herzogtum Burgund beliehen. Dieser und seine Nachkommen erwarben durch Glück, durch Tugenden der Gerechtigkeit und Tapferkeit, durch Heiraten und Verträge im Nordwesten ihrer Herrschaft so weite und reiche Länder, daß sie mit den mächtigsten Königen verglichen werden konnten. Philipp der Gute, Herzog von Burgund, war um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts nicht allein Herr des Herzogtums Burgund und der Grafschaft Kleinburgund, sondern nannte auch fast alles Land sein, was sich über der Somme und den Ardennen um die Schelde und Maas bis hinauf zur Süderſee streckte. Es bildete sich zwischen Frankreich und Teutschland ein mächtiger Mittelstaat, ein neues Königreich Burgund, mächtiger als eines der früheren burgundischen Reiche gewesen. Aber nicht lange nach seinem Tode zerfiel dieser Staat. Die treulose und schleichende Hinterlist des Königs von Frankreich, Ludwigs XI., umspann Philipps Sohn und Nachfolger, Karl den Kühnen von Burgund, mit so dichten und feinen Spinnenweben, daß er seinem Verderben nicht entrinnen konnte. Als Karl im Jahre 1477 in der Schlacht bei Nancy geblieben war, riß Ludwig XI., der für alles bereit stand, das Herzogtum Burgund und manche Städte und Orte französischer Zunge in den Landschaften von dem burgundischen Reiche ab und fügte sie wieder zu Frankreich. Der Überrest, der nördliche Teil der Herrschaft, welcher größtenteils aus den Landen der teutschen Zunge bestand, und die Grafschaft Kleinburgund ward für Karls Tochter, Maria von Burgund, gerettet, welche sich mit dem Erzherzog Maximilian von Österreich vermählte. Auf diese Weise ward dieses Burgund habsburgisch und 40 Jahre später spanisch, da Maximilians Enkel Karl, Erzherzog von Österreich und Herzog von Burgund, im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts auch König von Spanien ward. Dieser Karl, welcher als teutscher Kaiser Karl V. genannt wird, verband gegen das Ende seines Lebens sein burgundisches Erbteil wieder auf das engste mit Teutschland, welchem er es unter dem Namen des Burgundischen Kreises einverleibte, teils — sagen einige — damit er seinem Sohn Philipp Einfluß auf Teutschlands Angelegenheiten, vielleicht die Ehre der teutschen Krone verschaffte, teils damit diese Lande gegen Frankreichs Macht und Herrschsucht in dem teutschen Reichskörper einen starken Halt und Schutz hätten. Unter diesem Philipp II., weil er freie Männer tyrannisch regieren wollte und seinen Willen Gesetz nannte, riß sich seit den Jahren 1570 der nördliche Teil des Burgundischen Kreises von der spanischen Herrschaft los und stiftete nach langem Kampfe einen eigenen Freistaat, welcher der Freistaat der

Sieben vereinigten Provinzen oder der Vereinigten Niederlande hieß: das Land, was die Frieſen, die Bataver, die Mattiaken, die Kaninefaten, die Menapier, die nördlichſten Nervier, die Eburonen und Sigambern weiland bewohnt hatten, uralte Sitze der Freiheit; das übrige blieb bei Spanien und Teutſchland.

Durch den traurigen Dreißigjährigen Krieg gelang den Franzoſen endlich, wonach ſie ſo lange getrachtet hatten: ſie kamen mit einem Teil ihrer Grenze an den Oberrhein. Ihnen ward das Elſaß abgetreten, und mehrere teutſche Feſtungen am jenſeitigen Ufer des Stroms blieben von ihnen beſetzt, damit das unbewaffnete Teutſchland immer offen vor ihnen läge. Was hier angefangen war, ſuchte Ludwig XIV. 40 Jahre lang mit Gewalt weiterzuführen, aber es gelang ihm nicht. Nur einen Teil der ſpaniſch-burgundiſchen Lande, meiſt Städte und Orte der franzöſiſchen Zunge, riß er ab; das übrige Land der flamländiſchen und teutſchen Zunge zwiſchen dem Rhein und dem Ozean blieb noch bei Teutſchland. In den Jahren 1730 ward das Herzogtum Lothringen, welches von franzöſiſchen Landſchaften und vom Elſaß faſt umklammert lag, mit Frankreich vereinigt. Erſt der franzöſiſche Revolutionskrieg hat die herrlichen Lande um den Rhein, die Moſel, die Maas und die Schelde, urſprünglich und uralt Lande teutſcher Zunge, der teutſchen Freiheit und dem vaterländiſchen Stamm entriſſen. Wir haben ſie zu leicht verloren und zu leichtſinnig aufgegeben, weil wir ihren Wert und die Bedeutung und Wichtigkeit ihres Beſitzes nicht kannten.

Man möchte mir ſagen: Dieſe Länder ſind ja eigentlich fränkiſche Länder, den Teil ausgenommen, der zwiſchen dem Rhein, dem Vogeſus und der Moſel liegt, wo vor der Herrſchaft der großen fränkiſchen Monarchie zuletzt Alemannen herrſchten. Als die Römer im Anfange des fünften Jahrhunderts den Rhein aufgaben, beherrſchten die Franken ja, was zwiſchen den Ardennen, dem Rhein, der Moſel und dem Meer liegt. Sie gingen von hier weiter ſüdlich, drangen in Gallien ein und eroberten es. Sie haben alſo nichts anderes getan, als ihr Land wiedernehmen und ihre rechten Stammgenoſſen wieder zu ſich fügen; denn gewiß wohnen in Brabant und um Lüttich, Maſtricht und Jülich viele Enkel der alten Franken.

Dies ſcheint nicht ungereimt geredet. Ich antworte darauf alſo:

Jene Franken, von welchen hier geredet wird, ſind nicht mehr in der Weltgeſchichte. Ein Teil von ihnen hat ſich mit den Galliern und Römern vermiſcht und iſt ein neues Volk von Miſch-

lingen geworden, das Franzosen genannt wird und jenen alten Franken so wenig ähnlich ist, als der jetzige Lombarde am Ticino dem Märker um die Havel, wo vor 2000 Jahren vielleicht Lombarden saßen. Die in den alten Sitzen blieben, sind, einige wenige Striche des Französischen ausgenommen, echte Germanen und teutsche Menschen geblieben bis diesen Tag und haben mit dem aus Galliern, Römlingen und Franken entstandenen Volke an Art und Gemüt wenig gemein. Sie haben sich daher auch selbst in den Jahrhunderten, als das Teutsche Reich durchaus keine zwingende und zusammenhaltende Gewalt hatte, von dem zwölften bis fünfzehnten Jahrhundert, durch Neigung und Art des Volkes unwillkürlich gezogen, immer zum Teutschen Reiche gehalten und gezählt, und nicht zum französischen, und sind Teile Teutschlands geblieben bis auf die letzten fünfzehn Jahre, die soviel Altes und Verehrliches umgekehrt und zerstört haben. Mit demselben Rechte, womit die Franzosen auf diese Lande Anspruch machen, könnten die Kastilier und Engländer, die keine Teutsche mehr sind, auf die Landschaften um Cherson und Kiew oder um Münster und Hamburg Anspruch machen und sprechen: Hier ist das Land der alten Westgoten, hier saßen einst die Angeln und Sachsen, wir nehmen das Land unserer Väter wieder; und die von Rouen und Salerno könnten in die Häfen von Christiania und Drontheim einlaufen und rufen: Hie Normänner und Normannenreich! wir nehmen das Unsrige wieder. Enkel der alten Franken wohnen am Rhein, an der Roer, an der Maas, in Brabant und in Flandern, auch einige Franzosen sind Enkel der Franken; aber das Frankenland ist kein Franzosenland. Weil es teutsch blieb und nicht romanisch ward, hat es sich mit Recht immer in dem Besitz behauptet, den Teutschen angehören zu wollen. Deswegen sollen Teutsche ihre Brüder, die ihnen so gern angehören, nicht leichtsinnig aufgeben, sondern auf Tod und Leben für ihre Befreiung streiten, aber die Franzosen gern behalten lassen, was französisch ist.

Das Recht hat geredet und ausgesagt, daß Besitz, Stamm, Sprache, Art und Neigung dieser Lande und Völker für das Teutsche Reich ist. Nun tritt die Politik auf und beweist, daß Teutschlands Selbständigkeit und Europens Sicherheit nicht bestehen kann, wenn die Franzosen den Rhein und die jenseits des Rheins liegenden teutschen Lande behalten. Der allgemeine Vorteil der Herrscher und Völker stimmt mit dem Recht überein, daß Frankreich nicht nur den Raub der letzten Jahre, sondern auch das Elsaß wiederherausgeben und auf seine alten Grenzen, welche zugleich Grenzen seiner Sprache sind, wiederzurückgebracht werden muß.

So spricht die Politik, einfach und kurz, denn die Wahrheit braucht keiner umschweifigen Wortgeflechte:

Seit Jahrhunderten haben die Franzosen geschrien: Der Rhein gehört natürlich zu Frankreich, ohne den Rhein hat Frankreich keine Ründung und Grundfeste der Macht, mit dem Rhein aber ist seine Grenze auf immer bestimmt und geschlossen, und weiter will und darf es nicht streben. Viele haben sich durch dieses Geschwätz sogar betören lassen und es ihnen nachgebetet, der Meinung, die Forderung sei nicht so ganz unbillig.. Sie merkten aber nicht oder waren überhaupt zu dumm, es zu merken, daß die Franzosen den Rhein und die Naturgrenze des Rheins nur als einen Vorwand hinschoben, daß sie aber recht gut wußten, wie der Rhein ihnen über Teutschland die Herrschaft sicherte; denn diese Herrschaft wollten sie eigentlich, nannten sie aber nicht. Kaum hatten sie festen Fuß am Rhein gewonnen, kaum hatten sie Landau, Breisach, Philippsburg und andere feste Plätze an dem Strom, so begann ihr verderblicher Einfluß auf Teutschland, so hörten die Zettelungen nie auf, welche die letzten Bande der teutschen Eintracht auflösten, so standen ihnen auch schon teutsche Fürsten gegen das eigene Vaterland und seine Freiheit bei. Ich erinnere nur an den Krieg, der durch Ludwigs XIV. Übermut im Jahre 1672 gegen die Vereinigten Niederlande begann, und an den Spanischen Erbfolgekrieg. Die letzten Jahre mit ihren jammervollen Erinnerungen liegen so jung vor uns, daß ich auf sie nur hinzuwinken brauche.

Ich sage geradezu: *Wenn Frankreich den Rheinstrom mit seinen Landen behält, so behält es nicht nur sein alles Gleichgewicht aufhebendes Übergewicht über Teutschland, sondern auch über das übrige Europa.* Und ich beweise meine Behauptung.

Der Rheinstrom von Basel bis Rotterdam in seinem nordwestlichen Lauf beugt sich wie ein Knie aus. Hätte es ihm beliebt, seine erste Richtung von Konstanz bis Basel gerade gegen Westen beizubehalten, so wäre er ungefähr bei Boulogne oder Calais ins Meer gefallen, und dann hätte er allenfalls ein französischer Grenzstrom werden können. Jetzt aber, da er mit seinen verschiedenen Wendungen an hundert teutsche Meilen nordwestlich braust, flankiert er das ganze südliche und nordwestliche Teutschland, und in fremder Gewalt beherrscht er die jenseitigen Landschaften Teutschlands auf 40 bis 50 Meilen Weite. Er ist ein vorgebeugtes Knie, das Frankreich, wann es ihm gefällt, auf Teutschlands Nacken setzen, und womit es dasselbe erwürgen kann. Wir haben den fürchterlichen Druck dieses

Knies wohl gefühlt und holen kaum erst Atem. Hat Frankreich den Rhein, so liegt ihm alles westliche Land offen bis zur Elbe, und gegen Osten kann es seine Heere ungestraft vorstoßen bis an den Lech und die Quellen des Mains und der Saale: d. h. die gute Hälfte Teutschlands liegt abhängig vor ihm, und die übrige Hälfte muß dem dienenden und zitternden Teile dann bald nachfolgen. Denn so ist Frankreichs geographische Lage und Stärke bei seinen übrigen Grenzen, daß mit dem Besitz des Rheins die ganze Schweiz und Oberitalien von ihm abhängig werden, daß es also — den Zuwachs von Hilfsmitteln und Menschenzahl gar nicht gerechnet — eine Übermacht gewinnt, die es, sobald es will (und wollen wird es immer), seinen Nachbarn verderblich machen kann.

Damit dies hier Gesagte allen recht sonnenklar werde, setze ich das Äußerste einander gegenüber.

Ich setze Teutschland voraus in seinen alten Grenzen. Diese scheiden es südlich durch die Alpen von Italien, durch die Ardennen von Frankreich; im Osten laufen sie an den Dalmaten, Kroaten, Ungarn und Polen hin; im Norden trennet die Ostsee und Eider die Teutschen von ihren skandinavischen Brüdern; im Westen schließt die Nordsee sie ein. Ebenso nehme ich Frankreich in seinen alten Grenzen zwischen dem Ardenner Wald, dem Jura, den Alpen, dem Mittelmeer, den Pyrenäen und dem Atlantischen Ozean. Ich nehme an, Teutschland mit allen seinen Landen sei eine einzige Monarchie unter einem gebietenden Herrscher, wie Frankreich ist, und behaupte, daß bei dieser Voraussetzung beide Staaten ungefähr gleich mächtig sind.

Teutschland in jenen Grenzen unter einem Gebieter möchte vielleicht nahe an 30 Millionen Einwohner haben, Frankreich vielleicht 5 bis 6 Millionen weniger; Teutschland hätte demnach ein Fünftel oder Sechstel Übergewicht an Menschenzahl.

Dafür aber hat Frankreich ein doppeltes, ja dreifaches Übergewicht in Hinsicht seiner Lage, so daß jene kleine Überzahl der Volksmenge dadurch reichlich aufgewogen wird. Frankreich hat von der Natur eine Verteidigung erhalten, welche Teutschland fehlt. Durch den Atlantischen Ozean, die Pyrenäen, das Mittelmeer und die Alpen ist es gegen fremde Anfälle mit Bollwerken umgeben. Nur ein Teil seiner Nordgrenze gegen Teutschland, etwa ein Achtel seines Umfangs, ist leichter zugänglich und muß mehr durch künstliche Bollwerke geschützt werden. Hingegen Teutschlands ganze Ostgrenze gegen Ungarn und Polen, ein Teil seiner Nordgrenze gegen Dänemark und der größte Teil seiner Südwestgrenze gegen Frankreich liegt von Natur offen und muß

durch Kunst verteidigt werden: d. h. die Hälfte der Grenzen Teutschlands ist leicht zugänglich.

Wie sehr steht Teutschland hier gegen Frankreich im Nachteil, der das nicht bedeutende Übergewicht der Volksmenge reichlich vergütet! Auch den andern Nachteil kennt jeder, der die Geschichte kennt, daß Europa vom Osten her immer eine Gefahr droht, die vom Westen her nie kommen kann. Von Osten her dehnt sich die weite Feste der Länder mit den Millionen Völkern und mit allen gegenwärtigen und künftigen Gefahren aus, welche zunächst auf Teutschland stürzen und Teutschland zertrümmern müssen, ehe sie Italien und Frankreich erreichen können. Von Westen her kann nur auf Schiffen Gefahr kommen; auf Flotten aber sind Hunderttausende, geschweige denn Schwärme von Millionen, nie in ein Land gekommen. Also —

Aber, möchte jemand einwenden, eben sprichst du gegen Frankreich so beredt über die Gefahren, welche den andern durch seinen Besitz des Rheinstroms drohen, und über die Herrschaft, welche von diesem Strom über die Schweiz und Oberitalien ausgehen muß; sage mir, wird der Rhein denn mit einem Male ein anderes Ding, wird die Wirkung, die von ihm ausgeht, eine andere, wenn er in der Gewalt der Teutschen ist als in der Gewalt der Franzosen? — Freilich ganz, ganz anders.

Wenn die Teutschen den Rhein besitzen, so schwebt jener Einfluß auf eben benannte Länder zwischen ihnen und den Franzosen im Gleichgewicht; wenn die Franzosen den Rhein besitzen, so haben sie jenen Einfluß allein.

Dies beweist sich leicht. Für den, welcher die Geschichte und Erdkunde versteht, dürfte bloß darauf hingewinkt werden, so klar ist die Wahrheit.

Frankreich, in seinen alten Grenzen gedacht, die wir Naturgrenzen nennen wollen, hat auf die Schweiz und Italien schon einen mächtigen Einfluß durch die lange Gebirgskette, die den Jura hinab am Genfer See hin bis auf den Var bei Nizza zum Mittelmeer streicht. Als eine große und gewaltige Monarchie drückt es auf jene beiden schwächeren Länder. Bekömmt es den Rhein noch zu diesen Grenzen, so müssen sie ihm dienen. Gewinnt aber Teutschland den Rhein wieder, so hat es auch seinen Druck, welcher den französischen Druck keineswegs aufhebt, aber doch hemmt, und welcher wieder von dem französischen gehemmt wird.

Dies sind die größten Gründe, daß der Rhein mit seinen Landen wieder teutsch werden muß. Ein sehr großer Grund liegt

auch in der Verfassung und in dem Charakter der beiden Völker, von welchen hier gehandelt wird. Die Verfassung des teutschen Volkes ist eidgenossisch und bündisch; sie wird auch künftig immer mehr oder weniger bündisch oder republikanisch bleiben; also wird das Volk nie mit der wildesten und willkürlichsten Gewalt gebraucht und gemißbraucht werden können, wenigstens nicht lange Zeit, wenn einem außerordentlichen und ungeheuren Menschen solches auch einige Zeit gelänge, oder wenn eine ungeheure und alles erschütternde Begebenheit das Volk auch vielleicht einmal aus seinen ordentlichen Verhältnissen herausrisse. Der Charakter des teutschen Volkes ist still, mäßig, gerecht, eher zu ruhig als zu wild. Seine Geschichte beweist, daß es immer lieber das Seine behalten als das Fremde erobern will. Dies Lob gab ihm vor 1700 Jahren schon Tacitus, als römische Heere am Rheinstrom von den Germanen erschlagen lagen. Die Teutschen sind nie ein Eroberervolk gewesen außer in jener wilden, alles umkehrenden Zeit des fünften und sechsten Jahrhunderts, wo, weil die Welt eine neue und andere Welt werden und eine ganz neue Gestalt gewinnen sollte, alle Weltteile und Völker aufeinanderstürzten und sich über ein Jahrhundert in wilden Revolutionen und blutigen Kämpfen zerarbeiteten, bis Rom in Trümmern lag und die Gründe eines neuen Lebens geworfen waren. Die Verfassung des Franzosen ist monarchisch, war es von jeher, und wird unter tüchtigen und eingreifenden Herrschern immer despotisch, so daß die Franzosen zu eigenem und fremdem Verderben oft ein halbes Jahrhundert auf das willkürlichste und grausamste gemißbraucht werden können. Der französische Charakter ist leichtsinnig, unstet, unruhig, ungerecht, immer zwischen dem Zuviel und Zuwenig wankend, also keiner stetigen Freiheit fähig: weil sie sich durch den eigenen Willen nicht beherrschen können, müssen sie einem fremden blind gehorchen. Sie haben Anlage zu einem Eroberervolke, aber wenig Anlage, das Eroberte zu gebrauchen. Nie werden ihre Nachbarn vor ihnen Ruhe haben. Wir Teutsche können von ihrer Unruhe, Treulosigkeit und Unrechtlichkeit Geschichten erzählen; auch die Italiener und Spanier können es. Sie sind nicht bloß heute so, sie sind nicht bloß durch die Revolution so geworden, nicht bloß durch Napoleon über alles Maß hinausgetrieben; sie sind so gewesen seit den Anfängen ihrer Geschichte, sie werden so sein bis an das Ende derselben. Übermacht ist gefährlich in den Händen jedes Volks, in ihren Händen ist sie die gefährlichste.

Viele der kleineren politischen Gründe könnten noch angeführt und herausgehoben werden, warum der Rhein teutsch sein muß

und nicht französisch sein darf. Man könnte auch diese eben dargelegten großen Gründe noch von manchen Seiten beleuchten und sie so darstellen, daß aus jedem wieder drei, vier neue Gründe hervorgingen: eine Art und Kunst, worin die Franzosen bei ihren Darstellungen Meister sind, und womit sie manchen Schwachköpfen Scheine vorgaukeln, welche endlich fast Wahrheiten gleichsehen. Wir aber verschmähen die unteutschen und gaukliſchen Künste, deren die Gerechtigkeit und Wahrheit unserer Sache auch gar nicht bedarf; wir werden überhaupt auch nur von solchen verstanden und begriffen werden, welche die Gründe zu wägen und nicht zu zählen gewohnt sind.

Nach diesen Hauptgründen ist es klarer als Sonnenlicht, daß der große und heilige Kampf, worin wir mit den Franzosen stehen, kein anderes erstes und letztes Ziel haben kann als die Wiedergewinnung unseres abgerissenen Landes und die Wiederbefreiung der Menschen unserer Sprache und Art, welche mit Gewalt haben Franzosen werden sollen. Gott, der soviel für uns getan hat, wird uns dazu helfen und den Herrschern und Völkern, bei welchen die Entscheidung der Gegenwart steht, die Notwendigkeit der Erreichung dieses Ziels so ins Herz geben, daß sie nicht ablassen, sie haben es denn erlangt. Soviel Glück von Gott wäre umsonst gewesen, so viele edle und brave Spanier, Engländer, Russen und Teutsche wären mit dem treuesten und tapfersten Mute umsonst gestorben, wenn man vor dem halb erreichten Ziele stehenbliebe. Nicht dieser Napoleon, nicht diese Franzosen, welche jetzt leben, sind allein die Furchtbaren; sie werden gewiß durch Gott gestraft werden und alle, welche mit ihnen aus den bösesten Absichten soviel Unglück über die Welt gebracht haben. Aber bleibt den Franzosen der Rhein mit den schönen jenseitigen Landschaften, so werden die künftigen Herrscher gegen uns stehen wie er, die künftigen Franzosen werden uns plündern, überziehen und plagen wie die gegenwärtigen. Ja ich sage es geradezu, ein mäßigerer, milderer und geschickterer Mann an Frankreichs Spitze und mit denselben Hilfsmitteln und Heeren, die ihm zu Gebote standen, wäre uns tausendmal gefährlicher geworden als er, und ein solcher würde der Freiheit Teutschlands und in ihr der Freiheit Europens auch künftig der gefährlichste werden; denn wer über Frankreichs, Italiens und Teutschlands Kräfte schalten kann, und wer damit nicht ein zu wildes Würfelspiel des Glücks spielt, dem müssen die übrigen Mächte des europäischen Kontinents sich endlich neigen. Also wann Napoleon auch nicht mehr ist, wann diese verwegene und blutige Brut der jüngsten Revolutionen auch

vergessen und vergangen ist, so werden wir und unsre Kinder bald dieselben Übel, von welchen wir eben erlöst zu werden hoffen, wieder bejammern, wenn Frankreichs Grenzen gegen uns bleiben, wie sie jetzt sind. Man mag das künftige Friedenspapier durch noch so viele und bündige Klauseln, Gelöbnisse und Eide sichern, die papierne Gewalt der Federn ist immer leichter als die metallische der Schwerter; die Fürsten und Länder östlich, ja nördlich vom Rheinstrom auf dreißig, ja auf fünfzig Meilen Weite werden den französischen Druck und die französische politische Ziehkraft fühlen müssen, sie werden als Planeten um diese Sonne tanzen müssen, von welcher ihnen keine Wärme, sondern nur Brand kömmt: sie werden zittern und dienen müssen; die Schweiz und Italien werden auch wie französische Landschaften sein und aus Paris ihre Befehle empfangen müssen; ja — und das soll vor allem bedacht werden — weil jetzt das Rechte nicht getan ward, wird künftig das Rechte kaum noch getan werden können; denn zuletzt wird die Gewohnheit allmächtig, fremde Sprache, fremde Sitten und Gesetze schleichen sich immer mehr ein oder dringen sich auf, die Seelen verlieren ihren Trotz, die Herzen ihre Erinnerungen, was den Vätern zuerst ein Abscheu und Greuel war, wird den Kindern durch Übung leidlicher, dann gleichgültig, endlich sogar lieb — die hündischeste Geduld wedelt zuletzt eine Tyrannei an, wo der zürnende Stolz sonst noch auf Rache gebrütet hatte.

Wollen also die Herrscher ihrer Herrschaft und die Völker ihrer Freiheit sicher sein, soll Germanien wieder in Ehre und Selbständigkeit und Europa in Kraft und Gleichgewicht blühen, so muß die Aufgabe mit dem Eisen gelöst werden, Deutschland gegen Frankreich in seinen alten Grenzen wiederherzustellen und die Franzosen auch da von dem Rhein zu entfernen, wo sie sich seit Richelieu und Ludwig XIV. mehr durch Trug und Hinterlist als durch Recht und Tapferkeit angedrängt haben.

Mein dritter Zeuge, die Ehre, sagt aus und vermahnet also:

Wenn ich, die ich Ehre genannt werde, noch bin, die ich vormals war, wenn ihr Teutsche mir noch mit freiem offenen Auge ins Angesicht blicken wollt, so müsset ihr das Schwert nicht in die Scheide stecken, ihr habet denn eure alten Grenzen und eure abgerissenen Brüder wiedergewonnen. Jetzt, da ihr bekennet, ja da ihr fühlet, ihr seid in dem gerechtesten Kriege, den ihr je geführt, gegen die grausamste Treulosigkeit und Unterdrückung aufgestanden, jetzt, da ihr euch den hohen Stolz genommen habt, zwischen Sieg und Wiederherstellung und Niederlage und Untergang keine Wahl zu lassen, jetzt, da ihr Gott zum

Zeugen und Bundsgenossen genommen habt, jetzt wolltet ihr noch zweifelnd vor dem Halben stehenbleiben? Jetzt wolltet ihr noch fragen und fragen lassen, ob es mit dem Rhein als Grenze der Arbeit und des Blutes nicht genug sei? Nein, nimmermehr! Euren ganzen Stolz müsset ihr euch nehmen, euren ganzen Stolz müsset ihr aussprechen, daß ihr das Eigene ohne alle Bedingung wiederverlanget. Auch die große Gerechtigkeit ziemt einem braven und treuen Volke, daß, wenn das Glück der Waffen euch auch bis an die Ufer der Loire und Rhone brächte, ihr von den Franzosen und von dem, was nur in französischer Zunge spricht, auch kein Dorf begehret, es sei denn, daß Dörfer und Ortschaften von euren Grenzen eingeklammert liegen, wo ihr sie zu euch nehmet und ihnen in gleichem Fall von dem Eurigen Gleiches erlaubet. Wie? wenn ihr jetzt nicht den Stolz und Mut bekennet, das Ganze zu wollen und zu vollbringen, wann meinet ihr, daß ihr sie künftig haben werdet? Wann meinet ihr, daß die Zeit kommen soll, wo allen Teutschen noch ein größeres gemeinsames Ziel aufgesteckt ist? **Jetzt oder nie**, so muß die Ehre immer sprechen; ihre Stunde, ja ihre Minute ist immer da; sie kann nichts verschieben, sie darf nichts von der Gelegenheit und dem Zufall hoffen, ihr Gesetz bleibt immer das Kurze und Runde: **Tue, was du mußt, siege oder stirb und überlaß Gott die Entscheidung.**

So spreche ich zu euch, teutsche Brüder und Landsleute, nicht ohne Absicht, auch nicht ohne Anspielung. Eure Väter weiland, die gewaltigen und großherzigen Männer, kannten mich und mich allein und meine Schwester, die Gerechtigkeit, und lebten nach unsern Lehren und Gesetzen; sie wußten viel von Ehre und Treue, so viel, daß sie zürnten, wenn man sie nur daran mahnte, weil die Mahnung ihnen fast einem Schimpf gleich deuchte. Ihr, ja wir alle insgesamt haben die Mahnung wohl verdient; die Ehre und Treue, die Liebe aller zu allen, die teutsche Gemeinschaft und Brüderlichkeit der Herzen war fast ausgestorben; jeder wollte bestehen für sich, jeder wollte herrschen für sich, und so geschah uns, was ein alter Römer von den griechischen Völkerschaften sagte: **Da alle nach der Herrschaft Griechenlands strebten, haben alle die Herrschaft über ihr Vaterland verloren.** Jetzt hat Gott, der unsern Namen nicht vergehen lassen will, uns durch Schrecken und Freuden auf eine wundersame Weise geweckt; jetzt können wir in dem Gefühl gemeinsamer Rächung unerträglichen Übermuts und unbeschreiblicher Greuel der Fremden wiederbeleben, was fast erstorben war; jetzt können wir einen Bund der Kraft,

Gerechtigkeit und Eintracht knüpfen, wir alle, so viele unser in teutscher Zunge sprechen, welchen die gallische Hinterlist künftig vergebens zu zertrennen streben mag. O Teutsche, nehmet euch den großen römischen Grundsatz, daß ihr nie einen unglücklichen und schimpflichen Frieden machen wollet, daß ihr nie eures Landes und eurer Menschen den Feinden hingeben wollet, daß ihr aus jedem Kriege größer und gefürchteter hervorgehen wollet. Aber darin seid den Römern ungleich, daß ihr diese Größe nicht als eine äußerliche Größe meinet: sie wollten nie einen Frieden schließen, ohne Land zu gewinnen. Ihr, setzt ihr eure Größe in Gerechtigkeit und Mäßigkeit. Denn auch die Römer, so groß sie waren, sind untergegangen und zuletzt der Spott der Welt geworden, weil sie diese nicht ehren wollten. Sprechet den großen Grundsatz aus und lehret ihn euren Kindern und Kindeskindern als das heiligste Gebot eurer Größe und Sicherheit: daß ihr nie fremde Völker erobern wollet, daß ihr aber auch nimmer leiden wollet, daß man euch nur ein Dorf von euren Grenzen abreiße. Wer zuviel Fremdes begehrt, der stirbt an Übermut; wer sich das Eigene ungestraft rauben läßt, der stirbt an Entehrung. Beide Tode sind sicher und schmerzlich, doch scheint die erste Art des Verderbens ehrenvoller zu sein.

Ich habe in Anspielungen gesprochen. Teutsches Volk, zahlreichstes und streitbarstes und, wenn du einträchtig sein willst, auch gewaltigstes und mächtigstes Volk in Westeuropa, schlage die Rollen der drei letzten Jahrhunderte auf, frage nach der Entwickelung der Begebenheiten, frage nach dem Gange der großen Revolutionen, forsche nach den Kriegen und Friedensschlüssen — und erröte und, wenn du kannst, zürne, daß in so langer Zeit fast kein Friede geschlossen ist, wobei du nicht von deiner Ehre und Herrlichkeit verloren hättest. Wer immer den Demütigen und Unterwürfigen macht, wer immer nachgibt und abtritt, der wird zuletzt unterdrückt und verachtet, und zwar mit Recht; denn, wie stark er auch sei, achtet sich endlich der Schwächste gleich und spricht ihm hohn und darf ihm wohl hohnsprechen. Dahin — o unsers Unglücks! — dahin wollte es kommen, daß die Teutschen, dieses große und kriegerische Volk, fast von der Welt getrennt wurden, daß man ihnen alle nächste und leichteste Gemeinschaft mit den Völkern sperrte. Haben wir es nicht zwei Jahrhunderte gelitten, daß die Holländer, einst eine Landschaft von uns, und die mit Teutschland immer hätten verbunden bleiben sollen, unsern Rhein bezolleten und, wie ihnen gefiel, belasteten? Haben die Dänen, ein kleines, schwaches Volk,

die ohne die Landſchaften, die ſie von unſerm Reiche zu Lehen tragen, faſt wenig ſein würden, ſie, die wir in den Jahren 1658 und 1660 vom Untergange retteten, ſich nicht mehr als einmal angemaßt, unſre Elbe zu beherrſchen, unſre Reichsſtädte willkürlich zu beſetzen und zu berauben, ja jüngſt ſie auf die bübiſcheſte Weiſe den Fremden zur Schändung und Plünderung zu überliefern? Dahin hätten wir kommen können durch unſre Gleichgültigkeit gegen das gemeinſame Vaterland, durch unſre immer aufſchreiende, aber nie handelnde und ſtrafende Geduld, daß keine unſrer Küſten uns gehört hätte, daß wir aus unſern Strömen kein Schiff hätten ins Meer laſſen dürfen, ohne die Erlaubnis erſt von den Fremden zu erkaufen. Und von welchen Fremden? Von ſolchen, die einſt unſre Untertanen und Vaſallen waren und es wieder werden müſſen, wenn ſie gegen die mächtigeren nicht wenigſtens gerecht ſein wollen. Das haben wir verdient, weil wir es gelitten haben; wir verdienen es, weil wir es leiden. Wer ſich zum Klotz macht, der wird von jedem Beil behauen, wer ſich aber als Amboß hinwirft, von dem ſcheuet man die Scharten. Bevormundet von den Völkern, als Unmündige behandelt worden ſind wir lange und werden es bis dieſen Tag; ſo daß es bis jetzt ſchwer war, zu ſagen, ob unſre Dummheit größer war als unſre Unwiſſenheit: denn ſoweit waren wir ausgeartet, daß wir die wenigen einfachen Punkte nicht mehr kannten, worauf bei den Ländern und Völkern die Herrſchaft beruhet, daß wir ſie bei unſerm eigenen Vaterlande nicht mehr kannten. Deswegen gaben wir das Große leicht hin und zankten uns um das Kleine, als wäre es groß geweſen; bis der große Schiedsrichter und Schlichter aller Streite dazwiſchentrat und mit dem plumpen Degen alles ausglich. Wenn dieſer uns nicht weiſer gemacht hat, wenn wir das Vaterland und ſeine Ehre und Herrlichkeit hinfort nicht über alles ſtellen wollen, ſo werden Siege nur den Augenblick befreien, und das alte Unglück wird bald wieder an unſre Tore klopfen.

Ich ſchweige. Wer Ehre und Stolz fühlt, bedarf keiner weiteren Worte; Tore werden durch Worte nicht weiſer, und ſchlaffe Seelen werden durch Vermahnungen nicht ſtärker. Aber ihr Wackeren und Redlichen, kämpfet, arbeitet und denket, damit des Vaterlandes lange Übel und Schäden einmal gebeſſert werden.

Die teutſche Treue kömmt und hat ihre Schweſter, die Liebe, an der Hand. Sie iſt grau geworden vor Gram und ſtumm vor Schweigen; denn ſie hat lange Jahre in einſamer Trauer verlebt, weil das Volk ſie ausgeſtoßen hatte und ſie, wenn ſie ja einmal in ſeinen Verſammlungen erſcheinen wollte, nicht

anders ansah und behandelte als eine Landläuferin. Ihre Augen sind trübe vom Weinen, ihre Gestalt ist abgezehrt, ihr Schritt ist schwach und wankend; sie ist nicht mehr die alte, fröhliche und stolze Kriegerin, die in die Posaune blies und rief: Hie Teutschland! und Sieg! Sie ist nicht mehr die weidliche und mutige Gesellin, die bei den Festen des Friedens den Reigen führte und sich rühmte, die Sonne sehe kein glücklicheres, freieres und redlicheres Volk als ihre Teutschen. Es ging ihr, wie es einem Greise geht, der das Ziel des gewöhnlichen Menschenlebens überlebt hat; sie war wie eine Greisin geworden, deren Jugendgeschlecht hingestorben ist, und die von den Jetztlebenden nicht erkannt wird. Sie war eine Einsame, und kaum war noch auf der Erde ihr Bleiben. In den Sälen der Großen und Reichen fand sie fremden Tand und Prunk und hörte welsche Torheit und Leichtfertigkeit in welschen Tönen nachlallen, die ihr von jeher abscheulich gedeucht hatten; sie war dort so fremd geworden, daß sie auch niemand erkannte, sondern daß man sie als eine plumpe und unverschämte Streunerin die Stiegen hinabstieß. Aus den Schulen und von den Kathedern ward sie von Geschwätz und Unsinn und Aufgeblasenheit und Dummheit verjagt und rief bei der Flucht: O meine Germanen, die keine Schrift lesen konnten als die des gestirnten Himmels, und was Gott mit brennenden Buchstaben alleserlich in die Herzen geschrieben, die keine Eide kannten als den Handschlag, sähet ihr diese! In den Gerichtsstuben gaukelte Aberwitz und Übergelehrsamkeit, und das Recht ward dunkel, weil man es mit zu vielen Lichtern umstellte. Allenthalben, auf den Jahrmärkten und in den Häusern, wurden Lug und Trug, Wollust und Geiz, Faulheit und Weichlichkeit, ihre ältesten Feinde, neben sie, ja über sie gesetzt. So mußte sie von den Menschen mit ihrem Jammer wieder in ihre Einsamkeit fliehen und wäre lange vor Gram gestorben und zu ihrem Himmel zurückgegangen, wäre ihr nicht zuweilen im stillen Walde eine fröhliche Unschuld begegnet und hätte sie ins Leben zurückgelächelt, hätte ihr nicht aus der Morgen- und Abenddämmerung, aus den Hütten der Armen manches fromme Lied entgegengeklungen, wozwischen der Haushahn die Glocke der Zeit krähete. Sie wohnte noch mit den Unschuldigen und Armen, und darum konnte sie die Erde nicht verlassen. Aber vor langem Gram und tiefem Herzeleid kann sie nicht sprechen: sie winkt nur, und ich deute ihre Winke.

Sie würde sagen und klagen, ja sie würde schelten zwischen Tränen und Zorn: Wie, ihr teutschen Fürsten und Völker?

Das könnet ihr? Das wollet ihr? Eure Brüder wollt ihr ſo leichtſinnig und herzlos verlaſſen als den Raub eines fremden Volkes und fremder Sprache, Sitten und Geſetze, die ihnen ſonſt die verhaßteſten waren? Ihr wollt dieſe kräftigen, tapfern, freiheitliebenden Männer zu Franzoſen werden laſſen? Ihre Kinder und Enkel — denn auch das Heiligſte vergißt und verlöſcht ſich endlich — ſollen von euch, vom teutſchen Namen, von teutſcher Freiheit und Ehre nicht mehr wiſſen? Ihre ſtarken Arme ſollen für diejenigen kämpfen, die ihren Vorfahren ein Haß waren? Ihre ſtarken Arme, endlich franzöſiſche Arme, ihre ſtarken Herzen, endlich franzöſiſche Herzen, ſollen für die Franzoſen gegen euch ſtreiten und euch unterdrücken und unterjochen helfen? — Denn wenn den Franzoſen die Macht bleibt, werden ſie die Verſuche eurer Unterjochung nie aufgeben, und ſie wird ihnen durch die Tat zuletzt gelingen — die unter römiſcher Tyrannei germaniſch blieben, weil ihre Herzen das Fremde verabſcheueten, die ſollen endlich beinahe 2000 Jahre nach Julius Cäſar doch eine Art Römlinge, ſie ſollen Franzoſen werden? Die Enkel der Trevirer, Nervier, Aduatiker, Eburonen, Sigambern und Franken ſollen Knechte der Fremden werden, ſollen die Freiheit als einen fernen Klang der Vorzeit nur mit den Ohren kennen, nicht mehr mit den Herzen? — Denn wo Franzoſen gebieten, mag keine Freiheit wohnen. — Das wollet ihr dulden, daß dieſen widerfahre? Dieſem Lande? Dieſem Volke? Und welchen Männern? Und wie nahe verwandten Männern? Oder kennet ihr dieſe nicht? Wiſſet ihr nicht, wie ſehr ſie eure Brüder ſind? O fragt euch, die um Roſtock und Stettin, die um Danzig und Königsberg, die um Hamburg und Hannover wohnen, fragt euch, Pommern, Preußen, Märker, Holſteiner, Braunſchweiger, ja ihr fernen Siebenbürger, fragt euch, ob eure Vorfahren nicht weiland von hier und von Weſtfalen auszogen und die verödeten Sitze der Wenden bevölkerten und Städte und Dörfer baueten und die Freiheit baueten? Fragt euch, ob, was ihr von teutſchen Tugenden habt, und daß ihr die Freiheit liebt und für ſie ſterben könnet, ob das euch nicht alles von hier kam? Und dieſes Land und dieſes Volk, dieſe eure Blutsfreunde wollet ihr ſo leichtſinnig ins Verderben fallen laſſen? — Und die Enkel der Bataver und Frieſen, dieſes edle und große Volk, das unter dem Panier der Freiheit und der Naſſaue ein Jahrhundert für die Selbſtändigkeit Europas geſtritten hat, das Helden und Geſetzgeber und Erfinder und Künſtler gehabt hat, deren Völker mangelten, die zwanzigmal mehr Umfang haben als ſie, auch die Holländer wollet ihr in der Knechtſchaft laſſen, auch dieſe ſollen endlich

franzöſiſchen Tand lieben und den ſtolzen Ernſt ihrer Väter vergeſſen lernen? Das ſoll der Dank ſein, daß ſie euren Rhein und eure Schelde, ja eure Donau ſo oft mit ihrem Blute für euch gefärbt haben, daß die Wellen der Atlantiſchen See, ja die Wellen des Sizilianiſchen Meeres für euch von ihnen gerötet ſind? — Und wenn dieſe euch fremd dünken, ſo blicket auf die Nächſten — aber ich ſage euch, auch die Nächſten mögen nicht frei ſein, wenn dieſe nicht befreiet werden — blicket auf die, welche zwiſchen dem Rhein und der Moſel und der Saar wohnen, welche die Ufer der Roer und Maas beweiden, und errötet, wenn ihr nicht hoffet, daß ſie wieder Teutſchlands Kinder werden ſollen, ja wenn ihr nicht vor Gott und der Welt gelobet, daß ihr ſie wiedergewinnen wollet. Werfet eure Augen auf dieſe Ströme und Länder, o wendet auch eure Herzen dahin! Was ſehet ihr? Was fühlet ihr? Ihr ſehet das Land, das euch an die herrlichſten Arbeiten und Kämpfe eurer Väter mahnet, ihr ſehet die Urſprünge und Anfänge eures Volkes, die älteſten und heiligſten Erinnerungen des Reichs der Teutſchen, die Wiege eurer Bildung, die Städte, wo eure Kaiſer gewählt, gekrönt und geſalbt wurden, die Grüfte, wo eure Kaiſer, eure Erzkanzler, eure Erzbiſchöfe ſchlafen, die Denkmäler eures Ruhms und eurer Größe, wohin ihr blicket, wohin ihr tretet — und ihr könntet den Gedanken ertragen, daß dieſes Älteſte, dieſes Ehrwürdigſte, dieſes Teutſcheſte franzöſiſch werden ſollte? Wahrlich mit dem Gedanken ertragt ihr auch die franzöſiſche Sklaverei. Aachen, Straßburg, Mainz, Köln, Trier, Lüttich, Speier, Worms, den teutſchen Königsſtuhl bei Renſe, die Schlachtfelder, wo ihr ſo oft gegen die Franzoſen für die Freiheit ſiegreich waret, das tapfere, lebendige und geiſtreiche teutſche Geſchlecht, das dieſe geſegneten Lande bewohnt, dieſes echteſte, älteſte Kleinod eures Namens — alles dieſes könntet ihr den Fremden laſſen? Jene Denkmäler, welche eure ehrwürdigen und frommen Väter in Köln und Antwerpen, in Straßburg und Amſterdam dem Ewigen erbaut haben, das Gedächtnis eurer grauen Heldenzeit und ſo viele andere Heiligtümer eurer Art und Kunſt wolltet ihr denen laſſen, deren Blicke nie nach oben gehen, und welchen dieſe Herrlichkeiten nichts Ewiges verkündigen? — O nein! nein! Das wollet ihr nicht, das könnet ihr nicht wollen. Wahrlich, die Gebeine eurer Väter würden ſich in ihren Gräbern umkehren und wehe! wehe! rufen über euch und über das Vaterland, das ihr verlaſſet; die Gebeine aller der Erſchlagenen würden ſich umkehren, die in früheren Schlachten an dieſen Geſtaden, auf dieſen Gefilden gefallen ſind, damit der Rhein und ſeine ſchönen Lande teutſch blieben und

teutsch sprächen; alle die Millionen Teutsche, die lange zu ihren Vätern gegangen sind, würden Gespenster werden für euch; alle, die durch französisches Eisen hier fielen oder durch französische Greuel und Mißhandlungen umkamen, als Ludwig XIV. und Louvois ihre Mordbrenner ausschickten und die rheinischen Lande verwüsteten, Städte und Dörfer in Schutthaufen verwandelten, in Speier die Gräber eurer herrlichsten Kaiser aufwühlten und in Heidelberg die Aschen der alten Pfalzgrafen in die Winde streueten, als die französischen Wilden der Jahre 1790 und 1800 hier stürmten und unter den süßen und schmeichlerischen Klängen von Freiheit, Gleichheit und Glückseligkeit der Welt Trug und Verrat, Raub und Mord in die teutschen Lande brachten — alle diese, alle die Geister der besten Teutschen würden Gespenster werden und euch ängstigen und verfluchen und alles Glück plötzlich wieder von euch nehmen, was Gott euch so wunderbar gegeben hat.

So würde die teutsche Treue sprechen, so ungefähr würde sie sprechen, aber in weit kräftigeren, herzigeren und einfältigeren Weisen und Worten; sie würde euch die teutsche Liebe und Ehre und gegenwärtiges und künftiges Glück oder Unglück so ans Herz legen, daß ihr eure Brüder, die Kinder eures Vaterlandes, nimmermehr in der Gewalt der Franzosen lassen, sondern auf Tod und Leben um sie streiten müßtet, bis ihr sie euch und der Freiheit wiedergewönnet. Sie würde euch viel mehr und viel besser lehren und vermahnen und euch Gott und die Pflicht und die Ehre eures Namens und das Beispiel eurer Geschichte so hinstellen, daß ihr das Rechte und Notwendige tun müßtet. Weil ich das aber mit ihrer Einfalt und Innigkeit nicht zu sagen und darzustellen vermag, so will ich in ihrem Namen noch ein Wort zu eurem Verstande sprechen und versuchen, ob der Kopf begreifen will, was nicht jeder zum Herzen reden darf.

Die Politik hat oben sattsam bewiesen, daß, wenn die Franzosen den Rheinstrom und die jenseitigen Lande behalten, Teutschland der Gefahr, ja der Gewißheit der Unterjochung nicht entgehen kann. Napoleon kann sterben, alle seine Marschälle und Räte können begraben sein, ein ganz anderes Geschlecht kann aus dem Palast der Tuilerien Befehle ausgehen lassen — bleibt der Rhein französisch, so liegt Teutschland Frankreich immer offen, so ist Teutschland von Frankreich abhängig, so wird der größte Teil Teutschlands den Franzosen bald wieder unterworfen sein; das, worüber wir jetzt geklagt und geflucht haben, wird sich unter andern Gestalten bald wiederholen; was uns in diesen

fünfzehn Jahren*) noch ein Abscheu und Greuel deuchte, würde unsern Kindern und Enkeln durch Übung und Gewohnheit leidlicher werden; die Pest, die jetzt noch vertilgt werden könnte, würde unvertilglich ins Blut gedrungen sein: wir würden wirklich unterjocht sein, wann Herz und Meinung erst unterjocht wären. Ich habe bisher am meisten von den Gefahren gesprochen, die in der äußeren Lage, der Macht und der Übergewalt der Franzosen gegen uns drohen. Diese Gefahren sind nicht die fürchterlichsten: sie können durch Glück, durch Tapferkeit, durch ein einzelnes großes Heldengemüt, das in Zeit der Not erweckt wird, abgewendet werden. Ich will jetzt von den stillen Gefahren sprechen, die da leise kommen wie Wasser, welche lange verborgen unter Bergen hinfließen und ihre Festen aushöhlen, bis endlich die stolzen Gipfel in die nasse Tiefe nachstürzen: von den Gefahren, die das herbeiführen, was durch Waffen nimmer geheilt noch abgewandt werden kann, die das Glück auf immer verjagen, die Tapferkeit erschlaffen und alle Keime ausrotten, woraus germanische Helden, Retter der Zukunft geboren werden können.

Diese leisen Gefahren sind keine anderen als die allmähliche Auslöschung und Ausrottung teutscher Art und Eigentümlichkeit. Wir waren in den letzten Jahrhunderten von Jahr zu Jahr immer mehr erschlafft, verweichlicht, entartet; die Geschichte unserer großen und ehrwürdigen Altvordern war keine lebendige und begeisternde Erinnerung mehr für uns; teutsches Land, teutsches Volk, teutsche Freiheit, teutsche Ehre waren kaum noch Klänge; die sonst so heiligen Wahne von Kaiser und Reich und von ihrer Macht, Herrlichkeit und Majestät waren zerflogen — alles war vergangen, vergessen, ja fast tot. Wir waren nicht mehr den früheren Menschen vergleichlich, wir waren schlechter geworden als unsere Väter; aber wir waren noch teutsche Menschen, wir hatten noch vieles übrig, woraus wieder stattliche und feste teutsche Männer, woraus wieder ein großes und gefürchtetes teutsches Volk hervorgehen konnte, wenn ein belebender Odem des Geistes über die Welt wehete und die starre und faule Masse anblies. Bleiben aber die Franzosen Herren am Rhein, bleiben Straßburg, Mainz, Köln, Amsterdam, Aachen französische Städte mit französischen Besatzungen, Akademien, Theatern, so brauche ich kein Prophet zu sein, um zu weissagen, welche Menschen die Teutschen an dem diesseitigen Ufer nach hundert, ja nach fünfzig Jahren schon sein werden, auch wenn das Undenkbare geschähe, daß die Franzosen bei ihrer Übermacht sie in so langer

*) 1797 und 1798 kam mit Mainz und Ehrenbreitstein der Rhein ganz in Frankreichs Gewalt.

Zeit nicht mit ungerechten Waffen anfielen und zu bezwingen suchten. Ich erkläre mich kurz über dieſe leiſen Gefahren, die mitten im Frieden, ja eben in den friedlichſten und freundlichſten Verhältniſſen am verderblichſten wirken werden.

Wenn die Franzoſen am Rhein herrſchen, ſo herrſchen ſie in dem Kern unſers Volkes, ſie greifen uns in unſerm innigſten und eigenſten Leben an, ſie zerſtören uns in den Keimen unſers Weſens. Teutſchland könnte durch eine Gunſt der Umſtände, die ſich freilich nicht erwarten, aber doch denken läßt, in ſeinem Oſten vielleicht noch eine Zeitlang mächtig ſein, ſelbſt wenn die Franzoſen das von uns geraubte Gebiet behielten; als ein teutſches Volk wird es gewiß nicht lange mächtig ſein, es wird überhaupt nicht lange ein teutſches Volk bleiben, wenn den Franzoſen am Rhein die Herrſchaft bleibt. Der Rhein und ſeine umliegenden Lande und die nächſtliegenden Lande von Schwaben, Franken, Heſſen, Weſtfalen und Braunſchweig ſind der Kern und das Herz des teutſchen Volkes, woraus ſein rechtes Lebensblut und ſeine lebendigſten Lebensgeiſter in alle Adern, ja in die äußerſten Glieder ſeines Leibes ausgegoſſen worden; dort, wenn ſie nicht überhaupt ein Traum iſt, lebt die rechte Teutſchheit; von da fließt ſie wie der zarte und geheime Lebensäther des Ganzen mit allen ihren unſichtbaren und kaum vernehmlichen Geiſtern bis zur Leitha und Eider, ja bis zur Memel und Theiß zu den verwandten Brüdern aus. Auch anderswo iſt Teutſchland, es iſt in Flensburg und Königsberg, in Breslau und Stralſund; aber es iſt dort nicht ſo teutſch als hier im Süden. Dies läßt ſich hiſtoriſch herleiten, dies läßt ſich aus unſern Sitten und Weiſen und aus unſerer Kunſt und Literatur deuten, wie weit das innigſte Leben eines Volkes und ſeine eigentümlichſte Art gezeigt und gedeutet werden kann. Hier an beiden Ufern des Rheins, in den eben bezeichneten Landen, hat ſich das Germaniſche mitten in allen Stürmen der Jahrhunderte in allen Umkehrungen und Wechſeln der Völker immer zuſammengedrängt erhalten, ja es iſt gerade durch die Stürme und Wechſel derſelben feſter zuſammengedrängt worden: ich möchte ſagen, es iſt dichter und gediegener geworden durch ſie. Nach der großen Völkerflut, die in dem fünften und ſechſten Jahrhunderte unſrer Zeitrechnung gegen Weſten und Süden brauſete und gewöhnlich die Völkerwandrung genannt wird, ward der Oſten und Norden Germaniens von ſeinen ſüdlich ziehenden Bewohnern faſt ausgeleert, und fremde ſlawiſche Stämme rückten bis an den Inn, den Fichtelberg, die Elbe und die Saale in die ſehr entvölkerten und unverteidigten Lande ein und faßten mehrere Jahrhunderte

daſelbſt. Endlich nach langen und ſchweren Kriegen wurden ſie von den Teutſchen teils weiter gegen Oſten gedrängt, teils bezwungen oder vertilgt. In dieſe nun wieder leeren Lande der Wenden und Slawen, einſt die Sitze der Angeln, Semnonen, Variner, Longobarden, Rugier, Heruler, Goten, Quaden und Markomannen, rückten vom Süden teutſche Kolonien ein, oder über ſie ſetzten ſich doch teutſche Herren, baueten Schlöſſer, Feſten und Städte und ſuchten das Volk nach und nach zu germaniſieren. In den meiſten dieſer Länder hat das Teutſche durch die Zeit und die Herrſchaft, auch durch die Überlegenheit an Bildung obgeſiegt und das meiſte Slawiſche in ſich hinein verſchlungen; doch ſind immer noch viele Spuren des Nichtgermaniſchen dort übrig, die man an manchen Zeichen und Erſcheinungen nachweiſen kann. Dieſe Behauptung wird um ſo unverdächtiger erſcheinen, da der Behaupter in einem Lande geboren iſt, das vielleicht vom fünften und ſechſten Jahrhundert bis zum Ausgange des zwölften faſt ganz ſlawiſch war. Im Süden von Teutſchland hingegen, in den angegebenen Grenzen, iſt das Germaniſche reiner und ungemiſchter geblieben, und dahin muß man wallfahrten, wenn man das echte Teutſche ſehen will, da muß man die reinen und germaniſchen Geiſter ſuchen: jene fröhliche Gutmütigkeit und Frömmigkeit, jene kindliche Unbefangenheit und Natürlichkeit, jenen feurigen Stolz auf Wahrheit und Freiheit, jene feinherzige und freimütige Geradheit und Derbheit, jenes unbeſchreibliche Eigentümliche in Leben, Sprache und Sitten, endlich ſelbſt jenen Schlag der Leiber, jenen Bau der Schenkel und Brüſte, jenen Wurf des Haars, jenen Blick der Augen, kurz jene ganze Art und Weiſe, jenes Anſchauliche, aber nicht Beſchreibliche, was ein eigenes Volk bezeichnet. In Schleſien, Preußen, Kurland, Mecklenburg findeſt du viele Menſchen, welche Teutſch ſprechen, bei welchen du aber denken könnteſt, daß ſie einem andern Volke angehören, hier in dem alten Urlande Germaniens kommen dir die teutſchſprechenden Menſchen auch durchaus als Teutſche vor. Nur wer dies hier Geſagte einigermaßen mit dem Herzen anerkannt und gefühlt hat, verſteht mich. Schwaben und Weſtfalen und die rheiniſchen Lande muß derjenige beſuchen, der die Schlüſſel zu der Geſchichte des teutſchen Volkes und die Auflöſung ſeiner Bildung und Entwickelung finden will; da iſt auch bis dieſen Tag, bis auf die letzten unſeligen Jahre, die alles Alte vertilgen wollten, in Sitten, Gebräuchen, Leben und Verfaſſungen das meiſte übrig geweſen, wodurch ſich in die längſt verfloſſenen Jahrhunderte zurückſteigen, und an deſſen ariadniſchen Faden ſich durch das dunkle und verworrene Labv-

rinth der teutſchen Geſchichte bis zum Lichte hintappen ließ. Von da ſind unzeigbar und unſcheinbar die zarten und geheimen Geiſter des teutſchen Weſens in alle Lande ausgefloſſen; aus dieſem verborgenen Feuermeere ſind die Funken ausgeſprühet, die bis zur Oſtſee und bis zu den Polen und Ungarn hin das lebendig erhielten, was teutſch genannt werden durfte.

Ich will hier den lächerlichen und durch die Abſichten, womit er von einigen geführt worden iſt, zum Teil ſchändlichen Streit der Eitelkeit über die Vorzüge der Nordteutſchen oder Südteutſchen nicht wieder erneuen. Was Ariſtoteles und Platon ſchon geſagt haben, daß der Süden mehr Feuer und Geiſt, der Norden mehr Feſtigkeit und Leib habe, mag wahr ſein oder nicht wahr — lebendiger, feuriger und beweglicher muß der Süden immer erſcheinen als der Norden. Ich will hier auch nicht aufrechnen, welche herrliche Genien in Kunſt und Wiſſenſchaft unſer Süden dem teutſchen Stamm gegeben hat — ich würde etwas Überflüſſiges tun — ich bekenne nur im allgemeinen, daß der Geiſt nicht ſo ſehr an beſtimmte Erde als an beſtimmte Völker gebunden iſt. Die germaniſchen Geiſter erſtarren in den kälteſten Regionen nicht. Denen, welche von der Wut des ſüdteutſchen Patriotismus befallen ſind, ſage ich nur, daß Snorro Sturleſon ein Isländer war; daß der große Bildhauer Thorwaldſen ein Isländer iſt; daß Tycho Brahe, Linné, Sergel, Bellmann, Guſtav Adolf, Torſtenſohn, Karl XII. in Schweden, daß Baco, Shakeſpeare, Newton in England geboren waren; daß Preußen ſich ſeines Kopernikus, Kants und Herders rühmt; daß Leibniz ein Leipziger, Herſchel ein Hannoveraner, Friedrich II. und Zieten Märker, daß Schwerin, Winterfeldt, Scheele Pommern waren. Aber das iſt wahr, daß eine gewiſſe Lebendigkeit, ein gewiſſes erfriſchendes Leben, ein gewiſſer geiſtiger Atem, den ich reingermaniſche Luft nennen möchte, dem teutſchen Norden aus ſeinem Südweſten kommen muß und immer gekommen iſt. Wie der Norden dies leiſe und unſichtbar empfangen hat, ſo iſt von dem Norden ein anderer geiſtiger Lebenshauch wieder zu dem Süden hinaufgefloſſen, und ſo hat das Ganze, was man ſonſt teutſches Reich und teutſches Volk nannte, ſich wechſelſeitig angezogen, gereizt, durchſtrömt und durchdrungen, ohne daß man dieſe große Wechſelwirkung gerade in dem einzelnen immer zeigen könnte: denn alles, was unmittelbares Leben und Wirken iſt, kann den Augen freilich nicht gezeigt werden. Ich ſetze den Nordteutſchen nicht herab in Vergleichung mit dem Südteutſchen, jeder hat ſeine Eigentümlichkeit, jeder hat ſeine Tugenden und Mängel, und nur durch den freien Aus-

tausch des Teutschen von dem Niemen bis zur Schelde und von der Eider bis zum Adriatischen Meere konnte das Ganze so bestehen, daß den übrigen Völkern erschiene, was sie als eigentümliche teutsche Art und Schöpfung achten mußten. Was der Preuße und Pommer Herziges, Treues, Tapferes und Gastliches hat, was des Schlesiers Beweglichkeit und Fleiß, des Märkers Ernst und Treue, des Holsteiners Beharrlichkeit und Redlichkeit ist, schaffet und bildet — das ging in unsichtbaren Strömungen des Geistes auch bis zum Neckar und zur Mosel, das half dort auch das teutsche Vaterland erbauen und erhalten, also daß bei diesem Gedanken jeder Teutsche glauben muß, daß, was jeder einzelne Treffliches und Tüchtiges hatte, zu allen Teutschen überging und allen gehörte.

Doch komme ich wieder auf meine vorige Behauptung zurück, welche durch die ganze, lange Geschichte des Vaterlandes bestätigt wird, daß die rheinischen Lande und Schwaben und Westfalen der Kern und das Mark des teutschen Volkes sind, daß von daher alles beste und echteste Teutsche ausgegangen ist, und daß dahin ewig zurückfließen und von da wieder ausströmen muß, was in Sitte, Verfassung, Wissenschaft und Kunst den rechten teutschen Stempel tragen soll. Auch am Niemen, an der Oder und der Drau ist Teutschland, aber hier ist das ursprüngliche Teutschland, weiland der Mittelpunkt und die Stärke des Reichs, immer noch der Mittelpunkt teutschen Lebens und teutscher Sitte; hier ist von teutscher Art, Sprache und Geschichte ein unerschöpflicher Schatz niedergelegt, wovon die fernsten teutschen Brüder zu holen kommen, und welcher doch nie ausgeleert werden kann. Wenn nun das Unglück bleibt, daß die Franzosen den Rheinstrom behalten, so wird das Teutsche in seinen Keimen vergiftet und erstickt: Teutschland kann seinen Namen noch Jahrhunderte behalten, aber Teutschland ist dann bald nicht mehr. Im Besitz des Rheins und der jenseitigen Rheinlande haben die Franzosen das Übergewicht der Macht und der Waffen, welches auch die diesseitigen Lande mit unwiderstehlicher Ziehkraft unter sich zwingt. Ein politisches Übergewicht und eine politische Ziehkraft sind nie einzeln, sie wirken auf Leben, Sitte, Verfassung, Kunst, sie wirken notwendig auf alles. Wir wissen, mit welcher planmäßigen Grausamkeit und Gewalt Napoleon und die Franzosen die letzten zehn Jahre gearbeitet haben, teutsche Sitte und Sprache, ja jede Liebe und Erinnerung des Alten jenseits des Rheins auszurotten. Wenn ihnen der Rhein bleibt, so wird ihnen in wenigen Jahrzehnten davon das meiste gelingen, und französische Sitte und Sprache werden nicht nur zunächst

am Rhein, ſondern zwanzig und dreißig, ja fünfzig Meilen vom diesſeitigen Ufer immer allgemeiner und herrſchender werden; das Teutſche wird ſich erſt verleben, dann auflöſen, zuletzt verfliegen; alles Volk bis an den Lech, den Fichtelberg und die Elbe, ohne Haltung und lebendige Erfriſchung und Begeiſterung aus ihm ſelbſt heraus, wird endlich ein Volk jämmerlicher und äffiſcher Halbfranzoſen werden. Dann wird das Teutſche wirklich geſtorben ſein, unrettbar und unwiederbringlich für alle Zeiten vergangen, und auch der äußerſte Oſten und Norden Germaniens, an Wurzeln und Stamm verletzt und angefreſſen, wird das Verderben fühlen und endlich in charakterloſer und ſeelenloſer Nichtigkeit vergehen und in dem Fremden verfließen.

Dies war mein Teutſchland, dies wollte ich zeigen, wenigſtens andeuten, damit geholfen und erhalten würde, weil noch geholfen und erhalten werden kann. Dies habe ich geliebt, und für dieſes habe ich gelebt, dies war mir das Größte und Heiligſte, dies war mein teutſches Volk und meine teutſche Freiheit und Ehre; hiefür ſprach ich, nicht für Waffenruhm und Herrſcherglanz und allen den klingenden Pomp und ſchimmernden Prunk von Namen, die ohne Freude und Leben ein Nichts ſind. Rom war groß, es war das unſterbliche und göttliche Rom, als es ſeine Furier, Decier und Fabricier hatte, als innerhalb den Alpen und dem Mittelmeer ſeine Grenzen und ſeine Tugenden noch beſchloſſen waren; Rom war klein, es war das nichtige, das ſchändliche Rom, als es die Welt erobert hatte, als an der Themſe und am Nil, am Euphrat und am Tajo die Adler ſeiner Imperatoren glänzten. — Dieſes Teutſchland wollen wir erhalten, für dieſes Teutſchland ſtreiten wir und bitten Gott und die Menſchen, daß ſie es nicht untergehen laſſen — für dieſes durch Sitten, Geſetze und Tugenden ehrwürdige, durch Künſte, Wiſſenſchaften und Erfindungen berühmte, durch ſtillen Fleiß und frommen Sinn die Welt beſeelende und erhaltende Teutſchland, nicht für leere Namen, hohle Klänge und eitlen Ruhm ſprechen, bitten und ſtreiten wir. Hier iſt Teutſchland, hier iſt es, dies iſt es, und dies muß es dem redlichen Teutſchen bleiben. Tauft das Land und Volk um, nennt es meinetwegen Sachſen oder Preußen oder Bayern oder Holland, nennt es Huronien und Tſchuwaſchien, ja nennt es, wie ihr wollt — Namen und Schein iſt uns gleich, wenn Tat und Wirklichkeit nur bleibt. Aber laſſet ihr dieſes unſer eigentliches Teutſchland vergehen — es vergeht aber, wenn ihr den Welſchen erlaubet, was ich ihnen nicht erlauben will — ſo mag alles Land bis an den Dnjepr und Hellespont, ja bis an den Ural

und die Herkulische Meerenge Teutschland heißen, meinetwegen auch Teutsch sprechen, wir können uns des Eitlen, der schimmernden Vergänglichkeit des Toten nicht mehr freuen, wir legen in die Weite und Dicke keinen Ruhm. Was wir Jahrhunderte, ja Jahrtausende besessen haben, Gottesfurcht, Gerechtigkeit, Redlichkeit, Tapferkeit, Freiheit, was wir geschaffen haben, Gesetz, Sitte, Wissenschaft und Kunst, das ist unser Vaterland, unser Teutschland, das nennen wir unser Vaterland, unser teutsches Vaterland, und das wollen wir erhalten; dafür ziehen unsre Jünglinge jetzt so freudig in das Feld und streiten, wie ihre Väter, die Cherusker und Marsen und Katten, weiland stritten, und sterben wie sie.

Tief aber verachten wir jene dummen und schlechten Schwätzer, welche ohne Kenntnis der Geschichte und ohne Ehrfurcht vor dem göttlichen Willen, der sich in der Geschichte offenbart, uns Teutschen beweisen möchten, wir müssen durchaus Schutt und Aschen werden, worin andere Völker, damit ihnen ein schöneres Leben erblühe, ihren Samen streuen. Was Gott in dem gewaltigen und geheimen Laufe der Zeiten will, ist uns nicht verborgen, ist uns keine Minute ein Geheimnis: wir sollen unsere Liebe und unser Leben, das, wodurch wir Menschen sind, das, wodurch wir den ehrwürdigen Namen eines Volkes verdienen, bis in den Tod verteidigen und jene leeren und eitlen Toren nicht hören, die uns zu Schutt predigen möchten, weil ihre Seelen nichts als morscher und fauler Schutt sind. Jener Kosmopolitismus, den man uns anpreist, ist nicht von Gott, sondern von Tyrannen und Despoten, welche alle Völker und Länder zu einem großen Schutthaufen, ja Misthaufen der Knechtschaft machen möchten, und welchen es daher gefällt, wenn man die Menge darauf hinweist, daß es für das Ganze wohltätig sein möchte, wenn dieses oder jenes Volk sich gutmütig in Schutt verwandeln lassen wollte. Das ist das Zeichen eines elendigen und lieblosen Menschen, wenn einer immer von dem Entfernten und Allgemeinen klingelt und für das Nahe und Einzelne nichts tut, wer sein Weib, seine Kinder und Nachbarn nicht mehr liebt als Fremde, den hält man mit Recht für einen schlechten Menschen; wer sein Nahes nicht liebt, verteidigt und festhält, der hat nichts Nächstes, der hat keinen Nächsten, sein Mund ist voll schöner Klänge, und seine Lippen tönen Prunk, aber er ist ein entnervter Wollüstling oder ein abgelebter Dummkopf. Unser Haus, unsre Kinder, unsre Nachbarn, unser Land, unser Volk — die sollen wir über alles lieben und verteidigen, so lieben und verteidigen wir auch die Länder und Völker am besten. Ver-

flucht aber ſei die Humanität und der Kosmopolitismus, womit ihr prahlet! Jener allweltliche Judenſinn, den ihr uns preiſt als den höchſten Gipfel menſchlicher Bildung! O verzeihet meinem Ungeſtüm! ihr Kinder Abrahams! Ihr, obgleich über die Welt zerſtreuet, ſeid durch hartnäckige Liebe und Verteidigung des Eurigen ein ehrwürdiges Volk. Möchten wir Teutſche euch darin gleichen, ſo werden unſre Kosmopoliten uns nicht zerſtreuen.

Wenn nun der Rhein und unſere abgeriſſenen Lande durch Gottes Hilfe wiedergewonnen und zum Teutſchen Reiche gefügt werden, ſo iſt es wünſchenswert, daß am Rhein die mächtigſten teutſchen Fürſten gebieten, Öſterreich und Preußen, zumal da das Elſaß, die Niederlande und ſoviel anderes habsburgiſches und burgundiſches Erbe iſt. Auch das dürfen wir hoffen, daß der Freiſtaat der Vereinigten Niederlande, dieſes tapfere, gerechte und edle Volk, welchem Europa und Teutſchland ſoviel verdankt, mit dem germaniſchen Staatskörper und mit Großbritannien in eine nähere feſtere Verbindung geſetzt werden wird, damit die Fremden künftig an der Leichtigkeit des Raubes verzweifeln. Was allen wohltätig und heilſam iſt, was alle einſtimmiger und ſicherer macht, was die noch reingermaniſchen Stämme und Völkerſchaften in feſterer Liebe und Treue verbindet, das hat die Zeit, welche wir bisher mit Zittern unſer Zeitalter haben nennen müſſen, uns als Glück und als Weisheit der Zukunft gelehrt. Stellen wir aber ſchwache Fürſten und Gebiete an Frankreichs Grenzen hin, ſo werden Ränke und Furcht und Gewalt das eben bejammerte und verfluchte Elend nur zu bald wieder erneuen. Auch die Schweizer, faſt alle teutſche Menſchen, möchten ſeit zwanzig Jahren wohl gelernt haben, daß es wohl rätlicher ſei, ſich an germaniſche Gerechtigkeit zu lehnen. Sie haben erfahren, wie es ihnen vergolten iſt, daß ſie ſeit drei Jahrhunderten ſich und ihre Nachbarn immer Frankreich hingaben.

Noch lege ich hier einen Vorſchlag hin, den man immer einen politiſchen Traum nennen mag, deſſen Wirklichkeit aber Beſſeres ſchaffen würde, als Träume zu ſchaffen pflegen.

Wir hatten einſt einen Orden teutſcher Herren, der durch große Taten und Schöpfungen in zwei Jahrhunderten eine Weltwirkſamkeit bekam, die bis jetzt noch keinen würdigen Geſchichtſchreiber gefunden hat. Von dieſem Orden war bis auf die letzte, alles zerſtörende Zeit immer noch ein ehrwürdiger Reſt im teutſchen Vaterlande übrig. Freilich, jenes Zeitalter des Chriſtentums und der Ritterlichkeit, worin die Herren vom

Tempel, von St. Johannes, von Jerusalem und die Teutschherren der Jungfrau Maria entstanden, kömmt nimmer so wieder, als sie im zwölften und dreizehnten Jahrhundert war, weil die Zeit und die Ströme nicht zurückfließen. Aber Ideen bleiben ewig, wenn die Art und die Zeit sich auch verwandelt. Wir könnten wieder einen Teutschen Orden stiften mit jenen Ideen teutscher Frömmigkeit, Herrlichkeit und Ritterlichkeit, woraus jener frühere Orden im Gelobten Lande erwuchs, aber seiner Art nach der Zeit und ihren Bedürfnissen angemessener. Wie wäre es, wenn von den hohen Herrschern dazu ein Teil der Lande um den Rhein, die Mosel und die Saar angeschlagen würde? Der Zweck dieses Ordens wäre Belebung und Erhaltung der unsterblichen Ideen teutscher Herrlichkeit, Ehre und Wehrlichkeit. Damit diese großen Gedanken nie erstarren und versaulen könnten, würde damit eine erhabene und weite Erziehungsanstalt verbunden, wohin die fürstlichen und ritterlichen Geschlechter ihre Söhne schicken könnten, damit sie lernten, was gerecht, tapfer, frei, edel und teutsch ist, und damit sie das in solcher Schule Empfangene in ihrem künftigen Wirkungskreise über alle Lande teutschen Volkes ausbreiteten.

Dieser Teutsche Orden bestünde aus Söhnen fürstlicher und adliger teutscher Geschlechter.

Sein Zweck wäre die Erhaltung und Pflanzung der Tugenden, wodurch teutsche Ritter und Männer einst so gepriesen waren, der Frömmigkeit, der Tapferkeit, der Gerechtigkeit, der Freiheit, der Redlichkeit.

Weil wir Christen sind und durch die Lehre des heiligen Kreuzes begnadigte und beseligte Menschen, so wäre der Orden eingeschlossen in schönen christlichen Weihen und Gelübden, wie sie für unser Volk und für unsere Zeit passen.

Der Orden und sein Land ständen unmittelbar unter dem jedesmaligen Kaiser und Herrn des teutschen Volkes.

Der mittelbare Gebieter des Ordens wäre sein Großmeister.

Diesen erwählten sämtliche Ritter durch freie Wahl aus ihrer eigenen Mitte.

Es wäre wechselsweise ein katholischer und ein protestantischer Großmeister.

Jeder Ritter des Ordens, der zum Genuß einer Pfründe oder eines Lehens gelangt wäre, müßte an dem Ort desselben wohnen.

Die übrigen Ritter könnten im ganzen Reiche zerstreut wohnen oder in anderen Staaten des Vaterlandes jederlei Ämter und Würden bekleiden.

Da die Zahl der Pfründen und Lehen bestimmt wäre, so machte man über das ganze Teutsche Reich nach dem Maße der Volksmenge einen Anschlag, wie viele Ritter jeder teutsche Staat bei einer Ledigkeit vorschlagen könnte, so daß die Ritter in allen teutschen Landen wechselnd an die Reihe des Genusses jener Stellen kämen, damit, was Eintracht und Liebe stiften soll, nicht Zwietracht und Neid stifte. Denn eben das wollen wir durch unsern neuen Teutschen Orden erlangen, daß die Söhne unserer Fürsten und Herren ein gemeinsames teutsches Vaterland und eine gemeinsame teutsche Ehre erkennen, ehren und lieben sollen.

Weil aber kein Orden ohne eine große Erziehung bestanden ist, und weil diese große Erziehung, und zwar eine recht ritterliche Erziehung der Besseren für das Vaterland jetzt notwendiger ist denn je vorher, da die zu zart und ätherisch gewordene Religion nicht mehr mit so irdischen Banden fassen und halten kann, wie sie unsere Vorfahren faßte und hielt, so gründe ich die Festigkeit und Herrlichkeit dieses Ordens ganz eigentlich auf eine strenge und männliche Erziehung.

In einer der schöneren Städte des Ordensgebietes wird eine große ritterliche Erziehungsanstalt gestiftet, worin fürstliche und adlige Kinder von dem vierzehnten bis achtzehnten Jahre ihres Alters zu teutschen Männern gebildet werden.

Gymnasiarchen oder Wächter dieser hohen und ehrwürdigen Anstalt sind zehn oder zwölf der würdigsten und durch ein edles und tatenreiches Leben geprüftesten Ritter.

Die Lehrer werden aus den gelehrtesten, biedersten und teutschesten Menschen des Vaterlandes gewählt.

Gelehrt wird in der Anstalt:

1. Die Geschichte mit den lebendigen Taten und Beispielen in ihrer Großheit und Würde, so daß den jungen Gemütern unauslöschlich eingebrannt wird, was unter den Namen Freiheit, Ehre, Vaterland, Gerechtigkeit, Keuschheit, Tapferkeit und Hingebung als das Ewige und Unvergängliche gestempelt ist.
2. Die Geschichte des teutschen Vaterlandes, das echte und rechte Teutsche in Gesinnung und Tat, was allen Teutschen gemein sein soll; auch was das teutsche Volk gewesen ist, und was es sein soll: die Meister, Seher, Erfinder und Helden des Vaterlandes werden als Beispiel und Reiz der Tugend gewiesen, was sie waren, und wodurch sie so groß waren; vor allen wird Liebe und Treue einem jeden als das Unverletzliche gezeigt, und durch die Vergangenheit wird

immer auf die Gegenwart und Zukunft hingedeutet, damit Ehre von Schande und Glück von Unglück frühe unterschieden werde.

3. Die teutsche Sprache, weil der Mensch in seiner Sprache seine tiefste Liebe und gediegenste Kraft besitzt. Die teutsche Sprache verdiente wohl endlich das ernste Studium einiger Jahre von denen, die oft fünf, ja zehn Jahre sich sonst gequält haben, das Französische leidlich buchstabieren und herplappern zu lernen.
4. Die einem Manne und Krieger notwendigen mathematischen Wissenschaften.
5. Freie Leibes- und Waffenübungen aller Art.
6. Schöne Künste für diejenigen, welche Talent und Neigung dafür haben.
7. Zucht der Leiber und Religion der Herzen durch strengen Gehorsam, christlichen Gottesdienst und Freundlichkeit und Liebe der Vorsteher.

Ich könnte hier noch vieles andere nennen, was teutsch und löblich und einer solchen Einrichtung angemessen wäre. Aber ich will hier nichts ausführen, ich wollte bloß hinweisen auf ein schönes Ziel teutscher Bildung und Gesinnung.

Die Lehrer dieser Anstalt werden von den Gütern des Ordens reichlich besoldet; die Jünglinge werden auf Kosten der Ihrigen hier erzogen.

Dem Orden werden ein paar Reichsfestungen übergeben, gleichsam ihr Malta oder Teutschlands Malta gegen Frankreich, damit Teutschlands Gefahr und Ehre allen immer vor Augen sei, und damit alle täglich der Tugend erinnert werden, wodurch das Vaterland als ein freies und ganzes nur bestehen kann.

In diesen Festungen führen Ritter den Befehl.

Die aus dem ritterlichen Gymnasium entlassenen Jünglinge tun hier den Dienst als Knappen zwei oder drei Jahre. Dies sind gleichsam ihre zweiten höheren Lehrjahre der männlichen Tugenden, und in diesen Lehrjahren werden alle kriegerischen und leiblichen Übungen und die Zucht des Gehorsams auf das strengste und gewissenhafteste fortgesetzt. Dann mögen sie nach zwei, drei Jahren als Angehörige des Ordens jeder in sein Land entlassen werden, damit sie nach Taten streben, wodurch die volle Ritterschaft gewonnen werden kann.

Ich habe meine Worte über unsern Rhein gesprochen. Mögen diese leichten und fliegenden Worte nicht ganz mit dem Wind verfliegen! Der Gegenstand betrifft gewiß unser nächstes Wohl oder Weh, und ich wünschte, ich hätte ihn so behandelt, daß sein

Wichtigkeit jedem in die Augen ſpränge und zu dem Herzen dränge. Ich könnte ſagen, ich habe meine Seele gerettet; aber Ruhe gibt das nicht, daß man geredet hat. Behalten die Franzoſen den Rhein, ſo habe ich mein teutſches Vaterland verloren; dann muß ich tun, wie die Störche von Aquileja, als Attila die Stadt belegt hatte und auf ihre Mauern ſtürmte, ich muß meine Flügel ſchwingen und in ein anderes germaniſches Land fliegen, weil mein Teutſchland und meine Liebe dann dahin iſt: denn Halbfranzoſen ſollen meine Kinder nicht werden.

Die Rollen der Geſchichte liegen vor uns aufgeſchlagen: was in Jahrtauſenden geſchah, was in Jahrtauſenden wieder ſo geſchehen könnte, haben zwanzig Jahre hell vor uns ausgebreitet; was Lykurgus und Moſes und Solon und Numa wollten und ſtifteten, was die Sibyllen und Augurien weisſagten, was Thucydides, Salluſtius, Tacitus, Macchiavelli mit den Flammenzügen ihrer großen Seelen in die ehernen Tafeln der Zeiten gruben, das iſt unſer geworden, und wenn nichts Weiſes und Gerechtes geſchieht, wenn wir rettungslos zur Vernichtung fortgetrieben werden, dürfen wir nicht klagen, daß wir unwiſſend und ungewarnt überraſcht worden ſind. Was uns als die blutigen Fabeln der Buſiris, Phalaris und Thyeſte geklungen hat, die Frevel und Greuel, die uns von den Tiberen, Neronen und Ezzelinen gemeldet wurden, ja was jünger von menſchenfreſſenden Karaiben und Kannibalen erzählt ward, von den wilden Häuptern und Kaziken des Amazonenfluſſes und des Nutkaſundes, um deren Throne Schnüre von Menſchenſchädeln als Verzierung hingen, und unter deren Kopfkiſſen, damit ſie auch nicht zu milde träumten, Menſchenſchädel zur Erhöhung aufgeſchichtet wurden — dies, woran unſere Herzen immer noch zweifelten, und wofür uns alles Maß des Begriffes und der Erklärung fehlte, dieſes Unglaubliche und Ungeheure haben unſere Herzen glauben gelernt, unſre Augen haben es anſchauen und ertragen gelernt. Hunderttauſende von Männern ſind vor uns gewürgt, wie man Fliegen tötet, Menſchenblut iſt vor uns ausgegoſſen wie Waſſer, Menſchenleichen und Menſchengebeine ſind zu Gebirgen vor uns aufgetürmt, Menſchenglück iſt mit der grauſamſten Tücke und Gewalt auf das unverſchämteſte vernichtet — die Greuel der Vorzeit, die wir ſchon für Märchen hielten, und die Roheit der Wilden, die uns unmöglich deuchte, haben Europäer des neunzehnten Jahrhunderts beſtätigt, die ſich Weltverjünger und Weltbeglücker nennen ließen. Dahin wollte es faſt kommen, daß es endlich nur zwei Menſchenarten

gab, Menschenfresser und Gefressene. Unsere Zeit und unsere Ehre bleiben ewig gebrandmarkt in der Geschichte, wenn wir aus dem Unglück nicht Weisheit und aus der Grausamkeit nicht Gerechtigkeit nehmen, wenn wir die schönen Tugenden der Treue, der Milde, der Frömmigkeit und der Tapferkeit nicht zu so hohem Glanz erheben, daß ihr Götterschein die Trümmer und Schanden der letzten fünfzehn Jahre verhüllet. Das ist unser Beruf, das ist die erste Aufgabe des Tages, daß wir Gerechtigkeit und Menschlichkeit üben lernen und Tapferkeit der Seelen und Ernst der Sitten, wodurch unsere Väter gelobt wurden, als uraltes teutsches Erbe voranstellen. Dann werden wir nicht untergehen, und Gott wird über unsern Fahnen schweben und sie mit Sieg umleuchten, und Gott, den wir zu lange vergessen hatten, wird in unsern Hütten und Palästen wohnen und, was recht, löblich, weise und edel ist, in die Herzen derer geben, welche die Lose der Völker und das Verhängnis der Zukunft in den Händen halten.

Über künftige ſtändiſche Verfaſſungen in Teutſchland

Die erſte Majeſtät im Leben,
Die höchſte heißt Geſetz und Recht.

1814

Wir leben in einer neuen Geburt der Zeiten. Zwanzig schreckliche Jahre des Jammers und der Wehen haben wir verlebt, die letzten zehn Jahre fast Jahre der Hoffnungslosigkeit, wo das Menschengeschlecht in Schande und Tyrannei zu vergehen schien. Jetzt ist ein helles und schönes Licht der Rettung aufgegangen und hat alle Herzen erfrischt und erquickt; ja, Millionen Stimmen rufen: *Wir sind schon gerettet, und ein schöneres und glückseligeres Leben wird nun beginnen.* Auch ich freue mich dieser Zeit und stimme mit ganzem Gemüte in den brausenden Jubel der Fröhlichen ein; aber doch sage ich, die meisten dieser Rufer sind in einem großen Irrtum. Sie sehen das Glück der verbündeten Waffen, sie sehen den hohen, frommen und tapfern Geist des teutschen Volkes auf dem Kriegsfelde, sie sehen fast die Gewißheit des endlichen Sieges über die übermütigen und räuberischen Plager, unter deren bübischem Druck wir fünfzehn Jahre gestöhnt haben; und gutmütig meinen sie, das große Leid und die große Arbeit sei jetzt vorbei. Ich würde das mit ihnen meinen, wenn ich in denen, welche die Leiter der Zeit sein können und sollen, den Ernst, die Kraft, die Liebe des Vaterlandes, die Kunde der Zeit und des Volkes sähe, wodurch sicheres Glück allein gemacht und erhalten werden kann. Aber ich muß ein schweres Bekenntnis aussprechen, weswegen meine Seele oft Tränen weint, und weswegen ich die Gegenwart nicht so fröhlich und mutig empfangen kann als die meisten andern; ich sehe jenen Ernst, jene Kraft, jene Liebe des Vaterlandes, jene Sorge und Kunde des Zeitalters bei sehr wenigen. Die meisten auch von denen, welchen die Leitung und Beglückung des Volkes und die Bereitung einer festeren und kräftigeren Zukunft obliegt, schwimmen mit der Zeit gedankenlos hin und treiben und sorgen ganz etwas anderes, als daß sie in dem *einen* Triebe und der *einen* Sorge ganz verloren sein sollten; sie verschließen die Augen vor den Arbeiten und Gefahren, die

ihnen doch zuweilen erscheinen müssen, und rufen mit der gläubigen und gutmütigen Menge aus: *Nun, Gott hat soviel für uns getan, er wird auch das übrige tun*; sie bedenken aber nicht, daß Gott nur durch die Menschen etwas tut, und daß, wenn es auf Erden gut werden soll, die Menschen auch durch Gott etwas tun müssen. Daß ein Volk von einem edlen und hohen Geist ergriffen und entflammt wird, daß es sich durch die Waffen aus großer Not reißt, ist freilich etwas Großes und Herrliches und muß wegen der Bewegung aller Kräfte, wegen der Majestät der versammelten Gewalt und wegen des Glanzes der Taten als das Größte und Herrlichste erscheinen; aber das Größte und Herrlichste ist es nicht, weil es zuweilen fast das Werk des Augenblicks, oft wenigstens das Werk einiger Jahre sein kann. Die größten und herrlichsten Taten des Menschen sind die Taten des Geistes, die in *einer* Arbeit nach *einem* Ziele über alle Hindernisse fortstrebende Tugend; die lange und schwere Geduld, welche Gesetz, Zucht und Ordnung schafft: die große Selbstüberwindung, welche mit dem Geiz, der Faulheit, der Dummheit, dem Aberglauben und mit allen offenen und verlarvten Vorurteilen im ungleichen Kampfe nicht ermattet, das unerkannte und unscheinbare Wirken, die leisen und stillen Geister der Zeit und des Volkes zu fassen, zu wecken und endlich mit neuen Gestalten umhüllt in das lebendige Leben einzuführen: ich meine hier die *politische Tugend*, ohne welche alles Glück der Waffen ebensoleicht verloren als gewonnen wird. Diese politische Tugend erscheint noch nicht bei uns, und deswegen ist mir oft bange, ob wir das von Gott gegebene Glück werden festhalten und recht gebrauchen können.

Wir waren ein abgestandenes und abgelebtes Volk geworden, matte und entfärbte Bilder, in Rahmen eingefaßt, die auseinanderfallen wollten; wir waren kein Staat, kein Reich und kein Volk mehr und hatten allen Sinn des Allgemeinen und Politischen verloren. Ein leichter Wind kam, die wurmstichigen und brüchigen Rahmen gingen aus den Fugen, und die Bilder wurden in den Kot getreten und werden noch getreten.

Man könnte glauben, die letzten zwanzig Jahre haben uns weiser gemacht und uns auf das Notwendige und Unvermeidliche hingewiesen. Man hat gesagt, alle Welt sei seit der Französischen Revolution politisch geworden; aber man hat nichts Großes gemeint, weil man den großen Inhalt des Worts *politisch* nicht versteht: man meinte nur, die Leute haben die Zeitungen begieriger als früher gelesen und in Gesellschaften

und Kaffeehäusern mehr von politischen Dingen gesprochen als sonst. Das macht aber noch keine politischen Menschen.

Nein, ich muß leider gestehen, wir sind nicht so viel weiter geschritten, als manche sich einbilden; noch ist die große Zeit, die werden soll, ja die schon ist, bei wenigen in das innerste Mark ihres Lebens gedrungen, so daß sie ihr einziges Gefühl und ihr einziger Gedanke und der Gegenstand aller ihrer Sorgen und Arbeiten sei. Man treibt die Zeit nur als Beiwerk, und weil man das tut, so wird man wieder als Beiwerk von ihr weggetrieben werden: sie wird uns behandeln, wie wir sie behandeln.

Welche sind diejenigen, denen ich die Leitung und Beglückung des Volkes und die Leitung und Bereitung des Zeitalters auflege? Es sind der Adel, die Gelehrten, die Beamten und die ganze übrige sogenannte gebildete Klasse des Volks. Wie diese sind, so wird das teutsche Zeitalter, wie diese die Zeit aufnehmen und behandeln, so wird ihre Geburt sein. Unter diesen Klassen habe ich gelebt und lebe ich, und in der Zeit der ungeheuersten Weltbegebenheiten finde ich sie, wie folget:

Die meisten gut, rechtlich und treu, wohlgesinnt für das Vaterland, selbst fähig, die größten Aufopferungen zu machen; auch der Glaube an die Vorsehung und an die unmittelbare Zwischenkunft des Himmels ist wiedererwacht: aber sie wollen zuviel von Gott und zuwenig von sich selbst hoffen.

Mutig und tapfer in Gefahren und im Kriege sind alle Teutsche. Dies kann aber kein Lob des gegenwärtigen Augenblicks sein; denn ebendiese Menschen haben sich in Preußen Polen, Österreich, Spanien und Rußland für ihre Unterdrücker und Henker auf das tapferste geschlagen. Doch ist es ein glücklicher Beweis, daß wir der Freiheit noch nicht unfähig sind: feige Völker kann kein Gott zu Freien machen.

Politischer Unverstand offenbart sich in Reden, Schriften und Anordnungen, in leerer Gedankenlosigkeit, die noch mit Seifenblasen spielen kann, welche gleich Gedanken aussehen, aber keine Gedanken sind; wir sehen immer das Entfernte und Schimmernde, weil wir das Nahe und Wahre zu sehen nicht den Mut haben. So sehr sind wir von der Würde und Freiheit unsrer Altvordern ausgeartet.

Bei den Gelehrten offenbart sich dieser Unverstand teils als Übermut, teils als Faulheit. Der Übermut gefällt sich in künstlichen und verworrenen Gespinsten von Verfassungen, welche die Erde entweder nie tragen kann oder erst nach dem Ablauf von Jahrhunderten und Jahrtausenden wird tragen

können: vornehm sieht er über das Gegenwärtige hin, als welches ihm zu gering ist. Die Faulheit, welche alles Irdische unter die Füße tritt, spielt mit metaphysischen, theosophischen und mystischen Gaukeleien und gebärdet sich, als tue sie etwas Überschwengliches, da doch die Gegenwart die Arbeiten und Sorgen jedes Biedermannes fordert. Das Lächerlichste ist, daß diese Faulen immer nur Ideale und Idealität des Lebens im Munde führen, und wissen doch nicht, welche hohe Idealität ein edler Mensch auch in sein äußeres Wirken legen kann und soll.

Bei allen diesen Gebildeten samt und sonders zeigt sich die heillosesste Vergessenheit männlicher Künste und Tugenden. Durch eine flache und nichtige Geselligkeit fast bloß mit Weibern, die sie eine idealische zu nennen belieben, die aber keine solche ist, sind die Männer verweibt und die Weiber nicht beglückt, welche allein durch männliche und kräftige Männer glücklich werden können; der große Sinn und die stolze Kraft der Wahrheit im Leben und Denken aber ist dadurch untergegangen. So sind die meisten von uns, daß sie lieber von Weibern gelobt als von Männern geachtet sein wollen. Das erste ist sehr süß, aber das zweite sollte süßer sein.

Noch immer mangeln wir des heiligen Ernstes und edlen Zorns für unsere Ehre und Freiheit, der Liebe für unser Vaterland, unsre Sitte und unsre Sprache. Buhlerei und Äfferei mit dem Welschen und Ausländischen, diesen Tod unserer Tugend, sehen wir, ohne daß wir zürnen; entschuldigen hören wir die abscheulichsten Greuel, entschuldigen hören wir die fremden Tyrannen und die eigenen Buben und Verräter, ohne daß wir die Entschuldiger strafen und beschämen: ja, diese eigenen Buben und Verräter bleiben sorgenlos unter uns und winken und flüstern insgeheim für ihren großen Napoleon und für ihre liebenswürdigen und geistreichen Franzosen, ohne daß sie eine gerechte Strafe fürchten. Ja, so geduldig sind noch viele von uns, daß wir, damit die früheren Schandeverhältnisse und die wunden Stellen ihrer Gewissen (wir meinen, solche haben Gewissen) nicht berührt werden, sogar fürchten, in ihrer Gegenwart von dem Neuesten zu sprechen. Nur bei uns dürfen die Beamten und Schriftsteller, die uns durch Taten und Schriften den Fremden verraten, verkauft und betrogen haben, ruhig sitzenbleiben und sich gebärden, als können Schelme je ehrliche Männer werden. Ich will diese Blätter durch ihre schändlichen Namen nicht beschmutzen. Bei welchem Volke hätten sie ähnliches gedurft? Wahrlich, jedes andere Volk hätte sie zugleich mit den Franzosen über den Rhein gejagt. Das tun wir gut-

mütige und langmütige Teutsche nicht, wir lassen das feile und feige Schlangengeschmeiß, das bei jedem ersten Unfall unserer Waffen dem Vaterlande und seinen Freunden wieder in die Fersen beißen würde, unter uns wohnen und die frischen Geister lähmen und die guten vergiften. Wir haben keinen Stolz auf uns und auf unser Volk und unsere Ehre, wir haben keine öffentliche Meinung, welche in andern Ländern die Buben härter straft als alle Hochgerichte. Auch des Stolzes der Kraft, der Lebendigkeit, des freudigen Tatentriebes nach außen hin mangeln wir noch, wodurch allein politische Männer werden können, solche Männer, welche die Welt ordnen und gestalten und das Vaterland in würdiger Gesetzlichkeit und hoher Freiheit wiederaufrichten können.

Kurz, so abgelebt sind wir als Volk, so alles Stolzen und Politischen vergessen, daß wir kaum noch eine Ahnung haben von der Tüchtigkeit, Festigkeit und Männlichkeit unsrer Väter. Weichlichkeit und Faulheit ist der Charakter der Zeit und ist auch unser Charakter. Hoffen wie die Toren, träumen und idealisieren, das können wir; leben, herrschen, die Welt regieren, das haben wir verlernt, und nur die Not, die beste Meisterin aller Dinge, kann uns wieder zu Männern machen.

Doch wenn wir gleich so sind, wenn ich gleich selbst an der Seele, die in meinem Blute fließt und oft gern auch über meine bessere Seele herrschen möchte, fühle, daß wir so sind — so müssen wir uns doch an das erinnern, was wir sein sollen, an das ermahnen, was wir werden sollen. Und deswegen werfe ich einige Gedanken aufs Papier, die unsere nächste Not und unsere nächste Zukunft betreffen; ich gebe einige leichte Winke über die Art und über die Notwendigkeit ständischer Verfassungen in teutschen Landen.

Das Recht zu ständischen Verfassungen können wir dartun aus unserer Geschichte; und wäre das auch nicht, wir können es dartun aus unserem Gemüte und aus dem Gemüte des Menschen überhaupt. Der Gott, der uns den Geist gab, der uns zu Christen einweihete, der uns den himmlischen Reiz des Gedankens einpflanzte, gab uns auch das Recht, als edle und freie Männer regiert zu werden, d. h. uns selbst regieren zu helfen, zumal da es unmöglich ist, daß einer, der willkürliche Gewalt über allen hat, würdig herrschen und gerecht befehlen könne.

Wie frei und gerecht unsere Altvordern, die Germanen, waren, das haben uns ihre Feinde erzählt, die mit den Waffen in der Hand gegen ihnen standen. Als wir ein eigenes ger-

manisches oder teutsches Reich wurden, seit dem neunten christlichen Jahrhundert und in den folgenden Jahrhunderten, da bildeten sich nebeneinander und auseinander die verschiedenen Ordnungen des Volks, welche Stände des Reichs genannt wurden: geistliche und weltliche Fürsten, Adel, freie Männer, Städte. In den ersten Jahrhunderten dieses Reiches waren die Fürsten nur ein Teil des Volkes und gleich allen übrigen des Kaisers Untertanen. Diejenigen von ihnen, welche Herzöge, Landgrafen, Pfalzgrafen, Markgrafen, Erzbischöfe, Bischöfe usw. hießen, waren Beamte des Kaisers und Reichs, und neben solchen Großbeamten aus den ältesten Geschlechtern standen oft die jüngsten Männer (homines novissimi), die Anfänger ihres Geschlechts, in den höchsten Würden. Späterhin, als bei der Zwietracht im Reiche und dem Verfall der kaiserlichen Macht diese Reichsbeamten verstanden, sich in ihren Stellen erblich zu machen und die Menschen, die sie bisher im Namen des Kaisers und Reichs regiert hatten, von Tage zu Tage mehr als ihre eigenen Untertanen anzusehen und zu regieren, blieb doch in allen kleinen und großen Landen des Vaterlandes neben den Fürsten eine geheiligte Macht stehen, nämlich Stände, ohne deren Bewilligung und Einstimmung dieselben keine Geschäfte und Unternehmungen von Wichtigkeit wagen noch neue Einrichtungen und Gesetze machen durften. Diese ständische Verfassung war in den verschiedenen Landschaften und Fürstentümern des Vaterlandes sehr ungleich, doch leuchtete die große Idee vom Teutschen Reiche über allen als ein Bild des Maßes und Gesetzes, und daher waren in allen noch so verschiedenen Verfassungen doch immer einige Linien der Ähnlichkeit mit dem großen Ganzen. In den letzten beiden Jahrhunderten aber, vorzüglich seit dem unseligen Dreißigjährigen teutschen Kriege, sind die alten Ordnungen und Verfassungen des Vaterlandes immer mehr durchbrochen und vernichtet; so wie die kaiserliche Gewalt abgenommen, hat die Gewalt der Fürsten zugenommen; die Religion hat immer mehr ihre irdische und politische Gewalt verloren; die stehenden Heere haben die Freudigkeit und den Mut der Menschen untergraben; der Adel hat den hohen Stolz und Trotz, die er auf das ganze Volk und Reich hatte, gesenkt und ist in den meisten Landen ein kleinlicher und unterwürfiger Hofdiener geworden; den Städten sind ihre republikanischen und zünftigen Gesetze vielfältig genommen und von den Fürsten oft willkürliche Beamte und Befehlshaber gesetzt; wann es den ersten so erging, läßt sich das Los derer, die in unsern Staaten die letzten heißen — ich meine die Bauern — leicht denken. Kurz, durch

Absterbung oder Untergrabung des Alten und durch die immer wachsenden stehenden Heere und die mit ihnen wachsenden Steuern und Auflagen sind alle zur Weichlichkeit und Knechtschaft vorbereitet worden.

So stand es im Anfange dieses neunzehnten Jahrhunderts: auch in den besten Staaten war das meiste wurmstichig, brüchig und veraltet; die Gerüste und Skelette standen noch, aber das Leben und der Geist war entwichen. Da blies kein Sturmwind, nein, ein Hauch blies von jenseits des Rheins her, und alles stürzte zusammen.

Ich spreche hier von unsern jüngsten Jahrzehnten. Die noch übrigen wenigen Trümmer des alten heiligen Reichs der Teutschen sind in ihnen völlig zerbrochen und abgebrochen, und in dem Lande, welches weiland das tapferste und freieste Volk auf der Erde bewohnte, hat die gesetzloseste und wildeste Gewalt und Tyrannei gewütet, bis Gott, welchem die Knechtschaft nicht gefällt, die Kette zerbrochen und uns die Hoffnung gezeigt hat, daß wir unsere schwere Schmach werden abschütteln und wieder mit Ehren in die Reihe der Völker treten können. Napoleon Bonaparte, von welchem als der großen Seele des Bösen alle Verruchtheiten und Greuel der letzten zehn Jahre ausgehen, erklärte durch ein wohlberechnetes Machtwort die teutschen Fürsten seines Rheinbundes für *alleingewaltige und schrankenlos gebietende Herren* ihrer Lande, in seiner verstockten Arglist wohl überlegend, daß er sie und das teutsche Volk auf solche Weise am willkürlichsten und ungehindertsten für sich und seine Zwecke gebrauchen und vorzüglich sie und ihr Verhängnis durch den Haß und Zorn, den dies im teutschen Volke gegen sie erregen mußte, am festesten an sich binden könnte: denn den Lohn des Bösen berechnet der Arglistige immer voraus. Die meisten der Fürsten, welche er die Glieder des Rheinbundes nannte, gewahrten nicht den Trug und die Tücke, die unter schönen Scheinen im Hintergrunde lauerten, sondern griffen mit gieriger Lüsternheit nach dem prunkenden Titel *Souverän*, als seien diese *souveränen Herrscher*, wie sie sich jetzt nannten, ganz andere und herrlichere Herren geworden als die weiland in den Schranken der Gesetze regierenden und durch Gesetze geschirmten Fürsten des Reichs. Sie wollten nicht sehen, daß man ihnen die Willkür nur gegeben hatte über ihre sogenannten *lieben und getreuen Untertanen*, damit sie selbst und die Ihrigen durch die schnödeste Willkür gemißhandelt und geschändet würden. Welche Feder mag die Schmach und das Elend der letzten acht teutschen

Jahre mit genug starken Zügen beschreiben? Jedes Bild bleibt als ein matter Schatten hinter der Wahrheit dieser schrecklichen Zeit. Die letzten freien Reichsstädte, die Ritterschaften wurden zerstört und zu sklavischen Unterwürfigen gemacht; viele große Geschlechter von Fürsten, Grafen und Herren des Reichs wurden von Napoleon mit der schreiendsten Willkür, oft mit recht tückischer und schadenfroher Ausrechnung der Erniedrigung seinen Rheinbündnern unterworfen, deren viele sonst nur ihresgleichen waren; teutsche Ehre, teutsches Gesetz und teutsche Sitte wurden recht planmäßig unterdrückt und geschändet; ja selbst das erste Heiligtum des Volkes, die Sprache, sollte ausgerottet werden; während von den Lippen vieler Hundert teutscher Schelmen und Buben die Namen Wiedergeburt, Wiederherstellung, Befreiung, Glück und Glorie des Vaterlandes tönten, wurden alle Länder von den Franzosen und ihren Helfern auf das unverschämteste und räuberischeste geplündert: viele Einkünfte behielt sich der Tyrann vor, der sich Beschützer Germaniens nannte; mit Schlössern, Gütern und Forsten teutscher Lande wurden seine Marschälle, Minister und Intendanten beliehen, was sie die Schenkungen nannten; Jahrgelder wurden auf teutsche Länder angewiesen, und französische Taugenichtse oder Großspione wurden in neugestifteten Fürstentümern zur Abfütterung und Besoldung aufgedrungen. Buben, Abenteurer und Windbeutel wurden häufig die ersten Minister und Räte der souveränen Herrscher und machten unter französischem Einfluß und nach französischem Zuschnitt fast jedes Jahr neue Proben von Gesetzen und Verfassungen, die zum Teil auch auf Plünderung und Zertretung des Volks berechnet waren, und wobei die letzten an ihm noch ganzen Glieder zerrissen und zerbrochen wurden; mit dem Glanze der neuen Gewaltherrschaft der Fürsten mußten auch die stehenden Heere vermehrt, mußte der Prunk der Hofhaltungen erhöhet werden: Hunderttausende seiner blühendsten Jugend hat das Vaterland gegen seine Ehre und Freiheit kämpfen und, verflucht von fremden Völkern, auf allen Schlachtfeldern und in allen Lazaretten der Welt als Leichen auftürmen sehen; kleine Höfe, z. B. die von Kassel und Frankfurt und andere, hat es mit einer alles Mark und alle Freude der Menschen verschlingenden Pracht und Verschwendung halten und Minister und Hofmarschälle und Oberkammerjunker belohnen sehen, als hätten ihnen die Schätze des Sultans von Stambul zu Gebote gestanden; neben diesem unerhörten leiblichen Elende ist auf jeden freien und treuen teutschen Mann, auf jedes kühne Wort und jeden hohen

Gedanken, ja auf jedes menschliche Gefühl die scheußlichste Jagd gestellt worden, und neue Polizeiminister und Polizeimeister, sonst bei uns fast unerhörte Namen, haben in allen teutschen Staaten für Napoleon und seine weltumfassenden und weltbeglückenden Pläne schändliche Heere von Spionen organisieren und unterhalten müssen.

Dies war das neue Glück und die neue Herrlichkeit Teutschlands, so stand die unumschränkte und alleinherrschende Gewalt der neuen Könige, Großherzöge und Fürsten: sie waren zu Napoleons Präfekten erniedrigt und würden auch das nicht einmal geblieben sein, wenn ihm seine verbrecherischen Anschläge gegen die Freiheit Europas gelungen wären. Viele von ihnen scheinen ihren schmählichen Zustand gefühlt und sich auch deswegen in die bodenlose Sintflut gedankenloser Üppigkeit und Pracht gestürzt zu haben, damit sie der Vergangenheit nicht gedächten, die Gegenwart nicht sähen und vor der Zukunft nicht zitterten. Gott hat Gericht gehalten, alle Schande steht entlarvt da, die Fesseln der Tyrannei, die uns umschlungen hielten, sind zersprengt, und Gerechtigkeit und Ehre dürfen wieder ihre Stimme erheben.

Was sagen diese beiden höchsten Richterinnen und Verwalterinnen der Dinge? Sagen sie, daß unser Zustand so bleiben kann und darf, wie er heute noch ist? Sagen sie, daß bestehen darf, was Napoleon und seine Helfer bei uns für die Knechtschaft eingerichtet haben und einrichten wollten? Nein, mit Donnerstimmen sagen sie das Gegenteil. Sie zeigen den Untergang des Vaterlandes neben der Schande, das Verderben neben der Knechtschaft; sie berufen sich auf das Recht der Freiheit, das wir durch Gott und durch unsre früheren Verfassungen haben; sie berufen sich auf die Notwendigkeit der Freiheit und gesetzlicher Ordnungen im Vaterland, ohne welche wir auf dem Punkt stehen, aus der Reihe der Völker ausgestrichen zu werden.

Ich will über das, was bei dem neuen Heil, das uns erschienen ist, ungefähr werden kann und soll, einige leichte Gedanken hinwerfen, die wieder auf neue Gedanken führen. Wir sind noch nicht so weit, daß wir von dem Besonderen, was zur Wiederherstellung und Beglückung des lieben Vaterlandes gemacht und begründet werden kann, bestimmt sprechen können; wir bleiben also bei dem Allgemeinen stehen und streuen einige Lichtfunken aus, wodurch über die Pfade, welche wir zu gehen haben, einige Helle verbreitet werden mag. Vor allem aber bezwecken wir hierbei, den Menschen in Hinsicht der Behandlung und Einrichtung der politischen Dinge die großen Unterschiede der Zeiten anzudeuten, was vormals zweckmäßig und möglich war, und was

jetzt zweckmäßig und möglich ist, damit nicht vergebliche Liebe und Sehnsucht des Vergangenen uns irre, und damit nicht wilde und stürmische Wut des Neuen uns zu weit treibe. So ist das Zeitalter gestellt, daß auch mit den besten Absichten und redlichsten Herzen viele Proben gemacht werden müssen, bis wir uns in die neue Zeit und in die unabänderlichen Verhältnisse, welche sie bringt, finden lernen.

Die letzten fünfundzwanzig Jahre, die wir haben vorüberfließen oder vielmehr vorüberbrausen sehen, haben uns über die Dinge, von welchen wir uns hier unterhalten wollen, die wichtigsten Lehren gegeben, die wir, wenn wir weise sind, zu unserm Glücke und zum Glücke unserer Nachkommen werden anwenden können. Was die größten und trefflichsten Gesetzgeber und Stifter früherer Jahrhunderte und Jahrtausende gewollt haben, und auch die Schicksale und Entwickelungen der Menschheit, die in den Rollen der Geschichte zum Teil dunkel verhüllt lagen, haben diese verhängnisvollen Jahre vor uns aufgedeckt. Auch das hat die fürchterliche Französische Revolution, die wir jetzt unsere, die europäische Revolution nennen müssen, uns heller als das Sonnenlicht gezeigt, daß der alte Zustand Europens vergangen ist, daß wir in den Vorhallen einer neuen Zeit stehen. Bald achtzehnhundert Jahre hat die christliche Religion, welche dem unmündigen Menschengeschlechte zuliebe einen irdischen Leib um ihren feurigen Geist gekleidet hatte, die Völker als milde Amme, Schützerin, Warnerin und Erzieherin gehegt und gepflegt. Die Europäer hatten in jener langen Zeit in einer Art von väterlichem und mütterlichem Hausstande gelebt, der zuweilen wohl durch Stürme gestört, aber durch Liebe und Treue immer wieder zusammenverbunden war. Endlich aber haben die Kinder gefühlt, daß sie erwachsen waren, sie haben sich den mütterlichen Banden der Liebe entwunden und durch eigenen Verstand und eigene Kraft das Leben prüfen und halten und die Rechte ihrer Mündigkeit behaupten wollen: seit drei Jahrhunderten haben die meisten Völker sich der leitenden und haltenden Gewalt der christlichen Kirche mehr und mehr entzogen und versucht, sich auf eine neue Art einzurichten; oder auch, sie sind von diesen Banden gelöst, wie der aus der Obhut des väterlichen Hauses entlassene Jüngling vom siebzehnten bis fünfundzwanzigsten Jahre oft zu tun pflegt, wild in das Leben hinein- und durch das Leben hindurchgefahren, ohne daß sie bis jetzt Stetigkeit, Ordnung, Zucht und Gesetz, also ohne daß sie Glück und Freiheit gefunden hätten. Dies ist das Schicksal der meisten Europäer gewesen seit dem Zeitalter Luthers; die meisten sind

in den veralteten, toten Formen selbst gleichsam getötet und erstarret, einige andre haben in neuen Formen vergebens Macht und Gleichgewicht der Kräfte gesucht, wenige haben nur noch wie in wirklichen und lebendigen Staaten gelebt. Endlich, mit den Jahren 1788 und 1789, ist die vulkanische Bewegung in Frankreich ausgebrochen, deren feurige und blutige Zuckungen noch nicht gestillt sind.

Die das kennen, was ich früher bekannt habe, und die mich und das kennen, was ich jetzt bekenne und bin, werden mich schwerlich beschuldigen, daß ich jemals ein Anhänger der Franzosen und ihrer Revolution gewesen, noch daß ich die Grundsätze je gebilligt und anerkannt habe, aus welchen die Anführer und Anfänger dieser Revolution Verfassungen und Staaten haben bauen wollen; aber ich würde sehr undankbar und zugleich ein Heuchler sein, wenn ich nicht offen gestände, daß wir dieser wilden und tollen Revolution unendlich viel verdanken, daß sie ein reiches Feuermeer des Geistes ausgegossen hat, woraus jeder nicht lichtscheue Mann sein Teil hat schöpfen können, daß sie Ideen in die Köpfe und Herzen gebracht hat, die zur Begründung der Zukunft die notwendigsten sind, und die zu fassen vor zwanzig und dreißig Jahren die meisten Menschen noch zitterten: sie hat jenen geistigen Gärungsprozeß beschleunigt, durch welchen wir als durch unser Fegefeuer gehen mußten, wenn wir zu den Himmelspforten des neuen Zustandes gelangen wollten; sie hat gewiesen, wie weit der menschliche Geist sich in irdischen Dingen vermessen darf, alles zu wollen und zu wagen, was er in ihm selbst als ewige Aufgabe der Vernunft gegründet findet. Es wird künftig unsere eigene Schuld sein, wenn wir den glücklichen Mittelweg nicht zu halten verstehen, der uns zwischen der unendlichen Theorie und der beschränkten Praxis allein durch die politischen Gefahren hindurchführen kann; wir haben durch sie gelernt, wo wir der Erde und den irdischen Gewalten und Trieben in uns und außer uns dienen und gehorchen müssen: nicht allein durch das unsägliche Unglück, das wir erlitten haben, nein, noch mehr durch die Unklugheit, womit der geistige Übermut die Erde einrichten und verwalten zu können gemeint hat, haben wir wieder Demut und Glauben, Gehorsam gegen Gott und Anerkennung unserer Unvollkommenheit und Beschränktheit gelernt.

In dem Übermut unseres Geistes, in der Unklugheit, womit wir uns und unsere Kräfte überschätzen — darin liegt die Erklärung des jüngstverflossenen Jahrhunderts und der Aufschluß der Tollheiten und Greuel, die wir gewagt und erlitten

haben. Wir waren die Dummesten geworden, da wir uns die Weisesten dünkten; der Vermessenheit folgte die Strafe auf dem Fuße nach, denn Gott duldet die Übermütigen nicht. Geist und wieder Geist und immer Geist, alles geistig verstanden, geistig eingerichtet, für den Geist bereitet, durch den Geist gehalten — so klang es, und das meinten wir und verschlossen die Augen vor allen Mängeln und Gebrechlichkeiten unserer irdischen Natur, als wären wir mit einem Male höhere Wesen geworden, auf welche der Stoff und die Leidenschaften und Gelüste, die mit dem groben Stoff verschwistert sind, keinen Einfluß mehr hätten. Wir geisterten mit uns und mit allen Dingen; aber die irdische Schwere behauptete ihr Recht, ging mit dem leichten Geiste durch, wie ein Mühlstein mit einer ihm angehängten Feder vom Berge herunterläuft, und zerschmettert lagen wir da. Alles sollte in seine Urbestandteile zersetzt und von den groben Hefen geschieden werden; aus reiner Vernunft, aus reiner Idee, aus von Ewigkeit her eingepflanzten Anlagen des Gemütes sollten auch die Staaten künftig geordnet werden: was der Idee irgend widersprach, ward für unsinnig und für abscheulich erklärt. Aber diese reinsten Theoristen, die alles nach Urbegriffen ordnen und schaffen wollten, erschienen bald nicht nur als die Unwissendsten und Ohnmächtigsten in der Ordnung und Leitung der großen Geschäfte, sondern auch als die Unreinsten und Greuelvollsten. Sie brachten es dahin, daß viele Redliche zweifelten, ob es nicht überhaupt besser sei, daß der Mensch mit dem blinden Ungefähr und dem blindesten Glauben, der auch dem Ungefähr ähnlich wird, sich so forttreiben lasse und allen Geist und alle Gedanken als die gefährlichsten Vögel, die aus der geöffneten Pandorenbüchse geflogen, unter der dumpfen Anstarrung der Dinge gefangennehme.

Man fragt sich billig: Woher kam jener Übermut des Geistes und jene Vermessenheit des Gedankens? Die Antwort ist: Sie kam daher, daß alle leibliche Gerüste und Formen, worin die Geister als in irdischen Banden sonst eingefaßt gewesen, abgelebt und veraltet waren. Daher gewöhnte sich der Geist zuerst, alles Leibliche als etwas Überflüssiges ja als etwas Hemmendes und Knechtisches anzusehen, und zuletzt erfrechte er sich, es zu verachten. Man hat den Spruch nicht heute erst ausgesprochen, sondern er ist so alt als die Philosophie: Was der Mensch in der Idee denken kann, das kann er in der Tat machen. Ein Wesen, das an den Götterursprung des Geistes und der Seele glaubt, darf diesen Spruch nicht ableugnen. Aber der Mensch ist, wie sein Gemüt und seine

Religion ihn lehrt, ein doppeltes Wesen, das zwei Reichen angehört, dem irdischen und vergänglichen Reiche und dem himmlischen und unvergänglichen Reiche. Viele Ideen und Urbilder und Uranschauungen bringt er aus dem Götterlande mit hierher und nimmt er von hier einst wieder in die reine Heimat der Geister; und sie wurden ihm nur gegeben, damit er dieses schwermütige Nebelland der trüben Vergänglichkeit und Hinfälligkeit sich mit einigen himmlischen Sternen beleuchtete. Wehe dem Armen aber, wenn er meint, seine hohen Götterwahne und ätherischen Gebilde der überschwenglichen Tugend und Schönheit können auf Erden jemals verwirklicht werden! Früher oder später wird er die irdische Ungenüge und Nichtigkeit erkennen und über seine Irrtümer und Torheiten bittere Tränen der Reue weinen. Freilich, in den Brüsten jedes Guten und Redlichen wohnen unvergängliche Bilder von Tugend, Schönheit und Gerechtigkeit, die, weil sie mit Flammenzügen in der Seele geschrieben stehen, gewiß irgendwo sind; ja, in den Stunden ruhiger Betrachtung und Beschauung, wann wir von der Verwirrung der Leidenschaften losgestrickt und vom Kampf des Lebens erlöst sind, bilden sich diese hohen Gestalten der unendlichen Welt mit allen ihren Umrissen so in uns ab, daß sie wirklich in uns sind: es erblühen aus den Abgründen unsers Gemütes die gerechtesten und vollkommensten Republiken der Menschenwelt und der Sittenwelt. Aber wie anders, wenn wir diese Urbilder der ewigen und göttlichen Wahrheit auf der Erde anwenden wollen! Da müssen wir an die erbarmungslose Unbarmherzigkeit aller irdischen und leiblichen Elemente denken, an die zwingenden Gesetze der Körperwelt, an unsre Mängel und Gebrechen, an unsre Begierden und Gelüste, an alle die bittere und böse Herrschaft, welche der irdische Stoff über den eingekerkerten Geist ausübt. Wir dürfen die Gewalt der leiblichen Kräfte und Leidenschaften nicht übersehen, sonst geschieht, was in unsern Tagen geschehen ist: der ungebundene Geist verfliegt sich in der Luft, und der entgeisterte Leib bleibt als ein faules und totes Aas am Boden liegen, woraus Schlangen und Kröten und Ungeheuer brüten.

Dies erklärt sich am besten durch ein Gleichnis. Es wohnt in der Seele des geistigen Menschen gewiß irgendein Bild des schönsten und anmutigsten Hauses, dessen Gestalt die vollkommenste sein muß. Wie aber, wenn der Mensch diese Gestalt nun allenthalben aus sich erschüfe und hinstellte? Wenn er am Senegal und Ob, in Messina und Drontheim, in London und Kairo immer dieselbe Art Häuser bauete? Wehe ihren

armen Bewohnern! Die einen würden vor Hitze, die andern vor Kälte umkommen, die dritten von Schnee und Regen leiden, die vierten vielleicht würden sich vor Gewürm und Ungeziefer nicht zu lassen wissen. Im Lande der Tschuktschen und Samojeden kriecht der Mensch im Winter unter Schnee und Erde, der Kalmücke und Kirgise wohnt unter Filzhütten, der Mensch von Borneo und Caracas in leicht zusammengefügten Holzen, der Smyrnäer und Italiener hat flache, der Schwede und Schotte spitze Dächer. Hitze, Kälte, Regen, Schnee, Nässe, Dürre, Stürme — das alles muß der Mensch mit berechnen, wenn er sich Häuser baut. Mit Recht hielten wir den Schweden verrückt, wenn er sich ein leichtes und dünnes japanisches Glockenhäuschen zur Wohnung bauete, den Permier für toll, wenn er in einer leichten, italienischen Villa seine neun Monate Winter auszubauern meinte. Der Not und dem Bedürfnisse muß gehorcht werden, das Schöne muß dem Zweckmäßigen dienen. Nicht anders ist es mit Gesetzen und Verfassungen: nicht das Vollkommenste und Geistigste, nicht was als Urbild der Gerechtigkeit im innersten Gemüte steht, muß der Gesetzgeber immer machen wollen, sondern das Beste und Vollkommenste, was nach der Lage, den Verhältnissen und Bedürfnissen des gegebenen Landes, nach der Bildung, den Trieben und Neigungen des gegebenen Volkes werden und bestehen kann; d. h. er muß aus den Elementen schaffen, welche sind, er muß die Art, die Beschaffenheit und die Brauchbarkeit des Stoffes berechnen, aus welchem er einen Staat bauen soll. Tut er das nicht, so bläst der erste Wind sein zu dünnes und zu geistiges Gespinst um. Er muß den Menschen überhaupt betrachten, was er ist und will, und was er wollen kann; dann muß er sein Land und sein Volk betrachten und so das Geistige und Leichte an das Irdische und Schwere hängen. So haben Solon, Lykurgus, Moses und alle große Völkerstifter getan, und so muß ein jeder tun, der ein so zusammengesetztes Ding, als der Staat ist, machen will.

Jetzt, nach diesen allgemeinen Betrachtungen, werfen wir einen Blick auf unser Vaterland, auf Teutschland, welches im gegenwärtigen Augenblicke entweder ohne Verfassungen hinschwankt oder auch nach Gutdünken willkürlich regiert wird, und welches mit Sehnsucht einer freieren und menschlicheren Ordnung entgegenblickt.

Zunächst setzen wir folgendes voraus:

Die Stellung aller teutschen Fürsten und Lande unter ein gemeinsames Oberhaupt, welches Kaiser oder König genannt wird.

Die Einrichtung einer durch das ganze Reich gehenden kriegerischen Erziehung und festen Kriegsordnung und Kriegsübung, welche den Befehl geschwind und den Gehorsam bereit machen, und welche den Fremden auf ewig die Gedanken nehmen, von einem Ende des Landes bis zum andern über unsere Grenzen zu laufen, wie in diesen Tagen geschehen ist.

Die Entwerfung und Begründung teutscher Gesetze, welche über das ganze Reich gelten; wobei man sosehr als möglich die alten teutschen Rechte und Satzungen und die Eigenheiten und Bedürfnisse des Volkes und Landes im Auge hat.

Die Stiftung großer Reichsgerichte mit dem Glanz und der Majestät der Gerechtigkeit und mit der Zahl der Ober- und Unterrichter, daß beide die Heiligkeit der höchsten Angelegenheiten des Volkes erscheine und die geschwindeste Schlichtung der Zwiste und Händel möglich sei.

Die Verordnung eines teutschen Reichstages, zu welchem die Landboten von den Ständen der einzelnen Landschaften und Staaten des Reichs gewählt werden. Diese halten wenigstens die Hälfte des Jahres ihre Sitzungen und werden je alle fünf oder sechs Jahre neugewählt. Ihr Amt ist, über die allgemeinen Angelegenheiten des Vaterlandes zu ratschlagen. Ihren Vorsitzer oder Sprecher ernennt der Kaiser oder König. Besondere Anliegen der Fürsten werden durch besonders ernannte Gesandte besorgt, deren Anwesenheit aber nur für den einzelnen Auftrag, und nicht für immer, ist. Die Verhandlungen des Reichstags sind die öffentlichsten, weil er das Palladium des Glücks und der Freiheit sein soll: der Mund herrscht statt der Schreibfeder und die Rede statt des Papiers. Durch die zu viele Schreiberei haben wir den großen Sinn und die Kraft und Klarheit der politischen Dinge verloren, und verworrene und schwächliche Männer mit halben oder mit gar keinen Begriffen haben im Reiche regieren und raten dürfen, deren Unfähigkeit und Untüchtigkeit bei stolzer Öffentlichkeit der Verhandlungen und bei Erörterung der Geschäfte durch die unmittelbare Rede jedermänniglich und ihnen selbst endlich kundgeworden wäre. Der Sitz dieser Reichsversammlungen wird, sosehr es möglich ist, in die Mitte des Vaterlandes verlegt.

Die unbeschränkteste Preßfreiheit, ohne welche auch die bürgerliche Freiheit nicht bestehen kann. Bei ihr liegen Gift und Gegengift des menschlichen Geistes immer nebeneinander.

Einerlei Münze, Maß und Gewicht; Abschaffung der Abzugs-, Durchzugs- und Geleitsgelder, der inneren Land- und Stromzölle und anderer Plackereien, welche die Teutschen

der einen Landschaft von den Teutschen der anderen Landschaft entfernt und entfremdet und das Bruderband des Volkes aufgelöst und zerrissen haben.

Wann diese und andere notwendige Erfordernisse, ohne welche das Ganze gar nicht bestehen kann, abgemacht und festgestellt sind, reihen sich die einzelnen Herrschaften und Lande darunter. Diese stellen im kleinen eine Ähnlichkeit des großen Bildes dar, in ihnen wird in engeren Kreisen mit teutschem Ernst und teutscher Gerechtigkeit das bereitet, wodurch das Große in Ehre und Freiheit bestehen kann, d. h. auch in ihnen wird eine freie und menschliche Verfassung begründet, auf den Elementen gebaut, die bisher noch bei uns waren und zum Teil noch sind. Diese Verfassung wird also eine dargestellte oder ständische Verfassung sein; und wir betrachten billig die einzelnen Stoffe derselben oder die verschiedenen Stände.

Diese waren bisher die Geistlichkeit, der Adel, die Bürger, die Bauern.

Seit einem Jahrhundert ist es der große Ton geworden, daß keiner ein großer Geist genannt werden konnte, welcher nicht der Geistlichkeit und der Einrichtungen und Taten der Geistlichen spottete: kein verruchter Aberglaube, kein finsterer Gedanke und keine finstere Tat ist gewesen, deren man die Geistlichkeit und die Kirche nicht beschuldigt hätte. Erst seit den beiden letzten Jahrzehnten, je mehr die europäischen Dinge die letzte Haltung verloren, und je mehr in der allgemeinen Hilflosigkeit und dem allgemeinen Jammer die Menschen des Trostes bedürftig wurden, hat man angefangen, umzulenken und die Geistlichen und die Kirche aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten. Ebensoviel aber als die Begebenheiten und Entwicklungen des Zeitalters haben zu dieser ganz veränderten Ansicht einige große Schriftsteller mitgewirkt, unter welchen der unsterbliche Beschreiber der Schweizergeschichte Johannes Müller*) obenan steht. Diese wiesen, wie im Mittelalter die Kirche die notwendige und wohltätige Erzieherin,

*) Dieser in so vielen Hinsichten außerordentliche Mann ward von der guten alten Zeit und von allen großen und lieblichen Geistern, die in ihr geblüht hatten, mit desto tieferer Gewalt gefaßt und gezogen, je weniger er sein klügelndes und klaubendes Jahrhundert begreifen konnte. Mehr und mehr irre aber ward er an demselben, als die Vorspiele der Geburt einer neuen Zeit begannen. In der Vergangenheit wandelte keiner klarer und fröhlicher als Müller; die Erscheinungen der Gegenwart aber blieben ihm verschlossene Rätsel, die er immer falsch deutete. In solcher Zeit und in solchem Lande, als worin er lebte, mußte er ewig ein erwachsenes Kind bleiben, das immer nach Idealen tastete, und dem seine Ideale immer entflogen. Daraus entsprangen auch seine Irrtümer und seine Fehler, und das war sein Grab; man darf sagen, er ist an seiner Zeit gestorben, er ist vor Gram gestorben; denn er suchte allenthalben Gott und Licht und fand sie endlich nicht mehr. Friede seinem Ge-

Leiterin und Vormünderin der Völker gewesen sei. Vor allen aber tat das Johannes Müller, welcher sich im wahren Gegensatze gegen seine Zeit befand, deren Richtung und Bedeutung ihm nie klar werden wollte, und woran er im eigentlichen Sinn gestorben ist, weil dem edlen Menschen das Wohl und Weh seines Geschlechts eine der heiligsten Angelegenheiten war. Diesen großen Mann in Teutschland und Burke in England kann man als die geistreichsten und genialischesten Verteidiger der alten Zeit und des alten Systems ansehen, und aus ihren Geistesströmen haben viele Hundert andere Schriftsteller Goldkörner gewaschen. Man darf aber, ohne diesen trefflichen Männern, welche die ewigen Lehren der Erfahrung und Politik den Zeitgenossen wieder lebendig gemacht haben, zu nahe zu treten, behaupten, daß sie nicht gewagt haben, in die ganze Furchtbarkeit der nächsten Zukunft zu blicken und die Arbeiten und Gefahren, die uns zur Begründung einer neuen Zeit obliegen, sich in voller Klarheit vorzustellen. Sie meinten, was jahrhundertelang so wohltätig auf die menschliche Gesellschaft und auf den Zusammenhalt der Staaten gewirkt habe, werde auch künftig gleiche Wirkungen äußern müssen; sie meinten, die Kirche könne wieder zu ihrer alten politischen Macht und Würde zurückgeführt werden, die christliche Religion, fester zusammengebunden und gehalten, könne wieder die erste Helferin und Dienerin der Politik werden; sie klagten über die zu große Vergeistigung und Verquickung aller Dinge und wollten auch der Kirche wieder mehr Leiblichkeit und Körperlichkeit gegeben wissen. Viele andere haben ihnen so nachgemeint und nachgeurteilt, und manche, welchen der Mut fehlte, durch die Trümmer und Flammen der Gegenwart unverwandten Blickes der Zukunft entgegenzuschreiten, sind in kleinlicher Verzagtheit stillgestanden; andere voll Bangigkeit haben sich in die Vergangenheit geflüchtet, und, unter heiligen Ruinen der Vorzeit stehend und mit Zeichen und Bildern und Träumen des Gewesenen spielend, möchten sie uns einbilden, ihnen sei dort wohl und sicher, und der ganzen Gesellschaft könne dort wohl und sicher sein. Doch bedenken sie die furchtbare Lehre der Erfahrung nicht, daß die Zeit nimmer ihren Strom zurückfließt, und daß der Greis nimmer wieder ein Kind werden kann. Wie wir mit Recht den Verlust der kindlichen Unschuld beweinen, so müssen wir auch die vergangene Zeit als eine ewig vergangene betrauern, auch

dächtnis und allen, die so tapfer und redlich wie er nach einem hohen Ziele ringen! Wehe aber den Gauklern, die bei dem Bewußtsein, was sie taten, und warum sie es taten, Täuscherei und Schlechtigkeit mit großen Namen und Beispielen bedecken wollen!

wenn sie die freieste und menschlichste und frommste gewesen ist.

Ich sage es geradezu: Die alte christliche Zeit der Kirche ist vergangen und auf ewig vergangen, und kein Gott wird sie wieder ins Leben zurückrufen. Feuer und Licht haben Christus und seine Jünger als das Symbol ihrer Lehre genannt: deswegen heißt die christliche Religion die Religion des Lichts; siebzehn Jahrhunderte und fünfzehn Jahrhunderte ist die Welt in dem Ablaufe vieler Geschlechter so mit Feuer und Geist gesättigt und durchdrungen, daß ein ganz anderes Geschlecht dasteht, als das war, vor welchem St. Paulus, St. Bonifazius, St. Bernhard und Luther und Kalvin predigten. Das unmündige Menschengeschlecht zu führen, umkleidete sich die geistige Lichtreligion Christi für Jahrhunderte mit einem dicken äußerlichen Leibe und nahm eine irdische Gestalt an, damit die Menschen ihren Glanz ertragen konnten. Jetzt ist dieser Leib der Kirche größtenteils veraltet und verweset, und die Religion schwebt fast ganz geistig in den Lüften, so daß viele kaum ihren Flug vernehmen können, andere wieder von dem zu nahen Glanze zu sehr geblendet werden. Ich sage nicht, daß der gegenwärtige Zustand ein Glück ist; ich weiß, daß die Religion nicht bestehen kann ohne irgendeine Gestalt einer äußerlichen Kirche, ohne irgendeinen Leib oder doch Ähnlichkeit eines Leibes. Aber dieser Leib muß zarter und durchsichtiger sein, je feiner und ätherischer das Feuer und Licht geworden ist, dessen Führer Jesus Christus war. Mit dem Irdischen und mit dem Politischen, welches auch aus derben, irdischen Bestandteilen besteht, wird die christliche Religion nicht mehr unmittelbar leiblich verbunden werden können, sondern von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr und mehr ein Reich werden über und außer allen Reichen. Sehen wir uns um: Was ist die katholische Kirche? Und wo ist sie? Wo ist ihr lebendiges Leben und ihre innerlich lebendige Kraft? Wahrlich, wäre diese noch so in ihr, wie man voraussetzt, nimmer hätte man wagen dürfen, was man gewagt hat, noch freveln dürfen, was man gefrevelt hat gegen den Papst und gegen die Kirche. Man würde eine Welt von Zorn und Waffen gegen sich empört haben und unter Trümmern begraben sein. Aber wenige haben sich bewegt, und diese nicht glücklich*). — Wo stehen die protestantischen Kirchen? Ich sehe

*) Ist nicht die ganze katholische Christenheit in Italien und Deutschland und Frankreich (doch darf man Frankreich nennen, wo von Religion gesprochen wird?) ruhig geblieben und hat geklagt und geseufzet und gebetet, aber nichts getan? Auf Spanien und Tirol möchte man sich berufen; aber das erste Gefühl dieser tapfern

sie nicht. Aber bestehen kann die Welt nicht lange mehr so, wie sie seit beinahe hundert Jahren fortgewankt hat; eine neue christliche Kirche wird sich bilden, das unvergängliche Christentum wird sich eine dünnere und ätherischere Gestalt umkleiden und so die künftigen Geschlechter leiten und beglücken.

Brauchbar dem Staate als ein leiblicher Körper desselben, ja als ein politischer Teil und Stand wird künftig die Kirche nicht mehr sein. Die Zeit ist da, wo man in den meisten Ländern sagen kann von den Geistlichen: Ihr Reich ist nicht von dieser Welt; zu fein, zu heilig und zu überirdisch sind die religiösen Geister geworden, als daß man sie unmittelbar an die grobe Erde binden, daß man sie zu politischen Geistern machen könnte, die doch zur Hälfte immer irdische Geister sein müssen. Man berufe sich, um dies zu widerlegen, nicht auf England und Schweden noch auf einige andere Länder, wo die Geistlichkeit noch als Reichsstand auftritt oder vor nicht lange noch aufgetreten ist. Dies waren Überbleibsel der alten Zeit, ein Ansehen und eine Würde, die man der Kirche für frühere Arbeiten und Dienste, die sie dem Staate getan, noch erhielt; aber die politische Einwirkung der Kirche in die Weltgeschichte, ihr unmittelbares politisches Leben in den Ländern ist in dem letzten Jahrhundert fast nicht mehr erschienen, selbst bei den Völkern nicht erschienen, wo die größte und freieste Bewegung war. Erfahrung und Geschichte führen hier den besten Beweis.

Die Welt wird fortschreiten auf dem Wege, worauf sie geht; die Kirche wird mit ihrem unmittelbar irdischen Einfluß auf die äußeren und politischen Dinge von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer mehr ausscheiden, damit sie die überirdischen und himmlischen Güter in voller Reinheit und Unschuld verwalten und den mühebeladenen Sterblichen austeilen könne. Aber weil die christliche Religion als das Licht dieser Welt den Menschen von der Wiege bis ans Grab durch das Leben geleitet, so wird die Kirche, wenn sie auch nicht gerade an dem schweren Kabeltaue des Staates mitzieht, doch noch immer die Mitregentin, ja die Oberherrscherin der Welt bleiben, weil in christlichen Staaten auf sie und auf ihren Geist und Sinn zuerst und zuletzt alles bezogen werden muß, und weil nichts Hohes und Überschwengliches empfunden, nichts Großes und Gewaltiges gedacht und nichts Unvergängliches und Unsterbliches getan werden kann,

---

Männer in ihrem heiligen Kampfe, selbst das Gefühl der Priester war Freiheit, Stolz und Rache; erst das zweite Gefühl war die Religion. Daß diese zu Hilfe gerufen ward, war natürlich; denn wo entwürfe und vollbrächte der Mensch etwas Edles oder Herrliches ohne diese erhabene Mitstreiterin?

ohne daß ihre Geister gefragt werden. Denn alle jetzt waltende Geister der Welt sind christliche Geister. Unter leisere und zartere Obhut, als bisher geschah, wird der Staat die immer ätherischer und himmlischer werdende Fremdlingin, die Religion und Kirche, nehmen und ihr irdisches Polizeiregiment verwalten, während ihre höchste Herrschaft seinem Gebiete entflogen ist. Sie dagegen wird mit stillerer Sprache, ernsterer Vermahnung, feurigerer Gesinnung und unsichtbarerer Wirkung mehr und mehr alle seine leiblichen und groben Stoffe durchdringen und seine irdische Schwere beflügeln.

Ich habe in Hinsicht der Kirche gesagt, was ich meine, und angedeutet, wie mir die Entwickelung und Erfüllung der Zeiten erscheint. Ich preise mich selig, daß ich ein Christ bin, daß ich von der ewigen Angst vor der Sünde erlöset bin; aber wann ich das arme Volk ansehe, die gute und gläubige Menge, so möchte ich in tiefster Seele weinen, wann ich gewahre, wie so viele verlassen und trostlos fast wie in der Irre wandeln ohne eine sichere, äußerlich gezeigte Gewißheit und ohne eine feste Kirche. Doch hoffe ich, daß unsere Kinder und Enkel eine Kirche haben werden, die für die neuen Zeiten eine wahrhaft christliche Kirche genannt werden kann.

Ich brauchte oben das Gleichnis von der Kirche, daß sie gleichsam die Mutter und der Vater des menschlichen Geschlechts gewesen, daß sie die unmündige Menschheit in Liebe und Vertrauen, ohne feste Gesetze, bloß durch die Verhältnisse, welche das Haus und die Familie entwickeln, viele Jahrhunderte geführt habe. Jene Verhältnisse haben aufgehört, der Sohn hat nicht länger unter der stillen Hut des Hauses bleiben wollen, die Kirche hat ihre weltliche Macht verloren. So alt die Geschichte ist, geschah dies oder Ähnliches bei edlen Völkern immer; nur matte und mittelmäßige Völker konnten die warmen, aber doch immer knechtischen Windeln von dieser Art Hauszustand nicht zerreißen; sie wurden ägyptische Mumien, tote Figuren wie die Diener des Foe oder wie die zitternden Knechte des Lama in Tibet, sie wurden erstarrte Chinesen, knechtisch wie ihre Schnörkel und Zieraten und leblos und geregelt wie ihre Pagoden. Die Perser, die Griechen, die Römer, alle edlere Völker haben auf der ersten Stufe höherer gesellschaftlicher Entwicklung mit einer Art Theokratie begonnen; aber mit der Kraft der Jugend hörte dieser Zustand auf: zur zweiten Stufe der Gesellschaft gelangt, zersprengten sie diese Schranken, und die unmittelbare Gewalt der Götter und Geister trat hinter den Staat, oder vielmehr erhob sich über den Staat und lenkte mit mehr unsichtbarem

Zügel das Irdische; denn die höchste Gewalt der Dinge konnte ihre Herrschaft nie ganz verlieren.

Ich bleibe in dem Gleichnisse des Familienverhältnisses stehen, weil es nach allen Seiten trefflich paßt. Seit zwei Jahrhunderten, in welchen die Kirche aus den politischen und irdischen Dingen mehr und mehr ausgeschieden ist, mußte den Völkern geschehen, was den Söhnen geschieht, welche die stillen Schranken des väterlichen Hauses verlassen und sich in die wilde Weite der Welt werfen. Bei der Sehnsucht nach größerer Freiheit und Selbsttätigkeit von den unmittelbar haltenden und tragenden Banden der Frömmigkeit, Liebe und Treue, worin ein Haus besteht, gelöst, haben sie nach vielen Anstößen und schweren Erfahrungen lernen müssen, sich ein strenges und ernstes Gesetz auflegen, das sie zugleich zügele und sichere. Viele Völker haben in den letzten Jahrhunderten noch so hingeschwankt in unbestimmten Grenzen zwischen häuslicher und eigener Gewalt, zwischen Wahn und zwischen Gesetz; viele, in dieser unglücklichen Mitte schwankend, sind fast knechtisch geworden. Nur die kräftigsten, die nicht in vergeblicher Sehnsucht nach dem Verlassenen und Verlorenen zurückschaueten, sondern das Gegenwärtige erfaßten, haben den Mut und das Geschick gehabt, das Ungleiche und Verworrene alsbald voneinander zu sondern, und haben das Glück der Freiheit gewonnen; das häusliche Verhältnis, welches nicht mehr war, haben sie in ein rechtliches verwandelt: sie sind fast demokratisch geworden.

Zum Erweis dieser Behauptung zeige ich den Denkenden und Verstehenden von unsern Staaten England, Schweden, die Vereinigten Niederlande, einen Teil der Schweiz, die Republik Genf. In mehreren dieser Länder stand die Kirche freilich noch als ein darstellender und ständischer Körper da, aber wahrlich mehr als eine Ruine denn als eine Wirklichkeit: die Notwendigkeit bestimmter Rechte statt der ungeschriebenen Sitte und des Brauchs der Familie, strenger Gesetze statt der liebenden Willkür des Vaters und der Mutter, die sonst geboten, hatte sich den Menschen unwillkürlich aufgedrungen: sie konnten die wilde Freiheit nicht ertragen, die ohne den Zaum der Gesetze immer Sklaverei wird. Daher war der Geist dieser Völker und ihrer Regierungen demokratisch geworden, je mehr die Kirche die Gewalt verlor, auch das Unbestimmte und Ungleiche allein durch Liebe und Glauben zu bestimmen und auszugleichen.

Wir stellen hier die törichte Untersuchung nicht an, welche Regierung von beiden die beste war, jene unbestimmte und mütterliche Regierung der Kirche oder diese strenge, ernste

Regierung des Menschen, der Bürger sein, der frei und würdig sein und draußen lieber alles Leidsal und alle Gefahr bestehen und alle möglichen Aufopferungen darbringen als in die unschuldige Sicherheit und Beschränktheit jenes häuslichen Zustandes zurückkehren will. Die Geschichte wandelt ihren Weg nicht wieder zurück, und der Mensch wird nicht wieder, was er gewesen ist. Also weg mit den vergeblichen Wünschen und das Leben ergriffen und die Welt gebaut, wie sie ergriffen und gebaut werden können und müssen! Die Ausscheidung der Kirche als politischer Bestandteil des Staats macht strengere Ordnungen, festere Gesetze, freieren Kampf der Kräfte notwendig, also werden die verschiedenen Gewalten des Staats, die verschiedenen Klassen und Stände, die sich einander reiben und bearbeiten, fester in ihnen selbst gegründet, bestimmter einander gegenübergesetzt und kühner und beweglicher gegeneinander gewogen werden müssen; alle Staaten, auch die noch keine Demokratien sind, werden von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr demokratisch werden.

Daß man mir vor dem unschuldigen Worte nicht erschrecke! Demokrat, demokratisch, Demokratie sind durch die Klänge der letzten zwanzig Jahre und durch den Mißbrauch, den man mit diesen Klängen getrieben hat, für die Herzen und Ohren aller Guten eine Art Rattenpulver geworden; in ihnen selbst liegt nichts Abscheuliches, sie beziehen sich allein auf das Große und Allgemeine, was man Volk nennt, und die besten Kaiser und Könige und alle edle Menschen haben ja auch immer nur bekannt, daß sie für das Volk da sind und für das Volk und mit dem Volke regieren. Das Volk ist ebenso heilig, als der Pöbel unheilig ist: jemand, der wünscht, daß für das Volk und durch das Volk geherrscht werde, heißt Demokrat; jemand, der wünscht, daß durch den Pöbel und mit dem Pöbel geherrscht werde, heißt Ochlokrat. Ein solcher ist redlichen Herzen nicht nur Rattenpulver, sondern sie möchten auch, daß ihm Rattenpulver gegeben würde, damit die Gesellschaft des Ungeziefers los werde, das nur blutige und greuelvolle Taten erzeugen kann. Jedes Volk, das darstellende und ständische Verfassungen hat, die aus allen Klassen der Einwohner zusammengesetzt sind, hat dadurch schon demokratische Verfassungen; denn wo der Bauer und Bürger, dieser größte und ehrwürdigste Teil jedes Volkes, öffentlich vertreten wird, da kann man die Verfassung schon demokratisch nennen, weil der Geist und die Gewalt der Menge, welche in diesen beiden ausgedrückt werden, auch unwillkürlich die übrigen Stände ergreift und ihnen zuerst eine

volkähnliche Färbung, dann auch eine volkliche Gesinnung gibt. Die englische Verfassung ist in diesem Sinn schon länger als ein Jahrhundert eine demokratische gewesen, weil auch der erste Prinz und Herr des Reichs wie ein Mann vom Volke aussieht, darstellt und empfindet; und doch, wo ist das Recht und die Herrlichkeit der königlichen Majestät mit allen von ihr ausgehenden Gewalten größer als eben in England?

Dieses Demokratische in der Art und der Darstellung, welche wieder eine Art und Darstellung der innersten Gesinnung der Zeit und der Menschen ist, meinte ich mit dem Worte demokratisch. Die Kirche mit ihrem ätherischen Götterschein erhebt sich mehr und mehr in die Lüfte über die Bedürfnisse und Sorgen des Irdischen und Politischen hinaus; der Adel selbst wird immer mehr seinen einzelnen Standesglanz ablegen und auf das Ganze übergehen, von welchem er sonst mehr geschieden war. Die besseren Edelleute sind in der Idee schon Volk, auch unsre besten Reichsfürsten und Reichsgrafen werden äußerlich einst aussehen wie die Essexe, Bedforde und Shelburne. Der Glanz und Schein der Dinge sind für die Kindheit und Jugend; das Mannesalter will Besonnenheit, Kraft und Licht. Wir treten jetzt in die Epoche der Mannheit ein, nach einigen Jahrhunderten wird der europäische Mann fertig sein. Wann Wahn und Schein verschwinden, dann kommen Maß und Gesetz; Maß und Gesetz aber ist etwas Allgemeines, es ist demokratisch. Demokratie, aber keine Demokratie, wie die letzte französische war, die wir verflucht haben, wird trotz allen törichten Gegenversuchen und Gegenwirkungen endlich in allen christlichen Staaten werden; aber in dem Sinn, wie ich es angedeutet habe.

Der Adel ward durch das Christentum in eine Art Hierarchie verwandelt, er ward durch die Stiftung und Einrichtung des Rittertums eine vollkommene in ihm selbst geordnete und gegliederte Hierarchie, von welcher die letzten Trümmer erst in unserer Zeit zerstört worden sind. Soll Adel bestehen, so muß er durch fest ausgesprochene und gehaltene Grundsätze wieder mehr als eine besondere Kaste umschlossen, und alles Fremdartige, Kleinliche und Ärmliche muß aus ihm ausgesondert werden.

Man hat viel gefragt und geklagt, ob es sich mit der Würde und Hoheit der menschlichen Natur und mit der Idee des Staates überhaupt vertrage, daß Adel sei. Bei dieser Frage und Klage hatte man gewöhnlich den schlechtesten und unrechtlichsten Adel im Auge, wie er in manchen Ländern einst war und in einigen noch gern sein möchte, jenen Adel, der

sich alle bürgerlichen und politischen Rechte vorweggenommen hatte und alle anderen Menschen seines Landes nur als für ihn gemachte und geborene Lastträger und Sklaven ansah. Diese Art Tyrannenadel hat auch den Haß und die Erbitterung der unterdrückten Klassen gegen den Adel überhaupt und selbst gegen die Idee alles Adels erregt. Daß nichts verderblicher und die Gesellschaft mehr auflösend sein kann als eine solche über alle Gesetze hinaussteigende Kaste, die immer nur von Vorrechten, nie aber von Obliegenheiten spricht, darüber ist jeder rechtliche Mann mit mir wohl einer Meinung; aber es hat Adel gegeben und gibt Adel, der in bestimmten Pflichten und Rechten in bestimmten Verhältnissen geschlossen stand und steht, und von diesem Adel sprechen wir. Bis jetzt hat die Geschichte noch keinen Staat ohne Adel gesehen, wenn man einige völlig gesetzlose Despotien Asias und Afrikas ausnimmt, in welchen nur ein Despot in dem blutroten Zornrock und mit dem blutroten Zornherzen gebietet und die Millionen gebückter Sklaven den Staub zu seinen Füßen auflecken und halb ersticken, weil sie nicht zu atmen wagen, wo ein solcher thront.

Auch über unsern teutschen Adel ist in den letzten fünfzig Jahren viel geklagt, und nicht immer mit Unrecht. Das Rittertum mit seinen Ritterschaften war abgelebt, die Grundsätze waren aufgelöst oder vergessen, die alten geschlossenen Schranken der ritterlichen Ehrenbahn waren durchbrochen, und das Gemeinste und Schlechteste mischte sich ungehindert und ungescheut unter das Edelste und Unbefleckteste. Auch in den Landen und Fürstentümern, wo sonst noch eine Art Freiheit und Selbständigkeit und politische Verfassung bestanden war, ward das immer seltener; der Adel mußte fast allenthalben dienstbar werden: aus dem, der das ganze Reich und die Glorie von Kaiser und Reich sonst in seiner Brust getragen hatte, ward in Gesinnung und Gebärde ein rechter kleiner Hofdiener. Bei der Anspannung und dem Druck der meisten Regierungen suchte der Adel, der dem Hofe und Fürsten am nächsten stand, oft selbst durch kleine Künste für sich zu retten, was zu retten war, und erschlich sich oft Gnaden und Gunste, die ihm der Bürger und Bauer unter ihm beneideten. Am bittersten aber fühlten diese beiden den Anspruch des Edelmanns, allein ihr geborner Offizier sein und sie zu echten Kriegern einprügeln zu wollen. Zur größeren Entwürdigung und Entartung des Adels in Teutschland diente erstlich die zu große Teilbarkeit der Güter, wodurch er verarmte; zweitens die Gefälligkeit der Fürsten, welche häufig verdiente, aber arme Männer nebst ihrer Familie zu Edelleuten stempelten,

ohne sie auf liegendem Vermögen zu begründen; drittens die Leichtigkeit, womit oft jeder Unwürdigste und Elendeste, welcher hundert Dukaten daranzuwenden hatte, sich adlige Rechte und Wappen kaufen konnte. Auch schadete dem teutschen Adel und dem Begriff von Adel überhaupt die Willkür, womit in mehreren, vormals von den Slawen eroberten Landen, z. B. in Mecklenburg, Pommern, Schlesien, der Lausitz, die Edelleute noch vor fünfundzwanzig und dreißig Jahren ihre Leibeignen häufig behandeln durften: wer Menschen knechtisch gebrauchen darf, wird selbst ein Knechtsgemüt und verliert den Aufflug der höheren Geister. Doch am meisten sank der Adel durch Äfferei mit dem Welschen, durch französische Sprache, Sitte und Leichtfertigkeit, welche ihm das Heiligenbild des teutschen Volkes und die Ehre und Treue des teutschen Namens von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr verdunkelten und den Stolz auf Redlichkeit und Biederkeit zerbrachen. Aus diesen und aus mehreren anderen Ursachen ist der Adel sowohl in seinem Wesen als in der Meinung der Menschen immer mehr gefallen, und die Französische Revolution schien ihn völlig auskehren zu wollen.

Doch nach ein paar stürmischen und blutigen Jahrzehnten fangen die Herzen und Köpfe an sich abzukühlen, und vieles sieht man in einem anderen Lichte und muß es in einem anderen Lichte sehen, als man noch vor fünf Jahren tat. Die Auflösung und Ausartung und der Verfall des Adels ist so wenig ein Geheimnis als die ähnliche Erscheinung bei den übrigen Klassen des Volks. Es fragt sich nun: *Wie ist Wiederherstellung und Reinigung des Adels möglich, so daß er wieder als etwas Würdiges erscheinen könne?* Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir zuerst andeuten, was Adel ist und bedeutet.

Der Adel stellt vor altes Geschlecht, alten Besitz, altes Recht, alte Sitte und alte Ehre.

Der Begriff des alten Geschlechts liegt schon in den Worten *Adel* und *adelig**), er ist mit dem Wesen und Leben des Adels notwendig eins. Stammbäume, Ahnen, Bilder, Wappen finden wir bei allen Völkern, welche Adel hatten. Daher eine gewisse Sorge für die Reinheit des Bluts und ein gewisser Stolz auf eine lange, in die ferne Vergangenheit zurücklaufende Geschlechtsreihe.

Ohne alten Besitz ist gar kein Adel. Feste Begründung auf Schlössern und Gütern, die unmittelbar bei der Familie

*) Von Ad, Aett: Stamm, Geschlecht Nachkommenschaft.

bleiben, wie die Familie selbst bleibt, das macht den rechten Edelmann. Er muß ein Landherr sein, er muß eine feste Stätte haben, die er sein nennt, wo er sich frei und unabhängig fühlt wie sein Kaiser oder König, wo er an den Bildern seiner Ahnherren den Stolz nährt und an den Denkmälern der Vergangenheit die Kraft stählt, welche das Idealische und Hohe des Lebens erschaffen und verteidigen sollen. Aus diesem alten Besitz und aus dem Gefühl von Würde und Freiheit, welches er gibt, entspringt der Eifer und die Achtung für das Recht.

Der Begriff des Rechts ist ein gesellschaftlicher Begriff und wird nicht auf einmal in der Welt gefunden. Er wurzelt in der Menschenbrust, so wie die Gesellschaft tiefer wurzelt: er befestigt sich mit dem Besitz. Der alte Edelmann, der auf alten von Urahnen her geerbten und geheiligten Grundstücken wohnt, ist der natürlichste und festeste Vertreter und hartnäckigste Verteidiger des alten Rechts; er sträubt sich gegen das Neue und gegen die Neusucht, welche das Alte zerstören will; er ist beides als Edelmann und als Bauer der natürliche Gegner jener der Ruhe des Besitzes entgegenstrebenden Beweglichkeit der Kräfte, welche in Städten und durch die städtischen Gewerbe und Triebe geboren wird, und welche die Dinge und die Maße und Gestalten der Dinge ewig zu verwandeln sucht.

Der Adel stellt dar alte Sitte und alte Ehre. Nur was in seiner Art und in seinem Besitz fest ist, kann das Feste behaupten; wo alles täglich wechselt und wandelt, da wird die Sitte zur Mode. Der Mensch, welcher allein auf der alten Zeit ruhet und mit Stolz auf den längst vergangenen Geschlechtern weilt, ist vor allen andern berufen, die vaterländische Sitte, Sprache und Art zu lieben und zu bewahren, ohne welche der Stolz auf seine Ahnherren eine leere und aufgeblasene Eitelkeit wird. (Was mußte aus unserm Adel werden, seitdem er mit fremder Sprache und Art gebuhlt hat?) Ebenso und noch mehr ist der Edelmann angewiesen, was in Grundsätzen von Vaterland, Freiheit und Ehre ewig und unvergänglich ist, zu verkündigen und zu beschirmen. Er kann ohne die Ehre seines Volkes und seines Vaterlandes nicht leben wollen; die Ehre muß sein einziger, lichtester Stern sein, der ihn nie rechts noch links vom graden Wege ablenken läßt, sondern ihn durch alle Täuschungen und Irrwische der Wollust, Habsucht, Ehrsucht und Eitelkeit unversehrt hindurchführt.

Damit nun der Adel wieder zu seiner Würde zurückgeführt und ein wirklicher Adel werde, ist folgendes durchaus notwendig:

Ein Edelmann muß ein freier, unabhängiger Mann sein;

er muß des Herrendienstes und anderer Abhängigkeit nicht bedürfen zu seinem Unterhalt; von kleinlichen Sorgen und Verdrüssen der Nahrung unangefochten, muß er Zeit haben, für das Große und Allgemeine und für die großen und allgemeinen Ideen zu leben, d. h. er muß wenigstens ein Vermögen haben, das ihm ein jährliches Einkommen von 15000 Reichstalern sichert; denn, wie die Verhältnisse der Gesellschaft stehen, hat er immer auch den äußern Glanz der weltlichen Dinge darzustellen.

Dieses sein Vermögen muß auf Landgütern gegründet und gegen den Wechsel und Wandel der Dinge so gesichert sein, daß es immer unteilbar und unveräußerlich bei der Familie bleibt: der Besitz des Edelmannes muß Majorat sein.

Nur solche Familien, die, von 15000 Reichstalern jährlicher Einkünfte hinaufsteigend, Majorate besitzen, werden als wirkliche adlige Familien angesehen und stellen durch die Familienhäupter als einen eignen Landstand den Adel dar.

Auch die jüngeren Söhne dieser Familien werden nicht als Adel betrachtet, sondern nur zum Volke gerechnet.

Aller andere Adel außer diesem auf Grundbesitz ruhenden Majoratadel, reich oder arm, alten Geschlechts oder in den letzten Jahrhunderten gestempelt, fällt dem Volke zu und wird nach seinem Besitz oder Gewerbe entweder zum Bauer- oder Bürgerstande gezählt.

Die Bestimmung des Adels als Landstand ist gewissermaßen eine vermittelnde. In zwei Eigenschaften verbindet er die beiden äußersten Spitzen der Gesellschaft miteinander. Als Landbesitzer ist er ein reicher Bauer und stellt die einfachen und ruhigen Kräfte und Geschäfte der Welt dar; als Edelmann ist er der Träger des Glanzes und der Ehren des Volks und stellt das Idealische und Schimmernde dar, und was auf Leben und Tod bewaffnet dem Feinde des Vaterlandes die Spitze bieten soll. Er füllt den Abstand zwischen dem Volke und dem Fürsten aus, und da er für das ganze Reich gestempelt ist, so soll er immer der erhabene Sonnenweiser der Ehre und der Herrlichkeit des Reichs sein; er soll über seinen Fürsten hinaus immer auf das allgemeine, große, teutsche Vaterland blicken, er soll nicht allein die Seelen der Bürger und Bauern, sondern auch die Seelen der Fürsten selbst aus dem engen Kreise des einzelnen zu dem Allgemeinen emportreiben: er soll den Gedanken immer lebendig erhalten, daß, wenn nicht alle etwas Größeres und Mächtigeres haben und anerkennen als ihr einzelnes Land und Fürstentum, im gemeinsamen Vaterlande keine Ehre und Sicherheit bestehen kann. Also indem

der Edelmann in dem eigenen Lande und unter und mit dem eigenen Fürsten Darsteller und Vertreter seines Standes und der Rechte und Pflichten desselben ist, soll er zu gleicher Zeit der Darsteller der allgemeinen Ehren des Reiches sein, gleichsam ein Wächter der Verfassung und ein Erinnerer und Vermahner der Pflichten, die jeder Teutsche außer den Pflichten gegen das Einzelne und Kleine noch gegen das Allgemeine und Große hat.

Wer diese stolze und hohe Bestimmung erfüllen soll, der muß reich und unabhängig sein. Deswegen ist ein armer oder zwischen Reichtum und Armut hin und her schwankender Adel ein Nichts und widerspricht durchaus der Idee des Adels.

Auf den Adel folgt in natürlicher Linie der Bauerstand. Bauer heißt mir im weitesten Sinne des Wortes jeder Mann, der eigenen Grundbesitz hat. Zum Bauernstande gehören also außer dem Majoratadel, der einen Stand für sich darstellt, alle adlige und bürgerliche Landbesitzer und der Bauer im eigentlichen Sinn, der selbst die Pflugsterze in den Furchen lenkt und sein Korn auf der Tenne mit drischet. Dieser Bauerstand ist der Natur der menschlichen Dinge nach beides, die zahlreichste und ehrenwerteste Klasse des Volks. In ihr wohnt, mehr als in andern Klassen des Volks, die ursprüngliche und gediegene Naturkraft, die Reinheit der Sitten, die Treue und Redlichkeit der Gesinnung; in ihr wohnt der Mut und die Ausdauer, welche die tapfersten und rüstigsten Verteidiger des Vaterlandes geben. Der Staat hat also vor allen Dingen darauf zu sehen, daß dieser so ehrwürdige und große Teil des Volkes nicht ausarte oder untergehe. Diese Ausartung und dieser Untergang geschieht auf zweierlei Weise, erstlich durch die Anhäufung zu großen Reichtums in einzelnen Familien, welche die kleinen Landbesitzer durch mancherlei Erwerbarten in sich verschlingen und so den Bauer im eigentlichsten Sinn zerstören, zweitens durch Unterdrückung und Verknechtung der kleinen Landbesitzer, die sich in Zeiten der Not und Unordnung gegen die übermütigen und Mächtigen nicht verteidigen können. Auf beiden Wegen ist, wie uns die Geschichte lehrt, der eigentliche, echte Bauerstand oft zerstört und das notwendige innere Gleichgewicht der Staaten aufgehoben worden.

Die Gesetzgeber der besten Staaten des Altertums wußten recht wohl, wieviel darauf beruhet, daß der Besitz der Grundstücke einigermaßen gleich verteilt sei, und daß es viele mittelmäßige und kleine Landeigentümer gebe, die in dem einfachsten Verhältnisse zu Gott und zur Natur stehen und ursprüngliche

Sitte, Stärke, Tapferkeit und Ehre in ihrem Schoße hegen und pflegen. Diese weisen und weitsehenden Männer hatten überhaupt den Gesichtspunkt, daß es dem Staate mehr fromme, daß er gute und tapfere, denn daß er viele und reiche Einwohner habe. Moses, Lykurgus, Solon und Numa gründeten ihre Staaten recht eigentlich auf Ackergesetzen. Unsere Vorfahren, die freien und tapferen Germanen, erhielten, als sie das Christentum und einen Anfang größerer politischer Entwicklung und Bildung bekamen, keine so feste und geregelte Gesetzgebung, als manche Staaten des Altertums gehabt hatten. Unter der Obhut und Aufsicht der Kirche, welche die große Vormünderin und Leiterin des Menschengeschlechts war, entwickelten sie sich jahrhundertelang aus den natürlichen Keimen, welche der Bildungsgrad der Gesellschaft, der Geist des Christentums, die Lage und Anlage ihres Landes und eigentümliche Neigungen und Triebe enthielten. Es trat ein Zustand ein, welchen alle Völker auf den ersten Stufen zur höheren gesellschaftlichen Entwicklung einmal haben durchlaufen müssen, ein Zustand fast allgemeiner Versklavung und Unterdrückung der kleinen Freien und der kleinen Gutsbesitzer. Allmählich indessen, besonders seit dem dreizehnten Jahrhundert, ward das unvermeidliche Joch mehr und mehr gelichtet und gelüftet; doch blieben bis auf das letzte Jahrzehnt Landschaften in Teutschland, wo der kleine Landbewohner fast durchaus leibeigen und unterwürfig war, und wo die Edelleute fast die einzigen Freien auf dem Lande genannt werden konnten: ja so ungleich war das Verhältnis, daß in einigen Landen der kleine teutsche Bauer Landstand war, während man ihn in anderen mehr und mehr ausrottete.

Ich mag nicht gern das Ansehen solcher haben, welche Schlösser in der Luft bauen und Gespinste spinnen, worin man nicht einmal eine Fliege, geschweige denn Menschen fangen kann. Man darf den einmal bestehenden Besitz nicht umkehren. Doch wünschte ich, daß folgendes nicht übersehen würde:

Es ist meine innigste Überzeugung, die ich aus dem Studium der alten Geschichte und aus der Betrachtung der Verhältnisse und Begebenheiten meines eigenen Vaterlandes hole, daß zum rechten Bestand und Wohlsein auch der neuen Staaten Ackergesetze notwendig sind: nicht eben jene strengen der alten Welt, die nur in sehr beschränkten Staaten und in den ersten Graden der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung der Völker möglich waren, aber doch solche, die wenigstens die Hälfte aller Grundstücke für feste und unveränderliche Verhältnisse binden. Ich erkläre mich näher.

Den ersten und vornehmsten Bauer, den rechten Edelmann, habe ich schon auf Majoraten befestigt; auch den kleinen Bauer will ich auf einer Art Majorat, das man meinethalben auch Bauerlehen nennen kann, gegründet wissen.

Zuvörderst wünsche ich, damit ein rechter Kern des Volkes sei und werde, daß in allen teutschen Landen die Hälfte aller Ländereien von freien Bauern bewohnt und besessen sei.

In den Landschaften, wo der Bauern mit eigentümlichem Besitz unverhältnismäßig wenig sind, ließen sie sich erschaffen durch Zerstückelung der Staatsgüter oder sogenannten Herrengüter (Domänen), welche die Regierungen in Teile von einer bis drei Hufen Landes zerschneiden und als Bauerlehen des Staats den Meistbietenden verkaufen könnten; so daß der Staat bei der Gründung dieser nützlichen Anstalt im Grunde wenig aufopferte.

Diese also geschaffenen Bauerhöfe und die übrigen freien Bauergüter im Lande würden zu einer Art Bauermajorate erklärt.

Sie würden immer nur von einem aus der Familie besessen, welcher seinen übrigen Geschwistern nur eine leidliche bestimmte Abfindung und Ausstattung gäbe, er selbst aber das Haupterbe behielte und besäße.

Sie wären unteilbar. Nichts ist dem Staate in der Regel verderblicher als die übertriebene Zerteilung der Grundstücke; sie macht Bettler und Vagabunden und schafft Gesindel, wo nur treue und redliche Menschen wohnen sollen.

Niemand mag zu gleicher Zeit mehr als einen dieser Höfe besitzen. Wer durch Erbschaft oder Heirat zu dem seinigen noch einen oder mehrere derselben erwirbt, der hat die überzähligen zu veräußern. Denn es war die Absicht des Staates bei dieser Einrichtung, daß viele freie und unabhängige kleine Grundbesitzer und Bauern als rechte Nährer und Erhalter der Tüchtigkeit und Tapferkeit des Volkes dasein sollten. Wenn aber mehrere dieser Höfe vereinigt oder nur zugleich von einem Besitzer besessen werden könnten, so ginge die Absicht verloren und aus dem Bauer würde ein Herr.

Diese oder eine ähnliche Einrichtung scheint mir notwendig zur Befestigung jedes Staates und zur Erhaltung des achtbarsten und kräftigsten Teils eines Volkes. Denn wenn der Staat nicht solche Vorkehrungen macht, so werden früher oder später Umstände und Verhältnisse eintreten, welche die kleinen Besitzer der Erde vertilgen und alle Landbewohner in eine große Masse von Herren, Pachtern und Tagelöhnern verwandeln; wobei die

Gediegenheit und Würdigkeit des Volkes, die sich gerade aus dem Bauerstande immer ergänzen soll, sehr leiden würde. Dies ist zum Teil in England geschehen, wo in vielen Landschaften die kleinen Landbesitzer (Yeomen) durch den überschwemmenden Reichtum einzelner Familien fast ganz weggespült sind; und auch England würde ein solches Mißverhältnis schmerzlicher fühlen, wenn nicht das Element des Meeres, die Tätigkeit, Kraft und Freiheit, die es hervorruft, das hohe Recht, das auch über dem kleinsten englischen Mann waltet, und so viele andere Verhältnisse, die nicht die unsrigen sind und nie die unsrigen sein werden, dort weniger verderblich machten, was an allen andern Orten das verderblichste ist.

Ich meine hier, wie es einigen scheinen möchte, nicht bloß das Äußerliche, das Wohlsein und Glück dieser großen Menschenklasse, sondern mein Vorschlag entspringt aus dem innerlichsten Gefühl und der innerlichsten Ansicht des Staates. Ich wünsche den natürlichen und sicheren Grund zu befestigen, worauf der Staat in der Länge allein ruhen und dauern kann.

Die Erde und die Geschäfte, welche sich zunächst und unmittelbar auf ihren Anbau beziehen, sind das Ruhende und Bleibende im Staate, das Bild des Festen und Ewigen; sie sind dem Wandelbaren und Unruhigen entgegengesetzt, was das Leben der Städte und der städtischen Gewerbe ist. An dem festen und sichern Besitz des Bodens durch lange Geschlechter von dem Urahn bis zum letzten Enkel hinab befestigt sich die Sitte, das Gesetz, die Ehre, die Treue, die Liebe: der Bauer ist des Vaterlandes erster Sohn; wann er ein Knecht wird, wann sein Herz kalt und sein Arm schlaff wird für das Vaterland, dann ist es wahrhaftig untergegangen. Wer also ein festes und glorreiches Vaterland will, der macht festen Besitz und feste Bauern. Die Erde muß nicht wie eine Kolonialware aus einer Hand in die andere gehen, des Landmanns Haus muß kein Taubenschlag sein, woraus mit leichtfertigem Herzen aus und ein geflogen wird. Wo das ist, da stirbt Sitte, Ehre und Treue, da stirbt zuletzt das Vaterland. Wenn auch des Landmanns Triebe vagabundisch werden, dann kann kein Gott die Menschen von Sklaverei retten. Und haben wir in den letzten drei Jahrzehnten den Adel in vielen teutschen Landen nicht in der Rolle von Gütermäklern und Kaufleuten gesehen? Haben nicht viele sogar die Sitze ihrer Ahnherren, die Wiege ihrer Kindheit an Fremde zu verkaufen das Herz gehabt?

Wann ich auf diese Weise meinen Adel auf Majoraten und meine Bauern auf einer Art Majorate gegründet und ungefähr

drei Viertel meines Landes mit festem Besitz gebunden und dem Wandel und Wechsel entrissen habe, und wann meine Verfassung von den Weisesten und Tüchtigsten bewacht wird, und wann der Vorteil in ihr sich selbst bewacht, dann habe ich ein schweres und auf ihm selbst ruhendes Gewicht im Staate hingelegt, worum die leichteren Triebe der Gesellschaft flattern, und in welchem sie ihren Mittelpunkt finden können. Das übrige Viertel meines Landes mag dann ohne Schaden des Ganzen mehr der Willkür und dem Wechsel des Besitzers preisgegeben werden.

Dem Ruhenden und Gleichen des Landes und des Bauern in Besitz, Leben, Trieben und Geschäften ist das Unruhige und Ungleiche der Stadt und des Bürgers entgegengesetzt. Unter dem Wort Bürger, im Gegensatz gegen Bauer, verstehe ich im weitesten Sinn des Wortes, was man sonst auch Stadtbewohner und städtische Gewerbtreiber nennt. Zwar möchte man mir einwenden, eine Stadt mit ihren alten Gebäuden, Kirchen, Türmen und Mauern, dieser gleichsam als eine Mumie und Erstarrung des Lebens in die Ewigkeit hinausblickende Steinhaufen, sei mehr ein Bild der Ruhe als das in so vielen und mannigfaltigen Wechseln der Elemente und Jahreszeiten spielende Land und müsse also die Menschen mehr an das Gleiche und Stille gewöhnen; aber die Steine allein tun es nicht, sondern die lebendigen Geister, die in ihnen hausen. Der Bürger tritt aus dem unmittelbaren Verhältnis mit der Natur heraus; in seinem Geschäft und Gewerbe steht er ihr oft nur im dritten, ja öfter kaum im dreißigsten Grade nahe und wird, von ihrem stillen Wirken und Leben entfernt, leicht maßlos in die wilde Weite der Gelüste und Strebungen hineingerissen. Der Bauer lebt mit dem Einfachen und Natürlichen, er schafft das Einfache und Natürliche; der Bürger lebt mit dem Zusammengesetzten und Künstlichen, er schafft das Zusammengesetzte und Künstliche. Je weiter er es bringt in der Kunst, je weiter er sich von dem Einfachen und Groben der Natur entfernt und das Vielfache und Feine zusammensetzen, bilden und gestalten lernt, desto weiter tut sich ihm das unendliche und maßlose Reich der Geister auf: seine Gelüste werden heftiger, seine Ansichten des Lebens vielfacher, der Kampf mit künstlichen Kräften und mit verkünstelten Menschen wird immer heißer, sein ganzes Gemüt wird leichter und beweglicher. Da sein nächstes Geschäft das Zerlegen und Zerstören der einfachen Erzeugnisse der Natur ist, damit er aus dem Zerlegten und Zerstörten wieder Neues schaffe, so widerfährt ihm unvermeidlich, was allen beschränkten

Wesen widerfahren muß: der Geist seines Geschäftes geht auf ihn selbst über; er wird vielbegehrend, vielgereizt, vielseitig, abgeschliffen, gleich dem künstlichen Geräte oder Werke, das er als Schöpfer ins Leben ruft, er wird mehr und mehr ein künstlicher Mensch. Wann der Mensch erst so weit aus den natürlichsten Schranken des Lebens herausgeschritten ist, so liegt ihm das Nächste nicht fern, nämlich das Lüsterne, Unstete, Flatterhafte in Neigung und Gesinnung. Dies wächst in furchtbarer Fortschreitung, je mehr der Mensch Maschine wird, d. h. je mehr er durch Maschinen arbeitet; je weniger er da als Mensch wirklich tut und kann, desto mehr glaubt er zu tun und zu können, und desto dünkelischer und übermütiger wird er. Vor allem aber wirkt zur Verflüchtigung der Triebe und zur Verquickung des schweren und festen Sinnes der halb irdische, halb geistige Dämon, Geld genannt, welcher als ein wunderbares Geheimnis der Gesellschaft, zugleich ein sichtbares und unsichtbares Zeichen, nun schon Jahrtausende sein Wesen getrieben hat, ohne daß man bis jetzt bestimmt sagen konnte, was er eigentlich ist, und wie er in den verschiedenen Zeiten und Völkern wirkte. Manches von dem Guten und Bösen, das er geschaffen hat, kann man freilich in einzelnen Erscheinungen zeigen, aber sein inneres Leben ist verhüllt wie das Leben selbst; man glaubt den Proteus zuweilen zu haschen, aber, in tausend Gestalten sich verlarvend, entflieht er immer, und wann er es am arglistigsten meint, wandelt er sich wie jener Alte wieder in Wasser und plätschert mit höhnischem Wellengelächter dahin.

Wir fassen diese Andeutungen, Gedankenspiele und Bilder in einem kurzen Ernst zusammen und sagen: Die bürgerlichen Gewerbe und Tätigkeiten, die Fabriken, der Handel, das Geld, als ein alles verflüchtigender Dämon dazwischenspielend, ferner das gedrängte Zusammenleben, die vermehrten natürlichen und künstlichen Bedürfnisse, die Reibung der Leiber und Geister aneinander — alles dieses schaffet das Hin- und Herspielende im Gemüte, das Flatterhafte, Wandelbare, Neusüchtige; endlich schafft es bei dem Menschen das Schlimmste, die Einbildung, er könne durch Kunst und Geist alles machen, halten und regieren. Wenn diese Menschen, welche die Städte, die städtischen Gewerbe und Handel und Fabriken und Künste schaffen, das einzige Gewicht in der Wagschale eines Staates wären, so müßte er durch Überfluß an Geist und geistigen Trieben überwippen, er müßte durch den ewigen Wechsel und durch die zu viele Reibung der Kräfte zerstört werden: die Welt würde wie ein Warenhaus, die Tugenden und Kräfte des Menschen würden wie Waren, der

Staat wie eine Renterei und die Staatsaufgaben wie Rechnungsexempel behandelt werden. (Ich frage: sind viele der letzten fünfzig, sechzig Jahre nicht so behandelt?) Kurz, von nichts als Bildern und Scheinen der Dinge umgaukelt, von nichts als Scheinen lebend und von Scheinen und Schatten gespeiset, würde der Staat bald der betörte Hund auf dem Stege des Baches werden, der sein Fleisch aus dem Maul fallen läßt und nach dem Schatten desselben schnappt.

Also das immer Bewegliche und Wandelbare, das Geistige und Künstliche, den Wechsel der Dinge und den Wechsel in den Dingen stellt das städtische Leben vor. Daher nennt man das städtische Leben auch häufig Verkehr, weil vieles darin hin und her geht. Bei diesen Geschäften verflüchtigen und verflattern sich die menschlichen Triebe leicht und werden ungleich und unstet, die Sitte weicht der Mode, die Beständigkeit dem Leichtsinn, die Treue selbst wird zuletzt wie Geld gewechselt. Daher entsteht nie auf dem Lande, häufig aber in den Städten ein leichtfertiges, sittenloses, zuchtloses und üppiges Gesindel ohne Charakter und Gesinnung: was man Pöbel zu nennen pflegt; ja, der verdorbene Kunstmensch auch der obersten Stufen der Gesellschaft, wann er allen einfachen Gefühlen und Gedanken entfremdet ist, gehört zu derselben Klasse und verdient denselben Namen. Wer nichts Ruhiges und Festes mehr in sich hat, sondern immer von dem einen auf das andere fährt und von einem zum andern flattert, der ist vom Pöbel, ja, der ist Pöbel.

Damit nun bei der zu großen Flüchtigkeit und dem zu geschwinden Wechsel der Dinge im städtischen Leben und bei der Wirkung, welche diese Art notwendig auf das Gemüt der Menschen haben muß, aller Grund von Sitte und Gesetz nicht erschüttert und endlich verschüttet und der Mensch nicht in Wildheit und Unglück der Triebe hineingerissen würde, suchten alle wohlgeordnete Staaten ein Gegengewicht gegen diese zu große Leichtigkeit und Flüchtigkeit, und auch unsre Vorfahren haben das getan: sie schufen etwas, das die wilden Triebe zügeln und die flatterhaften Geister fesseln könnte, nämlich Innungen, Zünfte und Gilden. Ich weiß wohl, daß die Theorie der Freiheit unsrer Tage diese Ordnungen als Gängelbänder der Unmündigkeit verlacht und als Notbehelfe der Barbarei des Mittelalters verspottet hat, deren unselige Reste auf das geschwindeste weggeschafft werden müßten, damit die mündige Menschheit in ungefesselter und würdiger Freiheit wandeln könne; aber ich habe den Begriff von der mündigen Menschheit nicht, den gewisse Herren von ihr hegen. Ich weiß wohl, daß wir den Menschen, die vor tausend

und vor zweitausend Jahren lebten, an Geist unendlich überlegen sind; aber daß unser Staat so ganz ohne Ballast auf gut Glück durch die Lüfte segeln und den Stürmen überlassen werden dürfe, das weiß ich nicht. Wie der Mensch nun einmal geschaffen ist, mit seinen Trieben und Leidenschaften und seinen Kräften und Anlagen zwischen Himmel und Erde schwebend und halb dem Himmel, halb der Erde angehörend, schießt er durchaus in das Bodenlose und Maßlose hinein, wenn man ihm nicht irgendwo einen Mittelpunkt gibt, wohin ihn eine unbewußte Schwere nach langem Flattern immer zurückträgt, wenn man ihn nicht irgendwo durch Sitte und Gebrauch befestigt, welche immer besser halten als alle geistigen Künste und Lehren.

Wollen wir also ein festes, frommes, ehrbares und gehaltenes Bürgerwesen haben, so müssen wir unsere Bürgerschaften nach alter Weise unserer Väter wieder in sichere Schranken von Innungen und Zünften schließen.

Aus diesen wiederhergestellten und erfrischten Einrichtungen, welche echt germanischen Stammes sind, räumen wir alles Nichtige und Tote weg, das für unsere Zeit nicht paßt, alle unnützen Mißbräuche und Hemmungen menschlicher Kräfte und Entwicklungen.

Man befestige aber dreifach, was die Menschen als Gemeinheiten zusammenbindet, und was den gemeinsamen Geist des Volks reizt und erweckt.

Man knüpfe daran, wie weiland geschah, die Erziehung der Jugend und die Sorge für die Sitten.

Man knüpfe wieder daran die Heiligkeit des Lebens und der Ehe und wähle in jeder Innung Älteste, welche über alles Lästerliche, Ausgelassene und Unchristliche zu wachen haben.

Man verbinde mit dieser Einschließung der Menschen in fester Ordnung und Sitte die alten, mannlichen und kriegerischen Übungen und Einrichtungen, wodurch teutsche Bürger vor vierhundert, ja noch vor zweihundert Jahren ganz andere Männer waren als die jetzigen.

Man ordne anderes Löbliches und Mannliches an, wodurch das Tüchtige als das Beste, das Ehrliche als das Bleibende, das Teutsche und Vaterländische als das Liebste und Preiswürdigste gezeigt wird.

Kurz, durch Sittlichkeit, Mannhaftigkeit und Wehrlichkeit mache man den Bürger wieder zu dem achtbaren und ehrenwerten Mann, welcher er sein soll, und bändige die Sündflut der Flatterhaftigkeit und Nichtigkeit unserer Tage, die alles Verehrliche und Heilige in Sitten und Weisen unsers Volks weggespült hat.

Tut man dies oder Ähnliches nicht, so treiben wir als schwäch-

liche und gestaltlose Sklaven aller Begierden dem Unglück und der Knechtschaft immer steuerloser entgegen. Denn wir Teutsche besonders haben durch unsere Lage und durch unser Verhältnis zu den übrigen Völkern mehr als jedes andere Volk die Aufforderung, uns in uns selbst durch feste und geschlossene Einrichtungen und Ordnungen auf das stärkste ineinander zu binden. Da wir das Mittelpunktsvolk Europens sind, so reiben alle Bewegungen der Welt sich an uns, alle Stürme und Ströme der anderen Völker brausen auf uns ein, und wir müssen unvermeidlich fliegender Staub und Schaum werden, wenn wir gegen diese Reibungen und Bewegungen nicht Bollwerke und Wehren schaffen, die uns sichern.

So haben wir denn drei Stände in teutschen Landen, den Adel, den Bauer und den Bürger. Wo noch Prälaten mit Standesrechten sind, mag man sie beibehalten; doch sage ich vorher, daß ihre Wirkung auf das Ganze gering sein wird. In dem Bürger und Bauer liegt ein natürlicher Gegensatz, welcher Kämpfe hervorbringen wird: ohne lebendigen Kampf ist keine Freiheit. Die ruhenden und die beweglichen, die sittlichen und die wilden, die leiblichen und die geistigen Kräfte der Welt sind in diesen beiden Urständen der Gesellschaft einander so gegenübergestellt, daß es an lebendigem Wettstreit, d. h. an rechtem politischen Leben nicht fehlen wird. Neben diesen beiden Ständen steht der Adel, näher dem Bauer, doch auch dem Bürger nicht ganz fremd. Inwieweit er durch festen Grundbesitz Bauer ist, haben wir oben angedeutet; durch eine größere Beweglichkeit des Geistes, als der Bauer hat und in der Regel haben darf, spielt er auch zum Bürger hin: aber er spielt nur hin. Seine geistige Beweglichkeit und Kühnheit soll bloß die Ehre und Gefahr ins Auge fassen; die geistige Kühnheit und Beweglichkeit faßt öfter den Gewinn und den Wechsel als bloßen Wechsel. Der Adel behält auf der Stufe der gesellschaftlichen Entwickelung, auf welcher wir jetzt stehen, die Rolle eines Vermittlers zwischen dem Volke und den Fürsten und zwischen den Fürsten und dem Oberhaupte des Reichs. Er soll gewissermaßen ein kriegerischer Gärungsstoff der Ehre sein, der die Kräfte aufbrausen und zuweilen über die Höhe des Gemeinen und Gewöhnlichen emporsteigen läßt; er soll die Ideen des Großen und Hohen, ja selbst des Kühnen und Gefährlichen in dem Volke lebendig erhalten; durch seine ehrenvolle und unabhängige Stellung im Staate soll er die Fürsten zu Edelmut und Hochherzigkeit emportreiben und, wenn sie ja nicht Fürsten sein wollen, mit Ernst und Würde sie ihrer Pflichtigkeit gegen das Allgemeine, gegen das Reich, erinnern, ohne welche sie nichts sein würden.

Diese drei Stände haben in allen Geschäften und Bedürfnissen des Landes die ratschlagende und mitregierende Macht; die ausführende Gewalt steht bei den Fürsten in den Grenzen, welche durch die allgemeinen Gesetze Teutschlands bestimmt sind.

Der Fürst wird angesehen als eine heilige, unverletzliche und unschuldige Person, die nicht sündigen kann. Seine Räte und Minister sind aber verantwortlich. Geschieht Ungesetzliches und Frevelhaftes in Verordnungen und Ausführungen, so werden sie von den Ständen zur Rechenschaft gezogen und, wenn sie schuldig sind, bestraft.

Bei einer solchen Verfassung, die menschlich und edel ist, kann man einen Fürsten fast einen glückseligen Mann nennen. Gott gibt seinen Geist nicht nach dem Maße noch nach Erbschaft und Stammbäumen: nicht alle Fürsten werden als große und geistreiche Männer geboren, auch nicht alle als gute und menschenfreundliche Männer. Wie glücklich, wenn die schwachen und mittelmäßigen Hilfe haben in der Ordnung der Gesellschaft, welche durch die innige Teilnahme aller Mitbürger an ihrem lebendigen Staate und durch die Öffentlichkeit und Würde der Verhandlungen immer die fähigsten und geistreichsten Männer an die Spitze der Geschäfte bringt und eine Menge gesetzkundiger, geübter und geschickter Männer bildet, die in Zeiten der Not dem Fürsten und dem Vaterlande helfen können! Wie glücklich, wenn die bösen und tyrannischen durch Gesetze gezügelt werden, daß sie nicht in Gewalt und in Übermut hinfahren noch die Greuel der Willkür üben können! Wie glücklich aber die Fürsten von Geist und Kraft! Sie finden ein gehorsames, gebildetes, stolzes und freies Volk, worüber sie die Sonnenströme ihres Kopfes und Herzens ausgießen können; sie finden in der Verfassung kein einziges Hindernis gegen das Gute und Große, sie finden nur Hindernisse gegen das Schlechte und Unwürdige. Solche Herrscher werden sich auch in solchen Staaten auf das freieste bewegen können, denn sie wollen nur frei sein, wie Gott frei ist, das Menschliche und das Vortreffliche zu fördern und hervorzubringen. Der Adel in seiner höchsten Idee stellt gleichsam den himmlischen Glanz des Staates dar, der Fürst ist dieser Himmel selbst, der höchste Schein der menschlichen Dinge, das höchste Bild der Majestät und Gerechtigkeit auf Erden. Oft steht dieser Glanz und dieser höchste Schein der Dinge der Erde ferne, ja es scheint fast, als bedürften die Menschen ihrer nicht; aber ich sage, alles würde in Dumpfheit, Verwirrung und Zwietracht vergehen, wenn dieser beinahe körperlose Glanz, der ohne sichtbare Bande so fest bindet, sich nicht über dem Ganzen wölbte und das Ganze umwölbend um-

ſchlöſſe. So wie Gott immer unſichtbar, in gewiſſen Zeiten in ſeinen Wirkungen kaum ſichtbar geglaubt, doch das All erhält und beſchirmt, in ſolcher Nähe und Ferne zugleich ſoll die Majeſtät des Fürſten über dem Ganzen ſchweben und das Ganze zuſammenhaltend und beſchirmend gedacht werden.

Der Adel als Glanzgeber und Ehrenträger des Volks und als Emportreiber der fürſtlichen Seelen zu hohen Ideen, endlich als Ermahner und Hinweiſer auf das Allgemeine iſt in kleinen Staaten, wie wir mehrere teutſche Staaten vorausſetzen, noch ein weit notwendigerer Teil des Volkes als in großen. Denn da in kleinen und ſchmalen Staaten der Hof und die Verhältniſſe und Einflüſſe des Hofes allen Bewohnern derſelben die nächſten ſind, und da geſellſchaftliche und höfiſche Rückſichten das Bürgerliche und Politiſche allenthalben überſchatten und befangen, ſo würde unter dieſen Umſtänden alle Freiheit des Mutes und des Mundes untergehen, wenn nicht freie und unabhängige Männer für eine höhere Ehre des ganzen Reiches geſtempelt wären, welche das ganze Volk zu edlem Stolz und Freimut emporhüben und es von der kleinlichen Furcht und dem kleinlichen Geiz erlöſeten, die für knechtiſche Dienſtbarkeit die Gemüter binden.

Dieſe ſind meine gegebenen und natürlichen Beſtandteile zu einer freien und teutſchen ſtändiſchen Verfaſſung: dieſe und keine andere. Doch ſind geſcheite Männer, die da meinen, auch von andern beſonderen Teilen des Volks, z. B. vom Kriegsſtande, von der Geiſtlichkeit, von den Gelehrten und von anderen einzelnen Ordnungen des Staates müſſen Landboten und Vertreter an öffentlichen Tagen mit erſcheinen. Ich meine anders, und ich gebe ganz kurz meine Gründe an.

Man muß, wenn man das eigentliche Leben eines jeden lebendigen Dinges recht erkunden und in ſeinen verſchiedenen Verhältniſſen begreifen und betrachten will, dies hiſtoriſch oder vielmehr naturhiſtoriſch tun. Man muß das Ding oder die Einrichtung, die man unterſuchen will, durch alle mannigfaltigen Übergänge und Durchgänge der Entwickelung verfolgen von ihrer Wiege bis zu ihrem Grabe, wenn das Grab ſchon da iſt. Man wird dann, nachdem man tauſendfältig geſchieden und verbunden, zerlegt und zuſammengeſetzt hat, nachdem man oft geglaubt hat, dies und jenes ſchon feſt und ſicher zu halten, nachdem man tauſend glänzende und täuſchende Irrtümer und Vorausſetzungen angenommen und wieder weggeworfen hat, faſt immer die endliche Wahrheit finden, daß das, was im Anfange eines jeden Dinges das Leben und den Beſtand desſelben machte, auch bis ans Ende das Leben und den Beſtand desſelben machen

muß: daß hingegen alles, was Aberwitz und Überklugheit als Hilfe oder als Bindungsmittel und Ergänzungsmittel mithineinschoben, früher oder später als etwas Fremdartiges ausgestoßen wird oder auch als ein fremder Körper in den gesunden Teilen Zuckungen, Krankheit, Fäulnis und endlich den Tod verursacht. Dieses Beispiel soll mir recht eigentlich auf das Politische passen.

Die Not verband die Menschen zu Gesellschaften und Staaten, sie gaben die wilde und unsichere Freiheit auf, damit sie die zahme und sichere Freiheit besitzen könnten. Was wollten die Menschen zunächst, als sie zu einem Staate zusammentraten? Sicherheit des Lebens und Sicherheit des Besitzes oder Sicherheit der Güter und Sachen, wodurch das Leben erhalten wird. Ursprünglich sind alle gute Staaten auf diesen beiden großen Punkten gegründet, und alle darstellende und ständische Verfassungen beziehen sich zunächst immer auf sie. Dies, was in dem Wiegenzustande aller menschlichen Gesellschaft schon die Grundlage der Staaten und ihrer Vertretungen war, muß auch in dem vielgebildeten und entwickelten Zustande derselben das Maß und die Regel bleiben, wonach man die Verfassungen bestimmen, messen und wägen kann. Wann aber der traurige Zeitpunkt eintritt, daß die Verfassungen überstürzen und ihre ungleichen Teile sich überwippen wollen; wann das gegenwiegende und erhaltende Gleichgewicht aufzuhören anfängt; wann die Menschen von der Kunst zur Künstlichkeit und von der Bildung zur Verfeinerung übergehen — dann beginnen leider die natürlichen Dinge und ihre Verhältnisse und die Begriffe über diese Dinge und Verhältnisse sich zu verwirren. Wenn man gewöhnlich sagt: der Mensch soll den Leib gesund erhalten durch frisches Leben und durch lebendige Übung, damit auch der Seele wohl sein könne, so kann man viel eigentlicher und richtiger sagen: der Staat soll vorzüglich auf seinen Leib und auf das Wohlsein und auf die richtige Zusammensetzung und Zusammenhaltung seiner leiblichen Bestandteile achten, damit sein Geist gesund sei; er soll im hochentwickelten Zustande der Gesellschaft nicht zu vornehm und zu fein sein und die irdischen Dinge und die leiblichen Bestandteile, woraus sein Leben eigentlich besteht, nicht zu vornehm und zu fein behandeln wollen, damit er nicht zu gleicher Zeit beide, das Grobe und das Feine, verliere. Je mehr die Menschen in solchem gebildeten Zustande der Gesellschaft alles mit dem Geist erfassen und aufnehmen, mit dem Geist behandeln und im Geist schätzen und würdigen, desto mehr müssen sie den einfachen Boden des

Lebens mit tausend Wurzeln an die alte, sichere Erde befestigen, damit der Geist nicht mit ihnen und ihrem Staate in die Luft fliege und endlich dort oben in zu großer Sonnennähe alles Leibliche und Irdische in Rauch, Dunst und Flammen aufgehe.

Ich brauche dieses Bild nicht umsonst: die meisten Staaten sind vergangen und zerstoben, weil sie es versäumten, sich immer in den einfachen Elementen der Verfassungen zu begründen und zu halten; sie brachten zu den ersten und einfachen Kräften und Gewalten des politischen Lebens endlich so viele Gewalten des zweiten und dritten Ranges, die schon mehr geistig spielten und kämpften, daß zuerst die Begriffe sich übersprangen und verwirrten, darauf die geistigen Gewalten die einfachen Bestandteile durchlöcherten und aushöhlten und endlich das ganze ausgehöhlte und durchfressene Machwerk, das immer noch Staat hieß, leicht wie eine Feder in die Luft flog und ohne Schwerkraft so lange umhergetrieben ward, bis es ganz zu Scheitern ging. Übermut des Geistes, der die rechten und natürlichen Gleichgewichte aufhob, hat alle Staaten zerfressen und zerstört. Darum will ich, daß man bei der Verfassung und Vertretung des Staates sich immer an den ersten und ursprünglichen Elementen desselben halte. Der Staat ist ursprünglich ein sehr leibliches Ding, aus sehr leiblichen Bedürfnissen, Leidenschaften und Verhältnissen entstanden; er muß es zum Glück der Menschheit immer bleiben. Er muß wenigstens drei Viertel Erde als Ballast enthalten, und selbst dem vierten Viertel Geist, das in ihm lebt, muß er sosehr möglich die Natur irdischer Dämonen geben, damit ihm nirgends wohler und heimischer sei als in der irdischen Behausung. Wer die zu leichten ätherischen und himmlischen Geister mit in den Leib des Staates hineinbannen will, weiß nicht, welche Torheit und welchen Frevel er wagt: er macht die Erde zu leicht und unstet und nimmt dem Himmel den Glanz, weil er nichts Festes behält, worin er sich spiegeln, oder vielmehr, worauf er sein Bild werfen, und durch dessen Schatten er seine Schönheit färben kann.

So ist es. Im gebildeten Zustande der Gesellschaft ist der Mensch, die Erde und sind alle irdischen und leiblichen Dinge und Verhältnisse auf das vielfachste, ja auf das tausendfältigste schon mit Geist erfüllt und durchdrungen; man bedarf also, damit sie hier unten richtig bestehen, nicht sowohl Geist zuzuschütten als vielmehr Geist wegzunehmen. Wann die leiblichen Dinge fast schon zuviel Geist enthalten, so ist man unklug, wenn man die Geister noch als Geister in die Reihe dieser leiblichen Dinge mithineinstellt. Will man den Staat auf das

sicherste aufreiben und zerrütten, so hat man in solchen Zeiten der Bildung, als in welchen wir leben, nur alle geistigen Elemente des Lebens mit zu unmittelbaren Elementen der Staatsverfassung zu machen. Nein, keine Priester, keine Gelehrte, kein Kriegsstand als solche müssen unmittelbare Stellvertreter unter den Ständen haben, welche den Staat darstellen, oder man verliert die ersten und letzten einfachen Begriffe und Verhältnisse der politischen Gesellschaft und schafft aus lauter Streben nach reiner Vernunft die reine Unvernunft. Haben sie ja einmal in ihren besonderen Angelegenheiten den Staaten etwas Hochwichtiges vorzutragen, so bleibt ihnen das durch Einlagen und Bitten immer unverwehrt.

Wirft man mir ein, mein leiblicher und auf leiblichen Bedingnissen und Gründen gebauter und gestifteter Staat sei ein rohes und gemeines Ding, so kümmert mich das nicht; ich will nicht edler sein und nichts Edleres und Feineres machen, als die schwere und grobe Erde und, was wir von ihren schweren und groben Stoffen in uns tragen, es erlaubt. Ich weiß ebensogut als diese feinen Gegenredner und Tadler, daß des Menschen Leben und alles Leben überhaupt nur im Geist und in der Bewegung des Geistes besteht, daß alles Edle und Hohe nur nach dem Geist gemessen wird; aber ich weiß auch, daß der Geist, wenn man der Erde die wohltätige Schwere nimmt, wie ein leichter Flatterer die Erde verläßt und zuletzt von Stürmen in Wolken und Lüfte fortgetragen wird und nimmer wiederkömmt. Die naturhistorisch gefundene Uridee des Staats, leibliche Sicherheit und leiblicher Besitz, muß bis in dem letzten und feinsten Zustande der Gesellschaft festgehalten werden. Sichere nur den Leib, sichere nur die leiblichen Kräfte, gib nur leibliche Wonne und Weide und leibliches Wohlsein, und in diesem fetten und üppigen Boden werden die Geister schon von selbst wachsen und wuchern, und je tiefer sie ihre Wurzeln in die Erde hinabtreiben, desto höher mit ihren Zweigen zum Himmel emporstreben!

Diejenigen, welche wollen, daß man auch alle geistigen Kräfte und Körperschaften der Gesellschaft im Staate vertreten lassen soll, haben sich das Verhältnis des Geistes und Leibes weder bei der Erde noch bei dem Menschen klar gedacht; sonst würden sie den Geist nicht doppelt und dreifach dargestellt wissen wollen. Der Geist wird im Staate schon dargestellt und vertreten, teils durch die Kräfte, die in Bewegung sind, teils durch die Menschen, welche ihn tragen und darstellen. Bei einer freien und würdigen Verfassung, wie wir sie künftig in unserm

wiedergeretteten Vaterlande voraussetzen, werden nicht die dümmsten und unfähigsten, sondern häufig die geistreichsten und geschicktesten Männer aus allen Klassen zu Landboten und Volksvertretern gewählt werden. Diese werden bei ihren Sorgen zunächst für die Erde und für die irdischen und leiblichen Dinge und Verhältnisse den Geist und die Angelegenheiten des Geistes, die Erziehung, die Sitte und Sprache, die Kunst und Wissenschaft des Volkes, nicht vergessen, weil sie wohl fühlen, daß ohne die Blüte dieser hohen und heiligen Dinge auch die unterste und irdischste Freiheit nicht bestehen und der Genuß auch der gemeinen Güter des Lebens nicht gesichert werden könnte. Aber dem Geiste und denjenigen Ständen, welche unmittelbar berufen sind, die geistigen Kräfte des Volkes lebendig zu erhalten und an alle zu verteilen und auszuspenden, ist die größte und heilsamste Wirksamkeit auf den Staat und auf alle Verhältnisse desselben verliehen durch die Preßfreiheit, welche wir als das Palladium aller menschlichen Bildung und Freiheit gleich anfangs am unbeschränktesten vorausgesetzt haben. Wo Rede und Schrift frei walten dürfen, diese großen Zeichen der göttlichen Majestät, da darf man nicht fürchten, daß die Geister die Flügel senken und einschlafen. — Den Geistlichen und Priestern vollends muß in unsern christlichen Staaten immer der gewaltigste und allmächtigste Einfluß bleiben, wann sie wirklich werden, was sie sein sollen, ein hoch über der Erde und über den gewöhnlichen irdischen Verhältnissen und Sorgen stehender idealischer Priesterorden, welcher den Himmel und die himmlischen Güter verwaltet und den mit Mühen und Sünden beladenen Sterblichen die höhere Freude und den überschwenglichen Trost spendet, die von oben kommen. Nicht als ein irdischer Reichsstand werden die Priester künftig noch lange bestehen — dazu ist die Religion zu ätherisch geworden — aber vielfach werden sie mit tausend sichtbaren und unsichtbaren Fäden das Leben ziehen und halten, vielfach werden sie auch durch löbliche Einrichtungen, die teils noch bestehen, teils bei erneuerter Freiheit wieder gestiftet werden müssen, in die Verhältnisse des Staates eingreifen: als Erzieher und Bildner, als Tröster und Vermahner, als Warner und Sittenrichter des Menschengeschlechts, ja, wenn sie wirklich edle und fromme Männer sind, fast als überirdische Boten Gottes werden auch sie in dem Staate ihre Stelle einnehmen und am mächtigsten regieren, wann sie am wenigsten zu regieren scheinen.

Was sind diese Worte? Was wollen sie? Sie sind Winke, sie wollen nur winken; weiter vermessen sie sich nichts.

Ich habe ungefähr zeigen wollen, wie die Verhältnisse der Dinge und Menschen, kurz, wie die Verhältnisse unserer Bildung und Gesellschaft jetzt sind, und was demnach aus den vorhandenen Stoffen ungefähr eingerichtet und gemacht werden könnte. Ich weiß, daß die Erde nichts Vollkommenstes duldet, daß die Welt und der Staat der Idee, welche ein edler Mensch in seinem Herzen trägt, hier unten nie zu verwirklichen ist, aber ich glaube, daß die Aufgabe der Vernunft darin besteht, sich ihnen zu nähern. Tausend Dinge und Verhältnisse sind, welche auf einen Staat einfließen, und welche ihn so oder anders gestalten müssen, je nachdem sie gerade in der Zeit bestehen. Die Anlagen und Neigungen eines Volkes und eines Landes, die Beschaffenheiten und Eigenschaften der Nebenländer, die Reinheit oder Verworfenheit der Sitten, der höhere oder niedrigere Stand der Bildung und Wissenschaft, endlich die Neigungen und Strebungen, welche gerade in dem Zeitalter sind, in welchem etwas geordnet werden soll — dies und tausend andere Umstände, Verhältnisse und Beziehungen müssen betrachtet und erwogen werden, wann ein Volk seine politischen Einrichtungen ordnen will: es kann auf Erden nichts rein vollkommen werden, wie es in dem Himmel des Gemütes steht, sondern nur so gut, als die Mängel und Gebrechen der Erde und des Menschen es erlauben. So ist es mit den höchsten und heiligsten Dingen, von welchen hier auf Erden nur die Scheine und Schatten gesehen werden können, mit der Sittlichkeit, der Religion und dem Staate. Nie, solange die Erde steht und die Menschen bleiben, wie sie sind, wird etwas von diesen größten Angelegenheiten der Menschheit, ihm selbst gleich und einstimmig gemacht, immer auf derselben Linie stehen und in derselben Linie fortlaufen, sondern vielfach hin und her wankend und wechselnd werden bald die leiblichen, bald die geistigen, bald die irdischen, bald die himmlischen Kräfte das Übergewicht haben. Das Bild der Erde ist Wechsel und Kampf der Kräfte, daher Arbeit und Unruhe; der himmlische Friede glänzt nur als ein weit zurückgetretenes Bild in dem innersten Heiligtume der reinsten Gemüter, äußerlich kann er selten erscheinen. Wäre Gerechtigkeit die herrschende Gottheit auf Erden, wäre Recht, dieses nur in der Gesellschaft geborene Kind, etwas von allen gleich Angenommenes und gleich Verehrtes, so wären ja alle Regierungen überflüssig, so wären Stände und Stellvertreter des Volks und Worte und Winke über ständische Verfassungen das Überflüssigste: die erhabene Idee, die hienieden wirklich geworden wäre, würde auch wirklich regieren. **Kampf um Recht und Besitz** heißt der

Begriff meines Staates; auch in den am vollkommensten eingerichteten Staaten wird nur nach der Gerechtigkeit gestrebt und um das Recht gestritten. Nie, auch in den besten Staaten, läuft das Recht gerade durch, wie die Idee vom Recht bedeutet, sondern nach vielen Irrungen und Abschweifungen rechts und links vom geraden Wege wird zuweilen wieder eingelenkt. Wenn aber keine darstellende Gewalten wären, die das Gleichgewicht der Kräfte erhielten, und keine Macht, die zum Gehorsam gegen das Recht zwingen könnte, so würde sich endlich alles in Verwirrung und Elend verlaufen.

Bei diesem Zustande der Unvollkommenheit aller irdischen und menschlichen Dinge bleibt die platonische Republik, der vollkommene Staat, ein idealischer Traum. Hier wird nichts auf die Unvergänglichkeit gebaut, ja das leblose Kunstwerk des Menschen überdauert immer das lebendige: noch stehen die Pyramiden Ägyptens, aber wo ist das Volk geblieben, das sie bauete? Der Laokoon und Apoll von Marmor haben die Römer und Griechen überlebt; auch unsere Dome von Köln und Straßburg mögen vielleicht einst länger gezeigt werden als unser Volk. So ist die schwermütige Tragödie des Schicksals und der Geschichte. Staaten wurden zerstört durch Leidenschaften der Menschen, durch Geiz, Wollust, Herrschsucht, Eroberungslust, durch Gewalt der Natur und Gewalt anderer Völker, am sichersten durch Weichlichkeit und Wollust, welche die schändliche Knechtschaft, bald den unvermeidlichen Tod gebären; aber auch die besten Staaten können sich ableben und vor Alter sterben, wann das Zeitalter oder der Mut fehlen, das Versteinerte oder Verknöcherte, worin der Tod sitzt, wegzuräumen, oder wann dem Volke die Kraft fehlt, das Harte wieder weich und das Dürre und Welke wieder grün und saftig zu machen; endlich können selbst diese besten Staaten, wenn sie auch am glücklichsten sind, von Zeit zu Zeit solchen Erschütterungen nicht entgehen, welche man Umwälzungen oder Revolutionen zu nennen pflegt. Diese Umwälzungen kommen entweder von außen als Gewalt der Natur oder fremder Völker oder von innen, teils durch den Geist des gerade gebietenden oder leitenden Zeitalters, teils durch die Anhäufung zu großer Massen von Gesetzen, Formen und Gerüsten, welche fast nie anders als durch große Erschütterungen wegzuräumen sind, wodurch man mittels einer wohltätigen Notwendigkeit dahin geführt wird, das meiste, was die Staatsverfassung betrifft, wieder von vorn anzufangen. Also nirgends ein fester Bestand und sichere Ruhe in irdischen Dingen, sondern Wandel und Wechsel hin und her und oft die wildesten

und blutigsten Veränderungen und Umkehrungen, welche Glück, Freude und Leben der Menschen auf das unbarmherzigste verwüsten und zerstören.

Viele haben aus Furcht vor den von Zeit zu Zeit erfolgenden Erschütterungen und Umwälzungen der Staaten, deren Ähnlichkeit wenigstens da erscheinen muß, wo lebendige Bewegung der Kräfte, d. h. wo Freiheit und freie ständische Verfassung ist, dem dicken und dumpfen politischen Tode, dem Despotismus, das Wort geredet; sie haben die Zuchthausordnung eines despotischen Staates als das größte Glück und die einzige Freude des menschlichen Geschlechts gepriesen. Aber ein solcher Zustand der Erstarrung oder Verfaulung ist immer doch unseliger als die wildeste Bewegung auch der übermütigsten Geistigkeit, weil alles Menschliche und alles Göttliche, kurz, weil alles Leben und alle Kraft in ihm untergeht. Nichtswürdige Faulheit, hündischer Knechtssinn, schmutzige Wollust, schnöder Geiz, tigerartige Grausamkeit, tierische Stumpfheit, düstre Unwissenheit, Ertötung alles Geistes und aller Freude — das heißt die Überschrift dieses Zuchthauses, das Frieden und Ordnung verspricht. Nicht bloß die Geister verschwinden, auch die Leiber sterben ab, und ohne Stolz, Ehre und Hochsinn stürzen solche Staaten bei dem ersten heftigen Anlauf und Sturm von außen nach kurzer Dauer gewöhnlich auf immer zusammen. Werden einige dieser Despotien durch die Gunst besonderer Umstände, durch ihre geographische Lage und durch eigentümliche Weltverhältnisse gerettet, so werden sie tote Verpuppungen und Mumien von Staaten gleich China, von welchem der Pater du Halde sagte, die einzige Springfeder seiner Regierung sei der Stock, dessen gleichförmige und gepriesene Ruhe gewiß kein Europäer beneiden wird.

Unter dummen und faulen Menschen und unter solchen, welchen das Kurze und Müheloſe gefällt, das allerdings da ist, wo gar kein Wettkampf lebendiger Kräfte stattfindet, wird der Despotismus immer Verteidiger finden; ihnen deucht es so bequem, den ganzen Staat in ein großes Tabellenwerk zu verwandeln, ja ein Maschinenwerk von Puppen daraus zu machen, wo sie nur einen Faden anzuziehen bedürfen, damit alle Puppen tanzen; sie und manche kleine und große Despotenköpfe möchten gern gleich Napoleon durch Befehle herrschen, welche knechtische Schergen unter dem Namen Präfekten, Intendanten, Maires und Gendarmen mit dem blindesten Gehorsam ausführen; sie möchten gern den Säbel eines Gendarmen, wie der Pater du Halde den chinesischen Stock, zur ersten und letzten Springfeder einer Regierung machen. Aber teutsche Vernunft und

teutſche Ehre werden es hoffentlich dahin nicht kommen laſſen, daß wir ferner von ſolchen Schergen der Willkür getrieben werden, ſondern alle insgeſamt, Fürſten und Volk, werden durch die große Zeit lernen, daß nur das teutſche Ordnung heißt, Geſetzen gehorchen und nach Geſetzen regieren, und daß wir den Schimpf ſolcher Einrichtungen nicht dulden müſſen, welche nicht Freien geziemen, ſondern Knechten.

Ein Wort über die Feier der Leipziger Schlacht

1814

Das teutsche Volk hat außer den durch die göttliche Offenbarung geheiligten Zeiten keine festlicheren Tage als die glücklichen Tage, an welchen den verflossenen Herbst die Leipziger Schlacht gefochten ward. Dieser Tage sind drei, nämlich vom 16. bis 19. Oktober. Wir unglückliche Teutsche waren seit sieben, acht Jahren mehr und mehr entzweiet, zerrissen, zerstückelt und geschändet; immer strenger ward die Aussicht der spitzbübischen Spionerei, immer schwerer ward der Druck der fremden Tyrannei, immer unverschämter ward ihre Wut, unsere Sitten und Gesetze, ja womöglich unser größtes Kleinod, selbst unsre Sprache, auszurotten und unsre letzte Tüchtigkeit und Kraft in welsche Nichtigkeit und Erbärmlichkeit zu verwandeln: wir hätten, wäre es so fortgegangen, endlich aufgehört, ein Volk zu sein. Da griff Gott der Herr, der wegen unserer Sünden lange geschwiegen hatte, mit seinem allmächtigen Arm darein, er erweckte den Geist der Völker und Herrscher, beseelte die Heere mit seiner Zuversicht und zerschmetterte den wilden Tyrannen und seine greulichen Räuberhorden. Die Schlacht bei Leipzig rettete unser Land und Volk von dem abscheulichen Joche der französischen Tyrannei und stellte in Europa die Weltordnung der Gerechtigkeit wieder her. Daß wir wieder ein ganzes Volk werden können, daß unser Name von den Rollen der Weltgeschichte nicht mit Schande weggelöscht worden, das danken wir jenen ewig denkwürdigen Tagen. Darum müssen sie auch nun und zu allen Zeiten große teutsche Festtage bleiben.

Nach vielen blutigen und gewaltigen Schlachten, die seit dem 19. August 1813 in Schlesien, den Marken und an den Grenzen Böhmens zwischen den Franzosen und den hohen verbündeten Kaisern und Königen gehalten, und worin die Franzosen fast immer geschlagen waren, zogen sich die beiderseitigen Heere endlich im Anfange des Oktobers nach der Gegend von Leipzig hin.

Der Kaiser Napoleon Bonaparte hatte Dresden verlassen und war gegen die Mulde und Pleiße hinabgezogen; die verbündeten Heere zogen ihm nach und schlugen von allen Seiten gleichsam ein Netz um ihn. Das große Heer, unter dem Befehl der drei Herrscher und unter der Führung des österreichischen Feldmarschalls Fürsten von Schwarzenberg, hatte sich aus den Bergen Böhmens allmählich in Thüringen und Sachsen hinabgesenkt; das schlesische Heer unter dem tapfern preußischen Feldmarschall Blücher hatte an einem sehr blutigen Tage unweit Wittenberg den Übergang über die Elbe erzwungen, das ihm entgegengesetzte Heer bei Wartenburg überwältigt und in die Flucht gejagt und war dann weiter in die Ebene vorgedrungen; der Kronprinz von Schweden mit 25000 Schweden und 40000 Preußen war gleichfalls über die Elbe gegangen und hatte sich dem Kampfplatze genähert; auch ein neues russisches Heer unter dem Befehl des Generals Bennigsen war im Anzuge. Den 15. Oktober stießen die großen Heere zuerst aufeinander; es waren aber nur Scharmützel und leichte Gefechte, wo man sich prüfte und die Stellungen und Stärken erkundete. Der 16. Oktober war der erste mörderische Schlachttag. Im Süden von Leipzig ward an diesem Tage unentschieden gefochten zwischen dem großen und verbündeten Heere unter dem Fürsten von Schwarzenberg und zwischen Napoleon selbst; im Norden schlug General Blücher drei französische Heerabteilungen, tötete ihnen viele Menschen, nahm 30 Kanonen, machte 4000 Gefangene und trieb sie zwei Meilen weit bis in die Vorstädte von Leipzig zurück. Den 17. Oktober war wie durch gemeinschaftliches Übereinkommnis Rasttag, wie es zwischen gewaltigen Stürmen eine ruhige Pause gibt, wo die Winde zu neuem Blasen gleichsam Atem holen. An diesem Tage rückten der Kronprinz von Schweden und der General Bennigsen mit ihren Heeren mit in die Schlachtlinie. Der 18. Oktober war der blutigste und entscheidendste Tag, und es ward eine Schlacht gehalten, worüber Witwen und Waisen noch lange Jahre wehklagen, und wovon die spätesten Enkel noch die fröhliche Mär erzählen werden. Eine halbe Million bewaffneter Männer standen auf der Ebene von Leipzig im erbitterten Streit einander gegenüber, und mehr als 1500 Kanonen verbreiteten ringsumher Schrecken und Tod. Es war eine Schlacht, als wenn die Erde untergehen und der Jüngste Tag kommen sollte. Durch Gott und durch die Tapferkeit der verbündeten Heere ward der wilde Wüterich aufs Haupt geschlagen, und schon den Nachmittag des 18. Oktobers floh sein Heer in der verworrensten Flucht. Den Vormittag des folgenden 19. Oktobers nahmen die Verbündeten die Stadt Leipzig,

worin der Feind zur Deckung seines Rückzugs eine starke Mannschaft geworfen hatte, mit Sturm ein, sprengten viele Tausende fliehender Franzosen in die Pleiße und in andere Wasser, machten 35000 Gefangene, eroberten über 300 Kanonen und setzten auf mehreren Straßen dem fliehenden Feinde nach. Bonaparte verlor in dieser Schlacht fast sein ganzes Geschütz und unzähliges Kriegsgerät und mehr als 100000 Mann an Verwundeten, Toten, Gefangenen und Versprengten; außerdem ließ er alle seine Lazarette hinter sich voll von 15000 und 20000 Kranken und Verwundeten aus den früheren Schlachten, welche fast alle Opfer des Todes wurden. Auf seiner langen Flucht von Leipzig nach Mainz büßte er durch Gefechte, Ermattung und Hunger fast noch die Hälfte seines Heeres ein und brachte von 400000 Mann, die er seit dem verflossenen Winter, der seine Macht in Rußland und Polen zerstört hatte, zusammengetrieben, nicht mehr als 70000 Mann über den Rhein in einem so elenden Zustande, daß die Hälfte von ihnen auch in den Lazaretten umgekommen ist.

Und Teutschland war wieder ein freies Land geworden seit dem 19. Oktober 1813, und die Freude und das Jauchzen der Redlichen und Treuen war in allen Kreisen und Gauen des Vaterlandes allgemein, und die Schelme und Vaterlandsverräter und Franzosenfreunde erschraken und fürchteten sich; aber in dem Getümmel und Gewirr und Elend der Zeit konnten die glorreichen Tage noch nicht gefeiert werden, wie sie hätten gefeiert werden sollen. Jetzt aber können sie gefeiert werden und müssen sie gefeiert werden durch ganz Teutschland von einem Ende bis zum andern: nach langer Zeit das erste, große Gemeinsame, das uns allen angehört, und ein starkes und mächtiges Bindungsmittel aller Teutschen in echter und alter teutscher Brüderlichkeit und Redlichkeit.

Welche Tage soll man feiern?

Alle vier Schlachttage verdienten wohl die laute und allgemeine Feier, aber im Monat Oktober würden so viele Tage den gewöhnlichen Arbeiten und Geschäften der Menschen nicht ohne Nachteil entzogen werden können, und das Zuviele würde die Feier eher klein und matt als groß und lebendig machen. Dem einzelnen bleibt natürlich frei, jeden dieser Tage zu einem Festtage zu machen; das Ganze macht den 19. Oktober zu einem großen und stehenden Festtag und fügt den Nachmittag des 18. Oktobers, des eigentlich entscheidenden Tages, als Vorabend des Festes hinzu.

Wie wird der erste Tag (der 18. Oktober) gefeiert?

Mit dem Schlage zwölf Uhr werden alle gewöhnliche Sorgen und Arbeiten beiseitegelegt, die festliche Welt beginnt, und das festliche Kleid und Gemüt zieht sich an; alles Volk schickt sich zur Freude. Dieser Festnachmittag und Festabend und seine Freuden sind fast allein dem Volke anheimgestellt, wie es sie feiern und begehen will; die Regierungen und Obrigkeiten nehmen als solche kaum teil daran auf die Weise, daß sie sie einrichten und leiten hülfen. Ich würde folgendes vorschlagen:

Der Schall und das Licht sind die geschwindesten Boten, die man aussenden kann. Beide sind seit den ältesten Zeiten als Eilboten gebraucht, um Begebenheiten und Vorfälle, woran vielen gelegen ist, auf das schnellste weithin mitzuteilen, und um Warnungen und Verkündigungen zu melden. Die ältesten Völker hatten solche Kriegs- und Friedensfernschreiber, auch Freudenfernschreiber (Telegraphen). Doch brauchten sie Licht und Feuer mehr dazu als den Schall, weil die Wirkung derselben viel sicherer, geschwinder und weiter geht. Auch wir können beide verbinden. Gesang und Klang, Kanonen und Raketen und frohlockende Stimmen der Menschen mögen, wie es jedem gemütlich und paßlich ist, den festlichen Vorabend verherrlichen und der Ferne verkündigen; aber das Größte bleibe bei dem Feuer und Lichte. Wir mögen, wenn wir von den Flammen und Trümmern Saragossas und Moskaus bis auf die eingeäscherten Städte und Dörfer Schlesiens und Sachsens zählen, wohl sagen, daß wir durch Feuer und Schwert erlöst sind — so soll denn das Feuer auch unser größtes Freudenzeichen sein und bleiben.

Diesem nach werden den 18. Oktober, sobald es dunkelt, in den Grenzen von ganz Germanien, von Stralsund bis Triest und von Memel bis Luxemburg, auf den Spitzen der Berge und, wo diese fehlen, auf Hügeln und Anhöhen und Türmen Feuer angezündet und bis gegen die Mitternacht unterhalten. Diese laufen als Boten in die Ferne und als Liebeszeichen und Freudenzeichen und verkünden allen Nachbarn ringsum, daß jetzt bei allen teutschen Menschen nur ein Gefühl und ein Gedanke ist. Hier aber um den heiligen Rhein von den Bergen über Düsseldorf bis zu den Bergen über Basel und dann auf dem Hundsrück und Donnersberg sollen sie unsern uralten Neidern und Widersachern entgegenflammen und ihnen melden, welches Fest in Teutschland begangen wird; sie sollen flammen leuchtende Siegesboten, sie sollen flammen Mahner und Verkündiger an unsre Brüder, die in den Vogesen und Ardennen wohnen und nicht

mehr von den Fittichen des germaniſchen Adlers beſchirmt werden — dieſe ſollen ſie ermahnen und bitten: Brüder, bei dieſem Zeichen gedenkt unſrer Gemeinſchaft und Brüderſchaft, welche nimmer ganz zerreißen darf, Brüder, vergeſſet der Brüder nicht; dieſen ſollen ſie anſagen und verbürgen: Brüder, wir wollen euer nicht vergeſſen, wir wollen der Treue und Brüderſchaft redlich gedenken, und wie ihr einſt unſer waret und künftig wieder unſer ſein ſollet — den Welſchen aber ſollen ſie flammen Erinnerer deſſen, was ihr Übermut verbrochen hat, und was ihrem Übermut widerfahren iſt, und was ihm immer widerfahren wird, wenn ſie wieder gegen unſere Ehre und Freiheit zu freveln wagen.

Um dieſe Feuer verſammeln ſich die Menſchenkinder in feſtlichen Kleidern, die Hüte und Locken mit grünem Eichenlaub und die Herzen mit grünen Gedanken umkränzt; ſie erzählen einander, was an dieſen Tagen geſchehen iſt, ſie halten Reigen und Gaſtmähler und danken in ihrer Freude dem Gott, der ihnen gnädig verliehen hat, wieder in teutſchen Tönen die Wonne und den Stolz der Freiheit auszujauchzen. In den Städten und Dörfern aber läuten die Glocken mit hellen Klängen den morgenden Feſttag ein.

Wie wird der zweite Tag (der 19. Oktober) gefeiert?

Der 19. Oktober iſt der große feierliche Tag, welchen auch die Obrigkeiten allerorten als einen Feſttag halten und begehen. Der Vormittag iſt prangenden Aufzügen der Gewalten und Behörden, Verſammlungen in den Kirchen und Dankgebeten und Lobliedern zu Gott geheiligt. Der Nachmittag iſt weltlichen Freuden und Feſten hingegeben und kann auf mancherlei Weiſe fröhlich und würdig begangen werden, ſo daß er beide Zwecke zugleich erfülle, alle Herzen mit Freude zu durchdringen und ihnen das Gedächtnis des Geſchehenen tief einzudrücken. Dahin aber müſſen dieſe Feſte in allen Landſchaften Teutſchlands vorzüglich gerichtet werden, daß das Gemeinſame und Vaterländiſche, das eigentliche, echte Teutſche dabei vorangeſtellt und hervorgehoben werde, daß alle erinnert werden, wodurch der Leipziger Tag gewonnen ward, daß alle erinnert werden, daß ſie Brüder *eines* Stammes und *einer* Liebe ſind, und daß ſie hinfort teutſche Liebe und Treue nächſt Gott als das Heiligſte und Höchſte zu achten und zu lieben haben.

Sehr gut wäre es dieſem nach auch, wenn man in Zukunft an dieſen Tagen noch anordnete, was alle Teutſche auch äußerlich als teutſche Menſchen von allen andern Völkern unterſchiede, wenn alle (Männer und Weiber) dabei in einer gemeinſamen teutſchen Volkstracht erſchienen, welche Schönheit und Würde

mit Bescheidenheit und Ehrbarkeit verbände: Tugenden, welche unserm Volke so wohl stehen, und in welchen kein anderes Volk uns übertreffen wird. Diese teutsche Tracht*) gehört zu den notwendigsten und unerläßlichsten Dingen, die wir uns beilegen müssen, wenn wir mehr und mehr wieder ein Brüdervolk werden wollen, was wir aufgehört hatten zu sein. O wie unendlich viel wäre gewonnen, wenn wir nur erst äußerlich hätten, was uns von allen welschen Menschen unterschiede! Wenn die Meinung erst so allmächtig bei uns wäre, daß jeder und jede unter uns, die sich mit welscher Affere gebärdeten, kleideten und trügen, für einen ganzen Gecken und eine ganze Geckin oder für einen halben Verräter und eine halbe Verräterin des Vaterlandes und der vaterländischen Art und Tugend angesehen würden!

Was durch Reden und Lieder und Übungen und Spiele an diesen Tagen zur Belebung und Begeisterung des Volkes und zur Erfrischung und Freudigung teutscher Tugend noch getan und veranstaltet werden könnte, wie kann ich es hier alles hinstellen und beschreiben? Aber ich sage, wenn ein böses Verhängnis und unsere Trägheit und unser Unverstand uns nicht ganz wieder in das Elendige und Zwieträchtige zurückwerfen, so werden diese hehren Tage nach zehn Jahren anders gefeiert werden können als jetzt. Wann die Kriegsordnung und Waffenordnung für ganz Teutschland bestimmt ist, wann in den großen Städten und bei allen größeren Schulen und Gymnasien und hie und da selbst auf dem Lande die Jugend in schönen und männlichen Übungen und Fertigkeiten gerüstet und gewandt sein wird; wann endlich in allerlei Geschicklichkeit, Kunst und Wissenschaft der Seele und des Leibes öffentliche Spiele des teutschen Volkes angeordnet sein werden — dann erst werden diese Tage ihren rechten, vollen Glanz erhalten und würdig gefeiert werden können. Denn für welche Tage möchte man wohl lieber das Schönste und Herrlichste des Volks versammeln als gerade für diese unsterblichen Siegestage?

---

*) Mehrere haben mich schon für einen rasenden Narren und Toren erklärt, daß ich immer denselben Kuckucksgesang singe; ich kann es wohl dulden, hier für einen Narren zu gelten. Man kann der teutschen Trägheit und Langsamkeit, die nicht leicht ergreift, aber wann sie ergriffen hat, auch festhält, manche Gegenstände nicht oft genug zu Gemüt führen. Der alte Cato der Zensor fing in jeder Senatssitzung immer mit den Worten an: **Meine Meinung geht aber dahin, daß Karthago zerstört werden muß** — und Karthago ward zerstört. So hat der redliche Teutsche auch sein Karthago, wogegen er streiten und sprechen muß; solange es steht. **Dieses Karthago heißt französische Art, Mode, Tracht und Sprache in Teutschland.** Gegen diese werde ich bei jeder Gelegenheit streiten mein Leben lang, weil ich sie für die stärkste Gift und schlimmste Übel teutscher Kraft und Tugend halte — und sollte ich deswegen auch von allen Weisen und Narren ohne Unterschied für einen Narren gehalten werden.

Manches Kleine und Nebendingliche können und müssen wir indessen auch jetzt schon tun, damit die Erinnerung und Freude dieser Zeit auf vielerlei Arten dem Volke, ich möchte sagen, unsterblich und unauslöschlich ins Gemüt eingebrannt werde.

Dahin gehört wohl als das Erste und Natürlichste, daß die Kriegsleute und alle waffenfähige Männer ohne Unterschied sich wohl gerüstet und geschmückt und gewaffnet in ihren Ordnungen versammeln und im feierlichen Aufzuge zu Lob und Dank in die Tempel Gottes ziehen.

Ebenso natürlich ist zweitens, daß alle Männer und Jünglinge, welche den heiligen Krieg der Jahre 1813 und 1814 für das Vaterland mitgefochten haben, vor allen übrigen geehrt werden.

Drittens versteht es sich von selbst, daß für die verwundeten und verkrüppelten Krieger dieser Jahre besondere Ehrengastmähler angeordnet, und daß für die Armen unter ihnen Sammlungen veranstaltet werden.

Über ganz Teutschland werden diese Tage zur Würde eines Kinderfestes erhoben. Man macht an ihnen den Kindern Freuden und Geschenke und erzählt ihnen in einfältiger Sprache die Geschichten derselben und die hohe Bedeutung des Festes; zugleich von Gott, von Gottes Hilfe und Stärke in Gefahren und Schlachten, von den Wundern, welche er in den letzten sechs Jahren getan, auch von Vaterland und Freiheit und von teutscher Tugend, und was im Tode für das Vaterland Erhabenes und Göttliches ist — klingen ihnen die ersten Töne. Was die Kindheit und Jugend mit Seele und Liebe erfaßt, das lassen die späteren Jahre nimmer los.

Wann dieses Fest als ein großes teutsches Volksfest über das ganze Vaterland für alle Zeiten eingesetzt wird, so können die Bauersleute, welche gewöhnlich im Herbst ihre Hochzeiten halten, und auch andere redliche Teutsche die Tage vom 16. bis 19. Oktober wohl kaum würdiger weihen, als daß sie an einem derselben die ernsteste Verbindung schließen, die im Leben geschlossen werden kann. Von welcher Zeit könnte ein Teutscher wohl das höchste Glück seines Lebens besser rechnen als eben von dieser Zeit?

Damit auch die Kreaturen empfinden, wie fröhliche Tage den teutschen Menschen aufgegangen sind, so wird nicht bloß der Mensch, sondern auch alles Lebendige, was dem Menschen hilft und dient, besser als gewöhnlich gehalten und gepflegt. Der Haushund und Jagdhund bekömmt bessere Bissen, die Kuh und der Ochs vom besten Heu, das Pferd reinen Hafer usw.

So hielten es unsere Vorfahren weiland an festlichen Tagen, so halten es die Schweden und Schotten noch, und ist dies wohl ein feiner und menschlicher Brauch.

Hieran wollte ich mit diesen wenigen leichten Worten erinnern. Die Sache spricht sich für sich selbst aus. Glücklich, wenn alle Teutsche fühlen, was sie sind, und was sie sein könnten, und was ihr Volk als Volk wert ist. Dann werden in Zukunft im Herzen von Teutschland nimmer Schlachten geschlagen werden, die gefeiert werden müssen wie die Leipziger Schlacht.

Über ein Denkmal bei Leipzig.

Daß auf den Feldern bei Leipzig ein Ehrendenkmal errichtet werden muß, das dem spätesten Enkel noch sage, was daselbst im Oktober des Jahres 1813 geschehen, darüber ist in ganz Teutschland, ja wohl fast in der ganzen Welt nur eine Stimme. Aber wie und in welcher Art dieses Denkmal errichtet werden soll, darüber werden die Stimmen gewiß ebenso verschieden lauten, als sie über das erste einig sind. Ein kleines, unscheinbares Denkmal, das sich gegen die Natur umher in nichts gleichen kann, tut es nicht; ein zierliches und blankes, etwa in Leipzig selbst auf irgendeinem Platz hingestellt, würde in seiner Armseligkeit von der großen Tat, wodurch die Welt von dem abscheulichsten aller Tyrannen und dem tückischesten aller Tyrannenvölker befreit ward, zu sehr beschämt werden. Das Denkmal muß draußen stehen, wo so viel Blut floß; es muß so stehen, daß es ringsum von allen Straßen gesehen werden kann, auf welchen die verbündeten Heere zur blutigen Schlacht der Entscheidung heranzogen. Soll es gesehen werden, so muß es groß und herrlich sein wie ein Koloß, eine Pyramide, ein Dom in Köln. Aber solches in großer Kraft und im großen Sinn zu bauen, fehlt uns das Geld und das Geschick, und ich fürchte, wenn man bei kleinen Mitteln etwas Ähnliches machen will, kömmt etwas Erbärmliches heraus. Ich schlage daher etwas ganz Einfaches und Ausführliches vor, ein Denkmal, wobei die Kunst keine Affereien anbringen, und wogegen unser nordischer, allen Denkmälern so feindseliger Himmel nichts ausrichten kann. Ich befehlige einige tausend Soldaten oder Bauern in die Ebene von Leipzig hin und lasse sie in der Mitte des meilenlangen Schlachtfeldes einen Erdhügel von etwa 200 Fuß Höhe auftürmen. Auf den Erdhügel werden Felssteine gewälzt, und über diesen wird ein kolossales, aus Eisen gegossenes und mit mancherlei Anspielungen und Zeichen geziertes Kreuz errichtet, das Zeichen des Heils und der Herrscher des neuen Erdballs. Das Kreuz trägt eine große ver-

goldete Kugel, die weit in die Ferne leuchtet. Das Land rings um den Hügel, etwa 10 bis 15 Morgen weit, wird für ein geheiligtes Land erklärt, mit Wall und Graben eingefaßt und mit Eichen bepflanzt. — Dieser Hügel, dieses Kreuz und diese Bäume wären zugleich ein echt germanisches und ein echt christliches Denkmal, wohin unsere Urenkel noch wallfahren gehen würden. Der Eichenhain würde zum Kirchhof großer teutscher Männer geweihet, wo berühmter Feldherren und für das Vaterland gebliebener Helden Leichen begraben würden; denn es ist der Besten würdig, in heiliger Erde zu ruhen.

Über Preußens Rheinische Mark und über Bundesfestungen

Je mehr Hirten, je übler Hut.
Hans Sachs.

1815

Dieſe Worte wurden geſchrieben in den erſten Tagen des verfloſſenen Februars. Weil manches, was darin als Furcht und Ahnung ausgeſprochen iſt, ſich früher beſtätigte, als man bei ihrer Abfaſſung glauben konnte, ſo blieben ſie liegen aus Überdruß und Ekel an der Zeit.

Unterdeſſen iſt der Wolf wieder aus ſeinem Käfig geſprungen und hat alles aufgeſchreckt, was ſich wieder zu langem und weichem Schlafe zu betten meinte. Wir warten eines tüchtigen und glücklichen Krieges mit dem heilloſen Volke, der uns, wie die Umſtände ſind, allein Heil bringen kann.

Weil es nun doch möglich iſt, daß die Zeit und die gewaltigen Lehren, die ſie faſt jede Minute gibt, einige etwas klüger machen, und weil dieſer Krieg und ſeine Erfolge doch manches wiedereinrücken könnten, was verſchoben iſt, ſo iſt nicht unnütz geachtet, dieſe Worte im fünften Monat nach ihrer Entſtehung in den Druck zu geben, zumal da ſich bei wiederholter und ruhiger Überſicht derſelben findet, daß viele darin ausgeſprochene Wahrheiten und angedeutete Verhältniſſe nicht bloß den Augenblick, ſondern lange und feſte Zeiten betreffen.

Was wir bei dieſen Worten am meiſten wünſchen, iſt, daß die Räte und Freunde der Fürſten ſie leſen und ſich in die Bruſt ihres Gewiſſens greifen, wenn ſie noch ein deutſches Gewiſſen haben. Eines kann man ihnen vorherſagen — und das möchte auf einige doch einen leichten Eindruck machen — das Zeitalter iſt ſo groß, daß ſeine Gewalt alle ihre kleinen Gewebe und Stricke zerreißen wird, womit ſie ſeinen Lauf zu hemmen oder zu zerren meinen. Auch das mögen ſie fürchten, daß dieſes Zeitalter wieder deutſche Männer ſtempeln wird, gleich ſtark an Fauſt und Gemüt: es könnten politiſche Maler entſtehen wie Tacitus, welche die Tugenden und die Schanden mit unauslöſchlichen Farben in die Tafeln der Geſchichte brennten. Es iſt die Zeit der Vergeltung, und mit Lügenkünſten und durch diplomatiſche

Kanonisationen wird keiner sich in den Tempel der Unsterblichkeit einschleichen. Darum sollt ihr Gott fürchten und die Gebote und Ehren eures Volkes halten.

P. . . ., den 2. Juni 1815.

Nachfolgende beide Briefe erklären die Veranlassung und Entstehung dieser leichten Worte über einen sehr schweren Gegenstand. Sie mögen zugleich als Einleitung und als Vorspiel dienen. Oft ist ein scherzendes Vorspiel in wechselnden Dissonanzen und Harmonien besser als das ganze Konzert, dem es vorspielen soll; und so mag es vielleicht auch hier sein. Denn die Zeit ist so wenig konzertig, daß es schwer ist, das gleichstimmige Saitenspiel eines fröhlichen Herzens immer im reinen Ton zu halten.

K. . . ., den 10. Februar 1815.

Der Verfasser.

Ein Brief des Grafen von K. in T.

Euer usw. sage ich meinen besten Dank, daß Sie sich eines alten Mannes noch erinnern wollen, der auf seinem Lehnstuhl sitzt und Grillen fängt und gern, wie Kaiser Domitianus weiland und andere Kaiser und Könige nach ihm, Fliegen und Mücken fangen möchte, wenn er dadurch seiner Grillenfängerei los werden könnte. Aber das geht nicht so leicht, als sich der kaiserlichen und königlichen Gedanken und Geschäfte entschlagen. Man mag diese Grillen und Fliegen und Mücken abschütteln, soviel man will, sie setzen sich gleich wieder auf denselben Fleck, wo man sie weggescheucht hat. — Wirklich, mein hochgeehrter Herr, komme ich mir selbst oft etwas närrisch vor, daß mein altes Herz so mit der Jugend in die junge Zeit hineinfliegen will; und die Flügel sind doch lahm. Aber was kann ich dafür? Das Vaterland ist auch ein Gedanke, und mein Vater, der ein sehr redlicher und ein sehr deutscher Mann war, hat mir von Jugend auf den Spruch eingeprägt: Wer sein Vaterland nicht bis in den Tod liebt, der kann auch jene Liebe nicht haben, wodurch man in den Himmel kommt. O mein lieber Freund, wie teuer ist mir diese Liebe zu stehen gekommen! Erst die wilden Revolutionsjahre, die gerade an unseren Grenzen am heftigsten wüteten, dann alles Unheil des Kriegs und endlich eine fünfzehnjährige Tyrannei, wo selbst die innersten Gedanken zittern mußten, sich miteinander zu unterhalten, wo eine Träne ein Verbrechen war und ein Wink in den Kerker bringen konnte. Da habe ich gebüßt, daß ich zu einem deutschen Manne erzogen war, und daß mein

Herz mit deutscher Schwere lieben konnte. Aber das sage ich Ihnen noch einmal, was ich Ihnen den vergangenen Frühling in K. schon sagte: Mein Schmerz im April 1814 ist herber gewesen als aller Kummer und Jammer, den ich in Krieg und Unheil und Tyrannei von 1792 an in die 22 Jahre zusammen empfunden habe. Man fällt nicht so plötzlich und schrecklich aus einem Himmel in die Hölle, als ich bei der Nachricht des unglücklichen Friedens von Paris aus den schönsten Hoffnungen in die tiefste Verzweiflung fiel. — O, ich bin eine jammervolle Eule, die wie Kassandra Unglück singt und weissagt und immer richtig weissagt. Ich wollte, ich könnte weniger damit prahlen, daß ich leider immer recht behalte. Ich sagte damals bei der Nachricht von der Einnahme von Paris: „Wir werden unseren Rhein und unsere Grenzen nicht frei erhalten, wir werden unser Elsaß und Lothringen nicht wiederbekommen, wir werden unsere gestohlenen Denkmäler und Kunstwerke nicht wiederbekommen, wir werden uns von den Franzosen die abgepreßten Schatzungen nicht wiederbezahlen lassen.“ Und ich behielt recht. O, ich armer Teufel werde auch über Wien recht behalten und endlich mit dem Trost eines Bettlers zu Grabe gehen, der zu spät begriffen hat, daß er in der Welt Bankbruch gemacht. — Was Sie mir geschrieben wegen meines Herrn Vetter in W. — o, ich muß lachen, daß ein gescheiter Mann von solchen Menschen noch etwas hoffen kann, die nie einen Gott und ein Vaterland hatten, und deren ganze Kunst, womit sie Staaten und Völker zu halten und zu gängeln meinen, in ein paar Dutzend Kniffen und Pfiffen besteht. Und dem sollte ich ins Herz reden wegen Deutschland? O mein lieber Herr, wir stünden besser, wenn man den edlen Grafen St., dessen lebendiger Geist Österreich im Jahr 1809 so herrlich bewegte, im Winter 1813 wieder hätte aus der Erde kratzen und an seine Stelle setzen können.

Was Sie mir wegen Preußen schreiben und wegen der festen und deutschen Ansicht und Haltung des preußischen Ministeriums gibt mir einigen Trost. Sie wissen, ich war vor sechs Monaten darüber noch ganz anderer Meinung; aber wir müssen wohl alle durch die Not bekehrt werden. Denn da Österreich sich von uns immer weiter gegen Osten und Süden zurückzieht, wer soll uns hier halten als Preußen?

Daß Sie meinen kleinen Aufsatz über die Verteidigungsmittel dieser Lande und über die besten Befestigungspunkte, den ich Ihnen zu schicken jüngst die Ehre hatte, höhern Orts mitgeteilt haben, daran haben Sie ein gutes Werk getan. O, sagen Sie es allen, schreien Sie es meinetwegen allen in die Ohren, daß diese Rheinlande nicht wieder zerrissen werden müssen, daß sie einen

Herrn bekommen müssen, der sie auch beschützen kann. Vor einigen Tagen hatten wir hier das Gerücht, man werde dem alten Könige von Sachsen einen großen Teil davon als Entschädigung geben und den Rest unter die kleinen benachbarten Fürsten teilen, die Festungen aber als Bundesfestungen gemeinschaftlich besetzen; ja, einige haben sogar den Franzosen Eugen Beauharnais hier zum deutschen Fürsten machen wollen. Wenn das geschehen sollte, so hätte man uns lieber sogleich wieder an Frankreich geben sollen; denn es wird uns doch wiedernehmen, wann es ihm gefällt. Nein, lieber soll Preußen wieder ganz Sachsen herausgeben und uns ganz nehmen, damit Deutschland und wir nicht wieder ganz auseinanderfallen.

Ich könnte Ihnen noch viel anderes schreiben, was gar nicht lustig ist, und was diejenigen Herren Diplomatiker, die meinen, daß sie uns nun in einen fünfzigjährigen Schlaf wiegen, gar unsanft aufschrecken würde. Die Franzosen sind hier noch gar nicht ausgestorben; besonders unter den Beamten tragen noch viele ein falsches und welsches Herz. Ihre Boten und Auflaurer und Flüsterer reisen umher; auch vom jenseitigen Rhein gucken noch viele herüber und wünschen die alten Genossen der Schande gegen das Vaterland wieder. In Paris ruft alle Welt: Der Rhein ist Frankreichs Naturgrenze, die es schlechterdings wieder haben muß, und hier flüstern viele: In zwei Jahren sind die Franzosen wieder da. Und was sagen Sie zu Ihren lieben Engländern? Nicht wahr, die gefallen Ihnen? Die wollen ein freies und starkes Deutschland gegen Frankreich bauen? Die möchten, wie es verlautet, mit ihren hannoverschen Junkern sich auch am Rheine dick hinsetzen, um bei der ersten Gelegenheit wieder übers Wasser gejagt zu werden. Wann wir doch einmal der fremden Mitsprecher und Mitfresser in unserm Vaterlande los wären!

Dank für das Bildchen von dem Kaiser Alexander und noch mehr Dank für die tröstlichen Nachrichten, daß er so tapfer aushält. Wie die Sachen stehen, so muß die Welt zittern, wann er und Friedrich Wilhelm die Degen zusammenhalten, und sie beide könnten uns wohl ein tüchtiges Deutsches Reich wiederaufbauen.

Und nun kurz und gut, wenn Preußen nicht bei uns bleibt und unsre Lande schirmt und unsre Schlüssel, Luxemburg und Mainz, nicht in den Händen behält, so sieht es schlecht um uns alle aus, und die Benzel und Konsorten werden bald wieder in deutschen Reichsstädten und Reichsfestungen das Lob der französischen Herrschaft ausposaunen dürfen. Wie wär's, wenn Sie es den Leuten noch einmal ans Herz redeten und ein paar Worte

ausfliegen ließen? Die Sache ist so wichtig, daß auch das Vergebliche nicht gereuen muß. Denn ihr da unten fühlt und wißt nicht, wie es hier oben bei uns aussieht, und was für Lehren antichristische und antigermanische und halb und ganz gallische Propheten hier verkündigen. O, tun Sie das! Vielleicht tun Sie ein gutes Werk.

Und hiemit Gott befohlen, und den ehrlichen A. recht viel gegrüßt; aber gleich an die Arbeit!

Ihr usw.

Tr. . ., den 29. Jan. 1815. E. Gr. v. K.

Antwort darauf.

Ja, die Eule, die Eule, die so prophetisch singt und schreit, und die am Ende immer recht singt und schreit! Man möchte ihr vor Ärger und Unmut oft den Hals umdrehen, wenn sie in dem Herzen anfängt, das Gefieder zu schüttern und den Schnabel zu öffnen. O mein teurer und verehrungswürdiger, grillenfangender Herr Graf, Sie bilden sich zuviel ein, wenn Sie meinen, daß dieser verwünschte Unglückskauz allein aus Ihnen schreit. Er hat sich seit einiger Zeit so auf mir versessen, daß ich, mit dem scherzhaften Philander von der Sittewalt zu reden, fast maulhänkolisch geworden bin wie ein alter, abgetriebener Gaul und mich zuweilen über mich selbst schäme. Die Zeit ist wahrlich nicht zum Lachen, und das weiche diplomatische Dunenbett, was die Herren in Wien für fünfundzwanzig oder gar für fünfzig Jahre uns zu polstern versprachen, und worauf wir unsre wunden Knochen im langen Frieden heilen und ausruhen sollen, wird bald wieder zu Lazarettsäcken zerschnitten werden müssen, wenn die Dinge den schiefen Gang gehen, wie einige meinen, daß sie ihn angefangen haben. Doch sehe ich, wenn ich mich über mich selbst und über die Zeit besinne, die Dinge keineswegs so verzweifelt an, wie Sie sich in Ihrem letzten Briefe und in einigen früheren Briefen darüber äußern. Der Geist der gegenwärtigen Geschichte und der Geist des deutschen Volkes ist zu groß und zu gewaltig, als daß die Kraft, die sich so herrlich und wunderbarlich offenbart hat, ganz wieder in ein schläfriges oder knechtisches Nichts versinken könnte. Wir müssen uns auf Gott verlassen, und wir können uns auf ihn verlassen. Vielleicht ist das Glück, was uns jetzt Unheil dünkt, vielleicht ist das Weisheit, was wir jetzt als Dummheit anklagen. Denn sind nicht mitten in Dummheiten, ja recht eigentlich durch unbeschreibliche

Dummheiten die großen Zwecke befördert, die wir so lange Zeit nicht sehen konnten? — Kann er das nicht noch einmal wieder tun? Er ist doch unser bester Bundesgenoß.

Ja, wenn wir den edlen Grafen Friedrich St. wieder hätten auferwecken können, gewiß sähe es anders aus im Deutschen Reiche. Dieser Leisetreter, der das Glück zu beschleichen meint, wird den gefährlichen Wolf nicht lange an den Ohren halten können. Lieber Graf, diese seine Diplomatik wird immer dummer, je mehr sie mit Listen zu erwinden meint: es gehört ein gutes Stück Tugend dazu, ein grader und mutiger Mann zu sein.

Was ich Ihnen in meinem vorigen Briefe über die Stimmung des preußischen Volkes und über die Ansichten, die hier über Deutschland und über die deutschen Angelegenheiten herrschen, geschrieben habe, kann ich hier wiederholen. Die Preußen haben schon seit Jahren einen neuen, einen höheren Sinn angezogen. Sie fühlen, daß sie nur als Deutsche groß werden und groß bleiben können, und haben zugleich in dem herrlichen Freiheitskriege die Ehre fühlen gelernt, daß es denen, welche alle vom Sklavenjoche gerettet haben, am meisten geziemt, als Wächter des Reiches auf der Vorhut zu stehen. Es scheint jetzt unzweifelhaft, daß Preußen den größten Teil der jenseitigen Rheinlande in Besitz nehmen und in künftigen Reichskriegen die umwohnenden kleineren Fürsten unter seine Flügel nehmen wird; das Land zu zerstückeln oder vollends kleine und schwache Fürsten, gar den König von Sachsen, der seine deutsche Treue so unzweideutig bewährt hat, dahin zu verlegen, wäre ja unsinnig und hieße die Franzosen zur offenen Tafel recht einladen und rufen: Kommt herbei! Das Mahl ist bereitet! Daß Preußen aber, wenn es dieses Land bekommt, auch die Schlüssel dazu haben müsse, versteht sich von selbst. Wie können Sie von dem preußischen Ministerium glauben, daß es sich mit beiden Beinen in die Luft hinein stellen lassen wird, ohne festen Boden unter sich zu haben? Daß es die schwere Last übernehmen wird, die Tore des Reiches zu hüten, ohne die Schlüssel dazu zu haben? Jeder geringste Soldat fühlt die Bedeutung von Mainz und Luxemburg, und Sie können fürchten, diejenigen sollten sie übersehen, welche die Schicksale Preußens und Deutschlands zunächst entscheiden helfen?

Die Franzosen aber müssen ja die Alten bleiben gegen uns; das kann nicht anders sein, und darüber soll sich billig keiner wundern. Wie sie den Pelz auch drehen, der falsche Fuchsschwanz wird immer hervorgucken. Aber die englische Krämerpolitik, die bloß auf kleinliche Vorteile sieht und darüber die großen Verhältnisse übersieht, ist freilich etwas verdrießlich und beschwerlich

und könnte, wenn man nicht fest ist, sogar verderblich werden. Es ist traurig genug für uns und für ganz Europa, daß in England jetzt kein Chatham oder Wilhelm Pitt an der Spitze stand; ein solcher würde doch wohl ein bißchen anders eingeteilt und Rechnung gehalten haben. Die mittelmäßigen Menschen aber, welche die Engländer uns herausgeschickt haben, sind der großen Rolle völlig unfähig, die sie spielen könnten, und lassen sich sogar von den erbärmlichen Ansichten und Vorteilen deutscher Ministerlein am Seil führen, die wir wahrlich als keine Köpfe kennen. Wenn es nach ihnen ginge, so würde Deutschland den Franzosen so vorgeschnitten und zugeschnitten werden, daß sie es ohne alle Mühe nacheinander bissenweise verschlingen könnten. Ja, lieber Herr Graf, man möchte des Teufels werden über die Dummheit, wenn sie dadurch nur klüger werden wollte!

Und Sie wollen doch, daß ich wieder des Teufels werden soll? daß die stillen und ehrlichen Deutschen, meine sonst so lieben Landsleute, die sich immer so gern schlafen legen wollen, wenn es auch von allen Seiten noch donnert und wettert, wieder über mich die Hände zusammenschlagen und ausrufen sollen: Nun, der hat doch sieben Millionen Teufel im Leibe und kommt nimmer und in Ewigkeit nicht zur Ruhe? — Und was hilft es mir, und was hilft es andern? Die Großen und Mächtigen der Erde, welche ihr Schicksal entscheiden, lassen uns warnen und ermahnen und bitten und flehen und weinen und heulen, ja zuweilen auch wohl schelten und fluchen, und tun doch, was sie wollen; und die Kleinen halten uns bei allem unserem Eifer und unserer Arbeit für sie wohl gar noch für Narren, die blasen, wo es nicht brennt. Es ist ein jammervolles Gefühl, wenn man fühlt, daß die Worte in die Wüste fliegen, oder daß sie gar mit den umgewendeten Spitzen auf uns zurückfliegen und uns selbst verwunden. Wir haben keine öffentliche Meinung, die uns richtet und straft oder verteidigt, wir haben keine Stimmen, die unsre Stimme aufnehmen und weiterpflanzen und sie nach freudigem Umklange wieder zu uns zurückklingen lassen. Auch hierin sind wir arme Deutsche unglücklich, wie in so vielen anderen Dingen, eben weil wir noch kein Volk haben, sondern es erst suchen. In England hört, ehrt und liebt man die öffentliche Meinung, in Frankreich fürchtet man sie, in Spanien und Italien haßt man sie; bei uns wird sie weder gehört, geehrt, geliebt, gefürchtet noch gehaßt.

Doch heraus aus dem finstern Ernst! Sie sind ein zu lieber Mann, als daß ich so von Ihnen Abschied nehmen sollte. So will ich denn gehorsam sein und noch einmal umsonst des Teufels

werden; aber wahrlich bloß um Ihretwillen. Sie mögen dann sehen, wie Sie meine arme Seele aus dem Fegefeuer reißen. — O mein Gott! welch ein wunderſames Ding iſt der Menſch! Er treibt Scherz, wo ihm das Herz brechen will. — Gott mit Ihnen! Bald vielleicht leſen Sie einige vergebliche Worte von

Ihrem

gehorſamſten . . .

Die vergeblichen Worte.

Einfach und kurz iſt das Wort der Wahrheit und bedarf nicht vieler künſtlichen Schlangenflechtungen. Ich werde es hier in ſeiner ganzen Stärke gebrauchen und es gerade Schwerthiebe tun laſſen, der Folgen unbekümmert und auch der Folgerungen, die man daraus ziehen kann. Es gibt eine politiſche Scheinheiligkeit, eine diplomatiſche Heuchelei in Worten und Gebärden, die ebenſo nichtswürdig iſt und einen ebenſo lügenhaften und ſchwächlichen Charakter verrät als die ſogenannte chriſtliche und theologiſche; es gibt Jeſuiten außerhalb und innerhalb des Ordens. Wer ein gutes politiſches Gewiſſen hat, und wer auf Gerechtigkeit und Stärke gerüſtet ſteht, der bedarf der elendigen Notbehelfe, der Lüge und der Gleisnerei mit Tugenden nicht, welche ihm fehlen. Dieſe Worte ſind für Preußen geſprochen, aber jeder redliche Preuße wird mich zerreißen, wenn ſie nicht auch für Deutſchland geſprochen ſind. Wir Deutſche haben alle mannigfaltig und viel gegen das Vaterland geſündigt, und gut und recht wäre es, wenn die vergangenen Sünden in Vergeſſenheit begraben würden; aber es ſind ſtinkende Totengräber, ſchmutzige Seelen, gleich jenem wiedehopfiſch bunten Wurm, welcher die toten Miſtkäfer in den Wegen zu begraben pflegt, die das alte Unheil immer wieder aus der Erde aufſcharren und es uns, damit die Wut in uns fahre, als wäre es friſches Mörderblut, zu riechen geben. Wegen ſolcher Elenden müſſen auch wir unſre Naſe dem alten Mord- und Leichengeruche des uralten deutſchen Übels noch einmal preisgeben und billigen Richtern überlaſſen, wer den unlöblichen und verderblichen Zank angefangen hat. Auch Preußen hat ſeine Sünden gegen das deutſche Vaterland gehabt, und es hat ſie in acht ſchweren Jahren, vielleicht den ſchwerſten und unſeligſten, die je über ein Volk ergingen, abbüßen müſſen; herrlicher aber hat es ſie abgebüßt durch die in der Geſchichte faſt beiſpielloſe Hochherzigkeit und Hingebung, wodurch es ſich und uns aus einem Verderben ge-

rettet hat, woraus wir kaum errettbar schienen. Nun kommen diejenigen, welche Jahrhunderte vor ihm gegen Kaiser und Reich gesündigt, welche sich die letzten zehn Jahre mit aller möglichen Schande und Verräterei gegen das Vaterland gebrandmarkt haben, und erheben ein vielstimmiges und wüstes Geschrei gegen Preußen, als wenn es allein an aller Verwirrung und allem Unglück Deutschlands schuld wäre, und als wenn es auch jetzt wieder die hinterlistigsten und verderblichsten Pläne gegen dasselbe heckte. Wie das Laster, damit es selbst weniger schändlich erscheine, ewig bemüht ist, der Tugend einen Fleck anzuhängen, so arbeiten die Verräter der deutschen Ehre und die Pfleger und Helfer der welschen Tyrannei mit einem planmäßigen Zusammenhange und einer teuflischen Geflissenheit, dasjenige verdächtig und schwarz zu machen, was allein ehrenvoll und weiß vor dem Volke dasteht. Sie möchten dem unglücklichen Volk, indem sie ihm das Große und Glänzende seiner Geschichte mit boshafter Tücke verkleinern und verschwärzen, auch das letzte hohe Gefühl rauben, woran es sich allein zu Würde und Selbständigkeit erheben kann; sie möchten es gern wieder in jene faule und gleichgültige Vergessenheit aller öffentlichen Tugend und gemeinsamen Glorie einwiegen, woraus alles Unglück unserer früheren Jahre entsprungen ist. Wie der einzelne Mensch meistens nur *einen* mächtigen Trieb, eine durch sein ganzes Wesen vordringende Tugend hat, welche sein Leben bestimmt und beherrscht und seine Gebrechen und schlechten Triebe bedeckt oder zügelt, und wie er verloren ist, sowie man ihm diesen Trieb erstickt und diese Tugend als eine Nichtigkeit zeigt — so hat das Volk auch einen solchen Trieb und eine solche Tugend, das Gefühl seiner Ehre und das Gedächtnis seiner großen Taten; und wie man diese Ehre untergräbt und diese Erinnerungen schwächt, so öffnet man allen schlechten Trieben und Leidenschaften desselben auf das weiteste die Bahn. Solche Wegebereiter und Bahnmacher unsers Elends und unserer Nichtigkeit sind da, und sie schämen sich nicht, öffentlich hinzutreten und sich in ihrer frechen Schändlichkeit vor allem Volke zu brüsten: ein Beweis, wie wenig wir sind, was wir sein sollten, wie fern wir noch von dem Ziele sind, das wir schon erreicht haben sollten. Ist etwas Großes und Hohes, diese Bösewichter hämmern so lange daran, bis es klein und niedrig wird; ist etwas Herrliches und Gewaltiges im Volke, sie werfen so lange ihren Schmutz darauf, bis es der Menge, die mehr sieht und hört, als urteilt und wägt, schändlich erscheinen muß. Diese haben Preußen in Reden und Schriften auf das schändlichste gemißhandelt und tun es alle

Tage: sie sind am meisten ergrimmt über Preußen, weil es sie wider ihren Willen aus einer Schande gerettet hat, worin sie sich so wohl gefielen, weil es sich unterstanden hat, Deutschland zu befreien; diese haben unsere ehrwürdigsten Namen, einen Mann, dem jedes andere Volk schon in hundert Städten Bildsäulen errichtet haben würde, sie haben den Freiherrn Karl vom Stein, durch dessen Festigkeit und Tugend am meisten wir wieder jenseits des Rheins stehen, im Angesichte der Welt und der richtenden Geschichte einen Aufrührer, einen Jakobiner genannt: aus Zorn, daß er den Jakobinern und Illuminaten ihr Wesen verstört hat. Diese machen es wie der Satan, der den Frommen häufig die Gestalt eines Engels vorgaukelt und ihnen einbildet, die Engel seien die Teufel.

Man möchte über dieses Treiben der Verruchten lächeln, wenn es nicht zu ernsthaft wäre und die schlimmsten und verderblichsten Folgen nach sich zöge. Aber es ist eine wahre Seelenjagd, welche viele Hunderttausend verblendeten Deutschen ihr zeitliches und ewiges Heil kosten kann, und dem schleichenden Schlangenunheil muß mit dem bittersten Ernste gewehrt werden. Ich habe das Leben und Treiben in Deutschland, die wechselnde Stimmung und Neigung des Volks und das Spiel seiner Führer und Stimmer die letzten beiden Jahre in den meisten Gegenden zu belauschen und zu beobachten Gelegenheit gehabt und kann hier aus Erfahrung sprechen. Preußen hatte durch die große und mächtige Art, wie es in den heiligen Kampf trat, und durch das göttliche und flammende Herz, womit es alle deutsche Brüste entzündete und allen Bösewichtern und Verrätern Schauder und Grauen machte, die Bewunderung und Liebe der ganzen Welt und des ganzen Deutschlands erworben. Die Meinung aller guten und deutschen Männer, die ein wirkliches Vaterland in dem Herzen fühlten, war unbedingt für Preußen, von Preußens Geist und Mut hofften sie allein die Wiederaufrichtung und Erhaltung Deutschlands und eine Verherrlichung der deutschen Geschichte, von deren Glorie ihnen die Taten der Gegenwart nur ein matter Vorschimmer deuchte. So war die Meinung und Stimmung der Menschen im Jahre 1813 und in den ersten sechs Monaten des Jahres 1814. Aber seit den letzten sechs Monaten ist die lauernde welsche Partei, die wie eine Schlange in Deutschlands innerstem Busen Gift kocht, sehr tätig gewesen, diese Ehrfurcht vor Preußen und diese Liebe zu Preußen niederzureißen und abzukühlen, und es ist ihr in manchen Gegenden nur zu gut gelungen. Denn Preußen, im Bewußtsein seiner Tatenfülle und seines herrlichen Wandels vor allem Volke, ja vor der ganzen

Welt, hat es zu sehr vernachlässigt, die öffentliche Meinung in Hinsicht seiner und in Hinsicht seines gegebenen Verhältnisses zu Deutschland und zu Europa aufrechtzuerhalten, und hat jene Zettler und Ränkemacher wider seine Größe und jene Beller und Giftspeier wider seine Ehre ruhig gewähren lassen. Und darin hat es nicht recht getan.

Ich will hier nun für Preußen keine Schutzschrift schreiben, deren es nicht bedarf, sondern ich will nur in Hinsicht auf den Rheinstrom und die Verwahrung unserer Grenze daselbst und auf Preußens Stellung an jener unserer westlichen Mark einige Winke geben, von welchen ich sehr wünsche, daß sie wohl beherzigt werden mögen. Vorher aber muß ich, damit wir miteinander auf das reine kommen, den Ehrenmännern, mit denen ich zu tun habe, und gegen die vorzüglich diese Winke gerichtet sind, sagen, wer ich bin, und wer sie sind, und was sie wollen.

Ich bin ein Norddeutscher, ja ein recht sehr nördlicher Norddeutscher, aus jenen Gegenden, welche sie das Land der Finsternis und der Barbarei nennen. Aber ich bin kein Preuße von Geburt noch Heimat, sondern ein Preuße von Meinung und Liebe, weil ich jetzt in Preußen allein die Rettung und Haltung des Vaterlandes sehe. Euch Süddeutsche kenne ich auch und euer verruchtes Treiben und Wollen, es ist so leicht zu erkennen, denn ihr seid so frech, daß ihr es ohne alle Scham vor aller Welt offen zur Schau hinleget. Wer kennt eure berühmten Namen nicht, ihr, die noch auf Deutschlands Fluren weidet und deutsche Güter, Ehren und Namen genießet, weil das deutsche Volk auch gegen die Verworfensten gnädig ist? Wer kennt eure Namen nicht, erste Helfershelfer und Schildknappen der welschen Tyrannei und glänzendste Verräter des Vaterlandes? Wer kennt die von Verdiensten um die Franzosen strahlenden Namen der Grafen Montgelas und Benzel-Sternau, des Freiherrn von Aretin, der Herren Schultheiß, Zschokke und Crome und eurer Genossen nicht? Ihr habt uns über euch auch noch keinen Augenblick zweifelhaft gemacht, ihr habt euch und eure Wünsche auch noch keinen Tag verleugnet und legt sie jetzt wieder in euren verdienstlichen Arbeiten zur Zerstückelung des Reichs und, damit über eure Absichten und Bestrebungen auch dem Kurzsichtigsten kein Zweifel bleibe, in den Schmähungen und Verleumdungen jeder deutschen Größe nieder, womit ihr und eure Gesellen in der „Allgemeinen Zeitung", in der „Alemannia", in dem „Nürnberger Korrespondenten", in den „Frankenthaler Kongreßblättern" und in dem „Aarauer Boten" eurer verbissenen Wut Luft machet, die ihr empfindet, daß euer erhabener Beschützer Napoleon Bonaparte

mit dem Degen in der Faust nicht in Wien beim Kongreß präsidiert. Ihr sprecht es unverschämt aus, daß ihr über die Schwärmer von Deutschheit und von deutscher Freiheit und Selbständigkeit mitleidig lächelt, daß ihr kein deutsches Volk erkennet noch erkennen wollet, sondern allein Nationen: Bayern, Frankfurter, Württemberger, Sachsen, Hannoveraner; ihr sprecht es noch unverschämter aus, daß ihr keinen deutschen Aufseher und Züchtiger wollet, sondern einen fremden. Deswegen schreit ihr gegen Preußens Vergrößerung und Stärkung, als wenn die Welt untergehen und alle Freiheit der Völker verschlungen werden sollte, ihr, die ihr jüngst noch nicht Worte und Posaunen genug hattet, um Bonapartens sanfte Herrschaft über Deutschland und seine großen und wohltätigen Zwecke für das Vaterland und für die Welt zu preisen; ihr, die ihr jetzt gar nicht verhüllt darauf hinspielt, daß ihr euch zur Behauptung eurer sogenannten Selbständigkeit wieder an die Franzosen lehnen müsset. Es ist euch gelungen, Österreich aus Deutschland zurückzuspielen und seine Politik dahin zu weisen, wo ihm wahrlich weder Macht noch Glück blüht; nun möchtet ihr gern auch Preußen wieder in die Sümpfe und Wüsten Litauens und Polens hineinwerfen, damit ihr das alte Schandespiel gegen unsere Ehre und Freiheit von vorne wiederbeginnen könntet.

Ich nenne mich einen Norddeutschen und euch Süddeutsche. Ihr wisset warum. Ihr Bösewichter habt einen Unterschied geschaffen, der nirgends so ist, wie ihr ihn hinstellt; ihr möchtet die deutschen Völker gegeneinander hetzen und untereinander zerreißen und dann die einzelnen Trümmer den Welschen zum Auflesen hinwerfen — das ist euer Leben und Streben. Menschen wie Aretin und Schultheiß, welche in der Zeit unserer Unterjochung als öffentliche und geheime Ankläger jeder deutschen Großheit und Tugend aufgetreten sind, möchten sich als Organe der Süddeutschen hinstellen und uns einbilden, daß alle Süddeutsche glauben, wir an der Elbe und Oder und dem Pregel seien rohe und dumme und knechtische Barbaren und kaum ein wenig besser als Menschenfresser; Minister, die herrschen und regieren wie Montgelas, möchten alles wieder in Haß und Verwirrung auflösen, damit sie ihr verruchtes Wesen noch einige Jahrzehnte verlängern könnten. Und doch ist der Käfig, worin der Jude Süß Oppenheimer gehangen hat, noch nicht vor gar lange von seinem Galgen genommen worden. Nein, ihr Elenden, ihr betrügt uns nicht, ihr betrügt das deutsche Volk nicht; betäuben und verblenden könnt ihr es vielleicht auf Augenblicke. Euer Unterschied zwischen Norddeutschland und Süddeutschland

ist nirgends als in euren bösen Herzen; der fromme und tapfere Bayer, der tüchtige und muntere Württemberger, der lebendige und freigesinnte Breisgauer und Badener haben ihn nie anerkannt; sie verabscheuen die Lehre, die ihr predigt, weil sie eure Zettelungen und die Franzosen verabscheuen. Nie ist der deutsche Geist und die deutsche Liebe getrennt gewesen, wie ihr sie trennen wollt, und am Inn und am Neckar haben immer so feurige Herzen für die Freiheit und das Vaterland geschlagen als irgendwo an der Saale und dem Pregel. Es gibt keine Süddeutsche und keine Norddeutsche, und es soll keine geben, wo es darauf ankommt, das Vaterland zu stärken und zu verteidigen. Graf Montgelas und Fürst Wrede sind nicht das bayrische Volk, und Graf Benzel und Freiherr Aretin sind nicht die Stimmen der süddeutschen Gesinnung.

Doch genug dieser Abschweifung, die aber eigentlich keine Abschweifung, sondern eine Einschweifung ist; denn sie liegt uns auf dem Wege allenthalben vor den Füßen. Wir wenden uns nun zu unserm Rhein und zu seinen Landen und machen darüber und über das Verhältnis der Mächte, die dabei eintreten können, einige leichte Bemerkungen, wie sie die Stellung und Not des Tages gibt, und wie sie die Lage und das Bedürfnis Deutschlands veranlaßt. Die Sache in ihrer Wahrheit und Klarheit wird so durch sich selbst sprechen, daß es keiner breiten und künstlichen Ausführung bedarf.

Als die Verbündeten nach der herrlichen Schlacht bei Leipzig dem Rheine zuzogen, da wandten sich alle Blicke wieder auf diesen unsern heiligen Grenzstrom, und in dem Gedächtnisse der Menschen erneuete sich wieder, was der Jammer der letzten Jahre beinahe daraus verwischt hatte. Als die verbündeten Heere über den Rhein gegangen waren und sogar auf Frankreichs altem Boden Siege erfochten hatten, da erweiterten sich die Wünsche und Gedanken der deutschen Menschen schon wieder mehr, und sie fingen an, über das künftige Schicksal der jenseits des Rheins liegenden deutschen Lande zu denken und sie künftigen deutschen Herrschern zuzuteilen. Als vollends die frohe Botschaft über den Rhein zurück erscholl, Paris sei eingenommen und Napoleons Tyrannei gestürzt, da traten die Ansichten und Wünsche bestimmter hervor, und fast alle Stimmen erklangen, daß Österreich und Preußen als Vorfechter und Grenzhüter am Rhein und jenseits des Rheins ganz Deutschland voranstehen und die Schwächeren hinter sich einschließen müßten. Denn das hatten in der letzten Jammerzeit wohl alle begriffen, daß es töricht sein würde, dem übermächtigen Frankreich schwache und mittel-

mäßige Fürsten als Grenzhut gegenüberzustellen. Sie setzten mit Recht voraus — denn welcher redliche Deutsche setzte dies in den ersten Wochen des verflossenen Monats April nicht voraus? — daß man in Paris die alte Grenze Deutschlands längs den Vogesen und Ardennen wiedernehmen würde. In dieser Voraussetzung gaben sie Österreich sein Tirol, Vorarlberg, Breisgau, Elsaß, Lothringen und Belgien wieder, und die übrigen Lande jenseits des Rheins von der Queich bis zur Maas wurden Preußens Hut anvertraut; denn über diese Wächter, meinten sie, würden die Franzosen nicht so leicht hinlaufen und zu uns eindringen können. Es geschah aber alles ganz anders, als sie gehofft hatten. Österreichs Politik hatte sich ganz gegen Süden hingewandt und ließ den Westen liegen; demnach behielt Frankreich unser Elsaß und Lothringen und bekam außerdem von Belgien und an der Saar und Queich neues Gebiet hinzu, was vor dem Jahre 1792 noch an Deutschland gehörte; England nahm Belgien in Empfang, welches bald mit Holland verbunden und unter Englands Schirm dem Prinzen von Oranien-Nassau als Herrscher übergeben ward; die übrigen Lande wurden meistens von preußischen Kriegern besetzt, bis gegen das Ende des Monats Mai des verflossenen Jahrs auch dies eine Veränderung erlitt: denn die Preußen zogen sich zwischen den Ardennen und der Mosel und Maas und dem Rhein zusammen, das östliche Land zwischen der Mosel und Queich besetzten die Bayern und Österreicher gemeinschaftlich, und die Festung Mainz teilte eine österreichische und preußische Besatzung zur Hälfte unter sich.

Weil die endliche Entscheidung des Schicksals dieser schönen Lande bis auf den noch fernen Wiener Kongreß verschoben wurde, der zur Schlichtung und Richtung der deutschen Angelegenheiten erst im Spätherbst eröffnet werden sollte, so hatten die Menschen Zeit, über ihre Zukunft vielfältig hin und her zu sprechen und zu klügeln, und die, welche zunächst dabei mit im Spiele waren oder glaubten, dabei mit im Spiele zu sein, hatten reiche Gelegenheit, die Welt nach ihren verschiedenen Ansichten und Neigungen durch falsche und wahre Nachrichten und Gerüchte, die sie verbreiteten, entweder zu erfreuen oder zu betrüben. Ich habe in jener Zeit in diesen Gegenden gelebt, und folgendes ist ungefähr der Ausspruch meiner Beobachtungen, den ich kurz gefaßt hier hinlege.

Das Haus Österreich hatte durch alte Gewohnheit und Herrschaft und durch den Namen Kaiser, den es so viele Jahrhunderte in Deutschland geführt hatte, allenthalben eine mächtige Partei für sich, welche sich Täuschungen machte und hoffte, solange

nur ein Schein von Hoffnung da war. Immer meinten viele gutmütige Menschen noch, Österreich werde die Kaiserwürde über die deutschen Fürsten wiederannehmen und hier Land einnehmen und Deutschland beschützen. Die Gescheiten, die weiter sahen als die gute Menge, sahen mit Schmerz, daß Österreich hier am Oberrhein eine schöne und sichere Herrschaft aufgegeben hatte, um jenseits der Alpen eine mißliche und unsichere zu suchen. Spät und schwer rottet sich die Neigung der Menschen für alle Fürstengeschlechter aus; am spätesten und schwersten bei dem treuen Deutschen.

England fand in Belgien keine Freunde, auch in Holland nicht viele. Die Belgier wären gern wieder österreichisch geworden, viele von ihnen lieber fast Franzosen geblieben, als unter England zu stehen und sich mit Holland zu vereinigen. Diejenigen, welche in Deutschland die Verhältnisse aus einem höheren Gesichtspunkte ansahen, fanden es gut, daß England den Schutz dieser Außenseite Deutschlands übernahm und Frankreichs Ländergier und Herrschsucht einen Damm entgegenwarf. Später hat sich kleinliches hannoversches und nassauisches Interesse eingemischt und Englands Teilnahme an der Einrichtung und Verwaltung Belgiens und Hollands und an der Anordnung und Entscheidung der deutschen Angelegenheiten sehr verdächtig gemacht. Diese Menschen mit kleinen Seelen, deren Vaterland immer der einzelne Ehrgeiz und Geiz ist, hätten Englands Herrschaft und Einfluß gern den Rhein hoch hinaufgeschleppt bis an die Mosel, ja wohl noch weiter, so wie sie in Westfalen und Niedersachsen durch Englands Gewicht um sich zu greifen und die Stärke Deutschlands zu zerstückeln suchen. Leider hat England sich mehr als recht von ihnen schleppen lassen und ringt mit einer schleichenden Hinterlist, die an solchem Volke doppelt empört, nach dem alleinigen Besitz aller unserer westlichen Küsten und Ströme. Es spricht von unserer Stärke und Freiheit, aber es will unsere Schwächung und unsere Schätze. Durch dieses kleinliche Betragen hat England in Deutschland auch bei denen sinken müssen, welche es sonst als den Vorfechter der Freiheit gegen Frankreich gelobt haben. Denn so viel haben wir gottlob! gelernt, daß es uns nichts als Unheil bringt, wenn fremde Völker einen zu gewichtigen Einfluß bei uns gewinnen.

Preußen hat durch seine Taten in ganz Deutschland Liebe und Bewunderung gewonnen; es fand diese auch am Rhein. Doch wollten die Menschen lieber von Österreich beherrscht sein, was aus den früheren Verhältnissen und aus manchen andern Rücksichten auch sehr natürlich war. Als aber alle Hoffnung schwand,

daß Österreich bis hierher gegen Westen gehen werde, da richteten sich die Gemüter der Einsichtigen und aller wahren Vaterlandsfreunde, welche nicht wieder Franzosen werden wollten, mehr auf Preußen, nicht sowohl aus Liebe als aus der Überzeugung, Preußen sei der einzige deutsche Staat, der diese Lande gegen Frankreich vertreten und behaupten könne. Als die Gerüchte flogen, welche die Bayern selbst geflissentlich verbreiteten, Bayern werde Mainz und den größten Teil der Rheinischen Lande bekommen und das übrige kleinen Fürsten als Entschädigung zugeteilt werden, da waren alle Gute außer sich vor Schrecken und riefen: Das heißt uns doch mit Stumpf und Stiel den Franzosen wieder in den Rachen werfen und ganz Deutschland dem jüngsten Unheil wieder preisgeben, wenn man den Diebshehler Montgelas zum Pförtner des Reichs setzt. Nur die Französischgesinnten und alle diejenigen, welche gern im trüben oder gar im verbotenen Wasser fischen, haben keine Regierung lieber gewollt als die bayrische, und diese haben die armen Menschen auch mit Gerüchten über die bayrische Herrschaft geängstigt.

Fragte man die Preußen selbst über das Schicksal der Rheinlande und über die Lust oder Unlust der Herrschaft über die Rheinischen Lande, so bekam man die allerverschiedensten Antworten.

Die ersten aus der alten Schule, welche durch die Zeit und ihre großen Begebenheiten und Verhängnisse noch gar nicht erfaßt waren, welche überhaupt ihre Zeit nicht erlebt hatten und in allem immer nur die vergangenen Verhältnisse und das kleine Preußen außerhalb dem großen Deutschland sahen, stießen mit Händen und Füßen den Rhein von sich und nannten es Preußens größtes Unglück, wenn es jenseits des Rheins Besitzungen bekäme. Sie sagten: An der Elbe und Oder müssen wir bleiben, in der Mitte von Deutschland, in Thüringen, Franken und Sachsen, an den Küsten der Ostsee, da müssen wir uns befestigen und zu vergrößern suchen, da muß der preußische Staat zu einem so starken und festen Leibe zusammenzuwachsen suchen, daß wir allen Feinden, die uns von außen drohen, getrost die Spitze bieten können. Wenn wir mit unsern Landen über den Rhein hinausgehen, so verlängern wir unsere Kriegslinie auf eine unverhältnismäßige und unhaltbare Weise, zumal da wir bei dem Wankelmut der umwohnenden deutschen Fürsten auf keine sichere Bundesgenossenschaft rechnen, sondern alles durch uns selbst halten und bestreiten sollen: es fehlt uns durchaus an Nachschub und an Nachdruck. Das Mißlichste ist aber, daß wir so nahe an Frankreich kommen, daß wir dasselbe zum unmittelbaren Nachbar erhalten. Dann

steht es wahrlich gut mit uns: auf einer Länge unserer Grenzen von zweihundert deutschen Meilen stoßen wir mit der einen Spitze gegen Rußland, mit der andern Spitze gegen Frankreich, die beiden mächtigsten und eroberungslustigsten Monarchien Europas: wir sind einem Lichte gleich, das an beiden Enden angezündet ist, und müssen über unserm zu hohen und zu kühnen Streben notwendig zugrunde gehen. Mögen andere Deutschland verteidigen, welchen es ihrer Lage nach leichter ist als uns: wir haben uns genug aufgeopfert und schlechten Dank dafür verdient. Zuerst wollen wir für unsre eigene Sicherheit sorgen und uns in uns selbst zusammenschließen und nicht nach einem Besitze streben, bei welchem mehr Schein und Gefahr als Wirklichkeit und Gewinn ist. Denn endlich gilt von dem Staate wie von dem Einzelnen der Spruch, den ein gescheiter Mann gesprochen hat: Es steht sich sicherer auf einem Misthaufen als auf Morgenrot.

Die zweiten aus der Schule dieser Zeit, welche von ihr nicht unberührt geblieben waren, und welche durch die Verhältnisse der Gegenwart einigermaßen in das Geheimnis der Entwicklung der nächsten Zukunft eindrangen, sprachen diesen ersten aus der alten Zeit so völlig entgegen, als wären sie im wirklich feindseligen Streite mit ihnen befangen gewesen, da doch nur die Ansichten und Einsichten miteinander stritten. Sie sagten: Preußen ist eben dadurch so schwer gefallen in den Jahren 1806 und 1807, daß es nicht zu rechter Zeit hat begreifen wollen, daß die Verhältnisse, welche 1740, ja welche 1790 noch bestanden, völlig verändert waren, daß ein neues Zeitalter und ein neues Menschengeschlecht mit ganz anderen Trieben und Strebungen sich gebildet hatte, und daß es sich selbst also auch auf eine ganz andere Stelle stellen mußte, als worauf es unter Friedrich II. und unter Friedrich Wilhelm II. gestanden war. Preußen ist in demselben Augenblicke wiederaufgestanden aus Elend und Schande, wo seine Führer begriffen und es laut vor der ganzen Welt aussprachen, Preußen könne und wolle nur in Deutschland stehen und bestehen, und nicht außerhalb Deutschland, die Preußen wollen allen übrigen Deutschen gleich sein und mit ihnen in dem großen Kampfe in gemeinsamer Brüderlichkeit stehen oder untergehen, Preußen ist durch seine heiligen Arbeiten für die Freiheit und durch seine heldenmütigen Taten recht in die große Mitte Deutschlands und der deutschen Geschichte gestellt, und es wäre eine rechte feige Elendigkeit, wenn es aus Furcht vor großen Gefahren sich wiederabsondern und in sich selbst zurücktreten wollte. Nein, der lebendige und mutige Geist, der es gehoben hat und durch den es Deutschland wieder aus dem Staube gehoben hat —

dieser Geist muß von einem Ende Germaniens bis zum andern als die zündende Seele des ganzen Volkes sprudeln und blitzen: Preußen muß allenthalben sein, und Preußens Deutschland muß allenthalben sein. Vor allen Dingen aber muß es die hohe Führerstelle, die es in dem heiligen Kriege so glücklich und siegreich verwaltet hat, nicht aufgeben, zumal da kein anderer ist, der sie übernehmen könnte. Gefahr steht da, wo Frankreich steht, und recht nahe und brennende Gefahr; aber das ist das Glück eines Staates, welches ihn zu jeder Kühnheit und Größe weckt und treibt, daß er nicht in fauler Sicherheit schlafen und träumen darf. Sind die deutschen Fürsten vielleicht wankend und in der Not unzuverlässig und leicht dem Feinde zufallend, so ist das deutsche Volk nicht wankend und unzuverlässig noch in der Not den Franzosen zufallend. Das Volk ist ein treuer und sicherer Bundesgenosse, worauf Preußen bauen kann, wenn es in seinen Rheinischen Landen und überall in seinen Landen das Fürstentum der deutschen Wissenschaft und Kunst, der deutschen Art und Sprache und vor allem das höchste und glorreichste aller Fürstentümer, das Fürstentum der deutschen Freiheit und Gerechtigkeit, auf eine seiner und Deutschlands würdige Art pflegt und verwaltet; wenn es sich überall als den Musageten jeder deutschen Herrlichkeit und Tugend neben die Edelsten und Besten in die Bahn stellt und sie zu übertreffen sucht. Es ist leicht gesagt, daß es sich in sich zurückziehen und andern die Verteidigung und Sicherung Deutschlands überlassen könne. Wenn man nur sähe, wo diese andern Verteidiger und Beschirmer Deutschlands sind. Wenn aber Deutschland schlecht verteidigt und beschirmt ist, so ist auch Preußen schlecht verteidigt und beschirmt; und wir sehen nicht, wie es in seiner Abgeschlossenheit und Rundheit in der Mitte Deutschlands sicher wohnen will, wann diese gefährlichste und verletzlichste Seite des Reichs dem Zufall und den tückischen Listen eines gierigen Nachbars preisgegeben ist. Was das heißt, darüber haben uns die letzten zwanzig Jahre wohl die allerbittersten und allerblutigsten Lehren gegeben. Über Gefahren soll niemand schreien und die Hände ringen, weder ein Staat noch ein Mensch. Das ganze Leben ist nur eine fortlaufende Gefahr, aber die höchste Lust des Lebens ist es auch, Gefahren zu trotzen; für den Mut gibt es gar keine Gefahr, und selbst der Tod ist keine. Alles vergeht hier auf Erden einmal, und auch das Herrlichste und Größte wird einmal vergehen und verändert werden; dies ist der Lauf der Natur und also kein Unglück. Dafür allein ist zu streben, daß man nicht ehrlos und namenlos untergehe. Das ist aber auch eine tröstliche Wahrheit für die Mutigen

und Kühnen, daß die Faulheit, welche nichts als Ruhe und Sicherheit schreit, am schimpflichsten und geschwindesten untergeht. Ein rechter Staat soll schreien Mut und Gefahr! und abermal Mut und Gefahr! Er soll seine Bürger erziehen, wie jener schwedische Admiral seinen Sohn erzog, welchem er jeden Abend die Geschichte vom Anzünden der Pulverkammer erzählte. Wahrlich, wer jeden Tag an das Auffliegen durch Pulver denkt, der wird so leicht nicht in die Lage kommen, daß er wirklich auffliegen muß.

So ungefähr war die Lage der Dinge und waren die einander durchkreuzenden Ansichten, Wünsche und Hoffnungen der Menschen; so wechselten die Nachrichten und Gerüchte den ganzen verflossenen Sommer und Herbst, und so haben sie auch diesen Winter gewechselt bis auf den heutigen Tag; so verschieden sind auch die Ansichten der Preußen gewesen über die Rheinischen Lande und über die Vorteile und Gefahren ihres Besitzes und sind es zum Teil noch. Diejenigen, welche Deutschlands Macht und Preußens Herrlichkeit fürchteten und beneideten, haben aus allen Kräften dahin gearbeitet, Preußen weiter gegen Osten hin in Polen hineinzutreiben und es auf die Weise ebenso von Deutschland abzusondern und abzufinden, wie sie Österreich größtenteils aus dem Reiche herausgespielt und herausunterhandelt haben. Aber was ihnen mit Österreich nur zu gut gelungen ist, das ist ihnen gottlob! nicht mit Preußen gelungen. Es wäre vielleicht möglich gewesen, daß der König von Preußen drei bis vier Millionen Polen zu Untertanen hätte erhalten können; seine Weisheit und Gerechtigkeit hat sie nicht gewollt: er hat von Polen nur die Ecken und Spitzen begehrt, welche unmittelbar in seine Staaten hineinlaufen, und welche, wenn sie einer andern Macht gehörten, die notwendige Verbindung zwischen seinen Landschaften abschneiden würden. Österreich hat sich mit fremden Lande und Volke behängt und ist dadurch für die lebendige Teilnahme an den deutschen Angelegenheiten unbehilflich und unbeweglich geworden; Preußen hat solche Nachschleppe gescheut, welche seinem Staate mehr Schwäche als Stärke gebracht haben würde, und hat sein Aug' unverrückt auf Deutschland gehalten. Friedrich Wilhelm will ein deutscher König sein, er will bloß über Deutsche herrschen; er scheut die großen Gefahren nicht, die an den Rhein grenzen, er will mitten in ihnen stehen und herrschen: und für diesen königlichen Willen und Stolz wollen wir ihm danken.

Es verlautet jetzt allgemein, daß das Land jenseits des Rheins von der Maas bis an die Queich entweder ganz oder

doch größtenteils Preußen zufallen wird. Zugleich wird Preußen diesseits des Rheins und in Westfalen teils seine alten Landschaften wiedererhalten, teils neue erwerben; so daß es um den Rhein auf einem Abstande von zwanzig bis dreißig Meilen von dessen Ufern in die Weite und dreißig bis fünfunddreißig Meilen in die Länge eine Volksmenge von zwischen drei und vier Millionen Seelen gewinnen würde. Weil nicht fehlen, die dies eine ungeheure und unverdiente Vergrößerung und Entschädigung nennen und sich gebärden, als wenn des ganzen Deutschlands Sicherheit und Wohl dadurch gefährdet und durchbrochen würde, so scheint es mir nichts Überflüssiges, wenn ich, indem ich das Vorhergesagte noch einmal wiederzusammenfasse, die Lage und das Verhältnis dieses Landes zu Deutschland und dann auch die Lage und das Verhältnis desselben zu Preußen hier kurz hinstelle.

Dieses Land möchte ich mit einem berühmten Schriftsteller die Rheinische Mark gegen Frankreich nennen; es steht ungefähr in dem Verhältnisse zu demselben, wie die weiland Hispanische Mark der Könige Frankreichs zu den Sarazenen, als sie in der Fülle ihres jugendlichen Heldentums gegen das Abendland und das Christentum stürmten. So wie diese ein Land der Gefahren und Abenteuer war, so wird es Preußens Rheinische Mark auch sein. Dem unruhigen und übermütigen und wegen seiner letzten Niederlagen und Verluste gereizten und erbitterten Frankreich gegenüber wird der Besitzer dieser schönen Lande nimmer ruhen noch schlafen dürfen, er wird wacker sein müssen wie ein reisender Mann, der sich auf einer Straße befindet, wo ringsumher Räuber lauschen und auflauern. Alle seine Kräfte und Gedanken auf die Verteidigung gewandt, mit immer gerüsteter und bewaffneter Seele, ja mit immer gezücktem Schwert wird er als des heiligen Reiches Vorfechter hier immer gleichsam auf der Schanze liegen müssen. Diejenigen also, welche die Erwerbung dieses Landes eine ungeheure Vergrößerung und Entschädigung Preußens nennen, wissen nicht, was sie wollen, oder vielmehr sie wissen wohl, was sie wollen: sie wollen Preußen übel und suchen seine Herrlichkeit auf jede Weise zu verkleinern und zu verschreien, und ihr tückischer Neid grollt, daß sie als dienende Knappen hintenstehen und zusehen müssen, wie der erste Ritter des Reichs die Waffen schwingt. Die Rheinische Mark ist ein glänzendes Ehrengeschenk, das seinem Inhaber gar nichts einbringt, sondern Kosten verursacht, es ist wie ein Kriegsorden ohne Jahrgeld, eine Erinnerung und ein Angebinde überstandener Gefahr, worin zugleich die Ermahnung winkt, auf neue Gefahren

gerüstet zu sein. Dieses Ehrengeschenk ziemte des Vaterlandes erstem Ritter und Helden, es ziemte Preußen; ja Preußen ziemte sogar der schöne Stolz, darum zu werben und zu buhlen und die edle Gefahr keinem andern zufallen zu lassen. Und wo wäre in Deutschland der andere, der sie zu bestehen wagte, der die Kühnheit hätte, hier vorzutreten und zu sprechen: Heiliges Reich, ich will und ich kann dein Vorfechter und Grenzhüter gegen die Franzosen sein? Preußen muß die Rheinische Mark haben, weil es der stärkste und ritterlichste aller deutschen Staaten ist. Es wird künftig ein schöner Name in dem Titel des Königs von Preußen sein, dieses Enkels und Urenkels so großer Helden, wenn er dem Markgrafen von Brandenburg noch hinzusetzen kann: Des Heiligen Deutschen Reichs Markgraf beim Rhein. Er übernimmt hier am Rheine das Amt gegen die Welschen, was seine Vorfahren in der Mark Brandenburg weiland so ehrenvoll gegen die Slawen und Wenden geführt haben.

Wenn nun Preußen, wie wir glauben und hier wenigstens voraussetzen, dieses schöne Grenzland oder doch den größten Teil desselben bekommt, so bekommt es sogleich Ehre, Arbeit und Gefahr die Hülle und Fülle, und fürs erste nichts weiter. Es fragt sich dann nach unsern vorigen Andeutungen ganz natürlich: Wie soll es dasselbe erhalten und verteidigen? Ja, unter welchen Bedingungen soll es dasselbe überhaupt übernehmen?

Preußen ist freilich stark durch wirkliche Macht, stärker durch den hohen und kriegerischen Sinn seiner Bewohner; aber wenn es schon vermessen wäre, Preußen allein Frankreich gegenüberzustellen, ein Kampf, vor welchem seine große Seele nicht zittern würde, so muß man, wenn von der Rheinischen Mark die Rede ist, die Unterschiede beider Länder in Hinsicht der geographischen Lage nicht unerwogen lassen. Preußens Hauptmacht ist weit gegen Osten um die Oder und an den Küsten der Ostsee; in Westfalen und am Rhein ist nur eine kleine Zugabe seiner Stärke. Frankreichs Macht hingegen (seine reichsten Hilfsquellen, seine kriegerischesten Landschaften und seine stärksten Festungen) ist gerade in der Nähe des Rheins oder doch nur in einer Entfernung von zwanzig bis dreißig Meilen von demselben. Wenn es will — und es wird immer wollen und zufahren, sobald sich ihm eine günstige Gelegenheit bietet — so kann es mit einem fürchterlichen Nachdruck der Gewalt sich auf diese Grenzgegenden werfen und, wenn es auch mehrmals blutig zurückgeworfen ist, immer wiederkommen; wir aber können auch im größten

Glücke schwer zu ihm eindringen wegen seiner vortrefflichen Grenzen und wegen des eisernen und fast undurchdringlichen Harnisches von Festungen, den es sich an denselben angelegt hat. Preußen würde in diesem ungleichen Kampfe auf die Länge das Schicksal wirklich erleben, auf welches jener Preuße aus der alten Schule, den wir oben abhörten, anspielte: es würde sich hier in seiner edlen Kühnheit gegen einen Riesen abmatten. Wenn also die schönen Lande, ohne welche Deutschland selbst wieder in die Knechtschaft fallen würde, für Deutschland erhalten werden sollen, so muß Preußen nicht nur mit andern Landen an beiden Ufern des Rheins vermehrt, sondern auch noch durch ihm zugegebene und unter seinen unmittelbaren Befehl gestellte Bundestruppen gestärkt werden. Es müssen deutsche Lande in der Nähe des Rheins, die wenigstens auch drei bis vier Millionen Einwohner enthalten, für die Verteidigung des Mittelrheins angeschlagen werden: Lande, welche 60 000 bis 70 000 gerüstete Krieger und im Notfalle das Doppelte stellen können. Zu dieser Rolle, unter Preußens Fahnen den Mittelrhein und mit ihm auch ihr eigenes Land zu verteidigen, sind der geographischen Lage nach als nächste Nachbarn des Rheins und Preußens die sächsischen, hessischen, nassauischen, lippischen und waldeckischen Fürsten vor allen andern berufen; denn die Bayern werden sich von dem Könige von Preußen wohl nicht anführen und befehlen lassen wollen.

Die Festungen, welche diese Mark des Reiches decken, als Mainz, Luxemburg, irgendeine Festung an der Maas (damit Preußen dort nicht ganz offen liege und der Willkür fremder Politik preisgegeben sei), Jülich und die aus ihren Trümmern wiederaufzubauenden oder an den Grenzen Frankreichs neuzubauenden Festungen würden von Preußens Rheinischen Landen und von den Landen der zur Grenzbeschirmung Preußen zugetanen und unter Preußens Oberbefehl gestellten Fürsten durch gemeinschaftlichen Beitrag nach Verhältnis der Größe und Hilfsmittel der einzelnen Länder unterhalten und erbaut. Denn wenn Preußen von den Hilfsmitteln seiner Rheinischen Lande diese Festungen allein bauen und erhalten sollte, so forderte man da eine platte Unmöglichkeit, zumal da hier wegen der Nähe des alten deutschen Erbfeindes durch Waffenrüstungen und Unterhaltung bedeutender Truppenmassen doch immer große Anstrengungen gemacht werden müssen. Das kann das Deutsche Reich aber von Preußen nicht verlangen, daß es seine alten östlichen Stammlande, die, wenn Deutschland künftig sicher sein soll, wahrlich auch mit einem eisernen Gürtel umschlossen und zusammengehalten

werden müssen, abmatte und ausmagere, um seine rheinische Grenze wehrhaft zu machen. Auch die Besatzung dieser Festungen von Mainz bis an die Maas und von Luxemburg an längs der französischen Grenze bestünde größtenteils aus Bundestruppen unter Preußens Oberbefehl.

Die Einwohner der Rheinischen preußischen Lande und der nächstwohnenden Bundesfürsten, z. B. der Hessen und Nassauer, müßten durch fortgehende kriegerische Einrichtungen und Übungen zu einem rechten, kriegerischen Markvolke erzogen werden; Waffenübungen dürften hier nie ruhen, und das Bild des Landsturms und der Landwehr müßte ein stehendes Bild bleiben. Wie die römischen Legionen hier weiland in Schanzen und Wällen lagen und zuweilen mit Lüsternheit, öfter mit Zittern gegen Norden und Nordosten über den Rhein schauten, so müßten die Deutschen hier immer wach und gerüstet liegen und in umgekehrter Richtung gegen Süden und Südwesten auf Frankreich schauen. In den großen Waffenplätzen müßten Gewehre für ein paarmal hunderttausend Mann bereitliegen; dem Landvolke als dem stehenden Landsturm müßten sobald als möglich gute Waffen verschafft, und bei der öftern Heerschau müßte darauf gesehen werden, daß jeder seine Waffe in gebührlicher Ordnung hielte. Das wäre aber noch das Wichtigste, daß man aus dem reisigen und geschwinden Bergvolke längs dem Rhein eine Schar von 20000 bis 30000 Scharfschützen bildete, was durch fleißige Übungen in den Sommermonaten, vorzüglich aber durch die Einrichtung vieler Wettschießen und Freischießen, zu deren Belebung die Regierungen auch gewisse Summen als Preise anschlügen, ohne große Kosten und Schwierigkeiten in fünf bis zehn Jahren gewiß schon sehr weit zu bringen wäre. Wenn das Land und die Lande umher auf diese oder auf eine ähnliche Weise eingerichtet würden, wenn man um dieselben und um die Herzen der Menschen einen eisernen Panzer schlüge, ja wenn man durch diese und durch andere zweckmäßige Einrichtungen am Rhein ein rechtes Kriegsvolk bildete und erzöge und alle Seelen auch in Stahl kleidete, wenn in dem preußischen Rheinlande und in den umliegenden Bundeslanden 100000 bewaffnete Krieger immer bereit wären, daß sie in vierzehn Tagen an der französischen Grenze stehen könnten, und wenn man bei einem Anfall oder Einfall des Feindes diesen einen Landsturm von 200000 bis 300000 Mann nachdrücken könnte, dann wäre die Rheinische Mark eine wirklich bewaffnete und wahrhafte Mark, hinter deren eisernem Bollwerk die übrigen Deutschen sicher wohnen möchten.

Nur unter diesen Voraussetzungen, die keineswegs bloße

Voraussetzungen bleiben dürfen, läßt sich die Rheinische Mark verteidigen, und nur unter diesen Bedingungen und bei diesen Einrichtungen und Anordnungen im Reiche kann Preußen das schwere und gefährliche Ehrengeschenk, das man ihm mit dem Rheinlande macht, annehmen.

Ich habe von deutschen Bundesfestungen gesprochen. Weil das Wort einigen neu ist, und weil man dabei leicht an die ehemaligen Reichsfestungen und an ihre meistens elende Ordnung und Verteidigung denken möchte, so verdient dasselbe und die Bedeutung desselben eine kurze Erläuterung, die ich so gebe, wie ich mir nach dem, was von Wien her verlautet, und was sich aus einigen äußerlich schon erscheinenden Zeichen etwa abnehmen läßt, den künftigen deutschen Bundesstaat denken muß. Denn ihr Verhältnis zum Reiche muß aus dem Verhältnisse der Bundesstaaten zueinander bestimmt werden.

Wir werden aus Wien wahrscheinlich ein buntes Ungeheuer von einem Bundesstaat erhalten, der zusammengeflickt wird, wie der Zufall oder wie der leidige Ländereinrichter und Verfassungsschmied, Napoleon Bonaparte, die Staaten eben nebeneinander hingeworfen hat. Wahrscheinlich wird kein Reichsoberhaupt, keine Majestät eines deutschen Kaisers oder Königs, die alle andere Fürsten in den Schranken der Gesetze hält und zügelt, entstehen, sondern mehrere mächtige Bundesstaaten werden nebeneinander liegen mit gleichen Rechten und Ansprüchen auf Herrschaft. Wie man diese miteinander, und wie man die zwischen ihnen liegenden, kleineren, schwächeren Fürsten durch sogenannte allgemeine Reichsgesetze und Bundesgesetze zusammenbinden und zusammenhalten will, und wie man überall meinen kann, daß eine solche haderische Zusammensetzung länger als ein paar Jahrzehnte — wenn so lange — ohne innerlichen Krieg und Getümmel bestehen könne, das mag die fremde Weisheit wissen und verstehen, meine Weisheit weiß und versteht davon nichts. Genug, wie er auch ausfalle, ein deutscher Bundesstaat wird sein. Dieser Deutsche Bund und das neue Deutschland ist geschaffen durch den einzigen, gefährlichen Feind, welchen Deutschland hat, durch Frankreich. Gegen Frankreich haben wir vorher immer von Reichsfestungen gesprochen und auch Reichsfestungen gehabt, nie gegen unsere anderen Nachbarn, gegen die Venediger, Polen, Russen und Dänen. Die immerwährende Gefahr hatte die Idee geschaffen, und wie die Franzosen uns hinterlistig eine Festungslinie nach der andern abgerissen und abgegaunert haben, so mußten wir uns immer eine neue Linie anlegen, wie es die hartnäckigen Verteidiger einer belagerten Festung, die d'Aubussons

und Palafoxe, machen, die sich hinter den verlorenen Werken immer wieder frisch eingraben und einmauern. Jetzt, da kein Reich mehr sein soll, müssen wir also Bundesfestungen bauen und unterhalten. Die Linie dieser Bundesfestungen teilt sich nach dem Strome ganz natürlich ein, sie zerfällt nach der geographischen Lage und den mächtigsten Gebietern, welche am Rhein herrschen, oder deren Länder doch vom Rhein verteidigt werden müssen, in drei Teile, nämlich in den Unterrhein, den Mittelrhein und den Oberrhein.

Den Unterrhein deckt Holland und Belgien, welches nichts anderes ist als ein Außenwerk Deutschlands, als eine Bastei desselben, und welches immer mit ihm stehen oder fallen muß. Es besetzt und verwahrt die Festungen und Grenzen in jenen Gegenden; Hannover, welches man als seinen freiwilligen Bundesgenossen ansehen kann, und England, welches hier an der Küste gegen Frankreich am leichtesten Hilfe bringen und Wache halten kann, stärken und helfen hier.

Der Mittelrhein und seine Bundesfestungen fallen Preußen und den unter seinen Befehlen fechtenden Fürsten zu. Sie besetzen die Festungen, worin Preußen den Oberbefehl hat: Mainz, Luxemburg, Jülich, das wiederaufzubauende Ehrenbreitstein und andere neu zu erbauende.

Die deutsche Grenze am Oberrhein liegt völlig nackt und wehrlos da; denn das kleine Fort Kehl wird man doch für nichts halten wollen. Es müssen vom Neckar bis Basel hinauf, wenn nicht das schöne Süddeutschland bei dem ersten Kriege mit Frankreich preisgegeben werden soll, notwendig drei bis vier starke Festungen gebaut werden. Die Besetzung und Bewahrung dieser Bundesfestungen muß den süddeutschen Mächten übergeben werden, deren Lande dadurch gedeckt werden sollen. Bayern, Württemberg, Baden, Österreich (wenn es vielleicht wieder bis ins Breisgau vortritt) hätten diese Festungen zu unterhalten und zu bewachen; den Oberbefehl in denselben führten die mächtigsten und anführenden Staaten.

Dies ist mein Begriff von deutschen Bundesfestungen und von der nach meiner Ansicht besten und richtigsten Einrichtung und Verwaltung derselben. Den Oberbefehl gebe ich den Staaten, welche die Macht haben zu befehlen, und die Stärke haben zu verteidigen, und deren eigenster und nächster Vorteil es ist, daß die Festungen immer im gerüsteten und wehrlichen Stande sind. Ein wechselnder Oberbefehl oder gar ein zwischen zwei Mächten geteilter Oberbefehl in denselben, wie wir es z. B. jetzt in Mainz sehen, ist ein Unding und würde zu Hader und Zwiespalt Anlaß

geben, was man möglichst vermeiden muß, und die Festungen selbst würden dabei immer in schlechter Ordnung sein. Nur was einer ganz hat und allein verwaltet, das besorgt er ganz und gut. Ich brauche hier nur an die Elendigkeit der ehemaligen Reichsfestungen zu erinnern, und man versteht diese kurzen Worte ohne Kommentar, weil sie den Kommentar dazu geben.

Nun zum Schlusse dieser Winke über die Bundesfestungen noch ein paar Worte über die wichtigste derselben, über Mainz. Wir befinden uns hier sogleich wie in einer vollen Belagerung, wo wir alles Geschütz lösen und aus den schwersten Donnerbüchsen donnern müssen. Bei diesem wichtigen Punkte, wo der volle Krieg der gegeneinander treibenden Meinungen und Vorteile in lichten Flammen brennt, werden wir auch andere wichtige Punkte berühren und Preußens Stellung in Deutschland und zu Deutschland, und wie einige neidische Mächte und gewisse kleindenkende und kurz sehende Minister es gern stellen möchten, andeuten können und andeuten müssen.

Wenn Preußen die ehrenvolle und gefahrvolle Rolle, Deutschlands Vorfechter und Grenzhüter am Mittelrhein zu sein, übernehmen soll, so muß es auch die Schlüssel dieser Grenzen in seiner unmittelbaren Gewalt haben. Die Hauptschlüssel des Mittelrheins sind Luxemburg und Mainz, und der Hauptschlüssel des Rheins nächst Straßburg, welches man mit einer unbegreiflichen Großmut den Franzosen wieder überlassen hat, ist Mainz ja, es ist der Hauptschlüssel des ganzen Deutschen Reichs. Wenn Preußen in diesen beiden Festungen, auch wenn sie Bundesfestungen würden, nicht den Oberbefehl hätte, so hätte es seine Lande am Rhein umsonst und stünde mit beiden Füßen so in der bodenlosen Luft, daß es bei dem ersten Winde, wieviel mehr bei einem Sturm, umgeworfen sein würde. Es stünde waffenlos und wehrlos zwischen den mit Festungen gepanzerten Belgien und Frankreich im Westen und Süden und zwischen grollenden und erbitterten deutschen Neidern im Osten seiner Grenzen. Mainz öffnet und sperrt, wie es will, die Hauptstraße nach Nord- und Mitteldeutschland; in der Hand eines Neiders oder gar in der Hand eines Feindes schneidet Mainz die Rheinischen Lande Preußens von Sachsen, Schlesien und den Marken ab, woher ihm in der Not doch allein die starke Hilfe kommen soll; in der Hand eines Feindes kann es Preußens Verderber auf dem kürzesten Wege in das Herz seines Staats führen, und seine südlich und westlich in Westfalen und am Rhein stehenden Krieger mögen immer totmarschieren, sie kommen doch immer zu spät. Und nun vollends wenn Diebeshehler die Schlüssel zu Deutschlands Schatz, zu seine

rechten, zugleich unsichtbaren und sichtbaren Rheinhort, in die Hand bekämen, solche, welche gelegentlich die Franzosen wieder in Mainz einlassen würden, wie stünden wir Deutsche da, und wo stünden wir? Wie stünden die Preußen dann, und wo stünden sie? Ich lasse jeden selbst antworten, denn wir alle wissen ja die Antwort. Und die Bundesfürsten, die man Preußen zulegen und unterlegen will? Wir wollen gern glauben, daß die Liebe und Treue und Vaterlandsliebe und der Geist der Hingebung und Aufopferung, wovon alle jetzt so laut klingen, für den Augenblick wirklich ehrlich gemeint sind; aber das kann uns alles nicht blenden. Wir haben die Geschichte und ihre Beispiele vor uns, und diese Beispiele sind zu jung, als daß wir sie schon vergessen haben könnten: in politischen Dingen und Verhältnissen hat die Gewalt allein die rechte bindende und haltende Kraft; wehe dem, der sich da auf das papierne Wort der Verträge und auf stumpfe Siegel und Urkunden und auf Eidschwüre verläßt, wovon die sogenannte Not, das sogenannte Wohl des Vaterlandes, die sogenannte Berücksichtigung der geliebten Untertanen und die höchste aller Rücksichten, die sogenannte Erhaltung und Vergrößerung des durchlauchtigsten Fürstenhauses, und hundert andere Rücksichten und Entschuldigungen gar zu leicht der lossprechende Papst werden! Der Degen, das ist der einzig zuverlässige Bürge der Verträge und Bündnisse, die Furcht hält fester als die Liebe, die Furcht, daß derjenige, gegen den gefrevelt ist, die abtrünnigen und verräterischen Bundesgenossen auch bestrafen könne. Solange Mainz in Preußens Händen ist, wird es treue Bundesgenossen haben; dies kann man vorhersagen, ohne Prophet zu sein. Wenn es aber in eines anderen Gewalt ist, wenn es gar in der Gewalt eines gegen Preußen feindselig gesinnten Staates ist, so werden sie bei dem ersten Unfall wanken und sich mit Preußens Feinden verbinden oder gar wieder mit dem alten Erbfeinde Verträge abschließen. Darum darf Preußen nimmer von Mainz lassen, und sollte es auch den blutigsten Krieg darum führen. Dieser Krieg, wenn er ja mit der neidischen und grolligen Dummheit und Bosheit der Eigenen, oder wenn er gar mit der Tücke und Herrschsucht der Franzosen geführt werden müßte, würde von Gott und von allen redlichen Deutschen gesegnet werden: denn es würde recht eigentlich ein Krieg für Deutschlands Sicherheit und Hoheit sein.

Die Bösen im Reiche haben die Wichtigkeit der Festung Mainz und die jetzige und künftige Bestimmung Preußens für Deutschland zu gut geahnet und begriffen, als daß ihnen bei dem

Gedanken, der preußische Adler werde auf den Toren von Mainz thronen, nicht ein kalter Fieberschauder der Furcht und des Neides durch alle Glieder gefahren wäre. Besonders ist die Dalbergische und Montgelasische Partei und die Hefe der bayrischen Illuminaten und der ehemaligen mainzischen Klubisten, welche ihre lieben Franzosen gern wieder in Mainz und diesseits des Rheins sehen, unermüdlich in Lärm und Geschrei gegen Preußen und in Ausstäung der schändlichsten Gerüchte und Ausspeiung der schwärzesten Verleumdungen gegen diesen edlen Staat. Wenn das viele Verkündigen und Prahlen etwas hülfe, so wäre niemand geschickter und berufener durch seine Verdienste um das deutsche Vaterland als Bayern, in Mainz und am Rhein die Hut des Deutschen Reiches zu übernehmen. Die Unverschämtheit Bayerns, auf Verdienste um das Reich zu pochen, ist jetzt nicht geringer, als es in den Jahren 1805, 1807, 1809 und 1812 auf seine Verdienste um Napoleon gegen das Reich pochte. Andere, die vielleicht fühlen, daß die Frechheit zu groß ist, Bayern dazu vorzuschlagen, nennen uns Österreich, ohne daß wir den Zusammenhang begreifen, was Österreich in dem Verhältnisse, wie es ihm gefallen hat, sich jetzt gegen Deutschland zu stellen, an dieser Grenze desselben und in Mainz zu tun hätte. Wenn es wieder mit dem Breisgau bis an den Rhein vortritt und den Mut hat, das Elsaß und Lothringen und die Schweiz, die Wiegen seines Herrscherhauses, mit edlem Stolze anzublicken, dann mag es am Oberrhein Festungen erbauen helfen und sie für das Reich besetzen und bewachen.

Bayern darf überhaupt nicht bis an den Rhein vorgelassen werden. Ich habe es gesagt und sage es wieder. Ein Staat, der von jeher das Streben gehabt und offenbart hat, Deutschland zu zerreißen und sich an Fremde zu hängen, der gerade in unsern Tagen acht Jahre lang zu unserer Unterjochung und Schändung recht mit Wohlgefallen als das Gerät eines fremden Tyrannen tätig gewesen ist, der die undeutscheste und verruchteste aller undeutschen und verruchten Regierungen hat, welche im Herbst 1813 wahrlich nicht aus Liebe zur Freiheit, sondern aus Not, und weil sie nicht mit ihm zugleich fallen wollte, von Napoleon ließ — ein solcher Staat muß eher verkleinert als vergrößert werden, der muß, damit er nicht wieder so schrecklich sündigen und freveln könne, in die Mitte genommen und eingeschlossen werden. Diesem Bayern sollten wir Mainz überantworten, das noch jetzt in allen von ihm begünstigten Blättern laut erklärt, Frankreichs Größe und Macht sei Deutschlands Glück und Sicherheit, Bayerns Politik, welches durchaus ein

europäischer und mitnichten ein deutscher Staat sein will, könne keine andere sein, als sich auf Frankreich zu stützen?

Österreichs Ansprüche auf den Befehl in Mainz, wenn es diesen Gedanken hätte, wären wirklich die allerlächerlichsten. Warum hat es seinen Deutschen Kaiser, den es im Sommer 1806 wie eine unbedeutende Kleinigkeit so leicht aufgab, nicht wiedergewollt? Warum hat es seine alten Landschaften am Rhein und jenseits des Rheins, warum hat es seine alten Stammlande, Elsaß und Lothringen, nicht mit Gewalt wiedergewollt und genommen? Warum hat es sich aus Deutschland heraus und gegen Polen und Italien und die Türkei hingezogen, wo ihm doch keine sichere Herrschaft blühen wird? Hätte es das Rechte getan, hätte es den kaiserlichen Adler mit würdigem Stolze wieder über Germanien erheben wollen, o wie gern wollten wir ihm Mainz und alle Städte und Lande am Rheinstrom, wie gern wollten wir ihm viel größere Lande gönnen! Es ist möglich, daß ihm noch einmal ein Wahn und eine Lust der alten Herrschaft kommt, daß es sich wieder in die Mitte des Reichs hineinstellen will. Vergebens; verloren ist verloren, und die aus Furcht oder Unklugheit aufgegebene Herrschaft kommt nimmer wieder an den alten Besitzer. So gerecht ist das Glück. Nur was durch ein außerordentliches Unglück verloren ward, mag durch ein außerordentliches Glück einmal wiedergewonnen werden. Die Zeit wird kommen und ist wohl nicht fern, wo Österreich die Politik der letzten beiden Jahre wahrlich nicht segnen wird. Wenn Österreich jetzt die Festung Mainz begehrt, so begehrt es dieselbe nur, weil es sie Preußen mißgönnt, oder weil es sie einer anderen Macht gelegentlich zu verkaufen oder in der Nähe seiner Erbstaaten Besitzungen dafür einzutauschen denkt, die ihm wohlgelegen sind. Wahrlich, diese Forderung an Preußen wäre der wunderlichsten Natur, eine deutsche Festung an der ungedeckten Grenze preußischen Landes fünfzig und sechzig Meilen von seinen eigenen Grenzen besitzen zu wollen. Der Plan wäre fein und die Absicht deutlich genug, Preußen immer einen Daumen auf dem Auge zu haben, daß es sich nicht rühren dürfe. Sagt Österreich: Wir sind ja Freunde, ich meine dir ja alles Gute, ich will dir nur deine Grenzen decken helfen, so könnte Preußen mit derselben Freundlichkeit ja auch zu Österreich sagen: Lieber Nachbar, erlaube mir ein wenig, daß ich Olmütz und Theresienstadt für dich besetze und dir deine Erbstaaten schirme. Ich sehe nicht, was Österreich dagegen einwenden könnte; ein Vertrauen ist des andern wert.

Gutmütige Dummköpfe, welche durch keine Erfahrung zu

belehren sind, und politische alte Weiber, welche die Advokatenkniffe und Advokatenschriften einer abgestandenen und abgetriebenen Diplomatik immer als Orakelsprüche nachbeten und, wann vom Frieden und von abzuschließenden Bündnissen und Verträgen die Rede ist, immer auch an die Ewigkeit und Unverbrüchlichkeit derselben glauben, lallen und schreien es denen nach, die es ihnen vorschreien, daß Preußen nur wieder sein altes Raubsystem befolge, daß es seine alte Gierigkeit und Gefräßigkeit offenbare, daß es immer nur nehmen und erwerben, nie aber geben und genießen wolle; dieser Heißhunger müsse gedämpft und nötigenfalls mit einer eisernen Rute ausgegeißelt werden, man müsse dem hungrigen Wolfsrachen einen Maulkorb umlegen, daß er nicht verschlingen und zerreißen könne; schon daß Preußen immer von seiner Sicherheit und Selbständigkeit rede und von der Bürgschaft seines politischen Daseins, die es in festen Stellungen und Plätzen haben müsse, verrate ein böses Gewissen; wenn sein Gewissen rein sei, so könne es sich wohl auf die allgemeinen Bundesgesetze und Verträge der deutschen Staaten untereinander verlassen und brauche auf Wittenberg und Torgau und Mainz und Luxemburg kein so gewaltiges Gewicht zu legen. Was denn die anderen Staaten schützen und erhalten solle, wenn es das anerkannte und besiegelte und beschworene Recht nicht könne? Wo denn Mecklenburg und Hessen und Bayern und Württemberg stehen sollen, wenn nicht darauf? Und warum Preußen sich scheue, ebenso zu stehen? Wenn man sich auf Treue und auf Liebe und auf Frieden nicht mehr verlassen wolle, worauf man sich denn verlassen wolle?

Diese Vorwürfe und Verleumdungen, die man Preußen macht, sind ebenso lächerlich als boshaft und suchen unter dem Schein des Glaubens an eine ewige Treue und Friedseligkeit alle Verhältnisse und Gesichtspunkte zu verrücken. Hat denn Preußen allein den Wolfsrachen aufgesperrt? Hat nicht Österreich das Maul sehr weit gemacht, und England? Hat nicht Bayern einen recht hündischen Hunger? Wetzt nicht Frankreich immer noch die Hyänenzähne zwischen seinen blutigen Kinnbacken? Und läßt nicht selbst die kleine Maus Hannover sich in Manchester und Birmingham künstliche Stahlzähne schmieden, um damit deutsche Länder zu zernagen? Und Preußen allein soll tun wie ein Kleiner und Demütiger, es soll um Gnade betteln, wo es sein Recht fordern kann? Preußen hat immer

eine größere Seele als Leib gehabt, es hat sich in den letzten Jahren mit dieser großen Seele in seiner edelmütigen Kühnheit für uns alle abgemattet und verblutet, und wir Undankbare wollten es an der Auszehrung sterben lassen? Wie? Der größte Staat in Deutschland — denn Österreich kann es nicht mehr heißen nach der Niederlegung seiner Kaiserwürde und seinem Zurücktritt gegen Osten und Süden — sollte nicht von Sicherheit und Selbständigkeit und von der Bürgschaft seines politischen Daseins sprechen dürfen? Seine Sorge, auf festen Stellungen und Plätzen zu stehen, sollte eine überflüssige Sorge sein und ein böses Gewissen verraten? O nein! Aus keinem bösen Gewissen entspringt die Sorge, sondern aus dem bösen Willen der Neider und Hasser von Preußens Größe und Herrlichkeit. Ist etwa dieser Wille so verborgen gewesen, daß Preußen ihn gar nicht hätte gewahren können? Ich meine, nein. — Und was heißt es, daß man Preußen mit Hessen und Bayern und Mecklenburg und Württemberg und mit anderen solchen ephemerischen Staaten, die allein dem Zufall ihr Dasein verdanken und durch jeden ersten Zufall wieder weggeblasen werden können, immer auf eine Linie stellt? Daß man sich gebärdet, als wäre Preußen eine Macht des fünften oder sechsten Ranges, d. h. gar keine Macht, wenigstens keine solche, mit welcher es jemals ein welthistorisches Duell geben kann, da doch Preußen als eine Macht des ersten Ranges mit gewaltiger Kraft und mit gewaltigerem Geiste in dem edelsten und größten Volke Europas, in den Deutschen, recht in der Mitte steht und, wohin es sich wendet, entscheiden und herrschen kann? Oder wollt ihr daran erinnern, wie klein Preußen einst war, und was es geworden ist? Das ist lächerlich. Alexanders Vater bezahlte den Thebanern Zins, Cyrus' Vater war ein Vasall jener Meder, die ihm dienen mußten; die Habsburger waren einst keine größeren Grafen als die Hohenzollern und sind jetzt keine mächtigeren Herrscher. Alles hat seine Zeit und sein Glück, welche Gott gibt. Nach Größe darf jeder streben, aber verdiente Größe verleumden, ist schändlich. Wenn die Treue und Liebe in Deutschland und in Europa so groß und der Friede, der nun geschlossen werden soll, so sicher und ewig ist, warum soll Preußen allein darauf bauen, während diejenigen, welche gegen Preußen ein so bellendes Geschrei erheben, durch die Tat gar keinen Glauben daran offenbaren? Seht euch doch um, was in diesem Augenblick, was ganz in der Nähe geschieht, und schämt euch, wenn ihr euch noch schämen könnt, daß ihr es wagt, die glänzendste deutsche Ehre zu beschmutzen und zu verleumden. Preußen wird es zum Ver-

brechen gedeutet, daß es in dem Sachsen die Sicherheit seiner Staaten sucht, welches wie ein scharfer Pfeil in dieselben hineinschneidet, und welches es mehr als einmal an den Rand des Verderbens gebracht hat, in dem Sachsen, in welchem die Grafen Brühl und Senft in dem gar nicht langen Zeitraum von sechzig Jahren mehr als einmal auf Preußens Untergang gezettelt und im Geiste, ja auf dem Papiere schon, seine Länder verteilt haben, in dem Sachsen, in welchem noch jüngst Napoleon mit den Festungen Torgau und Wittenberg Preußens Kraft und Bewegung wie an Ketten gefesselt hielt, und durch welches eine einzige erlittene Niederlage Preußen vielleicht auf immer vernichtet hätte. Preußen wird es zum Verbrechen gedeutet, daß der König Friedrich August, durch dessen Willen wir Deutsche alle der Franzosen Knechte bleiben sollten, durch dasselbe sein Land missen soll, ja das Schicksal dieses Königs wird beispiellos in der Geschichte genannt. Und Österreich besetzt mit ganz ruhigem Gewissen Venedig und mehrere päpstliche Landschaften, und der König von Sardinien Genua, und der König von Rom nimmt Parma und Piacenza dem rechten Erben, und der General Murat heißt König von Neapel, und der König Gustav Adolf geht als ein Verbannter durch die Welt umher; und niemand findet das abscheulich und unnatürlich, und niemand bewegt Himmel und Erde, daß die alten Herren wieder in ihren Besitz eingesetzt werden müssen. Es muß dergleichen, wodurch man Preußen schwärzer als die Hölle anzuschwärzen sucht, doch nichts Undenkbares sein, es muß sogar politische Verhältnisse und Gesetze geben, wodurch es entschuldigt werden kann, weil Kabinette, die ein so altdiplomatisches und zartes Gewissen haben wie die von Wien und London, es billigen. Preußen wird es als Argwohn, als Habsucht, als böses Gewissen ausgelegt, daß es Mainz und Luxemburg und irgendeine Festung an der Maas, welche seine Länder decken, nicht in fremden Händen sehen, sondern mit den eigenen Händen halten will, daß es sich nicht allein auf die aller Welt bekannte Liebe und Treue und Redlichkeit der deutschen Bundesfürsten und der übrigen Kabinette verlassen, sondern auch einige Sicherheit in seiner eigenen Stellung haben will; und dasselbe Preußen, das so zahm und gläubig auf einer Treue stehen soll, die leider zwischen Staaten nie gewesen ist, sieht, wie seine Nachbarn sich gegen andere und gegen es selbst decken, als wäre es ihr gefährlichster Feind. Und denjenigen, der mich für seinen gefährlichen Feind hält, soll ich für einen sicheren und unwankenden Freund halten und mich ihm ohne Schutz hingeben und seinen fuchsschwänzelnden Worten glauben, die mir verkündigen, daß

nun die Zeit da sei, wo die Pardel mit den Böcklein spielen und die Wölfe und Schafe unschuldig miteinander weiden? Wenn die Welt, die wir noch vor wenigen Jahren die treuloseste, verräterischste und hadervollste nannten, denn plötzlich eine Welt der Treue, der Redlichkeit und des Friedens geworden ist, warum soll Preußen allein wie ein Unschuldiger und Friedseliger darin wandeln? Und warum tun das nicht auch die andern? Warum hat Österreich in Italien sich mit einer eisernen Reihe von Festungen geharnischt? Warum hält der König von Sardinien Mantua nicht gemeinschaftlich mit ihm besetzt? Warum hat es nicht eher gerastet und geruht, bis es die Bollwerke von Tirol und das Innviertel und die Festung Braunau wieder in seine Gewalt bekommen hat? Warum dringt es durchaus auf den Besitz Salzburgs? Waren diese festen Orte bei dem freundlichen Bayern nicht auch in treuer Hut und bei der jetzigen allgemeinen wiedergeborenen Ehrlichkeit und Friedseligkeit der deutschen Fürsten, zumal im Herzen von Deutschland und fern von jedem fremden Antaster, Österreich durchaus ungefährlich? Warum will Belgien und England Preußen an seiner Maasgrenze auch nicht einen einzigen Ort lassen, worauf es einen festen Fuß setzen könnte? Ja, warum streckt es die Hand so aus, ihm auch Luxemburg noch abzudringen? Nicht wahr, aus lauter Liebe und Glauben an eine ewige Freundschaft? Wahrlich, Preußen müßte mit der Starre befallen sein, wenn es durch ein solches Betragen der Mächte, die ihm immer von Liebe und Achtung und unstörbarem Frieden sprechen, nicht klar sehen sollte, wenn es nicht die ewige Wahrheit bedenken sollte, daß nur derjenige der politischen Freunde und Bundesgenossen gewiß ist, welcher sich in die Lage stellt, daß er sie züchtigen kann, wenn es ihnen einmal einfällt, seine Feinde werden zu wollen. Liebe und Treue allein kann keine Hütte regieren, es muß auch die Furcht und Zucht darin sein; wie sollte denn ein Staat als ein wehrloses und unschuldiges Kind unter lauter Gerüsteten und Feindseligen bestehen können? Wahrlich, die Forderung der großen Kabinette an Preußen ist so lächerlich, als wenn einer eiserne Handschuhe anzöge und einem andern die Faust hinhielte und spräche: *Schlage nur getrost ein mit deiner nackten Hand, ich habe bloß aus Sanftmut und Friedseligkeit das Eisen angezogen; du weißt ja, wie lieb ich dich habe, und daß ich dir unmöglich Leides tun kann.*

Nachdem wir diese Zeichen und Erscheinungen und Andeutungen der Zeit ein wenig betrachtet haben, machen wir noch einige weitere Bemerkungen über die Lage und das Verhältnis

mehrerer deutschen und fremden Hauptmächte zu Deutschland und zu Preußen, über das kleinliche und unwürdige Spiel ihrer Politik und über das Schicksal, welches Preußen und ganz Deutschland treffen würde, wenn das preußische Kabinett sich von dieser Politik aus seinen Ufern treiben ließe.

Zuvörderst offenbart sich bei allen Mächten außer bei Rußland die einstimmige Wirksamkeit, Preußen in allen seinen Schritten zu hemmen und es in Deutschland zu keiner selbständigen Größe aufkommen zu lassen. Es muß ihnen sein, als wenn sie von Preußen ein großes Schicksal ahndeten, dessen mächtige Keime sie in der Geburt ersticken möchten; es ist fast, als wenn ihnen zumute wäre, wie dem König Saul weiland war, als er erfuhr, Samuel habe den jüngsten Sohn des Isai gesalbt. Sie haben wohl ungefähr gesehen, wie Gottes Hand seit dem großen Aufruf des Königs Friedrich Wilhelm vom 3. Februar des Jahres 1813 Preußen sichtbarlich gesalbt hat. O der Toren und ihrer vergeblichen Arbeit! Solche Bestimmung, als vor welcher sie zittern, haben kleinliche und schleichende Künste nimmer abwenden können; man muß ebenso groß und mutig zu sein wagen, als der Beneidete und Gefürchtete ist, oder man muß dem Schicksal seinen Lauf lassen. Österreich, Frankreich, England arbeiten recht planmäßig, man möchte sagen, in derselben Richtung, wiewohl von verschiedenen Seiten her, Preußen in allen seinen Entwürfen zu durchkreuzen und es womöglich in eine Lage zu setzen, in welcher es sich nicht mit eigenem Willen bewegen kann, sondern von einem fremden Stoße seinen Lauf empfangen muß. Die Kleinen, z. B. Bayern und noch viel kleinere Fürsten, helfen redlich mit und unterstützen die Großen, wenn sie es auch durch nichts anderes können, doch durch ein rechtschaffenes Toben und Schreien gegen Preußens Roheit und Barbarei und unersättliche Herrschsucht und Länderjucht. Wir sehen ein wenig die Wie und die Warum; dann wird uns auch klar werden, welchen Weg Preußen zu ergreifen, und in welcher Stellung es sich zu halten hat.

Die französische Umwälzung, welche Österreich und Deutschland eine Zeitlang zu verderben und fast zu vernichten drohte, hatte für niemand mehr gearbeitet als gerade für das Haus Habsburg, in dessen altem Stamm ein altes und unbezwingliches Glück zu wohnen scheint. Deutschland war von 1792 bis 1807 durch französische Waffen und Ränke von einem Ende bis zum andern so gänzlich verwandelt und umgekehrt worden, daß es einem kühnen und mächtigen deutschen Fürsten, der ihm Hoffnung der Wiederaufrichtung und Erlösung zeigte, für eine

neue Herrlichkeit, ja für ein neues, gewaltiges Reich nie bereiter und fertiger lag als in den nächsten Jahren nach dieser Verwandlung und Umkehrung. Es wäre des Fürsten Land geworden, der im höchsten Sinn deutscher Freiheit und Ehre die Rettung gewagt hätte. Es kam das verhängnisvolle Jahr 1809, ein Jahr, das wir mit dem Zeitpunkt vergleichen dürfen, der zwischen den Jahren 1621 und 1631 für Österreich einst eintrat und durch die Schuld der Jesuiten für dasselbe verloren ward. Österreich setzte kaum die halbe Kraft daran und ließ kaum ein Zwanzigstel der Geister los, die über alle Grenzen Germaniens als Engel mit flammenden Zungen und Schwertern hätten fliegen sollen: und die stolze Herrschaft ward nicht gegründet, und das Vaterland blieb wieder in Trümmern liegen. Auch das Glück des Frühlings und Sommers von 1813 hat Österreich in politischer Beklommenheit und Bangigkeit nicht ergriffen. So ist von diesem Staate, den die meisten Deutschen so gern als den gebietenden und mächtigsten im Reiche gesehen hätten, für den die Meinung der Menschen, die gewaltigste Macht auf Erden, für den die Neigung von Millionen Deutschen, für den alte und tief gewurzelte Liebe und Treue des deutschen Volkes mitkämpften, die höchste Gunst der Zeiten versäumt worden. Wollte Österreich nun, da es die größte Ehre und Gefahr nicht gewollt hat und von dem Westen immer weiter zurückgewichen ist, noch die Schuld auf sich laden, daß es alle selbstmächtige und selbständige Herrschaft hinderte und mit andern recht planmäßig dahin arbeitete, eine Menge mittelmäßiger und nebenbuhlerischer Staaten stützen zu helfen, damit wir ganz elend und schwach würden, so könnte es leicht die letzte Liebe der Menschen verscherzen. Denn auf die Länge wird die Hinterlist nicht glücken, welche Deutschland bis zu völliger Ohnmacht zerstückeln und mit den Jahren so zerbröckeln lassen möchte, wie Italien seit dem Jahre 1500 zerfallen und zerbröckelt ist und als der Raub der Fremden nun lange schon wehrlos und fast ehrlos dagelegen hat: die Nachbarn werden uns zeitig genug ermahnen, und gewarnt sind wir auch genug durch die Erfahrungen von drei Jahrhunderten und durch die jammervollen und blutigen Erfahrungen der letzten fünfundzwanzig Jahre. Nein, eine solche Politik, welche mit kleinlichem und bangem Sinn überhaupt nicht drei Spannen weit sieht und das Große und Ganze gar nicht fassen kann, daher immer die Not des Augenblicks flickt und bessert und nirgends eine Hauptkur zu machen wagt, wäre Österreichs ganz unwürdig. Wenn es auch unwiederbringliche Gaben des Glücks gleichsam mit den Füßen von sich gestoßen hat, so kann man doch nicht glauben,

daß es jenes Deutschland, mit welchem es so viele Jahrhunderte in den liebendsten und väterlichsten Verhältnissen gestanden hat, so ganz stiefväterlich von sich entlassen wird. Dadurch würde es ebensosehr gegen seine Ehre als gegen seine Sicherheit sündigen. Denn Österreich soll die Zeit erkennen, worin wir leben, und worin auch die Staaten nur leben und bestehen können, und wahrlich, diese Zeit hat so große Zeichen, daß man sie nicht wohl verkennen mag. Wahrlich, die Bangen kommen aus dem *vulkanischen Erdbeben* nicht heraus, womit sie die Länder und Völker zusammenschüttelt; nur die Kühnen werden auf der verschütteten Welt wieder ein neues, herrlicheres Leben gründen. Durch eine kümmerliche Lapperei und Altflickerei, welche vor allem Jugendlichen und Kühnen ein entsetzliches Grauen hat, läßt sich wohl ein zerrissenes diplomatisches Papierbeutelchen, woraus man den Leuten gelegentlich einigen Wind und Sand in die Augen streut, ziemlich leidlich bessern und verzieren, aber den ungeheuren Sack, woraus ein gewaltiges Verhängnis die großen Lose der Völker schüttelt, wird man dadurch nicht dicht halten noch die Sturmwinde, die sich in ihm regen, regieren.

Frankreich — wie sollte das eine solche Politik nicht segnen und als das Heil Deutschlands und Europas ausrufen? Wie sollte Talleyrand nicht alle feinste Fäden seiner Politik ausspannen und mit tausend unsichtbaren und liliputischen Stricklein den deutschen Riesen, der seine Kräfte gegen Frankreich fühlen gelernt hat, nicht so zusammenschnüren und fesseln, daß er seine Glieder nach keiner Seite hin frei bewegen kann und endlich an verbissenem Ärger oder an langsamer Lähmung sterben muß? Was wäre den Franzosen lieber, als Deutschland in fünf, sechs oder gar in zehn, zwanzig Staaten zu zerstückeln, die an Macht einander ungefähr die Wage hielten, und dann unter dem Namen Bundesstaat ein System der Zwietracht einzuleiten, wo jeder voll Argwohn und Tücke den andern und seine geringsten Schritte belauerte und mißdeutete? Es würde die äsopische Eiche werden, wo der Adler und die Sau, einander fürchtend und belauernd, mit ihrem ganzen Geschlechte den Tod fanden, und wo die Katze, deren Bosheit den Argwohn ausgesät und genährt hatte, endlich aus ihrem Hinterhalte hervorkroch und die Leichen verzehrte. Können wir einen Augenblick zweifeln, daß die französische Katze nicht auf unsere Leichen mit Lüsternheit lauert? Die Franzosen wissen zu gut, daß sie uns nicht gewachsen sind, wann wir zusammen für *einen* Mann stehen, und daß sie zerspalten und entzweien müssen, um uns und unser Land zu bestehlen.

Englands Politik in Hinsicht Deutschlands ist in jeder Hinsicht engherzig und erbärmlich, in Hinsicht Preußens undankbar und schleichend, welchem es doch am meisten zu verdanken hat, daß es wieder in Hannover ist, daß es gebietend in Belgien und Holland steht, und daß es sich in Spanien nicht mehr in dem gewaltigen Kampfe verbluten muß. England zeigt es klar, daß es Deutschland nicht stark machen will, daß es Preußens Stärke eher verkleinern als vermehren will. Nun die Angst vor Frankreich vorbei ist, tritt der alte Krämer wieder auf, der unsere Meere und Ströme beherrschen und ganz Deutschland womöglich in ein englisches Warenlager verwandeln will. England möchte gern auch mächtig in Deutschland stehen und es in einer Abhängigkeit erhalten, daß es sich nie in eigener Freiheit bewegen könne. Und wie schlecht erscheint es, und mit welchem kleinlichen und unverschämten Geize tritt es bei uns auf, wenn man es mit dem Kaiser Alexander von Rußland vergleicht! Dieser hat Oheime und Schwäger und Vettern und Schwestern, welche auf deutschen Fürstenthronen sitzen; aber er hat seinen Ruhm lieber gehabt als seine Sippschaft und für sie nicht um Land und Volk gemäkelt und geworben. England hingegen, mit welchem plumpen Eigennutze stellt es sich hin, und wie läßt es sich von einigen hannoverschen Aristokraten leiten und durch deren kleinliche Vorteile gegen die einzige Macht mißbrauchen, wodurch Deutschland in sich selbst sicheren Halt und gegen Frankreichs Ehrsucht die nötige Festigkeit gewinnen könnte! Es ist wirklich empörend, daß es Preußen Länder und Herrlichkeiten abdringt und Deutschlands und Preußens Sachen gern so schwächlich einrichten möchte, daß sie immer von dem Schwanze seiner Politik nachgeschleppt und in alle Kriege hineingerissen werden müßten, in welche es mit Frankreich oder den bourbonischen Häusern verwickelt werden könnte! O diese Fremden! Der eine macht es mit uns, wie der andere es gemacht hat; alle wollen sie von uns stehlen und rauben und unsre Ehre und Macht in Abhängigkeit halten. Doch gottlob! unsere Blindheit fängt an sich zu erhellen, und nicht Jahrhunderte mehr, vielleicht nicht Jahrzehnte mehr werden wir es dulden, daß die Ausländer uns so unverschämt berauben und ausplündern, ja daß wir jedes Jahrzehnt die Aussicht haben, daß Russen oder Franzosen oder Engländer oder endlich gar an Ruhm und Geld verarmte Dänen und Polacken kommen, sich die wiedergesammelten Schätze abzuholen und unsere wiederaufgebauten Städte und Dörfer abzubrennen und unsere wiederaufgemauerten Festungen in die Luft fliegen zu lassen. Dem gerechten Zorn für das Vaterland ziemt eine

freie Sprache vor Gott und den Menschen, ihm ziemt die freieste Sprache, wenn ein Volk wie die Engländer zum Verbrecher an ihm wird. Mit diesem Volke, das die löbliche Sitte hat, seine Angelegenheiten und die Angelegenheiten der Welt auf das öffentlichste zu behandeln, das über Kaiser und Könige und Staatsminister und Feldmarschälle das erbarmungsloseste Gericht hält, brauchen wir eben nicht leise zu gehen. Nein, wir wollen seine Politik gegen uns schlecht und dumm und eigennützig nennen und den Wunsch laut und frei aussprechen, daß wir die deutsche Macht segnen und als unsre Retterin und Erlöserin preisen wollen, welche Franzosen und Engländer und Dänen einmal aus unsern Grenzen wegfegt. Nein, aller Welt wollen wir es sagen und mit Donnerstimmen in die Ohren donnern, daß nicht darum Hunderttausende unserer edelsten Jünglinge auf Deutschlands und Frankreichs Fluren begraben liegen, damit wir den Engländern den Zwanghandel bei uns erkämpften, und damit das junkernde Königreich Hannover gestiftet werden könnte.

Daß Bayern und viele andere Kleine in Deutschland so wütend auf Preußen sind und ein so wildes und rasendes Geschrei gegen dasselbe erheben, davon ist der Grund sehr leicht zu finden und hie und da schon an mehr als einer Stelle von uns angedeutet worden. Bayern treiben mehrere Gründe. Zuerst ist es auf Preußen neidisch und eifersüchtig, es möchte gern auch etwas Großes und Mächtiges werden, fühlt aber, daß es das Zeug dazu nicht hat, und daß es sich mit Preußen nie zu gleicher Höhe erheben wird; zweitens wird es von einem bösen Gewissen gestachelt, welches jede Haltung und Ordnung, die das Vaterland gewinnen könnte, als eine Einschränkung und Hemmung seiner bodenlosen Willkür fürchtet und aus der Ferne vielleicht auch vor einer Vergeltung zittert; drittens fürchtet und haßt es mit vielen anderen kleinen Fürsten von Natur jede deutsche Macht, welche im Reiche Ordnung und Gesetzlichkeit stiften könnte. Darum gönnen sie fremden Unterdrückern viel lieber die Herrschaft über Deutschland als einem deutschen Staate, der mit so gewaltiger Hand durchgreifen könnte, daß sie einmal dem Vaterlande gehorchen und in gebührender Abhängigkeit dienen müßten. Ein fremder Eroberer und Überzieher erlaubt seinen Helfershelfern gern die ungerechtesten und willkürlichsten Gewaltstreiche, weil die grelle Farbe seiner Taten dadurch immer in etwas gemildert und mancher böse Leumund gewissermaßen von ihm abgeleitet wird. Wir wissen ja, wie viele solcher Ableiter Napoleon weiland verruchten und verfluchten Andenkens bei uns gefunden hat, welche ihm die meiste und brennendste Schande von den Schultern

nahmen und auf die ihrigen luden. Die meisten dieser kleinen Herren sind von einer wütenden Bremse gestochen, welche ihnen noch immer keine Ruhe läßt, und welche ihnen sogleich wieder zum Abfall von dem Deutschen Reiche Lust machen würde, sobald sie nur Hoffnung sähen, daß ein fremder Räuber bei uns eine napoleonische Rolle spielen könnte: sie haben den siebenfältigen Souveränitätsteufel im Leibe, welches gar eine unheilbare Krankheit sein soll. Wirft man mir ein, sie wollen den preußischen Stolz und das herbe und schroffe Wesen der Preußen nicht, sie hassen darum Preußen und sehnen sich wieder nach Österreichs mildem Zepter, so will ich sogleich sagen, woraus diese sogenannte Sehnsucht entspringt. Sie ist auch keine Sehnsucht nach Österreichs Zepter; sie stellt sich nur so und heuchelt der gutmütigen Dummheit etwas vor. Österreich, wenn es die Kaiserwürde wiederannehmen wollte, und wenn es im Reiche wirklich mit der kaiserlichen Machtfülle geböte, wie ein deutscher Kaiser gebieten sollte und leider seit manchen Jahrhunderten nicht mehr geboten hat, würde ihnen ein Abscheu sein, wie ihnen Preußen und jede andere deutsche Macht ein Abscheu ist. Lieber schlaffe Regierung, zerrüttete Ordnung, Schändung der Ehre, Untergang des Volkes, Knechtschaft der Geister und der Leiber möchten sie, als eine deutsche Herrschaft, die auch herrschen könnte. Haben wir es nicht gesehen? Und werden wir es nicht sehen?

So ist Preußen von allen Seiten von Neid und Haß und Argwohn und Bosheit umstellt, und es muß auf seiner Hut sein, daß es sich in einem schwachen Augenblick von der schmeichelnden und heuchelnden Freundlichkeit seiner Hasser und Neider nicht blenden und überrumpeln lasse. Um Gottes willen muß es sich in acht nehmen, daß es die Gewalt und die Wehr nicht aus der Hand gebe und sich zwischen schlauen und neidischen Nachbarn und Nebenbuhlern nicht wehrlos hinstellen lasse. Wenn Mainz und Luxemburg nicht in seiner Gewalt sind und bleiben und von ihm und von seinen Bundesgenossen nicht besetzt werden, so steht es ohne Halt und Kraft am Rhein, und dann mag man wohl sagen, daß es von dem Niemen bis zum Rhein, von dem Kopfe bis zum Fuße wackelt. Dann haben Österreich, Frankreich und England erreicht, was sie wollen. Preußen kann dann nicht auf eigenen Füßen stehen, kann nicht seinen eigenen Weg wählen und gehen noch das übrige Deutschland denselben führen, sondern es wird von fremder Politik und von Verhältnissen und Begebenheiten, welche ihm und Deutschland die fremdesten sind, gezogen und geschleppt und muß vielleicht so lange in dem unseligsten Verhältnisse zwischen England und Frankreich hin und her wackeln,

bis es sich zu Tode wackelt. — Sagt man uns zum Troste, England bleibt, auch wenn es die hannoverschen Lande ansehnlich vergrößert und in Belgien und Holland die zweckmäßigsten Einrichtungen trifft, für sich allein doch immer zu schwach auf dem festen Lande und kann bei seinen mit Frankreich notwendig ewiglich feindselig bleibenden Verhältnissen keine andere Stütze finden als Preußen, worauf es sich gegen Frankreich lehnen kann, seine Bundesgenossenschaft mit Preußen hier ist zu natürlich, als daß sie leicht zerrissen werden könnte, so wollen wir dies gern glauben und die Notwendigkeit und Natürlichkeit dieses zwischen England und Preußen am Rhein bestehenden Verhältnisses gar nicht leugnen; aber der Bundesgenossenschaften sind vielerlei Arten. Ein ganz anderes Ding ist ein freies Bündnis und ein ganz anderes ein abhängiges. So muß Preußen stehen, daß es nach seinen Vorteilen handeln kann und nicht nach Englands Vorteilen handeln muß. Wie viele Kriege, die in Ostindien und Westindien und Amerika entspringen, würde England Preußen und Deutschland mit auf den Hals laden und gegen Frankreich mit ausfechten lassen, wenn es da gebieten könnte, wo es nur bitten soll! Und könnte Preußen in einer nicht freien und festen Stellung am Rhein durch Englands Zumutungen nicht gar einmal in die fürchterliche Bedrängnis kommen, daß es die Schmach auf sich laden müßte, sich mit Frankreich zu verbinden, wodurch es den Ruhm aller seiner Verdienste um Deutschland und alle seine gerechten Ansprüche auf deutsche Herrschaft preisgeben müßte?

Doch weg mit dieser Furcht, daß Preußen sich und Deutschland in Kleinmütigkeit aufgeben und sich von fremder List in eine Schwäche hineinspielen lassen könnte, welche notwendig immer neue Schwächen gebären müßte! Vielleicht hat dem ritterlichsten und tapfersten Kämpfer für die deutsche Freiheit jene Bescheidenheit und Demut am meisten geziemt, womit es durchaus nichts Zufahrendes und Eigenmächtiges getan, sondern auch sein Los der endlichen allgemeinen Entscheidung der versammelten Mächte heimgestellt hat, während Österreich und Bayern und manche andere, ohne irgendeine Entscheidung zu erwarten, recht keck vorweggenommen und sich in den Besitz gesetzt haben. Demut schmückt einen Staat wie den einzelnen Menschen, besonders nach einem so heiligen Kriege, als derjenige war, welcher eben mit Gott ausgekämpft worden; aber das wäre eine schlechte Demut, wenn Preußen sich nicht so stellte und hielte, daß jeder Übermut vor ihm zittern müßte. Wie wenn man ihm Entehrung zumutete, wenn man es wie einen Staat zu behandeln wagte, der sich

Abtretungen und Demütigungen gefallen lassen müßte, wenn man ihm die Unterpfänder der Sicherheit verweigerte, ohne welche es von dem Zufall und von dem Spiele einer fremden Politik abhängig werden müßte? O dann nur eine Stimme von ihm an seine treuen Kinder und an das bewundernde deutsche Volk, und hunderttausende gezückter Schwerter würden in einem Augenblicke blitzen, seine verletzten oder verweigerten Rechte zu verteidigen.

Nein, ein edler Stolz ziemt Preußen für Deutschland und für sich selbst. Eine Welt und ein ganzes hoffendes Volk sieht darauf als auf das glänzende Zeichen seiner glücklichen Zukunft. Denn soll eines von beiden sein, so ist bei Staaten das Gefühl *ich darf alles* doch tausendmal besser als das *ich kann nichts*. Preußen ist eine herrliche Rolle in der Weltgeschichte zugeteilt, in einem großen und ehrwürdigen Volke das Fürstentum zu führen; es würde Feigheit sein, wenn es diese Rolle aufgeben und einem schwächeren oder schlechteren Nebenbuhler überlassen wollte. Doch nein, das kann nicht sein, das wird nicht sein! Preußen wird durch sein eignes großes Herz, es wird durch den fortreißenden Strom der Umstände und Verhältnisse, es wird durch die Notwendigkeit des Kampfes um sein eigenes Dasein zu jener Höhe hinaufgetrieben werden, vor welcher ihm jetzt selbst noch schwindeln würde, wenn es sie sehen könnte, wie sie sein wird. O ich könnte weissagen, so klar steht Preußens und Germaniens Zukunft vor meiner Seele; aber ich will die Wonne der Gesichte in meiner Brust verschließen, deren Erfüllung nicht mehr in weiter Ferne dämmert.

Deutschland ist ohne Schirm, ohne Band, ohne Halt, ohne Gestalt, und die Fremden meinen, wieder nach ihrer alten Weise mit ihm spielen zu können; sie werden sich aber wundern, wohin dies Spiel mit ihnen fahren wird, wenn sie uns ferner mißhandeln und um den Lohn unserer Taten betrügen wollen, wie sie noch heute tun. Gottlob! es sind einige von uns, die nicht mehr schlafen, und die den Weg sehen, auf welchem uns allein zu helfen ist. Wir haben am längsten die Schande geduldet, daß jedes fremde Volk uns ungestraft hudeln darf; wir werden aufstehen in unserer Kraft, und sie werden erstaunen und zittern. Wie? Diese Herrnlosigkeit sollen wir uns gefallen lassen? Diese gleich schändliche Mäkelei und Gaunerei von Engländern und Franzosen? Dieses Tauschen und Verkaufen und Hin- und Herrücken, was sie mit unserm Volke und mit unserm Lande treiben? Endlich, diesen schändlichsten Hohn, daß sie uns in Paris und London ein geduldiges und knechtisches Volk von Schöpsen nennen, das sich die Peitsche geben lasse und dann seinem

Treiber und Ausveitischer, von welchem die Striemen flogen, noch die Hände lecke? Sie arbeiten vergebens, die Auflaurer und Diebe unserer Herrlichkeit, die uns durch die Gleichwägung vieler kleinen Kräfte und durch das Zwischenspiel, mit welchem sie dazwischentreten, so lahm und schachmatt zu stellen suchen, daß wir uns aus eigner Kraft gar nicht bewegen können und aus Ohnmacht zahm und friedselig sein müssen: eine Zahmheit und Friedseligkeit, welche sie als eine große Tugend an uns zu rühmen pflegen. Was sie auch zetteln und treiben mögen, um aus dem deutschen Riesen viele kleine Zwerglein zurechtzukünsteln und -zuschnitzeln, so gewahren sie doch nicht, daß ihnen der Riesengeist zu mächtig ist, der in der Zeit und in dem Volke lebendig wirkt und webt, und der sich durch keine gallische Hinterlist und britische Krämerkniffe verzwergen und verkleinern läßt. Wir können ruhig die Auflösung des großen Dramas erwarten, das nun über zwanzig Jahre schon in Europa gespielt wird; wir können uns auf den besten deus ex machina, auf Gott, verlassen, der den Knoten so lösen wird, daß wir jauchzend und frohlockend werden von der Bühne abtreten können. Wie verkehrt und verworren auch manches aussieht, und wie trüb es einem so oft auch wird, wenn man sich in der Verwirrung verliert, wir wissen, daß es so nicht bleiben kann, daß alles, was Dummheit oder Tücke oder Erbärmlichkeit auch Schlechtes und Elendiges zusammenzetteln und -machen mögen, vor der gewaltigen Zeit wie ein Nichts verwehen wird. Denn dies alles ist ja nur Vorbereitung und Vorgerüst, was die Leute machen, ohne daß sie wissen, wofür sie arbeiten; der rechte Baumeister aber sitzt drinnen im Kern und lächelt über die Kinderspiele und über das Kindergeschrei der Toren und Weisen, welche durch ihre Künste die Welt zu erhalten und zu erbauen meinen. Wer kann an einer großen und gewaltigen Zukunft Deutschlands zweifeln, da er das eine so klein und das andere so groß, das eine so toll und das andre so weise erblickt, und da er in diesen wunderbaren Gegensätzen erst die völlige Bestätigung hat, daß mit der Welt etwas Großes im Werke ist? Und wenn wir an uns Deutsche denken, haben wir Gott nicht gesehen sichtbarlich unter uns? Und wirkt und atmet seine lebendige Kraft nicht in uns, wie sie seit vielen Jahrhunderten nicht gewirkt und geatmet hat? Sehen wir das herrliche und erwachte Volk nicht und die wimmelnde Tugend, die sich in ihm regt und bewegt? Was alle Edelsten und Besten so innig fühlen und schauen, als jetzt Hunderttausende es bei uns fühlen und schauen, das bleibt nie Phantasie ohne Geburten, das muß notwendig einmal wirkliches, lebendiges Leben werden.

Wir haben lange und wüste Jahrhunderte hindurch viele dürftige und vergebliche Arbeit getan, welche doch getan sein mußte; unsre Wissenschaften und Künste waren mager geworden wie unsre Werke und Taten, und die Welt schien sich noch eben mit einem Atem von Leben dem Jüngsten Tage krank und matt entgegenzuschleppen — da ist uns mit einem Male, plötzlich, wie alle Wunder kommen, ein neues Zeitalter aufgegangen, und mit einem wunderbaren Ringen und Kämpfen spielen alle Kräfte der Welt und des Menschen das fröhliche Hochzeitsspiel, woraus die schönen Geburten hervorgehen sollen. In der Kunst, in der Wissenschaft, in dem Leben und im Staate ist alles Alte vergangen, und etwas Neues bereitet sich, oder auch jenes Alte tritt wieder vor, welches immer jung bleibt. Es ist eine große Epoche der Menschheit, wo der Rest der unklaren Verworrenheit und der unklaren und verworrenen Verhältnisse, worin sie als in einem halb poetischen, halb nüchternen Jugendtraume bisher noch hatte leben können, aufgeräumt wird. Jetzt soll alles zur großen Scheidung und Abklärung kommen, jetzt soll jedes in seine einfachen Bestandteile zurückgetrieben und auf den Elementen seines eigenen Daseins begründet werden, d. h. alle Dinge und alle Verhältnisse sollen zur Vernunft kommen.

Wendet man dies, was durch die ganze Welt der lebendigen Kräfte wandelt und sich nach allen Seiten hin, im Großen wie im Kleinen, in den auffallendsten und mannigfaltigsten Wundern offenbart, auf die Staaten an, so entdeckt sich auch da, selbst bei den schlechtesten und seelenlosesten Völkern, ein Streben nach einem abgeschlossenen und eigentümlichen Leben. Die Völker wollen sich in ihre natürlichen Bestandteile absetzen und alles Fremdartige und Feindselige, was Hader und Zank in ihr Leben bringt, von sich ausstoßen und austreiben; sie wollen sich vereinfachen und reinigen und in diesem Weltalter der Vernunft, welches nun beginnen wird, in einer neuen und gleichsam verjüngten kindlichen Unschuld wandeln. Wenn wir nun auf uns und auf Deutschland sehen, so werden dieselben auch ihren Einführer und Handleiter in die neue Zeit und ihren Reiniger und Auskehrer suchen; ja sie suchen ihn schon jetzt und werden ihn hoffentlich bald finden. Dieser Führer und Reiniger muß ein fröhlicher, mutiger und lebendiger Geist sein, der sich durch alle Hindernisse Bahn machen und sein Leben in kräftiger Fülle durch alle Adern und Nerven des großen Volkes ausgießen kann. Diesen großen und guten Geist, dem niemand in Deutschland die erste Stelle streitig machen kann und wird, will ich hier nennen, damit alle auf ihn merken und schauen: er heißt Preußen.

Wer soll Deutschland halten und schirmen, wenn Preußen es nicht schirmt und hält? Wer soll Vorfechter des Vaterlandes sein? Wer soll Vorfechter der Meinung und des deutschen Geistes sein? Wer soll der Wut der Fremden wehren und den Wankelmut der Eigenen befestigen, wenn es Preußens Stolz nicht kann? Wer soll die Bösen durch Schrecken und die Weisen durch Geist und die Guten durch Liebe regieren, als eben wieder das jugendlich kräftige und strebende Preußen? Wer endlich soll Deutschland auch hier in so vielen Beziehungen eine Gestalt und eine Bildung geben, wonach es sich so sehr sehnt, und die es unter dem drückenden und vorherrschenden Einflusse der Fremden niemals gewinnen kann? Wir betrachten dies, weil es unser größtes Wohl und Weh betrifft, etwas genauer und machen uns Preußens Verhältnis auch in dieser Beziehung klar, und die Dämmerung der Zukunft in unserer Seele und die nächste Entwicklung der Dinge wird uns fast zur lichten Morgenröte werden.

Wie schändlich Deutschland von den Franzosen und Engländern behandelt wird, wie schändlich es selbst von den schwächsten Fremden, z. B. sogar von den Dänen, behandelt werden darf, weil es in sich zerrissen und geteilt ist, das haben wir oben sattsam angedeutet. Seit drei Jahrhunderten ist es der Spielball einer fremden Politik gewesen, die es, wie ihr die Lust anwandelte, und wie Eigennutz und Herrschsucht sie trieben, nach Gefallen hin und her geworfen hat. Es hat wegen dieser traurigen Abhängigkeit von fremder Willkür und wegen dieses unruhigen und wilden Zustandes, wohinein die Fremden es unaufhörlich rissen, sein eignes Leben durchaus nicht entwickeln noch eine stille und feste Wirksamkeit haben können. Seit dem Jahre 1560 hat es deswegen seinen großen und eigentümlichen Charakter und seine herrliche Geschichte verloren und nimmer an die Taten und Werke der Väter reichen können bis auf diesen Tag. Deutschland ist das Herz Europas, wo es am ruhigsten sein sollte; an diesem Herzen haben sich Fremde festgesogen und die Zugänge zu demselben verengt: daher hat Deutschland seit jener Zeit an schlagischen Zuckungen gelitten, welche das ganze übrige Europa mitgefühlt hat. Die Deutschen selbst aber sind in dieser jammervollen Lage an Charakter und Würde so geschwächt und verkleinert worden, daß von der Tugend ihrer Väter kaum ein mattes Bild aus ihnen widerscheint. Wie Deutschland die große Bestimmung hat, in der Wissenschaft allen Völkern unsres Weltteils Führerin und Wegweiserin zu sein, so ist dem Volke, das einst an Freiheit und Gerechtigkeit alle andern übertraf,

auch die ebenso hohe Bestimmung geworden, ihnen für die politische Gesetzgebung künftig als ein glänzendes Muster vorzuleuchten. Damit aber diese politische Entwicklung in freudiger Selbständigkeit und Eigentümlichkeit möglich sei, müssen die Fremden erst aus dem Reiche gekehrt, und das Unglück von Westfälischen Friedensschlüssen und Wiener Kongressen, wo sie eigentlich bestimmen, wie es bei uns sein soll, muß ein unmögliches Unglück werden. Es muß in Deutschland eine Macht entstehen mit solcher Tatenfülle und Geistesstärke, daß sie alles Volk um sich versammeln und die Guten durch Liebe und die Schlechten durch Schrecken beherrschen könne. Diese Macht muß eine solche sittliche Gewalt haben, daß die öffentliche Meinung sich unter ihren Flügeln schirmen kann; das Volk muß etwas haben, worauf es wie auf einen Felsen bauen kann. Österreich hätte diese erhabene Rolle spielen können, wenn es nicht zu frühe durch zu weite Entlegenheit von dem rechten deutschen Leben durch falsche Ansicht und Behandlung seiner Verhältnisse und durch zu große Teilnahme an fremden Angelegenheiten und Vorteilen Deutschland und die Herrschaft, die es darin hätte gewinnen können, versäumt hätte. Österreich ward von den Türken gegen Osten und von den Italienern und Spaniern gegen Süden hingezogen und von dem Punkte, auf welchen es immer und unverwandt hätte blicken sollen, von dem Westen abgezogen; durch die Jesuiten aber, welche sich der Erziehung der habsburgischen Kinder und der Herrschaft des politischen Gewissens im Beichtstuhle bemächtigt hatten, ward es seit Rudolf II. unfähig gemacht, germanische Menschen zu bilden; es konnte sie also auch auf die Länge nicht beherrschen. Wäre Österreich dem Rheine näher geblieben, hätten die habsburgischen Kaiser Frankfurt, Straßburg, Zürich oder Freiburg zu ihrem Herrschersitz erkoren, wahrlich, alle Fürsten würden jetzt im Staube vor ihm knien müssen, und von den Hohenzollern könnte hier nicht so gesprochen werden, wie gesprochen wird. — Der Mut und der Geist herrscht und soll herrschen; wer die größte und kühnste Seele hat, der soll der Erste und Höchste sein. Die deutschen Völker wollen einen deutschen Herrn, der die Fremden aus dem Reiche treiben und die Fürsten im Gehorsam halten und den Reigen der deutschen Bildung anführen kann. Wer kann dieser Herkules Musagetes sein mit der Keule und mit der Leier, der unsre Ungeheuer vertilge und unsre apollischen Spiele beseele? Niemand anders als das Haus Hohenzollern; auf dieses schauen alle, welche ein Deutschland, ein von fremder Hudelei freies und in eigener Kraft und Ehre blühendes Deutschland wollen.

Österreich hat sich zu seinem Unglück mit fremden Völkern beladen, denen es nicht einmal gewachsen ist, und hat durch dieses Unglück kaum noch einen halbdeutschen Geist und ein Viertel deutsche Kraft; es steht mit seinen Vorteilen und leider auch mit seinem Herzen größtenteils außerhalb Deutschland. Preußen dagegen steht recht eigentlich in Deutschland festgewurzelt und eingeschlossen mit allen seinen Vorteilen und Strebungen; es muß hinfort mit Deutschland stehen oder untergehen. Und sollten wir bloß weissagen, sollten wir nicht die größte Gewißheit sagen, wenn wir sagen, das Haus Hohenzollern, das zehn bis zwölf Millionen deutscher Menschen beherrscht — noch nie beherrschte ein Fürstenhaus so viele — und in seinem Volke ein so gewaltiges Leben hat nähren und wecken können, wird vor allen Fürsten Deutschlands im Reiche gebieten und das zerfallene Reich wiederaufbauen? Es wird den deutschen Geist zu dem Gipfel seiner Glorie hinaufführen? Es wird die deutsche Liebe und Treue um sich versammeln und Ehre und Macht und Eintracht mit starken Händen stiften und erhalten?

Sie sprechen von zerstörtem Gleichgewicht, wann sich in Deutschland irgendeine deutsche Macht erheben und in die selbstmächtige Lage setzen will, daß sie im Reiche Ordnung gebieten und den Feinden des Reiches, die auf seine Kraft und seine Schätze lüstern sind, wehren kann; sie schreien Zeter Mordio, als geschehe das ungeheuerste Unglück, als bebe Österreich in seinen Grundfesten, als müsse Altengland zittern, als habe Frankreich den Angriff eines Eroberers zu fürchten, wenn Preußen um eine kleine Landschaft verstärkt werden soll; und eine zahllose Menge deutscher Dummköpfe, die immer nur das Kleine sehen und die ganze kleine Erbärmlichkeit, wodurch wir der Spott der Völker sind, durchaus nicht missen wollen, schreit es ihnen mit dem heiligsten Eifer nach. Diese sind noch nicht genug gestäupt worden, sie wollen die französische Geißel und die Überschwemmung der Völker wiederhaben; und ich will ihnen wahrsagen, daß sie sie bald genug wiederbekommen werden. Ich will das Gleichgewicht nicht verspotten, wie Napoleon und die Erklärer und Verkünder seiner Tyrannei und seines sogenannten großen Bundesstaates getan haben. Das Gleichgewicht ist eine heilige Idee; es ist eine erhabene Idee der Natur, es muß also auch eine erhabene Idee der Vernunft und Politik sein, und daß es das ist, bedarf hier mit Beispielen nicht erläutert zu werden, da die ganze Geschichte von Beispielen wimmelt. Aber man prahle ja nicht mit dem europäischen Gleichgewicht und mit der europäischen Gerechtigkeit, solange so große und ehrwürdige

Völker, als die Deutschen und die Italiener sind, in Europa fast rechtlos und ehrlos dastehen und von den Fremden, die ihre Angelegenheiten entscheiden, auf die unwürdigste und unverschämteste Weise zerrissen und zerhudelt werden dürfen. Oder kann das europäische Gleichgewicht nicht bestehen, wenn diese beiden Völker nicht fremder Willkür preisgegeben bleiben und in eine Menge kleiner und ohnmächtiger Königtümer, Fürstentümer und Tyrannien zerrissen daliegen? Auch dies werden die Tröpfe nachbeten, wenn man es ihnen vorbetet. Deutschland ist das große Puppentheater des Gleichgewichts, worauf die übrigen Völker Europas spielen und sich ergötzen. Wie die Ärzte Lazarette für die Versuche haben, wo sie neue und gewagte Heilmittel probieren, so ist Deutschland recht eigentlich das Theater für politische Experimente; zu den Versuchen aber, die man bei uns anstellt, müssen wir, wie es sich von selbst versteht, die Kosten und die Knochen hergeben. Jedes Jahrzehnt, wenigstens jedes Jahrzwanzig, damit die Gleichgewichtslehre tätliche Erfahrungen sammeln könne, versammeln sich die Kriegsheere und Minister von ganz Europa auf unserm Puppentheater, stoßen alle in zierlicher Ordnung nebeneinander aufgestellte Puppen über- und untereinander, und nachdem sie ihnen die Kleider vom Leibe gerissen, Arme und Beine abgehauen und die Köpfe blutig geschlagen haben, gehen sie mit großen Verkündigungen an die schwere Arbeit, die getrennten Glieder wieder zusammenzusetzen, die geschlagenen Wunden zu heilen und sie von den Köpfen wieder auf die Füße zu stellen. Dieses große Werk nennen sie die Wiederherstellung des zerstörten Gleichgewichts und lassen bei ihrem Abzuge in alle Posaunen blasen und in alle Trompeten stoßen und sich von uns, nachdem sie uns alle zerarbeitet und zerstoßen haben, obenein noch als die Wohltäter und Befreier preisen. Und sie tun recht: Der deutsche Dummkopf, der durch Schaden nimmer klug werden will, muß so lange als Europas Hanswurst auf dem blutigen Puppentheater hin und her gezerrt, er muß so lange auf den Kopf gestellt, und sein faules Gehirn muß so lange gerüttelt werden, bis er begreifen lernt, wie heillos und schändlich mit ihm umgegangen wird. Nein, Europa kommt nicht aus dem Gleichgewicht, wann Deutschland ein mächtiges Reich wird, wann Italien einen König hat, und einen italienischen König und keinen fremden. Dann erst ist würdiges Gleichgewicht da, wenn edle und große Völker nicht mehr als die Sklaven oder Narren der andern behandelt werden dürfen. Wenn Deutschland einen Herrn hat, dann erst ist

Europas heilige Mitte gesichert; die Russen und die Franzosen und die Engländer dürfen nicht mehr freveln, aber auch Deutschland kann ihr Dasein nicht gefährden.

Soll ein deutsches Herz, welches fühlt, was die Deutschen sind, und was sie sein könnten, und was sie nach Gottes Bestimmung sein sollen, nicht trauern über unsre Schmach und Nichtigkeit? Soll es nicht ergrimmen über die Dummheit der Eignen und über die Schlechtigkeit der Fremden? Soll es nicht sagen, daß alle diese Elendigkeit, die man das wiederhergestellte Gleichgewicht nennt und als das Heil Deutschlands und Europas preist, eine Elendigkeit ist und nichts weiter? Soll es nicht sagen, daß wir durch unsre Zerrissenheit und Vielherrschaft als ein schwächliches, charakterloses, ja als ein nichtiges und dummes Volk erscheinen müssen, das von der ganzen Welt verhöhnt und verspottet wird? Daß wir im Kriege zuweilen noch als Männer erscheinen können, im Frieden immer als halbe Menschen und als halbe Bürger erscheinen müssen, welchen alles Gemeinsame und Volkliche, alle hohe Gestalt und aller hohe Stolz fehlt? Daß wir bei unsern durch uns selbst und durch die Fremden zersplitterten und gehemmten Kräften in den meisten Dingen in einer erbärmlichen Halbheit und Mittelmäßigkeit hangenbleiben müssen, daß wir nie jene hohe politische Ausbildung und Entwickelung erlangen können, wodurch unser ganzes Leben und Streben, und wodurch auch unsre Wissenschaft und Kunst einen höheren Schwung nehmen würde? Nein, laut und kühn wollen wir es sagen und verkündigen, daß das Alte vergangen ist, und daß das Neue werden muß; laut und kühn wollen wir es sagen und verkündigen, daß das Volk nicht da ist, damit Fürsten seien, sondern daß Fürsten nur da sind als Diener und Beamte des Volkes, und daß sie aufhören müssen, sobald das Volk ihrer nicht mehr bedarf, oder sobald sie sogar das Verderben dieses Volkes sind. Wer ist ein so unwürdiger Knecht und ein so schlechter Deutscher, daß er es jetzt noch wage, zu behaupten, daß das deutsche Volk knechtisch, unglücklich, zerrissen, dumm, von Eigenen unterdrückt und von Fremden verhöhnt sein und bleiben müsse, damit Kleinkönige von Bayern, Sachsen und Hannover, Großherzöge von Darmstadt und Baden und Herzöge von Mecklenburg und Nassau ihr elendes Fürstentum und unbeschränkte Willkür ferner treiben und das Vaterland jedem Elende und jeder Schande preisgeben können? Nein, das große und herrliche deutsche Volk darf nicht ferner schwächlich und verächtlich sein, damit einige kümmerliche Dynastien ihr Dasein

um ein paar Jahrhunderte, vielleicht nur um ein paar Jahrzehnte verlängern. Laut und frei muß jeder Biedermann es verkündigen und predigen, daß unser Volk in den jetzigen Weltverhältnissen untergehen, daß es der Raub der Franzosen und Russen werden, daß es ein zertretenes und erniedrigtes Sklavengesindel werden muß, wenn wir nicht einen gewaltigen Herrn bekommen, wenn nicht eine Macht in Deutschland erwächst, welche die Fürsten, die nun schon drei Jahrhunderte unser Elend machten, hinstellen kann, wo sie stehen dürfen, eine Macht, stark genug, alle zu halten und, wenn es sein muß, auch alle zu bändigen, eine Macht, um welche der deutsche Geist sich fröhlich versammeln, und durch die der deutsche Mut zu jeder Tugend und Herrlichkeit emporstreben könnte. O, auf allen Gassen wollen wir es ausrufen, jedem deutschen Mann von dem Bettler bis zum Fürsten wollen wir es zurufen, daß wir einen Herrn bedürfen, einen deutschen Herrn, und keinen englischen oder französischen oder russischen, und daß wir der Zukunft dieses Herrn und Königs von Deutschland warten, so wahr wir der Seligkeit warten.

Soll ich etwa heucheln und lügen in dieser Zeit und gegen diesen Gott, der sich diesen Völkern so gewaltig und so furchtbar offenbart hat? Soll ich etwa sagen, daß herrlich ist, was schwächlich, daß ehrlich ist, was hinterlistig, daß löblich ist, was schändlich ist? Soll ich den Leuten einbilden, daß man einen Löwen am Zwirnfaden führen und einen Elefanten mit dem Stecken treiben kann? Soll ich sagen, daß auf Felsen gebaut ist, was auf Sand steht, und daß Weise sind, die mir als Toren erscheinen? Soll ich sagen, was so viele verkündigen, die Welt werde sich nun wieder ein halbes Jahrhundert zur Ruhe legen und schnarchen und träumen können? Nein, ich sage die Wahrheit, ich sage, man hätte Frieden schließen können, und man hat ihn nicht geschlossen; man hätte Ruhe schaffen können, und man hat sie nicht geschaffen; man hätte dem reißenden und zerreißenden Wolfe, der uns zwanzig Jahre zerfleischt hat, die Zähne ausbrechen können, und man hat sie ihm nicht ausgebrochen. Neue und feindselige Keime des Haders und der Zwietracht sind ausgesät, wo man sich gebärdete, als wolle man die alten austilgen; der diplomatische Wind hat den Vulkan nur mit Asche und Sand bedeckt, aber nicht gelöscht, und furchtbar wird er zu seiner Zeit wiederausbrechen und seine verheerenden Lavaströme ausgießen. Darum soll keiner einschlafen, sondern auf Krieg und auf Getümmel sollen wir alle gerüstet sein.

Zittere ich vor dieser neuen Sündflut von Elend? Als

Mensch ja, denn es jammert mich eines Unglücks, das durch Weisheit hätte vermieden werden können. Zittere ich als Deutscher? Nein, denn mir ist nicht bange, daß wir nicht alle Kämpfe ritterlich bestehen werden. Die Not wird uns weiter führen, als die Tugend und Weisheit derer uns hat führen können, die für uns das Herz und der Kopf hätten sein sollen. Wir müssen wie die Feuersteine von Eisen und Stahl ja so lange zerschlagen werden, bis alle Funken aus uns herausfliegen, aber dann werden wir auch eine Flamme anzünden, daß alle Welt erstaunen und sich freuen wird. O braves und biedres deutsches Volk, verzage nicht, habe guten Mut, wie schlecht es äußerlich auch mit dir aussieht, und wie hinterlistig man auch alles stellt, damit du dir deiner jugendlichen Riesenstärke und der gewaltigen Kraft deines Gemütes nimmer bewußt werden sollst! Der Gott, der mit dir war und so Großes mit dir vollbrachte, wird auch ferner mit dir sein und Großes vollbringen; er ist noch in dir, er lebt und wirkt noch lebendig in dir, und seine allmächtigen Donner und Blitze werden aus dir herausschlagen und alle deine Widersacher vor dir zerschmettern, wann dich die Gefahr wieder anbraust. Der Geist dieser Zeit ist ein lebendiger Geist, diplomatische Listen fesseln ihn nicht, Siegel und Urkunden binden ihn nicht: nur durch hohen Mut und durch Wahrheit und Gerechtigkeit läßt er sich zähmen; durch Geschrei von Jakobinern und Demokraten und Aufrührern und Tugendbündnern läßt er sich nicht scheu und blöd machen, sondern geht seinen gewaltigen Weg freudig fort. O wir alle haben vor zwei Jahren noch nicht gewußt, wieviel du wert warst, stillestes und christlichstes aller Völker, wir haben es erst in diesen beiden jüngsten Jahren gelernt; und wir wissen nun, daß du nicht verderben kannst, und daß wir nicht verderben können. Wie könnten wir denn zittern vor dem Sturm, der wieder über unsere Grenzen brausen, vor der inneren Zwietracht, die uns wieder zerreißen wird! O kaum mit einigen Funken der Begeisterung hat man dich zünden lassen, deutsches Volk; in den meisten deiner Länder hat man sogar hinterlistig gearbeitet, die mutigen und strebenden Geister in dir zu ersticken, man hat als Wahn und Tollheit verschrien, was deine heiligste Pflicht und deine höchste Tugend war — und doch hat dein frommes und treues Herz dir gesagt, welchen Weg du wandeln solltest, und du bist ihn gewandelt mit einer Heldengröße, die unserer Zukunft immer lebendigere Tugend und größere Taten gelobt.

Ja, er wird kommen der neue Kampf, sie wird aufblitzen die neue Flamme der deutschen Begeisterung und des deutschen

Ruhmes. Wie ein Strom, der, anfangs klein und namenlos, von Meile zu Meile seines Laufes immer von neuen Bächen und Quellen vermehrt und geschwellt wird und endlich in freudiger Fülle dem Meere zubraust, so wird die Meinung, eine öffentliche und deutsche Meinung, die jetzt kaum hie und da als ein stilles Bächlein rieselt, das von vielen frechen Händen mit Unrat besudelt und mit Schutt verstopft wird, endlich als ein voller und mächtiger Strom durch das ganze Volk dahinbrausen und durch keine ängstliche Späher und Auflaurer mehr zu hemmen sein. Die Elenden, welche ein böses Gewissen plagt, oder deren satte und faule Dummheit die ganze Welt wie den Ochsen an seiner Krippe wiederkäuen lassen möchte, mögen es versuchen, wie sie wollen, die Kühnheit der Geister zu lähmen und die Freiheit der Gedanken zu schmälern, es wird ihnen nicht gelingen. Denn wahrlich, die Zeit wird kommen, wo mehr als ein Verräter, den die Gutmütigkeit des Volkes bis jetzt verschont hat, mit Zittern über den Rhein fliehen wird; die Zeit wird kommen, wo man Fürsten, die wider Deutschland freveln, nicht mehr unglückliche Verblendete, durch die Angst für das Wohl ihrer Untertanen in einer falschen Politik mißgeleitete Männer nennen wird, sondern wo man den einen Hochverräter nennen und als einen Hochverräter strafen wird, der den Eidschwur gegen sein Volk bricht und sich mit fremder Schande und Hinterlist gegen das Reich verbündet. Denn wenn die Bösen nicht vor der Strafe zittern, mögen die Guten des Vaterlandes Ehre und Freiheit nicht lange behaupten. So gewaltig wird die Majestät des Männerwortes und so gefürchtet wird die Stimme eines Biedermannes werden, wie sie in der freien Britannia ist, wo die Ungebundenheit der Schrift und der Zunge die Dummheiten so lange geißelt und die Verbrechen so lange anklagt, bis diese vor Gericht gezogen und jene in die Finsternis zurückgescheucht werden, wohin sie gehören. Bald werden alle Deutschen verstehen, worauf es bei der Freiheit eines edlen Volkes ankommt, sie werden sagen, wie jener Engländer sagt*):

„Laßt es in eure Herzen gegraben werden, laßt es in eure Kinder geträufelt werden, daß die Freiheit der Presse das Palladium aller bürgerlichen, politischen und kirchlichen Rechte des Engländers ist!

„Die Freiheit der Presse ist unsere einzige Hilfe. Sie wird ein Gehör befehlen, wann jeder ehrliche Mann im König-

*) The letters of Junius. Preface.

reiche ausgeschlossen ist. Dieses glorreiche Vorrecht mag so gut eine Sicherheit des Königs als eine Hilfe des Volkes sein. Wäre keine Sternkammer*) gewesen, so würde kein Aufruhr gegen Karl I. gewesen sein; die beständige Zensur und Warnung der Presse würde sein Betragen gebessert, einen Bürgerkrieg verhindert und ihn von einem schimpflichen Tode gerettet haben."

Ja, sie hassen dich, edles, mutiges und stolzes Preußen, einziger Staat, wodurch wir im Innern Halt und nach außen Schutz bekommen können, sie hassen dich mit kleiner und tückischer Seele voll Groll und Neid, weil sie die Verwirrung lieben und die Buhlerei mit den Fremden, wodurch die Herrlichkeit und Majestät des deutschen Volkes nicht mehr emporwachsen und blühen kann. O freue dich! Es ist dein Ruhm, daß sie dich hassen, es ist ein Beweis, wie groß du bist, und wie großes Leben in dir atmet. Von feiger Furcht, von kleinlicher Herrschsucht und Habsucht getrieben, zetteln sie mit den Fremden das Netz zusammen, wodurch die starken Glieder des germanischen Riesen so gebunden werden, daß er sich nicht bewegen und in seiner Kraft und Furchtbarkeit erheben kann. Das nennen sie deutsche Freiheit stiften und europäisches Gleichgewicht stiften und lassen sich die Weisen, die Vorhersehenden, die Vaterlandsfreunde und Vaterlandsretter nennen. O laß sie nur zetteln und bübeln, laß sie ein gedungenes und ungedungenes Heer von Herolden immer in die Trompete der Fama stoßen, wir wissen sie, wir kennen sie, wir werden ihre Namen zu seiner Zeit, wann die bittre Frucht ihrer herrlichen Taten von allem Volke gekostet wird, nicht verschweigen, und zwischen den beiden Ehrentiteln Dummkopf oder Verbrecher soll ihnen dann die Wahl bleiben. Ein Minister eines kleinen Staats, den er zu einem großen Staat gemacht zu haben meint, hat öffentlich gesagt: „Alle Mächte Europas müssen sich vereinigen, das Emporstreben Preußens zu hemmen und seine Macht zu verkleinern; ein Staat, der in einem so zerrütteten Zustande, wie wir ihn zuletzt sahen, dreimalhunderttausend Mann ins Feld stellen und durch seine Großtaten alles erstaunen kann, ist der Freiheit und dem Gleichgewicht der deutschen Mächte der gefährlichste, er hat einen Wolfshunger, der alles verschlingen wird, wenn man ihm die scharfen Zähne nicht ausbricht!" — So meinen sie und unterhandeln sie und fürchten sie Preußen, so suchen sie seine Kraft zu fesseln und es in fauler Ruhe neben die übrigen deutschen Staaten hinzulegen, damit wir alle wieder in die alte jammer-

*) Ein willkürliches, vom Hofe abhängiges Blutgericht.

volle Starrsucht versinken, und damit die fröhlichen und lebendigen Geister von uns weichen, welche den deutschen Namen in diesen letzten beiden Jahren wieder zu einem geschichtlichen Namen gemacht haben. Die Staaten Deutschlands sollen als vier bis sechs große und eine Menge kleiner Kugeln nebeneinander liegen, in deren keiner so viel selbsttätige Kraft ist, daß sie sich oder die andern bewegen kann. Den Fremden gönnen wir immer, was wir keinem deutschen Herrscher gönnen, und die französische oder englische Faust ist bestimmt, unter diesen Kugeln zu rühren und mit ihnen das blutige Bosselspiel wiederzubeginnen. Dann mögen wir, wann die eine schmetternd gegen die andere stößt und keiner da ist, der hemmen und halten kann, soviel wir wollen ach! und weh! schreien. Es ist zu spät, und kein Gott wird uns den eisernen Staupbesen abnehmen, den unsre Dummheit und Schlechtigkeit nur zu sehr verdient hat. Und über Preußens Wolfshunger schreiet ihr und macht ihm zum Verbrechen, was jeder kleinste von euch sich als eine Tugend anrechnet! O ich wollte, daß Preußen einen Magen hätte, der Mühlsteine verdauen könnte, denn es würde des ganzen Vaterlandes Heil sein. Denn es sind da, die nicht eher aufhören werden, gegen jede deutsche Tugend und Ehre zu bellen und zu kläffen, bis sie verschlungen sind. Ein Löwe hat die Stärke und die Furcht mit sich, er kann dräuen und schirmen und das Gebiet von dem kleinen und verderblichen Raubgesindel reinigen. Wir haben der Füchse und Luchse und Marder und Iltisse, ja der Ratten und Mäuse zuviel, die unsere Herrlichkeit zerreißen und zernagen, und gesegnet soll uns der edle Leue sein, der diese alle mit einem Atemzuge seines Rachens in sich hineinziehen und zermalmen kann.

Ja, zittert nur, ihr, die einer schlechten Sache schöne und gleißende Namen und Scheine umhänget, zittert nur vor Preußens strebendem Stolz und allen Gefahren überlegenem Mut, zittert nur vor dem kühnen und flammenden Geist des edlen Volkes, ihr werdet ihn mit euren kleinen und schleichenden Künsten und Listen nicht hemmen, ihr werdet mit euren gegrabenen Bächlein den gewaltigen Strom der Weltgeschichte nicht ableiten, der für Preußen fließt und durch Preußen für Deutschland fließen soll. Preußen hat von jeher fast über seine Kräfte gewagt; daher ist es groß geworden und hat in der Weltgeschichte unter den großen Mächten einen Platz und einen Namen gewonnen. Ihr werdet die Riesenseele nicht erwürgen, die ihren Leib sucht, und die ihn finden wird, allen ihren Widersachern und Neidern zum Trotz. Ihr sitzt und lauscht in der Mitte unseres Vaterlandes, ihr Bayern und Hannoveraner, und wollt von unserm Herzen

aus die Kraft des Volkes schwächen und lähmen und uns wieder zum Spielball der Fremden erniedrigen; Preußen ist die erhabene Rolle geworden, und es wird sie würdig behaupten, die Rolle, gegen Osten und gegen Westen die Tore des Reichs zu bewachen und die Wut und Habsucht der Fremden davon abzuhalten. Wo wären wir geblieben ohne den Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm und ohne den großen König Friedrich II. vor hundertundfünfzig und vor sechzig Jahren? Ohne sie hätten die Fremden, die Schweden, die Polen und die Russen, unser Land und Volk wahrscheinlich schon bis an die Oder verschlungen, und die in der Mitte müßten zittern vor dem fremden Joche, wenn Preußens Herrscher nicht so herrlich den Degen geführt hätten. Und das ist die Glorie Preußens bei der Vergleichung, die sich von selbst aufdringt, daß ganz Deutschland hundertundsiebzig Jahre Österreich die Ostgrenze hat decken helfen müssen, und daß Preußen die seinige allein gedeckt hat durch die Weisheit und Tapferkeit seiner Herrscher und durch den unbezwinglichen und kriegerischen Sinn seiner Bewohner. Dieses Preußen, das den Osten so mächtig bewahrt hat, das selbst von so gewaltigen Königen, als Karl Gustav und Karl XII. von Schweden waren, nicht hat zertrümmert werden können, wird auch unsern Westen bewahren. Wann Preußen am Rhein festgewurzelt steht, dann erst werden die Rheinischen Lande die ewige deutsche Erde heißen, und dann erst werden unsre durch die Welschen abgerissenen deutschen Brüder mit der Hoffnung der Wiedervereinigung zu uns hinüberblicken können.

Alles dieses ist für Preußen gesprochen. Ja; aber es ist mehr für das deutsche Volk gesprochen. Ich habe Preußen gelobt, nicht weil es Preußen heißt, sondern weil es mir das einzige deutsche Land scheint, welches die Nichtigkeit Deutschlands zur Herrlichkeit erheben kann. Ich würde Bayern und Hannover ebenso loben, ja, ich würde Nassau und Waldeck loben, wenn ich in ihnen die Fähigkeit gewahrte, den Reigen unserer Geschichte zu führen und das Fürstentum über die Fürsten und über das Volk zu verwalten. Wir haben die Weltgeschichte wie in ihrer Geburt gesehen, wir haben die Zeit gleichsam zu ihren Quellen zurückfließen gesehen, wir haben in fünfundzwanzig Jahren Jahrhunderte, ja Jahrtausende vor uns abrollen gesehen, wir haben Gott selbst als den Führer unserer Schlachten, als den Retter und Befreier mitten unter uns gesehen — und wir sollten glauben, daß so Ungeheures und Gewaltiges geschehen und Göttliches und Himmlisches offenbart wäre, damit wir nichtiger und elendiger als je wiederhingestellt würden,

den Franzosen zum Raube, den Engländern zum Spiel und aller Welt zum Spott und Hohn? — O, daß ich Millionen Zungen hätte für diese eine! Daß meine Worte Donnerstrahlen und meine Gedanken Blitze würden, die in jede deutsche Brust einschlügen und sie entzündeten! Daß ich unsern Schimpf und unsere Schmach, unsre Not und unsre Gefahr allen in das Herz brennen könnte! Daß ich alle mit edlem Haß entflammen könnte gegen unsre äußeren und inneren Feinde! Daß ich alle mit der Liebe des Vaterlandes entflammen könnte, welcher es endlich unerträglicher würde als der Tod, länger die Jämmerlichkeit zu dulden, daß wir, welche die Stärksten und Gewaltigsten in Europa sein könnten, als das ohnmächtigste, dümmste und unmündigste Volk dastehen müssen! — O du Gott, der uns so wunderbarlich von der jüngsten Tyrannei errettet hat, o ihr Seelen der Helden, die ihr droben von den lichten Sternen auf die irdische Not herabschauet, lasset uns nicht wieder versinken in Faulheit und Gleichgültigkeit, lasset uns nicht wieder werden wie die Steine und Klötze, die kein Vaterland und keine Seele haben. O erhaltet uns den Geist der Frömmigkeit und der Tugend, den Geist des Stolzes und der Freiheit, womit ihr uns angewehet habt — und die Listen unsrer Feinde und die Torheiten unsrer Freunde werden nicht mächtiger sein als Germaniens Verhängnisse, wir werden endlich erhalten, wonach wir uns sehnen, ein von fremden Völkern gereinigtes Deutschland, ein starkes, freies und glorreiches Vaterland. Amen!

Arndts Werke

Auswahl in zwölf Teilen

Herausgegeben

mit Einleitungen und Anmerkungen verſehen

von

Auguſt Leſſon und Wilhelm Steffens

Mit drei Beilagen in Gravüre und Kunſtdruck,
einer Fakſimilebeilage und drei Textbildern

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutſches Verlagshaus Bong & Co.

Arndts Werke

Zwölfter Teil

Kleine Schriften III

Herausgegeben

von

Wilhelm Steffens

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Va 500 12

Alle Rechte vorbehalten

Druck von Ballberg & Büchting (Inh. C. A. Riepsig), Leipsig

Inhalt des 12. Teiles.

	Seite
Belgien und was daran hangt	7
Nekrologe	85
G. A. Reimer	87
Gneisenau	94
1848—1850	119
Mein Glaubensbekenntnis für die deutsche Gegenwart	121
Polenlärm und Polenbegeisterung	127
Aufsätze aus der „Deutschen Zeitung“	131
1. Zur deutschen Einheit	131
2. Die fertige Tatsache	139
3. Der deutsche Gedanke	147
4. Vom deutschen Reich	155
Die Frage um Schleswig-Holstein	161

Belgien und was daran hangt

Ruft nicht Feuer, eh' das Haus gebaut ist.

1834

Es begab sich — vor sieben Jahren glaube ich — als ein sichtbarer Komet im Herbste am Himmel stand, da kam ich in den letzten Tagen des Weinmonds um die mitternächtliche Stunde aus einer Stadtgesellschaft und wanderte durch das Koblenzer Tor meinem Gartenhäuschen zu. Als ich nun an die Spitze des Baches kam, der längs der Heerstraße hinläuft, fand ich an diesem Bache einen Menschen auf dem Uferrande so liegen, daß seine Beine fast in den ziemlich angeschwollenen Bach hinabhingen. Ich faßte ihn an und suchte ihn aus dem Schlafe falscher Sicherheit aufzuschütteln; denn bei der kühlen Herbstnacht, die schon weiße Reifen zeigte, hätte aus diesem Schlafe leicht ein nimmer erwachender werden können, zumal da ich aus seinen schweren Gliedern und den dumpfen, lallenden und verworrenen Tönen seiner Stimme bald merkte, daß eine zu starke bacchische Fracht ihn hier zu Fall gebracht haben müsse. Es war ein ganz stattlicher Mann, wohl gekleidet, ungefähr in der Art wohlhabiger Landleute. Nachdem ich ihn nach einer Viertelstunde Arbeit auf die Beine gebracht und eine andere Viertelstunde bedurft hatte, ihn mit unsäglicher Mühe im Schweiß meines Angesichts einige hundert Schritt weiter bis an mein Gartentor zu schleppen, wobei er mir die linke Schulter fast eingedrückt hatte, wollte ich ihn ins Haus unter Obdach führen, konnte ihn aber dazu schlechterdings nicht bewegen, indem er erklärte, er schäme sich zu sehr vor fremden Leuten, und ich möge ihn doch nach K., eine halbe Stunde von meinem Hause, wo er wohnte, auf den Weg begleiten. Was war zu tun? Ich pflanzte ihn auf die Bank, lief ins Haus und zog einen strapazierlichen Überrock an, wie er sich für solche Nachtfahrt schickte, und so geschwind zurück zu meinem Geschäfte. Mein Gesell war unterdessen von der Bank wieder in die Knie gesunken, zum Glücke nicht rücklings in den Bach, sondern vorwärts in den Staub. Ich brachte ihn mit großer Arbeit wieder in die Höhe und hatte nun eine

ſehr ſchwere und langſam vorrückende halbe Stunde mit ihm, bis die Bewegung ſeine Glieder und mit ihnen ſeinen Geiſt allmählich zu beleben ſchien. Er begann nun ſelbſtändig zu werden und mit den eigenen Füßen zu wandeln, ſo daß er ſeine Laſt nur zuweilen noch an mich lehnte. Sein erſtes lichteres Bewußtſein tat ſich kund in der Erkundigung nach meinem Namen, und als er dieſen gehört, in allerlei welſchen Komplimenten. Als mich das aufmerkſam machte und ich in welſcher Sprache einige kurze Fragen an ihn tat, ſtotterte er über Italien, Spanien, Polen allerlei buntes Zeug durcheinander, woraus ich lernte, daß er Sergeant im franzöſiſchen Heere geweſen. Bald darauf gelangten wir an einen Kreuzweg, und er wollte nun durchaus den Seitenweg linker Hand nehmen, der durchs Feld wieder auf die Landſtraße führt; und als ich ihm zu beweiſen ſuchte, daß er ſo nimmer nach K. komme, ſtand er plötzlich umgewendet ſtill und rief, einem Erſtaunten und Erſchrockenen gleich: „O K., was wirſt du ſehen? Oh mon Dieu, mon Dieu, quel déshonneur! Ja, Herr A., das ganze Dorf wird blutrot werden vor Scham, daß einer ſeiner Notabeln in ſolchem Zuſtande von einem Profeſſor auf der Landſtraße gefunden iſt.“ Darauf zum Himmel ſchauend und die rechte Hand gegen den Kometen hinaufſtreckend, ſchrie er: „Iſt das der Komet oder iſt es der Erzengel Luzifer? Oh grand Frédéric, comète des rois, second Marc Aurèle, blitzeſt du von dieſem Kometen auf mich beſoffenen S....b herab? Oui, Mr. A., c'est le comète, n'est-ce pas? C'est le champ des héros, c'est-là, que Frédéric le Grand et Napoléon — oh mon Napoléon! — s'embrassent.“ Ich ſtaunte, wo er dieſe Floskeln aufgeleſen haben könnte; vielleicht in irgendeinem franzöſiſchen Roman. Darauf ward er wieder zärtlich und deutſch und rief, immer den Blick zu dem Kometen gewendet: „O du großer König, ſage deinem Enkel, ſage unſerm guten König Friedrich Wilhelm, was es für Zeit in der Welt iſt, und wie es uns Bauern geht. O der gute, liebe König, wenn er das ſo wüßte!“ Von hier ging's wieder auf niederem Socken in die niedere Region des Lebens hinab bis auf die Kornſpeicher und Kuh- und Schweineſtälle; dann zum Schluß bis an das Dorf eine komiſche Geſchichte von einem ſpaniſchen Hunde perro und einem ſpaniſchen Mädchen, das nichts weniger gewollt hatte, als ihn mit einem Meſſer durchbohren. Als wir ins Dorf kamen und der Hahn die zweite Nachtwache krähte, flogen wieder die großen Ideen in ihm auf. „Oh jours radiants de ma jeunesse!“ und dann ſchrie er ein ſo donnerndes „Vive la Grande armée! Vive

l'Empereur!" daß gewiß alle Kinder aus dem Schlafe erwacht ſind. Darauf ſchwatzte er über Napoleons Grab auf Sankt Helena, fragte, wo die Aſche des großen Friedrich ruhe, und als ich ihm Potsdam als die Königsgruft nannte: „Ja, nach Potsdam, Tränen weinen auf dem Grabe des Helden! Ich muß nach Potsdam!" Als ich ihm bemerkte, daß wir im Dorfe ſeien, und daß er ins Bett müſſe, zog er mich mit einer Art Gewalt, die faſt dem Zorn ähnlich ſah, ſo daß ich dabei ſtutzig ward, in welche Rolle wir möglicherweiſe übergehen könnten, und ſo im geſchwinden Lauf bis an das Tor ſeines Hauſes. Hier bat er mich ganz verſtändig, ja er flehete dann wieder mit den pomphafteſten Worten und wollte mir ſogar einen Schwur abnehmen, ſeines Namens nimmer zu erwähnen; was ich ihm ohne Schwur verſprach. Nun ward ſeine Trunkenheit zärtlich, und er wollte mich zur letzten Belohnung umarmen und küſſen, was ich mit Mühe ablenkte, indem ich es bis zu den Zeichen geſchehen ließ. Ich öffnete ſein Hoftor, einen ländlichen Überbau mit gedroſchenem Stroh gefüllt, und ſchob ihn ſanft in deſſen weich gewölbte Bauſchung hinein, ſicher, daß er auf dieſem Schlachtfelde der Flegel und Ähren keinen vor Froſt zähneklappenden Strohtod ſterben würde. Dies hat ſich denn auch ſpäter durch den Augenſchein beſtätigt. Ich bin dem Manne nachher öfter begegnet, ohne daß ich eine Spur weder von Beſchämung noch von Dankbarkeit an ihm bemerkt oder von ihm vernommen hätte. Der Komet und die Geiſter der Helden und die Träume glänzender Tage der Jugend und des Ruhms und die ganze dreiſtündige Nachtgeſchichte — denn erſt um drei Uhr früh war ich zu Hauſe — ſind alſo wahrſcheinlich wie ein neblichtes Herbſtnachtgeſicht in ſeiner Phantaſie auf ewig untergeſunken und mögen darin wohl bis zum Jüngſten Tage ſchlafen.

Aber wozu dieſe alltägliche Geſchichte von einem durch Wein Verrückten? Wozu? Gleichſam als einen tollen Traum zu den Träumen der Zeit und aus der Zeit, die ebenſo unter dem Einfluß und Glanz von unbekannten Kometen mit Klängen und Namen großer Menſchen, Taten und Erinnerungen ſpielt und heute ſchon wieder vergißt, was ſie geſtern auf das lebhafteſte geträumt hat; auch wohl als eine Entſchuldigung wegen meines Traumes von Träumen, wie der Inhalt dieſes Büchleins ſich vielleicht herausſtellt; vielen aber, die es noch gelindeſt zu beurteilen meinen, gewiß bedünken wird.

Solches Gefühl, das doch faſt einem Vorgefühle gleicht, ſollte warnen. Aber ich frage mich: Wenn alles dreinſpricht

und dreinſchreit und jede verſtändige Stimme zu übertäuben droht, warum ſollte ich ſchweigen? Schuſterle und Spitzerle ſind ſehr ſchwach, Schwärmerle und Geiſterle faſeln und dämmern, manche andere Le und Lein treiben noch ſchlimmere Dinge. Immer bildet man ſich wieder ein, als ſei es möglich, in das wilde Getümmel noch etwas Beſinnung, in den unendlich aufgeſtürmten Dunſt, der alle Welt mit einem trüben, verwirrenden Nebel zu bedecken droht, hin und wieder einen Lichtfunken zu bringen. Auch dies mag eine zu klägliche Einbildung und Täuſchung ſein; indeſſen im ſchlimmſten Falle hat ſolche Täuſchung wenigſtens einer Seele einigen Troſt gebracht, nämlich mir ſelbſt. Und es mag mir am Ende wohl ebendas widerfahren was ſolchen Predigern, von welchen man behauptet, daß ſie vor allen Dingen am meiſten ihnen ſelbſt predigen.

Was der Brief bedeutet, der voran ſteht? Die Gedanken und Anſichten, die durch ihn in mir aufgerüttelt werden mußten, haben wirklich das ſtockende und untereinandergetriebene Eis gebrochen, daß es ins Treiben gekommen iſt; er iſt gleichſam ein praeludium in der Muſik, die in Diſſonanzen ſpielt, woran die Zeit vielleicht ebenſoſehr Schuld iſt als der Spieler.

Bonn, den 19. des Wintermonds 1834.

1.

Brief an X.

Deine werte Gabe, teurer Freund, iſt mir als ein willkommenes Neujahrsgeſchenk richtig zu Handen überliefert, und ich ſage Dir dafür den herzlichſten, treueſten Dank. Daß ich Deine Handſchrift gleichſam in einem Zuge ausgeſchlürft, d. h. mit einer Art Gier eingeſchlürft habe, muß ich Dir erzählen; und zwar eben deswegen mit größerer Begier, weil ich nichts Neues darin gefunden habe. Dies klingt wie ein ſchlechtes Kompliment und iſt, wie mir deucht, doch ein Kompliment. Denn höre: Ich habe Dich ſelbſt ganz darin wiedergefunden und — was mir immer das Liebſte bleibt — die Erinnerung vergangener Tage, wo wir zwanzig Jahre jünger waren und andere Träume und Hoffnungen uns um die Stirn webten. Denn denke nur zurück, wie oft und viel und in wie verſchiedenen Zeiten und Stimmungen haben wir ebendieſe Gegenſtände, welche Deine Schrift erörtert, beſprochen und auch beſtritten; und ich meine, wir ſtehen beide im weſentlichen noch wohl auf derſelben

Linie, wo wir damals ſtanden. Alſo nichts Neues, ſondern das Alte und mit ihm manche ſchöne Erinnerung haſt Du mir zugeſchickt.

Dagegen aber muß ich mich von vornher verwahren, daß Du meinſt, ich ſtehe in einer Dir ganz entgegengeſetzten Reihe, gleichſam wie auf der äußerſten Linken. Du gebrauchſt den Parteinamen. Ich muß Dir hingegen geſtehen, daß ich in vielen Stücken, zumal wo von ländlichen Verhältniſſen und von den notwendigen Feſſeln vieler zu wilden und flüchtigen Kräfte die Rede iſt, wohl immer mehr mit denen geſtanden bin, die ſich Deinen Anſichten zuneigen. Nur iſt es mir platterdings unmöglich, aus politiſchen Lehren und Einrichtungen die ſtrengen Konſequenzen zu ziehen, deren Ziehung in ſolcher Allgemeinheit, als Du hier und viele andere ſie jetzt gebrauchen, erſt in unſerm politiſchen Oppoſitionszeitalter der letzten dreißig Jahre Mode geworden iſt. Denn alles, was auf irdiſchem Boden ſteht, iſt durch Zeit, Klima, Volksart und durch hundert und tauſend andere zufällige Verhältniſſe ſo vielfach bedingt und modifiziert, daß die Lehren und Grundſätze nirgends vollſtändig zur Anwendung kommen können, alſo ihre notwendigen Reſultate keineswegeſ alle geboren werden.

Da Du meine Anſicht über Kirche und Adel kennſt, ſo erwarteſt Du gegen die Deinige mit Recht Widerſpruch.

Ich kann es nimmer gelten laſſen — wenigſtens in Deinem Sinne nicht — daß der Proteſtant gleichſam nur eine Privatreligion habe. Ich behaupte, der gläubige Chriſt iſt immer und allenthalben ein katholiſcher Chriſt, und der gläubige Proteſtant iſt es durchaus, nur daß er keinen ſo bunten Himmelsweg hat, als eure Hoheprieſter ſich ihn zugelegt haben. Wenn Du mit der Privatreligion aber auf die unſichtbare Kirche hinſiehſt, die hoch über allem Prieſtertum ſchwebt, ſo gebe ich Dir vollkommen recht; in dieſer fließen die wenigen echten Chriſten aller Bekenntniſſe wie in einem Strom zuſammen und ſingen ihr Heilig und Halleluja. Ihr Katholiken habt bloß den Vorteil des Scheins voraus, und weil ihr den Haufen in größeren Maſſen und mit prächtigerem Gepränge und hellerem Geläute zuſammentreibt, ſcheint ihr mehr gläubige Chriſten zu haben. Die Euren müſſen ſchweigen, ſolange ſie in eurer Kirche ſind. die Unſeren dürfen reden. Dies iſt der größte Unterſchied und alles, was natürlich hieraus folgt, und was für den Nichtdenker wieder dem Scheine dient. Wir ſchauen mit Beben hinter einem verhüllenden Schleier — Gott weiß alles und wird die armen Sterblichen mit Barmherzigkeit richten; aber frage Deine eigne

Erfahrung — der wahren, reinen Gläubigen sind von jeher wenige gewesen.

Auch Deine Ansicht vom Adel ist mir nach oben hinaus doch etwas zu ideal und naturhistorisch zu mystisch. Jegliches Ding wird ja nur durch Tat und Leben erklärt und verklärt; und ich habe diesen Edelmann, wie Du ihn meinst und ihn Dir einbildest — ich sage vorbildest — in der Geschichte nur in wenigen höchst seltenen Exemplaren gefunden. Auch wüßte ich nicht, daß der Franzos, Spanier, Engländer und Schwede in seiner besseren Zeit bei ganz anderer politischer Staatsentwicklung, als die weiland deutsche war, nicht ebenso Tapfres, Edles und Hohes gezeigt hätte. Was nun vollends die fromme Gemütlichkeit und stille Glückseligkeit betrifft, die der Bauer in der Hörigkeit und Gebundenheit unter dem Adel entwickelt und besessen haben soll, so muß ich Dir da noch viel mehr und aus viel ernsterer Überzeugung widersprechen. Der alte germanische Landmann, der große und der kleine, wie er sich in den echtgermanischen Ländern Schweden und Norwegen meistens ohne solche Fesseln erhielt und entwickelte, hat mir immer freier, tapferer und glücklicher gedeucht als der deutsche, seit von Ludwig dem Gutmütigen, ja schon von Karl dem Großen abwärts das Unglück eingerissen war, daß die Menge der kleinen, unabhängigen Hufener, um in schlimmer Zeit gegen bösere Dränger Gut und Leben zu retten, sich der Kirche und den mächtigeren Grundbesitzern hatten zinsbar machen müssen. Ich brauche meine Ansichten über diesen Punkt Dir nicht weiter auseinanderzusetzen; Du kennst sie genug, wie Du auch genug weißt, welch ein grauses China in der Verflüchtigung des Landbesitzes und in der Zerstückelung der Felder bis in die kleinsten Teile mir für unsre Zukunft entgegendämmert, und wie mir die Hoffart eines dummen Enkels der Rothschilde und Baringe etwas viel Unerträglicheres deucht als der dümmste Ahnendünkel eines Dalberg oder Percy.

Wie Du nun die Offenbarung Gottes in Christo und in der Natur nach Deiner Weise, und ich möchte sagen, und Du selbst tüpfest darauf, nach Friedrich Schlegels Weise in dem weiland Heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation am vollkommensten und in den mannigfaltigsten Bildern abgeprägt findest und also die vergangene deutsche Geschichte die herrlichste und die deutsche Verfassungsgliederung die vollendetste nennest und selbst ihre Höcker und Auswüchse als schöne Beispiele der reichsten und großartigsten Entwicklung anführst — darüber ließe sich viel Hübsches und Trauriges sagen, wie es denn auch nach den

verschiedensten Ansichten verschieden gesagt worden ist. Das alte, mittelalterige Deutschland war freilich eine Art Paradiesgarten, worin alle mögliche Schöpfung und Gebärung und Getierung zusammengedrängt war, worin die bunteste Mannigfaltigkeit der Wachsungen und Entwicklungen nebeneinander zu sehen war; aber neben dem schönen Gezieser und Geblüme war auch des Ungeziefers und der Giftkräuter von jeher genug, und — wie Du selbst irgendwo sagst — äußerlich betrachtet ist das Bild dieses Paradieses fast nur ein Traum gewesen. Es waren allerdings fast alle die Gewächse darin, die Du nennest, zum Teil auch alle zugleich im Wachsen, aber niemals sind sie in harmonischer Entwicklung nebeneinandergestanden, sondern sind häufiger wie Dorngebüsch sich hindernd und verkletternd ineinander hineingewachsen, ja, die Dornen im eigentlichen Sinne haben über die edleren Pflanzen oft den Überwuchs genommen. Ja, Bruder, man könnte das alte Deutschland mit einem Walde vergleichen, der alle Blumen, Kräuter und Bäume der verschiedensten Klimate vereinigte. Ein solcher Wald ist vielleicht der vollkommenste für den, der auf Kosten der Besitzer sich darin belustigen und ergehen will. Das haben die fremden Theoretiker und Praktiker der politischen Naturkunde denn auch gefunden, und wie sie seit vier Jahrhunderten, seit dem bösen Delphin (später Ludwig XI. genannt) von Frankreich und dem tollen Karl von Burgund in diesem Allerweltsgarten lustgewandelt sind, daß uns oft Lust und Liebe, ja Lust und Leben darüber ausgehen wollte, berichtet jedes wehende Sibyllenblättchen unsrer Geschichte. Statt dieses unseres bunten Lustparks begnügten sich andere Völker mit einem einfachen, tüchtigen Walde, der gedrängt geschlossen voll Eichen, Buchen und Tannen stand, die Hochbordschiffen Masten und Königshäusern Säulen und Balken geben. Indessen, ich merke, ich werde ein Schilderer und Bilderer wie Du, und sage demnach: *Alle Gleichnisse hinken etwas.* Es bleibe dabei: das Schöne zu dem Guten, das Anmutige zu dem Starken! Aber ich frage Dich: Wo war unser Schönes und Starkes die letzten Jahrhunderte? Jeder rupfte und zupfte an der in vielen Stockwerken aufgekräuselten Allongeperücke des heiligen Deutschen Reichs und riß sich nach Belieben sein Löckchen davon ab, und diese confusio divinitus conservata, wie lange schon war sie eine confusio divinitus lacerata! Ich hätte hier ein barbarisches*) humanitus für divinitus setzen sollen.

*) So meinte ich; aber humanitus ist ciceronisch.

Doch, von der mythiſchen, myſtiſchen und naturhiſtoriſchen Symbolik des Staats auf die Gegenwart zu kommen, ſo kann ich menſchlich empfinden, wie in dieſer Zeit einem Edelmann ums Herz ſein muß, deſſen wahrhaftig adliges Herz meint, nicht bloß die Unverwüſtlichkeit und Unvergänglichkeit des Geſchlechts, die Echtheit des Stammes in ſeinem Volke darſtellen, ſondern überhaupt das Ewige in demſelben erhalten zu ſollen. Glaube mir, ich fühle ganz das Fürchterliche eines politiſchen Sturmwindes, der in ſtolzer Vermeſſenheit ſich berufen glaubt, alle Stände und Geſchlechter blutig wild durcheinanderzuſchütteln, damit eine ſogenannte ſchöne Welt aus den Trümmern wiederaufblühe. Vor ſolcher Wüſtenei — wir hatten im Dreißigjährigen Kriege auf andere Weiſe ein Bild davon — wolle uns der gnädige Gott bewahren! Aber — aber — geliebter Freund! Damit dieſer Sturm nicht zu wild werde und endlich alles niederraſe, iſt es in der Zeit, wie ſie am Tage ſteht, eines jeden Biedermannes Pflicht, nicht gerade oder ſtracks widerzugehen, ſondern viel und weit mitzugehen. Dem Adel vor allen iſt bei der Stimmung der Zeit doppelte Weisheit und Mäßigung not, damit ein plebejiſcher Ungeſtüm, der ſich bis in die Eingeweide des Pöbels hinabſenken will, nicht mehr und mehr fanatiſiert werde. Selbſt wenn ich Dir zugebe, daß gewalttätige Brechung alter Rechte und Vorrechte, daß auch viele unnötige oder gar mißliche Neuerungen, ja daß eine Ebnung vieler würdigen Dinge bis auf den Boden, ſo daß man wie der Rotbart einſt auf Mailands Mauernſchutt Salz darüber ſäen könnte uſw. uſw., vorgekommen ſind und täglich vorkommen, ſo bedenke doch das allgemeine Unglück und Getümmel der letzten vier Jahrzehnte, und wie jeder gezwungen worden iſt, ſich auf das geſchwindeſte zu helfen, ohne Zeit zu haben, Zwecke und Mittel gegeneinander abzuwägen. Wie Frankreichs Umwälzung eine neue Weltgeſchichte und eine neue Weltmeinung gebracht hat, ſo iſt auch eine andere Stimmung und Geſinnung in die Menſchen gekommen, die keine einzelne Regierung verſchuldet. Daneben iſt ungeheure Not und Arbeit immer vor der Tür, und der Finanzminiſter mit dem grünen Beutel ſteht obenan, ſperrt den leeren weit auf und ſingt mit dem Rattenfänger von Hameln: Sie müſſen all' herein. — Und nun die jüngſte Wendung und Stellung der Dinge, die Stimmung, welche in Frankreich und England eben vorherrſcht — wie kannſt Du Dir da einbilden, den Bürger und Bauer zu bekehren, daß er ruhig in die alten Zuſtände zurückkehre, da die tauſend und zehntauſend Silberglocken der Wirklichkeit und Täuſchung ihn ſireniſch

ganz anderswohin verlocken? Die ganze europäiſche Welt iſt ſeit einem halben Jahrhundert verändert, der Beſitzſtand verrückt, die Köpfe und Herzen auch, wenn nicht verrückt, doch umgerückt. Bedenke ſelbſt, wenn eine allgemeine Umrückung möglich wäre, wie viele Zeit dazu gehören würde; und beantworte Dir ſelbſt die ſchwere Frage: Hat unſre Zeit Zeit? Bringt nicht jeder neue Tag neue Not und Gefahr? Und in ſolchem Zuſtande willſt Du auf dem Schutte bauen oder gar zurückbauen?

Doch die Hand vom Sack! Lieber ſchlage ich ſie warm in die Deinige. Lieber Freund, für das Beſſere, hoff' ich, ſind wir doch einträchtig in unſerer Zwietracht.

Alſo die Büſte des alten Löwen, eures ritterlichen weiland Feldmarſchalls ſoll im Friedensſaal zu Münſter aufgeſtellt werden? O, wenn die Geſpenſter aller der großen Weltſchelme, die dort einſt zettelten und um unſer ſchönes Land feilſchten, da mitternächtlich rundwandeln müſſen und ſeinem Schatten begegnen, wie werden ſie vor der großen Seele zuſammenſchaudern!

Du erwähnſt auch eines größeren weſtfäliſchen Denkmals, das die Verehrer des Vortrefflichen errichten wollen, und ſprichſt mir zu: Rate mit! Lieber, wenn ihr Geld dazu habt, werdet ihr genug Rat finden, der beſſer iſt, als den ich in gegenwärtiger Stimmung geben könnte. Mein Kopf iſt voll allerlei wüſter Dinge, und der Weiſer meines Herzens zeigt und fühlt anderswohin, obgleich jenes Bild darin nimmer erblaſſen kann. O lebte der alte Held wieder auf, und Blücher und Scharnhorſt, wie würden ſie ihre Zeit noch erkennen, und welche Geſichter würden ſie zu dem belgiſchen Höcker machen, der aus unſerer deutſchen Allerweltvegetation, die Du in Deinem Buche ſo preiſeſt, eben herauswachſen will? Und dazu, daß Talleyrand wieder ſolche Geſchicke mit regiert? Ich könnte Dir mit einer ſchönen Anekdote über dieſen unſterblichen Netzwirker und Tauſendkünſtler dienen, wenn es nicht zu mißlich wäre, ſolches über einen ſo Gewaltigen einem gebrechlichen Briefe zu vertrauen — —

Doch was iſt dies für ein Brief geworden? Schließlich danke ich vollſten Vertrauens für alle Erbietungen Deiner Liebe. Nimm auch dieſe Erwiderung in Liebe auf uſw.

2.

Und wieder von den Niederlanden und von Belgien? Jede Kreatur weiſt dahin, wo die Wunde brennt.

Vor drei Jahren schon wies ich hin auf den beginnenden Schaden. Damals lagen alle Verhältnisse noch mehr in unbestimmter Verwirrung. Zwar entwirrt sind sie noch nicht, aber nach einem ziemlich allgemeinen Urteil haben wir von Frankreich eine Niederlage erlitten ohne Krieg, eine Niederlage, die jedoch, damit der Schmerz dieses Urteils durch die Jahrelänge sich mildere, schon im Winter 1815 vorbereitet war.

Pitt, ein Mann, der größten und kühnsten Ideen fähig, in einem Lebensalter, wo die meisten Jünglinge noch in träumerischer Unbestimmtheit dämmern, schon der Führer des mächtigsten Reichs der Erde, Pitt, seinem Vater, dem großen ersten Lord Chatham in jener Unschuld der Sitten und in jener jeder Goldsucht überlegenen Uneigennützigkeit ähnlich, welche die Alten schon unter dem Namen innocentia für die größte Tugend eines Staatsmanns erklärten, und welche in alten und jungen Zeiten immer die Größe eines edlen Mannes am unverdächtigsten gestempelt hat, Pitt, den viele Engländer jetzt den Verderber ihres Vaterlandes und Europas schelten, hat die Schicksale dieser beiden von dem Jahre 1782 bis an seinen Tod ein Vierteljahrhundert am mächtigsten gelenkt und ist in dem Momente, als sein gewaltiger Gegner Napoleon auf dem Gipfelpunkte seiner Macht stand, sorgenschwer ins Grab gesunken, den letzten Augenblick noch nicht sich, sondern England und Europa fühlend. Dieser Pitt, dem bei Mißgriffen und Irrtümern, die in gefährlichen Zeiten leichter sichtbar werden, in der Geschichte doch ein unsterblicher Name bleiben wird, hatte in seinen Papieren für seinen Nachfolger in der ersten Stelle des englischen Ministerii ein Vermächtnis hinterlassen, das eben wieder den großen, welthistorischen Blick dieses außerordentlichen Geistes in die Zukunft offenbart. Wie sehr sein Herz bei einzelnen seinen Hoffnungen widersprechenden Erfolgen auch bluten mochte, nie verzweifelte er daran, daß Napoleon im zu wilden Siegeslaufe sich selbst überstürzen, daß die weltlüsterne welsche Vermessenheit endlich ihrer Nemesis begegnen würde. In der festen Überzeugung von einem Tage der Vergeltung unendlichen Übermuts und grauenvoller Frevel legte er das letzte Testament seines politischen Glaubens nieder. Wir kannten dieses merkwürdige Testament zuerst durch diplomatische Sagen; in den letzten Jahren ist das Wesentliche seines Inhalts durch offene Schriften seiner Landsleute mitgeteilt, am ausführlichsten bei Beurteilungen des Lebens und der Verwaltung des Lords Castlereagh. Es lautet dahin: Frankreich ist Großbritanniens ewiger, mächtiger Feind und Nebenbuhler, die mächtigste Monarchie auf dem Festlande.

Spanien und Italien können es nicht hemmen, ebensowenig das in viele Staaten zerspaltene Deutschland. Dieses Deutschland ist dem unruhigen und eroberungssüchtigen welschen Volke seit Jahrhunderten das Ziel des Ehrgeizes; dahin strebt es seine Grenzen auszudehnen, dort will es herrschen. Gelingt ihm diese Ausdehnung, welche ihm in unsern Tagen zu leicht gelungen ist, so ist Großbritannien in Gefahr, eben nicht erobert zu werden, aber doch die außerordentlichsten Anstrengungen zu machen: denn dann haben wir die Franzosen im Besitz der fruchtbarsten Lande, der besten Häfen und der günstigsten Winde und Strömungen am nördlichen Ozean uns unmittelbar gegenüber. Es tut also not, für uns und für die Deutschen eine recht starke Landwehr aufzuwerfen, damit ihr unstillbares Gelüste, gegen Norden vorzudringen, gedämpft werde. Darum, wenn Frankreich besiegt und mit zerrissenen Siegesfahnen in seine Grenzen zurückgejagt sein wird, werde der rechte deutsche Reichskämpfer als Grenzhüter hingestellt, der für beide Völker gegen den gemeinsamen Feind auf der Wache liege. Zu dieser Rolle ist Preußen im Westen berufen. Damit es sie würdig behaupten könne, müssen bei dem künftigen Frieden alle deutsche Lande diesseits des Rheins, der ehemalige Burgundische Kreis mit eingeschlossen, zu einem Ganzen vereinigt und Preußen übergeben werden: das alte Austrasien, reich an Eisen, Korn, Herden und starken, tapfern Männern.

Mit diesem wichtigsten, weisen Testament des Unsterblichen in der Tasche — das vielleicht nicht, aber sicher doch im Kopfe — kamen die englischen Großbotschafter im Spätherbst 1814 in Wien an: Castlereagh, Lord Stuart, sein Bruder, Cathcart usw. Castlereagh als das Haupt mußte für alle einstehen. Daß dieser in keiner Beziehung mit Pitt verglichen werden durfte, darüber hat die Welt lange ihr Endurteil abgegeben; seine Gehilfen waren, gelindest ausgesprochen, keine ausgezeichneten Männer*).

Mit diesem wichtigsten, weisen Testament des Unsterblichen letzten Pittschen Willens Castlereagh nach Wien gekommen, ist für uns natürlich ein Geheimnis. Welchen schiefen Gang aber die große austrasische Angelegenheit genommen hat, welche Zwischen- und Durchspiele später darin verwebt sind, das ist durch die aktenmäßigen Verhandlungen des Wiener Kongresses

*) Wie Castlereagh in Verzweiflung an sich und der Welt durch ein Federmesser geendigt hat, ist bekannt; Cathcart hieß einem großen Mann, der über Köpfe geschwinder als Gall urteilen konnte, der schottische Eiszapfen, Stuart, der Windbeutel oder der irische Sumpfnebel.

und durch das äußere diplomatische Weltspiel, das bis zur Hedschra Napoleons von der Insel Elba vor allen offenen Augen sichtbar erklärlich dalag, kein Geheimnis geblieben. Bei jener großen Frage, wie Deutschlands Grenzen so befestigt werden können, daß den Welschen die Lust verginge, immer von neuem dagegen anzustürmen, offenbarte sich bald wieder jener uralte deutsche Neid (ich muß das garstige Wort schon über die Zunge bringen, das leider eine schlimme Wahrheit enthält), der unter dem Titel Bewahrung deutscher Freiheit und Unabhängigkeit (natürlich, damit die Welschen über diese Freiheit und Unabhängigkeit Phrasen machen können) bei sich nicht gern duldet, was überragend groß und mächtig ist. Unter dem Schilde, Preußens großartiges Aufstreben könne im Vaterlande zu gefährlich werden, sammelte sich eine Rotte kleinlicher Neider und kurzsichtiger Politiker. Diese jammerten und zettelten mit seltener Einstimmigkeit für Polen, für Sachsen, für Oranien, für England, ja — meistens Protestanten — selbst für den Papst — alles gegen Preußen gewendet, nicht fühlend, daß sie in einer kleinlichen und also undeutschen Gesinnung — wie die Weltlage war und noch ist — gegen sich selbst und gegen ihr Vaterland und ganz Deutschland jammerten und zettelten. Dies war ein fruchtbares Feld, dem französischen Botschafter zum Mitspiel geöffnet, und sie fanden an dem weiland Bischof von Autun, dem großen diplomatischen Ulysses unserer Tage, ihren willkommenen Helfer, vielleicht ihren Häuptling*). Diese Partei und der große diplomatische Zwiespalter brachten die Sachen zu Wien eine Zeitlang in solche Gärung, daß einzelnen von fern Zuschauenden schon vor einem Kriege unter denen zu bangen begann, welche jüngst noch unter einem Feldrufe gegen Napoleon gefochten hatten. Wie sie in den einzelnen Zügen und Durchzügen der politischen Zettelungen mit den englischen Diplomaten gespielt, wie sie von den Ansichten derselben beherrscht worden oder diese beherrscht haben, wird mit andern diplomatischen Geheimnissen noch wohl lange in Nacht begraben liegen. Als deutscher Führer standen der Partei voran der für das Haus Oranien in Wien bestellte Minister Freiherr von Gagern der Ältere**) und ein seit einigen Jahren von den Geschäften entfernter Staatsmann, der durch seine Stellung auf die großbritannischen Botschafter den größten Einfluß haben mußte

*) Sogar in dem verflossenen Jahre war Herr von Gagern noch sehr der déhonnaire Mann, daß er in einem seiner vaterländischen Briefe in der Allgemeinen Zeitung äußerte: Herr von Talleyrand gehöre wohl mit zu denen, welchen die Losreißung Belgiens von den Vereinigten Niederlanden am meisten Kummer mache.

**) Siehe hinten die Note a.

Dieſe verwickelten Züge der Spieler auf dem diplomatiſchen Schachbrette, die faſt in feindliche Händel auszuarten drohten, wurden mitten im Spiele plötzlich von Napoleon überraſcht; die Schwerter wurden aus den Scheiden gezogen und die Schreibfedern hineingeſteckt. Der entſprungene Löwe wurde bei Waterloo bald wieder gebändigt und der Kongreß in Wien wiederangeknüpft; aber die Ergebniſſe des Winters 1815 blieben leider und ſind in feſte Beſchlüſſe verwandelt. Sachſen ward geteilt; Auſtraſien ward in zwei große Hälften auseinandergeriſſen; die weſtliche Hälfte ward mit den Vereinigten Niederlanden verbunden, von der öſtlichen Hälfte fiel der größere Teil Preußen zu, aus dem kleineren Teile ſchnitt man Entſchädigungen und Ergänzungen anderer Fürſtentümer, Deutſchland nicht zur Stärkung, aber Frankreich zur Beluſtigung.

Ich verlebte den ganzen Winter des Jahres 1815 in Berlin, von wo man den Verhandlungen des Kongreſſes in der öſterreichiſchen Hauptſtadt von fern zuſchaute und zulauſchte. Wie der Geiſt in jener Zeit groß und gut war, ſo war auch die Anſicht und der Verſtand der meiſten Menſchen damals auf die richtige Linie geſtellt. Mit welcher Beklommenheit, ja endlich mit welcher Trauer vernahm man die Nachrichten aus dem diplomatiſchen Hauptquartier! beſonders ſeitdem verlautete, daß Talleyrand im Namen Frankreichs die große Rolle übernehmen ſollte, Talleyrand von Napoleons Anfängen her ein fürchterlicher Name des Unglückes für Deutſchland. Als es nun endlich von Tage zu Tage heller ward, daß Preußen nicht einmal an der Maas die Feſtungen mit Holland teilen ſollte, daß die herrlichen Rheinlande, gerade Frankreichs Grenzen, zunächſt in mehrere kleine Schnitzel zerſtückelt werden ſollten, da wurden Stimmen laut von Vorwürfen und Verdachten, die durch nichts entſchuldigt werden konnten als durch einen betäubenden und verwirrenden Schmerz. Beſonders ward auf den Staatskanzler Fürſten Hardenberg viel geſcholten, als wenn ſein Mut und ſeine Raſchheit mit dem alten Blücher nicht im Gleichſchritt bleiben könne; auch wohl, als wenn er durch hannöverſche Zuflüſterungen und Zuwinkungen in ſeiner Tapferkeit geſchwächt werde. Denn ſo gerecht waren doch die Menſchen, daß ſie ſeine Rechtſchaffenheit und Unbeſtechlichkeit nicht zu bezweifeln wagten.

Wieviel dieſer hochgeſtellte Staatsmann durch ſein Tun oder vielmehr durch ſein Nichttun hierbei verſchuldet; ob er überhaupt viel verſchuldet und verſäumt hat; was für Hinderniſſe ihm in den Weg gelegt, was für Ränke um ihn geſponnen wurden; welche von dieſen überwindlich und welche unüberwindlich waren — das

liegt wohl über das Maß seiner meisten Beurteiler und Nachrichter hinaus. Darin waren damals alle einsichtsvolle Männer, geschweige alle eifrige Deutsche und Preußen, einstimmig, daß die Pittsche, so trefflich entworfene Wehr gegen Frankreich kaum zur Hälfte aufgeführt, daß in der Verlosung und Verteilung der allerwichtigsten deutschen Grenzlande mit gewissenlosem Leichtsinn und neidischer Kurzsichtigkeit gehandelt war. Jetzt liegt es auch dem Einfältigsten klar vor Augen.

Wir setzen einmal den Fall, man wäre dem Entwurfe des großen Pitt gehorsam gewesen, das schöne Elsaß mit Straßburg, das ganze Belgien und die ganzen Rheinlande ohne das zerschneidende Messer irgendeines Anatomen, kurz Austrasien wäre vereinigt und Preußen darin als Vorwächter und Vorfechter des deutschen Volks gegen Frankreich gesetzt worden — ich wette, es sähe jetzt anders aus in der Welt und auch in vielen deutschen Herzen, als es eben am Tage erscheint. Wenn auch Elsaß anfangs halb sträubig in diese Verbindung hineingezogen wäre, wie bald würde es sich heimatlich darin gefunden haben! Sprache, Volk, Rheinstrom und nebst ihnen freier Zug gegen Osten und Westen, gemeinschaftliche Vorteile des Handels und der Gewerbe, sanft ziehende Lockung der Kunst und Wissenschaft nach Deutschland — kurz alles, was Gott und Natur für das Elsaß und die unteren Rheinlande sonst noch gemeinsam gemacht haben, würde es in den fünfzehn Jahren, die den Julitagen der großen Pariser Woche vorhergingen, seinen deutschen Brüdern wieder sehr nahe gebracht haben. Ich spreche dies nicht so aus der Luft oder aus den luftigen Gespinsten einer vielleicht mehr patriotischen als gescheiten Vorliebe für mein Vaterland. Ich darf mich auf das Zeugnis meiner eigenen Ohren und auf das mehrerer meiner Freunde berufen, die in jenen Jahren und auch noch später mit Elsässern gesprochen und bei ihnen angeklopft, ob sie wohl wieder zu Deutschland gehören möchten? Diese halten zum Teil gar nichts Tristiges dawider einzuwenden, nur stellten sie die Bedingung, mit allen Rheinlanden zusammen einem deutschen Herrscher anzugehören, aber nicht mit einem kleinen Fürstentum verbunden zu werden. Diese Zusammenschmelzung mit dem alten Deutschland in jenen fünfzehn Jahren und die aufrichtige Hinneigung zu uns würde sich um so leichter gemacht haben, da so viele unpolitische Schritte der wiederhergestellten Herrschaft der Bourbons, besonders die Jesuitenschleicherei und andere Tartüffinaden, wodurch die Elsässer Protestanten sich so tief verletzt fühlten und deswegen die meisten Elsässer eben jetzt auf der äußersten französischen Linken stehen, gleichsam eine deutsche

Brücke des Übergangs gebaut hätten. Ich habe eben darauf hingewiesen, wie der natürliche Weg des Elsasses mit allen seinen Vorteilen und Verbindungen, und was dazu gehört, laufen muß. Auch deutscher Sinn und deutscher Mut sind in jenem schönsten und reichsten Rheintale noch keineswegs ausgestorben. Zwar fabelt man jetzt viel von den Handelsverbindungen und von den Vorteilen derselben, welche der sogenannte Rhone- und Saonekanal mit dem Süden Frankreichs und selbst mit dem Mittelmeer anknüpfen und auch für Straßburg und das Elsaß bringen soll. Aber im besten Falle wird das nur ein Tröpfchen sein gegen den Ozean von Gedeihlichkeit, welchen die vollste Verbindung zu einem Ganzen mit allen Rheinlanden und der freieste Verkehr mit denselben Straßburg bringen müßte. Ich kann mich hier getrost für die frühere Zeit auf die Geschichte und für die jüngste auf die Erfahrung der letztverflossenen Jahre berufen. Solange der Rhein historisch genannt ist, sind Straßburg und Köln seine beiden Hauptstädte gewesen. Das Verhältnis des Elsasses und seiner Hauptstadt zu Frankreich ist kein natürliches; ja, es ist immer ein verzwicktes gewesen und ist noch heute ein solches, wenn man die Klagen und Beschwerden des Landes Frankreich gegenüber hört. Wenn man sieht, wie die rheinischen Städte in den letzten fünfzehn Jahren gewachsen, aufgeblüht und verschönert sind, wenn man Köln und Koblenz betrachtet und merkt, wie allenthalben ein lebendiger, reger Trieb des Anlegens, Verbesserns und Verschönerns sich rührt, und zwar mitten in einer Zeit, welche so viele eine belastete und bedrängte Zeit nennen, so könnte man gewiß sagen: Wie ganz anders würde Straßburg aussehen, wieviel lebendiger und blühender in jedem Gewerbe und Verkehr, wieviel strebender in jeder Kunst und Wissenschaft, wenn das Pittsche Testament ausgeführt wäre! In dem Falle wären keine holländischen und belgischen Plackereien auf und an dem Rhein und der Maas gehört worden, der Verkehr und Handel dieser schönen Lande von dem Jura bis an die Nordsee wäre nicht durch vier, fünf verschiedene Zollinien zerschnitten und gehemmt gewesen. Ich deute nur darauf hin, daß in einem so glücklichen Falle und bei so bequemer und günstiger Stellung für die Regierung wie für die Regierten, wo in diesem Austrasien über sieben Millionen Seelen in einem verbunden geblieben wären, in der ganzen Verwaltung dieser schönen Lande, in Handel und Gewerbe, in Kunst und Gesetzgebung vieles angenehmer, zweckmäßiger und auch freier — in dem Sinne, wie die meisten das Wort frei meinen — hätte eingerichtet und behauptet werden können, als es unter den gegenwärtigen Verhältnissen hin und

wieder tunlich und rätlich geschienen hat. Wie die jetzige Weltlage — man möchte wohl sagen, die jetzige Weltpresse — eben ist, wie überhaupt die Entwickelung und das Leben und Streben der europäischen Völker untereinander und gegeneinander eben steht, kann man zuversichtlich behaupten, daß im ganzen in größeren Staaten bequemer und lebendiger und also auch zufriedener und ehrenvoller gelebt werden kann als in kleinen. Das glückselige und idyllische, von keiner Arglist und Habsucht belauerte Schäferleben der kleinen Staaten in ihrer vergessenen Einsamkeit ist mit andern idyllischen Zuständen seit dem Jahre 1780 verschwunden und kehrt schwerlich wieder. Darum ist es ein ganz natürlicher Instinkt, daß die Elsässer, welche, wenngleich häufig und bis auf diesen heutigen Tag als Stiefkinder von den Franzosen behandelt und zurückgesetzt, so lange mit einem großen Reiche verbunden gewesen sind, keine Lust gehabt haben, mit irgendeinem kleinen, deutschen Fürstentum in kalter Liebe zusammengepaart zu werden. Wir haben die Nachteile solcher falschen und gezwungenen Vermählungen einzelner kleiner Gebiete mit Fürstentümern, die zum Teil 50 ja 80 Meilen von ihnen entfernt liegen, eben in den Zerstückelungen wahrnehmen können, die man, unpolitisch genug, hart an Frankreichs Grenze gemacht hatte, jenes Frankreichs, welches diese oberrheinischen Lande faktisch fünfzehn Jahre und darüber, rechtlich zwölf Jahre besessen hatte. Ich spreche es mit voller Überzeugung aus, daß in dem bayrischen Rheinkreise, im koburgischen Nebenfürstentum und anderen kleinen Gebiete manche seltsame Erscheinungen und zum Teil sehr betrübende Auftritte nimmer erfolgt wären, wenn diese einzelnen Stücke nicht von dem großen Ganzen der übrigen Rheinlande abgerissen worden wären. O, ich möchte die Kunst sehen, die es verstände, hier einen sogenannten guten deutschen Geist zu erzeugen! Wenn gegen Natur und alle natürlichen Verhältnisse gesündigt wird, bessere einer! Auch der treueste, redlichste Wille verliert hier seine Arbeit.

Nach allen diesen Betrachtungen, Erwägungen und einzelnen Bemerkungen, die aber keineswegs außerhalb unserer Bahn, sondern ganz in ihr liegen, komme ich auf die weltkundigen, niederländischen Wirren und auf das junge Königreich Belgien: ein inhaltreicher, schicksalschwangerer Gegenstand, der nun bald vier Jahre ganz Europa in Spannung hält, und in dem wohl manches künftige Weh eingeschlossen liegt. Was ich darüber vor bald drei Jahren in Druck gegeben*), ist noch heute ganz meine Meinung;

*) Die Frage über die Niederlande und Rheinlande. 1831.

und da dem noch so ist und sein muß, so muß ich freilich erschrecken über den Lauf, den dieser ungeheure Handel — denn das ist er und kann er noch mehr werden, wenn er nicht endlich richtig behandelt wird, — genommen hat oder uneingeweihten Augen wenigstens genommen zu haben geschienen hat. Mir schien damals und scheint noch die niederländische Frage ganz eine deutsche, dann in zweiter Instanz eine englische und erst in dritter, entfernterer eine französische, wegen natürlicher Verhältnisse der Nachbarschaft und wegen mancher Vorteile oder Nachteile derselben. Daß ich es in kurzer und ehrlicher Erklärung sage: Hinsichtlich der Vorteile gehört die Sache allerdings auch Frankreich an, hinsichtlich der Rechte und Pflichten zuerst Deutschland und zweitens England. Nun haben sich die Dinge aber durch Verhältnisse, Verhandlungen und Zettelungen der mannigfaltigsten Art, worin Talleyrand wieder als die Hauptfigur gespielt hat, so seltsam gedreht, daß die französische Regierung ein jungeschaffenes Königreich Belgien als ihre Schöpfung, ja fast als ihre Landschaft, und den König Leopold, sonst Prinzen von Koburg, als ihren Schützling ansieht. Er ist mit einer Tochter aus dem französischen Königshause vermählt; die französischen Bourbone, Prinzen und Prinzessinnen, fahren hin und her, zu und von Laeken und Brüssel gleichsam als französischen Schlössern und Königssitzen; französische Feldherren und Offiziere befehligen das belgische Heer und sitzen in Belgiens Festungen als Kommandanten; und wird die Regierung in Paris von den verschiedenen Parteien in die Enge getrieben und die Klage erhoben, als habe sie für die gloire und gloriole française nicht genug getan, als habe sie mit dem hohen Geist und dem höheren Berufe ihres Volkes nicht den Gleichschritt gehalten, so weist sie statt aller Antwort nur auf Belgien hin, immer andeutend: dies sei nur der erste Aufmarsch, die politischen und diplomatischen Geschicke Frankreichs werden sich mit der Zeit schon so günstig entfalten, daß auch an dem Rhein der gallische Hahn bald wieder in den Fahnen flattern werde. Kurz, sie krähen uns übermütig zu: Wir haben doch Belgien, wir haben mehr als vier Millionen Seelen und alle die Festungen gewonnen, die man unserer Eroberungslust als Zügel angelegt hatte. So klingt es in den Blättern und Münden aller Farben und Sekten der unruhigen Welschen, und folgende Worte lese ich eben in dem ministeriellen Journal des Débats von dem letzten stürmischesten Silvesterabend des verflossenen Jahres:

Il est de fait, que la destruction du royaume des Pays-Bas, élevé contre la France, a été pour elle un accroissement

de force. Il est de fait, que l'érection du royaume de Belgique, créé, consolidé sous son patronage, a été pour elle une extension de puissance. Mais la France a donné à l'Europe en compensation le maintien de la paix générale, et certes ce fut là une grande victoire, qu'elle remporta sur elle-même. Le marché a été trouvé bon des deux côtés et les conditions loyalement acceptées et remplies.

Nun sind freilich gutmütige, friedliebende, optimistische Menschen, auch sogar solche sind, die selbst einen Talleyrand für einen grundgeraden und redlichen Charakter halten, welche hiegegen und gegen Besorgnisse von Andersurteilenden einwenden: Ei! was sollten wir um die Händel zwischen Holland und Belgien, um einen so kleinen, geringfügigen Gegenstand, wegen der Eitelkeit der Franzosen, welche mit Belgien als mit ihrer Schöpfung, ja als mit einer von ihnen eroberten Provinz prahlen, und welchen man zur nötigen Lüftung ihrer windigen Köpfe schon etwas Prahlerei zugute halten muß, uns in einen unabsehlichen Hader verwirren oder gar das köstliche Gut des seligen Friedens aufs Spiel setzen? Freilich haben die Franzosen hiebei die erste Rolle gespielt; freilich können sie sich rühmen, Belgien zweimal, wenn nicht dreimal, den Holländern entrissen zu haben; freilich sind sie für den Augenblick durch ihre Generale, Offiziere und Diplomaten als Herren des Landes zu betrachten — aber dies alles ist doch nur ein Schein, und wenn man einige Jahre Geduld hat, wird sich dieser blanke Schein wie anderer Schein in leeren Dunst auflösen. Diesem windlustigen und ruhmsüchtigen Volke muß man erlauben, seine Seifenblasen aufzublasen und sich im kindischen Jauchzen dabei müde zu schreien. Möglich, daß die ersten fünf oder zehn Jahre Belgien ganz wie von Frankreich abhängt; möglich auch, daß die gegenseitige Wonne sich früher abkühlt und das Band sich früher löst. Belgien hat nach seinen Naturverhältnissen und nach seinem ganzen Verkehr und Gewerbe eigentlich wenig von Frankreich zu hoffen; es ist weit mehr gegen Osten, gegen Deutschland hingewiesen oder die Maas und Schelde hinab ins Meer hinaus. Obgleich die französische Sprache in den gebildeten Klassen des Volks sehr vorherrscht, so sind Sitte, Charakter, Volksstamm, Glaube und Aberglaube doch sehr verschieden von dem französischen Wesen. Dies und eben jene natürlichen Ziehungen gegen Osten werden endlich ihr Recht behaupten, und vielleicht können wir es noch erleben, daß König Leopold und seine Räte zuletzt einer Politik folgen müssen, welche sie mehr als Glieder des Deutschen Bundes denn als Vasallen Frankreichs erscheinen lassen. Und überdies — ist denn die Sache schon

ausgemacht? Sieht man schon klar durch das vielverschlungene, diplomatische Gewebe, das sie umhüllt? Wißt ihr denn genau, ob die unterhandelnden Mächte, ob Frankreich selbst nicht etwas in petto haben, was euch erstaunen und alle eure Ängsten und Sorgen wegen Deutschlands künftiger Sicherheit als gespenstische Kinderträume erblicken lassen wird? Wäre es nicht möglich, daß das französische Ministerium hier nach demselben Muster wie im eigenen Lande handelte: die wütenden Parteien, welche über jedes Königtum und Gesetz eroberungslustig in die Welt hinaus wollen, durch vorgeflimmerte Scheine und hingegaukelte Hoffnungen allmählich zu ermüden und so der Propaganda die Spitzen der Hörner abzustumpfen?

Da ich dergleichen Ansichten und Einwendungen von manchen Optimisten wirklich gehört habe, da die Franzosen mit absichtlicher List und feiner Schlauheit solchen Scheinen und Vorspiegelungen einer leeren Hoffnung, um die Fremden desto sicherer einzuschläfern, häufig selbst einen Anstrich von halber Wahrscheinlichkeit geben, so habe ich sie hier aufgeführt, obgleich mich all dieser bunte Wortwirrwarr gar nicht täuschen kann. Ich würde solchen Optimisten und selbst jenen friedseligen Menschen, die sich von den Schelmischen in allen Verhältnissen überlisten lassen, fast recht geben, wenn die Stellung der allgemeinen Weltdinge nicht zu mißlich und gefährlich wäre, wenn der Schritt der Zeit nicht zu geschwinde ginge, und endlich — mir der wesentlichste Grund — wenn die fides gallica in der Welt jemals einen festen Boden gehabt hätte. Seit man Antwerpen hat fallen lassen, besitzen die Franzosen in der Tat gegenwärtig das Land. Was sie in geheimen Verträgen England immer gelobt haben mögen, wodurch die andern Mächte immer von ihnen beruhigt und eingelullt sein mögen, wer weiß nicht, wenn sie nur drei oder fünf Jahre in dieser Stellung in Belgien bleiben, daß drei oder fünf Jahre jetzt beinahe sind wie vormals dreißig und fünfzig Jahre? Jeden Tag, ja jede Stunde kann irgendwo in Europa ein Ungeheures hervorspringen; nicht allein mit den andern Mächten, selbst mit England kann in solchem Fall blutige Entzweiung erfolgen. Sollten vollends die großen Mächte Deutschlands in irgendeine plötzliche Verlegenheit versetzt werden, in welcher vorteilhaften Stellung sind hier die Franzosen dann, und wie geschwind werden sie, über alle Verträge und Gelübde wegspringend, diese dann benutzen? Und zwar zunächst gegen uns: denn wenn sie wohin wollen, nach Deutschland wollen sie, und dafür sehen alle Parteien Belgien als das Vorlager an.

Doch gehen wir in der Zeit ein wenig zurück von dem Punkt,

worauf wir eben stehen. Weltkundig genug in allen seinen Proto
kollen, vor allem Volke hingelegt genug sind die Verhandlunge
des Londoner Kongresses, und was in Brüssel, Paris und Haa
von verschiedenen Seiten her und für verschiedenste Zwecke ge
brütet und gezettelt worden ist. Doch wie offen alles dieses de
Welt auch vorzuliegen scheint, doch bedeckt ein so zauberisch ge
heimnisvolles Dunkel das Ganze, besonders hinsichtlich der Wen
dung und Gestaltung dieser denkwürdigen Angelegenheit, da
ich darüber und über andere Beziehungen und Zubehöre der
selben mich mir selbst und anderen notwendigerweise etwas meh
zu verständigen suchen muß.

Wir erinnern uns alle der Anfänge der belgischen Be
wegungen und Aufstände. Die Regierungen waren über Pari
erstaunt, anderswo erfolgten ähnliche Erschütterungen, in Eng
land war ein Wogen der Parteien, in Deutschland und auch i
andern Ländern vielfältige Aufregungen und Erwartungen neue
Dinge. Wenn man auch die ersten sechs, acht Wochen zusah
daß aus Paris geschickte Sansculottes mit anderm Gesindel i
Belgien ihr wildes Wesen trieben, wenn man auch die kühne
Worte des französischen Ministers Molé: wenn die Deutsche
marschieren, ist es der Krieg, geduldig anhörte — au
Furcht brauchte man nicht zu stutzen, da Frankreich völlig wehr
los war — so konnte man meinen, man müsse Englands mäch
tige Einreden in diesen Handel mit abwarten, als welches zu
dem neugebornen Kindlein Königreich der Niederlande, dessen
Wiege, Einwindelung und Taufschmuck Deutschland allein hatt
besorgen müssen, die erste Patenstelle vertreten hatte. Man durft
noch hoffen, England werde nicht auf einmal taub gegen alle
Recht und alle Verträge, blind gegen seinen eignen Vorteil un
gleichsam aller Geschichte vergessend, doch eingedenk sein, da
gerade um dieses Belgien und um den Besitz der Maas und de
Rheins drei Jahrhunderte, — und mit welchen Anstrengunge
und Aufopferungen! — von England, Holland, Deutschland un
Spanien gegen Frankreichs Herrschsucht gerungen worden; da
Holland in Not, ja in Knechtschaft und Deutschland und Englan
jeden Augenblick in Gefahr sein müssen, wenn auch die Maas
lande und die Küsten von Dünkerken bis Antwerpen in Frank
reichs Händen sind. Aber alles hat sich ganz anders gestaltet
als damals jeder Verständige diese Verhältnisse betrachten un
wägen mußte. Unglück ist in den äußerlichen englischen Dinge
viel dabei gewesen, aber Ungeschick, Ungerechtigkeit, verkehrte An
sicht und verkehrter Wille noch weit mehr.

Wellington hielt, als diese Sache zuerst an England gebrach

ward, noch das Oberſteuer des großbritanniſchen Staatsſchiffes. Von ſeiner Parteianſicht, wenn auch nicht von ſeiner Staatseinſicht, und auch von ſeiner beſonders freundlichen Verbindung mit dem Hauſe Oranien war, welche Wendung die Dinge auch nehmen mochten, wenigſtens für Frankreich keine erkleckliche Ausbeute zu hoffen. Bald aber trat dieſer gegenwärtig größte, europäiſche Name trotzig von ſeiner Stelle ab, die er mit mehr Geſchmeidigkeit und Biegſamkeit unter das Unvermeidliche vielleicht noch Jahre hätte behaupten können. Mit ihm traten die Tories ab, und die Whigs kamen ans Miniſterium: Lord Grey als erſter Miniſter, Lord Palmerſton als Miniſter des Auswärtigen nahmen den Platz des europäiſchen Feldmarſchalls ein. Es erſchienen die Großbotſchafter der großen Mächte der Feſte, von ſeiten Frankreichs Prinz Talleyrand, zur Stillung und Schlichtung des belgiſch-holländiſchen Haders. Es zeigte ſich bald, daß Talleyrand ſeine Züge auf dem diplomatiſchen Schachbrette ſo meiſterlich geführt hatte, daß Palmerſton faſt nur als ſeine Kreatur erſchien, als ein Herold, der ſeine Edikte ausrief, daß England ein ewiges, örtliches und geographiſches Naturverhältnis, daß es alle Ergebniſſe und Erfahrungen vergangener Jahrhunderte, ja die letzten vierzig Jahre vergeſſen zu haben ſchien. Es war über dieſes ganze Wunder wie ein Zauberdunkel ſo myſtiſch verworren und mit ſo durchſchimmernden Dämmerungslichtern verbreitet, daß die Gedanken und Urteile der zuſchauenden Zeitgenoſſen ebenſo wunderliche Hin- und Herflüge und phantaſtiſche Deutungen und Erklärungen zeigten, als in den Verhandlungen zu liegen ſchienen. Man meinte die erſten beiden Jahre immer, zumal da John Bull bei dem Einmarſch der Franzoſen zornig ward und Krieg zu drohen anfing, wenn ſie nicht in kürzeſter Friſt wiederabzögen, die Engländer ſpielten nur die Sache ſo hin, um die Franzoſen in Paris matt zu machen. Louis Philipp und Talleyrand hätten die Figuren dieſes politiſchen Puppenſpiels mit unter der Decke, und endlich werde ſich offenbaren, daß Belgien entweder oraniſch oder daß Leopold ein deutſcher Bundesfürſt werden würde. Man glaubte, die Engländer ſpielten, nicht aber, daß mit ihnen geſpielt würde. Wer konnte ſich auch einbilden, daß Palmerſton einen ſo entſetzlichen Mißgriff umſonſt tun werde? Und nun, da die Hüllen, die dieſes Jammerſpiel jahrelang zugedeckt haben, ſich immer mehr durchlöchern und abzufallen beginnen, fragt man ſich erſtaunt: Aber welcher Teufel hat ihn denn beſeſſen? Oder vielmehr welcher Teufel hat ihn behext?

So meinte man, auch glaubten alle Menſchen, die Geſandten der hohen Mächte, die in der Schlichtung dieſes Handels mit-

wirkten, hätten den englischen Ministern und dem französischen Botschafter gewiß ganz bestimmte Verpflichtungen abgenommen, weil man sonst nicht begreifen konnte, wie sie ganz ruhig zusahen, daß die Franzosen nicht bloß bei den Verhandlungen, sondern in Belgien selbst die Miene der Meister und Entscheider annahmen, und zwar zu einer Zeit, als sie noch ganz ungerüstet waren, hochmütige und kühne Ansprüche etwa durch Waffengeklirr geltendzumachen.

Wahr ist, damit ich wirklich große Verlegenheiten nicht zu verschweigen scheine, das englische Ministerium hatte und hat zu Hause die schwerste Aufgabe zu lösen, nämlich die, mit den Reformers in unvermeidlichen Verbesserungen vorzugehen und die radikalische Wut mit Gewandtheit sich soweit als möglich vom Leibe zu halten. Als Entschuldigung des englischen Betragens haben viele gesagt: Aber vor allen müßt ihr das bedenken, die englischen Minister haben die Sache wohl aus dem rechten Gesichtspunkte gesehen; aber sie hatten des Krieges daheim die Fülle und konnten draußen keinen gebrauchen; sie mußten Frieden haben um jeden Preis. Alle Verhältnisse, alle Meinungen, Gefühle, Gedanken, alle Neigungen und Vorurteile der Menschen und Völker waren ja von Grund aus verändert — was konnte da der englische Minister Besseres tun, als sich von dem Altmeister der Diplomaten leise und fein durch so viele gefährliche Klippen und Labyrinthe leiten zu lassen?

Ich höre diesen Sprechern zu — wie oft habe ich Ähnliches schon hören und meiner berstenden Ungeduld ein Schloß ans Maul hängen müssen! — und antworte: Allerdings viel Schein, viel Schein, aber in der Hauptsache keine Wahrheit. Der John Bull aller Parteien verstand den englischen Vorteil sehr gut und hatte also die englischen Vorurteile gegen die Welschen, wenn man es so nennen will, seit der Verbrüderung durch die große Woche keineswegs aufgegeben; er schrie, wie gesagt, Krieg, als die französischen Scharen Miene machten, sich in Belgien festzusetzen. Hierauf fußend konnte also Palmerston für England und Deutschland mehr tun, als er getan hat, er konnte gewiß fest behaupten, was die Heiligkeit der Verträge verlangte. War es unmöglich, die Vereinigung Belgiens mit Holland wiederzuerwirken, so lag die Vereinigung des Landes mit Deutschland vor, ein altes Recht und also eine alte und junge Pflicht und zugleich der augenscheinlichste Vorteil Englands. Denn auf Belgiens Gefilden wird um den Besitz des Rheins und auch um die Herrschaft im Kanal beide, für Deutschland und England, in ewigen Zeiten gestritten werden müssen. Wenn er nur eine

Viertelseele Pitts und selbst Cannings war — diesen Unedleren stelle ich nicht gern neben Pitt — so hatte er nichts mehr zu tun als die laute Stimme John Bulls Krieg ganz zart in Talleyrands Ohren zu säuseln, und der Schlaue hätte lächelnd die Papiere unterzeichnet, die Palmerston vorlegte. Denn Krieg konnte die französische Regierung damals und auch jetzt noch viel weniger brauchen als die Engländer und Deutschen, und Talleyrand hat ja sein la guerre est impossible damals wie jetzt gesprochen.

Der letzte Ausspruch von allem bleibt also: Palmerston ist Talleyrands Gimpel gewesen, er ist von ihm überstrickt und begigelt worden, wie die Schlange zuerst mit sanften Bewegungen und zarten Windungen beginnt, bis endlich der straffgewundene Todesstrang sich um die Kehle des Raubes schlingt. Das geht aus allem hervor: auch die englischen Minister haben in den trüben Schwall der belgischen Verwirrung in den Anfängen ohne festen Plan für das Ende, das sie haben müßte, nicht klar geschaut und sind also in ein kümmerliches, zielloses Treiben geraten. Unfruchtbare Fragen um Einschreitung und Nichteinschreitung, dieser diplomatische Handschuh, den jeder dehnen und kehren kann, wie es ihm beliebt; die Notwendigkeit, die Belgier und Holländer fürs erste auseinanderzuhalten, die größere Notwendigkeit, dem unbeugsamen König Wilhelm und den Holländern durch festes, drohendes Auftreten alle Hoffnung der Wiedergewinnung und Wiedervereinigung zu nehmen, die Verlegenheit, leise hin und her zu tasten und einstweilen die Sache so hinzuschleppen und fortzuspielen, bis der günstige Augenblick einer endlichen Schlichtung und einer allen interessierten Teilen bequemen Anordnung und Ausgleichung gekommen sei. Mit solchen oder mit ähnlichen Winken ist der Engländer, dem das Gesicht in die Ferne völlig abzugehen scheint, hingespielt und beschlichen worden und hat zuletzt aus Verlegenheit und Scham geduldet, was er mit Verstand und Hellsichtigkeit anfangs nicht abzuwenden gewußt hatte. Es liegt aber diese Sache für die englischen Minister Grey und Palmerston wirklich so, daß, wenn in den nächsten Jahren ein europäischer Krieg in diesen Westgrenzen ausbrechen sollte, sie von John Bull, der dann sogleich zum vollen Verstande des Unverstandes kommen würde, wie weiland dem Bolingbroke und Harley wegen des Utrechter Friedens geschehen, als Vaterlandsverräter auf den Hals angeklagt werden könnten. Hart; aber doch würde die gerechte Nachwelt sie wenig bedauern, als die da ebenso unedel als unverständig und leichtsinnig sich und die Bundsgenossen im Sack verkauft haben.

Ich komme auf den Deutschen Bundesstaat. Wie gesagt,

es ist ja möglich, daß dieser von Palmerston geheime und vorteilhafte Versprechungen hat, und dann freilich sind viele meiner folgenden Worte bedeutungslos.

Ich habe oben darauf hingewinkt, wie Deutschland sich anfangs von der Hoffnung führen lassen durfte, das englische Ministerium, aus welcher Volkspartei es auch bestehe, werde doch wie ein englisches empfinden und denken, werde Holland, Großbritanniens ältesten und allerverdientesten Bundsgenossen, ohne welchen seine Magna Charta, seine Petition of rights, reformierte Kirche usw. vielleicht lange zerrissen und papistisiert sein würde, nicht ungestraft berauben, werde von englischem Gelde gebaute Grenzfestungen von den Franzosen nicht schleifen oder besetzen lassen, werde ein Land, das von Deutschland ausdrücklich zur Bildung einer Grenzwehr gegen welsche Unruhe zu Holland gefügt worden, im schlimmsten Fall, wenn der Vereinigungsvertrag mit seinen Bedingungen sich lösen sollte, seinem alten Besitzer, der ein tausendjähriges Recht darauf ansprechen kann, wieder zurückliefern. Wenn man nun aber bei den diplomatischen Vorspielen und nach den ersten Betastungen fühlte, daß alles dies kaum aus der Ferne gezeigt, ja daß es durchaus zweifelhaft und in eine unsichere Weite hinausgeschoben war, so mußte der Bund handeln, wie Pflicht und Recht gebot. Freilich rief der napoleonische Molé ihm entgegen: Keine Einschreitung! Wenn ihr marschiert, ist es der Krieg; die Umwälzung Belgiens ist die unsrige, Belgien und wir sind eins (la Belgique c'est nous). Aber konnte das schrecken, und durfte das schrecken? Die Franzosen hatten damals kaum Hosen an, geschweige Harnische; sie standen mit allen ihren hohen Worten in der Luft, ohne Heer, ohne Eintracht, zerrissen in viele Parteien, unter welchen aber die Partei, welche, der Überschwemmung und Züchtigung durch die Verbündeten in den Jahren 1814 und 1815 eingedenk, den Frieden wünschte, die bei weitem zahlreichste war. Ja, wäre marschiert, mit der Erklärung, die man ja mit dem redlichsten Gewissen geben konnte, daß man in Frankreich auch kein Dorf, ja nicht einmal einen Hahn berühren wolle, daß man nur sein Recht behaupten, sein Land beschirmen, seinen Bundsgenossen verteidigen wolle, wie man müsse — es wäre sowenig Krieg geworden als nach dem viel späteren Einmarsch der Österreicher in die Romagna, wo die Franzosen schon ein Heer hatten und auch mit Krieg drohten, aber geschehen lassen mußten, was Österreich tun mußte, und das Schwert in der Scheide hielten. Und wieviel damaliges und späteres Unheil wäre menschlichem Urteil und Anscheine nach

verhütet worden! Wie viele unselige Aufwiegelungen, Meutereien und der ganze, lange, polnische Jammer, der immer mehr ein europäischer zu werden droht, den die Franzosen aufgeschürt und dann ohne Taten, aber unter vielen prächtigen Wortklängen haben zur Erde bestatten lassen, wären dann nicht gewesen! Und selbst als Soult schon Männer und Pferde gesammelt und gerüstet hatte, als die Franzosen nach Antwerpen zogen und dadurch zu erkennen gaben, daß sie, unter welchen Gelübden und Titeln immer, die etwas anderes versprechen, als die Sachen zeigten, fürs erste wenigstens in Belgien zu herrschen gedachten, selbst wenn sie ein Zugeständnis von Palmerston in der Tasche hatten, mußte man nicht selbst da noch sprechen: Bleibt zu Hause! Oder wir zucken auch?

Was, fragen wir weiter, kann den Bund bewogen haben, sich so leidend zu verhalten? Wir hören denen zu, welche sagen: Die deutsche Geduld hat hier freilich eine herbe Probe bestanden, aber wie weise! Das Dreintappen vom Jahre 1792 und anderes spätere Hineintappen in das französische Revolutionstreiben war noch zu frisch im Gedächtnisse; der Vulkan mußte in ihm selbst ausgären und ausbrennen, man mußte ihm keinen Ausgang öffnen, woraus er über die Welt fließen konnte: denn

1. allenthalben und auch in Deutschland war seit den Julitagen die Stimmung der Menschen für die Franzosen, und alle Gemüter waren aufgeregt, alle hätten den Einmarsch in Belgien als einen Prinzipienkrieg, als den Aufmarsch der Absolutisten gegen die Liberalen ausgeschrien; die französische Kriegspartei wäre dadurch verstärkt, die Propaganda der Libertiner in ihrer brennenden Glut und Wut allmächtig geworden;

2. von England hatte man weder Beistand noch Hilfsgelder zu hoffen; man konnte sogar fürchten, daß England bei der Weltstellung und Weltstimmung der Völker mit Frankreich gegen Deutschland auftreten würde, wenn dieses selbständig handelte;

3. konnte aus solchem Anfange ein unabsehliches Ende entstehen; der belgische Funke konnte eine Flamme werden, die den Weltkrieg entzündete; welcher deutsche Fürst wäre vermessen genug, eines solchen Unglücks Verantwortung zu übernehmen?

Ich antworte

zu 1. Ich leugne die Aufregung und Stimmung des Herbstes von 1830 nicht, ich habe ja mitten darin gelebt. Ich frage nur — und ich wünschte eine verneinende Antwort — ob die Aufregung in Deutschland jetzt geringer und die Stimmung im ganzen besser ist als damals? Ich meine, es scheine nur so; mir scheint es kaum so. Die Welt müßte ja allen Verstand verloren,

der deutsche Mensch müßte ja aus einem mäßigen und gerechten plötzlich der frevelhafteste und gewissenloseste geworden sein, wenn es ihm ein Prinzipienkrieg dünken konnte, daß die deutschen Fürsten ihren Mitfürsten und Mitverbündeten schienten, daß die Deutschen, ihr Land, ihr tausendjähriges Erbe gegen fremden Einbruch zu verwahren, ins Feld geführt wurden. Wenn man erklärte und die Erklärung hielt, daß die Sache in Frankreich mit der in Belgien nichts gemein haben sollte noch gemein haben könnte, und demgemäß handelte, so mußte die Meinung der Menschen endlich der Wahrheit folgen, wie sie zuletzt gottlob! noch immer tun wird. — Aber die Propaganda? Ja die ist es; die hat Belgien erobert; da haben wir das blutige Gespenst, mit welchem die Fürsten sich selbst erschreckt haben. Hier haben wir das Geheimnis — es kann kein anderes sein — wodurch es mir erklärlich deucht, daß Deutschland in einer Art Erstarrung zugesehen hat, wie die Franzosen seine schönste Grenzwehr niedergerissen haben. Diese Propaganda hat Talleyrand meisterlich gebraucht, sie hat er im Riesenwuchse sich erhöhend gezeigt, wenn man es wagte, den Stolz und die Ehre der Großen Nation zu reizen. Und doch, was hat man gewonnen? Ist dieses halb unsichtbare, halb sichtbare Gespenst nicht noch immer das lebendigste? Ist es wie Luft und Licht nicht allenthalben? Ja, ist diese verkappte Propaganda — mit ihrem rechten Namen welsche Raublüsternheit und eitle Herrschgier genannt — uns Deutschen gegenüber nicht in der ganzen französischen Nation? In allen französischen Ministern, in den Jesuitisten und Legitimisten wie in den Napoleonisten und Kolumbisten? In Talleyrand und Soult, wie in Chateaubriand und de Lamartine? Ruft es uns nicht jeder übermütige Welsche offen oder verhüllt zu, daß der Rhein, daß die Deutschen bestimmt sind, Frankreichs Knechte zu sein?

Zu 2. Hierauf antworte ich kurz. Freilich hat England weder Mittel noch Lust, jetzt Hilfsgelder zu zahlen; aber das hatten wir bei allen schlechten Zeichen dieser Zeit doch nicht zu fürchten, daß die Engländer mit den Franzosen gemeinsame Sache machten, Maas und Rhein und Holland und Belgien für sie zu erobern. Umgekehrt — das Tröstliche hat sich wenigstens bei den beiden bewaffneten Einschreitungen Frankreichs in Belgien gezeigt — wurden wir Deutsche besiegt, was in den Jahren 1830 und 1831 gottlob! das Allerunwahrscheinlichste war, so kamen sie uns mit Flotten und Geld gezwungen zu Hilfe: denn zwischen Dünkerken und dem Texel streckt sich die Küste hin, die in Frankreichs Händen ihnen die gefährlichste ist.

Zu 3. Ich darf hiebei nicht verschweigen, daß selbst die Stimmung und Willigkeit der deutschen Regierungen für so großen Zweck, als die Erhaltung und Beschirmung eines Hauptteils unseres Landes ist, nicht die feurigste war; daß die Einrichtung des Bundesheeres nicht als die zweckmäßigste erschien. Wie viele Monate Arbeit hat es dem preußischen Kabinette gekostet, einige Bataillone Bundestruppen in die Festung Luxemburg hineinzunegoziieren! Und in welcher Rüstung und Ordnung kamen sie an! Ich kann mich hier auf die Berichte der urteilsfähigsten Kriegsmänner berufen. Aber doch, welch ein Heer gerüsteter, geübter Männer hatten wir! Wie geschwind hätte Deutschland 300000 oder 400000 solcher Krieger versammeln können! Die Franzosen konnten wohl Volk zusammenbringen, aber ein Heer hatten sie gar keins; und das lehrt alle Kriegserfahrung, daß 1000 geübte tapfere Männer 5000 ungeübten, tapfern Männern, auch wenn sie den brennendsten Mut, ehrlich zu sterben, haben, mehr als gewachsen sind. Und haben wir denn alles vergessen, was wir erlebt haben? Haben wir selbst die Jahre 1790 vergessen? Gewiß waren die Franzosen damals feurig und tapfer wie jetzt, für das, was sie ihre Freiheit nennen, und was wir ihnen nicht beneiden wollen, ebenso begeistert, vielleicht heißer und tapferer begeistert als jetzt. Sie kamen auch damals zu Hunderttausenden über ihre Grenzen; sie fanden die deutschen Heere gegen sich, nach der alten Einrichtung, mit der gegenwärtigen verglichen, schwerfällig, unnachdrücklich; wenn sie aufs höchste gerechnet wurden, zusammen nie stärker als 160000 Mann — und diese haben bei allen Mängeln und Gebrechen, die man ihnen vorwerfen konnte, bei aller Überlegenheit, welche die Franzosen an wirklicher Jugendlichkeit und Begeisterung damals über sie hatten, sich sechs Jahr diesseits des Rheins gegen sie behaupten können, ja Mainz und der Ehrenbreitstein sind nur diplomatisch in ihre Gewalt gekommen.

Was die erwähnte Verantwortung betrifft, daß bei der belgischen Sache gezeigte Kühnheit einen allgemeinen Krieg hätte anzünden können, wahrlich, jeder deutsche Fürst konnte sie in dieser Sache mit Gott übernehmen. Wenn ein Feind in mein Haus bricht, zücke ich die Wehr und bete: Herr hilf mir! Dein ist der Sieg.

Ich sage und klage — was bei der kläglichen Sache das allerschlimmste ist, daß durch eine Unentschlossenheit, welche gewiß meist aus Mäßigung und Friedensliebe entsprang, der Zweck nicht erreicht ward. Die Franzosen scheinen erschlichen zu haben, was sie durch Waffen nimmer gewinnen konnten: das Urteil der

Menschen ist für sie und ihre Macht und Gewalt, womit sie laut prunken, dadurch mehr als je bestochen, und viele sprechen: Konnte das am dürren Holz geschehen, was wird sich erst am grünen offenbaren! Auch, deucht mir, hat man ihren Charakter, ihre ganze Art dabei nicht genug in Betrachtung gezogen. Sie sind von Natur ein großsprecherisches, übermütiges Volk; von ihnen gilt vollkommen: Gib ihnen einen Finger, und gleich nehmen sie die ganze Hand. Sie sagen es uns ins Gesicht, daß Belgien nur der Vorposten ist, von wo sie ihr Heerlager bald an und über den Rhein schieben werden; sie sprechen nicht bloß den Wunsch, sondern den Willen unverschämt aus, daß alles sich so fügen und gestalten muß, daß der Rhein mit seinen schönen Landen ihr Gebiet werde, d. h. daß Deutschland ihnen und ihren Gelüsten wieder zinsbar werden müsse. Nicht auf das zwieträchtige Spanien, nicht auf Italien winken sie für ihre Herrschaft; nicht die Lombardei, nicht Katalonien und Aragonien und die Ebrogrenze sprechen sie an, als die ihnen von Natur und Gottes wegen gebühre, sondern uns und unser Land. Bei jenen oben genannten Ländern gaukeln sie viel von notwendiger Einheit, Ganzheit und Stärke, die ihnen von Frankreich bereitet werden müsse; uns aber und unsre gutmütige Geduld meinen sie ungestraft berauben und zerreißen zu dürfen. Ich gebe statt aller andern nur ein jüngstes Zeichen und Pröbchen davon.

Selbst ihr idealischester Dichter de Lamartine offenbart darin Chateaubriand der Zweite, gleich bei seinem ersten Auftreten in der Volksbotenkammer, daß er dies Ideal des französischen Volks auch im Herzen trägt. Nachdem er bei Gelegenheit der Verhandlungen über die Abfassung der Adresse derselben an den König ein langes und breites über den Orient, über Ägypten, Konstantinopel und Rußland gesprochen, winkt er: Man solle sich um die morsche und faule Leiche des türkischen Reiches, dessen Trümmer man endlich den Russen doch nicht werde streitig machen können, mit Kaiser Nikolaus nicht zerspannen; man solle freundlich geschehen lassen, was man nicht ändern könne; wenn man sich mit Rußland gehörig stelle, so werde der Sehnsucht zu dem Rhein und über den Rhein hinaus die gewünschte Erfüllung entgegenlächeln. Also sprach er den vierten Januar 1834 (also vor acht Tagen) in dieser langen, etwas mystischen und poetischen, aber uns nur zu verständliche Rede, unter andern auch zu uns hinweisend:

Vous supportez impatiemment le joug des traités de Vienne. *Vous respirez mal à l'aise dans des limites trop restreinte*

Vous espérez encore une répartition plus large de territoire et de nationalité. Vous voulez résusciter l'ombre sanglante de la Pologne, racheter le sang des Polonais. Vous voulez avec raison écarter du cœur de la France les frontières trop rapprochées. Vous voulez de l'espace entre vos ennemis et vous. Et cependant vous ne voulez pas, qu'une enceinte de forts détachés jette jusque sur vos places publiques, sur cette capitale de la liberté, l'ombre attristante du moyen-âge et de la barbarie. Eh bien, Messieurs, tous ces résultats me paraissent être dans la question de l'Orient.

Nicht wahr, das klingt erbaulich für ein deutsches Ohr? Ich weiß nicht, was ihnen in ihren engen Grenzen, die weiter sind, als sie sein sollten, die das schönste und reichste geschlossene Gebiet in der Welt und eine Volksmenge von mehr als dreißig Millionen enthalten, den Atem zu kurz macht, wenn nicht die Lüsternheit nach fremder Beute. Meinen sie, daß Paris, das sie ihr Herz nennen, und das es leider ist, den deutschen Grenzen zu nah liegt, und müssen sie, damit es in die Mitte ihrer Herrschaft komme, noch fünfzig bis sechzig Meilen über ihre Grenzen hinaus bis an den Lech und die Ems laufen, so müßten wir Deutsche uns wenigstens in innerster Seele schämen, wenn wir dieses unverschämte Gelüste nicht auf das kräftigste zurückwiesen. Denn für ihr Herz, damit es noch lustiger und übermütiger pulsieren könne, wollen sie gerade das Herz unsers Landes, unser Kleinod und die Wiege und den Glanz unserer Geschichte, die Rheinlande und Schwaben und Westfalen, verschlingen; denn wenn sie in Mainz, Koblenz, Köln und Wesel ihre Fahnen auf den Wällen aufgepflanzt haben, so muß bis Lech und Weser hin ihnen alles deutsche Land dienen, ja bis in den Norden unserer Zunge. Ihnen deucht eine solche Anordnung so leicht und natürlich, so als etwas, das sich von selbst verstehe, daß Mr. de Lamartine und sie alle davon schwatzen als von einer Sache, die für das übrige Europa und auch für Deutschland ohne allen Belang sei, un arrangement aisé. Schon oft haben sie dahin gewinkt, der König von Preußen müsse für die Rheinlande Polen eintauschen — Gott wolle solchen Unstern auf ewig abwenden, wie unser König ihn verabscheuen würde! — Rußland würde in der Türkei entschädigt, auch Österreich an der Niederdonau verhältnismäßig gestärkt. Die Rheinlande, die Gebiete der Fürsten des alten Rheinbundes, locken sie an, und das Weitere hatten sie noch in petto. Eine prometheische Teilung: ihnen selbst das Fettstück und den andern die Knochen.

Ich habe angedeutet, daß die seltene Geduld und Friedensliebe des Deutschen Bundes in der belgischen Angelegenheit nicht vorteilhaft auf das Volk gewirkt habe. Ich kann aus Erfahrung sprechen: denn ich habe Gelegenheit genug gehabt und noch mehr Gelegenheit genommen, in dieser Beziehung die Pulse der Menschen zu befühlen. Vielen hat diese Mäßigung und Unentschlossenheit Schwäche gedeucht, besonders da die Franzosen, als dieser Handel begann, viel unrüstiger waren als wir, und da der Eindruck so dicht hinter den Jahren 1814 und 1815 um so grüner sein mußte. Wenn die Franzosen auch, wie wir hoffen, Belgien jetzt nur erst dem Scheine nach besitzen, so wirkt ihr vorherrschender — was sage ich? — ihr allein herrschender und bestimmender Einfluß auf den Hof zu Brüssel doch wie ein narkotisches Gift auf die Gemüter. Wie manche wohlgesinnte deutsche Menschen in Städten und Dörfern habe ich trösten müssen, die das schwere Wort aussprachen: Ach Gott! Wir werden doch bald auch wieder französisch sein. Die Lauwarmen und Mittelmäßigen sind aber durch diese Erlebnisse viel lauer und gleichgültiger geworden, und die wenigen Schlechten lachen ins Fäustchen; alle welschelnden Volksverführer aber und Herzenverdreher, welche den Deutschen Bund als ein Totes und Hilfloses und die Macht der Deutschen Frankreich gegenüber als ohnmächtig darzustellen sich freuen, haben ein reiches, heilloses Thema.

Doch nun muß ich einen ernsten Vorwurf berühren, den ich deutschen Wortführern und auch solchen machen muß, die das Wort von Rechts wegen hätten führen sollen und können und es nicht geführt haben. Es ist ein Schimpf, der für kein Gemeingefühl spricht, welches das deutsche Vaterland nicht zerrissen wissen will, daß die meisten deutschen Tagesschriftsteller den Franzosen alle wahren und alle falschen Klänge, alle hohlen, von ihnen bloß als Verführung und Verlockung gemeinten Wortschälle über Polen, Italien, Spanien, Portugal, die Türkei (ja über China würden sie es getan haben, wäre an der Seine das Lied von China angestimmt), alle Anklagen gegen Preußen, es wolle die kleinen Bundesstaaten despotisch verschlingen, alle Ausfälle gegen das österreichische Kabinett nur zu treu nachgeleiert haben. Wie wenige — wir sagen es mit Kummer — wie wenige haben die große belgische Frage in ihrer letzten Tiefe, d. h. in der deutschen, in der vaterländischen Bedeutung, in der Bedeutung unserer Ehre, Sicherheit und Selbständigkeit behandelt! Unter diesen wenigen nenne ich mit Freuden den Freiherrn von Gagern in seinen Vaterländischen Briefen

und andern Aufsätzen, die wir in der Allgemeinen Zeitung gelesen haben, und einige gründliche Aufsätze in der trefflichen Hannöverschen Zeitung. Die Franzosen machten es hier wie immer, sie hetzten die Jagdhunde auf die falsche Fährte und ließen sie nach ihrer Meldung mit verkehrtem Lauf und falschem Anschlag sich müde jagen und schreien; sie aber schnappten nach dem fetten Bissen Belgien und würden nach den Rheinlanden, nach Schwaben und Hessen geschnappt haben, wenn sich dort irgendwo ein erhabener, belgischer Aufstand erhoben hätte. Wir setzen einmal, die Vendée oder das Languedoc erklärte: „Wir wollen gleich den Belgiern uns des Rechtes unseres souveränen Willens bedienen, wir wollen ein Freistaat, ein Königreich für uns sein", — wie würde gleich das übrige Frankreich einbeinig und einstimmig zusammenlaufen und zusammenschreien von einem Ende bis zum andern: „Die Elenden, die sich unterstehen, das schöne Frankreich zerreißen zu wollen! Drauf! drauf! Straft die Verräter, zwingt sie zum Gehorsam und, wenn sie zu widerstehen wagen, vertilgt sie."

Diese deutschen Sünden der Schriftsteller und der Wortführer und Wegweiser des Tages in dem, was sie für unsere Feinde zuviel und für das eigene Haus zuwenig getan oder vielmehr gar nicht getan haben, sind gewiß nur von zu großem Einfluß gewesen. Auch dies hat gewiß sein gutes Teil dazu beigetragen, daß die Herrscher und ihre Kabinette an dem Volke und an der Stimmung und dem Willen desselben unsicher und unschlüssig geworden sind.

Wenden sich nun meine Gedanken von dieser betrübenden Betrachtung auf die Fürsten des Deutschen Bundes und auch auf den erhabenen Greis, den ich als meinen König verehre, so haben sie gewiß nur in dem Gefühle und in den Absichten alle ihre Schritte gemessen und gelenkt, der übergereizten und überladenen Welt und ihren eigenen Völkern, die seit vierzig Jahren in Kriegen und Aufruhren und den fürchterlichsten Wechseln von Glück und Unglück umgerüttelt worden sind, durch neue Arbeiten und Anstrengungen nicht gleichsam den letzten Atem auszutreiben. Sie haben den Frieden aufrichtig gewollt, sie wollen ihn aufrichtig; und nie haben sie gemeint, gegen Frankreich um solcher Grundsätze und Lehren willen, die durch keine Degen verwundlich und zerstörlich sind, einen wahnsinnigen Krieg anzufangen. Der Friede und die Erhaltung des Friedens ist ihre wahre Losung und ihr letztes Ziel. Dieses schönste Wort Friede klingt auch aus Talleyrands und Broglies Munde; aber Klang und Tat sollten gleiche Bedeutung und Richtung haben; das Wort

muß durch die Tat gestärkt werden. Der Friede ist ein so gerechtes, liebliches und köstliches Ding, so wohlgefällig und wohllautend Gott und den Menschen, daß selbst die wildesten Eroberer und Zwinger in seinem Laute den Fluch, der die Lügner einmal in die Hölle hinabstoßen sollte, wider Willen haben über die Lippen springen lassen müssen. Ich bilde mir ein, Timur Beg und Dschingiskhan und Nadir Schah haben vom Frieden geklungen; Napoleon, den wir zu nah kannten, zog, wann er einen Thron zertrümmern und ein Volk schänden wollte, immer mit dem Versprechen aus, der Welt den allgemeinen, den ewigen Frieden zu geben.

Wir wollen denn das Dunkle nicht zu dunkel sehen, wir wollen beten und hoffen bei allen verworrenen Verhältnissen und trüben Aussichten, daß die Wünsche aller guten Fürsten und Völker für den Frieden erfüllt werden; daß auch die Stellung unseres Vaterlandes an Frankreichs und Belgiens Grenzen, daß die Verhältnisse dieses jungen Staates zu uns sich besser gestalten und noch glücklicher geordnet werden, als sie jetzt zu stehen scheinen. Noch hat der König Wilhelm der Oranier keinen Vertrag unterzeichnet, noch ist die Bundessache und die Frage um die Zerreißung des Herzogtums Luxemburg und um die Einwilligung der nassauischen und oranischen Anwärter ganz; noch ist es möglich, daß die Hauptschwierigkeit dadurch beseitigt werden kann, daß das neue Königtum, unser altes Land, mit in den Deutschen Bund gezogen wird. Denn wenn Holland und König Wilhelm fest sind und der Deutsche Bund fest und ehrenfest, wenn die hohen Gefreundten des Hauses Nassau auf ihren Rechten bestehen, wenn England, Österreich, Preußen die große Sache endlich auch aus der höchsten Idee der Zukunft — was meiner Ansicht nach wirklich heißt aus der Idee eines langen Friedens — erfassen und festhalten, so kann ein Weg, worauf so viele Verblendung und Unverstand, so viele Lüsten und Tücken Blöcke und Steine des Anstoßes gewälzt haben, sich vielleicht noch ebnen lassen.

Aber — so fährt mir hier einer durch die Parade — wozu so viele Gespinste von Schwierigkeiten und Gefahren, die in dieser Sache gar nicht mehr sind. Es bleiben ja nur noch die kleinen, rauhen Ecken und scharfen Spitzen in ihr abzurunden und abzustoßen,, die untergeordneten Gegenstände und unwichtigeren Fragen in ihr zu beseitigen und auszugleichen. Belgien ist ja auf ewige Zeiten, damit es in Kriegen zwischen England, Frankreich und Deutschland kein Zankapfel mehr werden könne, für einen neutralen Staat erklärt gleich der

Schweiz. Das ist ja ein besseres Bollwerk für Deutschland als alle Festungen.

O Jemine! rufe ich dagegen, diese Neutralität gehört zu den vielen andern Notbehelfen der Londoner Protokolle. Man wollte dem Scheine nach gern ein Rad stillstellen, dessen Rollen soviel Verderben drohte. Belgien kann nie sein, was die Schweiz war, ein unfruchtbares Gebirgsland, ein Land der Kriegsstellungen, aber nicht der Schlachtfelder; und auch bei der Schweiz ist es zweifelhaft, ob ihr jenes frühere Glück lange bleiben wird. Aber Belgien, die Kornkammer und die Kriegskammer, das geborene Schlachtfeld in dem Hader um die Maas und den Rhein? Ich frage jeden Feldherrn und Minister, der über Krieg und Politik nachgedacht hat, ob Belgien in einem europäischen Kriege länger neutral bleiben wird, d. h. als neutral geachtet werden wird, als es dem bequem dünken wird, der die beste Kraft in sich fühlt, der Angreifer zu werden?

Übrigens wäre es erbaulich, wenn ein Aufstand wie der belgische durch allgemeine Beliebung der Monarchen schließlich eine solche Belohnung erhielte. Eine hübsche Ermunterung! Doch wartet nur —

Jeder Jäger kennt die schlaue Kunst des Fuchses, womit er die Hunde auf eine wüste und falsche Spur zu versetzen versteht. In dieser Kunst sind die Welschen, welche in betriebsamer und gauklerischer Gewandtheit und geduldiger Schlauheit und in der Tugend des hoc age! in dem Augenblicke, der eben da ist, alle Europäer übertreffen, von jeher die ersten Meister gewesen. Der gallische Fuchs hält nun den erhitzten deutschen Jagdhunden, die auf der Fährte der Zeit jagen, Rußland hin, Rußland, das große, verschlingende Gespenst des Tages, in dessen weit offenen Rachen alles hinein müsse. Der polnische Aufruhr, jenes Unheil, das seine falschen Verlockungen aufgeregt haben, leistete ihm bei den allgemeinen Zeitgefühlen darin vortreffliche Dienste. Sie verliefen sich auf dieser kalten und unfruchtbaren Spur weit gegen Osten, ja bis an das Schwarze und Kaspische Meer hin und sahen nicht, welche fette Beute der listige Reineke in ihrem nächsten, eigensten Westen in dem unbewachten Reviere zu haschen sinnt. Er weist auf Polen hin — das ist unser Nachbar, und er geht uns freilich an — auf die Türkei, auf Persien, Indien usw. — und das geht uns nichts an, da mögen die Franzosen und Engländer und andere zusehen, die da glauben, daß es sie angehe. Die Herrschaft an dem Schwarzen und Kaspischen Meere und — wenn sie da wären — im Archipelagus braucht die Morgenträume eines Deutschen auch keinen

Augenblick zu stören, auch wenn Rußland im vollsten Umfange dort geböte; ja, ich möchte sagen, er könnte sich dann einen nur desto sicherern und festeren Schlaf zulegen, je mehr die Moskowiter dort gegen Südosten Arbeit und Wache nötig hätten. Wir stellen keineswegs in Abrede, daß Rußland eine gewaltige Macht, daß es ein Riese ist — der erste Blick auf die Weltkarte würde uns Lügen strafen, wenn wir anderes behaupten — auch wissen wir, daß vorzüglich das russische Fußheer furchtbar ist und wie Römer und wie Spanier einst unter Cordova und Novara in geschlossenen Reihen zu siegen und zu sterben versteht. Aber diesem Riesen fehlt gegen uns die Beweglichkeit und Leichtigkeit, womit der französische Tiger uns jeden Tag anspringen kann. Er ist ein Symbol jenes antediluvianischen Mammut, dessen Urgebeine in den Sümpfen Nordamerikas und in den Eisfeldern der Samojeden und Tschuktschen eingefroren liegen. Wenn man dieses Riesenmammut aus den unendlichen Räumen seiner weiten Weideplätze gegen Westen treiben und versetzen will, nimmt es im Zuge an Stärke und Kraft ab und gelangt ermattet und abgemagert kaum mit einem Viertel seiner angeborenen Gewaltigkeit zu dem Kampfplatz, wo es streiten soll. Hierzu kommt, daß Deutschland von Rußland wenigstens für die gegenwärtige Epoche — und wir sprechen von den Gefahren der Gegenwart — gewiß nichts zu fürchten hat, daß aber in Frankreich alle Sinne und Gedanken wieder darauf gerichtet sind, uns Deutsche nach alter, gallischer, nachbarlicher Freundlichkeit zuerst zu verblenden, zu verwirren und zu entzweien und uns dann unter dem Geschrei und Schein unserer Erlösung von dem unerträglichen und tyrannischen Joche Preußens und Österreichs zu unterjochen und zu schänden.

Ich habe es in der obenangeführten Schrift dargetan, daß uns Frankreich in drei Monaten mit 300000 bis 400000 Mann angreifen kann, und daß Rußland in neun Monaten nicht imstande ist, 150000 Mann gegen unsere östlichen Grenzen zu bringen. Auf das letzte werde ich sogleich zurückkommen. Was Frankreich angeht, so bedarf es nicht mehr als der Hinweisung auf die vorliegenden Länder und auf die lange Kriegsgeschichte von zweitausend Jahren, ja nur auf die Kriegsgeschichte Napoleons, um jeden, der hier widersprechen wollte, auf das schlagendste zu widerlegen. In Norditalien und in ganz Deutschland, in diesen fruchtbaren, dichtbevölkerten Ländern, kann der Krieg den Krieg ernähren: Pferde, Rinder, Korn, Weizen, Reis, Bier und Wein, Leder und Linnen, Eisen und Holz — kurz alles, was ein glücklicher Feldherr bedarf, findet er hier auf einer Länder-

ſtrecke von nur 120 bis 140 Meilen Länge, wobei er ſich auf keinen ſzythiſchen Märſchen matt und mager zu marſchieren braucht, im größten Überfluß, wenn er mit einer Gewalt, die das Kriegsglück ihm gibt, ſich die Mittel zur Kriegführung nehmen will. Dies kann er ohne Flotten ausführen, wenn der Nichtbeſitz derſelben freilich auch ſeine Mißlichkeiten und Unbequemlichkeiten hat. Das mächtige und kühnſte England beherrſchte alle Meere mit ſeinem Dreizack, und Napoleon konnte ſein Werk bis an die Nordſee und Oſtſee, über und durch ganz Deutſchland hin bis über die Weichſel hinaus ungeſtraft forttreiben. Erſt als er ſich unterſtand, mit einer Vermeſſenheit, wo ihn aller Verſtand verließ, den linken Flügel kaum irgendwo angelehnt und durch keine Flotten geſchützt, in die Wüſten und Weiten des alten Szythiens hineinzulaufen, ging er unter durch die Hilfloſigkeit, wohinein ihn nicht das Schwert der Feinde, ſondern Himmel und Erde mit ihren Hinderniſſen und Gefahren trieben.

Setzen wir alſo den ſchlimmen Fall, jener Rieſe wolle ſich gegen Weſten bewegen, wolle mit Krieg gegen uns heranſtrömen, ſo wollen wir einmal zuſehen, wie ſchwer es ihm wird, in Vergleichung mit der Leichtigkeit des franzöſiſchen Angriffs auf uns, zu uns heranzukommen. Da läßt ſich nun mit wenigen Federſtrichen zeigen, daß Rußland bei dem Vormarſch gegen Weſten faſt denſelben Verlegenheiten und Schwierigkeiten, doch nicht denſelben Gefahren begegnet, welchen Napoleon mit dem allerſchönſten und allerſtärkſten Heer der Welt erlegen iſt. Wir ſetzen, Rußland will uns angreifen, d. h. einen ſo ernſten Krieg gegen Deutſchland führen, wobei ganze Landſchaften, z. B. Preußen, Schleſien, die Marken uſw. erobert werden ſollen, oder gar das ganze Vaterland als großes Ziel der Überziehung und Unterjochung ins Auge gefaßt wird. Da hätte nun Rußland allerdings über eine Seemacht zu verfügen, welche Napoleon bei ſeinem unklugen Feldzuge abging; und wir Deutſche wären in dem großen Nachteil, keine Flotten zu haben. Aber ich ſage, wir würden in jenem Fall eine Flotte haben. So gottverlaſſen kann weder Europa noch Deutſchland jemals werden, daß es in ſolcher Gefahr, wobei die Freiheit und Unabhängigkeit des übrigen Weltteils in Frage geſtellt ſein würde, nicht ſeemächtige Bundesgenoſſen hätte. Wir fänden bei ſolchem Unwetter, das ſo ſchwarzes Gewölk über ganz Europa zuſammenzöge, im Weſten bei den Engländern oder Holländern oder viel näher bei den ſkandinaviſchen Brüdern, die nun zugleich mit unterjocht werden müßten, ſo viel Hilfe, daß die Ruſſen, welche zur See nie ſein

werden, was sie zu Lande sind, mit ihren Schiffen in ihren Häfen liegen bleiben müßten. Der Krieg wäre also ein Landkrieg ohne Flotten. Nun höre man:

Rußlands 50 oder 55 Millionen Menschen, welche 36 bis 38 Millionen Deutsche angreifen wollen, sind über eine Welt zerstreut, worin Gebiete wie das deutsche 20 bis 25 mal stecken können. Man denke sich diese Weite nur zugleich in dem nördlichen Himmelstrich, wodurch die guten Zweidrittel dieses ungeheuren Reiches für jede Kriegstätigkeit und gesunde und lustige Bewegung der Menschen in großen Scharen, wie Heerscharen sind, wenigstens drei Monate länger durch den Winter gebunden und gehemmt sind als in Italien, Deutschland und Frankreich. Nun blicken wir auch einen Augenblick auf die Eis- und Sumpfstraßen, auf die Wege und Märsche von 400 bis 600, kürzest gerechnet von 200 deutschen Meilen, zum Teil durch ganz öde, wenig bevölkerte, unfruchtbare Landschaften. Bei diesem Überblick, welch eine Rechnung, wie viele erliegende, durch Strapazen und Krankheiten hingerafft Menschen und Pferde, welch ein kostbares, langsames, sich selbst vernichtendes Geschlepp von Kriegsmitteln und Lebensmitteln! — versteht sich ja alles auf der Achse; denn das Meer ist verschlossen, und die Ströme, die man für Fortschaffungen benutzen könnte, geruhen in diesen Landen fast nirgends von Osten gegen Westen oder umgekehrt zu laufen, sondern nach dem Süden und Norden sind sie gewiesen — welche kostbare Rüstung, Unterhaltung und Fortschaffung, und also welche Schwierigkeiten und Gefahren tun sich hier dem Statistiker und Strategen sogleich kund! Die Russen besitzen zwar Polen; aber sie müßten ein russisches Heer gegen uns heranbringen; mit den Polen könnten sie Deutschland ebensowenig angreifen und erobern wollen, als wir wagen könnten, Polen gegen die Franzosen ins Feld zu führen. Nun erwäge man weiter:

Nicht in seinem Norden liegt Rußlands Stärke der Kraft, auch nicht in seinem äußersten Süden gegen den Kaukasus und Taurien hin, sondern in seiner Mitte. Zwar die Küstenstriche der Ostsee (Kurland, Livland, Estland) sind zum Teil sehr fruchtbar; aber die Vorräte, welche diese Landschaften abgeben könnten, müßten zu dem Heere bis zu der Weichselgegend durch öde Bezirke wenigstens 100 bis 150 Meilen weit von Zugtieren auf Wagen geführt werden. Ich frage: Wieviel Brot und Hafer*) liefert da jeder Wagen dem Heere, da ja die Fuhr-

*) Im Jahre 1813 sah ich in der Gegend von Breslau und Schweidnitz russische Proviantwagen, mit vier Pferden bespannt und einem Knecht und Jungen auf

leute und Pferde unterwegs auch von ihrer Ladung zehren müssen? Das Land aber 80 bis 100 Meilen südlich von der Ostseeküste, die eine Spitze des Südpunktes 15 Meilen nördlich über Moskau, die zweite bei Wilna gesetzt, d. h. Rußland nördlich über Wilna, Moskau und Smolensk und das ganze nördliche Litauen in einer Erstreckung von 120 Meilen Länge, ist dünn bevölkert, voll Sandheiden, Sümpfe und Fichten- und Birkenwälder, wenig bebaut und mit meistens kaltem und unfruchtbarem Boden, der höchstens das dritte, vierte Korn gibt und also an Heerzüge fast nichts liefern kann. Südrußland muß also die Vorräte hergeben bei einer Entfernung von 200 bis 300 Meilen vom Kriegsschauplatz, auch Podolien und Volhynien bei einer geringeren von etwa 100 bis 150 Meilen. Dies sind schon gewaltige Schwierigkeiten; so groß und schwer würden aber die Verluste an Mannschaft sein auf den langen Märschen, daß, wenn wirklich 300 000 Russen aus den entlegenen Heimaten sich sammelten und als *ein* Heer ausmarschierten, in Preußen oder Schlesien höchstens nur noch 150 000 (wenn so viele?) einrücken könnten; und nach welchen langen und langsamen Sammlungen, Rüstungen und Vorbereitungen, die uns die vollkommenste und gelegenste Zeit gäben, unsere Festungen auf das trefflichste zu versorgen und unser Heer besser gerüstet und frischer als die Feinde ihnen entgegenzustellen.

Doch genug über dieses Kapitel. Rußland ist uns so fürchterlich nicht, als die an der Seine es malen. Wir haben, wie die Sachen liegen, viel mehr von den schleichenden und schlangenzüngelnden Welschen zu fürchten, die uns unter dem Titel unserer bedrohten Freiheit und Unabhängigkeit gern in ihr Garn treiben möchten, aber uns jede Stunde mit den Russen und jedem andern Volke wie eroberte Sklaven verteilen würden, wenn sie in der Teilung nur den Löwenteil bekämen.

Rußland hat seine Macht und Stärke eben in seinem Umfange, in seinem Riesenleibe. Wie die tapfersten Kämpfer gegen dieses alte Großszythien, dieses *Svithiod hin mickla*, diese *vagina gentium*, wovon Olof Rudbeck längstseligen Andenkens einst so schöne Fabeln zu erzählen wußte, vergeblich angelaufen und an dem wohl verwundlichen, aber nicht tödlichen Riesen zerschellt sind, davon meldet die Geschichte in drei strahlendsten Beispielen, Darius, Karl XII. und Napoleon. Aber der Riese

---

jedem derselben, welche etwa noch 6 bis 8 Scheffel Hafer und 40 bis 50 Brote auf hatten. Wahrscheinlich waren sie am Orte der Abfahrt mit 30 bis 40 Scheffeln Hafer und 300 bis 500 Broten beladen gewesen. Und diese kamen nur aus Polen 40 bis 50 Meilen Wegs. Das Fazit?

hat seine schwachen Seiten, er hat seine Stellen, wo man ihm in die Arme fallen, ja vielleicht die Arme eine Zeitlang festhalten kann, daß er, der überhaupt aus seiner Heimat heraus schwer beweglich ist, noch weniger nach außen hin streben kann. Er hat seit einem Jahrhundert freilich seine Riesenschritte getan, aber meistens über die Leiber der Schwachen hin, über das durch Ausgelassenheit und Gesetzlosigkeit verwilderte und geschwächte Polen und über die abgelebte und entnervte Türkei. Man kann Rußland von der See her anfassen und hemmen, leicht und wirksam in der Ostsee, schwerer am Schwarzen Meer.

An dem Finnischen Meerbusen und an dem Schwarzen Meere liegen des Riesen Arme. Der von Asow kann sich nach Belieben bis zum Hellespont hin verlängern; es fragt sich, wenn er sich soweit vorstreckt, ob man ihm nicht die Finger an der Hand abhauen könnte. Rußlands Arm am Finnischen Meerbusen kann von einer stärkern Seemacht immer gefaßt werden. Wir wissen, wodurch die unglücklichen Polen in ihr Verderben verlocket sind. Wäre es den Aufwieglern in Frankreich ernst gewesen — denn das englische Volk hat nimmer solchen Ernst gemeint — eine französische Flotte in die Ostsee geschickt, wie hätte sie Rußland den Kampf erschweren und verlängern können! Die Engländer werden sich bei allen schallenden Worten einzelner Campbelle und Fergusone mit der ganzen Welt lieber überwerfen als mit Rußland; sie rufen auch Freiheit! Freiheit! Aber wenn im Parlamente für die Polen und andere, die anderswo Unterdrückte heißen, von einzelnen Stimmen Aufrufe gemacht werden, so zählt man 200 und 300 Verneiner gegen 4 bis 5 Bejaher des Aufrufs. John Bull ist Kaufmann, vielleicht oft mehr als recht eine zusammengeschnürte Kaufmannsseele, er versteht seinen Vorteil, er ist ein guter Rechner. Wenn die, welche sich einbildeten, daß Frankreich und England für Polen gegen Rußland das Schwert ziehen würden, nur bedacht oder vielmehr nur gewußt hätten, was man auf den Börsen zu London und Petersburg lernt, daß sieben Achtel des russischen Ostseehandels in Englands Händen sind, daß Kaiser Nikolaus durch einen ausgereckten Finger sogleich 60 bis 80 Millionen Taler beschlagen könnte, womit die Engländer bei russischen Kaufleuten häufig im Vorschuß sind, sie würden leerem, törichtem Gegaukel nicht soviel nachgegaukelt haben.

An dem Schwarzen Meer ist Rußlands Stellung schon eine ganz andere; sein Arm ist dort mit solchen schwer zerbrechlichen Eisenschienen umharnischt, daß, wenn es diese fest umschnallen

will, es ſchwer ſein wird, den Arm zu verwunden, geſchweige zu zerbrechen. Ich glaube nicht, daß es Rußlands Beſtimmung iſt, und daß es nie ſein wahnſinniger Wille ſein kann, Weſteuropa zu beherrſchen; es würde bei ſolchen törichten Verſuchen, wenn es ſie künftig einmal wagen wollte, ſchon allein an der gedachten Stellung der Deutſchen und Skandinaven vollſtändig ſcheitern. Aber gegen Südoſten hin hat es gewiß einen hohen Auftrag der Vorſehung auszuführen: es hat die erhabene, welthiſtoriſche Beſtimmung, europäiſche Bildung und Chriſtentum von dem Norden nach dem Süden und über Turan nach Iran zu bringen. Wenn dies auch im mählichen Ablauf der Zeiten erſt nach Menſchenaltern geſchehen ſollte — es wird geſchehen. Ich habe in einem kleinen Büchlein, das ich vor mehreren Jahren über die Schlichtung und Zurechtſtellung des griechiſchen Aufſtandes ſchrieb, Winke darüber gegeben, von deren Wahrheit ich noch heute überzeugt bin. Doch ich ſoll hier zeigen, welche Eiſenſchienen den ruſſiſchen Arm am Schwarzen Meer beſſer decken und ſtärken als am Baltiſchen, und ich will es zeigen.

Ich bin überzeugt, daß die engliſchen und franzöſiſchen Bewegungen, Rüſtungen und Hindeutungen wegen des Schutz- und Trutzbündniſſes, das Sultan Mahmud mit Kaiſer Nikolaus geſchloſſen hat, und wegen der Sperrung der Dardanellen ſich in diplomatiſchen Schriftwechſeln und papiernen Spielen totſpielen werden. Ich fürchte in dieſer Hinſicht gegenwärtig keinen Krieg. Aber das türkiſche Reich iſt ſo faul und morſch, daß jede Stunde Erſchütterungen und Zuſammenſtürzungen desſelben erfolgen können, die einen langen Schweif unberechenbarer Folgen und Begebenheiten hinter ſich her ſchleppen. Es kann auf dieſem großen Felde der Unordnung und Zerrüttung ſich jeden Tag etwas ergeben, wodurch Getümmel und Krieg, wohin ſich dieſe immer wenden mögen, kaum vermeidlich bleiben.

Wir nehmen aber einmal an: es gäbe jetzt wirklich Krieg wegen des türkiſch-ruſſiſchen Bündniſſes, und die großen Seemächte ſuchten es mit Gewalt zu zerſprengen — da frage ich zuerſt: Iſt es vorauszuſetzen, daß die engliſchen und franzöſiſchen Flotten den Durchgang durch die Dardanellen erzwingen würden, da die aſiatiſchen und europäiſchen Ufer jener Meerſtraße auf einer Strecke von 5 bis 8 Meilen mit vierfachen und fünffachen Kanonenbetten, wo die vorbeiſegelnden Schiffe immer neue Lagen zu empfangen hätten, wo Ruſſen und Türken viel zweckmäßiger angelegt und beſſer inſtand geſetzt ſind als vormals? Schlöſſer, Schanzen und Batterien alſo, die nur durch Landungen und Ausſchiffung von Truppen einzunehmen oder

unwirksam zu machen wären? Truppeneinschiffungen also in Toulon oder Portsmouth müßten die Engländer und Franzosen erst zurüsten, wenn sie auf diese Weise nach Konstantinopel gelangen wollten; auf die andere Weise mit der schwereren Durchzwingung der Fahrt würde die Ankunft vor dem Serail wohl mit sehr beschädigten und zerschossenen Schiffen geschehen. Wenn aber solche Einschiffungen zu Toulon und Portsmouth geschehen, so lassen die russischen Botschafter in Paris und London flugs Eilboten nach Odessa reiten, und 10000 bis 12000 Russen und ebenso viele Türken werden ein- und ausgeschifft und machen es unmöglich, daß die feindlichen Flotten durch Ausschiffungen Schlösser und Schanzen von hinten, d. h. von der Landseite, nehmen und so die Gefahren der Beschießung bei der Durchsegelung abwenden können. Aber wir wollen einmal annehmen, die feindlichen Flotten kämen ohne bedeutende Verluste nach Konstantinopel, liefen durch den Hellespont ins Schwarze Meer, schlügen die russische Flotte, wenn sie ihnen begegnete, oder sperrten sie in ihre Häfen ein — was wäre damit ausgerichtet? Rußland hätte seinen Arm, den es bis zum Hellespont vorgestreckt und auf den der Feind allenfalls mit tüchtiger Kraft gedroschen, etwas lahm verkürzt und in sich zurückgezogen; gebrochen oder abgehauen wäre er damit noch nicht. Es hätte den verkürzten nur in die unzerbrechlichen Eisenschienen zurückgezogen, die ihn von dem Asower Meer bis vor die Tore von Erzerum in einem Bogen umkleiden. Von dort könnte es, wenn es wollte — und Zorn und Grimm würden es bei solchen Angriffen Englands und Frankreichs zur äußersten Kraftanstrengung spannen — ihn freilich nur langsam, aber, um desto endlichere und entscheidendere Streiche zu führen, von der andern (asiatischen) Seite gegen den Hellespont wiedervorstrecken, vielleicht um dieses Wasser lange nicht zu verlassen. Wir erklären diese Hinweisung:

Selbst wenn die Hälfte, ja wenn der größere Teil der russischen Kriegsschiffe im Schwarzen Meere zerstört wäre, solche Heere könnten die feindlichen Flotten 500 Meilen weit über den Ozean an die Küsten desselben nicht mitführen, daß sie Taurien und die russischen Häfen des Schwarzen Meeres zu erobern und zu behaupten imstande wären: denn nur in solchem Falle wäre der linke Arm Rußlands gehemmt. Die siegreiche feindliche Flotte könnte in den wenigen Monaten, die auf diesem Meere für Kriegsschiffe gute heißen dürfen, sich vorn, d. h. näher dem Hellespont, behaupten, in dem Hintergrunde desselben dürfte sie sich wegen der sehr vorherrschenden Nordwinde

und wegen des Mangels an guten Häfen kaum zuweilen blicken laſſen. Dort hat Rußland die Küſten, die Berge, die Feſtungen im Beſitz und, was unter ſolcher Vorausſetzung noch mehr bedeutete, die Gunſt der Winde. Keine feindliche Flotte, die auf ſo gefahrvoller Station keine ſtetige Wachen ausſtellen dürfte, könnte hindern, daß Truppen und Kriegsrüſtung aus den Nordhäfen nicht glücklich gegen Süden übergeſchifft würden. Dort ſtehen die Ruſſen um den fabelhaften Ararat und um die vielbeſtrittenen Quellen des Euphrats und Tigris und ſchauen herrſchend und im Vorgefühle künftiger Herrſchaft auf die Länder hinab. Dies ſind die Kriegsſtellungen, wo weiland Sulla, Lucullus und Pompejus mit Mithridat und darauf ihre Römer ſieben Jahrhunderte mit Parthern und Perſern um Aſiens Herrſchaft gerungen haben, bis die letzten von den Arabern und Türken abgelöſt ſind. Von hier aus, wenn Rußland von den Seemächten ſo auf Leben und Tod herausgefordert wäre, wie wir hier vorausſetzen, würden die Ruſſen in zwei, drei Feldzügen leichter zu dem Hellespont und zu Smyrna gelangen, als Napoleon trotz aller engliſchen Flotten einſt nach Stettin und Danzig, und im Archipelagus könnten die Palmerſtone und Broglie ſehen, wie die Herrſchaft über Kleinaſien am meiſten von der Herrſchaft im Kaukaſus und in Armenien abhängt. Denn die Millionen haben weder Franzoſen noch Engländer dranzuſetzen, um Heere von 50000 und 80000 Mann einzuſchiffen, die in Aſien doch in ein paar Feldzügen zuſammenſchmelzen würden; und Ibrahim Paſcha, ſelbſt wenn er als ihr Bundesgenoß aufträte, würde mit ſeinen braunen und ſchwarzen Scharen den ruſſiſchen Kriegsſtolz nicht beſchämen. Auf dieſe Weiſe würde der verſchiente Arm ſich hier ausſtrecken und bei der allgemeinen türkiſchen Starrſucht zuletzt auch wohl von der Donau her. Aber wie geſagt, ſo Ungeheures wird keine Macht leichtſinnig herausfordern, noch wird der ruſſiſche Kaiſer mit ſo gewaltigen Aufopferungen und Anſtrengungen, als ſolche Armausſtreckung in ſolchem Falle notwendig machen würde, erkaufen wollen, was mit viel leiſeren und leichteren Bewegungen, wenn die Ruſſen wollen, in der unverrückbaren Entwickelung der Zeiten unter ihre Macht kommen muß, nicht darüber entſcheiden zu helfen, ſondern als die Stärkſten — ich meine auf jenem öſtlichen Weltſchauplatz — gebietend zu entſcheiden.

Nach ſo vielen Sprüngen aus- und ein- und rückwärts und vorwärts, die doch, wie ich meine, immer in den Grenzen der großen vaterländiſchen Angelegenheit in Beziehung auf unſere Weſtgrenze geblieben ſind, komme ich endlich zuletzt

noch zu der Betrachtung über Deutschlands gegenwärtige Lage. Was die folgenden Worte darüber aussprechen werden, könnte vielen dünken — und manche Übelwollende haben mir bei anderer Gelegenheit schon ähnliche Vorwürfe gemacht — als sei es zum Teil im Widerspruch mit früher von mir geäußerten Lehren und Grundsätzen. Ich glaube, bei Wohlwollenden und Unterrichteten, d. h. bei solchen, die mich und meine früheren Schriften kennen, werde ich das nicht zu fürchten haben. Ich bin zu alt und habe von der Welt auch zu wenig zu hoffen und zu fürchten, als daß ich aus gemeinen Rücksichten lügen und mein graues Haar mit Schande bedeckt in die Grube legen sollte. Ich habe in 20 Jahren wohl Zeit gehabt, meine Einsichten in manchem zu vermehren, meine Urteile über viele Dinge zu berichtigen, meine Ansichten zum Teil auch anders zu stellen, nicht weil ich mich umgekehrt habe, sondern weil die Verhältnisse dies getan. Ich bin mir fest bewußt, daß meine Grundsätze im wesentlichen noch heute sind, wie ich sie in meinem vierzigsten Jahre bekannt habe. Jeder billige Leser und Beurteiler meiner früheren Schriften weiß zuerst, daß jene Schriften vorzüglich die Aufgabe im Auge hatten: daß der große Eroberer und Völkerschänder gedämpft und die welsche Tyrannei aus unsern Grenzen ausgekehrt würde; er weiß ferner: daß manches, was mir in den Jahren von 1812 bis 1816 möglich, zweckmäßig und dem Vaterlande für sein Glück und seine Selbständigkeit heilsam, ja notwendig deuchte, auf ganz anderen Voraussetzungen und Erwartungen gegründet war, auf einem ganz andern Grundbau, auf einer ganz andern Gliederung des ehemaligen Deutschen Reichs und der Stellung der Herrscher und Fürsten zueinander und zu dem deutschen Volke. Ob jene meine Wünsche und Hoffnungen töricht, ob meine Erwartungen oder Voraussetzungen albern und wie aus dem Mond herabgefallen waren, darüber steht mir selbst kein Urteil zu. Ich kann mich freilich in vielem, ja in dem meisten geirrt haben; aber daß ich nicht allgemeinen Frevel, Gesetzlosigkeit und Verwilderung jemals gewünscht noch bezweckt habe, sondern nach meiner Ansicht wirkliche, würdige Gesetzmäßigkeit und Freiheit zur Selbständigkeit und Stärke meines Volks — das hat sich ja lange herausgestellt, und ich habe daher nicht nötig, mein eigner Verteidiger und Entschuldiger zu sein. Oben schon sind an mehr als einer Stelle Verhängnisse und Verhältnisse unsers Vaterlandes während und nach dem Wiener Kongresse angedeutet, in welchen manche mißliche Erscheinungen unserer Tage ihre erste Quelle zu haben schienen; was der französische Einfluß dort durch Talleyrand, was der

engliſche, unterſtützt durch deutſche Kurzſichtigkeit und verkehrten Eifer für Oranien faſt bis zu offener Entzweiung hingewirkt hatte, bis die Ankunft Napoleons in Fréjus den erſten Kongreß gleichſam ſprengte und die Herrſcher, Diplomaten und Feldherren wieder auf die Schlachtfelder rief. Dies hatte vieles unterbrochen und abgebrochen, und die Erinnerung daran und vielleicht auch die nicht unbegründete Furcht bei der zweiten Sitzung des Kongreſſes in Wien, daß, je länger man ſitze, je mehr Punkte man berühre, je mehr wichtige und ſchwere Fragen und Verhältniſſe, deutſche wie europäiſche, man gründlich unterſuchen, erörtern und abmachen und ordnen wolle, deſto tiefer man ſich in ein Meer unüberſehlicher Schwierigkeiten und auseinandertreibender Anſtöße ſtürzen werde, hatte wohl auch veranlaßt, daß diejenigen, welche die Hauptrolle zu ſpielen hatten, abſichtlich über vieles Dornichte und Anſtößige hineilten und manches Wichtigſte und Notwendigſte unberührt und alſo unbeſtimmt und unabgemacht ließen, in der Hoffnung, vieles werde ſich durch die Zeit ſelbſt ordnen und zurechtſtellen, durch die Zeit, die Entwirrerin und Ausgleicherin vieler Knoten und Höcker und die ſanfte Heilerin vieler Schäden, und durch den guten Willen der Regierungen und der Völker. Auch konnte man nach den bisherigen Erlebniſſen mit Recht Scheu tragen, manche weſentlichſte deutſche Angelegenheiten und Verhältniſſe unter dem Mitwiſſen und dem Mitſpiel der europäiſchen Mächte aufs Tapet zu bringen, Anſpinnungen, Zettelungen und Verwirrungen von ſolchen fürchtend, die Deutſchlands Stärke und Eintracht am wenigſten meinten und alle Knoten gern unauflöslicher und alle Dornen gern ſtechender gemacht hätten. Weil wir bei den Eigenen Kurzſichtigkeit, Mißgriffe und Irrtümer wohl zugeben können, ſchlechten, geſchweige hinterliſtigen Willen aber vorausſetzen weder können noch dürfen, ſo können wir nach der reichen Liebe und Hoffnung, von welchen wir ſelbſt und wohl die meiſten Deutſchen in jenen großen Jahren getragen und über vieles, was wir jetzt zum Teil mit Sorge betrachten, wohl zu leicht hingetragen wurden, auch bei andern Ähnliches vorausſetzen. Alſo haben damals auch Fürſten und Miniſter glauben können, vieles werde ſich von ſelbſt regeln und geſtalten, was ſich gar nicht ergeben und geſtalten kann, wenn kein feſter Grund gelegt iſt, woraus die Ergebniſſe erwachſen, und worauf die Geſtalt ſich ordnen und abründen kann.

Das iſt jetzt aber ſchon eine vergangene Zeit, und zwar weil die Zeit ſelbſt mit ihrem Geſchwindſchritt, den ſie mit Siebenmeilenſtiefeln macht, mit einem langen Maßſtabe ge-

messen werden muß, eine lange vergangene Zeit. Trauer und Klage über das, was damals vielleicht nicht glücklich geraten oder getroffen worden ist, langes Erörtern alles dessen, was vielleicht hätte geschehen können und sollen, längere Hindeutungen, wie alles anders stehen würde, wenn dieses oder jenes damals anders gestellt und gemacht wäre, sind also auch nur wie eine vergangene Mühe zu betrachten. Was aber zwischen 1815 und 1834 erlebt, erlitten, getan, gewirkt worden, brauche ich den Mitlebenden, die es überdies mit den verschiedensten Gefühlen und Gedanken aufgenommen haben, nicht herzuzählen. Uns liegt jetzt nur ob, bei der Weltlage, worin wir uns ebendiesen Augenblick befinden, bei der Stellung der deutschen Verhältnisse, wie der Wiener Kongreß und die Begebenheiten der späteren Jahre sie geschaffen haben, uns klarzumachen: was jetzt zu fürchten und zu hoffen, was zu tun und zu lassen; was die Menschen in diesen Tagen empfinden, wünschen, anstreben, und worauf also die Regierungen am aufmerksamsten hinzublicken haben; endlich was unter den Umständen tunlich, möglich, zweckmäßig ist, und was also getan werden muß, damit wir durch die Dornen und Klippen der Zeit, von welchen alle Völker Europas angestreift, ja die meisten hart verwundet und zerrissen sind, mit dem Glücke und der Ehre des lieben Vaterlandes leidlich hindurchkommen.

Zuerst, wir stehen in der Mitte Europas, wir sind das Herz, das alle andern Völker, damit dem Weltteile wohlsein könne, streben sollten zu erquicken und zu stärken, das aber so viele arglistig oder kurzsichtig zu zersplittern und zu zerreißen streben. Wir sind das gebildeteste, unterrichteteste Volk Europas; selbst der Engländer, wie stolz, der Franzose, wie eitel er immer sei, erkennt diesen Vorzug zuweilen an. Jede große Erregung und Bewegung des Weltteils, wenn sie auch nicht von dem Herzen ausgeht, muß doch immer von dem Herzen gefühlt werden, oft so gewaltig gefühlt werden, als ob es darüber zuweilen fast zerspringen müßte. Was in Wissenschaft und Kunst, in Erfindungen und Gewerben, in Gesetzgebungen und Staatsverfassungen bei irgendeinem Volke Neues und Lebendiges ist, vor allen zuerst nimmt der Deutsche davon Kunde und eignet sich sein Teil davon zu; vor allen aber nimmt der Deutsche — so ist seine Natur gestellt — das Geistige, das Idealische, das Außerordentliche mit einem großen Ernst bei sich an und auf; wenn auch weniger als andere Völker von den Gefahren des bloßen Scheins bestochen, spielt er doch gern mit allem Geistigen, wenn auch nur in der Lust des Forschens und Ver-

suchens, und spielt darüber sich und sein Leben oft in alle bodenloseste Luft hinauf. Der Deutsche hat das Pulver erfunden, das furchtbaren Schall und Glanz aus sich zündet; er bleibt immer eine Art Pulvermensch. Nun ist die europäische Entwicklung seit der amerikanischen Revolution vorzüglich eine politische gewesen; auf das Politische, auf politische Änderungen und Bildungen, auf Umgestaltung oder Verbesserung der Verfassungen ist seit dem Jahre 1780 aller Geist vorzüglich gerichtet gewesen. Diese große politische Umwälzung hat auch Deutschland erfassen müssen, und nicht bloß innerlich geistig erfassen, sondern äußerlich handgreiflich und mehr als handgreiflich: handräuberisch. Von den fürchterlichen Flammen des gallischen Nachbarstaates ergriffen, stürzten fast alle alten Formen des Deutschen Reichs in Trümmer zusammen, auf welchen der Welsche siegreich herumspazierte und des alten Germaniens Söhne mit der Geißel des Eroberers vor sich hertrieb, bis Gott den wilden Wellen des Übermutes gebot zurückzuweichen und Ermannung und Befreiung gab.

Als diese Befreiung vollendet war, ist man für den Wiederaufbau Deutschlands nicht so sehr dem Muster des alten, zertrümmerten Baues gefolgt, welches für diese Zeit den meisten unbequem oder unbrauchbar deuchte, sondern man hat sich für die neue Gestaltung der deutschen Dinge von der Themse und Seine Rat geholt; man ist größtenteils dem Strome gefolgt, wie er floß, oder vielmehr der Meinung, wie sie eben galt und gleichsam eine Weltmeinung geworden war. Die Staaten Deutschlands, zusammen beinahe 40, unter welchen 2 vom ersten Range, sollten auf der einen Seite unabhängig voneinander und jeder Staat selbständig für sich in eigener Individualität sich entwickeln und gestalten dürfen, auf der andern Seite aber Gesetzen der Gesamtheit gehorchen, wodurch sie nach innen miteinander in Frieden und Freuden leben, nach außen hin aber den mächtigen Nachbarn gegenüber als eine große Macht, als ein geschlossener deutscher Bundesstaat in Kraft dastehen sollten. Die Gestaltung und Entwickelung vieler Kleineren ist nun nach den Vorbildern und Mustern, welche vorzüglich Amerika und Frankreich aufgestellt haben, in sog. Repräsentativverfassungen erfolgt; die beiden größeren Staaten aber, nämlich Österreich und Preußen, haben bisher noch Bedenken gehabt, solchem Beispiele zu folgen, und einige der Kleinen auch sind entweder bei früheren deutschen Formen geblieben, wie z. B. Mecklenburg, oder haben solche mit Änderungen und Anpassungen an die Bedürfnisse und Neigungen der Zeit, doch in dem alten Geiste,

nur fortzubilden gesucht. Die verschiedenen Bewegungen und Aufwallungen, ja die Zerrungen und Zuckungen nach den verschiedensten Seiten hin, alle die Streite und Widerstreite, alle die Folgerungen, Herleitungen und Anforderungen, die nach den verschiedenen Ansichten und Bedürfnissen von den verschiedenen Staaten gegeneinander gemacht worden sind; die Versäumnisse, Mißgriffe, Eingriffe gegen- und übereinander, die wir als Beschwerden gehört haben; die Anklagen und Beschuldigungen, die nach den verschiedenen politischen Glaubens- oder Staatsbekenntnissen der Zeit gegeneinander gemacht worden; dann, nach der Juliusrevolution von Paris, das plötzliche, ungeheure Überwallen der wilden, bisher eingestaueten Wasser — wem ist dies alles, dieses so neue, neueste Deutsche, ein Geheimnis? Wem auch, der noch irgend mit kühlen Sinnen um sich sehen und mit verständigem Maße den allgemeinen Lauf der Dinge und den besonderen Lauf der deutschen Dinge übermessen kann, ist das ein Geheimnis, daß hin und wieder auch sich eine geistlose, gedankenlose Nachäffung des welschen Wesens und der welschen Staatsknallstreiche auf eine Weise gezeigt hat, die aus den Erscheinungen der Zeit wohl genug erklärlich, darum aber nicht weniger betrübend ist, weil der Hecht, der den Walfisch spielen will, dabei immer zu kurz kommt. Wenn man dies alles betrachtet und erwägt und vieles andere Einzelne und Kleine, was damit zusammenhangt, was aber in seinen Ursprüngen und Folgen weder klein noch einzeln daliegt; wenn man aus den vielen deutschen Orkanen im Topf in die große, weite Weltbewegung, in die allgemeine und ungestüme Wogenbrandung hinausblickt, welche an Albions und Galliens Küsten donnernd braust — so hört freilich oft alle Besinnung auf und steht aller Verstand still, und wer noch deutschen Mut und altes, deutsches Gewissen in der Brust hat, ruft: O Gott, wie soll's werden?

Doch sind, die dies alles für einen Taumel erklären, für einen üppigen Nachttanz, wonach sich's desto fester schläft, für einen benebelnden Rausch, der sich vernüchtern wird, für einen Zauberschein, worin nur eitel Irrwische spielen, die endlich am heitern Morgenlichte erblassend in die alte, öde Nacht zurückfließen werden. Sie sagen: Laßt das wilde Roß nur laufen, es wird durch sich selbst ermatten; laßt die tolle Flut nur brausen, sie wird in ihre Ufer zurücksinken, und die Leute werden dann erschrecken, wie sie mit Scheinen für Wesenheiten gespielt haben. Dies deutet unter andern auch Herr Ranke an, und damit will er uns trösten und beruhigen, in seiner

Abhandlung über die großen Monarchien (S. ſ. Zeitſchrift). Ich gebe dieſem talentvollen Manne zu, niemand verſteht gewandter, klarer, zarter und mit feinerer Beleuchtung deſſen, worauf er die Lichter fallen laſſen will, zu malen, keiner ſo geſchickt zu verſchweigen, was er oft in den Kreis ſeiner Darſtellungen hineinziehen ſollte, aber was hineinzuziehen ihm nicht beliebt, ſo daß nur der Denkende und Sehrkundige ſolches herauslauſchen kann; aber mir deucht, in der angeführten Abhandlung hat er — ich glaube allerdings, mit Vorſatz — mehr aus einer allgemeinen, verdünnenden Fläche als aus der Tiefe heraus die Sachen und Perſonen gezeichnet. Freilich kann man ſagen: Es iſt und geſchieht nichts Neues unter der Sonne; aber ſo ſanft wird dieſe Zeit mit der kommenden ſich nicht verfließen, ſo leicht wird ſie nicht vorüberfließen, als er ſeinen Leſern einbilden möchte. Das Zeitalter Ludwigs XIV., der freilich nach Ähnlichem ſtrebte als die jetzigen Franzoſen, war kein neu werdendes wie das gegenwärtige; es war die letzte Nachzitterung der ungeheuren Reformationsbewegungen und Religionskriege, welche das ſechzehnte und die erſte Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts ſo haderiſch und blutig erſchüttert hatten. Es war ein ermattetes Zeitalter, das ſeinen lebendigen Feuerſtoff größtenteils ausgeſprudelt und ſeine regſten Kräfte niedergearbeitet hatte; Ludwig XIV. ſelbſt bei manchen rühmlichen Königseigenſchaften, die man ihm zugeſtehen muß, war doch nur ein Held der Allongenperuken und Jeſuiten. Wie würde es um Europas, namentlich um Deutſchlands Selbſtändigkeit geſtanden ſein, wenn er von eines Napoleons Degenheit nur eine Ader in ſich gehabt hätte? Das jetzige Zeitalter aber iſt nicht bloß ein wilder Mann, dem der Wahnſinn für den Augenblick durch die außerordentliche Nervenſpannung den Schein der Stärke gibt, es iſt bei aller flatterhaften und flitterhaften Eitelkeit, deren es leider zuviel offenbart, doch ein Rieſe mit ſtählenen Knochen, in deſſen Lenden noch mächtige Söhne und Enkel verborgen ſind.

Es iſt ſeit 1780 wirklich ein neuer Zeitabſchnitt in die Weltgeſchichte eingetreten, nicht durch die amerikaniſche und franzöſiſche Umwälzung allein — denn dieſe beiden ſind ſelbſt Kinder der Zeit und ihrer allgemeineren, geheimen und tiefen Entwickelungen und Fortbildungen — ſondern der ganze Weltzuſtand iſt freilich dem Scheine nach äußerlich durch ſie, innerlich aber durch eine mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts begonnene größere Vergeiſtigung und Verflüchtigung des europäiſchen Lebens in Sitten, Staat und Religion gemacht, wo-

durch die edlen Kräfte der menschlichen Natur freier und göt
licher, die unedlen übermütiger und teuflischer erschienen sin
als beides früher war. Der Mensch strebt, arbeitet, denk
und der lebendigere Teil genießt auch viel mehr, ich möch
sagen, das Doppelte und Dreifache mehr als vor 50, ja al
vor 30 Jahren. Dies hat Ansprüche auf Leben und Genu
vermehrt, auf das, was dieses Zeitalter seine Freiheit nennt
dies hat Stolz und Selbstgefühl bei den meisten gehoben un
hat einen Güterbesitz geschaffen, der sich jetzt so weit übe
Tausende erstreckt als vormals über Zehne. Wir sind aus de
Stille, Genügsamkeit und Mittelmäßigkeit der früheren Ze
herausgeworfen, und keiner will gutwillig dahin zurück. Alle
muß nach höherem Maße gemessen werden, und also mu
auch nach höherem und edlerem Maße regiert werden.

Schwer würde es sein, ja unmöglich, abzuwägen, welche
von beiden das Bessere und Glücklichere war, das Vergangen
oder das Gegenwärtige. Es kommt jetzt nur darauf an, z
erwägen, was das Mögliche, das Zweckmäßige ist, was di
Menschen überhaupt noch tragen oder ertragen können. E
sind — ich kenne wirklich mehrere würdige und vortrefflich
Leute dieser Meinung — die da glauben, es bedürfe nur eine
tüchtigen Gabe von Rüstigkeit und Kraft, allenfalls einer fe
und ernst einschreitenden und durchschreitenden Gewalt, so werd
das Freiheit und Gleichheit schreiende Revolutionsgespenst mi
allem seinem Geklingel von Preßfreiheit, allgemeinen Menschen
rechten, Geschwornengerichten, konstitutionellen Staaten und Re
präsentativverfassungen blaß zurückweichen und die liebe, gute
alte Zeit das verlassene Lager wieder beziehen können. Si
sagen: In Frankreich wird es immer schlüpfriger und verworrene
gehen, in England nicht viel besser; in Deutschland hat sich
schon alle Narrheit und Frechheit der Zeit in hundert und in
tausend Freveln und Aufruhren offenbart; den Leuten werden
endlich die Augen aufgehen, sie werden klar sehen und mi
Reue und Jammer bekennen, daß sie blanken und nichtigen
Hexengütern aus der Pandorenbüchse nachgelaufen sind, die sie
nur in Verwilderung und Unseligkeit hineinreißen. Mit den
Konstitutionen haben die kleinen deutschen Staaten den giftigen
Nessusrock der Revolution angezogen. Man muß ihnen diese
greuliche Pest mit Gewalt wieder ausziehen. Freilich werden
bei dem Ausziehen Haut und Haar an seinen Fetzen hangen
bleiben; aber besser so, als daß das Gift endlich den ganzen
deutschen Leib durchfresse und verderbe. Die Wunden werden
wieder heilen, und wie glücklich wird das still und friedlich

regierte Geschlecht sich nach so langem, unfruchtbarem Sturmwetter fühlen, worin Demagogen und Volksverwirrer es umhergewirbelt hatten!

Ich glaube nicht so; auch richte ich nicht so strenge über die Zeitgenossen. Es gibt kein Zeitalter, das man so in Bausch und Bogen verdammen darf; ein jedes hat seinen Gott wie seinen Teufel in sich. Das ist aber die gewöhnliche Erscheinung eines mit Orkanen stürmenden Zeitalters von Umwälzungen, daß es darin hergeht, wie in einem wüsten Morgentraum. Die neckenden und hohnlächelnden Larven und Teufelchen zerren alle wunderlichsten und abenteuerlichsten Gebilde nach oben und tanzen mit ihnen den wildesten Blocksbergreigen, während der Gott verborgen unten in seiner unendlichen Tiefe lauscht und doch mit dem mächtigen Jupiterseil den Umschwung der Dinge hält. Wir Deutsche sind auch schon eine ganz hübsche Zahl Proben diesseits und jenseits durchgegangen, bei Kleinen und Großen hat sich auch unser Frosch schon aufgebläht, selbst der Franzosenaffe ist äffisch nachgespielt, auch wo die Bühne für ihn zu eng war; auch an einzelnen Verwegenheiten und Freveln hat es nicht gefehlt: der Foxische Orkan im Topfe konnte uns ja unmöglich fehlen. Aber ungeschehen machen, was geschehen ist; leichtsinnig einreißen wollen, was man vielleicht leichtsinnig gebaut hat; mit einem Geist, der seiner Natur nach unsichtbar, ungreiflich, unverwundlich ist, kämpfen, ihn gar einsperren oder ausschließen wollen — wem könnte das einfallen als einem solchen, dem Gott eine dreifache Verblendung um die Stirn gewunden hätte? Können wir uns retten vor Frankreich, vor England, vor der ansteckenden Influenza dieser beiden Nachbarländer? Muß der wilde Wogendrang, der dort noch lange überfluten wird, nicht immer auch an unsere Ufer, ja auch an unsere Ohren und Herzen schlagen, daß die Menschen über den Schwarzwald und Böhmerwald hinaus es vernehmen und empfinden müssen? Können und dürfen wir das Glücksrad in dem Lottospiel des Finanzministers stillstellen? Können und dürfen wir Dampfschiffe, Heerstraßen, Eisenbahnen, vielleicht bald Luftbahnen versenken und durchbrechen? Können und dürfen wir die geistige Strebung und Bildung, die geistige Erhöhung des Zeitalters, die freilich wie jedes Hochgebirg' auch ihre fürchterliche Vertiefung und Versumpfung neben sich hat nebst Bergstürzen, Lawinen und anderen erhabenen Schauspielen der Tragödie, aus der Welt schaffen? Können wir die Universitäten wegschaffen, die unsere Urgroßväter gegründet haben, die Schulhäuser niederbrechen oder zuschließen, die wir eben gebaut haben?

Können wir den Bauer wieder zu einem Froner, zu einem Leibeigenen, den Bürger wieder zu einem Kantonspflichtigen im Stile von 1750, den Edelmann wieder zum Offizier, Offizier von Gottes Gnaden, machen? Ich glaube, das alles können wir nicht. Wir könnten und dürften es nur, wenn die Welt, wenn der Staat selbst nicht jede mächtigste und energischeste Kraft des menschlichen Geistes auch für ihre leiblichen und häuslichen Bedürfnisse in Anspruch nehmen müßten, wenn der Staat nicht alle Rüstigkeit, Strebsamkeit und Tätigkeit des menschlichen Vermögens nötig hätte. Um das zu können und zu dürfen, müßte einer die Preisaufgabe lösen, die etwa einer der Familie von Haller stellen könnte: Wie die Kunst heiße, die da lehre, in allen Ecken und Fugen des Gehirns Bewegung und Sonnenschein zu erzeugen, aber in der Abteilung, wo das politische Organ liege, Schlummer und Nacht zu erhalten?

Was uns bei dieser Frage und bei ähnlichen Fragen notwendig einfallen muß, und was, unter uns gesagt, bei weitem das Wesentlichste bei der ganzen Sache heißen muß, ist der veränderte Besitzstand. Eben durch die ungeheuren geistigen Belebungen, Erregungen und Bestrebungen, dann durch die Not der Regierungen, die im Drange der Umstände nach jeder möglichen Hilfe griffen, hat sich auch in Deutschland eine Tätigkeit und Gerührigkeit in jeder Arbeit und jedem Gewerbe entwickelt, welche den Besitzstand in manchen Gegenden völlig umgeschoben, in allen sehr verändert hat. Es ist ein gebildeter, tätiger, wohlhabender, ja hin und wieder reicher Mittelstand entstanden, in weit größerer Zahl als sonst, welcher der vornehmste Besitzer der geistigen und leiblichen Kraft des Staats genannt werden muß und mit der Hand und dem Kopfe die wunderbaren Resultate erschaffen hat, worüber man mit Recht erstaunt. Der Adel hingegen ist im Verhältnisse zu diesem neuen Mittelstande eher heruntergekommen und mit seinen Gütern verschuldet; der Bauer aber fast allenthalben schon von den Banden der Scholle gelöst. Der Mittelstand, diese zahlreiche und mächtige Mittelklasse fühlt ihr Vermögen und läßt sich selbst die Scheine nicht nehmen, mit welchen sie in der Torheit des Zeitalters mitspielt; die Wirklichkeiten wird ihr aber keiner nehmen wollen. Dies ist, was ich oben den veränderten Güterbesitz nannte. Was da oben Geist heißen kann, heißt unten Macht: denn das Geld ist die Macht, und diese Klasse hat das Geld.

Wir haben jetzt unsern deutschen Bundesstaat, unsere deutsche Staatsverfassung, wie sie seit 1815 gemacht worden sind oder

ſich gemacht haben. Wenn ich ſagte, daß dieſe Verfaſſung dem Auslande gegenüber die feſteſte und kräftigſte, im Innern betrachtet die bequemſte und angenehmſte wäre, müßte ich den Gefühlen und Urteilen vieler widerſprechen. Aber ſie iſt gegenwärtig auf Recht und wie jeder andere Beſitz auf Heiligkeit des Schwurs und Vertrags gegründet. Jeder, der es mit dem Vaterlande und mit der Zukunft desſelben wohl meint, hat zu denken und zu arbeiten, jeder auch zu wünſchen und zu beten, daß dieſer ſchwere und verwickelte Bau, der bei dem in der Zeit ſich anwälzenden Gedränge zehnfachen Schwierigkeiten und Gefahren ausgeſetzt iſt, weiter ſo entwickelt, gehalten und geordnet werden könne, daß er denen, die darin hauſen müſſen, wohnlich dünke, nach außen hin aber ſo ſtark und wohlverwahrt erſcheine, daß er den Fremden Ehrfurcht gebiete, ihn anzutaſten. Eine große und ſchwere Aufgabe für die Fürſten wie für die Völker; auch die Aufgabe des Regierens zehnmal ſchwerer als ſelbſt in den großen Monarchien England und Frankreich. Wir Deutſche haben und machen dieſelben Anſprüche der Bildung und des Glücks wie die Engländer und Franzoſen, dieſelben Anſprüche einer edlen, bürgerlichen Freiheit; dieſelben Lockungen, dieſelben Gefahren: ebenſolche verführeriſche Scheine, deren unſre Tage nur zu viele haben, wollen uns aus den Schranken des Maßes und der Zucht reißen; bei ſo vielen verſchiedenen Herrſchaften, Entwicklungen und Beſtrebungen iſt die Zügelung und Bändigung wilder Kräfte, die Zuſammenhaltung und Einigung des deutſchen Vaterlandes viel ſchwerer als in den obengenannten Ländern. Wir haben alſo doppelte Mäßigkeit, Weisheit, Tapferkeit und Liebe nötig, damit nicht alles im ſchlimmen Widerſtreit und Hader oder in noch ſchlimmerer Wildheit und Geſetzloſigkeit auseinandergehe. Denn der Geiſt, der durch die Zeit wandelt, iſt ein Rieſe: Predigten machen ihn nicht demütig, Edikte machen ihn nicht gehorſam, er geht rund und ſchüttelt, ein abenteuerlich ausſtaffierter Knecht Ruprecht mit Hörnern auf dem Kopf und mit der Rute in der Hand, ſeine Säcke und Beutel aus, allerlei Gutchen, Leckereien und Geklimper, auch mit Giftfarben bemaltes Gebäck genug: meiſt Futter für Kinder und Toren, für die Weiſen und Verſtändigen kaum hie und da ein genießbares Krümchen. Aber man kann dem Unband den Rundgang nicht wehren noch den Menſchen die Torheit; glücklich, wenn in dem wilden Getümmel noch einige Beſonnene da ſind, welche die wenigen guten Gaben, die er mit ausſchüttet, herauszuleſen und zu gebrauchen verſtehen!

Ja, Arbeiten und Gefahren ſtehen vor uns und um uns. Wir hoffen, die Deutſchen werden Übermut nicht für Mut, Wildheit

nicht für Gehorsam, Unordnung nicht für Gesetzlichkeit eintauschen wollen; sie werden sich von Nachbarn, die nur auf den Untergang ihres Glücks und ihrer Unabhängigkeit lauschen, nicht zum dritten und vierten Mal täuschen lassen wollen; sie werden Unbequemlichkeiten, Widerlichkeiten, selbst Ungerechtigkeiten, vorübergehende Übel, die doch verbesserlich, die doch nicht unüberwindlich sind, die nicht so sehr durch bösen Willen als durch das Eigentümliche der Lage des ganzen Europa und des Vaterlandes erzeugt sind, von den Eigenen eine Zeitlang lieber ertragen, als von Fremden glänzende Adamsäpfel empfangen wollen, welche geschwindes Unglück und lange Schmach zur Folge haben würden. Aber wenn ich gleich sorgenvoll spreche und winke, wenn ich gleich dieses und jenes zu fürchten scheine, so warne ich doch vor der kleinen Sorge und der engen Furcht, die gegen das Kleine, dem sie sich gewachsen deuchte, Gewalt brauchen könnte, um das Große desto gewisser zu verlieren. Es braust von außen her über den Rhein und über den Kanal, von den Alpen und von den Vogesen her Begeisterung gegen uns und über uns, jugendliche, kräftige, todverachtende Begeisterung, auch sie ein Anhauch von dem Atem jenes Riesen, den ich so oft genannt habe. Sei diese Begeisterung von Gott oder vom Teufel, sie ist einmal da und bläst wie ein Sturmwind zu uns hinein. Nur Hoheit und Gerechtigkeit im edelsten, höchsten Sinn, nur Stolz gegen das Ausland und Freundlichkeit gegen das Inland wird eine bessere Begeisterung schaffen, wodurch wir jener ruhig gegenüberstehen können. Es ist die Zeit hohler Klänge, worin aller Wind der Lüge und des Unsinns tönt, es ist aber auch die Zeit der Ideen, wo nach Höherem gesehnt und gestrebt wird — o für diese Erde und für die Menschen, die darauf grasen, oft nach viel zu Hohem! Auch die Verruchtheit und Verworfenheit, wenn sie die Namen Freiheit, Gesetz, Vaterland, Volk, diese idealen Größen, die niemand klar ausmessen noch bestimmen kann, erklingen läßt, spielt mit einem Ideal. Sei es in ihrem Busen ein Ideal der Hölle, diese Worte und Klänge, im edlern, höheren Sinne gebraucht, in einem Widerklange, woraus Frömmigkeit, Redlichkeit und Gesetzlichkeit, woraus Gott widertönt, werden die Geister des Abgrundes nur überwinden können. Es brennt ein Feuer durch die Welt, das man dem Öl der Medea vergleichen kann; führe Gräben und Wälle auf, reiße Ströme aus ihren Ufern und wirf ihm ihre Fluten entgegen — Steine und Erde ersticken es nicht; Ströme löschen es nicht aus; es brennt nur um so fürchterlicher, je mehr du es überwässern willst. — Schaffe ein stärkeres Feuer, und es erlischt.

Nach so vielem Gesagten sage ich denen, die aus Furcht allenfalls zur Gewalt raten möchten und im blinden Hasse gegen Lanzen anlaufen, die körperlich nirgends vorgestreckt sind — sie würden, indem sie sich auf halsbrecherische Spitzen stellten, viele, die jetzt treu und wohlgesinnt und zum Teil nur durch manche Überraschungen und Plötzlichkeiten übergereizt und überwältigt erscheinen, zu solchen Spitzen hinaustreiben, wobei das ganze Vaterland gelegentlich den Hals brechen könnte. Es sind einzelne Ansichten, einzelne Neigungen, es sind noch mehr Unklarheiten und Irrtümer, welchen man mit Weisheit und Mäßigkeit Zeit geben muß, sich zu erkennen und zu besinnen. Es sind Träume von allerbesten Verfassungen, wie sie sein sollten, aber nimmer sein können; Träume von Republiken; es sind Bilder von großen Weltföderationen, von einem europäischen Utopien à la America, welche in manchen Gehirnen wunderliche Blasen aufwerfen. Solchen Träumern kann man die Monarchie nicht aufzwingen; sie muß sich durch ernste, würdige Haltung, durch Kraft und Gerechtigkeit liebenswürdig und ehrwürdig machen. Gewalt aus kleinlicher Feigheit, Gewalt aus unzeitigem Zorn, vollends Gewalt aus verletzten Persönlichkeiten — sie könnte einen Augenblick gelingen, die durchgebrochenen Dämme aber würden bald nur desto schrecklichere Verheerungen der wilden Wasser zeigen.

Ich folge den Begebenheiten der letzten Jahre, ich sehe auf die Meinungen, Neigungen und Hoffnungen; ich lobe sie nicht, ja, ich könnte viele tadeln, die mir verworren und dumm erscheinen — aber sie sind da. Die Weltpropaganda, die Pariser Propaganda, die süßen, lockenden Lehren, die schlimmen, täuschenden Vorspiegelungen und Gelübde, die Unvergleichlichkeiten, die aber viele der Zeitgenossen, nur zu geneigt, Unmögliches für Mögliches anzunehmen, mit vollen Herzen umarmen, die welschen Zettelungen und Bestrickungen, welche man zu Hause bestraft, in der Fremde heimlich befördert und halb anerkennt, auch das wenige Wirklichwahre und Wirklichnotwendige in diesem Schwall von Gaukeleien und Buhlereien des Verderbens, haben schon ungeheure Wirkungen gehabt. Es sind nicht bloß unbärtige Jünglinge, deren Unverstand bis zu schleichendem Verrat und offener Meuterei hat aufgehetzt werden können; es sind viele gute, treue, redliche Menschen, solche, die keinem Kinde, ja, wie die deutsche Gutmütigkeit sagt, keinem Hunde was zuleide tun könnten, welche sich mit bunten Träumen einer närrischen Zukunft wiegen. Was in der Schweiz geschehen ist und geschieht, wissen wir; wie die Stimmung im Elsaß ist, eine Stimmung

der äußersten Linken, im Elsaß, einem deutschen Lande deutscher Menschen und vom edelsten alemannischen Stamme und meistens protestantischen Bekenntnisses; was in Schwaben und am Oberrhein gärt — steht nicht einzeln da, es greift weiter selbst gegen den Nordwesten hinauf. Und entbrennte von außen oder von innen ein Feuer, entbrennte durch einen Schwindel der Macht, der einen despotischen Ratgeber ergreifen könnte, ein Entschluß der Gewalt gegen etwas, das durch Fäuste nicht überwunden werden kann; käme es dahin, daß man törichte Träume und Neigungen der Menschen durch Henkershand als Verbrechen ausgeißeln lassen wollte, daß man jedes freie Wort als eine Verruchtheit in Ketten und Bande zu legen wagte — o ich will den teutonischen Bundschuh nicht erleben, der sich endlich zu unserm allgemeinen Verderben erheben könnte! Die tragische Fabel von den Bewohnern der Eiche, welche die Katzenfamilie verzehrt. Wir kennen diese Familie, und wo sie schleicht und miaut.

Ich erläutere diesen inhaltreichen Text ein wenig:

Die Pariser Republikaner, die Allerweltslehrer und Allerweltsverführer — es sind vielleicht einige wenige redliche Toren darunter, verworrene Träumer in Mitte eines Haufens, der alle überschwenglichen Träume ausschließen müßte — welch' eine Schar von Auswürflingen aller Nationen! Welche Wildheit, Sittenlosigkeit, Frechheit in den Grundsätzen und im Leben! Wo alle Tugenden fehlen, ich sage nicht, die ein Christ, sondern die nur ein guter Heide haben soll, wo alles als albern, kindisch, verlebt und veraltet ausgerufen wird, wodurch die weisesten Menschen aller Zeiten und Zungen geglaubt haben, daß Staaten gegründet und erhalten werden könnten, diese sollten die Welt verjüngen und das Versprechen eines Glücks halten können, womit sie so viele betören? O gewiß nimmermehr! Ihre Altmeister sind Robespierre, Danton und Fouché, ihr Endziel ist die reine Demokratie, ein reines Nichts, wofür es von Aristoteles ab alle staatskundige und geschichtskundige Männer erklärt haben. Sie sind solcherlei, und ihre Demokratie ist eine solche, daß, wenn ihr Frevel ihnen gelingen könnte, sie bald ihren Cäsar und Napoleon finden würden, der die Sklaven einpeitschte, wie sie es verdienen. Dunkel wühlt in den meisten auch kein anderer Trieb. Sie sagen mit Mr. de Lamartine: „Wir haben zuwenig Atem, Frankreichs Grenzen sind uns zu eng, wir vergehen in Beklommenheit. Hinaus! hinaus! über alle Welt hinaus mit Sieg und mit Freiheit! Die Thronen müssen vor der Gleichheit fallen, und die französische Bildung und Liebenswürdigkeit

beherrſche die Welt und verjünge Europa!“ Auch wenn ſie dunkel zum Teil anderes empfinden, dunkel anderes meinen, dies iſt doch der unbewußte Inſtinkt ihrer Ungeduld: die Welt überbrauſen und plündern, genießen, herrſchen, rauben wollen ſie; Grugeons und Rapinats und Bouriennes — ihr guten Deutſchen (ich ſollte mit welſcher Zunge ſagen: O ihr tumme Teutſch!) — ſtecken in dieſen republikaniſchen Embryonen. O wenn ihr eure lieben Franzoſen wieder hättet — ſie haben euch von 1792 bis 1798 ja republikaniſche Proben genug vorgemacht — eure Entwürfe und Reden über Preßfreiheit, über Fürſten- und über Volksſouveränität, über Verfaſſung und Freiheit, ihr würdet ſie bald unter einer feinen Preſſe und Klemme ſehen.

Und Amerika? Wie wenig, ja wie faſt gar nicht dies und ſeine Zuſtände auf Europa, vollends auf Deutſchland paſſen, davon hier kein Wort mehr.

Aber die Schweiz? Es iſt auch da nicht alles Gold, was gleißt; noch iſt nicht aller Tage Abend gekommen, ſprach ſchon Solon zum Krösus. Die Schweiz hat ſeit dem ſechzehnten Jahrhundert eine Republik geheißen; ſie hat ein ſogenanntes republikaniſches Glück gehabt, wenigſtens eines, was man den Leuten jetzt als ein ausgemachtes Glück der Republiken einbilden möchte: geringe Auflagen, kein ſtehendes Heer, keine verderblichen Kriege. — Alles gleich lächerlich, aus gleicher Unwiſſenheit geboren.

Die Schweiz eine Republik? eine Republik in dem Sinn, wie man es allgemein jetzt meint und zwar in Paris und in Deutſchland im ſtrengſten, abgeſchloſſenſten Sinne meint? Die Schweiz eine Republik? Ja; aber nur in der Bedeutung, wie die Alten das Wort verſtanden, eine res publica, ein Staat, ein Gemeinweſen. Die Schweiz war bis zur franzöſiſchen Umwälzung einer der vielen Auswüchſe des deutſchen Kaiſerreiches, einer der vielen Auswüchſe, die manchen eine Verherrlichung der deutſchen Entwicklung dünken. Sie war bis zu jener Epoche eine Art Bundesſtaat, ein Deutſchland im kleinen; nur daß ſie keinen Kaiſer hatte: geiſtliche und weltliche Fürſten, Bistümer und Abteien, Stadt- und Landfreiſtaaten, Untertanen, Hörige, Leibeigene, Zugewandte und Schutzpflichtige.

Ihr Glück? Hatte die Schweizerrepublik dieſes Glück einer Art Zauber zu verdanken, den der Name Republik, der ihr in dem heutigen Sinn gar nicht zukommt, über ſie verbreitete, und der alle fremden Störungen und Eingriffe von ihr abhielt? Bedurfte ſie darum ſo geringer Anſtrengungen im Frieden? Konnte ſie darum ohne ſtehendes Heer Freiheit behaupten und

Kriege und Kriegsverheerungen von sich abwehren? Warum wissen die Herren nicht Gleiches von Venedig und Holland zu erzählen? Holland, meine ich, hieß und war doch eine Republik; und zwar eine Republik, die in zweihundert Jahren andern Glanz von sich gestrahlt hat als die Schweiz in sechshundert? Warum sagen sie uns die Gründe nicht, weswegen diese Republik nicht ohne Heere, Flotten, Kriege, Auflagen, und zwar recht schwere, in unangetasteter Unabhängigkeit bestehen durfte?

O nichts dieser republikanische Zauber! Eine Stellung, die beinahe vier Jahrhunderte gedauert hat, die Stellung der Nachbarstaaten und der großen Mächte, Spaniens, Österreichs und Frankreichs, gegeneinander und die gänzliche Verfallenheit des Deutschen Reichs haben der Schweiz dieses einzige Glück verschafft. Aber bei aller Nebenbuhlerei der genannten Großstaaten hätte die Schweiz so nicht bestehen können, wenn das Deutsche Reich in seiner morschen, allmählichen Abschwächung nicht alles Bewußtsein seiner selbst, ja alle Gewissenhaftigkeit seiner eignen Würde vergessen hätte. Die Schweizer haben jene vier Jahrhunderte durchlebt im leidlichen Glücke, wenn das Glück heißen kann, gegen die höchsten Gefühle und gegen alle Verhängnisse des großen Volks, dem sie von Natur angehören, verschlossen, ja verrostet gewesen zu sein. Sie haben ihre vier Jahrhunderte durchlebt in abgeschlossener und frostiger Selbstigkeit und Kleinlichkeit, gelebt eigentlich immer unter den Fittichen des alten Deutschlands, von welchem sie sich abgespaltet hatten, genießend alle offenen Straßen und alle Vorteile der Gewerbe und des Handels jenes großen Landes. Ihre Geschichte ist seit den Tagen, wo sie dem bösen Ludwig XI. den Burgunder vernichten halfen, weder groß noch rühmlich gewesen. Ich berufe mich auf ihren Landsmann Meyer von Knonau*). In Scharen von 10000 und 20000 haben sie aller Welt als Söldner gedient und tragen durch Gott das geschichtliche Zeichen an sich, daß aus so vielen Kriegern in so vielen Jahrhunderten auch kein einziger Feldherr entsprossen ist, den die Geschichte nennen wird. Sie haben den Fluch der Undankbarkeit und Schande auf sich, daß sie der Tyrannei gegen die Freiheit, den Fremden gegen die Eigenen, die Deutschen, immer bereitwillig gedient haben. Der Schimpf werde jetzt vergessen, wie jenes Glück nun vorbei ist. Sie wandeln jetzt einer Demokratie zu, mit deren Erlebnissen und Ergebnissen es immer mißlicher stehen wird, je näher sie sie der allerreinsten bringen. Aber davon abgesehen, und wie

*) Meyers von Knonau Handbuch der Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Zürich 1826—29. 2 Bände. Ein vortreffliches Buch.

dieſe Wandelung ihnen auch geraten möge, ſie müſſen bei der gegenwärtigen europäiſchen Stellung zu Wehr und Gegenwehr gerüſtet ſein, ſie werden größeren Aufwand der Kräfte machen müſſen, ſie werden alſo größere Auflagen und ſchwerere Laſten bekommen. Es wird überhaupt die Frage an ſie kommen bei dem Laufe, welchen die Dinge und die Völker jetzt nehmen, und dieſe Frage klopft mit dem großen deutſchen Zollverein als erſter Anfang ſchon zukunftsweisſagend bei ihnen an, wem ſie angehören wollen, ob Frankreich oder Deutſchland. Bei der neuen Aufraffung, Belebung und Einigung aller Kraft der Völker, bei der inſtinktartigen Anziehung alles Verwandten werden ſie nicht lange als ein geheiligtes Eldorado der Glückſeligkeit mitten in der allgemeinen Bewegung liegenbleiben können. Alle natürlichen Wege und Vorteile der Schweiz müſſen ſie endlich wieder den deutſchen Brüdern zuführen; auch ihre Neigungen ſollten das tun.

O dieſer Traum von allgemeinen europäiſchen Eidgenoſſenſchaften und Republiken! Dieſe Hoffnungen, alle Kaiſer und Könige, Fürſtentümer und ſtehende Heere abſchaffen und entbehren und mitten unter allen Stachelungen von Trieben, Reizen und Genüſſen des verderbteſten Zuſtandes, unter allen drohendſten Gefahren der fürchterlichſten Bewegung wiederanfangen zu können, gleichſam in einer zweiten Unſchuld der Barbarei zu leben! Ich habe auf Frankreich hingewieſen. Einen Republikaner kennt man dort wenigſtens, einen ehrwürdigen Mann, wenn Wahrhaftigkeit und Feſtigkeit der Grundſätze ehrwürdig macht, einen grauen, ehrwürdigen Phantaſten, den General Lafayette; aber ihm gleiche, ſo wohlgeſinnte, ſo redliche, menſchliche Männer, wie viele möchte es dort noch wohl geben? Und in Frankreich — ſo bilden die Dortigen denen da draußen ein — ſollte die Föderativrepublik doch beginnen. Frankreich eine Republik? Die Franzoſen Republikaner? Welche Sprünge und Widerſprünge dieſes Volk auch noch machen, durch welche Wechſel und Verwandlungen es auch noch gehen mag, eine Republik, vollends eine demokratiſche, hat in ihr keinen Boden; der Franzoſe iſt von Grund aus ein monarchiſcher Menſch, ein Menſch des Hauſens. Viele haben geſagt — und in mancher Hinſicht iſt etwas Wahres in dieſem Ausſpruch — der Deutſche wird immer ſchlechter, in je größerer Geſellſchaft er ſich befindet, er iſt der Menſch der Einſamen oder der Wenigen; der Franzos hingegen iſt jämmerlicher, je geringere Schar er um ſich hat, er zerbröckelt ſich darin: ſein Mut und ſein Geiſt wachſen ihm aus der Menge. Es iſt ein Bienenvolk, Napoleons Bienenwappen war das beſtgewählte

als Anspielung auf Frankreich. Wenn in Deutschland also der Wahnsinn föderalistischer Republiken gelingen könnte — woran wir gottlob! zweifeln — so würde man den großen Bund nur in solche Bündel und Bündeleien auflösen, damit die Deutschen von dem Franzosenstreiche desto leichter und bequemer nacheinander verschlungen werden könnten. So würde es im Westen hergehen; und wie im Osten, wenn wir in solchen unseligen Zersplitterungen auseinanderfallen könnten?

Selbst unsere ältesten Vorfahren, die wir oft Barbaren schelten, waren weiser, oder vielmehr die Not machte sie weise. Als Rom an den Rhein kam und sich rüstete, das Netz seiner grausamen Hinterlist, womit es alle Völker zu unterjochen und zum Teil bis auf die Wurzelspitzen ihrer Sprache auszurotten verstand, über die Deutschen zu werfen, fand es viele geteilte kleine Staaten, welche meist unter Erbkönigen und Wahlfeldherrn, einige auch — es scheint, die Friesenstämme längs der Nordsee — als Freistaaten ohne Fürsten bestanden. Dadurch hatte es einen großen Vorteil über dieses streitbarste Volk. Doch schon Arminius brachte einen Bund zustande, woran sich Roms noch jugendliche und kraftvolle Monarchie zerstieß. Indessen der immer wieder erneuerte Versuch der Unterjochung und also auch der oft erneuete Fehdezug schuf endlich mächtige Völkerbünde: es erwuchsen aus vielen kleinen Völkerschaften im Norden des Rheins und der Alpen die Alemannen, Franken und Sachsen. An den Ostgrenzen Germaniens aber bei den Sueven und Goten finden wir fast überall das erbliche Königtum, auch schon weit mehr das kriegerische Rittertum ausgebildet. Von Osten her droheten immer Wetterstürme wilder Volkszüge; die Grenzen selbst waren gegen fremdartige Völker nicht fest und um Oder, Weichsel und weiterhin in unendlichen Ebenen offen. Daher ward in den östlichen Sitzen der Germanen strenger und herrischer regiert (adductius regnabatur) und der monarchische Königszügel mit straffer Hand gehalten. Hier mußte das Schwert immer geschliffen sein.

Und nun zwischen den beiden mächtigsten Staaten der Feste in der Mitte — zwischen Frankreich, welches monarchisch ist und zuletzt wieder viel monarchischer werden wird, und zwischen Rußland — in solcher Lage, wo wir mehr denn je der Stärkung und Einigung bedürfen, wenn wir nicht endlich wie ein zersprengter Sonnenball in tausend Kometenstücke zerfliegen sollen, kann ein Verständiger solche Träume träumen? Wir bedürfen der doppelten Kräftigung gegen so gewaltige Nachbarn. Sie ist nur möglich durch den Geist, durch die Liebe, durch die

gegenseitige Duldung, Hingebung und Aufopferung, durch eine weise Wägung und Erwägung beide, von den Regierungen und dem Volke, was in unserer Lage möglich und ausführlich, was auf jeden Fall unumgänglich und unvermeidlich ist, was also geduldet und getan werden muß. Will man als Freiheitschwindel, als Gesetzlosigkeit anklagen und strafen, was bei der Wogenbrandung der Zeit selbst in den Ständeversammlungen hin und wieder über die Ufer geflossen ist, so bedenke man, was ich oben über Gewalt gesagt habe, welche irgendein verwegener und blinder Rat anraten könnte. Ich hoffe von der Weisheit der Herrscher und von der Gerechtigkeit der Entscheider, man wird durch unverständig gebrauchte Gewalt ein Übel, das nur noch auf der Oberfläche hin und her schweift, nicht in Mark und Gebein treiben. Ich fürchte keine gewalttätigen Eingriffe in ernst und fest gebrauchte und geübte Freiheit. Aber freilich, die schwerste Aufgabe ist in Deutschland zu lösen, wie bei so vielen verschiedenen Regierungen, die alle selbständig heißen und sein wollen, bei so mancherlei Strebungen zu den sonderbarsten Individualisierungen, wie bei den allgemeinen Wünschen und Forderungen der Zeit, bei den besonderen Arten, Abarten, Ortlichkeiten und Bedürfnissen der verschiedenen Volksstämme, wie bei so vielen eigentümlichen Stellungen und Notwendigkeiten mancher Herrscher aus einer Vielheit, die oft Verwirrung zu werden droht, eine geistige und leibliche Einheit werden könne. Was vielen in Großbritannien und Frankreich nicht leicht deucht, scheint begreiflicherweise jedem Verständigen in Deutschland mit zehnfachen Schwierigkeiten umgeben. Doch war diese Einheit Idee des herrlichen Kaisertums, das freilich nur wenige Jahrhunderte in Kraft gedauert hat, doch haben alle guten deutschen Männer, welchen Liebe und Treue in der Brust nicht erkaltet waren, von jeher darauf hingewiesen. Und jetzt, wo die mächtigen Nachbarstaaten dreimal geschwinder und stärker gegen uns auftreten können als 1780, ist solche Einigung durch jeden Verstand und jede Liebe geboten, wenn wir nicht der Spielball fremder Politik bleiben und die Knechte schlechterer Völker werden wollen. Die geistige Einigung ist und bleibt die Aufgabe, welche schwerer zu lösen sein wird, daß nämlich der Zeit angemessene, des deutschen Charakters würdige Verfassungen das besitzen, was jedes verschiedene Zeitalter mit verschiedenen Gefühlen und Begriffen seine Freiheit nennt; und daß der Deutsche, der hierin ein ganz besonderer Mensch ist, seine Eigentümlichkeiten ruhig entwickeln, daß er sich individualisieren könne. Ich meine hier das, daß dem Deutschen frisch und fröhlich im Herzen und

heiter und hell im Gehirn sei. Aber damit ihm auch wohl in seiner Haut sei, damit es ihm leiblich wohl sei, liegen noch ganze Berge von Wünschen und Bedürfnissen vor uns, deren Vollendung es dahin bringen soll, daß der Württemberger den Mecklenburger, der Holsteiner den Bayer allenthalben, wo deutsche Zunge ertönt, als den Mitgenossen und Teilhaber derselben Freuden und Leiden, als den Freund und Bruder erkenne und anerkenne.

Möglichst freier und ungehemmter Verkehr, Förderung des Handels und der Gewerbe; Niederreißung der Schlagbäume und Gatter, welche die freie Tätigkeit der deutschen Bürger im Innern des Landes hemmen; Wegräumung der Hindernisse, Säumnisse und Verluste, welche durch die Verschiedenheit von Zöllen, Münzen, Maßen, Gewichten usw. entstehen. — Man höre nur alle diese schweren Wörter, und man begreift, um welche schwere Not und lange Arbeit es sich hier handelt. Ein Anfang ist gemacht mit dem großen deutschen Zollverein, ein Werk, das jeder Wohlmeinende mit Freuden begrüßt. Wir werden sehen, ob ganz Deutschland endlich hineingeht. Es steht daran und darin, bei welchen es kein leichtes sein wird, sie hineinzulocken, obgleich sie, wenn das Bild und das Gefühl eines großen deutschen Bundesstaates*), ja wenn das Gemeingefühl des ganzen, großen deutschen Volkes ein Wirkliches werden soll, nicht draußenbleiben dürfen. Österreich steht in Deutschland, aber es steht auch an Deutschland mit größeren Reichen und Landen, als es in Deutschland besitzt; es blickt auf den Handel des Mittelmeeres und der Adria, auf die Schiffahrt der Donau und auf das Schwarze Meer bis tief in Asien hinein; es muß hierbei besondere Rücksichten und Vorteile, es muß — wir wollen billig sein — auch besondere Schwierigkeiten im Auge behalten. Nach Österreich haben wir England leider noch in Deutschland — hätte doch Hannover bald seinen deutschen, in Deutschland wohnenden König! — das mächtige England. Nicht gern wird es sehen, daß seine deutschen Lande, daß die Gebiete an den Grenzen derselben (Braunschweig, Lippe, Oldenburg, Mecklenburg, die Hansestädte) sich dem Zollverein anschließen; dürfte es ihm gelingen, dies lange aufzuhalten? Dann haben wir Dänemark mit Holstein, jenes Däne-

*) Ich sage nie Staatenbund, damit kurzsichtige Eigene und scharfsichtige Fremde nicht Gelegenheit gewinnen, zuerst durch Verwirrung der Namen, dann durch Verwirrung der Rechte uns zu zerreißen. Ebensowenig erkenne ich in diesem Sinne ein mecklenburgisches, ein badisches, ein bayrisches noch ein preußisches Volk an (die Franzosen sagten bei Gelegenheit der Anwesenheit der verbündeten Heere in ihren Zeitungsblättern: Man hört alle Sprachen auf den Gassen von Paris, Russisch, Englisch, Preußisch, Deutsch, Österreichisch usw.), sondern nur ein deutsches Volk und viele deutsche Völkerschaften.

mark, das in Sprache, Art, Sitten, Literatur usw., wie der größte Grammatiker des Nordens und der größte gotische und dänische Patriot Rask seligen Andenkens mit Zorn und Gram rügte, schon seit Jahrhunderten zu sehr verdeutscht (kortysket) war: Dänemark, das doch in unsern Tagen, obgleich durch Land und Meer innigst mit Deutschland verwachsen, noch gemeint hat, es könne und dürfe Mittel gebrauchen, und sie könnten ihm gelingen, die Hälfte seiner Lande, die deutschredenden Schleswiger und Holsteiner, zu verdänen. Ich leugne nicht, daß diese Lande, zum größten Teil Küstenlande und Seestädte, nicht besondere, ja vielleicht große Vorteile dabei haben können, außerhalb des deutschen Zollverbandes zu bleiben; aber Deutschlands Stärkung und Einigung, ist die ohne mannigfaltige und gegenseitige Aufopferung möglich?

Zu dem Wohlgefühl des leiblichen und haushaltenden Deutschlands und zu der Kräftigung und Erhaltung seines Daseins in Freuden und Ehren gehört das Bundesheer. Wenn man das Wort Heer ausspricht, denkt man an Macht und Möge, an Krieg und Sieg; die großen Wörter Souveränität, Majestät, Unabhängigkeit fallen einem auch dabei ein, und ein ironisches Lächeln überläuft Mund und Wangen, wenn man sich erinnert, wie fratzenhaft und für welche fratzenhafte Zwecke und nach wie fratzenhaften Begriffen sie oft gebraucht werden. Diese drei gewichtigen Wörter, sowie die Wörter Freiheit, Gleichheit, Gesetzlichkeit sind wahre Größen, weil sie unendliche, unermeßliche Größen sind, die kein politischer Meßkünstler auf Zahl und Maß bestimmen kann, weil sie sich in tiefen Gefühlen und dunkeln Begriffen verlieren, weil ihre höchste Fülle in der Wirklichkeit weder dargestellt worden ist, noch dargestellt werden kann. Wie bedient man sich z. B. der Wörter Souveränität, souveräner Fürst, souveränes Volk, souveräner Staat alle Tage, und welche lächerliche Verbindungen knüpft man damit zusammen, welche noch lächerlichere Folgerungen leitet man davon ab! Ich sage mit Sancho Pansa: Glücklich, wer Herr ist und König zu sein versteht! und folge blindlings mit dem großen Haufen dem Gefühle weiland Sankt Christoffels, der selbst den Teufel von seinem breiten Rücken abschüttelte, als dieser bei Erblickung eines hölzernen Kreuzes von der Straße links abbiegen wollte: er wollte nur einem Herrn dienen, der sich vor nichts fürchtete. Wir haben in Deutschland gesetzlich und staatsrechtlich viele majestätische und souveräne Namen, wir haben aber nur zwei Majestäten, welchen Sankt Christoffel gedient haben würde, den Kaiser von Österreich und den König

von Preußen. Der gewaltige König von Großbritannien herrscht als solcher doch nicht in Deutschland; er regiert dort nur als König von Braunschweig-Lüneburg oder vielmehr als König von Hannover, wie die Engländer das junge Königreich getauft haben.

Österreichs und Preußens Herrscher sind solche, die sich nicht fürchten dürfen, die wohl auch von den Welt- und Vaterlandsverhältnissen abhängig sein müssen, aber nimmer in dem Maße, wie zum Beispiel Württemberg oder Hessen. Was helfen hier, ja ich sage lieber, was nützen hier alle leeren Fragen und Herleitungen aus den Unabhängigkeits- und Souveränitätsverhältnissen, die nur hier, ich sage absichtlich nur hier, gar keinen Boden haben, wenn wir (laut der Auslegungen und Anwendungen, welche einige im übelbegeisterten Eifer davon machen möchten) nicht gelegentlich wieder mit einem lächerlich kläglichen Reichsheer auftreten wollen. Der Krieg will Einheit des Befehls, ein Heer will Einheit der Ordnung. Hier, wenn Deutschland dem Auslande gegenüber stark sein soll, müssen die Kleinen und Schwachen von ihrer mißgedeuteten Souveränität etwas abtreten. Wir haben zwei geborene Befehler in Deutschland; kein Wunsch kann aus zwei eins machen. Unter diesen beiden, unter Österreich und Preußen, muß im Fall eines Bundeskrieges der Kriegsbefehl geteilt werden, so daß die Scharen der norddeutschen Staaten unter Preußens, die der süddeutschen unter Österreichs Fahnen ins Feld ziehen: nämlich Bayern, Württemberg, Baden unter Österreich, die andern unter Preußen. Dies scheint mir bei unserer Lage das einfachste und natürlichste. Vielleicht erhalten wir durch die Weisheit und Vorsorge unserer Könige und Fürsten jetzt von Wien noch etwas Einfacheres und Geschlosseneres. Ich will hier den strengsten, geschlossensten Befehl auf das freudigste begrüßen. Denn ohne möglichste Einheit des Heerbefehls und der Heeresordnung bleibt die Sicherheit und Unabhängigkeit Deutschlands ein Name auf dem Papier.

Denkt man sich aber einen großen, allgemeinen Bundes-Feldhauptmann, so entsteht da eine Dreiheit statt der Zweiheit, die wir haben, und die für die Kriegsführung schon seine sehr mißlichen Schanzen zeigt und bietet. Denn es bleibt wahr: Je mehr Hirten, je übler Hut. Denn gib drei Feldherrn erster Größe den Gleichbefehl über ein Heer und setze einen sehr mittelmäßigen Feldhauptmann mit Befehlseinheit über ein gleiches feindliches Heer — die drei Genies werden gewiß vor ihm zuschanden werden. Es steht nämlich bei einem deutschen Kriege als-

dann der Fall so: daß erstlich ein großes Heer unter einem Bundeshauptmann und außerdem noch ein preußisches und ein österreichisches Heer da sind. Diese sollen gemeinschaftlich, wenigstens nach einem großen, gemeinschaftlichen Plane, wirken, und es muß dann eins von beiden notwendig geschehen: entweder erhält der Bundeshauptmann die Befehle zu seiner Wirksamkeit immer von Österreich und Preußen — und das gibt eine unselige Zwicke, wie sie selbst bei dem jämmerlichen vormaligen Reichsheer schon häufig sichtbar war — oder: der Bundes-Feldhauptmann handelt im Kriege ganz unabhängig von beiden; was fast undenkbar ist. Da wäre dann die Dreiheit auch da, obgleich in anderer Weise. Das Bedenklichste aber würde immer sein, daß, wenn ein Feldhauptmann des Bundesheeres gewählt ist — z. B. dies könnte ja ein sehr Durchlauchtiger sein — vielleicht durch einen Mißgriff, vielleicht auch aus bloß politischen Rücksichten durch Haus- oder Kabinettsverhältnisse ohne Hinsicht auf erprobte Tüchtigkeit, wie soll er, der zu so seltener Herrlichkeit Erhöhte, wenn er sich schlecht oder unfähig erweist, stillgestellt oder abgeschafft werden? Und im Kriege, wie geschwind müßte da die Abschaffung und die Wiederbesetzung sein! Man denke nur an die Beratungen darüber beim Bundestage, und —

Sollte nun aber der Oberbefehl, wie er in der Tat schon da ist, — denn welcher Gott kann die übrigen Souveräne Deutschlands zu Christoffelschen Herren machen? — zwischen Preußen und Österreich geteilt werden, so müßte freilich Heer- und Wehrordnung durch ganz Deutschland — hier muß man sich alle Individualisierungen verbitten — bei dem stehenden Heere, bei der Landwehr und dem Landsturm ganz aus einem Guß und Schluß sein. Wie viele schöne Anordnungen und Einrichtungen, wie viele angenehme und liebenswürdige Bequemlichkeiten und Erleichterungen des deutschen Volkes, die uns jetzt noch fehlen, wären da möglich und würden dann gewiß auch bald verwirklicht werden. Ich deute nur Aussichten an.

Das verstünde sich bei allem dem, daß in Zeit des Friedens die Einrichtung bliebe, wie sie jetzt ist: die einzelnen deutschen Könige und Fürsten hätten den vollen Oberbefehl, die volle Verfügung über ihre Kriegsmannschaft, die Ernennung der Befehlshaber, die Treffung aller beliebigen Anordnungen, die mit den gemeinsamen Bundeskriegsordnungen nicht im Widerspruch wären; aber so weit müßten sie im Schein der Souveränität nachgeben, daß österreichische und preußische Feldherren in ihren Bezirken zuweilen rundreiseten und zusähen, ob alles bundesheersmäßig geordnet und geübt sei. Und damit unter denen,

die künftig miteinander siegen oder sterben sollten, im Frieden auch Gemeinsamkeit gefördert, damit von den einzelnen kleinen Scharen ein größeres, echtes Kriegsvorspiel geschaut werden könnte, müßten freilich Mecklenburger und Hannoveraner nach Magdeburg oder Minden, Hessen und Sachsen nach Koblenz oder Erfurt mit den Preußen, Bayern und Badner auf dem Lechfeld oder bei Linz mit den Österreichern zuweilen Feldläger zusammen aufschlagen.

Außer diesem für das Vaterland wichtigsten Gegenstand scheint mir ein anderer kaum weniger wichtig, wenn ich mir Möglichkeiten denke, die doch Wirklichkeiten werden könnten. Die Zeit ist vorgeschritten im Guten und im Schlimmen; sie zurückzutreiben, sie durch Gewalt zu zähmen, ist nach meiner innigsten Überzeugung und nach meiner Hinweisung auf die Verhältnisse der Welt und auf ihre unumgänglichen Unvermeidlichkeiten, ja nach den eisernen Notwendigkeiten, womit die europäischen Dinge zusammengeschmiedet sind, ganz unmöglich. Die Welt ist verändert, der Besitzstand ist verändert; er wird noch mehr verändert werden, wir hoffen, nicht durch einen wimmelnden, chinesischen Pöbel nach der Sankt-Simonischen Liederlichkeit der Grundsätze. Für einen sehr gebildeten, übergebildeten Zustand, für einen veränderten Besitzstand, woraus eine sehr zahlreiche Mittelklasse als Herrin der geistigen und leiblichen Kräfte des Staates hervorgegangen ist, muß notwendig eine neue Ausgleichung und Vermittelung der Zustände und Stände des Staates bedacht und bewirkt werden. Das deutsche Kriegsheer war eine größtenteils leibliche Sache; die deutschen Rechtsverhältnisse und Gerichtsverfassungen sind zugleich eine geistige und leibliche Angelegenheit des Volks.

Recht ist zunächst an die Erde gebunden; es wird scheußlichstes Unrecht, ja die tötendste, vernichtendste Tyrannei gegen alles Menschliche und Göttliche in unserer Natur, wenn es bei dieser Gebundenheit an die Erde und an die irdischen Verhältnisse nicht immer gen Himmel blickt, zu Gott dem Vater der Geister empor, der in Gnade und Liebe alle notwendigen Bande mildern und lösen will, zu dem Geiste in uns, dessen Ursprung von den Gestirnen ist, und dessen Trachten dahin geht. Das Recht soll, in seiner wesentlichen Bestimmung betrachtet, Himmel und Erde vermitteln; es soll die irdischen Zustände, Arbeiten, Notwendigkeiten so ordnen und regieren, daß Menschlichkeit, Freundlichkeit, Sittlichkeit befördert werden. Darum bedingen ungewöhnliche Begebenheiten, außerordentliche Wechsel der Weltgeschichte, große Veränderungen der Zustände notwendig auch

Veränderungen und Anpaſſungen in dem Recht. Es iſt kein bloßer Wahn, warum ſo viele Stimmen, ja ganze Landſchaften in Deutſchland für neue Einrichtungen und Formen des Rechts jetzt ſoviel über den Rhein nach Frankreich und über den Kanal nach England blicken; und ich glaube denjenigen nicht, und ich wünſchte, daß die Herrſcher und Regierer ihnen nicht glaubten, welche da predigen: „Nur nicht den leichten und oberflächlichen Geſchwätzen und Lehren des Tags nachgegeben! Nur nicht vom Alten gelaſſen! Nur unſer gutes, volkstümliches Altes feſtgehalten! Es iſt das Volk nicht, das da Neues wünſcht, das mit ſolcher Sehnſucht in die Fremde blickt — es ſind die Advokaten, die großen Aufſtörer und Lärmmacher in allen Ländern, die fanatiſchen Haſſer und Verleumder des Adels und der Fürſten; ihre Goldſucht, ihre Ehrſucht, ihre Luſt, öffentlich pomphafte und theatraliſche Reden zu halten, treibt ſie, das Volk zu betören und aufzureizen. Es ſind flache, gewiſſenloſe Abenteurer ohne Ehre und Beſitz, die auf jede Bedingung neue Dinge wollen. Es ſind Demagogen, welche die Feſſeln durchbrechen wollen, wodurch ihre wilden Anſchläge noch gebunden ſind. Es ſind Lügen oder Vorurteile, daß das ſtille, gehorſame deutſche Volk die Theaterſtreiche öffentlicher Gerichte wünſche."

Freilich, einiges iſt wahr von dieſen Beſchuldigungen; aber die ganze Wahrheit liegt tiefer, ſie liegt in der gebietenden Notwendigkeit der Dinge, wie ſie geworden ſind. Ich habe an einer andern Stelle geſagt: Bei uns Deutſchen ſei durch unſere eigentümlichen Verhältniſſe alles ſchwerer und langſamer als anderswo, aber das wirklich Gute, was die Zeit geben könnte, was wir von Engländern und Franzoſen lernen könnten, würden wir zuletzt doch alles erlangen. Mag uns nur das Glück und die Weisheit verliehen ſein, daß wir das Kindlein nicht mit dem Bade ausſchütten, wie die Franzoſen in ihrem flatterhaften Leichtſinn ſo oft getan haben und täglich tun! Mögen wir mit Ernſt und Liebe, mit Ehrfurcht gegen die Vergangenheit und mit Anerkennung gegen die Gegenwart, was wir Altes noch haben, und was wir Neues haben müſſen, miteinander ausgleichen und vermitteln! Es iſt nicht allein die Frage, was in der Welt das Nützlichſte und Gehorſamſte iſt, ſondern wie das Aufgeregte und Gefährliche in der Zeit geſtillt und beſänftigt und zum Beſſern geführt werden könne. Selbſt wenn ich zugäbe — was ich nimmer zugeben kann — daß die Vorteile, welche die Öffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen hat, eine eingebildete Gaukelei vorgefaßter Meinungen und lächerlicher Vorurteile ſei — dieſe Meinungen und Vorurteile ſind da in der Stärke, daß man ſie in

ernsteste Überlegung nehmen muß. Denn ich frage: Was ist Vorurteil, und was ist nicht Vorurteil unter den Menschen? Diese Frage läßt sich sowenig beantworten als die große Frage: Was ist Wahrheit? die der römische Landpfleger einst an den Sohn Gottes tat. Unser ganzes Dasein ist eine große, tragische, irdische Täuschung, deren wundersame Rätsel sich einst auf anderen Sternen lösen werden; unser ganzes Leben wird über die gute Hälfte seiner Freuden und Leiden durch Schein und Vorurteil getragen, damit es uns überhaupt erträglich werde. Was ist Vorurteil? Warum rennt der Edelmann dem Sackträger den Degen durch den Leib, wenn dieser seine hochadligen Glieder mit dem Stock antastet? Warum haut der Student seinen Freund wegen eines elenden Stichworts zusammen? Warum starb Racine an einer Schnalle? Und warum erschießt sich der Leutnant, dem sein Oberst auf der Parade ein ehrenrühriges Wort sagt?

Wir kommen durch ehrenrührig bei der Ehre an. Wenn man will, ist die Ehre, meist aus irdischen und bürgerlichen Stoffen bestehend, auch ein Vorurteil. Aber die Ehre ist da, sie treibt, spornt, ordnet, hält und erhält das bürgerliche Leben; sie ist eine denkende, schaffende, warnende, züchtigende Göttin. Die Ehre ist seit einem halben Jahrhundert zu sehr vielen gekommen, welche sie im Staate sonst kaum ansprechen durften; und zwar durch den veränderten Besitzstand. Die große, freie Mittelklasse des Volks will nicht schlechter sein als Freiherren und Grafen, sie will für Gut, Leib, Ehre und Leben Öffentlichkeit der Gerichtshandlungen. Sie will es mit größerem oder geringerem Andrange allenthalben. Dies ist die Persönlichkeit der Zeit, das Gefühl persönlicher Ehre und Würde. Zählet nur, wie viele Millionen Menschen auch in Deutschland, welche vor zwanzig und dreißig Jahren gleichsam noch Sachen waren, Personen geworden sind. Und sie sollten das nicht als Gefühl fühlen? Und die Freunde und Räte der Herrscher sollten das nicht als Verstand verstehen oder wenigstens als Notwendigkeit fühlen?

Ich wünsche, indem ich diese wichtigste Sache berühre, gewiß nicht eine tote Einförmigkeit des Rechts, die wie ein Schermesser über ganz Deutschland hinfahren und von der Mosel bis an die Weichsel alles glatt und kahl scheren solle. Es wird ja Mannigfaltigkeit der Rechte bestehen; aber die Öffentlichkeit wird man dem Rechtsgefühl und dem Ehrgefühl der Völker, ich sage, auch dem Sicherheitsgefühl derselben nicht lange verweigern können, und weise Regierungen werden in guter Zeit

mit Mäßigkeit und Verständigkeit vermitteln, was in böser Zeit sonst als eine niederreißende Sturmflut über alle hinfahren könnte. Hier wünschen und bitten die Menschen nur von ihren Herrschern, was jedes edle Gefühl verlangt, und was die Deutschen vor Jahrhunderten noch hatten, ehe alles lebendige, öffentliche Leben unter Papieren der Schreiber und Aktenstößen der Advokaten begraben war. Die früheren Deutschen richteten über Haar und Haut, über Ehre und Leben auf öffentlichen Plätzen, unter den Toren der Städte, in den Vorhallen der Kirchen, auf Malstätten, unter Eichen, Linden und Hagedornen, die lebendigen Zeugen gegenwärtig, auch die Ankläger mit offenem Visier da, das Volk Zuhörer und Mitzeuge. So sind in den nordischen Reichen bei allen Anklagen auf Kopf und Kragen die Sitzungen durchaus öffentlich. Die Freiheit fürchtet mit Recht bei so schweren Sachen möglichen Mißbrauch der Gewalt, mögliche Umschleichung, Beschleichung und Einschleichung der Macht; sie will so offenes Spiel, daß der Fuchs zu Loch oder aus dem Loche muß. Solches ist kein Schwindel des bösen Zeitgeistes, es ist die wesentlichste bürgerliche Ehre, die wesentlichste Sicherheit des rechtsverbürgten Daseins. Die Sache bleibe! ja sie werde! wie sie ohne Form schon da ist. Gibt es dabei in England uralte Mißbräuche, in Frankreich zuviel theatralisches Gaukelspiel, so könnte das deutscher Ernst wohl bessern. Kein Volk hat ja eine bessere Rechtspflege, als es wert ist: denn Menschen sprechen Recht.

Hier irre und täusche ich mich nicht, weder in meinen Gefühlen noch in den Gefühlen der Menschen, unter welchen ich lebe und gelebt habe, noch in der Stellung und Stimmung der Stände zueinander noch in der Richtung, welche diese Entwicklung nehmen wird, wenn ich die Blicke auf ganz Deutschland werfe. Sei auch ein Teil Schein, Einbildung, Vorurteil dabei — aber ich frage alle Widersprecher und Hohnlächler über meine Behauptung: welchen Eindruck, welchen Eindruck wie einen Donnerschlag würde es machen, wenn heute erklänge: Das öffentliche, gerichtliche Verfahren in den preußischen Rheinlanden ist abgeschafft? und wie würden viele der treuesten, zufriedensten Untertanen unsers guten Königs bald verwandelt werden! Und entstünde ein Krieg — was bei aller anerkannten Friedensliebe der hohen Herrscher nicht im Reiche der Unmöglichkeiten liegt — dies, der allerdings betörende Klang *égalité devant la loi* wäre eine Glocke, die nur in zu vielen Herzen widertönen würde. Darum hoffen wir hier eine wohltätige Vermittelung der Gesetze mit dem gegenwärtigen Zustande

unſers Volks und der Welt. Schon beginnt unſere Regierung hiezu Vorbereitungen, die von dem Volke mit freundlicher Dankbarkeit erwidert werden. Wir hoffen auf mehr, wir wünſchen kein Zuviel, ſondern nur was auch in dieſem Notwendigſten, Wichtigſten die treuen Herzen feſter, die feindlichen Anſchläge loſer machen könne.

Und endlich zum Schluſſe — ſind dieſe Winke, Andeutungen und Warnungen leer und luſtig und aus einem leeren und luſtigen Gehirn geboren? Aus einem alternden Herzen, in welchem, wie es verkindiſchtem Alter begegnet, die Träume und Wahne der Jugend in wunderlichen Nachgeburten wiedererſcheinen? Mahne und ermahne ich vergebens, daß wir alle Treue und Liebe für das ganze liebe Vaterland, daß wir jede größte Geduld, jede freiwilligſte Hingebung, jede längſte Hoffnung dafür nötig haben, wenn wir im Sturm der Dinge Gefahren, die wirklich da ſind, die vielleicht noch mehr möglich ſind, mit Ehren beſtehen wollen? Daß wir alle heiterſten Gedanken, alle edelſten Gefühle nötig haben, damit wir in Dumpfheit und Starrſucht nicht zum dritten- oder viertenmal überraſcht werden. Ohne hohe Ideen werden wir den Kampf gegen eine Begeiſterung nicht beſtehen, die aus welſchen Suchten entſpringt. Vaterland, Freiheit, Volk, Deutſchland und der Gedanke ihrer Unvergänglichkeit ſind nicht bloße Namen. Unter welchem Panier wollen wir denn künftig ins Feld ziehen als mit der Loſung Deutſchland? Iſt denn der Gedanke eines Deutſchen Reichs ſchon ganz ausgeſtorben? Muß nicht der Bund wenigſtens auch ſo feſt gedacht werden, daß nicht der erſte beſte Sturm ihn wieder auseinanderwehen könne? Hoher Bilder, ſtolzer Wahne bedarf ein Volk, das ſein Land nicht in einen öden Weideplatz fremder Räuberhorden verwandelt ſehen will. Wir werden mit einem großen, mächtigen Volke immer auf der Warte ſein müſſen, einem Volke flüchtigſten, feurigſten Geiſtes und geſchwindeſter Rüſtigkeit mit der allerlebendigſten Schnellkraft: Eigenſchaften, welchen wir unterliegen müſſen, wenn wir nicht unſere tieferen, ſchwereren Tugenden, die Waffen unſerer älteſten Urkraft, aus dem Arſenal des Herzens herausholen und uns damit panzern. Lebendigkeit, Hoffart, Eitelkeit, wodurch der Welſche Großes ausrichten kann, worauf eigentlich ſein ganzes Leben ſteht, wird immer an dem begeiſterten deutſchen Ernſt zerſchellen. *Honneur, gloire, le Français n'est composé que de ces vertus,* ruft immer ein Welſcher dem andern zu — und ich ſage noch *et l'avidité.* So ſind aber in Frankreich die Dinge geſtellt, und ſo iſt es mit den Menſchen beſtellt, daß auch die wackerſten,

edelſten Männer daſelbſt, wenn ſie auf das Volk wirken wollen, immer wie auf der Schaubühne ſtehen und jenen großen, franzöſiſchen Volkstugenden der Hoffart, der Ehrſucht, der Ruhmſucht, der Herrſchſucht den aufgebläheten Tigerrücken ſtreicheln und ihnen viele vorlügen müſſen, damit ihr weniges von Wahrheit in ihre Herzen Eingang finde.

Sprecht ihr, ich bin ein Preuße? Krethi und Plethi, Kreter und Araber, Juden und Judengenoſſen in zahlloſer Schar, auch irrende Ritter vom Blumenfelde und von der traurig lächerlichen Geſtalt, die nach den Abenteuern und Orden durch die Länder fahren, werden rufen: ich ſei ein gemeiner Söldling, ich ſchreibe im Solde und im Auftrage Preußens — ein wunderlicher Auftrag! — und was dergleichen Anklagen mehr. Nein! Ich ſchreibe im Auftrage meines Herzens, ich habe immer nur im Auftrage meines Herzens geſchrieben. Könnte Preußen ſich noch ſo ſehr vergriffen und geirrt haben, ja könnte es noch mehr irren und ſich mißgreifen — ich halte an Preußen, weil ich an Deutſchlands Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit halte. So leicht wird weder niedergeriſſen noch gebaut, als manche kindiſche Toren ſich jetzt einbilden; ſo leicht ausführlich ſind Revolutionen gottlob! nicht, als manche ſich und andern in frevelhafter Dummheit weismachen. Ein großer Mann, welchen echte Liberale wohl für ihren Großpapa annehmen können, der berühmte Karl Jakob Fox, Sohn des Lords Holland aus dem alten Stamme der Grafen von Chicheſter entſproſſen, predigt ihnen Weisheit*), wenn ſie ſie vernehmen könnten. Er, der ſeinen Homer, Sophokles, Thucydides und Tacitus täglich las und allein würdig geachtet ward, gegen Pitt, ſolange dieſer lebte, zu kämpfen und, als er geſtorben, ſein Nachfolger zu werden, ſagt und weiſt ihnen, daß bei allen Verſchwörungen und Revolutionswagniſſen die Dummheit das größte Verbrechen iſt. Man löſt gottlob! alte Liebe und Treue nicht ſo leicht, als manche wähnen; man reißt die Erinnerungen großer Taten und Leiden und unſterblicher Namen nicht ſo leicht aus den Blättern der Weltgeſchichte und verkleinert ihren Inhalt zum beliebigen Gebrauch nicht zu Taſchenformat. Ich glaube, bis mich die letzte Hoffnung verläßt, ſelbſt auf dem loſeſten Ankergrunde noch an Preußens große Beſtimmung für unſer Vaterland. Ich kenne leider eine uralte deutſche Abgunſt, lateiniſch invidia genannt. Durch ſie iſt es dem Papſt einſt gelungen, die Stämme der Salier und Hohenſtaufen zu vertilgen, wodurch Deutſchland

*) Fox in ſeiner Einleitung in die Geſchichte des Hauſes Stuart, ein Werk, deſſen Vollendung ſein Tod abbrach.

einſt herrlich war, und mit welchen ſeine Herrlichkeit auch verſank. Wollen wir denn nichts Großes, Hohes unter uns dulden, wodurch das Kleine und Schwache allein geſchirmt werden kann? Sollte dem Papſt einer tollen und hirnloſen Propaganda gelingen, was der in Rom jetzt nicht mehr vermöchte?

Sprecht ihr, ich bin eine Kriegstrompete, die niemand berufen hat zu blaſen? Ich antworte: Jene berufen mich, die täglich Krieg rufen mitten im Frieden, die ihrem Volke täglich vorklingeln und zu unſerm Volke herüberklingeln und es dadurch unſicher und flau machen: Der Rhein muß unſer ſein, er wird bald unſer ſein. Mein Beruf beruft mich, meine Liebe und mein Stolz. Ich liebe das Land meiner Väter, meine Kinder ſollen es nach mir lieben; die großen Erinnerungen ſeiner Geſchichte, ſeine unſterblichen Taten und Namen, ſeine Könige, ſeine Helden, ſeine Seher, ſie ſind auch mein und meiner Kinder Erbe. Der Rhein, dieſes Land, Deutſchland, gehört mir wie meinem Könige. Es iſt das Land meiner ſchönſten und früheſten Erinnerungen, meiner Freuden und Leiden, in ſeiner Erde wird einſt mein Grab ſein. Soll ich es mit Ruhe denken können, daß auf dieſer Erde in fremder Sprache Befehl verkündigt werde? Dieſer Stolz, dieſe Liebe ſind der Harniſch meines Lebens, meine Hoffnung für die, welche nach mir wirken werden. Wie ſoll ich es anfangen, ohne ſolchen heiligen Glauben, ohne ſolchen erhabenen Wahn meinen Sohn zu unterweiſen, wenn ich ihn an die Ufer der Maas und des Rheins führe und zu ihm ſpreche: Hier ſtehſt du auf den deutſchen Reichswällen; auf dieſen Wällen ſollſt du ſtehen, und, wenn Gott ſo gebeut, mit dem Schwert in der Hand, und nur über deine Leiche darf der Feind nach jenſeits hinüberſpringen? — An die halbe Kunſt aber glaube ich nicht, welche ſich vermißt, die in Mattigkeit und Gleichgültigkeit wie in einem eiſigen Winterſchlaf erkälteten Seelen mit verſtimmter Pfeife zu Taten wachzupfeifen!

Die Schickſale der Völker ſind in Gottes Hand, doch auch in der Hand der Menſchen. Ich bete, daß Weltkrieg und Weltverwüſtung lange nicht gehört werden. Geſetzt aber — was ich nicht fürchte — es könnte durch einen hölliſchen Schwindelgeiſt das Fürchterlichſte geſchehen und die republikaniſche Propaganda ſiegen, alle Throne niederreißen, alle Fürſtentümer vertilgen, alle Geſchlechter alten Glanzes mit Stumpf und Stiel ausrotten; es könnte ihr gelingen, die reine Demokratie zu verwirklichen, die Völker gleichſam zu dem geträumten Urzuſtande wiederherzuſtellen — was würde in ſolchem Falle zuletzt geſchehen? Ein verſtändiger Mann, der Volksbote Gautier von

der Garonne, hat den Verrückten in Paris vor drei Jahren von der Rednerbühne herab geweissagt, was dann geschehen würde. Nicht der ewige Friede voll lauter Wonnesal, den sie sich und andern vorträumen, würde dann da sein, nicht der große Weltkuß, die große Völkerumarmung der allgemeinen Glückseligkeit — nein! sondern eine eiserne Umarmung, eine so klirrende und schallende, daß sie über die Welt hin tönen würde: die Urkräfte der entfesselten Völker würden gegeneinander stoßen, und dann in solchem schrecklichen Kampfe der wilden, losgelassenen Kräfte würden die Deutschen wohl eher jenseits der Garonne lagern als die Franzosen jenseits der Oder.

Doch so wird die Welt nicht zusammenstürzen, so werden die Völker nicht vereinigt werden, um desto gewaltiger gegen einanderzurennen. Aber die Zeit ist gekommen, wo das Gleiche das Gleiche sucht. Möge solche Einigung und Wiederzusammengesellung menschlich würdig auf edlen Wegen und durch die natürlichen Verhältnisse gefördert und bewirkt werden! Die Franzosen haben, als sie besiegt darniederlagen, uns bis zum Ekel vorgeschrien: Il faut, que la France, cette belle France, soit forte, heureuse et puissante — c'est l'intérêt de l'Europe. Das hätte viel besser für Deutschland gelautet und geklungen; es hätte damals, in den Jahren 1814 und 1815, gelten müssen, wenn die Zukunft unsers Weltteils, ja wenn nur Frankreich und das französische Volk von den Entscheidern über jene Jahre ganz klar ins Auge gefaßt wären. Der Bundesstaat, ein Staat, der seiner Natur nach nimmer den Geist der Eroberungen und Überziehungen hegen kann, wäre nicht zu mächtig geworden für das eigene noch für das europäische Glück, wenn es damals eine Weisheit gegeben hätte, welche die alten, abgespalteten, edlen Teile des Vaterlandes (das Elsaß-Lothringen, die Schweiz, die Niederlande) wieder in den Bund zu schließen gestrebt und verstanden hätte. Freilich, die Zukunft ist für uns ein verschlossenes Buch — wir sitzen nicht darin, um mit dem seligen Schmalz zu reden — aber solchen Gang geht die Geschichte, solchen Willen offenbart die Meinung, und solche Neigungen zeigen die Völker, daß einst der Tag kommen wird, welcher diese halbverlorenen Brüder wieder zu uns ladet, ja nötigt. Über die Schweiz habe ich oben gewinkt. Auch die Vereinigten Niederlande, größtenteils ein Land der edlen Friesen, deren schöne und tapfere Freiheitsliebe in allen Geschichten glänzt, werden einst wiederkehren, zu denen sie gehören. In Indien werden sie sich vielleicht nicht lange behaupten, wenigstens nur zu ihrem eigenen Schaden, zwischen kriegerisch erwachten Ein-

gebornen und englischem Handelsneid; von dem herrschsüchtigen Frankreich bedroht, von dem treulosen und undankbaren England mißhandelt, woran sollen sie sich lehnen als an ihre treuesten Nachbarn und ältesten Brüder, die Deutschen?

Ich schließe mit Hoffnungen, wie ich mit Besorgnissen begann.

(Note a.)

Herr von Gagern hat seine Wiener Tätigkeit in jenen Jahren 1814 und 1815 nicht nur nicht entschuldigt, sondern sie in besonderen Schriften anerkannt und sich ihrer gerühmt als einer würdigen Tätigkeit für sein Vaterland. Wer ihn kennt, kann an seiner Redlichkeit nicht zweifeln. In den letzten vier Jahren hat er nun Gelegenheit genug gehabt, jene Tätigkeit und Verbindung mit den Engländern und Franzosen, die sich besonders gegen Preußen richtete, zu beseufzen. Ich verlange diese Seufzer nicht mit ihm zu teilen; indessen, er hat uns andre mitseufzen gemacht. Wie er die Dinge jetzt betrachtet, ja wie er sie beseufzet und zuweilen beflucht, zeigt er in seinen Vaterländischen Briefen, womit er die hindämmernden oder vielmehr den Tag durch Dämmerung so hinleitenden und aller Welt dienenden Gedanken in der „Allgemeinen Zeitung" zuweilen wohltätig aufstört. Seine damaligen Verhältnisse, seine darin gespielte Rolle, seine Einsichten, Ansichten, Aussichten für Gegenwart und Zukunft, auch die Stellung, in welche er dadurch zu dem verewigten Freiherrn vom Stein gekommen war, hat es dem Freiherrn gefallen in den Briefen, die jener große Ritter damals und später mit ihm gewechselt, teils klar, teils nur angedeutet und angespielt der Welt vor Augen zu legen, und zwar auf eine Weise, die keiner der Verehrer jenes edlen Mannes billigen wird. Denn mehr als die Hälfte jener Briefe wäre besser ungedruckt geblieben; andere voll Persönlichkeiten, voll Zufälligkeiten, die das Vertrauen und der Augenblick in der Voraussetzung der Heiligkeit des anvertrauten Geheimnisses sorglos und arglos mitteilt und fliegen läßt, hätte Achtung gegen das Andenken jenes Sehrmanns, den er doch seinen Freund zu nennen wagt, und Dankbarkeit gegen ihn und seine Kinder geboten bei der Durchsicht zu zerreißen, damit sie nicht einmal zu möglichem Mißbrauch in verkehrte Hände kämen.

Ich lege hier Gewicht auf das Wort Dankbarkeit gegen seine Kinder. Ich spreche unter Nochlebenden und darf mich auf Herrn von Gagern selbst und auf die guten und liebenswürdigen Gräfinnen von Giech und Kielmannsegge unerschrocken berufen. Herr von Gagern hat diese Verhältnisse öffentlich ge-

macht, hat die Briefe, ihre Zeit und ihre Stimmungen und Veranlaſſungen hin und wieder breit genug kommentiert. Er muß es alſo nur natürlich finden, daß ich hier auch einen kleinen Kommentar dazu liefere. Da er ſo vieles aus der Geſellſchaft heraus zu ganz Deutſchland geplaudert, ſo hat er mir dazu auch das unbeſtreitbarſte Recht gegeben.

Ich habe das Glück gehabt, bei der Nähe von Naſſau, wo Herr vom Stein faſt jeden Sommer drei bis vier Monate verlebte, ihn daſelbſt viel ſehen zu dürfen. Niemals hat er Herrn von Gagern die Rolle ganz vergeben, die er in Wien gegen Preußen übernommen hatte. Dies gab ihm, wenn er ſich demſelben perſönlich gegenüberbefand, oft eine ſehr gereizte Stimmung. In den erſten Jahren nach dem Wiener Kongreſſe ward dieſe Stimmung zuweilen bitter, und er ſchalt ihn wohl einen eingefleiſchten Preußenfeind. Da habe ich denn geſehen und gehört, wie die freundlichen Töchter den Vater zu ſtillen und zu beſänftigen und gegen Herrn von Gagern wieder in das ſanfte Geleis zu bringen ſuchten. Späterhin war dieſe Stimmung mehr eine neckiſche. Doch war der alte Herr immer mißgelaunt, wenn von Holland und Belgien die Rede war. Da ſchalt er auf alle Welt, und es flogen ihm in Blitzesſchnelle mit nicht ſchmeichleriſchen Beiworten in geſchwinder Aufeinanderfolge alle die Namen über die Lippen, denen er die wunderliche Stiftung des neuen Königreichs ſchuld gab. (Ich ſpreche hier von einer Zeit, wo an die große Pariſer Woche und ihre Geburten noch nicht gedacht ward.) Das war ihm ein Gegenſtand des Zorns und des Kummers, den er ſelbſt nie gern freiwillig berührte. Seine deutſche Seele fühlte dunkel Verhängniſſe vorher, deren erſten, furchtbaren Ausbruch er noch beinahe ein volles Jahr mitanſehen ſollte.

Da ich von den Steinſchen Briefen habe ſprechen müſſen, die den würdigſten Mann ohne ſeine Schuld faſt wie im Schlafrock und in Pantoffeln auf die große Straße geführt haben, ſo deucht mir hier die rechte Stelle zu ſein, in Hinſicht ſeiner harten und verletzenden Äußerungen über den Staatskanzler Fürſten von Hardenberg einige Andeutungen zu geben. Zuvörderſt weiß jeder, was dergleichen Äußerungen in der Lebhaftigkeit des Geſprächs und in flüchtigen Briefen, die eben als Ausſprudelungen und Aufwallungen des Augenblicks oft gleichſam nur wie ein fortgeſetztes Geſpräch zu betrachten ſind, bedeuten dürfen*). Man muß da meiſtens den Superlativ zu dem

*) Stein eilte beim Briefſchreiben mit außerordentlicher Flüchtigkeit fort; er ſuchte dabei ſo wie im Geſpräche durchaus nie nach dem Gewählten oder Gezierten,

Positiv heruntersetzen, wie immer bei dem Gespräch feuriger Menschen. Das wollen wir also hier auch bei den Steinschen Briefen tun. So viel bleibt stehen, der Positiv gegen den Staatskanzler war einmal da, wie ich glaube, aus keiner unedlen Quelle entsprungen.

Stein war ein deutscher Ritter. Er und seine Schwester, Äbtissin des Fräuleinstifts zu Homburg in Hessen, die wenige Monate nach ihm zu ihren Vätern versammelt ward — welche Frau! — waren alte, echte deutsche Reichsseelen. Stein war ein geborner Reichsunmittelbarer; er fühlte alle Erinnerungen der alten Kaiser, Fürsten, Reichsstädte, Reichsritter; er fühlte sein Teilchen unabhängiger Majestät, das er von dem heiligen Reiche mitgetragen hatte. Dieses Gefühl konnten Alter und Jahre nicht schwächen. Aber er fühlte auch die Majestät des Rechts und der Freiheit, die der kleinste deutsche Mann unter dem Schirm der großen Gesellschaft genießen sollte. Ich habe gottlob! viele treffliche und edle Menschen auch aus dieser Klasse gesehen, aber kein Exemplar diesen beiden vergleichlich. Ja, hätten nur hundert Gleiche gelebt, durch die deutschen Gauen verteilt, wir hätten schon 1798 und 1805 den Welschen gegenüber eine andere deutsche Geschichte gehabt. Ihre Vaterlandsliebe war ein großer Instinkt, das Wohl und Weh des Vaterlandes gleichsam ein großes Gesamtgefühl und Vorgefühl geworden. Stein, darf ich sagen, fühlte hier viel mehr, viel eher, als er dachte und überlegte, was sich begeben, wodurch deutsche Herrlichkeit gefährdet werden könnte.

Er war ein feuriger Preuße. Vieles möchte man da der süßen Gewohnheit eines langen, ehrenvollen Lebens unter den Fittichen des preußischen Adlers, auch der Dankbarkeit gegen Preußens Herrscher zuschreiben — das meiste kam auch da aus dem alten deutschen Reichsgefühl. Preußen erschien ihm immer als etwas Werdendes, Wachsendes, als strebender, hebender, belebender Schirmer, als Wahrer und Erhalter. Was Preußen größer machte, schien Deutschland stärker zu machen.

---

sondern schien nur anzufangen, um auf das geschwindeste zum Ende zu gelangen; auch wohl deswegen — ich rede von den Jahren, wo ich ihn gesehen — weil die geneigte, halb gebückte Stellung, wozu das Schreiben nötigt, seiner Brust preßhaft war. Seine Briefe drücken daher fast immer das Augenblickliche aus, unmittelbare Gefühle des Augenblicks, in welchem er schrieb. Nie hat er einen Brief geschrieben in der Meinung oder Furcht, daß er vielleicht einmal gedruckt gelesen werden könnte. Keine besondere Sorgfalt dabei, kein Sekretär, dem er diktierte, keine Kopiermaschine usw. Von wenigen wichtigsten seiner Briefe hat er wohl eine Abschrift bewahrt. Er liebte solches geschriebene Gepäck nicht, wie er überhaupt nicht gern Gepäck führte noch sich etwas zu Gepäck sammelte. Die meisten Briefe, die er erhielt, zerriß er oder warf sie ins Kamin, wenn er ihren Inhalt ausgesogen hatte.

Von Preußens Zukunft, wie oft hörte man ihn wie weissagend in glühender Begeisterung davon sprechen!

An Sitten, Art, Charakter war er dem Fürsten Staatskanzler der unähnlichste. Das gab natürliche Gegenstöße und konnte auch Mißurteile hervorlocken. Aber am meisten grollte Stein gegen den Staatskanzler, weil er ihm in Paris und Wien für die deutschen Angelegenheiten, besonders für das, was die preußischen Rhein- und Maasgrenzen und die Abtretung schöner preußischer Lande an Hannover betraf, nicht umsichtig, tätig und standhaft genug gewesen zu sein schien. Dieser Groll, vielleicht ungerecht, und eben weil seine Wurzel ein bitterer deutscher und preußischer Schmerz war, desto gestachelter, brach oft über seine Lippen. Nie hat er dem Staatskanzler Reichtum an Talenten und Kenntnissen, große Gewandtheit in Geschäften, Liebenswürdigkeit im Umgange mit Menschen abgesprochen. Aber das war der große Unterschied: die Steinsche Reichsseele, die feurig liebende und zornig festhaltende, fehlte Hardenbergen; und das müssen selbst seine Verehrer zugestehen, daß die großen politischen und militärischen Weltansichten, die ein erster Minister doch nicht ohne Schaden entbehrt, ihm zu sehr abgingen. Er war keine mens provida futuri.

Doch zu wie vielen Hinter- und Vorbemerkungen könnten die Steinschen Briefe Anlaß werden! Haben sie doch der müßigen und neckischen Schadenfreude schon mehr als zuviel gedient und haben sich sogar Feinschnitzler und Geisterer (mit Doktor Luther zu reden) darüber hergemacht, um auch aus ihnen zu erweisen, daß der Ritter nicht besonders viel Geist hatte. — O je!

Nekrologe

G. A. Reimer.

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder.
Goethe.

Georg Andreas Reimer war am 27. August 1776 zu Greifswald von braven Eltern geboren, welche Kaufhandel und Brauerei trieben. Sein Vater, welchen er früh verloren, hatte sein ruhiges Bürgerhaus als Schiffer gegründet, und von dem Element des kühn wallenden, wogenden und wagenden Seelebens schien auf diesen seinen Sohn ein gutes Erbstück übergegangen zu sein. Verstand und Mut, ja Kühnheit und Wagnis im höchsten Sinn hatte der Sohn von seinem Vater geerbt und jene Treue, Schlichtheit, Redlichkeit und Tapferkeit, welche man an den alten Pommern von weiland pries, und welche in den jungen gottlob! noch wohl nicht ausgestorben sind. Reine Sitten und frommen Glauben nahm er aus dem mütterlichen Hause und dem mütterlichen Herzen mit in die Welt, und diese haben in einer wildbewegten und alle Gefühle, Gedanken und Ansichten der Sterblichen umrollenden und umwälzenden Zeit den Jüngling und Mann nimmer verlassen.

Mit dem Anfange dieses Jahrhunderts begann Reimer als Buchhändler in Berlin sein bürgerliches Geschäft. Mit geringen Mitteln, aber mit voller Zuversicht auf Gott und auf Redlichkeit und Arbeitseligkeit begann er und ward getragen und gesegnet eben durch den Verstand und Mut, welchen Gott ihm als Erbteil mitgegeben hatte, und indem Vertrauen Vertrauen schuf und Freundlichkeit und Herzigkeit Freunde und Herzen gewannen, gelang es ihm, die engen und kleinen Anfänge seiner Wirksamkeit zu immer größeren Ausläufen und Umläufen zu erweitern. So bestand und überstand er auch die böse und böseste Zeit, die Jahre von 1805 bis 1813, und als alles Glück und jeglicher Besitz wankte und schwankte, aber

kein treues Herz in der Hoffnung der Rettung des lieben Vaterlandes wanken durfte, als alles Letzte auf das höchste Letzte gesetzt werden mußte, zog der tüchtige, mutige Mann mit den Hunderttausenden, die gegen die Schande aufstanden, für sein Vaterland und seinen König den Degen und ließ im Glauben an den, der alles recht regiert, ein verwickeltes Geschäft, ein geliebtes Weib und ein halbes Dutzend zarte Kinder und kehrte nach dem durchgefochtenen Kampf mit den Siegern fröhlich von dem Rhein nach seinem Norden zurück.

Ja, der edle Mensch hatte sich hineingestürzt in den Kampf, der als ein schwerster, blutigster vor jeder verständigen Betrachtung schweben mußte; er hatte sich mit vollem Herzen und mit vollem Glauben an ein ewiges Recht und einen gerechten Gott hineingestürzt, aber nicht bloß wie ein begeisterter Jüngling mit begeisterten Jünglingen, sondern als ein gerüsteter und der kommenden Arbeiten und Gefahren kundiger Mann. Ich habe ihn gesehen, ihn und manche Hausväter und Bürger Berlins von dreißig, vierzig Jahren fünf, sechs Jahre vor dem letzten, großen, entscheidenden Streit. Es war schon damals eine Lust und Freude, in den Jahren 1809 bis 1813, eine Freude der Männer und der männlichen Herzen, wie solche, welche den glorreichen, brandenburgischen und pommerschen Landwehren künftig als Führer in den Tod voranschreiten sollten, sich damals in jeglicher männlichen Beschwerde und edlem Waffenspiel übten, indem der durch ihre Herzen wehende und leuchtende Gott ihnen weissagte, wozu sie bald berufen werden würden. Ich habe meinen Reimer während des Winters von 1809 bei diesen fröhlichen Waffenübungen zuerst recht erkennen und lieben gelernt. Die Erinnerungssterne dieses für Deutschland zu gleicher Zeit so wonnevollen und wehevollen Jahres blitzen noch oft recht hell in meiner Brust auf. Welche Waffengenossen waren damals auf den Schießplätzen und in den verschwiegenen Kammern des Zorns und der Klage beisammen! Ich darf hier keine Namen nennen, viele von ihnen sind heute noch exzellente Exzellenzen — es war guter Same, der zu jener Zeit der Not und Schmach aufging — aber keine trefflichere Trefflichkeiten als mein vortrefflicher, stiller Schütze. Später habe ich ihn gesehen im Sommer 1813 mit vielen jener alten, weidlichen Genossen der herrlichen Vorspiele und Vorübungen jenes herrlichsten, heiligsten deutschen Krieges, mitten in den Reihen der freudigen, kampflustigen Jugend, welcher solche Männer voranschritten, Muster der Zucht und des Glaubens und der Hoffnung auf den Gott der Schlachten, welcher der gerechten Sache gegen Lug, Trug, Übermut und

Tyrannei den Sieg verleihen werde. So habe ich ihn gesehen in der Mitte der kriegerischen Reihen still, bescheiden, fest unter den gleichgesinnten Freunden und den siegfrohlockenden Jünglingen. Das war eine Zeit — da sah man wieder deutsche Männer und ein Volk, das ein Volk war. Mit und unter solchen großen Herrlichen hat er die beiden großen Jahre mitgeduldet und mitgerungen für seinen Gott und für sein Herz, und still und bescheiden wie immer ist der Tapfre nach dem Siege erfunden und hat den geschmückten Kriegsrock wieder mit dem schlichten Bürgerrock vertauscht.

Jetzt, da großes, langes Unglück und greuliche Schmach durch Gott und deutschen Zorn in Ruhm und Glück verwandelt worden, da das zerrüttete, zerrissene Deutschland und Preußen seine wunden Glieder wieder verbinden und stärken, seinen zusammengeworfenen Schutt aufräumen und aus den Trümmern des Veralteten und Vermorschten ein Neues, Festes aufbauen wollte, griff auch Reimer mit Mut und Tätigkeit in die fliegenden Räder des Glücks ein, und es gelang dem tüchtigen Manne, sich unversehrt mit ihnen fortzuschwingen. Wie er durch die Eigenschaften des Geistes und Herzens, welche ihn auszeichneten, vorzüglich durch seinen geschwinden Entschluß, hellen Blick und feinen Geschmack, in den letzten 28 Jahren seines Lebens, welche seit jenem großen deutschen Durchbruch verflossen sind, den Umfang seines Geschäfts auf eine rasche und großartige Weise erweitert und dadurch unter seinen Standesgenossen Ansehen und Ehre gewonnen, wie er, mit Cotta immer zusammen genannt, ein großer, einflußreicher Buchhändler geworden, das soll hier nur angedeutet werden. Solches Ansehen und Gewicht mögen zuweilen auch weniger gute und treufeste Männer gewinnen, als Reimer war. Aber das war bei diesem Mann das Markzeichen seines Daseins, daß, wo er immer erschien — und er war von der Ostsee bis zu den Alpen der fleißigste Pilger durch alle Gauen der weitverbreiteten deutschen Zunge — der freie, redliche Mann sich Bahn brach und Herzen gewann. Dies ward ihm auch zu Hause bei seinen Nächsten im reichen Maße. Der einsichtsvolle, freisinnige und uneigennützige Mann ward von seinen Mitbürgern anerkannt, stand in mannigfaltiger, gesegneter Wirksamkeit unter ihnen und saß die letzten zwölf Jahre seines Lebens als Stadtrat mit in der Obrigkeit der Hauptstadt. Denn auch das war ihm von Gott verliehen, daß Reichtum und Ehre ihn nimmer aufblähten, daß er, der mit den Besten und Edelsten seines Volks als gleicher Genoß zu leben gewohnt war, in Hinblick auf das, was allein groß und herrlich ist, nur der schlichte und be-

scheidene Bürger blieb und bleiben wollte — daß er nichts weiter sein noch bedeuten wollte als ein freier, redlicher Mann, wie auch sein Freund Niebuhr kein Edler von, kein Freiherr, sondern ein Sproß vom Bauernstamm der edlen, freien Friesen heißen wollte. So im freien, frommen Bürgersinn, in offener, anspruchloser, gediegener Männerehre hat er seine Bahn vollendet, gesegnet mit Gütern und Gaben, von eigener Kraft gewonnen, von Gottes Gnaden verliehen, geliebt als Mensch, geachtet als Mann, geehrt als Bürger, endlich ein Glücklicher, wie man hier auf Erden glücklich werden kann, auch in seinem Hause gesegnet durch den schönsten und stillsten Segen, durch seine Frau, eine Krone der Frauen, und durch eine reiche und stattliche Schar wohlgearteter Kinder und Enkel, die seine späteren Jahre umblüheten. Diese Jahre waren noch nicht die Jahre des in dem hinfälligen Leibe ermüdeten Geistes, es waren noch Jahre der Manneskraft und Manneslust, und mit seiner gewöhnlichen Rüstigkeit sahen wir ihn noch den vergangenen Herbst (1841) mit seinen Freunden Cornelius und Leist die Reise übers Meer nach Altengland wagen. Und doch ist er uns kaum ein halbes Jahr später so geschwind weggenommen worden, so unerwartet und fast plötzlich, nach der Kränkelei weniger Monate, auch darin vielleicht noch glücklich zu preisen, daß er die oft so traurige Abkraft und Unmacht des hinschwindenden und versinkenden Alters nicht gefühlt hat.

So hatte der Mann und Bürger sich im äußeren Leben bewährt. Aber es versteht sich von selbst, daß ein solcher auch der Träger eines bedeutenden innern Lebens sein mußte. Verstand und Mut haben wir als den Kern des Daseins unseres Freundes genannt. Diese Eigenschaften können aber gelegentlich auch in Härten und Gewaltigkeiten ausarten; doch davor ward Reimer bewahrt. Es ruhte im tiefsten Grunde seines Wesens eine bescheidene und jungfräuliche Zartheit und Sittigkeit, eine keusche Strenge und stille Frömmigkeit, welche auf das, was zuweilen rauh und ungestüm werden wollte, milden Schimmer und sanfte Schatten goß. Er konnte unbeschreiblich freundlich, gesellig und häuslich, heiter und liebenswürdig sein. Und dieser feine und geistige Teil seines Wesens hat über Hunderte und Tausende seine stille und unsichtbare Gewalt geübt und ihm auch das Pilgern auf den rauheren Pfaden des äußeren Lebens leichter und glücklicher gemacht. Dadurch ist sein Haus so manche lange, schöne Jahre gleichsam das Gasthaus vieler Herrlichen und Besten seiner Zeit geworden. Das war ein seltenes Glück, ein weiter Kreis, ein schönes Wirken, worin der freundliche, be-

ſcheidene Mann ſich immer anſpruchlos bewegt hat. Durch das eben, was an ihm nicht beſchrieben werden kann, was geglaubt, geliebt und gelebt wird, iſt er der Genoß vieler trefflichen Männer und der Freund der Allerbeſten geweſen. Statt vieler nenne ich nur Schleiermacher, Eichhorn, Cornelius, Niebuhr.

Die Erwähnung dieſer edlen Genoſſenſchaft und Gemeinſchaft führt auf eine andere deutſche und vaterländiſche Gemeinſchaft, welche der Mann gepflegt, und welche, da ſie oft faſt zu laut genannt worden, hier nicht verſchwiegen bleiben darf, ſie führt auf die Reimerſche Demagogie, auf den allenthalben hereinbrechenden, allenthalben fühlbaren und trotz ſeiner Unſichtbarkeit ſichtbaren, trotz ſeiner Ungreiflichkeit faſt mit Händen greiflichen, geheimen, deutſchen Männerbund, über welchen die Demagogenjäger der letzten fünfundzwanzig Jahre ſoviel Greuliches über die ganze deutſche Welt hinausgerufen haben. Da er gegen Bedrängte und Verfolgte immer der Hilfreiche und Großmütige war, auch auf Gefahr der eigenen Sicherheit in der böſeſten Zeit, wo ein Netz der argliſtigſten Späherei und Angeberei über das unglückliche Vaterland ausgeworfen war, wie in der guten Zeit, wo aus der bitterſten Armut heraus das Leben von vielen gleichſam von vorne wieder begonnen werden mußte; da an der Freundlichkeit und Herzigkeit ſeiner Perſon, ſeiner offenſten, feurigſten Teilnahme an allem Menſchlichen und Hohen jung und alt ſich ſonnte und erwärmte, ſo konnte nicht fehlen, daß um den von Begeiſterung für alles Deutſche und Freie glühenden und ſprudelnden Mann die feurige und tatenluſtige Jugend ſich gern ſcharte. Da es nicht ſeine Art war, das Wort zu kürzen und zu beſchneiden, da ſeine jeder Schleicherei und Geheimnisweberei feindſelige Natur glaubte, daß das freieſte Wort und der ungefeſſelteſte Geiſt ihre Zügelung und Beſſerung in ihnen ſelbſt finden und auch, wenn ſie ja einmal Wind und Sturmwind führen, ungebunden am gefahrloſeſten in den Wind hinfahren, ſo war er in jenen unſeligen Tagen, wo man die Gefahren und offenen Verſchwörungen der Zeit mit blöde blinzelnden Augen nicht anzuſehen wagte, und wo ſeine politiſche Schälke in wirklichſter, engſt und geheimſt zuſammengeſchloſſener Verſchwörung mit ſolchen Blödäugigen ihre ſchadenfrohe demagogiſche Eulenſpiegelei trieben, verbotener Zettelungen und böſer Umtriebe gegen das Vaterland und König verdächtig gemacht. Daher Hausſuchung bei ihm, Papierbeſchlagung, Unterſuchung, Befragung hin und her über ſeine Freunde und unter ſeinen Freunden, Bekannten und Briefwechſlern. Was war der Erfolg?

Nichts als eine lange Plagung des Mannes und eine fast noch längere Plagung seiner Freunde, endlich ein schier vereiteltes Finden von irgendsolchen Dingen oder Verhältnissen, worob man den rechtschaffenen Mann gerichtlich hätte antasten dürfen.

Dies sind deutschbekannte Sachen. Doch könnte man diesen Mann, welchen einige einer feigen bübischen und zettelischen Demagogie zeihen zu können hofften, im guten Sinn einen vaterländischen Demagogen nennen. Wir werfen die schlimme Bedeutung des Worts weg und nehmen uns die gute für ihn. Reimer hat fast mehr als irgendeiner seiner Zeitgenossen das letzte Vierteljahrhundert, wie oben erwähnt, die verschiedensten deutschen Lande in häufigen Reisen durchwandert, und mit seiner treuen Gesinnung und seinem freien Mut hat dieser Wandervogel ringsum frischen, edlen Samen ausgestreut. Denn gerade eine Natur wie die seinige, eine so menschliche, offene, ganz deutsche Natur, war geeignet, das Verschiedenartigste verbinden und das Entfernteste zusammenziehen zu helfen. Die deutschen Kaiser verliehen weiland den Titel Unser und des Reichs lieber Heimlicher. In ähnlicher, jedoch umgewandter Weise hätte man diesen tapfern Wanderer des Deutschen Reichs offenen Heimlicher nennen können. Und hinter diesem deutschen Heimlicher hat man böse Geheimnisse gesucht. Eher hätte man ihn den deutschen Rumormeister nennen können — sein edler Schatten verzeihe mir das Gleichnis — der wie das unvertilgbare deutsche Gewissen in allem Volk herumrumorte und gleich einer tiefen und allverständlichen Prophetenstimme die immer wieder zum Schlummer Geneigten wach erhielt. Wir Deutsche bei vielen Vorzügen und Tugenden ermangeln dessen, was schlechtere und unfreiere Völker oft umsonst haben, unglücklicherweise immer noch zu sehr — des Sinns der großen deutschen Gemeinschaft, des Bewußtseins, daß, was deutsch spricht, in Glück und Unglück als ein Mann stehen und als ein Mann handeln und leiden soll. Reimer, der redlichste Bürger, der treueste Untertan seines Königs, der tapfere Preuße, hielt doch den Namen Deutsch für den höheren und meinte, daß wir nichts wären und nichts würden, wenn wir nicht vor allem zuerst das viele Kleine, Einzelne abschütteln und voll deutsch empfinden, leben und streben lernten. Das war Reimer der Demagog, der an sein Volk und sein Vaterland, der an Ehre und Freiheit glaubte, der Gut und Blut freudig und fröhlich für sie in die Schanze geschlagen hatte. Hat die Feurigkeit seines Herzens, der Ungestüm seines Mutes ihn zuweilen aus dem Geleise geschnellt, ist er in diesem Ungestüm selbst den Freunden

auch wohl mitunter als der Hartnäckige und Eigensinnige erschienen — die Wurzel selbst dieser Fehler war doch die schönste, sie trieb aus dem Edlen und Wahren. In dieser Seele ohne Falsch und Furcht konnte wohl Zorn aufflammen, aber Haß und Groll fanden darin keine Stätte. Bei allen höheren Ansprüchen und Aussprüchen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit, bei allen Wettkämpfen, welche Tapferkeit, Großmut und Hingebung mit der Feigheit, Hoffart und Habsucht zu kämpfen haben, stand er mit den besten Streitern immer in vorderster Reihe.

Kurz, Reimer war ein Mann und war ein ganzer Mann. Sein irdischer Teil schläft nun unter dem grünen Rasen, es schlafen schon die Gebeine der meisten darunter, die im fröhlichen Reigen der Gelage und in dem fröhlicheren Reigen der Schlachten sich einst des Lichts des Lebens mit ihm gefreut haben. Aber getrost! Das unsterbliche Bild der Edlen kennt kein Schlummern und Schlafen; der unsterbliche Geist, und was er auf Erden gewirkt und geschaffen hat, lebt fort durch die Jahrhunderte und durch die wechselnden Geschlechter der sterblichen Menschen. Erwecke Gott dem Vaterlande viele solche fromme und tapfre Geister, als Reimer war, und es wird in unvergänglichen Ehren und Siegen blühen. Amen!

Gneisenau.

(Geschrieben in Nassau, Sommer 1843.)

Ich komme aus dem Turm des alten, ritterlichen Reichsfreiherrn, aus den Zimmern, wo die Bilder seiner Ahnen, Bilder, zum Teil erblaßte Bilder einzelner früherer Herrscher und Kaiser und die Büsten und Gemälde der Herrscher und Feldherren aufgestellt sind, bei welchen in den Jahren 1813 und 1815 die Entscheidung über die Schicksale Europas gestanden war. Da erblickte ich auf derselben Stelle, wo es schon vor einem halben Menschenalter hing, das Bildnis Scharnhorsts, und rührend erinnerte es mich, wie der alte Herr die Fremden, welchen er dieses sein Heiligtum zeigte, immer zuerst auf dieses Bildnis hinwies. Mir selbst ist Gleiches mehr als einmal begegnet, obgleich er wußte, daß ich den edlen Toten im Leben gekannt hatte. Er selbst blieb dann immer wie in Andacht vor diesem Bilde stehen und sah es mit einem rührenden Ernst an. Da stand des deutschen sendbarfreien Ritters Sohn in der rechten, würdigen Stellung vor des deutschen Bauern Sohn. In diesen Zimmern saß der würdigste Greis oft in Stunden seiner Einsamkeit. Hier empfing und schrieb er Briefe und holte aus seiner kleineren dahinterliegenden Bibliothek gelegentlich einen alten Tröster heraus, wenn er in Tatsachen der vaterländischen Geschichte eine Zahl, Namen und dgl. andern zur Beweisung, ihm selbst zur Erinnerung bringen wollte. Denn diese kleinere Turmbibliothek war seine Selecta, welche die seltenen, zur deutschen Geschichte gehörigen Bücher, Sammlungen, Urkunden usw. enthielt.

Ich komme aus dem Turm, und in diesem Turm hat man immer eine deutsche Vertiefung und Versenkung, wie Papa Sokrates weiland, wann sein Dämon in ihm besonders spielte, worin das höchste, tiefste, gewisseste deutsche Gefühl, das unsterbliche, beste deutsche Gewissen einem gleichsam recht gewiß

wird, wie uns armen Menschen etwas gewiß werden kann. Ich bin jetzt auch ein Greis, der über die Stoppeln der irdischen Vergänglichkeit nur noch so hinwankt, und gedenke des edlen Greises, der einst in diesen Räumen wandelte, seiner freundlichen Worte und vor allen seiner Hand, womit der Wohlwollende denen, welche er liebhatte, nach liebenswürdiger Gewohnheit streichelnd über die Stirn hinzufahren pflegte. Hier, darf man sagen, loben alle guten Geister Gott den Herrn. Heute haben sie mir es angetan, ich fühle mich von ihnen angeweht, und Erinnerungen der großen Zeit und großen Menschen, in welcher und mit welchen zu leben mir beschieden war, strömen glücklich auf mich ein, und ein großer und guter Mann, der mich seiner Freundlichkeit, ja seiner Freundschaft einst gewürdigt hat, steht eben hell vor mir: Gneisenau.

Ich hatte unter andern guten Vorsätzen in den Jahren zunächst nach 1815, ehe ich gleichsam als ein unheilvoller Verbrecher und Verderber des Vaterlandes vor allem Volke gestempelt und fast gebrandmarkt werden sollte, den Vorsatz, nach meiner kurzen Weise das Leben bedeutender und merkwürdiger Zeitgenossen zu beschreiben. Ich bildete mir ein, daß wir Deutsche in jenen Tagen eine gewisse Freiheit der Rede, den Mut der Darstellung unsrer Menschen und Dinge gewonnen hätten, wodurch solche Lebensbeschreibungen möglich gemacht würden. Ach, ich ward bald aus dieser Einbildung herausgerissen und sehe auch den heutigen Tag noch keine Möglichkeit, wie ein ehrlicher deutscher Mann dies mit Königen, Fürsten, Ministern und Feldherrn, welche in dem letztverflossenen Jahrhundert gelebt haben, durchbringen könne. Ich will nicht sagen, daß ein Deutscher nicht auch beschreiben dürfe, was von Kriegs- und Staatshändeln vor aller Welt offen daliegt, selbst wenn es zum Teil öffentlich, ärgerlich und schimpflich ist; aber bei den Weltverhandlungen und vorzüglich bei den politischen und diplomatischen Weltflechtungen und Weltverflechtungen liegt in der Regel nur das Kleinste offen da, und wenn man das Verborgene und Mehrinnerliche, was man auch wohl weiß, nicht enthüllen noch frei darstellen darf, so ist es auch unmöglich, ein wahres, klares Bild der Taten und Leiden, der Triebe und Wirkungen solcher Männer hinzustellen, welche in dem bunten Spiel dieser verworrenen Welt zu ungewöhnlichen Rollen berufen waren.

Selbst Blücher, der alte, gewaltige deutsche Michel, dessen Wort und Tat so blank wie sein Degen aus der Scheide gezogen scheint, — meint ihr denn, daß er nicht innige, sinnige, grimmige Gedanken, Gedanken und Selbstgespräche, bei sich ge-

pflogen habe, die man noch heute nicht erzählen darf, daß er nicht mit Prinzen, Ministern, Hofleuten usw. Verhandlungen und Verbindungen gehabt, Reden und Gespräche geführt habe, welche, wenn man sie erzählte, Hunderte unserer gewöhnlichen Leute erschrecken würden? Und selbst wenn wir bei dem Offenbarsten, bei seinem Soldatenleben stehenbleiben, kann das, kann dieses Offenbare, können manche Mißverhältnisse, Hemmungen, Beschädigungen seines Lebens und Ruhms verstanden werden ohne die Erlaubnis, auch die innersten Verhältnisse und Bewegungen des Staates und Hofes, welchen er angehörte, wenn auch mit der möglichsten Zartheit und Schonung, in klaren Umrissen darzustellen? Daher, wegen dieser nicht höfischen, sondern knechtischen Bangigkeit, nimmer aus dem ganzen Stande, Umstande und Verstande der Personen und Verhältnisse mit frischen, freien Farben malen zu dürfen, das Unglück, daß deutsche Männer in ihren Lebensbeschreibungen gleichsam wie einzelne abgerissene Wesen, deren Dasein und Wirken im Zusammenhange mit dem ganzen großen Gewimmel und Gewirr der weltlichen Dinge in ihren Ursprüngen und Folgen kaum halb gezeigt werden dürfen, in der Luft hängenbleiben, gleichsam bleiche Schatten einer matten Dämmerwelt, immer gleich schlechten Gemälden ohne Zeichnung mit glänzendem Farbenprunk. Dies gilt selbst von Blücher. Ich wollte ihn doch gewiß ganz anders malen, mit viel lebendigerer Farbenabschattung seiner Taten, mit viel lebendigerer Natürlichkeit seines Lebens, als Herr von Varnhagen mit vieler Gewandtheit und Geschicklichkeit getan hat, wenn zugleich die treue, wahre Schilderung der gleichzeitigen politischen Zustände in allen ihren Beziehungen zu Preußen, Österreich, Europa mit ihren Grundtrieben und Grundwirkungen teils als Unterlage, teils als Seiten- und Nebenschatten des Gemäldes erlaubt wäre. Und vollends wenn einer Gneisenaus Leben anfaßte, der durch und durch ein politischer Charakter im größten Stil war, der aber durch die eigentümlichen Verhältnisse seines Landes und seines Hofes meistens immer verdammt war, seine Spitzen zu verbergen, während er so vielen andern selbst zum Teil wider ihren Willen oft die Spitzen stumpfen oder schärfen half. Dies ist das tragische Schicksal so vieler Männer, welche die zweite, dritte Rolle zu spielen scheinen, während sie in der Tat die erste spielen. Nirgends aber ist dieses Schicksal tragischer als bei den Deutschen, wo so viele Tugend, welche von aller Welt erkannt und verehrt werden sollte, oft auf immer ungewußt und verborgen bleibt.

Ich kann und will hier von dem Staatsmann, von dem Kriegsmann Gneisenau kein Leben, ja nicht einmal einen Lebensumriß hinwerfen. Könnte ich's auch, doch dürfte ich's nicht in meinem Sinn. Also hier nur Erinnerungen seines äußeren, menschlichen Daseins nebst einigen Andeutungen und Hinspielungen für solche, welchen einmal das Glück größerer Freiheit werden möchte.

Ich sah den herrlichen Mann zuerst in Berlin im Winter des Jahres 1812, später in Breslau; ich sah ihn einige Monate, und zwar viel und oft unter solchen Männern, Genossen und Freunden und in solcher Zeit, wo die Menschen, weil alles Leben gleichsam auf den letzten Wurf gesetzt ist, wieder einmal ein großes, natürliches Leben leben, wo Triebe, Leidenschaften, Hoffnungen und Strebungen sich mit ganzem Mute und kühner Rede offenbaren. Was in Berlin von Männern und Frauen das Lebendigste, Mutigste, Tapferste und Zornigste war, hatte sich damals in vielen einzelnen Haufen und Häuflein zusammengeschart, ja zusammengedrängt. Ich geriet durch liebe Freunde auch in einen solchen Haufen, und ich glaube, in den allerbesten. Diesem Häuflein einiger zwanzig oder dreißig — mein Zahlengedächtnis fühlt schon das Alter — gehörte auch Gneisenau an, der vielleicht in andern Häuflein auch Genoß war. Es war damals auch das germanische Weib, die edle socia belli, die Mathildur in alter deutscher Glorie wiedererstanden. So herrliche Blüten treiben auch Unglück und Not. Viele der Gesellschaften, in welche ich durch Freunde eingeführt war, wurden durch das Herz und den Geist edler Frauen belebt und begeistert, welche im Zorn und Mut gätulischer Löwinnen brannten und bei dem großen, nahenden Kriegssturm den Männern Sieg oder Tod als den Preis der Liebe zeigten. Jenes Häuflein, dessen ich hier gedenke, war das sogenannte Charlottenburger oder Klein-Lützower. Nach Klein-Lützow bei Charlottenburg, wo der edle Graf Chasot wohnte, ward öfter hinausgepilgert zu gemeinsamem Gastmahl und um sich in böseſter Zeit mit Hoffnungen und Aussichten zu stärken, welche meinetwegen jeder die verschiedensten haben mochte. Das Gerücht hat damals und später von diesem Klein-Lützow als von dem Versammlungsplatz eines geheimen Bundes gemunkelt. Ich weiß davon nichts, ich habe nie in einem geheimen Rat gesessen und werde auch wohl nimmer ein heimlicher Rat werden. Es lagen ja die Schlüssel des Geheimnisses vor aller Welt offen: Napoleon und seine Schergen und Gehilfen diesseits und jenseits und auch eine kleine deutsche Rotte, die ihm im Grauen vor seiner Unbezwing-

lichkeit mehr aus Feigheit und Niederträchtigkeit als aus Bosheit und Tücke diente: Napoleon, und wie seinem Weiterschreiten begegnet werden, wo sein Glück tirolisch und hispanisch möglicherweise gefällt werden könnte. Es waren, soviel ich mich erinnere, so offene, tapfere, zornige deutsche Männer, welche dort zusammenzusitzen pflegten, und deren ein guter Teil den Zorn später rechtschaffen mit der Klinge bewiesen hat, daß zu Bündelei und dergleichen verzwickten und leeren Zeitvertreiben kein Stoff zu fein schien. Wenigstens müßte ich der Gimpel von Freunden und Genossen gewesen sein, die ihr Wesen viel offener und ungestümer zu treiben pflegten als ich, der doch nie zu den Zahmsten gerechnet worden ist. Ich bilde mir aber noch heute diesen Tag ein, daß ich nimmer in einem geheimen politischen Bunde gewesen bin. Auch habe ich weder hier noch sonst irgendwo je einen Meister gesehen, gekannt oder anerkannt. Ein unsichtbarer Meister saß aber gewiß unter uns und ließ seinen Geist über uns schweben. Ihn will ich anbetend auch jetzt noch anerkennen. Gneisenau ging von Breslau über Schweden nach England, kam im Frühling 1813 zurück. Im Sommer jenes Jahres sah ich ihn oft in Breslau, im Winter 1815 viel in Berlin, in den Jahren 1815 und 1816 in Aachen, Köln, Koblenz, wo er damals Kriegsbefehlshaber war. Zum letztenmal hab' ich ihn oft gesehen und gesprochen, in seiner alten Freundlichkeit gesehen und gesprochen im Winter und Frühling 1817 in Berlin. Die letzten Worte von seinen Lippen habe ich gehört im Saale des Fürsten Hardenberg nach dem Mittagsessen. Ich fragte ihn, ob Scharnhorsts Söhne wegen der großen Verdienste des Vaters um das Vaterland, wie verlaute, von dem Könige eine Schenkung bekommen würden. Wahrscheinlich hatte ich die Frage mit einer gewissen Lebendigkeit getan, und er antwortete mir kurz und wie unwillig: Ihr Leute habt keine Geduld, sie werden schon eine erhalten. Und sie haben keine erhalten. Ich zog an den Rhein, und zwei Jahre später traten die demagogischen Umtriebe und Verfolgungen ein. Im Herbst 1828 war ich zuletzt in Berlin und enthielt mich absichtlich, den edlen Mann zu sehen, der durch seine sogenannten demagogischen Freunde, wie ich wußte, manchen Ärger und Verdruß erfahren, und dessen Briefe an mich man bei der Beschlagnahmung meiner Papiere auch weggenommen hatte. Ich war ja damals ein Stück von einem Halbgeächteten und konnte wohl wissen, daß meine Aus- und Eingänge in der Hauptstadt genau beobachtet und berichtet wurden.

Gneisenau war im Jahre 1759 oder 1760 geboren, also zehn Jahre älter als ich. Er war nicht aus glänzendem, alten

Geſchlecht, ſondern hatte das mit vielen großen Männern gemein, daß er ſich durch Not und Arbeit emporringen mußte und der eigenen Kraft und Tugend alles verdanken ſollte, der erſte, welcher den Namen Gneiſenau als den eines ritterlichen Geſchlechts berühmt machen ſollte. Wer, wenn er nicht der Allervertrauteſte iſt, fragt einen ſo hohen Mann, der ganz in dem Glanze der Gegenwart blüht, nach ſeiner Wiege oder den Anfängen ſeiner Kinder- und Knabenjahre? Ich habe Vertrautere gefragt, und ſie haben nur Sagen darüber gewußt. Sein Vater war in ſeiner Jugend öſterreichiſcher Werboffizier, der, wie es das Geſchäft ſolcher mit ſich brachte, viel von Ort zu Ort gezogen war und zuletzt als Kaiſerlicher Rittmeiſter in Erfurt gelebt hatte; ſeine Mutter, eine Schwabin, eines reichsſtädtiſchen Patriziers, ich meine, von dem Vater entführte, ſchöne Tochter. Gneiſenau beſuchte in Erfurt die gewöhnliche Schule und ſang als ein unbemittelter Knabe in den Singchören mit in den Straßen vor den Häuſern. So hatte der Geiſtliche Rat Herr Dominicus, ein Thüringer, der in den Jahren 1820 in Koblenz bei der Regierung ſtand, ihn gekannt, und ich habe das von ihm erzählen gehört. Der Jüngling, der keinen anderen Beſitz hatte als ſeinen Adel und Degen, war in den Kriegsdienſt des Markgrafen Ansbach-Baireuth getreten und im Jahr 1782 mit einem ansbachiſchen Regiment, welches die Nordamerikaner unter England zurückzwingen helfen ſollte, als Fähnrich nach Amerika geſchifft, bloß um die Seereiſe hin und zurück zu machen, denn ſein Regiment war wegen des abgeſchloſſenen Friedens nicht zum Fechten gekommen. Später ſtand er in Schleſien bei einem Fußregiment als Hauptmann oder Major von Füſelieren und war nicht weit von den Fünfzigen, als ſein Name aus dem allgemeinen Jammer des Jahres 1806 zuerſt glänzend hervorſtrahlen ſollte.

Scharnhorſt, ſo erzählt wieder die Überlieferung, hatte in Königsberg, wo ſich ſo viele tapfere Geflüchtete oder Abgeſprengte, die noch die Schmach zu rächen brannten, in dem Unglück zuſammendrängten — Scharnhorſt hatte dort den Major von Gneiſenau unter vielen bald als einen kühnen, hervorragenden Mann erkannt und ihn dem Könige zum Befehlshaber der Feſtung Kolberg vorgeſchlagen, wo der alte, ſchwache und unfähige General Lucadou die Franzoſen ſich ſo dicht an die Werke der Stadt hatte herangraſen laſſen, daß man jede Woche den faulen Fall jener Feſtung gleich ſo vieler andern erwarten konnte. Hier nun machte der neue Kommandant die belagerte Stadt Kolberg und ſich ſelbſt durch die tapferſte Wiederaufrichtung und Verteidigung

berühmt. Als ich ihn im Winter 1812 in Berlin kennen lernte, war er Oberst und gleichsam so etwas von einem Staats- und Ministerialrat. Er arbeitete für politische und militärische Sachen, so hieß es, in Gemeinschaft und in Übereinstimmung mit dem Staatskanzler Hardenberg, ein Günstling und Liebling des Volkes, auf welchen viele in Hoffnung schauten, und welcher als ein künftiger Führer und Feldherr gezeigt ward, auch durch äußere Stattlichkeit und Liebenswürdigkeit wie durch Ernst und Sittlichkeit vor den meisten Männern glänzend. Von ihm und mehreren kühnen Männern seiner Art ist geglaubt worden, sie hätten in den Jahren 1810 und 1811, als Napoleons Kräfte und Hilfsmittel in Spanien sehr festgebunden schienen, ja noch im Anfange von 1812 die gefährliche Schanze ohne Grauen angesehen, im Vertrauen auf einen allgemeinen preußischen und deutschen Aufstand gegen den allmächtigen Kaiser Frankreichs lieber den Volkskrieg zu erheben, als sich im langsamen und schändlichen Untergange mehr und mehr niedertreten und zusammenquetschen zu lassen. Eine Kühnheit, welche, nachdem Preußen in dem herrlichen, österreichischen Jahre 1809 die Würfel des Kriegs aufzunehmen nicht gewagt hatte, man diesem Staate kaum zutrauen konnte. Jenes Wagnis ward nicht bestanden, die Preußen mußten im Sommer 1812 als Bundesgenossen der Franzosen mit gegen die Russen ziehen. Nun ging Gneisenau durch Rußland über Stockholm nach London, wie man sich erzählte, nach Verabredung mit dem Staatskanzler mit besonderen Aufträgen für mögliche Fälle, welche sich inzwischen in dem französisch-russischen Kriege und anderswo ergeben könnten. Wieviel Freiwilligkeit, wieviel Gezwungenheit, wieviel Absichtlichkeit oder vollends gemeinsame Verabredung mit dem Staatskanzler oder sonst irgend jemand dabei war, kurz, wie weit der eigene, wie weit fremder Wille diese Reise und eine frühere nach England bestimmt hat, weiß ich nicht; das weiß ich aber wohl und hab' es mit eignen Augen angesehen, mit eignen Ohren die Unterredungen und Verhandlungen der beiden Freunde, Graf Chasot und Gneisenau, angehört, ehe sie, der eine ins russische Feldlager, der andere nach England, von Breslau abreisten, daß nicht nur Chasot, sondern auch Gneisenau in ebengenannter Stadt zum Behufe der Reise Kleinodien vergeldeten, so daß Gneisenau in gewöhnlicher Weise nicht diplomatisch ausgerüstet heißen konnte, zu geschweigen, daß beide Männer so edel waren, in so schwerer Zeit von dem Vaterlande selbst das Notwendige nicht zu verlangen, sondern in seinem Dienst lieber von dem Eignen zu opfern. Auch das weiß ich, weil ich es

Halle-Wit... Germ.

aus vielen Münden habe klingen hören, daß manche der Meinung waren, Gneiſenau habe nicht bloß in die Fremde gehen müſſen, weil er als ein zu hell gezeichneter Charakter bei dem mit Napoleon abgeſchloſſenen Bündnis unmöglich habe im Vaterlande bleiben können, ſondern auch Hardenberg ſei herzlich froh geweſen, daß er dieſes Mannes damals los geworden, deſſen Ungeſtüm und Kühnheit in Urteil und Rat ſeinem mehr diplomatiſch leiſen Einhertreten häufig läſtig geworden. Dieſe Meinung iſt von einigen ſogar dahinaus gedreht worden, als habe Hardenberg und die Partei, als deren Haupt er gewiſſermaßen bezeichnet worden, mit diplomatiſch glattem Spiel jahrelang ſo hingehalten und von Anfang bis zu Ende falſches Spiel mit ihnen geſpielt. Ich will nicht leugnen, daß bei ſo gefährlich und ſchlüpfrig hoher Stellung, als worauf Hardenberg damals ſtand, zunächſt neben und unter dem König und von aller welſchen Hinterliſt und Auflaurerei, welche Deutſchland damals mit dem tätigſten und böſeſten Spinnenheer von Spähern und Angebern überſchwemmt hatten, umgeben und beobachtet, er nicht vieles einſam verſchwiegen ſo bei ſich behielt, daß er es nicht einmal ſeinem Schlaf- und Traumpfühl vertraute; aber jedem ſeine Ehre! Hardenberg hatte gewiß die treueſte und patriotiſcheſte Achtung und Anhänglichkeit für Gneiſenau, wie ſehr er auch in manchen Anſichten von ihm abweichen mochte; Hardenberg war überhaupt kein Mann der Verſtellung und Hinterliſt, wenn er auch, wie oft die Rolle eines erſten Miniſters es mit ſich bringt, viel mit und gegen Hinterliſtige ſpielen mußte. Wie Gneiſenau aber manchen Hardenbergianern oft im Wege geweſen ſein mag, das laſſe ich hier dahingeſtellt ſein. Hardenberg hatte ſeine großen Schwächen, welche offen vor aller Welt da lagen und ihn hinderten, im Leben und Wirken ſo groß zu ſein, als er ſonſt hätte ſein können; aber Anerkennung des Freien und Edlen und in glücklichen und begeiſterten Augenblicken Gefühl für das Große und dann auch den Mut der Gradheit und Wahrheit darf ihm niemand leichtſinnig abſprechen. Er war von Natur geſchwind, mutig, hochherzig, ſchön von Art und Geſtalt, und hätte er die Leidenſchaft der Wolluſt beſiegen und den Weibern und dem mitfolgenden, weibernden Männerzuge widerſtehen können, er wäre ein großer Mann geweſen. Es fehlte ihm der Sinn für das Hohe nicht, aber leider fehlte ihm der edle Zorn der Tugend, welchen die ſchwächliche und verworrene Zeit ſo ſehr bedurfte.

Im Frühlinge 1813 kam Gneiſenau aus England ins deutſche Vaterland zurück, zuerſt beſtimmt, die in Rußland und dann in

Preußen gebildete sogenannte Russisch-Deutsche Legion zu befehligen. Da diese aber bei seiner Ankunft weder fertig noch herangerückt war, so ward er im Heere des Oberfeldherrn Blücher zuerst als Generalmajor und Generalquartiermeister angestellt und nahm nach Scharnhorsts Tode dessen Stelle als Haupt des Blücherschen Generalstabs ein. Hier bekam er nun bald Gelegenheit, zu beweisen, wie geschwinde er Krieger sammeln und bereiten, und wie tüchtig er sie gebrauchen konnte. Einem General von Gaudi war in Schlesien die Bildung der Landwehr aufgetragen, aber es wollte damit nicht recht vorwärtsgehen. Als nach den ersten Schlachten des Frühlings mit Napoleon der Waffenstillstand abgeschlossen war, ward Gaudis Auftrag in Gneisenaus Hände gegeben, und in weniger als acht Wochen hatte er zwischen 50000 und 60000 Mann Landwehr versammelt, leidlich geübt und herrlich mit seinem Geiste durchhaucht. Ich habe die Jünglinge, die mit kaum halber Ausrüstung, beinahe in dem Aufzuge wie die ersten französischen Sansculottes der Jahre 1792 und 1793 ins Feld gerückt sind, mit Singen und Klingen fürs Vaterland ausziehen gesehen, und diese Jünglinge haben unter Blücher und Gneisenau die herrlichsten Siege an der Katzbach, bei Wartenburg und Leipzig mitersochten. Hinfort durch die Jahre 1813, 1814 und 1815 in allen Schlachten an des Feldmarschalls Blücher Seite, er dessen rechter, Grolman dessen linker Arm, mit dem Schwert, mit der Feder, mit dem Munde, mit dem Geiste gleich rüstig. Nach dem Kriege eine kurze Zeit Oberkriegsbefehler in den Rheinlanden, darauf Statthalter in Berlin, Graf, endlich Generalfeldmarschall. Sein Ende trüb und düster, wie seine Kindheit arm und dunkel gewesen war. Im Osten von Preußens Grenzen hatte sich vielfache Not und Gefahr zusammengedrängt: Polenaufstand, Cholerapest, Russendrang, Russendurchmarsch, Russenh.lfe allertraurigsten Gedächtnisses. Gegen so vieles Unheil sollte in einer Weite von mehr als hundert deutschen Meilen ein sogenannter preußischer Abwehrungsgürtel gezogen werden, ein sogenannter bewaffneter Kriegs- und Pestkordon. Er ward gezogen, der Feldmarschall erhielt darüber den Oberbefehl. In diesem jammervollen, tatenlosen Wirrwarr, wo die Regierung auch ihren Nordstern verloren hatte, starb Gneisenau an der Cholera.

Gneisenau war ein Mann von 52 Jahren, als i.h ihn im Winter 1812 zuerst sah, in Haltung, Schritt und Gebärde einem Dreißiger ähnlich. Sein Bau war stattlich und seine Glieder löwenartig, Schultern und Brust breit, von der Hüfte bis zur Fußsohle alles stark, rund und, wo es fein sein mußte, an Füßen

und Gelenken, alles zierlich und beweglich gebildet; er stand und schritt wie ein geborner Held. Diesen Leib kräftigsten Wuchses etwas über Mittellänge krönte ein prächtiger Kopf: eine offene, breite, heitere Stirn, volles, dunkles Haupthaar, schönste, große, blaue Augen, die ebenso freundlich als trotzig blicken und blitzen konnten, eine gerade Nase, voller Mund, rundes Kinn, Ausdruck von Männlichkeit und Schönheit in allen Zügen. Auf der Stirn eine vernarbte länglichte Grube. „Diese Grube," pflegte er lächelnd zu sagen, „macht mir oft Ärger und Langeweile, wenn die Leute wissen wollen, in welcher Schlacht ich diese Wunde davongetragen, und ich sie mit der schlechten Antwort abfertigen muß: Ein Füllen ist der Held, der sie dem Knaben geschlagen hat."

Dieser schöne Mensch war einer leidenschaftlichen und feurigen Natur, und kühne Triebe und Gedanken fluteten unaufhörlich in ihm hin und her; und ebenso war sein Angesicht, wenn er nicht zuweilen — was ihm selten begegnete — in eine halbträumende und sinnende Abspannung fiel, immer von einer wallenden und geistigen Flut übergossen, welche seine Gesichtszüge selten stillstehen ließ. Dadurch ist es geschehen, daß dieser schönste Männerkopf in seiner eigensten, sichersten Bedeutung sehr schwer zu fassen und festzuhalten war; so daß, wer ihn gekannt hat, durch kein Gemälde und keinen Kupferstich von ihm befriedigt worden ist. Diese Geistigkeit, die sich auf dem edlen Antlitz in den leichtesten, beweglichsten Wechseln malte und abspiegelte, drückte sich in allen Gefühlen, Stimmungen beide, der Liebe und des Zorns, der Freude und des Unmuts, auf das liebenswürdigste und gewaltigste aus. Dieser Kopf, der gewöhnlich rasche Kühnheit und fliegende Freudigkeit aussprach, hatte doch auch seine Augenblicke, wann gelungene Entwürfe und edle Hoffnungen durch Feigheit oder Schlechtigkeit der Neidischen und Dummen gehemmt oder vereitelt waren, wo er eben durch die Innigkeit des Herzens und die Gewalt der Gefühle beschattet und bewölkt war, daß er den Mann, welchen man nur als einen Vierziger vor sich zu sehen geglaubt hatte, in einem plötzlichen Dunkel gleichsam wie einen gealterten Greis zeigte. Ich habe keinen so geschwinden Wechsel an keinem Manne gesehen. Aber sobald der Sonnenschein der Lust und Hoffnung wieder schien, stand der kühne und geistige Jüngling in voller, männlicher Herrlichkeit wieder vor dir.

Diese edle Gestalt, dieser geschwinde Mut und geflügelte Geist, einer von Platos Gefiederten, war auch durch innerste Schönheit der Seele geadelt; das Edle, Stolze, Hochherzige leuchtete wie

ein lieblicher Sonnenschein aus allen seinen Bewegungen und Zügen. Man konnte in seinen glücklichen Augenblicken ordentlich wie in Freude und Verehrung vor dieser erhabenen Erscheinung stillstehen und sich still zurufen: Sieh! Hier ist einmal ein ganz wohlgeborner, harmonischer Mensch. Bei gewaltigem Ungestüm und bei unendlicher Beweglichkeit die seltenste Herrschaft über die Triebe; selbst im Unmut und Zorn, worin er sich über fremde Niederträchtigkeiten und Schleichereien wohl ergießen konnte, stand die Gebärde des Mannes unter höherer Gewalt, und die Sprache behielt den Klang des Helden, sie verwirrte und verschnob und verblies sich nie zu der widerlich schrillenden Feinheit oder dumpfen Grobheit der Töne, wodurch die Jähzornigen uns häufig erschrecken.

Solche adlige, ja solch erhabene Art in Haltung, Bewegung, Gebärdung und Rede war freilich in ihrer Anlage von Gott gegeben, aber es entging niemand, sie war auch durch Kunst geübt und gebildet. In der Kindheit und Jugend war ihm weder eine gelehrte noch eine militärische Erziehung geworden. In den damaligen Verhältnissen des Kriegsdienstes, und wie die Bildung der meisten Offiziere der Jahre 1770 und 1800 ungefähr stand, und in dem gewöhnlichen, toten, einförmigen Garnisonsdienst konnte ihm von außen auch wenig Reizung und Stachelung kommen. Aus sich selbst hatte er alles geholt und geschöpft, aus eigenstem, edelsten Triebe hatte er eine vernachlässigte Jugenderziehung ergänzt und nach allen Seiten hin sich die Bildung eines edlen Mannes errungen. Durch Selbststudium und unterstützt von einem geschwinden Blick und einem glücklichen Gedächtnis hatte er sich in vielen Zweigen des Wissens unterrichtet, selbst oft da, wo man es von einem Krieger gar nicht vermuten sollte, und hatte deswegen — was sein Zeitalter verlangte — vor jeder Geschicklichkeit, Kunst und Wissenschaft eine innige Achtung. Durch angeborne Gabe und von dem Feuerstrom eines mächtigen Geistes fortgetragen, würde er in einem englischen Parlament ein glänzender Redner gewesen sein. Solche Bahn der Ehren ist uns Deutschen noch verschlossen. In Rede und Schrift gleich gewandt, blitzend und funkelnd von Witz und Lust im Gespräch, war er in Gesellschaft doch der bescheidenste, liebenswürdigste Mann, von jedem Spott, Hohn und Übermut der freieste, der lieber hören als lehren, lieber unterrichtet werden als unterrichten wollte.

Aber nicht nur das Geschwinde, Kühne und Geistige, nicht nur die Neigung und Achtung des Geistes, wo immer dieser ihm begegnen mochte, herrschten in ihm, sondern auch alle feineren

und zarteren Triebe, wodurch das Haus und die Gesellschaft geschmückt werden, und wodurch der größte Held als Mensch erst die Krone aufgesetzt bekommt, offenbarten sich in anmutigen Scherzen und natürlicher Liebenswürdigkeit in ihm. Solches aber läßt sich nicht beschreiben. Wer den Vater unter den Kindern, den Freund unter den Freunden gesehen hat, weiß, was diese glücklichste Zutat in Gneisenau bedeutet hat.

Arm und bedrängt war seine Jugend gewesen, nicht reich waren die Jahre seines Mannesalters, obgleich er mit seinem Gemahl, einer gebornen von Kottwitz, ein kleines Rittergut erheiratet hatte. Nicht lange, und es kam die Not und Bedrängnis der bösesten Zeit. In dieser hat er von dem Seinigen geopfert, von dem Staate und von seinem Könige das Wenigste erhalten und verlangt. In fremden Ländern als Sieger nach welscher Sitte zu plündern und zu rauben, wie die Soults und Massenas allenthalben getan, war preußischer und deutscher Feldherren unwürdig und wäre diesem hochherzigen Manne unmöglich gewesen. Später hat sein König dem in den Grafenstand Erhobenen eine bedeutende Schenkung gemacht. Er hat sich das Glück gefallen lassen, ist aber wie in seinem früheren Zustande immer ein höherer Herr seines Mutes und Herzens geblieben als Herren, welche das Glück machen kann, immer fern von jeder Hoffart und Habsucht, großmütig, hilfreich, freigebig, wie die allbelebende Sonne und Luft. Ich weiß durch die Erzählungen und Bekenntnisse vieler seiner Freunde, wie gern, wie zart und wie geschwind er immer Herz und Hand geöffnet hat, wo er Würdigen und Unglücklichen irgend helfen konnte.

Nirgends aber erschien die Herrschaft über die gemeinen Bedürfnisse und Leidenschaften und über die Kümmerlichkeiten des gewöhnlichen Lebens in diesem Manne glänzender als in seiner Haushaltung. Ich habe diese seine Haushaltung im mittelmäßigen Zustande in Berlin, ich habe sie im glänzenden Zustande in Koblenz und in Berlin gesehen. Immer war Freigebigkeit und Anmut, später Pracht und Glanz da. Er selbst, der leuchtende Mittelpunkt der Gesellschaft voll Liebenswürdigkeit und Heiterkeit, indem er alles durch Fülle und Herrlichkeit zu erfreuen und zu beleben suchte, zeigte sich auch als Held bei den gewöhnlichen Genüssen; einfach und mäßig in Speise und Trank, mit wenigen Gläsern Wein zufrieden, munterte er seine Gäste zum reichsten und fröhlichsten Genuß auf und hatte es gern, wenn sie sich in voller, jubelnder Freiheit der Freude ergingen.

Alles dies, was bisher erzählt ist, hat den Menschen und Helden edel und liebenswürdig gezeigt, aber unter keinem Schilde erscheint er größer, als auf welchem die Inschrift steht: Ich dien'. Wie er seinem preußischen und deutschen Vaterlande und seinem Könige gedient hat, das steht mit unauslöschlichen Zügen in den Herzen der Nochlebenden geschrieben und wird, wir hoffen es, in den deutschen Jahrbüchern auch künftig nicht ungeschrieben bleiben. Ich habe schon angedeutet, wie er auch politisch gedient hat, welche Stelle im preußischen Heere er neben Blücher eingenommen hat. Obgleich von Gottes Gnaden ein Mann der ersten Ordnung, hat er immer doch nur in zweiter Ordnung gestanden, ist von vielen, wie es auch den Besten oft widerfährt, aus Neid oft nur als ein Mann dritter, vierter Ordnung bezeichnet, während die, welche ihn erkannten, wann Hardenbergs Entschlüsse, Blüchers Siege gelobt wurden, immer auch wohl von Gneisenaus Einsicht, Mut und Kühnheit ein Wörtlein mit dreinschallen ließen. Wer kann die Summe der menschlichen Taten berechnen, wer kann vollends diesem zurechnen, was ihm gebührt, ihm, der immer in verdeckter und oft in belauerter Stellung unter Hardenberg und Blücher gedacht, entworfen und gewirkt hat? Wer will uns jetzt noch sagen, wo Gneisenaus Einsicht, Kühnheit und Geist die andern mitbegeistert und mitgeholt oder gar zuweilen übergeistert und übergeholt hat? Hier, wo der Dienst der schwerste ist, wo Mißdeutung, Verkleinerung, Entstellung, Verleumdung ein so leichtes Spiel haben, weil ein verdecktes Spiel, hier hat der Mann das Ich dien' im allerschönsten Sinne bewährt. Man hat ihn hier immer nur wie untergeordnet und beigeordnet gesehen, nie als einen Erhobenen, oder welcher sich selbst erhoben und überhoben hätte. Er hat dem großen Gefühle gedient, daß ein Vaterland gerettet und verherrlicht, daß ein stolzer Königsthron wieder zu verlorner Glorie aufgerichtet werden sollte. Wohl hat man den lebendigen und feurigen Mann wundersame Vorfälle, merkwürdige Abenteuer und Taten von Freunden und Feinden oft lebendigst erzählen gehört, von eignen Werken und Taten nimmer ein Wort. Da wies er alle Fragen ab; auch über Hemmer, Neider, Feinde, und was Dummheit und Schlechtigkeit seinem Wollen und Streben in den Weg geworfen, darüber konnte man kaum aus Winken von ihm etwas erraten.

Es war eine große Zeit, wo sich ein Häuflein edler Menschen durch Gottes Fügung und durch des eigenen Herzens Sendung zur Rettung und Befreiung des Vaterlandes in einer großartigen Gemeinschaft zusammengefunden hatten. Ich nenne statt vieler

die Namen Blücher, Gneiſenau, Boyen, Grolman. Wenn man dieſe Männer einzeln jeden für ſich betrachtete und wog, ſo ließ ſich kaum eine größere Verſchiedenheit der Charaktere denken, und doch iſt ihnen das Seltene gelungen, durch einträchtige, beſtändige Tugend, die ſich immer dem Zweck und der Pflicht unterordnet, als wenn nichts Eigenes und Beſonderes in ihnen geweſen wäre, ein Größtes zu vollbringen.

Blücher der Oberfeldherr, um welchen alles ſich ſchlang, und in welchem alles ſich verſchlang, und aus welchem alles ſich wieder entwickelte und löſete, der echteſte, alte deutſche Michel im höhern Stil gedacht, ein Soldat wie aus alter deutſcher Zeit, auch mit den meiſten heroiſchen Gebrechen des deutſchen Kriegers von weiland beladen, der dieſe aber, wo es Großes galt, abzuſchütteln verſtand, von gewaltigem Zorn gegen welſchen Trug und Übermut und gegen den Träger derſelben, gegen Napoleon, brennend, ſo kriegs- und ſchlachtenluſtig von Natur, daß er ſein Leben ebenſo leicht als ſeine Goldtaler in die Schanze ſchlug, im Greiſesalter, ſobald die Trommel klang, mit Jünglingsfeuer und Manneskraft gerüſtet, dann mit blitzenden Augen und blinkendem Schwert wie Gott Mars ſelbſt zu Roſſe ſitzend, ſich ſeines Mutes ſo voll und herrlich bewußt, daß Niederlagen ihn nicht niederwarfen, Siege nicht aufbläheten. Kurz, in gewöhnlichen Tagen mit mancherlei Schlacken bedeckt, erſchien er in der Stunde der Gefahr und der Schlacht in glänzender Rüſtung des allereDelſten Metalls. Ihm, dieſem herrlichen Alten, war Gneiſenau mit ſeinen edelſten Kräften dienſtbar, er, von welchem viele meinten, er könne Blücher allenfalls erſetzen, ja er ſei eigentlich der Blücher. Ein Freund, General von Hüſer, hat mir erzählt, daß, als ſie über Blüchers Sturz und Fall in der Schlacht bei Ligny mit und unter dem Pferde ſprachen, und wie es geworden ſein würde, wenn der Feldmarſchall nicht wiedergekommen und wiedererſchienen wäre, und als Hüſer da geſagt: Da hätten wir Sie ja gehabt, Gneiſenau Schweigen deutend ihn beſcheiden unterbrochen mit den Worten: Glauben Sie denn, daß einer von uns den Alten im Heer hätte erſetzen können? Sein Vorwärts! blitzt in ſeinen Augen und iſt in die Herzen unſrer Soldaten eingegraben.

Dieſem Alten diente Gneiſenau mit voller Anerkennung und Hingebung, ihm diente ebenſo der General Grolman, von beiden der Verſchiedenſte. Grolman, zwanzig Jahre jünger als Gneiſenau, galt mit Recht für einen der gelehrteſten, erfahrenſten und kühnſten Soldaten des preußiſchen Heers; er iſt von vielen der bedeutendſte genannt worden, wie Gneiſenau der hochherzigſte.

Eine hohe, stattliche, mächtig geschaffene Männergestalt mit ernstem, offenem, ruhigem Visier. Dieser stand in der äußern Erscheinung geschlossen und still da, eine in sich vollendete Natur, immer hell, ruhig, besonnen, jedem freundlich, aber nichts von dem Beweglichen, Übersliegenden, was Gneisenau auszeichnete, nichts von dem leicht in andere Übergehenden; er stand da wie ein aus Erz gegossenes Standbild, aber mit Kühnheit und Befehl im Blick. Geschwind im Wort und Gedanken, geschwindest von Beschluß und Tat, war er ebenso bescheiden als Gneisenau. Schwerere Kürze in Gedanken und leichtere Klarheit in Worten wird man selten finden. Ich habe Niebuhr einmal gesehen, wie er dem General Grolman in einer kleinen Gesellschaft Spanisches*) abzulocken suchte, und wie er bewundernd an des Erzählenden Lippen hing, und in spätern Jahren habe ich eigentlich keinen einzigen der berühmten Feldherren des Tages von ihm preisen gehört als eben diesen; diesen müsse man zum Thucydides, Polybius, Livius und Cäsar als Lager- und Schlachtenausleger mithaben.

Diese genannten drei haben Großes und Unsterbliches zusammen vollbracht, Boyen, der Stille, Bescheidene, Feste, mit ihnen. In Selbstüberwindung hat jeder seine beste Stärke für ein Gemeinsames und Ganzes hingegeben, und kein Neid, keine Eifersucht, keine Habsucht hat sie jemals entzweit. Froh, daß die große Sache gewonnen worden, war jeder unbekümmert, ob sein Name dabei genannt ward. Weil sie an ein Unsterbliches geglaubt haben, weil sie ein unsterbliches deutsches Vaterland gewollt haben, müssen ihre Namen im Vaterlande unvergänglich leben.

Ich habe Gneisenau oben auch einen politischen Mann genannt. Das war er mehr als die andern. Sein beweglicher, geflügelter Geist, wann er nicht im Feldlager gebunden war, durchflog alle verschiedensten Bahnen des Lebens und Strebens. Als dieser Bewegliche und Mitteilsame versammelte er um den Glanz seines Ruhms, welchen die glorreiche Verteidigung Kolbergs offenbart hatte, und um seine Schönheit und Liebenswürdigkeit eine Schar von Jünglingen, Männern und hochgesinnten Frauen, die auf ihn als auf einen Stern der Zukunft hinwiesen, wann aus den schwarzen Wolken der Gegenwart wieder Sterne funkeln dürften. Grolman focht zwischen den Jahren 1810 und 1814 in Spanien gegen die Franzosen; Blücher der Alte hielt sich geschlossen und schien oft nichts als

*) Grolman hatte als ein Freiwilliger der europäischen Freiheit mehrere Feldzüge in Spanien gegen die Franzosen mitgefochten.

leichte Dinge zu treiben, Spiel, Jagd, unter Freunden manches stolze und trotzige Wort, bei allem Leichtsinn und aller Leichtfertigkeit, welche die sogenannten ordentlichen Richtigen und Neidischen auf solche Charaktere schwarz anzufärben pflegen, höfischen Künsten und feigen Zettelungen und Ratschlägen immer unzugänglich, zu edel, um mit klugen, altweiberischen Zeitbelauschern und mit allen Winden segelnden Leuten je Gemeinschaft haben zu können; leicht und schwer zugleich; Scharnhorst, der von den Feinden viel Bespähte und mehr noch Verdachte, der häufig auch gegen eine ganze Kamarilla von feigen und bleichen Seelen zu kämpfen hatte, wie in Geheimnissen stumm und verschlossen; Boyen, der Unscheinbare, sein Freund, ging mit und neben ihm seinen stillen Weg. In jenen Jahren der Schmach, 1810 und 1812, hatte Gneisenaus Mut und Freundlichkeit alles empfangen und aufgenommen, was nur noch einen deutschen Zorn und deutsche Hoffnung in der Brust hatte. Wie es in so außerordentlichen Zeiten zu geschehen pflegt, waren die Ansichten, Erwartungen, Hoffnungen der Menschen bei aller Gleichheit der Gefühle in ihren Äußerungen oft die unklarsten, verworrensten und überspanntesten, und die Darstellungen und Aussprechungen gerieten begreiflicherweise bei vielen noch viel seltsamer und überspannter. Gneisenau war der Held der Stunde, zu dessen Leutseligkeit und Edelmütigkeit sich jeder drängte; ihm war ein jeder, auch ein mit einem guten Teil Narrheit Gerüsteter willkommen, wenn er nur den redlichen, treuen Willen für das Vaterland in ihm sah. Auf diese Weise war seine Herrlichkeit von den verschiedensten Menschen aus allen Altern, Klassen und Ständen umgeben; wer des Vaterlandes Freund war und im mutigen Zorn an seiner Erlösung noch nicht verzweifelt hatte, durfte sich seinen Freund nennen. Durch sein hohes und edles Wesen, welches alles Schleichende, Listige, Feige und Gemeine von sich stieß, durch seine offene, frische Rede, welche es so stempelte, daß mancher sich getroffen fühlte, hatte er sich in jenen Jahren schon Neider und Auflaurer gewonnen, die sich erfrechten, ihn einen Demagogenfürsten zu schelten. Als nun im Sommer 1819 die sogenannten demagogischen Umtriebe oder vielmehr die Umtriebe gegen die Demagogen der große Schall der Tagesjagd wurden und man in die Geheimnisse der Papierschränke und Brieftaschen der Menschen hineinzutasten begann, zog man freilich die Hände zurück von Briefen des Staatskanzlers und einiger anderen hohen Häupter, wo solche sich unter beschlagenen und weggenommenen Papieren fanden; aber Gneisenaus Briefe wurden mit ausgelesen

und die Inhaber über ihren Inhalt befragt, wie es unter vielen andern mir und meinem lieben, seligen Freunde Reimer geschehen ist. Nun begann es wieder von dem Demagogengeneral zu munkeln, und Gneisenau ist auch von sehr wackern Männern getadelt worden, er habe, vorzüglich von seinem vertrauten Freunde, dem General von Clausewitz, einem sehr vorsichtigen, aber durchaus biedern Manne, verleitet, bei jener Gelegenheit und in jener bösen, herumlauschenden und herumzettelnden Zeit seinen mißgünstigen, hinterrückischen Feinden nicht die stolze Feldherrnstirn gezeigt, die in so vielen herrlichen Schlachten dem Tode getrotzt hatte. Selbst der Minister Stein hatte ihn bei einem Besuch am schlesischen Riesengebirge einer gewissen Partei gegenüber nicht so kühn und stolz gefunden, als er gewollt hätte, und sprach sich wörtlich so aus: Gneisenau sollte vor seinen König treten und ihm die Namen derjenigen, die jetzt Ehrenmänner wie er mit Verdachten zu beflecken und dem Herrn Furcht einzujagen suchen, offen nennen und, an seinen Degen fassend, sprechen: Was die Schurken auch reden, dieser und mein Herz sind vor deiner Majestät unbefleckt.

Doch sei er hier auch ein wenig aus seiner Bahn getrieben worden, so war es ein leichtes, kurzes Gewölk, welches diese reine, hohe Seele nicht mit bleibendem Dunkel überziehen konnte.

Sie sind nun fast alle heimgegangen, unsre großen Helfer und Retter, nur ihre Namen und Ehren sind noch übrig. Nur der eine, der Stille, Feste und Tatenreiche, nur Boyen weilt noch unter uns. Aber mit welcher Freude, ja mit welcher Wonne können wir auf die Blücher, Scharnhorste, Gneisenaue und Grolmane hinblicken, wenn wir ihre reine, fleckenlose, uneigennützige, menschliche Tugend mit der gemeinen und unverschämten Habsucht vergleichen, womit die meisten welschen Minister und Feldherren ihre Namen unter uns zum Abscheu gemacht haben! Und sollen wir allein auf jene unsre Glänzendsten und Höchsten hinschauen, sollen wir nicht mit noch größerem deutschen Stolz der Männer gedenken, die vor einem Menschenalter so tapfer und hochherzig für uns gestritten und geblutet haben? O wie vieles ist bei den Jetztlebenden schon verdunkelt, wie vieles halb vergessen, wie vieles mehr noch durch Entstellungen und Lügen der Fremden uns weggelogen und weggetrogen! Das verstehen die Welschen meisterlich, und diese böse Kunst üben sie tagtäglich gegen uns. Wer aber die Offiziere und die Bürger und die Bauern der preußischen, brandenburgischen, pommerschen, schlesischen Landwehren in jenen Tagen gesehen hat, wer diese Heldenscharen gesehen hat, ungefähr aus

einem Fünftel des großen deutschen Volks gesammelt, zu einer Zeit gesammelt, als der Feind mit seinen Horden noch im Lande umherzog, als alle Hilfsmittel des Kriegs zerstört, alle Ströme und Festungen noch in Feindeshand waren, als die meisten unsrer gefesselten deutschen Brüder unter den Fahnen der fremden Unterdrücker noch gegen uns standen — wer diese bei Großbeeren, an der Katzbach, bei Dennewitz, Wartenburg und Leipzig hat kämpfen und sterben sehen, der nimmt noch heute demütig vor ihrer Tugend und freudenreich vor der deutschen Hoffnung der Zukunft auf ihrem Grabe den Hut ab und spricht: Sie waren edel und groß wie ihre Feldherren. Hieher sollten die Söhne unsrer Könige und Fürsten geführt werden zur begeisternden Erinnerung und zur stillen Andacht und zum Dank, daß sie ein so edles und tapfres Volk zu regieren und zu beherrschen berufen sind.

Die Fremden haben uns von unsern Ehren und Siegen viel weggetrogen und weggelogen und lügen uns jeden Tag davon weg, beide, Engländer und Franzosen. Die letzten sind und bleiben Dunst- und Wind-Macher und werden nicht anders werden, als sie nun ein paar Jahrtausende sich gezeigt, ihnen selbst noch mehr als den Gimpeln, welche sie betrügen wollen, Wind vormachend. Sie sind und bleiben das leichte Tagesgeflügel der Literatur, ihre leichtesten, lügenhaftesten Bücher und Pamphlets werden sogleich zu uns herübergetragen und in Übersetzungen über uns hingestreut. Kein Zweifel, der Deutsche liest die französischen Ansichten, Berichte, Übertreibungen, Lobpreisungen, Lügen über französische Helden und Großtaten und die Minderungen, Entstellungen und Schändungen der unsrigen in zehnfacher, deutsch (auch, wenn ursprünglich deutsch berichtet und erzählt) in einfacher Zahl. Das ist zum Teil die Schuld unsrer leidigen Buchmacherei und der gemeinen Habsucht von vielen unsrer Buchhändler, welchen Gold besser deucht als Ehre, und welche kein Vaterland haben; denn manches üppigen und sittenverderblichen Buches zu geschweigen, wie können sie die Stirn haben, in deutsche Sprache übersetzen und drucken zu lassen, wodurch die Ehre der Wahrheit und die Ehre des deutschen Namens auf Kosten unseres Volks geschändet wird? Männer wie Perthes und Reimer — auch diese Wackern sind nicht mehr bei uns — sind immer seltene Erscheinungen. Diese freilich würden Verfasser von liederlichen und Sitte und Vaterland verderbenden Büchern oder Übersetzer von dergleichen Ware allenfalls mit dem Stock aus dem Hause gekehrt haben. Wer den Gang der Literatur und die Stimmung der Völker beobachtet, stimmt freilich nicht

sogleich in alles Wehegeschrei sogenannter christlicher und politisch orthodoxer Frommen ein, als können die Leichtfertigen und Gesinnungslosen uns unsre deutsche Art leicht an der Wurzel untergraben und endlich Stamm und Zweige zu Fall bringen: aber doch sie wirken wie narkotische Gifte, die erstarrenden und erkältenden, die edelsten Keime lebendigster Begeisterung und grünster Hoffnung werden angegriffen, Schlaffheit, Gleichgültigkeit, Gesinnungslosigkeit, die elendeste, nichtigste Gleichmacherei der Gefühle wird angebohrt, kurz, die stillen Keime der Liebe und Hoffnung des Volks werden bedeckt und erstickt — und ein breites Allerweltjudentum und Allerweltfranzosentum, ein andrer Philanthropismus und Kosmopolitismus, als die aus den Tagen unsrer Väter, der Jahre 1770 und 1780, wird vorbereitet und als die jüngste Weltbeglückung und Weltbefreiung von tausend Stimmen und tausend Glocken eingeläutet.

Jedes Volk hat einmal seine eigenste, besonderste Anlage und Art von Gott erhalten. Wer die Geschichte ruhig und unbefangen betrachtet und den Entwickelungen der Völker folgt und die Ergebnisse und Erlebnisse seiner Zeit nicht vergißt, kommt wohl zu dem Geständnis, daß, mit wenigen unseligen Ausnahmen, die Neigungen, Leidenschaften, Gebrechen und Laster der Völker meistens einen ziemlich gleichen Aussprung geben, und daß also bei Vergleichungen die Wage des einen Volks die des andern nicht eben zu plötzlich und hoch in die Luft hinaufzuschnellen pflegt. Was aber die Anlagen betrifft, wodurch jedes besondere Volk sich vorzüglich zur Tugend, Gerechtigkeit, Freiheit, Kunst und Wissenschaft nach seiner Weise entwickeln und ausbilden kann, so sind grade diese an die eigentümliche Art und Weise eines jeglichen Volks gebunden. Da hat der Deutsche, und was ihm zunächst verwandt ist, eine köstliche Gnade von Gott bekommen, daß er in gradester Linie, und nur in dieser, zu seinem Höchsten gelangen kann. Einfalt, Gradheit, Ehrlichkeit — ich unterstreiche dieses Drei — das heißt Deutschheit, das ist gottlob! bei dem schlichten unverbildeten und unverdrehten Deutschen noch da, und deswegen mag er bei allem Irrsal und Unsal der Zeit getrost seiner Zukunft warten und von sich wie von einem guten Knaben sprechen: aus dem Deutschen kann noch alles werden. Auf der krummen Linie aber, wo die Listen und Künste der Schlauheit und Gewandtheit spielen, sobald er auf dieser laufen will, selbst wenn er den Mut hat, ein Schelm zu sein gleich den andern, bleibt er weit hinter dem Welschen und Romanen und noch viel weiter hinter dem Slawen und Moskowiter zurück. Wer ihm also das Licht auf seiner graden Linie auslöscht und ihn

auf die krummen Seitenpfade führt, wie reizend er dieſe ihm auch einbilden oder ausſchmücken mag, der zerbricht ihm die Sehnen ſeiner Macht und Kraft. Der Franzos hat ihm dies Geheimnis ſeiner Simſonsſtärke lange abgelauſcht, darum hätſchelt, tändelt, gaukelt, ſchmeichelt und lügt und fächelt und ſichelt er ihm mehr als irgendeinem andern Volke um den Bart herum. Dieſer Franzos hat dabei nicht nur das dunkle Gefühl, ſondern das klare Wiſſen, daß er mit allen ſeinen Fuchslisten dem deutſchen Bären unterliegen würde, wenn dieſer ſeine geſamte Kraft ſammeln und ſich ihrer bewußt werden könnte. Er ſitzt ſchon ſeit Jahrhunderten als die Schlange Neidhauer unter der deutſchen Eſche Ygdraſil und nagt an ihrer Wurzel, und hat wohl manches davon abgenagt; aber doch ſteht der Baum noch, und wann der friſche Sturmwind des Geiſtes einmal durch ſeine Äſte und Zweige rauſcht und den alten Stamm tief bis zu den Wurzeln hinunter bewegt, dann erbebt die tückiſche Neidſchlange und ſchaudert zuſammen. O wenn Gott einmal wieder die Loſe des Kriegs aus ſeiner Urne ſchüttelt und uns dann einen Fürſten und Helden gibt, der das der ausdaurendſten Arbeit und Begeiſterung fähigſte deutſche Volk zu führen und zu gebrauchen und ſeinen belebenden Geiſt ihm in ſein volles Herz zu blaſen weiß, dann werden die Welſchen fühlen, was ſie ſchon wiſſen. Jetzt arbeiten ſie, wie ſie ſchon drei Jahrhunderte gearbeitet haben, zufällig und abſichtlich, uns Tollheiten einer Allerweltgleichheit und Allerweltfreiheit beizubringen, woran ſie ſelbſt nicht glauben, und deren grade ſie die Allerunfähigſten ſind, uns in Träume einer allgemeinen Bildung, Vermenſchlichung und Zuſammenfließung einzuwiegen, welche unſer Geſchlecht überhaupt ſo, wie ſie dieſelben ſchildern, nicht haben ſoll, welche aber trefflich berechnet und geeignet ſind, unſre Geiſter einzuſchläfern, zu ermatten und zu ſchwächen. „Es werden die Eiſenbahnen, die Dampfſchiffe, die Luftſchiffe, es werden gemeinſame Kunſt und Wiſſenſchaft Europas die Völker dieſes Weltteils zu einer ungeahnten und unzerbrechlichen Brüderſchaft zuſammenführen, es wird kaum einzelne Staaten und Völker noch geben, der Krieg und ſein Elend werden nimmer gehört werden, die Menſchlichſten, Freieſten, Edelſten werden die Meiſter und Anführer dieſer erſten wahren Menſchlichkeit ſein.“ — Wen meinen ſie damit? Natürlich ſich ſelbſt, die Franzoſen.

Dies iſt die große politiſche Indifferenzierung, womit ſie wohl zu ſpielen verſtehen, wodurch derjenige als ein alberner Dummkopf oder gar als ein wilder Barbar geſtempelt werden ſoll, der noch einen beſonderen deutſchen Blutstropfen in ſeinen Adern

zu fühlen meint. Aber es gibt andere Indifferenzierer, die ebenso schlimm sind, andre Gleichmacher, Entkräfter und Schwächer unsers Sinnes und Wesens, die auch ein heilloses Spiel unter uns treiben. Ich möchte diese eine junge Goethebrut nennen, obgleich der alte Herr, wenn er ihre fortschreitende Wirtschaft noch mit leiblichen Augen ansähe, diese Gesellen nimmer als seine echte Zeugung anerkennen würde. Man hat uns in Deutschland in den beiden letzten Menschenaltern viel vorgeklingelt mit einem neuerfundenen Worte, welches man mit vornehmster Miene die göttliche Indifferenz des Philosophen und Poeten genannt hat. Bei den Philosophen bleiben die Wagestücke der Sterblichen in dieser Beziehung, wie halsbrechend ihre Nachahmung auch sein möchte, gewöhnlich hoch oben in ihrer feinen und dünnen Luft hangen und senken sich selten zu den dicken und schweren Dünsten des Volks herab, welches unterst auf dem Boden der Erde wohnt. Wie weit der Poet auf seinem Gebiete sich dieser göttlichen Indifferenz hingeben dürfe, wo die Unterschiede zwischen Mutigen und Schönen gleichsam verwischt und zugedeckt werden, wo wie durch eine höhere über den irdischen Gesichtskreis hinausgespielte Macht aller Zwiespalt der menschlichen Dinge vermittelt und versöhnt wird, darüber hat man schon vor zweitausend Jahren und länger die verschiedensten Ansichten gehabt. Man höre statt vieler nur die weisen Männer Aristophanes und Plato, die wohl in beiden erhabenen Künsten, in Philosophie und Theologie, ganz andere Meister gewesen sind als die meisten von uns. Hier ist nicht der Ort, die Untersuchung anzustellen, ob es Goethen immer gelungen ist, sein Schweben auf dem Gebiete der höchsten Freiheit und Schönheit immer so leicht und so hoch über der Erde zu halten, daß er das, worauf sie allein fest ruhen und bestehen kann, nicht verletzt und beschädigt hat, wie einige ihn anklagen, ob er wie ein Gott indifferent gewesen ist. Über die Berechtigung des Dichters zu dieser so unbestimmbaren und unbegrenzlichen göttlichen Indifferenz, deren Begriff uns verschwimmt wie der unbegrenzte Äther der Freiheit, worin sein Flügelschweben gedacht wird, steht heute noch wie weiland der Streit; und namentlich bei Goethen klagen viele, daß es ihm an dem heiligen sittlichen Zorn eines Sophokles, Aristophanes und Shakespeare gefehlt habe, daß die starke männliche Tugend schwach durch seine Brust gepulst habe, daß er wohl göttlich gewesen sei in der Kunst der Darstellung, aber daß er mit Wohlgefallen an dem Leichtfertigen und Schlüpfrigen viel Ungöttliches und Verbotenes durch den Glanz der Kunst in die Herzen der Menschen hineinschmeichle.

Diese Erlaubnis, welche der große Dichter sich hin und wieder genommen hat, welche die darstellende Kunst sich leider oft nimmt, auch wo Leichtsinn und Leichtfertigkeit übermütig durchgehen wollen, ist von den Menschen immer als ein sogenanntes Freiheitsspiel der Läger und Jahrmärkte betrachtet worden. Es kommt ein wilder, lustiger Tag mit Lärm, Possen, Tanz und Saitenspiel, man rauscht und saust einmal so mit durch und kehrt dann wieder zur nüchternen, stillen Arbeit und Häuslichkeit zurück. So haben Ernst und Spiel bei allen Völkern sich bei gewissen lustigen Gelegenheiten gemischt und dann wieder aus einem feinen Instinkt recht weit von einander gehalten. Nun kommen uns aber jene Feinen und Hochgebildeten, welche die Erlaubnis der Dichter oder, was die Dichter wider Sitte und Gesetz sich gelegentlich erlaubt haben, auf das arbeitvolle, ernste, sittliche Leben übertragen oder in neuerlaubter göttlicher Indifferenz, indem sie auch in keinem sonnendurchleuchteten Äther der Schönheit schwebend erblickt werden, Scherz und Ernst, Sittlich und Unsittlich, Gut und Bös so durcheinandermischen und -waschen, daß jedes seine natürliche Farbe verliert und in der leichten und zierlichen Verkleidung das eine für das andere genommen werden könnte. Bei diesem Puscherspiel kommt nun nichts mehr zu kurz, als das, was zu deutsch sonst unter Grad und Ehrlich verstanden ward, worüber ich dem Deutschen vor dreißig Jahren den Vers sang:

Wohl steht dir das grade Wort,
Wohl der Speer, der grade bohrt,
Wohl das Schwert, das offen ficht
Und von vorn die Brust durchsticht.

Ich behaupte nichts Falsches und was unsre Literatur des jüngstverflossenen Jahrzwanzigs nicht nachwiese, daß viele dieser feinen Farbenwäscher nach dem Namen Goethe genannt werden müssen, auch weil sie sich oft auf diesen hohen Namen berufen. Ein Anführer von ihnen, ein Bewunderer Goethes, wie man sein muß, aber auch oft hingerissen von Goethischer Leichtigkeit und Leichtfertigkeit auf einem Gebiete, wo nicht mehr poetisch gescherzt werden darf, sondern wo im vollen ernsten Männerschritt geschritten und gestritten werden muß, ein sehr talentvoller und gewandter Schriftsteller, und welchem ich wegen günstiger Urteile verbunden bin, Varnhagen von Ense hat hier zuerst einen gefährlichen Weg eingeschlagen und ist für ein übermütiges, oft freches Gefolg', welches er wohl oft gern von sich abschütteln möchte, gleichsam der Adoptivgroßpapa geworden.

Ich nenne den Weg gefährlich. Wenn man das Leben und die Geschichte nicht als ein verstümmeltes und abgebrochenes Rätsel betrachten kann, wo Gerechtigkeit, Freiheit und Tugend von List, Lüge und Laster meistens besiegt werden, wenn man das leichte Spiel und die weitsichtige Geistigkeit ebenso hoch anschlägt als den schweren Ernst und die kurzsichtige Redlichkeit, welche eben kurzsichtig ist, weil sie nur eines und dieses eine nur in der kürzesten gradesten Linie sehen und tun darf, dann muß vergehen, wodurch das Leben allein einen Wert hat, der Zorn für das Gerechte, die Ehrfurcht vor der Tugend, das Gebet auf dem Grabe des Redlichen, welcher der List unterlag.

Ich habe Herrn von Varnhagen genannt. Er schlage an seine Brust, aber er schaue hinaus auf das Leichenfeld, von welchem ich nicht sage, daß er es bereitet hat, er ist auch durch die Gewalt der Zeit geführt und verführt worden — er schaue hinaus auf das Leichenfeld, wo man alles im wilden wüsten Gemetzel zusammenhaut, und wo der Listigste und Gescheiteste im allgemeinen Jauchzen und Jubeln als Sieger ausgerufen wird, während man kalt über die Gebeine derer hinschreitet, die im edlen, stolzen Wahn, für ein ewiges Recht und eine unsterbliche Wahrheit zu fechten, erschlagen liegen. Sollte man nicht schaudern für die Zukunft unsers Geschlechts, wenn die Bewunderung des Geistreichen und Klugen, wenn es eben nichts weiter ist als geistreich und klug, wo ihm jeder zorniger und sittlicher Grund und Boden fehlt, wenn solche Bewunderung und Lobpreisung, wenn die feinste und gefälligste Entschuldigung, Bemäntelung und Verschleierung des Teufels, wenn er nur im goldgestickten Rocke und mit feinen Manieren aufzutreten verstand, jemals Bewunderung des Volks werden könnte? Wer ist feiger, habsüchtiger, untertäniger gewesen als Gentz, wer ist mehr der offenbare Mephistopheles gewesen als Talleyrand? wer hat alle Feigheiten, Habsuchten und Laster des armen Menschengeschlechts schlauer auszubeuten verstanden als Napoleon? Und werden sie nicht immer noch große, außerordentliche, bewundernswürdige Menschen genannt? Und was in ihrer Weise, wenn auch im kleineren Maße, durch Furcht, Feigheit und List die Welt so fortzugängeln und zu betrügen sucht, wird es von vielen nicht immer noch als Musterspiegel hingehalten jenes Verstandes, jenes höheren Weltsinns der Besonnenheit und der Vorhersicht, wodurch die Menschheit allein erhalten und beglückt werden könne?

Doch genug von den Feinen und den Zufeinen. Ich habe Varnhagen genannt als einen, der sich nach meinem Gefühl

durch die Goethische Meisterschaft auf einer schlüpfrigen Bahn, wo sich's leicht ausgleitet, zu einem falschen Nachstreben hat verleiten lassen; welches Streben ein falsches und gefährliches auf dem Felde heißen muß, wo die einfachste und ernsthafteste Wahrheit in der schlichtesten Prosa gesprochen werden und jedem Mephistopheles der bunte Rock ausgezogen werden soll, auf dem Felde der Geschichte. Nun will ich auch einen Groben nennen, einen Mann, welchen die Feinen einen Zugroben schelten. Mir heißt er ein Grober und Ehrlicher: Friedrich Schlosser in Heidelberg. Der liebt die künstlichen und bunten Farbenmischungen nicht, wo endlich gar keine Grundfarbe schaulich ist; und wenn er dem Glänzenden und Schimmernden, selbst wenn dies den einzelnen von Gott als Naturfarbe mitgegeben worden, zuweilen vielleicht zu sehr abhold ist, so muß man ihn doch loben. Ihn besticht kein geistreicher Pomp und Prunk, er nennt das Verblaßte, Verwaschene und Liederliche mit seinem Namen und betet keinen Mephistopheles an, wenn er auch die Menge diplomatische Pudel und Fixe als Mitspürer, Mitwedler und Mitbeller im schmeichelnden Gefolge führt; und wenn die Feinen unter Nesseln und Dornen noch etwas Anmutiges und Duftiges herauszufinden meinen, so haut er scharf und unverdrossen auf das böse Unkraut ein, unbekümmert, ob auch einmal ein Blümchen, das in so böser Gesellschaft verloren stand, mit zusammengehauen wird. An diesem wackern Mann, wenn man ihm auch nicht alle Hiebe nachhauen mag, wird man ungefähr lernen, wie aus deutscher Art und auf deutsche Art gesprochen und geschrieben werden soll.

1848—1850

Mein Glaubensbekenntnis für die deutsche Gegenwart.

Eines Mannes Rede ist keine Rede.
Man soll sie hören alle beede.

1848.

Diesen alten, tüchtigen Sachsenspruch soll man, wenn man über eine schwere Sache sprechen will, sich immer zurufen und sich selbst dabei eines billigen Urteils ermahnen.

So habe ich in diesen verhängnisvollen Tagen voll Wonne und Trauer unter dem Geklirr der Waffen und Geschwirr der Zungen zu meinen Freunden gesprochen, die da meinten und drängten, ich müßte auch meine Töne darunterschwirren lassen; solche Töne seien doch zuweilen von den Leuten freundlich vernommen und aufgenommen worden. Ich habe ihnen geantwortet: Wohl steht ein Kampf leidlich und ausführlich gegen einen, auch wohl gegen einige, wenn diese aus einem bestimmten Punkte heraus und nach einem bestimmten Ziele hin fechten; aber ein Kampf gegen Hunderte und Tausende, die selbst kaum zu wissen scheinen, woher und wohin mit ihren Streichen, und vor denen man selbst seine Streiche ins Graue und Blaue hinein richten muß — das ist ein sehr mißliches Ding. Mehr denn zuviel habe ich mich in dergleichen Kämpfen versuchen müssen, nur zu viel und zu lange bin ich die Stimme eines Predigers in der Wüste gewesen — und soll ich nun vielleicht ebenso in die Wüste hineinrufen und mich verrufen?

So habe ich tagelang den mahnenden und drängenden Freunden geantwortet; aber endlich geht doch ein andrer Gedanke mit mir durch, wie die orkanische Zeit mit ihren geschwindesten Sturmflügeln mit uns und mit unsern festesten Gedanken durchgeht, der Gedanke, daß ich jetzt, wenn ich ein Wort zum Volke spreche, rufen darf und rufen muß: Hony soit, qui mal y pense.

Denn welche Begebenheiten, welche Entwickelungen binnen einem Monat und auch welche fürchterliche Erzitterungen und Erschütterungen der Herzen und Geister durch alle Länder Europas und auch durch unser Vaterland hin! Erschütterungen, welchen die einen Heil, die andern Wehe zuschreien, bei welchen aber das geliebte Vaterland aus allen seinen Fugen geschüttert und zusammengestürzt werden könnte, wenn alle Deutschen nicht einmütiglich und einmänniglich sich um das Gefühl ein Deutschland und ein einträchtiges Deutschland mit ganzer Liebe und Treue und mit voller Hoffnung und Zuversicht zusammenscharten. Ja wahrlich, zerrüttet und geschändet könnten wir werden, wir Starken — wenn wir einträchtig sein lernen, die die Stärksten in Europa — könnten noch einmal zerrissen, der Spott und das Gelächter der Völker werden, wenn wir von den zauberischen Lehren einer allgemeinen Menschlichkeit, Glückseligkeit und Friedseligkeit, in deren Verbrüderung die einzelnen Völker völlig untergehen werden, welche aber auf Erden in solchem Grade nimmer sein werden, und welche von manchen, die sie predigen, auch nicht einmal ehrlich gemeint sind, uns verlocken und uns unsere Simsonslocken zum dritten- und viertenmal so abschneiden ließen.

So spreche ich denn treu und unverzagt aus, was mir in der Gegenwart das Notwendige deucht, ein Greis, der die mannigfaltigen Wechsel mehrerer Menschenalter gesehen, der auch viele Täuschungen und Gaukeleien des Zeitalters in ihr kaltes und kahles Nichts hat versinken gesehen, der wenigstens als ein ehrlicher Mann vor seinem Volke hingewandelt ist und weder dem Glanze oben noch dem Grau unten jemals geheuchelt noch geschmeichelt hat.

Wir leben in einem großen Augenblicke. Unter dem fürchterlichen Zusammenkrachen des Alten wird ein Neues vom Volke verlangt, von den Königen und Fürsten versprochen: ein verjüngtes, mächtigeres Deutschland soll wiedererstehen, Deutschland soll aus einem Staatenbunde wieder ein Reich werden; unser König und Herr verspricht für die neue Gestaltung und Stärkung des Vaterlandes sich an die Spitze der Bewegung des Volkes zu stellen — aber indem allenthalben von Wien bis Berlin, von Hannover bis München alles aus den alten Fugen weichen und zusammenstürzen will, tönen aus der allgemeinen Spannung und Verwirrung oft nur zu viele verworrene und verwirrende Stimmen heraus.

Wir sehen uns ein wenig um, was in dieser noch unabgeklärten Wirrung und Verwirrung das erste Notwendige und Menschlichmögliche ist.

Das erste Notwendige ist, unsere große Freiheit zu stärken und zu wahren und nicht zersplittern zu lassen, die Erhaltung der Ganzheit unseres Landes und Volkes ins Auge zu fassen und durch republikanische oder gar kommunistische Glückseligkeits- und Freiheitsträume uns nicht zerreißen und den Fremden als Beute hinwerfen zu lassen.

Das zweite Notwendige ist geschwindes und tapferes Ausbauen und Festhalten der hohen Güter, welche die Bildung und Strebung der Zeit und der Wille des Volks uns gewonnen und errungen haben, welche uns von den Königen und Fürsten ausgehändigt und besiegelt sind: Freiheit der Geister und — so sehr es irdisch möglich ist — auch Freiheit der Leiber. Ich zähle diese Güter hier nicht einzeln auf, sie sind ja in hundert Verkündigungen und in tausend Tagesblättern abgedruckt zu lesen.

Was verstehe ich unter der großen Freiheit? Darunter verstehe ich unsre ganze, volle Volkstümlichkeit in ihrer einigen, in ihr selber abgeschlossenen Unversehrtheit und in ihrer den Fremden Achtung gebietenden Stärke: daß wir als Volk geschlossen zusammenhalten, daß kein fremdes Volk unter dem Titel der Befreiung und Beglückung sich in unsre Familiensachen mischen dürfe.

Dies ist unser erster, größter Gesichtspunkt. Die kleinere eben auch angedeutete Freiheit, die aber die menschlichste ist, und deren Güter die schönsten und mannigfaltigsten sind, und wodurch die große Freiheit allein würdig bestehen kann — die werden wir uns nun und nimmermehr wieder nehmen lassen; aber sie würde nimmer behauptet werden können, wenn Fremde unter uns mitzusprechen oder gar zu herrschen hätten.

Die Grundlagen der großen Freiheit sollen nun bald gelegt werden, ein deutsches Parlament aus allen Stämmen und Gauen soll versammelt werden, ein deutsches Unterhaus, neben welchem die verschiedenen Könige und Fürsten usw. gleichsam das Oberhaus bilden werden. Wie dieses neue Große gebildet und geordnet werden soll, darüber hier zu sprechen, hieße in die Luft hineinreden. Das werden weise und erfahrene Männer des Volks hoffentlich würdig entscheiden und bestimmen. Wenn diese größte Aufgabe des Augenblicks würdig gefaßt und gelöst ist, dann erst steht wieder ein voller, deutscher Mann da, ein durch Macht und Stärke Achtung gebietender.

Aber neben kräftiger und fester Ordnung des Deutschen Reichs ist auch ein fester und geschwinder Befehl nötig: die Fürsten und das Volk bedürfen eines Königs oder Kaisers von

Deutschland. Wer soll dieses Haupt sein? Und wer kann dieses Haupt sein? Kein anderer als der mächtigste deutsche Herr, der König von Preußen, um welchen als um den Kern der Macht die Kleineren sich scharen müssen. Er ist auch durch die Lage seiner Länder als ein König der Inseln und Küsten und als ein Seekönig und durch die Mannigfaltigkeit der Stämme, die unter seinem Zepter wohnen und von einer Grenze zu andern durch ganz Deutschland hinlaufen, zu dieser erhabenen Stelle berufen. Österreich, welches durch Metternichs jämmerlichste, kurzsichtigste und undeutscheste Politik aus Deutschland halb herausgespielt ist, durch Metternich, der nicht den Mut hatte, in den Jahren 1814 und 1815 Belgien und Elsaß und Lothringen zu fordern und festzuhalten, Österreich, obgleich beinahe über 40 Millionen Menschen herrschend, doch eben durch diese Herrschaft über vier, fünf verschiedenartige Völker in ihm selbst wie an allen Gliedern gefesselt, und mit vielen undeutschen Verwicklungen und Umschlingungen kann es bei den ganz anders gestellten Volks- und Weltverhältnissen jetzt nicht mehr sein.

Wie denke ich mir die Hauptzeichen dieses deutschen Kaisers und Königs?

1. Er hat im Volks- und Fürstenparlament die Oberstimme wie auch bei den Gesandtschaften, Bündnissen, Kriegs- und Friedenshandlungen mit den fremden Völkern.

2. Er hat über Heer und Flotte den unbeschränkten Befehl.

Deutschlands Stellung mit und unter Preußen bloß als Obersten für die auswärtigen Verhandlungen und für den Krieg könnte eine der edelsten Erscheinungen der Geschichte werden. **Viele Könige, Fürsten, Freistädte, kleine Republiken mit 25 bis 30 verschiedenen Hauptstädten, Mittelpunkten einer allgemeinen, höheren Bildung und einer schönen, mäßigen und mannigfaltigen Anregung und Belebung der schaffenden und fortbildenden Geister.**

Wenn durch allgemeine, für das ganze Reich geschaffene Ordnungen und Gesetze immer mehr Ähnlichkeit, hin und wieder auch Gleichheit des Verschiedenen in ganz Deutschland angebahnt und geebnet würde, bliebe doch hinsichtlich der Regierung der einzelnen Fürstentümer das meiste ungefähr in der alten Weise.

Jeder Fürst hätte in seinem Staate im Frieden die volle Herrschaft (Verwaltung, Rechtspflege, Heerbildung usw.), nur daß, wie es ja auch jetzt besteht, der Bestand und die Ordnung des deutschen Heerwesens gegenseitiger Musterung und Besichtigung unterläge. Nur im Kriege schwiege der Befehl der

verschiedenen, einzelnen Herrscher und geböte der Kaiser als Diktator.

Aber würde der nicht ein Einherr über allen werden? Müßte er nach der weltbekannten Freßlust der Herrschaft das nicht notwendig werden? Ich antworte: Wer könnte das hindern in der Zukunft, wenn das deutsche Volk so ungerecht und so undankbar sein wollte, gerechte und edle Fürsten und Fürstenstämme zum Vorteile eines einzigen abzuschaffen und auszustreichen? Wer wird im Gedränge zwischen Russen und Franzosen solche Entwickelungen der deutschen Zukunft hindern können, wenn nicht Gerechtigkeit und Ehre im Volke und in den Fürstenhäusern selbst ihre Herrlichkeit beschirmt?

Also die auf edler, freiheitlicher Grundlage ruhende Monarchie deucht mir im Vaterlande die mögliche und wünschenswerte Reichsgewalt.

Ich weiß und höre es jeden Tag: einzelne, aber wenige wünschen und predigen anderes: Sie weisen uns auf die Republik Nordamerika und auf sein Bild und Gleichnis hin. Aber wie paßt Nordamerikas Bild zu dem Bilde des gegenwärtigen Deutschlands? Wahrlich, Nordamerika spielt noch seinen Kindermorgen des politischen Lebens, die Menschen- und Völkergeschlechter, welche aus den vollgepfropften Archen Europas dahin ausströmen, können sich dort noch sporadisch über die Länder ergießen und allenthalben leere Stellen einnehmen — aber bei uns? Indessen kommt nach einigen Jahrhunderten, ja kommt nach einigen Menschenaltern wieder und erzählt uns, was ihr dort Neues und anderes gesehen habt.

Ihr klebet uns auch die kommunistischen und hochrepublikanischen Freiheitslehren des jüngsten großen Pariser Glückes an alle Wände und Mauern, aber ich sage: Diese Republik von 36 Millionen Franzosen wird in solcher Weise keinen langen Bestand haben, sie und manche andere Unmöglichkeiten und Unsinnigkeiten des Tages werden tragisch zusammenstürzen, und ihre Verkündigungen werden vielleicht einst mit Kartätschenschüssen von den Wänden weggeschossen werden.

Weist man uns nun für Deutschland auf eine Republik hin, für ein Land von mehr als 40 Millionen Menschen, so möchte solche Staatsform für die Deutschen noch möglicher scheinen, für ein mehr ernsthaftes und verständiges Volk; aber sollte die Probe gemacht werden, die doch nicht glücken würde — man schaue um sich, man bedenke alle Zustände und Verhältnisse und auch die Ansichten und Gesinnungen der Menschen, durch wieviel Unglück, Zwietracht und Blut würde das hin-

gehen! — Ein schauderhafter Gedanke — welche Spaltungen und Zerreißungen, welche blutige Kämpfe der Verschiedenheiten miteinander! Und wie würden dann unsre Nachbarn im Osten und im Westen die zerrissenen Stücke unsres herrlichen Landes einander zuwerfen!

Vor solchen erschreckenden Unmöglichkeiten, vor solchen Utopien bewahre uns Gott und wende unsre Sinne und Gedanken zu anderer, besserer und möglicherer Einigung und Stärke.

Ich habe gewinkt und gewiesen. Laßt uns wach sein, weil der Morgen noch hell ist, und nimmer am Vaterlande verzweifeln!

Bonn, den 24. Lenzmonds.

E. M. Arndt.

Polenlärm und Polenbegeisterung*).

Alles mit Maß, sagte sonst der mäßige und bedächtige Deutsche. Jetzt fällt er nur zu häufig in das Unmaß und in die Albernheit hinein, indem er sich den Schein des Billigen und Gerechten gibt.

Liebe Deutsche, wenn ihr das Geschrei und Geschreibsel über die Polen und über ihre mögliche Wiederherstellung leset, so bitt' ich, wendet das Blatt ein wenig um und leset nicht bloß die polnisch beschriebene Seite, sondern leset auch die deutsche Seite.

Mich soll wahrlich keiner beschuldigen, daß ich über das Unglück der Polen jemals gespottet oder gehohnlächelt habe. Ich habe sogar mehr als einmal für ihre Wiederherstellung gestritten, obgleich mir der polnische Wildfang immer als ein halber politischer Taugenichts erschienen ist. Ich habe sogar von dem sogenannten Polenausschuß in London vor ein paar Jahren darüber eine anerkennende Bezeugung erhalten. Große und glänzende Hoffnungen für die Polen und für ein großes polnisches Reich habe ich aber nie und nirgends ausgesprochen, sondern den leichtfertigen Wildfang in meinen Büchern immer gezeichnet, wie er ist, und wie ich ihn kenne. Denn die Weltgeschichte ist das Weltgericht der Völker, und die zahlreichen und wimmelnden Stämme der Slawen und Wenden haben nirgends Dauerndes gestiftet und stiften gekonnt, weder in Beziehung auf den Staat noch auf Wissenschaft und Kunst. Davon machen die Russen allerdings eine ehrenvolle Ausnahme; sie haben wenigstens einen politischen Verstand und Bestand offenbaret, obgleich wir Germanen nimmer wünschen können, ihren Rock anzuziehen. Warum haben sie das offenbart? Sie haben eine Zutat von germanischen Skandinaven, sie haben

*) S. das brave Büchlein H. Wutkes unter d. Titel Polen und Deutsche. Leipzig 1848.

später eine bedeutende Zutat von Tataren bekommen. Ihre Münze ist dadurch nicht so leicht abschleiflich und zerreiblich geworden, als Gott der Herr sonst die slawonische Münze von Anfang an scheint leicht ausgeprägt zu haben. Eine ähnliche Erscheinung sind die Tschechen in Böhmen und in den Karpathen, wohinein wahrscheinlich viel Urdeutsches und Altmedisch-sarmatisches und Medisch-schazygisches gemischt worden ist. Dem denkt weiter nach.

Wieviel ist seit einem Jahrhundert über die unglücklichen Polen verhandelt, gestritten, geschrieben worden! Wieviel allermeist in dem letzten halben Jahrhundert! Machen doch die Wildlinge und Taugenichtse in den Familien auch immer den größten Lärm, und geht es der Weltgeschichte da viel besser mit den ewig unruhigen und halbwilden Völkern?

Ich behaupte eben mit der richtenden Weltgeschichte vorweg: die Polen und überhaupt der ganze slawonische Stamm sind geringhaltiger als die Deutschen, und die deutschen Polennarren haben weder einen politischen noch einen geistigen und sittlichen Grund, die Kinder ihres Blutes den Polacken zu Gefallen aufzuopfern und in den schlechteren Stoff hineinstampfen zu lassen.

Ich werde bei der Lesung und Umschlagung der Blätter des Polenbuches, das so offen vor aller Welt aufgeschlagen liegt, ganz kurz sein und nur zu drei Arten Leute ein Wörtchen sprechen, welche drei Arten doch etwas verschiedener voneinander sind, als die Anhänger der französischen Umwälzung im Jahre 1793 von einem alten Professor in Jena vor mir geschildert wurden mit den Worten: „Meine Herren, die Französische Revolution hat eigentlich nur drei Arten Menschen zu Anhängern: Studenten, Kaufmannsdiener und junge Leute."

Meine drei Arten heißen: Die Unwissenden, die Narren und die Schelme.

Die Unwissenden. Dies ist die große Mehrzahl der polnischen und deutschen Schreier. Was wissen diese von Geschichte? Nie und nimmer hatten die Polen über die gotisch-vandalischen Lande und Mischlingsvölker von Preußen und Hinterpommern geherrscht. Durch Eroberungsrecht wurden sie seit dem dreizehnten Jahrhundert ein Besitz des deutschen Ritterordens. Auch über die Lande um die Warthe und Netze und über alle Gaue westlich von Posen war während des Mittelalters zwischen den Herzogen von Pommern, dem Deutschen Orden, den Markgrafen von Brandenburg und den Herzogen oder Königen von Polen ein unaufhörlicher Kampf des wech-

selnden Besitzes. Es waren streitige Gebiete, in welchen der deutsche Ritterorden aber meistens das Übergewicht behauptete. Seitdem der Orden von dem fünfzehnten Jahrhundert herab schwächer und Polen mächtiger geworden, ist erst polnische Herrschaft hier mehr eingedrungen und haben die Polen um die Warthe, Netze und um die Niederweichsel in Westpreußen sich mancher Schlösser und Herrlichkeiten der deutschen und pommerschen Ritter bemächtigt; aber die Zahl der Einwohner ist den Polen gegenüber meistens die gleiche, in Westpreußen die überwiegende geblieben.

Die Narren. Diese faseln in einer falschen und wohlfeilen Begeisterung und wollen die begangenen Unrechte des letzten Jahrhunderts auf Kosten der Deutschen gutmachen, ohne irgendeine Gegenrechnung und einen Gedanken, daß auch die Polen ihre großen, früheren und späteren Unrechte gehabt haben, und zwar das Hauptunrecht und die polnische Ursünde in ihrer Unordnung, Vaterlandsvergessenheit, ja Vaterlandsverräterei, wodurch sie in ihren gegenwärtigen Zustand hinabgesunken sind.

Unordnung, ein großes Wort, Unordnung und Herrenlosigkeit. Kann ein Deutscher es leugnen, daß wir, obgleich ein viel tüchtigeres Volk als die Polen, eben auch in unserer Unordnung und Herrenlosigkeit und wegen Gleichgültigkeit und Untreue gegen unsere Gefreundeten und Reichsgenossen einst eben wie die Polen Estland, Livland, Kurland, fast ganz Preußen, Hochburgund, die Schweiz, Niederland, das Elsaß und Lothringen verloren haben? Kommt nun her, ihr bezauberten oder gutmütigen Narren und schreit uns diese herrlichen, abgerissenen Lande wieder zurück. Ihr bringt sie uns so nicht wieder, ebensowenig als ihr durch begeistertes Geschrei Polen den Russen abjagen und wiederherstellen könnt.

Nein, was gegen Westen und diesseit Posens liegt, wo die Deutschen mitherrschen, und die Kreise um die Warthe und Netze und Westpreußen, früher und jetzt mehr von Deutschen bewohnte und besessene Lande, wollen wir dem schlechtern und leichtern Volke nicht so hinwerfen. Alles, was östlich von Posen liegt, ein fast rein polnisches Land, wollen wir den Polen mit Pflicht und Freude zurückgeben, wenn sie die Tüchtigkeit und Redlichkeit beweisen, daß sie wieder ein Volk werden können.

Die Schelme. Dies wäre ein langes Kapitel. Wir wollen es zu einem kurzen machen. Die Rede der Wahrheit ist kurz. Manche Polenbegeisterte oder sich Polenbegeistertgebärdende sind noch die sogenannten Republikaner, die unser liebes Vaterland von einem Ende bis zum andern in Brand und Blut über-

einanderstürzen und es an beiden Grenzen, im Westen und im Osten, den Welschen und Moskowiten als bereitete und leicht zerreißliche Beute hinwerfen möchten. Diese sind keine begeisterten Toren, auch nicht bloße Narren, sie sind Vaterlandszerreißer und Vaterlandsverräter, gerade jenen schlechten Polen gleich, die ihr Land weiland der großen Katharina von Rußland verkauften. Es sind wirkliche Schelme, die wissen, was sie tun, und warum sie es tun. Warum toben und schreien sie so gewaltig für die Polen? Warum schimpfen und schmähen sie ohne Maß und Ziel auf die Preußen und auf den König von Preußen und möchten gern die halbe preußische Monarchie den Polacken hinwerfen?

O glaubt mir: Es ist Plan in der Wut. Preußen ist die erste und jetzt die einzige Macht, um welche die Fürsten und Völker Deutschlands sich sammeln können und, wenn sie bestehen wollen, sich sammeln müssen. Gelänge es ihnen, diese klein und verächtlich zu machen und in der Meinung und Hoffnung der Deutschen ganz herunterzubringen, so hätten sie viel von ihrem bösen Spiel gewonnen. Aber hört es, ihr armen Polen, ihr werdet durch diese Spieler keine freien Polen werden. Ich sage euch: Ihr könnt es nur werden, wenn ihr die Gründung und Befestigung des neuen Deutschlands, das eben auch seine schweren Geburtswehen hat, mit Mäßigung und Ordnung, die euch am schwersten werden, erwartet. Dies kann nur euer Weg sein, wenn es noch einen Weg für euch gibt.

Aufsätze aus der „Deutschen Zeitung“.

1. Zur deutschen Einheit.

E. M. A. Bonn, 19. Juni. Da liegen wir und treiben leider schon zwischen vier schlechten Ankertauen — gottlob! nicht auf ganz schlechtem Grunde — zwischen welchen hin und her geworfen unser germanisches Freiheitsschifflein auf den Strand zu laufen droht: zwischen einem Rumpfparlament, das sich einen Fünferkonvent zugelegt hat, einem Reichsverweser, den niemand mehr anerkennen will, zwischen der spanisch-österreichischen Politik, die wie alles Eigene daheim verworren ist, auch alles Deutsche jetzt verwirren möchte, und einer blöd unentschiedenen preußischen Politik, der die gebratenen Tauben, die ihr vom Himmel fielen, noch sehr ungar deuchten. Was sagen wir da?

O viel, viel müssen wir da sagen und klagen; aber durch alles Gerede und Geklage klingt der alte Katonische Spruch als ein deutscher Hauptspruch immer als der erste und lauteste durch: At Ego iterum iterumque censeo maiestatem et potestatem Regis Germanici esse augendam.

Ja, des Geredes, Gesages und Geklages mehr als zu viel! Wer kann es lassen, die Wunde zu berühren, die da brennt? Ich sitze hier unten am Rhein nun wieder in der lieben Heimat, von vielen wackern Ehrenmännern und neuen Freunden geschieden, wieder unter den alten Freunden wandelnd, und muß da vieles, worüber man, wenn man könnte, lieber schweigen möchte, mit ihnen von neuem durchsprechen und durchstreiten und finde da leider manche von meinen Ansichten sehr abstimmig; auch finde ich die meisten fast zu schwarzweiß. Man verzeihe mir dieses eine Mal den Gebrauch dieses politisch neuausgeprägten Namens. Denn es drehen sich unsere Gespräche, eben weil mir die Frage der deutschen Macht viel schwerer und wichtiger deucht als die Frage der deutschen Freiheit, meistens um den Frankfurter Auszug nach Berlin und um die

Ablehnung der deutschen Kaiserwürde. Wenn ich ihnen sage, die Annahme dieser Würde würde von sieben Achteln des deutschen Volkes mit Jauchzen und Jubel empfangen sein, manche Unruhige und Wilde würden dadurch beruhigt, die Wildesten und Meuterischsten gedämpft und erschreckt sein, so leugnen sie mir das vor der Nase und behaupten schlechterdings, der böse Wirrwarr, wie wir ihn im Unterlande erblicken, und der schändliche rote Aufruhr in Baden würde dann doch ebenso eingetreten sein wie jetzt.

Was kann einer gegen solche Aussprüche der einzelnen einseitigen Ansicht und gegen gefaßte und abgeschlossene Meinungen und Überzeugungen vorbringen und ausrichten? Was können jene wieder gegen die meinigen ausrichten, welche meinethalben auch einseitig gescholten werden können?

So fest, ja so unverrücklich fest stehen sie, daß selbst des großen, des politisch großen Niebuhrs Aussprüche (NB. es sind unter ihnen recht warme Niebuhrianer) sie nicht wankend machen, Niebuhrs, der in seinen ruhigeren Betrachtungen und Folgerungen fast immer riet, das auf dem politischen Felde Dargebotene mit Zweidritteln und Dreivierteln immer für voll anzunehmen. Sie behaupten, das preußische Kabinett habe nicht anders handeln können, als es handelte; es folge nur einer gegebenen Notwendigkeit und habe in politischer Hinsicht durchaus das Rechte getroffen: eine solche und in solcher Weise dargebotene Kaiserwürde habe es nicht annehmen dürfen, vielmehr seien König und Volk dem Ministerium Wrangel-Manteuffel vielen Dank schuldig.

Ja, ich habe bei diesen lebendigen Gesprächen und heißen Zwisten recht sehr an Niebuhr gedacht und auch daran, daß dieser Sehrmann den König von Preußen in Geschichte und Staatskunst unterrichtet hat. Ich habe in diesen Tagen seine jüngst ausgegebenen, aus verschiedensten Bruchstücken zusammengelesenen Vorlesungen über die ältere Geschichte und besonders über die Verhältnisse und Verhandlungen Griechenlands, Mazedoniens und Persiens, von Perikles' bis Alexanders Zeit, wieder durchgeblättert und bewundert, wie richtig der edle und große Mann meistens gemessen und gewogen hat. Indem ich so von dem Alten auf das Junge blicke, fällt mir bei den Namen Griechenland, Mazedonien und Persien Deutschland, Preußen und Österreich ein — oder sollen mir gar nur Deutschland, Frankreich und Rußland einfallen?

Ja, das Edle und Große wollte und suchte Niebuhr, in manchem einzelnen der von ihm bewunderte Thucydides, obgleich er dessen Vollendung nicht erreicht hat, zuweilen allerdings abirrend und einseitig messend und aburteilend durch ein zu warmes

Herz, durch eine zu reizbare Selbstheit, die sich gehen läßt; aber doch ist Niebuhr am größten, wo diese Selbstheit vor dem Edlen und Großen stillsteht und anbetet. Da hat er Lichtblicke und Lichtblitze und einzelne Ergießungen, dem eigensten wärmsten Herzen entquellen Gebilde, die man seinem Thucydides vergleichen könnte, vorzugsweise Trauer über den Untergang des Schönen und Edlen, wie etwa Thucydides' Schilderung des jammervollen Rückzuges und Schicksals des von Syrakus' Mauern fliehenden Niciasheers. Wo der Nebel des Augenblicks, der uns alle mehr oder weniger umfängt, Niebuhrs Stirn nicht umwölkt hat, da hat er immer im Großen und Hellen, da hat er das Rechte in Wahrheit gesehen.

So habe ich in diesen nicht lustigen Wortwechseln und Zungenspielen des Tages mit meinem Niebuhr selbst gegen seine Verehrer kämpfen müssen, und indem ich diesen Freunden vieles zugestehen mußte, kann ich ihnen auch heute noch nicht zugeben, daß die preußischen Minister Deutschlands und Preußens Lage mit klaren Augen betrachtet, daß sie das Notwendige und Unumgängliche getan haben und tun.

Das Notwendige. In Not waren wir, in Not sind wir; wir stecken noch voll und ganz in einer vollen europäischen und deutschen Umwälzung: Notwendiges, Unvermeidliches an allen Ecken und Enden. Ich sage nun: Der deutsche Oberkönig war und ist eine Notwendigkeit, eine Unumgänglichkeit, seine Stelle mußte rasch und kühn an- und eingenommen werden, wie wenig fest ihr Boden auch noch scheinen mochte; sie mußte angenommen werden, um nicht auf loseren Boden zu stehen zu kommen. Ihre geschwinde Annahme war die politisch notwendigste, auch im April, durch die Umstände begünstigt, eine politisch glückliche. Die Hoffnung war doch da und muß auch jetzt noch da sein, daß die zu lose Stellung durch den Verstand und die Gewissenhaftigkeit der Deutschen, wenn sie nicht für immer von Gott verlassen sind, mehr geordnet und befestigt werden wird. Man hat diese Notwendigkeit nicht anerkennen wollen, man hat vergessen, daß politische Erfolge und Verträge in einer ungeheuren schrankenlosen und gesetzlosen Zeit nicht mit der langsamen Gemessenheit und Bedächtigkeit gewonnen und abgeschlossen werden können, wie Verträge über Häuser und Rinder, kurz, daß das politische Maß oft ein Sonnendurchmessermaß sein muß; man hat vergessen, daß man laut Thucydides, Tacitus, Machiavelli und Fox in großen politischen Dingen Zweidrittel und Dreiviertel gern und willig für voll nehmen muß. Sonst muß man sich bescheiden, in Welt- und Lebensgeschichten der Menschen und

Völker ein Unwissender oder, gelindest gesagt, ein politischer Dummkopf genannt zu werden.

Aber — wendet man mir ein, indem man auf das schaudervolle Schauspiel des deutschen Bürgerkriegs blickt, das uns jetzt aufgeführt wird, — meinst du, die Roten würden unter deinem Kaiser nicht gemuckst und ihre Farben still eingesteckt haben? Und ich antworte: Nein, das habe ich mir nie eingebildet; sie würden sich mehr als einmal gerührt haben, wie sie sich künftig noch mehr rühren werden. Denn in dem sozialistisch-kommunistischen Unsinn und Wahnsinn, wie er von seinen Verkündern gepflanzt und getrieben wird, liegt allerdings neben dem Verrückten und Unsittlichen auf einer Seite ein tiefer und selbst ein christlicher Sinn und eine Aufgabe, welche die freie christliche Menschheit noch zu lösen hat; aber ich behaupte zugleich, diese stinkende und schmutzige rote Krätze würde aus dem kranken deutschen Körper weniger scharf als jetzt ausgeschlagen sein; sie würde in Dresden gewiß nicht so ausgeschlagen sein, in der Pfalz und in Baden vielleicht doch; aber der große Berliner Oberarzt hätte dann viel kräftigere und edlere Mittel und diese auf eine viel kräftigere und edlere Weise verordnen und anwenden können als gegenwärtig. Man hat die Gefahren einer hohen und stolzen Notwendigkeit nicht angenommen und fällt darum nun von einer Not in die andere und hat fast nichts zu tun, als an allen deutschen Enden kleine Nöten zu kehren, wobei das deutsche Volk dann über und über Gelegenheit bekommt, sein Schwerenot aufzuschreien, und wobei die bösen und verruchten Schelme und Vaterlandsverräter leider nicht vergeblich toben und fluchen. Denn wenn, die Großes tun und leiden sollten, täglich Kleines tun und leiden müssen, arten edle Übel, woran auch die edelsten Völker oft kranken müssen, zuletzt in einen langsamen, schändlichen Aussatz aus.

In welcher gemeinen Weise und mit welchen gemeinen Schmähungen und Schimpfungen hat man sich unterstanden, die besten und verständigsten Männer der Frankfurter Paulskirche herunterzureißen, als wären sie, gelindest gesagt, nichts als leere Spinnenweber und eitle unwissende Träumer und Schwärmer gewesen. O, es wird sich offenbaren, gerade durch das Unglück des Vaterlandes leider genug offenbaren, daß sie das Unvermeidliche wie das Mögliche wohl erkannt und erwogen haben, daß sie wohl begriffen haben, was in der Gunst des hinfliehenden Augenblicks lag, wie, um bösesten Gefahren zu entfliehen, die stolze Gefahr des Kaisertums mit Geschwindigkeit und Kühnheit genommen und ergriffen werden mußte.

Denn was haben die bedächtigen und weisen Manteuffel und Wrangel (ich enthalte mich der naheliegenden Deutung und Verdeutung des Worts, weil meine Stimmung hoch über jedem Spott liegt) in Berlin gewonnen, als jetzt aus einer Verlegenheit und Not in die andere zu fallen und durch ihre vielen kleinen Nöten in die größte Not zu geraten und ihrem Könige und Herrn endlich den Schein eines Wankenden zu geben? Sie stehen ganz wieder an dem Anfang unsers Anfangs, oder vielmehr sie setzen uns alle wieder in den gefährlichen Anfang zurück; sie sind mit ihrem sogenannten Entwurf der drei Könige, die selbst immer wieder von der Zustimmung ihrer Stände abhängen, mit der allgemeinen Zustimmung der kleineren Fürsten und der vier Freistädte noch nicht aus der Stelle; denn wieder wird nach dem von ihnen ausgesprochenen Sinn zu einer deutschen Geltung die allgemeine deutsche Einstimmigkeit nötig sein. Eine solche Einstimmigkeit ist politisch nimmer in der Welt gewesen, kann bei großen und schweren Umwandlungen einer ungeheuren Zeit nimmer sein, am wenigsten kann sie da sein, wo dreißig und vierzig erst um die Einwilligung in jedes einzelne befragt werden müssen. Also diese weisesten Räte des Königs haben sich und uns wieder vor den Anfang eines neuen Anfangs gestellt, und zwar mitten in gefährlichsten, geschwindesten Zeitläuften. So haben wir denn nun die vollste Herrenlosigkeit wieder, beinahe eine schlimmere als in den Monaten März und April des Jahres 1848: ein Rumpfparlament, einen Reichsverweser, einen vormarschierenden und vorfechtenden König von Preußen und viertens brennenden Aufruhr und Bürgerkrieg am Oberrhein; alle diese sich allenthalben als hohe, selbstmächtige Behörden gebärdend und einander gegenseitig bannend und verrufend. Welche grauenvolle Gegenwart!

O wie unverständig, wie ganz unpolitisch hat man hin und her getappt und ist in die gelegten diplomatischen Netze der lauschenden Neider und Überlister hineingetappt, ohne die selbst von den Feinden gegebenen Winke und Warnungen zu beachten, und ohne das Glück des Augenblicks zu erfassen! Ich frage nur: wie vieles hat sich in den europäischen und deutschen Stellungen und Verhältnissen seit dem 1. April bis jetzt zum 19. Juni d. J. verändert und verschoben? Wie vieles kann sich in ähnlicher Weise in dem nächsten Vierteljahr anders schieben und gestalten, was zuletzt weder zu rücken noch zu bessern ist?

Österreich und Bayern hatten Preußen und allen Redlichen und Treudeutschen in der Paulskirche Winke und Warnungen genug gegeben, was sie wollten, wohin sie steuerten. Österreich

durch seine neugegebene Verfassung sagte sich vom deutschen Reichstage ab, nichtsdestoweniger stimmten seine Volksboten, Herr v. Schmerling als der Leiter an der Spitze, fort und fort mit in der Reichsversammlung; sie und die vielen ultramontanischen Bayern und manche ultramontanische preußische Landboten aus Westfalen und Schlesien und die Menge preußischer, sächsischer und schlesischjüdischer Radikalen stimmten gegen alle deutsche Ehre und gegen ihr besseres Wissen und Gewissen in dem letzten halben Jahre so einmütig miteinander, daß viele gute Ordnungen und Gesetze, die wir machen wollten, entweder abgeschwächt oder abgeworfen wurden. Doch kam noch die Gunst des Augenblicks, den Kaiser zu ergreifen und durch ihn zugleich Deutschlands Oberleitung zu nehmen — und man hat beide weggeworfen, als aus unreinen Händen kommend, und man hat um diese Oberleitung, die wir allerdings als die geschwindeste deutsche und preußische Notwendigkeit erkannt hatten, den Reichsverweser später vergebens bitten müssen. Österreich befiehlt seinem Erzherzog, die Würde festzuhalten und einstweilen auf seinem Posten zu bleiben; wenn dieser auch kein fester und gewaltiger sei, so dürfte einstweilen doch kein anderer ihn einnehmen. Österreich zeigt Preußen als Vergeltung für die zu lange Schleppung und Nachschleppung hohnlächelnd die gebleckten grinsenden Zähne, indem es Bayern hinter sich schleppt und die Ultramontanen in Süd- und Westdeutschland, welche, gleich den Juden, ohne Vaterland sind, für seine schleichenden Entwürfe mißbraucht. Es lauert auf irgendeinen neuen Erfolg; bei der allgemeinen Verwirrung und Zerrüttung in den eigenen Landen ist es ihm gelegen, daß Deutschland zerrüttet werde und sich gleich Ungarn und Italien in sich selbst und durch sich selbst zerschlage. Es hofft, wie weiland, eine Herrschaftsaufrichtung aus der deutschen Unordnung, will auf keinen Fall dem deutschen Staat, welcher Ordnung hätte machen können und machen sollen, die Herrschaft lassen. Für diese undeutscheste österreichische Politik scheint nun das gegenwärtige preußische Ministerium unbewußt am getreuesten gearbeitet zu haben. Denn laßt die Österreicher mit Hilfe der Moskowiten über die Mo[illegible]en einen endlichen glänzenden Sieg gewinnen — und die [illegible]n werden sehen, welche Freiheit, Verfassung und Gesetzli[illegible] Habsburg in Deutschland will.

Aus dieser Weise und aus diesen Klagen und Anklagen erscheint, daß mir die Herrschaft und ihre hohe stolze Ordnung immer mehr vorschwebt als die Freiheit. Ebenso war und stand es in den letzten Frankfurter Monaten bei der großen Mehrheit der Männer

der Paulskirche. Sie begriff wohl, und jeder rechtschaffene Deutsche soll und muß es begreifen, daß das, was die Edleren der Zeitgenossen unter Freiheit verstehen, bei dem Entwickelungsgange der allgemeinen europäischen und christlichen Bildung ein nicht leicht mehr verlierbares Gut ist, daß aber eine feste, gewaltige Macht die notwendigste ist, damit das ekelhafte Ding, was verwüstete Abenteurer und verwilderte Jungen uns als Freiheit verkündigen und darbieten, nicht der Abscheu der Menschheit werde. Ja, wenn früher jemals, so ist eine starke, mehr einheitliche Macht an der Spitze Deutschlands jetzt eine Notwendigkeit. Dies hatten alle Verständige schon seit Jahren empfunden und eingesehen, so wie sie eingesehen hatten, daß, wenn diese Macht auf eine würdige und gesetzliche und nicht auf die wüsteste Weise gestiftet werden sollte, Preußen bei der Stiftung derselben das Unumgängliche und Unvermeidliche war.

Warum aber Preußen? warum nicht Österreich? Ich will Oftgesagtes hier nicht zum zehnten oder hundertsten Male wiederholen. Ich stelle es hier nur wieder in kurzen Sätzen hin.

Meer und Land miteinander machen allein mächtige Völker und Reiche. Die Meere sind gleich den Augen und Händen, den edelsten Gliedern des Leibes, womit in die geistige und leibliche Welt und in ihre Schätze und Schönheiten hineingeschaut und hineingegriffen wird.

Deutschland hat nun zwei dieser Augen und Hände als Ganzes, eines derselben kaum als ein Halbes. Ich meine die Nordsee und Ostsee als Ganzes, die Adria, welche unser Land kaum anspült, kaum als ein Halbes.

Wer die alte deutsche Geschichte und ihre Entwickelungen des Mittelalters studiert hat, weiß, daß die beiden Meere mit ihren anwohnenden Völkern unter den Kaisern der Karlinger, Sachsen und Salier im Nordosten und Westen und Nordwesten des Vaterlandes Macht und Herrschaft am meisten entschieden und angezogen haben, daß der Südosten und die Adria meistens nur Notkriegszüge der Verteidigung der Herrscher veranlaßt hat. Als ein unseliges Geschick die Hohenstaufen fast ganz nach Italien führte, ist ihre Herrschaft zumeist und zuerst durch Italien, endlich auch durch die Vernachlässigung und Versäumung der deutschen Angelegenheiten und Belange untergegangen. Ebenso ist es der Herrschaft der Habsburger ergangen; durch den scheelen, immer auf Welschland und Hispanien gerichteten Blick haben sie Deutschland und ihr Verhältnis in demselben

und zu demselben immer mit verkehrten oder gar mit abgekehrten Augen angesehen — und so stehen sie, wie sie eben stehen, kaum noch in Deutschland.

Preußen herrscht nun an unsern ganzen Meeren oder doch meist daran.

Wir Deutsche wollen und müssen ein ganzes Volk und Reich sein.

Wir wollen und müssen Weltverkehr und Handel haben.

Wir wollen und müssen dafür und für die Hunderttausende unserer Auswanderer Schirm und Schutz haben.

Wir fühlen uns endlich als das erste, größte Volk der Weltgeschichte. Darum wollen und müssen wir drinnen und draußen Ehre und Ehrfurcht und Majestät haben: also eine ganze deutsche Flotte, ein ganzes deutsches Heer, eine volle Vertretung mit Wort, Zepter und Schwert nach außen.

Das heißt, wir wollen und müssen einen deutschen Oberkönig, einen Kaiser haben über Fürsten und Volk.

Zu dieser erhabenen Rolle ist keiner berufen als Preußen durch seine Stellung und Macht. Der König von Preußen hat es von dem Volke nicht annehmen gewollt, die von Napoleon gemachten Könige haben es noch weniger gewollt. Sie tragen lieber Österreichs Mantelschleppe als Preußens. Denn was hilft es, nicht zu bekennen, daß die kleinen und schwachen Könige und Fürsten bei all ihrer möglichen Vortrefflichkeit doch häufig Schleppträger der Mächtigsten sein müssen.

Preußen ist der unvermeidliche und unumgängliche deutsche Kaiser; das weiß es wohl; aber weiß es das auch recht? Schaudert ihm nicht davor, bei unentschiedener Halbheit mit den Schwachen und Blinden endlich durch eine rote Republik laufen zu müssen?

Indem ich dieser notwendigen Obermacht gedenke, muß ich leider auch wieder den Entwurf der drei Könige lesen, und wieviel man darin von der Kaisermacht abgezwackt und abgeklopft hat. Daß man sich einbildet, bei einem solchen Oberhaupt, einem sogenannten Vorstand oder Präsidenten eines Fürstenkollegiums, was, beim Lichte besehen, doch nichts anderes als unter anderm Namen ein Direktorium ist, könne eine hohe und starke Macht bestehen! Nein, nimmer! Bei diesem Oberpräsidenten mit dem sechsköpfigen Fürstenkollegium, wo das Gesetzgebende und Beratende mit dem Befehlenden und Ausführenden in hundert und tausend Fällen notwendig in Fehde geraten werden, ist eine starke tapfere Gewalt der Einheit und Geschwindigkeit eine platte Unmöglichkeit, und niemand bilde sich ein, daß bei einem all-

gemeinen Volksparlamente und einem verantwortlichen Reichsministerium ein so loses Ding bestehen könne, ohne in den roten Abgrund hinabzuwanken, oder umgekehrt, daß dabei ein starkes Reichsparlament und ein verantwortliches Ministerium bestehen könne. Oder will man wieder jenen Regensburger Tod, an welchem das Deutsche Reich endlich an zweihundertjähriger Krankheit verschieden ist? oder meint man wieder den schmachvollen Schlaf des Bundestages des jüngstverflossenen Menschenalters hereinführen zu können? Nein, das wird man nicht können, so sehr ist das Gefühl von notwendiger deutscher Macht und Einheit gottlob! ein gemeines deutsches Gefühl geworden. Ja, dahin ist es gekommen, daß die meisten denen, die Ähnliches glauben möchten, den Vers vorsingen würden: Lieber rot lebendig, als weiß tot. Doch wir sollen hoffen, wir wollen noch hoffen auf die Weisen von Gotha und auf eine mögliche Vermittelung und Verständigung und auf das nächste deutsche Parlament; aber das meine man nicht, daß jener nun zu Papier gebrachte Entwurf ohne weiteres allgemein anerkannt und angenommen werden wird; auch aus ihm muß wieder vieles herausgeworfen werden.

2. Die fertige Tatsache.

E. M. A. Bonn, 28. Juni. Während die weisen und guten Freunde in Gotha sitzen und ratschlagen, ist einem alten und kranken Manne, der nicht viel an Vorgedanken leidet, wohl vergönnt, hier einige Nachgedanken über die Zeit hinzulegen. Denn dagegen, daß er wühlerische und aufwieglische Neben- und Hintergedanken und Ansichten und Entwürfe habe, welche gelegentlich auf Dachluken und Hintertüren merken müssen, verwahrt er sich hier einmal für allemal auf das feierlichste.

Unser letztes Halbjahrhundert hat manche neue Wörter und auch manche neue Redensarten erfunden, welche in dem politisch-diplomatischen Kodex Europas meistens schon festen Sitz und Besitz erlangt haben. Zu diesen Redensarten gehört vor vielen andern das fait accompli, womit unsere machfertigen welschen Nachbarn mit dem Klange und mit der Tat viel gespielt, und womit sie auch manchen diplomatischen Dummköpfen bei Gelegenheit Sand in die Augen gestreut haben. Man erlaube mir nun, mit diesem fait accompli auch einige Augenblicke zu spielen oder vielmehr mit demselben über die Zeit und ihre Ereignisse und Entwicklungen, wie sie sich eben zeigen, leicht hinzuspielen.

Es ist dieses fait accompli oder, deutsch gesagt, die fertige Tatsache, wenn man will, nur ein etwas neugekleideter Ausdruck, aber in ihm selbst eine sehr alte Sache, vor welcher alle Kaiser und Könige auf den Herrscherstühlen und alle Diplomaten mit ihren Pergamenten und Schreibfedern in der Hand schon vor undenklicher Zeit, das heißt vor Jahrtausenden, die gebührliche Verbeugung gemacht haben.

Sei immer zu rechter Zeit rüstig und fertig, wenigstens steh immer fertig da, und gebärde dich, als seiest du fertig — und eine gewisse Anerkennung, ja eine ganz eigentümliche Verbeugung und Reverenz der meisten wie der Mächtigsten wird dir nicht fehlen. Diese Welt ist eine Welt des Scheins, und wenn in dem Boden oder Grunde eines Dinges nur irgend etwas vom Sein da ist, so ist, zumal in politischen Beziehungen und Wägungen derselben, der Schein einer gewaltigen Macht.

Ich behaupte nur, indem ich auf mein liebes Vaterland und auf seine Nöten und Gefahren blicke, vor einem Vierteljahr (Ende des Lenzmonds) war ein großes fait accompli da, wenigstens ein solches Ding, was durch kühnes Eingreifen und Halten auf der Stelle ein großes und mächtiges fait accompli ward. Ich behaupte zum dritten- und viertenmal, der Jubel, mit welchem der deutsche Erbkaiser in Frankfurt empfangen ward und die Glocken- und Herzenstöne, die ihm nachklangen, klangen aus sieben Achteln des deutschen Volks, welches sich, mitten in allen Unruhen und Erschütterungen, womit es überschüttet war, noch mehr nach Macht und Ehre als nach Glück und Ruhe sehnte.

Wann nun eine so große Tatsache, als dieser deutsche Kaiser war, sich in die Welt stellt, dann ist bei den Eigenen immer beides, Freude und Erstaunen, bei den Fremden meistens Schrecken oder Zorn da. Man muß Zeit haben, sich über dergleichen Neues und Ungeheures zu besinnen, ehe man Zeit gewinnt, dafür oder dagegen zu handeln. Solches Staunen, Erzürnen und Erschrecken kommt aber immer dem zugut', der ein halb fertiges Ding zu einem ganz fertigen Dinge zu machen wagt. Das deutsche Sprichwort sagt: Frisch gewagt, ist halb gewonnen; das lateinische: Wer beginnt, hat schon die Hälfte des Begonnenen.

Also geschwinder und kühner Angriff, geschwindes Vollenden einer Tatsache, das ist die menschliche und politische Lehre, die man wohl die Lehre des politischen Kriegers nennen dürfte. Ich frage ganz schlicht: Warum sind im Schlachten- und Kartenspiel die, die das Herz zum Wagen

und Angreifen haben, gewöhnlich die Glücklichen und Siegreichen? warum aber verlieren diejenigen faſt immer, die vom Anfang an nur die Abwendung des Verluſtes im Leibe haben?

Die große deutſche Tatſache kühn zu ergreifen und ganz zu vollenden, hat das Berliner Miniſterium nicht gewagt. Sie behaupten bis heut und dieſen Tag, ein ſo ungleichartig und ſo loſe und unvollkommen gefertigtes und von der deutſchen Reichsverſammlung Dargebotenes hätte von ihnen nicht angenommen werden können, zu ſolcher Annahme hätten ſie als bedächtige und verſtändige Männer ihrem Könige nimmer raten dürfen. Es würde, innerer und äußerer Gefahren zu geſchweigen, in ſeinen Erfolgen nichts als einen jämmerlichen und lächerlichen und einen noch viel gefahrvolleren Umſturz, als die Gegenwart eben zeige, bedeutet haben; damit, zumal bei ſolchem allgemein deutſchen Wahlgeſetz, hätte der neue Kaiſer ſich ſelbſt und zugleich ſein Königtum gleichſam freiwillig und wie mit Blindheit geſchlagen in dem jungen Kaiſertum wie in den roten Abgrund hinabgeſtürzt.

Ich leugne dies aus Anleitung und Wegweiſung der Erfahrung und aus meiner Kunde der Geſinnungen und Anſichten der beſſeren Mehrzahl des deutſchen Volkes. Aber wenn dieſe Leugnung auf keinem unumſtößlich feſten und weisbaren Grunde ruht, ſo glaube ich doch, daß ſie auf einem feſteren Grunde ruht, als die Gründe der preußiſchen Herren Miniſter ſind. Über mögliche Möglichkeiten und Erfolge läßt ſich freilich von verſchiedenen aus ganz verſchiedenen Standpunkten in alle Ewigkeit hinein ſtreiten.

Es iſt ſeit dem Tage des möglichen kühnen Griffs der deutſchen Kaiſerherrlichkeit ein Vierteljahr vergangen, aber ſo wenig ohne Gefahren und Wirren, ich möchte ſagen, mit größeren Gefahren und Wirren, als die Annahme der Kaiſerwürde je hätte veranlaſſen können. O der ſchon weit entflohene Augenblick dafür war ſehr günſtig.

Nach außen hin geſchaut, war der Augenblick der allergünſtigſte, faſt ein ſogenannter Silberblick der Zeit. Wie das?

Wahr iſt leider — ſo ſehr wird dieſe Welt vom Neid und Eigennutz beherrſcht — daß kein einziges der großen mitentſcheidenden Völker einen deutſchen Kaiſer und ein ſtarkes deutſches Reich gern ſähe; ſelbſt das freie England nicht, noch viel weniger Frankreich, Rußland und Öſterreich, welche immer im deutſchen Trüben gefiſcht haben und fiſchen wollen. Aber den drei letzten ſind durch ähnliche Zuſtände, ja zum Teil durch

ſchlimmere Zuſtände, als eben Deutſchlands Geſchicke beherrſchen und verwirren, die Hände daheim gebunden, und England dürfte bei der offenen ehrenhaften Politik, womit ein freies Volk doch immer vor das Angeſicht der Welt heraustreten muß, der werdenden deutſchen Einheit und Macht doch nimmer den Krieg erklären. So ſtand und ſo ſteht die Gunſt des Augenblicks größtenteils noch; aber dem politiſch Unentſchloſſenen und Zaudernden pflegt ſolche Gunſt oft und häufig auf immer zu entfliehen. Hier heißt es: faſſe die feine Locke Fortunas, die dir gegen die Hand fliegt. Wer bürgt Preußen, daß dieſe Flucht nicht eintrete? Ja, ſcheint es, wie manche Zeichen des Tages andeuten, nicht ſchon zu fürchten? muß es nicht ſchon nach einzelnen Stücken greifen, die ihm in dem Ganzen geboten wurden? muß es nicht ſchon immer mehr ſchwanken und wanken, da alle deutſchen Verhältniſſe von Tage zu Tage mehr ſchwanken und wanken? hat es, wie eben geſagt, nicht einzelne Teile jenes fait accompli, die ſich von Feindſeligen und Hinterliſtigen durch doppelte Künſte und Liſten nimmer erlangen laſſen, ſuchen müſſen, die es mit dem Ganzen, freilich nicht ganz ohne edle Gefahren, ſogleich mit in den Kauf bekommen hätte? Wird es in ähnlicher Weiſe nicht fortſuchen und fortwerben und verhandeln müſſen, wenn wir nicht zugleich mit ihm ins Verderben fallen ſollen? Denn auch dieſes ſei zum dritten- und viertenmal und meinethalben zum hundertſtenmal wieder geſagt: Preußen iſt und bleibt einſtweilen die einzige Macht, vermittelſt deren die Guten und Verſtändigen eine deutſche Aufrichtung aus Verwirrung, Ohnmacht und Schmach ohne roteſtes, republikaniſches Durchgangsblut gehofft haben und immer noch hoffen wollen. Auch das ſei wieder geſagt, und, wenn ich ſie hätte, mit weisſagender Donnerſtimme geſagt: Um die Notwendigkeit einer gewaltigen, Deutſchland erhaltenden leitenden Macht iſt einmal nicht mehr herumzukommen, wie ſchwarzgelb, ſchwarzweiß, blauweiß die kleinlichſte, beſchränkteſte und freiheithaſſendſte Politik der Sonderheit ſich auch gebärden mag! es ſoll um ſie auch nicht herumgekommen werden! Die Deutſchen wollen nicht umſonſt und nicht ohne Tat und Erfolg eine fürchterliche Umwälzung erlebt haben. Selbſt durch die rote Republik könnte, wenn politiſcher Unverſtand und Unſinn ſiegte, mit Untergang aller deutſchen Herrſchergeſchlechter und vieler andern geſchichtlichen Denkmäler und Herrlichkeiten dazu ein gewaltiger Durchbruch werden. Wer kann das bezweifeln? Wahrlich, es ſind nicht alle, welche dieſen roten Durchbruch für die einzige Mög-

lichkeit achten, zur deutschen Einheit und Macht zu gelangen. Abenteurer oder verlorne Narren oder Verbrecher. Auf diesen Standpunkt mögen die Kabinette klugen und weisen Auges unverwandt hinblicken und bedenken, daß Halbes und Schwächliches, was viele uns so gern wieder bereiten und machen möchten, nimmer halten wird. Die Besseren haben diesen möglichen, ja von vielen gewollten Durchgang und Durchbruch durchs rote Meer verabscheut; sie haben aus der deutschen Geschichte und aus deutscher Ehre und Treue keine Fabel machen lassen wollen. Aber, aber . . . . .

Aber auch nach innen geschaut war der Augenblick viel günstiger, die höchste Macht zu greifen, als er nun ist. Und doch scheint es, daß Preußen diese Macht immer noch zu ergreifen wünscht — und es muß es ja wünschen beides, für sich und für uns.

Ja, der Augenblick war im Anfang April sehr günstig, es war das deutsche Aprilschicken, wie einige Spötter die leere Rücksendung der Boten des Frankfurter Reichstags genannt haben, wahrlich keine politische Weisheit. Ich muß hier wieder behaupten (Behauptung unerwiesen gegen Behauptung, wie sie bei vorausgesetzten Möglichkeiten nur stehen kann), die Dinge würden sich viel leichter und besser gemacht und gestaltet haben, als sie sich bei gegenwärtiger tagtäglicher Erbitterung und Zersplitterung der Gemüter und Parteien machen werden.

Denn:

Preußen, der Erbkaiser aus dem Hause Hohenzollern, hatte damals sieben Achtel der deutschen Herzen für sich. Die Könige konnten und durften nicht mehr hemmen noch weigern; die mit Fröhlichkeit und Gläubigkeit und hoffnungsfreudig empfangene Macht hätte wie jede wirkliche Macht und Majestät bald ihren unsichtbaren gottgebornen Zauber geübt, auch viele Sträubige und Widerstrebende wären mitfortgerissen und belehrt und die wildesten Roten, wenn sie auch zuweilen aufzuckten, zur Ruhe zurückgeschreckt worden. Von den vier Königen, die sich einbilden, ohne einen deutschen Oberkönig einen eigenen, glänzenderen Majestätspurpur tragen zu können, gingen Württembergs, Sachsens und Hannovers Volk und die Hälfte Bayerns sogleich ganz mit, sei es, aus welchen politischen Gründen und Rücksichten es wolle. Es blieb nur halb Bayern, das alte treue katholische und ultramontane Bayern, sträubig gegen den preußischen ketzerischen Kaiser und hätte also durch den Willen seiner guten Hälfte und durch den gebotenen Belang und Vorteil des Herrscherhauses, wenn man angenommen hätte, jetzt schon lange

heran- und hereingemußt. Österreich, welches sich durch die eigenmächtigste und eigenwilligste neue Gestaltung seiner Reiche von der engeren deutschen Einigung längst schon abgesondert und ausgeschlossen hatte, trete freilich nicht mehr hinein; wie es herankönne, wie es herangezogen werden könne, blieb ja laut unsers Gagerns erstem Programm Gegenstand künftiger Verhandlungen. Sprach es, wie es heute zu sprechen beginnt: Nichts in Deutschland ohne mich! wartet, bis mir zu sagen beliebt, ob, wann und wie ich mit euch sein kann, so hatte man auf solchen ohnmächtigen Übermut weder zu hören noch zu warten.

Und doch man hat nur zu viel und zu lange hin und her gehorcht, getastet und gewartet. Man hat das alles und alles Größte, was auf das geschwindeste und kräftigste gefaßt und getan werden mußte, auf die lange Bank der Unterhandlungen geschoben, auf welcher man sehen wird, wie die große Vierbank der Könige und die vielen andern kleinen Fürstenbänke, die schon voll und entschieden gestimmt hatten und jetzt zum Teil viel anders stimmen können und vielleicht stimmen werden, jetzt nach vielen, langen, reifen, rätlichen und ministerrätlichen Bedenken, wozu man ihnen nur zu viele Zeit und Veranlassung gegeben und gelassen hat, ihre endlichen Stimmen und letzten Urteilssprüche über des alten Germaniens Geschicke abgeben werden. Wenigstens großen und tiefen politischen Verstand und klare natürliche Voraussicht der Dinge und Erfolge, wie sie sich bei solchen langsam und listig geschleppten und verschleppten Verhandlungen notwendig immer machen, haben die Berliner Minister wahrlich nicht gezeigt. Auf sogenannte Gewissenhaftigkeit und die Not der Verhältnisse selbst in politischen Dingen pflegt gewöhnlich der Kluge wie der Dumme zu pochen. Das haben, wie wir uns wohl erinnern, in ihren Tagen Haugwitz, Luccheſini, Lombard und Massenbach auch getan. Eheu infandos etc.

Aber diese Bedächtigen und Gewissenhaften werfen uns eines immer entgegen, und dieses eine hat einen großen Grund und gewiß nicht bloß einen Scheingrund: In welche jämmerliche, ja vielleicht ohnmächtigste und lächerlichste Rolle wäre euer in Frankfurt gewählter Kaiser sogleich geraten, wenn das neue deutsche Parlament nach eurem Wahlgesetz, nach diesem unmöglichen Gesetz, gewählt und aufgetreten wäre?

Ein großer Grund, und gewiß nicht bloß ein Scheingrund, ist von mir zugegeben; aber das wage ich zu behaupten, wie ich es aus eigenster innigster Kunde und Überzeugung weiß,

bei der fröhlichsten günstigsten Stimmung der deutschen Völkerschaften wäre dieses erste mitratende Parlament trotz der unsinnigen Wahlart doch gewiß als ein der Kaiserregierung günstigstes und willigstes ausgefallen; das elende Wahlgesetz würde, zumal da die Österreicher bei der Abstimmung gefehlt hätten, diesmal keine so schlimme Folgen und Erfolge gehabt haben, man hätte im ruhigen Ausbau und in Änderung und Besserung des in der Reichsverfassung Mangelnden und Verkehrten und Unmöglichen vorangehen können; man würde in diesem Parlament und in den folgenden Parlamenten so vorangegangen und fortgeschritten sein, wenn, wie ich früher gesagt habe, die Deutschen nicht für immer allen Verstand und alle Gewissenhaftigkeit verloren hätten und von Gott zum abgründlichen Untergange bestimmt wären. So klug als die preußischen Minister sich gebärdet haben, sind wir wahrlich in Frankfurt auch gewesen, aber von feindseligen Kräften und Mächten umringt, von dem alles verwirrenden und durcheinander zusammenzettelnden und zusammenhetzenden Österreich und von dem laurischen ultramontanen Bayern tausendfältig durchkreuzt und gehemmt, von wirklichen Gefahren im Vaterlande, von möglichen, sich überwölkenden Gefahren von fremden Völkern bedroht, war uns auch bei unvollendetem Werke Eile geboten: wir hofften auf den Kaiser, auf den künftigen deutschen Reichstag, wir hofften von beiden die Vollendung und Ergänzung desselben.

Ich sage und eingestehe, vieles Mangelhafte wäre von diesem Parlamente gebessert worden und wird und muß von künftigen Reichstagen gebessert werden. So stehen einmal unsere menschlichen Dinge: vieles, was, theoretisch gedacht, gerecht und gut ist, was aber durch Sinn, Art, Sitte und Gebrauch der Völker und durch Not und Gewalt des Klimas (oder Himmels und Erde) trotzdem fast ungerecht und schlecht, gelindest gesagt unmöglich und unausführbar sein kann und sich auch in unseren Gesetzentwurf der Paulskirche hin und wieder eingeschlichen oder eingedrängt hat, wird künftig ausgestoßen werden und muß wieder ausgestoßen werden. Vor allem gilt dies von dem unbeschränkten Wahlrecht, wo jeder dumme Junge, der eben an die Wand usw. kann, und jeder unfähige und verdorbene Habenichts mit dem Weisesten und Reichsten ganz gleiches Stimmrecht haben soll. Mit solchem Wahlwesen auf sogenannter breitester demokratischer Grundlage kann keine gesetzliche Monarchie, ja keine Republik in der Welt bestehen; indem sie nichts als Freiheit! Freiheit! schreit, muß sie unvermeidlich aus Unordnung in Unordnung und durch gehäuftes Elend und

eine wachsende Wut, Ohnmacht und Herrenlosigkeit zuletzt in den Despotismus und unter einen Despoten zurückfallen. Nur arme und elende Republikchen, wie San Marino oder Zug, wo wenige Tausende das ganze Volk ausmachen, mögen sich mit solcher glorreichen Freiheit, von der übrigen Welt ungewußt oder vergessen, gelegentlich unter gezückten Dolchen und geschwungenen Knüppeln, in kümmerlicher und roher Kleinlichkeit behelfen. Dieses deutsche Wahlgesetz oder vielmehr dieses Gesetz der Unordnung, diese politische Unmöglichkeit, wie nicht nur Plato und sein Schüler Aristoteles, sondern selbst Perikles und Alcibiades es genannt haben würden, wird jetzt, wo alles durch langsame und listige Verhandlungen der Kabinette geschleppt und verschleppt wird — dieses Wahlgesetz, sage ich, wird jetzt ein gewaltiger Stein des Anstoßes, und bei der immer tiefer reißenden Zersplitterung und Erbitterung der Gemüter, ein schwerst zu wälzender Stein sein, viel schwerer, als wenn die Dinge mehr den politischen Naturgang der freieren und edleren Entwicklung, welche in Frankfurt vorbereitet war, gegangen wären. Aber gewälzt werden muß dieser Stein, dieser Stein der Unvernunft und der vollsten Unwissenheit und Unsittlichkeit muß von dem Nacken des deutschen Volkes endlich selbst wider seinen Willen weggewälzt werden.

Wir hören die Stimmen und Klänge, die uns alle Tage in mannigfaltigen Abwechselungen durch denselben Spruch vorklingen: *das Eigentum ist der Diebstahl*; aber wir rufen diesen bösen Narren entgegen: *aus dem Besitz hat sich in der Welt alle Sitte und alles Gesetz der edleren Völker geboren.* Dies sagt auch schon das deutsche Wort auf gut deutsch. Hierüber kein Wort weiter; es ist jedem genug, daß die Staaten so frei eingerichtet seien, daß auch den Kleinsten und Ärmsten die Zugänge zum Unterricht und zur fröhlichen Bewegung im Vaterlande geöffnet seien, daß sie nach ihren Fähigkeiten Schlösser und Paläste erwerben und gelegentlich an die Spitze von Heeren und Flotten gestellt werden können, kurz, daß sie möglicherweise zu allem, wozu Gott ihnen Trieb und Kraft gegeben hat, gelangen können; aber die gleichmachende Dummheit und Frechheit verwerfen wir, welche unerzogenen Buben und verwilderten Abenteurern mit weisen und ehrenfesten Männern gleiche Macht im Staate geben wollen: der Untergang jeder Tugend, Sitte, Wissenschaft und Kunst, gleißender Schein und lustiges Geschrei von Freiheit und Gleichheit bei bettelhafter und zerrissener Wirklichkeit.

Die unwissenden oder übelwollenden Volksführer des Tages

berufen sich da viel auf alte und junge Klänge, welche sie nachklingen, indem sie uns die vollkommene Demokratie des edelsten Völkchens der alten Welt, nämlich der Athener, und die sogenannte breiteste Demokratie eines der besonnensten Völker der Gegenwart, nämlich der Nordamerikaner, immer und ewiglich vorhalten.

Was wissen diese? oder vielmehr, was gebärden sie sich, nicht zu wissen, auch wenn sie es besser wissen?

In Athen war über die Hälfte der Männer ohne bürgerliches, ja fast ohne menschliches Recht, geschweige ohne Recht zur Mitberatung und Mitregierung im Volke; alle Diener, Knechte, der größte Teil der Arbeiter und Fabrikanten waren Sklaven. Bei uns gibt es keine unfreien Männer mehr.

In Nordamerika liegt in vielen Landschaften die Erde und das Menschengeschlecht noch in der Schlummerwiege der Entwickelung, da sind an vielen Stellen noch Zustände von ersten Ansiedlern und Arbeitern in allen Wegen und Zweigen der Welt; dazu hat man sich ein in seinen Anfängen aus den stillsten und sachtesten deutschen Stämmen entsprossenes und zusammengeronnenes Volk zu denken, auch bei sehr verschiedenen Provinzialeinrichtungen eine weite Entfernung von dem, was bei uns jetzt von so vielen Sklaven oder Toren als allgemeines Lebens-, Wahl- und Mitregierungsrecht ausgerufen wird.

Ich überlese meine Worte wieder. Sie sind an einem Tage niedergeschrieben, der seit manchen trüben Jahren in meinem Kalender als ein schwarzer unterstrichen ist, wo den menschlichen Gedanken widerfährt, was den Wolken vor einem Gewitter, daß sie aus schwarzen Wassern dunkele Farben aufsaugen. Wäre es möglich, daß unser altes edelstes Germanien, aus dem, was es einigen und stärken sollte, zerrissener denn je früher hervorginge? Daß den Schlössern von Berlin und Wien und den Domen von Köln und Straßburg einst begegnen könnte, was den Königspalästen und Sonnentempeln von Persepolis und Palmyra und den Riesentoren und Schatzhäusern von Argos und Mykenä bei uns jeden Tag begegnet, daß gebildete und gelehrte Enkel von Baschkiren und Mordwinen über ihre bemooften Trümmer einst Auslegungen und Kommentare schrieben? Nein nimmer! Hinweg Satan!

---

3. Der deutsche Gedanke.

E. M. A. Bonn, 14. Juli. Immer muß ich wieder gleichsam mit meinen schwarz-weißen Freunden streiten, immer wieder

muß ich für sie streiten, selbst, wenn es sich schickte, mit meinem Könige müßte ich streiten. Aber das schickt sich nicht in einem konstitutionell-monarchischen Staate; wohl aber schickt es sich und gebührt es sich, für ihn zu streiten, und das will ich redlich tun, solange ich kann. Auch ich bin — der Name ist einmal da — ein Schwarzweißer, ein voll konstitutionell-monarchischer Mann, ein redlicher, treuer Untertan des Königs von Preußen, aber viele meiner Freunde sind zu schwarzweiß, und gegen diese und auch für sie lege ich hier wieder meine Lanze ein und mache, wie es mir gerät, einige kurze Schwenkungen mit ihr, indem mir für die langen Züge und Stöße Luft und Atem fehlen, und indem ich auch meine, der weiten Ausläufe und Auswürfe seien fast schon zu viele gewesen.

Ihr lieben schwarz-weißen Freunde, seit einem Jahre, seit den Ostern des Jahres 1848, welche Wechsel und Wandelungen und Verwandelungen in den Herzen und Kräften der Menschen!

Im Frühlinge 1848 fanden es alle verständige und gescheite Männer Preußens als das Notwendigste und Natürlichste, daß Preußen in dem neuzugestaltenden Deutschland künftig das Oberkönigtum führen müsse.

Diese Stimmung und Ansicht hat so ziemlich ein halbes Jahr fortgedauert; dann hat sich allmählich viel Anderes zutage gelegt und hat auch bei uns in Preußen wieder viel Anderes zutage gebracht, was einstweilen unter der großen Sinnflut der allgemeinen deutschen Gefühle und Gedanken wie unter einer Überschwemmung gelegen hatte.

Österreich lag damals niedergeworfen, viel mehr als Preußen, obgleich auch dieses seine Märzstreiche fühlte. Es schien kaum noch eine Stimme zu haben und gab kaum eine Stimme von sich; die preußische Stimme empfing daher beide, daheim noch draußen, keinen bedeutenden feindseligen Rückschlag. Nachdem aber der greise Radetzky die italienischen Prahlereien auseinandergedonnert hatte, da erhoben sich wieder von vielen Seiten die alten orthodoxen, monarchischen und absolutistischen Stimmen. Auch in Preußen wurden diese hin und wieder von neuem lauter, namentlich durch die Niederlagen, welche die wilden Demokraten in Berlin im Spätherbst mit dem Beifall des Volks erlitten hatten.

Aber nicht allein diese alten orthodoxen monarchischen und absolutistischen Stimmen ließen sich wieder lauter vernehmen, sondern aus vielen klang auch unverhohlen die Hoffnung durch, das ganze politische Spiel in Frankfurt wie in Berlin werde, gelindest gesagt, als ein mutwilliges Kinderspiel, wo nicht als

in böses und fratzenhaftes Affenspiel endigen, und die müden Völker werden sich endlich glücklich fühlen, in die früheren Zustände, wie sie zwischen den Jahren 1845 und 1848 bestanden, zurückkehren zu können, höchstens werde es zu einem etwas umgestalteten Bundestag kommen; aber die gedachte und vorgeschlagene Einheit von Herrschaft und Vertretung der deutschen Gesamtheit durch einen Kaiser oder Oberkönig sei eine politische Träumerei; Vielherrschaft mit einer Art Direktorium, von mehreren Fürsten zusammengesetzt, sei das Alleinzweckmäßige und Wünschenswerte; die Gedanken von deutscher Macht, Ehre und Herrlichkeit seien keinen Volksgefühlen entsprossen, sondern nur den Gehirnen phantastischer und übermütiger Professoren und Idealisten; dem deutschen Volke in seiner gebornen Gutmütigkeit und Bescheidenheit sei es eben recht, so in seiner alten Weise ungewußt, ungeachtet, meistens auch unbeschirmt unter den Völkern Europas und in den fremden Weltteilen so fortzuleben oder vielmehr eben in der alten Weise so fortgestoßen, unterstoßen und gelegentlich untergesteckt und unterdrückt zu werden.

Solcher Töne unterstand man sich wieder, und als man in den Regierungen Österreichs und Preußens aus der langen, kirchterlichen Niederschmetterung und Schändung aller Herrlichkeit und Majestät wieder begann, sich etwas zu fühlen und zu besinnen, da traten auch alle sonderlichen und sonderlichen Sonderheitsgelüste mancher andern deutschen Fürsten, vorzüglich der mächtigeren, immer offener hervor, und von vielen Seiten ward immer mehr darauf hingespielt, sich der hübschen alten Ordnung wieder zu nähern und den Gedanken Deutschlands als einer europäischen Gesamtmacht und Großmacht mit einem deutschen Parlament fast als eine Unmöglichkeit hinzustellen.

Diesen Predigern, Verkündigern, Rundläufern und Sendboten Österreichs, Bayerns, Hannovers usw. hat die freie deutsche Presse sowohl durch ihre pöbelhafte Unverschämtheit als durch manchen demokratisch-kommunistischen Wahnsinn auf das trefflichste gedient, und wirklich scheinen in dem alten und alternden Europa (ich spreche das Wort alternd nur vielen nach; nicht ich meine so, sondern Europa hat mir nach den jugendlichen Greist der Welt und darum mit Recht die Herrschaft derselben) selbst manche, die sich Verständige nennen, dahin zu kommen, daß bei unserm Bildungs- und Entwickelungszustande jede irgend republikanisch-demokratische Staatsform das Verderben, daß in knapp und streng geschlossener Monarchie mit möglichst geringer Volksfreiheit das einzige Heil sei.

Wundersam, ja höchst wunderlich von Anfang an, besonde
seit dem verflossenen Herbst, war die Stellung Preußens u
der Preußen zu dem übrigen Deutschland.

Jene ebenerwähnten Ausrufer, Verkündiger und Herol
für das Alte gebärden sich, als sei der Gedanke der gros
mächtigen deutschen Einheit eine Erfindung und Einschmeic
lung des preußischen Kabinetts gewesen. Nichts unwahrer a
diese Beschuldigung. Dieser Gedanke ist Preußen aus all
Volke entgegengeklungen; ist ihm als eine Notwendigkeit d
Ehre und Rettung des Vaterlandes gleichsam aufgedrung
worden. Ja, man hat die Preußen und den König von Preuß
des Übermuts und der Herrschsucht angeklagt; man hat dab
zugleich beklagt, nicht die Preußen würden in Deutschland au
gehen, wie ihr König gelobt habe, sondern den andern Deutsch
werde zugemutet, die knappe und eiserne preußische Zwang
jacke anzuziehen und alle ihre einzelnen schönen Eigentümli
keiten und Sonderlichkeiten, alle jene uralten Stammesv
schiedenheiten, wodurch das deutsche Wesen doch so anmut
und selbst manchen Fremden lieblich sei, allmählich verwisch
und auslöschen zu lassen. Die letzte Klage hat sich besonde
laut gemacht, obgleich sie ein leerster, elendigster Vorwand
Denn erstens: Preußen ist kein besonderer einzelner deutsch
Stamm, sondern besteht aus den verschiedensten deutschen L
standteilen; zweitens: die deutschen Stämme sind unter d
verschiedensten Herrschaft deutscher Fürsten meistens schon län
verteilt und zerspaltet, und nicht jeder einzelne Stamm hat sei
Genossen unter einem Fürsten oder König beisammen; u
drittens: wirkliche wesentliche Eigentümlichkeiten der Stämm
werden so leicht nicht ausgelöscht, als jene Kläger und Anklag
andern und ihnen selbst einbilden möchten. Man sehe nur En
land, Schweden, Spanien und Frankreich, welche seit tausen
zweitausend, vierhundert Jahren Monarchien unter einem Her
scher sind usw. Findet in diesen Ländern jeder Beobachter d
Völker in den einzelnen Landschaften, woraus sie bestehen, ni
heute noch die auffallendsten Stammesunterschiede?

Und die Preußen diesen Anklägern und Klägern gegenübe

Preußischer Wind, preußische Pfiffe, preußisch
Übermut und eitel Ansprüche dieses Übermuts u
einer unverschämten Herrschsucht — solche waren v
dem Anfange unserer erschütternden Weltbewegung in all
Tagesblättern die stehenden Klänge, zuerst aller wilden Wühl
die nichts wollten, als umkehren und zerstören, dann aller de
jenigen, die den ganzen alten, toten, einzelnen deutschen Que

in ihren Sondergelüsten wiederhaben wollten. Bei diesem einstimmigen Zeitungslärm sah es so aus, als wenn der König von Preußen und die Preußen selbst den gefräßigen Rachen zum Verschlingen der übrigen weit aufgetan gehabt hätten. Und wahrlich — über den König darf hier der Schicklichkeit und Ehrfurcht wegen nicht geredet werden — wahrlich viele Preußen sahen die ungeheure Verwandlung aller europäischen und auch ihrer preußischen Dinge mit ebensolchem Schauder als der eingefleischteste und eingebrannteste alte Bayer oder Hannoveraner; ihnen graute ebensosehr vor dem neuen Reiche und dem gewaltigen Oberkönig, welche in der Ferne gezeigt wurden; sie empfanden und vorempfanden gleich den andern, daß die Preußen ebenso wie jene in dem Großen werden untergehen müssen, um würdig deutsch wiederaufgehen zu können. Sie dachten sich die Geburtsschmerzen der neuen Zeit nicht klein, und in der Tat, sie können nicht klein sein. Dieser Widerwillen — soll ich sagen diese Trauer? — hatte hier wie anderswo auch tiefste und schönste Gründe ältester Gewohnheit der Liebe und Treue; auch der Name der preußischen Besonderheit, dieser durch so gewaltige Helden und Herrscher geschaffenen Besonderheit, mußte hier doch wohl viel schwerer ins Gewicht fallen als etwa bei den Welfen und Wittelsbachern.

Endlich mit dem April dieses Jahres ist die Kaiserfrage an den König von Preußen gekommen; er hat den Kaiser in der Art, wie er ihm angeboten worden, nicht gewollt.

Wie seit jenen verhängnisvollen Apriltagen alle Meinungen, Gefühle und Gedanken der Menschen wieder auseinandergegangen sind, oder vielmehr, wie sie alle ihre bösen versteckten Heimlichkeiten offenbart haben, welchem Deutschen ist dieser Jammer unvernommen geblieben?

Nun, indem uns ein Bürgerkrieg zerhadert und verwüstet, indem die bayerisch-österreichische Politik mit allen Sondertrieben, Sonderränken und Sondertücken der Herrschaft sich in vielen, und vor allen in einem v. d. Pfordten und Stüve offenbaren — nun regen sich ebenso die wunderlichsten und jämmerlichsten preußischen Sondergelüste. Ja, glaubt mir, es sind viele, viele, welche die Ablehnung der höchsten deutschen Würde mit Jauchzen vernommen haben — es sind viele, viele alte würdige Offiziere und Beamte, nicht bloß alte Grafen und Reichsfreiherren, welche in dem Wonnegefühl schwelgen, es werde ja gottlob! und mit Gottes Hilfe und Gnade alles liebe, gute Alte wieder frisch lebendig werden, die wilden Stürme des Tages und die übermütigen Gedanken der Menschen werden be-

sänftigt und niedergeschlagen werden können, das alte Preußen werde in seiner alten Gestalt, in seiner früheren Sonderheit und Einzelheit gleich den übrigen Fürstentümern und Königtümern wiedererstehen.

So wirken und verkünden viele in dem offensten preußischen Treubund, so hoffen viele im stillen, und die Treuen treiben und übertreiben hier fast noch mehr, als die allergetreuesten Ultramontanen und Ultraanglikaner in München und Hannover nur tun können, und wollen selbst, wenn es sein müßte, ihrem Könige zum Trotz treuer sein als der König selbst und als sein Ministerium Brandenburg-Manteuffel, welche endlich, wenn auch vielleicht zu spät, wohl begreifen, daß es bei der deutschen Oberhauptsfrage sich um etwas ganz anderes handelt als um den prächtigen Kaisermantel, daß es sich dabei zugleich um den Bestand und das Dasein des Hauses Hohenzollern und des preußischen Staats als eines solchen handelt.

Und wir?

Dieser Kelch geht nicht vorüber, er muß ausgetrunken werden. Es ist ein Kelch des Taumels, des Zaubers, wenn ihr wollt, sogar des Giftes, aber er wird und muß in Europa bis zur Hefe ausgetrunken werden. Er hat schon viele toll und krank gemacht, wird noch viele toll und krank machen: es sind die zweiten sogenannten Franzosen, le mal de Paris, die Franzosenkrankheit, in welcher die Franzosen selbst noch heillos genug darniederliegen; aber auch Heilmittel dagegen müssen gefunden werden und werden gefunden werden: die ersten und besten, meine ich noch immer, könnten in Deutschland gefunden werden.

Kurz, dieser Kelch geht nicht vorüber: es ist eine Verwandlung der Sitten, Gewohnheiten, Gesetze und Verfassungen des ganzen Europa, sogar, wie unchristlich diese Äußerung auch erscheine, in dieser Verwandlung endlich wieder eine Veredlung und Vervollkommnung des Menschengeschlechts durch das Christentum.

Die gewaltige Macht der Freiheit, das stolze Gefühl eines neuen edleren Zustandes, welches alle Völker und vor allen die Deutschen ergriffen hat, worin freilich des bösen Rausches und politischen Unsinns und Wahnsinns und anderer Tollkräuter nur zu viel gemischt ist, fordert für das Vaterland, wenn nicht sein Letztes zu Trümmern gehen soll, eine starke und gewaltige Einheitsregierung. Diese Notwendigkeit haben alle Verständigen und Weisen begriffen, ihrer scheinen auch der König von Preußen und seine Minister innegeworden zu sein. Was die Zurückwinker und Zurücktreiber, die Zerreißer und Zerstümmler dieses

großen und notwendigen deutschen Gedankens auch hin und her sinnen, spinnen und zetteln mögen, das alte Preußen in Deutschland und neben Deutschland, wie es im Jahre 1847 noch bestand, läßt sich nimmer halten; die verschiedenen Landschaften Preußens würden durch Art, Sinn und Ansicht auch durch Liebe, Treue und Gewissen bei der ungeheueren Erschütterung und Umgestaltung Deutschlands und Europas in der alten Weise nicht fest verbunden bleiben können: der Kluge sieht schon manche Zeichen drohender Risse; selbst mögliche Bündnisse mit Fremden, wenn sie rätlich und erlaubt wären, zum Beispiel mit Rußland, Frankreich oder Österreich, würden zuerst nur zur Abhängigkeit, dann zu geschwinderer Zerreißung und Zertrümmerung des Staates und als Enderfolg im schlimmsten Fall zur Zerreißung und Zerstückelung Deutschlands zum Vorteile Rußlands und Frankreichs führen; aber zuletzt würde doch, wie die herrlichen Jahre 1813 und 1815 gekonnt haben, der allmächtige Glaube der Freiheit und des Stolzes, der einmal bei uns erwacht ist, eben durch das Unglück und die Schmach wohl mit Strömen Blutes, vielleicht sogar mit der grauenvollen deutsch-republikanischen roten Blutstürzung, die zerstückelten Teile des alten Germaniens wieder zu einem Ganzen sammeln.

Dies ist meine kühle Ansicht und die kühle Ansicht vieler deutschen Männer, die ein Jahrdreißig oder gar ein Jahrfünfzig mit unserer Zeit und mit unserm Volke gefühlt und gedacht haben. Es ist eine deutsche, eine europäische Müdigkeit da, die nicht nur in Wien und Berlin, sondern selbst in Rom und Madrid spielt, und die zur würdigen Freiheit würdige Macht und Herrlichkeit begehrt. Auch dem Deutschen ist, wie er das Weltherz trägt, endlich der Weltblick geöffnet; er will aus der alten, einzelnen, kindischen, meinethalben kindlichen und treuen, Einzelheit und Sonderlichkeit in das Große und Weite der Welt hinaus, welches seine Väter weiland vor zweitausend und fünfzehnhundert Jahren schon so großartig zu erfassen verstanden haben, und dessen Sinn und Verstand er seit Jahrhunderten verloren zu haben schien.

Ja, nicht kindlich, nicht edel treu war unsre Treue und Liebe immer; wir waren in unserer Sonderheit und unsrer sonderlichen Treue wahrhaft kindisch geworden und schienen uns in der Welt kaum bewegen und helfen zu können; das größte edelste Volk der neueren Geschichte war das Gelächter und der Spott der Völker geworden und ist es eben jetzt fast mehr denn je. Denn hört:

Kindisch verkehrt der Junge mit den Hündchen und Kätzchen

und Ferkeln und Füllen zuerst im Stalle und spielt mit ihnen wie mit seinen Kameraden; dann kommen die Vogelnester und Kirschbäume und Apfelbäume und auch das Ringen und Reißen um Äpfel und Nüsse. Darauf öffnen sich dem Jüngling die sehnsüchtigen Augen für die leuchtende blühende Welt. Der Mann mit Stab, Segel und Schwert strebt in sie hinein und sucht seinen Anteil von ihr zu greifen. Der reife Greis kommt in die Kreise der Kindheit zurück und sucht die Stellen wieder auf, wo er mit seinen lieben Kameraden, den Hunden und Füllen, gespielt hat, sucht die Bäume, die er weiland erkletterte, entweder vergebens oder erblickt sie als stammzerrissene Greise. Der Deutsche ist noch kein Greis, er ist durch die neue Zeit zum Jüngling wiedergeboren und wird den Stab nehmen, das Segel spannen und das Schwert umgürten.

Ja, geliebte Freunde und Genossen des Jahres 1848, wir wollen uns nicht länger kindisch gebärden noch knabenhaft spielen oder mit uns spielen lassen; wir wollen, weil wir keine kindische Knaben mehr sind, noch zu kindischen Greisen geworden sind, die Einwände und Vorwände derjenigen nimmer als wahr annehmen, womit uns die Entwürfe der Könige und Fürsten und ihre und ihrer Freunde Gedanken gern in die alte Glückseligkeit von Anno 1700 und 1800 zurückbringen möchten: Die Einwände, Vorwände, Vorspiegelungen und Zuflüsterungen, welche die Hohen und Höchsten nur zu ihrem Verderben hinhalten und verblenden: „alle diese wilden Lehren, alle diese zerreißenden und verwüstenden Gedanken, welche Europa und unser Vaterland erschüttert haben, seien bloß Ausflüsse der Schreibfedern, Geburten der sogenannten Gelehrten, der Schreiber, Advokaten und Professoren".

Ja, so ist es in der Tat, und so soll es sein und muß es sein. Wozu wären Bücher geschrieben, wozu wären Gelehrte da, wenn nicht, um zu lernen, was weiland gewesen ist, um zu erkunden und zu wissen, was heute sein muß und künftig sein wird? Wir halten diesen Vorwurf als ein uns gebührendes Lob fest: von den Wissenden und Weisen muß die Welt verjüngt und regiert werden. Das haben Moses und Solon, Plato und Aristoteles gewußt und Marcus Aurelius Philosophus und Friedrich der Zweite von Hohenstaufen wie Friedrich der Zweite von Hohenzollern der Welt mit dem Schwerte und mit der Feder gepredigt. Die Gedanken der Edelsten und Tapfersten haben unser Vaterland allmählich aus dem Sumpfe der Vergessenheit, Knechtschaft und Schmach zum Aufblick ins Sternenlicht von Ruhm und Ehre gehoben und werden es ferner heben.

Wahr bleibt der älteste Spruch der Weisen: Was gedacht wird und immer wieder und wieder gedacht wird, das wird endlich wirklich. Denkst du immer Quark, so wirst du selbst Quark und gewinnst Quark. Darum hinweg, ihr Feigen und Rückläufer, die ihr euch gern die Getreuesten nennt, hinweg mit euren elendigen deutschen Unmöglichkeiten! Wie? unmöglich sollte sein, was die Besten in Deutschland seit Jahrhunderten als des Vaterlandes Macht, Freiheit und Ehre gedacht haben, womit die Besten als mit einer Weissagung der Zukunft immer zu Grabe gegangen sind, was in dem jüngstverflossenen Jahrfünfzig, namentlich in den herrlichen fröhlichen Siegesjahren 1813 und 1815, die Edelsten des Volks in den Tod der Siegesschlachten getrieben hatte? Nein, nimmer!

Der allmächtige Zauber der Freiheit und des Stolzes ist einmal in der deutschen Welt erwacht; er wird selbst durch Narrheit und Unheil zum Ziel führen; denn die Matten und Feigen schauen in leerer Hoffnung vergeblich nach den Fleischtöpfen des alten Ägyptens aus. Der deutsche Gedanke steht vor keinen Königen mehr still, wenn sie auch meinen, vor der Zeit stillstehen zu können. Der Adler fraß an Prometheus' Lenden, aber seinen Geist konnte er nicht verzehren. Dieser hatte von den Göttern das Feuer auf die Erde gebracht, und das Feuer frißt fort und fort, und die sich vor seinem Brennen fürchten, sind auch seiner Wärme nicht wert.

---

4. Vom deutschen Reich.

E. M. A. Eilet! eilet, daß ihr ein deutsches Reich und einen deutschen Oberherrn mit wirklicher Macht geschwinde schaffet und fertigkriegt! Diese Mahnung ruft der Augenblick, wie er lauschend und lauernd hinter den Nebelgewölken des Tages steht, jedem Verständigen wie mit Donnerstimmen zu; Deutschland ruft es jetzt den in Berlin versammelten preußischen Ständen aus allen seinen Landen und Gauen zu. Schon sind wieder einzelne Zeichen da, daß manche wieder nicht bloß gegen unsern Kaiser, sondern recht eigentlich um des Kaisers Bart streiten möchten, offenbar Zauberer und Hinschlepper, die mancherlei Absonderliches und Unmögliches im Sinn haben oder doch sich gebärden, als wenn sie es im Sinn haben, wenn sie auch zum Teil mit ganz anderen oder einzelne ihrer mit ganz gewöhnlichen oder gemeinen Absichten und Entwürfen schwanger gehen. Es stecken auch wohl solche drunter, welche die Dinge

und ihre Verhandlungen bloß in der Hoffnung der Rückschleppung zu dem lieben Vergangenen, in der Hoffnung des bekannten Interim aliquid fit verzaudern und hemmen möchten. Wir erinnern uns aus den Tagen des unheilvollen und unseligen Wiener Kongresses, dessen Sünden und Verbrechen wir heute so bitter büßen müssen, ähnlicher Wunderlichkeiten und Absonderlichkeiten, wie sie jetzt hin und wieder in Berlin schon ihre Fuchs- oder Eselsohrenspitzen hervorstecken. Wie Preußen damals höchstwunderlich für den Papst focht, indem es Österreich die sogenannten Legationen Bologna und Ferrara nicht zukommen lassen wollte, da es doch seine Politik sein mußte, Österreich soweit als möglich gegen Südosten laufen zu lassen, wenn Österreich ihm dafür nur seine Wege gegen den Nordwesten nicht sperrte, so scheinen jetzt manche geborene Preußen in zärtlicher Sorge für eine sogenannte deutsche Gerechtigkeit und Mäßigung das mögliche Übrige von der deutschen Kaisermacht abzwacken zu wollen, nicht wissend oder sich gebärdend, als wüßten sie nicht, wie sehr sie durch solche Verkehrtheit Preußen und in Preußen Deutschland schwächen und beschädigen.

In solcher — ich sage das Wort, weil es die Sache ausspricht — in solcher kurzsichtigen Dummheit hört man wohl preußische Landboten zum Volkstage und ihre Parteigänger in den öffentlichen Blättern geradezu gegen den notwendigsten mächtigen Kaiser und also gegen Preußen sprechen: denn wir können den notwendigsten Kaiser nirgends finden als in Preußen. Da tönen besonders auch die alten beiden Klagen von neuem aus dem Tageslärm auf, welche man gegen die große kaiserliche Machtfülle, wie der Frankfurter Reichstag sie aufgestellt hat, geltend zu machen sucht: Klagen, welche meistens darauf hinauslaufen: man habe 1. bei der Festhaltung des Umkreises der Kaisermacht die verschiedenen deutschen Stämme mit ihren verschiedenen Treiben und Treibungen zu wenig berücksichtigt und 2. die Majestät und Selbstherrlichkeit der minder mächtigen deutschen Fürsten zu sehr herabgesetzt.

Soll man auf solche Klagen, die ein bloßer Vorwand sind, immer noch von neuem antworten? Man muß wohl, weil der Deutsche leicht vergißt und sich unter neuen Titeln und Namen dasselbe Ding dreimal einbilden läßt.

Wo sind diese verschiedenen Stämme einzeln jeder unter einem besonderen Herrscher? Kann man das von einem einzigen sagen? Und doch sollen sie ihr Sonderleben, welches man ein sehr eigentümliches bewußtes nennt, durch die Einschränkung ihrer Könige und Fürsten sehr verletzt fühlen. Da schiebt sich

vorzüglich Bayern vor mit all seinen eitlen und unmöglichen Einbildungen und Ansprüchen. Sind aber diese Bayern immer so beisammengeblieben? sind nicht Teile Bayerns von seinem großen Herzogtume längst abgesprengt worden, z. B. Salzburg und Oberösterreich? hat es selbst nicht mit ganz fröhlicher Eßlust fremdartige Teile in sich verschlungen, als die Kleinfranken (Ostfranken, Enkel der Hermunduren, Burgunder usw.) und die Pfälzer (Gemisch von Franken und Alemannen)? und sein Stück Oberschwaben? — Auch die übrigen deutschen Fürsten haben mehrenteils Bruchstücke von verschiedenen Stämmen, zum Teil schon Jahrhunderte unter ihrem Zepter versammelt; nicht allein Preußen. So beherrscht Württembergs König nur einen Teil von Schwaben und Alemannen, die übrigen sind unter Bayern und Baden verteilt; der Kurfürst von Hessen nur einen Teil der Katten; Brüche derselben gehorchen auch Nassau und Preußen.

Wir betrachten uns für die Bestätigung unserer Behauptung noch andere:

Der große Stamm der Sachsen und Friesen gehorcht den Königen der Niederlande, Hannovers und Preußens und den Herzogen und Fürsten von Holstein, Mecklenburg, Anhalt, Lippe usw.

Die Thüringer sind unter Preußen und den sächsischen Herzogen, Hessen, Schwarzburg und andere kleine Herren zerstückelt.

Die Großfranken geteilt unter Belgien, Niederlande, Preußen, Hessen usw.

Kurz, Stammgebietsschmerzen würden bei der neuen Verfassung des deutschen Vaterlandes kaum irgendwo sein als etwa in Südbayern, wo man die Geister mit Gedanken großer unmöglicher Herrschaft nicht nur zur Klage, sondern bis zum Haß erregt und aufgestachelt hat. Den Stamm wird dort ja niemand mehr sprengen wollen, soviel davon seit Heinrich Jasomirgotts Tagen noch beieinander ist; aber hört: der dynastische Belang wird hier künstlich zur Sorge des Stammes verdeutet, als wenn der Bayer fürchten müßte, von einem preußischen Stamme, dem großen Vogelscheuch des überall und Nirgends, verschlungen werden zu können.

2. Die Majestätserniedrigung der mindermächtigen und kleineren deutschen Staaten? Sonderbar, daß gerade Österreich, Bayern und Württemberg, diese deutschen Haifische, die so vielen Appetit offenbart haben, die kleineren Genossen ihres Wassers zu verschlingen — was ihnen vielleicht gelungen wäre, wenn Preußen seinen Rachen mit hätte aufsperren wollen, sonderbar, sage ich, daß gerade diese voran nun so laut die

Wehklage über geschwächte und erniedrigte Majestät erheben. Diese Klage, worin manche dumme Toren einstimmen, hat keinen Sinn, wenn man nicht die Absicht darunter versteckt, die von Napoleon geschaffenen Majestäten und Souveränitäten und den ganzen alten toten und stinkenden Hund des in den österreichischen Tod mit hinabgefahrenen Staatenbundes wiederherzustellen, wozu Österreich genug hingewinkt und geliebäugelt und seine Magyaren, Szekler, Romanen, Slawen und Polacken dem lieben neuen Deutschland als freiwilligste, mächtigste Zugabe angeboten hat. Wahrlich, die sogenannte Selbstmacht dieser kleineren Fürsten, ihre ganze Majestät war von jeher nur ein Schein — seit den Friedensschlüssen sowohl von Münster als von Lüneville greulichsten Gedächtnisses immer nur ein böser, ja ein bösester und dem Vaterlande verderblichster Schein, der nur zur Schmähung und Schändung desselben, zur Bündlerei, Lohndienerei und Söldnerei mit aller Welt (mit Franzosen und Engländern, ja mit Holländern und Venedigern) traurig und schädlich genug gemißbraucht worden ist. Zeige mir einer die Namen, als Namen von Majestät und Ruhm, welche Bayern, Hessen, Hannoveraner, Württemberger, Braunschweiger usw. durch solche schimpfliche Tändelei und Söldnerei in der Weltgeschichte gewonnen haben. Diese Majestät steht wenigstens in der Geschichte des deutschen Vaterlandes nur mit der roten und schwarzen Farbe von Blut und Schande gezeichnet; ihr Nichts ist im Vaterlande und Auslande (in London und Paris wie in Neapel und Kopenhagen) immer beleuchtet worden als das, was es ist, ein Nichts. Ich frage: was will die neue löbliche und notwendige deutsche Reichsordnung den mindermächtigen Fürsten abnehmen als die Macht solcher Bündelei? Sie sollen ja alle Macht und alle Ehren des Befehls und der Herrschaft behalten, die ihnen wirklich gebühren. Sie sollen nur die Vertretung bei den fremden Mächten, also die Erlaubnis zum gelegentlichen Reichsverrat, sie sollen im Kriege nur den Heerbefehl verlieren; und noch einiges weniges Unwesentliches, was sie sich im Laufe der letzten Jahrhunderte als kleinere Fürstensouveränitätsrechte mit mancherlei Einschlichen gegen die kaiserliche deutsche Obmacht so zugeeignet hatten. Ich sage ihnen aber zum zehntenmal: wenn man ihnen all den alten Quark erhalten will, wenn sie allen den alten Flitterprunk wiederbegehren, so ist das die beste Vorarbeit zu ihrem völligen Untergange.

Dies rufe ich den Männern in Berlin, die uns unsern Kaiser nicht schwächen sollen, und allem Volk und allen Fürsten wiederholt mit den Worten zu: Eilet! eilet! eilet! festet! festet!

festet! Dies soll nicht heißen: haltet Feste und verzettelt und verzaubert euch in Gepränge und Festlichkeiten, wie jene in Wien weiland taten, bis ihnen der Napoleon aus Elba dazwischen lief — wahrlich auch jetzt könnte mehr als ein noch böserer Napoleon dazwischen laufen — sondern ich will sagen: Macht fest, macht fest und stark! macht das Reich fest und macht den Kaiser stark! Denn so steht die Welt demjenigen, welchem Gott einen klaren und heitern Blick über die Welt gab! Was sonst Tag hieß, heißt jetzt Augenblick; was sonst Monat hieß, heißt jetzt Jahre, ja wohl Jahrzehnt. Eilet! denn der Augenblick geht geschwind. Dies sei den Launischen und Zauderischen gesagt; denn die Weisen und Verständigen verstehen wohl, was ich meine, und warum ich es so sage.

Ich weise und blicke natürlich auf unser liebes Vaterland hin, aber ich kann darauf ja nicht blicken, ohne auf ganz Europa, ja auf die ganze Welt den Blick zu werfen, welche, von Europa beherrscht und bewegt an allen ihren Enden, von Kalifornien und China bis nach Petersburg und Lissabon hin, in Bewegung, ja in Revolutionsmarsch ist. Hierbei, nämlich bei dem gewöhnlichen und dem politischen menschlichen Schritt, mit welchem die Zeit marschiert, denkt man an den närrischen französisch-belgischen Erzbischof du Prat und an sein Wort: Le monde est en marche; man erinnert sich auch eines französischen Zeitungsblattes aus dem Jahre, als königliche Willkür das edle Siebengestirn an dem Göttinger Himmel auslöschte. Da las man im erwähnten Blatte, jener berühmte Weber, welcher aber nur über den natürlichen menschlichen Schritt geschrieben hatte, sei zu einem der Siebener gemacht, weil ein Büchlein von ihm über den Fortschritt der menschlichen Gesellschaft dem Könige Ernst August ein umwälzerisch gefährliches gedeucht habe.

Dieser Spaß stehe hier für euch, die ihr gerne Rückschritte machen möchtet, auch für euch, die ihr mit Fuchssprüngen seitwärts aus der Bahn der mächtigen Löwenjagd der Umwälzung zu entrinnen hofft.

Aber alle Guten und Verständigen wollen wir flehentlich bitten, mannlich und geschwind zu schreiten und zu eilen, weil der Augenblick den geschwindesten Schritt hält und oft plötzlich und unerwartet das Plötzlichste und Gefährlichste bringt. Wir müssen uns wahrlich den Harnisch der Ordnung und Stärke anziehen, damit wir von ihm nicht überrascht werden. Bedenkt, wie fürchterlich sind wir vor anderthalb Jahren durch den Pariser Donnerknall und Donnerfall vom Hornung 1848 überrascht worden. Bedenkt, daß, wie die Gewitterwolken der Zeit am

Himmel hangen, oder, deutlicher gesprochen, wie sie dick und düster in den Köpfen und Herzen von Millionen gelagert sind wir ganz in ähnlicher Weise jeden Tag noch überrascht werden können. Ich will hier nicht erinnern, welche schwarze, in Blut und Feuer gerötete und geschwärzte Stangen Rußland und Österreich uns wohl gern durch die deutschen Rippen bohren möchten ich weise euch nur auf den großen Feuerherd aller Erschütterungen und Umwälzungen, auf Paris, hin. Glück genug, daß dort bis jetzt drei kommunistische Verschwörungen und Bewegungen der rotesten Tollhäusler unterdrückt sind; aber könnte nicht eine vierte und fünfte gelingen? Und wenn eine solche gelungen wäre oder gelänge, wenn Hunderttausende dieser roten Wilden mit ihrem wüsten Geschrei von Freiheit und Glückseligkeit über den Rhein und die Alpen liefen, würden bei der Verstimmung und Verödung der Herzen, bei der Aufwühlung und Aufhetzung, welche Schurken und Narren mit allem Volk getrieben haben, Italien und vielleicht halb Deutschland nicht bald in lichten Flammen stehen? Wo würden dann die meisten unserer Fürsten und Herrlichkeiten bleiben? Ja, wo würden auch wir Kleineren bleiben, die noch einzelne deutsche Ehren und Herrlichkeiten retten möchten?

Darum rufe ich: Eilet, machet hurtig! Bedenkt die Möglichkeiten, ja, bedenkt die wirklichsten Wirklichkeiten des Augenblicks.

Die Frage um Schleswig-Holstein.

1850.

„In welche Zeiten waren wir gefallen?“ rief ich mit Tacitus hinter Domitianus im Jahre 1813 nach dem Jubel der Leipziger Schlacht. Soll ich jetzt nach dem Schimpf der Londoner Protokolle rufen: „In welche Zeiten werden wir fallen?“

Erstens: Was ist es? welchen Puls fühlen sie dort den deutschen Fürsten? O! muß ich sagen: Welchen Puls fühlen sie der deutschen Zwietracht, daß sie angesichts eines großen Volkes solche Protokolle wagen dürfen, wie die über Schleswig-Holstein?

Zweitens: Welcherlei sind die Gründe und Vorwände, welche die Russen, Engländer und Franzosen für diese Protokolle anführen?

O, es ist eitel Sorge für Dänemark. Das kleine, schwache Dänemark muß gegen die übermütigen, übergreifenden Deutschen geschützt werden; es muß nach Möglichkeit fester und stärker gemacht werden, damit der allen europäischen Belangen so wichtige Sund wenigstens in den Händen einer Mittelmacht sei. Also nichts als Wache und Sorge für das kleine Dänemark. O! o! Diese Sorge geht gar anderswohin. Ich will euch sagen, welcherlei diese Sorge ist. Es ist die Sorge der eigennützigsten Eifersucht auf Deutschlands Größe; es ist die Sorge, die Möglichkeit abzuschneiden, daß in der Ostsee und Nordsee ein starkes, mächtiges Deutschland erwachsen, daß es einst, wie weiland, als Lübeck und Stralsund in Kopenhagen und Stockholm Königskronen verteilten, allenfalls mit siegreichen Wimpeln und Flaggen auf seinen Meeren einherfahren könne; es ist die zärtliche Sorge jener Fremden, jedem einigen, starken Deutschland in seinen möglichen Anfängen vorzubeugen; es ist die Sorge, viele kleine, vereinzelte Deutschlande, wo sie sind, zu erhalten, wo sie noch nicht sind, neue zu machen, damit man bei Gelegenheit mit

ihnen gaukeln und schaukeln und nach der gehörigen Schüttelung und Schaukelung ihnen die etwa gewachsenen oder wachsen wollenden Schwungfedern wieder ausziehen könne. Sie spekulieren nur auf den Jahrhunderte alten deutschen Jammer der Zwietracht und Zerstückelung. Es ist das ja auch die Spekulation der Habsburger, welche sich lange schon vor aller Augen als eine fremde Macht außerhalb des Gefühls und Gedankens jeder deutschen Einheit gestellt haben und alle noch übrigen kleineren Fürsten zu fünf, sechs kleinen Königreichen des vierten, fünften Ranges zusammenwerfen möchten, um mit einem Halbdutzend ohnmächtiger Kugeln bei Gelegenheit das alte Ballspiel hinterlistiger Zettelungen fortspielen zu können.

Soll den Fremden das böse Spiel für Dänemark gelingen? Nein! nein! Es könnte ihnen nur gelingen durch die traurigste Verblendung Preußens und durch die jämmerlichste Erstarrung und Vaterlandsvergessenheit aller Deutschen.

Die Schleswig-Holsteiner kämpfen für ihr deutsches Leben und für ihr altes vaterländisches Recht. Sie stehen, kämpfen und bluten aber nicht allein für sich, sondern für alle Deutschen, für das ganze Deutschland. Über sie und über ihr künftiges Schicksal haben die Fremden sich erfrecht, gleichsam die Entscheidung vorzuzeichnen und wie für alle Zeiten über deutsche Lande das Los zu werfen. Denn wohin lautet der Sinn jener Londoner Protokolle?

Der Sinn, wenn man aus den hin und her gewürfelten und bunt gewebten Worten einen Sinn herausziehen will, lautet geradezu dahin: „Die Herzogtümer unbeschadet der deutschen Bundesrechte auf immer unauflöslich mit Dänemark zu verbinden und zu diesem Zwecke die Nachfolge und Erbfolge der verschiedenen Ansprecher des dänischen Königsthrones zu regeln und allenfalls zu ändern. Für diesen Zweck sollen die Unterhandlungen mit den betreffenden Mächten und Ansprechern weitergepflogen werden.

Unauflösliche Verbindung mit Dänemark? Was ist dies, wenn man das Innere der Sache, das ganze künftige Verhältnis, wie es gemeint ist, und wie es sich gestalten würde, klar ins Auge faßt — was ist und meint diese Unauflöslichkeit anders als zugemutete Aufgebung dieser Lande von seiten Deutschlands, als endliche und völlige Abtrennung und Losreißung derselben von dem Deutschen Reiche, von dem deutschen Leben und von der deutschen Liebe und Treue? Denn erstlich: Die früheren Zustände hatten noch immer Zusammenhang und Zusammenhalt mit Deutschland, alle Fürsten des oldenburgischen Stammes waren

Erbfürsten und Landesfürsten der Herzogtümer: immer lag die Möglichkeit nahe — jetzt eben steht sie sogar als die nächste — daß diese schönen Lande ganz und voll wieder nur von deutschen Fürsten regiert werden würden. Und also blieben zweitens die Strebungen und Hoffnungen der Herzen dort immer deutsch. Aber wann das Wort unauflöslich für alle Zeit einmal ausgesprochen und besiegelt sein wird, wann es beurkundet und besiegelt sein wird, daß der König von Dänemark, wer und woher er immer sei, Herzog von Schleswig-Holstein sein muß, wie werden die Augen und Herzen der tapferen Bewohner dieser Lande mehr und mehr sich von Deutschland lösen und sich endlich dahin wenden müssen, wohin zu blicken sie jetzt verabscheuen! Zeit und Gewohnheit und Gewalt werden zuletzt ihre natürlichen Wirkungen üben. Und drittens: Die Dänen werden, wenn sie durch die Zettelungen der Fremden und die Ehrvergessenheit der Eigenen solches erlangt haben, so arbeiten, so alles Deutsche zerplagen und zerfoltern, so alle deutschen Triebe in Art, Sprache, Sitte und Leben und Liebe zu unterdrücken und auszutilgen suchen, daß Lande und Menschen uns zuletzt für immer verloren gehen. Denn nicht mit mittelmäßigen Plagen, nicht mit mittelmäßigen Künsten und Listen wird von ihnen, wie sie einmal sind, nach diesem Ziele hingestrebt werden.

Aber Holstein bleibt doch Bundesland, die Rechte Deutschlands sind ja vorbehalten? wird man mir entgegenwerfen. Darauf antworte ich: Was hab' ich mit diesem Namen Bundesland? mit diesem Namen, so dünn und windflüchtig als das Papier, worauf geschrieben und unterschrieben steht? Wir werden prächtige Bundesgenossen an den Dänen haben, wenn sie wissen, daß sie die Lande nimmer verlieren können. O, alle diese unauflöslichen Verbindungen und Verkuppelungen deutscher Lande mit den Fremden! Ich meine, wir erfahren und wissen zur Genüge, was wir mit Luxemburg und Limburg an den Holländern haben. O, diese Hoffnung auf dänische Genossenschaft und Treue! Nur dänische Händel und Tücken würde Deutschland gelegentlich mitauszubaden haben.

Tröstlich sagt man mir: Preußen hat das schimpfliche und unheilvolle Protokoll nicht unterschrieben; es hat versprochen, alles deutsche Landesrecht und Bundesrecht zu wahren. Es wird es wahren. Ich hoffe das auch. Ich weiß, daß es jenes heilige Recht wahren muß, wenn es nicht alle seine jetzige und künftige Größe aufgeben, wenn es als eine Macht bestehen will. Es muß auch die geborenen Anrechte der Fürsten des oldenburgischen Stammes (aus welchen die russische Linie gottlob! durch Ver-

träge abgefunden ist) wahren und schirmen und darf die berechtigte Familienreihe durch keinen fremden Eindrang nicht durchbrechen lassen; es darf auch deswegen die Unablöslichkeit der Herzogtümer von Dänemark nimmer gestatten noch mit unterschreiben. Es darf das nicht, und gelte es zwanzig deutsche Schlachten.

Hier bei Preußen will ich mich noch des Mutes und der unauflöslichen Pflicht getrösten; aber schlecht getröste ich mich um Deutschlands Macht und Ehre, wenn ich an Österreich und seine krummen und schiefen diplomatischen Pfade denke. Österreich hat alle diese Jahre in dieser mächtigen Frage ein lauestes deutsches, wohl aber ein sehr warmes dänisches Herz offenbart. Wieviel es mit Namen, Titeln und Rechten der deutschen Bundeslande auf dem aller Ränke und Lügen geduldigen Papiere auch umherfechte und -prunke, wieviel Lärm und Hohn gegen Preußen und Preußens Politik es auch erhebe, die Herzogtümer sollen von ihm keine Taten für sich hoffen. Sein ganzes Streben liegt ja klar vor uns, es ist bis heute dahin gerichtet, Deutschland immer mehr zu zerspalten und innerlich zu zerreißen und auseinanderzuhetzen; und vor allem geht es dahin, Preußen den Weg der Herrschaft im Nordwesten des Vaterlandes zu versperren. Wie könnte es das hier besser und hinterlistiger vollbringen als durch Einstimmung mit Russen, Dänen, Engländern und Franzosen? Eifersucht und Tücke gäben, damit Preußen seinen Beruf nicht vollenden könne, nicht bloß Rendsburg, Eckernförde und Kiel den Dänen, sondern würfen allenfalls auch Königsberg, Thorn und Danzig den Russen hin.

„Dunkle Aussichten, hoffnungslose Betrachtungen und Erwägungen, aus den Stellungen und Ansichten, welche deine Worte zeigen. Preußen soll also nach diesen deinen Worten für Deutschland und für Schleswig-Holstein mit dem ganzen Europa den Kampf aufnehmen?" O nein! So schlimm sieht es doch nicht aus, so einträchtig kann und wird Europa doch nicht sein zu Preußens und Deutschlands Verderben. Dieses Protokoll hat gottlob! nur papiernen Schrecken für papierne Männer. Jene drei Mächtigen, welche einstweilen unterzeichnet haben, und auch Österreich, wenn es durchaus mit Neid und Hinterlist undeutsch handeln wollte, könnten im Kampfe nimmer einträchtig miteinander gehen. England und Österreich müßten endlich doch, wenn es zum wirklichen Schwerterziehen kommen sollte, auf eine andere Seite treten. Denn die Russen und Franzosen würden dabei als die Verheerer, Ausbeuter und Zerfresser Deutschlands zuletzt nur übrigbleiben. Gottlob! es ist wie ein Jagdbündnis,

welches Fuchs, Hund und Kater miteinander schlössen. Sobald der Fang wirklich begänne und gelänge, würde unvermeidliche Zwietracht die drei auseinandertreiben. Dem denke weiter nach.

Hier stehe ich still und rufe mein letztes kurzes Wort aus dem ganzen deutschen Jammer der Gegenwart heraus. Ich spreche es vor allem Volk und vor allen Fürsten kühnlich aus. Schleswig-Holstein ist gegenwärtig die größte deutsche Frage; sie kann die blutroteste Frage werden. Das sollen die deutschen Könige und Fürsten noch mehr bedenken als das deutsche Volk.

Wäre es möglich, daß Schleswig-Holstein aufgegeben würde, daß man durch die hinterlistigsten Verträge sich erfrechte, es als einen unlöslichen Sklaven an Dänemark anzuschmieden, dann wäre die Zeit gekommen, wo die deutsche Reichsfahne über alle Lande entfaltet werden müßte, wo jeder Deutsche, der noch ein Herz im Leibe hat, rufen dürfte und rufen müßte: Hier Deutschland! und Auf! alle Deutsche, zu euren Fahnen und Waffen! Und wir hoffen, ja wir wissen, Hunderttausende würden zum Eisen greifen, wie Millionen Herzen für diese Sache schlagen.

Anmerkungen

Die Herausgeber verwenden folgende Abkürzungen:

Br	= Briefe, herausgegeben von Meisner und Geerds.
BrK	= Briefe an eine Freundin (Ch. v. Kathen).
BrM	= Briefe an J. Motherby.
Czygan Zensurakten	= Czygan, Zur Geschichte der Tagesliteratur.
E	= Erinnerungen aus dem äußeren Leben.
GdZ	= Geist der Zeit.
Ged	= Gedichte.
KlSchr	= Kleine Schriften.
MuJ	= Märchen und Jugenderinnerungen.
NB	= Notgedrungener Bericht.
Schr	= Schriften für und an seine lieben Deutschen.
WuW	= Wanderungen und Wandelungen.

Die bei uns abgedruckten Werke Arndts werden mit obigen Siglen nach Teil und Seite unserer Ausgabe zitiert.

Anmerkungen zu Teil 1.

Gedichte.

Ein Literaturverzeichnis findet sich T. I, S. CI dieser Ausgabe.

Ich gebe zunächst ein Verzeichnis der selbständigen Gedichtsammlungen, die auf Arndt selbst zurückgehen.

Gedichte. Greifswald 1803.

Gedichte. Rostock und Leipzig 1803.

Gedichte. Greifswald 1811.

Fünf Lieder für deutsche Soldaten. St. Petersburg. [1813.] Desgl. [Berlin 1813] und [o. O.] 1813.

Lieder für Teutsche im Jahr der Freiheit 1813. [Leipzig] 1813. Desgl. Leipzig 1813.

Kriegs-Lieder der Teutschen. [Frankfurt a. M.] 1814. [In Verbindung mit Theodor Körner:] Lob teutscher Helden. Im Jahre der Freiheit 1814 [Frankfurt a. M.]. — Zweite Auflage: [Frankfurt a. M.] 1814. — Dritte Auflage: [o. O.] 1815. — Neue vermehrte Auflage: Köln 1815.

Teutsche Wehrlieder. [Frankfurt a. M.] 1814.

Gedichte. Frankfurt a. M. 1818. [Zwei Bände.]

Gedichte. Neue, verbesserte, verminderte und doch vermehrte Ausgabe. Leipzig 1840.

Gedichte. Der neuen Ausgabe zweite vermehrte Auflage. Leipzig 1843.

Blätter der Erinnerung meistens um und aus der Paulskirche in Frankfurt. Leipzig 1849.

Geistliche Lieder. Berlin 1855.

Blütenlese aus Altem und Neuem. Leipzig 1857.

Gedichte. Vollständige Sammlung. Berlin 1860. — Zweite Auflage: 1865.

Im einzelnen bemerke ich zu diesen Sammlungen:

Bereits im Jahre 1801 plante Arndt eine Ausgabe seiner Gedichte, die auch wirklich in Köln gedruckt wurde. Sie war aber so von Druckfehlern entstellt, daß sie der Dichter selbst öffentlich verleugnete. Die Ausgabe Greifswald 1803 erschien alsdann, um den Subskribenten auf den Kölner Druck einen Ersatz zu bieten.

An den übeln Kölner Druck erinnert die Vorrede zur Ausgabe Greifswald 1803:

„Dieſe Gedichte, unter meinen Augen gedruckt, erkenne und erkläre ich hiemit für meine einzig rechtmäßigen Kinder. Sie gehen in die Welt, wie ſo viele ihresgleichen, und werden mit ſo vielen ähnliche Schickſale haben. Doch der Vater darf ſeinen Kindern kein Horoſkop ſtellen; alſo mögen ſie gehen —

Greifswald, im September 1803. Ernſt Moritz Arndt.“

Das Subſkribentenverzeichnis zu dieſer Ausgabe zählt 167 Beſteller auf; faſt alle ſind in Pommern, beſonders in Greifswald, wohnhaft. Eröffnet wird dieſe Gedichtſammlung durch eine an Arndts verſtorbene Frau gerichtete „Zueignung“:

„In das Schattenreich muß ich dir folgen?
Aus der dunkeln Tiefe ruf' ich dich?
Holder Schatten, ach! nicht einen ſolchen
Klang nach unten hofften du und ich.“

Es folgt ein vierſtrophiges, ſehr ſchwaches Gedicht „Der Trinker“ aus dem Jahre 1786, alsdann „Bacchus' Lob“ von 1787. Beide Lieder hat Arndt — ſehr mit Recht — bereits in der Ausgabe von 1811 fortgelaſſen. Das nun folgende Gedicht iſt „Hermanns Siegeslied“, das erſte Gedicht der vorliegenden Ausgabe. Die Ausgabe Greifswald 1811 kann bereits die ſtattliche Zahl von rund 450 Subſkribenten mit rund 475 Exemplaren aufführen.

Der Gedichtausgabe von 1840 hat Arndt eine Vorrede vorangeſtellt:

„Mein hohes Alter, welches das ſiebenzigſte Lebensjahr überſchritten hat, ermahnt mich, mein Haus zu beſtellen und mich und das Meinige zu ſammeln, ehe ich zu meinen Vätern verſammelt werde. Darum habe ich meine Gedichte, einige früher ſchon gedruckte, viele aber jetzt zum erſtenmal erſcheinende, einer Durchſicht und Auswahl unterworfen und in dieſe Sammlung gebracht.

Dies iſt der erſte Grund der Herausgabe derſelben.

Der zweite Grund iſt der, daß meine Freunde durch dieſe Ausgabe ſehen möchten, was mein Eigen iſt. Denn mehreren derſelben iſt durch die Gunſt der Zeit widerfahren, daß ſie in mancherlei fremden Sammlungen abgedruckt und, wie es zu geſchehen pflegt, nach den Anſichten und Abſichten der Veranſtalter ſolcher Sammlungen, verändert und verbeſſert, auch verſtümmelt und verſchlechtert worden ſind.

Der dritte Grund iſt der, daß mehrere meiner Freunde eine neue Ausgabe gewünſcht haben; und hier muß ich erklären, was ich mit dem Worte ‚Gunſt der Zeit‘ gemeint habe. Ganz eigentlich Kinder der Zeit ſind dieſe Gedichte, und eben als ſolche ſind ſie manchen der Zeitgenoſſen, mit welchen ich gelebt und gewirkt habe, lieb geworden. Die meiſten derſelben werden wohl mit dieſen meinen Mitlebenden hinſterben und unter Vergeſſenheit begraben werden. Das gemeine Los der menſchlichen Dinge und Geſchöpfe: denn nur weniges wird durch Wert oder Zufall im Strome der Zeit obengehalten und ſchwimmt in das ſtille Meer der Glückſeligen hinüber, welchem der Menſch das Wörtlein Unſterblichkeit zu überſchreiben pflegt.

Schließlich bemerke ich noch, daß man vielen dieser Reime wohl das Element des wilden und stürmischen Baltischen Meeres, in welchem ich geboren bin, und in Sitten, Ansichten und Gefühlen die Rauhigkeit des Nordens, von welchem keine feine und zierliche Südfrüchte zu erwarten waren, abfühlen wird oder vielmehr lange schon abgefühlt hat.

Bonn, im Anfang des Weinmonds 1840."

Die „Blätter der Erinnerung meistens um und aus der Paulskirche in Frankfurt", 1849, enthalten 92 „Stammbuchblätter und Sprüche", denen einige politische Gedichte folgen. Eingeleitet wird die Sammlung durch die Verse:

„Weht, ihr Blättchen schwerer Stunden,
Wehet hin mit andern Blättern.
Zarte Blüten sprießen nimmer
Unter Sturm und Donnerwettern;
Doch was frisch gelebt, geliebt hat,
Wie 's der Tag auch mag verwehen,
Sieht nach seinem grauen Winter
Grünes Frühlingsauferstehen."

Die „Blütenlese aus Altem und Neuem", 1857, vereinigt die meisten Übersetzungen Arndts. Die Sammlung, die „Seinen Freunden Friedrich Gottlob Welcker und Friedrich Christoph Dahlmann gewidmet" ist, bringt Übersetzungen aus dem Griechischen, Schwedischen, Englischen und Schottischen. Arndt selbst schreibt in seinem „Vorwort des Übersetzers": „In den Jahren unseres entsetzlichen deutschen Unglücks, zwischen 1805 und 1812, haben mich in Schweden und in der Heimat vor allen andern die edlen Griechen getröstet, beide, die Großen und die Kleinen: die Geschichtschreiber und Dramatiker wie die Lyriker . . . In Schweden lebte ich ferner noch viel mit den skandinavischen und altschottischen und altenglischen Sagen und Liedern." Einige der Übertragungen aus dem Griechischen finden unsere Leser im GdZ II, T. VII, S. 34—38.

Die „vollständige Sammlung" der „Gedichte" von 1860 erscheint mit einer aus „Bonn am Rhein in der Weihnachtswoche des Jahrs des Heils 1859" datierten „Vorrede zur letzten Ausgabe eigener Hand", die Abschied nimmt von den Freunden und der Welt:

„Die Zeit meines Scheidens ist nah, nah ist der Sturm, der meine Blätter herabweht.

Diesen Ossianischen Vers singen dem Neunzigjährigen die durch den Wald winterlich schwirrenden Vögel und fliegenden Blätter zu: eine Mahnung, daß er sein Haus bestellen und seine kleinen Dinge ordnen soll.

Zu diesen seinen kleinen Dingen gehören manche Verse und Reime, die seit zwei Menschenaltern vielfach umhergeflogen und, wie zu geschehen pflegt, nachgedruckt, verändert, verbessert oder verschlechtert sind. Er gibt sie hier nun seinem Volke als ein letztes Vermächtnis in der Gestalt, wie sie einst aus seinen Händen in die Welt ausgeflogen sind. Manche von ihnen sind seinen Deutschen lieb geworden, wohl nicht wegen ihrer Vollkommenheit, sondern eben, weil die meisten echte Kinder der Ge-

schicke und Gefühle unserer Tage sind, Kinder des Augenblicks und der Gelegenheit. Mit ihnen sagt der alte Sänger und Schreiber allen seinen Freunden gleichsam sein letztes Lebewohl."

Hermanns Siegeslied. (S. 11.) Das sehr unreife Gedicht, das Klopstocks Odenvorbild nicht verleugnet, war wohl für ein „Hermanndrama" bestimmt. Ein Fragment dieses Trauerspiels „Hermann", das gleichfalls im Anschluß an Klopstocks Hermann-Bardiete entstanden ist, hat Arndt in den GdZ II, T. VII, S. 113—116 aufgenommen. — Interessant ist, daß „Hermanns Siegeslied" in C. Joseph Brambach einen Komponisten gefunden hat. — V. 13. Tuiskons: Tuisko ist nach der Germania des Tacitus der erdgeborene Gott der Westgermanen. — V. 30. August: der römische Kaiser Augustus.

Liebeskraft. (S. 12.) V. 11. Urania: die Muse der Sternkunde, dargestellt mit der Himmelskugel; Venus Urania ist die Göttin der Liebe.

Lied. (S. 14.) V. 8. Lethe (griech.): der Strom der Vergessenheit in der Unterwelt. — V. 15. Mnemosynens: Mnemosyne (griech.), die Göttin des Gedächtnisses.

Klage. (S. 14.) V. 16. Philomele (griech.): die Nachtigall.

Ad locum. (S. 15.) Ad locum (lat.): zur Stelle!, d. h. der Zecher soll sich an seinen Platz begeben, um zu trinken und das Lied zu singen. — V. 17. Evan (häufiger evoë): Jubelruf beim Fest des Bacchus; auch ist Evan ein Beiname des Bacchus.

Stammbuchblatt. (S. 16.) Das Blatt trägt die Unterschrift: „Templin in der Mark, den 19. Okt. 1799. Leben Sie glücklich und denken Sie unserer frohen Reise und Ihres Landsmanns Ernst Moritz Arndt aus Rügen"; es ist für den Prediger Friedrich August Laurin niedergeschrieben. — Veröffentlicht wurde das kleine Gedicht zum ersten Male von Max Henze im Maiheft 1901 des „Türmer".

Lebenslied. (S. 17.) Noch ehe Arndt eine sichere Lebensstellung besaß, gründete er einen eigenen Herd. Seine Mutter zweifelte, ob er mit Charlotte Quistorp glücklich werden würde. In solcher Zeit des Kampfes entstand das Gedicht. (Meisner, „Ernst Moritz Arndt und Charlotte Quistorp". „Nord und Süd", 1896, Bd. LXXVII, S. 105 bis 112.) — V. 20. Hyder (griech.): Schlange, meist Wasserschlange, bes. die Lernäische Schlange, die Herakles tötete.

Lebensmut. (S. 17.) V. 17. die heil'gen Drei: die drei Parzen Klotho, Lachesis und Atropos, die den Lebensfaden der Menschen spinnen, messen und zerschneiden. Ihnen hat Arndt 1801 ein überlanges Gedicht „Gesang der Schicksalsschwestern" gewidmet. — V. 23. Heimarmenens: Heimarmene (griech.): Schicksal (= dem römischen Fatum). — V. 24. Erinnys' (griech.): Die Schlangen im Haar tragenden Erinnyen sind die Rächerinnen jedes Frevels; Äschylus läßt sie in der Orestie den Muttermörder Orestes verfolgen.

Auf dem Grabe. (S. 18.) Arndts Gattin Charlotte, geb. Quistorp war am 25. Juni 1801 kurz nach der Entbindung von einem Sohn gestorben. Außer diesem Gedicht gelten ihrem Tod (neben andern in

dieſer Ausgabe nicht abgedruckten) noch die „Elegie", S. 21, und die „Klinglieder", S. 77.

Des Knaben Segen. (S. 19.) Auf die Geburt von Arndts Sohn Karl; vgl. die vorhergehende Anm. — V. 55. die Horen: Die Göttinnen der Zeiten.

Elegie. (S. 21.) Vgl. die Anm. zu S. 18, „Auf dem Grabe". — V. 12. Manen: Die Geiſter der Verſtorbenen bei den Römern. — V. 40. Lucina: Beiname der Juno als Schutzgöttin der Gebärenden.

Melittion. (S. 25.) Mit dem Namen Melittion (vom griech. μέλιττα, die Biene) bezeichnet Arndt ſeine Freundin Charlotte Bindemann. Vgl. Meisner, „Ernſt Moritz Arndt und Charlotte Quiſtorp" a. a. O., und Lange, „Der Dichter Arndt", Berlin 1910, S. 25.

Leben. (S. 26.) V. 44. die Ägide (griech.): Das Fell eines von Athene (Minerva) erlegten Ungeheuers, das ſie fortan als Bruſtharniſch trug; zugleich iſt die Ägis Symbol der Gewitterwolke. — V. 50. Eumeniden (griech.): ein anderer Name für die Erinnyen, die Rächerinnen des Frevels. — V. 51. Ate (griech.): Perſonifikation der Zwietracht; ſo auch wiederholt bei Shakeſpeare und in Schillers „Maria Stuart".

Die Biene und der Lenz. (S. 27.) V. 3. Auch Sirach 11, 3 wird die Biene ein „Vöglein" genannt: „Denn die Biene iſt ein klein Vögelein und gibt doch die allerſüßeſte Frucht."

Elegie. (S. 29.) Gerichtet an die 1804 geſtorbene Mutter. Vgl. dazu die Worte aus einem Brief, den Arndt am 18. April 1804 an ſeine Schweſter Dorothea richtet (Br 50f.): „[Die Mutter] war ein trefflich, göttlich, tapfer Weib, aber auch ein glücklich Weib; ſolche friſche Frauennaturen werden nicht alle Tage geboren, denn dadurch nur hielt ſie einen ſchwachen Leib ſo lange aufrecht. Es iſt alles mit ihr natürlich gegangen, ſie hat den Kreis eines ſchönen tätigen Lebens geſchloſſen, und das Andenken an ſie kann nur lieb ſein, weil ihr Leben ein menſchlich Leben war. Solche Weſen mit ſolcher Daſeinsfülle werden ſelten geboren, ruhig und unerſchüttert, fromm und lieblich iſt ſie in ein anderes Sein nach dem Schluß der Notwendigkeit übergegangen. Schön wäre es freilich geweſen, wenn ſie noch lange gelebt hätte, denn ſie verſchönerte und ordnete die Welt um ſich her; aber Plage iſt ihr das Leben nie geweſen, als in Augenblicken der Kränklichkeit, wo auch die tapferſte irdiſche Kraft unterliegen muß. Ich denke immer an einen ewigen Frühling, wenn ich an ſie denke." — V. 18. Arndt verbindet mehrfach lehren mit dem Dativ, eine Konſtruktion, die auch Goethe nicht fremd iſt.

An die Deutſchen. (S. 31.) Aufgenommen in den GdZ II, T. VII, S. 39 und in die „Lieder für Teutſche". — V. 13. Nach der Sage hat Winkelried durch ſeinen Opfertod die Schlacht bei Sempach 1386 für die Schweizer entſchieden. — V. 14. Wilhelm: Wilhelm von Oranien. — Ruyter: holländiſcher Seeheld und Admiral; er zeichnete ſich beſonders in den Kriegen zwiſchen Holland und England aus.

Deutſches Kriegslied. (S. 31.) V. 9. Der Tyrann iſt natürlich Napoleon. Intereſſant iſt, daß der wütende Napoleongegner Arndt, der ſich übrigens oft rühmte, in demſelben Jahre geboren zu ſein wie der Korſe, ihm 1799 in einem Gedicht „Der Mächtige" („Wer trägt den

schimmerndsten von allen Namen?") gehuldigt hatte. Vgl. Anm. zu T. VI, S. 175.

Lob des Eisens. (S. 32.) Aufgenommen in den GdZ II, T. VII, S. 41 und in die „Lieder für Teutsche". — V. 46f. 1840 geändert in

„Die Wahn und Lüge flicht,
Und schickt die freien Toten" . . . .

Epistel an Elisa. (S. 33.) Gerichtet an Elisa Freifrau von Munck, die Gattin von Arndts schwedischem Gastfreund. Vgl. auch S. 37, „Lied usw.", und die entsprechende Anm. — V. 2. Rhadamanth: ein Richter in der Unterwelt. — V. 21. Griechische Sage: Kadmus säte Drachenzähne, aus denen eine Saat geharnischter Männer hervorwuchs. — Nach der von Zeus geschickten großen Flut, durch die das Menschengeschlecht bis auf Deukalion und seine Gattin Pyrrha ausgerottet wurde, warf dieses Paar auf göttlichen Rat Steine hinter sich, aus denen Männer und Frauen entstanden.

Paradiesisches Weinlied. (S. 36.) V. 11. Die „heil'gen Väter" sind die in den folgenden Zeilen aufgezählten Alten. — V. 32. Cypria ist ein Beiname der Liebesgöttin Venus.

Lied. (S. 37.) An den schwedischen Oberhofmarschall Freiherrn O. M. Munck ist auch das Gedicht „Willkommen" (S. 96) gerichtet. Vgl. auch E, T. II, S. 92. — V. 6. Alexander Magnus (lat.): Alexander der Große. — V. 21. Goten: Schweden; so nennt auch Schiller („Die Piccolomini") die Schweden Goten.

Frischauf! (S. 38.) Abgedruckt unter dem Titel „Soldatenlied" im GdZ II, aber nur in der ersten Auflage. — Das Lied ist mehrfach komponiert: so von Ferd. Möhring, Friedrich Rohr, Preßler. — V. 17. Ringen im Sinne von „läuten" findet sich wiederholt bei Arndt. Das Verbum wird sonst in dieser Bedeutung fast gar nicht gebraucht; „nur hier und da an der deutschen Küste, z. B. in Helgoland". (Grimm, „Deutsches Wörterbuch".) Arndt war es offenbar vom schwedischen ringa (ringare = Glöckner) her vertraut.

Reime aus einem Gebetbuche. (S. 41.) An den kleinen Sohn und die Pflegetochter des Freiherrn von Munck gerichtet.

Es saß ein Kindlein im weißen Kleid. (S. 42.) V. 20. Preisen war ursprünglich ein schwaches Verbum; die Formen: ich preiste, gepreist finden sich denn auch bei Luther, Gellert, Voß. Seit dem 17. Jahrhundert beginnen die starken Formen sich durchzusetzen.

Ein Kind wollt' Blumen pflücken gehn. (S. 45.) Komponiert von Richard Kügele.

Traum der fliehenden Minuten. (S. 52.) V. 58. Die Form fodern für fordern findet sich häufig, bes. im 18. Jahrhundert.

Der muntre Tag ist wieder still. (S. 54.) Melodie von Joseph Gersbach. — V. 20. heint (ahd. hia naht, mhd. hînaht): diese Nacht.

Gott der Gärtner. (S. 64.) V. 45. Merlblümchen: (bellis perennis) Maßlieb, Gänseblume, Marienblümchen. Die Bezeichnung Merlblümchen ist ganz ungebräuchlich.

Der Heil'ge Chriſt iſt kommen. (S. 66.) Melodie von Martin Blumner.

Ballade. (S. 67.) Häufig komponiert; Arndt wollte die „Ballade" nach der Volksweiſe „Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus" geſungen wiſſen.

Chorgebet. (S. 68.) V. 57—64. Der freilich faſt peinliche Anklang an Goethes „Grenzen der Menſchheit":

„Uns hebt die Welle,
Verſchlingt die Welle,
Und wir verſinken."

iſt unverkennbar.

Gottes Gericht. (S. 70.) Die Bibelſtelle des Mottos lautet: „Ich will das Schwert laſſen klingen, daß die Herzen verzagen und viele fallen ſollen an allen ihren Toren. Ach, wie glänzet es und hauet daher zur Schlacht!"

Aufruf an die Deutſchen bei Schills Tode. (S. 71.) Schill fiel am 31. Mai 1809 im Straßenkampf zu Stralſund. Vgl. auch S. 104, „Das Lied vom Schill" und die entſprechende Anm. — V. 21 f. Im Kriege Frankreichs gegen Öſterreich 1809 führte Napoleon ein ſtarkes Aufgebot deutſcher Truppen gegen die Öſterreicher. — V. 33. Riſch iſt eine ſpätere Nebenform für raſch.

Erinnerung an Pſychidion. (S. 73.) Meisner („E. M. Arndts Pſychidion." Euphorion 1896. III, 758—764) macht es höchſt wahrſcheinlich, daß Pſychidion die bekannte Weimarer Dichterin Amalie von Imhof iſt, die Gattin des ſchwediſchen Generals Karl von Helwig. Später hat dann Arndt den Namen Pſychidion auf Eliſa Freifrau von Munck übertragen, wie die „Briefe an Pſychidion oder über weibliche Erziehung" deutlich zeigen. Die Polemik Langes (a. a. O. S. 29), die ſich gegen Meisners Gleichſetzung Pſychidions mit Amalie von Imhof wendet, ſcheint mir nicht ſtichhaltig zu ſein. — Vgl. auch S. 87 das Gedicht „An Pſychidion".

Gebet. (S. 74.) V. 25. Schalken: ſich wie ein Schalk (d. i. Knecht oder Schelm) benehmen.

Schlachtgeſang. (S. 75.) Das vom 12. November 1811 datierte Gedicht hat Arndt an Charlotte von Kathen in einer Faſſung geſchickt, in der zwiſchen der vorliegenden erſten und zweiten Strophe folgende Verſe ſtanden (BrK 108):

„Zu den Waffen! zu den Waffen!
Weg mit dem hündiſchen und ſchlaffen
Geſindel, das die Ketten leckt!
In Weiberröcken zu der Spindel!
Da ſitz' und zittre, Luggeſindel!
Wenn unſer Mut die Schlachten weckt."

— V. 5 Vgl. Anm. zu S. 38, „Friſchauf!", V. 17. — V. 10 ff. lautet in der eben erwähnten Faſſung:

„Voll Wut der Tiger und Hyänen;
Von diesen Augen keine Tränen,
Bis unser ist der deutsche Rhein!"

— V. 22f. In der erwähnten Fassung:

„Heut schicken hunderttausend Gäste
Wir nieder zu dem düstern Neste."

Blumengruß an Elisa. (S. 76.) An Elisa Freifrau von Munck gerichtet.

Klinglieder. (S. 77.) Vgl. Anm. zu S. 18, „Auf dem Grabe". — „Klinglied" nennt Arndt wiederholt das Sonett; diese Übersetzung ist seit Martin Opitz im 17. Jahrhundert geläufig. — V. 6. sich für Donner dichten: sich zu Gewitterwolken verdichten.

Gebet eines kleinen Knaben an den Heiligen Christ. (S. 80.) Häufig komponiert, u. a. von Claußnitzer, Karl Reinecke, A. Struth, Gottlob Siegert.

Trost. (S. 80.) Das Gedicht schickte Arndt als Beilage zu einem Briefe an Charlotte von Kathen (BrK 78): „. . . Mich dünkt oft, es stehen noch viele Ziele vor mir; ich komme vielleicht zu keinem. Als Zeichen des Schwankens meiner Wage sende ich Ihnen beiliegende Reime."

Der Mann. (S. 81.) V. 10. Das Bild vom „Sonnenaar" findet sich auch in dem Gedicht „Der letzte Ritter" von Anastasius Grün. Der Ausdruck „Sonnenadler", „dichterisch als Bezeichnung des Adlers überhaupt, der sich zur Sonne emporschwingt" (Grimm, „Deutsches Wörterbuch"), begegnet auch bei Herder, Lichtwer, Stolberg u. a. — V. 33. Dem doppelten mhd. Plural schît und schîter entsprechend finden sich im Nhd. die beiden Pluralformen Scheite und Scheiter.

Lied der Rache. (S. 83.) V. 6. Arndt wendet die alte, richtige Form „inzwei" häufig an. Sie ist entstanden aus „in zwei"; abgeschwächt: enzwei; die heute allein gebräuchliche Form „entzwei" ist demnach verderbt und ohne Gefühl für die eigentliche Bedeutung gebildet. — V. 14. Brandmalen (vom Subst. Brandmal abgeleitet) = brandmarken; so auch bei Lessing, Wieland, Tieck.

Männerglück. (S. 87.) Graf Baudissin war Diplomat in Stockholm.

An Psychidion. (S. 87.) Vgl. die Anm. zu S. 73, „Erinnerung an Psychidion".

Auf dem Rugard im Herbstmond 1811. (S. 88.) Ein Berg in der Nähe der Stadt Bergen auf Rügen. Seit 1877 erhebt sich daselbst ein Denkmal Arndts. — Charlotte von Kathen, geb. von Mühlenfels, Arndts Freundin. Vgl. auch S. 252 das an sie gerichtete Gedicht „Der Schwan von Pulitz". Arndts Briefe an sie hat Eduard Langenberg unter dem Titel „Ernst Moritz Arndts Briefe an eine Freundin." (Berlin 1878) herausgegeben; sie enthalten auch eine Anzahl Gedichte und Briefe von Charlotte von Kathen an Arndt.

An den General Grafen Philipp Schwerin. (S. 90.) Schwedischer General; Arndts „Gönner und Freund." (E, T. II, S. 57.)

Die Tauben. (S. 91.) Dem Andenken der 1804 gestorbenen Mutter gewidmet. — V. 2. Über das wahrhaft innige Verhältnis, das der Knabe Arndt zu seinen Tauben hatte, berichtet der Dichter selbst (Schr III, 490—493):

„Aber auch eine fröhlichste Traumdämmerung aus der Kindheit schwebt mir noch lebendig vor und kommt zuweilen fast wie ein überirdisches Gesicht, welcherlei Gesichte die Kinder gewiß viele haben, noch oft wieder. Ich war an einem schönen Sommertage in dem Blumengarten auf einem Steige zwischen grünen Buxusbäumen eingeschlafen und erwachte gegen den Abend, wo die sinkende Sonne golden durch die Bäume schien und die hohen Buxus um mich mit Rosenrot übergoß, und sah halb im Wachen halb im Träumen mit unbeschreiblichem Entzücken zwei schneeweiße Tauben im Goldglanz mitten in der Sonne schweben. Diese Sonne, und zwar in unendlicher Größe, nebst den beiden schneeweißen von ihr mit Gold übergossenen Tauben darin, ist mir als anmutigster Traum mit denselben Bildern und Empfindungen oft noch in späteren Jahren wiedergekommen. Ich habe die Stelle im Garten später wiedergesucht und wiedergefunden; der Buxus war noch da, aber der Baum nicht mehr, der seine Rosenäpfel über den Steig und den lauschenden Knaben herabhängt. Ich hatte damals wirklich ein Paar schönste schneeweiße Tauben von der Art der sogenannten Trommler, meine und meiner Mutter Lieblinge, welche sich in einem Zimmer neben meinem Schlafstübchen im Kamin ein Nest gebaut hatten, indem eine zerbrochene Fensterraute ihnen das Zimmer öffnete. Sie hatten dort ein paar Sommer ihre Wirtschaft, und ich hatte das Amt, sie zu füttern. Überhaupt war meine Landfreude, ja mein Landentzücken bis zum Ende meines sechzehnten Jahrs das Spiel mit Tauben, und darum haben diese anmutigen und in vielen ihrer Neigungen und Triebe dem Menschen ähnlichen Tierchen noch jetzt in Träumen häufig die Rolle, daß ich die allerschönsten mit Entzücken heranfliegen sehe und zuweilen mit noch größerem Entzücken im Schlage einfange.

. . . Grabitz. Gleich das erste oder zweite Jahr unsers dortigen Lebens, es mochte mein elftes, zwölftes Jahr sein, erlebte ich daselbst eine großartige Taubengeschichte. Mein Vater lag an einer Hämorrhoidalkolik todkrank darnieder. Die Gesichter der Mutter und Base, zwei, drei Ärzte, die gingen und kamen, deren der eine sogar bei Nacht aus Stralsund übers Meer geholt ward, erschreckten mein Herz mit bangen und dunkeln Ahnungen. Ich griff fleißig zu meinem einzigen Trostgewehr, das ich hatte, las mir fromme Lieder aus dem Gesangbuche und das laufende Sonntagsevangelium mit lauter Stimme vor und wiederholte das mehrmals und betete und wünschte recht fromm. Endlich aber in der großen Not meines Herzens fing ich an zu fragen, ob ich dem lieben Gott für das Leben meines Vaters nicht irgendein Opfer bieten könne. Ich durchmusterte unser Haus, meine Geschwister der Reihe nach, wobei ich aber fand, daß ich kein Recht an ihrem Leben habe; zuletzt kam ich an mich selbst, fühlte aber, daß ich noch nicht sterben wolle. Da blieb mir denn nichts als mein Taubenboden, welchen ich im inbrünstigen Gebet unter vielen Tränen Gott darbot.

Es war nach dem Abend dieses Gebets Morgen geworden, und zwar ein fröhlicher Morgen; die Base kam ganz früh zu uns Kindern in die Schlafstube und brachte die frohe Botschaft, die Krankheit des Vaters habe sich in der Nacht gebrochen, und er sei außer Gefahr. Wir schlüpften geschwind aus dem Bette, kleideten uns an, jeder ging zu seinem kleinen Geschäfte, ich meine Tauben füttern. Und als ich die Türe meines Taubenbodens öffne, was erblicke ich? Ein weites Schlachtfeld, nichts als Leichen. Der Marder hatte sich durch das Strohdach des Hauses und durch ein morsches Brett gefressen, meine Schönheiten lagen in langer, blutiger Reihe nebeneinander, zum Teil zerrupft und angefressen. Eine einzige braune Sie, die Großmutter, um welche sich wieder ein neues Geschlecht ansiedeln sollte, saß über dem ganzen Jammer noch lebendig auf der Stange. Auf mich machte diese Begebenheit einen unbeschreiblichen Eindruck; ich habe sie aber wohl beinahe zwanzig Jahre bei mir behalten und sie erst später bei traulichen Herzensergießungen oder Gesprächen über göttliches Wirken und Walten wohl einzelnen Freunden erzählt. Sonderbar genug begab sich, daß ich einige Wochen nach diesem göttlichen Ausspruche und Zeugnis, als ich des Morgens meinen Schlag öffnete, wohl ein Dutzend sehr schöne, verflogene Tauben auf dem Dache sitzen sah, welche alle in meinen Schlag gingen und bei den drei, vieren, die ich unterdessen wiedergeschafft hatte, treue Mitbewohner blieben. Doch glaubte ich nicht, daß sie vom Himmel herabgekommen seien."

— V. 14. Raute: „viereckiges Gestell, Eingang zum Taubenschlag" (Meisner „E. M. Arndts ausgewählte Werke"; hsg. von Meisner und Geerds Leipzig. II, 131). — V. 19. Vgl. Anm. zu S. 29. „Elegie", V. 18.

Die Lerche. (S. 92.) V. 1. 1808 war Arndts Vater gestorben; ihm gilt die Erinnerung dieses Gedichtes. — V. 4. Schweden.

Traum. (S. 93.) V. 20. Dohnen sind Schlingen für den Vogelfang. — V. 89. Gebär = Gebärde findet sich wiederholt bei Arndt und begegnet, wenn auch sehr selten, im älteren Nhd. — V. 125. Vgl. Anm. zu S. 54, „Der muntre Tag ist wieder still", V. 20.

Willkommen. (S. 96.) V. 1. Arndt besuchte den schwedischen Freund in Brandshagen bei Stralsund. — V. 6. See in Schweden. Ebeby am Mälare war der Wohnsitz des Freiherrn von Munck. — V. 35. überzwerch (mhd. über twerch): nach der Quere hin, schief.

An Antonia Amalia, Herzogin von Württemberg. (S. 98.) Antonia, Herzogin von Württemberg, und ihren Gemahl, den Herzog Alexander, Befehlshaber einer russischen Kriegsschar, lernte Arndt in Petersburg kennen. Vgl. E, T. II, S. 125 und WuW, T. V, S. 47 f. — V. 45. Ahndung im Sinne von Ahnung auch bei Wieland, Bürger, Kant, Schiller u. a.

Vaterlandslied. (S. 100.) Melodie von Albert Methfessel. Nach Karl Becker, „Die Lieder Ernst Moritz Arndts" („Bonner Zeitung". Jahrg. 1910), ist das Lied auch von Silcher, A. Ehrhardt, H. Grosse, F. Schneider und W. Volkmar vertont.

Marsch. (S. 102.) V. 16. Kiwi = (franz.) Qui vive?

Der Soldat. (S. 103.) V. 4. kuranzen: plagen, züchtigen, prügeln. — V. 27. Gekitter: Kittern (nicht zu verwechseln mit dem gleich-

lautenden Verbum = klecksen, schmieren; bekannt durch Fischarts Geschichtklitterung; vgl. auch Schiller: Zeitungsklitterer) = klappern, rasseln; so bei Luther und weiterhin im 17. Jahrhundert; aber seltenes Wort.

Das Lied vom Schill. (S. 104.) Steht in der Sammlung „Fünf Lieder für deutsche Soldaten" unter dem ursprünglichen Titel „Das Lied vom kühnen Schill". — Sehr interessant ist eine Untersuchung von Carl Wendel (Euphorion XIV, 320—338), die am Lesartenapparat von fünf Liedern Arndts den Nachweis bringt, wie der Dichter änderte, obwohl er selbst (in der Vorrede zur letzten Ausgabe eigener Hand, 1859) die Gedichte „seinem Volke als ein letztes Vermächtnis" in der Gestalt zu geben glaubte, „wie sie einst aus seinen Händen in die Welt ausgeflogen" seien. Wendel zeigt, wie sehr dieser Glaube des Dichters ein Irrtum ist, indem er fünf Gedichte vornimmt: 1. Das Lied vom kühnen Schill. 2. Das Lied vom tapfern Gneisenau. 3. Das Lied vom edlen Dörnberg. 4. Das Lied vom braven Chasot. 5. Des Deutschen Vaterland. Wendel weist alle fünf Lieder den „jauchzenden und triumphierenden Tagen" des Königsberger Aufenthaltes zu. In den gleichen Zeitabschnitt muß auch noch die Zusammenfassung dieser Lieder zu einer für deutsche Soldaten bestimmten Sammlung fallen, da die Petersburger Ausgabe dieser Sammlung nach einer Schlußnotiz bereits am 1. April 1813 die Zensur passierte. Daher glaubt Wendel, daß „die Lieder, die hier vereinigt vorliegen, auch zuerst und ursprünglich in dieser Vereinigung an die Öffentlichkeit gelangt sind". Er prüft diese Annahme an der entgegenstehenden Meinung von Goedeke und der Herausgeber der Br (Erläuterung zum 63. Brief), daß Reimer die „Fünf Lieder" aus Arndts „Lieder für Teutsche" abgedruckt habe, und kommt aus inneren und äußeren Gründen zu dem Ergebnis, daß die „Fünf Lieder" schon vor dem Reimerschen Druck als Korpus existiert haben. — Die Melodie zu Arndts „Lied vom Schill" ist die Volksweise „Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus". — V. 1. Am 28. April 1809 begann der preußische Husarenmajor Ferdinand von Schill seinen kühnen Zug in der Hoffnung, die Deutschen zum allgemeinen Freiheitskrieg fortreißen zu können. Die mutige Tat ist oft im Lied gefeiert worden, so von Stägemann, Fouqué, Rückert („Vorreiter Schill") und Schenkendorf („Schill. Eine Geisterstimme"). Arndts letzte Verse gelten Schill. (Vgl. Ged, T. I, S. 307 und 309.) — Vgl. auch Ged, T. I, S. 71 und E, T. II, S. 84. — V. 13. Dodendorf, nicht weit von Magdeburg. — V. 17. Stadt in Mecklenburg-Schwerin, an der unteren Elbe, von Schill am 15. Mai 1809 gestürmt. — V. 26. Wallenstein belagerte 1628 Stralsund vergeblich. — V. 27. Im Jahre 1714 kehrte Karl XII. nach jahrelanger Abwesenheit nach Schweden zurück. Bekannt ist sein abenteuerlicher Ritt, der ihn in sechzehn Tagen aus der Türkei nach Stralsund führte, wo er am 22. November 1714 eintraf. — V. 28. Die Befestigungen sind zerfallen. — V. 36. Holländische und dänische Truppen drängten Schill nach dem schwedischen Stralsund. — V. 41. Arndt deutet hier den Namen Strelasund (= Stralsund) in Stralesund um. — V. 43. Am 31. Mai fiel Schill im Straßenkampfe zu Stralsund. — V. 53. Der vom Rumpfe getrennte Kopf ward in Spiritus gesetzt und öffentlich im Museum zu Leyden ausgestellt, bis er endlich 1837 nach Braunschweig gebracht und

dort beigesetzt wurde. — V. 54. Schills Körper ruht auf einem Friedhof in Stralsund. — V. 58. „Der König Friedrich Wilhelm III. mißbilligte den Schritt Schills in dem Grade, daß er, um die Genehmigung ersucht, die Stelle, auf der Schill in Stralsund gefallen war, durch einen einfachen Stein bezeichnen zu dürfen, diese versagte, mit den Worten: „Nicht passend, der Insubordination Ehrendenkmale zu errichten." (Albert Pick „Aus der Zeit der Not". Berlin 1900, S. 151.) Arndt selbst hat sich später um einen würdigen Schmuck des Grabes seines Helden — vergeblich — bemüht. Am 1. Mai 1817 schreibt er an seinen Schulfreund J. H. Israel (Br 159 f.):

„Noch eins, was ich lange auf dem Herzen getragen und immer vergessen habe an den rechten Mann zu bringen. Ich meine, Du bist der rechte Mann und Bürger. Schill ist in Stralsund für ein edles Wollen, dem er freilich nicht gewachsen war, gefallen. Es ziemt sich, daß auf seinem Grabe künftigen Herbst (besser diesen Frühling an seinem Todestage) ein paar junge Eichen gepflanzt werden, für deren Begießung und Wachstum Du und Dir Gleichgesinnte Sorge tragen. (Ihr könnt ja um Grab und Bäume ein tüchtiges Eisengitter machen lassen mit der einfachen Aufschrift: Ferdinand Schills Grab.) Diese Pflanzung und seine Todesfeier machst Du mit wackeren Freunden und Bürgern ganz still. Anfragen dürft ihr vorher nicht viel; da würde es kaum erlaubt werden, weil Schill contra auctoritatem et voluntatem regis auftrat. Tu das, lieber Bruder; es ziemt der alten würdigen Stadt, deren ehrwürdigen Wälle und Bollwerke durch die Welschen zertrümmert sind."

Israel muß abgelehnt haben, denn am 10. Mai 1817 schreibt ihm Arndt resigniert-ironisch (Br 159):

„Lieber Freund. Die Ansichten der Menschen über Menschen sind verschieden. Hat freilich Schill Stralsund mit Brand bedroht, so ist es natürlich, daß die Stralsunder sein Gedächtnis nicht suchen können zu verlängern. Daß er den Kopf verloren hatte und zuletzt viel Halbes und Unsinniges tat, wissen wir alle: das Unglück hat er aber mit vielen großen Menschen gemein. Großen Einfluß hat er auf Volk und Zeit gehabt, viele treffliche Offiziere hat er erweckt und gebildet, und das wird bleiben."

Das Lied vom Gneisenau. (S. 106.) Vgl. auch Arndts Aufsatz „Gneisenau" (1843) KlSchr III, T. XII, S. 94 ff. — In einem (in dieser Ausgabe nicht gedruckten) Gedicht „Meine Helden" von 1816 hat Arndt nochmals Gneisenau gefeiert:

„Wer ist der dritte,
Der glänzen darf, wo keine Lügen gleißen?
Wer darf in Mitte
Von Heldenmännern Mann und Held noch heißen?
Ist's der Geschwinde,
Der über wüste Länder, über Wogen
Voll falscher Winde
So rastlos ist der Freiheit nachgezogen?

Ist's der geschwinde,
Der tapfre Gneisenau, dem Lieder leuchten?
Von keinem Kinde,
Germanien, welches deine Brüste säugten,
Ist dir gegeben
So reicher Lohn für das gegebne Leben.
O du, der wachte
Mit kühnen Sorgen, als die Wächter schliefen,
O du, der dachte,
Als Tausende in dummer Irre liefen,
Auf dich zu achten
Hat Gott dir Wuchs und Antlitz hoch erhoben —
Drum muß ich loben
Dich, Trost im Rat, dich, Blitz in deutschen Schlachten."

— V. 1. Gneisenau hatte zusammen mit Nettelbeck und Schill die Festung Kolberg nach der Unglücksschlacht bei Jena auf das tapferste verteidigt. — V. 17. Dieses Motiv des Werbens um Städte, bei dem die belagerte Stadt als Braut, der Belagerer als werbender Bräutigam erscheint, findet sich häufig in den Kriegsliedern Arndts wie auch bei Schenkendorf und Rückert. Vgl. die Aufsätze von Reinhold Köhler („Archiv für Literaturgeschichte" I, 228—251), Ludwig Fränkel („Zeitschrift für deutsche Philologie" XX, 336—364), Franz Branky („Zeitschrift für den deutschen Unterricht" IX, 471—475). — V. 54. Ohnehosen: Übersetzung des französischen sansculottes. (Culottes sind die Kniehosen, wie sie vor der Revolution allgemein getragen wurden; seit der Revolution kamen die pantalons, die langen Hosen, auf.) — V. 55. Auf Napoleons Veranlassung mußte Gneisenau 1809 aus der preußischen Armee ausscheiden; er versuchte, in England für den Krieg gegen Napoleon zu wirken.

Das Lied vom Dörnberg. (S. 108.) Wilhelm Freiherr von Dörnberg unternahm im Königreich Westfalen im Frühjahr 1809 einen Aufstand und rückte mit einem Haufen Bauern auf Kassel, ward jedoch geschlagen und floh. Ihm hat Arndt 1833 ein zweites (in dieser Ausgabe nicht gedrucktes) Gedicht gewidmet: „Verse, gesungen, als General Dörnbergs Freunde ihm an dem Tage seines vollen fünfzigsten Kriegsdienstjahrs einen Ehrendegen überreichten", dessen zweite Strophe lautet:

„Die schönste Hochzeit feiern wir,
Die golden ist und stählern ist,
Und einen Ruhm begrüßen wir,
Der reich an Ehrenmälern ist:
Vor fünfzig Jahren hat das Schwert
Dem Wilhelm Dörnberg sich vermählt;
In Glück und Unglück treu bewährt
Hat's nie dem deutschen Streit gefehlt."

— V. 10. Jérôme, König von Westfalen. — V. 37. Der entthronte Herzog von Braunschweig, in dessen Korps Dörnberg eintrat. — V. 54. Ursprünglich schloß sich noch eine Strophe an:

„Gott segne dich, o Rittersmann,
Der solch ein frommes Herz gewann,
Gott segne deine Treue,
Gott segne deinen freien Mut,
Daß bald sich in Franzosenblut
Dein deutsches Herz erfreue!"

Arndt hat diese Strophe 1840 gestrichen „offenbar nicht nur, weil er dem 72jährigen Helden keine kriegerischen Taten mehr zumuten mochte, sondern vor allem, weil die dort ausgesprochene Hoffnung auf blutige Kämpfe mit den Franzosen der politischen Lage nicht mehr entsprach". (Wendel, a. a. O. S. 337.)

Das Lied vom Chasot. (S. 109.) Ludwig Graf Chasot war in Rußland an der Bildung der Deutschen Legion stark beteiligt. — V. 13. risch: vgl. Anm. zu S. 71, „Aufruf usw.", V. 33. — V. 29. Zar Alexander I. — V. 55. Ihr hat Arndt 1813 einen Aufsatz gewidmet: „Zwei Worte über die Entstehung und Bestimmung der deutschen Legion". — V. 83 f. In Pleskow starb Chasot am 13. Januar 1813. Vgl. E, T. II, S. 132 f. und WuW, T. V, S. 61 f. —

Lieder aus dem Katechismus für den deutschen Wehrmann. (S. 112.) Der „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann" bringt einen Anhang von Liedern, aus denen die hier gedruckten eine Auswahl darstellen.

Reue über die Sünde. (S. 112.) Melodie: Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Trost auf Gott. (S. 113.) Melodie: Was Gott tut, das ist wohlgetan. — V. 37 f. Anlehnung an Georg Neumarks Kirchenlied „Wer nur den lieben Gott läßt walten": „Wer Gott dem Allerhöchsten traut, der hat auf keinen Sand gebaut."

Es spricht der freche Bösewicht. (S. 114.) Melodie: Allein Gott in der Höh' sei Ehr'. — V. 18. ergrauet: nicht = grau werden, sondern = ergrausen; so bei Uhland: „Ergrauend vor der Nachtgespenster Lärm".

Wann beginnt das Heil zu tagen? (S. 115.) Melodie: Wachet auf! ruft uns die Stimme. — V. 4. Vgl. Anm. zu S. 83, „Lied der Rache", V. 13. — V. 13. zeugen = Zeugnis ablegen.

Frischauf, ihr deutschen Brüder. (S. 116.) Melodie: Von Gott will ich nicht lassen.

Flammet Herzen! Wehet Fahnen! (S. 117.) Melodie: Gott des Himmels und der Erden.

Auf! Die Schwerter hell heraus! (S. 119.) Melodie: Jesus, meine Zuversicht.

Frischauf, ihr deutschen Scharen! (S. 120.) V. 18. Einen Gott Teut hat es in der germanischen Mythologie nie gegeben, vielmehr sind erst in der Zeit Klopstocks Name und Begriff eines Gottes Teut von den Teutonen abgeleitet worden.

Wohlauf mit Herz und Mut! (S. 122.) Melodie: Nun danket alle Gott. — V. 18. Der immerhin seltene Plural Thronen findet sich auch bei Goethe und Schiller.

Auf! Danket Gott und betet an. (S. 123.) Melodie: Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut.

Des Deutschen Vaterland. (S. 126.) Das Lied ist viel vertont und viel gesungen worden. Vgl. über die Kompositionsgeschichte des Liedes Hoffmann von Fallersleben „Unsere volkstümlichen Lieder". (4. Auflage, neu bearbeitet von Karl Hermann Prahl. Leipzig 1900, S. 249f.): „Die älteste Melodie dazu wurde sehr wahrscheinlich von Zelter gesetzt nach Jahns Brief vom 30. Nov. 1846 im Jahnmuseum zu Freyburg a. U. Sie findet sich als Nr. 1 der Musikbeilage zu den ‚Deutschen Wehrliedern', mitgeteilt von Dr. Vogel im Jahrbuch der Musikbibliothek Peters, Leipzig 1897. Als nächste erschien eine Melodie von K. T. Moritz, Reg.-Sekretär in Berlin, als Beilage Nr. 3 zur Allg. musikalisch. Zeitung, Leipzig, Breitkopf & Härtel, Nr. 22 am 1. Juni 1814. Diese beiden sind vergessen. Zum Volksliede wurde Arndts Gedicht erst durch die beiden folgenden Kompositionen. Die dritte ist von Johannes Cotta; sie entstand zu Anfang des Jahres 1815 in Jena und ward am 12. Juni desselben Jahres von der dortigen Burschenschaft zum ersten Male gesungen, und mit diesem Liede zogen die Jenenser Studenten 1817 zur Wartburgfeier in Eisenach ein. Sie wurde zuerst gedruckt in: ‚Deutsche Burschenlieder mit vierstimmig gesetzten Weisen'. 1. Samml. Jena, Cröker, 1817 Nr. 3, dann in Methfessels Kommers- und Liederbuch. Rudolstadt 1820 Nr. 48; Erk, Volkslieder für Männerstimme 2. Heft Nr. 55. Eine vierte Melodie komponierte G. Reichardt 1825, op. 7, der Cottas Volksmelodie eine Komposition für gebildete Sängervereine gegenüberstellen wollte. 1826 in Berlin veröffentlicht, ist sie denn auch durch Gesangvereine verbreitet und das Lied mit ihr ebenfalls zum Volksliede geworden." Dem Komponisten Reichardt trug die Vertonung bei seinem Besuch in Paris den Namen „Monsieur le compositeur de la Marseillaise Prussienne" ein; das Lied selbst nannte im Jahre 1848 ein mexikanischer Bischof die Missa protestantica! — Außer den angeführten Komponisten nennt Karl Becker (a. a. O.) noch die Melodien von W. F. Jansen, C. Krebs, F. Liszt, W. Speier, W. Volkmar. — Als Arndt aufgefordert wurde, zur Feier der Grundsteinlegung zum Hermannsdenkmal im Teutoburger Walde eine Fortsetzung seines Liedes zu geben, schickte er zum Arminiusfest des 8. Septembers 1841 noch folgenden „Zusatz":

„Das ganze Deutschland soll es sein!
Das sei der Ruf, der Klang, der Schein,
Der junge und der alte Schluß:
Der Blücher, der Arminius!
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

Das ganze Deutschland soll es sein!
So klingt's vom Belt bis übern Rhein.
Der Römer sank, der Römling sinkt,
Wo Stahl in deutschen Fäusten blinkt.

So soll es sein!
So war, so soll mein Deutschland sein!"

Einen merkwürdigen Streit brachte das Lied dem Dichter ein: Der Bonner Professor Ferdinand Delbrück richtete gegen das überaus volkstümlich gewordene Lied eine seltsame Schrift: „Das Volkslied: Was ist des Deutschen Vaterland. Würdigung desselben von Ferdinand Delbrück. Nebst Zuschrift an E. M. Arndt und Erwiderung von ihm." Bonn 1846. Darin wirft Delbrück der Fragestellung Arndts „undenkbare Verkehrtheit" vor. Wenn trotzdem Arndts Gedicht ein Lieblingslied der Deutschen geworden sei, so rühre das her „von unserer überschwänglichen Einfältigkeit, das Verfehlte der Form der löblichen Absicht zu Gute zu halten". Ebenso falsch scheint Delbrück die Antwort des Dichters im zweiten Teil zu sein; zumal die Zeilen „Wo jeder Franzmann heißet Feind, Und jeder Deutsche heißet Freund" sind ihm anstößig. „Demnach ja wäre, sagt ihr, des Deutschen Vaterland überall und nirgend! — Warum fraget ihr hienach mich? Fraget das Lied. Es antwortet euch: Des Deutschen Vaterland ist ein Luftgebilde, ein Hirngespinst, ein Unding." Es folgt eine Zuschrift an Arndt, den Delbrück flehentlich bittet, das Gedicht „als aller Volkslieder unvaterländischestes" auf dem Verzeichnisse sämtlicher Liedertafeln für immer streichen zu lassen. Arndts ruhevolle Antwort zeigt dem Gegner, wie die Worte des Liedes aus dem Verlauf der deutschen Geschichte begriffen werden müssen, und kommt zu dem Ergebnis, „daß ich seine Gestalt gern preisgeben kann, aber nimmer seinen Inhalt, sondern daß ich seinen Gefühlen und Gedanken eine Unvergänglichkeit und diesem Liede also auch Bestand wünsche, bis es von einem vollkommeneren gleicher Gesinnung abgelöst wird". Mit Recht nennt Arndt (Br 411) den Professor Delbrück einen „wundersamen gelehrten Donquixote". Schließlich weise ich noch auf die bitteren Verse Richard Wagners aus dem Juli 1863 hin („Gedichte". Berlin 1905. S. 34 und Anm. S. 166):

„Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Nibelheim, Krähwinkelland?
Ist's wo der Jud' sich mausig macht,
Der Lump sich kühn ins Fäustchen lacht?
Ist's wo man ernst und tief sich preis't,
Mit Nachbars Mostwurst doch sich speis't?
Wo Mittelmäßigkeit gedeiht,
Dem Edlen man ins Antlitz speit?
Wo hundert Jahr man alt muß sein,
Eh' Anerkennung sich stellt ein?
Wo dem, den sie zu Tod gehetzt,
Man Reden hält und Standbild setzt?
etc. etc. etc.
O ja! O ja! Ja! Ja!
Sein Vaterland, da ist es, da! —

— V. 9. Marsen = die Marschen an der Nordsee. — V. 10. Märker, aus der Grafschaft Mark im heutigen Westfalen. — Recken in der Sprache

der Gewerke: Leder recken = es durch Dehnen geschmeidig machen; Eisen recken = das Eisen durch Hämmern oder Walzen in die Länge ziehen oder ausschmieden. So auch Freiligrath (Grimm, „Deutsches Wörterbuch"). — V. 19. Strophe 4 und 5 waren ursprünglich umgestellt. — V. 20. Ursprünglich folgten auf die fünfte Strophe folgende Zeilen:

„Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's, was der Fürsten Trug zerklaubt?
Vom Kaiser und vom Reich geraubt?
O nein! o nein!
Das Vaterland muß größer sein."

Diese Strophe, „in der die Zerrissenheit des Reiches den verräterischen Rheinbundfürsten zur Last gelegt wird", schied Arndt nach Wendel (a. a. O. S. 337) aus, da man mißverständlicherweise „in der Zeit der Demagogenverfolgung in ihr einen Angriff auf die Staatsgewalt überhaupt sah". Wendel macht darauf aufmerksam, daß Arndt, ehe er sich zur Ausscheidung der Strophe entschloß, vorübergehend eine Abänderung des Textes für ausreichend hielt: er schrieb statt der Worte „der Fürsten Trug" einfach „der Wälschen Trug".

Des deutschen Knaben Robert Schwur. (S. 128.) Für Robert Motherby, den 1808 geborenen Sohn seines Königsberger Freundes, gedichtet (Meisner, a. a. O. III, 26). — Lange (a. a. O. S. 92) macht darauf aufmerksam, daß das Gedicht inhaltlich und rhythmisch an zwei Lieder Stolbergs angelehnt ist. — Melodie von Albert Methfessel.

Auf die Schlacht bei Groß-Görschen oder Lützen, den 2. Mai 1813. (S. 129.) Mit leichten Änderungen aufgenommen in „Das preußische Volk und Heer im Jahre 1813" (KlSchr II, T. XI, S. 9ff.). — V. 30. Säkeln: vom lat. **saeculum**, das Jahrhundert. — V. 61. Gustav Adolf fiel 1632 bei Lützen; doch erfochten die Schweden einen Sieg über Wallenstein. — V. 62. Offenbar denkt Arndt an die Schlacht bei Roßbach, die in der Nähe jener großen Schlachtfelder geschlagen ward.

Der Waffenschmied der deutschen Freiheit. (S. 131.) Scharnhorst wurde in der Schlacht bei Großgörschen verwundet; trotzdem eilte er nach Österreich, um zum Bündnis zu drängen. Die Vernachlässigung der Wunde brachte ihm den Tod: er starb in Prag am 28. Juni 1813. — Vgl. auch S. 133 Arndts Gedicht „Scharnhorst, der Ehrenbote". Nochmals hat ihn der Dichter in dem (in diese Ausgabe nicht aufgenommenen) Gedicht „Meine Helden" im Jahre 1816 gefeiert:

... . . So klingt den Besten
Zuerst mir in der Töne frohem Streite,
Den Stillsten, Größten,
Den Gott dem Volk als reinstes Opfer weihte,
Klingt **Scharnhorsts** Namen!
Bei Lützen ward der fromme Held erschlagen:
Gott wollte Amen

Zu jeder Hoffnung jagen.
Wo er gefallen,
Da werden Enkel Freiheitseichen pflanzen,
Da wird es schallen
Im hellen Spiel von Schwertern und von Lanzen,
Wenn sich in eins verbrüdert
Das Volk, das welscher Trug so lang zergliedert."

Deutscher Trost. (S. 132.) Komponiert von Friedrich Wilhelm Berner, A. Methiessiel, Ferd. Baake, Rettich, O. Claudius, B. Hermann, Fr. W. Jähns, C. Kreutzer, J. Otto.

Scharnhorst, der Ehrenbote. (S. 133.) Vgl. Anm. zu S. 131, „Der Waffenschmied der deutschen Freiheit". — Steht in der Sammlung „Lieder für Teutsche" unter der Überschrift „Auf Scharnhorsts Tod". — Vgl. auch Rückerts Gedicht „Scharnhorsts Grabschrift" („Scharnhorst, der edle Horst der Scharen") und das schönste Gedicht „Auf Scharnhorsts Tod" von Schenkendorf:

„In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlanze,
Preußen, euer General.
Lustig auf dem Feld bei Lützen
Sah er Freiheitswaffen blitzen,
Doch ihn traf der Todesstrahl."

— V. 7. Die Söhne Teuts, vgl. Anm. zu S. 120, „Frischauf, ihr deutschen Scharen!", V. 18.

Des Knaben Abendgebet. (S. 135.) „Für seinen Sohn gedichtet, als Arndt im Mai 1813 in seiner Heimat war" (Meisner, a. a. O. III, 36). — Von Hermann Franke vertont.

Frühling. (S. 136.) Melodie von Friedrich Silcher.

Klänge aus der Vergangenheit. (S. 137.) Die fünf Lieder, von denen ich zwei gebe, sind an Johanna Motherby gerichtet.

Sternengruß. (S. 137.) V. 20. Den Schein, nämlich ihrer Augen.

Klinglieder. (S. 138.) Zu der Bezeichnung „Klinglieder" = Sonette vgl. Anm. zu S. 77. — Die „Klinglieder", von denen ich eine Auswahl bringe, sind an Johanna Motherby gerichtet.

So klingst du wieder, längst verklungner Klang? (S. 139.) Dieses Sonett schickte Arndt am 18. Juni 1813 an Johanna Motherby. — V. 14 lautet zunächst viel persönlicher: „Es ist Furina, all mein Heil und Glück." Der Name Furina kehrt in Briefen und Gedichten an Johanna Motherby häufig wieder.

Was klingt mir für ein süßer Wunderschall. (S. 139.) Arndt sandte das Sonett mit einem Briefe vom „3. Juli abends 11 Uhr" an Johanna Motherby (BrM 103 f.):

„Ein heißer mühevoller Tag voll Ausrichtungen und Bestellungen, welche die Seele nicht ganz lassen. Dann nach Charlottenburg mit Schützens, da war ich unter den Bäumen mit Furina und fühlte ihren Athem unter den Linden, — o meine Linde! habe den Baum lieb, süße

Liebe, — es war ein schöner halkyonischer Abend, und die sterbende Sonne bettete sich mit herrlichem Glanz auf schwarzen Gewitterwolken; auch ich war düster, aber glückselig. Als wir halb 10 Uhr zu Hause, mußte ich in Geschäften noch zu zwei Männern. Mein Hausgang von diesen war nicht gesegnet: ich ward naß durchgeregnet und stieß mir dicht vor meinem Hause die lahme Zehe, daß ich es schmerzlich fühle. Aber der Schmerz war nichts, die Wonne der Liebe kam göttlich über mich, meine Furina mit ihrer ganzen tiefen, dunkeln, gefährlichen Seele, und ich war aufgelöst und bin aufgelöst in Glückseligkeit, und meine ganze Brust war nur ein heller Klang und ein süßer Schmerz. Habe Dank, himmlischer Vater, daß du so segnest! O daß ich wüßte, was meine Furina diese Stunden zwischen 11 und 1 Uhr getan oder vielmehr gefühlt hat! es war ein brennendes Wehen des Geistes, eine leuchtende Flut der Seele, die in ihrer eignen himmlischen Fülle ersaufen möchte: hier einen schwachen Widerklang des Klanges: [Nun folgt das Sonett.] Ja, meine Seele, es brennt ein göttlicher Brand in meiner Seele, und ich zerrinne und sterbe vor Wollust und verleuchte wie ein Blitz im Licht; doch klatschet der Regen, und der Himmel ist düster und kalt. Doch wir zünden den Himmel und die Sterne und erschaffen die Götter in uns. O daß ich so sterben müßt' und in Furinas Schoß und von ihren dunkeln Augen beleuchtet! Sei selig wie ich!"

Woher, du süßes Schmachten, frommes Wähnen. (S. 139.) Auch dieses Sonett hat Arndt zunächst an Johanna Motherby geschickt; freilich ist die erste Fassung vom 26. September 1813 noch gar nicht gefeilt und ausgearbeitet (BrM 118):

„Hu, wie kalt und windig war es heut; auch ich war heut wie ein Vogel, dessen Kämmerchen mit Wind und Licht gefüllt sind, so leicht, so leicht, und doch mit einigen wehevollen Saitensträngen von gestern. Ich war so gesund, daß ich meinen Leib gar nicht fühlte und nur sprang draußen. Denke Dir da meine Gedanken. Ich nahm mir vor, wenigstens 150 Jahre alt zu werden, und mir däuchte, es wäre nicht schwer, und in der Tat glaube ich nicht, daß es unmöglich ist, wenn Gott will und man sich darnach anlegt; das arcanum, glaub' ich, wüßt' ich. Aber wozu, dacht' ich bald, und schlug alles weg, wozu, wenn keiner dir bliebe, die du in deiner Jugend geliebt hast? also stirb zu rechter Zeit, aber das halte, daß du keinen Tag deines Lebens ganz grau bist: das ist das rechte hohe Alter. Auch klang mein Schwanengesang zu hell durch. Hier hast Du ihn, Trautchen. Möge so etwas um Deine Träume tönen!

Woher, du süßes, anmutsvolles Wähnen
Aus der Gefühle flutendem Gedränge,
Die in mir brausen wie der Wellen Menge
Im Ozean von Träumen und von Tränen?

Woher dies heiße, wunderbare Sehnen
Voll Todeswehmut und voll Todesklänge?
Sind es des müden Lebens Grabgesänge,
Wie Dichter fabeln von Apollons Schwänen?

O in der Töne Wohllust so verklingen!
In süßen Tränen Wellen gleich verrieseln!
In süßern Träumen Geistern gleich verschweben!

O Schwäne, welche mir im Busen singen!
Ihr schmölzet wohl die Brust von harten Kieseln
Und machtet Grönlands Eis vor Liebe beben.

Schlafe wohl, Holdselige, schlafe wohl, weißer Schwan Apollons, und wiege und singe Dich auf den Fluten süßer Gefühle ein!"

Einige Tage später, am 1. Oktober 1813, sandte er dann das Gedicht „ausgearbeitet" an die Freundin.

An die Wehmut. (S. 141.) V. 32 ringt: vgl. Anm. zu S. 38, „Frischauf", V. 17.

Lug ins Leben. (S. 142.) E. T. II, S. 155 berichtet Arndt, daß er im schlesischen Reichenbach „anfangs in einem schlechten Stübchen bei einem Nachtwächter auf der Mauer" gewohnt habe. — V. 19. Napoleon ist am 15. August 1769, Arndt am 26. Dezember 1769 geboren. — V. 24. „Deutet auf den Karneval, der in Italien am 26. Dezember beginnt" (Meißner, a. a. O. III, 51.). — V. 80. Porus (lat.) = Pore der Haut. — V. 99. Die Form funden für gefunden (entsprechend ahd. fundan, mhd. vunden) ist im älteren Nhd. und besonders in der poetischen Sprache häufig. — V. 147. In Edeby am Mälare wohnte Arndts Freund Freiherr von Rund. — V. 157 f. Bezugnahme auf den Waffenstillstand zu Poischwitz, der vom 4. Juni bis zum 10. August währte. — V. 184. Mordisch = zum Morde geneigt, eine Bildung, die im 17. Jahrhundert dem allgemein aufgenommenen „mörderisch" weicht. A. gebraucht „mordisch" mehrere Male. — V. 195. Nach bekannter griechischer Sage belebte Aphrodite auf Bitten Pygmalions eine Statue.

Lebenstraum. (S. 150.) An Johanna Motherby gerichtet. — V. 10. Die weibliche Form „Die Scheitel" ist ursprünglich die einzige gewesen: erst allmählich hat sich die männliche Form durchgesetzt. U. a. findet sich die feminine Form bei Goethe, Schiller und Kleist. — V. 31. Der Riese = das Riesengebirge. — V. 37. Vulitz ist eine Insel in der Nähe der Stadt Bergen auf Rügen. — V. 51. Samum = „Giftwind", Wüstensturm. — V. 81. Reusen = trichterförmiges Flechtwerk als Fangvorrichtung für Fische. — V. 101. Rugard: vgl. Anm. zu S. 88, „Auf dem Rugard". — V. 104. Arndts Bruder Friedrich war Bürgermeister in Bergen. — V. 107. Die Insel „der Vilm" liegt südöstlich von Putbus im Greifswalder Bodden. — V. 115. Die Mäler der Vorzeit sind die Hünengräber. — V. 116. Erstaunt = in Erstaunen setzt; so mehrfach bei Arndt, aber auch bei Goethe. — V. 117. Das Landgut Krakow in der Nähe der Stadt Bergen. — V. 118. Das Dorf Rambin, nordöstlich von Altefähr. — V. 119. Vasin, „eine halbe Meile von Bergen" (Mnl I, T. III, S. 126). — Der Schotte Macpherson veröffentlichte seit 1763 die Werke eines angeblich schottischen Dichters Ossian, der in grauer Vorzeit gelebt haben sollte. Einen solchen Sänger hat es nie gegeben, vielmehr ist Ossian der Held eines keltischen Sagenkreises, und

Macpherſon hat alte gäliſche Lieder benutzt, die er ſtark änderte. Gerade das Nebuloſe und Schwermütige, das dieſen Liedern den großen Erfolg verſchaffte, geht auf Macpherſon zurück. In Deutſchland wurde Oſſian durch Herder und beſonders durch Goethes Werther bekannt. — V. 121. Mönchgut = Halbinſel im Südoſten von Rügen. — V. 123. Arkona = nördlichſter Punkt Rügens. — V. 127. Der Herthaſee, in dem nach einer jüngeren, erſt im 16. Jahrhundert nach Rügen gelangten Sage die Göttin Hertha zu baden pflegte. — V. 129. Im Nordoſten der Inſel; der Name Stubbenkammer ſtammt aus dem Slawiſchen: Stupencammin = Steinklippe, Vorgebirge. — V. 132. Nach der Sage hat Karl XII. vom Königſtuhl aus ein Seegefecht zwiſchen Schweden und Dänen beobachtet; daher der Name des Kreidefelſens.

Der Freudenklang. (S. 154.) V. 40. Das von Arndt wiederholt gebrauchte „Fahr" iſt eine ältere Form für Gefahr; Luther gebraucht ſie ſehr häufig; ſpäter wird ſie in der Literatur ſelten, findet ſich aber bei Grimmelshauſen, Wieland, Claudius.

Einladung zum Tanz. (S. 156.) V. 1. Fegen = glänzend machen, polieren. — V. 6. Sich erletzen = ſich ergötzen, ſich vergnügen.

Wer iſt ein Mann? (S. 158.) Vertont von Hans Georg Nägeli, A. Methfeſſel, J. Dürrner, H. Molck, F. Petreins, D. Scheible, A. Seelmann. (Karl Becker, a. a. O.)

Die Leipziger Schlacht. (S. 159.) Arndts wundervolles Gedicht verdient unter den vielen Siegesliedern auf die Völkerſchlacht fraglos den Preis. Von anderen Gedichten nenne ich: Rückert, „Auf die Schlacht von Leipzig" („Kann denn kein Lied Krachen mit Macht . . .") und „Leipzigs Ehrenname", Schenkendorf, „Tedeum nach der Schlacht bei Leipzig" („Herrgott, dich loben wir, Herrgott, wir danken dir!"); Friedrich Chriſtoph Förſter, „Die große Leipziger Meſſe" („Bonaparte, der große Kaiſer, Wollt' einmal zur Meſſe reiſen"). Mit Recht weiſt Lange (a. a. O. S. 114 und 156) darauf hin, daß ſich Arndts Gedicht vor den vielen Verherrlichungen der Leipziger Schlacht durch ſeine Knappheit auszeichnet, und führt dagegen die 59 Stanzen Karl Gieſebrechts und die 80 Strophen des Paſtors Schmidt an. — V. 1 ff. Das überaus wirkſame Zwiegeſpräch iſt eng angelehnt an Jeſaja 63, 1 u. 2: Wer iſt der, ſo von Edom kommt, mit rötlichen Kleidern von Bozra? der ſo geſchmückt iſt in ſeinen Kleidern, und einhertritt in ſeiner großen Kraft? „Ich bin's, der Gerechtigkeit lehrt, und ein Meiſter bin zu helfen". Warum iſt denn dein Gewand ſo rotfarb, und dein Kleid wie eines Keltertreters? — V. 36. Lindenſtadt: der Name Leipzig iſt entſtanden aus Lipsk (vom ſlawiſchen lipa = Linde) = Lindenſtadt. — V. 42. Urſprünglich folgte noch eine Strophe, die Arndt mit richtigem Empfinden ſtrich, da ſie gar keine Steigerung mehr brachte:

„O Leipzig, gaſtlich verſammelſt du
Aus allen Enden der Völker Schar;
Auf! ruf's dem Oſten und Weſten zu,
Daß Gott der Helfer der Freiheit war,
Daß Gott des Tyrannen Gewalt zerſtoben,

Damit sie im Osten und Westen loben
Die Leipziger Schlacht."

Im Frühsommer 1814 erschien Arndts Schrift „Entwurf einer deutschen Gesellschaft", der zum Schluß den Vorschlag „Über ein Denkmal bei Leipzig" bringt; so schön der eigentliche Denkmalsgedanke ist, so seltsam denkt sich Arndt die Ausführung. Er wiederholt den gleichen Vorschlag am Ende der etwas später im Jahre 1814 erschienenen Schrift „Ein Wort über die Feier der Leipziger Schlacht"; vgl. KlSchr II, T. XI, S. 131. Erinnerungsgedichte bringen dann die Jahre 1814: „Die Feier des 18. des Weinmonds 1814 bei den Freudenfeuern auf dem Taunus" („Es ist in diesen Tagen Eine stolze Schlacht geschlagen") sowie der „Gesang zu singen bei Pflanzung einer deutschen Freiheitseiche im Jahr 1814, zum Gedächtnis der Leipziger Schlacht" („Wir pflanzen die Eiche, den heiligen Baum") und 1818: „Lied für den achtzehnten Weinmonds" („Und es leuchten deutsche Flammen"). Uhland hatte bereits zwei Jahre früher den Schmerz und Zorn der durch die politischen Zustände nach 1813 bitter Enttäuschten unvergleichlich zum Ausdruck gebracht:

„Wenn heut ein Geist herniederflöge,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein solcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der sänge wohl auf deutscher Erde
Ein scharfes Lied, wie Schwertesstreich
Nicht so, wie ich es künden werde,
Rein, himmelskräftig, donnergleich."

Der tapfre König von Preußen. (S. 160.) V. 11. Schlacht bei Großgörschen oder Lützen am 2. Mai 1813. — V. 31. Schlacht bei Kulm und Nollendorf am 29. und 30. August 1813.

Das Lied vom Feldmarschall. (S. 162.) Vgl. die Charakteristik Blüchers in Arndts Aufsatz „Gneisenau" KlSchr III, T. XII, S. 107. — Die Melodie hat Arndt unter Weglassung des Kehrreims dem Tirolerliede „Frischauf, ihr Tiroler, wir müssen ins Feld" entlehnt. — Unter den Dichtern, die dem Marschall Vorwärts gehuldigt haben, steht Rückert mit einem Zyklus von sieben Gedichten „Blücher" und den Gedichten „Marschall Vorwärts" und „Auf die Schlacht an der Katzbach" der Zahl nach an erster Stelle; doch reicht keines von ihnen an Arndts Lied heran, sowenig wie andere bekannte Blüchergedichte: Aug. Kopisch, „Blücher am Rhein" („Die Heere blieben am Rheine stehn"), G. Hesekiel, „Ein Wort vom alten Blücher" („Sie saßen an Blüchers Tafel"), Jul. Sturm, „Belle-Alliance" („Der Blücher war so lahm und blind") und viele andere. — V. 25. Wartburg statt Wartenburg (3. Okt. 1813).

Das Lied vom Stein. (S. 166.) V. 2. Stein war zu Nassau an der Lahn geboren.

Des Reisenden Abendlied. (S. 168.) Steht im „Katechismus" von 1814 (nicht in dem von 1813) als „Des Soldaten Abendlied".

Bundeslied. (S. 170.) Die bekannteste Melodie dieses viel-

gesungenen Liedes hat G. F. Hanitsch für den ersten Burschenschaftskommers am 12. Juni 1815 komponiert. An weiteren Komponisten zählt Karl Becker (a. a. O.) noch auf: M. E. Becker, C. J. Brambach, R. Dittmar, C. M. L. Groß, Fr. Hiller.

Die Schlacht beim schönen Bunde. (S. 171.) Auf den Sieg von Belle-Alliance am 18. Juni 1815. — Melodie von H. v. Emster. — V. 20. Brienne, Laon und La Fère-Champenoise sind Schlachtorte aus dem Feldzug von 1814. — V. 25. Sieg Wellingtons bei Vittoria in Spanien am 21. Juni 1813 über die Franzosen. — V. 26. Siege Wellingtons über die Franzosen 1809 und 1812. — V. 28. Sieg Wellingtons 1812.

Klage um drei junge Helden. (S. 173.) „Schenkendorfs ‚Lied von den drei Grafen' entsprechend erhebt Arndt in den bei Schenkendorf so beliebten dreihebigen Versen eine ‚Klage um drei junge Helden'." (Lange, a. a. O. S. 115.) — V. 45f. Zerstörung Magdeburgs durch Tilly am 20. Mai 1631. — V. 51. Der Schemen = Schatten, Schattenbild, besonders das Schattenbild eines Verstorbenen. (So auch bei Luther und Klopstock.) — V. 91. Die Dichtungen des Reichsgrafen Friedrich Leopold zu Stolberg (1750—1819) waren Arndt seit Knabentagen bekannt. Vgl. E, T. II, S. 44 und 46. — V. 122. Sankt Amand, Dorf westlich von Ligny.

Das Feuerlied. (S. 177.) Komponiert von Arndt selbst, sowie von A. Methfessel. Nach Becker (a. a. O.) wurde es außerdem in Musik gesetzt von J. Döcker, F. Gackstatter, A. Hoppe, H. G. Nägeli, A. Ortner, C. G. Reißiger, G. F. Selle.

Trinklied. (S. 178.) Von Arndt selbst komponiert; außerdem von Arthur Holwede, Richard Seifert, W. Baumgartner, W. H. Rieffel, C. Wilhelm. — V. 34. Nach Hoffmann von Fallersleben („Unsere volkstümlichen Lieder". Leipzig 1900. Vierte Auflage.) mußte Arndt bereits 1818 bei der Aufnahme des Lieds in seine Gedichte die Worte der 7. Strophe: „Dir, o Freiheit, will ich's bringen", die in der ersten Veröffentlichung („Deutsche Lieder für jung und alt" von Groos und B. Klein, Berlin 1818 Nr. 94) gestanden hatten, in „Dir muß ich's im stillen bringen" ändern, „weil die Freiheit zu besingen damals verpönt war".

Das Lied vom Siegerich. (S. 182.) Prinz Heinrich Victor von Neuwied fiel 1812 in Spanien, wo er am Kampfe gegen die Franzosen teilgenommen hatte. Arndt hat dem ritterlichen Prinzen zwei Publikationen gewidmet: 1814 als Herausgeber seiner Briefe das „Schattenbild eines für sein Vaterland als Opfer ritterlich gefallenen deutschen Prinzen" und 1817 „Prinz Victor von Neuwied. Eine deutsche Mär". — V. 15. Gemutet = „gesinnt" begegnet fast gar nicht in der Literatur, kommt dagegen mündlich bisweilen noch vor. — V. 23. Klauben = mühsam losmachen, rauben, stehlen. — V. 97. Am 1. April 1810 heiratete Napoleon Marie Luise von Österreich, die Tochter des Kaisers Franz I. — V. 99. Hofer wurde am 20. Februar 1810 erschossen. — V. 108. Das Bot = Gebot, Angebot ist eine sehr seltene Form. — V. 132. Cadix wurde 1810 durch die Franzosen vergeblich belagert. — V. 143. Pyrene =

Pyrenäen. — V. 156. Die Katalanen sind die Bewohner Kataloniens im Nordosten von Spanien.

Des Lilienmädchens Wiegenlied. (S. 187.) Lyrische Einlage aus der „Geschichte vom Lilienmädchen", die Arndt in den „Neun Bergen bei Rambin" (MuJ I, T. III, S. 139 ff.) erzählt. Die etwas süßliche Bezeichnung „Das Lilienmädchen" gebraucht Arndt nicht immer in gleicher Bedeutung: während das Lilienmädchen der MuJ eine kleine Prinzessin Gunhilde ist, Tochter des Königs von Schweden, begegnet in einem Gedicht „Das Lilienmädchen" vom Jahre 1811 ein Mägdlein, das „nicht von der Erdenflur" stammt: „Sein weißes Kleid spricht Engelfreud' und himmlische Natur."

Die Sprache Teuts. (S. 188.) über den Gott Teut vgl. Anm. zu S. 120 „Frischauf, ihr deutschen Scharen", V. 18.

Vorwärts! (S. 189.) Steht zu Beginn des GdZ IV, T. IX, S. 11 f.

Empor. (S. 191.) V. 20. Kriegen = Kriegführen; im älteren Nhd. häufig.

Trost in Christo. (S. 192.) V. 14. biestern = verlassen. „Ein von Möser unsrer Schriftsprache zugebrachtes nd. Wort." (Grimm, „Deutsches Wörterbuch".) Arndt mag den Ausdruck, der bei ihm häufig begegnet, aus dem Plattdeutschen kennen; vgl. C. F. Müller, Reuter-Lexikon (Leipzig): bistern = irre gehen; Bisteri = die Verwirrung; bist(e)rig = irrig, verkehrt, leicht zu verfehlen; Bisternis = die Dunkelheit, Verwirrung, der Irrtum.

Hoffnung in Sehnsucht. (S. 193.) V. 20. Senkel = Senkblei.

Freude in Christo. (S. 197.) V. 21. Der Biestern = der Verlassenen. Vgl. Anm. zu S. 192, „Trost in Christo", V. 14.

Weihnachtslied. (S. 198.) Komponiert von Herm. Franke, Friedr. Ullrich.

Der Fels des Heils. (S. 200.) Zuerst gedruckt in Arndts Schrift „Vom Wort und vom Kirchenlied" 1819. — „Der Fels des Heils" ist zu einem vielgesungenen Kirchenliede geworden. Dabei ist das Gedicht freilich nicht dem Schicksal entgangen, durch den Pietismus bedenklich geändert zu werden, vor allem in A. Knapps „Evangelischem Liederschatz", in dem sich von der ersten Auflage (1837) ab verschiedene elende Umdichtungen befinden, die dann in die Gesangbücher eingingen. Vgl. den Aufsatz von Friedrich Spitta in der „Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst" IX (1904), 9—13. — V. 1. Die erste Zeile klingt an E. Neumeisters „Ich weiß, an wen ich glaube. Mein Jesus ist des Glaubens Grund" und A. H. Niemeyers „Ich weiß, an wen ich glaube, und mein Erlöser lebt" an.

Das Wort. (S. 202.) V. 5. Fahr, vgl. Anm. zu S. 155, „Der Freudenklang", V. 40. — V. 11. freißlich (mhd. vreislich) = verderblich, schrecklich. Im Nibelungenlied häufig; u. a. heißt Siegfried „der vreislîche man". — Ort = die Spitze einer Waffe.

Aus: Drei Trostlieder aus dem Sommer 1819. (S. 205.) V. 24. Die Schanze (franz. chance, das vom lat. cadentia = das Fallen [der Würfel] herkommt) ist ein Spielerausdruck für den Glücksfall im Spiel. Schanzung ist demnach: das Glücksspiel.

Lehre an mich. (S. 207.) Nimmt Bezug auf die am 10. November 1820 erfolgte Amtsenthebung Arndts. — V. 45—48. Diese letzten vier Zeilen zitiert Arndt in einem Briefe an Charlotte von Ratzen vom 26. März 1821 in folgendem Zusammenhang (BrK 227): „Es kann keiner sagen, wie er in Trübsal und Drangsal stehen wird. Mit mir ist's in manchem Gedränge immer besser gegangen, als ich verdient habe, und so sollte ich mir wohl, dies bedenkend, zurufen: steure nur mutig weiter und laß dein Schifflein schwimmen; es ist einer, der allein weiß, ob es stranden oder noch irgendeinen Hafen erreichen soll. Auch sollte der Mensch grade in der Bedrängnis nicht sowohl an sich, an den einzelnen und an das einzelne, denken, sondern an das Ganze, und nach welchen Gesetzen ewiger Weisheit das regiert wird, wie ich mich selbst jüngst in einem Liede ermahnt habe, dessen letzter Vers heißt:" [Nun folgen die Verse 45—48].

An Henriette von Willich. (S. 209.) Stieftochter Schleiermachers. — Thomas a Kempis (1380—1471), deutscher Mystiker; a Kempis genannt nach seinem Geburtsort Kempen im Erzstift Köln. Die angeführte Schrift ist lateinisch geschrieben: Libri quatuor de imitatione Christi.

Nachruf. (S. 209.) Stein starb am 29. Juni 1831.

Das Grab. (S. 210.) Am 26. Juni 1834 geriet Arndts jüngster Sohn Willibald beim Baden im Rhein unter ein Floß und ertrank. Vgl. auch E, T. II, S. 254. Arndts tiefer Schmerz zittert in einer langen Reihe von Gedichten nach. Die ergreifenden Briefe aus jenen Tagen geben genauere Auskunft: „... Schmerzvoller und jammervoller für uns ist der Verlust, den wir vorgestern erlitten, wo unser jüngster Sohn Gustav Willibald, bald neun Jahre alt, durch die Sorglosigkeit eines begleitenden Erwachsenen in den Rhein und in den Tod versunken ist." (BrK 279.) „... Willibalds letzte Geschichte war eine vollständige Tragödie durch viele grause einzelne mitfolgende und nachfolgende Umstände. Gottlob, das ist nun auch überwunden. Gott sei für alles gepriesen, was er uns einst in dem süßen Himmelsgast gegeben! Sein Wille ist der beste und gerechteste. Sie können nicht wissen, liebste Freundin, was wir an dem Kinde hatten, was namentlich ich in ihm besaß. Es war eine reich begabte Natur, still und tapfer, zärtlich und zornig, und, wie es schien — denn spätere Entfaltungen und Entwickelungen kann man nicht vorweggreifen — an Geist und Talent der begabteste meiner Söhne. Kurz Licht und Liebe." (Br 331.) Und in einem Brief an die geliebte Schwester Dorothea: „Du fragst uns, liebes Kind, wie es uns geht? was wir machen, wie wir uns finden in dem, was Gott über uns verhängt hat? Was soll ich Dir mit einem lang gedehnten O und Ach, das die arme Brust jeden Augenblick preßt, antworten? Eine Mutter begreift und empfindet wohl, wie und worin wir sein müssen: es sind ja noch nicht zwei Monate, daß unser Liebstes in der stillen Erde ruht.

Ich weiß nicht, was der liebe Gott weiter mit mir vorhat, und wie er mein auf jeden Fall nur noch kurzes irdisches Schicksal ferner führen wird; aber dieser unersetzliche Verlust und die Art, wie der Herr ihn gewollt hat, sind solcherlei, daß sie Leben beide verändern und abkürzen. Wir leben jetzt noch ganz in dem bittern stummen Schmerz, der durch tausend

frischeste Erinnerungen jeden Augenblick erneut wird und in frischen Tränen fließt, aber auch, wenn dieser Schmerz sanfter wird, unser altes Leben wird auf immer dahin sein; ein dunkler Strich wird sich dadurch ziehen, den keine Sonne mehr erhellen kann. Jenes liebe Kind war vor allen meinen Kindern besonders mein Kind; auch hielt er sich auf eine ganz eigentümliche Weise zu mir. . . . Ich will keinem meiner lieben Söhne zu nah reden, aber dieser war der geborene Fürst der Familie: still, gehorsam, fleißig und an Leichtigkeit des Verstandes, an Mut, Feuer und Geist allen überlegen. Dabei schön, groß und stark für sein Alter, und seit einem Jahre wundersam entwickelt. Gott hat sein Buch hier zugemacht und auch das Buch jeder frischesten Hoffnung und Freude. Ich muß nun wirklich alt und still werden, und nimmer kann der Glanz und die Blüte vergangener Jahre, die uns mitten in manchen Drangsalen über vieles weggetragen haben, wiederkommen. Behüte Euch der Herr vor Ähnlichem." (Br 332f.) Noch nach Jahresfrist erhebt der tiefgebeugte Mann die Selbstanklage: „Ich werde meinen Schmerz nimmer verwinden und will ihn nicht verwinden. Gott hat es zugelassen, daß ich in unbewachter Stunde durch eine sträubend und doch zu leicht erteilte Erlaubnis mich um mein Herrlichstes auf Erden gebracht habe; denn nichts habe ich geliebt auf Erden wie jenes herrliche, tapfere Kind, das gewiß bestimmt war, unter seinen Geschwistern und unter vielen ein König zu sein, und dessen helles mutiges Leben uns und seinen Geschwistern nun jeden Augenblick fehlt." (Br 337.) — Auf die Grabstätte pflanzte Arndt eine Eiche und in die Mauer des Kirchhofes festigte er eine Platte mit folgender Inschrift (BrK 280):

„Gute Nacht, ihr meine Freunde,
Alle meine Lieben!
Alle, die ihr um mich weinet,
Laßt euch nicht betrüben;
Diesen Abstieg, den ich tu'
In die Erde nieder: —
Seht, die Sonne geht zur Ruh',
Kehrt doch morgen wieder!"

Frühling. (S. 213.) V. 6. Die Blumenflor = Blüte; die feminine Form „die Flor" ist selten.

Des Zweiflers Unruh'. (S. 220.) V. 20. Weifeln = etwas schnell hin und her bewegen (weife = Haspel); Grimms „Deutsches Wörterbuch" führt das Kompositum „Hutgeweifel" an, „das jedoch schon zu übertragener Bedeutung überführt, einer übertriebenen und unaufrichtigen Höflichkeitsbezeugung".

Warum ruf' ich? (S. 222.) V. 6. Die Scheitel: vgl. Anm. zu S. 150, „Lebenstraum", V. 10.

Der Stein im Rhein. (S. 222.) Vgl. Anm. zu S. 210, „Das Grab".

Meine Grablegung. (S. 225.) V. 18. „Grüne Farbe der Kleidung war in der alten christlichen Kirche an Festtagen beliebt." (Meißner, a. a. O. IV, 34.)

Gerechtigkeit Gottes. (S. 226.) V. 43. Vgl. Anm. zu S. 210, „Das Grab".

Des alten Soldaten letzter Ausmarsch. (S. 229.) V. 43. Parabel = Gleichnis.

Die Nachtrheinfahrt. (S. 230.) V. 9. Ferge = Fährmann. — V. 23. Charon, der (nach griech. Mythologie) die Verstorbenen über den Acheron setzte. — V. 54. Bekanntes Kirchenlied von Paul Gerhardt.

Sankt Florentius' Mantel. (S. 233.) V. 3. Dagobert I., fränkischer König im 7. Jahrhundert; sein Reiterstandbild befindet sich an der Fassade des Straßburger Münsters.

Das Lied vom Rhein an Niklas Becker. (S. 234.) Das Lied „Der deutsche Rhein" („Sie sollen ihn nicht haben, Den freien deutschen Rhein") erschien zuerst in der „Trierer Zeitung" vom 18. September 1840, S. 1179, und hatte gewaltige Wirkung. Vgl. auch Chr. Petzet, „Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik". München 1903. S. 17 ff.

Dem bleibenden Ausschuß des Düsseldorfer Karnevalvereins. (S. 235.) Arndt war vom Düsseldorfer Karnevalverein zum Ehrenmitglied ernannt worden.

Deutsches Kriegslied. (S. 238.) Vgl. auch die Stelle aus einem Briefe an Georg Andreas Reimer vom 12. Januar 1841. (Br 370.) „Wir haben ein großes und merkwürdiges Jahr erlebt sowohl durch unsern König als durch das aus allen deutschen Herzen klingende antiwelsche Saitenspiel, worüber selbst einigen Welschen beginnt bedenklich zu werden. Es wird der Sturmwind des Kriegs jetzt noch wohl so an uns hinrauschen; aber lange kann es nicht still bleiben. Wolle Gott, daß die Könige und Fürsten des Vaterlandes dann die Deutschen ordentlich als Volk gegen die Welschen bringen! Dann erst, wann sie es recht als Volk einmal im französischen Leibe, mit Stangen und Schwertern als solches bei sich gefühlt haben, wird der höhnischen Prahlerei ein Ende werden, die wahrlich das deutsche Volk nicht verschuldet hat. Die Kümmerlichkeit vom Jahre 15 nach so herrlichen Siegen und mit so gewaltigen Kräften, die wir Preußen vor drei, vier unbedeutenden Festungen verpufften, statt Straßburg zu belagern und zu nehmen, die Zaghaftigkeit vom Jahr 30, wo man nicht wagte, Belgien als deutschen Bundesstaat zu behaupten — die dürfen uns freilich nicht führen, ja sie werden uns anno 1845 nicht führen können."

Als Thiers die Welschen aufgerührt hatte. (S. 239.) V. 5. Gleich anderen Dichtern des 18. und 19. Jahrhunderts gebraucht Arndt das Substantivum Schrecken als Neutrum; grammatisch zulässig ist das Maskulinum und das Neutrum: der Schrecken geht auf ein mhd. schwaches Maskulinum schrëcke zurück; das Schrecken ist der substantivierte Infinitiv.

An die deutschen Fürsten. (S. 241.) V. 1. Anmerkung: Der Name Michel hat mit mhd. michel = stark nichts zu tun. — V. 6. Strauchen (mhd. strûchen) = straucheln, sinken, stürzen. — V. 7. Weberbaum = ein starkes, rundes Holz über dem Webstuhl. (Weigand, „Deutsches Wörterbuch".)

Lust des freien Geistes. (S. 244.) V. 10. Mäander = ursprüng-

lich ein Fluß an der Westküste Kleinasiens; nach seinen vielen Krümmungen ist ein wellig bewegtes Ornament genannt.

Das Finkenlied. (S. 250.) Dem Andenken des am 2. Dezember 1844 gestorbenen Oberpräsidenten von Westfalen Friedrich Ludwig Freiherrn von Vincke. — V. 36. König Friedrich Wilhelm III. — V. 39. Die seltenere weibliche Form „Die Forst" begegnet nur in Norddeutschland. — V. 42. Westenforst = Westfalen. — V. 44. Im Jahre 1815 wurde Vincke Oberpräsident von Westfalen.

Zu Martin Luthers 300jähriger Todesfeier. (S. 253.) V. 3. Erbeben = fürchten; ganz ungebräuchlich. — V. 36. Die Innozenze und Gregore sind Päpste. — V. 37. Die politisch-religiöse Sekte der Assassinen in Persien und Syrien war durch Mordtaten berüchtigt. (Vgl. franz. assassin = Menschenmörder.) Arndt überträgt den Namen auf die Schüler Loyolas, die Jesuiten, die dem Papst zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet sind so wie die Assassinen dem Scheich ul Dschebel. — V. 38. Der Sporenorden oder Orden des heiligen Sylvester war 1841 vom Papst Gregor XVI. gestiftet worden. — V. 49. Bekanntlich der Anfang der vierten Strophe von „Ein' feste Burg ist unser Gott".

Frühlingstraum. (S. 256.) V. 18. Der Neuntöter (Enneoctonus collurio), auch Dornbreher, Finkenbeißer genannt, gehört zu den Würgern.

Heid' und Christ. (S. 258.) Dieses Gedicht schickte Arndt als Beilage zu einem Brief vom 19. Dezember 1846 an seine Freundin Charlotte von Kathen (BrK 382 f.), in dem es heißt: „Du winkst wie klagend auf das Gewirr der Gegenwart. Ich gehöre auch da zu den Hoffnungsvollen; ich sehe sie nicht schlimmer, als die von mir durchlebte Vergangenheit war, sondern in mancher Beziehung besser. — Aber unser geliebtes Christentum? Nun das viele Toben und Lärmen darüber und dadurch hin, das sich oft gebärdet, als wolle und könne es flugs mit ihm durchgehen, beweist, daß es noch da ist, und als eine große Macht da ist. Alle Himmelsstürmer werden an der Lehre von Liebe und Gnade doch zuschanden werden; denn zu höherem Schauen und Anbeten des Göttlichen kann keine Lehre den Sterblichen führen. Ich lege Dir ein paar Reime bei, wobei mir die Himmelsstürmer vor Augen geschwebt haben. Ich muß ihre Waffen um meine Augen klirren hören, auch wohl zuweilen in den Händen der eigenen Söhne, von welchen einer sich in Philosophie rüstig zu machen sucht. Möge er durch ihre Kühnheit und Springkraft zuletzt nur zum stillen Gottesfrieden des Herzens gelangen!" — V. 38. Prometheus wurde auf Befehl des Zeus an einen Felsen des Kaukasus angeschmiedet.

Erinnerung. (S. 263.) Charlotte Weigel, eine Jugendfreundin Arndts. — V. 5. Gebär' = Gebärde.

Gottes Scherz. (S. 264.) Diese Verse sind einem Briefe an Charlotte von Kathen vom „letzten des Wintermonds 1847" [31. Januar] beigelegt (BrK 389):

„Auch ich und mein Haus gehen noch so mittelweaig mit, wie diese untermondliche Welt überhaupt meistens nun läuft. Auf der Höhe der Tage angelangt, wo ich eben in meinem 79sten Jahre pilgere, soll ich billig dankende Hände erheben, wie Gott der Herr mich ohne all mein

Verdienſt — denn was verdienen wir Armen? — bis hieher durchgeführt, manche wagliche und ſchlimme Schritte auf ſchlüpferigen Pfaden gnädig geleitet und an manchen dunkeln, ja düſtern Tagen Mut und Licht gegeben hat. Nun ſollte ich wohl mit einer gewiſſen breiten und gleichmütigeren Ruhe über das Leben hinblicken und mit doppeltem Dank im Herzen die verſchiedenen Loſe der ſterblichen Menſchen und beſonders auch mein eigenes Los aus höherer und ſtillerer Ferne betrachten. O, eine Betrachtung und Erwägung, die nicht ohne reiche Wehmut und Rührung und auch Demütigung iſt, indem man inne wird, wie ſchlecht man ſein von Gott anvertrautes Pfund gebraucht, und wie man ganz anderen edleren und tapferen Kampf hätte kämpfen ſollen. Aber o je! wir arme Blinde! Deucht es uns doch, als würden wir, wenn wir mit unſern Erfahrungen die Erdenreiſe von vorn wiederbeginnen dürften, es dann viel beſſer machen. O Irrtum! wir würden ebenſoviel fehl laufen, vielleicht nur nach einer andern Seite hin. Die Welt und das Menſchenherz ſind und bleiben ein Rätſel, unauflöslich und ſchauerlich, wenn wir nicht glauben und hoffen können. Ich habe die letzten Monate viel über dieſsgleichen geträumt, und Du findeſt ein paar dahin winkende Reime auf der Rückſeite.

Wie dem ſei, Gott iſt der einzige Wiſſer und Macher, und er wird mit uns nach ſeiner Barmherzigkeit zu Gericht gehen."

Frei und Gleich, und der Waſſermann. (S. 267.) Friedrich Daniel Waſſermann war Mitglied der Nationalverſammlung in Frankfurt a. M. und gehörte zur erbkaiſerlichen Partei. — V. 32. Baß — beſſer begegnet ſehr häufig; ſo auch bei Goethe und Schiller.

Hermann von Boyen in Walhall. (S. 269.) Geſtorben am 15. Februar 1848. — V. 18. Es gibt zwei Ida-Gebirge im Altertum: das eine im ſüdlichen Teil von Troas, das andere im mittleren Teil von Kreta gelegen.

Friedrich Balduin von Gagern. (S. 270.) General, erſt in niederländiſchen, dann in badiſchen Dienſten; wurde am 20. April 1848 bei der Niederwerfung des Heckerſchen Putſches erſchoſſen.

Klage um Auerswald und Lichnowsky. (S. 271.) Die Annahme des Ende Auguſt 1848 zwiſchen Preußen und Dänemark abgeſchloſſenen Waffenſtillſtandes von Malmö führte am 18. September 1848 zu einem Volksaufſtand in Frankfurt a. M., bei dem die beiden Mitglieder der Nationalverſammlung, der General von Auerswald und der Fürſt Lichnowsky vom Pöbel grauenvoll ermordet wurden. — V. 40. In den „Blättern der Erinnerung meiſtens um und aus der Paulskirche in Frankfurt" folgte hier eine auch formal ſehr ſchwächliche Strophe, die Arndt ſpäter wegließ:

„Von wilden Mörderbanden
Gedungen und bezahlt,
Von welchen man die Schanden
Auf Stirn und Galgen malt.
Das war viel mehr als Satan
War Hundert gegen Zwei —

O sieht man solche Tat an,
So bricht das Herz inzwei."

Erinnerung aus unserm Frankfurter Reichstage von 1848. (S. 273.) Steht in den „Blättern der Erinnerung" usw. unter der Überschrift: „Ärgere Dich nicht". — V. 4. Freiheitsjammer: Dazu macht Arndt in den „Blättern der Erinnerung" usw. folgende Anmerkung: „Jammer, das eigentliche Wort vom Katzenheulen: der Nordländer wie der Lateiner sagt: Leo rugit, bos mugit, sagt Kattenjamar." — V. 7. Thor, der germanische Gott, der den Hammer (Blitz) führt; als Gegensatz zu ihm V. 18 Loke.

Trinklied zu meinem 79. Jahrestage. (S. 274.) V. 9. Fazit (lat. = „es macht") = Schlußsumme, Ergebnis.

An H. L. zur Fahrt übers Weltmeer. (S. 276.) H. L. ist Hartmut, Arndts jüngster Sohn, der 1882 als Landmann in Kansas gestorben ist. — V. 8. Die spanischen Schlösser = Luftschlösser (vom franz. faire des châteaux en Espagne = Luftschlösser bauen).

Ihr Könige, gebt acht! (S. 278.) V. 15. Aberacht (entstanden aus Oberacht) = höchste Acht.

Die Ausfahrt zur Heimholung des Deutschen Kaisers. (S. 279.) Arndt hatte am 9. März 1849 folgenden Brief an den König Friedrich Wilhelm IV. gerichtet (Vgl. Hohenzollernjahrbuch. 12. Jahrgang. 1908. S. 234f.):

„Erhabenster König! Allerfreundlichster König und Herr! Zu Gott und zu dem Könige darf man frei sprechen, bitten und beten. — So trete ich hier vor meinen König, aus treuestem Herzen betend, hoffend, bittend und auch weisend, was dies alte Herz weisen zu müssen glaubt.

Wir stehen in Europa und vorzüglich in Deutschland, unserm Vaterlande, auf einem scharfen schneidenden Punkt des Augenblicks, vielleicht fast auf dem Punkte des schneidenden Schwertes. — Es steht in demselben Augenblicke die große Frage um Einheit und Stärke drinnen, und um Macht nach außen. — Gefahr ist eben an allen Enden, die größte Gefahr gewiß in der Unentschiedenheit und Unentschlossenheit, oder in der Ansicht, man könnte die Gefahr durch Zögern ablenken, durch langsame Zettelung und Zuckelung die wilden Kräfte der Zeit ermatten. O nein! nein! Man muß hell drein schauen, und vor allen muß Preußen, dessen sieglockende Sonne die Gefahr so oft gewesen ist, seinen Adler frischesten Mutes fliegen lassen und den Sonnenraub greifen und halten lassen. Ja, erhabenster Herr, die Zeit drängt, die Gefahr drängt — und beide, und die Wünsche, Gebete und Hoffnungen der Besten drängen auf den leuchtenden Glanzpunkt des Vaterlandes, auf Preußen und seinen Herrscher ein, und werden noch mehr drängen.

Doch halt, der Gedanke an den Flug des alten preußischen Adlers reißt den Warmen fort. Ich will suchen kühl mit kühlsten Gedanken zu sprechen.

Ew. Majestät haben sich aus der Fülle der Macht und aus der Überzeugung einer unvermeidlichen Notwendigkeit für einen ehrlichen, starken, deutschen Bundesstaat, statt des unehrlichen und schwächlichen früheren

Staatenbundes, erklärt; Sie haben gelobt, all Ihre Macht und alle Stärke Ihres Volkes der Stärke und Macht Deutschlands hinzugeben. Deutschland hat diesem Worte geglaubt. — Sie werden es nimmer brechen.

Dieses königliche Wort, die starke Bindung dieses Bundes, welche Preußen und Deutschland in Eins verwandelt, ist die einzige Möglichkeit, die Ehren und Herrlichkeiten des Vaterlandes und das Dasein der deutschen Könige, Fürsten und Freistaaten für die Zukunft zu retten.

Die Festhaltung dieses großen Wortes, die wirkliche Gründung und Stärkung dieses Bundesstaates, die Erkühnung und Übernehmung jeglicher Gefahr für denselben, wird vor allen andern dem Könige von Preußen, dem Herrlichsten und Gewaltigsten im Vaterlande, zugemutet, und alle, die von Gott nicht mit Blindheit geschlagen sind, können in dem Könige von Preußen nur den Halter und Retter Deutschlands und seinen künftigen Herrn sehen.

Nun kommt, wie eben der Tag steht, Österreich, welches Deutschlands Ehre und Macht drei Jahrhunderte verzettelt und verschleppt hat, mit seinen alten Listen heran und will uns wieder ins Schlepptau nehmen; es schleicht und windet sich unter uns, und auch hier in unsrer Reichsversammlung, wie ein Blindschleich, und sammelt eine Menge kleiner Schlangen um sich, ja selbst — zum Zeichen, was es will, nämlich schwächen und verwirren — alles radikale und sozialistische und kommunistische Ungeziefer, die nur eine schwache und elende Regierung, ein wacklichtes Direktorium vieler usw. wollen, bei dessen Entstehung und Leitung die rote Republik endlich eine Unvermeidlichkeit sein würde.

So zettelt und ködert Österreich mit allen seinen Lockvögeln, deren seine gerührige Tätigkeit viele zu fangen und abzurichten verstanden hat, zu dem alten Staatenbunde zurück; sucht alles zu verwirren, entzweien und verschleppen und zettelt draußen und drinnen mit den Kabinetten! — O, die armen deutschen Könige und Fürsten, die sich von seinen Künsten und Zuflüsterungen schrecken und betören lassen, wissen nicht, was sie tun! Wenn sie nichts Starkes machen helfen, wenn sie nicht einen starken Kaiser neben und über sich machen, so wird der rote Abgrund sie unvermeidlich verschlingen!

Ja, erhabenster König und Herr! Groß ist die Gefahr des Augenblicks, aber herrlich ist auch der Preis, der dem Mute winkt. Dir bleibt keine Mitte mehr: wage voll und ganz deutsch zu sein; wage Retter und Halter des deutschen Vaterlandes zu werden; wage alle seine Gefahren zu nehmen und zu übernehmen; wage ganz mit dem Vaterlande zu stehen — und Du wirst stehen und bestehen.

Mit diesem Mut, mit seinem Mut, wodurch Dein Vater weiland aus schwersten Nöten und Gefahren errettet und zu Glanz und Ruhm wieder aufgerichtet ist, segne Dich Gott! In diesem göttlichen Mut halte fest an Deinem königlichen Wort und kühnen Entschlusse! Jedes Weichen wäre Verderben. Mut und Hochherzigkeit und die stolze, jeder Gefahr die leuchtende Stirn bietende Majestät wird Deine eignen Getreuen ermutigen und stärken bis in den Tod und Dir die Herzen der Völker Deutschlands gewinnen! In der Größe des Kühnen, in dem Glanze des Hohen wird

der kleinliche Jammer untergehen, und selbst der radikale und sozialistische Jammer und Unsinn wird sich in dem Edlen und Hohen vernichtet fühlen. Dies mußte mein Herz meinem Könige aussprechen. Dieses Herz klingt und spricht hier nur aus dem Herzen vieler getreuesten und redlichsten Preußen und Deutschen, die hier neben mir sitzen und kämpfen.

Ich habe diese Worte nur mit Andacht und Gebet niedergeschrieben, unter allen höchsten Bildern und Erinnerungen der Vergangenheit und Gegenwart. Gottes Wille geschehe! und er wird geschehen auf Erden wie im Himmel. Gott schirme, behüte und erhebe mein Vaterland und meinen König!

Meines allergnädigsten und allerfreundlichsten Königs und Herrn in deutscher Treue allergetreuester und alleruntertänigster

Ernst Moritz Arndt,

Professor in Bonn und Reichstagsmann für den Kreis Solingen.

Geschrieben in der alten Kaiserwahlstadt Frankfurt den 9. des Lenzmonds 1849, meines Lebensalters im 80. Jahre."

In einem vom 18. März 1849 datierten sehr interessanten Brief lehnte der König Arndts Vorschlag ab (Hohenzollernjahrbuch, a. a. O. S. 235 ff.):

„Sie haben Mir, Mein lieber, werter Moritz Arndt! im 80. Jahr aus weiland des h. Römischen Reichs Wahlstadt Frankfurt a. M. einen jugendlich frischen Brief geschrieben, den Ich, zwar in großer Eil, aber darum nicht ungründlich zu beantworten gedenke. Zuvörderst Dank aus Fülle des Herzens, denn das ist ein echter und rechter deutscher Mann, der Mir schreibt. Mit einem solchen, der der Geschichte des herrlichen Vaterlandes Ehre gibt und der gelernt hat, was ein deutscher Fürst ist, kann Ich von Herz zu Herz, von Kopf zu Kopf reden. Verstehen Sie Mich recht; weil das eben Gesagte keine leere Phrase bei Mir ist, darum antwort ich Ihnen, ja antwort Ihnen mit Freuden, wenn ich auch nicht annehmen darf, daß die Antwort Meinem lieben alten Arndt Freude machen wird.

Der Eingang Ihres Briefes ist schön wie der ganze Brief. Nur um des Gewissens willen sag Ich Ihnen, daß Ich denselben ‚geteilt' verstehe, d. h. daß auch Sie, wie Ich Selbst, meinen und wissen, daß man zu Gott allein betet, den König aber nur bitten darf.

Nun, Sie bitten ihn, er solle eine ihm ‚gebotene Krone' annehmen! Hier verlangt es jedes Alter, das mehr denn vierzehn Jahre zählt, zu fragen, zu prüfen, zu wägen: 1. wer bietet, 2. was wird geboten?

Zuvörderst das Bekenntnis, daß der scheußlich-ekle Schlamm des Jahres 48 Mir die Taufgnade nicht abgewaschen, wohl aber, daß Ich Mir den Schlamm abgewaschen habe, und wo es nötig, noch abwasche. Doch zur Sache. —

Die große Versammlung, die sich Deutsche Reichs- oder National-Versammlung nennt, von der ein erfreulich großer Teil zu den besten Männern des großen Vaterlandes gehört, hat weder eine Krone zu geben, noch zu bieten. Sie hat eine Verfassung zu entwerfen, um dieselbe demnächst mit allen von ganz Europa anerkannten regierenden Herren und Städten Deutschlands zu vertragen. — Wo ist der Auftrag, der diese Männer berechtigt, über die rechtmäßigen Obrigkeiten, denen sie geschworen, einen König oder Kaiser zu setzen? Wo ist der Rat der Könige und Fürsten

Deutschlands, der nach tausendjährigem Herkommen dem heiligen Reich seinen König kürt und die Wahl dem Volke zur Bestätigung vorlegt? —!

Ihre Versammlung hat sich der Bildung dieses Rats, der Darstellung der deutschen Obrigkeiten im neuen Zentrum der Nation stets widersetzt. Das ist ein ungeheurer Fehler; man darf es eine Sünde nennen. Jetzt zeigen sich die Folgen dieser Sünde, jetzt fühlt jedermann zu Frankfurt, auch die, denen Ursach' und Wirkung nicht klar ist, daß man daselbst bei so viel Verdienst, so großen Mühen und (teilweis) so reiner Absicht, an einer gewissen Unmöglichkeit laboriert. Glauben Sie, daß Herz und Bein durchschütternde Szenen, Worte, Beschlüsse des Parlamentes das Unmögliche möglich machen könnten? Doch gesetzt, Mein teurer Arndt, die Sünde wäre nicht begangen oder sie würde noch gutgemacht, und der echt und recht vereinte Rat der Fürsten und des Volks kürte in der alten Wahlstadt und böte Mir die alte, wahre, rechtmäßige tausendjährige Krone Deutscher Nation nun — von Weigern und Nehmen hier zu handeln, wäre heut törlich — aber antworten würde Ich, wie ein Mann antworten muß, wenn ihm die höchste Ehre dieser Welt geboten wird.

Doch ach! so steht es nicht! — auf eine Botschaft, wie sie Mir aus Frankfurt droht, den Zeitungen und Ihrem Briefe zufolge, geziemt Mir das Schweigen. — Ich darf und werde nicht antworten, um Männer, die Ich ehre und liebe, auf die Ich, wie Sie Selbst, Mein alter Freund, mit Stolz, ja mit Dankbarkeit blicke, nicht zu beleidigen.

Denn was würde mir geboten?

Ist diese Geburt des gräßlich kreißenden 1848sten Jahres eine Krone? Das Ding, von dem wir reden, trägt nicht das Zeichen des heiligen Kreuzes, drückt nicht den Stempel „von Gottes Gnaden" aufs Haupt; ist keine Krone. Es ist das eiserne Halsband der Knechtschaft, durch welches der Sohn von mehr als vierundzwanzig Regenten, Kurfürsten und Königen, das Haupt von sechzehn Millionen, der Herr des treusten und tapfersten Heeres der Welt, der Revolution zum Leibeignen gemacht werden würde. Und das sei ferne! Der Preis des ‚Kleinods' müßte obenein das Brechen Meines dem Landtag am 26. Februar gegebnen Wortes sein, ‚die Verständigung mit der Deutschen National-Versammlung über die zukünftige Verfassung des großen Vaterlandes im Verein mit allen deutschen Fürsten zu versuchen'. Ich aber breche weder dieses noch irgendein gegebenes Wort. Es will mich fast bedünken, Mein teurer Arndt, als walte in Ihnen ein Irrtum, den Sie dann leider mit vielen wackern und lieben Menschen teilen: als sähen Sie die zu bekämpfende Revolution nur in den sogenannten roten Demokraten und Kommunisten? Der Irrtum wäre schlimm. Jene Menschen der Hölle und des Todes können ja nur allein auf dem Boden der lebendigen Revolution wirken. Die Revolution ist das Aufheben der göttlichen Ordnung, das Verachten, das Beseitigen der rechten Obrigkeit, sie lebt und atmet ihren Todeshauch, solange unten oben und oben unten ist.

Solange also im Zentrum zu Frankfurt die deutschen Obrigkeiten keine Stätte haben, nicht obenan in dem Rate sitzen, welcher der Zukunft Deutschlands eine Gestalt zu geben berufen ist, so lange steht dies Zentrum unter dem Spiegel des Revolutionsstromes und treibt mit ihm,

solange hat es nichts zu bieten, was reine Hände berühren dürfen. Als deutscher Mann und Fürst, ‚dessen Ja ein Ja vollkräftig, dessen Nein ein Nein bedächtig', geh Ich in nichts ein, was mein herrlich Vaterland verkleinert und dasselbe dem gerechten Spott seiner Nachbarn, dem Gericht der Weltgeschichte preisgibt, nehm Ich nichts an, was Meinen angebornen Pflichten nicht ebenbürtig ist, oder ihnen hindernd entgegentritt. Dixi et salvavi animam meam!

Dieses Blatt, Mein lieber alter Freund, ist für Sie allein. Sie müssen die Notwendigkeit der Geheimhaltung einsehen. Ich mache sie Ihnen zur Pflicht. Dringen Ihnen aber meine Worte in Kopf und Herz, verstehen Sie es, daß Ich, ohne Mich Selbst zu verleugnen, nicht anders kann, dann ermannen Sie sich, reden Sie mit Ihren Freunden, mit den Besonnenen und Könnenden, erheben Sie Ihre Stimme im Parlament, fordern Sie endlich das Eine, was dort not tut, und dort fehlt, die rechte Ordnung.

Oft unterbrochen schließ ich diese Zeilen am Jahrestage des verhängnisvollen achtzehnten. Trügen die neusten Nachrichten nicht, so gewinnt in Frankfurt die Besonnenheit und Einsicht schon wieder Land. Das walte Gott! Und wolle er sein kräftig-mächtiges Amen sprechen, wenn Ich jetzt mit dem Namen dieses Tages schließe: Laetare!

Ihnen, dem Dichter des begeisternden Liedes, das vor dem März-Kaiser so wenig erklingen dürfte als die Marseillaise vor dem Juli-König, Ihnen, teuerster Arndt, drück Ich die Hand aus Herzensgrund

als Ihr wohlgeneigter König und guter Freund

Friedrich Wilhelm."

Es muß auffallen, daß sich Arndt trotz diesem Bescheid der aus 32 Mitgliedern bestehenden Kaiser-Deputation anschloß, die dem König die Kaiserkrone anbot, und man begreift des Friedrich Wilhelms verwunderte Frage an Arndt: „Sie sind also doch gekommen?" Arndt aber schreibt in einem Briefe vom 31. Mai 1849 an die Schwester Dorothea (Br 475) voller Resignation: „Das war ein heißes Jahr in Frankfurt. Ich bin grade ein Jahr drei Tage da gewesen. Es schien zuletzt ein vergebliches gewesen zu sein, wird aber nicht als ein vergebliches gerechnet werden. Unser unglücklicher König, von einem verkehrten Kabinett und von eignen königlichen Phantastereien verkehrt beraten, hat durch unzeitige Ablehnung der Kaiserwürde uns und Sich und ganz Deutschland wieder sehr in den Dreck gelegt. Gott weiß, wie es werden und enden soll; indessen ich will und darf am Vaterlande nicht verzweifeln. Ich war mit in Berlin bei der großen Kaiserbotschaft von 33 Reichstagsmännern, den Präsidenten an der Spitze. Viel Schönes und Erfreuliches auf der Reise, Verdrießliches und Mühevolles in Berlin. Seit jenem verfehlten Kaiserzuge in Frankfurt nichts Gutes mehr; deswegen bin ich endlich mit allen Verständigen und Besten ausgetreten, und wieder hier."

Aus Frankfurt weg! (S. 280.) Ende Mai löste sich das Frankfurter Parlament auf, nachdem Arndt und viele andere Abgeordnete ausgetreten waren.

Altershehmut. (S. 280.) V. 31. Spleißen = bersten, spalten.

Die Rheinfahrt. (S. 281.) V. 3. Pelasger = Ureinwohner Griechenlands. — Danaer = Argiver; dann verallgemeinert: Griechen. — V. 30. Teuto. Vgl. Anm. zu S. 120, V. 18. — V. 34. Stein = Freiherr vom Stein. — V. 43. Zu Nassau an der Lahn war Stein geboren.

Die deutschen auswandernden Krieger. (S. 283.) Schleswig-holsteinische Soldaten wurden 1851 von der brasilianischen Regierung für den Krieg gegen Argentinien angeworben. Vgl. dazu Arndts Gedicht aus dem Jahre 1852 „Der sterbende schleswig-holsteinische Ajax". In diesem seltsamen Nachtstück nimmt ein Hauptmann v. S. eines „auf der Elbe flaggenden brasilischen Schiffes" Abschied von der Heimat und stürzt sich in sein Schwert aus Reue über den unwürdigen Dienst, den er genommen:

Wie mocht' ich unter Knechten Freiheit suchen?
Wer vor dem Dänenkönig Friederich,
Dem Friedensbrecher, vor dem frechen Pöbel
Des Sundesschlüssels nicht kniebeugen wollte,
Der sollte vor dem Mohrenkaiser Pedro,
Dem Sklavenhändler und dem Sklaventreiber,
Gleich anderm schwarzen Vieh sich treiben lassen
Und durch die Gassen Rios schreien hören:
Wieviel Dukaten gilt der deutsche Kopf?
Wär's etwa beßre Lust, als in den Klippen
Bornholms ein Schandeleben durchzuhungern?
Wie? oder in der bunten Züchtlingsjacke
Von Kopenhagens Schmutz sich anspein lassen?
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
Doch still, mein deutscher Jammer! schweige, Spott,
Tritt du, Gebet und Wunsch, mit mir vor Gott,
Nimm du, o Vaterland, den Abschiedskuß,
Den letzten Segen und den letzten Gruß.
Fahr wohl, mein Altona, mein sonnig Kiel!
Mein Eckernförde! Ach! von deinen Ehren
Nimmt eine letzte bittre Träne Abschied.
Auch Hamburg, türmestolze edle Stadt,
Du gastlich freie deutsche Stadt, fahr wohl! —
Ihr schönsten Ostseebuchten, Angelnküsten,
Fahrt wohl, Geliebte, lebt auf ewig wohl!
Fahr wohl, mein Elbstrom! wo des Knaben Spiel
Strandläufern gleich einst lustig auf und ab
Den Springerfüßen Vogelfedern gab!
Fahrt wohl, ihr hehren dunkeln Herthahaine,
Ihr Holsteins Buchenhaine! Euer Grün
Wird noch als Kranz für Freie wieder blühn —
So klatscht weissagend um mich Wodans Rabe —
Er wird's, sei's lange hinter meinem Grabe.

— V. 13. Utopien = ein Märchenland Nirgendwo; bekannt als Titel

der „Utopia" (1516) von Thomas Morus. — V. 17. Anspielung auf den schändlichen Soldatenhandel nach Amerika im Jahre 1780. — V. 19. Der Freiheitssänger Daniel Schubart, der gegen den Soldatenhandel des Herzogs Karl Eugen von Württemberg protestiert hatte, wurde 1777 auf dem Hohenasperg gefangengesetzt, bis ihm Friedrich Wilhelm II. 1787 die Freiheit verschaffte. — V. 21. Schlacht und Kapitulation der Engländer bei Saratoga Springs (im Staate New York) im Jahre 1777.

Zaunkönig. (S. 284.) V. 26. Strich (bei Vögeln und Fischen) = der Weg, der Lauf. — V. 62 ff. Bittere Erinnerung an den Kaisertraum von 1849.

Zur Fahnenweihe des Bonner Veteranenvereins. (S. 293.) V. 31. Arndt liebt solche Plurale; vgl. S. 254, V. 36, und S. 282, V. 31.

Schluß aller Lebensverse. (S. 300.) V. 23. Befrieden = Friede geben, schützen.

Erinnerungsbilder. (S. 302.) V. 1. in nuce (lat. „in einer Nuß") = zusammengedrängt, in Kürze. — V. 2. Den Ausdruck Sehrmann, der sich auch bei Mörike, Jahn, Jean Paul findet, weist H. Mayne („Mörikes Werke". Leipzig und Wien [1909] I, 436) in der Bedeutung „ein ausgezeichneter Mann an Herz und Geist" nach in einem Aufsatz „Rügen, Usedom und Wollin" von Eduard Beurmann in der „Deutschen Pandora" IV, 219. Stuttgart 1841. — V. 3. in g'oriosissima luce (lat.) = im ruhmvollsten Licht. — V. 8. Verpufft mich: hier im Sinne von stört mich; in dieser Bedeutung kommt der Ausdruck „verpuffen" sonst freilich nicht vor. — V. 24. Vgl. Arndts Charakteristik Grolmans im Aufsatz „Gneisenau". KlSchr III, T. XII, S. 107 f. — V. 29. Hiller und Heinrich Wilhelm von Horn hat Arndt 1852 in einem (in diese Ausgabe nicht aufgenommenen) Gedicht: „Das Lied von zwei deutschen Löwen" gefeiert.

Der Dämon des Sokrates. (S. 303.) V. 10. So nannte Sokrates das Göttliche im Menschen, das ihn vor unrechten Handlungen warne.

An die Freunde Friedrich Dahlmann und Friedrich Welcker. (S. 304.) Friedrich Christoph Dahlmann war Professor der Geschichte an der Universität Bonn; Friedrich Gottlob Welcker ebenda Professor der Archäologie.

Karl Vollertsen, des Schleswigers, Grab. (S. 306.) Karl Vollertsen fiel am 29. September 1850 in dem Treffen vor Friedrichstadt. — V. 15. Karl Vollertsen war Landwirt in Freienwillen im Lande Angeln (Meisner, a. a. O. IV, 273).

Die rechte Versenkung. (S. 307.) Aus Platos Ideenlehre gewann Arndt seine Vorstellung von den Wanderungen der menschlichen Seele durch mehrere Körper. Bereits im Jahre 1853 spricht er ähnliche Gedanken in fünf Distichen „Donnergemurmel und Blitze aus der Ferne" aus, von denen ich die beiden ersten hier wiedergebe.

1.

Ehe Abraham war, war ich. So hat einst gesprochen
Er, der vom Himmel herab höchstes Geheimnis uns sprach.

Das Geweſen, das Sein, das Werden unendliche Fragen?
Zwiſchen dem Ja und dem Nein ſpielt hier mit Würfeln der Geiſt.
Iſt es mit mir ſo beſtellt, und kann ich die fallenden Knöchel
Nimmer beherrſchen, für's Ja halt' ich des Göttlichſten Wort,
Feſt das Wort, was mir das Größte für ewig geſetzet:
Daß ich höhern Geſchlechts bin, bin Gottes Geſchlechts.
Ehe Abraham war und Moſes und Platon und Leibniz —
Geiſtererſtlingsgeburt — ſprich: wer erkühnt ſich des Spruchs?
Was in mir atmet und pulſt, bleibt doch ein Fünkchen der Flammen,
Wodurch jene die Welt weiland mit Lichtern erfreut.

2.

Zweimalgeborner und Dreimalgeborner — ſprech' ich was Tolles?
Könnt' ich nicht endlich gar Neunzigmalneunziger ſein?
Neunundneunzigmaltauſender gar? Ich würfle mit Zahlen,
Mit Myriaden umher, wie es die Sterngucker tun,
Wenn ſie den Lichtflug berechnen. Da ſchwindelt's den ſtolzen Gehirnen,
Schwindelt mit Zahl und mit Maß — Licht bleibt doch, was es iſt.
Bleib' ich denn ſelbſt bei dem Licht, weil mit dem Licht ich geſpielet:
Lichtflug? Lichtmaß? Auch du hebe, mein Vogel, den Flug!
Hebe die Flügel, mein Geiſt, du unergreiflicher Flieger,
Schreien die draußen dir auch Neunundneunziger! nach.

Worte, geſprochen an Schills Grabe in Stralſund. (S. 307.) Vgl. dazu S. 104 „Das Lied vom Schill" und die entſprechende Anmerkung.

Fliegende Erinnerungsblättchen. (S. 309.) Nr. 22. V. 4. Pletzen = flicken. — Nr. 29. V. 2. Vgl. Äſchylus, „Prometheus", V. 50: „*ἐλεύθερος γὰρ οὔτις ἐστὶ πλὴν Διός*". — V. 5. „Ich dien'" lautete angeblich die Deviſe des Königs Johann von Böhmen.

Anmerkungen zu Teil 2.

Erinnerungen aus dem äußeren Leben.

Die vorliegende Ausgabe der „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" folgt der „dritten durchgängig verbesserten Auflage". Leipzig 1842.

Zu Arndts „Erinnerungen" treten ergänzend hinzu in erster Linie die „Wanderungen und Wandelungen", in denen vieles aus den „Erinnerungen" wiederholt wird; sodann Arndts Gedichte und Reisebeschreibungen, endlich die Briefsammlungen. Außerdem verweise ich auf das Lebensbild Arndts, das vorliegende Ausgabe eröffnet.

Um den Umfang der Anmerkungen nicht gar zu sehr anschwellen zu lassen, gebe ich zu den Prosaschriften so wenig Erklärungen wie irgend möglich, während die Gedichte aus naheliegenden Gründen deren mehr bringen. Wollte man für die Prosaschriften auf alle historischen Beziehungen und namentlich auf die erdrückend große Zahl der aufgeführten Persönlichkeiten näher eingehen, so möchte der Umfang der notwendig werdenden Anmerkungen dem der entsprechenden Schriften Arndts leicht nahekommen oder gar ihn übertreffen.

S. 11. Geleitspruch. Den Ausdruck „Auf dem breiten Steine stehen" gebraucht beim Pfänderspiel eine Person, um ihr Pfand einzulösen:

„Hier steh' ich ganz allein
Auf einem breiten Stein;
Und wer mich lieb hat, holt mich ein",

worauf hin eine andere Person der Gesellschaft die Einholung und Ablösung durch einen Kuß erledigt. A. Haas („Blätter für Pommersche Volkskunde". Hsg. Knoop und Haas. 1. Jahrg. Nr. 1. Stettin 1892. S. 6f.) führt den Ausdruck auf einen alten Hochzeitsgebrauch zurück, der im 16. Jahrhundert bereits im Schwinden begriffen ist. „Als sich Bartholomäus Sastrow in Greifswald am 2. Februar 1551 mit der Tochter des Matthewes Fruhofen vermählte, ging er am Nachmittage des Hochzeitstages nach altem Brauche ‚auf den Stein'; doch war er einer der letzten, welcher dem Brauche folgte. Sastrow erzählt darüber in seiner Autobiographie (ed. Mohnike III, S. 9f.) folgendes: ‚Dieweil ich

faſt der letzeſte Breutigam, ſo auf den Stein ging, achte ich nicht unzimblich, den ritum zu beſchreiben, darin diſſer Proceſſ gehalten worden.

Beſchreibung des Steingandes zum Grypswalde.

Auff den Nachmittag nach dreyen, als auf den Abendt die Hochzeit angön ſolte, verſamlten ſich die geladen unnd dem Breutigam Beiſtandt leiſten wölten, zu ihme; gingen nach dem Marckete nach der Seiten der Schuestraſſen (jetzt Schuhhagen), der Brautman zwuſchen zwen Burgermeiſtern oder, ſo die nicht vorhanden, den Furnemſten in dem Proceß. In der Tühren auf der Schwellen des Hauſes, recht auf der Schuheſtraſſen Ortte (d. i. Ecke), lag ein vierkantig Ehlſtein (die erſte Silbe dieſes Wortes, für welches in den Handſchriften auch Oehlſtein und Ahlſtein geleſen wird, läßt ſich nicht erklären); dar gingk der Brautman allein hinauf, die andern alle blieben ungefehr 50 Schritt zuruck in ordine, wie ſie gangen. Da ſtunt der Brautman gar alleine unnd die Spielleute midt iren Pfeiffen unnd hoffirten ihme, etwan ein Par pater noster lang; kam alsdann der Brauttman wider herunter zwuſchen den beiden Burgermeiſtern, oder bei den er vorgangen, unnd gingen alſo ſamptlich nach dem Hauſe, darin die Hochzeit ſein ſollte, da wurden Braut unnd Breutigam zuſammende gegeben u. ſ. w. Sagen, das der Brautman ſich derwegen alleine auf den Stein bloß an einichen Beiſtandt hat ſtellen muſſen, wo jemandts Einſage hatte, ſollichs er noch vor der Copulation gewertig ſein möſte. — Es iſt aber nicht lange nach meiner Hochzeit das Steingant abgeſtelt unnd dasſelbe in ein beſſer Ordnung vorwendett.'

Die Sitte des Steingehens war alſo zu Saſtrows Zeit bereits eine bloße Zeremonie geworden, welche man nur noch aus alter Gewohnheit hin und wieder befolgte; den eigentlichen Zweck des Aufzuges, nämlich das Einſprucherheben gegen die zu ſchließende Ehe, kannte man nur noch durch Hörenſagen."

Im Anſchluß an dieſe Ausführungen teilt Asmus („Blätter für Pommerſche Volkskunde". Hsg. Knoop und Haas. 1. Jahrg. Nr. 11. Stettin 1893. S. 166) noch folgendes mit:

„Vor dem Altar unſerer altertümlichen Kirche [in Zwilipp] iſt ein 90 cm breiter und 150 cm langer Stein. Auf dieſem Stein ſtehen die Brautleute bei der Trauung und die Paten bei der Taufe, denn der Taufſtein wird dann an die Altarbrüſtung gerückt.

.... Soll jemand Gevatter ſtehen, ſo ſagt er wohl: Ik mutt eina Däler ſpüra, denn ik mutt uppem breida Stein ſtäha."

Asmus beſtätigt noch, daß bei dem gleichen Ausdruck des Pfänderſpieles tatſächlich an den breiten Stein in der Kirche zu denken ſei.

S. 12. Z. 32. Pindar, Pythia VIII, 99 f.: τί δέ τις; τί οὔ τις; σκιᾶς ὄναρ ἄνθρωπος.

S. 14. Z. 22. Im Süden Rügens.

Z. 43 und S. 15. Z. 1. Das Geſpenſterſchrecken: vgl. Ged. T. I, S. 239, V. 5, und die entſprechenden Anmerkungen.

S. 15. Z. 27. Heidereiter: eigentlich ein berittener Forſtaufſeher.

S. 16. Z. 42 f. Die beide Geſchlechter zuſammenfaſſende Form „das Gemahl" iſt ſeit dem 15. und 16. Jahrhundert nachweisbar.

S. 17. Z. 11. Arndt schreibt hier und auch sonst „Paruke". Diese, dem italienischen parucca entsprechende Form begegnet im 17. und 18. Jahrhundert häufig.

Z. 15. Fritz Reuter kennt das Adjektivum verleden = vergangen.

S. 18. Z. 17. wählig: „bei Schriftstellern niederdeutscher Heimat an das niederd. welig, walig, in der Bedeutung jugendlich übermütig, mutwillig, ausgelassen, angeschlossen". (Heyne, „Deutsches Wörterbuch".)

S. 19. Z. 39. Lewark (plattd.): Lerche.

S. 22. Z. 5. Koppel: Einfriedigung, eingefriedetes Ackergrundstück, z. B. Viehweide.

Z. 7. Plinsen: still weinen.

Z. 29. „Siegwart": Der empfindsame Roman „Siegwart, eine Klostergeschichte" von Martin Miller, ist eine tränenreiche Nachahmung von Goethes Werther.

S. 24. Z. 9. Poschen (dem franz. poche = Tasche entlehnt): eigentlich Taschen; „besonders die um die Hüfte gebundenen, wulstigen und steifen Taschen zum Ersatze der Bügel- und Reifröcke: ‚Im Jahre 1778 trugen die Damen bei uns kleinere Bügelröcke, Poschen genannt.' Voß." (Grimm, „Deutsches Wörterbuch".)

S. 26. Z. 37. Von andern Unfällen und Nöten aus der Kinderzeit berichtet Arndt im dritten Band der Schr, wo er folgende Erinnerungen „aus dem dritten, vierten Lebensjahr" (S. 488) mitteilt: „Auf dem Hofe zu Schoritz nimmt eine Kuh den kleinen Knaben auf die Hörner und wirft ihn in die Luft. Er fällt glücklich in eine Mistpfütze. — Zwei zusammengekoppelte Jagdhunde, die dem Herde zu nahe kommen, werden von der Küchenmagd mit dem Besen weggekehrt, sie laufen zur Türe, fassen den kleinen Jungen, der in ihr auf der Treppe steht, zwischen sich und reißen ihn die hohe Treppe in den schmutzigen Abgrund hinunter, der zum Glück weich war. Die Base Sofie schreiend hinterdrein. Schmutz die einzige Beschädigung."

S. 27. Z. 17. Die Musche (franz.): Schönheitspflästerchen.

S. 28. Z. 23. Sich enthalten (im ält. Nhd.): sich aufhalten; so auch das Substantiv „der Enthalt" = Aufenthalt.

Z. 43. Liliputter: die daumengroßen Bewohner des Märchenlandes Liliput in Swifts Erzählung „Gullivers Reisen".

S. 29. Z. 23. Last: Maß- und Gewichtsbestimmung, zunächst als schwankende, dann aber auch als eine genauere Gewichtseinheit von örtlich sehr verschiedenem Umfang. (Grimm, „Deutsches Wörterbuch".)

S. 30. Z. 22. Orbilius: ein Schulpedant, der bei Horaz (Epist. II, 1, 71) begegnet.

Z. 28. Riet (meist Ried geschrieben): Riedpflanze, Rohrstaude, Rohr, Stab; besonders spanisches Ried; im 17. und 18. Jahrhundert häufiger. (Ist das gleiche Wort wie das kollektivische: Röhricht, Sumpf, Moor.)

S. 31. Z. 36. Ökelname (plattd.): Spitzname.

S. 32. Z. 26. Die Münde, entsprechend dem mhd. Plural munde und münde, begegnet äußerst selten.

S. 33. Z. 21. Vgl. NB II, 93: „Es scheint mir ein braver junger Mann zu sein. Er meint auch, der Deutsche bedürfe, für sein unglückliches Phlegma noch recht wacker gegeißelt zu werden, um zur Empfindung seiner Schmach aufzuwachen. Ach! leider liegt zu viel Narkotisches in der Natur dieser Nation. Aber wann wird einmal die Stunde schlagen, wo sich la bête allemande aufgeißeln läßt? Wird es dann nicht vielleicht schon zu spät sein? .... Der brave Spanier verdient es, daß er in dem Glauben an die Regierung eines gerechten Gottes befestigt werde. Er hilft sich selbst, und darum hilft Gott ihm auch."

Z. 29 f. Im Verlauf des dritten Koalitionskrieges gegen Frankreich, an dem auch Schweden beteiligt war.

S. 35. Z. 19. Ludwig Theobul Kosegarten (1758—1818), Propst zu Altenkirchen auf Rügen, später Professor der Theologie in Greifswald, Verfasser des empfindsamen Romans „Ida v. Plessen", des idyllischen Gedichts „Jucunde" und anderer Dichtungen.

S. 36. Z. 9. Schruthähne: Die Schrute = die Truthenne.

Z. 17 f. Samuel Johnson (1709—84), „Journey to the Western Islands of Scotland" (London, 1775); James Boswell (1740 bis 1795, Verehrer Johnsons, dessen Biographie er schrieb), Journal of a tour to the Hebrides with Johnson (London, 1774; deutsch Lübeck, 1786).

Z. 42. Schrittschuh: Schlittschuh. „Die alte Sprache kennt ausschließlich die Bildung Schrittschuh zum Verbum schreiten, Schuh zu weitem Schritt .... Erst im Nhd. wurde älteres Schrittschuh in Anlehnung an Schlitten umgedeutet und zu Schlittschuh entstellt." (Grimm, „Deutsches Wörterbuch".)

S. 39. Z. 1 f. Vgl. dazu auch die freilich sehr unhistorische Erzählung „Die Krone des Großen Kurfürsten" (Haas, „Baltische Studien" 13, 2, S. 217, bez. Haas, „Rügensche Sagen und Märchen". 2. Aufl. Stettin, 1896, S. 187): „Vor vielen, vielen Jahren ist ein König von Preußen bei Neukamp auf Rügen gelandet und hat daselbst mit König Karl XII. von Schweden um das Land Rügen gekämpft. Der König von Preußen wurde aber besiegt und mußte sich nach Pommern zurückziehen. Dabei verlor er, so recht zwischen Neukamp und Wusterhausen, seine Königskrone, die alsbald in die Tiefe des Meeres versank. Und von da hat sie auch nicht wieder heraufgeholt werden können. Nur bisweilen tritt sie an die Oberfläche des Meeres, und dann kann man sie aus der Ferne blinken sehen. Wegen dieser verlorenen Krone haben die Könige von Preußen auch nicht von dem Lande gelassen und noch oft und viele große Kriege um dasselbe geführt, bis sie es endlich in ihren Besitz bekommen haben."

Z. 4. Sieg Leopolds von Anhalt-Dessau über den Schwedenkönig bei Stresow im Jahre 1715.

S. 44. Z. 5 f. Samuel Richardson (1689—1761), Verfasser der empfindsamen Romane „Pamela", „Clarissa", „Grandison". — Gellert, „Leben der schwedischen Gräfin von G.**", rührseliger Familienroman nach dem Muster Richardsons.

Z. 7 f. Wielands Übersetzung „Shakespears Theatralische

Werke" (1762—66) iſt in Proſa gehalten; ebenſo die ſeines Nachfolgers Johann Joachim Eſchenburg.

S. 45. Z. 16. Erztaubenkrämer, vgl. Anm. zu Ged, T. I, S. 91.

S. 46. Z. 5. Anſpielung auf die 1644 zu Nürnberg gegründete Sprachgeſellſchaft „Löblicher Hirten- und Blumenorden an der Pegnitz".

Z. 36. Hyperboreer ſind ein ſagenhaftes Volk im äußerſten Norden der Welt.

S. 48. Z. 36f. Unter dieſem Titel gab Matthias Claudius ſeine Werke heraus.

Z. 41. „War einſt ein Rieſe Goliath, War ein gefährlich Mann."

S. 49. Z. 18f. Das bekannte Kirchenlied von Philipp Nicolai.

Z. 20. Schibboleth (hebr. „Ähre"): Loſung.

S. 50. Z. 11. ungeheiet (vom Verbum heien = ſchlagen, ſtoßen, plagen): ungeplagt.

S. 51. Z. 16. Bienenwitz: nur bei Arndt nachweisbar. Witz hier im älteren Sinne: Verſtand; vgl. auch Biberwitz: Kunſtfertigkeit der Biber.

Z. 39. Chriſtian Gottlob Heyne (1729—1812), Profeſſor der Altertumskunde an der Univerſität Göttingen.

S. 52. Z. 8. Belauf: Summe, Betrag.

Z. 24f. „Geſchloſſener Handelsſtaat" (Tübingen 1800).

S. 54. Z. 22. In Preußen war nach dem Reglement von 1733 jeder Einwohner dem Regiment verpflichtet, zu deſſen Kanton er gehörte; das Land war in eine Anzahl Bezirke eingeteilt, und jedes Regiment bezog ſeinen Rekrutenerſatz aus einem beſtimmten Kanton.

S. 55. Z. 1ff. Geerds („Arndt, Erinnerungen". Leipzig [Reclam], S. 375) weiſt darauf hin, daß Arndt hier vielleicht auf ein Ereignis anſpielt, das er Schr III, 502 bis 509 erzählt: „Jahre 1785 und 1786. Der Jüngling kam heran, das ſechzehnte Lebensjahr. Was es in dieſem Alter doch für Sehnſuchten und andere Suchten gibt! Sie werden bei den meiſten Sterblichen in den nächſten Jahren, gewöhnlich zwiſchen dem achtzehnten und zwanzigſten Altersjahre, durch eine einzige gewaltige Sucht, welche zum Glück oder Unglück mit dem Jünglinge durchgeht, verſchlungen und endlich vergeſſen. Indem das ſich aufſchließende Herz ſich nach vielen unbekannten und dunklen Gütern ſehnt und die jungen ſchwellenden Triebe, welche wie eine Blume mit Gewalt aus der Knoſpe brechen, nicht mehr ſammeln und in einem Büſchel zuſammenbinden kann, fliegt alles nach den verſchiedenſten Seiten in eine unendliche Weite, oder wird vielmehr oft in eine ſolche grenzenloſe und uferloſe Weite, gleichſam in eine Unendlichkeit, ſo mächtig hineingelockt und geriſſen, daß es wie in Ahnung ungeheurer Gefahren wie in ſich zurückzittert. Ich habe in jenen Jahren auch geträumt von einem Soldaten, von einem Schiffer, von einem Entdecker neuer Inſeln und Küſten wie Magellans und Cook, der ſolche Herrlichkeiten wirklich fände, als worüber meine Phantaſie mit dem angeſchirrten Goldadler ſo oft hingeflogen war. Aber doch immer bei aller Luſt und Wolluſt dieſer Phantaſiegebilde, wo ſie mich etwa zu kühn und zu weit in die unendliche Welt hinausgelockt hatte, flüchtete ich mich in die Enge der Heimat zurück, und zwar nicht bloß in die nicht zu enge

Enge, wie das Leben des väterlichen Hauses sie mir zeigte, sondern ich baute mir das kleinste, netteste Häuschen irgendwo hinter einem Busch am Strande des Meers, bepflanzte mir dort mein hübsches Gärtchen mit Blumen und Bäumen, fing Vögel und Fische, sah Tauben und Hühner aus dem Schlage fliegen und war ein reicher, glücklicher Mensch. So sehr schien ich ursprünglich für ein stillstes, einsames, ungewußtes Leben geboren zu sein.

In solchen Träumen und Sehnsuchten, woraus eine allgemeine, schwermütige Sehnsucht des Herzens ward, welche die Einsamkeit suchte, wie oft habe ich hinter der Lau oder an der großen Salzwiese bei unserm Badeplatze am Strande des Meers gelegen und in die über mich hinrollenden Wolken oder in die blaue Ferne der jenseitigen Gestade geschaut und in der unbestimmten Sehnsucht die Wangen von Tränen überströmt gefühlt! Noch schweben die dunkeln Weiden und Gebüsche der fernhin liegenden Insel Ummanz vor meinem Blick, wie sie mir im Abendsonnenglanze im Meere zu verschwimmen schienen und zuletzt in der Dämmerung verschwammen und verschwanden, und wie einzelne weiße Segel wie gespenstische Vögel sanft durch sie hinzufliegen schienen. Das war aber das Seltsame in jenen Tagen, wo mein Herz wohl eine Liebe suchte, die der Mensch, wie sie ihm in der Jugend ahnet, auf Erden wohl selten findet, daß ich um meine beste Liebe, die ich besaß, oft viel trauerte und weinte. Diese meine Liebe war mein Vater, einer der fröhlichsten, mildesten und liebenswürdigsten Menschen. Ich berechnete, ja ich rechnete ordentlich mit scharfsinniger Angst aus, daß und wie er nach dem Laufe der Natur zwanzig oder dreißig Jahre vor mir sterben würde, und bei dem Gedanken dieses Verlustes und meiner künftigen Verlassenheit erschrak ich so sehr, daß ich mir oft mit heißen Tränen von Gott erbeten habe, er möge mich doch frühe und vor meinem Vater von der Welt nehmen. Ich denke, ähnliches mag wohl vielen Jünglingen und Jungfrauen im sechzehnten, siebzehnten Jahre ihres Alters begegnen, daß sie in der Fülle unstillbarer und unerfüllbarer Sehnsucht sich den Tod wünschen, gleichsam ein Rätsel, welches das noch viel unlösbarere Rätsel ihrer Zukunft auflösen werde. Wenigstens stirbt sich's am leichtesten im Lenz des Lebens, wo die Blume die Knospe sprengt.

Als es in dem Jünglinge auf solche Weise dämmerte und sich bewegte und sehnte, begab sich im Sommer des Jahres 1786 ein häusliches Abenteuer, welches für mein späteres Schicksal, für die Richtung meines Herzens und den Gang meines Lebens wahrscheinlich entscheidend geworden ist. An einem schönen Sommertage jenes Jahrs 1786 begingen die Herrn vom Sunde, ich meine die Herren vom Rat und Vorsteher und Verwalter des Klosters Sankt Jürgen vor Rambin, welche auf den dazu gehörigen Gütern Tagung und Schau gehalten hatten, zum Beschluß derselben im Kloster einige festliche Tage, wozu mein Vater, als welcher mehrere Güter und Dörfer des Klosters in Pacht hatte, auch eingeladen war. Wir waren den Abend des letzten Festschmauses oder vielmehr des Nachts — denn es war um die Mitternacht — alle in tiefer Ruhe, als mit einem Male die Tante Sofie ganz verstört in unsre Schlafkammer kam und mich und den Bruder Karl leise weckte: Wir sollten uns ge-

schwind in die Kleider werfen und in einer Botschaft ausgehen. Als wir fertig waren, empfing sie uns in der Wohnstube mit Tränen und Wehklagen: es sei ein Unglück und Jammer im Hause, der Vater sei halb zwölf nach Hause gekommen und habe die Mutter vermißt, sie gesucht und nirgends gefunden. Da sei er auf den Gedanken gekommen, da sie häufig einer so einsamen, schweigsamen und stillen Natur sei, sie habe sich selbst ein Leid angetan; schon habe sie (die Tante) den Baumgarten und Blumengarten und alle Bänke und Lauben, wo die Mutter wohl ihren Sitz zu nehmen pflege, durchsucht und alle Sträucher und Bäume beschaut und durchschaut, aber nichts gefunden; der Vater und Hinrich Bierk haben Scheunen, Ställe, Speicher und Brunnen und Teiche durchmustert oder seien noch eben dabei. Nun könne sie sich gar nicht denken, daß unsre Mutter, eine so fromme und mutige Frau, sich selbst ein Leid getan habe; sie habe ja gar keine Ursache dazu und auch nie und nimmer nur ein Wort fallen lassen, welches auf solchen Jammer hinzielen könnte, obgleich es ihr sehr aufgefallen sei, daß sie den ganzen Nachmittag ungewöhnlich still gewesen und den Abend viel in der Bibel und dann in Youngs Nachtgedanken gelesen. Sie wolle sich das Unglück doch lieber anders denken, und daß es nicht von ihrer eignen, sondern von Gottes allmächtiger Hand gekommen sei; die Mutter gehe ja des Abends oft noch spät, zuweilen weit über zehn Uhr hinaus, so gern im Garten oder Felde spazieren, vielleicht sei sie ins Feld oder an den Strand gegangen und liege irgendwo vom Blitz erschlagen; es habe ja den ganzen Abend gedonnert und wettergeleuchtet und blitze noch. Und nun geht, liebe Jungen, und Gott gebe, daß ihr eure Mutter findet, und daß diese Schande nicht über unser Haus und über euch komme! Und wir arme Jungen gingen und liefen auf allen Feldwegen und Fußwegen, standen auch oft still und horchten, an dem Strande, in der Lau, dem Wege nach Bresen in dem Breser Tannenwald, von da den Weg gegen Rambin zurück, auf unsre Weide, auf unsern Tannenberg, von Donner und Blitz aus düsterm Nachtgewölk begleitet, wie es im Augustmonat viel zu wetterleuchten pflegt, ohne mit Sturm und Regen zu wettern! Ach! das war ein angstvolles Laufen und Suchen und hatte manche angstvolle Täuschung, indem wir hin und wieder am Wege getüderte Pferde und Füllen, welche im Grase hingestreckt lagen, in jammervoller Furcht und Hoffnung für etwas möglicherweise Menschliches ansahen und dann erschreckt wurden, wann die Tiere bei unserer Annäherung mit Schnauben und Wiehern aufkollerten. Wir kamen zu Hause und hatten nichts gefunden; wir fanden den Vater, um welchen Herr Klickow von Drammendorf, Herr Dankwardt und der Arzt standen, auf einem Stuhl sitzend, sprachlos, verzweifelt, mehr einem Toten als Lebendigen ähnlich. Und siehe! kaum einige Minuten, und die Mutter trat herein, freundlich und heiter nach ihrer gewöhnlichen Weise, natürlich verwundert und bestürzt über den Zustand und die Personen, welche sie bei dem Halbdunkel der Nacht anfangs auch wohl kaum gewahren mochte.

Nun Friede, Freude, Fragen und Vorwürfe, warum und daß die Frau so lange ausgeblieben und erst um zwei Uhr zu Hause kam — denn so mochte die Zeit stehen. Alles bewegte sich wieder frisch und froh, nur

der zerschmetterte Vater konnte sich noch lange nicht wieder erheben und besinnen. Und wie hatte die Geschichte sich begeben? Die Mutter war spät abends ausgegangen, in der Meinung, dem lange weilenden Vater auf dem Heimgange vom Kloster zu begegnen, und war so bis dicht an Rambin und zwar bis an die Rambiner Sandgrube gekommen und hatte sich über ihr im Grase hingesetzt, wo unser ordentlicher Kirchenfußsteig zwischen zwei Wegen ins Kirchdorf hineinführte. Von hier konnte sie die beiden Wege, welche von Rambin und vom Kloster auslaufen, übersehen, und der Vater mußte hart an ihre Stelle herankommen und konnte ihr nicht entgehen. Dort hatte sie gesessen und in der schönen, blitzigen Sommernacht einige Stunden verträumt und war endlich heimgeschlendert, verwundert und ungeduldig, daß der Mann immer noch nicht kommen wollte. Der Vater war aber eines anderen Weges in sein Haus heimgegangen, nämlich aus dem Klostergarten hinten hinaus durch den Klosterpark und Giesendorf über den Grabitzer Tannenberg. Daher die Tragödie.

Für den Vater war es eine Tragödie. Er erkrankte ernsthaft auf einige Wochen und litt, wie er uns wohl heimlich klagte, lange an den Schrecken dieser fürchterlichen Nacht. Ich bekam auch meinen guten Teil davon. Meine Phantasie war so aufgeschreckt, daß ich darüber manche Nächte gar nicht zum Schlafen kam, ja oft gar nicht einschlafen konnte, bis ich die Mutter in ihrem Bette eingeschlafen wußte. Es war nämlich in dem alten Hause neben der Wohnstube eine große, ungeheuer lange Kammer, welche wie ein arabisches Zelt zwei Abteilungen hatte. Hinten in der Kammer die Betten der Jungen, in der Mitte Tische und Gerüste für Kleider, Waschung, Putzung usw., am Eingange die gewöhnliche Schlafstelle der Mutter, Base und des Schwesterchens. Wie oft habe ich nächtlich aufstehen und leise hinschleichen und schauen und zufühlen müssen, ob die Mutter im Bette geborgen sei.

Kurz, diese Geschichte und das eintretende, entscheidende Jünglingsalter arbeiteten in und an meiner Phantasie mehr, als gut und recht war, zerrissen die natürlichen Zustände vom Schlafen und Wachen, setzten mich häufig in einen fliegenden und zitternden Traumzustand, und gaben mir jahrelang ein unaufhörlich wechselndes Sinken und Steigen von Aufgeregtheit zur Schläfrigkeit und von Fröhlichkeit zur Schwermut, was sich sonst wahrscheinlich in so seltsamen und geschwinden Wechseln nimmer bei mir eingefunden hätte. Das gab bei der entzügelten und aufgereizten Phantasie, die sich nun wie ein losgerissenes Roß mit den wildesten Sprüngen über alle Schranken, Gräben und Hecken verlief, zwischen Leiden und Leidenschaften und Träumen und Gesichten der Nacht, welche schlummerlos nicht die Herzerfreuerin (Euphrone) heißen darf, harte Kämpfe, die der Jüngling allein und schweigend für sich bestehen mußte. Meine Verpflanzung nach Stralsund, welche etwa ein halbes Jahr nach dieser Hausbegebenheit erfolgte, kam noch dazu, und der Eintritt in diese neue Lage und das leidliche Zurechtfinden in derselben ist mir durch meinen außerordentlichen, oft übergereizten, oft verdunkelten Gemütszustand außerordentlich erschwert worden. Ich fand mich oft in einem fürchterlichen geistigen Kampf mit mir selber und sollte nun mit einer fremden, zum Teil lieblosen Welt, sollte mit vierzig, fünfzig Genossen

leben und kämpfen lernen, welche, von Kindesbeinen an in einer öffentlichen Schule unterrichtet, den in schlichter, ländlicher Einfalt aufgewachsenen Jungen in Geschwindigkeit und Fertigkeit des Mutwillens und in Geübtheit in auch unschuldigen Schalksstreichen weit übertrafen."

S. 55. Z. 18. 1. Mose 2, V. 18.

Z. 35f. Nicht Horaz, sondern Ovid Amor. III, 11, 7: „Perfer et obdura: dolor hic tibi proderit olim." Der geringfügige Irrtum Arndts erklärt sich aus den Anfangsworten der Ovidzeile, die auf Horaz, Sat. II, 5, 39: „Persta atque obdura" zurückgehen.

S. 56. Z. 26. Versehen Arndts: Südwesten.

S. 57. Z. 14. Don Quixote, der Held des bekannten Romans von Cervantes.

Z. 16f. Schwerin, der Sieger von Mollwitz, der bei Prag 1757 fiel.

S. 58. Z. 11. Die Bräune (Angina) „nennt die ältere und Volksmedizin alle Krankheitszustände, bei welchen infolge von entzündlichen Anschwellungen des Rachens oder der Luftwege Schlingbeschwerden, Behinderung des Sprechens oder Erstickungszufälle entstehen". (Brockhaus, Konversationslexikon.)

S. 65. Z. 25f. in omni scibili (lat.): in allem Wißbaren.

Z. 36. Friedrich Ludwig Schröder (1744—1816), Schauspieler und Schauspieldirektor.

S. 67. Z. 17. Vgl. dazu R. Sprenger (Zeitschrift für deutsche Wortforschung VI, S. 220): „Wenn auch Arndt die Vergleichung des deutschen ‚Kirchherren' mit dem schwedischen Kyrkoherde mit Recht ablehnt, so ist dies doch eine alte deutsche Bezeichnung des Pfarrers, die der Dichter aus seinem geliebten Reinke de Vos (kerkhere, schw. m. V. 679) hätte kennen sollen .... An den Begriff des Gerichtsherrn ist dabei nicht zu denken; Kirchherr bezeichnete vielmehr ... den rector ecclesiae im Gegensatz zu seinem Vikar oder seinen Diakonen."

S. 68. Z. 19. Bereits vor der eben erwähnten großen Reise hatte sich Arndt mit Charlotte Quistorp verlobt. Zunächst macht er der Mutter in einem Brief vom 14. März 1798 Mitteilung (Br 25): „.... Nun von Sachen, die mir noch umher angehen. Weil die Mütter die ersten und natürlichsten Mitwisser unsrer Geheimnisse von Jugend auf sind, oder doch sein sollen, so ist es meine Pflicht, Ihnen, liebe Mutter, zu beichten, daß meine alte Liebe zu Lotte Quistorp, die Sie wohl kennen, noch nicht veraltet ist, und unter uns nie veraltet gewesen ist, obgleich wir aus guten Gründen den Briefwechsel abgebrochen hatten. Was Sie auch davon denken mögen, so ist sie doch die einzige, mit der ich einst glücklich zu leben hoffe. Sie ist jung und wild, ich weiß es, aber hoffentlich nicht, was ihre Sittenrichterinnen aus ihr machen, und gewiß nicht, was diese selbst sind. Ihr altes Übel hat sich fast ganz verloren, und sie ist blühend und stark jetzt wieder. Daß sie ein Herz und ein lebendiges Gefühl für alles Gute und Schöne hat, weiß ich: daß sie mich liebt, empfinde ich. Doch behalten Sie dies für Sich und Tante Sofie: dem Vater sage ich es vielleicht selbst." Bald meldet er auch dem Vater seinen Entschluß, Charlotte Quistorp zu heiraten.

(Br 26 f.) Die Braut hatte dem Geliebten, als er die Reise antrat, zum Abschied in sein Album geschrieben: „Süß ist sie zu atmen, die Luft, in der des Geliebten Atem weht. Die Hoffnung des Wiedersehens mildert der Trennung Schmerz, und der erste Kuß, vom Munde des Geliebten der Harrenden nach langer Trennung gegeben, belohnt göttlich jede Träne des trauernden verlassenen Mädchens. — — Eigentlich ist Trennung bei Liebenden eine Lüge. Die Geister der Liebenden sind sich immer nahe und reichen sich überm Weltmeere die Hände. In dem Busen der Geliebten herrscht der Liebling wie ein Gott in seinem Tempel, sein Bild steht vor ihr im Wachen und verrinnt in ihren Träumen, die ganze Schöpfung zerfließt ihr in dem Einzigen, strahlt ihr den Einzigen wider, tönt ihr den Einzigen entgegen. — Fahr glücklich und gedenke in Italien meiner. Bring' mir was mit von der Ferne. Greifswald, den 16. Mai 1798. Lotte Quistorp."

S. 68. Z. 35. „Im Mnd. bezeichnet natürlik in genealogischer Hinsicht nicht die Illegitimität, sondern vielmehr die Legitimität; als Gegensatz ist Adoption zu denken. S. Mnd. Wb. III, 163, besonders die Stelle aus Pyl. Pomm. Geneal. II. S. 178: mynem naturliken unde eliken sone. Auf Rügen hat sich, wie es scheint, diese Bedeutung bis in die neueste Zeit erhalten." (R. Sprenger, a. a. O., S. 223.)

Z. 38. Um die Adjunktenstelle bewarb sich Arndt, da seine Frau einem Kinde entgegensah. Auch die mannigfaltigen Kollegs und Privatissima, die Arndt abhielt, gewährten ihm nur ein kärgliches Einkommen. (Meisner, „Arndt und Charlotte Quistorp", a. a. O.)

Z. 39. Gedächtnisfehler Arndts: Die Ernennung zum außerordentlichen Professor erfolgte 1806.

S. 70. Z. 9. „Wie ich wieder Lutheraner wurde und was mir das Luthertum ist". (Berlin, 1831.)

S. 72. Z. 3. Arndts ganz schiefe Urteile über den großen König („Germanien und Europa". Altona, 1803. S. 94 ff. und GdZ I, T. VI. S. 142 ff.) gipfeln in dem Vorwurf, daß Friedrich der Große nur an Preußen, nicht an Deutschland gedacht habe. Arndt macht ihn daher für die deutsche Vielstaaterei und Zerrissenheit verantwortlich. So falsch diese Auffassung ist, so begreiflich ist sie in den Jahren 1803 und 1807, da Arndt ein Deutschland ohne Österreich für unmöglich hielt. Er selbst hat den Irrtum rechtzeitig eingesehen; trotzdem wurden ihm jene Äußerungen in der Zeit der Demagogenverfolgungen als Majestätsbeleidigungen ausgelegt. Vgl. Anm. zu T. VI, S. 150.

S. 73. Z. 2. Lieder: „Die Etats Généraux", „Sie und nicht wir", „Der Freiheitskrieg" u. a.; Gegenlieder: „Die Jakobiner", „Mein Irrtum".

Z. 16. Horaz. Epist. I, 6. 1 und Ovid, Amor. III, 11, 7.

Z. 30. Albini war Minister des letzten Kurfürsten von Mainz.

S. 74. Z. 28. Vgl. Arndts Anm. Ged, T. I, S. 226, Z. 8.

S. 76. Z. 4 f. „Wendisch-Rügianischer Landgebrauch". Stralsund, 1777.

Z. 14. Gewinner: Pächter.

S. 76. Z. 18. Die Wehr: Arndt gibt E, T. II, S. 223, Z. 42ff. eine Erklärung des Ausdrucks „Wehr", die sicher falsch ist. Vielmehr bedeutet das mnd. were Besitz, Haus und Hof, Hofstätte und hängt vielleicht mit dem altfriesischen were = Besitz, Besitzung zusammen. (Vgl. R. Sprenger, a. a. O.)

Z. 19. Die Hofraide ist das Inventar des Gutes. R. Sprenger (a. a. O., S. 218) weist hin auf mnd. rêde-schop (rêschop): Gerätschaften des Handwerkers, Hausrat.

Z. 22. Der Ausdruck „das Besthaupt" entstammt der deutschen Rechtssprache; unter dem besten Vieh wird vorzugsweise das Pferd verstanden.

S. 77. Z. 8. Das „Bauernlegen" bedeutet die Einziehung der Bauernhöfe durch die Gutsherrschaft.

S. 79. Z. 18f. Im Jahre 1806.

Z. 28. 1792—1809.

S. 81. Z. 3. χρυσάωρ (griech.): mit goldenem Schwert (Beiname der Götter, besonders des Apollo).

Z. 21. Vgl. dazu BrK 48f.: „Ich liege hier an einer Schußwunde blessiert, die mich wohl 4—5 Wochen auf dem Lager halten wird. Händel, die ich mit einem schwedischen Offizier gehabt, konnten auf keine andere Weise ehrenvoll geschlichtet werden. Ich schreibe Ihnen dies, damit Sie sagen, daß ich noch lebe und meine Hand frisch ist, wenn man Ihnen erzählt, daß ich mausetot bin oder es sein werde." Und BrK 52f. „.... So sage ich Ihnen denn, ich schreibe dies mit dem Mut und Gefühl eines Gesunden, obgleich die lange Station auf einer Stelle mich etwas bleichsüchtig gemacht hat. Die Geduld ist mir noch nicht vergangen, auf 10—12 Wochen hatte ich gerechnet, und so mag es sich auch wohl schließen. Ich lebe übrigens bei verwandten und herzensguten Leuten und entbehre keiner Bequemlichkeit und Anmut des Lebens, danke Ihnen also für Ihre lieben Anerbietungen herzlich. Jetzt leb' ich auf folgende Weise: Um 6 Uhr morgens frühstücke ich mit Schinken und Porter, gegen 9 stehe ich ein halbes Stündchen auf, um 10 ist großer Verband, dann stehe ich auf, spaziere, sitze auf dem Sofa, holze auch wohl mal wieder auf dem Bette herum. Mittag esse ich mit der Familie alles, was vorkömmt und trinke ein Glas Rheinwein, Nachmittag habe ich oft Besuche, nasche etwas Obst und schließe den Tag mit rügenscher Grütze und Milch und einem Butterbrote; halb 9 gehe ich zu Bette, von 11 bis 5 schlafe ich. Die Lücken des Tages füllt Lesen und Phantasterei, woran ich wohl zu reich bin, die mir aber manche Stunde kürzt."

Z. 27. Anspielung auf die Seelenwanderungslehre in dem Buche De principiis des Origenes (185—254 n. Chr.).

Z. 30. Vgl. E, T. II, S. 48, Z. 36 und 41 und die entsprechende Anmerkung.

S. 82. Z. 2f. Graf Magnus von Stenbock (1664—1717), schwedischer Feldherr, verhalf Karl XII. im Nordischen Krieg zum Sieg bei Narva.

Z. 36ff. „Exposition des faits et des trames, qui ont

préparé l'occupation de la couronne d'Espagne et des moyens dont l'empereur des Français s'est servi pour la réaliser." (Madrid, 1808.)

S. 86. Z. 37. Hedschra heißt zunächst die Auswanderung Mohammeds von Mekka nach Medina; dann allgemein: Auswanderung, Flucht.

S. 87. Z. 39 ff. Irrtum Arndts: Stein war bereits im Dezember 1808 geächtet worden.

S. 88. Z. 3 f. Irrtum Arndts: Hofer wurde am 20. Februar 1810 erschossen.

S. 91. Z. 1. Charles François Dominique de Villers (1765 bis 1815), später Professor in Göttingen, ist geborener Lothringer. — In der Anmerkung Irrtum Arndts: Chamisso stammt aus der Champagne, nicht aus Lothringen.

S. 97. Z. 25. Vir innocens (lat.): ein rechtschaffener Mann.

S. 100. Z. 38. Sancho Pansa, bekanntlich der Begleiter des Ritters Don Quixote, zu dessen Phantastereien die urwüchsige Derbheit Pansas den ergötzlichen Gegensatz bildet.

S. 101. Z. 39. Irrtum Arndts: Nicht Giese, sondern Giers, russischer Postmeister in Radziwilow. (Br 80.)

S. 102. Z. 30 ff. „Dieser ehemalige Jenenser Student war nicht der russische Postmeister Giers, sondern der österreichische Zollinspektor und Kollegienrat Saalfeld in Brody, mit dem Arndt den vorhergehenden Abend verlebt hatte." (Geerds, a. a. O., S. 116.)

S. 105. Z. 8. Diese Worte rühren nicht von Holofernes selbst, sondern von seinen Dienern her. Vgl. Buch Judith 10, 20.

S. 110. Z. 2. Großherzog Paul Friedrich August.

Z. 16. Ammianus Marcellinus (um 330—400 n. Chr.) schrieb die Geschichte des römischen Staates von 96—378 n. Chr.

S. 111. Z. 14. kalfatern (auf ein arabisches Wort zurückgehend, dann aus dem Romanischen entlehnt): ausbessern. Begegnet auch wiederholt bei Goethe.

Z. 28. Die Telegaa ist ein russischer Wagen.

S. 114. Z. 15. quebbigt: sumpfig.

S. 115. Z. 10. Swedenborg (1688—1772), bekannt als Philosoph und Theosoph.

Z. 41. Irrtum Arndts: Achtundfünfzigjährig.

S. 117. Z. 4 f. Anspielung auf die spätere Amtsenthebung Arndts.

Z. 8. Irrtum Arndts: Den 16. August.

S. 118. Z. 32. Geerds (a. a. O., S. 135) weist darauf hin, daß diese Unterredung erst im September 1808 in Königsberg stattgefunden hat.

S. 123. Z. 29. Arndt hat Lieder des im 7. Jahrhundert lebenden griechischen Elegikers Kallinus übersetzt. Vgl. auch GdZ II, T. VII, S. 34.

S. 133. Z. 15. Geerds (a. a. O., S. 152) weist aus Varnhagens Denkwürdigkeiten nach, daß Chasots Duellgegner nicht der französische Kommandant von Berlin gewesen ist.

S. 135. Z. 9. Raffaello Morghen (1758—1835), berühmter italienischer Kupferstecher.

S. 136. Z. 13. Die Wake ist ein in das Eis geschlagenes Loch.

S. 140. Z. 34. Arndt denkt an die von dem Erzbischof Firmian um ihres protestantischen Glaubens willen vertriebenen und von Friedrich Wilhelm I. in Ostpreußen angesiedelten 20000 Salzburger.

S. 141. Z. 40. Lieder des griechischen Sängers Tyrtäus hat Arndt übertragen; vgl. GdZ II, T. VII, S. 35ff.

S. 143. Z. 3ff. Irrtum Arndts: Nicht Clausewitz, sondern Gneisenau ist der Verfasser der Schrift.

S. 146. Z. 19. Pfandstall: Stall für gepfändetes Vieh.

S. 147. Z. 4. Altflicker: Schuhflicker.

S. 148. Z. 34. Vgl. Arndts Brief aus Breslau vom 6. April 1813 (Br 90): „. . . . Ich bin seit 3 Tagen hier, bleibe wohl nicht lange. Was weiter, das entscheiden die Umstände und etwas mein Wille. Wir werden noch viele getäuschte Hoffnungen beweinen, aber die Jugend und Gott werden wohl durchschlagen und den Dreck Dreck scheinen lassen. O einen tüchtigen und frommen Mann, der Anführer sein könnte! Doch wo ist er? Die Frömmigkeit ist bei den meisten doch nur mystische Gaukelei — daher. Ich könnte Dir vieles schreiben, aber der Atem fehlt. Lebe wohl, grüße die Deinen und behalte mich lieb."

S. 152. Z. 34. Irrtum Arndts: den 28. April.

S. 154. Z. 41. Friedrich Freiherr v. Scheele, nicht Ernst v. Scheele, wie Arndt den Freund irrtümlich nennt.

S. 155. Z. 18ff. Vgl. „Lug ins Leben", Ged, T. I, S. 142ff.

S. 159. Z. 34f. Spazzacammino = Schornsteinfeger.

S. 160. Z. 8. Anspielung auf Johann Georg Hamann (1730 bis 1783), den „Magus des Nordens".

Z. 18. Vgl. NB II, 128—148 und 271—281.

S. 181. Z. 15. Graf (nicht Freiherr) von Hardenberg.

Z. 17f. „Taschenbuch für die vaterländische Geschichte". Hsg. von Hormayr. 28. Jahrgang (1839), S. 45: „Eine undurchdringliche Schweigsamkeit, eine affichierte Unbedeutendheit, ein freiwilliges Hergeben zum Pflastern jedes Salons, ein cynisches Äußere, ein lächerlicher Geiz, ein exklusives Causieren von Kurs und Agio, Börse und Staatspapieren verblendeten über den scharfen Geist, über den wahrhaft deutschen Sinn dieses Mannes und über seinen tödlichen Franzosenhaß. — Die Dienste, die er damals in Wien, England und der Welt geleistet hat, sind unbezahlbar."

S. 185. Z. 18. Vgl. Goethe, „Dichtung und Wahrheit", 14. Buch: „Das Andenken an einen wunderlichen Wirtstisch in Koblenz habe ich in Knittelversen aufbewahrt, die nun auch, mit ihrer Sippschaft, in meiner neuen Ausgabe stehn mögen. Ich saß zwischen Lavater und Basedow; der erste belehrte einen Landgeistlichen über die Geheimnisse der Offenbarung Johannis, und der andere bemühte sich vergebens, einem hartnäckigen Tanzmeister zu beweisen, daß die Taufe ein veralteter und für unsere Zeit gar nicht berechneter Gebrauch sei. Und wie wir nun förder nach Köln zogen, schrieb ich in irgendein Album:

Und, wie nach Emmaus, weiter ging's
Mit Sturm- und Feuerschritten:
Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten."

S. 185. Z. 30. „Fabelhafte" Reise, weil nach einer Fabel des Äsop. Vgl. auch WuW, T. V, S. 131, Z. 12f.

S. 200. Z. 12. Halljahr: Name für jedes 50. Jahr; in ihm sollten die Sklaven jüdischer Abkunft freigelassen und verkaufte oder verpfändete Ländereien an die ersten Besitzer oder deren Erben zurückgegeben werden. Vgl. 3. Mose 25.

S. 217. Z. 36. Streuner: Landstreicher.

S. 224. Z. 2. Vgl. Anm. zu E, T. II, S. 76, Z. 18.

S. 230. Z. 37. Schrmänner: vgl. Anm. zu Ged, T. I, S. 302, Z. 2.

S. 242. Z. 38. Der 18. Juni war der Gedenktag der Schlacht bei Belle-Alliance. Vgl. auch BrM 211: „Gestern am Tage vom Schönen Bunde hat meine Frau einen Viktoriaschuß getan, wovon ich Dir Meldung tun muß. Sie hat — ich hatte ihr zwischen dem 16., meines Karl Treu Jahrestag, und dem 18. die Wahl gelassen — genau das Ziel gemerkt und getroffen. Um halb 5 Nachmittag kam der Knabe, genau der Punkt der Stunde, in welchem Blüchers tapfere Geschwader vor vier Jahren anfingen, in die rechte Flanke der Franzosen die Flucht und den Tod zu schmettern. Zum Zeichen des hehren Tages soll der breitschultrige Mensch Karl Siegerich genannt werden. Dies mußte ich Euch sagen und um Eure lieben Wünsche und Gebete bitten."

Z. 43. Die Dokumente über diese Untersuchung hat Arndt in der Schrift „Ein abgenötigtes Wort aus seiner Sache, zur Beurteilung derselben". (Altenburg und Leipzig, 1821) veröffentlicht.

S. 243. Z. 7. Die „Erinnerungen" sind 1840 erschienen; fast gleichzeitig wurde Arndt in sein Amt wiedereingesetzt. Wie er über seine Rehabilitation dachte, zeigen seine Briefe, nicht zuletzt das bittere Schreiben (an Karl v. Rathen) vom Februar 1844, als Arndt den Roten Adlerorden vom König erhalten hatte. (Br 386): „Was nun meine sogenannte Wiederherstellung oder Genugtuung betrifft, so können erstens Könige verlorenes Leben und Kraft nimmer wiedergeben, und mit sogenannter Genugtuung und Entschädigung ist es auch — so eine eigne Sache. Da lügen pomphafte Berichte und Zeitungen à conto mit, und sogenannte äußere Ehren-Ordens-Bänder — was sind sie? was gelten sie noch? Ich hatte und ich habe meine Orden bei den Redlichen und Edlen im deutschen Volke, und solche Orden können Könige nicht geben noch schaffen. Und dabei soll es bleiben!"

S. 244. Z. 3. Zermürsung: Vgl. mürsen = stoßen, quetschen, malmen.

Z. 40. Vgl. auch „Ein abgenötigtes Wort usw.", S. 8: „Er [der Unterzeichnete: Arndt] lebt . . . der sicheren Zuversicht, ... daß alle einmal die klare Überzeugung erlangen werden, daß er kein geheimer Bündler, kein lockender Jugendverführer, kein revolutionärer Jakobiner ist, sondern ein freigesinnter monarchischer und königischer

Mann, der das auf Verfassungen und Gesetzen ruhende Königtum und Fürstentum für die sittlichste und glücklichste gesellschaftliche Ordnung hält." Ferner vgl. BrK 208: „Ihnen, meine teuerste Freundin, will ich zu Ihrer und der Freunde Beruhigung nur melden, daß ich bei den Auftritten und Eintritten, von welchen Sie aus der Ferne mancherlei Lügen und Gerüchte hören werden, ruhigen und sicheren Mutes und Gewissens bin, da ich mir keiner Bündelei mit keinerlei Menschen und keiner Geheimniskrämerei bewußt bin; weswegen sie mich anzapfen können, das sind meine Schriften, und die werd' ich wohl zu verteidigen wissen. Wollen sie Recht durch Gewalt brechen, nun so leidet man Gewalt und hält aus mit Gott und dem guten Gewissen."

S. 248. Z. 1. Esoterisches: Geheimes, nur für den Eingeweihten Bestimmtes.

S. 249. Z. 21. fringilla caelebs: ein einsiedlerischer Fink.

S. 254. Z. 21 ff. Vgl. Goal, T. I, S. 210 und die entsprechende Anmerkung.

S. 262. Z. 24. Vgl. 1. Mose 14, 18.

S. 263. Z. 30. Anspielung auf den 1837 in Preußen entstandenen Streit über die gemischten Ehen.

Z. 39 ff. Die folgende Stelle wurde der Anlaß einer unerquicklichen literarischen Fehde. Sie begann mit einer Rezension „Ernst Moritz Arndt und seine jüngste Schrift" in den „Historisch-politischen Blättern für das katholische Deutschland", hsg. von G. Phillips und G. Görres. Bd. VI. S. 545 ff. München 1840. Der Aufsatz spricht zunächst mit großer Achtung von Arndt: „wir leugnen nicht, der allgemeine Eindruck, den das Buch auf uns gemacht hat, war der: wir haben es hier mit einem rechtschaffenen, ehrlichen, deutschgesinnten Manne zu tun, den man, trotz mancher Verschiedenheit der Ansichten, doch recht liebgewinnen kann." Am Schluß der sehr anerkennenden und vornehmen Besprechung kommt der Rezensent auf die „verfängliche Stelle" zu sprechen, die sich „sub Nr. 16" vorfindet: „Und endlich, was soll das heißen: ‚mit Herrn von Görres' Erlaubnis'? Unser Freund Görres, ein echter deutscher Mann, hat in dieser Beziehung für sich ausschließlich weder etwas zu erlauben, noch zu verbieten, aber alle wohldenkenden deutschen Katholiken haben es nicht zu erlauben, vielmehr zu verbieten, daß der Prediger deutscher Einheit so hämische Dinge, die dazu geeignet sind, gerade seine Wünsche zu vereiteln, vorbringe, und doch eben von ihm hätte man, aus dem zuvor schon angeführten Grunde, so etwas nicht erwarten sollen. Arndt liebt aber ohnehin, etwas in Superlativen zu sprechen, und somit wollen wir ihm auch diese Äußerungen, so beleidigend und gerade jetzt ungeziemend sie auch sind, nicht so hoch anrechnen, als sie es dem Wortlaute nach verdienen, wohl aber in seinen Ruf einstimmen: ‚Wenn die übermütigen uns zuschreien: der Rhein Frankreichs Naturgrenze, so wollen wir ihnen antworten: heraus mit dem Elsaß und Lothringen! So stehe und bleibe der politische Haß, weil sie ihn haben wollen, und weil wir ihn als Wehr gegen ihre Gaukeleien und Treulosigkeiten bedürfen'!" Unerfreulicher, weil persönlich gehässig, ist die 1840 in Köln erschienene anonyme Schmähschrift „Der Professor E. M.

Arndt und seine Äußerungen über den kirchlichen Streit, den Papst, die katholische Kirche und deren Priesterschaft", der eine rheinpreußische Korrespondenz der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" vom 6. Februar 1841 scharf entgegentrat („Allgemeine Zeitung", 13. Feb. 1841, Nr. 44): [Das Pamphlet] „ist ebenso hämisch als roh und plump und stößt eine Reihe gemeiner Schmähungen gegen den würdigen, von allen wahren Deutschen verehrten Greis aus. . . . Die höchst unpatriotischen Äußerungen des Verfassers wollen wir aus gerechtem Schamgefühl, daß ein Deutscher so schreiben kann, mit einem Schleier bedecken." Arndt selbst hat in der Angelegenheit das Wort nicht ergriffen.

S. 263. Z. 43 bis S. 264. Z. 1. Plattling: einer, der eine Platte, Tonsur, trägt.

S. 265. Z. 42. Anspielung auf das „Leben Jesu" (1835) von David Friedrich Strauß.

S. 266. Z. 10f. Servi Servorum Dei (lat.): Sklaven der Sklaven Gottes.

S. 274. Z. 8. Elend, wiederholt bei Arndt in der alten Bedeutung: Ausland, Verbannung.

Anmerkungen zu Teil 3.

Märchen und Jugenderinnerungen I.

Der vorliegende Text der MuJ I folgt der zweiten Ausgabe, Berlin 1842, d. h. der letzten von Arndt selbst besorgten. Auch in den MuJ rühren sämtliche Anmerkungen unter dem Text von Arndt selbst her. — Für die plattdeutschen Märchen sind Erklärungen niederdeutscher Ausdrücke nicht gegeben worden; der des Plattdeutschen Kundige wird sie nicht vermissen und für den Fremdling in dieser Mundart wären allzu viele Erklärungen notwendig geworden. An Wörterbüchern nenne ich: J. C. Dähnert, „Platt-Deutsches Wörterbuch nach der alten und neuen pommerschen und rügischen Mundart". Stralsund 1781. — H. Berghaus, „Der Sprachschatz der Sassen". 2 Bde. Brandenburg 1880 –83. — Zum Handgebrauch bequem ist das billige Reuter-Lexikon von Karl Friedrich Müller, Leipzig [1904]. Preis geb. M. 1.50.

Der ersten Ausgabe der MuJ I von 1818 waren sechs Kupfer auf drei ganzseitigen Tafeln beigegeben, die für die zweite Ausgabe auseinander geschnitten und über die betreffenden Märchen gesetzt wurden. Die Skizzen der Märchenbilder hatte Arndts Schwester Dorothea entworfen (Br 172); nach ihnen wurden sie von Wilhelm Hensel gezeichnet und radiert.

Der erste Teil der MuJ ist Arndts Schwester Dorothea gewidmet; „Gottsgab" nennt sie der Dichter, den griechischen Namen Dorothea übersetzend:

„An Gottsgab.

Du schreibst mir, mein süßes Kind: ‚Ach! wenn das schöne Rügenland und der schöne Rhein doch so leicht zusammenkommen könnten als die Gedanken!'

Ja, wohl ist es traurig, daß, was sich lieb hat, oft so fern voneinander wohnen muß und sich bloß durch geistige, meistens unsichtbare Boten noch erreichen kann. Ich gebe dir hier ein Bündelchen Gedankenspiele, die auch als solche leicht geflügelte Boten kommen und gehen mögen. Du kennest viele davon, du hast viel mit darin gespielt. Andere, die auch mit dabei gewesen, blinzeln nun nicht mehr durch den oft verdunkelten gläsernen Berg der Erde; nein, sie schauen schon mit himmlischen Augen aus dem reinen, hellen Firmament auf das blinde Maulwursgewimmel

dieser Erde herab. Diese sind auch jetzt ein wenig dabei gewesen, und sie sollen dich mit den schönsten Gütern segnen, welche die irdische Welt geben kann."

Der Widmung folgt eine „Vorrede":

„Wie diese Märchen zur Welt kommen? Zufällig, wie so viele Dinge dieser Welt. Meine Bücher waren auf einer Seereise von der Ostsee zu dem Zuidersee größtenteils im Wasser ersoffen: ich konnte und ich mochte nichts Ernstes und Schweres anfassen. Da mußte ich denn, damit ich meinen Kummer und Verdruß tröstete, versuchen, ob ich mir die Welt und ihre Dinge noch in das leichte Spiel verwandeln könnte, was sie sind und billig immer sein sollten: und so habe ich diese leichten Träume und Kinderspiele der Jugend zusammengelesen, die teils auf dem Papiere, teils in dem Kopfe lange fertig lagen.

Weiter ist über sie nichts zu sagen; aber ein Wörtchen sollte ich über meine Sprache sagen.

Weise Meister werden kommen und sprechen: Dies ist nicht richtig, und das ist nicht deutsch, und jenes ist veraltet. Ich antworte diesen weisen Meistern kurz: Ich werde auch wohl einmal Rede und Antwort geben, wie ich seit zwanzig Jahren deutsche Sprachstudien getrieben habe. Hier sage ich nur, daß die meisten der weisen Meister nur Büchermeister sind, und wenige unter ihnen Lebensmeister, und daß das magerste und schlechteste Deutsch ist, was sich allein aus Büchern lernt.

Mit boshaften Wortverdrehern und Mißbrauchern der Sprache, während sie andere des Mißbrauchs beschuldigen, mit solchen, die, damit sie ehrlichen Leuten etwas anhängen, sich noch dummer gebärden, als sie sind, werde ich mich nie einlassen, weil ich gern über den Schmutz der Bosheit hinschwebe und in dem kurzen Leben heitere Gedanken zu hoch anschlage.

Den dritten endlich, die es mit der Muttersprache treu und redlich meinen und das Löbliche wollen, sage ich nur, sie sollen manches Wort etwas näher betrachten und ihm länger bis zu seiner Quelle nachjagen, ehe sie das Zeter welsch und fränsch darüber schreien.

Geschrieben zu Bonn den Dritten des Christmonds 1817."

Bei den „boshaften Wortverdrehern und Mißbrauchern der Sprache" denkt Arndt an den niederträchtigen Unsinn, den Theodor Schmalz [1760 bis 1831; Staatsrechtslehrer an der Berliner Universität] in seiner Schrift „Berichtigung einer Stelle in der Bredow-Venturinischen Chronik von 1808" gegen ihn gerichtet hatte. Übrigens wurde diese Schrift, in der Schmalz den Tugendbund revolutionärer Bestrebungen verdächtigte, der Ausgangspunkt einer heftigen Polemik, an der sich u. a. Niebuhr und Schleiermacher beteiligten.

Der neuen Ausgabe der MuJ I von 1842 schickte Arndt eine „Vorrede zur zweiten Auflage" voraus:

„Es ist ein Vierteljahrhundert erschienen, seit diese Märchen aufgeschrieben wurden. Ich brachte sie im Herbst des Jahres 1817 zu Papier, um trübe Gedanken, welche mich oft recht schwarz umflatterten, zu ver-

ſcheuchen. Dieſe flogen nämlich um die verweſenden Leichen des größten Teils meiner Bücher und mancher wertvollen Schriften, welche auf der Meerfahrt zwiſchen Stralſund und Köln in Waſſer getaucht und verfault waren. Dieſe Märchen ſind größtenteils in früheſter Jugend aus dem lebendigen Munde älterer Menſchen von mir gewonnen und erlebt und dann durch ein gutes volles Menſchenalter wieder weitererzählt worden. Sie ſind Märchen geweſen und Märchen geworden, manche wohl auf die Weiſe, wie man in gewöhnlicher Weiſe zu ſagen pflegt: ‚Er hat die Geſchichte (und Lüge) ſo lange erzählt, daß er ſie nun ſelbſt glaubt;' einigen hat das fortwandelnde Leben des Erzählers vielleicht nicht mehr das echte Märchenkleid anziehen können.

Nun meint mein geliebter Freund und Verleger Georg Reimer, es möge manchem derſelben für kindliche und einfältige Herzen noch wohl einige Ergötzlichkeit und Erquicklichkeit innewohnen, und er will ſie deswegen wieder abdrucken laſſen. Ich aber meinerſeits will beide jenen Kinderherzen und meinem lieben Georg Glück und Segen damit wünſchen.

Bonn, im Auguſt 1842."

S. 17. Die „Geſchichte von den ſieben bunten Mäuſen" bezeichnen die Brüder Grimm („Kinder- und Hausmärchen". Reclam I, 385) als das Märchen Arndts, „das uns am treueſten aufgefaßt ſcheint", und erinnern an das verwandte Märchen von den ſieben Raben.

S. 22. Z. 29. Der Staller: der Stallknecht.

S. 26. Z. 42. Johannisrute: Wünſchelrute.

S. 27. Z. 24. Geren: Schöße des Frauenkleides.

S. 28. Z. 2. Streunerin: Landſtreicherin.

S. 46. Z. 3. Avenſtaken: Oſenſtecken. Vgl. S. 47, Z. 12f. und S. 48, Z. 10f.

S. 47. Z. 28. Entſehen: ſcheuen, fürchten.

S. 50. Z. 27. Lex iſt Verſtümmelung vom lateiniſchen lectio = Schulaufgabe; begegnet in der Literatur häufiger.

S. 52. Z. 26. Der gläſerne Berg iſt in den deutſchen Märchen und Sagen der Schlummerberg des Winters. Vgl. auch Wilhelm Grimm, Einleitung zur zweiten vermehrten und verbeſſerten Auflage der „Kinder- und Hausmärchen". Berlin 1819: „. . . Der goldene, der gläſerne, d. h. der glänzende Berg, wohin der Zugang ſo ſchwer und erſt mit Beihilfe der Sonne, des Mondes und der Sterne oder anderer übernatürlicher Kräfte zu finden iſt, welchen unten angefeſſelte wilde Ungeheuer bewachen, und wo die Wunſchdinge bewahrt werden, ſcheint ein Götterberg alter Mythen zu ſein. Es iſt derſelbe, auf welchem die zwölf Rieſen (Götter) den Nibelungenhort hüten, oder auch das nordiſche Flammenſchloß der Brunhilde, deren Iſenburg im deutſchen Gedicht nichts anders als Eis-Glasburg ausſagt."

S. 53. Z. 41. Vergicht: erpicht.

S. 54. Z. 17. Der Flug: Das Schlupfloch im Hühnerſtall.

S. 60. Z. 42. Gerücht: Ruf.

S. 61. Z. 43. Die Allmende iſt der Gemeinbeſitz an Grund und Boden.

S. 66, Z. 23. Der Spiegel des Schiffes: Hinterschiff, Heck.

S. 73, Z. 37. Diese Gründung von Glückstadt ist natürlich Märchenerfindung des Dichters.

S. 74, Z. 43. Weidlich (zu mhd. wætlich, vgl. wât = Kleidung): stattlich, tüchtig.

S. 79, Z. 41. Guzurate: Gudscharat (engl. Guzerate), Stadt im Pandschab.

S. 87, Z. 30f. „Mir geschwindet" (nämlich die Macht): ich falle in Ohnmacht, werde schwindelig oder bewußtlos. Der Ausdruck ist durchaus nicht selten. (Grimm, „Deutsches Wörterbuch".)

S. 93, Z. 14. Von Hinrich Bierk erzählt Arndt in Bohr III, 493ff.: „Hinrich Bierk: Eines Bauren Sohn aus dem Dorfe Giesendorf bei Rambin, dessen Bauren an Grabitz damals den Hofdienst leisteten. Mein Vater hatte die stralsundischen Klostergüter Grabitz und Bresen nebst zwei zugehörenden Bauerdörfern, die nämlich Hofdienst leisteten, einem Oberst von Schlagenteufel abgenommen, der sie von dem Kloster Sankt Jürgen vor Rambin in Pacht trug, und hatte mit anderm Gesinde und Vieh auch den Hinrich Bierk als Statthalter oder Großknecht mit überkommen. Hinrich war um das Jahr 1780 ein Fünfzigjähriger, ein kurzer, breiter, freundlicher Mensch mit blondem Haar und großen blauen Augen, in seiner Vierschrötigkeit und stillen Freundlichkeit stark und mutig wie ein Löwe, fromm und redlich im Herzen, in Heiliger Schrift wohl belesen, mit Aug' und Hand geschickt, so daß seine Hände machen konnten, was seine Augen sahen. Er war Statthalter (ein stolzer Name) und Großknecht, das heißt Aufseher und Anführer bei der Arbeit, aber auch Stellmacher und Wagner; so daß er Wagen, Pflüge und alle Ackergeräte und vielen kleinen Hausrat mit großer Nettigkeit, ja manches mit zierlicher Feinheit fertigte. Ich habe dergleichen hübsche Handfertigkeit oft an Bauersleuten bewundern müssen, nirgends mehr als in Skandinavien, wo die Bauren an Kirchen, Häusern und allen möglichen Geräten häufig sehr feine und fast künstlerische Arbeiten vollendeten. So etwas hatte die Natur in meinen guten Hinrich Bierk mit den großen, freundlichen blauen Augen gelegt. Wer weiß, ob er nicht ein berühmter Name geworden wäre, wenn das Schicksal ihn in der Jugend zu einem Meister in Holz- und Steinwerk gebracht hätte? Mit Recht ward er bei den Eltern bald so beliebt, daß der freundliche, treue Knecht für den sichersten, redlichsten Freund des Hauses galt. Er blieb meines Vaters rechte Hand, solange der zu Grabitz im Lande Rügen wohnte, und lebte darauf seine letzten Lebensjahre als Prövener (Pfründer, Praebendarius) im Kloster zu Rambin, welches die schöne christliche Einrichtung hat, daß alte lebens- und arbeitmüde Bauren und Landleute der Klostergüter darin für das Alter eine nette und anständige Versorgung finden. Als Prövener kam er jeden Sommer auf acht oder vierzehn Tage zum Besuch zu meinen Eltern nach Löbnitz, und ward dann auf einem wohlbeladenen Wagen, dessen Fracht aus Schinken, Käse, Weizen, Erbsen usw. bestand, nach Stralsund zurück gefahren.

Dieser gute alte Hinrich Bierk und ein Knecht namens Papier und ein Schäfer namens Studier — Namen, welche hier einen seltsamen

Zusammenklang machen — waren für uns Knaben sehr wichtige und merkwürdige Leute, da sie uns wirklich mit allerlei Geschichten und Märchen fütterten, vorzüglich der Schäfer, ein stattlicher, langer Mann, der in seiner Jugend Soldat gewesen und in vieler Herren Landen herumgetummelt worden war, und Hinrich, bei welchem es von Sagen und Geschichten aus der kleinen Insel wimmelte. Besonders wußte er viel von den Unterirdischen der Sieben Berge vor Rambin und von Abenteuern der Edelleute und Pastöre der umliegenden Kirchspiele."

S. 114. Z. 4. Mutung: Begehren.
S. 116. Z. 18. Der Karst ist eine zweizinkige Hacke.
S. 118. Z. 25. geck: närrisch.
Z. 28. Sich zum Ziele legen: „sich nach eines anderen Absicht bequemen, sich gleichsam nach dem Ziele seiner Wünsche fügen." (Grimm, „Deutsches Wörterbuch".)
Z. 31. Vgl. Anm. zu S. 87, Z. 30f.
S. 127. Z. 13. Ag(a)laster: Elster.
S. 130. Z. 19f. Angreifisch, angriffig: „was leicht angreift oder angegriffen wird" (Grimm, „Deutsches Wörterbuch"); also = begehrt.
Z. 30. Der Gespan: Gefährte, Genosse.
Z. 35. Docke: Puppe.
S. 133. Z. 18. Der Grape(n): Kochtopf, Kessel.
S. 134. Z. 25. Haar legen: beschädigt werden; kein Haar legen bedeutet hier: nicht in Schweiß geraten.
S. 135. Z. 15. Heint, vgl. Anm. zu Gedt, T. I, S. 51, Z. 20.
S. 137. Z. 28. Im Geschützwesen heißt „Hagel" u. a. das in Körner gegossene Blei, das Schrot.
S. 138. Z. 20. Pudel: Fehlschuß.
S. 139. Z. 26. Liliennädchen, vgl. Anm. zu Gedt, T. I, S. 187.
S. 150. Z. 26. Konvalle (plattd.): Maiblume.
Z. 28. Der Vogel Venus scherzhaft für den Vogel Phönix.
Z. 35. Stämmer: Bein.
S. 177. Z. 27. Span: Streit.
S. 178. Z. 22. Schnur: Schwiegertochter. Vgl. Buch Ruth 1, 6 und 7.
S. 183. Z. 31ff. Das Lied ist von Friedrich Silcher komponiert.
S. 184. Z. 28. Brenschen: schnauben.
S. 189. Z. 39. Die Wehr: Besitzung. Vgl. Anm. zu E, T. II, S. 76, Z. 18.
S. 193. Z. 27f. das Speck: das Neutrum ist wohl das ursprüngliche Geschlecht; wenigstens begegnet das Maskulinum nur im Hd.
S. 208. Z. 27f. Halt den Mittelweg! Vgl. die folgende Erzählung.
S. 210. Zu dieser Erzählung „Halt den Mittelweg!" vgl. auch den Aufsatz „Der wilde Jäger im Glauben des pommerschen Volkes" von August Brunk in der „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde" XIII, S. 179—192.
S. 211. Z. 35. „Die Alfranke ist ein kleiner Strauch im Walde, der sich gern an Bäumen emporrankt und dabei eine natürliche Schlinge

bildet. — Alfranke heißt sonst auch die Mistel." („Zeitschrift des Vereins für Volkskunde" XIII, S. 185, Anm.)

S. 212. Z. 6. Svantevit, von den slawischen Bewohnern Rügens verehrt.

Z. 32. „Schiere" Eier sind (nach Grimms „Deutschem Wörterbuch") durchsichtige, nicht durch Bebrütung oder Fäulnis getrübte Eier.

Z. 39. schnurren: „Nach dem alten Gebrauche, mit der Schnurrpfeife als Bettelmusikant umherzieben, hat sich die Bedeutung betteln überhaupt herausgebildet." (Grimm, „Deutsches Wörterbuch".)

S. 213. Z. 10. Der Wiem: über der Esse angebrachte Hölzer zum Räuchern von Fleisch, Ort zum Fleischräuchern; Räucherkammer. (Weigand, „Deutsches Wörterbuch".)

Z. 17. Dunen: Daunen.

Z. 18. Glau: glänzend, klug.

S. 214. Z. 19. Pfuchsen (pfuchzen): fauchen.

S. 215. Z. 20f. Hack und Mack: Gesindel. Der Hack = Schlag, Handlung des Hackens; „auch das Produkt des Hackens, was kleingehackt ist; diese Bedeutung hat das Wort namentlich in der reimenden Formel Hack und Mack, welche eigentlich das Gehackte und durcheinander Gemengte ..... bezeichnet." (Grimm, „Deutsches Wörterbuch".)

S. 224. Z. 1. Verquändeln: nicht ernsthaft hinbringen.

S. 227. Z. 10. „Der Stromgeiger ist nach nordischer Volkssage ein Wassernix, die Verkörperung der Musik des Meeresrauschens." (Meisner.) Vgl. auch den Anfang von Arndts (in diese Ausgabe nicht aufgenommenem) Gedicht „Der Stromgeiger an Starkodders Grabe".

„Der Mond ist aufgegangen,
Der Turm hat zwölf geschlagen,
Mit hunderttausend Wagen
Rennt hell das Sterngespann;
Da taucht er aus den Fluten
Und rührt die goldnen Saiten,
Daß still die Wellen gleiten,
Der alte Geigenmann;
Ihm strahlt sein Haar in Gluten,
Ihm klirrt ein Schwert zur Seiten,
Das Geier kämpfend deuten:
Er ist ein stolzer Mann."

S. 230. Z. 28. Dieses unerträglich süßliche Gereime hat in Otto Breve sogar einen Komponisten gefunden.

S. 231. Nach Z. 8. Der Baurendom: Der Ausdruck Dom ist mir unklar geblieben; vermutlich hat ihn Arndt abgeleitet von dem lateinischen dominus = Herr, also hier: Held.

S. 242. Z. 26. Die Zotten sind herabhängende Haare.

S. 247. Nach Z. 15. Das Märchen „Wo piepen de Müse" findet sich nicht in der ersten Auflage (1818) der Mus I.

Anmerkungen zu Teil 4.

Märchen und Jugenderinnerungen II.

Gleich dem ersten Teil der MuJ sind auch dem zweiten Teil sechs Illustrationen beigegeben, von denen die vorliegende Ausgabe drei Nachbildungen bringt. Die MuJ II sind Adelheid Seibe, der Schwester Georg Reimers, gewidmet:

„An Adelheid.

Du erinnerst dich wohl, geliebtes Kind, wie oft ich dich als mein freundliches, blauäugiges Muserömchen auf den Knien geschaukelt und Märchen herausgeschaukelt und herausgeschüttelt habe. Unterdes sind dreißig Jahre vergangen: ich bin ein alter, weißer Mann und du bist eine gar stattliche Frau geworden.

Hier lege ich einige der alten Märchen und Leuschen auf deinen lieben Schoß, welche du nun deinen Kindern erzählen kannst. Sie haben über zwei Jahrzehnte als aufgerolltes Papier geschlafen und sollen nun durch deinen Bruder Georg lebendig gemacht werden. Sie werden dich alter, fröhlicher Zeiten und alter Liebe erinnern, und als ein Liebesgruß und Liebesschuß an und auf dein liebes Herz wollen sie allerdings vor dir erscheinen. Sie werden dein Herz finden und treffen.

Nun lebe wohl! Und gedenke des Alten, der nicht lange mehr irdische Märchen erzählen wird, in alter Freundlichkeit!"

Es folgt eine Einleitung:

„Dies Büchlein bedarf keiner Vorrede. Nur in Hinsicht der in plattdeutscher Sprache geschriebenen Märchen und Erzählungen müssen gleichsam zur Einleitung und Erklärung einige Worte gesagt werden.

Bekanntlich wird diese altsächsische Mundart längs den Küsten der Ostsee, in Holstein, Mecklenburg, Insel Rügen, Vorpommern etwa acht Meilen südlich über die Peene hinaus (also gleichsam in partibus infidelium, wo sie im elften, zwölften Jahrhundert zum Teil nur durch Einwanderer eingeführt worden) und im nördlichen Westfalen zwischen der Elbe und der Weser, jetzt am richtigsten und reinsten gesprochen, das heißt: wie sie laut Urkunden im dreizehnten, vierzehnten Jahrhundert in den Landen der alten Sachsen und Ost- und Westfalen gebraucht worden

ist. Sie hat auch vorzüglich in den bezeichneten Gebieten längs der Ostsee die Eigenschaft der Stattlichkeit und Männlichkeit der Töne am tüchtigsten bewahrt. Denn bekannt ist, daß diese Mundart gern mit einer gewissen halbtönigen und breiten Bequemlichkeit, welche dem Charakter der Zähigkeit, Bedenklichkeit und Ruhigkeit des Volkes angemessen ist, auslautet, und daß sie die Fülle und Macht der Töne gern zerquetscht und zerschleift. Diese breite Bequemlichkeit, die man eigentlich Maulfaulheit schelten muß, nimmt vom Norden nach dem Süden hin absteigend immer mehr zu, so daß in vielen Landschaften des südlichen Westfalens den plattdeutschen Menschen beinah dasselbe Unglück begegnet, welches den Dänen widerfahren ist, daß sie durch Zerquetschung und Zerschleifung der Mitlauter eine kraftlose und markloſe Sprache sprechen, welcher gleichsam die Knochen der Kraft zerbrochen sind.

Die Neigung zu jener angedeuteten Bequemlichkeit und Faulheit herrscht nun freilich mehr oder weniger in der ganzen Mundart oder vielmehr in dem Charakter des sie sprechenden Volkes vor und erzeugt eine Menge zum Teil ungehöriger Zusammenziehungen, auch Auswerfungen einzelner Mitlauter, doch näher der Ostsee und Nordsee viel weniger als gegen Süden, gleichsam als habe das Meer seine Anwohner mit einigen Klängen seiner Macht und Kraft durchhaucht und durchtönt.

Die Schreibung dieser Sprache hat ihre besonderen, ganz eigenen Schwierigkeiten, erstens schon, weil sie jetzt wenig geschrieben wird und also dafür kein fester Gebrauch besteht, zweitens wegen der vielen Halbtöne, in welchen sie sich, ihrer Tochter, der englischen Sprache, darin fast ähnlich, ergeht und welche gar nicht geschrieben werden können.

Natürlich hat es mir nicht glücken können, diese Schwierigkeiten zu überwinden und ihnen leidlich abzuhelfen; und man wird in diesem Buche häufig die größte Verschiedenheit treffen, wo dasselbe Wort bald mit dem tiefen, bald mit dem hohen Ton, bald mehr nach seiner Aussprache, bald mehr nach seiner Abstammung sich geschrieben und bezeichnet findet. Ich habe das zum Teil mit Absicht und Willkür getan, indem in gar nicht fern voneinander liegenden Kirchspielen hier wirklich oft die mannigfaltigste Verschiedenheit herrscht, wo dasselbe Wort in dem einen ei und in dem andern i (z. B. vier veir), in dem einen u und in dem andern au (Fru Frau, Ruh Rauh), in dem einen o, in dem andern i tönt (steht steiht, eenzig einzig, Snee Snei, Perd Pird, ehrlich ihrlich, gistern gestern, mehr mihr, gern girn, vörfeerd vörfierd).

Der einzige Halbton, der bestimmter zu fassen und zu schreiben ist, liegt in der Mitte zwischen o und a, und dieser ist mit dem kleinen o über dem a fast immer von mir angedeutet.

Der zweite hauptsächliche und ebenso häufige, ja wirklich noch häufiger vorkommende Halbton ist der zwischen dem e und i, viel feiner und unbestimmter als der erste und deswegen ein unschreiblicher, wie er in der englischen und schwedischen Sprache auch sehr gewöhnlich ist — ein so feiner Ton, daß er, durch das augenblickliche wechselnde Gefühl des Sprechenden bestimmt, bald mehr ins i, bald mehr ins e geht.

Die Buchstaben, welche in dieser Mundart in vielen Wörtern am

meisten verschliffen und in gemeiner geschwinder Rede kaum mit einem leisesten Durchklang gehört werden, sind die Buchstaben r und d.

Man hört zum Beispiel in den Wörtern Wurd (Wort), wurd, würd, ward meistens nur Wud, wudd, wüdd, wadd. — Man hört in Underdhan, besünders, vörwundert, holden, hald, Händ, Hund (die Mehrzahl von Hand, Hund) fast nur Unnerdhan, besünners, vörwunnert, hollen, hal, Hänn, Hunn. Und zwar tönt das d am Ende (in der Mehrzahl) solcher Wörter, wie Hand, Hund (die Hände, die Hunde) so langsam und so ganz in dem n weg, als wenn für ein n drei auf der Zunge leise erstürben.

Ich habe nun diese Wörter, wo r und d fast wenig oder gar nicht lauten, gewöhnlich nicht nach der gemeinen, üblichen Aussprache, sondern nach ihrer Abstammung (d. h. mit etymologischer Rücksicht) geschrieben und habe doch in der Weise des Volks, die Sprache zu gebrauchen, meinen guten Grund dazu gehabt. Denn — man höre! — das ist hier das Eigentümliche:

1. Bei lebendigeren Gefühlen und heftigeren Gemütsbewegungen, z. B. im Zorn, brauchen die Leute fast immer die schweren, tiefen Töne statt der leichten und hohen — dann sagen sie Frau, Rauh, geiht, fleiht, veir, Doiwel für Fru, Ruh, geht, fleht (schlägt), vier, Düwel.

2. In feierlicherer und ernsterer Stimmung beim Sprechen oder Erzählen gebrauchen sie auch die ordentlichere, vollere Tönung und sprechen aus besünders, ward, hald, Händ für besünners, wadd, hal, Hänn.

Dies wird in lebendiger und ernster Gemütsstimmung auch auf den plattdeutschen Dativ (ich meine hier vorzüglich den Dativ der Einzahl weiblichen Geschlechts) ausgedehnt, der in gemeiner Rede selten vom Akkusativ unterschieden wird. Man sagt gewöhnlich giff de Fru Brot, gah to de Stadt, bewis mit de Dhad; das heißt das dativische r weiblichen Geschlechts fällt aus. Sowie aber das Gefühl des Sprechenden sich steigert, sagt er giff der Fru, gah to der (tor) Stadt, bewis mit der Dhad. Ich habe im Schreiben meistens die regelrechte Form gebraucht.

Ebenso habe ich es häufig hinsichtlich des Genitivs gehalten, doch zwischen den Formen wechselnd, z. B. so: de Föt van dem Voß, dem Voß sine Föt, des Vosses Föt. Diese letzte dem Hochdeutschen nähere Form gebrauchen die Leute fast immer in feierlicher Rede oder in einer Erzählung, die was bedeuten soll, auch die allerungebildetsten, so daß es nicht bloß aus der Schule stammt.

Diese wenigen Bemerkungen zu einigem Verständnis und zur Verständigung! Mehr würde hier nicht an seiner Stelle sein.

Geschrieben zu Bonn im Lenzmond 1843."

S. 17. Z. 23. Stambul = Konstantinopel, hier als Scherzbezeichnung für den Sultan selbst.

S. 44. Z. 10. Der König Karolus ist Karl XII. Vgl. Arndts Anm. zu MuJ II, T. IV, S. 217.

S. 46, Z. 15. Stieg, auch die Stiege, Steige: zwanzig Stück. (Weigand, „Deutsches Wörterbuch".)

S. 52, Z. 31. Georg Christian Scheer, Pastor in Starkow bei Barth.

S. 83, Vor Z. 6. „Dom, büst du dä?" Vgl. Anm. zu MuJ I, T. III, S. 231.

S. 109, Z. 18. Die Twelften: die zwölf heiligen Nächte von Weihnachten bis zum Dreikönigstag.

S. 113, Z. 31. Taterkhan: Tataren-Khan.

S. 133, Vor Z. 8. Hinrich Bierk, vgl. Anm. zu MuJ I, T. III, S. 93, Z. 14.

S. 141, Z. 22. Haman wurde gehängt. Vgl. Buch Esther, 7, 9f.

S. 142, Z. 13. Scharlakenrock: Scharlachrock.

S. 144, Z. 26. Kein Haar legen, vgl. Anm. zu MuJ I, T. III, S. 134, Z. 25.

S. 145, Z. 19. Der allerspäbeste: der Scharfsichtigste, Klügste.

Z. 29. Fleien: ordnen, ordnend ausbreiten.

S. 146, Z. 43. Verglastern = verblenden, verlocken.

S. 148, Z. 41. Schornwederer: Mistkäfer.

S. 152, Z. 19. Gnurren (plattd.): knurren.

S. 154, Z. 27. Die Wildschur: „Wolfspelz mit auswärts gekehrten Haaren, Umdeutung aus dem polnischen wilczura = Wolfspelz." (Weigand, „Deutsches Wörterbuch".)

Z. 40. Der Philanthrop Graf von Rumford (1753 bis 1814) erfand eine billige Suppe, die aus Knochen, Blut u. a. nahrhaften und wohlfeilen Stoffen hergestellt wird.

S. 156, Z. 3. Nach dem Volksglauben bewirkt der Sirius die sommerliche Hitze.

S. 160, Z. 1. Der Malter ist ein Getreidemaß.

S. 167, Z. 12. Kandel: Kännchen.

S. 180, Z. 41f. Jemanden (wohl bzw. übel) meinen: eine (gute bzw. böse) Gesinnung gegen jemand hegen.

S. 181, Z. 33. Hadern: Lumpen.

S. 185, Z. 33. Mangel: Rolle.

Z. 37. Ehrenhold: ältere Umdeutung von Herold.

S. 193, Z. 3. Alfranke, vgl. Anm. zu MuJ I, T. III, S. 211, Z. 35. — Nachtschaden: Nachtschatten.

S. 194, Z. 7. Kamp: eingehegtes Stück Feld oder Land.

Z. 8. Priemenbüsche: Der Priem oder die Prieme ist ein Name des Ginsters.

S. 195, Z. 22. Der Kieker: Fernrohr.

S. 197, Z. 4. Wahnschaffen: mißgestaltet.

S. 198, Z. 2. Pastor Scheer: vgl. Anm. zu MuJ II, T. IV, S. 52, Z. 3.

Z. 7. Begigeln (plattd.): hinters Licht führen.

S. 202, Z. 31. Gefroren heißt der durch Zauberkunst Kugelfeste.

Z. 5. Als „Faustauer Kunst" war der Aberglaube des

Festmachens besonders im Dreißigjährigen Kriege verbreitet, angeblich nach dem Scharfrichter von Passau so genannt, der Zauberzettel verkauft haben soll.

S. 203, Z. 4. Tagschläfer: Möglich ist, daß Arndt als „Tagschläfer" diejenigen Vögel bezeichnet, die am Tage schlafen und nachts auf Raub ausgehen; ebenso möglich ist, daß er an den sogenannten Tagschläfer denkt, einen Nachtvogel, der zur Gattung der Schwalche gehört.

S. 204, Z. 41. Der „Frosch" ist eine Geschwulst im Maule.

S. 208, Z. 14. Gemeint sind natürlich die vier Könige des Kartenspiels.

Z. 39. Wiemen, vgl. Anm. zu Mai I, T. III, S. 213, Z. 10.

S. 209, Z. 41. „Schier" bedeutet hier: frei von Ästen, glatt.

S. 212, Z. 20. Feierabendskind: uneheliches Kind.

S. 217, Z. 11. von ungeschicht: von ungefähr.

S. 219, Z. 1 f. gebäurisch: bäurisch, einfach.

S. 220, Z. 22. Puddebus: Putbus.

Anmerkungen zu Teil 5.

Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich vom Stein.

Zu Beginn der Anmerkungen weise ich hin auf die ausgezeichnete Biographie von Max Lehmann: „Freiherr vom Stein". 3 Bde. Leipzig 1902 bis 1905. Vorliegende Ausgabe der WuW folgt dem ersten Druck von 1858 (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung). Dieser erste Druck hat Seitenüberschriften, z. B. „Reise nach Petersburg — Ankunft bei Stein — Freundlicher Empfang — Stein und Fichte — Kaiser Alexander — Die deutsche Legion" usf. Mit besonderer Vorliebe wählt Arndt Personennamen, doch begegnen auch seltsame Überschriften: „Schmachtriem — Klopköpfe — Fortgestaltung zum Schönen — Verloren ist verloren — Gewimmel und Getümmel — Die Weiber u. a."

S. 11. Z. 4. Vgl. Anm. zu K., T. II, S. 36, Z. 17 und die entsprechende Anmerkung.

S. 14. Z. 3. Vgl. dazu die Worte Steins in der „Denkschrift über die Lage Deutschlands" aus Wilna, den 18. (6.) Juni 1812 („Politisches Testament. Ausgewählte Denkschriften von Karl Freiherr vom Stein". Hagen i. W., 1901, S. 58): „Man kann diese Stimmung der Gemüter verstärken und erhöhen, wenn man in Deutschland Schriften verbreitet, die ein treffendes Gemälde der unheilvollen und herabwürdigenden Lage dieses Landes darbieten. Der 2. Teil des ‚Geist der Zeit' von Arndt ist mit einer großen Kraft und einer erschreckenden Wahrheit geschrieben; in Schweden gedruckt, hat er nicht in Deutschland eindringen können; man müßte einen neuen Abdruck veranstalten und ihn auf dem Wege des Schleichhandels auf der galizischen Grenze Herrn Gruner in Prag zuschicken, damit er das Buch in Deutschland in Umlauf setze, und Herrn Arndt hierherziehen, um ihn bei der Abfassung der Flugschriften zu gebrauchen, welche man in Deutschland verbreiten ließe."

Z. 19. anderswo: in den „Erinnerungen aus dem äußeren Leben".

S. 20. Z. 19. Zuckler: Zauderer.

S. 32. Z. 41. Gischung: Schätzung.

S. 38. Z. 12. Domitius Ulpianus, römischer Jurist im 2.—3. Jahrhundert n. Chr.

S. 40. Z. 30f. Irrtum: Speransky ward innerhalb des europäischen Rußland verbannt.

S. 41. Z. 41. scutica: Lederpeitsche, Karbatsche.

Z. 42. carnifex: Stockmeister, Henker.

S. 42. Z. 25. Fontana. Irrtum: Der Leutnant Rocca.

Z. 36. Dionysische Ohren: Der Tyrann Dionysius pflegte verdächtige Gefangene in den Steinbrüchen von Syrakus zu belauschen; einer dieser Steinbrüche, das „Ohr des Dionysius", war so beschaffen, daß der Lauscher von einer bestimmten Stelle aus hören konnte, was irgendwo in dem Steinbruch gesprochen ward.

S. 44. Z. 28. Rist: Hand- bzw. Fußwurzel oder -Rücken.

S. 49. Z. 13. Der spätere König Georg IV. von England, seit 1811 Prinzregent an Stelle seines geisteskranken Vaters Georgs III.

S. 55. Z. 36. Siebenzigjährig. Irrtum Arndts: Sechzigjährig.

S. 60. Z. 32. monstra nulla virtute redempta (lat.): Ungeheuer, deren Scheußlichkeit durch keine Tugend aufgewogen wird.

Z. 39. peculium: Sondergut.

S. 63. Z. 39. Drusen, druseln: einnicken.

S. 64. Z. 12. beinig: In dieser Bedeutung „aufrecht" begegnet das Adjektivum sonst nicht.

Z. 27. Den dritten Tag. Irrtum Arndts: den sechsten Tag.

S. 65. Z. 16. Raffael Morghen. Vgl. Anm. zu E, T. II, S. 135, Z. 9.

Z. 20f. gens pediculosa (lat.): Volk der Läuse.

S. 67. Z. 26. Straubig: widerspenstig.

S. 68. Z. 40. Rappsen (Iterativ zu rappen, raffen): eilig an sich raffen, an sich reißen.

S. 72. Z. 1. Nicht 5000 bis 6000, sondern rund 500.

Z. 9f. „Vollkommene Emigrationsgeschichte der aus Salzburg vertriebenen Lutheraner". Frankfurt und Leipzig, 1734.

S. 80. Z. 11. Irrtum Arndts: Der König hat später Yorcks mutige Tat durchaus anerkannt.

S. 88. Z. 4f. Kotzebue ist in Weimar geboren.

S. 89. Z. 9. Rauschig (einen Rausch habend): lärmend.

Z. 29. Schenkendorf hat die Tat in einem Gedicht „Auf den Tod von John Motherby" („Ach! es ist ein Mann gesunken, Einer aus der Treuen Schar") gefeiert.

S. 90. Z. 30ff. Erste Strophe der Ode „Hermann und Thusnelda".

S. 92. Z. 1ff. „Diese Erzählung enthält mehrere Unrichtigkeiten. Nur Günther studierte 1757 in Halle und war vermutlich mit den drei Königsbergern Scheffner, L'Estocq und Neumann nicht bekannt. Er trat zunächst in das Kommissariat ein und bald darauf in das Freibataillon von Angellelly. L'Estocq, der ebenso wie Scheffner in Königsberg Rechtswissenschaft studiert hatte, begann seine militärische Laufbahn im Winter 1757—58 bei den Zieten-Husaren, Scheffner und Neumann traten erst

1759 in das preuß. Heer ein." („E. M. Arndts ausgewählte Werke". Hsg. von Meisner und Geerds. VIII, 106, Anm. Geerds'.)

S. 94. Z. 30. Nicht Pruscia, sondern Pruzia ist die alte Form für Borussia, die urkundlich im 10. Jahrhundert begegnet. Friedrich der Große kombinierte 1750 („Memoiren zur Brandenburgischen Geschichte" 46) zwei etymologische Vorschläge (von denen der eine den Namen Pruscia von Rusna, dem alten Namen des Kurischen Haffes, der andere von po Russi = „bei den oder unterhalb der Russen" ableitet), indem er Borussia als bo Russe = „nahe bei der Russe" deutete. (Vgl. Egli, Nomina Geographica. Leipzig. 1893. S. 743.)

S. 95. Z. 29. Der Titel des Buches lautet: „Preußens Ansprüche als Bernsteinland das Paradies der Alten und Urland der Menschheit gewesen zu sein". Königsberg 1799.

Z. 42. Jesuitenmordgemetzel: Die Störung einer Prozession durch Protestanten ward im Jahre 1724 zu Thorn der Anlaß der grausamen Hinrichtung von zehn Bürgern.

S. 96. Z. 30. Wratislavia: Breslau.

Z. 31. „Ach! wie sehr hast du dich gegen jene verändert, die ich im vergangenen Jahre erblickte!" (Vergil, Aen. II, 274.)

S. 97. Z. 11. Alexander Sturdza (1791—1853) schrieb im russischen Auftrag ein Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne (Paris 1818), das allgemeine Empörung und viele Gegenschriften in Deutschland hervorrief.

S. 99. Z. 29. Karl August Böttiger, Direktor des Weimarer Gymnasiums.

S. 101. Z. 16. Sündflut ist bekanntlich eine Umdeutung des mhd. sinvluot = große Flut, allgemeine Flut.

Z. 32. Schlaberndorf lebte zwar in Paris, war aber nicht preußischer Gesandter.

S. 102. Z. 15. Mosellaner, da in Koblenz geboren.

S. 103. Z. 3. verfitzt: verwirrt.

S. 104. Z. 22. Spinnhaus: Haus, in dem gesponnen wird, früher Arbeitshaus für Landstreicher.

S. 107. Z. 1 f. coelum ipsum petimus stultitia (lat.): „Sogar zum Himmel streben wir empor in unserer Dummheit." (Horaz I, 3, 38.)

S. 108. Z. 26. Versehen Arndts: Den 2. Mai (Schlacht bei Großgörschen).

S. 109. Z. 32. Vgl. Ged, T. I, S. 133: „Scharnhorst, der Ehrenbote".

S. 110. Z. 14. Vgl. Ged, T. I, S. 142: „Zug ins Leben".

Z. 41. E, T. II, S. 156 ff.

S. 112. Z. 39. Cave hunc! (lat.): Hüte dich vor diesem!

S. 115. Z. 38. Unrichtig: Körner wurde bei dem Überfall zwar schwer verwundet, fiel aber nicht in Gefangenschaft.

S. 116. Z. 1. Bei einer Ende Juni 1813 in Dresden stattfindenden Unterredung zwischen Napoleon und Metternich warf der Kaiser im Zorn seinen Hut auf den Boden, wo ihn Metternich liegen ließ.

S. 118. Z. 1. Spazza camino (ital.): Schornsteinfeger.

S. 119. Z. 20. Westen; im Original hat Arndt versehentlich Osten stehen lassen.

S. 124. Z. 35. „Dya-Na-Sora oder die Wanderer", der 1787 anonym erschienene Roman von W. Fr. Meyern (1760—1829).

S. 127. Z. 35. Die Beschuldigung Wredes ist sehr spät als haltlos erkannt worden. Arndt wurde wegen dieser Äußerungen von dem Schwurgericht in Zweibrücken am 6. Dezember 1858 in contumaciam zu zwei Monaten Gefängnis, fünfzig Gulden Geldbuße und zu den Gerichtskosten verurteilt; außerdem wurde die angeklagte Schrift in Bayern verboten. Dieser Prozeß, den die bayrische Regierung Arndt machte, erregte in ganz Deutschland peinliches Aufsehen. Für Arndt war die Folge eine Reihe von Huldigungen aus allen Teilen Deutschlands: in Bonn brachte man ihm am Tage der Verurteilung einen Fackelzug, die Jenaer Burschenschaft sandte einen telegraphischen Glückwunsch (Br 511 f.), und Arndt bezeugt (Br 511), daß sein 90. Geburtstag und seine „sogenannte Verdammung" ihm eine Fülle an „Zuschriften von Narren und Weisen" gebracht habe, „auch sind von wackern Leuten einige Leiblichkeiten eingelaufen aus unseren Hansestädten: Weine, Austern u. s. w." An Arndts gutem Glauben in diesem Handel ist nicht zu zweifeln; auch hat er an der Richtigkeit seiner Erzählung bis an sein Lebensende festgehalten. Ein anonymer Versuch, Wrede von der Beschuldigung zu reinigen, dessen Verfasser der Major Ehrhard sein soll („Die Beschuldigung Wredes durch E. M. Arndt. Ein Wort der Verteidigung von einem bayrischen Offizier". München 1860), gelang nicht, da er die Möglichkeit offen ließ, daß Wrede die Tat etwas später im Jahre 1807 begangen hätte. Die Schrift, die das Geleitwort trägt: „Des Gegners Irrtümer durch nichtbeachtendes hochmütiges Schweigen unberichtigt lassen, heißt den Griffel zur Aufzeichnung derselben in die Jahrbücher der Geschichte liefern", kommt nämlich nach einer sehr breiten Darstellung (12 Seiten Einleitung und 70 Seiten Ausführung) zu dem Ergebnis: „Aus allem bisher Gesagten geht nun wohl entschieden hervor, daß Wrede die ihm angedichtete schändliche Tat nicht vollführt haben kann, da er weder allein noch als Kommandierender, d. h. mit Truppen im letzten Drittel des Monats Februar 1807 in Ols gewesen, wohl aber krank zu Augsburg gelegen ist." Auch der Generalmajor Heilmann („Feldmarschall Fürst Wrede". Leipzig 1881), der sich Ehrhard anschließt, erweist nur das Alibi Wredes für die Zeit zwischen dem 23. Februar und dem 8. März 1807, was aber kein entscheidendes Argument sein kann, da Wrede später im Jahre 1807 sich in Ols aufgehalten hat. Um so ungerechter ist Heilmann gegen Arndt, dem er (S. 108) vorwirft, „sorglos in Fragen der historischen Wahrheit, leichtgläubig für alles das, was zu seinen Vorurteilen paßte, und hartnäckig im Festhalten dessen gewesen zu sein, was er einmal glaubte". Erst Treitschke ist der unwiderlegliche Nachweis gelungen („Preußische Jahrbücher" Bd. 49 [1882], S. 320—324), daß der Raub des Silberzeugs im Schlosse Ols bereits im Dezember 1806 begangen worden ist, d. h. zu einer Zeit, da Wrede noch in Bayern weilte.

S. 131. Z. 12 f. Bei Äsop ist der eine Topf nicht aus Stein, sondern aus Erz. Vgl. auch E. T. II, S. 185, Z. 30 f.

S. 132. Z. 12. Versehen Arndts: Es muß, wie er E, T. II, S. 186 richtig angibt, 1815 heißen.

S. 134. Z. 17. Missale: Meßbuch.

S. 139. Z. 11. Appollyon oder Abaddon heißt Offenbarung Johannis 9, 11 der Engel des Verderbens; danach Klopstocks Abadonna.

S. 141. Z. 11. Oranje boven: Hoch Oranien!

Z. 14. Vgl. Jesaja 36, 6.

S. 142. Z. 43. „Elend" wie oft bei Arndt in der Bedeutung: Ausland, Verbannung.

S. 145. Z. 25 f. über den Fürsten Wittgenstein vgl. „Lebenserinnerungen von Karl Freiherrn vom Stein" (Hagen i. W., 1901, S. 27): „Dieser Mann ist das Ideal eines Höflings, sans humeur et sans honneur und besitzt alle erforderlichen Eigenschaften, um ohne innern Gehalt, ohne Tüchtigkeit, ohne Kenntnisse sich eine vorteilhafte Stellung im Leben zu erschleichen, kalt, berechnend, beharrlich, feige, biegsam bis zur Kriecherei, nach Geld und nach einem Garderobeneinfluß strebend, den er besitzt, und durch den er höchst nachteilig auf große Geschäfte im preußischen Staat wirkt." Vgl. Lebensbild, T. I, S. LXXII.

S. 146. Z. 3. Historia augusta: Kaisergeschichte.

Z. 4. „Er verdiente, gefürchtet zu werden, weil er sich nicht fürchtete."

Z. 25. Vir uxorius (lat.): Knecht seiner Frau.

Z. 26. Vir muliebrius (lat.): Weiberknecht.

Z. 37. Klemme; vgl. BrK 367: „Ein sehr edler, reiner Mensch, obgleich für diese Erde nicht klemmig genug" und Arndts Bemerkung dazu (BrK 368): „Ich habe eben das Wörtlein klemmig gebraucht, und wiewohl ich bei dem Gefühl, daß ich zu Dir spreche, mich gehoben fühle, so bin ich freilich neben meinem Unwohlsein dieses jüngste Vierteljahr sehr oft traurig gewesen, weil ich die rechte Klemme und das rechte fröhliche tätige Klemmig da leider nicht erblicke, wo ich sie wohl nicht so viel als die meisten guten Leute, die sich von Scheinen locken und leiten lassen, aber doch mehr gehofft hatte, als heute am Tage liegt."

S. 147. Z. 1 ff. Vgl. dazu folgende Stelle aus den „Lebenserinnerungen von Karl Freiherrn vom Stein" (Hagen i. W., 1901, S. 73 ff.): „September 1815. Nach der Zurückkunft von Paris nach Frankfurt wurde mir die Präsidentenstelle bei dem Bunde von Fürst Metternich und die preußische Gesandtenstelle durch Fürst Hardenberg angeboten; ich lehnte beide ab.

. . . Die preußische Gesandtschaftsstelle lehnte ich ab wegen meiner Abneigung, mich in das Verhältnis der Abhängigkeit zu setzen von einem Manne, den ich so wenig achtete, wie den Staatskanzler, von dem ich vorhersah, daß er mich bei irgendeiner Gelegenheit, oder aus irgendeiner Veranlassung aufopfern würde, und der soeben eine ihm von mir übertragene Angelegenheit, die er mit den größten Versicherungen von Bereitwilligkeit übernommen hatte, in Wien und Paris aus Eifersucht oder Leichtsinn, auf jeden Fall mit großer Falschheit gänzlich hintansetzte.

Ich trat also in den neuen Abschnitt des Lebens mit der Lösung zweier Aufgaben, der der Geschäftslosigkeit und der des Alters. Die Leere, welche

aus der ersteren entstand, suchte ich auszufüllen durch Wissenschaft; ic
wählte deutsche Geschichte, zum Teil veranlaßt durch den Unterricht, de
ich darin meiner jüngsten Tochter gab, und durch das wiedererwacht
Nationalinteresse.

Das Studium der deutschen Geschichtsquellen machte mir die Unvoll
kommenheit ihrer bisherigen Sammlungen bemerklich und veranlaßt
mich, die Idee eines Vereins zur Bearbeitung der Quellenschriftsteller i
das Leben zu bringen.

Meine wissenschaftliche Tätigkeit wurde durch die Schwäche meine
Gesichts, den Verlust des rechten Auges durch einen grauen Star (180
gelähmt, ich konnte bei Licht nicht ohne Nachteil lesen. Es wurde mi
aber ein anderes Geschäft durch die Vorsehung zugewiesen, der Tausc
von Kappenberg gegen das entfernte Birnbaum, und dieser brachte mic
zurück nach Westfalen, an das mich so viele Erinnerungen banden, i
Berührung mit alten, erprobten Freunden.

. . . Das andere mir gewordene Problem zu lösen oder die wahr
Stellung im Alter zu ergreifen, das wurde mir durch die betrogenen
Hoffnungen von einem nahen besseren Zustand Deutschlands und durc
mancherlei Mißverhältnisse in dem Innern meiner Familie erleichtert
sie, die in einzelnen Fällen höchst peinlich und tief mich erschütterten
im Täglichen aber häufig unerfreulich wirkten, lenkten meinen Sinn von
Irdischen; von hier erwarte ich nichts mehr als fortschreitende Übung i
Resignation, in Demut, in Hoffnung, im Glauben."

S. 147. Z. 31. Vgl. 2. Könige 2.

S. 148. Z. 10. Pères de St.-Maure: Die nach dem fran
zösischen Dorf St. Maure genannte Kongregation des Benediktinerordens

Z. 20. „Dieses Unternehmen" sind die auf Steins An
regung zurückgehenden Monumenta Germaniae historica. Über Arndts
Anteilnahme an der Entstehung dieses gewaltigen Werkes vgl. Br 182 ff
und 192 f.

S. 154. Z. 42 ff. Vgl. dazu die „Lebensbeschreibung der Freifra
vom Stein von Karl Freiherrn vom Stein geschrieben bei ihrem Tode am
15. September 1819 zu Nassau" in der „Beilage" der „Lebenserinne
rungen von Karl Freiherrn vom Stein" (Hagen i. W., 1901, S. 83 ff.)
„Der Inhalt ihres ganzen Lebens war Glaube, der durch die Liebe tätig
ist; aus diesem entsprangen die Tugenden, die die Verewigte zierten
Seelenadel, Demut, Reinheit, hohes Gefühl für Wahrheit und Recht
Treue als Mutter und Gattin, Klarheit des Geistes, Richtigkeit des Ur
teils; — sie sprachen sich durch ihr ganzes vielgeprüftes Leben aus und
verbreiteten Segen auf alle ihre Verhältnisse und Umgebungen.

. . . Die Richtung ihres ganzen Wesens ging auf Häuslichkeit
Familienleben, Geselligkeit, Ruhe; sie zu genießen wurde ihr aber von
der Vorsehung nicht beschieden. Gattin eines Gemahls, dessen Leben der
Sturm der Zeit heftig ergriffen hatte, wurden ihre auf jenen Genuß
gerichteten Wünsche und Erwartungen zerstört, sowie sie sich günstig zu
gestalten den Anschein hatten, und ihr ganzes Leben war daher eine Reih
von Entbehrungen, Anstrengungen, Aufopferungen.

. . . . Sie blieb aber immer der Pflicht getreu, vertrauend au

Gott und den von ihr in den Zeiten des Unglücks gewählten und auf einem ihrer Ringe eingegrabenen Denkspruch befolgend:

Dulden und Entbehren.

Sie hat einen guten Kampf gekämpft, sie hat den Lauf vollendet, sie hat den Glauben gehalten. 2. Timoth. 4, 7."

S. 156. Z. 34. genus hybridum (lat.): Bastardgeschlecht. (hybrida heißt im Lateinischen „von zweierlei Abkunft", wenn nämlich der Vater ein Römer oder Freigeborener, die Mutter aber eine Ausländerin oder Sklavin ist.)

S. 157. Z. 33. agrestia poma (lat.): Holzäpfel.

S. 159. Z. 12 f. Krünkel: Falte, Runzel; dazu krünkeln, Krünkelung; nur bei Arndt belegt. (Grimm, „Deutsches Wörterbuch".)

S. 160. Z. 36. Hebung: Steuer.

S. 161. Z. 5. Spätere Anmerkung Arndts: „Dieser Heilige war ein zur Mumie gewordener Quade von Landskron, von den Franzosen nach Paris entführt und nach unsern Siegen wiedergenommen und von Köln wie in einem Heiligenzuge von Tausenden Begleitern zu seiner Ruhestätte zurückgebracht. Landskron war im Mittelalter eine große Herrschaft, die Quaden waren die kaiserlichen Reichsrichter über acht bis zehn umliegende Ritterschlösser, die alle in Sinzig ihre Winterpaläste hatten."

Z. 13. Rhadamanth, vgl. „Epistel an Elisa". Ged, T. I, S. 33, V. 2.

S. 163. Z. 4. „Daß der Jesuitengeneral Lorenzo Ricci kurz vor der Aufhebung des Jesuitenordens durch Papst Clemens XIV. (21. Juli 1773) diesem gegenüber jede Reform mit den Worten: ‚Sint ut sunt, aut non sint' (‚Sie sollen sein, wie sie sind, oder sie sollen nicht sein') zurückgewiesen habe, ist nach J. Crêtineau-Joly, ‚Clément XIV et les Jesuites', Paris 1848, S. 381 eine Erfindung Carocciolis in seinem ‚Roman' ‚La vie du pape Clément XIV', Paris 1775, S. 192; Ricci habe seit Ganganellis Erwählung zum Papst überhaupt keine Unterredung mit ihm haben können. In Wirklichkeit sei das berühmte Wort von Papst Clemens XIII. (geb. 1693, reg. 1758—69) geäußert worden, als der französische Gesandte Kardinal de Rochechouart im Jahr 1761 eine wesentliche Änderung der Ordensverfassung von ihm verlangte." (Büchmann, „Geflügelte Worte", 22. Auflage, Berlin 1905, S. 549 f.)

Z. 11. Erunt, ut fuerunt (lat.): Sie werden sein, wie sie gewesen sind.

S. 165. Z. 18. Res sacra miser (lat.): ein Unglücklicher ist etwas Heiliges.

S. 168. Z. 21 ff. Vgl. auch Max Lehmann a. a. O. III, 503 f.

S. 169. Z. 20. Vgl. auch die Zeilen, die Arndt „den 8. des Weinmonds 1831" nach dem Tode Steins an dessen Schwester Marianne vom Stein, die Äbtissin des Stiftes Homberg, gerichtet hat. (Katalog über die im Ernst-Moritz-Arndt-Museum der historischen Arndtruhe zu Godesberg aufbewahrten Hauptstücke 3. Auflage. Godesberg 1911,

S. 12): „Unser Löwe schläft — Wir beide wissen wohl, was wir und das ganze deutsche Vaterland in diesem einen Manne besessen und verloren haben. Ich kann und werde sein nie vergessen: ich habe in seiner größten Zeit um und mit ihm gelebt, habe auch wohl zuweilen den Sturm und den Strom seiner gewaltigen Natur gefühlt, aber ich weiß, er hat mich geliebt, wie man einen Sohn liebt, und ich werde die rührendsten Zeichen seiner Milde und Zärtlichkeit unauslöschlich in meinem Herzen tragen."

S. 170. Z. 7. Im Original der WuW folgt eine „Zugabe" von folgenden fünf Stücken:

1. Rede*).

(Die Szene.)

(Das Sängerchor des Ems-Nassauer Singvereins bringt dem gräflichen Schlosse ein Ständchen, im Kreise aufgestellt vor dem Schlosse im Parke. Es ist halb acht Uhr, die Abenddämmerung beginnt, sich auf die Berge und Wälder zu senken, der Abendschein glänzt rotglühend im Westen. Da tritt der Alte hervor, dankend — denn sie hatten ihn in die Steinschen und Giechschen Hoch! Hoch! mit eingeschlossen — und ungefähr diese Worte sprechend:)

Liebe Herren und Freunde.

Wir stehen hier im Abendschimmer und herabdämmernden Abendrot: ein Bild dessen, der dankend vor Ihnen steht und dessen Tage mehr und mehr zu seinem letzten Abend hinabsinken. Er sieht gleichsam junge Morgenröten vor sich, ein jüngeres Geschlecht, deutsche Männer und Jünglinge, die sich hier heute zum fröhlichen Gesange versammelt haben**).

Liebe Freunde, dies hier ist ein heiliges Land, und wir stehen auf heiliger Erde! In diesen Räumen hat ein edler und großer Mann gewandelt, diese Bäume haben den beschattet, diese Himmelssterne den beleuchtet, der unsterblich im Gedächtnis der Nachwelt leben wird, solange im deutschen Liede und aus deutschen Herzen noch ein Laut erklingt. Ja, dieses Haus, dieser Garten, diese Bäume werden vergangen sein, die Felsen dieser Hügel und Berge werden im Laufe der Jahrtausende sich zerbröckeln und senken — und der Name Stein wird noch in jugendlicher Frische leben.

Bei diesem Namen und bei den Erinnerungen, die er weckt, ziemt sich wohl ein ernstes Wort und ein fröhlicher Wunsch. Wie ich um mich her schaue und des gebrauchten Gleichnisses der Morgenröten gedenke, darf ich, der wahrscheinlich älteste der Anwesenden, wohl einen deutschen Wunsch und Gruß aussprechen:

---

*) Hier stehe eine Rede und ein Brief aus dem Sommer des Jahrs 1843 zur Erinnerung an manche schöne Woche, die ich nach dem Tode des großen Mannes noch in Nassau bei seinen Kindern, dem Grafen und der Gräfin Giech, verlebt habe.

**) Eben an der Burg Stein hatte der Verein den Nachmittag einige Stunden Festlieder gesungen, wozu ich und die Gräflichen besonders eingeladen waren, wozu aber Tausende zusammengekommen waren und sich um die alte Burg gelagert hatten. Ich bekam den folgenden Tag ein Patent als Mitglied des Singvereins, auf welches Patent der weiter unten folgende Brief die Antwort ist.

Wir ſtehen hier, vergängliche Menſchen, verfließende Schatten, aber die da ein Ewiges glauben und hoffen. Beten und rufen wir denn dem lieben deutſchen Vaterlande ein Ewig, wie Sterbliche ſolchen Gedanken ausſprechen dürfen: Es lebe das liebe deutſche Vaterland! es leben ſeine Söhne! Mögen ſie durch die alte deutſche Treue und Liebe, mögen ſie durch die alten deutſchen Tugenden, durch Redlichkeit, Tapferkeit, Sittlichkeit, von Geſchlecht zu Geſchlecht fortleben und blühen! mögen Ehre, Freiheit, Glück ihnen nimmer mangeln! möge der Freude und Luſt des Liedes und Wortes, welche fremde Liſt und Herrſchaft uns weiland ſo teuer machten, in deutſchen Gauen nimmer der fröhliche und ſtolze Klang fehlen!

Mit dieſem Gruße ſcheide ich von Ihnen, mit dieſer Hoffnung gehen wir ſtill auseinander.

2. Brief.

„Gewiß, es gehört zu den anmutigen Begebenheiten meines Lebens, daß meine Anweſenheit im Schloſſe Naſſau mit dem fröhlichen Feſte des Sängervereins der Lahn zuſammenfiel, und daß dieſes Feſt gerade auf dem Gipfel des Steins gefeiert ward, nach welchem der große und gute Mann genannt worden iſt, deſſen Arbeiten und Verdienſte um das deutſche Volk und Vaterland, ſolange ein deutſcher Laut durch die europäiſche Welt klingt, in unſterblicher Erinnerung leben werden.

Wenn Sie, geliebte deutſche Männer und Jünglinge, bei dieſer Gelegenheit meinen kleinen Namen an jenen großen geknüpft haben, ſo kann ich auch das nur als eine freundliche Zufälligkeit anſehen, mir aber von jenem Lobe, welches Sie in gebundener und ungebundener Rede in Ihrem werten Schreiben auf mich gelegt haben, nur ein kleines Teilchen nehmen.

Daß Sie vollends meinen Namen mit Ihrem heitern deutſchen Sängerverein zu verbinden wünſchen, kann mir nur lieb und ehrenwert dünken, beſonders auch deswegen, weil ſein Klang hinfort mit den Flügelſchlägen aller guten Geiſter zuſammenklingen wird, welche das reizende Lahntal immer umſchwirren und deutſchen Herzen eitel gute und freudige Gefühle und Gedanken zuflüſtern werden.

Und ſo reiche ich Ihnen allen denn die Hand mit den treueſten Wünſchen, daß an dieſen luſtigen Geſtaden das deutſche Lied und deutſche Liebe, Treue und Freude nimmer fehlen mögen! Amen.

Mit alter Treue
Ihr und des löblichen Sängervereins
ergebenſter E. M. Arndt.

Naſſau, 15. Herbſtmonds 1843."

Die drei letzten Stücke der „Zugabe" bilden die Gedichte: „Das Lied vom Stein" (ſ. Ged, T. I, S. 166), „Die Rheinfahrt" (ſ. Ged, T. I, S. 281) und „Erinnerungsbilder" (ſ. Ged, T. I, S. 302).

Auguſt Leffſon.

Anmerkungen zu Teil 6.

Geist der Zeit.

In allen vier Teilen des „Geistes der Zeit" hat sich Arndt der Schreibung teutsch, Teutschland usw. bedient. Aus äußeren Gründen ist hier überall deutsch usw. gedruckt.

Erläuterungen zu der Einleitung siehe am Anfang der Anmerkungen zu den einzelnen Teilen.

Erster Teil.

Vorbemerkung (vgl. Einleitung, S. 7—11). Vgl. BrK 32. — NB I, 202ff. — Die 1. Auflage erschien 1806 bei Hammerich in Altona (nicht bei Reimer!); die 2., von 1807, ist ein unveränderter Abdruck der ersten. Die 3. Auflage, 1815, die unserer Ausgabe zugrunde gelegt ist, hat eine besondere Vorrede; außerdem sind hier in großem Umfange, aber nicht allgemein und nicht radikal und gewaltsam Fremdwörter durch deutsche Ausdrücke ersetzt, ja es blieben auch solche stehen, deren Verdeutschung wohl möglich gewesen wäre, wie z. B. ausstaffiert, Interesse, Manipulation, Sentenzen, kabalierte, komplimentiert, konzentrieren, Pomp u. a. Sonst sind die Änderungen sehr geringfügig. Nach Arndts Tode erschienen mehrere Neuauflagen (1861; 1863; 1877).

Eine 1808 in London erschienene englische Übersetzung von S. 110 (Spanien und Portugal) bis S. 199 trägt den Titel: Arndt's Spirit of the Times transl. from the German by the Rev. P[eter?] W[ill?] being the work for the Publication of which the unfortunate Palm of Erlangen was sacrificed by Napoleon, the destroyer; cont. historical and political sceteches, with prognostics rel. to Spain and Portugal, Russia, Turkey, Austria, France and Bonaparte. Der Übersetzer leitet in der Vorrede die Verurteilung Palms aus dem Zorn Napoleons über den „Geist der Zeit" her. Für Palms Familie wurde damals in England gesammelt.

Ein schwedischer Auszug, anonym herausgegeben von Anders Magnus Strimsholm (34 S.), erschien 1814.

Rezensionen: Germanien und Europa: „Neueste kritische

Nachrichten", Greifswald, 1803, S. 209ff. — „Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung", 1806, Nr. 76. — Geist der Zeit I: „Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung", 1806, Nr. 177. — „Neueste kritische Nachrichten", 1806, S. 177ff. — „Hallische Literatur-Zeitung" Nr. 245 und 246 (13. und 14. Oktober). Rehberg urteilte gewunden und wurde dem Inhalt bei aller Anerkennung einzelner treffender Gedanken nicht gerecht. Er stieß sich offenbar an der Form, in der Arndt allerdings noch manche Spuren der überkommenen Art zeigte, und erklärte das Buch als einen „wahren Abdruck des Geistes unserer Zeit". „In solches Evoe eines wirklichen Bacchanten stimmt aber der nüchterne Leser ... nicht mit ein." (Vgl. auch Rehbergs „Historisch-politische kleine Schriften" IV, wo das Urteil etwas milder klingt.) — „Elysium und Tartarus", 1806, S. 163. — Wirkung: „Pommersche Jahrbücher", VII, 246ff. — „Historische Zeitschrift", 81, 279ff. — Steig, „Kleists Berliner Kämpfe", S. 462ff. — H. Steffens, „Was ich erlebte", VII, 56. — Von den Franzosen geächtet: „Minerva", 1806, II, 547ff. — Kontroverse mit Kamptz (vgl. Anm. zu S. 150, Z. 2—20: „Minerva", 1806, Oktober, S. 87ff. und 1807, Februar, S. 312ff. (Kamptz versicherte Arndt seiner „vollsten Achtung", nannte aber im selben Satze seine Behauptungen „unverschämt"). — Vgl. auch Jahn („Deutsches Volkstum" (1817, S. 187), der bedauert, daß Arndt (wie Klinger) der Ansicht Ausdruck gegeben habe, daß nicht auch im Norden und Osten Deutschlands die Kunst blühen könne. — Ein humoristisches Mißgeschick, das Arndt beim lebhaften Vorlesen des GdZ in Schweden infolge seines heftigen Gestikulierens zustieß, wird erzählt in: v. Bissing, „Leben der Dichterin A. v. Helvig", S. 224.

S. 19. Geleitwort. Die Übersetzung gibt Arndt S. 23, Z. 1f. — Theophrast, Freund des Aristoteles und Vertreter seines philosophischen Systems. Die lateinische Formulierung stammt wohl von Arndt.

Vorrede.

S. 21. Z. 22. Engländer: Arndts Stellung zu ihnen hat sich im Laufe der Zeit gewandelt. Nur in wenigen Hauptstrichen sei hier darauf hingewiesen. In „Germanien und Europa" tadelte er namentlich die inneren Zustände in England, die schlechte Lage der kleinen Besitzer. In den „Fragmenten über Menschenbildung" (1805) nannte er die Engländer „halbe Barbaren", „die nichts achten als sich selbst und so verächtlich werden". Deshalb hoffte er im GdZ I (vgl. T. VI, S. 152ff.) wenig von ihnen. Aber schon im GdZ II (T. VII, S. 22, Z. 11ff. Herbst 1806 geschrieben) sprach er von ihnen als dem letzten Punkt europäischer Freiheit. Im „Bauernstand" (1810) erkannte er warm ihren Patriotismus an, und 1813 („Verhältnis Englands und Frankreichs zu Europa") stellte er die von ihm bewunderte englische Verfassung und den mannhaften Bürgersinn in Gegensatz zu den Franzosen. Aber schon 1814 kündigte sich ein nochmaliger Umschwung an. Im „Blick aus der Zeit" schrieb er, nachdem er die vielen guten Eigenschaften der Engländer gepriesen hatte: „aber ich werde sie öffentlich schelten und anklagen, wenn sie gegen uns das Ungebührliche oder gar das Schlechte

tun". Und 1815 (z. B. in der Schrift „Über Preußens Rhein-Mark" und in dem „Wort von 1815") tadelte er im Hinblick auf ihre eigennützige Haltung in deutschen Fragen ihre „kleinliche Krämerpolitik", ihre „schleichende Hinterlist, die an solchem Volke doppelt empört". Unter diesem zweifachen Gesichtspunkt, der Bewunderung für viele Stücke ihrer Verfassung und der Abneigung gegen ihre äußere Politik, hat Arndt auch später über sie geurteilt; vgl. z. B. E (1839), T. II, S. 267 f. — auch T. XI, S. 182.

S. 21. Z. 23. Protestantismus: vgl. z. B. Br 83 und das treffliche Büchlein von Müsebeck, „Arndt und das kirchlich-religiöse Leben seiner Zeit".

1. Der Schreiber.

S. 23. Z. 13. Hermes wurde als Gott der Meßkunst verehrt.

Z. 14. Colon: Kolumbus.

Z. 28 ff. Hierzu vgl. die Worte, mit denen Arndt (in der Schrift „Noch ein Wort über die Franzosen und uns", S. 35) sein Recht, zu schreiben, verteidigt: „Ich führe meine eigene Sache, ich spreche für mein eigenes Recht, wenn ich für mein Volk spreche; ich führe recht eigentlich meine Sache, wenn ich Haß gegen fremde Tyrannen und Abscheu gegen eigene Buben und Verräter predige; ich verteidige meine Gefühle, meine Gedanken, meine Liebe, ich verteidige allen meinen Besitz und alle meine heiligsten Güter, ich verteidige meine angebornen und unverlierbaren Rechte ..."

S. 24. Z. 14. Timoleon (ca. 411—337 v. Chr.), erbitterter Feind aller Tyrannen, ließ seinen Bruder, der sich der Herrschaft in Korinth bemächtigen wollte, töten, zog sich dann aber aus Gram ins Privatleben zurück. Später stellte er in Syrakus die demokratische Verfassung wieder her; er regierte sehr gerecht. Plutarch und Nepos haben sein Leben beschrieben.

S. 28. Z. 3—16. (Zeitgenossen! . . . befangen seid!) Mit dieser Stelle beginnt H. v. Kleists Fragment: „An die Zeitgenossen" (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. V, S. 62), in dem Kleist Arndt gegen den Vorwurf der Übertreibung verteidigen wollte.

Z. 13. Atridische Tische: Atreus setzte seinem Bruder Thyestes das Fleisch seiner geschlachteten Söhne vor. — Hochzeiten: Bluthochzeit in der Bartholomäusnacht 1572 (Niedermetzelung der französischen Protestanten).

2. Die Schreiber.

S. 30. Z. 2. *ὁ δαίμων καὶ τὸ δαιμόνιον*: nach Sokrates. Vgl. auch das Gedicht „Der Dämon des Sokrates", Ged, T. I, S. 303.

S. 31. Z. 37 f. Der Statthalter Omars, Amr ibn el Aß, eroberte 638 oder 639 Ägypten. Mit den Bücherrollen der alexandrinischen Bibliothek sollen die 4000 Bäder von Alexandria geheizt sein. Wahrscheinlich ist aber die Bibliothek zum größten Teil schon früher vernichtet.

S. 36. Z. 41. os magna sonaturum (lat.): die mächtig tönende Stimme. Vgl. Horaz, Sat. I, 4.: ingenium cui sit, cui mens divinior atque os magna sonaturum, des nominis huius honorem.

S. 38. Z. 15. Viri illustrissimi, fulgentissimi, celeberrimi (lat.): ihr leuchtendsten, glänzendsten, berühmtesten Männer.

Z. 40. Ysop: Pflanze, zur Gattung der Labiaten gehöriger, 30—60 cm hoher Halbstrauch.

S. 40. Z. 14. Helmont (1577—1640): Mediziner und Philosoph, Nachfolger des Paracelsus.

S. 41. Z. 5f. San Benito (span.): verderbt aus sacco benito, das Armesünderhemd der von der Inquisition Verurteilten, Erinnerung an den Sack, den die Büßer in der ersten Zeit der Kirche tragen mußten. Es bestand aus gelber Leinwand und war vorn und hinten mit einem roten Andreaskreuz, oft auch mit Teufelsfratzen und Flammen bemalt.

Z. 32. Königsberger: Kant.

S. 51. Z. 30. Synedrium: Hoher Rat.

Z. 43. Minos und Rhadamanthys: in der griechischen Sage Totenrichter.

3. Das Zeitalter und die Zeitgenossen.

S. 53. Z. 32. Spektakulum: Schauspiel.

S. 58. Z. 7ff. Zu Arndts Kritik der Übergeistigkeit und ihrer Folgen vgl. man z. B. Kleists „Katechismus der Deutschen" (a. a. O., T. V, S. 57f.).

„Frage: Von welcher Unart habe ich dir zuweilen gesprochen?

Antwort: Von einer Unart?

Frage: Ja: die dem lebenden Geschlecht anklebt.

Antwort: Der Verstand der Deutschen, hast du mir gesagt, habe, durch einige scharfsinnige Lehrer, einen Überreiz bekommen; sie reflektierten, wo sie empfinden oder handeln sollten, meinten alles durch ihren Witz bewerkstelligen zu können, und gäben nichts mehr auf die alte, geheimnisvolle Kraft der Herzen."

4. Die alten Völker.

S. 71. Z. 2. Hyrkanien: im Altertum Bezeichnung der südöstlichen Küste des Kaspischen Meeres.

S. 72. Z. 6. Hämus, im Altertum begriff man darunter alle Gebirge zwischen dem Adriatischen und dem Schwarzen Meere: im engeren Sinne der Balkan. — Kambunische Berge: zwischen Thessalien und Mazedonien.

S. 73. Z. 23. Anquetil (1731—1805): Orientalist, ging nach Indien, um die heiligen Bücher der Parsen zu erlangen; er erwarb Handschriften des Zendavesta u. a. und legte den Grund zum Studium der Zendreligion.

S. 77. Z. 41. Kazike: Titel indianischer Stammhäuptlinge in Mittel- und Südamerika.

Z. 42. Schlözer: (1735—1809), Publizist und Historiker, seit 1769 Professor in Göttingen.

S. 79. Z. 1. an sich selbst zu wetten: in der 1. und 2. Auflage steht: an sich selbst zu appellieren.

S. 80. Z. 11. ὁμοῖοι: die Vollbürger in Sparta.

S. 80. Z. 13. ὑπομείονες: minderberechtigte Spartiaten, ohne die politischen, wahrscheinlich aber mit den zivilen Rechten der Vollbürger. — νεοδαμώδεις: in späterer Zeit mußten mehrfach Heloten, die sich, im Kriege besonders, ausgezeichnet hatten, mit einer Art Bürgerrecht begabt werden; diese hießen νεοδαμώδεις.

S. 84. Z. 10. Freiheitsbäume: im nordamerikanischen Freiheitskriege entstand die Sitte, Bäume, meist Pappeln, als Symbole der erwachenden Freiheit zu pflanzen, eine Sitte, die während der Französischen Revolution nachgeahmt wurde.

Z. 19 f. Livius XXXIV, 24.

S. 87. Z. 29. tribuni plebis (lat.): Volkstribunen; seit 494 v. Chr.

S. 88. Z. 31. comitia tributa (lat.): die Versammlungen, in denen das römische Volk, nach den Tribus (Bezirken) geordnet, zusammentrat.

Z. 42. Fortuna victrix die siegreiche Glücksgöttin.

S. 89. Z. 42. Nobili: Amtsadel.

S. 92. Z. 42. Hiero: Herrscher von Syrakus, Freund der Römer.

S. 93. Z. 29. Hämling: Verschnittener.

S. 95. Z. 43 und S. 96. Z. 1. Illustrissimi, Excellentissimi, Comites, Praefecti aulae, Magistri officiorum sind Anreden und Titel aus dem byzantinischen Hofzeremoniell.

5. Die neuen Völker.

S. 99. Z. 11. Hildebrand: Papst Gregor VII.

S. 102. Z. 27 f. Aneas Sylvius: Enea Silvio de Piccolomini (1405—64), als Papst Pius II., gehörte eine Zeitlang der Reichskanzlei Friedrichs III. an und verfaßte u. a. historische Werke, so eine Geschichte jenes Kaisers.

S. 104. Z. 29 f. Pax Westphalica (lat.): der Westfälische Friede.

Z. 39. Pauw: Corneille de Pauw, Philosoph, eine Zeitlang am Hofe Friedrichs des Großen lebend, verfaßte Abhandlungen über alte Völker.

S. 109. Z. 34 f. Pharus: Leuchtturm von Alexandria. — Simäthus: Fluß in Sizilien. — Var: Küstenfluß im südöstlichen Frankreich, bis 1860 Grenze zwischen Frankreich und Italien.

S. 111. Z. 21. de la Torre, Dandolo, Doria, Medici: einflußreiche Geschlechter in Mailand, Venedig, Genua, Florenz. — Arndt schrieb während seines zweiten Aufenthalts in Schweden ein Trauerspiel Scipio della Torre.

S. 112. Z. 4. Allegri: italienischer Kirchenkomponist (1584 bis 1652), schrieb das „Miserere".

Z. 6 f. Kosmos der Alte: Cosimo de Medici (1389 bis 1464), berühmt durch seine glänzende und glückliche Verwaltung seiner Vaterstadt Florenz.

Z. 7. Pescara: General Karls V. Vgl. C. F. Meyers „Versuchung des Pescara." — Alexander von Parma: Alessandro Farnese (1545—92), glänzender Feldherr, verwaltete nach dem Tode seines Freundes Juan d'Austria die südlichen Niederlande und kämpfte erfolgreich gegen die nördlichen.

S. 112. Z. 8. Montecuculi: (1609—80), kaiserlicher General, zugleich eifriger Förderer der Wissenschaften.

Z. 9. Filanghieri: italienischer Rechtslehrer und Staatsmann (1752—88).

S. 114. Z. 9. Freiheitsrogus: rogus (lat.): der Scheiterhaufe.

Z. 16. Ava: Hauptstadt von Birma, dann Bezeichnung des Landes überhaupt.

Z. 19. Cajus: Cajus Caligula (37—41 n. Chr.).

S. 115. Z. 12. Bougle: Bouillon, in der Nähe von Poitiers. 507 siegte hier Chlodwig I. über die Westgoten.

S. 116. Z. 18. Mohren: Mauren. 711 Sieg der Araber über die Westgoten.

Z. 41. Rodrigo Diaz: Cid Campeador, der gefeierte Nationalheld der Spanier.

S. 117. Z. 14f. Ferdinand von Aragonien und Isabella von Kastilien einten Spanien.

Z. 33. Cordova: Gonzalo Fernandez de Cordova (1443 bis 1515), erfolgreicher Feldherr des in der vorigen Anmerkung Genannten, war der eigentliche Begründer der militärischen Macht Spaniens.

S. 118. Z. 14. Alberoni: spanischer Staatsminister unter Philipp V. (1664—1752). — Friedensfürst: Godoy (1767—1851); seit 1792 Leiter der spanischen Regierung und Minister des Auswärtigen. Den Titel führte er, nachdem er 1795 mit Napoleon Frieden geschlossen hatte, an dem er nun seinen Rückhalt suchte. Vgl. GdZ III, T. VIII, S. 14.

S. 119. Z. 5. Spartum: Spartium, spanischer Ginster, dessen Bastfasern zu Tauen, Matten u. dergl. verarbeitet werden.

S. 120. Z. 20 Guasco: Vasco.

Z. 37. Ponce di Leon: einer der bedeutendsten Lyriker Spaniens (1527—91).

S. 123. Z. 5. Matthias: Matthias Corvinus, gewaltiger Herrscher Ungarns (1443—90).

Z. 34. Raitzen: Serben.

S. 124. Z. 13. Arndt kannte das ungarische Volk von seiner Reise im Jahre 1798 her und hat sich in seiner Reisebeschreibung über die Eindrücke, die er von ihm gewann, geäußert.

Z. 25. Über die türkische Frage hat sich Arndt 1828 in seinem Buche „Christliches und Türkisches" geäußert. 1807 erschien ein fälschlich zuweilen Arndt zugeschriebenes Buch: „Konstantinopel in den Händen eines europäischen Volkes. Ein Gegenstück zum ‚Geist der Zeit' von E. M. Arndt."

S. 127. Z. 13. Russen: Schlözer (vgl. Anm. zu S. 77, Z. 42) war eine Zeitlang in Petersburg Professor der russischen Geschichte und trat häufig für die Russen ein. Arndts Stellung zu Rußland hat sich erst infolge der Eindrücke von 1812 geändert (vgl. GdZ III, T. VIII, S. 31 ff. und Lebensbild, T. I, S. XLVI), ohne daß er die inneren Schwächen des russischen Reiches übersah. („Blick aus der Zeit auf die Zeit". S. 67—71, ferner ausführlich z. B. in „Belgien und was daran hangt". KlSchr III, T. XII, S. 41 ff.)

S. 128. Z. 37. Calas: ein französischer Protestant; wurde 1761 beschuldigt, seinen angeblich zum Katholizismus übergetretenen Sohn ermordet zu haben. Trotz Beteuerung seiner Unschuld wurde er zum Tode verurteilt und gerädert. Voltaire veranlaßte durch seine Schrift Sur la tolérance à cause de la mort de Jean Calas eine Revision des Prozesses und Calas Freisprechung.

S. 138. Z. 21. Starkoddur: ein Stromriese.

Z. 22. Iwar Widfadme und (sein Vater) Regnar Lodbrok spielen in der Sage vom Lindwurm eine Rolle.

Z. 23. Gylfe: König von Seeland. — Ingue (Yngwi) Frey (= Herr): erscheint in der nordischen Mythologie als der göttliche Gebieter über Sonne und Regen. Das norwegische Königsgeschlecht wurde von ihm hergeleitet.

Z. 26. Holmgänge: Holm bezeichnet in den germanischen Sprachen eine kleine unbebaute Insel, besonders in Flüssen; auf ihnen fochten die alten Helden mit Vorliebe ihre Zweikämpfe („Holmgänge") aus (vgl. z. B. Saxo Grammaticus).

S. 139. Z. 38 f. Karls XII. Tod: 1718.

S. 140. Z. 37. Über die Hoffnungen, die Arndt auf die Skandinavier setzte, besonders auf die Schweden, und über die Enttäuschung, die er erlebte, vgl. das Lebensbild, T. I, S. XXXII und XXXVII.

S. 142. Z. 33. Eugens Sanktion: die Pragmatische Sanktion von 1713, nach der in Ermangelung männlicher Erben auch Karls Töchter (die älteste war Maria Theresia) und ihre Nachkommen die unteilbare österreichische Gesamtmonarchie erben sollten.

S. 150. Z. 2—20. Aber man tut . . . . nie: auf diesen Abschnitt bezog sich Kamptz' Kritik (vgl. Anm. zu S. 7—11). An dieses Zitat knüpfte er die Bemerkung: „Mit Erstaunen . . . habe ich diese Kette unrichtiger, absprechender, ich darf wohl sagen, unverschämter Behauptungen aus der Feder eines Mannes wie Arndt, dem gewiß auch ich die vollste Achtung widme, sich entwickeln sehen . . ."

Über Arndts Stellung zu Friedrich und seinen Staat vgl. das Lebensbild T. I, S. XXVIII und XXXII. Arndt selbst hat sich zu diesen Urteilen im NB I, 227 ff. geäußert. Er verwahrte sich dagegen, daß er die Fehler Friedrichs „mit elender kleinlicher Schadenfreude" angedeutet und seine Vorzüge verschwiegen habe. Vielmehr habe er in seinen Büchern neben dem Tadel von Mängeln und Gebrechen, „die meist dem Zeitalter angerechnet werden, das unverkümmerte Lob des großen und gewaltigen Mannes gesungen". Aber erst in seinem Buche „Pro populo germanico" ist er zu einer ganz vorurteilslosen Beurteilung gelangt. Vgl. außer der früher angegebenen Literatur: J. Bauer, „Schleiermacher als patriotischer Prediger" (1908), S. 161 ff. Es ist begreiflich, daß der Preuße Schleiermacher zu einer viel unbefangeneren historischen Würdigung der hohen sittlichen Kräfte kam, die im Staate Friedrichs lebten, als der Nichtpreuße Arndt. Vgl. ebenda. Seine Stellungnahme in dieser Frage hat Arndt viele Feinde geschaffen. So klagte ihn der Minister Graf Goltz bei Hardenberg heftig wegen der „frechen Verunglimpfung der Manen Friedrichs" an, die er in seinem „Historischen Taschenbuch" begangen habe. (Czygan, „Vossische Zeitung",

1907, Sonntagsbeilage Nr. 47.) In sachlicherer Art bekämpfte Arndts Urteil über Friedrich den Großen die Schrift: E. M. Arndts Urteil über Friedrich den Großen, beleuchtet von K. G. N[eumann]." Berlin 1818. S. 19 heißt es da: „Niemand hat den jetzt oft gehörten Tadel dieses erhabenen Monarchen lauter und schärfer ausgesprochen als Herr Prof. Arndt im Historischen Taschenbuch von 1814 und im 1. Teile seiner ‚Ansichten und Aussichten der teutschen Geschichte'. Dieser geschätzte Schriftsteller kann überhaupt als der Sprecher des Zeitgeistes betrachtet werden, denn Glauben, Weidlichkeit, Mittelalter u. dgl. sind die großen Worte, die er immer im Munde führt. Sein Herz ist gewiß voll von dem Wunsche, daß es mit dem Zustande der Völker immer besser werden möge, und dieser durchleuchtende Herzenswunsch gibt ihm Popularität. Ob aber das Ankämpfen gegen den Verstand das rechte Mittel ist, um zu einem richtigen Urteile zu gelangen, das wird sich bei Prüfung dessen zeigen, welches er in obgenannten Schriften vorgetragen hat." Verf. legt dann Friedrichs Taten und Verdienste dar und sucht Arndts Urteile im einzelnen zu widerlegen. Vgl. auch Anm. zu GdZ IV, T. IX, S. 25, Z. 23.

S. 152. Z. 19. Engländer: vgl. Anm. zu S. 21. Z. 22.

Z. 23. Friede von Amiens: 1802, der so ungünstig für die Engländer war, daß er gar nicht von ihnen ausgeführt werden konnte.

S. 155. Z. 16. Franzosen: über Arndts Stellung zu ihnen vgl. das Lebensbild. Sein Urteil, das schon in der Jugend von einer gewissen Antipathie beeinflußt war, hat sich seit seiner Reise 1799 immer mehr verschärft und allmählich zu nationalem Haß gesteigert. 1802, in „Germanien und Europa" (S. 249), schrieb er doch schon bei aller Anerkennung, die dem damaligen Kosmopoliten begreiflicherweise näher lag als dem späteren leidenschaftlichen Patrioten: „Ich liebe die französische Nation und glaube sie ein wenig zu kennen; ich mache nicht alles zum Verbrechen, was sie getan hat, aber auch nicht alles zur Tugend; muß auch zum voraus gestehen, daß mir manche der neuen Begebenheiten mehr ein Ding einer blinden Notwendigkeit als eines Willens scheinen . . . Diese Zierlichkeit des Lebens, alles, was man Feinheit und Artigkeit nennt, haben die Franzosen im ersten Grade; dadurch sind sie liebenswürdig in Gesellschaft und im leichten gleichgültigen Berühren des Lebens; aber mit diesen feinen Manieren bestehen auch alle Laster der Verfeinerung und des Luxus; und diese durch die Revolution entbundenen Laster haben den Namen Franzosen stinkend gemacht, soweit ihre Waffen gedrungen sind. . . ." Man wird daher Kotzebue die Berechtigung zu seinem Angriff bestreiten müssen, den er unter der Überschrift „Merkwürdige Sinnesänderung" 1816 gegen Arndt richtete („Politische Flugblätter" Bd. II, Nr. 20, S. 105 ff.), natürlich auch deshalb, weil eine Sinnesänderung immer noch keinen moralischen Makel involviert. Er schrieb, nachdem er Äußerungen Arndts in seiner Reisebeschreibung von 1802 und in seinem „Wort über die Franzosen" von 1814 zusammengestellt hatte: „Es ist doch ein gehässiger und gerechten Argwohn erweckender Umstand, wenn ein Volksschriftsteller, der jetzt so wütend aufsprudelt, sich in seinen Urteilen nicht immer gleich bleibt. Welches Vertrauen soll man zu ihm fassen? Er hat also entweder seine Gesin-

nungen über die Nation geändert, oder er hat aus besonderen Rücksichten geschrieben. Tertium non datur. Das erstere ließe sich nicht wohl begreifen, da die Nation immer dieselbe geblieben ist, die sie i. J. 1802 war; das letztere wollen wir zu seiner Ehre nicht hoffen. Gewisse Aussichten, Sucht, sich auszuzeichnen, und was dgl. mehr ist, haben freilich schon manchen zum Umsatteln bewogen. Achtung flößen aber solche Männer nicht ein . . . ." Vgl. auch Kotzebue a. a. O. Nr. 16, S. 17ff. und Arndts Urteil: E, T. II, S. 142ff.

S. 158. Z. 20. Ähnlich schrieb Arndt in seinem Aufsatz „Wahrheiten und Zweifel" („Tagesblatt der Geschichte" 22. Februar bis 15. März 1815): „Man muß nicht bloß auf die beste Verfassung schauen, sondern auch auf die mögliche . ."

S. 159. Z. 9. den Pöbel: in der 1. und 2. Auflage steht statt dessen „Volk".

Z. 18. Condorcet: Marquis von Condorcet (1743—94), Schriftsteller der Aufklärung, Anhänger der Revolution. Nach dem Sturze der Girondisten wurde er geächtet; er schrieb, in Paris versteckt: Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain, ein Buch, in dem er seinen Glauben an eine unbegrenzte Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen vertrat. Verhaftet, starb er im Kerker durch Gift.

S. 160. Z. 26. St. Cloud: Staatsstreich vom 18./19. Brumaire (9./10. November 1799). Der Rat der Fünfhundert wurde durch Lucians Soldaten auseinandergesprengt. Vgl. S. 177, Z. 32ff.

S. 164. Z. 20. In seinen 1808 in Schweden niedergeschriebenen „Fragmenten über Leben und Kunst" sagt Arndt: „Verstand haben ist gut für das Leben; wer aber mit der Brille des Verstandes über das Leben hinausgucken und Gott und Verhängnis damit entdecken will, ist ein Dummkopf oder Prahler. Die Franzosen haben sich dessen vermessen, aber eine gewisse Blödigkeit und Scham, die man ihnen anmerkt, sobald sie von überirdischen und göttlichen Dingen sprechen, oder auch eine gewisse Frechheit und Unverschämtheit, womit sie verlangen, was sie nicht fassen können, straft sie Lügen . . .

Der Franzose ist so lange unwahr gewesen in seinem Tun, daß ihm solches Wesen zur Natur geworden ist . . . Der Franzose ist ein sentimentales Volk. Der Engländer und der Deutsche ist durch den Franzosen sentimental geworden."

6. Die Republiken.

S. 164. Nach Z. 20. Arndt war schon 1800 in seiner Schrift „Ein menschliches Wort über die Freiheit der alten Republiken" der schrankenlosen Schwärmerei für republikanische Gemeinwesen und Staatsformen entgegengetreten.

7. Die Fürsten und Edelleute.

S. 168. Z. 1—4. Vollends . . . werden? Diese Worte sind erst in der dritten Auflage hinzugesetzt.

S. 172. Z. 16. Ihr sprecht von Pflichten der Völker gegen ihre Führer und Fürsten: hier klingt schon die Leugnung der Untertanen-

pflicht gegen die ihr Vaterland verratenden Fürsten an, die Arndt im GdZ II (1. Aufl.) und im „Katechismus für den teutschen Wehrmann" (1812) darum so stark betont hat. Vgl. auch S. 196f.

S. 172. Z. 18. Tatarchan: Khan (mongol.): Fürst.

S. 174. Z. 37f. Olmütz. Ulm: Nachdem der österreichische Generalquartiermeister Mack am 17. Oktober 1805 mit 25000 Mann schimpflich bei Ulm kapituliert hatte, zog Napoleon auf Wien los, und der österreichische Hof floh nach Olmütz.

Z. 43. Sempach: Sieg der Schweizer Eidgenossen über Leopold von Österreich 1386.

S. 175. Z. 21f. Mortier, Bernadotte und Dürbach in Hannover: Ende Mai 1803 zog Mortier mitten im Frieden in Hannover ein. Durch schimpfliche Konventionen im Juni und Juli wurde die hannoversche Armee aufgelöst und entwaffnet. Mortier, seit Juni 1804 Bernadotte, verwalteten das Land. Dürbach war der Chef der Exekutivkommission. Die Schuld an diesem Zusammenbruch traf das erbärmliche Regiment des Adels.

8. Der Emporgekommene.

S. 175. Z. 32. Arndts Urteil über Napoleon hat sich erst allmählich geklärt. Es ist uns ein Gedicht vom Jahre 1799 erhalten, „Der Mächtige" (Ausgabe der Gedichte von 1860, S. 28; vgl. auch Anm. zu T. I, S. 31, „Deutsches Kriegslied" V. 9), in dem er Napoleon mit begeisterten Worten feiert. In seiner Reisebeschreibung sind seine Bemerkungen über ihn sehr zurückhaltend. Er erkennt eine gewaltige Kraft in ihm an; besonders hatte ihn die Bewunderung in Erstaunen gesetzt, welche die Italiener ihm zollten. So schrieb er („Reisen II" [1801] S. 185f.) bei seiner Erzählung von Bologna: „Sonderbar ist es bei dieser Stimmung des Gemütes und in dieser verwickelten Lage der Dinge, daß über einen Mann nur eine Stimme herrscht von Grätz bis Bologna. Man höre Freunde und Feinde, immer wird Bonaparte als ein großer Mann, als ein Freund der Menschen und Beschützer der Armen und Elenden geschildert. Man erzählt nur, wo er diese oder jene Unordnung abgeändert ... Wenn dies alles auch für das einzelne nichts beweist, so beweist es doch so viel, daß ein Mann, der in einer so mißlichen Lage so alle Herzen gewinnen konnte, wert sein muß, den Menschen zu gebieten." — Deutlicher war ihm das Wesen des gewaltigen Mannes schon geworden, als er „Germanien und Europa" schrieb, damals „begann Napoleon als die schicksaldrohende Gestalt vor seinen Augen emporzusteigen" (NB I, 172): er urteilte schärfer über ihn, aber Grauen und Bewunderung stritten noch miteinander. Da lesen wir z. B. (S. 404): „Ich gestehe, es liegt etwas in ihm, was große Menschen immer charakterisiert hat: eine kühne und klassisch gehaltene Weise zu handeln und zu sprechen, eine gewaltige Naturkraft, welche die Herzen bezwingt und selbst die Widerstrebenden zum Gehorsam zügelt; kurz, das Talent zu herrschen in einem hohen und energischen Charakter ... In diesem Sinne einer erhabenen und seltenen Naturkraft verdient er die Achtung eines jeden Menschen, wie ein jedes stärkere Wesen, und wenn er sie auch nicht verdient, so erzwingt er sie von jedem. — Aber ist dieser Mann mehr als

stark und gewandt? ist er auch verständig und gerecht? d. h. kennt er die Zeit und seine Pflicht?" Er verneint das. (S. 408:) „Wie klein, wenn der Mensch, auch selbst der große Mensch um seine kleine Person alles sich drehen und den Himmel und die Erde an ihr hängen läßt!" Und schon vorher hat er gestanden: „Ich hadere mit ihm, daß er nicht den Bau fortsetzen wollte, den andere mit Aufopferung so vieles Menschenblutes begonnen hatten, und den eine starke Manneshand jetzt wohl hätte durchführen können." — Etwas von dieser Zwiespältigkeit seines Urteils leuchtet auch im GdZ I noch durch, wiewohl er nun schon viel ungünstiger über Napoleon urteilt. Erst im GdZ II hat er das rechte Augenmaß für ihn gefunden.

S. 176. Z. 39. Sidney Smith: englischer Seeheld (1764—1840), suchte Napoleon auf jede Weise zu schaden. 1798 nahm er die an der syrischen Küste ankernde französische Flotte weg und wußte 1799 Napoleon zur Aufhebung der Belagerung von St.-Jean-d'Acre zu nötigen.

S. 177. Z. 37. St. Cloud: Vgl. Anm. zu S. 160, Z. 26.

S. 178. Z. 25. Desaix: General Napoleons: rettete ihm durch sein Eingreifen am Nachmittage des 14. Juni 1800 den Sieg in der Schlacht bei Marengo; er selbst fiel. — Moreau siegte 1800 bei Hohenlinden, wurde aber Napoleon bald durch seine republikanische Gesinnung verhaßt und mußte 1804 in die Verbannung gehen. Vgl. S. 185 f.

S. 180. Z. 33 f. Dalai Lama: Der oberste Priester aller dem Lamaismus anhängenden Buddhisten, zugleich weltlicher Herrscher von Tibet.

S. 183. Z. 26. Höllenmaschine: am 24. Dezember 1800 war auf Napoleon ein Attentat mittelst einer Höllenmaschine in der rue Saint-Nicaise unternommen, dem er nur durch einen Zufall entging. Die Schuldigen waren vermutlich Royalisten.

S. 186. Z. 22. Toussaint l'Ouverture, Führer der Neger auf Haiti, von den Franzosen zum Obergeneral aller dortigen Truppen ernannt, machte sich 1800 unabhängig, wurde aber 1802 verhaftet, nach Frankreich in das Fort Joux bei Besançon gebracht und starb dort, angeblich durch Gift.

S. 188. Z. 27. Satelliten (lat. satelles): Trabanten, Helfershelfer.

S. 189. Z. 30. Staat der Ausgaben: so übersetzt Arndt den in der 1. und 2. Auflage stehenden Ausdruck „Etat".

S. 194. Z. 10. Fabricius war berühmt durch seine Tapferkeit, Vaterlandsliebe, Unerschrockenheit und Unbestechlichkeit, die er besonders Pyrrhus gegenüber bewährte.

9. Der jetzige Krieg.

S. 197. Z. 38. Petschenegen: Wildes Nomadenvolk türkischen Stammes.

S. 199. Z. 28 ff. Vgl. hierzu das Gedicht „Deutscher Trost" (1813), Ged. T. I, S. 132 f.

Anmerkungen zu Teil 7.

Geist der Zeit.

Zweiter Teil.

Wir geben hier zunächst die

Abweichungen der 1. Auflage (1809).

Aufgenommen sind alle Abweichungen, die nicht nur stilistischer Art sind. Der Text der 1. Aufl. ist lateinisch gedruckt. — bang: feig bedeutet: anstatt bang steht in der 1. Aufl.: feig. — A bezeichnet die erste, B die zweite Aufl.

S. 11. Z. 4. unsrer knechtischen Fürsten.

Z. 21. bang: feig

S. 17. Z. 23. braven: bangen

S. 20. Z. 18. einer despotischen Einherrschaft: des Despotismus der Alleinherrschaft

S. 21. Z. 39. seine letzten traurigen Jahrhunderte: unter Spanien und Österreich

S. 28. Z. 32. *nach* pflegend: entartetes, knechtisches Gesindel

S. 31. Z. 24. *nach* erleben: So ist Teutschlands Unterjochung dem Feinde ein Spiel geworden, ihr seid die Verbrecher, denen die Enkel die schwarze Schande nachfluchen sollen, ihr habt seiner Wut und Tyrannei den Weg gebahnt. Wo ist die Stimme eines einzigen von euch gehört . . .

Z. 41 f. Ach! — Herr *fehlt* A.

S. 32. Z. 9. *In A geht folgender Absatz vorher:* Nein, des Vaterlandes Zustand wird durch solche Fürsten nicht besser, die das stumme Schweigen knechtischer Geduld üben; langsam wird das Volk sich selbst helfen müssen. Schon werden Männer aus dem Volke seine Märtyrer, und einzelne erheben sich durch Edelsinn über die Fürsten. Palm, heiliger Bekenner für das Vaterland, du starbest edler, als jene dulden: aus solchem Mute wachsen die Rächer.

Z. 14 ff. und — rächen: und dann wehe euch, schändlichen Dieben unserer Ehre und Freiheit! Ich schaudere vor solcher Rettung, aber wenn keine andere werden kann, freue ich mich darauf.

S. 42. *In A steht noch das* Soldatenlied; vgl. „Frischauf", Ged. T. I, S. 38 *mit folgenden Abweichungen:*

V. 12. Wo frisch und munter das Leben rollt,
V. 13. Wer das gewollt
V. 15—21. *fehlt.*
V. 22—28. Ein Königsleben, Soldaten Gut
Uns ward beschert.
Der Mann ist glücklich, der trägt den Mut
Blank wie sein Schwert,
Wer tapfer im fröhlichen Streite fiel
Im Heldenspiel
Den empfängt die grüne Erd'.
V. 33. O seliger Tod der Soldatentod.
V. 34. Noch bin ich rot —

S. 44. Z. 6. suchen: solchen
Z. 38. hatte — verzaubert: spielte die Rolle eines politischen Schulknaben, der auch gern eine Kastanie aus der glühenden Asche holen möchte, dem aber bange ist, sich die Finger zu verbrennen; die übrigen Teilnehmer zogen zurück:

S. 45. Z. 18. seiner Gegner: der Könige und Fürsten.
S. 46. Z. 35—38. eben — erblindet *fehlt* A.
S. 48. Z. 11. sonderbare: alberne
Z. 32. *nach* Diese: altgebornen und hochgebornen Dummköpfe
S. 49. Z. 35. Spiel: Lügenspiel
S. 50. Z. 18. nicht genug: nichts
Z. 23. zu — schien: überließ, während es seinen Raub mit teilen half.
Z. 31. Schwacher: Knecht
Z. 38. *vor* Man: Ich sagte, Preußen half den Raub teilen. Das soll man eben so schlimm nicht verstehen. Ich hätte es vergeben können, wenn herrlich und königlich geraubt wäre.

S. 51. Z. 3f. wahrlich — Liebe: viele Unehre und Haß bei seiner Nation
S. 53. Z. 15. bekannte Friedseligkeit: schwache Mittelmäßigkeit
Z. 23. zaubernden Halbheit: Tröpfe, vielleicht der Verräter
S. 54. Z. 11. *nach* schwaches: und böses
Z. 17—19. die — wurden: da die Männer des Kriegs, besonders der Mann des Kriegs und des königlichen Wortes gegen Bonaparte, Hardenberg, vom Dienst abtraten,
Z. 37. *vor* Bewilligung: gnädige

S. 55. Z. 1. *nach* hinein: und ein Knechtsgesicht unter Knechten annehmen.
Z. 22f. Österreichs — erwarten: von Österreich und Rußland hatten sie kein Vertrauen und keine Hilfe verdient:

S. 57. Z. 5f. waren — abgebrochen: war aus Rußlands Unterhandlungen nichts geworden,
Z. 25. *vor* Fürsten: elenden

S. 59. Z. 23. überzieht?: an sich reißt?

S. 59. Z. 27. andern Königlein: Baier- und Schwabenkönige
S. 60. Z. 35. König von Schweden: biedern Schwedenkönig
S. 62. Z. 14. tapfern: großen

Z. 29—40. nicht — ſtritten: nach fünf, ſechs besseren Feldherren kaum hätte gehört werden sollen. Daß doch immer Alter und Rang, die am Zufall hängen, meinen, das Glück ziehen zu können! Alter Braunschweig, in der Schnelligkeit und Kraft der Jugend, unter der Leitung eines großen Oheims, von dem Geist eines größeren Oheims, des preußischen Friedrichs, beseelt, erwarbest du Ruhm über schlechte Generale, Ruhm durch den preußischen Namen, der durch dich untergegangen ist. Dein Zug nach Holland war eine Posse, dein Zug nach der Champagne hätte dich lehren sollen, nie wieder ein Heer führen zu wollen. Du schlossest da deine Laufbahn, und dem Unglücklichen hätte nimmer wieder das Glück eines Staates und die Ehre eines Volks und Königs anvertraut werden sollen. O, hätte man auf die Stimme des Volkes gehört, andere hätten das Heer zu Sieg und Ruhm, immer zu langem, hartnäckigem Kampf geführt, das teutsche Volk hätte einen teutschen Vereinigungspunkt bekommen, und am Rhein wäre es ausgefochten für die Weichsel. Wie dunkel auch jetzt noch die Geschichte des unglücklichen Tages sein mag, so weiß man, daß Braunschweig seine Verwirrung und seine Folgen verschuldet hatte, daß mit beispielloser Faulheit, Sicherheit und Verblendung alle Vorteile dem Feinde überlassen wurden, wogegen Tapferkeit, Mut und kühne Todesopfer nachher vergebens stritten.

S. 63. Z. 10—13. Was — büßen: Was vielleicht eines Einzigen Sorglosigkeit, Faulheit und Unfähigkeit verschuldet hatte, das sollten alle büßen.

Z. 21 f. Dummheit — Anführer: des Anführers Dummheit und Faulheit

Z. 26—30. Greiſe — geſehen: Rüchel und Blücher, Kalckreuth und Pfuel und ihr anderen Feldhauptleute, deren Namen weniger genannt sind, hättet ihr den Befehl gehabt, nie hätte Teutschland einen solchen Tag gesehen.

Z. 35. Herzogs: elenden

Z. 42. und deiner Waffengenoſſen: *fehlt* A.

S. 65. Z. 4. *hinter* gehört: Ganze Regimenter waren bis auf wenige Mann geblieben, und die Offiziere las man zu Zwanzigen und Dreißigen auf den Gefangenenlisten.

Z. 17—21. euch — manche: *fehlt* A.

S. 66. Z. 2—4. ja — könne: *fehlt* A.

Z. 15 f. und — Wartenslebens: *fehlt* A.

Z. 38. die Unentſchloſſenheit des Oberfeldherrn: eines Mannes Schuld, die er mit freiwilligem Tode gebüßt hat,

Z. 38—40. und — Unterfeldherren und: *fehlt* A.

S. 68. Z. 11 f. und — gelockt: wie nach der Schlacht bei Austerlitz den deutschen Kaiser, der sich ihm ohne Not durch den Waffenstillstand auf Gnade und Ungnade in die Hände gab.

S. 72. Z. 10. Oudinot: Ney
S. 73. Z. 19. *nach* hat: als Flüche von den Preußen.
S. 74. Z. 7. jene, die: jener Pöbel, der.
Z. 27f. im Elend: in Niedrigkeit
Z. 29. unterworfenen: elenden
S. 75. Z. 23. und — Seele: für deine Blindheit hast du schrecklich gebüßt
Z. 32. kurzsichtige Politik: Dummheit
Z. 39. Krieg — rufenden: biederen und patriotischen
Z. 43. *zu* predigen lassen *in* A *die Anmerkung*: Die Leipziger erhielten dagegen den gebührenden Ruhm ihrer nüchternen Mittelmäßigkeit und haben es sich recht angelegen sein lassen, die einzigen Worte des einzigen und ungesehenen Helden den Teutschen aufzutischen, seine tiefen Kenntnisse, seine Milde, seine Großmut, seine Beschützung der Wissenschaften und Künste, der sie und alles andere ausplündert, seine gnädigen Äußerungen gegen die teutschen Gelehrten und Akademien zu preisen: sie haben bei ihrer neuen Königsfeier selbst die Toten ein Vivat rufen lassen, weil es bei dieser herrlichen Gelegenheit den Lebendigen an Atem fehlte. Man las über ihrem anatomischen Theater: Auch die Toten rufen Lebe!
S. 77. Z. 12. *nach* nicht: , wie Preußen getan hat,
S. 78. Z. 4f. mit — Herzen: niedrig und gebrandmarkt dienen wollen?
Z. 8f. dem — sollt?: das ihr mit dem Verräter und Dieb Europens ziehen heißet?
Z. 11. Unheil — sollt?: Schande machen helft?
Z. 15. ihr — Deutschlands,: *fehlt* A.
Z. 18f. und zittert — will: für die Fürsten und groß ungerecht gegen das Volk;
S. 79. Z. 3. *nach* wissen: was sie durch kleine und unvaterländische Gesinnung wohl verdient haben,
Z. 4. *nach* ebenso: unterwürfig
Z. 5. *hinter* Vaterland: Es ist erschienen, wie verkäuflich, wie schwach und feig sie sind, wie sie keine Ehre, kein Vaterland, kein Volk haben.
Z. 15f. Das — müssen: Rußland mag für seine herkulischen Arbeiten entschädigt werden, wohin ich nicht zu weisen wage.
S. 80. Z. 1—6. Unglückliche — frage euch: Die für euch sprechen und sterben sollten, sind die ersten und schlimmsten, euch zu verraten. Eure Fürsten, eure Sprecher, eure Schreiber sind gemeiner Pöbel, die ohne Ehre für niedrigen Sold, für erbettelte Herrschaft euch in die Sklaverei verkaufen, die sich zu keinem Sinn des Zeitalters, zu keinem Gefühl der Hoheit, zu keiner Furcht vor der ewigen Majestät der Menschheit erheben können. Wahrlich, ihr wäret lange Männer, ihr hättet vereint lange das Rachеschwert gegen die unverschämteste und hinterlistigste Unter-

drückung gezogen, wenn diese nicht euren Sinn verwirrten und eure fertigen Arme lähmten. Ich frage euch, dürfen Fürsten, damit sie selbst kümmerlich herrschen, ihr Volk zu Knechten machen? . . .

S. 80. Z. 7f. und — haben: *fehlt* A.

S. 82. Z. 7. Ersten verstummt: Fürsten ehrlos, feig und stumm für sie geworden.

S. 83. Z. 16f. Euch — steht es zu: Eures ist es, zuletzt euch selbst und der Nation zu helfen, wenn die Fürsten sie verlassen und beschimpfen; eures ist es, . . .

Z. 40. *nach* soll: Jeden teutschen Fürsten und Edelmann, der jetzt noch mitzieht gegen Teutsche, jeden Mann, der mit Orden und Ehrenlegionssternen und Ehrensäbeln belohnt wird, weil er für Fremde Bruderblut vergoß und teutsche Festungen gewinnen, teutsche Heere schlagen half, wollen wir bei den Schultern fassen und sein schuldiges Haupt nicht lassen, ehe es das Zeichen der Schande trägt.

S. 87. Z. 33. *nach* sind: der wird nie Führer, der nie gefürchtet hat.

S. 89. Z. 17. der Umgriff: das Umgreifen

S. 92. Z. 34. *nach* ist: nicht von dem Volke, sondern von den Fürsten verschuldet.

S. 95. Z. 31. *nach* Ungebrochenheit: was haben ihre Enkel getan?

Z. 35. *nach* nannte: den einzig größten aller, den wir hatten.

Z. 41f. vom Lechstrom: von Leipzig.

S. 96. Z. 4f. (wie — benennt): *fehlt* A.

S. 97. Z. 35. *nach* Kräfte: — wozu? das hat die Zeit gewiesen —

S. 99. Z. 14. *nach* Schiller:

S. 101. Z. 3. *nach* Männern:, unsern Gustaven und Friederichen,

Z. 21. *nach* würde?: Wo sind unsere Herren und Fürsten gestanden in Zeit der Zerrüttung und Gefahr? wo stehen sie? was tun sie? was dulden sie — laßt mich schweigen von unserm ältesten, schlimmsten Übel —

Z. 25. Elendige: Abscheuliche

S. 102. Z. 19. *nach* mehr: So endete der Adel hier, wo er alles war und alles sein wollte; so hat er sich in den übrigen Grenzen des weiten Vaterlandes offenbart: alle letzte Schande hat er auf sich geladen, trägt sie und wird sie tragen unter Fremden, bis die Herrschaft und Tat an die markvollen Kinder der Erde, an die Autochthonen kömmt, die einst aufrichten werden, was diese zerstört haben.

Anmerkung. *Die Anmerkung fehlt* A.

S. 105. Z. 8f. Können — verteidigen: Verlassen die Könige und Fürsten das Volk, taub und blind gegen Vergangenheit und Zukunft,

S. 105. Z. 22. schwach: untauglich und unwürdig.

S. 109. Z. 40—42. einmal — Herrlichkeiten: nach euren eignen fünf Sinnen zu leben;

S. 116. Z. 15. sie entehrt: die eignen Fürsten ihnen so schändlich und der fremde Despot so listig aufgelegt haben.

S. 117. Z. 5f. der Wahn — Verfassung: die Faulheit und Feigheit, der Geiz und die Ehrlosigkeit eurer Führer

Z. 6f. Sorglosigkeit: Dummheit

Z. 11. *nach* hat: Aber freilich, soll ich in so gefährlichen Zeiten solches noch Redlichkeit und Gerechtigkeit nennen? Es heißt mit Recht Dummheit und Albernheit.

S. 148. Z. 3—5. aber — seid: aber eure Fürsten waren keine Männer und standen selbst in der gefährlichsten Zeit noch in Zwietracht miteinander. Sie haben euch verraten und in die Knechtschaft geliefert; ihr werdet euch selbst wieder frei machen.

Z. 37. Führern: Regenten

Z. 39. *nach* hinfuhr.: Faulheit und Dummheit der Fürsten haben uns vernichtet; das ist klarer als die Sonne am Mittage.

Z. 40. Führern: Fürsten

S. 153. Z. 14. weil — fühlen: weil elende Fürsten es bedürfen, die sich von der Schande frei lügen lassen möchten

S. 154. Z. 5. Franzosenhelfer: verräterischen Fürsten und Herren

S. 155. Z. 34—36. Auch — standen: Und eure Regenten und Fürsten, meine Landsleute? O Weh und Schande, die keine Zeit austilgen kann! Muß ich, sowie ich eurer gedenke, auch der alten Übel und Schmerzen wieder gedenken? Wenn ich diese eure Führer ansehe, wenn ich ihre Schläfrigkeit, ihre Faulheit, ihren kleinlichen Geiz, ihre rechnende Feigheit und ihre alles vergessende und verachtende Ehrlosigkeit erwäge, so erstaune ich wie einer, der aus einem tiefen Schlaf mit einem Male in die Mitte eines Jahrmarktgewimmels oder eines festlichen Zuges geworfen würde — ich erstaune so, daß ich mich in mir selbst verliere. Wie ist es möglich, frage ich, wie ist es möglich, daß man so gar kein Gefühl von einem Menschen, ich sage nicht von einem Mann, haben, daß man nicht zürnen und hassen kann, wann die Zeit es will? Wie ist es möglich, daß man gar keine Ahnung hat, was das Volk, das man regiert, ist und was es will, ich sage nicht, was es bedarf? Wie ist es möglich, daß man in Fürstensälen, in dem idealen Schein von Hoheit und Göttlichkeit erzogen sein kann, ohne daß ein Funken von Tapferkeit und Ehre im Gemüte aufschlage? Wie ist es möglich, daß ihr das Zeitalter nicht begreifen konntet? daß ihr nicht begreifen konntet, was ihr tun mußtet, um Fürsten zu bleiben oder um fürstlich zu endigen? Das Glück beherrscht der Sterbliche nicht, aber die Ehre beherrscht er. Nein, nein, das begreife ich nicht. Ich muß es fast als einen Zauber ansehen, worunter ein unseliger Dämon die Jetztlebenden verschlossen hält, als eine Vorherbestim-

mung, daß alles so beispiellos elendig, dumm und feig sein sollte, damit das Alte desto schneller zu Trümmern ginge und der Zerstörer ohne Arbeit sein Werk vollenden könnte. Seht den Bauern, den Schuster, den Schneider. Da seht ihr doch Menschen, auch im albernen Menschen. Befehlet dem Bauern, daß er seine Jacke anders schneiden, sein Wams anders aufziehen soll als seine Väter weiland: er ergrimmt; versetzt dem Schuster die Lade, ändert dem Schneider das Schild: er stiftet Aufruhr. Und ihr? Ihr könnt bei dem Größten und Gewaltigsten weder lieben noch hassen? Ihr könnt kein Leben drein setzen, das ohne Bewegung das Nichtigste aller Dinge ist? Ihr leidet wie alte Weiber und wimmert und entschuldigt euch wie sie.

Wenn wir nicht andere Zeichen und Beweise hätten, wenn in dieser Zeit nicht anderswo Ähnliches erschienen wäre, so möchte ich die Teutschen für eines der dummesten Völker der Welt halten. Welche Verhärtung in alten Torheiten und Vorurteilen! Welches dumme Hingaffen auf politische Punkte, die gar nicht mehr waren? Welche pedantische Förmlichkeit und kindische Anhänglichkeit an dem Alten, was wirklich veraltet war! Und das noch immer, als das Neue wie ein wütender Lavastrom verheerend und überschwemmend daherbrauste. O nur unsre Dummheit, unsre schlechte Politik hat uns verdorben, nicht die unüberwindliche Tapferkeit der Franzosen, nicht die einzige Klugheit ihres Führers. Nur einmal, zum letztenmal noch sehen wir Österreich und Preußen gegeneinander. Wie sie standen auch die Kleineren in ihrem Geschlecht gegeneinander.

S. 156. Z. 26. tappten: mauseten

Z. 36 und 37. leichtsinnig: dumm

Z. 38. *vor* Österreich: das noch immer gehaßte

Z. 39 f. Dadurch — lieber: Es war indessen mit der russischen Katharine gegen die armen Polen auf die kleine Mäusejagd ausgegangen, wobei es nichts gewann als den äsopischen Eselsanteil, Verachtung von ganz Europa und wachsenden Haß von seinem Vaterlande, das es verlassen hatte.

Z. 41 f. daß — geblieben: das weder Siege zu benutzen noch aus Unfällen sich zu erheben verstand

S. 157. Z. 17 f. schwächliche — wiederauflöseten: gemeine Diebesschliche gingen

Z. 20 f. alten — durchschneiden: alles Betteln und Umherschleichen bei den Fremden abhauen

Z. 31. *nach* mußten: ; aber Toren werden nimmer klug.

S. 159. Z. 3 f. wird — tun: ist so dumm, als er vielleicht gut meinen mag.

Z. 7 f. im — wollten: Kleindieberei treiben wollten

Z. 18. seine Mutter: die schlaue

Z. 29. Kaiser: wunderliche

Z. 31. Preußen sah: Preußen, das blinde und schlechte Preußen, sah mit dummem Geiz

S. 159. Z. 32 f. und — großen *fehlt* A.

S. 160. Z. 19—22. verstand — besteht: fand die Mittelmäßigkeit, wodurch kein Staat bestehen kann, die Faulheit, wodurch alles vergehen muß, besser als Ehre und Gefahr.

Z. 40. matt: dumm.

S. 161. Z. 5—10. So — festhielten: So stellte sich Preußen nicht bloß als Zuschauer außerhalb den Schranken hin — was schlecht und dumm war — nein, es trat — was schlechter und dummer war — als Mitsuchender und Mitbittender, die Mütze unter dem Arm, mit an die Schranken und erwartete, was der großmütige und gerechte Friedensstifter, der treue und redliche Bundesgenosse ihm von dem Raube zuteilen werde. Diese Zuteilung war kläglich genug; aber ein kleinherziger Geizhals ist leicht zufrieden und rechnet immer für großen Gewinst, was er ohne Arbeit und Gefahr gewinnt; denn das ist eben sein Unglück und seine Strafe, daß er starblind ist und nicht in die Ferne sehen kann.

Z. 31 f. ehrlich und sorglos: ehrlich dumm

S. 162. Z. 19. *nach* zeigen: — ach! die unnatürlichsten Wunder, durch eine unnatürliche Faulheit und Unwissenheit verschuldet und zu Wundern erhoben.

Z. 20. *nach* die: elenden und ehrlosen

Z. 32 f. französische — Gewebe ein: mit deutschen Schelmen und Tröpfen ward schon jetzt das Gewebe eingezettelt

Z. 41. *nach* glückte: durch die streitenden Interessen, besonders durch den Neid, Geiz und Haß der engherzigen Kämmerlinge, die unter dem Namen Fürsten die Ehre und Sicherheit des Vaterlandes verteidigen sollten.

S. 163. Z. 7—43. die Versteinerung — wirken: *dieser kurze Abschnitt in* B *ist für folgende Ausführungen von* A *eingetreten:* die Dummheit und Schläfrigkeit der Minister und Räte, welche keine Zeiten und Begebenheiten unterscheiden konnten; traurig war der Wahn des preußischen Hofes, daß er zu eigener Rettung sich auf Frankreich lehnen müsse und lehnen könne; traurig war der alte Haß und die apathische Langsamkeit Österreichs gegen Preußen; traurig die Verfinsterung, die selbst in diesen Zeiten in protestantischen Landsleuten kaum gleiche Brüder erkennen wollte — so kam es, daß die beiden wortführenden Staaten in ihrer eigensten Sache kein Wort hatten. Spaßhaft genug aber ward Paul von Rußland als Mitvermittler hingestellt; Bonaparte wußte, weswegen er dem Zar schmeichelte: übrigens war er bloß eine politische Puppe, und von Paris aus ward alles mit der unbeschränktesten Willkür entschieden.

Von hier springe ich weg über die Leichen, Bübereien und Dummheiten der nächsten Jahre, ich springe darüber hin zu den drei letzten Jahren: über jenes ist oben genug gezürnt. Ich stehe noch einmal still bei dem, was von dem Herbst 1805 bis zu diesem Herbst 1808 erschienen ist, erschienen ist bei denen, welche im Glück und im Frieden die Ehren und Würden des Volkes hielten

und verwalteten, welche in der Gefahr und im Kriege sie bewahren und verteidigen sollten. Es ist meine Pflicht, dem Volke zu zeigen, was die Fürsten und der Adel des Vaterlandes gewesen sind; es ist meine Pflicht, es jenen selbst zu zeigen. Nicht mit Lust stelle ich diesen Spiegel aus, nicht mit Schadenfreude, nicht daß ich unselige Zwietracht mehren, daß ich traurige Zersplitterung teutscher Kräfte und Gemüter verlängern will. Ich schwöre es bei dem heiligsten Schwur und rufe alle edle Männer zu Zeugen auf, ich schwöre es bei der Freiheit meines Vaterlandes und Europens; meine Zunge erstarre, meine Hand verdorre, wenn kleiner Haß und kleine Ehrsucht in meinem Herzen brütet! Aber ich muß Schanden zeigen, damit Ehren aufstehen, ich muß Schwächen aufdecken, damit Stärken erwachsen können. Nur das Volk ist das Ewige und soll das Ewige sein, und nach dem Sinn und der Not dieses Volkes muß jeder leiden und tun mit der besten Liebe und der besten Pflicht seiner Zeit. Alles wechselt und verändert die Zeit zur Trauer oder Freude des einzelnen; aber mit fester Tugend und freudiger Ehre derer, die für alle denken und herrschen sollen, vergeht ein Volk nicht; sie selbst mögen vergehen. Wenn eine heilige Pflicht ist für den Kleinsten, so ist eine heiligere Pflicht für den Größten; wenn der Bauer vom Pfluge, der Bürger von der Werkstatt geht jeden Tag, zu arbeiten, zu dulden, zu sterben für sein Land, so sei der Fürst und der Edle der erste, lieber zu verderben tausendmal, denn von der Ehre zu weichen.

O der Schwäche, o der Dummheit, wo die höchste Palme des Glanzes aufgesteckt ist, nach dem niedrigsten Schmutz der Schande zu greifen! Wo ein freier Wille schon unsterblichen Ruhm gibt, durch knechtischen Dienst unsterbliche Schmach zu wollen! Ihr Fürsten, ihr könnet nicht alle eiserne Männer, ihr könnet nicht alle außerordentliche Menschen sein; die Natur bringt das Höchste in Jahrhunderten nur einmal oder zweimal hervor. Nur ein Narr begehrt von euch, daß ihr alle Kühnes wagen, Großes tun, Ungewöhnliches richten sollet. Aber, ihr Fürsten, ihr alle könnet und sollet Männer von Ehre sein; ihr sollt den heiligen Schmuck, der in der Wiege euch umgehängt ward, unbefleckt euren Enkeln überliefern; ihr sollet nichts dulden noch tun, was in allen Geschichten aller Zeiten als Verräterei und Knechtschaft steht. — Denn Freieste heißet ihr, damit das Volk die Freiheit, Herrlichste heißet ihr, damit das Volk die Ehre begehre. Aber von dem Rhein bis zum Belt, von der Adria bis zur Nordsee, wo finde ich einen einzigen, der groß und fürstlich zu stehen und zu fallen gewagt, der in einer großen Geduld, in einem kühnen Worte die Schande aller vor allen offenbart, der dem Volke gesagt hätte: helfet euch selber, wir können euch nicht helfen? Glückselige Männer und Herren, wenn der süßeste Reiz von allen, der Reiz der Unsterblichkeit, euch lockte! — ach, ihr seid so dumm! — glückselige Männer, so hoch hatte das Glück euch gestellt, daß ihr ohne Arbeit allein durch das Gefühl von Ehre unsterblich sein konntet. Kein einziger hat es sein wollen

für so leichten Preis. Wir anderen, die der süße götterverwandte Reiz nach oben zieht — wie viele durchwachte Nächte, wie viele heiße Tage, wie schwere und lange Arbeiten und Mühen, daß unser Name nur von einigen des Volkes mit Ehren genannt werde! Und wie viele von uns werden in der Mitte der Bahn durch einen Windhauch Fortunens zurückgeworfen in den Staub! Und doch beginnen wir immer von neuem wieder und geben das Leben und seine Freuden für ein lockendes Bild, das erst auf dem Grabe stillsteht. Und ihr, deutsche Fürsten, welche Zeit der Glorie war gekommen, für jeden von euch gekommen, der nur Mann sein durfte! Des Unglücks Meister seid ihr in solchen Stürmen, als jetzt brausen, nicht mehr als der Bettler; der Ehre Meister konntet und solltet ihr sein: Tugend und Kraft konntet ihr zeigen in hoher Geduld und festem Willen; dadurch hättet ihr das Vaterland mit mächtiger Freiheit, euch selbst mit unvergeßlichen Ehren gekrönt. Denn ein Licht steht hoch über der weiten Welt und über den Torheiten und Herrlichkeiten, den schwarzen und weißen Taten der Thronen und Völker: keine Tugend mag jetzt ungewußt vergehen, keine Schande verborgen bleiben. Denn wie auch Tyrannei wüte und Despotismus dräue, die Geschichte steht jetzt mit tausend Argusaugen jeder großen Tugend und jedem großen Verbrechen auf der Spur der werdenden Tat und gräbt sie sogleich unauslöschlich in ihre ehernen Tafeln ein. Doch seid ihr schlechter als eure Väter in der Barbarei: ihr wählet nicht einmal, edel zu sein, da ihr vor der ganzen Welt edel erscheinen könnet.

Weg war die Blendung über den fürchterlichen Mann, der seit 1799 in Frankreich herrschte; seit den Jahren 1803 und 1804 war sein schrecklicher Wille kein Geheimnis mehr. Als er anrannte im Herbst 1805, fühltet ihr alle, was er wollte; ihr fühltet es alle, wenn ihr es nicht alle wußtet: aber keiner von euch fühlte, was er tun sollte. Ihr fühltet — o Blut! — ihr wußtet, ja ihr wußtet es, Österreich, Österreichs Herrschsucht, Österreichs Ehrgeiz war der Name des Überziehers; aber Teutschland, Teutschlands Freiheit, Teutschlands Ehre, Teutschlands Dasein galt der Sturm der Legionen, die über den unterjochten Rhein brausten. Was mußtet ihr tun? Was tatet ihr?

Ihr fühltet die Schande — o hättet ihr sie nicht gewußt! — ihr fühltet sie und tatet sie doch. Noch sprachet ihr vor eurer Nation, vor Europa von euren Leuten, von euren Untertanen, von dem Weh und Elend des Kriegs, das ihr ablenken, von dem Zorn und Grimm des Gewaltigen, den ihr beruhigen müßtet. Ihr logt; denn ihr dachtet nicht an eure Leute, ihr dachtet nur an euch selbst; und deswegen konntet ihr weder an Ehre noch Heil denken. Nicht wahr, ihr dachtet an das Glück und die Glorie eurer Leute, als ihr sie mitziehen hießet, den einzigen teutschen Staat zu vernichten, durch welchen der teutsche Name mit Ehren auf die Nachwelt kommen konnte? Nicht wahr, ihr dachtet an die Freiheit und Herrlichkeit eurer Leute, als ihr euch zu Knechten der höhnischen

Nachbarn machtet? Nicht wahr, ihr dachtet an die Kunst und Sitte eurer Leute, als ihr die teutsch-verachtenden Franzosen über sie setztet? — O Sklaven ohne Sinn und Gefühl! Nur das nächste kurze Weh sahet ihr, nicht das entfernte lange Weh. In dieser Zeit mußtet ihr untergehen, aber ihr hättet glorreich vergehen sollen. Ihr werdet doch vergehen in Schande, euer Volk im Elende; aber euer Volk wird wiedererstehen.

So waret ihr die ersten, ihr Fürsten von Bayern, von Württemberg und Baden, du Bayernfürst, der schwärzeste Verbrecher, weil deine Stärke dem Verderber sogleich helfen konnte und zu des Vaterlandes Untergang ihm half. Ein Erzpriester war mit, du warest mit, Freiherr von Dalberg, hieltest dem Vaterlande in Regensburg eine Leichenrede und bewillkommnetest dann die neue Knechtschaft in ebenso verdächtigen Phrasen. Laß andere über deine Gesinnung und deinen Zweck streiten, du entrinnest mir vergebens, daß du nicht als ein Pfuscher und Stümper erscheinest. Glaubst du, daß die Revolution und Umkehrung Europens Gottes Werk ist, so mußtest du, grade du, durch Gegenwehr den Sturz schneller und gewaltiger machen; glaubst du aber, daß durch deine Winkelei und Elendigkeit dem Vaterlande Wundpflaster aufgelegt werden konnte, so kennest du weder die Wunden noch die Heilmittel. Fahre hin in deiner Nichtigkeit, Mittelding von einem Zierling und Jesuiten! Die Zeit der Priester war vorbei, aber ein Dalberg mit Richelieus und Talleyrands Stärke und Geschmeidigkeit wäre anders gestanden und gefallen.

Ebenso ging es den folgenden Herbst. Die Fürsten liefen davon oder gingen den Schelmenvertrag ein gegen ihr Vaterland. Ja, die Knechte fingen an, auf Preußen und Österreich zu schimpfen. Was vor fünf, ja was noch vor zwei Jahren tüchtig genannt wäre, war nun hündisch. Doch Teutsche selbst lobten hündische Schmeicheleien und den blutigen Muttermord als Weisheit. So schnell wuchs Unverschämtheit aus Schande.

Aber ich gehe unter in diesem Schmutz. Verderbet, elende Schwächlinge; eure Schande soll leben! unsere, die unverschuldete, werden wir einst rein waschen. Ich muß mir ein Bild schönerer Vergangenheit aufstellen, ich muß euch zeigen, wie ihr ohne große Tat viel tun, wie ihr durch feste Geduld das Vaterland retten konntet. Bonaparte dringt an mit seinen Räubern, er spricht zu einem teutschen Fürsten: „Sei mein Genoß, oder du bist mein Feind; und ich werde deinen Schmuck und deine Schätze von dir nehmen und einen andern auf deinen Stuhl erhöhen." Der Fürst antwortet und spricht: „Siehe, mein Arm ist schwach, dazu meines Volkes nicht viel; aber ich kann nicht dein Gesell sein; denn du kommst zu unterjochen, die meines Volkes sind, und zu erniedrigen, dem der Herr das Zepter über mich gegeben hat. Lieber, tue mir dies und das, stürze mich von meinem Stuhl und setze einen andern Mann darauf: aber ich mag nicht mit dir ziehen und mit dir streiten gegen mein eigenes Volk; noch fliehe ich von diesem Stuhl, den

der Herr mir gesetzt hat." Bonaparte drohet grimmiger, er kommt und sieht — was sieht er? Stolz und ruhig sitzt der Fürst da auf seinem Thron; der Tyrann heißt ihn herabsteigen und ihm als seinem Herrn huldigen. Er antwortet: „Mein Thron und mein Grab ist eins!" Die Gewalt reißt ihn herunter, kerkert ihn ein, führt ihn ins Elend, aber zerbricht ihm nimmer den Stolz zur Schwäche, noch die Festigkeit zum Wankelmut. Das Volk erschrickt zuerst, ergrimmt nachher; das Elend und die Verwirrung kommt schnell und schrecklich, aber schneller und schrecklicher folgt Rettung und Rache nach.

So durch alle Gauen und Lande Germaniens mit diesem Geist, diesem Mut, diesem Stolz — und das Volk regt sich fürchterlich in seinen weiten Grenzen und stellt sich mächtig zusammen, wo noch eine teutsche Fahne weht — und der Unterdrücker flieht über den Rhein und kommt nimmer wieder. O hätte er solche Fürsten gekannt, er wäre nie über den Rhein gegangen! Aber er kannte die dummen, feigen, faulen Knechte, die ihre Nation und sich selbst in ewige Sklaverei verkaufen, wenn es bei ihnen steht.

Genug von diesen Toten, die nicht wieder aufstehen werden. Nun noch ein Wort mit euch, ihr Edlen und Freien, ihr Grafen, Freiherren und Edelleute des entschlafenen römischen Reichs teutscher Nation. Wurden die Fürsten siebenmal gescholten von mir, wie es in der Bibel steht, so werdet ihr es siebenundsiebenzigmal. Auch ihr truget die Würde und Herrlichkeit des Volkes, auch ihr hättet sie verteidigen und mit ihr stehen und fallen sollen. Die Fürsten konnten kleinlich, geizig, nepotisch an ihren einzelnen Besitz denken: ihr waret für das ganze Reich gestempelt; euch war die Weite der Ehren offen, wo sie den Fürsten verschlossen war. Aber ich frage euch, wie viele von euch haben gedacht, daß das große Land zwischen den Alpen und der Ostsee nur ein Land sei, daß ihr gemeinschaftlich zusammentreten, gemeinschaftlich die Schwerter ziehen und siegen oder sterben müsset, wenn die Feinde kommen, es zu schänden und zu unterjochen? Ich will altes und älteres Weh nicht erneuen; aber als 1800 die Schlachten von Marengo und Hohenlinden verloren wurden, habe ich nicht teutsche Edelleute jauchzen gehört, daß der göttliche Bonaparte dem Adler Österreichs die Flügel beschneide? Aber als 1805 die Schlachten bei Günzburg und Austerlitz verloren wurden und der raubgierige Tiger schon erwürgend auf unserm Nacken stand, habe ich nicht teutsche Edelleute laut lachen gehört über Mack und Auersberg und die Generale in Ulm? teutsche Edelleute, die nachher an der Saale davonliefen? Was sollte aus solchem Sinn, oder richtiger Unsinn, werden? Wer da noch lachen konnte, der verdiente die Peitschenhiebe, die er jetzt fühlt. Auch hier gilt der biblische Spruch des ersten der vier großen Propheten: Dann freut sich der Pöbel, dann frohlocken die Junker; das wirst Du, Herr, ihnen nicht vergeben.

Doch nicht hieher! Ich will keinen Hohn sprechen; er ziemt der Trauer nicht. Bist du blutig, Wahrheit, und mußt du blutig

sein, so scheine der Ernst durch, der heilen möchte, wo er verwundet.

So wie die Frommen alles auf Gott und auf Satan schieben in letzter Instanz, so schieben die Schwächlinge dieser Zeit alle Schuld und alles Unheil gar zu gern auf die Fürsten. Aber ich will die Frage einmal an euch bringen, und ich muß sie an euch bringen. Ich frage denn, was bedeutet ihr? und was wollet ihr bedeuten im Vaterlande? Besteht die Antwort nicht vor der Frage, wie mag ich es wenden, daß ein Teil der schwarzen Last von den Fürsten nicht auf euch gewälzt werde?

In unsern Staaten was bedeutetet ihr? Gesetzlich durch altes Ungesetz, aber immer einmal gesetzlich, waret ihr die geborenen Herren nächst den Fürsten; euer waren die Freiheiten, euer die Herrlichkeiten, euer die Vorrechte und Würden; ihr waret die gebornen Befehlshaber und Anführer im Kriege, ihr die gebornen Räte und Mitregenten im Frieden; ihr waret die Gespielen, die Erzieher, die Begleiter, die Zier und der Schmuck der Könige und Fürsten; eure Stimme war der Befehl, die Erklärung für alle. Dies alles, so Großes, vielleicht so Ungesetzliches, bedeutetet ihr nach teutschem Gesetz. Aber viel mehr wolltet ihr bedeuten und maßtet ihr euch an, und konntet ihr euch anmaßen; denn ihr hattet die Macht in Händen. Ich kenne euch, ich habe die meisten Provinzen Teutschlands gesehen. Ich sage euch denn, wie ihr waret; ich weiß leider, daß noch viele Elende unter euch sind, die in größter Schmach veraltete Erbärmlichkeiten nicht vergessen wollen. Ihr waret in den meisten Staaten Teutschlands nicht nur die erste Kaste, sondern auch eine geschlossene und abgesonderte Kaste, die durch Gemeinschaft mit den übrigen Klassen des Volks gleichsam befleckt ward. Dies hätte hingehen mögen, wenn es Stolz gewesen wäre, nicht Hoffart. O wie wollte ich knieen vor euch, hättet ihr eine geheime Lehre vorausgehabt vor den übrigen Ständen der Nation! eine geheime Lehre größerer Ehre, höherer Bildung, heißerer Vaterlandsliebe, ernsterer Aufopferung! Aber nein, ihr schlosset euch zusammen in eitler Hoffart, nicht achtend auf die Zeit und ihren Geist, nicht achtend auf das Volk und sein Bedürfnis, nicht achtend auf euch selbst und eure Ehre. Was geht es mich hier an, in welcher Zeit der Barbarei, und durch welche Not oder welchen Zufall ihr entsprungen seid; aber ich sage euch, wenn ihr selbst es euch nicht zu sagen waget, es geht nicht mehr, die Welt trägt sich nicht mehr wie in alten Zeiten: wer nicht mit dem Neuen fortgehen will, muß mit dem Alten sterben. Höret es! Euer Volk, das teutsche Volk, war unter den edelsten, aufgeklärtesten, fortgeschrittensten in Künsten und Wissenschaften, in Arbeiten und Erfindungen. Höret es! Sollten denn die, welche sich die Edelsten und Freiesten in ihm nannten, nicht die gebildetsten, kunstreichsten, ehrenvollesten gewesen sein? Doch waren sie es nicht; sie waren es nicht, weil sie sich immer geschlossen hielten, auch der höheren Bildung, dem edleren Sinn, dem freieren Geist der Nation sich geschlossen hielten.

Solchen Adel hat man nirgends in Europa gesehen. Nicht bloß Träger von Korporalstöcken, nicht bloß Hasenhetzer, die auf ihren Freihufen lagen, sondern Männer, die ihre Jugend in Studien verlebt hatten und Staatsämter bekleideten, hatten sie nicht den Ton, den Glauben, sich außerordentlich herabzulassen, wenn sie einen Bürger, den ausgezeichnetsten, gebildetsten Bürger, durch eine Tat, eine Kunst, eine Erfindung vielleicht einen unsterblichen Mann, nur in ihre Gesellschaft aufnahmen? War es den meisten der hoch- und hochwohlgebornen Nasen nicht, als sei irgendein Geruch im Bürgerblute, der etwas Unausstehliches habe? So bliebet ihr stehen, vereinzelt und arm stehen, und der Sinn, die Ehre, der Glanz der Nation war bei euch nur in der Einbildung, nicht in dem Gefühl; ihr bliebet stehen gleich Stöcken und Steinen und seid hingestolpert wie Stöcke und Steine. Doch wolltet ihr immer noch die Schwerter und Zepter halten — und sie sind zerbrochen in euren Händen, zerbrochen in Schande, und Narren und Buben spielen mit ihren Trümmern. Eure elende Eitelkeit, eure aufgeblasene Unwissenheit, eure unbegeisterte Ehrlosigkeit säeten Haß und Zwietracht im Frieden und konnten im Kriege Mut und Hoheit weder fassen noch erzeugen. So standet ihr fern von dem Volke und fern von seiner Kraft und Würde. Deswegen muß ich so sprechen von eurer dicken Zahl: die Edlen und Tapfern eurer Kaste werden mir danken, denn sie gehören nicht zu euch.

An euch muß ich mich halten wegen der Ratlosigkeit, Feigheit, Schlechtigkeit unserer Fürsten. Wie ihr es auch wenden möget, ihr möget nimmer entrinnen, daß die Schuld nicht düster und schwer auf euch laste. Ihr truget nach den Verfassungen des Vaterlandes das Regiment und die Fürsten; die Darstellung, der Rat, der Entschluß, die Ausführung, selbst das Größte, die Fortschneidung oder die Hemmung des ganzen Volkes, war bei euch. Waret ihr Männer von Tätigkeit, Kraft und Ehre, so mußten die Fürsten Tätigkeit, Kraft und Ehre offenbaren; wähltet ihr das Glorreiche, sie konnten das Schändliche nicht wählen; sprachet ihr Wahrheit, sie konnten nicht Trug tun; wachtet ihr für das Vaterland, sie durften nicht schlafen für das Vaterland.

Aber was habt ihr getan, noch in dieser Zeit getan, wo die fürchterlichen Wogen der Zerstörung und Umkehrung sich von allen Seiten über das unglückliche Europa hinwälzten? Was habt ihr getan in den letzten fünfzehn, zehn, ja in den letzten fünf Jahren noch? Sorglos der Gefahren, die drohten, unbewußt des Geistes, der in der Zeit strebt, gefühllos der Not, die über dem Vaterlande hing, uneingedenk der Macht der Erinnerungen der Väter, uneingedenk der heiligeren Macht der Pflichten, waret ihr dem Pöbel gleich, aber viel schlechter als er, weil ihr als Pöbel verachtetet, was euch nicht gleich war. Und als der Gewittersturm seine Donnerwolken immer näher heranwälzte, als es für den Kurzsichtigsten und Schläfrigsten galt, sich zu bereiten und zu rüsten, brachtet ihr da die Opfer, welche die Zeit forderte? Zeigtet ihr da den Mut, der die

Kleinen zu Sieg und Tod begeisterte? Versöhntet ihr da alte Unbilde durch neue Edeltaten? — Nein, nein! Als ihr hättet hinfahren sollen wie die edlen Rosse, ginget ihr den schläfrigen Schritt der Esel; als ihr freundlich euch hättet verbinden sollen mit dem Volke, wolltet ihr immer noch übermütig über ihm stehen; als ihr für Freiheit und Rettung alles hättet darbringen sollen, gabt ihr von dem alten ungerechten Besitz auch nicht das Kleinste auf. So blieb die Entzweiung und das Mißtrauen, so dauerte die Stockung und Lähmung, und in einer Zeit, wo alles, wo die letzte Kraft des Volkes angespannt werden mußte, wo ihr die Anspanner, die Begeisterer, die Beispiele aller sein mußtet — erschien in euch nur ein Schatten von dem, was man hätte Geist nennen können? Eure Könige und Fürsten mußten um Kleinigkeiten mit euch unterhandeln und betteln; aber bald sollte der Mann kommen, der versteht, wie sich solche behandeln lassen, der Mann, der euch methodisch schändlich und arm zu machen weiß.

Ich sage denn — was am Tage ist — kein Fürst durfte dem Korsen das Knie beugen zum Sklavendienst und zur Verräterei, wenn kein Edelmann Sklav' und Verräter sein wollte; ich sage denn, kein teutscher Mann focht in dieser Zeit gegen einen teutschen Mann, wenn kein Edelmann anführen wollte gegen das Vaterland; ich sage denn, wir wären ein freies und unbezwungenes Volk, wenn jeder teutsche Mann, dessen Stimme gehört ward, gerufen hätte 1805, wie jeder französische Mann rief 1793: Lasset uns aufstehen, damit die Fremden nicht herrschen in unserm Lande.

Und ihr — ihr habt gesessen zu Rat mit euren Fürsten gegen euer Vaterland, ihr habt eure Schwerter blutig gefärbt in teutschen Brüsten, ihr werdet sie blutig färben in teutschen Brüsten, bis der letzte freie Mann erschlagen oder ein Knecht ist. Soll ich sagen, daß ihr euer Vaterland hasset, daß ihr die Franzosen liebt, daß ihr Bonaparten vergöttert? Nein, ihr tut das alles nicht. Aber ihr liebt euer Vaterland, ihr hasset die Franzosen, ihr verabscheut Bonaparten nicht genug. Kleinlich, beklommen steht ihr in der Gegenwart und blicket ihr in die Zukunft; denn ihr kennet die hohe Ehre und den hohen Stolz der Männer nicht. Hier hilft kein Stümpern, kein Einlenken, kein Hoffen auf das Ferne; denn das Fürchterlichste ist nahe, Schande und Unterjochung. Auch will ich euch sagen, teutsche Edelleute, warum ihr so stümpert, so einlenket, so hoffet. Ihr wißt nicht, was ihr sein, noch was ihr tun sollet. Fürsten und Edlen war nur hoher Besitz gegeben, daß sie höchste Gefahr beständen; Ehre soll ihnen über alles sein, jedes Opfer, jedes Leid, selbst der bitterste Tod soll ihnen unter Ehre sein. Aber ihr seid Krämer und Trödler, Juden und Lombarden, ihr treibt Kauf und Verkauf, wo das kühnste Wort und das blutigste Schwert beweisen sollten, daß Gold und Silber und die Schande und Feigheit, die so oft an ihm hängt, nicht für euch aus den Bergen gegraben werden. Damit ihr eure Güter, eure Schlösser, eure Freihufen,

damit ihr euer ganzes erbärmliches, daran gewachsenes Leben selbst als Knechte erhalten möget, zettelt und flickt ihr mit dem listigen Oberzieher die verruchte Sklaverei zusammen. Könnt ihr nicht alle streiten und wirken . . .

S. 164. Z. 9f. Sprecht — Feinden: Und war der Feind zu schlau, zu wach, zu mächtig

Z. 25. gleißen Statt: gleiche Ehre.

S. 167. Z. 5—19. *Statt dieses ganzen Absatzes steht in* A: „Ach! ihr seid erschrecklich dumm. Schön ist es an dem Menschen, daß er sich gewöhnen kann, daß er an den alten Weisen klebt, an langem Wahn hängt — nur dadurch ist er ein Mensch. Ich ehre eure Liebe, eure Anhänglichkeit, eure Opfer für eure Fürsten, teutsche Männer! Aber jedes menschliche Ding hat sein Maß. Jetzt ist diese Anhänglichkeit, diese Liebe, diese Gerechtigkeit, wie einige von euch sie nennen, die allerplatteste Dummheit, die ich keinem Manne verzeihe, der fünf Schritt weit sehen kann: jetzt ist die Zeit gekommen, wo ihr euch zu dem Sinn einer Nation und einer Gemeinschaft erheben müsset, wo ihr alle für einen und einer für alle stehen und fallen müsset. Eure Fürsten können euch nicht schützen noch retten: ihren Knechtssinn habt ihr genug gesehen: auf denn! und helfet euch selbst und tut die große Notwendigkeit!

Z. 25. geführt: geschleppt

Anmerkung. *Die Anmerkung fehlt* A.

S. 168. Z. 13f. und Braunschweigern *fehlt* A.

S. 169. Z. 5. Ihr Männer, noch: Ihr Toren, hört noch

Z. 30. 150000: 100000

S. 170. Z. 12. einem . . . Volke: einer . . . Nation

Z. 15f. als — wollen *fehlt* A.

Z. 18. meines Volkes: meiner Nation.

Z. 19f. Vorrechte: Privilegien

Z. 36. Was sind eure Fürsten und Herrscher?' Was sind eure Zaunkönige, eure Fürsten und Herrscher?

Z. 37—39. Wo — nicht mehr: Nein, sie sind französische Knechte und Satrapen; sie selbst sind nicht mehr.

Z. 41f. täuscht — Unterdrücker: täuschen sie euch Betörte . . .

Z. 43 bis S. 171. Z. 8. nicht — wollen wir nicht: reißet euch los von dem leeren Wahn, verbindet euch zur Einheit und gehet unter einem teutschen Führer zu Sieg und Tod.

Und doch, ich will eurer Gutmütigkeit, eurer Treue, eurer Gerechtigkeit helfen, obgleich eure Fürsten ihr Amt schlecht verwaltet haben und weder gut noch treu noch gerecht gewesen sind gegen euch.

S. 172. Z. 11—27. *Dieser Absatz fehlt* A, *dafür*: diese Pairs machten den einzigen erblichen Adel aus. Sonst wäre nur Verdienstadel auf Lebenszeit; die Stimme des Volkes zeigte, der Regent stempelte die Edlen. Tugend, Kunst, Tapferkeit machte sie.

S. 174. Z. 23f. alte — Tyrannei: unsere Fürsten, die Anführer zur Knechtschaft . . .

Anmerkungen.

Vorbemerkung (vgl. Einleitung, T. VI, Z. 11—14). Die erste Auflage erschien 1800 ohne Angabe des Verfassers. Sie ist nur noch vorhanden in der Bibliothek des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M., in der Stadtbibliothek zu Lübeck, in der Kaiser-Wilhelm-Bibliothek zu Posen, der Stadtbibliothek zu Stralsund und der Universitäts-Bibliothek zu Greifswald. Das Exemplar der Stockholmer Bibliothek enthält die Eintragung des königlichen Bibliothekars Wallmark (1811—43): „Gedruckt in Stockholm von dem damaligen königlichen Feldbuchdrucker Peter Sohm 1808, aber erst im Januar 1809 fertig geworden. Der frühere König [Gustav IV. Adolf] bezahlte die Druckkosten. Die ganze Auflage wurde auf Befehl des Königs nach Deutschland gesandt, wo sie insgeheim verbreitet werden sollte. Sie war nur 250 Exemplare stark und soll, wie verlautet, gleich nach der Ankunft beschlagnahmt worden sein." Vgl. dazu aber die 91, wo Arndt klagt, er selbst habe die Kosten bezahlt, ohne später etwas für das Buch einzunehmen. — Daß es einigen aber doch bekannt geworden ist, beweist das Beispiel Steins; das eine oder andere Exemplar mag durch Patrioten aus Schweden herübergekommen sein. Vgl. auch Ludens „Nemesis" II, 117. — Über die Neuauflage (1813) vgl. die 82, 91, 93, 97, 98. Der Unterschied zwischen der 1. und der 2. Auflage ist aufgedeckt in von einander unabhängigen Untersuchungen von A. Dühr („Grenzboten" 1911, Nr. 38, 39) und von mir (dazu s. „Vossische Zeitung" 1912, Sonntags-Beilage Nr. 23). Vgl. T. XI, S. 109. Die 2. Auflage wurde erst im August gedruckt und erschien unter der Deckfirma Th. Boosey, London, bei Reimer. Ähnlich wie die der 3. Auflage des I. Teils sind auch hier die Fremdwörter z. T. durch deutsche Ausdrücke ersetzt.

1. Blick vor- und rückwärts.

S. 11. Z. 23. Choraget: Choragos, Chorführer.

S. 14. Z. 2ff. Napoleon dem Großen usw.: einige Beispiele, z. T. etwas späterer Zeit, führe ich hier an. Nach dem Einrücken der Franzosen in Pommern (28. Januar 1807) wetteiferten viele, so auch Professoren der Universität zu Greifswald, ihnen und Napoleon zu schmeicheln. So äußerte Rosegarten wiederholt eine maßlose Verehrung für diesen und wandte auf ihn einmal die Worte an, die Arrian von Alexander dem Großen gebraucht: „Dieser, achte ich, sei nicht geworden ohne Gott. Von den Menschen, die vor ihm waren, glich ihm keiner." Bei der Napoleonfeier der Universität im Jahre 1809 hielt er die Festrede, die andere abgelehnt hatten, „recht gern" und sprach $1^1/_4$ Stunde über das Thema: „Kurzer Überblick der bisherigen heroischen sowohl als legislatorischen Laufbahn des Kaisers und die derselben zugrunde liegende leitende Idee." Vgl. dazu, daß Johannes von Müller 1807 in der Berliner Akademie die Rede auf Friedrich den Großen französisch hielt und den Schatten seines

Helden aufforderte, anzuerkennen, daß der Sieg und die Größe immer dem folge, „der Dir [Napoleon] am ähnlichsten ist". Mochte die Rede Kosegartens noch so formvollendet sein, ein Patriot wie Arndts Freund Rühs mußte urteilen: „sie war sehr schlecht". Sie gipfelte in dem Satze: „Sechs Jahrtausende hat die Natur gearbeitet, ehe es ihr gelang, hervorzubringen diesen Einen. Das Weltverhängnis war gebunden an seinen Stern." Nicht anders dachte Arndts Schwiegervater Quistorp. Am 15. August 1807, am Geburtstage des Korsen, prangte im Hauptfenster der erleuchteten Universität die Inschrift: Napoleonti Heracli Musagetae. (Vgl. V. Schultze, „Die Universität Greifswald während der französischen Okkupation 1807—1810". „Pommersche Jahrbücher" Bd. 8 [1897], S. 65ff.) — Der bayrische Freiherr v. Aretin (vgl. Anm. zu T. XI, S. 155) schrieb 1809 ein Buch „Die Plane Napoleons und seine Gegner besonders in Teutschland und Österreich" und 1810 eine „Biographie Napoleons des Großen". In dieser nennt er Napoleon den ersten Heros seit Karl dem Großen, behandelt mit uneingeschränkter Bewunderung seine „Verdienste um die Menschheit". S. 84: „Nur einen kleinen Teil der großen Taten Napoleons haben wir in schnell vorübereilenden Gemälden dem Leser dargestellt. Aber selbst diese Skizze zählt so viele und so ausgezeichnete Handlungen auf, daß sie einzeln hinreichen würden, fünfzig Helden und Fürsten jedem den Beinamen des Großen bei der staunenden Nachwelt zu verleihen." — In den „Europäischen Annalen" (1807, Stück 1, S. 90) schilderte Posselt Napoleon als den Erretter aller Nationen und Deutschlands, empfahl den engsten Anschluß an ihn und schlug vor, ihm ein gewaltiges Nationaldenkmal mit großen, weithin leuchtenden Lettern zu setzen. Hegel nannte Napoleon die Weltseele und schrieb in einem Briefe am Tage vor der Schlacht bei Jena, daß, wie er es schon früher getan habe, jetzt alle Welt der französischen Armee Glück wünsche. — Über Goethes Stellung vgl. WuW, T. V, S. 99 und 130ff. — Solche Äußerungen warfen erst das richtige Licht auf Arndts Arbeit in diesen Jahren, und mit Recht schrieb Prof. Steffens („Was ich erlebte" VII, 56): „es sei ‚bekannt', welchen mächtigen Eindruck Arndts Schriften in den Jahren 1805 und 1806 in Deutschland machten; während andere Schriftsteller sich untätig zurückzogen, furchtsam verstummten, ja wohl hie und da umschlugen, blieb er mit mächtig treuer Gesinnung unverändert derselbe. Die mächtige Kriegstrompete, die mächtiger als alles durch die Presse erscholl, verstummte in den unglücklichen Jahren des Druckes keineswegs. Hilfe rufend ertönte sie, wo nur eine Spur von Hoffnung einer hilfreichen Gesinnung zu erwarten war. Daß dieser Mann Aufsehen erregen mußte, war begreiflich; er war bestimmt, die Gemüter in Bewegung zu setzen, durch Wort und starke Lehre das Volk zu stählen, die nationale Gesinnung, wo sie in irgendeinem Gemüte noch schlummerte, sollte durch ihn erweckt, in Tätigkeit gesetzt, bewaffnet werden. Er selbst stellte sich ganz als der biedere deutsche Mann des Volkes dar, und mit dem Ausdruck der derben, kühnen Gesinnung verband sich ein inneres geistiges Nachsinnen, ja der in sich versenkte trübe Blick des besorgten Hausvaters, der die bedenkliche Lage der Familie sich nicht verbirgt, während er unablässig für sie tätig bleibt." Und in Brockhaus' „Deutschen

Blättern" (III, 257, 6. April 1814) hieß es: „Dieser schon längst von seinen Sprachgenossen als Schriftsteller und Dichter vielgeachtete deutsche Mann hat seine Grundsätze nie verleugnet. Er hat in allen Lagen seinen männlichen wahren Charakter, oft entglüht von edlem, heftigem Zorne — faciles motus mens generosa capit — und daher von vielen mißverstanden, durch Tat und Wort bewährt. Arndt ist einer der kräftigsten, gemütvollsten Söhne unserer Zeit, und eben dieser schildert als Historiker, von Haß und Liebe getrieben, nicht ohne brausenden und lyrischen Erguß der Rede, aber frei von gemeiner Selbstsucht, mit prophetischer Würde den Zeitgeist." Vgl. Anm. zur Einl. zu T. X—XII.

S. 15. Z. 3. Mack: vgl. Anm. zu T. VI, S. 174, Z. 37 f.

Z. 43. Haugwitz: preußischer Minister, den zum großen Teil die Schuld an Preußens jämmerlicher Politik trifft.

S. 20. Z. 27. Pethion: Petion de Villeneuve, eifriger Revolutionär 1789, beantragte als Maire von Paris die Absetzung des Königs, neigte aber dann zu den Girondisten und mußte nach deren Sturze fliehen.

Z. 28. Reubel: Mitglied des Konvents und des Direktoriums.

Z. 36. Bischof von Autun: Talleyrand.

S. 21. Z. 2 f. Oldenbarneveld (1547—1619), Ratspensionär von Holland, ausgezeichneter Staatsmann und Patriot; er wurde wegen seiner Parteinahme für die religiöse Sekte der Arminianer enthauptet. — Boerhave (1668—1738), hervorragender Mediziner. — Hemsterhuys: Tiberius (1685—1766), bedeutender Philologe, der dem Studium der griechischen Sprache neue, wertvolle Anregungen gab; Franz, sein Sohn (1721—1790), Philosoph und Archäolog, den Herder für den größten Denker seit Plato erklärte; er hat auch auf Jacobi und Goethe eingewirkt.

S. 22. Z. 29. Man beachte hier und an vielen anderen Stellen, wie richtig Arndt oft die Entwickelung vorhersah. Vgl. z. B. S. 67, Z. 28 ff.

S. 24. Z. 37. Sully: Minister Heinrichs IV.

S. 25. Z. 6 f. das gibt dir der Kleine und Große: das gesteht dir . . . zu.

S. 26. Z. 4. Jupiter Ammons . . Schlangensohn: Alexander der Große, der sich in Ägypten als Sohn des Jupiter Ammon verehren ließ.

S. 27. Z. 1. At bellus homo est, qui pusillus homo est: bei Martial lautet das 9. Epigramm des 1. Buches:

Bellus homo et magnus vir idem, Cotta, videri:
Sed qui bellus homo est, Cotta, pusillus homo est.

(Als ein schöner Mann und zugleich als ein großer willst du erscheinen, Cotta:
Aber wer ein schöner Mann ist, Cotta, ist eine niedliche Unbedeutendheit.)

S. 31. Z. 30. Dalberg: Karl Theodor Frhr. von Dalberg (1744 bis 1817), letzter Kurfürst von Mainz, geistig hochstehender, edler aber politisch schwacher Mann. Er schloß sich — allerdings im besten Glauben — Napoleon an. Bei dessen Kaiserkrönung weilte er in Paris, um mit dem Papste zu verhandeln. Bei der Gründung des Rheinbundes wurde

er dessen Fürstprimas und Regent eines Gebietes mit der Stadt Frankfurt, 1810 Großherzog von Frankfurt. Napoleons Absichten gegenüber war er völlig blind.

S. 32. Z. 2. Als infolge der Gründung des Rheinbundes die Selbständigkeit der Stadt verloren ging (vgl. die vorige Anmerkung).

S. 34. Nach Z. 11. Zugabe: Metrische Übersetzungen hat Arndt, der Verehrer der Alten, sehr gern angefertigt. (Vgl. Meisners Ausgabe der Gedichte [bei Pfau] Bd. 6.) Arndt selbst gab 1857 seine „Blütenlese aus Altem und Neuem" heraus; vgl. Anm. zu Ged, T. I, Einleitung. Er benutzte die „Anthologia graeca. Ex recensione Brunckii. Indices et commentarium adiecit Fr. Jacobs. 1794—1814. Der künstlerische Wert der Übersetzungen aus antiken Dichtern ist recht gering, sie sind oft gekünstelt, tun der deutschen Sprache Gewalt an. Wenn sie hier abgedruckt sind, so geschah es, um das Werk so vorzulegen, wie es nach Arndts Absicht auf die Leser wirken sollte, und damit zu zeigen, wie er alle möglichen Mittel benutzte, dieses Ziel zu erreichen.

Z. 12. Kallinus aus Ephesus dichtete um 700 v. Chr. Elegien, durch die er die Tapferkeit der Krieger im Kampfe gegen die Lyder zu erwecken suchte.

S. 35. Z. 1. Tyrtäus, suchte mit Erfolg zur Zeit des zweiten Messenischen Krieges (685—668 v. Chr.) die Spartaner zur Eintracht zu bewegen und zu todesmutiger Tapferkeit zu entflammen.

12. streunen: umherschweifen, vagabundieren.

S. 37. Z. 2. Tithous: Tithonos, der Gemahl der Eos, den sie wegen seiner Schönheit entführt hatte.

Z. 3. Kinyras: der Liebling und erste Priester der Aphrodite, die ihm unermeßlichen Reichtum verlieh.

Z. 5. Adrast: König von Argos, Führer im Zuge der Sieben gegen Theben, berühmt wegen seiner Beredsamkeit.

S. 39. Z. 3. Ohnehos: vgl. Sanskulotten. Vgl. Anm. zu T. I, S. 106, V. 54.

Z. 17. Ulm: vgl. Anm. zu T. VI, S. 174, Z. 37 f.

Z. 33. An die Deutschen: vgl. T. I, S. 30 ff.

S. 41. Z. 1. Lob des Eisens: vgl. T. I, S. 32 f.

2. Blick vorwärts.

S. 42. Nach Z. 20. Geleitwort: Exoriare aliquis . . .: Möge einst aus unsern Gebeinen ein Rächer erstehen. Vergil, Aneis IV, 625. Der Große Kurfürst ließ diesen Spruch auf eine Münze setzen, die nach dem Frieden von St.-Germain (1679) geprägt wurde.

S. 47. Z. 29 f. Fox starb wenige Monate nach Pitt im Jahre 1806; vgl. Anm. zu T. XII, S. 77.

S. 50. Z. 38. Man beachte hier die Ausführung der ersten Ausgaben, die Arndts realpolitische Ansicht stark hervortreten läßt.

S. 51. Z. 42. St.-Cloud: vgl. Anm. zu T. VI, S. 160, Z. 26.

S. 53. Anmerkung. Reges et reguli . . .: Übersetzung im Text, S. 52, Z. 42 ff.

S. 54. Z. 6. Duroc: französischer Marschall, naher Vertrauter

Napoleons, wirkte nach 1799 an verschiedenen Höfen, so auch in Berlin, für das Interesse Napoleons.

S. 59. Z. 1. Preußens Erklärung: Arndt meint wohl das am 26. September 1806 abgesandte preußische Ultimatum, in dem der Abzug der französischen Truppen aus Süddeutschland, die Rückgabe von Essen, Elten und Werden an Preußen, von Wesel an Berg und die freie Ausbildung des Norddeutschen Bundes gefordert wurde.

S. 60. Z. 35. König von Schweden: für „biedern Schwedenkönig" in der ersten Auflage. Die Änderung kennzeichnet den Umschwung in der Stellung Arndts zu Schweden.

S. 61. Z. 27. Ludwig von Preußen: Prinz Louis Ferdinand, der am 10. Oktober bei Saalfeld fiel.

S. 62. Z. 13. Friedrich von Oranien: Prinz Friedrich Wilhelm Georg (seine Mutter war Prinzessin Wilhelmine von Preußen) kämpfte unter Erzherzog Karl 1797 in Italien, wurde 1798 Oberbefehlshaber dort, starb aber schon 1799.

S. 63. Z. 35. Eugen von Württemberg: führte 1806 die preußische Reservearmee und wurde am 17. Oktober von Bernadotte bei Halle geschlagen.

S. 64. Z. 12. Lafontaine schrieb in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts zahlreiche rationalistische und sentimental-gefühlvolle Familienromane, gegen welche die Romantiker eiferten.

S. 68. Z. 36. Ate: in der griechischen Mythologie die Tochter des Zeus oder der Eris, Personifikation der Verblendung und des Unheils.

S. 73. Z. 41. Denon: Maler und Kunstgelehrter, unter Napoleon Generaldirektor der Museen.

S. 75. Z. 2. ein Barbar gegen die Ehre einer Frau: bezieht sich auf die schändlichen Schmähungen Napoleons gegen die Königin Luise.

Z. 41. Tempelberg: bei Müncheberg in der Provinz Brandenburg.

S. 78. Z. 18. klein, politisch gerecht: ich habe so interpungiert. Arndt selbst setzt meist keine Kommata zwischen mehreren Adjektiven. Man könnte ev. auch daran denken, zwischen klein und politisch das Komma fortzulassen. Zum Verständnis dieser Stelle vgl. man die Ausführungen Arndts S. 157 ff.

S. 79. Z. 15 f. Das — müssen. Hierzu ist die Fassung in A zu vergleichen. Arndt wollte 1808—09 noch durchaus eine europäische Allianz und kam so zu dem für unser Nationalgefühl unannehmbaren Zugeständnis in A. Beachtenswert ist, daß der Berliner Zensor 1815 auf Grund des Aufsatzes „Politische Rügen" (s. die Bibliographie) zu der Ansicht kam, aus Arndts Theorie entstehe „die Folgerung, daß so wie Sachsen und noch andere Länder zu uns — auch ein Teil des Königreichs Preußen, und unsere wiedergewonnenen polnischen Provinzen natürlich zu Rußland gehören müßten". (Czygan, Zensurakten II, S. 200; ebenda S. 203 Abdruck des Aufsatzes selbst.)

S. 82. Z. 42. Hinweg mit dem weinerlichen Mitleid: vgl. dazu Schillers „Jungfrau von Orleans", 1. Akt, 5. Auftritt:

Dunois . . . . . .
„Drum weg mit diesem weichlichen Mitleiden,
Das einer Königsbrust nicht ziemt .-. ."

S. 83. Z. 16. Vgl. hier und zu Z. 40 (ebenso zu S. 170) die Abweichungen in A, in denen die Verbindlichkeit des Fahneneides pflichtvergessenen Fürsten gegenüber für aufgehoben erklärt wird. Vgl. ferner Kleists „Katechismus der Deutschen", Kapitel 10 (Goldene Klassiker-Bibliothek, Werke, T. V, S. 58f.): Auf den Einwurf des Vaters, der König von Sachsen sei sein Herr, antwortet der Sohn: „Das war dieser edle Herr, mein Vater, als er noch dem Vaterlande diente. Er wird es auch wieder werden, so gewiß als er zu seiner Pflicht, die ihm befiehlt, sich dem Vaterlande zu weihen, zurückkehrt. Doch jetzt, da er sich, durch schlechte und bestochene Ratgeber verführt, den Feinden des Reichs verbunden hat, jetzt ist er es für die Wackeren unter den Sachsen, nicht mehr, und dein Sohn, so weh es ihm tut, ist ihm keinen Gehorsam schuldig.

Frage. So sind die Sachsen ein unglückliches Volk. — Sind sie die einzigen, oder gibt es noch mehrere Völker in Deutschland, die keinen Herrn haben?

Antwort. Noch viele, mein lieber Vater."

Leider fehlt hier die Fortsetzung. Vgl. ferner Kapitel 15 (a. a. O. S. 61):

„Frage. Was hat derjenige zu tun, den das Unglück unter die verräterischen Fahnen geführt hat, die, den Franzosen verbunden, der Unterjochung des Vaterlandes wehen?

Antwort. Er muß seine Waffen schamrot wegwerfen und zu den Fahnen der Österreicher übergehen.

Frage. Wenn er dies nicht tut und mit den Waffen in der Hand ergriffen wird: was hat er verdient?

Antwort. Den Tod, mein Vater."

Z. 37. Ludwig Moro: Lodovico Sforza il Moro rief, um sich die Herrschaft über Mailand zu sichern, König Karl VIII. von Frankreich zum Kriege gegen Neapel ins Land, wurde aber, als er einem Bunde gegen Frankreich beitrat, 1499 aus seinem Herzogtum vertrieben, 1500 von den Franzosen gefangengenommen. — Flavius: Bruder Hermanns des Befreiers, hatte sich den Römern angeschlossen.

S. 85. Z. 35. Ledas Knaben: Kastor und Pollux.

Z. 40. Zögling Atarnes: so Arndt, besser Atarneus'. Atarneus bezeichnet einen getreidereichen Landstrich an der Küste von Aiolis oder eine Stadt darin, von den Alten auch gleich Mysien gebraucht; schließlich auch einen mythischen König in Mysien, nach dem die Stadt den Namen führen soll.

3. Friedensrede eines Deutschen.

S. 88. Z. 24. Phocylides: griechischer Elegiker aus Milet, blühte um 537 v. Chr.

S. 89. Z. 17. der Umgriff: das Umgreifen (A).

S. 90. Z. 38ff. Noch im 6. Heft der „Allemannia", einer der nationalen Bewegung feindlichen Zeitschrift, konnte man in einem Aufsatz

über die teutſchen Geſellſchaften leſen, jeder Deutſche ſei zuerſt Preuße, Bayer, Sachſe, ehe er Deutſcher werde. So werde es bleiben, bis es der Vorſehung gefalle, die harmloſen kleinen deutſchen Provinzialſtaaten zu einem furchtbaren Weltſtaate zuſammenzuſchmelzen. Die Darſtellung eines ſolchen ſchien aber dem Verfaſſer als etwas Meduſenhaftes. Welcher einzelne, welche Privatvereine dürften einen ſolchen Zuſtand provozieren? (Meinecke, „Die deutſchen Geſellſchaften", S. 18f.) — Ähnlich v. Cölln in ſeiner Rezenſion in den „Freimütigen Blättern" 1815, vgl. die Einleitung zu Arndts Schrift „Über Preußens Rheiniſche Mark".

S. 93. Z. 13f. Mäotiſcher Sumpf: Aſowſches Meer.

Z. 30. Teſtamentmacher: vgl. Cäſar, De bello Gallico I, 39.

S. 95. Z. 18. Siegesmarſch nach Innsbruck: Zug Moritz' von Sachſen gegen Karl V. (1552).

Z. 31. Stolz und Ungebrochenheit: nach der Schlacht bei Mühlberg (1546).

Z. 38. Ernſt der Weiſe oder der Fromme, Herzog von Sachſen-Gotha (1601—75), weit berühmt durch ſeine Klugheit.

S. 96. Z. 33. Tſchuwaſchen: zum türkiſch-tatariſchen Zweig des ultraaltaiſchen Sprachſtammes gehörendes Volk, wohl eine Miſchung von Wolgafinnen und Tataren, am rechten Wolgaufer und an der Sura wohnhaft. (Meyers Konverſationslexikon.)

S. 98. Z. 39. Lambert: Johann Heinrich (1728—77), bedeutend als Philoſoph, Phyſiker, Aſtronom und Mathematiker. — Euler: der berühmte Mathematiker (1707—83). — Stahl: Chemiker und Arzt (1660—1734). — Scheele: Chemiker (1742—86). — Boerhave: Arzt (1668—1738).

Z. 40. Herſchel: der große Aſtronom (1738—1822).

S. 105. Z. 38. Thomas Morus: Kanzler Heinrichs VIII. von England (1478—1535).

Z. 39. Hôpital: verhinderte als Kanzler Franz' II. die Einführung der Inquiſition in Frankreich.

Z. 40. William Penn: das Haupt der Quäker, der Gründer Pennſylvaniens.

4. Letztes Wort an die Deutſchen.

S. 113. Nach Z. 17. Geleitwort. In Br Nr. 315 (1851) verwendet er dasſelbe Zitat und fährt fort: „So möchte ich Ihnen, lieber Freund, mit Schiller zurufen, obgleich ich kein Marius bin, auch mit Marius keine Teutonen totgeſchlagen, ſondern ſie lieber leben helfen möchte." In den „Räubern" III, 2 ſagt Roſinsky: . . .„Ich habe mir immer gewünſcht, den Mann mit dem vernichtenden Blick zu ſehen, wie er ſaß auf den Ruinen von Karthago — jetzt wünſch' ich es nicht mehr."

S. 118. Z. 5. Vgl. zu den vorhergehenden Ausführungen „Germanien und Europa" S. 261, wo Arndt die Frage nach Geſetzen aufwirft, nach denen die Staaten entſtehen, erwachſen und ſich erhalten. „Wie? wenn wir wenige Geſetze fänden, welche die Notwendigkeit für

alle Staaten machten, weil sie alle Staaten durch sie machten? Ja, ich sage es geradezu: es gibt solche einfältige Gesetze aller Dinge . . . Ich sehe die Erde fest, ihre Gesetze klar und bestimmt, so wie wir überall etwas klar und bestimmt sehen können. Wie, wenn diese irdischen Gesetze die ewigen wären für Gestaltung der Welt und der Staaten hinreichend? wenn aus diesem festen Boden alles Himmlische, Göttliche, kurz alles Höhere, wenn nicht gerade entspränge, doch aus ihm sich entwickelte, und zwar so sich entwickelte, daß es immer an ihm sich hielte, sobald es das Maß zu verlieren in seinem Äther fürchten müßte? Es kömmt mir dies freilich nur wie eine Ahnung, wie ein Blitz aus der Nacht: aber ich habe nichts Besseres." Vgl. auch Meinecke, „Weltbürgertum", S. 90f.

S. 119. Z. 15f. Abenteurer von Rotkasund: Cook.

Z. 27. Charondas: im 6. Jahrhundert v. Chr. Gesetzgeber chalkidischer Kolonien in Italien und Sizilien.

S. 120. Z. 13. Skanderbeg: Georg Kastriota (1403—68), erkämpfte sich die Herrschaft in Albanien und behauptete sie gegen die Türken.

Z. 31. Bonzen . . .: buddhistische Priester.

S. 122. Z. 10. Aubusson: Pierre d', Großmeister der Johanniter, rettete 1480 Rhodos gegen Mohammed II. — Lavalette: Jean de, ebenfalls Großmeister, verteidigte Malta siegreich gegen die Türken 1565.

S. 125. Z. 37. Zu den folgenden Ausführungen vgl. GdZ I, T. VI, S. 29f.

S. 135. Z. 23. Enzyklopädisten: die Herausgeber und Gesinnungsgenossen der großen, den Rationalismus vertretenden Encyclopédie, die unter Diderots und d'Alemberts Leitung 1751—72 erschien.

S. 150. Z. 10. Vosselt: vgl. Anm. zu T. VII, S. 14.

S. 162. Z. 21. Fokus: Brennpunkt.

S. 163. Z. 7ff. Hier stehen in A die langen Ausführungen über die Fürsten und den Adel.

S. 164. Z. 31ff. Arndt verfolgte in Schweden lebhaft die Ereignisse in Spanien. Vgl. auch die Bibliographie zu den Jahren 1807/09.

Anmerkungen zu Teil 8.

Geiſt der Zeit.

Dritter Teil.

Vorbemerkung (vgl. Einleitung, T. VI, S. 14f.). Für die Entſtehung vgl. Br Nr. 60, 62, 64, 67—69. — E, T. II, S. 151f. — Die Zeit der Entſtehung ergibt ſich außerdem aus der Bemerkung T. VIII, S. 119, Z. 11: „Öſterreich und Preußen (die hoffentlich beitreten)". — Dem erſten Teil legte Arndt ſeine „Kurze und wahrhaftige Erzählung ..." (Titel ſ. Bibliographie) zugrunde, doch hat er ſie ſtark überarbeitet und erweitert; der ruſſiſche Feldzug iſt im GdZ ausführlicher geſchildert. — Der GdZ III erſchien bei Reimer in Berlin, wohl der Gefahr und der Zenſurſchwierigkeiten wegen, in einer Ausgabe unter der Deckfirma Th. Booſey, London, und in einer zweiten ohne Angabe des Verlages. — Das Urteil des Zenſors Renfner (Czygan Zensurakten II,1, S. 259, 310, 312ff.) lautete im Bericht an Hardenberg vom 5. Januar 1814 über die „Erzählung": „ . . . tout cet écrit n'est qu'un tissu de sarcasmes et d'injures avec un mélange d'exhortations réligieuses qui font un contraste frappant . . . Le tableau qu'il en [vom ruſſiſchen Feldzuge] trace fait dresser les cheveux. À lui permis sans doute; mais peut-on lui passer les excès effrénés auxquels il se livre contre Napoléon? Jamais écrivain n'a multiplié et varié à ce point les injures et les invectives", und über den GdZ III nach Anführung von Proben daraus: „Es lohnte ſich doch wohl der Mühe, dieſe neue Geburt des Arndtſchen Geiſtes in einem Auszuge kenntlich zu machen." — Arndt über die Furcht der Zenſoren und Buchhändler NB I, 312. — Sehr günſtig über das Buch: Brockhaus' „Deutſche Blätter" III, 258ff., Ludens „Nemeſis" II, 117ff. („Dieſer 3. Teil iſt ein vortreffliches Buch".)

S. 9. Geleitſpruch. Er möge ſeines Weges gehen und nicht weiter fragen und das Schickſal im Verborgenen laſſen. Livius XXI, 22. Aus dem Traum Hannibals; unmittelbar vorher ſteht: tum quae moles ea quidve prodigii esset, quaerentem audisse, vastitatem Italiae esse . . .

Z. 4. Hadſchi Chalfa: türkiſcher Gelehrter (ca. 1600 bis

1658), verfaßte u. a. ein bibliographisch-enzyklopädisches Lexikon, in dem er auch verschiedene Essays über die einzelnen Wissenschaften schrieb.

1. Was wollte und was tat Bonaparte? usw.

S. 13. Z. 3. Smith: vgl. Anm. zu T. VI, S. 176, Z. 39. — Hutchinson: englischer General, zeichnete sich 1801 in Ägypten im Kampfe gegen die Franzosen (Alexandria, Damiette, Kairo, Alexandria) aus.

S. 14. Z. 2f. Friedensfürst: Godoy, vgl. Anm. zu T. VI, S. 118, Z. 14.

S. 20. Z. 11f. Guerillas: Freischaren; guerilla (span.): der Kleinkrieg.

S. 28. Z. 9. Capua: sprichwörtlich als eine Stätte der Verweichlichung, da Hannibals Soldaten nach 216 hier diesem Schicksal anheimgefallen sein sollten.

S. 36. Z. 30. Arndt selbst weilte seit dem 16. August in Petersburg.

S. 37. Z. 22. proles ...: Die Übersetzung folgt darauf.

Anmerkung. Lex prima . . .: die Übersetzung gibt Arndt in Z. 24ff.

S. 46. Z. 4. Haß gegen die Franzosen ...: Vgl. WuW, T. V, S. 43f.

S. 47. Z. 32. Kläſtitza: Das Treffen fand am 19. Juli statt. Es ist begreiflich, daß sich in Arndts Darstellung wiederholt historische Irrtümer vorfinden; es war natürlich nicht möglich, sie hier richtigzustellen, da sonst der Umfang der Anmerkungen ungebührlich groß geworden wäre.

S. 51. Z. 41. Kreml: ein von Wall und Mauer umgebener Stadtteil in Moskau; die Stätte heiligster historischer Erinnerungen für jeden Russen.

S. 53. Z. 25f. Aquinoktialsturm: Zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche.

S. 63. Z. 25. Pugatscheff gab sich 1773 an der Spitze von Kosaken für den gestorbenen Zaren Peter III., den Gemahl der Katharina, aus; 1775 hingerichtet.

S. 65. Anmerkung. Ernst v. Pfuel (1779—1866), der spätere preußische General, 1848 kurze Zeit Minister, war 1812 Generalstabschef des russischen Generals Tettenborn und schrieb das Büchlein „Der Rückzug der Franzosen aus Rußland" (vollendet in Wilna 10. Dezember 1812, erschienen März 1813 in Berlin). Eine neue Ausgabe, von Fr. Förster, erschien 1867 nach dem einzig erhaltenen Exemplar bei Hempel. Auch in der „Erzählung" (S. 73) erwähnt Arndt das Buch seines „wackern Freundes" dankbar; seine Darstellung ist aber durchaus selbstständig. Vgl. über Pfuel WuW, T. V, S. 56, Z. 37; S. 61, Z. 24ff.; S. 158. E, T. II, S. 134.

S. 68. Z. 18. Vgl. hierzu Anhang unter G.

S. 76. Z. 33f. Vgl. die Anm. zum Anhang unter K.

S. 87. Z. 32ff. Vgl. hierzu WuW, T. V, S. 70f.

S. 88. Z. 41f. Es ist jenes 29. Bulletin gemeint, in dem die

wie Blasphemie klingenden Worte enthalten sind: „Die Gesundheit Seiner Majestät ist niemals besser gewesen."

S. 92. Nach Z. 8. Anhang. Von den Beilagen geben wir nur drei wieder, von denen B und M sicher Arndts Eigentum sind; bei G ist es zweifelhaft, immerhin ist diese Schilderung als Ergänzung zum Text (vgl. S. 68, Z. 18) wertvoll. Kurz sei der Inhalt der fortgelassenen Stücke angedeutet, damit der Leser sehen kann, durch welche Vorbilder er wirken wollte:

A. 1. Manifest Sr. Majestät des Kaisers Alexander. (Im Lager vor Polocz den 18. Julius 1812.) Inhalt: Aufforderung an alle „Untertanen und weltliche und geistliche Gemeinheiten, durch einen allgemeinen und einmütigen Aufstand mit Uns gegen alle hinterlistigen Anschläge und Entwürfe des Feindes zu wirken."

A. 2. An Unsere Stadt und erste Hauptstadt Moskau. (Im Lager von Polocz, den 18. Julius 1812.) Inhalt: Aufforderung zum Widerstand.

A. 3. Pastoralinstruktion der heiligen Synode der russischen Kirche. Daraus:

„Russen! Dieser Augenblick der Prüfung ist gekommen. Ein herrschsüchtiger, unersättlicher Feind, der alle Eide bricht, der die Altäre vernichtet, der zugleich eine giftige Tücke und eine verruchte Grausamkeit atmet, greift unsre Freiheit an, bedroht unsere Herde und streckt aus der Ferne nach den Schätzen der Tempel des Herrn eine gierige Hand aus.

Demnach ergeht Unser Aufruf an euch, Kinder der Kirche und des Vaterlandes, ergreift die Waffen und den Schild, erhaltet den Glauben und die Treue eurer Väter, bringt dem Vaterlande mit Dank die Güter, die ihr von ihm habet, schont euer zeitiges Leben nicht für den Ruhm der Kirche, die für euer ewiges Leben und eure ewige Ruhe sorgt . . .

Mahnung, sich aller Nichtswürdigkeit, aller Ausgelassenheit und aller Unordnung zu enthalten, die den Zorn Gottes auf die Völker herabziehen können'" . . .

C. Der Statthalter von Moskau, Graf Rostopschin, an die Bewohner von Moskau. Inhalt: Tadel wegen der Mißhandlung zweier Fremden.

D. Des Feldmarschalls Fürsten Kutusow Bericht an S. M. den Kaiser, aus dem Dorfe Gilino, den 16. September. Inhalt: Verteidigung seiner Maßnahmen, besonders der Aufgabe Moskaus.

E. Kundtuung auf Befehl S. M. des Kaisers Alexander: tröstet das Volk wegen der Preisgabe Moskaus und gibt der Hoffnung auf endlichen Sieg Ausdruck.

F. Kutusows Heerbefehl aus dem Hauptquartier Letaschevka, den 12. Oktober 1812: schildert die Maßnahmen des Heeres und Volkes zum Befreiungskampfe.

H. Kundgabe Alexanders, St. Petersburg, den 15. November 1812: Dank an das gesamte russische Volk für seine opferwillige Erhebung.

J. 1. Auszug aus einem Briefe, geschrieben auf dem Marsche nach Jelna, 92 Werst über Dorogobusch hinaus, den 9. November 1812, und

J. 2. Auszug aus einem andern Briefe vom 10. November 1812 geben Darstellungen der letzten Kriegsereignisse.

K. (Aus einem spanischen Journal.) Vorstellungen an Don Ludwig Lasey, Oberbefehlshaber in Katalonien, gerichtet von den Henkern jenes Fürstentums wegen des Befehls jenes Don Ludwig, der ihnen andeutete, die Ehrenlegion und den Orden der eisernen Krone zu tragen.

(Maureas, 25. Mai 1812.) Inhalt: Bitte, zu befehlen, „daß die Zeichen der Ehrenlegion und der eisernen Krone nur von den Missetätern getragen werden, wenn man sie zur Hinrichtung führt".

L. Auszüge aus Briefen: Berichte über die letzten Kriegsereignisse.

S. 92. Nach Z. 8. B. Zu diesem Bericht vgl. E, T. II, S. 99 ff.; Br Nr. 54 und NB I, 403 ff. (Reisetagebuch).

S. 93. Z. 3. Hofrat Herr v. G.: Giers.

Z. 6. Graf B.: Graf Ramsay von Balmaine.

Z. 7. Kaufmann S.: Sawiroff. — Marquis de F.: Favars.

S. 96. Z. 10. kalfatern: ausbessern (zunächst von Schiffen gebraucht).

Z. 36. Ispahan: eine Zeitlang Hauptstadt von Persien, berühmt durch ihre wunderbaren Gärten.

S. 97. Z. 39. Palmyra: Hauptstadt der syrischen Landschaft Palmyrene, einst berühmt durch herrliche Bauwerke; das neue Palmyra: Petersburg.

S. 98. Z. 7. Winzingerode (1770—1818) war schon 1797 in russischen Dienst getreten, in den er, nachdem er 1809 auf Österreichs Seite gekämpft hatte, zurückkehrte. Er wurde am 22. Oktober 1812 bei der Barriere von Twer in Moskau gefangengenommen.

S. 99. Z. 19. Tschernischew (1786—1857), russischer Diplomat, Feldherr und später Kriegsminister.

Z. 30. Zu diesem Brief vgl. E, T. II, S. 132 ff.; WuW, T. V, S. 61 ff. — An wen der Brief gerichtet war, ist nicht zu ersehen.

Z. 34. Pskow: Pleskow.

Z. 35. Graf Ch.: Chasot; vgl. God, T. I, S. 109 ff.

2. Was haben die großen Mächte jetzt zu tun?

S. 104. Z. 1. Vgl. Schillers Gedicht „Resignation":

„Wer dieser Blumen eine brach, begehre
Die andre Schwester nicht.
Genieße, wer nicht glauben kann. Die Lehre
Ist ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre!
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht."

S. 105. Z. 4. Der schwarze Prinz: Prinz Eduard von Wales (1330—76) starb an der Schwindsucht.

S. 108. Z. 16. Viriathus: lusitanischer Hirt, seit 148 v. Chr. Führer seiner Landsleute gegen die Römer, wurde 140 unter Mitwissen des Konsuls ermordet. — Palafox: vgl. S. 16, Z. 15 usw.

S. 111. Z. 5. Wir fürchten nichts als Gott: vgl. das bekannte Wort Bismarcks.

S. 116. Z. 43 und S. 117. Z. 1 ff. Stärkung und Zusammenziehung dieser beiden Länder zu größerer Einheit usw.: Denselben Gedanken mit ganz ähnlichen Worten hatte Stein in einem Briefe an Pozzo di Borgo [Petersburg, 12. November 1812] ausgesprochen: „Für die Ruhe Europas ist eine der ersten Bedingungen, daß Deutschland und Italien zu großen Organismen umgestaltet werden." Vgl. Lehmann, „Stein" III, 191; Meinecke, „Weltbürgertum" S. 158 f.

S. 120. Z. 6. Urfehde: eidliche Versicherung, die Fehde ruhen zu lassen.

Z. 11. Dionysius II. soll, nachdem er infolge seiner Schwelgerei die Herrschaft über Syrakus verloren hatte (357), in Korinth sein auch weiterhin zügelloses Leben durch Unterricht gefristet haben.

S. 121. Z. 32. Recht muß doch Recht bleiben: das Wort stammt aus Psalm 94, V. 15. Gellert schließt seine Erzählung „Der Prozeß" damit.

S. 122. Z. 33. Villars: französischer Marschall (1653—1734).

S. 123. Z. 28 f. Der Mann wetzt den Mann, und das Eisen wetzt das Eisen: Wilhelm Raabe hat seinem Roman „Die Leute aus dem Walde" das Geleitwort vorgesetzt: „Ein Messer wetzt das andere und ein Mann den andern." So steht es in den Sprüchen Salomonis 27, V. 17; auch Arndt denkt wohl an diese Stelle.

Z. 41 ff. Vgl. das Lied „Die alten und die neuen Teutschen" (schon im 2. Anhang des Königsberger „Katechismus", Königsberg 1813), in dem es am Schluß heißt:

„Nie stecke dein Schwert in die Scheide
Als jenseits des heiligen Rheins,
Da knüpfe in Freiheit und Freude
Die Bande des deutschen Vereins."

S. 130. Z. 20. Anna von Österreich (1601—66), Gemahlin Ludwigs XIII. von Frankreich, übernahm nach seinem Tode 1643 die Regentschaft. Ihr Ratgeber war der ihr geheim angetraute Mazarin.

S. 131. Z. 12. Pacta conventa (lat.): abgeschlossene Verträge. So bezeichnete man die Verträge, die der König von Polen vor seiner Wahl mit den Ständen abschließen mußte.

S. 141. Z. 27. Adepten: bei den Alchimisten die Bezeichnung der Meister, die den Stein der Weisen gefunden.

S. 144. Z. 8 ff. Im folgenden klingen Arndts frühere Erziehungspläne wieder. Vgl. Lebensbild, T. I, S. XLIII.

Z. 25 f. beramen: mhd. berâmen = als Ziel (râm) festsetzen, anberaumen.

Z. 40. Missi Regii: königliche Boten. Erinnerung an die missi dominici Karls des Großen. Arndt liebte es, wie Stein und andere Patrioten, auf die „alte deutsche Verfassung" zurückzugreifen, so in diesem ganzen Abschnitt.

S. 145. Z. 19. Halssachen: schwere, mit harten Leibes- oder

Lebensstrafen bedrohte Verbrechen. Vgl. z. B. „Halsgerichtsordnung" Karls V.

S. 147. Z. 34 ff. Adel: bei diesen Wünschen für eine Reform des Adels hat offenbar das englische Vorbild mitgewirkt. Arndts Ansichten, die er wiederholt ausgesprochen hat, berühren sich auch stark mit denen Steins; vgl. M. Lehmann, „Stein" II, 513 ff.: auch Stein wollte z. B. nichts von einem armen Adel wissen, auch nach ihm sollten „die nachgebornen Söhne in die Masse der übrigen Staatsbürger zurücktreten" u. a. (Lehmann a. a. O. S. 515).

3. Was müssen die Deutschen jetzt tun?

S. 151. Z. 15 ff. Anspielung auf seinen Aufenthalt in Schweden.

S. 157. Z. 39. Wunderspeer: in der Sage die durch das Blut Christi geheiligte Lanze, mit der der Kriegsknecht Longinus die Seite des Gekreuzigten öffnete (vgl. Gralssage).

S. 162. Z. 26 f. Hamansgalgen: Haman, Günstling des Xerxes (Ahasverus), suchte diesen zur Vertilgung aller Juden zu veranlassen, fiel aber in Ungnade und fand auf die Bitte der Esther den Tod an einem fünfzig Ellen hohen Baume (vgl. Buch Esther 2 ff.).

S. 166. Z. 32. Vgl. Anm. zu T. VII, S. 82, Z. 42.

S. 171. Z. 8. fuchsschwänzen: schlau schmeicheln, heucheln (so nach Heyne, „Deutsches Wörterbuch", in Grimmelshausens „Simplizissimus" und bei Luther).

S. 176. Z. 4. Ich habe Spanien gesehen: das ist nicht wörtlich zu nehmen. Arndt ist nie in Spanien gewesen.

S. 177. Z. 40. Altes: Arndt äußerte sich z. B. in dem Kapitel „Vom Alten" in den „Fantasien für ein künftiges Deutschland" (schon abgedruckt in der Schrift „Über Sitte, Mode und Kleidertracht") mit poetischem Schwunge.

S. 178. Z. 30. Wo die höhere Liebe . . .: vgl. dazu die Worte in der Schrift „Über Volkshaß und über den Gebrauch einer fremden Sprache" (S. 20 f.): „So bleibe denn der Haß als ein heiliger und schützender Wahn im Volke. Was durch Tugend, Wissenschaft und Kunst bei dem einen Volke in seiner Art vortrefflich ist, das Große und Menschliche, was die erhabene Einheit und Göttlichkeit der Welt ausmacht, wird darum auch dem andern Volke angehören und als Gemeingut der Menschheit von ihm angenommen und geehrt werden . . . Auf dieser Höhe hört der Volkshaß auf; da beginnt die große Gemeinschaft der Völker, die allgemeine Menschheit, und da wird die Menschlichkeit und Liebe nimmer fehlen, die uns alle zu Kindern *eines* Gottes und *einer* Erde macht. Jede Tugend und Größe durchbricht von selbst die Schranken, welche zwischen Menschen und Völkern stehen; wer da noch hassen kann, ist ein Barbar oder ein Tier. Ein solcher bin ich nicht, wenn sie auch sagen, daß ich es bin." Vgl. Lebensbild, T. I, S. LV f.

S. 179. Z. 27 ff. ich darf mich auf die Worte berufen: . . . z. B. im „Katechismus für den teutschen Wehrmann", 7. Kapitel.

Anmerkungen zu Teil 9.

Geiſt der Zeit.

Vierter Teil.

Vorbemerkung (vgl. Einleitung, T. VI, S. 15—17). Vgl. BrK 164 f. — Br Nr. 131, 134, 135, 142, 144, 149 ff. — NB I, 373. — Eine Reihe von Gedanken des GdZ IV hatte Arndt ſchon in früheren Schriften, beſonders im „Blick aus der Zeit auf die Zeit" (entſtanden etwa November 1814; im folgenden zitiert als „Blick a. d. Z.") ausgeſprochen. — Den Brief Steins an Arndt vom 5. Januar 1818 NB II, 150 ff.) teile ich zum Vergleich der Anſichten der beiden Freunde hier mit:

„Die Frage wegen landſtändiſchen Verfaſſungen wird gegenwärtig von allen Seiten abgehandelt; die Mehrheit will dergleichen Inſtitutionen in das Leben gebracht haben, manche, und leider die Machthaber, ſuchen ſie zurückzuhalten und zu beſeitigen. E. Wohlgeboren iſt es nicht unbekannt, zu welcher Partei ich gehöre.

Bei dieſem Zuſtande der Dinge ſollten doch alle Freunde einer geſetzlichen Freiheit ſich vereinigen, um das gemeinſchaftliche Ziel zu erringen und den gemeinſchaftlichen Feind zu bekämpfen, und nicht untereinander ſich verunreinigen, nicht durch Unbeſonnenheiten Blößen geben und ſich wechſelſeitig ſchaden.

Die wahren Widerſacher der guten Sache ſind das Beamtenheer. Dieſe wünſchen, gut beſoldet mit Bequemlichkeit, durch pensions pragmatiques für das Leben geſichert, ihr geheimnisvolles Schreiberwerk fortzutreiben; ſie ahnen es, daß durch eine repräſentative Verfaſſung für ſie eine wahre Verantwortlichkeit, nicht eine Schein-Verantwortlichkeit wie jetzt, gegen ihre 70 Meilen entfernten Oberen, vorhanden ſein wird, und daß ihre Zahl ſich verringern muß. Statt nun die aus dieſem Zuſtand der Dinge entſtehenden Hinderniſſe zu beſeitigen, ſpricht man gegen die Ariſtokraten, die ohne wahren Einfluß ſind, und predigt den reinen Demokratism, begeht Narrheiten wie die . . . [ſein unleſerlicher Name] Oken und Jahn und gibt den Widerſachern Gelegenheit, das Ganze verdächtig und den Fürſten gehäſſig zu machen.

So gehen wir blind in der Irre und hetzen uns auf die tollſte Art gegeneinander . . .

Der gegenwärtige Moment ist wichtig und verhängnisvoll. Männ
wie E. Wohlgeboren, die im Getümmel des praktischen Lebens und
mannigfaltiger Bewegung und Berührung gelebt, sollten ihre Stimm
erheben und ihren Einfluß geltend machen.

Wir leben in einer Zeit des Übergangs, wir müssen also das Al
nicht zerstören, sondern es zeitgemäß abändern und uns sowohl den dem
kratischen Phantasten als den gemieteten Verteidigern der fürstlichen Wil
für widersetzen. Beide vereinigen sich, um Zwietracht unter den ve
schiedenen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft zu erregen, in entgege
gesetzten Absichten, die einen, um alle Versuche, eine repräsentative Ve
fassung zu bilden, zu vereiteln, die andern, um eine unhaltbare ins Leb
zu bringen.

Dieser Haß unter den Ständen, unter Bürgern und Adel, bestan
in den blühendsten Zeiten der deutschen Städte im 13.—14. Jahrhunde
nicht; jeder Stand hatte seine Ehre, zwischen ihnen bestand ein wechse
seitiges Band der Dienstleistungen, des Umgangs, durch Verfassung un
Sitten geknüpft.

Diese Stände müssen nebeneinander bestehen, nicht durcheinand
gemengt, ein Geschlechts- und Güteradel, kein Dienst-Briefadel, ein tüc
tiger Bürger- und Gewerbstand, ein ehrsamer freier Bauernstand, ke
Tagelöhnergesindel: und so steht der alte, durch den Lauf der Zeiten g
schwächte Stand der Freien wieder da, erscheint in der Gemeinde, a
Amts- oder Kreistage, auf dem Landtage, auf dem Reichstage zu
Beraten und Beschließen und greift in gemeinsamer Not zu Wehr un
Waffen.

Ein solcher Zustand der Dinge läßt sich aus dem Bestehenden en
wickeln und selbst die alten Benennungen, in jedem Lande einheimis
und bekannt und verständlich, beibehalten, z. B. Erbentag, Kirchspielsta
Amtstag u. s. w.

Auf diese Art wird nicht alles zertrümmert und ein neues aus de
Luft gegriffenes Gebäude ohne Festigkeit und Haltung aufgeführt.

Gott gebe seinen Segen und schütze sein frommes, mildes und tapfere
deutsches Volk gegen Anarchie, Willkür und fremde Invasion!

Nun wünsche ich E. Wohlgeboren ein glückliches, frohes Neues Jal
und wiederhole die Versicherung der beständigen und ausgezeichneten Hoch
achtung und unwandelbaren Freundschaft."

Geßlers und Steins Urteil über den GdZ IV: NB II, 145f., 254
— über die Folgen, die das Buch für Arndt nach sich zog, über de
Polizeiminister Fürsten Wittgenstein usw. vgl. Müsebeck, „Die Ein
leitung des Verfahrens gegen Arndt". „Historische Zeitschrift", 105 (1910
S. 515ff. Hardenberg nannte den GdZ IV (an Wittgenstein 28. Oktobe
1818) ein „pöbelhaftes Buch". Man wird sich nicht darüber wundern
wenn man weiß, daß er das Urteil der vom Bunde eingesetzten Unter
suchungskommission, die Stein unter denen nannte, welche „die demo
gogischen Umtriebe besonders angeregt" hätten, selbst gegen Metternic
in Schutz nahm (Lehmann, „Stein" III, 471). Müsebecks vortreffliche
Untersuchungen a. a. O. kann ich mich nur darin nicht anschließen, da
er Arndt selbst eine gewisse Schuld an seinem Schicksal beimessen wil

insofern er den politischen Parteikonstellationen, besonders am preußischen Hofe, nicht Rechnung getragen habe. Ich möchte vielmehr Hardenbergs Schwäche und damit seine Schuld an der Reaktion noch stärker betonen als er.

S. 10. Z. 8. erstes politisches Schriftchen: „Ein menschliches Wort über die Freiheit der alten Republiken" (1800).

1. Vorwärts und rückwärts.

S. 11 f. Vgl. God, T. I, S. 189 f. Das Gedicht bildet den bezeichnenden Auftakt der Schrift. Mit Recht sagt Haym S. 28: „Gleich aus dem ersten poetischen Kapitel: ‚Vorwärts und rückwärts' mochte man die Meinung des Buches herauslesen: es war von Anfang bis zu Ende ein Fehdebrief gegen die bereits mächtig angewachsene Reaktion."

2. Deutschland.

S. 13. Z. 17 f. Die gute alte Zeit: „über alte und neue Zeit" hatte sich Arndt schon in der 3. Abhandlung im „Blick a. d. Z." geäußert.

S. 19. Z. 1. Großnaugard: vgl. T. VIII, S. 97.

Z. 31 f. Herzog von Masovien: Konrad hatte 1230 den Deutschen Orden zum Schutze gegen die heidnischen Preußen herbeigerufen.

S. 21. Z. 9. Armagnacs: zügellose Söldner, die im Dienste des Grafen von Armagnac gegen den Herzog von Burgund kämpften. An ihrer Spitze zog der Dauphin Ludwig, der Sohn Karls VII., dem deutschen Kaiser Friedrich III. in seinem Kampfe gegen die Schweizer zu Hilfe und verwüstete überall das Land furchtbar. 1444 kämpften die Schweizer heldenhaft gegen sie bei St. Jakob an der Birs.

Z. 17. Sundgau: der südliche Teil des Elsaß.

Z. 34 f. der auch sein Mann war: d. h. Vasall des Reiches.

S. 22. Z. 6. seine Gemahlin: Maria, die Tochter Karls des Kühnen von Burgund.

S. 23. Z. 21. Karl von Luxemburg: Karl IV.

S. 24. Z. 39. Bernhard von Galen, ein sehr kriegerischer Kirchenfürst, kämpfte 1672 gegen Holland, leistete sonst aber auch dem Kaiser sehr wichtige Dienste.

Z. 40. Egon von Fürstenberg wirkte ganz im französischen Interesse, wurde deshalb 1675 in die Reichsacht erklärt.

Z. 41. Ego: Ich (vgl. Egoist).

S. 25. Z. 4. Flassan: französischer Diplomat und Historiker, schrieb die 1808 erschienene Histoire générale de la diplomatie française depuis la fondation de la monarchie jusqu'au 10 août 1792.

Z. 23. Friedrich von Preußen: vgl. die Anm. zu T. VI, S. 150. — S. 106, Z. 30 ff. urteilt Arndt ähnlich. Graf Geßler schrieb in seinem Urteil über den GdZ IV (NB II, 146): „Mit Vergnügen habe ich gelesen, was Sie über Friedrich den Großen sagen. Sie wissen recht gut, daß der Mensch ist, wozu ihn die Anlagen, mit welchen er geboren worden, und die Verhältnisse, in welchen er gelebt hat, machten. Man erwäge das ja recht genau, ehe man einen Stein gegen jemand aufhebt ..."

S. 26. Z. 25. Deutsche Bund: Arndt nannte ihn in einem Briefe an Gneisenau (2. Juli 1815) (Pick, „Aus der Zeit der Not", S. 333): „unsere saubre Bundesakte".

S. 35. Z. 37 f. neue Deutschheit ...: vgl. zu diesen Ausführungen die vermutlich von dem Kamptzschen Kreise inspirierte Schrift: „Die deutschen Rot- und Schwarz-Mäntler" . . ., gedruckt in Neubrandenburg, die sich gegen Arndt und Görres wenden; s. das Lebensbild, T. I, S. LXX.

S. 37. Z. 7. äolischer Schlauch: Anspielung auf die Erzählung bei Homer: Aolos, der König der Winde, gibt Odysseus einen Sack, in dem die widrigen Winde eingeschlossen sind; die Gefährten des Odysseus öffnen den Schlauch und werden wieder verschlagen.

3. Verfassung und Preßfreiheit.

S. 40. Z. 39. Barrère: Mitglied des französischen Nationalkonvents.

S. 43. Z. 38. Deutscher Jakobiner: vgl. Anm. zu S. 35, Z. 37 f.

S. 49. Z. 7. Haller: Albrecht von Haller (1768—1854), Professor der Geschichte und der Staatswissenschaften in Bern, seit 1814 Mitglied des Kleinen, Großen und des Gemeinen Rates, schrieb die „Restauration der Staatswissenschaften" (1816—20, Bd. 1—4, 1824: 5. Bd., 1825: 6. Bd.). Er war der eigentliche Theoretiker des reaktionären Feudalismus, der heftigste Gegner der konstitutionellen Bestrebungen. Vgl. Meinecke, „Weltbürgertum", S. 216 ff.

Z. 40. Urvertrag: Haller ging von der Bekämpfung des Gesellschaftsvertrages Rousseaus aus.

S. 50. Z. 35. Majestät des Gesetzes: vgl. den Geleitspruch zu der Schrift „Über künftige ständische Verfassungen": „Die erste Majestät im Leben, die höchste heißt Gesetz und Recht."

S. 54. Z. 1 f. Diese Worte können wie eine Mahnung auch an Friedrich Wilhelm III. erscheinen, der in der Kabinettsorder vom 22. Mai 1815 eine allgemeine Landesrepräsentation verheißen hatte. Manche Patrioten schrieben dem Könige — nicht mit Unrecht — eine Abneigung dagegen zu. So urteilte Schleiermacher Arndt gegenüber am 14. März 1818 (NB II, 118) mit Beziehung auf die Görres-Adresse: „Der König soll verdrießlich darüber sein und das würde ich glauben, wenn ich es auch nicht gehört hätte. Seine Persönlichkeit wird immer ein ungeheures Hindernis sein, die allgemeinen Angelegenheiten vorwärtszubringen; nie wird sich der Mann in ein freies öffentliches Wesen finden lernen, und wie ihm schon die Universität hier zuviel ist, wie sollte er je eine frei redende Versammlung in seiner Nähe dulden? . . ."

S. 56. Z. 15. Gall: der Phrenologe.

Z. 35. Klemme: ein von Arndt häufig gebrauchtes Wort, bezeichnet zunächst die Einengung und etwas Einengendes, dann bildlich: die Enge, Verlegenheit. Vgl. WuW, T. V, S. 146 Anmerkung.

S. 57. Z. 18. ersten Geschenks des Himmels: Im „Blick a. d. Z." nennt Arndt die Preßfreiheit „das Palladium aller Freiheit und die

Pflegemutter jeder stolzen Tugend, Kühnheit und Herrlichkeit". Ähnlich auch in der Schrift „Über künftige ständische Verfassungen".

S. 68. Z. 30. Korcyra: Korfu. Arndt denkt wohl an die blutigen Bürgerkämpfe auf Korcyra während des Peloponnesischen Krieges.

S. 69. Z. 1f. Die Liebe hoffet alles ...: 1. Korinther 13.

Z. 9f. Sacheverell: englischer Geistlicher, Anhänger der Tories; wegen einer Predigt, in der er das Recht des Widerstandes, eine Haupttheorie der Whigs, verwarf, wurde er vor dem Oberhaus angeklagt. Obgleich man nur eine milde Strafe über ihn verhängte, wurde die ihm günstige Volksstimmung stark dadurch erregt und der Gegensatz zwischen den beiden Parteien kam zum Ausbruch (1709); vgl. Ranke, „Englische Geschichte", Bd. 8 (Sämtliche Werke 21) (1872, S. 28ff.).

S. 70. Z. 24. Hôpital: vgl. Anm. zu T. VII, S. 105. — Chatam Pitt: William Pitt der Ältere, Graf von Chatam, der Freund Friedrichs des Großen.

S. 71. Z. 26. Polizei: Arndts Ausführungen über die Polizei haben vor allem seine Verfolgung herbeigeführt, insofern dadurch der Polizeiminister Fürst Wittgenstein sich beleidigt fühlte. Vgl. den in d. Anm. zur Einleitung zit. Aufsatz von Müsebeck. Arndt war sich dessen sehr wohl bewußt, vgl. Br 193 (29. Nov. 1818): „Die Wittgenstein-Kampyzianer sollen nur wegen meiner Worte über die Polizei in meinem 4. Teil des GdZ sehr grimmig sein. Ich kann nicht dafür, wenn es ihnen auch gelingen sollte, bürgerlich mein Glück zu zerstören. Ich halte diese verdammte welsche Erfindung für ein schlimmeres Unglück als einen 10- und 20jährigen Krieg und als Pestilenzen und Hungerjahre." Vgl. auch Br Nr. 130. Schleiermacher war gut orientiert, wenn er am 28. Juni 1819 an Arndt schrieb (NB II, 126): „Altenstein ist ... ein gar wunderlicher Mensch von sehr gutem Willen in dem gewöhnlichen Sinn des Wortes, aber er tut gern vielerlei, was er nicht will; denn er scheint sich in eine große Abhängigkeit gestellt zu haben von Wittgenstein auf der einen und Koreff [dem Vertrauten Hardenbergs] auf der andern Seite, und gegen Dich mag ihn wohl Wittgenstein noch immer anschüren, der Deine Antipolizei nicht vergessen kann und in Aachen gesagt haben soll, entweder Du nicht Professor und [= oder] er nicht Minister."

S. 73. Z. 20. Das kann man täglich ...: vgl. dazu BrK 37ff. — Ähnlich wie hier im GdZ hatte sich Arndt 1815 in dem Aufsatze „Wahrheiten und Zweifel" ausgesprochen: „In der ersten kleinen Erziehung des Menschen muß Zucht und Freiheit gleichen Schrittes nebeneinander gehen; man muß mehr wegräumen, was schaden kann, als befehlen, das Schädliche zu meiden; das Beispiel und die Tat unterweise, nicht die Lehre und die Meinung. Ebenso muß die Regierung in der kleinen Erziehung des Volkes verfahren; sie muß nicht glauben, daß sie das Gute und Rechte unmittelbar machen kann, sondern sie muß nur das Böse und Verkehrte wegräumen. Hat sie dieses getan, so wird das Volk von selbst zu dem Guten und Tüchtigen hinstreben: tut es das nicht, so ist die zeugende Schöpferkraft in ihm erstorben. Will man das mit einem Worte der Schule aussprechen, so lautet die Regel: Die Er-

ziehung des Staates wie die des Menschen soll mehr negativ als positiv sein."

S. 78. Z. 18. eine Hauptstadt: Wien.

S. 79. Z. 12. streunten: vgl. Anm. zu T. VII, S. 35.

S. 80. Z. 27. Äsop: griechischer Fabeldichter um 550 v. Chr.

S. 81. Z. 15. verklittert: klittern (von „Klitter" = Fleck, Klecks) = schmieren, kleckseln. Arndt entfernt sich hier von der eigentlichen Bedeutung.

S. 83. Z. 20. Fouché und Savary: Polizeiminister Napoleons.

S. 84. Z. 36. Argenson schuf unter Ludwig XIV. die politische Polizei.

S. 85. Z. 13. de Pradt: französischer Staatsmann, Erzbischof von Mecheln, Ultraroyalist, wußte sich bei Napoleon einzuschmeicheln, wurde aber, als er bei ihm wegen seiner zweideutigen Haltung als Gesandter in Warschau in Ungnade fiel, sein erbittertster Feind. Sein Buch „Du congrès de Vienne" (1815/16) hatte Arndt im „Wächter" Bd. 3 besprochen.

S. 89. Z. 8. Magna Charta (libertatum): Das 1215 erzwungene Grundgesetz der englischen Verfassung.

S. 90. Z. 8. Hamansche Erhöhung: vgl. Anm. zu T. VIII, S. 162, Z. 26f.

4. Orden, geheime Gesellschaften.

S. 93. Z. 38. Eleusis, Samothrake: beide bekannt durch ihren Mysterienkultus.

S. 95. Z. 5. In dem Aufsatze „Wahrheiten und Zweifel" (1815) eignete er sich das Wort des Aristoteles an: „Man darf nicht meinen, daß einer der Bürger ihm selbst gehöre, sondern alle gehören dem Staate."

S. 96. Z. 24. Könige: z. B. Friedrich der Große.

S. 98. Z. 27f. Wir erinnern uns alle noch der Zeit ...: Arndt hatte sich über geheime Gesellschaften, Freimaurer, Illuminaten, Rosenkränzler, Swedenborgianer und Mesmerianer schon in „Germanien und Europa" S. 230ff. ausgesprochen. Vgl. auch T. IX, S. 205ff.

S. 99. Z. 36. Timoleon: vgl. Anm. zu T. VI, S. 24, Z. 14.

Z. 37. Wallace: Schottischer Freiheitsheld, kämpfte Ende des 13. Jahrhunderts gegen Eduard I. von England, wurde aber 1305 gefangen und zu Tode gemartert.

Z. 38. Romana: vgl. T. VIII, S. 18, Z. 2ff.

5. Die deutsche Wehrmannschaft.

S. 100. Z. 25. Meine schwache Stimme erhoben: Schon in „Germanien und Europa" hatte Arndt ungünstig über die stehenden Heere geurteilt, dann im GdZ I: „das schlimmste aller Übel", vgl. T. VI, S. 61 und 64. — Anregungen empfing Arndt besonders in Schweden (vgl. auch S. 115ff.). Vgl. Arndts „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?" und „Grundlinien einer teutschen Kriegsordnung" (1813). Lehmann, „Scharnhorst" II, 560 Anm., teilt aus einem Schreiben Lüttwitz' an Hardenberg die Stelle mit (19. April 1813): „Ein Gespräch,

welches zwischen dem bekannten Schriftsteller Arndt und Professor Steffens zu Dresden geführt wurde, bewies mir von neuem die exzentrische Tendenz dieser Herren. Es wurde darin das Postulat aufgestellt, daß der Militärgeist in dem jetzigen Volkskriegsgeist untergehen müsse, und daß durch den wohl ohnausbleiblichen Volkskrieg die stehenden Armeen vernichtet werden würden, zum Heile der Welt."

S. 101. Anmerkung. Degen: Vgl. mhd. degen = Dolch, Krieger. — Wehr: got. wair; mhd. wer m. = Mann (vgl. wergelt), wer f. n. = Waffe. — Ark: gdt. arbi, ahd. arbi, erbi = Erbe.

S. 109. Z. 37 f. Oder er kann das Geld . . . verwenden: Vgl. dazu Fichte „Die Patrioten" (Zweites Gespräch). Fichte meint: wenn ein Staat im Frieden die Hälfte seines Heeres entlassen und das Geld dafür auf eine Erziehung, wie Pestalozzi und er sie denken, gewendet hätte, „so will ich dartun, daß dieser Staat beim Ausbruche des Krieges auch die andere Hälfte seines Heeres hätte abdanken können, und daß er dagegen eine Nation unter die Waffen zu stellen gehabt hätte, welche schlechthin von keiner menschlichen Macht hätte geschlagen werden können".

S. 110. Z. 22. Nimrod: Vgl. 1. Mos. 10, V. 8—10.

Z. 23. Folg Odder, un do Quad: Folge der Order und tue Schlechtes, d. h. füge dich dem Befehle, auch wenn du Schlechtes tun sollst.

S. 117. Z. 19 ff. Vgl. zu diesen Ausführungen das Kantonnements- und Enrollierungssystem Friedrich Wilhelms I. von Preußen.

S. 118. Z. 24 ff. Hornungs usw.: Arndt liebte es, die alten Bezeichnungen der Monate zu gebrauchen, so:

Wintermond, Frischmond	= Januar
Hornung	= Februar
Lenz-, Fastenmond	= März
Oster-, Frühlingsmond	= April
Wonnemond	= Mai
Brachmond	= Juni
Heumond	= Juli
Erntemond	= August
Herbstmond	= September
Weinmond	= Oktober
Wind-, Sturmmond	= November
Christmond	= Dezember.

S. 123. Z. 31. Guerillas: Freischaren.

S. 126. Z. 34 f. daß jeder angesessene Hausvater . . . ein Gewehr . . . haben müßte: Wie mußte eine solche Forderung auf die wirken, die das Volk fürchteten! Vgl. schon „Freimütige Blätter für Deutsche" (v. Cölln) II (1816), Heft V, S. 65 ff., wo der Schreiber die Partei verdächtigt, die sich im „Rheinischen Merkur", „Deutschen Beobachter", in „Preußens Rheinischer Mark", in den „Württembergischen Landtags-Schmähschriften" u. v. a. äußere und schließt: „Auch wir finden Landsturm und Landwehr gut, doch dürfte es jetzt, bei einer so unruhigen

Partei ... nicht an der Zeit sein, das Volk zu bewaffnen ..." (vgl. T. X, S. 21).

6. Über deutsche Art und über das Welschtum bei uns.

S. 137. Z. 18. Vgl. z. B. „Über Sitte, Mode und Kleidertracht" (1814), „Blick a. d. Z." (1814).

S. 138. Z. 3 ff. Dieses Thema hat Arndt schon vorher oft behandelt, vgl. z. B. „Über Volkshaß und den Gebrauch einer fremden Sprache" u. a. über Fürstenerziehung: „Entwurf der Erziehung und Unterweisung eines Fürsten" (1813).

S. 149. Z. 15. Bjelke: Sten Freiherr Bjelke, seit 1657 Reichsrat und Admiral, Mitglied der vormundschaftlichen Regierung.

S. 151. Z. 30 ff. Vgl. Pestalozzi und Herbart.

S. 154. Z. 34. St.-Martin: Jean Claude de St. Martin, theolog. Schriftsteller der französischen reformierten Kirche im 17. Jahrhundert.

Z. 35. Grécourt: frivoler französischer Schriftsteller (gest. 1743). — Crébillon († 1777) schrieb Werke schamlos-sinnlichen Inhalts.

7. Das Turnwesen.

S. 157. Nach Z. 11. Arndt hat sich immer lebhaft für das Turnwesen interessiert. Schon in seinen „Fragmenten über Menschenbildung" hat er sich ausführlich über „Gymnastik" im Knaben- und Jünglingsalter geäußert; seit „Germanien und Europa" war ja die Harmonie von Geist, Seele und Körper sein Ideal. Aber auch die Gefahren übersah er nicht. An Jahn schrieb er aus Trantow am 12. November 1811 („Vossische Zeitung", 1909, Sonntagsbeil. Nr. 50): „. . . Sonst freut mich euer Turnen; es ist wohl an der Tagesordnung. Wollte Gott, daß der Geist uns wieder in die Gebeine fahre, und nicht umgekehrt; denn dann bleibt beides nicht unser." — Jahn, dem eifrigsten Beförderer des Turnens, stand Arndt mit freundlichster Gesinnung gegenüber. Vgl. z. B. Br 118, 131. In dem Aufsatze „Wahrheiten und Zweifel" (1815) schrieb er: „Ein kräftiger Leib, zur Fülle der Gesundheit und Stärke geübt und bereitet, kräftigt auch die Seele, da sie durch einen faulen und kränkelnden Leib gelähmt wird. Wohl mögen wir unsere Kinder glücklich preisen, daß sie in einer Zeit geboren sind, wo es allgemein gefühlt wird, daß die Seele in einem schlechten Geräte und Gehäuse hier auf Erden nur ihre halbe Wirkungen tun kann; loben aber müßten wir den treuen und tüchtigen Mann, der zuerst mit großer Kraft und seltener Ausdauer dies unter uns nicht bloß zur Sprache, sondern auch zur Wirklichkeit gebracht und mit beispielloser Geduld und Hingebung aus kleinen Anfängen Großes bereitet hat. Er heißt Jahn und hat durch seinen treuen Ernst und seine feste Liebe die deutsche Bürgerkrone wohl verdient." — Arndts Freunde urteilten verschieden über Jahn. Günstig: Schleiermacher (z. B. NB II, 121, 123). Geßler schrieb mit Bezug auf die Ausführungen im GdZ IV (o. D. Spätherbst 1818, NB II, 146): „über das Turnen lassen Sie mich Ihnen noch ein Wort sagen. Allerdings ist es sehr gut, den Jungens corpus sanum zu machen, damit mens sana darin wohnen könne; aber ihnen in den Kopf setzen, daß von ihnen das

Heil der Welt ausgehen solle, ist insanum. Wenn Sie wüßten, wie Narren und Schurken ... dem Teufel in die Hand arbeiten, Ihr frommes christliches Gemüt würde sich darüber entsetzen." — Steins Urteil vgl. Anm. zur Einl. zu GdZ IV. — Als der GdZ IV erschien, hatte gerade eine starke Bewegung gegen das Turnen begonnen. Zuerst hatte Wilhelm Scheerer in Gubitz' „Gesellschafter" einen Aufsatz gegen das Turnwesen geschrieben. An der Turnfehde war auch Arndts Freund Professor Steffens in Breslau stark beteiligt. Vgl. dazu Br 143. 148. Treitschke, „Deutsche Geschichte" II. Euler, „Jahn". Schultheiß, „Jahn". — Auch in der preußischen Regierung kamen damals immer mehr turnfeindliche Gesinnungen zum Durchbruch.

S. 161. Z. 12 ff. Vgl. dazu E, T. II, S. 24.

S. 162. Z. 22. Milon: griechischer Athlet aus Kroton, um 510 v. Chr. — Maximinus Thrax (= der Thrakier), von außerordentlicher Größe und Stärke, römischer Kaiser 235—238 n. Chr.

Z. 41. Die Lehre der Turnplätze ist eine offene: 1816 erschien von Jahn und Eiselen die „Deutsche Turnkunst".

8. Unsere Sprache und ihr Studium.

S. 169. Nach Z. 10. Dieser Abschnitt erschien im „Hermann. Zeitschrift von und für Westfalen". (1818.)

S. 170. Z. 2 f. Vgl. „Ideen über die höchste historische Ansicht der Sprache" (1804). „Über Volkshaß und den Gebrauch einer fremden Sprache" (1813). „Noch ein Wort über die Franzosen". (1814) u. a.

Z. 20. Fichte: in seinen „Reden an die deutsche Nation", 4. Rede.

S. 180. Z. 26 f. Europäische Fama: seit 1702 erscheinende Zeitschrift.

S. 182. Z. 5. Franzosen: Wortspiel. Die Franzosen haben = Syphilis haben; hier als Steigerung zu Krätze und Aussatz, zugleich aber in Hinsicht auf die Nachahmung des Französischen. Vgl. T. XII, S. 152, Z. 23 f.

S. 183. Z. 29. Leibniz: „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache" (1697).

Z. 30. Ihre: Glossarium Sueco-Gothicum (1769).

S. 186. Z. 40. Verganten: aus dem Romanischen übernommenes Wort = versteigern, von gant = Verkauf; ital. incanto, vielleicht von dem Ruf des Ausbietenden: in quantum = wieviel sc. wird geboten?

S. 189. Z. 33. Schlözer: vgl. Anm. z. T. VI, S. 77, Z. 42 und 127. Hier ist seine „Allgemeine nordische Geschichte" (1772) gemeint.

9. Ein Wort über das jetzige deutsche Gelehrtenwesen: auch Zeichen der Zeit.

S. 192. Vor Z. 1. Gelehrtenwesen: vgl. auch die „Hoffnungsrede vom J. 1810" (Schr IV).

S. 195. Z. 6 f. „Allgemeine Deutsche Bibliothek": herausgegeben von Fr. Nicolai; erschienen seit 1765. — „Göttinger Gelehrten Anzeigen": erschienen seit 1739.

S. 195. Z. 9. Eine einzige Literaturzeitung: die „Jenaische Allgemeine Literaturzeitung"; seit 1785.

10. Denkmäler, Feste, Spiele.

S. 204. Z. 16. Vgl. dazu Arndts Schrift „Über die Feier der Leipziger Schlacht" und die Anmerkungen dazu (T. XI).

Z. 29 f. Wesel: hier wurden die Offiziere Schills erschossen. — Marburg: Oberst Emmerich und Professor Sternfeld versuchten in Marburg eine Erhebung und wurden in Kassel erschossen. (Meisner.)

Z. 30. Altmark: in Wolmirstedt wurden die Männer erschossen, die mit den Offizieren von Hirschfeld und von Katte Magdeburg zu entsetzen versucht hatten. — In Oldenburg wurden 1813 die Kanzleiräte von Finkh und von Berger erschossen. (Meisner.)

11. Vom Mystizismus und einigem, das sich daran hängt.

S. 205. Nach Z. 18. Mystizismus, vgl. Anm. zu S. 98, Z. 27 f.

Geleitwort. Aus den Papieren von F. A.: Arndt teilte später in den Schr I Auszüge aus den Papieren seines 1815 verstorbenen Bruders Friedrich mit.

S. 210. Z. 33. Tauler (ca. 1300—61), Vertreter praktisch gerichteter Mystik. — Johann Arndt (1555—1621), protestantischer Prediger, wandte sich der alten volkstümlichen Mystik zu. Besonders viel gelesen wurden seine „Vier Bücher vom wahren Christentum" (1605).

S. 219. Z. 1. Mesmerismus: Mesmer (1733—1815), begründete die Lehre vom tierischen Magnetismus und suchte den Magnetismus als Heilmittel zu verwenden. 1775 schrieb er ein „Sendschreiben an einen auswärtigen Arzt über die Magnetkur".

S. 221. Z. 21. Leicht aufzureißen ist das Reich der Geister: „Jungfrau von Orleans", Prolog, 2. Auftritt.

S. 225. Z. 9. Kindlingers Schriften: Münsterische Beiträge.

S. 227. Z. 37. halkyonische Tage: Tage glücklicher Stille (nach einer griechischen Mythe).

S. 229. Z. 2. Levellers: Gleichmacher. Religiös-politische englische Sekte z. B. Cromwells, die Volkssouveränität, Gleichheit aller vor dem Gesetz, Gewissens- und Kultusfreiheit des einzelnen forderte. — Independents: Unabhängige, religiöse englische Sekte (seit Ende des 16. Jahrhunderts); verlangte die unabhängige Selbstregierung jeder einzelnen Gemeinde.

Z. 3. Feuillants: politischer Klub z. B. der Französischen Revolution, der in dem ehemaligen Kloster der Zisterzienserkongregation der Feuillants tagte. Der 1791 aufgelöste Klub forderte eine Verfassung nach dem Vorbild der englischen.

12. Das Alter, die Jugend.

S. 238. Z. 4 f. sechzigjähriger Professor: der ältere Muhrbeck, Professor in Greifswald. Vgl. E. T. II, S. 64.

S. 244. Z. 17. Fjäll (schwedisch), Fjeld (norwegisch): vegetationslose, meist oberhalb der Schneegrenze liegende Bergflächen.

S. 214. Z. 35. erſiſch: iriſch.

S. 216. Z. 1 ff. Vgl. dazu, was Arndt in der Vorrede zu ſeiner „Blütenleſe aus Altem und Neuem" ſchrieb: „Ich habe vier Sommer in Schweden gelebt und erinnere mich noch mit Freuden, wie prächtige Sommerwochen, wie fröhliche Sternen- und Mondſcheinnächte ich in luſtigen Gelagen mit fröhlichen Menſchen zu Schiffe und zu Wagen, auf Inſeln und an Küſten im fröhlichen, wirklich ſchwärmeriſch myſtiſchen Naturdienſt mitgefeiert habe. Wir haben bei uns kaum eine Vorſtellung davon, mit welchem Entzücken dort der Ausbruch der grünenden Blätter und duftenden Blumen begrüßt, mit welcher Wonne überhaupt der Umgang mit Frühling und Sommer gepflegt und ausgebeutet wird. Dem Schweden und Schotten iſt die Blume und der Baum noch ein gar anderes, ein viel lieblicheres, wunderbareres Weſen als dem Deutſchen, vollends als dem Italiener oder Spanier."

S. 218. Z. 37. Denn ihr ſeid das Salz . . .: vgl. Bergpredigt, Ev. Matth. 5, V. 13.

Anmerkungen zu Teil 10.

Kleine Schriften.

Dem Text unserer Ausgabe sind stets die ersten Ausgaben zugrunde gelegt. Der leitende Gedanke dabei war der, sie in der Form zu bieten, wie sie in dem Zeitpunkte, unter dessen Einfluß sie entstanden sind, und in dem sie wirken sollten, von Arndt in das Volk geworfen wurden. Aus diesem Grunde glaubte ich mich nicht an die für einige dieser Werke in den „Schriften für und an seine lieben Deutschen" vorliegende letzte Fassung anschließen zu sollen. Deshalb ist auch die Schreibung „Teutschland", „teutsch" usw., wo sie Arndt gebraucht hat, beibehalten, obwohl sie ja auf einer falschen Etymologie beruht und von Arndt selbst später aufgegeben ist. Bewußt eine Zeitlang von ihm verwandt, erscheint sie doch in gewisser Weise in jenen Jahren als eine besondere Eigentümlichkeit seiner Publizistik und seines Wesens. Über Arndt als Publizisten habe ich mich kurz in der Einleitung (T. X, S. 27—29) geäußert; es mag hier noch auf einige Urteile hingewiesen werden, ohne daß damit irgendwelche Vollständigkeit bezweckt wird.

Sehr gut läßt sich auf Arndts Publizistik anwenden, was er selbst über Steins Briefe in „Belgien und was daran hangt" (T. XII, S. 81 Anm.) gesagt hat. — An seinen Freund Schildener schrieb er 1814 (11. Dezember; NB II, 71; Br Nr. 86): „Mit dem Stil ist es so ein Ding; der ist nicht das Leichteste. Gibt Gott mir künftig Ruhe und etwas Unabhängigkeit, so werde ich mehr Sorge darauf wenden, als ich bisher habe tun können. Ich habe vor, noch allerlei für das Volk zu schreiben, einfältig klar und ohne alle Klügelei des Worts. Dabei ließe sich ein echter historischer Stil ausbilden. Sed ars longa et vita brevis. In den letzten drei, ich mag wohl sagen acht Jahren bin ich ein zu geplagter und zerarbeiteter Mann gewesen, als daß ich etwas Vollkommenes und Fertiges hätte machen können." —

Steins Urteil s. WuW, T. V, S. 34; das von Steffens und anderen vgl. Anm. zu T. VII, S. 14. — Niebuhr schrieb am 15. April 1813 an Arndt (NB II, 160), er habe ihn seit ihrem ersten Zusammentreffen weit vollkommener als aus allen seinen früheren Schriften aus denen kennen gelernt, wozu die große Zeit ihn begeistert habe. „Bei

vielen Tausenden haben Sie männliche Tränen hervorgerufen; jeder ruft Ihnen ein herzliches ‚Gott lohn' es' zu. — Am 16. Dezember 1813 bezeugte Körner [der Vater] (NB II, 176), die Schrift über die Preußen [„Das preußische Volk und Heer"] habe ihm rechte Freude gemacht. „Sie haben ein eignes Talent, tiefen Sinn mit großer Popularität zu verbinden und bei großer Wärme für die Sache mit Billigkeit und Milde gegen das Persönliche. Wenn Sie in diesem Tone fortfahren, kann Ihre Feder nicht anders als wohltätig wirken." — Die Herzogin Antonie von Württemberg schrieb an Arndt (nach seiner Angabe im NB II, 189 f. im Herbst 1812): „Wärmsten Dank für das überschickte Buch, welches mir schon so manchen angenehmen Augenblick verschafft hat ... Die reinen und kräftig ausgedrückten Wahrheiten, die es enthält, stimmen so ganz mit meinem Gefühl überein ... Ich möchte Sie als Stellvertreter der Menschheit und als ihren Priester unter diese armen Verkehrten setzen." Und ähnlich Gneisenau am 10. April 1813 (NB II, 244): „... Vielleicht kommen dann auch Sie als Sänger, Historiograph, Redner und Mitstreiter zu uns ..." — Hardenberg sprach ihm am 14. Mai und 17. Juli 1814 (NB II, 239 f.) die Anerkennung seiner Verdienste um die Sache des deutschen Vaterlandes und Preußens und den Dank für seine Schriften aus. Ebenso in dem Schreiben, in dem er ihm seine Ernennung zum Professor mitteilte (1818). — F. L. Graf zu Stolberg dankte ihm am 10. Februar 1814 (NB II, 309 f.) herzlich für Schreiben und Schriften: „Sowohl die kraftvollen, lebenatmenden, in jedem Betracht schönen Lieder als auch die Büchlein sind Worte geredt zu seiner Zeit, solche von denen der weise Salomon sagt, daß es güldene Äpfel seien in silbernen Schalen. Freuen Sie sich, edler Patriot, des Guten, welches Sie gewiß in reichem Maße stiften. Dieser herzerhebende Gedanke müsse Sie ferner entflammen." — Und der geistreiche, sehr kritische Graf Geßler ließ sich mit einer feinen Mahnung am 23. Dezember 1814 vernehmen (NB II, 139): „... Sie sind ein tüchtiges Werkzeug in der Hand der Vorsehung. Geben Sie doch manchmal auf die Holzhacker acht, die in der Straße Holz spalten. Jetzt im Winter haben Sie gute Gelegenheit dazu. Sehen Sie, wie die Erfahrenen unter ihnen grade auf den rechten Fleck und nicht stärker schlagen, als nötig ist. Die Ungeübten schlagen blind drein, machen sich müde und hauen viel Holz in die Späne."

Auf andere Urteile, so aus Zeitschriften, von Freunden und Feinden, habe ich an verschiedenen Stellen der Anmerkungen zu Teil VI—XII hingewiesen.

Erster Teil.

Der Bauernstand, politisch betrachtet.

Vorbemerkung (vgl. Einleitung, T. X, S. 7 ff.). Das Buch erschien 1810 in Berlin bei Johann Wilhelm Schmidt. Als Schrift Arndts hat es nachgewiesen: F. Müsebeck in den „Preußischen

Jahrbüchern" Bd. 111 (1910), S. 78ff. Die Schrift trägt nach Inhalt und Stil unverkennbar den Stempel Arndtscher Publizistik. Zur Entstehung vgl. auch Br 34. Die „Vossische Zeitung" kündigte die Schrift am 31. Mai, die Spenersche, in ziemlich damit übereinstimmender Fassung, am 5. Juni an; letztere charakterisierte den Verfasser mit den Worten: „Ihr Verfasser, der schon öfter das Wort nahm, wenn die anderen Schriftsteller schwiegen, besitzt die gründlichsten Kenntnisse vom klassischen Altertum, lebt und webt in der Geschichte, hat die Riesentrümmer Roms gesehen, die neuen Baue des neuen Großreichs und den hohen Norden." — Rezension v. Helds im „Beobachter an der Spree", 3. September 1810; er fügte noch hinzu: „Ich weiß nicht, wer der Verfasser ist; ... Allein wer es und wo er auch sein mag, er hat etwas Treffliches geleistet. Der Zeitgeist läßt in diesen wenigen Blättern, besonders in der Beilage eine seiner schönsten, kräftigsten und eindringendsten Stimmen ertönen ... Flüchtiges Lesen reicht aber nicht hin. Hierzu gehört williges, ernstes und anhaltendes Nachdenken und vollkommene Unparteilichkeit mit redlicher Wahrheitsliebe, die sich nicht scheut, das Notwendige in den Dingen zu erkennen." Dieselben Gedanken wie in dieser Schrift hat Arndt später ausgesprochen in den Büchern: „Über künftige ständische Verfassungen in Teutschland" (T. XI); „Über den Bauernstand und seine Stellvertretung" ... (1815); ‚Ein Wort über die Pflegung und Erhaltung ..." (1815 „Wächter", vgl. auch E, T. II, S. 193ff.) und in der „Geschichte der Veränderung ..." (1817); etwas abweichend im „Grundgesetz der Natur von Diderot" (1846). — Über die 1810 und 1811 zutage tretenden Ansichten über die Agrarreform vgl. mein Buch „Hardenberg und die ständische Opposition 1810/11".

S. 35. Z. 3. Edikt vom 9. Oktober 1807; es ist jenes berühmte Edikt Steins, in dem einerseits die Aufhebung der Erbuntertänigkeit der Bauern (vom Martinitage 1810 an) und andrerseits die Niederlegung der Schranken zwischen den einzelnen Ständen verfügt wurde. Vgl. Lehmann, „Stein" II, 281ff.

S. 37. Z. 33. Charondas: Gesetzgeber chalkidischer Kolonien in Sizilien und Italien im 6. Jahrhundert v. Chr.

Z. 34. Numa: Numa Pompilius, sagenhafter zweiter König von Rom.

S. 39. Z. 40. Ilissus: Fluß, der an Athen vorbeifließt. — Eurotas: am Eurotas lag Sparta. — Alpheus: Hauptfluß des Peloponnes, durch Arkadien und Elis fließend.

S. 40. Z. 26. der berühmte Bürger von Genf: Rousseau.

S. 42. Z. 18. Mainotten: daß die Mainoten (Manioten), Bewohner des südlichen Teils von Morea, der Maina (Mania) heißt, von den alten Spartanern abstammen, ist nicht nachweisbar.

S. 43. Z. 2. Levellers: vgl. Anm. zu T. IX, S. 229, Z. 2.

S. 50. Z. 20ff. Auf die englische Landwirtschaft war das Interesse besonders durch das Werk Albrecht Thaers „Einleitung zur Kenntnis der englischen Landwirtschaft" (1795—1801) gelenkt worden. Vgl. Anm. zu S. 66, Z. 30 und zu S. 108, Z. 11.

S. 52. Z. 20. widerfuhr ihnen, was recht war: Hier zeigt sich

schon die Wandlung der Ansichten Arndts über die Polen. Während er früher vorzüglich die Teilungen und damit die daran beteiligten Mächte für ihr Schicksal verantwortlich gemacht hatte, ist er hier schon zur Erkenntnis gelangt, daß die Schuld wesentlich bei ihnen selbst zu suchen war. Vgl. Anm. zur Einleitung der Schrift „über Polenlärm und Polenbegeisterung" (T. XII).

S. 52. Z. 23. über die Russen vgl. Anm. zu T. VI, S. 127, Z. 13.

S. 56. Z. 40. Clive: (1725—74) englischer Feldherr und Staatsmann, der die britische Machtstellung in Ostindien begründete. — Hastings war 1773—85 im Dienste der ostindischen Kompagnie Generalgouverneur von Ostindien.

Z. 41. Bedford: der erste Träger des Herzogstitels von Bedford war Johann Plantagenet (1389—1435), ein Sohn Heinrichs IV. von England; er ist aus den Kämpfen zwischen England und Frankreich bekannt.

S. 57. Z. 12. Gustav der Vierte . . .: 1806 hob er im schwedischen Pommern die Leibeigenschaft auf; zu diesem Entschluß hatte Arndts Buch von 1803 nicht unwesentlich beigetragen. Gleichzeitig verordnete er die Teilnahme der Bauern am pommerschen Landtage. Er beabsichtigte, ihnen eine Stellung ähnlich wie den Bauern in Schweden zu geben.

S. 59. Z. 35. Arundel: Thomas Graf von Arundel (1586 bis 1646), bekannt durch sein reges Interesse für griechische Kunstwerke. — Bridgewater: Francis Henry Egerton Graf von Bridgewater (1756 bis 1829) lebte mit regem Eifer literarischen Interessen, die sich vorzüglich auf griechische Werke erstreckten.

Z. 36. Derby: den bekanntesten Grafen von Derby, den bedeutenden englischen Staatsmann, meint Arndt hier natürlich nicht, da er erst 1799 geboren ist. — Sinclair: es ist (wie bei Derby) zweifelhaft, an welchen Sinclair Arndt denkt. Ein bekannter Botaniker Sinclair ist 1786 geboren.

S. 64. Z. 20ff. Das Problem der Teilbarkeit der Güter beschäftigte in der Folgezeit die Regierung vielfach.

Z. 32. akzisliche Hinsicht: die Erträge der Akzise (einer Verbrauchssteuer im alten Preußen) waren um so höher, je größer die Volksmenge war, daher das Streben nach „Peuplierung", d. h. Vermehrung der Bevölkerung.

Z. 36f. nicht die meisten Menschen . . .: gegen die absolutistischen Regierungen, z. B. gegen Friedrich den Großen, hatte Arndt den Vorwurf erhoben, diese Forderung außer acht gelassen zu haben.

Z. 41. Malthus, der berühmte Nationalökonom (1766 bis 1834), hatte in seinem „Essay on the principles of population" (1798) den Satz aufgestellt, daß die Bevölkerung die Tendenz habe, sich rascher zu vermehren als die zu ihrer Erhaltung notwendigen Nahrungsmittel und hatte auf die wirtschaftlichen und moralischen Folgen hingewiesen.

S. 65. Z. 15. Dalelbe: Dalelf, Hauptfluß in der schwedischen Landschaft Dalarne.

Z. 43. Laßbauern waren (in Preußen) solche, die sich im

sog. gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnis befanden; d. h. sie waren erbuntertänig, der Gutsherr hatte über ihre Güter das Obereigentumsrecht, war u. a. verpflichtet, nötigenfalls für sie die Staatssteuern zu tragen, die Gebäude des Hofes in ordentlichem Zustande zu erhalten usw. Die Lassiten mußten dafür Dienste leisten. Es gab erbliche und unerbliche Lassiten.

S. 66. Z. 7ff. Den Vorschlag der Zerschlagung der Domänen hatte Arndt schon in seinem „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft" (1803) gemacht, und er erneuerte ihn auch später.

Z. 30. Abbauen: unter Abbau versteht man die Verlegung eines Bauernhofes aus dem Dorfe auf die Feldmark oder auch die Anlage von neuen Vorwerken auf größeren Gütern. Vorzüglich Albrecht Thaer hatte auf die Notwendigkeit des Abbaus hingewiesen (so in Gutachten an die preußische Regierung, auch Niebuhr, Scharnweber u. a.). Das Landeskultur-Edikt vom 14. September 1811 bahnte einer intensiveren Kultur den Weg. Zu allen diesen Fragen vgl. bes. Knapp, „Die Bauernbefreiung und der Ursprung der Landarbeiter in den älteren Teilen Preußens".

Z. 42. Liquidation: vgl. dazu die dann 1811, 14. September, im Regulierungsedikt erfolgende „Regulierung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse".

S. 68. Z. 34. Magnus Ladulos machte sich durch seine tüchtige bauernfreundliche Regierung sehr verdient um Schweden (1275—90).

S. 69. Z. 25. Magnus Smek: 1319—65.

Z. 29. Union von Kalmar: (1397) Vereinigung der drei Reiche Schweden, Norwegen und Dänemark.

Z. 33f. Gustav Wasa: 1523—60.

Z. 34f. Erich XIV: 1560—68.

S. 70. Z. 5. Karl Gustav: Karl X. Gustav regierte von 1654 bis 1660.

Z. 12. Reduktion von 1680: König Karl XI. (1660—97) ging, beraten von Gyllenstierna und Marquis de Fenquières, energisch gegen die Mißwirtschaft des Adels vor; 1680 wurden die entfremdeten „großen Krongüter „reduziert", d. h. sie fielen wieder an die Krone zurück.

Z. 22f. Gustav III.: 1771—92. — Gustav IV. Adolf: 1792—1809.

S. 74. Z. 1ff. Freie Männer . . . Man beachte den Unterschied dieser Meinung Arndts von der, die er in „Germanien und Europa" vertrat! — 1815 schrieb er in der Schrift „Über den Bauernstand und seine Stellvertretung . . .": „Das wahre Leben kann nur in dem Staate sein, wo die Menschen immer den Bürger fühlen, wo sie dem Vaterlande und der Regierung lebendig angehören und lebendig Teil an ihnen nehmen."

S. 80. Z. 28f. Erziehung: in dieser Anschauung berührte sich Arndt aufs engste mit den Reformern. Stein z. B. äußerte 1810: „Es ist nicht hinreichend, die Meinungen des jetzigen Geschlechts zu lenken, wichtiger ist es, die Kräfte des folgenden Geschlechts zu entwickeln." Vgl. Lehmann, „Stein" II, 535ff.; auch Lebensbild, T. I, S. XXXf.

S. 80. Z. 38 ff. Vgl. hierzu E., T. II, S. 20.

S. 92. Z. 26. Adam Müller: Romantiker und Publizist (1779 bis 1829). 1805 trat er zum Katholizismus über. Er war mit Kleist befreundet und weilte 1810 auch in Berlin. Bekannt ist seine Opposition im Sinne des Adels gegen Hardenbergs Reformgesetzgebung und später in österreichischen Diensten seine Agitation gegen Preußen. 1809 schrieb er seine „Elemente der Staatskunst" (3 Bde.) und 1810 „Vorlesungen über König Friedrich II." — Über Müller in den Jahren 1808—13 vgl. Meinecke, „Weltbürgertum . . ." S. 121 ff., wo auch seine Beeinflussung durch Burke und Gentz dargelegt wird.

Z. 29 f. Burke: Edmund Burke, berühmter englischer Staatsmann und Publizist (1729—97); große Wirkung übten seine „Reflections on the Revolution in France" (1790), in denen er gegen Frankreich auftrat. Sie wurden zuerst (1793) von Fr. Gentz übersetzt. Vgl. die vorige Anm.

S. 96. Z. 43. Johannes Müller: deutscher Historiker und Publizist (1752—1809), besonders bekannt durch seine „Schweizergeschichte" und durch die „Reisen der Päpste".

S. 102. Z. 3 ff. Dazu vgl. meine Schrift: „Hardenberg und die ständische Opposition" S. 24; Gutsbesitzer machten 1811 den Vorschlag: um auf ein stärkeres Vertrauen zwischen den Grundbesitzern und den verschiedenen, besonders den Provinzial-Behörden hinzuwirken, möge man bei der Besetzung der Stellen weniger, wie jetzt üblich, das Prinzip der Intelligenz als das der Ansässigkeit in einer Provinz vorwalten lassen.

S. 105. Z. 9. nie sterbenden König: vgl. das Wort le roi est mort, vive le roi!

Z. 39. Schwerine: Feldmarschall Schwerin fiel am 6. Mai 1757 in der Schlacht bei Prag.

S. 106. Z. 1 f. Mark Aurel: der „Philosoph auf dem Throne der Cäsaren", ein tüchtiger Fürst; sein Sohn Commodus dagegen war schwach und schloß z. B. sogleich zu Beginn seiner Regierung einen schimpflichen Frieden mit den Markomannen.

Z. 19. Mailand und Cremona: Mailand wurde 1162 auf Veranlassung Friedrichs I., Cremona im Laufe der Jahrhunderte verschiedentlich zerstört.

Z. 25. Hamden: John Hampden (1594—1643) trat den verfassungswidrigen Steuern Karls I. entgegen und wurde das Haupt der Opposition gegen ihn. 1643 wurde er in einer Schlacht tödlich verwundet. — Blake: engl. Seeheld (1599—1657), kämpfte siegreich gegen die Holländer und Spanier. — Sidney Smith: vgl. Anm. zu T. VI, S. 176, Z. 39.

Z. 26. Chatham: vgl. Anm. zu T. IX, S. 70, Z. 24.

Z. 36. de la Torre, de la Cane vgl. Anm. zu T. VI, S. 111, Z. 21. — Engelbrechte: Arndt denkt vermutlich an Engelbrekt Engelbrektsson, einen schwedischen Freiheitshelden aus Dalekarlien (gest. 1436).

Z. 37. Rodney: englischer Seeheld (1718—92).

S. 106. Z. 38. Temple: William Temple, englischer Diplomat und Schriftsteller (1628—99).

S. 107. Z. 8. **glebae adscripti**: an die Scholle gefesselt, Leibeigene.

S. 108. Z. 11. Thaer (1752—1828): vgl. Anm. zu S. 50, Z. 20ff. Arzt und Begründer der modernen Landwirtschaft in Theorie und Praxis. Durch Schriften, Musterwirtschaften (seit 1804 Möglin in der Mittelmark; vgl. Fontane „Wanderungen durch die Mark") und Lehrinstitute wirkte er für rationelleren Betrieb der Landwirtschaft. Sein wichtigstes Werk sind die „Grundsätze der rationellen Landwirtschaft" (1809—12). Außerdem wirkte er seit 1809 an der preußischen Agrarreform mit, besonders war er bei dem Zustandekommen der Agrargesetze Hardenbergs tätig.

Z. 33. Jean Paul trat in seiner „Vorschule der Ästhetik" (1804) für deutsches Wesen gegen die ausschließliche Verherrlichung des Griechentums durch Goethe und Schiller sowohl wie gegen den einseitigen Formensinn der Romantiker ein.

Kurzer Katechismus für teutsche Soldaten.

Der Anhang von Liedern (29 an der Zahl) ist hier fortgelassen; ein Teil von ihnen in GedA. T. I.

Vorbemerkung (vgl. Einleitung, T. X, S. 9—12: **die Katechismen Arndts**).

Allgemeines: über ältere Soldatenkatechismen vgl. Meisner, „Zeitschrift für Bücherfreunde" 7, S. 198ff. — Kleists „Katechismus der Deutschen": vgl. Anm. zu T. VII, S. 83.

Petersburger Katechismus: Auf ihn zuerst nachdrücklich hingewiesen zu haben, ist das Verdienst von M. Lehmann („Ein Arndt-Fund", „Deutsche Revue" 1901 S. 286ff.); vgl. auch Lehmann, „Stein" III, 175; 234; 318. — Am 30. Oktober 1812 schickte Arndt 20 Exemplare an seinen Freund Friedrich von Horn, Chef der Jäger-Kompagnie in der Russisch-Deutschen Legion (Br 56). — Von dieser Ausgabe von 1812 sind nur noch 2 Exemplare, in der Görit-Lübeck-Stiftung in Berlin und in der Stadtbibliothek zu Elbing, vorhanden. — **Wirkung**: Vgl. **NB II**, 191. — Der Herzog von Oldenburg, der Leiter des Deutschen Komitees in Petersburg, fand den Katechismus „viel zu wild und zu revolutionär" (Br 56), und auch Offiziere der Legion fanden ihn „grob und ungezogen und ohne alle Form und Manier" (Dorow, „Denkwürdigkeiten" IV, 66). —

Von einem Druck, der in Riga erschienen sein soll, ist jede Spur verloren.

Königsberger Katechismus: Vgl. Br 63. Arndt reiste noch vor dem Erscheinen dieser Ausgabe ab. Sie enthält zwei Kapitel mehr als die Petersburger, nämlich Kapitel 14 „Von der Hingebung" und ein „Letztes Kapitel", so daß sie also 17 Kapitel zählt.

Das 14. Kapitel, das mit dem 18. Kapitel der Breslauer Ausgabe (T. X, S. 158f.) zu vergleichen ist, lautet:

Von der Hingebung.

Gott hat die Erde nur gemacht zum Kampfplatz und Übungsplatz für das menschliche Geschlecht. Der Himmel ist unsere Wohnung, wornach wir emporschauen und ringen sollen. Die irdischen Dinge sind vergänglich und unvollkommen, die irdische Natur ist von Leidenschaften, Unruhen, Getümmeln und vielen andern namenlosen Übeln geplagt, die auch den Besten und Redlichsten beunruhigen. Zwar ist in jedes Menschen Brust das Bild der Stille, der Freundlichkeit, der Sanftmütigkeit und des Friedens gestellt, aber doch, solange die Geschichte erzählt, ist Unruhe und Krieg auf Erden gewesen. Das gehört der menschlichen Unvollkommenheit an; denn so sind die meisten Sterblichen gemacht, daß in einem ewigen Frieden alle Kräfte verfaulen und alle Tugenden zerfließen würden. Und damit dies nicht geschehe, damit Übung und Wetteifer die Dinge und die Menschen lebendig erhalte, hat Gott verschiedene Weltteile, Länder, Völker, Sprachen und Sitten gesetzt. Daher auch der Krieg. Dieser Krieg ist notwendig und löblich, wenn ein Volk für sein Vaterland, seine Ehre und Freiheit ficht; willkürlich und schändlich ist er, wenn ein Volk auszieht, andere Länder und Völker zu plündern und zu unterjochen; der größte Fluch aber und die größte Schande ist er, wenn ein blutdürstiger und wilder Tyrann, damit er alles unglücklich und sklavisch mache, die Menschen gegeneinander treibt. Das ist ein gerechter und heiliger Krieg, wenn man übermütige und tyrannische Feinde von seinen Grenzen abtreibt, und wenn man alle Kräfte und Künste aufbietet, sie zu verderben. Ohne Selbständigkeit und Freiheit vergeht der Staat und der Mensch, und statt eines würdigen und tugendlichen Lebens wuchert mit der Sklaverei jedes Laster und jede Schande. Nur der freie Mann kann seine Pflichten freudig erfüllen und Gott freudig anbeten. Darum, wann um die Freiheit und um das Vaterland Gefahr erwächst, dann ist der Krieg von Gott geboten, dann muß jeder wehrhafte Mann, alles andere vergessend, der *einen* gemeinschaftlichen Not gedenken, die Waffen ergreifen, gegen den Feind ziehen und ihn schlagen. Hab' und Gut, Leib und Blut muß er hingeben, Weib und Kind muß er verlassen, Mühen und Gefahren, Wunden und Tod muß er trotzen. Denn die Freiheit ist die Sache Gottes; ohne Freiheit lebte er selbst, lebten seine Kinder glücklicher gar nicht; *ein* freier Mann ist Gott lieber als eine Million Sklaven. Der Sklav' ist ein Tier, Gott hat Tiere genug gemacht; die Menschen aber schuf er, daß sie in Heiligkeit, Gerechtigkeit und Herrlichkeit sein Ebenbild wären: stolz sollen sie die Häupter zu den Sternen und die Herzen zur Tugend richten und nichts dulden, was das göttliche Ebenbild befleckt; sie sollen die grimmigste Gefahr, den bittersten Tod tausendmal lieber wählen, als in die kleinste Schande willigen.

Das letzte Kapitel lautet:

Gottes Gericht. Ermunterung des teutschen Volkes.

Alle diese Worte lehren uns die heilige Bibel und das Leben und die Geschichte, und sie waren einem wackeren und christlichen Soldaten

zum Troſt geſchrieben, daß er, wenn auch die ganze Welt in Unheil und Knechtſchaft zu ſinken ſchien, nicht an Gott verzweifelte, ſondern auf das Rechte hinſchauete und für die gerechte Sache und für das unterdrückte Vaterland den Degen zöge. Aber beſſer hat Gott die Menſchen getröſtet, er iſt ihnen ſichtbarlich vorübergewandelt und hat ein ſolches Gericht gehalten, daß die Böſen erſchrecken und die Guten ſich ermuntern ſollen. Bonaparte, der ſich Kaiſer von Frankreich und Beſchützer und Befreier von Teutſchland nennt, der durch Liſten und Lügen viele Völker und Länder geſchändet hat, griff im Sommer 1812 den ruſſiſchen Kaiſer Alexander mit Krieg an, denn es verdroß den blutgierigen und herrſchſüchtigen Tyrannen, daß noch freie und glückliche Menſchen, die nicht ſeine Sklaven waren, auf Erden wohnten. Und er drang ein in das ruſſiſche Reich mit einem Heere, das zahllos war wie der Sand am Meer, und das im frechen Trotz auf ſeine Stärke eine Welt zu bezwingen meinte. Die Ruſſen aber begegneten ihnen und trafen oft und viel in heißen und glücklichen Schlachten mit ihnen und ſtanden wie ehrenwerte und treue Männer für ihr Vaterland und für ihr Recht. Doch waren des tückiſchen Feindes Heere zu groß, und es zogen ihm aus Teutſchland und Polen immer neue Scharen nach, ſo daß es ihm gelang, bis in die alte ehrwürdige Hauptſtadt der Ruſſen, bis in Moskau, zu kommen. Aber hier hatte Gott auch ſein Ziel geſetzt: ſo viele Untaten ſollten beſtraft, die Welt ſollte befreiet werden. Der ruſſiſche Kaiſer, im Vertrauen auf Gott und im Stolz auf ſeine kaiſerliche Würde, blieb feſt wie ein Fels und wies des ſchmeichelnden Überliſters Frieden zurück: das Volk, das durch die Greuel und Schanden der Franzoſen, durch die Mißhandlungen und Entehrungen ihrer Mitbürger, durch die Entweihung ihrer Kirchen und Heiligtümer empört, ergrimmte in allen Grenzen des weiten Reichs und bewaffnete ſich zur Rache: ſeine große Sache aber und das Glück dieſes heiligen Krieges für das Vaterland empfahl es dem allmächtigen Gott, und durch Gebet geſtärkt und mit dem Kreuz gezeichnet, zog es aus und gelobte, zu ſiegen oder zu ſterben. Damit die Franzoſen nicht fänden, wohin ſie ihr Haupt legten, und wovon ſie ihre Männer und Roſſe nährten, verbrannten die Ruſſen die Städte und Dörfer auf dem Wege, den die franzöſiſchen Räuberbanden ziehen mußten, verſengten die Felder und zerſtörten den Segen des Jahres; ja, als die Feinde in Moskau eindringen wollten, ließen ſie die herrlichen Paläſte und Häuſer der großen Stadt mit allem, was drinnen war, in Flammen aufgehen, ſchickten ihre Weiber und Kinder und Greiſe in andere Landſchaften und Städte, ſie ſelbſt aber rüſteten ſich mit Schwertern und Spießen, ſahen ihre Häuſer und Güter luſtig zu Aſchen werden und zogen dem Heere zu, daß ſie gegen die abſcheulichen Franzoſen kämpften. So wuchs das ruſſiſche Heer täglich um viele Tauſende und drängte den Feind von allen Seiten; am ſchlimmſten aber drängte ihn der Hunger. Bonaparte dachte endlich auf ſeinen Rückzug, aber der fromme Zorn des Volkes und das tapfere Schwert der Krieger machten dieſen Rückzug zu einer Flucht; Gott aber zog der Heeresmacht der Gerechten und Redlichen voran, er ſandte die Schrecken und Strafen des Himmels, zum Schwert und Hunger geſellte ſich ein früher und ſtrenger Winter, in einem Feldzuge von fünf

Monaten verdarben 100000 Mann durch Niederlagen, durch Gefangenschaft, durch Hunger, durch Frost; mit 20000 Elenden, nicht mehr Männern, sondern Gespenstern, floh der Verwüster, welcher die Welt zu erobern gedroht hatte, auf seinem gräßlichen Leichenzuge. So tief fiel der Übermut, so schrecklich war das Unglück, daß keine Zunge es aussprechen kann, daß keiner es glauben wird, der es nicht mit Augen sah. Und es erschien hier an tausend Zeichen, wie die Gottesfurcht und Gerechtigkeit siegte und die Verruchtheit und Schande unterlag.

Also hat Gott ein fürchterliches Gericht gehalten, den Glauben der Guten erhört und die Bosheit der Frevler gestraft. Es ist hell wie Licht, daß eine große Umwandelung der Dinge nahe ist; er will, daß nach langem Trug und Elend das Recht wieder erstehe, daß die Menschen fröhlich und wohlgemut ihm wieder vertrauen lernen, daß alle Völker aufstehen und das schändliche Joch zerbrechen, welche die gaukelischen Franzosen und ihr heuchlerischer Tyrann ihnen aufgelegt haben.

O eine schöne Zeit für das teutsche Volk und die teutschen Soldaten! Eine Zeit, welche die uralten Ehren des heiligen Reiches wiederherstellen und die vergessenen Tugenden, wegen welcher man unsere Väter pries, wieder erwerben soll. Nun, teutsche Männer, nun oder nimmer, ist es Zeit und Not, daß ihr euch das alte teutsche Herz und den alten teutschen Glauben wieder fasset; daß ihr bedenket, welche die Franzosen sind, und was sie wollen; daß ihr euch erinnert, wie sie gegen euch gefrevelt haben; und daß ihr von heiligem, unauslöschlichem Haß entbrennet und schwöret, das Schwert nicht eher aus der Hand zu legen, bis ihr die Fremdlinge in euren Grenzen vertilgt und das Vaterland befreiet habt. Nun ist es Zeit und Not, daß ihr alle, so viele in teutscher Zunge Gott anbeten, euch kühnlich und einmütiglich gesellet und der bösen Tage vergesset, wo ihr zwieträchtig und unglücklich waret. Nun ist es Zeit und Not, daß die Liebe und Treue alles verbinde zu einer teutschen Kraft, alles richte auf ein Ziel, alles verherrliche zu einem Siege und Ruhm. Nun ist es Zeit und Not, daß Gottesfurcht, Freundlichkeit, Demut mit der Tapferkeit und Kühnheit in einer Bahn schreiten; daß jeder das Einzelne und Kleine vergesse und auf das Allgemeine und Große schaue; daß jeder neu und gewaltig lebe und strebe in der schönen Gemeinschaft; daß der Edelste und Weiseste der Demütigste und Williglste sei zu dem heiligen Dienst.

Wahrlich, geliebte teutsche Brüder, wenn ihr so gesinnt seid, wenn ihr so euer Vaterland liebt, wenn ihr so euch hingebet, so wird der gerechte Gott mit euch streiten, Teutschland wird wieder erstehen, Teutschland wird wieder ein freies und glorreiches Volk sehen und unsere Kinder und Enkel werden sich nicht schämen, daß wir auf dem heiligen Boden der tapfersten und freiesten Väter gelebt haben.

Die hier vorliegende Schilderung des russischen Feldzuges ist dem Sinne nach in die Vorrede der erweiterten Frankfurter Ausgabe von 1814, in die eines Nachdruckes von ihr und in die der Ausgabe von 1815 übergegangen.

Die Königsberger Ausgabe enthält noch einen 2. Anhang von (8) Liedern, die aber nicht alle von Arndt verfaßt sind.

Je ein Exemplar der Ausgabe findet sich in der Görig-Lübeck-Stiftung und in der Münchener Hofbibliothek.

Umarbeitung Breslauer Katechismus: Br 67, 69 — Zusammenstoß mit der Berliner Zensur: NB I, 312; II, 135. Der Zensor war v. Schulz, der das Amt vom Mai bis Juli ausübte. Ihm lag schon die Umarbeitung vor. Arndt sollte z. B. den „Tyrannen" (Kap. 5) verwandeln in den „fremden Herrscher", den „großen Tyrannen" (Kap. 6) in den „großen und gestrengen Herrn". — Lubens „Nemesis" (I, 272ff.) urteilte, diese Schrift [die Breslauer Ausgabe] sei „des höchsten Lobes wert". „Sie ist ein wahres Volksbuch im schönsten Sinn dieses Wortes." Der Rezensent wünschte, sie möge auch nach dem Kriege nicht verloren gehen und in den Schulen gelesen werden.

Die weiteren Ausgaben von 1813 und die von 1814 stimmen fast ganz mit der Breslauer Ausgabe überein. Nur eine in Frankfurt a. M. bei Körner 1814 erschienene und ein danach veranstalteter Nachdruck weichen ab: die Auswahl der Lieder ist etwas anders, außerdem haben sie eine verlängerte, die Ereignisse rekapitulierende Vorrede (vgl. oben). Sie stellen sich so als Vorläufer der Ausgabe von 1815 (Köln) dar. Zu dieser vgl. Br 92, 94, 95 und Pick, „Aus der Zeit der Not", S. 329. Wenn Arndt sie als „von aller Ungebühr gereinigt" bezeichnet, so trifft diese Charakteristik wenig zu. Er hat diese Ausgabe in Schr I aufgenommen. Auch Geerds hat in der bei Hesse erschienenen Ausgabe T. 13, S. 19ff. (irrtümlich unter der Jahreszahl 1813!) die Ausgabe von 1815 abgedruckt. Die wichtigsten Abweichungen dieser späteren Ausgaben von der Breslauer von 1813 (außer den folgenden beiden Stücken) sind in den Anmerkungen zu den betreffenden Stellen mitgeteilt. — Die breite Vorrede bietet nur eine Erzählung der Kriegsereignisse (s. o.). Ihr hat Arndt noch eine zweite hinzugefügt. Sie lautet:

Noch eine Vorrede.

Und es ward der große Krieg glücklich vollendet, wozu die teutsche Jugend mit dem frommsten und redlichsten Mute ausgezogen war, und Teutschland ward befreit, und Napoleon und seine Heere wurden in blutigen Schlachten auch in Frankreich selbst geschlagen und gedemütigt. Und endlich drangen die verbündeten Heere nach großen Kämpfen und gewaltigen Siegen gegen Paris, die Hauptstadt von Frankreich, vor und erstürmten sie und nahmen sie ein; den Franzosen aber vergalten sie nicht die Greuel, die sie in Deutschland verübt hatten, sondern meinten sie durch Gnade und Güte zu bessern. Aber der Böse wird durch Gnade und Güte nimmer gebessert, sondern allein die Furcht vor der Strafe bändigt ihn. Napoleon Bonaparte, nachdem seine Macht zerbrochen war, ward von dem Thron gestoßen, den er durch alle unmenschlichsten Schanden und Greuel befleckt hatte, und eine kleine Insel an den Küsten Italiens, welche Elba heißt, ward ihm zum Wohnorte angewiesen; der vertriebene König von Frankreich aber, Ludwig XVIII.,

welcher über zwanzig Jahre im Elende gelebt hatte, bestieg den Thron seiner Väter wieder und regierte mit Weisheit und Gerechtigkeit. Aber das französische Volk war lange schon verwildert; das Heer, das unter Bonaparte gefochten hatte, war an alle Schanden, an Gewalt, Raub und Mord gewöhnt; eine große Bande von Gaunern und Schelmen aller Art, die unter der vorigen Herrschaft der Tyrannei Helfer gewesen war, sehnte sich nach ihrem Haupte zurück, mit welchem sie die Welt geplündert und geschändet hatte. Und so saß der gute König Ludwig schwach auf dem Thron von Frankreich, und so geschah es, daß die Bösewichter den Abgrund aller Laster, Napoleon Bonaparte, wieder aus der Insel Elba herbeigerufen, ihren König verjagt und das Ungeheuer unter lautem Jubel wieder auf den Thron gesetzt haben. Dies ist geschehen im verflossenen Monat März.

Und weil man den Wüterich und seine wilden Entwürfe und die Entwürfe seiner Helfer und Anhänger kennt, so haben alle Herrscher Europas ihn in die Acht erklärt und seinem Heere auf Tod und Leben den Krieg angesagt; denn das Unheilige muß vertilgt und das Ungerechte mit der Wurzel ausgerottet werden.

Und weil alle wackere teutsche Menschen aufstehen und zum Schwerte greifen und für des Vaterlandes Freiheit und Glück streiten sollen, so ist dieser Katechismus für den christlichen Wehrmann wiedergedruckt und verteilt worden, damit jeder begreife, in wie heiligem und gerechtem Kriege er die Waffen trägt, und wie er sich als ein teutscher und menschlicher und christlicher Kriegsmann aufführen soll.

Gott wird diesen Krieg segnen, weil die Redlichen gegen die Treulosen und die Guten gegen die Schlechten ins Feld ziehen. Dieser Gott, der sich in den letzten Jahren so herrlich und wunderbarlich gezeigt hat, wird Teutschland und das teutsche Volk nicht untergehen noch von schlechteren Völkern unterdrücken lassen. Dies ist unsere Hoffnung. Das aber ist unser tägliches Gebet, daß der teutsche Krieger durch Demut, Freundlichkeit und Frömmigkeit nicht weniger gepriesen sei als durch ihre Festigkeit und Tapferkeit.

Köln am Rhein, den 18. Mai des Jahres 1815.

Außerdem enthält die Ausgabe von 1815 als letztes Kapitel

Noch ein neues Kapitel.

Und der teutsche Geist war leuchtend geworden, wie ein trüber Himmel sich hellt durch Donner und Blitze; und er hat gedonnert und geblitzt, daß die Bösen erschrocken sind.

Er ist erwacht der teutsche Löwe, er hat sich aufgerafft in seiner herrlichen Kraft und hat die Bande zerrissen, womit der welsche Fuchs den schlafenden umspannen.

Und Gott der Herr selbst hat für die Redlichen gestritten und den Kindern der Freiheit mit Eifen die Seele gefüllt, daß sie nicht zagten in der grimmen Gefahr und den Tod umarmten, wie der Bräutigam die Braut umarmet.

Und er blies ihnen Demut und Liebe in das Herz und den Glauben, die unerschütterliche Mauer des Siegs.

Und wie sie auszogen in den heiligen Krieg, geschmückt mit dem Zeichen der Erlösung, mit dem Kreuze, so war ihnen auch himmlische Gewalt in dem Herzen und in dem Schwert.

Und sie zerstäubten die Tyrannei, wie man Spreu zerstäubt, und verwehten die Lüge, wie der Sturmwind die Stoppeln verweht.

Nun ist der giftige Drache wieder aus seiner Höhle gesprungen, und die Kinder der Verworfenheit haben sich versammelt um ihn.

Und er gaukelt wie die Hölle mit gleißendem Schein, und das untreue Lügenvolk klingelt und gaukelt mit ihm.

Und sie wollen die Treuen betören durch lockenden Klang und die Guten verblenden durch täuschenden Schimmer.

Doch der Teufel hat lange schon sein Gesicht entlarvt, und die Finsternis preist uns vergebens das Licht.

Gott hat sie zerschmettert und wird sie zerschmettern, und die Gerichte der Völker werden kommen im furchtbaren Zuge.

Darum, teutscher Krieger, fröhlich wieder hinein in den Kampf, und fromm und christlich ausgezogen wie ein Streiter des Herrn!

Wer das Kreuz anbetet, erzittre nicht vor den Frevlern! Wer für das Vaterland streitet, trete freudig mit den Räubern in die Bahn!

Denn nach unsern Gütern gelüstet die Bösen, unsre Siege verdrießen das prahlende Volk.

Darum gaukeln sie wieder mit listigem Geize, darum brausen sie wieder ins Verderben hinein.

Aber der Wächter auf den Sternen hält unsre Wache; der Beschirmer der Gerechtigkeit ist unser Schild.

Sein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel! Sein ewiger Wille heißt Wahrheit und Recht.

S. 121. Z. 6 ff. Vgl. Steins Wort: „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland."

S. 125. Z. 14 f. den heiligsten Stand des Bürgers: Vgl. Steins Urteil 1808: „Ich halte es für ein tiefes Versinken in Egoismus, wenn man den Soldatenstand nicht für den ehrenvollsten hält zu jeder Zeit seines Lebens." (Lehmann, „Stein" II, 547.)

Katechismus für den teutschen Kriegs- und Wehrmann.

S. 131. Geleitwort: Joel, Kap. 2, V. 21.

S. 135. Z. 35. Zeug: von Arndt in dem alten Sinne eines Kriegswortes gebraucht = Gerät für einen Kriegszug im weitesten Sinne, sowohl Ausrüstung, Waffen u. dgl. wie auch Menschen.

S. 136. Z. 27 ff. 5. Mose 33, 13—16 (nicht ganz genau zitiert).
Z. 40 ff. 5. Mos. 6, 6—9. Von S. 137, Z. 4 (daß) bis Z. 8 steht nicht an dieser Stelle, sondern ist wohl eine Kombination aus dem vorhergehenden Kapitel.

S. 138. Z. 36. In den zusammengehörigen veränderten späteren

Auflagen (vgl. Anmerkungen zur Einleitung; künftig als „veränd. Aufl." zitiert) folgt hier noch ein Absatz:

„Denn unsere Unvollkommenheit könnte den ewigen Frieden nicht ertragen; sondern alle Laster der Weichlichkeit und Schande und Feigheit würden in demselben die letzte Tugend der Menschen ausrotten."

S. 140. Z. 18ff. In diesen Worten zeigt sich wohl der Einfluß der Anschauung Schillers, daß die Pflicht zur Neigung werden müsse.

S. 142. Z. 3. unter dem Tyrannen: die Ausgabe von 1815 hat: für den Tyrannen.

S. 143. Z. 4. In der Ausgabe von 1815 folgt als besonderer Abschnitt:

„Und wenn Satan der Vater der Liebe heißt, so heißt Bonaparte Satans ältester Sohn."

S. 144. Z. 33f. sie säeten Treue und ernteten Freiheit: fehlt in der Ausgabe von 1815.

S. 151. Z. 31. Die Ausgabe von 1815 hat hinter Weisheit die Zufügung: „und des Christentums".

S. 153. Z. 12. Hinter diesem Abschnitt folgt in der Ausgabe von 1815 als besonderer noch:

„Denn die Leute glaubten oft, Soldat sein und übermütig sein dürfen sei eins, und wer das Kriegskleid trage, der sei von Rechts wegen der übrigen Herr."

S. 154. Z. 25. 1815 ist hinter Eltern noch „Brüder" eingefügt.

S. 155. Z. 22. Hinter gehalten hat folgt 1815:

Sie sind gefallen, die Wüteriche, welche sich Herren der Welt nannten, sie sind gefallen, wie wenn ein wehrlicher Mann von Knaben erschlagen wird.

So ist ihre große Macht dahingestürzt und ihr frevler Trotz gedemütigt durch Gott.

Auf Spaniens Fluren dörrt die Sonne ihre Gebeine, und in Rußlands und Polens Wäldern trugen sie die Wölfe umher.

In Teutschland auch lagen sie zu Zehntausenden erschlagen, und zu Zwanzigtausenden stießen Lazarette sie als Leichen hinaus.

So hat Gott gerichtet, der gewaltig ist, so hat der gestraft, welcher den Gerechten das Panier erhöht.

S. 158. Achtzehntes Kapitel: vgl. hierzu das in den Anmerkungen zur Einleitung abgedruckte 14. Kap. aus dem Königsberger Katechismus. Vgl. zu diesem Kap. auch die schönen Worte der Hoffnungsrede vom Jahre 1810 (Schr IV, S. 34f.): „Nur die volle, brennende Seele, das ganze menschliche Gefühl, ohne an eigene Zwecke und an verborgene Plane der Vorsehung zu denken, wird in der Wirklichkeit das Große und Herrliche schaffen und vollbringen und der Zeit den Namen geben. Je einfacher die Kraft, je grader der Sinn, je fester zu einem Stahl zusammengeronnen die eine Tugend des Mannes ist, desto frischer und mutiger wird er hindurchsehen und wie ein Herkules die Riesenarbeiten der Zeit auf seinen gewaltigen Schultern forttragen."

Z. 13. Christus: „Jesus Christus, Gottes einiger Sohn, unser Heiland" in den veränd. Aufl.

S. 158. Z. 13f. dieſes irdiſche Leben und ſtarb aus Liebe für uns: fehlt 1815.

S. 159. Z. 12f. und Demut und Güte und Freundlichkeit und Gehorſam: fehlt 1815.

An die Preußen.

Vorbemerkung (vgl. Einleitung, T. X, S. 12f.). An die Preußen. [Königsberg 1813.] (2 Bl. 2°.) Das einzige Original dieſer Schrift befindet ſich in der Königl. Bibliothek Berlin. Mit geringfügigen Änderungen iſt ſie nachgedruckt in den Sammlungen: „Zur Befreiung Deutſchlands" und „Rußlands Triumph oder das erwachte Europa" (1813). — Vgl. Lehmann III, 247.

S. 163. Geleitwort. Aus der Anſprache Scipios vor der Schlacht am Teſſin. Überſetzung: Hier müſſen wir Widerſtand leiſten, Bürger (Original: milites = Soldaten), gleich als ob wir vor den Mauern (Original: Romana = Roms) ſelbſt kämpften; jeder glaube, daß er nicht nur ſeinen Leib, ſondern ſeine Gattin und ſeine kleinen Kinder mit den Waffen ſchützt, er möge nicht nur Sorgen um ſein Haus im Herzen tragen, daran möge er vielmehr immer gedenken, daß alle Staaten Deutſchlands (Original: senatum populumque Romanum = der Senat und das römiſche Volk) auf die Taten unſrer Hände hinſchauen; daß, wie unſre Kraft und Tapferkeit, ſo das Geſchick des Deutſchen Reiches (Orig.: ipsius Urbis ac Romani imperii = der Stadt ſelbſt und des Römiſchen Reiches) ſein wird.

S. 165. Z. 8ff. Vgl. hierzu die Schilderung im GdZ III, T. VIII, S. 25ff.

Was bedeutet Landſturm und Landwehr?

Vorbemerkung (vgl. Einleitung, T. X, S. 13f.). Unſerer Ausgabe iſt der älteſte Druck [Königsberg 1813] zugrunde gelegt, hinzugefügt am Schluſſe (S. 181ff.) aber der Zuſatz von 1815. — Die verſchiedenen Drucke weichen z. T. voneinander ab. Wiederabgedruckt (nach der Ausgabe von 1815): Schr I. — Vgl. WuW, T. V, S. 83ff. — Lehmann, „Scharnhorſt" II, 520ff., 556ff. „Stein" III, 222ff. — R. Müller, „Geſchichte von Arndts Schrift ‚Was bedeutet Landſturm und Landwehr'" in: „Nord und Süd" 123 (1907), S. 224ff. Er weiſt 11 ſelbſtändige Ausgaben, 7 andere Drucke in Zeitſchriften und Sammelwerken und einen größeren Auszug nach. — Zu einer Auflage ſchrieb Gruner eine „Aufforderung". — Friccius, „Zur Geſchichte der Errichtung der Landwehr in Oſt- und Weſtpreußen", S. 20. — Pick, „Aus der Zeit der Not", S. 329.

S. 173. Z. 1. Landwehr: das Wort iſt deutſch wie die ganze Einrichtung als altdeutſch empfunden wird; der Ausdruck iſt vorzüglich durch Arndt im Volke an Stelle von Nationalmiliz eingebürgert.

Z. 4. ſtehenden Heere: vgl. Anm. zu T. IX, S. 100, Z. 25.

S. 175. Z. 13. etwa 40000: andere Ausgaben haben: 20000.

S. 176. Z. 1ff. Landwehr. Altersgrenze: In einer Ausgabe

der Schrift [Leipzig] 1813 ſteht: vom 20. bis 45. Jahre, in einer von Karl v. Raumer beſorgten erweiterten Ausgabe (Neujahr 1814 bei Eichenberg in Frankfurt a. M.): 19. bis 45. Jahr. Clauſewitz forderte für die Landwehr die Männer von 18—40 Jahren, der oſtpreußiſche Landtag die von 18—45 Jahren (in Hinſicht auf das Kantonreglement). Die Königliche Verordnung (17. März 1813), von Scharnhorſt entworfen, noch bevor er die Feſtſetzungen des Landtages kannte, beſtimmte die Dienſtpflicht vom 17. bis 40. Jahre. Durch Patent vom 9. November 1813 wurde in Sachſen die Errichtung der Landwehr befohlen ganz im Sinne der Verordnung vom 17. März, und mit der Verpflichtung vom 18. bis 45. Jahre. In Brockhaus' „Deutſchen Blättern", die in Bd. I, Nr. 33, 34 (17. und 19. November 1813) einen Abdruck der Schrift brachten, findet ſich die Anmerkung: „Es iſt hier nur von der Entwicklung der Idee der Landwehr die Rede. Die nähere Anwendung gibt das beſondere Verhältnis einer jeden Provinz. Dies finden wir nötig vorzüglich in Hinſicht der Beſtimmung des Termins der Landwehrpflichtigkeit zu bemerken." — Ausdehnung der Tätigkeit der Landwehr: der Landtag in Königsberg wollte ſie nur zur Verteidigung der Provinz eingerichtet wiſſen. Arndt ging darin alſo weiter und ebenſo auch die Königliche Verordnung vom 17. März.

S. 176. Z. 10 ff. Landſturm: Am 21. April unterzeichnete der König die von Hippel redigierte Verordnung über den Landſturm; am 24. wurde ſie veröffentlicht. Zum Landſturm ſollten Jünglinge und Männer von 15 bis 60 Jahren gehören.

Z. 15. ſtellen auf ihn: Schr I: fallen auf ihn.

S. 177. Z. 5. Fichtelwald: in anderen Ausgaben „Weichſelwald" [!], „Böhmerwald" (1815).

S. 180. Z. 34. Tiroler: in der Ausgabe [Leipzig] 1813 „In Beziehung auf die Länder zwiſchen Elbe und Rhein" ſteht: Preußen.

Z. 36. unglücklich für ſie: in derſelben Ausgabe ſteht: glorreich für ſie. — kleiner Haufe: desgl.: „Volk".

S. 181. Z. 3. Das Folgende iſt Zuſatz der Ausgabe von 1815.

Anmerkungen zu Teil II.

Kleine Schriften.

Zweiter Teil.

Das preußiſche Volk und Heer im Jahre 1813.

Vorbemerkung (vgl. Einleitung, T. X, S. 14 f.). Die Zeit der Abfaſſung ergibt ſich aus T. XI, S. 12, Z. 12 ff. („Wie iſt es heute, da ich dieſes ſchreibe? Wie iſt es am Schluſſe des Oktobers des Jahres 1813?") und S. 27, Z. 22 ff. — Im Jahre 1813 erſchienen zwei miteinander übereinſtimmende Ausgaben: 1. [J. V. G. Fleiſcher] 1813. 2. J. V. G. Fleiſcher [1813]. Der Neudruck, den Arndt in Schr I bot, weicht in Einzelheiten ab. Unſer Text folgt den Ausgaben von 1813. — Vgl. NB II, 176 (Körners Urteil), 251 (Eichhorn). Schön ſchrieb (a. a. O. 166): „Ihr ‚Preußiſches Volk und Heer' habe ich erhalten ... ich muß Ihnen danken und Sie loben, daß Sie nicht nachlaſſen, den Unchriſten zu bekämpfen und Licht anzuzünden, wo Licht nötig iſt. Ihr ‚Volk und Heer' ſteht ſehr hoch." Nur zwei Dinge müſſe er rügen: 1. daß er des Preußiſchen [= Oſtpreußiſchen] Landtages nicht gedacht habe, 2. das geſtellte Beiſpiel [Berlin; vgl. Anm. zu T. XI, S. 25, Z. 24]. In Königsberg ſei viel mehr geleiſtet worden. — Vgl. auch Brockhaus' „Deutſche Blätter" II, 413. Ludens „Nemeſis" I, 270 ff.

S. 9. Vor Z. 1. Auf die Schlacht bei Groß-Görſchen: vgl. Ged, T. I, S. 129; die Strophe Z. 25—32 ſteht nur in dieſer Flugſchrift.

S. 14. Z. 24 f. methodiſcher Bosheit: in Schr I: ſchlau berechneter Bosheit. Doch hat Arndt S. 13, Z. 16 „methodiſch" auch in Schr ſtehen laſſen.

S. 18. Z. 22 ff. Scharnhorſt: vgl. hierzu die wundervolle Charakteriſtik E, T. II, S. 96 f.

S. 20. Z. 28 f. 400000 Mann: dagegen Schr I 500000 Mann.

Z. 35. Zeug: vgl. Anm. zu T. X, S. 135, Z. 35.

Z. 39 f. 30000 armſelige Flüchtlinge: Schr I: 40000 armſelige Flüchtlinge.

S. 21. Z. 33 f. Habakuk Kap. 2, V. 19.

S. 22. Z. 28 ff. Beitritt des Herrſchers von Sachſen: vgl. Arndts im Dezember 1813 geſchriebenes Buch „Friedrich Auguſt, König von

Sachſen, und ſein Volk im Jahre 1813“ und Troska, „Die Publiziſtik zur Sächſiſchen Frage“ (1891).

S. 22. Z. 40. Thielmann: Freiherr von (1765—1824). Urſprünglich ein Bewunderer Napoleons, trat er 1813 für die Trennung Sachſens von ihm ein und ſuchte als Kommandant von Torgau die Truppen zur Vereinigung mit den Verbündeten zu bewegen. Als dies nicht gelang, trat er allein über, zeichnete ſich im weiteren Kampfe zunächſt als ruſſiſcher, dann als preußiſcher General aus.

S. 23. Z. 11. Den 2. Mai: Schlacht bei Großgörſchen, die Arndt zu dem vorangeſtellten Gedichte begeiſterte.

S. 25. Z. 24. Berlin: dagegen wandte ſich Schön (vgl. Anm. zur Einleitung). Arndt ſelbſt hatte den Mai (mit Ausnahme der Zeit ſeiner Reiſe nach Pommern) ſowie den Juni bis Anfang Juli in Berlin zugebracht. — Früher hatte er anders über die Berliner geurteilt. Vgl. ſein Urteil im GdZ I, weshalb er von Kamptz angegriffen wurde. Und noch am 12. November 1811 ſchrieb er aus Trantow an Arndt (mitgeteilt von Müſebeck, „Voſſiſche Zeitung“, Sonntagsbeilage 1909, Nr. 50). „Was ich gegen Berlin habe, weißt Du. Es kann Wechſel geben hin und her zwiſchen Beſſerem und Schlechterem; aber die Natur behauptet ihre ewige Notwendigkeit. Es iſt da herum zu arm an dem Hohen und Großen, ſelbſt an dem Üppigen fehlt es: Reize von außen ſind zu künſtlich dort. Wie ſoll das Kühne und Fromme ſich da behaupten? Es gibt eine gewiſſe angeborne Sündlichkeit, die ſich im Schnattern und Plappern Luft macht, und dieſe iſt berliniſch.“

S. 26. Z. 21. Groſsaörſchen: ſo habe ich hier nach der Lesart in Schr I anſtatt des in der Ausgabe von 1813 fälſchlich ſtehenden Großbeeren eingeſetzt.

S. 28. Z. 9. Fünf Millionen: Schr I dafür ſechs Millionen.

Z. 16. ſchlechteſte: Hier in der alten Bedeutung = dem ſpäteren ſchlicht.

S. 30. Z. 30ff. Vgl. die Worte, die er (22. Oktober) auf die Kunde von der Leipziger Schlacht an Johanna Motherby ſchrieb: „Mein Herz ſchwimmt in Wonne, wir haben in dieſen Tagen einen Sieg gewonnen, der das Vaterland befreien wird. Wir ſind frei, unſere Kinder ſind Freie: laß uns beten, Furina, ſei recht fromm und lieb, mein ſüßes Kind.“ (BrM 127.)

S. 32. Z. 38. Als wenig = ſo wenig.

S. 33. Z. 1. quick: auch queck = lebhaft, lebendig.

S. 34. Z. 23. Freiheitsbäume: vgl. Anm. zu T. VI, S. 84, Z. 10.

Der Rhein Teutſchlands Strom, aber nicht Teutſchlands Grenze.

Vorbemerkung (vgl. Einleitung, T. X, S. 16f.). Zugrunde gelegt iſt die erſte Ausgabe: Leipzig. W. Rein. 1813. Die Auflagen von 1814 ſtimmen damit überein; dagegen weicht der Abdruck in Schr II in Einzelheiten ab. — Es iſt unwahrſcheinlich, daß Arndt erſt durch Geßlers Brief (o. D. NB II, 130) zu der Schrift angeregt iſt (wie Thiele, „Arndt“ S. 87 Anmerkung 3 vermutet); der Brief dürfte aus dem Dezember, nicht, wie Arndt a. a. O. vermutete, aus dem November, ſtammen. Denn das

„kleine Pamphlet" war wohl „Preußens Volk und Heer", für deſſen Überſendung ſich Körner am 16. Dezember 1813 bedankte (NB II, 176); da war aber unſere Schrift ſchon fertig. — Über Arndts erſte Berührung mit den Rheinlanden vgl. Müſebeck, „Kölniſche Zeitung" 1910, 8. Mai (Nr. 503). — Stimmung z. B. der Abfaſſung: Br 74, 75 und „Über Preußens Rheiniſche Mark", T. XI, S. 154 und 157. — NB I, 309. —

Beurteilung: „Preußiſcher Korreſpondent" 1814, Nr. 15 (28. Januar): „Arndt iſt ein beliebter, aber kein eigentlicher Volksſchriftſteller geworden. Oft verſucht er, eigentlich populär zu ſein, und darum iſt er es nicht ... So innig wir ſelbſt von der Wahrheit der Überſchrift des vorliegenden Buches überzeugt ſind ..., ſo lebhaft erwacht doch unſere Kritik gegen die mancherlei Scheingründe, die hier zum Belege jener Wahrheit geſagt werden ... Iſt nicht die Unfolge augenſcheinlich, wenn Flüſſe als Verbindung, Meere als Trennung der Völker angeſehen werden, widerſpricht es nicht aller Geſchichte? ... Kürzer, kürzer, möchten wir der Schrift ſo oft zurufen ..." Der Artikel iſt nicht unterzeichnet, Leiter des Blattes war Arnim. — Günſtiger urteilten: „Heidelberger Jahrbücher" 7 (1814), Nr. 28. — Brockhaus' „Deutſche Blätter", Bd. II. Nr. 70 (24. Januar 1814): „Jeder, der es mit der deutſchen Sache wahrhaft redlich meint, muß es daher dem wackern Arndt großen Dank wiſſen, daß er in einer ſeiner neueſten Schriften dieſen Punkt mit der Fackel, die er am heiligen Feuer der Veſta entzündete, auf allen Seiten gnüglich und augenfällig beleuchtete." Und ebenda Bd. III, Nr. 109; 110, 113 (2./9. April 1814). Ludens „Nemeſis" (II, 116ff.) äußerte ſich ebenfalls lobend, doch wandten ſich beide Zeitſchriften gegen die Idee eines deutſchen Ordens (vgl. T. XI, S. 77ff.). — Geßler an Arndt 3. und 15. Januar 1814; Stein, 7. Januar: Eichhorn, 23. Januar: NB II, 128ff., 135, 252, 250f. — Czygan, Zenſurberichte: Januarbericht Renfners: „Mit aller Überſpanntheit, die ein unbefangener Leſer dieſer Schrift vorwerfen muß, enthält ſie doch manches Gute — und da ſelbſt die darin vorkommenden exzentriſchen Vorſchläge mit ziemlicher Beſcheidenheit anzuſehen ſind, ſo konnte Anzeige und Verkauf genehmigt werden." Arndt fand auch Nachahmer. So machte Renfner in ſeinem Bericht an Hardenberg über die im Februar zenſierten Schriften Mitteilung von einer im Manuſkript vorgelegten Schrift des Profeſſors Zeune, „Der Rheinſtrom Deutſchlands Weinſtrom, aber nicht Deutſchlands Rainſtrom"; dieſe franzoſenfeindliche Schrift fand aber nicht die Gnade des Zenſors (vgl. Czygan, Zenſurberichte, II, 1 S. 307). — Kotzebue, „Politiſche Flugblätter" I S. 25ff. — Vgl. auch den Aufſatz „Politiſche Rügen" in den „Freimütigen Blättern" I (1815); abgedruckt auch bei Czygan, Zenſurberichte, II, 2 S. 203ff.; ebenda S. 200 das intereſſante Urteil des Zenſors über Arndts Anſicht von den Naturgrenzen.

S. 39. Z. 1. Sully: Miniſter Heinrichs IV. von Frankreich (1589—1610).

Z. 4f. Graf d'Avaux: franzöſiſcher Diplomat auf dem Friedenskongreß zu Münſter.

S. 40. Z. 16ff. Zu den folgenden Ausführungen vgl., was Arndt ſchon in „Germanien und Europa" (S. 384—386) ſchrieb: „Ein Strom

und ein Gebirg' macht keine Naturgrenze, wenn nicht die Haupterforderniſſe da ſind ...; denn nach ſolchem Naturmaß könnte die franzöſiſche Nation nach ihrer Konvenienz auch an den Karpathen und der Weichſel ihre Naturgrenze ſetzen: — wer weiß, ob ſie ſie nicht dort ſetzen wird zu ihrem Unheil?" .... „Das Land, was jetzt Deutſchland heißt, muß den Rhein allein beſitzen und das Meer zu beiden Seiten des Rheins als ſeine Naturgrenze."

S. 44. Z. 5. Obj: Ob, Hauptſtrom Weſtſibiriens.

Z. 18. Imaus: von den Alten wurde der weſtliche Teil des Himalaja ſo genannt.

S. 53. Z. 29 f. Dieſes große und ſchöne Gebiet: in Schr IV ſteht, offenbar zur Vermeidung eines Mißverſtändniſſes, hinter „ſchöne" der Zuſatz „ſüdweſtliche".

S. 54. Z. 18. im Jahre 1477: dieſe richtige Zahl habe ich hier aus Schr IV eingeſetzt für die 1813 und 1814 irrtümlich ſtehende Zahl 1476.

S. 55. Z. 18. In den Jahren 1730: d. h. wohl nach 1730. 1733 wurde Lothringen im Polniſchen Erbfolgekriege von Frankreich beſetzt, 1738 erhielt es Lothringen für Stanislaus Leſzczynski, den ehemaligen König von Polen, der es bis 1766 beherrſchte. Dann wurde es Frankreich einverleibt.

S. 58. Z. 29. 30 Millionen: Schr I „40 Millionen".

S. 63. Z. 36. Da alle nach der Herrſchaft ...: Justinus historiarum Philippicarum Pompei Trogi VIII, 1: Graeciae civitates, quod omnes imperare voluerunt, omnes libertatem amiserunt.

S. 65. Z. 2 f. die wir — retteten: der Große Kurfürſt vertrieb die Schweden aus Dänemark (Geerds).

Z. 6 f. zur Schändung ... zu überliefern: Arndt meint wohl die Tatſache, daß 1813 durch den Abzug der Dänen Hamburg den Franzoſen wieder in die Hände fiel.

S. 73. Z. 23. Tycho Brahe: berühmter Aſtronom (1546—1601). — Sergel: ſchwediſcher Bildhauer (1740—1814).

Z. 24. Bellmann: ſchwediſcher Dichter (1740—95).

Z. 27. Leibniz ein Leipziger: in Schr I folgt hier „Händel ein Hallenſer".

S. 77. Z. 34. Vorſchlag eines teutſchen Ordens: Zu dieſem Abſatz machte Arndt in Schr I die Anmerkung: „Solcher Traum mußte Traum bleiben, da ſeine Vorausſetzungen unerfüllt blieben!" — Die Idee wurde ſelbſt von wohlgeſinnten Rezenſenten abgelehnt; vgl. die Anmerkung zur Einleitung.

S. 79. Z. 21. Erziehungsanſtalt: Arndts Vorſchläge zeigen dem Geiſte nach manche Ähnlichkeit mit ſeinem Programme einer Erziehungsanſtalt 1810; vgl. „Fragmente über Menſchenbildung", herausgegeben von Münch und Meisner, S. XIV ff.; Lebensbild, T. I, S. XLIII.

S. 81. Z. 2. ich habe meine Seele gerettet: vgl. das „dixi et salvavi animam meam".

Z. 16. Machiavelli: Arndt preiſt den großen Florentiner Staatsmann gern; es iſt das charakteriſtiſch für die Realiſtik ſeiner

Anſchauungen. Vgl. Fichtes Aufſatz über Machiavelli (1807); dazu Meinecke, „Weltbürgertum", S. 95ff.

S. 81. Z. 24. Ezzelinen: Ezzelino da Romano (1194—1259) gewann durch die Gunſt Friedrichs II. eine große Herrſchaft in Oberitalien, die er mit größter Grauſamkeit feſthielt.

Über künftige ſtändiſche Verfaſſungen in Teutſchland.

Vorbemerkung (vgl. Einleitung, T. X, S. 17f.). Zugrunde gelegt iſt die Ausgabe: 1814 [Frankfurt a. M., Körner]. (88 S.), — Wiederabdruck: Schr II. Vgl. NB I, 327. — Pertz, „Stein" IV, 65. — Br 84 (an Karoline v. Wolzogen 3. September 1814). — „Heidelberger Jahrbücher der Literatur" 7 (1814) Nr. 39 (Rezenſion von Paulus): „Auch in dieſer Rede an Teutſchland hat der Verfaſſer viele Wahrheiten mutig und mit Kraft ausgeſprochen . ."

S. 83. Geleitwort. Zu dieſem Gedanken hat ſich Arndt oft bekannt; ſo eignete er ſich z. B. 1815 in dem Aufſatze „Wahrheiten und Zweifel" (im „Tagesblatt der Geſchichte") den Satz des Ariſtoteles an: „Denn wo die Geſetze nicht herrſchen, da iſt keine freie Verfaſſung, denn das Geſetz muß über alles herrſchen." Vgl. auch GdZ IV, T. IX, S. 50. Vgl. auch die „Déclaration des droits de l'homme" (1789). Artikel Vff. und Artikel XVI: Toute société, dans laquelle la garantie des droits n'est pas assurée, ni la séparation des pouvoirs déterminée, n'a point de constitution.

S. 88. Z. 37. Schriftſteller: vgl. Anm. zu T. VII, S. 14, Z. 2ff.

S. 93. Z. 43 bis S. 94. Z. 1. was vormals zweckmäßig und möglich war, und was jetzt zweckmäßig und möglich iſt . . .: Arndt war zu hiſtoriſch geſchult und zu ſehr Realpolitiker, um dem Traum einer abſolut beſten Verfaſſung nachzuhangen. Schon in „Germanien und Europa" ſchrieb er: „Das Gute wollen, was in der Zeit, worin man lebt, ſtehen kann, das iſt Weisheit und Patriotismus." Und in der Schrift „Über das Verhältnis Frankreichs und Englands zu Europa" hatte er 1813 das auf England und Deutſchland exemplifiziert: „Englands Verfaſſung iſt freilich etwas Eigentümliches und Einzelnes, wie jede gute Verfaſſung ſein muß, aus Lage, Boden, Himmel, Volk und Verhältniſſen zu den umliegenden Völkern entſtanden und entwickelt. Die vollkommenſten Verfaſſungen auf dem Papier, die über alle Verhältniſſe und Bedürfniſſe weghüpfen und aus dem bloßen Begriff ſchaffen, was durch alle Zeiten dauern ſoll, hat der ruhige und ſichere Verſtand des Engländers immer verſchmäht." Die engliſche Verfaſſung ſei für England die beſte, nicht für andere Staaten. — Intereſſant iſt auch, zu vergleichen, was 1814 der Begründer der neuen deutſchen Strafrechtswiſſenſchaft, Paul Joh. Anſelm v. Feuerbach in ſeiner Schrift „Über teutſche Freiheit und Vertretung teutſcher Völker durch Landſtände" ſagte: „Wenn von Wiederherſtellung der alten Freiheit teutſcher Völker, von Wiedereinrichtung ſtellvertretender Verfaſſungen geredet wird, ſo können damit nicht die alten Formen unſerer ehemaligen Landſtände gemeint ſein. Es gilt nicht der Form, ſondern dem Weſen, und jene hatte, als ſie unterging, größtenteils

ihre Zeit überlebt . . . Das Alte darf daher nicht mit seinen Gebrechen, sondern es muß gereinigt, geläutert, in einem neuen kräftigen Körper wieder auferstehen. Alle Stände im Staate, der Adel wie der Bürger, der Besitzer des freien Grundeigentums wie der freie Besitzer des unfreien Guts (der Bauer) müssen nach gleichem Recht vor dem Souverän vertreten sein, wenn die Nation als vertreten betrachtet werden soll."

S. 98. Z. 4f. Tschuktschen: Volksstamm im nordöstlichsten Sibirien. — Samojeden: Einwohner von Lappland.

S. 99. Z. 41. Einerlei Münze . . . Vgl. zu diesen Forderungen GdZ III, T. VIII, S. 144, Z. 32ff.

S. 100. Z. 13ff. Verfassung: vgl. zum Folgenden Arndts „Bauernstand" (T. X).

Z. 33. Johannes Müller: vgl. Anm. zu T. X, S. 96, Z. 43.

S. 101. Z. 7. Burke: vgl. Anm. zu T. X, S. 92, Z. 29f.

S. 104. Z. 34. Foe: Buddha bei den Chinesen und im Osten Hinterindiens. — Lama: buddhistischer Priester in Tibet.

S. 107. Z. 7. in England: nach diesen Worten folgt in Schr II noch der Satz: „Wo ist mehr Aristokratie in Sitten und Bräuchen als eben da?"

Z. 18. Bedforde: vgl. Anm. zu T. X, S. 56, Z. 41. — Shelburne: William Petty, Graf Shelburne, Marquis of Lansdowne (1737—1805) und sein Sohn Fitzmaurice (1780—1863), bedeutende englische Staatsmänner.

S. 109. Z. 23. noch vor fünf Jahren: d. h. 1809. Man beachte, daß gerade damals Arndt die erste Auflage des GdZ II mit den heftigen Anklagen gegen den Adel hatte erscheinen lassen.

Z. 31. Adel: vgl. GdZ III, T. VIII, S. 147, Z. 24ff.

S. 114. Z. 1ff. Adels- und Bauernmajorate: Paulus bemerkte übrigens in seiner Rezension der Schrift („Heidelberger Jahrbücher" 7): „Nach noch vielen anderen triftigen Bemerkungen über manche Schäden . . . kann der Rec. nicht begreifen, wie der Verf. das wichtige Hülfsmittel der Nationalrepräsentation auf Majorate des Adels und des Landbauernstandes (der Ackerbesitzer) zu gründen denken kann." Paulus hatte starke Bedenken gegen Bauernmajorate.

S. 115. Z. 39. Gütermäkler: in Preußen fand besonders in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts bis 1806 hin unter dem Einfluß des großen Aufschwungs der Landwirtschaft ein ausgedehnter Güterhandel, ja Güterschwindel, statt; nicht zum wenigsten in Pommern.

S. 118. Z. 35. Innungen, Zünfte und Gilden: Arndt hat den Gedanken ihrer Wiederherstellung vornehmlich aus ethischen Motiven oft ausgesprochen, so noch 1846 im „Grundgesetz der Natur". Später, wohl unter dem Eindruck von 1848, ist er davon abgekommen.

S. 122. Z. 27. Ich meine anders: Paulus („Heidelberger Jahrbücher") billigte Arndts Vorschlag nicht, „daß die Landesrepräsentation oder Landstände nur aus den nichtgelehrten Klassen gewählt sein sollen".

S. 129. Z. 27. Pater du Halde: Description géographique, chronologique, politique et physique de l'empire de la Chine. 1735 (Geerds).

Ein Wort über die Feier der Leipziger Schlacht.

Vorbemerkung (vgl. Einleitung, T. X, S. 18f.). Die Schrift erschien 1814. Neue vermehrte Auflage 1815. Schr II. über Feiern 1814 vgl NB II, 313. Ludens „Nemesis" Bd. III, 132ff. — Der Justizrat K. Hoffmann zu Rödelheim (vgl. über ihn: Meinecke, „Die deutschen Gesellschafter und der Hoffmannsche Bund", 1892) gab 1815 ein mit einer Vorrede Arndts geziertes Buch heraus: „Des Teutschen Volkes feuriger Dank- und Ehrentempel usw.", in dem er auf 1134 Seiten Schilderungen solcher Feiern im Jahre 1814 abdruckte, bei denen natürlich auch Arndts oftmals gedacht worden war. — Vgl. über den Gedanken, Erinnerungsfeste zu feiern, auch GdZ III, T. VIII, S. 144, Z. 27ff., ferner das Gedicht „Die Leipziger Schlacht", T. I. S. 159, nebst Anmerkung dazu.

S. 136. Z. 10ff. Als um Mitternacht des 10./11. August 1813 der Waffenstillstand ablief, ohne daß von Napoleon eine Antwort auf das österreichische Ultimatum einlief, verkündeten Feuerzeichen auf den Bergen den Wiederbeginn des Krieges.

Z. 38. Donnersberg: die höchste Erhebung des Pfälzer Berglandes.

S. 137. Z. 14. mit grünen Gedanken: grün die Farbe der Freude; vgl. das Gedicht „Meine Grablegung", T. I, S. 225f. und Anmerkung dazu.

Z. 41f. gemeinsame teutsche Volkstracht: diesen Gedanken hat Arndt gerade wie Jahn („Deutsches Volkstum", 2. Aufl. S. 255ff.) häufig vertreten, so z. B. in den Schriften „Über Sitte, Mode und Kleidertracht", „Ein Wort über die Franzosen . . .". GdZ IV, T. IX.

Über Preußens Rheinische Mark und über Bundesfestungen.

Vorbemerkung (vgl. Einleitung, T. X, S. 19—21). Zugrunde gelegt ist die Ausgabe von 1815 o. O. [Frankfurt a. M., Eichenberg]. (106 S.) — Vgl. NB I, 352ff. E, T. II, S. 177ff. — Gneisenau an Arndt NB II, 156ff. Arndt an Karoline v. Wolzogen Br 84. — Damals wirkte Arndt auch für den Anfall des schwedischen Pommern an Preußen: Schr I, 169. — Vgl. auch Meinecke, „Die deutschen Gesellschaften usw."; Pick, „Aus der Zeit der Not" S. 334, 346f. — **Verbreitung**: Anzeige der Schrift im „Tagesblatt der Geschichte", 11. August 1815. — Schön an Stägemann, 13. November 1815 (Rühl „Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III.": I, 418). — **Zensur**: Czygan, Zensurberichte II, 2 S. 397ff. — Arndt zeigte die Schrift, ohne sich als Verfasser zu nennen, an im „Wächter", Bd. I, S. 186—215. Diese Rezension beginnt: „Diese kleine Schrift, die sich in der Gewalt der Gefühle

und der Worte von Anfang bis zu Ende wie ein reißender Strom durch Felsengestade fortrollt, und an der wir nach unseren Ansichten wenig anderes auszusetzen haben, als daß wir das glühende Feuer zuweilen ein wenig abgekühlt wünschten, enthält manche gesunde Urteile und Blicke über die Stellung und Politik des teutschen Vaterlandes." — „Freimütige Blätter für Deutsche" (in deren 1. Hefte übrigens merkwürdig genug ein Aufsatz von Arndt: „Politische Rügen" steht), Bd. I, S. 99ff.; Bd. II, S. 65ff., 156ff. Der Rezensent riet, Deutschland „seiner Natur nach" in Süd und Nord zerfallen und seine sich verwandten Völker einen Bund schließen zu lassen, und mahnte zur „innigsten Freundschaft Österreichs und Preußens". v. Cölln, der Herausgeber dieser Blätter, von dem wohl auch die Rezension ist, hat übrigens später, 28. März 1817, Hardenberg denunziert, daß „die hohen Häupter des hiesigen [d. h. Berliner] Jakobinerrates" Arndt hinzuberufen hätten, „um die Pfeile zu schneiden, die sie auf den Staatsrat schleudern wollten" (Müsebeck, „Historische Zeitschrift" 105, S. 517).

S. 143. Geleitwort. Ein altes Sprichwort, das auch im Dänischen nachweisbar ist.

S. 146. Z. 4. Y....: darunter ist Trier zu verstehen.

Z. 13. X....: Berlin.

Z. 15. Grafen von K. in T.: nach Geerds ist an einen der drei Grafen von Kesselstatt in Trier zu denken, die mit den Metternichs verschwägert waren.

S. 147. Z. 18. Wien: seit September 1814 tagte der Wiener Kongreß.

Z. 21. Vetter in W.: Metternich in Wien.

Z. 28. Grafen St.: Graf Friedrich Lothar Stadion (1761—1811) war wie sein bekannter Bruder Philipp für die Erhebung Österreichs gegen Napoleon tätig. 1809 war er Generalintendant des Erzherzogs Karl.

Z. 31ff. über die damals in manchen Kreisen der Bevölkerung am Rhein sich bemerkbar machende Stimmung für eine Oberherrschaft Preußens vgl. Meinecke, „Die deutschen Gesellschaften usw."

S. 148. Z. 16ff. Vgl. z. B. Arndts Brief an Schön, Koblenz, 10. April 1814 (Br 78): „Wie die Menschen hier sind? Das Volk im ganzen gut; von allen Beamten groß und klein $^{15}/_{16}$ Franzosenfreunde, und es ist nicht recht, daß man nicht ein paar Dutzend große teutsche Verräter geächtet und nicht einige Hundert über den Rhein gejagt hat."

Z. 40. Benzel: Graf Bentzel-Sternau wurde 1812 Staats- und Finanzminister Dalbergs, des Großherzogs von Frankfurt. Er betätigte sich als Schriftsteller, wurde später protestantisch und wirkte in der süddeutschen politischen Bewegung Ende der zwanziger Jahre in liberalem Sinne.

S. 149. Z. 20. Philander von Sittewalt: Moscheroſch schrieb um 1640 das Buch „Wunderliche und wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittewald" (Sittewald Pseudonym, gebildet durch Umstellung aus Wilstädt, dem Namen von Moscheroſchs Heimatsort).

S. 149. Z. 21. maulhänkolisch: ein von Arndt öfter gebrauchtes Wort aus Moscheroschs Schrift.

S. 150. Z. 4. Grafen Friedrich St.: s. Anm. zu S. 147, Z. 28.

Z. 41. englische Krämerpolitik: vgl. Anm. zu T. VI, S. 21, Z. 22.

S. 151. Z. 3. Chatham: vgl. Anm. zu T. IX, S. 70, Z. 24.

S. 153. Z. 5f. erheben ein ... Geschrei gegen Preußen: auch in dem Aufsatze „Wahrheiten und Zweifel" (etwa gleichzeitig mit diesem Buche entstanden) klagt Arndt, daß die Deutschen gegen sich selbst und gegen das Große in ihrem Volke ungerecht seien. „Von den Preußen wird wenig gesungen und geklungen .... So ist der Lauf der Welt: Was Lärm macht, wird gepriesen, das Stille und Bescheidene wird vergessen. Die Preußen sind aufgestanden für ihren König und für das Vaterland, aber still aufgestanden." .. Er klagt weiter über die „politische Dummheit". „Als wenn es ein Unglück für uns wäre, daß wir uns einem deutschen Staate anschließen, der durch Geist und Macht herrschen und schützen kann, suchen wir immer noch das Große niederzureißen und zu verkleinern, damit das Kleine ja recht klein und elendig bleibe."

S. 154. Z. 10. Illuminaten: der 1776 gegründete Illuminatenorden wollte der Vernunft durch Beförderung der Aufklärung zum Siege verhelfen und den Kosmopolitismus verbreiten. Er stand im Zusammenhang mit den Freimaurern; ihm gehörten damals z. B. Hardenberg, Dalberg, Montgelas u. a. an.

S. 155. Z. 31. Montgelas: seit 1799 leitender Staatsmann in Bayern, eifriger Anhänger Napoleons.

Z. 32. Aretin: Joh. Christoph (1773—1824). 1806 Oberbibliothekar in München. Aretin schrieb begeistert für Napoleon verschiedene Schriften; vgl. Anm. zu T. VII, S. 14, Z. 2ff. Mit rücksichtsloser Schärfe griff er Preußen und norddeutsches Wesen und deshalb auch die nach Bayern berufenen Gelehrten, besonders Thiersch, an. 1811 legte er seine Stelle an der Staatsbibliothek nieder und wurde in Neuburg, dann in Amberg Präsident des Appellationsgerichts. 1815 schrieb er in sächsischem Interesse die Schrift „Sachsen und Preußen". — Gegen ihn, Dalberg, Bentzel-Sternau u. a. eiferte Arndt auch in der Schrift „Ein Wort über die Franzosen und uns" (1814, S. 24). — Schultheiß: Johannes Schultheß, Schweizer Theologe, Professor in Zürich, Vertreter des älteren Rationalismus. — Crone: Professor der Kameralwissenschaften in Gießen. (Geerds.)

S. 156. Z. 39. Jude Süß Oppenheimer: der berüchtigte Finanzminister Karl Alexanders von Württemberg wurde 1738 in einem Käfig aufgehängt. Vgl. Hauffs Novelle „Jud Süß".

S. 157. Z. 12. Fürst Wrede, bayrischer General. Vgl. WuW, T. V, S. 127 und Treitschke, „Deutsche Geschichte" Bd. 2, Beilage 1.

S. 158. Z. 12. Österreichs Politik: schon 1814 (in der Schrift „Regenten und Regierte") schrieb Arndt: „Der Zutritt Österreichs [1813] vermehrte die Aussicht auf glücklichen Erfolg, verringerte aber die Hoffnung auf eine glückliche Gestaltung der inneren National-

angelegenheiten; .... denn es mischte sich in das Nationale zuviel Kabinettspolitik."

S. 168. Z. 43. d'Aubusson: Großmeister der Johanniter, „der Schild der Kirche" (1423—1503), rettete 1480 Stadt und Insel Rhodos vor Mohammed II.

S. 169. Z. 1: Palafox: vgl. T. VIII, S. 16f.

S. 171. Z. 41ff. Die Abneigung und das Mißtrauen gegen die ehemaligen Rheinbundstaaten, dem Arndt hier Ausdruck gibt, waren damals weit verbreitet; vgl. Meinecke, „Die deutschen Gesellschaften usw."

S. 172. Z. 3f. Dalberg: vgl. Anm. zu T. VII, S. 31, Z. 30. — Montgelas: vgl. Anm. zu S. 155, Z. 31.

Z. 5. Illuminaten: vgl. Anm. zu S. 154, Z. 10. — mainzische Klubisten: 1792, als Custine Mainz besetzt hatte, stifteten die früher vom Kurfürsten berufenen liberalen Kosmopoliten, besonders Forster, einen republikanischen Klub; die Klubisten beantragten 1793 in Paris beim Konvent die Einverleibung der von ihnen gegründeten „Rheinischen Republik" in die französische.

S. 176. Z. 5. Brühl: Minister Augusts III., durch dessen preußenfeindliche Politik Sachsen in den Siebenjährigen Krieg hineingezogen wurde. — Senft: Graf Christian Ludwig Senfft von Pilsach, Anhänger Napoleons, bestimmte 1809—13 die Haltung Sachsens in dessen Sinne.

S. 180. Z. 33f. äsopische Eiche: vgl. Eppel, „Fabeln und Parabeln der Weltliteratur", S. 73 (Geerds).

S. 181. Z. 1. Englands Politik: vgl. Anm. zu T. VI, S. 21, Z. 22.

S. 182. Z. 7ff. Zu diesen Ausführungen vgl., was Arndt im „Blick auf die Zeit" (1814) schrieb: „Dies alles, daß jeder Fremde sich bei uns eindrängen und auf unsere Kosten an Macht und Reichtum gewinnen will, geschieht uns armen Teutschen auch nach so großen Taten noch, weil wir die Einheit des Volkes und den Sinn und Stolz dieser Einheit zu sehr verloren haben ... Gegen uns Teutsche [wegen der Zersplitterung] und gegen unsere gutmütige Geduld dürfen die Fremden und die Eigenen alles ..." Gegen den englischen Einfluß wandte er sich auch dort schon: „Wir wünschen und bitten also recht sehr, daß die Engländer uns nicht zu nah kommen, noch zu nah auf uns wirken wollen; in der Ferne wollen wir sie uns gern gefallen lassen und sie als ein edles und wackeres Volk ehren ..., wir wollen uns die Freiheit und Gesetzlichkeit auf unsere Weise machen und schaffen." Und schließlich: „So wie der Mensch lebendig teilnehmen muß an dem, was um ihn vorgeht, so wie er im lebendigen Gewimmel der Kräfte und Taten bleiben muß ...., so muß der Staat ... dies nach gleichen Gesetzen tun. Freilich soll er die unaufhörliche Unruhe und den ewigen Krieg nicht als seine Bestimmung ansehen, aber er soll sich nie außer dem Bereich alles dessen stellen, was anderen Völkern begegnen kann ... Immer muß der Staat an den tüchtigen Krieg denken, damit er den sicheren Frieden habe." Vgl. auch „Mein Glaubensbekenntnis für die deutsche Gegenwart" (1848), T. XII, S. 123, Z. 16ff.

S. 185. Z. 35. hudeln: ſchlecht behandeln, plagen.

S. 186. Z. 17. deus ex machina (lat.): der Gott aus der Maſchine. Die Redewendung beruht (nach Büchmann) auf den Worten, die Plato im Cratylus den Sokrates ſagen läßt: „Wir müßten uns denn auch unſrerſeits mit der Sache ſo abfinden, wie die Tragödiendichter, die ihre Zuflucht zu Maſchinen nehmen, wenn ſie in Verlegenheit ſind [nämlich den Konflikt zu löſen], und die Götter herbeiſchweben laſſen."

S. 192. Z. 28ff. daß das Volk nicht da iſt: vgl. GdZ I, T. VI, S. 196, Z. 31ff.

S. 193. Z. 20ff. Zu dieſem Abſchnitt vgl. Br 98 (19. September 1815): „Es muß ſich notwendig ein neues Zeitalter Teutſchlands erheben, und die wiederholten Dummheiten und Schlechtigkeiten beſchleunigen es und zwingen uns, dem mit trockenen Augen ins Geſicht zu ſchauen, wovor wir vor einigen Jahren noch zitterten. Das Vaterland kann wohl kaum ohne eine wilde Umwälzung gerettet werden. Will die preußiſche Regierung klug ſein, ſo könnte ſie oben ſtehen."

S. 194. Z. 23ff. Geſchrei von Jakobinern . . .: vgl. Anm. zur Einleitung GdZ IV, T. IX und „Lebensbild", T. I, S. LXVIIIff.

S. 195. Anmerkung: The letters of Junius: 1768 und 1769 unter dem Pſeudonym „Junius" (wahrſcheinlich Sir William Francis) im „Public Advertiser" erſchienene Briefe, die geiſtvoll mit herbſter Satire die öffentlichen Zuſtände in England beleuchteten.

S. 196. Z. 29. Ein Miniſter eines kleinen Staats: wohl Montgelas (Geerds).

S. 197. Z. 10. Boſſelſpiel: Kegelſchieben.

Anmerkungen zu Teil 12.

Kleine Schriften.

Dritter Teil.

Belgien und was daran hangt.

Vorbemerkung (vgl. Einleitung, T. X, S. 22 f.). Die Schrift erschien 1834, sie ist wiederabgedruckt in Schr III. — Schlosser faßte das Ergebnis seiner Besprechung in den „Heidelberger Jahrbüchern" (1834, S. 489 f.) mit den Worten zusammen: „Ref. wünschte, daß ein so biederer, von echter Vaterlandsliebe glühender Mann überall Gehör und Eingang fände, wo nur immer Deutsche wohnen, seine Irrtümer oder vorgefaßte Meinungen werden nie schaden, ist er doch gerechter als die andern Preußen und erkennt auch in unsern Nachbarn und ihren Nachahmern etwas Großes, eine Begeisterung für innere Güter an."

S. 9. Z. 3. Weinmond: Oktober.
Z. 24. nach K.: Kessenich.
S. 12. Z. 22. Wintermond: Januar.
Z. 23. Brief an X.: Der Brief ist an den Grafen Werner von Haxthausen (1780—1842) gerichtet. Dieser war ein außerordentlich begabter und vielseitiger Mann. Mit größter Opferfreudigkeit hat er für die deutsche Sache in der Zeit der Not gewirkt. 1815 wurde er Regierungsrat in Köln, wo er lebhaften Verkehr mit Arndt, den Gebrüdern Boisserée, Görres, de Grote, Gebrüder Schlegel u. a. pflegte; 1825 zog er sich ins Privatleben zurück, war aber noch auf den westfälischen Landtagen sehr tätig. 1833 schrieb er ein als Handschrift gedrucktes Buch: „Über die Grundlagen unserer Verfassung", auf das Arndt hier („Neujahrsgeschenk") Bezug nimmt. Die Schrift trug ihm viele Angriffe ein. Nur einiges wenige sei daraus hervorgehoben. S. 10: „Liberalismus unserer Zeit ist unvereinbar mit Katholizismus und jedem wahren Christentum". (Über Arndts Stellung zu ihm in Hinsicht der rheinischen Universität, ob in Köln oder Bonn, vgl. Pick, „Aus der Zeit der Not" S. 363, wo er meint, es habe seinen guten Grund, daß die katholische Partei, z. B. Haxthausen, de Grote, für Köln eifere.) S. 27 äußerte er sich über die westfälischen Bauerndienste: „Die 21 Frondienste im Jahr waren hier nicht drückend, da der Bauer sie meist nur zu leisten gezwungen war in Tagen, wo er

weder die eigene Arbeit verſäumte, noch ſonſt etwas verdienen konnte." Er lobte die früheren patriarchaliſchen Zuſtände und wandte ſich gegen die neuere Geſetzgebung. S. 31: „Die neuere Staatskunſt hat alle Bande, welche den Bauern an den Adel und größeren Gutsbeſitzer knüpften, gelöſt, z. T. gewaltſam durchbrochen". — S. 43f. verurteilte er auch die Städteordnung. — Die alte ſtändiſche Verfaſſung, ſo meinte er, ſei nicht untergegangen; ſie ſolle fortbeſtehen.

S. 14. Z. 28ff. Verflüchtigung des Landbeſitzes ....: über dieſes Thema hatte ſich Arndt ſchon im „Wächter" in dem Aufſatz „Ein Wort über die Pflegung und Erhaltung der Forſten und Bauern uſw." geäußert.

Z. 31. Baring: Gründer des Londoner Bankhauſes Baring Brothers and Co. (1770).

Z. 33. Dalberg: vgl. Anm. z. T. VII, S. 31, Z. 30. — Percy, altes Geſchlecht, deſſen Ahnherr mit Wilhelm dem Eroberer nach England gekommen war (1166). Spätere Percys führten den Grafen- und Herzogstitel Northumberland.

S. 15. Z. 24. Tolle Karl von Burgund: Karl der Kühne.

Z. 38ff. confusio divinitus conservata: durch göttliche Fügung erhaltene Verbindung; confusio divinitus lacerata: eine durch göttliche Fügung zerriſſene Verbindung; humanitus: durch die Menſchen. Confusio könnte hier zugleich ein Wortſpiel ſein, da es zugleich „Verbindung" und „Verwirrung" bedeutet.

S. 17. Z. 13ff. die Büſte des alten Löwen: Steins, der als Landtagsmarſchall die weſtfäliſchen Provinzlandtage geleitet hatte. Am 7. Dezember 1833 hatte Haxthauſen dort den Antrag geſtellt, Stein „in unſerer Mitte ein Denkmal zu errichten", und hinzugefügt: „Sein Andenken gehört der Geſchichte, ſein Ruhm dem Vaterlande. Sein Andenken bedarf keines Denkmales! Wer möchte aber nicht gern ein Zeichen ſeiner Liebe und des Andenkens ihm geweiht ſehen?" (Pertz, „Leben Steins", Bd. VII, 2, Beilage 50.) Arndt ſelbſt hatte bald nach Steins Tode (1831) den Vorſchlag zu einem Denkmal dem Oberpräſidenten Freiherrn von Vincke unterbreitet. Er hat das Schreiben in dem Büchlein „Mehrere Überſchriften nebſt einer Zugabe zum Wendtſchen Muſenalmanach für 1832" veröffentlicht; es lautet:

„Ihr Weſtfalen hat einen großen und guten Mann verloren, den Freiherrn Karl vom Stein, der dieſen Sommer zu ſeinen Vätern heimgegangen iſt. In dem Lande der Roten Erde hat er im Leben am längſten gewirkt und gewohnt, und es iſt ihm vor allen deutſchen Landſchaften und Gauen lieb geweſen. Sollten ſeine Weſtfalen nicht daran denken, ihm ein Denkmal zu errichten? und welches? und an welcher Stelle?

Welches? Einen Löwen aus Erz gegoſſen, auf einem Felsſtück ruhend, den Kopf gegen Südweſten gerichtet; Eichen umher gepflanzt.

An welcher Stelle? Am zweckmäßigſten wohl im Herz Weſtfalens, an einer der beſuchteſten Heerſtraßen. Darüber würden die des Landes Kundigen ſich leicht einigen.

Mit alter Verehrung uſw."

Man denkt bei dieſem Vorſchlage unwillkürlich an das nach Schinkels Entwurf ausgeführte Denkmal auf dem Invalidenkirchhof zu Berlin, das Scharnhorſts Andenken geweiht iſt.

S. 18. Z. 8. Pitt: William Pitt der Jüngere, der große Gegner Napoleons, wurde 23jährig engliſcher Premierminiſter. Vgl. T. VII, S. 46, Z. 30ff.

Z. 11f. Lord Chatham: vgl. Anm. zu T. IX, S. 70.

Z. 14. innocentia: Ehrenhaftigkeit. Arndt ſagte (E, T. II, S. 97, Z. 25 von Scharnhorſt, er ſei ein vir innocens im Sinne der großen Alten geweſen.

Z. 41. Lord Caſtlereagh: unter Pitt und ſpäter Kriegsminiſter, 1812 Miniſter des Auswärtigen, wirkte nach 1815 im Sinne Metternichs und der Reaktion. Er endete 1822 durch Selbſtmord.

S. 19. Anmerkung. Der „große Mann" kann nur Stein ſein. In WuW, T. V, S. 30, Z. 28ff. berichtet Arndt, Stein habe Walpole den ſchottiſchen Eiszapfen genannt.

S. 20. Z. 23f. Biſchof von Autun: Talleyrand.

Z. 36. Gagern: vgl. Anm. zu T. XII, S. 80, Z. 8.

S. 21. Z. 15. Winter des Jahres 1815: d. h. Winter 1814/15; es iſt die Zeit, in der u. a. die Schrift: „über Preußens Rheiniſche Mark . ." entſtand.

Z. 32ff. Hardenberg: vgl. die Charakteriſtik T. XII, S. 101, Z. 5ff.

S. 22. Z. 24. Juliustage der großen Pariſer Woche: Julirevolution 1830.

S. 24. Z. 25. im koburgiſchen Nebenfürſtentum: Belgien.

S. 28. Z. 3. Londoner Kongreß: 1830, zur Regelung der belgiſchen Angelegenheit.

Z. 43. Wellington, der berühmte Feldherr, hatte 1828 die Leitung des engliſchen Miniſteriums übernommen, das er aus entſchiedenen Tories bildete. Im November 1830 wurde er geſtürzt. Gerade im Jahre 1834 wurde er übrigens wieder Miniſter und zwar des Auswärtigen, mußte aber ſchon 1835 zurücktreten.

S. 31. Z. 1. Canning: britiſcher Staatsmann (1770—1827).

Z. 9. Ausſprung: Ergebnis.

Z. 11. begigeln: plattdeutſch = betrügen; vgl. T. III, S. 198, Z. 7.

Z. 38. Bolingbroke (Saint John) und Harley (Graf von Oxford) britiſcher Miniſter zur Zeit des Utrechter Friedens (1713).

S. 32. Z. 9. Magna Charta: vgl. Anm. z. T. IX, S. 89, Z. 8. — Petition of Rights: „Bittſchrift um Rechte", eine 1628 dem Könige Karl I. übergebene Beſchwerdeſchrift. Durch Bewilligung der darin geforderten Freiheiten wurde ſie ein wichtiges Grundgeſetz der engliſchen Verfaſſung.

S. 34. Z. 42. Texel: niederländiſche Inſel in der Nordſee vor dem Eingang des Zuiderſees.

S. 39. Z. 42. Broglie: Herzog von Broglie, Pair von Frank-

reich (1785—1870), war 1834 Minister des Auswärtigen; er gehörte zur Partei der Doktrinäre.

S. 40. Z. 7. Nadir, Schah von Persien (1688—1747), führte greuelvolle Kriege.

S. 41. Z. 25. hoc age (vgl. Br 290): (lat.) tue das! frisch ans Werk!

S. 42. Z. 9. Cordova: Fernandez de Cordoba, spanischer Heerführer (1443—1515), kämpfte siegreich in Unteritalien gegen die Franzosen.

Z. 10. Novara: Geerds vermutet, wohl mit Recht, daß Arndt den spanischen Feldhauptmann Pedro Navarro (1446—1528), den Erfinder der Pulverminen, meint.

Z. 15. Samojeden und Tschuktschen: vgl. Anm. zu T. XI, S. 98, Z. 4f.

Z. 30. obenangeführten Schrift: s. S. 24, Anmerkung.

S. 45. Z. 35. vagina gentium: Völkerscheide. — Olof Rudbeck: schwedischer Polyhistor (1630—1720), vor allem tätig als Professor der Botanik in Upsala; sein Sohn Olof (1660—1740) wurde sein Nachfolger.

S. 46. Z. 23. Campbell: Lord John Campbell, britischer Rechtsgelehrter und Politiker, Anhänger der Whigs, war 1834 Generalanwalt. — Ferguson: engl. Historiker und Moralphilosoph (1723 bis 1816).

S. 47. Z. 13. in einem kleinen Büchlein: „Christliches und Türkisches“ (1828), vgl. Bibliographie.

S. 48. Z. 25. Erzerum: Hauptstadt des Wilajets Erzerum in der asiatischen Türkei, einen beträchtlichen Teil Armeniens umfassend. Die Stadt, in der Nähe der Quelle des Euphrat gelegen, ist kommerziell und strategisch von großer Bedeutung, am Handelsweg zwischen Trapezunt und Tebriz.

S. 49. Z. 20f. Archipelagus: der zwischen Kleinasien, der Balkanhalbinsel und Kreta liegende Teil des östlichen Mittelmeers. — Palmerston: britischer Staatsmann (1784—1865), wurde 1830 Staatssekretär des Auswärtigen. 1839 schloß er, um dem russischen Übergewicht im Orient zu steuern, einen Vertrag mit Österreich und der Türkei.

Z. 21. Broglie: vgl. Anm. zu S. 39, Z. 42.

Z. 26. Ibrahim Pascha: Adoptivsohn Mehemed Alis, des Vizekönigs von Ägypten (1789—1840), zwang 1833 die Türkei, Syrien und Adana an Ägypten abzutreten.

S. 50. Z. 39ff. Vgl. zum folgenden Arndts Brief an Stein (18. Nov. 1830, Br 207): „In Hinsicht der belgischen Angelegenheiten offenbart sich nun leider, was verworrene und undeutsche Ansicht, dummer englisch-hannoverscher Einfluß und selbst feinere Faiseurs, wie Herr von Gagern usw., usw., welche damals alle auf Preußens Ruhm und Macht eifersüchtig waren, angerichtet haben, indem sie Unverträgliches paarten und zugleich unter der Aufschrift, ein

weſtliches Bollwerk für Deutſchland gegen Frankreich . . . zu gründen, unſere rechte Flanke in die Luft ſtellten."

S. 54. Z. 26. Orkanen im Topf (vgl. S. 57, Z. 20. Foxiſche Orkan im Topfe): offenbar eine Redewendung des engliſchen Staatsmannes Fox (vgl. Anm. zu S. 77, Z. 24); in der Bedeutung gleich dem gebräuchlichen „Sturm im Glaſe Waſſer"; der Ausdruck, der von Montesquieu ſtammt, dem Sinne nach aber ſchon in der Antike gebräuchlich war (vgl. Büchmann S. 295), bedeutet eine komiſche Erregung in kleinem Kreiſe.

Z. 42ff. Ranke: der große Hiſtoriker. Arndt meint ſeinen Aufſatz „Die großen Mächte", der zuerſt in Rankes „Hiſtoriſch-politiſcher Zeitſchrift", Bd. 2, erſchien; er iſt wiederabgedruckt in den „Sämtlichen Werken", Bd. 24, wo jedoch ein beträchtlicher Teil des Schluſſes fortgelaſſen iſt. Arndt wird dem Aufſatze nicht voll gerecht.

S. 55. Z. 27. Degenheit: Degen (ahd. degan, mhd. degen = kühner Streiter, Held; nicht zuſammenhängend mit Degen = Waffe, was aus dem franzöſiſchen dague [mlat. daga] übernommen iſt); alſo Degenheit = Tapferkeit (ſo ſchon mhd.).

S. 56. Z. 38. Neſſusrock: nach dem griechiſchen Mythus beſtrich Deïaneira das Gewand ihres Gatten Herakles innen mit dem Blute des von ihm mit ſeinen vergifteten Pfeilen erlegten Kentauren Neſſus. Sobald das Gewand auf der Haut des Herakles warm zu werden anfing, zerfraß es den Körper.

S. 57. Z. 20. Foxiſcher Orkan: vgl. Anm. zu S. 54, Z. 26.

S. 58. Z. 12. Haller: vgl. Anm. zu T. IX, S. 49, Z. 7.

S. 60. Z. 38. Öl der Medea: Nach der griechiſchen Sage ſandte Medea, die Gattin Jaſons, als dieſer ſie verſtieß, um Kreüſa zu heiraten, der Braut ein vergiftetes Gewand und Diadem; als Kreüſa es anlegte, wurde ſie von Flammen verzehrt.

S. 61. Z. 15. Utopien: vgl. Anm. zu T. I, S. 283, V. 13.

S. 62. Z. 13. Bundſchuh: Name eines 1502 im Bistum Speier begründeten Bauernbundes, der ſich nach der damals beim Bauernſtande gebräuchlichen Fußbekleidung ſo nannte.

Z. 15. Fabel: nach Geerds in Etels „Fabeln und Parabeln der Weltliteratur" S. 73.

S. 66. Z. 32. adductius regnabatur: vgl. Tacitus „Germania" cap. 43: „Trans Lugios Gotones regnantur, paulo iam adductius quam ceterae Germanorum gentes, nondum supra libertatem."

Z. 36f. Frankreich, welches monarchiſch iſt und zuletzt wieder viel monarchiſcher werden wird: man beachte die Prophezeiung in dieſen Worten; vgl. auch den Brief, den Arndt aus Frankfurt Ende Juni oder Anfang Juli 1848 an Brandis ſchrieb (Br 292): „Beiläufig, dieſe jüngſten Pariſiana ſcheinen hier doch einige Wirkung zu tun und machen gewiſſe Leute etwas kleinlauter. Ich bin bei Gelegenheit ihrer zu einigem Anſehen gekommen, indem ich bei einem kurzen parlamentariſchen Wortgefecht einem Pariſer der franzöſiſchen Republik und des hochgebildeten und geiſtig ſo hochgeſitteten

Volkes, das nimmermehr einen soldatischen Herrn vertragen werde, indem ich diesem demokratischen Maulhelden vor einigen Tagen etwas laut zurief: sie werden bald wieder einen haben."

S. 69. Z. 3. Rask: Rasmus Christian Rask (1787—1832), großer dänischer Sprachforscher, einer der Bahnbrecher der vergleichenden Sprachwissenschaft.

Z. 36. Sankt Christoffel: vgl. „Wächter" Bd. III.

S. 70. Z. 30. von Wien: im Januar 1834 traten infolge des Frankfurter Putsches und radikaler Bewegungen in Wien die leitenden Staatsmänner Deutschlands zu einer Konferenz zusammen. Die reaktionären Beschlüsse wurden geheim gehalten.

Z. 38f. Je mehr Hirten usw.: vgl. T. XI, S. 143, Geleitwort.

S. 72. Z. 20f. Sankt-Simonische Liederlichkeit der Grundsätze: Saint-Simon (1760—1825), Begründer der ersten sozialistischen Schule; seine Schüler entwickelten seine Ideen zum System, dem Saint-Simonismus. Besonders einer von ihnen, Enfantin, verwarf die Gesetze der Gesellschaft hinsichtlich der Ehe und forderte die Freiheit des geschlechtlichen Verkehrs.

S. 77. Z. 24. Fox (1749—1806): bedeutender englischer Staatsmann, Gegner Pitts, wirkte aber 1804 mit ihm zusammen zum Sturz des Ministeriums Addington und wurde nach Pitts Tode wieder Staatssekretär, was er schon vorher zweimal, aber nur auf kurze Zeit gewesen war. Er war ein glänzender Redner und hervorragender Politiker, Pitt ebenbürtig. Das erst nach seinem Tode herausgegebene Werk führt den Titel: History of the early part of the reign of James II . . . (1808). Vgl. T. VII, S. 47, Z. 29ff.

S. 79. Z. 34. Schmalz: Professor in Berlin, von dem die Angriffe auf die Mitglieder geheimer Gesellschaften, d. h. auf die Patrioten, ausgingen, vgl. Lebensbild, T. I, S. LXX und Anm. zu MuJ, T. III, Einleitung.

S. 80. Z. 8. Gagern: Hans Freiherr von Gagern (1766 bis 1852) stand zunächst in nassauisch-weilburgischem Dienst, wirkte dann für die Erhebung gegen Napoleon und später für den Prinzen von Oranien, dessen Wiedereinsetzung in den Niederlanden er lebhaft förderte. Als dieser König der Niederlande wurde, ernannte er Gagern zum leitenden Minister der oranischen Fürstentümer in Deutschland. Als Gesandter beim Wiener Kongreß erreichte er die Vereinigung Belgiens mit den Niederlanden. Bis 1818 war er niederländischer Bundestagsgesandter, 1820 wurde er pensioniert und lebte nun auf seinem Gute Hornau bei Höchst als Literat und Förderer philanthropischer und patriotischer Bestrebungen; er gehörte der Ersten Kammer des Großherzogtums Hessen an. 1848 trat er warm für das Frankfurter Parlament ein. Von ihm sind u. a. folgende Publikationen: „Die Nationalgeschichte der Deutschen" (1813—26); „Über Deutschlands Zustand und Bundesverfassung" (1818); „Mein Anteil an der Politik" (Bd. 1—4. 1822—33; Bd. 5 u. 6. 1845). 1833 veröffentlichte er „Die Briefe des Freiherrn vom Stein an den Freiherrn

von Gagern 1813—31". Vgl. auch T. XII, S. 20 und 38. Ferner: WuW, T. V, S. 102, 103, 141, 158. Br 207, 213, 215, 216, 291.

S. 80. Z. 35. Sehrmann: vgl. Anm. zu T. I, S. 302.

S. 83. Z. 3f. Fürſt Staatskanzler: Hardenberg; vgl. T. XII, S. 21, Z. 32ff. und die Charakteriſtik Hardenbergs T. XII, S. 101.

Z. 21f. mens provida futuri: ein Geiſt, der die Zukunft ahnt. Arndt rühmte ſich ſelbſt gern einer mens provida futuri. So ſchrieb er 1848 an Bethmann Hollweg (Br 296): „Mich ziehen die ſchwachen, menſchlichen, tränenreichen Triebe oft genug ſo, daß der Kopf ganz nach unten möchte — und dann wieder kommt eine Sorgenloſigkeit, eine Hoffnungsfülle, worüber ich mir freilich ſelten rechte Rechenſchaft zu geben weiß, und wovon ich mir dann wohl einbilde, daß es das Alter iſt, die leicht zählbaren wenigen Jahre, die mir noch übrig ſind — daß dieſe es ſind, was mich ſo ſorgenlos macht. Das könnte natürlicher und ſelbſtfühleriſcher Weiſe ſogar wahr ſein; aber was hat Hoffnungsfülle damit zu tun? Dieſe iſt auch nicht bloß aus Gott als dem Geber aller guten Gaben und aus der unwankenden Zuverſicht auf ihn, ſondern es iſt offenbar eine res media in mir, eine res inter deum et naturam, die freilich als natura auch von Gott iſt, aber nicht in dem Sinn, wie ich es hier meine. Ich meine eine Art Naturſinn in mir, eine mens providens futuri, die mich bis dieſen Tag nicht ohne Gott ziemlich leidlich und glücklich durchs Leben geführt hat."

Und ähnliches ſchildert ein Bericht Georgs von Bunſen, den ſein Bruder in der „Deutſchen Revue" 16, 2, S. 58 Anm. wiedergibt: „Über vergilbten Papieren habe ich ihn (Arndt) an einem Winter-Nachmittage 1856 angetroffen. Erläuternd bemerkte er, daß ihn der freundliche Verleger aufgefordert, unter ſeinen Gedichten aus früherer Zeit eine Nachleſe zu halten, ob ſich für ein Bändchen genug vorfände. ‚Das iſt keine geringe Arbeit, ſie kann mich noch manches Jahr beſchäftigen.' Und mit den kindlichen Augen mich feſt anblickend, fuhr er fort: ‚Sie wundern ſich, daß ein Mann in meinem Alter von einer Beſchäftigung mehrerer Jahre redet? Das hängt ſo zuſammen: Vor einigen 20 Jahren träumte mir einmal, daß ich, auf unſerem Bonner Gottesacker wandelnd, einen aufrechten Grabſtein erblickte, worauf deutlich mein voller Name, nebſt Geburts-Ort, -Jahr und -Tag zu leſen war. Sodann kam nach dem Wort «geſtorben» eine verwiſchte Zeile. Auf dieſe aber folgte eine andere: — im ein und neunzigſten Lebensjahre. Nun habe ich ja ernſtlich getrachtet, jeden Tag meines Lebens auf das Abſcheiden bereitet zu ſein. Allein ſeit dem Traum meine ich nun doch immer, das 90. Jahr überleben zu ſollen.' Dies iſt eine faſt wörtliche Wiedergabe ſeines Berichtes."

Nekrologe.

G. A. Reimer.

Vorbemerkung (vgl. Einleitung, T. X, S. 23). Der Aufſatz erſchien zuerſt in der „Allgemeinen Zeitung" vom 18. Oktober 1842 anonym,

„von einem nahen Freunde des Verstorbenen eingesandt". Abdruck: Schr III. Arndts Freundschaft mit Reimer geht wohl in die Greifswalder Studienzeit zurück. Arndt hatte Reimer dann in seinen buchhändlerischen Anfängen unterstützt (vgl. Br 19—21; „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel" 1908, S. 2129f.). Die erste Schrift, die Reimer von ihm verlegte, war der „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft . . ." (1803).

S. 87. Geleitwort. Tasso I, 1.

S. 88. Z. 10ff. Vgl. hierzu Lebensbild, T. I, S. XLff.

S. 90. Z. 18. Cornelius: der berühmte Maler. — Leist: Oberappellationsrat in Köln. Ihm widmete Arndt seine Schrift über das Turnwesen (1842).

Z. 19ff. Reise und schneller Tod: vgl. Arndts Briefe (1842) an Reimer und seinen Sohn; Br 250—252.

Gneisenau.

Der Aufsatz ist in Schr III gedruckt. Vgl. auch H. Delbrück, „Gneisenau" und die schönen Briefe Arndts an Gneisenau bei Pick, „Aus der Zeit der Not".

S. 94. Z. 1. Aus dem Turm: des Steinschen Schlosses zu Nassau.

S. 95. Z. 40. Michel: (Michael), wohl hier vorzüglich in Hinsicht auf das Kraftvolle und zugleich Einfache in der Persönlichkeit gebraucht.

S. 96. Z. 26. Herr von Varnhagen: Varnhagen von Ense, Diplomat und Schriftsteller. Hier sind seine „Biographie-Denkmale" gemeint. (Bd. 3.)

S. 97. Z. 8ff. Bekanntschaft mit Gneisenau, Aufenthalt in Berlin. Arndt wird Gneisenau schon während seines Berliner Aufenthaltes Winter 1809/10 gesehen, vielleicht auch kennen gelernt haben; vgl. auch Steig, „Kleists Berliner Kämpfe" S. 18, 46 und Lebensbild, T. I, S. XLff.

Z. 23. socia belli: Kriegsgenossin.

Z. 24. Mathildur: Mathilde. Das Wort bedeutet „gewaltige Kämpferin".

S. 98. Z. 34f. Im Herbst 1828 . . . . . in Berlin: Arndt machte damals den letzten (vergeblichen) Versuch, seine Rehabilitation zu erlangen.

Z. 42ff. Gneisenau ist am 27. Oktober 1760 zu Schilda in der Provinz Sachsen geboren. Er entstammte einer österreichischen Adelsfamilie. Dem Vater, der sächsischer Artillerieleutnant war, folgte er auf seinen Kriegszügen und verlebte eine an Entbehrungen reiche Jugend. Seine Mutter war die Tochter des fürstbischöflich würzburgischen Oberstleutnants Müller. Ihr Vater nahm ihn nach Würzburg und ließ ihn in einer Jesuitenschule erziehen. 1772 kehrte er ins väterliche Haus nach Erfurt zurück und bezog 1777 die dortige Universität. Wegen der beschränkten Mittel nahm er jedoch 1779 österreichische, 1780 ansbach-bayreuthische Dienste.

S. 99. Z. 18. Dominicqu: Jakob Dominikus (1762—1819), seit 1788 Professor in Erfurt, Freund Dalbergs, ein hochgebildeter Mann. Nach Aufhebung der Universität Erfurt wurde er 1817 katholischer Schul- und Regierungsrat beim Konsistorium zu Koblenz. Er pflegte mit Arndt freundschaftlichen Verkehr. Vgl. über ihn: Pick, „Professor J. Dominikus. Ein Beitrag zur Erfurtischen Gelehrtengeschichte". („Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", Heft 189.)

Z. 27. Anfang 1786 trat Gneisenau als Premierleutnant in preußische Dienste.

S. 100. Z. 13. gefährliche Schanze: chance = Würfelspiel, Gewinnaussicht; vgl. „sein Leben in die Schanze schlagen".

S. 101. Z. 5ff. Hardenberg: vgl. auch u. a. T. XII, S. 21 und 83.

S. 102. Z. 38. Gneisenau starb am 24. August 1831.

S. 103. Z. 14ff. Gneisenau besaß einen gewaltig ausgreifenden Geist: wie Arndt bewegte er verwegenste Pläne zur Wiedergewinnung der deutschen Freiheit und lebte in der Anschauung vom Dualismus aller Völker Europas gegen Napoleon, des guten Prinzips gegen das Schlechte. „Die Welt scheidet sich ab in solche, die gezwungen oder freiwillig für Bonapartes Ehrsucht oder dagegen fechten. Auf das Gebiet der Länder scheint es hierbei weniger anzukommen als auf das der Grundsätze", so schrieb er 1812. Und seine Freundin Amalie von Beguelin konnte im Hinblick auf seine feurige Herrschernatur im Jahre 1813 die sorgliche Frage aufwerfen: „Ginge es ihm wie Napoleon, würde er in zwanzig Jahren viel besser sein?" Aber Gneisenau besaß neben jenem hohen, freien Gedankenfluge auch die instinktive Kraft der sittlichen Selbstbeschränkung. Vgl. Meinecke: „Weltbürgertum" und „Zeitalter der deutschen Erhebung".

S. 105. Z. 10. Gemahl: vgl. Anm. zu T. II, S. 16, Z. 43. Gneisenau war seit 1796 mit Karoline von Kottwitz vermählt.

S. 107. Z. 39. Grolman: 1777—1843.

S. 108. Z. 39ff. Grolman focht 1810 als Major in spanischen Diensten, wurde aber 1812 bei der Eroberung von Valencia von den Franzosen gefangengenommen und nach Frankreich geführt, von wo er jedoch entfliehen konnte.

S. 109. Z. 35f. Demagogenfürsten: vgl. Treitschke, „Deutsche Geschichte" II (3. Auflage), S. 191: man schwärzte ihn bei Hofe als das Haupt des Tugendbundes an, nannte seine heitere Tafelrunde „Wallensteins Lager".

S. 115. Z. 25ff. Die Verse sind dem Gedicht „Deutscher Trost" (1813), T. I, S. 132f., entnommen.

Z. 39. Varnhagen von Ense: vgl. Anm. zu S. 96, Z. 26.

S. 116. Z. 30. Friedrich Gentz (1764—1832): der bekannte Staatsmann und Publizist, seit 1802 kaiserlicher Rat, unter Stadion Vorkämpfer gegen Napoleon. Nach dessen Sturz trat ein völliger Umschwung in seiner Gesinnung ein, und er wurde die rechte Hand Metter-

nichts. Vgl. auch das T. VI, S. 10 zitierte Urteil aus der Zeitschrift „Elysium und Tartarus".

S. 117. Z. 9. Friedrich Schlosser: der berühmte Geschichtschreiber. Gerade seine Art, an die Geschichte den Maßstab der Moral zu legen, mag Arndt angezogen haben. Schlossers Urteil über Arndt: Anm. zur Einleitung zu „Belgien und was daran hangt".

Z. 27. Es folgen hier noch zwei belanglose Anekdoten.

1848—1850.

Mein Glaubensbekenntnis für die deutsche Gegenwart.

Vorbemerkung (vgl. Einleitung, T. X, S. 24). Der Aufsatz erschien zuerst in der „Kölnischen Zeitung" Dienstag, 28. März 1848. Abdruck in „Reden und Glossen" (1848), S. 17—22. Für die Stimmung vgl. Br 284 ff.

S. 121. Geleitwort: dem lateinischen „audiatur et altera pars" entsprechend: Im großen Rathaussaale zu Nürnberg ist die Inschrift zu lesen:

„Eins manns red ist eine halbe red,
Man sol die teyl verhören bed" [= bede].

Z. 26 f. Hony soit qui mal y pense: Beschimpft sei, wer schlecht darüber denkt. Devise des englischen Hosenbandordens.

S. 122. Z. 26. als ein ehrlicher Mann: vgl. Br 325, Arndt an Rektor und Senat in Greifswald, 10. September 1856: „In aller Demut darf der Greis sprechen: Ich habe nach dem Ruhm eines ehrlichen Mannes gestrebt."

Z. 34. Unser König und Herr verspricht: Am 21. März hatte Friedrich Wilhelm IV. die Proklamation „An Mein Volk und die deutsche Nation" erlassen, in der es hieß:

„Rettung aus dieser doppelten dringenden Gefahr kann nur aus der innigsten Vereinigung der deutschen Fürsten und Völker unter einer Leitung hervorgehen. Ich übernehme heute die Leitung für die Tage der Gefahr. Mein Volk, das die Gefahr nicht scheut, wird Mich nicht verlassen, und Deutschland wird sich Mir mit Vertrauen anschließen. Ich habe heute die alten deutschen Farben angenommen und Mich und Mein Volk unter das ehrwürdige Banner des deutschen Reiches gestellt. Preußen geht fortan in Deutschland auf. Als Mittel und gesetzliches Organ, um im Verein mit Meinem Volke zur Rettung und Beruhigung Deutschlands voranzugehen, bietet sich der auf den 2. April bereits einberufene Landtag dar. Ich beabsichtige, in einer unverzüglich näher zu erwägenden Form, den Fürsten und Ständen Deutschlands die Gelegenheit zu eröffnen, mit Organen dieses Landtages zu einer gemeinschaftlichen Versammlung zusammenzutreten. Die auf diese Weise zeitweilig sich bildende deutsche Ständeversammlung wird in gemeinsamer, freier Beratung das Erforderliche in der gemeinsamen inneren und äußeren Gefahr ohne Verzug vorkehren. Was heute vor allem nottut, ist: 1. Aufstellung eines allgemeinen

deutſchen volkstümlichen Landesheeres; 2. bewaffnete Neutralitätserklärung. Solche vaterländiſche Rüſtung und Erklärung werden Europa Achtung einflößen vor der Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Gebietes deutſcher Zunge und deutſchen Namens. Nur Eintracht und Stärke vermögen heute den Frieden in unſerem ſchönen, durch Handel und Gewerbe blühenden Geſamtvaterlande zu erhalten. Gleichzeitig mit den Maßregeln zur Abwendung der augenblicklichen Gefahr wird die deutſche Ständeverſammlung über die Wiedergeburt und Gründung eines neuen Deutſchland beraten, eines einigen, nicht einförmigen, einer Einheit in der Verſchiedenheit, einer Einheit mit Freiheit. Allgemeine Einführung wahrer konſtitutioneller Verfaſſungen, mit Verantwortlichkeit in allen Einzelſtaaten, öffentliche und mündliche Rechtspflege, in Strafſachen auf Geſchworenengerichte geſtützt, gleiche politiſche und bürgerliche Rechte für alle religiöſen Glaubensbekenntniſſe und eine wahrhaft volkstümliche freiſinnige Verwaltung werden allein ſolche höhere und innere Einheit zu bewirken und zu befeſtigen imſtande ſein."

Und am gleichen Tage hatte er bei dem Umritt, den er, mit den deutſchen Farben geſchmückt, durch Berlin unternommen hatte, erklärt: „Ich trage die Farben, die nicht mein ſind. Aber ich will damit nichts uſurpieren, ich will keine Krone, keine Herrſchaft, ich will Deutſchlands Freiheit, Deutſchlands Einheit, ich will Ordnung, das ſchwöre ich zu Gott."

S. 125. Z. 34. einſt: dazu machte Arndt in dem Abdruck in den „Reden und Gloſſen" (1848) folgende Anmerkung:

„Dieſe Weisſagung iſt gottlob! und leider dieſen jüngſten Brachmonat ſchon wörtlich eingetroffen.

Gottlob! damit Menſchenverſtand und Erfahrung eines langen Lebens nicht zuſchanden werden.

Leider, weil auch ich das Menſchengeſchlecht der edelſten, freieſten Freiheit gern fähig halten möchte.

Und vollends dieſe Franzoſen? Mache mir einer Völker wie Franzoſen und Polen zu Republikanern. Solche leichte, flatterige und doch höchſt einſeitige und einförmige Art muß durchaus einen ſtehenden, gebornen Herrn haben. Die Franzoſen werden bald wieder nach einem König ausſehen.

Bewahre uns Gott nur, daß wir auf den Märkten unſrer großen Städte endlich nicht auch niederkartätſchen müſſen. Unſre radikalen Demagogen ziehen fürchterlich ſauſende und brauſende Schwänze des armen, betrogenen Volks hinter ſich her, ſogar mit den Blutzeichen roter Bänder und Federn an Hüten und Mützen. Und unſre ſogenannten demokratiſchen Klubs (man rühmt ſich ja ſchon der Hunderttauſende, welche ihre Verſammlungen zählen ſollen), welche man in Deutſchland unter einen Generalklub ſtellen will? Wird bei ſolcher wilden und wogenden Volksmacht, die man zu leiten hofft, eine geſetzliche Macht, wird ein Staat dabei beſtehen können?"

Polenlärm und Polenbegeiſterung.

Vorbemerkung (vgl. Einleitung, T. X, S. 24f.) Der Artikel erſchien zuerſt in Gervinus' „Deutſcher Zeitung", 20. April 1848. Die

Deckersche Geh. Oberhofbuchdruckerei in Berlin druckte ihn in verkürzter Fassung (es fehlen Absatz 3, 4, 5 und 6 z. T.) als Flugblatt und ließ ihn „zur Belebung und Stärkung guter Gesinnung in vielen Tausenden Exemplaren umsonst verstreuen" (Br 288). Dieselben Ansichten wie hier vertrat Arndt auch in der nicht gehaltenen Rede „Posen und die Polen" („Reden und Glossen", 1848). Hier urteilt er u. a. über die polnischen Teilungen: „Die Teilung Polens war ein europäischer Greuel, auch die folgenden Teilungen sind es meistenteils gewesen, aber ich leugne, daß diese letzten deutsche Greuel gewesen sind. Sind sie Greuel, so bleiben sie innerhalb des slavonischen Völkerstammes, sie bleiben bei den Russen stehen." Arndt weist sodann auf die Zerstückelung Deutschlands hin, die Teilung Polens sei also nichts Unerhörtes. „Aber die Deutschen haben sich doch etwas tapferer und einmütiger für das Vaterland geschlagen als die Polen." Das Volk, das unterdrückt werde, sei meist schuldig an seinem Unglück. (Vgl. Anm. zu T. X, S. 52, Z. 20.) Er stellt die Teilungen in die politisch-historischen Verhältnisse der Zeiten hinein, und bekämpft die Behauptung, daß Polen sich besondere Verdienste um Deutschland erworben habe, und daß ein wiederhergestelltes polnisches Reich ein treuer Bundesgenosse der Deutschen sein würde. So kommt er zu dem Ergebnis: „Ich meine, daß den Polen kein schreiendes Unrecht geschieht, wenn den Deutschen ihr Recht geschieht." Der deutsche Teil des Großherzogtums müsse zu Deutschland, die Festung Posen sei als eines der Haupttore gegen Osten mit starken Händen zu halten. Vgl. auch Arndts Schrift von 1831: „Polen ein Spiegel der Warnung für uns"; ferner den Aufsatz von Liesegang, „Arndt und die Polen" in der „Ostmark" 3, S. 32—34; 44—46. — Gegenschrift: L. Königk, „Gerechtigkeit für Polen" (1848). Bezeichnend für Arndts Ansehen sind die Worte Königks, der ihn selbst seiner großen Hochachtung seit seiner Jugendzeit an versichert und an anderer Stelle sagt: „Sie haben als Deutscher dieselben [die Polen] schonungslos behandelt, haben eingewilligt in eine neue Teilung ihres Landes und vermöge der Autorität Ihres Namens dieser Teilung eine Sanction gegeben, durch welche das Urteil aller derjenigen befangen gemacht wird, welche Ihrem Urteile gern sich beugen, und ihre Zahl ist sehr groß."

S. 127. Z. 20f. die Weltgeschichte ist das Weltgericht: vgl. GdZ III, T. VIII, S. 104, Z. 1ff.

Anmerkung. H. Wutke: Leipziger Historiker, der ganz wie Arndt energisch die polnischen Anmaßungen und die Begeisterung mancher Deutschen für die Polen geißelte. Die Schrift erschien 1848 in 2. vermehrter Auflage.

Aufsätze aus der „Deutschen Zeitung".

Vorbemerkung (vgl. Einleitung, T. X, S. 25f.). Vgl. über die ausgelassenen Aufsätze die Bibliographie. — Die im folgenden gegebenen Notizen sollen nur Andeutungen sein.

1. Zur deutſchen Einheit.

Lage: Im Mai war es zu den revolutionären Aufſtänden gekommen, am 20. Mai hatte die Erbkaiſerpartei ihren Austritt aus dem Parlament erklärt. Das Rumpfparlament in Stuttgart wurde am 18. Juni geſprengt, und am gleichen Tage marſchierten Reichs- und preußiſche Truppen gegen die Pfalz und Baden vor. Am 26. Mai war das Dreikönigsbündnis geſchloſſen worden.

S. 131. Z. 6. Fünferkonvent: die Reichsregentſchaft, die am 6. Juni Simon, Vogt, Raveaux, Schüler und Becher übertragen war.

Z. 15f. At Ego . . .: und ich bin wieder und wieder der Anſicht, die Majeſtät und die Macht des Deutſchen Königs müſſe vermehrt werden. (Nachgebildet dem bekannten Ausſpruch Catos.)

Z. 19. ſitze hier unten: am 23. Mai machte Arndt in Frankfurt ſeine Abſchiedsbeſuche und kehrte dann nach Bonn zurück.

Z. 25. ſchwarzweiß: vgl. Br 303 und Meinecke, „Weltbürgertum“ S. 404.

Z. 30. Frankfurter Auszug: am 28. März war Friedrich Wilhelm IV. zum Kaiſer gewählt, am 3. April wurde ihm die Krone von einer Deputation des Parlaments angeboten.

S. 132. Z. 25. Miniſterium Wrangel-Manteuffel: am 2. November 1848 hatte Graf Brandenburg die Neubildung des preußiſchen Miniſteriums übernommen, in das Otto v. Manteuffel eintrat. General v. Wrangel kommandierte in Berlin.

S. 135. Z. 10. Entwurf der drei Könige: Dreikönigsbündnis (Preußen, Sachſen, Hannover) am 26. Mai.

S. 136. Z. 1. neugegebene Verfaſſung: oktroyiert 4. März 1849.

S. 139. Z. 15. die Weiſen von Gotha: am 3. Juni 1849 lud eine Reihe Erbkaiſerlicher (Dahlmann, Gagern, Mathy, Rümelin u. a.) die Mitglieder des Frankfurter Weidenbuſchvereins zu einer Verſammlung in Gotha ein. Die Beratungen fanden vom 25. bis 27. ſtatt.

2. Die fertige Tatſache.

Lage: Am 23. Juni Einzug der Truppen in Karlsruhe; 25.—27. Juni Beratungen in Gotha; am 26. erklärten ſich die Führer der Erbkaiſerlichen für die Union.

S. 140. Z. 19. (Ende des Lenzmonds) war ein großes fait accompli: die Kaiſerwahl am 28. März.

Z. 37. Vgl. Horaz Sat. I, 2, 40: dimidium facti, qui coepit habet. Ähnlich auch ſchon bei Plato: ἡ ἀρχὴ ἥμισυ παντός.

S. 144. Z. 6. Gagerns erſtes Programm: am 19. Dezember 1848 forderte Gagern den deutſchen Bundesſtaat ohne Öſterreich; mit dieſem ſollte ein völkerrechtliches Unionsverhältnis geſchloſſen werden, über das die Zentralgewalt durch Geſandte mit Öſterreich verhandeln ſollte.

Z. 7ff. Vgl. dazu den Brief Friedrich Wilhelms IV.

an Bunsen vom 13. Dezember 1848 (Ranke „Sämtliche Werke" Bd. 49/50, S. 494f.); dort die Worte: „. . . Ich sage es Ihnen rund heraus: Soll die tausendjährige Krone deutscher Nation, die 42 Jahre geruht hat, wieder einmal vergeben werden, so bin ich es und meinesgleichen, die sie vergeben werden. Und wehe dem, der sich anmaßt, was ihm nicht zukommt." Worte, deren Spitze aber gegen das Nationalparlament gerichtet ist.

S. 144. Z. 30f. Haugwitz, Lucchesini, Lombard-Staatsmänner und Diplomaten aus der Zeit Friedrich Wilhelms III., denen ebenso wie Oberst Massenbach, ein großer Teil der Schuld an Preußens schmählicher Politik vor 1806 und an dem Zusammenbruche zuzuschreiben ist.

Z. 39. Wahlgesetz: vgl. dazu Br 298 (S. 461).

S. 145. Z. 25f. Vgl. Arndts zweiten Brief an Friedrich Wilhelm IV., datiert vom 28. März (vgl. Lebensbild, S. LXXXV Anm. und Meusel, „Hohenzollernjahrbuch" 1908 S. 231ff.), wo er zugab, daß böse Grundsätze herrschten, verrückte politische Grundsätze die Lehre des Tages seien, auch in die deutsche Verfassung manche schlimme Sätze [er mag dabei auch an das Wahlrecht gedacht haben] eingedrungen seien; aber er wies auch darauf hin, daß andere Parlamente kämen und damit Hoffnung auf Besserung.

S. 146. Z. 25. das Eigentum ist der Diebstahl: la propriété c'est le vol. Proudhon (1809—65) hat das Wort in seiner Schrift „Qu'est-ce que c'est la propriété?" (1840) gebraucht. Der Gedanke ist aber schon viel früher ausgesprochen.

S. 147. Z. 2. vollkommene Demokratie . . .: vgl. Arndts Schrift von 1800 über die Freiheit der alten Republiken.

Z. 23ff. an einem Tage . . .: datiert ist der Aufsatz vom 28. Juni; er könnte aber früher geschrieben sein. Zwei Tage trauriger Erinnerung für Arndt lagen dicht beieinander: am 25. Juni 1801 starb seine erste Gattin (vgl. BrM 86, 92), am 26. Juni 1834 sein Lieblingssohn Wilibald.

Z. 35. Baschkiren und Mordwinen: finnische Völker im europäischen Rußland.

3. Der deutsche Gedanke.

Lage: In Gotha war die Zustimmung zur Union gegeben worden. Die Truppen hatten Erfolge gegen die Aufständischen erzielt. Am 10. Juli hatte Preußen mit den Dänen Waffenstillstand geschlossen.

S. 151. Z. 34. v. d. Pfordten: sächsischer, seit April 1849 bayrischer Minister, begann am 23. Juni in Berlin Unterhandlungen über den Eintritt Bayerns in die Union; er verlangte Eintritt Österreichs in den Bundesstaat, wechselndes Präsidium zwischen diesem und Preußen, Exekutive beim Fürstenkollegium — für Preußen unannehmbare Forderungen. — Stüve: Bürgermeister von Osnabrück, war der Vertreter Hannovers bei den am 17. Mai beginnenden Konferenzen Preußens mit Bayern, Sachsen und Hannover, deren Ergebnis das

Dreikönigsbündnis war. Stüve forderte eine Verständigung Preußens mit Österreich über die Oberhauptsfrage und erklärte: Wenn diese Verständigung zur Zeit des Reichstages erreicht sei, so werde sich Hannover wohl zufriedenstellen; sei dies nicht der Fall, so behalte es sich seine alsdann zu ergreifenden Maßnahmen vor.

S. 152. Z. 6. Treubund: am 1. Juli 1848 war die „Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung" gegründet. Das Ende Juli gebildete „Junkerparlament", das 18./19. August 1848 tagte, schuf sich eigene Organisationen in „Preußenvereinen" und im „Treubund".

Z. 23. Franzosen, le mal de Paris: vgl. Anm. T. IX, S. 182, Z. 5.

4. Vom deutschen Reich.

Lage: Der Aufsatz erschien in der Nummer vom 30. August. — Das seit dem 26. Februar 1849 tagende preußische Parlament hatte in der zweiten Kammer u. a. die Annahme der Kaiserkrone durch Preußen gefordert (Antrag Rodbertus). Es wurde am 27. April 1849 aufgelöst. Am 7. August trat das neue Parlament zusammen, in dem die Regierung über eine konservative Mehrheit verfügte.

S. 156. Z. 3. Interim aliquid fit: inzwischen geschieht (schon) etwas. Genauer heißt es bei Plautus im Mercator II, 424 (nach Büchmann) aliquid fiet = wird (schon) etwas geschehen.

S. 157. Z. 31. Heinrich Jasomirgott (1114—77), seit 1156 Markgraf und Herzog von Österreich.

S. 159. Z. 22. du Prat: vgl. Anm. zu T. IX, S. 85, Z. 13.

Z. 24f. das edle Siebengestirn: Arndt meint die Amtsentsetzung der sieben Göttinger Professoren 1837, vgl. Br 233.

Die Frage um Schleswig-Holstein.

Vorbemerkung (vgl. Einleitung, T. X, S. 26f.). Vgl. „Blick aus der Zeit . ." (1814) S. 76f. — „Anklage einer Majestätsbeleidigung des großen dänischen Volkes aus dem Jahre 1845" (1851). — Der Brief an Friedrich Wilhelm IV. und der Aufsatz vom 10. August 1850 fanden sich im Nachlaß Leopolds von Gerlach und sind zuerst in der „Historischen Zeitschrift" 68 (1892) S. 444ff. veröffentlicht worden. Der Brief lautet:

„Allergnädigster König, Allerfreundlichster König und Herr!

Der achtzigjährige Alte tritt wieder vor seinen König und Herrn. Er darf es, weil er täglich für ihn betet, weil er seit den letzten drei Jahren auch mit der Gemeinde in der Kirche für seinen König Herz und Hände andächtiger als früher zum Himmel erhebt.

Das Papier, welches er hiebei überreicht, ist freilich äußerlich in der Form nicht geschrieben, als wenn es einer Majestät vorgelegt werden sollte, aber doch gebietet ihm das dringende Gefühl der Pflicht des Augenblicks, es seinem Herrn zu überreichen, weil es nicht bloß seine Gefühle, Gedanken und Ansichten, sondern die Gefühle und Ansichten aller Verständigeren und Besseren ausdrückt, mit welchen er in Gesprächen über die Zeit und ihre Verhältnisse oft das

Seinige gewechſelt und getauſcht hat. Es iſt alſo wahrlich nicht allein ſeine beſchränkte einzelne Anſicht.

Was darf er weiter ſagen? Das nur, daß ſeines Königs und Preußens und Deutſchlands Ehre und Größe der Gedanke ſeiner Tage und der Traum ſeiner Nächte ſind. Für dieſe betet und fleht er auch mitten aus den Getümmeln und Gefahren der Zeit in dieſer Stunde von Gott für ſeinen erhabenen Herrſcher Mut, Glück und Ruhm.

In tiefſter Ehrfurcht ſeines Allerfreundlichſten Königs gehorſamſter getreueſter E. M. Arndt.

Bonn, 10. des Arndtemonds 1850."

S. 162. Z. 24. Londoner Protokolle: vom 2. Auguſt 1850, unterzeichnet von den Geſandten Dänemarks, Frankreichs, Englands, Rußlands und Schwedens. Preußens Geſandter, Bunſen, verweigerte die Unterſchrift, zunächſt auch der öſterreichiſche. Am 23. Auguſt aber unterzeichnete dieſer nachträglich.

Wilhelm Steffens.

Inhaltsverzeichnis zu allen zwölf Teilen.

Seite

Erſter Teil.

Lebensbild IX
Chronologiſches Verzeichnis der Schriften Arndts . . XCI
Briefwechſel Arndts C
Literatur CI
Gedichte 1
Alphabetiſches Verzeichnis der Gedichte nach Anfängen und Überſchriften 319

Zweiter Teil.

Erinnerungen aus dem äußeren Leben 5

Dritter Teil.

Märchen und Jugenderinnerungen. Erſter Teil . 15

Vierter Teil.

Märchen und Jugenderinnerungen. Zweiter Teil . 7

Fünfter Teil.

Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich vom Stein 5

Sechſter Teil.

Geiſt der Zeit. Erſter Teil 19

Siebenter Teil.

Geiſt der Zeit. Zweiter Teil 7

Achter Teil.

Geiſt der Zeit. Dritter Teil 7

Neunter Teil.

Geiſt der Zeit. Vierter Teil 7

Zehnter Teil.

Kleine Schriften. Erſter Teil 5

Elfter Teil.

Kleine Schriften. Zweiter Teil 5

Zwölfter Teil.

Kleine Schriften. Dritter Teil 5

Anmerkungen 167